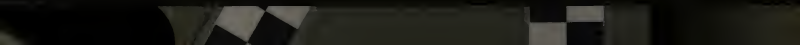


CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 350 589

DATE DUE

FEB 23 1981			
APR 11 1981			
GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

AP
30
G24.
1902

ANNEX
LIBRARY
D
006804

CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 350 589

DATE DUE

FEB 23 1981			
APR 11 1981			
~~MAR 17 1981~~			

GAYLORD PRINTED IN U.S.A.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

1.P
C.1
1902

319[illegible]
303
lw

Digitized by Google

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Artikel illustriert ist.

Gedichte.

	Seite
* Die roten Augen. Von Heinrich Seidel	416
Dorfschwalben. Von Adelheid Stier	663
* Nach fünfzig Jahren. Von Rudolf v. Gottschall	881
* Der letzte Garten. Von Heinrich Seidel	765
* Im Hochwald. Von A. Nicolai	529
* Am Jubiläumstag	405
* Im Lenz. Von Emma Schrler	205
Manuwurf und Kröte. Von J. Hoerkri	622
Stummerlied. Von Anna Ritter	719
Träume. Von Anna Ritter	82
Trost zur Kröte. Von Reinhard Volker	814
* Weckruf. Von Max Ludwig	317
* Weihnachtstraum einer Einsamen. Von Marie Reinhard	825

Biographien und Charakteristiken.

* Der Sturz des tirolischen Kanglers Wildhelm Bienner. Von Ludwig v. Hörmann	468
* Der Schöpfer der allgemeinen Wehrpflicht. Hermann von Boyen. Von Gottlob Egelhaaf	30
Der Saxaverusschüler auf dem Kaiserthron (Kaiser Friedrich II) Von Prof. Dr. Ed. Heyck	278
* König Georg von Sachsen	463
* Wilhelm Hauff. Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages (29. Septemder 1802). Von Hans Hofmann	813
Eine Tochter Octavio Piecotominis. Von Isolde Kurz	527
* Auguste Schmidt. Ein Nachruf von Helene Lange	481
Ein Wunderdoktor des 16. Jahrhunderts. Thurneisser zum Thurn. Von Johannes Proeß	382
Rudolf Virchow. Worte der Erinnerung. Von Prof. Dr. Carl Posner	666
Ein deutscher Mann. Hrudolf Waldeck. Von Prof. Dr. Hans Prutz	637

Erzählungen und Novellen.

Die Aerztin. Von Paul Heyse 247. 280. 302.	336
Freund Rübezahl. Von Alwin Römer	220
Gewitter im Mai. Von Ludwig Ganghofer 579. 614. 642. 671. 704.	720
Ein Kuß aus Versehen. Von Fanny Lorrud 139.	163
Lorenz Pünderich. Von Ernst Wiechert-bach	197
Der Rosengarten. Von Adolf Wilbrandt 507. 530.	560
Das rote Haus. Von Richard Skowronnek 401. 429. 457. 483. 513. 551.	586
Runen. Von E. Werner 541. 569. 597. 625. 653. 681. 709. 755. 783. 815. 839. 867.	895
Sette Oldenroths Liebe. Von W. Heimburg 1. 37. 65. 93. 121. 149. 177. 206. 233. 261. 289. 318. 345.	373
Söhne des Reichslands. Von Hermann Stegemann 737. 769. 797. 826. 853.	882
Sommerfeele. Von Helene Böhlau 22.	56
Der Stern von Angora. Von Rudolph Stratz 390. 416. 448.	474
Unser Kind. Von Carl Worms 82.	107
Im Waldschär. Von Luise Westkirch	355

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze, Zeitgeschichtliches.

Tragödien und Komödien des Aberglaubens. Das Blumenmedium (Anna Rothe). Von Dr. O. Henne am Rhyn	202
Alligatorjagd in Westafrika. Von Graf Bernstorff, Korv.-Kapit. a. D.	564
Der Anarchismus. Seine Entstehung und Entwicklung. Von Heinrich Bauer	412
* Die badisch-pfälzische Gesandtschaft in Paris im Jahre 1849. Von Karl Blind	844. 863
* Bergstürze und Lawinen in den Alpen. Von J. B. Lidmann	632
* Die Galerie Borghese in Rom. Von Dr. Fried. Noack	136
* Im Bregenzer Wald. Von Ludwig v. Hörmann	408
* Deutsche Städtebilder. Düsseldorf. Von Heinrich Frauberger	298
* Wanderung durch die Düsseldorfer Ausstellung. Von Heinrich Frauberger	611
* Aus Fritz Roebers Eddadarstellung	862
* Die Ausschmückung der Eier bei den verschiedenen Völkern. Eine Osterbetrachtung	214
* Am englischen Meeresstrand. Von Karl Blind	159
* Auf Fischereischau. Eine Plauderei von John Wilmers	443
Im rauschenden Wald. Lebensbild eines Forstmannes. Von Forstassessor Hans Wedding	183
Frischwasser. Stize aus der Geschichte der Schiffshygiene	106
* Frühlingstage am Gardasee. Tagebuchblätter von Anna Ritter 240. 270. 311.	327
* Zur Geschichte der „Gartenlaube" 11. 114. 155. 423. 780.	899
Seit fünfzig Jahren. Ein „Gartenlaube"-Rückblick auf Forschritte und Erfindungen	246
* Das Germanische Museum. Von Hans Boesch	386
Das „Grundbohren". Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens. Von C. Falkenhorst	442
* Wie Grönland zu seiner Zeitung kam. Von Otto Schlotke	670
Vom Heidelberger Schloß	47
Unser Heim und seine Pflege. Von Karl Roßner 556. 818.	874
* Aus dem Lande der Hyazinten. Von A. Amlacher	48
* Die Entwicklung unserer chinesischen Kolonie Kiautschou. Von B. v. Strauß	524
* Die Klausenstraße. Von J. C. Heer	495
* Der Lettrverein und sein neuer Heim. Von Heinz Krieger	792
* Lhalia, das idealistische Rom. Von H. Singer	186
Wie Malta englisch wurde. Von Heinrich Bauer	130
Der Neanderthalschädel. Stize aus der Urgeschichte der Menschheit	447
* Die Puppe. Von Robert Mielke	834
* Aus dem Rauch-Museum. Von Robert Mielke	732
* Rolandbildsäulen. Von G. Sello	504
* Die Galerie Borghese in Rom. Von Dr. Fried. Noack	136
* Ein Markt im Sarnthale. Von Karl Wolf	132
Auf schwankendem Boden. (Schemacha.) Von G. Fallenhorst	326
* Durch den südlichen Schwarzwald. Von J. C. Heer	18
* Das Stuttgarter Lustbaus. Ein Rückblick von Johannes Proeß	104
Im Kampf um Südafrika. Entleitung von R. Schowalter	660
* Die Transvaaler im Krieg mit England. Von General Ben Viljoen 690.	714
* Aus den „Lebenserinnerungen" des Präsidenten Paul Krüger. Von ihm selbst erzählt 748.	775
Aus den Aufzeichnungen des Feldverdigers J. D. Kestell	810
* Die Buren in der Kapkolonie. Von Andries Dewet	842
Der Teutoburg. Eine Stizze aus dem Waldviertler Volksleben. Von Hans Kerschbaum	618
Vineta. Von Prof. Dr. Ed. Heyck	836
* Wild-West. Reisererinnerungen eines Geologen an die amerikanischen Felsengebirge und Prairien. Von Professor Dr. E. Fraas. 1. Bei den „Schrecknissarieren" der Laramie	76
2. Reiterleben in der Prairie	171
3. In den Black Hills	408
4. Der Yellowstone-Nationalpark	464
* Das württembergische Landesarmeemuseum. Von Gustav Lovering	549
* Der Zapfensteiger. Von Rose Julius	873

Gesundheitslehre.

Das Ablesen von den Lippen. Von G. Niemann	75
Eine Schule des Absehens für Schwerhörige und Taube. Von R. Artaria	578
* Neuere Errungenschaften der Augenheilkunde. Von Prof. Dr. Hermann Cohn in Breslau	762
* Bewegung als Heilmittel. Von Dr. med. Otto Thilo	52
* Aus der Blindenbibliothek	648
* Krankendisziplin	584
Ueber Krankheitsheilung. Von Prof. Dr. Liebermeister 858.	892
* Die Bekämpfung der Rindertuberkulose. Nach Prof. E. v. Behring	351
* Heilwirkung der Röntgenstrahlen. Von Siegmund Saubermann	706
Von den Thränen. Von Dr. M. Waldau	190
Ueber die Verbreitung der Tuberkulose durch Nahrungsmittel. Von Prof. Dr. P. Baumgarten in Tübingen	560
Winterheilstätten im Hochgebirge. Von Prof. Dr. E. H. Kisch	102

Naturwissenschaften.

* Das Ausstopfen von Tieren. Von Oberpräparator Dr. Kurt Lampert	663
Der Druck des Lichtes. Von W. Berdrow	162
Das Erdinnere und die vulkanische Kraft. Von Dr. H. J. Klein	348
Aus dem Zoologischen Garten zu Hannover. Von Direktor Dr. Ernst Schäff	807
* Kleine Künstler unter Wasser. Von Oberstleutnant Dr. Kurt Lampert	15
Die Sinne des Wildes. Von Karl Brandt	134
Tiere als Konservenfabrikanten	559
Weltereignisse. Von Dr. H. J. Klein	285
* Unser großes Wiesel und der Eichelhäher. Von A. und E. Müller	452

Vermischtes.

Der Blutnachweis	620
* Feuerschutz und -Trutz	619
Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit. * Sprechende Photographien 139. Die Hypnotischen erplosivstoffschreren Gefahr. Von Dr. A. Buzzard 174. * Das Modell im modernen Schiffsbau. Von H. de Möville	381
Seit fünfzig Jahren. Ein „Gartenlaube"-Rückblick auf Forschritte und Erfindungen	246
* Das „Gartenlaube-Bilderbuch"	808
* Die Gaukler von Bangkok. Von Eduard Engel	190
Die Gedächtniskraft des Kindes	280
Die Kampfspiele der deutschen Jugend. Von Konrad Koch	236
Der Kurzschluß. Von Arthur White	266
Mehr Obst! Von M. Hagenau	683
Die Prüfung des Tageslichts in Schulen	354
Auf der Wanderschaft. Von Hans Oswald	367

	Seite
Wanderungen der Schuljugend	503
Zeitlose Blumen, Gemüse u. Früchte. Von Max Hesdörffer	719

Blätter und Blüten.

	Seite
* Das neue Rathaus in Aachen. Von J. Z. Algermissen	794
* Eine Rasplange	823
* Die alte Wassermühle unweit Agneten-dorf	399
Eine neue Katakombe bei Alexandria	370
Wanderungen unter dem Eis von Alpengletschern	595
* Hilfe bei alpinen Unfällen	455
* Ein Vorläufer der Ansichtspostkarte. Von Heinr. Helmers	482
Wiederholung ansteckender Krontheiten	316
* Markt in Antiochia	512
* In einer alten Antwerpener Buchhandlung	736
* Arabischer Detorotionsmaler	260
Arkadien	179
* Armeltelegraphie	879
Die roten Augen	622
Deutschlands merkwürdige Bäume:	
* Die Linde von Biederstedt 91. * Die „Dicke Eiche" im Hasbruch 680. * Die Erbeertanne zu Neuhäusel bei Koblenz	
Ein Aufruf zur Pflege von Wilhelm Bauers Grab	538
* Belladonna	92
* Beluschenreiter	567
* Bengalischer Kopfschmuck	343
* Moubschein-auslnahme des königlichen Schlosses in Berlin	824
* Der Altar in der Stadtkirche zu Besigheim. Von Freiholer	316
Bienen auf Reisen	736
* Blankenese	511
Blinde Passagiere	708
* Fegender Bock	231
* Brillenpyginee. Von Motschie	904
* Brückelegg im Unterinntal	904
Ueber die Verdaulichkeit verschiedener Brotsorten	287
* Spitzennäherinnen in Burano	734
* Catalina, ein Weltverbadeort des Stillen Ozeans	623
Wilde Waldmenschen im Innern von Celebes	708
* Der Salzpflug in der Colorodowüste	400
* Nichtstätte am untern Congo	119
* Donnerbildnis von von Dyck	288
Interessante Experimente mit einem Dampfstrahl	400
* Straßenhandel in Donzig	287
* Die Vorbeerbäume von Delmod	400
Von der sischen Schulverein	437
Führe am Dnjestr	794
Drahtlose Telephonie in jedem Hause	736
* Albrecht Dürer	651
* Das Dultbrett. Von Marg. Nerelo-Bielsohn	399, 678
Verein für einfache Lebensweise	539
Zur Geschichte der Eisenbahnfahrkarten	36
* Ein Eisenhammer im Siegener Lande	878
Die Ursache der Eiszeiten	288
Die Elbinger Moorleichenfunde. Von Oscar Meyer-Elbing	851
Mit der elektrischen Leitungsfähigkeit des Wassers	287
Unverhoffte Erdschaft	904
* Die Erbse im Vaterländischen Museum zu Celle	484
Fata morgana	91
* Der Fernphotograph	482
Das Filzsenster	344
* An der Flensburger Förde. Von Hermann Heiberg	427
* Auf der Flucht	427
Frauenberuf vor sechzehnhundert Jahren	455
Das Frauenleben auf deutschen Burgen	596
* Friedrich der Große in Crefeld	368
* Zur Erinnerung an Friedrich Fröbel	426
* Frühlingsfest	230
* Georg von Frundsbergs Zug über die Alpen	316
* Landschaft bei Gardone	204
Der neue „Gartenlaube-Kalender" für das Jahr 1908	878
* Eine kleine Gaunerbande. Von Fritz Stowronnet	878
Glückschweinchen unter der Haut	768
Weihnachten in der Goethe'schen Familie	903
* Der Erfinder der Luftpumpe (Otto von Guericke)	623
* Die Leiche Gustov Adolfs	118
* Das Guts Muths-Denkmal für Quedlinburg	595
Eine Hafenfperrage in Belgien	624
* Heimkehr vom Fischfang	624
* Am Herdfeuer. Von Franz Poppe	707
Heilstätten für Herzkranke	230
* Im Hirschen	63
* Aus der Schlacht bei Hochkirch	680
* Hochseetorpedoboote in Fahrt	650
* Steirische Hochzeitsgebräuche	766
* Hünengrab im Walde	482
* Brandenburger Bürger aus der Hussitenzeit	567
* Im Isteshal	371
Instinkt oder Ueberlegung	118
* Italienische Ziegenhirten	852
* Turnvater Jahn	734
Aufklärung der Jahnerinnen	249
* Der „Klagestag" der Juden zu Jerusalem	766
* Johann Ludwig, der gelehrte Bauer von Cossebaude. Von Bruno Zudeich	176
* Die kahlköpfige Bei Sommerich	680
Künstlich ausgebrütete Kolumbaner-Eier	230
* Die Selleriesieder in Kalifornien	511
* Zu unseren Karnevalsbildern	91
* In den Katakomben	539
* Das Jehrgestüt „Trakehnen" am Kilimandscharo	796
Eine Kinderrepublik	146
* Die heiligen drei Könige	507
* Der Königssee	540
* Der Bau der Kirchtürme	35
* Kriegserlebnisse	203
* Kriegsbunde	766
* Kilauische Krywusstäde. Von M. Loebell-Justerburg	64
* Aus der Urgeschichte der Kultur	540
* Die drei Lebensalter	568
* Zum hundertsten Geburtstage von Nikolaus Lenau	266
* Ein ertegter Leviathan	873
* Linienschiff und Unterseeboot im Dock. Von Graf Bernstorff	231
* Linzerin	204
* Anborchen eines Lotsen bei schwerem Wetter	147
* Der Lutentag in Schweden	824
* Der Dom zu Lübeck	734
* Aus der Lüneburger Heide	147
Ein neuer Magnetberg	287
* Die Burgen von Manderscheid	767
* Das Wasserwerthor in Meran. Von Carl Wolf	232
* Die königliche Meute im Jagdschloß Glienicke	231
* Moodverarbeitung in Louisiana	903
Etwas über den Mast	426
* Die Mutterliebe	824
* Nachzügler	204
* Mondnacht am Golf von Neapel. Von W. Hörstel	63
Das Neujahrsfest bei den Chinesen	119
* Der Nil bei Wadihalfa	596
* Norwegischer Wasserfall	176
Ueber den Nährwert des Obstes	650
Die Schnelligkeit der Oceandampfer	316
* Neue Nachrichten über das „Okapi". Von Motschie	735
* Orientalische Sängerin	851
Der Einfluß des Windes auf die Vegetation der ostfriesischen Inseln	370
* Papierfabrik in Tongking	36
Die Perle „Königin Marie"	370
* Alexander Petöfi im Kriegslager	426
Pfingstgebräuche	343
* Pinguine. Von Matschie	904
* Die letzten Augenblicke von Pompeji	259
Die samitätspolizeiliche Ueberwachung des Radens	342
* Die Burg Regenstein	736
* Rembrondts Selbstbildnis	768
* Die Kasemate Fritz Reuters auf dem Silberberg	623
* Rheingold	119
* Ringschmuck	92
* Zu Rubens' Gartenlaube	904
* Ruhe auf der Flucht nach Aegypten	852
* Russischer Pilger	35
* Im Saal der Garden	371
* Orientalische Sängerin	851
* Ein Brüdigan von den Salomonsinseln	455
* Der Salzpflug in der Colorodowüste	400
* Am Strande von Sansibar	879
* Schillers Mutter	315
* Das Heilserum gegen Schlangengift	767
Ein Mittel gegen das Schnarchen	880
* Schneeschuhlauf	175
* Ein Schäfer der Heide	623
* Schuhhafsmaler Franz Schreyer	903
Schutzzahnärzte	119
* Der Lucienlog in Schweden	824
* Eine alte Schweizertracht. Von J. C. Heer	91
* Die Selleriefeder in Kolifornien	511
* Der Schweizer Gebet vor der Schlacht bei Sempach	34
* Ein Eisenhammer im Siegener Land	878
* Sitz der Königstöchter	456
* Das Schloß zu Sigmaringen	118
* Die Kasemotte Fritz Reuters auf dem Silberberg und die Erholtung des Silberberges	623
* Teichfischerinnen unterm	795
* Porte aus Alt-Spandau. Von Richard Schott	456
* Spitzennäherinnen in Burano	734
* Wootplatz im Spreewald	371
* Kahnhebel zur Drehung im Spreewald	483
* Eine Stobur bei Bonn in Telemarken	427
* Ueber der Stadt	766
Ueber die Entstehung der Steinkohle	623
Steirische Hochzeitsgebräuche	766
* Der Stiffer Joch	735
Im Kampf um Südafrika	796
* Das Amphitheater in Taormina. Von W. Hörstel	650
* Der Telautograph Ritchie	370
* Neues aus dem Telephonamt. Von Heinz Krieger	259
* Ein altes Thürschloß. Von Robert Mielke	624
* Papierfabrik in Tongking	36
* Die Torre di Val Montinaia	428
* Trappen	567
* Segung von Unterseekabeln	63
* Die Loggetta des Jacopo Sansovino in Venedig	538
Verbrauchsartikel	258, 822
* Aegyptische Vogelmumien	371
* Vollsalterthümer. Von R. Mielke	175
* Vorlesung aus Petrarca	595
* Der Nil bei Wadihalfa	596
* Weihnachten an Bord	851
Weihnachten in der Goethe'schen Familie	903
* Der Kochbrunnen in Wiesbaden	708
* Wildschaden mit Fesselballon, den Angriff von Wölfen erwartend	512
* Das Jehrgestüt „Trakehnen" am Kilimandscharo	146
* Italienische Ziegenhirten	852
* Ein Meisterwerk gotischer Bildschnitzerei (Altar der Templerkirche zu Zielenzig)	679
* Zwischendecker	567

Illustrationen.

Das neue Rathous in Aachen	769
Raoopflonze (Stapolia)	823

Abendfrieden. Von C. Holzapfel . . 661
Wassermühle im Agnetenthale des Riesengebirges 373
Die Anbetung Jesu. Von Lorenzo di Credi 138
Ein Vorläufer der Ansichtspostkarte . 483
Markt in Antioch. Von M. Barbalan 488. 489
Der Antrag. Von W. Firle 545
In einer alten Antwerpener Buchhandlung. Von A. Wirth 725
Artelegraphie zwischen Schiff und Küste . 879
Durchschnitt eines Auges. Müllers künstliche Reformaugen 764
Die roten Augen. Von Hanns Anker 416
Das Aufsperren von Tieren. Von C. L. Obermayer 664. 665
Deutschlands merkwürdige Bäume:
Die Linde von Biederstedt 91
Die „Dicke Eiche" im Hasbruch . . 680
Die Eschenlinde zu Merkhausel bei Kolberg 878
Baldurs Tod. Baldur befreit Hiltlings Maid. Von F. Roeber 861. 864. 865
Der Bannerträger. Von Ernst Liebermann 705
Des Teufels Schornstein an Brocken und Georg Beer, Baumeister des Stuttgarter Lusthauses 105
Prof. C. v. Behring 351
Beluschenreiter. Von M. D. Mackenzie 552. 553
Bengalischer Kopfschmuck 343
Bergstürze und Lawinen in den Alpen. Von A. Heilmann 632. 633. 634. 636. 637
Das Königliche Schloß zu Berlin. Mondscheinaufnahme 737
Der Alter in der Siedlerhe zu Besitzheim 309
Bewegung als Heilmittel 54. 55
Wilhelm Bienner auf dem Landtage zu Innsbruck. Von Karl Anrather . 468. 469
Blankeneſe an der Elbe 485
Karl Blechen 847
Aus der Blindenbibliothek 649
Im Blütenschnee. Von Hans Bachmann 337
Fegender Bock. Von Otto Felkenthaler . 213
Die Galerie Borghese in Rom 136. 137. 138. 141
Geheime Botschaft. Von C. Andreotti 392. 393
General Hermann von Boyen 31
Im Bregenzer Wald. Von Richard Mahn 408. 409. 410. 411. 413
Brillenpinguine. Von P. Neumann 897
Brigittagg im Unterinntal. Von K. Schlabitz 893
Ein lustiges Buch. Von Max Geißler . . 29
Unter Buchen. Von C. L. Fahrbach . . 89
Spitzenmäherinnen in Burano bei Venedig. Von C. F. Ulrich 712. 713
Catalina, ein Weltseebovrot des Stillen Ozeans 622
Gradlegung Christi. Von Alessact . 138
Christnacht. Von C. Hortmann 828. 829
Nichtstöte am Congo 117
Straßenhandel in Danzig. Von W. Sirywaski 265
Die Lorbeerbäume von Detmold . . . 400
Dinosaurier. Von A. Kull 77
Fähre am Dnjestr. Von Th. v. Rhdlowski 777
Dorfbrand. Von F. Hoffmann-Fallersleben 169
Das Dorfgenie. Von F. v. Defregger 320. 321
Vor der Drachenschlucht. Von F. Ph. Schmidt 13
Düsseldorf . . 289. 298. 299. 300. 301. 302
Wanderung durch die Düsseldorfer Ausstellung. Von E. Thiel 611. 612. 613. 614
Ein Dutzbrett 399. 878
Sein Ebenbild 343
Aus Frip Roeberts Eddadarstellung 861. 864. 865
„Edelweiß!" Von A. Eckardt 557
Die Ausschmückung der Eier bei den verschiedenen Völkern 214. 215
Ein Eisenhammer im Siegener Lande. Von L. Heupel-Siegen 857
Ebinger Adventsmütterchen 852
Entzweit. Von A. Votioglia 449
Die Erbitte im Vaterländischen Museum zu Celle 484
Erinnerungen. Von W. Firle 869

Erntesegen 539
Erwartung. Von P. Vild 589
Feierstunde. Von W. Menzler 101
Der Fernphotograph 482
Im Festschmuck. Von J. Comerre-Paton 729
Feuer-Schutz und -Trutz 619. 620
Auf Fischereischutz. Von Willy Stöwer 443. 444. 445. 446
An der Flensburger Förde. Von C. Schlieper 421
Auf der Flucht. Von E. Chigot . . . 417
Auf Flügeln des Gesanges. Von J. Genz 152. 153
Der Besuch Friedrichs des Großen in Crefeld am 10. Juni 1763. Von C. Kellner 349
Friedrich Fröbel. Von Strauch . . . 427
Frühlingsfest. Von F. Leeke . . 208. 209
Frühlingssturm. Von H. R. Hentschel 148
Frühlingstage am Gardasee. Von M. Zenno Diemer 240. 241. 243. 244. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 311. 312. 313. 314. 327. 328. 329. 331. 332. 333. 335. 336
Ein lecteres Frühstück. Von F. Vail . 768
Georg von Frundsberg's Zug über die Alpen. Von Anton Hoffmann . 292. 293.
Eine kleine Gaunerbande (Junge Füchse) 853
Nach fünfzig Jahren. Von A. Lic . . 881
Im Garten. Von P. Vocon 925
Der letzte Garten. Von Hanns Anker . 765
Das „Gartenlaube-Bilderbuch" 808. 809
Die Gaukler von Bangkok. Von Hanns Anker 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197
Eine kleine Gaunerbande 853
Am Genfersee. Von Max Ring . . . 377
König Georg von Sachsen 461
Vor der Gerichtssitzung. Von C. Harburger 361
Das Germanische Museum. Von G. Kellner . . . 386. 388. 389
Grabliegung Christi. Von Rassael . . 138
Wie Grönland zu seiner Heitung kam 670. 671
Die Leiche Gustav Adolfs bei der Kirche zu Meuchen noch der Schlacht bei Lützen. Von W. Giel 96. 97
Gut im Futter. Von G. Pröle . . . 425
„Gute Nacht!" Von C. v. Bergen . . 901
Das Guts Muths-Denkmal für Quedlinburg. Von Prof. Richard Anders . 781
Heilige Hände. Von M. Jahnen . . . 297
Bilder aus dem Zoologischen Garten zu Hannover 805
Die Harmonika. Von Hermann Kaulbach 129
Wilhelm Hauff. Von J. M. Hoider . 813
Haubenhuhn. Von C. Rau 605
Heimkehr vom Fischfang. Von C. Billet 621
Am Herdfeuer. Von B. Winter . 684. 685
Im Hirschen. Von Aug. Kühles . . . 57
Aus der Schlacht bei Hochkirch. Von Georg Schöbel 677
Hochseetorpedoboote in Fahrt . . . 641
Im Hochwald. Von F. Leuschner . . 529
Steirische Hochzeitsgebräuche. Von F. Schlegel 766
An einem holländischen Kanal. Von Hans Herrmann 253
Holzschlitten 889
Hünengrab im Walde. Von F. Hoffmann-Fallersleben 477
Brandenburger Bürger und der Kurfürstin 565
In treuer Hut. Von A. Lüben 185
Aus dem Lande der Huzulen. Von St. Grochofski . . . 48. 49. 50. 51. 53
Idyll. Von W. Händler 257
Italienische Ziegenhirten. Von R. Auquets 845
Jagdpause. Von Karl Raupp. Farbiges Bild 8
Turnvater Jahn. Von L. Heise . . . 734
Ein guter Jahrgang. Von Th. Grützner 673
Juden an der „Klagemauer" zu Jerusalem. Von Th. Hall 753
Die Anbetung Jesu. Von Lorenzo di Credi 138
Johann Ludwig, der gelehrte Bauer. Wohnhaus in Loffenbade 176

Am Jubiläumstag. Von E. Liebermann 906
Kabellegung 63
Die Kahlsteine bei Hemmrich 679
Nach hartem Kampfe. Von M. Pitchon 693
In den Katakomben. Von A. Vera . . 521
Ernst Keil 1
Die Entwicklung unserer chinesischen Kolonie Kiautschou 524. 525. 526
Die Klausenstraße . . . 496. 497 498. 499
Im Klosterbräu. Von Ed. Grützner . 269
Klosterkuppe. Von Karl Breitbach . . 509
Die heiligen drei Könige. Von P. Heß 65
Kosacken auf dem Marsche in der Steppe. Von J. v. Brandt 877
Krankendisziplin. Von Max Fabian . 585
Kriegsberichtspflicht. Von Jul. Huber 180. 181
Kriegsgeschichten. Von A. J. Frantz . 533
Kriegshunde 288
Paul Krüger 749
Litauische Kreuzul- oder Schulzenstäbe 64
Kleine Künstler unter Wasser. Von Anguft Specht 16. 17
Aus der Urgeschichte der Kultur . . . 540
Ein Kunstkenner. Von Klara Berkowski 841
Das Legendenbuch. Von Karl Bloß . . 281
Zum hundertsten Geburtstage von Nikolaus Lenau. Von Karl Rahl und J. Biermann 567
Im Lenz. Von Karl Albrecht 357
Im Lenz. Von Hanns Anker 205
Der Letteverein und sein neues Heim 792. 793. 794
Ein ertegter Leviathan 261
Lhasſa, das tibetanische Rom . 187. 188
Der erste Liebesbrief. Von B. Vantier 737
Lieder aus der Fremde. Von Rud. Büchner 923
Linienschiff und Unterseeboot im Dock . 229
Linzerin. Von E. Payer 201
Unbordsetzen eines Lotsen bei schwerem Wetter. Von F. Lindner . . . 124. 125
Lotsenstation in Schweden 821
Der Dom zu Lübeck 709
Aus der Lüneburger Heide 147
An einem märkischen Waldsee. Von E. Schwabe 689
Die Magdeburgischen Halbkugeln . . 823
Im Mai. Von A. Ritzberger 325
Die Burgen von Manderscheid . . . 767
Im Manöver 569
Ein fröhlich Menschenkind. Von E. v. Wildenbruch 249
Das Paßseirerthor in Meran 232
Die Kirche zu Meuchen 119
Die Königliche Meute im Jagdschloß Grunewald 651
Mondschein auf dem Weiser 231
Arbeiter bei der Moosverarbeitung in Louisiana 593
Morgennebel im Hochgebirge. Von Loop. Rothaug 437
Morgenspaziergang. Von W. Kuhnert . 65
Morgentoilette in der Kaserne. Von Franz Wachmund 177
Mutter und Sohn. Von Rd. Linz . . 761
Muttergluck. Von S. Gramlich . . . 229
Muttersliebe. Von Johann Trivit . . 401
Das Nachtwächterhaus. Von A. Lüben 629
Nachzügler. Von W. v. Diez . 800. 801
Naturstudien. Von P. Schad 538
Mondnacht am Golf von Neapel. Von Carl Scherbach 40. 41
Neckerei. Von M. Goodman 789
Beim Netzflicken. Von Ernst Fischer-Coerlin 557
Der Nil bei Wadihalfa. Von W. Genz. 577
Das Ostpri, ein neu aufgekundenes, bisher unbekanntes Hustier. Von Paul Neumann 735
Orientalische Sängerin. Von A. Hobrecht 841
Papierfabrik in Longling: Das Pressen des Papiers 36
Der Dichter Alexander Petöfi im Kriegslager. Von E. Revesz 404. 405
Pflingsten. Vignette. Von F. Reiß . . 344
Sprechende Photographien 139
Pinguine. Von P. Neumann 897

H.

Seite

Die letzten Augenblicke von Pompeji. Von W. Lheca 225. 237
Palmenklänge. Von W. Spaß . 772. 773
Die Puppe. Von G. Kellner. . 833. 845
Kämpfende Pustetiere. Von P. v. Bago 516. 517
Rast. Von Ernst Liebermann . . . 204
Aus dem Rauch-Museum . . . 732. 733
Zur Redoute. Von Fritz Bayerlein . 68. 69
Die Burg Regenstein im Harz . . . 795
Transport Verunglückter mit dem Rettungsgurt im Gebirge 456
Fritz Reuters Kasematte auf dem Silberberg 623
Die Bekämpfung der Rindertuberkulose 351. 352. 353
Heilwirkung der Röntgenstrahlen . 706. 707
Rolandbildsäulen 505. 506
Die Galerie Borghese in Rom 136. 137. 138. 141
Im Rosenkranz Von Franz Stuck. . 109
Russischer Pilger. Von Rob. Büchtger. 25
Im Saal der Garden. Von E. Charlemont 365
Ein fahrender Sänger. Von W. Bader 305
Orientalische Sängerin. Von A. Fabrés 841
Ein Brüntigam von den Salomonsinseln 455
Ein Salzpflug in Thätigkeit 397
Strandpartie von Sanitbar 879
Markt im Sarnthale. Von Rud. Oberstolz 133
Das Modell im modernen Schiffsbau 381. 382
Schillers Mutter. Von Ludovika Simanowitz 316
Das Heilserum gegen Schlangengift. Von P. Neumann 767
Ein Schaukopf 149
Schlußvignette des Jahrganges. Von W. Caspari 904
Auguste Schmidt† 481
Im Schnee 824
Schneyienstrich. Von O. Reznagel . 165
Ein Schrecken der Herde. Von W. Kuhnert 601
Landschaftsmaler Franz Schreyer . 903
Schulaufgaben. Von G. Larrue . . 81
Durch den südlichen Schwarzwald. 18. 19. 20. 21
Schwarzwälder Bauernhof. Von W. Hahmann 189
Am Lucientag in Schweden 821
Eine alte Schweizertracht 91
Auf bewegter See. Von R. Hünten . 701
Die Seelerieselder in Kalifornien 511. 512
Der Schweiger Gebet vor der Schlacht bei Sempach. Von P. Janssen . . . 4. 5
Die cumäische Sibylle. Von Domenichino 137
Ein Eisenhammer im Stegener Land. Von L. Heupel-Siegen 857
Professor Dr. R. Siemering 733
Siesta der Königstochter. Von Heva Coomans 432. 433
Schloß Sigmaringen. Von Sally Wiest 113
Die Festung Silberberg in Schlesien und die Kasematte Fritz Reuters auf dem Silberberg 623
In der Sommerstube. Von H. Seeger 501
Ein Sonnentag. Von Fritz Martin . 385
Jahtensonnenuhren 796
Partie aus Alt-Spandau 429
Im Spiegel. Von Fritz Heinemann . 657
Spitzenklöpplerinnen in Burano bei Venedig. Von C. F. Ulrich . . . 712. 713
Boatplay im Spreewald. Von Werner Zehme. 369
Mahnfahrt zur Trauung im Spreewald. 483
Eine Stadur bei Born in Tetemarken . 428

Ueber der Stadt. Von Robert Haug . 741
Steirische Hochzeitsgebräuche. Von F. Schlegel 766
Das Stilfser Joch. Von Jos. Rummelspacher 717
Letzte Strahlen. Von Hans Daht . . 603
Am Strande. Von A. Hering 473
Der erste Strumpf. 650
In stiller Stunde. Von K. Ziegler . 849
Sturmflut an der Ostsee. Von F. Hoffmann-Fallersleben 259
Das Stuttgarter Lustspus . . . 104. 105
Ein sonniger Tag. Von Ed. Veith . . 145
Silberner Fußschmuck einer Tamilfrau 92
Tanzpause. Von W. Sichtelow . . . 73
Das Amphitheater in Taormina . 644. 645
Der Telautograph Ritchie 370
Neues aus dem Telephonamt 258
Altes Thürschloß aus einem Bauernhause in der Lausitz 624
Tiger auf der Lauer. Von Wilh. Kuhnert 33
Tischgebet. Von R. H. Armbruster. . 785
Tischler bei der Arbeit 736
Bei der Toilette. Von Fr. Simm . . 45
Papierfabrik in Tongking 36
Trappen auf dem Zuge. Von Ernst Otto 541
Ein kühler Trunk. Von Hans Borchardt 61
Uebermut. Von P. Reiß 285
Zugendlicher Uebermut. Von Otto Gotdmann 721
Ueberraschung. Von Hermann Koch 656. 657
Ueberschwemmung an der unteren Elbe
Unbeständig. Von C. Bennecchini . . 581
Die Loggetta auf dem Marktusplatz zu Venedig vor ihrer Zerstörung 513
Vereinsamt. Von Rud. Eichstädt . . 617
General Von Viljoen 681
Aegyptische Vogelmamien 371
Hungriges Volk 596
Volkskalertümer aus dem Museum für deutsche Volkstrachten in Berlin . . 175
Der kleine Vorleser. Von K. Müller . 817
Eine Vorlesung aus Petrarca. Von F. Andreotti 572. 573
Der Nil bei Wadihalfa. Von W. Genz 577
Beim Waffenschmied. Von C. v. Häbertin 757
Im Wagen vierter Klasse. Von E. Lebsan 85
Die Waisen. Von St. Cjót 669
Die Wallfahrer. Von F. v. Defregger 884. 885
Im Waschhaus. Von Paul Hoeniger . 715
Wetter. Von H. Engl 317
Auf der Weide. Von P. S. Visbing . 245
Weihnachten an Bord 837. 851
Weihnachtstraum einer Einsamen. Von H. Ruker 825
Am Wochenbrunnen in Wiesbaden . . 697
Das Große Wiesel und der Eichelhäher. Von Adolf Müller 453
Wiesenblumen. Von R. Konopa . . . 441
Wildschwein mit Frischlingen, den Angriff von Wölfen erwartend. Von G. F. Kötig
Wild-West. Von A. Kull u. A.
1. Bei den „Schreckensjaurieren" der Laramie 76. 77. 78. 79. 80
2. Reiterleben in der Prairie . 171. 172. 173
3. In den Black Hills 216. 217. 218. 219. 220. 221
4. Der Yellowstone-Nationalpark 457. 464. 465. 466. 467
Winterabend. Von Max Gieje . . . 121
In Winternot. Von Paul Neumann . 37
Das württembergische Landesarmeemuseum. 549. 550
Der Zapfensteiger 873. 874

Aus dem ostafrikanischen Zebragebiet „Trakenen". 146. 147
Aus der guten alten Zeit. Von W. Caspari 597
Italienische Ziegenhirten. Von R. Tuisquest 845
Ein Meisterwerk gotischer Bildschnitzerei: Der Altar der Temperkirche zu Zielenzig. 653
Zigeunerin. Von Paul Barthel . . . 345
Zwischendecker 561

Kunstbeilagen.

Hinter Seite

1. Fröhlicher Reigen. Von Th. Reznagl. Farbiges Bild VI
2. Abendlied. Von C. Schuster . . . 36
3. Beladonna. Von Gabriel Max . . 64
4. Abelngolb. Von Hermann Hendrich . 92
5. Scheiden thut weh! Von C. Jenny . 120
6. Norwegischer Waisersall. Von T. von Eckendrecher 148
7. Landschaft bei Gardone. Von Hans Thoma 176
8. Das Passeiertbor in Meran. Von G. Conz. Farbiges Bild 204
9. Arabischer Dekorationsmaler. Von A. Fabrés 232
10. Damenbildnis. Von A. von Dyck. . 260
11. Im Wüstenquell. Von W. Kuhnert . 288
12. Abschied. Von Louis Ridel . . . 316
13. Im Fischtal. Von P. Flickel . . . 344
14. Beim Kranzwinden. Von Alfred Guitton 372
15. Torre di Bal Montinata. Von R. Reichreiter. Farbiges Bild . . . 400
16. Römerin. Von Fritz Martin . . . 428
17. In Leid. Von R. H. Armbruster. Farbiges Bild 456
18. In Freud. Von R. H. Armbruster. Farbiges Bild 484
19. Der Königssee. Von F. Feldhütter . 512
20. Die drei Lebensalter. Von Lorenzo Lotto 540
21. Mutter und Kind. Von F. von Lenbach 568
22. Birken am Bache. Von C. L. Fahrbach 596
23. Albrecht Dürer. Selbstbildnis . . 624
24. Holländische Mädchen. Von Rud. Bosin 652
25. Herbst. Von Franz Hoffmann-Fallersleben. Farbiges Bild 680
26. Bacchantin. Von G. Seignac . . . 708
27. Rembrandt van Rhyn. Selbstbildnis 736
28. Winter. Von Hugo Mühlig 768
29. Glücklich. Von A. Schröder. Farbiges Bild. 796
30. Ruhe auf der Flucht nach Aegypten. Von Lucas Cranach 824
31. Bersiegelspiel. Von H. Blandet-Sparks 852
32. In Rubens' Gartenlaube. Von Jacobus Leisten 880
König Albert von Sachsen. Erinnerungsblatt 428

Sonderbeilagen.

Zu Heft

Das Ende des Burenkriegs. Von Gottlob Egelhaaf 15
* König Albert von Sachsen † . . . 16
Neue Briefe von Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck 30
Fakimile des letzten Briefes Kaiser Wilhelms I. an Fürst Bismarck 30

Halbheft 1. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember) 8 Mark. Zu beziehen in 32 **Halbheften** zu **25 Pf.** oder in 16 **Heften** zu **50 Pf.**

Sette Oldenroths Liebe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **W. Heimburg.**

„Laßt mich doch, ich habe heftiges Kopfweh!“

„Lieber Gott, alle Tage was Neues und nie was Gutes! Wenn du nur nicht die Influenza bekommst! Warte, ich koche dir Thee, Lindenblüte oder Tausendgüldenkraut —“

„Danke, Mama, es ist nicht nötig. Geht doch! Ruhe wird mir am besten thun.“

„Ja, aber ich ängstige mich so —“

„Mein Gott, so laß sie doch, Mama, du siehst doch, sie will nicht mitkommen, das ist das Ganze!“

Lisette Oldenroth antwortete hierauf mit keiner Silbe; ihr war es gänzlich gleichgültig, was die sechs Jahre ältere, verbitterte Schwester, die schon ungeduldig im Mantel und Hut neben der Mutter stand, von ihr dachte; ihre Nerven schrieen förmlich nach Alleinsein.

Die Majorin Oldenroth knüpfte reißgniert ihre Hutbänder zusammen und seufzte. „Du warst doch heute früh noch so vergnügt, Settchen,“ klagte sie nun, „was ist dir nur angeflogen? Fräulein von Bosse wird dich sehr vermissen, sie hat dich so gern. — Vielleicht kommst du noch nach, wenn dir besser wird?“

„Vielleicht, wenn das Kopfweh nachläßt; entschuldige mich einstweilen.“

Die rundliche kleine Frau mit den lebhaften braunen Augen, in dem unmodernen Cape und dem frisch aufgearbeiteten schwarzseidenen Kleide, suchte erst noch in allen Taschen nach Whistmarken und Hausschlüssel und fand endlich beides im Pompadour.

Nun nickte sie ihrer Jüngsten, abschiednehmend, besorgt zu und ging aus dem Zimmer. Malwine, welche der Mutter gefolgt war, hielt es kaum für nötig, dem schlanken jungen Mädchen, das in so seltsam gebrochener Haltung am Bücherschrank lehnte und mit fieberhaft unruhigen Augen ihren Abgang verfolgte, Adieu zu sagen.

Wie Lisette die Entreethür klappen hörte, kam Leben in sie. Sie stürzte hinaus in den dunklen Korridor und legte die Sicherheitskette vor. Als sie dann zurückgekehrt war ins Zimmer, warf sie sich auf das alte, mit grünem Stoff bezogene Sofa und starrte mit unnatürlich erweiterten Augen im schmerzverzogenen Gesichte

Ernst Keil.

vor sich hin. Nur ab und zu brach sie in ein Stöhnen aus, als hätte sie körperliche Schmerzen.

Nach einem Weilchen fuhr sie mit der Rechten in die Kleidertasche, holte einen zerknitterten kleinen Zeitungsfetzen hervor und betrachtete ihn. Aber da fand noch immer dasselbe, was sie heute früh gelesen hatte; es war keine Täuschung gewesen:

Die Verlobung seiner jüngsten Tochter Ilse mit dem Königl. Premier-Leutnant und Adjutanten im x. Infanterieregiment Herrn Fritz von Fedderſen-Sembſcheit beehrt ſich ergebenſt anzuzeigen

Freiherr von Brunsberg
auf Buchte.

Es war so! Sie blickte im Zimmer umher, als müßte sie sich vergewissern, daß sie wachte; aber nein, sie träumte nicht, so furchtbar wirklich und deutlich ist kein Traum! Sie war vergessen, verlassen, er war der Bräutigam einer Anderen geworden!

Ganz unvorbereitet hatte dieser Schlag sie getroffen. Noch vor vierzehn Tagen war sein üblicher Blumengruß zu ihrem Geburtstage eingetroffen und der dazu gehörige Brief — so ein guter Brief, so schlicht und herzlich in jeder Aeußerung wie alle seine anderen Briefe, die sie seit nunmehr drei Jahren in größeren oder kürzeren Zwischenräumen von ihm erhalten hatte. Keine Liebesbriefe, nein, gewiß nicht — keine Liebesbriefe! Lisette wollte das nicht: sie hatte es immer zu verhindern gewußt auf zarteste Weise, daß sich während der langen Zeit des Wartens bis zu ihrer Vereinigung ein zärtlicher Ton einschliche, der zu einer Verlobung hätte führen müssen! Sie hätte das Achselzucken nicht ertragen können, mit dem so ein „ewiges Brautpaar“ betrachtet zu werden pflegt, das „auf den Hauptmann wartet“.

Aber trotzdem nichts Ausgesprochenes zwischen ihnen war, fühlte sie ihre Zusammengehörigkeit mit ihm stark und bewußt, und die selige Heimlichkeit ihres Hoffens und Harrens füllte das Leben für sie völlig aus. Und nun? Nun war alles leer, kalt und finster geworden und würde so bleiben, immer, immer! Die Sonne, ihre heiße, goldene Liebessonne — untergegangen für alle Zeiten!

Sie dachte nach mit dem furchtbar peinlichen Gefühl, ob etwa die ganze Innigkeit ihrer Beziehungen allein in ihrer Einbildung bestanden, ob sie Dinge für ernst genommen hätte, die von der anderen Seite harmlos, freundschaftlich, oberflächlich gemeint waren? Sie zwang förmlich ihr Gehirn dazu, so weh es auch that.

Auf ihrem ersten Ball hatte sie ihn kennengelernt. Ihr jüngster Bruder Hans, der neugebackene Leutnant in demselben Regiment, hatte ihn vorgestellt.

Sie fühlte sich noch so entsetzlich schüchtern damals. Mama war zu Hause geblieben, sie hatte kein prächtiges Kleid und scheute die Ausgabe für ein neues; Hausens Empörung hatte erst so viel gekostet, und auch der ältere Bruder Werner, der als Hauptmann in Frankfurt a. O. stand, hatte bis zu seiner kurz vorher erfolgten Verheiratung noch einer Zulage bedurft. — Aber der Papa, der gute alte Papa, der war dabei, der hatte sie nicht allein gelassen, und außerdem war die junge Frau Hauptmann von Berg, so pro forma, von der Mama gebeten worden, Lisette ein bißchen zu bemuttern — dieser liebe Kindskopf von einer Frau, die erst seit einem Vierteljahr verheiratet war und noch alle thörichten Ideen ihrer Siebzehn mit in die Ehe gebracht hatte. Jedenfalls amüsierten sich die Beiden „himmlisch“ miteinander an diesem Abend und schlossen ewige Freundschaft. Und die Ulla von Berg war die Erste, die Sette nedte:

„Der Fedderſen ſchneidet Ihnen gewaltig die Cour, Liſettchen — ein netter Menſch übrigens, nicht?“

Es war richtig, er schnitt ihr gewaltig die Cour; überall, wo sie sich trafen, war er ihr Ritter, und sie trafen sich oft, einen ganzen langen Winter hindurch, auf der Eisbahn, auf den Ballen, in den Militärkonzerten. Ihre Augen wanderten im Saale umher und suchten, bis sie ihn entdeckten, den schlanken Offizier mit den über seine Jahre hinaus ernsten Zügen, den verbindlichen, feinen Formen und den klugen grauen Augen, in denen es so freudig aufleuchten konnte, wenn er sie erblickte.

Im Frühjahr — eben war es ein bißchen stiller geworden in der Gesellschaft — kam der entsetzliche Tag, an dem Papa so plötzlich starb.

Er war an dem ungewöhnlich schwülen, warmen Märzmorgen noch ganz gesund in den Dienst gegangen; um zwölf Uhr war dann Hans plötzlich nach Hause gekommen, leichenblaß, das junge hübsche Gesicht verzerrt, als sei ihm körperlich übel.

„Malle, Sette, erschreckt nicht,“ hatte er zu den Mädchen gesprochen, die im Wohnzimmer mit der Schneiderei für ihre Frühjahrsgarderobe beschäftigt waren, „helft mir, Mama vorbereiten“ — er machte dabei eine Bewegung mit der Hand, und nach einer Pause:

„Papa ist tot!“

Wie sie das alles überstanden hatte, das Begräbnis, den furchtbaren Jammer der Mutter und dann hinterher die Auseinandersetzungen über die Frage: Was soll nun werden?! — — —

Eine Gelegenheit, ihn zu sehen und zu sprechen, gab es nicht, die Familie hatte sich selbstverständlich völlig zurückgezogen, und als Fedderſen seinen Kondolenzbesuch machte, war sie gerade mit Mama auf den Kirchhof gewandert. Die Wochen vergingen; sie hielt es nicht mehr aus, sie mußte ihn wiedersehen; nur wissen wollte sie, wie er es ertragen würde, „daß sie Loblow verlassen mußte“.

Einmal, abends, zu Anfang April, schlich sie zu Frau von Berg.

Die kleine Ulla hatte bisweilen zu ihrem eigenen Amüsement ein wenig die Vorsehung gespielt diesen beiden Würmern gegenüber, wie sie Liette und Fedderſen mitleidig nannte. Sie hatte beide ein paarmal zusammen eingeladen, nur so zu einem Butterbrot und einem Schoppen Mosel, ohne Umstände. Denn zwei Menschenkindern, die sich gegenübersitzen und die Augen kaum voneinander lassen können, denen ist's gleichgültig, ob Austern oder Rollmöpse serviert werden — Frau Ulla behauptete, das aus eigener Erfahrung noch deutlich zu wissen.

Und wie nun diese vergnügte, gedankenlose kleine Frau das blasse, schlanke Mädel plötzlich vor sich sah, das in dem schwarzen, schleppenden Trauerkleide wie das verkörperte Leid aussehante, war ihr Mitleid noch größer geworden.

„Wirklich fort? So bald zieht ihr schon fort? Da habt ihr aber Glück gehabt, die Wohnung so rasch los zu werden. Gott, Liſettchen, eigentlich ist es ja gräßlich! Aber — sehen Sie doch nicht so traurig aus; ich denke mir, Dresden ist netter als Loblow, und, Liſette, wiſſen Sie? — Nun natürlich, Sie wiſſen ja, brauchen nicht rot zu werden — — ‚an einer Trennung stirbt die Liebe nicht‘. Otto sagt immer, das ist, wie wenn man eine Gummischnur so recht auseinander zieht, je weiter, desto vehementer möchte sie zusammenschnappen.“

Liſette hatte den kleinen Uebermut eigentlich nie zur Vertrauten gemacht, sie war daher fast entsetzt über diese Tröstungen.

„Aber ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen, Ulla —“ weiter hatte sie nichts stottern können.

„Nicht? Na, na! Aber nun legen Sie ab, Liſettchen, und ſetzen Sie ſich ein bißel her; Sie haben doch ein wenig Zeit? Ich bin nämlich ganz allein, Otto iſt im Kaſino, und — einen Augenblick entſchuldigen Sie nur, ich will dem Friedrich noch klarmachen, was er einkaufen ſoll. Das hätt manchmal ſchwer.“

Das Klarmachen der kleinen Vorſehung beſtand darin, daß ſie im ſiegenden Eile am Schreibtiſch ihres Mannes ein Billet an Fedderſen ſchrieb: Wenn er nichts vorhätte, möchte er heute abend den Thee mit ihnen trinken, ganz entre nous. — Später hatte Ulla ihr das brieflich eingeſtanden. — Und wie ſie da nun in der Dämmerung zuſammenſaßen mit Liſette noch einmal berichten wuſte über alle Einzelheiten von Papas Tod, von der kleinen Wohnung, die Mama in Dresden gemietet habe, und daß es ſo traurig wäre, Papas Grab dann ſo fern zu wiſſen, hatte

die Entreeglocke geklungen, und der Bursche hatte Herrn Leutnant von Fedderſen gemeldet.

Ihr war es, als ob ſie das Glück dieſes Wiederſehens kaum ertragen könnte.

„Nein, es wäre zu nett, daß er ſich mal wieder ſehen ließe, hatte Ulla von Berg unterdeſſen geraſen, zu nett! Er bliebe doch wohl zum Abend, da werde ſie auch ſein Lieblingsgeſſen ſofort in der Küche beordern — Bratkartoffeln und Zauerſche Würſtchen — einen Augenblick nur, einen einzigen, ſie käme gleich wieder.

Die Beiden waren zurückgeblieben in dem tief dämmerigen Zimmer, das ſo lauſchig und traut, das mollige Neſtchen einer verwöhnten, geliebten jungen Frau war. Sie ſaßen ſich gegenüber in den ſeidenen Fauteuils und ſahen voneinander nichts weiter als die Umriſſe; nur Liſettens weiße Hände, die eng verſchlungen auf dem ſchwarzen Trauerkleide lagen, hoben ſich ganz ſcharf hervor. Geſprochen hatte zunächſt niemand ein Wort. Die kleine Uhr auf dem Zierſchrank tickte leiſe und haſtig, als wollte ſie den Beiden die Eile der Zeit ſo recht deutlich machen; Liſettens Herz klopfte faſt noch ſchneller und lauter.

„Sie werden Loblow verlaſſen mit Ihrer Frau Mutter, wie ich höre, gnädiges Fräulein? Haus ſagte es mir,“ begann er endlich ganz konventionell und fremd, aber ſeine Stimme hatte den alten warmen Klang.

„Ja!“ ſagte ſie leiſe.

„Und Sie werden nicht einmal zurückkehren, beſuchsweiſe meine ich, zum Beiſpiel zu unſerer gütigen Wirtin?“

„Ich weiß es nicht.“

„Aber ſchreiben werden Sie ihr doch?“

„O gewiß —“

„Nun da werde ich ja durch ſie auch dann und wann etwas von Ihnen erfahren; lieber wäre es mir freilich, direkt von Ihnen, ganz direkt etwas von Ihnen zu hören, aber das — darf man wohl nicht erwarten? Wie, Fräulein Liſette?“

Sie ſaß ganz regungslos, ſie konnte nicht antworten vor lauter innerer Glückſeligkeit.

„Sie ſind ſo ſtarr — iſt es vor Entrüſtung über meine Frage? Ich dachte nur, wir wären gute Kameraden, gnädiges Fräulein, die über konventionelle Formen ein wenig hinwegſehen dürften, oder ſind Sie der Anſicht, daß ich einen unſtatthaften Wunſch ausſprach?“

„O, gewiß nicht!“ murmelte ſie.

„Nun denn, alſo! Ja, man darf einmal ſchreiben? Bekommt man aber auch Antwort?“ fragte er.

„Ja!“ ſagte ſie raſch und herzlich.

„Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein! Es wäre doch traurig, wenn man auf einmal ſo gar nichts mehr voneinander hören ſollte, ſo, als hätte man nie, nie miteinander ein herzliches Wort gewechſelt!“

Wieder eine lange Pauſe; die Hausfrau kam noch immer nicht; draußen auf der Gaſſe wurde eine Laterne angezündet, die das Zimmer ein wenig mehr erhellte.

Die Blicke der Beiden trafen ſich und blieben ineinander hängen, fragend und traurig.

„Gnädiges Fräulein — Liſette —“ murmelte er und ergriff ihre Hand, die er mit feſtem Drucke hielt. Dann ſprach er laut und wie ſcherzend:

„Ich glaube, im nächſten Jahre ſehe ich mir Dresden einmal näher an; würden Sie mich wiedererkennen, wenn ich Sie plötzlich auf der Straße grüßte?“

„Wenn Sie ſich nicht zu ſehr verändert haben,“ ging Liſette bekümmert auf den Ton ein.

„Ich verändere mich überhaupt nie, höchſtens äußerlich; ich bleibe immer, der ich bin und war; es giebt nichts Konſervativeres wie mich. Ich glaube, das iſt ſogar einer meiner Fehler. Aber wie iſt's mit Ihnen, gnädiges Fräulein?“ Und er drückte ihre Hand, die er noch immer hielt.

„Ach ich — nie — nie!“ ſagte ſie innig.

„Nie!“ wiederholte er, „nicht wahr — nie!“ und führte ihre Hand faſt feierlich an die Lippen. Und indem er ſo zu ihr heruntergebeugt ſtehen blieb, fuhr er fort: „Und in Ihren Briefen werden Sie mir alles erzählen, alles, wie man es einem guten, ſehr guten Freunde erzählen muß?“

„Ja, o ja!“

„Und gute Freunde ſind wir ja, bis — bis eines Tages —“

Er vollendete nicht, die kleine Frau Hauptmann ſtand plötzlich mit der brennenden Lampe im Zimmer, lachend und ſcherzend, hinter ihr der Herr Gemahl mit einem etwas langen Geſicht: er hatte wohl noch geſehen, wie Fedderſen die Hand Liſettens fallen ließ.

„Ach, ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung!“ plapperte die kleine Frau anſcheinend unbefangen, „die dumme Lampe hatte eine Stichflamme, ſie wollte und wollte nicht brennen, wie es ſich gehört, und darum blieb ich ſo lange.“

Der Hausherr murmelte einen Gruß, während er ſie und Fedderſen mit verwundertem ernſten Blick betrachtete. Bei Tiſche war die Mutterzeit eine erzwungene, dann kam auch bald die Johanne, Oldenroths Mädchen, Liſette abzuholen. Fedderſen war auf den Korridor gegangen, um ſeinen Paletot anzuziehen, die kleine Frau packte im Nebenzimmer ein Buch ein, welches ſie von der Majorin Oldenroth geliehen und unverantwortlich lange behalten hatte, und ſo war für einen einzigen Augenblick Liſette mit dem Hausherrn allein. Er ſah ſie ebenſo mitleidig, traurig an wie vorher. Ganz deutlich erinnerte ſie ſich in dieſem Augenblick ſeines Blickes, ſeiner Worte; und dieſe brachen ſo unvermittelt hervor und ſtürmten auf ſie ein, wie ein Gewitter emporzieht am heiteren Himmel, einen Schatten breitend über ihr zitterndes, eben erblühtes Glück.

„Sie wiſſen ja, wie ich Fedderſen ſchätze und liebe, gnädiges Fräulein,“ hatte er geſagt, „er iſt eine ideale Natur, ein überaus vornehmer Menſch, er würde unglücklich werden in dem ſogenannten glänzenden Elend — er iſt nicht geſchaffen zum Darben, zum Entſagen.“

Wie vernichtet war ſie einige Augenblicke neben Fritz von Fedderſen durch die Straßen gegangen, kein Wort vermochte ſie zu entgegnen auf ſeine freundliche Frage, ob er kommen dürfte, um ihr und den Ihrigen Lebewohl zu ſagen. Erſt in der ſtillen Gaſſe, in welcher Oldenroths die Etage eines alten niedrigen Hauſes bewohnten, das ineublich beſcheiden zwiſchen einer Menge moderner Mietskaſernen ſtand, ſagte ſie leiſe, ihm die Hand reichend, aber ohne den Kopf zu ihm zu wenden:

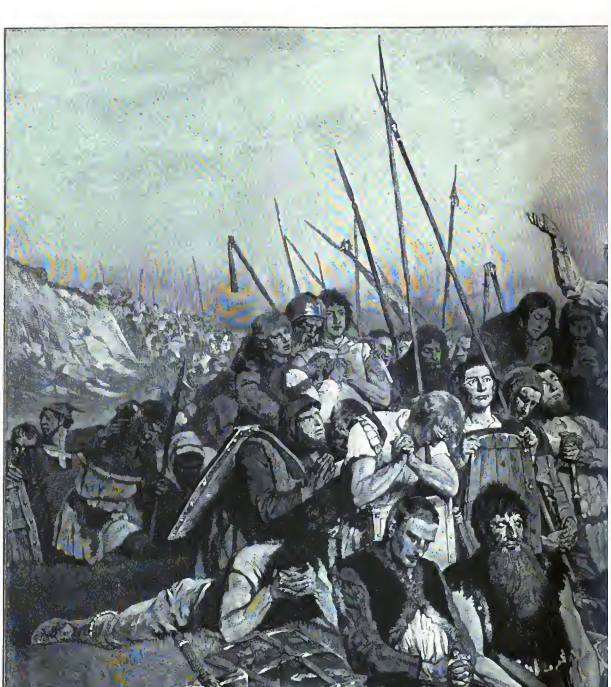
„Schreiben Sie mir nicht, Herr von Fedderſen — ich will es doch lieber nicht — es iſt beſſer ſo — und — leben Sie wohl, leben Sie wohl!“

Sie ſtürmte voran, ſprang die Stufen zur Hausthür empor, dann noch einen Blick, einen ſchenen, verzweifelten Blick in ſein Geſicht, der da an der Treppe ſtehen geblieben war, wie erſtarrt ob ihres unbegreiflichen Benehmens — und ſie hatte die Thüre hinter ihrem Glück zugeſchlagen. Sie wollte ſeine Carriere nicht verderben, gewiß nicht: Hauptmann von Berg hatte recht, er war zu gut für die Miſere einer Kommißheirat, o viel zu gut!

Am andern Abend — ſie hatte es durchgeſetzt, daß ſie zu einer Freundin in Thüringen fahren durfte mit ihren letzten paar Thalern, die ſie noch von Weihnachten hatte — lag Loblow hinter ihr, und ihre Jugend, ihre Liebe, ihr Glück auch; ſie wollte ihn nicht wiederſehen, nie wieder! Von dem thüringiſchen Städtchen aus, dem langweiligen kleinſtädtiſchen Haushalt im Elternhauſe ihrer Freundin, in dem ſie vier Wochen vegetiert hatte im Rambie mit ihrer Liebe und in dem fortwährenden Bemühen, die Umgebung nichts von ihrem Seelenzuſtand merken zu laſſen, reiſte ſie dann gleich nach Dresden, wo Mutter und Schweſter derweilen auch getandet und eben beſchäftigt waren, die winzige Parterrewohnung in der Sedanſtraße einzurichten.

Das neue Heim beſtand aus zwei Zimmern nach der Straße hinaus und einer großen nach hinten gelegenen Stube und war noch immer viel zu teuer für die knappen Verhältniſſe der Familie.

Liſette war zuerſt in den finſteren Stuben umhergegangen wie eine Gefangene, ſie begriff nicht, wie Mutter und Schweſter ſcherzen und wie ſie Pläne machen konnten für ihr Leben. Ein Mädchen hielten ſie nicht, nur morgens kam eine Aufwartefrau; die Majorin kochte ſelbſt und kaufte ſelbſt ein. Endlich waren ſie völlig eingerichtet und hatten unendlich viel Zeit, ſie bekamen auch Bekannte durch Mamas Freundin, die Frau



Der Schweizer Gebet

Nach dem

er Schlacht bei Sempach.

von P. Janssen.

Oberst Balrath, die Aera der Kaffees brach an für das Haus Oldenroth.

Malle Oldenroth amüsierte sich herrlich, bei diesen Feten kam sie zur Geltung. Sie hatte sich mit Fräulein Olga Langen und Fräulein von Bosses Nichte angefreundet, die ebenso gern klatschten und häkelten, Kaffee tranken und über die Männer räsonnierten wie sie.

Die Frau Majorin war auch imstande, alle Misere bei einem Whist zu vergessen; sie trat einem Kränzchen bei, das Balraths hielten, einem Kränzchen für alte Leute, welche das Leben hinter sich hatten und die paar Jahre, die Gott ihnen noch schenken würde, leidlich zu verbringen trachteten. Die Teilnehmer waren Oberst Balrath mit Frau, einer angeregten Siebzigerin, die alle Menschen in Dresden kannte, allen Hof- und Theaterklatsch wußte, sich ungemein für sämtliche heiratsfähige Prinzen und Prinzessinnen interessierte und, wie Malle sagte, Leben in die Bude brachte. Ferner General von Schüttleben mit seiner viel jüngeren netten Frau. Der alte Herr sprach fast kein Wort und widmete der lebhaften Frau Balrath eine fast beleidigende Nichtachtung. Dann das uralte Fräulein von Bosse, das die Karten kaum noch halten konnte, regelmäßig vom Sterben sprach und die Besorgnis hegte, man könnte sie vielleicht als Scheintote begraben; die sich von jedem einzelnen der Anwesenden versprechen ließ, dafür sorgen zu wollen, daß sie erst am dritten Tage nach erfolgtem Ableben zu Grabe getragen werde, worauf der pensionierte Rittmeister Sanders, der „Bean" des kleinen Kreises, ein reicher Junggesell, der von allen Damen angeheiratet wurde und ihnen unglaubliche Dinge sagen durfte, unsehlbar jedesmal erklärte:

„Na, wollen sehen, gnä Fräulein — wenn's nicht g'rad' Sommer und zu heiß ist."

Diese und noch andere Leutchen, ohne Ausnahme Preußen und pensionierte Offiziere, kamen jeden Sonntag zusammen. Es gab zwei Whisttische, an denen von fünf bis sieben Uhr gespielt wurde, die anderen lärmten und schwatzten im Nebenzimmer. Punkt sieben Uhr wurde gespeist, spartanisch einfach — belegte Bemmen, Thee und hinterher ein Flammerie, mehr durfte bei Strafe von dreißig Pfennigen nicht gereicht werden. Und nach Tische spielte man kindliche Spiele, Schwarzen Peter mit Mogelu, mit vielen altmodischen Witzen der Herren und Lachen der Damen.

Lisette war die Jüngste, sie stand mit ihren zweiundzwanzig Jahren wie isoliert da unter diesen Leuten, und so arm und so hoffnungslos. Sie gab sich Mühe, aber das Verständnis für diese Art, sich des Lebens zu freuen, ging ihr nicht auf. — Wie gern wäre sie einmal in das Theater gegangen! Sie hatte einen brennenden Durst nach einem Trunke Vergessenheit, der ihr in dem harmlosen Treiben der alten Leute nicht werden konnte; die kannten das Leben, die waren über den brennenden Schmerz längst hinweg in dem stillen Meer des Behagens. Aber zum Theaterbesuch langten die vorhandenen Mittel nicht.

Lisette hörte, daß selbst seine Damen in der Oper Plätze vierten Ranges suchten. Malle fand dies unerhört; wie konnte man als Papas Tochter im vierten Range sitzen! Man war doch seinem Stande etwas schuldig! Daß sie für ein Geschäft häkelte und stickte, um ihr Taschengeld zu erhöhen, wußte sie geschickt geheim zu halten vor allen Bekannten. — Sette hatte das Häkeln, aber schließlich that sie es auch, es war doch angenehm, ein paar Groschen mehr zu haben. Sie konnte dafür lesen, und massenhaft schlepvte sie die schmierigen Bücher der Leihbibliothek nach Hause und las sie mit wahrem Heißhunger. Wenn sie mit den anderen Damen in den „Großen Garten" ging, wo man bei einer Tasse Kakao den ganzen Nachmittag den besten Platz des Lokals drückte, zog sie ihr Häkelzeug hervor, ebenso wie Malle das ihre, nur um die Leihgebühren für die Bücher zu verdienen. Was kümmerten sie die grünen Bäume, der blaue Himmel und die frohen Menschen! Sie machten ihr das Herz nur immer schwerer und ließen sie ihr dürftiges, armes, hoffnungsarmes Leben noch tiefer empfinden.

„Das Fräulein Settchen ist wieder beschäftigt, den Hausierkasten zu bereichern," schrillte dann Frau Oberst Balraths Stimme, und die Majorin Oldenroth, die nun die Welt nicht zugegeben hätte, daß ihre Töchter für Geld häkelten, nickte ihr lächelnd bestätigend zu.

Und da kam denn 'mal ein Tag im Spätherbst, an dem es kaum hell wurde in den Stuben der Majorin, an dem Lisette nach einer durchwachten und durchgrämten Nacht aufstand mit zerschlagenen Gliedern und sich in dem naßkalten Zimmer halb krank an den Kaffeetisch setzte.

An jenem Morgen hatte sie sich entschlossen, ihre Mutter um die Erlaubnis zu bitten, eine Stelle annehmen zu dürfen als Gesellschafterin oder dergleichen. Aber da kam sie schon an! Malle, die ebenfalls unter dem Novembernebel litt, hatte laut gezetert: das ginge nicht an wegen Werner und Haus, und Papa würde sich im Grabe umdrehen, wenn sie sich in fremden Häusern herumschinden ließe, diese Rücksicht wäre man ihm doch schuldig, und sie, Sette, wäre eben ein unzufriedenes Geschöpf, das immer etwas Besonderes haben müßte, und was sie überhaupt wollte? Sie sollte doch um Gottes willen froh sein, daß es ihnen noch so gut ginge.

„Sei doch vernünftig, Lisette," hatte die Majorin beschwichtigt, „wenn wir uns der Trauer sind, kommt auch wieder ein bissel Jugendfreude für dich. Werner ladet dich vielleicht auch mal ein, da giebt es Gesellschaften. Und die Balrath sagt, um Weihnacht hätten wir eine Unmasse von Urlaubtentnants im Kränzchen, das wäre manchmal schon fast zuviel."

Sette antwortete nicht, sie trank langsam ihren Kaffee aus und verließ das Zimmer. Am liebsten hätte sie geklacht über die Worte da drinnen, aber ihr Humor war gestorben mit ihrer Liebe. Steine statt Brot! Ob man je verstehen würde, was sie wollte!

Sie stand da noch in dem dunklen Flur und tastete nach ihrem Jackett, sie wollte fort unter dem Vorwand, Besorgungen zu machen; da klappte der Briefkasten an der Entreethüre, gewohnheitsgemäß öffnete sie ihn und entnahm ihm die Briefe. Eben war sie im Begriffe, mit ihnen in das Zimmer zurückzukehren, als von außen die Entreethüre geöffnet wurde und die alte Aufwärterin kam. Und im Schein der Flurlaterne, welche in diesem Augenblick den Korridor erhellte, erkannte Sette auf einem der Briefe ihre Adresse und die Schriftzüge; sie zitterte plötzlich am ganzen Leibe.

Er hatte geschrieben!

Sofort barg sie den Brief in ihrer Tasche, fuhr in das Jäckchen, setzte den Hut auf und stürmte hinaus auf die Straße. Mutter und Schwester wußten, daß sie zuweilen einige kleine Besorgungen mit einem Spaziergang verband, und wenn sie nun vermißt wurde, was kümmerte es sie! Sie lief die Straße hinauf nach Nächtig zu. An der russischen Kirche, die ihre reich vergoldeten Kuppeln so freundartig zu dem trüben, grauen Herbsthimmel erhob, war es ganz still und einsam, und dort lehnte sie am Gitter und las.

Sie hatte dann plötzlich den Brief im Muff und war weiter gelaufen; mit einem Tanzschritt hatte sie dazu angesetzt. Ihr Gesicht mußte plötzlich so strahlend ausgesehen haben unter dem einfachen Filzhütchen, daß ein des Weges kommender Arbeiter ihr zurief: „Na, na, Freileinchen, die Vögel, die zu frühe singen, holt uf'n Abend die Katze! Warten woll auf Ihren Liebsten?"

Sie ärgerte sich nicht mal über die Derbheit des Menschen, sie lief weiter ins Freie hinaus, wo noch die Morgennebel lagen und es höchst ländlich nach frisch gedüngtem Acker roch. Gleich einem gespenstischen Wesen tauchte dort ein pflügender Knecht mit zwei Pferden auf, in unbestimmten Umrissen, riesengroß erschienen die Tiere in dem Dunste. Sie erinnerte sich dessen noch so genau, so genau, wie sie die Anhöhe hinanlief und wie da oben, wo das Denkmal Moreaus steht, der Wind sie packte, der die Nebel von ihr fort nach den Häusermassen der Stadt zu trieb.

Sie hätte jauchzen können vor Seligkeit! Nun war ja alles gut; sie liebte wieder, sie hoffte wieder! Er dachte an sie, er liebte sie noch, er mußte sie ja lieben, weshalb würde er denn sonst wieder schreiben? Wie sing denn der Brief an? Sie wußte ihn heute noch auswendig:

„Verzeihen Sie mir, wenn ich — trotz Ihres ausdrücklichen Verbotes — mich dennoch mit diesen Worten an Sie wende. Ich bin so unruhig, so trübe gestimmt, niemand spricht mir von Ihnen, nirgend kann ich etwas über Sie erfahren. Alla von

Berg sagte, sie hätte nichts von Ihnen gehört seit jenem Abend, wo wir zum letztenmal bei ihr waren. Denken Sie noch an diesen Abend? Schreiben Sie es mir, bitte, und nehmen Sie Ihr Verbot zurück, gnädiges Fräulein, das einen Briefwechsel untersagt; oder wenigstens erklären Sie mir — weshalb? Ich habe alle diese Zeit so bange gewartet und mir die wunderlichsten Gedanken gemacht; was veranlaßte Sie zu dem plötzlichen Widerruf Ihrer Erlaubnis? Länger ertrag' ich's nun nicht mehr. Schreiben Sie, Lisette, schreiben Sie bald!"

„Bald!" hatte er gewollt. Sie war in vollem Lauftschritt nach Hause geeilt und in ihr Zimmer gestürmt. Gottlob, Mutter und Schwester waren nicht daheim! Wohl in die Stadt gebummelt, sie wußten ja nie, wie sie den Tag verbringen sollten; sie liefen dann so durch die Straßen und machten Besuche. Lisette hatte also Zeit zum Schreiben, und sie schrieb, lange, lange; vergessen war der Vorsatz, ihn nicht unglücklich machen zu wollen. Ja, mußten sie es denn werden? War das schon ausgemacht?

Weshalb sie ihm damals die Korrespondenz verboten hatte, das überging sie, sie hatte den Mut nicht, darauf näher einzugehen; nichts weiter wollte sie, als sich in dem Verwußtsein sonnen, daß er sie nicht vergessen hatte. Als Briefschreiberin war es ja gleich, ob sie arm oder reich war, — und was die Zukunft brachte? Mein Gott, es konnte ja ein Wunder geschehen, ein Wunder, das ihnen einen Schatz bescherte!

So hatte die Korrespondenz begonnen. Sie schrieben sich, über alles Mögliche schrieben sie sich, Lisette jeden Abend in ein kleines blaues Fünfpfennigheft, das sie jeden Sonnabend früh, bis auf die letzte Seite gefüllt, im Zwanzigpfennigcouvert absendete, seine Briefe holte sie sich jeden Mittwoch von der Hauptpost; Malle, die einmal ein Schreiben von ihm gefunden, hatte es beinahe geöffnet, da schlug Lisette ihm vor, die Briefe postlagernd zu adressieren. Sie wollte nicht, daß die Mutter mit der Thatsache ihrer Bezjehung zu ihm rechnete, sie hätte es nicht ertragen, zu hören: „Na, schlecht gefahren ist immer noch besser als gut gegangen. Ein wohlhabender Schwiegersohn wäre mir allerdings lieber, aber einer ist besser als keiner." Die Majorin hatte ein unglaubliches Talent, in Gemeinplätzen zu reden.

So schrieben sie sich zwei Jahre lang, und Sette hatte nur gelebt in diesen Briefen, hatte das ganze unnütze, langweilige Leben nur dadurch ertragen, fast heiter ertragen. Sie wußte ja: hinter all diesem grauen Gewölk barg sich die Sonne, die große, strahlende, feierliche Sonne, die am Morgen ihres Hochzeitstages aufgehen und scheinen mußte auf sie beide, golden, glänzend, bis daß der Tod sie scheiden würde.

Am letzten Mittwoch war zum ersteumal der liebe, liebe Brief ausgeblieben. Sie hatte es gar nicht glauben wollen, als der Beamte, der sie kannte, lachend sagte: „Heute ist nu aber mal nichts da, Freilein."

Ob er krank ist? Oder ob ihn das Manöver verhindert, zu schreiben? Aber er hatte, selbst aus den schlechtesten Bauernquartieren, doch noch immer ein Bleischriftkärtchen geschickt, das da hat:

„Verzeihen Sie den kurzen Gruß, nächstens desto mehr; es ist mir nicht möglich, hier zu schreiben." —

Und nun auf einmal Nacht! Eine finstere, sternlose, auf die kein neuer Morgen folgen wird!

Sie schloß die Augen; wenn sie nur hätte weinen können, wenn nur nicht immer, immer das Bild vor ihr gestanden hätte, wie er sich hinunterbog zu seiner Braut, die sie gar nicht kannte, die sie sich als reizend vorstellte, um ihr die Hände zu küssen, genau so, wie er damals vor ihr gestanden hatte in Ulla von Bergs Zimmer! Sie fühlte kochend den Haß in sich aufsteigen, den ohnmächtigen, folternden Haß auf die Unbekannte. Wie ichön, wie klug, wie liebenswürdig mußte diese sein, um ihn plötzlich so zu bezaubern! Eine Liebe, die so blendend kam wie der Blitz, in dessen durchdringendem Lichte alles bisher Gewesene in seiner Seele erlosch!

„Sette blickt immer so sehnsüchtig in die Ferne, als ob sie mit ihren großen Augen das Glück herbeiwarten müßte," sagte Frau Baltrath einmal, und Sette hatte gelächelt über den Ausdruck „herbeiwarten". Es war ja auch so, ganz richtig hatte die alte Dame sich ausgedrückt. Nun war das Einzige dahin, was ihrem Dasein den Wert gegeben hatte, dieses schwere, liebe, sehnsüchtige Herbeiwarten.

Mit zerbrochenen Flügeln lag sie da! Nun konnte das Leben kommen und sie rücksichtslos treten und quälen mit seinen tausend kleinen Alltagssorgen und Nadelstichen in endloser Reihe der Stunden und Tage. Sie würde sich nicht wehren; unde, gleichgültig würde sie alles geschehen lassen, sie war am Ende mit ihrer Widerstandskraft! Wie alles sie anekte um sie her in dieser Minute, die billigen abgenutzten Tapeten, der alte weiße Nachttisch, die ausgetretenen Dielen, die Blumen in den Fenstern, die so traurig die Köpfe hängen ließen, weil Malle wieder vergessen hatte, sie zu gießen. Sie fürchtet sich plötzlich vor dem engen Zusammenleben mit Mutter und Schwester; es dünkt sie auf einmal unmöglich, die Nächte in dem kleinen Schlafzimmer, in welchem die drei Betten kaum Platz finden, zu verbringen — sie muß fort, sie muß hinaus, sie würde hier zu ersticken! Ihr Kopf schmerzt zum Zerspringen!

Sie sprang empor und riß ein Fenster auf, der Zugwind trieb ihr die Gardinen ins Gesicht, die nach Ruß und Staub rochen, eine Droschke rasselte ohrenbetäubend über das Pflaster. Sette schlug das Fenster wieder zu und flüchtete in die kleine Küche, und, die Hände an die Schläfen gepreßt, setzte sie sich auf den braungestrichenen Küchenstuhl, lehnte den Kopf an die Wand und starrte ins Leere.

Wenn sie nur weinen könnte! Die Augen thaten ihr weh vor Trockenheit, wie das Herz vor brennendem Leid, und die anderen durften es nicht merken. Wenn sie es nur fertig brächte, stark zu sein wie damals, ehe er wieder geschrieben hatte! Gleichgültig zu sein! Nur nicht hören müssen von Malle: „Dich hätte ich auch für gescheiter gehalten! Der Feddersen und — ein armes Mädchen nehmen — der aalglatte Schelm, der!"

„Aalglatter Schelm!" So pflegte Malle ihn immer zu nennen; sie hatte ihn nie leiden können.

Malle war klug, viel klüger als sie, die war nie verliebt gewesen — so versicherte sie wenigstens. Als ob die Herren der Schöpfung wert wären, daß man ihnen zuliebe einen Gedanken denkt! Lächerlich! Malle betrachtete jedes Brautpaar nur mit Achselzucken.

Wenn sie nur soweit wäre wie die! Denn einmal — Sette ging noch in die Schule — hatte Malle, obgleich sie es leugnete, auch diese „Staupe" durchgemacht, wie sie den Liebeskummer bezeichnete. Herr Gott, hatte die damals geweint um einen etwas leichtsinnig angehauchten Hauptmann, der Schulden halber auf der Kippe stand und sich von Malle ab- und einen reichen Seifensiederstöchterlein zuwandte. Die Eltern hatten sie damals auf Reisen geschickt, weil sie schlechterdings zu verzweifeln drohte. — Ach, wenn sie auch fort könnte, wenn sie fort könnte!

In der Küche war es schon dämmerig, als Sette aus ihrem Brüten aufsuhr, weil der Briefkasten gellappt hatte. Nachrichten von ihm? Eine Aufklärung? Sie lief in den Korridor und nahm mit zitternden Händen ein Schreiben aus dem Behälter, dann war sie mit einem Sprunge wieder in der Küche am Fenster.

Nicht von ihm! Nur ein Brief von Werner an die Mutter, ein dicker Brief mit einer Zwanzigpfennigmarke. Sie trug ihn nach dem Korridor und legte ihn dort auf den Tisch. Ein Weilchen stand sie unschlüssig mit tief gesenktem Kopf, dann hatte sie mechanisch die Sicherheitskette aus, verschloß die Thüre, wie sie zu thun pflegte, wenn sie sich früher zur Ruhe legte, ehe Mutter und Schwester zurückgekehrt waren, tappte den Schränken entlang nach der Schlafstube hinüber und warf sich auf ihr Bett; sie war nicht mehr fähig, sich aufrecht zu halten.

Ein heftiger Frost, der sie förmlich schüttelte, überfiel sie jählings; jählingsapperad zog sie die Federdecke über sich, und fast ebenso plötzlich verwandelte sich das Kältegefühl in Hitze, glühende Hitze.

Sie glaubte zu trämmen, sie sah ihn vor sich, groß, blond, traurig, und sie schrie ihm zu, warum er sie nicht ansehen könne? Warum er sie auf das Herz geschlagen habe mit der schweren Faust — es thut so weh, so wehl

Jagdpause.
Nach dem Gemälde von Karl Raupp.

FRÖHLICH

Nach dem Gemälde

REIGEN

Th. Recknagl

Was in den nächsten Tagen geschah, erlebte Sette nur in dem verworrenen Halbschlaf einer Fieberkranken. Die weinende, lamentierende Stimme der Mutter beunruhigte sie fortwährend. In besondere Aufregung versetzte es sie, wenn die alte Dame oder Malle am Krankenbette saß; sie wurde erst stiller, wenn eine Fremde, eine Diakonissin, sie pflegte. Zuweilen trat ein Mann zu ihr, und eine kühlende Hand legte sich auf ihre Stirn, eine dunkle, leise Stimme klang in ihr Ohr. Sie wußte auch: das ist ein Arzt, und die Kühle der Hand empfand sie sehr wohlthätig. Dann schlief sie viel, immerzu schlief sie. Wie lange sie so zubrachte, ahnte sie nicht, der Tag aber, der ihr das völlige Bewußtsein zurückgab, der war der schrecklichste.

Sie erwachte in dem sogenannten Salon, der nach der Straße zu lag, durch die Scheiben blickte ein leuchtend weißer Wintertag, und die Stimmen der schneeballenden Kinder drangen selbst durch die wohlverwahrten Doppelfenster. Sie brauchte erst eine geraume Weile, um sich zurechtzufinden. Ueber ihr an der Wand hing Papas Bild, drüben, über dem Vertikow, auf dem die verstaubte Alabasterschale mit allen Visitenkarten stand, tickte der Regulator, und auf dem Tischchen am Bette duftete ein Veilchenstrauß. Niemand war im Zimmer. Sie sah starr auf den langsam schwingenden Pendel. Krank war sie gewesen — wie war es doch? Ach ja — ach — — die Linien in dem bleichen Gesichte vertieften sich gramvoll, und in die Augen trat ein dunkler Schatten. Auf einmal wußte sie es wieder: Du hast ihn nicht mehr — er gehört einer Anderen!

Die Mutter, die eintrat und der sie jetzt in wachem Bewußtsein entgegensah, war so glückselig, daß Sette ein wenig lächeln mußte, ein wehes, trauriges Lächeln. Auch Malle streichelte ihr gönnerhaft die Backen. „Du Nackerchen, was machst du für Dinge?“ — Die fremde Pflegerin wurde entlassen, der Doktor kam täglich und redete freundlich auf sie ein: „So, so, gnädiges Fräulein, da wären wir ja wieder! Nun man tüchtig essen und heitere Gedanken haben; das Gesundwerden ist schön!“

Sie aber lag immer gleichgültig da; sie klagte nicht, sie sprach auch nicht; sie schlukte Chinin und Wein und alle die Leckerbissen, welche gute Bekannte ihr brachten, sie that alles, was man verlangte, nur das Eine nicht — gesund werden. Gegen Weihnacht zu sollte sie aufstehen, alle Tage bat man sie darum, und sie erklärte mit einer gewissen müden Bestimmtheit immer wieder und wieder: „Ich kann nicht!“ Eines Tages aber kam sie doch auf die Beine, rascher als man gedacht hatte. Ein neues, niedliches Morgenröckchen, das die Mutter sich abgedarbt hatte am Wirtschaftsgeld, wurde gebracht, und die kleinen Pantoffeln, die sie eigentlich erst zu Weihnacht haben sollte. Nebenan im Wohnzimmer hatte man Kissen und Decken im großen Lehnstuhl geordnet, und der liebenswürdige Doktor wartete draußen, um seine Patientin selbst hinüberzuführen, mit der Absicht, energisch zu werden im Weigerungsfalle.

Sette blieb auch diesmal dabei: „Ich stehe nicht auf! Ich kann nicht!“

„Warum denn nur nicht, Kind? Komm doch, versuch's doch! Du wirst rascher gesund, du mußt deine Kräfte üben.“

„Ich mag nicht — tabt mich doch! Wozu denn auch?“

Allem weiteren Zureden gegenüber verhielt sie in einem stillen passiven Widerstand, und als der eintretende Arzt sie nun energisch aufforderte, wandte sie ihm den Rücken zu mit der Wiederholung: „Wozu denn? Laßt mich doch — ich mag gar nicht gesund werden!“

„Dann würde es aber gut sein, gnädiges Fräulein, an Ihr Begräbnis zu denken,“ klang es ironisch. „Sie werden doch schließlich nicht verlangen, daß Mutter und Schwester sich hinopfern in einer lebenslangen Pflege, denn mit Gottes Hilfe können Sie bei Ihrer guten Konstitution recht alt werden! Ihre Frau Mutter hat schon Sorgen genug, sollte ich meinen. Bitte, gnädige Frau, lassen Sie Ihr Fräulein Tochter doch ruhig an Ihrem neuen Kummer teilnehmen, sie ist vollkommen kräftig genug an Leib und Seele, ihr fehlt nichts als der gute Wille.“ Damit ging er und machte etwas unsanft die Thüre hinter sich zu.

Lisette Oldenroth wandte sich auf ihrem Lager um und sah die Mutter unter den langen dunklen Wimpern hervor scheu und geängstigt an. „Ja, was denn, was giebt es für neuen Kummer?“

Das kleine rundliche Gesicht der alten Frau hatte einen merkwürdig scharfen Zug bekommen, tiefe braune Schatten umränderten die Augen, aus denen schwere Tropfen rannen.

„Sorgst du dich so um mich, allein um mich, Mama?“ fragte Lisette.

Die Majorin schüttelte den Kopf, zog hastig ihr Taschentuch hervor und preßte es, fassungslos schluchzend, an ihr Gesicht. „Nicht allein um dich,“ stieß sie hervor. „Der Hans hat — ach Gott — —“

„Hans, Mama? Was hat Hans —?“

„Ach, laß doch nur, rege dich nicht auf — du kannst ihm ja doch nicht helfen!“

„Hat er wieder Schulden gemacht, Mama?“

Die weinende Frau nickte.

Lisette richtete sich empor und strich die Haare aus den Schläfen. Sie hatte Hans sehr lieb, mehr als den älteren Bruder, der sich durch seine reiche Heirat ihnen entfremdet hatte. War doch Hans auch sein Freund gewesen, der Freund von Fritz Feddersen; die Beiden hatten immer zusammen verkehrt. Hans schwärmte geradezu für den strebsamen älteren Kameraden, der sich mit eisernem Fleiß auf den Generalstab vorbereitete.

„Erzähle doch, Mama!“ bat sie matt.

„An dem Tag, wo du so krank wurdest, schrieb mir Werner, Hans hätte ihn wieder angeborgt, er hätte die Summe auch beschafft, ihm aber zugleich geschrieben, nun wäre es genug, weiteres könnte er nicht geben, Hans sollte endlich vernünftig werden. Er, Werner, teile mir dieses Ultimatum mit, weil er thatsächlich nicht gewillt wäre, aus den Mitteln seiner Gattin leichtsinnige Schulden zu bezahlen, um so weniger, da der alte Lohmann, sein Schwiegervater, ihm und Lulu heftige Vorwürfe gemacht hätte wegen zu vielen Geldverbrauches; täme Hans wieder mit derartigen Forderungen, so könnte er ihm nur den Rat geben, nach Amerika zu verdusten. Nun war ja eine ganze Zeit lang Ruhe, Kind, aber vor zwei Tagen — denke dir — schreibt Hans an mich, er teile mir, so schwer es ihm werde, mit, daß er einen Wechsel einlösen müsse im Verlauf der nächsten Woche, und daß ihm, wenn es nicht gelänge, das Geld aufzutreiben, der Abschied gewiß sei.“

Sette sah still vor sich hin; ihr armer, noch immer angegriffener Kopf wollte einen Trost ersinnen für die Mutter und fand doch keinen. „Das darf ja Werner nicht zugeben,“ stotterte sie endlich, „er muß ihm helfen!“

„Ich habe ihn noch einmal gebeten, so innig ich kann,“ beichtete die Mutter, „geantwortet hat er bis jetzt nicht. Ich denke immer, er kommt selbst; sobald es klingelt, denke ich, er ist's. — Ach, du weißt noch gar nicht, daß er nach Bogisdeh versetzt ist als Lehrer an die Artillerie-Schießschule, zwei Stunden kaum hat er zu fahren bis hier. Es war mir sonst ein Trost, als ich es erfuhr; aber, wenn er nicht helfen will, könnte er ebenso gut in Metz oder noch ferner stehen. Ach Gott, mein Gott, was habe ich für Not als Witwe mit euch Kindern!“

„Ich möchte versuchen aufzustehen, Mama, hilf mir ein wenig,“ bat Sette, „weine nicht, Mama, Werner wird und muß helfen; — aber du kannst ja vor Thränen kaum sehen, rufe doch Malle!“

„Nein, ich helfe dir, Sette; Malwine sitzt wie angenagelt, um ihre Weihnachtsausträge fertig zu machen“.

Schwer auf die Mutter gestützt, betrat Sette nach einem Weilchen das Nebenzimmer. Malle saß am Fenster, Berge von bunten Fäden vor sich.

„Na, endlich!“ sagte sie trocken, „verzei', wenn ich nicht aufstehe, die Decke muß ich heute abend absiesern, und der Tischläufer für Lulu ist noch nicht mal angefangen, gerad' ihr möchte ich um die Welt nicht den schuldigen Weihnachtstribut vorenthalten. Na, wie ist dir's denn? Die Gebrüder Beenekens streiken wohl? Das wird schon wieder werden, ich hab's ja auch durchgemacht, damals — als ich den Typhus hatte.“

„Ich will an Werner schreiben,“ antwortete Lisette.

„Na, das ist ein Gedanke! Du bist ja immer sein Liebling gewesen,“ lobte Malwine. „Schreibe — ob's aber hilft, das ist ein ander Ding.“

Aber Sette konnte nicht schreiben, ihre Hände zitterten zu sehr, sie saß völlig erschöpft im Lehnstuhl. Ein paar Tage später

ging's indessen doch. Sie lebte wieder, sie teilte die Sorgen mit Mutter und Schwester.

Der Tag vor Weihnachtabend war da. Malle, die mit dem Einpacken der Geschenke für Lulu und die Jungens beschäftigt war, trug das rührende, flehende Schreiben Settens zur Post, und sie brachte, als sie zurückkam, ein winziges Tannenbäumchen mit.

„Wenn's weiter nichts ist dieses Jahr, es riecht doch wenigstens so, als ob's Weihnacht wär'," sagte sie mit grimmigem Humor.

Nachricht von Werner oder Hans war nicht gekommen. In dumpfer Sorge vergingen die Stunden. Am Heiligen Abend gegen vier Uhr — die Majorin hatte einen Stollen, den Frau Oberst Balkrath vorhin als Pröbchen ihrer Backkunst geschickt hatte, auf den Kaffeetisch gestellt, es dämmerte schon und Sette machte Gehversuche, immer auf und ab in der Stube — da klingelte es, die Mutter stieß im Korridor einen Schrei aus, der bis ins Zimmer drang, und im nächsten Augenblick klang eine Männerstimme.

„Das ist Hans!" sagte Sette und ließ sich zitternd auf den nächsten Stuhl fallen.

„Na, da war mal wieder alle Angst unnütz!" rief Malle, „sonst wär' er nicht hier, der Schlingel!" und sie lief dem Eintretenden entgegen, der lachend, in seiner ganzen Jugendfrische über die Schwelle kam, während er die weinende Mutter mit sich zog.

„Du hast uns ja schön in Atem gehalten!" rief Malwine und schlug ihm, halb ärgerlich, halb erfreut, auf die Achsel.

„Na, nun habe ich ja mal wieder kapituliert!" rief er. „Guten Tag, Mama!" Er küßte die weinende, abgesorgte Frau. „Guten Tag, Mädels! Und du, Blasschnabel, ist dir wieder besser? Wo kriegst du denn, um Gottes willen, eine Gehirnentzündung her? Also hier haust ihr nun? Ja, könnt ihr mich denn unterbringen in diesen Finkennäpfchen auf ein paar Tage?"

Er hatte, während er noch sprach, den Paletot auf den nächsten Stuhl geworfen und die ihn Umstehenden der Reihe nach geküßt, nun sah er sich den Kaffeetisch an. „Verdammt hungrig bin ich, Mütchen; bei Werner war mir der Appetit vergangen, der predigte wie ein Pastor an mir herum."

„Du warst bei Werner?" fragte die Majorin. „Er hat dich also doch aus der Patsche gezogen?"

„Na ja, er — so gewissermaßen — eigentlich sein Schwiegervater. Ich habe dem ollen Kranter aber etlich um den Bart gehen müssen. Na, borgen ist keine Schande, er kriegt's ja wieder, und mit den Prozenten ist er anständig."

„Gott, Hans, wenn du doch endlich verständig würdest!" sagte die Mutter seufzend und schenkte Kaffee ein.

„Mama, ich versichere dir's, ich bin nicht leichtsinnig gewesen," fuhr er auf. „Aber so mit gar nichts — — dies Garnisonleben mit Schulden auf dem Hals, die man trotz aller Pfennigfuchserei nicht loswerden kann, da wär's ja wahrhaftig besser: hinaus in die weite Welt, meinetwegen nach Amerika, um sich ein neues Leben zu schaffen, oder vielleicht noch besser nach Transvaal zu Onkel Krüger in einen ehrlichen, flotten Soldatentod."

„Um Gottes willen, Junge, red' doch nicht so schrecktiche Dinge! Das wird ja später, wie bei Werner, auch besser, wenn du einmal verheiratet bist mit einer netten, vermöglichen Frau." —

Der schlanke junge Mann rührte mit finsterem Gesicht in seiner Kaffeetasse, als peinigte ihn eine böse Erinnerung. „Uebrigens, Sette," fragte er plötzlich und ganz unvermittelt, „was hast du denn zu deinem alten Verehrer gesagt? Der hat sich ganz fein und heimlich in die Wolle gesetzt, der Kunde, er kam, er sah, er siegte."

„Du meinst Feddersen?" erkundigte sich Malle. „Na, Gott, wenn ihr heiratet, dann müßt ihr halt schon sehen, daß ihr in ein warmes Nest kommt, das ewige Krummliegen ist kein Spaß. Wär' ich ein Mann, ich thät's nicht unter einer Millionense."

Sette antwortete nicht, langsam war ihr eine tiefe Röte ins Antlitz gestiegen. Ein paarmal setzte sie zum Sprechen an, schwieg aber immer noch. Endlich sagte sie und das Beben ihrer Stimme verriet die innere Erregung: „Kennst du die Braut, Hans?"

Er lachte plötzlich wie närrisch. „Na ja — so'n bißchen. — Ja, ja, ich kann wohl sagen, ich kenne sie, ich lag ja dort in Quartier, als die Geschichte passierte." Er schwieg, als hätte er schon zu viel gesagt, und der verbissene Ausdruck von vorhin lag wieder auf seinem Gesicht.

„Ist sie hübsch?" fragte Malle.

„O ja, jawohl — recht hübsch," gab er zu, „groß, voll, graue Augen und ganz hellblonde Haare, sehr weißer Teint — sie sieht aus, als könne sie kein Wässerchen trüben — aber — aber —"

„Ist sie auch gut und liebenswürdig?" kam es leise über Settens Lippen.

„Ein Satan ist sie — den Teufel hat sie im Leibe!" platzte Hans grimmig heraus, „aber fragt mich man nicht; ich habe so viel über die Geschichte gehört, daß sie mir zum Halse heraushängt nachgerade. — Nu Malle? Du kannst gewiß mit mir ein bißchen in der Stadt bummeln gehen, ich habe noch was zu besorgen, was Nettes für Lulu, ich versteh' den Knuckel davon."

„Hm! Hm!" machte Malle, aber ihre Augen lachten dabei. Sie zeigte sich gern mit ihm auf der Straße und war fest entschlossen, ihn in einen Dreimarkbazar zu führen, denn mehr gönnte sie Lulu nicht.

„Hans," sagte die Mutter erschrocken, „ist denn das nötig?"

„Kapitalanlage, Mutter!" antwortete er lachend, „die Lulu hat sich famos benommen! Ohne ihre Fürbitte hätte der Atte mir nicht einen Böhm gegeben, und wer weiß — —"

„Junge, ich will nicht hoffen — —"

Aber er lachte als Antwort und ging aus der Thür, in Begleitung von Malle, die von ihrer Mutter einen der wenigen Thaler, die bis Neujahr reichen sollten, bekam, um Punsch und Karpfen zu kaufen.

Als die Geschwister gegangen waren, stand sie am Fenster und sah mit einem bekümmerten Ausdruck in den Weihnachtsabend hinaus. Wieder einmal war ihr der bittere Kelch erspart geblieben! Vielleicht — vielleicht glückte es ihm, wie es Werner geglückt war, denn hatte sie nur noch die Sorge um die Mädchen! Und plötzlich senkte sie den Kopf — diese Sorge war die drückendste, die schwerste! Zurückgedrängt um Näherliegendes, wälzte sie sich jetzt plötzlich um so erbarmender, atemraubender auf ihren Geist. Rasch wandte sie sich um und sah zu Sette hinüber. Wird das liebe Kind je wieder ganz gesund? Wird sie das eigenartig feine und hübsche Geschöpf noch geborgen sehen an der Seite eines Mannes, eines guten Menschen, der sein Auskommen hat und sich der verbitterten unschönen Schwester auch noch annähme? Das dünkte sie die einzige Möglichkeit, die sich allenfalls noch bieten konnte für die „armen Mädchen".

Settens Kopf lag in den Kissen, ihr Gesicht war jetzt fast so weiß wie das Leinen in der schneeerhellten Dämmerung. Sie hielt die Augen gesenkt, hinter ihrer Stirn jagte sich das eben Gehörte. „Ein Satan ist sie — den Teufel hat sie im Leibe!" Was wollte der stille, ernste Mann mit einem kapriciösen, heißblütigen Weibe? Dies alles schien ihr in der Schilderung von Hans zu liegen. Aber das eben hatte ihn vielleicht gereizt? Sie, in ihrer Geduld, ihrer stets gleichbleibenden Freundlichkeit, sie wäre ihm langweilig geworden! —

„Sette —" bat die Mutter plötzlich.

„Ja, Mama!"

„Ach Gott, Sette — du hast doch doch etwa nicht — du bist doch nicht etwa aus Gram um den Feddersen krank geworden?" Der Majorin war plötzlich dieser Verdacht gekommen.

Das Mädchen richtete sich mit einem Ruck auf. „Um Feddersen? Ich denke gar nicht daran, Mama," antwortete sie laut und bestimmt. „Wie kommst du auf solche Gedanken?"

„Na, Gottlob!" Die Majorin seufzte erleichtert. „Ich sagte ja immer zum Doktor, es wäre eine starke Erkältung. Du mußt nun bald gesund werden, Herz, und hübsch mußt du wieder werden, denn im Februar will dich die Frau Oberst mit auf den Subskriptionsball nehmen, denke doch! Freust du dich?" Sie war zu der Tochter getreten und streichelte ihr Haar.

„Nein, Mama!"

„Aber du mußt doch wieder hinaus!"

„Ach, ich möchte gern — gern — arbeiten möchte ich, was nützen möchte ich, lernen möchte ich —"

„Großer Gott, du weißt doch, es geht nicht —"

„Ja, ich weiß, Mama, uns fehlt das Geld dazu.“ Es klang sehr niedergeschlagen. „Ich habe früher daran gedacht, Lulu zu bitten, mir ein kleines Kapital vorzuschießen, damit ich mich zu irgend einem Beruf ausbilden kann, aber die hat Hans ja schon zu sehr in Anspruch genommen, und außerdem —“

Die Majorin stand und schwieg.

„Außerdem sagtet ihr ja immer, ich wäre es Papas Andenken und Hansens Carriere schuldig, in Müßiggang und Oede zu vegetieren, es wäre ja entsetzlich, wenn Werner oder Hans sagen müßten: ‚Meine Schwester, die Stenographistin‘ oder dergleichen. Ich bin ihnen das schuldig — na ja — aber was sie mir schuldig sind, danach fragen sie nie.“

„Du bist verbittert, Sette, du bist ungerecht!“

„Nicht ich, Mama, nur unsere Lebensanschauungen.“

„Das denkst du, weil du jetzt krank bist, Kind. Sie sind so, du wirst sie nicht ändern.“

„Ich werde immer so denken, Mama!“

„Ja, mein Gott, ich bedauere von ganzem Herzen, daß dich der Storch nicht zu Rothschilds gebracht hat,“ sagte die Majorin verletzt.

„Warum bist du mir denn böse?“ fragte das Mädchen, „ich weiß ja, daß es einmal so und nicht anders ist, und es muß schon so gehen; ich weiß nur nicht, ich kann nur nicht sagen —“

„Was denn, Sette?“

Aber das Mädchen schwieg. Vor ihren Augen spannte sich der endlose gerade Weg aus, der ihr Leben bedeutete, ohne Blume am Rande, ohne Licht, ohne Schatten, Grau in Grau, in Nebel und Dunkelheit sich verlierend. Wie sollte sie das ertragen?

Die Mutter ging endlich verstimmt hinaus, um Vorbereitungen für das Abendessen zu treffen und die Schlafstätte des Sohnes herzurichten. Als die Geschwister heimkehrten, die Lampe auf dem Tische brannte und Hans ein paar Pakete daneben legte, dabei lächelnd nach Sette schauend, stemmte er mit einem Male die Arme wie erstaunt in die Seite und sagte ehrlich mitleidig:

„Aber höllisch müde Augen hast du, armer kleiner Käfer!“

Da brach sie zum erstenmal in Thränen aus, in ein recht bitterliches Weinen, wie man nur weinen kann, wenn man jung ist. Sie stand auf und schlich sich in den Salon, wo sie noch immer zur Nacht schlief, riegelte hinter sich zu und gab sich der Wohlthat dieses Schmerzausbruches hin. Man ließ sie gewähren — „eine ordentliche Heulerei macht den Menschen manchmal wieder ganz vernünftig und zufrieden,“ meinte Malle. —

Endlich, als das winzige Weihnachtsbäumchen brannte, kam sie wieder auf den Ruf der Mutter und stand da, den Kopf trotzig in den Nacken gebogen, die verweinten Augen kalt und ernst auf das Flimmern der Lichter gerichtet. Die Tochter ihres Vaters hatte sich in ihr geregt, der zähe Soldatenmut, der ihm eigen gewesen, der sich unter Mühsal und Entbehrungen immer behauptet hatte, sich nicht unterkriegen ließ in schweren und schwersten Tagen — und auch der Stolz, der, so weh er thut, das Rückgrat dennoch stärkt und der Last nicht achtet, die es tragen muß.

Irgend etwas mußte werden mit ihr! — Wer kann in die Zukunft schauen? Vorwärts! Sie wollte weiter leben! — — —

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der „Gartenlaube“.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

Die im Leben der Menschen der Ablauf eines halben Säkulums ein festliches Ereignis ist, dessen Feier zugleich mit der Freude auch Anlaß giebt zu stiller Rückschau, ebenso wird es zum gleichen Anlasse im Dasein eines Blattes, das als ein lebendiges Kind der Zeit deren Freud' und Leid gleich einer Menschenseele miterlebte.

Möge es deshalb auch der „Gartenlaube“ vergönnt sein, ehe sie die Schwelle ihrer ersten fünfzig Jahre überschreitet, zu ihren zahllosen Freunden und Lesern auf der ganzen Erde ein wenig über das zu sprechen, was sie in dieser langen Zeit erlebte, ihnen in kurzen Bildern all die treuen deutschen Männer und Frauen ins Gedächtnis zurück zu rufen, welche ihr als Mitkämpfer für Fortschritt, Aufklärung und Bildung zur Seite standen. Und wenn unsere Leser nach einer solchen Rückschau mit uns das Gefühl durchdringt, daß auch die „Gartenlaube“ ihren Anteil habe an dem Aufschwunge auf allen Gebieten des Wissens und des praktischen Lebens, den unser Volk in diesen jüngsten fünfzig Jahren nahm, dann soll dem Blatte, das heute frisch und kräftig wie nur je im Leben unserer Tage wurzelt, daraus ein neuer Ansporn für sein Wirken in der deutschen Familie erwachsen. Ein fester Hort deutschen Geistes und fortschrittlicher Bestrebungen wird die „Gartenlaube“ auch fürder ihr schönstes Ziel darin sehen, ein Familienblatt in der edelsten Bedeutung des Wortes zu sein. —

Als ein „epochemachendes Ereignis“ sieht das Erscheinen der „Gartenlaube“ in dem großen Geschichtswerk der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, der „Allgemeinen Deutschen Biographie“, verzeichnet, nicht nur wegen der vorbildlichen Wirkung, welche das Blatt auf dem Gebiete der Journalliteratur ausgeübt hat, sondern mehr noch wegen des Einflusses auf die Hebung der allgemeinen Bildung und die Pflege vaterländischen Geistes, der von ihr in stets wachsender Stärke ausging.

Die „Gartenlaube“, deren erste Nummer am 1. Januar 1853 erschien, ist die ganz persönliche Schöpfung Ernst Keils, der sie bis zu seinem Tode — über fünfundzwanzig Jahre lang — mit größter Hingebung leitete.

Ernst Keil kam am 6. Dezember 1816 in Langensalza zur Welt. Damals gehörte die frühere Hauptstadt des kursächsischen Thüringen erst seit einem Jahr als Kreisstadt zur preußischen Provinz Sachsen. Im Vaterhause, in welchem des Knaben Geist und Gemüt reiche Anregungen empfingen, galt strenge Zucht. Sein Vater, ein höh..er Gerichtsbeamter, war in seinen Einnahmen bereits auf eine mäßige Pension beschränkt, als die Notwendigkeit der Berufswahl an den Sohn herantrat. So mußte dessen heißer Wunsch, zu studieren, unerfüllt bleiben; der Beruf des Buchhändlers sollte für die Neigung des Knaben zur schönen Litteratur und seine leidenschaftliche Leselust Befriedigung bieten. Vom Gymnasium im nahen Mühlhausen kam er in die Hoffmannsche Hofbuchhandlung in Weimar als Lehrling. Zu seinen Pflichten gehörte es hier, dem mit Ehrfurcht bewunderten greisen Goethe die wichtigsten neuerschienenen Werke allwöchentlich vorzulegen. Welch hohe Wünsche haben den Jüngling damals durchzittert, wenn Deutschlands ehrwürdiger Dichterfürst wohlwollend über sein Brandhaar strich, als wollte er ihn für seinen Lebensweg segnen! Schon jetzt war in ihm die Sehnsucht lebendig, auch schaffend, nach dem eigenen bescheidenen Maß, sich im Felde der Litteratur zu bethätigen.

Doch nicht bloß die klassischen Erinnerungen Weimars gewannen Einfluß auf seinen Bildungsgang. In den stillen Buchladen des alten Kranachhauses am Weimarischen Marktplatze drang aus der Ferne auch der heiße Atem, klangen auch die aufrüttelnden Töne jener sogenannten jungdeutschen Litteratur, in welcher gerade damals eine neuaufsprießende Ideenwelt sich anlündigte. Diese zunächst rein litterarische Bewegung, die von den Ideen des politischen Fortschritts und dem Ideale einer Wiedergeburt des zerrissenen deutschen Vaterlandes erfüllt war, übte eine mächtige Anziehungskraft auf das Gemüt des jungen Mannes. Heine, Börne, Gutzkow, Laube, alles, was kritisch

oder in dichterischer Form dem neuen Geiste entsprang, wurde nach dem Schlusse des Geschäfts, oft bis tief in die Nacht, mit so leidenschaftlichem Eifer von ihm gelesen, daß es entscheidend ward für die fernere Richtung seiner Anschauungen und seines von Natur allem Unsrischen und Pedantischem abgewendeten Geschmackes. Dann kam das Freiwilligenjahr in Erfurt und 1837 seine Anstellung in der Wengandschen Buchhandlung in Leipzig. Während er seine buchhändlerischen Arbeiten mit Pflichttreue erledigte, begann er sich bald auch litterarisch zu regen. Im jungdeutschen Sinn schrieb er Kritiken und Novellen und führte die ihm vom Buchhändler Philippi in Grimma übertragene Redaktion des Journals „Unser Planet“. Ein Freund und Gesinnungsgenosse Robert Blums, bekämpfte er mit jugendlichem Feuer die reaktionäre Politik Metternichs und des Frankfurter Bundestags, suchte er im Geiste der Fortschrittsmänner Badens und Württembergs auf das Verfassungsleben in Sachsen und Preußen zu wirken. Aber Censur und Polizei waren ihm immer auf den Fersen, bis ihm die Redaktion des zum „Wandelstern“ gewordenen „Planeten“ ganz untersagt ward. Er war Geschäftsführer des Leipziger Hauses Naumburg & Co., als er sich am 8. April 1844 in Magdeburg mit Karoline Aston verheiratete, deren lange vorher verstorbener Vater eine Eisengießerei in Burg betrieben hatte. Und ein Jahr später, im Sommer 1845, gründete der junge Ehemann, ohne eigene Mittel, auch ohne zureichende Unterstützung von Kapital, allein geſtützt auf den Kredit, den ihm sein vertrauenerweckendes Wesen eintrug, ein eigenes Verlagsgeschäft und traf die Vorbereitungen für seine erste publicistische Schöpfung: „Der Leuchtthurm. Monatsschrift zur Unterhaltung und Belehrung für das deutsche Volk.“

Eine letzte Fluthwelle der vormärzlichen Bundespolitik hatte die politische Oppositionspresse, so auch die „Sächsischen Vaterlandsblätter“, das Organ Robert Blums, hinweggespült. Keils Zeitschrift sollte es versuchen, die dadurch lahmgelegten Kräfte in einer Kampfesweise zu vereinen, die sich der Censur und Polizei gegenüber behaupten ließe. Die Hefte, 4 bis 5 Bogen groß Lexikon-Oktav, mit je 2 Stahlstichen — Porträts von Zeitgenossen und meist satirischen Genrebildern — ausgestattet, sollten nach der Anfündigung „unterhaltender und belehrender, in der Belehrung aber durchaus freisinniger, mit der Zeit fortschreitender Natur“ sein. Außer den erzählenden und beschreibenden Texten sollten ausführliche Besprechungen der Tagesfragen gebracht werden, soweit dies in einer Monatsschrift „thunlich und — erlaubt“ sei. Aber schon auf dieses Programm hin wurde das Erscheinen der Zeitschrift in Leipzig untersagt. Die „Expedition des Leuchtthurms“ wurde ins nahe Zeitz jenseit der sächsischen Grenze verlegt; Ernst Keil als Redakteur erbat sich aber alle Zusendungen und Beiträge an seine Adresse nach Leipzig. Es gelang ihm dann wirklich, der Zeitschrift bei offener Polemik gegen die herrschenden Mißstände einen großen Zug im Sinne des politischen Fortschritts zu geben. Zu den Feinden, welche er bekämpfte, gehörte aber das unklare Phrasentum, in das sich so manche an sich erfreuliche freiheitliche und einheitliche Bestrebungen in der Nation damals schon verloren. Dabei vertrat er die Rechte der Deutschkatholiken und Freien Gemeinden und schilderte, unterstützt von Robert Blum, E. Th. Jäkel u. a., in Wort und Bild seinen Lesern die Führer in den Verfassungskämpfen der verschiedenen deutschen Staaten. Gemeinsam mit seinen in Berlin lebenden Freunden Otto Ruppius und Albert Fränkel bekämpfte er in novellistischen Skizzen soziale Mißbräuche und Mißstände, das Massenelend in den Großstädten und Industriecentren, die Webernot in Schlesien und im Sächsischen Erzgebirge. Alles dies konnte natürlich nur im beständigen Kampf mit der Censur geschehen. Schon nach fünf Nummern mußte die Expedition von Zeitz nach Magdeburg verlegt werden, und am Schlusse des ersten Jahrgangs brach Keil in die Klage aus: er wüßte wohl, daß eine rechte Zeitschrift als Gottesgeißel durch die Welt ziehen sollte, als Gottesgeißel gegen Lüge, Unrecht und Druck, gegen alles, was den Menschen entwürdigte, wodurch der Mensch sich selbst entwürdigte — er hätte viel gewollt, aber nur wenig gedurft! „Wo wir die Geißel schwangen, wurden die Spitzen abgeschlagen, und wo wir mit Keulen schlugen, fing man den Schlag auf, zerbrach die Keule und legte Sammet um den Rest, der wohl dann und wann traf, aber nicht mehr wehethat.“ Aber die Drangsale, welche dem Blatte von der Censur bereitet wurden, wuchsen nur. In Magdeburg, Halle, Dessau wurden nacheinander Druck und Verlag untersagt. In Bremen konnte sich der „Leuchtthurm“ acht Monate halten; dann erschien er in Braunschweig, bis auch hier, im Februar 1848, das Verlangen der preußischen Regierung durchdrang, die Herausgabe der Zeitschrift nicht mehr zu gestatten. Besonderes Aergernis bereitete der Censurbehörde das politisch-satirische Beiblatt, das anfangs den Titel „Die Laterne“ führte, dann aber, um der Unterdrückung zu entgehen, immer neue Titel annahm; „Reichsbremse“, „Spitzkugeln“, „Wespen“, „Schildwacht“ waren die weiteren Namen. Da kam der März des stürmischen Jahres, und zu den „Märzerrungenschaften“ gehörte die Preßfreiheit in allen deutschen Ländern. Jetzt konnte Keil endlich die Zeitschrift in Leipzig im eigenen Verlage erscheinen lassen. Er verwandelte sie in ein Wochenblatt, welches in Wort und Bild eine treue Chronik der deutschen Freiheits- und Einheitsbewegung und der Thätigkeit des von ihr ins Leben gerufenen ersten Parlaments für ganz Deutschland, der Nationalversammlung in Frankfurt am Main, ward. Hoch flatterte jetzt sein Panier in den Tagen des Sturms und des Sieges! Doch das Werk der Paulskirche scheiterte, König Friedrich Wilhelm IV von Preußen wies die Kaiserkrone zurück, die triumphierende Reaktion stempelte das Eintreten für die Reichsverfassung zum Landesverrat. An die Stelle der freisinnigen Märzministers lamen jetzt „Staatsretter“ ans Ruder, welche in der Wiederherstellung der vormärzlichen „Ordnung“ das Heil des Vaterlands sahen. In Sachsen wurden vom Ministerium Beust Presse und Litteratur aufs neue der Polizeicensur unterworfen. Gleich vielen anderen liberalen Blättern wurde Keils „Leuchtthurm“ ganz unterdrückt. Er erloſch nun für immer. Aber Keil selbst gab die alte Fahne nicht preis.

Von den politischen Oppositionsblättern, die 1849 für die Reichsverfassung in Sachsen gekämpft hatten, war eines am Leben geblieben: Stolles „Illustrierter Dorfbarbier. Ein Blatt für gemüthliche Leute“. Ferdinand Stolle, der aus Dresden stammte, wo er am 28. September 1806 als Sohn eines königlichen Leibpolitions zur Welt gekommen war, genoß damals als Volksschriftsteller große Beliebtheit. Nach Beendigung seiner juristischen Studien in Leipzig hatte er sich als Journalist und durch historische Romane aus der Zeit und dem Leben Napoleons I einen Namen gemacht. Auch der humoristische Familienroman „Die deutschen Pickwicker“ war mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Ein Jahr, ehe Keil den „Leuchtthurm“ gründete, hatte Stolle, der in Grimma ansässig war, die Idee zu seinem „gemüthlichen“ Wihblatt gefaßt, und den Verlag desselben übernahm jener Verlagsbuchhändler Philippi in Grimma, welcher im Jahre 1838 dem blutjungen Ernst Keil die Redaktion des „Planeten“ anvertraut hatte. Schon damals war Stolle dem letzteren näher getreten. Sie waren bei gleicher Rechtschaffenheit ganz entgegengesetzte Naturen; der Thüringer ein ernst pathetischer, der Sachse ein behaglich humoristischer Charakter. Die Gegensätze wirkten anziehend aufeinander; vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft an waren Stolle und Keil gute Freunde.

Nach dem Erlöschen des „Leuchtthurms“, als „alle freie männliche Rede“ in den vaterländischen Dingen verboten war, in Sachsen aber dennoch der harmlos gemüthliche „Dorfbarbier“ fortfahren durfte, unter der verweisenden Kritik des „Generals von Pulvereund“ die öffentlichen Angelegenheiten mit Freimut zu besprechen, da pries Keil sich glücklich, als sich ihm Gelegenheit bot, das Blatt für seinen Verlag zu erwerben. Im Jahre 1851 hatte sich dieser Wandel vollzogen. Keil gab dem humoristischen Volksblatt eine bessere Ausstattung und wirksame Illustrationen. Der Geschäftskenntnis und außerordentlichen Thätigkeit meines neuen Verlegers,“ so schrieb Stolle später in seinem Lebensabrih, „gelang es, das Blatt binnen einem halben Jahre zu einer Auflage von 20 000 Exemplaren zu bringen.“

Aber während Ernst Keil mit so schönem Erfolge bemüht war, das aufblühende Unternehmen zu fördern, brach eine neue Heimsuchung über ihn herein. Die reaktionären Gewalten hatten sich nicht begnügt, Keils „Leuchtthurm“ zu unterdrücken, er selbst war, gleich vielen seiner Gesinnungsgenossen, denen man

Vor der Drachenschlucht.
Nach dem Gemälde von Fritz Philipp Schmidt.

irgendwelchen Zusammenhang mit der Dresdner Mairevolution nachweisen zu können meinte, wegen Preßvergehens verklagt worden. Als dies geschah, hatte in Sachsen für Preßprozesse noch das Geschworenengericht bestanden, und diesem Umstand war zunächst seine Freisprechung zu verdanken. Als aber auch dieser Märzerrungenschaft der Garaus gemacht war, wurde der Prozeß nochmals aufgenommen. Keil kam vor ein Beauntengericht, und von diesem wurde er zu neun Monaten Gefängnis verurteilt. Anfang April 1852 trat er im sächsischen Landesgefängnis auf Schloß Hubertusburg seine Haft an. Und hier, in der Zelle Nr. 47, ist von ihm die Idee zur Gründung seiner bedeutendsten und erfolgreichsten Schöpfung, der „Gartenlaube", gefaßt worden.

Der Gefangene, der nach Absicht seiner Versolger in der Einsamkeit der Einzelhaft „zur Besinnung" kommen sollte, befand sich in einer verzweifelten Lage. Der Fortbestand seines Geschäfts stand auf dem Spiele, denn dasselbe ruhte einzig und allein auf ihm. Sorgenvoll, aber mit ungebeugtem Lebensmut, mit unerschüttertem Glauben an seine Ideale betrat er die Zelle. Mit seinen fünfundvierzig Jahren stand Ernst Keil im frischesten Mannesalter, und er war seiner jener zielslosen und unpraktischen Schwärmer, deren Rechtthaberei im Jahre Achtundvierzig eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hatte, er war ein Idealist mit ausgeprägtem Wirklichkeitssinn. Jene glückliche Vereinigung von Gefühlsweichheit und Strenge, von Phantasie und praktischem Verstand, welche den Thüringer Volkscharakter überhaupt auszeichnet, war auch seinem Wesen zu eigen.

Hubertusburg, einst als Jagdschloß August des Starken der Schauplatz glänzender Feste, nach seiner Plünderung durch die Truppen Friedrichs des Großen die Stätte des Friedensschlusses, der 1763 dem Siebenjährigen Krieg ein Ende machte, hatte 1840 dem Landesgefängnis für längere Freiheitsstrafen ohne entehrenden Charakter einen Flügelbau einräumen müssen. Im Jahre 1852 war das letztere überfüllt mit „Staatsverbrechern", denen man die direkte Teilnahme an der Mairevolution nicht hatte nachweisen können, die aber der Aufreizung zur Revolution beschuldigt waren. Die Haftlinge erfreuten sich in Hubertusburg einer verhältnismäßig milden Behandlung. Der Gefängnisdirektor Hauptmann Rudolph v. Bünau war ein gebildeter Mann von humaner Gesinnung, welcher den Bildungsbedürfnissen seiner Gefangenen, soweit es die Hausordnung erlaubte, Rechnung trug. Er gestattete, daß solche Häftlinge, die sich selbst beköstigten, auch nach Gutdünken ihre Beschäftigung wählen durften. Doch unterlag die Lektüre der Kontrolle des Direktors. Von politischen Blättern durfte nur die amtliche „Leipziger Zeitung" gelesen werden. Cigarrenrauchen war erlaubt, dagegen war das Brennen von Licht verboten. Vormittags und nachmittags vereinigte eine Erholungspause die Gefangenen in einem kleinen Grasgarten, in welchem auch Turngeräte standen; hier wurden alte Beziehungen erneuert, neue Freundschaften geschlossen. Zu Keils näherem Umgang gehörten zwei spätere Mitarbeiter der „Gartenlaube", der Dichter G. Heubner, früher Diakonus zu Zwickau, und der junge Jurist Karl Wartenburg, der sich bald als Romanschriftsteller hervorthun sollte. Die abgehenden wie die ankommenden Briefe gingen durch die Hände des Direktors. Besuche konnten nur unter Aufsicht empfangen werden.

Der briefliche Verkehr Keils mit seinem Geschäft und mit Stolle machte keine Schwierigkeiten. Alles Wichtige aber vermittelte Keils junge Frau Karoline, die mit den Kindern in dem nur zehn Minuten vom Schloß Hubertusburg entfernten Wermsdorf dauernden Aufenthalt genommen hatte. Sie war eine kraftvolle energische Natur, seit ihrer Verheiratung mit Keil und bis zu seinem Tode sein treuester Kamerad bei allen Unternehmungen. Ihr gelang es, bei ihren Besuchen im Gefängnis dem Gatten solche Zeitungen und Schriftstücke zuzuſteden, die sich der Kontrolle entziehen mußten. Die beiden Kinder, der siebenjährige Alfred und die fünfjährige Margarethe, trugen oft in ihren Kleidern wichtige Papiere eingenäht, wenn sie den Vater besuchten. Die gebildete Frau sorgte aufs umsichtigste für sein Lesebedürfnis, und so konnte er in seiner Zelle die mufreiwilige reiche Muße bestens ausnutzen, um sich mit den interessantesten neuen Litteraturerscheinungen und mit der politischen Weltlage vertraut zu machen. Und alles, was er las, was er hörte in der Unterhaltung mit seinen Haftgenossen, seiner Frau und den ihn besuchenden Freunden, mußte ihn mit der qualenden Sorge erfüllen, ob der „Dorfbarbier" bei der zunehmenden Reaktion, bei dem unverkennbaren Erlahmen des politischen Interesses im Publikum sich auch in Zukunft werde halten können. Es war kaum zu hoffen. Ein Ersatz mußte geschaffen werden oder eine Ergänzung des Blattes in einer Richtung, welche anderen neuerwachten Interessen des Volkes entgegenkam.

Ein solches Interesse war durch die großartigen Fortschritte der Naturwissenschaften, ihre auf praktische Verwertung gerichtete Tendenz und den edlen Drang einer Reihe der bedeutendsten deutschen Forscher geweckt worden, ihre Errungenschaften der gebildeten Laienwelt in ansprechender Form mitzuteilen. 1845 hatte der greise Alexander v. Humboldt den ersten Band seines „Kosmos" erscheinen lassen, das Testament seines geistigen Lebens, bestimmt, das Ergebnis seiner Forschungen zum Gemeingut aller zu machen. Durch das ganze Werk klang der Hinweis auf die Beziehungen zwischen der tieferen Einsicht in das Wesen der Naturkräfte und der geistigen Bildung, sowie dem materiellen Wohlstand der Völker. Um dieselbe Zeit hatte Justus Liebig in seinen „Chemischen Briefen" direkt ausgesprochen, daß die Naturwissenschaft auch fruchtbar für das Staatsleben werden müßte, da sie uns lehre, die einfachsten Mittel zu erkennen und mit dem geringsten Aufwand organischer Kraft die größten Wirkungen zu erzielen.

Das war vor Achtundvierzig gewesen! Nun folgte die Nutzanwendung. Welch ungeheure Kraftvergeudung ohne gegebene Mittel zur Durchführung des Erstrebten hatte die Frankfurter Nationalversammlung betrieben! Jetzt ging die Erkenntnis durch die deutsche Welt, daß der Bau der deutschen Einheit sich nur ausführen ließe, wenn die Mittel und die Grundlage dafür gegeben wären, daß aller menschliche Fortschritt sich nur organisch entwickeln könnte! Nach all den fruchtlosen politischen Debatten sehnte man sich aber auch nach inhaltlich wertvoller Geistesnahrung und festem Halt in der Wirklichkeit. Man suchte in der Beschäftigung mit der Natur, mit ihren großen Gesetzen und Lehren, ihrer herrlichen Erscheinungswelt Trost und Erhebung. Die Sitrovomie, die Mädler im „Wunderbau des Weltalls" volkstümlich dargestellt hatte, fand damals zahllose Jünger in der Laienwelt; zu ihnen gehörte auch Stolle. Unter den Volksmännern, die in der Paulskirche auf der Linken gesessen hatten, befanden sich hervorragende Naturforscher, die nun dem Bedürfnis nach populärer Darstellung ihrer Wissenschaft entgegen kamen: Karl Vogt ließ 1852 den gemeinverständlich gehaltenen „Zoologischen Briefen" die „Bilder aus dem Tierleben" folgen, Rohmäßler vollendete in demselben Jahre sein Werk „Der Mensch im Spiegel der Natur". Fast gleichzeitig erschienen Bernhard Cottas „Geologische Bilder" und Masius' „Naturstudien". Moleschott arbeitete sein epochemachendes Werk „Physiologie der Nahrungsmittel" eigens für das Verständnis des Volkes um.

Aber fast alle diese Gelehrten schrieben doch nicht verständlich genug für die vielen Tausende, denen in der Schule ein naturwissenschaftlicher Unterricht ganz versagt geblieben war. Diese Lücke war noch zu füllen, und in Ernst Keil gestaltete sich der Plan für ein Organ der Volksaufklärung auf naturwissenschaftlichem Gebiete. In seinem Buchverlag hatte er diese Richtung von Beginn an gepflegt. Damals herrschte in Sachsen die Kartoffelseuche; er ließ von Beyer und Fritsch das „Noth- und Hilfsbüchlein" gegen dieselbe schreiben. Eine Unterweisung für junge Landwirte in unterhaltender Form, „Vater Reinhold und seine Familie" von Conrad Lindau, verdankte seiner Anregung ihr Entstehen. Rohmäßlers erstes populäres Buch kam in seinem Verlage heraus. Welche Fülle nützlicher Kenntnisse für Haus und Herd, für die Gesundheitspflege, für das Gemeinwohl galt es aber weiter, allein aus Liebigs und Moleschotts Werken, dem Volke, dem deutschen Landwirt, der deutschen Hausfrau zu vermitteln! Illustrationen sollten das Verständnis dieser Belehrungen erleichtern. Anschaulich mußte dieser Unterricht sein, und nichts wirkte anschaulicher als das Bild! —

Noch war der Plan zu dem neuen Volksblatt nicht völlig ausgereift, da fand sich auch schon der ansprechende, volkstümliche Titel für dasselbe. Das Haus in der Dresdner Straße (Nr. 33) zu Leipzig, in welchem Keils Wohnung lag, hatte einen Vorgarten

mit einer großen schattigen Laube. In dieser hatte sich ein gut Teil des Familienlebens abgespielt. Soweit es die Witterung und die häuslichen Geschäfte erlaubt hatten, war die Mutter dort mit ihrer Handarbeit gewesen; dort hatten die Kinder gespielt und gelernt, dort hatte oft auch Keil am Abend nach des Tags Geschäften gemütliche Rast gehalten.

Nach diesem Ort der Ruhe und des Behagens beschlich die Gatten gar oft innige Sehnsucht, wenn sie nun in Hubertusburg in der Schwüle des Sommers kurze Stunden beisammen waren und über die Zukunft berieten. Ihre Leipziger Gartenlaube ward ihnen zum Inbegriff des häuslichen Glückes, das sie jetzt schmerzlich entbehrten, und diese Vorstellung stahl sich in das Träumen und Planen Keils von dem neuzugründenden Blatte. Zu der Aufgabe naturwissenschaftlicher Aufklärung gesellte sich die andere, dem deutschen Familienleben poetische Anregungen zu bieten, es zu fördern und zu vertiefen! Auf diesem Weg ließ sich das Hauptziel, Pflege des Gemeinsinns und der Liebe zum Gesamtvaterland, noch direkter erreichen. Das Volksblatt müßte auch ein Familienblatt werden, und „Die Gartenlaube“ sollte es heißen! —

Es war Oktober geworden und die ersten Herbststürme brausten um die Eisenstäbe der Zelle. Lange war der Gefangene gedankenvoll auf und nieder gewandert; auf seinem Tisch lag ein unbeschriebenes Blatt Papier. Schon durchwob graue Dämmerung den Raum. Plötzlich hielt er still, griff zur Feder und begann mit energischer Hand zu schreiben. Da es verboten war, eine Lampe zu brennen, mußte die glimmende Cigarre ihr schwaches Licht zum Schreiben geben. Das Programm zur „Gartenlaube“ entstand.

Natürlich mußte das damals von Keil niedergeschriebene Programm in der Praxis der Ausführung schon durch ihn selbst und durch die im Verlauf der Zeit sich ändernden Verhältnisse mannigfache Abänderungen erfahren.

Schnell deutete er in den ersten drei Paragraphen an, wie er den unterhaltenden Teil gestalten wollte. Gute Gedichte, gut illustriert — kurze Novellen, die Stoffe stets der Geschichte des Vaterlandes oder den Zuständen des neuen Volkslebens entnommen. Drittens nahm er in Aussicht besonders interessante Schilderungen der Sitten, Gebräuche und Zustände deutscher und fremder Völker. Dies alles war nichts Neues in der Journalliteratur. Was aber nun folgte, war neu und wurde in seiner Erfüllung maßgebend für die Gestaltung des Blattes von Anfang an und entscheidend für seinen Erfolg! Er wollte in durchaus volkstümlichen und mit Abbildungen versehenen „Briefen“ die wichtigsten und nächstliegenden Fragen aus dem Naturleben besprechen, und diese belehrenden Briefe sollten so geschrieben sein, „daß sie die gewöhnlichsten Handwerker, besonders aber die Frauen verstehen können“. Auch „der äußere und innere Mensch“ sollte in einer Reihe populärer Briefe in gleicher Weise besprochen werden. „Wenn der Mensch sich ganz klar werden will“ — so schrieb Keil in seinem Programme — „so muß er vor allem sich selbst kennen lernen. Das Herz, das Auge, die Zunge, das Ohr, das ganze Nervensystem, Alles spricht darüber, aber Niemand kennt es. Diese Kenntniß des menschlichen Körpers den Wenigergebildeten spielend und auf eine unterhaltende Weise beizubringen, ist der Zweck der Abbildungen und der Briefe.“

Das Blatt, durch das Alter vergilbt und mit verblaßter Schrift, fand sich in Keils Nachlaß. Es trägt die Bezeichnung „Erste Mannotizen zur ‚Gartenlaube‘, niedergeschrieben in meiner Zelle Nr. 47 im Landesgefängniß Hubertusburg, Anfang Oktober 1852 in der Dämmerstunde beim Auf- und Niedergehen in der Zelle“.

Kleine Künstler unter Wasser.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Oberstudienrat Dr. Kurt Lampert.
Mit Abbildungen von August Specht.

„Kleine Künstler“ nannte sich eine Plauderei, in welcher ich vor längerer Zeit (vgl. Jahrgang 1895) den Lesern der „Gartenlaube“ einige Insekten aus der Gruppe der Bienen vorzustellen versuchte, welche durch die Anlagen ihrer Bauten zum Schutz der künftigen Brut das Interesse aller derer beanspruchen dürfen, die einen offenen Blick für die Natur besitzen.

Auch heute wieder möchte ich den Lesern einige kleine Künstler vorführen; auch sie gehören wiederum der Klasse der Insekten an, jener großen Abteilung des Tierreichs, in welcher wir geistige Thätigkeit am höchsten entwickelt sehen.

Wir suchen unsere kleinen Künstler im Wasser, am Grund der Teiche und Bäche. Sie zählen zu den gewöhnlichsten Bewohnern der Wassersammlungen aller Art unserer Heimat, und doch — wie wenig Menschen haben je den unbeachteten Larven, die in ihren selbstgefertigten Hülsen am Boden dahinkriechen, ihre Beachtung geschenkt! Es sind die Sprockwürmer, Hülsenwürmer; die Wissenschaft kennt sie als die Larven der Frühlingsfliegen oder Köcherfliegen, der Phryganeen.

Wenn wir an Abend am binsenbestandenen Weiher entlang gehen, stiegt da und dort ein unscheinbares schmetterlingähnliches Insekt auf; ein matter Flügelschlag trägt es einige Schritte weiter bis zum nächsten Binsenhalm. Wir können leicht an eine Motte denken; unscheinbare Farben, besonders Braun, zeichnen den Flügel. Keine leuchtende Pracht lockt den angehenden Schmetterlingssammler zum Fang; auch in ihrem Charakter und Wesen ist nichts, wodurch die Phryganeen die besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnten. Wie unähnlich sind sie z. B. den glänzenden schillernden Libellen, die in rasendem Zickzackflug im Glanze der Sonne über den See dahinschwirren; glücklicherweise haben sie auch nichts von der Blutgier der Schnaken an sich, deren blutdürstige Angriffe leider so oft den Aufenthalt am See zu verbittern vermögen; unsere Phryganeen führen ein höchst verborgenes Dasein, und selbst vor den Augen der Sammler haben sie wenig Gnade gefunden.

Weit interessanter jedoch als die entwickelten Insekten sind ihre Larven, überhaupt die ganze Entwicklung. Nur in der Nähe des Wassers treffen wir die Frühlingsfliegen. Schon dies deutet darauf hin, daß die Tiere ihre Eier in das Wasser ablegen. Machen wir eine Kahnfahrt, um längs des Ufers an untergetauchten Wasserpflanzen oder an der Unterseite schwimmender Blätter, an hereinhängenden Zweigen der Uferbäume und an den Steinen des Bodens Umschau zu halten, so finden wir im Frühjahr und Frühsommer leicht die Laichmassen der Phryganeen. Da hängt eine tropfenförmige Gallertmasse, mit feinem Stiel befestigt, an einem Steine oder einem Zweig; hier flottiert eine ebenfalls gallertige, wurstförmige Masse im leichtbewegten Wasser; mit Vorsicht gelingt es uns, unsere Funde in ein Glas zu spülen. Eine Betrachtung mit der Lupe zeigt uns, daß in der Gallertmasse Eier zerstreut sind; aber nicht regellos, sondern in bestimmter Anordnung; in den wurstähnlichen Strang z. B. sehen wir zu unserem Erstaunen die winzigen Eier in ganz genauer Spiralform gelagert. Ein besonderer Glücksfall läßt uns vielleicht auch an der Unterseite des Blattes einer Wasserrose einen großen Gallertring finden, den wir nach den vorher gemachten Erfahrungen ebenfalls als die Laichmasse einer Phryganee erkennen; freilich können wir es kaum glauben, daß dieser Ring, der ungefähr 30 mm im Durchmesser mißt, aus dem zarten Leib einer Phryganee stammt. Auch in diesem Ring sind die Eier in ganz genauer und präziser Weise angeordnet.

Bringen wir diese Laichmassen in unser Aquarium und entschlüpfen ihnen glücklich junge Larven, so sehen wir vom ersten Augenblick an bei diesen einen eigenartigen Kunsttrieb auftreten. Die feinsten und kleinsten Sandkörnchen, abgebissene Pflanzenteile von geringster Größe werden von ihnen zu dem Bau eines röhrenförmigen Gehäuses verwendet. Wir erinnern uns, daß wir ähnliche Gehäuse schon oft bei unseren Forschungen gefunden haben, sowohl auf dem schlammigen Grunde des seichten Weihers, den wir vom Kahn aus durchmusterten, ebenso aber auch in den träg dahinfließenden Bächen. Nehmen wir ein solches Gehäuse heraus und ziehen seinen Bewohner aus seinem Versteck hervor, so erkennen wir ihn sofort als eine Insektenlarve. Freiwillig verläßt dieselbe ihr Gehäuse nicht, nur der mit kräftigen Freßwerkzeugen versehene Kopf ragt hervor und ebenso die Brust mit den drei Beinpaaren, mittels welcher die Phryganeenlarve am

Grund der Gewässer dahinmarschiert, feine Furchen im weichen Schlamm hinter sich lassend.

Alle Larven der Phryganeen besitzen die angeborene Kunstfertigkeit, sich ein Gehäuse zu bauen, um in diesem den mannigfachen Fährlichkeiten, welche ihnen drohen, zu trotzen und zu begegnen. Welche Mannigfaltigkeit aber tritt nicht in dieser Bauthätigkeit zu Tage! Nur wenige Arten sind es, die in der Auswahl ihres Baumaterials wenig wählerisch sind; die meisten folgen in der Wahl des Materials, wie in dem für die Wohnung gewählten Stil so genau und exakt dem Herkommen, daß wir häufig schon aus der Form des Gehäuses allein die Art des Tieres zu erkennen vermögen.

Freilich ist auch heute noch die Entwicklungsgeschichte der einzelnen Arten, besonders die Art und Weise des Gehäusebaues der Larven, nur ungenügend bekannt, so viel Verdienste sich auch zahlreiche Forscher auf diesem Gebiete erworben haben.

Eine Uebersicht über die große Mannigfaltigkeit der Larvengehäuse der Phryganeen giebt ein Blick auf die beiden Abbildungen.

Wie vielseitig verstehen nicht die Larven der einzelnen Arten das Material, welches sich ihnen in ihrer Heimat, einem Bach oder einem Weiher, bietet, zu benutzen! Da kennen wir eine Art — sie ist eine der verbreitetsten — welche ihr Gehäuse ausschließlich aus Moos baut; wir sehen sie auf der Abbildung, welche uns die Phryganeenlarven stehender und langsam fließender Gewässer vor Augen führt.

Phryganeenlarven (Limnophilus) stehender und langsam fliessender Gewässer.

Seichte Weiher sind die Heimat dieser Art, und hier bauen sich die Larven ein wirres Gehäuse aus moosigen Pflanzenteilen, ohne eine besondere Norm in dem Aufbau des Gehäuses zu verfolgen; gelegentlich werden Holzstückchen verwendet.

Auch anderen Arten sind kleine Holz- oder Binsenstückchen ein willkommenes Material; in der Art und Weise aber, wie dieses Material zusammengefügt wird, macht sich wiederum bei den einzelnen Arten ein Unterschied geltend: die Larven der einen Art legen die Holzstückchen in der Längsrichtung der Röhre, sie verfahren auch nicht so genau bei der Zusammenfügung der einzelnen Teile, und das Gehäuse macht daher nicht selten einen etwas plumpen Eindruck. Um so exakter arbeiten hingegen andere Larven; da fügt die eine genau gleichlange Pflanzenteile in der Weise quer zusammen, daß ein viereckiges Gehäuse entsteht; eine andere, welche ebenfalls abgerissene Pflanzenteilchen verwendet, setzt dieselben in äußerster Regelmäßigkeit in Spirallinien zusammen.

Nicht selten auch habe ich solche Gehäuse in dem Genist der Donau gefunden, jenem bunten Gemengsel von Pflanzenteilen, welches, von den Wogen hochgehender Ströme zusammengeführt, nach Ablauf des Wassers die Ueberschwemmungsgrenze bildet und für den Naturfreund eine reiche Fundstätte von allerlei Getier bildet. Eine eigenartige Praxis zeigen vielfach die Larven, welche aus Holzstückchen bauen, bei ihrer Verpuppung; durch Abbeißen eines vorderen und eines hinteren Stückes des Larvengehäuses wird dasselbe um mehr als die Hälfte verkürzt, und die beiden Oeffnungen werden dann durch ein braunes Häutchen mit einer kleinen vorderen Oeffnung in der Mitte geschlossen.

Viel verbreitet ist die Anwendung von Sand und kleinen Steinen zum Bau der Hülsen. Während die einen Larven in Bezug auf die Größe des zu verwendenden Materials nicht wählerisch sind, nehmen andere nur Körnchen von genau gleicher Größe, so daß die aus feinstem Sand zusammengesetzte Röhre einen sehr zierlichen Eindruck macht; die Baumeisterin dieses Gehäuses kann zu einer hübschen Spielerei im Aquarium verwendet werden; bietet man dem kunstfertigen Tier statt feinen Sandes kleine farbige Perlen von gleicher Größe, so erhält man bunte, aus diesem Material zusammengesetzte Röhrchen. Die Hülsen dieser sandliebenden Phryganeenlarven sind meist gerade gestreckt oder leicht gebogen. Wir begegnen ihnen in fast allen Gewässern, stehenden und fließenden. Einem stehenden Gewässer entstammt unser auf der nebenstehenden Darstellung abgebildeter Fund; mit unserem Kahn sind wir bei einer Exkursion im Hochsommer in dichtes Schilf geraten; wir ziehen den einen oder anderen Stengel mit Mühe heraus; nicht selten finden wir das in der Abbildung wiedergegebene Bild: der ganze Stengel ist besetzt von kleinen aus Sandkörnchen bestehenden geschlossenen Röhren. Sie gehören einer sehr häufigen Phryganee an, und in ihnen ruht die Puppe in baldiger Erwartung der Verwandlung zum frei beschwingten geflügelten Insekt; die Larve kriecht am Boden umher, und wenn die Zeit der Verwandlung in die Puppe gekommen ist, heftet sie ihr Gehäuse in Gemeinschaft mit vielen Genossen an eine Binse, wie es unsere Abbildung genau nach der Natur zeigt.

Zu dieser Gruppe der Phryganeenlarven, welche ihr Gehäuse aus Sandkörnchen bauen, zählt aber auch eine amerikanische Art, die sich eine gewisse Berühmtheit durch einen wissenschaftlichen Betrug erworben hat, welchen sie sich mit der Gelehrtenwelt erlaubte; von einem der trefflichsten Schneckenkenner wurde eine Schneckenschale beschrieben und in die Wissenschaft eingeführt, die sich später als nichts anderes herausstellte als das Gehäuse einer Phryganeenlarve, welches nicht wie gewöhnlich langgestreckt, sondern völlig in der Form einer Schneckenschale aufgewunden ist.

Sehen wir in diesem Fall eine Schneckenschale in der Form des Gehäuses imitiert, so benutzen andere Phryganeen mit Vorliebe Schneckenschalen selbst, um die Larvenbülse daraus zu bauen. Einige typische Beispiele dieser Art sind auf der ersten Abbildung wiedergegeben. Das ganze Gehäuse ist aus den Schalen kleiner,

in fließenden kleinen Gewässern häufigen Muscheln oder aus Schneckengehäusen zusammengesetzt; oft sind es die ganzen Muscheln, welche verwendet werden, oft nur die eine Schalenhälfte.

Die mannigfachsten Molluskenschalen finden wir zu den Gehäusen dieser Phryganeenlarven (Limnophilus flavicornis) verwendet. Eine größere Anzahl solcher Larvengehäuse ist imstande, uns einen völligen Ueberblick über den Molluskenreichtum des Wohnorts der Larven zu geben; nicht weniger als 19 verschiedene Arten kleiner Schneckengehäuse fand ich als Baumaterial von Phryganeenhülsen, die sämtlich aus einem kleinen Flüßchen stammten. Zur Aufstellung der Schneckenfauna eines Gewässers braucht sich der Forscher also nur an die Phryganeen zu wenden, deren Larven ihm hierbei hilfreich an die Hand gehen. Beim Bau dieser Gehäuse scheinen individuelle Neigungen nicht ausgeschlossen; während die einen Individuen die verschiedensten Mollusken zum Aufbau wählen, so daß die Röhre die reinste Molluskensammlung darstellt — ich fand einmal 8 verschiedene Schneckengehäuse in einer Hülse —, und auch gelegentlich die Köcher kleinerer Artgenossen mitverbauen, wählen andere genau nur eine und dieselbe Art Mollusken als Material für ihre Wohnung.

Phryganeenlarven (Rhyacophora und Glossosoma) aus Gebirgsbächen.

Die Mehrzahl der Köcherfliegenlarven bewohnt, wie schon erwähnt, stehende oder langsam fließende Gewässer. Manche haben sich aber auch dem Leben in schnellfließenden Wasserläufen angepaßt. Die in raschem Lauf über ihr steiniges Bett eilenden Bäche der Mittelgebirge beherbergen eine Anzahl besonders hier sich findender Phryganeen, und auf jeder Exkursion im Schwarzwald können wir ein ähnliches Bild sehen, wie es uns der Stift des Künstlers in der obenstehenden Abbildung vorführt.

Zwischen Felstrümmern, großen und kleinen Gesteinen eilen in eingetanem Lauf die Bergwasser zu Thal, sprudelnd, frisch, wie ein ausgelassener Knabe, selbst im trockenen Hochsommer; gewaltig, mit titanischer Kraft einherbrausend nach Gewitterstürmen und im regenreichen Frühjahr. Unmöglich dünkt es uns, daß in diesem tollen Lauf des Wassers zartere Tiere ihre Lebensbedingungen finden sollen. Wir heben einzelne Steine auf und finden bald an der Unterseite derselben größere oder kleinere Steinchen in einer Weise angeheftet, daß wir das Gebilde sofort als die Gehäuse von Phryganeenlarven erkennen. Die obenstehenden Abbildungen zeigen uns typische Beispiele, beide direkt nach der Natur dargestellt. Aus auffallend großen Steinen verfertigen die Arten der Gattung Rhyacophora ihre Gehäuse; etwas feineren Materials bedienen sich die Glossosoma-Arten; in dicht gedrängten Massen bilden die Gehäuse, in welchen die Puppen ruhen, oft einen förmlichen Ueberzug auf dem als Unterlage dienenden Stein; solange dieser nicht von den Fluten hinweggespült wird, droht ihnen keine Gefahr vor dem in eilendem Lauf über sie hinströmenden Wasser.

Bei diesen beiden Arten ist die Röhrenform des Gehäuses verloren gegangen; wie ein Schild lagern sie auf der Unterfläche auf. Aber auch röhrenförmige, aus feinstem Sand gebaute Gehäuse finden wir in diesen rasch fließenden Gewässern. Den besonderen Lebensbedingungen müssen auch sie Rechnung tragen; während ihre Verwandten in langsam fließenden oder stagnierenden Gewässern gemächlich am Boden dahinkriechen, müssen sie der Gewalt des Stromes Widerstand leisten, indem sie mit dem einen Ende des Gehäuses sich befestigen, und auch dann noch suchen sie einen geschützten Platz aus; die Abbildung zeigt uns auch hierfür ein typisches Beispiel. In einem stattlichen Stein, dessen tiefe Löcher von mancherlei Lebensschicksalen erzählen könnten, haben sich in diesen Löchern zarte Phryganeenlarvengehäuse in ganzen Büscheln angesiedelt. Wie Dewitz neuerdings beobachtet hat, findet sich bei diesen Phryganeenlarven zugleich der sogenannte Rheotropismus, d. h. sie sind empfindlich auf die Richtung des strömenden Wassers und stellen sich so, daß der Kopf gegen den Strom gerichtet ist.

Einige Arten bauen winzige Gehäuse, die dem Auge des flüchtigen Beobachters entgehen und die nur der Forscher, der ihnen nachspürt, entdeckt. An Zierlichkeit der Form der Hülse aber wetteifern diese winzigen Larven mit den größeren Stammesgenossen. Das Gehäuse besteht aus feiner Gespinstmasse, die an der Oberseite mit mikroskopisch kleinen Sandkörnchen, oft auch mit den zierlichen Kieselschalen der Kieselalgen, der Diatomeen, bedeckt ist. Die Form des Gehäuses ist auch bei diesen Arten sehr mannigfaltig. Bald ist es nierenförmig, bald ähnlich dem Kümmelsamen, die Gehäuse anderer Arten wieder erinnern an ein Kelchglas oder eine Flasche.

Noch manches Kapitel wäre herauszugreifen aus der Lebensgeschichte der vielfach unbeachteten Phryganeen, so zum Beispiel, wie die Larven weder durch ihren Aufenthalt im Wasser, noch durch ihre schützenden Gehäuse vor Parasiten geschützt sind. Schlupfwespen, die in der Natur eine so bedeutende Rolle spielen, verfolgen auch unsere Köcherfliegenlarven. Allein wir wollen hierauf nicht näher eingehen, sondern uns begnügen, gezeigt zu haben, daß auch bei manchen Wasserinsekten ein angeborner Kunsttrieb in hübscher Weise sich bethätigt.

Durch den südlichen Schwarzwald.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von J. C. Heer.

Nach einer Aufnahme von Joh. Eichlepp's Hofkunstverlag in Freiburg i/B.

Säckingen.

Grüß dich Gott, Säckingen, fröhliche Waldstadt am grünen Hochrhein! Wie er braust und strudelt! Aus ihm ragt nur flach die Insel St. Fridolins, auf der Jung Werner einst zu blasen angehoben hat.

Drüben aber steht das Lockendste dicht am Strom:

„— eines Gartens wohldurchblühte Au
Und bald verbleicht von Waldkastanienkämmen
Des Herrenschlößleins schlankgetürmter Bau."

Da hat Margareta, des Fräulein von Schönau, gehaust. Eingesponnen von Schefflerinnerungen, wandern wir im kühlaufsteigenden Hauch der Flut durch die alte gedeckte Brücke, eine wetterfeste Galerie, die aus Hunderten von mannsdicken Eichenbalken gefügt ist. In der Mitte steht ein altersgrauer Nepomuk; wie die Hoheitswappen verraten, gehört der Heilige halb der Schweiz, halb dem Großherzogtum Baden an. Hinter der alten Stadt und ihren dicken Türmen schauen uns die langrückigen tannenstruppigen Berge des Schwarzwaldes entgegen. Ihnen gelten unsere Wanderpläne, denn zu lange wollen wir uns nicht von den Erinnerungen an den „Trompeter" umweben lassen, die an allen Ecken und Enden des Städtchens Säckingen lebendig sind. Besonders um das Schlößchen mit seinem tadellosen Schuppenkleid aus grauen Schindeln! In die Stille rauscht der Rhein, und aus den Kronen zweihundertjähriger Wildkastanien gleitet ein Frühlingsregen von Blüten auf die Terrasse und den Strom. In der Mitte der Maienpracht aber erhebt sich der berühmte Musikpavillon mit dem Wappen derer von Schönau und den lustigen Erinnerungen an den Maler Fludribus.

Hier ein Viertelstündchen rückstinnender Rast, dann ein Trunk im „Schwarzen Walfisch", und nun besuchen wir das Grab Werner Kirchhofers, des Trompeters, dessen Stein in die äußere Chorwand des Domes eingemauert und jetzt mit einer Erzbüste Scheffels gekrönt und von einem kunstvollen Eisengitter umschützt ist.

Damit genug der litterarischen Erinnerungen! Säckingen selbst lebt nicht davon allein, sondern vornehmlich von seiner blühenden Industrie, und uns ist es vor allem die stimmungsreiche Eingangspforte für einen Ausflug in den südlichen Schwarzwald.

Auf dem Bahnhof des Städtchens treffen wir die ersten Schwarzwälderinnen im Schmuck ihrer braunen Zöpfe und der schwarzen breiten Schleifen, die wie Flügel über dem Scheitel schweben, die ersten paar feinknöpfigen Bauern aus dem Hotzenlande in ihrer altväterischen Tracht, Leute so stark und so derb wie die Wettertannen, die auf rauher Höhe Schildwacht halten.

Nunmehr besteigen wir die Bahn, die von Säckingen zum Wiesenthal führt. Die Fahrt an die Pforte des Schwarzwaldes ermüdet uns nicht. Sie dauert nur eine halbe Stunde und geht mit einem anheimelnden Rückblick auf das Städtchen, seine vielen Giebelhäuser, alten Türme und modernen Schlote empor in den Bergwald, in dem der aus dem „Trompeter" bekannte See von Tannen eingefaßt in sanftem Eirund träumt.

Noch ein paar Lokomotivenstöße, nun hält der Zug in Wehr, der zweiten Station der Bahn, und da verlassen wir den Schienenstrang und wählen als Begleiter den Wanderstab, denn es giebt kaum einen schöneren Weg, in den Schwarzwald hineinzupilgern, als aus der obstbaumreichen Landschaft von Wehr durch das stilleinsame Wald- und Felsenthal der Wehra. Hier umschließen uns, nachdem wir kaum die baumumschatteten Bauerngiebel des Dorfes hinter uns haben, die Kuppen und verwitterten Granitmauern des eigenartigen Gebirges ganz, und der Schwarzwald umfängt uns mit seinem bezwingenden Stimmungszauber.

Unser Weg, eine zwei- oder dreitägige Wanderschaft, führt uns von Wehr nach Todtmoos, dann hinüber nach St. Blasien, weiter an den Titisee, von wo uns die Höllenthalbahn nach

Freiburg trägt — es ist ein Waldspaziergang großen Stils, durch ein Stillleben und Naturweben sondergleichen.

Aus den Stämmen äugt mit klugen Lichtern ein Rudel Rehe und wendet sich vor dem Herantwandernden gemächlich ins Dunkel des Forstes.

Zwei Stunden schon gehen wir durch die Schlucht der Wehra, über die sich machtvolle frischbelaubte Buchen domartig wölben. Der Fluß hüpft in lebensvollem Spiel und weißen Strähnen von Block zu Block, aus dem Waldgeheimnis der Bergwände schäumen ihm Quellen zu, die weißbrüstige Wasseramsel schießt wie ein Pfeil über die Wellen, ein schwirrender Eisvogel leuchtet wie ein blaues Licht auf, Bachstelzen wiegen sich auf den flußumströmten Steinen, und überall springen die Forellen. Welche tiefe, schöne, wasserduftige Stille! Kein Haus, kaum ein einsamer Wandersmann! — Ein Hüttlein grüßt von hoher aussichtsreicher Felsenmauer über uns, und das malerische Felsenthor des Hirschsprungs und ein hübscher Brückenbogen bilden den romantischen Eingang zum Landschaftsbilde von Vorder-Todtmoos. Nach zwei Stunden treffen wir die ersten Häuser, Schwarzwälder Holzpaläste mit Riesenschindeldächern und einer kurzen blitzenden Fensterreihe, welche die Wohnecke des Hauses bezeichnet.

Sägemühlen, klappernde Räder, allerliebste Illustrationen zu dem Volksliede „In einem kühlen Grunde"! Risch, rasch fährt das blinkende Eisen mit heiserem Klingen einer Hochlandstanne ins Herz, es fällt Brett um Brett! Werden sie Wiege, Brautbett oder Sarg? Das wird sich zeigen, wenn sie aus dem stillen Thal in ferne Städte versendet sind.

„Nein," ruft uns lachend auf unsere Frage nach der Verwendung des Holzes ein junger Knecht, der die Bretter schichtet, in seinem gemütlichen Allemannisch entgegen, „das Holz kommt nicht zu den Schreinern, sondern wird zu Zeitungen und Büchern verarbeitet, bald wird der ganze Schwarzwald zu Papier zermahlen."

„Und der geschlagene Buchenwald da, diese blanken dicken Stämme?"

„Die werden Bürsten," erwidert der muntere Bursche „nur geht jetzt der Handel schlecht."

Industriesorgen im Schwarzwald! Welch ein Bild des Aufblühens aber, wenn wir uns nun in das Hochthal von Todtmoos wenden!

Wehraschlucht bei Todtmoos.

St. Blasien.

Nach Aufnahmen von Photograph Gustav Hahn in Todtmoos.

Hirschsprung im Wehrathal.

Nach einer Aufnahme von Joh. Eichlepp's Hofkunstverlag in Freiburg i/B.

In den Maienraum, in die süße Waldeinsamkeit des Wehrathales schaut von sonniger Höhe ein neues Gebäude wie ein fürstliches Schloß und beherrscht mit Türmen und Balkonen in freiem Ausblick die weite Forstlandschaft. Aber es ist nicht die Wald- und Sommerresidenz eines Großen der Welt, sondern eine neue Heilanstalt, die sich eben den Leidenden geöffnet hat, das „Sanatorium Wehrawald", das bereits 861 Meter über dem Meere liegt und für die Aufnahme von Lungenkranken bestimmt ist.

Der stolze Bau spricht wirklich wie von neuem Leben, das in die stille Landschaft zieht.

Eine Wegkrümmung noch, und wir sind in Todtmoos selbst, dem kleinen hübschen Kurort im hochgelegenen Quellthal der Wehra, einem Dorf, das licht und freundlich zwischen den Schwarzwaldbergen liegt und die in seinem Namensklang ruhende Vorstellung einer öden Hochmoorlandschaft aufs angenehmste enttäuscht. Das Thal ist so frisch und so grün wie nur irgend eines in weiter Welt und besonders anmutig durch die vielen lichten Buchenkronen, die den Ernst des Tannwaldes unterbrechen, durch die Menge der Wasser, die sich im munteren Spiel zur Wehra sammeln und im Hintergrund der Thalmulde in reizenden Fällen springen.

Neues und Altes begegnen sich in Todtmoos, Kur- und Badergebäude im luft- und sonnenfreudigen Stil der Gegenwart mit grünumrankten Veranden bilden einen merkwürdigen Gegensatz zu den altangestammten Riesenbauernhäusern, die wegen ihrer bis tief zur Erde herabreichenden Dächer halb in den Boden

versunken zu sein scheinen, zu dem burgartigen ehemaligen Klostergebäude, in dem die Aebte von St. Blasien Sommerrast hielten, und der stattlichen Wallfahrtskirche. Der Ruf von Todtmoos als einer waldumrauschten Sommerfrische ist beinahe neu, aber als Wallfahrtsort, umrankt von frommer Sage, war es schon im Mittelalter bekannt. Welche sich widersprechenden Bilder, wenn im Sommer das kühle Wehrathal hinauf oder herüber von St. Blasien Wagen voll fröhlichen, bunt gekleideten Reisevolkes in den Ort rollen, die muntere Jugend sich in Scherzen tummelt, zugleich aber die dunkeln Scharen ernster Schwarzwälder Pilger und Pilgerinnen mit gefalteten Händen, gesenktem Haupte und frommem Gesang hinter der Prozessionsfahne in weihevollem Ernste zum Heiligtume des Schwarzwaldes wallen!

Freilich, das Sanatorium, das in seinen dem Süden frei geöffneten Räumen und Liegehallen eine ansehnlich große Schar

blanke Sauberkeit durchs ganze Haus, Trunk und Imbiß munden trefflich, denn sie sind gewürzt vom Willkomm eines gesunden bescheidenen Volkes, das zwar sein Herz nicht auf der Zunge trägt, aber doch auf alle Erkundigungen des Fremden freundliche kluge Antwort giebt. Und mitunter entdeckt man wohl auch eine jener Mädchenblumen mit den ernsten sinnenden Augen, die an Auerbachs „Barfüßele“ gemahnen.

Es sind stille, tiefe Leute, die der kargen Ackerkrume des südlichen Schwarzwaldes das Brot abringen, und wo der Kern ihres Sinnens liegt, das sagen die zahlreichen Kreuze und Passionsbilder an Wegen und Stegen.

Die begleiten uns auch empor auf die Waldstraßen, die uns von Todtmoos nach St. Blasien führen. Ein entzückender Rückblick in die Idylle der jungen Wehra, beim „Roten Kreuz“ auf der Höhe Firneleuchten, als züngelten hinter uns weiße

Sanatorium Wehrawald bei Todtmoos.

Nach einer Aufnahme von Photograph Gustav Hahn in Todtmoos.

von Gästen aufnehmen kann, wird auch eine ernste Stätte sein. Jedenfalls ist der Gedanke, gerade hier im weiten Tannenrevier eine neue Heilstätte zu gründen, glücklich.

Wir aber freuen uns, daß uns noch verliehen ist, im Vollbesitz der Kraft durch die Forste des Schwarzwaldes zu streifen und auf seine Höhen zu steigen. Ein glückliches Wandern durch Farren- und Heidekraut, an übermoosten Granitblöcken dahin durch schweigende Hochforste, und schon nach einer halben Stunde erreichen wir irgendwo die wunderbare Ueberraschung, daß sich im Rahmen der dunkelblauen Schwarzwaldberge die schneebedeckte Kette des schweizerischen Hochgebirges vom Boden- zum Genfersee wie ein aus eitel Duft gewobenes Gebilde am südlichen Himmel erhebt.

Das ist in seiner zarten Pracht ein Anblick, bei dem sich die Seele in ein mildes großes Träumen löst.

Beim Niedersteig treten wir vielleicht zu einem Trunk in eines der eigenartigen alten Schwarzwaldhäuser. Wie hübsch sitzt es sich auf der breiten Holzgalerie oder drinnen in der heimelig ausgetäfelten Bauernstube am festen Hartholztisch! Blitzflammen aus dem feierlichen Gebreit der Forste, dann stundenlanges Waldschweigen, durch das nur etwa eine Vogelschwinge rauscht. Millionen Tannen rings um uns, ein seliges Wachsen gringoldener Kerzen, Lichterstimmern im Moos und dann wohl der Blick in ein weltfernes Thälchen mit Dorf und Kirche und Lokomotivenpfiff, weiß Gott wie weit von uns!

Je heißer der Tag, desto schöner das Wandern, die Forste brauchen Sonne, viel Sonne, bis sie licht dastehen.

Drei Stunden, die Straße windet sich in ein halbverborgenes Thal hinab, und eine Fata Morgana steigt vor uns auf. Ist es nicht eine Fata Morgana, wenn der St. Peter von Rom mit seiner Riesenkuppel plötzlich in der Tannenunendlichkeit des Schwarzwaldes steht?

Geht das mit rechten Dingen zu?

Nichts, nichts sieht man zuerst von St. Blasien als die gewaltige, von einem flimmernden Kreuz überstrahlte Rotunde seiner ehemaligen Abteikirche; erst eine Weile später entdeckt man auch das Städtchen, das sich um das großartige Gotteshaus gebildet hat. Es ist ein malerisches, von Gärten und Anlagen

durchbrochenes Gemenge von Klostergebäuden aus vergangener Zeit und großen und kleinen Sommerfrischegelegenheiten, zwischen denen sich in kristallener Klarheit die Alb hindurchwindet, die vom Feldberg nach Waldshut hinaus zum Rheine zieht. Wie die Wehra für den Kurgast in Todtmoos, so bedeutet die Alb für jenen in St. Blasien dann und wann ein Forellengericht. So groß Kurhaus und Sanatorium in das Ortsbild von St. Blasien ragen, geprägt wird dieses Bild doch am fürstlichen durch die Abtei mit ihrem überwältigenden geschichtlichen Ausdruck. Sie wurde, nachdem sie Jahrhunderte lang eine hellleuchtende Stätte der Wissenschaft im Schwarzwald gewesen war, im Jahre 1805 aufgehoben, zu einer Spinnerei verwandelt und ihre Kirche 1874 durch einen Brand verwüstet. Große Schicksale sind also noch im vergangenen Jahrhundert über sie gegangen — und doch wie stimmungsreich, helle Bewunderung, stille Andacht weckend, steht das Pantheon des Schwarzwaldes mit seinen fünf herrlichen Säulen da, wie ergreift es uns seltsam, wenn wir in die Rotunde unter der Riesenkuppel treten! Vielleicht wirkt der Innenraum gerade, weil kein Beiwerk die Sinne vom Gesamteindruck seiner Architektur abzieht, so stark und feierlich. Wo sind die Bücherreihen, die Kunstwerke, die ihn einst schmückten? Zerstreut nach Freiburg, Karlsruhe, Konstanz, nur in den üppig grünenden Gartenanlagen steht noch ein altes Steinbild des heiligen Blasius, unter dessen Bischofstab drei Brunnenstrahlen aus dem Felsen springen. Und dennoch muß St. Blasien gerade auf geschichtsfreundliche Sommergäste eine besondere Anziehungskraft üben, der Ort ist voll epischer Stimmung, und in alten Chroniken fänden sich vielleicht auch die Gestalten, die weihevolle Stätte mit fesselnden Geschicken zu erfüllen.

Titisee.
Nach einer Aufnahme von Johannes Eichtepp's Hofkunstverlag in Freiburg i/B.

Wunderliebliche Spaziergänge ziehen sich, längs plaudernder Wasser, um den freundlichen Ort. Wie gern möchte man da einen Sommer lang träumen, aber wir sind hastende Menschen der Gegenwart. Wandern, wandern! — —

Frische Morgenwinde wehen, da sind wir schon auf dem Wege nach dem Titisee, und St. Blasien liegt schier in Vogelschau unter uns, während die Klänge des Kurorchesters, das in den Anlagen spielt, verhallen. Der Wald schlägt seine Bogen um uns, einsame Gehöfte grüßen uns auf freien Hochfeldern, wo zähe Leute einer zähen Scholle die schmalen Sommerfrüchte abtrotzen, dann blinkt wieder ein freundlicher kleiner Kurort, und neben uns flutet mit dunkeln Wassern der lange schmale Schluchsee. Birken mit Silberschäften, knorrige Föhren und alte hohle Weiden neigen ihre Zweige in die geheimnisreiche Flut, am jenseitigen Ufer wagt sich ein Rudel Rehe aus dem Walde, äst und trinkt, ein Fischer mit seinem Kinde zieht das Netz in den Kahn, und wo der See in Sümpfen und Lachen endet, schwebt die halb sonnige, halb schwermütige Einsamkeit des Hochmoors über der Landschaft.

Und nun ein erfrischendes Intermezzo, Rast im Gasthaus „Zum Auerhahn", dem schönen, großen charakterfesten Bauernhaus, wo Wanderer, Roß und Rad gern halten, weil es die Marke bildet, daß man die Hälfte des vierstündigen Weges von St. Blasien nach dem Titisee reichlich hinter sich hat.

Das schönste Bild auf der zweiten Weghälfte zum Titisee ist es wohl, wenn der Feldberg zur Linken des Wanderers frei in Erscheinung tritt. Mit seinen fünfzehnhundert Metern Höhe bildet er eine kecke Kuppe und trägt bis in den Mai oder Juni hinein eine weißleuchtende Krone reinen Winterschnees, die ihn als Herrn des Schwarzwaldes auszeichnet. Er ist auch der Wohlthäter der benachbarten Kurorte, da er als herrlichste Aussichtswarte des Schwarzwaldes nicht nur einen sommerlichen Strom bergfreudiger Touristen anlockt, sondern auch ansehnliche Kolonien von Wintergästen an sie fesselt, die sich an seinen Hängen dem fröhlichen Wintersport hingeben.

Unser Ziel liegt aber nicht auf seiner sonnigen Höhe, es liegt im tiefen Grunde.

Da blaut und lacht der wiesen- und waldumkränzte Titisee, ein Frühlingsmärchen im tannendunklen Schwarzwald, und die zahlreichen hellen Landhäuser, welche die Naturfreunde der Menschen an seine Flut hingestellt hat, verstärken den sonnenfrohen, heitern Eindruck des blauen Gewässers, besonders aber die Scharen von Ausflüglern, die sich an den malerisch bewegten Ufern tummeln oder rosfend im jungen Grase liegen. Bunte Sommergewänder, frohe Menschen im Grünen! Das ist immer ein erquickendes Bild. Man spürt bereits die Nähe einer größeren Stadt, des bergfreudigen Freiburg.

Raschen Schrittes geht es durch die blühenden Uferwiesen dem lieblichen Ort Titisee entgegen, der sich im Anblick des Feldbergs behaglich an den See schmiegt. Aus Booten grüßen Lieder, aber auch der Pfiff der Lokomotive gellt grüßend über den schönen See, in dem sich die Berge spiegeln. Der Wanderstab kommt zur Ruhe, die Fahrkarte tritt wieder in ihr Recht.

Welche sonnige Abendfahrt durch das romantische Höllenthal mit seinen wechselnden Bildern von Fels, Wald, Fluß und kleinen Dorfschaften, hinaus nach Freiburg, ins üppige Markgrafenland! Sie ist so entzückend, daß wir es gar nicht beachten, an wie zahlreichen Stationen der Zug hält, sondern nur wonnig empfinden, wie uns nach der Strenge des Schwarzwalds mit jeder Thalstufe, welche der Zug niederkletternd erreicht, eine um so reichere Fülle heiterer, blühender Natur umgiebt, bis wir in Freiburg eine Weile träumen können, wir seien aus herbem Norden in lachenden Süden geraten; denn ein üppigeres Maienbild als Freiburg giebt es nicht leicht wieder.

Schwarzwälderinnen aus dem Amte Neustadt.
Aus „Volkstrachten aus dem Schwarzwald".
(Johannes Eichtepp's Hofkunstverlag in Freiburg i/B.)

Wenn aber die Hitze über den Ländern der Tiefe brütet, da kommt sie von selbst wieder, die Luft, in den tannen- und quellendurchrauschten Schwarzwald zu pilgern, in seinem Odem glückliche Ferien zu feiern.

Sommerseele.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Helene Böhlau.**

Meine Großmutter hatte einen alten Küchenschrank. — „Unter der Linde, aus welcher der alte Schrank gezimmert wurde, hat eine Goetheſche Liebſte geſeſſen.“ Das ſagte die Großmutter, als wir Enkel oben in ihrer Küche zuſchauten, wie die Ananaserdbeeren aus einem kupfernen Topf, in dem ſie in lauter Zucker und Glut ihre duftenden Seelen aushauchten, in Gläſer gefüllt werden ſollten. Die kleine Küche duftete herzbewegend. Der würzige Geruch drang durchs offene Fenſter hinaus in ſonnendurchſchienene Juniluft. Die Schwalben zogen in kryſtallener Bläue ihre zarten, ſchrillen Wonne- und Jagdrufe nach ſich. Der Küchenſchrank bekam ein Geſicht; ich ſah ihn gewiſſermaßen zum erſtenmal. Da ſtand er — aus weichem, wie ſammetweich geſchneuertem Holz, etliche Kupfergefäße, eine meſſingene Theemaſchine — altes Hausgerät, das nur noch blank gerieben, aber kaum mehr gebraucht wurde.

Aus ſeinem Innern drang Brotgeruch; aber ein eigentümlicher Brotgeruch, ein Geruch nach Brotgenerationen, die bis hinab in die Jugendzeit meiner Urgroßmutter reichten.

Unvergeßlich iſt mir dieſer Geruch. Er verband uns mit einer fernen, ferneu Zeit, mit nie geſehenen, nahverwandten, vergeſſenen Menſchen.

„Unter der Linde, aus der dieſer Schrank gemacht wurde, hat eine Goetheſche Liebſte geſeſſen.“ Der Schrank trieb Blätter und Blüten und ward zu einem Baum voller Geheimniſſe. Damals waren die Ananaserdbeeren gerade in Gefahr gekommen, anzubrennen. Es entſtand ein Durcheinander, kleine eifrige Schreie der Großmutter: „Ei — ei — ei — ei — ei der Tauſend!“ Die alte Köchin brummte, die Ananaserdbeeren buſteten auf höchſter Höhe des Duftes. Um den Topf wob ſich eine Wolke weißen Dampfes, der Großmutter lief die Brille an. Sie ſchob ſie auf die Stirn. — Sie rührten und ſchauten.

Die Beeren waren, Gottlob, gerettet. Wir aber wurden hinausgeworfen. Regine, die Köchin, verſtand keinen Spaß, denn ſie war eine alte ſonderbare Perſon mit ſonderbaren Schickſalen, die ihre erſte Jugend im Goetheſchen Hauſe verlebt hatte. Mit zwölf Jahren war ſie Spielgefährtin und Wärterin von Goethes Enkelin Alma, worauf ſie ſich gar viel zu gute that, und von uns Kindern wurde ſie deshalb wie ein heiliges Wunder angeſtaunt und verehrt.

„Großmutter,“ ſagte ich am Abend, als ich mit der lieben Frau in ihrem blumengeſchmückten Zimmer ſaß, „was für eine Geſchichte mag das ſein, von der Goetheſchen Liebe unter dem Lindenbaum, aus dem dein Küchenſchrank gemacht wurde?“

„So,“ ſagte meine Großmutter, „willſt du das wiſſen? — Ja, das war etwas. — So iſt nie ſo recht aus Tageslicht gekommen — Bei uns daheim, in meiner Jugend, war auch gar mancherlei davon bekannt. Die Sache iſt mit den Leuten, die davon wußten, begraben worden.

Mein alter Küchenſchrank, der von der Urgroßmutter ſtammt, iſt freilich aus dem Holze gemacht, von jenem Lindenbaum, unter dem der alten Bäckermeiſterin Bauchion, von der wir die Semmeln bekommen, ihre Großtante mit den Schweſtern geſeſſen hat.“

„Ja, das ſagteſt du ſchon einmal,“ unterbrach ich ſie.

„Das hab' ich oft geſagt,“ wiederholte meine Großmutter, „und oft hat es mir meine Mutter geſagt. Zu deren Ausſteuer kaufte dein Urgroßvater bei der Bauchſchen Familie, die damals Metzgersleute waren, das Holz zu dieſem Schranke, alles ausgetrocknetes Lindenholz —“ und nun erzählte die Großmutter mancherlei, was ſie wußte.

Wir gingen auch an einem ſchönen Sommertage, gegen Abend, mit der lieben alten Frau auf der leichten Anhöhe, von der aus man in das grüne Ilmthal blickt, oben am Horn ſpazieren.

Es war zur Zeit, als die Mohnblumen wie Blutstropfen in den Feldern ſtanden; das Laub der Bäume war von einer ganz erſtaunlichen Dichte und Mächtigkeit, denn noch hatte man unbewußt die kahlen Bäume im Sinn. Und die neue Geſtalt mochte noch etwas Befremdliches an ſich haben. Sie rauſchten ſo weich und voll, wie ſie im Juli, wenn die Blätter härter ſind, nicht mehr rauſchen. Man ſpürte im Rauſchen dieſer Bläſter weiche Zartheit, und es löſte ſich noch ein junger, würziger Duft von ihnen.

Meine Großmutter und ich, wir trugen beide große Mohnblumenſträuße. Um dieſe Zeit zogen wir gar zu gern miteinander aus. Und ich ſah ſie noch, wie eifrig ſie in die Kornfelder einbrach mit einer jugendlichen Freude am Blumenraub. Ich war die Aengſtlichere. „Das geht nicht, Gomelchen, das geht nicht, ſo tief darfſt du nicht hinein!“

„Geh, laß mich, du ſiehſt doch, wie geſchickt ich's mach'.“

Ich: „Wenn dich wer ſieht.“

Sie: „I gar — laß nur!“

Und wie ſie ging, ſo leicht und ungebeugt von Zeit und Erfahrungen, ein lieber Troſt für die, die auch einmal alt werden müſſen. Alter, wo iſt dein Stachel, Kummer, wo iſt dein Sieg?! — Leid und Kummer waren ihr hoch über die Seele gegangen; aber wie ein buntſchillerndes Entlein war ihre Seele immer wieder glatt und ſchimmernd aus der trüben Flut aufgelangt und war im Sonnenlichte weitergeſchwommen.

„Sieh einmal da,“ ſagte ſie und wies auf ein knorriges Taxusgebüſch, das in einem Zaun aus Korneliuskirſchen, die eingeklemmt von kräftigeren Emporkömmlingen, erſticken wollte; ſeine unterdrückten, aus der Erde ſchwer herausgerungenen Aeſte waren mit wenig ſaftigem Grün noch bedeckt.

„Siehſt du, von demſelben Buſche hier haben meine Schweſter und ich in unſerer Kinderzeit im Winter gar oft friſches Grün geholt zum Geburtstag und auch für unſere Pyramide zu Weihnachten. Damals war der Taxus ſchon genau ſo uralt; aber er hatte doch viel mehr Grün. Es war auch noch mehr von ihm da, man ſah damals noch, daß er zu einer Taxushecke gehört hatte.“ Dabei brach ſie mit leicht in dem Gelenk ſitzender Hand einige Korneliuskirſchenzweige, um ihrem alten, treuen Freunde wohlzuthun.

Ich hatte ſie ſchon einmal ſo geſehen, wie ſie die wildgewachſenen Roſenranken auf einem ihr ſehr teueren Grabe beiſeite ſchob, weil ſie den Epheu zu erſticken drohten. Mich hatte damals ein großes Weh überlaufen, wenn ich daran dachte, daß ſie dem Schläfer dort unten das Haar gar oft zärtlich aus der Stirn geſtrichen haben mochte, wie jetzt die Roſenranken von ſeinem Grabe. Und ihre Augen hatten freundlich ernſt dabei geblickt, genau wie jetzt.

Sie ging auf Gräbern, wo ſie auch ging, die liebe, alte Frau, und ſie ging mit einer hohen keuſchen Anmut, die ich nie wieder geſehen habe — bei meiner Mutter in ſchweren Tagen, da ſah ich, wie dieſelbe rührende, heilige Anmut wie ein Schleier ihren großen Schmerz verhüllte. Und ich dachte: So hinterläßt eine Generation der andern das Ornat der wehmütig ſchmerzlichen Menſchenwürde. Unſerer Großmutter Menſchenwürde war ein leichtes, weiches Schleierchen.

Aber ich gehe andere Wege, als ich zu gehen beabſichtige. Ich wollte ſagen, wie ich zur Kenntnis einer ſeltſam ſchönen Geſchichte kam, die ich gar lange Jahre mit mir umhertrug, ehe ich ſie niederſchrieb.

Wir ſtanden alſo vor dem alten Korneliuskirſchenzaun, der den verknorrten Taxus zu erſticken drohte.

„Weißt du,“ ſagte meine Großmutter, „hier, an dieſer Stelle, iſt meiner Mutter Küchenſchrank gewachſen.“

„Hier war das?“ fragte ich betroffen, denn ich wußte nun ſchon ſo manches.

„Ja, hier, hinter dem Zaun, ſtanden zwei große Linden vor einem Häuschen, und darin wohnten ſie. Das Häuschen hat der Metzgermeiſter Bauch abtragen laſſen, weil es jedenfalls baufällig war, und am Ende des Gartens wurde zu meiner Zeit das neue dort gebaut, mit dem Blick auf die Stadt.“

„Was du nur weißt, das ſag' mir doch!“ hat ich, „und daß niemand mehr dieſe Geſchichten kennt?“

„Sie sind vergessen, wie so vieles — vieles,“ sagte meine Großmutter wehmütig. „Die alte Bäckermeisterin, die muß noch allerlei von ihrer Mutter wissen, denn deren Mutter war ja eine von den Schwestern.“

Unsere Köchin Regine sagte einmal, daß es in Goethes Garten zu Goethes Lebzeiten gespukt hat. Sie bleibt dabei. „Was ich weiß, das weiß ich —“ So ist ihre Redensart. — „Und es hat nicht etwa in der Nacht gespukt, sondern am hellichten Tag, mittags zwölf Uhr, und nur im Sommer in heißer Sonnenglut.“

„Das giebt es ja gar nicht, Regina.“

„So?“ sagte sie, „das giebt's nicht? — Und wenn ich Ihnen sage, die Alma Goethe hat's selbst gesehen, als ich dabei war, und ist vor Schrecken ein paar Tage im Bett gelegen — und der alte Herr ist so oft zu ihr hinein. Ich hab' damals immer bei ihr sitzen müssen und weiß, was sie geredet haben — die Alma war damals ein Kind — Gott, so'n drei bis vier Jahr. Ich mocht' so'n zehn, zwölfe gewesen sein, etwa; das weiß ich nicht mehr so ganz genau. Die Alma, was die Enkelin vom alten Herrn war, und ich, wir saßen im Garten, und ich lehrte sie stricken. — Die Alma war ein ganz außerordentliches Kind, und schön, sag' ich Ihnen. Wenn ich an die Hundert werde, die Alma vergeß' ich nicht. — Aus ihren Augen brach's wie Sonne heraus, so braune, große, dunkle Augen in einem Gesicht wie eine zarte Rose, und die Haare goldblond, eine ganze Mähne, nicht zum durchkämmen. Man konnte gar nicht von ihr fortsehen. Sie sprang und hüpfte. Nie sah man sie ruhig gehen. Die war so voller Leben, das ist gar nicht zu beschreiben. Und solche müssen so früh sterben! — — Der Tod von der Alma ist mir seiner Zeit arg gewesen. — Du mein Gott, — du mein Gott! Ach, und wer alles so weiß. Na, wie wir so damals saßen — — — es war in Mitte Sommer, die Rosen blühten am Hause hin, überall blühten auch die Centifolien — und der Eisenhut und der Mohn und die Aglei. — Ja, was der Goetheschе Garten damals gewesen ist, ist nicht zu sagen. — Der Paradiesgarten kann nicht schöner sein. Es war im letzten Jahr des alten Herrn. Geblüht hat's damals, ich sag' Ihnen — nie seitdem hat's wieder so geblüht. Es war, als wüsten's alle Sträucher im Garten, daß der alte Herr bald fort müßte, und wollten Abschied nehmen. — Wir saßen im Schatten; aber heiß war's, kein Wölkchen am Himmel, die Schwalben schrieen, und ein Duft stieg auf von all den Rosen und Blumenzeug. Es mochte so gerade Mittag sein, und still war's ringsumher, als wenn alles vor Hitze eingeschlafen wär'.

Mit einem Mal — da sehe ich, daß die Alma ganz blaß ist, und sie sieht so eigen vor sich hin.

‚Alma!‘ rufe ich — ‚Alma, was ist denn?‘ Sie antwortet nicht und regt sich nicht. Ich faß' vor Schreck ihre Hand; aber sie rührt sich nicht.

‚Ich fürcht' mich,‘ sagt sie jetzt ganz leise, kaum hörbar, wie im Traum. — ‚Es ist jemand im Garten, hier bei uns.‘ Aber sie rührt sich immer noch nicht. —

Da seh' ich den alten Herrn aus dem Hause treten, die Arme auf dem Rücken, im weißen Hauskock. Und wie er so einige zwanzig Schritt von uns noch entfernt ist — da erhebt sich die Alma, geht mit starren Augen, schneeweiß, ihm entgegen, bleibt stehen, faltet die Hände. — Und ich höre, wie sie sagt — aber es klingt wie ein schweres, tiefer Seufzer — ‚O! — o! — o!‘ Der alte Herr ist auch stehengeblieben. Er faßt sich an die Brust und fährt so sacht an seinen Arm hin. Er sieht auch ganz eigentümlich aus — — Und so stehen sie.

Nie im Leben ist mir so bange gewesen, — denn da war etwas, und da sehe ich, daß die Alma ganz matt hinsinkt, ganz auf die Seite, so sanft sah das aus. Ich kann mich vor Schreck nicht rühren und denke, sie ist tot; — aber der alte Herr ist schon bei ihr und hebt sie auf, und hat das Kind in den Armen. Auch er ist ganz, ganz bleich.

Ohne ein Wort zu reden, trägt er sie durch den Garten, und durch die Zimmer, und durchs ganze Haus, und legt sie in ihrem Stübchen auf ihr Bett. — Sie hat die Augen weit auf. — Sie war aber bei sich. Er hielt ihre beiden Händchen in den seinen, und so bleibt er neben ihr sitzen, und keins regt sich. Ich stehe an der Thüre, die ich hinter mir zugemacht habe, und wage kaum zu atmen.

‚Ist dir bange, Alma?‘

Sie schüttelt den Kopf.

Nach einer Weile sagte sie leise: ‚Sie war so schön.‘

‚Wer, mein Kind?‘

‚Die bei dir war, die aus dem Schatten zu dir hin wehte,‘ so sagte die Alma. ‚Kennst du sie?‘

‚Kind — Kind — was sprichst du?‘

‚Du weißt ja,‘ sagte Alma ruhig. Dann fielen ihr die Augen zu, und sie schlief.

Er saß noch lange nachdenklich neben ihrem Bettchen und hielt die kleinen Hände — dann erhob er sich und sah sehr ernst aus. Er erblickte mich und sagte: ‚Verlasse sie keinen Augenblick!‘

Nach einer Stunde schon kam er wieder, nahm wieder an ihrem Bettchen Platz, da erwachte sie gerade und sagte: ‚Haare wie ein gold'nes Schleierchen und dunkle — dunkle Augen.‘

‚Du teures Kind!‘ das sagte er sehr bewegt und ganz erschüttert. ‚Ja, dunkle — dunkle Augen — — das war die Sommerseele.‘ —

Und mir war immer noch so todesangst wie nie um Mitternacht in größter Stille.

Die Leute im Hause hatten immer vom Sommermittagsspuk im Garten gesprochen. Die kleine Alma aber hatte ihn gesehen. — Sie war einige Tage sehr matt, und still, und der alte Herr bebielt sie viel um sich. Gesprochen hat sie nie von dem, was sie gesehen. — Und dann hat sie es wohl wieder vergessen.

Und nun sagen Sie nicht, das hat sich die kleine Alma eingebildet. So'n kleines Kind. Wenn Sie die Beiden gesehen hätten, die Alma und den alten Herrn. Nie sah ich etwas Feierlicheres, als den alten Herrn im weißen langen Schlafrock, wie er das arme, schöne Kind durch den Garten und durchs Haus trug, und dann ihrem Bettchen sah, so tief in Gedanken, daß eins ehrfürchtig davor hätte niederknieen können.“

Reginens Geschichten zogen mich hinter ihr her, so lief ich ihr auch immer nach, wenn sie zum Bäckermeister Bauch ging.

Regine hat mich mit zur alten Bäckermeisterin Bauch genommen, wie schon einigemal. Da haben die beiden Alten viel geplaudert, und ich habe zugehört.

„Mein Vater selig hatte noch die Möbel aus dem kleinen Haus am Horn,“ sagte die alte Bäckermeisterin, „in das die Pfarrerswitwe mit ihren Töchtern nach dem Tode des Mannes gezogen war, dann hat er sie verkauft — schade drum! — Jetzt wär' mancher froh, wenn er sie hätte. Sie waren ganz eigen, weiß und grün gemalen und schön, reich vergoldet und auf dem Schrank ein großes rotes Herz mit Strahlen als Krönung, und auf dem Betthimmel auch, und überall Herzen und Dornenkronen. — So alte Erbstücke sollte eins nicht weggeben. — Es thut mir selbst leid drum.

Eine uralte Zeichnung hatte meine Mutter auch noch immer von ihrer Mutter und den Schwestern; wo die hingekommen ist, weiß ich auch nicht mehr; aber wie oft haben wir sie als Kinder gesehen! Da saßen alle vier Schwestern unter einem Baume nebeneinander. Der Baum stand in der Mitte. Es war nicht schön gemacht; aber die Mutter sagte, ihre Mutter hätte sie erteunen an einem Tuch. Unter jeder Figur stand etwas, und unter dem Bilde stand: ‚Das hat der Aerle gemacht.‘ Und der Aerle, das war der Mann von der Lieschen. Die Mutter sagte immer: Das war ein überspannter Kerl, trotzdem er unser Verwandter war. Ja — ja, so vergehen die Sachen und die Dinge!“

Durch gar eigentümliche Zufälle stehen heutzutage dieselben wunderlichen Möbel, von denen die alte Bäckermeisterin sprach, in meinem Schlafzimmer. Tiefgrüne Schnörkel bedecken wie dichtes Laubwerk einen elfenbeinweißen Grund. Dazwischen sind Dornenkronen und durchstochene und brennende Herzen, als Bekrönung von Schrank und Bett ein großes rotes, brennendes Herz in einer Gloriole von goldenen Strahlen. Reichvergoldete Schnitzereien lassen die märchenhaften Stücke gar prächtig erschienen.

Ein wunderlicher Kauz muß der gewesen sein, der diese

Stücke zimmerte und malte, und man gedenkt des Unbekannten mit Wohlgefallen, ob man eine Schrankthür öffnet oder sich zur Ruhe legt, als einer starken phantastischen Persönlichkeit. —

Unter den Linden, die so wohlvertraut in meiner Seele rauschten, als hätte ich sie selbst gekannt und gesehen, stand ein kleines Haus in einem großen, langen Garten, auf dem lieblichen Höhenzug, das Horn genannt, dem zu Füßen die Ilm rauscht und das alte Städtchen Weimar liegt.

Es war zu jener Zeit noch nicht geheiligt und erhoben vor allen Städten des Deutschen Reiches, sondern lag schlecht und recht, wie es so ein altes Landstädtlein thut, an seinem kleinen, muntern Fluß und träumte so hin. — Und seine Weimaraner wurden geboren und wurden gewickelt und wie Ameisenpuppen in die Wiegen gelegt, und wurden aufgetzogen, und begannen sich zu verlieben, und thaten irgend etwas mit großer Wichtigkeit, und zankten und klatschten, tauften und verkauften, und wurden dann wieder in ihre Särge eingesponnen und in die Erde gelegt.

Vom Horn aus sah man nichts als ein Häuflein grauer, buckliger Schieferdächer, die wie eine Herde mißfarbener Tiere mit Rückenpanzern enggeschreckt zwischen Mauern und Türmen bei einander hockten. Es war ein uraltes Gedränge im kleinen Raum, und es sah aus, als könnten die Mauern ihre gepanzerte Herde nicht bei einander halten, als quölle sie ihnen heraus. Die wenigen Häuser, welche hier und da in Gärten auf dem Horn standen, gehörten wohl auch zu Weimar, aber waren der Enge entsprungen und badeten sich da oben von allen Seiten in Regen, Sturm und Sonnenlicht. Es waren aber alles recht armselige Hütten oder Sommerhäuser, die von Weimaranern zur Gartenzeit einige Wochen benutzt wurden. Das kleine Haus unter den Linden gehörte der Pfarrerswitwe von Süßenborn. Sie war nach dem Tode ihres Mannes mit ihren vier Töchtern und mit all ihrem Hausrat dahinein übergesiedelt.

Das Häuslein enthielt vier Stuben und eine Küche. Haus und Garten und der Witwe kleine Pension waren das Lebensthrot der fünf Weiblein. Der Garten brachte Früchte, Gemüse, Erdäpfel. Die Mädchen hatten die Schule in Süßenborn frei. Wenn eins von der Schule abhol, gesellte es sich der Mutter zu, die eine große Geschicklichkeit hatte im Handschuhnähen und-zuschneiden. Und wer etwas recht Feines wollte, der scheute den Weg nicht und bestellte bei der Pfarrerswitwe seine Festhandschuhe. Sie arbeitete immer nur auf Bestellung und hielt sich nie einen Vorrat, denn sie scheute jede Unternehmung, die Sorge und Grübelei machen würde. Sie hatte ihre vier Mädchen gar wohl behütet und erzogen in der Stille und Abgeschiedenheit auf dem Horn.

Mit den Pfarrersleuten aus Süßenborn standen sie in regem Verkehr, auch mit dem Lehrer und seinen Kindern, und auch in Weimar hatte die brave Witwe einigen Anschluß. — Aber sie ließ die Mädchen nicht oft hinab und nur selten zu einem Tanz oder sonst einer Festlichkeit. Ihr Leben floß friedlich dahin und in einer gar lieblichen Schönheit, wie man es, je weiter die Geschichte vorschreitet, verspüren wird. — Die älteste Pfarrerstochter hatte sich ein junger Pfarramtskandidat, als er in der Nähe von Weimar angestellt wurde, zum Weibe geholt. Sie war aber gar bald als blutjunge Witwe mit einem Kindlein wieder bei ihrer Mutter im alten Haus unter den Linden eingekehrt, und so hatten sie nun, die zwei Witwen und die drei Jungfrauen, ein winziges Bütchen bei sich.

Im Nebengarten, der sich, wie jener der Witwe, sanft abfallend dem Thale zuneigte, hatte sich ein sonderbarer Mensch eingemietet, der seit Jahren schon an der Witwe und ihren Töchtern mit großer Treue hing — ein braver Handlungsgehilfe, Schreiber, Geschäftsführer der ersten Kolonialwarenhandlung unten in der Stadt, für die er durch Tüchtigkeit der Mann für alles geworden war.

An dunklen, einsamen Winterabenden, wenn da oben am Horn kein menschliches Wesen mehr anzutreffen war, und wenn das Licht durch die Herzen der Fensterläden aus dem Wohnstübchen der fleißigen Frauenzimmer in die dunkelste, einsamste Oede hinausfiel, da war es ihnen gar heimisch, wohlbekannte Schritte auf das Häuschen zukommen zu hören.

„Der Uerle," sagten dann eine oder zwei oder alle zu gleicher Zeit — „der Uerle." Die Oede draußen hatte gleichsam eine Seele bekommen, eine sehr freundliche, vertraute Seele. Sie lag nicht mehr gar so tot und unermeßlich in ihrer stillen Dunkelheit um das warme Nest.

Bald folgte ein Klopfen am Fensterladen in immer gleichbleibendem Rhythmus. So klopft nur der Uerle, sollte das heißen, seid ganz ruhig, ihr macht nichts Unrechtem auf! — Nein, es war nichts Unrechtes, was da kam und von einer der Töchter mit der kleinen Oelfunzel — die andern saßen derweil im Dunkeln — hereingeleuchtet wurde.

„Allerseits einen guten, gerufsamen Abend!" erklang dann eine etwas hölzerne, unbiegsame Stimme, und ein Duft nach allen erdenklichen nützlichen Dingen drang mit dem Eintretenden ins Zimmer. Der Duft des Kolonialwarengewölbes, der mit dem Uerle aufs Horn gewandert war: Kaffee und Sirup und getrockneter Stockfisch, und Salzgurken und Zimmet, Mandeln, Citronat und Kardamom, Citronenschale, Lorbeerblatt. All diese Dinge hatten um den langen Menschen eine Atmosphäre gewoben, der er nicht mehr entfliehen konnte.

Die Mädchen sagten: „Er riecht wie ein Weihnachtspunsch." Es roch für das ganze Häuslein nach Festlichkeit, nach heimischem Behagen, nach Geselligkeit.

Die Frauenzimmer waren uneingestandenermaßen dem Uerle dankbar, daß er überhaupt da war. Ohne Uerle wären die Winterabende am Horn gar zu weltverloren einsam gewesen, ohne den Uerle hätten die beiden Linden vor dem Häuschen bei Sturm und Regen gar zu schaurig wie zwei große Riesenbesen die Wolken gekehrt. — Und auch des Nachts war es ein guter Gedanke, daß im Nachbarhäuslein der Uerle lag und schlief, der Uerle, der sein Leben für sie alle dahingegeben hätte.

Trat er abends ein, wurde die Arbeit beiseite gelegt, und sie rüsteten sich zum Musizieren, oder die Mutter erzählte Märchen, gesegnete, uralte Märchen, oder der Uerle las vor, der Uerle, der Tags über am Heringsfaß, an der Kaffeeröstmaschine, am Hauptbuch, im Keller seinen Mann stand, wurde abends ein wirklicher und wahrhaftiger Schöngeist.

Er mußte jeden Tag eine ganz gewaltige Umwandlung über sich ergehen lassen, so eingreifend wie diese Umwandlung der Puppe zum Schmetterling. Und jeden Tag dieselbe Geschichte, das hatte einer aus! Ju jener guten, alten Zeit, da war das möglich, da waren die Nerven der Menschen noch kinderjung, noch nicht gezerrt und gepeinigt wie die unsern, da konnte ein Mensch zwei ganz verschiedene Arten von Dasein führen und in jedem sich ausleben, wie ein Kind am Vormittag Pfarrer und am Nachmittag Räuber spielen kann, beides mit der vollen Kraft seiner Seele.

Nur der Duft des Kolonialwarengewölbes, der war nicht zu vertreiben, der hing sich auch dem Schöngeist an.

So saßen sie, und Uerle kam, mit Büchern gepolstert, die hagere Gestalt hatte allerlei Auswüchse, und jeder Auswuchs war litterarisch bedeutungsvoll. Des alten Musäus Märchen hatte er unter seinem Rock daher gebracht, Wielands Werke, was nur irgend Neues und Altes für ihn erreichbar war.

Das war eine gar wunderliche Sache zwischen Uerle und den Pfarrerstöchtern. Wie mit Ketten hing sein Herz an ihnen. Er wohnte als ihr Wächter und Freund da oben auf dem weltverlassenen Horn, und sie waren ihm alle vier in die Seele hineingewachsen.

Im Winter war es ihm, als stände er Liebchen, der Aeltesten, am nächsten. Die liebte das stille Daheimsitzen, die langen, gemütlichen Abende. Die Bratäpfel kegte stets sie ins Rohr. Das Feuer schürte sie. Die Lampe putzte sie. Sie war, so schien es ihm, im Winter besonders liebenswert. Anne, die blutjunge Witwe — als er dies sanfte Weisen mit ihrem Kindchen im Frühjahr auf der Bank unter den Linden einst sitzen sah, die ersten Stare pfiffen in den Wipfeln, da rührte ihn das sanft sich lösende Weh, das aus den jungen Augen sprach, und die Liebesfrühlingsregung der jungen Mutter zum Kinde und das Frühlingskallen des Kindleins und das zarte Knospen um sie her, und bewegten Herzens verband er sie wieder mit seiner Liebe zum Frühling.

Der Sommer zog herauf, die Felder dufteten, die Mohnblumen standen wie Blutstropfen im blühenden Korn, die Rosen, die Kirschen und alle Sommerblumen im Garten glühten. Die Linden vor dem Hause trugen ihre goldene Blütenlast und

Russischer Pilger.
Nach dem Gemälde von Rob. Büchtger.

dufteten Sommerſcherheit. Mächtige Bienenvölker ſogen an den abertauſend Blüten, und die vollaubigen, dunklen, goldüberſtäubten Bäume dröhnten wie zwei Orgeln, ſo gewaltig war das Summen der Bienenvölker in ihren Kronen. Und abends klang aus den offenen Fenſtern des Häuschens unter den dröhnenden Bäumen Muſik und Geſang. Vier Mädchenſtimmen ſangen zu Spinett und Laute Sommerſehnſuchtslieder. Die ſchwachen Mauern des kleinen Hauſes konnten kaum der Töne Ueberſchwall faſſen. — Das war ein Duften und Dröhnen und Klingen zu Ehren des Sommers, und wer vorüberging, ſah und hörte mit Staunen die dunklen Baumorgeln vor dem ſingenden Haus, das ſeine Klänge nicht zu faſſen wußte.

Uerle liebte die dritte Schweſter Alma wie ein geheimnisvolles Sommerlied, das ſo ſchön und tief war, wie es keines auf Erden giebt, das geſungen und gebetet wird.

Da war nicht eins, das er ſo aus vollem Herzen vor ſich hin hätte ſingen können, wenn er an Alma dachte und an die Sommerherrlichkeit um ſie her. Am eheſten noch das:

„Geh aus, mein Herz, und ſuche Freud'
In dieſer ſchönen Sommerszeit."

Das Lied des alten Paul Gerhard. Uerle war kein Dichter, er kannte die Todesnöte der Dichter nicht, ihre Kämpfe nicht und ihre Qualen nicht. Er pflückte nur ganz friedlich die Schönheiten, die aus dieſen Qualen und Seligkeiten wuchſen, und wenn er Schöngeiſt wurde, wurde er Dichterfreund, ſo ehrfurchtlos und hingebend, wie die Dichter wahrlich wenig Freunde auf Erden gehabt haben.

Saß er abends unter den dröhnenden Bäumen und hörte auf den Geſang der Mädchen, ſo rannen ihm vor Seligkeit die Thränen über die Wangen.

Alma, das wundervolle blonde Mädchen mit den dunklen, geheimnisvollen Sommeraugen, der ſehnſuchtsvollen Stimme, hatte in den Sommerwochen einen Anbeter, wie ihn ſich ein Götterbild nur hätte wünſchen können, und er duftete ſogar wie Weihrauch, nach Lorbeer, Kaffeepulver, Citronenſchale und Kardamom. Er trieb thatſächlich einen verſchwiegenen Gottesdienſt mit ihr. Er betete an, er kniete nieder. Freilich nur in ſeiner Vorſtellung, denn nie hätten ſeine ſteifen, ſpießbürgerlichen Glieder, die ihm die ſchönheitstrunkene Seele zuſammenbielten, ſich zu ſolchem Götzendienſt hergegeben.

Sie war für ihn die Blüte des Sommers oder deſſen Frucht. Im Winter war es ihm, als ſchliefe ſie, als wenn man ſie nicht wecken dürfte, da hatte ſie etwas ſo tief Sehnſüchtiges — Wartendes, daß ſie ihm immer zu Herzen ging. Ihm war's, als ſtürbe ſie jedesmal mit dem Sommer. Sie blieb dann ſein Sorgenkind; aber er ſah im Herbſt Ulrichen zu einem rotbackigen, köſtlichen Herbſtapfel werden. Das übrige Jahr ſtand er mit ihr auf Kriegsfuß.

Uerle kam ſchwer aus ſeinem Seelenfrieden und hielt wohl für das wichtigſte Geſetz, Frieden zu halten mit ſich ſelbſt; ſo hatte er ſich auch mit dem wunderlichen Schickſal, ſich in vier Frauen zu verlieben, kunſtvoll abgefunden.

Im Grund ſeiner Seele liebte er aber auch noch die zarte, ſanfte Mutter der vier Mädchen. An ihr hing er Frühling, Sommer, Herbſt und Winter und wurde nicht müde, der alten, lieblichen Frau zu dienen, wo und wie er konnte. So hatten die Frauenzimmer auf dem Horn wirklich einen erprobten Freund, auf den ſie bauen und dem ſie trauen konnten. So verſchwiegen Uerle auch ſeine vierfache Liebe hielt, ſo lebten die Mädchen doch in der Sonnenwärme dieſer Liebe und gediehen in Weltfremdheit und Einſamkeit gar herrlich.

Es war an einem Sommerabend, da kam Freund Uerle und ſah feierlich aus. Er trug auch ſein Feiertagsgewand und hatte in der Bruſttaſche einen kleinen litterariſchen Auswuchs.

„Er hat etwas in der Taſche," ſagte Alma, „er bringt etwas Schönes."

„Ja," ſagte Uerle bewegt, „die Jungfern werden Augen machen. Wir ſetzen den Tiſch unter die Linden, und den bequemen Stuhl der Frau Mutter tragen wir hinaus. Ich werde beim Bienengeſumme etwas leſen, wie wir alle, alle noch nichts gehört haben. — Wollte Gott," ſetzte er hinzu, „ich dürfte niederknieen und dem herrlichen Menſchen die Hände küſſen.

Und noch eins: ehe ich anfange, wäre es ſehr ſchön, wenn

die vier werten Jungfern“ — die junge Witwe wurde dabei nicht weiter berücksichtigt — „ein Lied zum besten geben wollten.

Meinen guten Rock hab' ich schon angezogen; aber die Seele muß auch rein werden von allem, was ihr anhängt.“

Die Mädchen waren gern bereit und sangen, und er saß unter den Linden. „Herr Gott,“ sagte er, „was für ein glücklicher Mensch bin ich doch! Wissen Sie noch, Frau Pfarrerin, wie wir einander kennenlernten, — wie ich Ihnen den Kaffee, Zucker, Reis und Mehl selber heraufrug, weil ich mich hier oben gern ausruhen wollte — und wie mir's gleich so sehr gefiel? Sie setzten mir damals ein Schälchen Kaffee für den langen Weg vor, und wir kannen ins Plaudern. — Wie die Zeit dahingeht, Frau Pfarrerin!“ —

Als der letzte Ton des Liedes verklungen war und die Mädchen heraustraten, holte Uerle den Stuhl für die Frau Mutter, setzte sich an den Tisch, brachte weihevoll und langsam ein Büchlein aus der Tasche und sagte: „Das ist von einem geschrieben, gegen den alle andern bisher gar nichts sind — aber auch gar nichts!“

„Das hat er schon so oft gesagt!“ meinte Ulrikchen und lachte.

„Und hat er nicht recht gehabt, war nicht eins schöner wie's andere?“ meinte die kleine Witwe.

„Ja,“ sagte die Mutter, „zu Dank sind wir dem guten Uerle verpflichtet.“

„Werteste Frau Pfarrerin, der Dank ist ganz auf meiner Seite.“

Wenn Uerle höflich wurde, stand es bedenklich um ihn, da brannten auch seine Ohren, und wenn die Ohren ihm brannten, stand das Herz ihm in Feuer. Und die Höflichkeit war gewissermaßen das Ventil für seine Leidenschaften. Seine Glieder, seine Stimme, seine Bewegungen, alles lag bei dem armen Menschen in Fesseln und Banden und Steifheit. — O, hätte er die Höflichkeit nicht gehabt, so wäre er gewiß vor Extase schon zersprungen.

„Ich bitte,“ sagte er gemessen, „die liebe Frau Pfarrerin und die verehrten Jungfern, ganz andächtig zuzuhören!“

Er schlug das Buch auf und las: „Des jungen Werthers Leiden.“

Die Bäume dröhnten vom Summen der Bienenvölker. Im Himmelsblau jubilierten die Lerchen ihr Abendlied, und das Korn duftete den großen Opferduft der weiten Ebene.

„Des jungen Werthers Leiden,“ las er noch einmal und machte wieder eine Pause.

„Nun?“ fragte Ulrikchen.

„Verzeihen Sie — wenn Sie wüßten. Wissen Sie, daß Tausende von jungen Herzen jetzt in ganz Deutschland hingerissen sind, daß man nicht ein und aus weiß unter der Jugend vor Begeisterung? — Unten in Weimar hörte ich, daß es schon Jünglinge gäbe, die sich ganz so kleideten, wie in diesem Buche der junge Werther es tut. Ja, so etwas geschah noch nicht. Heute nacht hab' ich gelesen und gelesen und gelesen, und wenn es die Schicklichkeit erlaubt hätte, wär' ich da schon herübergelaufen und hätte vor dem Fenster im Mondenschein das Wundervolle Ihnen allen vorgelesen.“

„Nun, so beginnen Sie doch!“ meinte Ulrikchen.

„Ich habe immer gedacht,“ sagte Alma ruhig und sinnend, „es müßte einmal etwas Wundervolles geschehen. — Ein Tag ist wie der andere, und es muß doch einmal etwas geschehen, daß man vor Wonne sterben könnte.“

„Du mein Gott, Kind,“ sagte die Pfarrerin, „versündige dich nicht! — Danken muß man Gott, verläßt ein Tag wie der andere. Gutes kommt selten, und vor dem Bösen möge der Herr uns behüten.“

„Ich meine,“ sagte Alma, „ein jeder Mensch müßte einmal blühen wie ein Rosenstrauch oder wie unsere Lindenbäume.“

Ulrikchen lachte. „Und die Bienen müßten einem dann um den Kopf summen wie hier.“

„Nein,“ erwiderte Alma ernst, „die müßten einem im Herzen summen, in der Seele, es müßte alles klingen und schwirren vor Seligkeit. Ich weiß gewiß,“ sagte Alma ganz feierlich, „ich war einmal ein Rosenstrauch, ehe ich der Mutter Tochter wurde, der hat ungezählte Rosen getragen, ungezählte — ist ganz zu lauter Rosen geworden — und ist so selig gewesen. Und der Duft aller Rosen war die große, große Freude seines Herzens.“

„Ach, Alma,“ meinte Ulrikchen, „so red' nicht so dumm — und sag' nicht!“

„Jungfer Ulrikchen,“ sagte Uerle erbleichend, „Sie müssen die Schwester reden lassen! — Ja, um Gottes willen, lassen Sie sie reden! Reden Sie, Jungfer Alma, das wird Ihnen wohlthun! Es ist eine heilige Stunde jetzt, und das, was Sie sagen, weiß ich ja, weiß ich ja längst.“

„Nun hört sich aber alles auf!“ rief Ulrikchen.

„Ja, was ist Ihnen denn?“ fragte die Frühlingsliebe, die blutjunge Witwe.

„Nein — nichts — nichts!“ sagte Uerle verwirrt. „Ich erschrak nur, daß sie es auch weiß.“

„Aber was weiß?“ meinte die Pfarrerin. „Träumt ihr denn?“

„Nein, nein,“ sagte Uerle, „es ist auch gar nichts — Gott wolle die liebe Jungfer Alma behüten!“

„Na, der Wunsch wäre am Platz gewesen, damals, als sie gar so ein schöner Rosenstrauch gewesen ist, da hätte man einen Stadtsoldaten davor stellen müssen, denn ich hätte mir auch einen Arm voll gelangt,“ sagte Ulrikchen.

Uerle kam aber nicht leicht aus seiner Verwirrung, denn Alma hatte ausgesprochen, was er dunkel gefühlt. Sie empfand wie er selbst, daß sie gar eng und geheimnisvoll mit dem Sommer zusammenhing. Es überschauerte ihn. Er fühlte sich ihr nah.— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Am vierten Mai: Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Bester Freund, was ist das Herz des Menschen!“ begann er zu lesen, und las weiter.

Und zu viel hatte er nicht gesagt. Sie waren, als er für dieses Mal das Buch schloß, jedes in seiner Art davon benommen. — Sogar Ulrikchen, die einen losen Schnabel der Litteratur gegenüber hatte, gab sich drein, es sehr, sehr reizend zu finden.

Alma war ganz still.

„Nun und Sie, Jungfer Alma, was sagen Sie?“

Sie sah ihn bittend an. „Man bringt ihn ins Gered' mit dem Sprechen darüber. Er hat sich das nicht gedacht, als er's schrieb, daß so viel fremde Leute es lesen würden.“

Uerle sagte, etwas lächelnd: „O nein, Jungfer Alma, er hat ein großer Dichter damit werden wollen.“

„Nein, gewiß nicht!“ sagte sie hastig.

„Aber nein, so eine Idee! Meinen Sie, die Dichter schreiben und dichten nicht für den Menschen und für den Ruhm?“

„Ja, die anderen; aber das sind ja doch dann wohl auch keine Dichter, das sind Krämer.“

„Ich bin müde,“ sagte sie, stand langsam auf, nickte allen eine Gute Nacht zu, küßte die Mutter auf die Stirn und trat ins Haus.

„Sonderbares Frauenzimmer,“ meinte Ulrikchen und gähnte. Uerle verabschiedete sich auch. Als sie unter sich waren, meinte die junge Witwe: „Der Uerle scheint sich in unsere Alma verliebt zu haben.“

„Na, das hat er nicht,“ antwortete Ulrikchen, „der Uerle liebt uns alle ein für allemal miteinander und damit basta!“

Uerle war diesen Sommer ganz außer dem Häuschen, wie sie in Weimar sagen. Was er vom Verfasser des jungen Werther erlangen konnte, das brachte er angeschleppt und war in einer wahren Aufregung. „Werthers Leiden“ behielt den Platz auf seinem Herzen.

Ulrikchen erkundigte sich oft, ob das eine unheilbare Geschwulst unter seiner Brusttasche wäre. „Wenn man nur dem armen Uerle eine recht unglückliche Liebe verschaffen könnte“, neckte sie ihn im Beisein der andern, „damit er sich nach Werthers Leiden abtrageln könnte. — Wär' das ein Hochgenuß!“

„Jungfer Ulrikchen,“ sagte Uerle einmal bekümmert, „ich bin ein ganz armseliger Mensch; zu meiner Schande muß ich gestehen, mir fiele wahrscheinlich in des jungen Werthers Fall irgend eine vernünftige friedliche Lösung ein. Ach, ich bin ein nichtsnutziger Kerl!“

„Jetzt weiß ich mir aber keinen Rat, Uerle, ist Er denn ganz närrisch geworden?“ sagte bei so einer Gelegenheit die gute Frau Pfarrerin bekümmert. „Hab' ich doch mein' Tag solch sündliche Thorheit nicht gehört! Wo hat Er denn sein Christentum,

Uerle? Mein Gott, der ganze Herr Goethe reicht unserm Uerle das Wasser nicht, was Treue und Bravheit und friedliche Lebensführung ist — und macht ihn uns doch ganz närrisch!

Ich wollte, er hätte das Geschreibe unserm Uerle überlassen, da wäre eine friedliche und moralische Sache dabei herausgekommen!"

„Hochzuverehrende Frau Pfarrerin," antwortete ganz verwirrt und erregt Uerle, „das hätte ich nicht gedacht, daß so eine vernünftige, kluge Frau solch eine Blasphemie zu sagen imstande wäre."

„Was wäre?" fragte die Pfarrerin. Uerle verdeutschte es ihr.

„Da sei Gott vor!" rief die Pfarrerin, „und was hat das mit euch jungen, thörichten Leuten zu thun?"

„Mit uns? — Mit uns?" schrie Uerle. „Ja, will uns denn die Frau Pfarrerin vielleicht in einen Topf thun?"

„Ei was," sagte die Pfarrerin, „ich halt' mich an die Menschen, und da gehört ihr ja wohl zu einander. Ein bißel klüger oder weniger klug, das spricht nicht mit."

„Herr Gott im Himmel! — Herr Gott im Himmel! So eine Frau! — Uns zu einander!" Uerle war ganz außer sich.

„Ach was, Genie," sagte die Frau Pfarrerin, „ein guter Mensch soll einer sein."

„Hier handelt sich's aber nicht darum, sondern um eine Liebesgeschichte, um ein herrliches Kunstwerk, Frau Pfarrerin!"

„Ja, ja," sagte die gute Frau, „solch ein herrliches Kunstwerk hat jeder durchgemacht, und alle werden's durchmachen, aber da sei Gott vor, daß sie's auch alle beschreiben und wenn sie's noch so schön thäten! Ich kann nun einmal die Dichterslent nicht so unmäßig bewundern. Und lieber ist mir allemal einer, der sein Heiligstes ins Herz verschließt, wie Sie, Herr Uerle."

„Liebwerte Frau Pfarrerin, das lassen Sie nur sein, mich hier zu nennen. Nicht wert bin ich, ihm die Füße zu küssen."

„Pfui!" rief die Frau Pfarrerin, „und das sagt ein Mannsbild, weil einer eine Liebesgeschichte artig vorzutragen weiß. Ei, sind Sie denn ganz des Kuckucks! Ist denn so ein Mannsbild als Mensch ein rein Garnichts, und nur, was so einem eingetrichtert ist, oder seine Kunstfertigkeit gilt etwas. Da lob ich mir die Frauenzimmer, die müssen als Menschen etwas gelten, wenn sie gelten wollen. Die hat ausgespielt, die als Mensch nichts gilt. Mannsbilder sind doch ein ganz unnatürliches Volk!"

Die Frau Pfarrerin war mit ihrem guten Freund Uerle gar nicht mehr so recht zufrieden und gar, als er an einem trüben Novembertag, ohne anzuklopfen, abends ins Zimmer gestürzt kam und gar nicht zu Worte kommen konnte, weil er ganz außer Atem war.

„Nu, aber was?" fragte seine alte Gönnerin etwas ungeduldig.

„Ach, verzeihen Sie, sie haben unten in Weimar den Goethe —"

„Was?"

„Ja — das haben sie! — Sie haben ihn lassen holen. Unser junger Herzog ist genau so vernarrt in ihn wie . . . . ." Uerle sprach respektvoll nicht aus.

„Ach, das lassen Sie sich doch nicht weismachen, der ist ja bürgerlich! — Wo werden die! — Die sehen ihn sich einmal an, warum nicht? Langweilen thun sie sich ja so; dann lassen sie ihn aber laufen."

„Nee, nee! Damit wird's nichts!" rief Uerle sehr erregt. „Unser kleiner Herzog soll nicht mehr ohne ihn leben können."

„Ohne einen Bürgerlichen? — Sei'n Sie nicht komisch — das sagen Sie wem anders!" rief die Pfarrerin gedrgert.

So vernagelt, wie Sie glauben, Frau Pfarrerin, ist unser junger Herzog nun doch noch nicht. Goethe ist eben doch unten und bleibt auch, und damit basta, und Feste giebt's auf Feste. Sie sollen alle ganz des Kuckucks sein. — Na, geklatscht wird jetzt schon, daß es eine Art hat. Gesehen habe ich ihn noch nicht — aber . . ."

„Der Uerle wird jetzt irgendwo Posto fassen und lauern, und wir werden das Nachsehen mit dem Uerle haben," meinte Ulrichen.

„Beileibe nicht," antwortete er — „aber Sie werden sehen, Sie werden sehen —"

Mit Uerle war es den ganzen Winter nicht richtig. Die übrige Litteratur ließ er liegen und summte „Wanderers Sturmlied", wo er ging und stand, und deklamierte es den Pfarrersleuten, und „Göß von Berlichingen" las er abends mit heiliger Inbrunst. In keinem Hause drunten in Weimar mochte des jungen Herzogs Freund so gefeiert werden wie im Häuschen am Horn.

Der heilige Augustinus sagt: „Verlangt dich nach der Erde, wirst du zu Erde. Verlangt dich nach Gott — was sage ich — so bist du Gott."

Verlangt dich nach Goethe, wirst du zwar nicht Goethe; aber du könntest es bis zu dessen Abschreiber bringen. So erging es Uerle. Ein Februarabend fand ihn über ein Goethesches Manuskript gebeugt. Seine Ohren brannten, seine Seele war ungeheuer zusammengefaßt. Der Dichter konnte nicht weltentrückter geschaffen haben, als Uerle abschrieb. Ja, er hatte den Mut gehabt, Herrn Goethe seine Dienste anzutragen, und war für gut befunden worden zu einer Abschrift.

Jetzt hörten fürs erste die Abende bei Pfarrers auf, denn Uerle schrieb nächtelang. Am Morgen aber, ehe er ins Geschäft ging, brachte er Alma das Manuskript, und sie mußte es in seinem Beisein in ihre Lade schließen und versprechen, den ganzen Tag das Haus nicht zu verlassen.

Der Sommer zog wieder herauf.

Die langen Tage, die kurzen Nächte, die heißen Stunden bewegten sein Herz.

Almas Schönheit strahlte, ihre Laune war so warm, so sonnig; was sie that, that sie mit großer Freudigkeit. Mit den warmen, großen Tagen erwachte sie zu ihrem Lebensfest.

Unter ihren Sommerblumen im Garten mußte man sie sehen, um ihr Wesen ganz zu fassen. Da lag über der jungen Person eine Seligkeit gebreitet, wie sie eines Menschen Wesen nur im Augenblick höchsten Glückes durchleuchtet, vielleicht einmal im Leben, wenn die schweren körperlichen Stoffe von Lebenswonne ganz durchdrungen sind.

Wer aber die Erinnerung in sich trägt, als Rosenstrauch einst geblüht zu haben, dem ist die heilige Sommersonne Glücks genug, um ganz in Freude aufgelöst zu werden.

Die Pfarrersmädchen saßen an einem stillen Abend mit der Mutter im Wohnzimmer und sangen, während Alma sie am Spinett begleitete. Die Linden trofften in voller Blütenpracht, und ihr Duft hatte wie jedes Jahr die Bienenvölker angelockt. Die Bäume dröhnten vom Bienensummen und Brausen wie zwei Orgeln, und das Häuschen schien die süßen, starken Klänge der vier Frauenstimmen in seinen Mauern nicht fassen zu können. Es strömte über.

Ein leichter, warmer Regen fiel.

Drei junge Männer, die ein Spaziergang herausgeführt haben mochte, standen und lauschten. Mitten in wogenden, blühenden Kornfeldern ein singendes Haus und musizierende Linden davor, das war eine gar wunderlich liebliche Sache.

Der Gesang verstummte. Da ging einer von den Dreien dem Hause zu und bedeutete die beiden Anderen, sie möchten ein wenig zurückbleiben. Er öffnete die niedere Gartenthür in der Taxushecke, trat unter die Linden und fand sich einem dunkeläugigen Mädchen gegenüber, das soeben aus der Hausthür trat und erstaunt auffuhr.

Der Fremde grüßte artig und sagte: „Wir suchen einen gewissen Uerle, der hier auf dem Horn wohnt; könnte die Jungfer uns Auskunft geben?"

„Du mein Gott," antwortete das Mädchen bewegt, „den Uerle? Ja, der Uerle wohnt hier oben — aber — er ist nicht da." Sie sprach erregt. „O, vielleicht kommen Sie wegen der Abschrift?"

„Ja, deshalb komme ich freilich." Das Mädchen war ganz verwirrt; eine tiefe Glut floß über ihr Gesicht. Sie schaute den Fremden wie hilflos an, und schaute in zwei Augensonnen hinein, in denen, wie in den ihren, die große Weltfreude strahlte, die Wonne am Sein, der Sommerfriede. Sie blickten

einander an, und in jedem Gesicht war ein Ausdruck von Betroffenheit. Beide vergaßen einen Augenblick, zu fragen und zu antworten.

„Nein, er ist nicht hier, der Uerle. Er ist noch unten im Geschäft. Das Schriftstück aber, das habe ich in meiner Truhe."

„Da ist es ja prächtig aufgehoben!" rief der vornehme schöne Mensch, froh aufsachend.

„Wollen Sie bei uns eintreten?" fragte das Mädchen nach einer Pause bewegt.

„Wenn Sie erlauben, da möcht' ich aber auch für meine Freunde bitten. Der Regen wird stärker." Er winkte den beiden Anderen, zu kommen.

Alma führte klopfenden Herzens die Fremden ins Haus. Sie schritt ihnen voraus in das Wohnzimmer, ging auf ihre Mutter zu, die sich erhoben hatte, legte den Arm um deren Schulter, neigte den Kopf an deren Wange, deutete leicht auf die Eintretenden und sagte, unbeschreiblich in ihrer Bewegung: „Mutter, der Herr Goethe kommt zu uns!" Es war ein so tiefer Herzenston und die Art, wie sie es sagte, so ungewöhnlich, so rührend schön, daß alle erstaunt aufblickten, Schwestern und Mutter, und die Fremden traten, wie geweiht durch das Gebahren des schönen Geschöpfes, ein und wurden freundlich bewillkommt.

Die Frau Pfarrerin reichte dem jungen, berühmten Mann die Hand und sagte auf ihre einfache, würdige Weise: „Wir haben gar schöne Stunden durch Ihre Werke genossen. Unser Freund Uerle wurde nicht müde, uns vorzulesen und zu erzählen."

Die Begleiter waren zwei junge Stollbergs, die nicht Worte genug fanden, ihr Erstaunen auszudrücken über das liebliche Wunder des Häuschens unter den brausenden, blühenden Bäumen. Der Regen strömte jetzt stärker und hielt die Bienen in ihrem weiten, duftenden Gesängnis. Die Erregung der unendlich vielen kleinen Seelen brauste ganz gewaltig auf. „Ja, wenn es regnet," sagte die Pfarrerin, „sind sie ganz des Kuckucks da draußen."

„Aber hier, Frau Pfarrerin, das läßt man sich nicht träumen," sagte der jüngste Stollberg, „in dieser Einöde solch ein behaglicher Winkel."

Sie betrachteten den Schrank und das Himmelbett der Pfarrerin. Auf elfenbeinweißem Grund hatte ein kühner Maler dunkelgrüne, breite, geschwungene Linien gezogen, die wie Laubwerk den Grund fast verdeckten, dazwischen Dornenkronen, durchstochene rote Herzen und brennende Herzen und als Bekrönung von Schrank und Bett rote Herzen in Strahlenglorien.

„Sieh, Wolfgang, was ich gefunden hab', sieh nur am Fußende des Bettes die beiden Herzen! Siehst du, in jedem Herzen ist eine schwarze Drei gemalt. Treu! Versteht du? Ist das nicht entzückend?" rief wieder der jüngste Stollberg lebhaft. „Frau Pfarrerin, wo haben Sie diese Märchenstücke her? Man sollte glauben, in ein verzaubertes Haus geraten zu sein."

Alma trat mit dem Manuskript ein und gab es dem jungen Goethe in die Hand, der hielt es, ohne darauf zu achten, und blickte auf das Mädchen, das in seiner Seelenbewegtheit von größter Schönheit war.

Die Pfarrerin erzählte, daß ein durchreisender katholischer Schreiner und Maler in ihrer Eltern Haus zur Aushilfe für sie diesen Schrank und das Bett gefertigt hätte. Sie sagte: „Ich entsinne mich des noch sehr genau, es gab Streit zwischen meinen Eltern und dem reisenden Meister. — Sie fanden die Sachen zu katholisch für ein protestantisches Pfarrhaus und wollten die Herzen und die Dornenkronen forthaben. Der wunderliche Mann aber sagte: ‚Trägt bei euch unser Heiland keine Dornenkrone, und hat man bei euch keine Herzen, die durchstochen sind? Und leine, die brennen, so sollt ihr mir leid thun, und ich male euch was anderes hin.'

Da sagte meine Mutter: ‚Laßt sie nur darauf, Herr Meister, Dornenkronen und zerstochene Herzen giebt's wohl aller Orten. Es ist gut, das immer vor Augen zu haben.'"

„Frau Pfarrerin," meinte Stollberg, „Ihre Frau Mutter war eine echte Protestantin, aber die brennenden Herzen da hat sie ganz vergessen."

„Das mag sein," meinte die Pfarrerin, „sie war eine hart geplagte Frau, meine gute Mutter, ihr standen die Dornenkränze wohl am nächsten."

Mächtig strömte der Regen jetzt über die Sommerlandschaft hin, durch die offenen Fenster drang Korn- und Erdgeruch herein.

„Nun müssen die Herren schon noch ein bißchen mit uns fürlieb nehmen," meinte die Pfarrerin.

Der junge Goethe bat, das Lied noch einmal zu singen, das sie im Vorübergehen gehört hatten.

„Ja, thut das, ihr Kinder," sagte die Pfarrerin, und ohne daß sie sich zierten oder bitten ließen, öffneten sie das Spinett, Alma spielte, und sie sangen:

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser schönen Sommerszeit."

Das fromme, lebensheiße, schöne Lied zog in seiner Schönheit in aller Herzen ein und stimmte sie festlich und feierlich.

Während des Gesanges trat, vom Regen ganz besprengt, Uerle ein, sachte, wie er es zu thun gewohnt war. Er blieb aber auf der Schwelle, unfähig sich zu regen, stehen; eine tiefe Glut stieg in seinem Gesicht auf und setzte sich an den Ohren fest, die wie Mohnblumen zu brennen begannen. Ja, er stand und stand und schaute und wagte nicht vor- und nicht rückwärts zu gehen. Der junge Goethe erbarmte sich seiner Not, stand auf, gab ihm die Hand und wies ihm den Platz neben sich auf der Ofenbank an. Da saß nun der gute Uerle mit einem völlig ratlosen Gesicht.

Als die Mädchen geendet hatten, sagte der junge Goethe zur Pfarrerin: „Haben Sie etwas dagegen, verehrte Frau, wenn wir hier im singenden Hause noch ein wenig bleiben, trotzdem der Regen nachgelassen hat? Es ist eine so schöne Stunde jetzt."

Die Frau Pfarrerin gab lächelnd ihre Zustimmung und sagte: „Fremdes Brot ist den Kindern Kuchen. Bleiben Sie, wenn es Ihnen gefällt, uns ist es eine Freude."

Das wurde nun ein wunderschöner Abend. Draußen war die Luft angefrischt, das unverhoffte Begehnis, so vornehm liebenswürdige Menschen bei sich zu sehen, die sich zwanglos natürlich betrugen, stimmte alle lebendig und froh. Unter den Linden deckten die junge Witwe und Alma den Tisch. Uerle saß unter den Anderen im Zimmer, hatte das Büchchen, gewissermaßen seiner Verlegenheit zum Schutze, auf den Schoß genommen und gab sich still und bescheiden mit ihm ab. Alma trug eine Schüssel voll Erdbeeren, die sie am Morgen im Garten gepflückt hatte, frische Milch, Brot und Butter zum Abendessen auf, und die Pfarrerin lud ihre Gäste freundlich und mit einer angenehmen Würde ein, mit ihnen zu speisen. Sie ließen sich nicht lange bitten, und bald saßen alle harmlos bei einander unter den brausenden Bäumen, und es war, als wäre man längst schon bekannt miteinander gewesen. Die Mädchen und das junge Frauchen tauten aus einer etwas ehrfürchtigen Stimmung auf und genossen das außerordentliche Ereignis. Alma war still und bediente die Gäste.

„Nun sieh," sagte die Pfarrerin, „es ist noch nicht gar so lang' her, da sagtest du: nichts Absonderliches geschieht, ein Tag geht wie der andere — und nun ist doch etwas geschehen. Ist dir's nun so recht?"

Sie antwortete nicht und blickte ihre Mutter still an.

Die beiden Stollbergs waren vergnügt und ausgelassen. „So ein mondstrahlenzartes Frauchen mit seinem Bübchen auf dem Schoß," sagte der jüngste Stollberg, „ist doch ein wundersüßes Bild — schade, daß wir keine Maler sind. Ich wüßte gar nicht, wo wir hier beginnen sollten. Ich glaube, wir sind in ein Märchen geraten, und das Haus ist wie ein Pilz aus der Erde mit all seinen Bewohnern aufgeschossen."

Als man sich vom Tisch wieder erhob, bat der junge Goethe Alma: „Nun zeigen Sie mir auch noch Ihren Garten, in dem die guten Beeren gewachsen sind."

Sie führte ihn durch das Haus, hinter welchem der Garten lag, und die Anderen kamen nach. So wandelten sie zwischen den regenfrischen Beeten hin und her, an den Gemüsen und Blumen vorüber.

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Ein lustiges Buch.
Nach dem Gemälde von Max Gaisser.

Das kleine Anwesen der Pfarrerin bekam Wert und Bedeutung. Der Blick vom Garten auf das Ilmthal und das alte Städtchen konnte nicht genug gerühmt werden.

„Man sollte meinen, daß wir einen ganz raren Schatz besäßen," sagte die Pfarrerin, „wenn die Städter von unten einmal heraufkommen. Der Garten will aber bestellt sein, wenn er etwas tragen soll, und wir Frauenzimmer haben oft unsere liebe Not damit."

Alma sagte zu ihrem Begleiter: „Das ist der Mutter nicht Ernst. Nicht um die Welt würde sie tauschen. Die Arbeit ist auch so gut eingeteilt; für das Gröbste kommt ein Bauer aus Süßenborn, und mit dem Uebrigen werden wir gut fertig."

„Die Menschen lieben es, sich ihres Glückes nicht bewußt zu werden, Jungfer Alma, und es ist ihnen nicht zu verdenken."

„Nun, so groß wird Ihnen das Glück hier oben nicht erscheinen," meinte Alma ruhig.

„Doch, wenn ich diese wundervollen Sommerblumen hier sehe und denke, wie die Linden vor dem Hause blühen und von Bienenschwärmen brausen, so ist das ein Stück Paradies, um das ein König Sie beneiden könnte, denn ich weiß wohl, solche Blumenbüsche und solche Centifolien wollen in Muße gedeihen, die kann keine plötzliche Laune sich herstellen, die brauchen viele Winter und Sommer und viel Mühe und Sorge."

„Ja," sagte Alma, „es sind alte Stöcke. Wenn man hinter diesen Rittersporn tritt, ist man verborgen in den blauen Aehren."

Sie blickte ihn eine Weile stumm an. „Darf ich Ihnen von den Blumen geben?"

„Gewiß, liebe Jungfer Alma."

„Aber," sagte sie, „sie sind alle gar so voll und mächtig; wollen Sie mit solchem Blütenbusch nach Hause gehen?"

„Ja, glauben Sie, ich wäre nicht imstande, Sommerfreude zu tragen?" Er lachte frisch auf.

Sie nahm ein kleines Messer aus der Tasche, klappte es auf und schnitt vom Rittersporn eine Aehre. Die Tropfen standen wie Diamanten darauf. Sie hielt die Blüte vor sich hin und meinte: „Ist das nicht ein königliches Geschenk? Wenn wir die Blume nicht so gewöhnt wären und es die einzige ihrer Art wäre, dann könnte man sie einem großen Dichter ohne Scheu geben."

„So ist es," rief er bewegt. „Ein Dichter sieht die Dinge ungewohnt, immer neu, immer zum erstenmal. Das ist die große Wonne und die tiefe Pein."

Eben kam Ulrichen vorüber in Begleitung des älteren Stollberg, blieb stehen und sagte auf ihre schnippische, unmutwillige Art: „Da ist sie wieder zwischen ihren Blumen! Wissen Sie, Herr Goethe, daß meine Schwester Alma, ehe sie Pfarrers Alma wurde, ein blühender Rosenstrauch gewesen ist? Das glaubt sie nämlich."

Alma erglühte tief, und des jungen Mannes Blicke umfingen sie wie betroffen. Sie war nicht verlegen über den Scherz ihrer Schwester. Sanft nachdenklich stand sie, als göge mancherlei an ihrer Seele vorüber. „Das versteht meine Schwester nicht," sagte sie, „weil sie die Blumen, die Sonne und den warmen Wind nicht so lieb hat wie ich. — Ich liebe das alles!" Sie blickte mit Innigkeit über ihr kleines Reich. „Wer so vom Frühjahr an das Knospen und dann endlich das Blühen sieht und viele, viele stille Stunden dabei verbringt — —"

„O, ich verstehe," sagte er, „der wird eins mit diesen lieben Dingen — der gehört zu ihnen."

„Ja," sagte sie auf ihre lebendige Art, „der gehört zu ihnen."

Sie schnitt von den Rosen lange, schlanke Zweige mit der süßen, nickenden, schweren Blume am zarten Ende.

„Wir auf dem einsamen Horn kennen Ihre tiefsten Gedanken, Ihr Leiden und Ihr ganzes Herz — — Ist das ein Glück oder etwas Schreckliches, daß jeder Mensch, wer es auch sei, die so kennen darf? Uns hier konnten Sie Ihr Geheimnis ruhig geben. Wir halten es heilig."

Erstaunt schaute er auf sie. — „Da habe ich auf dem einsamen Horn, im kleinen Haus eine Heimat, ohne es zu ahnen. — Und die Menschen im kleinen Haus hüten mein Geheimnis so still und verschwiegen. — Wie ist das wundervoll einzig!"

In ihren Augen standen Thränen.

„Ich verstehe es nicht, wie es geschehen konnte, daß Sie hier zu uns kommen!"

„Das mußte so sein," antwortete er bewegt. „Wie konnte ich denn an meiner stillen Heimat vorübergehen? Welcher Mensch könnte das? Wir leben ja nicht nur in unserem kleinen Bewußtsein. Wir leben über uns selbst hinaus."

Sie schnitt einen ganzen Arm voll Centifolienrosen, die keine Rose auf Erden an Schönheit, Zartheit und Farbe erreicht. Und sie that es mit einer Hingabe, einer Versunkenheit, daß er nicht wagte, sie zu stören. In ihrer Haltung, in ihrem Blick stand deutlich, daß sie ein seliges Opfer brachte.

„Wenn es zu viel ist, tragen Sie die Rosen, bis Sie unten an der Ilm vorüberkommen. Da können Sie davon hineinwerfen oder alle — aber nicht früher! Nehmen Sie sie so in den Arm. — Sehen Sie — so, dann macht es nicht müde."

„Und so am Herzen," meinte er, „solch einen Busch Centifolien heimtragen, ist auch ein größeres Glück, als es uns stumpfen Menschen erscheint." Seine Blicke hielten ihre Gestalt, zärtlich hingenommen, umfangen. (Schluß folgt.)

Der Schöpfer der allgemeinen Wehrpflicht.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Hermann von Boyen.

Von Gottlob Egelhaaf.

Mein einzig geliebter Sohn, mein liebster Hermann. Ich hoffe, daß Du es Deinem Vater verzeihen wirst, Deine beide liebe Schreiben, noch nicht beantwortet zu haben, indehm es anerkenne, daß es ein Fehler in der Menschlichen Gesellschaft, Briffe nicht zu beantworten. Doch, ist es immer beßer, Seinen Fehler erkennen und ich obgleich Spat, als gar nicht zu beßern. Ich freue mich, da Deine liebe Tante mir meldet, daß Du Dich mit der liben Schwester Johanchen gut anlißest und hofnung gebet, auf dem Tugendwege from, und redlich vor dem angesichte Gottes zu wandeln . . . Liebe Kinder, ihr seid noch zu schwach weitleuftige lehren zu faßen. Drum faße meine lehre in dise kurze bitte, laßet doch dise bitte eines zärtlich libenden Vatters, nihmahlen aus euren Herzen Kommen. Wandelt vor Gott treu und seid Fromm . . . Seid wahre, und rechtschafne, nicht Maul- und heuchlerische Christen. Schämet euch nicht, frei Eure religion zu bekennen, werdet aber auch nicht Kopfhänger, und Schein Christen, dan Gott Sihet wahrhaftig in das Hertz . . . Den vers, Sing beth und geh auf Gottes Wegen ꝛc. last euch nie aus dem Sin Kommen, es ist von Euren Groß Eltern, uns, und euch angepriesen und mit darauf gelegten Seegen Verbunden. Noch einige Kleine Pflichten lege euch vor. Was Du wilst, daß andre Dir nicht thun sollen, thue Du auch nicht. libet alle Menschen, mit aufrichtigkeit; die höheren, ehret, und seid gehorsahm, ohne eigennutz und niderträchtigkeit. eures Gleichen libet ohne falsche Smeicheley. Seid frei in eurem Umgang, aber bleibet allezeit Herr über, euer herz, Gedanken und Zunge, dan dises Kan bisweilen, euch auf lebenszeit unglücklich machen. Gegen eure untergebenen; und euch dienende, seid in allerley ahrt leutseelig . . . Euren Wohlthätern seid stets dankbahr, dan Undank der gröste Fehler, seid Freund, eurer Freunde, ohne Falschheit, und Absicht, thut Gutes, zu eurem Trost, nicht aber um euch sehen laßen zu wollen, Machet euch Keine Feinde, dan die Krigt man so, besonders aus Neid. suchet eure Feinde mit Sanft Muth zu überwinden, ist es aber nicht? so seid standhaft ohne rache, und stets bereit zu vergeben. libet euch unter einander

geliebt Kinder, und verlasset euch nihmahlen . . . Wandelt in den wegen des herren, So wird der Segen Eurer Groß Eltern und Eltern auf Euch ruhen, und ihr die Gesegnete des herren leben und sterben, und an Keinen Gütern Mangel leiden annen."

Der Schreiber dieser rührenden Zeilen war der königlich preußische Oberstleutnant Friedrich von Boyen (1720 bis 1777), der in dem Augenblick, da er dieselben schrieb, mit dem Regiment Manteuffel in Stuhm in Westpreußen stand und wegen seiner schneidigen Befehlshaberschaft in dem erst 1772 erworbenen, vorher polnischen Lande von Friedrich dem Großen mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnet worden ist. Gerichtet aber war der vom 14. Juni 1776 datierte Brief an seinen noch nicht ganz fünf Jahre alten, einer Tante in Königsberg zur Erziehung übergebenen Sohn. Friedrich von Boyen verlor im Oktober 1777 seine Gattin, Hedwig, geb. von Holtzendorff, in Pakosch durch eine Seuche; am 31. Oktober ward er selbst weggerafft. Vier Kinder waren dem Ehepaar bald nach der Geburt gestorben; das in dem Brief genannte Töchterchen Johanna brachte sein Leben nur auf vier Jahre; es starb im Juli 1777 vor den Eltern hinweg. Von allen sechs Kindern blieb bloß Hermann, geboren in Kreuzburg in Schlesien am 23. Juni 1771, am Leben — er ist der Schöpfer der gesetzlich festgelegten allgemeinen Dienstpflicht in Preußen, ja weiterhin auf dem ganzen europäischen Festland geworden.

General Hermann von Boyen.

Nachdem Professor Dr. Ripold in Jena die von Boyen selbst niedergeschriebenen, überaus interessanten „Erinnerungen" im Jahre 1889 in drei Bänden herausgegeben hatte, ist dem verdienstvollen Manne in den Jahren 1896 bis 1899 von Archivrat Dr. Friedrich Meinecke auch ein würdiges biographisches Denkmal in zwei Bänden gesetzt worden, aus welchen uns das Leben und die Zeit des Reformators der deutschen Wehrverfassung in anschaulichen Umrissen entgegentreten. Wir folgen in nachstehendem diesem ausgezeichneten Gewährsmann.

Wie die andern großen Männer, denen Preußen seine Wiedergeburt verdankt, ist auch Boyen in den Zeiten des Friedens nur langsam vorwärts gekommen, um dann in den Tagen der Not, die nach Helden schrieen, rasch zu der Stelle aufzusteigen, auf welcher er sein Bestes leisten konnte. Vater-, mutter- und geschwisterlos, mit einem Erbteil von nur 5000 Thalern ausgerüstet, stand er als Knabe in der Welt; mit dreizehn Jahren kam er als „Gefreiter-Korporal" in das in Königsberg liegende Regiment Wilhelms von Anhalt, „ein wohlgebildeter Junge von freundlichem Wesen, heller Begabung und williger Fleiß;" mit siebzehn Jahren wird er Fähnrich — nach damaliger Rangordnung Offizier — und sitzt 1788 als Zögling der Militärschule zu den Füßen des großen Philosophen Kant, dessen hochstiegenden Gedankengängen er kaum zu folgen vermochte, dem er aber hinsichtlich der Kraft des sittlichen Willens gleich geartet war. Neunzehnjährig, 1790, wird er als Leutnant dem Regiment des hochsinnigen Generals von Wildau in dem ostpreußischen Städtchen Bartenstein eingereiht und von seinem Befehlshaber für die Stelle eines Regimentsadjutanten würdig befunden. Wir erfahren, daß er trotz des ihm angeborenen Ernstes durch Fröhlichkeit und Gewandtheit das Vertrauen und die Liebe seiner Kameraden genoß, gern und heiter im Kreise der Damen sich bewegte und von Witz und Scherz übersprudelte.

Ins Feuer kam er zum erstenmal im polnischen Krieg des Jahres 1794, wo sein Korps die Linie des Flusses Narew gegen die Aufrührer zu beden hatte. Während die Russen unter Suworow kühn durchgriffen und Warschau erstürmten, beobachtete Preußen eine zögernde, schwächliche Politik und begnügte sich, sein ruhmreiches Heer mit „Sensenmännern, schlechter Linienkavallerie und zusammengelaufenem Volk" einen kraftlosen Krieg führen zu lassen.

Im Jahre 1796 ward Boyens Regiment nach Gumbinnen verlegt, und hier fand er in Amalie Antoinette, der 1780 geborenen Tochter des Kammerassistenzarztes Berent, die Erwählte seines Herzens, die er aber bei den geringen Mitteln, über die beide verfügten, erst nach mehr als zehnjährigem Brautstand im Dezember 1807 heimführen konnte: solange er Stabskapitän war — und zu diesem Range stieg er 1799 auf — reichte die Besoldung zur Gründung eines eigenen Hausstandes nicht hin. Schon in diesen Jahren hat Boyen sich nicht bloß als pflichteifriger, sondern auch als denkender, neuen Bahnen zugewandter Offizier erwiesen. So erkannte er die Unzulänglichkeit der preußischen Taktik, welche das Fußvolk in langen, dünnen, aber fest geschlossenen Linien aufstellte, gegenüber der französischen Fechtweise, welche dasselbe in Schützenschwärme auflöste und so die Wirkung des Linienfeuers vereitelte und schließlich die Massen zu tiefen, unwiderstehlichen Sturmsäulen zusammenballte. Er wollte folgerichtig den Rekruten nicht mehr drillen „wie ein zitterndes Tier," sondern ihn mit Güte und Gelindigkeit zu einem verständigen Soldaten erziehen, der selbständig genug sein sollte, um auch in der aufgelösten Fechtweise zu kämpfen. Der König Friedrich Wilhelm III hat Boyen gelegentlich seine Zufriedenheit bezeigt, der Minister von Massow seinen Scharfsinn und seine Sachkenntnis mit warmen Worten gelobt. Aufzeichnungen vertraulichster Art aus dem Anfang des Jahrhunderts thun dar, mit welcher Strenge und Nüchternheit der Dreißigjährige sich selbst beurteilte, seine Fehler erkannte, und mit welcher Folgerichtigkeit er an der Ausbildung seines Charakters arbeitete.

Im Jahr 1806 ward Preußen mit Kaiser Napoleon I in jenen verhängnisvollen Krieg verwickelt, der gleich zu Anfang durch die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt die Macht des Staates knickte. Boyen hat der Schlacht beigewohnt und ist bei Auerstädt durch ein Flintenschuß in die Lenden schwer verwundet worden. Im Hause der Gräfin Bachhoff in Weimar wurde er treulich gepflegt, und dort fand er auch Gelegenheit, manchen von den Großen unserer klassischen Litteratur kennenzulernen. Von Goethe fühlte er sich durch dessen stolze Erscheinung und französische Sympathien abgeschreckt; freundlich aber kam ihm der alte Wieland entgegen und ermahnte ihn, er solle bei seiner geistigen Befähigung sich ganz den Wissenschaften widmen. Hergestellt, verließ Boyen Weimar insgeheim als Gärtnergeselle Hermann Beyer und trat Ende April 1807 als Stabskapitän beim Generalstab ein, ohne daß er aber noch an einer großen Entscheidung des Krieges teilgenommen hätte. Am 9. Juli besiegelte der Friede von Tilsit den Verlust von halb

Preußen, den Zusammenbruch der durch Friedrich den Großen vor zwei Menschenaltern erkämpften Großmachtstellung des Staates. Damit war aber auch allen Patrioten der Zielpunkt ihres Strebens gegeben, das auf eine Erneuerung der Kräfte des Staates und auf den Wiederaufbau seiner Größe gerichtet war.

Die Welt weiß, daß dieses Ziel vor allem durch drei Männer ins Auge gefaßt und planvoll angestrebt worden ist: auf politischem Felde durch den Freiherrn vom Stein, auf militärischem Gebiet durch Scharnhorst und Gneisenau. Großartig ist es, wie diese genialen Männer, von einem unwiderstehlichen inneren Drange getrieben, an die Arbeit gingen, obwohl ihnen keineswegs feststand, daß sie gegenüber Napoleons gewaltiger Macht Erfolg haben würden.

Die Vorbedingung, durch die Preußens Größe wieder erstehen sollte, versuchte man dadurch zu schaffen, daß man an Stelle der bankerott gewordenen alten, absoluten Monarchie, wo alles des Winkes von oben sklavisch harrte, auf allen Gebieten die Freiheit und Selbstthätigkeit des Individuums erweckte: aus der Fülle dieser entfesselten Einzelkräfte mußte der Staat seine Macht schöpfen; an ihr mußte die wilde Genialität des einzigen Menschen, zu dessen Füßen halb Europa lag, im letzten entscheidenden Kampfe zerschellen. Unter den Männern, welche den großen Vorkämpfern als verständnisvolle und treue Helfer zur Seite standen, ragt aber vor allem Boyen hervor. Er wurde im Januar 1808 zum Major befördert und in die sogenannte Militärreorganisationskommission berufen, welcher die Neugestaltung des Heerwesens oblag; im Jahr 1810 ward er an die Spitze der ersten Abteilung des allgemeinen Kriegsdepartements gestellt, in welcher Eigenschaft er geradezu Scharnhorsts — des thatsächlichen Kriegsministers — rechte Hand bei der Besetzung der Offizierstellen gewesen ist. Die wichtigste Maßnahme, um die es sich damals handelte, war die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, auf die sowohl das Bedürfnis nach militärischer Macht des Staates, wie auch die neue Wertschätzung der Persönlichkeit gleichermaßen hindrängten. Gerade dieser Idee war Boyen, wie wir schon angedeutet haben, seit langem zugeneigt. Jetzt war ihm zweifellos, daß Preußen in seiner gegenwärtigen Lage als Mittelstaat, eingekeilt zwischen Rußland und Frankreich, seine Unabhängigkeit nur durch ganz besonders wirksame Mittel erhalten könne, und ein solches war die Heranziehung aller Waffenfähigen zum Kriegsdienste, welcher nunmehr nicht als das Werk bezahlter Söldner, sondern als höchste und selbstverständliche Pflicht der Bürger erschien. Friedrich Wilhelm III hatte nun freilich dem Satz sofort zugestimmt, daß das Heer bloß noch aus Bürgern des Staates, nicht mehr aus geworbenen Fremden bestehen dürfe; aber den andern Satz, daß sämtliche Bürger, welche überhaupt dazu befähigt seien, ins Heer treten müßten, hatte er, dem grundstürzende Neuerungen überhaupt nur äußerst schwer abzuringen waren, dessen Ohr auch von Gegnern der Reformpartei belagert war, noch nicht angenommen. Gleichwohl ward der Weg zu dem letzten Ziel soweit frei gelegt, daß es im Fall der Not sofort erreichbar ward. Daß im Kriegsfall alle Preußen die Waffen tragen müßten, ward eigentlich von niemand bestritten; nur für die Friedenszeit meinte man noch zugestehen zu müssen, daß „Exemtionen", d. h. Ausnahmen von der allgemeinen Wehrpflicht, bestünden, daß das Los unter den Auszuhebenden entscheiden und die Betroffenen berechtigt sein sollten, sich einen Stellvertreter zu kaufen.

Schon im Jahr 1809, als Oesterreich sich zu seinem ruhmreichsten, wenn auch unglücklichen Kriege gegen Napoleon erhob, schien für Preußen die äußerste Notwendigkeit, auch den letzten Mann für sein Dasein einzusetzen, gekommen, und nochmals 1811, als der französische Kaiser sich zur Niederschmetterung Rußlands anschickte. Beide Male entschied sich Friedrich Wilhelm III anders, als die Patrioten- und Reservepartei es wünschte; das zweite Mal zog er es aus wohl erwogenen Gründen in einer freilich verzweiflungsvollen Lage vor, mit Frankreich gegen Rußland zu gehen. Zu den Offizieren, die 1811 den Abschied nahmen, weil sie es nicht ertragen, an der Seite des französischen Todfeindes zu fechten, gehörte auch Boyen. Für ihn wie für Scharnhorst war dabei auch noch die Erwägung maßgebend, daß er bei seiner bekannten Gesinnung den König durch seine Gegenwart nicht in Verdacht bringen und am Ende gar den Franzosen einen bequemen Vorwand zu einem Gewaltstreich geben wollte. Der König war über den Rücktritt der Offiziere, welcher ihm als eine Art Fahnenflucht erschien, einigermaßen verstimmt; doch ernannte er Boyen am 11. März 1812 zum Oberst — so daß dieser die Oberstleutnantsstufe übersprang — und setzte ihm, da Boyen zu arm war, um von seiner gesetzlichen Pension leben zu können, auf des Staatskanzlers Hardenberg Fürsprache ein Kapital von 20000 Thalern aus, damit er sich — wie dies sein sehnlicher Wunsch war — ein kleines Landgut kaufen könnte. Darin spricht sich jedenfalls eine trotz allem gnädige und für Boyens Verdienste erkenntliche Gesinnung des Monarchen aus, die diesem persönlich zur Ehre gereicht. Boyen reiste dann mit Scharnhorsts Schwiegersohn, dem Grafen Friedrich Dohna, im August nach Wien und von hier über Kiew und Tula nach Petersburg; unterwegs erhielten sie die Nachricht vom Brande Moskaus, die sie tief erschütterte. In der Kaiserstadt aber hörten sie von Rückzug der Franzosen, und mit Ernst Moritz Arndt leerten sie, entschlossen, der „russisch-deutschen Legion" beizutreten, ein Dutzend Flaschen Champagner, die ihnen ein deutscher Kaufmann, Karl Scheer, für ein solches soldatisch-patriotisches Fest geschenkt hatte.

Die Niederlage Napoleons in Rußland ward das Signal zur Erhebung Europas gegen den Tyrannen. Boyen, der bei Kaiser Alexander I zwei Audienzen hatte, eilte über Wien, nicht ohne Schwierigkeiten, nach Breslau, um dem König Kunde davon zu geben, daß der Zar Preußen, falls es an seine Seite trete, in seinem früheren Umfang herstellen wolle, andernfalls aber sich für berechtigt halten würde, zum Nachteil des preußischen Staates und zu seiner Zerstückelung mitzuwirken. Damals hielt ein Teil der russischen Offiziere die Zeit für gekommen, die russische Grenze bis zur Weichsel vorzuschieben, und rechnete schon auf Belohnung mit den (jetzt noch dem König von Preußen gehörigen) ostpreußischen Krongütern. Am 23. Februar 1813 hatte der König nach schweren Kämpfen den Entschluß gefaßt, sich mit Rußland zu verbinden. Und in dem nun ausbrechenden Kampfe auf Leben und Tod ward der bis dahin hinausgeschobene Schritt gethan und — wenngleich nur für die Dauer des Krieges — die allgemeine Wehrpflicht verkündet. Boyen, „der Stille, Bescheidene, Feste", wie Arndt ihn kennzeichnet, wurde am 21. Februar zum Oberst im Generalstab ernannt und wirkte zunächst in der Schlacht von Großgörschen, am 2. Mai 1813, mit, wo der König, den Heldenmut seiner jungen Soldaten vor Augen, sich des auf ihm lastenden Pessimismus soweit entledigt fühlte, daß er die Zügel fallen ließ und ausrief: „Nun mag es in Gottes Namen werden, wie es will — ein Auerstädt wird es nicht!" Am 7. Mai ward Boyen nach Berlin gesandt, um die Aufstellung von Landwehr und Landsturm zu betreiben und für die Verteidigung der Hauptstadt gegen einen französischen Angriff zu sorgen. Später erhielt er die Stelle eines Generalstabschefs bei dem von General von Bülow befehligten 42000 Mann starken dritten Armeekorps und hatte als solcher sicherlich einen großen, wenn auch im einzelnen schwer nachweisbaren Anteil an den glänzenden Siegen bei Großbeeren (23. August) und Dennewitz (6. September). Mit gehobenen Gefühlen ging es dann über die Elbe: der Schlacht von Leipzig zogen die Soldaten „wie zu einem Feste, mit angesteckten Rosmarinsträußen; nie begann ein Heer den Kampf mit einem größeren Enthusiasmus und mit erhabeneren Gefühlen."

Nach der völligen Niederlage Napoleons ward Boyen die schönste Anerkennung seines kommandierenden Generals zu teil, indem Bülow nach Barnhagens Bericht seinem Generalstabschef um den Hals fiel und alle seine wogenden Empfindungen in das Wort zusammendrängte: „Mein tapferer Boyen!" Vom Schlachtfeld bei Leipzig ging es nach Westfalen, um die alten preußischen Lande, die 1807 verloren gegangen waren, wieder zu besetzen und so gut wie möglich auch hier die allgemeine Volksbewaffnung durchzuführen; von Westfalen aber nach den Niederlanden, die Bülow an der Spitze von 16000 Mann von den Franzosen befreite. Endlich brach Bülow in Nordfrankreich ein, vereinigte sich mit Blücher und schlug am 9. und 10. März 1814 in der starken Stellung von Laon einen

Tiger auf der Lauer.
Nach einem Aquarell von Wilh. Kuhnert.

verzweifelten Angriff Napoleons mit Verlust von nur 376 Mann gänzlich zurück. Während dann Boyen die Belagerung von Soissons leitete, erfolgte der Fall von Paris und Napoleons Abdankung. Damit war das Werk der Befreiung Europas von dem fast ein Jahrzehnt getragenen Joch vollendet.

Seit Scharnhorst am 28. Juni 1813 an den Folgen einer bei Großgörschen empfangenen Wunde gestorben war, wurde das preußische Kriegsministerium von Männern verwaltet, welche bei allem guten Willen der Aufgabe nicht gewachsen waren. Hardenberg hätte gern schon damals Boyen an diese Stelle gebracht; aber erst jetzt, nach Herstellung des Friedens, willigte der König am 3. Juni 1814 in Boyens Ernennung. Nicht ohne Bangen hat dieser sein hohes und schweres Amt angetreten; aber durch Thaten hat er bewiesen, daß er in Wahrheit der berufene Mann für diesen Posten war. Unter dem frischen Eindruck der Leistungen des preußischen Volksheeres führte er die allgemeine Wehrpflicht, die, wie erwähnt, am 9. Februar 1813 nur für die Dauer des Krieges verordnet worden war, durch das Gesetz vom 3. September 1814 für alle Zeit ein. Kurzerhand ward ausgesprochen, daß es die heiligste Pflicht aller Bürger wäre, mit Einsatz ihres Lebens den Staat zu verteidigen, daß irgend welche Befreiungen von dieser Pflicht nicht mehr bestehen dürften, daß aber die jungen Leute aus den gebildeten Ständen, welche sich selbst bekleiden, bewaffnen und unterhalten wollten, statt dreier Jahre nur eins sollten dienen müssen. Dieser letztere Grundsatz ward zugelassen, um der Staatsklasse eine Erleichterung zu verschaffen; es ist aber bemerkenswert, daß ursprünglich das Einjährigenrecht zwei Klassen hatte eingeräumt werden sollen, den Besitzenden und den Gebildeten, „welche sich den Wissenschaften und schönen Künsten widmen wollten," daß Boyen aber beide Klassen verschmolz und das Recht an das untrennbare Erfordernis von Bildung und Besitz zugleich knüpfte, also die Berechtigung des Besitzes für sich allein verhinderte. Von seinen Kollegen im Ministerium erfuhr Boyen bei seinen Bestrebungen keine Unterstützung, aber auch keinen Widerstand.

Boyen blieb bis zum Dezember 1819 Kriegsminister und war unablässig thätig, das Wehrgesetz von 1814 praktisch durchzuführen und es gegen alle Angriffe, die aus finanziellen und politischen Gründen erwuchsen, zu verteidigen. Wie er überhaupt die Selbsttätigkeit der Nation zur Grundlage des Heerwesens machte, so vertrat er den Grundsatz der freieren Entfaltung der Volkskraft auch in der inneren Politik. Er war von dem engen Zusammenhang eines volkstümlichen Heeres und einer volkstümlichen Staatsleitung durchdrungen und deshalb auch ein Anhänger der auf Schaffung eines preußischen Parlaments und einer Verfassung gerichteten Bestrebungen. Als diese durch die Karlsbader Beschlüsse von 1819 und durch Hardenbergs charakterlose Nachgiebigkeit auf lange hinaus zurückgedrängt wurden und Boyens Lieblingsschöpfung, die Landwehr, angetastet wurde, verweigerte er es, den Rückzug vor Ostern auch und die Preisgabe der liberalen Ideen mitzumachen, und erbat am 8. Dezember seine Entlassung, welche ihm vom König am 29. Dezember unter solcher Verstimmung gewährt wurde, daß Boyen statt 6000 Thaler Pension nur 3000 erhielt. Mit Recht sagt Meinecke in einem ausgezeichneten Rückblick, daß die Folgen jenes Sieges der Reaktion in Preußen, in den auch Wilhelm von Humboldt verwickelt ward, auf Jahrzehnte hinaus sich fühlbar machten, und daß dadurch, weil die von Boyen befürwortete Schaffung eines freien Bauernstandes durch die Großgrundbesitzer hintan gehalten wurde, selbst die agrarische Krisis unserer Tage auf die trüben Dezembertage von 1819 zurückgeht.

Mit dem Rücktritt vom Amt begann für Boyen eine über zwanzig Jahre dauernde Zeit der Muße, die er mit einer stattlichen Reihe wissenschaftlicher Leistungen ausfüllte, unter denen wir nur die eingangs erwähnten „Erinnerungen" hervorheben; sie schließen mit der Schlacht von Leipzig. Auch gedichtet hat er viel, „patriotische oder scherzhaft-geselligе Verse," wie Meinecke sagt, „deren altfränkisch-treuherziger Stil mit einem Anlauf zu Schillerschem Pathos auch ein Stück seines Wesens war." Beim Auf- und Abschreiten in seinen Zimmern sang er gern vor sich hin, wie er denn stets mit unvergleichlicher Selbstbeherrschung und einer gewissen Verschlossenheit eine seinen nächsten Angehörigen wohlbekannte Weichheit der Empfindung paarte. „Alles im Hause flog auf seinen Wink und fürchtete seinen, wenngleich nur selten unverhalten ausbrechenden Zorn; aber der Respekt verband sich mit unbedingtem Vertrauen." Seine Frau hat ihm drei Töchter und einen Sohn geboren; „ihre kleine Gestalt war schon frühe gebeugt, und sie kränkelte manchmal; aber aus ihren blauen Augen schimmerte noch die alte Herzensgüte."

Als Friedrich Wilhelm IV 1840 auf seinen Vater folgte, kam für den Gbjährigen Boyen noch einmal die Zeit praktischer Thätigkeit: der neue Herrscher berief ihn, „den treuen teutschen Mann und Krieger, den ich mehr liebe und verehre, als er es wohl selbst glaubt," alsbald wieder in den Staatsrat, aus dem er 1819 auch hatte ausscheiden müssen, und übertrug ihm, der körperlich wohl seine Jahre fühlte, aber geistig noch überaus frisch und regsam war, am 28. Februar 1841 zum großen Mißvergnügen der reaktionären Partei zum zweitenmal das Kriegsministerium. Für Boyen war dies nach so langer Zurücksetzung eine große Genugthuung, und er hat das schwere Amt noch über sechs Jahre mit Eifer und Hingebung geführt, wobei ihm freilich große Thaten nicht beschieden waren, er seine Wirksamkeit vielmehr auf zahlreiche Einzelverbesserungen beschränken mußte. Die weltgeschichtliche That der Heeresreorganisation war einem anderen König und einem anderen Minister vorbehalten. Auch in politischer Hinsicht hat Boyen der Zeit nicht mehr genügen können; er wollte ein liberales, aber zugleich patriarchalisches Königtum, während die Zeit den nicht bloß auf väterlichem Wohlwollen des Herrschers beruhenden, sondern den auf fester Rechtsordnung aufgebauten Verfassungsstaat forderte. Aber ehe die vorhandenen Gegensätze zu dem gewaltsamen Ausbruch von 1848 führten, mußte Boyen im August 1847, durch Altersbeschwerden genötigt, sein Amt aufgeben und sich, mit dem Titel eines Generalfeldmarschalls geehrt, zum zweitenmal in den Ruhestand begeben. Er sollte ihn nicht lange mehr genießen; an einem Halsgeschwür, das auch einer Operation nicht wich, ist er, von seinen Kindern umgeben, am 15. Februar 1848 in Berlin gestorben, vier Wochen ehe das alte Preußen zusammenbrach. Wenn aber aus den revolutionären Flnten schließlich ein neues emporstieg, das Deutschland zum Heile ward, so gebührt ein großes Verdienst davon dem Mann, der als Werkmeister einer neuen Zeit den Grundstein der volkstümlichen Heeresverfassung gelegt, das „Volk in Waffen" geschaffen hat.

Der Schweizer Gebet vor der Schlacht bei Sempach. (Zu dem Bilde S. 4 und 5.) Zu den frommen Gewohnheiten der alten Schweizer vom 14. bis 16. Jahrhundert gehörte das Gebet vor der Schlacht. Zu diesem Gebete liefen sie sich auf die Kniee nieder, und die Feinde hielten dieses knieende Beten oft irrtümlich für eine Bitte um Gnade oder ein Zeichen der Ergebung; um so bitterer aber sahen sie sich getäuscht, wenn die Knieenden aufstanden, mit Wucht gegen sie rannten und gemeinsend dreinschlugen. Denn die Schweizer waren damals noch nicht die ausgedrillte und disciplinierte Truppe, die Karl den Kühnen von Burgund vernichtete und Italien den Franzosen streitig machte. In den Anfängen ihrer kriegerischen Laufbahn bestand ihre Streitmacht bloß aus Fußvolk, und jeder rüstete sich nach eigener Willkür aus. Uebung der Truppen und geschlossene Reihen kannten sie im 14. Jahrhundert noch nicht. Das Fechtzeichen aber war bereits das heutige: das weiße Kreuz im roten Felde.

Die Veranlassung zur Schlacht bei Sempach boten einerseits der Wunsch Oesterreichs, seine verlorene Herrschaft in den Waldstätten wieder herzustellen, andererseits derjenige der Eidgenossen, ihr gerichtetes Gebiet abzurunden und damit zu vergrößern. Den Ausbruch des Kampfes zwischen beiden Parteien beschleunigte ein Zollstreit zwischen

der Stadt Luzern und deren früherer Herrschaft Oesterreich, deren Gebiet noch bis vor die Thore von Luzern reichte. Herzog Leopold sagte infolge jenes Streites der Stadt und deren nächsten Verbündeten (Uri, Schwyz und Unterwalden) den Frieden ab. Die Luzerner eroberten die Umgebung ihrer Stadt, und nun zog der Herzog gegen sie heran. Bei Sempach trafen am 9. Juli 1386 die Scharen aufeinander; der Herzog hatte 6000, die Eidgenossen nur 1400 Mann. Der Hergang der Schlacht wird verschieden erzählt und ist wohl nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. Gewiß ist nur, daß die Eidgenossen die Reihen der österreichischen Ritter durchbrachen und einen vollständigen Sieg erfochten, und daß bedeutende Verluste, darunter Herzog Leopold und Schultheiß Gundoldingen von Luzern, sowie eine Menge Grafen, Herren und Ritter den Tod fanden. Die berühmte That des Unterwaldners Arnold von Winkelried, der durch Umfassung der Ritterspeere seinen Landsleuten die Bahn geöffnet haben und dabei gefallen sein soll, ist in den ältesten Berichten gar nicht, später ohne Namen und ohne Erwähnung seines Todes erzählt. Erst im 16. Jahrhundert, 150 Jahre nach der Schlacht, erscheint die heutige Form der Erzählung, und zwar zuerst ganz kurz und ohne Vornamen in einem Liede. Der Chronist Aegidius Tschudi ist es, der sie völlig ausbildete. Urkundlich kommt der Name Erni Winkelried 1367 und 1389, also vor und nach der Schlacht, vor.

Die heiligen drei Könige.

Nach einer Radierung von P. Hey.

Die heiligen drei Könige. (Mit Abbildung.) Was wir dem Dichter gerne zugestehen, eine Freiheit, die ihm ermöglicht, historische Stoffe mit nichtgeschichtlicher Zuthat zu verbrämen oder sie anachronistisch aus ihrer Zeit zu heben und in Zeiten zu versetzen, die seinen künstlerischen Plänen besser entgegenkommen, das müssen wir auch dem Maler gestatten. Und von jeher hat die Malerei von diesem Rechte reichen Gebrauch gemacht, man denke nur an Hans Holbeins herrliche Madonnengruppe in Dresden, deren Gestalten die Tracht des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts tragen, oder an Freiz von Uhdes biblische Gemälde, die alle äußere Staffage dem Leben unserer Tage entnehmen und durch die innige Verwebung des biblischen Stoffes mit unserem realen Leben so tief wirken. Aber auch der Humor ist durch solche Anachronismen unfreiwillig und freiwillig schon oft zu Wort gekommen! Unfreiwillig — um ein Beispiel anzuführen — in jenem Bilde des Malers Francisco Gomez de Valenzia, der die römischen Soldaten unter dem Kreuze Karten spielen und Tabak rauchen läßt. Mit wohlerwogener Absicht aber tritt er in Wirkung in dem Bilde „Die heiligen drei Könige" von dem Maler Paul Hey. Wie eine Szene aus einem der unvergänglichen Schwänke des Nürnberger Poeten Hans Sachs, der es ja auch liebte, biblische Figuren zwischen die unwichtigen Typen seiner Zeit treten zu lassen, mutet es an: die drei Weisen aus dem Morgenlande, die auf ihren Kameten durch das malerische mittelalterliche Stadtchen kommen, und die Aufregung, welche ihr Erscheinen bei der ganzen Bevölkerung erregt. Einer von den Weisen, der auf einem Esel reitet, unterhandelt eben mit einigen der zünftigen Meister des Städtchens. Nach dem nächsten Wege nach Bethlehem wird er wohl nicht fragen — denn diesen weist den Reisenden der Stern — aber vielleicht wollen die Könige ein wenig rasten auf ihrem weiten Wege und fragen nach einem Obdach für sich und ihre Tiere. Die deutende Gebärde des einen von den beiden Meistern scheint dem schwer verständlichen Gaste Auskunft auf eine solche Frage zu geben.

Russischer Pilger. (Zu dem Bilde S. 25.) Kaum in einem zweiten Lande Europas ist die große Masse des Volkes noch so von ehrlich naiver Frömmigkeit beseelt wie in Rußland. Man muß es gesehen haben, wie die andächtige Menge sich in Moskau vor dem wundertätigen Bilde der Iwerischen Muttergottes drängt, wie auf dem Newski-Prospekt in Petersburg jedermann, vom General bis zum letzten Bettler, vor der Kasanischen Kathedrale den Hut zieht und sich bekreuzt, wie überall, in der Wohnung des Privatmanns wie in den öffentlichen Gebäuden jeder geschlossene Raum sein heiligenbild beherbergt, dem der Russe seine Ehrfurcht erweist, bevor er an irgend ein profanes Geschäft geht. In höchstem Maße leben diesen beim russischen Volke namentlich die Klöster, und glücklich wird der Rechtgläubige gepriesen, dem es vergönnt ist, diesen heiligen Stätten einen Besuch abzustatten, vor den Altären der heiligen Nothelfer (sugodniki) zu beten und ihren Schutz zu erflehen. Hunderttausende von frommen Pilgern durchziehen in der warmeren Jahreszeit das Land, von Kloster zu Kloster wandernd, oft auf die Almosen der Bevölkerung angewiesen, die ihnen gern Nahrung und Obdach gewährt, oft aber auch mit beträchtlichen Summen versehen, welche sie den Klöstern opfern. In seinem Roman „Drei Menschen" läßt Maxim Gorki solch einen Pilgersmann, der eine heimliche Schuld zu sühnen hat, seine Wanderfahrt also beschreiben:

„Ein schönes Stück bin ich herumgekommen, ganz wunderlaus war es! Lebendiges Wasser hab' ich getrunken! Ich war beim heiligen Nianaisi, und bei den Wunderbildern von Perejaslawl, und bei Mitrofanij von Woronesch, und bei Tichon Sadonskij ... Setzte auch nach der Insel Walaam über ... Ein gutes Stück Erde hab' ich durchpilgert, und zu gar vielen Nothelfern hab' ich gebetet! In den Höhlen des heiligen Klosters von Kiew war ich, da duftet es so lieblich nach heiligem Chrisam, den schwitzen die Schädel der lieben Heiligen aus ..."

„So — und ist die davon leichter geworden ums Herz? Ist dein Gewissen jetzt ruhig?"

Der Pilger sinnt einen Augenblick nach, als ob er auf eine Stimme in seinem Innern horche, und meint dann:

„Ja — es ist ruhig geworden ... es schweigt."

Der Zweck der Pilgerfahrt ist also erreicht.

Der Biß der Kreuzspinne. Die Berichte über die Giftigkeit des Kreuzspinnenbisses, die lange Zeit ins Bereich der Fabel verwiesen wurden, haben sich nach den neuesten Forschungen nun doch als zutreffend erwiesen. Professor Dr. Robert, der sich jahrelang mit Untersuchungen dieser Art beschäftigt hat, veröffentlichte die Ergebnisse seiner Forschung in dem jüngst erschienenen Buche: „Beiträge zur Kenntnis der Giftspinnen". Er hat den Körper der Kreuzspinne mit Kochsalzlösung verrieben und dieses so gewonnene Präparat in die Schenkel- oder Halswunden von Katzen eingespritzt. Die Fälle verliefen unbedingt tödlich, oft schon nach überraschend kurzer Zeit, und es stellte sich heraus, daß als Träger der Giftwirkung ein bestimmtes, im Körper der Spinne befindliches Eiweiß anzusehen ist, denn nach diesem künstlichen Ausscheidung erwies sich das Präparat als ungefährlich. Kindern ist das Anfassen von Kreuzspinnen jedenfalls zu verbieten.

Papierfabrik in Tongking. (Mit Abbildung.) Papierfabrik? Ob wohl der Betrieb, den wir auf unserem Bilde dargestellt sehen, diese Bezeichnung verdient? Da giebt es ja keine Dampfmaschinen, keine klappernden Mühlräder! Wie schrecklich primitiv ist nicht die Presse, unter der die noch feuchten Bogen gestättet werden. Und ebenso einfach sieht es in dem strohbedeckten Schuppen aus, in dem das „Zeug" bereitet wird. In Mörsern wird die Bambusfaser durch Menschenhand zerkleinert. Die bedauernswerten gelben Menschen! Wie herrlich weit haben wir Europäer es im Vergleich zu ihnen nicht gebracht! Und doch haben wir keinen Grund und keine Berechtigung, auf diese primitive ostasiatische Fabrik mit Geringschätzung hinabzublicken. Nicht etwa nur darum, weil das von ihr erzeugte Papier gar nicht so übel ist. Nein, wir müssen ja klein zugeben, daß wir in der Herstellung des Papieres, dieses mächtigen Kulturträgers, nur Schüler der Ostasiaten sind. Die Geschichte lehrt ja, daß etwa im 2. Jahrhundert vor Chr. die Chinesen die Entdeckung machten, aus dem Baste des Papiermaulbeerbaumes Papier zu bereiten. Später verwendeten sie auch Bambusschößlinge, Stroh, Gras ꝛc. als Material. Die angrenzenden Völker lernten von ihnen die Kunst; in Samarkand erfuhren von ihr die Araber, und ihre Gelehrten fabrizierten Papier nach geheimgehaltenen Rezepten für den eigenen Gebrauch. Die Kreuzzüge gaben den Europäern Gelegenheit, die Bereitung des Papieres kennenzulernen, und etwa im 12. Jahrhundert entstanden bei uns die ersten Papierfabriken, die anfangs ebenso einfach waren wie die ostasiatischen. Die gelbe Rasse verbraucht große Mengen Papier; es dient ihnen ja nicht allein als Schreibmaterial. Größte Papierbogen ersetzen ihnen die Fensterscheiben, vor allem aber dient dort das Papier auch als Bekleidungsstoff. Die Ostasiaten kennen nicht nur Papierfächer und -schirme, sie gehen auch auf Pappsohlen und tragen papierne Kleider, ja selbst Regenmäntel aus Papier.

Papierfabrik in Tongking: Das Pressen des Papiers.

Zur Geschichte der Eisenbahnfahrkarten. Ein längliches Papier, mit Anfangs- und Bestimmungsstation, Klasse, Fahrpreis der Meile ꝛc., in der Art der bis dahin gebräuchlichen Passagierzettel bedruckt, das war die Grundform, aus der die heutigen Eisenbahnkarten hervorgingen. Es ist ungefähr sechzig Jahre her, daß die ersten, jetzt allgemein üblichen Pappkärtchen in England eingeführt wurden, von wo sie sich bald in Deutschland und anderen europäischen Staaten einbürgerten. Die Ausgestaltung unseres Verkehrswesens hat täglich neue Variationen dieser Legitimationskärtchen erzeugt, und heute ist ihre Zahl Legion. Auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin liegen allein 47 000 verschiedene Fahrkarten aus, der Bahnhof Friedrichstraße führt 17000, der Lehrter Bahnhof 16 000, der Stettiner Bahnhof 14 700, der Potsdamer Bahnhof 10 000 Unterscheidungsformen. Und ähnlich sind die Verhältnisse in der Provinz, wo eine mittlere Stadt von 50 000 bis 60 000 Einwohnern heute durchweg 4000 bis 5000 Fahrkartensorten aufweist. Die ersten Anfänge der Rückfahrkarten fallen in den Anfang der fünfziger Jahre und kamen zuerst auf der Strecke Bonn-Köln zur Anwendung. Hervorgegangen aus dem Wettbewerb zwischen Wasser- und Schienenstraße, die einander den Rang ablaufen wollten in der Billigkeit der Beförderung, haben sie den Charakter eines solchen Abwehrmittels gegen die Konkurrenz längst verloren und sind heute nur noch ein Zugeständnis an das anspruchsvolle Publikum, dem in solcher Form seltens der Verwaltung eine Ermäßigung gewährt wird.

Allerlei Kurzweil.

Zahlenrätsel „Im Zeichen des Glückes". Von Al. Weixelbaum.

Kreuzrätsel.

	a	a	a			
	c	d	d	e		
e	e	e	e	e	e	e
h	h	i	k	k	l	l
m	m	n	u	o	o	r
s	s	s	s	s	t	t
		t	t	t		
		y	y	z		

Die Buchstaben dieser Figur lassen sich so ordnen, daß die einander entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen bezeichnen: 1. einen Schmuckstein, 2. eine Kronstallform, 3. eine Farbe der deutschen Spielkarte, 4. einen berühmten General Friedrichs des Großen. A. St.

Buchstabenrätsel.

Dem Menschen, der des Rätsels Wort nicht hielt,
Hak's kopflos oft schon übel mitgespielt. L.

Wechselrätsel.

Wange, Kerl, Rogen, Laube, **Winde**, Bern, Wild, Teer, **Naue**, Furcht, Mais, Trient, **Kunde**, Dorn, Sonde, Bort, Eos, **Lampe**, **Hebel**, Rest, Maiu, Bolme, Fuder, Rinne.

Aus jedem der obigen Wörter bilde man dadurch ein neues Wort, daß man darin irgend einen Buchstaben streicht und durch einen andern ersetzt. In den vier (fettgedruckten) Homonymen stimmen der gestrichene und der dafür eingesetzte Buchstabe überein. Nach richtiger Lösung bilden die gestrichenen Buchstaben — vorwärts gelesen — mit den Ersatzbuchstaben — diese rückwärts gelesen — ein deutsches Sprichwort.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Halbheft 2. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Sette Oldenroths Liebe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von W. Heimburg.

(1. Fortsetzung.)

Der Winter verging, aber die Kräfte kamen dem jungen Mädchen doch nur langsam wieder, ganz allein that es der Wille, gesund zu werden, doch nicht. Die Lebensweise in den beschränkten Verhältnissen war auch nicht gerade fördernd, die Anregung fehlte, das ewige Einerlei ermüdete. Mutlos durchlebte Sette den Frühling, der sie schlaffer und elender machte, als sie sich im Winter gefühlt hatte. Werner kam einmal über Sonntag und war ganz entsetzt über ihr Aussehen.

„Du mußt Luftveränderung haben, Sette," sagte er teilnehmend.

„Das meint der Herr Doktor auch," bestätigte die Majorin.

„Du könntest mal etwas riskieren, Werner, und uns für vier Wochen eine Wohnung auf dem ‚Weißen Hirsch' nehmen," schlug Malwine dreist vor, „das Leben ist ja eins, wir müssen hier unten so gut kochen wie da oben."

Er antwortete gar nicht darauf; als er aber abreiste, beauftragte er Malle, ein Quartier für einige Wochen zu mieten, er würde ihr das Geld senden. Mutter und Schwester waren in einem gelinden Freudentaumel und begriffen nicht, daß Sette sich nicht ebenfalls so ausgiebig begeisterte.

„Du wirst gesund da oben," prophezeite Malle. —

Es war auch so. Die Fülle von Licht, Sonne und Luft, die sie da oben täglich umfloß in dem winzigen Gärtchen, nahe dem Walde, die einsamen köstlichen Spaziergänge, die wundervolle Fernsicht — sie übten ihre Wohlthat an dem blassen Mädel aus der dunklen Wohnung, die da in einem ewigen Schleier von Dunst und Staub im Gewirr der unzähligen Gassen lag, tief unter ihr. Ihre Wangen röteten sich, ihre Augen glänzten wieder.

In Winternot.
Nach dem Gemälde von Paul Neumann.

Zu rasch ging die Zeit dahin. Sie saßen dann wieder in der sonnenlosen Wohnung, der Herbst kündigte sich an, die erste Einladung zum Kaffee erschien. Auf Sette fiel das wie ein Alp. Nun gingen sie wieder los, jene öden, finsteren Tage, die durch Klatsch, Kaffee und Kuchen ausgefüllt wurden! Sie war glücklich, als ein paar Tage später ein Brief von Werner kam, der sie einlud, auf einige Wochen als sein und seiner Frau Gast zu ihm zu kommen.

„Es ist wohl jemand krank bei ihnen, daß sie dich brauchen?" fragte Malle mißtrauisch, als Lisette beim Morgenkaffee der Mutter und Schwester den Inhalt des soeben eingetroffenen Schreibens mitteilte.

„Davon schreibt Werner nichts."

„Na, ohne weiteren Grund, aus purer Sehnsucht nach dir — daran glaube ich nun mal nicht!" erklärte Malle bestimmt. „Ich will ihm ja gar nicht brüderliche Zuneigung absprechen, die hat er bewiesen durch die Sommerwohnung; aber was Lulu betrifft, da steckt etwas

anderes dahinter, jedenfalls muß sie dich gerade brauchen können, sonst wäre der Brief nicht abgeschickt worden."

„Um Lulu allein gehe ich ja auch nicht hin," antwortete Sette.

„Also wirklich? Du willst wirklich hin? Na, ich würde mir's noch überlegen, zu dieser eingebildeten Gans zu gehen; die kommt ja hierher auch nicht!"

„Sei so gut und laß das, Malwine!" fiel die Mutter ärgerlich ein. „Der Werner ist künftig doch eure einzige Stütze, und außerdem kann eine Veränderung der ganzen Lebensweise Sette auch nicht schaden, sie sieht schon wieder blaß genug aus. Schreib nur, Kind, daß du kommen wirst; wir müssen schon ein paar Wochen ohne dich aushalten."

Malle sah verärgert aus. Es that Lisette leid, aber sie sehnte sich nach anderen Eindrücken, wie der Kranke nach einer schmerzstillenden Arznei. Sie fuhr ein paar Tage später ab.

Auf Werner freute sie sich, auf die Schwägerin weniger; die war ihr vom ersten Anfang an nicht sehr freundlich gesinnt gewesen. Frau Hauptmann Oldenroth geborene Lohmann aus Berlin, Tochter des Herrn Lederhändler Lohmann, hatte in den armen Schwägerinnen sofort die künftigen Lasten gewittert; verheiraten würden sie sich ja nicht, wer sollte denn solche Bettelprinzeßchen nehmen? Natürlich fiel die Aufgabe, sie durchzubringen, dem Bruder zu, und sie hatte es sich, auf Anraten ihrer Eltern, von vornherein zur Pflicht gemacht, der Familie ihres Mannes möglichst kühl gegenüber zu stehen; einzig und allein den Hans mochte sie leiden. Lisette Oldenroth war im stillen, wie Malle auch, darauf vorbereitet, daß man etwas von ihr wollte, aber gleichviel, sie fürchtete sich nicht — nur hinaus aus dem finsterem Hause!

Die kleine märkische Stadt, in der Werner stand, lag noch eine Stunde von Berlin, so recht in Kiefern, Sand und Heide eingebettet, ein uraltes Nest, das nur Ackerbürger und Militär beherberge. Als der Zug sich dem Orte näherte, sah Lisette einen hohen Kirchturm in ziemlicher Entfernung von der Eisenbahn am Horizont auftauchen, inmitten von Bäumen und Dächern, und im weiten Bogen standen Windmühlen, die sämtlich ihre Flügel im Herbstwinde drehten. Wie eine dunkle, scharfe Silhouette stand dieses Bild gegen den blassen Goldgrund des Abendhimmels.

Auf dem Bahnsteig wartete Werner mit seinen beiden vier- und fünfjährigen Söhnen. Lisette ging das Herz auf, als sie ihn so stramm und stattlich dastehen sah; sie hatte ihn doch sehr lieb, sie war ihm so dankbar für seine Freundlichkeit im Sommer, und außer der Mutter und Malle waren er und Hans doch die Einzigen, die sie noch lieblohen durfte auf der Welt.

„Na, da bist du ja, Sette," begrüßte er sie freundlich nach dem üblichen Kuß, „nett, daß du mal kommst! Gebt der Tante mal die Vorderpfote, ihr Stifte, und nun bitte, den Gepäckschein! Schmidt!" rief er dann einem in Livree gesteckten Burschen zu, „besorgen Sie das hier, und nun komm nach dem Wagen!"

„Geht's deiner Frau gut?" fragte Lisette, als sie auf der Landstraße dahinfuhren, dem eine Viertelstunde entfernten Städchen zu.

„Ich danke! Sie ist heute nach Berlin hinüber, kommt aber auf den Abend zurück; nimm's nicht übel, wenn sie dich nicht gleich begrüßt. Was macht denn unser Muttchen?"

„Danke! Sie freut sich, daß ich herreisen konnte, Werner."

„Die Mama holt uns Apfelsinen mit dem Großmama," sagte plötzlich das kleine Kerlchen im blauen Matrosenanzug, kurzen Strümpfen und nackten Knieen, das auf dem Rücksitz saß und die Tante anstarrte, als wäre sie ein Wundertier, das er heute zum erstenmal im Leben sah. Der Größere hatte sich neben den Kutscher gesetzt und hielt die Peitsche.

Werner wurde rot, lachte ein bißchen und sagte dann: „Meine Schwiegermutter will Lulu durchaus mit nach Bozen nehmen auf ein paar Wochen —"

„Und da soll ich die Kinder ein wenig bemuttern?" fragte Lisette heiter, ohne die geringste Empfindlichkeit zu zeigen.

„Das wäre koloſſal liebenswürdig! Aber du mußt nicht denken, daß wir dich deshalb einluden — ganz im Gegenteil, die Sache mit der Weintraubenkur hat sich so rasch gemacht, der Brief kam erst gestern an Lulu — abschlagen können wir es nicht gut, verstehst du; wir müssen Schwiegermamachen bei guter Laune erhalten — also, wie gesagt, wenn du bei mir und den Kindern bleiben wolltest, wär es mir ein großer Gefallen."

„Aber selbstverständlich!" antwortete Lisette, der das eine wundervolle Aussicht schien.

„Mama hat aber gesagt, hauen darfst du uns nicht," mischte sich jetzt der Kleine wieder ein.

„Junge, sei still!" rief Werner, und da der Wagen grade durch das uralte Backsteinthor des Städtchens holperte, machte er eifrig die Schwester auf die vorsündflutlichen niederen Häuserchen aufmerksam, die mit kleinen, schon erhellten Fenstern traulich in die graublaue Dämmerung blickten. Vor einem ziemlich langen Hause mit nur einem Stockwerk, welches sich verhältnismäßig stattlich präsentierte, und in dem sich ein Materialwarengeschäft befand, hielt der Wagen.

„So! Da oben wohnen wir, immerhin noch eins der besten Quartiere in dieser Residenz," sagte Werner und half der Schwester beim Aussteigen. „Und nochmals — verzeih, daß Lulu dich nicht begrüßt, sie mußte durchaus heute zur Mutter hinüber."

Lisette war bisher nur zwei- oder dreimal in Werners Häuslichkeit gewesen; zu Anfang der Ehe, als sie die Schwägerin noch nicht näher kannte, einmal acht Tage lang. Damals stand Werner in Posen, und diese acht Tage hatten genügt, eine große Erkältung zwischen den alten Oldenroths und Werners neuen Angehörigen eintreten zu lassen. Lisette war damals in gedrückter Stimmung wieder heimgekommen, und nur ein einziges Mal noch war sie später mit ihren Eltern hingereist, zur Taufe des ältesten Sohnes.

Sie erkannte die Einrichtung der Zimmer gleich wieder, als sie die Wohnung betrat, über welcher der Geist Lulus noch wie damals schwebte, obgleich eine Menge neuester kunstgewerblicher Erzeugnisse hinzugekommen war, die sich wunderlich genug zwischen all dem andern Hausrat ausnahmen. Majoliten und Zinnteller, ein lebensgroßes Bild Lulus im weißen Damastkleide, reichlich tief ausgeschnitten, von einer Berliner Künstlerin gemalt, welche bei den Eltern der jungen Frau im vierten Stocke zur Miete wohnte und, vermutlich um nicht gesteigert zu werden, Lulus etwas üppigen Mund so verkleinert hatte, daß er mit einem Fünfzigpfennigstück hätte zugedeckt werden können. Ferner gab's ein paar echte orientalische Teppiche, einen mit einem Gißlbrenfell belegten Fensterritt, dessen Schranke mit künstlichen Blattpflanzen dekoriert war, kurz — der Geist Lulus, unverändert ganz und gar!

Sämtliche Vorderzimmer waren zu Wohnräumen gewählt, der gesellschaftlichen Verpflichtungen halber; sie trugen die vornehme Bezeichnung: Herrenzimmer, Boudoir, Salon, Speisezimmer; in den hinteren Räumen schlief man, hausten die Kinder, lagen das Logierzimmer und die Küche. Lisette war nicht verwöhnt, aber das schmale, finstere Gelaß mit der feuchtkühlen Luft heimelte sie keineswegs an und stimmte sie trübe und ungemütlich.

„Ein Schnst giebt's besser, als er's hat," sagte Werner lächelnd, der ihre fröstelnde Bewegung sah, als er sie mit ihrem Gemach bekannt machte, „es ist ja auch nur zum schlafen."

„Aber Werner, es ist ja doch sehr nett!" Sie fühlte sich beschämt und war gleich wieder heiter.

Beim Schluß des Abendessens, als „das Fräulein" die Jungens schon zu Bett gebracht hatte, erschien plötzlich Lulu, früher, als man sie erwartet hatte. Sie war zunächst ärgerlich, weil niemand am Bahnhof gewesen war, sie zu empfangen, und stritt sich sofort mit Werner: um acht ein halb Uhr käme sie zurück, habe sie gesagt beim Fortfahren!

„Nein, mein Kind, du wolltest mit dem Neunuhrzuge eintreffen, und da wäre ich selbstverständlich zur Stelle gewesen und Schmidt auch."

„Das behauptest du, weil es dir paßte, mich nicht abzuholen!" beharrte sie in einem Tone, der Widerspruch nicht zuließ; und den Paletot anreißend und sich an Lisette wendend, sagte sie: „Verzeihe nur, aber ich bin wirklich zu wütend — diese unmaße Rakete, und dann kein Mensch, ganz gottverlassen kam ich mir vor! Wie geht es dir denn, und der Mutter? Es ist nett, daß du da bist, behalte aber doch Platz."

Sie war eine kleine, rosige, allerliebste Person mit einem Stupsnäschen und einem eigenartigen Zug um die vollen Lippen.

Die goldbraunen Augen hatten dieselbe Farbe wie das üppige Haar, alles in allem eine Souverettenfigur, auch in ihren Bewegungen. Sie setzte sich an den Tisch und fing an zu essen, sehr hastig und sehr reichlich, und dabei sprach sie unaufhörlich. Endlich legte sie Messer und Gabel hin, lehnte sich zurück, kreuzte die Arme unter der Brust und sagte:

„So! Und nun kommt die große Neuigkeit des Tages!“

Sie sah so triumphierend dabei aus, so wichtig, daß ihr Gatte völlig verdutzt fragte: „Ist eure Reise aufgegeben?“

„Nee! Das mit, det könnte dir wohl passen? Da spitz dich man nich drauf!“

„Hat dein Vater den roten Pieyvogel ins Knopfloch gekriegt?“

„Noch nicht, hat wohl auch keine Eile — viel höger ruff!“

„Bitte, red' doch anständig, Lulu! Du weißt, ich werde ganz nervös, wenn du so lümmelst beim Sprechen. Allemal, wenn du von Berlin kommst, muß man sich ärgern,“ tadelte Werner. „Wird wohl auch gar nichts sein,“ setzte er hinzu.

„Nu gerade ist's was!“ rief sie. „Ratet, wen ich getroffen habe auf der Leipziger Straße, pitsein, in Gigerlhosen mit Bügelfalten und aufgekrämpelt, mit einem Stock, so dick wie die Keule des seligen Herkules, im gelblich braunen Pfützentitscher, den Scherben im Auge, mit weißer Krawatte, vom Scheitel bis zur Sohle feiner Hund — na, ratet mal!“

„Wer wird's gewesen sein? Irgend einer der hiesigen Kameraden, vermutlich dein neuester Verehrer, der Lederer —“ meinte Werner gelangweilt.

„Falsch!“

„Oder der Alte?“ Womit er den Regimentskommandeur bezeichnete.

„Falsch!“

„Na, dann meinetwegen der König von Serbien oder der schneidige Rigdorfer aus dem Centraltheater. Mir ist's gleich — Mahlzeit meine Damen!“

„Eu'er Hans war es!“ schrie sie da lachend.

Der Hauptmann, der schon aufgestanden war, sank wieder auf seinen Stuhl zurück. „Na, sei so gut! Der wird doch nicht etwa — —?“ Er machte eine bezeichnende Bewegung mit dem Arm. „Um die Ecke? — —“

Lisette sah ihre Schwägerin geängstigt an — welch häßlicher Scherz von ihr! dachte sie.

„Hans! sage ich,“ schrie Frau Lulu nochmal. „Er ist gestern aus Loblow nach Berlin gekommen — eigentlich sollte es eine Ueberraschung für euch alle sein — er hat sich nämlich verlobt! Ja, ja, verlobt! Nun aber ratet weiter, mit wem!“

„Mit irgend einem Geldsack,“ riet der Hauptmann, den Balken im eigenen Auge vergessend.

„Na, das geht, ist nicht so arg viel vorhanden, auch ein bißchen Liebe scheint dabei zu sein, ihrerseits heißt das. Sie ist nämlich die sogenannte „häßliche“ Brunsberg; der Ruhm ihrer jüngeren Schwester, die nächstens einen Hauptmann von Federsen, oder Federslens, heiratet, hat sie ja wohl nicht schlafen lassen. Hans sagte mir, die Angelegenheit wäre schon vor der bewußten Affaire in Frage gewesen, im vorigen Herbst nämlich, während des Manövers; ihr Vater hätte es aber partout nicht gewollt. — Dann, als das liebe Hänschen solide geworden, hätte sich die Geschichte wieder angesponnen. Zuerst natürlich abermals ein „Nein!“ seitens der Herren Eltern. Nachdem aber das liebende Mägdlein vor Sehnsucht krank geworden war, hat der Alte gestern nach Loblow gefabelt an Hänschen: Sei so gut und nimm se dir se denn se doch, falls du geneigt bist, zu quittieren und Stoppelhopfer zu werden. Na, da ist er dann sofort abgedampft. Ich traf ihn auf dem Wege nach dem „Kaiserhof,“ fuhr sie fort, „wo Schwiegereltern und Braut seiner warteten. Uebrigens ist die Hochzeit der jüngeren Schwester demnächst, und zwar bito in Berlin im „Kaiserhof, und infolgedessen reise ich nur auf vierzehn Tage nach Bozen mit Mutter, denn bei einer solchen Geschichte hat man doch die beste Gelegenheit, die neue Verwandschaft kennenzulernen, so in der allgemeinen Rührung; und meine Toilette — —“

„Erbarme dich, hör mal ein bißchen auf, Lulu, deine Toilette hat noch Zeit! Laß mir doch erst mal eine Minute zum Atemholen! Lisette, bitte, was sagst du eigentlich? Du machst ja ein Gesicht, als sollte Hans hingerichtet werden, anstatt zu heiraten! Die zu Hause werden aber Augen machen — denke doch nur, Mutter — —“

„Ja, Mutter wird sich freuen,“ sagte Lisette mit ganz heiserer Stimme; mehr brachte sie nicht über die Lippen. Ihre Augen blickten so jammervoll aus dem blassen Gesichtel, daß ihr Bruder ganz besorgt sagte:

„Trinke doch ein bißchen Wein, Liebe, deine Nerven sind thatsächlich vollkommen runter, wenn dich das schon so aufregt.“

„Ist doch nur zum freuen,“ fuhr Frau Lulu fort. „Uebrigens, Kinder, denkt euch, die neue Schwägerin ist sechs Jahre älter als ihr Herzallerliebster. Na, das hat er ja aber gewußt, und es klingt immerhin ganz hübsch: Agnes von Brunsberg aus dem Hause Buchte.“

„Ich bin schrecklich müde — seid ihr böse, wenn ich zu Bette gehe?“ fragte Lisette.

„Gar nicht — angenehme Ruhe!“ erwiderte Frau Lulu. „Um Acht wird hier gefrühstückt, willst du geweckt werden?“

„Nein, danke!“ antwortete Lisette. Dann ging sie hinaus, irrte ein Weilchen in dem schlecht erleuchteten engen Korridor umher, den noch so und so viel Schränke versperrten, und gelangte endlich an die rechte Thür und in ihr Stübchen. Still, mit gefalteten Händen und wehem Kopf lag sie dann in den Kissen, wie betäubt. Wie sollte sie es denn nur ertragen, Fritz von Feddersen wiederzusehen, der nun, so zu sagen, mit ihr verwandt werden würde? Und wenn sie dieses Wiedersehensgegen auch jetzt noch hinausschieben konnte, einmal würde es doch kommen, immer konnte man sich nicht aus dem Wege gehen! Mein Gott, wie kam Hans auf dieses Mädchen?

Am Tag nachdem Lulu die große Neuigkeit von der Verlobung Hansens nach Hause gebracht hatte, wollte sie Sette mit nach Berlin nehmen, um eine Hochzeitstoilette zu kaufen. Aber Lisette wehrte erschrocken ab. Von der Mutter kam abends schon ein langer Brief an die Tochter. Eigentlich wäre sie außer sich, daß Hans quittieren wollte, er wäre doch absolut ungeeignet zum Oekonomen, und der Junge hätte so fühl geschrieben, und es wäre sicher nur eine Geldheirat ohne eine Spur von Neigung, wahrscheinlich wüßte er mal wieder nicht mehr ein und aus. Malle behauptete auch, die Braut wäre sehr unschön und kränklich; Papa hätte einmal von ihr gesprochen, vor zehn Jahren, als er beim Manöver in Buchte im Quartier gelegen hatte. Ob das wahr wäre? Und Lisette sollte ihr doch nur ja die volle Wahrheit schreiben, sobald sie die neue Schwägerin gesehen hätte, und überhaupt die ganzen Verhältnisse aufklären. —

Ein paar Tage nach Lulus Abreise kam Hans, aber allein, um sich Werner als Bräutigam vorzustellen. Er erschien Lisette freudartig in seinem modernen Civil und trug eine gemachte Blasiertheit zur Schau. Vorläufig könnte er noch keine Brautvisiten machen, erklärte er, denn seine Schwiegermutter wäre zu sehr beschäftigt mit den Vorbereitungen zu der Feddersenschen Hochzeit; sobald diese vorüber wäre, werde er nicht ermangeln, seine Braut zu präsentieren, auch in Dresden selbstverständlich; ja, seine Schwiegermutter plane sogar ein Attentat auf Mama und die Schwestern. Weil er nämlich unverzüglich nach Buchte in die Lehre sollte zum Schwiegervater, und weil dem das Brautpaar im Hause nicht paßte, so beabsichtige man, Agnes derweilen in Pension zur künftigen Schwiegermama zu geben. — Zum Frühjahr wollten sie dann heiraten; bis dahin wäre das Inspektorhaus für Agnes und ihn zurecht gemacht. Er hätte ja nun mal keine Wahl; nur unter der Bedingung, daß er den bunten Rock an den Nagel hinge, wäre die Einwilligung der Eltern gegeben. Na, Einer müßte ja die Kritische übernehmen, und da Agnes die Aeltere wäre, käme er als ihr Mann zunächst in Betracht. Ihm wäre es recht, er trüge einmal keinen Marschallsstab im Tornister, und wenn er einen schneidigen Gaul, eine anständige Büchse und eine gute Jagd hätte, dann könnte er es aushalten „mang die Bauern“.

So ungefähr redete er vor den Geschwistern, als sie miteinander bei Tische saßen. Von seiner Braut sprach er mit einem gewissen bedauernden Donfall nur als von dem „guten Tierchen“, es klang geradezu mitleidig.

Werner ärgerte sich und hatte nicht übel Lust, dem Bruder diese Gleichgültigkeit gegen den Offizierstand mit ein paar angemessenen

Mondnacht

Nach dem G

von Neapel.

. Rönbach.

Redensarten heimzuzahlen, wenn nur dessen blasses Gesicht nicht zu deutlich verraten hätte, daß ihm das Ausziehen des bunten Rockes doch höllisch ans Herz gegangen war, und daß er sich in seine zur Schau getragene Wurschtigkeit erst mühsam hinein räsonnieren hatte.

Lilette fragte ihn noch einmal Bilde seiner Braut.

„Ne Photographie?“ Nein, die hatte er nicht, das hatte er reinweg vergessen. „Blond is se wie ihre Schwester, sonst gar keine Aehnlichkeit. Die Ilse, na, wie ein verzogenes Tör, eigensinnig bis zum äußersten, aber rassig. Das gute Tierchen, die Agnes, die kuscht immer vor ihr, alle kuschen sie vor der, sogar der Vater, und das will was heißen! Der Alte ist übrigens ein grober Kunde, der mit seinem Menschen vierundzwanzig Stunden Friede halten kann.“

„Na, Fritz Feddersen wird sie schon ziehen,“ meinte Werner und goß sich ein Glas Wein ein.

„Oder sie ihn!“ warf Hans ein mit einer Grimasse.

„Wie steht du dich übrigens mit ihm, Hans? Anständiger Kerl, was?“

„Na, guten Tag und guten Weg — das ist alles,“ antwortete Hans. „Früher waren wir ja mal dicke Freunde, soweit ein alter Premier sich zu unsereinem herabläßt, aber das ist vorbei seit dem Sommer, wo wir beide in Buchte einquartiert waren. Er geht mir jetzt aus dem Wege, wo er kann. Ich weiß nicht, weshalb. Na, wir laufen uns ja vermutlich selten oder gar nicht in den Weg — —“

Lilette hörte still zu und schalte eine Birne für die Kinder zum Nachtisch; das Herz that ihr weh bei diesen Gesprächen. Der Bursche brachte das Barokeluch, das der Hauptmann jetzt aufmerksam las, Hans gähnte bei dem Anblick, steckte sich eine Cigarre an und sagte: „Gottloh, diese Lektüre hört nun auf für mich.“

Abends fuhr er wieder nach Berlin zurück mit dem Sechsuhrzuge, und Werner begleitete ihn; sie wollten ins Centraltheater, um die Barrisons zu sehen. „Man muß das noch mitnehmen,“ meinte Hans lächelnd, „wenn man erst auf der Klitsche ‚eingebuchtet‘ ist, dann hat's seine Schwierigkeiten; mit dem Alten ist nicht gut Kirschen essen.“

Vierzehn Tage später kam Frau Lulu aus Südtirol zurück. Sie brachte Spielzeug für die Jungen in Massen und erschien außerdem in einem neuen, in München erstandenen recht auffallenden Kostüm, und mit überspreuldeter Lebhaftigkeit. Lilette, die mit den Kindern ein stilles Leben geführt hatte — die Herzen der Kleinen waren ihr sehr bald zärtlich zugethan — bekam einen blauen seidenen Stoff, eine Farbe, welche sie nie trug, zum Hochzeitskleid.

„Die Schneiderin kann dir's hier im Hause arbeiten, aber bis die Geschichte ganz vorüber ist, mußt du noch bleiben,“ sagte die Schwägerin bei dem Ueberreichen, und als Lilette den Kopf schüttelte: „Fünf Tage noch; am Fünfundzwanzigsten kannst du dann ja reisen, wenn du durchaus fort mußt.“

„Ich will nicht mit auf die Hochzeit, ich habe Werner schon für mich abschreiben lassen,“ erklärte sie fest.

„Na, denn nicht — aber dann heuntitere wenigstens die Jungens noch, bis wir zurückkommen.“

„Sehr gern,“ antwortete Lilette; sie wünschte sich ja nichts Besseres, als allein mit sich zu sein an diesem Tage.

Und der Tag kam, der vierundzwanzigste Oktober, der Hochzeitstag von Fritz Feddersen. Um elf Uhr reisten Werner und Lulu nach Berlin; die rosa Damasttoilette sollte die junge Frau im Hotel finden, ebenso die Friseuse; sie war vor Vergnügen vollkommen kopflos, als sie den Wagen bestieg. Lilette aß mit den beiden Kindern; die hatten sich mit Erlaubnis der Mutter ihr Lieblingsgericht, Aepfelreis, bestellt und waren hochbeseligt darüber. Es war der reine Festtag für sie, dieser Hochzeitstag eines ihnen ganz fremden Onkels. Nachmittags waren sie zu Kommandeurs zur Schokolade gebeten, Kommandeurs Willi wurde fünf Jahr heute.—

Lilette war frei für den Nachmittag, ganz frei, nachdem sie die Beiden mit Hilfe der Bonne in ihre Sonntagsgarderobe gesteckt und sie dem „Fräulein“ übergeben hatte. Sie nahm Jäckchen und Hut und ging durch die Straßen auf die Chaussee hinaus, die nach dem Stadtwalde führt. Das Wetter war merkwürdig still, warm und trübe, eine unendliche Schwermut lag über der einsachen Landschaft. Weite kahle Ackerflächen breiteten sich vor ihr aus, fern am Horizont begrenzt von endlosen, dunklen Wäldern. Zur Seite des Weges, ganz weit dort unten, schimmerten die Dächer eines Dörfchens, und dicht vor ihr unter dem niederen, grauen Herbsthimmel lag der schweigende, düstere Kiefernwald, zwischen dessen rötlich braunen Stämmen die Dämmerung schon lauschte.

Als sie den schmalen Waldpfad betrat, der sich von der Fahrtstraße in den Forst hinein abzweigte, holte ein zitternder, verschwimmender Glockenklang sie ein; hinter ihr in der Stadt schlug es drei Uhr. „Jetzt fahren sie in die Matthäikirche zur Trauung,“ sagte das Mädchen halblaut. Nun war er ihr verloren für immer! Bis gestern noch war da etwas gewesen in ihr, das sie hatte hoffen lassen. Es sollte ja Fälle gegeben haben, wie man erzählte, daß noch in letzter Stunde der Bund zerriß. Sie konnte sich hineindenken in die Seele eines Menschen, dem erst auf dem Wege zum Altar die Verzweiflung den Mut gab, zu schreien: Nein! Nein! Es ist ja nicht wahr, daß ich will.— Ich kann nicht Ja! sagen — mein Herz ist ganz wo anders!

Aber das waren ja wohl romanhaft thörichte Ideen gewesen. Er war verloren für sie, für immer verloren!

Sie merkte nicht, wie sie immer weiter hineinschritt in die Einsamkeit, sie, die sonst so furchtsam war. Einmal schreckte sie der Ruf eines Hirsches, daß sie einen Augenblick zitternd stehen blieb, aber die Gedanken überfielen sie gleich wieder besinnungraubend, Gedanken, deren sie sich schämte, die sie nie gedacht hatte bisher in ihrer reinen, ehrlichen Liebe, so wilde, wehe Gedanken! Sie entdeckte erst heute voll Entsetzen, mit welcher Glut sie ihn liebte. Alle die kindlich frommen, entsagungsvollen Wünsche für sein Glück mit der Andern, die sie die Zeit her gehegt hatte, waren wie hinweggeweht, nichts als brennendes Begehren, nichts als Qual und rasender Haß für diese Glückliche erfüllte sie.

Ihr Fuß ermüdete, unwillkürlich hemmte sie den Schritt und sah sich um. Der Weg, den sie gekommen war — ein kaum erkennbarer Fußweg — verlor sich weit da unten in den Stämmen; über ihr, in den Wipfeln der Föhren, schrieen die Krähen, die zu Nest flogen in ganzen Schwärmen. Langsam begann sie zurückzuschreiten, es war ihr, als wäre sie nicht mehr Herr über ihre Glieder. Erst allmählich ging sie wieder rascher, denn der Weg schien sich endlos zu dehnen. Sie hatte keine Ahnung, welch großes Stück sie schon zurückgelegt hatte; ihre Taschenuhr, die sie dicht ans Auge halten mußte, um die Zeiger zu erkennen, wies auf dreiviertel Sechs.

Jetzt saßen sie beim Diner im „Kaiserhof“, quälte sie sich weiter. Ob er wohl glücklich ist? Ob ihm wohl ein einziger Gedanke an sie kam? Zum Beispiel — wenn Werner mit ihm anstieß, oder Hans? Oder kann man wirklich ganz, ganz verschwinden aus den Gedanken eines Menschen? — Wenn er wüßte, wie sie hier unhexrirte in dieser Stunde, ob er nicht erschrecken würde? Er ängstigte sich immer um sie! Sie hatte ihm versprechen müssen, nie in Dresden abends allein über die Straße zu gehen; sie hatte es auch stets vermieden und immer so feig an die Zeit gedacht, da er sie schützen, sie an seinem Arm geborgen gehen würde, und nun schützte und beschützte er die — seine Frau — die sie nicht geworden war!

Die Gedanken ließen sich nicht bannen, und dabei stürzte sie immer rascher vorwärts; sie meinte, Schritte hinter sich zu hören, und das Grausen überfiel sie und doch mit der zunehmenden Dunkelheit.

Jetzt erscholl eine Stimme: „Freilein — Freilein!“ — eine Frauenstimme, gottlob! —

Sie blieb stehen; ein altes Weib mit einer Tragkiepe auf dem Rücken tauchte hinter ihr auf aus der Dämmerung.

„Sie haben Ihr Schnupftuch verloren, Freilein, nee — können Sie aber laufen! Sie gehen wohl auch nach Vogstedt?“

„Ja, danke! Sie auch?“

„Ich auch. Na, da können wir wohl zusammen gehen, es ist immer so gruslich in den alten Walde, und noch dazu gegen Abend.“ Und geschwätzig, wie sie war, redete sie beim Gehen immer auf Lilette ein, die schweigend neben ihr schritt. —

Es war ihr eine Wohlthat, neben sich einen Menschen zu wissen, einen harmlosen, der ihr Weh nicht kannte.

In Luhme bei ihrem Sohne wäre sie gewesen, zur Taufe, erzählte die Alte. Voriges Jahr hätte er geheiratet, und ein

bübscher kleiner Junge wäre das Kind, und er, ihr Sohn, wäre nun auch soweit zufrieden, gottlob! Es hab' jeder so sein Päckchen, — er, der Willem, habe „ihr", was nun die Seinige wäre, nämlich nicht gewollt, und sie wäre doch so 'ne gute, fleißige Frau, und sie hätt' doch ein paar hundert Dahler von ihrem ollen Vater gerbt. Bei dem Alexanderregiment habe er gedient, der Willem, und dort sei er mit einer Andern gegangen, aber die hätte ja man gar nicht gepaßt vor ihm — na, er hätt's ja nun auch wol eingesehen. Zuerst hätte er zwar immer noch aufgemuckt gegen seine Frau; aber nun, wo das Kind da wär', „jetzt tauscht er mit keinem König nich, Freitein!"

„Und die Andere, die in Berlin?" fragte Lisette laut und bitter. „Was sagte denn die?"

„Ja, die — lieber Jott, was will sie denn wol sagen, Freitein? Die hat sich eben finden müssen. Zuerst hat sie Larm geschlagen und hat sogar 'mal nach Lusme geschrieben, ein paar Tage vor die Hochzeit erst noch, sie könnt's nicht ohne ihn ertragen. Zum Glück kriegt ich den Brief in die Hände, und sie hat ja darin geschrieben, sie könnt und könnt ihn nicht vergessen, und sie nähm sich's Leben ganz gewiß, an seinem Hochzeitstag ginge sie ins Wasser, und er hätt sie's doch immer zugeschworen, daß er die Ernestine — das ist nämlich seine Frau — nicht leiden könnt, und daß er ihr oder keine wollte, und Segen könnte er doch nicht haben in seiner Ehe. Da hab' ich heimlich den ollen Brief verbrannt und wieder geschrieben, so gut ich konnte — ich hab' die Abschrift noch — sie thäte mich zu leid, es wär' nun aber nichts mehr daran zu ändern, indem daß die Hochzeit schon gewesen wär'; und die Liebschaft mit ihr, die wär' doch bloß zum Ausgehen Sonntagsnachmittags gewesen, und kein Mensch nich nähme so was für Ernst; alle Soldaten hätten so 'ne Bekanntschaft, und wenn sie zu die Reservisten kämen, wär's allemal aus. Und Willem sei nun vor Jotts Altar mit seiner Frau von Herrn Pastor Mitbe getraut, und er hätte seine Frau in christlicher Gemeinschaft lieb, und vor was anderes hätt' er kein Gedächtnis mehr. Und Ehestand seien heilige Banden, und wer sich da einmengliere, thäte eine große Sünde, und ich wünschte sie alles Gute, und mit das ins Wasser gehen, das wär' ja man Unnim, das thät sie sich ja wol noch überlegen.

Na, da war se denn still, sie sah ja wol ein, daß nichts mehr zu machen war. Jott im Himmel, was hätt' er denn mit sie aufgestellt auf so 'n kleinen Ackerhof? Ich hätt' ihr ja wol von allen Seiten bedeuten können, und man ist nachg'rade auch alt. Nee! Nun bin ich in die Stadt gegangen zu meiner ollen Schwester, und wir leben da ganz gemütlich. Ist denn das nu nicht ganz schön, Freitein, und besser, als wenn er mit seiner Berlinischen nichts als Sorgen hätt'?"

„Natürlich, sehr schön, viel besser," sagte Lisette bitter, „aber, was ist denn nun aus dem Mädchen geworden?"

„Ja, das weiß ich nicht. Sie hat sich das ja wol hinter die Ohren geschrieben."

„Aber, wenn sie sich wirklich das Leben genommen hätte, Frau? Haben Sie denn gar keine Gewissensangst um Ihre Handlungsweise?"

„Ich? Nee! Das wird sie ja wohl nicht gleich gethan haben, Freitein! Das thut doch Eine nicht gleich! Die, die das sagen, die haben's man bloß mit die Redensarten."

„Meinen Sie? Und Ihr Sohn lebt nun ganz glücklich mit seiner Frau?"

„Ach der? Nu freilich, freilich thut er das! Du lieber Jott, nee — heut' ist er Ernestine immerzu um den Hals gefallen und hat ihr getüßt vor allen Leuten. Er hat zwar ein bißchen was im Koppe gehabt, aber man sah doch die Liebe. Nee, rein auffressen könnt er ihr und den Jungen."

Lisette schwieg; ihr war ob dieser kleinen Geschichte fast körperlich elend. Sie rief der Alten noch einen kurzen „Guten Abend!" zu und schritt eilig weiter. In kurzer Zeit hatte sie die Chaussee, die im allerletzten Tagesschein wie ein helles Band vor ihr lag, erreicht und gleich darauf das Städtchen und das Haus.

Die Buben kamen eben zurück mit dem Fräulein und bingen sich rechts und links, wie die Kletten, an sie mit derben Jungensliebkosungen, aufgeregt vom Spiel und einem Glas Bowle, die Augen leuchtend, die Bäckchen gerötet. Aber die Tante schüttelte sie fast barsch ab, was die Beiden förmlich befremdete. „Kommt essen!" sagte sie kurz und setzte sich mit ihnen zur Abendsuppe.

„Du bist wohl krank, Tante?" fragte Pauschen vorwurfsvoll.

„Nein, mein Schätzchen, nur ein wenig Kopfweh."

„Du kannst wohl auch nicht schlafen, wie die Mama, wenn sie Kopfweh hat?"

„Die gnädige Frau nimmt immer Chloral, wenn sie Schlaflosigkeit befürchtet," mischte sich das Kinderfräulein, der Lisettens Blässe auffiel, bescheiden in das Gespräch.

Lisette sah sie an, und aus ihren Augen sprach ihre Qual. „Wissen Sie, wo die Arznei steht, Fräulein?"

„Ja, ich kann sie dem gnädigen Fräulein holen — einen Eßlöffel voll, aber nicht mehr. Schädlich kann's nicht sein, die gnädige Frau nimmt oft wochenlang jeden Abend davon."

„Man schläft wirklich danach?"

„Wunderschön! Einmal gab mir die gnädige Frau davon, als ich Zahnschmerzen hatte."

Lisette ließ sich die Flasche in ihr Zimmer setzen, spielte nach dem Abendessen noch mit den Kindern Lotto und suchte dann, unfähig, sich länger zu beherrschen, ihr Stübchen auf. Mit der Scheu, die jeder gesunde Mensch vor Medizin hat, schluckte sie das Chloral; es schmeckte schauderhaft und brannte noch ein Weilchen im Halse; dann legte sie sich in die Kissen zurück und schloß die Augen.

Jetzt tanzen sie den Brautkranz aus, dachte sie wieder. Wie er sie wohl ansieht? Ob er sehr glücklich ist? Das arme Mädchen fiel ihr ein, das sich das Leben nehmen wollte um den Verlorenen; und der Mann mit der klugen Mutter, der nun so zufrieden war, weil er den Buben hatte — Ehestand ein heilig Band! Und das andere Band, das ihn mit der Verlassenen verbunden, das er zerrissen hatte, trotzdem es so stark war, daß das Mädchen meinte, nur der Tod könne es lösen, das war wohl unheilig? Galt nichts, gar nichts? Nur jenes war von Gesetz und Recht anerkannt worden, hatte zu bestehen! Freilich! Und — wir — sehen, wie wir fertig werden mit unserer verpfuschten — verpfuschten — ach — — —.

Die Gedanken vergingen ihr, sie schlief. Als sie erwachte, war es Tag, ein häßlicher Regentag, und der Kopf that ihr weh zum Zerspringen. Das kleine Kinderfräulein brachte ihr starken Kaffee und redete ihr zu, liegen zu bleiben, wenigstens bis gegen Abend, wo die Herrschaft käme. Sie hätte auch nicht aufstehen können. Als die fünfte Stunde herankam, wurde es Lisette besser, und sie beschloß, gleich nach Ankunft der Geschwister abzureisen; der Zug ging gegen sieben Uhr, um halb Zehn war sie in Dresden.

Werner und seine Frau erschienen pünktlich; Lulu war zwar etwas müde, aber geradezu strahlend, sie sprach in einem fort; Lisette mußte die ganze Beschreibung der Festlichkeit anhören. Da sie keine Frage that, kam Frau Lulu bald auf die Toilette, auf ihre Tischnachbarn und endlich auch auf Hansens Braut.

„Um Gottes willen, Sette, schauderhaft! Reinweg schauderhaft! Wie kann nur Hans — —! Klein, elend — und die Figur! Und wie sie ihn anhimmelte — unglaublich!"

Lisette sagte nur: „So — ach! aha" — je nachdem, rein mechanisch. Und als sie dann Thee getrunken hatte, brachte sie der Bruder auf den Bahnhof.

„Mach' nur Hans seine Braut nicht gar zu garstig," bat Werner gutmütig, „Lulu übertreibt natürlich wieder. Frau von Fedderjen ist ja entschieden die Hübschere, aber mein Geschmack wär sie nicht; sie hat etwas merkwürdig Apathisches, in allen Bewegungen so müde! Na, hab' Dank, Sette, und glückliche Reise! Es wäre nett, wenn Mama und Malle Lulus Eigentümlichkeiten ein bißchen überziehen und uns auch mal besuchen wollten, sag's ihnen!"

„Adieu, Werner — du weißt ja, wie Mama denkt! Lulu hat Papa zu arg verletzt damals auf der Taufe, weißt du. — Kommt ihr doch mal endlich auch auf!"

„Vielleicht ich mit den Jungens," na, wollen sehen; Lulu ist schrecklich eigensinnig, du kennst sie ja."

Der Schaffner schlug die Wagenthür zu, und der Zug fuhr ab. —

Als Lisette in Dresden ankam, quälte die Mutter sie sofort um Neuigkeiten über Hansens Braut, über die Hochzeit und dergleichen. Aber Lisette hatte Kopfweh von der Bahnfahrt und sah schrecklich gequält aus.

„Du konntest doch noch einen Tag bleiben und dich etwas mehr erkundigen!“ meinte die Majorin schmollend, „kannst dir wohl denken, daß mich als Mutter das interessiert.“

Und Malwine setzte hinzu: „Na, so ist sie ja immer.“

„Wir wären gern zur Hochzeit gefahren, wenn Kieselsteine Gold wären,“ scherzte die Majorin, „aber so —“

Lisette schwieg zu allem. Sie hatten ja keine Ahnung von dem, was sie litt!

Ueber dem Herrenhause von Buchte lachte die Sommersonne, eine sehr neckisch aufgelegte Sonne; bald versteckte sie sich hinter grauweißen, dicken Wolken, die sie mit einem silberglänzenden Rand umsäumte, dann schoß ihre Helle so unvermittelt grell hervor, daß die Leute auf der Dorfstraße die Hände vor die Augen legten, und plötzlich lächelte sie wieder mild durch dünne, weiße Wolkenschleier.

Das Buchter Herrenhaus war ein zweistöckiger Backsteinbau uralten Datums. Die dicken Mauern hatten sich auch Jahrhunderte hindurch bewährt, allen Stürmen und Zeitläuften zum Trotz. Vor der mächtigen Haustür, zu welcher zwei Sandsteinstufen emporführten, standen rechts und links je drei ehrwürdige Lindenbäume, in deren Schatten Generationen der Brunsberge ihre Kinderspiele gespielt haben mochten. Die Fensterreihen — recht bescheidene Fenster, deren Glasflächen in viele kleine, durch weißgestrichene Ruten verbundene Scheibchen geteilt waren — blitzten wie Gold in der launigen Sonne. Der Hof lag still und sonntagsruhig da, etwas wie vertrümmte Märchenstimmung brütete über dem Ganzen, obgleich es früher Nachmittag war. Die Thore zum herrschaftlichen Pferdestall standen offen, auf der Schwelle jagten sich Sperlinge um ein paar verstreute Haferkörnchen und wunderten sich nebenbei, daß nur die schwarze Brunhilde, das Reitpferd des Hausherrn, daheim wäre. Die hatte es sich natürlich ordentlich bequem gemacht, lag da und döste, nur hie und da erschauerte das schwarze, glänzende Fell, wenn eine Fliege sie stach. Derweil plagten sich die anderen Tiere in den Sandwegen ab, um den Besuch von der Bahn zu holen.

Im Hause selbst war es nicht viel lebhafter. In der Wohnstube, in der wundervolle eingelegte Schränke mit recht stillosen Möbeln sonderbare Nachbarschaft hielten, saß die kränkliche junge Hausfrau in ihrem Fensterhuhl am Fenster und schaute über den Hof hinweg mit dem trübseligen, resignierten Ausdruck, den ihre Züge angenommen hatten seit dem Tage, als der Arzt ihr die Hoffnung genommen hatte auf ein gänzliches Wiedergesundenn. Die Lähmung des rechten Beines war gekommen nach der Geburt ihres Kindes, des kleinen Kerlchens, das schon nach kurzer Zeit wieder gestorben war. An seinem Beerdigungstage stellten sich die ersten Zeichen des Leidens ein, und heute war sie nur noch ein Krüppel, der sich nicht allein fortbewegen konnte, den ein hilfreiches Wesen schieben und heben mußte, der eine Last war für sich und andere.

Agnes Oldenroth erwartete ihre Schwester Ilse, die heute zum erstenmal seit ihrer Verheiratung ins Vaterhaus zurückkehrte, um die Manöverwochen mit ihren Jungen hier zu verleben. Was würde nur Ilse sagen, wie viel Bitteres würde sie — Agnes — zu hören bekommen, ihren Briefen nach zu schließen, die voller Ausfälle gegen ihre Heirat mit Hans waren!

Vor den Augen der einsamen Frau gingen noch einmal die letzten Jahre vorüber. Zuerst, nach Ilsens Hochzeit, als Hans nach Buchte gekommen war, um beim Vater etwas „eingerichtt“ zu werden in dem landwirtschaftlichen Beruf, ging sie mit ein halbes Jahr nach Dresden zu ihrer Schwiegermutter und den Schwägerinnen. Das ward so zu sagen ihr glücklichster Lebensabschnitt; sie fühlte sich dort so wohl, die Mutter verhätschelte die blasse Braut ihres lieben Hans, der an ihrer Seite ein neues Leben beginnen sollte, und sie fand da ihre Freundin, ihre liebste Schwester, die Lisette, Sette, wie sie diese lose auch bald nannte. Malle ließ sie kalt, Malle, die sie immer so spöttisch ansah, von der sie einmal hören mußte: „Es ist kein Töppel so schief und klein ꝛc.“ An dem Erschrecken Seitens Agnes gleich gemerkt, daß das mit Bezug auf sie gesagt war.

Sette dagegen war ihr gleich mit einem so liebreichen Wesen entgegengekommen, daß es ihr wohlthat wie warme Sonnenstrahlen zur Winterszeit; recht innig hatten sie sich beide liebgewonnen. Dann kam die Hochzeit, eine sonderbar stille Hochzeit auf Buchte, Vater und Mutter verstimmt, Hans so gemessen, und Ilse mit ihrem Manne abwesend — die Reise war ihnen zu weit — die Schwiegermutter und Malle noch im letzten Augenblick verhindert durch einen Influenzaanfall der alten Dame. Einige wenige Bekannte nur hatten sich zum Frühstück nach der Trauung vereinigt, und auch Sette war dagewesen mit ihrem lieben, weichen Blick und hatte ihr herzlich Glück gewünscht. Nachmittags war sie dann mit Hans in einem orkanartigen Märzsturm nach Berlin gereist; da hatten sie drei Tage im „Kaiserhof“ gewohnt, und diese drei Tage hatte er benutzt, um sie mit seiner tiefen Abneigung gegen ihren Vater bekannt zu machen und ihr zu gestehen, daß es zwei Stunden vor der Hochzeit um ein Haar zu einem Bruch gekommen wäre! O, der Herr Papa dächte wohl, er hätte in der Person seines Schwiegersohnes einen Kleinknecht vor sich, den er hudeln könnte, wie er wollte?

Agnes war wie erstarrt gewesen; sie hatte auch nicht den Mut, gegen die Verstimmung ihres Mannes anzukämpfen, sie wußte nicht, was sie beginnen sollte. Vollkommen niedergedrückt kehrte sie mit ihrem verdrießlichen jungen Ehemann nach Buchte zurück; er begann auch sofort, als er aus dem Coupé stieg, wieder zu schimpfen, denn statt des Landauers war der halboffene Einspänner erschienen, um sie zu holen, und das galt ihm als ein Zeichen der Nichtachtung seitens des alten Buchter.

„Daran kannst du meine Stellung erkennen,“ hatte er bitter begonnen, „wenn Feddersen käme, hätte er Viere laug vor den Landauer spannen lassen.“

Und das hatte sie nun im ersten Ehejahr täglich gehabt. Kein Tag, an dem sie nicht krakelten, die beiden Herren. „Bleib' doch ruhiger,“ hatte sie gesleht, wenn sie abends in den netten kleinen Eßzimmer des Inspektorhauses zusammensaßen, „Papa ist ja furchtbar grob, aber er meint es nicht so schlimm.“

„Sage nur deiner Mutter, daß sie sich nicht wundern soll, wenn ich plötzlich die Geschichte satt habe und mich empfehle,“ hatte er eines Tages hingeworfen, „lieber Pferdebahnkutscher in Amerika als dieses Leben hier!“

„Und ich?“ hatte sie darauf gefragt. Sie war in ihren Stuhl zurückgesunken, während ihr das Herz fast stillstand vor Schmerz.

Nun da — da bist dann wieder in Gnaden, wohnst wieder bei Vatern im Schloß und bist froh, den Kerl los zu sein!“ Er hatte sich dann gebückt mit zornrotem Kopf, um die Arbeit aufzunehmen, die ihr entglitten war, und wie er das weiche, weiße kleine Gestrick in der Hand hielt, da sah er, daß es ein nahezu vollendetes Kinderjäckchen war. Er hatte da einen Augenblick wie erstarrt gestanden, um dann den kleinen Gegenstand auf den Tisch zu werfen und mit dröhnendem Schritt aus der Thüre zu gehen. Sie aber hatte geweint, geweint wie in ihrem Leben noch nicht! Hatte sie doch geglaubt, er würde, gleich ihr, selig sein bei dieser Botschaft, die ihm mitzuteilen sie bis jetzt immer noch gezögert hatte. Nun reichte deren Wirkung nicht einmal so weit, ihn seinen Zorn vergessen zu machen!

Nach einer halben Stunde aber war er doch wiedergekommen, saß neben ihr auf dem Sofa und streichelte ihr heißes Gesicht.

„Sei nicht böse, mein gutes Tierchen, ich werde nicht mehr schimpfen, werde mich zusammennehmen; du hast ja keine Ahnung, wie es in mir aussieht, und darüber“ — er strich leise über das Gestrick, welches auf dem Tische lag — „darüber freuen wir uns doch, nicht wahr? Ja, da freuen wir uns!“

Und er nahm sich wirklich ein paar Tage sehr zusammen, dann wurde es wieder wie zuvor, dann schimmer und schlimmer. Er zankte sich mit dem groben Buchter bis aufs äußerste und betrat zuletzt das Herrenhaus mit seinem Fuß mehr. Nur Agnes wanderte jeden Tag hinüber, still und geduldig hier wie drüben. — — Und eines Tages war der Zank aus — den Buchter hatte der Schlag getroffen.

Von nun an ward Hansens Stellung eine völlig andere. Ilsens Mann konnte und wollte Buchte nicht übernehmen, er stand gut angeschrieben im Regiment und war mit Leib und Seele Soldat; Agnes' Mann, der vom Alten mit Grobheit und Ausdauer eingefuchte Oekonom, mußte Buchte bewirtschaften, das war das Gewiesene — so meinten alle. Das junge Paar zog ins Erdgeschoß des Herrenhauses, Frau von Brunsberg nach oben. In

ABENDLIED

Nach dem Gemälde von C. Schuster

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Bei der Toilette.
Nach dem Gemälde von Fr. Simm.

das Inspektorhaus kam der alte Beamte zurück, der schon lange Jahre bei dem Seligen gedient hatte. Hans schien plötzlich ausgesöhnt mit seinem Dasein. Dem alten Herrn hatte er nichts recht machen können, mit der Schwiegermutter stand er sich desto besser. Fand sie doch bei ihm volles Verständnis für ihre Lebensauffassung. Sie wollte etwas nobler nach außen hin auftreten, im Hause mehr Komfort und Bedienung haben; und all dies, was der Geiz des Verstorbenen — so nannte Frau von Brunsberg die Sparsamkeit ihres Gatten — konsequent verweigert hatte, als über seine Verhältnisse gehend, erreichte sie mühelos bei dem „lieben Haus", selbst eine Zulage für ihren Liebling, die Ilse, deren Mann in die Reichslande versetzt war, wo wahrhaftig eine „sündhafte Teuerung" herrschte.

Nur für Eins hatte Frau von Brunsberg kein Verständnis: dafür, daß sie mit arbeiten sollte. Sie hätte sich genug geschunden im Leben, erklärte sie, nun wäre Agnes dafür da.

Die junge Frau that, so lange sie konnte, gewissenhaft, was in ihren Kräften stand. Dann kam ihre Entbindung, die Krankheit schlich heran, und der zarte Körper versagte vollkommen. Eine Zeit lang nahm die Mutter wieder den Schlüsselkorb der Hausfrau zur Hand; aber ohne die eiserne Faust des Verstorbenen über sich, kam ihr lebenslustiges Naturell voll zur Bläte: sie wollte plötzlich reisen, wollte die Welt sehen, sie plaudierte also bei Hans um eine Wirtschafterin, welche denn auch bald darauf eintrat.

Von diesem Augenblick an begann die eigentliche Leidenszeit der jungen Frau, es wurde anders im Hause. Frau von Brunsberg ließ sich zunächst vom Hausarzt eine Kur in Baden-Baden verordnen; sie traf dort mit Ilse Feddersen zusammen, die ebenfalls eine Erholung nötig hatte. Hans gab, ohne mit der Wimper zu zucken, das reichlich geforderte Reisegeld für beide her, begleitete respektvoll die Abreisende zur Bahnstation und kehrte abends höchst guter Laune nach Buchte zurück, wo Agnes allein saß in ihrem Fahrstuhl und sich nun sein langes Ausbleiben sorgte.

Die Wirtschaft schiene in guten Händen zu sein, versicherte der junge Gutsherr seiner Frau, als die Mamsell vier Wochen im Hause war. Agnes ließ sich wöchentlich zweimal Rechnung legen von Fräulein Bräuer; diese empfing auch jeden Morgen sehr unterwürfig die Tagesbefehle von der kranken Gnädigen; aber draußen machte sie doch, was sie wollte.

Im Anfang schwieg Agnes dazu, als es ihr aber zu bunt wurde, tadelte sie, indes ohne Erfolg, und endlich wandte sie sich an ihren Mann. „So geht es doch nicht weiter, Hans, sprich du doch mit ihr — die Butterrechnung kann nicht stimmen."

Hans sagte bereitwillig zu. „Ja, mein gutes Tierchen!" Aber die Sache blieb beim Alten. Dann begann er, die „Mamsell" zu entschuldigen, Agnes suchte ihre Gründe zu bekämpfen, er verteidigte dieselbe, und schließlich stritten sie sich heftig um dieses Fräulein Bräuer. Er machte dem Streit ein Ende, indem er wütend das Zimmer verließ und die Thüre dröhnend zuwarf.

Die arme kranke Frau grämte und wunderte sich über seinen Zorn. Einige Tage später fing sie einen Blick von ihm auf, mit dem er Fräulein Bräuer betrachtete, die vor ihm am Frühstückstisch stand, einen Blick, der die hübsche Mädchengestalt förmlich kosend umfaßte; dazu lächelte er ein wenig, wie in eine angenehme Erinnerung versunken. Agnes sah starr zu ihm hinüber, bis seine Augen sich zu ihr wandten — es fand plötzlich etwas darin wie ein Erschrecken. Ein paar Sekunden später aber erhob er sich ruhig aus dem Sofa, pfiff dem Dachshund und ging hinaus.

Nun sagte Agnes nichts mehr — sie verstand alles, es mußte so kommen! Sie weigerte sich auch, die Rechnungen fernerhin durchzusehen, wies das Fräulein mit allen Fragen an ihren Mann und blieb zu Bette. Wozu sollte sie sich noch in ihre Kleider und den schrecklichen Fahrstuhl hineinquälen lassen? Es verlohnte sich nicht mehr, es verlohnte sich überhaupt nicht mehr zu leben!

Als ihre Mutter heimkehrte und das abgemagerte wachsbleiche Gesicht erblickte und in Thränen darüber ausbrach, fand das arme gequälte Herz den Mut, zu beichten. Frau von Brunsberg aber lachte dazu, redete von Hirngespinsten, unnützen Quälereien, klopfte ihr auf die Wange und sagte: „Du darfst dir so etwas nicht einbilden, hörst du? Du darfst solchen Hirngespinsten nicht mal im gesunden, geschweige denn im kranken Zustande dich hingeben! Herr Gott — um einen Blick! Na, da hätte ich ja keine ruhige Minute haben können."

Agnes hatte keinen Trost gefunden; wie auf der Folter lag sie den ganzen Tag — sie hatte ihn doch so furchtbar lieb! Und auf einmal kam ihr ein Gedanke, ein rettender Gedanke: sie schrieb an Lisette. Sie gab, um Lisettens Anwesenheit als nötig darzustellen, keinen andern Grund an als ihre Krankheit, unter welcher das Behagen ihres Mannes und der ganze Haushalt so sehr litten. Aber der ganze Brief war ein einziger Schmerzensschrei: „Komm! Komm! Hilf mir das Leben ertragen! Mama hat ja Malle noch und ist selbst so rüstig, aus Liebe zu Hans wird sie es dir erlauben, ein gutes Wort zu thun an deiner armen Agnes!"

Da war Lisette gekommen, und Fräulein Bräuer sah sich eines Tages entlassen, als Agnes ihrem Gatten erklärte, Lisette bleibe und wolle die Landwirtschaft erlernen. Langsam erwachte die arme Kranke wieder zu einem erträglichen Dasein; wie Oel auf unruhige Meereswogen legte sich die liebe Gegenwart Lisettens auf ihr gequältes Herz. Sie gab der jungen Schwägerin Anleitung für die Wirtschaft und hatte die geduldigste, rührendste Nachsicht, wenn die ungeübte Städterin erst mühevoll sich hineinfand — sie war so unendlich dankbar. Abends hörte sie von ihrem Krankenzimmer, dessen Thür nach der Wohnstube geöffnet war, Hans und Sette plaudern; wie beruhigend das klang! Manchmal saßen auch beide an ihrem Bette. Wie ein guter Hausgeist waltete das stille Mädchen, unhörbar, unsichtbar; es gab dem Familienleben wieder Weihe, wieder Ordnung und Frieden. —

In diese Erinnerung versunken, saß Agnes heute im Wohnzimmer; endlich schreckte sie empor aus ihrem Grübeln und warf einen Blick auf die Uhr. Sie wartete auf die Rückkehr von Hans, der mit dem Wagen nach der Station gefahren war, um Ilse mit ihrem Jungen abzuholen. Agnes fürchtete sich heimlich vor dem Besuch, sie fand der Schwester ja von jeher fern und fühl gegenüber, ihre Charaktere stießen sich gegenseitig ab. Ilse hatte es zudem so total überflüssig gefunden, daß Agnes heiratete, und dieser gegenüber kein Hehl aus ihrer Ansicht gemacht. Wie war sie, die von Natur so liebesmütterlich bedachte, auch dazu gekommen, lieben und geliebt sein zu wollen? Es war ja wohl eine Vermessenheit gewesen, die Folgen hatten es gezeigt!

Neben dem Schlafzimmer der Kranken, am Ende des Hauses, durch den Korridor nicht mehr getrennt, lag eine hübsche große Stube, deren Fenster in den Park sahen, das ehemalige Mädchenzimmer der Schwestern. Jetzt stand nur ein Bett dort, ein großes mit verblichenen grünseidenen Gardinen verhängtes Himmelbett; die Seide hatte einen goldigen, gelblich warmen Ton bekommen, nur in den Falten war sie noch frisch grün, der Glanz der vergoldeten Quasten am Betthimmel war verblichen, aber es schlief sich köstlich darin. Von den Wänden schauten ein paar gepuderte Ahnen der Brunsbergs, in Pastell gemalt, herab, unter ihnen hingen die Photographien von Settens Eltern. Ein mit buntgeblümtem Kattun verhängter Toilettentisch hatte seinen Platz zwischen den Fenstern, und auf ihm prangte ein großer Strauß von Centifolien, die es massenhaft gab in dem altmodischen Garten. Sie durchdufteten das Zimmer süß und stark. Am Nähtischchen vor dem Fenster, in einem uralten lederbezogenen Ohrensessel, saß Lisette Oldenroth, ganz wie ihre kranke Schwägerin drüben in der Wohnstube, in tiefe Gedanken verloren, Gedanken, die zuweilen ihr Gesicht mit brennender Röte färbten.

Lisette war gern hier, sie hatte Agnes aufrichtig lieb, und das Bewußtsein, nützen zu können, hatte sie ruhig gemacht in letzter Zeit. Wenn nur die Stunde erst überstanden wäre, in der sie zum erstenmal Ilse Feddersen gegenüberstehen mußte! Gottlob, daß er nicht mitkam! Sie wäre sonst abgereist unter irgend einem Vorwand. Die Kraft, unbefangen mit ihm zu verkehren, als hätte sie ihn ihr Lebtag nicht gekannt, die hatte sie nicht, würde sie gewiß nie haben. Ihr Herz that noch immer zu weh bei dem Gedanken an das Einst.

Plötzlich klopfte es laut an der Thüre, und die alte Frau von Brunsberg, rot vor Freude, rief ins Zimmer herein: „Fräulein Settchen, eben fährt der Wagen in den Hof, kommen Sie rasch!"

Lisette richtete ihre schlanke Gestalt hoch auf, mit einer Bewegung, als wollte sie sagen: Nun nimm dich zusammen — es muß sein! (Fortsetzung folgt.)

Vom Heidelberger Schloss.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Soll der Otto Heinrichsbau im Heidelberger Schloß wieder ausgebaut werden? Soll er seine Gestalt wieder erhalten, die er vor 350 Jahren, kurz nach seiner Fertigstellung angeblich hatte? Soll man fortfahren mit jenen Restaurierungen, die sich nun bald über alle künstlerisch wertvolleren Bauwerke erstrecken?

Die Heidelberger Frage hat erfreulicherweise grundsätzliche Erörterungen wachgerufen. Sie hat die Fachleute wie die große Menge der Kunstfreunde endlich einmal daran erinnert, ob die Restauriererei denn wirklich gut und notwendig ist, ob wir damit künstlerisch Gutes oder Böses an den zu restaurierenden Bauten ausüben.

Die Beantwortung ist so einfach nicht. Vor 100 Jahren etwa begann das „stilvolle" Restaurieren. Jahrtausendelang, in allen jenen Zeiten großer Kunst, hat man es nicht gekannt. Die Künstler der Renaissance studierten mit Feuereifer die antiken Bauwerke und erfüllten sich im hohen Grade mit deren Geist. Wer wagt es zu hoffen, daß ein Moderner dem Geiste des Mittelalters oder der Renaissance näher stehe als ein Bramante, ein Rafael, ein Palladio dem Geist der Antike? Und weil diese Künstler die Antike so viel tiefer erfaßten als wir Modernen irgend einen alten Stil — hat keiner je einen Versuch gemacht, ein altes Bauwerk zu restaurieren. Man hatte zu viel Ehrfurcht vor dem geschichtlich Gewordenen, um die Hand daran zu legen, und man dachte viel zu verständig, um durch die Nachahmung des Alten künstlerisch wirken zu wollen. Denn man empfand, daß Kunst Neuschöpfung der eigenen Gedanken sei, daß sie die eigene Zeit darzubieten habe und nicht die Larve einer vergangenen. Und man sah wohl ein, daß mit der Genauigkeit und Wahrheit der Larve diese immer abscheulicher wird.

Unserer Zeit ist diese einfache Wahrheit verloren gegangen. Sie ergänzt „stilecht", weil sie zwischen künstlerischer Wahrheit und Fälschung der Wahrheit nicht mehr zu unterscheiden weiß. Sie nimmt die Fälschung für Illusion und glaubt, je mehr die Grenze zwischen beiden verwischt sei, desto größer sei die Leistung. Der Restaurator will nicht mehr als Künstler gelten, er will verschwinden, man soll sein Mitwirken gar nicht bemerken, man soll denken, es sei dies wirklich alt, was da so blitzblank neu aus seiner Hand hervorging. Schon der große Architekt Semper sagte von dieser Kunst, sie belüge die Gegenwart und fälsche die Vergangenheit.

Wie sind wir in diese widerwärtige Unkunst hineingeraten? Man sah vor 100 Jahren zahlreiche Ruinen, zahlreiche durch Einbauten und Umbauten in ihrem Wesen beeinträchtigte Kunstwerke. Man wurde sich bewußt, um wieviel vornehmer, tiefer die alte Kunst war als die eigene. Goethe sah das Straßburger Münster und empfand den Zauber, im Geiste das Fehlende zu ergänzen. Man machte sich daran, diese geistige Arbeit in praktische Bauthätigkeit zu übertragen. Viele solcher Arbeiten waren von künstlerisch hohem Wert. Sie zwangen die in Formenarmut verfallenen Baukunst, sich in das Wesen alter Kunst zu vertiefen. Es war ein Verdienst, den fast durchweg in ihrer ursprünglichen Wirkung beeinträchtigten alten Bauten gegenüber einmal einen in diesen ursprünglichen Zustand zurückzuversetzen, zu lehren, wie ein solches Werk ausgesehen habe. Heute liegen die Dinge aber ganz anders. Dem Meister der Restaurierkunst ist es viel leichter gemacht, das Alte nachzuahmen. Photographien, Aufmessungen, Gipsabgüsse stehen ihm massenweise zur Verfügung. Ihre Arbeit ist die sorgfältigen Zusammentragens von allerhand hier und dort gefundenen passenden Einzelheiten in das neue Bauwerk. Sie suchen einen Stolz darin, nichts Eigenes in den Bau zu tragen, einen Stolz, der leider auf Irrtum beruht, denn ihre nüchterne, blutlose Kunstauffassung können sie am Ende doch nicht verleugnen. Dazu ist jetzt das Verhältnis von restaurierten zu unrestaurierten Bauten umgekehrt denn vor hundert und noch vor fünfzig Jahren. Es ist eine leider nur zu seltene Herzensfreude für den Freund des Alten, einmal ein nicht renoviertes Werk zu finden. Es liegt kein Bedürfnis vor, neue Restaurationen zu schaffen; sie wirken nicht mehr in alter Weise lehrhaft, sondern hinderlich, zurückhaltend, dem Fortschritt in der Neugestaltung der Kunstformen abträglich.

Das Restaurieren ist ein archäologischer Sport geworden; es ist höchst lustig für die, welche ihre Kräfte und ihr Wissen messen wollen darin, wer die alten Meister richtiger versteht; aber höchst verderblich für die Bauten selbst, denn sie sind die Opfer dieses Sportes. Schon jetzt braucht man nur die Reisehandbücher nachzuschlagen, um den Erfolg dieser baugeschichtlich-praktischen Uebungen zu erkennen; da heißt es bei unzähligen Bauten: „Leider restauriert." Schon nach zehn Jahren erkennt man, daß der berühmte Meister, der die Restaurierung leitete, sich geirrt habe; der alte feine Duft, der über den geschichtlichen Werken lag, ist dahin; es blieb nichts übrig als die armselige Kunst des Restaurators, des Nachahmers, des Nachäffers, hinter der man mit Mühe und Schmerz nach der Weise des Alten, nach der Illusion einer jahrhundertealten Geschichte sucht. Wohin man blickt, tauchen Zweifel auf. Ist das wirklich ein Werk aus der Zeit des Barbarossa, des Luther, des Wallenstein, oder ist's der Herr Oberbaurat, der uns dergleichen vormachte? Wenn man im Frühling im Garten sitzend die Nachtigall schlagen hört, welche Fülle von Stimmung geht in unser Herz! Wenn wir aber erfahren, daß dort im Busch nicht die Nachtigall sitzt, sondern ein Mann, der den Nachtigallenschlag täuschend nachahmen kann — welche ärgerliche Enttäuschung! Und je peinlicher der Architekt den Nachtigallenschlag vergangener Baukunst trifft, desto mehr bin ich geneigt, den Hoshund in den Busch zu hetzen, damit er den Schönheitsfälscher verjage. Und wohl die meisten Feinergeistimmten mit mir!

Nun aber soll eine der wenigen schönen Ruinen, die wir noch besitzen, vollends entweiht werden! Zahlreiche bauverständige Fachleute haben es ausgesprochen, es sei nicht nötig, daß das Schloß ausgebaut werde. Die Ruine steht fest und bedarf zu ihrer Erhaltung keines Daches. Es ist einfach nicht wahr, wenn gelagt wird, die Restaurierung sei zur Erhaltung nötig. Die Fassade des Otto Heinrichsbaues hat weniger gelitten als zahlreiche solcher Schlösser, die ein Dach haben. Nur eins steht zu befürchten: daß der Architekt, der die Restaurierung ausführen will, seine Architektur an den Bau dran oder drauf setzt. Mag er nun ein Meister sein, dessen Können viel höher steht als das des Meisters des Otto Heinrichsbaues — warum will man das alte Werk umgestalten, verbessern? Man kann ja dem Meister andere Gelegenheit geben, seine Kunst zu bethätigen. Alle Welt freut sich der Ruine, wie sie ist. Es liegt kein Grund zur Furcht vor, daß sie einfalle! Warum sie ändern? Wo ist der Ruf in der Nation, der verlangt, daß der Bau erneuert werde, wie einst beim Kölner Dom?

Es besteht für den Otto Heinrichsbau nur eine Gefahr: das ist die Restaurierung. Wer helfen kann, der helfe, daß sie abgewendet werde. Man soll das liebe alte Gesicht nicht schminken, daß es jung aussehe. Man soll alles thun, um es in seiner Würde zu erhalten! Aber dazu ist nicht nötig, daß man, wie beabsichtigt wird, dem Otto Heinrichsbau einen dreigeschossigen Giebel aufsetzt, daß man ein Riesendach darauf setzt, daß man ihn so umgestaltet, wie er einst war!

Ja, wenn wir das genau wüßten! Aber noch streiten sich die Gelehrten darum, ob er ursprünglich überhaupt Giebel hatte, oder ob diese nicht erst 60 Jahre nach Fertigstellung des Werkes von einem viel geringeren Architekten darauf gesetzt wurden. Noch kennt man Dieze nur aus Abbildungen etwa von der Größe eines Fingernagels. Alles, was man da nicht sieht, wird „stilvolle" Erfindung des modernen Architekten sein.

Die Marienburg in Preußen wird restauriert: sie war ein ganz heruntergekommenes, formloses Magazin, ehe man die erneuernde Hand an sie legte. Man that hier vielleicht gut, die verstümmelte Leiche zu neuem Leben zu bringen. Aber ist der Otto Heinrichsbau hiermit zu vergleichen?

So wie er ist, entzückte er Millionen. Er soll so bleiben!

A. Z.

Aus dem Lande der Huzulen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von A. Amlacher. Mit Illustrationen von St. Grocholski.

Weithin wohlbekannt ist der Name des zur großen slavischen Völkerfamilie gehörigen mächtigen Volksstammes der Ruthenen oder Russinen, welcher unter anderem auch die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung Ostgaliziens bildet. Einen Zweig desselben bilden die Huzulen, die durch ihre malerische Tracht, wie nicht minder durch ihre Sitten und Gebräuche gleich anziehenden kernigen Gebirgsruthenen. Ihre Heimat ist das karpathische Waldgebirge, und zwar jener Winkel im Südosten Galiziens, wo der langgestreckte Kamm der rauhen Czarnahora, deren Gipfel vielfach eine Höhe von über 2000 m erreichen, zu den Wolken emporsteigt. Hier, vom Quellgebiet des Pruth beginnend und die drei galizischen Distrikte Nadworna, Kolomea und Kossow umfassend, reicht das Huzulenland zum Teil auch noch hinüber nach Ungarn und in die Bukowina. Sein uralter Kernpunkt ist Kolomea, eine Stadt, deren Gründer des Ungarnkönigs Andreas II zweitgeborener Sohn Koloman gewesen sein soll, welcher 1214 mit der Fürstenkrone von Halicz gekrönt wurde. Gegenwärtig weist jedoch nichts auf das Alter dieses Ortes hin, denn Türken und Tataren haben seiner Zeit auch hier ihr Zerstörungswerk gründlich verrichtet; heute erblicken wir nur eine lebhafte Handelsstadt, die über 30000 Einwohner zählt und die der Stapelplatz für die Naturprodukte des Hinterlandes, für Vieh, Holz und Getreide ist. Unmengen von Eiern, feingeschnitzte Holzwaren und Gefäße aller Art bringen die huzulischen Bergbewohner nebst Wolle, Butter und Käse hieher zu Markte, um dafür Töpferwaren, die hier in Massen und sehr gut erzeugt werden, nebst andern Dingen, welche ihr Bedürfnis erheischt, einzukaufen.

Komeinigung auf dem Dach.

Es ist eben Wochenmarkt in Kolomea, in das wir zunächst unsere Schritte lenken. Welch' buntes Bild bewegten Volkslebens entrollt sich vor unsern Augen auf dem von Marktgängern wimmelnden Marktplatze! Da sitzen die Brotverkäuferinnen an Tischen, von ihren Schirmen überdeckt, und hinter ihnen in langer Reihe die Weiber, welche Sauermilch, gekochte Bohnen, Sülzen und eingelegte Gurken feilbieten, damit die Hungrigen sich gleich zu stärken vermögen. Voll Vergnügen mustern wir die an uns vorüberwogende Schar und deren bunte Tracht. Der Huzule ist meist von hoher, kräftiger Körpergestalt und schlank wie die Tanne seiner Bergheimat. Sein ausdrucksvolles Gesicht ist von dunkler Hautfarbe, ein starker Schnurrbart ziert dasselbe und eine Adlernase, darüber ein Paar dunkle gutmütige Augen funkeln. Die Männer tragen weiße Leinwandhemden, die an Hals und Aermeln vielfach mit Stickereien verziert sind, darüber den Kiptar, einen ärmellosen Brustpelz aus Lammfell mit bunter Stickerei, Beinkleider aus gefärbtem Wolltuch, meist rot oder blau, einen breiten ledernen Leibgürtel und an den Füßen Bundschuhe. Ueber die Schultern wird bei kühlem Wetter der Serdal gehangen, ein Ueberrock aus grobem, meist dunkelrotem Tuch, der mit bunten Schnüren verziert ist und am Halse mit einem Lederriemchen zugeknüpft wird. Den Kopf deckt ein schwarzer, runder Filzhut, den ein Messingband umgiebt und der oft mit einer Pfauenfeder geziert wird. Gleich farbenreich ist auch die Tracht der Frauen: Hemd, Kiptar und Serdak aber mgleich mehr mit Stickereien geschmückt. Ihr Kleid besteht aus zwei weiten Schürzenblättern von rot und braun gestreiftem, oft mit Goldfaden durchwirktem Stoffe, die durch eine wollene oder bärene rot und braune Gürtelbinde zusammengehalten werden. An Feiertagen ist dies Kleid gewöhnlich von blauem Stoff und mit Goldborten eingefaßt, und zur Festtracht gehören auch Stiefel aus farbigem, meist rotem Saffian. Auf dem Kopfe tragen die Frauen ein weißes feinenes Kopftuch, die Mädchen dagegen winden ihre Zöpfe um das Haupt, das sie mit einem bunten Tuche bedecken und an den Festen oft mit einer Stirnbinde aus Messingblech oder Pfauenfedern krönen. Bei festlichen Anlässen oder zum Schutz gegen die Witterung tragen beide Geschlechter über dem geschilderten Anzuge die Guglia, einen weiten ärmellosen

Markt in Kolomea.

Mantel aus dichtem weißen Halinatuch, der am Halse durch eine Schnalle geschlossen wird.

Doch wir wollen das Huzulenvolk nicht bloß in flüchtiger Begegnung am Markttage kennenlernen, sondern es auch aufsuchen im eigenen Heim.

Auf einem von zwei muntern Rößchen gezogenen Wäglein rollen wir alsbald aus der Stadt in südlicher Richtung dem Gebirge zu. Den spiegelklaren Pruth übersetzend, lenken wir in das vom Luczka durchströmte dorfreiche Thal ein und erreichen auf der guten Fahrstraße nach anderthalb Stunden Jablonow. Hier verabschieden wir unsern Wagenlenker, und nachdem wir uns durch Speise und Trank gestärkt haben, besteigen wir eines der uns vorgeführten huzulischen Reitpferde, indes unser Begleiter, der uns von hier weiterführen soll, sich behend in den hölzernen Sattel des andern schwingt. Munter klettern die flinken Rößchen den Pfad hinan, der zur Höhe der Kiewa Jablonowska hinanführt, auf der wir eine Weile durch prächtige Tannenwälder reiten. Dann geht es wieder hinab ins tief eingeschnittene Thal und abwechselnd wieder hinauf, an einzelnen Gehöften und endlos sich ausdehnenden Dörfern vorüber. Oft mehrere Kilometer lang zieht sich das

Kolomyjkatanz.

Huzulendorf, den Krümmungen des Baches oder des Höhenzuges folgend, dahin, denn die Häuser liegen meist ziemlich weit auseinander, da sich oft der ganze Besitz um dieselben gruppiert. Ungefähr in der Mitte dieser Siedlungen liegt auf vorspringendem Berghang oder Hügel die Kirche, in byzantinischem Stile in Kreuzesform aus behauenen Fichtenstämmen erbaut. Die Mitte derselben wird von einer größeren Kuppel gekrönt, während zwei oder vier kleinere Kuppeln die Kreuzesarme zieren. Nicht selten läuft um den Bau ein von Säulen getragenes Abdach, unter das sich die zusammenströmenden Kirchenbesucher bei Regenwetter flüchten. Der Glockenturm, in dem meist fünf Glocken hängen, steht abseits von der Kirche. Die Huzulenhäuser sind Blockhäuser mit kleinen Fensterchen und im Innern ziemlich gleich eingerichtet. Aus dem Hof tritt man in den Flur, und aus diesem gelangt man links in das Wohnzimmer, woran ein schmales Stübchen stößt, das als Kammer benutzt wird; zur rechten Hand liegt die Gute Stube, das Gastzimmer. Aus dem Flur geradeaus gelangt man in den Stall, in welchem sich Schafe und Jungvieh befinden, während die dunkelbraunen, kurzhörnigen Rinder im Hofe stehen müssen, wo die Gebäude derart aneinander stoßen, daß sie den Tieren einigen Schutz bieten. In den Bergen ist zudem jedes Gehöft mit einem festen Bretterzaun umgeben, um die Raubtiere abzuhalten. —

Wir reiten langsam auf einem Ausläufer des Brusny dahin; nach der Aussage meines Begleiters haben wir bald unser heutiges Ziel erreicht, und das ist recht, denn die Sonne neigt sich dem Niedergange zu. Unser Pfad führt einem Gehöft zu, auf dessen Dach eine menschliche Gestalt steht, die uns mit einem Gegenstande in lebhafter Weise zuzuwinken scheint. Bald schwindet jedoch die Täuschung, und wir erkennen eine Frau, deren Figur sich silhouettenartig scharf vom Abendhimmel abhebt; es ist die Hausfrau, die in einem Wurfsiebe Korn reinigt. Mit kühnem Schwunge wirft sie die durcheinanderwirbelnden Körner, die sie im Fallen geschickt wieder auffängt, in die Höhe, indes die Spreu vom leichten Weitwind, der hier auf dem erhöhten Standpunkt schärfer dahinstreicht, weit hinweggefegt wird. Freundlicher Willkommgruß schallt uns entgegen und der Ruf: „Geht nur ins Haus, die Jungen sind in der Stube!“ Hören wir recht? Musik schallt uns entgegen. Mein Begleiter, der die Pferde besorgt, schmunzelt: „Es ist eine Braut im Hause!“ Ich trete durch den Flur zur Linken ins Wohnzimmer ein. Zwei kleine Fenster an der Seitenwand, zwischen denen ein Spiegelchen glitzert, lassen das Licht in den Raum ein, den ich betrete. Zur rechten Hand erhebt sich darin der Ofen mit einer bis an die Decke reichenden, viereckigen Kappe; eine Lehnbank schließt sich weiter daran, deren Lehnen sowie ein darüber hängendes Traggestell mit buntgestickten Tüchern bedeckt sind. Oben an der Ecke steht ein Bett mit hochaufgetürmten Kissen, zwischen den Fenstern eine hübsch geschnitzte Kleidertruhe mit grell gemalten Blumenmustern, davor ein Tisch, den der schön bordierte, saubere Slaterf (Laken) bedeckt. Zahlreiche Heiligenbildercher schmückende Band, in die ein Schüsselrahmen eingelassen ist, den Schüsseln und Teller aus Kolomea füllen. Auf der Ofenbank aber sitzen ein Geiger und ein Cimbalspieler, und spielen die stürmische Tanzweise zur Kolomyjka, dem Nationaltanz der Huzulen, den ein Bursch und ein Mädchen in vollendeter Weise miteinander tanzen, indes eine junge Frau, die neben der Lehnbank steht, vergnügt dem Tanze zuschaut. Dieser uralte, eigentümliche, temperamentvolle hüpfende Tanz, der im Freien vom Tänzer unter Schwingen des Beilstocks getanzt wird, während sich die Tänzerin in raschem Tempo in rhythmischer Weise bewegt, ist schon von Haquet, einem Reisebeschreiber aus dem 18. Jahrhundert, zutreffend charakterisiert worden, indem dieser von ihm sagt: „Das Allermerkwürdigste bei diesem Tanz ist, daß der Tänzer beinahe auf der Erde hockt und wie ein Frosch mit der Tänzerin herumhupft, daß er auch alsdann seine Art, die er am Ende des Stiels hält, klafterhoch in die Höhe wirft und sie doch wieder fängt.“ Fast scheint es, als ob dieser eigenartige Tanz, der nach der Gegend, wo er daheim ist, nämlich der Umgegend von Kolomea, benannt worden ist, den Balzen des Birkhahns in den Bergwäldern abgelauscht worden wäre, wozu die frische, stürmische Melodie das Rauschen der Baumwipfel oder der fernen Bäche mit Naturtreue wiedergiebt.

Obgleich wir eigentlich das Vergnügen unserer Hauslente stören, werden wir doch in gastfreundlichster Weise eingelangen und beherbergt und, als wir am nächsten Morgen dem Hochgebirge zueilen wollen, recht dringend zur Hochzeit eingeladen, die nächsten Sonntag stattfinden soll. Gern sagen wir zu.

Wie es schon die Gebirgsgegend mit sich bringt, in welcher das Huzulenvolk haust, beschäftigt sich dasselbe stark mit Alpwirtschaft. Im Mai und Juni, wenn das Gras der Alpen Nahrung verspricht, werden die Schaf- und Rinderherden zur Alm getrieben. Da bläst der Juhaß (Hirt), wenn er hoch oben in den Bergen seine Herde hütet, auf der Trembita, dem oft mehr als 2 m langen, aus Baumrinde oder Blech verfertigten Alphorn, dessen Ton so weich und voll klingt, seine melancholischen Weisen. In dem einfachen Blockhaus, worin die Sennen hausen, wird die Milch gebuttert oder zur schmackhaften Brindza (Schafkäse) verarbeitet, die in Tierfelle

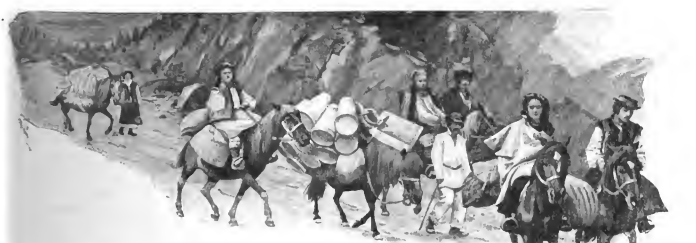
Nachthüter auf dem Felde.

eingedrückt zu Markt gebracht wird. Dort sammelt sich auch alljährlich ein frohes, genügsames Völkchen und verzehrt bei scherzhaften Wechselreden die Kukeschа, den im Kessel gekochten Maisbrei, dem nur bisweilen etwas Käse zugesetzt wird. Einst lohnte die Schafzucht sehr, seitdem aber die australische Wolle den Weltmarkt beherrscht, hat auch dieser verborgene Erdenwinkel darunter zu leiden, und wenn nicht die fleißigen Huzulinnen den größten Teil der Wolle selber spinnen, weben und zu Kleidern für ihre Hausangehörigen verarbeiten würden, wäre der Nutzen noch ungleich geringer.

Recht still würde das Leben des huzulischen Sennen auf der Alm dahinfließen, wenn ihm nicht die Raubtiere stetig Sorge und Beunruhigung verursachen würden. Durch die Waldwildnisse schleicht dort noch der Luchs, der Bär schlägt das weidende Rind oder holt sich das fetteste Schaf aus der Hürde, und der Wolf umkreist Tag und Nacht die Herden. Während die Genossen in der Sennhütte am wärmenden Herdfeuer sitzen, ist der mit der Nachtwache betraute Senn schon längst auf seinem Posten. Das muß ein gereifter, erprobter Mann sein, auf den Verlaß ist. Die Büchse im Arm, das dampfende Pfeifchen im Munde, sitzt er auf der Bergkehne, von der aus er die Hürden und Lagerplätze der Schafe übersehen kann, vor dem flammenden Feuer, das hochaufloht in die dunkle Nacht. Alles ist still; nichts regt sich, nur der Nachtwind rauscht über die Waldwipfel dahin, dann und wann ertönt das leise Klingen der Herdenglocke, das im sanften Rauschen des fernen Baches erstirbt. Aber die Augen des Hüters schließen sich nicht, und sein Ohr vernimmt all die gedämpften Laute der Nacht. Da steigt um Mitternacht die Mondsichel hinter der Höhe empor und übergießt die Gegend mit gespenstischem Zwielicht. Am Waldsaume gleitet ein dunkler Schatten dahin, und gleich darauf schlagen die Hunde wild an. Jetzt springt der Wächter auf, und ein Schuß donnert durch die stille Nacht. Mit heiserem Gebell stürzen die Hunde dem Waldsaum zu, kehren aber gleich darauf wieder um. „War nur ein junger Wolf," brummt der Alte und setzt sich wieder an das Feuer. „Der kommt heut' nicht mehr, aber der Bär, der Bär!" Er ladet das Gewehr, stopft die Pfeife und setzt sie in Brand. Wie eine Bildsäule sitzt er wieder da und blickt wachsamen Auges in die Nacht hinaus.

Sehr anziehend und eigenartig sind die Hochzeitsbräuche der Huzulen, die wir nach unserer Rückkehr von der Czarnahora kennenlernen. Längst empfing das Brautpaar, dessen Hochzeitsfeier wir beiwohnen sollen, die elterliche Einwilligung, und der Bräutigam hat bei der Werbung kein: „Gott geb' es Euch anderwärts!" hören müssen. Hierlich hatte das Mädchen aus dem Branntweinglöschen des Brautführers zuerst genippt und damit die Annahme der Werbung ausgedrückt. Jetzt soll des Priesters Segen am Sonntag das Paar vereinen. Drei Tage vorher schon geht es in den Häusern des Brautpaars lebhaft und geräuschvoll zu. Jugendgespielinnen winden für Braut und Bräutigam aus Immergrün Kränze, die auf zwei Brotlaibe gelegt werden. Musik und wehmütige Gesänge erfüllen das Haus, während die Zurüstungen zum Fest emsig getroffen werden und der Korowaj, der riesige Hochzeitskuchen, gebacken wird. Früh am Hochzeitstage ertönt zunächst vor dem Hause des Bräutigams, dann vor dem der Braut muntere Musik: das Morgenständchen, welches das Fest einleitet. Nun wird der Korowaj mit Blumen geschmückt und die Pelzmütze des Bräutigams mit dem Immergrünkranz umwunden. Demütig kniet der stattliche Sohn vor den greisen Eltern nieder und empfängt so deren Segen; dann schwingt sich die versammelte Gesellschaft aufs Pferd und, den Starosta (Brautwerber) an der Spitze, stürmt der malerische Zug dem Hause der Braut zu. Dort hat mittlerweile unter Gesang der Jugendgespielinnen der Vater der Braut mit eigener Hand die Haarflechten seiner

Bettler bei der Kirche.



Auf dem Wege zur Stadt.

Tochter gelöst, daß ihr diese über die Schultern wallen, und die Druzki (Brautjungfern) haben der Freundin den Jungergrünkranz aufgesetzt, von dem lange bunte Bänder über das gelöste Haupthaar flattern. Langsam treten nun die Ankömmlinge und die hier harrenden Gäste in die Wohnstube, wo die Eltern auf einem Ehrensitze Platz genommen haben. Braut und Bräutigam empfangen kniend den Segen, worauf die Braut ihrem Erwählten ein buntes Tuch in den Gürtel steckt, indes die Mutter Hopfen über die Knieenden schüttet. Von jedem Anwesenden erbittet hernach das Brautpaar den Segen; selbst Kinder und der fremde Gast werden dabei nicht übergangen.

Ein Sonntagmorgen ist's ja. Drunten im Thal erklingen die Glocken, und überallher strömen die Kirchgänger zusammen, die meisten davon hoch zu Roß, denn der Hnzule und sein Roß sind ja schier unzertrennlich. Auch die Frauen reiten und sitzen nach Männerart im Sattel. Der Hnzule ist frommgläubiger Natur und versäumt den Kirchenbesuch fast nie. Auch heut' ist das auf dem Bühel ragende Kirchlein von Besuchern gefüllt. Das Schlußgebet des Priesters ertönt, der Chor fällt ein und singt sein Amen dazu. Einen Augenblick ist's noch still auf dem Platz vor der Kirche. Wie Steinbilder hockt dort vor der Kirchenthüre eine Reihe von menschlichen Gestalten und lauscht den aus dem Gotteshaus dringenden Tönen. Die Bettler der Berge sind's, die Aermsten unter den Armen, die hier ihren Platz haben, allen Kirchgängern wohlbekannte Erscheinungen. Obwohl oft blind, kennen sie doch Weg und Pfad genau und schreiten sicher zur Kirche heran, bisweilen auch von einem mitleidigen Nachbarn geleitet. Jene junge Blinde mit dem rührend wehmütigen Gesichtsausdruck, die mit gefalteten Händen dasitzt, sie hat ihre Geschichte so gut wie der Alte mit dem Stelzfuß und die andern Gefährten. Wohl nur wenige der Kirchenbesucher gehen an dieser Bettlerreihe vorüber, ohne den Unglücklichen ein freundliches Wort gesagt und eine kleine Gabe dargereicht zu haben.

Im Hochzeitshause hat man's genau ausgerechnet, daß man rechtzeitig, das ist bald nach Schluß des Gottesdienstes, eintreffe. Noch steht eine Anzahl von Kirchgängern vor der Schenke, da kommt auch schon der Hochzeitszug herangeritten und entwickelt sein buntes, farbenprächtiges Bild vor unsern Augen. Den Zug eröffnet der Starosta, den Korowaj mit dem äpfelgeschmückten Fichtenreis vor sich haltend; ihm folgen Braut und Bräutigam, „der Fürst und die Fürstin", wie sie der Hnzule nennt, beide mit der weißen Guglia, dem Festmantel, über den Schultern, die Braut in wallendem Haar, das Haupt mit dem Jungergrünkranz geschmückt, der Bräutigam die mit ähnlicher Zier versehene Pelzmütze auf dem Kopfe. Da erhebt der Druzba (Brautführer), der zur Rechten des Bräutigams reitet, seine Pistole und feuert einen Schuß ab zum Signal für den harrenden Priester. Erschrocken zuckt die Matka (Brautmutter) zusammen, und kaum vermag sie ihr unruhig gewordenes Pferd zu zügeln, denn schon knallt hinter ihr ein zweiter Schuß, den der Spaßmacher des Hochzeitsgefolges, der Bojaren (Edelleute), abgiebt. Nur der Geiger auf dem frommen Gaul, dessen Zügel ein Knabe führt, kommt nicht aus seinem Gleichmut. Neben dem Starosta einherreitend, siedelt er seine huzulische Volksweise, in die das junge Volk oft jubelnd mit einstimmt.

Den Hügel hinan, am alten Steinkreuz vorüber, schlängelt sich der bunte Schwarm der Hochzeitsgäste zum Gotteshaus. Bald hat der Priester sein Segenswort gesprochen und den Bund des Brautpaares für das Leben geweiht, dann geht's wieder heim zu den fernen Gehöften, wo in den Häusern der Eltern des Brautpaares ein ausgiebiges Mahl der Gäste harrt, dem schier endloser Tanz von jung und alt folgt. Aber endlich, und sei's auch nur erst am nächsten Tage, naht die Stunde des Abschiedes. Unter den wehmütigen Gesängen der Freundinnen wird die Braut ihres Haarschmuckes beraubt, und Thränen im Auge scheidet sie von den Eltern, um in ihr neues Heim geleitet zu werden.

Auch uns führt der Weg nach wenig Wochen wieder der Stadt zu. Noch graut der Tag kaum, und schon sehen wir auf den Saumpfaden zahlreiche Gruppen von Reitern dem Thal zustreben; sie scheinen dasselbe Ziel zu haben wie wir. Manche derselben kommen aus großer Entfernung und sind wohl schon seit Mitternacht unterwegs. Da blitzt das Licht des jungen Morgens hinter dem kahlen Gipfel des Lebedyn hervor, und alsbald erglänzen die Höhen ringsherum in Tageshelle, derweil wallender Nebel noch die Schluchten erfüllt. Jetzt vermögen wir auch die Reiterkarawane zu erkennen, die eben auf dem Waldwege um die Ecke biegt: Huzulen sind's, die hoch zu Roß ihre Marktfahrt machen. Ein junges Ehepaar, das uns wohlbekannt vorkommt, eröffnet den Zug; es ist dasselbe, dessen Hochzeitsfeste wir neulich beiwohnten. Turbanartig hat die junge Frau ihr Kopftuch um das schöne Haupt geschlungen, und ihre Linke zieht in der Morgenkühle die Guglia fest zusammen, derweil der abgehärtete junge Ehemann den Mantel vor sich aufs Pferd gelegt hat. Dicht hinter ihnen wandert ein Böttcher, sein mit Kübeln und Kannen hochbepacktes Roß am Zügel leitend. Eine alte Frau reitet, vergnügt ihr Pfeifchen rauchend, daneben; sie führt gleich ihrer jüngeren Begleiterin, die an der Seite des schwerbelasteten Reitiers zu Fuß einherschreitet, in den Städen Käse zu Markte. Absichtlich hält sich ein zweites junges Pärchen in der Nähe des Böttcherpferdes, dessen klappernde Last ein solches Geräusch verursacht, daß sich die Beiden ganz unbelauscht von den Gefährten in ungezwungener Weise zu unterhalten vermögen.

Eine Wendung des Weges, und der Zug ist unserem Auge entschwunden. Wenige Stunden später entführt uns das Dampfroß dem Huzulenland, dessen in blänlichen Farbentönen schimmernde Berge uns noch lange ihren Scheidegruß nachsenden.

Bewegung als Heilmittel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. med. Otto Thilo.

Wir sind daran gewöhnt, bei allen schweren Erkrankungen die Ruhe als ein unentbehrliches Heilmittel zu betrachten. Dementsprechend lautet z. B. eine uralte Regel für die Behandlung erkrankter Gelenke folgendermaßen: Geschwollene und schmerzhafte Gelenke sind durch Verbände so lange in der Ruhe zu erhalten, bis Schmerz und Schwellung schwinden.

Erst dann darf man die Gelenke wieder allmählich an Bewegungen gewöhnen. Die Ruhe also galt als ein unentbehrliches Heilmittel, die Bewegung wurde als eine Schädigung entschieden verworfen. Diese Regel galt früher ziemlich unbestritten für fast alle inneren und äußeren Leiden. Erst im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sie sehr wesentliche Einschränkungen erfahren. Unter anderem sagt schon Runge in seiner vortrefflichen Wasserkur: „Wie wir heute wissen, giebt es fast für jedes Organleiden eine Zeit, in welcher das Wichtigste die Ruhe des Organes ist, sei dieses das Gehirn, die Lunge oder das entzündete Gelenk, und wieder einen anderen Zeitpunkt, an welchem wir nur durch Anregung der Stumpfheit, beim kranken Gelenke der Steifheit entgegenwirken können."

Diese Grundsätze wurden mit der Zeit immer mehr anerkannt, und bei vielen Erkrankungen gilt jetzt die Ruhe dort als schädigend, wo sie früher als ein Heilmittel galt.

Am deutlichsten zeigt sich dieses bei der Behandlung der Gelenkerkrankungen. Schon vor vielen Jahren hörte ich im Kollegium meines Lehrers Prof. E. von Bergmann folgenden Ausspruch: „Nehmen wir an, bei einem Kranken sei infolge einer frischen rheumatischen Entzündung das Knie krumm und unbeweglich vor Schmerzen. Chloroformieren wir jetzt den Kranken, so gelingt es leicht, sein Knie zu bewegen und gerade zu strecken. Nach dem Erwachen ist der Kranke meist ganz frei von Schmerzen, obgleich er vor dem Chloroformieren und vor den Bewegungen bei der leisesten Berührung des Kniees geradezu aufschrie. Die Bewegungen also haben seine Schmerzen beseitigt. Diese Thatsache wurde bisher wenig beachtet und noch weniger ausgenutzt."

Es wurden bis vor einigen Jahren die Bewegungen wohl kaum als ein schmerzstillendes Mittel und überhaupt nicht als ein Heilmittel für Gelenkleiden betrachtet. Man wandte sie nur an, um fehlerhafte Stellungen zu beseitigen, und sah sie nicht als ein Heilmittel an, sondern vielmehr als ein notwendiges Uebel.

Erst in der allerneuesten Zeit hat man Apparate hergestellt, welche die Kranken befähigen, mit eigener Hand ihre erkrankten Gelenke ziemlich schmerzlos zu bewegen. In Fig. 1 ist ein derartiger sehr einfacher Apparat dargestellt.

Von der größten Wichtigkeit ist es, daß die Kranken in solchen Fällen mit eigener Hand die Bewegungen ausführen; denn nur dann geschieht es mit genügender Schonung. Ich habe es oft gesehen, wie Rheumatiker ihre schmerzhaften, steifen Kniee mit dem hier abgebildeten Apparate anfangs kaum merklich bewegten, wie sie jedoch allmählich zu sehr ausgiebigen Bewegungen übergingen und schließlich angaben, gänzlich frei von Schmerzen ihre Kniee bewegen zu können. Freilich gehört große Vorsicht und viel Erfahrung dazu, frische Gelenkentzündungen mit Bewegungen zu behandeln. Weit leichter gelingt es hingegen an ausgeheilten, versteiften Gelenken Bewegungen vorzunehmen, und daher hat denn auch die ärztliche Kunst auf diesem Gebiete ganz besonders große Fortschritte gemacht.

Am deutlichsten zeigt sich das bei der Behandlung jener steifen Finger, welche nach Maschinenverletzungen und auch bei vielen Handwerkern so überaus häufig sind. Nicht allzufern liegt die Zeit, in der man steife Finger nur zu oft nach dem alten Grundsatze behandeln mußte: Wenn dich deine Hand ärgert, so hacke sie ab. Heutzutage sind diese Verhältnisse infolge des Unfallversicherungsgesetzes ganz andere geworden. Der Verlust eines Fingers bei einem Fabrikarbeiter kann den Fabrikherrn beziehungsweise die Unfallversicherungsgesellschaft Tausende von Mark kosten. Daher arbeitet man mit allen Mitteln darauf hin, steife Finger wieder gebrauchsfähig zu machen. Man hat besondere Streck- und Zugvorrichtungen, mit denen es gelingt, auch solche Finger wieder gebrauchsfähig zu machen, die man früher für unheilbar hielt. So hatte ich vor zwei Jahren Gelegenheit, einen Tischlerburschen zu behandeln, dessen Finger der linken Hand infolge einer ausgeheilten schweren Verletzung so sehr versteift waren, daß er sie nur ganz wenig hin und her bewegen konnte. Ich hielt den Fall für so ungünstig, daß ich seine Behandlung nicht übernehmen wollte, und sagte dem Patienten, er werde wohl schwerlich die Geduld zu den erforderlichen Fingerübungen haben. Da er jedoch sehr bat, so begann ich die Behandlung.

Er übte oft viele Stunden täglich mit einem von mir ersonnenen Apparate (Fig. 2). Nachts hielt er die Finger unverdrossen in einer Zugvorrichtung, welche ich gegen steife Finger verwende. Durch diese große Ausdauer erreichte er den unerwarteten Erfolg, daß seine Hand wieder arbeitsfähig wurde. Gewiß werden viele Kollegen es mir bestätigen, daß eine derartige Energie nur sehr selten beobachtet wird.

Die meisten Kranken verlieren schon nach einigen Tagen die Geduld. Sie sagen einfach: „Ich kann nicht," und bleiben ihr ganzes Leben hindurch Krüppel. Immerfort haben wir Aerzte es zu hören, daß die Uebungen und Bewegungen langweilig seien, und daß man einem gebildeten Menschen nicht zumuten könne, auf eine so geisttötende Art seine Zeit zu verbringen. Hierauf antworte ich gewöhnlich: „Bedenken Sie doch nur, wieviel Zeit erforderlich ist zum Einüben eines Klavierstückes!" Viele Monate, ja Jahre werden oft von ganz unmusikalischen Menschen auf das Klavierüben verwendet, und was erreichen sie? Doch nur zu oft nichts anderes, als daß sie sich und ihre Mitmenschen einfach quälen. Aehnlich verhält es sich auch mit vielen Sportarten. Zu diesen findet man schon die Zeit. Wenn aber jemand zur Herstellung seiner Gesundheit, seiner Arbeitsfähigkeit Zeit opfern soll, so hat er allerhand Ausflüchte. Im Anfang der Krankheit sagt er: „Ich werde auch schon ohne Behandlung gesund. Die Natur hilft sich am besten selbst." Ist aber die Naturheilung nicht eingetreten, so heißt es: „Mir hilft doch nichts. Ich muß schon so verbraucht werden, wie ich bin."

Bevor man sich für einen unheilbaren Krüppel hält, sollte man sich doch erst etwas genauer unter seinen Leidensgefährten umsehen. Man wird dann erkennen, daß durch ausdauernde Uebungen oft selbst sehr veraltete Leiden noch beseitigt werden können. Das zeigt wohl unter anderem folgender Fall:

Ein Arbeiter in den mittleren Lebensjahren wurde von einem Pferde derartig in den Arm gebissen, daß eine hochgradige Schwäche eintrat. Er konnte die Hand kaum mehr erheben, wenn er den Arm auf einen Tisch legte und die Hand über den Tischrand herabhängen ließ. Dieser lähmungsartige Zustand bestand schon über ein Jahr, als der Kranke in meine Behandlung gelangte. Im Laufe eines Jahres wurde die Hand durch Uebungen wieder so leistungsfähig, daß der Mann fast als Tischler gegen hohen Tagelohn arbeitet. Die Zunahme seiner Kraft konnte ich durch einen Kraftmesser feststellen. In den ersten Wochen der Behandlung konnten die geschwächten Muskeln kaum 8 Gramm ziehen. Nach einjähriger Behandlung zogen sie 800 Gramm. Ihre Kraft wurde also verhundertfacht.

Bei einem 56jährigen Herrn war das Schreiben während der letzten 15 Jahren sehr bedeutend erschwert, ohne daß man einen genügenden Grund für die Schreibstörung auffinden konnte. Erst eine Untersuchung mit dem Kraftmesser bewies, daß die Muskeln des Daumens erheblich geschwächt waren. Der rechte Daumen zog an dem Kraftmesser 300 Gramm weniger als der linke, obgleich der Kranke durchaus nicht linkshändig war. Diese Schwächung hatte offenbar viele Jahre bestanden und allmählich zur Schreibstörung geführt. Trotz der 15jährigen Dauer der Erkrankung gelang es mir doch, durch monatelange Uebungen die Schwäche des Daumens so vollständig zu beseitigen, daß der Kranke jetzt fast vollständig mühelos schreibt. Aehnliche Erfolge

Hochzeitszug der Huzulen.
Nach einer Photographie von Julius Dutkiewicz in Kolomea.

bei Schreibstörungen und Klavierkrämpfen sind heutzutage seine allzu großen Seltenheiten. Unsere Abbildungen Figur 3 und 4 stellen zwei verschiedene Apparate zur Uebung steif gewordener Finger dar.

Geradezu staunenerregend sind jedoch jene Erfolge, welche an Verkrüppelten in besonderen Schulen Skandinaviens erreicht werden. In diesen Schulen entwickeln sich oft Kinder und Erwachsene, die ohne Hände geboren wurden, zu tüchtigen Handwerkern. Gewiß aber noch bewunderungswürdiger sind jene Verkrüppelten, die aus eigener Kraft durch Selbstunterricht zu künstlerischen Leistungen sich erheben. So berichtet der Berliner Chirurg Dr. Joachimsthal über einen Violinspieler, dem an der rechten Hand Zeigefinger und Ringfinger fehlen. Trotzdem führt er den Bogen so vortrefflich, daß er Concertmeister ist und in einem ganz ausgezeichneten Rufe steht. Der armlose Künstler Unthan ist sehr allgemein bekannt. Er kann mit seinen Füßen ein Gewehr anpreisen und eine Möwe im Fluge mit der Kugel schießen. Dr. Joachimsthal zeigte mir die Photographie eines 29jährigen Mannes, dem im Alter von vier Monaten die Beine vollständig gelähmt wurden. Infolgedessen erlernte er das Gehen auf den Händen. Er tritt öffentlich auf in Specialitätentheatern und verdient so seinen Lebensunterhalt. Er kann auf einer Stuhllehne mit den Händen stehen, die Beine nach oben gerichtet. Er steht so beliebig lange, auch auf einer Hand. Aus einer Höhe von 6 Fuß springt er auf die Hände herab.

Beim Anblick derartiger Verkrüppelter ruft man wohl unwillkürlich aus: Wie schön wäre es doch, wenn man in Deutschland eine größere Anzahl von Schulen für Verkrüppelte hätte, wie in Dänemark, Skandinavien oder Finnland! Gewiß, das wäre sehr schön, aber noch schöner wäre es, wenn man Schulen hätte, in denen man durch Leibesübungen vorhinderte, daß bei Gesunden sich allerhand Schwächezustände und krüppelhafte Verkrümmungen entwickeln. In Deutschland wird ja heutzutage, besonders in den höheren Lehranstalten, viel für die körperliche Ausbildung der Schüler gethan. Alles zusammen genommen jedoch ist nicht zu vergleichen mit der Vorsorge, welche das alte Griechenland dem körperlichen Wohle der Schüler widmete.

Figur 1.

Dort galt es als eine Schmach, seinen Körper zu vernachlässigen; wollte man einen ungebildeten Menschen bezeichnen, so sagte man: „Der Mann kann weder lesen noch schwimmen." Viel Zeit und Geld verwandte der Staat auf die Ausbildung des Körpers, aber er erreichte auch Staunenswertes.

„Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt."

Zu diesen „redenden Steinen" gehören die Bildsäulen eines Apollo, Hermes, einer Diana. Sie preisen die Gymnastik der Hellenen höher als alle schönen Reden. Selbstverständlich war eine derartige Schönheit und Kraft des Körpers nur durch sehr vielseitige Uebungen erreichbar. Daher haben denn auch die alten Griechen stets die einseitigen, gewaltsamen Uebungen der Athleten geradezu verdammt. Auch heutzutage wird sich wohl jeder erfahrene Arzt diesem Urteil anschließen, denn er hat es nur zu oft erlebt, daß ein kräftiger junger Mann, von Eitelkeit getrieben, in einen Athletenklub trat und dort durch einseitige, gewaltsame Uebungen seine Gesundheit verlor.

Sehr zu bedauern ist es daher, daß heutzutage so viele junge Leute sich dem Athletenturn zuwenden und so ihren Körper schädigen. Sie haben doch die Möglichkeit, durch Turnen viel mehr ihrem Drange nach Bewegung zu genügen und zugleich ihre Gesundheit zu kräftigen. Es ist ja eine Menge von Fällen bekannt, in denen schwächliche junge Leute durch allmählich gesteigerte Uebungen eine vortreffliche Gesundheit und Widerstandsfähigkeit erlangten. Unter anderem wird von dem berühmten schwedischen Gymnasten Branting berichtet, daß er schwach und kränklich war und infolgedessen dem gymnastischen Centralinstitut zu Stockholm übergeben wurde. Er kräftigte sich so sehr, daß er nachher das Centralinstitut 42 Jahre lang, bis zu seinem 82. Lebensjahre, leitete. Wir sehen also: richtig geleitete Uebungen kräftigen nicht bloß die Muskeln der Arme und Beine, sondern auch die inneren Organe.

Ein genaueres Studium dieser Uebungen für innere Krankheiten verdanken wir den Schweden. Schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts gelang es in Schweden, durch Bewegungen und Muskelübungen schwere Herzleiden, Nervenleiden u. a. Erkrankungen nicht allein zu bessern, sondern sogar zu heilen. Man begann hierbei mit ganz leichten, unscheinbaren Bewegungen und ging allmählich zu ausgiebigen, eingreifenden Uebungen vor. So wurden z. B. bei schweren Herzkranken zunächst nur leichte Bewegungen mit den Händen und Unterarmen vorgenommen. Allmählich jedoch übte man den ganzen Arm, die Schultern, Füße, Beine und erreichte es so, daß viele Herzkranke, die anfangs kaum einige Schritte gehen konnten, allmählich wieder große Strecken gingen und überhaupt ihre frühere Leistungsfähigkeit wieder erlangten.

Die Kunst bei diesen Heilverfahren besteht im Maßhalten. Gewöhnlich drängen die Kranken den Arzt dazu, möglichst schnell die Uebungen zu steigern, weil sie hoffen, dadurch auch schneller gesund zu werden. Nur der willensstarke Arzt kann Herzleidende mit Uebungen behandeln. Freilich hängt hierbei viel vom Charakter des Kranken ab. Es giebt Herzleidende, die wegen ihres Charakters unheilbar sind, da sie immer gegen die Vorschriften des Arztes handeln. Andere Kranke hingegen verfolgen von vornherein mit Vorsicht und Ausdauer den Weg zur Heilung und gelangen zum Ziel. Ausnahmsweise giebt es sogar auch Kranke, welche selbständig den richtigen Weg finden und beharrlich verfolgen. Zu diesen gehört z. B. der bekannte Arzt Oertel, welcher dadurch berühmt geworden ist, daß er die sogenannte „Schweninger Kur" ersonnen hat. Oertel befand sich schon in einem recht trostlosen Zustande. Er war wassersüchtig. Puls und Atmung waren sehr beschleunigt und erschwert. In diesem Zustande begab er sich ins Gebirge und verstand es, sich durch allmählich gesteigertes Gehen und durch Enthaltsamkeit von Flüssigkeiten von seinem Leiden zu befreien. Anfangs mußte er alle 10 Schritte stehen bleiben, um Atem zu schöpfen, allmählich jedoch ging er ungeführt größere Strecken und schließlich erstieg er sogar hohe Berge. Seine Wassersucht schwand mit seinen übrigen Leiden.

Dieser Erfolg als Selbstbehandlung eines Arztes steht wohl ziemlich vereinzelt da. Oertel verdankt ihn wohl auch nur dem glücklichen Umstande, daß er sehr verschiedenartige außergewöhnliche Fähigkeiten in sich vereinigte: einen erfinderischen Geist neben unbarmherziger Selbstkritik, eine scheinbar schrankenlose Unternehmungslust neben hartnäckiger Ausdauer, die größte Selbstbeherrschung neben rücksichtsloser Thatkraft.

Aehnliche Eigenschaften besaß wohl auch jener Leipziger Buchhändler, welcher an einem schweren Asthma litt und für sich selbst eine Atemgymnastik ersann, die ihn von seinem Asthma befreite.

Im allgemeinen jedoch wird es den Kranken nur selten gelingen, sich selbst zu behandeln, schon deshalb, weil den meisten Menschen die erforderliche Selbstbeherrschung und Ausdauer fehlt. — Das zeigte sich z. B. auch bei dem berühmten Chirurgen Billroth. Er hat ganz vorzügliche Regeln für die Behandlung von Herzkranken geschrieben, in denen er feststellte, wie Herzkranke durch Steigen im Gebirge von ihren Leiden befreit werden könnten. Er nannte diese Kuren Terrainkuren. Als er jedoch selbst herzleidend wurde, berücksichtigte er weder seine Terrainkuren, noch die Vorschriften seines Arztes. Es sind aus Billroths Nachlaß Briefe veröffentlicht, welche beweisen, wie leicht die Kunst des besten Arztes am Charakter des Kranken scheitern kann. Ganz besondere Schwierigkeiten bereitet es, einen ungeistigen Kranken zu veranlassen, Bewegung und Ruhe richtig zu verteilen. Nur zu leicht verfällt der Kranke in den Fehler, entweder das Eine oder das Andere zu übertreiben. Besonders die Ruhe wird leicht von jenen Männern übertrieben, welche durch eine rastlose Thätigkeit vollständig erschlafft sind und plötzlich in den Ruhestand versetzt werden. Nur zu bald zeigt sich an ihnen die Wahrheit des bekannten Wahlspruches: „Rast' ich, so rost' ich!" Wie häufig

sieht man es nicht an alten rüstigen Offizieren, daß sie sich nicht zu beschäftigen verstehen, wenn sie pensioniert sind, und daß sie dann infolge ihrer Unthätigkeit schnell dahinsterben.

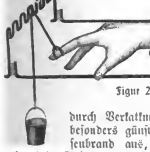
Man erkennt wohl hieraus, daß die Ruhe dem Alter oft verderblicher wird als der Jugend. Hierauf hat auch neuerdings der berühmte deutsche Arzt Herm. Weber in London hingewiesen, der schon im Alter von 75 Jahren steht und noch alljährlich Gebirgstouren unternimmt. Er litt schon im Anfange seiner fünfziger Jahre „an unangenehmen Warnungen, die vom Herzen und Kopfe ausgingen", hat sich jedoch durch regelmäßige Bewegung im Freien und große Mäßigkeit im Essen vollständig von seinem Leiden befreit. Besonders großes Gewicht legt er darauf, daß bei älteren Leuten die Nahrung von Zeit zu Zeit sehr bedeutend eingeschränkt werde. Wie richtig handeln daher jene Altersversorgungsanstalten, welche ihre Pfleglinge so stellen, daß eine Ueberfütterung unmöglich ist!

Man liest häufig über dem Bette von Herzleidenden den Spruch: „Mensch, ärgere dich nicht!"

Ich glaube, es wäre in vielen Fällen richtiger, an Stelle dieses Spruches jene Worte zu setzen, die Shakespeares Heinrich IV an Falstaff richtet:

„Dein Leib vermindre, wisse, daß das Grab dir dreimal breiter gähnt, als andern Menschen."

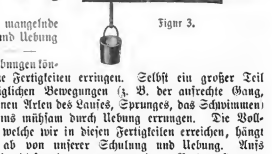
Wir sehen also, daß die Fettsucht dem Alter besonders gefährlich ist. Eine nicht geringere Gefahr droht dem Alter von der Verkalkung der Blutgefäße. Auch im Beginn dieser Erkrankung ist die Bewegung ein ebenso sicheres als einfaches Heilmittel. Ich behandelte vor Jahren einen alten Herrn, bei dem die Verkalkung der Adern schon weit vorgeschritten war. An seinen Zehen zeigte sich schon der Greisenbrand, welcher, wie Prof. Zoege von Manteufel in Dorpat bewiesen hat, durch Verkalkung der Adern entsteht. Infolge besonders günstiger Verhältnisse heilte der Greisenbrand aus, und der alte Herr hat sich noch viele Jahre arbeitsfähig erhalten durch regelmäßige Bewegung im Freien, Mäßigkeit im Essen und Trinken. Ein anderer alter Herr, dem das Atmen schon erschwert war infolge von Blutgefäßverkalkungen, wußte durch Bäder und richtiges Maßhalten zwischen Ruhe und Bewegung seine Atembeschwerden vollständig zu beseitigen, und ich bewundere ihn oft, wenn er größere Versammlungen leitet und längere Vorträge hält.



Figur 2.

Aber nicht allein gegen Fettsucht und Gefäßverkalkungen sind die Bewegungen ein vortreffliches Heilmittel. Sie haben sich auch bei vielen anderen Krankheiten bewährt, z. B. bei vielen Ernährungsstörungen und bei vielen Nervenleiden. —

Schon längst ist es eine bekannte Thatsache, daß für die Beseitigung jener allgemeinen Nervenschwäche, welche die Folge von geistiger und körperlicher Ueberanstrengung ist, die ununterbrochene Ruhe sehr ungünstig wirkt. So schreibt z. B. der Afrikareisende Stanley, daß er sich vergeblich bemühte, in mehreren Kuroten durch Ruhe die Folgen seiner Durchquerung des dunklen Weltteiles zu beseitigen. Da begab er sich in die Berge, einem unüberwindlichen Drange nach Bewegung folgend. Anfangs konnte er nur kurze Spaziergänge machen, allmählich jedoch unternahm er weite Gebirgstouren, und seine Nerven waren wieder vollständig in Ordnung. Die Bewegungskuren werden heutzutage nicht bloß gegen die allgemeine Nervenschwäche angewandt, sondern auch bei vielen anderen Nervenerkrankungen, z. B. bei der Rückenmarksdarre. Ein schwedischer Offizier, dem es infolge dieser Krankheit bereits sehr schlecht ging, wurde durch Massage und Uebungen soweit hergestellt, daß er wieder dienen konnte und oft mit den Truppen an einem Tage 25 Kilometer zurücklegte. Er wurde allerdings ein ganzes Jahr hindurch täglich massiert und übte auch Tag für Tag. In Schweden sieht man solche langdauernde Kuren häufiger, denn das Vertrauen zu denselben ist dort durch jahrzehntelange Erfahrungen festgewurzelt. In Deutschland gehören wohl derartige langdauernde Kuren mit Uebungen und Massage zu den Seltenheiten. Noch immer giebt es viele Kranke, welche von der Heilkunst schnell wirkende Wunderkuren verlangen. Nur zu deutlich zeigt sich dieses in den glänzenden Geschäften, welche viele marktschreierische Schwindler mit ihren Wundereliexieren machen. Diese Thatsache beweist, daß noch immer ein geringes Verständnis für die Entstehung und Heilung von Krankheiten vorhanden ist, und zwar besonders für die Behandlung jener Erkrankungen, welche durch mangelnde Bewegung und Uebung entstehen. —

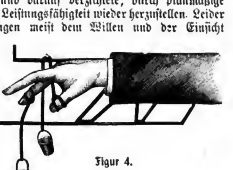


Figur 3.

Ohne Uebungen können wir keine Fertigkeiten erringen. Selbst ein großer Teil unserer alltäglichen Bewegungen (z. B. der aufrechte Gang, die verschiedenen Arten des Laufes, Sprunges, das Schwimmen) wurde von uns mühsam durch Uebung errungen. Die Vollkommenheit, welche wir in diesen Fertigkeiten erreichen, hängt unmittelbar ab von unserer Schulung und Uebung. Aufs deutlichste tritt dieses hervor, wenn wir z. B. das stramme Marschieren eines wohlgeschulten Soldaten mit dem plumpen Gange eines Bauern oder gar eines hockerigen Stubengelehrten vergleichen. Wohl ohne Uebertreibung kann man daher behaupten, daß wir diese ererbten Fähigkeiten erst „erwerben müssen, um sie zu besitzen".

In sogar ihren Besitz können wir uns nur durch fortdauernde Uebung erhalten. Geht uns eine der erworbenen Fähigkeiten verloren, so gelingt es uns nicht, sie ohne Uebungen wieder zu erlangen. In höherem Grade ist das der Fall, wenn dieser Verlust nicht allein durch mangelnde Uebung, sondern zugleich durch schwächende Erkrankungen verursacht wurde. Aussichtslos ist deshalb z. B. der Versuch, jene Gebrauchsstörungen der Hand, welche man als Schreibkrampf, Klavierkrampf u. s. w. bezeichnet, durch Ruhe, Bäder oder Arzneien ohne Uebungen zu beseitigen.

Wohl kann es daher auffallen, daß die Heilkunst noch vor wenig Jahren sich meist nur mit der Beseitigung der Erkrankungen beschäftigte und darauf verzichtete, durch planmäßige Uebungen die frühere Leistungsfähigkeit wieder herzustellen. Leider wurden diese Uebungen meist dem Willen und der Einsicht des Kranken überlassen. Es versuchte früher wohl nur eine geringe Anzahl von Aerzten, durch planmäßige Uebungen einen Kranken auf die Beine zu bringen, der infolge nervöser, rheumatischer und ähnlicher Erkrankungen die Fähigkeit, zu gehen, verloren hatte. Erst in der allerneuesten Zeit haben sich die Nervenärzte das große Verdienst erworben, durch fortdauerndes Zureden und andere seelische Beeinflussungen das Verlangen des Kranken zum Gehen wieder anzuregen und planmäßige Uebungen an jenen Muskeln vorzunehmen, welche durch ihre Schwäche das Gehen unmöglich machten.



Figur 4.

Noch immer aber fallen viele Hysterische und viele Kranke mit ausgeheilten Gelenkentzündungen nur deshalb sich und anderen durch Bettliegen zur Last, weil sie es einfach nicht verstehen, das Gehen wieder zu erlernen, weil der letzte Rest ihrer Willenskraft

bei den ersten verzweifelten Gehversuchen verloren ging. Wie viele Kinder mit Kinderlähmungen sind nur deshalb so schwer beweglich, weil man sie bei ihren Gehversuchen nicht genügend unterstützte; denn gerade bei Kindern kann durch Schulung und Uebung unendlich viel erreicht werden. Wenn auch neuerdings in Deutschland die Bewegungskuren mit großem Eifer betrieben werden, so verhindern doch immerhin noch viele Schwierigkeiten ihre allgemeine Verbreitung, vor allen Dingen sind meistens die zu den Uebungen erforderlichen Apparate noch immer so zusammengesetzt, daß ihre Handhabung sehr viel Zeit und Geld erfordert.

Ich glaube, daß die Bewegungskuren erst dann eine allgemeine Verbreitung finden können, wenn sie mit so einfachen und billigen Apparaten ausgeführt werden, daß sie auch dem weniger bemittelten Kranken zugänglich sind. Nur dann wird es möglich sein, viele Kranke gleichzeitig zu behandeln und doch jedem die ausreichende Zeitdauer für seine Uebungen zu gewähren.

Erst durch solche Massenübungen wird man so viele und große Erfolge erringen, daß alle bisher bestehenden Vorurteile gegen die Bewegungskuren schwinden.

Diese Vereinfachungen der Apparate sind schon angebahnt, und man kann daher wohl hoffen, daß die Bewegungskuren, einstmals allgemein anerkannt, den ihnen gebührenden Platz in der ärztlichen Kunst einnehmen werden.

Sommerseele.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

(Schluß.) Novelle von Helene Böhlau.

Als die drei unverhofften Gäste gegangen waren, ließen sie die stillen Bewohner des einsamen Hauses am Horn in großer Bewegung zurück.

Ueele sagte: „So ist's, wenn ein Göttlicher bei armen Sterblichen eingekehrt ist! — Aber sein Manuskript hat er doch richtig vergessen."

„Na, natürlich, wenn ihn die Alma so beladen hat, wie sollte er denn noch etwas schleppen?" meinte Ulrikchen.

Die junge Witwe lobte über alles den jüngsten Stollberg.

Ulrikchen aber sagte ärgerlich: „Macht ihr ein Aufhebens, weil sie ‚nur' sind und weil der eine Gott weiß was ist! Ich sag' ein für allemal: der junge Bauch, den ich neulich in Sitzenborn kennenlernte, und wenn er zehnmal Bauch heißt und zehnmal Metzger ist, gefällt mir besser als alle drei miteinander. — Und ich sage: die reichen ihm das Wasser nicht, so verständig und brav wie er ist."

Die Pfarrerin mußte lächeln. — Sie kannte Ulrikchens Vorliebe und hatte sich schon halbwegs damit ausgesöhnt, ihr tüchtiges Töchterchen einmal als Wirtsfrau zu sehen. Der junge Bauch ging mit dem Gedanken um, sich ein Wirtsanwesen zu kaufen, und eine arme Witwe muß froh sein, ihr Kind an ein so nahrhaftes Gewerbe zu verlieren.

Alma war die Einzige, die sich ganz still verhielt. Ihre Augen leuchteten aber aus dem zarten Gesicht heraus, daß Ueele den Blick nicht von ihr wenden konnte.

Die Pfarrerin machte schließlich allem Geplauder ein Ende. Sie wollte sich niederlegen und unter den Dornenkronen und den brennenden und durchstochenen Herzen schlafen. Die Läden wurden geschlossen, Ueele verabschiedete sich, die Mädchen suchten ihre Kammern auf, Alma aber ging, als alles in Ruhe lag, hinaus unter die Linden. Es hielt sie im Hause nicht, die sanfte Mondnacht lockte, das Herz war ihr so bewegt. — Sie brauchte wohl die Stille der ganzen nächtlichen Welt, um ihr Gemüt zu beruhigen und zu heilen.

So saß sie lange, die Hände gefaltet, und schaute in die Ferne. Auf den blühenden Feldern schimmerte der Mond. Der Kornblütenduft lag wie ein schwerer, warmer Atem in der Luft. Himmel und Erde schimmerten ineinander. — Ein leichter Schritt tauchte aus dem Unbestimmbaren auf. Sie erschauerte. — Es war so spät — so spät. — Sie duckte sich zusammen, als sollte etwas über sie hereinbrechen. Da sah sie eine Gestalt, die ihr wie mit Feuer in die Seele geprägt war, das kleine Gitterthürchen öffnen. — Sie wurde nicht bemerkt, sah ihn stehen und schauen. Er blickte in die weite, monddurchschimmerte Ferne, so wie sie vordem. — Ihr Herz schlug zum Zerspringen. Sie preßte die Hände darauf.

Welche Stille war hier oben! — In dieser Stille ein junges menschliches Herz, das aus seiner sanften Sommersehnsucht, aus seinem Zustand des Knospens und zarten Blühens von einer brennenden Flamme ergriffen worden war, die aus dem Leben herausschlug und vom Leben zehrte. Sie fühlte das Flammen ihrer armen Seele mit einer Bangigkeit sondergleichen.

Und als er sie bemerkte und auf sie zukam, war sie wie von tödlichem Schreck hingenommen. Schreck oder Wonne, es war nicht auseinander zu kennen.

„Und ich habe Sie erschreckt," sagte er bewegt. „Mich hielt es da unten nicht mehr, ich mußte in der hellen Nacht das liebliche Haus und die große Weite darum her sehen. Und an Sie, liebes Geschöpf, wollt ich denken."

Sie fand kein Wort zu erwidern, sank an den Stamm der Linde zurück und blickte ihn mit großen Augen an.

Bewegt von ihrer Hilflosigkeit, streich er ihr zart über die Stirne. „Daß so einer so ein stilles, stilles Heimatshaus hat und weiß nichts davon," sagte er wie für sich hin. — „Ach, mir ist wohl! — Die Rosen stehen vor meinem Bette in einem Krug mit Wasser und duften. — Der Mond schien herein. — Es war heut' alles so schön und sommerlich. Eure jungen Stimmen hier im Haus, das Lied, der Gartenfrieden und die tiefen Lebensaugen!"

Sie erschauerte, erhob sich — preßte in einer Bewegung von Ratlosigkeit die Hand aufs Herz.

„Bedrängt Sie meine Nähe?" fragte er.

„Bedrängen? — Ist es Freude — — oder Pein, ich weiß nicht — ich weiß nicht!" Sie verstummte. „So viele Menschen lieben Sie — Fürsten und schöne Frauen — und alle bewundern Sie — und Sie können denken und sagen, was kein anderer Mensch denken und sagen kann. Das alles legt sich mir wie eine schwere Last auf."

„Nein! — Sie sollen sich freuen, wie ich mich freue!" rief er, „daß der Regen mich heut' in Ihr Haus führte. Alles andere ist gleichgültig."

„Ja," flüsterte sie hastig, „ich danke Gott dafür."

„Nun also, so ist alles gut!" In großer Bewegung gab er ihr die Hand.

„Welch eine Nacht! Schlafe wohl und auf Wiedersehen!" Sie sah seine schlanke Gestalt wieder durchs niedere Pförtchen gehen, und eilige Schritte verklangen. Und diese Schritte waren wie ein Rhythmus zu seinem ganzen Wesen. Es lag eine große Kraft in diesem Schrittetlang, leicht und unbezwingsich, fest und freudig.

Der Regen hatte ihr ein großes Schicksal ins Haus gebracht.

Das weltfremde Haus unter den brausenden Bäumen nahm am folgenden Abend seine Gäste wieder auf. Sie kamen spät nach der Nachtessenszeit, um der Pfarrerin keine Ungelegenheit zu machen. Man saß miteinander unter den Linden.

Die Pfarrerin sah besorgt auf ihr Kind, das war wie in Sonne getaucht, da war kein Verbergen möglich. Es blühte und strahlte.

Die Mutter dachte in Herzenseinfalt, was sie wohl thun könnte, und wie zu helfen wäre, und das machte sie gar still und schweigsam. Auch Ueele war es scheu zu Mute, und er sah seine geliebte Sommerseele von sich hinwegblühen, einer großen, verbrennenden Sonne zu. Der arme Ueele war ganz verwirrt und gedachte eines Ausspruches aus seinem geliebtesten Werke: Mußte denn das so sein, daß das, was der Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends würde?

Er schaute gar eigenes an diesem Abend — der eine liebte sommerlich seine, Ueeles, Sommerliebe, und der andere war der

Frühlingsliebe gar gewogen, und sie ihm. Den jungen Stollberg sah er mit der kleinen Witwe unter der Linde sitzen, und ihr Bübchen küßte gar liebreizend bald der Mutter, bald des schönen Jünglings Lippen und trug lebendige Schauer von einem zum andern. — Frühlingsschauer! O, Uerse kannte seine Frühlingsliebe, die verbrannte sich und andere nicht, diese sanfte Seele! Aber auch sie genoß Seligkeit und trank sie von ihres Bübchens Lippen.

Sie hatten aber einen großen Dichter unter sich — der hieß Uerle. Keiner weiß von ihm, seine Bilder und Eingebungen, die ihm die schönheitsvollen Dinge dieser Welt erweckten, sind mit ihm in den tiefen Todesschlaf schlafen gegangen. Sie waren nur für ihn da, und er war vornehm genug, daß ihn dies nicht bedrückte.

Der stille, lange, schweigsame Mensch, wer dem an diesem Abend ins Herz hätte sehen können! —

Es kam auf, daß die Pfarrerin eine gar gute Märchenerzählerin wäre.

Die beiden Stollbergs bestürmten sie, zu erzählen, und wollten ein Märchen im Zimmer mit den Froschkönigsmöbeln hören, so nannten sie der Pfarrerin seltsame Ausstenerstücke.

Sie war bedrückten Herzens, die Frau Pfarrerin, und es war ihr nicht darum zu thun, zu erzählen, denn sie sann hin und her, wie sie ihrem guten Kinde helfen und es bewahren könnte. Sie fürchtete nicht, daß ihr Kind sich verlieren würde, aber sie fürchtete den Kummer, den großen Liebeskummer, der hier folgen mußte. Schließlich aber mußte sie dem Drängen folgen, nahm Platz in ihrem Lehnstuhl und erzählte vom Machandelboom — und kam an die Stelle: „Da begrub ihr Mann sie unter dem Machandelboom, und er fing an sehr zu weinen eine Zeitlang, dann wurde das was sachter, und als er noch eine Weile geweint hatte, da hörte er auf — und noch eine Zeit, da nahm er sich wieder eine Frau."

Darauf erzählte sie, wie der Frau das Bübchen der Verstorbenen allerwegen im Wege stand, wie sie die eigene Tochter so sehr liebte, daß der Anblick des Bübchens ihr immer wie ein Schwert durchs Herz ging. Und die Pfarrerin erzählte, wie die Mutter das Bübchen so gar schauerlich tötete und es kochte, und wohl zubereitet als ein fremdes Gericht es dem Vater vorsetzte — und wie der Vater es aß und es ihm so gar wohlschmeckte.

„Er aß und wurde sterbenstraurig davon, gönnte niemand einen Bissen."

In solchen Worten lag eine Zärtlichkeit, Inbrunst und Todestraurigkeit, als wäre alle Traurigkeit und Zärtlichkeit der Welt in sie zusammengedrückt. — „Und das Schwesterlein Marleneken sammelt die Knöchlein, die der Vater unter den Tisch warf, in ein seidenes Tüchlein und trägt sie unter den Machandelboom und begräbt sie dort — und der Machandelboom bewegt sich und thut die Zweige so recht auseinander und wieder zu Hauf, nnd ein Nebel steigt vom Baum auf, der wie Feuer brennt, und aus dem Nebel fliegt ein schöner Vogel heraus, der singt so herrlich und fliegt hoch in die Luft, und das Tuch mit den Knochen ist weg. Marleneken aber ist es so recht leicht und vergnügt, als wenn der Bruder noch lebe.

Der Vogel awerst fliegt weg und setzt sich dem Goldschmied aufs Haus und fängt an zu singen:

„Meine Mutter, die mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Mein Schwester, das Marlenichen,
Sucht alle meine Beinichen,
Bind't sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Machandelboom,
Kywitt — kywitt, wat for'n schön
Vogel bün ick!'"

Im Hirschen.

Nach dem Gemälde von Aug. Kühles.

Das alte, wundervolle Märchen, in dem alle Traurigkeit, Sünde, Zärtlichkeit, Wonne, Angst und Grauen der Welt liegen, schritt vorwärts.

Der Vogel fordert seine Geschenke zum Lohn für seinen herrlichen Gesang, die goldene Kette, die Schuhe und den Mühlstein.

Und welche Steigerung, welches Grauen! Jedes Wort haftet, nichts vergißt sich. Der Vogel ist der geliebte, heißersehnte Sohn der verstorbenen, vergessenen Frau, die im Grab noch liebt. Er ist der Gemordete, vom Vater verzehrte, von Marleneken geliebte. Alles ist in den einfachen Worten gegenwärtig. Und wie der Vater, die Stiefmutter und Marleneken beim Mittagsmahle sitzen und der Vogel draußen auf dem Machandelboome zu singen beginnt und Marleneken in ihr Tüchlein weint und dem Vater so licht und froh wird, als sollte er einen alten Bekannten wiedersehen, und er sagt: „Die Sonne scheint so warm und es riecht nach lauter Zimmet und Zinnemamen.“ Das ist eine Freude! Die hat das Volk sich gewirzt mit Düften gedacht, und von der Sonne warm beschienen und nach Zinnemamen duftend.

Daneben das Grauen der Mutter: die Ohren, die Augen hält sie sich zu, als sie draußen den Vogel hört. Aber es braust ihr in den Ohren wie der allerstärkste Strom, und die Augen brennen ihr und zucken wie Blitze, und die Mütze fällt ihr vom Kopf, und die Haare stehen ihr zu Berg als Feuerflammen, und ihr ist, als bebte das Haus, als sollte die Welt untergehen. Sie will auch hinunter, ob ihr leichter werden soll.

Die Pfarrerin erzählte das alte Märchen, wie es eben erzählt werden muß, wie von Vorzeiten her eine Mutter oder Ahne es ihren Kindern oder Enkeln erzählte an langen Winterabenden, wie es von Mund zu Mund gegangen ist, so wundervoll tief und stark.

Alle waren von dem Eindruck benommen, die beiden Stollbergs ganz hingerissen. Die Töchter schauten mit einer gewissen Ehrfurcht auf ihre Mutter und fühlten durch den Erfolg, den sie hatte, so recht deutlich, was sie ihnen war.

Die Stollbergs meinten, sie begriffen nicht, daß noch kein großer Tonkünstler diese wundervollen Kräfte und Mächte in Musik geleget hätte. Diese Freude, die nach Zimmet und Zinnemamen duftet und von der hellen, warmen Sonne beschienen ist — und dazu die einfame Stimmenquart der Mutter.

„Es ist ein Großes um diese alten Geschichten,“ sagte der junge Goethe, „ihr geheimnisvolles Entstehen macht sie unendlich reizvoll, und das von Mund zu Mund ist ein lebendiger Gruß von längst vergessenen Menschen.“

„Nie hat die Mutter auch nur ein Wort verändern dürfen an ihren Geschichten, und sie hat's mit ihrer Mutter genau so gemacht wie wir.“

„So ist durch das eigensinnige Festhalten der Kinder,“ meinte der verehrte Gast, „der alte kostbare Schatz auf uns gekommen und wird über uns hinweg von Mund zu Mund, von Generation zu Generation weiter wandern.“

Alma sagte: „Das sind die Werke der Frauen, damit sie doch auch etwas gethan haben und nicht ganz leer ausgehen.“

„Als wenn sie leer ausgingen!“ rief er. „Sie sind da! — und alles ist voller Innigkeit und Poesie. Wenn man um sich schaut, alles was heimisch und lieb und vertraut ist, was das Leben wert macht, ist durch sie. — Wir sind an all das so gewöhnt, daß wir es kaum bewußt gewahr werden. — Wenn es fehlte, welche Oede, welche Kargheit! — In jeder Stadt müßte ein Denkmal „der Mutter“ stehen, und kein Jahr dürfte vergehen, das nicht den Tag brächte, an dem es festlich bekränzt würde, an dem nicht ein heiteres, inniges Fest vor diesem Bild gefeiert würde, ein Dank und Freudenfest, an dem jeder seiner eigenen Mutter gedächte. — Solch ein Fest wäre notwendiger gewesen als das Fronleichnamsfest der frommen Nonne Roswitha.“

Die Pfarrerin schaute auf und sagte: „Das ist ein gar wunderlicher Gedanke, und wenn dem so wäre, wie Sie sagen, würde gar manche arme Mutter, die es sich ungelohnt und unerkannt, Tag und Nacht bitterlich sauer werden ließ, getröstet und aufgerichtet werden.“

„Ja,“ sagte der lebhafte Gast der Pfarrerin in großer Wärme und Liebenswürdigkeit, „es ist eine rohe, barbarische Welt, in der ein jeder sich von seiner Mutter hat opferfreudig lieben, behüten, mit Güte überschütten lassen, und es ist nie zu einer großen Dankesäußerung der Menschheit gekommen.

Es ist doch gewiß, daß in der Welt dem Menschen nichts notwendiger ist als die Liebe.

Herr Gott, wenn ich an meine eigene Mutter denke! Was mir blühte, blühte durch sie. — Sie feiern alles Erdenkliche, aber das Beste! Einzige! das lassen sie unbedankt — und diese Dankbarkeit, dies Totgeschwiegenwerden liegt auf den Frauen.

Die Katholiken haben ihre Feier und ihren Dank der Gottesmutter gebracht. — Ach, hätten sie's ein wenig deutlicher gemacht! Und wir alklugen Protestanten haben auch dies schöne Symbol als unverständig beiseite gethan.“

Die Pfarrerin sagte: „Sie sind ein guter Mensch. Ich meine, etwas Besseres kann ich Ihnen nicht sagen, auch wenn Sie anderes zu hören gewöhnt sind. Ich wollte wünschen, es käme die Zeit, in der man Ihr schönes Fest feiern würde.“ Der Pfarrerin wurde es leichter und weniger bang ums Herz. Am liebsten aber wäre sie zu ihm hingereten und hätte gesagt: So lieb und wert Sie uns sind, ich bitte, vergessen Sie unser Häuschen und mein armes Kind, eilen Sie, gehen Sie! — Sehen Sie nicht, wie des Kindes Augen an Ihnen hängen, als wären Sie allein auf Erden?

Ja, wenn nur des Mädchens Augen an ihm gehangen hätten; aber auch er umfaßte sie mit seinen Blicken, hielt sie fest, sog sie mit seinen Augen an sich. — Sie schienen beide in der Kraft ihrer Blicke zu leben.

Alle gingen sie jetzt wieder in dem langen Gartengrundstück auf und nieder. Niemand dachte an ein Aufbrechen.

Der Abend war so schön, die schlafende Sommerherrlichkeit lag wie ein unfaßbares und doch vertrautes Wunder um sie her. Geheimnisvoll dufteten die Blumen, geheimnisvoll schien der Mond, und die vollblühgen Bäume rauschten hin und wieder einen schwermütigen Accord dazu.

Uerle hielt sich zu der Pfarrerin. Er ging neben ihr her wie ein guter Sohn, der seiner Mutter Kummer tragen hilft.

„Guter, lieber Uerle, was sollen wir machen?“ fragte die Pfarrerin nach langem Schweigen. „Da gehen sie miteinander ganz wehvergessen, was mögen sie wohl reden?“

Uerle schwieg.

„Lieber Uerle,“ sagte die Pfarrerin wieder, „so gar manches Mal schien es mir, als stände meine Alma Ihnen nahe, als wäre sie Ihnen teuer. — Helfen Sie doch!“

„Helfen?“ — sagte Uerle wie gedankenlos. „Frau Pfarrerin, das ist nun jetzt ein Schicksal. Ich glaube, da können wir alle nichts machen; was wir auch thäten, würde grob und thöricht sein. Die sind beide Sommermenschen.“

„Ach Uerle — was soll nun das heißen?“ Die Pfarrerin schüttelte traurig den Kopf.

„Haben Sie darauf gemerkt,“ sagte Uerle wieder bedächtig, „wie in des jungen Werthers Leiden zu allem, was geschieht, die Bäume rauschen, wie der Sommer in alles hineinprangt? Man atmet Sommer. Man sieht eine Gegend mit großen Laubmassen und Landduft und alles in Sonne getaucht. Es ist solch eine Sommerseligkeit und solch Sommerleid in allem, was geschieht, so aus der tiefsten Seele heraus. Er ist ein Sommerkind. Sehen Sie doch die Menschen an, wie wenig Sonne haben alle in den Augen, kühle Frühlingsangen, trübe Winteraugen; aber die Beiden haben Sommersonnenaugen, da können wir andern alle nicht mitmachen.“

„Sie wird sich mit mir kein Leid thun,“ meinte die Pfarrerin.

„Sie ist vom größten Dichter der Welt geliebt,“ sagte Uerle.

„Was Dichter!“ sagte die Pfarrerin, „er soll ein guter Mensch sein!“

„Liebe Frau, dem Einen brennt sein Haus nieder, dem Andern stirbt sein Vieh. Sein Geld verliert Einer, seine Ruh der Andere — jeder hat zu leiden und bringt Leiden. Quälen Sie sich nicht. Da liegt das Geheimnis der Welt.“

Digitized by Google

Als es gar spät war und es an ein Abschiednehmen ging, da küßte sich das wundervolle junge Paar vor den Augen der Mutter und den Augen der Schwestern und Freunde im traulichen Zimmer beim Schein der kleinen Oellampe.

„Du teures, einziges Geschöpf!“ sagte der junge Mann hingerissen.

„Daß der Regen dich brachte!“ jubelte sie auf, „mir brachte!“

Sie stand leuchtend vor Wonne, und alle, die es wußten, dachten an den blühenden Rosenstrauch, der mit tausend Rosen blühte, und der Duft der Rosen waren die glückseligen Gedanken.

Der junge Mann stürzte auf die Pfarrerin zu, küßte ihr die Hand. „Liebe, liebe Frau,“ sagte er, „Gott behüte uns alle!“ Dann ergriff er beide Hände des schönen Mädchens noch einmal.

„Kommt!“ sagte er zu seinen Begleitern, „kommt!“ Dann ging er, ohne fast irgend jemand anzublicken.

„Alma — Kind!“ rief die Pfarrerin, als die Thüre hinter den Gästen geschlossen war.

Alma achtete nicht auf sie. Wie angstvoll lauschte sie auf die verhallenden Schritte.

„Mein Kind —“ sagte die Pfarrerin noch einmal.

Da sank das Mädchen vor ihr in die Kniee. „Ich danke dir,“ schluchzte sie auf, „daß ich lebe! Ich danke dir! — Ich danke dir!“ Und sie küßte die Hände der Mutter. Ihr Haar war aufgegangen, und sie wischte die eigenen Thränen damit von den Händen der Pfarrerin.

„Will er dich denn heiraten?“ frug Ulrichen kühl.

Uerle aber trat vor Ulrichen hin und sagte: „Lassen Sie sie doch, Judas Iscbarioth!“

„Nun ist er ganz verrückt!“ meinte Ulrichen. „Die Andern glauben doch, Sie sähen meine Schwester nicht ungern. Wie leiden Sie denn das?“

„Wahrlich,“ sagte Uerle, „ich habe sie geliebt und liebe sie — ja — ja — ja! ich liebe sie!“ Seine Steifheit brach im übermächtigen Gefühl zusammen — und er war frei! frei! — Zum erstenmal im Leben Herr seiner Stimme, seiner Glieder, zum erstenmal schmolzen ihm die Gedanken wie im Feuer. „Ja, ich liebte sie! ich liebte sie! — aber was will das sagen gegen ihre Liebe!“

„Ach, Uerle, unser guter Freund,“ sagte die Pfarrerin sinnend und hielt ihr Kind, das vor ihr am Lehnsessel kniete und den Kopf ihr an der Brust barg, mit einem Arm umschlungen. „Ach, Uerle, ich wollte, Sie wären bei all Ihrem Ekelmute nicht gar so bescheiden. Bei Ihnen wäre sie behütet.“

„Ich bin ein gar elender Mensch,“ sagte Uerle ruhig, „ich finde mich mit allen Dingen gut und bürgerlich ab. Wenn meine Mutter mich strafte, fand ich in jeder Strafe einen süßen Kern; sogar, wenn sie mich prügelte, freute ich mich auf die wunderliebe Versöhnung danach, denn die Prügel lamen ihr selbst hart an, und sie griff mit Freuden nach dem ersten Zeichen meiner Reue.“

„Ach, Uerle,“ meinte Ulrichen, „Sie spielen mit den Gedanken, als ob Sie uns Geschichtchen erzählen wollten; das ist immer wie aus dem Buch, wenn man Ihnen zuhört.“

„Ja, das ist's ja eben,“ sagte Uerle traurig. „Und nun schlafen Sie alle wohl, und Gott behüte Sie miteinander.“

„Schlafen Sie wohl, Uerle,“ die Pfarrerin gab ihm die Hand. Alma erhob sich, und als sie ihm die Hand reichte, sah er in ein Gesicht, in dem die Erdenwonne wie ein Wunder strahlte, so rein und groß und festlich.

„O, Erde, wie bist du schön!“ sagte Uerle und sah das Mädchen an. „Berge von Freude! — und Thäler voll Leid! Und Sie, Alma, stehen jetzt auf einem hohen Berg der Freude und sehen die Erde unter sich.“

Sie aber neigte sich, faßte seine Hand, küßte sie und sagte: „Uerle, ich danke Ihnen für alle Güte, für alle schönen Stunden. — Ich verstehe Sie ganz, Uerle.“

Dunkelrot ward Uerles Gesicht — Thränen traten in seine Augen, er wendete sich ab und ging zur Thür hinaus.

Die Pfarrerin setzte sich ans Spinett und spielte ein Schlummerlied, das sie früher mit ihren Kindern vorm Einschlafen gesungen hatte — und alle Töchter fielen in die alten trauten Worte ein.

Was die Pfarrerin dazu getrieben, das alte Kinderlied zu spielen, war ihrem ratlos bangen Herzen wohl kaum klar geworden.

Als sie geendet hatte, hörten sie Uerles rhythmisches Klopfen am Fensterladen, was so viel bedeutete als: Es ist nur der Uerle, macht gefrost auf. Und das thaten sie, sie öffneten den Laden, da stand der Uerle und schaute herein. Die Pfarrerin hatte schon ihre Haube abgeietzt und hüllte sie jetzt eilig wieder auf, und Ulrichen reflektte ihr Kleid wieder zu und lugte durch die Thüre, die in ihr und der jungen Witwe Schlafzimmer führte, begierig heraus.

„Mir ist da etwas eingefallen, liebe Frau Pfarrerin, was ich sagen muß — heut' abend noch — verzeihen Sie.“ Er war tief erregt, seine Stimme bebte: „Die Gesetze der Menschen sind nicht Gottes Gesetze. Böse ist oft gut, und gut ist böse.“ Er sprach sehr hastig und laut. Es war, als wenn sein Gefühl ihm mit der Stimme davonginge. „Gott aber ist überall und sieht, wie die Menschen sich ihre Gesetze machen, oft gegen seinen Willen, und er sieht zu und lächelt über ihr Thun.

Und dann — — — dann wollt' ich noch sagen, wenn Menschen auch nur einen wahrhaft guten, ganz ergebenen treuen Freund haben, sind sie nicht verlassen, und wären sie von der ganzen Welt verlassen. — Frau Pfarrerin, ich möchte Ihnen das alles sagen, wie im Namen Gottes! — Quälen Sie sich gar nicht. — Legen Sie sich alle ruhig schlafen. — Die Menschen machen einander die größte Qual auf Erden. Wenn ihr denkt, ihr wollt nur helfen — heilen und gut miteinander sein, so ist alles übrige gar gleichgültig. Verzeihen Sie, Frau Pfarrerin — Gute Nacht.“ Damit war er auf und davon.

Ulrichen sagte: „Ich weiß nicht — mit dem sollte einmal der junge Metzger Bandy reden!“

„Laß das, Ulrichen,“ sagte die Pfarrerin, „davon verstehst du nichts. — Was der Uerle auch sagt, herzlich gut ist's gemeint, und das ist die Hauptsache.“

Nachts träumte die Pfarrerin, ein weicher, lautlos fliegender Vogel flöge an ihr vorüber und streifte sie mit den Flügeln — und streifte sie immer wieder und wieder. Sie dachte im Traume: das ist nun eine Schleiereule, und war begierig, sie zu sehen. Der Vogel war aber so schnell im Flug, daß sie nie einen Eindruck von ihm haben konnte — dann war es ihr, als sagte die Schleiereule „Mutter“ zu ihr — „Mutter!“ — ganz leise, wie aus der Ferne, und sie erwachte und sah ihre Tochter Alma angekleidet vor sich stehen. Die sagte wie geistesabwesend in einer wie von Weh durchtränkten Betonung: „Mutter — Mutter?“

„Ja, was machst du denn, Kind?“ fragte die Pfarrerin schlaftrunken.

Alma antwortete nicht gleich. Sie hatte das kleine, offen brennende Oellämpchen in der Hand. „Mutter,“ sagte sie, „es wird jetzt schon hell.“

„Ach, es ist noch tiefe Nacht. — Du hast ja Licht gemacht.“

„Nein,“ sagte Alma, „es brennt noch von heut' abend.“

Jetzt war die Pfarrerin ganz munter und setzte sich im Bette auf. „Hast du noch gar nicht geschlafen?“

Das Mädchen stand gerade aufgerichtet mit dem Lämpchen in der Hand. — „Mutter,“ sagte sie, „ist es denn möglich, einen Menschen so zu lieben, daß man ohne ihn gar nichts mehr ist?“

„Kind,“ antwortete die Pfarrerin ernst, „ich habe einen Vater sehr lieb gehabt und bin nun doch eure gute Mutter geblieben.“ —

Alma schien nicht auf sie zu achten.

„Es heißt,“ sagte die Pfarrerin, „du sollst nicht andere Götter haben neben mir. — Wir sollen Gott über alles lieben.“

„Gott — Gott — ach Gott!“ sagte das Mädchen langsam vor sich hin.

„Alma, du träumst ja, du bist ja gar nicht recht wach, Kind — was ist dir denn?“

„So bang',“ sagte sie. — „Ach, Mutter, steh' doch auf und geh' mit mir hinaus vors Haus, ins Feld, da wird mir's besser werden.“

„Alma, wie kommst du mir denn vor? — Jetzt bei Nacht!“

„Es wird schon hell — komm mit!“ bat das Mädchen dringlich.

„Nun, weshalb denn nicht?“

Die Pfarrerin erhob sich. Während sie ihre Strümpfe anzog, schaute sie besorgt auf die Tochter, die immer noch mit dem Lämpchen stand.

„Setz' doch die Lampe nieder, Alma, und mach' die Läden auf!“

Alma that es, wie in Gedanken verloren, und die erste Morgendämmerung drang ins Zimmer.

Die Pfarrerin spülte sich das Gesicht ab, um völlig wach zu werden. „So, nun können wir gehen!“ meinte sie.

Alma nahm der Mutter Hand, als sie aus dem Pförtchen getreten waren.

„Merkst du,“ sagte die Pfarrerin, „jetzt ist's in den Linden still, jetzt schlafen die Bienen.“

Kein Lüftchen regte sich noch. Das matte Licht war gleichmäßig weißgrau. Die Aehrenfelder lagen wie schlafend. Es war die große, tiefe Stille der ersten Morgendämmerung. Kein Bewußtsein wachte rings umher. Das giebt dieser stillen, stillen Stunde das Urweltliche — das Herzbeklemmende. — Das Wort erstirbt im Munde.

So gingen Mutter und Tochter auch schweigend im großen Schweigen.

Die erste Lerche schmetterte aus grauem Licht ihr Lied. Wie gewaltig das klang, als erfüllte ihr Gesang den ganzen Himmelsraum.

„Mutter“ — sagte das Mädchen, „vor kurzem noch kannte ich ihn nicht. Kannst du dir das vorstellen?“

„Ach, Kind, red' doch nicht so!“

„Sag' mir, muß solch eine Liebe auch wieder vergehen? Ist das möglich?“

„Gewiß, Kind — sie muß zu Ende gehen, denk' doch selbst!“

Die Pfarrerin spürte, wie die brennende Hand ihres Mädchens in der ihren aufzuckte.

Mein Gott, dachte die Frau, wie sie leidet! Sie ist zu klug, um nicht alles zu sehen.

„Sag' mir,“ bat Alma, „wie war mein allererster Tag auf Erden? — Schien die Sonne?“

„Ja,“ sagte die Pfarrerin, „du warst ja mein einziges Sommerkind, kaum warst du geboren und in die Wiege gelegt, da wurde die Wiege ans offene Fenster gestellt. Es war mittags zwölf Uhr und zur Rosenzeit; aber das weißt du ja. Die Kletterrosen nickten zum Fenster herein.

Draußen war es wundervoll sonnig. Die Bauern waren alle zur Heuernte hinaus. Das Dorf war ganz still, und ich lag in meinem Bett und war voller Dank und Freude über dich.

Der Vater hatte sich zu seinen drei Mädchen gar sehr einen Buben gewünscht. Als er dich aber so friedlich in deinen Kissen liegen sah, war auch er voller Freude über sein viertes Töchterchen und legte dir eine frische Rose auf deine Wiege.“

„Und man wird geboren, um zu sterben. — Mir ist so angst“ — sagte Alma leise; „ich bin nicht mehr mein eigen — wohin er geht, zieht er mich nach. — Ich möchte wieder mir selbst gehören, es war doch alles so schön und ruhig.“

„Ja, meine Kleine, das muß alles wieder so werden wie es war.“

„Wo er auch hingeht, kann er mich nicht gebrauchen. Ich seh ihn da und dort. Ach, Mutter, so werd' ich ihm bald lästig werden!“

Sie setzte sich auf einen Grasrain am Wege wie erschöpft nieder und lehnte den Kopf an ihrer Mutter Schulter.

„Als du den Vater liebtest, war es da auch, als hättest du im Herzen eine Wunde und dein Leben flösse da heraus; auch wenn du die Hände darauf preßtest — es nützte nichts?“

Das Mädchen preßte die Hände aufs Herz, als wenn sie eine Wunde schließen wollte.

„Nein,“ sagte die Mutter, „Alma, mir war, als strömte das Leben mir von allen Seiten zu, als würde ich täglich besser und glücklicher.“

„Ich liebe ihn zu sehr — zu sehr!“ schluchzte das Mädchen auf und sank ihrer Mutter an die Brust.

„Deine Stirn glüht so, und deine Hände,“ sagte die Pfarrerin.

„Mein Kopf schmerzt so sehr.“

Der Pfarrerin ward es ganz angst, wie sie in der lebenverlassenen ersten Morgenfrühe in der großen Stille mit ihrem armen Mädchen mitten zwischen den Kornfeldern saß.

Ihr Kind hielt sich jetzt so still bei ihr, als wäre es hingelehnt bei ihr eingeschlafen.

„Alma,“ sagte die Pfarrerin leise, aber sie bekam keine Antwort. Sie faßte die Hand, die matt herabhing; die brannte wie Fewer, das Gesicht glühte, und das Herz schlug so schnell und heftig, daß sie es spürte.

Krank ist sie, dachte die Pfarrerin bang. Krank war sie, als sie mich weckte. Unbegreiflich war es der Pfarrerin erschienen, daß ihr gutes, rücksichtsvolles Kind sie geweckt hatte — und jetzt verstand sie es schreckvoll.

„Alma, hör' doch —“

„Laß mich, laß mich, Mutterchen!“ kam leise, wie schlaftrunken, die Antwort. „Ich will noch ein bißchen im Bett bleiben.“

Sie lag ganz regungslos, die Pfarrerin, über sie gebeugt, spürte ihren heißen Atem.

Windwellen fuhren über die Felder hin. Es wogte rings umher. Die Wolken strahlten rosig, die Sonne ging auf. Von all der Herrlichkeit sah die Pfarrerin nichts. —

„Komm, Alma, komm, komm, Kind!“

Keine Antwort. Sie war ganz in sich versunken, lag mit halbgeschlossenen Augen und atmete sehr schnell. Zeit auf Zeit verstrich. Das Mädchen lag teilnahmlos mit dem Kopf auf der Mutter Schoß.

Endlich wußte die Pfarrerin sich nicht mehr zu helfen und versuchte, sich und Alma aufzurichten.

„Ja, ja, Mutterchen, ja — ja,“ sagte das Mädchen dabei in einem rührend zustimmenden Ton.

Sie waren nicht gar weit vom Hause. Die Pfarrerin hob ihr armes Mädchen mühselig in die Höhe, stützte sie, so daß sie sie fast trug, und schleppte sich mit ihr dem Hause zu.

Dort legte die Pfarrerin sie in das Bett mit den Dornenkronen und den brennenden durchstochenen Herzen nieder und setzte sich an den Tisch und vergrub den Kopf in den Händen.

Die junge Witwe kam, um der Mutter wie jeden Morgen die Fensterläden zu öffnen.

„Ja, was ist dir, Mutter?“

„Alma ist krank, ruft Uerle, daß er uns den Doktor schickt, wenn er zur Stadt geht!“

Alma lag ganz teilnahmlos in ihren Kleidern auf der Mutter Bett.

„Bist du schon die ganze Nacht auf, Mutterchen? Ja, was ist denn? Was ist denn?“ Die junge Witwe trat aus Bett ihrer Schwester und fühlte die starke Hitze, die von ihr ausging.

„Fieber,“ meinte sie ganz ratlos.

„Hilf mir sie auskleiden,“ sagte die Pfarrerin.

Als die Kleider, in denen sie gestern so schön und glückselig war, von ihr abgestreift waren, schlugen ihr die Zähne vor Frost aufeinander. Die Frauen hüllten sie warm ein, aber der böse Frost ließ nicht von ihr ab, warf ihren Körper hin und her. Man sah, wie die Schauer ihr über die brennende Haut fuhren. —

„Ach, was macht ihr denn mit mir? — Was macht ihr denn mit mir?“

Die beiden anderen Schwestern kamen; eine lief zu Uerle, der war auch gar bald zur Stelle.

„Sie ist nicht bei sich, Uerle,“ sagte die Pfarrerin in großer Bangigkeit, als er eintrat.

Da war es aber, als wenn sie Uerles Nähe spürte. „Uerle,“ sagte sie leise, von Frost geschüttelt. „Er soll nicht zu mir hereinkommen. — Er soll mich nicht so krank

Ein kühler Trunk.
Nach dem Gemälde von Hans Borchardt.

sehen. — — Wenn ich es nicht weiß, könnte er hereinkommen. — Niemand darf ihn hereinlassen!“ sagte sie angstvoll. — „Versprechen, Uerle — versprechen! — Ich kann nicht wach bleiben.“

„Gewiß nicht, Alma, bis Sie gesund sind!“

Sie nickte. Die Augenlider lagen schwer über den Augen.

Schwere Tage gingen über das kleine Haus hin. Die beiden jungen Stollbergs gingen ein und aus, als wären sie die Brüder der Pfarrerskinder. „Wir müssen ihm Nachricht bringen. Er verzehrt sich dort unten vor Sorge.“

„Und kommt nicht ein einziges Mal,“ meinte die Pfarrerin.

„Er kann nicht,“ sagte der jüngere Stollberg. „Rechnen Sie ihm das nicht an. Und Alma will es nicht — Beide sind sich gar wunderlich gleich, — Rühren wir nicht daran!“

„Ja,“ sagte die Pfarrerin; „Gott möge ihm helfen, daß er so linden und leben kann, wie er lieben und leben muß. Wir anderen werden nicht gefragt, was wir wollen und können.“

„Seien Sie nicht bitter, liebste Frau. Er ist wie aus einer anderen Welt, er steht unter anderen Gesetzen, und Alma, Ihr Kind, auch. Wir werden lebensstark durch unsere Liebe, und Ihr Kind liegt davon niedergeschmettert.“

„Ich rühre ja an nichts,“ sagte die Pfarrerin trübe. — „Wir lebten so still und glücklich, und nun spüren wir mit einem Male die Hand Gottes, die uns einen schweren, nie gesehenen Weg auftut.“

Ja, die Pfarrerin ging einen schweren Weg. Ihr Kind blieb nicht in der tiefen, lautlosen Fieberdumpfheit liegen wie in den ersten Tagen. Die lebensselige Sommernatur glühte in der Fieberglut der schweren Krankheit zu einem leidenschaftlichen Leben auf. Ohne Bewußtsein sang sie mit unendlich klarer, reiner Stimme Strophen aus dem alten heiligen Sommerlied:

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser schönen Sommerszeit.“

Und sie sang dieselben Worte wieder und wieder. Oft auch fand sie keine Worte, nur jubelnde Töne, hell, bebend vor Seligkeit, daß sich allen, die es hörten, das Herz vor Weh zusammenzog.

Die Stimme war so überströmend von Erdenwonne, daß sie erschauern machte.

Die Fenster mußten immer geöffnet sein, denn sie ertrug den geschlossenen Raum keinen Augenblick, und so drang die unaufhaltsame, kristallklare, schöne, selige Stimme hinaus über die Felder bei Tag und bei Nacht.

„Anbetungswürdig ist diese Seele,“ sagte Uerle zur Pfarrerin, „daß sie solch große Seligkeit in sich trägt. — So singt eine Lerche im Himmelsraum, wie unsere heilige Sommerseele. Hören Sie doch ihren Gesang, sündlos und rein — und daß ein Geschöpf solche Wonne im Herzen trägt!“

„Ja,“ sagte die Pfarrerin trostlos, „dazu muß es von Sinnen sein.“

„Wer sagt Ihnen das?“ fragte Uerle. „Sie sieht nur uns nicht — Sie weiß von nichts um sich her. Sie sieht nur in sich selbst hinein, und in ihr ist es so weiß und hell und wonnevoll, wie ihre Stimme ist. — In ihr ist eine große Herrlichkeit. — Geboren — gelebt, wie ein seliges Kind aufgefahren gen Himmel — sitzend zur rechten Hand Gottes!“ Uerles Stimme bebte von verhaltenen Thränen. Er verbarg hastig sein Gesicht am Fensterkreuz, vor dem sie standen.

„Uerle, was reden Sie?“ sagte die Pfarrerin erschrocken.

Uerle aber wollte die Pfarrerin mit solch wunderlich weben Worten trösten. Kein Arzt brauchte ihm zu sagen, daß seine Sommerseele im Entschweben wäre.

Nachdem das Fieber alle Kräfte verbrannt hatte, sank die Lebenswärme zu einer schauerlichen Kühle.

Die Schwestern sagten: „Das Fieber ist vorüber.“ Uerle aber und die Pfarrerin wußten es anders.

Ganz leise flüsterte das Mädchen, zu Uerle gewendet, der an ihrem Bette saß, und so, als läge zwischen ihrem letzten und wieder ersten bewußten Wort keine lange, bange Zeit: „Wo ist er?“

„Er ist voll Bangigkeit um Sie, Alma.“

„Was mich hinderte, ihn zu lieben, ist nun fortgeglüht. — Nun liebe ich ihn bis in alle Ewigkeit. Sag ihm, nun werd' ich ihm nah' sein.“

Uerle hatte ihrer letzten Worte gehört — ihr letztes Bewußtsein empfunden. Von nun an sank sie in eine kühle, bleierne Ruhe, die dem Tode voranging.

Im Hause regte sich stundenlang kein Laut. Die beiden Stollbergs standen draußen an einem der niederen Fenster, durch die der warme Sommerwind ins Zimmer drang, und schauten auf das stille Verlöschen und den schweigenden Schmerz derer, die zurückblieben.

Die Pfarrerin hielt die erkaltende Hand ihres Kindes in der ihren, mit der Ruhe, welche das Leben jenen Schmerzgeprüften giebt, die den größten Teil des Weges schon gegangen sind. Die sind so schmerzbekannt, so schmerzverwandt, daß sie sich mit einer Würde betragen, die den Jungen, Ungeprüften wie ein Wunder erscheint.

Die drei Töchter hingen mit ihren Blicken an ihrer Mutter, als käme von ihr in dieser fremden, bangen Stunde Rat und Hilfe.

Als die Pfarrerin sich über ihr Kind beugte und ihm die Hände ineinander faltete, da wußten sie alle, daß es geschehen war. Die Pfarrerin blieb stumm über ihr Kind gebeugt — Uerle stand am Fußende des Bettes, und die drei Schwestern knieten, wo sie gestanden hatten. Die eine verbarg ihr Gesicht in den Händen, die beiden anderen suchten Schutz in enger Umschlingung.

Lautlos kamen die beiden Stollbergs herein, und der jüngere sagte hingerissen: „Sie hat sich ihm selbst entrückt durch ihre große Liebe und ihr tiefes Verstehen. Das wurde ihr tödlich, daß sie alles erkannte. — Ihn wollte sie nicht binden und euch nicht kränken.

Wir gehen zu ihm.“

Die schöne Hülle der Sommerseele lag schlafend im weißen Sarg, unter Blumen, einen weißen Rosenkranz auf dem bleichen Haupt.

Mutter und Schwestern, Uerle und die Stollbergs hegten und schmückten das stille Geschöpf.

Nachts vor dem Begräbnis wurde sie im offenen Sarg von Uerle und einem braven Menschen, den er kannte, sowie den beiden Stollbergs nach Süßenborn getragen. Die zwei Söhne des Lehrers von dort trugen Fackeln und wechselten mit den Trägern.

Das Alles hatte Uerle so gewollt.

Ulrichen blieb bei der Mutter und beim Bübchen. Die beiden anderen Schwestern folgten dem Sarge.

Es war eine schöne, milde Sommernacht.

Die Pfarrerin sah, wie sie ihr gutes Kind den schmalen Weg durch die wogenden Felder trugen. Der Himmel war sternfunkelnd. Die sanfte Nachtluft strich über das geliebte, tote Gesicht.

Und aus der Ferne hörte die Mutter zwei verschleierte Mädchenstimmen ihres Kindes Lieblingslied singen.

Das mochte der Pfarrerin ein gar schmerzvolles Lied sein.

Das stille Mädchen lag ihre letzte Nacht auf Erden in dem Süßenborner Kirchlein zwischen sechs brennenden Kerzen.

Ihre alte Kinderfrau, die noch im Süßenborner Pfarrhaus bei den neuen Pfarrersleuten ihres Amtes waltete, hatte es sich nicht nehmen lassen, bei ihrem guten Kinde zu wachen.

Uerle und beide Mädchen gingen langsam und schweigend dem Häuschen auf dem Born wieder zu.

Die beiden Stollbergs aber eilten. „Wir müssen zu ihm! Wir sahen sie in ihrer Schönheit bis zu dieser Stunde. Es war

ein so ruhiges Verlöschen, so begreiflich, als wenn die Sonne untergeht. — Er kämpft mit Unbegreiflichem. Uns zeigte die Natur im Bilde, wie weit sie begriffen sein will. Er geht ins Ungemessene. Er leidet tiefer als wir alle."

Aus Goethes Gartenhaus an der Ilm schimmerte spät in der Nacht ein einsames Licht aus offenem Fenster heraus auf die nebligen Wiesen. Die hohen Wipfel der Bäume im Garten und in der ganzen Weite, am Horn und an den Ufern der Ilm wurden von lauem Windhauch berührt. Die Nebel lagen wie schimmernde Schleier.

Aus dem Garten begannen zarte Geigentöne sanft hinaus in die Nacht zu klingen. Zwei Freundsgestalten standen unter dichten Bäumen nicht allzufern von erleuchteten Fenster und spielten eine ernste Weise. Sie wollten eine große, beraubte Seele beruhigen, eine, der alles Lebensleid zu Musik werden sollte.

Auf ihren Geigen spielend, gingen sie lautlos im Grase auf und nieder, so daß die Töne dem, der im erleuchteten Stübchen war, bald nah, bald fern klingen mochten. Ein kaum vernehmbares Aufschluchzen vom Hause her ließ die Geigentöne verstummen.

Der Morgen graute.

Ueber die Wiesen sah man die beiden Gestalten durch die Nebelschleier gehen, immer geigend, der schlafenden Stadt zu.

Mondnacht am Golf von Neapel. (Zu dem Bilde S. 40 und 44.) In unübertrefflicher Weise stellt der Künstler den feenhaften Zauber einer mondhellen Nacht am Golf von Neapel vor unser Auge. Wohl fündet der Verfasser auf der Maddalenabrücke die Nähe des neuen Tages an, aber noch hat der Mond die unbestrittene Herrschaft über die träumende Erde. Auf schwarzen Frauen- und Mädchenköpfen und auf grauen Eselrücken wird allerlei Gemüse und Obst aus der Sebetoebene über die Brücke nach der Stadt getragen. Eine stattliche Schweinewasser-Verkäuferin aus Santa Lucia, mit üppiger blauschwarzer Haarfülle, hat auf der Brücke ihren Tisch aufgeschlagen, und ihr Knabe wendet ihr den kupferfarbenen Rücken zu, um den Wagenverkehr auf der von zahllosen tiefen durchfurchten Fahrstraße zu beobachten. Bedächtig schlürft der riesenhafte bärtige Bettelmönch das hintreinfließende Wasser und blickt empor zum heiligen Januarius, dem Schutzpatron der Stadt Neapel. Vor diesem kniet eine Gruppe von Landleuten, seinen Segen zum Verkauf der Früchte und seinen Schutz gegen die Verwüstung der Felder durch den Heiw erflehend.

Soll doch der Heilige nach frommem Glauben einst durch sein Gebet die glühende Lava aufgehalten haben, so daß noch heute bei jedem Ausbruch das Volk, in festem Vertrauen auf seine Hilfe, zu dem im Jahre 1777 errichteten Denkmal pilgert. Der Dank und die Verehrung seiner Getreuen hat ihn im Laufe der Zeit zu einem der reichsten Heiligen gemacht. Sein „Schatz" hat einen Wert von Millionen, und wenn er damit Erziehungsanstalten und Arbeitsgelegenheit für seine Schützlinge beschaffen wollte, so würde er sich ein großes Verdienst um dieselben erwerben.

W. Hörstel.

Zeguug von Unterseekabeln. (Mit Abbildung.) Nachdem Deutschland im Jahre 1900 ein unterseeisches Kabel von der Kabelstation Emden-Borkum über die Azoreninsel Fayal, Station Horta, nach New York gelegt und im nächstfolgenden Jahre ein neues Englandkabel Borkum-Baalton, das erste Kabel deutschen Fabrikates, hergestellt hat, finden alle auf die Herstellung und Verlegung von unterseeischen Kabeln bezüglichen Darstellungen besondere Beachtung. Es war unser großer deutscher Landsmann Werner Siemens, der die Theorie und Praxis der Kabellegung vor mehreren Jahrzehnten auf eine feste Grundlage gestellt und ein Kabelschiff konstruiert hat, den „Faraday", von solch gediegener Anordnung, daß das Schiff noch heute seine Dienste thut. Trotzdem ist Deutschlands Besitz an eigenen Unterseekabeln noch sehr jung. Zu dem ersten Amerikakabel, das man noch von Engländern herstellen und verlegen ließ, kommt demnächst ein zweites; die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft hat die dazu notwendigen Vorbereitungen schon getroffen. An diesen Kabeln ist das Deutsche Reich als Auftraggeber beteiligt. Die Gesellschaft hat die Kabel auf eine längere Reihe von Jahren in fester Pacht. Einer der interessantesten Vorgänge bei den Kabellegungen ist das Herunziehen des Kabels ans Land. Die Küsten sind zumeist berart, daß die Kabeldampfer nicht in dem seichten Wasser anfahren können. Es müssen also kleine Leichter an ihre Stelle treten, und von diesen wird das Kabel so weit wie möglich an das Land gebracht. Vom Leichter aus wird es durch Pferde an einer starken Leine ans Land gezogen. Es muß zu dem Zweck durch Ballonbojen schwimmend erhalten werden. Ist das Kabel so weit aufs Land gezogen, daß es das Land-, bezw. Wattenkabel erreicht, so findet die sogenannte Spleißung, d. h. die Verbindung der Kabelseelen statt. Unser Bild zeigt den Kabeldampfer im Hintergrunde, davor den Leichter und die Bojen, darauf das Kabel.

Im Hirschen. (Zu dem Bilde S. 57.) In die bewegte Zeit der Franzosenkriege versetzt uns das lebensvolle Bild August Kühles' zurück. Aber nicht von Schlachtenlärm und von den wilden Stürmen jener Tage will es uns erzählen, es läßt uns vielmehr Einblick thun in einen beschaulichen Winkel unseres Vaterlandes, aus dem selbst all das blutige Ringen draußen die Gemütlichkeit und ruhige Zuversicht nicht vertreiben konnte. Der „Hirsch" ist das einzige und darum auch das beste Wirtshaus in dem kleinen fränkischen Landstädtchen, und was durch dieses Städtchen zieht, sei es zu Fuß, zu Roß oder im Wagen, das trifft hier in der Schankstube des „Hirschen" zusammen. Rasch finden sich dann da die gleichgestimmten Seelen um einen Tisch. Ruh während der Soldat von seinen kriegerischen Erlebnissen berichtet, während der „Schwager", dessen Pferde draußen im Stalle rasten, manch munteres Stückchen erzählt und „der Herr Kammerdiener" den berühmten Korn des Wirtes kostet, ist bald gute Freundschaft geschlossen zwischen den drei Männern, die der Zufall hier zusammenführte.

Die Perle „Königin Marie". Fluß- oder Süßwasserperlen erreichen nicht die Größe der im Meere gefundenen. Die Flußperlenfischerei wird darum keinen besonderen Gewinn ab. Immerhin führte sie zuweilen zu recht schönen Funden. Einige Schmuckachen aus Elfenperlen erlangten sogar eine Berühmtheit. So z. B. ein Halsband der

Kabellegung.
Nach einer Aufnahme von H. Wobaupt in Emden.

Herzogin von Sachsen-Zeitz, dessen Wert auf 40 000 Thaler geschätzt wurde; auch im Grünen Gewölbe zu Dresden wird eine kostbare Schnur Elsterperlen aufbewahrt. Ein außerordentlicher Fund wurde aber, wie das „Journal der Goldschmiedekunst“ berichtet, in diesem Jahre in Amerika gemacht. Ein Mississippifischer, der in Lancing in Iowa lebte, suchte einige Flußmuscheln als Köder. Seine Frau nahm zufällig eine Muschel von einem Haufen, öffnete sie und fand eine Perle von seltener Größe. Sie wiegt 103 Gran, ist 3 Zoll lang, birnförmig und von schönem rosa Lüster. Der Kunsthändler Dreka in Chicago taxirte sie den Leuten für 60 000 Mark ab. Die Perle erhielt den Namen „Königin Marie“ und wird auf 160 000 Mark bewertet. Die kostbarste Perle der Welt dürfte eine aus dem Schatze des Schahs von Persien sein, deren Wert mit 2 Millionen Mark berechnet wurde. Für eine Perle, die vor kurzem auf der Insel Margarita in Südamerika gefischt wurde, zahlte der Käufer 7000 Mark.

Litauische Krywulstäbe. (Mit Abbildungen.) Im äußersten Nordosten des Deutschen Reiches, in den litauischen und ehedem litauisch gewesenen Gebieten, haben sich Reste einer eigentümlichen, Jahrhunderte alten Sitte erhalten, von welcher weitere Kreise selbst in der Provinz keine Kenntnis besitzen. Diese Sitte hat den Gebrauch der Krywul- oder Schulzenstäbe zum Gegenstande, und sie läßt sich bis zum Beginn des Christentums in Litauen zurück verfolgen, also bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts. Wie der geistliche Oberhirte als Zeichen seines Amtes und seiner Würde den Krummstab führte und ihn bei wichtigen Gelegenheiten öffentlich trug, so hat in vermindter ähnlicher Weise der Krummstab auf weltlichem Gebiete Eingang gefunden. Er wurde als Zeichen der Amtsgewalt von Orts- und Dorfgemeinden angenommen und galt als das achunggebietende Symbol der Macht. Auffallend erscheint es, daß die Sitte überwiegend im preußischen Litauen üblich aber üblich gewesen ist, denn im russischen Litauen ist sie fast unbekannt. Der Krywulstab, dessen Benennung dem litauischen kreiwas = schief, krumm (kriwilli = der Krummstab) entnommen ist, befindet oder befand sich im Gewahrsam des Dorfschulzen und wurde bei allen wichtigen Ortsangelegenheiten benutzt. Hielt also der Schulze eine Versammlung oder eine Besprechung für notwendig, dann überzog er in Gegenwart von Zeugen den Stab dem Gemeindediener, der darauf die Mitglieder der Gemeindeversammlung besuchte und sie unter Emporheben des obrigkeitlichen Attributes zur Sitzung einlud. An dem Stab war die Tagesordnung befestigt, damit jedes Gemeindeversammlied die Mitteilung lesen konnte. Das Interessanteste an diesen Stäben ist ihre Form. Sie sind nur selten noch in der ältesten Form als richtiger Krummstab zu finden, haben vielmehr im Laufe der Zeit eigenartige und auffällig erscheinende Gestaltungen erhalten. Je sonderbarer ein Stab ist, als desto wertvoller wird er betrachtet. Von der Natur krumm und wuchsartig gebildete Baumäste wurden mit Vorliebe zu solchen Stäben verwendet. Außerdem hat man sonstige Formen in der Weise hergestellt, daß man ein noch junges Bäumchen oder einen Baumast oder ein Wurzelende in dem natürlichen Wachstum widersprechende Richtungen und Verästelungen zwängte, und im Laufe der weiteren Entwicklung entstanden dann die eigentümlichsten Muster, wie die Abbildungen solche zeigen. Für Sammler und Ethnographen, wie auch für Altertumsfreunde bildet die Krywulstäbe begehrenswerte Gegenstände, denn sie werden von ihnen als ein Ueberbleibsel des mehr und mehr abnehmenden Litauertums angesehen.

Litauische Krywul- oder Schulzenstäbe.

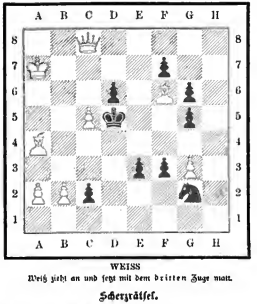
M. Lobell-Insterburg.

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe.

Von **M. Zeigl** in Wien.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Scherzrätsel.

Ich bin ein Tier, wenn ich amtshalber bin;
Wenn nicht, ein Mädchen; räts du wohl den Sinn? E. S.

Silbenrätsel.

Eins-Drei.

Zur Donau fließt's durch Wald und Moor,
Kommt auch als Lustersteinung vor.

Zwei-Drei.

Dem Menschen und dem Tier gegeben,
Ganz unentbehrlich ist's zum Leben.

Drei-Eins.

Ein Fremdwort ist's, doch wohlbekannt,
Weil oft mit Bild es wird verwandt.

Eins-Zwei-Drei.

Am Rheine eine kleine Stadt,
Die prächtige Umgebung hat.

F. Müller-Saalfeld.

Rebus.

Von O. Weiße.

Rätsel.

Mit o eine Pflanze,
Mit u eine Schlange.

Auflösung des Zahlenrätsels „Im Zeichen des Glückes“ auf Seite 36.

Gibt man den Buchstaben auf der Fahne der Reihe nach die Zahlen 1 bis 11, so hat man für die römischen Zahlen des Textes die denselben entsprechenden Buchstaben. Werden die Punkte durch die richtigen Vokale ersetzt, dann erhalt man die Worte:

„Viel Glück zum Neuen Jahre!“

Auflösung des Kreuzrätsels auf Seite 36.

		A	O	S	S	
		m	k	e		
A	m	e	t	h	y	s t
O	k	t	a	e	d	a r
S	c	h	e	l	l	e n
S	e	y	d	l	t	z
		s	e	e.	t	
		t	r	n	z	

Auflösung des Wechselrätsels auf Seite 36.

Bauge, Kerl, Rogen, Laube, Winde, Beru — Wild, Leer, Raue, Furcht, Maie, Trient — Kunde, Dorn, Soude — Bort, Eos, Lampe, Hebel, Reli, Main — Bohne, Fuder, Rinne, Rinde, Feder, Bonn — Mais, Rost, Hebel, Lampe — Eurs, Bora, Sonne — Dora, Kunde, Trieft — Maid, Furche, Name — Tuer, Bied, Berg, Winde — Laue, Regen, Reh, Baume.

Groben Leuten
und tollen Hunden soll man
aus dem Wege gehn.

Auflösung des Buchstabenrätsels auf Seite 36. Treue, Reue.

Verantwortlicher Redakteur Dr Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube
1. Beilage zu Heft 1, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Der Burengeneral Christian De Wet.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Im Garten der Pepinière.

Christian De Wet. Unsere Leser kennen ihn schon, den tapfern Burenkämpfer, den wir ihnen bereits wiederholt in Bild und Wort vorführten. Wir bringen heute ein neues, besonders ansprechendes Bildnis von ihm, aus welchem sein ganzes sympathisches Wesen, sein heller, kluger Kopf, seine ruhige Tapferkeit und sein unvergnügter guter Mut deutlich sprechen. Der echte Typus des Volkshelden! Wenn nicht alles trügt, werden wir von ihm noch manch guten Streich, manch tapfere That zu hören bekommen. Und auch dessen dürfen wir sicher sein: wenn er — was Gott verhüten möge — in diesem Kampf untergehen sollte, so wird's mit Ehren geschehen!

Die Pepinière in Berlin. Dicht neben dem Bahnhof Friedrichstraße liegt im Zuge der Straße gleichen Namens bis zum Reichstagsufer hinunter ein altes ganzes Haus mit unendlich langer Front. Dies Haus ist die Pepinière, eine Stätte der medizinischen Wissenschaft und der Forschung, das Heim der Mehrzahl der angehenden Militärärzte. Der Name „Pepinière" hat allmählich der offiziellen Bezeichnung weichen müssen, und diese lautet: Medizinisch-chirurgisches Friedrich Wilhelms-Institut. An der Stelle standen einstmals die Georgenschen Häuser. Die Pepinière sollte zwar anfangs auch nicht hier gegründet werden, vielmehr hatte sich der Generalstabschirurgus Dr. Johann Goercke, der Chef des Medizinalwesens der Armee, einen Platz für sein Institut in der Nähe der Universität, angrenzend an das Kastanienwäldchen, ausgesucht. Im Jahre 1808 hatte Dr. Goercke diesen Platz für die Pepinière, die 1795 von Friedrich Wilhelm II. ins Leben gerufen worden war, angekauft für bare 107 Thaler. Aber Friedrich Wilhelm III. gab die 107 Thaler nicht her, und Goercke mußte an den Patriotismus des Besitzers appellieren, um die Schuld wieder los zu werden. Goercke gab darum seinen Plan nicht auf. Im August des Jahres 1822 schenkte Friedrich Wilhelm III. die Georgeschen Häuser, die er angekauft hatte, dem Militär-Medizinischen Institut und stiftete ein Kapital zum Umbau der Häuser und zur inneren Einrichtung. Goercke erlebte das nicht mehr, er war am 30. Juni 1822 in Potsdam verstorben. Doch hatte er den Fall vorhergesehen und seine Bestimmungen dahin getroffen, daß an dem Tage, da der König die Kabinettsordre unterschrieb, jeder Eleve eine Flasche Wein und ein Extragericht, sein Nachfolger aber einen Bestallungen erhalten sollte, den ihm der Kaiser von Rußland geschenkt hatte. So ward Goercks Wunsch erst nach seinem Tode erfüllt. Ein merkwürdiger Mann dieser Goercke! In dem kleinen Dorf Sorquitten in Ostpreußen am 3. Mai 1750 geboren, hat er sich durch eisernen Fleiß und unermüdliche Energie in fünfzig Dienstjahren zum Chef des Medizinalwesens der Armee hinaufgearbeitet. Drei preußische Könige verstanden seine Dienste zu schätzen, mit reichen Ehren und mit vollem Gehalt wurde er am Schlusse seiner Laufbahn pensioniert. Das eiserne Epitaph (s. das Bild), das ihm die Aerzte des preußischen Heeres im Jahre 1823 im Garten des Instituts errichten ließen, rühmt seine Verdienste um das Vaterland, und die Inschrift auf der Rückseite schließt mit den Worten: „Glücklich das Volk, das solche Fürsten hatte, glücklich der Staat, der solche Diener sein eigen nennt." Das Institut hat zur Zeit 318 Eleven. Davon wohnen 201 im Hause. Die Einrichtungen des Hauses sind sehr primitiver Art. Feldbetten, ein Tisch, ein paar Stühle, ein gelb lackiertes Schreibpult, das ist so ziemlich alles, was die Zimmer, die für 2, 3 und 4 Mann bestimmt sind, bergen. Die Eleven werden ganz wie Studenten der Medizin ausgebildet, natürlich mit den Instruktionen, die ihre besondere Lage erfordert. Die größten Mediziner sind aus dem Institut hervorgegangen; auch Virchow war Schüler der Pepinière. Das Haus ist in sehr einfachem Stil gebaut, drei Stockwerke hoch mit 37 Fenstern in der Front. Es hat zwei Seitenflügel, die einen geräumigen Garten einschließen, der rückwärts von dem Lehrgebäude begrenzt wird. Für seinen augenblicklichen Zweck ist das Gebäude zu klein geworden. Die Militärverwaltung will deshalb die Pepinière auf das Grundstück des Invalidenhauses in der Scharnhorststraße verlegen. Es sollen dort Wohngebäude für die Studierenden und die beaufsichtigenden Stabsärzte, Lehrsäle, Gebäude für die Bibliothek, ein kriegschirurgisches und anatomisches Museum, das hygienisch-chemische und das physikalische Laboratorium, Räume zu wissenschaftlichen Untersuchungen, eine Militärambulatorium für die Garnison Berlin, Dienstwohnungen und Verwaltungsgebäude errichtet werden. Das alte Haus wird die Stadt Berlin voraussichtlich niederreißen, um für den Verkehr zum Bahnhof Friedrichstraße mehr Raum zu gewinnen.

Prof. Cornelius Gurlitt.
Nach einer Aufnahme v. Hofphotogr. W. Höffert in Berlin.

Cornelius Gurlitt, der bekannte Kunstschriftsteller, dessen Porträt wir bringen, ward am 1. Januar 1850 zu Altenburg i. S. als Sohn des Landschaftsmalers Louis Gurlitt geboren. Er war ursprünglich zum Architekten bestimmt, doch zog ihn seine Neigung mehr zur Theorie der Baukunst, bis er sich ganz der Lehrthätigkeit und Schriftstellerei widmete. Gurlitt war am Kunstgewerbemuseum zu Dresden und an den technischen Hochschulen von Berlin und Dresden thätig und hat eine Reihe ausgezeichneter Werke herausgegeben. Seine jüngst bei Arnold Bergsträsser in Stuttgart erschienene „Geschichte der Kunst" ist voll Eigenart und Bedeutung. Er schildert in seinem Werke die Kunst so, wie sie ihm selbst vertraut und verständlich ward. Zu dieser Betonung des Persönlichen liegt die Kraft und Größe des Buches, das in seiner klaren und doch glänzenden Sprache, seiner übersichtlichen Gliederung und der begeisterten Hingabe an den Stoff selbst ein Kunstwerk aus einem Guße ist.

Ein Studierzimmer in der Pepinière zu Berlin.
Nach photographischen Aufnahmen von C. Busse in Berlin.

Truppenübungsplätze. Wenn früher die Bataillone zur „großen" Schießübung auszogen, d. h. zum Scharfschießen im Gelände nach Puppsheim, die auf Holzschlitten durch den Sand gezogen wurden, verursachte das der benachbarten Bevölkerung immer schwere Sorgen und der Militärverwaltung große Unbequemlichkeiten. Abgesehen von den zum Schutz vor den Geschossen notwendigen Absperrungsmaßregeln, machten sich noch die großen Kosten für Flurschäden und die Einquartierungslasten fühlbar. Das Verfahren war teuer und unpraktisch, konnte aber doch

nicht umgangen werden, weil eine genügende Ausbildung mit der vervollkommneten Feuerwaffe ohne gefechtsmäßiges Scharfschießen nicht mehr denkbar ist. So kam man denn vor jetzt etwa 10 Jahren darauf, besondere Truppenübungsplätze zu schaffen, die vom Staate nur zu diesem Zwecke erworben und mit Barackenlagern für die übenden Truppen versehen wurden. Anfangs benutzte man dazu die bereits vorhandenen Artillerieschießplätze. Da diese aber mit ihren Ausdehnung von 10 bis 20 qkm nicht ausreichten, schritt man zur Erwerbung besonderer Gelände, und jetzt sind bei allen Korps, mit Ausnahme des II. XIV. XVI, XIX und II bayrischen, Truppenübungsplätze in Benutzung oder in Vorbereitung. Da die Barackenlager nachgewiesen haben, daß gleichzeitig je eine Infanterie- und eine Kavallerie-Brigade unterzubringen, also etwa 250 Offiziere, 4500 Mann und 1500 Pferde, da ferner ganze Kavallerie-**Divisionen auf den Plätzen üben und sowohl Feld- als Fußartillerie dort mit ihren weittragenden Geschützen schießen sollen, sind ganz ansehnliche Gebiete dazu notwendig. Die neuen Truppenübungsplätze werden deshalb gleich in einer Ausdehnung von 56 qkm angelegt, und die alten sucht man nach Möglichkeit auf diesen Flächenraum zu erweitern, sobald die Militärverwaltung nach Abschluß der geplanten Erwerbungen über ein Uebungsgebiet verfügen wird, dessen Umfang etwa dem der beiden Reuß zusammen oder des Fürstentums Waldeck entspricht. Auf diesen ganzen weiten Flächen findet man kein Dorf; denn die innerhalb der Uebungsplätze liegenden Ortschaften müssen gegen Entschädigung von den Bewohnern verlassen werden, um dann bald vom Erdboden zu verschwinden und militärischen Anlagen Platz zu machen. Die Kommandanten der Truppenübungsplätze sind reaktivierte Obersten oder Generalmajors. Die Kosten eines Truppenübungsplatzes betragen sich durchschnittlich auf 8 Millionen Mark, sodaß das Deutsche Reich für diesen Zweck schon nahezu 150 Millionen angelegt hat. Unsere Karte stellt den neuen, für das XI Armeekorps geplanten Truppenübungsplatz dar; derselbe wird die Gemeinden Wermelshausen und Nidddingshausen umfassen, deren Einwohner in dem im Schwalmgrund gelegenen Schulhof bei Ziegenhain angesiedelt werden.

Das Roseger-Schulhaus in Krieglach. Peter Rosegger, der berühmte steirische Dichter, welcher sich im vorigen Jahre so erfolgreich um das Zustandekommen einer protestantischen Pfarrkirche in Mürzzuschlag bemüht hat, will nun der Gemeinde seines Geburtsortes Krieglach-Alpel eine Schule bauen. Es bedurfte nur der Bekanntgabe dieser edlen Absicht, und sodaß diesen bei der Rosegger-Gesellschaft in Mürzzuschlag (Obersteiermark) reiche Geldspenden ein, die bis November d. J. bereits 4000 Kronen betragen. Zwei Vorlesungen, die der Dichter zu dem gleichen Zwecke kürzlich in Wien und Graz veranstaltete, brachten noch weitere 2500 Kronen ein. Ferner sind unter anderen eine Großbuchhandlung in Deutschland die Schulbibliothek stiften, ein Berliner Fabrikant die vollständige Einrichtung für zwei Unterrichtsräume und die Möbel für zwei Lehrerzimmer kostenfrei liefern. Selbst zum Bau nötiges Holz ist bereits zugesichert. Auch ist der Platz, auf welchem sich das Wald-

Das Denkmal für Kurfürst Johann Georg von Brandenburg in der Siegesallee zu Berlin.

Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

schulhaus erheben soll, und dessen Lage das Kreuz auf der beigegebenen Abbildung vergegenwärtigt, schon gefunden worden. Im kommenden Mai hofft man, den Grundstein zu legen und Sommer über den Bau auszuführen und zu vollenden, damit die Schule schon im Herbst dieses Jahres eröffnet werden könnte. Um jedoch dies Ziel zu erreichen, sind noch gar manche Geldspenden von Freunden der guten Sache notwendig. Herr Peter Rosegger in Graz, Burggasse 12, nimmt solche Gaben gern entgegen.

Die Enthüllung der Denkmalsgruppe des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg in der Berliner Siegesallee hat am 18. Dezember im Beisein des Kaisers Wilhelm II stattgefunden. Dieser Brandenburger hat sich um die Sicherheit und den Wohlstand des Landes mannigfache Verdienste erworben. Er war es auch, dem Berlin die Gründung vieler höherer Lehranstalten, so des berühmten Gymnasiums „Zum grauen Kloster" verdankt. Bildhauer Martin Wolff in Berlin hat den Fürsten mit dem Kurhut und im vollen Ornat mit Hermelinmantel und Schwert dargestellt. Die eine Begleitfigur zeigt den berühmten kurbrandenburgischen Kanzler Lampert Distelmeyer, den größten märkischen Staatsmann und Rechtsgelehrten im sechzehnten Jahrhundert. Er war es, der für Brandenburg die Mitbelehnung mit dem Herzogtum Preußen und damit die Anwartschaft auf dieses alte Ordensland für das Hohenzollernhaus erwirkte. Die zweite Begleitfigur stellt den Italiener Rochus Graf zu Lynar dar, den Kurfürst Johann Georg 1578 in seine Dienste nahm und später zum Geheimen Rat, General und obersten Artillerie-, Zeug- und Baumeister ernannte. Von ihm stammt die Befestigung von Küstrin, die Spandauer Zitadelle und der Mittelbau des Berliner Schlosses. Die Architektur der Nische ist im Renaissancestil gehalten. Mit der Aufstellung dieses Denkmals ist die 1898 begonnene und nunmehr 32 Gruppen umfassende Gesamtanlage vollendet. Von welcher Seite man sie auch betrachten mag, so stellt sie immerhin einen eigenartigen künstlerischen Schmuck dar, dem überdies das Interesse einer merkwürdigen Geschichtsepoche auf deutschem Boden zugute kommt.

Aus Roseggers Heimat:- Der Platz für die Waldschule ist durch † bezeichnet.

Nach einer Aufnahme von Fr. Jos. Böhm in Mürzzuschlag.

Professor Dr. Heinrich Düntzer, einer unserer ältesten Literarhistoriker, ist am 16. Dezember in Köln, wo er auch am 12. Juli 1813 geboren war und die weitaus längste Zeit seines Lebens zugebracht hat, hochbetagt gestorben. Nach Beendigung seiner seit 1830 in Bonn und Berlin betriebenen philologischen Studien war Johann Heinrich Joseph Düntzer mehrere Jahre in Bonn als Privatdozent für altklassische Literatur thätig gewesen. Von 1846 ab verwaltete er die Stelle eines Bibliothekars am katholischen Gymnasium seiner Vaterstadt. Seine Gelehrtenlaufbahn begann Düntzer, ein ehemaliger Schüler von Böckh und Welcker, mit Studien über Homer, Horaz, über die römischen Satiriker und die griechische Poetik. Um die deutsche Litteratur hat sich der Verstorbene durch ungemein gründliche Arbeiten hervorragende Verdienste erworben. Es sind neben zahlreichen anderen Klassikern besonders Goethe und Schiller, deren Leben und Werke Düntzer mit hingebender Liebe und Gründlichkeit auszubreiten und zu erklären bestrebt gewesen ist. Er war der berufene Ausleger der deutschen Klassiker.

Prof. Dr. H. Düntzer †.
Nach einer photographischen Aufnahme von C. Weisenberg in Köln.

Augusta Rauracorum. Auf halbem Wege zwischen Basel und Rheinfelden, wo heute die Dörfer Baselaugst und Kaiseraugst liegen, befand sich einst die blühende römische Provinzstadt Augusta Rauracorum, die Stadt des Augustus im Lande der Rauracher. Sie wurde von den siegreichen Eroberern zur Befestigung der Herrschaft ums Jahr 44 vor Christo auf den Trümmern der alten Hauptstadt der Rauracher gegründet. Diese wollten beim Herannahen der Römer auswandern, wurden jedoch von dem römischen Heer unter Cäsar gänzlich besiegt und gezwungen, wieder in die verlassene Heimat zurückzukehren. Augusta Rauracorum erhob sich auf einem dicht an den Rhein heranreichenden Plateau, von dem man eine große Uebersicht über das umliegende Gebiet genießt. Sie war schon bei ihrer Anlage groß gedacht, ihre Mauern hatten nahezu eine Stunde im Umkreis. Am Rande des Plateaus erhob sich unter anderem ein Theater, das etwa 10 000 Zuschauer faßte, und nordöstlich von diesem, auf einer kleinen Erhöhung, stand ein großer Tempel, dessen Pracht man sich aus den aufgefundenen Trümmern nur unvollkommen vorstellen kann. Von der Wohlhabenheit der Bevölkerung und dem Luxus der Reichen zeugen kostbare Fundstücke. Es gab prächtige Villen mit Säulen und Statuen geschmückt, mit kunstvollen Mosaikböden, luxuriöse Bäder und Heizvorrichtungen, eine großartige Wasserleitung u. a. Die Stadt mag in ihrer Glanzzeit 40 000 bis 50 000 Einwohner gezählt haben. Den Hauptteil der Bevölkerung machten die keltischen Rauracher aus, die römische Sitten und Sprache rasch annahmen. Daneben fanden sich noch Griechen und Orientalen, Alemannen und Franken, Vertreter der ganzen damals bekannten Welt. Als Besatzung lag dort erst von Claudius bis Domitian die XXI Legion, bis unter Trajan die XI Legion. Militärisch war die Stadt dem Legaten Obergermaniens, der seinen Sitz in Mainz hatte, untergeordnet. Die Blüte der Stadt, die sie dem reich entwickelten Handels- und Gewerbsleben zu verdanken hatte, währte etwa 250 Jahre. Mit dem 3. Jahrhundert tat die kritische Wendung für das ganze Römerreich ein. Schon im Jahre 234 durchbrachen die Alemannen den Schwabwall, drangen über den Rhein und fielen sengend und raubend in Gallien ein. In den Jahren 260 und 275 wiederholten sie diese Raubzüge, und auf dem letzten derselben wurde Augusta Rauracorum in Asche und Trümmer gelegt. In dem folgenden, wechselreichen Kampfe wurden die Alemannen zwar über den Rhein zurückgedrängt, aber im Jahre 305 mußten die Römer doch das Land jenseits des Rheins endgiltig preisgeben und sich auf die Verteidigung des linken Ufers beschränken. Zum Schutze der Grenze errichteten sie längs des Rheins eine Anzahl befestigter Standlager, darunter auch Augusta Rauracorum, das von jetzt an Hauptquartier wurde. Nun erlebte der Platz eine kurze Nachblüte, bevor er für immer in Schutt sank. Aus den Trümmern der ehemaligen Stadt wurde dicht am Rhein ein gewaltiges Kastell erbaut, dessen in unseren Tagen wieder aufgedeckte Grundmauern eine Stärke von mehr als 4 m aufweisen. Man glaubt, daß hier auch eine feste Brücke bestanden hat, und es wird behauptet, daß man bei niedrigem Wasserstand noch jetzt Mauerreste im Rhein zu erkennen vermöge. Um das Kastell entstand wieder eine Stadt, und auch die obere Stadt feierte ihre teilweise

Ueberreste des Mercurius-Tempels der Römerstadt Augusta Rauracorum.

Auferstehung. Das Theater wurde wieder aufgebaut, aber entsprechend den rohen Sitten der kriegerischen Zeit zu einem Amphitheater umgestaltet, auch der Tempel scheint wieder errichtet worden zu sein. Um die Mitte des 4. Jahrhunderts hielten die Alemannen den römischen Feldherrn Barbatio hinter den Mauern von Augst drei Jahre fest, während sie das Land verheerten, und später fiel Augusta Rauracorum ihrem Ansturm zum Opfer. Auf den Schutthügeln der alten Römerstadt wuchsen nun Bäume und Sträucher empor, sodaß niemand die Ruinen entdeckte. Im 16. Jahrhundert fand man das Gemäuer, wußte es aber nicht zu bestimmen. 1557 veranstalteten einige Basler eifrige Nachgrabungen. Für die Nachwelt wertvoller sind aber die bezüglichen Forschungen des gelehrten Basler Humanisten Basilius Amerbach in den Jahren 1589 und 1590. Das Bekanntwerden von den kostbaren Funden hatte eine wahre Plünderung der Ruinen zur Folge, bis endlich nach mehr als hundert Jahren, 1718, die Basler Regierung Einhalt gebot. Die seit einigen Jahren durch die Basler Antiquarische Gesellschaft vorgenommenen Ausgrabungen haben eine reiche Ausbeute ergeben. Im Basler Museum bilden die Römerfunde von Augst eine Sehenswürdigkeit, und man kann beim Anblick derselben nur bedauern, daß durch den Unverstand einer früheren Zeit so vieles verloren ging.

Das Theater und nachmalige Amphitheater der Römerstadt Augusta Rauracorum bei Basel.
Nach photogr. Aufnahmen von A. Arenn in Zürich.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Heft 1, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Helene Böhlau. Auf der Sonnenhöhe ihres Lebens und Schaffens steht die Frau, deren neueste Novelle „Sommerfeste“ wir unseren Lesern darbieten, deren Bild wir heute bringen. Helene Böhlau, oder „Madame al Raschid Bey“, wie sie mit ihrem Frauennamen heißt, ist in Weimar geboren als Tochter des hochgeachteten Verlagsbuchhändlers Hermann Böhlau, in dessen Hause das heranwachsende Mädchen reiche litterarische Anregung erhielt. Ihren ersten Novellenband gab sie schon anfangs der achtziger Jahre heraus. Es folgten dann kleinere und größere Erzählungen, bis sie mit den Romanen „Das Recht der Mutter“ und vor allem mit dem glänzend geschriebenen „Rangierbahnhof“ ihre großen Erfolge errang.

Helene Böhlau.
Aufnahme aus dem Atelier „Elvira“ in München.

Das Eisenbahnunglück auf der Strecke Paderborn-Altenbeken. Noch ist das Ofenbacher Unglück nicht aus dem Gedächtnis geschwunden, und schon hat der Eisenbahnbetrieb am 20. Dezember 1901 wiederum zwölf Menschenleben zum Opfer gefordert. Nach der amtlichen Darstellung verlief das jüngste Unglück also: ein stark besetzter D-Zug, der außer der Zuglokomotive hinten eine Schiebelokomotive hatte, hielt um eines geringen Unfalles willen auf der Strecke zwischen den Blockstationen Keinberg und Schierenberg, die beide einige Kilometer von Altenbeken gelegen sind. Ein nachfolgender Personenzug wurde in Keinberg durchgelassen. Dieser Zug trieb nun mit gewaltigem Stoß die Schiebelokomotive auf den letzten Personenwagen des D-Zuges, einen Wagen III. Klasse, hinauf. Die Schiebelokomotive schob sich, nachdem sie die Wagenerwandung und das Innere zerschmettert hatte, auf das Gestell des letzten Personenwagens, und die glühenden Kohlen aus den Aschenkasten setzten die Holzzimmer in Brand. — Die Strecke, auf welcher sich das Unglück ereignete, besitzt weder eine elektrische Blockstellung, denn dann wäre das besetzte Gleise verschlossen gewesen, noch war der Personenzug in seinen Bremsvorrichtungen auf der Höhe der heutigen Technik, denn in dem Falle wäre das Unglück zu mildern gewesen. Das mechanische Stellwerk hat freilich seine Schuldigkeit getan. Es stand auf „Fahrt“, denn der Blockwärter in Keinberg war von dem in Schierenberg auf seine Anfrage verständigt worden, daß das Gleise frei wäre. Vom D-Zug hatte niemand daran gedacht, die Blockwärter von der nachträglichen Störung der Fahrstraße zu benachrichtigen. Daß ohne diese Nachricht die mechanischen Stellwerke keinen Schutz bieten, weiß man längst. Die Hauptsache zur Vermeidung derartiger Unfälle ist eine elektrische Sicherung der Fahrstraße, denn bei dieser tritt zu der Abhängigkeit der Beamten von den Signalhebeln eine weitere Abhängigkeit hinzu, die sie zur Erfüllung ihrer Pflicht zwingt, d. i. die Abhängigkeit vom Signalstromschluß. Ist der Strom unterbrochen, so kann ein Signal nicht in die Freilage, welche die Fahrt verbietet, gebracht werden, es kann auch nicht in der Freilage verharren. Aber die Sache ist damit noch nicht erschöpft. Auch die Bremsvorrichtungen des Personenzuges waren nicht auf der Höhe der Betriebstechnik. Die bei den preußischen Staatsbahnen eingeführte Westinghouse-Luftdruckbremse ist an sich gut. Es hat sich aber in einer großen

Von dem Eisenbahnunglück auf der Strecke Paderborn-Altenbeken.
Nach einer photographischen Aufnahme von B. Vegger in Paderborn.

Reihe von Versuchen herausgestellt, daß die elektrische Steuerung der Luftdruckbremse nicht allein die Bremswege verkürzt gegenüber der gebräuchlichen pneumatischen Steuerung, sondern daß sie auch die Gefahren der Zusammenstöße herabmindert. So kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß Unglück von Altenbeken hätte sich bedeutend mildern, wenn nicht ganz vermeiden lassen, wenn die Betriebseinrichtungen auf der Höhe der technischen Wissenschaft gewesen wären.

Burenkommandant Kruitzinger.

Der Burenkommandant Kruitzinger ist bei dem Versuche, die Blockhäuserlinie der Engländer bei Hanoverroad zu überschreiten, von den Truppen des englischen Reitergenerals French schwer verwundet und in Gefangenschaft genommen worden. Kruitzinger hat als Führer im Burenheere zuerst nach der Gefangennahme Oliviers bei dem Ueberfall zwischen Winburg und Senekal am 31. August 1900 hervor. Damals übernahm er an Stelle Oliviers das Kommando und hat sich in der Folge als ein tapferer und wagemutiger Führer bewährt, der den Engländern in zahllosen Scharmützeln viel zu schaffen gemacht hat.

Das Pergamon-Museum in Berlin. Es ist noch in aller Erinnerung, welche Aufregung in der gesamten wissenschaftlichen Welt die pergamenischen Funde, Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, erregten. Der Name des Ingenieurs Karl Humann, dessen genialer Kopf der Nachwelt diese großartigen Schätze aus dem Altertum gerettet hat, war damals in aller Munde. Als er die ersten Bruchstücke des Hochreliefs von dem berühmten Marmoraltar des Zeus und der Athene von Pergamon mit der Darstellung des Gigantenkampfes dem Berliner Museum zum Geschenk machte, bewilligte die preußische Regierung die Mittel, um es dem deutschen Ingenieur zu ermöglichen, den Schatz zu heben. Humann gelang es, nicht allein die Fundamente und die Architektur des Zeusaltars, sondern auch das Hochrelief der Außenflächen des Unterbaues zum großen Teile ans Tageslicht zu fördern. Alle diese Werke wurden von der preußischen Regierung angekauft und im Alten Museum zu Berlin aufgestellt. Aber der Raum war zu eng, und so entschloß man sich, auf der Museumsinsel ein neues, das Pergamon-Museum zu errichten, um darin den Zeusaltar in seiner ursprünglichen Gestalt, so weit möglich, neu aufzubauen. Nun ist das Werk vollendet und der Eindruck des Ganzen ist von wunderbarer Gewalt. All die alten Maße sind beibehalten. Ueberall sieht man, mit welcher

Copyright 1901 by Photo-Illustration Hans Franke & Co. in Berlin.

Im neuen Pergamon-Museum zu Berlin.
1) Geh.-Rat Prof. Dr. R. Kekulé und 2) Prof. Dr. Winnefeld.

Sorgfalt die beteiligten Gelehrten die Aufstellung zu stande gebracht haben, in erster Linie Geh. Rat Kekulé und Prof. Dr. Winnefeld. Der Bau zu dem Pergamon-Museum ist vom Geh Baurat Professor Fritz Wolff entworfen, die Ausführung hat der Baurat Hasak geleitet.

Der grosse Altar des Zeus im Pergamon-Museum zu Berlin.
Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Kleine Mitteilungen.

Die Bambusratte. Dr. Heinroth, welcher als Zoologe die im vorigen Jahre im Bismarck-Archipel so tragisch verunglückte Expedition von R. Mende begleitet hatte, brachte in den Berliner Zoologischen Garten eine sehr umfangreiche Sendung von Säugetieren, Vögeln und Kriechtieren aus Papuasien und Hinterindien. Eine ganze Reihe von interessanten Arten, die noch niemals lebend nach Europa gekommen waren, ist durch ihn zum erstenmale eingeführt worden. Darunter befindet sich auch die Bambusratte. Dieselbe erinnert unter unseren deutschen Tieren noch am meisten an die Schermaus oder Wasserratte, zeigt aber so viele Eigentümlichkeiten, daß man sie sofort den Fremdlingen aus den Tropen ansieht. Die walzenförmige Gestalt, die kurzen mit starken Krallen bewehrten Füße, der kurze nackte Schwanz, die kleinen Ohren und die punktförmigen Augen deuten auf die unterirdische Lebensweise des Tieres hin. In den gewaltigen breiten Vorderzähnen hat diese Ratte ein Werkzeug, welches als Brechstange und Meißel in vollendeter Weise zu wirken geeignet ist. Schon am ersten Tage seines Aufenthaltes im Berliner Zoologischen Garten gab der wohlgenährte Nager ein lehrreiches Beispiel seiner Kraft: er biß das starke Drahtgeflecht eines Kastens glatt durch, und dieser verwegene Versuch, auszubrechen, wurde nur durch Zufall im letzten Augenblick vereitelt. Jetzt sitzt das lästige Tier in einem großen Glaskasten, der ein Entfliehen unmöglich macht. Die Bambusratten sind von den Zoologen als eine besondere Gattung Rhizomys, d. h. Wurzelratte, bezeichnet worden. Man kennt bis jetzt sieben Arten, von denen drei im östlichen Afrika von Süd-Abessinien bis zum Kilima Ndjaro leben, während die übrigen vier aus Asien bekannt geworden sind. Eine von diesen ist uns nach Knochenresten aus den Siwalik-Ablagerungen südlich vom Himalaya im nördlichen Vorderindien bekannt; jetzt scheint dieser Nager in Vorderindien zu fehlen. Von Nepal nach Osten bis Süd-China und durch ganz Hinterindien nach Süden bis Ost-Sumatra sind nun die Meldung in drei verschiedenen Arten verbreitet. Das in Berlin zur Schau gestellte Tier stammt aus der Gegend von Singapore und gehört zu der als Rhizomys sumatrensis bezeichneten Spezies. Ueber die Lebensweise dieser sonderbaren Tiere wissen wir nur wenig. In Afrika graben sie lange Röhren in die Erde und werfen, wie Maulwürfe, Haufen auf. Nur des Nachts kommen sie aus ihren Löchern hervor. Sie nähren sich von Knollen und Wurzeln. Die Eingeborenen decken die Gänge vorsichtig auf, fangen diese Säugetiere in Schlingen und schätzen ihr Fleisch hoch. Sie sollen besonders gern die Wurzeln des Bambus fressen, und diese ihre Vorliebe hat ihnen den Namen „Bambusratte" verschafft.

Bambusratte.
Nach dem Leben gezeichnet von Paul Neumann.

Optisches Prüfen. Die modernen photographischen Objektive, welche im Gegensatz zu den älteren, einfachen Linsen aus 4 bis 6, ja sogar 10 einzelnen, zusammengekittelten Linsen bestehen, müssen in allen ihren Teilen durch mathematische Instrumente aufs genaueste geprüft werden, um richtige photographische Bilder zu ergeben. Den höchsten Grad der Vollkommenheit hat man in den modernen sogenannten Anastigmaten erreicht, welche bei verhältnismäßig langen Brennweiten sehr große Platten bis an die Ränder scharf auszeichnen. Jede einzelne Linse dieser Anastigmate muß aufs genaueste geschliffen und poliert werden, die Radien der Krümmungsflächen müssen bis auf das Hundertstel eines Millimeters genau der Rechnung entsprechen, und die Politur der Flächen muß eine äußerst vorzügliche sein. Unser Bild, welches der bekannten Optischen Anstalt C. P. Goerz, Berlin-Friedenau, entstammt, zeigt uns das Nachweisen der angeschliffenen Linsenkrümmung vermittelst des Sphärometers; dieses Instrument gestattet, den Radius einer Linse bis auf etwa 1:500 mm zu bestimmen. Die Linse liegt auf einer kreisförmigen feinen Unterlage von bekannten Durchmesser, und es legt sich von unten ein Kontaktstift mit stets gleichem Druck an die Linse an. Die Stellung dieses Stiftes (d. h. der Betrag, um welchen derselbe über die Grundfläche hervorragt) kann durch eine geeignete Vorrichtung abgelesen werden, und es ergiebt sich daraus nach einer einfachen Umrechnung der Krümmungsradius der Linse.

Optisches Prüfen.
Nach einer Aufnahme von M. Alexander in Berlin.

Der Vordersteven des Linienschiffes „Wettin", das kürzlich von der Danziger Werft von Ferdinand Schichau vom Stapel gelaufen, wiegt die Kleinigkeit von 33 160 kg. Der Hintersteven wiegt 26 280 kg, so daß allein diese beiden Achtelstücke des mächtigen Schiffes, das mit dem 12. Linienschiffen gehört, welche die Marine zur Zeit bauen läßt, 59 440 kg wiegen. Das Schiff selber ist 127 m lang, 20,8 m breit und hat einen größten Tiefgang von 7,5 m. Der „Wettin" ist vollständig von der Schichauwerft in Danzig und den Schichauschen Anstalten in Elbing hergestellt. Die Steven sind in der Stahlgießerei von F. Schichau zu Elbing gegossen. In der Stahlgießerei werden Stücke bis zu 50 t Gewicht gegossen. Sie ist eine gewaltige, ganz aus Eisen konstruierte Halle von 165 m Länge. Mit den Seitenhallen mißt sie in der Breite 44 m, wovon 20 m auf die Hauptshalle fallen. Mächtige Laufkrane beherrschen die Halle. Sie heben mit Leichtigkeit Frachten von 35 000 kg und befördern sie zur Arbeitsstätte. Vier solcher Krahne können gleichzeitig 140 000 kg hin- und herbewegen. Eine gewaltige Dynamomaschine verteilt den dazu erforderlichen Strom über die weite Halle. In den Seitenhallen laufen 4 weitere elektrische und 9 Handkrahne. Sie stellen jedem Arbeiter den Stoff auf die Arbeitsbank neben die erforderliche Maschine, die er zum Putzen, Hobeln, Sägen anläßt. Neben ihm liegt, in Holz gearbeitet, das Modell. Es darf kein Teil eines Steven, eines Ruderrahmens, eines Propellers anders aussehen, als diese Form angiebt. Man muß sich vorstellen, was das bei diesen Stücken von vielen Tausenden Kilogramm Gewicht beigegen will. Aus der Gießerei geht der Steven in die Putzanstalt, die zugleich Glühofens ist. Sie ist 15 m lang, 17 m breit. Hier werden die Stücke geglüht, von Schlacken befreit, geglättet. Das geschieht zum Teil durch pneumatische, mit Preßluft getriebene Hobelmaschinen. Unmittelbar sich damit der Hobel aus der Hand des Arbeiters, wie aus einer Pistole geschossen, heraus. Die Geschwindigkeit, mit der er sich hin- und herbewegt, ist so stark, daß das Auge das Vorwärtseilen und Zurückweichen des Instrumentes nicht verfolgen kann. Der Arbeiter leitet es mit sicherer Hand auf die Stellen, die er polieren will, und in wenigen Minuten sind große Teile bearbeitet, geglättet, fertig. Blankblank, in allen Teilen schleifen, genau der Zeichnung entsprechend, verlassen die gewaltigen Stücke das Bughaus, als wenn sie aus einer Möbeltischlerei herauskämen, die in der Politur Besonders leistet, bleibend weiß, glatt und doch von so außerordentlich widerstandsfähiger Stärke, daß sie den Kampf selbst mit den weichsten aller Elemente getrost aufnehmen können.

Der 33160 kg schwere Vordersteven des Linienschiffes „Wettin".
Nach einer Aufnahme von F. Durand in Elbing.

Kleine Mitteilungen.

Zur Mädchenerziehung. Unsere Töchter lernen viel heutzutage, viel mehr, als wir Mütter einst gelernt; sie haben sich die Gymnasien, die Universitäten erobert, sie bethätigen sich auf fast allen Gebieten, die einst unbestrittene Domäne des Mannes waren — in einem aber, dem wichtigsten von allen, sind sie ebenso unwissend, wie wir es waren, als wir in bestimmenden Seligkeit unser erstes Kindchen aus Herz drückten.

Dieselben Kämpfe, die wir einst durchgekämpft, stehen ihnen bevor, dieselben Sorgen, dieselben Pflichten erwarten sie, und doch denken wir nicht daran, sie tüchtig zu machen für ihr Amt, sie in weiser Voraussicht zu bewahren vor den Zweifeln und Aengsten, in den den Besten unter uns so manche Stunde des Glücks verdunkelt haben. Begnügen wir nicht mit Seufzen, was unseres Lebens Bronne sein sollte, stehen wir nicht hilflos am Krankenbett des Lieblings, angewiesen auf fremden Rat und fremde Gutmütigkeit, mit gebundenen Händen und vergeudeter Kraft? Ich spreche nicht von den Müttern, welche die Erfüllung ihrer heiligsten Pflichten als eine Last empfinden, die leichten Herzens ihre Kinder bezahlter Obhut überlassen, um frei und unbehindert nichtigen Vergnügungen nachgehen zu können — ich spreche von denen, die sich ihrer hohen Aufgabe, ein kommendes Geschlecht heranzuziehen, voll bewußt sind, die es ernst nehmen mit solchem Beruf, Wie unvorbereitet und unsicher sind sie — oft selbst noch nach sechs Kinder — nicht in die Ehe getreten, wie ratlos sind sie nicht bei allem guten Wollen, bei aller Opferfreudigkeit oft den Anforderungen gegenüber, welche der Beruf einer Mutter täglich, stündlich an sie stellt! Die Last einer Verantwortung, der sie nicht gewachsen sind, beugt ihre Schultern vor der Zeit und läßt die starke, jauchzende Mutterfreude nicht aufkommen, die doch wie Sonnenschein der Kinder Hauptsonnenlicht soll, in der allein ihr Leben gedeiht. Man wende nicht ein, daß mit dem Amt auch der Verstand komme, daß ein natürlicher Mutterinstinkt in jedem Weibe wohne, der zur rechten Zeit das Rechte rate — solcher Trost ist ein leichtsinniges Hinwegtäuschen über große, weittragende Gefahren, ein Verscheuchen, für das unsere Zeit zu ernsthaft ist. Wir wollen der Gefahr, nun wir sie einmal erkannt haben, ins Auge sehen, auf Mittel sinnen, ihr zu begegnen — und diese Mittel liegen nicht weit. Es ist der Vorschlag gemacht worden, an unseren höheren Töchterschulen Vorträge zu halten über Gesundheitslehre, wie man Vorträge über Literatur und Kunstgeschichte hält — damit wäre wohl etwas, aber doch nur wenig gewonnen, denn die Theorie hat noch keiner jungen Mutter geholfen, ihr Kindchen sinngerecht zu wickeln, gesetzweise denn, es in ernster Krankheit sachgemäß zu pflegen. Eine praktische Lehrzeit in den Krankenhäusern aber, wie sie von anderer Seite gefordert wurde, stieß auf den — gewiß nicht unberechtigten — Widerspruch unserer Eltern. Ein Ausweg ließe sich vielleicht finden, wenn vor die Beteiligung unserer heranwachsenden Töchter an der Krankenpflege auf die Pflege der Kinder beschränkten, sie unterweisen ließen in der Behandlung des Kindes vom ersten Säuglingsalter an. Der Gedanke an das Dunkle, Schwere, was solche Lehrzeit ihrer Jugend vielleicht bringen mag, darf uns nicht schrecken, es schadet den jungen Augen nicht, auch Jammer und Schmerz handhaben zu lernen, und Jugend ist sowieso genug, selbst den Tod zu überstrahlen. Jene falsche Prüderie aber, die den jungen Mädchen verbieten will, sich vor aller Augen auf den schönsten und heiligsten Beruf der Frau vorzubereiten, die liegt hoffentlich als etwas Besenutliches, lange Ueberwundenes hinter uns. R. R.

Die Thür des Göttinger Kanzers mit Bismarcks Namen.
Nach einer Aufn. von H. Hoyer in Göttingen.

Die Thüre des Göttinger Kanzers. Diese Thüre verbirgt keinen Jammer. Gastlich öffnet sie sich dem fröhlichen Bruder Studio, der draußen gar zu viel Lustig verübt hat, gastlich läßt sie auch seine Freunde ein, die gekommen sind, dem Armen im Kanzer die Zeit zu vertreiben. Wenn sie reden könnte, die alte Thüre, sie würde von all den hilflosen jungen Gesellen erzählen, die in langer Reihe über ihre Schwelle gestrichen sind, um für übermütigen Studentenulk in fröhlicher Haft zu büßen. Sie würde hoch auch des Einen erwähnen, dessen brausende junge Kraft damals noch einen Ausweg in allerlei tollen Streichen suchte, bis sie höhere, edlere Ziele fand. „D. Bismarck" — fest und trotzig steht der Name zwischen all den tausen Namen der Kanzerthüre, einst nur ein Merkmal schäumender Jugendlust, heute wie eine Mahnung an alle, die über jene Schwelle schreiten: aus der ungebundenen, schönen Jugendzeit Kraft und Mut mitzunehmen für den Ernst und die Pflichtenlast der Mannesjahre. Wen es interessiert, mehr über Bismarcks frohe Studentenzeit zu erfahren, dem sei Paul Grabeows schönes Buch „O alte Burschenherrlichkeit" bestens empfohlen.

Eine Eskimoschönheit.

Was ein Soldat kostet, hat jüngst ein norwegischer Abgeordneter ausgerechnet. Nach seiner Aufstellung hätte Norwegen jede teuerste Militärbudget von allen europäischen Mächten. Jeder norwegische Soldat kostet nämlich jährlich 247 Mark. Am nächsten kommt Oesterreich mit 244 Mark. Deutschland zieht mit 236 Mark an dritter Stelle. Ihm folgt Frankreich mit 196, Dänemark mit 191, Rußland mit 185, Italien mit 166, Schweden mit 150 und Rumänien mit nur 135 Mark Erhaltungskosten.

Eine Eskimoschönheit. Das Polarvolk der Eskimos hat im Laufe der Zeiten eine Tracht ersonnen, die für das rauhe Klima überaus praktisch war. Es verfertigte dieselbe aus den Rohstoffen, die ihm seine Heimat lieferte. Sie ist bei dem echten, von der Kultur nicht beleckten Eskimo noch heute üblich und besteht aus Seehunds- und Rennthierfellen, zum Teil auch aus Vogelhäuten. Auch die Weiber tragen bei den Eskimos lederne Hosen, die an den Knöcheln so fest geschnürt werden, daß kein Wasser in dieselben eindringen kann. Ein Hemd aus Seehundsdärmen bildet die Unterkleidung, darüber kommt eine Jacke mit Kapuze, die bei den Weibern noch einen tiefen Sack im Rücken hat, der zum Tragen der Kinder bestimmt ist. Bei kaltem Wetter werden Pelzstiefel und Pelz angezogen, und für rauhes Sommerwetter sieht auch nicht der Regenmantel, ein Ueberwurf aus Seehundsdärmen, der an Wasserdichtigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Die Eskimofrauen waren als echte Töchter Evas bedacht, diese wohl etwas plumpe Kleidung zu verschönen. Sie benähten sie mit verschiedenfarbigen Lederstreifen und Lederstickereien und setzten Glasperlen dazwischen, wenn sie welche hatten. Auch für das Haar hatten sie einen besondern Putz ersonnen: sie flochten alle Haare auf den Scheitel zu einem etwa 10—12 cm langen, aufrecht stehenden Wulst, der mit farbigen Bändern umwickelt wurde. In den letzten Jahrzehnten ist die Kultur auch zu den Eskimos vorgedrungen; namentlich die in Grönland lebenden sind durch die Dänen gesittigt worden. Diese Grönländer wohnen nicht mehr in Schneehäusern, in Zelten und Hütten, lernen in der Schule lesen und schreiben, reiben sich nicht mehr gegenseitig die Nase zum Gruß und haben auch eine eigene für sie gedruckte Zeitung. Kein Wunder, daß dabei auch ihre Tracht sich verändert, verfeinert wurde. Unser Bild zeigt eine glückliche Eskimoschönheit im sommerlichen Staat. Die Kleidung ist im Vergleich zu der alten eleganter. Die Stiefel bestehen aus rot oder gelb gegerbtem Seehundsleder, die Hosen, gleichfalls aus Seehund, reichen bis an die Knie und sind mit Lederstreifen hübsch verziert. Die Jacke ist aus buntem Baumwollstoff gearbeitet und durch einen mit Perlenstickerei gestickten Kragen kokett gemacht. Ueber der pelzverbrämten Kapuze ragt der nationale Haarwulst, bei Frauen ist er mit grünen, bei Mädchen mit roten Bändern umwickelt. Noch Sommerblume haben in Lande der Mitternachtssonne Eingang gefunden. Nett und sauber sieht die Schöne am Sonntag aus, denn sie hält ihre Staatskleider peinlich in Ordnung. Des Werktags aber — da ist sie kaum wiederzuerkennen. Doch wir können uns ausschweigen, unser Bild giebt ja seinen Anteil, den schrecklichen Eskimoschmutz zu schildern.

Die Gartenlaube
3. Beilage zu Heft 1, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

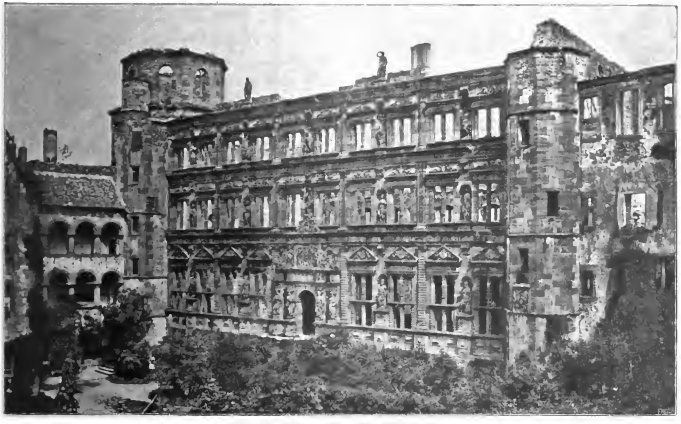
Für die Buren! Ein Vertrauensmann der deutschen Buren-Zentrale schildert in einem Briefe die furchtbare Not, in welche das tapfere Burenvolk durch den englischen Vernichtungskrieg gestürzt worden ist. Das Elend sei sehr groß, zahlreiche Familien seien aller Mittel beraubt und in Gefahr, Hungers zu sterben. Wir nehmen daher wieder Anlaß, auf die deutsche Buren-Zentrale (München, Wittelsbacherstr. 2) hinzuweisen. Dieser unermüdlich in der Sache der Buren thätigen Zentrale wurden am 24. Dezember 1901 seitens des Zentral-Komitees der Deutschen Vereine vom Rothen Kreuz 5000 Mark für die in englischer Kriegsgefangenschaft befindlichen Deutschen überwiesen. Damit ist die Sammlung der Zentrale auf 108 000 Mark angewachsen. Da dieselbe diese Mittel in der Hauptsache bereits nach Südafrika abgesendet vermochte, hat sie nur noch geringe Beträge zu Unterstützungszwecken bereit. Angesichts der entsetzlichen, von Tag zu Tag zunehmenden Not und der sich stetig vergrößernden Zahl der Bedürftigen ist es zu wünschen, daß der bisher so schön zum Ausdruck gelangte Wohlthätigkeitssinn des deutschen Volkes sich auch ferner in gleichem Maße bewähren möge.

Luise von Kobell †.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Luise von Kobell, die Tochter des Dichters Franz v. Kobell, die Gemahlin des Staatsrats a. D. von Eisenhart, der von 1869 bis 1870 Kabinettssekretär Ludwigs II war, ist in München im Alter von 78 Jahren gestorben und von einem großen Trauergefolge zu Grabe geleitet worden. War die Verstorbene doch nicht nur eine vielseitig gebildete, ihres warmherzigen Temperamentes, ihrer unermüdlichen Wohlthätigkeit wegen beliebte Frau, sondern auch eine Schriftstellerin, deren Name seit den achtziger Jahren den weitesten Kreisen bekannt war. Luise von Eisenhart hat in der Hauptsache biographische und historische Schriften herausgegeben, in denen ein offener Blick, ein großer Freimut der Anschauung und persönliche Eigenart sich kundgaben. Besonderes Aufsehen erregten ihr Nekrolog des Ministers v. Lutz, ihre Biographie Döllingers und das im Jahre 1898 veröffentlichte Buch „Unter den vier letzten Königen Bayerns, nach Briefen und eigenen Erinnerungen".

Dr. Sven Hedin.
Nach e. Aufn. v. G. Florman i. Stockholm.

Der Otto Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses. Wie unsere Leser aus einem eingehenden Beitrag an anderer Stelle unseres Blattes erfahren, besteht zur Zeit eine Strömung, welche die Restauration und den Wiederausbau des Otto Heinrichsbaues anstrebt. Ueber die Bedenklichkeit dieser Bestrebungen ist dort von berufener Feder ausführlich berichtet. Hier seien neben dem Bilde des viel umstrittenen Prunkbaues nur kurz einige Angaben zu seiner Geschichte verzeichnet. Der Otto Heinrichsbau, den man als Bauwerk wohl als die vollendetste Leistung der deutschen Frührenaissance bezeichnen kann, wurde in den Jahren 1556 bis 1563 errichtet und erhebt sich in drei reich gegliederten Stockwerken über einem hohen Kellergeschoß. Bewundernswert ist der edle und machtvolle Skulpturenschmuck des Palastes; er stammt zum Teile von dem berühmten niederländischen Bildhauer Alexander Colin, einem Meister der Monumentalplastik, dem wir auch das herrliche Relief am Grabmal Kaiser Maximilians I in Innsbruck und zahlreiche andere ausgezeichnete Bildwerke verdanken.



Der Otto Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses.
Nach e. Aufn. von E. von König in Heidelberg.

Swen Hedins Reise durch Tibet. Eine kurze Drahtmeldung aus Indien hat die erfreuliche Nachricht gebracht, daß der kühne schwedische Forschungsreisende Swen Hedin seine jüngste Durchquerung Mittelasiens glücklich vollendet habe, und daß es ihm gelungen sei, das den Europäern verschlossene Tibet zu betreten. Wenn es Swen Hedin auch nicht vergönnt gewesen ist, die Stadt Lhassa, das „tibetanische Rom", zu besuchen, so muß doch sein Eindringen in Tibet als ein geographisches Ereignis ersten Ranges angesehen werden, das auch wissenschaftlich reiche Ausbeute versprießt, da die Sammlungen und Aufzeichnungen des unermüdlichen Gelehrten dem Reisenden erhalten blieben. Der Umstand, daß Swen Hedin vor Antritt seiner Reise nur davon gesprochen hatte, Westtibet zu durchqueren, mag ihm dazu verholfen haben, Lhasia ziemlich nahe gekommen zu sein; einmal erkannt und angehalten, hatte er es dem ihm vom russischen Zaren ausdrücklich versprochenen Schutz zu verdanken, daß die den Dalai Lama umzingelnden Behörden in Lhasia ihn kein Leid zufügten, sondern nur die Fortsetzung seiner Reise nach Indien vereitelten. In die eigentliche Priesterstadt Lhasia sind trotz mannigfacher Versuche bisher nur drei Europäer, der Engländer Manning (1811) und die französischen Missionare Huc und Gabet (1841) sowie einige im Süde Englands stehende buddhistische Landmesser im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts gelangt. Ueber die Natur des Landes selbst sind wir durch verschiedene Reisende genauer unterrichtet; immerhin wird man mit großem Interesse den näheren Mitteilungen Swen Hedins über seine Erlebnisse entgegensehen.

Chinesische Ehrentafeln für die Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft. Im Sinne des Sprichworts, daß kleine Geschenke die Freundschaft erhalten, haben die gewitzten Chinesen der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft eine Reihe von Ehrentafeln übereignet, die Zeugnis ablegen sollen für das jetzt zwischen Deutschland und dem Reich der Mitte bestehende gute Einvernehmen. Die Tafeln bestehen aus farbigen Seidenstoffen, haben eine Länge von 2—3 m, eine Breite von 1—1½ m und sind in der Mitte mit Schriftzeichen bedeckt, die, kunstvoll aus Goldpapier, Sammet oder Seide ausgeschnitten und mit Goldfäden aufgenäht, Heil- und Glückwünsche wiedergeben. So sagt die von der Kaufmannschaft in Kiautschou gewidmete Tafel: „Fern und nah wie mit Windeseile", die Tafel der Schulbehörden: „Volk und Litteraten tanzen vor Freude", eine andere wieder: „Ich gehe, der andere kommt". Nehnliche Inschriften weisen auch die anderen Tafeln auf. Wir geben eine, die besonders prunkvoll ausgestattet ist, im Bilde wieder.

Chinesische Ehrentafel für die Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft.
Nach einer Aufn. von Zander & Ludwig in Berlin.

Prof. Dr. Eug. Pappenheim †.

Professor Dr. Eugen Pappenheim. Unter großer Beteiligung ward am 29. Dezember auf dem Luisenstadtkirchhof zu Berlin ein Mann zu Grabe getragen, der sich um unser Erziehungswesen in hervorragender Weise verdient gemacht hat. Professor Pappenheim, der seit Anfang der sechziger Jahre am Köllnischen Gymnasium zu Berlin angestellt war, daneben aber auch an anderen Anstalten thätig war, hatte es zu seiner Lebensaufgabe gemacht, die Ausbreitung der Fröbelschen Erziehungsweise, die er wissenschaftlich vertiefte und begründete, mit allen Kräften zu fördern. Und wie wenige war er berufen zu solchem Werk, gewannen ihm doch seine Freundlichkeit und Güte die Herzen derer, die seiner Leitung anvertraut waren. Seinem Einfluß ist es zu danken, daß sämtliche deutschen Fröbelvereine sich zum „Deutschen Fröbelbunde" zusammen thaten.

Tilly Koenen. Unter den jüngeren Künstlerinnen, die als neue Erscheinungen in den deutschen Konzertsälen dennoch die Aufmerksamkeit weiter Kreise in reichem Maße mit Recht verdienen, nimmt Tilly Koenen eine erste Stelle ein. Kräftige, umfangreiche und trefflich geschulte Stimmmittel vereinigen sich bei dieser jungen holländischen Sängerin mit einem lebhaften und innigen Vortragsvermögen, das in echt künstlerischer Weise Maß zu halten weiß an der reichen und sympathischen Klangfülle. Fräulein Koenen, die gegenwärtig in verschiedenen deutschen Städten mit großem Erfolge konzertiert, hat sich namentlich durch den feinsinnigen Vortrag von Schubert-Liedern den Dank der Zuhörer erworben.

Die neue Brieftaubenkaserne in Spandau. Nachdem die Taubenpost den Franzosen bei der Belagerung von Paris so gute Dienste geleistet hatte, wurde dem Militär-Brieftaubenwesen auch von der deutschen Heeresverwaltung bedeutere Aufmerksamkeit zugewendet. Alle Besitzer von Brieftauben insonderlich die ihrer Züchtung dienenden Vereine, wurden durch Gesetz verpflichtet, ihre Tiere im Kriegsfalle der Regierung zur Verfügung zu stellen, und in einzelnen Festungen (Köln, Metz, Mez, Straßburg, Posen, Thorn, Wilhelmshaven, Kiel, Danzig) richtete man besondere Militär-Brieftaubenstationen ein. Nun hat auch Spandau eine solche Station erhalten, und zwar soll diese Station in Zukunft eine Art Hauptstelle für das gesamte Brieftaubenwesen unseres Heeres werden. Das Gebäude dafür liegt in der Nähe der Festung auf freiem Felde und fällt durch seine eigentümliche Bauart auf. In dem vierstöckigen Hause befinden sich hier übereinander liegende große Säle, von denen jeder volle hundert Körbchen für die Tauben enthält. Zum Aufenthalt im Freien ist an der Südseite des Gebäudes ein riesiges Drahtgeflecht angebracht, das vom ersten Stock bis zum Dache reicht. Mit der Anlage ist eine photographische Anstalt verbunden; denn man bedient sich bei der Herstellung der zu besörderden Depeschen der Mikrophotographie. Mit ihrer Hilfe können auf ein feines Kollodiumhäutchen von der Größe eines kleinen Zwanzigpfennigstückes Schriftstücke von dem Umfang mehrerer Druckbogen untergebracht werden, die später wieder vergrößert und entziffert werden. Von diesen Kollodiumhäutchen kann man mehrere zugleich in einen Federkiel stecken, der an eine Schwanzfeder der Brieftaube angenäht wird.

Lilly Koenen.
Nach e. Aufn. von J. C. Schaarwächter.

Die deutsche Handelsflagge im Stillen Ocean. Zu den sieben englischen und amerikanischen Gesellschaften, die regelmäßig Dampfer zwischen Asien und Amerika durch den weiten Ocean laufen lassen, tritt nunmehr eine deutsche, die Hamburg-Amerika-Linie, mit den Dampfern „Kiautschou" und „Hamburg". Diese Schiffe haben bereits bequeme Einrichtungen für den Personenverkehr und können auch dem Frachtverkehr, der täglich stärker wird, dienen. Zur Rentabilität gehört, daß die Linie in Amerika über gute Eisenbahnverbindungen verfügt. Dazu wurden Verträge mit der Pension-Topeka-Santa Fé-Bahn abgeschlossen. Passagiere werden sich zahlreich finden, denn die Dampfer der Linie sind modern gebaut, trefflich eingerichtet, sehr seetüchtig und schnell. Deutschland tritt damit auf dem Stillen Ocean in den friedlichen Wettbewerb mit Amerika und England ein.

Die neue Brieftaubenkaserne in Spandau.
Nach einer Aufnahme von Martin Zimmermann in Spandau.

Die englischen Blockhäuser in Südafrika gewinnen, je weiter Lord Kitchener ihre Linien ziehen läßt, auch um so größere Bedeutung für die Kriegführung der Buren. Da mag es unsere Leser interessieren, einige Abbildungen von solchen Blockhäusern zu sehen und sich an Hand einer Karte klar zu machen, wie weite Gebiete gegenwärtig von diesen Blockhaus-Reihen durchspannt werden. Das ganze System der Blockhäuser

Englisches Blockhaus in Südafrika.

hat sich für die Engländer in Südafrika aus der schwierigen Lage ihrer Verhältnisse ergeben; die englischen Truppen waren genötigt, jedes erobrte Gebiet in fortwährender Defensivbereitschaft besetzt zu halten, da sie zu den offensiven Ausdrücke des Kampfes mit den Buren an Zahl und Beschaffenheit ungeeignet waren und da andererseits jede Räumung von Gebietsstrecken ein sofortiges Einfluten der bewaffnen Burentruppen zur Folge hatte. So begann man damit, als Stützpunkte für die Defensive Blockhäuser in bestimmten Abständen von einander zu errichten. Unsere beiden Abbildungen stellen Typen solcher Blockhäuser dar und lassen erkennen, daß diese kleinen, ungefügigen Festungen ein nicht zu unterschätzendes Bollwerk gegen Angriffe bilden müssen. Zu der Hauptsache bestehen die Häuser aus starken Eisenwellblech, das zu Doppelwänden aufgerichtet und mit weiteren Wellblechplatten überdacht wird. Zwischen die Doppelwände sind Stein- und Sandschichten eingeführt, und ebenso sind Sandsäcke, Steinblöcke und Mauerwerk auch vor den Häusern aufgeschichtet, um deren Eroberung zu erschweren und um feindliche Geschosse unschädlich zu machen. Auch der Eingang zu den Blockhäusern kann durch besonderes Mauerwerk dicht geschützt werden. Die Wände der Häuser, sind nach allen Richtungen hin mit Schießscharten durchsetzt, durch welche die Banten gegen Angriffe verteidigt werden können. Die Besatzung besteht je nach der Größe des Hauses und nach der mehr oder weniger gefährlichen Lage desselben aus zehn bis zwanzig Mann, die sich mit ihren Kameraden in den benachbarten Blockhaus-Stationen durch Raketen oder auf telegraphischem Wege in Verbindung setzen können. Ursprünglich war die Entfernung der einzelnen Blockhäuser von einander mit etwa zweimeilenhalb Kilometern angenommen worden, bald jedoch stellte sich dieser Abstand als ungenügend zur Sicherung der Gebiete und Bahnlinien heraus. Es gelang den Buren vielfach, sich an die Blockhäuser heranzuschleichen und deren Besatzung durch die Schießscharten zu töten. Die Engländer verringerten also den Abstand der einzelnen Stationen auf etwa einen Kilometer und umgaben die Blockhäuser mit dichten Geflechten aus Stacheldraht, welche jede Annäherung unmöglich machen sollten; auch Drahtgeflechte, welche die einzelnen Stationen untereinander verbinden, wurden hergestellt, um die Bewegungsfreiheit der umherstreifenden Burentruppen zu hindern. Unsere Planskizze giebt ein deutliches Bild von dem gegenwärtigen Stande all dieser englischen Befestigungswerke, die zur Zeit wohl schon eine Gesamtlänge von 2800 bis 3000 km erreicht haben dürften. So wertvoll aber diese Art der Defensive für die Engländer einerseits sein mag, so bringt sie doch andererseits auch schwerwiegende Nach-

Oberst Dr. A. Roth,
der schweizerische Gesandte in Berlin.

Englisches Blockhaus in Südafrika.

teile mit sich, deren bedeutlichster in der Auflösung von großen Truppenmassen in kleine isolierte Abteilungen von je zehn bis zwanzig Mann besteht. Wenn man berücksichtigt, daß gegenwärtig zwecks der auch nur notdürftigen Besetzung der Blockhäuser mindestens fünfzigtausend Mann der englischen Truppen in Südafrika zum Nichtstun in den etwa 3000 Stationen verurteilt sind, wird man die Zweischneidigkeit dieses Systemes ermessen. Es bedeutet nie die Kriegführung der Engländer in Südafrika eine „Aushilfe" im Sinne Moltkes, aber das letzte Wort über den Wert oder Unwert wird erst die Zukunft sprechen.

Oberst Dr. A. Roth, der Gesandte der Schweiz am Berliner Hofe, begeht am 15. Januar das Jubiläum seiner fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit in Berlin. Zu diesem langen Zeitabschnitte hat Oberst Dr. Roth vielfach Gelegenheit gehabt, seine reichen diplomatischen Gaben zu bewähren, und namentlich im Jahre 1888, als eine Spannung zwischen Deutschland und der Schweiz einzutreten drohte, hat er eine Einigung auf gütlichem Wege mit viel Takt einzuleiten gewußt.

Hamburger Hafenbauten. In Hamburg ist man, wie bekannt, seit langem mit großartigen Hafenbauten beschäftigt. Für das kommende Jahr nimmt der neue Hafen

Uebersichtskarte über die von den Engländern in Südafrika gezogenen Blockhauslinien.

Der Transport einer eisernen Brücke bei Chemnitz.

der Hamburg-Amerika-Linie auf Kuhwärder die Hauptthätigkeiten in Anspruch. Zu Anfang des Jahres 1901 standen für den Bau dieses Hafens 15,37 Millionen Mark zur Verfügung. Hinzu kamen im Laufe des Jahres noch 11,57 Millionen Mark. Man rechnet nun, daß von diesen rund 27 Millionen Mark im Jahre 1901 verbaut wurden 5 Millionen, während für 1902 10 Millionen, für 1903 und 1904 12 Millionen zur Verfügung stehen. Daneben wurden die Arbeiten für die Staatshäfen in Ruhwärder noch bis Ende 1901 so weit gefördert, daß im Jahre 1902 nur noch Restarbeiten auszuführen sind. Diese Häfen kosten rund 5 Millionen Mark in den beiden Banjahren. Außerdem werden noch etliche Millionen zur Regulierung von Finkenwärder, für den Kanal bei Tiefstack, für die Vergrößerung des Schutzhafens und für Dalbschutzpfähle ausgegeben. Zu Kuxhaven sind die großen Hafenbauten nahezu vollendet.

Der Transport einer eisernen Brücke. Zwischen Furth und Gösla bei Chemnitz wurde am 21. Dezember 1901 mit dem Transporte einer eisernen Brücke aus ihrer bisherigen Lage nach dem etwa 2000 m entfernten neuen Standorte bei Gösla begonnen. Die Brücke hat eine Länge von 29,5 m, eine Breite von 4,60 m, ihre höchste Spannweite beträgt in der mittleren Höhe 4,40 m und das Gewicht annähernd 700 Centner. Sie vermittelte bisher den Verkehr über die Chemnitz nach der neuerbauten Güterverkehrsgemeinde Furth. Es war die Bedingung gestellt worden, die Brücke, ohne sie auseinanderzunehmen, nach ihrem neuen Standorte zu schaffen, welcher Aufgabe sich die Firma Wenzel L. Wüstling in Chemnitz unterzog. Zur Bewältigung der schwierigen Arbeit war über die Chemnitz ein Zochgerüst errichtet worden und die Brücke hatte man auf hölzerne Rollen gelagert. Als fortbewegende Kraft dienten zwei 8pferdige Dampfstraßenwalzen. Nach zweimaligem vergeblichen Versuch, wobei die starken Eisenketten rissen, wurde die Brücke noch am Abend des 21. Dezember bis zur Hälfte über die Chemnitz geschleppt. Im weiteren Verlaufe der Arbeiten gelang es, die Brücke über die neu erbaute kleinerne Brücke auf der Chemnitzthalstraße bis nach dem Restaurant „Schweizerhof“ in Furth zu transportieren. Der Weitertransport mußte dann aber wegen des Eintrittes von schlechtem Wetter verschoben werden. Unsere Abbildung giebt eine deutliche Darstellung von dem interessanten Vorgange des Transportes.

Die neue Stadthalle in Rendsburg darf als eines der anspruchsvollsten öffentlichen Gebäude betrachtet werden, welche dort seit Erbauung des Kaiser Wilhelm-Kanals entstanden sind. Der nach den Plänen des verstorbenen Altonaer Baumeisters Albert Winkler in modernem deutschen Renaissancestil aufgeführte Prachtbau erhebt sich an derselben Stelle, wo einst der Grenzstein des alten dänischen Reiches war. Ueber dem Haupteingang stützen vier korinthische Säulen das Hauptgesims des Mittelbaues, der drei große Fenster mit davor liegenden Balkonen zeigt. In den Seitenfronten sind die Mittelfenster der Nebensäle, über denen sich geräumige Altane befinden. Ein einfacher, aber massiger Bühnengiebel bildet die Hinterfront. Der ganze Bau wird überragt von einer großen Kupferkuppel mit vier flankierenden Türmen. Das Innere des Hauses enthält einen Mittelsaal von 280 Quadratmetern Größe, zwei 7½ m breite Nebensäle mit beweglichen Wänden, um einen einzigen großen Raum herzustellen, und ein Bühnenhaus mit allen neuzeitlichen Einrichtungen. Etwa 800 Zuhörer vermag der Saal zu fassen. Sämtliche Räume haben außer elektrischer Beleuchtung eine Notbeleuchtung mit Gas, sowie Niederdruckdampfheizung. Ein elektrisch betriebener Regulator sorgt für Zuführung frischer Luft in den Zuschauerraum.

Ueber die deutsche Gouvernementsfähre in Dar-es-Salaam in Deutsch-Ostafrika ist ein eigentümlicher Streit entbrannt. Die „Deutsch-Ostafrikanische Zeitung“ kommt zu dem Schluß, daß nicht die Fertigkeit im Schreiben, Lesen und Rechnen, sondern die Kenntnis der deutschen Sprache Haupt- und Endzweck der Kolonialschulen sein müsse. Dazu fordert sie den Schulzwang und die Anstellung eines zweiten europäischen Lehrers. Es will scheinen, daß eine solche das andere nicht ans. Schreiben, Lesen und Rechnen sind ebenso notwendig wie die deutsche Sprache. Mit dem Schulzwang kann man einverstanden sein, wenn er sich durchführen läßt. Der Bezirk Dar-es-Salaam hat 11 000 qkm Fläche und darauf 23862 Hütten. Die Einwohnerzahl des Bezirks beträgt 110 000. Auf die Stadt Dar-es-Salaam kommen 331 Steinhäuser und 1442 Hütten. Die Hauptstadt zählt 18 000 Einwohner, darunter 360 Europäer und 1000 Inder.

Die neue Stadthalle in Rendsburg.
Nach einer Aufnahme von L. Mertens in Rendsburg.

Die Gartenlaube

4. Beilage zu Heft 1, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

An der Nilquelle.

An den Quellen des Nils. Die Verdienste, welche sich der berühmte Entdecker der Nilquellen, Dr. Kandt um die Klärung des so lange in Dunkel gehüllten Rätsels vom Ursprung des Nils erworben hat, sind bekannt. Dennoch nimmt jede neue Nachricht über die Länder am oberen Laufe des Nils immer wieder unser Interesse gefangen. Solche neue Berichte verdanken wir dem jüngst nach Europa zurückgekehrten Oberleutnant Schloifer, welcher sich schon durch den mit 5800 Trägern erfolgreich ausgeführten Transport des Dampfers „Hedwig von Wissmann" nach dem Tanganyika-See bekannt gemacht hat. Auf dem Rückwege fuhr er in Begleitung seiner Gattin mit dem Dampfer nach Usambara, marschierte zum Kivu, überschritt das äußerst steile und schwierige Randgebirge, passierte den Urwald und die Wasserscheide zwischen Kongo und Nil und machte, gemeinsam mit Dr. Kandt, einen Abstecher nach den in fast unzugänglichem Gelände liegenden Quellen des Nils. Herr Oberleutnant Schloifer beschreibt in seinem Tagebuche den Besuch bei der Nilquelle folgendermaßen: „23. Juni, Sonntag: Thal des Rukarara. Um 8 wird Karawane weggeschickt. Wir drei (Herr und Frau Schloifer und Dr. Kandt) brachen auf mit drei Leuten mit Messern. In die Schlucht des Nil, kolossal dicht, Weg wird durchgeschlagen, über Berge, sehr anstrengend. Bis an die Knie im Sumpf. Wir fallen abwechselnd in den Nil. Prachtvoller Urwald. Immer noch Bienenkörbe (auf Baumstümpfen). Königskerzen. Nilquelle endlich gefunden. Zwei Stunden Arbeit. Bloß 1000 Schritt Luftlinie vom Lager. Keine richtige Quelle, sondern Sumpf im Kessel. Schlucht hört hier auf. Ueberall quillt etwas Wasser heraus. Am Lager schon 50 cm tief. Alle sehr müde. Die Schwarzen außerdem von Brennesseln zerschunden. Am alten Lager kurze Rast. 1.15 weiter. Nach 2 Stunden Kampi auf grünem Hügel in Lichtung des Urwaldes am Rukarara. Unterwegs immer noch wunderschön. Viele Zuflüsse zu überschreiten. Nil bekommt hier schon viel Wasser. Wir sehr schmutzig. Essen erst ½5. — So kalt, daß vor'm Zelt Feuer. In doppelten Kleidern, Decken, Wärmsteine." Von da zogen die Reisenden nach dem Königshofe des vom Grafen Götzen erforschten Ruanda und besuchten den jungen König Juhl Msinga. Die hier herrschenden Watussi schildert Schloifer als ein ungewöhnlich interessantes Volk. „Kolossale Kerle", schreibt er in seinem Tagebuch, „circa 2,30 Meter hoch. Benehmen selbstbewußt. Europäische Züge, feine Hände und Füße. Haare lang nach oben stehend, Perlen drum herum. Andere tragen mehrere Haarwulste wie Kämme. Riesenlange Speere. Alle rauchen schwarze Thonpfeifen, eigentlich immer." Den König selbst schildert Schloifer als einen jungen Mann von etwa 20 Jahren, groß und schmal, mit vorstehenden Zähnen, etwas blöden Augen, schielend, aber anscheinend nicht dumm. Er trägt als eine Art Königskrone zwei Hörner aus Perlenstickerei auf dem Kopf. Frau Schloifer hatte übrigens infolge der großen Beliebtheit ihres Gatten bei den Eingeborenen das Glück, von den beiden Frauen des Königs empfangen zu werden, eine Auszeichnung, die zuvor noch keinem Weißen zu teil geworden war. Sie mußte dabei neun große Höfe durchschreiten, „mit schön geflochtenen Strohpallisaden eingezäunt, die immer kleiner wurden. Alles durchaus sauber. Fußboden festgestampft, mit Kies bestreut. In jedem Hofe zwei Wächter, ungeheuer groß mit Spießen. Hütte der Frauen besonders groß und schön geflochten. Vom Dach aus ragen drei Stöcke hervor. Vor der Thür eine sauber au[illegible]rte Verzierung von rotem Thon, einige Meter Durchmesser, ausgeleg[illegible]nen, grünen Blusen. An der Thür innen wieder rechts und links [illegible] ein hünenhafter Wächter mit langem Spieß. Der Boden ist mit vielen übereinander gelegten weichen Matten bedeckt. Das Ganze macht sauberen und vornehmen Eindruck. Die beiden Königinnen sitzen mit vorgeschobenen Beinen kerzengerade mit dem Rücken an den Pfeiler gelehnt nebeneinander auf dem Boden und bewegen sich kaum. Die eine scheint 16, die andere 14 Jahre alt. Beide sind schlank und schön gewachsen mit zarten Gelenken, kleinen Füßen und Händen und hübschen, vornehmen Gesichtszügen, hamitisch, absolut nichts Negerhaftes. Die Kleidung besteht ausschließlich aus Schmuck. — Das Ganze ein Bild aus ‚Tausend und eine Nacht.' Ueber die Unterhaltung berichtet Frau Schloifer, daß die Königinnen erst lange mit niedergeschlagenen Augen dagesessen und sie dann verwundert betrachtet hätten. Die Unterredung sei nie direkt geführt worden. Nur einmal habe die Aeltere sie etwas durch die Dolmetscher fragen lassen, und diese Frage sei — eine Toilettenfrage gewesen. „Trägst Du immer solche Kleidung", fragte die Königin, „oder zuweilen auch solche, wie wir?"

Die Tragbahre des Königs Juhl Msinga.

Panorama von La Guayra.

Leibwache und Schüsselträger des Präsidenten von Venezuela.

Deutschland und Venezuela. Die Vereinigten Staaten von Venezuela, die sich als eine Föderativrepublik von 9 Staaten darstellen und außerdem einen Bundesdistrikt und 5 Territorien umfassen, haben mehr als zweimal Flächeninhalt von 1 027 030 qkm mit 2 444 816 Einwohnern. Mulatten und Zambos machen 93 Prozent, Indianer 4, Kreolen 1, Europäer 2 Prozent der Bevölkerung aus. An der Spitze der Staaten steht der 1900 gewählte Präsident Cipriano Castro, dessen Bildnis wir unseren Lesern vor kurzem zeigen konnten. Sie besitzen eine Armee von ca. 3600 Mann in Friedenszeiten, können aber in Zeiten der Not 250 000 Milizen aufbringen. **Venezuela verfügt über eine Kriegsflotte** von 10, eine Handelsflotte von 30 Schiffen, darunter 18 Segelschiffe. Das Budget des Landes bezifferte sich für das Jahr 1901/1902 auf 29,6 Millionen Mark. Recht bedeutend sind die Schulden. Sie betrugen das Fünffache der Staatseinnahmen und beliefen sich auf 155 Millionen Mark. Diese Schulden sind zum großen Teile in Deutschland kontrahiert und haben die Eigentümlichkeit, daß die Zinsen sehr unregelmäßig oder auch gar nicht gezahlt werden. Dabei ist das Land keineswegs arm. Es führt aus: Kaffee (1895/1896 für 69,5 Millionen Mark), Kakao, Gold, Tiere, Häute und Felle, Kupfer, Chinarinde, Bananen, Tonkabohnen, Farb- und andere Hölzer, Baumwolle, Indigo, Tabak. Die Hauptstadt des Landes ist Caracas, dessen Hafenstadt La Guayra unser erstes Bild wiedergiebt. Caracas hat 57 000 Einwohner, dazu eine reiche Umgebung, sodaß es mit dieser Umgebung 72 000 Einwohner zählt. Von anderen Städten sind zu nennen Valencia mit 39 000, Maracaibo mit 34 000, Barquisimeto mit 35 000 Einwohnern. Deutschland hat ausgedehnte Handelsbeziehungen mit dem Lande, die ebenfalls unter einer gewissen Unzuverlässigkeit leiden. Zwischen Venezuela und Deutschland war nun ein Konflikt entstanden, der sich um die Zinszahlung für in Deutschland kontrahierte Anleihen drehte, und es schien eine Zeit lang, als ob das Deutsche Reich seine Forderungen auf gütlichem Wege nicht würde durchsetzen können. Man sprach bereits davon, daß Deutschland ein Ultimatum an Venezuela gerichtet hätte. Es stellte sich aber heraus, daß die Dinge damals soweit noch nicht gediehen waren. Neuerdings jedoch hat sich die Lage infolge der herausfordernden Haltung des Präsidenten Castro gegenüber Deutschland und dem deutschen Gesandten wieder wesentlich verschlechtert. Und so hat Deutschland, um seinen Forderungen bestimmteren Nachdruck zu geben und um jeder Unterschätzung seiner Auffassung der Verhältnisse vorzubeugen, seinen großen Kreuzer „Vineta“ Ende Dezember nach dem Hafen von La Guayra entsendet.

Präsident Krüger in Utrecht. In aller Stille ist der greise Präsident der Transvaal-Republik, Paul Krüger, am 11. Dezember 1901 von Hilversum, seinem bisherigen Aufenthaltsorte, nach seinem neuen Wohnsitze, der Villa „Oranjelust“ zu Utrecht, übergesiedelt. Still und prunklos wie dieser Umzug des verehrten Mannes, ist auch das neue Heim, das er sich auserwählte. Wie jene Villa zu Hilversum, so ist auch „Oranjezicht“ und seine innere Einrichtung von bürgerlicher Einfachheit und Schlichtheit. Zwei Häuser weit von ihr entfernt liegt die Wohnung von Krügers Schwiegersohn Eloff. Wir glauben, daß es die gebildeten Bewohner des verdienstvollen Präsidenten von Transvaal freuen wird, „Ohm Krügers“ neues Heim im Bilde festgehalten zu sehen. Möge das Schicksal es fügen, daß der schwergeprüfte Greis, der mit so festem, zuversichtlichem Vertrauen an den Sieg des Rechtes im Burenkriege geglaubt, aus seinem stillen Hause in Utrecht dereinst wiederkehren könne in ein freies Transvaal!

Bundespräsident Dr. Jos. Zemp.

Dr. Josef Zemp, der für das Jahr 1902 neuerwählte schweizerische Bundespräsident, stammt aus dem Kanton Luzern. Dort wurde er am 2. September 1834 zu Cuttelwyl geboren. Nach erfolgreichen Studien in München und Heidelberg ließ er sich in seiner Heimat als Rechtsanwalt nieder, trat jedoch schon 1863 auch als Vertreter seiner engeren Heimat im gesetzgebenden Körper des Kantons Luzern politisch wirksam hervor. Später gehörte er dem eidgenössischen Parlamente als Mitglied an, und 1887 wurde er zum Präsidenten des Nationalrates gewählt. Vier Jahre später erfolgte seine Wahl in den Bundesrat, und hier hat er eine ersprießliche und reiche Wirksamkeit entfaltet. Zemp hat sich um die Verstaatlichung der schweizerischen Eisenbahnen Verdienste erworben, und schon seine im Jahre 1895 erfolgte erste Wahl zu dem Ehrenamte des Präsidenten war ein Beweis der hohen Achtung, deren er sich erfreute. Daß er sich diese zu erhalten wußte, dafür spricht am besten seine nunmehr erfolgte Wiederwahl an die erste Stelle, welche die Eidgenossenschaft zu vergeben hat.

Der neue Wohnsitz des Präsidenten Krüger in Utrecht.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Kleine Mitteilungen.

Zur Mode-Reform. Die Stimmen, die mit allem Nachdruck eine Umwandlung der heutigen Frauentracht fordern, die besonders das gesundheitsschädigende Korsett abgeschafft wissen wollen, mehren sich, und der Widerstand der Frauen, wenigstens der verständigen unter ihnen, gegen diese seit langem geplante Reform schmilzt mehr und mehr zusammen in dem Maße, wie die Erkenntnis bei durch das Einschnüren bedingten schweren Gefahren sich Bahn bricht. Schon wird das Mieder, das jede Anmut der Bewegung zerstört, die natürlich edlen Formen verzerrt und durch die Gewalt, die es den Körper anthut, zugleich zu einer Zwangsjacke der Gesittete und Gedanken wird, heutzutage wohl nur von wenigen noch gewunden. Wenn trotzdem von der Mehrzahl der Frauen daran festgehalten wird, so liegt es daran, daß man noch keine Ersatzform gefunden hat, die neben ihrer Zweckmäßigkeit auch unserm Schönheitssinn entspräche. Die Tracht der Antike, das Gretchengewand, das Empirekleid — sie alle bedingen langflatternde Falten, schleppende Rocksäume, und doch sind gerade diese aus hygienischen Rücksichten durchaus zu verwerfen, abgesehen von der lästigen Einmühung, die das ständige Emporheben des Kleides für uns bedeutet. Es spricht aber noch ein anderer Umstand dagegen, diese in den Salons in unendlichen Variationen eingebürgerten Kleidformen auf die Straße zu verpflanzen: die Scheu, grade der sein empfindenden Frau, durch ihre Kleidung aufzufallen. Es werden noch viele Jahre vergehen, noch viel einzelne „mutige" Frauen dahinbrechen müssen, ehe der energisch geforderte Umschwung der Mode aufgenommen wird. Ob die Bewegung, die neuerdings — man höre und staune! — von Paris, der Geburtsstadt aller Modethorheiten, ausgeht, dazu beitragen wird? Bereit genug ist der junge Pariser Arzt, der kürzlich der einen großen Radau machenden lauschenden Damen die Schandthaten des Korsetts drastisch auseinandersetzte, für die Reform eingetreten, aber weder „verrückmte Wirbelsäulen" noch „gequetschte Herzen und Mägen" werden die Frauenwelt im allgemeinen zur endgiltigen Abschaffung des Marterinstrumentes veranlassen — das Modejournal „La Nouvelle Mode", das sich in den Dienst der guten Sache gestellt hat, zeige uns ein einziges wirklich schönes, kleidsames und zugleich den Regeln der Gesundheit entsprechendes Kleid, und der Sieg ist, wenigstens für die Zukunft, gesichert!

Die neue österreichische Schnellzugslokomotive, welche wir unseren Lesern im Bilde zeigen, darf mit Recht zu den interessantesten jüngeren Gebirgslokomotiven gezählt werden. Sie entstammt der Lokomotivfabrik Wien-Floridsdorf und führt amtlich den ein wenig langatmigen Namen Gebirgs-Schnellzugs-Verbund-Lokomotive, System Golsdorf. Diese eigenartige Maschine, welche sich zur Zeit auf dem schwierigen Gelände der Strecke Salzburg-Innsbruck trefflich bewährt, besitzt sechs Triebräder von je zwei Metern Höhe und vier Laufräder. In ihrem Innern ist sie mit zwei liegenden Hoch- und Niederdruck-Cylindern ausgestattet und mit einem Unterfeuerungs-Mechanismus nach dem trefflichen System Henschinger von Waldegg versehen. Das Gewicht der Lokomotive, die mit einer größten Geschwindigkeit von 90 km in der Stunde fährt, beträgt 107 Tonnen.

Die neue österreichische Schnellzugslokomotive.
Nach einer photographischen Aufnahme.

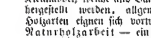
Deutsche Wohlfahrtspflege. Musterhafte Einrichtungen zur Wohlfahrtspflege hat die bekannte Schokoladefabrik zu Gotzen bei Grimma. Außer der gut bedachten Pensionskasse giebt es eine Fabriksparkasse, welche Einlagen mit 5 Prozent verzinst. Daneben gewährt die Firma sogenannte Produktionsprämien. Dieselben belaufen sich zusammen monatlich auf 3000 Mark und werden an etwa 220 Arbeiter gezahlt. Das macht im Jahre die hübsche Summe von 36 000 Mark. Danach bekommt jeder Arbeiter im Durchschnitt zu seinem Lohn alljährlich eine Prämie von über 160 Mark. Allerdings ist die Verteilung sehr verschieden. Es giebt Arbeiter, die im Monat drei Mark und wieder andere, die 30 Mark Produktionsprämie erzielen.

Der Dukduk im Bismarck-Archipel. Bei den jüngsten „Angewissigen" des Deutschen Reiches, bei den Insulanern des Bismarck-Archipels, giebt es an verschiedenen Orten Geheimbünde, denen nur Männer angehören dürfen. Sie halten ihren Versammlungsplatz im Walde und halten auf ihm ihre Sitzungen ab, an denen Nichtmitglieder nicht teilnehmen dürfen. Von Zeit zu Zeit veranstaltet die Klugige und Tänze, bei denen in Laub vermummte Gestalten auftreten und als „Geister" die abergläubischen Nichtmitglieder durch Abjagen von Gesichtchen brandschatzen. Die schlaue Institution heißt Dukduk. In seinem Werke „Samoa, Bismarck-Archipel und Neuguinea" geht Hesse-Wartegg auch auf diese eigenartige Sitte näher ein. An der Hand dieser Gestalten ist so unheimlich, daß die Heidenangst der Weiber vor ihnen begreiflich ist. Von ihrem Körper war nichts zu sehen als die nackten schwarzen Beine von den Schenkeln aus Palmen- und Bandanablättern bergestellten Bekleidung in Kreuzlinienform bedeckt, der wahrscheinlich über ihren Köpfen zusammengebunden war. Durch Ausschnitte in diesen weit vom Körper abstehenden Blättermassen konnten sie sehen, andere seltsame Ausschnitte gestatteten ihnen im Bedarfsfalle die Arme auszustrecken. Auf diesem Blätterrocke saßen die merkwürdigsten Masken. Aus Holz geschnitzt und gefärbt wie unsere ältesten Ritterhelme, waren sie mit schauderlichen Fratzen bemalt und ließen nach oben in eine ein bis zwei Meter hohe Spitze aus, die mit Federbündeln, gefärbten Halmen und dgl. geschmückt war. Auf einer Seite klafften einige junge Leute lungs um eine riesige Holztrommel auf dem Boden und bearbeiteten sie mit hölzernen Schlägeln. Diese Feste werden in der Regel einmal im Jahre, hauptsächlich im Monat Mai abgehalten und dauern etwa vier Wochen. Während dieser Zeit sind die Kokosnüsse Tabu, d. h. sie dürfen weder gepflückt noch genommen werden. Die Arbeit ruht also, und das Volk giebt sich allerlei Genüssen hin, es herrscht so eine Art Kannibalenkarneval. Mit der Arbeit in den Plantagen ist es schon an und für sich schlimm bestellt und alles, was seitens der Weißen während elf Monaten im Jahre aufgeboten wurde, um die trägen Eingeborenen einigermaßen zu Arbeit und Gesittung zu erziehen, geht im zwölften Monat wieder verloren. Deshalb, meint Hesse-Wartegg, wäre es gewiß sehr empfehlenswert, den Dukduk gesetzlich auf die Dauer von höchstens zwei Wochen einzuschränken.

Dukduktänzer und Trommelschläger im Bismarck-Archipel.

Kunst im Hause.

Naturholzarbeiten. Gegenwärtig eifrenen sich Ziergeräte und Kleinmöbel, welche aus Bambusstäben und anderen ausländischen Hölzern hergestellt werden, allgemeiner Beliebtheit. Auch unsere deutschen Holzarten eignen sich vortrefflich zu derartigen Gegenständen, und die Naturholzarbeit — ein bis jetzt noch sehr vernachlässigter Zweig der häuslichen Kunstfertigkeit — ist es, welche sich mit der Herstellung derselben befaßt. Jeder Hausen Reisig, der im Walde liegt, bietet Material in Hülle und Fülle, um eine Menge praktischer, in ihrer Eigenart schöner Haushaltungsgegenstände zu liefern, es kommt nur auf das rechte Auge an, die zweinander passenden Stücke zu finden, und auf die geschickte Hand, um sie zusammenzufügen. Zu Werkzeug erfordert die Naturholzarbeit nur dasjenige, was in jedem Haushalt zur Haus- und Gartenarbeit ohnehin schon vorhanden ist; wer ein gutes Taschenmesser sein eigen nennt und über Hammer, Zange, Bohrer, Baumsäge, Leimtopf und einige Nägel verfügt, der kann sich beginnen.



Das Ueberplatten.

Zur Nachfolgenden sollen einige leichtere Arbeiten in den Betrieb dieses Zweiges der Hausbeschäftigung einführen.

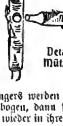
Die bei den Naturholzarbeiten am häufigsten angewendete Verbindung zweier Hölzer untereinander geschieht durch das Ueberplatten (siehe obenstehende Zeichnung). Zu dem Ende werden an den Punkten, wo sie verbunden werden sollen, Einschnitte bis aufs Mark genacht; diese müssen schaf ineinander passen. Je nachdem es die Arbeit erfordert, sind sie recht oder schiefwinkelig.

Schlüsselhalter.

1. Schlüsselhalter. Er wird aus möglichst gleichmäßig dicken, geraden Stäben hergestellt; es empfiehlt sich dazu besonders Ginster-, Haselnuß- oder Eichenholz in Stärke von 12 bis 14 mm Durchmesser. Die Eschlöffelchen werden etwas dünner genommen. Das Ginsterholz behält seine frische, grünlichgraue Rindenfarbe, wenn es, wenige Tage vor der Verarbeitung geschnitten, schnell in der Nähe des Ofens getrocknet wird. Liegt es lange zum Trocknen, so wird es leicht unansehnlich. Die Langhölzer des Rechtecks messen 26, die Dreieckhölzer 15 cm. An den Enden erhalten sie mehrere nicht zu tief gehende Schnitte mit recht scharfem Messer. Dieselben können mit der Flachfeile sorgfältig verputzt werden. Je 2 cm vom Ende werden die Ueberplattungseinschnitte gemacht; auch die Einfügung der inneren geraden Hölzer geschieht durch Ueberplattung, und zwar von diesen. Die gebogenen Stückchen hält man an jedem Ende etwas aus, damit sie in die Rundung der Hauptbölzer passen. Sie werden festgeleimt und außerdem mit dünnen Drahtstiften festgenagelt. Damit das Holz nicht reiße, bohre man ein wenig vor. Etwa vorhandene Aesteben schneide man nicht am Grunde ab, sondern lasse einen Zapfen von 4 bis 5 mm Länge stehen; dieser erhält ebenfalls saubere Endschnitte. Um der fertigen Arbeit ein Aussehen nach Natur und Wald zu geben, keine man die mit da ein wenig Aleste, wie wir sie an den meisten Waldbäumen sehen und finden, an, doch hüte man sich vor dem Zuviel. Das Ganze wird mit Kopallack überstrichen, dann behält es die natürliche Holzfarbe. Sobald die Arbeit trocken ist, bohrt man in den beiden unteren Querhölzern die Meffingbaken, welche die Schlüssel aufnehmen sollen, ein; das obere Querholz dagegen erhält zu beiden Seiten je eine Ringschraube, mit welchen der Schlüsselhalter dann an der Wand befestigt wird. Beim Einbrehen der Haken und Schrauben muß gut vorgebohrt werden, weil Meffinggewinde leicht abbrechen.

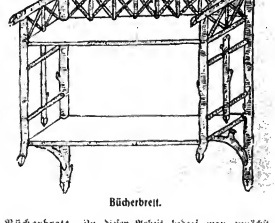
Mützenhalter.

2. Mützenhalter. Als Material eignet sich am besten Hainbuchen- oder Eichenholz, und zwar für die Hauptbölzer in der Stärke von 25 bis 27 mm Durchmesser. Das mittlere Langholz mißt 32 cm, oben wird der Ueberplattungseinschnitt 3 cm, unten 6 cm vom Ende des Holzes gemacht. Die seitlich stehenden Langhölzer werden von hinten eingeplattet. Beide Querhölzer messen je 24 cm; die Enadrate unten haben eine innere Seitenlänge von 5 cm. Die Kreuze müssen schräglaufend sitzen; je werden eingeleimt und an den Ecken mit kleinen Drahtstiften festgenagelt. Der eigentliche Mützenaufhänger besteht aus drei Teilen, welche durch feste Verzapfung verbunden werden. Die Löcher bohrt man mittels eines Zentrumbohrers vor, das Mittelstück wird an beiden Enden soviel verjüngt, daß es fest in die Bohrlöcher paßt, in welche es dann eingeleimt wird. Das hintere Holz des Aufhängers wird mit dem mittleren Langholz durch feste Verzapfung verbunden. Man stellt an ihre zwei Zapfen her, die in Ringschrauben passen müssen, welche in entsprechender Entfernung hinten eingeschraubt werden. Beim Einfügen des Aufhängers werden sie ein wenig mit der Flachfeile nach oben bezw. unten gebogen, dann steckt man die Zapfen ein und drückt die Ringe der Schrauben wieder in ihre richtige Lage.



Schraube zum Mützenhalter.

Details zum Mützenhalter.



Bücherbrett.

3. Bücherbrett. Zu dieser Arbeit behalf man zunächst zweier Bretter von 54 cm Länge, 18 cm Breite und 1½ cm Dicke. Die vier Ecken werden ausgerundet, damit die Längsstäbe hineinpassen. Die vorderen Längsstäbe messen 38, die hinteren 64 cm. Sie haben einen Durchmesser von 2½ cm. Das obere Querholz ist aus zwei Astgabeln zusammengesetzt, welche durch schaffmäßige Ueberplattung miteinander verbunden sind. Es wird, nachdem die hinteren Längsstäbe oben für seine Rundung entsprechend ausgehöhlt worden sind, festgeleimt bezw. genagelt. Die Hauptstäbe der oberen Verjierung werden durch Verzapfung befestigt, die anderen einfach entsprechend ausgehöhlt und festgenagelt. Die sichtbaren Ränder der Bretter werden mit kalbierten Stäben versehen. Als Material eignet sich am besten Ahorn-, Maßholder- oder Eichenholz.

Lampenteller.

Fr. Leiber-Erwesberg.

Lampenteller oder Theeblock. Die Mittelfigur des Blocks ist sehr viel ausgehoben. Ist er zum Lampenteller bestimmt, so wird die Zeichnung aufgetragen, mit dem Messer die Umrisse eingeschnitten und die glatt bleibende Fläche vom Tischler poliert. Dann erst werden die geschnittenen Figuren fein ausgearbeitet und gebeizt. Soll die Vorlage dagegen als Theeblock benutzt werden, so bleibt der Grund glatt und wird gleichzeitig mit der geschnittenen Fläche gebeizt oder nur gebolzt.

R. B.

Halbheft 3. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Sette Oldenroths Liebe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Von Frau von Brunsbergs violettem, mit Guipürespitzen reichlich verziertem Foulardkleid — seitdem sie die Trauer um ihren Mann abgelegt hatte, kleidete sie sich auffallend elegant — verschwand eben die Schleppe in der Thür der sogenannten Halle, als Lisette den Korridor betrat, um die Gäste zu begrüßen. Sie fand in der Halle die Flügel der Hausthür weit zurückgeschlagen, auf der Schwelle stand, winkend, Frau von Brunsberg, zwei Stubenmädchen ihr zur Seite, während Oskar, der Diener, in großer Livree dem Wagen entgegenstürzte, um den Schlag aufzureißen.

„Gottlob, da seid ihr ja!“ schmetterte die hohe Stimme der alten Dame, „willkommen, mein Ilschen! Ach, und das Baby, mein Herzenpuschen! Nein, das Baby! Und bei der Hitze, und die weite Reise!“

Mit unendlicher Langsamkeit entstieg eine große üppige, hellblonde junge Frau dem Wagen, anscheinend vollkommen aufgelöst von der schwelenden Hitze des Augusttages. Sie hatte den hellgrauen Staubmantel über der weißen Hemdbluse aufgerissen; der flotte, einfache Matrosenhut, der mit ihrer frauenhaften Fülle entschieden im Widerspruch stand, saß zurückgeschoben auf

Morgenspaziergang.
Nach dem Gemälde von W. Kuhnert.

dem vollen Haar, wie kleine Mädchen ihn tragen, die Schwedenhandschuhe hielt sie in der Hand. Ihr Gesicht war entschieden hübsch, wenn auch leblos, die merkwürdig breiten, dunkel bewimperten Augenlider verhüllten fast die blauen Augen.

„Guten Tag, Mama!“ sagte sie schleppend. „Um Gottes willen, nur rasch in die Kühle, ich bin am Verschleden vor Glut und Sonne!“

„Armes Herzchen, armes Kindchen, kommt nur rasch herein, im Hause ist's kühl,“ forderte Frau von Brunsberg wiederholt auf. „Aber hier — einen Augenblick, Ilschen — hier stelle ich dir unsere liebe Hausgenossin vor, Lisette Oldenroth, Hansens Schwester, die unserer armen Agnes so getreulich zur Seite steht!“

Ilse Feddersen hatte einen musternden, forschenden Blick über Lisette hingleiten lassen und ihr mit einer höflichvollen Art die Hand gereicht; Lisette hatte die ihrige hineingelegt mit einer leichten Verneigung. Sie konnte kein Auge verwenden von dieser aufsallenden Erscheinung; sie hatte zwar Photographien von ihr gesehen drohen im Zimmer der Frau von Brunsberg, aber die waren entschieden nicht ähnlich. Sie hatte etwas ungemein Apathisches, Müdes. Die Begrüßung verlief stumm, und man trennte sich gleich; Hans und Sette gingen nach dem Wohnzimmer zu Agnes, die Damen nach oben.

Im Hinaufgehen sagte Ilse zu ihrer Mutter: „Was macht denn diese Lisette eigentlich noch immer bei uns? Ihr habt doch wohl wieder eine Wirtschafterin?“

„Nein, die haben wir nicht mehr, Agnes mochte sie nicht. Lieber Gott, du weißt ja gar nicht, wie elend Agnes ist!“ setzte Frau von Brunsberg noch hinzu.

„Na ja, wenn so ein krankes Wurm heiratet — aber sie that's ja mal nicht anders! Nun haben wir die Fremden im Hause.“

„Ja, freilich, Ilschen, aber man muß doch mit den Thatsachen rechnen, da ist weiter nichts zu sagen. — So, hier ist dein Zimmer, nun mach dir's bequem!“

Die Sprewoldern, die das Bübchen trug, war bald in der Nebenstube untergebracht. Frau von Fedderen machte ein wenig Toilette, und die Mutter saß im Sofa und schaute ihr zu, glücklich, die Tochter hier zu haben.

„Ich hatte mir dieses Settchen ganz anders vorgestellt,“ begann die junge Frau wieder, während sie ihr Haar bürstete, „als ein verblühtes, verhungertes Ding hatte ich sie mir allerdings nicht gedacht, aber sie ist ja beinah' noch hübsch! Fritz hat die Oldenroths früher ein bischen gekannt, glaube ich, als der Alte noch im Dienst war, den Hans sogar ein wenig näher; er hat mir aber nie gesagt, daß diese Sette irgendwie bemerkenswert gewesen wäre.“

„Hübsch, findest du?“ fragte die Mutter fast verwundert, „ach, ich weiß nicht. Neulich tagte mal der Pastor, so hätte die verstorbene Kaiserin von Oesterreich ausgesehen, als sie jung war. Das ist ja aber gräßlich übertrieben, die Kaiserin war eine Schönheit, ich habe noch nichts Schöneß an Setten gefunden.“

„Na, es ist ja auch gleichgültig,“ meinte Frau Ilse. „Ach Gott, da ist ja noch der alte Klingelzug aus böhmischen Glasperlen von Großmutter! Nein, rettungslos altmodisch bleibt ihr doch hier in Buchte!“ rief sie aus. „Warum denn nur keine elektrische Anlage, die kostet doch die Welt nicht? Darauf würde ich doch unter allen Umständen bestehen, Mama, und dann auf Treppenteppiche — hör' nur mal, wie sie mit den Koffern die Stufen heraufpoltern, es ist ein Höllenspektakel!“

„Ich will's Hans vorstellen, dann thut er es sicher, Herzenskind.“

„Hans erst fragen? Ach so! Weißt du, Mama, wenn ich denke, daß du den geehrten Herrn Oldenroth erst um Erlaubnis fragen mußt in solchen Dingen, im eigenen Hause; es wäre lachhaft, wenn's nicht geradezu empörend wäre!“

Frau von Brunsberg biß sich auf die Lippen, dann sagte sie: „Ach Gott, Ilse, ich bin das Fragen und Bitten so gewöhnt, und Hans ist so furchtbar einsichtsvoll —“

„Das ist rührend von ihm! Und wie findest du es denn, daß er seine Schwägerin, Frau Oldenroth geborene Lohmann, nebst Jungens und Bonne auch hierher eingeladen hat?“

„Liebes Kind, er ist doch einmal der Herr hier! Weder du, noch ich können das ändern; er wirtschaftet, und er giebt, was wir beanspruchen, und noch mehr, euch und mir.“

Die Stimme der alten Dame klang bekümmert, sie liebte dieses Thema nicht.

„Ach was, das ist noch kein Grund, unbescheiden zu werden. Diese Frau Lulu Oldenroth hier in Buchte — ist ja unglaublich! Du, ich sage dir, sie hatte auf meiner Hochzeit ein rosa Damastkleid an, mit echtem Zobel besetzt — mit echtem Zobel!“ wiederholte sie. „Für ein paar tausend Mark Pelz und Brüsseler Points waren da sicher dran! Ich kann solche Protzen nun mal nicht leiden! Und sowas kommt nun hierher! Nie und nimmer vergeb' ich Agnes diese alberne Heirat!“

„Na, ja dachteid du nicht immer über Hans Oldenroth, so viel ich mich erinnere,“ erwiderte Frau von Brunsberg gereizt.

„Was? Ach so! Na, vom Coursmacher zum Hausbrauneu ist noch ein weites Ende, Mama!“ Frau Ilse wandte ihr rot überflammtes Gesicht zur Seite, um es der alten Dame zu verbergen.

„Wäret ihr denn gekommen, um Buchte zu übernehmen, als Papa starb?“ fragte letztere.

„Wir? Nein! Du und Agnes, ihr hättet hier gewohnt, und wir hätten verpachtet, das wäre vernünftig gewesen.“

„Vielleicht! Aber Agnes hatte doch vielleicht auch ein Anrecht auf eigenes Glück,“ murmelte die Mutter.

„Herr Gott — Glück! Ist das Glück? Der wollte sie doch gar nicht, der war doch ihretwegen nicht — — — na, ich will still sein, nur soviel kann ich dir sagen, er wollte ihr Geld, als er um sie anhielt — weiter nichts. Wenn eine häßlich und kränklich ist, liegt das auf der Hand! Das hätteid du und Papa ihr klarmachen sollen, statt dessen habt ihr's in eurer blinden Gutmütigkeit zugegeben.“

Frau von Brunsberg antwortete nicht; es war die ewige Melodie, die Ilse jedesmal sang, sobald sie mit ihr zusammentraf. Niemand wußte besser als sie, daß Ilse recht hatte, niemand hatte mehr Mitleid mit der armen Kranken als sie; aber Hans — auf den ließ sie nichts kommen, der war ein famoser schneidiger Mensch, immer respektvoll und freigebig; bei einer Verpachtung wäre nicht so viel für sie abgefallen, da hinge auch für Ilse das Brotkörchen höher.

„Euch entgeht doch wahrlich nichts!“ sagte sie endlich bestimmt, „und Kinder wird Agnes ja nie mehr haben.“

„So? Und der flotte Herr Hans — wieviel wird denn der übrig lassen?“

„Aber, ich bitte dich, ihr seid ja doch sichergestellt, Ilse!“ Frau von Brunsbergs Gedult war jetzt am Reißen.

„Wird er denn Buchte halten können? Und was wird denn einst aus Buchte, das seit Jahrhunderten den Brunsbergs gehört? Ich hatt's mir immer so schön gedacht, wenn der Bub mal „Fedderen von Brunsberg auf Buchte“ heißen könnte.“

„Das ist doch leineswegs ausgeschlossen, Ilse, das ist doch sogar sicher!“

„Ja, wenn's bis dahin noch uns gehört!“ rief die junge Frau dagegen.

„Ich werde mal nach dem Kleinen sehen,“ sagte Frau von Brunsberg zu ihrer Tochter, die eben die letzte Nadel in den dicken blonden Schopf steckte, den sie hoch aufgebaut auf dem Kopfe trug. Das ärgerliche, dick mit weißem Puder bestaubte Gesicht der Tochter, das sie im Spiegel sah, floh sie, wenn es anging, so wie sie es schon vor Jahren gestohen hatte, als Ilse noch Backfisch war; sie floh überhaupt alles, was sie ärgern und aufregen konnte. Sie ging jetzt auch nicht in die Kinderstube, denn das Enkelchen schrie, als ob es am Spieße stecke, und das liebte sie nicht — sie ging hinunter zu den Oldenroths, die bereits alle drei im Garten warteten; Agnes hatte man im Fahrstuhl herumgeschoben.

Der mit wildem Wein überrankte Platz bot köstlichen Schatten, und vor Zug schützte das Haus. Bequeme Gartenmöbel mit gestickten Kissen warteten der Gäste; der silberfarbene Kies auf dem Platze war sauber gehackt und trocken, die weite Rasenfläche, die, von hohen Bäumen umstanden, sich dort ausbreitete, leuchtete im satten frischen Grün. Unfern des Platzes der Herrschaft war ein Spielecken für Bubi hergerichtet, ein Sandhaufen, ein kleines Tischchen und Bänkchen, sowie ein größeres für die Wärterin.

Man setzte sich an den Kaffeetisch. Hans saß neben dem Fahrstuhl seiner Frau, sie hielt seine Hand und streichelte sie mit zärtlichem, scheuem Lächeln, das ihrem farblosen, unschönen

Gesicht einen rührend guten Ausdruck verlieh. Frau von Brunsberg nahm auf der Bank Platz, die hier im Garten die Stelle des Ehrenmöbels vertrat. Sette aber sah einen Augenblick von ihrer Handarbeit auf und fragte:

„Es war doch alles zur Zufriedenheit eingerichtet in den Logierzimmern, gnädige Frau?“

„Gewiß, Settchen, gewiß!“ antwortete die alte Dame und musterte das junge Mädchen, als sähe sie es zum erstenmal. Hübsch wäre Lisette, hatte Ilse vorhin gesagt, und wirklich, sie war es auch! Hatte sich das schlanke Geschöpf mit dem ungewöhnlich reichen schwarzbraunen Haar über der schmalen Stirn, mit den schöngeformten dunklen Augen unter den feingezeichneten Brauen erst hier auf dem Lande zu einer so reizenden Erscheinung entwickelt? Sie saß in dem einfachen weißen Batistkleide, dessen Taille durch einen schwarzen Seidengürtel bezeichnet war, und mit der Rose im Gürtel ganz besonders hübsch aus.

Ein paar Minuten später erschien Ilse in der geöffneten Thür des Gartensaales, ganz in schneeweiße Wolle gekleidet, Hutband und Gürtel von geranienrotem Sammet, einen weißen, rot unterfutterten Sonnenschirm in der Hand, mehr als stattlich in ihrer außergewöhnlichen Größe und Leppigkeit. In demselben Augenblick war die Luft erfüllt mit einem starken Duft von Peau d'espagne.

„Nun, haben Sie den Reisestaub glücklich abgeschüttelt, Frau Schwägerin?“ fragte Hans, ihr entgegengehend.

Sie lächelte, aber sah an ihm vorüber unter den auffallend breiten Lidern, die ihr etwas Verschlafenes, Verträumtes gaben, dann beugte sie sich zu Agnes hinunter und küßte sie.

Agnes hielt schon wieder die Hand ihres Mannes, darüber lächelte Ilse. „Nun, guten Tag, Agnes,“ sagte sie, „was machst du denn für Geschichten, armes Ding? Weißt du, du solltest dich mal elektrisieren lassen, damit hat man ja neuerdings enorme Erfolge erlebt! Wie geht dir's denn im allgemeinen, hast du immerwährend Schmerzen?“

Die junge Frau antwortete nur mit stummer Handbewegung, als wollte sie sagen: Sprechen wir doch nicht davon! „Wie es dir geht, braucht man nicht erst zu fragen, Ilse,“ entgegnete sie dann, „bist fabelhaft stattlich geworden. Aber mach' es dir beauem, setze dich zu Mama auf die Bank, ach, und — Hans, willst du Lisette nicht vorstellen?“

„Ich hatte vorhin schon das Vergnügen,“ bemerkte Lisette einfach.

„Meine Schwester,“ sagte Hans trocken.

„Unser Sonnenschein,“ fügte Agnes warm hinzu.

„Gott, wie poetisch!“ lispelte Ilse, „da bitte ich ergebenst, lassen Sie mir doch auch ein paar Strahlen zukommen während meines Hierseins.“

Lisette nahm jetzt dem herzutretenden Diener die silberne Kaffeekanne ab, um einzuschenken. Frau Ilse setzte sich und fing an zu sprechen, sehr langsam, immer mit den halbgeschlossenen verträumten Augen. Sie sprach von ihrem Mann, Nichtssagendes, Alltägliches, aber jedesmal, wenn sie sagte „Mein Mann“ oder „Fritz“, hätte Lisette schreien können; sie hatte sich doch viel stärker geglaubt. Einmal wollte sie aufstehen und sich im Hause zu thun machen, und sie blieb doch wie gebannt sitzen.

Die Rede kam noch auf Pferde, auf das Manöver und auf die Frage, ob Feddersen Frau und Kind hier abholen würde.

„Bis jetzt hat er keine Lust dazu,“ berichtete Ilse, „aber ich möcht's doch gern. Ich meine, er hat die Verpflichtung, sich Bushte auch mal näher anzusehen; er kennt's ja kaum, die Ställe, die Felder und das alles; aber er ist so komisch, er findet, das sähe mißtrauisch aus! Ihr müßt's ihm mal ausreden, du und dein Mann, Agnes.“

„Wir würden uns sehr freuen, wenn er käme, nicht wahr, Hans?“

„O, versteht sich — sehr!“ stimmte Hans zu und trank seinen Rest Kaffee aus. „Uebrigens, Sette, hast du nicht einen Liter?“

Lisette erhob sich und ging nach dem Gartensaal, dessen Thüren weit geöffnet waren. Vor dem großen eichenen Kredenztisch blieb sie stehen und suchte am Bunde den Schlüssel zu dem Schrank. Aber auch hier mußte sie jedes Wort hören, das draußen gesprochen wurde.

„Wann könnte Fritz wohl ungefähr kommen?“ fragte Hans. „Ich möchte es gern wissen, weil Agnes möglicherweise nach Rehme geht und ich sie hinbringen will.“

„Ja — wann? So in vier Wochen, denke ich. Er will nämlich auch noch zu seiner Mutter, aber wenn's hier früher besser paßt, kann er ja dort zuletzt hin.“

Lisette hatte sich mit beiden Händen auf die Tischkante gestemmt. „Dann reise ich fort, dann gehe ich,“ sprach sie vor sich hin, „ich kann ihn nicht sehen, ich will ihn nicht sehen!“ Eine fast lähmende Furcht überfiel sie. „Es wäre schrecklich!“ sagte sie laut.

„Lisette!“ rief Hans; „wo fuchst du denn eigentlich? Der gelbe Chartreuse steht ja gleich vorne an!“

Sie kam schon wieder zurück mit der Flasche und einem Tablett voll Gläser, die leise klirrten, weil ihre Hände zitterten.

Ilse erzählte dann von ihrem Kleinen. So klug wäre er, und ein vollkommener Charakter. „Er weiß ganz genau, was er will, und er schreit so lange, bis er das Richtige bekommt.“

„Das hat er von seiner Mutter,“ bemerkte mit einem Anflug von Bosheit die alte Dame und sah dabei mit gemachter Unbefangenheit ihre jüngste Tochter an.

Agnes hatte den Kopf zurückgelegt in die Kissen ihres Sessels und hörte mit starrem Ausdruck zu. Hinter den Bäumen dort drüben schlief in einem winzigen Sarg ihr totes Kind, und sie hatte mit ihm die Hoffnung ihres Lebens begraben; sie war nun eine unheilbar kranke Frau, wozu lebte sie noch? —

Das Leben im Hause wurde sehr unruhig. Ilse mußte immer etwas vorhaben, alle Bekannte aufsuchen in Siegeswalde und da ein wenig großthun als Frau und Mutter, besonders den ehemaligen Kränzchenfremdinnen gegenüber, die alle sieben noch immer auf die Heirat warteten. Von den Nachbargütern, wo Ilse Besuch gemacht hatte, waren Einladungen gekommen, und nun wollte man sich revanchieren mit einem kleinen Feste. Dies mußte aber so geschehen, daß weder Frau von Brunsberg, noch Frau Ilse irgend welche Unbequemlichkeiten davon hatten, und das ging so auch prächtig, denn Sette war da, die immer gedudige und freundliche Sette. Sie wußte buchstäblich manchmal nicht, was sie zuerst beginnen sollte, und Agnes mußte sich oft ohne ihre Gesellschaft behelfen. Als endlich noch Lulu und die beiden Jungen nebst französischer Bonne anlangten, wuchs ihr die Wirtschaftslast beinah' über den Kopf.

„Etwas könntest du mich wirklich unterstützen, Hans,“ meinte Sette freundlich vorwurfsvoll und drückte ihm den Weinkellerschlüssel in die Hand. „Laß heute wenigstens Ilse und Lulu allein spazierenfahren, hilf mir die Bowle ansetzen.“

„Laß dir doch eines der Hausmädchen zur Hand gehen,“ war die kurze Antwort. „Ich habe ganz notwendig in Siegeswalde zu thun und benutze die Gelegenheit, um mit hinüberzufahren.“

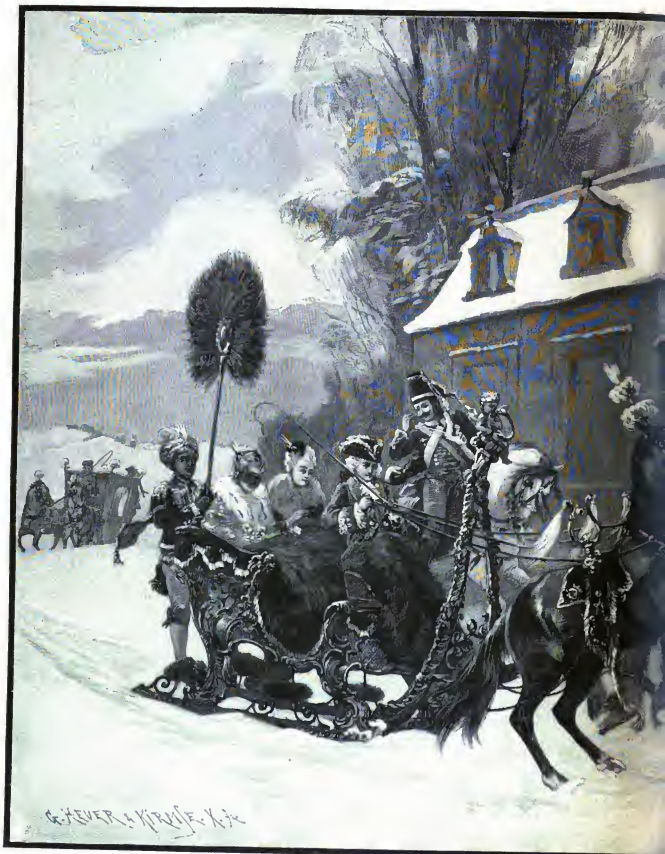
„Schon wieder? Du hast jetzt beinah' alle Tage drüben zu thun!“ sagte Lisette verwundert.

Hans saß im Speisezimmer am gedeckten Frühstückstisch bei kaltem Rehbraten und Schinken und schob mit der Hand, die das Messer noch hielt, hastig die Schüssel zurück. „Und wenn ich jeden Tag zweimal dort zu thun hätte, liebes Kind, so müßtest du dich auch dreein ergeben!“ brauste er auf. „Ich kann es nämlich nicht gut vertragen, wenn man mir nachspürt,“ fuhr er fort; „und ich bitte dich ernstlich, Agnes nicht noch in ihrem unseligen Argwohn gegen mich zu bestärken, ich könnte sonst einmal verteufelt unangenehm werden — verstanden?“

Sie blickte ihn vollkommen hilflos an in diesem Augenblick; aber da sie in früheren Zeiten, die noch nicht allzu weit zurückliegen, sich viel miteinander gezankt und gerecht hatten nach Geschwisterart, so sagte sie auch jetzt wieder in ihrer alten Kindergrobheit: „Du bist ja wohl ganz übergeschnappt, Hans?“

„I, Jott bewahre, durchaus nicht! Ich kenne meine Pappenheimer: es sollte mich nicht wundern, wenn Agnes der Veränderung halber eifersüchtig würde auf Ilse. Und wenn sie später einmal von dieser Idee gehetzt sein wird, kommt vielleicht Lulu dran und so munter weiter bis ins Unendliche. Lassen kann sie's nun einmal nicht, so scheint's; mir aber reißt die Geduld demnächst.“

„Auf Ilse? Aber sie denkt nicht daran!“ rief Lisette und setzte dann nach einer ganzen Weile des Nachsinnens hinzu: „Du bist allerdings in letzter Zeit so ungefähr der Schatten von Ilse.“



Zur

Nach einer Originalz

oute.

von Fritz Bayerlein.

„So? Das ist dir also aufgefallen? Da gieb nur der Gnädigen ordentlich recht, dann kann's ja heiter werden hier!“ Damit nahm er seinen Strohhut vom Gitsch und eilte in die Halle, wo er die drei Damen bereits versammelt fand zur Fahrt nach Siegeswalde.

Lisette sah vom Fenster des großen Speisezimmers ganz betroffen dem mit Lachen und Komplimenten verbundenen Einsteigen zu und ging dann an die Vorbereitungen, die sie zu einem nachmittags stattfindenden Kaffee, dem ein einfaches Abendessen folgen sollte, zu treffen hatte. Als sie gegen ein Uhr endlich in das Zimmer zu Agnes kam, sank sie erschöpft in den Stuhl neben dem Bett der jungen Frau.

„Arme Sette!“ sagte Agnes mitleidig, „wie soll ich dir je vergelten, was du für Hans und mich thust!“

„Ich bin ja glücklich, daß ich es kann,“ versicherte das Mädchen, „und — müde bin ich gar nicht,“ setzte sie hinzu, aber ihre matten Augen straften sie Lügen.

„Leg' dich ein wenig, dort auf meine Chaiselongue.“

Todmüde folgte das Mädchen der Aufforderung und legte sich auf das im Zimmer befindliche Ruhebett. Es hing wie ein Gewitter in der Luft, im Zimmer war es schwül und totenstill, nur die Fliegen summten unter der Balkendecke, und die altmodische Uhr auf der Kommode, zwischen den Fenstern, tickte leise.

Sette war eben am Einschlafen, da hörte sie ein leises bitterliches Weinen hinter sich. „Agnes, was ist dir?“ fragte sie erschrocken.

Da ward es wieder still.

Sie stand auf und schlich zu dem Bett der jungen Frau. Die lag mit geschlossenen Augen, als ob sie schliefe, aber auf der heißen Wange standen ein paar große Thränen, und ihre linke Hand hielt den Trauring, den sie sich wie spielend abgezogen hatte, noch zwischen Daumen und Zeigefinger.

„Agnes, du schtäfst ja gar nicht! Verstell' dich nicht so! Stecke doch den Ring wieder an,“ fügte sie hinzu, ein bißchen tadelnd.

„Er ist mir zu weit geworden, ich verliere ihn, Settchen,“ klang es schüchtern.

„Ach was! Du mußt nicht mit ihm spielen.“

„Ich spiele nicht mit ihm,“ antwortete die Kranke, das „Ich“ wunderlich betonend.

„Ich verstehe dich nicht, du machst dir unnütze Gedanken, wie es scheint.“

„Du kannst mich auch nicht verstehen, Sette, denn du kennst Ilse nicht! Nimm dich in acht vor Ilse, wenn du etwas lieb hast: sie ist wie ein Raubtier, sie muß alles haben, was sie sieht, und nachher wirft sie es hin; sie nimmt dir alles ohne Erbarmen, auch das letzte Restchen, das dein ist!“

Lisette stand betroffen; was mochte geschehen sein zwischen den Eheleuten? Ein Schandder wie vor etwas Unheimlichem überfiel sie. Oder phantasierte die Kranke? Aber die merkwürdig klaren Augen derselben blickten hell und vernünftig in die ihren.

„Bis jetzt hatte ich wenigstens noch sein Mitleid, aber auch das hat sie mir noch genommen — nicht genommen, nein — zerstört hat sie es in ihm. Er zeigte somit immer ein wenig Rücksicht auf mich, auf meine Schwäche — jetzt? — jetzt ist das auch vorbei, er hat keine Geduld, keine Nachsicht mehr, er war so schrecklich heftig und hart mit mir heute früh, nur weil ich — —“

„Wer? Hans?“

„Hans, ja!“

„Was hat er gesagt?“

„Ich kann es nicht nachsprechen,“ schluchzte die junge Frau.

„Agnes, höre mal zu,“ bat Lisette und nahm auf dem Bettrande Platz, während sie die Hände der Kranken streichelte. „Ich hab's gemerkt, daß ihr euch gezankt habt; er war verdrießlich, er ist gekränkt ob deines Mißtrauens, und du darfst nicht mißtrauisch sein! Wenn du nicht euer Leben zur Hölle machen willst, darfst du es nicht! Bedenke doch — er ist noch so jung — sei nachsichtig, liebes Herz! In diesem Falle amüsiert er sich doch höchstens ein bißchen mit deiner Schwester; die ganze Geschichte ist harmlos.“

„Harmlos? Was weißt du von Ilse!“

„Sie liebt ihren Mann, du kannst es täglich, stündlich von ihr hören, wie glücklich sie zusammen sind.“

„Ja, sehr glücklich, ja — aber — — hörst du den Donner?!“ schrie sie plötzlich auf.

„Ich bin doch nicht taub, Kind!“ verscheuchte Lisette zu scherzen, denn der Schlag hatte das Haus beben gemacht, und ein prasselnder Regenschauer traf die Scheiben. „Ich wollte, unsere Ausflügler wären wieder daheim,“ setzte sie hinzu und trat ans Fenster. Im gleichen Augenblick rief sie: „Gottlob, da sind sie! Wie wär's, Agnes, wenn du doch ein Stündchen zu Tisch herunter kämst, ich helfe dir!“

Aber Agnes wollte nicht, und bei der Weigerung trat ein eigensinniger, verbitterter Zug in ihr stilles Gesicht.

Ein paar Sekunden später klopfte es, und Hans trat ein, triefend von Nässe, aber in bester Laune. „Morgen beisammen, meine Hochverehrten! Angenehmes Wetter!“ rief er. „Ehe ich mich umziehe, will ich euch nur noch eine große Neuigkeit vermelden — wir fingen den Depeschenboten unterwegs ab: heute abend kommt Feddersen, er hat nämlich einen hitzschlagähnlichen Zustand bei einem Eilmarsch davongetragen, und der Doktor hat ihn für die letzten acht Manövertage kaltgestellt. Ilse scheint aufs angenehmste überrascht, und Lutu spricht von einer Tennispartie, die mit Fedderfens Hilfe perfekt werden soll. So, und nun — fast not least — kommt nächste Woche dreitägige Einquartierung, und zwar wird uns die Ehre, den Regimentsstab zu beherbergen. Da giebt's Arbeit, Sette! Uebrigens habe ich euch hier den Fußboden versumpft — meine allerdevoteste Entschuldigung und auf Wiedersehen!“

Lisette stand wie betäubt und sah ihm nach.

Was nun? fragte sie sich. Wie soll das nun werden?

Sie legte die Hand an die Stirne, die ganze Welt schien sich in rasendem Wirbel zu drehen. Dann machte sie ein paar Schritte auf das Bett der Kranken zu, ihr Gesicht hatte einen flehenden Ausdruck. „Bitte, versteh' mich nicht falsch —“ fing sie an, da sah sie in die stillen, klagenden Augen der armen Frau, die von heißen Thränen überflossen. Sie brach ab und schritt hinaus.

Das von Hans auf Ilsens Verlangen angeschaffte neue Gong rief eben dröhnend zur Tafel.

Bei Tische wußte Sette nicht, was sie sprach, ein paarmal lachte die ganze Gesellschaft laut und lärmend über ihre zerstreuten Antworten. Was thun?! Wie kann sie fort, um der Begegnung mit Fedderfen zu entgehen? Sollte sie an die Mutter depeschieren: „Bitte, wünsche telegraphisch dringend meine Heimkehr, ich erkläre euch alles daheim!“? Aber dazu war ja die Zeit zu kurz. Sie würde dann zu Hause auch beichten müssen, ihre lange, treue, tiefe Liebe wäre preisgegeben — könnte sie das ertragen?

Oder sollte sie sich Agnes anvertrauen? Nein, dem armen Herz, dem kranken Gemüt, durfte sie damit nicht noch Schwereres aufladen. Und ein anderer glaubhafter Grund für ihre plötzliche Abreise war nicht zu finden! Sie war rattos! —

Nach Tische fielen sofort Ilse, Hans und Fran von Brunsberg über sie her mit Fragen und Ratschlägen und unendlichen Anliegen. Sie antwortete Ja und Nein und verlieh das Zimmer. Den ganzen Nachmittag trieb es sie unher im Haushalt, während die andern schliefen und später Toilette machten.

Die ersten Gäste kamen angefahren in dem wieder stetig niederfallenden Regen und versammelten sich im Gartensaal, dem man durch mächtige Blumensträuße und Orangerie etwas von seinem düsteren Eindruck genommen hatte. Lautes, fröhliches Sprechen und Lachen drang heraus in den von Dienerschaft belebten Korridor und erfüllte auch noch die an den Gartensaal angrenzenden Zimmer. An der Schwelle der stillen Krankenstube, wo Agnes lag, verhallte es; die junge Frau hatte sich beharrlich geweigert, aufzustehen, obwohl Hans ihr in gutmütiger Art zuzureden versuchte.

„Nein, ich fühle, es ist besser, ich bleibe hier!“ sagte sie und wandte den Kopf nach der Wand. „Mama und Ilse — das ist genug Hausfrauenwürde.“

Mit einem „Na, denn nicht!“ ging er endlich, scheinbar sehr gereizt, fort. Nun lag sie allein, stundenlang allein und krankte und grämte sich. Es war ihm ja gar nicht darum zu thun, daß sie kam, er that nur anstandshalber so höfe, und nun würde er neben Ilse sitzen und lachen — redete sie sich ein.

Gegen acht Uhr, als man im Speisesaal beim Souper saß, erschien Lisette bei Agnes, so, wie sie schon am Vormittag unbemerkt gegangen war, in ihrem blauen, mit weißer Borte verzierten

Leinwandkleid, die große, helle Schürze vorgebunden, das Schlüsselbund im Gürtel. „Jetzt bleibe ich bei dir, mein liebes Herz,“ sagte sie freundlich, „und in meinem Zimmer nebenan habe ich für uns beide ein kleines Festmahl aufgetragen, da speisen wir rete-a-tete. Die Chaiselongue ist für dich an den Tisch gerückt und ein Fenster weit geöffnet; der Mond scheint wundervoll herein, wie Silber so klar ist er, und keine Wolke steht mehr am Himmel — ich glaube, wir brauchen nicht mal eine Lampe. Nun laß dir helfen — das soll für uns ein Fest werden!“

„Aber, Sette, Liebling, du bist nicht mit bei Tische?“

„Nein! Ich habe wirklich keine Lust, und der Platz war so wie so knapp. An meiner Stelle wird Ilsens Mann sitzen, der in einer Stunde schon hier sein kann.“

„Das thust du doch nur meinetwegen, Sette!“

„Wahrhaftig nicht!“ beteuerte das Mädchen mit überzeugendem Ton.

„Ich möchte liegen bleiben, ich mag nicht essen, Sette, ich bin so traurig —“

„Agnes, ich bitte dich,“ Sette hatte sich über sie gebeugt, und die junge Frau erkannte im Scheine des Wachslichtes ein verzweifeltes, verängstigtes Gesicht, „laß mich heut' abend nicht allein — ich kann dir's nicht erklären, warum! Ich bitte dich, komm mit hinüber! — — Du weißt nicht, was du thust, wenn du mir diese Bitte abschlägst.“

„Um Gottes willen, was ist dir denn, Settchen?“

„Nichts! Nichts! So eine dumme Angst, ich weiß nicht — als hätte ich etwas Schlechtes gethan!“

„Du etwas Schlechtes? Lieber Gott — die Nerven sind's, und natürlich komme ich! Dann nur zu, hilf mir in die Kleider und führe mich hinüber!“

Als nun die Kranke in dem vom Monblicht erhellten Zimmer lag, in das der Rebeduft vom Garten hereinwehte, und Sette sich ihr gegenüber gesetzt hatte, stieß sie aufatmend hervor: „Ach, wie das wohlthut, hier wird mir leichter!“

„Und das Wagenfahren kann man hier auch nicht so sehr hören, Agnes.“

„Das Wagenfahren, Sette?“ fragte Agnes verwundert.

„Ja, das Wagenfahren.“

„Ach, du meinst, wenn die Geschichte hier aus ist? Aber das kommt leider erst lange nach Mitternacht.“

„Ach ja, richtig!“ Sette raffte sich auf; sie hatte nur an den einen Wagen gedacht, der ihn bringen sollte!

Sie saßen schweigend da, ans Essen dachte keine. Sette hatte die wenigen Speisen wieder abtragen lassen, nur eine Schale mit Pfirsichen stand noch auf dem weißgedeckten Tischchen und eine Kristallkaraffe mit Wein, dessen Purpur der Mond durchleuchtete. Zum Lesen hell war dieser Teil des Zimmers.

„So ein Abend war's, als Ilse sich verlobte,“ sagte Agnes plötzlich.

Sette erhob sich und kam zu ihr hinüber; sie zog ein Bänkchen neben die Chaiselongue der Schwägerin, kauerte sich darauf nieder und legte den Kopf in die Falten der Decke, welche Agnes einhüllte. „Erzähle mir doch das,“ bat sie mit einer vor Aufregung völlig heiseren Stimme.

„Was?“ fragte Agnes, „von Ilsens Verlobung?“ Und sie streichelte mit der Linken über das Haar Lisettens, welche nur stumm nickte.

„Das war eine Geschichte!“ begann Agnes zu erzählen. „Ach Gott, eigentlich ist's ein Roman, ein ganz schrecklicher, und ich habe gewiß kein Recht, darüber zu sprechen, aber — zu dir — ach, siehst du — seit heute früh, da ist wieder die alte, die große Bitterkeit von damals über mich gekommen. — Du hast dich gewiß gewundert über mich, du begreifst nicht, wie eine Schwester die andere hassen kann, ja hassen! Aber du kennst Ilse eben nicht, kennst sie nicht! Sie ist wie ein Vampir, sie ist die verkörperte Selbstsucht, sie sieht aus, als schlafe sie halb, und innerlich tobt alles in ihr. Einmal hat einer gesagt, diese scheinbare Kälte und die darunter verborgene Glut habe etwas, das die Leute toll machen könnte; ich begriff das damals nicht, aber ich hab's erlebt! —

Willst du es wirklich hören? Willst du mir versprechen, es niemand zu erzählen, niemals zu thun, als ob es dir bekannt sei?“

„Ja!“ stieß Lisette hervor, und die Kranke faßte nach der eiskalten Hand des Mädchens und drückte sie.

„In dem Jahre waren die Manöver in unserer Gegend, und die Königingrenadiere lagen hier acht Tage; zuerst hatten wir die vierte Kompagnie allein; bei der stand Hans. Ilse warf ihm schon in der ersten Stunde Blicke aus den halbgeschlossenen Augen zu, bei Tische war's. Sie langweilte sich schon drei Jahre hier in Buchte; seit dem ersten Winter, wo sie mit den Eltern in Berlin während der Saison ausgegangen war, saß sie hier und blieb Trübsal, denn ein zweiter Winter in Berlin — das wäre Papa zu teuer gewesen. Alle Tage lamentierte und maulte sie, und manchmal hatte sie schon zu mir gesagt: ‚Wenn ich im nächsten Jahre noch nicht verlobt bin, thue ich irgend etwas Dolles.‘

‚Der dusslige Spreizensteiß auf Sannow bleibt sie ja immer noch,‘ neckte ich sie dann. Davon wollte sie aber nichts wissen. Eine Landfrau?! Nein, das wäre ja zu schrecklich! Was denn Mama hätte vom Leben? Und den noch dazu? Da müßte ihr schon gar nichts anderes übrig bleiben. Sie ginge noch lieber zu irgend einer großen Dame als Gesellschafterin.

‚Du?‘ fragte ich sie, ‚du, die sich selbst nur immer bedienen läßt?‘ — ‚Das werd' ich da wohl auch haben können,‘ antwortete sie, ‚das kriege ich schon!‘ —

Na also! Sie sing mit Hans an, und Hans biß auch an. Ja, ja, ich sage dir, es war so! Erschrick nur nicht schon jetzt, Sette, es kommt noch besser. Der Hauptmann schien es zu bemerken und redete Papa gegenüber sehr nett von Hans, er wäre so ein warmherziger, vornehmer Kerl, und das bißchen Ueberschäumen, na, das wäre die Jugend, und das gebe sich in der Ehe erfahrungsmäßig. Er sprach auch von euch, von dir und deiner Mutter und Schwester, von deinem verstorbenen Papa, und was für prächtige Menschen ihr wäret, und so weiter. Man sah, er wollte Hans bei Papa die Wege glatt machen. — Und Hans immer hinter Ilse her! Damals war sie etwas beweglicher als heute; zu ihrer besonderen Lieblaberei gehörte das Rudern. Sobald sie eine freie Minute fand, saß sie im Nachen, und Hans ruderte. Mama schickte mich immer als Ehreadame mit. Ich mußte, so schwer es mir wurde, die Blicke der Beiden mit anjehen, denn — ach Gott, Sette, denk' nicht gleich häßlich von mir, ich kann ja nichts dafür — — bei den lobenden Aeußerungen des Hauptmanns über Hans hatte ich mich ganz heraushelt, er war ja auch der Einzige, der mir bis dahin mit einer gewissen ritterlichen Artigkeit begegnet war. Es ist über mich gekommen, ich weiß nicht wie; ich vergaß ganz, daß ich älter war als er, und daß ich immer die häßliche Brunsberg hieß. — Ich wußte auf einmal, daß ich ihn liebhatte, und daß diese Liebe in mir wuchs und wuchs, trotz aller Einwendungen der Vernunft, trotzdem ich sah, wie er nur noch Augen für Ilse hatte. — Ich glaube wohl, wir galten damals für sehr reich, vielleicht mit Recht; Buchte ist eine große Besitzung. Wieviel Vater damals schon in neuen Unternehmungen verspekuliert hatte, das ahnte niemand, das hat mir Hans erst verraten auf unserer Hochzeitskreise, als er so böse auf Papa war.

Jeder im Hause mußte endlich annehmen, daß Hans sich mit Ilse verloben würde. Papa hatte schon geäußert, er wollte mit dem Regimentskommandeur über Hans sprechen — der Stab war für den folgenden Tag zur Einquartierung angesagt.

Ilse, Hans und ich, wir gondelten gegen Abend wieder auf dem See. Es war klarer Mondschein, und Ilse saß am Steuer wie gewöhnlich. Auf einmal sagte Hans: ‚Wenn Feddersen morgen da ist, könnten wir ja eine Miniaturregatta machen, der rudert, als wäre er auf dem Wasser groß geworden; aber hier ist wohl kein zweites Boot?‘ — ‚Wer ist Feddersen?‘ fragte Ilse, als einzige Antwort auf diesen Vorschlag. — ‚Der Fritz von Feddersen-Sembschein ist unser Regimentsadjutant,‘ antwortete Hans.

‚Ach!‘ machte Ilse, ‚ist der nett?‘

‚Der, gnädiges Fräulein? Allerhand Achtung! Er ist ein Kerl von Gold und Eisen. Nett? Der Ausdruck paßt ja gar nicht! Der ist ein Elitemensch!‘ —

Ich sehe Ilse noch sitzen, die Ellbogen auf das Knie gestemmt, mit der Hand das Gesicht stützend und Hans so lauernd ansehend mit ihren kalten, grauen Augen.

‚Auch hübsch?‘ fragte sie dann lächelnd.

‚Auch hübsch, gnädiges Fräulein, nach meinem Geschmack wenigstens. Ich weiß ja nicht, wie eine Dame darüber denkt, eine Soldatenerscheinung ist er comme il faut. Ueberhaupt —‘

Und nun sang der gute Hans das Lob seines Kameraden so warm, als ob er dafür bezahlt würde. Ich hätte ihm den Mund zuhalten mögen, denn ich kenne doch meine Schwester! — Und es wurde dann auch so, wie ich ahnte. Am anderen Tage, einem Ruhetage, kam sie vorerst gar nicht zum Vorschein, sie ging Haus und der endgültigen Aussprache, die sie gestern noch brennend ersehnt hatte, mit größter Kaltblütigkeit aus dem Wege. Der Arme, der nicht wußte, was das bedeuten sollte, wandelte ratlos im Garten umher, saß bei Tische neben Ilsens leerem Stuhl und verbröckelte mit starrem Gesicht sein Weißbrötchen. Ilse lag hier in unserer Stube und las, sah auch verstohlen durchs Fenster und lächelte über ihren einsam wandelnden, mißmutigen Freund.

Seite, hast du mal ihr Lächeln beobachtet?“ unterbrach Agnes ihre Erzählung. „Achte einmal darauf. Auf den ersten Blick kommt's einem unbeschreiblich dumm vor: sieht du sie aber näher an, wirst du etwas Gransames entdecken in diesen vertieften Mundwinkeln. Ich habe einst einen Bengel gesehen, der den Fliegen die Flügel ausriß und sich an der Qual der verstümmelten kriechenden Tiere weidete, der hatte das nämliche Lächeln.

Gegen Abend kamen die angekündigten Herren. Ilse machte mit großer Sorgfalt Toilette zum Abendessen. Für gewöhnlich war ihr das eine Strapaze, heute lohnte es sich, und Zeit hatte sie dazu, sie rührte nie eine Hand im Hause. Mitunter zwar ließ Papa ein Donnerwetter los über ihr unnützes Dasein, sie heulte dann drei Tage und Nächte und war so unausstehlich, daß der alte Mann, der sie vor kurzem ein ‚kapitales Faultier‘ geheißen hatte, in unsere Stube kam und sie flehentlich bat, wieder vernünftig zu sein, das Gewinsel könnte er nicht mehr ertragen.

Wie sie an jenem Abend in den Salon trat, werde ich nie vergessen. Sie war noch schlank damals, aber das duftige weiße Kleid ließ sie voller erscheinen, und die Erwartung, die Spannung, ob das, was sie beabsichtigte, sich auch lohnen werde, hatte ihr Gesicht belebt und gerötet, sie sah fast schön aus. Und wie die Herren nun auf sie zueilten, um sich vorstellen zu lassen, sie zu begrüßen, da hatte sie auch mit einem einzigen Blick auf Feddersen weg, daß es sich wirklich lohnte. Ich habe sie beobachtet an jenem Abend, wie man einen Feind belauern muß.

Hans bekam auch noch einen Teil Liebenswürdigkeit; so thöricht, ihn ganz aus dem Spiel zu lassen, war sie nicht. Der arme Mensch wurde immer abwechselnd rot und blaß; mir that er furchtbar leid. Nachdem die Tafel aufgehoben worden war, promenierten wir noch ein Weilchen um den großen Rasenplatz; der Oberst und die älteren Herren saßen bei der Pfirsichbowle unter der Weinlaube. Es war so ein heller Mondenschein wie heute. Da am nächsten Morgen früh fünf Uhr der Weitermarsch des Regiments begann, fand unser Beisammensein bald ein Ende, und Ilse und ich suchten gegen zehn Uhr unser Zimmer auf.“

„Ich war verstimmt über Ilse, war auch müde, denn ich hatte fleißig in der Wirtschaft mit geholfen, und ging sehr rasch zu Bett. Ilse legte ihr Kleid ab, schlüpfte in den Frisiermantel und flocht das Haar auf. Dann setzte sie sich ans Fenster, stützte den Kopf in die Hand und stierte in den Mond.

Ich kenne niemand, der mit solcher Ausdauer auf einem Fleck sitzen kann wie Ilse. ‚Geh doch schlafen,‘ sagte ich ärgerlich, ‚und schließe die Vorhänge, ich bin so furchtbar müde.‘

‚Ich kann aber doch nicht schlafen,‘ gab sie eigensinnig zur Antwort, ‚thu du es doch!‘

Ich wußte damit genug — sie wollte nicht! Ich gab es auf, sie zu bitten, kehrte mich der Wand zu und versuchte, trotz der Helligkeit, einzuschlafen. Ein paarmal war ich auch schon fast im Hinüberdämmern, schreckte aber immer wieder auf und sah mich nach Ilse um — sie saß noch immer dort, unbeweglich und starr. Mag sie sitzen bis morgen früh! dachte ich ärgerlich, und nun schlief ich wirklich ein Weilchen. Plötzlich machte ich auf von einem Geräusch, das wie das Rücken eines Stuhles klang; ich fuhr empor und sah, wie etwas Weißgoldenes durch das weitgeöffnete Fenster hinausglitt und in den Mondglanz gleichsam untertauchte; wie eine Erscheinung dünkte es mich im ersten Augenblick. Dann wußte ich, was es gewesen.

Ilse befand sich nicht mehr im Zimmer, sie war aus dem Fenster gesprungen; hoch ist es ja nicht. Ich sah sie auch gleich darauf über den im hellen Glanz liegenden Rasenplatz eilen. Wer sie erblickte, hätte an Elfenspuk denken können. Sie verschwand sehr bald im dunklen Schatten der Buchen in der Richtung nach dem Erbbegräbnis.

Ich fand dieses Benehmen einfach albern und unpassend, dachte mir aber absolut nichts Böses dabei. Ilse pflegte des öfteren solche nächtliche Spaziergänge im Park zu unternehmen; abends auf gewöhnlichen Wege in den Garten zu gelangen, war unmöglich, denn Papa pflegte selbst die Thüre abzuschließen und die Schlüssel stets auf das Tischchen vor seinem Bette zu legen. Da er sehr früh schlafen ging, so hatten wir den Wunsch, an schönen Sommerabenden noch ein bißchen spazieren zu gehen, immer nur auf diese Weise ermöglichen können. Für gewöhnlich war ja der Park wie ein klösterngarten, so weltabgeschieden und einsam; aber daß Ilse heute dem Bedürfnis nach frischer Luft nachgab, erschien mir unüberlegt, denn möglicherweise konnte sie einige Soldaten mit den Mägden treffen. Wir hatten erst abends vorher unsere Tine lachen gehört, weil der Bursche von Hans zu ihr gesagt hatte: ‚Dös is Sie jo ein Garten, wie geschaffen zum Poussieren, Fräulein.‘ Vielleicht auch promenierte noch einer der Herren dort! Und Ilse dann in diesem Negligé!

Ich bekam Herzklopfen bei dem Gedanken, sie könnte erkannt und schief beurteilt werden. Was sollte ich aber thun? Ich blieb also ruhig in meinem Bette und wartete auf ihre Rückkehr.“

Die Kranke hatte hochrote Wangen, heiße Augen, und ihre zitternde Hand lag schwer auf Lisettens Kopf, als sie nun eine Pause machte.

„Sieh mal, Settchen, in diesem selbigen Zimmer wohnten wir damals,“ fuhr sie dann fort, „beide Betten standen, wie deines jetzt, an der Längswand hintereinander, das meine zunächst dem Fenster. Von ihm aus konnte ich bequem hinausspähen in den Garten, wenn ich den Kopf wandte, und ich konnte auch hören, was draußen in der Nähe des Hauses geschah, denn das Fenster stand noch offen; das Bellen eines Hundes klang herein vom Hofe her, und ganz weit im Dorfe draußen wurde Harmonika gespielt, ein Liebeslied. Immer, wenn ich diese Melodie jetzt höre, fällt mir die schreckliche Stunde wieder ein, die nun kam.

Nach ungefähr zehn Minuten hörte ich weit im Garten einen heftigen Wortwechsel, es war, als ob Papas Stimme herauszklänge, dann den Schall von Schritten, von schweren, etwas schlürfenden Männerschritten, die ich genau kannte, die nun näher kamen — das war Papa! Und wie ich mich aufrecht setzte, erblickte ich ihn auch; eine weiße Gestalt schwankte vor ihm her, als ob sie gestoßen würde — das war die Ilse. Als sie in den Mondschein hinaustraten, sah ich, daß er mit der linken Hand ihre Schulter gepackt hielt; sie stolperte und schwankte und hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen. Schrecklich sah es aus!

Nun klang auch ihr trotziges Schluchzen: ‚Laß mich los, Papa! Laß mich los!‘ Aber er hielt sie fest und steuerte sie nach dem Hause zu; gleich darauf hörte ich sie im Korridor, und im nächsten Augenblick stieß Papa die Thüre auf da drüben, und Ilse flog, von seinem kräftigen Arm gestoßen, ins Zimmer und sank auf dem Teppich zusammen.

So habe ich meinen Vater nie wiedergesehen, so verzerrt vor Wut und so erschüttert! Mit geballten Fäusten stand er vor ihr und sah zu ihr nieder; in wortlosem Grimm trat er nach ihr, so daß ich aufschrie vor Entsetzen. ‚Scher dich ins Nest!‘ stieß er hervor, ‚morgen sprechen wir weiter!‘ Damit schritt er zum Fenster und schlug es zu, daß die Scheiben klirrten. ‚Soweit ist's gekommen, daß man vor den Fenstern der gnädigen Fräulein eiserne Gitter anbringen lassen muß, damit sie sich nicht nächtens unterreichen. Ich sage dir, du schamloses Geschöpf du — —!“

Hastig, mit einem leisen Schrei, rutschte sie zu meinem Bette herüber, dort sackte sie den Kopf in meine Decke und rührte sich nicht. Papa ging hinaus und schloß uns ein. ‚Nun kommt der Andere dran, jetzt werd' ich mit dem draußen abrechnen!‘ hörte ich ihn noch murmeln.

Kaum war er gegangen, als Ilse aufsprang, zum Fenster lief und hinausspähte. Ich hatte mich indessen angekleidet und folgte ihr. Draußen stand unbeweglich neben der alten, steinernen Sonnenuhr eine schlanke Männergestalt und schien jemand zu erwarten; ich glaubte, Hans zu erkennen. Ein Weilchen später kam Papa wieder aus dem Hause, ging direkt auf jenen zu, und

Photographie im Verlag von C. T. Wickott in Breslau.

Tanzpause.

Nach dem Gemälde von W. Schelkow.

beide kehrten ins Haus zurück. Ich hörte Papas Stubenthür gehen, sie hatte einen sonderbaren Ton beim Oeffnen, ein feines Kreischen der Angeln. Mama ließ sie nie einölen, sie liebte es, zu hören, wenn Papa ein- oder ausging; es wäre ihr so tröstlich, zu wissen, Papa sei da, sagte sie einmal. In Wahrheit ermöglichte ihr das Warnungssignal, rechtzeitig allerlei zu verbergen, was er nicht sehen sollte, zum Beispiel die Romane, die sie so gern las, oder eine Tüte Konfekt, Musterproben und Briefe von Lieferanten, Sachen, über die er einen heillosen Lärm zu schlagen beliebte, wenn er sie entdeckte.

Ilse war jetzt zur Thür geeilt, die in den Korridor führt, und hatte daran gerüttelt, aber sie gab nicht nach. Da lehnte sie mit der Stirn an das Eichenholz, die Arme über den Kopf hoch erhoben, die Hände ineinander gekrampft, das Bild einer atemlos Wartenden, einer Verzweifelnden. —

‚Was ist denn, um Gottes willen, geschehen? — Sag' es doch!‘ forderte ich.

‚Wenn Papa ihm etwas thut!‘ schrie sie auf.

‚Wieso denn? Warum soll er ihm etwas thun? Höchstens ist's ihm fatal, daß du dich so spät abends im Garten umhergetrieben hast.‘

‚Ich liebe ihn! Und ich liebe ihn! Keinen andern will ich!‘ rief sie, mit dem Fuß aufstampfend.

‚Das weiß aber Papa schon lange,‘ tröstete ich, ‚ich hab's ja selbst gehört, wie er mit Mama darüber geredet hat.‘

‚Nein, keinen andern!‘ trotzte sie weiter und schlug mit geballter Faust wie wahnsinnig gegen die Thür.

Ich zuckte die Schultern und schwieg, meinend, daß sie verrückt geworden wäre.

Nun ging Papas Thür wieder, Schritte verhallten im Hause, dann blieb es totenstill. Es ist unglaublich, was ich in den folgenden Stunden mit Ilse durchgemacht habe. Sie schluchzte, sie schrie und tobte und stand doch weder Rede noch Antwort. Zweimal riß ich sie vom Fenster zurück, sie wollte hinaus, in den See, wie sie drohte. Mit Tagesanbruch warf sie sich endlich erschöpft aufs Bett; ich blieb frierend und abgespannt auf dem Sofa hocken und zergrübelte mein Gehirn, was da geschehen sein mochte. Um fünf Uhr sollten die Herren abrücken; um vier Uhr schon schloß Papa unsere Thüre auf und schrie Ilse zu, sie sollte in sein Zimmer kommen.

Wie eine Verbrecherin, verweint, in nachlässiger Toilette, schlich sie hinüber, das Haar wirr um ihr blasses Gesicht, mit Augen wie eine Irre! Aber wie eine Königin kam sie nach einer Viertelstunde zurück und warf sich mir jauchzend um den Hals.

‚Gratuliere mir, Neß — Feddersen hat eben um mich angehalten!‘

Ich war einer Ohnmacht nahe. ‚Ich denke, du liebst Hans Oldenroth?‘

‚Ih, Jott bewahre! Wie kommst du darauf?‘ antwortete sie, zog ihre Kleider mit ihrer alten Langsamkeit aus und schlüpfte ins Bett, um den versäumten Schlummer nachzuholen. Sie schlief ohne weiteres ein — wie ein Kind, das seinen Willen erlangt hat.

Ich lief zum Papa hinüber; ich glaubte noch immer, sie wollte mich necken oder sie wäre verdreht geworden, es war ja doch unmöglich! Ich fand Papa auf der Schwelle der großen Hausthür stehend und den Hut schwenkend. Aus dem Hofthor drüben ritten eben die Herren in den sonnigen Morgen hinaus; der Oberst wandte sich noch einmal und grüßte artig zurück, die anderen ebenfalls, nur Feddersen zog davon, ohne sich umzuschauen, und hätte doch die meiste Ursache dazu gehabt.

‚Papa,‘ begann ich, und die Zähne schlugen mir aufeinander, ‚ist's wahr, was die Ilse sagt?‘

Er wandte mir sein Gesicht zu; grau und runzlig sah es aus an diesem Morgen, um zehn Jahre gealtert. ‚Daß sie verlobt ist mit dem Feddersen? Ja, das ist wahr!‘ bestätigte er ruhig.

‚Aber der andere?‘ rief ich, ‚sie liebt ja den andern! Wie kannst du sie in dieser Laune bestärken? Sie werden ja beide unglücklich, todunglücklich!‘

Auf einmal schlängelte sich die gefürchtete blaue Ader über Papas Stirn, er griff mich an der Schulter und schüttelte mich, als hätt' ich ein Verbrechen begangen.

‚Wenn sich meine Tochter mit aufgelöster Mähne in einer spinnwebdünnen Jacke um Mitternacht mit einem Manne im Garten trifft, so heiratet sie ihn ohne Gnade und Barmherzigkeit, oder ich schlage den Mörje dod wie einen tollen Hund. Ob die dabei glücklich werden oder nicht, das ist mir total Wurscht, mein Dochter. So eine, weißt du — —‘

Er schrie, als wollte er einen Toten erwecken; die ganze furchtbare Wut über diese Geschichte schien sich mir gegenüber entladen zu wollen. Dann ließ er meinen schmerzenden Arm so plötzlich los, daß ich Mühe hatte, das Gleichgewicht zu bewahren, und ging sporenstreichs und barhäuptig aus dem Hause nach den Ställen hinüber. Ich lief in entgegengesetzter Richtung hinaus in den Park, hockte mich auf irgend eine versteckte Bank und saß dort zitternd vor Empörung stundenlang.

Nun war mir ja alles klar! Ilse und ihr Verlobter waren mir zunächst gleichgültig. Ich konnte nur an Hans denken, immer wieder an Hans, den armen, um seine Liebe betrogenen Hans! Zwei Tage ging ich so umher, dann — denke nicht schlecht von mir, Sette — dann schrieb ich an ihn; er sollte doch wissen, daß es im Hause jemand gäbe, der zu ihm hielte, und er sollte nicht uns alle verantwortlich machen für das, was die eine an ihm gesündigt hatte. Ich habe nie einen so warmen, herzlichen Brief geschrieben in meinem Leben, aber weiter wollte ich nichts damit, wirklich nicht, Sette. Nach ein paar Tagen bat Hans mich um meine Hand. Es war ein sonderbarer Brief. Wenn ich ihn heute lesen würde mit meinen schweren Erfahrungen, meinem durch Leid geschärften Verstand — vielleicht wäre alles anders gekommen — aber damals —? Ich las nichts weiter heraus, als daß d e r Mann, den ich von ganzer Seele liebte, mich zur Frau begehrte. — Wie geblendet war ich. — Ich überlegte nicht, ich forschte nicht nach, woher dieses plötzliche Begehren stamme, ich taumelte unher in meinem Glückrausch wie trunken. Dann faßte ich mir doch ein Herz und ging mit dem Schreiben zu Papa. Da kam ich schön an!

‚Nee, mein Dochter!‘ sagte er ruhig. Dann nahm er mich am Arm, führte mich zur Thür und ersuchte mich ironisch, mich dieser Angelegenheit wegen niemals wieder zu ihm zu bemühen. Ich wäre ja g'rad' nicht dazu geschaffen, große Ansprüche an das Leben zu machen, aber ein bißchen mehr, als der Lückenbüßer für die Ilse und das schuldenzahlende Portemonnaie für den Herrn Leutnant Oldenroth zu sein, das könnte ich am Ende doch verlangen. ‚Morgen, mein Dochter, und gute Besserung!‘ Und dabei tippte er mit dem Zeigefinger an die Stirn.

Ach Gott, daß ich dir das alles erzähle, Sette! Ich sah ja nun auch ein, daß es so ähnlich war, wie Papa es auffaßte; aber diese Erkenntnis schreckte mich nicht mehr, ich hatte Hans zu lieb, und ich redete mir ein, ein wenig Sympathie müßte er doch für mich haben, sonst würde er mich nicht begehren. Er schrieb ja von einer ungewöhnlich herzlichen Zuneigung, von dem beglückenden Gefühl, eine Seele zu wissen, die ihn verstünde. Ach, Sette, und nun grämte ich mich und grämte mich um ihn, schwieg, bis ich krank, recht ordentlich krank wurde und der Doktor eines Tages im Nebenzimmer zu Papa sagte: ‚Lieber Gott, Herr Baron, die verbrennt ja wie ein Licht an der Geschichte! Seien Sie doch nicht so halsstarrig, die jungen Leute tragen ihr eigenes Fell zu Markte, wenn sie's miteinander wagen. Sie haben sie gewarnt, mehr können Sie nicht thun als guter Vater. In solchen Fällen ist's immer das Beste, großmütig zu sein und zu sagen: Da habt ihr euch — ich wasche meine Hände — schrumm!‘

Einige Tage später ließ dann Papa Hans nach Berlin kommen, wo wir schon wohnten wegen Ilsens Hochzeit, und — — Na, du weißt ja, wie's geworden ist mit uns beiden, Sette — er unglücklich, ich krank — so krank!“ Sie schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte heftig.

Lisette stand auf und trat von Agnes weg ans Fenster. Ihre Wangen brannten, als hätte ihr jemand ins Gesicht geschlagen. So war es also gekommen, so ging er ihr verloren! Sie hatte sich stets gescheut, die Entscheidung herbeizuführen, war immer und immer beschieden dem bindenden Wort ausgewichen, sowohl bei ihrem Zusammensein wie in all ihren Briefen; er sollte sich nicht übereilen, nicht binden. Sie wußte ja: wenn er erst in der Lage war, die Frau, die er begehrte, zu ernähren, würde er freudig vor sie hintreten und sprechen: Nun komm, jetzt darf ich dich fordern! Mit einer Zurückhaltung sondergleichen waren ihre Beziehungen gepflegt worden. Diese Beziehungen, die sie für feiter gehalten hatte als Ketten, unzerreißbare Ketten! —

Da lag der schweigende Park mit seinen Bosketts, seinen schimmernden Plätzen und tiefen Schatten, und darüber stand derselbe Mond, der es mit angesehen hatte, wie blinde Leidenschaft durch diese Wege gehetzt, um das Begehrte an sich zu reißen, nicht achtend dessen, was sie vernichtete: ein reines Menschenglück! Armes Lieb! Und die Hände ihm so gebunden mit den Ketten der Standesehre, und die Zunge so gebunden durch die sogenannte Ritterlichkeit, der Dame, der Tochter aus gutem Hause, gegenüber! O, über dieses schamlose, tolle, unweibliche Geschöpf! Der Haß quoll ihr siedend zum Haupt. Es war ihr, als wären hundert Schleier vor ihren Mädchenaugen fortgezogen, sie war plötzlich hellsehend geworden. Was hätte er damals thun sollen? — Wenn ein junges, schönes Weib in duftiger Sommernacht die Arme um ihn schlingt und ihn ansieht mit diesen rätselhaften Augen? Er war ja jung, er hätte gar nicht Zeit gehabt, sich zu besinnen und wenn auch, wenn er wirklich entrüstet gewesen wäre — der alte Herr würde in seiner Empörung einer rein sachlichen Auseinandersetzung nicht zugänglich gewesen sein. Sie wußte, was solchen Dingen zu folgen pflegte: Zweikampf — Tod möglicherweise und der ganze ungeheure Skandal obenein! Gott allein weiß, was er für Augenblicke durchlebt hatte, bevor er zu dem endgiltigen Entschluß kam, seine Liebe mit beiden Händen zu fassen und fortzuwerfen — weit — weit — so daß er sie nie mehr erreichen konnte; mochte sie sehen, wie sie fertig wurde, er — er that nur, was er mußte in dieser Lage — er verlobte sich! — —

Und es ging ja auch, offenbar ging's, er war vielleicht sogar glücklich geworden. Sie hatte ja Vermögen, sie, die Tochter vom alten Brunsberg auf Buchte! Vielleicht wurde es ihm gar nicht einmal so schwer, vielleicht — —

Sie fuhr aus ihrem Brüten empor und schloß hastig das Fenster. Vom Hofe her scholl zeit Hundegebell und das Rollen eines Wagens, im Korridor wurden Tritte laut und Stimmen, dazwischen das hohe flanglose Lachen Ilsens.

„Jetzt ist er gekommen," sagte das Mädchen langsam, und sie bog den Kopf in den Nacken zurück mit einer gewissen stolzen Gebärde. Dann trat sie an das Ruhebett und beugte sich zu der noch immer Weinenden hinunter.

„Es thut mir leid, daß du dich so aufgeregt hast, Agnes; du hättest doch lieber nicht davon erzählen sollen."

„Ach, laß nur, es that mir gut, Sette. Nun weißt du doch, wie wir zu unseren Männern gekommen sind; nicht wahr — romantisch, ideal geradezu? Ach, mein Kopf, mein Kopf, Sette! Hast du gehört, wie sie ihn eben entgegenlief und jubelte?"

„Warum sollte sie auch nicht? Sie liebt ihn ja!"

Die Kranke schwieg. Eben drangen wieder die Stimmen und das Gelächter herein, und Sette zuckte zusammen. Eine der Stimmen hörte sie deutlich heraus, die konnte sie, jedes Wort verstand sie: „Laß dich nicht stören, Ilse, mein Kopf schmerzt heftig, ich möchte gleich zur Ruhe gehen —"

Darauf ein wehrtönendes lautes Bedauern und das hohe weinerliche Bitten Ilsens: „Ach, das ist ja langweilig, Fritz! — Nein, nein — alle haben sich schon auf dich gefreut, du mußt noch herunter kommen."

Agnes sachte leise und kurz. „Paß auf, er wird gehorchen, der wohlversorgene Mann! Er kann ja doch morgen Kopfweh haben so viel er will, dagegen hat Ilse gar nichts, aber heute giebt's keinen Pardon; sie will ihn vorstellen, sie will mit ihm renommieren — er muß! So behandelt man die Leute, die man liebt, merke dir das, Sette!"

Lisette faßte die Kranke um die Taille und half ihr, sich aufzurichten. Während sie dieselbe dann in das Nebenzimmer mehr trug als führte, sagte sie ruhig: „Wenn er es thut, so liebt er sie auch: er hat doch einen Willen."

Agnes blickte sie an aus nächster Nähe. Lisette sah ihre Augen voll Thränen und ihren zuckenden empörten Mund. Aber sie sagte nichts mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ablesen von den Lippen.

Von **G. Riemann.**

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Seitdem Samuel Heinicke (1778) die Lautsprachenmethode für Taubstumme zur Anwendung und Geltung brachte, lernen auch die Taubstummen gleichzeitig mit dem Sprechen das Ablesen oder Absehen von den Lippen. Wie kommt es nun, daß das Absehen von verhältnismäßig nur wenigen Spätertaubten und schwerhörig Gewordenen gelernt und geübt wird? Einmal weil die erwachsenen Schwerhörigen oft meinen, daß diese Kunst so eine Art Reservatrecht der Taubstummen sei und nur von diesen recht erlernt werden könne. Andererseits kommt es daher, daß man zu schnell vom Absehen Abstand nimmt, wenn es nicht einen vollen Erfolg für das Gehör schafft. Es sei deshalb hier Wesen und Wert des Absehens zu Nutz und Frommen der später taub Gewordenen und deren Angehöriger einmal kurz dargelegt.

Der Lautsummne erlernt das Absehen mit der Nachbildung der Sprechlaute, und er bedarf wegen der langen Uebung der Einzellaute keiner Erklärung dessen, was er sieht. Der Schwerhörige und Taube muß aber besonders auf „die sichtbaren Wesenlichkeiten der Laute" aufmerksam gemacht werden; denn die Sprechlaute als solche sind ihm bekannt. Er muß wissen, wie das a, o, i, s, t ꝛc. am sprechenden Munde aussieht. Diese Hauptregel haben alle Taubstummenlehrer, die je Schwerhörige unterrichteten, gekannt und beachtet. Man ist aber oft darin zu weit gegangen und wollte alle Laute so deutlich demonstrieren, daß schließlich ein zu scharfes Bild der Artikulate herauskam, das der Schüler nachher bei der sprechenden Umgebung nicht wiederfand. Jetzt legt man nur Wert darauf, von vornherein die Erscheinung der Laute oder deren Nichterscheinen beim fließenden Sprechen in Obacht zu ziehen. Der Schüler muß genau über das Sichtbare der Laute unterrichtet werden, er muß aber auch wissen, wann dieser oder jener Laut überhaupt nicht gesehen und nur aus dem Zusammenhange ergänzt wird. Es giebt Schwerhörige, die genau mit der Physiologie der Laute bekannt sind und doch nicht zum Absehen kommen. Erst wenn sie es aufgeben, jeden Laut am sprechenden Munde kennen zu wollen, lernen sie das Absehen. Die Kunst des Absehens besteht im Sehen des Sichtbaren und im richtigen Ergänzen des Unsichtbaren. Die sichtbare Mundstellung bei den Vokalen ist leicht auszulassen und läßt sich durch folgendes Schema veranschaulichen: □ a □ o ○ u ⌜ ⌝ e — i. Ebenso sind viele Konsonanten leicht erkennbar, aber einzelne bleiben beim fließenden Sprechen ganz unsichtbar. Um das recht klar zu machen, mögen einige Beispiele ihre Stelle finden. Den Satz: „Er macht oft Spaß" wird man am sprechenden Munde etwa so sehen: „ɛ< ma—t oft schɑ^". Wie zu ersehen, geht sich das r bei „er", wenn dasselbe hinten gesprochen wird, nur als eine Verlängerung des e, das ch in „macht" ist ebenfalls im fließenden Sprechen nur als eine Verlangerung des a kenntlich. „Viele Leute standen auf der Straße" wird sich etwa so aussehnen: „fie leute ſchtanden auf de< ſchtɑ^ße". Das v bei „viele" erscheint ebenso wie ein f, und das eu in Leute zeigt sich als oü. „Ich habe keine Zeit", „i< habe kaine Tait". Die angegebenen Beispiele enthalten natürlich nicht alle Möglichkeiten, sie sollen nur ungefähr zeigen, wie sich die sichtbare Sprache gestaltet. Es gehört selbstverständlich viel Zeit dazu, bis dieses aphoristische Aufsaßen der Sprache dem Schwerhörigen in Fleisch und Blut übergeht. Ja, die kritische Entscheidung, ob das Absehen demselben sozusagen zur zweiten Natur wird, liegt weit hinter dem eigentlichen Unterrichtskursus. Daß aber im Absehen viel gelernt werden kann, hat die Erfahrung gelehrt. Man lernt das Absehen mit der Zeit immer besser und zuletzt geht einem beinahe das Gefühl verloren, taub zu sein, es ist als höre man, so klar und zweifellos sieht man die Worte ab! Ich selbst bin eine glückliche Frau, verkehre mit meinem Manne vermöge dieser Fertigkeit des Absehens ohne Schwierigkeiten, sogar beim Spazierengehen in den Straßen der Stadt." So schreibt eine taub Gewordene, die ihren Mitleidenden das Absehen empfehlen möchte. Freilich, ein voller Ersatz für das Hören wird das Absehen nie, aber es verringert die Vereinsamung, hemmt die Schwermut und erneut die Lebensfreudigkeit. Es muß auch zugegeben werden, daß es Menschen giebt, von denen ein Absehen schier unmöglich ist, die entweder gar keine Mundbewegungen machen, oder durch Grimassen ihre Aussprache entstellen. Die nächste Umgebung des Tauben wird sich aber meist gern beflessigen, möglichst natürlich zu ihrem Absehenden zu sprechen. Im allgemeinen werden die Wißgetauben das Absehen immer besser erlernen als die Schwerhörigen; denn erstere sind nur auf diese Hilfe angewiesen. Wenn aber der Schwerhörige das Absehen mit Eifer durchführt, so wird auch er an demselben eine gute Stütze haben, und oft wird es ihm vorkommen, als ob er wieder besser höre.

Die Leistungsfähigkeit der Taubstummen, später taub Gewordenen und Schwerhörigen ist zwar in Bezug auf das Ablesen durch gleiche Grenzen bedingt, es wird dieselbe aber für den Tauben und Schwerhörigen innerhalb dieser Grenzen durch die größere sprachliche Gewandtheit erleichtert und gefördert. Mechanische Uebung und Sicherheit und gute Kombinationsgabe sichern einen guten Erfolg im Absehen von den Lippen. Als selbstverständlich muß natürlich vorausgesetzt werden, daß der Schwerhörige trotz dieser Hilfe nicht eher auf ärztlichen Rat verzichtet, bis der Spezialarzt die Hoffnung auf Besserung des Gehörs nimmt.

Wild-West.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Reiseerinnerungen eines Geologen an die amerikanischen Felsengebirge und Prairien.

Von Professor Dr. **E. Fraas.** Mit Illustrationen nach Skizzen und Photographieen.

1. Bei den „Schreckenssauriern" der Laramie.

Lager am Bone-cabin.

Mit lautem Gebimmel fährt die schwere, im Vergleiche mit unseren deutschen Lokomotiven riesengroße Maschine der Burlington Linie in die Station Medicine Bow ein, und dem Zuge entsteigen zwei Reisende, ein gewisses Ereignis für diese kleine, nur aus einigen Holzhäusern und einer Wasseranlage für die Lokomotive bestehende Station, inmitten der endlos erscheinenden Prairien der Laramieebene. Vergebens wird der verehrte Leser, auch wenn er einen guten Atlas zur Hand nimmt, über diesen für die amerikanischen Geologen wichtigen Ausgangspunkt zahlreicher Expeditionen etwas zu erkunden suchen, und es möge daher bemerkt sein, daß wir uns an der Ostseite des nordamerikanischen Felsengebirges im Staate Wyoming befinden, an einem der wichtigen Bahnübergänge vom Osten der Vereinigten Staaten nach der pacifischen Seite, d. h. von Chicago und Omaha nach Portland. In steilem Anstieg mit gewagten Viadukten und langen Tunnelbauten gewinnt die Bahnlinie zwischen Cheyenne und Laramie die erste Hochterrasse des Felsengebirges, welche in einer Höhenlage von 2200 m sich in einer weiten Ebene zwischen dem Laramiegebirge und den Elk Head Mountains ausbreitet. Diese Hochebene mit dem landschaftlichen Charakter der Prairien, d. h. weiter Grasflächen ohne Baumwuchs, ist die Laramieebene, und hier befindet sich jene obenerwähnte Station Medicine Bow, welche die beiden Gelehrten, die ich als Professor Osborn vom American Museum in New York und meine Wenigkeit, d. h. einen schwäbischen Geologen, auszuspionieren habe, zum Ausgangspunkt einer geologischen Exkursion gewählt hatten.

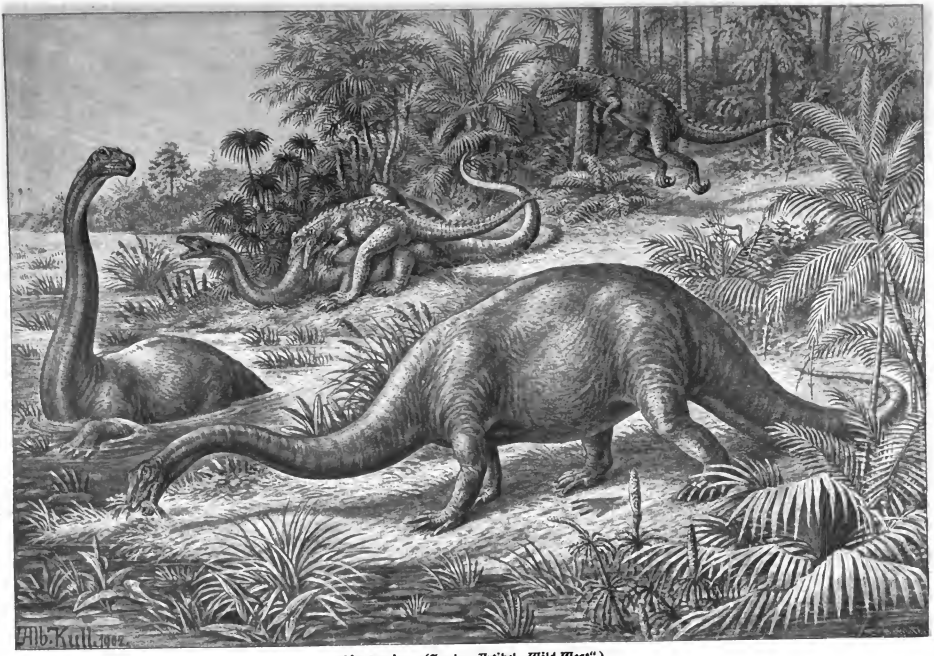
Wir waren nicht etwa auf direktem Wege nach Wyoming gekommen, sondern hatten bereits eine große, aber sehr angenehme Reise in Colorado und Utah hinter uns, und ich speziell war schon viele Wochen in den Vereinigten Staaten unterwegs und hatte mich langsam von New York nach Denver in Colorado, dem Ausgangspunkt unserer gemeinsamen Forschungsreisen, durchgeschlagen, indem ich unterwegs an allen wichtigen Sammlungen und Universitäten Aufenthalt genommen hatte, um die reichen Schätze dieser Anstalten kennenzulernen. Während es sich aber bisher bei der Reise nur um lange, durch die vorzüglichen Einrichtungen der amerikanischen Eisenbahnen sehr angenehme Fahrten und um kleinere Abstecher von der Bahn aus nach dem Gebirge gehandelt hatte, sollte nunmehr ein neues Reiseleben beginnen, von dessen Reizen mir mein Freund und Kollege schon so vieles vorgeschwärmt hatte. Mit entschiedenem Mißtrauen freilich hatte ich die überaus einfache Ausrüstung für die nächsten Wochen betrachtet, welche der praktische Amerikaner in kaum einer halben Stunde und um wenige Dollars für uns in Denver besorgt hatte und die soeben in einem wohlverschnürten Ballen uns vor die Füße geworfen wurde. Ein großes, wasserdichtes Segeltuch, einige wollene Decken, ein langer Oelmantel, Stricker genannt, ferner Handtücher und ein Paar blauer Ueberhosen aus rauher Sackleinwand war alles, was ich seiner Ansicht nach bedurfte.

Wir wurden an der Station von einem Präparator des American Museum erwartet, der an einer berühmten Fundstätte in der Nähe der Station schon seit Wochen sein Lager aufgeschlagen hatte und mit Ausgrabungen beschäftigt war. Ein leichter Wagen nahm unser Gepäck auf, zwei Sattelpferde standen bereit, und ohne viel Umschweife ging es von der Station weg in die weite Prairie hinaus.

Der Medicin River konnte ausnahmsweise auf einer Brücke überschritten werden, und bald verschwand auch die kleine Niederlassung an der Bahn, wo sich wenige Minuten nach unserem Abgange eine jener wilden Scenen abspielte, die nur zu häufig in diesen Gegenden vorkommen. In der kleinen Schenke am Bahnhof, so berichtete uns anderen Tags ein prächtig aufgeputzter Reiter beim Passieren unseres Lagers, waren zwei Cowboys, mit denen auch wir noch einen Gruß gewechselt hatten, in Streit geraten; ein wilder Messerkampf war die Folge, der eine blieb tot, der andere schwer verletzt auf dem Platze. Das sind Scenen, die den Wilden Westen charakterisieren, und von welchen ich noch öfters auf meiner Reise Proben vor Augen hatte. Ich war aber doch froh, dem Vorgang an diesem Mittag nicht beigewohnt zu haben, denn so konnte ich mich mit vollem Genusse dem ungewohnten Reiterleben hingeben.

Drei Stunden ging es in gemütlichem Tempo durch die flach gewellte Hügellandschaft, bis wir in der Ferne zwei weiße Punkte schimmern sahen und in ihnen die Zelte unseres Lagerplatzes erkannten. Als wir sie erreichten, war es Abend geworden, und freundlich wurden wir von den beiden Insassen des Camp (Lager) eingeladen, an dem festlich bereiteten Mahle teilzunehmen. Herrlich schmeckten die gebackenen Eier mit Speck und Bohnen, wenn auch das Getränk, ein trübes, lehmiges Wasser, das mich an mein afrikanisches Lagerleben erinnerte, zu wünschen übrig ließ.

Etwas gespannt war ich aber doch, wie sich die Sache weiter entwickeln würde, denn ich sah nur die zwei kleinen Zelte, von welchen das größere als Küche und Speisesaum, das andere kleine als Aufbewahrungsort für das Gepäck und die erbeuteten Stücke, welche vor Nässe zu schützen waren, diente.



Dinosaurier. (Zu dem Artikel „Wild-West".)
Nach einer Originalzeichnung von A. Kull.

Schüchtern erlaubte ich mir die offenbar etwas naive Frage, wo wir wohl unser Nachtquartier haben würden, denn ich bekam lächelnd die Antwort: „Ja, Professor, haben Sie denn hier nicht Platz genug?“ Das war nun freilich nicht zu leugnen, daß man sich in der weiten Prairie nicht zu drängeln brauchte, aber so ohne weiteres sich auf den Boden zu betten — das pflegen wir Schwaben für gewöhnlich nicht zu thun. Aber nur mutig an die Arbeit! Zuerst wird die wasserdichte Decke ausgebreitet, darauf kommen Osborns Schlafsack und meine wollenen Decken, über diese wird wiederum die umgeklappte Hälfte des wasserdichten Tuches geschlagen, und ein Doppelbett, das uns vor Frost und Nässe schützen wird, ist in wenig Minuten fertig. Regen drohte heute nacht nicht, denn im wolkenlosen Glanze erstrahlte der Sternenhimmel einer schönen Mainacht, der milde Schein des Halbmondes beleuchtete die malerische Lagerscene und die weiten Gefilde der Prairie. Weitab über Prairie und Felsengebirge und über den Ocean schweiften die Gedanken nach den fernen Lieben zu Hause, denn das harte und ungewohnte Lager, die Unendlichkeit der Umgebung, nicht zum wenigsten auch die tiefen Atemzüge meines Bettgenossen und das ferne Geheule des Coyote oder Prairiewolfes bannten stundenlang den Schlaf.

Lagerleben am Bone-cabin.

Die ersten Strahlen der Sonne und der Ruf „Breakfast ready!“ d. h. „Auf zum Frühstück!“ weckten uns, und fröhlend und leudenlahm suchte ich mich aus meinen Decken zu schälen und das Tagewerk zu beginnen. An Arbeit fehlte es nicht, und zwar an einer für den geologischen Forscher überaus spannenden und interessanten Aufgabe, denn wir befanden uns an einem der berühmtesten Fundplätze in der amerikanischen Juraformation, dem Bone-cabin, d. h. Knochenhaus. Schon bei unserer Ankunft hatte ich einen Blick auf die ausgedehnten Grabarbeiten geworfen, welche in nächster Nähe des Lagers ausgeführt wurden, aber was ich nun zu sehen bekam, übertraf weit alle meine Erwartungen und verscheuchte rasch alle Müdigkeit und Steifheit der Glieder.

Ein Stück längst vergangener Urwelt wird hier einem vielleicht Millionen von Jahren dauernden Schlafe im Schoße der Erde entrissen, und aus den versteinerten Knochen weiß der Forscher wieder die damaligen Bewohner gleichsam ins Leben zurückzurufen, und vor seinem geistigen Auge tauchen Gestalten auf, so riesengroß und so abenteuerlich, wie unsere heutige Erde nichts ähnliches mehr aufzuweisen hat. Wir lassen unsere Phantasie lange, lange Zeiten rückwärts in der Erdgeschichte schweifen; wie viel Hunderttausende oder Millionen von Jahren, das weiß ich nicht zu sagen, denn unendlich alt ist unsere Erde, und auch die einzelnen Teile dieser Unendlichkeit, die geologischen Perioden oder Weltenalter, sind so lange, daß sie sich nicht auf Jahre berechnen lassen. Der Geologe hat es längst aufgegeben, mit Jahreszahlen zu rechnen, er bestimmt die Weltenalter nach den Ablagerungen oder Formationen und nach den in den Gesteinen enthaltenen Versteinerungen. Niemals, daran müssen wir uns erinnern, steht das große Triebrad der Natur still, ununterbrochen arbeiten die Naturkräfte, vor allem Feuer und Wasser, auf der einen Seite zerstörend, auf der anderen aufbauend. So sind im Laufe der Aeonen große, mächtige Gebirge, ja selbst Kontinente vom Wasser abgetragen worden, aber dieselben Massen, nur in veränderter Form, erscheinen wieder als Aufschüttung in den Niederungen und Meeren, und in diesen Aufschüttungen finden sich auch die Ueberreste der derzeitigen Tierwelt, Schalen von Muscheln und Schnecken, Knochen und Zähne von Wirbeltieren, Pflanzenreste und dergleichen. Da aber auch die Entwicklung der Pflanzen- und Tierwelt nie stille steht, sondern ununterbrochen weiter schreitet, so können wir aus den versteinerten Ueberresten auf das jeweilige Entwicklungsstadium der Tierwelt und hieraus auf das geologische Alter der betreffenden Gesteine schließen. Da wir ferner, wie erwähnt, nicht mit Jahreszahlen oder Dynastien rechnen können, aber doch ein Wort für unsere Zeitalter brauchen, so hat sich der Geologe daran gewöhnt, den Namen für die Formation, d. h. das in einer gewissen Periode aufgeschüttete und gebildete Gestein, auch auf die Zeitperiode zu übertragen. So bedeutet uns die Juraformation, welche nach ihrer schönen Entwicklung im Schweizer Juragebirge so genannt wurde, nicht nur ein bestimmtes Gestein mit den für die damalige Entwicklung bezeichnenden Versteinerungen, sondern sie bedeutet auch einen bestimmten Zeitabschnitt unserer Erdgeschichte.

Aus den Gesteinen und Versteinerungen wissen wir, daß in der Jurazeit die Gestaltung der Erdoberfläche sehr verschieden war von der heutigen. Der größte Teil Europas, besonders die Gegenden der Alb, des Frankenjura, der Karpathen, auch ein großer Teil der Alpen, war vom Meer überflutet. Eine seltsame, heute fast gänzlich erloschene Tierwelt bevölkerte dieses Meer, und deren Ueberreste in Gestalt von Ammoniten, Belemniten, Terebrateln findet der Wanderer gar häufig aus den Schichten ausgewittert. Menschen gab es damals noch nicht, ja selbst die Säugetiere waren überaus selten und nur durch kleine Insektenfresser vertreten. Dagegen beherrschten die Tierwelt die Reptilien oder Saurier, welche durch Größe und Kraft ausgezeichnet waren. Sie hatten in der Juraperiode ihre Blütezeit; in den Meeren tummelten sich Herden von delphinartigen Ichthyosauriern, langhalsigen Plesiosauriern und verschiedenartigen Meerkrokodilen. Auf dem Festlande aber finden wir neben raschen Echsen und plumpen Schildkröten gewaltig große sogenannte Dinosaurier oder Schreckensaurier, und selbst die Luft war bevölkert von seltsam gestalteten Flugsauriern.

Wir kehren von dieser allgemein geologischen Abschweifung wieder zurück in die Prairien des fernen Westens, wo wir uns im Gebiete der Juraformation befanden, und zwar in Gesteinsarten, die nicht im Meere, sondern auf einem weiten Kontinente an den Ufern großer Süßwasserseen gebildet wurden. Wir

dürfen daraus den Schluß ziehen, daß der größte Teil von Nordamerika auch in dieser Erdperiode schon Festland war und einen großen Kontinent bildete. Wie heute im Norden der Vereinigten Staaten und in Kanada, so breitete sich damals im Osten des Felsengebirges, von Montana durch ganz Wyoming, Süd-Dakota, Colorado, Utah bis Arizona und Neu-Mexiko reichend, ein Gebiet flacher sumpfiger Niederungen und weiter Inlandseen aus. In dieses sogenannte Depressionsgebiet ergossen sich in Menge träg fließende Ströme, welche große Massen von feinem Sand und Schlamm mit sich führten und in ihren Deltas absetzten. In diesen sumpfigen Niederungen, welche wohl den Charakter üppiger, tropischer Dschungeln mit saftigem Gras, Schilf, Farnkräutern und Cycadeen trugen, hatte sich eine ganz eigenartige, den großen amerikanischen Verhältnissen angepaßte Tierwelt entwickelt. Es waren dies die obenerwähnten Dinosaurier oder Schreckensaurier, so genannt wegen ihrer abenteuerlichen Gestalt, vor allem aber wegen ihrer schreckhaften Größe.

Man konnte es den Gelehrten Europas nicht übelnehmen, daß sie an Schwindel und Uebertreibungen glaubten, als die erste Kunde von diesen Funden zu uns kam. Handelte es sich doch um Tiersormen, die alles bis dahin Bekannte weit in Schatten stellten und die, als Landtiere gedacht, in der That „wandelnden Bergen" gleichen mußten. Die zahlreichen, teilweise vorzüglichen Funde haben die Angaben der amerikanischen Forscher in vollem Maße bestätigt, und unsere Kenntnis von einzelnen dieser Riesen ist so vollständig, daß die Rekonstruktion des lebenden Tieres kein Phantasiegebilde mehr ist, sondern annähernd die wirkliche Gestalt wiedergiebt. Von den Größenverhältnissen eines solchen Dinosauriers giebt uns am besten unser nebenstehendes Bild eine Anschauung. Es ist meine liebenswürdige Gastgeberin in Laramie, Mrs. K., welche sich neben einen soeben eingebrachten Oberschenkelknochen eines Brontosaurus gestellt hat, und dieser einzelne Knochen überragt sie noch um mehr als Kopflänge, obgleich sie eine stattliche Dame ist. Dieses Stück ist noch keineswegs das größte seiner Art, denn im Museum von Chicago steht eines mit 2,15 m Länge und über $1/2$ m Dicke, d. h. größer als der größte Soldat der deutschen Garden; ja Bruchstücke in New York und New Haven weisen noch größere Dimensionen auf. Das Mammut wird gewöhnlich als größtes bekanntes Landtier angeführt, aber dessen Schenkelbein erreicht noch nicht die Hälfte der Länge und Stärke des gleichen Knochens dieser Dinosaurier. Es schwindelt einem Anatomen beinahe, wenn er sich in denselben Proportionen das Bein nach unten ergänzt, denn der Unterschenkel zusammen mit dem Fuß erreicht annähernd wiederum die Länge des Oberschenkels, und denken wir daran, daß dieses Bein an einem entsprechend mächtig gebogen Becken saß, über welches noch die Fortsätze der Kreuzwirbel $1/2$ m hoch hinausragten, so bekommen wir eine Körperhöhe dieses Sauriers von 5 bis 6 m; dies ist doppelt so hoch als ein mittelgroßer Elefant und immer noch viel höher als das größte bekannte Mammut. Nun müssen wir uns aber weiterhin klar machen, daß es sich hierbei nicht um hochgebaute Säugetiere, sondern um Reptilien mit gestrecktem Rumpf, kräftigem Schwanz und langem Halse handelt, wodurch das Tier das stattliche Maß von 22 m erreicht. Auch hier kann unserer Vorstellung am besten ein Vergleich nachhelfen, denn die tote Zahl giebt uns noch kein Bild. Die Länge der größten bekannten Elefanten übersteigt nicht 7 m; aber dies ist von der Rüsselspitze zur Schwanzspitze gemessen, die wirkliche Länge des gehenden Tieres ist nicht viel mehr als 5 m, auch das Nashorn erreicht kaum eine Gesamtlänge von 4 m, wovon 60 cm auf den Schwanz fallen. Bei den Reptilien finden wir die größten Vertreter unter den Krokodilen und Riesenschlangen, beide sollen bis 10 m Länge erreichen, aber selbst die größten Exemplare unserer Museen messen nur 6 bis 7 m. Und nun denke man sich einen Lindwurm viermal so lang als ein riesiges Krokodil oder ein Elefant; unsere Phantasie sträubt sich, und immer wieder drängt sich der Gedanke auf, daß solche Riesen auf dem Lande unmöglich sind und waren, aber die Beweisstücke sind unträglich, und so müssen wir es wohl oder übel glauben, daß auch damals schon in Amerika alles am größten war.

Oberschenkelknochen eines Brontosaurus.

Doch schauen wir uns diese Gesellen etwas näher an, so sehen wir, daß gerade diese Riesen von zwanzig und mehr Metern Länge recht harmlos waren. Der auffallend kleine Schädel mit schwachem Gebiß, der plumpe Körperbau mit den hohen Vorder- und Hinterfüßen spricht für einen stumpfsinnigen, dummen Pflanzenfresser, der im Sumpfe sich wälzte und vom Morgen bis Abend Kräuter auszurupfen und zu fressen hatte, um den ungeheuren Wanst zu füllen. Viel Intelligenz haben diese Tiere sicher auch nicht entwickelt, denn ihr Gehirn ist ganz unverhältnismäßig klein und einfach gebaut; seltsamerweise findet sich auch in den Beckenwirbeln eine gehirnartige Erweiterung des Nervensystems, welche den Gedankenflug im Schädel mehr als zehnfach an Masse übertrifft, so daß man wohl sagen kann, diese Dinosaurier haben sich „mit Bedacht" gesetzt. Aber selbst diese Kolosse, von denen man glauben sollte, daß sie jedem Feinde unzugänglich gewesen wären, hatten kein friedliches, ungestörtes Dasein; im Gegenteil, sie hatten furchtbare Gegner sogar unter ihren eigenen Stammesgenossen. Zerbissene und teilweise wieder ausgeheilte Knochen, angenagte Wirbel und dergleichen, welche in den Saurierschichten gefunden wurden, legen ein beredtes Zeugnis ab von den wütenden Kämpfen dieser vorsintflutlichen Ungeheuer, bei deren Toben der Boden erdröhnt haben mag, während unter den wuchtigen Schlägen des Schwanzes der Gischt des schmutzigen Sumpfwassers haushoch aufsprützte. Neben den riesengroßen pflanzenfressenden Dinosauriern, welche wir bei unserer Schilderung im Auge gehabt haben, hausten in jener Zeit auch fleischfressende Arten, welche die Rolle der heutigen Raubtiere spielten. Standen sie auch an Größe um etwa die Hälfte zurück, so waren sie dafür durch große Gelenkigkeit und ein fürchterliches Gebiß ausgezeichnet. Selbstam genug mag ihr Anblick gewesen sein, denn ihre Gestalt und namentlich ihre Bewegung erinnert mehr an Känguruhs als an irgend welche unserer lebenden Reptilien. Auf den kolossalen Hinterbeinen und gestützt durch den kräftigen Schwanz, lamen sie in halbaufgerichteter Stellung in Riesensätzen gesprungen, während die Vorderfüße mehr zum Ergreifen des Feindes geeignet waren und unterstützt wurden durch den großen, mit Hörnern und Höckern besetzten Schädel und das kräftige Gebiß mit den messerscharfen, zweischneidigen Zähnen.

Es ließe sich noch vieles erzählen von diesen ganz eigenartigen Tieren und ihrem Leben und Treiben, und zwar ohne nur die Phantasie walten zu lassen, sondern auf Grund sorgfältiger jahrelanger Untersuchungen und Studien, welche wir unseren Kollegen in Amerika verdanken. Um solche Resultate zu gewinnen, mußten natürlich reiche Aufsammlungen gemacht werden, und in diesem Sammeln und Bergen des Materiales liegt eine Hauptstärke der amerikanischen Geologen. Da sind keine Geldopfer zu groß und keine Strapazen zu bösartig, wenn

Knochenlager in Bone-cabin.

es gilt, derartige wissenschaftliche Schätze für die Museen zu gewinnen; ein edler Wettstreit herrscht zwischen den großen Universitätssammlungen, deren jede sich bemüht, als erste zu gelten. Die Mittel, welche hier mit Leichtigkeit für die kostspieligsten Untersuchungen aufgebracht werden, könnten einen deutschen Sammlungsvorstand, der mit Sparhaus als Küchenmeister zu rechnen hat, mit Neid und Wehmut erfüllen.

Nirgends lernte ich die Sammelarbeit der amerikanischen Kollegen besser kennen als gerade im Bone-cabin-quarry (Knochenhaus-Steinbruch), und es verlohnt sich wohl, einen Blick auf die Arbeit zu werfen. Bone-cabin wurde die Lokalität bezeichnet nach einer kleinen Hütte, welche früher hier stand; sie war schon vor langen Zeiten von Cowboys errichtet worden, und zwar in Ermanglung von Holz oder anderweitigen festen Steinen ausschließlich aus versteinerten Knochenresten, die hier in ungezählter Menge herumlagen. Es schien ein wahrer Kirchhof aus der alten Jurazeit zu sein, auf welchem Dutzende der riesigen Kadaver begraben lagen. Die Kunde von diesen fossilen Knochen drang bis zum Osten der Vereinigten Staaten, und heute ist die Stelle einer der ergiebigsten Fundplätze. Mit den verwitterten Knochen der alten Bone-cabin ließ sich freilich nichts anfangen, aber man suchte das Gesteinslager mit den Knochen im Boden aufzudecken, wo die Gebeine noch unverwittert und die Skelettstücke vielfach im Zusammenhang bloßgelegt werden konnten. Wer aber glaubt, daß hier einfach mit Pickel und Haue oder Hammer und Meißel drauf losgearbeitet würde, irrt sich gewaltig: die fossilen Knochen sind so mürbe und weich, daß sie bei der geringsten Erschütterung oder unvorsichtigen Berührung zerfallen; da heißt es Geduld und nochmals Geduld! Mit feinen Stricheln und Nadeln wird der mürbe Sandstein vorsichtig weggestochert, mit zarten Pinseln und Staubbesen der Sand weggewischt und jede entblößte Stelle eines Knochens sofort mit einem Gemische von Leim und Schellack getränkt, um ihm Festigkeit zu geben. In tage- und wochenlanger Arbeit gelingt es endlich, ein Bein, ein Stück Wirbelsäule oder einen Schädel bloßzulegen; aber damit ist noch nicht ermöglicht, dieselben, die ja noch mit der Unterseite am Gestein haften, abzulösen und wegzunehmen und zu transportieren. Es braucht erneuter Vorsichtsmaßregeln. Zunächst wird der Knochen mit besonders präpariertem, sehr zähem, aber doch schmiegsamem Papier überklebt und dann mit einer dicken Lage von Gips übergossen, der einen festen Mantel um das Stück bildet. Nun wird mit größter Vorsicht das Stück vom Untergrunde abgelöst, umgedreht und auch auf dieser Seite beklebt und eingegossen. Die so geschlossene Gipsform wird fest verschnürt oder in eine frische Kuhhaut eingenäht, welche, auf dem Stück trocknend, einen festen Panzer abgiebt. Nun erst ist das Stück fertig zum Transport, aber man stelle sich einmal vor, welche Massen es zu transportieren gilt, bis so ein 20 m langer Saurier bei einander ist, dessen Oberschenkel ohne Umhüllung über vier Centner, von dem ein Wirbel allein schon gegen einen Centner wiegt. Eine wahre Kraftprobe erforderte der 6850 Pfund schwere Block mit dem Schädel eines Triceratops — eines Dinosauriers mit drei Hörnern — welcher im Pipody Museum in New Haven liegt und welcher 70 Meilen, d. i. 112 km, auf Schleifen und Wagen ohne Wege zur Bahn geschleppt wurde. Allen Respekt vor der amerikanischen Energie auch auf diesem Gebiete!

Es war heute Festtag im Bone-cabin-quarry, ein prächtiges über 2 m langes Bein eines springenden, also carnivoren Dinosauriers war bloßgelegt worden, und zum Eingipsen bereit (siehe das untenstehende Bild). Mit Stolz zeigte uns Mr. Peter, der Präparator des American Museum, welcher die Arbeiten leitete, die gewaltigen Schenkelbeine und die kräftigen, aber doch wieder leicht gebauten Knochen des Fußes. Was aber der Arbeit des heutigen Tages besonderen Reiz verlieh, war die Bloßlegung eines Schädels, der zwar etwas flachgedrückt, aber doch ziemlich vollständig erhalten schien. Stundenlang saßen und lagen wir auf dem Boden herum und verfolgten voll Spannung die Arbeit, die langsam, aber sicher vorschritt, bis endlich ein Urteil über die Natur des Fundstückes gefällt werden konnte. Es war der Schädel und Hals eines jungen Stegosaurus, eines durch große Panzerplatten und Dornen ausgezeichneten Dinosauriers, vielleicht einer neuen Art, welche uns das Bild aus der Jurazeit noch mehr beleben wird.

Doch genug der mühsamen Arbeit für heute, die eignen Knochen werden steif von dem langen Sitzen, und in blauer Ferne winken die Freezeout Hills, denen noch ein Besuch abgestattet werden soll.

Bei der Arbeit: Eingipsen der Knochen.

BELLADONNA

Nach dem Gemälde von Gabriel Max

Schulaufgaben.
Nach dem Gemälde von G. Carrue.

Träume.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein alter Mann mit silberweissem Haar
Und langem Bart — so hab ich dich gedacht,
Als ich ein thöricht Mädelchen noch war.
Ich malte mir in mancher lieben Nacht
Den Himmel aus mit seinen weiten Räumen,
Darin an hohen, wunderlichen Bäumen
Die Sternlein hingen; eine goldne Pracht
Erglänzte rings, und tausend Glöckchen klangen
Bei jedem Windhauch lieblich an zu klingen,
Und ungezählte Englein flogen sacht
Dort aus und ein auf weichen, weissen Schwingen. —
Was hatten die für ein gesegnet Leben!
Den ganzen Tag so durch den Himmel schweben
Und Sternlein pflücken und die schönen Wiesen
Des Himmelreichs mit goldnen Kännchen giessen. —
Ach, herrlich war's, allein davon zu träumen!
Auch ich flog still und artig hin und her
Und dachte, dass — verzeih mir Gott die Sünde —
Ich ein besonders hübsches Englein wär,
Das deinem Herzen ganz, ganz nahe stünde!
Du nahmst uns Kleinen abends auf den Schoss,
Erzähltest uns die herrlichsten Geschichten —
Viel schöner, als die Erdenmenschen dichten —
Und deine Augen leuchteten so gross
Wie Sonnen auf, und deine Hände hegten
Uns liebevoll, bis wir, des Lauschens müd,
An deinem Herzen uns zur Ruhe legten.
— — — — — — — — — — — — — — —
Ins Leben bin ich längst hinaus geschritten.
Dein liebes Bild ist zögernd mir entglitten,
Die Englein flogen alle, alle fort.
Doch manchmal seh ich noch im tiefen Traume
Die Sternlein blitzen hoch am Himmelsraume
Und höre deiner Liebe Vaterwort.

Anna Ritter.

Unser Kind.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Erzählung von Carl Worms.

Das war vor etwa dreißig, vierzig Jahren, noch in der guten alten Zeit, wie die Siebzigjährigen sie heute wehmütig nennen. Damals war in den stillen kurischen Städtchen und Flecken die Poesie noch nicht ausgestorben. Sie hatte eine Freistatt in den jetzt stark gelichteten Wäldern und umbuschten Hügeln der sogenannten Kurischen Schweiz. Sie saß an den Pforten der hübsch gelegenen Friedhöfe, unter den Kastanienbäumen der Kirchenplätze, im blühenden Obstgärten, zwischen Urväterhausrat am knisternden Ofenfeuer. Und weiter erzählen die Alten, daß damals ein besonders frischer Zug geistigen Lebens auch den kleinsten Winkel durchdrang, ein reicheres Gemütsleben überall im Lande zu finden war. Jeder hatte mehr Eigenart, jeder blieb länger jung. Die Enkel verständen das nicht mehr, es ließe sich auch nicht lernen. Das sei eben die Poesie der guten alten Zeit gewesen. —

Damals stand an einem feuchtkühlen Maiabend im Flecken Talsen der Professor Ulrich Schreyvogel auf der Wanderung durch seine niedrige Gelehrtenstube still und sah in den Spiegel über seiner Kommode. Warum soll nicht auch ein Professor in den Spiegel sehen? Eitel auf sein Aeußeres war er nicht, das wußte ganz Talsen, das bewies seine nachlässige Haltung und die noch nachlässigere Kleidung mit den vielen gemütlichen Falten. Das hatte heute einen ganz besonderen Grund, weshalb er breitbeinig, die Fäuste in den Hosentaschen, länger vor dem Spiegel stand. Im Traum hatte er sich auf dem Katheder irgend eines Auditoriums in irgend einer Universitätsstadt gesehen; mit dröhnendem Pathos hatte er seine historische Antrittsrede glänzend beendet, die Zuhörer hatten beifällig mit den Füßen gescharrt, er hatte dazu genickt. Freundlich nickte er auch jetzt dem Spiegel zu. Dazu hatte er eigentlich guten Grund. Denn der zeigte ihm eine trotz ihrer vierundfünfzig Jahre noch ganz stattliche Gestalt mit runden Schultern, ohne Schneiderpolsterung, eine angenehme Fülle unter der Weste und ein kluges Gesicht mit einem langen, grauen Vollbarte. Durch das schlicht gescheitelte, an den Schläfen stark gelichtete Haar trat die Denkerstirne noch bedeutender hervor. Das alles sah der Professor nun eigentlich nicht, die kurzsichtigen Augen hinter der rauchgrauen Brille gestatteten ihm diese Genugthuung nicht. Wohl aber beobachteten ihn durch das offene Fenster schon eine Zeitlang zwei blitzblanke junge Augen, die scheinisch und still aus einem runden, rotwangigen Mädchengesicht schauten. Still, solange es eben ging. Denn jetzt gerade, als der Professor nickte, hielt das junge Ding nicht länger an sich. Trotz des Taschentuches vor dem Munde flog ein prustendes Lachen in die ernste Stube, und die tiefroten Strahlen der Abendsonne schossen neckisch an dem Kindskopf da draußen vorbei in den Wirrwarr von Büchern und Papieren hinein.

„Guten Abend, Herr Professor!“ Das kam etwas zögernd heraus, wie um Entschuldigung bittend. Ob das leise geschnarrte R den kurischen alten Herrn unangenehm berührte?

Er sah sich nicht um, erwiderte den Gruß nicht und rückte an den Bücherstößen, die auch auf der Kommode turmhoch lagen. Ein roter Fleck zeigte sich drohend über seiner breit ansetzenden Nase, immer ungeduldiger suchten die kurzen, runden Finger.

„Haben Sie heute hier gewirtschaftet, ma belle?“ fragte er nervös in auffallend hoher Stimmlage.

Aber weder der Ton, noch die schmeichelhafte Anrede, die zu dem frischen, aber ein wenig derben Gesicht des Mädchens nicht ganz stimmte, schienen zu wirken. Sie lachte hell auf und schüttelte den blonden Pudelkopf: „Bewahre, das erlaubt Tante ja nicht!“

„Und ich erst recht nicht. Staubwischen ist Frauenzimmerkrankheit.“

„Nun also?“

„Also hat Ihnen Tante auch gesagt, daß ich Störungen in meinen Zimmern nicht wünsche. — Unbegreiflich, ich finde meinen ‚Lognon‘ nicht — —“

„Was ist denn das?“

„Géographie de la Gaule!“ rief es ungnädig aus dem fernsten Winkel.

„Ach so!“ antwortete sie munter, an den kurzen Aermeln ihrer Kattunbluse zupfend. „Aber lassen Sie doch die alten Schmöker, kommen Sie heraus! Unter dem weißen Birnbaum sitzt es sich zu schön. Sehen Sie, wie dicke Guirlanden hängen seine Zweige. Das wissen Sie noch gar nicht, daß Gebrochenes Herz schon blüht.“

„Ich weiß, weiß alles!“ Ulrich Schreyvogel hob dabei triumphierend seinen ‚Lognon‘ in die Höhe und schlug ihn an die Handfläche, daß der Staub aufflog. Da sie auf den Spiegel nicht weiter anspielte, trat er in seltener Gebelaune an das Fenster.

„O weh, der Staub!“ klagte la belle und wehte ihn hustend mit dem Tuch fort. „Nehmen Sie es nicht übel, Herr Professor, aber den wirbeln Sie doch nur für die paar Gelehrten auf, die Ihre Arbeiten verstehen. Sie sollten lieber etwas über

unser Talsen schreiben, eine Chronik oder so etwas. Sie mit Ihrem Gedächtnis, Ihrer Belesenheit und Kritik! Schreiben Sie etwas über den Grabstein des Ritters an unserer Kirchhofsmauer, über das Dicherkessengrab im Walde oder die Lettenburg. Woher die Namen Klosterberg, Zauberwald? Warum heißt das Wäldchen zum Pastorat hin Paradies? Sehen Sie, da haben Sie so viel Stoff in der Gegenwart, daß Sie für Ihre alten Merowinger gar keine Zeit mehr finden würden."

Ungnädig hatte der alte Herr zugehört. Hinter den Brillengläsern wetterleuchtete es verdächtig. Aber das sollte sie nicht merken, daß es sich der Mühe lohnte, sie anzuhören. Langsam streichelte er über sein Buch hin und sagte grieggrämig: „Davon verstehen Kinder nichts. Hätte ich meinen ‚Logmon' nicht gefunden, so würde ich für Sie überhaupt keine Zeit haben. — Das soll Feldlingslust sein? Acht Grad Réaumur und das Wetterglas fällt ja wieder!" Er klopfte dran, lehnte sich aber trotzdem mit den Ellbogen aufs Fensterbrett und guckte leise brummend hinaus.

Der Frühling schien ihn doch zu locken, das Abendlicht that seinen schwachen Augen wohl, er hatte den Blick aus seinem Fenster gern.

Er bewohnte die zwei kleinen Stuben des Gartenhäuschens, das durch einen zum Garten ausgezupften Hof vom Vorderhause getrennt war. Auf einem runden Rasenplatz, mit einem Blattpflanzenbeet in der Mitte, blühten Obstbäume. In ihren Zweigen, die sich rosig angehaucht über das rote Dach breiteten, pfiffen Stare vor ihren Kästen. An der weinumrankten Veranda des Vorderhauses, das eigentlich auch nur ein Häuschen war, standen die Rosenstöcke schon ausgerichtet, von bunten Stiefmütterchen umringt. Zum Hofthor leitete an der Brandmauer des Nachbars eine dichte Hecke von Flieder und Jasmin. Neben der offenen Küchenthür ging zwischen kunstvoll geschichteten runden Holzstößen vor seiner Hütte Hektor, ein stattlicher Leonberger, und sah den Professor unverwandt mit klugen Augen an.

Auch der blonde Störenfried hatte sich mit verschränkten Armen auf die weiße Holzbank unter das Fenster gesetzt, ließ die Füße baumeln und schielte zum Professor hinauf. Ist es nicht schön? wollte sie fragen. Aber Ulrich Schreyvogel, der alles wußte, erriet auch das und brummte:

„Morgen werden Sie einen Schnupfen haben. Unsinn, so ohne Mantel herumzulaufen! Was sind das übrigens dort für grüne Spitzen im Beet?"

„Die braunen meinen Sie?"

Er liebte es nicht, an seine Kurzsichtigkeit erinnert zu werden, und lenkte ab:

„Lassen Sie, ich sehe schon. — Was haben Sie denn heute geleistet? Gelacht, mit Hektor gerauft?"

O bewahre! Hektor hätte die halbe Nacht die Katze auf dem Holzstoß angebellt, wäre also jetzt etwas angegriffen und hätte sie — das Mädchen — allein zur Lettenburg spazieren gehen lassen. Dort draußen steckten die Tannen auch schon lichtgrüne Knöpfchen und weiße Kerzen auf! Am Vormittag wär sie in ihrer Kleinkinderanstalt beschäftigt gewesen, welche die Tante für sie eingerichtet hatte. Nun brächten die armen Leute, wenn sie auf Arbeit ausgingen, ihre Kleinen in die Anstalt, für zwei Kopeken täglich. Der Pastor hätte seinen Konfirmandensaal dazu hergegeben, dort beschäftigte sie die Kinder dann. Der Professor sollte sie nur einmal besuchen: achtzig Kinder, auf Kommando singend, spielend, schlafend am Tisch, die Köpfchen auf die Arme gelegt. Nächstens wollte sie auch eine Krippe einrichten, wie sie das in Berlin gesehen, für die Kleinsten, die liebte sie am meisten. Der Sarenscke Baron hätte ihr schon eine Summe zugesagt und die Sendensche Frau lieferte Wickeltisch, Wiegen und Betten.

„Und einen Rundlauf auf dem Grasplatz für meine Jungen bekomme ich auch!" berichtete sie stolz, mit der Hand auf ihr Knie schlagend. „Die Baronin verschafft mir vom Rostendenschen einen dicken Balken, und für die Stricke, sagt sie, wird der liebe Gott auch schon sorgen."

Natürlich," fiel der Professor bissig ein. „Der Herrgott muß Stricke drehen, während Hans Huckebein den Daumen auf die Tasche hält!"

„Wer?"

„Sehen Sie sich Madame mal ordentlich an, sie sieht ganz wie der Unglücksrabe aus."

„Aber, Herr Professor! Mit Ihren Spitznamen werden Sie noch einmal an den Unrechten kommen. So meinte es die Baronin gar nicht. Natürlich liefert sie die Stricke. — Sie machen unseren Adel überhaupt schlechter als er ist. Allen helfen kann er wohl nicht, aber viel Gutes thut er doch. Ihre Bibliothek zum Beispiel wäre wohl kaum so groß, wenn Sie nicht die Hälfte von den Gütern geliehen hätten."

Ulrich Schreyvogel lachte kurz auf, ging einmal durch die Stube und blieb breitbeinig am Fenster stehen. „So liest doch jemand die Bücher, also müßte man sich noch bei mir bedanken." Dann setzte er spöttisch hinzu: „Vielleicht auch bei Ihnen, weil Sie etwas Leben in die Bude bringen? Wie ich sehe, haben Sie sich in Kurland so ziemlich schnell eingelebt. Das muß ich sagen. Ist es denn schon ein Jahr, daß Tante Sie aus Berlin holte?"

„Im August wird es ein Jahr." Nun hielt sie die Füße still und sah mit weit offenen Augen in das Leere. „Nun blühen schon die Veilchen auf der Eltern Grab. Unser Nachbarsohn, der junge Techniker — wissen Sie — half mir beim Pflanzen. Ich that ihm so leid, wie er sagte. Und dazu sang die Amsel im Busch. — Ja, warum aber soll ich hier nicht zufrieden sein? Alle sind gut zu mir. Talsen liegt zwischen seinen zwei Seen fast hübscher als ein thüringisches Dorf. Ich habe meine Arbeit . . ."

„Hm, ich wäre nicht zufrieden."

„Ja, warum denn nicht?"

„Immer zufrieden sind nur Plebejer."

„Ei, ei, Herr Professor — nun plötzlich so adlig gesinnt?" Da schlug der schalkhafte Ton wieder durch, sie konnte nicht lange ernst bleiben. Aber begütigend fuhr sie fort: „Und doch könnten Sie recht haben. Immer zufrieden sein, wäre etwas langweilig. An den Sonntagen habe ich dazwischen so eine Sehnsucht, ein Heimweh, möchte die Arme etwas weiter recken oder möchte . . ."

„Nu, was denn noch?"

„Die Amsel möchte ich wieder singen hören. Nach Kurland kommt sie nicht," sagte sie, in Erinnerung glücklich lächelnd, als hörte sie einen Nachhall der Vergangenheit.

Ehe der Professor ihr bedeuten konnte, daß für Kinder Stare gut genug wären, rief eine etwas harte Stimme von der Küche her:

„Lissa!" La belle sprang auf.

Auch der Professor reckte sich.

„Aha, Mutting vom Kaffeeklatsch zurück! Hätte auch früher kommen können! — Was giebt es denn zum Abend?" rief er Lisbeth nach.

„Kalbsbraten und kalten Kartoffelsalat."

„Legen Sie etwas Kompott dazu!"

„Wenn Tante erlaubt . . ."

Sie lachte wieder, als lachte sie den großen Gelehrten aus. In der Veranda verschwand sie, und Hektor trottete schweifwedelnd hinterher.

Die Sonne stand jetzt so tief, daß die Stube schon im Schatten lag. Trotzdem sah der Professor noch einmal in den Spiegel und fand Bart und Haare doch schon recht grau. Ja, das hatte damals angefangen, als er Bibliothekar in Dorpat war und Professor werden wollte. Aber ein anderer wurde gewählt . . . Ach, nicht daran denken! Auch nicht an den Traum der letzten Nacht! Aber an la belle dachte er doch. Die Amsel wollte sie wieder hören? Er hatte sie nie gehört. Was solch ein Kindskopf doch zuweilen vor vernünftigen Menschen voraus hat! So ein Naseweis, der ihn vor dem Spiegel belauscht! Sie war ihm unbequem wie der Frühling, der für ihn immer zu früh kam. Er fühlte ihn, regte ihn auf, riß ihn aus Studien und Tageseinteilung. Gemütlicher war es im Hause schon gewesen, als la belle noch nicht in Talsen war. Zehn Jahre hatten er und die Tante allein darin gewohnt. Er diktierte ihr abends, seiner schwachen Augen wegen, die Resultate seiner Forschungen über den Merowinger Sigibert I. Sie verwaltete sein kleines Vermögen. Dieses altmodische Mädchen mit dem unschönen

Haarnetz und den schwarzen, stechenden Augen war Vertrauensperson für ihn wie für ganz Taisen. Der Professor wußte genau, was er an ihr hatte. Daher sollte zwischen ihm und „seinem Mutting", wie er Magda Willens nannte, nur der Hofgarten sein und darin, vor dem Fenster seiner Schlafstube, nur das Kastell. So nannte er einen unscheinbaren Holzbau auf dem Hof, eine Ablegekammer für seine ältesten Bücher und Kisten. Mutting hatte diesen Schandfleck ihres Grundstückes abreißen und es dem Professor bequemer machen wollen. Er aber hatte gerade etwas Besonderes für sich, und diesmal ausnahmsweise hatte er seinen Willen auch durchgesetzt. Nur mußte er gestatten, daß wenigstens zum Garten hin dichtes Geißblattgerank mit stark duftenden Blüten das Geheimnis überdeckte. Er lächelte noch jetzt, stolz auf diesen seinen Sieg über Muttings Starrsinn, schlug den Rockkragen auf und schritt würdevoll seinem Kastell zu.

* * *

Nun guckte der Mond auf die Erde herab und spiegelte sich, als wollte er es dem Professor nachmachen, in den zwei Seen Taisens. Er inspizierte, was die Sonne am Tage geschaffen hatte, und schien im ganzen zufrieden zu sein. Fleißig war sie, das mußte er ihr lassen. In Oberlaisen auf dem Kirchplatz rauschte das Kastanienlaub schon ein wenig, und im Apothekergarten standen die Narzissen bereit, ihre weißen Sterne zu entfalten. Dann glitten die Mondstrahlen die einundachtzig ausgetretenen Holzstufen der Kirchbergtreppe hinab, übergoldeten auch die schiefen Judenhäuser in Unterlaisen und streiften die Fliederknospen und das kurze Schilf am See, als wollten auch sie zum Frühling etwas beitragen, ganz wie der Professor, der auch alles kritisierte, was Mutting ohne sein Zuthun zu stande brachte.

In den Gassen wurde es allmählich still. Im Birkenschatten, auf der Freitreppe des Aktuars, licherten noch zwei Dienstmädchen, über das holperige Pflaster trieb Leibe Süß, der Wochenzuhrmann zwischen Tuckum und Taisen, seinen schläfrigen Gaul mit heiserem Ueh und Hü. Zwei Köter jagten eine Katze auf und bogen mit lautem Gekläff in die Rosenstraße ein, in der Fräulein Wilkens' Häuschen stand. Hektor antwortete hinter dem grünen Gartenzaun in vornehmstem Baß.

Davon wachte Lisbeth auf und warf sich hin und her, sie konnte nicht mehr einschlafen. Durch den breiten Spalt des Fenstervorhangs sah sie vom Kissen aus eine Weile in den taghell erleuchteten Garten, wo die Mondstrahlen im weißen Blütengewirr spielten. Dann bohrte und wühlte sie den runden Kopf in die Kissen hinein. Es half alles nichts! Nicht nur Mond, Frühling und Hektor raubten ihr den Schlaf. Denn erstens hatte ihr der Postmeister heute abend durch das Fenster einen Brief gereicht. Von ihrem Techniker war er, von Kurt Thalheim aus Berlin. An einer Rigaer Maschinenfabrik war ihm eine Stelle angetragen und „irgendwo im Baltenlande sehen wir uns also", hatte er geschrieben. Ja, in einer Nachschrift verriet er sogar, daß an derselben Fabrik auch junge Mädchen Anstellung fänden. Auch wollte er wissen, ob sie die doppelte Buchführung gelernt hätte. Mit heißem Kopf schloß sie die Augen, und da war es ihr, als höre sie die Amsel am Grabe der Eltern singen. Und dann mußte sie wieder an eine junge Landstreicherin denken, die sie heute bei der Lettenburg am Grabenrande getroffen hatte, ein Kind von zwei Wochen an der Brust und zwei ältere, halbverhungerte an ihrer Seite. Lisbeth hatte sie zu morgen bestellt, um ihr Essen und altes Leinenzeug zu geben. Die Tante liebt dies fahrende Volk allerdings nicht in ihrem Hofe, aber die blasse Frau hatte Lisbeth so leid gethan. Und drittens kam ihr der Professor nicht aus dem Sinn. Solch ein Mann, so unnütz und thatenscheu, war ihr noch nie vorgekommen. Warum nur die Tante ihn so sehr verwöhnte?

Aus all diesen krausen Gedanken rig sie nun ein gewaltiges Schnarchen, es knatterte ordentlich den Wänden entlang. Dort am Fenster schlief die Tante. Jetzt eine vorbereitende Pause und dann wieder ein erschütterndes Ziehen und Schnaufen, daß Lisbeth laut anfachte. Da wurde es still, ein Bett knackte, ein tiefer Seufzer beschloß die kräftige Fuge.

„Lissa — —" rief es schläfrig herüber.

„Ja, Tante?"

„Hast du gelacht? Warum schläfst du nicht?"

„Verzeih, es klang so komisch. Du mußt beim Sägen auf einen Ast geraten sein."

„Albernes Kind! Hol' mir lieber aus der Küche etwas zu trinken. Ich bin durstig."

Flink holte Lisbeth die Wasserflasche, dann schenkte sie ein, und Tante trank in langen Zügen. Lisbeth saß währenddessen mit herausgezogenen Knieen auf dem Bettrande und hielt ihr Hemd über der Brust zusammen. Liebkosend streichelte sie des Fräuleins Hand. „Bist du mir böse, Tante?"

„Wo du nur den Lachstoff herbekommst!" schalt Fräulein Magda gutmütig und wischte kräftig über ihren breiten Mund. „Zagsüber verbrauchst du ihn noch lange nicht. Hast wohl wieder die Amsel gehört?"

„Woher weißt du . . .?"

„Der Professor sagte es mir."

„Ach so, dein Professor."

„Wieso, warum mein Professor?"

„Nun ja, sonst gehört er doch niemand in Taisen. Weißt du, eigentlich ließ mich dein Professor nicht schlafen. Ich habe ihn heute ausgelacht. Es war aber auch zu komisch, wie lange er in den Spiegel sah. War das schlecht von mir, Tante?"

Vom Berliner Briefe und der blassen Frau wollte sie noch nichts verraten, so mußte der Professor herhalten.

Die Tante schwieg ein Weilchen, dann sagte sie ernster: „Du thätest mir einen Gefallen, wenn du ihn ernsthafter nehmen wolltest. Aber was ist das mit den Amseln?"

„Ach nichts, nur ein Einfall, im Frühling hat man so seine Gedanken, auch über den Professor. Ein Mann in seinen Jahren darf doch nicht nur für sich, die Meerwinger und Krumpott leben. Nicht, Tante?"

Das Fräulein trank den Rest aus und hielt ihr Glas gegen das Mondlicht, als studierte sie die Strahlenbrechung. „Urteile nicht zu vorschnell, Kind. Ulrich Schrezwogel ist seine Ausnahme in unseren kleinen Städten. Sie stecken voll von solchen verschollenen Existenzen, die nur um die Erlaubnis bitten, unbeachtet im behaglichen Winkel ableben zu dürfen. Das ist traurig, aber es muß auch solche Männer geben, sonst wäre Kurland für seine thatkräftigen Talente bald zu eng. Früher waren sie noch häufiger, meine Mutter hat mir viel von solchen Originalen erzählt. Heute reisen sie nicht mehr ganz aus, dazu leben wir zu schnell. Sind die diese Stillen im Lande nicht in der ersten Zeit aufgefallen, wenn du durch die sonnenbeschienene Straße gingst? Tauchte da nicht zuweilen sach ein stilles Gesicht hinter der Fensterscheibe, zwischen Mullgardinen und Nelkenstöcken auf? Und verschwand sofort, wenn du besser hinsehen wolltest? Bald ist es eine vermutete Pastorin, eine verarmte Adlige, ein schweigsamer Beamter, ein wunderlicher Baron. Du lieber Gott, wer weiß, wie viel Märtyrertum hinter diesem Schweigen im kurischen Winkel steckt!"

Lisbeth wurde nachdenklich und stopfte einen Daumen in den Mund.

„Tante, erzähl' mir etwas von deinem Professor. Warum nennt ihr ihn eigentlich so?"

„Ja, die kleine Stadt ist eben höflicher als die große, und er läßt sich den Namen gefallen. Er sollte einmal Professor werden. Nun thut ihm die kleine Täuschung wohl. Er ist wie ein großes Kind und muß früher von den Menschen sehr verwöhnt worden sein. Nun ärgert er sich schon, wenn sein Kompott ausbleibt. So sind sie alle, diese am Wege Gebliebenen. Eines Tages sind sie da, man weiß kaum, woher. Jeder bringt sein Geheimnis mit sich und verschließt es schamhaft vor der Klatschsucht der Kleinstadt. Ein ganzer Sagenkreis bildet sich um sie, sie werden interessant, das schmeichelt diesem oder jenem noch. Auch vom Professor weiß ich nicht viel mehr als du. Er kam und blieb, verbohrt, verbissen, mit vertrocknetem Herzen, aber solidem Hintergrund. Pünktlich kommt er zum Essen, sitzt jeden Sonntag auf seinem bestimmten Kirchenplatz, ist für Taisen Autorität — was will man mehr?"

„Ich weiß doch nicht, Tante . . . Ich würde solch einen

Im Wagen vierter Klasse.
Nach dem Gemälde von E. Urban.

Mann als Rarität nach Mitau ins Museum schicken. Unter Verschluß und Glasdeckel, da mag er sich bewundern lassen."

Fräulein Willens warf sich herum, daß der Mond ihren breiten Rücken bewundern konnte. Sie hatte keine Antwort mehr.

„Sei nicht böse, Tantchen, ich schwatze ja nur so."

Nun setzte sich die große Dame energisch auf ihrem Pfühl zurecht. „Sag, Kind, was geht dich eigentlich der Professor an?"

„Ach Gottchen, angehen geht er mich eigentlich gar nichts an. Es ärgert mich nur, daß er nicht aus sich herauskommt. Was haben ihm die Menschen gethan, daß er jeden wie seinen persönlichen Feind ansieht? Mir unbegreiflich, warum du ihn so nachsichtig erziehst."

„Erziehen? Ach Gott, wird's mir zu bunt, so gebe ich ihm einen ehrlichen Rippenstoß."

„Aber, Tante, so etwas darf man doch nur thun, wenn man verheiratet ist."

„Lisbeth, geh schlafen!" Glas und Flasche klirrten auf dem Nachttisch hart aneinander.

„Tante . . ."

„Ach, laß mich. Du natürlich kannst dir das Leben nur unter dem Regenschirm der Ehe denken."

„Ja, Tante, wozu ist man denn sonst auf der Welt?"

„Na, gnade Gott deinem Zukünftigen! — Aber darin hast du recht, ich glaube selbst, es stünde um unseren Professor besser, wenn er gezwungen wäre, sich nicht nur um sich, sondern auch um ein anderes Lebewesen zu bekümmern. Aber ein Kanarienvogel oder nur ein Hund dürfte es nicht sein."

„Um ein anderes . . ?" Lisbeth ließ aufhorchend die Füße auf den Bettteppich herab, hielt die Hände vor das Gesicht und schüttelte sich kichernd, daß die runden Schultern naseweis hervorlugten. „Ja, Tante, dumm war es von ihm, herzlich dumm, die größte Dummheit seines Lebens."

„Was denn? Nu gniddert sie schon wieder."

„Tantchen, das ist so furchtbar komisch, daß er nichts Lebendiges für sich hat und doch hätte haben können. — Gute Nacht, Tante!"

„Gott sei Dank, endlich!" Das Fräulein schloß die Augen, aber da hob Lisbeth den Kopf noch einmal aus dem Kissen. „Tantchen?"

„Schlafen sollst du!"

„Ja, gleich! Aber ehe ich's vergesse . . . Wenn morgen eine junge Bettlerin vorspricht, ehe ich nach Hause gekommen bin, bitte, schick' sie nicht fort und halt' Hektor zurück. Ich habe sie bestellt."

„Was das nu wieder ist! Alle Zigeuner lockt du mir auf die Bude."

„Ach, Tante, sie sah so blaß aus."

„Meinetwegen, ich aber lasse mich mit ihr nicht ein. Jetzt aber schlafen!"

„Ja, Tante, du sprichst wirklich zu viel." Und nun bohrte sie die Nase in das Kissen und sekundierte der Tante bald mit leisem Schnarchen. Der Mond aber guckte noch lange durch die Spalte und stellte Vergleiche an, wie junge und wie alte Liebe thut.

* * *

Gottlob, der Frühling war gewesen. So urteilte Ulrich Schreyvogel und richtete sich für die mehr gleichmäßigen Sommertage ein. Kamen auch Regentage, um so besser, mit seinen Studien ging es um so flotter, nicht mehr im Schlafrock, sondern in Hemdsärmeln, die Fräulein Willens stillschweigend

duldete. Ihre Kaffeebesuche wurden seltener, weil Apothekers im Garten viel zu thun hatten und Doktors und die adlige Nachbarschaft schon nach Plönen, dem nächsten Strandorte, gezogen waren. Lisbeth that gesitteter als sonst, was der Professor mit stiller Genugthuung bemerkte. Er gestand es sich nicht ein, daß er sich doch bisweilen nach ihr umsah und daß es ihm auffiel, wenn sie sonntags ein anderes Kleid trug. Nur dem Kinde nichts einbilden, das war auch ein Prinzip bei ihm. Daß sie beim alten Postmeister, einem gewesenen Bankbeamten, die doppelte Buchführung lernte, fand er einfach emancipiert. Aber das störte seine Kreise nicht. Denn am meisten ärgerte er sich doch über solche Menschen, die es wagen wollten, ähnliche Studien wie er zu treiben. Mit seinen Merowingern war er so weit, daß er konstatieren konnte, Sigibert habe mitten im Frieden zwei Städte seines Bruders an sich gerissen. Mit einem Seufzer verzeichnete Mutting auch diese neue Niedertracht des famosen Königs.

Das wußten Fräulein Magda und Lisbeth freilich nicht, wohin jetzt des Professors einsame Morgenspaziergänge führten. Er war ein verschämter Freund der Natur und belauschte gern den Kuckuck im Lehwalde oder am Kriekssee, im Grase ausgestreckt, die Hummeln und Bienen. Aber davon durfte niemand etwas merken, von sieben bis zehn Uhr morgens hatte er Wald und Wiese gepachtet und vermied absichtlich jede Begegnung. Während ihn aber seine Damen nun am Issuttee oder Suttergesinde vermuteten, saß er heimlich beim „Einsiedler", einem pensionierten lahmen Buschwächter, den die Talsener nachmittags zu besuchen pflegten. Einsiedler war er nun gerade nicht, sondern hatte acht lebendige Kinder und war ein schlichter Lette, der seinen Gästen für gutes Geld schlechten Kaffee vorsetzte. Aber seine Hütte lag so poetisch am Waldrande, von hohem Farnkraut umwuchert, still und weltfern wie eine Einsiedelei. Und der Professor ließ sich von ihm unter der Versicherung beiderseitigen Schweigens Talsens Märchen und Sagen erzählen. Die älteste Tochter des „Einsiedlers" aber mußte dem Professor Volkslieder vorsingen, und dieser machte zu all dem seine Notizen. War er fort, so guckte der Alte seine Alte wohl bedeutungsvoll an, tippte an seine Stirne und sah Herrn Ulrich Schreyvogel ängstlich nach.

Auch das wußte niemand, daß der Professor beim Altnar gelegentlich alte Akten durchstöberte und zum idyllisch gelegenen Pastorat hinanstrabte, um in des Pastors Abwesenheit die Kirchenbücher zu visitieren. „Sie wissen, ich habe eine historische Arbeit unter der Feder," erklärte er der erstaunten Pastorin kurz. Was aber die Merowinger mit Talsens Vergangenheit gemein hatten, darauf kam auch eine kurische Pastorin nicht.

Schade eigentlich, daß so viel Inhalt bei ihm verschüttet war und er den Rest geizig im Gefäß zurückhielt. Das hatte er mit seinem Mutting gemeinsam, daß sie nicht gern ihre Herzen entdeckten, er aus Selbstliebe, sie aus Nächstenliebe. Denn ob sie auch viel für andere that, sich selbst behandelte sie stiefmütterlich und verdeckte unter rauher Schale, was sich heimlich in ihr regte. Ihre Sonnenblicke im Leben hatten sie beide gehabt, er als Bibliothekar in Dorpat, wenn im Handwerkerverein die zahlreichen Zuhörer seinen Vorträgen applaudierten, sie auf ihrer auslandischen Reise, als sie Lisbeth geholt hatte. Nur wenn sie allein zusammensaßen, erwärmten sie sich an der Vergangenheit.

Er erzählte stolz, wie der Kurator ihm nach dem Vortrage über Otto III die Hand dreimal gedrückt hatte, und sie sprach von Kaulbachs Treppengemälden wie von einem verlorenen Paradiese. Kam dann aber Lisbeth dazu, so redete er vom Wetter, und sie sah nach der Uhr, ob nicht schon die Kartoffeln in den Kessel müßten. Dann waren sie wieder ganz in der Gegenwart, und dann schlossen sich die eben aufgeblühten Herzen wieder zu. Für alte Menschen giebt es doch nur Gegenwart, und sie war ja auch ganz erträglich, meinte der Professor. Heute abend zum Beispiel giebt es Kreide, Mutting kennt seine Schwäche! Da kann er schlürfen und schlecken nach Herzenslust!

Aber aus dieser gemächlichen Gegenwart sollte er bald unsanft herausgestört werden. —

Es war in einer milden Juninacht, so einer echt kurischen, düfteschweren, wo jedes Blatt an sich hält, um die geheimnisvolle Stille der Natur nicht zu stören. Das Geißblatt blühte schon, von der Sonne müde senkten die Rosen ihre Kelche der taukühlen Erde zu, nervöse Nachtfalter schwirrten um die Levkojen.

Eben erst hatte der Professor die rechte Lage und den ersten Schlaf gefunden, als ein eigentümlicher Ton dicht unter seinem Fenster ihn weckte. Er hob das Ohr vom Kissen. Eine Katze kann es nicht sein, sonst hätte Hektor gebellt! Nun hob der Professor schon den Kopf. Da war der Ton wieder, wimmernd, fast quielend, und jetzt ganz deutlich des Hundes Winseln dazu. Du großer Gott, warum sorgte Mutting nicht dafür, daß er ruhig schlafen konnte? Mutting kümmerte sich auch um nichts! Daß ihm sehr heimelig zu Mute war, konnte er gerade nicht behaupten. Nachsehen würde er doch müssen, nur vom Fenster aus, so weit seine schwachen Augen es gestatteten!

Also wickelte er sich aus der Decke heraus mit einem Ausruf, der nicht gerade salonfähig war, und that die paar Schritte energisch, wuchtig, daß die Diele schitterte, als sollte sein Körpergewicht ihm Courage machen. Die Nacht war hell und der Himmel voller Sterne. Richtig, Hektor steht da, deutlich ist seine weiße Brust und der dichte braune Behang zu erkennen. Schweifwedelnd duckt er sich und schlägt täppisch mit der Pfote in den Sand, als wolle er spielen. Dabei beschnuppert er winselnd etwas Kleines, Weißes dicht vor sich, auf der Schwelle des Kastells. Eine Katze, natürlich eine junge Katze! Da miaut sie wieder! Verdammtes Biest! Aber plötzlich schnappt Ulrich Schreyvogel nach Luft und bekommt das Fensterkreuz zu packen. Der weiße Klumpen hat sich bewegt, das streckt sich heraus wie eine kleine Hand. Oder ist es doch eine Pfote? Ach, möchte es eine Pfote sein! Er stößt das Fenster auf, beugt sich vor und sieht erst recht nichts. Die Aufregung macht ihn blind. Also hinaus in Nacht und Nebel, es muß sein! Unglaublich, und Mutting schläft — einfach rücksichtslos! Also los, los! Nur seine Mütze stülpt er auf. Die Nacht ist ja warm, also hat er keinen Katarrh zu befürchten!

Da steht nun der große Gelehrte ganz in Weiß, starr, fassungslos, von Hektor umwedelt. Er streicht seinen langen Bart, faßt an die Stirne, reibt sich die Augen unter der Brille. Alles umsonst, der Spuk bleibt. Vor ihm liegt ein Kind in dürftigen, aber sauberen Lumpen, die Beinchen von einem breiten Bande umwickelt, aber die Hände frei. Und diese mageren Hände mit Fingern wie Spinnenbeine recken und strecken sich, als flehten sie den stummen Mann an. Auch Hektor sieht vorwurfsvoll zu ihm auf.

„Ach, du infamigtes Frauenzimmer!"

In dem einen Schrei löst sich des Professors Staunen, Grauen, Ungewißheit und Wut. Er schüttelte die Fäuste nach allen Himmelsgegenden, irgendwo muß das Weibsbild doch sein. Er bückt sich und richtet sich wieder auf. So in Weiß kann er doch nicht zu Mutting hinüber, und während er sich anzieht, kann alles Mögliche passieren. Das Kind schmeckt ja schon. Also anfassen, anfassen! Selbst ist der Mann! Er versucht es tastend. Aeh, an den Beinen, beim Kopf, an der Seite, wo seine Finger es berühren, bewegt es sich, krabbelt und giebt nach. Einfach scheußlich! Aber so wird es glücken! Behutsam packt er so viel Zipfel als möglich rings um das Körperchen und hebt es. Wenn nur die Lappen nicht reißen! Nein, es geht. Er muß an Papa Grumsis Laufburschen denken, der die Konditorkuchen ganz so vorsichtig über die Straße trägt. In gebückter Stellung schiebt er sich zur Thür, seine Kniee zittern, Angstschweiß überrieselt ihn. Hektor, der folgen will, bekommt einen sanften Fußtritt dafür, daß er ihm zu dem Kinde vorholfen hat. Mit dem Ellbogen wirft der Professor die Thür zu in der ungewissen Angst, daß ihn vielleicht jemand belauschen könnte.

Gott sei Dank, nun ist es überstanden! Auf des Professors Laken liegt das kleine Wesen weich und warm, er kann wohl mit dem Großvaterstuhl vorlieb nehmen! Was nun weiter? Mit vornehmer Geringschätzung hat er hier und dort in den Familien von Wickelstich, Milchflasche, Gummitropfen sprechen hören. Woher das alles nehmen? Er fängt wieder an zu schwitzen und beugt sich ängstlich über die winzige Gestalt. Da sieht er zwei große blaue Augen neugierig auf sich gerichtet. Er versucht mit

den Fingern zu schnippen. Ob das dem Wurm gefallen mag? Aber o weh, der Pflegevater scheint es zu langweilen. Es kraust die Nase, zieht die Stirne in Falten, die Augen verschwinden, nun legt es wieder los. Die Aussicht in dem Zimmer ist vorzüglich. Ulrich Schreyvogel ist in Verzweiflung, er bittet, droht, nichts hilft. Der rote Kopf mit den spärlichen Härchen wird immer dunkler. Wenn das Wurm nur nicht platzt, denkt der Professor schaudernd. Zuletzt greift er nach dem erstbesten Buche, einem Tacitus mit rotem Rücken, klappt es auf und zu, daß der Staub fliegt; alles umsonst.

Da reißt ihm die Geduld; wütend wirft er den Band neben den Schreihals aufs Bett, läßt sich in den alten Stuhl fallen und fängt nun selbst an mörderlich zu schreien, nur um den quabbligen Frosch zu übertönen. Mag kommen, wer da will, jetzt ist es ihm einerlei, er will nur nicht allein bleiben! Da fällt auch Hektor draußen ein.

Nun geht die Küchenthür, der Gartenkies knirscht, an der Thür erscheint Fräulein Wilkens in Unterrock und Nachtjacke und klopft noch eilig die kurzen Haare unter ihr weißes Häubchen. Seiner Meinung nach ist sie viel zu ruhig bei seiner Qual.

„Lieber Ulrich, was ist Ihnen, warum schreien Sie so?“

„Mutting, erbarmen Sie sich!“ Keuchend schüttelt er die Hände gegen das Bett.

„Ja, was ist denn los?“

„Das Wurm, das Wurm ..!“ schreit er fast heiser, während Hektor befriedigt das Bett umwedelt. Da setzt auch der Findling wieder mächtig ein, und klatschend schlägt das Fräulein die Hände über dem Kopf zusammen.

„Ein Kind, um Gottes willen! Ulrich, wie kommen Sie zu dem Kinde?“

„Ach, lassen Sie mich zufrieden. Ich kam nicht zum Kinde, das Kind kam zu mir. Nette Wirtschaft, das muß ich sagen! Offenes Holzhor, daß jedes schlechte Weibsbild herein kann, ein dammliger Hund, der jeden passieren läßt, und ein Schlaf, daß ich mir die Kehle heiser schreien muß!“

„Ja, warum schrieen Sie denn?“

„Ich kann das Wurm doch nicht allein lassen. Zehnmal konnte es sich totschlagen, hätte ich Sie erst wecken sollen.“

„Aber das ist doch unmöglich. Lisbeth schließt jeden Abend zu, und Hektor läßt keine Maus durch die Gosse.“

„Was weiß ich! Soll ich nun schon für Ihr Vieh denken? Aber die reine Bosheit ist es! Warum legte diese Person ihr Bäckchen nicht bei Ihnen ab, warum nicht bei meiner Haushür? Nein, gerade am Kastell, wo ich es hören mußte! Was soll denn nun draus werden?“

„Ja, ich weiß nicht!“ Sie, die sonst in jeder Lebenslage Bescheid wußte, verlor achselzuckend einem so kleinen Lebewesen gegenüber die Haltung.

Ratlos standen sie am Bett und zwischen ihnen schrie „das Wurm“. Der Professor wollte das Fenster öffnen, aber Mutting hielt ihn auf. „Nicht doch, es kann sich erkälten.“

„Und ich kann ersticken!“ Gehorsam blieb er aber stehen.

„Es wird Hunger haben,“ rief Fräulein Magda aufs Geratewohl, nur um etwas zu sagen. Anzufassen wagte sie noch nicht recht.

„Wenn es sich nur nicht was gebrochen hat.“

„Ja, haben Sie es denn fallen lassen?“

„I wo werd' ich denn! Man weiß doch auch, wo und wie. Aber krank sein muß es bestimmt.“

„Vielleicht magenleidend?“

„Umgewickelt muß es werden!“ entschied plötzlich eine frische Stimme von der Thür her. Da stand Lisbeth schon völlig angekleidet, trat resolut auf das Bett zu und drückte den kleinen Körper liebkosend an die junge Brust.

„Lisse, was weißt du . . .“

„Nichts weiß ich, Tauchen,“ antwortete sie etwas befangen, schon wieder an der Thür. „Aber erklären kann man sich's doch. Gestern abend hatte ich so viel zu thun, daß ich das Thor zu schließen vergaß, und Hektor schlief im Saal auf dem Teppich, wo er am liebsten liegt. Um Mitternacht erst fiel es mir ein. Leise stand ich auf, ließ ihn hinaus und schloß zu. — Guten Morgen, Herr Professor!“ Fort war sie mit ihrer kleinen Bürde.

Die beiden Alten sahen sich an wie Adam und Eva vor dem Paradiese.

„Umgewickelt?“ fragte der Professor verständnislos.

„Umgewickelt, ach ja,“ sagte sie und schüttelte bedeutend den breiten Kopf. „Das wird wohl nötig gewesen sein. War denn nichts dabei, kein Zettel, kein Bettel?“

Richtig, da lag er ja auf der Diele, vom Professor in begreiflicher Aufregung übersehen. Das alte Lied, in falschem Lettisch der Mutter rührende Bitte, ihren kleinen Jungen zu erziehen, getauft wäre er noch nicht.

„Ein Junge, natürlich. Daher die kräftigen Lungen. Mutting, aber jetzt mach' ich das Fenster auf.“

„Jetzt könnte es wahrhaftig nichts schaden. Außerdem, lieber Ulrich, wäre es wohl an der Zeit, daß Sie anfingen, sich etwas zu genieren. Es wird ja schon hell.“

„Na, wissen Sie, in Balltoilette sind Sie gerade auch nicht.“

„Bitte in Morgentoilette.“

„Und ich in Abendtoilette.“

„Also machen wir Toilette für den Tag. Aber erst wärme ich Milch für Ihr Kind, es wird hungrig sein.“

Ehe er gegen seine Vaterschaft protestieren konnte, war er schon allein.

Gedankt, wie zerschlagen saß er in seinem Stuhl und stierte auf den Tacitus, der allein auf dem Bett geblieben war. Er wollte aus verschiedenen Gründen nicht ins Bett zurück, an Schlafen war doch nicht mehr zu denken. Sein gemütlicher Winkel kam ihm geradezu entweiht vor. Aber morgen wird er durch die Polizei rein Haus machen, damit soll die Sache abgethan sein!

So sah ihn der junge Morgen, der neugierig durch das Fenster schaute, noch an demselben Platz und lächelte über „den Greis, der sich nicht zu helfen weiß“. Er mochte zu dieser Stunde wohl schon manchen jungen Papa kopflos gesehen haben, so aus allen Zugen gegangen aber vielleicht noch keinen. Nicht einen Gedanken konnte Ulrich Schreyvogel zu Ende denken. Nur das eine stand fest: er fand die Einrichtung ganz unglaublich dumm, daß Menschen zeitweilig umgewickelt werden müssen.

* * *

„Wie werden Sie Ihren Sohn denn taufen?“ fragte Fräulein Magda sehr sachgemäß am Morgen beim Kaffeetisch, an dem sie schon Bohnen für den Mittag schabbelte. Der Professor ließ die „Hamburger Nachrichten“, die ihm die Post eben gebracht hatte, mit heftigem Ruck zu Boden gleiten und stieß den Atem durch die Nase. Er fand es an der Zeit, daran zu erinnern, daß er sich nicht alles gefallen ließe.

„Fräulein Wilkens,“ sagte er würdig. „Ich erlaube mir zu bemerken, daß ich für solche Scherze zu alt bin. Ich gontiere sie nicht mehr.“

„Zu gontieren brauchen Sie mich nicht, dazu bin ich zu alt. Vor allem, lieber Herr Professor, schreien Sie nicht so! Sie wissen, dort im Gastzimmer schläft der Kleine. Lisbeth hat ihn mit Mühe eingelullt und ist jetzt bei ihren Kindern. Wecken Sie ihn auf, so können Sie ihn auch einwiegen, denn ich habe keine Zeit. Wissen Sie was, ich habe in der Küche noch frische Erbsen. Bulstern Sie mir die aus, besserer Rat kommt über der Arbeit, und wir besprechen uns in aller Ruhe.“

Ohne sie einer Antwort zu würdigen, griff der Professor nach seiner Mütze.

„Zur Polizei gehe ich, — die Kröte schaffe ich mir vom Halse!“

„So? Hmhm!“ Sie schabbelte ruhig weiter. „Das wissen Sie doch, daß Findlinge, für die sich in acht Tagen keine Pflegeeltern melden, orthodox getauft werden, gesirmelt nennt man es ja wohl.“

Kerzengerade blieb der Professor stehen. „Wissen Sie das genau?“

„Sie können sich ja beim Hauptmann erkundigen oder hier schräg gegenüber beim Assessor. Aber Sie müssen flink sein: um elf Uhr geht die Polizei zu Grunsti frühstücken.“ Sie sah ihn nicht an.

„Ja, warum adoptieren denn Sie nicht das Wurm?“ schrie

er krebsrot, wurde aber wieder mäuschenstill, als sie bedeutungsvoll auf die angelehnte Thür wies.

„Ich habe ja schon mein Kind," sagte sie ruhig. „Unser Kind soll es ja nicht werden. Nun haben Sie Ihr besonderes — oder auch nicht, wie Sie wollen." Muttings hatte eine ganz insame Art, logisch zu sein. Man mochte schreien und sich dagegen sperren, es half nichts. Wenn sie wollte, behielt sie immer recht.

So saß der große Gelehrte, allerdings mit der Versicherung, daß er sich den Fall noch zehnmal überlegen wollte, bald kindersanft ihr gegenüber und bussierte Erbsen, freilich mit so ungeschickten Fingern und solch einer stillen Wut, daß die meisten Erbsen das Tanzen kriegten und lustig auf die Diele kullerten. Bücken that er sich nicht, das war er seinen Grundsätzen schuldig. Mutting aber opferte lieber die Erbsen als des alten Freundes bessere Ueberzeugung. Der strenge Gesetzparagraph war ihm doch gewaltig in die Knochen gefallen.

„Alles, was ich Ihnen verspreche, ist dies," erklärte sie, „ich nehme Ihren Pflegling in mein Haus, Sisbeth bezieht mit ihm das Gastzimmer. Die versteht es, ihn anzufassen. Für ein bis zwei Stunden täglich kann sie Ihnen ja den Kleinen hinübertragen."

„Na, ich danke! Thun Sie mir den Gefallen, bleiben Sie mir mit diesen Zukunftsidyllen vom Leibe. Sie thun wirklich so, als hätte ich schon Ja gesagt."

„Nein, nein, bewahre! Ich setze nur den Fall. Auch die Taufe könnte ich ausrichten. Sie möchten ihn wohl Ulrich nennen?"

„Niemals, niemals! Abgesehen davon, daß ich den Namen einfach scheußlich finde. Schreyvogel wäre für ihn schon besser, aber meinen Namen gebe ich ihm nicht, das heißt, würde ich ihm nicht geben. — Wenn ich bloß wüßte, wer mir dies seltene Vergnügen verschafft hat. Totschlagen würde ich das Weibsbild. Mit der Lokalität muß es bekannt gewesen sein. Von nun an gehe ich nur noch auf der Landstraße spazieren und sehe mir alle Weiber daraufhin an."

„Lieber Ulrich, davon verstehen Sie doch nichts."

„Wollen doch sehen, wollen sehen! Und hab' ich sie, dann schlepp' ich sie her."

„Ja, so lange können wir doch nicht mit der Taufe warten."

„Nu, dann taufen Sie, in des — —! Hätte ich mitzusprechen, — nur um Sie zu ärgern, würde ich das Wurm Sigibert taufen lassen."

„Darüber hätten Sie ja allein zu bestimmen. Oder wollen Sie Sisbeth um Rat fragen?"

Er schob die Lehmschüssel mit den Schoten von sich und spottete:

„Sisbeth, Sisbeth! Ihr drittes Wort ist jetzt Lisbeth. Als ob man Kinder in solchen Dingen mitsprechen läßt! Ich finde la bello für ihr Alter schon viel zu selbständig. Passen Sie auf, nun legt sie sich die Krippe an, von der sie schon längst faselte. Kann eine nette Bande werden, die sie da anspäppelt. Wird man jeden Morgen die Schwelle mit Säuglingen gepflastert sehen. Daß sie heimlich doppelte Buchführung treibt, wissen Sie vermutlich noch nicht?"

„Da sie es eben nicht heimlich betreibt, gewiß. Warum auch nicht? Die Genugthuung werden Sie bald erleben, mein Kind los zu sein. Mir ist es schmerzlich, aber halten werde ich sie nicht. Ich habe an mir selbst erfahren, wie eng die Kleinstadt einen hält. Wir sollten fliegen, so lange wir noch Schwingen haben. Für Lisbeth und ihren tapferen Lebensmut halte ich den Käfig weit auf."

„Sie fliegen ihr am Ende nach? Und ich?" fragte er verdutzt.

„Sie bleiben eben mit Ihrem Sigibert in Talsen," scherzte das Fräulein. „Sie wollen es ja nicht anders."

Der Gelehrte sagte nichts. Da er sich sein Mittagessen so ziemlich verdient hatte, ging er ohne Gruß zum Hause hinaus, aus Talsen fort, um trotz der Hitze seinen Spaziergang im Walde nachzuholen. Er hatte so viel zu überlegen. Ueber la bello hatte er sich oft geärgert, aber sie klopfte ihm doch seine Pappros und gehörte zum Hause wie Hektor oder der Wasserkrahn in der Küche. Wenn er nun das Wurm nominell behielte, so mußte auch sie bleiben. Ueberlegend blieb er stehen. Ein Eichkätzchen auf hohem Tannenast that es ihm nach und lugte neugierig hinunter. Aber er wollte sich nicht von ganz Talsen auslachen lassen! Immer schneller schritt er vorwärts, ob auch die Schweißtropfen in seinen Bart rannen. Er sah nicht die roten Erdbeeren zwischen schlanken Maßliebchen und rosa Winden am Grabenrande, er hörte weder Fink noch Lerche. Der Sommer war für ihn nicht da. Es war, als müßte er den Frühling nachholen, diesmal einen etwas verspäteten, gegen dessen sanfte Lockungen er sich umsonst sträubte.

Um ein Uhr war er zurück, trotz der dunklen Inseln auf dem Rücken seiner Leinwandjacke mit festem, energischem Schritt. Am Fenster von Muttings Speisekammer blieb er stehen, er hörte sie darin hantieren.

„Ich nehme den Jungen!" trompetete er hinein.

„Sehr wohl!" antwortete sie wie selbstverständlich. Im Gastzimmer aber erhob sich am Bett eine gebückte Gestalt. Es war Lisbeth, die Mitchflasche noch in der Hand. In die Fenstergardine gewickelt, damit man sie nicht sähe, schaute sie dem Professor nach und kicherte.

Und nun begann für die drei Menschen ein Leben, das die alte Hausordnung über den Haufen zu werfen drohte. Das junge Lebewesen hatte sich recht anspruchsvoll ins warme Nest gesetzt und schrie, sobald es nicht beachtet wurde. Bei hellstem Sonnenschein fand die Taufe statt. Fräulein Magda prangte in schwarzer Seide, Lisbeth, die den Täufling heraustrug, sah im weißen Kleide, mit den prallen roten Backen, ordentlich hübsch aus, und Doktors, Apothekers und Pastors hatten Gelegenheit, die Selbstverleugnung Ulrich Schreyvogels zu bewundern. Er hatte sich wirklich dem Pflegesohn zu Ehren für eine halbe Stunde in seinen schon etwas engen schwarzen Visitenanzug gezwängt und das Wurm gehalten, mit zitternden Knieen und geschlossenen Augen. Natürlich brüllte der Kerl wie am Spieß, des Professors Knochen waren ihm wohl zu hart. Nur der Name Sigibert, auf dem Ulrich Schreyvogel bestanden hatte, war zu hören, sonst kamm ein Wort von des Pastors Rede. Zuletzt hatte Lisbeth über des Professors Schulter hinweg dem Schreibaks den Daumen in den Mund gesteckt. Der Pflegevater fand das etwas eigenmächtig, aber doch zugleich praktisch, und daher schwieg er dazu.

Er besieht auch, während Mutting Jäckchen häkelte und Lisbeth weiter „umwickelte", die Oberleitung über die Erziehung, wenn auch nur von der Vogelperspektive aus, und schalt und wetterte, um den Daumen zu imponieren, nach Herzensslust. — „Knaben alles blau, Mädchen rosa!" bemerkte er wichtig, wenn er Mutting beim Häkeln antraf. — „So fahren Sie das Wurm doch aus der Sonne!" schrie er Lisbeth über den Hof zu, „die Nase ist schon rot, es bekommt einen Sonnenstich." — Die Talsener ließen es an gutmütigem Spott natürlich nicht fehlen, da seit zwölf Jahren hier nichts von einem Findling gehört worden war und die Polizei nach der Mutter natürlich vergeblich gefahndet hatte.

Aber der Professor verbiß sich nun in einen gewissen Trotz, den er kaltblütig gegen die Wipeleien ausspielte. Za, nun sollte es sein Sohn sein, er durfte sich so etwas erlauben, ein Prachtexemplar sollte es werden! Der erste Talsener Witz war allerdings etwas empfindlich.

Der alte Korning, ein harmloser, von allen Straßenjungen gehänselter Idiot, wie ihn fast jede kleine Stadt kennt, hatte auf der Straße mit abgezogener Soldatenmütze dem Professor zur Geburt des Jüngsten gratulieren müssen. Dafür bekam er zwanzig Kopeken von den beiden jungen Missionären, die sich drüben am Fenster vor Lachen krümmten. Aber Ulrich Schreyvogel hatte dem Verrückten ruhig das Doppelte gezahlt und war seines Weges gegangen.

Mief ihm der dicke, linderlose Apotheker über den Gartenzaun zu:

„Was macht denn der Neugeborene?" so war die Antwort: „Er wartet auf einen Spielkameraden von Ihnen."

Und erkundigte sich der Doktor im Vorübergehen vom Wagen aus nach der Verdammung Sigiberts, so referierte Ulrich Schreyvogel grob:

„Wird aufbewahrt, Herr Doktor, lassen Sie sich nur sehen."

Allmählich bekam man vor dem borstigen Gelehrten Respekt. Die Frauen, deren Herz für Mildthätigkeit schlug, hatte er alle für sich.

Hätte er nur gewollt, alle Bazare der Wintersaison hätten seinem Sigibert gegolten. Aber dagegen war sein Vaterstolz. Heimlich begann er für den Sohn an der Talsener Chronik zu schreiben, ob auch die schwachen Augen protestierten und er bisher nur festgestellt hatte, daß 1701 in Talsen die Pest gewesen und die vielgerühmte Lettenburg eine simple Schwedenschanze war.

Eines Tages überraschte er Fräulein Magda mit der beiläufigen Bemerkung:

„Die Talsener sind mir zu dumm, zu ungebildet. Ich werde ihnen im Herbst zehn Vorträge über die Frau im Mittelalter halten, sagen wir, zu wohlthätigem Zweck. Sie sorgen wohl für Saal, Beleuchtung, Publikum. Aber das Geld behalte ich." So sehr er sich dagegen sträubte, er mußte aus seinem Schneckenhause heraus. Das Leben faßte ihn an. Dazwischen überkam ihn die Angst davor, und er zog sich grollend in seine gelehrte Stille zurück und vergrub sich in Germaniens „Monumenten". Ja, dem Sendenschen Baron versprach er so halb und halb, im Winter die Briefladе der Familie zu ordnen. Aber dann brauchte er nur zu erfahren, daß das Wurm gut geschlafen, seine Milch vertragen habe, brauchte nur durchs Fenster das Kreischen des Kindes zu hören, — und fort waren alle Ausflüchte. Der lebendige Sigibert war stärker als der verstaubte. Noch hütete er sich freilich, dem Kleinen in die Nähe zu kommen, und wies den Korbwagen weit von sich. Als er ihn aber einmal allein unter einem Apfelbaum stehen sah, gerade über ihm eine schon recht große Frucht, die ein Windstoß doch leicht abschütteln konnte, da trat er leise heran. Mutting wußte er in Senden, la belle hatte Besuch aus dem Pastorat. Da wollte er sich's auch einmal erlauben, seinen Sohn anzusehen. Erst brach er vorsichtig den verdächtigen Apfel ab und schlug dann sacht die blauen Vorhänge des Schirmdaches zurück. Aber verblüfft fuhr er zurück. Dem Wurm fiel es gar nicht ein, zu schlafen. Es hatte sich abgestrampelt, hielt die Beinchen senkrecht in die Höhe und sah den Gelehrten mit großen blauen Augen verwundert an. Wahrhaftig, es fixierte schon ganz richtig. Klug, furchtbar klug, dachte der Professor. Und jetzt, als wollte es sich für den ersten Besuch bedanken, verzog es die schmalen Lippen zu einem Lächeln. Es lächelte wirklich und griff fidel mit beiden Fäusten nach seinem rechten großen Zeh. Da ward es Ulrich Schreyvogel, er wußte nicht wie, als ob er den großen Kopf unter dem Schirmdach gar nicht mehr hervorbringen könnte. Und da lächelte auch er, so unbefangen vergnügt, wie wohl lange nicht mehr. Und dies Kindeslächeln blieb an ihm haften, er wurde es nicht mehr los.

Photographie im Verlag von Rud. Schuster in Berlin.

Unter Buchen.

Nach dem Gemälde von L. L. Fahrbach.

Der Sommer schien ihm seit Jahren nicht mehr so mild, so sonnig gewesen zu sein. Und abends, als er an den Vorbereitungen zu seinen Vorträgen sich müde gearbeitet hatte, saß er hinter geschlossenen Fensterläden an seinem Tisch und wickelte verschämt aus rosa Seidenpapier eine Peitsche heraus. Eine Kinderpeitsche war es nun freilich nicht, er hatte es nicht über sich gebracht, danach im Kaufladen zu fragen, sondern eine echte Hetzpeitsche, ein Rehfuß als Stiel mit kunstvoll geflochtenen Riemen.

„Schad't nichts," tröstete er sich, „damit kann er einmal Hektor dreschen."

Lisbeth dachte wohl anders darüber, als sie ihm am nächsten Morgen die Zeitung brachte und unglücklicherweise das Spielding noch auf dem Tisch liegen sah.

„Wie kommt denn das her, Herr Professor? Das ist ja . . ."

„Ein Kuhfuß!" schrie Ulrich Schreyvogel und segte mit wütendem Blick seinen Einkauf vom Tisch herunter. „Schmeißen Sie ihn in den Kehricht, ich will ihn nicht mehr sehen. Man weiß ja schon nicht mehr, wohin mit all dem Schund. Weg damit, sag' ich!"

„Nun, wie Sie wollen. Aber fortwerfen werde ich die Peitsche nicht. Bertsching soll damit hielen."

Bertsching! Unglaublich! So mußte er seinen schönen Merowinger Namen verstümmeln lassen. Zornrot sah er dem Mädchen nach. Ueberallhin mußte sie doch die Nase stecken. Jetzt sebst nur noch, daß sie die Peitsche allen Tassenschen Tanten zeigt. Aber das kommt davon, wenn man sentimental wird! Der Deiwel werde aus diesen Weibern klug!

Ja, wer jetzt aus Lisbeth Willens hätte klug werden können! Das war nicht leicht, selbst für die Tante nicht. Es war solch eine Fülle von Lebenslust, die aus ihr hervorbrach, die sich nie genug thun konnte und immer nach Bethätigung verlangte. Sie ging nicht, sie eilte, sie sang anstatt zu sprechen, mit halblauter Stimme, oft das ungereimteste Zeug, so vor des Professors Fenster: „Ach, wie wär's möglich dann" oder „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" oder an Bertschings Wagen „Schier dreißig Jahre bist du alt". Es war, als hätte sie in sich zu viel Sonne aufgenommen und strahlte sie nun freiwillig allen entgegen, die sie ansprachen. Ihre starken Züge waren verklärt von einer echten, großen Freude, und doch trat sie wieder so bestimmt und selbstbewußt auf, daß die Tante verwundert den Kopf schüttelte. Und dann war sie wieder zurückhaltend, als fürchtete sie sich zu verraten, summte leise vor sich hin, lächelte ohne Ursache und warf sich der Tante an den Hals, als müßte geschieden werden. Sie küßte und herzte Sigibert und reichte dem Professor wohl in unbegreiflicher Zerstreutheit beim Abendessen den Käsekeller statt der gewünschten Viersilsche. Am letzten Sonntag beim Verlassen der Kirche ertappte sie sich darauf, daß sie nicht einmal den Text der Predigt behalten hatte. Aber schon eine halbe Stunde nachher beschwichtigte sie das mahnende Gewissen auf ihrem Schulhof, wo sie den neuen Rundlauf probierte und sich am Strick nach Herzenslust in die Runde schwang, als dürfte sie fliegen. Ach ja, fliegen! Die Tante hatte recht, sie sah mit heimlichem Wohlgefallen zu, wie ihr Kind die Schwingen prüfte.

Das beseligende Gefühl erfüllter Mutterpflichten, besonders in stiller Nacht, wenn der kleine Quälgeist sie nicht schlafen ließ, das war es wohl vor allem, was Lisbeth stolz und glücklich machte. Mutter auf Probe sein, das war ein seltenes Schicksal für ihre Jahre. So war denn ihr Bertsching, den sie nach kurischer Art auch Bundschel oder Muffel nannte, ihr einziger Vertrauter. Mit ihm ließ sich gut reden, er plauderte nichts aus!

„Weißt du's nun," flüsterte sie dann wohl mit leisem Jauchzen, am Wagen kniend, über das stille Gesichtchen gebeugt, „er hat geschrieben, ist schon in Riga, hat die Stelle angetreten. Groß ist die Einnahme nicht, aber er kann sich verbessern. Ob wir ihn herkommen lassen, was meinst du? Und Kurt heißt er, Kurt . . ."

„Gu — gu!" gröhlte das Kind und bohrte beide Fäuste in die Augenhöhlen. Errötend schmiegte Lisbeth sein Gesicht an ihre heiße Wange.

„Nicht ausplaudern, Bertsching! Du bist doch schon gescheit, wirst mal gescheiter werden als dein Professor. Ja, wenn der wüßte, wie wir zu einander kamen! Aber das verraten wir niemand. Ja, was sagst du dazu, soll ich nach Riga? — Nein, nein, Herzing. So lange du noch nicht auf den Beinen stehst, gehe ich ja nicht fort. Sag, hat es dich die Amsel singen hören? Was, lachst mich aus? Na, warte!" Und mit dem ganzen wirren Lockenkopf fuhr sie auf ihn los, preßte ihr Gesicht an seine Brust, daß sie durch das Hemdchen den warmen Körper an ihren Lippen fühlte, und bohrte und wühlte sich in den Wagen hinein, daß der kleine Kerl vor Vergnügen jauchzte und mit Armen und Beinen sich ihrer erwehrte.

Ueber ihren Mutterpflichten vergaß sie aber des Professors Vaterpflichten nicht. Pünktlich um vier Uhr nachmittags, wenn er ausgeschlafen hatte, fuhr sie den Wagen im Trab vor seine Thür und trompetete durch das Fenster: „Herr Professor, Sie bekommen Besuch!" Bisher waren sie beide allerdings täglich an die Luft gesetzt worden. Höchstens auf das Fensterbrett hatte sie Sigibert stellen dürfen, um zu zeigen, wie stramm er schon stehen konnte. Und wackelte das Köpfchen dann noch bedenklich hin und her, so entschuldigte sie stinf, das käme von den schweren Gedanken.

„Herr Professor, er bekommt ganz Ihre Nase," sagte sie einmal wichtig. Aber da kam sie schön an.

„Na, hören Sie mal . . . Da muß ich sehr bitten . . . Zu solchen Vergleichen sind Sie viel zu jung!"

Aber Lisbeth ließ nicht nach, um des Vaters spröde Liebe zu werben. Als er an einem Spätsommerabend ahnungslos auf der gußeisernen Gartenbank unter den beladenen Obstbäumen saß, Mutting mit einer Handarbeit neben ihm, ersichen Lisbeth plötzlich, Sigibert auf dem Arm, und rief schon aus der Veranda:

„Liebe Tante... Ach so, du bist beschäftigt — — ach, Herr Professor, dann halten Sie wohl Ihren Jungen einen Augenblick, ja? Im Wagen will er nicht liegen, und ich muß zur Post, einen Brief einschreiben lassen. Gleich bin ich wieder da. Warten Sie, erst wickle ich noch die Decke herum, so! Sehen Sie, wie er Sie anlacht? Adieu, Bertsching!"

Kein Sträuben und Protest half. Wie eine Bachstelze schlüpfte sie zum Hosthor hinaus, und das Wurm schrie nicht, sondern saß still auf des Professors Schoß. Um es nicht fallen zu lassen, mußte er zugreifen und den wackelnden Kopf stützen. Ach, du lieber Gott, wie warm des Professors Knie wurden, unheimlich warm! Das krabbelte an seinen Fingern, am Arm und Bart. Nun richtete sich der Junge erst häuslich ein, schwang seine Klapper dicht vor der grauen Brille, daß der gelehrte Kopf zurückfuhr, zupfte am Bart, der ihn zu genieren schien, und hämmerte schonungslos gegen die breite Männerbrust. Kläglich sah der Professor das Fräulein an. „Erbarmen Sie sich, nehmen Sie mir das Unsal ab."

„Warten Sie, jetzt muß ich zählen." Und Mutting zählte, verzählte sich und fing von vorn an.

„Sind Sie endlich fertig?"

„Jawohl, aber Ihr Sohn auch. Er schließt die Augen, will wohl schlafen."

„Das fehlte noch!"

„Seien Sie doch stolz, daß er sich an Sie gewöhnt. Warten Sie, machen wir es ihm bequemer." Sie tippte mit den Fingerspitzen am Kleinen herum, als könnte sie ihn zerbrechen. Die Klapper raffelte herab. Die Wange in die Armbeuge des Professors geschmiegt, war Sigibert eingeschlafen. Ueber den Garten hinweg schossen die Schwalben und schrieen: Sieh, sieh! als machten sie sich lustig über die seltene Wärterin. Grimmig sah der Professor ihnen nach. Die beiden alten Menschen wagten sich nicht zu rühren und fuhren zusammen, wenn das Kind sich bewegte. Rosig angehaucht, mit zartem Flaum auf den Wangen lag es da, und die alten Freunde schwiegen und sahen sich an und wußten nicht, wie sie zu dem Kinde gekommen waren.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüten.

Eine alte Schweizertracht. (Mit Abbildung.) Einer der anmutigsten Zweige der Ethnographie ist die Trachtenkunde, und eines der dankbarsten Länder dafür die Schweiz, wo einst sonst das Männervolk das Freienkleid von Thal zu Thal wechselte und charakteristische Eigentümlichkeit besaß. Die Männertrachten sind mit der Zeit der französischen Revolution verschwunden; die gelben ledernen Kniehosen, der dreite, messingbeschlagene Gurt, die rote Weste und das Lederhäppchen, das der appenzeller Sennne an den festlichen Tage der Auffahrt des Viehes auf die Alpen trägt, sind die letzten Zeugen ehemaliger volkstümlicher Männergewandung. Eine Anzahl Frauenkostüme hat sich erhalten, so z. B. die reiche schöne Bernertracht, die in den letzten Jahrzehnten sogar eine erfreuliche Wiederbelebung erfahren hat, die einfache Wehnthalertracht, die man jetzt noch an den Bäuerinnen sieht, welche ihre Gemüse auf den Markt nach Zürich bringen, auch die zierliche, spitzenreiche Appenzellertracht, zu der ein silberner Pfeil im Haar gehört, und die vielen Trachten der verschiedenen Thäler des Tessins und Wallis, die das Entzücken der Kenner sind. Eine Menge Frauentrachten aber ist ebenfalls verschwunden.

Eine alte Schweizertracht.
Nach einer Aufnahme von J. Schnebeli in Zürich.

Der Ethnographischen Gesellschaft in Zürich ist es seiner Zeit gelungen, das letzte, vielleicht einzige Exemplar einer Tracht zu erwerben, die bis in unser Jahrhundert in sogenannten Knonaueramt, in der Bauerngegend zwischen Zürich und Zug, getragen wurde. Es befand sich im Nachlaß einer Frau, die in dem ehrwürdigen Alter von 95 Jahren im Dorf Hedingen gestorben ist und die es bis zu ihrem Tod bewahrte, obgleich für von Sammlern bedeutende Summen dafür geboten wurden. Diese „Kemktiertracht", vom Volke selbst „Bureleni", d. h. Bauernfünf genannt, weil die dunklen Träger des Mieders auf dem weißen Rückenteil des Hemdes eine römische Fünf zeichneten, gehört zu den einfachsten Schweizerkostümen, denn jene Gegend war bis in unsere Zeit, wo sie sich wirtschaftlich gehoben hat, eine der ärmsten. Nichts von dem reichen Silberschmuck, mit dem die Bernerinnen und Appenzellerinnen, ja sogar die dem Knonaueramt benachbarten Wehnthalerinnen prunken, sondern als einzige Verzierung am Rand der weißen Haube eine schmale Spitzenstickerei und am Gürtel ein Perlenbesatz. Dennoch ist es ein schmuckes Kleid, wohlgeeignet, die Anmut eines kräftigen Frauengeschlechts zum vollen Ausdruck zu bringen. Die weiße, liegefaltige Haube mit dem schwarzen Band, die sogar die Ohren bedeckt, diente nur bei der Feldarbeit zum Schutz vor der Sonne; bei festlichen Gelegenheiten wurde sie durch einen einfachen gelben Strohhut, unter dem die Flechten hervorquollen, ersetzt. Hingen diese bis zum Rand des kurzen Rockes oder gar bis auf den Boden nieder, so war das der Stolz der Trägerin, die gewöhnlich auch Stroh darein verflocht, um die Zöpfe voller erscheinen zu lassen.

Charakteristisch für die Tracht ist die kurze Taille, das Mieder mit dem weißen Vorstoßendchen, wie der kurze Rock und die ausgeschnittenen Schuhe. Auf unserem Bild, das ein Mädchen jener Gegend getreu darstellt, sieht man den Rock wegen der Schürze nicht, er besteht nach dem Volksausdruck aus einer „getrayten Juppe", d. h. aus enggefaltetter Leinwand, die mit einem eigenartigen Kreuzstich genäht ist. Der Einfachheit der ganzen Tracht entsprechen die glatten Zwickelstrümpfe. Nicht echt sind auf unserem Bild die Schuhe, die statt der Rosetten Schnallen tragen sollten, allein die Schuhe sind nun einmal das Kreuz der Trachtensammler, sie zählen zu den allerseltensten Antiquitäten. So weit historische Zeugnisse, z. B. Bilder, reichen, war „Bauernfünf" die Kleidung der Aemter. Schon Figuren aus der Zeit vor der Reformation zeigen die Tracht, von der wir also annehmen dürfen, daß sie ein halbes Jahrtausend getragen worden ist, ehe die letzte Trägerin sie als Denkzeichen ihrer Jugendjahre in den Kasten legte.

J. C. Heer.

Fata Morgana. Die wunderbaren Luftspiegelungen, welche dem Wanderer in der Wüste, dem zum Verschmachten Durstigen lachende Gefilde, Baum, Strauch und labende Quellen vorzaubern, spielen in dem Phantasieleben der orientalischen Völker eine große Rolle. Man hat solche Spiegelbilder auf Entfernungen von 600 englischen Meilen beobachtet. Jetzt ist ein ungleich höherer Rekord erreicht. In Malta ist eine Fata Morgana auf 2500 englische Meilen, das sind 3798 km, entdeckt worden. Diese Fata Morgana erscheint alljährlich auf dem angeheuren Giessher des Mount Fairvinter, und man nennt das die Aufmerksamkeit aller Naturforscher im höchsten Grade anregende Phänomen, das man bisher ausreichend zu erklären nicht imstande ist, die schweigende City von Alaska. Die Indianer kennen die Erscheinung seit vielen Geschlechtern. Sie sagen, die Szenerie des Bildes sei stets die gleiche. Nur in den Gebäuden oder den vortretenden Bodenflächen zeigten sich Aenderungen, wie sie bei jeder wirklichen Stadt vorkommen. Man glaubt, es handle sich um eine Wiederspiegelung der englischen Stadt Bristol. Jedenfalls ist es das Spiegelbild einer Hafenstadt. Bristol hat, obwohl es nicht am Meere gelegen ist, einen Hafen für Seeschiffe. Auch ist im Hintergrunde des Bildes ein Turm zu sehen, der dem der Kirche der heiligen Marie in Bristol aufs Haar gleicht. Nach dem „Meteorological Journal" hat das Erdbeben vom letzten Jahre den Muir-Gletscher, über den der Weg nach dem Mount Fairvinter führt, entzweigesprengt. Die Szene des Phänomens liegt ungefähr 15 Meilen von der Muir-Gletscherbucht entfernt. Man hat natürlich starkes Mißtrauen gegenüber dieser aufgeregtenen Erscheinung der Fata Morgana geäußert. Mit Unrecht, denn in wissenschaftlichen Kreisen ist man allgemein der Meinung, daß, wenn die wunderbare Fee ihre Spiegelbilder auf 600 Meilen hinaus in Szene setzen kann, sie auch eine Entfernung von 2500 Meilen zu überwinden imstande ist.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die Linde von Bliederstedt. (Mit Abbildung.) Die merkwürdige Linde, welche wir unseren Lesern heute im Bilde zeigen und deren Alter auf mehr als sechshundert Jahre geschätzt wird, ziert einen Privatgarten nahe dem Dorfe Bliederstedt im Regierungsbezirke Eberleben zu Schmerung-Sondershausen. Der niedrige Stamm des überaus stattlich gebildeten Baumes, der ausſieht, als wäre er bis zur Gabelung der Aeste in die Erde gesunken, hat einen Durchmesser von 2¼ m und besitzt 15 Köpfe, die reich mit Blüwerk belegt sind. Unsere Abbildung zeigt die alte Linde in enttaubtem Zustande. Im Sommer zieht ein reiches Blätterdach den ehrwürdigen Baum, und es ist zu hoffen, daß er noch lange Jahre als ein Zeuge längst verflossener Zeiten in Kraft und Frische grünen werde.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die Linde von Bliederstedt.

Zu unseren Karnevalsbildern (S. 68 und 69 und 73). So fest die Erde sich die Schneelappe übers Haupt gezogen hat in der Absicht, sich einmal ordentlich auszuschlafen — der Karneval fehlt sich nicht daran. Mit Schellenklingen und Peitschenknall kommt er dahergelaufen, daß der Schnee von den Wegen stiebt und die alten Bäume sich verwundert schütteln: kam denn der Frühling schon? Nein, der Frühling noch nicht, es ist die Lust der Erwartung, Jugend, Hoffnung und Freude, die ihren Einzug halten in die Tore des alten Kokoloschlöschens, die für eine flüchtige Nacht die fahlen Säle mit heißer, prickelnder Lebenslust füllen, einen Traum von trunkener Farbenpracht in die verschneite Herrlichkeit des Vorfest hineintragen. — Und dieselbe zitternde Erwartung dessen, was kommen soll, durchbebt sie nicht auch das junge Geschöpf, dem es zu heiß geworden

ist unter der Maske, das wie erschöpft einen Augenblick Ruhe sucht, fern den tanzenden Paaren, und mit großen, fragenden Augen hineinschaut in das „Morgen", das alle Hoffnungen des „Heute" erfüllen soll?

Ringschmuck. (Mit Abbildung.) Die Lust am Schmuck ist so alt wie das Menschengeschlecht selbst; wir kennen, selbst unter den am tiefsten stehenden Völkern, keins, das nicht das Bedürfnis hätte, den Körper mit allerlei Zierat zu behängen. Den Augen des Kulturmenschen erscheint freilich die Art, in der Naturvölker ihr Schmuckbedürfnis befriedigen, oft geschmacklos und seltsam genug, wie schütteln in lächelnder Ueberhebung den Kopf beim Anblick eines in den grellsten Farben bemalten Wilden, einer von Holzpflöckchen durchbohrten Unterlippe, eines mit Goldplättchen oder bunten Steinen besetzten Nasenflügels. Und doch brauchen wir nicht gar so weit zu gehen, um solch „barbarischen" Sitten zu begegnen! Sind doch auch bei uns die Ohrläppchen mancher schönen Frau durchbohrt, um eine Perle, einen blitzenden Brillanten fest zu halten! Schöner als solche Art des Schmuckes, der seinen Namen zu Unrecht trägt, da er eine vorausgegangene Verstümmelung des Körpers bedingt, sind die Reifen und Ringe, die in einer unendlichen Mannigfaltigkeit der Form und Ausführung von jeher die hervorragendste Stelle des menschlichen Schmuckes einnahmen. Von der primitiv aus Zähnen, Steinen, Muscheln oder Pflanzenkernen gearbeiteten Kette der Wilden bis zur wundervollen Filigranarbeit der Genuesen, von dem plumpen, oft viele Pfund schweren Arm- und Beinspangen bis zum feingegliederten Armband, das sich harmonisch den Körperformen anpaßt — weich lange Stala der Entwicklung! Und unter diesen Spangen und Reifen ist es wieder der Fingerring, der im Schmuck der Kulturvölker an erster Stelle steht, nicht nur wegen seiner oft großen Schönheit und Kostbarkeit, sondern auch um der reichen Symbolik willen, die ihm zu Grunde liegt. Der Ehering, der Bischofsring, der Siegelring, ein jeder hat seine besondere Bedeutung, seine Geschichte, seine Schicksale. Liebe, Freundschaft, Vertrauen wissen als sichtbares Zeichen ihrer Gefühle nichts Besseres, Höheres zu schenken als den Ring — darin liegt das Geheimnis seines höchsten, edelsten Wertes. Die Sitte, auch die Glieder des Fußes mit Ringen zu umspannen, wie der nebenstehend abgebildete Fuß einer Tamilfrau (Vorderindien) zeigt, ist uns fremd, und doch sind die Tage noch nicht so fern, wo auch Europäerinnen ihre Zehen mit Ringen schmückten — es waren die Modedamen zur Zeit des französischen Direktoriums. Unsere Abbildung ist dem interessanten Werke des rühmlich bekannten Anthropologen Professor Sekerra „Der Schmuck des Menschen" entnommen. Wer näheres über diesen Gegenstand wissen möchte, wird aus diesem guten Buche, das von dem Verlagshause Vita sehr hübsch ausgestattet wurde, gewiß reiche Anregung schöpfen.

Silberner Fußschmuck einer Tamilfrau.

Belladonna. (Zu unserer Kunstbeilage.) Gabriel Max, der gern in tiefsinnigen Problemen grübelnde Meister, hat auch in seiner „Belladonna" ein Werk geschaffen, dem eine symbolische Bedeutung innewohnt. Mit den Früchten der Tollkirsche, der Atropa belladonna, ist das Haupt der schönen Frau umkränzt, die hier, auf weichen Kissen ruhend, dargestellt ist. Und wie die Wirkung dieser verlockend schönen Frucht Verderben bringt, wie sich unter dem Scheine des Guten Gift und Unheil birgt, so hat auch Max verstanden, in den Zügen dieser Verführerin Frau Schönheit, lockenden Schein und unheilvolles Wesen zu vereinen.

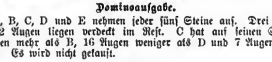
Allerlei Kurzweil.

Scherzrebus. Von O. Weise.

Dominoaufgabe.

A, B, C, D und E nehmen jeder fünf Steine auf. Drei Steine mit 22 Augen liegen verdeckt im Rest. C hat auf seinen Steinen 6 Augen mehr als B, 16 Augen weniger als D und 7 Augen mehr als E. Es wird nicht gepaßt.

A hat:



A setzt Doppel-Sechs aus und gewinnt, weil er seine Steine zuerst los wird. Als letzten Stein setzt er Sechs-Drei. B und C können nur in der zweiten Runde ansetzen. D und E müssen in der dritten und vierten Runde gleichfalls passen. Die übrigbleibenden Steine haben bei B 16, bei C 24, bei D 26 und bei E nur 3 Augen. — Welche Steine liegen im Rest? Welche Steine behalten C, D und E übrig? Wie ist der Gang der Partie?

A. St.

Rätsel.

Mit r kenn' ich ein Inselland
Und eins mit s — dir auch bekannt?

E. S.

Skalaaufgabe. Von J. Kühn.

Ein Spieler hat:

(c.2.) (c.9.) (c.7.) (car.2.) (car.9.) (car.7.) (p.B.) (p.2.) (p.9.) (p.7.)

und spielt, da von anderer Seite Eichel-Solo geboten wird, Nullouvert, vertiert aber das Spiel. Unter welcher Voraussetzung? Bei welcher Kartenverteilung?

Buchstabenrätsel.

123456 — als deutscher Maler rühmlich bekannt,
12345. — strömt als ein Fluß durch deutsches Land,
1234.. — ein Zahlwort unbestimmter Natur,
123... — ein Wort, das Himmel und Erde umfaßt,
12.... — in der deutschen Sprache ein fremder Gast,
1..... — zum Schlusse ein Vokal bleibt nur.

F. Müller-Saalfeld.

Homonym.

Der — ist wohl jeder Maid willkommen,
Die — wird gegeben und genommen,
Das — sei im Leben allezeit
Ein jeder Mensch zu thun bereit.

L.

Auflösung der Schachaufgabe auf Seite 64.

1. Lf6—e3 Kd5—e4 A. 1. . . . . Kd5—c4
2. De8—b7+ beliebig 2. De8—c6 beliebig
3. Ld7, b5, e2:=. 3. Lb5=.

Auf B. 1. . . . f7—f6(f5) folgt 2. De8—g8+ nebst 3. La4—c2:, b2—b4 =; alle andern Gegenzüge von Schwarz erledigt die Drohung 2. De8—c6+ und 3. De4, Lb5=.

Auflösung des Silbenrätsels auf Seite 64.

Remagen (Regen, Magen, Genre).

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 64. Trichine, Trine.

Auflösung des Rätsels auf Seite 64. Bohne, Buhne.

Auflösung des Rebus auf Seite 64.

Der Winter ist ein rechter Mann, kernfest und auf die Dauer.
(Claudius.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Halbheft 4. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Sette Oldenroths Liebe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(3. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Auf Buchte herrschte Verstimmung. Der Hausherr redete nicht mehr mit seiner Frau. Diese hatte immer verweinte Augen und fieberte, trotzdem aber war ihr Fahrstuhl in beständiger Bewegung. Das stämmige Mädchen, das die Kranke umherfahren mußte, wurde alle Augenblicke gerufen; bald wollte Agnes in diese, bald in eine andere Stube, am häufigsten lautete der Befehl: „Fahren Sie mich in das Zimmer des Herrn!“ Dort saß sie dann in dem mit leichtem Cigarrenduft angefüllten Gemach und wartete auf Hans, der nicht kam. Oder der Fahrstuhl hielt mit ihr im Garten, und sie starrte zu der kleinen Kuppel der Begräbniskapelle hinüber.

Wenn Lulus hübsche wilde Jungen, Pferdchen spielend, an ihr vorbei trotteten mit Hü! und Hott! und Peitschenknall, oder wenn die stattliche Wärterin Bubi Feddersen im Kinderwagen vor sich her schob in die schattigen, sonnendurchblitzten Gänge, dann trat in Agnes' übergroße Augen ein Ausdruck grenzenloser Seelenqual, und sie verlangte plötzlich nach ihrem stillen Zimmer.

Frau Lulu langweilte sich indes zum Sterben in Buchte.

Sie hatte sich das Leben auf dem Lande bedeutend amüsanter vorgestellt. Man konnte doch nicht ewig im Park promenieren, mit den Jungens in die Ställe gehen, oder mit Hans auf das Feld fahren oder nach Siegeswalde, wo man das höchst

Ueberschwemmung an der unteren Elbe.
Nach einer Aufnahme von Konrad Cimm in Altona.

mäßige Vergnügen genoß, im Hotel „zum schwarzen Adler“ in einer fliegendurchschwärmten Wirtsstube Butterbrot und Schultheißenbier zu genießen, wenn man nicht Schulzens Konditorei aufsuchen wollte, die von einer geradezu spartanischen Einfachheit war, was Einrichtung und Genüsse anlangte. Mit Ilsen stand sie obendrein auf gespanntem Fuße: diese Frau benahm sich geradezu unverschämt.

Seit ihr Mann gekommen, vor nunmehr acht Tagen, war sie wechselnder Laune, die schlechte herrschte aber vor. Jedwersen unterstand sich nämlich, noch immer krank zu sein, lag oben im verdunkelten Zimmer, und der Doktor hatte mit großer Bestimmtheit noch einige Zeit Ruhe für den angegriffenen Kopf verlangt. Die alte Frau von Brunsberg mit ihrem ewig gleichbleibenden Lachen war noch die Einzige, die in glückseliger Unbefangenheit von einem zum andern gankelte, gleich einem Schmetterling im Herbst, der schon ein bißchen wackelig auf den Flügeln ist. Sie saß mit Behagen bei Tische und machte mit Behagen Toilette.

Hans ging unher mit aufgewirbeltem Schnurrbart — ein Zeichen von Desperation bei ihm — mit verdrießlicher Miene und bissigen Worten; er hatte auch merkwürdig viel außerhalb zu thun. In der letzten Zeit ritt er früh und nachmittags auf die Felder und kam des öftern erst spät abends zurück, so daß die Tafelrunde ihres einzigen Herrn entbehren mußte. Lisette war ernst und kalt und auffregend kurz angebunden in ihren Antworten geworden. Den ganzen Tag jagte sie im Hause umher, abends erklärte sie, todmüde zu sein, und zog sich zurück. Lulu, die, um zu renommieren, mehr als je im Leben an ihre Mutter schrieb — oben am Kopf war stets zu lesen „Schloß Buchte“, den so und so vielten — und die zuerst sehr geschwärmt hatte von der aristokratischen Luft, die in dem Jahrhunderte alten Edelsitze wehte, war nunmehr ernüchtert und bereits so weit gekommen, daß sie von einem „Entenest“ berichtete, in dem die Langeweile umginge wie das Hausgespenst. Wenn nicht alle ihre Bekannten wüßten, sie wäre auf einige Wochen hier, so würde sie sofort abreisen, und wenn's auch nur bis Misdroy wäre! Aber man könnte ja am Ende glauben, sie, die bürgerliche Dame, wäre nicht genug afstimiert worden, und so wollte sie denn diesmal aushalten; vor einem Wiederkommen sollte sie jedoch Gott bewahren! So hatte sie sich gegen Hans und Lisette geäußert, die sie zu „ihren Leuten“ zählte.

Heute war Lisette, eben noch vor dem Mittagessen, in ihre Stube gehastet, um ein wenig Toilette zu machen. Irgend eine frischgeplättete Waschbluse holte sie aus dem Wandschrank und legte sie eilig an, dazu nahm sie einen marinebtauen Cheviotrock und eine gleichfarbige Seidenkrawatte; rasch waren die dunklen, widerspenstigen Strähnhaare geordnet, und nun war sie fertig, frisch, sauber, „zum Anbeißen“, wie der alte Inspektor stets von ihr behauptete.

Eilig begab sie sich in den Speisesaal. Mit den Worten: „Ach bitte, verzeiht, ich konnte nicht rascher fertig werden,“ trat sie ein, jubelnd begrüßt von Lulus Jungens, die in ihr die Spendern aller Luchter Hochgenüsse verehrten. Sie lachte über die Kinder und war bemüht, sie abzuschütteln, um endlich an ihren Platz zu gelangen. Die anderen standen alle schon vor ihren Stühlen, da traf Ilsens schleppende Stimme ihr Ohr:

„Ich weiß nicht, ob Sie sich meines Namens noch erinnern, Fräulein Lisette; Sie sind ja wohl zu gleicher Zeit in Loblow gewesen?“

Sie schraf zusammen und starrte zu Fedderien hinüber, der sich stumm verbeugte. Sie hatte ihn noch krank geglaubt, und ein Sturm von Empfindungen, Zorn, Schmerz, gekränkter Stolz stritten sich in ihr. Die Farbe war völlig aus ihrem Gesicht gewichen, die großen Augen hefteten sich mit einem fast entsetzten Blick auf ihn; eine Sekunde kaum, dann hatte sie sich gefaßt.

„Gewiß! Ich erinnere mich,“ sagte sie freundlich, aber sehr leise. —

Bald darauf saß man plaudernd und essend am Tische, und Sette hatte alle Hände voll zu thun mit Vorlegen. Agnes, die viel Hilfe brauchte, saß schweigend neben ihr. Ihre Blicke gingen wie Fragezeichen um, essen wollte sie gar nicht.

„Warum quälst du dich denn aber, herüber zu kommen, Kind?“ meinte Hans. „Wenn du doch nicht fähig bist, etwas zu genießen, hättest du besser gethan, in deiner Ruhe zu bleiben!“

„Störe ich dich?“ fragte sie. Ihre Augen flackerten, und ein tiefes Rot huschte über das Gesicht.

Er zuckte die Achseln und schwieg. Sette bemerkte, wie er einen Blick mit Ilsen wechselte, und dies erhöhte noch das Peinliche ihrer Stimmung; die Mißverständnisse zwischen Hans und Agnes, den beiden Menschen, welche sie so lieb hatte, häuften sich jetzt förmlich. Heute besonders war die kranke Freundin geradezu erfinderisch im Uebelnehmen.

„Was sangen wir heute nachmittag an?“ fragte Ilse endlich.

„In Mallnow ist Manöverkonzert, die Trompeter von den Ulanen spielen,“ schlug Lulu vor, „ich weiß zwar nicht, wo Mallnow liegt!“ — —

„Anderthalb Stunden von hier,“ berichtete Hans.

„Ach ja — nach Mallnow!“ rief Frau von Brunsberg, „der Park ist so allerliebst!“

„Und die ganze Bande wird da sein,“ setzte Ilse hinzu, womit sie die Bekannten aus Siegeswalde und den umliegenden Gütern meinte.

„Schön! Mit Vergnügen!“ erklärte Hans.

„Nehmt aber Sette mit!“ meinte Agnes.

Eine Pause trat ein.

„Donnerwetter, wenn nur das Break nicht in Reparatur wäre!“ murmelte Hans. „Im Landauer können doch nur Fünf sitzen, allerhöchstens Fünf!“

„Ich lasse Agnes nicht allein,“ erklärte Sette. „Außerdem ist heute Flicktag, die Wäsche muß in die Schränke!“

„Na, ich will nicht hinderlich sein,“ brummte Hans, „ich spanne die Braune in das Gig, das ich gestern von dem Tetterower gekauft habe.“

„Die ist aber doch noch nie eingespannt gewesen!“ wandte Agnes ängstlich und unruhig ein.

„Einmal muß es eben zuerst geschehen! Kommst du mit, Fedderien?“ fragte er dann.

„Danke! Die Blechmusik will ich meinem Kopf einstweilen noch schenken,“ antwortete dieser lächelnd.

„Er schenkt seinem Kopf so gern etwas in dieser Beziehung,“ bemerkte Ilse. „Für ihn brauchte es keine derartigen Vergnügungen zu geben.“

„Das kann ich nicht leugnen,“ gab er kurz zu.

„Wann soll's denn losgehen?“ erkundigte sich Hans.

Lulu verlangte nach dem Wochenblättchen. Das Konzert war eine sogenannte „Italienische Nacht“ mit Beleuchtung des alten königlichen Parkes. Mallnow war das Jagdschloß eines preußischen Prinzen gewesen, Schloß und Park hatte en den Ruf, ein wahrer Rokokotraum zu sein.

„Mit der Toilette richtet man sich zum Tanzen ein?“ warf Ilse auf. Ein lebhaftes Für und Wider entspann sich. Nach langer Debatte einigte man sich auf elegante Promenadenkostüme. Hans wollte, wie er sagte, voranfahren, um Platz zu halten.

„Darf ich die Jungen mitnehmen?“ fragte er. „Sie können beide neben mir sitzen; der Platz im Wagen ist sonst noch immer zu knapp — —.“

Lulu wehrte mit Händen und Füßen. „Niemals! Mit einem unsichren Pferde —“

„Und für mich ist das Gefährt zu jugendlich,“ wandte Frau von Brunsberg scherzend ein.

Ilse sah auf ihren Teller und schob mit dem Löffel ein Stückchen süße Speise in der Himbeersauce hin und her.

„Wenn Sie mir versprechen, über Siegeswalde zu fahren,“ begann sie, ohne Hans anzusehen, „ich muß mir notwendig ein Paar Handschuhe bei Samuel kaufen — dann fahre ich mit.“

„Das gieb lieber auf,“ entschied Fedderien laut und ruhig, „ich kenne die Stute nicht, unser guter Hans mag seinen Hals allein riskieren. —“

„Aber ich kenne doch die alte Tante, die macht nichts, und ich muß wirklich die Handschuhe haben, Fritz,“ wandte Ilse ein.

„So bitte Hans, er wird sie dir gern besorgen.“

„Ich kenne die hiesigen Nummern zu wenig, ich muß die Dinger anprobieren, und ich fürchte mich auch gar nicht.“

Fedderien schwieg, machte eine ironische Verbeugung, erhob sich, um Entschuldigung bittend, und verließ das Zimmer. Agnes lehnte mit siebernden Augen in ihrem Fahrstuhl.

„Ich begreife dich nicht, Ilse!“ stieß sie hervor.

„Mein Gott, wenn ich alles thun wollte, was er will — er ist so enorm ängstlich, er wickelte mich am liebsten in Watte,“ sagte sie leichthin.

„Wir haben aber doch vollkommen Platz im Landauer, Kind“, sagte Frau von Brunsberg.

„So? Du, Lulu, ich, zwei Jungen und die Bonne? — Man wird mit zerdrückten Kleidern ankommen.“

„Ach so, die Jungens — ja, daran hatte ich nicht gedacht!“

„Nun, Lulu wird doch nicht ohne die Würmer in ein Militärkonzert wollen, ich kenne sie doch! Nicht wahr, Lulu?“

Die kleine Frau machte erstaunte Augen über diese ungewohnte Liebenswürdigkeit.

„O, ich — weiß nicht — es wäre ja schrecklich nett, wenn sie mitkämen, aber ohne die Mademoiselle geht es bestimmt nicht.“

„Mademoiselle muß auf den Bock,“ erklärte Ilse.

Hans schwieg, er sah stirnrunzelnd auf seinen Teller.

„Sette, klingele!“ bat Agnes, „ich möchte in mein Zimmer.“

„Ich fahre dich, Liebste,“ flüsterte das Mädchen. Gewandt und kräftig schob sie den schweren Stuhl vor sich her durch die Halle nach der Ostseite des Hauses, wo die Wohnräume des jungen Paares lagen.

„Sette,“ stöhnte Agnes, „ich halt's nicht aus!“

„Was denn, mein gutes Kind?“

„Ach, ich kann's dir nicht sagen, Sette — ich ertrag's nicht! So sitzen müssen und nicht hintreten können und ihr ins Gesicht schreien, die Faust vor ihr schütteln — —“

„Aber Agnes — aber Agnes — was ist dir nur!“

„Rufe mir Hans!“ Sie sagte es fast herrisch.

„Agnes, ihr habt euch vorgestern erst gezankt — Agnes, ich bitte dich, quäle ihn nicht!“

„Rufe mir Hans!“ fuhr Agnes sie an, barsch, wie sie noch nie gewesen war.

Sette ging. Sie fand den Speisesaal bereits leer und suchte nun den Bruder in seinem Zimmer. Er lag in den herrenmäßig ausgestatteten Raum in seiner Hausjoppe auf der Chaiselongue und rauchte eine Cigarette. Auf Settens blasem Gesicht mochte wohl eine vorwurfsvolle Frage stehen. Die ärgerliche Redensart über die ewigen Störungen blieb ihm in der Kehle stecken.

„Agnes läßt dich bitten, Hans —“

Er setzte sich aufrecht, und die Cigarette wütend in den Aschenbecher stoßend, sagte er: „Herr Gott von Bentheim, was ist's denn schon wieder?“

„Hans,“ bat die Schwester, „sei doch ein bißchen nachsichtig mit ihr, sie ist doch krank!“

„Darauf hin sündigt sie auch ausgiebig!“

„Sie liebt dich so sehr, Hans!“

„Hm! Ja, schön — ich komme.“

„Bleibe geduldig, Hans, sie ist so schrecklich aufgeregt!“

„Aufgeregt? Wieder mal? Na freilich — ich fahre ja mit Ilsen aus.“

„Hans, mußt du denn mit? Wenn du doch einmal das Opfer brächtest und bliebest zurück, so wäre sie beruhigt!“

Er lachte. „Alles schon versucht, es ist Manie bei ihr.“

„Aber dann muß man doch erst recht Rücksichten nehmen, und — ganz ehrlich gestanden, — Ilse läuft dir förmlich nach.“

„Kann ich dafür? Uebrigens, ich habe noch nichts bemerkt.“ Er wurde rot bei dieser Lüge und wich ihrem Blick aus.

„Ach, Hans, das ist ja gar nicht möglich! Denkst du, ich bin blind?“

Er antwortete nicht, er gab dem Rauchtischchen einen Tritt, daß es umschlug und in das Zimmer rollte. „Verfluchte Weiberwirtschaft!“ murmelte er, dann ging er hinaus.

Sette blieb still vor dem Schreibtisch sitzen, legte die gefalteten Hände auf die Platte und betrachtete, als gäbe es nichts Interessanteres, die Gegenstände, die vor ihr standen: ein Tintenfaß in Form eines Huseisens, eine Schreibunterlage, auf deren Löschblatt kreuz und quer kleine schwarze Strichelchen und Kleye abgedruckt waren, eine Photographie Sr. Majestät, ein Bild von Agnes als Braut, gar kein unsympathisches Geschöpf darstellend, schlank, blaß, mit hingebendem, innigem Ausdruck des ovalen Gesichts. Sette war mit Agnes bei einem der besten Photographen in Dresden gewesen, und Agnes hatte hinterher gesagt, sie hätte bei der Aufnahme immer gedacht, Hans stünde da, wohin sie sehen sollte.

Wie mächtig war die Liebe in diesem kranken Herzen, und wie litt sie unter der Unfähigkeit, ihm etwas zu sein! O, diese furchtbare, leidenschaftliche Eifersucht, die den schwachen Körper fast verzehrte, und diese heimlichen Blicke von Ilsen zu ihm, von ihm zu Ilsen —

Sette fuhr zusammen, sie meinte, einen Schrei gehört zu haben; dann folgte ein Knall wie das Schlagen einer Thür und nun rasche Schritte. „Wieder keine Verständigung!“ seufzte sie. Er trat ein, mit hochrotem Kopf. „Geh zu ihr!“ sagte er kurz, „ich bin zu Ende, ich kann mir das nicht länger gefallen lassen.“

Sie blieb noch einen Augenblick und sah zu ihm hinüber. Er stand vor seinem Gewehrschrank mit gerunzelter Stirn und pfiff durch die Zähne. Nie war es ihr so aufgefallen wie heute, was für ein schöner junger Mann er doch war mit der kraftvollen Gestalt und dem dunklen Kraushaar über der edelgeformten Stirn.

Da trat er mit geballten Fäusten auf sie zu. „Du weißt nicht, was ich ausgestanden habe in den letzten Wochen, Sette — du kannst es auch nicht verstehen. Aber Eins sage ich dir — Biegen oder Brechen! Ich habe sie satt, satt bis zum äußersten, diese krankhafte, ungereimte, wahnsinnige Eifersucht!“

Sette ging schweigend aus dem Zimmer hinüber zu Agnes.

Wie ein Häufchen Unglück saß die junge Frau in ihrem Stuhl und schluchzte: „Ach Sette, ach Sette!“

„Aber, Agnes, du mußt doch auch vernünftig sein! Deine fortwährende Eifersucht bringt ihn furchtbar auf.“

„Du verstehst es ja nicht, du hast keine Ahnung, wie es ist, wenn man jemand so innig, so innig liebt und nun fühlen muß, daß er einem mehr und mehr entgleitet! So gar keine Kraft mehr in den armen Händen, um ihn zu halten, keinen Ton in der Stimme, der ihm noch ans Herz dringt!“ Und sie hielt die mageren, gefalteten Hände an die zuckenden Lippen in bitterem, wehem Schluchzen. „Du weißt es nicht!“ wiederholte sie mit ihrer kläglichen, thränenerstickten Stimme, „und der liebe Gott erspare es dir!“

„Ich wüßte es nicht?“ murmelte Sette und dachte an Fritz Federsen, den sie heute wiedergesehen hatte neben seiner Frau.

„Ach Sette! Wenn sie doch abreiste — wenn sie doch... Ich werde so schlecht, so schlecht — meine eigene Schwester — — Vorhin, da habe ich gedacht, ich möchte, wenn alle fort sind, das Haus anzünden, damit sie keine Wohnung mehr haben könnte hier — sie macht ja doch auch ihm wieder unglücklich, wie sie es schon einmal gethan hat.“

„Aber Agnes, du übertreibst! Ihr Mann sitzt ja daneben.“

„Ja, ja, der sitzt daneben!“ höhnte die Kranke. „O, sie will ja auch nichts Böses, nein, o nein! Im Grunde ist sie ja so feig! Nur den Kopf ihm verdrehen, nur ihn weglocken von mir, ihn benruhigen, weiter nichts! O bewahre, weiter nichts, das ist ihre Natur, sie kann nicht anders!“

„Na, das ist gründlich übertrieben, liebes Herz! Und jetzt legst du dich ins Bett und nimmst deine Tropfen! Du wirst dann wieder ruhiger werden.“

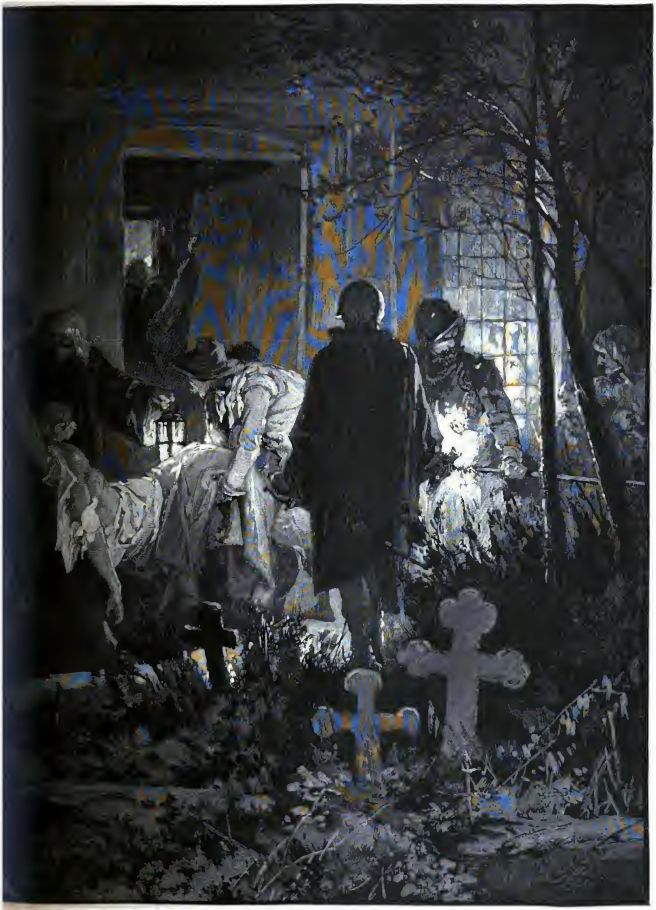
Und als Agnes lag, die Brust noch immer vor Schluchzen stoßweise gehoben, setzte sich das Mädchen zu ihr aufs Bett, faßte ihre Hände und redete ihr zu wie einem Kinde. „Um vier Uhr, mein Schätzchen, trinken wir Kaffee im Garten, dann wird die Sonne nicht mehr auf der Laube sein, nur vor uns wird sie goldig liegen auf dem großen Rasenplatz. Nach Monatsrosen und Reseda wird es duften, du liest, und ich stopfe Wäsche! Ich freue mich so sehr auf den Nachmittag mit dir allein. Auf Wiedersehen, schlafe — um vier Uhr weckt ich dich!“

Sie schloß die Vorhänge und verließ das Zimmer, denn der armen, gequälten Frau fielen die Augen zu vor Schwäche, wie immer nach solchen Erschütterungen. In ihrem Stübchen setzte sie sich mit sorgenvollem Gesicht ans Fenster. Nach einer Weile hob sie den Kopf und sah zur Decke empor.

Da oben ging jemand ununterbrochen auf und ab, da wohnte er. — — — Auch er fand keine Ruhe! — Waren alte Zeiten auch in ihm lebendig geworden?

Um dreiviertel auf Vier fuhren Ilse und Hans im Gig,

Die Leiche Gustav Adolfs bei der K
Nach einer Or



Meuchen nach der Schlacht bei Lützen.

ng von A. Zick.

einem zweirädrigen leichten Wagen, ein etwas ungedultiges braunes Tier davor, aus dem Thore. Sette, die gerade im Eßsaal war, trat ans Fenster und sah ihnen nach. Das Gefährt schwankte und wippte und bog so stürmisch und knapp um den Pfeilstein des großen Hofthores, daß sie einen leisen Schrei nicht unterdrücken konnte. Itse, neben ihm, die ein weißes Kleid trug und einen riesigen weißen Sonnenschirm über sich hielt, hatte also doch den Wunsch ihres Mannes unbeachtet gelassen und vertraute sich Haus an! In der Halle versammelten sich eben schon die anderen, wenigstens drangen die Stimmen der beiden Jungen, die um einen Platz auf dem Kutscherbock bettelten, an Settens Ohr.

„Mama! Mama! Ich bin doch älter wie Haus!“ Lulus mütterliche Weisheit entschied dahin, daß der Jüngste jetzt auf dem Bock sitzen sollte und der Große erst während der Heimfahrt, damit Hänschen sich nicht im Dunklen fürchtete, eine Lösung, auf die der Aeltere geschmeichelt einging. —

Sette entfernte sich, um unter dem schattigen Laubdach vor dem Gartensaal den Theetisch zu decken. Als sie Agnes rufen ging, herrschte tiefste Stille im Hause. Feddersen mochte jetzt wohl auf dem Sofa liegen und über den Eigenwillen Ilsens nachdenken; sein kleiner Sohn spielte irgendwo im Garten unter der Obhut der Wärterin.

Agnes hatte tief und fest geschlafen und war ruhiger geworden. Sette schien es fast, als ob sie sich ein wenig der ausgeregten Scene von heute mittag schämte; sie fragte nicht, ob die Herrschaften abgefahren wären, ließ sich ankleiden und in den Wagen setzen. Draußen auf dem freundlichen Platz, wo man weiter nichts hörte wie das Zirpen der Schwalben in der Luft und das Girren der Tauben auf der breiten Mauer, welche Hof und Garten trennte, nahm sie die Hand Settens und streichelte sie, während sie ihr dabei wie abbittend ins Gesicht blickte.

„Mir träumte so schön vorhin,“ sagte sie leise.

„So? Was denn?“ Sette hatte Thee eingeschenkt und saß nun auf der Bank neben ihrem „Glückkob“, dem sie ein Handtuch entnahm, um es prüfend gegen das Licht zu halten, damit etwaige Schäden deutlicher zu sehen wären.

„Ich konnte wieder gehen, träumte ich; ich ging mit Hans an das Grab des Kleinen, und Hans war so gut und lieb, aber er sprach kein Wort.“

Sette nickte. „So kommt's hoffentlich auch noch, und in Wirklichkeit spricht er dann auch.“

Agnes schüttelte den Kopf. „Ach, wenn das geschähe, aber das geschieht nicht, Sette! Wenn ihm nur unterwegs nichts passiert mit dem Pferde!“

Sette wollte antworten, aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen — Feddersen kam, dicht hinter ihr erschallten seine Schritte; sie hätte sie unter Tausenden heraus erkannt. In peinvoller Verlegenheit blieb sie stehen.

„Du siehst so blaß aus mit einem Male, Sette?“ fragte Agnes.

„Ich? Wirklich? Die Beleuchtung — —“

„Und jetzt bist du rot geworden. Aber sieh mal, da kommt ja Fritz Feddersen. Guten Tag, Fritz! Wie nett, daß Sie uns einsamen Frauenzimmern Gesellschaft leisten wollen! Trinken Sie eine Tasse Thee?“

„Danke! Aber wenn Sie gestatten, nehme ich einen Augenblick Platz.“

„Aber bitte, Fritz, wie förmlich!“

Sette nähte mit zitternden Fingern. Sie blieb noch eine Weile stumm sitzen, dann legte sie ihre Näherei zusammen, griff nach dem Schlüsselkorb und ging.

„Bleibe nicht so lange!“ bat Agnes.

Sie rief ein „Nein!“ zurück und irrte dann planlos im Hause umher; zuletzt saß sie unbeweglich mit gefalteten Händen in ihrem Zimmer. Wie lange — wußte sie nicht. Erst als unter dem Fenster die wendische Kinderfrau ihren Namen rief und bestellte, die gnädige Frau ließe bitten, daß sie wiederkehrte, schritt sie zögernd zurück.

Gott sei Dank! — Feddersen war gegangen!

„Denke dir, er meint, er habe dich vertrieben,“ klagte Agnes; „selbst die besten Männer sind doch arrogant! Ich sagte ihm, das bilde er sich nur ein.“

Sette schwieg weiter mit traurigen Augen.

„Wenn du es ihm selbst sagen willst, Sette, er ist dort bei den Himbeeren mit seinen Jungen; ganz vernarrt ist er in den Bengel, aber ich kann's begreifen.“

„Ach, laß ihn nur allein mit dem Kleinen,“ antwortete Sette ausweichend. Und plötzlich fiel ihr die alte Bäuerin ein, die sie an seinem Hochzeitstage im dunklen Walde getroffen hatte. „Jetzt aber, wo er den Jungen hat, tauscht er mit keinem Menschen nich!“ hatte diese erzählt. Ja, so würde es auch bei ihm sein, so sollte es sein — Gottlob!

„Wollen wir nicht hineingehen?“ fragte sie endlich, „wird's nicht zu kühl?“

„Bleibe doch noch ein wenig — mir ist so angst in den Stuben.“

Lisette biß die Zähne zusammen und sagte sich immer wieder aufs neue: Du mußt ruhig sein, du kannst ja doch nicht fort, denn du bist nicht für dich allein hier, du darfst nicht von deinem Posten gehen. — —

Als die Sonne sank, ließ Agnes sich ins Haus fahren, während Sette noch blieb, um mit dem Inspektor zu sprechen, der sie um eine Unterredung hatte bitten lassen. Er war ein alter Mann, der schon zu Letzzeiten des seligen Herrn hier wirkte, und dem dieser schweren Herzens gekündigt hatte, als Hans gleichsam den Inspektorposten übernahm. Sobald der Schwiegervater die Augen geschlossen hatte, war es Hansens erste und klinge Handlung gewesen, den Alten wiederzuholen. Agnes liebte ihn sehr; keinem Anderen stand das innige Mitleid mit ihr so deutlich im Angesicht wie ihm, wenn er sie anschaute mit den klaren, klugen Augen, die so jung blickten auf dem wetterbarten, alten Gesicht.

Als Sette jetzt mit ihm den Weg entlang nahe dem sogenannten Meierei ging, fragte sie, noch ehe er sein Anliegen vorbringen konnte:

„Sagen Sie mir doch, lieber Herr Inspektor, kann etwas mit dem Brunnen passieren?“

„Ih — nee, gnä' Fräulein, ängstigen Sie sich man nicht!“ antwortete er gutmütig.

„Ach, ich komme mit meiner Angst erst in zweiter Linie, Herr Inspektor,“ sagte sie, „aber meine arme Schwägerin!“

Er schüttelte im Weitergehen den Kopf, und ein bekümmerter Zug legte sich auf sein Gesicht. „Gnä' Fräulein, und man kann's ihr nicht mal übelnehmen, wenn sie sich ängstet. Der Gaul — um den Gaul regt sich die junge Frau nicht auf, darum nicht; so Landkinder, die sind hundertmal auf der Karrete gesessen, wenn so ein Vieh eingefahren wurde, aber —“ er nahm die Mütze ab und kratzte sich verlegen hinter den Ohren, indem er stehen blieb, „aber — wie soll man denn das nun ausdrücken? Sehen Sie — Ihr Herr Bruder — er ist ja eigentlich ein Staatsmensch, und wenn der so ein liebes, fideles Frauchen hier sitzen hätt', und ein paar wilde Bengels, für die er arbeitete, na, ich meine, da wär's eben anders. Ein bißchen was fürs Herz will der Mensch ja doch haben, und wenn er das nu nicht hat, da kommt der Mensch auf andere Gedanken, die er nicht denken darf, und sehen Sie, das kostet viel Geld. So das Herumsitzen im Kasino in Siegeswalde, und dann wird ja auch mal gespielt und so — — und die Frau von Feddersen, die er ja woll mal hat gern haben wollen, wie es heißt, die scheint ihn ja auch noch immer um den Finger wickeln zu können. Was meinen Sie man bloß, gnä' Fräulein, was die jetzt alles für sich verlangen, die alte Gnädige und die Frau von Feddersen? Von der ganzen Rapsernte gehört kein Thaler mehr uns, und wie's mit der Wolle wird — — ich mag nicht daran denken. Der verd . . . . . Freudenthal ist's täglich Brot bei uns! Und wenn um die alte Gnädige auch noch nach Berlin ziehen will und da leben wie 'ne Gräfin, na — dann kommt Buckte bald an so 'nen Berliner Bankier, der wegen seines neuen Adels ein altes Stammschloß braucht, und dann — na, das mag ich mir gar nicht ausdenken —“

Erschrocken über diese Enthüllungen blieb Sette stehen und wandte fragend ihr blaßgewordenes Gesicht dem alten Manne zu.

„Die Frau von Brunsberg nach Berlin?“ stotterte sie, um etwas zu erwidern.

„Ja! Sie sollen's vielleicht gar nicht wissen, gnä' Fräulein.

Herr Oldenroth sagte mir's vor einigen Tagen. ‚Rechnen Sie doch mal aus,‘ sagte er, ‚wie hoch ich ungefähr die Kosten veranschlagen kann, wenn meine Schwiegermutter hier lebt, Wohnung hat, Verpflegung u.‘ ‚Das ist sehr einfach,‘ antwortete ich, ‚die Kosten sind gleich Null. Quartier können Sie nicht rechnen; die Stuben sind da, ob die Gnädige drin haust oder nicht, macht keinen Unterschied. Und was die so braucht? Lieber Gott, ihretwegen ist keine Taube mehr gebraten worden auf Buchte. Dahingegen kostet Berlin ein kleines Vermögen; bares Geld für die Löhnung und bares Geld für jedes Blättchen Petersilie, und sein in der Garderobe, und Droschken und Theaterbillets, und dann die Naturalsendungen alle Wochen, Butter, Eier, Käse, Fleisch und was man doch sonst verkaufen könnte.‘ Leider scheint Ihr Herr Bruder die Idee, ohne Schwiegermutter hier zu sitzen, ganz gut zu finden. Na ja, kann ja sein, ist Geschmacksache, aber haben muß man's nur erst“ — er machte die Bewegung des Geldzählens mit Daumen und Zeigefinger. „Kurz und gut, gnä' Fräulein, wenn Sie ein gutes Werk thun wollen, reden Sie Ihrem Herrn Bruder diese Geschichte aus, das schafft Buchte nicht mehr, nein, in allem Ernst — das schafft's nicht.“

Er schob die Mütze aufs andere Ohr und sah aus seinem gerötheten Gesicht wie um Verzeihung bittend auf das junge Mädchen, das mit gesenktem Kopfe vor ihm stand. „Und nun hab' ich Sie wohl recht in Sorgen gesetzt, Fräulein,“ murmelte er, „aber erfahren hätten Sie's ja doch, und vielleicht könnten Sie ein Wort mitreden, oder — so —“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Lisette, „nur fürchte ich, Hans wird sich von mir nichts breinreden lassen.“

„Dann stecken Sie sich doch hinter den Anderen, den Herrn von Feddersen, Fräulein; der hat ja doch, meine ich, auch ein Wörtchen mit zu sprechen —“

„Das kann ich nicht,“ unterbrach ihn Sette tonlos.

„Das können Sie nicht? Ja, dann weiß ich freilich nicht, wer's sonst könnte, Fräulein!“

„Sie, lieber Herr Inspektor! Er wird gewiß aufmerksam werden, wenn Sie —“

„Das geht nicht. Soll ich meinen Herrn verpetzen? Es ist überhaupt unrecht, daß ich so zu Ihnen spreche, aber mir, ich weiß es auch nicht, wie — mir ist das Herz auf die Zunge getreten in Ihrer Nähe. Meine Frau sagte gestern auch: Karl, siehste denn nich, Fräulein Settchen ist das einzige vernünftige Frauenzimmer im Schloß, rede doch mal mit der, und ihren Bruder liebt sie ja auch!“ — Na, vielleicht können Sie doch was thun, und wenn Sie wenigstens die Unglücksidee von dem Uebersiedeln der alten Dame nach Berlin verhinderten; die Idee könnte das Tipfel auf den J von unserm Unglück werden.“

Sette antwortete nicht mehr, und der alte Mann kam nun auf den Milchkeller und auf das zu sprechen, was er eigentlich wollte. Als er sich mit ihr darüber geeinigt hatte, verabschiedete er sich mit der wochmaligen Bitte um Entschuldigung.

Voll schwerer Gedanken betrat Sette wieder den Garten, fand aber Agnes nicht mehr. Das Stubenmädchen, welches im Gartensaal den Tisch zum Abendessen deckte, berichtete, Herr von Feddersen hätte die gnädige Frau zuerst im Park spazieren gefahren in ihrem Stuhl und dann bis in ihr Zimmer, und dort hätte sie, die Friederike, gnä' Frau zu Bett gebracht, und sie wäre ganz still und zufrieden und lasse den beiden Herrschaften guten Appetit wünschen für das Abendessen.

„Sie brauchen gar nicht aufzudecken, Rieke,“ antwortete Sette, „ich esse mein Butterbrot bei der gnädigen Frau im Zimmer.“

„Aber nein, Fräulein, der Herr Hauptmann will heut' hier unten speisen,“ wandte das Mädchen ein.

Sette erwiderte nichts darauf, sie betrachtete erschrocken die zwei Converts, die sich auf dem großen Tisch gegenüber befanden. Und die Blumenschale sah sie, die in der Mitte der Tafel dazwischen stand, und das Glas mit Disonrosen, die so stark und süß dufteten. Die letzten Strahlen der Abendsonne flammten draußen über die Welt und tönten sich hier innen zu mattroter Färbung ab. In den Ecken und Winkeln des Saales aber stand schon die Dämmerung und verhüllte die mächtigen uralten Möbel.

Wie ein beklemmender, schwerer Bann lag es plötzlich auf Setten; sie stand da, unfähig, ihn abzuschütteln. Ihre Augen irrten zu der alten Uhr hinüber, die auf ein Viertel nach Sieben wies. In ihren Füßen zuckte es — sie wollte fort, und ihre Hände klammerten sich doch fest an die Lehne des Stuhles, als kämpften zwei feindliche Mächte um ihre arme Seele.

„Soll ich die Hängelampe anzünden, Fräulein?“ fragte das Mädchen, das mit den gebrauchten Kartoffeln eintrat.

„Nein!“

„Es ist ja auch noch hell genug. Ich werde gleich den Gong schlagen.“

Sette antwortete nicht. Sie fühlte, daß sie zitterte, als die dröhnenden Schläge erschallten, daß sie nicht bleiben durfte in solcher Verwirrung und daß doch ein süßes, thörichtes Erwarten sie bannte, ein Erwarten, wie sie es damals gefühlt hatte, als sie noch herzklopfend seinen Schritten lauschte in dem Salon von Ulla Berg. Und auf einmal wandte sie sich fluchtartig zur Thür. Noch war's ja Zeit, noch konnte sie fort; aber ehe sie den Drücker zu erfassen vermochte, stand Feddersen vor ihr. Wie im Trotz drehte sie sich um und schritt zum Tisch zurück, aber er sah doch noch ihre Blässe, ihre zuckenden Lippen.

„Störe ich?“ fragte er.

Sie holte tief Atem und machte eine Handbewegung, die er sich deuten konnte, wie er wollte. „Agnes hat sich schlafen gelegt, Sie müssen mit meiner Gegenwart vorlieb nehmen,“ sagte sie leise. Dann setzte sie sich mit dem Rücken gegen die offene Thür, und wie eine feine Silhouette erschien ihr Kopf auf dem Stückchen roten Abendhimmels, der durch den Rahmen der Thür lugte.

Er hatte ihr gegenüber Platz genommen, die Serviette über die Kniee gebreitet und sah sie an, ohne die Schüssel zu gewahren, die sie ihm hinüberschob mit einem kaum gehauchten: „Bitte!“ Nun nahm sie sich eine Kleinigkeit und ergriff Messer und Gabel, aber ihre Finger zitterten so, daß sie beides wieder hinlegte und nur ein Stückchen Brot zu zerkrümeln vermochte.

Sie schwiegen beide. Im ganzen Hause kein Laut, kein Ton, und zwischen ihnen die unaufgeklärte Vergangenheit, die Erinnerung an das, was sie einst erhofften von der Liebe, die sie damals verbaud! Und immer drückender wurde das Schweigen. Einmal war es, als ob er ansetzen wollte zu sprechen, aber es wurde nur ein halber Ton, als versagte ihm die Stimme.

Sie wußte nun, er hatte etwas zu sagen, sein Schweigen war die Einleitung dazu, und sie fühlte, daß sie beim ersten Wort bitterlich weinen würde, denn all ihr Stolz war ihr entglitten. Und sie wollte doch nicht weinen! Sie rief die Erinnerung an alle die vielen schmerzvollen, in Gedanken an ihn durchwachten Nächte in sich zurück, aber keine Spur von Zorn, dem heißen Zorn, der sie so oft geschüttelt hatte, wollte kommen angesichts seines blassen Gesichts. Und er schwieg noch immer. Dann war die Dämmerung so rasch hereingebrochen, daß sie seine Züge nicht mehr deutlich unterscheiden konnte.

Unfähig, diese Spannung länger zu ertragen, hob sie die Hand nach dem Glockenzuge, um von dem Mädchen die Lampe anzünden zu lassen; aber bevor sie noch denselben zu erreichen vermochte, hatte Feddersen ihre Hand ergriffen.

„Lassen Sie, warten Sie noch einen Augenblick!“ bat er.

Ihre Finger zuckten in den seinen, aber er ließ sie nicht.

„Können Sie mir nicht verzeihen?“ fragte er, und seine Stimme bebte. „Ich kann mich nicht entschuldigen, kann nicht — ich bin auf Ihre Großmut angewiesen. Verzeihen Sie mir, wenn es Ihnen möglich ist!“

„Gern!“ sagte sie. Es würde unbesangen geklungen haben, hätte ihre Hand nicht so eiskalt in der seinen gelegen.

Er hielt sie noch ein Weilchen, dann stand er auf, kam herüber und küßte die zitternden Finger.

„Gern?“ wiederholte er, „und weiter haben Sie kein Wort für mich?“

Sie beſcrite ihre Rechte, griff nach der Glocke und klingelte, und, wie ſich beſinnend, daß der kurz bemeſſene Augenblick, den ihr der Zufall gönnte, ſofort entſchwinden mußte, ſetzte ſie haſtig hinzu: „Aber Sie wollen vielleicht wiſſen — ob ich ſehr unglücklich geworden bin? Ich bin es nicht geworden, ich bin ganz zufrieden mit meinem Schickſal, ſorgen Sie ſich darum nicht.“

Der Eintritt des Mädchens unterbrach ſie. „Gnä' Fräulein wünſchen?“

„Die Lampe — zünden Sie die Lampe an!“

Ein paar Augenblicke ſpäter warf die Lampe ihr mildes, durch einen grünſeidenen Schirm gedämpftes Licht über den Tiſch und die beiden Menſchen, die ſich mit erregten Geſichtern gegenüberſaßen und aneinander vorüber blickten.

Sie wäre zufrieden, hatte ſie geſagt, gleichſam den Schlußſtrich machend unter alles, was je zwiſchen ihnen geweſen war!

Er aß einige Biſſen, faſt mechaniſch, ſie ſchob ein Stückchen Fleiſch mit der Gabel auf dem Teller hin und her. „Darf ich Ihnen noch etwas ſagen?“ fragte ſie plötzlich und lehnte den ſchlanken Körper an den Stuhl zurück; ihre Stimme klang kalt und klar.

„Bitte!“ Er neigte den Kopf, ohne ſie anzuſehen.

„Hans —“ Sie brach ab und rang nach Worten — die Mitteilung wurde ihr doch ſchwer — „Hans iſt ſo unglücklich, glaube ich, er und Agnes, beide — — könnten Sie da nicht mit ihm — er hat Sie immer ſo verehrt — ich meine, er muß ſich mehr zuſammennehmen. — Und dann — ich glaube, er verſteht nicht zu wirtſchaften —“

Er ſchüttelte den Kopf, eine ſcharfe Falte lag auf ſeiner Stirn, die ihn düſter und unfreundlich erſcheinen ließ. „Ich verſtehe davon auch nichts!“ ſagte er kurz.

„Aber es geht ja erbarmungslos rückwärts mit Buchte,“ flüſterte ſie.

Er zuckte die Schultern.

„Und das berührt doch auch Sie,“ fuhr ſie bittend fort. „Ihr Kleiner —“. Und nun ſprach ſie mechaniſch nach, was der alte Inſpektor ihr geſagt hatte, und daß der Bub doch einmal Herr auf Buchte ſein werde, und ſo weiter. Tonlos — wie etwas Auswendiggelerntes.

„Mich intereſſiert Buchte abſolut nicht,“ erwiderte er kalt.

„Aber, Aber!“ Sie blickte ihn ganz verwirrt an.

„Ich ſagte, die wirtſchaftliche Lage auf Buchte intereſſiert mich nicht!“ wiederholte er.

Nun ſchwieg ſie und ſah auf ihren Teller. Ein grübelnder, ſorgenvoller Zug lag jetzt auf ihrem Geſicht, der es um Jahre älter machte. Das Herz wurde ihm ſchwerer als je; ein großes ſtürmiſches Verlangen kam über ihn, ſie in die Arme zu nehmen und ihr zu ſagen: Es muß ja alles wieder gut werden! Es iſt ja alles nur ein häßlicher, wüſter Traum geweſen! Es giebt kein Buchte — nichts giebt es, was uns trennt! — —.

Da erſcholl vom Garten herein das Rollen eines Wagens, bald darauf klangen Schritte durch den Korridor, und dann flog die Thüre auf. Frau von Brunsberg trat über die Schwelle und blieb erſtaunt ſtehen, als ſie die beiden Menſchen am gedeckten Tiſch einander gegenüber ſah, die ſich beide ſogleich erhoben, um ſie gebührendermaßen zu begrüßen. Auf Settens Geſicht flammte unter dem forſchenden Blick der alten Dame eine Purpurglut auf, als wäre ſie ertappt auf etwas Unrechtem.

„Haben Sie gegeſſen, gnädige Frau?“ ſtammelte ſie, „ſonſt lege ich raſch noch ein Couvert auf — wir erwarteten Sie nicht ſo früh.“

„Danke! Wir haben zwar nicht gegeſſen, aber ich habe auch gar keinen Appetit. Ihrer Frau Schwägerin ſchicken Sie doch gefälligſt das Abendeſſen nach oben, ſie lehnte es ab, hier unten zu ſpeiſen, weil ſie zu ſehr beſchäftigt iſt, ſie will nämlich morgen abreiſen. War ein recht angenehmer Nachmittag durch Frau Lulus Gnaden, ich wollt', ich wäre zu Hauſe geblieben. Ilſe wird's übrigens auch ſehr bedauern, ausgefahren zu ſein,“ fuhr ſie zu ihrem Schwiegerſohn gewendet fort. „Hätte ſie nur ahnen können, daß Sie ſo raſch wieder ganz hergeſtellt ſind, ſo ganz, um heute ſchon an der Abendmahlzeit teilzunehmen, ſo wäre ſie ſicher daheim geblieben. So aber ſpeiſt ſie nun mit Hans in Mallnow, um ihren heutigen Aerger zu vergeſſen.“

„Ilſe iſt nicht mitgekommen?“ fragte Feddersen halblaut.

„Nein!“

Sette ging ſtill aus dem Zimmer, um Lulu und den Jungen das Abendeſſen hinaufzuſchicken. Frau von Brunsberg ſah zornig die Thür an, hinter der das Mädchen eben verſchwand.

„Sie fragen nicht mal, was Ilſen geſchehen iſt?“ wandte die alte Dame ſich wieder an Feddersen, der die Serviette auf den Tiſch gelegt hatte und im Zimmer auf und ab ſchritt.

„Geſchehen? Iſt ihr denn etwas geſchehen?“

„Allerdings! Lulu und Ilſe gerieten im Park in einen unangenehmen und vollkommen ernſthaften Streit; Lulu machte Ilſen gegenüber ungemein unartige Bemerkungen, Sie und Ilſe betreffend; Ilſe revanchierte ſich mit einem Hinweis auf Lulus Familie — es war einfach entſetzlich! Ich zittere noch immer!“

„Wenn Lulu taktlos war, ſo gab das Ilſen noch kein Recht, es ebenfalls zu werden, als Sprößling einer“ — er machte im Vorübergehen eine verbindliche Geſte mit der Hand — „ſo vornehmen Familie.“

„Aber wenn ſie ſo gereizt wird? Ich bitte Sie, Fritz — Lulu war ja einfach impertinent —“

„Nun, und das Ende vom Lied?“

„Lulu wollte augenblicklich fort, und da wir nur den einen Wagen hatten, mußte ich eben mit ihr fahren.“

„Sie hätten doch wohl bei Ilſen bleiben ſollen.“

„Ilſe wollte es nicht; wo hätte ich auch ſitzen ſollen beim Nachhauſefahren? Sie ſcheinen ſich übrigens nicht im mindeſten zu alterieren über ihr Ausbleiben.“

„Nein — weshalb auch? Ich habe Ilſe geboten, nicht in dem kleinen Wagen zu fahren. Da ſie es trotzdem that, muß ſie riſkieren, naß zu werden — oder noch Schlimmeres. Ein Pferdekenner iſt Hans nicht.“

„Pferdekenner?“ fragte ſie höhniſch. „Verzeihen Sie, Feddersen, Sie ſcheinen dagegen kein großer Frauenkenner zu ſein.“

Er blieb ſtehen und ſah ſie fragend an. Sie zuckte die Schultern und ſetzte ſich auf das ſteifſeinige Empireſofa, als wäre ſie tief erſchöpft, während er weiter auf und ab ging.

„Lulu hat mir unterwegs übrigens etwas Merkwürdiges erzählt,“ begann ſie wieder und ſpielte nervös mit den Fingern auf der Sofalehne, „etwas ſehr Merkwürdiges!“

„So?“ antwortete er zerſtreut. In ſeinen Ohren erklang noch immer die weiche Mädchenſtimme: Ich bin zufrieden!

„Es iſt mir recht lieb, daß Ilſe nicht dabei war,“ fuhr die alte Dame, ihn fixierend, fort, „denn ich glaube, wenn ſie ahnte, daß Sie und Fräulein Oldenroth einmal, ſo zu ſagen, verlobt —“

Er blieb vor ihr ſtehen und betrachtete ſie mit dem eiskalten Blick, den er Gehäſſigkeiten und Klatſchereien gegenüber ſtets hatte. „Wir waren nicht verlobt. Lulu irrt ſich, wenn ſie das ſagt; aber die Abſicht, es einmal zu werden, leugne ich nicht. Ob Fräulein Oldenroth mich würde genommen haben, weiß ich allerdings nicht, inzwiſchen habe ich Ilſe geheiratet, die Sache iſt erledigt und ein weiteres Wort vollkommen überflüſſig dieſer Thatſache gegenüber.“

Es hatte ſo ſchneidend und ſcharf geklungen, daß die alte Dame förmlich in ſich zuſammenſank.

„Ich weiß ja, ich weiß —“ murmelte ſie. „Aber verbieten Sie doch der Lulu den Mund,“ ſetzte ſie hinzu, „und für Ilſe wäre es doch recht peinlich —“

„So?“

„Allerdings — na ja —“

„Ich habe Ilſen damals meine Zukunft ge— ſchenkt! Meine Vergangenheit gehört mir, gnädigſte Frau.“

„Mein Gott, Sie ſprechen ſo feindſelig! Es iſt ja nur, weil das junge Mädchen zufällig ſich jetzt hier im Hauſe befindet.“

„Wünſchen Sie, daß ich oder ſie abreiſen ſoll?“

„Nein, ach nein! Mein Gott, wie faſſen Sie das gleich

Photographie im Verlag von Rud. Schuster in Berlin.

Feierstunde.

Nach dem Gemälde von W. Menzler.

auf! Ich dachte nur, wenn Sie sie möglichst wenig beachten wollten —"

„So wie Luft, meinen Sie? Wie ein Stubenmädchen etwa? Uebrigens, mein Benehmen im allgemeinen und im besonderen pflege ich selbst zu kontrollieren."

Eine Antwort blieb der Frau von Brunsberg in der Kehle stecken, denn in diesem Augenblick stürzte Friederike mit schreckensbleichem Gesicht in das Zimmer.

„Ach, gnä' Frau, kommen Sie doch nur! Frau Oldenroth hat Krämpfe, wir können sie nicht mehr beruhigen — sie schreit immerzu nach dem Herrn!"

Im nächsten Augenblick war das erschrockene Mädchen bereits wieder verschwunden, und Frau von Brunsberg eilte zu ihrer Tochter. An der Thür blickte sie noch einmal zurück.

„Diese Oldenroths!" zischte sie durch die Zähne. „O, diese Oldenroths, wären sie doch nie über unsere Schwelle gekommen!"

Feddersen wandte sich um und ging hinaus ins Freie. Als er an der Gartenfront des langgestreckten Herrenhauses dahinschritt, drang durch ein offenes Fenster das Jammern und Schreien der Kranken. Er konnte den Lichtschimmer in der zweiten nach dem Hofe gelegenen Stube sehen, in der Agnes lag; die offenen Fenster gehörten zu Settens Zimmer. Er blieb stehen und sah diese zwei dunklen Fenster an, so wie er einst zu ihren Fenstern ausgesehen hatte als junger Leutnant in Loblow, wenn ihn sein Weg vorbeiführte an ihrem Hause.

Er war in einer Aufregung, die er selbst gern vor sich verleugnet hätte. Immer klang es in seinen Ohren: Ich bin ganz zufrieden mit meinem Schicksal! Und ihr schmales Gesichtchen versicherte doch das Gegenteil! Armes liebes Mädel!

Und jetzt die Indiskretion Lukas! Er hätte vielleicht klüger gethan, seiner Schwiegermutter gegenüber zu leugnen; aber da war etwas in ihm, das ihn trieb, diese seine einzige Liebe zu bekennen, Ja zu sagen und noch einmal Ja!

Aber was nun? Hatte er nicht damit ein Verhängnis heraufbeschworen, ein argwöhnisches Beobachten des armen Mädels? Quälendes Mißtrauen ihm und ihr gegenüber? Und dennoch, er konnte nicht anders! Ob er es ihr erzählen sollte? Sie würde freilich erschrecken, aber — was sollte er thun?

In ratlosem Grübeln stand er da und sah das Fenster an; in diesem Augenblick bog sich eine lichte Gestalt heraus, um die Fenster zu schließen, und er erkannte Lisette.

„Kann ich irgend etwas thun für die Kranke, Fräulein?" fragte er ruhig aus der Dunkelheit hinauf. „Wie kam es, daß Agnes wieder so aufgeregt ist? Sie war doch so ruhig heut' nachmittag?"

„Sie hat erfahren, daß Hans und Ilse allein noch ausgeblieben sind; sie ängstigt sich wegen — wegen der Beiden —"

„Mein Gott! Dabei ist doch nichts — —" Er brach ab, ihm war's, als verstünde er plötzlich die arme gelähmte junge Frau — hatte nicht Hans einmal um Ilse geworben? Das hatte ihn bisher nie sonderlich beschäftigt, und auch jetzt — zur Eifersucht hatte er keine Anlage.

„Agnes ist krank," entschuldigte Sette.

„Sagen Sie ihr, ich führe nach Mallnow, um meine Frau abzuholen; der Inspektor wird wohl einen Wagen zur Verfügung haben."

„Ja, ja, thun Sie das," erwiderte Sette eifrig zustimmend, „aber der Wagen ist ohnehin bereit, der Hans und Ilse holen sollte. — Und vielen Dank! Es wird Agnes beruhigen."

Das Fenster schloß sich, Feddersen ging, um seinen Ueberzieher zu holen; ein paar Minuten später saß er im Wagen und fuhr auf der einsamen dunklen Chaussee nach Mallnow zu.

Ich werde den Arzt bitten, daß er mich in ein Seebad schickt, dachte er, morgen reise ich, und Ilse muß mich begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Winterheilstätten im Hochgebirge.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten

Von Professor Dr. E. Heinrich Kisch.

Erst eine kurze Reihe von Jahren ist es her, seit die schneebedeckten Gefilde der Alpenthäler zum winterlichen Aufenthalte für Kranke empfohlen werden, und schon hat der anfänglich befremdende Gedanke in den weitesten Kreisen, sowohl der Aerzte wie der Leidenden, überraschende Zustimmung gefunden. Bereits ist eine beträchtliche Anzahl von Winterheilstätten nicht nur in den Hochthälern der Alpen, sondern auch im deutschen Mittelgebirge erstanden. Bereits muß der Arzt bei bestimmten Kranken reiflich die Wahl erwägen, ob für sie statt des Aufenthaltes im milden Süden nicht besser die Winterstation auf den abhärtenden kalten Höhen angezeigt sei. Und bereits spricht die Mode das entscheidende Wort, ob glückliche Müßiggänger Geld und Zeit an den Winterſport auf Schneefeldern der Schweiz statt an das buntbewegte Treiben des sonnigen Meeresſtrandes in Italien wenden sollen. So wird es denn nicht mehr lange dauern, und es werden auch in eisigen Höhen „Weltkurorte" entstehen, in denen neben ernstlich Kranken und erholungsbedürftigen Schwächlingen sich Lebemänner und Modedamen herumtummeln; vielleicht ersetzt auch dem Spielparadiese in Monaco ein bedrohlicher Konkurrent mit grünen Spieltischen in einem Eispalaste des Hochgebirges.

Es ist eine ruhige Erörterung notwendig, wie sich das Winterklima in Höhenorten gestaltet und in welcher Weise es für leidende Personen verwertet werden kann. Hierbei kommen für Mitteleuropa jene Gebirgsgegenden in Betracht, welche in einer Erhebung über der Meeresfläche von 700 bis 2000 m geeignete, günstig der Besonnung ausgesetzte, windgeschützt gelegene Aufenthaltsorte bieten. Die klimatischen Eigentümlichkeiten solcher Höhenorte bestehen vorzugsweise in einer ganz beträchtlichen Herabminderung der Lufttemperatur, welche in den Wintermonaten selten über den Gefrierpunkt reicht, zumeist aber die Quecksilbersäule des Thermometers sehr tief, bis auf 30° C. unter Null herabdrückt, in größerer Dünne der Luft als im Tiefande, in geringerem Wassergehalte der Atmosphäre, also in größerer Trockenheit der Luft, in einer stärkeren Klarheit und Reinheit derselben, in minderer Häufigkeit der Winde, vor allem aber in stärkerer, anhaltenderer und reichlicher Bestrahlung durch die Sonne. Die intensive Besonnung verleiht den Hochgebirgsthälern eine im Gegensatze zu der dauernden Schneedecke der Bodenfläche besonders bemerkenswerte größere Zahl von sonnigen Tagesſtunden, während deren auch der Schwächliche sich im Freien angenehm aufhalten, spazieren gehen, auch hinsetzen kann, um die belebenden Wärmestrahlen auf sich einwirken zu lassen. Dieser alles erwärmende und erquickende Sonnenschein giebt dem Wetter einen besonderen Charakter der Schönheit und Heiterkeit, welcher auch auf das Gemüt des Schwachen oder Leidenden günstig einwirkt. Nicht außer acht zu lassen ist aber der Nachteil, welcher in dem ganz bedeutenden Unterschiede der Temperatur in der Sonne und im Schatten während des Tages und in der Nacht liegt, einer Differenz, die bei unvorsichtigem Gebahren und Bekleiden leicht zu Erkältungen Anlaß bieten kann, ferner in der mit der Tageszeit leicht wechselnden Windbildung, welche gleichfalls schädigend zu wirken vermag. So wurde z. B. in Davos in der Sonne ein Aufsteigen der Lufttemperatur von morgens bis 3 Uhr nachmittags von 22° C. bis 45° C. beobachtet, während die Temperatur im Schatten nicht über — 1° C. stieg.

Im allgemeinen muß aber das Klima des Hochgebirges als kräftigend für die Leistungen der Körpermuskulatur, stärkend für die Bethätigung des Nervensystems, anregend für die Blutbildung, fördernd für den gesamten Stoffwechsel des menschlichen Organismus, als erfrischend und abhärtend bezeichnet werden. Besonders großes ärztliches Interesse hat der Einfluß erregt, welchen das Höhenklima auf die blutbereitenden Organe zu üben scheint. Mehrere Physiologen haben nämlich durch eine größere Reihe von Untersuchungen nachgewiesen, daß bei Menschen und Tieren durch längeren Aufenthalt in der Höhenluft eine Vermehrung der roten Blutkörperchen und des Gehaltes an

Hämoglobin (Blutfarbstoff) stattfindet, und daß diese Steigerung auch noch einige Zeit nach der Rückkehr ins Tiefland anhält. Diese Versuche wurden zwar von anderen Forschern angefochten, allein eine günstige Beeinflussung des Blutes durch den Aufenthalt im Hochgebirge muß jedenfalls angenommen werden, und diese Wirkung ist es, welche es gerechtfertigt erscheinen läßt, Blutarme, Bleichsüchtige, durch Blut- und Säfteverluste Geschwächte, durch langwierige fieberhafte Krankheiten Heruntergekommene in die Höhen zu senden. Allerdings muß dabei berücksichtigt werden, daß gerade Blutarme und Geschwächte beim Uebergange in die Höhen an wesentlichen Beschwerden der Acclimatisation leiden und in der ersten Zeit daselbst eitel mit Herzklopfen, beschleunigter Atmung, Atemnot, Blutwallungen, Ohrensausen und Schlaflosigkeit zu kämpfen haben.

Die Verbesserung der Körperernährung, die Steigerung des Appetits, die Belebung der Stimmung, die Erfrischung des Nervensystems beim Aufenthalte in den Bergen geben Anlaß, daß nächst den Blutarmen auch viele Nervenleidende nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter die Hochgebirgsorte aufsuchen. Die Gelegenheit, welche sie daselbst zu kräftigender Bewegung im Freien, zu angemessener Muskelübung durch sportliche Bethätigung, Schlittschuhlaufen, Schlittenfahrten, Rutschschlitten, Schneeschuhlaufen finden, ist ebenso wohlthätig wirksam bei allgemeiner Nervenschwäche und Erkrankungen einzelner Nervengebiete, wie der belebende Eindruck der herrlichen Naturerscheinungen in den Alpen günstig auf verstimmte, verwöhnte und verweichlichte Nerven einwirkt.

Ein ganz besonders bevorzugtes Object der Behandlung in den Winterstationen des Hochgebirges bieten die Lungenkranken, die Schwindsüchtigen. Anfänglich ging die Empfehlung der Höhenstationen von der Ansicht aus, daß die Berghöhen einen absoluten Schutz gegen das Vorkommen von Lungenschwindsucht bieten. Genauere Nachforschungen und sorgfältigere Beobachtungen haben diese Anschauung gestürzt und erwiesen, daß die Schwindsucht in größeren Höhen zwar viel seltener ist als im Tieflande, daß sie aber daselbst durchaus nicht gänzlich fehlt, und daß es eine absolute Höhe, in welcher ein vollständiger Schutz gegen diese mörderische Krankheit besteht (Immunitätshöhe für die Schweiz etwa mit 1000 m, für unsere Breitegrade mit etwa 400 bis 500 m angenommen), nicht giebt. Die Ackerbau und Viehzucht treibende Bergbevölkerung, welche sich zumeist gut nährt und viel im Freien hantiert, zeigt ein selteneres Vorkommen von Schwindsucht als die Bevölkerung ebenso hoch gelegener Gebirgsthäler, welche sich aber von Uhrenfabrikation und ähnlicher Hausindustrie kümmerlich erhält und dabei eine stetig sitzende Lebensweise führt. So ist die Art der Beschäftigung und Ernährung der Bevölkerung ein schwerer wiegendes Moment bezüglich der Schwindsuchtsverbreitung als die bloße Höhenlage des Ortes.

Aber andererseits ist der vorteilhafte Einfluß des Höhenklimas für Lungenkranke auch während des Winters nicht zu leugnen. Dasselbe wirkt günstig auf die Thätigkeit der Lungen durch Steigerung der Atemthätigkeit und durch Vermehrung der Wasserausscheidung, es härtet die bei Lungenkranken zumeist sehr empfindliche Haut ab und bekämpft so die Neigung zu Erkältungen. Auch die Ernährung des Individuums wird durch ausgiebigen Freiluftgenuß verbessert. Seitdem man den Tuberkelbazillus als Krankheitserreger bei Schwindsucht kennengelernt hat, wird besonderes Gewicht darauf gelegt, daß die von Krankheitskeimen, Mikroben, freie Hochgebirgsluft die Ansiedlung jenes Bazillus hindert und die Ausheilung der durch den letzteren verursachten Zerstörungen im Lungengewebe fördert. Gegenüber dem Aufenthalte solcher Lungenkranken im Süden wird endlich betont, daß die Tage, an denen der Kranke im Gebirge wegen zu großer Kälte oder wegen Schneefalles am Ausgehen verhindert sei, in südlichen Kurorten durch Regen, Wind und Staub aufgewogen werden, welche solchen Kranken gleichfalls die Bewegung im Freien nicht gestatten.

Die Entscheidung ist nicht leicht, denn gewiß bietet die Ueberwinterung in den Höhenkurorten für Schwindsüchtige neben den erwähnten Vorzügen auch viele Nachteile. Die bereits besprochenen großen Temperaturunterschiede zwischen Sonne und Schatten, Tag und Nacht bringen leicht Gelegenheit zu Erkältungen und deren verhängnisvollen Folgezuständen. Es bleibt immer für den Kranken eine in diesen Gegenden nicht leicht zu lösende und doch so wichtige Aufgabe, die Wärmestrahlen der Sonne so viel als nur immerhin thunlich, zu genießen und sich dabei so gut als möglich gegen die kalte Luft zu schützen. Um die notwendigen Muskelbewegungen im Freien vollzogen zu können, muß der Kranke noch über eine gewisse Widerstandskraft verfügen, und um die bei der Kälte erforderliche größere Nahrungsmenge bewältigen zu können, muß der Zustand seiner Verdauungsorgane noch hinlänglich gut sein. So wird man also nur dann hoffen dürfen, günstige Erfolge von der Ueberwinterung im Gebirge zu erzielen, wenn das Leiden nicht allzu weit vorgeschritten, sondern erst im Beginn ist, wenn kein anhaltendes Fieber vorhanden ist, wenn nicht schwere Verdauungsstörungen sich geltend machen.

In allen Fällen, in denen ein Winteraufenthalt im Hochgebirge beabsichtigt wird, muß der Arzt eine genaue Untersuchung des Kranken vornehmen, und zwar auch nach der Richtung, ob nicht organische Veränderungen am Herzmuskel, an den Herzklappen oder den Blutgefäßen nachzuweisen sind. Erfahrungsgemäß vertragen Personen, bei denen die Spannung im arteriellen Gefäßsysteme gesteigert, der Blutdruck wesentlich erhöht, die Anpassungsfähigkeit des kreislaufapparates herabgemindert ist, das Hochgebirgsklima recht schlecht. Dasselbe gilt zumeist von Personen des höheren Lebensalters, welche das 60. Lebensjahr überschritten und hiermit auch viel von ihrer Widerstandsfähigkeit eingebüßt haben; hingegen ist die Hochgebirgsluft Kindern meistens zuträglich. Der Arzt wird auch die Reiseführung regeln, damit der Kranke nicht durch zu rasches Luftwechsel bedeutende Acclimatisationsbeschwerden bekommt; er wird deshalb den Weg allmählich, in mehreren Wegestrecken mit angemessenen Ruhepausen zurücklegen lassen. Die ärztliche Verordnung ist auch zur Bestimmung der Grenze des Höhenklimas für den Einzelfall notwendig; sie entscheidet, ob es räthlich sei, die mächtigen Gebirge in den Alpen aufzusuchen, in denen eine gewaltige Natur alle Eigentümlichkeiten der Höhen in schärfster Weise herauskehrt, oder ob es zweckmäßiger erscheine, in mittleren Bergen sich niederzulassen, welche die klimatischen Gegensätze nur in abgeschwächter, weicherer Weise bieten, und wo die Wege mit geringerem Kraftaufwande zu begehen sind. Ausschlaggebend hierbei ist nebst den körperlichen Eigenschaften des Kranken auch der Umstand, wo dieser seinen gewöhnlichen Aufenthalt hat, denn die Einwirkung des Höhenklimas auf den Organismus des Menschen ist um so tiefergehend, je größer die Differenz ist, welche zwischen dem gewohnten Aufenthaltsorte und der Höhe des betreffenden Gebirgsortes besteht. Im allgemeinen kommen im subalpinen Gebiete, im Niedergebirgsklima, von 700 m über der Meeresfläche bis zu einer Höhe von etwa 1200 m die Eigentümlichkeiten, welche wir für die Hochgebirgsluft angegeben haben, nur in geringerem Grade zur Geltung, und erst von der alpinen Höhe (von 1200 m über dem Meere aufwärts) machen sich die charakteristischen Wirkungen in hohem Maße bemerkbar.

Nicht zuletzt ist auch die Gemütsverfassung und seelische Stimmung des Kranken entscheidend für die Frage, ob er im Hochgebirge überwintern soll. Der zeitliche Beginn der langen Abende, das Eintönige des Winteraufenthaltes, die Abschließung bei ungünstigem Wetter, die große Entfernung von der Heimat sind Momente, welche ebenso viele Nachteile bilden für solche, bei denen Einbildung und Phantasie eine große Rolle spielen. Bei Schwindsüchtigen tritt noch das Bedenken hinzu, ob nicht das enge Zusammensein in den geschlossenen Räumen Anlaß zur Ansteckung für die zu dieser Krankheit veranlagten Personen gebe. Diese Gefahr ist aber in solchen Anstalten, wo strenge Reinlichkeit und sorgsame Desinfektion der modernen medizinischen Wissenschaft entsprechend gewissenhaft durchgeführt werden, keine wesentlich größere als außerhalb.

Darum muß man nicht nur die Lage des zu wählenden Gebirgsortes, sondern auch die Einrichtungen der daselbst befindlichen Wohngebäude und Heilanstalten kennen oder den Rat eines mit diesen örtlichen Verhältnissen genau vertrauten Arztes einholen, sich aber nicht bloß auf Prospekte verlassen, welche ja

gewöhnlich in roſigſten Farben malen. Der Ort muß in einem nicht zu engen Gebirgsthale gelegen ſein, eine reine, von allen Beimengungen mechaniſcher und chemiſcher Zerſetzungsprodukte freie, ſtaubloſe, durchfeuchtige Luft haben, günſtige, der Beſonnung voll und durch möglichſt lange Zeit des Tages ausgeſetzte Lage beſitzen, durch Berge ausreichenden Schutz gegen Winde erhalten, geringe Bewölkung des Himmels und ſeltenes Vorkommen von Nebelbildung aufweiſen und nicht viel Regen im Winter, aber eine ſtarke, andauernde Schneebedeckung des Bodens haben. Es ſollen daſelbſt ferner bequeme Gehwege mit zahlreichen Sitz- oder Ruheſtellen angelegt ſein. In den Anſtalten muß natürlich ebenſo für gute Beköſtigung und Verpflegung wie für zweckentſprechende hygieiniſche Vorkehrungen geſorgt ſein; bettlägerigen Kranken muß durch Balkone an allen Süd-, Oſt- und Weſtzimmern, ſowie durch geſchützte Liegehallen Gelegenheit zum Freiluftgenuſſe geboten werden.

Die Urſprungsſtätte der Winterheilſtätten im Hochgebirge iſt Davos in der Schweiz, welches 1550 bis 1560 m über dem Meere, in einem prächtigen, gut geſchützten Hochthale, durch Trockenheit und Heiterkeit des Wintermetters ausgezeichnet, muſtergültige Sanatorien für Schwindſüchtige ſchuf. In Deutſchland war es der um die jetzt allgemein zur Geltung gekommene Methode der Schwindſuchtbehandlung hochverdiente Dr. Brehmer, welcher in Görbersdorf, 560 m über dem Meere, in einem Thale des ſchleſiſchen Waldenburger Berglandes, die erſte auch des Winters offene Heilanſtalt für Lungenkranke errichtet hat. Nun zählen die Schweiz, Deutſchland, Oeſterreich bereits eine ſich ſtets mehrende Reihe derartiger Winterheilſtätten. Solche ſind in Clavandel 1860 m, St. Moritzdorf 1856 m, Aroſa 1850 m, Leyſin 1450 m, Les Avants 1000 m, ſämtlich in der Schweiz, Goſſenſaß 1100 m, Landeck 810 m (Tirol), Semmering 1000 m in Oeſterreich, Neu-Schmecks 1000 m in Ungarn, St. Blaſien 785 m, Schreiberhau 600 bis 800 m, Krumhübel 585 m, Wölfelsgrund 600 bis 700 m in Deutſchland u. m. a.

Das Stuttgarter Lusthaus.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Rückblick von **Johannes Proelss.**

Schloss. Lusthaus.

Der Stuttgarter Lustgarten mit dem Lusthaus.
Nach einem alten Kupferſtich von Matth. Merian.

Die furchtbare Feuersbrunſt, die in der Nacht vom 19. zum 20. Januar das Stuttgarter Hoftheater bis auf die Außenmauern faſt ganz zerſtörte, hat die Erinnerung an ein anderes Gebäude geweckt, von welchem die Grundmauern des abgebrannten Theaters herſtammen. Der im ganzen ſehr nüchterne Bühnenbau, der nun dahin iſt und an den ſich in Stuttgart für zwei Generationen viel liebe und ſchöne Theatererinnerungen knüpfen, war auf den Fundamenten des „Luſthauſes“, eines herrlichen Renaiſſancebaues, errichtet worden, den ſeiner Zeit Unverſtändnis und falſche Sparſamkeit zu einem modernen Theater umändern wollten.

Das „Luſthaus“ Herzog Ludwigs, das ſich ſeit Ende des 16. Jahrhunderts in Stuttgarts Mauern erhob, wird von Wilhelm Lübke in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Renaiſſance“ als ein Bau geprieſen, „der weder in noch außer Deutſchland ſeinesgleichen hatte.“ Auch in der neueſten Kunſtgeſchichte, dem umfaſſenden Werke von Cornelius Gurlitt, iſt mit unbedingter Bewunderung über dies Werk des ſchwäbiſchen Meiſters Georg Beer gerieſelt. Mit ſeinen in reizvoller Kontur ſpitz auffſtrebenden Giebelfronten, mit den das ganze untere Stockwerk umfaſſenden rundbogigen Arkaden, den prächtigen Freitreppen auf beiden Langſeiten, den vorſpringenden Rundtürmen an den vier Ecken,

war dieser ganz aus weißen Sandsteinquadern hergestellte Saalbau ein Werk vom Range der schönsten Teile des Heidelberger Schlosses. Dieses herrliche alte Festhaus der schwäbischen Hauptstadt wurde in den Jahren 1811 bis 1846 durch verschiedene Um- und Anbauten allmählich geradezu vernichtet, um es den modernen Theaterbedürfnissen anzupassen.

Einst stand es als vornehmste Zier der herzoglichen Hauptstadt innerhalb des „Lustgartens", einer seiner Zeit hochberühmten Schöpfung, die Herzog Christoph, der große Vater des Herzogs Ludwig, gleichzeitig mit dem Neubau seines Schlosses in Stuttgart ins Leben gerufen hatte. Er füllte das längliche Viereck aus, das jetzt von dem Schloßplatz, dem neuen Schloß, dem Otgabau, der Eberhardskirche, dem Marktall, der Ruine des soeben durch Feuer zerstörten Theaters und einem Teil des oberen Schloßgartens eingenommen wird. Es stand darin schon vor dem Bau des neuen Lusthauses ein altes, kleineres Lusthaus, d. h. ein Saalbau für Hoffestlichkeiten, und neben Blumen- und Ziergärten, Springbrunnen und Bildwerken aller Art war ein Ballspielhaus, ein Rennplatz, ein Armbrustschießhaus, ein Reiher- und Fasanengarten dort anzutreffen.

Georg Beer, Baumeister des Lusthauses.

Herzog Christoph war derselbe, der 1552 in seinem Pomeranzengarten die erste Orangerie in Deutschland mit einem heizbaren Wintergebäude angelegt hatte. Er ließ Orangenbäume aus Mailand, Citronenbäume aus Lucca, Feigenbäume aus Genua, Rohrzuckerstauden und Pflaumenbäume aus Sicilien kommen. Andere edle Fruchtgattungen und Rosen bezog er aus Frankreich. Seit 1560 stand der Gärtner Coßmann aus Metz den Blumen- und Baumgärten vor. Als Kurfürst August von Sachsen in Dresden und anderwärts seine Gärten anlegte, wandte er sich an Herzog Christoph um Rat, und 1560 erhielt er von Christoph 120 Gattungen von seltenen Kräutern und Blumen, Sträuchern und Bäumen. Aus dem Stuttgarter Lustgarten kamen 1577 die ersten Pomeranzenbäume in den Münchner Hofgarten und 1601 in den Hofgarten des Markgrafen von Baden-Durlach. Die Vorliebe für die Flora des Südens, welche in solcher Weise Christoph kühn in die deutsche Gartenwelt versetzte, hatte er in seinerabenteuerreichen Jugend in Italien selbst aufgelogen.

Aber es drängte Herzog Christoph auch, seiner Residenz durch Bauten ein stattlicheres Ansehen zu geben. Für den Neubau seines Schlosses, das (inzwischen längst den Namen „Altes Schloß" tragend) noch heute mit seinen gewaltigen trutzigen Rundtürmen nach außen als deutsche Burg, mit seinem prächtigen Arkadenhof im Innern als Fürstenpalast im Sinne der italienischen Renaissance wirkt, fand er in Aberlin Tretsch einen ausgezeichneten deutschen Baumeister, der, wie Gurlitt sagt, das Können der Zeit in sich vereinte und frei schaffend zu verwerten wußte. Auch die Brunnen und Statuen, die im Lustgarten Aufstellung fanden, zeigten eine Verschmelzung des Formengeistes der italienischen Renaissance mit kräftig deutschem Empfinden. Von den Künstlern, welche die kostbare Ausstattung der Prunksäle und Gemächer des Schlosses, sowie der Schmuckplätze des Lustgartens, ausführten, kamen verschiedene von Stuttgart an den Hof des pfälzischen Kurfürsten, um bei der Ausschmückung des Heidelberger Schlosses zu helfen.

Christophs Nachfolger, sein kränklicher Sohn Ludwig, hatte von den glänzenden staatsmännischen Eigenschaften des Vaters wenig geerbt, aber den Kunstsinn desselben besaß er in hohem Maße. Bei ihm erstreckte er sich auch auf die Musik, die Poesie, das Theater. Seine Begeisterung für die italienische Kunst, für die Pracht und Schönheit des Südens war nicht geringer als die seines Vaters. Von dem warmblütigen Humanisten Nicodemus Frischlin ließ er sich beim Becher die griechischen und lateinischen Dichter erklären. Die lateinischen Komödien des Dichters getangten bei besonders festlichen Gelegenheiten vor dem Herzog zur Aufführung. Er selbst spielte die Laute, und auf seinen Reisen mußten ihn stets einige seiner Instrumentisten begleiten.

Aus dem Wunsche, auch für Feste, die durch Konzert- und Schauspielaufführungen die Weihe der Kunst erhielten, ein besonderes Festhaus zu haben, entstand der Plan Ludwigs zu dem neuen Lusthaus. Der Architekt Georg Beer, dem er den Bau anvertraute, folgte der Richtung des Schloßbaumeisters Aberlin Tretsch mit verfeinertem Geschmack. Der ernsten Herzogsburg mit ihren trutzigen Ecktürmen trat der heitere Festsaalbau im Lustgarten gegenüber. Durch den säulenschönen Portikus der schmalen Giebelseiten trat man im Erdgeschoß in eine große, kühle Halle, deren prachtvolles Netzgewölbe auf dreimal neun Rundsäulen ruhte. Je acht Säulen entwuchsen den Steingeländern von drei großen rechteckigen Wasserbecken, in deren Mitte sich je eine neunte Säule mit vier zierlichen Wasserröhren erhob. Diese Halle hatte zum Zweck, Sommers und Winters den Besuchern einen erfrischenden Aufenthalt zu bieten. Am Deckengewölbe befanden sich die in Stein gehauenen Wappen der Städte, Aemter und Klöster des Landes, an den Seiten Bilder von Kaisern und Königen, Historien und Stammbäume. Einen vornehmen Schmuck des Ganzen bildeten die bisher im Lande aufgefundenen römischen Altertümer.

Erdgeschoss im Stuttgarter Lusthaus.

Zum Festsaal oben gelangte man über die Freitreppen an den Langseiten, welche mit Statuen geschmückt waren. Zunächst trat man in eine Vorhalle, die durch einen auf drei Säulen ruhenden Erker hier gebildet war. Die Vorhalle führte in die offene Galerie, die um den ganzen Festsaal herumlief. Dieser selbst, der bei 201 Fuß Länge und 72 Fuß Breite einigen tausend Menschen Raum bot, war 51 Fuß hoch. Ein schön geschwungenes Tonnengewölbe von 20 Fuß

Höhe ohne stützende Säulen bildete die Decke. Diese war von dem Straßburger Maler Dietterlein reich bemalt: da sah man die Erschaffung des Himmels und der Erde, den Sündenfall, das Reich Christi und das Jüngste Gericht. Unterhalb des Gewölbes fanden sich zwölf württembergische Landstädte abgebildet, ferner Jagdbilder und Porträts des Bauherrn und seiner Räte. Die großen rundbogigen Doppelfenster gewährten herrliche Durchsichten auf den Lustgarten. Dieser Saal mit seiner reichen Holzvertäfelung war auch ein Wunderwerk in akustischer Hinsicht.

Eduard Paulus hat in dem Werke „Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg" eine begeisterte Schilderung des ganzen Gebäudes gegeben. In dem Arkadengang fanden sich auf Konsolen die Brustbilder der Ahnen des Herzogs, sein eigenes und die seiner ersten und zweiten Gemahlin. Ueber zehn Jahre Bauzeit hatte das Lusthaus beansprucht; gegen 300000 Gulden, eine hohe Summe für jene Zeit, soll es gekostet haben; an der Vollendung war neben Beer Heinrich Schickhardt, der nachmals berühmte schwäbische Baumeister, beteiligt.

Dem fürstlichen Bauherrn war es nicht vergönnt, die Einweihung des Werks im Jahre 1593 zu erleben. Er starb kurz vorher und mußte sie seinem Nachfolger, dem Herzog Friedrich, überlassen. Dieser übergab den Festsaal seiner Bestimmung: die ersten Aufführungen von Singspielen, Balletten und Opern in Stuttgart fanden hier statt. Im 18. Jahrhundert wurde unter Herzog Karl Eugen der Saal zu einem prunkhaften Operntheater umgewandelt, aber immer noch stand das Lusthaus von außen in alter Pracht und Herrlichkeit da. Verschiedene Umbauten fanden noch statt, die den Grundcharakter des Hauses nicht zerstörten, bis im Jahre 1845 die Umfassungsmauern und ein Teil der Arkaden in den Neubau des jetzt abgebrannten, im August 1846 eröffneten Hoftheaters gleichsam eingeschachtelt wurden und so ein im Aeußeren ziemlich reizloses Bühnenhaus entstand, während der alte Prachtbau von der Bildfläche verschwand. Vor dem Abbruch der nach dem nüchternen Sinn jener Zeit nicht verwendbar scheinenden Teile hatte der Architekt Karl Beisbarth der Aeltere Aufnahmen des Ganzen bis in alle Einzelheiten gemacht, und dadurch wurde die genaue Kenntnis von dem Gebäude der Mit- und Nachwelt gerettet. Mancherlei von dem plastischen Ausschmuck ist uns erhalten. Das Selbstporträt des Meisters Georg Beer, das, in Stein gehauen, sein jetzt auch abgebrochenes Wohnhaus schmückte, befindet sich im Stuttgarter Museum der Altertümer. Das Brustbild zeigt einen energischen geistvollen Künstlerkopf mit langem Vollbart; die Hände halten Richtscheit und Zirkel. Die starken Umfassungsmauern, welche der Künstler seinem Hauptwerk gab, haben zum größten Teil nun auch dem Feuer getrotzt.

Frischwasser.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze aus der Geschichte der Schiffshygieine.

Auf unseren modernen Dampfern ist für die Gesunderhaltung der Reisenden und der Mannschaft so trefflich gesorgt, daß Aerzte verschiedenen Kranken eine längere Seereise zur Kur empfehlen. Diese peinliche Ausbildung der Schiffshygieine ist eine Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts. In früheren Zeiten waren Seereisen mit schweren Gefahren für die Gesundheit verbunden. Die Sterblichkeit auf Seeschiffen, besonders auf Kriegsschiffen, war so erschreckend groß, daß ganze Flotten durch Skorbut und Fieber der Mannschaft lahmgelegt wurden. So verlor z. B. Admiral Hosia im Jahre 1726 von jedem seiner Schiffe in Westindien je zwei Besatzungen, und die englische Kanalflotte war im Jahre 1780 nach zehnwöchiger Kreuztour durch Krankheit derart dezimiert, daß sie die See nicht mehr halten konnte.

Mangelhafte Verpflegung, schlechte Luft und das schlechte Trinkwasser auf den Schiffen bildeten die Hauptursachen der Krankheiten. Die Fahrzeuge waren überfüllt, und ein Marinearzt damaliger Zeit berechnete, daß der Mann durchschnittlich 25 cm in der Breite für seine Hängematte hatte! Man kann sich denken, wie groß unter solchen Umständen die Luftverderbnis sein mußte, da auch die Bilge, das Wasser, das sich in den untersten Schiffsräumen ansammelte, oft in Fäulnis geriet. Leute, die sich in diesen Räumen dienstlich aufhalten mußten, waren der Gefahr besonders ausgesetzt.

Am meisten hatten unter dieser schlechten Luft die Zimmerleute zu leiden, denn es lag ihnen ob, die Pumpen auszubessern und in See alle Viertelstunden den Wasserstand im Schiff zu peilen. Es gehörte zu gewöhnlichen Vorkommnissen, daß Leute in den unteren Schiffsräumen erstickten, trotzdem kam man erst spät auf den Gedanken, eine zweckmäßige Ventilation einzurichten, und zögerte lange mit der Einführung der segensreichen Neuerung.

Ebenso schlimm war es um die Wasserversorgung bestellt. Der Marineoberstabsarzt Dr. Reinhold Ruge hat neuerdings eine lehrreiche Abhandlung unter dem Titel „Schiffsärztliches aus dem 17. und 18. Jahrhundert" in der „Marine-Rundschau" veröffentlicht. An der Hand älterer Reiseberichte bespricht er eingehend die unglaublich schlechte Beschaffenheit des Trinkwassers, das auf den Schiffen dargeboten wurde.

Seume, der durch seinen „Spaziergang nach Syrakus" so bekannt geworden ist, fiel 1776 auf der Reise nach Paris englischen Werbern in die Hände und wurde auf einem Transportschiffe nach Nordamerika gebracht. Er schilderte ausführlich die Leiden der Ueberfahrt und schrieb u. a.: „Das schwergeschwefelte Wasser lag in tiefer Verderbnis. Wenn ein Faß heraufgeschroten und aufgeschlagen wurde, roch es auf dem Verdeck wie Styx, Phlegeton und Kocytus zusammen; große, fingerlange Fasern machten es fast konsistent; ohne es durch ein Tuch zu seigen, war es nicht wohl trinkbar: und dann mußte man immer noch die Nase zuhalten, und dann schlug man sich doch noch, um die Jauche zu bekommen." Man war an so schlechtes Wasser ebenso gewöhnt wie an die schlechte Luft. Ruge citiert eine Bemerkung von Carsten Niebuhr, der anfangs 1761 von Kopenhagen auf einem dänischen Schiffe nach dem Mittelmeer segelte. „Doch so wie uns in der Nordsee die Stürme oft unangenehm gewesen waren," heißt es in dem Reisebericht, „so wurden wir im Mittelländischen Meer bisweilen des schönen Wetters, nämlich der Windstille, sehr überdrüssig, vornehmlich da unser Trinkwasser kaum mehr zu genießen war, und unsere Seeoffiziers dieses für keine hinlängliche Ursache hielten, einen Hafen anzulaufen."

Welche Zustände auf einem Schiffe infolge andauernden Genusses von schlechtem Wasser entstehen konnten, erhellt aus einer Mitteilung Dampiers, der auf einem englischen Handelsschiffe von Sumatra nach dem Kap der Guten Hoffnung reiste: „Nachdem wir nicht gar lange in See gewesen, überfiel unsere Leute eine gewisse Krankheit, welche sie ganz unvermerkt angriff und ihrer über 30 dahinraffte, ehe wir bei dem Cap anlangten. . . . Sie rührete vermuthlich von der bösen Beschaffenheit des zu Bencoullt (an der Südwestküste von Sumatra) eingenommenen schlimmen Wassers her: denn ich habe bei meiner Anwesenheit angemercket, daß das Wasser des Flusses, dessen sich unsere Schiffe bedieneten, sehr ungesund war. . . . Ueberdiß daß das Wasser selbst böse war, hatte man es noch dazu in den untersten Raum zum Pfeffer geleget, der es sehr erhitzte. Wenn wir des Morgens gingen, unser Antheil zu holen, befunden wir es so heiß, daß man kaum die Hand darinnen erleiden oder eine gefüllte Flasche in der Hand erhalten kunte. Ich hatte mein Lebtage von dergleichen noch nicht gehöret und auch nicht geglaubet, daß es möglich wäre, daß sich Wasser im Schiffe so erhitzen könte. So war es auch überaus schwarz und Dinte ähnlicher als Wasser." Johann Reinhold Forster, der gelehrte Begleiter des Weltumseglers James Cook, schreibt: „Das Wasser fängt zur See innerhalb weniger Wochen an unleidlich zu stinken, besonders in warmen Ländern, und ist mit Insekten angefüllt. Wenn diese dann absterben, gehen sie in Fäulnis über und bringen eine wirkliche Art der Schwefelleber hervor, deren schädliche septische Eigenschaft genugsam bekannt ist."

Man versuchte auf die verschiedenste Weise das verdorbene Wasser wieder genießbar zu machen. Durch eine Handpumpe wurde es einige Fuß hoch gehoben und über Siebe fallen gelassen. Die Luft reinigte es einigermaßen von dem üblen Geruch. Man filtrierte das Wasser durch einfache Sandfilter oder klärte es durch Zusatz von Kalk, Alaun und geröstetem Zwieback. Aber alle diese Mittel konnten genügende Abhilfe nicht schaffen.

Und doch mußte der Gedanke, mitten im Meere frisches Trinkwasser durch Destillation aus dem Seewasser zu bereiten, ganz nahe liegen. Man kam auf ihn gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Aber die Chemiker der damaligen Zeit hielten es für nötig, dem Seewasser vor der Destillation Höllenstein, Kalk oder Knochenkohle zuzusetzen. Die Folge davon war, daß das Destillat einen widerlichen Geschmack bekam und niemand es auf die Dauer genießen mochte. Erst im Jahre 1761 gab der englische Marinearzt Lind eine einfache Methode an, das Seewasser ohne jeden Zusatz zu destillieren. Sein Apparat lieferte in 12 Stunden 900 Liter Trinkwasser und verbrauchte in dieser Zeit 1½ Scheffel Kohlen; aber er hatte noch einen Fehler: bei Seegang kochte das Seewasser über und verdarb das Destillat. Im Jahre 1764 konstruierte Poissonier einen neuen brauchbaren Apparat, der sogleich auf den französischen Kriegsschiffen eingeführt wurde.

Die bis dahin gebräuchlichen Fässer waren recht ungeeignete Wasserbehälter. Das Wasser verdarb in ihnen leichter, und außerdem wurden die Fässer bei schlechtem Wetter öfter losgerissen und zerschlagen. Im Jahre 1815 kam man auf den glücklichen Gedanken, die Fässer durch eiserne Wasserkasten, die sogenannten Tanks, zu ersetzen.

Auf diesen Grundlagen baute das 19. Jahrhundert weiter. Was auf diesem Gebiete erreicht worden ist, zeigt am besten die Frischwasserversorgung unserer neuen Kriegsschiffe, die neuerdings von Karl Kadung im „Prometheus" ausführlich beschrieben wurde. Der Wasserbedarf der modernen Dampfer ist größer geworden. Abgesehen vom Trinkwasser, braucht man Süß- oder Frischwasser auch zum Waschen und Reinigen der Kleider ꝛc., und Meerwasser ist völlig ungeeignet zur Speisung der modernen Wasserrohrkessel der Schiffsdampfmaschinen.

Die neueren Kriegsschiffe haben darum drei getrennte Räume oder Zellen für Kesselspeisewasser, Wasch- und Badewasser und Trink- und Kochwasser. Jede der drei Zellen wird durch eine besondere Dampfpumpe gefüllt und entleert, deren Rohrleitungen nicht miteinander verbunden sind. Jedes Schiff ist mit den nötigen Destillierapparaten versehen. Die Leistung derselben beträgt je nach der Größe der Anlage 2000 bis 60 000 Liter in 24 Stunden, und mit 1 kg guter Kohle kann man etwa 7 Liter destilliertes Wasser erzeugen. Von den Tanks oder Reservoiren gehen Rohrleitungen nach den verschiedenen Teilen des Schiffes ab. Auf größeren, namentlich den Auslandsschiffen sind auch Kühlanlagen vorhanden, die vor allem in den Tropen die zu hohe Temperatur des destillierten Wassers herabsetzen. Neuerdings hat man auch den Vorschlag gemacht, Apparate zur Bereitung kohlensäurehaltigen Wassers an Bord aufzustellen, da das destillierte Wasser einen matten Geschmack hat. Im Kriegsfalle fällt natürlich die Herstellung des destillierten Wassers meistens weg. Die Schiffe erhalten ihren Frischwasservorrat von den Wasserfahrzeugen der Marine, die mit großen Wassertanks und Dampfpumpen ausgerüstet sind.

In dem Kriege der Vereinigten Staaten gegen Spanien sind Erfahrungen gemacht worden, die eine Erweiterung der bereits bestehenden Frischwasserzeugen rathsam erscheinen lassen, damit die Flotten sicherer in Gegenden sich bewegen können, wo frisches Wasser mangelt.

Die Flotten sollen zu diesem Zweck von besonderen Destillationsschiffen begleitet werden, die Frischwasser im größten Maßstabe erzeugen können. In der That sind schon den englischen Mittelmeerflotten im vorigen Jahre zwei Destillationsschiffe zu Versuchszwecken beigegeben worden.

„Aber von allen Errungenschaften des Sieges war keine angenehmer als die reichliche Menge von Frischwasser, nach dem wir fünf Wochen lang geschmachtet hatten!“ rief vor 150 Jahren der Schiffsarzt Smollet, der die englische Flotte nach Westindien begleitete.

Wie glänzend sind nicht im Vergleich zu der damaligen Zeit die Errungenschaften der modernen Schiffshygiene! Und was für die Kriegsschiffe gilt, das gilt auch für die Passagierdampfer. Der einfachste Passagier reist auf ihnen heute besser und gesünder verpflegt als ein Fürst oder Admiral vor 100 oder gar noch 200 Jahren.

Unser Kind.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß)

Erzählung von Karl Worms.

Etwas glaubte Fräulein Magda doch zu wissen, was der Professor und Lisbeth nicht ahnten. Sie behielt es fürs erste für sich, mit geheimer Sorge. In ihrer Armenpraxis hatte sie oft Gelegenheit gehabt, in feuchten Kellerstuben schwächliche, schlecht genährte Kinder zu sehen, die dahinwelkten, ohne krank zu sein. Nun bemerkte sie auch an Sigibert den unnatürlich aufgetriebenen Leib, die graue Gesichtsfarbe, die blauen Aederchen an Stirne und Hals. Nur vorübergehend malte die Sonne ein schwaches Rot auf seine Backen. Der auffallend große Kopf hielt sich nur mühsam auf den Schultern, die Muskeln blieben schlaff, die kleinen Beine trugen den Körper nicht.

„Er ist nur etwas faul,“ entschuldigte Lisbeth, und der Professor belehrte wichtig: „Das giebt sich.“ Mutting sagte nichts, aber immer länger, immer besorgter sahen ihre dunklen Augen den Kleinen an.

Fürs erste ließen ihr die täglichen kleinen Sorgen für die großen wenig Zeit. Der Herbst meldete sich an, die Birken wurden gelb. Vor dem Anlegen der Doppelfenster begann das große Reinemachen im Hause, dem der Professor für drei Tage nach Senden hin auswich. Die Dielen wurden gebohnt, die alten, hellackierten Möbel, noch von der Großmutter mit grünem Damast bezogen, wurden gestäubt, die Palmen und Aralien gewaschen, und all die hundert Sachen und Sächelchen dazu, auf Kommoden und Etageren, die Muttings Stuben so gedrängt anfüllten, daß jede Bewegung irgend ein Porzellanschälchen oder eine Glasvase ins Wanken brachte.

Dann hieß es vom Walde Abschied nehmen. Mutting hatte im „Zauberwalde“ ein Picknick für Taslen und die Nachbarschaft arrangiert, mit allen möglichen niedlichen Ueberraschungen. Nach den Kläuen eines Leierkastens tanzte die Jugend auf dem Rasen. Lisbeth hatte es sogar fertig gebracht, den Professor herauszulotsen. Anfangs war er nur am Waldrande erschienen, und ungeniert hatte er durch einige Herren erklären lassen, er liebe Damengesellschaften nicht. Zuletzt aber war auch er mitten unter den Fröhlichen und mußte sogar, als die sogenannten geistreichen Spielchen begannen, Lisbeth zulieb mitthun. Man wählte einen Gegenstand, den er durch Fragen erraten sollte, es durfte aber nur Ja oder Nein geantwortet werden. Das war schwere Arbeit für den alten Merowingerkopf.

„Ist es eine Tanne?“ fragte er Lisbeth nach langer Ueberlegung.

„Nein, Herr Professor.“

„Nicht? Ja, dann weiß ich nicht.“ Und damit hatte seine Weisheit wirklich ein Ende, und Lisbeth trat für ihn ein.

Was ging ihn die Jugend an! Er hatte sich jetzt in vornehmerer Gesellschaft zu bewegen, denn seine Vorträge sollten beginnen. Die Nonne von Gandersheim, die Markgräfin von Canossa interessierten ihn mehr als alle Lebenden. Er fand kaum Zeit, nach Sigibert zu fragen. Das einzige Kompliment, das er seinem Pflegesohn machte, bestand darin, daß er nun „der Wurm“, nicht mehr „das Wurm“ sagte. Lisbeth war auch schon mit diesem richtigen Artikel zufrieden, denn hinter seinen Doppelfenstern schien der Gelehrte sich wieder zu verkapseln.

Und als nun die Eierschalen und Butterbrotpapiere auf dem Picknickplatze mit fallendem Laub in alle Winde verweht waren, der erste Herbstregen an die Scheiben klatschte und der Straßenstaub sich in trüb schimmernden Brei auflöste, da versank Taslen in trostlose Dämmerstimmung.

Auch Lisbeth wurde nachdenklich, wenn sie gedrückt am Fenster saß. Zerstreut sah sie eine Zeitlang drüben dem eigenartigen Vergnügen der jungen Assessoren zu, wie sie aus Langweile Kupfermünzen in den Straßenkot warfen und lachten, wenn die Jungen, sich balgend, in Schmutzklumpen danach wühlten. Schnell war Lisbeth wieder bei Sigiberts Wagen. Warum ging nur sein Atem so kurz und hastig?

„Er ist doch nicht krank, Tante?“ fragte sie bang.

Fräulein Magda zuckte die Schultern. „Die Nase ist ihm etwas fest. Schaden könnte es ja nichts, wenn du mit dem Doktor sprächest, bei Gelegenheit, wenn du gerade bei ihm vorübergehst.“

Aber wie der Wind, ohne sich zu besinnen, war Lisbeth schon aus der Thür.

Der Doktor kam, einer von jener alten kurischen Sorte, die als Aerzte kommen und als Hausfreunde gehen, immer gleich ruhig, freundlich bestimmt. Seine hellen, durchdringenden Augen sahen Lisbeth ernst an, zweimal fuhr er sich langsam über seinen kurzgehaltenen Vollbart. „Nur Courage, liebes Fräulein,“ sagte er väterlich. „Ich fahre an der Apotheke vorüber, da holen Sie die Arznei nach einer Stunde wohl.“

Die Nacht kam, eine lange, fast endlose Septembernacht. Der Wind heulte im Schlot, es regnete an die Fensterladen, im Nachbarhof winselte ein ausgesperrter Hund.

„Er wird doch nicht sterben?“ flüsterte Lisbeth mit zuckenden Mundwinkeln, als Tante um Mitternacht nach dem Kranken sah. Wie still und teilnahmlos er in den Kissen lag, die Augenlider standen halb offen.

„Er faßt sich etwas heiß an, aber an Fieber stirbt man nicht gleich. Streck' dich aus, Kind, ich werde wachen.“

„Nein, Tante, du mußt wieder früh heraus, und um elf Uhr habt ihr Arbeitsstunde. Schlafen kann ich doch nicht. Die Lawiske von drüben sagt, das da an der rechten Schläfe sei die Sterbeader.“

„Hör' du auf alte Weiber! Nur tapfer aushalten, dann geht es schon. Daß der Professor nur ja nichts merkt!“

„Der! Ich glaube, er schliefe ruhig weiter.“

„Wer weiß!“

„Tante, ich meine nun wirklich, daß er nichts ist als nur ein berechnender Egoist.“

Fräulein Magda streichelte leise über Lisbeths Scheitel hin, was sie sehr selten that.

„Lerne ihn besser kennen, Kind,“ sagte sie mit sanftem Vorwurf und schlurfte in ihre Schlafkammer zurück.

Lisbeth war wieder allein. Sie horchte auf das Niederrieseln der Ziegelsplitter vom Dach in Sturm und Regen und zählte die Schläge der Kuckucksuhr. Erst Zwei! Gegen Morgen wurde Sigibert unruhiger, er wimmerte heiser. Sie trug ihn

stundenlang auf den Armen umher und lugte scheu nach den dunklen Zimmerecken, als lauerte dort etwas Ungewisses, Schreckhaftes. — „Lieber Gott," betete sie leise, „so arg wirst du mich nicht strafen. Ich wollte wirklich das Beste! Ob Bestrafung bei seiner Mutter nicht erkrankt wäre? Lieber Gott, lieber Gott . . !"

Die Nacht verging, aber das Fieber blieb. Unsinnige Zuckungen stellten sich ein. Ein höllischer, unbeschreiber Morgen erhellte notdürftig die Krankenstube. Lisbeth blieb auch am Vormittag zu Hause. Der Doktor kam dreimal, immer ernster, immer einsilbiger und ließ Kampher aus der Apotheke holen.

Gegen Abend ging der Professor durch das Exzimmer, Lisbeth stand am Anrichtetisch und zählte Tropfen in ein Glas. „Sie kommen doch auch zu meinem Vortrag, präcise halb Acht," sagte er angelegentlich.

„Nein, Herr Professor; Sigibert ist krank. Hat Ihnen Tante noch nichts gesagt?"

„Krank?" Er blieb stehen und sah sie groß an. Er sah Kranke und Sterbende nicht gern.

„Sehr krank. Wollen Sie ihn sehen?"

„Ich? Nein, danke! Das heißt, ich darf mich vor dem Vortrag nicht aufregen. Ich spreche nämlich frei, ganz frei, schreibe nie ein Wort auf, und überhaupt . . ."

„So, ach so! Dann freilich . . ."

Das mochte dem Professor etwas gereizt klingen. Er sah sie aufmerksam an, sie erschien ihm blaß und überwacht.

„Nach dem Doktor haben Sie wohl geschickt?" fragte er unsicher wie einer, der nicht aufgehalten sein möchte. „Sie sehen, es geht wirklich nicht. Ich weiß ihn in guten Händen. Unterdes will ich für ihn den Vortrag halten und frage später noch einmal an."

Sie sah ihm mit gelnisfenen Lippen nach. Ob er nur an Sigibert dachte? Schmeichelte es seiner Eigenliebe nicht auch, daß so viele Adlige zur Stadt gekommen waren, um ihn zu hören? Also das steckte hinter den großen Worten der Männer! Wie dieser Mann in ihren Augen nun klein wurde, zwerghaft klein! Wenn ihr Kurt auch so wäre? Er soll sich in acht nehmen, sonst wird sie ihn erziehen, aber besser als Tante ihren Gelehrten!

Am Abend aber hatte sie doch ein wenig abzubitten. Denn als sie mit einer Wärmflasche aus der Küche kam, trat ihr Ulrich Schreyvogel aus der Krankenstube entgegen.

„Entschuldigen Sie!" sagte er halblaut, etwas verwirrt und zwängte sich an ihr vorüber unbehoffen zur Thür hinaus. Entschuldigt hatte er sich bei ihr noch nie, das fiel ihr auf. Und wofür denn? Daß er nach dem Kranken gesehen hatte? Wunderlicher Mensch! Also hielt ihn nur die Scheu fern, weich zu werden, sich etwas zu vergeben!

Lisbeth aber harrte am Krankenbette noch wochenlang aus. Hatte der Doktor nicht zu schwarz gesehen? Denn auch Sigibert hielt aus. Die Krämpfe ließen nach, das Atmen wurde ruhiger. Dies Fünfchen Leben wollte noch nicht erlöschen. In Tantens gemütlichen Zimmern hatte sich der kleine Prinz eingelebt, bei Rosen und Reseda im Garten war es schön gewesen, er hätte gern darin noch einen Sommer erlebt. Und an den Herzschlag in der warmen Brust, an der er oft so sanft eingeschlafen war, hatte er sich wohl auch schon gewöhnt. So viel Liebe hielt ihn noch zurück. Auch dem Professor kam er nicht aus dem Sinn: während er in den nächsten Wochen von den Frauen des Mittelalters erzählen mußte, sah er immer wieder vor sich einen zuckenden, fieberheißen Leib.

Endlich kam die Erlösung. In Lisbeths Armen war dieser leichte, heiße Körper plötzlich schwer und kalt geworden. Ein letztes Zusammenfahren und Sich-strecken, als wollte er schneller wachsen. Schlaff hing das magere Aermchen herab, der Kopf sank nach hinten. Sie mußte sich setzen, faßte es nicht, wollte ihn mit Küssen erwärmen, aber dann rieselte durch ihre jungen Glieder eine Kälte, die nicht in ihr war, und nur ihre Thränen wärmten noch die kleine Leiche. — Der Professor hatte ihr heute mittag stolz erzählt, daß er für Sigibert zweihundert Rubel eingenommen hatte. Heute hielt er seinen letzten Vortrag, also durfte er noch nichts erfahren, es hätte ihn aus dem Konzept gebracht! — Warum war es plötzlich so unheimlich still, als hörte die Uhr zu pendeln auf? Aber sie ging ja noch, und die Lampe brannte hinter dem roten Schirm ruhig fort. Laut sprechend, lachend gingen zwei Bauern vorüber und klopften an die Fensterlade, deren erleuchteter herzförmiger Ausschnitt sie wohl angelockt haben konnte. Lisbeth fuhr auf.

Etwas mußte doch geschehen! Sie drückte den Toten sanft in seine Kissen, schnitt ein Sträußchen von ihrer Myrte und gab es ihm in die kleine Hand. Leise sprach sie ein Vaterunser und zog die Thür sacht hinter sich zu. Tante war vom Vortrag noch nicht zurück. Die Hände auf dem Rücken, ging Lisbeth leise im dunklen Saal auf und ab. Wenn sie in die breite Lichtgasse trat, die des Exzimmers Hängelampe in ihren Weg warf, lauschte sie, ob sich nicht doch im Sterbezimmer etwas regte.

Also das ist der Tod — so schnell geht es zu Ende? Morgen werden sie alle kommen, zuerst die alten freundlichen Damen, die so leicht weinen, und sie wird immer dasselbe erzählen müssen. Draußen wird es regnen, dunkel sein, um fünf Uhr im Zimmer schon Licht, und dann kommt der lange Winter, ein Tag wie der andere. Sie kam sich nun in dem engen Taslen so unnütz vor, sie sehnte sich fort. Tante wird sich darein finden, der Professor sie nicht vermissen, und ihre kleinen Arbeiterkinder übernimmt wohl eine andere, vielleicht die rothaarige Amtmannstochter, eine Waise, die bisher den Fräulein die Sommerhüte garniert hat. Also ist Lisbeth bald frei und kann gehen, muß wohl gehen. Denn es könnte sein, daß sie doch noch einmal der Mutter des Kleinen begegnet. Was kann sie ihr sagen, wenn die nach ihrem Sohn fragt? Aber Lisbeth hat sich doch nichts vorzuwerfen. Hat sie nicht gethan, was in ihren Kräften stand? — Ob der Professor sie vermissen wird? Ob er überhaupt jemand vermissen kann? Auch Sigibert nicht? Immer schneller, unruhiger geht sie auf und ab. Der drängenden Fragen wird es zu viel. Sie muß etwas thun. Das Bild des Todes soll den Professor nicht abschrecken, sie wird Blumen und Lichter hereinstellen. Auf den Zehen nähert sie sich der Totenkammer, als könnte der kleine Kerl noch aufwachen. Wie sie die Thür öffnet und ihn ansieht, rinnen wieder dicke Thränen über ihre runden Wangen.

* * *

In seiner Freude über die gelungenen Vorträge, die mit einem Herrensouper bei Grunski ihren Abschluß gefunden hatten, kam der Professor so spät nach Hause, daß er nach Sigibert nicht mehr fragen konnte. Er war so überzeugt davon, daß sein Junge gesund werden mußte. Sonst hätte er die Vorträge ja umsonst gehalten. Vor dem Schlafengehen hatte er das verdiente Geld noch einmal durchgezählt und im Traum den Kleinen lachen hören. —

Erst am anderen Morgen brachte Fräulein Magda es ihm schoneud bei. Sie hatte einen Zornausbruch erwartet, Vorwürfe über unnützes Verheimlichen, nachtäffige Pflege, weibische Zimperlichkeit und dergleichen. Aber nichts von alledem, kein Wort.

„Ach so," hatte er nur nach langer Pause gedehnt, tief schmerzlich, gesagt und sich dann eingeschlossen. Das Essen ließ er sich herübertragen, Apotheters, die ihm ihr Beileid sagen wollten, fanden eine fest geschlossene Thür. Er blieb unsichtbar. Durch das Fenster sah er, wie ein Tischlerjunge einen kleinen Sarg brachte, Muttting die letzten Rosen schnitt und Lisbeth im schwarzen Kleide auf die Veranda trat. Gegen Abend war das Gatzimmer erleuchtet, unverwandt starrte er auf den hellen Spalt. Und als er die Damen im Schlafzimmer wußte und Hektor im Saal, damit sein Gebell wohl den kleinen Toten nicht stören sollte, hielt er es nicht mehr aus. Einmal noch wollte er ihn sehen, nur von weitem. Er hatte ihn zu selten gesehen, hatte noch Zeit zu haben geglaubt. Vor dem Fenster mußte er sich an die volle Regentonne stützen, um besser zu sehen. Da lag der Kleine in festlichem Kerzenlicht, Muttings Palmen und Aralien standen um den weißen Sarg, eine blühende Azalee neigte sich über das Kopfende. Merkwürdig, so gar nichts Schreckhaftes war in dieser Stille! Er hatte sich ein blaues, gedunsenes Gesicht vorgestellt, starre, gläserne Augen. Aber sein Junge schien nur zu schlafen, an den Wangen haftete noch ein trügerisches Rot. Und ihm zur Seite, halb von den Falten des Totenhemdchens verdeckt, lag eine Peitsche. Der Professor erkannte sie sofort. Da drang ein mühsam unterdrücktes Stöhnen aus der Brust des einsamen Lauschers, das Wasser in der Tonne warf leichte Ringe auf. Unsicher tastend, wie von einem Schwindel gefaßt, ging er über den Hof, zurück in seine einsame Klause.

RHEINGOLD

Nach dem Gemälde von Hermann Hendrich

Nichts konnte ihn bewegen, der Beerdigung beizuwohnen. Nur den Platz bezeichnete der Professor: hoch oben auf „Sutters Kapelle“, einem stillen Waldfriedhof. Neben dem weißen Marmorkreuz eines jungen Mädchens, das im letzten Mai als Braut gestorben war, sollte Sigibert ruhen, mit dem Ausblick auf Wald und Wiesen.

Dort fand Lisbeth den Professor zwei Tage nach der Beisetzung, als sie den gelben Sandhügel mit Astern und Georginen bestecken wollte. Ihr war es, als müßte sie ihn hier antreffen. Es war einer jener klaren Oktobertage, die mit ihrem intensiven Sonnenlicht über dem buntgefärbten Walde die Menschen daran erinnern wollen, wie schön auch der Herbst sein kann. Glänzend schwebten dicke Herbstfäden durch die stille Luft, zart und weich vom Sonnenschein gestreichelt, als hätte der Himmel sie fallen lassen und sie zögerten noch zwischen Himmel und Erde. Wie oft hatte Ulrich Schreyvogel sein Mutting mit diesem Altweibersommer geneckt, heute schien er ihm ganz besonders wohlzutun. Eine Schulter an das weiße Kreuz gestützt, saß er mit etwas gebeugtem Rücken, den Filzhut in der Hand. — Als er sich beobachtet sah, wollte er aufstehen. Aber freundlich sagte Lisbeth: „Bitte, Herr Professor, ich will nicht stören. Mit den paar Blumen bin ich schnell fertig und gehe dann gleich!“

„Aber Sie werden müde sein. Setzen Sie sich!“

„Danke. Hier ist ja für uns beide Platz.“

„Ich war drüben auf der Lettenburg,“ sagte er, als müßte er seine Anwesenheit entschuldigen. „Die Sonne stach etwas, da suchte ich hier Schatten. Von hier aus sieht man auch so weit.“

Lisbeth saß ihn ungläubig von der Seite an. Beide schwiegen und sahen über den kleinen Hügel hinweg. Dort etwas tiefer, außerhalb der Umfriedung, hinter einem gußeisernen Gitter lag das einsame Tscherfessengrab. Ein Halbmond glänzte darauf. Um nur etwas zu sagen, begann Lisbeth vom Tscherkessen zu erzählen. Der Krimkrieg hatte ihn hierher verschlagen, an der Schwindsucht war er gestorben. So schön war er gewesen, daß Talsens Damen noch ins Krankenzimmer täglich Rosensträuße geschickt hatten mit der Widmung: Dem schönsten Sohne des Südens. — „Ach was, Schönheit!“ hatte er trüb lächelnd gesagt. „Gebt mir Gesundheit und Leben, und ich schenke euch die Schönheit dafür. Leben ist doch das Beste!“

„Woher wissen Sie das alles?“ fragte der Professor interessiert.

„Die alten Leute erzählen es.“

„So — so, hm!“

Er schickte sich zum Gehen an, sie aber hielt ihn zurück, indem sie ihre Hand leicht auf seinen Aermel legte und zögernd bat: „Einen Augenblick, Herr Professor. Ich habe Ihnen noch etwas zu erzählen, was Sie mehr angeht. Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten.“

„Sie mich? Daß ich nicht wüßte.“

„Doch, doch. Erst aber möchte ich die Blumen ordnen, vielleicht helfen Sie mir und füllen die Gießkanne am Brunnen dort.“ Gehorsam entfernte er sich, sie zog ihre Handschuhe aus und kniete am Grabe nieder.

„Aber Sie dürfen mir nicht böse sein,“ sagte sie mit einem Entschluß, als sie wieder auf der Bank saßen, und spielte verlegen mit ihrem Taschentuch. „Ich meinte es gut mit Ihnen. Verzeihen Sie vor allem, daß ich Sie bisher so falsch beurteilen konnte. Tante hatte recht, ich konnte Sie noch nicht ganz. Und dann, dann . . .“ Nun beichtete sie, wie das lawinestreichende Weib ihr begegnet war, wie Tante durchaus gewünscht hatte, daß ihr alter Freund sich für ein lebendes Wesen interessieren sollte. Da hätte sie ihm und der armen Mutter zugleich helfen wollen und diese auf den Professor aufmerksam gemacht. Daher wäre das Hofthor offen gewesen und Hektor im Zimmer, als das Kind gebracht wurde. Sie wäre wahrhaftig nicht schuld, daß es gestorben, sie hätte es nicht aus den Augen gelassen!

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Im Rosenkranz.
Nach dem Gemälde von Franz Stuck.

Thränen erstickten ihre Stimme, sie drückte weinend ihr Tuch vor die Lippen.

Stumm hatte der Professor zugehört, nun seine Mundwinkel zuckte es. Aber er traf den alten Bramarbasion nicht mehr, sondern antwortete nur mit etwas verschleierter Stimme: „Da hätten Sie sich auch etwas Vernünftigeres ausdenken können.“

„Was soll denn nun aus Ihnen werden?“ fragte er fester nach einer kleinen Weile. Lisbeth war es plötzlich, als säße sie ohne Scheu neben einem alten Bekannten, vor dem sie kein Geheimnis hatte. Auch was sie bisher so sorgsam gewahrt hatte, gab sie ihm nun unbedenklich preis. In Talsen sei es ihr zu eng, seit sie für Sigibert nicht mehr zu sorgen hätte, und Kurt habe ihr bestimmte Aussicht auf eine Stelle in seiner Fabrik gemacht.

„Kurt? Ja so, der Technische! Also mit der Technik wollen Sie es versuchen? Vielleicht hören Sie dort die Amsel!“

„In Riga? Ach nein!“

„Wer weiß, vielleicht verflattert sich eine dahin. Ja, ja, ma belle, Ihr Tscherkesse muß ein verflucht gescheiter Kerl gewesen sein. Leben ist das Beste. Das wird wohl so richtig sein.“ Schwerfällig erhob er sich und schlug mit seinem Stock heftig in die Nesseln an der Bank. Umständlich löste er einen weißen Herbstfaden von seinem Rock, räusperte sich und fragte plötzlich, und das kleine Grab weisend: „Haben Sie die Peitsche da hineingelegt?“

Sie nickte und senkte den Kopf. Da war es, als wollte er diesen Lockenkopf streicheln. Aber die ungeübte Hand sank

wieder schwer herab. „Ich danke," sagte er nur mühsam, als würde ihm das Sprechen schwer.

Als Lisbeth aufschaute, sah sie ihn durch die Pforte schreiten, zögernd, als fürchtete er, die Amelsen auf dem Wege zu zertreten. Da nahm ihn schon das dunkle Waldportal auf, welke Ahornblätter, im Sonnenschein noch einmal aufleuchtend, flatterten hinter ihm her. — — —

„Es ist richtig," sagte Ulrich Schreypvogel nach einigen Tagen sehr wichtig, als hätte er allein es entdeckt. „Sie will nun doch die Amsel singen hören."

Aber Mutting wußte natürlich wieder mehr. Sie hatte schon „vom Technischen" einen Brief, worin er in aller Form um Lisbeths Hand und der Tante Segen bat.

„Er weiß, was sich schickt," sagte sie mit echter Tantenwürde. „Wohlerzogen scheint er zu sein und fragt zuerst bei der Alten an." Daß Lisbeth dringend dazu geraten hatte, wußte sie natürlich nicht.

„Also dann wird geheiratet! Mit der doppelten Buchführung ist's also nichts."

„Mit dem Heiraten auch noch nichts. Der junge Mann schreibt, seine Stelle ernähre noch nicht zwei. Aber er habe Aussicht auf eine bessere, falls er eine Kaution von viertausend Rubel stellen könne. Die hoffe er bald aufzutreiben."

Ulrich horchte sehr genau hin, sagte aber griesgrämig: „So? Als ob die Menschen das Geld toter sitzen hätten, nur damit andere Amseln singen hören! Was sagen Sie denn dazu?"

„Ach, wissen Sie, ich bin sehr für einfache Buchführung. Wozu sollen die jungen Leute unnütz warten? Mein bißchen Erspartes wird ja noch dazu langen."

„Was? Das ist ja der reine Wahnsinn," polterte der Professor nach seiner Art. „Auf Ihre alten Tage wollen Sie... Gut, gut, werden ja sehen, wie Ihnen das Beuteln behagt. Nicht einen Kopeken werden Sie wiedersehen. Als ob so ein Technischer nicht ein paar Jährchen warten könnte. Aber nein, alles gleich mit Elektricität, mit einem Hui! Werden Sie wenigstens so viel Vernunft haben, sich den Grünspecht erst anzusehen, ehe Sie ihm die Millionen in den Rachen schmeißen?"

„Wozu? Ich verlasse mich ganz auf Lisbeths Geschmack. Ueber dem Warten wird man alt und grau und verliert seinen Lebenszweck. Meinem Kinde will ich es leichter machen."

„Ich aber will nicht, daß Sie im Alter Mangel leiden sollen."

„Lieber Ulrich, Sie übertreiben."

Zornig schleuderte er einen seiner Klassiker, an dem er nervös herumhantiert hatte, in den nächsten Winkel. „Als ob Sie das Wohlthun gepachtet hätten! Er schreibt doch, daß er schon seinen wohlthätigen Freund hat. Also überlassen Sie das doch gefälligst anderen Menschen."

„Nun, ich dächte doch, daß ich . . ."

„Ganz und gar nicht. Das ist wieder so eine Altjungferniidee. Wenn Sie sich nur in fremder Leute Angelegenheiten mischen können! Alle sollen nur Ihnen danken. Ich finde das einfach überspannt." Er bemerkte in seiner Aufregung nicht, wie Fräulein Magda immer heiterer wurde.

„Aber, lieber Ulrich, wenn ich Ihnen nun versprechе, daß ich nicht barsch werde. Schließlich kann ich mit dem Meinen doch machen, was ich will."

„Das eben verbiete ich Ihnen, denn ich werde darunter zu leiden haben. Ich habe keine Lust, von nun an mit Wassersuppen und kalten Aufschnitt vorlieb zu nehmen. Das Meine will ich wenigstens nicht dabei riskieren. Sie werden also so freundlich sein, mir meine Quittungen und den Depositalschein auszuliefern. Nun verwalte ich mein Vermögen selbst."

Das war deutlich, aber das Fräulein verzog nicht eine Miene, wenn sie sich auch stark zusammennehmen mußte. Sie schloß ihren Sekretär auf und händigte dem Professor ein Päckchen Papiere aus: „Bitte." Daß sie die sogleich mit dem ersten Griffe hatte, ärgerte ihn wieder. Unrichtig war er sie in seiner Hand. Er hatte eigentlich so eine Art Rechenschaftsablegung erwartet, denn er hatte keine Ahnung, wie viel er besaß. Da sie aber schwieg, fragte er nicht und ging. Auf den Hacken drehte er sich noch einmal um und bat etwas sanfter: „Versprechen Sie mir wenigstens, das Pärchen bis zum neuen Jahr zappeln zu lassen, ja?"

Sie lächelte seltsam, schlug aber in die dargebotene Hand ein. „Sie sind ein großes Kind. Um Ihnen aber zu beweisen, daß ich Ihnen sogar jetzt nicht böse bin, — meinetwegen. Die Amseln muß ja auch noch gehört werden."

„Wozu denn noch eine Amsel?"

„Davon verstehen Sie nichts, lieber Freund. Adieu!"

„Diese Prätensionen — einfach unglaublich!"

Damit zog er sich gekränkt in seinen Dachsbau zurück und brütete über seinen Papieren. Der Teufel hole diese Bankbeamten! Er wurde nicht klug daraus. Zahlen standen in Menge da, addiert, subtrahiert, übertragen. Aber vor lauter Guthaben und Zinseszinsen fand er die eine Zahl nicht, die sein Vermögen angab. —

Er war mit seinen Berechnungen noch längst nicht fertig, als Lisbeths Abreise schon bestimmt war und an einem der letzten freundlichen Herbsttage alle ihre kleinen Pflegebefohlenen auf der Straße den Reisewagen von Leibe Stift umstanden. Der sollte sie nach Schlot fahren, dann ging es mit dem Dampfboot nach Riga weiter, wo eine Cousine von Mutting sie erwarten sollte.

„Das kennt man," brummte der Professor mißtrauisch. „Technische Cousinen mit einem Schnurrbart unter der Nase. Was geht's übrigens mich an! Ich gehe spazieren."

So war er wirklich dem letzten Abschied ausgewichen. Um so eifriger bemühten sich die Taisener, Lisbeth zu beweisen, wie wert sie ihnen gewesen war. Bonbonnieren und Blumensträuße füllten den Wagensitz, bes Küssens und Weinens war kein Ende, bis endlich Leibe sich ins Mittel legte. Mit dem war heute schlecht Kirschen essen. Vor einigen Tagen hatte er in seiner Wohnung einen Diebstahl entdeckt und war in sein Schlafzimmer zurückgelaufen mit dem Schreckensruf: „Minna, mer seind beganeft!" Das wirkte noch heute nach, und so erklärte er bald kategorisch: „Schon genug dem Abscheid!" und knallte mit der Peitsche. Da wurden die Kleinen still, die Mütter schneuzten sich und seufzten, die Gäule zogen an, feuchte weiße Tücher flatterten in vielen kleinen Fäusten.

Am Rande des Zauberwaldes sah Lisbeth einen einsamen Mann unbeweglich, breitbeinig stehen, die Hände hinter dem Rücken auf den Regenschirm gestützt. Ein grauer Flügelmantel hüllte ihn ein. Ueber ihm rauschten die alten Tannen. Natürlich war der Professor ganz zufällig gerade hierher gelangt. Lisbeth freute sich doch und winkte mit ihrem Tuch, so lange sie ihn sehen konnte. Ob er sie sah? Er rührte sich nicht, die Sonne mochte ihn wohl blenden.

Er beobachtete gerade eine jener blitzenden Schwirrfliegen, die in der Luft wie augenagelt erscheinen, mit einem Ruck ihrer durchsichtigen Flügel sich weiterschnellen und wieder unbeweglich verharren. Nicht klug zu werden, warum sie es so eilig haben und doch so stabil sind, dachte Ulrich zerstreut. Er wurde aus so manchem nicht mehr klug. Zigibers fort, Lisbeth fort! Wie lange wird es dauern, muß auch er fort, für immer!

In Taisen hatte der Winter das große Reinemachen besorgt und über die feste Erde ein blendendes Schneetuch gebreitet. Die Jugend wagte sich bereits auf die Seen hinaus, der Sendenische Baron war schon im Schlitten zur Kirchenkonferenz gekommen. Mit wowöglich noch größerer Sorgfalt widmete sich Fräulein Magda dem anbruchsvollen Freunde. Am brennenden Kamin sprachen sie von großer und kleiner Politik, vom Schuppenpelz des Doktors und dem falschen Gebiß der Wandenschen Frau. Sie faben zusammen Kteiß und Treitschke, sogar die Merowinger mußten herhalten, und die Taisener Chronik, die mehr ein Führer durch Taisen werden sollte, wuchs zusehends unter Muttings Assistenz. Aber so recht bei der Sache war der Professor kaum. Er wurde immer unruhiger, je näher der Dezember kam. Endtich erklärte er mit heroischem Entschluß, daß er nach Mitau reisen würde. Seit zehn Jahren zum erstenmal, und in dieser Jahreszeit! Mutting war starr.

„Aber, lieber Ulrich, bedenken Sie doch, die Wege sind schneeglatt. Sie werden sich erkälten. Was wollen Sie denn in Mitau?"

„Meinen alten Freund Frip besuchen."

„Wer ist das? Von dem haben Sie mir nie erzählt."

„Ich habe ja auch nicht alle Ihre alten Schachteln kennengelernt. So sind Sie, Mutting! Zuerst soll ich mich movieren, ins Leben hinaus, wie Sie sagen. Mache ich mich nun mal dran, ist's wieder nicht recht! Fritz habe ich fünfzehn Jahre nicht gesehen. Ja, soll ich denn hier versauern? Immer nur die Liebesbriefe von da helle zu hören — von denen des Technischen dazu abgesehen —, das wird auf die Dauer langweilig.

Sehen die Jungen sich die Welt an, warum nicht auch die Alten? Platz ist für beide da. Fritz ist zwar ein großer Esel, aber wiedersehen will ich ihn doch.“

Da half kein Dreinreden, kein Ausreden. Mutting mußte packen. Das war nicht leicht, denn in des Professors Koffer hatten sich Ratten eingenistet. Motten flatterten aus seinem Pelz, und die Filzmütze war überhaupt nicht zu finden. Er wetterte und tobte, Mutting aber wußte immer Rat, und eines Morgens stand er gestiefelt und gespornt vor Leibes Schlitten. Trotz der Thekla pen am Filz sah er ordentlich versjüngt aus. Mutting konnte nicht umhin, ein kurzes Stoßgebet für ihn zu sprechen, ihr war wirklich bange. Da hatte der dicke Apotheker einen ganz anderen Mut, als er sie gemütlich tröstete: „Der kommt gesund zurück, Fräulein Magda. Altes Vieh verläuft sich nicht.“

Zwei Wochen lang blieb sie Strohwitwe, dann hatte sie plötzlich ohne vorhergehende Anmeldung ihren Professor eines Abends wieder, mit heilen Knochen, aber mit einer Laune, die jeder Beschreibung spottete. Alles war draußen schlechter gewesen als in Tafsen, die Betten, die Oefen und das Essen. Alles wäre schief ausgekommen, und die Menschen wären von einer Bosheit, es wäre gar nicht auszudenken! Sein Pelz hätte nach Naphthalin gerochen, zweimal wäre er aus dem Schlitten geworfen worden. Bei jeder Wegbiegung hätte Leibe kommandiert: „Das Männliche heraus!“ Er und ein junger Forsteleve hätten nebenbei durch den Schnee waten müssen, nur die Weiber durften im Schlitten bleiben. Und in Mitau kein Mensch zu finden, er war von Pontius zu Pilatus geschickt worden.

„Aber Ihr Freund Fritz?“

„Gar nicht gesehen, vor einem halben Jahr verreist geworden, nach Rotenburg in die Anstalt transportiert.“

„Ach, du lieber Gott!“

„Ja, Mutting, von Ihrem Geschrei wird er nicht gesund.“

„Nun, nun, bedauern darf man ihn doch.“

„Weiß Gott, ich hatte dazu keine Zeit.“

„Haben Sie denn in Riga nicht die Kinder ausgesucht?“

„Was für Kinder?“

„Lisbeth und Kurt.“

„I wo, sollte mir einfallen! Heiliger Strohsack, sind die Häuser in Riga hoch! Ich sag' Ihnen, wollen Sie da nach der Sonne schauen, müssen Sie erst vier Treppen hoch auf den Boden kraxeln.“

„Na, was haben Sie denn in den zwei Wochen gemacht?“

„Geschäfte, Mutting, Geschäfte! Davon verstehen Frauen nichts.“

Das Fräulein rückte an ihrem Haarnetz, das heute nicht recht sitzen wollte, und schielte von unten heraus, denn der Professor zeigte ihr nur immer ein Viertelprofil. Der Mensch lügt wie gedruckt! dachte sie dabei. Daß ein Mann in seinem Alter noch so lügen kann! Aber sie sagte nichts, von seinen Geschäften sollte sie ja nichts verstehen.

„Was ist denn hier passiert?“ fragte er ungnädig.

„O, sehr viel.“ In Talsen passierte einiges auch in des Professors Abwesenheit. Ein Brief von Lissa war angekommen; sie wollte nun wirklich in die Fabrik, um sich ihre Aussteuer selbst zu erarbeiten. Sie wußte nicht, daß Taute schon einen ganzen Schrank voll Leinwand hatte.

„Das Kind imponiert mir mit seinem Lebenstrieb. Ich schämte mich meiner Faulheit, frischte mein bißchen Musik auf und gebe nun zwei kleinen Mädchen Klavierstunden.“

„Und nun soll ich täglich Dorleitchen anhören?“

„Wenn Sie nicht wollen, wir spielen auch allein. Uebrigens habe ich auch für Sie gesorgt.“

„Nanu?“

Eine Deputation adliger Damen war dagewesen und hatte den Herrn Professor um einen zweiten Vortragszyklus und um Litteraturstunden für ihre Töchter gebeten.

„Und Sie haben . . .“

„Zugesagt, wenigstens die Privatstunden. Sie können ja, falls Sie mich blamieren wollen, noch immer absagen. Aber ich sehe nicht ein, warum wir alles den Jungen überlassen sollen, wir sind doch auch noch zu etwas nütze. Ich an Ihrer Stelle würde der Lissa gar nicht einbilden, daß sie allein Ideen hat.“

„Sie sind, Sie sind — einfach ein großartiges Frauenzimmer.“ Mehr sagte er diesmal nicht.

Seitdem gab sie Klavierstunden, und er bildete in Muttings Salon die höheren Töchter, schon in nächster Woche fing er mit Ulfilas an. Auch an Vorträge dachte er wieder, diesmal über die französische Revolution. Von den Merowingern sprach er nicht mehr, denn das Schlimmste von seiner Reise hatte er gar nicht erzählt. In Riga, in Kymmels Buchhandlung, hatte er sich die „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ vorlegen lassen und mit Ingrimm entdeckt, daß ein gewisser Becker schon vor fünf Jahren eine Abhandlung über seinen Sigibert I geschrieben hatte, lateinisch, ganz mit denselben Resultaten. Solch eine Frechheit war ihm noch nicht vorgekommen! Von der Blamage sollte aber kein Talsener etwas erfahren!

Bald war er schon so weit mit seinen Vorträgen beschäftigt, daß er sich nicht allzusehr ereiferte, als Mutting einige Wochen vor Weihnachten ihm erklärte: „Die Frist ist bald um. Im nächsten Briefe biete ich Kurt die Kaution an.“

„Nur immer zu, immer zu!“ bemerkte er kühl. „Wer nicht hören will . . .“

Er blieb auch kühl, als das Fräulein ihm bald darauf die Mitteilung machen konnte, Kurt lehnte mit Dank ab, ein guter Freund von ihm wäre ihr zuvorgekommen, im Februar sollte die Hochzeit sein. Ulrich, der gerade vom Fenster abgewandt sich am Bücherregal zu schaffen machte, hielt im Pfeifen inne und sagte schadenfroh: „Muß ein großer Schafskopf sein, der da auf den Leim geht!“

„Nein, aber ein lieber, warmer Menschenfreund,“ widersprach das Fräulein ungewöhnlich herzlich. „Was machen Sie denn da?“

„Ich wische Staub, Mutting. Seit Sie nur für die Küken sorgen, kräht der alte Hahn sein Lied auswendig und muß sich allein zurechtfinden.“

„Alt genug wären Sie dazu,“ sagte sie nachdrücklich.

Sie hätte doch noch mehr aus ihm herausbekommen, wenn sie gewollt hätte. Aber dazu ließen ihr die Vorbereitungen zur Hochzeit keine Zeit. Die sollte großartig werden, ganz Talsen sprach davon, und halb Talsen war in die Kirche und in Grumskis Saal geladen. Mit ihren eckigen Bewegungen und großen Schritten eilte Mutting täglich durch die Gassen, immer mit demselben in allen Farben spielenden Filzhut mit grünen Hahnenfedern, von keinem Sturm aufgehalten, von keinem Unwetter eingeschüchtert. In der Rosenstraße stand die Hanglocke kaum still, Packen und Päckchen wurden abgeliefert. Die größte Ueberraschung zur Trauung sollte ein Kirchenchor sein, den Fräulein Magda selbst einübte. Man mußte sie nur vor der Orgel dirigieren sehen, da konnte man schon Reigen vor ihr belommen. Einige Schwierigkeit machte ihr das Austreiben eines Bassisten, den sie endlich in dem jungen Talsener Friseur fand. Er hatte eine ganz gute Stimme, war aber klein von Gestalt. „Der Baß muß auf die Bank steigen, sonst hört man nichts von ihm!“ kommandierte das Fräulein. Der Friseur kletterte gehorsam hinauf, und es ging prächtig.

Endlich lernte Talsen auch den „Technischen“ kennen, und die Damen waren bald so entzückt von ihm wie ihre Mütter einst von dem schönen Tscherlessen. Er tanzte gut, schnarrte das R viel stärker als Lisbeth und sagte: hineinthun statt hineinlegen und: wie beliebt? wenn er nicht recht gehört hatte. Das klang sehr nett. Im übrigen machte er den frischen Eindruck eines jungen Mannes von eigener Kraft, die elektrischen Funken sprangen ihm nur so aus den Augen, wie die Doktorin begeistert sagte.

Nur der Professor wollte nichts davon sehen. Merkwürdigerweise bestand auch Kurt nicht darauf, ihn kennenzulernen, und Lisbeth nahm es nicht übel. „Wenn er nicht will,“ meinte sie achselzuckend, „zwingen können wir ihn doch nicht.“ Aber ganz Talsen fand es unhöflich, und Mutting versuchte das Aeußerste an Ueberredung. Aber am Tage der Trauung blieb Ulrich Schreyvogel im Bett und meldete sich krank.

„So lassen Sie Kurt wenigstens auf Ihr Zimmer kommen,“ drang Fräulein Magda in den Schwerkranken.

„Das wird wohl nicht nötig sein,“ brummte er.

„Ja, warum denn nicht?“

„Weil ich ihn nicht riechen kann.“

Mutting seufzte. „Soll ich Ihnen etwas heraufschicken?“

„Eine Flasche Portwein, jawohl, und ein Stück vom Hochzeitskuchen, aber ein sehr großes.“

So feierte er die Hochzeit von la belle zwischen den Laken, war aber, sobald das junge Paar abgereist war, wieder gesund und ließ sich die Reste der Festtafel schmecken.

Nun aber hielt Mutting nicht länger an sich.

Draußen rieselte der Schnee in großen Flocken nieder, in ihrem Salon brannte der Kamin. Noch voll von den letzten Eindrücken, saß sie in der Sofaecke und beobachtete den Freund, der, durch ihre Gegenwart etwas bedrückt, in der ersten Dämmerung seine Zimmerpromenade antrat. Dort in Riga erwärmten sich die jungen Herzen an karger Winterssonne zu lichter Glut, hier tauten die alten allmählich am Kaminfeuer auf.

„Sie hätten nur Lissas stille Seligkeit sehen sollen," sagte sie in Gedanken.

Er wanderte weiter und brummte: „Kann ich mir denken. Und seine Leidenschaft! Fast wie bei meinen Merowingern."

Sie nickte lebhaft. „Ja, ja, so ungefähr. Sie könnten übrigens von Ihren Merowingern lernen. Roh sind sie und machen viel Dummheiten, aber ihr Herz tragen sie auf der Zunge, im Guten wie im Schlimmen, und machen keine Mördergrube daraus. Wie lange soll denn dies Blindekuhspiel zwischen uns noch dauern?"

„Sie meinen?" Brüst blieb er vor ihr stehen, sie aber zwang ihn, sich neben sie zu setzen, und legte ihre großen Hände auf seine Schultern, daß er sie ansehen mußte, ob er auch hilflos nach rechts und links schielte.

„Den Kindern haben Sie verboten, sich zu bedanken," sagte sie herzlich. „Darf ich es nun thun, lieber Freund? Nein, nicht böse sein! Niemand hat geklatscht, ich habe es erraten. Deshalb also Ihre Reise, Ihre fingierte Krankheit, nur um mir einen Streich zu spielen und statt meiner die Kaution zu stellen. Sie die Kaution, ich die Ausstener. Nun sage man noch, daß alte Leute unnütz sind."

„Mutting, Sie sind von einer Indiskretion . . ."

„Nicht wahr, taktlos wie nur eine alte Jungfer sein kann, aber eine glückliche, sehr glückliche. Und da wir mal bei Indiskretionen sind, lassen Sie uns alles austramen, was sich in zehn Jahren angehäuft hat. Wie ich damals mit Ihnen um Ihr totes Kind getrauert, so haben Sie sich mit mir an meinem lebenden gefreut. So können wir doch noch mit einigem Rechte von unserem Kinde sprechen. — Sehen Sie, lieber Freund, das Leben da draußen rauscht und flutet weiter, fragt nach uns alten Leuten nicht viel. Wir bleiben am Wege, denn wir haben unsere Bestimmung versehlt. Aber dankbar ist uns dies Leben doch, wenn wir es etwas schneller uns Rollen bringen. Sind Sie mir noch immer böse, daß ich es mit Lissas Hochzeit so eilig hatte? Ach, lieber Ulrich, mit dem Warten ist es so ein eigen Ding. Das Herz schläft mitunter dabei ein und verlernt das schnelle Klopfen. Ich erfuhr es an mir, auch ich wartete umsonst."

„Sie, worauf?"

Da sah sie ihn so treuherzig an, daß ihm ordentlich warm wurde, und sagte einfach: „Auf Sie. Wußten Sie das nicht, haben es nie geahnt? Lieber Ulrich, nun sind wir alte Leute. Plaudern wir uns aus, so lange die Märchen am Kamin noch nicht verstummen wollen. Haben Sie keine Furcht, um den Hals fallen werde ich Ihnen nicht, aber offen sein, um Ihnen zu beweisen, wie wert Sie mir sind. Ja, mein Freund, als Sie vor zehn Jahren nach Talsen kamen, fiel es auch einem nicht mehr jungen, ungraziösen Mädchen ein, wozu der Herrgott ein Mädchen geschaffen hat. Und Sie waren das Karnickel, das angejagen hatte."

Ulrich Schreyvogel saß wie angesichraubt und fuhr mit der Hand über Gesicht und Bart. „Zu dumm, zu dumm," brummte er. „Hätte ich nur geahnt . . . Aber warum sagten Sie auch nicht ein Wort!"

Sie rückte etwas von ihm ab. „Aber, lieber Freund . . . Ich finde, daß wir Mädchen mitunter schon viel zu viel für die Herren der Schöpfung thun. Das bißchen Liebe herausbekommen können sie allein."

„Aber es wäre mir doch nie eingefallen . . ."

„Ja, das war es eben. Die Jugend aber wartet nicht, so wurden wir alt. Sie hatten zu viel mit Ihren Merowingern zu thun. Ordentlich eifersüchtig bin ich auf sie gewesen und dann auch auf die Lissa."

„Dummheiten!"

Sie drohte lächelnd mit dem Finger. „Nichts verschwören, alter Freund! Ganz ungestraft streichelt uns die Jugend nicht zum zweitenmal." Er konnte sich nicht so schnell fassen. „Mutting, Mutting . . . trotz alledem . . . Es ist nicht schön, daß Sie mir das alles erst jetzt sagen."

„Wer weiß! Zu eitel brauchen Sie auch nicht zu werden. Vielleicht war meine Verschwiegenheit etwas unbedacht. Denn wissen Sie, in alle Ihre Eigenschaften sich zu verlieben, das ist etwas viel verlangt."

„Na, hören Sie mal . . ."

„Ja, da hilft nun nichts, das müssen Sie auch hören! Denken Sie bloß, nicht einmal die Farbe Ihrer Augen kenne ich. Zu dumm, nicht? Lassen Sie doch mal sehen!"

Er schob die Brille schmunzelnd auf seine Stirne. Sie schüttelte lachend den breiten Kopf, die Brille kippte wieder herunter. „Nein, danke! Am Ende habe ich mich doch nur in die Brille verliebt. Am besten wird es wohl für uns beide so sein, wie es gekommen ist. Und nun rücken Sie etwas ab, sonst falle ich Ihnen doch noch um den Hals, so glücklich bin ich in unserer Kinder Glück. — Aber wissen Sie, schlau haben Sie es angefangen mit der Kaution — nicht zu sagen, wie schlau!"

„Und gemerkt haben Sie es doch!"

„Ja, das macht eben Ihr gutes Herz, es guckt durch die Weste. Dafür können Sie nichts."

So plauderten sie noch lange fort. Sie hatten sich so viel zu sagen, nachdem sie endlich ihre Herzen entdeckt hatten. Ueber den Professor war es gekommen wie ein heimliches Staunen, wie Ehrfurcht vor diesem alten Mädchen, das so tapfer alles zu sagen wußte, was es bewegte. Wie einen Handschuh umgestülpt hatte sie ihn nun gerade nicht, dazu war er zu alt, aber die Augen hatte sie ihm geöffnet, daß er die enge Welt erkannte, in die er gestellt war, die trotz ihrer engen Grenzen doch so reich sein konnte. Seine Stunden, seine Vorträge beschäftigten ihn vollauf. Und dann kam der Dank, die Anerkennung der jüngeren Generation, die den Alten die frohe Gewißheit gaben, daß sie nicht umsonst lebten. Und wenn sich der Professor dann heimlich prüfte, wann das eigentlich angefangen hatte, anders mit ihm zu werden, dann mußte er sich's gestehen: seit ihm das Kind vor das Haus gelegt worden war. Als er widerwillig sich dieses Kindes angenommen hatte, als es ihn angelächelt, als er es im Sarge gesehen, hatte er es im Herzen gespürt wie einen Stoß, der dieses alte Herz aufgeweckt hatte. Dankbar ging er daher immer wieder zu dem kleinen Grabe, und Mutting holte ihn ab, und abends saßen sie beisammen und plauderten von den Kindern in Riga.

So plauderten sie im Frühling unter blühendem Birnbaum, im Sommer vor duftenden Rosen, im Herbst beim Fallen des welken Laubes. Sie hatten sich noch immer etwas zu sagen. So plauderten sie Weihnachten heran. Nun war es Mutting, die sehr geheim that, als bereitete sie eine besondere Ueberraschung vor. Als sie eines Sonntags aus der Kirche kamen, vertraute sie ihm ihr Geheimnis an. Lisbeth hatte in der letzten Zeit sehr oft geschrieben und im letzten Brief die kurze Nachschrift: „Dem Herrn Professor sage, ich hätte im Traum die Amsel ganz deutlich gehört."

„Was man sonst Storch nennt," erläuterte das Fräulein sehr prosaisch.

„Was heißt das?"

„In Riga bekommen sie Einquartierung."

„Kindereien!"

„Diesmal wohl nur eine, für den Anfang genug," scherzte sie glücklich. „Ist's ein Knabe, so soll er Ulrich heißen, und im Frühjahr kommen sie alle drei zu uns."

Nein, das faßte der Professor nicht so bald, er sah Lisbeth immer noch als Kind, als Mutter konnte er sie sich nicht denken.

Zu Weihnachten aber mußte er doch daran glauben. Sie saßen am brennenden Bäumchen, er knusperte am Naschwerk, das nie auf seinem Teller fehlen durfte, Fräulein Magda goß eben den Thee auf, da kam das Telegramm: „Ein Junge, zehn Pfund, Mutter und Kind wohlauf." — Also ein Weihnachtskind.

Die letzten Kerzen tropften vom Baum herab, die ganze Wohnung war voll Tannenduft, im Kamin verglomm das Feuer. Keins wagte zu sprechen. Ein solcher Friede schwebte durch die Stube und verklärte auch die runzligen Stirnen. Da war es, als öffneten sich die alten Herzen wie die Jerichorose in frischem Wasser.

Mutting mußte sich setzen, das Telegramm zitterte in ihrer Hand. „Unser Kind — —" sagte sie leise.

Diesmal widersprach er nicht, er nickte und lächelte verstohlen dazu.

Schloss Sigmaringen.
Nach dem Gemälde von Sally Wiest.

Zur Geschichte der „Gartenlaube".

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

II.

Gar anspruchslos, in viel kleinerem Format als die späteren Jahrgänge — die erste Nummer auf nur acht, die zweite auf zwölf Seiten beschränkt und noch spärlich illustriert — trat 1853 der erste Jahrgang der „Gartenlaube" ins Leben, nun als Beiblatt zum „Dorfbarbier" in die Welt zu gehen. Denn als Ernst Keil aus dem Hubertusburger Gefängnis nach Leipzig zurückkehrte — die letzten Monate der Haft hatte man ihm gnädig erlassen — und als er nun an die Ausführung seines Planes ging, da stellte sich ihm ein neues Hindernis in den Weg. Das Urteil seiner Richter hatte ihm die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt, und jetzt zeigte es sich, daß ihm damit auch verlagt war, sich als Herausgeber und verantwortlichen Redakteur auf einer Zeitschrift zu nennen. Der brave Stolle fand sich bereit, das neue Blatt unter der Flagge des „Dorfbarbiers" seine Aussahet halten zu lassen und auch die „Gartenlaube" als verantwortlicher Redakteur zu zeichnen, obgleich Ernst Keil sich die Redaktion völlig vorbehielt. So ist es denn bis Mitte 1856 geblieben, während von da an Stolle und A. Diezmann zusammen an Stelle Keils die Redaktion nach außen hin vertraten. Erst 1862 konnte sich Ernst Keil als Herausgeber öffentlich nennen; doch zeichneten noch bis Anfang 1865 Stolle und Diezmann als verantwortliche Redakteure. Die Nr. 2 des Jahrgangs 1865 nennt Keil zum erstenmal nicht nur als Herausgeber und Verleger, sondern auch als verantwortlichen Redakteur.

Die Ansprache, mit welcher die Nr. 1 des Jahrgangs 1853 eröffnet wurde, lautet:

„An unsere Freunde und Leser!

Grüß Euch Gott, lieben Leute im deutschen Lande!

Zu den vielen Geschenken, die Euch der heilige Christ bescheert hat, kommen auch wir mit einer Gabe — mit einem neuen Blättchen! Seht's Euch an in ruhiger Stunde. Was wir wollen und bringen — das Alles können wir Euch freilich nicht im Voraus sagen und aus der ersten Nummer werdet Ihr's auch nicht ganz ersehen können; wir hoffen indeß, es soll Euch gefallen.

Wenn Ihr im Kreise Eurer Lieben die langen Winterabende am traulichen Ofen sitzt oder im Frühling, wenn vom Apfelbaume die weiß und rothen Blüthen fallen, mit einigen Freunden in der schattigen Laube — dann leset unsere Schrift. Ein Blatt soll's werden für's Haus und für die Familie, ein Buch für Groß und Klein, für Jeden, dem ein warmes Herz an den Rippen pocht, der noch Lust hat am Guten und Edlen! Fern von aller raisonnirenden Politik und allem Meinungsstreit in Religions- und andern Sachen, wollen wir Euch in wahrhaft guten Erzählungen einführen in die Geschichte des Menschenherzens und der Völker, in die Kämpfe menschlicher Leidenschaften und vergangener Zeiten.

Dann wollen wir hinausswandern an der Hand eines kundigen Führers in die Werkstätten des menschlichen Wissens, in die freie Natur, zu den Sternen des Himmels, zu den Blumen des Gartens, in die Wälder und in die Eingeweide der Erde, und dann sollt Ihr hören von den schönen Geheimnissen der Natur, von dem künstlichen Bau des Menschen und seiner Organe, von Allem, was da lebt und schwebt und kreucht und schleicht, was Ihr täglich seht und doch nicht kennt. Und was außerdem noch von Interesse ist im Thun und Treiben der Menschen — Ihr sollt's finden in unsern Blättchen, das zu alle den Dingen, die wir Euch bieten, auch noch verzierende und erklärende Abbildungen bringt von auerkannten Künstlern.

So wollen wir Euch unterhalten und unterhaltend belehren. Ueber das Ganze aber soll der Hauch der Poesie schweben wie der Duft auf der blühenden Blume, und es soll Euch anheimeln in unsrer Gartenlaube, in der Ihr gut-deutsche Gemüthlichkeit findet, die zu Herzen spricht.

So probirt's denn mit uns und damit Gott befohlen!

Ferdin. Stolle, Redakteur. Ernst Keil, Verleger."

Diese Ansprache stand unmittelbar unter dem Titel. Derselbe lautete: „Die Gartenlaube. Beiblatt zum Illustrierten Dorfbarbier." — „Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle", und zeigte ein Bild, das eine Familie im traulichen Verein am runden Tisch einer Gartenlaube darstellte und heute noch, nur wenig verändert auf dem Titel der „Gartenlaube" zu sehen ist. Von der zweiten Nummer ab ließ Keil jedoch die Bezeichnung „Beiblatt zum Illustrierten Dorfbarbier" fallen und setzte dafür einfach: Die Gartenlaube. Familien-Blatt.

Das Mitgefühl für die Leiden und Freuden des deutschen Volkes, für seine Hoffnungen und Wünsche, für seine Neigungen und Bedürfnisse, für seine Heimatliebe und sein Verlangen nach der einheitlichen Gestaltung des ganzen Vaterlandes war die lebenswarme Seele des Blattes, und darin lag das Geheimnis seines Erfolges. Gleich die erste Nummer brachte die Hauptleitenden des Programms zum Ausdrud. Die Erzählung „Ein Mutterherz" von Stolle schilderte liebevoll eine That edler Mutterliebe, und die beiden „unterhaltend belehrenden" Artikel: „Der Deutsche in Amerika" und „Aus der Menschenheimath. Briefe des Schulmeister ener. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler. Erster Brief." stellten das Wollen des Blattes nach zwei wesentlich anderen Richtungen dar.

Der erstere Aufsatz, der wohl von Keil selbst geschrieben war, gab den erläuternden Text zu einem Bilde, welches Blockhaus und Form eines ausgewanderten Deutschen im amerikanischen Urwald zeigte. Dieser Text hatte die Form eines Briefes, in welchem ein Ausgewanderter dem in der Heimat gebliebenen Bruder seine Erlebnisse im fernen Westen schildert. — Es herrschte damals in Deutschland geradezu eine Auswanderungsepidemie: zu Tausenden folgten tüchtige Bürger und Bauern dem Beispiel der Flüchtlinge, die nach dem Scheitern der Revolution im freien Amerika eine neue Heimat gefucht und gefunden hatten. Dieser Aufsatz war der erste einer langen Reihe von Artikeln, durch welche die „Gartenlaube" so viel dazu beigetragen hat, ein Band des Zusammenhangs zwischen den Deutschen in Amerika und in ihrer alten Heimat zu flechten.

Die Artikelreihe „Aus der Menschenheimath" war die Verwirklichung der im Gesängnis geplanten „Briefe aus der Natur", die „leichtverständlich, elegant, womöglich in novellistischer Form" geschrieben werden sollten. Der Name des als Autor genannten „Johannes Frisch" war natürlich nur erfunden; der wirkliche Name des Verfassers, den heute die Geschichte unter den bedeutendsten naturwissenschaftlichen Volksschriftstellern nennt, war Emil Adolf Roßmäßler. Als die Urheimat der Menschen wurde hier die Natur behandelt, nach deren Gesetzen sich auch das Menschenleben regelt. Die neuesten Ergebnisse der Naturwissenschaft fanden anschauliche Besprechung mit besonderer Rücksicht auf ihre Wichtigkeit für den Kulturfortschritt und das praktische Leben.

Daß aber der wichtigste Teil des Naturerkennens unser Wissen vom Wesen des Menschen selbst sei, dies den Lesern der „Gartenlaube", gemäß dem Plane Keils, klar zu machen, übernahm ein anderer Leipziger Gelehrter: Professor Ernst Bock.

Was dieser Mann von den Anfängen des Blattes an bis zu seinem am 19. Februar 1874 erfolgten Tode der „Gartenlaube" gewesen ist, das hat Ernst Keil in seinem tiefempfundenen Nachruf in die Sätze zusammengefaßt: „Fest und unentwegt, ein schneidiger und unermüdlicher Streiter, ging er mit der ganzen Kraft seiner wissenschaftlichen Autorität auf sein weitgestecktes Ziel der Volksaufklärung vor und wußte durch seine hinreißenden, klaren und wuchtigen Darstellungen so überzeugend zu belehren und alte Vorurtheile zu beseitigen, wie es vor ihm noch keinem gelungen. Seinem eifrigen Bestreben, die Wissenschaft zum Gemeingut aller Menschen zu machen und so die Massen von geistigem Drucke zu befreien, dankt die „Gartenlaube' eine Reihe Artikel von unvergänglichem Werthe, wie denn sein Wirken auf dem Gebiete der Gesundheitslehre und der Naturwissenschaft überhaupt ein reichgesegnetes und weitgreifendes war und unvergessen bleiben wird wie sein Name!"

Der erste Artikel Bocks, „Drei Uebel des menschlichen Mundes", erschien, noch anonym, bereits in Nr. 4 des ersten Jahrgangs. Schon hier trat klar und deutlich die Meinung hervor, daß nur die Selbstbemachtigung an vielen körperlichen Leiden die Schuld trägt. All die praktischen Winke und Aufklärungen, welche Bock in diesem Artikel gab, sind heute längst bekannt; vor fünfzig Jahren griffen die Worte in einen heillosen Schlendrian. Ebenso hat Bod in dem Cyklus „Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheilehre" eine Fülle des Wissenswerten

auf dem Gebiete der Krankheitskunde vereinigt und diese Artikel haben den größten Nutzen in weitesten Kreisen gestiftet.

Die Methode, erst die Organe des Menschen in ihrem Normalzustand und ihrer Normalthätigkeit zu schildern und dann ihre Erkrankungen und deren Bekämpfung zu besprechen, verpflgte Bock getreunt in den Aufsatzcyklen „Vom Baue des menschlichen Körpers“ und „Gesundheitsregeln“.

Aus der Fülle des Wissenswerten, was die „Gartenlaube“ in ihren ersten Jahrgängen in diesen Aufsätzen brachte, entstand später Bocks „Buch vom gesunden und kranken Menschen“, das bereits im Jahre von Bocks Tod (1874) in 120 000 Exemplaren verbreitet war und zahlreiche Nachahmungen erfahren hat.

Auch auf anderen Gebieten der Wissenschaft hatte sich Keil vorzüglicher Mitarbeiter zu erfreuen, die es verstanden, „unterhaltend zu belehren“. Ueber Fortschritte des „Gewerbs- und Maschinenwesens“ berichtete F. G. Wiek — zwei seiner ersten Artikel besprachen die Mäh- und die Nähmaschine; die Chemie vertraten H. Hirzel und Franz Döbereiner, die Volkswirtschaft und Kulturgeschichte K. Biedermann. Neben Bock behaudelten bisweilen Paul Niemeyer und Herm. Richter medizinische Gegenstände. In Roßmäßlers Fußstapfen traten Berthold Sigismund und Alfred Brehm. Auch die „Wild-, Wald- und Waidmannsbilder des Tiermalers Guido Hammer seien gleich hier erwähnt.

Das Glück, welches dem Gründer der „Gartenlaube“ für das Ziel der naturwissenschaftlichen Volksaufklärung sofort in Roßmäßler und Bock zwei Volksschriftsteller ersten Ranges als Mitarbeiter an die Seite stellte, hat er bis ans Lebensende als segensreiche Schicksalsfügung dankbar gepriesen. Keils Streben, für die Erzählungen der „Gartenlaube“ gleichfalls Volksschriftsteller von solchem Rang und solcher Hingabe an die Sache zu gewinnen, hatte sich nicht ganz der gleichen Schicksalsgunst zu erfreuen. Wohl hatte er auch auf diesem Gebiete gleich zwei Männer zur Seite, die als Verfasser guter Volkserzählungen weithin in ganz besonderem Ansehen standen, aber sowohl der gemütliche sächsische „Dorfbarbier“, Ferdinand Stolle, als auch der Thüringer Ludwig Storch hatten 1853 die Höhe ihrer Laufbahn bereits überschritten.

In der schönen Litteratur vollzog sich damals ein Prozeß, der in dem Aufblühen der Naturwissenschaften, in dem Erstarken des Wirklichkeitssinns, in der Freude am Beobachten der Natur seine kräftigen Antriebe hatte. Dieses Streben war auch in Stolle und Storch vorhanden, aber als Erzähler konnten sie ihm nur unzulänglich genügen. Wie ihr Freund Keil erhofften auch sie von dem Umschwung im Geistesleben der Nation die endliche Erfüllung der im Jahr Achtundvierzig vergeblich erstrebten Ideale. In Ludwig Storchs damaligen Gedichten klingt das Naturevangelium Roßmäßlers wider; Stolle schrieb für die „Gartenlaube“ neben seinen Novellen die astronomischen Aufsätze „Wanderungen durch die Sternenwelt“ im Sinne der naturwissenschaftlichen Volksaufklärung. Für die Mission, die Keil in dem Worte „Familienblatt“ zum Ausdruck gebracht hatte, war Stolle, dessen tief gemütliche Art der Darstellung die Herzen der Leser im Sturme gewann, der rechte Mann und dessen Erzählung „Ein Mutterherz“ der rechte Anfang.

Einen genialeren, leidenschaftlichen Zug hatte das poetische Wesen des Thüringers Ludwig Storch. Gleich die erste Erzählung, welche der von Keil später als „Thüringer Edeltanne“ gefeierte Dichter der „Gartenlaube“ beisteuerte, „Der Seewicher Pfarr-Kirmestag. Ein Bild aus dem thüringischen Volksleben“, wurde mit reichem Beifall aufgenommen, und nun folgte bald eine Reihe weiterer, nicht minder wirksamer Erzählungen und Lebensskizzen. Trotzdem fühlte Keil deutlich, daß er gerade auf dem Felde der Novelle mit den Gaben Stolles und Storchs das Ziel noch nicht erreicht hatte, das ihm vorschwebte, als er den Plan zu seinem Blatte schuf. Wohl sollten die Novellen der „Gartenlaube“ Gemütswärme atmen und auf das Gemüt der Leser wirken, aber auch durch ihren Geist zur Selbstzucht und Thatkraft ermuntern, durch ihren Inhalt klare Anschauungen über die socialen Verhältnisse und politischen Bedürfnisse in Stadt und Land, auf Höhen und in Tiefen des Lebens, über die Besonderheiten der einzelnen deutschen Staaten verbreiten, ohne deren gegenseitige Annäherung die deutsche Einheit nicht zu gründen war. Besonders lag ihm an Novellen aus dem Familienleben, in denen eine volkstümliche Moral gegen Instinkten und Vorurteile energisch vorging, die das Ehe- glück und ein gesundes Familienleben gefährden. Und so suchte Keil rastlos nach jungen Kräften, welche ihm durch die Sprache ihrer Schöpfungen auf diesem Wege beistehen konnten. Unter den in Leipzig damals lebenden Schriftstellern befand sich auch August Schrader, dessen das moderne Leben schildernde Romane viel gelesen wurden, und diesen gewann Keil für sein Blatt. In den Jahren 1854 bis 1857 ist in der „Gartenlaube“ eine größere Anzahl Schraderscher Novellen erschienen, und seine stoffsich stets packenden Arbeiten entsprachen dem Geschmacke weiter Kreise.

Wie sehr Ernst Keil an Familiengeschichten mit gesunder Volksmoral gelegen war, erhellt unter anderm auch daraus, daß er den damals durch seine „Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas“ und seine transatlantischen Romane schon berühmten Reisejchriftsteller Friedrich Gerstäcker, der sich im Sommer 1852 in Leipzig niedergelassen hatte, bewog, sich auch in dieser Gattung zu versuchen. In der Novelle „Die Stiefmutter“ bekämpfte Gerstäcker durch Erzählung einer rührenden Schicksalsverkettung das grausame Vorurteil, „das den Namen einer Stiefmutter mit dem einer recht schlechten bösen Frau ganz gleichbedeutend gemacht hat.“

Noch schwerer als auf dem Gebiete der modernen Novelle fiel es Keil, das, was er an historischen Erzählungen wünschte, zu finden. Der Dresdner Eduard Gottwald bethätigte im ersten Jahrgang sein hübsches Talent, volkstümliche Stoffe aus deutscher Vergangenheit in das Gewand der Erzählung zu kleiden. Von seinen Beiträgen entsprach am meisten „Der Stadthauptmann von Lüneburg“ dem Wunsche Keils nach patriotischer Anregung in poetischer Form. Durch ihren Zusammenhang mit der Geschichte Schleswig-Holsteins that dies mehr indirekt die Erzählung „Der Möwenberg bei Schleswig“ von Ernst Willkomm. Von poetischer Kraft zeugte die größere historische Erzählung „Die Stedinger“ (1854), in welcher der Freiheitskampf der tapferen Stedtländer von Arnold Schlönbach dargestellt wurde; diesem Dichter hatte die „Gartenlaube“ damals auch ideal gestimmte Charakterbilder aus der Zeit von Schiller und Goethe zu danken. Ein Rheinländer gleich Schlönbach war auch W. O. von Horn, dessen „Elsje. Eine niederländische Geschichte“, die, im Jahrgang 1855 erschienen, von der Befreiung des gesangenen Hugo Grotius durch seine Frau erzählte, als die beste historische Novelle der ersten Jahrgänge bezeichnet werden kann.

Um diese Zeit gelang es Keil, den Mann zu finden, der ihm die Volkserzählungen schrieb, die er sich wünschte. Ohne Nennung des Verfassers waren in den Jahren 1850 bis 1854 drei Romane aus der jüngsten Gegenwart erschienen, „Josephe Münsterberg“, „Elisabeth Neumann“, „Die schwarze Mare“, Erzählungen, in denen eine innige Hingabe an die Sache des Fortschritts sich mit einer genauen Kenntnis der Rechtspflege und der Kriminalpraxis in Preußen verband. Keil erfuhr, daß diese Aufsehen erregenden Romane den damals als Dyer eines Hochverratsprozesses vielgenannten früheren Oberlandesgerichtsdirektor Jodocus Donatus Hubertus Temme zum Verfasser hatten.

Temme lebte jetzt, ein Flüchtling, als Professor des Kriminal- und Civilrechts in Zürich. Ernst Keil schrieb an ihn und bat ihn um novellistische Beiträge. Gern folgte Temme der Einladung und wurde so ein „Erzähler der Gartenlaube“, dessen Mitarbeiterschaft sich während drei Jahrzehnten bewährt hat. —

In jenen Oktobertagen des Jahres 1852, in denen es Keils Leipziger Freunden gelang, einen Nachlaß seiner Strafzeit zu erwirken, hatte der Hubertusburger Gefängnisdirektor Hauptmann von Bünau mit ihm eine denkwürdige Unterredung. Keil hatte diesen gebeten, ein von ihm aufgesetztes Gesuch, den Rest seiner Freiheitsstrafe in eine Geldbuße umzuwandeln, durch seine Befürwortung zu unterstützen. Der Hauptmann erklärte das Gesuch in der Form für verfehlt und fuhr fort: „Es hat mir immer sehr leid gethan, daß ein Mann wie Sie, den ich selbst achten muß, einer so fatschen Richtung angehörte und nun gar Schriften gedruckt hat, die so vielen Schaden angerichtet haben. Nicht wahr, wenn Ihr Gesuch einen glücklichen Erfolg hat, so darf ich von Ihnen erwarten, daß Sie diese frühere Richtung gänzlich aufgeben und nur solide Bücher drucken.“

Keils Antwort war: „Herr Hauptmann, ich will offen sein! Es ist möglich, daß ich mich in der Form und den Mitteln geirrt habe, aber meine politische Richtung kann ich nicht als einen Irrthum ansehen. Ich habe auch meine Zeitschrift und viele meiner Bücher in der Ueberzeugung gedruckt, der guten Sache zu nützen, und ich kann weder dieses Streben noch die Sache selbst aufgeben."

Der Direktor unterbrach ihn: „Aber das darf ich doch erwarten, daß Sie keine solchen Bücher wieder drucken wie früher?"

„Ich bin es schon mir und meiner Familie schuldig," fuhr der Gefangene fort, „von jetzt ab die größte Vorsicht zu gebrauchen, und Sie dürfen sich versichert halten, daß ich der Regierung nicht wieder die Gelegenheit geben werde, mich zu strafen. Aber an einem leichtsinnigen Versprechen kann Ihnen nichts gelegen sein. Als politischer Mann kann ich nicht das Versprechen geben, niemals wieder Bücher zu drucken, die mit meiner politischen Ueberzeugung sympathisieren. Ich würde lügen!" —

„Sie werden sich unglücklich machen!" rief von Binnau.

„Herr Hauptmann," erwiderte Keil, „wenn es Ihnen Freude macht, so kann ich Ihnen noch mittheilen, daß voraussichtlich meine sämtlichen Verlagsunternehmungen auf die nächsten fünf bis sechs Jahre keine politischen sein werden!"

Es waren sechs, es waren sieben Jahre seit dieser Unterredung vergangen, da erschien in der „Gartenlaube" (Jahrgang 1860, Nr. 10) ein Aufsatz Ludwig Storchs, der den geheimnisvollen Titel führte: „Der Morgenstern in tiefer Nacht." Der Morgenstern, von dem Storch erzählte, das „Flammenzeichen einer tröstlichen Zukunft", das „die Nacht, wenn auch nur schwach durchdrang, als sie am schwärzesten war . . .," war eine schwarzrothgoldne Fahne, die man auf der bis dahin unerstiegenen Felskuppe des Falkensteins im Thüringer Walde in jenem Jahre 1852 aufgepflanzt hatte. Der Vorgang war folgender. Zum Staunen seiner Thalgenossen hatte der als verwegener Kletterer bekannte Glasmachergehilfe Jakob Zimmermann aus Diethary — der wackere Mann lebt heute noch hochbetagt in seiner Heimat — eines Tages den Falkenstein bestiegen. Der Jubel über das vollbrachte Wagstück und der Zweifel daran veranlaßten eine öffentliche Besteigung, die am 25. Juli, einem Sonntag, stattfand. Von nah und fern war eine ungeheure Menschenmenge auf dem Wiesenraume unter dem Falkenstein zusammengeströmt. Viele wußten wohl, was die Besteigung des Felsens eigentlich zu bedeuten hatte — die meisten wußten es nicht. — Als nämlich der kühne Waghals auf dem Gipfel des Felsens angelangt war, lockerte er ein Seil, das ihn umgürtete. Unten am Fuße harrte eine Anzahl junger Männer, die einen verhüllten länglichen Gegenstand hielten. Mit Hilfe des Seiles ward er hinaufgewunden. Der Mann oben empfängt ihn, entkleidet ihn seiner Hülle; es ist eine mit buntem Stoff umhüllte Stange, die er an einer oben dem Felsgekluft entwachsenen Fichte festmacht. Und jetzt — so erzählte Ludwig Storch im Frühling 1860 den Lesern der „Gartenlaube" weiter — „jetzt entfaltet sie sich, flattert auseinander — noch starrt lautlos die Menge unten — sie ist's, die geliebte deutsche Fahne, der schwarzrothgoldne Morgenstern in dunkler Nacht, sie ist's, das deutsche Symbol, das der deutschen Jünglingschaft 1817 vorauszog auf die Wartburg — sie ist's, unser heiliges Volkspalladium, die heißgeliebte, die scheu gefürchtete, die verbannte, verpönte Dreifarbige, die 1848 wie ein Flammenstrahl überall emporsuhr, wo begeisterte deutsche Herzen zusammenstanden, und die dann, als die Drachenzähnesaat der Uneinigkeit aufging, wieder sich verbergen mußte. . . . Der Jubelsturm bricht los. Alle Herzen schlagen stürmisch bei ihrem unerwarteten Anblick. Sie wird mit unbändigem Jauchzen begrüßt, wie in den schönsten Tagen des Jahres Achtundvierzig. Hüte und Tücher werden geschwenkt. Die Musik schmettert ihr den Gegengruß zu. Die Leute stoßen den bösen Alp des Jahres 1852 von der Brust und singen:

„Das ganze Deutschland soll es sein!"

Jahrelang hat die Fahne auf dem Falkenstein unversehrt geflattert. Erst der Gewalt der Stürme ist sie später erlegen. „Aber am großen Schillertage" — so schrieb Storch — „schoß sie als ein schwarzrothgoldner Flammenstrahl plötzlich da und dort mitten aus dem Volke empor und erleuchtete den Weg, den uns der große unsterbliche Dichter vorgezeichnet hat, den Weg zur Einheit, Freiheit und Größe."

Der „große Schillertag" — das war der 10. November 1859, der hundertste Geburtstag des Dichters von „Wilhelm Tell" gewesen! Daß diese Schillerfeier sich zu einer so allgemeinen, so großartigen Kundgebung der patriotischen Hoffnungen des deutschen Volkes gestaltete, wie es geschah, dazu hatte die „Gartenlaube" als Organ dieser Hoffnungen in den Zeiten der herrschenden Reaktion nicht wenig beigetragen. Die Politisierens, der Kritik von Regierungsmaßregeln enthielt sich Keil bis ins Jahr 1859, mußte sein Blatt sich enthalten bei der Strenge, mit welcher sein Thun überwacht ward. Aber er fand trotz alledem Mittel und Wege genug, seine Leser empfinden zu lassen, daß er nur des Tages harrte, wo er die Fahne, die einst triumphierend von seinem „Leuchtturm" gestattet, auf seiner „Gartenlaube" frei entfalten durfte. —

Gleich jener Artikel in der ersten Nummer über die Auswanderung war ein Versuch, solche Wirkungen auszuüben. Die Art, wie hier und später noch oft vor der Auswanderung gewarnt wurde, entsprach einem großen nationalen Interesse. Auch die Regierungen empfanden die Auswanderungssucht sehr unangenehm. Allein im August 1852 gingen über 5000 Auswanderer in Bremen zu Schiff. Das waren keineswegs alles verarmte Leute. Und welche Arbeitskräfte gingen so dem Vaterlande verloren! Engländ benutzte die Lage und schickte Werber nach Deutschland, welche Auswanderungslustige nach England lockten, um sie für englischen Kolonien als Söldner zuzuführen. Die „Gartenlaube" deckte das Verfahren auf. Sie bekämpfte energisch den Mangel an National- und Heimatgefühl, den die Sucht zur Auswanderung offenbarte, sie trat dem Wahne entgegen, der nach der Entdeckung der Goldfelder in Kalifornien so viele Deutsche ergriff: daß man dort als Goldsucher unter allen Umständen leicht und schnell zu Reichtum gelangen könnte.

Den Auswegwanderten aber ließ Keil durch Kenner der fremden Welttheile und Lebensverhältnisse praktische Ratschläge und orientierende Aufklärung über Land und Leute erteilen. Er mahnte sie zum Festhalten an deutscher Bildung und Sitte und berichtete freudig über das Emporblühen deutscher Kolonien, deutscher Turn- und Gesang- und Bildungsvereine in der Fremde.

Auch hier hatte er eine Hilfskraft ersten Ranges zur Seite. Das war der oben als Erzähler bereits genannte Friedrich Gerstäcker.

Seine ersten Beiträge waren Skizzen aus Java, in welchen er höchst anschaulich und zum Nutzen jeder Hausfrau die Kultur des Kaffees und des Reises beschrieb. Später warnte er vor der Auswanderung nach Australien, für welche England Propaganda machte, und lenkte dafür das Interesse auf fruchtbare und gesunde Gebiete in Südamerika. Nichts ist für die Mission, die Gerstäcker in der „Gartenlaube" erfüllte, charakteristischer als der offene Brief an alle deutschen Regierungen und besonders an das deutsche Volk, den er 1862 über „unsere Vertretung im Ausland" erscheinen ließ, in welchem er den Mangel an Schutz der Deutschen im Auslande als Folge der Kleinstaaterei erklärte und die Forderung aufstellte: „Für deutsche Schiffe deshalb die deutsche Flagge, für deutsche Interessen aber eine einige Vertretung Deutschlands!"

Noch mehr als die Artikel zur Auswanderungsfrage näherte sich der praktischen Tagespolitik eine Reihe von Aufsätzen, die im gleichen Geiste der Wohlfahrt der notleidenden Daheimgebliebenen gewidmet waren. Im Jahrgang 1855 wurden in den „Handwerker-Briefen" die Grundsätze eingehend besprochen, auf denen die verschüttliche und dabei echt volkstümliche und fortschrittliche Sozialpolitik Schulze-Delitzschs, dieses großen deutschen Volkswohlthäters, beruhte, und 1857 beleuchtete dieser selbst in der „Gartenlaube" die Ursachen der Handwerkernot in Deutschland unter Abweis der zünftlerischen wie der kommunistischen Bestrebungen, die sich damals schon zu regen begannen, und begründete eingehend seinen Aufruf zur Bildung von „Vorschußvereinen als Volksbanken".

Im Jahre 1859 präsidierte der geniale Organisator dem Kongreß deutscher Volkswirte in Frankfurt a. M., den er mit Leite, Böhmert, Wirth und anderen Vorkämpfern der Gewerbefreiheit im Jahre vorher gegründet hatte. In einem Aufsatze der „Gartenlaube" legte er vorher dem Kongreß die Sache des Genossenschaftswesens ans Herz und begrüßte ihn dabei als ersten Versuch seit dem Jahre 1849, „eine große tief in das Volkswohl

eingreifende Angelegenheit in voller Oeffentlichkeit zu verhandeln und zur Nationalsache zu erheben." Und noch einem Kongreß präsidierte Schulze-Delitzsch im Jahre 1859, und dieser Kongreß war ein rein politischer, hatte das Heil der Nation selbst zum Zweck: es war die Versammlung von Delegierten der liberalen und demokratischen Parteien, welche am 16. September zu Frankfurt a. M. die Gründung des „Nationalvereins", der Anregung des Hannoveraners R. von Bennigsen entsprechend, beschloß. Patriotische Männer, deren Mehrzahl schon 1848 in der Paulskirche getagt hatte, vereinigten sich hier unter dem Banner der alten Erbkaiserpartei und forderten die einheitliche Gestaltung Deutschlands unter preußischer Spitze, im Schutze einer nationalen Volksvertretung.

Die „neue Aera" in Preußen ermutigte zu diesem Vorgehen. Friedrich Wilhelm IV sah sich im Oktober 1857 durch schwere Erkrankung zum Rücktritt von der Regierung gezwungen. Sein Bruder Wilhelm ward sein Stellvertreter, nach Jahresfrist mit der Würde eines Regenten von Preußen. Ein maßvoll liberales Regiment begann, die Presse und das politische Leben durften sich wieder freier bewegen.

Nun endlich sah sich Keil in der Lage, das alte sturmerprobte Banner auch auf der „Gartenlaube" zu entfalten. Die „Gartenlaube" änderte nicht ihren Charakter, aber sie bekannte sich offen zu den Grundsätzen des Nationalvereins und ergriff hundert Gelegenheiten, um in „unterhaltend belehrender" Form das deutsche Nationalgefühl anzufachen. Sie rief das Gedächtnis wach an die großen Führer des nationalen Aufschwungs in der Franzosenzeit und in den Tagen des Vormärz, sie schilderte das Märtyrerleid der verbannten „Demagogen" und Achtundvierziger und brachte im besondern zwei den Herzen ihrer Leser nahe: die Freiheitsdichter Gottfried Kinkel und Ferdinand Freiligrath, die beide als Flüchtlinge in London ein Asyl gefunden hatten, deren Muse aber in der Fremde verstummt war.

In dem Jahre des Umschwungs und Aufschwungs, dessen Höhepunkt das „große Schillerfest" wurde, erschien in der „Gartenlaube" kurz nach Pfingsten unter dem Titel „Die schwarzrothgoldne Fahne in London" die Schilderung eines Pfingstfestes der in London lebenden Deutschen, auf welchem Gottfried Kinkel der Festredner gewesen war; am 1. September, neun Wochen vor dem Schillerfest, schloß ein anderer Artikel aus London, der den Zusammenschluß der dortigen deutschen Parteivereine unter dem Banner der Einheit feierte, mit den Worten: „Deutschland, das noch keinen lebendigen großen Genius für den Brennpunkt seiner neuen Lebens- und Einheitsregungen gefunden, wecke den am 10. November vor hundert Jahren geborenen Schiller auf, vor dessen unsterblicher ewiger Majestät sich alle Parteien und Privatgelüste beugen werden!"

Und es geschah. In allen deutschen Städten wurde Schiller als der Dichter der Freiheit und der opferwilligen Hingabe ans Vaterland gefeiert, und fast all die edlen Denker und Dichter, die 1848 die Zierde des ersten deutschen Parlaments gebildet hatten, sie traten wieder hervor an die Oeffentlichkeit als Redner des Festes und wurden zu begeisterten Mahnern des deutschen Volks an das Ideal der Einheit, Freiheit und Größe des Vaterlands. Und ebenso begeistert wurde das Schillerfest von den Deutschen im Ausland gefeiert. Freiligrath, der so lange geschwiegen hatte, war von Deutschen Vereinen Amerikas um ein Festlied gebeten worden; das von ihm gedichtete Schillerlied wurde von allen deutschen Gemeinden und Vereinen der freien Staaten Amerikas nach einer Melodie, an einem Tag und in derselben Stunde gesungen. Mit besonderer Genugtuung gedachte die „Gartenlaube" dieses schönen Vorgangs, nicht nur in einem Aufsatz, den sie bald nach der Schillerfeier dem verbannten Dichter widmete, sondern auch in einem kleinen Artikel „Zur Schillerfeier!", in welchem das erhöhte Ansehen des Deutschtums im Ausland als einer der erfreulichsten Erfolge der Schillerfeier gerühmt ward.

Richtstätte am Congo.

Den Hauptartikel für die Schiller-Nummer der „Gartenlaube" über „Schillers Bedeutung für das deutsche Volk" schrieb Max Ring, der bereits mit den historischen Novellen „Leyer und Schwert", „Sand", „Börnes Jugendliebe", die im Jahrgang 1858 und 1859 erschienen waren, und mit so manchem historischen Aufsatz bewiesen hatte, wie gut er es verstand, den Idealismus der Gegenwart in echt volkstümlicher Weise zu beleben.

An diesen Mitarbeiter wandte sich Keil am 25. Oktober 1859: „Mein lieber Freund! Heute gilt es, mir eine Bitte zu erfüllen, an deren Gewährung mir sehr viel gelegen ist. Für meine Schiller-Nummer der ‚Gartenlaube' brauche ich nothwendig noch einen Artikel: Die Bedeutung Schillers für die deutsche Nation. Es muß darin in glühender, begeisterter Sprache geschildert werden, wie wir in Schiller denjenigen Dichter zu verehren haben, der am schönsten und begeistertsten für die höchsten Güter des Volkes, für Freiheit und Nationalität, gekämpft. Meiner Ueberzeugung nach kann dieß am besten in drei Abtheilungen geschehen, indem wir dem Volke aus seinen Werken beweisen, was Schiller in dieser Beziehung wollte, was er erreichte und was er von der Nation nun erwartet. Das Ganze muß bei aller Schilderung des Gefeierten als Dichter doch einen politischen Hintergrund haben und namentlich in Bezug auf die deutsche Einheits- und Freiheitsfrage die betreffenden Konsequenzen in kräftigen begeisterten Worten ziehen. Daß es — den Behörden gegenüber — druckfähig bleibt, dafür werden Sie sorgen." Ring entsprach diesen Wünschen vollkommen und übte denn auch mit seinem Aufsatz eine zündende Wirkung aus. Und bald hatte er Gelegenheit, sich in ähnlicher Weise zu bewähren.

Am 29. Januar 1860 starb Ernst Moritz Arndt, ein Jahr nach der Feier seines neunzigsten Geburtstages. Auch dessen Bedeutung für das deutsche Volk und seine Zukunft zu schildern, fiel Max Ring als ehrenvolle Aufgabe zu. Arndts Totenfeier wurde ein weiterer Anlaß, das deutsche Gemüt für die unerfüllten Ideale der Nation erglühen zu machen. Die „Gartenlaube" brachte ein Gedicht auf ihn von Julius Mosen, dem Sänger des Hofer'liedes. Sie erließ einen Aufruf für ein Arndt-Denkmal in Bonn. Sie war aber auch in der Lage, Arndts letzte Prophetie für die Nation zu veröffentlichen. Um dieselbe

Zeit, als er starb, teilte sie den Lesern folgende Sätze aus einem Briefe mit, den seine Freude über den Verlauf der großen Schillerfeier diktiert hatte: „Das war doch gottlob einmal eine Weltvolksfeier über Berge und Meere hinaus, ein schönes Einheitszeichen! Wir müssen ja in Hoffnung auch der Zeiten warten, wo der deutsche Held kommt, der mit Scepter und Schwert unsere Jämmerlichkeit — ich meine unseren politischen Jammer — zusammenschlagen und die politische Zerrissenheit des Vaterlandes heilen kann."

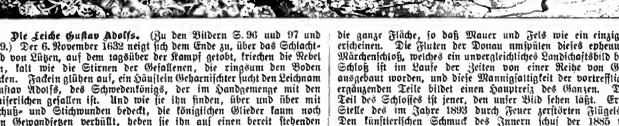
Dieser Sehnsucht nach dem „deutschen Helden", nach einem Manne der That, der es vermöchte, den ersehnten Einheitsbau zu vollführen, hatte auch ein schwäbischer Dichter, ein Jünger Uhlands, aus einem Dorfe am Fuße des Hohenstaufen gehörig, Johann Georg Fischer, in aller Stille Worte geliehen. Jetzt, unter dem erhebenden Eindruck der Schillerfeier und von Arndts letzten Worten, sandte er sein Gedicht an Keil, und in der Nummer 11 des Jahrganges 1860 gelangte dasselbe zum Druck. „Nur einen Mann aus Millionen!" lautete die Ueberschrift. Mit vollem Tone warf die dritte Strophe des Gedichtes die Frage auf:

„Tritt aus der Führer wildem Zanken
Kein so anitzer ganzer Mann,
Der den unsterblichen Gedanken
Der deutschen Größe fassen kann?
Der uns ohn' Ansehn und Erbarmen
Zusammenkeilt im Schlachtverschwören,
Und dann mit unbeugsamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weiß?" . . .

Daß Bismarck bereits in jenen Frühlingstagen vom Jahre 1860 dem Prinzregenten Wilhelm in Berlin sein Programm für eine „deutsche" Politik Preußens entwickeln durfte („Gedanken und Erinnerungen", Bd. 1, S. 237), das wußte die Welt damals nicht. Noch war er Botschafter in Sankt Petersburg und in den Augen des liberalen deutschen Bürgertums ein Führer der „Junkerpartei". Als Mann der Zukunft erschien dagegen vielen Patrioten der Herzog Ernst von Koburg-Gotha, der Protektor des „Nationalvereins" sowie der ersten großen deutschen Turner- und Schützenfeste. Von ihm brachte der Jahrgang 1860 in Nummer 2 ein Bild, das ihn in Schützentracht darstellte. In dem Begleittext ward von dem Herzog gerühmt, daß er der einzige deutsche Fürst sei, welcher sich der Reaktion völlig versagt hätte.

Im Juni 1860 fand das „Erste Allgemeine deutsche Turn- und Jugendfest" in Koburg statt. Die Gründung eines Allgemeinen deutschen Turnerbundes stand auf der Tagesordnung. „Der Geist der Beratungen," schrieb Arnold Schlönbach in dem Berichte der „Gartenlaube", „war ein echt deutscher und freisinniger, ebenso gesund wie resolut, als real und hoffnungsvoll." Und der Bericht schließt mit dem Wunsche, wie das Fest nachklingen werde, fröhlich und feierlich im Herzen jedes echten deutschen Turners bis zu seines Lebens Ende, so möge es auch als eine That Thaten zeugen für das einige Vaterland!

In diesem Jahre überschritt die Zahl der Abonnenten der „Gartenlaube" das erste Hunderttausend. Was das besagen will, wird erst deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß damals die einflußreichsten politischen Tageszeitungen Deutschlands kaum mehr als 20 000 Abonnenten hatten.



Die Leiche Gustav Adolfs. (Zu den Bildern S. 96 und 97 und 119.) Der 6. November 1632 neigt sich dem Ende zu, über das Schlachtfeld von Lützen, auf dem tagsüber der Kampf getobt, kriechen die Nebel hin, kalt wie die Stirnen der Gefallenen, die ringsum den Boden decken. Fackeln glühen auf, ein Häuflein Geharnischter sucht den Leichnam Gustav Adolfs, des Schwedenkönigs, der im Handgemenge mit den Kaiserlichen gefallen ist. Und wie sie ihn finden, über und über mit Schuß- und Stichwunden bedeckt, die königlichen Glieder kaum noch von Gewandfetzen verhüllt, heben sie ihn auf einen bereit stehenden Munitionskarren und ziehen in ernstem Zuge dem Kirchlein von Meuchen zu. An der südlichen Längsseite der Kirche, auf dem Platz vor dem Haupteingang, wird Halt gemacht, und das in der Eile erleuchtete Kirchlein thut seine schmale Pforte auf, den toten König einzulassen. Der Wind peitscht die Mähne des Pferdes und wühlt in den Kirchhofsgräsern, er heult die Begleitung zu den Worten, mit denen der Dorfschullehrer die Leiche einlegnet. Auf dem schmalen, abschüssigen Gang, der wie eine Brücke von der Mitte des Altars nach dem Platz vor den Bänken führt, hat man den Schwedenkönig niedergelegt, die Reiter, die den Zug geleitet, halten die Ehrenwache, und einer der Offiziere, welche die blutige Schlacht mitgekämpft, spricht traurige Worte über dem Haupte desen, auf den die Hoffnung der deutschen Protestanten gerichtet war. Zum letztenmal hält Gustav Adolf Rast auf deutscher Erde, ehe er die lange Reise antritt zur Königsgruft in der fernen schwedischen Heimat. Aber der unstillbare alter Kriege, die deutsches Land je heimgesucht haben, wütet weiter über den Hügeln der gefallenen Helden, nach sechzehn grauenvolle Jahre lang.

Das Schloß zu Sigmaringen. (Zu dem Bilde S. 113.) Es ist der „schönen blauen Donau" nicht leicht gemacht, ihren Lauf zum sonnigen Süden zu nehmen. Nicht weit von ihrem jugenumnien Ursprunge, dem mit einem Zierglitter gebildeten Sprudel im Park zu Donaueschingen, stellt sich ihr die mächtige Jurabarre der Schwäbischen Alb trotzig entgegen, und jahrhundertelanger mühsamer Wühlarbeit bedurfte es, bis der junge Fluß sich sein Bett in das weiche Gestein des klotzigen Felsriegels bohrte. Er schuf aber damit ein Flußthal, das an wilder romantischer Schönheit sich mit den berühmten Strecken des Rheinlaufes messen kann. In zahllosen Windungen schießt der hinter Duttlingen schon recht ansehnliche Strom, der zu Zeiten der Schneeschmelze und Regenzüge weit über die Ufer schäumt, durch eine wild zerrissene Gebirgslandschaft dahin, vorbei an dem weltbekannten, von dichtem herrlichem Walde umgebenen Kloster Beuron, den kühnen, auf hohen Felsiegeln thronenden und wie verwachsen mit diesen erscheinenden Burgen Wildenstein, Werenwag, der Ruine Hausen, bis er bei Laiz in die weite Ebene tritt und nun unbehindert seinen weiteren Weg gen Osten nehmen kann. Den Abschluß dieses wildschönen Stückes Flußlandschaft bildet hinter dem Parke zu Inzigkofen ein mitten aus dem Thal aufsteigender Felskoloß, der auf seinem Rücken das große, reich gegliederte Felsenschloß Sigmaringen trägt. Weit in das Mauerwerk hinauf schieben sich Felsklumpen, und die Umrisse des Baues bronzenen die ganze Flüche, so daß Mauer und Fels wie ein einziges Gebilde erscheinen. Die Fluten der Donau umspülen dieses ehrenumsponnene Märchenschloß, welches ein unverzeihliches Landschaftsbild bietet. Das Schloß ist im Laufe der Zeiten von einer Reihe von Geschlechtern ausgebaut worden, und diese Mannigfaltigkeit der vorkreffich einander ergänzenden Teile bildet einen Hauptreiz des Ganzen. Der jüngste Teil des Schlosses ist jener, den unser Bild sehen läßt. Er wurde an Stelle des im Jahre 1893 durch Feuer zerstörten Flügels errichtet. Den künstlerischen Schmuck des Innern schuf im Jahre 1860 verblichene Fürst Karl Anton, auf allzierlich zieben Hunderte von kunstsinnigen Touristen gen Sigmaringen, um sich an den Sammlungen und Kunstschätzen des Schlosses zu erfreuen.

Fischfang mit der Angel. Bei den Süßwasserfischen ist es schwer, Beobachtungen darüber anzustellen, ob sie instande sind, Ursache und Wirkung miteinander zu verknüpfen. Der Angler sieht zwar oft, wie der Fisch eifrig auf den ringelnden Wurm losschießt und im letzten Augenblick den schmackhaften Köder verschmäht, weil die Spitze des Hakens herausschaut, aber wenige Sekunden später beißt derselbe Fisch mit aller Gier, sowie die Ursache seines Mißtrauens sorgfältig verdeckt worden ist. Er hat also nicht erkannt, daß der Köder derselbe sei, welcher ihm soeben noch verdächtig erschien. Allerdings werden Barsch und Plötze, die auf Regenwürmer beißen, zu den dummen Fischen gerechnet. Die Forelle dagegen gilt als sehr mißtrauisch und vorsichtig. Aber auch sie greift gierig zu, wenn der Wurf mit der künstlichen Fliege so gut gelungen ist, daß er ihr die natürliche Bewegung des Insekts vorspiegelt. Als der Hecht gilt es nicht minder als Hecht bezeichnet, der in der Litteratur der Angler und Fischer so ziemlich dem Fuchs gleichgestellt wird. Und in der That entwickelt der gefräßige Schuppenräuber bei der Ueberwindung drohender Gefahren eine Schlauheit, die sich kaum durch den Begriff „Instinkt" erklären läßt. Im Herbst, wenn das Wasser klar und kalt geworden ist, zieht sich der Hecht nach den dichten Rohr- und Binsenkampen auf flaches Wasser. Dort stellen ihm die Fischer mit einem dreiwandigen Netz nach, das so eingerichtet ist, daß der stehende Fisch die engmaschige innerste Wand durch eine der weitmaschigen äußeren Netzwände wie einen Deutel mit sich zieht, in welchem er sich nicht mehr bewegen kann. Ganz leise und vorsichtig wird das Netz vermittelst einer langen dünnen Stange wie die beiden Schenkel eines Winkels nach dem Ufer zu vorgeschoben und dann das Röhricht mit einer ebenfalls dünnen Stange durch kräftige Stöße gründlich abgesucht. Dabei kommt es regelmäßig vor, daß größere Hechte nicht in das Netz zu treiben sind. Sie schießen davon, daß man meint, sie würden mit kräftigem Stoß das Netz durchbrechen, machen aber im letzten Augenblick Halt und schleichen an dem unteren Netzrande entlang, bis sie eine Stelle finden, an der sie durchschlüpfen können. Manche wenden sich vom Netz sofort nach dem Ufer zurück und entkommen durch seichtes Wasser, aus dem die dunkler Rücken heraustagt. Auch der vom Stoß der Stange getroffene Hecht wird nicht immer gefangen. Ist das Netz ein wenig zu straff gestellt,

dann giebt die innere Wand nicht schnell genug nach, der Fisch schiebt sich rückwärts und springt mit gewaltigem Satz, der ihn fußhoch aus dem Wasser hinausschnellen läßt, über die Schwimmer des oberen Netzrandes hinweg. Ja, auf einem der fischreichen Seen im unteren Spreewald ist es im jüngsten Herbst vorgekommen, daß ein gewaltiger Hecht von etwa 15 Pfund Gewicht, der zweimal durch einen scharfen Stoß der Stange gegen das Netz getrieben war, über den Kahn des Fischers hinwegsprang. Der Weg, den der Fisch in der Luft zurücklegte, war nahezu drei Meter lang und hob sich einen Meter über die Wasserfläche. Aehnliche Kraftleistungen im Springen sind bisher nur vom Lachs bekannt geworden, der häufig auf diese Weise Wehre von anderthalb bis zwei Meter Höhe überwindet, um in das Oberwasser zu gelangen. Hierbei kann man allerdings sagen, daß der mächtige Naturtrieb, der ihn zum Absetzen seines Laichs bis in die Quellbäche der Flüsse emporführt, die Ursache der Kraftentfaltung ist. Bei dem erwähnten Hecht dagegen ist es ohne Zweifel die Furcht vor dem Netz, die dem Fisch nicht angeboren ist, sondern von ihm nur durch die öfter bestandene Gefahr erworben wird. Daß nicht alle Hechte imstande sind, die Gefahr zu erkennen und zu überwinden, ist nicht als Gegenbeweis zu verwenden. Es giebt doch auch Menschen, die blindlings sich in Gefahr begeben, weshalb soll es nicht auch Hechte geben, die ebensowenig geistige Fähigkeiten entwickeln? F. Sk.

Das Neujahrsfest bei den Chinesen. Die Vorliebe der Chinesen für öffentliches Schaugepränge tritt deutlich auch in der Art zu Tage, in der sie ihre Festtage begehen. Und ihr Leben ist reich an Festen, unter denen vor allem das Neujahrsfest, das farbenfrohe und lichterprunkende Laternenfest, das glänzende Fest der Drachenboote und andere hervorragen. Auch die lange Dauer der chinesischen Feste ist bezeichnend für den geringen Wert, den die Zeit im Leben der Chinesen hat. So werden die amtlichen Geschäfte schon zehn Tage vor Neujahr eingestellt, die Amtssiegel verwahrt, die Regierungsbureaus geschlossen. Die gerichtlichen Feiertage aber, während welcher alle strafrechtlichen Verfahren ruhen und auch keinerlei Urkunde ausgefertigt werden darf, währen einen ganzen Monat. Das Neujahrsfest fällt bei den Chinesen auf den nächsten Neumond am 15. Grad des Wassermanns, also gegen Ende unseres Januar. An den beiden letzten Tagen des Jahres bringt der Chinese den Schutzgeistern seines Hauses reiche Opfer dar, und am Vorabende des Festes verjagt er durch Bombenschläge und Feuer die bösen Geister. Im Gegensatz zu dem Treiben der vorhergehenden Tage sind die Straßen am Neujahrstage selbst leer, wie ausgestorben. Erst der zweite Tag des neuen Jahres bringt durch den regen Austausch der Glückwunschbesuche neues Leben. Auch die Sitte, seine Rechnungen zu bezahlen und sich gegenseitig zu beschenken, ist in China an das Neujahrsfest geknüpft. Als die Blume des Festes wird die Narcisse angesehen, und es bedeutet ein gutes Vorzeichen der kommenden Zeit, wenn in einem Hause die erste Knospe dieser Blume sich am Neujahrstage entfaltet. —r.

Die Kirche zu Meuchen.
Nach einer Aufnahme von G. Deupert in Leipzig.

Richtstätte am untern Congo. (Zu dem Bilde S. 117.) Die Westafrikaner am untern Congo haben sich zu einer Staatenbildung nicht aufschwingen können. Fast jedes Dorf hat dort seinen eigenen Häuptling. Das ist ein übler Zustand, der zu ewigen Fehden führt, namentlich wenn die Einwohner des einen Dorfes die eines andern berauben und dann von ihren Mitbürgern beschützt werden. Um diesen Uebelständen abzuhelfen und gemeine Verbrechen nicht ungesühnt zu lassen, haben einzelne Dörfer sich zu Gerichtsbünden vereinigt, die einen Mann wählen, der „König über Leben und Tod“ heißt und das Urteil über Mörder und sonstige Uebeltäter verkündet. Dasselbe lautet gewöhnlich auf Todesstrafe, die in barbarischer Weise vollzogen wird. Zur Warnung für andere aber wird über dem Grabe des Gerichteten ein Erdhügel aufgehäuft, und in diesen werden große Holzpfähle oder Felsstücke, sowie die Waffen des Uebeltäters gesteckt. Viele Marktplätze zeichnen sich durch eine große Zahl solcher Erdhügel aus — Rabensteine und Galgenplätze des dunklen Weltteils!

Arkadien, der Name hat einen guten Klang, es ist das schöne, sagenumwobene griechische Bergland, dem die Dichter und Schäfer entstammen, von dem man aber sonst herzlich wenig wußte. Erst neuerdings hat die archäologische Forschung in Tegea, wo die Franzosen den Tempel der Athene Alea freilegten, und in Lusoi Erfolge errungen, die unsere Kenntnisse von Arkadien wesentlich erweitert haben. Die Erfolge in Lusoi sind der neugegründeten österreichischen Schule von Athen zu danken und zeugen für die geschickte und sorgfältige Arbeitsart dieser Anstalt. Von Diakopto, einem kleinen Orte am Meerbusen von Korinth, geht eine Gebirgseisenbahn durch das Thal des alten Erasinos nach Kalawryta. Von hier führen steile Gebirgspfade über einen hohen Bergrücken. Hat man den Rücken erstiegen, so öffnet sich dem Blick eine weite Hochebene, im Süden und Osten von mächtigen Bergen eingefaßt, deren höchster, der Chelmos, sich bis zur Höhe von 2355 m erhebt. In diesem Kessel mußte nach den Zeugnissen der Alten die arkadische Stadt Lusoi gelegen haben. Lange genug hat man nach dem Orte gesucht. Endlich fand Wilhelm Dörpfeld, der erste Sekretär des deutschen Institutes in Athen, im Verein mit A. Wilhelm von dem österreichischen Institut die lange gesuchte Stätte. Die vorhandenen Trümmer versprachen einige Ergebnisse, zumal man Spuren des von Pausanias beschriebenen Artemisheiligtums feststellen konnte. So beschloß das österreichische Institut, sorgfältige Nachgrabungen zu veranstalten, die von Reichel und Wilhelm geleitet wurden. Sie haben schöne Erfolge gezeitigt. Unter prachtvollen alten Eichen wurden die umfangreichen Grundmauern der alten Artemisheiligtümer freigelegt. Wie so oft, waren auch in Lusoi christliche Kirchen an die Stelle der antiken Tempel getreten. Auf der Ostseite des Heiligtumes steht jetzt noch ein der Mutter Gottes geweihtes kleines Kirchlein. Eng und niedrig, nimmt es noch nicht den zehnten Teil des Raumes ein, den der berühmte Artemistempel umfaßte. An der Stelle, welche einst diesen Tempel trug, fand man außer wertvollen Marmorstatuen und Ornamenten eine große Anzahl von Terrakotten, wie man sie einstmals der Göttin geweiht hatte. Ein Teil davon ist sehr alt. Er stammt etwa aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. und gewährt neue Aufschlüsse über die arkadische Töpferei. Ein besonders interessanter Fund waren einige Bronzeinschriften mit den Namen von Ehrenbürgern der Stadt Lusoi. Es sind dünne Bronzeplättchen, die an den Pfosten des Tempels angeheftet waren, an einem besonders ehrenvollen Platze. Auch das alte Rathaus, das Bouleuterion, und ein Brunnenhaus haben die Oesterreicher aufgedeckt. Sie kamen übrigens zur rechten Zeit, denn die Umwohner nutzten schon seit Jahren die alten Schätze auf die bekannte unschöne Art aus. Sie treiben damit einen einträglichen Schleichhandel ins Ausland, wo die Stücke, welche dem griechischen Ausfuhrverbot entgangen sind, in den großen Museen untergebracht werden. Nachdem Lusoi so wiedergefunden ist, werden die landschaftlichen Reize Arkadiens vermutlich auch wieder zu Ehren gelangen.

Der Innenraum.

Schulzahnärzte. Dem Wunsche nach einer in regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehrenden, gründlichen Untersuchung der Zähne während des schulpflichtigen Alters haben in Deutschland zuerst die Kadettenhäuser Rechnung getragen. Ihnen folgte im Jahre 1894 der badische Oberschulrat, indem er an einigen Schulen zahnärztliche Untersuchungen anordnete, über deren Resultat den Eltern halbjährlich zu berichten war. Apolda, Baden-Baden, Berlin, Frankfurt a. M., München und andere deutsche Städte haben auf gleichem Gebiete Versuche angestellt und durch Verbreitung von Schriften über Zahn- und Mundpflege, durch unentgeltliche Verabfolgung von Zahnbürsten an unbemittelte Schulkinder einen Schritt weiter auf dem Wege der Schulhygieine gethan. Ständige Schulzahnärzte haben wir immer noch nicht, trotzdem die neuerdings durch die Stadtverwaltung von Straßburg angeordneten Zahninspektionen der Schulklassen wieder einmal gezeigt haben, wie nötig eine geregelte Beaufsichtigung und Pflege der Zähne unserer Schulkinder wäre. Hat doch die Statistik ergeben, daß unter hundert Kindern kaum drei oder vier ein völlig gesundes Gebiß haben.

Rheingold. (Zu unserer Kunstbeilage.) Von Hermann Hendrich, dem Schöpfer des wirkungsvollen Gemäldes, das unsere Kunstbeilage wiedergiebt, konnten wir den Lesern der „Gartenlaube“ schon manches prächtig gelungene Bild darbieten. Als wir im Jahrgange 1901 der „Gartenlaube“ sein Gemälde „Siegfried und Fafner“ brachten, da wiesen wir auch darauf hin, wie Hendrichs Phantasie vor allem von den Werken eines genialen Tonkünstlers beeinflußt und befruchtet wurde: von den Schöpfungen Richard Wagners. Auch unser Bild „Rheingold“ verdankt diesem mächtigen Einflusse sein Entstehen. Es schließt sich der ersten Scene von Wagners herrlichem Musikdrama an.

Wogend und wallend ergießen sich die grünen Wellen des Rheinstromes ineinander, und Woglinde, Wellgunde und Floßhilde, die schönen Rheintöchter, spielen unten zwischen dem aufragenden Gestrüpp

des Grundes. Da steigt aus dunkem Schachte Alberich der Nibelung empor, und jagend sucht er die Nixen zu erhaschen. Die aber entfliehen ihm. Redend kommen sie ihm nahe, und wenn er nach ihnen greifen will, entwinden sie den Armen des schwarzen zottigen Wichtes. Doch plötzlich fällt ein Sonnenstrahl in die Tiefe, und auf einem Felsenriffe des Stromes erstrahlt ein gleißendes Leuchten. Dort schimmert das Rheingold! Und während Alberich wie gebannt nach dem hellen Scheine blickt, vertrauen die sorglosen Schwestern gegen des Vaters Befehl dem gierigen Nibelung das Geheimniß des Schatzes. Sie meinen, daß der begehrliche Wicht, der noch eben so wild nach ihnen jagte, doch niemals die Bedingung werde erfüllen können, an die sich der Erwerb des Rheingoldes knüpfte: denn „nur wer der Minne Macht entsagt und der Liebe Lust verjagt" wird es vermögen, das Gold zu rauben und daraus den Ring zu schmieden, der unbeschränkte Macht verleiht. Aber die Schwestern irren. Uebergroß ist in Alberich die Gier nach Gold und Macht.

Mit einem furchtbaren Fluche auf die Liebe stürzt er sich auf den Schatz und reißt ihn von dem Felsenriffe hernieder mit sich in die Tiefe. Sein Hohnlachen gellt in den Jammerruf der Schwestern, Finsterniß bricht herein und der Rhein versinkt und verschwindet.

Allerlei Kurzweil.

Rösselsprung. Von Oscar Leede.

			lich	nur			
			so	er			
	dll		ditt	flücht'	stren	wird's		kein
		ge	den	sie	sein	un	ges	
	be	land	die	wei	nein	leih'n	den	ernst	
grol	lie	die	hat	sich	kennt	le	für	ver	ste
lle	für	zeigt	de	und	auf	im	rein	die	lich
	auch	mag	nen	giebt's	be	nen	reu	ies	
		kein	olt	wo	leih'n	vol	lie		
	sle		be	zeigt	da	im		e	
				ver	lie				
				liebt	sich				

Auflösungsrätsel.

Wir sprechen — aber ohne Mund —,
Wir geben Haß und Liebe kund,
Und jeder Mensch kann uns verstehn; —
Wir hören nicht, allein wir sehn.

Verändert sich der Zeichen Stand,
So wird in einem fernen Land
Das Wort, das nun sich bietet dar,
Als einen Hafen man gewahr. L.

Rätsel.

Erz ist der Kern von einer Zahl;
Wie heißt sie, Leser? Rate mal! E. S.

Bilderrätsel. Von Erh. Lipka.

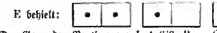
Auflösung der Domino-Aufgabe auf Seite 92.

Im Nest lagen:

C behielt:

D behielt:

E behielt:



Der Gang der Partie war: I. A 6/6, B —, C —, D 6/4, E 4/5; II. A 5/2, B 2/2, C 2/0, D 0/6, E 6/1; III. A 1/2, B —, C —, D —, E —; IV. A 2/6, B —, C —, D —, E —; V. A 6/3 (= 77).

Auflösung des Rätsels auf Seite 92. Irland, Island.

Auflösung des Scherzrebus auf Seite 92. Ein Narr macht Viele.

Auflösung des Buchstabenrätsels auf Seite 92.
Aller, Aller, Alle, All, Al, A.

Auflösung des Homonyms auf Seite 92. Der, die, das Rechte.

Auflösung der Skataufgabe auf Seite 92.

Der Spieler sitzt in der Vorhand. Bei Mittel- und Hinterhand wäre das Spiel unverliertbar. Er muß in der Vorderhand bei folgender Kartenverteilung verlieren:

Mittelhand: gD., gK., gO., g8, eW., eK., eO., e9, e8, e7.
Hinterhand: rD., rK., rO., r8, rW., sD., sK., sO., s8, sW.

Unseren neuen Abonnenten

teilen wir hierdurch mit, daß sie den Jahrgang 1901 der „Gartenlaube" vollständig geheftet bis auf weiteres noch zum Preise von 8 **Mark** oder in Originalbecke in 1 Band gebunden zu 10 **Mark**, in 2 Bänden gebunden zu 12 **Mark** beziehen können. Derselbe enthält unter anderem die folgenden Romane und Novellen:

Felix Notvest. Von J. C. Heer.
San Vigilio. Von Paul Heyse.
Die säende Hand. Von Ida Boy-Ed.
Edelwild. Von E. Werner.
Das neue Wesen. Von L. Ganghofer.
Das Urteil des Paris. Von Adolf Wilbrandt.
Im Teufelsmoor. Von Luise Westkirch.
Die Königin der Geselligkeit. Von Ernst Eckstein.

Außerdem bietet der Jahrgang 1901 eine Reihe **kleinerer Erzählungen**, eine große Zahl **unterhaltender** und **belehrender Artikel**, einen reichen Schatz vorzüglicher Illustrationen unserer ersten Künstler und 32 besondere Kunstblätter als Extra-Beilagen.

Zum Preise von 7 Mark geheftet, 9 Mark gebunden sind ferner noch zu haben die Jahrgänge 1858, 1863, 1869, 1872, 1873, 1876, 1878—1900. Der Preis der Jahrgänge 1868, 1875, 1877 ist noch bis auf weiteres auf **3 Mark** für den vollständig geehefteten, **5 Mark** für den vollständig gebundenen Jahrgang ermäßigt.

Die übrigen Jahrgänge 1853, 1854, 1855, 1856, 1857, 1859, 1860, 1861, 1862, 1864, 1865, 1866, 1867, 1870, 1871, 1874 der „Gartenlaube" sind nur noch antiquarisch zu **erhöhten Preise** zu beziehen. Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die

Verlagshandlung: Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Heft 2, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Das Hamburger Bismarck-Denkmal. Die Freie und Hansestadt an der Elbe hat die Errichtung eines monumentalen Bismarck-Denkmals beschlossen und zur Erlangung eines passenden Entwurfes für das Denkmal einen Wettbewerb unter der deutschen Künstlerschaft ausgeschrieben. Die Beteiligung an dieser Konkurrenz war überaus reich, und die Ausstellung der eingereichten Entwürfe wies nicht weniger als 240 Nummern auf. Am 3. Januar ist nun die Jury zum Preisgerichte zusammengetreten, und sie hat dem genehmigenden Werke des Architekten Emil Schaudt und des Bildhauers Hugo Lederer den ersten Preis zuerkannt. Wie bilden das interessante Werk der beiden in Berlin lebenden Künstler nach den zur Ausstellung gekommenen Entwürfen ab. Die Aufgabe, welche durch dasselbe in glücklicher Weise gelöst wird, war nicht zum mindesten durch die Terrainverhältnisse des Denkmalplatzes erschwert: der neue „Bismarck" von Hamburg soll sich auf einem Hügel unweit der Landungsbrücke von St. Pauli erheben. Hier hätte eine eingelne Figur oder ein Turm spitz und unschön in der Linie gewirkt. Diese Klippe vermeidet der preisgekrönte Entwurf. Er fügt sich den Verhältnissen des Terrains an und leitet den Charakter seines Baues aus ihnen ab. Eine breite Treppe führt in der Mitte des flachen Hanges zu der ersten Plattform empor, die einen starken runden Unterbau trägt. Dieser Unterbau ist an der Stirnseite mit einem Relief geschmückt und wird rechts und links von Treppen flankiert. Er trägt einen gedrungen gegliederten Oberbau, der wiederum von einem runden, kräftigen Aufsatz mit der Bismarck-Gestalt überragt wird. Eigenartig wie der ganze Aufbau des Monumentes ist auch die Auffassung der Figur des eisernen Kanzlers. Wie wenn der Künstler dieses Bild von dem „eisernen" Schöpfer des Reiches den Beschauern leibhaftig vor Augen führen wollte, so hat er den Fürsten im Eisenkleide, das breite Schwert, auf dessen Knauf die Hände ruhen, vor sich, dargestellt. Hoch aufgerichtet ist die Gestalt, geradeaus blickt das Auge, und zu den Füßen des Kanzlers spähen zwei Adler weit in die Ferne aus. Von den Schultern des Kanzlers fällt in einfacher Linie ein langer, weiter Mantel herniederr, und dessen Umrisse ergeben im Vereine mit den Konturen des Unterbaues eine starke und doch edle Wirkung. Hugo Lederer, der Schöpfer dieser Bismarck-Gestalt, stammt aus Znaim und erhielt seine erste Ausbildung an einer böhmischen Kunstgewerbeschule. Seit den neunziger Jahren weilt er mit schönem Erfolge in Berlin. Emil Schaudt ist ein geborener Württemberger und war Schüler des bekannten Stuttgarter Architekten Professor Neckelmann.

Der mit dem ersten Preise gekrönte Entwurf zum Hamburger Bismarck-Denkmal: Die Statue.
Nach einer Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

Die Post im Weltverkehr. Die Anzahl der Briefpostsendungen im Weltpostverein dürfte zur Zeit nahezu 24 Milliarden im Jahre betragen. An der Spitze steht Nordamerika mit reichlich 6500 Millionen, es folgen Deutschland mit 4000, Großbritannien mit 3300, Frankreich mit 2200, Oesterreich-Ungarn mit 1400 Millionen. Ganz Europa hat mit 15 Milliarden Briefpostsendungen den größten Anteil. Unter den Sendungen sind rund 10 Milliarden Briefe. Davon kommen auf Europa 6000 Millionen. Deutschland nimmt mit 1400 Millionen Briefen wieder den zweiten Platz nächst England ein, das 1900 Millionen zählt. Es folgen Frankreich mit 1000, Oesterreich-Ungarn mit 800 Millionen. Amerika hat 3000 Millionen Briefe, davon die Vereinigten Staaten allein 2600 Millionen. Asien hat nur 400, Australien 220, Afrika 70 Millionen Briefe. In Deutschland herrscht vor allem die Postkarte, die an den Postsendungen einen sehr erheblichen Anteil hat. Mit 510 Millionen Postkarten jährlich ist Deutschland allen Ländern voran. Es folgen Groß-Britannien mit 340, Oesterreich-Ungarn mit 230, Italien mit 70, Frankreich mit 57 Millionen Stück. Die Postkarte hat überhaupt ihre zahlreichsten Anhänger in Europa, das allein 1400 Millionen Stück jährlich versendet, während Amerika 530, Asien 380, Australien 4,4, Afrika 1,7 Millionen Stück im Jahre verbrauchen. Der Briefverkehr ist relativ am stärksten in Groß-Britannien. Dort kommen auf den Kopf der Bevölkerung 47, in der Schweiz 43, in Deutschland 26 und in Oesterreich-Ungarn 15 Briefe. Postkarten kommen in der Schweiz 11, in Deutschland 9, in Groß-Britannien 8,5, in Oesterreich-Ungarn 5 auf jeden Einwohner.

Elektrische Straßenbahnwagen für den Verkehr von Stadt zu Stadt. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat man Straßenbahnwagen in den Betrieb eingestellt, die auch für die großen deutschen Städte mit starker Entwicklung des Vorlandes und mit großen Vororten beachtenswert erscheinen. Diese Wagen sind zugleich Lokomotive, Personenwagen und Frachtwagen. Der Wagen ist 10 m lang, 2½ m breit. Davon kommt ein Raum von 4 m Länge auf die Personenabteilung mit dem Führerstand auf der sogenannten Lokomotive, die nur sehr wenig Raum gebraucht, ein Raum von 6 m Länge auf die Gepäckabteilung, sodaß die Personen 10 qm, das Gepäck 15 qm Bodenfläche zur Verfügung haben. Nahe der Stirnwand befindet sich der Eingang für die Fahrgäste, in der Mitte des Wagens eine Schiebethür zur Aufnahme der Gepäckstücke. In dem Personenraum sind sechs umwendbare Sitze, die Gepäckabteilung ist mit Klapptischen versehen. Das Ganze ist außerordentlich praktisch eingerichtet und den Bedürfnissen des Verkehrs angepaßt.

Wilhelm Hertz, einer unserer besten deutschen Lyriker und Epiker, der ausgezeichnete Uebersetzer und Nachdichter mittelalterlicher Poesie, ist am 7. Januar im Alter von noch nicht 67 Jahren in München gestorben. Mit ihm ist ein reich begnadeter Dichter, ein hervorragender Gelehrter und ein vortrefflicher Mensch dahingegangen. Wilhelm Hertz wurde zu Stuttgart als der Sohn eines Gärtners am 24. September 1835 geboren. Schon bei seiner Geburt ward ihm die Mutter und jung Jahre später der Vater entrissen. Von den Großeltern erzogen, widmete er sich nach seiner Konfirmation auf einem Gutshof bei Stutt-

gart der Landwirthschaft, gab die ihm wenig zusagende Beschäftigung aber schon nach Jahresfrist auf und besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt. Von 1855 bis 1858 studierte er in Tübingen Philosophie und germanische, sowie altengliche Sprachwissenschaft. Kein Geringerer als Ludwig Uhland war hier sein Meister, der auch auf die Entfaltung seines poetischen Talents fördernd einwirkte. Bald nach der Doktorpromotion im Jahre 1858 siedelte Hertz nach München über, wo er sich dem Kreise der berühmten Dichter- und Künstlergesellschaft „Krokodil" anschloß. Im Jahre 1859 diente er bei der damaligen Mobilmachung, infolge eines Aufrufes an Studierende zum Eintritt in das

Der mit dem ersten Preise gekrönte Entwurf zum Hamburger Bismarck-Denkmal.
Nach einer Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

Offizierkorps, als Leutnant in der württembergischen Armee, und im Herbst desselben Jahres unternahm er eine wissenschaftliche Reise durch England, Schottland und Frankreich. 1861 kehrte er nach München zurück und habilitierte sich an der dortigen Universität als Privatdozent für germanische Altertumskunde. 1869 wurde er als außerordentlicher Professor der allgemeinen und der deutschen Litteraturgeschichte an das neu gegründete Polytechnikum in München berufen, wo er bis zu seinem nun erfolgten Tode als ordentlicher Professor und Mitglied der bayrischen Akademie der Wissenschaften wirkte. Hertz hat nicht nur eine Reihe von Uebersetzungen und Bearbeitungen mittelalterlicher Poesien in vorbildlicher Vollkommenheit geliefert — wie von Gottfried von Straßburgs „Tristan und Isolde" und von Wolfram von Eschenbachs „Parzival" — er hat auch eine reiche dichterische Schaffenskraft entfaltet. Das tritt so recht in seinen „Gesammelten Dichtungen", welche vor Jahresfrist im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen, zu Tage. Da finden wir die sorglam gesichtete Ernte seines ganzen Dichterlebens beisammen. Wir genießen seine formschönen, frischen lyrischen Gaben und ergötzen uns an seinen prächtigen Balladen, Romanzen und epischen Dichtungen. Wer die kleinen Epen „Lanzelot und Ginevra", „Hugdietrichs Brautfahrt", „Heinrich von Schwaben" und ganz besonders die meisterliche Erzählung „Bruder Rausch" kennt, der wird dem heimgegangenen Dichter ein treues, dankbares Angedenken dauernd bewahren.

Professor Dr. W. v. Hertz.
Photogr. im Verlage v. F. Hanfstaengl i. München.

Dr. v. Neidhardt, der hessische Gesandte am Berliner Hofe, hat vor kurzem die Leser seiner unmittelbroschenen fünfundzwanzigjährigen Thätigkeit auf diesem Posten begangen. Aus Anlaß dieses Jubiläums ließ der Kaiser nachträglich am Silbertetabend dem verdienten Staatsmanne eine kostbare Vase, ein Meisterwerk der Königlichen Porzellan-Manufaktur in Berlin, überreichen. Exzellenz v. Neidhardt, der am 10. November v. J. sein 70. Lebensjahr vollendet hat, ist seit mehr denn 40 Jahren im hessischen Staatsdienst thätig. Er wurde im Oktober 1872 zum hessischen Bundesratsbevollmächtigten und vier Jahre darauf, 1876, auch zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am preußischen Hofe ernannt. Unter den ständig in Berlin lebenden Bundesratsbevollmächtigten ist v. Neidhardt der Senior, während von den auswärtigen Kollegen nur der bayrische Finanzminister Frhr. v. Riedel um einige Monate länger dem Bundesrat angehört. Besonders gerühmt wird die große Arbeitskraft des verdienten Mannes; er sitzt in den meisten Ausschüssen des Bundesrats und übt auf die Gesetzgebung einen bedeutenden Einfluß aus, wenn er auch nach außen hin nur wenig hervortritt. Körperlich und geistig regsam und rüstig, dürfte von Neidhardt noch auf viele Jahre hinaus seine Doppelstellung mit dem gleichen Geschick ausfüllen, das er in der langen Zeit seiner Wirksamkeit so erfolgreich bewiesen hat.

Dr. v. Neidhardt.
Nach einer photograph. Aufnahme von Jul. Braun in Berlin.

Die Geschwindigkeit der Schiffe hat sich in den letzten achtzig Jahren ungefähr verfünffacht, die schnellsten Dampfer von heute legen die Fahrt über den Ozean in einem Fünftel der Zeit zurück, die vor achtzig Jahren die schnellsten Segler brauchten. Und daß es gerade Deutschland ist, das in Bezug auf Fahrzeschwindigkeit der Schiffe allen andern den Rang abgelaufen hat, wurmt unsere Nachbarn jenseit des Kanals, die Jahrhunderte hindurch die Meere beherrschten und unangefochten in maritimen Dingen waren, besonders tief. Von den vier transatlantischen Rekords, die das Jahr 1901 brachte, erzielte England keinen einzigen, während Frankreich einen, Deutschland sogar drei zu verzeichnen hat. Der „Kronprinz Wilhelm" des Norddeutschen Lloyd erreichte bei der Probefahrt eine Geschwindigkeit von 19,74, bei der ersten Fahrt über den Atlantischen Ozean gar eine solche von durchschnittlich 23,01 Knoten, beides noch nicht dagewesene Erfolge. Dasselbe Schiff legte hinter in 5 Tagen 15 Stunden und 25 Minuten die Ueberfahrt von New-York nach Cherbourg zurück. Ein ähnlich günstiges Resultat erreichte der französische Dampfer „La Savoie", der auf der Fahrt von New-York nach Havre eine Geschwindigkeit von 20,50 Knoten erzielte. Aber das schnellste Schiff der Welt ist doch aus **deutschen** Werften hervorgegangen, es ist die „Deutschland", welche s. Z. das Schiff „Kaiser Wilhelm der Große" besiegte, so wie dieses wiederum den englischen Dampfer „Lucania" an Geschwindigkeit überholt hat.

Die Sieger in der Konkurrenz für das Bismarck-Denkmal in Hamburg.
1) Bildhauer Hugo Lederer, 2) Architekt Emil Schaudt.
Nach e. Aufnahme von H. Breuer in Hamburg.

Die Grundsteinlegung der Blindenheilanstalt zu Hongkong.

Tsan-Kwong, die deutsche Blindenanstalt in China, auf deren Bildsamkeit die „Gartenlaube" vor einigen Jahren hinwies, ist nun aus den Kinderschuhen getreten und macht sich selbständig auf eigenem Grund und Boden. Trotz der Unruhen in den letzten Jahren gedieh die junge Anstalt, welche unter der Leitung der Johanniterschwester Martha Pöstler steht, vorzüglich. Die Regierung zu Hongkong hat ihr kürzlich ein hübsches Grundstück geschenkt, auf dem endlich die langersehnte feste Wohnstätte errichtet werden soll. Da die Zahl der blinden Pflegekinder Schwester Marthas stark angewachsen ist, dürfte der jetzt in Angriff genommene Neubau dem Bedürfnisse grade entsprechen. Die dringend benötigte zweite Schwester, Johanna Meinecke, wird inzwischen auch in Macao, wo die Anstalt noch bleibt, bis das neue Haus fertig ist, angelernt sein, sodaß dann die beiden Schwestern vereint den unglücklichen blinden Chinesenmädchen ihre Sorge werden zuwenden können. Sie haben viele Freunde, diese kleinen Blinden, das bewies schon die Schar der Getreuen, die trotz des in China so unangenehmen regnerischen Wetters der kleinen Feier der Grundsteinlegung am 12. August 1901 beiwohnten. E. Pöstler.

Alice Roosevelt.

Alice Roosevelt. Der Kaiser hat in sehr liebenswürdiger Weise Fräulein Alice Roosevelt, die älteste Tochter des amerikanischen Präsidenten, gebeten, Anfang Februar die Taufe seiner auf Staten Island gebauten Jacht zu vollziehen. Der Bruder des Kaisers, Prinz Heinrich, wird auf der Kaiserjacht „Hohenzollern" dem Taufakte beiwohnen. Diese Anordnungen haben nicht nur im Hause des Präsidenten, sondern in ganz Amerika lebhafte Genugthuung hervorgerufen. Fräulein Alice Roosevelt, die gegenwärtig im achtzehnten Jahre steht, entstammt der ersten Ehe des Präsidenten und trägt ganz den Typus der Amerikanerin; sie ist groß und schlank und besitzt zu ihrem goldblonden Haar ein Paar blauer, sprechender Augen. Die neue Jacht des Kaisers, die eine glänzende Ausstattung erhalten wird, ist von den bekannten amerikanischen Schiffsbauingenieuren Cary Smith und Barbar erbaut worden und soll sogleich nach dem Taufakte nach Europa gebracht werden. Man hofft, daß sie noch rechtzeitig ankommen wird, um die Kieler Regatta mitzumachen.

Heinrich Kruse. Wieder ist ein deutscher Dichter heimgegangen. Wenige Tage nach dem Tode des Dichter-Gelehrten Wilhelm Herz ist auch Heinrich Kruse, ein Schaffender, dessen Wert in seinem norddeutschen Wesen wurzelt, am 13. Januar in Büdeburg gestorben. Kruse stammte aus Stralsund. Dort war er am 15. Dezember 1815 geboren worden, und in Bonn und Berlin vollendete er seine Studien, ehe er in den Jahren 1837 bis 1844 auf weiten Reisen Rußland, Norwegen, Schweden und England besuchte. Nach vorübergehender Thätigkeit als Gymnasiallehrer in Minden wandte er sich 1847 der publizistischen Laufbahn zu und war dann bis in die Mitte siebenter großer Tageszeitungen thätig. In all dieser Zeit entfaltete er neben seiner journalistischen Arbeit auch eine reiche Schöpferkraft auf dichterischem Felde. Gleich sein Erstlingsdrama „Die Gräfin" wurde mit dem Schillerpreise gekrönt, und auch seine folgenden dramatischen Dichtungen, wie „Wullenwever", „König Erich", „Das Mädchen von Byzanz" u. a. m. wurden mit schönem Erfolge aufgenommen. Großen Beifall haben auch Kruses „Gedichte" gefunden. Ebenso wie sein reifstes Werk, die trefflichen „Seegeschichten" — deren drei erste in der „Gartenlaube" zum Abdruck kamen — zeigen sie die reiche Dichternatur des Heimgegangenen in ihrer ganzen Tiefe.

Heinrich Kruse †.
Nach einer Aufnahme von Fr. Wehde, Hofphotograph in Büdeburg.

Die Ueberführung der von dem Detachement Soden in Peking erbeuteten Bannerfahne aus der Kaserne des Seebataillons in das Marine-Museum in Kiel fand am Nachmittage des 11. Januar in feierlicher Weise statt. Der an der Spitze seines Detachements alle Gefahren der Belagerungskämpfe in Peking ruhmvoll mitgemacht hatte, führte die Fahnenkompagnie, während Unteroffizier Dorn, der die Trophäe in blutigem Kampfe erbeutet hat, dieselbe auf dem Wege nach ihrem neuen Verwahrungsorte trug. Vor der Akademie wurde die Kompagnie von höheren Militärs sowie Truppenbefehlshabern erwartet. Admiral von Köster hielt eine Ansprache und übergab die Fahne dem Inspekteur des Marine-Bildungswesens, von Arnim, welcher die Trophäe für das Marine-Museum übernahm. Unser Bild zeigt rechts den Hauptmann Graf von Soden, daneben den Sergeanten Dauch, der sich gleichfalls bei den Pekinger Kämpfen hervorgethan hat, und links den Unteroffizier Horn mit der Bannerfahne.

Die zu Peking erbeutete Bannerfahne in Kiel.
Nach einer Aufnahme aus dem Atelier Schaul in Hamburg.

Drahtlose Telegraphie über den Atlantischen Ocean: Die Absendestation Poldhu in Cornwall.

Drahtlose Telegraphie über den Atlantischen Ocean. Marconi, der Erfinder der drahtlosen Telegraphie, hat es unternommen, den Atlantischen Ocean mit den elektrischen Strahlen, welche in der drahtlosen Telegraphie die Zeichen übertragen, zu überbrücken. Seiner Behauptung nach ist ihm dies gelungen; er hat, wie er sagt, an verschiedenen Tagen das vereinbarte Zeichen, die drei Punkte, welche im Morse-Alphabet das S bedeuten, von England her nach Neufundland im Apparate erhalten. Leider ist damit der unanfechtbare Beweis für das Gelingen des Versuches nicht geliefert, denn eine solche Punktfolge kann auch die atmosphärische Elektrizität erzeugt haben; nur die erfolgreiche Uebermittlung einer Anzahl von Wörtern kann als Beweis für die wirklich erzielte Uebertragung angesehen werden. Die Schwierigkeiten, welche sich diesem Unternehmen entgegenstellen, sind doppelter Art; die einen entspringen aus der großen Entfernung, auf welche hin bis heute noch keine drahtlosen Uebertragungen erzielt worden sind, und die anderen aus dem Umstande, daß sich die elektrischen Strahlen gradlinig ausbreiten, während sie bei der gedachten Uebertragung der Krümmung der Erdoberfläche folgen sollen. Man hat zu bedenken, daß zwischen den beiden Punkten, welche mit einander in Verbindung treten wollen und welche rund 1700 Seemeilen von einander entfernt sind, gewissermaßen ein Berg von 200 Seemeilen Höhe liegt, den die elektrischen Strahlen überfliegen sollen. Wenn sich nun die elektrischen Strahlen aus England in horizontaler Richtung ausbreiten und nicht der Krümmung der Erde folgen, so gehen sie über Neufundland in einer Höhe von etwa 1600 Seemeilen hinweg, sodaß sie mit keinem Fesselballon aufgefangen werden könnten. Es scheint nun allerdings, daß sie in gewissem Sinne der Krümmung der Erde folgen, vielleicht infolge einer Art Reflexion oder Brechung. Sicheres ist aber darüber nicht bekannt, und so stehen die Elektriker den enthusiastischen Versicherungen Marconis einigermaßen zweifelnd gegenüber. Noch mißtrauischer müssen aber die Rechtsgelehrten, die Staatsrechtler sein. Es wird eine Zeit kommen, wo das Wegerecht im Luftraume eine sehr brennende Frage werden kann. Denn es wird unter Umständen die erste drahtlose Linie über den Ocean für sich die Störungsfreiheit in Anspruch nehmen können, und dies bedeutet, da vorerst dieser Bedingung keineswegs so einfach zu genügen ist, eine recht kitzlige Rechtsfrage. Jedenfalls hat derjenige, der zuerst eine solche Linie besetzt, einen großen rechtlichen Vorteil vor anderen nachkommenden Mitbewerbern. Darum hat auch die Marconi-Gesellschaft nicht nur ein technisches, sondern ebenfalls ein rechtliches Interesse daran, festzustellen, daß sie Zeichen aus England mit ihrer Versuchsanlage erhalten habe.

Staatsrat Johann von Bloch. Am 6. Januar ist der russische Staatsrat von Bloch in Warschau im Alter von 65 Jahren gestorben, ein Mann, der das ganz besondere Vertrauen des Zaren genoß, und von diesem auch zur Verbreitung seiner Friedensidee herangezogen wurde. Staatsrat von Bloch, der als Chef des Warschauer Bankhauses J. J. Bloch, als Präses der Warschauer Kaufmannschaft und verschiedener russischer Bahngesellschaften im öffentlichen Leben einnahm, ist auch als Schriftsteller erfolgreich hervorgetreten. Er veröffentlichte vor einigen Jahren ein größeres, mehrbändiges Werk über den Krieg, das nicht nur in Rußland viel gelesen, sondern auch ins Deutsche übersetzt wurde. In diesem Werk, wie in verschiedenen andern Arbeiten, mit denen er sich noch in jüngster Zeit beschäftigte, hat er sein politisches Glaubensbekenntnis niedergelegt und für die Idee des Weltfriedens, die ihn vor allem begeisterte, zu wirken gesucht. Ein Herzleiden hat dem Leben des verdienstvollen und arbeitsfreudigen Mannes ein Ende gesetzt.

Staatsrat Johann von Bloch †.

Die erste Eisenbahn in Kamerun. In Kamerun soll schon in kürzester Zeit mit den Vorarbeiten zum Bau der Eisenbahn Victoria-Mundame begonnen werden. An der Spitze der zu dem Zwecke gebildeten Gesellschaft steht Graf Borke auf Stargard in Pommern. Durch diese Eisenbahn werden die fruchtbaren Gelände am Kamerunberg, die zum weitaus größten Teile schon in den Händen von Plantagengesellschaften sind, erschlossen. Diese Gesellschaften haben ein um so größeres Interesse an der Bahn, als diese die Anwerbung von Arbeitern in dem bevölkerten Hinterland erleichtern wird. Gleich wichtig wird die Bahn für die in Victoria und Mundame ansässigen Handelsfirmen, die auf den nur vier Monate im Jahre schiffbaren Mungofluß angewiesen sind. Auch das Gebiet der Nordwest-Kamerungesellschaft wird durch die Bahn erst erschlossen, ebenso das fruchtbare Bakossygebirge. Eine zweite Bahn soll das Buteland erschließen, eine dritte den Nyongfluß oberhalb der Tallandschnellen mit der Küste verbinden. Damit würde das südliche Hinterland — da der Nyongfluß oberhalb dieser Schnellen schiffbar sein soll — bis nahe zur Ostgrenze erschlossen und zugleich das Gebiet der Süd-Kamerungesellschaft mit der Küste verbunden.

*) Marconi.

Drahtlose Telegraphie über den Atlantischen Ocean: Marconi und seine Gehilfen auf dem Signalhügel zu St. John auf Neufundland.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Heft 2, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Ernst Wichert. Der Tod hält reiche Ernte im deutschen Dichterwalde. Vor wenigen Tagen erst hat er Wilhelm Hertz und Heinrich Kruse abberufen, und schon wieder hat er der Besten einen mit sich genommen. Ernst Wichert, der echt deutsche Mann und Dichter, der als ein treuer Freund der „Gartenlaube“ unseren Lesern seit einem Menschenalter lieb und vertraut geworden, ist am 21. Januar im Alter von 71 Jahren verschieden. Mit ihm ist eine der ausgeprägtesten Persönlichkeiten aus der deutschen Schriftstellerwelt dahingegangen, ein Mann, der sich nicht nur durch die starke Kraft seiner Begabung, sondern auch durch die schlichte Geradheit und Biederkeit seines Wesens jedermann, mit dem er, sei es durch seine Schöpfungen, sei es persönlich, in Berührung kam, zum Freunde gewann. Wichert stammt, wie so viele von unseren besten Dichtern, aus Ostpreußen. Zu Insterburg wurde er am 11. März 1831 geboren, und in Königsberg studierte er Geschichte, Philosophie, später auch Rechtswissenschaft. 1860 kam Wichert als Kreisrichter nach Pr.-Eylau an die russische Grenze, wo er reiche Gelegenheit fand, jene Stoffe in sich aufzunehmen, die er später in seinen situativen Erzählungen so wirkungsvoll und mit so eigenartiger Kunst poetisch zu verwerten wußte. Auch sein erster großer Roman „Aus anständiger Familie“ spielt auf diesem Boden. Drei Jahre weilte Wichert hier, dann siedelte er als Stadtrichter nach Königsberg i. Pr. über. 1877 wurde er dort Oberlandesgerichtsrat, und 1888 kam er als Kammergerichtsrat nach Berlin, wo er jetzt im Ruhestand verstorben ist. Während all der Jahre seines amtlichen Wirkens hat Wichert als Dramatiker und Romanschriftsteller eine überaus reiche Thätigkeit entfaltet. Er hat viele Theaterstücke geschrieben, von denen sich mehrere, wie „Ein Schritt vom Wege“, „Post festum“ u. a. m. dauernd im Spielplane der deutschen Theater erhalten haben, und hat zahlreiche Romane und Novellen veröffentlicht, die sich alle durch den kraftvollen klaren Aufbau ihrer Handlung und durch die sichere Charakteristik auszeichnen. Auch die „Gartenlaube“ hat ihren Lesern eine große Anzahl von diesen trefflichen Werken dargeboten. Der letzte Beitrag, welchen der Verblichene an dieser Stelle veröffentlichte, war sein trefflicher Artikel „Der Fall Blaskowitz“, welcher zu Ende des vergangenen Jahrganges erschienen ist. Ein bleibendes, treues Angedenken ist dem Toten auch bei allen unseren Lesern sicher.

Ernst Wichert †.
Nach e. Aufn. von Hofphotogr. J. Baruch in Berlin.

Zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Staßfurter Salzbergbaues wurden am Sonnabend dem 4. Januar große Festlichkeiten in Staßfurt abgehalten. Die Stadt war reich beflaggt; um 9 Uhr früh versammelten sich die Belegschaften der Werke auf dem Königsplatze, um geteilt von da aus den Marsch nach den drei Kirchen anzutreten, in denen der Festgottesdienst gehalten wurde. Um zehn Uhr erfolgte die Parade der Mannschaften auf dem Marktplatze, wo die obersten Berg- und Stadtbehörden erschienen waren; unter klingendem Spiele begab sich der ganze Zug der Begleute dann nach dem Werkhofe der Berginspektion. Hier nahm die Mannschaft vor dem in frischem Tannengrün prangenden Podium Aufstellung, und der Werksdirektor, Geheimer Bergrat Schreiber, schilderte in

Von der Feier des 50jährigen Bestehens des Staßfurter Salzbergbaues: Im Werkhofe der Berginspektion.

einer längeren Ansprache an die Versammelten die Entstehung und Entwicklung des Werkes. Seine Rede klang aus in den Dank an alle jene, die zu dessen Förderung beigetragen haben. Nach einigen weiteren Reden wurde der feierliche Akt auf dem Werk beschlossen. Ein Festspiel in dem Bischoffschen Saale, zu dem die Bergleute sich gemeinsam mit ihren Angehörigen einfanden, eine Festsitzung im Berginspektionsgebäude und ein Festmahl waren weitere Veranstaltungen bei der schönen und würdigen Jubelfeier.

Professor Hubert Salentin, der Altmeister der Düsseldorfer Genremalerei, hat am 15. Januar in voller geistiger und körperlicher Frische die Feier seines achtzigsten Geburtstages begangen. Salentins Lebensgang war reich an seltsamen Schicksalsfügungen. Zum Schmiedehandwerk war er bestimmt, und vierzehn Jahre lang hatte er schon am Amboß gestanden, teils in Köln, wo er seine Lehrzeit verbrachte, teils auch als ehrlamer Schmiedemeister in seiner Vaterstadt Jülpich, als ihn Freunde und Förderer veranlaßten, den Hammer mit dem Pinsel zu vertauschen. In Köln empfing er seinen ersten Zeichenunterricht, und neunundzwanzig Jahre zählte er schon, als er an die Düsseldorfer Kunstakademie kam. Hier, unter der teilnehmenden Förderung des Professors Karl Sohn und des Direktors Wilhelm von Schadow, entwickelte sich sein Können bald zu schöner Meisterschaft. Wie Knaus, Vautier und Hiddemann, so wandte sich auch Salentin in jener Blütezeit der Düsseldorfer Genremalerei während der heiligen und fleißigen Jahre des vorigen Jahrhunderts besonders der Schilderung häuslichen Kleinlebens zu; namentlich seine Bilder mit Szenen aus dem Schwarzwälder und hessischen Volksleben sind sehr bekannt geworden. Ein schlichter und von tiefem Gemüt

Professor Hubert Salentin.

sprechen werden in Anerkennung einer That edelster Menschenliebe und furchtloser Pflichterfüllung. Kapitän Korff befand sich mit seinem Schiffe auf der Reise von Hamburg nach der Westküste Südamerikas, als ihm während eines rasenden Südweststurmes die Havarie eines in der Nähe befindlichen französischen Fünfmasters, der „La France", gemeldet wurde. Trotz der Gefahr, in der sein eigenes Schiff sich befand, stießen er und seine wackeren Leute sich nicht zurückschrecken, der Mannschaft des sinkenden Schiffes zu Hilfe zu eilen, und es gelang ihm, in sinnmal wiederholter Rettungsfahrt, die gesamte Bemannung in Stärke von 45 Mann zu bergen.

Kapitän Korff.

Der Brand des Stuttgarter Hoftheaters. In der Nacht vom 19. zum 20. Januar ist das Hoftheater in Stuttgart ein Raub der Flammen geworden. Die Untersuchung über die Entstehung des Feuers, das eine Zeit lang auch das Residenzschloß bedrohte, ist noch nicht abgeschlossen, und man weiß nicht, ob, wie man zuerst annahm, Brandstiftung vorliegt, oder ob ein Kurzschluß der elektrischen Leitung das Unglück herbei führte. Bald nach Mitternacht wurde der Ausbruch des Feuers bemerkt, das, trotzdem die Berufsfeuerwehr wenige Minuten später zur Stelle war, nicht mehr unterdrückt werden konnte. Die Flammen griffen mit rasender Schnelligkeit um sich, gegen 3 Uhr stürzte der Mittelgiebel des Zuschauerraumes ein, breiteten Stunden später ward das Maschinengebäude entzündet, und um 5 Uhr dehnte sich das Feuer auch auf das Foyer und den östlichen Flügel aus. Der König, der um 2½ Uhr auf der Brandstätte erschien, besichtigte die Verheerung, welche das entfesselte Element angerichtet hatte. Menschenleben sind glücklicherweise nicht zu beklagen, aber der Schaden an Material ist bedeutend, trotzdem, daß den zur Hilfeleistung kommandierten Militärmannschaften und Hilfsfeuerwehren, ein großer Teil der Garderobe und Ausrüstungsvorräte sowie der Inhalt der Musikalienmagazine geborgen werden konnte. Gegen ½10 Uhr morgens war die Feuerwehr des Brandes Herr geworden, doch glomm es im Innern des großen Schutthaufens noch lange heimlich weiter. Großes Lob gebührt der Stuttgarter Feuerwehr, die unter der kaltblütigen und umsichtigen Leitung des Branddirektors Jacobi in Pflichttreue und Unerschrockenheit ihres Amtes waltete. Das Theatergebäude war bei der Württembergischen Gebäudebrand-Versicherungsanstalt versichert. Die Beiträge mit den zur Zeit engagierten Mitgliedern bleiben, laut einer sofort kundgegebenen Entschließung des Königs, sämtlich bestehen. Die Aufführung kleinerer Opern, Schauspiele usw. wird das Königliche Wilhelma-Theater einstweilen ganz übernehmen, auf die Wiedergabe großer Opern muß zunächst verzichtet werden, bis für das niedergebrannte Gebäude ein Ersatz geschaffen ist. Das Stuttgarter Hoftheater war in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter König Wilhelm an Stelle des wegen seiner Schönheit berühmten „Lusthauses" errichtet worden. In den achtziger Jahren wurde es umgebaut und mit elektrischer Beleuchtung versehen.

Rückansicht.

zeugender Zug, natürliche und urwüchsige Auffassung zeichnen seine überaus zahlreichen Schöpfungen aus, von denen auch die „Gartenlaube" manche ihren Lesern dargeboten hat. Eine große Anzahl von Werken Salentins ist in öffentliche Galerien übergegangen, so besitzt die Berliner Nationalgalerie seine „Wallfahrer vor der Kapelle", die Düsseldorfer städtische Gemäldegalerie enthält die sehr bekannte „Dorfkirche", und im Kölner Wallraf-Richartz-Museum ist das schöne Gemälde „An der Heilquelle" zu sehen. Als ein rüstig Schaffender steht Professor Hubert Salentin trotz seiner achtzig Jahre heute noch im Kreise der Düsseldorfer Künstler, und so dürfen wir wohl noch manch schönes Bild als reife Frucht seines Lebens von dem ausgezeichneten Meister erwarten.

Vorderansicht.

Kapitän Korff, dem Führer der Hamburger Viermastbark „Hebe", ist kürzlich von der Lebensrettung der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger die Große goldene Medaille ver-

Vom Brand des Holtheaters in Stuttgart.
Nach Aufnahmen von Hofphotograph Jul. Stoeß in Stuttgart.

Thomas Estrada Palma, der neugewählte Präsident der Republik Kuba, wird am 24. Februar d. J. sein Amt antreten. Mit diesem Tage hört die bisherige amerikanische Verwaltung der Insel auf, und die Kubaner haben das Recht, sich selbst zu regieren, wenngleich noch den Vereinigten Staaten eine Oberaufsicht über die Finanzen und die auswärtigen Beziehungen zugestanden ist. Mit dieser Einschränkung der Selbstverwaltung haben sich sowohl Palma wie der kubanische Nationalheld General Gomez einverstanden erklärt, während der unterlegene Präsidentschafts-Kandidat General Bartolome Maso für absolute Freiheit eingetreten war. Wichtiger als diese wirtschaftlichen Fragen bleiben aber die ökonomischen Verhältnisse, und es ist zu befürchten, daß auch die nächsten Jahre, falls die Vereinigten Staaten nicht in eine beträchtliche Herabsetzung der Zölle auf kubanischen Zucker und Tabak willigen, der schönen Insel den ersehnten wirtschaftlichen Aufschwung nicht bringen werden. Palma selbst besitzt den besten Willen für eine Verständigung, und seine Vergangenheit bürgt den Kubanern, daß er ihre Interessen nach bestem Ermessen wahren wird. Bereits 1875 stand er an der Spitze der Revolutionsbewegung und büßte damals sein Vermögen ein; zwei Jahre lang, von 1877 bis 1879, schmachtete er sogar in spanischen Gefängnissen. Während des letzten Aufstandes leitete er die kubanische Junta in den Vereinigten Staaten und war seinem Vaterlande in dieser Stellung sehr nützlich.

Thomas Estrada Palma, der erste Präsident der neuen Republik Kuba.
Nach einer Aufnahme von V. Gribayédoff in Paris.

Das Trachtenfest der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin wurde am 16. Januar unter großer Beteiligung von Mitgliedern und Freunden dieses Vereines in den Räumen der „Philharmonie" gefeiert und nahm einen in jeder Hinsicht befriedigenden Verlauf. Dem Feste war der Gedanke zu Grunde gelegt, daß die Einwohner der deutsch-westafrikanischen Kolonie Togo sich in ihrer Hauptstadt Lome vereinigt hätten, um die 220. Wiederkehr des Jahrestages der Besitzergreifung Maufros — an der Goldküste Westafrikas — durch den Großen Kurfürsten von Brandenburg festlich zu begehen. Dieser Gedanke wurde in überaus gelungener Weise veranschaulicht und bot den Herren und den Damen reichen Anlaß zur Entfaltung einer erlesenen Pracht von schönen und eigenartigen Kostümen. Eingeleitet wurde das Fest durch ein historisches Spiel, welches die Gründung von Groß-Friedrichsburg darstellte, und aus dem heraus sich eine Reihe von fesselnden Tänzen entwickelte. Unser Bild stellt eine Szene aus diesem Festspiele dar.

Die deutsche Südpolar-Expedition teilt das Schicksal aller derartiger Unternehmungen: den Voranschlag erheblich zu überschreiten. Zu den aus Reichsmitteln bewilligten 1 280 000 Mark wird jetzt ein Zuschuß von 229 000 Mark gefordert, da sich aus Anlässen aller Art erhebliche Mehrkosten ergeben haben. Schon der Bau des Schiffes „Gauß" hat rund 65 000 Mark mehr gekostet, als vorgesehen war; die Kohlenergänzung forderte, infolge der hohen Kohlenpreise, ein Mehr von 25 000 Mark, und die Ueberführung dieser Kohlen und der sibirischen Hunde usw. von Sydney nach den Kerguelen verschlang ein Kapital von 80 000 Mark. Ebenso ergaben die Ballonausrüstung, die als notwendig sich ergebende Mitführung von Wasserstoffgas in Stahlcylindern, und die hierdurch erhöhten Frachtkosten einen großen Mehraufwand an Geldern, wodurch die an das Reich gestellte Nachforderung der oben erwähnten 229 000 Mark begründet ist. In den ihr gesteckten Grenzen konnte sich dagegen, dank den reichen freiwilligen Spenden, die wissenschaftliche Ausrüstung halten, für die eine Summe von 80 000 Mark vorgesehen war. Gegen März 1903 kann die Hauptexpedition ihre Aufgabe erfüllt haben, die ersten Nachrichten könnten uns also im Sommer 1903 erreichen. Für den Fall, daß bis zum Sommer 1904 keine Mitteilungen zu uns gelangen, ist die Aussendung einer Hilfsexpedition geplant.

Vom Kolonialfest in der „Philharmonie" zu Berlin: Huldigung vor dem Grossen Kurfürsten.
Nach einer photographischen Aufnahme von Joh. Lüpke in Berlin.

Prof. Hugo v. Ziemssen †.
Nach einer Aufn. v. Hofphotograph A. Baumann in München.

Hugo von Ziemssen, der ausgezeichnete Kliniker, welcher über 27 Jahre lang als Direktor des Allgemeinen Krankenhauses und als Universitätslehrer in München wirkte, ist dort in der Nacht vom zwanzigsten auf den einundzwanzigsten Januar nach kurzem Leiden verschieden. Die Nachricht von dem Hinscheiden des verdienstvollen Gelehrten hat allenthalben die größte Teilnahme erweckt. Nicht nur die wissenschaftliche Welt, auch zahllose Menschen aus allen Kreisen, denen er als Arzt hilfreich beigestanden, trauern um ihn. Ziemssen stammte aus Norddeutschland; er war zu Greifswald am 13. Dezember 1829 geboren worden und hatte in seiner Vaterstadt, in Berlin und Würzburg seine medizinischen Studien betrieben. 1856 habilitierte er sich als Privatdozent in Greifswald, sieben Jahre später wurde er als ordentlicher Professor der Pathologie und Therapie, sowie als Direktor der medizinischen Klinik nach Erlangen berufen, und 1874 erfolgte dann seine Uebersiedelung nach München. Die moderne medizinische Wissenschaft verdankt Ziemssen eine Reihe von bahnbrechenden Untersuchungen. Namentlich seine Arbeiten über die Kaltwasserbehandlung beim Typhus, über die Anwendung von Elektrizität in der Heilkunde, seine Mitteilungen über die Erkrankungen von Rückkopf und Speiseröhre sowie über deren zweckmäßige Therapie bedeuten eine entscheidende Bereicherung des ärztlichen Wissens. Als besonders verdienstlich seien auch der reichen Fülle von Ziemssens litterarischen Arbeiten sein großes „Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie“ und sein „Handbuch der allgemeinen Therapie“ hervorgehoben.

Die Eröffnung der Berliner elektrischen Hochbahn dürfte im Februar vor sich gehen und die langersehnte Verbindung zwischen dem Westen und dem Osten der Reichshauptstadt bringen. Zahlreiche Versuchsfahrten haben stattgefunden, um die Schnelligkeit und Sicherheit des Betriebes zu erproben. Die auf diese Weise ermittelte durchschnittliche Geschwindigkeit wird 33 km in der Stunde betragen, während durch die Genehmigungsurkunde die Höchstgeschwindigkeit auf 50 km in der Stunde festgesetzt wurde. Für den Aufenthalt jedes Zuges an den Haltestellen ist nach den Erfahrungen der Berliner Stadtbahn eine Zeitdauer von ½ Minute in Aussicht gebracht worden. Während der Tagesstunden wird ein 5-Minuten-Verkehr stattfinden, in den frühen Morgen- und späteren Abendstunden wird alle 10 Minuten ein Zug verkehren. Die bautechnisch interessanteste Strecke der Bahnlinie liegt im Westen Berlins, wo die „Hoch“bahn zur „Untergrund“bahn wird. Das eine unserer Bilder zeigt diesen Uebergang nebst einem Ausblick auf den stattlichen, am Nollendorfplatz errichteten Bahnhof; das andere führt einen Wagen innerhalb der unterirdischen Strecke vor.

Richard Wagners „Siegfried“ in Paris. Der letzte Tag des verflossenen Jahres brachte für das musikalische Paris ein Ereignis von größter Bedeutung: die erste Aufführung von Richard Wagners Musikdrama „Siegfried“, das in glänzender bühnentechnischer Ausstattung und mit sorgsam gewählter Rollenbesetzung in der „Großen Oper“ gegeben wurde. Der Erfolg des herrlichen Werkes war auch bei dieser ersten Darstellung in Frankreich sehr groß und nachhaltig; jedenfalls hat dieser Abend aufs neue den Beweis erbracht, daß Richard Wagner sich auch jenseit des Rheines bereits zahllose Bewunderer und Verehrer gewonnen hat. Auf gleicher Höhe, wie die Leistung des von Taffanel geleiteten Orchesters, standen die Darbietungen der Sänger, unter denen Jean de Reszke, der erste „Siegfried“ in Frankreich, natürlich das größte Interesse in Anspruch nahm. Reszke sang die umfangreiche Partie mit ausdauernder Kraft und mit der ganzen Meisterschaft seines hohen künstlerischen Könnens. Unser Bild zeigt den Künstler, der kroß seiner 52 Jahre doch in Gestalt, Bewegung und Stimme das Jugendliche im Wesen Siegfrieds trefflich wiederzugeben. Jean de Reszke stammt aus Warschau; er studierte in Benedig, London und Petersburg und debütierte 1875 in Paris.

Jean de Reszké.

Nochmals das Eisenbahnunglück auf der Strecke Paderborn-Altenbeken. Auf Ersuchen der Königlichen Eisenbahndirektion in Cassel

Der Uebergang der Berliner Hochbahn in die Untergrundbahn beim Nollendorf-Platz.

teilen wir die nachstehende Ergänzung und teilweise Berichtigung unserer, das Eisenbahnunglück auf der Strecke Paderborn-Altenbeken betreffenden Notizen mit:

„Die in Beilage Nr. 2 zu Heft 1 der „Gartenlaube“ bei Besprechung des Eisenbahnunglücks auf der Strecke Paderborn-Altenbeken enthaltene Angabe, daß die Strecke, auf welcher sich das Unglück ereignete, elektrische Blockeinrichtung nicht besäße, ist unrichtig. Nicht nur der genannte Streckenteil, sondern die ganze Linie Soest-Büsum ist mit neuerer, den Vorschriften der Betriebsordnung voll entsprechender elektrischer Streckenblockierung ausgerüstet. Ebenso führte nicht nur der D-Zug, sondern namentlich auch der Personenzug die vollkommenste, bis jetzt erprobte Bremsvorrichtung, die sogenannte Westinghouse-Schnellbremse, deren rasche Wirkung bei der geringen Stärke des Personenzuges von 28 Achsen durch etwaige elektrische Hilfseinrichtungen nicht übertroffen wird. Der Personenzug ist thatsächlich auch nach dem Unfall vollständig gebremst vorgefunden worden.“

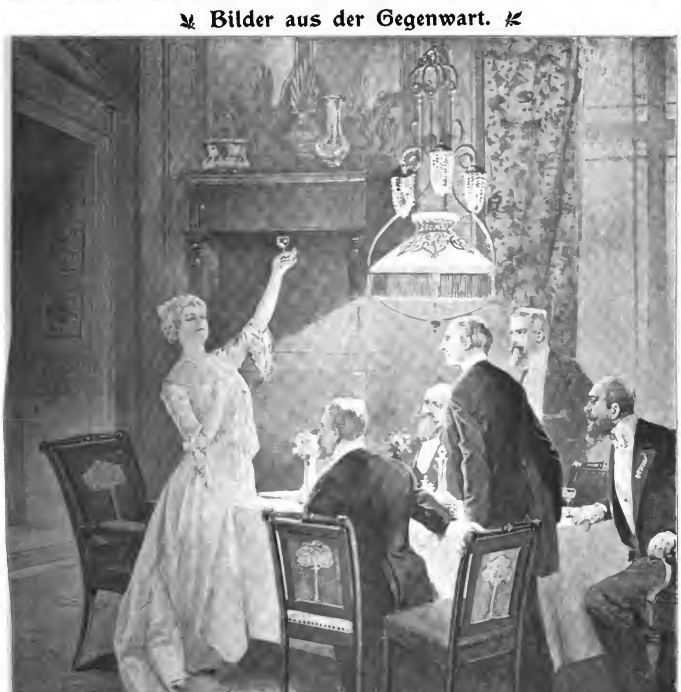
Ulrich.

Wir haben dieser Mitteilung gern Raum gegeben, dürfen auch gewiß davon überzeugt sein, daß die Fachleute der Eisenbahnverwaltung die Frage, ob nicht auch bei geringer Stärke eines Eisenbahnzuges durch elektrische Steuerung der Luftdruckbremse eine Verminderung der Gefahr erzielt werden kann, noch eingehend beraten werden.

Ein Wagen der Untergrundbahn in Berlin.
Nach photographischen Aufnahmen von Gordan & Dellus in Berlin.

Die Gartenlaube
3. Beilage zu Heft 2, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.



Beate (Fräulein Dumont).

Aus Hermann Sudermanns neuem Drama „Es lebe das Leben“: Schlussscene.

Nach der Aufführung im Deutschen Theater zu Berlin gezeichnet von Ewald Thiel

Hermann Sudermanns neues Drama.

Von

Rudolph Stratz.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Es lebe das Leben" — lautet der Titel des jüngst vollendeten Werkes von Hermann Sudermann, welches das große diesjährige Bühnenereignis Berlins und damit des ganzen deutschen Theaterwinters bedeutet. — Ein Titel, der so herausfordernd kühn und lockend wie ein befreiendes Lachen im Ohre nachhallt und dessen Erfüllung doch als ein Trauerspiel in Sterbestimmung und Entsagung verklingt.

Ueber „Es lebe das Leben" liegt der Schatten des Todes ebenso wie in jenem Einalter-Cyklus Sudermanns, der den dichterischen Gegentitel „Morituri" führt. In den „Kindern des Todes" und in „Es lebe das Leben" ist der Schluß der gleiche Abschied von der freundlichen Gewohnheit des Daseins, nur in dem neuen Drama noch um so viel ergreifender, weil es sich um ein wahres Sonntagskind des Lebens handelt, eine Frau, deren Tage von ihrer Jugend bis zu ihrem selbstgewählten Ende voll eines Glückes waren, das sie unbeirrbar und unumgreifbar vor der Welt verschlossen in sich selbst, in ihrem Wesen und in ihrer Eigenart trug.

Was der Schalk von Maler in „Morituri" angesichts der verderbendrohenden Klinge seines Gegners lachend von sich gesteht:

„ . . . ich bin nicht eben alt,
Doch war mein Glück so reich und mannigfalt,
Daß ich aufsiehend lieben Alltagsleben
Für dieses einen Reichtum hingegeben!"

— das kann, nur in heiligem Ernste, aus der Tiefe ihres Herzens heraus, Gräfin Beate Kellinghusen zu sich sagen, während sie, nur durch eine Thüre von ihren fröhlichen Gästen, von Gläserklang, Gelächter und hellem Sonnenschein getrennt, das Giftfläschchen an die Lippen führt . . .

Sie hat gelebt und geliebt. Aber nicht den, den ihr die Pflicht zu lieben gebot. Nun sühnt sie dies Verhängnis ihres Daseins und opfert sich selbst dem Schicksal, damit kein anderes Opfer falle. Sie ist gewesen. Die Vergangenheit ist tot. Und wie ihr blasser Mund nun auf ewig schweigt, so stehen auch an ihrer Bahre stumm die beiden Männer, zwischen denen das hier zum Frieden gekommene Frauenleben vom Sturm der Leidenschaft hin- und hergeschlendert wurde, ihr Gatte, Graf Michael, und Richard von Völkerlingk, ihrer beider Freund.

Beinahe inmitten des Kreises der Gäste, die ihr vornehmes Haus füllen, — unmittelbar nach einer inbrünstigen Lobpreisung der Freuden des Seins, die mit einem: „Es tebe das Leben, meine lieben Freunde!" schloß — unmittelbar nach diesen wie tiefer Dank klingenden Worten hat Beate sich den Tod gegeben, nicht als eine Absage an das Leben, nein, als einen herzhaften Abschied, der so einmal kommen muß, wie man auf der letzten Station einer Reise durch sonnige Gefilde sich aufatmend sagt: „Es war doch schön!" ehe der Zug in den dunklen Tunnel einfährt. So versteht es Gräfin Beate, „in Schönheit zu sterben" und eben dadurch, am Ende aller Dinge, die Schatten zu verklären, die über ihrem Leben lasteten, — diesem Leben, das für sie besser liebe als in dem Augenblick, da sie mit lachenden Lippen ihm ihr „Ade!" zurief.

Dies Dasein war vor allem bedeutsam durch ihre Persönlichkeit selbst, dann aber auch durch den äußeren Glanz von Rang und Reichtum, der sie umgab und ihr so die volle Freiheit in der Entwickelung ihrer starken und stolzen Eigenart verlieh. Die höheren Stände, zumal die Welt des Gothaer Almanachs, sind in der Dramatik des letzten Jahrzehnts gegen früher stark zurückgetreten, ja, von manchem Dichter geradezu stiefmütterlich behandelt worden, unter dem Einfluß eines Naturalismus, der alles Heil bei den Mühseligen und Beladenen suchte. Gewiß vermag das Los der Enterbten an sich ebenso zu erschüttern wie das der Großen der Welt, es schwillt durch die Tragik der Not aus den Niederungen des Einzelschicksals hoch empor zu einem Mahnruf an die Allgemeinheit, nur ist jeder dieser Einzelfälle, deren Summe so gewaltig wirken kann, an sich so beschränkt, so alltäglich und arm, daß an ihm auch die Ausdrucksmittel des Dichters allmählich verarmen und veröden. Er wird notgedrungen einseitig, er wird gezwungen, sich immer zu wiederholen, und hierin, nicht in einer Erschlaffung unseres sozialen Empfindens, liegt wohl der Grund zu der Ablehr von der Armeleute-Malerei in Kunst und Dichtung, die sich im Publikum heute mehr denn je bemerkbar macht.

Wieviel reicher, wieviel farbenbunter gestaltet sich nun die Welt, die Hermann Sudermann uns, mit einem kühnen Griffe in das Lager preußischer Junkerschaft, entrollt. Da steht sie, wie sie leibt und lebt, die Phalanx der „Rechten", die Ordnungssäulen des Staates und der Kirche, nicht etwa, nach der Art des „Simplicissimus", zur Karikatur verzerrt und verhöhnt, nein, mit dem tiefen Ernst des wahren Künstlers geschaut und ausgeführt; der weiß, was er der Wirklichkeit als seiner Lehrmeisterin schuldet, und weiß, daß man seine Gegner nicht nur mit der Klinge, sondern auch mit der Feder ehren kann.

So wohnt dem Drama „Es lebe das Leben" neben dem psychologischen auch ein bedeutender kulturhistorischer Wert inne. Es ist eine wahre Galerie interessanter reaktionärer Charakterköpfe, die uns Sudermann in den fünf Akten seines Dramas vorführt: — vor allem Beatens Gatte, Graf Michael Kellinghusen, die typische Figur eines norddeutschen Grandseigneurs, wie er da herumgeht, trotz seiner derben Aeußerlichkeit vornehm bis in die Fingerspitzen, fest und breitbeinig auf der von seinen Vätern ererbten Scholle steht; dann diesem dröhnend lachenden Recken geistesverwandt, nur stiller, zurückhaltender, gewandter, der Parlamentarier von Brachmann, der Mann des wohlwollständigen Mittelmaßes in Politik und Leben, und dazu sein Gegenstück, der fidele „notleidende Landwirt" von Berkewitz-Grünhof, dessen drastisch gefärbte Gestalt ein wenig an den Seh-Agrarier der Vorkriegszeit anklingt, endlich ein ganz merkwürdiges Menschenkind, der Prinz von Usingen, der Spätling einer endlosen Ahnenreihe, der von sich sagen kann: „Weh' dir, daß du ein Enkel bist!" Alle Degenerationszeichen einer überalterten Rasse hasten ihm an, aber zugleich besitzt er, im Gegensatz zu vielen seiner hochgeborenen Leidensgenossen, durchdringenden Verstand genug, um sich dieser Male der Vergangenheit bewußt zu werden, und so ist er eine durch und durch problematische Natur, Raffkinder aus Instinkt und Ueberlieferung und doch zugleich sich selbst und alles, was denen um ihn herum heilig ist, mit beißender Ironie verspottend.

Zu einer zweiten Gruppe dieser Männer der Rechten gehören Richard von Völkerlingks Bruder und Sohn — der eine das Spiegelbild des vornehmen norddeutschen Bureaukraten, steif und trocken, ein wenig verbittert, ein wenig müde, alt geworden im aufreibenden Dienst des Staatsmechanismus, der andere ein stürmender junger Schwarmgeist, einer jener Wildlinge, wie sie auch heute noch trotz aller korrekter Korpsbeziehung ausschießen. Neben ihnen endlich Richards Privatsekretär, Hohmann, ein junger Geistlicher der Naumannschen Richtung, in seinem Unterthanenton den Hof- und Domprediger weit ferner stehend als der Partei der Besitzlosen, der Sozialdemokratie, in deren Lager er gegen Schluß des Stückes an der Hand seines bisherigen Gegners, des schwindsüchtigen Agitators Meixner, übergeht.

Die Gesahr lag nahe, daß ein so reichgegliederter Stoff sich allzusehr in epische Weite verlieren würde. Aber nein: heißes Theaterblut durchwallt das Drama von Anfang bis zu Ende und zeugt von der glänzenden Bühnentechnik des Dichters, weniger in erster Linie auch die Sprache seiner Gestalten dient. Diese Sprache ist wie die Natur selbst, so selbstverständlich, so zwanglos, so überzeugend, als wandele man in der Wirklichkeit und höre von links und rechts die abgerissenen Laute des Tages, halbverwehte Töne von Leid und Lust aus Ehe schlagen, wie sie das Menschenherz in seinen Tiefen bewegen. Und doch wird sie nirgends Selbstzweck. Jeder dieser Sätze schiebt unmerklich die Handlung weiter und weiter, dem Ziele zu.

Man sieht: Es ist eine Welt im kleinen — dies Drama „Es lebe das Leben". Unlösbar wie das Dasein selbst in sich verschlungen, in die dämmernde Zukunft schauend, die Vergangenheit entrollend, mit blitzenden Lichtern über die politischen Irrungen und Wirrungen unserer Tage streifend — und das alles doch nur ein Rahmen, aus dem das Bild einer blassen, geistvollen Frau mit einem rätselhaft-müden Lächeln auf den Beschauer niederblickt, einem Lächeln, das vieles sagen kann und das Letzte vielleicht nur erraten läßt . . .

Bilder aus der Gegenwart.

Gouverneur Köhler von Togo. Durch den Tod des vor kurzem in Lome verstorbenen Gouverneurs von Togo, Köhler, ist der deutschen Kolonialverwaltung einer der verdientesten Beamten entrissen worden. Im Justizdienst vorgebildet, wandte Köhler sich 1886 der Verwaltungslaufbahn zu und trat 1891 in den Kolonialdienst über. Der Verstorbene, der nur ein Alter von 44 Jahren erreicht hat, wurde zunächst als deutscher Richter und Stellvertreter des Reichskommissars nach Deutsch-Südwestafrika gesandt, wo er drei Jahre lang verweilte. Nach seiner Rückkehr in die Heimat arbeitete er einige Zeit im Kolonialamt, ging aber bereits im Februar 1895 nach Togo, um den Landeshauptmann zu vertreten. Im Oktober 1895 wurde er selbst zum Landeshauptmann ernannt, und seitdem verwaltete er, von 1898 an unter dem Titel eines Gouverneurs, dieses westafrikanische Gebiet, das unter seiner Leitung einen bemerkenswerten Aufschwung nahm.

Gouverneur Köhler †.

Professor Dr. Emil Selenka, der ausgezeichnete Zoologe und gründliche Kenner Javas und der Sunda-Inseln, ist am 22. Januar in München gestorben. Mit ihm ist ein Forscher aus dem Leben geschieden, der sich reiche Verdienste auf den Gebieten der Zoologie und Biologie erworben hat. Selenka war am 27. Februar 1842 in Braunschweig geboren und hatte in den Jahren 1863 bis 1866 an der Universität Göttingen Naturwissenschaften studiert. Schon 1868 wurde er als ordentlicher Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie nach Leyden berufen; sechs Jahre später übernahm er das Ordinariat der Zoologie an der Universität Erlangen. Dort verblieb der Gelehrte bis zu seiner Uebersiedelung nach München im Jahre 1895. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten, welche hauptsächlich der Entwickelungsgeschichte der Stachelhäuter und Beutelliere gewidmet sind, gelten die „Zoologischen Studien" und die „Studien über die Entwickelungsgeschichte der Tiere" als die bedeutendsten. Selenka hat wiederholt ausgedehnte Reisen in die Tropen unternommen, und diesen verdanken wir u. a. auch mehrere vorzügliche Schriften, deren volkstümliche Stoffe ableits liegen von dem hohen Studiengebiete des Gelehrten. Wir nennen von diesen ebenso anregend wie lesenswürdig und gestwoll geschriebenen Büchern hier „Ein Streifzug durch Indien", „Der Schmuck des Menschen"

Prof. Dr. Emil Selenka †.

und „Sonnige Welten. Ostasiatische Reiseskizzen".

Blindenheim. Unter den neuen Bauten der Stadt Bromberg nimmt das im vorigen Jahre seiner Bestimmung übergebene „Blindenheim für die Provinz Posen" eine hervorragende Stellung ein. Die völlig aus freiwilligen Beiträgen errichtete, groß angelegte und würdig ausgestattete Anstalt zählt bis jetzt etwa 30 Insassinnen, kann aber bis zu 50 weiblichen Blinden Unterkunft und Pflege gewähren. Seit langem hatte der „Verein zur Fürsorge für die Blinden der Provinz Posen" die Errichtung eines eigenen Heims für die weiblichen Blinden erstrebt, denn wenn es dem stärkeren männlichen Blinden auch in den meisten Fällen möglich sein wird, seinen notdürftigen Unterhalt selbst zu erwerben — die weiblichen Blinden bedürfen eines ganz besonderen Schutzes, einer treuen und erfahrenen Fürsorge. Beides wird ihnen in der nun errichteten Anstalt zu teil, und es wäre von Herzen zu wünschen, daß ihnen durch die Barmherzigkeit und das thatkräftige Interesse ihrer Mitmenschen in immer größerem Umfang geholfen werden könnte. Beiträge für das „Blindenheim" nimmt Herr Wittig, der Direktor der Provinzial-Blinden-Anstalt in Bromberg, gern entgegen.

Das neue Blindenheim in Bromberg.

Vercingetorix auf dem Automobil. Das hätte sich der tapfere Führer der Gallier im Kampfe gegen Cäsar wohl auch nie träumen lassen, daß

Transport des Vercingetorix-Denkmals auf einem Automobil.

man sein Abbild einst auf einem Motorwagen durch Frankreich führen werde! Und doch kam es so: Am 11. Januar trat das Reiterdenkmal des Gallierführers, welches der Bildhauer Barthodi für das Plateau von Gergovia geschaffen hat, seine eigenartige Reise von Paris nach Clermont-Ferrand in der Auvergne an. Dort lag einst die gallische Stadt Gergovia im Lande der Arverner, wo Cäsar von Vercingetorix geschlagen wurde. Ursprünglich hatte man gehofft, das Denkmal mit der Bahn verladen zu können — aber seine Eisenbahngesellschaft nahm das sechs Meter hohe Monument an, denn es ist zu groß, um durch die Tunnels geführt werden zu können. So verfiel man auf den Gedanken, den „Vercingetorix" auf einen Motorwagen zu stellen. Der verwendete Wagen ist 35 Pferdekräfte stark, wiegt selbst 6400 kg und konnte mit seiner 5000 kg schweren Last täglich etwa 10 km zurücklegen, so daß er zu der Reise in die Heimat des Vercingetorix etwa sechs Tage brauchte. Das Standbild zeigt den tapfern Heerführer auf seinem vorwärts stürmenden Schlachtrosse, während er hocherhobenen Hauptes das Schwert in der Rechten schwingt.

Professor Dr. Franz Wüllner, Komponist, Dirigent und Musiklehrer in Köln, beging am 28. Januar die Feier seines siebzigsten Geburtstages. Der Name Franz Wüllner zählt seit Jahrzehnten zu den geachtetsten der deutschen Musikwelt. Zu Münster (Westfalen) 1832 geboren, empfing Wüllner seine musikalische Ausbildung in Frankfurt a. M., unternahm als kreitscher Pianist ausgedehnte Konzertreisen und wandte sich dann dem Lehrberufe zu. Längere Zeit wirkte er in München und Aachen, bis ihn 1864 die Stellung eines Dirigenten der Münchener Hofkapelle übertragen wurde. Als Nachfolger Hans von Bülows leitete hier Wüllner 1869 und 1870 die ersten Aufführungen von Wagners „Rheingold" und „Walküre". Im Jahre 1877 siedelte er nach Dresden über, wo er als Hofkapellmeister und artistischer Direktor des Konservatoriums bis 1883 eine hochgeachtete Stellung bekleidete. Nachdem der Künstler ein Jahr lang

Prof. Dr. Franz Wüllner.
Nach einer Aufn. von Nicolai Tonger in Köln a. Rh.

Therese Behr.

gen, ohne doch Deklamation und Aussprache darüber zu vernachlässigen. Die berühmte Altistin ist ein Wiesbadener Kind, sie wurde am 14. September 1876 in Stuttgart geboren, empfing ihren ersten Gesangsunterricht bei Julius Stockhausen in Frankfurt, wurde eine Schülerin Prof. Schulz-Dornburgs am Kölner Konservatorium und vollendete ihre Ausbildung bei Stella Gerster in Berlin. Heute zählt Therese Behr längst zu den Lieblingen des Publikums und dehnt ihre Konzertreisen über ganz Deutschland, über Holland, Belgien und Oesterreich aus. Ihre weiche, volle Altstimme hat etwas unmittelbar zu Herzen Gehendes, ihr Vortrag schmiegt sich in gleicher Weise dem einfachen Volkslied wie den kompliziertesten modernen Kompositionen an.

nach die Leitung der Berliner Philharmonischen Konzerte innegehabt hatte, folgte er 1884 einem Rufe nach Köln, wo er noch heute als städtischer Kapellmeister, Dirigent der altberühmten Gürzenichkonzerte und Leiter des Konservatoriums wirkt. Von eigenen Tonschöpfungen des Künstlers seien hier nur Messen, Motetten, zahlreiche Chor- und Kammermusikwerke, Lieder sowie endlich die Rezitative zu Webers „Oberon" genannt.

Therese Behr ist eine Gesangsgröße allerersten Ranges, eine der seltenen Künstlerinnen, die das Hauptgewicht auf die Stimmbildung, das eigentlich musikalische Element, legen, ohne doch Deklamation und Aussprache darüber zu vernachlässigen. Die berühmte Altistin ist ein Wiesbadener Kind, sie wurde am 14. September 1876 in Stuttgart geboren, empfing ihren ersten Gesangsunterricht bei Julius Stockhausen in Frankfurt, wurde eine Schülerin Prof. Schulz-Dornburgs am Kölner Konservatorium und vollendete ihre Ausbildung bei Stella Gerster in Berlin. Heute zählt Therese Behr längst zu den Lieblingen des Publikums und dehnt ihre Konzertreisen über ganz Deutschland, über Holland, Belgien und Oesterreich aus. Ihre weiche, volle Altstimme hat etwas unmittelbar zu Herzen Gehendes, ihr Vortrag schmiegt sich in gleicher Weise dem einfachen Volkslied wie den kompliziertesten modernen Kompositionen an.

Agnetendorfer Schlittensport. Eine der herrlichsten Schneebahnen des Riesengebirges, auf welcher drun auch der Wintersport alljährlich nach den Schneefällen zu schönsten Entfaltung kommt, ist die Bahn zwischen Agnetendorf und der höher gelegenen Peterbaude. Namentlich die Fahrt mit dem Hörnerschlitten erfreut sich auf dieser prächtigen Bahn der größten Beliebtheit. Hierzu trägt wohl nicht zum mindesten auch der Umstand bei, daß die sorgfältige Ueberwachung der Bahn ebenso wie die Tüchtigkeit der Schlittenführer bisher jeden ernsteren Unfall bei der Pflege dieses gesunden Sportes zu verhindern vermochten. In langen Reihen sieht man an schönen Wintertagen die Gespanne mit den Schlitten nach der Peterbaude aufwärts ziehen, und ein herrlicher Anblick ist es dann, wenn die leichten Gefährte über die weiße Fläche in rasender Schnelligkeit herniedersausen. Unsere Bilder geben eine lebensvolle Vorstellung von dem frohen Treiben auf dem Schnee, das auch in den letzten Weihnachtsfeiertagen trotz der nur wenig winterlichen Witterung sich rege bethätigen konnte.

Die Musiksektion des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins. Die seit langem von den weitesten Kreisen des In- und Auslandes in Anspruch genommene Stellenvermittlung des oben genannten Vereins hat, einem wirklichen Bedürfnis der Zeit entsprechend, vor einigen Jahren eine besondere Musiksektion gegründet, die jetzt schon in 20 Städten Deutschlands blühende Gruppen besitzt. Dieser Zweigverein, der in seiner Organisation durchaus nach dem Vorbilde des bewährten Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins gebildet ist, verfolgt nicht nur ideale Zwecke, sondern hat sich die Aufgabe gestellt, praktisch für das Fortkommen seiner Mitglieder zu sorgen. Er empfiehlt Lehrerinnen für Klavier, Gesang, Theorie und Violine, unter besonderer Berücksichtigung der verschiedenen von Pensionaten, Schulen und Familien gestellten Anforderungen, und da er die vollgiltige Garantie für die Tüchtigkeit der von ihm vorgeschlagenen Lehrkräfte übernimmt, kann er dem Publikum warm empfohlen werden. Die Zentralleitung befindet sich in Berlin W., Ansbacherstraße 53, bei Frau Helene Bungbausen-Leubuscher.

Das Deutsche Genesungsheim in Japan. Dank dem Eifer des Chefs des ostasiatischen Kreuzergeschwaders wird das anläßlich des Chinakrieges von dem Oberarzt des Marine-Lazaretts in Yokohama, Marine-Oberstabsarzt **Dr. Koch** gegründete Genesungsheim in Hommoku bei Yokohama uns erhalten werden. Für die dt. schen Besatzungstruppen bedeutet das viel, denn die Anstalt ist hervorragend begünstigt durch klimatische Verhältnisse und ihre unvergleichlich schöne Lage. Zwischen den Fischer- und Badedörfern Hommoku und Negisch gelegen, ringt von Wäldern eingerahmt, schaut sie vom hügligen Strande herab auf die Bucht, auf das Kommen und Gehen unzähliger Schiffe und die bunten, wechselreichen Bilder des Hafenlebens.

Ankunft in Agnetendorf von der Peterbaude.

Aufbruch zur Peterbaude von Agnetendorf aus.

Abfahrt der Hörnerschlitten von der Peterbaude.

Wintersport im Riesengebirge.

Nach photographischen Aufnahmen von A. Caner in Hermsdorf (Agnatz) und Warmbrunn

Die Gartenlaube

4. Beilage zu Heft 2. 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Franz Stuck, dessen Gemälde „Zu Rosenkranz“ wir unseren Lesern in gelungener Wiedergabe darbieten, zählt zu den kraftvollsten und eigenartigsten Erscheinungen unter den jüngeren Künstlern unserer Zeit. Zu Tettenweis in Niederbayern wurde Franz Stuck am 23. Februar 1863 geboren, und bei Professor Lindenschmit empfing er in München seine Ausbildung. Schon in jungen Jahren fiel er durch eine große zeichnerische Begabung auf, und seine lustigen, wiederholten Entwürfe, die er damals schuf und welche zum Teile in den beiden Sammelwerken „Allegorien und Embleme“ und „Titel und Vignetten“ vereinigt wurden, gelten als vorbildliche Leistungen auf dem Felde der dekorativen Buchkunst. Mit größeren Gemälden trat Stuck dann erst zu Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hervor. Hatte man bisher den bei aller Leichtigkeit der Komposition doch überaus korrekten und sicheren Zeichner in ihm bewundert, so setzte er nun in Erstaunen durch die machtvolle Art, mit der er auch über die Farbe gebot. Eine reiche und urkräftige Phantasie spricht aus seinen Gemälden, von denen einzelne, wie „Der Wächter des Paradieses“, „Die Sünde“, „Der Krieg“ — im Besitze der neuen Pinakothek zu München — in zahlreichen Reproduktionen verbreitet und bekannt geworden sind. Als Landschafter wie als Schöpfer von urwüchsigen Kentauren, Faunen und Nymphen, als Allegoriker wie als Porträtist hat Stuck eine ebenso vielseitige wie reiche und selbstständige Tätigkeit entfaltet. Aber nicht nur als Maler, auch als Bildhauer und Architekt hat er Hervorragendes geschaffen.

Franz Stuck.
Nach einer Aufn. von A. Baumann in München.

Bieden sein „Athlet“, seine „Amazone“ und seine „Tänzerin“ treffliche Proben eines hohen Könnens auf dem erstgenannten Gebiete, so mag sein eigenes Haus, das sich der Künstler in Anlehnung an griechische Vorbilder in München schuf, von Stucks eigenartiger Begabung auch dem Gebiete der Baukunst zeugen. Als Professor an der k. bayrischen Akademie der bildenden Künste in München übt der Künstler seit Jahren eine fruchtbare Lehrthätigkeit aus.

Wilhelm Kienzl. Durch die freundliche Aufnahme, welche Kienzls neue Oper „Heilmar“ bei ihrer jüngst erfolgten ersten Aufführung im Königlichen Opernhause zu Berlin gefunden hat, ist die Aufmerksamkeit der musikalischen Kreise neuerdings diesem vortrefflichen Komponisten zugewendet worden. Wir sagen neuerdings, denn Kienzl hat der deutschen Opernbühne schon manches Werk von bleibendem Wert geschenkt, vor allem seinen prächtigen „Evangelimann“, jene volkstümliche Oper, die auf ihrem Zuge über die meisten Bühnen Deutschlands und Oesterreichs sich wie wenige andere Tonschöpfungen der jüngsten Jahre die Herzen der Hörer gewann. Kienzl ist Oesterreicher von Geburt. Er stammt aus Waizenkirchen in Oberösterreich, wo er am 17. Januar 1857 geboren wurde. In Graz, Prag, Leipzig und Wien gab er sich seinen Universitäts- und Musikstudien hin, um später in Bayreuth bei Richard Wagner und in München bei Joseph Rheinberger seine Lehrjahre abzuschließen. Als Pianist und Dirigent machte er dann mannigfache Kunstreisen mit, und in den Jahren 1883 und 1884 war er als erster Kapellmeister der deutschen Oper in Amsterdam und dann in Krefeld thätig. Nachdem er später durch eine Reihe von Jahren als Direktor des Steiermärkischen Musikvereins in Graz und als erster Kapellmeister am Hamburger Stadttheater und am Münchener Hoftheater gewirkt hatte, zog er sich 1894 nach Graz zurück. Außer mehreren Opern hat Kienzl eine Reihe von Orchester- und Kammermusikwerken, Chöre, Lieder und Klavierstücke komponiert.

Wilhelm Kienzl.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph J. Baruch in Berlin.

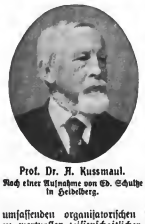
Der Umbau des königlichen Residenzschlosses in Dresden. Nach zweijähriger Arbeit ist vor kurzem der Umbau des königlichen Schlosses in Dresden vollendet worden, dessen einstige Schönheit durch den Brand von 1701 und die danach von August dem Starken vorgenommene Erneuerung stark beeinträchtigt worden war. Gelegentlich des achthundertjährigen Bestehens der Wettiner Jubiläums und später beim jedesmaligen Geburtstage des Königs Albert wurden von den Ständen die Mittel zum Neubau des Königs als Huldigungsgabe dargebracht, so daß im Jahre 1889 Hofbaurat Dunger und Hofarchitekt Fröhlich zur Verwirklichung ihrer Pläne schreiten konnten. Es entstanden zunächst in neuer Schönheit die nach dem Theaterplatz gelegene Weißfront und der „Küchenflügel“ in der Schloßstraße. Die letzte Bauperiode erneuerte den die Gemächer des Königs und der Königin enthaltenden „Georgenbau“ mit dem Georgenthore, das die Verbindung von der Schloßstraße aus nach der Augustusbrücke ermöglicht. Die Fassade des neuen Georgenbaues ist reich an plastischem Schmuck; rechts und links vor der Einfahrt erheben sich stattliche Recken, während am Giebel das Reiterdenkmal Georgs des Bärtigen hervorragt, des einstigen Erbauers des Schlosses. Diese Standbilder sind Schöpfungen des Bildhauers Christian Behrens.

Der neue Georgenbau des königlichen Schlosses in Dresden.
Nach einer Aufnahme von Stengel & Co. in Dresden.

Das neue evangelische Diakonissen-Krankenhaus in Wien. Das kürzlich eröffnete evangelische Diakonissen-Krankenhaus in Wien ist eine Schöpfung des Stadtbauinspektors Karl Brodbag. Es ist ein freundlicher, im Renaissancestil gehaltener Bau, dessen Einrichtungen als mustergültig bezeichnet werden können. Das Gebäude hat drei Geschosse nebst Souterrainräumen. In dem unteren liegen die Aufnahmskanzlei und mehrere für die diensthabenden Diakonissen bestimmte Zimmer. In dem mittleren Stockwerke befinden sich die Ordinationszimmer der Aerzte, der geräumige Operationssaal und die Krankenzimmer, welche zwanzig Kranke aufnehmen können. Im Erdgeschoß sind die Badelokalitäten, die Küche und die Zentralheizung untergebracht. Durch eine Halle gelangt man in den prächtigen Spitalgarten, und dieser wird durch das Wohngebäude der Krankenschwestern abgeschlossen. Der Verein für die evangelische Diakonissensache in Wien hat bereits mehrere Anstalten geschaffen, welche menschenfreundlichen Werken dienen. Durch den Bau des Krankenhauses sind die Mittel des Vereins erschöpft. Spenden für das Liebeswerk nimmt der Obmann des Vereins Pfarrer Dozent Dr. Paul v. Zimmermann in Wien, I. Dorotheergasse 18, entgegen.

Das neue evangelische Diakonissen-Krankenhaus in Wien: Gartenansicht.

Professor Adolf Kußmaul, der Altmeister der inneren Medizin, dessen große wissenschaftliche Bedeutung weit über die Grenzen des Reiches anerkannt und gewürdigt wird, vollendet am 22. Februar sein achtzigstes Lebensjahr. Kußmaul stammt aus Graben bei Karlsruhe, studierte in Heidelberg, machte als badischer Militärarzt den Feldzug in Holstein mit und praktizierte dann von 1850 bis 1853 in Kandern. Zugleich setzte er seine Studien eifrig fort, so daß er sich 1855 in Heidelberg als Privatdozent habilitieren konnte. Zwei Jahre später wurde er außerordentlicher Professor, und 1859 erfolgte seine Berufung als ordentlicher Professor nach Erlangen, wo er zugleich als Direktor der medizinischen Klinik und Poliklinik wirkte. In gleicher Weise war Kußmaul später in Freiburg i. B. und in Straßburg tätig. Seit 1889 lebt er im Ruhestand in Heidelberg. Neben seiner reichen und erfolgsgekrönten Lehrtätigkeit und seiner umfassenden organisatorischen Wirksamkeit hat er stets auch Muße zu wertvoller wissenschaftlicher Forscherarbeit gefunden. Und so hat er neben seinem berühmten „Handbuche der speziellen Pathologie und Therapie“ und einer Reihe von medizinisch-klinischen Schriften auch zahlreiche Werke im Druck erscheinen lassen, welche die bedeutsamen Forschungsergebnisse seiner physchologischen und pathologisch-anatomischen Arbeit umfassen.



Prof. Dr. A. Kussmaul.
Nach einer Aufnahme von Ed. Schultze in Heidelberg.

Hauptmann Bartsch von Sigsfeld, einer der kühnsten und verdienstvollsten Luftschiffer der deutschen Armee, ist am 1. Februar auf einer Ballonfahrt, die ihn und Dr. Linke nach Westen bis an die Nordsee führte, in tragischer Weise ums Leben gekommen. Da die Luftschiffer bei dem starken Winde das Meer nicht überschreiten wollten, versuchten sie bei dem, 35 km von der Küste entfernten, belgischen Orte Zuydbrecht den Ballon zu verlassen. Dr. Linke erreichte glücklich den festen Boden, Hauptmann von Sigsfeld jedoch blieb im Tauwerk hängen und wurde von dem Ballon mit solcher Wucht zur Erde gestoßen, daß der Tod sofort eintrat. Der Körper wurde dann noch vom Ballon eine Strecke weit geschleift. Die Verdienste des Verstorbenen um die Entwicklung unserer militärischen Luftschiffahrt waren sehr bedeutend; u. a. war er an der Erfindung des Drachenballons hervorragend beteiligt. Hauptmann von Sigsfeld hat ein Alter von 41 Jahren erreicht; sein Eintritt in das Luftschiffer-Bataillon war im Jahre 1897 erfolgt, jedoch hatte er bereits von 1888 an Luftfahrten unternommen, die wissenschaftlichen Zwecken gewidmet waren.

Hauptm. Bartsch v. Sigsfeld †.

Winter im Hochgebirge. Wenn im Tiefland die Schneehöhe einen Meter erreicht, so ist dies schon ein ziemlich außergewöhnliches Ereignis. Im Hochgebirge aber gehören Schneetiefen von 5 bis 8 m zur Regel und von 10 bis 15 m zur Ausnahme. Die einsamen Gehöfte und Dörfer, die an den Bergwänden und Gebirgsthälern zerstreut liegen, sind dann wochen- und selbst monatelang von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen. Mit welch großen Mühen und Gefahren die Offenhaltung der Wege im Gebirge verbunden ist, zeigt ein Blick auf die wenigen Poststraßen, auf denen der Verkehr auch im Winter aufrecht erhalten werden muß. Auf der Simplonstraße, die in der Höhe von 2020 m den gleichnamigen Paß übersteigt und die bis zur Eröffnung der Eisenbahn durch den Tunnel eine wichtige Poststraße zwischen der Westschweiz und Oberitalien bildet, sind während des Winters einige hundert Arbeiter beschäftigt, um den Weg für die Post freizumachen. In Abständen von etwa 5 km sind feste Schutzhäuser erbaut, in denen die Arbeiter in starken Trupps zusammen wohnen; wenn Unwetter oder Dunkelheit Post und Reisende überraschen, finden auch diese dort zur Nacht eine Unterkunft. Kommen die schmalen, niedrigen Poststchlitten bei einem Schutzhause an, so wird ihnen eine Abteilung Arbeiter auf den Weg mitgegeben, die unterwegs Hindernisse

Auf der Simplonstrasse im Winter.

Schutz- und Unterkunftshaus an der Simplonstrasse.

Nach Aufnahmen von A. Krenn in Zürich.

zu beseitigen, Schneegruben auszufüllen und oft auch Pferde und Gefährt aus dem Schnee herauszuarbeiten haben. Der Weg durch den Schnee folgt nämlich keineswegs dem Zug der Straße, diese ist oft gar nicht mehr zu erkennen, und auch die Schutzgalerien, die an bekannten Lawinenbahnen errichtet wurden, sind zuweilen im Schnee begraben oder doch an beiden Seiten derart blockiert, daß eine Passage kaum möglich ist. Dann wird eben der Schlittenweg auf gut Glück dem Berghang entlang geebnet, und mit lustigem Geklingel saust der Schlitten darüber weg, oft dicht an schaurigen Abgründen vorbei.

Die großen Auswandererhallen der Hamburg-Amerika-Linie, welche sich bisher am Petersenkai des Hamburger Hafens befanden, sind nunmehr weiter ostwärts verlegt worden. Der Platz für die neuen Anlagen, deren Mittelpunkt eine Kirche bildet, wurde vom Staate unentgeltlich zur Verfügung gestellt und ist so gelegen, daß die Auswanderer direkt von der Bahn nach ihm verbracht und von ihm auf die Schiffe befördert werden können, ohne die Stadt Hamburg selbst zu berühren. Auch die Einrichtung der ganzen Anlage ist natürlich so getroffen, daß sie namentlich in hygienischer Hinsicht die denkbar größte Sicherheit bietet. Die erste Nacht nach ihrer Ankunft verbleiben die Auswanderer auf der „unreinen Seite" der Anlage. Am nächsten Morgen müssen sich alle Angekommenen dann in den Bädern einer gründlichen Reinigung unterziehen, während all ihre Habseligkeiten ebenso gründlich desinfiziert werden. Nach dem Bade folgt die ärztliche Untersuchung, und nun erst werden die gesund Befundenen auf die „reine Seite" hinübergelassen, während alle Kranken oder Krankheitsverdächtigen in das Krankenhaus, beziehungsweise in besondere Beobachtungsbaracken verbracht werden. Auf der „reinen Seite" stehen den Auswanderern fünf geräumige Pavillons zur Verfügung, von denen einer für Familien, zwei für Männer und zwei für Frauen bestimmt sind. Im ganzen können in der neuen Anlage gleichzeitig 1000 Personen beherbergt werden. Die Preise sind den meist beschränkten Mitteln der Auswanderer entsprechend niedrig bemessen. Sie betragen für Unterkunft, Kost und Bäder täglich im Durchschnitt eine Mark, doch werden völlig Mittellose unentgeltlich aufgenommen und verpflegt.

Die großen Auswandererhallen der Hamburg-Amerika-Linie in Hamburg.
Nach einer Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

Motor für Kriegszwecke. Während die deutsche Heeresverwaltung sich vorläufig darauf beschränkt, Schiffahrer versuchsweise für den Nachrichtendienst zu verwenden, bedienen sich andere Armeen der Motoren bereits als Transportmittel in größerem Maßstab. Vor Kurzem haben im englischen Lager von Aldershot Versuche mit einem neuen großen Kraftwagen stattgefunden, der im Stande sein soll, mehrere Güterwagen zu befördern. Der Vorteil besteht darin, daß diese Güterzüge ohne Schienen fahren und sich frei im Gelände bewegen können. Sie würden also auf Kriegsschauplätzen mit weitmaschigem Eisenbahnnetz die lokalspielenden und zeitraubenden Arbeiten der Eisenbahntruppen bis zu einem gewissen Grade ersetzen.

Wie unser Bild zeigt, sind die Motorzüge auch im schwierigsten Gelände verwendbar. Sie fahren über Berg und Thal, ja sogar durch Wasser, sodaß sie den Truppen überall hin folgen können, um Munition und Lebensmittel heranzuführen.

Ein Motor für Kriegszwecke.

Die 100jährige Anna Maria Huber.
Nach e. Aufn. von Lehrer Läpple in Murrhardt.

Eine Hundertjährige. Die Feier ihres hundertsten Geburtstages konnte Frau Anna Maria Huber in Murrhardt im Württembergischen am 5. Februar begehen. Die würdige Greisin, deren Bild wir unseren Lesern zeigen, wurde im Jahre 1802 zu Hofenwarth im Großherzogtum Baden geboren. Sie verheiratete sich im Jahre 1835 mit Christian Huber, der als Schuhmacher in Murrhardt ansässig war. Nach dem Tode ihres Mannes wanderte sie im Jahre 1889 nach Amerika aus, wo ein Sohn von ihr lebte. Aber nur kurze Zeit litt es sie in der Neuen Welt, und schon nach zwei Jahren kehrte die damals nahezu Neunzigjährige in die alte Heimat zurück, ohne trotz ihres hohen Alters die weite Seereise beschwerlich zu empfinden. In Murrhardt fand sie dann noch durch nahezu zehn Jahre ihrem Haushalte in rüstiger Kraft vor. Erst seit dem Juli des vergangenen Jahres ist die Greisin in das Spital zu Murrhardt übergesiedelt, doch fühlt sie sich auch jetzt noch gesund und guten Mutes.

Ein alter Brauch im Pariser Gerichtsverfahren. Der älteste Gerichtsbeamte der Pariser Gerichte, Herr Dupuis, ist dieser Tage hochbetagt gestorben. Er hatte die Pflicht, gewisse Urteile öffentlich zu verkünden, und besonders lag es ihm ob, bei Eidesmissionen des Staatsgerichtshofes seines Amtes zu walten. So trat er 1889 bei der Verurteilung Boulangers und Rochefforts und in neuerer Zeit bei der Verkündigung des Urteils gegen Deroulède und Genossen in Thätigkeit. Vorschriftgemäß wohnte er meist die frühzeitig anfängliche Stunde, 6 Uhr morgens, zur Ausübung seines Amtes, um sich sowohl den Zuschauern, als auch den exbitterten Parteigängern politischer Persönlichkeiten zu entziehen. Die Posaune, deren Töne die Nachbarschaft auf die Verkündigung des Urteils aufmerksam machen sollten, blies er jedoch nicht selbst, sondern vertraute sie einem Gehilfen an. Nach dem Tode des Herrn Dupuis ist nun dieser an Vorgänge des mittelalterlichen Gerichtsverfahrens erinnernde Gebrauch abgeschafft worden.

Die alte Rheinbrücke in Basel. Eines der ältesten und ehrwürdigsten Baudenkmäler nicht nur der Stadt Basel allein, sondern der ganzen deutschen Lande, ist dem Untergange geweiht, aus Gründen, gegen die alle Einwendungen von Pietät und Altertumsfreundschaft nicht aufkommen können. Die „alte Rheinbrugg“ hat weit über ein halbes Jahrtausend ihrem Zwecke gedient; die großen Handelskarawanen der rheinischen Kaustenie zogen über sie hinweg, unzählige male erdröhnten ihre Planken unter dem schweren Schritte kriegerischer Scharen, vieles Ungemach, das über die Stadt Basel gekommen, hat sie gesehen und überdauert, nun mitten im Frieden wurde ihr Urteil gesprochen, weil sie alt und ausgedient, dem tosenden Verkehr der neuen Zeit nicht mehr zu genügen vermag. Es gab einen harten Kampf, bevor man sich entschloß, den alten, zum Wahrzeichen der Stadt gewordenen Bau zu beseitigen, aber schließlich siegten die praktischen Einwände gegenüber pietätvollen Fürsprachen. Ihre Gegner, die sich gut dem alten Stadtbilde, wie es sich von Norden gesehen bietet, anschließt, wird nicht ganz verschwinden. In allen neuen Projekten ist die altertümliche Bauart vorgesehen und daß alte Kapellchen auf dem Mittelpfeiler wird im Original erhalten bleiben. Zu der Konkurrenz für die neue Brücke sind nicht weniger als 28 Projekte eingegangen, von denen 13 reine Steinbauten, die übrigen eine Ausführung in Stein und Eisen vorsehen. Die Kosten schwanken zwischen 1¼ und 3½ Millionen Franken. Welches Projekt zur Ausführung angenommen wird, ist zur Stunde noch unbestimmt. Doch die Zeit drängt und der Abbruch der alten Brücke soll noch in diesem Jahre stattfinden. Diese hat somit 676 Jahre in Dienst gestanden. Ihr Erbauer ist Bischof Heinrich von Thun, der, um die Baukosten aufzubringen, seinen Kirchenschatz verpfänden mußte. Außerdem mußten noch die Stifte St. Blasien und Bürglen nahmhafte Beiträge an den Bau leisten.

Ein alter Brauch im Pariser Gerichtsverfahren:
Oeffentliche Verkündigung eines Urteils.

Die kleine Kapelle.

Die alte Rheinbrücke in Basel.
Nach Aufnahmen von A. Neeven in Zürich.

Der „Verein Frauenheim“ in Berlin, der vor 28 Jahren gegründet wurde, um „achtbaren, alleinstehenden Frauen eine dauernde, ihrer gesellschaftlichen Stellung entsprechende Wohnstätte“ mietsweise zu gewähren, darf mit Befriedigung auf das bisher Erreichte zurückschauen. Die finanzielle Lage hat sich — dank verschiedener Schenkungen und Vermächtnisse — so verbessert, daß sie unter allen Umständen als völlig gesichert anzusehen ist. Der Verein, der in allerbescheidenster Weise begann, besitzt nun in Groß-Lichterfelde bei Berlin, Bismarckstraße Nr. 4, zwei geräumige Häuser, deren Wohnungen stets begehrt werden. Stehen den Insassinnen doch, neben den behaglichen Privaträumen, die je nach dem Preise aus Stube und Kammer, oder einzelner Stube bestehen, ein gemeinsamer Speisesaal, eine bequeme Badeeinrichtung, schattige Lauben und eine kleine Bibliothek zur Verfügung, die auch der Tagesschriften nicht entbehrt. Das schönste Ziel des Vereins: auch unentgeltlich Wohnungen an bedürftige würdige Frauen abgeben zu können, wird erst erreicht werden, wenn die Beiträge der Mitglieder ein entsprechendes Kapital aufgebracht haben. Jeder, der dem Verein beitreten will, wende sich an den Vorstand Herrn Kommerzienrat Fritz Kühnemann, Berlin N. 4, Gartenstr. 21, der zu weiterer Auskunft bereit ist.

Halbheft 5. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Sette Oldenroths Liebe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(4. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Nachdem sich die Buchter Herrschaften in Mallnow etwas stürmisch getrennt hatten, war auch das Konzert im Park zu Ende gegangen, und Ilse fand allmählich ihre Ruhe wieder.

Natürlich hatte sie den Streit angezettelt, weil Lulu und die Jungens ihr verschiedentlich unbequem geworden waren. Sie hatte sich die Sache aber nicht so schlimm vorgestellt, sie wollte Lulu nur ein bißchen verstimmen, denn die kleine Person hing sich wie eine Klette an Hans, wollte durchaus auf dem Rückweg mit ihm fahren und sah außerdem noch äußerst vorteilhaft aus in dem eleganten grauen Tuchkostüm und dem hochmodernen Hütchen.

An der Rückfahrt mit Hans lag Ilsen aber gerade sehr viel, denn bis jetzt hatte sie mit ihm kaum allein reden können. Sie erregte deshalb mit virtuoser Geschicklichkeit eine Meinungsverschiedenheit, und die Sache wurde so hitzig, daß die der Frau Lulu anerzogene feine Haltung plötzlich versagte. Lulu hatte gewagt, es komisch zu finden, daß Ilse und Hans allein gefahren wären, dem ausdrücklichen Wunsche Fedderiens entgegen, und überdies gemeint, Agnes hätte überhaupt Grund zu bösen Stimmungen, denn Ilse ließe ihrem Schwager doch, so zu sagen, nach. Ilse hatte auf das Letzte gar nicht geantwortet und nur in ihrer

Winterabend.
Nach dem Gemälde von Max Giese.

leisen, nachtäsigen Art hingeworfen, ihr Mann hätte ihr nichts verboten, und sie ließe sich auch überhaupt nichts verbieten, sie und ihr Mann verständen sich vollkommen, und über Eifersüchteleien wären sie erhaben, weil sie sich eben aus Liebe geheiratet hätten. Solche Ehen stelen immer anders aus als die, welche durch einen Kommissionär zustande gebracht seien! Ganz leise und sanft hatte sie das gesprochen.

Aber der Blitz hatte gezündet. Wie ein kleiner Teufel war Lulu aufgesahren, mit geballten Fäustchen und sprühenden Augen war sie auf Ilse eingedrungen: was sie damit sagen wollte?! Sie hätte ihren Mann auf dem Opernhausball kennengelernt, ihr Onkel, ein Kommissionsrat, hätte ihn ihr vorgestellt, sie verbitte sich solch perfide Anspielungen! Darauf hatte sie in ihrem Zorn nach Hans gerufen; ihre heulenden Jungens, welche glaubten, ihrer Mama sei ein Unglück geschehen, waren davongeistoben, um den Onkel zu suchen und ihn nach dem lauschigen Plätzchen seitab im Park zu führen, wohin Ilse klugerweise die Scene verlegt hatte.

Alle mußten dann Frau Lulu trösten, die Ströme von Thränen vergoß und nichts weiter zu wiederholen wußte als: sie wolle fort, wolle abreisen, sie werde ihrem Mann das Weitere überlassen!

Hans bat seine Schwiegermutter, mit der weinenden Frau, den heulenden Jungens und der lächelnden Bonne nach Hause zu fahren, er würde sofort mit Ilsen nachkommen. Frau von Brunsberg hatte zwar einen schwachen Versuch gemacht, Lulu zu beruhigen, aber vergebens. So war sie denn gefahren, und diese Gelegenheit hatte die empörte kleine Frau benutzt, um der Mutter Ilsens zu erzählen, daß die ganze Welt sich damals über Fedderiens rasche Verlobung gewundert hätte, denn es wäre doch stadtbekannt gewesen, daß dieser bis über die Ohren in Sette vertieft gewesen sei.

Als die Damen sich entfernt hatten und Ilse im heimlichen Behagen ihres Triumphes gelassen an dem großen Tisch saß, um den die befreundeten Familien der nächsten Rittergüter und Siegeswaldes mit den einquartierten Offizieren sich niedergelassen hatten, machte irgend jemand den Vorschlag, den Abend über noch beisammen zu bleiben, einer gemeinschaftlichen Bowle und einem einfachen Abendessen zuliebe; die jungen Damen tanzten hier auf dem Lande ohnehin so selten. Die Wenigen, die gegen dieses Vorhaben waren und auf ein drohendes Gewitter hinwiesen, wurden überstimmt; unter Scherzen und Lachen stürmte man die Küche der Wirtin, revidierte die Speisekammer, und eine in aller Eile ernannte Bowlenkommission machte sich an die Bereitung des Getränkes. Bis das Abendessen fertig war, spielte man, wie die Kinder, in der herrlichen Kastanienallee des Parkes unter Lachen und Jauchzen Fangchen.

Ilse und Hans saßen nicht weit davon auf einer Bank. Er hatte den leichten Filzhut über die weiße Stirn zurückgeschoben und fächelte sich mit dem Taschentuch Luft zu; er hatte bis jetzt mitgethan bei dem Laufen. Ilse lehnte sich bequem an die Bank und beobachtete anscheinend interessiert das Spiel. Die hellen Gestalten der Laufenden huschten in der Dämmerung der Alleen hin und wieder, und die Regimentsmusik spielte dazu ein Potpourri. —

Hans war ungemütlich und schwül zu Sinne. Seit Ilse in Buchte war, verfolgten ihn ihre feuchten, hellen Augen unter den breiten Lidern, wo er ging und stand. Des Morgens in aller Frühe, wenn er durch den Garten kam, schimmerte ihr helles Kleid zwischen den Büschen, bei Tische, beim Spazierenfahren wichen diese Blicke nicht von ihm. Immer und überall ihre Gegenwart, ein ständiges Mahnen: ich bin hier! Ja, als er nentlich in seinem Zimmer vom Mittagsschlaf erwachte, sah er ihre in hellen Foulard gekleidete Gestalt eben zur Thür hinausgleiten. Anfänglich glaubte er an eine Vision, aber da sand er die verwelkte Rose, welche sie über Mittag getragen hatte, auf seinem Arbeitstisch und eine zierliche Damennappe auf seiner Schreibunterlage; offenbar hatte Ilse hier einen Brief geschrieben.

Er war klar nachdenklich geworden seitdem. Was wollte sie eigentlich?

Er entsann sich noch zu gut jener Zeit, da sie es schon einmal so getrieben, ihm Kopf und Herz verwirrt hatte und ihn eines Tages, kahl wie einen gerupften Spatz, fliegen ließ. Das hatte ihn damals fast das Leben gekostet, denn er war rechtschaffen verliebt gewesen in sie, als sie plötzlich, wie das Fähnlein im Winde, zu Fedderiens umgeschwenkt war. Als Ilse dann kommen wollte in diesem Jahre, war ihm zuerst noch ein bischen wunderbar zu Mute gewesen, aber schließlich hatte er sich gesagt: Na, sie hat das Recht dazu, Buchte ist doch ihre Heimat. — Nun war sie da und, wie sein Schatten, beharrlich neben ihm. Er konnte sich ja beinahe denken, was sie wollte: mehr, noch mehr Geld für die Bedürfnisse ihrer Toilette, ihres eleganten Haushalts. Das hätte sie aber auch ohne dieses kokette Spiel erreicht, es war ja ihr Vermögen, das sie verbrauchte. Ihm war es gleichgültig! —

Mochten ihre Mutter und sie das ganze alte Buchte mit Stumpf und Stiel verschlampampen — er hatte absolut kein Interesse mehr an der Klitsche — halten konnte er sie doch nicht, es langte nicht ihn und nicht her, er mochte es anfangen, wie er wollte. Das ewige Borgen hatte auch seine Schwierigkeiten! Er erfuhr es gerade jetzt zur Genüge, wo er ein paar tausend Mark für sich gebrauchte. Ueberall fiel er ab. Wenn ihm Tetterow nicht aushalf, dann blieb ihm nur noch der Halsabschneider, und dann war es ja so weit! Na, man immer zu! Wenn's alle ist, hört's auf, und je früher es aufhört, um so besser! Das Leben hinter den alten Backsteinmauern an der Seite der kranken, ewig lamentierenden Frau war einfach unerträglich geworden. Im Anfang, als Bräutigam und junger Ehemann, hatte er sich ja redlich Mühe gegeben, hatte gearbeitet und geschuftet von früh bis spät. Sein Schwiegervater dankte ihm dafür mit Grobheiten und Mißtrauen. Der alte Mann hatte ihn eben durchschaut, und doch — weiß Gott, es war trotz allem seine redliche Absicht gewesen, Agnes glücklich zu machen! Ihr Brief damals, als die Ilse sich so plötzlich von ihm abwendete, hatte ihn wirklich gerührt — na ja — aber das hatte der alte Buchter gar nicht geglaubt. Der sah in ihm nur den Eindringling ins warme Nest, den verkrachten Leutnant, der sich durch eine Heirat retten wollte. Hans konnte es ihm nicht mal übelnehmen, denn seine Schulden hatte der alte Herr bei Heller und Pfennig vor der Hochzeit bezahlt. „Ganz nette Aussteuer für so einen Windbeutel, wie du bist, mein Sohn“ — meinte er damals mit sauersüßem Humor. „Nun halte von jetzt ab die Ohren steif, darum bitte ich dringend.“ Wenn der alte Herr jetzt das Soll und Haben in der Buchter Wirtschaftsführung hätte einsehen können, der würde geschimpft haben! Und dann hätte Hans in sein Toben und Schelten hineingeschrieen: Bedanken Sie sich, geehrter Herr, gefälligst bei dero Frau Gemahlin und Frau Tochter, der Ilse! Auf mich kommt das Wenigste! Was ich verbraucht habe, das, hol's der Teufel! das mußte sein, ich wäre sonst übergeschnappt in der Krankenstubenluft meiner Häuslichkeit, bei den ewigen Klagen und Eifersuchtsscenen meiner Frau. — Seit Ilse da war, wurde es ja noch schlimmer mit ihr. Heute mittag erst wieder! Er sollte nicht mit Ilsen in einem Wagen fahren, hatte Agnes verlangt. Weiß Gott, es lag ihm selbst nichts daran, aber nun, auf diese alberne Thränenscene hin, hatte er es gerade gewollt! Er mußte ihr das Lamentieren abgewöhnen, denn wenn das so bliebe — es wäre die Hölle auf Erden!

Wenn nur diese Ilse erst wieder aus dem Tempel 'raus wäre, dann würde er wieder aufatmen können! Ja — was wollte sie eigentlich? Sich etwa noch entschuldigen von damals her? Das könnte sie sich ersparen. Sie war, als sie sich so plötzlich von ihm abwandte, immerhin noch frei gewesen. Daß sie Fedderisen ihm vorzog, war ihm ganz begreiflich, er hatte immer neidlos die Vorzüge des älteren Kameraden anerkannt. Damals freilich, in seiner ersten schmerzlichen Enttäuschung, wollte er ihn fordern. Gottlob, daß er rasch zur Besinnung gekommen war, er hätte sich einfach lächerlich gemacht! Luz Rosdorf hatte sein Sekundant sein sollen, aber wie der die Angelegenheit objektiv ins Auge faßte, redete er Hans die Forderung aus.

„Er hat dich nicht hintergangen. Oder wußte er um deine Absicht, deine Liebe, hattest du dich ihm anvertraut?“

„Nein, er kam so plötzlich hereingeschneit, keine blasse Ahnung konnte er haben.“

„Na also, dann bist du lediglich von der Dame genasführt, — so sind die Weiber! Da es noch nicht so weit ist in der Welt, daß man sie fordern kann, so laß sie laufen und lach' darüber!“

Ja, lachen — hat sich was zu lachen! —

Und da saß nun Ilse Fedderisen neben ihm und ließ ihn nicht aus den Augen. Er fühlte ihre Blicke, obgleich er sie nicht sah. Sie machte ihn vollkommen nervös in den letzten Tagen, wenn er ihre Stimme nur von weitem hörte. Aber keine Rettung! Nun mußte

sie sich auch noch mit Lulu zanken und ihm die Möglichkeit nehmen, allein nach Hause zu fahren. Er hatte sich eigentlich vorgenommen, des Geldes wegen nochmals bei Tetterow vorzusprechen. Das ging nun nicht. Wenn er dann aber nach Hause kam, fand er Agnes wahrscheinlich in Krämpfen vor Eifersucht; und betam vorwurfsvolle Blicke von allen Seiten, sogar von der kleinen Sette. Schließlich, was sollte Feddersen denken? —

Und zu alledem diese brennenden Sorgen, diese äußerste Geldverlegenheit! Der Satan hatte ihn geplagt, daß er spielen mußte in Siegeswalde! O, zum Henker mit diesem Leben! Er stieß Ilsens Schirm, mit dem er bisher Figuren in den Sand gezeichnet hatte, so haftig nieder, daß der zierliche weiße Stab zerbrach.

„Um Gottes willen, Hans —" fragte sie leise und mitleidig, „was haben Sie denn nur? Drückt Sie irgend etwas?"

„Ja! Das Leben — gehörig!"

„Sie thun mir so furchtbar leid, Hans!"

„Sehr liebenswürdig, aber — bemühen Sie sich doch nicht!"

„Ich kann mir's ja denken, daß Sie unglücklich sind, Hans, aber — —"

„Nicht möglich!" höhnte er, „Sie können sich das denken?"

„Sie müssen freilich mit Agnes mehr Geduld haben, als man billigerweise von einem Manne verlangen kann, aber — —"

„Nun — aber?"

„Ja, mein Gott, Hans, denken Sie eigentlich, daß andere Leute nicht auch etwas haben, das sie drückt?" seufzte Ilse.

„Das klingt ja tragisch! Uebrigens, soll das ein Trost sein, meine Gnädige?"

„Gott — ich will Sie ja gar nicht trösten, Hans! Sie thun mir nur so sehr leid —"

„Womit habe ich denn dieses Wohlwollen Ihrerseits verdient, meine teuerste Frau Schwägerin? Es beängstigt mich beinahe. Sagen Sie mir doch ganz aufrichtig und vertrauensvoll — was wünschen Sie von mir?"

„Ich? Aber pfui! Sie sind ungerecht, Hans!"

„Ungerecht? Vielleicht, aber sicher nicht ungalant. Wollten Sie die gewisse Zusage haben — —?"

„Ich will nichts!" stieß sie hervor.

„Nichts? Wirklich nichts?"

„Nein!"

„Schade! Ich bin heute in der richtigen Stimmung, Sie könnten getrost alles Mögliche verlangen, ich würde es gewähren, und wenn ich den Mammon stehlen müßte, um mein Wort einzulösen." Er sah mit unbeschreiblicher Miene nach dem Nasenplatz, auf welchem Katz und Maus gespielt wurde, vornübergebeugt, die Arme auf den Knieen, die Hände gefaltet.

„Ich verstehe Sie nicht, Hans!" sagte sie fast schüchtern.

Er antwortete wieder nicht. Er dachte nur immer: Was will sie von mir? Und plötzlich kam ihm ein häßlicher Verdacht . . . . . Nein, so tief durfte er sie doch nicht schätzen!

Die Musik, die irgend einen Walzer spielte, brach plötzlich ab, der lärmende Kreis auf dem Rasen zerfloß; der Wirt hatte gemeldet, daß serviert wäre, und die Gruppen lösten sich in einzelne Paare auf, um in den Saal zu gehen.

Ilse rührte sich nicht. Hans erhob sich endlich und bot ihr den Arm. Langsam schritten sie den anderen nach durch die Dämmerung.

In dem großen Saal des Wirtshauses brannten drei Kronen zu je vier Petroleumlampen; man hatte kleinere und größere Tischchen aufgestellt, die aber alle bereits besetzt waren von lustigen, lachenden, plaudernden Menschen, als die Zwei eintraten. Zunächst sahen sie sich ratlos um, bis Ilse hinter dem riesigen giftgrünen Kachelofen fast versteckt ein Tischchen gewahrte, das, für vier Personen bestimmt, von einem einzigen Herrn annektiert war, der da in großer Behaglichkeit saß. Hans steuerte seine Dame dort hinüber und stellte Ilsen den korpulenten Artillerieoffizier vor, den er am Nachmittag flüchtig kennengelernt hatte.

„Riesig gemütliche Ecke, meine Gnädige!" eröffnete dieser die Unterhaltung. Ilse unterbrieb sich nun gesissentlich mit dem Major, und Hans hatte einen Kellner abgefangen, der einen Steintopf mit Bowle nebst Gläsern trug.

„Den lassen Sie nur gleich hier!" sagte er, pflanzte den ländlichen Wurstopf mitten auf den Tisch und machte sich daran, die Gläser zu füllen. Der Kellner, der den Buchter Herrn als freigebig kannte, lächelte ergeben und zog sich zurück.

Hans trank rasch hintereinander mehrere Gläser; der dicke Artillerist hatte vorsichtig gekostet. „Nehmen Sie sich in acht, Herr Oldenroth," warnte er, „ich glaube, der Wallnower Wirt hat diesen Mosel selber gemacht mitsamt dem Burgunder, den Thielen und Steingräber darunter gepanscht haben. Trotzdem, meine Gnädige, auf Ihr ganz Spezielles! Der Zwed heiligt auch hier die Mittel."

Ilse dachte mit ziemlich gelangweilter Miene; Schleim mit Dilllance unterbrachen einstweilen die Unterhaltung. Hans aß wenig, Ilse noch weniger; sie sah unter ihren breiten Lidern hervor zu Haus hinüber, der mittlerweile gesprächiger geworden war. Der Dicke stand des öftern auf, um mit irgend jemand anzustoßen; der Lärm der Unterhaltung, das Klappern der Teller, die rauschende Tafelmusik, dies alles ließ seine rückkehrenden Schritte verhallen, und so kam er in einem Moment, als Ilse und Hans sich in die Augen sahen, starr, lange, fragend. Einen Augenblick setzte sich der Major wieder, dann bat er um Entschuldigung, daß er so oft davonliefe, aber er müßte noch mit jemand anstoßen. „Der Teufel soll mich holen," murmelte er, „wenn ich wiederkomme!" Und nun blieben die Zwei allein in der dämmernden Ecke hinter dem großen Ofen. Eine übermütige, verzweifelte Lustigkeit kam plötzlich über Hans.

„Prost, Ilse!" er berührte mit seinem Glas das ihre. „Sagen Sie mal, Ilse —"

„Bitte, bitte, trinken Sie nicht so hastig!" flehte sie.

„Auf unsere alte Freundschaft, Ilse!"

„Ja! Ich bin wirklich Ihre Freundin, Hans."

„Aber ohne Zweifel! Obgleich ich auf Freundschaft pfeife, wissen Sie." Und auf einmal setzte er mit schwerer Zunge hinzu: „Beichten Sie mal, Ilse, wir hatten uns doch mal lieb, so zu sagen, — warum haben Sie mich denn so schnöde sitzen lassen damals? Mir ist die Geschichte ewig unklar geblieben — auf einmal — so plötzlich — — wissen Sie, Ilse — —"

„Wenn Sie langsamer trinken wollen, sollen Sie es erfahren, Hans," unterbrach sie ihn, „ich hatte mir ohnehin vorgenommen, es Ihnen zu erzählen."

„Bin kolossal gespannt — los! Ein Sturmwind fegte mich aus Ihrem Herzen, oder — plötzlich fühlten Sie es klar, daß Hänschen nicht der Beste war, so ein plebesischer, armer Schlucker. Kurz und gut — die Besinnung kam Ihnen noch im richtigen Augenblick, und Sie wählten weise."

„Warum behandeln Sie denn diese Angelegenheit so spöttisch?" fragte sie.

„Unabänderliches behandelt man am besten so."

Sie spielte mit dem eben neu aufgelegten Besteck. „Papa wollte es so — damit Sie es denn wissen," sagte sie.

Er setzte das Glas wieder hin und staunte sie an, beinah' erschrocken ob dieser dreisten Lüge, dann brach er in ein Lachen aus, das er mit der vorgehaltenen Serviette zu dämpfen suchte. „Donnerwetter! Das ist — das ist großartig!" stieß er hervor.

Sie hielt das aus, ohne mit der Wimper zu zucken, und wiederholte nur: „Papa wollte es so, er hat mich gezwungen zur Verlobung mit Fedderfen."

„Na also! Da haben wir's ja!" lachte er. „Da — da wären wir zu zwei Opfer der väterlichen Grausamkeit! O Jesses, Jesses — und Sie trugen's mit Fassung, Ilse, wie?" Plötzlich verstummte er, als er zwei schwere Thränen sah, die langsam über ihr blasses Gesicht liefen.

War das auch noch Komödie? Er wurde irre, war auch nicht mehr klar genug im Kopfe — die Bowle war doch stärker, als er gedacht hatte! Es wogte und wirbelte ihm vor Augen, und dicht neben seiner heißen zitternden Hand lag eine weiße schöngeformte Frauenhand — er wußte nicht, wie es kam, daß die seinige sich darüber legte.

„Ilse! Zuzutrauen war's dem Alten — — —"

Sie nickte — „Ich wußte nicht, wie mir geschah — — in aller Herrgottsfrühe klopfte Papa an unsere Thür — ich schlief noch — in sein Zimmer sollt' ich kommen. Da sagte er: Fedderfen hat um dich angehalten — hier ist er — in Gottes Namen' — ich — mein Gott — Hans —!"

Sie schwieg — ihre Hand lag noch immer unter der seinen. —

„Aber Ilse, Sie sind doch glücklich — mit Fritz — Sie — er ist doch ein vornehmer Kerl — er — hören Sie, Ilse — ich lasse auf Fedderfen nichts kommen —"

Anbordsetzen eines I

Nach einer Origi

bei schwerem Wetter.

l von F. Lindner.

Sie starrte geradeaus in den dunstigen Saal hinein. Hans stützte den Kopf in die Linke, die Rechte umspannte fester Ilsens zuckende Finger. Als er keine Antwort erhielt, zog er seine Hand langsam zurück. „Da kommt ein Tänzer," sagte er mit schwerer Zunge und zeigte auf den dicken Major, der mit einem verschmitzten Lächeln herankam; man rückte unter Lärmen und Lachen die Tische hinaus, und auf dem rasch sich leerenden Parkett drehten sich schon einige Paare im Walzer.

„Ich tanze nicht, Hans!" stotterte sie.

„Sie werden tanzen!" stieß er hervor, hart, wie besessend. Gehorsam stand sie auf, er blieb allein, halb besinnungslos vor Leidenschaft. Also so war es gekommen — der Tyrann, der Alte, der ihm später noch jede Stunde vergiftet hatte — der war schuld — dem hatte der adlige Schwiegersohn besser gepaßt — vielleicht beim Skat zustande gekommen die Geschichte — Ilse vielleicht fortgelobt — aus Angst vor ihm — den er nicht in die Familie bekommen wollte! — Ha, ha, ausgezeichnet — er war doch noch 'rein gekommen — so was rächt sich! Aber was für ein Dasein — das um Ilsens willen zu ertragen, hätt' sich wenigstens verlohnt! Diese Frau — was hatte sie für eine unheimliche Macht über ihn! Er verfolgte sie jetzt mit seinen Blicken. Sie besaß trotz ihrer Fülle etwas Leichtes, Geschmeidiges in ihren Bewegungen beim Tanzen, und ihre Augen waren immer auf ihn gerichtet, gleichsam wie auf ihn gebannt. Das brachte ihn außer sich! Wozu das alles? Wozu brauchte er denn zu wissen, daß sie nicht glücklich war? — Wenn sie sich denn doch einmal verloren hatten! — Dieser Alte, dieser Gewaltmensch, wie er ihn haßte noch im Tode — alle hatte er unglücklich gemacht! — Und was sollte nun werden mit ihr und ihm? Der Stein war angestoßen — wenn er nun ins Rollen kam? —

Ah! bah! Es war ja ganz egal! Wen ging's was an?

Und plötzlich stand er auf, torkelnd, schwerfällig, tastete sich an der Wand nach dem Ausgang und trat, den Flur durchquerend, in die geöffnete Hofthür. Eine stark abgekühlte, feuchte Luft umfing ihn, der Regen rauschte in Strömen nieder. Der kalte Hauch legte sich beruhigend auf seine fieberndе Stirn. —

Den Teufel auch — vernünftig sein — er war doch ein anständiger Kerl! Mochte das Entennest da in Buchte unter seinen Händen in Nichts zerfließen — er war kein Krämer, und die Weiber wollten es nicht anders —. Aber Fedderſen unter den Augen herumlaufen mit dem Bewußtsein, ihn bestohlen zu haben, Fedderſen, der immer einen Rat, ein treues Freundeswort für ihn gehabt hatte, und der — nee, das nicht — lieber — —.

Er hielt den Hausknecht, der an ihm vorübereilen wollte, an der Schulter fest. „Anspannen, mein Sohn," sagte er, „aber ein bißchen plötzlich — bitte!"

„Jawohl, Herr!" antwortete verwundert der Mann, hing seine Stallschürze über den Kopf und rannte zu den Ställen hinüber.

„Bei dem Regen wollen der Herr Leutnant fahren?" fragte der hinzutretende Wirt.

„Der Ueberzieher ist warm, und trockene Kleider giebt's zu Hause," antwortete Hans. Und in seinem Innern klang es unaufhörlich: Als anständiger Kerl — als anständiger Kerl! Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und schrieb an Ilse, sie möchte mit Ertzens fahren, auf dem offenen Wagen wäre es bei dem Regen für eine Dame unmöglich. Das schickte er mit dem Kellner hinein. Mochte sie sehen, wie sie nach Hause kam! Gottlob, da rasselte der Wagen über den Hof!

Hans zog den Kragen des leichten Sommerüberziehers hoch und wollte die Stufen hinuntereilen. Da fühlte er sich plötzlich am Arme festgehalten.

„Wie häßlich von Ihnen!" sagte Ilse, die in ihrem hellen Kleid in der Thüre stand. „Wer sagt Ihnen, daß ich mit Ertzens fahren kann? Die haben ja selber kaum Platz. Wir warten, bis der Regen vorüber ist. Hans, bitte!"

„Es ist ein Landregen und keine Aussicht auf ein Nachlassen," antwortete er, ihre Hand abstreifend. „Ich werde heimfahren und Ihnen den Landauer schicken. Sie werden vollkommen durchnäßt in Ihrem leichten Kleid."

„Ich fürchte das bißchen Nässe nicht, überdies ist mein Staubmantel wasserdicht." Sie fuhr schon eilig in den Mantel hinein, den ihr der Kellner auf ihren Wunsch gebracht hatte, und stülpte das Hütchen auf ihr blondes Haar.

„Sie sind heiß vom Tanzen, gnädige Frau," gab der Wirt zu bedenken, „Sie können sich den Tod holen!"

Und ohne um Erlaubnis zu fragen, hoch erfreut, die Herrschaften durch seinen plötzlichen Einfall aus einer Verlegenheit reißen zu können, schrie er dem Hausknecht zu: „Nehmen Sie das Coupé vom Herrn Landrat, ich verantwort's — und Friese soll fahren. Der Herr Landrat hat das Coupé zum Verkauf bei mir eingestellt," wandte er sich auffläredn an Hans, „er fährt ein neues. Einen Augenblick, meine Herrschaften, es ist ja unmöglich auf dem offenen Wagen."

Hans stand in ohnmächtigem Zorn. Dann wandte er sich langsam um und schritt in das Haus zurück, während er den durchnäßten Hut schwenkte, daß die Tropfen umherspritzten. Der Kellner brachte ihm auf seinen Wink ein großes Glas Bowle. Er sah Ilse nicht an. Die stand blaß neben ihm und lauschte in den Regen hinaus. Ihre Zähne bissen fest auf die Lippen, sie schien tief beleidigt. Der Wagen kam, ein enges Coupé, das kaum Platz für zwei Menschen bot. Unter dem aufgespannten Regenschirm des Wirtes schlüpfte Ilse hinein. Hans kam ihr zögernd nach. Einen Augenblick hatte er die Idee, den Schlag zuzuwerfen und sich auf den Bock zu setzen; dann ward ihm das Lächerliche dieses Vorhabens klar. Er stieg ein und setzte sich neben Ilse.

Der Hausknecht schloß den Schlag, und die Fahrt ging los. Der Lichtschein der erhellten Fenster huschte an den Scheiben des Wagens vorüber, prasselnd schlug der Regen auf das Verdeck — es war eine schwüle Luft in dem engen Raum, ganz durchnetzt von Ilsens Lieblingsparfüm. Hans wollte das Fenster herunterlassen, er meinte, es sonst nicht zu ertragen.

„Lassen Sie es zu, Hans!" bat sie leise.

Nach einem Weilchen hörte er sie leise schluchzen. Keines von beiden sprach ein Wort. Dann plötzlich lag ihr Kopf an seiner Brust, ihre Arme schlangen sich um seinen Hals — „Vergieb mir — vergieb mir — ich kann nicht weiterleben ohne deine Verzeihung! Hans! — Hans!"

„Ilse!" — —

Sie wußten nicht, wie lange sie gefahren waren, als der Wagen plötzlich hielt. Ein Lichtschein fiel durch die beschlagenen Scheiben — erschrocken ließ Hans sie aus seinen Armen. Mitten auf der Landstraße waren sie. Der Schlag wurde aufgerissen.

„Ist Ilse da?" fragte Fedderſens Stimme in den Wagen.

Hans war mit einem Satz draußen. „Ja," antwortete er, „der Wirt erinnerte sich zum Glück dieser alten Karrete, weil — der Regen — das Gig war unmöglich —" Seine Stimme klang heiser — nun verstummte er.

„Ihr habt euch ein bißchen spät daran erinnert, daß ihr einen Landauer besitzt, der uns abholen konnte," klagte Ilse in ihrer langsamen, gelassenen Art zu sprechen. „Da soll ich wohl nun umsteigen? Lohnt sich das noch? Wie sind ja wohl gleich in Buchte?"

„Ja, gleich, aber das schadet nichts. Bitte komm, ich werde dir behilflich sein!" sagte Fedderſen, der Agnes zuliebe auf jeden Fall mit Ilsen allein eintreffen wollte.

Sie schlüpfte gewandt aus dem Coupé in den Landauer hinein, ihr Lachen klang harmlos wie das eines Kindes.

Fedderſen blieb noch einen Augenblick bei Hans stehen, trotz des strömenden Regens. „Du, Hans," sagte er freundlich, „ich bin euch nämlich entgegen gefahren, damit du dein Heimkommen bereiten solltest — deine Frau ist krank geworden — vielleicht fährst du rasch voran?" In der Art, wie er das sagte, lag das Bemühen, Hans zu überzeugen, daß kein anderer Grund ihn veranlaßte, Ilse seinem Schutz zu entziehen. Du denkst doch etwa nicht, daß ich dir mißtraue? meinte Hans herauszuhören.

„Die Stute vor dem leichten Wagen, da kannst du in zehn Minuten daheim sein, Hans!" setzte Fedderſen noch hinzu. „Und ängstige dich nicht — Doktor Saatow ist bereits benachrichtigt. Ich glaube aber, deine Gegenwart wird die beste Medizin sein."

Langsam stieg Hans wieder in das Coupé, das noch ganz erfüllt war von dem Duft, den Ilse zurückgelassen hatte, und der ihn eben noch berauscht hatte. Er riß beide Fenster auf — es überkam ihn wie eine Uebelkeit.

So, und was nun?!

Nun war er ein Verräter geworden! In die Erde hätte er sinken mögen, als er plötzlich vor Fedderſen gestanden hatte.

Er wollte dem Kutscher zurufen: „Nicht nach Buchte — weiter — weiter!“ Um Gottes willen nicht zu der kranken Frau, die sich wahrscheinlich in Krämpfen wand, weil sie ihn mit Ilsen zusammen wußte! — Aber wohin? — Er fiel wieder auf den Sitz zurück — er wußte nichts. Nach Tetterow? — Ach, das Geld — was lag ihm noch daran! Das Ehrenwort hatte er dem Mehlenthin wohl gegeben, bis übermorgen diese Spielschuld zu bezahlen. — Das war ja aber nun egal — ein Mensch wie er brauchte Ehrenworte nicht mehr zu halten — so ein Dieb — so ein gemeiner —

Der Wagen fuhr auf der Landstraße dahin. Das Pfützenwasser schlug zu dem offenen Fenster herein, er merkte es nicht. Immer sah er den Blick Fedderiens vor sich, immer hörte er die freundliche Stimme, wie er sie eben jetzt und früher so oft gehört hatte: Thun Sie das nicht, Hans, es könnte Ihnen Ungelegenheiten bringen — ich an Ihrer Stelle würde es so oder so machen. Oder: Kann ich Ihnen aushelfen, Hans? Viel habe ich selber nicht — aber ich komme schon durch. Sie müssen sich nicht genieren, Hans. Sie müssen immer denken, Sie fänden vor einem älteren Bruder. — Wie unzähligemal hatte er so und ähnlich zu ihm gesprochen in fiebrigen Tagen, in so mancher größeren und kleineren Lebensnot. Und so hatte er ihm das gedankt in dieser Stunde! — Wo war der anständige Kerl geblieben? — Diese Frau — diese — —

Und plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: Tölpel! So wie sie ihn eben bethört — so war es dem auch ergangen — und da hatte der Alte — — ja, ja — sein Zweifel — Fedderiens hatte ja doch damals die Sette gemeint! Arme kleine Sette! Sie stand vor seinen Augen, still, geduldig, und neben ihr Agnes. Agnes — ach, die hatte weiter gesehen als er, als sie alle. Die kannte ihre Schwester — die —

Jetzt bog der Wagen in das Buchter Hofthor ein. Und nun soll er an das Bett der Kranken treten, sie beruhigen und lügen — wieder lügen — erst seinem Freund, seinem Kameraden, nun seiner Frau gegenüber — und die Lüge ist so gemein — er hat sie stets verabscheut — er war leichtsinnig gewesen — ja — aber gelogen hatte er nie — nie!

„Was nun? Was nun?“ Er sprach es halblaut vor sich hin, als der Wagen hielt. Er stolperte hinaus, ungeschickt wie ein alter Mann, und schritt die Stufen hinan, als wäre er seiner Glieder nicht mächtig. Der Kutscher, der auf ein Trinkgeld gehofft hatte, sah ihm verdrießlich nach: Oskar, der Diener, lächelte. „Soll schwer geladen?“ fragte der Kutscher.

„Das wundert mich, er kann sonst schon was vertragen,“ meinte Oskar. „Spannen Sie nur drüben aus. Wie ging's denn übrigens mit der Braunen?“

„Die Arme hat das Beest mir beinah' vom Leibe gerissen — und das Saumelter dazu — und nun noch anderthalb Stunden nach Hause laufen per Beene, und nich 'neu Groschen zu 'neun Schluck. Ihr seid ruppig geworden hier auf Buchte — der olle Selige gab nich viel, aber gar nichts — nee — das wäre nich vorgekommen. Pfui Deuwel!“ Fluchend lenkte der Mann das Tier hinüber zu der Stallung.

In der Halle wartete Sette auf ihren Bruder.

„Agnes ist krank,“ sagte sie, während sie besorgt in sein blasses Gesicht blickte. „Es wäre gut, du kämest nachher einen Augenblick zu ihr, sie will dich sprechen. Und ein Brief ist gekommen von Tetterow mit Boten.“

Er antwortete ihr nicht; er schritt hastig voran in sein Zimmer. Sette trat hinter ihm auf die Schwelle, verwundert über sein Gebaren. Er warf Hut und Ueberzieher hastig auf einen Stuhl, dann lief er, die Hände in den Taschen seiner Beinkleider, ein paarmal im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er an seinem Schreibtisch stehen. „Entschuldige mich bei Agnes — entschuldige mich — ich bin — ich habe — es ist mir nicht möglich — weißt du — Kopfweh — die Bowle — will ins Bett — gleich —“

Er sah dabei an Sette vorüber, griff nach dem Brief von Tetterow, der ihm eben ins Auge fiel, riß das Couvert auf, lachte dann heiser und ballte das Papier in seiner Hand zusammen. „Nichts — natürlich nichts — aber das macht ja nichts weiter. — Gute Nacht, Sette! — Nein — küß mich nicht — laß — laß —“

Sie war, von Angst und Mitleid ergriffen, herübergekommen und hatte die Arme um seinen Hals legen wollen, um ihn zu fragen: Was ist dir denn? Laß mich doch teilnehmen an deinen Sorgen! Nun trat sie, betroffen von seiner hastigen Abwehr, zurück. „Gute Nacht, Hans!“ murmelte sie.

„Gute Nacht!“ Er schien, ihr den Rücken zuwendend, irgend etwas zu mustern an der Wand — ein Bild, ein Geweih.

Als sie die Thür hinter sich schloß, traf sie sein lauter Ruf: „Sette, Sette!“

Sie kam erfreut zurück. „Ich wußte es ja,“ sagte sie teilnehmend, „du bist nicht angetrunken. Du bist krank, du hast Kummer. Alter Junge, was ist's denn nur, kannst du mir nicht vertrauen? Kann ich etwas für dich thun?“

Er sah sie starr an, als hätte er gar nicht gehört, was sie gesagt. Es war, als suchte er nach Worten, aber er sprach doch nicht. „Laß nur,“ wehrte er endlich, „geh schlafen!“

Sie verließ ihn betrübt und geängstigt. Drüben wartete Agnes auf ihn. Sie war, da Ilse und Feddersen zusammen angelangt waren, in das Stadium der Reue gefallen und verlangte nun stürmisch, Hans zu sehen, um ihm abbittend die Hand zu drücken. Sette wußte sie auf morgen vertrösten. Das war nicht leicht. Als Agnes endlich begriff, er wäre nicht wohl, hob sie ein neues Jammern an; Lisette sollte ihm heiße Limonade bringen. Aber als Sette damit an seiner Thür erschien, hatte Hans sich eingeschlossen und öffnete nicht auf ihr Klopfen; an der Schwelle aber zog sich wie eine Linie ein feiner lichter Strich hin. Er war also noch auf. Nun hörte sie ihn auch eine Schublade aufziehen und in Papieren rascheln.

„Hat er die Limonade getrunken?“ fragte Agnes, als Sette wiederkam.

„Ja, ja — schlaf nur!“ log das Mädchen, das der armen Frau nun alles in der Welt Ruhe verschaffen wollte. „Schlaf — er fühlt sich schon viel besser.“

Und Agnes wandte den fiebernden Kopf zur Seite. Die stillen Thränen, die nach der furchtbaren Aufregung ihre Seele erleichterten, brauchte niemand zu sehen. Sie schämte sich ihrer Scenen, ihres Mißtrauens. Er lag jetzt drüben krank, und sie konnte nicht hin, ihm die Hand zu drücken, stumm um Vergebung zu bitten, konnte ihn nicht pflegen! Gegen Morgen erlosch das Licht im Herrenzimmer des Buchter Gutshauses. In diesem Augenblick erwachte Sette. Sie hatte ein paar Stunden lang den tiefen, traumlosen Schlaf der Erschöpfung geschlafen. Sie sah nach der Uhr, die auf dem Tischchen an ihrem Bett tickte — dreiviertel auf Drei.

Nebenan, bei Agnes, war es totenstill, im ganzen Hause regte sich nichts. — Aber in dem Kopf des Mädchens wurde es wieder schreckhaft lebendig — der ganze schwere Tag gestern — diese halbe Aussprache mit Feddersen — die Mitteilungen über den Stand der Buchter Finanzen — die heftigen Anfälle von Agnes — zuletzt noch Hansens sonderbares Benehmen — das wirbelte in trostlosem Durcheinander hinter ihrer Stirn. Wie traurig das alles war, wie furchtbar schwer! Sie mußte mit Hans doch einmal offen reden, er durfte nicht mehr alles thun, was Ilse verlangte! Ob er hören wollte — das war ja die zweite Frage, aber sie hatte ihn dann doch gewarnt! Auf einmal richtete sie sich lauschend im Bett auf — eine Thür war draußen gegangen — nun klangen leise, vorsichtige Schritte im Korridor.

Wer konnte das sein?

Hans? Es war ja aber noch so früh. Nun meinte sie diese Schritte auch unter ihrem Fenster zu hören. Das allererste schwache Grauen des Morgens dämmerte durch die Vorhänge ins Zimmer. Sie warf rasch ein Kleidungsstück über und lugte hinter der Gardine hervor in den Garten. Der lag schweigend in der grauen Dämmerung. Die Umrisse der Bäume zerrannen in unbestimmte schattenhafte Formen und über den Rasenplatz hin zog sich ein weißer Schwaden. Kein Hauch, keine Bewegung in den nassen Zweigen — der Morgenwind schlief noch und die Vögel auch. Sette mußte sich getäuscht haben — noch wachte niemand!

Der Tag begann wie alle Tage im Buchter Herrenhause. Sette ging ihrer Arbeit nach und schüttelte den Kopf über das trübe Wetter, das neuen Regen verhieß. Agnes, die sich um Hans sorgte, verlangte heute sehr früh aufzustehen. Ueberdies wollte Lulu gegen Mittag abreisen — es mußte für ein Gabelfrühstück gesorgt werden. Die Jungens tobten in dem langen Korridor einher, die Bonne packte die großen Koffer, Lulu rechnete mit mißvergnügtem Gesicht in einer Ecke ihres Sofas die

Trinkgelder zusammen, die sie dem Gesinde geben wollte, während Feddersen oben mit seinem Buben und einem kleinen schwarzen Dachshund spielte. Fran von Brunsberg saß inzwischen bei Ilsen, die mit großem Behagen „bei diesem plumbrigen Wetter“ im Bett lag, und besprach den Fall „Lulu“ aufs eingehendste. Die alte Dame beleuchtete ihn von allen Seiten, nicht eben in freundlicher Weise. Ilse hörte offenbar kaum zu; sie sah mit einem zuversichtlichen, heimlich vergnügten Ausdruck an der Mutter vorüber ins Leere und sagte nur zuweilen: „Ja — natürlich — reg' dich nur nicht auf, Mama!“

Um neun Uhr kam der Inspektor in die Küche, wo Sette stand und Anordnungen für das Frühstück traf.

„Ja, Fräulein Oldenroth, wo ist denn nun eigentlich der Herr? Ich wart' nun schon eine geschlagene Stunde an der großen Tritt, wo wir uns verabredetermaßen treffen wollten, um zusammen nach Siegeswalde zu reiten. Und er kommt nicht! Er ist doch sonst so höllisch pünktlich, der Herr Leutnant. Am Ende hab' ich gedacht, ist was passiert mit der Stute, daß ihr die gestrige Parforcetour nicht bekommen ist, aber das Tier steht heitheinig in seinem Stalle und frißt. Am Ende beabsichtigt der Herr gar, erst mit der jungen Frau Oldenroth zusammen abzufahren? Ich will's nur wissen, denn in dem Regen zu warten, der eben wieder losgegangen ist, das hat doch keinen Zweck, und wenn ich meine Gicht bedenke —“

„Mein Bruder?“ fragte Sette. „Der muß schon früh fort sein, er war nicht beim Kaffeetisch. Und das Pferd, sagen Sie, steht im Stall?“

„Ja, ich weiß man nicht, wo er bei dem Wetter sein soll! Na ja — 's wär' ja möglich — — aber sonderbar ist's doch.“

„Er wird schon kommen,“ tröstete Sette. „Ich schicke, sobald er da ist, Bescheid hinüber.“

Um zehn Uhr wurde das Frühstück für die Abreisenden im Speisesaal serviert. Agnes war im Rollstuhl herzugeschoben und Sette heißte mit — von oben lieb sich niemand sehen.

Lulu fand es im stillen mehr als eigentümlich, daß Hans nicht kam, dessen Pflicht es doch gewesen wäre, sie zum Bahnhof zu begleiten. Agnes fand das auch und schämte sich darum für ihn; aber man war so nachgerade so gewöhnt an sein unstetes Kommen und Gehen, daß man sich kaum noch wunderte, und Agnes hatte sich auch fest vorgenommen, Geduld zu haben, keine Scenen mehr zu machen — sie sah ja ein, daß ihn das kränken mußte.

Es herrschte eine ungemütliche Stimmung in dem kühlen Saal, ein Fröteln schien auszugehen von den hellen Wänden, von den Fenstern, an deren Scheiben der Regen niederfloß. Selbst die Kinder waren still unter den mißgestimmten Erwachsenen. Die einsilbige Unterhaltung wurde unterbrochen von dem Rollen eines Wagens. Unwillkürlich richteten sich aller Blicke nach der Uhr. Fuhr da schon Christian vor? Eine halbe Stunde war ja noch Zeit bis zum Abfahren!

„Welcher Unsinn mal wieder!“ murmelte Sette und schickte sich an, ein Fenster zu öffnen. Da hörte sie hinter sich ihren Namen rufen.

„O, Fräulein Oldenroth, man einen Augenblick, es möcht' Sie jemand sprechen.“ Der Diener stand in der Thür und machte diese Bestellung. Sonderbar sah der Mensch aus. Sein gutmütiges, glattrasiertes Gesicht, das sonst im Schein der blühendsten Gesundheit strahlte, war kreideweiß, in den wasserblauen Augen standen die Spuren eines großen Entsetzens. In Settens Brust zog sich etwas zusammen, sie wußte in diesem Augenblick: es ist etwas — es ist etwas Schreckliches über uns gekommen!

„Was ist?“ stammelte sie und ging unnatürlich langsam und ruhig aus dem Zimmer.

„O, Fräulein Oldenroth! — Fräulein Oldenroth!“ scholl es ihr draußen gedämpft entgegen, und wie sie sich umsah, war die ganze Dienerschaft im Korridor versammelt, und die Köchin schluchzte: „O du mein — gnä' Fräulein, erschrecken Sie nur nicht — erschrecken Sie nicht —“

Die Thür zu Hansens Zimmer stand weit offen, Sette stürzte hinüber. Da stand am Eingang Feddersen vor einem alten, unbekannten Mann mit gesenktem Haupt.

„Was ist geschehen?“ stieß Sette hervor.

Feddersen nahm ihren Arm und führte sie zum Sofa. „Seien Sie stark!“ bat er mitleidig. „Ein Jagdunglück, glaube ich — sorgen Sie, daß Agnes geschont wird — unser armer Hans ist — —“

„Hans!“ schrie das Mädchen jammernd auf, und ihr Blick heftete sich, um Auskunft bittend, auf den fremden Mann, der die Mütze in der Hand, dastand im drückenden Gefühl, ein Unglücksbote zu sein.

„Der Herr hat ihn gefunden,“ sagte Feddersen, „in den Tannen hinter dem See. Fassen Sie sich, Sette — Agnes zuliebe, fassen Sie sich!“

„Tot?“ fragte sie. — Aus dem Schweigen der Beiden hörte sie die Antwort. Einen Augenblick saß sie starr. Um Gottes willen! Wie geschah denn das? schien ihr Auge zu fragen.

„Ein Jagdunglück, gnädiges Fräulein!“ murmelte der Fremde. „Vermutlich ausgeglitten auf dem nassen Wege und gefallen — und das Gewehr hat sich dabei entladen — in der Herzgegend ist die Wunde — —“

„Ein Jagdunglück?“ wiederholte sie fragend. Und eine Stimme in ihr antwortete: Er hat es ja selbst gethan! Sie erhob sich mit fast übermenschlicher Ruhe. „Ich will zu Agnes . . .“ „Hinter dem Garten hält der Wagen,“ hörte sie den Mann noch sagen, als sie die Thür schloß.

Sie hat die Lente fortzugehen, auch die, die sich draußen vor der Thür gesammelt hatten. Dann trat sie in den Eßsaal, ratlos, wie sie die gelähmte Fran vorbereiten sollte auf das Fürchterliche.

Hier hatte noch niemand eine Ahnung. Lulu zankte mit der Bonne in gelänfigem Französisch. Agnes war in Betrachtung der beiden hübschen Jungen versunken, die mit einem ungeheuren Appetit eine Frühbirne nach der anderen verspeisten.

Sette trat hinter den Stuhl von Agnes. „Möchtest du nicht lieber wieder in dein Zimmer?“ schlug sie vor. „Es ist sehr kühl hier.“

„Wer war denn da, der dich sprechen wollte?“ fragte Agnes.

„O, niemand!“ stieß sie heraus und zog den Stuhl vom Tisch zurück, um ihn zu wenden.

„Wie sieht du denn aus?“ fragte Lulu plötzlich, in das Gesicht der Schwägerin starrend, das vollkommen verfallen schien.

Sette machte hinter dem Rücken von Agnes ein Zeichen, das Lulu schweigen machen sollte, aber sie hatte nicht beachtet, daß der große Spiegel dem Platz der Kranken gegenüberhing, und daß diese gerade auf Lulus Bemerkung hin die Züge Settens in dem Spiegel fixierte. So sah sie denn auch die hastige Geste und die verzerrte Miene der jungen Schwägerin.

Mit dem entsetzten Aufschrei „Hans! Hans!“ sprang plötzlich die halbgelähmte, sonst des Gehens unfähige Fran aus ihrem Stuhl und lief der Thüre zu. Dort brach sie zusammen, bevor Lulu und Lisette noch imstande waren, sie zu stützen. Aber mit ihrer Hitze raffte sie sich wiederum auf und stand, während sie sich an den Pfosten klammerte, gerade in dem nämlichen Augenblick auf der Schwelle des Zimmers, als vier Männer mit einer seltsam traurigen Last den Korridor durchschritten.

Kein Ton kam über ihre Lippen bei diesem Anblick, nur die Augen waren groß auf den verhüllten Körper gerichtet, den man vorüberteng, und ein starkes Zittern hatte sie überfallen. Tastend suchte sie nach Settens Schulter, und auf diese gestützt, wankte sie hinüber zu der geöffneten Thür des Gartensaales. Man hatte den Toten auf das breite Ruhebett niedergelegt. Agnes winkte, daß sie allein sein wollte.

„Nur du — —,“ flüsterte sie zu Sette, mit deren Hilfe sie sich nun vor dem Toten mühsam auf beide Knie niederließ, dann barg sie leise jammernd ihren Kopf an seiner Brust.

Sette stand hinter ihr, die gefalteten Hände zu den zuckenden Lippen erhoben, und sah, als könnte sie es nicht fassen, auf das blasse Männergesicht, das noch im Tode einen finsteren, entschlossenen Ausdruck zeigte, als trotzte es einer Macht, die nicht anders zu besiegen gewesen war als so. Eine große feierliche Stille war um sie, nur einmal fragte Agnes laut: „Warum denn, Hans? Bin ich denn schuld? Bin ich schuld?!“ und dann verstummte sie wieder nach einem kurzen trockenen Aufschluchzen.

Am Abend, als Sette noch einmal an die Leiche treten wollte, kam ihr Feddersen nach und überreichte ihr ein Schreiben, das ihre Adresse trug. „Das fand ich in der Tasche seiner Joppe,“ sagte er leise, „vielleicht enthält es eine Aufklärung.“

Sie nahm das Convert mit in den Saal, wo er schon im Sarge gebettet ruhte, und erbrach es beim Schein der Kerzen die zu seinen Häupten brannten.

Photographischer Verlag von J. Löwy in Wien

SCHEIDEN THUT WEH

Nach dem Gemälde von C. Zewy

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Die Harmonika.

Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach.

„Ich konnte nicht anders, Sette. Vergieb mir, und eine Bitte: Wenn Du den Deserteur ein wenig liebtest und wenn es Dich kein zu großes Opfer kostet: Verlasse Agnes nicht! Sei bedankt dafür und denke nicht zu schlecht von Deinem Hans!“

Sie ließ das Blatt sinken und blickte lange in das schöne, trotzige Gesicht des Toten, als wollte sie das Warum in seinem Antlitz lesen. Sie hatte es ja geahnt, daß er freiwillig gegangen war — nun wußte sie es auch durch ihn selbst.

Dann hielt sie das Papier in die Flamme einer Kerze und ließ es verbrennen. Und wie die Asche am Boden lag, faltete sie die Hände und flüsterte: „Ich will thun, was ich kann, Hans — was ich kann!“ — — —

Die Oldenroths waren alle gekommen zum Begräbnis, die alte Frau aus Dresden, die Schwester, die noch nie auf Buchte gewesen war, und Lulus Mann. Sie irrten müßig, mit gedämpften Stimmen sprechend, durch die verschiedenen Zimmer oder umstanden den Sarg des so plötzlich aus ihrer Mitte Geschiedenen. Die alte Frau Oldenroth schlich auf Schritt und Tritt hinter Setten her, oder sie saß neben Agnes, die von dem Toten nicht wegzubringen war. In einem Winkel, der von zwei Schränken gebildet wurde, kauerte die Aermste und starrte auf den Sarg durch das Laub der Orangerie, die ihn umstand.

Wenn die alte thränenlose Frau zu ihr kam, die mit gramvollen, fragenden Augen suchend unherblickte, als müßte sie etwas entdecken, das den raschen Tod ihres Hans verschuldet hätte, dann hielten sie sich an den Händen und fühlten sich ruhiger in ihrem Leid.

Sette, auf deren Schultern die ganze große Last lag, die ein solches Ereignis auf dem Lande auch wirtschaftlich mit sich bringt, hielt sich abends kaum noch auf den Füßen. Jeder Einzelne kam zu ihr und holte sich Rat: Frau von Brunsberg wegen der Trauerkleider, der Gärtner wegen des Sargschmucks, die Köchin wegen des Imbisses nach dem Begräbnis, der Inspektor wegen des Platzes, wo die Leute sich aufstellen sollten bei der Trauerfeier, der Pastor wegen bemerkenswerter Daten aus dem kurzen Leben des Dahingeschiedenen und wegen des Textes der Leichenrede. Feddersen half, wo er konnte. Wie zwei alte eingearbeitete Kameraden schafften sie nebeneinander, still, wortkarg, fast unfreundlich. Und endlich war auch das überstanden; die Thür der Begräbnisstätte hatte sich hinter Hans Oldenroth geschlossen. Neben dem winzigen Sarg des Söhnchens stand sein großer eichener Sarg; die Kränze waren über ihn gehäuft. Die zahlreichen Herren der Nachbarschaft hatten Feddersen die Hand gedrückt und sich mit diesem und dem Prediger in den Saal verfügt, wo ihnen, bevor sie heimfuhren in dem abscheulichen Regenwetter, das noch nicht wieder aufgehört hatte seit dem Unglückstage, ein Glas Wein und ein kleiner Imbiß gereicht wurden. Die Damen befanden sich sämtlich bei der jungen Witwe in der Stube des Verstorbenen, bis auf Asse, die, noch leidend von dem furchtbaren Schrecken über das Geschehnis, nicht erscheinen konnte. Sie war seit dem Tage bettlägerig gewesen.

Der alte Baron Tetterow redete Fedderfen an. Er galt als Original, als einer, der aus seinem Herzen keine Mördergrube macht, dem Rücksicht und Zartgefühl unbekannte Dinge sind.

„Le roi est mort, vive le roi!“ schrie er mit seiner krähenden Stimme. „Nun ziehen Sie wohl den bunten Rock aus, Herr von Fedderfen? Keinen andern wie Sie giebt's nu nich für Buchte mehr!“

Fedderfen schwieg mit gerunzelter Stirn.

„Man keine Bange nicht, Verehrter!“ krähte der Baron weiter. „Verpachten is Unsinn, daß Feld können Sie selber verdienen. Die Weiber allein verplämpern ja **wohl** das ganze Pacht mit ihre Wirtschaft und Kledaschen, denn die Alte ist ne — Haus — ganz gute Frau, aber verliebt den Deibel davon, wat das Leben kost in 'ner Stadtwirtschaft — der ihre Großartigkeit war schon immer 'ne stille Wut von meinem seligen Freund Brumsberg. Nur man nich verpachten — ich warne Sie. — Sie, Herr Inspektor, kommen Sie mal her — Sie haben ja damals den guten seligen Hans angelernt, Sie werden's mit dem verehrten Herrn hier doch auch wohl treffen — he? Sie sagen doch auch wie ich: Verpachten is Unsinn! Was?“

Der Inspektor sah verlegen von einem Herrn zum andern und wußte nichts zu erwidern.

„Ich bin Soldat, Herr von Tetterow,“ antwortete Fedderfen kurz und wandte sich ab. Aber der kleine dicke Herr ersetzte einen Uniformknopf Fedderfens und redete weiter:

„Sehr schön, Sie sind Soldat, aber — hm — Kriegsminister werden Sie ja am Ende doch nich, und auf jeden Fall — ich stehe Ihnen immer zu Diensten, wenn wir dann erst Nachbarn sind, mit Rat und That. Servus, Herr von Fedderfen. Se können natürlich machen, wat Se wollen —.“ Damit drückte er sich durch die Gruppe der lebhaft, aber mit gedämpfter Stimme sprechenden Herren bis zum Büffett und begann so behaglich zu essen, als wäre er zu einem Kindtaufschmause hier.

Spät abends, als alles zur Ruhe gegangen war nach diesem schweren Tage, tastete ek nochmals an Settens Thür: Agnes kam über die Schwelle, mühsam, wie sie seit dem Unglücksunglücke sich wieder schleppen gelernt hatte. Der Schreck hatte auf ihre gelähmten Glieder lösend und belebend gewirkt. Auf der Kante von Settens Bett hockte sie sich nieder und, während sie sich dicht über sie beugte, sagte sie leise:

„Sette, weißt du noch, was mir getraumt hat an Hansens Todestag, im Garten? Ich wäre mit ihm zum Erbbegräbnis gegangen, und er war so gut und lieb, aber er war stumm. Das ist nun eingetroffen. Und weißt du, Sette, woran er gestorben ist? An Ilsen ist er gestorben! Ein Zagbunglück? Nun ja, für die Menschen —“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, schritt sie langsam hinaus in ihrem schleppenden, weißen Nachtkleide, und über Settens jungen, müden Körper ging ein Schauer. An Ilsen war er gestorben? Hatte sie recht, die arme Frau? (Fortsetzung folgt.)

Wie Malta englisch wurde.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Heinrich Bauer.

Das Becken des Mittelmeers zerfällt in zwei deutlich voneinander geschiedene Teile: ein kleines westliches Becken und ein größeres östliches. Die Grenze zwischen beiden bildet die langgestreckte italienische Halbinsel mit dem ihr südlich vorgelagerten Sizilien und der vor dem letzteren gleich einem Vorposten aufgepflanzten Insel Malta. Den Eingang aus dem Atlantischen Ocean in das westliche Becken beherrscht England, seit es, am 4. August 1704, während des Spanischen Erbfolgekrieges die von den Spaniern nachlässig bewachte Festung Gibraltar durch einen Handstreich in seine Gewalt gebracht hat. Der Utrechter Friede von 1713 bestätigte England in diesem Besitze. Den Durchgang aus dem westlichen in das östliche Becken hat dieselbe Macht am 5. September 1800, also vor etwas über einem Jahrhundert, unter ihre dauernde Obhut gestellt, indem sie sich Maltas und der diesem unmittelbar benachbarten Inseln Gozzo, Comino und Cominotto bemächtigte. Zur Vollendung brachte England sein Werk im Mittelmeer, nachdem es inzwischen nach dem letzten Türkenkrieg sich auf Cypern festgesetzt hatte, im Jahre 1882, als es Aegypten und damit thatsächlich auch den Suezkanal, d. h. den Ausgang aus dem östlichen Becken nach dem Roten Meere und dem Indischen Ocean hin, seiner Botmäßigkeit unterstellte.

Die Insel Malta, etwa 100 km vom sizilischen Kap Passero und 325 km vom afrikanischen Kap Damas entfernt gelegen, hat in den Händen einer seegewaltigen Großmacht eine nach beiden Seiten, nach Norden wie nach Süden hin, beherrschende Bedeutung. Eine dort stationierte Flotte kann die Durchfahrt auf beiden Seiten sperren und hat an Malta selbst einen trefflichen Stützpunkt, denn diese Insel allein, ohne die drei übrigen, hat einen Flächenraum von 275 qkm und ist wohl geeignet nicht nur zur Unterbringung, sondern auch zur Verpflegung einer starken Besatzung, während ihre natürliche Beschaffenheit und, wo diese nicht ausreicht, künstliche Befestigungen der Verteidigung zu statten kommen. Die im Südwesten und Süden an der Insel vorüberschiffenden erblicken eine gerablinige, ungegliederte und unzugängliche Steilküste. Nach diesen Seiten hin bildet sie ein 250 m hohes Kalksteinplateau. Nach Nordosten

zu senkt sich das Plateau allmählich zum Meere ab. Hier finden sich auch mehrere kräftig eingeschnittene Buchten. Die an diesem Teil der Küste gelegene Hauptstadt La Valette, welche einst von den Malteserrittern gegen eine ungeheure türkische Uebermacht erfolgreich verteidigt wurde, haben die Engländer zu einer der stärksten Festungen gemacht.

Die Geschicke Maltas kamen ins Rollen, als Napoleon Bonaparte im Jahre 1796 den Plan der Eroberung Aegyptens ernsthaft ins Auge zu fassen begann. Die Engländer sahen damals einem Versuch Bonapartes, auf ihrer Insel zu landen, mit Bestimmtheit entgegen und rüsteten sich, denselben abzuwehren. Die Möglichkeit eines französischen Anschlags auf Aegypten kam ihnen so wenig in den Sinn, daß sie sogar eine ihnen zugehende, ganz bestimmte Warnung in den Wind schlugen. Einem so praktischen Manne wie Bonaparte, sagten sie, könne man ein so abenteuerliches Unternehmen nicht zutrauen. Sie hielten die Warnung für eine ihnen von demselben gestellte Falle, und ebenso erschien ihnen die Ansammlung französischer Geschwader vor Toulon, Genua, Ajaccia und Civita Vecchia als eine bloße Finte, um ihre Aufmerksamkeit von der eigenen Küste abzulenken, während gerade das Umgekehrte der Fall war. Bonaparte bereiste in möglichst auffallender Weise die Westküste Frankreichs, um die Engländer in ihrem Wahne zu bestärken.

Der Plan Napoleons, im Orient festen Fuß zu fassen, war aber keineswegs so abenteuerlich und phantastisch, wie man in England meinte. Den kürzesten Weg nach Indien in seine Hand zu bringen und die Engländer, denen er in Europa und Amerika nicht beizukommen vermochte, an den Wurzeln ihrer Kraft, in ihrem indischen Besitze zu fassen, sie zunächst also aus dem Mittelmeer zu verdrängen, war damals schon sein großes, sein eigentliches Vorhaben, zu dessen Vorbereitung er 1797 die venetianischen Archive durchstudierte. Aber auch Erwägungen näher liegender Art empfahlen ihm das Unternehmen. An die Möglichkeit einer Landung in England und dauernder Behauptung der großen Insel glaubte er nicht. In Frankreich selbst aber wollte er nicht bleiben. In den Haß, welchen dort das Direktorium mehr und mehr auf sich lud, wollte er nicht mit verstrickt werden, ebensowenig aber wollte er ein müßiger Zuschauer bleiben, weil sich das gerade damals seiner Person zugewandte Interesse des Publikums hätte abstumpfen können, ehe der Augenblick kam, in dem er zu Haus eingreifen entschlossen war. Weit besser also, er verschwand eine Zeitlang aus Frankreich, gab durch Großtaten in weiter Ferne der Bewunderung und Phantasie neuen Spielraum, steigerte das Bedürfnis nach seiner Gegenwart und trat dann, wenn die innere Verwirrung den höchsten Grad erreicht hatte, als ersehnter Retter plötzlich hervor.

Auf dem Wege nach Aegypten aber war Malta eine vorzügliche Station, und die dortigen Verhältnisse waren so verrottet, daß ein Handstreich unmittelbares Gelingen verhieß. Noch war die Insel im Besitz des Malteserordens, und noch immer, wie in früheren Jahrhunderten, mußte jeder Ritter, ehe er Pfründen beanspruchen durfte, einen Kreuzzug wider die Ungläubigen machen. Aber diese Kreuzzüge hatten eine sehr eigentümliche Gestalt angenommen. Die schwerfälligen Galeeren, die man auch jetzt noch Jahr für Jahr aussandte, pflegten, statt nach Tunis oder Algier, auf dem kürzesten Weg nach Italien zu rudern, wo die jungen Ritter sich dann bis zur Rückkehr gütlich thaten. Auf der Insel residierten damals nur der Großmeister des Malteserordens, der Freiherr Ferdinand v. Hompesch, die obersten Beamten und solche Ritter, die noch keine Pfründen hatten. Herr v. Hompesch aber war eine Null, ein beschränkter, charakter- und energieloser Mensch, ein Spielball seiner Umgebung. Die spanischen und französischen Ritter waren mit ihm und überhaupt mit dem Ueberwiegen des österreichischen Einflusses sehr unzufrieden. So kam es, daß Bonaparte eine Anzahl französischer Ritter in sein Interesse zu ziehen vermochte. Ihnen spiegelte er vor, daß der Orden weiter bestehen und in seinem Besitze belassen werden solle, wobei er ihnen vom Großmeisterposten abwärts alle möglichen Würden in Aussicht stellte. Das Schicksal Maltas war daher besiegelt, noch ehe die französische Flotte dorthin ausgelaufen war.

Bonaparte besaß alle für sein weitaussehendes Unternehmen nötigen Vollmachten. Barras, froh, ihn loszuwerden, hatte dafür gesorgt, daß sie ihm übertragen wurden. Als General der Armee des Ostens hatte Bonaparte alle Armeen im Innern, im Westen, im Süden Frankreichs, alle Schiffe unter seinem Befehl, durfte nach Belieben Vorräte, Techniker, Generale, Gelehrte requirieren.

Das französische Geschwader bei Toulon wurde durch drei englische Kriegsschiffe unter Admiral Nelson beobachtet. Als diese aber, da eines derselben Havarie gelitten hatte, sich für kurze Zeit aus der Nähe Toulons zurückziehen mußten, benutzte Bonaparte diese Gelegenheit ungesäumt zum Auslaufen. Vierzehnhundert Transportschiffe mit 36 000 Mann der auserlesensten Truppen an Bord, von fünfzehn Linienschiffen und einer entsprechenden Anzahl von Fregatten und anderen Kriegsschiffen geleitet, machten sich auf den Weg nach Malta. So geheim hatte Bonaparte seinen Plan gehalten, daß selbst der Kriegsminister Scherer nicht in ihn eingeweiht worden war und der die Flotte kommandierende Admiral Brueys das Ziel erst im letzten Augenblick erfuhr.

Nelson, der nun von Schiffen an sich zog, was zu erreichen war, machte sich freilich ohne Zögern auf die Jagd. Da er aber die Franzosen auf dem direkten Wege nach Aegypten vermutete und dementsprechend seine Richtung nahm, verfehlte er sie. Einmal freilich kam er bei Nacht der französischen Flotte sehr nahe, aber er entdeckte sie trotzdem nicht, da er sie ja in ganz anderer Richtung suchte.

Am 9. Juni 1798 erschien die französische Flotte vor Malta, und schon drei Tage später, am 12., erfolgte die Kapitulation. Vom Verräterin umgeben, fühlte sich Hompesch völlig hilflos. Hätte er den Kopf nicht ganz verloren gehabt, so hätte er sich trotz des ihm unbedingt feindlichen Verrates aber wohl bis zur Ankunft der englischen Flotte halten können. Niedrig denkend, fein und feige, benahm er sich, wie es seit dem Westfälischen Frieden unter den Führern und Fürsten der in Auflösung begriffenen deutschen Nation so vielfach Mode geworden war: er ließ die Kapitulation über sich ergehen, zeigte sich bereit, von Frankreich dafür Bezahlung anzunehmen, und erließ dann hinterher, aber erst nachdem er sich nach Triest in Sicherheit gebracht hatte, einen papiernen Protest.

Die Kapitulation, auf Bonapartes Schiff abgeschlossen, überließ Malta, die zugehörigen Inseln und alle Befestigungen der französischen Republik als Eigentum. Dafür sollte der Großmeister ein ihm vom Kongreß in Rastatt zuzuerkennendes Fürstentum in Deutschland, wo ja damals immer Gebiete und Seelen zu verteilen waren, erhalten, sobald das französische Direktorium und im Namen des Ordens der Großmeister den Vertrag abgeschlossen hätten. Einstweilen sollte Herr v. Hompesch eine Pension von 300 000 Franken erhalten, und für die ersten zwei Jahre sollte die Pension vorausbezahlt werden. Der Schatz des Ordens, alles Silbergerät und alle Kostbarkeiten, Schiffe, Vorräte, Geschütze, Munition verfielen den Franzosen. Bestätigt wurde diese Uebereinkunft niemals, und so erhielt auch der armselige Tropf von Großmeister im Wirklichkeit nur 15 000 Franken. Seine übrige Lebenszeit sindurch wußte er sich vor den ihn verfolgenden Gläubigern nicht mehr zu retten. Bonaparte ließ als Kommandanten und Statthalter den General Vaubois mit 4000 Mann auf der Insel und ernannte einen der Verräter, sowie einen Kommissar des Direktoriums zu Regenten, er selbst segelte am 19. Juni nach Aegypten weiter. Hier gelang es ihm, festen Fuß zu fassen, aber die Vernichtung seiner Flotte durch Nelson bei Abukir am 1. August 1798 schnitt ihn gänzlich von der Heimat ab und verdammte sein ganzes Unternehmen zur Unfruchtbarkeit.

Malta blieb zunächst den Franzosen. Sie hatten es erobert, obgleich sie weder mit dem Malteserorden, noch mit dem Könige von Neapel, welchem die Insel eigentlich gehörte, sich im Kriege befunden hatten. Auf solche Kleinigkeiten kam es damals den französischen Machthabern nicht an. Zunächst wurde die Insel mit großer Schnelligkeit in Stand gesetzt, um die drohende englische Belagerung aushalten zu können. Vom 12. bis 20. Juni ward diese ganze Arbeit ausgeführt. Die aus verschiedenen Abteilungen des ägyptischen Expeditionsheeres zusammengestellte Besatzung wurde durch die Soldaten des ehemaligen Malteserheeres verstärkt.

Die Engländer ließen denn auch nicht lange auf sich warten und schlossen die Insel eng ein. Wie in Aegypten, so gerieten die Franzosen auch hier bald in große Bedrängnis, da nach der Seeschlacht bei Abukir keine Flotte mehr zur Verfügung stand und weder nach Aegypten, noch nach Malta Zufuhr geschafft werden konnte. Bonaparte gab sich daher, während er nach der Schlacht bei Marengo 1800 in Luneville mit den Oesterreichern

über eine Verlängerung des Waffenstillstandes verhandelte, große Mühe, auch die Engländer zur Teilnahme hieran zu bestimmen. Er wünschte von ihnen einen Waffenstillstand auch zur See zu erlangen und gab ihnen zu bedenken, daß er nur unter dieser Bedingung dem mit England verbündeten Oesterreich die erbetene Verlängerung der Waffenruhe gewähren werde. Während dieser sollten die Franzosen in Aegypten und auf Malta alle vierzehn Tage verproviantiert werden dürfen. Aber die englische Regierung war frei von jeder sentimentalen Rücksicht auf ihre bedrängten Verbündeten und erklärte schließlich dem durch den Staatsstreich vom 9. November 1799 inzwischen mit der Würde des ersten Konsuls bekleideten Bonaparte mit dürren Worten, aus Rücksicht auf seinen Bundesgenossen werde England auch nicht einen einzigen Vorteil, den es erlangt habe, aus den Händen lassen. Am 5. September 1800 kapitulierte Malta.

Bonaparte, der wohl erkannt hatte, daß er Malta nicht werde halten können, der aber um jene Zeit eifrig eine Annäherung an den Zaren Paul betrieb, hatte indessen nicht gesäumt, den Engländern ein Kuckucksei ins Nest zu legen, indem er sich erbot, die Insel einem Dritten, nämlich eben diesem Zaren, zu übergeben. Paul ging mit Feuereifer darauf ein. Hatte er doch nicht nur den von den Franzosen vertriebenen Ordensrittern Zuflucht in Rußland gewährt, sondern auch am 16. Dezember 1798 sich selbst, trotz des Protestes des Papstes und mehrerer Mächte, zum Großmeister des Malteserordens wählen lassen. Er hatte eben damals, als Bonaparte mit seinem Angebot hervortrat, den General Sprengporten nach Paris gesandt, damit dieser eine Truppe russischer Kriegsgefangener, welche Bonaparte wieder mit Waffen und Offizieren versehen hatte, nach Hause führe. Der genannte General sollte mit diesen Truppen die Franzosen auf Malta ablösen. Aber der Kommandant des englischen Belagerungsheeres, Admiral Nelson, ließ die Russen nicht durch.

Dadurch erreichte nun Napoleon zunächst allerdings die gänzliche Entzweiung des Zaren mit England und veranlaßte überdies das letztere, sich mit Rücksicht auf jenen doch zu verpflichten, es wolle Malta bis zum Abschluß eines Friedens von Bevollmächtigten Rußlands, Englands, des Königreichs Neapel und einem Beauftragten des neu zu ernennenden Großmeisters von Malta verwalten lassen. Der Zar zeigte sich dem Vorschlage nicht abgeneigt und ernannte sofort einen Bevollmächtigten. Aber diese Klärung des beiderseitigen Verhältnisses war nur von ganz kurzer Dauer, da der Zar mit England wegen dessen Forderung, es müsse ihm, wenn es mit irgend einer Macht im Kriege sei, die Oberaufsicht über die Schiffahrt aller Neutralen zustehen, in Zerwürfnisse geriet. In hellem Grimm aber loderte er auf, als, wie bereits erzählt, am 5. September der französische Kommandant von Malta, General Vaubois, nachdem er die Insel seit Juli 1798 gegen Engländer, Russen, Neapolitaner, zuweilen auch Portugiesen verteidigt hatte, endlich kapitulierte, die Engländer, ohne ihrer vorhin erwähnten Verpflichtungen zu gedenken, die Insel alsbald militärisch besetzten und dem Bevollmächtigten des Zaren den Zutritt verwehrten. Pauls Zorn kannte keine Schranken mehr; er ließ am 7. November 1800 an dreihundert englische Schiffe, die in russischen Häfen lagen, in Beschlag nehmen und deren gesamte Bemannung ins Innere von Rußland schicken, wo sie für ihren Unterhalt nur wenige Kopeken täglich erhielten. Aber schon im folgenden Jahre ward Paul I durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt, und sein Sohn Alexander I näherte sich England wieder.

Mit diesem hatte Bonaparte inzwischen am 1. Oktober 1801 zu London einen Präliminarvertrag geschlossen, der am 17. März 1802 durch den Frieden von Amiens eine Bestätigung und genauere Feststellung erfuhr. Bezüglich Maltas verpflichtete sich England insbesondere, die Insel binnen dreier Monate dem Orden zurückzugeben. Sie sollte unter Bürgschaft aller Großmächte ein unabhängiges, neutrales Land werden. Die Besetzung der Insel sollten einstweilen im Namen des Ordens die Neapolitaner übernehmen. Während nun aber die Franzosen in Ausführung des Friedens die neapolitanischen Häfen und Festungen räumten, hatten es die Engländer mit der Räumung Maltas keineswegs eilig; sie verzögerten sie unter den verschiedensten Vorwänden, indem sie sich u. a. darauf beriefen, es wäre ja noch kein Großmeister gewählt, während es doch offenes Geheimnis war, daß ihre Intriguen die Wahl hinderten. Die Absendung der für Malta bestimmten 2000 Neapolitaner wußten sie durch ihr Werkzeug, die Königin Karolina von Neapel, immer wieder hinauszuschieben, und als sie endlich doch erfolgen mußte, ließen sie die neapolitanischen Truppen nicht nach La Valetta hinein.

Der vom Mai 1802 bis in den Januar 1803 stoischen Bonaparte und England wütende Zeitungskrieg ward dadurch nicht wenig verbittert, und die Erregung stieg, als in der Thronrede vom 25. November 1802 der König von England sehr deutlich zu erkennen gab, daß mit Rücksicht auf die europäische Lage eine Räumung Maltas überhaupt nicht in Frage kommen könnte. Am 11. März 1803 erklärte Lord Hawkesbury vollends mit dürren Worten, daß England die Insel nie wieder herausgeben würde. Wenn Bonaparte sich nicht dareinfände, würden in England wieder die wütenden Franzosenfeinde des vorigen Ministeriums ans Ruder kommen. Es war dies ganz in dem Sinne gesprochen und gehandelt, in welchem England damals schon alle Vorbereitungen traf, die den Holländern seierlich wieder abgetretene Kapstadt mitten im Frieden aufs neue wegzunehmen.

Auf solche und ähnliche Art haben die englischen Machthaber es immer und immer wieder verstanden, jetzt in Europa, jetzt in Asien, Afrika ꝛc. ein Stück Erde um das andere in ihre Gewalt zu bringen. Vor hundert Jahren hieß das Stück Malta, dann Kapland, heute sind es die südafrikanischen Freistaaten. Was kümmert sich die englische Regierung um das Geschrei der Welt, was um die Thränen und den zum Himmel schreienden Jammer der Beraubten, blutig Mißhandelten? Wenn nur das Geschäft blüht! — Mit Malta nahm die Sache vollends den unvermeidlichen Verlauf.

Im Frieden von Tilsit, und zwar in dessen geheimem Teile, ließ sich Napoleon vom Zaren Alexander I allerdings für ein etwaiges Unternehmen zur Wiedereroberung Maltas freie Hand versprechen, aber diese Abmachung erhielt keine praktische Bedeutung mehr. Im Pariser Frieden von 1814 wurde Malta den Engländern für immer zugesprochen.

Heutzutage sind sie mit Eifer an der Arbeit, die ihnen so wichtige Insel vollständig zu englisieren. Die italienische Sprache und der aus Italienisch und Arabisch gemischte Volksdialekt sollen gänzlich zu Gunsten der englischen Sprache ausgerottet werden. Die Engländer gehen hiermit in Schule und Verwaltung rücksichtslos vor, und alle Proteste der Malteser sind bis jetzt fruchtlos geblieben. Das kleine, harmlose Malteservolk wird als solches wohl bald der Vergangenheit angehören, denn das fromme England, welches sich für ein Rüsteeg des Herrn hält, kennt kein schwächliches Mitleid. Honni soit qui mal y pense! — ein Schelm, wer Arges dabei denkt!

Ein Markt im Sarnthale.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Karl Wolf in Meran.

(Zu dem Bilde S. 133.)

Ein ganz eigenartiger Volksstamm bewohnt die Hochebene des Haslinger Berges, angefangen vom Jinger bis hinunter nach Jenesien, wo man in den herrlichen Thalkessel der Bozner Ebene bis in das Sarnthal hineinschaut. Die Leute werden im Volke mit dem Namen „Höfsen" bezeichnet und sollen auch von einem Teil dieses Volkes, der sich in den Bergen östlich des mittleren Eisschlates niederließ, abstammen. In den Artikel „Bauern-Pferderennen in Südtirol", der im Jahrgange 1899 der „Gartenlaube" erschien, war manches von den besonderen Bräuchen dieses Volksschlages mitgeteilt. Die Leute haben eine eigenartige Mundart, ganz verschieden von jener der hart angrenzenden Eischländer, haben ganz eigene Volkssitten und auch eine Tracht, welche von jener der Nachbarn verschieden ist. Sogar ihre Küche unterscheidet sich von jener der Eischländer oder Passeirer.

Besonders die Bewohner des Sarnthales sind kräftige, keckgebaute Leute, so richtig geschaffen, den Einflüssen der rauhen Elemente zu widerstehen und die schwere Arbeit, welche der Ackerbau, die Alpenwirtschaft und die Holzarbeiten in den Wäldern verlangen, zu bewältigen.

Dem gesunden Körper entspricht auch ein gesunder Geist und frischer Humor. Gar mancher Städter hat mit letzterer Eigenschaft bittere Erfahrungen gemacht, wenn er vielleicht meinte, den Leutchen mit Aufschneidereien zu imponieren, statt dessen aber der Zielpunkt ihrer Witze und Späße wurde. Die Leute sind nur auf Biehzucht und Ackerbau

Markt im Sarnthale.
Nach einer Originalzeichnung von Rud. Oberholz.

angewiesen, letzterer ist wenig einträglich. Die futterreichen, ausgedehnten Alpen gestatten den Thalbewohnern jedoch nicht nur die Haltung eines eigenen, großen Viehstandes, die Sarnthaler nehmen vielmehr auch aus dem Weinlande des Bozner Bodens fremdes Vieh gegen Entgelt den Sommer über in Kost.

Wenn man eine dieser Sennereien betritt, von welchen manche noch so einigermittel sind, wie es vielleicht vor einigen hundert Jahren üblich war, kann man auf der Rückseite der Eingangsthüre, oder der Thüre eines Schrankes, eine Reihe von römischen Ziffern bemerken. Es ist dies die Abrechnung des Milchertrages der fremden „Kostkühe", welche noch in dieser Schreibweise geführt wird. Auch das altdeutsche Kerbholz wird noch vielfach angewendet. In den höher gelegenen Ortschaften ist die Feldarbeit mit großen Mühen und Gefahren verbunden. Von letzteren erzählen die zahlreichen „Marterln". Besonders gefährlich ist das Mähen des Wildheues. Da müssen die Mäher auf dem schlüpfrigen Boden sitzsetzen tragen, wie der Wanderer auf bereisten Wegen und Firnen. Die große Alpenwirtschaft des Thales bedingt auch ausgedehnteren Viehhandel. Und da es an Winterfutter mangelt, fallen die großen Viehmärkte auf den Herbst, nach dem Alpenabtrieb. Ein solcher Viehmarkt ist für den Sarnthaler, der durch Verzinsungen nicht verwöhnt ist, ein Festtag. Während da er Gelegenheit, seine ganze landbekannte Schaubeit toszuspitzen, und zweitens feiert der Magen ein seltenes Fest. Es wird Fleisch gegessen, und zwar in unglaublichen Mengen.

Die Leute aus dem Hochthale leiden schon in der Nacht ihr Marktvieh heran. Es wird einstweilen in einem „Zugahm", einem eingezäunten Platz im Freien, ohne Bedachung oder Schutz gegen die oft schon sehr empfindliche Nachtkälte, untergebracht. Das Sarnthaler Alpenvieh ist jedoch abgehärtet genug, denn nicht selten wird es schon Ende August von Schneefällen heimgesucht. In der Wolfschlucht steht ein mächtiger mit Wasser gefüllter Kessel, unter welchem schon von Mitternacht an feil gefeuert wird. Ist das Vieh untergebracht, dann schreitet der Sarntvaler der Waichfläche zu, wickelt aus seinem Taschentuche oder einem Linnenstück ein Stück Spek hervor, vielleicht eine Hand breit und eine Spanne lang. In diesen Spek steckt er ein Stück Holz, welches mit verschiedenen Zeichen versehen ist, damit er den Spek später wieder erkenne, und nun wird dieser in den Kessel geworfen. Dann stattet der Bauer dem lieben Herrgott in der Kirche einen Besuch ab und macht bei dieser Gelegenheit auch dem heiligen Leonhard einen Besuch, dem lieben Viehpatron. Vielleicht hilft ihm dieser zu einem besonders guten Geschäft!

Aus der Seitentasche seiner Hose langt er dann auf dem Wege zum Wirtshaus verzinnt schmungelnd sein „Besteck" hervor. Ein runden, eisernen Löffel, die zweizinkige Gabel und das Messer. Aus dem brodelnden Kessel angelt er seinen Spek, schöpft sich ein Quantum dickstetige Suppe darüber, kauft sich einen „Weißloan" (Brotweden) und einen halben Liter Wein, und das herrliche Frühstück auf nüchternen Magen beginnt. Zum „Halbmittag" (zweites Frühstück) kauft er sich beim Käsehändler ein halbes Kilo „grauen Pfutterthäter" oder „an Halbetten" mit Brot und Wein. Mittagessen ist Nudelsuppe und Bürgl, Kalbs- oder Schweinebraten, „Zwölfschneider" (Zwetschgenkompott). Die einfache Portion eines solchen Bratens würde für eine kleine Familie in der Stadt genügen. Heraus sieht man, daß es den wackeren Sarnthalern an leiblicher Stärkung nicht fehlt beim Marktgeschäfte. Der Marktplatz selbst ist die Pferdstraße, zu deren beiden Seiten allerlei Krämer ihre Buden und Stände aufgeschlagen haben. Sie handeln mit Eisenwaren, Schuhnägeln, hölzernen Hausgeräten, Schuhen, Hülen und „Binden", das sind die mit Pflanzenfaserstreifen geflochten Ledergerte.

Auf seinem Markte sehlen die sogenannten „Manschetten", so werden die Kauf- und Verkaufsvermittler genannt, an welche die Bauern Südtirols einmal gewöhnt sind. Diese Manschetten haben eine äußerst lustige Art der Ueberredung, gelte es nun den Kauf oder Verkauf. Sie stecken Provisionen ein für eine eigentlich ganz unnütze Vermittlung, und wenn der Beobachter meint, der Zwischenhändler vertrete sicherlich die Interessen des Käufers, so ist meistens oder mindestens sehr häufig das Gegenteil der Fall.

Rind- und Kleinvieh verkaufen oder kaufen die Männer, die Weiber oder immer die Schweine, deren Pflege ihnen auch allein auf den Höfen obliegt. Aber nicht nur kaufende und verkaufende Bauern umstehen das Vieh, sondern auch vielfach die Knechte aus den Höfen ringsum, denn der Markttag ist meistens auch ein sogenannter Bauernfeiertag. Mit ernsten Mienen mustern sie das ausgestellte Vieh, schätzen es auf Preis, Gewicht und Alter und erwerben sich so Kenntnis und Erfahrung, so daß mancher Bauer nicht nur auf den Rat seines Knechtes hocht, sondern ihn auch selbständig mit Vieh zu Markte schickt.

Die Sinne des Wildes.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Karl Brandt.

Im allgemeinen ist die Ansicht verbreitet, daß die wilden Tiere viel schärfere Sinne hätten als die zahmen. Man sucht sich dies mit Recht dadurch zu erklären, daß das Wild dieselben zur Abwendung von Gefahr und zur Erlangung seiner Nahrung, besonders zur Zeit der Not, mehr anstrengen müsse als die Haustiere, die weder Gefahren noch Futtermangel ausgesetzt wären. Deshalb hätten die Sinne bei den verschiedenen wilden Arten nicht nur durch natürliche Zuchtwahl schärfer werden müssen, sie würden auch beim Individuum durch fortwährende Uebung im täglichen Kampfe uns Dasein gestärkt. Das mag in auch dort richtig sein, wo der Mensch nicht durch Zuchtwahl einen bestimmten Sinn, z. B. den Geruchssinn, zu heben bestrebt war. Es hat überhaupt die Erfahrung gelehrt, daß das menschliche züchterische Können in verhältnismäßig kurzer Zeit mehr in einer bestimmten Richtung zu leisten imstande ist, als die unendlich lange Zeit der natürlichen Zuchtwahl vermochte.

Doch wir wollten ja über die Sinne des Wildes sprechen. Dieselben sind, wie oben schon angedeutet, im allgemeinen schärfer als die der zahmen Tiere, allein der Laie macht sich doch meistens eine übertriebene Vorstellung von denselben. Kürzlich saß ich hundert Schritt vor einer mitten im Felde liegenden Fichtendickung auf dem Anstand. Ich hatte mich, um eine alte Geltricke abzuschießen, ohne alle Deckung vor einen Rain in die Nähe eines jungen Roggenstückes gesetzt, auf welches Rehwild austrat — vielleicht kam mir auch ein Fuchs, da im Sommer im Dickicht ein Gehege groß geworden war. Als es zu dämmern begann, und weder Reh noch Fuchs sich zeigte, setzte ich die locker geballte Faust an die Lippen und ahmte durch Hineinblasen das klägliche Geschrei nach, das der arme Lampe ausstößt, wenn er von einem Raubtier gefangen wird. Durch dieses Reizen, wie es der Jäger nennt, wird Reineke häufig herangelockt und kommt zu Schuß.

Es dauerte auch nicht lange, so steckte der rote Freibeuter rechts von mir sein spitzes Räubergesicht aus den Fichten, und da er nichts Verdächtiges gewahrte, war er bald ganz draußen und trabte fast spitz auf mich, d. h. die Stelle zu, woher er die verheißungsvollen Töne gehört hatte. Da ich ihn von links erwartet hatte, saß ich leider so, daß ich meine Büchse nicht soweit herum bekommen konnte, um ihn fassen zu können. Jetzt blieb er 20 Schritt von mir stehen und ängte nach mir herüber. Ich saß vollkommen frei, ohne einen Grashalm Deckung, aber regungslos, als wäre ich eine aus Erz gegossene Figur — und die Augen hatte ich so weit geschlossen, daß ich ihn nur durch einen feinen Schlitz zwischen den Lidern beobachten konnte. Es schien mir, als ängte er mir fest in die Augen, und ich erwartete, daß er sich im nächsten Augenblick blitzschnell herumwerfen und im nahen Dickicht verschwinden würde. Allein sein feingeschnittenes Spitzbubengesicht drehte sich nach einer langen dangen Minute suchend von mir ab, der Rotrock hatte seinen ärgsten Feind auf wenige Schritte nicht erkannt und trabte ruhig weiter — gerade in mein blankes Büchsenkorn hinein. Hätte ich aber nur mit der Wimper gezuckt oder die Büchse eine Handbreit zu wenden versucht, so hätte der im Volksmunde als Simbild der Schlauheit geltende Reineke die Gefahr zweifellos sofort erkannt. Ich habe aus vielen ähnlichen Beispielen gerade dies gewählt, weil dieser Fuchs einer der stärksten war, die ich erlegt habe. Er mochte mindestens 7 bis 8 Jahre alt sein, da seine Fänge schon gelb zu werden anfingen, und hatte gewiß schon manche Erfahrung in seinem Räuberleben gemacht. Trotzdem erkannte er mich auf so geringe Entfernung nicht als Feind.

Wie dieser Reineke, so erkennt fast alles Wild den Menschen nur an seiner Bewegung, nicht an seinen Umrissen. Die erste Pürschregel, die mir als Knaben von meinem älteren Bruder gegeben wurde, lautete: „Geh' so leise, daß du dich selbst nicht hörst, halte den Oberkörper hierbei vollkommen ruhig und schlenkere nicht mit den Armen."

Wirft Rehwild den Kopf) auf und ängt dich an — und wäre es nur auf eine Entfernung von 20 Schritten — so brauchst du nur unbeweglich stil zu stehen, und du wirst bald sehen, daß es nicht weiß, ob du ein Feind bist oder ein harmloser Gegenstand. Es senkt den Kopf, wirft plötzlich wieder auf und treibt dasselbe Spiel einigemal hintereinander. Bewegst du dich nicht, so fängt es bald wieder an zu äsen, oder es schüttelt die surrenden Mücken von den Luiern (Ohren) — ein Zeichen, daß es sich vollständig wieder beruhigt hat. — Schwarzwild ängt sehr schlecht. Vor längeren Jahren stand ich einmal morgens kurz vor Sonnenaufgang vor einer Hecke und stierte nach einem starken Keiler hin, der auf einer Rübenbreite spitz auf mich zu wechselte. Von Zeit zu Zeit hielt er sicherend stehen, dann

trollte er wieder voran. So war er auf 40 Schritte herangekommen, und da er immer noch keine andere Richtung einschlug und mir bei seiner Stärke, wenn ich ihn schlecht traf, in noch größerer Nähe die Sache nicht ganz geheuer schien, legte ich ihm das Korn meiner Büchse mitten zwischen die Lichter, und die Kugel saß dann auch genau auf diesem Fleck. — Hasen laufen dem stillstehenden Jäger bis vor die Füße, und Enten fallen abends in der Dämmerung unmittelbar neben ihm ein. Rotwild erkennt den Jäger sehr leicht, ebenso die Ringeltaube — ich habe aber auch schon frei an einer Rapsstiege gesessen, und die Tauben sind unmittelbar neben mir eingefallen. Jedenfalls wird aber der stehende Jäger leichter vom Wilde erkannt als der spürende.

Das Gehör ist beim Wilde bedeutend besser ausgebildet als bei zahmen Tieren. Beim Pürschen auf Rotwild sah ich ein Rudel sich an einem Hange ästen, etwa 80 Schritt vom Rücken. Es schien mir ein leichtes, dadurch an dasselbe heranzuweidewerken, daß ich am jenseitigen Hange so weit pürschte, bis ich dem Wilde gegenüber war — dann den Hang hinaufstieg und schließlich auf die Höhe kroch. Als ich noch mindestens 200 Schritt vom Rudel entfernt war, traf mein Stock zufällig einen Stein, so daß ich den Klang, wenn auch nur sehr leise, hörte. Bald war ich oben, aber zu meiner größten Ueberraschung sah ich in der Ferne das Wild langsam fortziehen, und der mich begleitende Förster, der alles mit dem Glase beobachtet hatte, erzählte mir, daß das Stoßtier plötzlich aufgeworfen und in der Richtung nach mir gesichert hätte und dann mit dem Rudel fortgetrollt wäre. Es hatte also allem Anscheine nach das Anstoßen des Stockes an den Stein jenseit des Bergrückens gehört. Viele Jäger sind der Ansicht, daß das Wild, wenn es den Kopf beim Aesen zur Erde gesenkt hat, die Tritte des Jägers durch die Schallwellen, welche der Boden fortleitet, besser und weiter als durch die der Luft vernimmt.

Auch bei Füchsen habe ich die Wahrnehmung gemacht, daß sie auf weite Entfernung ein leises Anstoßen des Fußes an einen Stein vernehmen — und wie weit hören sie nicht das leise Mäuseln des sie reizenden Jägers!

Verhältnismäßig häufig kommt es vor, daß Wild auf den Knall der Büchse, besonders bei rauchschwachem Pulver, gar nicht reagiert oder die Richtung nicht weiß, aus welcher der Knall kam. Bei Rehböcken, die den Schuß nicht beachten, nimmt man an, daß sie ihn für Donner halten. Birkhähne balzen häufig ruhig weiter, wenn sie mit rauchschwachem Pulver beschossen, aber gefehlt werden, während sie bei Fehlschüssen mit Schwarzpulver sofort abstreichen. Füchse, die mitten im Felde mausten, habe ich vielfach dadurch zu Schuß bekommen, daß ich am Holzrande schoß, und der Fuchs dann, unsicher, woher der Knall kam, langsam und von Zeit zu Zeit sichernd, dem Holze zutrabte. Da ich die Pässe, die er zu halten pflegte, genau kannte, war es mir dann ein leichtes, an den betreffenden heranzuweideswerken und ihn hier zu erwarten.

Das Witterungsvermögen des Wildes steht zweifellos weit zurück hinter den „Naken" unserer besten Jagdhunde, auf die ja der Jäger bei der Jucht seiner Gehilfen stets das größte Gewicht gelegt hat. Ich möchte zunächst dem Leser ein Bild von dem geben, was diese zu leisten vermögen. Ich habe die besten englischen Vorstehhunde, die wohl existieren, Setters und Pointers, sich auf Field trials (Frühjahrsprüfungen auf Hühner) messen sehen. Diese Hunde haben eine Suche, die fast so schnell ist, wie wenn ein Windhund einen Hasen hetzt. Und bei dieser rasenden Schnelligkeit fliegen sie vorstehend herum, wenn sie den Wind eines zwanzig Schritt weit liegenden Huhnes kreuzen. Wenn man annimmt, daß durch den Wind vom Huhne ein Witterungsstrom fortgetragen und die einzelnen Witterungsatome wie der Rauch vom Schornstein auseinander geblasen werden, der Strom also in der Nähe des Huhnes am dichtesten ist, und daß der Hund, der noch dazu durch Nachen und Nase atmet, beim schnellen Durchqueren jenes Stromes nur ein Partikelchen der Witterung in die Nase bekommen kann, daß aber durch dieses Witterungsatom trotzdem der Vorstehinstinkt ausgelöst wird, so muß man über die Feinheit einer solchen Nase staunen. — Ein schwaches Gegenstück hierzu ist es nur, daß die Pointerhündin meines Schwagers einmal zu mir herankam, als sie im Felde auf einem anderen Koppelwege bei ihrem Herrn ging und meinen Wind auf etwa 300 m kreuzte. Ich habe dieses Beispiel herangezogen, um die Nase dieser Hündin später mit der von einem Fuchs und einem Rehbock zu vergleichen. — Ferner sah ich kürzlich, daß ein Schweißhund, ohne auch nur ein einziges Mal abzukommen, $23^1/_2$ Stunden nach dem Anschuß und nach viel Stunden anhaltendem, heftigem Regen der Fährte eines kranken, nur äußerst wenig schweißenden Stückes Rotwild sicher folgte und nach etwa einem Kilometer den ersten Schweiß zeigte. Ich war auch zugegen, als eine Schweißhündin eine ältere, wenig schweißende Fährte durch die warmen Fährten eines starken Rudels Hirsche (gegen 100 Stück) und die eines Rudels von etwa 50 Stück Rahlwild brachte, die Hündin also auch imstande war, die kranke von gleichalterigen gesunden zu unterscheiden. Diese Beispiele sind allerdings das Aeußerste, was Hundenasen — soweit ich es gesehen — geleistet haben. Von glaubwürdigen Jägern erzählt sind mir noch weit schwierigere Sachen.

Sehen wir uns nun einmal Reineke bei seiner Arbeit an. Langsam trabt er auf dem Acker hin und her, plötzlich wendet er sich gegen den Wind, tritt vorsichtig einige Schritte weiter, steht eine Sekunde still und fliegt, die Lunte schwenkend, mit weitem Sprunge nach einem Mäuschen und drückt es mit den Pfoten zur Erde. Ich habe einen Fuchs nie mehr als zehn Schritt weit anziehen sehen, und da er nur trabt, bekommt er doch die ganze Witterung der Maus in die Nase — während jene Pointer und Setter bei der rasenden Schnelligkeit ihrer Suche, wie schon erwähnt, nur ein Atom der Hühnerwitterung einsaugen können.

Einst ließ ich mir einen Fuchs, der auf dem Felde mauste, angehen. Derselbe trabte höchstens auf 150 Schritte durch meinen Wind, ohne auch nur im mindesten durch sein Benehmen zu zeigen, daß er mich witterte — er hielt also auch in Bezug auf Wittern des Menschen seinen Vergleich mit der Pointerhündin meines Schwagers aus. Möglich ist es immerhin, daß gerade dieser Reineke keine besonders gute Nase hatte und daß andere Füchse den Menschen auf weit größere Entfernung zu wittern imstande sind — mir ist aber kein Beispiel in meinem reichen Jägerleben vorgekommen, daß dies wirklich der Fall gewesen wäre.

Auch das Rehwild vermag den Jäger nicht so weit zu wittern, wie oft wohl angenommen wird. Wenn nachfolgende Beobachtung an einem Bocke für alles Rehwild gilt, so liegt das Witterungsvermögen desselben zwischen 120 und 200 Schritt, wie aus folgender Thatsache hervorgeht. Ich hatte im Holsteinschen einen Bock ausgemacht, der erst sehr spät austrat, weshalb ich ihn nur durch Anstoßen zu Schuß bekommen konnte. In starker Dämmerung kam er denn auch, leider direkt gegen den Wind, auf einer Heidefläche angezogen, und zwar, wie ich am anderen Morgen absichtlich, bis auf 120 Schritt. Erst jetzt schien ihm die Sache unsicher, und er trat langsam zurück. Am folgenden Abend hatte ich an der Stelle, wo er ausgetreten war, guten Wind, allein der Bock war viel schlauer, als ich vermutet hatte, und kam heute von der entgegengesetzten Seite, und zwar aus dem Felde, um nach einer Wiese zu ziehen. Hierbei mußte er auf 200 Schritt durch meinen Wind, und ich glaubte deshalb sicher, daß ich auch heute abend nicht zu Schuß kommen würde. Doch der Bock zog ruhig weiter, zupfte hier und dort ein Blatt von einem Busche oder schlug mutwillig sein Gehörn durch das Gezweig. Als er auf die Wiese getreten war, weidewerkte ich, geschützt durch einen Knick, rasch hinan und setzte ihm die Kugel aufs Blatt. Es hatte mich also derselbe Bock auf 120 Schritt gewittert und auf 200 Schritt mit direktem Winde nicht.

Federwild hat absolut kein Witterungsvermögen. Der Birkhahn wittert auf der Balz den Jäger im Schirme selbst dann nicht, wenn er unmittelbar vor oder selbst auf dem Schirme die regelsten Kapriolen macht und seine Balzarien vorträgt. Deshalb nimmt der Jäger bei der Wahl des Schirmes auf den Wind auch durchaus keine Rücksicht — aber äugen thut der Birkhahn derart scharf, daß der Jäger sagt, der schlaue Vogel hätte auf jeder Feder ein Auge.

Die Raubvögel haben ein außerordentlich scharfes Auge — ob aber ihr Geruchsinn ebenso scharf ist, wird von der Jägerwelt in Zweifel gezogen. Man ist mehr dazu geneigt, anzunehmen, daß der Geier das Aas mit den Augen findet und daß er sich nicht auf die Nase beim Aufsuchen der Beute verläßt.

Die Natur birgt für den Menschen noch viele Rätsel, und jeder Mensch sollte sich dazu berufen fühlen, sich an der Lösung des einen oder anderen zu beteiligen.

Die Galerie Borghese in Rom.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. Fried. Noack.

Kurz vor Ablauf des Jahres 1901 haben Regierung und Parlament in Italien durch die glückliche Lösung einer seit Jahren sich hinschleppenden Frage den Dank der römischen Bürgerschaft und aller Fremde der ewigen Stadt in vollstem Maße erworben: sie haben einige Millionen geopfert, um die prächtige Parkanlage der Familie Borghese vor der Porta del Popolo mit der in dem dortigen Kasino befindlichen weltberühmten Kunstsammlung zum öffentlichen Besitz zu machen. Unser den tauschenden Brunnen, den sonnigen Wiesen und dem Märchenschatten der Villa erfreuten oder vor den Meisterwerken Tizians, Correggios, Domenichinos in andächtiger Bewunderung verweilten, sind doch nur wenige, welche die verdienstvolle Bedeutung dieses Ankaufs durch den Staat voll zu würdigen wissen, weil die meisten sich der Gefahr nicht bewußt geworden sind, die diesen Schatz von Schönheit bedrohte. Die Fremden, die gegen ein geringes Eintrittsgeld unter den Pinien und immergrünen Eichen des Borghesischen Parks sich ergingen und in dem vornehmen Glanz des Kasinos dem italienischen Kunstgenius huldigten, ahnten zumeist nicht, daß dieser Besitz der alten römischen Patrizierfamilie von denselben Umständen bedroht war, die vor einem Jahrzehnt die herrliche Nachbarvilla Ludovisi in ein modernes Stadtviertel verwandelt und die berühmte Gemäldesammlung des Fürsten Starrza in alle Winde zerstreut haben. Die finanzielle Not, welche über viele Adelsfamilien des päpstlichen Roms hereingebrochen ist, hat auch das Haus Borghese nicht verschont; der vornehmen Gesinnung seiner Mitglieder ist es zu danken, daß sie die hauptsächlichsten Kunstkleinodien ihres Besitzes trotz der Ungunst der Zeiten so lange bewahrt haben; aber endgültig gerettet vor Verschleuderung und für die Stadt Rom erhalten sind dieselben erst durch die staatliche Erwerbung.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, welche aus alten Gesetzen, Bestimmungen und Ueberlieferungen nachweisen wollten, daß der Fürst Borghese eine juristische Verpflichtung habe, seinen Park und sein Museum der öffentlichen Nutznießung ungeschmälert zu erhalten; aber dieser Standpunkt ist andrerseits auch immer wieder mit Erfolg angefochten worden, und die Rechtsfrage war so verwickelt, daß unter den heutigen Anschauungen eine endgültige richterliche Entscheidung sehr wohl zu Gunsten des freien Verfügungsrechts des Besitzers ausfallen konnte. Die italienische Regierung hat daher das unstreitige Verdienst, eine verwickelte und schwierige Angelegenheit zur befriedigenden Lösung gebracht zu haben, indem sie sechs Millionen für den Ankauf des Borgheseschen Besitzes vom Parlament verlangte. Der Familie Borghese aber darf man die Anerkennung nicht vorenthalten, daß sie dem öffentlichen Interesse vornehm entgegenkam, denn sie hätte im Einzelverkauf der Terrains, Gebäude und Kunstwerke erheblich höhere Summen erzielen können. Ist doch der Wert der Gemäldegalerie allein von Sachverständigen auf mindestens sieben Millionen Lire angeschlagen worden, und für ein einzelnes Kleinod derselben, für Tizians sogenannte „Himmlische und irdische Liebe", haben ausländische Kunstfreunde wiederholt den Preis von ein bis zwei Millionen geboten.

Das Kasino Borghese.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Die Anschauung, daß das römische Volk ein Anrecht auf die Nutznießung der Villa Borghese habe, gründet sich in letzter Linie auf die nicht unanfechtbare historische Darstellung, daß die Parkanlage aus dem ehemaligen Grundbesitz der unglücklichen Familie Cenci sich entwickelt habe, welchen die päpstliche Regierung nach dem berüchtigten Mordprozeß konfisziert, und welchen Papst Paul V Borghese seinen Nepoten geschenkt hat.* Um gegnerischen Groll zum Schweigen zu bringen, wäre angeordnet worden, daß Villa Borghese, vormals Cenci, den Römern als freies Gebiet zum Spaziergang und als Erholungsstätte offen stehen sollte. Aber dieser Zusammenhang scheint, urkundlich wenigstens, nicht mehr nachweisbar zu sein. Thatsache ist, daß Papst Paul V den Löwenanteil des beschlagnahmten Vermögens der Cenci seiner eigenen Familie zugewandt, und daß sein Neffe, Kardinal Scipio Borghese, hauptsächlich unter Benutzung ehemals Cencischer Gärten vor der Porta Pinciana, auf den nordöstlich an die Stadtmauer angrenzenden Hügeln von 1608 an die Parkanlage mit dem Landhaus schuf, die bald eine der köstlichsten Sehenswürdigkeiten von Rom wurde. Der Kardinal vergrößerte die Vigna Cenci durch Erwerbung benachbarter Besitzungen, ließ Gartenanlagen im Stile jener Zeit mit Wasserwerken, Grotten, Brunnen, Teichen, barocken Pavillons, antiken Trümmerstücken anlegen, ließ durch den deutschen Baumeister Hans von Xanten das reizende Kasino erbauen und mit Meisterwerken antiker Bildhauerei ausschmücken. Unser großer Archäologe Johann Joachim Winckelmann, der 1755 nach der ewigen Stadt kam, fand im Kasino Borghese noch die antiken Prachtstücke des Fechters, des Mars und Hermaphrodits, die seit Anfang des 19. Jahr-

Springbrunnen im Garten des Kasino Borghese.
Nach einer photographischen Aufnahme.

* Anmerk. d. Red. Beatrice Cenci wurde, weil sie im Einverständnis mit ihrer Stiefmutter und ihren Brüdern den eigenen Vater ermorden ließ, im Jahre 1599 mit der Mutter und einem der Brüder hingerichtet. Der jüngere Bruder wurde begnadigt und erhielt noch einen kleinen Teil der Familiengüter.

hunderts das Louvre-Museum in Paris zieren. Auch Goethe erfreute sich 1786 bis 1788 noch an diesen Kleinoden antiker Kunst im Borghesischen Landhaus, nicht minder aber auch an den hohen landschaftlichen Schönheiten der Villa, womit nach italienischem Sprachgebrauch der Park gemeint ist. Unser Altmeister war ein häufiger Besucher der Villa, deren stille, feierliche Schönheit ihm poetische Stimmung erweckte; in einem der herrlichsten Teile des Gartens, wo man aus dem Schatten der immergrünen Eichen und Lorbeerhecken über saftige Wiesen hinweg in die sonnige, weite Campagna mit ihrem großartigen Gebirgshorizont hinausschaute, hat er seine klassische Dichtung „Iphigenie" vollendet. Zu Goethes Zeit bot der Park noch manchen Reiz, der heute geschwunden ist: in einem See, der einen weiten Thalgrund füllte, spiegelten sich mächtige alte Eichen, unter den stolzen Pinien und ernsten Cypressen graste ein Rudel weißer Damhirsche. Die Eingänge des Besitztums befanden sich damals, mit monumentalen Thoren geschmückt, vor der Porta Pinciana unweit des Kasino und am unteren Ende an der Ecke der Stadtmauer, wo ein altrömisches Mauerstück aus Netzwerk, der Muro Torto, noch heute die Futtermauer der südrischen Pincio-Anlage stützt. Kurz vor Goethes Ankunft in Rom hatte der damalige Chef des Hauses Borghese, Fürst Marc Antonio, eine Reihe wichtiger Neuerungen in der Villa vornehmen lassen, um derentwillen die zeitgenössischen Besucher seinen Kunstgeschmack und seine Freigebigkeit priesen. Unter ihm wurde das Landhaus neu ausgeschmückt, nicht nur mit kostbarem bunten Marmor an den Fußböden und Wänden, sowie mit neu ausgegrabenen antiken Bildwerken, sondern auch mit Gemälden gleichzeitiger Künstler, unter denen mehrere deutsche hervorragen. Philipp Hackert malte für Don Marc Antonio eine ganze Galerie großer Landschaften, der Mengsschüler Christoph Unterberger schmückte die Decken einiger Säle mit mythologischen Bildern, der Böhme Wenzel Peter, damals in Rom der unbestrittene Meister der Tiermalerei, komponierte in die Stuckornamente der mächtigen Vorhalle seine lebenswahren Tiergestalten hinein. Den Garten verschönerte Fürst Marc Antonio mit Nachahmungen antiker Tempelbauten und mit der in ihrer klassischen Einfachheit so schönen Anlage der sogenannten Piazza di Siena, einer Art von Rennbahn oder Amphitheater in der Einsenkung einer von Pinien und Cypressen beschatteten Wiese. Dieser mit geschickter Benutzung des natürlichen Geländes geschaffene freie Platz wurde dank der Liberalität des Fürsten die Stätte fröhlicher Feste des römischen Volkes, besonders zur Herbstzeit; und aus diesen von dem freigebigen Herrn veranstalteten volkstümlichen Belustigungen scheint sich die Gewohnheit herausgebildet zu haben, die Villa Borghese als eine der allgemeinen Erholung im Freien gewidmeten Stätte, als ein Stück öffentlichen Besitzes anzusehen. Sehr begreiflich ist daher der Aerger der römischen Bevölkerung über die Wandlungen, die infolge der wirtschaftlichen Not zur Zeit der französischen Revolution mit der Villa vor sich gingen, sowohl über den von Napoleon erzwungenen Verkauf kostbarer Antiken an Frankreich, als über die teilweise Zerstörung der Parkanlagen.

Fürst Camillo Borghese, der Napoleons Schwester Pauline geheiratet hatte, fühlte danach wohl etwas wie vornehme Pflicht, als er sich entschloß, die Borghesische Villa durch Ankauf mehrerer Nachbargärten zu vergrößern, durch Neuanlagen zu verschönern und die Lücken der Antikensammlung durch die Funde neuer Ausgrabungen zu ergänzen. Um 1830 ließ Don Camillo durch Erwerbung der ehemaligen Villa Raffael Sanzios und der Villa Giustiniani den Besitz nach der Porta del Popolo hin abrunden, durch den Architekten Canina das große Portal vor dem genannten Stadthor nebst dem ägyptischen Pylonenbau im Innern der Villa errichten und gestattete dem römischen Volk den Besuch der etwa auf das Doppelte ausgedehnten Parkanlage. Vorübergehend ließ er sogar zu, daß ein römischer Restaurateur, der die von den deutschen Künstlern vielbesuchte Trattoria Lepre in der Via Condotti führte, in einem Gebäude der Villa eine anständige Gartenwirtschaft eröffnete. Verschiedene Male jedoch, wenn unnütze Burschen Vandalismen in seinem Besitztum verübt hatten, oder wenn gegen seinen ausdrücklichen Vorbehalt die päpstliche Polizei eingedrungen war, schloß der Fürst seine Villa wieder ab und ließ sich erst von den Behörden, selbst von dem Kardinalstaatssekretär, lange bitten, bis er die Erlaubnis zum öffentlichen Besuch erneuerte. Während der römischen Revolution 1849 hatte auch die Villa Borghese wieder zu leiden; die Republikaner, welche die Stadt gegen die Franzosen verteidigten, zerstörten unter anderem Raffaels altes Gartenhaus, dessen Fresken allerdings schon früher von den Wänden genommen und in die Galerie Borghese gebracht worden waren. Solche Unterbrechungen abgerechnet, entwickelte sich aber die Villa Borghese während des 19. Jahrhunderts mehr und mehr zu einem bei allen Ständen beliebten Erholungsplatz, den man wegen seiner Ausdehnung und seiner bequemen Lage — der Haupteingang liegt nur wenige Schritte von der Piazza del Popolo, dem Endpunkt des Korso, entfernt — allen anderen römischen Patriziervillen vorzog. Was Tiergarten, Prater, Hydepark, Bois de Boulogne für andere europäische Hauptstädte, das wurde die „Villa Burghesia" für Rom, mit der Einschränkung jedoch, daß man hier bei einem Privatmann zu Gast war, und daß der öffentliche Besuch meist nicht jeden Wochentag gestattet war. Zur Zeit der französischen Truppenbesetzung im päpstlichen Rom pflegten die Kommandanten, mit jeweiliger ausdrücklicher Einwilligung des Fürsten Borghese, die Paraden auf den großen Wiesen seiner Villa abzuhalten.

Die cumäische Sibylle.
Nach dem Gemälde von Domenichino.

Die politische Neugestaltung des Jahres 1870 brachte keine Aenderung in der öffentlichen Benutzung der Villa mit sich. Nach wie vor fuhren Adel und bestjende Klassen an bestimmten Nachmittagen in den breiten Alleen spazieren, die Zöglinge der Priesterseminare trieben auf dem Rasen ihre Bewegungsspiele, Kinder tummelten sich unter den Bäumen und pflückten Sträuße von Wiesenblumen, die fremden Romreisenden wanderten mit dem Bädeker in der Hand durch die schattigen Gänge, an den plätschernden Fontänen und architektonischen Schmuckstücken vorüber nach dem Kasino, um dort neben den antiken Bildwerken die Marmorwerke Berninis und Canovas liegende Statue der Pauline Borghese-Bonaparte zu bewundern; an schönen Sonntagen in der guten Jahreszeit füllte sich der weite Park mit zahlreichen

Familien des Kleinbürgertums, die, im Grünen gelagert, ihr mitgebrachtes Mahl verzehrten und den Tag im Freien verträumten. Größere Volksfeste verschiedenen Charakters wurden auf der Piazza di Siena abgehalten, allerdings nicht mehr auf Kosten der Fürsten Borghese, denn der alte Glanz des Hauses begann zu erbleichen.

Als im Zusammenhang mit der so jäh verunglückten römischen Bauspekulation der achtziger Jahre zuerst einem Teil der Villa Borghese die Gefahr drohte, als Baugelände verhandelt zu werden, und dann das Vermögen der Fürsten Borghese zusammenbrach, da fühlte man in Rom, wie sehr der schöne, grüne Park dicht vor den Thoren ein unentbehrliches Lebenselement für die wachsende Großstadt geworden war, und die leitenden Kreise dachten mit Besorgnis an die nahe Möglichkeit, daß dieser köstliche Besitz, dessen sich dank der fürstlichen Liberalität der Eigentümer das ganze Volk mit zu freuen gewohnt war, zerstört und zerfetzt werden könnte. Aus mancherlei Gründen, unter denen die streitige Rechtslage und die allgemeine Finanznot die Hauptrolle spielten, verzögerte sich jedoch die von allen gewünschte Rettung der Villa, und fünfzehn Jahre lang zog sich die Unsicherheit ihres Schicksals hin. Während dieser Zeit der Ungewißheit, in welcher die Gläubigerverwaltung der Borgheſischen Konkursmasse auf allerlei Art einen Nutzen aus dem Grundstück zu ziehen suchte, indem sie Eintrittsgeld erhob, Rutschbahnen, Tingeltangels, Karussells, Ausstellungen ꝛc. in der Villa abhalten ließ, wurde die berühmte Gemäldesammlung des Hauses Borghese aus dem Stadtpalast in das Kasino verbracht und ihre Besichtigung dort ebenfalls zu einer Einnahmequelle gemacht. Zwar ist für die Aufstellung der Galerie diese Ueberführung nur vorteilhaft gewesen, denn eine köstlichere Stätte als die hellen Räume des Landhauses, dessen Fenster herrliche Ausblicke in das satte Grün des Parkes und in die weite Landschaft bieten, läßt sich für eine Kunstsammlung kaum ausdenken. Um dem Leser einen Begriff von all der Schönheit zu geben, welche in dem Kasino Borghese vereinigt ist, bilden wir einige der hervorragendsten Meisterwerke aus demselben ab. Da ist u. a. das vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts stammende Gemälde Lorenzo di Credis, das „Die Anbetung Jesu“ zeigt, weiter Raffaels „Grablegung Christi“ und als ein Werk aus der Zeit der Nachblüte italienischer Kunst Domenichinos „Sibylle“.

Die Anbetung Jesu.

Nach dem Gemälde von Lorenzo di Credi.

Mit der Verlegung der Galerie in das Kasino wuchs aber die, vielleicht unberechtigte, Befürchtung, daß es der staatlichen Aufsichtsbehörde auf die Dauer nicht gelingen möchte, eine Zerstreuung der nunmehr außerhalb der Stadt untergebrachten Kunstschätze zu verhüten, denn mehr als ein römischer Patrizier hatte, allen aus der päpstlichen Zeit übernommenen Edikten über privaten Kunstbesitz zum Trotz, wertvolle Meisterwerke heimlich ins Ausland verkauft. Das einzige Mittel, der ewigen Stadt diesen wesentlichen Teil ihres Schönheitsbesitzes dauernd zu erhalten, der den borgheſischen Namen führt und für alle Zeiten berühmt gemacht hat, war der Ankauf durch den Staat oder die Gemeinde Rom.

Das jetzt vollzogene Gesetz, dem jahrelange Verhandlungen vorangingen, bringt die sämtlichen Kunstschätze, die in dem von Haus von Kanten für Kardinal Scipio Borghese erbauten Landhaus aufgestellt sind, in den Besitz des italienischen Staates, der hiermit und mit dem vor Jahresfrist bethätigten Ankauf des Museums Ludovisi die erste große Erwerbung auf dem Gebiete der Kunst gemacht hat; den Park erwirbt der Staat, um ihn der Stadt Rom unentgeltlich zu überlassen, mit der Bedingung, daß er mit dem städtischen Garten des Monte Pincio zu einer großartigen Anlage verbunden werde.

Diese Anlage dürfte in Bezug auf eigenartige Schönheit ihresgleichen in der Welt kaum finden.

König Victor Emanuel, der an der Durchführung der schönen Aufgabe einen bedeutenden persönlichen Anteil hat, wird in Villa Borghese ein Standbild für seinen Vater errichten lassen, und nach diesem soll der Park künftig „Villa Umberto I.“ genannt werden. So wird aus dem ehemaligen Besitz der Nepoten Papst Pauls V eines der glänzendsten und dem Gemeinwohl nützlichsten Denkmäler der neueren Zeit im ewigen Rom, das zugleich einen würdigen Anfang der Regierungszeit des jungen Königs bezeichnet.

Grablegung Christi. Nach dem Gemälde von Raffael.

Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Sprechende Photographien.

Von der „sprechenden Nebulichkeit“ einer Photographie hört man oftmals, und das zählt auch bei dem heutigen Stande der photographischen Technik nicht gerade zu den Wunderdingen, daß aber eine Photographie selbst spricht, ist gewiß neu und klingt fast unglaublich. Dieses Kunststück hat ein junger Berliner Physiker, Ernst Ruhmer, jetzig gebracht und kürzlich in einem größeren wissenschaftlichen Verein vorgeführt. Die Sache ist im Grunde genommen ziemlich einfach und beruht auf der in letzter Zeit mehrfach vorgeführten musikalischen Bogenflamme. — Eine elektrische Bogenlampe brennt, nachdem sie sich eingestellt hat, geräuschlos und gleichmäßig hell, wenn der Speisestromstrom ein ganz gleichmäßiger ist. Ist dagegen der Betriebsstrom ungleichmäßig, so läßt die gegen solche Störungen sehr empfindliche Bogenflamme die Stromschwankungen als Geräusch oder als Ton hören. Es liegt dies an den durch die Stromschwankungen hervorgebrachten Volumenänderungen der Flamme, die sich der umgebenden Luft als Schallwellen mitteilen.

Wiedergabe eines Filmstückes.

Bei der „sprechenden“ Bogenlampe wird nun der gleichmäßige Betriebsstrom durch die schwankenden Ströme eines Mikrophons absichtlich ungleichmäßig gemacht, und die Bogenflamme giebt so das ins Mikrophon Gesungene resp. Gesprochene sehr deutlich und mit großer Genauigkeit wieder, so, daß man z. B. den Sprechenden an seiner Stimme zu erkennen vermag.

Neben den akustischen Wirkungen geben aber auch Helligkeitsschwankungen von dem sprechenden Flammendogen aus, die wir zwar subjektiv nicht wahrnehmen, weil unser Auge auf so schnelle Renderungen — mehrere hundert in der Sekunde — nicht reagiert, die wir aber photographisch registrieren können. So läßt denn Ruhmer das „sprechende Licht“ auf einen photographischen Film, wie solcher bei Kinematographen Verwendung findet, wirken.

Der mit ziemlich großer Geschwindigkeit in einer für diese Zwecke besonders hergestellten Camera — Photographophon nennt Ruhmer seinen Apparat — bewegte Film passiert die Brennlinie einer Cylinderlinie, vor der sich in geeigneter Entfernung die den Schallwellen entsprechend schwankende Lichtquelle befindet. Die Helligkeitsschwankungen der Flamme haben eine verschieden starke Belichtung des Films zur Folge, was sich nach der Entwicklung und Fixierung desselben in Form von helleren und dunkleren Streifen in eigentümlicher Gruppierung bemerkbar macht.

Diese Streifen entsprechen genau den aufgenommenen Schallwellen. Die obenstehende Abbildung zeigt ein Stück eines solchen lichtbesprochenen Films in natürlicher Größe.

Jedem Laut entspricht eine ganz bestimmte, ihn bezeichnende Linienzusammenstellung (ähnlich wie bei einem Spektrum), und es ist bei einiger Uebung nicht schwer, von einem photographophonischen Film das Gesprochene abzulesen. Viel einfacher ist es allerdings, sich diese Filmschrift wieder anzuhören.

Die Reproduktion der photographierten Sprache erfolgt bei dem vom Erfinder hergestellten Apparate in der Weise, daß der Film in der gleichen Richtung und mit der gleichen Geschwindigkeit wie bei der Aufnahme unter starker Beleuchtung vor einer Selenzelle vorübergeführt wird. Eine solche Selenzelle, d. i. ein mit dem seltenen Metall Selen bestrichenes Täfelchen, reagiert auf Belichtungsschwankungen mit elektrischen Widerstandsschwankungen. Durch die verschieden starke Schwärzung des Filmstreifens wird eine den aufgenommenen Schallwellen entsprechende wellenförmig schwankende Belichtung der Selenzelle hervorgerufen, was eine entsprechende Aenderung des elektrischen Widerstandes der Zelle zur Folge hat. Wird daher von dem Photographophon befindliche lichtempfindliche Zelle mit einer Batterie und zwei Telephonen in einen Stromkreis geschaltet, so bewirkt der Licht- und Schattenwechsel auf der Selenzelle entsprechende Stromschwankungen in den Telephonen, die sich in bekannter Weise wieder in akustische Schwingungen verwandeln und so die photographierte Sprache telephonisch wiedergeben.

Wir haben es also mit einem photographischen Telephonographen zu thun. Von den beim Wachswalzen-Phonographen so störenden Nebengeräuschen ist das Ruhmerliche Photographophon naturgemäß völlig frei, dagegen ist die Lautwirkung vorerst noch gering und kommt etwa der einer guten Telephonübertragung gleich.

Auch der Phonograph hat bekanntlich Verbesserungen erfahren, ehe er zu der heutigen Vollkommenheit gelangte. So wird auch auf diesem neuen Gebiete, wo noch viele Erfahrungen zu sammeln sind, der Fortschritt nicht ausbleiben, und es steht zu hoffen, daß das Photographophon in dieser Beziehung bald verbessert werden wird.

Der Erfinder des Photographophons an seinem Apparat.

Eins hat das Photographophon vor dem Phonographen unzweifelhaft voraus, nämlich die ungemein genaue und billige Vervielfältigung der Films durch photographische Kopien. Wie man sich heute für wenig Geld die photographischen Porträts berühmter Persönlichkeiten kauft, so wird man sich künftig deren Reden resp. Gesänge kaufen und wird dieselben selbst dann noch in ihrer unveränderten Klangfarbe reden, beziehungsweise singen hören können, wenn die betreffenden Personen schon im Schoße der Erde gebettet sind. So wird somit auch die Stimme, dieses Kind des Augenblicks, fortleben durch die Kunst der Photographie, die ja auch den wechselvollen Gestaltungen in Form und Farbe schon eine Unvergänglichkeit gesichert hat.

A.

Ein Kuss aus Versehen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Jassy Torrund.

Abseits der Landstraße, einsam, tief versichneit lag der polnische Edelhof — wie ausgestorben. Die Krähen hielten ihre Kontrollversammlung auf dem großen Rasenplatz vor der Auffahrt, schrieen um die Wette und erzählten sich von der bitteren Not dieses Winters. Seit Krähengedenken wäre ein solcher Schneefall im März, wenn jedermann schon ein verbrieftes Anrecht auf grüne Wintersaat und feisch gepflügte Aecker habe, nicht dagewesen!

Niemand störte diesen Jammer der polnischen Reichstag, alles was auf dem Gutshofe Hände und leidliche Geschicklichkeit besaß, war drinnen im „Schloß“ beschäftigt; das langgestreckte niedrige Herrenhaus mit dem steilen hochgegabelten Dach trug diesen allzu pomphaften Namen mit der gelassenen Würde jahrhundertlanger Gewöhnung. Und gemütlich war's drinnen trotz alledem!

Ein holzgetäfelter Hausflur mit fast unkenntlich gewordenen Schlachtenbildern einer ruhmreichen Vergangenheit; im Hintergrunde die bequem ansteigende breite Treppe mit geschnitztem Geländer, alles überkleidet von dem dunklen Glanz, den Jahrzehnte um Jahrzehnte als ehrwürdige Patina über massives Eichenholz legen, und in der kolossalen Raumverschwendung einer wohlhabenderen guten alten Zeit. Auch die Einrichtung der Zimmer stammte zumeist noch aus jener Zeit, altmodisch, doch wohlerhalten und von solider Behaglichkeit. Der große Festsaal im ersten Stock war in überladenem Barockstil gehalten; da gab es venezianische Spiegel, altertümliche Kronleuchter und zierliche Möbel mit verblaßten Seidenbezügen. Diese ganze weiß und goldene Pracht einer vergangenen Zeit war aber gleichsam verjüngt und in das frisch pulsierende Leben der Gegenwart gerückt durch die geschäftigen Hände junger Knechte und Mägde, die den Saal mit zahllosen kräftig duftenden Tannenguirlanden schmückten — zu Ehren des heute stattfindenden Fastnachtsballes.

Und in der Küche im Seitenhause erst, welch fröhlich lärmende Geschäftigkeit! Die behäbige Hausfrau, den Kneifer auf der Nase und den Schleppzipfel ihres bequemen Schlafrocks

unter den Arm geklemmt, hantiert mit den drallen Mägden um die Betten, bald hier, bald dort nach dem Rechten sehend — Tellerklappern, ein Durcheinander von Kommandorufen, Lachen, Fragen, Schelten überall — und wenn ab und zu die Holzthür aufgeht, zieht ein duftender Wohlgeruch von all den guten Dingen, die auf dem Herde brodeln, wie ein breites dampfendes Band durch die Spalte hinaus, daß die Stallmagd, die draußen den Schnee von den Stufen kehrt, sich schmunzelnd die Lippen leckt.

Die Fremdenzimmer sind alle schon geheizt, die Betten blütenweiß bezogen, das Leinen duftet nach Lavendel und Rosenblättern. O, wer etwa an die sprichwörtlich gewordene „polnische Wirtschaft“ denkt, der soll nur kommen und sich bei Frau von Langowska auf Lubom umsehen!

Im Jungfernstübel schwatzen und tichern zwei junge Mädchen, als ginge das ganze geschäftige Treiben in Saal und Küche sie gar nichts an. Marynja, das Haustöchterchen, hat auch wirklich das allerliebste kecke Stumpfnäschen noch nie in die Küche gesteckt. Mama ist darin so nachsichtig. Sie meint, das käme früh genug, wenn das arme Kind erst verheiratet sei. Es ist seltsam: polnische Hausfrauen stehen ihren deutschen Schwestern oft um nichts nach in der wirtschaftlichen Tüchtigkeit, aber die jungen Mädchen leben in den Tag hinein wie die Schmetterlinge, haben keine anderen Sorgen als ihre Toilette und ihr Vergnügen und keinerlei Obliegenheiten wie deutsche Haustöchter — das hat Zeit, bis später der eigene Hausstand kommt! Dann heißt's freilich Lehrgeld zahlen, und mit Mühe und oft unter heißen Thränen holen sie dann das Versäumte nach.

Marynja schwatzt mit der Pensionsfreundin, die seit ein paar Tagen zum Besuch da ist, um den Maskenball mitzumachen, ein zartes, bildhübsches, blasses Ding und wie die meisten Polinnen eine glühende Patriotin.

„Du kannst lachen, Marynja, solch einen reichen Bräutigam und zu Pfingsten schon die Hochzeit!“ seufzt sie und schaut träumerisch vor sich hin.

Marynja lacht auch wirklich, alles an ihr lacht und sprüht vor Lebenslust, die lebhaften, dunklen Augen, die kirschroten Lippen, das Grübchen im Kinn — selbst das kastanienbraune Haar, das sich in natürlichem Gelock über der Stirn bauscht, scheint sich im Uebermut zu kräuseln.

„Ih wo, reich — ein Millionär ist er noch lange nicht, und wir werden tüchtig schuften müssen. Aber schadet nichts, ein lieber Mensch ist er darum doch, mein Siegmund — ein bißel pedantisch zwar, aber durch und durch Kavalier, und möcht' mich auf Händen tragen, daß meine Füße sich um Gottes willen an keinen Stein stoßen.“ Und Marynja schiebt ihre Füße in den zierlichsten roten Pantoffeln — wahren Kinderpantöffelchen — kokett unter dem Kleide hervor. Hände und Füße, das ist ihr Stolz. Hübsch bin ich ja nicht, pflegt sie zu sagen, so ganz passabel, Durchschnittsware — aber meine Hände und Füße, die können sich sehen lassen. Echte Rasse, unverfälscht blaues Blut bis ins siebzehnte Jahrhundert zurück. Mit so winzigen Füßchen kann man natürlich nicht viel herumlaufen und „ich abschufften“, und mit Kummer denkt Marynja daran, wie sie die große Wirtschaft in Dombrowo besorgen soll. Ach ja, Braut sein ist doch netter als verheiratet! Ihre Finger bauschen den feuerroten Sammet auf, sie macht die letzten Stiche an dem phantastischen Zigeunerkopfputz, den sie heut' abend tragen wird. Ein Kostüm, wie geschaffen für das pikante, dunkle Gesichtchen.

„Du mußt dich sputen, Jadzia, daß du auch bald so weit bist.“

Wieder ein Seufzer. „Ach ich . . . wenn du wüßtest, Marynja!“

„Was?“

„Vor anderthalb Jahren wäre es bald dazu gekommen. Ein so angenehmer Mensch, chik vom Scheitel bis zur Zehe, und hat mich angebetet . . .“

„Und das sagst du mir jetzt erst?“ Marynja ist tief empört. Sie hat immer so eine Art Vorsehung für die mutterlose Freundin gespielt und sie nach Kräften und mit leidenschaftlicher Liebe tyrannisiert. Das war schon seit ihrer frühesten Kindheit so gewesen. Da mußte die kleine Jadwiga, die nur ein halbes Jahr jünger, aber sehr viel zarter, nachgiebiger und unselbständiger war, essen, wenn Marynja Hunger hatte, und satt sein, sobald Marynja es war. Sie mußte auf Kommando müde werden, mußte frieren oder schwitzen, ganz wie es Marynja beliebte — dagegen half kein Sträuben. So war es in den Pensionsjahren weiter gegangen und geblieben bis heute, und vor kaum acht Tagen hatte Marynja den letzten Beweis ihres diktatorischen Talents geliefert, indem sie kurzer Hand an Herrn von Smozynski, Jadwigas Papa, schrieb, sein Töchterchen hätte in dem einsamen Lisowo viel zu wenig Abwechslung, sie müsse durchaus herüberkommen und das Maskenfest mitmachen. Und richtig hatte Jadwiga die weite Winterreise von der Tuchler Heide bis hierher nicht gescheut, sondern war gehorsam wie immer dem Rufe der Freundin gefolgt. Und nun kam es heraus, daß dieselbe Jadwiga ein so wichtiges Geheimnis anderthalb Jahre lang für sich behalten hatte. Unglaublich!

„Weshalb hast du mir nie etwas davon geschrieben?“ fragte Marynja strenge.

„Aber, Marynja, wozu? Er war ein Deutscher, so konnte doch nichts daraus werden, das mußt du selber zugeben.“

„Hm — hättest du mich nur um Rat gefragt! Ich bin nicht so fanatisch, weißt du. Siegmund sagt immer, wir könnten viel von ihnen lernen. Er hat sogar deutsche Verwandte, sehr nett sollen sie sein; ein Vetter, der ihm zum Verwechseln ähnlich sieht, in Berlin, glaube ich, ist Ingenieur. Bei unserer Hochzeit werde ich ihn wohl kennenlernen. — Nun, und wie ging die Sache weiter? Wie kam er überhaupt zu euch?“

„Im Manöver, als Einquartierung. Ein schöner Mann, das kannst du mir glauben, und so vornehm! Ach, Marynja, heuten könnt' ich, daß er preußischer Offizier ist!“

Marynja zuckte die Achseln. „Das hättest du früher bedenken sollen. Und was geschah weiter? So erzähle doch ordentlich, Jadzia! Wütend bin ich auf dich, weißt du? So salsch zu sein und so treulos!“

„Aber, Marynja, da ist nichts zu erzählen. Er machte mir den Hof, und ich ließ ihn ablaufen. Zu einer Erklärung kam es gar nicht erst, dazu hatte er doch nicht Schneid' genug. Keine Courage! Ein Deutscher, sieht du, die haben alle Wasser statt Blut in den Adern. Wenn ein Pole ein Mädel lieb hat, da läßt er ihr keine Ruhe und quält sie bis aufs Blut — bis man aus lauter Verzweiflung Ja sagt. So ein Deutscher ist ungeheuer rücksichtsvoll, wie sie's nennen, und läuft gleich beim ersten Nein davon.“

Marynja lacht hell heraus. „Aber was sollt' er denn machen, der Arme? Er konnte doch doch nicht ohne weiteres entführen! Du wirst's ihm wohl deutlich genug gezeigt haben, daß du ihn nicht leiden konntest.“

„Ihn wohl, aber nicht sein Volk. Diese Deutschen, ja, die hasse ich!“

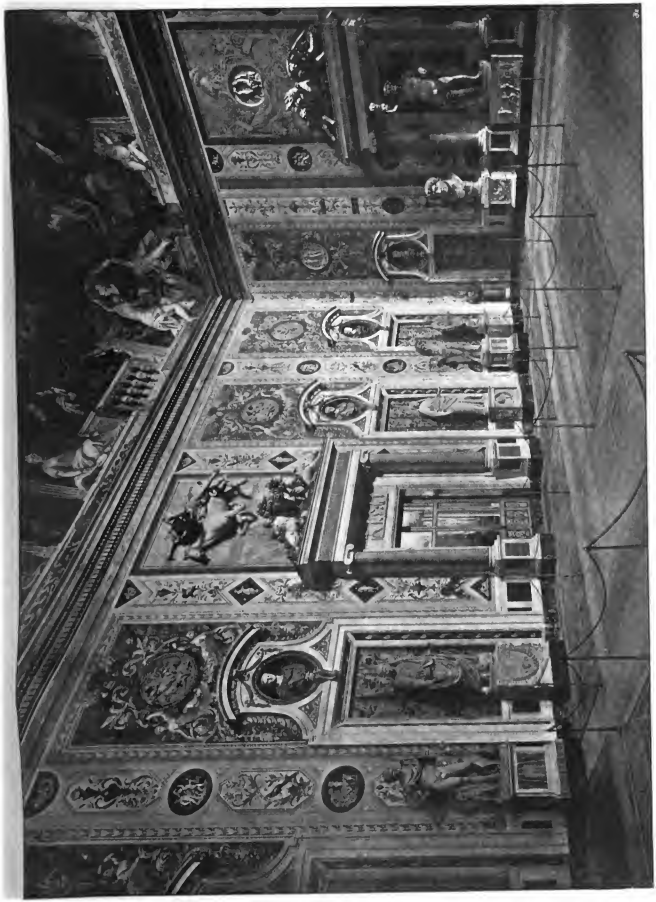
„Haben sie dir was gethan?“

„Nein, aber man muß doch! Denk' nur daran, was wir im Kloster geschworen haben!“

„Gott, in der Pension! So dumme Dinger, die noch nichts vom Leben wissen!“ Marynja kräuselte die roten Lippen und dachte verächtlich an die längstvergangene Zeit vor drei oder vier Jahren, wo die polnischen Mädel sich mit der Nähnadel in den Finger stachen, um den Bund der Blutsschwesterschaft mit ihrem „Herzblut“ zu unterschreiben, und bei Himmel und Hölle und ewiger Verderbnis sich zuschworen, keinen „Vaterlandsfeind“ zu heiraten. Lieber sterben! Lieber sogar eine alte Jungfer werden! — Zu dumm! Darüber war man doch mit neunzehn Jahren erhaben! Jadwigas kindische „Vorsehung“ spann ihre Gedanken weiter aus. „Ich hatte ganz andere Pläne mit dir vor. Immer hab' ich gedacht, Siegmunds Vetter solle dein Tischherr werden auf meiner Hochzeit. Aber wenn du immer noch so'n Deutschenfresser bist . . .“ sie lächelte überlegen.

„Und wenn du so treulos geworden bist gegen unsere Jugendschwüre von damals und alles, was uns heilig war, so nimm du dir doch den deutschen Vetter und laß mir dafür deinen Siegmund!“

Energisch schüttelte Marynja den Kopf. „Lieber sterben!“ — Und dann auf einmal sprühte ihr der lachende Uebermut aus den Augen. „Aber weißt du, einen Kuß kannst du von ihm kriegen.“



Antikensaal des Kasino Borghese in Rom.
Nach einer photographischen Aufnahme.

„Ich? Von deinem Siegmund?“ fragte die andere.

„Ja, einen einzigen; willst du? Höre, ich habe nämlich einen Plan. Von unserer Wette erzählte ich dir doch schon? Wer von uns beiden heute abend zuerst vom anderu erkannt wird, hat verloren. Siegmund muß mir ein Reitpferd schenken, oder ich muß von jetzt an zu Mama in die Küche gehen und kochen lernen — je nachdem. Er ist ja nun mal so'n lieber alter Pedant. Na also! Heut' nacht dacht ich ernstlich darüber nach. Mit dem Zigeunerkostüm, das ist Unsinn, da erkennt er mich sofort, auch wenn wir beide, du und ich, etwa miteinander tauschen würden — und obgleich er keine Ahnung davon hat, daß du hier bist. Es muß also etwas anderes sein, etwas, worauf er gar nicht verfällt. Und da fiel mir ein, die Hauptsache ist, zu wissen, wann er herkommt. Er meinte neulich, es sei ungewiß, ob erst zum offiziellen Beginn des Festes und schon kostümiert — oder vorher, dann bringt er sein Kostüm mit und kleidet sich hier erst um. Letzteres wäre natürlich schlauer, denn seinen Schlitten kenne ich doch, und seh' ich den vorfahren, weiß ich gleich, was die Glocke geschlagen hat. Aber man muß doch Gewißheit haben. Ich schick' also heut' frühzeitig den Janusch hinüber, der soll' seinen Kutscher mal aushorchen, wann sie fahren. Mein alter Pedant giebt ja immer schon frühmorgens seine Tagesbefehle aus, und das ist dann so sicher wie's Credo. Also richtig, der Janusch kommt zurück und meldet: Für vier Uhr nachmittags sei das Anspannen bestellt. Dann kann er nach Fünf hier sein. Nun paß auf! Mama kommt natürlich ins Geheimnis, die empfängt ihn an der Hausthür, sagt, er solle nur hinaufgehen, ich sei oben. Und rufe die Kaschа, um dem gnädigen Herrn zu leuchten. Die Kaschа bin natürlich ich — hab' ihre Kleider schon anprobiert, sie passen famos. Ich leuchte ihm also ganz ehrerbietig die Treppe hinauf, du sollst sehen, er erkennt mich nicht, er ist immer so in Gedanken. Manchmal, wenn er bei mir sitzt, könnt' ich drauf schwören, er berechnet im stillen seinen Nibenertrag, oder wieviel Stück Drainröhren er zum Frühjahr noch wird kaufen müssen. Gräßlich — aber die Männer sind nun mal so.“

„Und wenn er die vermeintliche Kaschа in die Backen kneift — was dann?“

„Das thut er heilig nicht!“ ruft Marynja, durch den bloßen Verdacht gekränkt. „Er guckt überhaupt keine andere an, mag sie noch so hübsch sein.“

In manchen Dingen ist Jadwiga Skeptikerin. Sie zuckt die Achseln. „Und was soll ich dabei thun?“

„Du setzest dich hier in mein Zimmer, so hintenüber gelehnt in den Schaukelstuhl, mit dem Rücken nach der Thür, und thust, als ob du schliefest. Die Lampe verdunkeln wir, du ziehst meinen roten Schlafrock an, und ich frisiere dich genau so wie mich. Die Kaschа muß ihn hereinführen, er kommt von hinten auf dich zu und giebt dir einen Kuß, — und ich stehe an der Thür und schreie: Hurra, gewonnen!“

„Und den Kuß gönnst du mir wirklich?“

„S' ist ja nur zum Spaß.“

„Nein, danke, zum Spaß und aus Versehen mag ich nicht geküßt werden.“

„Sei doch nicht albern, Jadzia! Du wirst mir meinen schönen Plan doch nicht verderben wollen? Denk' doch, was für mich auf dem Spiele steht — ein Reitpferd!“

„Oder ein Kochkursus. Der wäre dir viel nötiger: der Weg zum Herzen der Männer geht doch nun einmal durch den Magen,“ sagt Jadwiga eigensinnig und mit jenem liebenswürdigen Egoismus, der anderen gern die weisesten Lehren giebt — wenn man sie nur selber nicht zu befolgen braucht. Maryнja ist starr vor Erstaunen. Wie hat diese Jadwiga sich in den letzten Jahren ihrer Oberhoheit entzogen! Sie schilt und bettelt und beschlt — Jadwiga bleibt bei ihrem Nein. Zuletzt einigen sie sich, daß es ja nicht erst bis zum Küssen zu kommen braucht, sondern daß im letzten Augenblick dem verliebten Bräutigam durch Kaschas Triumphgeschrei ein Halt geboten werden solle. Danach große Versöhnung und vor lauter Freude über den herrlichen Plan ein rasender Krakowiak durchs ganze Zimmer. Dann stürmen sie die Treppe hinunter, um Frau von Langowska mitten im feierlichen Anrichten der Hummermayonnaise in ihr Geheimnis einzuweihen — und ihre Scele hat keine Ahnung von der Verschwörung, die um Mitternacht in Dombrowo, dem Gute des Herrn Siegmund von Dolski, stattgefunden hat. —

Spät abend war's — der Hausherr, der immer frühzeitig auf den Beinen war und mit den langen, einsamen Winterabenden, wenn er sie nicht in „Schloß Ludom“ zubringen konnte, nichts anzufangen wußte — blies sein Licht aus und wollte sich gerade auf die Schlummersette umdrehen — da fuhr noch mit hellem Klingklang ein Schlitten vor. Herr von Dolski dachte an einen der unwohnenden Gutsbesitzer, der etwa noch zu Punsch und Kartenspiel herüberkäme. „Zum Teufel, diese unsoliden Kerls, können die einen auch in der Nacht nicht mal in Ruhe lassen — so hundemüde wie man ist!“

Er sprang auf und erblickte beim Schein der Laterne ein sonderbar bekanntes Gesicht aus den verschneiten Pelzen hervorgucken, und ohne an seine mangelhafte Kostümierung zu denken, riß er das Fenster auf und schrie auf deutsch: „Bist du es wirklich, Friedrich Wilhelm Erlebusch, oder ist es dein Geist, der da bei Lebzeiten schon herumspukt?! Was tausend — wo kommst du denn her, alter Schwede?“

Eine kräftige Stimme antwortete, und Herr von Dolski stellte mit Genugthuung fest, daß es nicht der Geist seines Vetters, sondern dieser Vetter in leiblicher Person sei, der aus dem Schlitten krabbelte.

Im Nu ist das ganze Haus lebendig, und eine Viertelstunde darauf sitzt der Hausherr mit seinem späten Gast im Schreibzimmer — und vor ihnen dampfen die Punschgläser.

Die Beiden sind von einer fabelhaften Aehnlichkeit — Brüder sollte man meinen. Sie sind hochgewachsen, durchaus nicht hübsch, aber sie haben treuherzige Augen, kluge, scharfgeschnittene Gesichter mit bemerkenswert großen Nasen und schlichtes blondes, seitlich gescheiteltes Haar. Nur trägt der Eine von ihnen, der Fremde, seine lange Gestalt etwas aufrechter als der Gutsbesitzer mit der leicht vornübergebeugten Haltung.

Im Kamin knattern die frisch aufgelegten Eichenscheite, in der Ecke daneben hocken die beiden braun- und weißgefleckten Jagdköter, wittern beständig und können sich noch gar nicht beruhigen. Eine echte Junggesellenbude, fahl, verräuchert; über dem Sofa eine dräuende Wand voll spießiger Geweihe, gegenüber der Gewehrschrank, rechts und links ein paar eingerahmte Tierstücke, zwischen den Fenstern der große Arbeitstisch — aber alles peinlich ordentlich und peinlich sauber. Maryнja hat schon geschworen: dies Zimmer kremple sie um und um, denn es sähe aus wie eine Försterhütte. Siegmund hat geschwiegen und gelächelt, er weiß genau, daß es so bleiben wird, in seine Privatangelegenheiten läßt er sich einmal nichts dreinreden — der „alte, liebe Pedant“.

„Und nun sage mir, Menschenkind, wo kommst du hergeschneit?“

„Hergeschneit, weiß Gott, ja! Mir ging's wie dem Peter in der Fremde, als der Kreuzweg kam. Wär' ich nicht in Neustadt zur Ausmessung gewesen — die Strecke fixieren für die neue Kleinbahn, weißt du — und wären wir nicht seit vorgestern bis über die Knie eingeschneit, so daß dort nichts zu wollen ist, so wär' ich wohl nie auf die Idee verfallen, dich hier in deiner wettabgelegenen Klitsche aufzusuchen, alter Freund. Na, prosit — deine Braut soll leben! Die wirst du mir doch hoffentlich vorführen?“

„Nun natürlich, gleich morgen. Und daß du gekommen bist, du, mein Zwillingsbetter, den sie schon auf der Schule immer und ewig mit mir verwechselt haben . . .“

„Das heißt, wenn ich den Mund hielt,“ verbesserte lachend der andere. „Den Vogel erkennt man am Pfeifen . . .“

„Und Friedrich Wilhelm Erlebusch am schlechten Polnisch. 's ist eigentlich 'ne Affenschande, Junge, deine Muttersprache . . .“

„Bitte recht sehr, ich spreche euer Polnisch jetzt gar nicht so übel!“ erwiderte er auf Polnisch.

Der Hausherr staunte. „Mensch, wie kommst du mir vor? Wo hast du das auf einmal her? Von euch zu Hause?“

„Nee, mein Bester! Seit Mutter tot ist, wird in unserem Hause überhaupt kein Wort Polnisch mehr gesprochen.“ Er klopft sich auf die Brust. „Selbst ist der Mann! Hab' einen Kursus durchgemacht, und — na, auf den Kopf gefallen ist man ja nicht, ich hab's eben gelernt.“

„Und wozu denn jetzt auf einmal?“

Friedrich Wilhelm zündet sich gerade eine frische Cigarette an und macht erst prüfend ein paar Züge. „Türkischer Tabak, was? Feine Marke! — Hm ja, das Polnische, man braucht's eben, sieht du. So zum Beispiel, wenn man hier im Posenschen Eisenbahnen baut,“ sagt er ausweichend.

Siegmund fixierte ihn. „Das mach' anderen weis! Was du deiner Mutter zulieb nicht mal lernen mochtest, wirst du jetzt auf die alten Tage pauken — um ein bißchen Klingelbahn. Glaub' ich einfach nicht!“

„Na, dann laß es bleiben, alter Freund! Ich kann's und damit basta. Und was sagst du zu meiner Aussprache? Hochfein, was?“

„Danke, es macht sich! Hab' schon was Besseres gehört,“ meinte der Hausherr trocken. „Schadet nichts — wenn's Herz nur polnisch. . .“

„Nee, Siegmund, das kannst du nicht verlangen. Ich bin Offiziersfohn. Stockpreußisch!“ polterte der andere ehrlich heraus.

Gleich ward auch der Pole ein wenig ernster.

„Na, laß doch, ich weiß ja! Wir waren zeitlebens gute Freunde, die Politik soll uns den Spaß nicht verderben. Wenn man davon zu reden anfangen wollte, würde man in hundert Jahren noch nicht fertig. Früher war viel mehr Frieden im Lande. Deutsche und Polen, das lebte miteinander wie eine Familie. Man kannte keinen Unterschied. Beweis: daß meines Vaters Schwester den preußischen Offizier heiraten konnte. Und wie glücklich haben die Beiden gelebt!“

„Na ja, gewiß!“ machte Fritz zustimmend. „Hast ja recht. 's kann ja auch wieder so wunderschön werden mit der Zeit. Die polnischen Mädel sind nicht ohne. Bloß so schrecklich patriotisch. O je!“ Er schwenkte mit einer drollig bekümmerten Miene die Finger. Dann wurde er plötzlich still und ernsthaft, eine Erinnerung stieg in ihm auf, ein blasses Mädchengesicht mit großen dunklen, schwärmerischen Augen, die er nicht vergessen konnte. Er seufzte und richtete sich höher auf, als wollte er das abschütteln. „Ist deine Kleine auch so verbissen?“

„Gott bewahre. Sehr vernünftig sogar, die Schwiegereltern haben viel deutschen Verkehr. Nun, du wirst ja selber sehen. Morgen,“ er warf einen Blick nach der Uhr, „oder richtiger gesagt, heute ist Fastnachtsball drüben in Ludom. Großer Klimbim und Maskenzauber. Natürlich nehme ich dich mit. Es wird ein Hauptspaß, sie haben drüben doch keine Ahnung.“

„Und ich hab' keinen Maskenanzug,“ ergänzte Friedrich Wilhelm trocken.

„Das ist das wenigste. In einer Kiste auf dem Boden muß noch eine Masse solchen Zeugs sein. Wir leben hier ganz fidel in unserem stillen Weltwinkel. Alle Jahre zum Karneval ist was los.“

„Aber anständig muß der Anzug sein, Siegmund. So als Räuber möcht' ich auch nicht gerade herumhopsen.“

„Anständig? Hochfein, sag' ich dir. Was glaubst du denn von uns? Denkst wohl, hier sagen sich die Füchse Gute Nacht? Brauchst nur zu wählen“ — er zählte an den Fingern her: „Doge von Venedig oder spanischer Grande, Schornsteinfeger oder Bäckerjunge, Zauberer Merlin, Mausfallenhändler — alles was du willst! Wir haben ja die gleiche Figur.“

„Und sind uns ähnlich wie 'n paar Siameſen. Höre, Siegus, ich glaube, dies kann ein Hauptspaß werden. Am Ende hält mich deine Braut noch für dich und giebt mir den Willkommenskuß. Du, der soll aber schmecken!“ Er spitzte die Lippen und legte die Hand ans Herz, seine blauen Augen schielten den anderen übermütig an.

Der Hausherr antwortete nicht, er blies den Rauch seiner Cigarette in kunstvollen Ringeln vor sich hin und blickte ihnen tiefsinnig mit gefalteter Stirn nach. Plötzlich schlug er mit der Hand auf die Tischplatte, daß die Gläser tanzten. „Junge, du bringst mich auf einen Gedanken. Immerzu hab' ich schon nachgegrübelt, wie ich dieser schlauen Hexe, der Marynja, beikommen soll . . .“ und nun erzählte er dem Aufhorchenden von seiner Wette und entwickelte den eben im Geiste entworfenen Kriegsplan. Wie Verschwörer hockten die Beiden zusammen, Deutscher und Pole in schönster Eintracht, und berieten — über ihnen schwebte der blaue Rauch in dichten Wolken durch die Stube und blieb an der niederen Decke hängen. Und draußen stäubte der Schnee, als wollt' er die Welt verschütten.

Der Fastnachtsabend brach an, so frühzeitig, als wenn's noch mitten im tiefsten Winter wäre. Seit zwei Tagen und Nächten schneite es ohne Unterbrechung, und die Luft war so dick und schwer wie um Weihnachten. Der Pferdeknecht hängte die brennenden Laternen rechts und links an die Pfeiler der Einfahrt, mühsam kämpfte der gelbe dürftige Lichtschein gegen die Dunkelheit und den wehenden Schnee. Ein Schlitten fuhr am Ludomer Schlosse vor, der erste, denn es hatte eben erst Fünf geschlagen. Um Sieben waren die Gäste geladen. Der Kutscher knallte mit der Peitsche, im Hausflur ward es lebendig.

„Der Siegmund — schon?“ Die Hausfrau, die kaum erst zur Ruhe gekommen war, stand auf und warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel, während ihre Hand mechanisch tastend die Knopfreihe an ihrem Schlafrock entlang glitt: alles in Ordnung. In großer Toilette war sie immer noch eine hübsche, elegante Erscheinung — für gewöhnlich trennte sie sich aus Bequemlichkeit nur ungern von dem behaglichen, loshängenden Kleidungsstück. Aber es war ja nur der Siegmund, der Schwiegersohn, wegen dem brauchte man sich weiter nicht zu genieren! „Bleib' nur, Alexander, ich will ihn schon in Empfang nehmen.“ Der Hausherr sah nach der Uhr und seufzte; er hatte noch eine Stunde Zeit, bis er die stattlichen Glieder in den etwas knapp gewordenen Patriziergang, der neuerdings schon bereit lag, hineinzwängen mußte.

„So hilf doch dem gnädigen Herrn, Kaschka — tummle dich!“ Im breiten Lichtstreifen, der aus der geöffneten Haustür quoll, stand Frau von Langowska und sah zu, wie die lange Gestalt ihres künftigen Schwiegersohnes sich aus Pelzen und Decken schälte. Der Kutscher hatte vollauf mit den Pferden zu thun. Herr von Dolski mußte selber den kleinen Handkoffer aus dem tiefen Bauch des Schlittens hervorlangen — das junge Stubenmädel half ihm dabei. Ihre von der Kälte gerötteten, aber auffallend zierlichen Hände griffen ganz herzhaft zu. Eine allerliebste Person, die Kleine, appetitlich zum Anbeißen. In kurzen weißen Hemdsärmeln, vom Mieder und kurzem, vielgefälteltem Rock; unter dem bunten Kopftuch hingen die langen flachsblonden Zöpfe hervor. Ja, in Ludom hielt man was auf schmucke Dienstboten — schade, daß Herr von Dolski so gar keinen Blick für das niedliche Ding hatte! In seinen Pelz vermummelt, die Mütze tief über die Ohren gezogen, daß nur die wohlbekannte frostrote Nasenspitze hervorguckte, kam er die Stufen herauf, bückte sich und küßte der Frau Schwiegermama die Hände, dabei murmelte er etwas, das wie eine Frage nach ihrem Befinden klang. Sie zog ihn in den Hausflur. „Ein Hundewetter, Siegus — bitte, legen Sie ab! Ich mache Ihnen gleich einen Glühwein.“

Der Bräutigam sah sich um, er mochte erstaunt sein, daß das Bräutchen ihm nicht wie sonst entgegen und an den Hals geflogen kam — und aus dem Pelzwerk hervor kam eine dumpfe, etwas krächzende Stimme: „Wo ist Marynja?“

„Sie ist oben — aber um Gottes willen, Sie sind ja total heiser!“

„Hab' mich kolossal erkältet, Mama,“ trächzte der Arme und machte Miene, so wie er da stand, in Pelz und Mütze die Treppe hinaufzusteigen.

„Wollen Sie nicht lieber erst ablegen, Siegmund? Sie sehen ja aus wie ein Schneemann,“ fragte die Hausfrau erstaunt und ein wenig ärgerlich. Er wird ihr doch um Himmels willen nicht den ganzen Schnee über den guten Läufer hinaufschleppen? Siegmund bekam einen neuen Hustenanfall, es schüttelte ihn förmlich. „Oben, Mama, es zieht hier immer so sehr.“

Frau von Langowska schüttelte den Kopf und blickte ihm mitleidig nach. Wie weichlich die jungen Männer doch heutzutage sind! Laut sagte sie: „Nun also, Kaschka, so leuchte dem gnädigen Herrn doch! Was steht du da, dummes Ding, und hältst Maulaffen feil?“

Und Kaschka nahm den blanken Messingleuchter und schritt sinnfüßig vor dem Gast die Treppe hinauf. Bis hierher in die Tiefe des riesigen Flurs reichte nicht das Licht der großen Hängelampe, die vorn, dem Eingang gegenüber, hing, und das zitternde Flämmchen in der Hand des Mädchens tanzte vor ihm

her, die Stufen im Dunkeln lassend, sonst hätte Herr von Dolski die fabelhaft kleinen Füße unmöglich übersehen können. In seinen schweren Pelzstiefeln tappte er ihr nach und redete kein Wort. Marynja wunderte sich. Der Aermste, ist er wirklich so heiser, oder thut er nur so, um mich oben desto sicherer überrumpeln zu können? Oben blieb sie stehen und wartete auf ihn, er stolperte über seinen Reisesack, da hielt sie das Licht hoch, damit er besser sähe. Ihr Herz klopfte, erkannte er sie wirklich nicht?

Irgendwo mußte ein Fenster offen geblieben sein, eine Thür flog zu, ein scharfer Windstoß sauste den Korridor entlang, fuhr heulend um die Ecke und blies Marynjas Licht aus. Im Stockdunkeln standen sie beide — dicht neben sich hörte der Gast das hastige Atmen des Mädchens, und seine Hand, die nach dem Treppengeländer tastete, streifte ihren Arm. Er hielt den weichen, runden Mädchenarm fest. „Das geschah doch mit Willen, du netter, kleiner Käfer, he?“ Marynja stannte. War das ihr Siegmund? Was thut er? Was will er? Ist das wirklich seine Stimme? Und ehe sie noch die Hand freibekommt und ein Zündhölzchen anreiben kann, tegt sein zweiter Arm sich fest um ihr Mieder. „Na, Kleine, so giebs mir doch ein Küßchen zum Willkommen!“ Dicht an ihrer Wange der nasse Pelz, die bärtigen Lippen — und dann wirklich ein herzhafter Kuß. Sie schreit auf und stößt ihn mit der Faust zurück, daß er taumelt. „O pfui, schäme dich, wie kannst du . . .!“ Ein Zündholz flammt auf und erlischt — doch nicht schnell genug, als daß Marynja nicht ihres Siegmunds Gesicht dicht vor sich gesehen hätte, übermütig lachend und doch mit einem so fremden Ausdruck in seinen blauen Augen, daß sie sich förmlich davor entsetzt. Empört ist sie, außer sich — und wie er sie noch festhalten will, reißt sie sich los und rennt ohne Ueberlegung in wilder Hast die Treppe hinunter. Mag nun kommen, was will! Der Spaß ist ihr gründlich verdorben. Wirr hasten ihre Gedanken durcheinander. So einer ist er? Die Dienstmadel abfüsen, also das kann er! O der Heimlichtuer, der Heuchler, der sich immer so ehrbar stellte, als sähe er kein anderes Mädchen an außer ihr! Mag er sich oben im Dunkeln nach seinem Zimmer tappen, sie stimmert sich gewiß nicht mehr um ihn! Einen Augenblick denkt sie daran, ihm seinen Ring vor die Füße zu werfen, dem Treulosen — was kann sie von dem Ehemann erwarten, wenn schon der Bräutigam nicht die Treue hält? Ganz verstört und wie vor den Kopf geschlagen, kommt sie unten an — was wollte sie eigentlich? Vorn im Flur an der Wohnzimmerthür steht die Mama mit der wirklichen Kaschja, und die Hängelampe brennt so hell — nein, sie kann jetzt niemand unter die Augen treten. So nicht! Auf Zehen schleicht sie am Treppengeländer um die Ecke und die Stufen zur Hinterthür hinab, die ins Freie führt. Ihr ist es, als müsse sie hier im Hause ersticken. Sie muß Luft haben. Draußen die frische, kalte Schneeluft wird ihr gut thun. Leise macht sie die Thür auf und tritt sich hinaus, wickelt die bloßen Arme in die dunkelrote Schürze und tappt an der Hauswand entlang in das nächstliche Dunkel hinaus. Lautlos räubt der Schnee und kühlt ihr die brennenden Wangen, sie seufzt auf — wie gut das thut!

Oben im ersten Stock brannte ein Licht, der Schein fiel rötlich matt durch die Scheiben und malte ein helles Quadrat auf den Schnee — das war ihr Zimmer. Da drinnen saß jetzt die Jadwiga und wartete auf den Bräutigam. Hatte die's nicht vorhergesagt, daß Siegmund sie in die Wangen kneifen würde? Und was noch tausendmal schlimmer war, küssen — denn, bei Gott, er hatte sie geküßt — o pfui, so ganz anders küßte er Kaschja, die Magd, wie er sie, seine Braut, zu küssen pflegte. Und Jadwiga sollte nun recht behalten? O hätte sie ihn doch ins Gesicht geschlagen, den Frechen! Und eine Wut überkam das leidenschaftliche Mädchen, daß es hätte laut herausschreien können. Marynja blieb stehen und ballte die Fäuste. Das sollte er ihr büßen! Kein gutes Wort bekam er zu hören, keinen freundlichen Blick zu sehen, bis er auf den Knieen Abbitte gethan. Und wenn auch — vergessen würde sie's ihm nie! So festenfest hatte sie auf ihn gebaut und vertraut — nun lag alles in Trümmern. Sie stöhnte auf und schluckte und würgte — vergebens, die Thränen liefen ihr schon siedendheiß übers Gesicht.

Da kam ein langer Schatten um die Hausecke gewandert und stieg vorsichtig durch den Schnee — Marynja traute ihren Augen nicht, Herrgott, war er das wirklich, ihr Siegmund? Und suchte sie, und kam nun, sicher ganz zerknirscht, um Abbitte zu thun? Aber gerade nicht! O nein, mein Lieber, so schnell noch nicht! Sie drehte sich um, wickelte die Arme fester in die Schürze und stampfte trotzig der Thüre zu. Auf ihre langen, blonden Zöpfe, die falschen, angesteckten, fiel hell der Lichtschein aus dem Hungerkünstel und ließ sie goldig aufleuchten.

„He, Kaschka, Kaschinka!“

Wer war das? Marynja fuhr zusammen wie unter einem Peitschenhieb. Kannte er sie immer noch nicht? Und kam nicht als roheuoller Sünder zu ihr, Marynja — sondern suchte diese Katze, die hübsche, blonde Kaschja, um mit ihr sündhafte Küsse zu tauschen? Marynjas Herz blieb stehen. So schlecht konnte er doch gar nicht sein! Näher kam er, dicht hinter ihr war er schon, griff nach einem ihrer falschen Zöpfe und hielt sie fest. Und in all ihrem Elend und Herzenskummer mußte Marynja denken: Jesus — daß er sie mir bloß nicht ausreißt! Sie strebte aus dem Lichtbereich des Fensters fort in den Schatten, ein schluchzender Laut kam aus ihrer Kehle — sie hätte sich prügeln können dafür, aber unterdrücken konnte sie ihn nicht.

„Herrjeh, Kaschinka, warum denn so betrübt? Ist der Schatz untreu geworden?“ fragte Siegmund Dolskis freundliche Stimme — auf einmal war er nicht mehr heiser und konnte ganz gut reden! Und das fragt er auch noch, der schlechte Mensch? Ihr Schatz? Vor Marynjas Augen tanzten rote Lichter, ein fürchterlicher Verdacht zuckt in ihrer verstörten Seele auf — ist er selbst am Ende gar der heimlich Geliebte der blonden Kaschja, dieser Falschen — und das Küssen etwas Gewohntes für die Beiden?

Er will ihr den Kopf herumdrehen, aber das Mädchen wirft die Schürze übers Gesicht und schluchzt jetzt fassungslos, herzbrechend — o Gott, wer ihr das gesagt hätte, daß ihr in Scherz und Lachen erjonnener Plan so enden, sich in solch rasende Bitternis verwandeln würde! „Laß mich!“ schreit sie empört und gleitet katzengeschmeidig unter seiner Hand weg.

„Na ja, ich laß dich ja schon, dumme Margell,“ brummt er gutmütig, „sollt mir bloß sagen, wo das gnädige Fräulein ist!“

„Oben!“ sagt Marynja mit einer wahren Wut der Verzweiflung.

„So, das wollt' ich ja nur wissen,“ und seelenruhig läßt er sie stehen und geht der Thür zu. Ganz perplex läßt Marynja die Schürze fallen und blickt ihm nach. So läßt man doch nicht ein Mädel stehen, das man liebt, das man eben noch glühend geküßt hat, denkt sie — und auf einmal fällt ihr's wie Schuppen von den Augen: Vorhin die verstellte heisere Stimme, die fremdblickenden Augen und ein gewisses Etwas in Gang und Haltung, was ihr gleich so sonderbar vorkam — und warum wollt' er unten durchaus nicht ablegen? — Jesus, nein, das war am Ende gar nicht ihr Siegmund gewesen? — Aber wer dann?

„Siegmund!“ schreit sie halb sinnlos vor Angst und zornigem Kummer und von all dem Unbegreiflichen, von Schmerz, Hoffnung und Zweifel überwältigt.

Wie angewurzelt bleibt er stehen. „Marynja, du? Ich hab' dich wahrhaftig nicht erkannt“ — und schiebt die Pelzmütze zurück und kraut sich in komischer Betrübnis, an seine Wette denkend, den Kopf. „O je, das ist aber 'ne faule Sache! Nun ist alles verloren!“

Sie hört nur das böse Gewissen heraus. Wie kann er das so cynisch sagen! So war er's dennoch? — Sie kommt näher, ihr ist, als sei etwas in ihr erstarrt oder zerbrochen. „Ja — verloren!“ sagt sie eisig. „Wir zwei sind nun wohl fertig miteinander,“ und zerrt an ihrem Ringe und will ihn vom Finger streifen. Aber ihre Hände sind erstarrt und lassen den Ring nicht los.

„Marynja, um Gottes willen, Kind, was ist dir?“ Erschrocken schaut er auf ihr Gesicht, das ihm unheimlich blaß aus der Finsternis entgegenleuchtet, und greift nach ihrer Hand.

„Das wirst du wohl gut genug wissen. Laß mich!“

Mein Gott, hat sie den Scherz so übelgenommen? „Aber Kind, es war doch nur ein Scherz — ein harmloser Kuß!“

„Ein harmloser Kuß!“ wiederholt Marynja höhnisch. „Sehr harmlos. Wieviele mögen vorhergegangen sein, und wieviele werden nachfolgen?“

Er ist des Todes erschrocken. Ist sie krank? Redet sie im Fieber? Was hat der unselige Mensch nur angerichtet? Einen

Ein sonniger Tag.
Nach dem Gemälde von Ed. Veith.

einzigen verwandtschaftlichen Kuß hat er ihm erlaubt — einen Kuß auf die Schulter — er begreift nicht. „Komm ins Haus!“ drängt er, „hier draußen ist's ja eisig für dich, du wirst dir den Tod holen, mein Liebling!“

Marynja wehrt sich gegen seine Arme, die sie umfassen, gegen die liebe Stimme, die sich ihr ins Herz schmeicheln will. „Wer hat mich in die Kälte hinaus gejagt? Du, schlechter Mensch!“

„Marynja!“

„Ja, du!“ Und nun wird ihr Herzleid doch Herr über die bittere, zornige Verachtung. „Wie hab' ich dir vertraut, wie hab' ich dich lieb gehabt! Und nun das, das! Ich mag nicht mehr leben — laß mich! Laß mich los, sag' ich dir!“

„Aber was ist denn, so sprich doch? War er frech?“ Bei Gott, mit seinem Blute soll er mir's büßen, der Elende! Und wenn er zehnmal mein Vetter ist!“

„Dein Vetter — wer? O Gott, Siegmund, ich begreife nicht . . . So warst du es doch nicht?“

„Wer? Was hat er gethan? Um Himmels willen, so rede doch, Kind!“

Marynja richtet sich auf. „Kommst du wirklich jetzt erst, Siegmund?“

„Ja, eben den Augenblick. Ich bin im Wirtschaftshofe abgestiegen.“

„Und der andere? Der in deinem Schlitten vorgefahren kam und deinen Pelz anhatte, das ist . . . das war . . .?“

„Mein Vetter Friedrich Wilhelm.“

„Der dir so ähnlich sieht, Siegmund? O Gott, konnte ich nicht gleich . . . O verzeih' mir, du Lieber . . . du Liebster!“

Statt jeder Antwort nimmt er sie in seine Arme wie ein Kind und trägt sie, ihren Widerstand nicht achtend, ins Haus. Sie zittert am ganzen Leibe und lacht und weint in einem Atem.

Drinnen kommt ihnen schon die Mama entgegen. „Aber, sagt mir bloß, Kinder — Marynja, wo kleidst du denn? Hat er dich erkannt? Ich warte immerzu und warte auf dein Siegesgeschrei — aber alles bleibt still. Ich wollte gerade hinauf und mal oben nachsehen.“

„Haben Sie die Güte, Mama, und geben Sie erst etwas heißen Thee für Marynja, sie ist draußen halb erfroren.“

„Ja, was treibst du dich denn draußen herum, Kind? Wie kommt ihr überhaupt in den Hof? Und wer hat denn nun eigentlich die Wette gewonnen?“

„Gleich, Mama!“ Siegmund hat sich schnell aus des Vetters Pelz herausgeschält und schiebt Marynja vor sich her ins warme Wohnzimmer. „Guten Abend, Papa! Ach sieh, da steht ja der Samowar.“ Und sorglich, wie eine Hausfrau, bereitet „der liebe alte Pedant“ ein Glas Thee, das Marynja, auf seinen Knieen sitzend, gehorsam trinken muß. Die Mama steht dabei, halb zerrissen von Neugier.

Und dann geht's an ein Erzählen; unter Lachen und Weinen kommt Marynjas Beichte heraus. Siegmund wollte anfangs wütend werden über den leckeren Vogel, der auf sein Konto sündigte und seinen sofort Ruf unterpeng, dann mußte er lachen und schließlich selber bekennen, wie ihm nur die Aehnlichkeit des Vetters zuerst die Idee eingegeben hatte, Marynja zu überlisten. Während er selbst bei den Ställen ausstieg, sollte Vetter Fritz vorn Haus fahren und sich feierlich in Empfang nehmen lassen. Es war darauf gerechnet, daß Marynja unten im Wohnzimmer sitzen und herausstiegen, ihrem Schatz um den Hals fallen und ihn unbesehen abküssen würde. Als statt ihrer die Frau Schwiegermama dastand, mußte der arme Friedrich Wilhelm natürlich in die peinlichste Verlegenheit geraten im Bewußtsein, daß seine Stimme ihn allsogleich verraten würde. War deshalb auf die geniale Idee verfallen, den Stockheiseren zu spielen. Die Frage nach Marynja brachte er ja noch glücklich und mit großer Geistesgegenwart heraus — was dann weiter kommen und wie sich die Sache oben auf gänzlich unbekanntem Terrain, und dem Programm schnurstracks entgegenlaufend, entwickeln würde, mußte natürlich der Zufall entscheiden.

Soweit mußten die Untenstehenden dem Erlebnis und Gedankengang des Vetters Fritz nachzuspüren — was nun aber weiter in den oberen Regionen, nach dem Attentat auf die Pseudokatscha, aus den Auchlosen geworden war, das ahnte man nicht. Anfangs wollten sie gleich alle zusammen hinauf und in den Frieden des Jungfernstübels einbrechen, aber mit Stentorstimme rief der Hausherr nach seinem Abendmahlzeit, Buttermilch und Grütze, die er um alle Soupers der Welt nicht missen wollte; Mama besann sich, daß es die höchste Zeit wäre, Toilette zu machen, und Marynja erklärte, diesem abscheulichen Menschen als blondzöpfige Kätscha um keinen Preis unter die Augen treten zu wollen. So wurde Siegmund mit allen Straf- und Pardonvollmachten feierlich ausgerüstet und als Abgesandter hinaufgeschickt.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüten

Das Zebragefüt „Trakehnen“ am Kilimandscharo. (Mit Abbildungen.) Die Fabel von der Ungähmbarkeit der Zebras, die sich bis heute erhalten hatte, ist nunmehr glänzend widerlegt durch die Erfolge des Zebragestüts „Trakehnen“, das Herr Fritz Bronsart von Schellendorff am Fuß des Kilimandscharo (Poststation Moschi) errichtet hat. Die vereinzelten Versuche, die man bis dahin mit jung eingefangenen Zebras gemacht hatte, waren durchweg fehlgeschlagen, weil die Tiere zu früh zur Arbeit herangezogen und roh behandelt wurden — die Nutzbarmachung in Freiheit aufgewachsener Zebras ist erst Herrn von Bronsart gelungen, und seinem Bericht über den im großen betriebenen Einfang und die Erziehung der schönen Tiere zur Dienstbarkeit entnehmen wir folgende interessante Notizen: Eine der großen Zebrajagden, wie sie im Juni und November vorigen Jahres am Kilimandscharo stattfanden, erfordert langwierige und umfassende Vorbereitungen, denn das Jagdgebiet umschreibt 10 bis 15 km und muß von Treiberketten umfaunt werden. Lange vorher wird mit den auf dem Jagdterrain ansässigen Häuptlingen verhandelt, die Treiberposten werden unter die verschiedenen Stämme verteilt, der Punkt, wo das Treiben ansetzt, festgestellt, die Signale verabredet. Die eigentliche Leitung des Treibens übernimmt Herr von Bronsart selbst, nachdem er am frühen Morgen des Jagdtages am Fangkraal alles angeordnet hat. Den 200 m breiten Eingang des Vorkraals bewachen hundert durch Deckungen geschützte Schützen, an die sich stehende Treiberlinien anreihen. Von Hügel zu Hügel werden, etappenweise vorgehend, Signalflaggen in die offene Wildsteppe vorgeschoben; die Zahl der zum Treiben verwendeten Eingeborenen, die jetzt langsam nach dem Fangkraal vorrücken, schwankt zwischen 1000 und 2000. Es ist ein wundervoller Anblick, wenn die gewaltige Herde der scheuen, flüchtigen Zebras, mit Gnus, leichtfüßigen Gazellen und Antilopen untermischt, über das wogende Gras der Steppen heranbraust! Den Jägern schlägt das Herz, denn ein Ausbrechen der Tiere ist bis zum letzten Augenblick möglich — erst wenn das Hornsignal zum Schließen der Thüre ertönt, wenn die übersitteten Zebras im Kraal geborgen sind, dürfen die Schützen nach der Anstrengung und Aufregung der Jagd sich der Beute freuen. Nun beginnt die lohnendere, aber auch mühevolle Arbeit der Zähmung. Die vom unbändigen Kraft strotzenden Wildlinge werden in verschiedenen Abteilungen untergebracht, Hengste, Stuten, Fohlen voneinander gesondert und in ganz allmählicher Trainierung an das europäische Kraftfutter gewöhnt, das nach den auf der Steppe eingenommenen Mahlzeiten zuerst nicht schmecken will. — Bei dem Aufblühen unserer Kolonien und dem immer fühlbarer werdenden Mangel an Zugtieren hat die Heranziehung der gegen Seuchen und die Stiche der Tsetse-Fliege — welcher Pferde, Esel

Hengst „Anatol“ nach kurzer Zeit der Zähmung aus der Hand fressend.

und Rinder massenhaft erliegen — vollkommen immunen Zebras eine glänzende Zukunft. Bisher hat es leider an den nötigen Mitteln gefehlt, den Unternehmen die wünschenswert große Ausdehnung zu geben — möchten sich doch weitere Kreise ernsthaft dafür interessieren, daß uns Deutschen die Durchführung und Ausnutzung der bis jetzt erreichten Erfolge gesichert bleibe!

Aus der Lüneburger Heide. (Mit Abbildungen.) Die Lüneburger Heide ist ein wunderbares Stück Erde, und sie birgt in ihrem Inneren so manchen Schatz von Salzen aller Art, und auch von Erdöl, das aus Hunderten von Brunnen zu Tage strömt. Wenn nicht alles trügt, wird unsere Heide sich dereinst mit den seit Jahrhunderten bekannten Quellen von Baku messen können. Heute schon ist ihr Aeußeres durch die Oelindustrie völlig gewandelt. Man ist erstaunt, wenn man über Steinwüste und Wiese aus dem Alleral sonnt und plötzlich gewaltige Holzpyramiden, Barrels, Verwaltungsgebäude, Brunnen, Wagen und zahlreiche Arbeiter vor sich sieht. Unsere Bilder zeigen einen Teil dieses Lebens, den Bohrturm mit der Rettungsbude und einen Arbeiter, der für die Kameraden Kaffee kocht; sie bedürfen aber noch einiger ergänzender Bemerkungen. Von Norden an der Aller bis Nienhagen östlich von Braunschweig über Wiese, Steinförde, Hänigsen und Edemissen, in den Thälern der Wiese, der Fuse und der Oehrde, zieht sich, fast die ganze Heide umfang, eine Oelzone, deren Existenz man lange kennt. Schon seit 1670 sind bei dem Dorfe Wietze Teergruben in Betrieb, die trotz des primitiven Betriebes 6000 Pfund Teer des Jahres ergaben und 600 Thaler Gewinn abwarfen. Bei Wietze hat man denn auch zuerst Oel erbohrt, und seit längeren Jahren haben sich bereits mehrere einheimische und ausländische Gesellschaften hier niedergelassen. Eigentümlicherweise suchte man bis zum Jahre 1900 das Oel nur auf dem linken Ufer der Wietze. Die Wietze sollte die Oelzone abgrenzen. Der Apotheker Keyser von Hannover begann rechts der Wietze zu bohren, und mit diesem Flußübergang ist die Oelindustrie der Heide über Nacht in ganz andere Bahnen gekommen. Die auf dem rechten Ufer der Wietze erbohrten Brunnen, es waren ihrer bis Juni 1901, wo wir die Gegend bereisten, 21, wurden bis auf einen alle fündig. Der tiefste dieser Brunnen ging 203 m hinab. Das Erdöl sprießt in ununterbrochenem Strahle schäumend aus den Brunnen heraus in die Tanks. Anfangs gingen alle Werke über die Wietze, und während früher ihrer fünf im Jahre 8000 Barrels Oel produzierten, gewinnen jetzt sechs Werke an Tage etwa 400 Barrels, d. h. bei 300 Arbeitstagen 120000 Barrels. Das neueste Werk erzielte mit 7 Brunnen im Jahre 1900 täglich 130 Barrels und verzeichnet vom 18. Februar bis Ende 1900 in 250 Arbeitstagen eine Produktion von 29602 Barrels mit einem Bruttogewinn von 257300 Mark. Das gewonnene Oel ist von vorzüglicher Qualität, dünnflüssig, von hohem spezifischen Gewicht und paraffinarm, so daß es erst bei hohen Kältegraden erstarrt, und damit als Schmieröl, dessen das Produkt 70% erhält, namentlich für die großen Eisenbahnbetriebe der gesamten Welt von besonderer Bedeutung. Das Oel kostet per 100 kg 20 bis 25 Mark, russische und amerikanische Oele, die an Qualität hinter dem Heideöl zurückbleiben, sind zwei- bis viermal so teuer. Kurz, die Heide hat eine ganz neue Bedeutung gewonnen. Und diese Bedeutung wird steigen, wenn man neben dem Oel auch die ungeheuren Salz- und Kalilager,

Erste Reitversuche.

Aus dem ostafrikanischen Zebragestüt „Trakehnen".

die man bei den Bohrungen auf Oel entdeckt hat, abzubauen beginnt, und wenn vor allem die Verkehrsverhältnisse geregelt werden. Die Aller ist bis Bremen hin, nachdem sie zuvor die Werra erreicht und durch die Weser fortgesetzt wird, schiffbar. Aber der Wasserweg allein genügt nicht. Man baut auch schon verschiedene Jahre an einer Kleinbahn. Wird

Kalteküche in der Lüneburger Heide.

dieselbe endlich fertig, so braucht man das Oel nicht mehr per Achse nach Bahnhof Celle zu verfrachten, sondern man kann es direkt in Wietze, das einen Bahnhof der Allertalbahn erhalten wird, verladen.

Anbordsehen eines Lotsen bei schwerem Wetter. (Zu dem Bilde S. 124 und 125.) Unter allen Berufsarten gehört der Beruf des Lotsen mit zu den allerschwersten. Mit 12 bis 20 Mann ist der kleine Lotsenschoner besetzt, der seine Station in den Mündungen der großen Flüsse hat, also in der Region, wo der Strom und das Wettmeer ineinander übergehen, wo Ebbe und Flut am stärksten wirken, den flachabfallenden Meeresboden beständig verändern und daher auch die großen, tiefgehenden Oceanfahrer mit äußerster Gefahr bedrohen. Der Lotsenschoner darf nicht etwa „vor Anker liegen"; er sucht vielmehr fortwährend sein Revier ab und hält Ausguck nach einkommenden Schiffen, die zu sämtlich verpflichtet sind, bei Annäherung an den Bestimmungshafen einen Lotsen zu nehmen, der durch jahrelange praktische Ausbildung das Fahrwasser, seine durch Veränderungen bedingten Gefahren und seine Tücken genau kennt. Bei gutem Wetter geht das Uebernehmen des Lotsen meist hübsch glatt von statten. Sobald das heimkehrende Schiff durch Hissen der Lotsenflagge im Vortop zu erkennen gegeben hat, daß es einen Lotsen bedarf, wird drüben bei dem Schoner ein Boot zu Wasser gelassen, mit der nötigen Mannschaft besetzt, der sich zuletzt der Mann zugesellt, den die Reihe in diesem Falle trifft. Unter kräftigen Ruderschlägen ist das große Fahrzeug bald erreicht, und es bedarf kaum des Auswerfens der Strickleiter, denn bei ruhigem Wetter weiß der tüchtige Lotse an dem ersten besten Tane aus seinem Boot an Bord

Bohrturm mit Acetylengasdusche in der Lüneburger Heide.

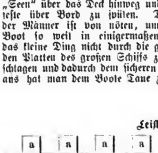
Frühlingssturm.

Nach dem Gemälde von H. R. Hentschel.

zu kommen. Ein kurzer Gruß, und die Kameraden rudern zurück. — Wie ganz anders spielt sich aber die Scene bei „schwerem" Wetter ab; da sind die Anstrengungen bei der Abgabe des Lotsen ganz furchtbar. In einem Winkel von fast vierzig Grad liegt der große, schäumende Ocean vor uns, übergeneigt in den zischenden, empörten Wellen; fortwährend brechen „Seen" über das Deck hinweg und drohen alles nicht Niet- und Nagelfeste über Bord zu spülen. Die größte Kraft und Kaltblütigkeit der Männer ist von nöten, um mit dem hin und her geworfenen Boot so weit in einigermaßen sichere Position zu kommen, daß das kleine Ding nicht durch die gewaltige Wucht des Wogenpralls an den Platten des großen Schiffs zerschmettert, oder aber voll Wasser geschlagen und dadurch dem sicheren Untergange geweiht wird. Von Bord aus hat man dem Boote Taue zugeworfen, durch die sich die Lotsen vor dem Abtreiben bewahren, zugleich müssen sie sich aber auch mittels ihrer Ruder in gesiemender Entfernung von der eisernen Schiffswand halten. Und nun, während Sturm und Wellen den Knirps von Fahrzeug wie einen Spielball auf und nieder werfen, sucht der vom Boot abgehende Mann sein Tetzeugbündel an eine Leine zu befestigen, an welcher es an Bord gezogen wird; in einem glücklichen Moment faßt er hierauf mit eisernem Griff die Strickleiter, während im gleichen Augenblick die Kameraden mit kräftigem Stoße sich aus der gefährlichen Nähe des mit Zerschmetterung drohenden Schiffskolosses flüchten. Ueberschüttet mit Salzwasser, betritt der Lotse die Schiffsplanken, um sofort auf seinen Posten zu gehen und nun für die Zeit seiner Anwesenheit an Bord Kommando wie Verantwortung des Kapitäns zu übernehmen und das Schiff durch Sturm- und Hagelschauer sicher in den Hafen zu geleiten.

Allerlei Kurzweil.

Leistenrätsel.



Die Buchstaben dieser Figur lassen sich so ordnen, daß die einander entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen bezeichnen: 1. eine Landschaft des Altertums auf dem Peloponnes, 2. eine Stadt in Persien, 3. eine Inselgruppe im Meerbusen von Bengalen, 4. eine berühmte Novellensammlung. A. St.

Rätsel.

Schwarz bin ich, doch ein Kind des Lichts,
Im Dunkel werde ich zu nichts.
Ich sorge dir als zweites Ich,
Doch dämmert's, dann verlaß' ich dich,
Drum zünde schnell die Lampe an,
Damit ich bei dir bleiben kann.

— L.

Charade.

Die Erste stellt ein Bild
Voll holder Anmut dar,
Die Zweite, plump und wild,
Ist aller Anmut bar.
Es läßt das Ganze sich
Oft auf dem Jahrmarkt seh'n,
Dort muß unweigerlich
Sich's in der Ersten dreh'n.

Scherzrätsel.

Ich bin ein Fisch, wenn ich umschlossen bin,
Doch Geld, wenn er es ist; räst du den Sinn? E. S.

Auflösung des Rösselsprungs auf Seite 120.

Wo Liebe lebt, da giebt's kein Zürnen,
Die Liebe zeigt sich im Verzeih'n;
Sie hat auf reuevolles Flehen
Kein unerbittlich strenges „Nein".

Und mag sie oft auch grollend blicken,
So wird's nur flücht'ge Weile sein;
Die Liebe kennt kein ernstlich Zürnen,
Die Liebe zeigt sich im Verzeih'n.

Fontane.

Auflösung des Anstellungsrätsels auf Seite 120.

Augen, Genua.

Auflösung des Rätsels auf Seite 120.

Vierzig (vi — erz — ig).

Auflösung des Silberrätsels auf Seite 120.

Vertrauen muß man finden, ohne es gesucht zu haben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Halbheft 6. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Sette Oldenroths Liebe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(5. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Es war ungefähr drei Tage nach dem Begräbnis von Hans Oldenroth. Der Landregen, der etwas nachgelassen hatte, gerade als der Leichenzug sich nach der Gruft in Bewegung setzte, hielt noch immer an. Im Garten standen die Wege voll Wasser, die Astern auf den Beeten hingen ihre Köpfe, die zierlichen Sträucher beugten sich tief zur Erde, und keine der späten Rosenknospen war mehr erblüht.

Die Menschen in dem alten Herrenhause von Buchte hätten auch keine Zeit gehabt, sich der Blumen zu freuen; sie saßen noch immer in dumpfem Brüten über das plötzliche Ende des jungen Hausherrn umher in den finstern, kühlen Stuben, drunten die Oldenrothschen Damen, oben Frau von Brunsberg mit Feddersens. *Lylu war mit den Kindern und ihrem Gatten gleich nach der Beisetzung abgereist. Nun wollte auch Herr von Feddersen fort.* Ilse war noch nicht reisefähig und hatte mit Mühe und Not ihren Mann dazu veranlaßt, wenigstens heute noch zu bleiben, wo der Rechtsanwalt erwartet wurde, um die notwendigsten Angelegenheiten mit den Damen zu besprechen. Feddersen hatte seine Abreise durchaus nicht gern verschoben; erst als Ilse sich aufs Bitten legte, gab er achselzuckend nach. „Meinetwegen, obgleich die ganze Geschichte mich absolut nicht interessiert! Verpachtet — oder verpachtet nicht, verkauft oder behaltet das Gut — ich sage kein Wort dazu."

Nun war denn heute um drei Uhr der langjährige Rechtsfreund der Familie, Justizrat Oster, eingetroffen, von einem anderen Herrn begleitet, den bisher noch niemand in Buchte gesehen hatte und der von dem alten Oster sofort in den Gartensaal geleitet wurde mit dem Bemerken, hier gefälligst zu warten, bis man ihn rufen würde.

Im Zimmer des Verstorbenen versammelten sich indessen die Familienmitglieder. Sette hatte Thee und Kaffee hineingesandt, sowie Cigarren und Liköre, und war nun mit ihrer noch immer fassungslosen Mutter und Schwester Malwine in der Wohnstube, von neuem bemüht, die alte jammernde Frau zu trösten und zu beruhigen. Die Majorin Oldenroth saß am Fenster, drehte ihr nasses Taschentuch zwischen den nervösen Händen und schaute über den Hof hinweg, auf dem nichts Lebendiges und Bewegliches zu sehen war, als die Blasen, welche der Regen in dem Ententümpel aufwarf.

„Wie ihr das so aushaltet," sagte Malwine, die am anderen Fenster vor Agnes' Nähtisch Platz genommen hatte, während Sette ein paar Torfstücke in den Kachelofen legte, weil die alte Frau über Frost klagte, „wie ihr das so aushaltet, ist mir unbegreiflich. Der Mensch muß ja hier melancholisch werden. Hoffentlich bleibt ihr nicht mehr lange hier."

Sette hatte diese Bemerkungen nun schon so oft gehört, daß sie nichts

Ein Schlaukopf.

Nach einer photographischen Aufnahme von Dr. W. Meyer.

mehr darauf zu erwidern für nötig fand. Seit dem Unglückstage war sie wie betäubt, war ihren zahllosen Verpflichtungen nur nachgekommen wie ein Automat.

„Was meinst du denn, wie es hier werden wird?“ fragte Malwine.

„Ich habe keine Ahnung,“ antwortete Sette, „ich denke, vielleicht verkaufen sie.“

„Dann zieht ihr wohl nach Dresden, du und Agnes?“ forschte Malwine weiter.

„Ich weiß nicht, aber ich glaube kaum, daß Agnes so weit fortgehen wird von den Gräbern,“ meinte Sette ausweichend.

„Ach Gott, das giebt sich. Wir sind ja auch fort von Papas Grab — wenn man muß!“ sagte die Majorin und fuhr mit dem Taschentuch an die Augen.

„Na, wir mußten ja nicht gerade!“ erwiderte Malwine.

„Ach — so meine ich es auch nicht, Kind, nur — wir gingen doch entweggen, damit ihr Gelegenheit hattet, etwas zu lernen.“

Malle lachte bitter. „Darum hätten wir ja allerdings getrost in Loblow bleiben können, Muttel.“

„Lieber Gott — ich hab's doch nicht dazu. Der Unterricht ist ja sündenteuer, das wußt' ich doch nicht! Ach, wenn mein Junge nur noch da wäre!“

Wieder flossen die Thränen der alten Frau.

„Armes Muttchen!“ sagte Sette leise und strich ihr über den greisen Scheitel.

„Und dich vermisse ich doch auch sehr!“ schluchzte die Majorin und hielt Sette bei der Hand.

„Wer weiß, Muttel, wie alles noch wird! Vielleicht komme ich wieder, ehe du es denkst,“ beruhigte Sette, um der alten Frau doch etwas zu sagen.

„Aber warum denn?“ fragte die Schwester. „Agnes sagt doch, sie sei überzeugt, du würdest sie nie verlassen!“

„Na, das ist auch meine Absicht — aber es könnten doch Verhältnisse eintreten —“

„Unsinn! So viel hat doch Agnes, daß sie eigene Menage führen kann, auch wenn sie fortzieht von hier! Und wenn sie etwa sterben sollte, wird sie doch wohl so anständig gewesen sein und dir etwas ausgesetzt haben, zumal wo du keinen Pfennig Gehalt bekommst für deine Arbeit hier.“

„Du denkst weit hinaus, Malle,“ bemerkte Sette ruhig.

„Na, ist's denn nicht wahr? Eine Wirtschafterin oder Stütze macht heutzutage doch eklige Ansprüche, und wenn sie dich so für nichts haben, so liegt's doch auf der Hand, daß es ihre Pflicht ist, später für dich zu sorgen! Ich werde das der guten Agnes schon noch unter die Nase reiben.“

„Bitte, bekümmere dich darum nicht,“ bat Sette sehr bestimmt und kurz.

„Na, heute und morgen will ich's ja auch nicht.“

Sette stand wie fröstelnd am grünen Kachelofen, den Mund schmerzlich zusammengepreßt. Welche Angst Malle hatte, daß sie wiederkommen könnte in das Elternhaus, arm, wie sie ausgezogen war! Sie hatten sich so herrlich eingelebt, die Beiden allein, konnten sich das Leben weit behaglicher gestalten, als wenn sie noch mitaß. Und sie selbst wollte ja auch gar nicht heim, ihr war die viele Arbeit gerade recht! Wie würde es nur werden? Der alte Justizrat hatte ein so sonderbar ernstes Gesicht gemacht, und die Unterredung dauerte nun schon drei Stunden. Einmal hörte sie auf dem Gange draußen Schritte, die zum Gartensaal gingen, dann kamen zwei Personen zurück, man hatte wohl den fremden Herrn geholt. Was mochte der dabei zu thun haben? Ob er ein Käufer war? Sie fühlte etwas wie schmerzliches Bedauern bei der Vorstellung, der alte Besitz könnte nicht in den Händen der angestammten Familie bleiben. Und wie würde Agnes dies ertragen?

Es dunkelte schon, als das Stubenmädchen kam und Fräulein Oldenroth bat, nach dem Zimmer des seligen Herrn herüberzukommen. Als Sette eintrat, verstummte das Gespräch. Agnes, die auf der Chaiselongue lag, streckte ihr die Hand entgegen; Fedderjen durchmaß, ohne sie zu beachten, das Zimmer mit raschen Schritten, als wäre er in großer Aufregung. Frau von Brunsberg und Ilse, letztere sehr blaß, saßen auf dem Sofa, der Justizrat vor dem Schreibtisch, auf dem eine Lampe brannte, die grell einen Haufen Papiere und den silbernen Scheitel des darübergebeugten alten Mannes beleuchtete. Der Fremde fehlte, dafür stand der Inspektor hinter dem Stuhle des Schreibenden.

Sette ging zu Agnes hinüber. „Du sollst doch wissen,“ sagte die junge Witwe, und ihre bebenden Hände umklammerten den Arm der Schwägerin, „wie es hier wird, dich geht es ja auch an. — Wir bleiben hier. — Der gute Fritz will — will helfen — Buchte wieder —“

Sie brach ab vor Bewegung und wandte den Kopf nach der Wand.

Der Justizrat erhob sich jetzt, legte die Papiere zusammen und barg sie in seiner Ledermappe.

„So, meine Herrschaften, die Zeit drängt, ich muß heute abend noch auf dem Polterabend meines Sohnes erscheinen. Alles in allem, denke ich, es wird so recht sein, wie es nun beschlossen ist. Guten Abend, meine Damen — Guten Abend, Herr von Fedderjen! Sobald ich die Angelegenheit geordnet habe, erhalten Sie per Telegraph Nachricht in Ihre Garnison. Bitte, bitte, bleiben Sie, der Herr Inspektor begleitet mich sicher zum Wagen, ich habe überdies noch eine Frage an ihn zu stellen. Bitte sehr, Herr von Fedderjen!“

Aber Fedderjen ließ es sich nicht nehmen, mit dem Inspektor dem alten Herrn das Geleit zu geben, und die Damen blieben allein zurück.

„Um die Sache rasch zu erledigen,“ begann Ilse sogleich, „da Agnes dazu nicht imstande zu sein scheint, teile ich Ihnen mit, Fräulein Sette, daß wir, das heißt mein Mann und ich, das Gut übernehmen werden. Wir bleiben also hier, Mutter auch — ebenso Agnes, und folglich wohl auch Sie. Da habe ich nun eben vorgeschlagen, daß Sie, Fräulein Sette, auch die Führung der Wirtschaft weiter übernehmen, natürlich gegen eine — eine —“

„Ilse!“ höhnte Agnes und drückte Settens Hand, die in der ihrigen wie zu Eis erstarrt lag, „darüber streich doch jetzt nicht, das findet sich ja wohl —“

Sette stand neben dem Sofa, hoch aufgerichtet, den Kopf starr in den Nacken zurückgebogen, mit merkwürdig scharfen Gesichtszügen.

„Verzeihung, ich bleibe nicht hier!“ klang ihre Stimme durch das stille Zimmer.

Niemand sprach zunächst ein Wort. Zuerst glaubten wohl alle, sie hätten nicht recht gehört — Ilse machte ein maßlos erstauntes Gesicht, und Frau von Brunsberg lächelte ein wenig unglänbig.

Agnes' klägliches Weinen war das Nächste, was die Stille unterbrach; Ilse aber schloß ihre Augen, die sie verwundert aufgesperrt hatte, wieder und sagte in ihrer gewohnten, langsamen Weise verächtlich: „Welche Ueberraschung!“

Frau von Brunsberg schwieg noch immer mit demselben Lächeln.

Bei Agnes aber brach nun einer jener hochgradig nervösen Anfälle aus, die bis jetzt Sette allein hatte beschwichtigen können. Sie schrie nach Hans, nach seiner Mutter, nach ihrer Mutter, während alle um sie herum trösten, beruhigen wollten. Die Oldenrothschen Damen stürzten herzu und vermehrten das Durcheinander von jammernden Frauenstimmen.

„Was, um Gottes willen, ist denn hier geschehen?“ schluchzte die Majorin.

„Sette weigert sich, bei Agnes zu bleiben,“ erklärte Ilse.

Frau Oldenroth sowohl wie Malwine blickten Sette an; erstere war sprachlos vor Verwunderung, letztere aber fragte hastig, mit flüsternder Stimme: „Du bist wohl verrückt?!“

„Du willst nicht bei Agnes bleiben? Was soll denn das heißen?“ stotterte endlich die Majorin.

„Und hast mir's doch so oft versprochen!“ schrillte Agnes.

„Ich kann nicht, hier nicht — nicht in Buchte — ich dachte — —“ Sie schwieg wieder, als gäbe sie es auf, sich verständlich zu machen. „Ich fühle mich nicht kräftig genug für diese Arbeitslast!“ stieß sie endlich hervor und schritt aus der Stube. In ihrem Zimmer warf sie sich aufs Sofa und barg den Kopf in die Kissen. „Nicht festhalten hier — nicht — nicht!“

stammelte sie. Ihr war es, als hätte die Sünde, die sie herankommen fühlte seit dem Alleinsein mit Feddersen, sie schon gepackt, und als ränge sie ohnmächtig mit der Starken, Mächtigen, in aussichtsloser Kraft. „O, nur nicht mit ihm zusammen sein jeden Tag, jeden Tag in dem einsamen Buchte! Hilf mir, lieber Gott, gieb mir Kraft, laß mich stark bleiben — hilf mir!“ — —

Und wie sie dalag, flüsternd und betend mit hart verschlungenen Händen, überkam sie die Erinnerung an den Abend im Gartensaal mit all dem süßen, bitteren Reiz, der diese Stunde durchweht hatte, so schwer, so betäubend, so sehnsüchtig! Es durfte nicht sein — fort — fort! Und wenn Agnes daran stürbe, und sie — sie auch! Hans würde sie verstehen da droben — er hatte ja auch nur gebeten: Wenn es möglich ist, bleib' bei ihr — aber es war nicht möglich, sie konnte ja nicht! Und sie durfte doch keinen fangen, weshalb sie nicht fahren heim, sie mußte daliegen wie ein launenhaftes, undankbares Geschöpf — nur er würde sie verstehen — er — er mußte sie verstehen!

Nach einem Weilchen klinkte leise die Thür, und ihre Mutter kam. „Was machst du für Geschichten, Sette?“ fragte sie still und traurig.

„Laß mich — frage mich nicht, Mama — ich kann nicht!“

„Kind, ich bitte dich!“

„Nein, nein, bitte mich nicht, bitte mich nicht!“

„Ich will dir ja nur sagen, wie die Verhältnisse jetzt liegen, was alles geschehen ist — Buchte ist so gut wie bankrott und zwar — zwar — soll Hans da viel mit schuld sein! Lieber Gott, lieber Gott — Sette, sei doch verständig! Was ist dir denn nur? Sprich doch wenigstens!“

Aber Sette blieb stumm in ihrem Sofawinkel.

„Und denke doch nur — zwanzigtausend Thaler hat er verspielt, und der Mensch — da war ja noch einer mit — der hat den Wechsel gekauft von dem — dem Baron Dingsda, an den er verloren, denn dem soll selbst das Wasser bis an die Kehle reichen. Ich verstehe ja so was nicht, aber das hätte ja noch nichts gemacht. Das allermeiste hat Hans an Ilse Feddersen gegeben, und an Frau von Brunsberg auch verschiedenes, und Feddersen quittiert seinen Dienst nur, weil er sich verantwortlich fühlt für das, was seine Frau gethan hat. Wäre sie nicht beteiligt, so würde es ihn gänzlich gleichgültig lassen, was aus Buchte wird, hat er gesagt, aber so — was bleibt ihm denn übrig? Er muß sich ja leider den Vorwurf machen, daß er sich um Ilsens Ausgaben und finanzielle Angelegenheiten nie gekümmert hat, Gott weiß warum. Und nun — ach Gott, bis über die Ohren steckt Buchte in Schulden!“

Die Majorin schwieg wieder und tastete sich um den runden Tisch herum zu ihrer Tochter, die unbeweglich dort saß, den Kopf in die Kissen geborgen.

„Ach, Sette,“ klang es in das Ohr des Mädchens, „wie gut, daß Papa das nicht erlebt hat, er hatte ja immer solche Angst um Hans und seinen Leichtsinn!“

Die alte Frau weinte jetzt nicht mehr, aber in ihrer Stimme lag etwas Hilfloses, Rührendes, das Sette aufstöhnen machte wie unter körperlichem Schmerz.

„Und ich denke, ob es nicht doch am Ende deine Pflicht wäre, an der armen Kranken, der Agnes, etwas gutzumachen von alldem, was ihr von unserer Seite durch Hans zugefügt ist — indem du bei ihr bleibst, Kind. Feddersen thut ja noch Schweres, er läßt seine militärische Zukunft im Stich und will arbeiten wie ein Knecht — wie ein Knecht, um zu retten, was zu retten ist — so sagt der Inspektor. Ich meine, wenn sie Buchte verdachtet hätten, das wäre richtiger gewesen, aber sie sagen ja alle, Buchte sei so herunter, es gäbe nicht mal die Zulage mehr her, die Feddersens gebrauchen, um anständig durchzukommen, und das bißchen Geld, das Agnes und die alte Frau zum Leben benötigen. Nun wollen sie alle hier zusammenkriechen, wie Mäuse, weißt du, auf 'nem Strohbündel bei Wassersnot, und wollen sich einschränken, so sehr sie können, um das Gut zu retten. Selbst Ilse Feddersen sagt, hier sähe es wenigstens niemand, wenn sie hungerten. Und sieht du, Settchen, da hätteſt du doch — da — da wäre es doch gut und schön, wenn du die Schuld von unserem armen toten Jungen ein bißchen abtragen helfen möchtest.“

Die Mutter saß ganz dicht neben dem Mädchen und hatte ihren alten müden, betäubten Kopf auf den schlanken Rücken der Tochter gelegt.

„Meine Sette, meine liebe, gute Sette!“ sprach sie und streichelte den zitternden Mädchenkörper.

„Ach, Mama! Mama!“ Und Sette warf sich herum und schlang die Arme um den Hals der Mutter. „Ich kann ja nicht — ich kann ja nicht! — Du verſtehſt es nicht, ach, bitte mich nicht mehr!“

In diesem Augenblick pochte es energisch an die Thür, und der alte Doktor Saatow kam in die Stube, räuſpernd und schnaubend.

„Wozu denn die Dunkelheit?“ rief er derb und strich ein dickes Wachsstreichhölzchen an, das er hoch hielt. „Ist sie denn hier, die Ausreißerin?“ 'n Abend, mein Fräulein! Ein Glück, daß es mir einfiel, an Buchte nicht vorbeizufahren heut' abend. Und nun kommen Sie mal schleunigst mit und beruhigen Sie Ihre Schwägerin — allez — allez — und sagen Sie hübsch: Ich will bei dir bleiben, in solchen Zeiten verlasse ich dich nicht, habe vorhin nur gespaßt' — he?“

Er war während dieser Rede zu Sette herübergekommen und hatte sie an dem Handgelenk gefaßt, fest und zwingend. In der Rechten hielt er noch das flackernde dicke Wachslichtchen, das einen zuckenden Schein über sein ernstes, entschlossenes Gesicht warf.

„Sie waren sonst immer so vernünftig, Kind, Sie wollen es gewiß auch heute sein, wenn ich Ihnen sage: lange Zeit werden Sie nicht mehr in der Lage sein, dem armen, schwergeprüften Geschöpf da drüben ein Opfer zu bringen — verstehen Sie? Besonders nicht nach solchen Aufregungen, wie es die der letzten Woche waren. — Und nun kein Wort weiter — und zittern Sie doch nicht so — wenn ich bitten darf.“

Willenlos ließ sie sich fortziehen zu Agnes' Bett, in welchem diese, glühend vor Hitze, lag. Frau von Brunsberg erhob sich am Fußende des Bettes, als Sette herantrat.

„Hier, meine liebe Frau Oldenroth, bringe ich sie Ihnen — nun her die Hände — so — gern bleibt sie bei Ihnen, hat sie gesagt — sie hat nur vorhin — hm — so — nun also — —. So ist's recht, und nun sind Sie zufrieden? Was? Sehen Sie — und zur Belohnung giebt's einen Löffel Chloral und ruhigen Schlaf.“

Und nun wurde es still im Zimmer. Der alte Herr hatte sie alle hinausgejagt bis auf Sette; die saß am Bett der Kranken, hielt deren Hand und blickte auf den Teppich, als wären unauflösliche Rätsel in den verschlungenen Linien des Musters zu lesen. Zwischen ihren Brauen stand eine kleine scharfe Falte, die Schultern hatte sie emporgezogen, als fürchtete sie sich.

Und sie fürchtete sich auch wirklich vor etwas Großem, Starkem, Gewaltigem, dem zu entrinnen nur durch eilige Flucht möglich gewesen wäre. Sie aber war angeschmiedet, angeschmiedet durch die Schuld ihres Bruders!

* * *

Die Vorbereitungen zur Uebersiedlung der Feddersens wurden rasch betrieben. Schon Mitte November waren die neuen Bewohner vollkommen eingerichtet in dem alten Buchter Herrenhause.

Anfänglich hatte man davon geredet, daß die junge Herrschaft die untere Etage nehmen und die drei Damen oben wohnen sollten, aber Ilse Feddersen wollte dies nicht.

„Nein, nein! Die oberen Zimmer sind freundlicher, und unten werde ich den Stallgeruch gar nicht los, jeder tritt ein mit Stiefeln, an denen noch etwas vom Hofe hängt; und dann der Küchendunst! Ich verstehe ja auch nicht zu wirtschaften, und Setten wird's lieber sein, es redet ihr niemand dazwischen, nicht wahr, Fräulein Sette?“

Sie hatte es so gewollt, niemand widersprach ihr. Agnes und Sette blieben unten in ihrem alten Quartier, das aus den Schlafstuben, einem Wohnraume und Hansens Herrenzimmer bestand. Daran stieß die sogenannte Halle, und auf der anderen Seite derselben schloß sich das gemeinsame Gebiet, das große Speisezimmer, ein Salon und der Gartensaal, an. Diesen Räumen gegenüber, durch einen Korridor getrennt, lagen Küche und Vorrats-, Leinen- und Schrankkammern. Das Gesinde,

bestehend aus dem Küchen- und dem Stubenmädchen, schlief ebenfalls dort in einer großen Stube neben der Küche. Der Diener war entlassen worden.

Die Möbelwagen Ilsens hatten Unmassen von eleganten Gegenständen herangefahren. Ihre Klagen, daß die alten schadhaften, gestreiften Empiretapeten, mit den breiten Bordierungen oben, zu den zierlichen Rokokotischchen mit den keck herausgebogenen Füßchen nicht stimmten, waren endlos. Da aber Federbetten, der selbst mit Hammer und Steinbohrer schaffte, ihrer absolut nicht achtete, so gab es Ilse auf, noch länger zu jammern, und vollendete ihre Einrichtung mit einer gewissen Hast. Es war doch nach all den trüben, langweiligen Tagen, die sie unthätig hier verbracht hatte, eine Abwechselung!

Mitte November, als die Herbstnebel über den Feldern lagen und in den Bäumen des Parkes hingen, war alles geregelt für das neue Leben im Buchter Herrenhause.

Für Sette und Agnes brachte diese Veränderung kaum etwas Neues; für Agnes nur noch mehr Einsamkeit. Sie hatte Hans nicht mehr, dessen Liebe sie beständig zu verlieren fürchtete; eine unendliche Gleichgültigkeit und Stumpfheit breitete sich allmählich über ihr Wesen aus, die nur noch dann und wann wich, wenn sie mit Ilsen zusammen war. Seitdem aber Doktor Saatow ihr unbedingte Ruhe zur Pflicht gemacht hatte und die gemeinsamen Mahlzeiten abgeschafft waren, so daß Federbetten oben und die Damen Oldenroth unten speisten, während Frau von Brunsberg wochenweise Gastrollen, bald oben, bald unten, gab, wurde die junge Witwe nahezu apathisch, und der tägliche Spaziergang nach dem Erdbegräbnis, wo Mann und Kind ruhten, war das Einzige, wofür sie Interesse hatte.

Für Sette blieb das Leben fast ganz dasselbe, nur mehr Arbeit, viel mehr Arbeit brachte es. Mit einem wahren Feuereifer hatte sie sich hineingestürzt, sie schien überall und nirgends zu sein und wurde erfinderisch im Sparen und im Verwerten von allen möglichen Dingen. Sie war ja hier, um den Leichtsinn des Bruders nach Möglichkeit mit allen ihren Kräften gutzumachen — so hatte es die Mutter verlangt.

Malle war wenigstens beim Abschied noch so aufrichtig gewesen, der Schwester zu sagen: „Beide können wir nicht zu Hause bleiben bei Mama, das begreifst du doch! Es ist ja alles so sündhaft teuer in Dresden. — Ich müßte erst eine Stelle suchen, du sitzt hier bereits schön warm, und außerdem hört's sich kolossal anständig an, wenn man erzählt, du lebst auf dem Gute unseres verstorbenen Bruders! In einer ähnlichen Stellung bei fremden Leuten würdest du ‚Stütze' oder ‚Mamsell' heißen — das leuchtet dir doch ein?"

„Natürlich!" hatte Sette geantwortet mit vollkommen undurchdringlichem Gesicht, „wenn ihr euch nur später gütigst erinnern wollt, daß ich ‚gezwungen' hier geblieben bin."

„Das verstehe ich nicht, das geht über meinen Horizont," war alles, was Malwine darauf erwiderte. — —

Gepriesen sei die Arbeit! sagte sich Sette, wenn sie abends todmüde in ihr Bett sank und der Schlaf sie, ohne ihr Zeit zum Nachdenken zu lassen, überfiel. Und wenn früh um vier Uhr das Mädchen aus der Molkerei klopfte, dann taumelte Sette empor und mußte sich erst besinnen, wie alles hier so anders geworden war.

So früh sie aber an der Arbeit war, der Hausherr stand doch noch früher auf. In dicker Lodenjoppe und Stulpenstiefeln war er überall dabei, beim Futterausgeben und Anspannen, beim

Auf Flügel

Nach dem G

Kartoffelroden, beim Handel um Hammel und Rindvieh, gleichsam der Schatten seines alten Inspektors, lernbegierig, ernsthaft, mit stillem, unbeweglichem Gesicht. In Wind und Wetter ritt er auf den Feldern umher. Bis in die sinkende Nacht saß er über den Büchern in der Inspektorwohnung, um das Soll und Haben der Landwirtschaft zu prüfen, und Fachbücher und Zeitschriften lagen auf seinem Schreibtisch.

Die erste Not war zu überwinden. Auf Anraten des Inspektors und des alten Justizrats hatten sie die Mühle verkauft, die hinter den Mallnower Tannen an der Sieg lag, mit einem Teil des Waldes. Der Käufer beabsichtigte, neben der Müllerei noch eine Restauration zu betreiben, einen Vergnügungsort für die Siegeswalder daraus zu schaffen.

Die dringendsten Schulden waren also getilgt, nach endlosen Verhandlungen, Terminen und Schreibereien. Aber mit einer Ge-

duld und einer Ueberlegung sondergleichen war Feddersen all diesen Anforderungen nachgekommen, und der alte Inspektor hatte still bewundernd den Kopf geschüttelt und daheim zu seiner Frau gesagt:

„Man denkt's gar nicht, man meint, er hätte Rechtsanwalt gelernt. Rückwärts, wie der selige Oldenroth, der es bei jeder Gelegenheit that, guckt der nicht; der man immer g'radeaus — 's ist nu mal nicht anders — vorwärts! Und dabei merkt man doch, daß es ihm schwer wird, daß er alles nur aus Pflicht thut."

Kopfüber hatte sich Feddersen in die Geschäfte gestürzt, um Ilsens Leichtsinn wett zu machen, so wie Sette die Schuld des Bruders sühnen wollte. Sie sahen sich fast nie, diese Beiden, und ein Unbefangener hätte es nicht bemerkt, wie sie sich aus

von Politik, von neuen Erfindungen und Kunstschöpfungen, von „da draußen", wie Ilse sich sehnsüchtig ausdrückte, wenn von großen Städten und Bädern die Rede war. Ihre Augenlider fielen dann tiefer über die grauen Sterne als je.

Sie sah sehr blaß aus und wurde stärker, denn sie bewegte sich kaum, ging fast nie mehr aus dem Hause, obgleich Doktor Saxtorp ihr „tägliche Spaziergänge" verordnet hatte. Mitunter fuhr sie nach Siegeswalde mit der alten Dame, saß gelangweilt in Schultzens Konditorei mit ihr, trank zweifelhaften Kaffee, aß noch zweifelhafteren Kuchen und ging dann noch zu einigen Freundinnen aus der Mädchenzeit. „Faute de mieux!" sagte sie dabei achselzuckend, „ich werde sonst verrückt!"

„Wollen wir nicht ein paar Besuche machen, Ilsens wegen?" wagte Frau von Brunsberg zuweilen Feddersen zu fragen.

„Nein! Wir haben übrigens noch tiefe Trauer; im Frühjahr, eher nicht," hatte er geantwortet. „Erst muß ich überhaupt sehen, wie wir hier zurechtkommen." Er besaß neuerdings eine merkwürdig kurze, knappe Art, seine Ansicht geltend zu machen.

Ilse mußte über jeden Groschen, den sie ausgab, Rechenschaft ablegen. „Vorläufig," tröstete er sie; „ich muß erst feststellen, was hier auf Buchte das Leben eigentlich kostet." Und unbarmherzig strich er dies und das von der Liste der von ihr als notwendig bezeichneten Gegenstände.

Sie sah ihn förmlich feindselig an bei solchen Gelegenheiten.

„Es kommen sicher wieder bessere Zeiten, Ilse," wiederholte er freundlich, „mir wird's ja wahrhaftig auch nicht leicht."

Sie zuckte die Schultern und schwieg. Tagelang redete sie kein Wort mit ihm. Er schien es nicht zu merken.

In der Woche vor Weihnacht benutzte Ilse jede Gelegenheit, nach Siegeswalde zu kommen. Dort strich sie

dem Wege gingen. Nur sie selbst wußten es von einander — und noch Eine: still beobachtend, wie auf Katzenpfoten, schlich Frau von Brunsberg durch das Haus, um das Recht ihrer Tochter zu wahren.

Und die Tage wurden kürzer, die Novemberstürme heulten um das alte Gebäude, fegten welke Blätter und brüchige Zweige von den hohen Bäumen des Gartens, und die Dampfdreschmaschine surrte und dröhnte vom Morgen bis zum Abend. Ilsens Klavierspiel klang zuweilen fast befremdend in das gewaltige Konzert hinein. Sonntags gingen sie alle, mit Ausnahme von Agnes, nach der kleinen Backsteinkirche, in den Herrschaftsstuhl, und mitunter kam der junge, seit kurzem erst eingeführte Pastor zum Abendbrot mit seiner hübschen kleinen Frau, deren zwanzigjähriges rosiges Gesichtel die mühsam festgehaltene Würde, welche sie als Pfarrersgattin behaupten mußte, allerliebst kleidete. Dann redete man durch die Straßen, die Hände in den Taschen des Jacketts, und blieb sehnsüchtig vor jedem Lädchen stehen. „Einkaufen" war von jeher ihre Seligkeit gewesen.

„Der Junge braucht neue Kleidchen," sagte sie daheim zu Feddersen.

„Nähe ihm welche, Ilse, du hast ja ungemessene Zeit!"

„Ich?" Es klang eine Welt von Empörung aus der Frage. „Entschuldige!" bat er ironisch, „es schien mir so —"

„Aber ich kann ja gar nicht Maschinennähen!"

„So lerne es doch!"

„Ich habe keine Schnitte —"

„Du hältst ja eine Modezeitung?"

„Das verstehst du nicht, verzeih," sagte sie, „ich spreche ja auch nicht in deine Angelegenheiten hinein!"

Eine heiße Blutwelle des Zorns jagte über ihr blasses

Gesicht; sie stand auf und ging aus dem Zimmer. — Zuweilen, auf den einsamen Gängen in den aufgeweichten Feldwegen, kam Feddersen sich vor wie ein Barbar einer Gefangenen gegenüber. Diese Frau, die nur in Abwechslung und Genuß Lebensluft atmete, war förmlich eingekerkert auf Buchte, hungerte und dürstete nach Freude, nach Leben! Wie würde das enden? Er mußte das Aeußerste thun, um etwas mehr Komfort für sie zu schaffen! Daß sie versuchen würde, ihm zu helfen in seinen Bestrebungen, das Erbe ihrer Väter zu erhalten, das durch ihre Mitschuld an den Rand des Verderbens gebracht war, das hatte er nie zu hoffen gewagt; aber er glaubte immer, sie würde es wenigstens verstehen, welche Aufgabe er sich gestellt hatte. Sie jedoch seufzte und klagte nur. Von der Größe des Opfers, das er brachte, hatte sie keine Ahnung. Als sie von dem nahe bevorstehenden Zusammenbruch hörte, und daß er bereit sei, auf Buchte zu arbeiten, war sie einverstanden gewesen aus Stolz. — Nur nicht als arme Offizierstrau leben, vor den Kameraden so abstoppen müssen mit allem Luxus! Glänzendes Elend — um Gottes willen!

Der Einsamkeit aber, die daraus folgte, erlag sie fast; von Tag zu Tag wurde sie nervöser. Bis elf Uhr vormittags lag sie im Bett und erschien dann in irgend einem eleganten Hauskleide. Nach Tische schlief sie abermals, und abends suchte sie auch zeitig ihr Schlafzimmer auf. „Am liebsten ließe ich mich für einige Jahr hindurch chloroformieren," meinte sie einmal.

Weihnacht kam näher heran. Man mußte den Leuten bescheren, sie durften nicht leiden unter der wirtschaftlichen Not, sie mußten ihr volles Recht bekommen. Gott allein wußte, wie Feddersen es möglich gemacht hatte, das bare Geld zu beschaffen, das der Inspektor Setten zu Einkäufen aushändigte. Sie, die zunächst dachte, die Reisekosten zu sparen, berechnete und überlegte und erklärte dem alten Manne eines Tages, sie würde in Berlin, wie im vorigen Jahre, doch am billigsten kaufen können, sie wolle zu diesem Zweck dorthin reisen; die Kosten des Billettes kämen dabei heraus. Sie ordnete dann im Haushalt alles an, bat Frau von Brunsberg, tagsüber bei Agnes zu bleiben, und war gesonnen, um das Nachtquartier in Berlin zu ersparen, schon um vier Uhr früh nach der Station zu fahren. So konnte sie um acht Uhr in Berlin eintreffen, also zu einer Zeit, wo die Läden gerade geöffnet wurden, und hatte den ganzen Tag bis abends sechs Uhr vor sich.

Sie saß am Abend vorher bei Agnes, ein bißchen müde und ein bißchen abgehetzt, wie sie jetzt immer war; da erschien plötzlich Ilse.

„Ich höre, Sie wollen nach Berlin morgen früh?" redete sie Sette an und setzte sich neben Agnes auf das Sofa.

„Ja! Soll ich etwas für Sie besorgen, Frau von Feddersen?"

„Ih bewahre! Ich will mitfahren!"

„Nach Berlin?" rief Agnes.

„Um vier Uhr morgens?" fragte Sette, ein wenig lächelnd.

„Warum denn nicht? Seht nur nicht alle beide so geistreich verwundert aus!"

„Aber ich — ich fahre dritter Klasse," stotterte Sette, der es durch den Kopf schoß, daß nun der ganze Profit, auf den sie sich gefreut hatte, in Frage stand durch Ilsens Begleitung.

„Dritter Klasse? Das geht doch gar nicht! Jedenfalls fahren wir zweiter, ich lege zu, was Ihr Billet zweiter mehr kostet."

„Aber ich habe furchtbar viel zu thun, ich werde mich gar nicht um Sie kümmern können, Frau von Feddersen," wehrte das junge Mädchen noch einmal ab.

Ilse lächelte ein wenig. „Dahin geht ja auch mein Ehrgeiz gar nicht, ich dränge mich wahrhaftig nicht dazu, Kopftücher und Barchenthemden zu ersteh'n. Sie gehen Ihre, ich gehe meine Wege. — Bitte, bitte, Fräulein Settchen! — Ich komme also mit, abgemacht!"

Damit rauschte sie zur Thüre hinaus. Sette schwieg nachdenklich; Agnes lächelte trübe.

„Da bist du aber hereingeplumpst, armer Schatz," bedauerte sie das junge Mädchen. „Der Vorteil dieser Reise wird voraussichtlich ein enormer sein für das Budget von Buchte."

Ilse war oben bei ihrem Manne wie ein ausgelassenes Kind.

„Ich helfe Setten einkaufen!" rief sie, „ich muß das doch schließlich auch lernen!"

Fast erschrocken sah Feddersen sie an. Sie wich seinem Auge aus, trat hinter seinen Stuhl und fuhr ihm mit den beiden weißen, schöngeglegten Händen in sein tadellos gebürstetes Haar; sie küßte ihre Mutter und tanzte mit dem Kinde auf dem Arm in der Stube umher. Nie hatte Feddersen sie so gesehen. Er betrachtete sie mit grübelnden, sorgenvollen Blicken, diese unberechenbare Frau, die einst, von unheilvoller Leidenschaft getrieben, durch die dunklen Gänge des Parks gejagt war, um ihm, der ihr vor einigen Stunden erst vorgestellt worden, in ungestümem Liebeswahn die Arme um den Hals zu schlingen und herzbrechend an seiner Brust zu schluchzen. Sie war ihm stets ein unheimliches Rätsel geblieben. Mit dem Eintritt in die Ehe schien ihre Leidenschaft so plötzlich erloschen zu sein, wie sie aufgeflammt war, vielleicht war sie erstorben an seiner Kühle!

Heute trat ihr das aufsteigende Blut in die weiße Stirne. Sie erinnerte ihn wieder an das exaltierte Geschöpf in jenem Augenblick, der über sein und ihr Schicksal entschied.

Nun setzte sie das Kind an die Erde, preßte die Hände an die Schläfen, und unter den dunklen Wimpern leuchteten ihre grauen Augen. „Ach, andere Luft atmen!" stieß sie hervor, „Läden bewundern, einkaufen, im dichten Gedränge gehen, in einem guten Restaurant essen — elektrische Flammen — Equipagen — Leben sehen — sich mal wieder Mensch fühlen!" rief sie — „ach —"

„Aber bitte, kaufe wenigstens nichts Unnützes!" drängte es ihn, sie zu unterbrechen, nun sie etwas zu ernüchtern.

„Nein! Nein!" gelobte sie, und nahm dann einen Leuchter, um in der Garderobe nach einem passenden Kleide für morgen zu suchen.

Frau von Brunsberg wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

„Lieber Gott, man merkt erst jetzt, was sie entbehrt hat," sagte sie zu ihrem Schwiegersohn.

„Wir entbehren alle," antwortete er, äußerlich ruhig.

Punkt vier Uhr am anderen Morgen hielt der Wagen vor dem Hause. Der elegante neue Landauer war es nicht mehr, den hatte Feddersen dem Wagenbauer zurückgegeben mit Draufzahlung einer kleinen Summe für die Abnutzung, denn er war nicht bezahlt worden, als Hans ihn kaufte. Man hatte die alte Kutsche wieder aus der Remise hervorgeholt und zu Ehren gebracht.

Sette saß mit ihren verschiedenen leeren Taschen und Handkoffern, die nicht gerade elegant aussahen, aber ihren Zweck erfüllten, in ihrem einfachen Winterpaletot und Pelzmützchen schon seit zehn Minuten in dem Gefährt, als Ilse erschien, in einen mendlich langen, mit weißem flockigem Pelz verzierten hellgrauen Abendmantel gehüllt, ein zierliches Kapothütchen, mit Krepp garniert, auf dem Kopfe. Die halbe Nacht hatte sie dabei gesessen, um dieses kleidsame Dingelchen moderner zu gestalten.

Feddersen folgte ihr mit der Laterne, die er zu seinen Gängen auf dem Hofe benutzte. Er trat an den Schlag, um sich zu verabschieden.

„Also, um neun Uhr heute abend ist der Wagen an der Station," sagte er noch einmal. „Strengen Sie sich nicht zu sehr an, und gehen Sie, bitte, in den ‚Askanischen Hof' zum Essen, nicht in irgend ein Restaurant."

„Nun, wenn wir gerade in der Nähe sind," antwortete Ilse, „dann werden wir dort hingehen."

„Da herum seid ihr doch jedenfalls," erwiderte er ungeduldig, „da ist ja die Leipziger Straße —"

„Addio, wollen sehen!"

Der Wagen wurde geschlossen, die Pferde zogen an, und sie fuhren in den naßkalten Dezembermorgen hinaus. Feddersen blieb noch auf den Stufen der Freitreppe stehen; er schaute dem Gefährt nach, so lange er es sehen konnte, und dachte, was dieser alte Kasten doch für ihn umschloß — sein verlorenes Glück und das, was er dafür erhalten hatte!

Er biß die Zähne aufeinander und ging dem Inspektorhause zu.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der „Gartenlaube".

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

III.

Wie schon am Schlusse unseres letzten Artikels erwähnt wurde, konnte Keil den Jahrgang 1861 mit der Ankündigung eröffnen, die Auflage des Blattes habe nunmehr die Zahl 100 000 überschritten; es sei das erste Mal, daß eine deutsche Zeitschrift eine solche Verbreitung erlangt habe. Dieser schöne Erfolg könne die Redaktion nur im Festhalten der bisher befolgten Grundsätze bestärken. „Denn unserer Meinung nach," so fuhr die Ansprache fort, „verdankt die ‚Gartenlaube' ihre Verbreitung, außer der Popularisierung der Wissenschaften hauptsächlich dem, daß sie sich bestrebt hat, durch und durch ein deutsches Blatt zu sein."

Diese Ankündigung klang zu einem Zeitpunkt in die deutsche Welt, in welchem sich ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung vollzog: die Thronbesteigung des vierundsechzigjährigen Wilhelm I.

Für die Hoffnungen, die sich im deutschen Volke an diesen Vorgang knüpften, wie für die Enttäuschungen, welche das weitere Verhalten des neuen Königs zunächst den Hoffenden bereitete, ward die „Gartenlaube" eine getreue, ungemein lebensvolle, von glühender Vaterlandsliebe beseelte Chronik. An die Stelle der idealen Stimmungspolitik der Schillerfestzeit war schon im Jahre vorher das Bekenntnis ausgeprägter politischer Grundsätze, die Aussprache bestimmter realer Forderungen getreten. Mit dem ganzen Einfluß seines Blattes wurde Keil ein warmherziger Vermittler zwischen dem idealen Erbe der achtundvierziger Volkserhebung und der Gegenwart.

Wie die große Partei der nationalgesinnten preußischen Liberalen im Landtag, so trat damals auch die „Gartenlaube" für die Idee einer volkstümlichen Heeresreform ein, welche den wirtschaftlichen Vorteil einer kürzeren Dienstzeit durch eine völlige Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht ermöglichen sollte. Das waren gewiß hohe Gesichtspunkte. War aber sollte die Bundesreform durchsetzen, die doch für jede Centralisation des deutschen Heerwesens die Voraussetzung war? Im Nationalverein meinte man: Preußen! Am Bundestag aber bildete Oesterreich mit den Mittelstaaten eine Majorität, welche stets eifersüchtig bereit war, jeden solchen Versuch Preußens zu nichte zu machen.

Dennoch griff die Bewegung für eine volkstümliche Heeresreform weit über Preußens Grenzen hinaus. Mit begeisternder Wärme pflegte die „Gartenlaube" in dieser Zeit die Erinnerung an die kriegerischen Thaten der deutschen Vorzeit; sie that es mit der doppelten Teudenz: zu zeigen, wie sehr das Volk am Waffenruhme des preußischen Heeres beteiligt sei, wie sehr aber auch ganz Deutschland verpflichtet sei, in dem preußischen König den berufenen Führer in künftigen Kämpfen zur Verteidigung des Vaterlandes zu sehen. In Nr. 14 des Jahrgangs 1860 eröffnete Keil in diesem Sinne eine freie Folge von Aufsätzen, „Deutsche Bilder". Der erste Aufsatz schilderte unter dem Sondertitel „Eine deutsche Königin" das patriotische Wirken, Dulden und Leiden der Königin Luise. Er stammte aus der Feder Max Rings. Schärfer, kritischer im Ton waren der zweite Beitrag „Scharnhorst und die preußische Landwehr" und der vierte „Schill und seine Reiterzüge" gehalten.

Aber auch in novellistischer Form fand damals die Erinnerung an die Freiheitskriege in Keils „Deutschem Blatt" kräftigen Wiederhall. In der Novelle „Der Zwölfte" schilderte Georg Hesekiel das Schicksal Heinrich von Wedells, jenes rühmlich bekannten Schillschen Offiziers. Die Kriegsstürme der „Franzosenzeit" bildeten den Hintergrund zweier Erzählungen — „Der Holzgraf" und „Das Bombardement von Schärding" —, die der Jahrgang 1861 von einem bis dahin noch wenig bekannten süddeutschen Volkserzähler brachte, von Herman Schmid. Auch die Namen der damals allgemein beliebten Erzähler Edmund Höfer und Levin Schücking dürfen wir hier anschließen.

Doch jene Tage boten zugleich ganz unmittelbar gewaltige Eindrücke, welche das deutsche Volk in seiner Begeisterung für eine allgemeine Volkswehr bestärkten. Die romantisch abenteuerliche Laufbahn Garibaldis fand in der „Gartenlaube" eingehende Schilderung, und mit begeisternden Worten, wenn auch zugleich mit scharfer Kritik schrieb Gustav Rasch seine Originalberichte vom neapolitanischen Kriegsschauplatz.

Auch die Amnestie, welche der neue König in Preußen erließ, entfesselte einen heftigen Meinungsstreit. In Blättern, wie die „Kreuzzeitung", konnte man die „Hochverräter" nicht genug verdammen und schmähen. Die liberalen Blätter, mit ihnen die „Gartenlaube", gestanden die 1849 von allen Seiten begangenen Irrtümer wohl zu, feierten die „Revolutionäre" aber als Märtyrer ihrer Ueberzeugung und wiesen nach, wie die Reichsverfassung selbst von der Mehrzahl der Fürsten erst angenommen und dann erst verworfen worden sei. In seiner tief ergreifenden Novelle „Deutsche Herzen, deutscher Pöbel" griff Temme diesen Vorwurf auf.

Im gleichen Jahrgang (1861) brachte die „Gartenlaube" auch ein größeres Werk von einem heimgekehrten Amnestierten und damit den ersten Roman, zu dessen Veröffentlichung in diesen Spalten sich Keil entschloß. Dieser Amnestierte war Otto Ruppius, ein Jugendfreund Keils, der seit 1848 als Flüchtling in Amerika gewesen war, der Roman war betitelt: „Ein Deutscher".

Von besonderer Wirkung war es in jenen Tagen, daß der Verfasser in dem Roman den Gegensatz des Lebens in den Nord- und Südstaaten schilderte und die Frage der Sklavenemanzipation berührte; war doch im Frühjahr 1861 der Secessionskrieg zum entschiedenen Ausbruch gelangt und war doch an diesem eine große Zahl Deutscher beteiligt, die aus Begeisterung für die Sklavenbefreiung freiwillig auf der Seite der Nordstaaten fochten. Ruppius, der in der Folge, bis zu seinem frühen, am 25. Januar 1864 in Berlin erfolgten Tod, noch mehrere deutsch-amerikanische Erzählungen für die „Gartenlaube" schrieb, berichtete in kleineren Aufsätzen jetzt auch über die Entstehung des Krieges und über die ehrenvolle Rolle des deutschen Elementes in demselben.

Bei solchen Eindrücken konnte es nicht fehlen, daß auf den großen deutschen Schützen- und Turnerfesten, die in Sommer desselben Jahres unter starker Beteiligung in Gotha und Berlin stattfanden, Tausende und aber Tausende aus allen deutschen Gauen den Rednern stürmisch zujubelten, die das Ideal einer nationalen Volkswehr feierten. Ueber all diese von echt deutschem Geiste beseelten Feste brachte die „Gartenlaube" ausführliche Berichte, die aufklärend und werbend im Dienste des nationalen Gedankens standen.

Noch andere patriotische Feste sahen in diesem Jahr hochgestimmte Scharen vereinigt, die vom Kampfe fürs Vaterland begeistert schwärmten. Preußen hatte sich vergeblich beim Bundestag um die Erfüllung eines der zukunftsreichsten Volkswünsche bemüht, um die Gründung einer deutschen Flotte. Der Nationalverein regte daraufhin Sammlungen an, deren Erträgnisse der trotzdem zu gründenden deutschen Flotte zufließen sollten, und die „Gartenlaube" trat in einem Artikel „Die deutsche Flottenmacht" energisch für diese Sammlung ein.

Um diese Zeit war es auch, daß ein trauriges Ereignis das Vertrauen in die preußische Marineverwaltung aufs tiefste erschütterte. Im November 1861 war eines der wenigen Schiffe der preußischen Marine, die Korvette „Amazone", im Aermelkanal während eines Sturms untergegangen. Es stellte sich heraus, daß der Kapitän vor der Ausfahrt das Schiff für seeuntüchtig erklärt hatte, daß aber dennoch vom „grünen Tisch" der Admiralitätsbehörde aus der Befehl zur Ausreise ergangen war.

Bald darauf erhielt Keil von befreundeter Seite aus Braunschweig ein Manuskript, das den Titel „Der Untergang der Amazone" trug. Der Verfasser war der kurz zuvor aus Amerika heimgekehrte Dr. Krako Topp, der in Braunschweig seine ärztliche Praxis wieder aufgenommen hatte. In einer Schrift „Die Nordseeküste, Deutschlands schwächste Seite" hatte er soeben für den Ausbau der preußischen Flotte Propaganda gemacht und sich als patriotischer Mann von marinetechnischer Bildung erwiesen. Mit Spannung überflog Keil das schwer leserliche Manuskript, das in novellistischer Einkleidung dem in Hamburg und amerikanischen Hafenplätzen umlaufenden Gerücht seine Gestalt gab, die sehr tiefgehende „Amazone" sei von einem amerikanischen Schnellsegler, dessen Kapitän von dänischer Seite dafür gedungen war, im Dunkel des Seesturms

übersegelt worden. In die novellistische Einleitung war eine kleine Scene verwebt, welche zwei Angehörige des preußischen Fendaladels in die Intrigue verwickelt zeigte. Keil hatte bei der ersten Durchsicht des Manuskripts diese Episode nicht beachtet. Nachdem er auf seine Anfrage beim Verfasser, ob dieser für die Wahrheit des Geschilderten einstehen könnte, beruhigende Versicherungen erhalten hatte, beschloß er, den Artikel zu bringen, sich eine genaue Durchsicht bei der Satzkorrektur vorbehaltend. Gerade aber, als er den Artikel zum Satz gegeben hatte, nötigte ihn die Vorbereitung der Illustrationen von dem in Frankfurt a. M. bevorstehenden Schützenfest zu einer Reise dorthin, und die erste Hälfte wurde gedruckt, ohne daß Keil die Korrektur, die jene bedeutsame Episode enthielt, hatte durchsehen können. In Nr. 27 und 28 des Jahrganges 1862 erschien der Artikel, am Schluß von einer Anmerkung der Redaktion begleitet, in welcher diese die Verantwortlichkeit für die Darstellung ablehnte, zugleich aber die Thatsachen zusammenstellte, die für ihre Wahrscheinlichkeit sprachen.

Die Wirkung dieses „Amazonen"-Artikels war ungeheuer. Die Blätter der „Junkerpartei" gebärdeten sich, als wäre der ganze preußische Adel der Niederlegung des Schiffes geziehen worden. Vergeblich forderte Keil von Topp, er sollte nun den Beweis der Wahrheit antreten; der leichtfertige Verfasser konnte sich nur auf Versicherungen anderer berufen. Mit dem ganzen Freimut seiner Persönlichkeit erließ darauf Keil eine öffentliche Erklärung, in welcher er sein unumwundenes Bedauern über den in diesem Fall gezeigten Mangel an Vorsicht aussprach. Er lehnte mit voller Entschiedenheit jegliche Beteiligung an den aus dem Artikel herausgelesenen Anschuldigungen ab und verwahrte sich gegen jede Mißdeutung der Motive bei der Annahme des Artikels.

Aber der Sturm war entfesselt und verlangte sein Opfer. Die Nummern, die den Artikel enthielten, wurden in Preußen von der Polizei konfisciert, und in Berlin ward beim Kriminalgericht ein Prozeß eingeleitet, in dem die Staatsanwaltschaft durch drei Instanzen den Beschluß erwirkte, daß die Nummern zu vernichten seien. Nachdem dieser Urteilsspruch des Obertribunals erfolgt war, erließ das Ministerium des Inneren ein Verbot, das Blatt ferner in Preußen zu vertreiben.

Auf die Mahnung des Herr Topp aber, er solle sich doch nicht einschüchtern lassen, erwiderte Keil diesem, indem er auf den Inhalt seiner „Erklärung" Bezug nahm: „Einschüchtern, verehrter Herr, lasse ich mich am allerwenigsten. Seit 1845 kämpfe ich ohne Unterbrechung für meine Prinzipien und habe dafür gelitten. Das Einstampfen Ihrer Erzählung kostet mich Tausende, und wird mich — von den Prozeßkosten nicht zu reden — in Preußen 25 000 Abonnenten außerdem kosten, aber das Alles wird mich nicht abhalten, der alten Standarte treu zu bleiben, unter der ich so manchen harten Strauß ausgefochten. Aber meine Waffen, verehrter Herr, waren immer rein und ehrlich."—

Das erwähnte Verbot der „Gartenlaube" in Preußen, welches Ende 1863 erging, hielt Keil nicht ab, in dieser an politischen Konflikten reichen Zeit seinem Blatt die hohe Mission eines Organs des Volksverlangens nach deutscher Einheit und Freiheit fest zu wahren. Die fünfzigjährigen Gedenktage der großen Ereignisse von 1813 gaben der „Gartenlaube" reichen historischen Stoff für diesen Zweck. In einer Artikelreihe, die nunmehr unter dem Titel „Aus den Zeiten der schweren Not" neben den „Deutschen Bildern" herlief, schilderte Ferdinand Pflug auf Grund neuer Quellen den Anteil des ostpreußischen Landtags an der Errichtung der Landwehr, und Johannes Scherr rühmte den freien Geist, in welchem damals ein preußischer Adliger, Graf Dohna, die Forderung aussprach: „Wir wollen Alle Krieger sein, aber Bürger bleiben!" Mit hinreißendem Pathos schrieb dieser Schriftsteller den Festartikel zum Jubiläum der Leipziger Völkerschlacht.

Johannes Scherr, der im Jahre vorher auch dem Gedächtnis Fichtes einen begeisternden Aufsatz in der „Gartenlaube" gewidmet hatte, bewährte sich hier auf dem Gebiete geschichtlicher Darstellung als ein Autor von packender, volkstümlicher Schreibart. Seine Sprache liebte scharfe und deutliche Ausdrücke; wuchtig führte er sie als Waffe gegen all die Mächte, welche den Kulturfortschritt der Menschheit hindern und hemmen.

Noch unmittelbarer als Scherrs historische Aufsätze griffen die Gedichte Albert Traegers in die Kämpfe der Zeit ein, Gedichte, die viel dazu beitrugen, der „Gartenlaube" in der Konfliktszeit ihren politischen Charakter zu wahren. Immer ungeduldiger ward Trägers Mahnen zum Kampf für die Ideale; „Wann, wann marschieren wir nach Norden?", „Volk werde hart!" rief es schallend nach oben, nach unten. Und als im August 1863 sich über 18 000 Turner in Leipzig zum nationalen Turnfest zusammenfanden, da klang durch Traegers weihevollen Festgruß die Prophezeiung, daß „Deutschlands Volk, ein Volk in Waffen" bald zu ernsterer Kraftprobe sich zusammenraffen werde, zum Heile des Vaterlandes.

Das Leipziger Turnfest brachte Ernst Keil in dieser sorgenvollen Zeit den Beweis, welche Liebe und Anhänglichkeit sich das Blatt weitum im Volke in den zehn Jahren seines Bestehens erworben hatte. „Haus und Geschäft sind von Besuchern nicht leer geworden," schrieb er am 8. August nach Berlin an Max Ring, „ich selbst bin — als Gartenlaube — fast erdrückt und zerküßt und dreimal mit Gewalt auf den Tisch gehoben worden."

Nicht weniger als 48 Turner lagen bei ihm in Quartier, darunter die vier Spitzen der deutschen Turnerschaft.

Es war in einem neuen Haus, in welchem er „als Wirt und Festlich" sein Arbeitsleben am Redaktionspult so festlich unterbrochen sah. Schon längst hatten die alten Räume seinem rapid wachsenden Verlagsgeschäft nicht mehr genügt. So hatte er sich ein eigenes Haus bauen lassen, ein stattliches, schönes Gebäude, in einem Gartengrundstück beim Johannisthal, an der Ecke der Königs- und Thalstraße.

Sobald in Berlin die Staatsanwaltschaft gegen die „Gartenlaube" vorgegangen war, hatte Keil sofort alles in Bewegung gesetzt, um dem Schaden, den die Verfolgung in Preußen seinem Blatte bereitete, zu begegnen. Eine der ersten dieser Maßregeln war die Gründung eines politischen Beiblattes zur „Gartenlaube". Für den Fall des Verbotes der letzteren, so plante er, konnte dieses sich vielleicht zu einem selbständigen Organ auswachsen. Denn darüber war er sich jetzt klar, daß ein illustriertes Familienblatt von 150 000 Exemplaren Auflage für ein politisches Kampforgan nicht die nötige Beweglichkeit habe. Er wählte für dies Beiblatt den Titel „Deutsche Blätter" und gewann für dessen Redaktion Berthold Auerbach, der an der Politik des Nationalvereins regen Anteil nahm.

Das Unternehmen fand jedoch nicht den Anklang, den sich Herausgeber und Redakteur versprochen hatten, und so entschloß sich Keil, für den Fall des Verbotes ein neues Blatt in Berlin mit dem Titel „Der Volksgarten" ins Leben zu rufen, dessen Inhalt zum größeren Teil aus den Text- und Illustrationsvorräten der „Gartenlaube" zusammengestellt werden sollte. Zum Redakteur gewann er den altbewährten Max Ring. Und kaum war das Verbot der „Gartenlaube" für Preußen ergangen, da erschien wirklich am 1. Januar 1864 der „Volksgarten" im Kommissionsverlag von Lemke in Berlin. Doch gleich die ersten Nummern wurden als eine preußische Ausgabe des verbotenen Leipziger Blattes konfisciert, und Keil mußte sich entschließen, weit mehr an Originaltexten und Originalbildern an das Blatt zu wenden, als ursprünglich seine Absicht war. Aber die außerordentliche Anhänglichkeit der Leser in Preußen verlangte nach der wirklichen Leipziger „Gartenlaube", und so entschloß sich Keil zu einer Ausgabe der „Gartenlaube" für Preußen mit einem die Behörden irreführenden Titel, und diese „Gelben Hefte" wurden bald in einer stattlichen Auflage über die schwarz-weißen Grenzen geschmuggelt.

Welche Sorgen und Mühen Keil aus diesem allen erwuchsen, läßt sich leicht vorstellen. Ein Glück für ihn, daß er jetzt in der Redaktion des Hauptblattes eine Hilfskraft neben sich hatte, der er manches überlassen konnte, was er bis zur Amazonenkatastrophe bis ins einzelne ganz allein besorgt hatte. Als Keil im Frühjahr 1863 das schöne neue Gartenheim der Redaktion bezog, hatte er schon geraume Zeit einen gesinnungsverwandten Mann zur Seite: Friedrich Hofmann, dessen hervorragendste Gabe, dem warmen Gefühl für menschliche Drangsal ergreifenden Ausdruck zu leihen, hier ein weites Wirkungsfeld fand. Er war es, der Keils Interesse für den notleidenden Erfinder der Küstenbrander und Hebetaucher, Wilhelm Bauer aus bayrisch Schwaben, gewann. Keil eröffnete eine Nationalsammlung für ihn, die unter anderem

NORWEGISCHER WASSERFALL

Nach dem Gemälde von T. von Eckenbrecher

Beim Netzflicken.
Nach dem Gemälde von Ernst Fischer-Cörlin.

den erfolgreichen Versuch der Hebung eines im Bodensee untergegangenen Dampfers im Jahre 1863 ermöglichte. Am mächtigsten aber erklang Hofmanns Apell, wenn es sich darum handelte, im Angesicht schwerer Heimsuchungen das menschliche Gefühl zu thatkräftiger Hilfe zu mahnen. Als es galt, die Sammlungen der „Gartenlaube“ für die verwundeten deutschen Brüder, die Witwen und Waisen der Gefallenen in den Kriegen von 1864, 66, 70/71 einzuleiten und in Gang zu erhalten, da fand er seine vollsten Töne!

Die Haltung, welche das Blatt während des Krieges zur Befreiung von Schleswig-Holstein einnahm, war durch seine ganze Geschichte bedingt, und die Mahnung an die Pflicht der Nation, für den „Verlassenen Bruderstamm“ einzutreten, war wieder und wieder erklungen. Als Dänemark nach freie Hand hatte für seinen frevlen Vernichtungskrieg gegen alles Deutsche in den Elbherzogthümern, da gaben Graf A. Bandissin, Gustav Raich, E. Wiggers in der „Gartenlaube“ herzbewegende Schilderungen dieser Zustände. Theodor Storm ließ hier sein hoffnungstrotziges Gedicht „Schleswig-holsteinische Gräber“ erscheinen, und Albert Traeger schmetterte die laute Forderung in die deutsche Welt hinaus:

„Mit deutschen Schwertern werde nun gesungen
Das Lied von Schleswig-Holstein meerumschlungen!“

Und als der Zwiespalt zwischen Oesterreich und Preußen zum Konflikt führte, da empfing die „Gartenlaube“ ihre Losung wiederum von ihrem „deutschen“ Programm.

Am Schlusse des Jahres 1865 ließ Keil den „Volksgarten“ eingehen. Das Beiblatt, die „Deutschen Blätter“, deren Redaktion Berthold Auerbach schon im Jahre vorher, „vom Heimweh nach poetischer Produktion“ bewogen, niedergelegt hatte, ließ er fortbestehen. Für die Fortführung der „Deutschen Blätter“ gewann Keil in Dr. Albert Fränkel einen ihm längst befreundeten bewährten Schriftsteller, der auch an der Redaktion des Hauptblattes teilnahm und der bis an Keils Lebensende als Mitarbeiter ihm zur Seite stand.

Keil war in sehr guter Stimmung in das neue Jahr hinübergeschritten. Das Verbot in Preußen, das nun schon zwei Jahre bestand, hatte auf die Dauer seinem Blatt keinen Schaden, sondern nur Nutzen gebracht. Die „Gelben Hefte“ und andere Ausgabeformen, in denen die „Gartenlaube“ auf heimlichen Wegen nach Preußen gelangte, hatten eine unerwartete Verbreitung gewonnen.

Wie kurze Zeit nur sollte es dauern, daß sich die Gewitter der Zeit zusammenzogen zu drohendem Gewölk, aus welchem auch für die „Gartenlaube“ ein „neuer Schlag“ drohte.

Am 18. Juni 1866 zogen preußische Musketiere als feindliche Truppen in Leipzig ein. Die Stadt war in höchster Aufregung. Aufatmend erkannte man aber bald: die Okkupationstruppen benahmen sich in Sachsen nicht wie in Feindesland. Der erste Artikel, den Keil aus Anlaß des Krieges in Druck gab, schilderte diesen friedlichen Einmarsch der Preußen in Leipzig. „Da, eines Vormittags,“ so berichtet als Augenzeuge Albert Fränkel, „trat, sichtlich bleich und zagend, ein preußischer Hauptmann in das Keilsche Bureau und an das Pult Keils. Er habe einen peinlichen Befehl auszuführen, erklärte er — es sei von Dresden die Ordre eingetroffen, das weitere Erscheinen der Zeitschrift ‚Gartenlaube‘ von dieser Stunde an nicht mehr zu dulden. In die offene Thür hatte sich bestürzt das ganze Comptoirpersonal hereingedrängt, auch Hofmann kam erschreckt herein. Als der Offizier fort war, sagte Keil zu uns gewendet: ‚Nun können wir einpacken!‘“ Er ließ sofort Redaktion und Druckerei die Arbeit einstellen.

Bald aber trat ein anderer Offizier, ein Landwehrmajor in der glänzenden Uniform der Garde du Corps, zu Keil ins Bureau. Es war der Berliner Hofbuchhändler Alexander Duncker, der älteste Bruder Franz Dunckers, der die demokratische „Volkszeitung“ herausgab und mit Ernst Keil innig befreundet war. Er umarmte unter Thränen den nach Fassung ringenden Kollegen und sagte, es sei ihm wie ein Stich durchs Herz gegangen, daß so etwas, während er gerade beim Etappenkommando in Leipzig sei, sich habe ereignen können! Er fand Keil bereit, den Kampf gegen die über ihn verhängte Vernichtung mit aller Energie aufzunehmen. Schon hatte dieser den Dr. Stolle in Dresden telegraphisch beauftragt, sofort zu dem preußischen Gouverneur General von der Mülbe zu gehen, um gegen den Gewaltakt vorstellig zu werden. Duncker drang in Keil, sich ohne Aufenthalt direkt an den Grafen Bismarck zu wenden: er sei überzeugt, daß dieser die völlige Unterdrückung eines in ganz Deutschland so beliebten und angesehenen Blattes wie die „Gartenlaube“, vollends in dieser kritischen Zeit, nicht wünschen werde. Er erklärte sich ferner bereit, das betreffende Schreiben dem Ministerpräsidenten persönlich auf dem schnellsten Weg zu übermitteln.

Der Bescheid, den Stolle von von der Mülbe erhielt, stellte denn auch fest, daß es sich um einen Handstreich des Generals und nicht um eine Anordnung der Regierung handelte.

Keil schrieb nun wirklich an Bismarck, der sich im Hauptquartier König Wilhelms in Böhmen befand, einen „durchaus freimüthigen und sehr entschiedenen Brief,“ wie er ihn selbst gegen Ring bezeichnete. Er machte dem siegreichen Staatsmann Mitteilung von dem Vorgehen des Dresdner Gouverneurs und bat um Bismarcks mächtige Fürsprache. Er betonte aber auch, daß er unter allen Umständen den durchweg freisinnigen Humanitätstendenzen der „Gartenlaube“ treubleiben und nach wie vor die nationale Sache unseres deutschen Vaterlandes vertreten werde, wie dies sein Blatt seit diesen Bestehen gethan.

Und Bismarck? Noch auf dem Schlachtfeld von Königgrätz hielt er dem König Vortrag über das verhängnisvolle Geschehnis und unterstützte das Gesuch um die Zurücknahme des von der Mülbeschen Befehles. König Wilhelm willigte ein, und am 9. Juli erging aus dem Hauptquartier der Befehl zur Wiederfreigabe. Duncker war es, der die erste Kunde davon Keil überbrachte. „Du, hier bringe ich Dir die große Nachricht,“ rief er, „Du hast auch einen großen Sieg erfochten!“

Nun war die Freigabe der „Gartenlaube“ auch für Preußen nur noch die Frage weniger Wochen. Ohne irgend ein Zugeständnis von Keil zu verlangen, befürwortete Bismarck auch diese und setzte sie bei dem Minister Grafen Eulenburg durch, trotz der Gegenvorstellungen der Minister Mühler und v. d. Heydt.

Nur eine Nummer der „Gartenlaube“ hatte infolge des militärischen Gewaltaktes ausfallen müssen; die Nummern 31 und 32 erschienen dann vereinigt. — —

An „alle deutschen Herzen“ wendete sich der „Hilferuf“ der „Gartenlaube“, als sie im Juni 1866 zur Pflege der Verwundeten, zur Unterstützung von Hinterbliebenen der Gefallenen zu sammeln begann. „Selbstverständlich für alle Leidenden“, erklärte Keil in der Quittung über die ersten Beiträge auf die Frage, ob die Sammlung gleichmäßig für Preußen, Oesterreicher und Sachsen bestimmt sei. Die Versöhnung der durch den Krieg verschärften Gegensätze in der Nation wurde jetzt die Hauptaufgabe des Blattes. Als einer der rüstigsten Helfer bei diesem Friedenswerke erwies sich jetzt Herman Schmid in München, der schon erwähnte Volkserzähler von echt süddeutscher Prägung, dem die „Gartenlaube“ von 1860 an bis zu seinem am 19. Oktober 1880 erfolgten Tode mehr als zwanzig größere und kleinere Erzählungen zu verdanken gehabt hat.

„Die Hubenbäuerin“ nannte sich die erste Erzählung Schmids für die „Gartenlaube“, dann folgte „Der Holzgraf“, der ebenso wie „Almenrausch und Edelweiß“ großen Beifall fand. „Der bayrische Hiesel“, ein Roman, der 1865 die Leser in höchste Spannung versetzte, gewann dem Wildschützenunwesen einen tragischen Reiz ab, und wie in diesem Werke, so schilderte Schmid einen Helden der Volksjustiz auch 1867 in der Erzählung „Der Habermeister“. Ein Tendenzwerk im besten Sinne war Schmids Novelle „Süden und Norden, eine bayrische Dorfgeschichte von 1866“, eine feierliche Mahnung zur Versöhnlichkeit und Eintracht für alle Deutschen.

Neben den „Schweizer Alpenbildern“ von H. A. Berlepsch, Kossals Reiseplaudereien aus der Schweiz, den Tiroler Skizzen, wie sie Ludwig Steub, Adolph Pichler, L. Hörmann u. a. in die „Gartenlaube“ schrieben, stellten sich jetzt Reiseschilderungen und Sittenbilder aus dem bayrischen Hochgebirge ein, verfaßt von Ludwig Steub, der mit seinem Werke „Drei Sommer in Tirol“ so warmherzig für die Schönheit der Tiroler Alpenwelt eingetreten war, von Heinrich Noë, diesem gründlichen Kenner der süddeutschen Berge, und von dem bayrischen Dichter Karl Stieler. Von der Artikelfolge „Land und Leute“, die 1855 mit einer Plauderei über Zürich begonnen hatte, 1858 aber abgebrochen worden war, begann 1864 eine besonders liebevoll gepflegte Fortsetzung.

In der Hauptstadt Bayerns, aus welcher Schmid und Steub ihre Beiträge für die „Gartenlaube“ nach Leipzig sandten, in München, war ein Dichterkreis entstanden, der außer Emanuel

mdpi.com/jcm

Geibel, Paul Heyse, Bodenstedt, Lingg, v. Kobell, Riehl und Carriere, nun auch Wilhelm Hertz, A. Wilbrandt, Hans Hopfen, Fritz Dahn, Herman Schmid und andere zu den Seinen zählte. Diese Gruppe von Dichtern hatte einen festen Zusammenhalt in dem Verein der „Krokodile", in welchem unter Geibels Leitung die gegenseitige Anregung und Kritik in poetischen Dingen als Zweck verfolgt ward. Zeht sah sich Keil in diesem Kreise nach Mitarbeitern um, und in Nr. 34 des Jahrgangs 1866 erschien ein Artikel über die „Krokodile in München" mit einem Bilde von Pixis, das die Mitglieder des erlesenen Poetenvereins in festlicher Vereinigung zeigte.

Dies „erste Auftreten" der „Münchner" setzte noch im Jahre 1866 Paul Heyse fort mit der feinsatirischen Dichtung „Frauenemancipation" und der Novelle „Auferstanden". Der folgende Jahrgang brachte das Porträt des damals sechsunddreißigjährigen Dichters samt einer Schilderung seiner Persönlichkeit und seines Lebenslaufes. „Auferstanden" spielte am Gardasee; in den beiden nächsten Novellen, welche die „Gartenlaube" von Heyse brachte, „Vetter Gabriel" und „Lorenz und Lore", war dann der Schauplatz deutsch; die Konflikte waren der Gegenwart entnommen. Das Gleiche gilt von der ersten der zwei Erzählungen von Adolf Wilbrandt, die 1867 und 1868 in der „Gartenlaube" erschienen. Die eine hieß „Heimath" und zählte zu den ersten Novellen, die Wilbrandt überhaupt schrieb. Die andere Novelle, „Die Brüder", spielte in Wilbrandts Vaterstadt Rostock im vorigen Jahrhundert.

Im Jahre 1868 ließ sich auch das bisherige Oberhaupt des Münchner Dichterkreises, Emanuel Geibel, in der „Gartenlaube" vernehmen, und im folgenden Jahre bot Friedrich Bodenstedt, dessen „Lieder des Mirza Schaffy" mit ihrer fröhlichen Lebensweisheit damals mit schönem Erfolg gegen den vielfach herrschenden Pessimismus ankämpften, den Lesern der „Gartenlaube" eine Novelle, „Das Mädchen von Liebenstein", und Sprudhpoesie dar.

In die Mitte der sechziger Jahre fällt auch das erste Auftreten einer Erzählerin der „Gartenlaube", die Bodenstedt mit freundlichem Anteil in München zum Schreiben ermuntert hatte und welche mit ihren Romanen die Gunst der deutschen Frauenwelt wie im Sturme und in einem Maße eroberte, das alle ähnlichen Erfolge hinter sich ließ. Im Jahrgang 1865 erschien eine größere Novelle von einem bisher noch unbekannten Autor: „Die zwölf Apostel" von E. Marlitt. Die Welt einer thüringischen Kleinstadt, in welcher die Räume eines halbverfallenen Klosters den Zwecken eines Armenhauses dienen und ein wegen seiner Abkunft verachtetes Mädchen die Liebe eines edlen Herrensohns gewinnt, war hier mit stimmungsvollem Reiz und charakteristischer Farbenfrische geschildert. Der Jahrgang 1866 brachte von diesem neuen Autor den Roman „Gobelie" und die Novelle „Blaubart". 1867 und 1869 folgten die Romane „Das Geheimniß der alten Mamsell" und „Reichsgräfin Gisela". Keil selbst hat bis aus Lebensende dankbar den mächtigen Aufschwung, den sein Blatt gerade von 1866 an nahm, größtenteils auf den außerordentlichen Beifall zurückgeführt, den die Romane E. Marlitts beim Publikum fanden. Noch lebhafter und mit schärferer Ausprache als in den Werken Herman Schmids waltete in den Erzählungen der Marlitt jene Fortschrittstendenz, die Keil von Anfang an seinem Volks- und Familienblatt eingeflößt hatte, die Tendenz einer sittlich reinen, freien, „von verknöcherten Dogmen und Formen sich losringenden Weltanschauung". Der Autor aber, der sich zu dieser Tendenz wieder und wieder bekannte, war eine Frau, eine Schriftstellerin, an deren Art, weibliche Charaktere zu schildern, Keil die „weiblich warme und weiblich feine Feder" schon erkannt hatte, als sich auch ihm gegenüber Eugenie John noch in den Schleier der Pseudonymität hüllte.

Als Eugenie John zum erstenmal das Pseudonym E. Marlitt unter den Titel einer Erzählung schrieb, war sie kein junges Mädchen mehr, und ein verhältnismäßig recht bewegtes Leben lag bereits hinter ihr. Sie war am 5. Dezember 1825 in Arnstadt geboren, also fast vierzig Jahre alt, als „Die zwölf Apostel" erschienen. Und gerade für ihre Charakterschilderungen aus der Welt des Adels und des Hoflebens boten ihr die Lehr- und Wanderjahre, welche hinter ihr lagen, vor allem jenes Jahrzehnt von 1853 bis 1863, in dem sie Vorleserin und Gesellschafterin der Fürstin Mathilde von Schwarzburg-Sondershausen war, eine unerschöpfliche Quelle der Erfahrung. Als einzige Bürgerliche in der adligen Umgebung der Fürstin, die ihr mit wahrer Freundschaft innigst zugethan war und blieb, hatte sie dort eine große Zahl aristokratischer Standesvorurteile gründlich kennengelernt, dabei aber auch in der Fürstin selbst wie in Anderen Vertreter der Aristokratie gefunden, die, frei von solcher Beschränktheit, den höchsten Humanitätsidealen nachstrebten. In ihren drei ersten Romanen feiert diese Humanität Triumphe über die Zwietracht derer, die sich hassen, weil sie anderen Glaubens und anderen Standes sind.

Damals, als diese ersten Romane der Marlitt erschienen, waren sie der poetische Ausdruck einer sich vollziehenden Annäherung zwischen Adel und Bürgertum, zwischen Fürst und Volk im Zeichen der liberalen Ideen. Daß sie auch ihre schwachen Seiten hatten, soll hier nicht bestritten werden. Dennoch hat, wie Moritz Necker in seinem Artikel Jahrg. 1899, S. 144) bestätigt, ein Meister wie Gottfried Keller das Talent und die Gesinnung der Marlitt gegen unberechtigten Tadel und Hohn kräftig in Schutz genommen.

Am englischen Meeresstrand.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Karl Blind.

An Englands schöner Südküste, zwischen Dover und dem lieblichen Eilande Wight, ragt ein mächtiges, sechshundert Fuß hohes, steil auftrebendes Kliff empor, genannt Beachy Head. An seinem Fuße liegt eines der anmutigsten Seebäder, Eastbourne, wo ich mit meiner Familie alljährlich seit langer Zeit, etwa anderthalb Monate hindurch, jeden Tag mit Leidenschaft das Schwimmen pflege. Eine beträchtliche Anzahl unserer Landsleute, teils aus England, neuerdings auch aus dem Vaterlande, kommt jeden Sommer dahin.

Seinen Namen hat Eastbourne von einem Bächlein oder Bronn (bourne), das jetzt überdaut und fast verdeckt ist. Die erste Silbe des Wortes glaubt man gewöhnlich von „East" (deutsch: Osten) herleiten zu müssen. Diese Annahme scheint dadurch bekärkt, daß eine kleine, später gegründete Ortschaft, die jetzt mit Eastbourne verschmolzen ist, Southbourne (Südbronn) heißt. Diese letztere Bezeichnung ist jedoch, sogar der Lage des Ortes nach, ein Irrtum, aus einem Wort-Mißverständnis entsprungen.

Vor alters hieß nämlich das ursprünglich weiter nach dem Innern zu gelegene Schiffer- und Fischerdorf, dessen Name erst in neuester Zeit — noch unseres Gedenkens — auf die Wohnungen am Meeresstrande übertragen wurde, nicht Eastbourne, sondern Esbourne. Das läßt sich angelsächsisch sehr gut als Asenbronn, als Götterquelle, erklären. As oder Os hieß bei den Angelsachsen der Gott. Die Mehrzahl lautet: Es. Auch in der Grafschaft Hampshire, in einer Gegend, die ich als einen „kleinen Schwarzwald Englands" bezeichnet habe, giebt es ein Esbourne, von offenbar derselben, auf germanische Götterlehre bezüglichen Bedeutung.

So kommen wir überall hier auf die Spuren unserer Vorfahren. In der That hat England noch heute mehr Ortsnamen, die auf unsere alten Götter weisen, als Deutschland selbst.

Von dem mächtigen, sich oben weithin ausdehnenden Kalkfelsen Beachy Head, auf diesen Gebiet ein Leuchtturm steht, hat man einen Ausblick auf die Pevensey-Bucht. Dort ragen noch gewaltige Mauern einer Römerfeste, in deren Mitte später der normannische Landschad, der bei Hastings im Jahre 1066 einbrach, seine Burg errichtete. Eine andere, augenfällig in großer Eile erbaute Normannenburg liegt in Trümmern in Hastings selbst auf dem Kliff.

Die Schlacht, die der gleichzeitig von den Dänen und den sprachlich romanisierten Normannen bedrängte Angelsachsenkönig Harold bei Hastings verlor, entschied über des Landes Schicksal.

Da wurde aus dem freien deutschen Volk, das Britannien in

ein Angelland, ein Englaud, umgeschaffen hatte, und das seit einem halben Jahrtausend dort auf eigenem Grund und Boden saß, ein Unterthanenvolk unter drückender Feudalherrschaft. Französisch war nun auf Jahrhunderte hinaus die Sprache des Hofes, der Verwaltung, der Gerichte. Erst allmählich verschmolz die deutsche, die angelsächsische Sprache mit der eingedrungenen französischen.

So entstand die heutige englische Mischsprache. Sie ist zwar in ihrem Knochenbau noch germanisch; ja, man kann in ihr ganze Seiten schreiben, die ein Kenner des Niederdeutschen leicht versteht. Doch im gewöhnlichen Schriftgebrauche ist sie heute mit Wörtern romanischen Ursprungs überladen.

Adelsstolzer Geist der Empörung gegen despotisches Fürstentum und echter Freiheitsgeist unter dem Volke haben in jahrhundertelangem Ringen jene Einrichtungen hervorgebracht, um derentwillen Schiller einst England die „Tyrannenwehre“ nannte. Das Wort klingt leider heute wie aus längst dahingeschwundenen Tagen. Ein Volk, das in seiner Bodengesetzgebung nach mehr als achthundert Jahren nicht der feudalen Fessel ledig geworden ist, zerstört gegenwärtig frevelhaft die Republiken einer freien Bauernbevölkerung in Südafrika.

In Englands Gerichtshöfen, in seinem Parlamente sind die Spuren des alten normannischen Freibeuterzuges noch immer nicht getilgt. Gerichte werden eröffnet, Ankündigungen auf den Straßen werden durch den Ausscheller gemacht mit dem Rufe: „O yes! o yes!“ So hört sich der Ruf wenigstens an, als ob er „O ja, o ja!“ bedeute. In Wirklichkeit ist es das falsch ausgesprochene altfranzösische „Oyez! oyez!“ (Hört, hört!).

Allerhand andere französische Redensarten werden noch bei den Gerichtsverhandlungen gebraucht. Verkehrt das Staatsoberhaupt mit dem Parlamente, so gab und giebt die Königin oder der König die nötige Zustimmung zu einem Gesetzentwurfe mit Ausdrücken fürstlicher Willkür in der fremden Eroberersprache, wie: „La Reine (le Roy) le veult.“ (Die Königin [der König] will es.) — „Car tel est notre plaisir!“ (Denn das ist Unser Belieben!). Hat die Landesvertretung Geldmittel bewilligt, so sagt das Staatsoberhaupt: „Le Roy remercie Ses bons sujets, accepte leur bénévolence, et ainsi le veult.“ (Der König dankt Seinen guten Unterthanen, nimmt ihre Liebenswürdigkeit an, und so ist Sein Wille.) Andere königliche Redensarten gegenüber dem Parlamente lauten: „Soit fait comme il est désiré.“ (Es geschehe wie es gewünscht wird.) „Soit droit fait comme il est désiré.“ (Das Recht möge walten wie es gewünscht wird.) u. dergl. m. Im Verkehre zwischen Ober- und Unterhaus geht es ähnlich feudal-zopfig in der fremden Sprache zu.

Beachy Head trägt in seinem Namen ebenfalls die Spur der Eroberung durch Wilhelm I, den „Bastard“, wie er selbst sich rühmend nannte. Der gewöhnliche Engländer reimt sich das Wort mit „Beach“ (Strand) zusammen und meint, es bedeute das Vorland am Meeresgestade. Allein dem ist nicht so. Das Kliff wurde, nach dem Einfalle der Normannen, „Beau Chef“ (Schönkopf, schönes Vorland) genannt. Durch Mißverständnis wurde dies später in Beachy, mit dem erklärenden englischen Zusatze „Head“ (Kopf), umgestaltet.

Viele Schiffbrüche finden an dieser gefährlichen Stelle statt. In der Geschichte ist Beachy Head durch die der vereinigten englischen und holländischen Flotte am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, im Kriege mit Frankreich, beigebrachte schwere Niederlage bekannt.

Die meisten Engländer wissen auch davon nichts mehr. Selbst die Gebildetsten sind in der Geschichte ihres Vaterlandes oft auffallend wenig bewandert, obschon außer römischer und griechischer Geschichte meist nur die englische gelehrt wird — keine allgemeine Weltgeschichte, wie bei uns. Was Deutschland im Mittelalter gewesen, davon hat, außer ein paar Gelehrten, niemand einen Begriff. Als ich einst, während der Kämpfe um irisches Homerule — eigenes Parlament und eigene Regierung für Irland — zu einem befreundeten Kabinettsminister, der sich von Gladstone hatte bethören lassen, davon sprach, daß die Franzosen 1798 bis in die Mitte Irlands eingedrungen waren, schaute er verwundert und wie ungläubig drein. Nach einigen weiteren Auseinandersetzungen sagte er ruhig: „Ich hatte das ganz vergessen!“

In der Nähe von Eastbourne, in der Richtung nach Hastings zu, sieht man am Strande eine Anzahl sogenannter Martelotürme. Es sind kleine, mit Geschützen versehene Rundtürme, die einst gegen die beabsichtigte Landung eines Heeres Napoleons I Schutz bieten sollten. Man hat sie seit einigen Jahren wieder ausgebessert. Warum, ist schwer zu sagen; denn in wenigen Minuten wären bei dem gegenwärtigen Stande des Geschützwesens diese dürftigen Mauerwerke durch den Feind von hoher See aus zusammengeschossen.

Für uns Deutsche knüpft sich an die Umgegend von Eastbourne noch eine besondere, allerdings wenig erfreuliche, geschichtliche Erinnerung. In dem sogenannten „Baronenkrieg“ des dreizehnten Jahrhunderts wurde auf dem Blachfelde des benachbarten Südchens Lewes eine Schlacht geschlagen, in welcher ein „König von Almaine“, auch „König der Römer“ genannt, der auf Seite Heinrichs III gegen die für Freiheitsrechte streitenden Barone stand, in einer Mühle, wo er sich versteckt hatte, gefangen genommen, herausgeschleift und in Ketten geworfen wurde. In dieser Schlacht ging es sprachlich auch noch ganz welsch zu. Simon de Montfort, der Führer der Adeligen, war eines Franzosen Sohn. Das Zeichen zur Schlacht wurde von Heinrich III mit dem Rufe gegeben: „Symon, je vous défie!“ (Simon, ich fordere dich heraus zum Kampfe!) Wer der König von Almaine, der König der Römer, war, das ist den Verfassern der mir vorliegenden Führerbücher offenbar ganz dunkel. Sie geben kein Wort der Erläuterung. „Almaine“ (Allemagne) ist natürlich Deutschland. Noch bei Shakespeare, der zwar auch den Ausdruck „German“ hat, kommt „Almain“ für „Deutscher“ vor.

Es war ein Kaiser oder vielmehr ein König des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, der sich in der Mühle bei Lewes vertrocken hatte. Graf Richard von Cornwallis hieß er, ein Bruder Heinrichs III von England. Von einigen deutschen Fürsten und den Erzbischöfen von Mainz und Köln, die durch ihn bestochen wurden, war er zum Oberhaupt des Deutschen Reichs erkoren worden. Fuhr er doch, wie die Berichte sagen, mit einer Menge achtspänniger Wagen, deren jeder ein mit englischem Goldmünzen gefülltes Ledersack trug, in unserem Vaterlande umher, um zu seinem Zwecke zu gelangen! Wie bekannt, hatte eine andere erbärmliche Gruppe deutscher Fürsten unter der Leitung des Erzbischofs von Trier sich ähnlich durch Alfons von Kastilien bestechen lassen. So standen sich die Beiden als Schattenkönige gegenüber.

Ueber jenen aus der Mühle hervorgezogenen König von Almaine ist noch ein altes englisches Spottlied vorhanden. Denn wer die auf Lebenszeit erwählten, nach der damaligen Verfassung Deutschlands auch absetzbaren Häupter des Deutschen Reiches waren, das wußten die Engländer in alter Zeit ganz gut. Und diese Kenntnis erhielt sich noch lange bei ihnen, wie man aus des Freiheitskämpfers Algernon Sidneys Werk: „Abhandlungen über Regierungsformen“ ersehen kann. In neuerer Zeit aber ist den Engländern die Kenntnis unserer Geschichte völlig fremd geworden. —

Das Seebad Eastbourne lernte ich zuerst in den fünfziger Jahren kennen. Die Gruppe Wohnungen, aus denen es bestand, nannte man damals bloß „die Seehäuser bei Eastbourne“. Nicht ganz eine englische Meile landeinwärts lag das eigentliche Eastbourne, ein Schiffer- und Fischerdorf, wo der Alnebroun entsprang. Schiffer und Fischer haben ja vor allem, wenn ihre Arbeit gethan war, gern dem Meere sich ab- und dem Lande zugewandt. Uns Städtern, denen der erfrischende Hauch der See zur Abwechselung so wohl thut, die wir uns gern über die stürmische Brandung hinaus durch die Wogen tummeln, scheint das kaum verständlich.

An gewaltigen Hochfluten fehlt es in Eastbourne hie und da nicht. Haushoch spritzen die Wellen manchmal mit ihrem Gischt empor und überschwemmen gelegentlich den niedriger gelegenen Stadtteil. Einmal raste der Sturm dermaßen, und so donnerähnlich tobten die sich türmenden Wogen sogar über die Dämme und die höheren Abtuftungen des ansteigenden Bodens hin, daß einer unserer Freunde — es thut mir leid, zu sagen: ein deutscher Arzt — über Hals und Kopf zur Eisenbahn fuhr, um nach London zurückzukehren. Das war für uns sozusagen eine betrübsame Erheiterung.

Der Kliffrand bei Eastbourne war ehemals von wunderbarer

Schönheit. Nach vorn jäh abfallend, war er nach innen hin sanft gewellt und von einer Menge Feldblumen umsäumt. An Klee- und Kornfeldern entlang schritt man gegen Holywell hin — was ursprünglich eine Heilquelle bedeutete, dann als heilige Quelle verstanden wurde. Turmspitzen gleichende Kalknadeln, die im Mondscheine gespenstisch aussahen, ragten in gewissen Abständen am Klifftrande empor. Man nannte sie die „Charles“ (Karle), anscheinend ein altkeltisches Wortüberbleibsel, das einen Steinhaufen („cairn“) bedeutet, im englischen Volksmunde aber zu einem Mannesnamen umgewandelt wurde. So ist auch aus dem keltischen „Alt Maen“, dem hohen Stein oder Hochstein, ein englischer „Old Man“, ein alter Mann oder Altmann, geworden.

Heute ist Eastbourne eine beträchtliche Stadt, in der sich im Sommer 30- bis 40 000 Badegäste einfinden, darunter viele Deutsche aus England. Die Klee- und Kornfelder aber sind verschwunden. Der Ort hat sich zwanzigfach vergrößert. Die liebliche, in eine Thalsenkung eingebettete Landschaft, die einst hinter ihnen lag, ist dahin; elegante Gebäude aus rotem Sandstein bedecken sie. „Ueberbauet ist das Feld, verhauen ist der Wald,“ kann man mit Walther von der Vogelweide klagen. „Wenn nicht das Wasser flöße, wie es sonsten floß — fürwahr, das Unglück wäre gar zu groß.“

Das herrliche Kliff sieht bei Eastbourne haben barbarische Bauweister zu flachen Linien abgeschoren, um unten einen Dammweg nach Holywell zu errichten. Er hat gewiß sein Annehmliches, kann uns aber nicht für die Zerstörung großer Naturschönheit entschädigen. Wundern muß man sich nur, daß der Herzog von Devonshire, dem als feudalem Grundbesitzer der größte Teil des Bodens von Eastbourne und der Umgegend gehört, und der dicht bei Eastbourne, im sogenannten Paradies, ein Schlößchen hat, bei Anlegung all dieser Bauten nicht für bessere Erhaltung von Naturschönheiten sorgte.

Im vergangenen Sommer ist ihm, dicht am Meeresufer, ein Denkmal errichtet worden. Da sitzt er jetzt in einem bequemen Sessel und kann, in ehrener Ruhe dahingegossen, über das nachdenken, was er bei seinen Verschönerungen unnötig verdorben hat.

Das gewaltige Vorland Beachy Head kann man glücklicherweise nicht abtragen. Zu einer Zahnradbahn dort hinauf werden es hoffentlich andere Barbaren nicht bringen. Die Luft ist da oben von wunderbar erheiternder Wirkung. An einer der Felsenwände nisten stets viele Möwen, deren Flug und Sichniedersenken auf die Wellen zum Fischfang weit hinaus das Meer belebt.

An Beachy Head haben meine Kinder und ich vor Jahren ein Abenteuer, nach Art der geschichtlichen Versteigung auf der Martinswand, erlebt, das mich fast verhindert hätte, diese heutige Schilderung zu geben.

Durch die Mitteilungen eines Knaben war ich zu der Meinung verleitet worden, es gebe einen nicht allzu gefährlichen Aufstieg — einen „bequemen Weg“, wie er sagte — vom Strande her. Mit meinen zwei Kindern emporklimmend, fand ich in der That, daß es eine kleine Weile ganz gut ging. Nach einiger Zeit aber erwies sich der Kalk als äußerst brüchig. Er gab beständig nach, und wir mußten uns mühsam mit den Händen eintrallen und an Grasbüscheln zu halten suchen. Immer steiler wurde die Wand. An einen Abstieg war nicht mehr zu denken. Beständig glitt der Fuß in dem Gerölle aus. Die Lage gestaltete sich abscheulich. Nun stellte ich meine kleine Tochter vor mich hin, damit, wenn sie abrutschte, ihr Sturz jedenfalls auf mich hin erfolgen würde. Der Knabe klomm zur Seite hinauf. Offenbar hatten wir den „bequemen Weg“ verfehlt. Als wir eine Querschicht Grasbodens erreichten, hoffte ich auf leichteren Aufstieg von da an; allein bald begann die Gefahr von neuem. Endlich kamen wir mit zerkratzten Händen und Beinen durch eine enge, schornsteinartige Aushöhlung oder Kehle oben auf das Kliff.

Des Teufels Schornstein an Beachy Head.

Der Strandwächter, der uns heraufsteigen sah, rief entsetzt aus: „Großer Gott! Wo kommen Sie denn her? Niemand ist je hier heraufgestiegen!“

Er nannte den Punkt — ich weiß nicht, ob mit Recht — „des Teufels Schornstein“ (the Devil's Chimney). Ich hörte später, daß vor vielen Jahren Schmuggler einmal in diesem Teufelsschornstein heraufgestiegen wären.

In Wahrheit darf ich sagen, daß ich persönlich, trotz der Gefährlichkeit dieses Kletterns, nicht allzusehr beunruhigt war — ausgenommen in Bezug auf meine Tochter, die ihrerseits, als etwa zwölfjähriges Kind, sich der Lage nicht vollkommen bewußt war. In der folgenden Nacht jedoch, zwischen Wachen und halbem Schlaf, schien mir alles um mich her sich wellenförmig zu bewegen und zu drehen. Indessen war es nicht der lose Kalk mit seinen halsbrechenden Möglichkeiten, was mir diesen Eindruck machte, sondern die zuerst so anmutig erscheinende wellige Querschicht Grasbodens, die vor meinen träumenden Augen umhertanzte und ein schwindelerregendes Gefühl, ein Wirbeln aller Erscheinungen erzeugte.

Im ganzen möchte ich also eine Besteigung von Beachy Head an jener Stelle vom Strande herauf nicht anraten, so sehr ich auch diesem schönen Vorlande zugethan bin.

Ein anderes Seebad, Bexhill, in der Nähe von Eastbourne, ehemals auch nur aus ein paar Häusern bestehend, ist in neuester Zeit ebenfalls sehr vergrößert und teilweise verschönert worden. Doch auch da hat der grundbesitzende Eigentümer, Lord de la Warr, keineswegs Rücksicht auf die ursprüngliche Lieblichkeit des Geländes genommen. So ist denn ein

planloses Gemisch von Bauten entstanden, das uns öde berührt. Viele Fremde, Franzosen, Belgier, Holländer, selbst Spanier und Italiener, auch einige Indier, kommen um die Sommerzeit nach Eastbourne, teilweise auch nach Bexhill. Man hört die fremden Sprachen häufig am Strande. Wer weiß, welche Romane sich gelegentlich unter dieser Menschenmenge abspielen, die in oft auffälligen Trachten — wie sie in englischen Seebädern nicht bloß erlaubt, sondern fast geboten sind — umherwandelt oder sich in den Wellen ergötzt? Mancher tragische Vorgang, von dem wir da gehört, hat uns die Wahrheit der Worte bezeugt: „Mein Herz gleicht ganz dem Meere, hat Ebb' und Sturm und Flut."

Da erinnern wir uns, wenn wir mythologisch geneigt sind, an die schaumgeborene, dem Meere entstiegene Aphrodite und an ähnliche Gebilde aus deutschen Freia- und Nixensagen, an indische Lakschmi-Sri und Apsaras-Mären. In ihnen liegt jedenfalls eine tiefere Bedeutung des geheimnisvollen Zusammenhanges zwischen der ewigen Flut und dem Menschengeschlecht, wovon sich freilich die Tagesphilosophie des gewöhnlichen Badegastes wenig träumen läßt, wie ihm auch die in die graue Vorzeit reichenden geschichtlichen Erinnerungen, welche diese Gegend umschweben, meist fremd sind.

Denen aber, die nicht bloß Erholung an der Seeküste suchen, sondern gern tiefer blicken und nachsinnen, sei diese Schilderung gewidmet:

Von Strand zu Strand.

An brausendem Meer
Wandl' ich dahin,
Einsamen Schritts,
Sehnsucht im Sinn.

Der Möwe Schrei
Vom Felsenrand
Dringt klagend her
Ich steh' gebannt.

Mir ist, als zög's
Mich magisch fort,
Zum andern Strand
An fernem Ort.

Dein sonnig Bild
Seh' ich vor mir.
In Sternennacht
Träum' ich von dir.

Im Schlaf umfang'
Ich innig dich.
Beim Morgengrau'n
Zergräm' ich mich.

Am Herzen nagt
Der Schlange Gier.
Ich segne dich —
Ich fluche mir.

Der Druck des Lichtes.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von W. Berdrow.

Giebt es immer noch neue Naturkräfte, deren Entdeckung für die Weiterentwicklung der Naturwissenschaften oder der Technik von Bedeutung sein kann? Man braucht bloß an die elektrischen, von Heinrich Hertz nachgewiesenen Wellen und an die Röntgenstrahlen zu erinnern, von denen die ersteren die drahtlose Telegraphie, die letzteren die „Photographie des Unsichtbaren" im Gefolge gehabt haben, um diese Frage zu bejahen. Nun könnte freilich jemand einwenden, diese neuen, eigenartig wirkenden Formen der elektrischen Strahlung wären keine neuen Naturkräfte, sondern nur neue Formen oder Eigenschaften einer bekannten. Und auch er würde recht haben. Es ist ja gerade die schönste neuere Errungenschaft der Physik, für die Einheitlichkeit der Naturkräfte, die innere Identität von Wärme, Licht, Elektricität unwiderlegliche Beweise geliefert zu haben.

Der große englische Physiker J. C. Maxwell, der diese Einheit der Naturkräfte, was das Licht und die Elektricität betrifft, am frühesten behauptet und in die Regeln eines festen Gesetzes gebracht hat, stellte auch zuerst die Theorie auf, von der hier die Rede sein soll, die Theorie von der Druckkraft der Lichtstrahlen beziehungsweise -wellen. Die Ausbreitung des Lichtes stellt man sich ebenso wie die der Wärme und Elektricität als eine wellenförmige Fortpflanzung durch den Raum vor, die sich von dem leuchtenden Körper auf den ihn und das ganze Weltall durchdringenden Aether überträgt und ihn in Mitschwingungen versetzt. Wie dieser Aether, der sowohl die Moleküle der Luft einbettet, als auch die klarsten und reinsten Körper, z. B. die Diamanten, erfüllt und ihre kleinsten Massenteilchen voneinander trennt, eigentlich stofflich beschaffen ist, würde auch die Weisheit der berühmtesten Gelehrten uns nicht verraten können. Niemand hat je ein Molekül oder ein Atom gesehen, und diese Dinge verhalten sich zu den Aetherteilchen immerhin noch wie ein Weltkörper zu einer Seifenblase, aber man muß diese Begriffe annehmen, wenn man überhaupt die physikalischen Erscheinungen sich ziemlich näher bringen will. Sie gehören zum Verständnis der Natur wie die Zahlen zum Rechnen, und da sie uns zur Erforschung der Naturkräfte nützliche und wichtige Dienste leisten, so kann man sie auch ohne Bedenken als richtig — d. h. für den gegenwärtigen Stand der Forschung — annehmen.

So überaus „ätherisch" wir uns also diesen Lichtäther vorstellen müssen — nach astronomischen Rechnungen Lord Kelvins gehen tausend Milliarden Kubikmeter davon auf ein tausendstel Gramm — so dürfen wir ihm doch die materielle Natur nicht ganz absprechen. Maxwell zog daraus die richtige Folgerung, daß auch bei der Entsendung von Licht ein Teil der geleisteten Arbeit auf die Bewegung der schwingenden Aetherteilchen verwendet werden muß, also gewissermaßen Reibungsverluste entstehen. Die in Bewegung gesetzten Aetherteile wiederum müssen, so schloß er, auch ihrerseits eine gewisse Energie in sich tragen und da, wo sie zum Stillstand gebracht werden, wieder abgeben, denn nirgends in der ganzen Welt geht Kraft zu Grunde, sie muß stets in irgend einer Form wieder auftauchen. Nach den mathematischen, für die transversale Wellenbewegung gültigen Formeln ließ sich diese Energie berechnen als ein in der Fortpflanzungsrichtung des Lichtes ausgeübter Druck. Die von der Sonne ausgehenden Lichtstrahlen müssen, mit anderen Worten ausgedrückt, eine Fläche nicht allein erhellen, sondern sie üben auf dieselbe auch einen Druck oder Stoß aus.

Nunmehr galt es, diese kühne, von Maxwell mit genialem Blick erkannte Wahrheit auch durch das Experiment zu beweisen. Das war bei der unwahrnehmbar geringen Wirkung dieses Druckes eine sehr schwierige Aufgabe, die erst in neuester Zeit dem russischen Naturforscher Lebedew vollständig geglückt ist. Maxwell hatte noch weiter, als bereits geschildert, vorgearbeitet, er versuchte sogar die Größe der vom Licht ausgehenden mechanischen Energie zu bestimmen, und kam rechnerisch zu dem Ergebnisse, daß das helle Sonnenlicht auf eine polierte, also alles Licht zurückwerfende Fläche von 1 qm einen Druck von 0,8 mg ausübt, dagegen nur von 0,4 mg, wenn die Fläche geschwärzt ist und einen Teil des auffallenden Lichtes verschluckt. Das läßt sich gut versinnlichen durch die Wirkung eines Stoßes auf eine elastische, harte, und eine gepolsterte, weiche Fläche.

Wie aber soll man derartige verschwindende Kräfte messen. Es mag vielleicht gelingen, eine leichte Fläche der angegebenen Größe durch den Hauch des Mundes in Bewegung zu setzen, aber wie sehr überwiegt diese Energie noch den Druck von weniger als einem tausendstel Gramm! Das Radiometer oder die Lichtmühle von Crookes, jenes kleine, in den Läden der Mechaniker oft sichtbare Instrument, das vier auf der einen Seite geschwärzte, sich im Licht drehende Flügel in einer luftleeren Glaskugel zeigt, schien den Druck des Lichtes zu bestätigen, aber es war ein Irrtum. In der Lichtmühle drehen sich die kleinen Glimmerplättchen in der Richtung der nichtgeschwärzten Seiten, so daß hier also der höhere Druck auf die geschwärzten Flächen wirkt, während der Druck des Lichtes auf die polierten Flächen stärker lastet. Außerdem ist die im Radiometer wirksame Kraft hunderttausendmal größer, als nach den Berechnungen Maxwells zu erwarten war. Die Bewegungen des Radiometers sind offenbar auf die ungleiche Erwärmung der geschwärzten und der weißen Flächen im Sonnenlichte zurückzuführen.

Der italienische Physiker Bartoli kam 1883 bei eigentümlichen, schwer zu beschreibenden Spiegelungsversuchen experimentell auf dieselbe Sache und konnte wenigstens das Vorhandensein der mechanischen Energie des Lichtes zur wahrnehmbaren Erscheinung machen. Endlich hat nun Lebedew, der über diesen Gegenstand seit zehn Jahren eingehende Forschungen anstellte, die Richtigkeit der Theorie von Maxwell unwiderleglich bewiesen. Er stellte erstens eine Art von verbessertem Radiometer her, bei welchem alle wärmenden Strahlen sorgfältig ausgesiebt werden, dann verwendete er, um stärkere Wirkungen hervorzubringen, Bogenlampen als Ausgangspunkt der Lichtwellen. Das Resultat war der entschiedene Nachweis der Druckwirkung von Lichtstrahlen, die Größe der ausgeübten Kraft stimmte mit den Berechnungen seines Vorgängers gut überein.

So kann denn die mechanische Energie der Lichtstrahlen als eine neue Art der molekularen Bewegung, auf der alle Erscheinungen der Wärme, des Lichtes, der Elektricität beruhen, für gewiß angesehen werden. Daß diese gewissermaßen mikroskopische Kraft Berge versetzen wird, ist natürlich nicht anzunehmen. Dennoch wird sie bei künftigen Berechnungen physikalischer Vorgänge nicht unberücksichtigt bleiben können. Auf die Erde wirkt mit dieser Druckkraft des Sonnenlichts eine sie von der Sonne trennende, die Centrifugalkraft verstärkende Energie von 300000 Tonnen. Die Schwerkraft wird also bei den kleineren Weltkörpern nicht allein durch die Schleuderkraft, sondern auch noch durch die Druckkraft der Sonnenstrahlen abgeschwächt. Da die Anziehung nur von der Masse, die Abstoßung infolge des Lichts von der Oberfläche abhängt, so kann man sich leichte Weltkörper (Nebelflecke) vorstellen, in denen die Abstoßung überwiegt. Wem fallen dabei nicht die Kometen mit ihrem nebelhaften, von der Sonne abgewandten Schweif ein?

Um auf irdische, physikalische Vorgänge angewandt zu werden, dürfte die abstoßende Kraft des Lichtes sich meist als zu klein erweisen. Aber wird diese Entdeckung nicht wiederum der Ausgangspunkt anderer werden? Die Naturkräfte sind im innersten Wesen eins. Licht und Elektricität sind nur Aetherschwingungen verschiedener Größe, letztere sind riesig gegenüber den liliputanischen Lichtschwingungen. Sollte nicht die mechanische, in den Wellen sich fortpflanzende Energie wachsen mit der Größe dieser Aetherwellen? Könnten nicht die Druckkräfte solcher elektrischen Wellen ganz ansehnliche Beträge erreichen? Diese Fragen liegen zu nahe, um nicht wenigstens angedeutet zu werden.

Ein Kuss aus Versehen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Novelle von Jassy Torrund.

Ja, wie war es unserem Helden Friedrich Wilhelm von Erlebusch, Ingenieur der Berliner Kleinbahn-Aktiengesellschaft und Reserveoffizier des Geniekorps, unterdes ergangen?

Als die „Kaschа“ vorhin das Licht hoch hielt, hatte er die niedliche kleine Kammerkatze eigentlich zum erstenmal ordentlich angesehen — fast im selben Augenblick erlosch es — mußte er da nicht glauben, sie selbst habe es ausgeblasen — aus Unsinn, oder aus was für einem Grunde solche gewichte kleine Dinger zu Zeiten ein Licht ausblasen mögen? Da war's über ihn gekommen, er wußte selbst nicht wie. Du lieber Himmel, Friedrich Wilhelm war nicht der Mann, sich um einen geraubten Kuß lange den Kopf zu zerbrechen. Und ohne viel zu überlegen, hatte die blondzöpfige „Kaschа“ ihren Kuß weg. Ganz erstaunt war er, daß sie sich so albern dabei benahm, sozusagen wie eine Beleidigte und ihn im Dunkeln stehen ließ — Herrgott, so'n kleines Schaf!

Ungewiß, was er jetzt beginnen sollte, blieb er am Treppengeländer stehen und suchte nach der Zündholzschachtel in seiner Rocktasche — als sich, ihm gerade gegenüber, eine breite Thür öffnete und aus dem Festsaal eine Flut blendenden Lichts ihn überströmte. Ein paar neugierige junge Augen starrten dem Mann im Pelz ins Gesicht — dann ein verlegenes Knixen und Kichern: „Jesses, der gnädige Herr Bräutigam!“ Er hatte sich inzwischen auf die Aufgabe besonnen, die er hier oben noch zu lösen hatte — und schmunzelte. Da war er doch wenigstens eines freundlichen Empfanges gewiß! So ungebärdig wie die hübsche Kaschа würde das liebevolle Bräutchen ja nicht sein. „Wo ist das gnädige Fräulein?“ fragte er. Auf den ersten Blick hatte die junge Magd die Sache begriffen: es galt natürlich, die Kanienka zu überraschen. Sie kicherte verständnisinnig, schlich auf Socken vor ihm her und zeigte auf eine Zimmerthüre: „Is da drinnen!“

Er klopfte an. Keine Antwort. Vor einer Ewigkeit schon war Marynja ungeduldig und erwartungsvoll hinausgelaufen und hatte die Freundin im Schaukelstuhl und im roten Dämmerlicht der verhängten Lampe mit ihren Gedanken allein gelassen — darüber war der Armen die Zeit lang geworden, sacht und allmählich dieselbe sie ein.

Als keine Antwort kam, drückte Friedrich Wilhelm leise die Thürklinke nieder und trat ein. Ordentlich feierlich ward ihm ums Herz, als träte er in ein Heiligtum. Die verwehangene Lampe hatte so einen magischen Schein, und still und friedlich wie ein schlafendes Kind lag seines Vetters Braut dort in dem bequemen niederen Stuhl — er sah nur den schmalen dunklen Kopf mit der hochgetürmten Frisur und ein paar kleine weiße Hände im Schoß gefaltet. Auf den Zehenspitzen schlich er näher, bückte sich und küßte die Schlafende, wie ihm erlaubt und gebeißen war, rechts und links auf die Schultern. Und da sie immer noch schlief und nur unruhig das Köpfchen wandte, so daß ihre Lippen jetzt ganz nahe den seinen waren, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, schlug alle vetterlichen Ermahnungen leichtsinnig in den Wind: „Ach was, 's bleibt ja in der Familie! Ich bin der stellvertretende Bräutigam“ — und küßte sie frisch, frei und fröhlich auf die wie dürstend geöffneten Lippen.

Jäh fuhr sie auf, sah in Pelz und Kappe den fremden Mann vor sich stehen und schrie laut in fassungslosem Entsetzen. Dann auf einmal mochte sie sich besinnen, ward ganz still, schaute unruhig nach der Thür und begann zu zittern. Wo war Marynja, die Treulose? Hatte sie es gelitten, daß ihr Bräutigam sie, die Fremde, geküßt? Wirklich und wahrhaftig geküßt? Noch brannten ihr die Lippen. Angstvoll irrten ihre Blicke durchs Zimmer — die Ständchlche war nicht einmal da, sie war allein mit dem fremden Mann — was mußte der nun von ihr denken?! Oder wußte er's gar nicht, hatte er sie noch nicht erkannt? Warum redete er nicht, was stand er so sprachlos da? Sie krampfte die Hände ineinander, ihre Knie zitterten vor Scheu und Scham — sie konnte nicht einmal aufstehen und fortlaufen. Wie schmachvoll! Ju die Erde hätte sie sinken mögen, daß sie in diese Komödie gutwilligt hatte — daß ihr das, das geschehen konnte!

Der falsche Bräutigam erstaunte. Er begriff das gar nicht. War er in ein verwunschenes Haus geraten, oder war er selber verhext? Das war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen: ein hübsches junges Stubenmädel, das um sich schlägt, wenn es geküßt wird, und eine Braut, die mit einem Kuß aus dem Schlaf geweckt wird und dem vermeintlichen Bräutigam nicht mal um den Hals fällt — die wie so 'ne Art von versteinerter Niobe dasitzt und Augen macht wie ein zu Tode gehetztes Reh!

War der Spaß vorbeigelungen, hatte sie die Vermummung durchschaut? Er wurde nicht klug aus dem allen: ganz verdutzt und mechanisch nahm er die Mütze ab — nur dieser Maskenscherz zuliebe hatte er die bodenlose Ungezogenheit begangen, bedeckten Hauptes das Zimmer einer Dame zu betreten — und in peinlichster Verlegenheit, ungewiß, was nun kommen würde, trat er ein paar Schritte zurück und kam in den Bereich der Lampe.

Das alles haspelte sich mit Blitzgeschwindigkeit, die auch den beiden Beteiligten zur Ewigkeit wurde, in ihren Gedanken ab — nun hob Jadwiga den Kopf, sie mußte doch ein Wort zur Erklärung, zu ihrer Entschuldigung sagen — dies schweigende Anstarren, die ganze Situation war ihr fürchterlich — aber noch ehe sie die erste Silbe über die Lippen brachte, fiel ihr Blick auf den Mann, der entblößten Hauptes vor ihr stand, und sie schnellte vom Stuhle auf — Herrgott, das war ja ... das ist ...

„Herr Leutnant von Erlebusch — Sie sind doch nicht ...“ und eine Glut schlägt ihr ins Gesicht — was wollte sie sagen!

Diese Stimme — großer Gott, wo hat er die Stimme schon gehört? Er reißt den Schirm von der Lampe — „Gnädigeş Fräulein — — Fräulein Jadwiga, Sie ...?“ stottert er wie von Sinnen, „Sie sind Siegmunds Braut?“

Zu verdenken ist's den Beiden wahrhaftig nicht, daß sie in diesem Augenblick Ort, Raum und Zeit, alles nebensächliche Drum und Dran, vergessen haben und sich in gänzlicher Begriffslosigkeit gegenüberstehen.

Jadwiga faßt sich zuerst — „Nein, ich bin nicht Siegmund Dolskis Braut,“ sagt sie, nun wieder blaß bis in die Lippen hinein, und dann, mit dem leisesten Hauch eines Lächelns: „Und da Sie so fragen, sind Sie — können Sie auch nicht Marynjas Verlobter sein.“

Er schlägt sich vor die Stirn. „Gott, wie konnt' ich! So 'ne alberne Idee — Sie heißen doch nicht Marie Langowska — nein, wie konnt' ich nur glauben ... so hirnverbrannt ...!: Ich kam herauf in der festen Ueberzeugung, Siegmunds Braut hier zu treffen. Das war's! Sie wissen doch, die Wette ...“

„Ja, die Wette,“ haucht sie. „Ich sollte die Braut hielen.“

„Und ich sollte Sie küssen, damit Sie mich für Siegmund hielten und er die Wette gewänne. Und nun ist's gar nicht Marie Langowska — sondern Sie — und ich hab' Sie ...“

Ein Aufstöhnen unterbricht ihn — beinahe wie ein zitternder Schrei. Jadwiga ist auf den ersten besten Stuhl niedergesunken und hat das Gesicht in den Händen vergraben, ein stoßweises Schluchzen schüttelt ihren ganzen Körper.

Friedrich Wilhelm hat nun endlich seinen schweren Pelz auseinandergeschlagen und steht vor ihr. „Aber, gnädiges Fräulein, was ist Ihnen denn? So weinen Sie doch nicht, ich bitte Sie — es ist ja nichts dabei ...“ Ganz zart und sanft will er ihr die Hände vom Gesicht wegziehen, die sie nur fester andrückt, zwischen den Fingern rieseln die Thränen hervor. Er bettelt noch eine ganze Weile und sucht sie zu beruhigen: als alles Zureden nichts nützt, seufzt er ungeduldig und wendet sich ab. „Ich werde jetzt gehen,“ sagt er gereizt, „ich darf Sie durch mein längeres Hierbleiben nicht kompromittieren. Am besten, ich gehe überhaupt fort. Siegmund muß mich an die Bahn fahren lassen. Leben Sie wohl, Jadwiga, und seien Sie versichert, was zwischen uns geschehen, bleibt mein tiefstes, heiligstes Geheimnis.“

Die behütteite deutsche Rücksicht, die so zartfühlend ist, thut ihr wohl und weh zugleich, klopft doch wie mit weichem Finger an ihr Herz. Aber immer noch rührt sie sich nicht, sie kann ihm nicht vergeben, das nicht!

Schon steht er an der Thür, da fällt sein Blick noch einmal auf sie, und er fühlt, wie lieb er sie hat. In den anderthalb Jahren hat er sie nicht vergessen können, trotz all der leichtsinnigen Dummheiten, die inzwischen sein Konto belastet haben.

Dummheiten — keine Schlechtigkeit! Und auch dieser geraubte Kuß nur eine Erzdummheit! Nein, er kann nicht von ihr lassen! Noch einmal kommt er zurück, möchte sie für sein Leben gern in die Arme nehmen und wagt es doch nicht. Zu einer unbefohlenen schüchternen Manier, die ihm selber schanderhaft vorkommt, bleibt er neben ihr stehen und beugt sich zu ihr herab. „Weinen Sie doch nicht so — —, ich kann das nicht ansehen, Jadwiga! Glauben Sie mir, es hat so sollen sein, das Schicksal selber hat's so gefügt, wir konnten gar nicht anders, Sie und ich. Wir sind doch nur in die Falle hineingetappt, die die anderen uns gestellt haben. Seien Sie gut, Jadwiga, Liebste — geben Sie mir jetzt Ihr Jawort, um das ich Sie damals schon bitten wollte, und es nur nicht wagte. Der Kuß, der Sie so kränkt und beleidigt, ist dann unser Verlobungskuß gewesen — und alles, was Sie jetzt quält, ist ausgelöscht. Liebe Jadwiga!“

Seine Worte haben etwas Ueberzeugendes, das sich wider Willen in ihre Seele stiehlt. Ist das wahr? Ist die Schmach dann ausgelöscht? Aber sie kann sich nicht entschließen, ihm zu vergeben — mehr noch, sich ihm zu ergeben. Einem Polen, einem Landsmann, vielleicht — o — einem Preußen — nie! Das wetterwendische junge Herz, zwischen Liebe und Patriotismus hin und her gezerrt, weiß selbst nicht, was es will. Und daß er zu zögert, daß er so unentschlossen neben ihr steht und sich förmlich fürchtet, sie anzurühren, das macht sie erst recht rasend.

Ja — schrecklich unsicher ist er, sein Erkennis vorhin auf der Treppe hat ihn so vor den Kopf geschlagen, daß er nicht weiß, was er thun soll. Wenn das simple Bauernmädel sich schon so zur Wehr setzte, was würde die junge Dame erst sagen, wenn er sie jetzt in seine Arme nehmen und ihre trotzig stummen Lippen küssen wollte! Unmöglich! Er, der noch immer mit jungen Mädeln umzugehen wußte, er traut sich auf einmal nicht. Wenn sie doch nur reden wollte, nur ein einziges, armseliges Wort sagen, daß er wieder Mut gewänne!

„Jadwiga, so hören Sie doch,“ bittet er, und die dumme Angst und Unsicherheit giebt ihm das Thörichteste ein, was er sagen kann: „vergeben Sie mir doch, ich flehe Sie an — es geschah ja nur aus Versehen!“

Aus Versehen! Sie zuckt zusammen. Das ist wie ein Schlag ins Gesicht für das stolze, spröde Geschöpf. „Lassen Sie mich — ich kann nicht! Und will auch nicht! Gehen Sie fort!“

Im nächsten Augenblick ist sie allein.

Auf der Treppe begegnet Siegmund Dolski dem Davonstürmenden.

„Na, wie war's? Wo willst du hin, Fritz?“

„Ach laß mich in Ruh'! Vermaledeite Geschichte das! Ein andermal frißt die eingebrockte Suppe selber aus!“ schnaubt der Vetter ihn an.

„Was ist denn los, Menschenkind? So komm doch in mein Zimmer, 's wird Zeit zum Umkleiden.“

„Kleid' dich allein um, meinetwegen sieben Kostüme übereinander. Ich fahre fort.“

„Sei doch nicht so grob, Fritz, ich kenne dich ja gar nicht wieder. Was zum Kuckuck ist dir denn passiert?“ Und da ein paar neugierige Dienstbotengesichter um die Ecke lugen, nimmt Siegmund den widerspenstigen Vetter ganz einfach beim Arm und schiebt ihn vor sich her auf sein Zimmer. Drinnen macht er Licht und schließt die Thür. „Na, nun schieß' los, Alter! Hat sie dich getraut, die kleine Katze?“

„Unsinn! Sie war wie'n Lamm — und das ist ja g'rad' das Niederträchtige bei der ganzen Geschichte. Und deine Braut war's noch dazu überhaupt nicht.“

„So — hast du das glücklich herausgekriegt?“

„Ja — und nun laß mich fort! Mir ist die Lust vergangen,“ drängte Friedrich Wilhelm unwirsch.

„Aber Menschenkind, unser Maskenfest — bedenke doch nur!“

„Ach, ich mag nicht, hab' an dem einen Maskenzauber gerade genug.“

„Wo willst du denn hin?“ fragte feelenruhig der andere.

„Ihr Bahn. Dein Kutscher hat jetzt Zeit genug, und meine paar Sachen schickt du mir wohl gelegentlich nach.“

„Ich denke ja gar nicht daran.“ Er blieb vor dem Aufgeregten stehen und faßte ihn bei den Pelzaufschlägen. „Höre, Fritz, mach' keine Dummheiten! Von hier aus geht überhaupt nur ein Feldweg zur Station, und der ist meterhoch verschneit. Keine Menschenmöglichkeit, dort bei Nacht durchzukommen. Ihr bleibt einfach stecken und erfriert euch zu allem Unglück noch die Nasen. 's wär' schade um denen schönen, fendalen Giebel, Fritz!“

„Laß deine faulen Witze, bitte! Mir ist wahrhaftig nicht danach zu Mute. Fort will ich auf jeden Fall — da fahr' ich eben nach Dombrowo zurück und von da morgen früh zur Bahn.“

Siegmund schob die Hände in seine Taschen und drehte sich um. „Dazu geb' ich meine Pferde auch nicht her,“ sagte er gelassen. „Wir sind so schon kaum durchgekommen, und da war's noch heller Tag. Um 'ne schlechte Laune laß ich mir meine besten Kutschgäule nicht zu Schanden machen.“

Friedrich Wilhelm Erlebnis hatte schon den Pelz zugeknöpft und die Mütze wieder aufgesetzt; finster starrte er vor sich nieder und sah aus, als wäre ihm das Beste vom Leben in die Brüche gegangen. Da fühlte Siegmund ein menschliches Rühren, er trat dicht an ihn heran und legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Ja, das ist nun mal so, Fritz, alter Junge, und ich kann's nicht ändern,“ sagte er humorvoll und gemütlich. „Dies Ludom ist bei Nacht und Schneewetter die reine Mausefalle, hinein kommt man wohl, aber nicht wieder 'raus. War schon immer so. Also ergieb dich brein, mein Lieber — und verdirb uns nicht den ganzen Abend, auf den wir uns schon wochenlang gefreut haben. Sieh' mal, hier ist dein Maskenfostüm, der prachtvolle Merlin — schade um ihn, er stand dir famos. Wie wär's, du zögst ihn an — deine Maske macht dich unkenntlich — und amüsiert dich ein paar Stunden lang mit uns. Vor der Demaskierung um Zwölf verduftest du und ziehst dich in unsere Gemächer zurück — wenn du dich irgendwann nicht anders besonnen hast. Und morgen frühzeitig laß ich dich dann meinetwegen nach Dombrowo fahren — vorausgesetzt, daß die Gäule durchkommen. Einverstanden?“

Wer zögert und still steht, ist schon halb verloren, das erfuhr auch Friedrich Wilhelm — denn ehe er sich noch auf eine Antwort oder einen Ausweg besonnen, hatte sein Vetter ihn schon aus Pelz und Mütze herausgeschält. Dann klingelte Siegmund, ließ Cigarretten und Wein holen und versuchte mit diesen Trostmitteln den innern, arg zerrütteten Menschen seines Unglücksvetters wieder ein wenig aufzuhellen. Alles mit der ruhigen Selbstverständlichkeit, die diesem „lieben alten Pedanten“ eigen war, und die ihre wohlthuende Wirkung auf erregte Nerven sast nie verfehlt. „Mach' dir's bequem, Fritz, wir haben noch Zeit genug. Die Vorstellung bei den Schwiegeralten erlaß' ich dir einstweilen — wenn du nicht etwa darauf brennst?“

Ein unverständliches Knurren war die Antwort.

Siegmund füllte die Gläser zum zweitenmal. „Prost, alter Schwede! Aber nun sag' mal, wie benahm sich deine Dulcinea eigentlich? Brüllte sie schrecklich nach dem Attentat?“

Friedrich Wilhelm blickte ihn mißtrauisch an.

„Nach welchem Attentat?“

„Na — nach dem projektierten Kuß — denn das haben die beiden Mädel doch miteinander ausgeknobelt. Bloß daß Marynja hereinbrechen und es nicht erst zum Küssen kommen lassen sollte.“ „Es kam auch so nicht dazu,“ log Friedrich Wilhelm seelenruhig. Sein Wort war ihm heilig. Das blieb zwischen Jadwiga und ihm, kein Mensch brauchte etwas davon zu wissen!

„Nunn? Bekyre sie sich etwa? Sie kennt mich ja gar nicht und mußte doch ihre Rolle als Braut spielen?“

„Sie schlief — und da konnt' ich nicht . . . kurz und gut, ich wechte sie . . .“

Siegmund schüttelte den Kopf. „Das hätt' ich dir nicht zugetraut, du bist doch sonst nicht so. — He, du, was hast du übrigens mit dem kleinen Mädel angefangen, das dich die Treppe heraufgeführt hat?“

„Wieso?“ fragte Friedrich Wilhelm ganz unschuldig und fühlte, daß er rot wurde wie ein Backfisch.

„Na, ihr' nur nicht so, du — das arme Wurm ist vor lauter Schreck und Angst in den Schnee hinausgelaufen.“

„Ja — 's ist ein komisches Haus!“ seufzte der Vetter. „Uebrigens, woher weißt du?“

„Weil sie mir direkt in die Arme lief und schier verschwinden wollte, als sie deinen Doppelgänger erblickte. Höre, alter Freund,

Schnepfenstrich.
Nach dem Gemälde von O. Recknagel.

du sündigst nicht schlecht auf mein Konto. Wenn meine Braut da 'ne Ahnung von hätte, gäb' sie mir den Laufpaß!" scherzte der gutgelaunte Bräutigam übermütig.

„Deine Braut — ja, wo steckte die denn eigentlich unterdessen?"

„Meine Braut, hm — vermutlich unten im Wohnzimmer bei ihren Eltern. Ein Glück, daß sie dir nicht in die Quere kam, sonst hätteſt du die womöglich auch noch geküßt, du Ungeheuer!"

„Ja — wozu dann aber der ganze Mumpitz? Ich verſtehe nicht — das hatte doch eigentlich gar keinen Zweck!" wunderte ſich der Ingenieur.

Siegmund merkte, daß er ſich vergalloppiert hatte — er hatte Marynja ſchwören müſſen, daß „dieſer abſcheuliche Menſch" niemals erfahren dürfe, wen er eigentlich auf der Treppe geküßt. „Zerdrich dir nicht den Kopf, Alter," meinte er gemütlich, „'s iſt ein Regelbetri-Exempel, das du doch nicht 'raustriegſt, wenngleich du ein großer Zahlenfritze vor dem Herrn biſt. Genug, Marynja hat mich trotz all meiner Schlauheit zuerſt erkannt, und ich hab' meine Wette glänzend verloren und muß ihr ein Meitzpferd ſtellen. Kochen lernen wäre mir lieber geweſen," fügte er melancholiſch hinzu. „Aber wie ging's denn mit euch beiden eigentlich weiter? 's muß doch was gejetzt haben, ſonſt hätteſt du nicht auf und davon gewollt!"

Diesmal war Friedrich Wilhelm der in die Enge Getriebene. „Ach, laß mich in Ruh" — 's war 'ne alte Bekannte vom vorigen Jahr aus der Manöverzeit, da war die Sache natürlich doppelt peinlich," knurrte er unzugänglich — woraus ſein Vetter ohne großen Aufwand von Scharfſinn ſchloß, daß er das Mädchen dennoch geküßt und ſie ihm eine niedliche kleine Ohrfeige dafür appliziert hätte. Aber er war rückſichtsvoll genug, den verunglückten Don Juan nicht weiter mit Fragen zu bedrängen.

Ziemlich ſchweigſam rauchten die jungen Männer ihre Cigaretten zu Ende und begaben ſich an ihre Toilette.

Jadwiga Smozynska war in ſehr erregter Gemütsverfaſſung. Sie wußte nicht, ſollte ſie wütend oder todunglücklich ſein; ihre heißen Thränen floſſen jedenfalls aus beiden Urſachen, und als Marynja zu ihr kam, geſtand ſie ihr ſchluchzend, daß Herr von Erlebuſch ein alter Bekannter von ihr wäre — „der Preuße, weißt du, der Reſerveleutnant, von dem ich dir erzählte" — und daß ſie ihn ſchrecklich lieb hätte, wenn er nur eben kein Preuße wäre! Sie hätten ſich natürlich ſofort erkannt, und da er ihr eine Liebeserklärung gemacht und ſie ihm „Nein" geſagt, wäre er ganz außer ſich und unglücklich hinausgelaufen und hätte geſchworen, augenblicklich das Haus zu verlaſſen. Und nun wäre er fort, die ganze Sache wäre ihr fürchterlich peinlich, und ſie hätte nicht die mindeſte Luſt mehr, heut' abend zu tanzen und ſich zu amüſieren.

Nach dieſem Geſtändnis rannte Marynja ſofort hinaus, traf eines der Stubenmädel und erfuhr zu ihrer Beruhigung, daß die beiden jungen Herren in Herrn von Dolskis Zimmer wären; ſie wüßte es ganz genau, da ſie eben Wein und Cigaretten hineingebracht und den fremden Herrn, der dem gnädigſten Herrn Bräutigam ſo ähnlich ſähe, hätte am Kamin ſitzen ſehen. Marynja, mit ihrer geſegneten Portion Mutterwitz, begriff ſofort, daß Siegmund den Vetter, „dieſen abſcheulichen Menſchen", natürlich nicht fortgelaſſen hätte und ihn ſchon bereden würde, das Feſt dennoch mitzumachen.

Im Begriff, in ihr Zimmer zurückzukehren und der in Thränen Schwimmenden dieſe Freudenbotſchaft zu verkünden, blieb ſie, die Klinke in der Hand, wie angewurzelt ſtehen. Sie überlegte, alle Teufelchen zuckten und ſprühten in ihren ſchwarzen Augen. Wart', davon ſag' ich ihr kein Sterbenswort! Zu was denn? — Mag er unerlaubt noch einmal ſein Heil bei ihr verſuchen. Vielleicht glückt's ihm zum drittenmal beſſer! Sie heuchelte eine liebbetrübte Miene und trat ein. „Das iſt aber ſchade, er iſt wirklich fort. Und ich hab' ihn nicht mal kennengelernt — Siegmunds Vetter."

Sonderbar, ſo herzinnige Freundinnen die beiden Mädchen waren, von dem Kuß, den jede von ihnen bekommen hatte, ſagte keine der anderen ein Wort. Am allerwenigſten hätte Jadwiga es über die Lippen gebracht, daß Friedrich Wilhelm ſie nur „aus Verſehen" geküßt — und daß kein zweiter wirklicher Kuß dem aus Verſehen gegebenen den demütigenden Stachel genommen hatte.

Sie hatte ſich eben mühſam gefaßt und ihre Thränen getrocknet. Es war auch wahrhaftig nicht der Mühe wert, um „ſo Einen" zu weinen! Da ſah man wieder den Deutſchen, ein Mädchen „aus Verſehen" küſſen und dann feige davonlaufen! Ein Pole hätte das nie getan! Aber dieſe Deutſchen haben wirklich Waſſer ſtatt Blut in den Adern!

Und während ſo das kleine, wetterwendiſche, trotzige polniſche Herz rebellierte, blickte ſie auf und erwiderte knxz: „Laß ihn — mir iſt es einerlei."

Marynja erſtaunte. So Eine biſt du? Na wart', mein liebes Seelchen, dir werden wir einheizen. Kaltblütig fuhr ſie fort: „Und bei dem Schneeſturm! Sie bleiben beſtimmt ſtecken."

Jadwiga verzog die Lippen. „Meinetwegen! Ich werde ihn nicht herausziehen."

„Der Weg zur Bahn iſt meterhief verſchneit, und wenn ſie ſtecken bleiben, erfrieren ſie ſamt und ſonders," prophezeite Marynja.

Jadwigas künſtlicher Trotz kam ſchon ein wenig ins Wanken. „Marynja, du meinſt doch nicht?"

„Gewiß meine ich. Gott ſei Dank, daß ich nicht ſchuld daran bin, ich würde mir's nie vergeben!" Unbarmherzig fuhr Marynja fort, das Schreckensbild weiter auszumalen: den verſchneiten Landweg, und wie die müden Pferde immer tiefer hineingeraten, wie der Kutſcher vollends den Weg verliert und quer übers Feld fährt — immer im Kreiſe herum. Und wie ſie zuletzt nicht mehr weiter können in der ſtockdunklen Nacht, weit und breit kein Haus, kein Licht — über ihnen nur das Geſchrei der Raben. Marynjas blühende Phantaſie arbeitete in ſo kühnen Bildern, daß ſie eben an die Beſchreibung des ſchauerlichen Gehenls unheruntergender Wölfe gehen wollte und ſich damit wahrſcheinlich den ganzen Effekt verdorben hätte — als Jadwiga ſich glücklicherweiſe beide Ohren zuhielt und ſchauderud und entſetzt ſchrie: „Um Gottes willen, hör' auf, du machſt mich noch wahnſinnig mit deinen Reden! Können wir denn gar nichts für ſie thun?"

„Nichts — man muß ſie ihrem Schickſal überlaſſen. Siegmund wird außer ſich ſein — ſeine prachtvollen Rappen!"

„Marynja, die Pferde — und an die unglücklichen Menſchen denkſt du nicht?"

„Ach ja, der alte Wiadek war immer ſo 'n guter Kerl, eine alte, ehrliche Haut — um den thut mir's wirklich leid."

Jadwiga erwidert kein Wort, aber plötzlich beginnt ſie zu ſchluchzen. Marynja ſchielt verſtohlen nach ihr hin — iſt ſie nun mürbe genug? Kattblütig ſpielt ſie noch ihren letzten Trumpf aus: „Den Andern haſt du ja ſelber hinausgetrieben in Kälte und Tod. Was henſt du denn ſo, du haſt's doch nicht anders gewollt."

Jadwiga läßt das Taſchentuch ſinken, ganz tot- und troſtlos ſieht das verheulte Geſichtchen aus. „Aber, Marynja, Liebſte, ich konnte doch nicht . . ."

„Natürlich konnteſt du!"

„Aber er iſt doch ein Preuße."

„Und einen Preußen kann man ruhig erfrieren laſſen, — 'ne ſchöne Nächſtenliebe!"

„Aber du willſt mich doch nicht etwa zwingen, einen Preußen zu heiraten? Noch dazu einen, der mich beleidigt hat!"

„Beleidigt? Das wird ja immer ſchöner, davon haſt du mir noch kein Wort geſagt! Was hat er dir denn gethan?"

Das wollte Jadwiga natürlich um keinen Preis verraten: aber wie hätte ſie Maryujas drängenden Fragen widerſtehen ſollen? Die preßte einfach alles aus ihr heraus, wie den Saft aus einer Citrone — und dabei kam ſie ſich vor wie ein Arzt, der einen Patienten unterſucht hat und die Wunde klar und offen vor ſich liegen ſieht. Da kann man ſie vielleicht noch heilen. Und Marynja war feſt entſchloſſen, ſie zu heilen; ſie, die glückliche Braut, wollte alle Menſchen glücklich ſehen — nicht zum wenigſten dieſe kleine, dumme, ſüße Jadzia, die ſie ſchon ſeit den Kinderjahren bemutterr hatte!

Während Maryujn hin und her überlegte, wie hier am beſten zu helfen und zu heilen wäre, klopfte es energiſch an die Thür. „Kinder, ſeid ihr noch nicht fertig?"

„Gleich, Mama!" Maryujn warf einen erſchrockenen Blick auf die Uhr. „Um Gottes willen, Jadzia, ſchon halb Sieben. Wir werden ja nicht mehr fertig!"

„Ich thu' nicht mit, quäl' mich nicht, Marynja! Wirklich, ich kann nicht!“

Und nun begann hüben dasselbe Zureden und Protestieren wie drüben, bloß auf eine sanftere Molltonart gestimmt. Aber es dauerte doch noch eine gute Weile, ehe Marynja die Freundin herumkriegte, und sie mußte sich erst bequemen, ihr nach und nach die Versicherung zu geben: der Feldweg wäre vielleicht gar nicht so unpassierbar, wie sie ihn geschildert, und selbst wenn sie nicht durchkommen sollten, wäre das Dorf nicht weit. Da könnten sie die Chaussee erreichen und nach Dombrowo zurückkehren. Nun erst wurde Jadwiga ruhiger und trocknete die Thränenspuren auf ihrem kummervollen Gesichtchen; aber sie versicherte hoch und teuer: „Spaß macht mir eure Mummerei nicht im mindesten mehr, und ich thue bloß mit, damit deine Eltern nichts merken sollen. Ich müßte mich ja zu Tode schämen!“

Marynja streifte schon mit flinken Fingern Strümpfe und Schuhe an und entwarf dabei ihren Operationsplan. Mürbe genug war sie ja nun wohl, die arme Jadwiga, und wenn der Vetter Friedrich Wilhelm es bloß verstände . . . der Abscheuliche! Zwei Mädchen hatte er also „aus Versehen“ gefüßt, er verdiente es eigentlich gar nicht, daß sie ihm zu seinem Glück verhelfen wollte. Aber zuerst wollte sie ihm mal gründlich die Wahrheit sagen — dazu hatte sie als „Zigeunerin“ die schönste Gelegenheit und das volle Recht! — —

Zwei Stunden später war in allen Räumen des „Schlosses“ ein farbenbuntes, prächtiges Durcheinander, Musik, Tanz und Lachen und lebhafte, vom prickelnden Reiz des Geheimnisvollen gewürzte Unterhaltung.

Schon mehrmals war die kecke Zigeunerin im grellroten Kopftuch an dem langen schneeweißen Bäckerjungen vorbeigestrichen, ohne zu ahnen, daß es ihr Siegmund war — aber wie sie ihn jetzt zum drittenmal traf und er stehen blieb und ihr die frischen Pfannkuchen auf seinem umgehängten Tablett anpries und sie fragte, wann sie denn endlich den Hochzeitskuchen bestellen würde, da erkannte sie ihn und kniff ihn vor lauter Vergnügen tüchtig in den Arm. Er wehrte sich lachend. „Diesmal hab' ich gewonnen, Marynja, denn ich erkannte dich sofort.“

„Ach was, die erste Abmachung gilt. Du hast verloren, und ich kriege mein Reitpferd.“

„Und du gehst in die Küche . . .“

„Nein!“

„Dann sag' ich's dem Vetter, wem das niedliche Mäulchen gehörte, das er auf der Treppe . . .“

„Unterstehʼ dich, Siegmund!“

„Also lerne kochen, Schatz. Thu's mir zuliеb — nur so die Hauptsache, verstehst du, die Grundelemente, so meine Leib- und Magenspeisen, weißt du, die deine Mama so herrlich versteht.“ Und er begann, seine Lieblingsgerichte aufzuzählen, bis sie ihn lachend unterbrach:

„Schöne Grundelemente! Das ist ja beinah' schon das halbe Kochbuch.“

„Bitte!“

„Krieg' ich ein Reitpferd?“

„Ja!“

„Wie sieht es aus?“

„Ich will sehen, daß ich die braune Stute von Adolf Kodzynski bekomme.“

„Die Rozane?“

„Ja — aber um Gottes willen, Marynja . . .“

Sie war in die Höhe geschnellt wie eine Feder und brachte das Tablett mit den Pfannkuchen in die äußerste Gefahr.

„Du bist ein himmlischer Mensch, Siegus! Ich lerne ein ganzes Dutzend Rezepte, das sollst du sehen. — Aber nun sag' mir schnell, wo ist Er?“

„Wer denn?“

„Dein Vetter, dieser gottlose Mensch.“

„Aha, dich gelüstet wohl nach einem zweiten Kuß?“

„Pfui, Siegmund, du bist abscheulich! Schäme dich!“ Empört ließ sie ihn stehen und setzte ihr Suchen auf eigene Faust fort. In einem der ausstoßenden Zimmer traf sie ihn.

„Guten Abend, weiser Merlin!“

Auf den ersten Blick hatte Marynja ihn an Siegmunds ehemaligem Zaubervergewande erkannt. Sie knixte tief vor ihm und hängte sich ohne weiteres in seinen Arm. „Wir zwei gehören zusammen, wir sind die Seher der Zukunft.“ Sie führte ihn durch die ganze Flucht der Zimmer, machte ihn auf alles aufmerksam und wich nicht von seiner Seite. Nun gerade, um Siegmund zu ärgern! Hier und dort wurden sie angehalten und sollten wahrsagen. Das besorgte die Zigeunerin allein und auf die drolligste Manier der Welt. Sie hatte beinah' für jeden einzelnen ein paar Verse. Friedrich Wilhelm fing an aufzutanen und sich trotz der erstitternden Schlappe vorzüglich zu amüsieren. Wenn er nur wüßte, wer diese kleine Hexe wäre!

„Willst du mir auch wahrsagen?“

„Dir, weiser Zauberer?“ Die schwarzen Augen unter der braunen Zigeunermaske sprühten vor Uebermut.

„Ich habe mein Zauberbüchlein vergessen.“ Lachend hielt er ihr seine große Hand hin. Sie faßte sie mit spitzen Fingern und kicherte verstohlen, nun war sie ihrer Sache ganz gewiß! Sogar seine Hand glich der Siegmunds, kein Wunder, daß sie ihn mit ihrem Schatz verwechselt hatte. O warte, mein Lieber, du sollst dich noch wundern! Und „wahrsagte“ ihm mit verblüffender Sicherheit, daß er trotz seines ehrwürdigen weißen Bartes ein Don Juan erster Klasse wäre, ein ganz abgefeimter Mädchenjäger, der unschuldige Dienstmädel auf der Treppe abküßte und junge Damen, während sie schliefen. Und daß ihn zur Strafe für all seine Missethaten noch heute nacht sein Schicksal ereilen würde.

Er hörte erstaunt zu und ward immer verblüffter. Dieser Siegmund hatte also aus der Schule geschwatzt — dann war die Zigeunerin auch keine andere als Marynja, Siegmunds Braut. Er hielt die winzig kleine Hand fest und schrieb ihren Namen hinein. Sie drohte ihm lachend mit dem Finger. „Sie sind ja ein Erzbösewicht. Ich werd' meinem Siegmund den Umgang mit Ihnen verbieten, wissen Sie das?“

Merlin machte eine großartige Handbewegung. „Der existiert überhaupt nicht mehr für mich. So eine alte Plaudertasche!“

„Er hat mir kein Wort gesagt, wahrhaftig!“ beteuerte die Zigeunerin.

„Woher wissen Sie denn?“

„Die Kaschka hat mir's erzählt. — Pfui, schämen Sie sich!“ rief Marynja übermütig und unbedacht.

Und plötzlich ging dem braven Merlin ein blendendes Glühlicht auf; er hatte ein feines Ohr für Stimmmodulationen, und dies entrüstete „Pfui, schämen Sie sich!“ hatte einen sonderbar bekannten Klang für ihn. Natürlich! Daher also die auffallende Sprödigkeit der kleinen Kammerkatze, und er hatte sich schon gewundert, wo denn eigentlich Siegmunds Braut bei der von ihr inszenierten Ueberrumpelung gesteckt hatte. Jetzt, wo er Marynja in ihrer ausgelassenen Laune vor sich sah, begriff er alles. Die schlaue Hexe hatte ihren Siegmund noch überlisten wollen — und er war der doppelt Hereingefallene! Zu nett, wirklich! Er seufzte. Wenn nur das andere so schnell gutzumachen wäre wie dieser Kuß! Der blieb doch wenigstens in der Verwandtschaft!

Nun war das Regeldetri-Exempel gelöst — er war nicht umsonst das Rechengenie, der „Zahlenfritze“, wie er schon auf der Schule hieß. Schnell hatte er das Facit gezogen und sich ebenso schnell gefaßt.

„Gnädigste Cousine,“ sprach er, sich tief verneigend. „Sie thun mir bitter Unrecht. Ich bin nicht der Don Juan und Erzbösewicht, für den Sie mich halten. Im Gegenteil, Siegmund könnte durch mich nur profitieren. Er hätte Sie bestimmt nicht erkannt, weil er überhaupt keine andere ansieht, was immer ein Fehler ist. Aber ich . . . ich erkannte Sie gleich auf den ersten Blick, und — hm, da hab' ich mir eben erlaubt, Sie zu begrüßen, wie's unter Verwandten üblich ist.“

Marynja war sprachlos — so verdutzt war sie vielleicht in ihrem ganzen Leben noch nicht gewesen. Was war das für ein Mensch! Der drehte sie ja um und um wie einen Handschuh, mit dem wurde sie nicht fertig!

„O Sie, Sie — Sie sind ja Einer mit Eichenlaub und Schwertern! Na warten Sie nur, es ist noch nicht aller Tage Abend!“ stieß sie hervor und wollte ihm davonlaufen. Aber er hielt sie fest und begehrte zu wissen, in welcher Gestalt ihn des Himmels Rache treffen würde, und ob sein Schicksal braune oder blonde Zöpfe, ein Schleppkleid oder einen Bauernrock trüge.

Die Zigeunerin schüttelte den Kopf und wollte ihm nichts

mehr verraten. „Schämt Euch, weiser Merlin! Ihr wollt ein großer Zauberer sein und wißt Euch nicht mal selber Rat!“ spottete sie, ihrer Rolle eingedenk. Als er aber nicht nachließ mit Bitten und Betteln, hob sie sich auf die Zehenspitzen und flüsterte ihm ins Ohr: „Blonde Zöpfe — und einen ganz furchtbaren Preußenhaß!“ — lief lachend davon und geradeswegs der blonden Senta in die Arme.

„Du, wer war denn der Lange, mit dem du eben sprachst?“

„Der Zauberer Merlin,“ raunte Marynja geheimnisvoll.

„Ach, Unsinn, das meine ich ja nicht! Gesteh's nur, es ist dein Bräutigam?“

„Bräutigam ist gut — ha ha ha!“ Das Zigeunermädel hielt sich die Seiten vor Lachen.

„Na, weißt du, der braucht sich gar nicht erst zu demaskieren,“ meinte Senta spöttisch und geärgert. „Das sieht ja ein Blinder, daß es dein Schatz ist, wenn du dich den ganzen Abend an seine Fersen heftest.“

In Marynjas Augen lachte der Kobold.

„Nun ja, — wenn du's denn doch mal erraten hast, es ist mein Siegmund. Sei ein bißchen nett zu ihm, willst du?“

Jadwiga fand die Bitte sonderbar. Natürlich würde sie Marynjas Bräutigam, auf den sie schrecklich neugierig war, mit gebührender Freundschaft behandeln. Vorläufig kümmerte er sich indes noch gar nicht um sie, sondern tanzte der Reihe nach mit sämtlichen blonden Damen, die er erwischen konnte, und in den Pausen sah sie ihn immer wieder mit der Zigeunerin in irgend einem Winkel stehen und vertraulich mit ihr plaudern. Senta schüttelte mißbilligend den Kopf: die trieben's auch gar zu auffällig. Wenn sie erst gewußt hätte, wovon die Beiden sprachen! — Sie selber flog aus einem Arm in den andern und tanzte wie toll, bis sie schwindlig wurde und unter der Maske zu ersticken glaubte. Da flüchtete sie sich in eine der tiefen Fensternischen und lauerte sich aufatmend in einen Sessel. Doch auch hier keine Ruhe. Ein kleiner, dicker polnischer Bauer kam ihr nach und redete sie an — deutsch — er selbst verstand wahrscheinlich kein Wörtchen Polnisch. Sie antwortete ebenso, und erfreut quietste der Kleine: „Ich dachte mir gleich, holdes Gretchen, daß du eine Deutsche bist.“

„Da bist du in einem doppelten Irrtum, Bauer,“ erwiderte sie hochmütig. „Erstens bin ich nicht Gretchen, sondern die Senta aus dem Fliegenden Holländer“ — wenn du von dem schon mal was gehört hast, mein Lieber? Zweitens bin ich keine Deutsche, sondern eine Polin.“

„Du sprichst aber doch so prachtvoll deutsch.“

„Nun ja — weil ich's gelernt habe.“

„Ach, und ich dachte — ich freute mich schon — den ganzen Abend hörte ich hier noch kein deutsches Wort,“ seufzte der Kleine.

„Du bist doch auf einem polnischen Fest, Bauer!“

Merlin hatte in der Nähe gestanden und ein paar Worte aufgefangen. Er drehte sich um. Das war ja auch eine Blonde, die Senta, deren er bis jetzt noch nicht habhaft werden konnte. Und die Stimme klang, weiß Gott, heimab' wie Jadwigas Stimme. Aber die konnte doch nicht Deutsch? Und wenn sie's auch konnte, so würde sie es doch nicht sprechen — aus purem Trotz, darin konnte er sie doch. Da mußte er doch gleich einmal sehen — aber vorsichtig, damit sie ihn nicht erkannte und ihm ohne weiteres davonlief.

Er kam näher. „Schöne Senta, habt Ihr noch einen Tanz frei?“ fragte er auf Polnisch und benühte sich, seine Stimme möglichst zu verstellen, was ihm, dank Maske und Larve, auch leidlich gelang.

Sie stand bereitwillig auf, froh, von dem Kleinen erlöst zu sein. Und nun tanzten sie und fanden kein Ende, und Jadwiga meinte, daß Marynjas Bräutigam trotz seiner langen Gliedmaßen ein famoser Tänzer wäre. Als er sie endlich zu ihrem Platz zurückgeleitete, setzte er sich neben sie, und sie begannen, sich über alles mögliche zu unterhalten. Merlin der Weise merkte natürlich alsbald, für wen ihn seine Nachbarin hielt, ließ sich auch ohne Widerspruch Sigmunds Namen in die Hand schreiben. Und da sich's mit Marynjas Bräutigam so gut plauderte, ward auch die spröde Senta nach und nach zutraulicher und erzählte von diesem und jenem. Bloß kein Wort von dem, was ihr immer noch heimlich das Herz bedrückte und es halb mit trotzigem Zorn, halb mit Betümmernis erfüllte. Ob Merlin ahnte, was es war? Er merkte, daß sie den Blick öfters nach der Saalthür richtete und erschrocken zusammenfuhr, wenn dieselbe unversehens geöffnet wurde.

„Warten Sie auf jemand?“ fragte er einmal.

„Ich — ach nein!“

Und dann tanzten sie wieder — zuletzt aber konnte Senta-Jadwiga es vor innerer Unruhe nicht mehr aushalten — sie hatte im Vorübergehen von irgend jemand die Worte aufgefangen: „Vor morgen früh ist gar keine Möglichkeit, durchzukommen“ — da wandte sie den Kopf zu Merlin empor und fragte schwer atmend: „Ist Ihr Schlitten immer noch nicht zurück von der Bahn?“

„Mein Schlitten? — ach so!“ Im Augenblick des Tanzens hatte er seine Siegmundrolle vergessen — jetzt besann er sich. „Ich weiß wirklich nicht . . .“ stotterte er.

Sie war stehen geblieben. „Und haben Sie gar keine Sorge um . . . um Ihren Vetter?“ fragte sie mit schlecht verhehlter Angst.

Er hätte aufjubeln können, galt diese Angst wirklich ihm — Friedrich Wilhelm Erlebnisch, dem Preußen?

Er wußte nicht, was er antworten sollte, da kam ihm Marynja zu Hilfe. Sie sah die Beiden einträchtig beisammen stehen. Brannte es da schon tichterloh, oder mußte man das Feuer noch etwas schüren? Wie ein Wirbelwind fuhr sie dazwischen. „Wovon redet ihr beiden denn so eifrig und so geheimnisvoll?“ Und dicht an Sentas Ohr flüsterte sie: „Nimm dich in acht, du, ich werde noch eifersüchtig!“

Senta schüttelte den Kopf. „Ach Unsinn! Wir sprachen eben von Herrn von Erlebnisch — und ob der Schlitten noch nicht zurück sei.“

Die Zigeunerin kicherte und warf Merlin einen triumphierenden Blick zu. „Ja, beruhige dich nur, sie sind glücklich durchgekommen — der Kutscher ist eben zurück und hat's gemeldet.“ Und zu Merlin sagte sie vertraulich: „Da sieht du's, weiser Zauberer, wie die schöne Senta sich um einen Gewissen ängstigt . .“

„Das ist nicht wahr!“ rief Senta dazwischen — aber Merlin hatte doch im Augenblick ihr bestrittes Aufatmen gehört. Er hätte darauf geschworen: es klang beinahe wie „Gott sei Dank!“

Auch die Zigeunerin lieh sich nicht beirren. „Um einen Gewissen, der ihretwegen in Nacht und Schnee hinaus mußte. Und jetzt thut's ihr leid . . .“ und wie der Wind stob sie wieder davon.

Die sanfte blonde Senta war empört über die Indiskretion des Zigeunermädels. Im Augenblick, wo der Alp von ihr wich, der trotz aller Vernunftgründe ihr Herz bedrückt und es mit schrecklichen Vorstellungen von haushohem Schnee, trostloser Finsternis und einem jämmerlichen Tode des laut gehaßten und heimlich geliebten Mannes gequält und ihr Gewissen mit Vorwürfen gemartert hatte, hob schon wieder der alte trotzige Mädchenstolz das Haupt, und Senta war wie umgewandelt.

„Glauben Sie kein Wort! Was geht mich Ihr Vetter an! Meinetwegen konnte er im Schnee stecken bleiben bis zum jüngsten Tage. Ich hätte ihn nicht herausgeholt!“

Zu ihrem grenzenlosen Erstaunen erwiderte Merlin ruhig: „Er verdient's auch gar nicht — zerbrechen wir uns seinetwegen nicht den Kopf.“

Jadwiga stutzte. War da irgend etwas nicht in Ordnung, daß Herr von Tolski so kühl von seinem Vetter sprach? Fast schickern fragte sie: „Wie kam er eigentlich so unvermutet hierher?“

„Es hat irgendwo in Pingdba eine kleine Bahn.“

Das interessierte Senta nun doch, sie wollte wissen, wie und wo, und ob Herr von Erlebusch länger hier im Posenschen bliebe. Merlin gab über alles bereitwillig Auskunft und war wunderbar genau über die Obliegenheiten eines Bahnbau-Ingenieurs unterrichtet. Die Senta hörte andächtig zu — und dann plahte sie auf einmal mit der Frage heraus, die ihr schon den ganzen Abend auf den Lippen brannte: „Wieso kann er denn jetzt auf einmal Polnisch? Früher sprach er's doch nicht, oder wenigstens so miserabel, daß man kaum die Hälfte verstand.“

Merlin war boshaft genug, ihr zu antworten: „Weshalb haben Sie ihn denn nicht selber darum gefragt, schöne Senta?“

Sie wurde verlegen. „Ach — wir sprachen ja nur ein paar Worte, und es fiel mir erst hinterher auf.“

„Spricht er wirklich gut?“

Dorfbrand.
Nach dem Gemälde von Fr. Hoffmann-Fallersleben.

„Sehr hübsch — finden Sie es nicht? Wo hat er das her?“

„Er hat sich im letzten Jahre schrecklich viel Mühe gegeben, es zu lernen.“

Senta horchte auf. „Im letzten Jahre? — Und weshalb?“

Merlin zuckte die Achseln. „Weil er's in seinem Beruf nötig hätte, sagt er — ich glaub's aber nicht.“

„Und was glauben Sie?“

„Ich glaube: Cherchez la femme,“ sprach Merlin seierlich. „Eine Polin also?“

„Natürlich eine Polin.“

Und als Senta nachdenklich schwieg — sie saßen schon wieder in ihrer Fensternische und ließen das bunte Treiben an sich vorüberziehen — faßte Merlin sich ein Herz und fragte nun seinerseits: „Gnädigste sprechen ja auch deutsch, wie ich vorhin gehört habe?“

„Ja — ein wenig.“

„Und ganz allerliebst,“ lobte Merlin. „Aber früher doch nicht? — hm, Marynja sagte mir wenigstens . . .“

„Nun ja, früher verstand ich's nicht — ich hab's eben auch erst gelernt. Eine fremde Sprache lernen ist doch kein Kunststück,“ meinte Senta wegwerfend.

„Auch erst im letzten Jahre?“

Das mußte sie zugeben. „Aber bilden Sie sich nicht etwa ein . . .“

„Gar nichts bilde ich mir ein,“ beteuerte Merlin.

„Es ist nur — ich lernte es nämlich nur deshalb, weil ich das Examen machen und Gouvernante werden will.“

„Wie schade! Ist das wirklich Ihr Ernst?“

„Ja gewiß. Finden Sie es nicht nett? Meine ältere Schwester ist auch Erzieherin, und es gefällt ihr recht gut. Wir haben eine Stiefmutter zu Hause . . .“

„Und da möchten Sie fort, das begreife ich. Aber wäre es da nicht am Ende besser, zu heiraten?“

Sie seufzte. „Das ist ausgeschlossen.“

„Und warum? Mir können Sie es doch wohl sagen!“

Sie sah ihn an; er hatte wirklich etwas Vertrauenerweckendes, dieser weiße Zauberer mit dem schneeweißen Haar und Bart. Zudem war er Marynjas Bräutigam, also eigentlich auch ihr Freund.

„Sie sagten vorhin, daß Ihr Vetter Polnisch gelernt hätte — wegen einer Dame?“

„Ja, gewiß!“

Hastig klappte Senta ihren Fächer auf und zu. „Glauben Sie wirklich, daß die Dame . . . daß eine Polin überhaupt . . .“ sie stockte.

„Daß was?“ fragte er unbarmherzig.

„Daß eine Polin sich entschließen könnte, einen Deutschen . . .“

„Zu heiraten — warum nicht?“ ergänzte er und gab sich fast nunmenschliche Mühe, seine Stimme zu beherrschen. „Es hat ja schon mehr solche Ehen gegeben. Meine Mutter . . . Pardon, meines Vaters Schwester wollt' ich sagen, heiratete einen preußischen Offizier, eben jenen Major von Erlebusch, Friedrich Wilhelms Vater.“

„Und sie hat ihre Kinder deutsch erzogen? Wie konnte sie!“

„Weil sie eines deutschen Mannes Frau war. Das vergaß sie nie.“

„Das brächte ich nicht fertig — nie!“

Merlin wußte es besser. Er schwieg und dachte an die Worte, die seine Mutter oft gesagt: Die Liebe ist eine gute Lehrmeisterin.

„Und sind sie glücklich geworden, jene Beiden?“ fragte das Mädchen leise.

„Sehr glücklich!“ erwiderte der Sohn aus tiefster Ueberzeugung.

Senta versank in grübelndes Schweigen — und in dieser Pause, während ihre unruhigen Fingerchen den armen Fächer fast zerbrachen, kam Merlin zu einem Entschluß. Jetzt oder nie! dachte er und wollte eben von der Defensive zu einer letzten tollkühnen Attaque übergehen, als Senta aufs neue begann: „Warum sagten Sie vorhin, Ihr Vetter verdiente es gar nicht, daß wir . . .“

„Ihn aus dem Schnee zögen, meinen Sie? Na, er will's doch nicht besser haben. Was läuft er davon in Schnee und Nacht, der Esel, anstatt hier zu bleiben und sein Heil nochmals zu versuchen? Und was stellt er sich hin und hält lange Reden, anstatt herzhaft zuzugreifen und dem Mädchen, das er liebt — dieselbe, wegen der er Polnisch gelernt hat, wissen Sie! — einen wirklichen Kuß zu geben, anstatt dem aus Versehen! Aber so ist dieser Mensch, viel zu zahm, kein Draufgänger, absolut kein Schneid' drin — Wasser statt Blut in den Adern . . .“

Jadwiga wußte nicht, wie ihr geschah, als ihr so ihre eigenen Worte wie Hagelschauer ins Gesicht prasselten. O diese Marynja, die Treulose, die hatte also geklatscht und ihrem Bräutigam die ganze schmachvolle Kußgeschichte erzählt — und Siegmund Dolski verhöhnte nun seinen Blutsverwandten, seinen leiblichen Vetter!

Empört fuhr sie auf, alle Zurückhaltung und Klugheit vergessend. „Ich leide es nicht, daß Sie Herrn von Erlebusch so schlecht machen! Sie sollten sich schämen, das zu thun — hinter seinem Rücken. Er hat sich ganz korrekt benommen, wie ein Kavalier. Er kann ein Mädchen doch nicht wider ihren Willen zum Küssen zwingen!“

Friedrich Wilhelm hätte fast aufgeschrieen vor Freude und Jubel — der weise Merlin verbeugte sich tief und sprach mit möglichster Ruhe: „Ihre eigenen Worte, Gnädigste!“

„Die Marynja Ihnen geklatscht hat.“

„Macht das einen Unterschied?“

„Sie ist eine boshafte, abscheuliche Person, wie quälte er sie! Jadwiga sprang auf. „Wenn Sie nicht Marynjas Bräutigam wären, bei Gott, ich könnte Sie hassen!“

Da kam Merlin ein erlösender Gedanke. Wenn er sie bloß aus diesem Saal und der ganzen Menschheit heraus hätte — unter vier Augen! Es war genug des Maskenspiels — die wichtigste Frage seines Lebens wollte er dem geliebten Mädchen frei und offen heraus ins Gesicht sagen — und ebenso dies süße Gesicht ohne Maske sehen, wenn er ihre Antwort hörte. Er war ebenfalls aufgestanden und legte den Arm um ihr Mieder.

„Hassen Sie mich — aber tanzen Sie noch ein einziges Mal mit mir!“

„Nein!“

„Jadwiga!“ Und noch ehe sie sich besinnen, ehe sie sich wehren konnte, hielt er sie mit starkem Arm und wirbelte sie drei-, viermal durch den Saal. Es war sein Lieblingstanz, der deutsche Walzer, und er tanzte ihn wunderbar.

„Ich kann nicht mehr,“ hauchte das Mädchen — ihre Kniee zitterten, sie war dem Umsinken nahe, er trug sie beinahe mehr, als daß er sie führte.

Sie standen nahe der offenen Seitenthür, dahinter lag eine ganze Flucht Zimmer, durch die Marynja vorhin den Merlin geführt hatte. Er erinnerte sich, in einem derselben eine Art Büffett mit Weinflaschen und Gläsern gesehen zu haben. Dorthin führte er sie — und sie folgte ihm willenlos, sie ahnte, daß der nächste Augenblick über ihr Leben entscheiden mußte — aber zurück konnte sie nicht mehr.

Das Zimmer war leer, nur gedämpft klang die Musik und das vielstimmige Geräusch des Festsaales bis hierher in diesen fernen Winkel. Er schob einen Sessel für sie zurecht und ließ sie niedersehen. Sie war so erschöpft und aufgeregt, daß sie kaum sprechen konnte. Man sah, es war ihr eine wahre Wohlthat, die Maske zu lüften und fünf Minuten tief atmend zu ruhen.

Indes goß Friedrich Wilhelm ein Glas Champagner ein und brachte es ihr.

Sie trank in langen, durstigen Zügen. „Ach, das thut gut!“ seufzte sie und schloß ausruhend die Augen.

Da glitt er plötzlich neben ihrem Sessel auf die Kniee und griff nach ihrer Hand. „Und jetzt muß ich's sagen: Hassen Sie mich — denn ich bin nicht Marynjas Bräutigam.“

Sie sah ihn groß an, verständnislos — und dann dämmerte in ihren Augen, wie aus der Tiefe ihrer Seele heraus, ein leises Begreifen. Erschrocken richtete sie sich auf. „Nicht Marynjas Bräutigam — aber wer sind Sie denn?“

„Kennen Sie mich wirklich nicht, Jadwiga?“ fragte er auf deutsch, und sein Herz schlug so stark und schwer, daß es ihm fast die Stimme erstickte. Da riß er sich die Maske vom Gesicht herunter und schöpfte Luft.

Sie hatte es geahnt in den letzten Minuten, und dennoch starrte sie ihn an, als wäre er ein Gespenst.

„Jesus — Sie? Aber Sie sind doch … Sie waren ja …“

„Fortgelaufen und im Schnee geblieben — ach, es ist ja alles nicht wahr — Marynia hat Ihnen das nur so vorgeredet . . .“

„Und Sie haben mich betrogen, haben sich für Siegmund Dolski ausgegeben . . .“

„Nein, Jadwiga, das habe ich nicht gethan! Ich habe nur nicht widersprochen, als Sie mich ohne mein Zuthun für Marynjas Verlobten hielten. Und das war mein gutes Mascnrecht. Und jetzt kommt mein anderes Recht! Einen Kuß will ich haben, Jadwiga — keinen aus Versehen, sondern einen freiwilligen, aus Liebe.“

„Ich will nicht! Nein — lassen Sie mich!“

Aber zu gut hatte Marynja ihm das Rückgrat geteeist — er wußte, was er wußte, und ließ sich nicht irremachen. Mit starker Hand drückte er ihre abwehrenden Hände nieder und küßte sie mitten auf den trotzigen, widerspruchsvollen Mund, alle Entrüstung, alle Vorwürfe auf diese einfachste Art zum Schweigen bringend.

Und zwischen Kuß und Kuß flüsterte er ihr zu: „Ich liebe dich, Jadwiga, und lasse dich nicht mehr! In Ewigkeit nicht! Sag', daß du mein werden willst!“

Da begriff die Polin, daß auch dieser Deutsche Blut statt Wasser in den Adern habe — und ergab sich widerstandslos.

Wild-West.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Reiseerinnerungen eines Geologen an die amerikanischen Felsengebirge und Prairien.

Von Professor Dr. **C. Fraas.** Mit Illustrationen nach Skizzen und Photographieen.

2. Reiterleben in der Prairie.

Kopf des Gabelbocks.

All ready! Aufgesessen, und fort geht es von dem interessanten Camp am Beecabin in schärferem Tempo als tags zuvor, denn auf dem heutigen Programm steht noch ein Besuch der in blauer Ferne schimmernden Freezeout-Berge, wo die Gesteinschichten der Juraformation in besonderer Schönheit zu Tage treten. 16 Meilen (25 km) liegen dazwischen, offenes Prairieland mit allen seinen Reizen. Erst geht es in einer flachen Thalmulde hinab zum River, der in einer guten Furt gut passiert wird, dann wieder steil hinauf auf das Hochplateau, das sich in leichten Wellenlinien bis an den Fuß der Berge hinzieht. Nicht als ob die Landschaft gerade schön zu nennen wäre, im Gegenteil, sie ist herzlich langweilig, und der Blick schweift mit Sehnsucht nach den näher und näher rückenden Bergen der Freezeout und den fernen schneebedeckten Riesen der Felsengebirge, aber doch entbehrt die weite, durch keinen Baum unterbrochene Fläche nicht ganz ihrer Reize, und der Naturfreund wird reichlich belohnt durch die fremdartige Pflanzen- und Tierwelt. Die Prairie hat noch ihr schönstes Frühjahrsgewand an, obgleich wir bereits Ende Mai haben und die Sonne mittags schon gehörig brennt. Ein mattes Blaugrün bildet die Grundfarbe, sie rührt von dem frisch aufkeimenden Büffelgras her, das später, von der Sonne verfengt, eine rostbraune Färbung annimmt und den ganzen Charakter der Landschaft verändert. Es ist ein ganz niedriges, in Büscheln und Polstern wachsendes Gras, das jedoch das vorzüglichste Futter für Schafe, Rindvieh und Pferde bildet, welche in großen Herden gehegt werden. Noch sind wenige Jahrzehnte vergangen, seit hier die nach Tausenden und Hunderttausenden zählenden Wanderherden des amerikanischen Büffels die Prairien abgrasten. Die Pfeile der Indianer konnten ihnen wenig anhaben, aber um so rascher räumten die Feuerwaffen der Weißen unter ihnen auf, welche mit dem Morden — denn Jagd konnte es kaum genannt werden — einen förmlichen Sport trieben und es fertig brachten, daß von diesem herrlichen Wilde nichts, absolut nichts mehr übrig blieb, als eine kleine Herde, welche im Nationalpark gehegt wird, und einige in den Menagerieen zerstreute Stücke. Häufig sieht man noch beim Vorüberreiten die gebleichten Knochen und Schädelstücke mit der gewaltigen Stirn und den kurzen Hornzapfen dieser mächtigen Tiere.

Nächst dem Büffelgras beherrscht die Flora ein weniger angenehmes Gewächs, der Kaktus. Eine kriechende Opuntienart, mit dem in Italien so verbreiteten Feigenkaktus verwandt, tritt bald in kleineren Stöcken, bald als großer Rasen auf; ein widerwärtiges Hindernis beim Reiten, denn die unbeschlagenen Pferde meiden das Stachelkraut, dessen scharfe und harte Dornen selbst starkes Schuhleder durchdringen. Einen herrlichen Anblick freilich bieten in dieser Jahreszeit die mit großen gelben Blüten bedeckten Opuntien, zwischen welchen hier und da die dunkelrote Blüte eines Kugelkaktus prangt. Auch sonst fehlt es nicht an hübschen Blumen aller Art, unter welchen besonders die schöne wachsgelbe Prairielilie (Kallochortus) in die Augen fällt.

Noch mehr als die Pflanzen fesselt unser Interesse die Tierwelt, welche überaus mannigfaltig und reich ist. Ein Entomologe würde reiche Ausbeute an Käfern und Schmetterlingen, Heuschrecken und Spinnen finden, doch sind es nur selten Arten, die etwa durch besondere Größe und Schönheit auffallen, im Gegenteil, es sind meist kleine Insekten, und besonders die Schmetterlinge erinnern vielfach an unsere heimischen Arten. Anders die höhere Tierwelt. Da natürlich gleich ein höchst sonderbares, geradezu groteskes Geschöpfchen, halb Kröte, halb Eidechse mit hohen Beinen, kurzem Stummelschwanz und Stacheln auf dem Kopf und Rücken, so daß das kleine Ungeheuer an die Miniaturausgabe eines jener stacheligen Dinosaurier der Juraformation erinnert. Es ist eine Krötenechse (Phrynosoma), ein harmloses,

Krötenechse. Prairieculen. Prairiehund.

Cowboys mit Schafherde.

unbeholfenes Reptil, das aus seiner beschaulichen Ruhe aufgestört wurde, ebenso wie ein paar zierliche und behende Eidechsen. Allenthalben ist der Boden durchwühlt, und zierliche Gänge führen von einem Schlupf zum anderen, sie rühren von einem reizenden, unserer Zieselmaus verwandten kleinen Nager (Spermophilus) her, den wir gar häufig von einem Bau zum anderen huschen oder neugierig aus seinem Loche herauslugen sehen und dessen feines, braun- und weißgestreiftes Fell mit dem langen buschigen Schwanz uns jedesmal entzückt. Die erste Rolle in der Tierwelt der Prairie nimmt aber ein anderer Nager ein, der etwa die Größe eines Murmeltieres hat und diesem auch sonst nicht unähnlich ist; wir meinen den Prairiehund (Cynomys Ludovicianus), ein so überaus drolliges Tierchen, daß wir ihm nicht böse sein können, so sehr uns auch seine Bauten das Reiten erschweren und zur steten Vorsicht mahnen. Es ist fast immer dasselbe Bild, in welchem sich der Prairiehund zeigt: auf einem flachen, glattgetretenen Erdaufwurf, dicht vor dem Eingang zu seinen ausgedehnten unterirdischen Bauten sitzt der kleine Schwerenöter, aufmerksam den Kopf und die klugen Augen dem Reiter zugekehrt, aber nicht etwa ruhig, sondern in raschem Tempo kurze, kreischende Pfeiftöne ausstoßend, welche am besten mit denen einer ungeschmierten Thüre verglichen werden, und genau in demselben Tempo mit dem Schwanze eine rasche, zudende Bewegung ausführend, so daß man den Eindruck gewinnt, als ob das Tier mittels des Schwanzes diesen eigenartigen Ton hervorbringe. Kommen wir etwas näher, so ändert sich plötzlich das Bild, einen Augenblick tritt Ruhe im Schwanz und in der Stimme des Tieres ein, dann scheint der Geselle einen Purzelbaum in sein Loch hinein zu schlagen, senkrecht stehen Schwanz und Hinterteil einen Augenblick nach oben, um im nächsten in der Tiefe zu verschwinden.

Kaum eine Sekunde später lugt aber schon das neugierige Köpfchen wieder aus dem Bau heraus, in welchem das Tier sich sicher und geborgen fühlt; aufmerksam, aber mäuschenstill läßt es den Reiter vorbeiziehen, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Ist man etwa 20 Schritte entfernt, huscht — geht es wieder auf den Bau hinauf, und fröhlich knarrt wieder wie zum Hohne der Schwanz. Wie oft habe ich versucht, diese Tiere anzuschleichen, aber stets habe ich vergeblich nach ihnen gehascht, und auf sie zu schießen, konnte ich nicht übers Herz bringen. Zuweilen sind weite Strecken mit den Bauten übersät, auf welchen die fidelen Tiere zu Dutzenden ihren seltsamen Gruß entbieten; da heißt es dann, beim Reiten gehörig aufpassen, denn wehe dem Pferde, das mit den Vorderläufen in einen solchen Bau einbricht. Zu dem Seltsamsten gehören aber die Mitbewohner in den Bauten der Prairiehunde, nämlich die Prairieeule und die Klapperschlange, welche in friedlichem Vereine zusammenwohnen, eine der merkwürdigsten Symbiosen, welche wir im Tierreich kennen. Die Eule, ein erdfarbiger Kauz (Speotyto hypogaea), ist nicht so scheu wie der Hausherr, und ich war anfangs einmal nicht wenig erstaunt, an Stelle des untergeschlüpften Nagers plötzlich eine Eule vor mir zu haben, welche ich zuerst nicht gesehen hatte, da sie durch den Prairiehund verdeckt war. Es schien die reine Hexerei, und wenn nun gar an Stelle der Eule noch eine Klapperschlange gelegen hätte, so wäre die Zaubervorstellung vollendet gewesen.

Was mir bei diesen Ritten in der Prairie die größte Freude machte, war der Anblick der amerikanischen Antilopen oder Gabelböcke (Antilocapra americana), ein schönes, aber überaus flüchtiges Wild, das sich nur aus der Ferne beobachten läßt und dessen Jagd als sehr schwierig gilt. Ein unvergleichliches Bild ist es, wenn diese prächtigen Tiere, deren fattes Braun am Kopf und Rücken sich scharf von dem blendenden Weiß an der unteren Hälfte des Bauches, dem Hals und Hinterteil abhebt, wie der Sturmwind über die Ebene dahinjagen, dann von Zeit zu Zeit stehen bleiben, die fremden Reiter beäugend, um aufs neue weiterzueilen. Der Gabelbock ist nicht nur ein schönes, sondern auch ein sehr interessantes Wild, das dem Forscher eine harte Nuß zu knacken giebt; diese Antilope ist nämlich ganz einzig in ihrer Art, denn sie wirft wie ein Hirsch das Gehörn ab und nimmt in dieser Hinsicht eine Mittelstellung zwischen den geweihtragenden Hirschen und den hörnertragenden Wiederkäuern (Cavicornier) ein. Bei keiner anderen Species der Cavicornier beobachten wir etwas ähnliches.

Ausgrabung in Como-Bluff.

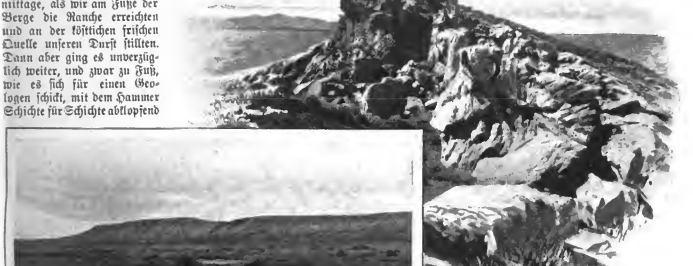
tx

Es gäbe noch gar vieles zu erzählen von diesen und anderen Bewohnern der Prairie, von den ungemütlichen Klapperschlangen, den Prairiewölfen oder Cayotes und der formenreichen Vogelwelt, deren prächtige Farben uns nicht weniger entzücken als der liebliche Gesang.

Wir werden noch später das eine oder andere dieser Tiere kennenlernen und setzen jetzt lieber unseren Weg nach den Freezeout fort. Noch ehe in der Ferne die Gebäude einer Ranche, eines Gehöftes, sichtbar werden, lernen wir schon deren Bewohner, zwei wettergebräunte Cowboys, kennen, die ihre große, viele hundert Stück zählende Schafherde von einem Weideplatz zum anderen treiben. Sie berichten uns von den Gefahren, denen jetzt im Frühjahre ihre Herden, besonders die jungen Lämmer, ausgesetzt sind, und wie die Prairiewölfe jede Nacht ihre Angriffe erneuern und mit Schlauheit und Frechheit ihre Opfer erfassen. Um diese Zeit hat der Cowboy wenig Ruhe und kommt bei Tag und Nacht nur kurze Zeit aus dem Sattel; mehrmals hörten wir in der Nacht das scharfe Knallen der Büchsen, ein Zeichen, daß einige Wölfe ihre Raublust gebüßt hatten.

Es war noch früh am Nachmittage, als wir am Fuße der Berge die Ranche erreichten und an der köstlichen frischen Quelle unseren Durst stillten. Dann aber ging es unverzüglich weiter, und zwar zu Fuß, wie es sich für einen Geologen schickt, mit dem Hammer Schichte für Schichte abklopfend und den Rucksack, den treuen Begleiter, mit Versteinerungen und Gesteinsstücken aller Art füllend. Das war eine Lust und Freude für den schwäbischen Geologen, hier die alten Bekannten aus der Heimat wiederzufinden: Ammoniten, Belemniten, Muscheln und Schnecken, wie man sie auch an der Schwäbischen Alb bei Reutlingen oder Balingen klopfen und sammeln kann. Man muß selbst geologischer Sammler sein, um die Freude mitempfinden zu können, die der Fund von derartigen Fossilien bereitet, und diese Freude wurde noch gesteigert durch den Umstand, daß es sich hier um wissenschaftlich ungemein wichtige Funde handelte, welche für die vergleichenden Studien zwischen dem amerikanischen und europäischen Jura von größter Bedeutung sind und die Grundlage für eine Reihe streng wissenschaftlicher Arbeiten bilden. Ohne auf diese Studien näher einzugehen, möchte ich nur bemerken, daß diese Stücke die Gleichalterigkeit bestimmter Horizonte in Europa und Amerika beweisen und damit eine Gleichstellung oder Parallelisierung der amerikanischen und europäischen Juraformation ermöglichen, was von vielen Forschern hier und drüben vielfach angestrebt, aber noch niemals mit Erfolg durchgeführt wurde. Es war dies eine der vornehmsten wissenschaftlichen Aufgaben, welche ich mir bei dieser Reise gestellt hatte, und deren Lösung erfüllte mich mit besonderer Genugthuung.

Hier in den Freezeout-Bergen fühlte ich geologisch gesicherten Boden unter mir, und rastlos wurden die Gehänge abgeklettert, um genaue Schichtenprofile abzunehmen. Höher und höher führte die Kletterei, auf die hunten Thone und weißen Sandsteine des Jura folgten die harten Sogen. „Dakotasandsteine" der Kreideformation, welche wie ein Mantel auf dem Jura lagern und bis zum Gipfel des Berges anstreben. Wind und Wetter haben diesen Sandsteinen hart zugesetzt, und gleich starren Klippen voll scharfkantiger Zinken und Zacken ragt der Gipfel, den wir mit sinkender Sonne erreichten, in die Höhe. Endlos schweift der Blick über die in tiefen violetten Tinten sich ringsum erstreckende Prairie, begrenzt im Westen und Osten von den im Abendglanze erstrahlenden Schneebergen. Aber nicht ungetrübt war der Genuß, denn scharfer, schneidend kalter Wind fegte auf der einen Seite der Felsennase, auf der anderen geschützten Seite aber lauerten Hunderte von Mosquitos, um jede Blöße der Haut zu überfallen und mit nie gekannter Tücke an-



Lomo-Bluff.

Gipfel der Freezeout-Berge.

zuzapfen. Daß deshalb die rasch hingeworfene Landschaftsskizze zu mangelhaft ausfiel, um hier wiedergegeben zu werden, darf man mir nicht verübeln, zumal die photographische Aufnahme, welche ich meinem Kollegen Knight in Laramie verdanke, uns ein treffliches Bild des durchklüfteten, vom Wind und Sandgebläse zerfressenen Gipfels giebt.

Rasch eilten wir hinunter und erreichten im Mondscheine die Ranche mit dem köstlichen Wasser, wo die Cowboys ein üppiges Mahl mit Welschkornbrei und allerlei undefinierbaren Beigaben bereitet hatten, und wo die Lagerstätte an dem malerischen Gehänge des Berges auf die müden und abgehetzten Wanderer wartete. Trotz Mondschein, Moskuitos, Geheul des Windes und der Cayote schlief ich wie ein Dachs und träumte von meinen heimischen Ammoniten.

Beschauliche Ruhe war nicht in dem Programm meines Freundes und Führers vorgesehen: die ersten Strahlen der Sonne sahen uns schon wieder munter. Nach kurzem, kräftigem Frühstück ging es wieder zu Pferde hinaus in die taufrische Prairie, und in wenigen Stunden sahen wir die Zelte unserer Bone-cabin-camps wieder. Dorthin wurde der Wagen mit dem Gepäck gebracht, während wir beiden Geologen an den Gehängen des River die alten Fundplätze der Dinosaurier, welche dort ausgehoben worden waren, musterten. Erst gegen

Mittag kamen auch wir zum Camp und untersuchten die Fortschritte der Ausgrabung, während die ausgeschirrten Pferde sich fröhlich im Grase wälzten. Freilich war die Freude bald vorüber, denn nach kurzer Rast wurde wieder gesattelt, gepackt, und fort ging es im gewohnten Tempo trotz der schwarzen Gewitterwolken, welche sich drohend zusammengezogen hatten und ein tüchtiges Duschbad versprachen. Großartig, an die Wüste erinnernd, ist solche Gewitterstimmung, wenn die scharfen Windstöße Sand und Staub in Wolken aufwirbeln und über die Ebenen fegen, fast in demselben Fluge wie die hier zahlreich dahinjagenden Antilopen. Unser Ziel lag im Westen und war bezeichnet durch die einseitig steil abfallenden Hügelkette des Como-Bluff, des berühmtesten Fundplatzes für Dinosaurier. Aus diesem hatten schon die früheren Geologen Marsh und Cope ihre Schätze bezogen, welche seiner Zeit die ganze Gelehrtenwelt in Staunen versetzten, und es lag mir viel daran, auch diese Plätze genau studieren zu können. Wieder ging es stundenlang durch die weiten Gefilde, bis die rot- und weißgebänderten Gehänge des Como-Bluff näher rückten, an dessen Fuß eine stattliche, schöne Ranche mit gutem Wasser vortrefflichen Nachtquartier und Schutz vor Sturm und Regen versprach.

Aber noch galt es ein Wagestück, denn zwischen dem Quartiere und uns wälzte der Medicine River seine trüben, braunen Fluten. Der Fluß war zwar nicht sonderlich breit, aber sehr tief und die Ufer steil und aus weichem Schlamm gebildet. Der Uebergang mit dem Wagen schien nicht durchführbar, auch unser mutiger Driver (Rosselenker) schüttelt bedenklich den Kopf, und ratlos stehen wir an dem steilen Ufer. Auf der anderen Seite des River sprengt der Besitzer der Rauche, eine prachtvolle Reitergfigur in spanischer Festtracht mit breitrandigem Hute, gesichtem Hemde, silberdurchwirktem Gürtel und kurzen Lederhosen, das Fell nach außen gekehrt, und riesigen Sporen, auf einem herrlichen Schimmel in voller Carriere daher; mit scharfem Druck lenkt er sein Pferd ins Wasser und, im Sattel sinkend, durchschwimmt er elegant, ohne naß zu werden, den Fluß und begrüßt uns mit spanischer Grandezza. Was nun verhandelt wurde, habe ich nicht verstanden, denn ich war viel zu müde und abgespannt, um auch nur den Versuch zu machen, den schwierigen westamerikanischen Dialekt zu erfassen, und erfreute mich nur an dem Anblick des stattlichen Reiters. Als daher unser Gastgeber sein Roß wieder dem Flusse zuwandte, glaubte ich nicht anders, als daß der Uebergang nun erzwungen werde; ich hielt es für das Geratenste, ihm dicht auf den Fersen zu folgen, und sprengte mit meinem Pferd dicht hinter ihm ins Wasser. Da ich noch nie einen Fluß durchschwommen hatte, überhaupt mehr auf Schusters Rappen zu Hause bin, so verzichtete ich auch auf alle Kunststücke, die Kleider zu schonen, und war heilfroh, als mein Pferd wieder Boden faßte und mit mir die steile Uferböschung hinaufkletterte. Nun war ich zwar übergesetzt, aber gefolgt war mir niemand, und ganz verdutzt betrachtete mich mein edler Ranchero, rief mir einige für mich unverständliche Worte zu und sauste in Carriere fort nach der Rauche. Da stand ich nun triefend und konnte mit Ruhe zusehen, was kommen würde; abzuhalten wage ich nicht, denn ich fürchtete, mit meinen steifen und lendenlahmen Gliedern nachher nicht mehr in den Sattel zu kommen, um so weniger, als meine Rosinante stets gegen das Aufsitzen einen merklichen Widerwillen an den Tag legte. Also blieb ich im Sattel und ließ das Wasser ablaufen. Bald kam auch für die anderen Erlösung; unser Freund brachte neue kräftige Pferde, mit welchen er übersetzte. Der Wagen wird hoch gepackt, damit wenigstens Kleider und Bett geschont bleiben, und, die neuen Pferde vorgespannt, geht es hinunter über das Ufer ins Wasser hinein. Ich hatte nimmer geglaubt, daß das Wagnis gut abgehen würde, aber durch die lange Kette der acht vorgespannten Pferde gewinnen die vorderen doch wieder Boden, ehe der schwimmende Wagen sie mitreißt; sie sinken zwar am Ufer bis an den Bauch in den widrigen Schlamm ein, aber schließlich gelingt es doch den vereinten Anstrengungen, Pferde und Wagen am Ufer hochzukriegen, und triefend, aber frohen Mutes geht es rasch dem nahen Nachtquartier entgegen.

Es war ein herber Abend für mich, denn ich bin kein geübter Reiter, und 35 Meilen (= 56 km) in der Prairie hinterlassen bei einem Anfänger das Gefühl eines leichtgeräderten Körpers; dabei galt es noch, bis spät in die Nacht beim Kerzenlicht alle meine Aufsammlungen umzupacken und die Etiketten neu zu schreiben, da alles bei dem Uebergang aufgeweicht und zum Versand unbrauchbar geworden war. Noch heute betrachte ich diese Jurafossilien mit wehmütigen Gefühlen im Gedanken an die damaligen Strapazen.

Mit Ach und Weh erhebe ich mich am anderen Morgen mit Sonnenaufgang vom harten Lager und besteige wieder meinen Mustang; eine Stunde später klettern unsere Pferde an den steilen Halden des Como-Bluff, während der Wagen mit dem Gepäck nach der Station vorausfährt. Bis zur letzten Minute wird die Zeit an den berühmten Fundstätten ausgenutzt, und im schärfsten Tempo, ohne die geringste Rast, stets im Trab und Galopp, werden dann die 12 Meilen (20 km) nach der Station zurückgelegt. Es ist mir heute noch ein Rätsel, daß mein Pferd nicht dutzendmal in dem zerklüfteten Terrain, voll Löcher der Prairiehunde und bedeckt mit den gefürchteten Kakteen, gestürzt ist und daß ich mich überhaupt im Sattel halten konnte. Auf der Station Medicine Bow reicht es gerade noch, das Gepäck zu expedieren, dann hinein in den Zug und steif wie ein Besenstiel sinke ich in die weichen Polster des Coupés.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.

Die Henzeschen explosionssicheren Gefässe.

Wenn brennbares Gas sehr enge Leitungen, z. B. ein engmaschiges Drahtnetz passiert, so kann das auf der einen Seite des Netzes brennende Gas dem auf der andern Seite befindlichen Gase die zum Verbrennen nötige Wärme nicht mitteilen, und die Flamme kann sich nicht weiter verbreiten, solange das Drahtnetz nicht glüht.

Auf diese Thatsache gründet sich die Konstruktion der Davyschen Sicherheitslampe, welcher sich die Bergleute in den Gruben bedienen, um sich gegen Explosionen der Kohlengase (schlagende Wetter) zu sichern. Das Licht dieser Lampe befindet sich hier in einem engmaschigen Drahtcylinder. Verbringt man die brennende Lampe in ein Gemenge explosibler Gase, so streichen diese durch die Maschen des Netzes hindurch, und im Innern der Lampe entsteht eine kleine Explosion. Hierbei verlischt das Licht, und die Zündung verbreitet sich infolge Abkühlung am Drahtnetz nicht nach außen. Kürzlich hat nun A. Henze in Paderborn dieses Prinzip in geschickter Weise auf Haushaltungs- und Vorratsgefäße angewandt, welche zur Aufbewahrung leicht entzündlicher Flüssigkeiten, wie Benzin, Benzin, Petroläther, Spiritus, Petroleum u. a. m., dienen sollen. Nach Form, Inhalt und Material sind diese Gefäße den für diese Zwecke im Handel und Gebrauch befindlichen gewöhnlichen Blechgefäßen aller Art ähnlich, sie unterscheiden sich aber von diesen ganz wesentlich durch ihre eigentümliche Konstruktion im Innern.

Von dem Hals der Gefäßöffnung aus führt ein engmaschiger Drahtnetzabschnitt cylinderförmig in den Innenraum. Diesem Abschluß ist, um das schwache Drahtnetz vor zufälligen Beschädigungen zu schützen, ein durchlöcherter Blechmantel vorgelagert, der, wenn man in das Gefäß hineinblickt, sichtbar ist. Das hinter dieser Schutzvorrichtung befindliche Drahtnetz kann nicht gesehen werden.

Haben sich in einem solchen Gefäß, das teilweise mit einer leicht entzündlichen Flüssigkeit angefüllt ist, explosible Dämpfe gebildet (es stand vielleicht unverschlossen nahe am Herd, ist warm geworden und hat dem Abkühlen Luft eingezogen) und es findet eine Zündung von der Oeffnung her statt, so kann wohl infolge einer kleinen Explosion ein Feuerschwaden am Gefäßhals entstehen, eine Fortpflanzung desselben ins Innere erfolgt jedoch hierbei infolge der Abkühlung am Drahtnetz nicht. Brennt die Flüssigkeit am Gefäßhals weiter, so kann die Flamme durch einfaches Bedecken mit dem Deckel, einem Brettchen oder ähnlichem gelöscht werden, ohne daß man ein Zurückschlagen der Flamme und die etwa nachfolgende Explosion befürchten müßte.

Entsprechende Versuche haben gezeigt, daß man ohne Gefahr diese Gefäße von außen her erhitzen, die Dämpfe am Gefäßhals entzünden und die brennenden Flüssigkeiten von einem Gefäß ins andere übergießen kann. Eine zum Teil mit Benzin gefüllte Henzesche Petroleumkanne wurde über eine Bunsenflamme gehalten, bis ein lebhaftes Sieden des Benzins erfolgte und die Benzindämpfe, welche der Eingußöffnung entstiegen, sich entzündeten. Durch die kurze Ausgußröhre wurde nun Luft eingeblasen und hierauf eine rasche saugende Bewegung gemacht, ein Experiment, welches wir mit einer gewöhnlichen Petroleumkanne nicht wiederholen dürften, ohne die nötigen Sicherheitsvorkehrungen zu treffen.

Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß solche Henzesche Kannen den leicht entzündlichen Flüssigkeiten beim Hantieren damit ihre Feuergefährlichkeit nicht benehmen. Sie bieten nur Sicherheit gegen das Zurückschlagen der Flamme in den Innenraum des Gefäßes, was an sich ein bedeutender Vorteil ist; darüber aber geht ihre sicherende Wirkung nicht hinaus.

Eine weitere Sicherheitsvorkehrung befindet sich noch an den Vorratsgefäßen für Benzin, Petroleum und ähnliche Flüssigkeiten. Diese Gefäße führen an ihrer Eingußöffnung einen aufschraubbaren Metallring, welchem, um den Verschluß zu vervollständigen, eine gerade in den Ring hineinpassende Metallscheibe aufgelötet ist. Die Lötung selbst ist mit einem schon in geringer Wärme schmelzenden Metall ausgeführt. Befindet sich ein solches Benzingefäß, z. B. eine Benzinkrommet mit einigen 100 l Inhalt, in einem Raum, in welchem auf irgend eine Weise Feuer entstanden ist, so wird die Trommel nicht platzen und durch Herauslaufen des Benzins das Feuer verstärken, sondern die Metallscheibe wird abschmelzen und das Benzin wird nun zur Oeffnung des Gefäßes herausbrennen. Diese Flamme ist, nachdem das sonstige Feuer gelöscht ist, leicht durch Bedecken des Gefäßhalses zu unterdrücken, ein Hineinschlagen der Flamme ins Gefäß schadet nichts, weil auch hier die Drahtnetzvorrichtung angebracht ist. Auf Grund eigener Anschauung und Versuche kann ich die Henzesschen Gefäße den Hausbaltungen, Droguerien, ebenso wie den Besitzern von Luftgasmaschinen bestens empfehlen.

Dr. **A. Bujard.**

Blätter und Blüten.

Aufklärung der Japanerinnen. Die Hochflut der Frauenbewegung wirft ihre Wellen weit über das alte Europa hinaus jetzt auch in jene Länder hinein, wo die Frauen noch immer in jahrtausendlanger getragener Unterdrückung oder in einem Zustand, halb Traum, halb Spielerei, dahinvegetieren. Auch die Japanerin ist aus ihrem Blumenleben erwacht und begehrt ihr Teil von den Pflichten und Rechten der neuen Zeit, sehr zum Verdruß vieler ihrer Landsleute, die von den alten Traditionen nicht lassen wollen. Vor zwanzig Jahren war's, da wurden mit den Neuerungen, die nach europäischem Muster im Inselreich des Mikado eingeführt wurden, auch vereinzelte Frauenstimmen laut, die eine Reform der Frauenstellung, eine bessere Ausbildung der Jugend, eine Gleichberechtigung mit den bis dahin willig als Herren und Gebieter anerkannten Männern verlangten. Sie drangen nur selten durch, sie wurden noch überlaut von der Empörung des in seinem angemaßten Herrschertrecht bedrohten männlichen Geschlechtes, von dem Zetern der großen Mehrzahl der Frauen, die noch kein Verständnis hatten für die neuen Ideen, die ihnen etwas Sicheres — und wor's auch nur die sichere Dienstbarkeit! — nahmen, um ihnen etwas Ungewisses, noch Unerprobtes dafür zu geben. Aber jene Stimmen ließen sich nicht zum Schweigen bringen, sie hörten nicht auf, das neue Evangelium zu verkünden, daß die Frau nicht nur ein hübsches Spielzeug für den Mann, eine Zierde seines Hauses sein solle, sondern die Gebärerin, die sein Leben, seine Sorgen und Mühen, seine Arbeit und Erholung, sein Jubeln und Streben teilt. Zwanzig Jahre sind eine kurze Zeit im Leben eines Volkes, ein winziger Bruchteil den Jahrtausenden gegenüber, die es schon durchlaufen hat. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist es unendlich viel, was die Frauenbewegung seit ihrem ersten Auftauchen in Japan geleistet hat. Aus den vereinzelten Rufen nach Jahrtausende denkender, arbeitender Frauen geworden, es besteht jetzt in Japan eine „Japanische Vereinigung zur Heranbildung der Frau", eine „Frauenvereinigung zur Erziehung", eine „Frauenvereinigung zur Beförderung der Gesundheit", ein „Informationsbureau für Frauen", eine „Damengenossenschaft zur Heranbildung von Pflegerinnen des Roten Kreuzes", eine „Frauenvereinigung zur Hilfe für verlassene kranke Kinder" und viele mehr. An der Spitze all dieser Bestrebungen steht die Gattin des früheren Ministers des japanischen Kabinetts, Frau Hatogama, eine begeisterte Anhängerin der Frauenbewegung, eine hochgebildete thatkräftige Frau. Sie erzählt in einem bezüglichen Berichte von dem wichtigsten der oben bezeichneten Vereine, von der heute bereits zehntausend Mitglieder zählenden „Vereinigung zur Heranbildung der Frau", deren Hauptzweck es ist, unbemittelten Frauen und Mädchen die Fortsetzung ihrer Studien an den japanischen Normalschulen und Universitäten zu ermöglichen. Die hervorragendsten Gelehrten, Dramatiker, Künstler und Litteraten haben sich bereitwillig in den Dienst der guten Sache gestellt und Sonderkurse in ihrem Fach gehalten, die dann durch Zeitschriften den weiteren Kreisen der Japanerinnen zugänglich gemacht wurden. Die Weiterbildung der dieser Vereinigung beigetretenen Frauen dauert fünf Jahre, während welcher Zeit jedes Mitglied als Beibeitz zu der noch jungen Vereinskasse einen monatlichen Beitrag von 70 Pfennig zu zahlen hat. — Frau Hatogama berichtet, daß die Vereinigung bereits Wunder unter ihren Landsmänninnen verrichtet, dieselben zu Selbstständigkeit, Pflichtbewußtsein und logischem Denken erzogen habe. Mit feinem Humor plebt sie auch zu, daß die Frauenbewegung Japan die ersten — alten Zopf abgeschnitten hat, ein Umstand, der von den Gegnern der Reform mit schadenfrohem Lächeln als ein trauriges Resultat, von ihr aber als das hingestellt wird, was es wirklich ist, als eine Folge des größeren Selbstbewußtseins der Frau, die nicht mehr widerspruchslos den ersten besten, ihr von den Eltern zudiktierten Gatten nimmt, sondern das Recht beanspruchi, sich den Lebensgefährten selbst zu wählen.

Volksaltertümer. (Mit Abbildungen.) Neuerdings ist man in weitesten Kreisen auf alte Webetechniken aufmerksam geworden, die in gleicher Weise an verschiedenen Punkten der Erde ausgeübt werden und ein hohes Alter aufweisen. Zu diesen zählt die „Bandweberei", von der sich Nachklänge einstiger Ausübung selbst in Deutschland noch vereinzelt erhalten haben (Friesische Inseln, Ditmarschen, Schwarzwald). Noch sind die Geräte selten, und es ist ein besonderer Zufall gewesen, der den abgebildeten — noch dazu sehr alten — Webstuhl in das Berliner „Museum für deutsche Volkstrachten und die Erzeugnisse des Hausgewerbes" führte. Das Gerät wird auf einen Tisch gestellt und mit einem Holzhalter festgemacht. Auf einer horizontalen und leicht festzustellenden Halpel sind die Kettfäden aufgerollt, von der sie durch ein senkrecht stehendes Kammbrett derart hindurchgeführt werden, daß 1, 3, 5 und so fort durch Fach 1, 2, 4, 6 ꝛc. durch Löcher laufen. Hebt nun die vor dem Tische sitzende Weberin die Kettfäden, so entsteht zwischen beiden Schichten ein Raum, durch den sie die aufgerollten Schußfäden schiebt, senkt sie die Fäden, so wechselt das Verhältnis der beiden Schichten, und sie kann den Schuß zurücklassen lassen. Das sehr alte Gerät wurde und enthält noch ursprüngliche Fäden, wie sie die Weberin vor vielleicht 50 Jahren hat liegen lassen. — Aus derselben Gegend ist auch die abgebildete Schüssel mit der merkwürdigen Darstellung eines Charlatans, der seinen Wundertrank selbst kutschiert. Gelbe Hosen und Mütze und rote Joppe lenken die Aufmerksamkeit ebenso auf sich, wie die sahrbahre, einem Schwein noch am meisten ähnelnde Figur auf dem Wagen. Daß die vielen angepriesenen Mitteilchen wenigstens dem Verkäufer selbst gut bekommen, bezeugt das achtungswerte Embonpoint desselben. Solche Darstellungen kennt man wohl auf Zeichnungen, nicht aber aus Schüsseln, für welche die Bestimmt meist sinnige Bilder oder Sprüche vorzieht. Die Schüssel stammt aus dem 18. Jahrhundert.

R. Mielke.

Eine alte Schwarzwaldschüssel.

Ein alter Webstuhl für Bandweberei.

Volksaltertümer aus dem Museum für deutsche Volkstrachten in Berlin.

Nach Aufnahmen von R. Hönig & Co. in Berlin.

Schneeglöckchen (s. den Bilde S. 165.) Oculi — da kommen sie! Von der ersten Märzwoche ab treffen sie der Regel nach in den deutschen Wäldern ein, und bis Anfang April haben sie ihren Zug nach Norden meist beendet. Dieser Frühjahrsstrich der Schneepfen ist die Gelegenheit, bei welcher der Jäger sie auf dem Anstand herunterholt, nach Sonnenuntergang, wenn mit dem Erscheinen des Abenddernes der Abendstrich einsetzt, oder morgens, wenn mit dem Tagesgrauen der Frühstrich beginnt. Den Abendstrich zweier Schnepfen hat O. Recknagel in seinem Bilde festgehalten. —

Ganz leise sangt es an zu dämmern.

Ein herrlicher, lauer Abend — überall regt sich die neuerwachende Natur, die Knospen schwellen, da

und dort tagt schon ein goldbeflaumtes Weidenkätzchen in die Luft, und die Vögel finden mit jubelndem Lied des Frühlings Nahen an.

Dieser senken sich hier beim dunklen Tannenwald die Schatten, während die untergehende Sonne die Berge drüben in wunderbaren Farben erstrahlen läßt.

Nun erlischt auch dort aller Glanz, die Vöglein werden stiller und stiller, nur da und dort noch ein verschlafenes Zwitschern.

Nun der erste Stern! Jetzt gilt's! Und richtig! Mit schallendem, weitdringendem „Bü wü“ meldet sich der erste Langschnabel an — da streicht er auch schon vorbei.

Horch, wieder ein „Bü wü“ ein paarmal schnell hintereinander, zwei Schnepfen, aufeinander stechend, kommen angestrichen. In gleichmäßigem ruhigen Flug ziehen sie über die Gipfel und senken sich drüben beim Dickicht herunter, um einzufallen.

Mittlerweile ist's fast dunkel geworden, ganz sachte fängt es an zu ruhen, und tiefer noch umfängt tautiefe Stille die Landschaft. So gestaltet sich das friedliche Bild des Schnepfenstriches.

R. B.

Johann Ludwig, der gelehrte Bauer von Cossebaude. (Mit Abbildungen.) Den Löhnitzbergen gegenüber, im fruchtbaren Elbthale unterhalb Dresdens, lagert idyllisch am Fuße des Ostergrees das Dörfchen Cossebaude. Besonders zur Frühlingszeit, wenn hier Berg und Thal im Schmucke von zahllosen blühenden Obstbäumen stehen, ist dieser Ort das Wanderziel Tausender und aber Tausender von Ausflüglern, welche nach dem Osterberge oder dem Weinberge „Lieben Ecke“ hinaufpilgern. Nur wenige aber, welche die breite Hauptstraße Cossebaudes durchwandern, werden dort auf die an dem Thoreingange eines kleinen Bauerngutes angebrachte Tafel achten, auf welcher die Inschrift zu lesen steht:

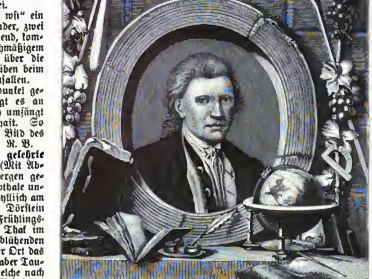
„In diesem Grundstück wohnte der am 25. Febr. 1715 in Cossbaude geborene und am 12. Febr. 1760 hierselbst verstorbene ‚gelehrte Bauer‘ Johann Ludwig.

Oct. 1893. Verschönerungsverein.“

Das Gedächtniß an diesen merkwürdigen Mann scheint in der That unverdienterweise bisher nur ein örtliches zu sein. Und doch hat der „Viertels-Hüfner und Richter“ Johann Ludwig, der uebenbei das Amt eines General-Accis-Einnehmers in Cossbaude bekleidete, durch seine außerordentliche Gelehrsamkeit seiner Zeit so viel Aufmerksamkeit erregt, daß ihn selbst der damals auf schönwissenschaftlichem Gebiete allgewaltige Gottsched in einer „Lebensbeschreibung des Philosophen Wolf“ einer eingehenderen Erwähnung für würdig erachtet, und der gelehrte Leipziger Professor Johann Heinrich Winckler in einem Privatbriefe vom 2. März 1756 nach einem mit Ludwig angestellten Examen schreibt: „Er ist wirklich ein Philosophus und Mathematikus, und beschämt manchen Gelehrten, der auf Universitäten gelebt hat.“ Ausführlicher und mit dem eingehendsten Interesse ist der Lebensgang des bäuerlichen Philosophen in einem Büchlein von Dr. Christian Gotthold Hoffmann niedergelegt, welches, nebst dem hier wiedergegebenen Porträt Ludwigs, auch eine eigene wissenschaftliche und selbstbiographische Abhandlung aus des letzteren Feder enthält. Mit Rührung und Hochachtung müssen in dieser Abhandlung jeden Leser die Schilderungen erfüllen, wie der einer einfachen Bauernfamilie entstammende Mann in unwiderstehlichem Wißensdrange von den Anfängen der niederen Arithmetik ausgehend (auf welche ihn seine Bestallung als Accisennehmer gebracht hatte) zur Trigonometrie, zur Astronomie und endlich sogar zu dem Studium der damals bahnbrechenden Wolfschen Philosophie vorwärts schreitet, und das alles, trotz eines äußerst strengen Vaters, der von der Gelehrsamkeit nichts wissen wollte, ohne die Hilfe eines Lehrers, in einsamen, talten Winternächten oder gar hinter dem Pflug oder dem Schiebkarren, der die selbstgebauten ländlichen Produkte zum Markte führt. Höchst eigenartig muß die bäuerliche Gelehrtenstube Ludwigs in seinem einfachen Wohnhause, welche die zweite Abbildung veranschaulicht, beschaffen gewesen sein. Zwischen dem Ehbette und der Kinderwiege fand der aus rohen Brettern gefügte Studiertisch mit selbstgefertigten Globen und Meßinstrumenten, darüber auf einem Gestelle der aus sauerverdienten Spargroschen erworbene Bücherschatz, während die Wände mit in Kreide geschriebenen philosophischen und mathematischen Meßprüchlein bedeckt waren. Gewiß ein sonderbarer Aufenthalt für einen nun der rauhen Arbeit seiner Hände lebenden Bauersmann! Wenn Johann Ludwig auch keine wissenschaftlichen selbständigen Entdeckungen zu verzeichnen hat, so ist er doch sicherlich ein festerer Charakterkopf aus der damaligen Zeit. Neuerdings hat man in der Schule zu Cossebaude sein Porträt angebracht, als Mahnung zur Ausdauer und zum fleißigen Streben für die Jugend.

Bruno Jadeich.

Norwegischer Wasserfall. (In unserer Kunstbeilage.) In majestätischem Ernst steht die norwegische Landschaft da. Hohe Berge, enge Thäler, dunkle Tannenwälder und der brausende, tosende Wasserfall, alles trägt dazu bei, dieser Scenerie den Charakter des Erhabenen zu geben. Mitten in dieser scheinbar so unberührten Natur steht die Sägemühle, die Hauptquelle des Reichtums für die Bewohner dieser Gegenden. Mit Einigem seiner Gesundheit, ja seines Lebens schafft der Flößer auf den reißenden Flüssen meilenweit das Holz hierher zur Verarbeitung. Oberhalb des Wasserfalles ist eine Terrasse, ein sogenanntes „stilles Wasser“. Skandinaviens Flüsse müssen den harten Thalgrund nehmen, wie die Natur ihn gebildet hat. Die Widerstandskraft des Gesteins ist so groß, daß die Fluten nicht imstande sind, es glatt auszuschleifen; ihr Bett fällt daher nicht sanft ab, sondern bildet wie das Thal selbst eine Reihe von Terrassen. Auf jedem Absatz fließt der Fluß langsam und stille oder bildet noch häufiger einen kleinen See und stürzt sich dann in einer Reihe kleinerer oder größerer Fälle hinab, bis er den nächsten Absatz erreicht. Wenn in die Fälle in ihrem Lauf über hartes Urgestein im Hinblick auf die Schiffbarkeit auch viele Rochelle aufweisen, so haben dieselben doch einen unbestreitbaren Vorzug in der Klarheit und Reinheit ihres Wassers. Die harten Bergarten liefern wenig Geröll ab, dieses fällt im ersten See auf den Grund, und das Wasser strömt in höchster Klarheit weiter. Der Wasserreichtum ist für die norwegische Landschaft geradezu bezeichnend. Der Norweger ist so gewöhnt, von jedem Haus Aussicht auf ein Wasser zu haben, daß er eine Landschaft ohne Fluß oder Meer kaum für schön erkennen wird.



Johann Ludwig.

Nach dem Titelblatt des Buches von Dr. Christian Gottlieb Hoffmann über Johann Ludwig, den gelehrten Bauer von Cossebaude.

Das Wohnhaus Johann Ludwigs in Cossebaude.

Die Auflösungen der Rätsel und Aufgaben aus Halbheft 5 folgen im nächsten Halbheft.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Heft 3, 1902.

Mahnruf!

Hängt Trauerbänder an die Siegesfahnen!
Es ward den Witwen tapfrer Veteranen
Verlagt die Gabe für des Lebens Not.
Die Schläfer mahnen unter den Cypressen:
Nie darf das Reich des Dankes Schuld vergessen,
Den Ruf der Ehre und der Pflicht Gebot!

In Stein und Erz die Monumente ragen,
Sie bringen Kunde von den großen Tagen
Des deutschen Volkes einer späten Zeit.
Das Reich erstand, Dank seinen tapfren Söhnen,
Und ihre Thaten wird die Nachwelt krönen,
Deckt ihre Namen auch Vergessenheit.

Wieviele lagen auf der blut'gen Stätte!
Der Schlachten Blitz warf sie aufs Totenbette,
Sie grüßten sterbend ihrer Adler Flug.
Ob ihn der Reiter Eisensturm zertrete,
Der Krieger stirbt mit sliehendem Gebete —
Für Weib und Kind den letzten Atemzug!

Für Weib und Kind — ihr Bild verläßt ihn nimmer:
Vom Erdentag der letzte Abendschimmer!
Nur in den Seinen lebt er selber fort,
Und sein Geschlecht, am heimatlichen Herde,
Schlägt Wurzeln in der mütterlichen Erde,
Ist auch der Wipfel über Nacht verdorrt.

Die späte Mahnung hat Gehör gefunden:
Die heimgekehrt mit Lorbeer und mit Wunden
Vergißt fortan des Reiches Pflege nicht.
Doch Weib und Kind — die schwerste aller Sorgen
Wirft ihre dunklen Schatten auf das Morgen,
Ruht auch das Heute noch im Sonnenlicht!

Und jetzt — und jetzt?! Wenn arme Witwen klagen,
Da soll das Reich erbel'nen Schutz verlagen?
Der Ruhm ward Stein; ist auch das Herz versteint?
Eh' mag der Monumente Pracht zerfallen,
Eh' ungetröstet eine noch von allen
Am Grabe des vergell'nen Helden weint!

Rudolf von Gottschall.

Bilder aus der Gegenwart.

Der Besuch des Prinzen Heinrich in Amerika. Seit Wochen bringt uns der Telegraph jeden Tag neue Nachrichten über Ehrungen des Prinzen Heinrich, die gelegentlich seiner bevorstehenden Reise nach Amerika sowohl von der Regierung wie vom Volke ausgehen sollen. Aus dem einfachen Höflichkeitsakt ist ein staatspolitisches Ereignis geworden, dessen Einwirkung auf die schon bisher glücklicherweise höchst freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten nicht unterschätzt werden darf. Umgeben von einer Anzahl hoher Marineoffiziere, soll Prinz Heinrich den amerikanischen Boden betreten, nachdem ihm Kontre-Admiral Evans mit dem nordatlantischen Geschwader bereits auf hoher See den ersten Gruß des amerikanischen Volkes überbracht haben wird. Dem Prinzen ist als Gast der Nation ein Empfang zugedacht, wie er großartiger noch nie einem europäischen Fürsten in den Vereinigten Staaten geboten wurde. Präsident Roosevelt und Staatssekretär Hay stehen an der Spitze der offiziellen Gastgeber, mit ihnen wetteifern die Vertreter der großen amerikanischen Städte, allen voran Seth Low, der Bürgermeister von New York, der das stolze Wort hat sollen lassen: „Dieser Empfang soll — dafür werden wir Sorge tragen — alle früheren in Schatten stellen." Während für die von der Regierung geplanten Festlichkeiten der Kongreß die Kosten bewilligt, werden die für die New Yorker Festtage notwendigen Beträge von privater Seite aufgebracht. Mit der Uebermittlung der von Städten und Korporationen ausgehenden Einladungen an den Prinzen wurde der deutsche Botschafter, Herr Dr. von Holleben, betraut, dessen freundschaftliche Beziehungen zu den wichtigsten Persönlichkeiten bekannt sind. Das Programm der ersten Tage, welche in New York und Washington verbracht werden sollen, umfaßt neben den offiziellen Festen beim Präsidenten, Staatssekretär und Botschafter und der Feier der Taufe der Kaiserjacht ein Frühstück, das die hervorragendsten Vertreter des Handels und der Industrie veranstalten, und ein Festmahl, das die amerikanische Presse im Hotel Waldorf-Astoria zu New York gibt. Der weitere Aufenthalt ist für eine Reise nach dem Westen bestimmt, die den Prinzen bis in das kerndeutsche Gebiet der Stadt Milwaukee führen wird. Ferner ist ein Besuch der Marineakademie zu Annapolis, der Militärakademie zu Westpoint und des bei Chattanooga gelegenen Schlachtfeldes auf dem großen Bürgerkriege in Aussicht genommen. Die Rückreise des Prinzen ist auf den 11. März festgesetzt.

Prinz Heinrich von Preussen.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph J. C. Schaarwächter in Berlin.

Präsident Roosevelt.
Copyright by Pach Bros., New York.

Eine Buren-Postkarte von Franz von Defregger. Immer neue Pläne und Ideen tauchen auf, um das Elend der Buren zu lindern, dem Volke, dessen Tapferkeit, Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit die Bewunderung aller Nationen erregt hat, ein Zeichen der Sympathie zu geben, ihm beizustehen in dem guten und gerechten Kampfe. So streng die

Diplamatie sich zurückhält und vielleicht zurückhalten muß, so warm ist das deutsche Volk in seiner Gesamtheit für die Buren eingetreten. Nun hat Franz v. Defregger eine Postkarte gezeichnet, auf der in herzbewegender Weise der Jammer der vom Haus und Hof verjagten Burenfamilien geschildert ist, und der Erlös aus dem Verkauf dieser Postkarten soll den Gefangenen und Verwundeten zu Gute kommen. Die Karten sind entweder von Herrn Professor v. Defregger, München, Königinstraße 31 direkt zu beziehen oder durch Vermittlung einer Postkartenhandlung.

Staatssekretär John Hay.

Dem niederländischen Ministerpräsidenten Dr. Abraham Kuyper gebührt das Verdienst, einen ersten greifbaren Vermittlungsvorschlag zur Beendigung des in Südafrika wütenden Kampfes gethan zu haben. Im Vertrauen auf den Wunsch des englischen Königs, bis zur Krönung den Krieg beendet zu sehen, war Kuyper jüngst nach London geeilt, um zwar nicht mit den englischen Regierungsleuten, wohl aber mit maßgebenden politischen Kreisen, u. a. mit dem „kommenden Mann" der englischen Politik, Lord Rosebery, Fühlung zu nehmen, so daß er nach seiner Rückkehr seinen Friedensvermittlungsversuch in vollem Einverständnis mit jenen politischen Faktoren machen konnte. Die englische Regierung hat den holländischen Vorschlag nun zwar abgelehnt, sie zeigt jedoch selbst den Weg an, der zu einer Verständigung führen kann: sie sieht nicht, wie Kuyper es thut, im Präsidenten Krüger und den außerordentlichen Burengesandten Fischer, Wolmarans und Dr. Wessels die wahren Vertreter der südafrikanischen Republiken, sondern erklärt sich bereit, mit den bisherigen Präsidenten des Oranje-Freistaates Steyn und dem Präsidenten des Transvaalstaats Schalk Burger zu unterhandeln.

Kontre-Admiral R. D. Evans.

Bürgermeister Seth Low.

So gering nun auch die Aussichten auf eine demnächst bevorstehende Verständigung zwischen den beiden kriegführenden Parteien sind, der Wunsch und die Hoffnung, daß eine solche erfolgen und der furchtbare Kampf, der nun schon bald zweieinhalb Jahre wütet, sein baldiges Ende finden möge, werden in der ganzen zivilisierten Welt aus vollem Herzen geteilt. und besonders bei uns in Deutschland

Die Buren-Postkarte von Fr. v. Defregger: Kriegführung gegen Frauen und Kinder in Südafrika.

Bolschafter Dr. v. Holleben.

Vom Leipziger Verein für Familien- und Waisenerziehung. Je größer der Wunsch und die Notwendigkeit weiblicher Erwerbsthätigkeit werden, desto mehr häufen sich naturgemäß auch die Nachfragen nach geeigneten Bildungsstätten, in denen die weibliche Jugend sich auf einen späteren Beruf oder doch auf eine erspriessliche und erfolgreiche Thätigkeit im eigenen Hause vorbereiten kann. Wir möchten an dieser Stelle auf die mannigfachen Institute hinweisen, welche der seit dreißig Jahren bestehende Leipziger „Verein für Familien- und Waisenerziehung" daselbst gegründet hat, auf das „Seminar für Kindergärtnerinnen", das „Lyceum für Erzieherinnen und Seminarlehrerinnen" usw. Die ersten Lehrkräfte Leipzigs erteilen den wissenschaftlichen Unterricht, Weiterbildung in Malen und Modellieren, in Handfertigkeitsunterricht usw., die Methodik des Elementarunterrichts ist mit praktischen Uebungen in einer Bürgerschule verbunden, und ein stattliches

Die deutsche Gesandtschaft in Washington.

Haus, Weststraße 16, nimmt auswärtige Schülerinnen auf, um ihnen Gelegenheit zu hauswirtschaftlicher Thätigkeit zu geben. Mehr als 1000 Kindergärtnerinnen sind schon aus der oben genannten Anstalt hervorgegangen und haben Stellung im In- und Ausland gefunden, aber auch Damen, die ihre dort erworbenen Kenntnisse nur im Dienste des Hauses, der eigenen Familie verwenden wollen, haben die Erziehungs- und Bildungsstätten des Vereins gern besucht. Nähere Auskunft erteilt die Vorsitzende des Vereins, Frau Dr. Goldschmidt, Leipzig, Simsonstraße 10.

Eine wertvolle Bibliothek. Der große Nordpolforscher Nordenskjöld hat eine Bibliothek hinterlassen, die nach dem Urteil von Fachleuten in ihrer Art fast einzig dasteht. Diese Bibliothek, die z. B. zahlreiche seltene Drucke aus dem 15. Jahrhundert enthält, ward der Universität Helsingfors, der Geburtsstadt des berühmten Forschers, kürzlich durch die Familie des Verstorbenen zum Kauf angeboten. Die akademische Senat beschloß einstimmig, mit allen Mitteln auf den Ankauf hinzuwirken, und wandte sich an die Regierung mit der Bitte, durch einen größeren Zuschuß die Kaufsumme in Höhe von 250 000 finnischen Mark aufbringen zu helfen. Nachdem die Vertreter der Regierung den Vorschlag des akademischen Senates befürwortet haben, ist eine Beihilfe aus Staatsmitteln von 200 000 Mark bewilligt worden, und von den übrigbleibenden, von der Universität zu tragenden 80 000 Mark wird auch noch die größere Hälfte vom Staate aufgebracht. Helsingfors wird in dem Vermächtnis seines größten Sohnes künftig einen kostbaren Schatz zu wahren haben, um den es von mancher Universität beneidet werden mag.

Dr. Abraham Kuyper, niederländ. Ministerpräsident.

Vom Berliner Künstlerfest: Dornröschen-Festspiel.
Nach dem Leben gezeichnet von H. Winde.

Berliner Künstlerfeste. Das alle zwei Jahre stattfindende Ballfest der Berliner Künstlerinnen, bei dem die Anwesenheit von Männern ausgeschlossen ist, stand diesmal unter dem Zeichen des Weltverkehrs und bot damit einen bequemen Rahmen für die Zurschaustellung eigenartiger Kostüme aus den verschiedensten Kulturgebieten, wie nicht minder aus den Reichen wilder Völkerschaften. Einem alten Gebrauche folgend, machte sich eine stattliche Zahl der erschienenen Damen des Festen des stärkeren Geschlechts zu Nutze, um ihrerseits in Männertracht einherzustolzieren und damit die Verpflichtung zu übernehmen, ritterlich galant den anderen Teilnehmerinnen zu huldigen. Der Charakter des Festes, eine „Weltreise in fünf Stunden", kam vor allem in einem großen internationalen Zuge zum Ausdruck, der zwölf malerische Gruppen enthielt.

Deutsche Matrosen, schmucke Bänajacken, eröffneten den Zug, ihnen folgten die Gruppen der Spanier, Türken, Ägypter, Inder, Amerikaner, Russen, Grönländer u. a. m. Zahlreiche Nationaltänze und Nationalschauspiele wurden auf der Bühne vorgeführt: dem Tanz der Bierländerinnen reihten sich die italienische Tarantella und orientalische Schleiertänze an, Spanien war durch einen „Hahnenkampf" vertreten, und Amerika entsandte seinen Artistenzirkus mit Schulreiterinnen, Jockeys und Klowns. Weiterhin sorgte ein „Ueberhaupt-Variété" für musikalischen Genuß; namentlich reizvoll war der Vortrag des Schubertschen „Ständchen" als „Chorlied schlafstrunkener Malerinnen" durch 50 junge Künstlerinnen in mystischen weißen Gewändern. Im Tanzraum endlich fand eine fröhliche Verbrüderung aller Nationen statt, und lustig tanzten jung und alt bis in den frühen Morgen hinein. — Emsteren Charakter als dieses ausgelassene Faschingsfest in Künstlerinnen trug die Veranstaltung des Vereins Berliner Künstler, der zwei Tage später, am 8. Februar, seine Mitglieder und Freunde zu einem Märchenfest versammelte. Das schöne Künstlerhaus war in einen Wald verwandelt

Vom Berliner Künstlerfest: Die sieben Schwaben.
Nach einer Aufnahme von Herm. Boll in Berlin.

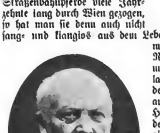
worden, in dem die deutschen Märchen sich abspielten. Vor allem das Dornröschen-Märchen, das von Julius Wolff den Festspiel zu Grunde gelegt worden war. Pantomimische Darstellungen zeigten die Küchen- und die Spindelszene, dann wuchs die Rosenhecke empor, und erst der Kuß, mit dem der Prinz die Schläferin erweckte, brachte neues Leben hervor. Ein Hochzeitsmahl und ein Turnier gaben den Abschluß dieser poetischen Vorführung. Im Märchenreich aber tummelten sich bereits die Gestalten aus Sage und Dichtung, Ritter und Edelfrauen, fahrend Volk und Hexen, Zigeuner und Landsknechte, und brachten eines jener reizvollen Bilder hervor, wie sie nur echter Künstlergeist und froher Künstlerübermut zu schaffen vermögen.

Vom Berliner Künstlerinnenball: Matrosen-Gruppe.
Nach einer Aufnahme von L. Gestrig in Berlin.

Kurse für Müller und Bäcker. An der Versuchsanstalt des Verbandes Deutscher Müller, in der Königl. Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin N. Invalidenstr. 42, findet unter der Leitung des Ausschußstandes, Herrn Geheimen Regierungsrat Prof Dr. L. Wittmack, vom 10. bis 22. März 1902 wieder ein vierzehntägiger Kursus statt. Derselbe wird Botanik und Chemie des Getreides und Mehles, Hefe, Bäckereien, Einrichtung von Lagerhäusern usw. besonders berücksichtigen. Der Unterricht wird von Fachleuten erteilt. Die Lernenden werden zum Mikroskopieren angeleitet, um sie instand zu setzen, Beimengungen, Fälschungen des Mehles festzustellen und die Ausführung von Aschenanalysen der Mehle, Untersuchungen des Klebers vornehmen zu können. Das Honorar beträgt 60 Mark, die Arbeitszeit ist auf 8—12 Uhr vormittags und 2—5 Uhr nachmittags festgesetzt. Die Anmeldungen sind schriftlich einzureichen bei der Versuchsanstalt des Verbandes Deutscher Müller unter oben genannter Adresse.

Der letzte Pferdebahnwagen in Wien. Nun sind auch in Wien die Pferde im Straßenbahnverkehr verschwunden; seit dem 29. Januar werden sämtliche Linien der Wiener Straßenbahn ausschließlich von elektrischen Wagen besahren. Oft haben die Wiener die armen „Trawuay-Rösser“ bedauert, wenn diese keuchend vor den immer überfüllten Wagen liefen, oft aber haben sie auf die Tiere auch geschimpft, wenn leinerlei Eyzeci, mit den flotten Fiakern eine Wettfahrt aufzunehmen, sich in ihnen rühren wollte. Bald bedauert und bald verlästert sind also die Straßenbahnpferde viele Jahrzehnte lang durch Wien gezogen, so hat man sie denn auch nicht sang- und klanglos aus dem Leben des Verkehrs scheiden lassen wollen, nun hat ihren Abschied feierlich begangen. Reich geschmückt mit Fahnen, Reifig, Birken und mit verschiedenfarbigen Wagenlaternen zogen die vier letzten Wagen aus den Remisen in Penzing und im Prater aus. Auf jedem der Wagen saß ein Hornist, der Abschiedsweisen blies, zu denen ihn der Gesang der Insassen begleitete.

Letzte Ausfahrt der Wiener Pferdebahnwagen.
Nach einer Aufnahme von A. Röttel in Wien.



Professor Emil Hünten †.
Nach einer Aufn. von Hofphotograph Jul. Stoegermann in Düsseldorf.

Professor Emil Hünten, der ausgezeichnete Schlachtenmaler, ist in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar nach kurzer Krankheit unerwartet von seinen Angehörigen gegangen. Mit ihm ist eine der bezeichnendsten Gestalten aus dem Kreise der Düsseldorfer Kunst geschieden, ein Mann, der nicht nur als Künstler ein Ganzer war, sondern der auch als Charakter allgemein verehrt und geliebt wurde. Zu Paris war Hünten am 19. Januar 1827 als Sohn des bekannten Komponisten Franz Hünten geboren worden, und in der Seinestadt empfing er auch seine erste künstlerische Ausbildung. Später ging er nach Antwerpen und Düsseldorf, wo er unter der Leitung von C. F. Lessing und Wilhelm Camphausen studierte. Seit 1852 hat er hier selbständige Werke geschaffen, die meistens Kriegsszenen, Reiterangriffe und Schlachten darstellen. In den Jahren 1864 und 1866 machte Hünten die Feldzüge mit, und seinen Schaffen als Künstler verdanken wir zahlreiche wahrheitsgetreue Gemälde, welche und den Anblick der Schlachten aus jenen Tagen übermitteln. Auch den Krieg von 1870/1871 hat Hünten aus eigener Anschauung kennen gelernt. Er befand sich während desselben im Hauptquartiere des Kronprinzen. Besonders bekannt ist von den Werken, die als Früchte dieser Studien aufzufassen sind, seine „Kürassier-Attacke bei Elsasshausen-Wörth“, die sich im Besitze der Königlichen Nationalgalerie zu Berlin befindet. Auch unseren Lesern wird manches interessante Bild des heimgegangenen Meisters, das wir in der „Gartenlaube“ wiedergaben, noch in guter Erinnerung sein.

Emil Drach †.

Emil Drach, der begabte Heldendarsteller, der an einer Reihe von ersten deutschen Bühnen länger als zwei Jahrzehnte mit reichen künstlerischen Erfolgen thätig war, ist am 6. Februar in der Heilanstalt Illenau in Baden einem schweren Nervenleiden erlegen. Der so früh Dahingegangene ist in Heidelberg am 8. September 1855 geboren worden und war zwei Jahre lang im Kaufmannsstande thätig, ehe er den Entschluß faßte, zur Bühne zu gehen. Gleich sein erstes Auftreten in Mainz brachte ihm einen vollen Erfolg; sein reiches, prächtiges Organ, die geistvolle Auffassung dort nicht mehr Genüge. So wurde er Schauspieldirektor“, in welchem er als leitender Direktor über ein Jahr lang alle Kraft daran setzte, den jüngeren Dichtern eine Bühne, ein Heim für ihre dramatischen Arbeiten zu schaffen. Trotzdes Anstrengungen konnten die Unzulänglichkeit seiner materiellen Mittel nicht besiegen. Im August 1898 sah er sich genötigt zurücktreten, als ein gebrochener Mann, kurze Zeit später aber erfuhr man, daß er auch ein schwer kranker Mann geworden war. Nun hat der Tod diesen eigenartigen und bedeutenden Künstler hinweggenommen aus einem Leben, das dem dereinst vom Glück so sehr Verwöhnten zur Qual geworden sein mußte.

Ein Festgeschenk von seltener Art und künstlerischer Ausführung wurde dem Kaiser am 9. Februar gelegentlich der Feier seines 25jährigen Militärjubiläums von ehemaligen Angehörigen des 1. Garde-Regiments zu Fuß übergeben. Das Geschenk besteht in einem Briefbeschwerer und zeigt eine getreue Nachbildung des Regiments-Denkmals bei St. Privat.

Festgeschenk für Kaiser Wilhelm II.:
Ein Briefbeschwerer.
Nach e. Aufn. v. Selle & Runge Hofphotographen in Potsdam.

Weitere Flugversuche Santos Dumonts in Monte Carlo. Seit kurzem hat der durch seine Pariser Flugversuche bekannte brasilianische Luftschiffer Santos Dumont an der Riviera weitere Auffahrten mit seinem lenkbaren Luftschiff veranstaltet, die vom besten Erfolge gekrönt waren. Am 28. Januar unternahm er in Monte Carlo einen Aufstieg, der ihn auf die offene See führte, wobei der Ballon in der Schnelligkeit die Begleitschiffe um vieles schlug. Bei der Rückkehr hielt sich Santos Dumont dicht am Straßenzuge des Boulevard Condamine, ohne irgend einen Unfall zu erleiden.

Ein neuer Flugversuch Santos Dumonts in Monte Carlo.
Nach einer Aufnahme von Otto Barre in Paris.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Heft 3, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Das neue Provinzialmuseum in Hannover, welches nach den preisgekrönten Plänen des Baurats Professor Stier mit einem Kostenaufwande von zwei Millionen Mark errichtet wurde, dürfte mit Recht zu den schönsten Museumsbauten des Deutschen Reiches gezählt werden. Der Prächtige, aus dem gediegensten Granit- und Sandsteinmateriale aufgeführte Bau erhebt sich in einer Höhe von drei Geschossen auf einer Bodenfläche von 80 Meter Länge und 60 Meter Tiefe. Er ist in Anlehnung an die Formen der italienischen Renaissance gebildet und zeigt sowohl an der Vorder-, wie an der Rückseite die Gliederung in einen breiten Mittelbau mit je zwei Flügeln und schmucken Risalithen. Ueber dem Hauptportale der Front wölbt sich eine 45 Meter hohe Kuppel, welche den Uhrensaal im Obergeschoß überdacht. Als Verblendung der Oberlichtsäle ziehen sich an dem Oberstock zwischen den Säulen zehn friesartige Reliefs nach Entwürfen von Gundelach und Hertting entlang; sie stellen die Entwickelung der menschlichen Kultur in einzelnen Bildern dar. Auch die Eckrisalite sind reich mit Skulpturen geschmückt. Die Innenräume des Museums sind unter Berücksichtigung aller einschlägigen Erfahrungen aufs reichste und praktischste ausgestattet.

Das Provinzialmuseum in Hannover.
Nach einer Aufnahme von A. F. Wunder in Hannover.

Die Ausstellung für Spiritusindustrie. Das Hauptquantum des Spiritus, welches alljährlich in Deutschland erzeugt wird, stammt aus den zahlreichen Kartoffelbrennereien der östlich der Elbe gelegenen Provinzen Preußens; die starke Verwehrung der dortigen Brennereien hat nun zu einer Uebererzeugung geführt, die zu bewältigen der Trink- und sonstige Verbrauch des In- und Auslandes völlig außerstande ist. Namentlich wenn ein gutes Kartoffeljahr die Ausbeute aus der Kartoffel steigert, weiß man nicht, wohin mit dem Spiritusfegen. Nahezu 3 500 000 t Kartoffeln werden alljährlich zu Spiritus verarbeitet. Natürlich sind die Preise bei einer so bedeutenden Produktion stark gedrückt. Kurz, die Spiritusindustrie ist in eine üble Lage geraten, in welcher die Landwirtschaftsbrenne sehr s gemindert wird. Man hat nun versucht, den Spiritus, in weiterem Umfange als bisher gewerblichen Zwecken zuzuführen. Er wird dazu denaturiert, d. h. mit einem übel riechenden und schmeckenden chemischen Zusatz versehen. Um die gewerbliche Verwendung zu steigern und die Art der gewerblichen Anwendung dem Publikum vorzuführen, wurde jüngst im Institut für Gährungszwecke in Berlin eine interessante Ausstellung eröffnet, welche der Verein der Spiritusfabrikanten veranstaltet hatte. Da sah man Spiritusmotoren, Lokomobilen, Spiritusglühlampen, Spirituskocher, Spirituslötherde, Spiritusbügeleisen, ja Spiritusautomobile usw. usw. Spiritusbügeleisen, wie unser Bild sie zeigt, und Spirituskocher sind eigentlich durchaus nicht neu. Wer kennt nicht die Kaffeemaschine, die der Student, der Junggeselle mit Spiritus heizt! Das Bügeleisen, mit Spiritus erwärmt, arbeitet wie das Großbügeleisen. Großartiger sind schon die Kochherde. Das Prinzip aber ist überall das gleiche: die Heizkraft des Spiritus wird durch Entzündung aus dem Spiritus zu Heizzwecken verwendet. Es ist im Grunde eine einfache Sache, die man aber durch allerhand heiztechnische Mittel komplizieret hat, um den Nutzeffekt des nicht gerade billigen Heizmaterials zu steigern. Interessant waren auch die ausgestellten Kochherde größeren und kleineren Kalibers, in denen alle Küchenmanipulationen, Braten, Backen usw. sich mit größter Sauberkeit und Akkuratesse bewerkstelligen lassen. Auch auf diesem Gebiete dürfte der Spiritus — wie wir unseren Lesern schon in einem Artikel über „Spiritusverwertung im Haushalte" darlegten — eine Zukunft haben. Und sicherlich könnte man damit einverstanden sein, daß unsere große Spirituserzeugung mehr ihre Kräfte in allerhand gewerblichen Apparaten zur Wirkung brächte, als in den Kehlen der Trinker. Vorteile vor anderen Brennstoffen hat der Spiritus sicherlich, das sind seine bequeme Handhabung und seine beschränkte Entzündbarkeit. Jedenfalls war der Versuch der Ausstellungsleitung, das Publikum mit der Verwendung des Spiritus zu gewerblichen Zwecken bekannt zu machen, sehr lobenswert.

Von der Ausstellung für Spiritusindustrie in Berlin: Spiritus-Plätterinnen.
Nach einer Aufnahme von A. Hönig & Co. in Berlin.

Wanderbüchereien. Die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" hat den Zweck, der großen Masse der Bevölkerung, welche wohl die Volksschulen besuchte, dann aber von aller Weiterbildung ziemlich ausgeschlossen war, dauernd Bildungsstoff und Bildungsmittel zuzuführen, indem sie in öffentlichen Versammlungen die Fragen der freien Volksbildung bespricht, die bestehenden Bildungsvereine unterstützt und Fortbildungsschulen, Bücherversammlungen, Lesezimmer usw. gründet. Sie hat sich nun auch die Errichtung von Wanderbibliotheken zur Aufgabe gestellt, welche alle die Werke enthalten sollen, deren Anschaffung den einzelnen Vereinen zu teuer sein würde. Diese Wanderbibliotheken sollen den einzelnen Vereinen leihweise überlassen werden und von Verein zu Verein weitergehen. Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, deren Mitgliederzahl bereits auf 6300 gestiegen ist, hat in den letzten fünf Jahren 2500 Volksbibliotheken mit 120 000 Bänden gegründet und in noch kürzerer Zeit 190000 Bände unentgeltlich an Vereine und Bibliotheken geliefert.

Der Kölner Rosenmontagszug brachte in diesem Jahre den Besuch von Schiller und Goethe, denen die Stadt bisher kein Denkmal gesetzt hat. Bei lachendem Sonnenschein beschäftigten wohl an 10 000 Menschen den auf dem Neumarkt versammelten Zug, während nach weiterer Tausende auf den umliegenden Straßen, in den Fenstern und selbst auf den Dächern sich aufgestellt hatten. Um 2 Uhr begann die Auffahrt, eröffnet von der blauweißen „Funken"-Artillerie; die Bürgermeister von Köln begleiteten den Denkmalsentwurf für die Dichterfürsten, „die Jungfrau von Orleans" zog auf einem modernen Tötsi-Streitwagen durch Berlin, „Die Söhne der freien Schweiz" verneigten sich ehrfurchtsvoll vor dem Geßlerhute, den alle Welt für einen Burenhut hielt, „Don Carlos" machte der „Prinzessin Eboli" den Hof, der „Abfall der Niederlande", bestehend aus Käsen und Fischen aller Art, sah recht appetitlich aus. „Wallensteins Lager" sowie der „Triumph der Liebe" mit den Kölner Wappenhaltern Bauer und Jungfrau boten prächtige Bilder für das schaulustige Auge. Die rotweißen „Funken", die Schutztruppen der ehemaligen Freien Reichsstadt, machten freie Bahn für die Werke Goethes, von deren Titeln viele in humoristischer Art durch Wagen und Gruppen dargestellt wurden. Namentlich der Festwagen „Der König in Thule" fiel durch seine geschmackvolle Eigenart auf. Volle vier Stunden dauerte der imposante Umzug, und viele Tausende von Fremden waren seinetwegen gekommen; sie alle haben ihre Fahrt nach Köln sicherlich nicht bereut.

Vom Kölner Rosenmontagszug: Don Carlos.

Von China zu Pferd ins Vaterland. Unter Führung des Hauptmanns Fischer vom Großen Generalstab trafen kürzlich Oberleutnant Faupel von der Ostasiatischen Sanitäts-Kompagnie, Leutnant Schenk Freiherr von Stauffenberg vom Ostasiatischen Reiterregiment, Sergeant Spandau und vier Mann in Eydtkuhnen ein. Sie waren am 31. August vom Hauptquartier Tientsin fortgeritten, indem sie Gepäck und Wasserschläuche auf Maultieren mit sich führten. Sie ritten über Peking-Kalgan durch die mongolische Wüste bis Werchne-Udinsk in Sibirien. In der Wüste Gobi bis Urga, der Hauptstadt der nördlichen Mongolei, hatten die Reiter unendlich schwere Zeit. Sie ritten Tage lang über weite Schneefelder, auf denen die Pferde oft bis zum Bauch in den Schnee sanken. Am 25. Oktober waren 23 Grad unter Null. Der Schnee lag 2½ m hoch. Von Urga setzten sie die Reise bis Kiachta an der russischen Grenze mit Karren fort. Durchschnittlich wurden täglich 50—60 km zurückgelegt. Das Wetter war schlecht, der einzige Wegweiser die Karte. Alle 3—4 Tage traf man eine Niederlassung an, hätte sich aber, darin zu übernachten, denn in den Hütten der Mongolen herrscht das Ungeziefer und der Aussatz. Nachtquartier wurde nur in den eigenen Zelten genommen. Von Udinsk in Sibirien, wo man die kleinen chinesischen Steppenpferde, welche die Reiter getragen hatten, und die als Lastiere mitgeführten Kamele verkaufte, ging die Reise über Irkutsk mit der sibirischen Bahn weiter. Von Tientsin bis Udinsk hat der Ritt allein 62 Tage gebraucht. In der mongolischen Wüste mußten die Reiter vor allem unter Hitze und Wassermangel bitter leiden. Die gesamte Strecke, welche die Reiter in voller militärischer Ausrüstung zurückgelegt haben, beträgt nicht weniger als 4000 km. Die Teilnehmer an der interessanten Expedition sind alle wohlbehalten in der Heimat angelangt. Das Unternehmen konnte in Anbetracht der großen Strapazen und der mancherlei Gefahren leicht auch ein übles Ende nehmen.

Vom Kölner Rosenmontagszug: Der König in Thule.

Kleine Mitteilungen.

Hydraulische Prellböcke. Der Eisenbahnunfall, welcher sich — wie wir unseren Lesern in Wort und Bild berichteten — am 6. Dezember 1901 im Bahnhofe zu Frankfurt a. M. infolge des Ueberfahrens eines Prellbockes ereignete, hat die Aufmerksamkeit der Fachleute und das Interesse des reisenden Publikums wieder der Frage zugelenkt, inwieweit durch geeignete Prellbock-Anlagen derartige Unfälle in Zukunft verhindert werden können. Es hat sich erwiesen, daß die bisher üblichen Prellböcke dem anfahrenden Zug keinen genügenden Widerstand entgegensetzen, daß auch die an sie anschließenden Kiesaufschüttungen keine unbedingte Gewähr gegen das allzuweite Vordringen eines nicht rechtzeitig gebremsten Zuges bieten. Vorzüglich bewährt haben sich dagegen die hydraulischen Prellböcke, die auf verschiedenen Kopfstationen aufgestellt worden sind. Wir führen deren Anlage auf dem Kölner Bahnhofe unsern Lesern im Bilde vor. Ein solcher Apparat besteht im wesentlichen aus zwei Cylindern, deren Kolben durch eine Pufferplatte verbunden sind. Sobald der Zug auf den Prellbock auffährt, muß er die beiden Kolben in die mit einer Mischung von Wasser und Glycerin gefüllten Cylinder drücken, wobei einen schnellen Kraftverbrauch des anprallenden Zuges herbeiführt, da der Inhalt der 2,5 Meter langen Cylinder nur langsam durch eine geringe Oeffnung in einen oberhalb angeordneten Windkessel entweichen kann. In besonders ungünstigen Stationen kann man den Kolbenweg dieser Cylinder auf 5—6 Meter verlängern, wodurch selbst schnell heranbrausende Züge zum Stillstand gebracht werden.

Hydraulische Prellböcke im Bahnhof zu Köln.

Die Mühlsteine einst und jetzt. In den letzten 25 Jahren ist der Gebrauch der Mühlsteine stark heruntergegangen, weil vielfach an Stelle der früheren Mahlgänge die Walzenmüllerei getreten ist. Die großen modernen Betriebe verwenden jetzt fast ausschließlich Walzen aus Hartgußstahl und Porzellan. Mühlsteine finden heute, außer in den kleineren Werken, nur noch Verwendung in der Mineralmahlerei, der Delmüllerei, zum Mahlen der Knochen, der Gerberlohe, des Holzes zur Herstellung von Papier, der Chemikalien, Farben und Gewürze. Die besten und teuersten Mühlsteine kommen noch jetzt aus der Champagne (Zundort La Ferté sous Jouarre). Sie sind aus Süßwasserquarzbrocken zusammengesetzt und werden mit Zement und Gips, sowie durch eiserne Reifen zusammengehalten. In ähnlicher Weise fertigt man in Deutschland zusammengesetzte Mühlsteine aus Quarz, Granit, Basalt, Porphyr oder Lava, die hauptsächlich in der Holzstoffabrikation Verwendung finden. Ganze Steine aus einem Stück kommen auch in Porphyr und rheinischem Basalt vor. Im letzten Jahrzehnt fertigt man auch künstliche Mühlsteine, welche aus grobkörnigem Quarzsand in Verbindung mit Zement, Magnesium u. dgl. in Formen gegossen und in den Handel gebracht werden.

Bibliotheksschulen in Amerika. All die modernen Ideen, die bei uns hübsch vorschriftsmäßig im „langsamen Schritt" gedeiht werden, ziehen in Amerika Siebenmeilenstiefel an und erreichen in kurzer Zeit unglaubliches. So hat das junge Kulturland Amerika, dank der großartigen Freigebigkeit seiner Bürger, nicht nur eine Entwicklung seiner öffentlichen Bibliotheken zu verzeichnen, die uns „mit staunender Bewunderung erfüllt", es hat auch etwas erreicht, nach dem wir in Deutschland seit langem vergeblich streben: die allmählige Herabbildung von Bibliothekaren in eigens dafür eingerichteten Seminaren. Das amerikanische „Library Journal" berichtet über die drei wichtigsten der bereits vorhandenen Bibliotheksbochschulen, über die Drexel Institute Library School, die Bibliotheksschule der New Yorker Staatsbibliothek und die Pratt Institute Library School. Die erste der drei genannten wird nur von Damen besucht und hat schon viele ihrer Schülerinnen hinausgesandt in ihre praktischen Dienst. So erfahren wir aus den Personalnoten, daß Miß Flora Robert, die 1899 noch Schülerin und 1900—1901 Lehrerin des Institutes war, jetzt den Posten einer Assistentin an der Staatsbibliothek zu Michigan bekleidet. Auch die Bibliotheksschule von New York wird vorwiegend von Damen besucht, unter den zwanzig Studierenden des älteren Jahrganges waren im Jahre 1901 bis 1902 sechzehn, unter den 20 Schülern des jüngeren Jahrganges 18 weiblichen Geschlechtes. Noch mehr zu Gunsten der Frauen verschiebt sich das Verhältnis in der Pratt Institute Library School, wo den 23 Damen des letzten Jahrganges nur zwei studierende Herren gegenüber standen. Kürzlich sind aus der Pratt Institute Library School zehn weibliche Assistenten hervorgegangen, die sämtlich an der Bibliothek von Brooklyn Anstellung fanden. Vereinzelt werden neuerdings auch bei uns die Frauen zur Beschäftigung in den Bibliotheken herangezogen.

Cortina im Schnee. In den Bergen ist es Winter geworden. Wie riesige Zuckerstöcke glitzern die Zinken und Zacken der Dolomiten im Sonnenlicht, auf den Aeckern und Wiesen im Thal, auf Straßen und Wegen wuchten die Schneemassen. Nie war das Gebirge schöner als jetzt, in seiner schimmernden, feuchtenden Märchenpracht. Und doch ist's seltsam still geworden in den Ortschaften, die im Sommer der Fremdenverkehr überschwemmt, Enneberg und Buchstein liegen wellverloren in tiefem Schnee, das Fassathal träumt, und selbst das lustige Cortina, der malerisch gelegene Hauptort der Tiroler Dolomitenregion, führt jetzt ein beschauliches Dasein. An schönen Tagen freilich, wenn der Winterhimmel sich tief blau über der frostklarren Erde wölbt, schallt fröhliches Schlittengeläut von der Fahrstraße her, die thalwärts nach Toblach zur Eisenbahn führt; auf den glatten Rodelbahnen zur Seite des Weges lausen leine und große Sportsleute dahin, und im weltigen Hügelland kurscht der Schneeschuh flüchtig hakaus, thalein. Wenn aber der Schneesturm heulend das Thal durchbraust, wenn lautlos, rastlos die Flocken fallen, bis die weiße Last sich türmt, dann leucht nur noch die Schlittenpost auf der mühsam frei gehaltenen Straße empor, und selbst sie muß oft warten, bis ihr der mit zwanzig bis vierundzwanzig Pferden bespannte Schneepflug nach zweibis dreistündiger, schwerer Arbeit Bahn gebrochen hat auf der 32 km langen Fahrbahn zwischen Toblach und Cortina, der „Strada d'Alemagna". Ist dem wackeren Postillon, dem Seppl, ist's Ehrensache, gerade dann, aller Unbill des Wetters zum Trotz, seine Post pünktlich ans Ziel zu führen. Bringt er doch ins hochgelegene Dolomitenthal Grüße aus der weiten Welt da draußen, in der Tausende von Alpenfahrern der „magnifica comuna d'Ampezzo" des einzig schönen Gebietes an beiden Ufern der Boite, in Dankbarkeit und Sehnsucht gedenken. Ein fröhlicher, warmer Empfang ist ihm sicher, und er selbst empfindet das Hochgefühl, Sieger gebliebeben zu sein im Kampf mit den finsteren Mächten des Winters.

Cortina im Schnee.
Nach einer Photographie von E. Terschak in Cortina.

Kleine Mitteilungen.

Die Keramik erfreut sich in jüngster Zeit eines besonders lebhaften Interesses und bringt tagtäglich neue Formen in den Handel, die sich durch eigenartigen Bildschmuck und feine Farbenwirkung auszeichnen. Wir entnehmen dem uns von den Künstlerinnen Clara Lobedan und Hildegard Lehnert in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellten Material die beifolgenden Abbildungen, die unsern Lesern interessante Proben von dem geben werden, was auf diesem Gebiete der Fleißkunst erstrebt und erreicht wird. Die genannten Damen beschäftigen sich seit 1897 mit der Töpferei, entwerfen alle Zeichnungen zu den unter ihrer persönlichen Aufsicht hergestellten Gefäßen selbst und haben den Vertrieb ihrer Arbeiten dem Kunstsalon von Keller & Reiner in Berlin für In- und Ausland übertragen. Jedes Stück wird nur einmal ausgeführt, ist also nicht Fabrikware, sondern sorgfältig bearbeitete Kunstarbeit. Die aus Steinzeug gefertigten Gefäße werden in noch leuchtem Zustand durch Ausgraben, Kerben, Schneiden u. dergl. oder mit Flachreliefs, Auflagen in Thon geschmückt und mit farbigen oder farblosen Glasuren versehen. Infolge des starken Brandes, dem sie ausgesetzt werden, ist es gelungen, sie völlig undurchlässig zu machen. Wir geben einen originellen Palmenständer und eine neue Art flachgedrückter Blumentöpfe wieder, die sehr viel Beifall finden, weil sie sehr bequem zwischen die Doppelfenster zu stellen sind.

Palmenständer von Clara Lobedan.

Im Eisenbahnwagen über die Oder. Auf den großen nordamerikanischen und den russischen Seen sind seit langem schon große Trajektschiffe im Betrieb, die im Stande sind, einen ganzen Eisenbahnzug aufzunehmen. Der Zug rollt vom Lande an der Anlegestelle des Trajektschiffes, einer ungeheuren Dampffähre, unmittelbar auf das mit einem normalen Schienengleise versehene Deck des Dampfschiffes. Alsdann setzt sich die Dampffähre in Bewegung, und sobald sie am jenseitigen Ufer angelangt ist, rollt der Zug auf den Gleisen ab und auf die Landschienen hinaus, die ihn zu seinem Endziel tragen. Nunmehr haben sich auch zwei deutsche Eisenbahnverwaltungen, die preußische und die mecklenburg-schwerinsche, entschlossen, derartige Dampffähren in ihren Dienst zu stellen. Es werden zur Zeit auf den Schichauwerften in Elbing und Danzig zwei derartige Doppelschrauben-Fähren gebaut, welche die Passagiere im Eisenbahnzuge über die Oder führen sollen. Bisher mußte in Warnemünde und in Altefähr umgestiegen werden. Kleine Dampfer nahmen die Reisenden auf, die sich bei jedem Wetter bequemen mußten, den angenehmen Port des Eisenbahnzuges zu verlassen, um mit Sack und Pack zu dem Dampfer zu gelangen. Mecklenburg ist seinem Nachbarn Preußen zuvorgekommen. Seine Dampffähre wird in den Dienst der großen Durchgangslinie Berlin—Warnemünde—Kopenhagen, die den Verkehr zwischen dem europäischen Festland und den nordischen Staaten vermitteln, gestellt. Sie läuft zwischen Warnemünde und Gedesby auf der Insel Oese. Das andere Fährschiff ist für die Strecke Stralsund—Rügen bestellt und wird zwischen Stralsund und Altefähr am Rügen verkehren. Die Trajektschiffe haben die stattliche Länge von 85 m und gleichen in ihrem Aeußern einem großen Lloyddampfer. Der Bau dieser Schiffe ist eine äußerst interessante Aufgabe für den Konstrukteur und Schiffsbauer. Bis ins kleinste werden alle erforderlichen Zeichnungen und Grundlagen des Schiffskörpers festgestellt. Die Spanten, die Wände

Fütterung einer Riesenschildkröte.
Nach einer photographischen Aufnahme.

waschen heran, ohne daß auch nur gefeilt zu werden braucht. Bei dem Zweck der Schiffe ist es verständlich, daß in der Konstruktion wie beim Bau ganz besondere Sorgfalt obwalten muß, denn sie übernehmen eine hohe Verantwortlichkeit, sobald sie in Dienst treten.

Blumentöpfe von Hildegard Lehnert.

Fütterung einer Riesenschildkröte. Die Blütezeit der Schildkröten ist längst dahin. Während der Tertiärzeit lebten in Indien und Südeuropa Schildkröten, deren Panzer eine Länge von 4 m, eine Höhe von 2½ m und eine Breite von etwa 3 m erreichten. Man denke sich ein solches Tier in ein Zimmer hinein, dessen Maße man kennt, und man wird eine Vorstellung von dem Riesenwuchs erhalten. Heute leben Riesen- oder Elefantenschildkröten nur noch auf einigen Inseln bei Madagaskar und Südamerika. Es sind Landschildkröten, die innerhalb eine Länge von 1 bis 1½ m erreichen. Sie sind selten gewachsen und darum für den Besitzer wertvoll. Ein untrügliches Zeichen ihres Wohlbefindens ist ihre Freßlust. Mit einer Schildkröte, welche die Nahrungsaufnahme verweigert, ist es in der Regel schlimm bestellt, und es ist dann angezeigt, ihre Lebensgeister durch ein lauwarmes Bad zu wecken. Die Schildkröte auf unserem Bildchen befand sich zur Zeit der photographischen Aufnahme anscheinend recht wohl; denn sie fraß gierig aus der Hand ihres Pflegers. Die Landschildkröten gelten als träge und stumpfsinnige Tiere, aber so ganz dumm sind sie nicht. Griechische Landschildkröten, die bei uns vielfach im Hause und während des Sommers im Garten gehalten werden, gewöhnen sich an ihren Pfleger und folgen, wenn auch in gewohnten langsamen Schritt, auf einen ihnen dargereichten Rufnamen. Fütterung ist dabei das Hauptmittel der Dressur. Mit der „Psychologie" der Schildkröte beschäftigte sich neuerdings der amerikanische Zoologe R. M. Yerkes. Eine geräumige Kiste wurde durch Einlegen verschiedener kreuz und quer verlaufender und mit Oeffnungen versehener Bretter in eine Art Labyrinth verwandelt. In das eine Ende derselben wurde eine Schildkröte, in das andere ihr Lieblingsfutter hineingethan; nun wurde beobachtet, wie viel Zeit die Schildkröte brauchte, um das Labyrinth zu durchschreiten und zum Futter zu gelangen. Die Frage war, ob sie beim Wiederholen des Versuch Irrwege vermeiden und auf kürzestem Wege zum Futter gelangen würde. Bei einfachen Versuchen zeigte es sich, daß die Schildkröte sich zu orientieren verstand und sie bei den ersten Märschen gewonnenen Erfahrungen auf späteren verwertete. Zuletzt wurde ein sehr verwickeltes Labyrinth mit Kreuz- und Untergängen und Sackgassen geschaffen. Beim ersten Versuch brauchte die Schildkröte, um zum Futter zu gelangen, 1 Stunde 31 Minuten; beim fünften Versuch nur noch 16 Minuten, beim zehnten 10 Minuten und beim fünfundzwanzigsten schritt sie direkt aufs Ziel los, das sie in 3 Minuten erreichte. Sie hatte also gelernt, die gewonnenen Erfahrungen zu verwerten. — Die Sumpfschildkröten sind viel feinsinniger und beweglicher, da sie ihre Nahrung zuweilen im Wasser erjagen müssen. Das wird wohl jeder bestätigen, der Sumpfschildkröten in einem Aquarium oder sonst passend eingerichteten Behälter gehalten und sie in ihrem Leben und Treiben beobachtet hat.

Die Gartenlaube

3. Beilage zu Heft 3, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Max Pauer, der ausgezeichnete Klaviervirtuose, der gerade in jüngster Zeit wieder durch die ganz außerordentlich reichen Erfolge einer Konzertreise nach Moskau die Raffinessamkeit der musikalischen Welt in hohem Grade erregte, gilt mit Recht als einer der ersten unter den Klavierspielern unserer Zeit. Als Interpret klassischer Musik, namentlich Beethovenscher Tonschöpfungen, hat der noch junge Meister hauptsächlich seinen Ruhm begründet, aber von gleicher Bedeutung wie auf diesem Gebiete ist er auch als Vermittler moderner Klaviermusik. Pauer stammt aus einer Musikerfamilie. Er wurde als Sohn des bekannten Pianisten Ernst Pauer am 31. Oktober 1866 in London geboren und empfing die erste Ausbildung im Klavierspiel von seinem Vater, während er Kompositionslehre unter der Führung des Komponisten Vincenz Lachner in Karlsruhe studierte. Einundzwanzig Jahre war Pauer alt, als er seine Virtuosität an dem Konservatorium in Köln begann; er ist über zehn Jahre lang, bis 1897, mit schönen Erfolgen dort thätig gewesen, dann folgte er einem Rufe an das Königliche Konservatorium in Stuttgart, dessen Lehrkörper er auch gegenwärtig noch als eine Zierde angehört. Wie seine ganze Art, so ist auch seine musikalische Auffassung und sein musikdidaktisches Wirken von jeder Gemeinheit weit entfernt. Pauer ist einer jener echten Künstler, die es verstehen, bei aller Größe und Klarheit der eigenen Auffassung doch stets die rechte Beziehung zu dem Geiste des Musikwerkes zu finden, dessen Wiedergabe sie erstreben.

Max Pauer.
Nach e. Aufn. von Herm. Brandseph, Hofphotograph in Stuttgart.

Die Freiheitsglocke, welche kürzlich von Philadelphia nach Charleston gebracht wurde, um der dortigen Ausstellung einverleibt zu werden, ist eine der geheiligten Erinnerungen der Revolution. Sie ist 1752 in London gegossen, später in Philadelphia umgegossen worden und trägt die Inschrift: „Verkünde allen Bewohnern des Landes die Freiheit!" Am 4. Juli 1776, als die Unabhängigkeitserklärung vom Bundeskongreß angenommen worden war, wurde diese Glocke geläutet. Ihr Standquartier ist die Unabhängigkeitshalle zu Philadelphia, in welcher der Kongreß die Erklärung annahm, und in der 1775 Washington zum Oberstkommandierenden der Armee ernannt wurde. Das Gebäude dient jetzt als Museum und dingt all die Reliquien, die mit der geschichtlichen Entwicklung des Landes zusammenhängen.

Weinbau in Deutsch-Südwestafrika. Klein-Windhoek, dessen Lage alle Afrikaner rühmen, zählte am 1. September 1901 58 weiße und 225 farbige Einwohner. Es hat reichlich Wasser und an 20 klu Gärten. Wie es heißt, wird der Wein in einigen Jahren unter den Erzeugnissen der Gärten die erste Stelle einnehmen. Zur Weinlese 1901/2 (Weihnachten) haben gegen 2000 über drei Jahre alte Stöcke getragen. Außerdem sind 14000 ein- bis dreijährige Stöcke und etwa 60000 Steckline vorhanden, so daß in zwei bis drei Jahren 76000 Reben tragen werden. Bei der vorjährigen Ernte lieferte der Stock durchschnittlich 12 Pfund Trauben zum Durchschnittspreis von 70 Pfennig. Man will daher die Arbeit fortsetzen und hofft, in 2 Jahren mit dem vorhandenen Material bis zu 19 ha, den Hektar mit 4000 bis 5000 Stöcken, bepflanzt zu haben. Das würden im Maximum 95 000 Stöcke, die bei einem Erträgnis wie dem vorjährigen 1 140 000 Pfund Trauben im Werte von rund 800 000 bis 850 000 Mark liefern würden.

Die Freiheitsglocke in Philadelphia.

Die kaiserliche Jacht „Hohenzollern", welche am 18. Januar Kiel verlassen hat, um die Fahrt über den Ocean anzutreten, ist am 12. Februar nachmittags um halb drei Uhr im Hoboker Hafen eingetroffen und verharrte dort bis zur Ankunft des Prinzen Heinrich in New York. Die Ueberfahrt des Schiffes hat verhältnismäßig lange gedauert. Ungünstiges Wetter hatte den Plan, die Bermudas anzulaufen, verhindert, und auch in den südlichen Gewässern hatte das Schiff schweres Wetter zu bestehen. Festlich gestaltete sich die Ankunft der Kaiserjacht in Hoboken. Docks und Schiffe des „Norddeutschen Lloyd" und der „Hamburg-Amerika-Linie" prangten in reichem Flaggenschmuck, die Schiffskapellen begrüßten die „Hohenzollern" mit klingendem Spiele, und die im Hafen liegenden Schiffe salutierten. Ein Ausschuß der Bürgerschaft, ein Vertreter des Mayors und ein amerikanischer Marineoffizier begrüßten den Kommandanten der Jacht, Admiral Graf Baudissin. Auch die Bevölkerung New Yorks brachte dem schmucken Schiffe das regste Interesse entgegen. In vielen Tausenden pilgerten die Bewohner, und namentlich die Deutschen täglich nach dem Dock des „Norddeutschen Lloyd", um die schöne Jacht des Kaisers zu bewundern.

Die kaiserliche Jacht „Hohenzollern" im Hafen von Hoboken.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Winterbilder aus St. Andreasberg. Wie alljährlich, so ist auch in diesem Jahre St. Andreasberg im Harz wieder der Schauplatz munterer Wintersportfeste geworden. Neben dem Skilauf und dem Lauf mit dem Rennwolfe ist auch der Bau von plastischen Werken aus den bildsamen Schneemassen wieder eifrig gepflegt worden. Zwei von diesen „Kunstwerken", ein Burengeschütz und ein Hühnerhof, führen wir unsern Lesern im Bilde vor. Unser drittes Bild dürfte nicht minderen Beifall finden; es zeigt die allen Bewohnern der Bergstadt und allen Fremden, welche dieselbe besuchen, wohl bekannten zahmen Hirsche von St. Andreasberg, wie sie an einen Schlitten herankommen, um aus den Händen der darin sitzenden Wintersgäste Futter entgegenzunehmen. Ohne jede Scheu bewegt sich Mieke, die zahme Hirschkuh, seit Jahren unter den Menschen des Städtchens. Sie macht zusammen mit ihrem Jungen in den Straßen ihre Runde, bleibt vor den Häusern, in denen ihr gewöhnlich Gaben gereicht werden, stehen, klopft auch, wenn es einmal zu lange währt, an das Fenster und geht nicht eher wieder von dannen, bis sie ihre Leckerbissen erhalten hat. Mieke, welche in dem am Fuße des Brockens gelegenen Forsthause Oderbrück mit der Flasche aufgezogen wurde, weilt vorwiegend nur im Winter in der Stadt. Sobald der Frühling kommt, lockt sie ihre Erziehungsstätte Oderbrück, welche etwa 12 km von Andreasberg liegt, wieder auf, um wie seit langen Jahren im Sommer dortzubleiben. Im Verlaufe des vorigen Jahres hat dieselbe im Walde unweit Oderbrück geworfen und nach wenigen Wochen das Kalb mit dahin gebracht. Beim ersten Schneefall hat sie sich mit ihrem Jungen, welches jetzt beinahe ebenso groß ist wie die Mutter, aufgemacht, um wie alljährlich ihr Winterquartier zu beziehen. Beide Tiere sind jetzt unzertrennliche Gefährten. Dem jungen Tiere erteilt die Mutter häufig Unterricht im Springen, was schon manchmal die Verwunderung der Zuschauer erregte. Zuerst springt die Alte, dann muß das Kleine nachspringen. Hierbei beobachtet erstere den Sprung. Nicht selten kommt es vor, daß sie das Kleine zurücktreibt und dieses den Sprung wiederholen läßt. Abends suchen die Tiere ihr Nachtquartier auf, welches sie sich selbst auf dem Heuschober der Westermühle Uestung ausgesucht haben. Damit die Tiere nicht einmal unwerschens von einem Forstbeamten erlegt werden, hat man sie vorsorglich mit Klingeln versehen.

Vom Winterfest in Andreasberg: Die zahme Hirschkuh Mieke mit ihrem Jungen.
Nach photographischen Aufnahmen von F. Peh in Andreasberg.

Ueber Usafa, eine der interessantesten Landschaften des deutsch-ostafrikanischen Gebietes, macht der Bezirkshauptmann Zache bedeutsame Mitteilungen. Danach bildet Usafa den östlichen, nicht vom Wasser bedeckten Teil der großen Nikwasenke, die durch den Abbruch der Steilränder Umjilas und des 3000 Meter hohen Mbeya-Gneismassivs entstanden ist. Ueber die von Flüssen durchzogene Ebene hat sich eine mächtige Lavawelle ergossen, die vielfach gewaltige Hohlräume überdeckte. Unter dem Einflusse der fortschreitenden Verwitterung sanken dann in jüngster Zeit Einbrüche der von den Lavamassen gebildeten Decken statt. Daher entstanden die alten Thäler wieder als Schluchten mit steilen Rauden von großer Tiefe und geräumigem Innern. Wo die Decken nicht völlig einbrachen, blieben die Basalt- und Lavamassen als natürliche Thalbrücken bestehen. So erscheint heute namentlich das Thal des oberen Songwe dem Laien als ein Paradies für Geologen. Tiefrote und weiße Sandsteine schichten sich in mächtigen Banketts über einander. Zahlreiche heiße Quellen dampfen an den Bergen und wellen den Wanderer zu einer gleichenden Riesenwand bleibend weißen, gelb durchsäuerten Marmors. Die Hochebene kann man in fünf Stunden durchschreiten. Sie ist viel schmäler, als die alten Karten vermuten lassen, und trägt, obwohl sie im Durchschnitt 1400 Meter über dem Meeresspiegel gelegen ist, durchaus Steppencharakter. Das bewirken die umliegenden 2000—3000 Meter hohen Steilwände, namentlich der vulkanische Igala-Porroto-Ngosstzug, der Usafa fast hermetisch gegen das Nyassagebiet mit seinen Ausdünstungen abschließt. Hier, wo man auf einer Viertelstunde Weges nach einander die Seen Nyassa und Nikwa überblickt, ist eine schroffe Wetterscheide. Die Feuchtigkeit schlägt in dem südlich gelegenen Kondelande nieder, das den von der Natur bestellten Kondensationsapparat des Nyassa bildet, während Usafa auf die Gnade des Mbeya, seines Wolkensammlers, angewiesen ist. Es ist infolgedessen sehr viel trockener als das Kondeland.

Vom Winterfest in St. Andreasberg: Ein Burengeschütz.

Die ganze Landschaft ist echt afrikanisch, eine weite, mit riesigen Gräsern bestandene, von einzelnen Akazien überragte Ebene.

Vom Winterfest in St. Andreasberg: Ein Hühnerhof.

Im Hintergrunde liegen die aus 20 bis 30 eng zusammengedrängten Hütten bestehenden Dörfer der Wasafa. Die flachen Kegeldächer der Hütten glänzen in den glühenden Strahlen der Tropensonne wie weißes Metall. Die Hütten sind vielfach noch befestigt, im allgemeinen läßt man Wall und Graben verfallen und verwachsen. Mit dem Rücken lehnen sie an den steilen Abfall eines dicht bewachsenen Flußtales, zu dem ein schwer zu entdeckender Schlupfweg, den man in Zeiten der Gefahr als Rückzugsstraße benutzte, führt.

Das Land hat noch Raum für zahlreiche Ansiedlungen, ist aber für afrikanische Verhältnisse gut bevölkert.

Die wie Alt-Iringa in ovaler Form umwallte alte Hauptstadt Usungala ist seit dem Abzug der Wassungu, der Mereres und der sklavenhändlerischen Beinschen verfallen. Die aus lehmverbundenen Feldsteinen hergestellte hohe Mauer der Stadt schützt jetzt wogende Maisfelder vor den Angriffen der wilden Schweine und der Buschböcke.

Dr. E. Holub †.
Nach einer Aufn. von Jos. Jahnke in Wien.

Dr. Emil Holub, der bekannte Afrikaforscher, der sich namentlich um unser Wissen von dem Kulturstande der südafrikanischen Negerstämme und um unsere Kenntnisse von naturwissenschaftlichen Fragen über Südafrika große Verdienste erworben hat, ist am 21. Februar nach langem schweren Leiden in Wien gestorben. Holub war einer jener Forscher, die mit ganzem Herzen ihrem Berufe hingegeben sind, denen keine Anstrengung zu groß, keine Gefahr zu furchtbar ist, wenn es gilt, der Wissenschaft neue Früchte zu ernten. Als Sohn eines Arztes war er am 7. Oktober 1847 zu Holitz in Böhmen geboren, und nachdem er im Jahre 1872 zum Doktor promoviert war, begab er sich, bewaffnet mit Geld, nach Südafrika, wo er sich als Arzt in den Diamantfeldern niederließ. Mit den ersten Geldmitteln, die er hier erwarb, reiste er im Februar 1873 seine erste Expedition durch die südlichen Gebiete der Buren. Eine größere Reise tritt in das Jahr 1875, denn auf dieser drang er nach Norden bis zum Sambesi und zu den Viktoriafällen vor. Nach siebenjährigem Aufenthalte in Afrika kehrte er 1879 mit reichen naturwissenschaftlichen und ethnographischen Sammlungen nach Europa zurück und legte seine Forschungsergebnisse in den Werken „Kulturstufen des Marutse-Mabunda-Reichs“ und „Sieben Jahre in Südafrika“ nieder. 1883 ging Holub abermals, und diesmal in Begleitung seiner jungen Frau nach dem dunklen Weltteil. Sein Plan war, ganz Afrika von Kapstadt aus durch das Seengebiet bis nach dem Sudan und Aegypten zu durchwandern. Leider wurde dieser Versuch durch das feindliche Auftreten der Maschukulumbe-Stämme vereitelt. Am Kafue, einem nördlichen Zuflusse des Sambesi, wurde Holubs Lager überfallen, und unter den ärgsten Strapazen kehrte Holub mit den Ueberlebenden im Februar 1887 nach Schoschong im Betschuanenland und kurze Zeit darauf nach Europa zurück. Auch diesmal brachte er prächtige Sammlungen nach der Heimat mit. Dieselben umfaßten etwa 13 000 Objekte und wurden 1891 in der „Südafrikanischen Ausstellung“ in Wien öffentlich gezeigt. Später verschenkte der Forscher den größten Teil der Sammlungen an Museen und Schulen. Auch über diese zweite Reise hat Holub ein umfangreiches Werk „Von Kapstadt ins Land der Maschukulumbe“ veröffentlicht. Seit über einem halben Jahre litt Holub schwer an einer Wiederkehr des Malariafiebers, das er sich schon gelegentlich seiner ersten Reise zugezogen hatte. Die Komplikation einer Bauchfellentzündung mit jenem Leiden führte nun den Tod des verdienstvollen und kühnen Mannes herbei.

Die schweizerische Gotthardbefestigung zählt heute zu den stärksten Festungswerken der Welt, sie gilt für uneinnehmbar. Das Gotthardgebiet ist schon von Natur aus außerordentlich günstig zur Verteidigung geschaffen, es bedurfte eines verhältnismäßig geringen Aufwandes, um dasselbe zu einem gewaltigen, festen Lager umzuwandeln, das einerseits mit geringen Kräften gegen einen an Zahl weit überlegenen Angreifer verteidigt werden kann, andererseits im Notfall auch eine große Armee in sich aufzunehmen vermag. Die Befestigung wurde geschaffen zum Schutze der schweizerischen Unabhängigkeit; mit den beiden starken Befestigungen von St. Maurice im Wallis und Luzisteig bei Ragaz sperrt sie den Durchmarsch von Norden gen Süden und von Osten nach Westen, und verbindert so, daß die Schweiz wieder zum Tummelplatz fremder Heere werde wie schon vor hundert Jahren. Andererseits soll der Gotthard auch für eine allenfalls im Tessinde geschlagene schweizerische Armee als Sammelplatz dienen, auf dem sie sich jederzeit neu organisieren und rüsten könne, um wieder hervorzubrechen. Vermöge seiner centralen Lage besitzt der Gotthard Ausfallstore nach allen Seiten, sowohl die vier Hauptstäler des Rhein, der Rhone, des Tessin und der Reuß, wie noch eine Anzahl Nebentäler, die leicht zu verteidigen sind, einem Angreifer aber fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Die vier Hauptstäler werden durch starke Befestigungsanlagen beherrscht, in den anderen Gebieten sind sorgfältig gewählte und befestigte Truppenunterkünfte angelegt, die es ermöglichen, einen Gegner unter verheerendem Feuer zu nehmen, ohne daß dieser den Verteidigern großen Schaden zufügen kann. Hinter Felsen verborgen sind diese den Angreifern überhaupt unsichtbar. Die durchbaren Bergwände scheinen Tod und Verderben zu speien. Die artilleristische Ausrüstung der Verteidigung umfaßt alle Geschützgattungen von den schwersten Festungsgeschützen bis zu den leichten Maxims, die der Infanterie beigegeben sind und denen eine hohe Bedeutung beigemessen wird. Für den Gebirgskampf sind sie ihrer Leichtigkeit wegen eine vorzügliche Waffe. Die Gotthardbefestigung wurde 1885 beschlossen und für den Ausbau ein Betrag von 45 Millionen Francs vorgesehen. Heute, nachdem die notwendigsten Werke bereits erbaut sind, erreichen die Ausgaben etwa 18 Millionen. Es wird indessen noch ununterbrochen an der weiteren Befestigung des ausgedehnten Gebietes gearbeitet.

Schweizerische Maschinenschützen-Abteilung im Gebirge.

Die Gotthardstrasse in der Schöllenenschlucht.

Optischer Telegraph bei den Gotthardtruppen.

Deutsches Kohlendepot. Im Suezkanal hatte sich im vorigen Jahre für die deutschen Reedereien, die an dem Leben und Treiben auf dieser gewaltigen Heerstraße des Weltverkehrs sehr stark beteiligt sind — 1896 gingen 322, 1898 356, 1900 362 deutsche Schiffe durch den Kanal —, ein recht schwerer Uebelstand herausgebildet. Unsere Schiffe, Handels- wie Kriegsschiffe, pflegten bisher in Port Said Kohlen einzunehmen. Als die Kohlen preise infolge der bekannten Kohlennot erheblich stiegen, mußten sich unsere deutschen Schiffe starke Uebervorteilungen gefallen lassen. Man kann ohne Uebertreibung sagen, sie wurden in Port Said ganz gehörig bewuchert. Infolge dessen haben die Reedereien eine Gesellschaft gegründet, welche sie deutsches Kohlendepot nannten, mit der Aufgabe, in Port Said die deutschen Schiffe mit Bunkerkohlen zu versorgen. In kurzer Zeit werden 24 deutsche Leichterschiffe, die in Kiel gebaut worden sind, in Port Said die Kohlenverforgung übernehmen. Damit wird nicht allein jeder Uebervorteilung vorgebeugt, sondern es werden auch ganz bedeutende Ersparnisse erzielt. Zudem kann man sich die Kohlensorten bestellen, die man haben will, und sich auf das Maß verlassen.

Die Neufundländer-Hunde der Pariser Polizei. Der Seine-Präfekt, M. Lépine in Paris, der sich um den Sicherheitsdienst beziehungsweise um das Rettungswesen in der französischen Hauptstadt bereits durch Schaffung einer eigenen „Radfahr-Sicherheitswachmannschaft“, sowie einer Brigade von besonders schwimmtüchtigen Strompolizisten, Verdienste erworben, hat den letzteren zur Hilfe bei ihrem nur allzuoft lebensgefährlichen Berufe nunmehr für den Rettungsdienst dressierte Hunde beigegeben. Gerade in jüngerer Zeit ist es leider mehrfach vorgekommen, daß die Rettungsversuche der Strompolizisten einen doppelt tragischen Ausgang fanden, indem die mit den Fluten ringenden Verunglückten oder Selbstmörder, welchen die hilfebringenden Bemühungen galten, sich in ihrer Todesangst dermaßen hemmend an die Retter klammerten, daß sie diese mit sich in die Tiefe zogen. Zu solchen gefahrvollen Fällen sollen die Rettungshunde der Mannschaft beistehen. Zunächst wurden vier solche Hunde in Dienst gestellt. Es sind große schwarze und weiße Neufundländer, deren „Uniform“ in einem Nickelhalsband mit der Gravierung „Pariser Polizei-Präfektur, Strom-Brigade“ besteht. Die Tiere sind vorläufig für ihre Außerdienstzeit in der Wachtstubenbaracke der Brigade, in unmittelbarer Nähe der Seine untergebracht, sollen aber in kürzester Zeit eigene Dienst-Hundehütten erhalten. Sehr interessant ist die Abrichtung der Tiere zur Erkennung ihrer menschenfreundlichen Aufgabe. Die Hunde üben ihr Rettungswerk an lebensgroßen Puppen, welche in den Strom geworfen werden und von den Tieren gerettet werden müssen. Unser Bild zeigt neben den Neufundländern auch Polizisten auch eine solche Puppe. Bisher hat man mit dem Eifer, welchen die Hunde bei diesen Uebungen entfalten, recht zufrieden — kürzlich allerdings hatte man gelegentlich einer solchen Rettungsübung über den Uebereifer von zwei Hunden recht zu klagen; „Tilt“ und „Coeur“ wollten jeder behaupten, die Puppe retten, keiner gönnte dem anderen den Erfolg, und so kam es im edlen Wettstreit dahin, daß jeder von ihnen eine Hälfte des „Verunglückten“ ans Land brachte. Auch dieser Uebereifer muß den Tieren natürlich abgewöhnt werden, und die bisherigen Erfolge lassen hoffen, daß die Strompolizei in ihren vierbeinigen Hilfskräften einen nicht zu unterschätzenden Beistand gefunden habe.

Die Abrichtung von Neufundländer-Hunden zur Rettung Ertrinkender.
Nach einer Aufnahme von D. Grisbaydoff in Paris.

Eine Motorboot-Ausstellung wird vom Grafen von Talleyrand-Périgord für Mai und Juni des Jahres 1902 am Wannsee bei Berlin vorbereitet. Mit der Ausstellung von Motorbooten und motorischen Einrichtungen an Segelschiffen sollen Versuchs- und Demonstrationsfahrten verbunden werden, und zwar Spazierfahrten sowohl wie größere Tourenfahrten. Die Havel mit ihren breiten Gewässern und den im Frühlingsgrün prangenden Ufern ist ein für die Ausstellung sehr geeigneter, gut gewählter Platz. Die Motorschiffahrt hat noch eine große Zukunft. Tausende von Quadratmetern an Flüssen und Seen, die zu Siedelungszwecken aller Art aufs vorzüglichste geeignet sind, harren in Deutschland noch der Kanäle und der Motorboote. Man muß dabei nicht an Luxusboote denken, die irgend ein Millionär hält, sondern an große Motorboote, die den Personenverkehr auf weite Landstrecken zur Arbeitsstätte vermitteln. Man stelle sich nur vor, daß das braufschaffige Kanalnetz in Deutschland einmal zustande kommt, dann bedarf es billiger und schneller Fahrzeuge, die Kanal auf und ab, See auf und ab die Beförderung von Menschen, Tieren usw. übernehmen, und es ist zweifelhaft, wenn die Technik sich beizeiten auf diesen Zeitpunkt einrichtet.

Die Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen, deren feierliche Eröffnung im Sommer dieses Jahres erfolgen dürfte, ist dazu bestimmt, die umfangreiche Landesbibliothek aufzunehmen und die litterarischen Schätze derselben, ebenso wie die zahlreichen Werke, welche aus verschiedenen bezüglichen Stiftungen stammen, dem großen Publikum zugänglich zu machen. Das schön und gediegen ausgestattete Gebäude, welches wir unseren Lesern im Bilde zeigen, wird schon bei seiner Eröffnung den Bestand von etwa 800 000 Bänden zu beherbergen haben. Es ist herzlich zu wünschen, daß die Bibliothek, die mit ihrem umfangreichen Besitz an wertvollen Werken der deutschen Litteratur einen starken Bildungsfaktor und eine feste Stütze deutschen Wesens im Osten bilden wird, sich rasch und gedeihlich entwickeln möge!

Die Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen.
Nach einer Aufnahme von A. & F. Jeuschner, Hofphotographen in Posen.

Die Babylonische Expedition der deutschen Orient-Gesellschaft hat trotz Hitze, Wind und Staub auch während des letzten ganzen Sommers tüchtig gearbeitet. Auch während des letzten ganzen Sommers hat sich auf ihrem Posten ausgeharrt, und in unermüdlicher Arbeit ist es gelungen, viele wertvolle Denkmäler aus Tageslicht zu fördern. Das Bild der alten gewaltigen Hauptstadt des vorderen Asiens wird in immer vollständiger. Man kennt sie bereits in ihrer Anlage, in der Erscheinung ihrer Straßen, Paläste, Tempel usw. und kann sich auch von dem Leben ihrer Bewohner in sozialer, geistiger und religiöser Beziehung eine ziemlich klare Vorstellung machen. Zu den „schwarzen Hügeln“, dem ungefähren Mittelpunkt der Ruinenstadt, wurden bisher hauptsächlich beschriebene Thontafeln aufgefunden.

Davon sind bis jetzt erst zwei entziffert, es sind aber wahre Schätze babylonischen Schrifttums. Die eine der Tafeln enthält den großen Teil eines berühmten babylonischen Lehrbuches, welches die babylonische Keilschrift links durch sumerische, rechts durch semitische Wörter erklärt. Die Tafel ist also nichts mehr und nicht minder als sumerisch-babylonisch-semitisches Wörterbuch, dessen Wert für das Verstehenlernen der Keilschrift in die Augen springt. Die zweite Tafel enthält die Minuel, welche die Sängerchöre Elagilas singen, wenn am 11. Nisan der Gott Marduk nach Schluß der Prozession in sein Heiligtum zurückkehrte, in jenes gewaltige Pantheon, das ganz aus Licht zu bringen man gegenwärtig sich bemüht. Inzwischen ist unweit der „schwarzen Hügel“ ein neuer, bisher unbekannter Tempel des Schutzgottes der Aerzte Ador entdeckt worden. Darin fand man drei Bauchkinder des Nabopolassar, die er in dem Tempel Eridatila, Haus des Lebenshütten, niedergelegt hatte. Auch ein merkwürdiges Amulett, welches von einem Kinde getragen wurde, um den bösen weiblichen Dämon Labartu, der Menschenblut trinkt, zu bannen, ist unter den zahlreichen und in hohem Grade interessanten und wertvollen Funden. Diese deutschen Arbeiten in Babylon ziehen allgemach die Aufmerksamkeit der gesamten gebildeten Welt auf sich, und man kann nur wünschen, daß die Arbeiten, welche mit so großen Opfern von Arbeitskraft, Forscherfleiß und Geld verknüpft sind, auch weiter, so wie bisher, von glänzenden Erfolgen gekrönt werden.

Die Gartenlaube

4. Beilage zu Heft 3, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Die deutsche Turnhalle in Johannesburg.

Die deutsche Turnhalle in Johannesburg. Wenn es dahin kommen sollte, daß das Burenreich in Südafrika aufhörte, als selbständiges Staatswesen zu existieren und an die Stelle der Burenregierung unter dem viterlichen Regiment Ohm Krügers englische Beamte mit neuartigen Gesetzen und Verordnungen träten, dann würden auch unsre deutschen Brüder in Johannesburg in Mehrnut des wirksamen Schutzes gedenken, unter dem das Deutschtum bisher dort gestanden hat. Sie würden sich daran erinnern, welche Wohltaten Ohm Krüger den Deutschen in den Großstädten Johannesburg und Pretoria erwiesen, wie er ihnen trotz des hochbewerteten Bodens die Plätze für ihre deutschen Kirchen und Schulen geschenkt hat; ja noch mehr, wie er zum Unterhalt dieser Schulen für jedes Kind einen beträchtlichen jährlichen Zuschuß bewilligte. Er zog die deutschen Einrichtungen denen anderer Nationen bei weitem vor, er brachte besonders dem deutschen Turnwesen ein reges Interesse entgegen. Wir geben heute ein Bild der deutschen Turnhalle in Johannesburg, die erst seit wenigen Jahren vollendet ist, deren Erbauung ohne die Protektion Ohm Krügers nicht so bald hätte erfolgen können. Wohin der Deutsche kommt, dahin verpflanzt er auch die Kunst Vater Jahns.

Postkartenverkäufer auf der Eisbahn. Der Winter hat nun doch den von allen Schlittschuhläufern ersehnten Frost gebracht, der kräftig genug war, um das Laufen auf den gegossenen Bahnen zu ermöglichen. Wo aber immer heutzutage Menschen in Massen sich einfinden, fehlt auch der „Illustrierte Postkartenverkäufer“ nicht, und so ist es nicht verwunderlich, ihn auch auf den Eisbahnen seinem Gewerbe nachlaufen zu sehen. Unser Bild giebt eine amüsante Vorstellung dieses Treibens auf der bekannten Berliner Westeisbahn. Auch hier sieht der Wettbewerb rührige Kräfte in schönster Blüte. Da heißt es, einmal die Augen weit aufmachen, um im dichten Getümmel der Laufenden die Leute zu erspähen, in deren Brust der Wunsch nach einer Ansichtskarte schlummert, und noch mehr die Füße gebrauchen, um als Erster das Opfer zu erreichen. Ein tatsfester gewandter Schlittschuhläufer also muß der Verkäufer sein — eine Forderung, der die Mehrzahl unserer jungen Leute glücklicherweise nachkommen kann.

Postkarten-Verkäufer auf einer Berliner Eisbahn.
Nach einer photographischen Aufnahme von G. Busse in Berlin.

Vom Karneval in Nizza: Der Wagen mit Santos Dumont.
Nach einer Aufnahme von O. Barra in Paris.

Der Karneval in Nizza liebt vor allem prunkvolle Veranstaltungen, die wie z. B. der Blumenkorso durch die südliche Natur begünstigt werden; das Glanzstück bleibt aber, wie in unseren rheinischen Städten, der große Festzug, dessen Veranstalter stets bemüht sind, ein besonders zeitgemäßes Thema zu behandeln. In diesem Jahre boten Santos Dumonts Flugversuche im benachbarten Monte Carlo die beste Gelegenheit, etwas Sensationelles zu bieten. Der Wagen mit der Riesenfigur des bis vor kurzem stets erfolgreichen Luftschiffers auf dem eigarrenförmigen Ballon fand allgemeine Anerkennung bei Einheimischen wie Fremden.

Eine Lokomotivkessel-Explosion, welche leider mehrere Menschenleben kostete, ereignete sich am 2. Februar morgens auf dem Bahnhof des freundlichen steirischen Marktfleckens Deutschlandsberg, einer Station der im Betriebe der Südbahn stehenden Graz-Köflacher Eisenbahn. Die Lokomotive stand mit einigen Waggons vor der Güterhalle, und es war

Lokomotivkessel-Explosion in Deutschlandsberg.
Nach einer Aufnahme von A. Machnitsch in Graz.

die Zeit der Abfahrt bereits gekommen, als der Kessel der Lokomotive mit einem donnerähnlichen Knall explodierte und in die Luft flog. Auf der Lokomotive waren der Lokomotivführer Bernhard Wirth und der Heizer Franz Tischler, auf dem Trittbrett der Lokomotive stand der Kondukteur Andreas Zeisinger und vor der Lokomotive der Magazinier Johann Schneider; sie alle flogen mit in die Luft, und nur unkenntliche Leichenteile kamen zur Erde zurück. Eisenstücke wurden Hunderte von Metern weit geschleudert und bohrten sich tief in die Erde. Der Kessel der Lokomotive schoß zuerst kerzengerade in die Luft, flog dann, sich mehrmals überschlagend, 300 m weit in den Garten einer Zündwarenfabrik, wo er sich tief in die Erde bohrte, nochmals herausspringend und, sich neuerdings zweimal überschlagend, endlich in einer selbstgebohrten Vertiefung liegen blieb. In dieser Lage, welche unser Bild zeigt, hat der Grazer Photograph Alois Machnitsch den Kessel aufgenommen. Solche Lokomotivkessel-Explosionen ereignen sich zum Glück äußerst selten. Die eben besprochene Explosion war seit 50 Jahren in Oesterreich die dritte. Ueber ihre mutmaßliche Ursache verfandte das Grazer Betriebsinspektorat der Südbahn an die Blätter eine Mitteilung, daß der explodierte Kessel im Jahre 1898 neu hergestellt worden sei und die seitherige jährliche Kesselrevision den tadellosesten Zustand festgestellt habe; die Besichtigung des explodierten Kessels hatte ergeben, daß die innere Feuerbüchse zum großen Teile ausgeglüht war und daß diese Ausglühung ausschließlich nur durch mangelhafte Wasserspeisung herbeigeführt worden sein konnte.

Clara Ziegler. Am 21. Februar jährt es zum vierzigsten Male, daß Clara Ziegler, die berühmte deutsche Tragödin, die zu den größten und bedeutendsten zählt unter den Bühnenkünstlerinnen unserer Zeit, als Brunhild in Hebbels „Nibelungen" ihren ersten großen Bühnenerfolg errang. Da mag es vielen von unseren Lesern, welche die gefeierte Künstlerin als Darstellerin der Sappho, Medea, der Penthesilea und anderer heldenhafter Frauengestalten bewundern konnten, lieb sein, ein neues Bildnis derselben zu sehen. Clara Ziegler ist in den vierzig Jahren ihrer ruhmreichen Bühnenlaufbahn in 212 verschiedenen Rollen und in 105 Städten 2009 mal aufgetreten und hat neben dieser unermüdenden Wirksamkeit als darstellende Künstlerin auch noch Zeit und Muße zu mancher wohlgelungenen poetischen Schöpfung gefunden. Möge die berühmte Tragödin noch lange auf dem Felde ihrer Erfolge wirken!

Clara Ziegler.
Nach einer Aufn. von Hofphotograph B. Dittmar in München.

Die Deutschen und der Suezkanal. Die internationale technische Kommission der Suez-Kanal-Gesellschaft, welcher die angesehensten Ingenieure der verschiedenen europäischen Länder angehören, hatte bisher vier französische und zwei englische Delegierte, während die übrigen in Betracht kommenden europäischen Staaten je einen technischen Vertreter in die Kommission entsendeten. Nunmehr ist der Bauinspektor der Freien Hansestadt Bremen, Herr G. de Thierry, der allerdings seinen deutschen Namen trägt, aber trotzdem ein guter Deutscher ist, zum zweiten deutschen technischen Delegierten der Kommission ernannt worden. Diese Ernennung ist jedenfalls ein erfreuliches Zeichen für die Steigerung des Ansehens der deutschen Technik im Auslande.

Kleine Mitteilungen.

Stand der geographischen Forschungsunternehmungen am Schluß des Jahres 1901. Auf den beigegebenen Kartenskizzen ist der Versuch gemacht, den Stand der geographischen Forschungsthätigkeit am Schlusse des Jahres 1901 durch Eingezeichnung der bisher zurückgelegten und noch geplanten Routen derjenigen Expeditionen anzudeuten, die damals eben abgeschlossen oder noch unterwegs waren. Zur Erläuterung sei folgendes bemerkt: In den meisten Fällen ließ sich nur der möglichste künftige Verlauf der Routen eintragen, wobei entweder, wie in der Antarktis, die Pläne der Expeditionen zu Grunde gelegt oder aber aus dem bisherigen Gang Schlüsse gezogen wurden. Die deutsche Südpolar-Expedition gedenkt südlich der Kerguelen, die britische im Süden des Victorialandes und die schwedische an den südlichen Fortsetzung des König Oskarlandes zu überwintern; welche Aenderungen diese und die weiteren Pläne etwa erfahren müssen, ist nicht zu übersehen. Von den Nordpolar-Expeditionen will die Baldwinsche (seit 1901) über Franz Josefland, wo sie überwintert, den Pol „stürmen". Seinen Rückweg gedenkt Baldwin auf demselben Wege zu nehmen; doch rechnet er mit der Möglichkeit, daß er sich nach der grönländischen Ostküste wenden muß, weshalb auch diese Rückgangslinie angedeutet ist. Von den Expeditionen auf der Smithsundroute sind die Routen Pearys seit 1898 alle bekannt; im Frühjahr 1902 will er nochmals gegen den Pol vorgehen. Dagegen weiß man nichts über die Schicksale Sverdrups seit August 1899 unterwegs; er untersuchte zunächst den mongolischen Altai und die mittlere Gobi und drang dann ins Quellgebiet des Hoangho und Jangtsekiang vor. Die Herz-Expedition hat die Aufgabe, das in Nordost-Sibirien aufgefundene Mammut zu bergen; die Ausbreise erfolgte 1901. — Der Umstand, daß auf der Karte Afrikas so wenig Routen verzeichnet sind, erklärt sich daraus, daß man heute über afrikanische Züge gewöhnlich erst dann etwas erfährt, wenn sie erledigt sind. Zu einzelnen ist zu bemerken: de Segonzac forscht in Marokko seit 1900. Die Routen Dr. Randts in Ostafrika und im Kiungebiet seit 1897 bezeichnen sich zumeist mit denen her — deshalb nicht verzeichneten — deutsch-belgischen Kommission zur Festlegung der Nordwestgrenze Deutsch-Ostafrikas. Alle übrigen Afrika-Expeditionen sind seit 1901 unterwegs: Graf Wickenburgs Reise nach dem Ogthorn und die des Bivouac de Bourg gelten der Erforschung der unbekannten Hallaländer im Süden und Südosten des Stefaniesees. Die des ersteren ist seit Zeichnung der Kärtchen in Lamu zum Abschluß gekommen. Baron Chedeworos Ziel ist der Rudolfsee. Die Dominikische Garua-Expedition durchzog Kamerun von Süd nach Nord und dürfte inzwischen am Benue angelangt sein. Die deutsch-englische Togo-Expedition hat ihre auch geographisch wichtigen Abgrenzungsarbeiten in der aufgeteilten Zone von Salaga begonnen, während die deutsch-französische Kommission zur Abgrenzung von Kamerun ihre Thätigkeit im Westen beendet und sich über den Kongo nach dem

A. Neue Tiefsee-Expedition des „Albatroß". — B. Baldwins Nordpolarexpedition. — Bo. Vicomte de Bourg. — C. Baron Chedeworos. — Co. Niederländische Coppename-Expedition. — D. Dominik Garua-Expedition. — DFT. Deutsch-englische Togokommission. — DFG. Deutsch-französische Grenzkommission (Kamerun). — E. Evans. — FG. Französische Grabenfassung in Ecuador. — G. Grandidier. — Ge. Greg. — H. Hahn. — Ho. Holland. — K. Randt. — Ko. Koslow. — Kr. Krumbe. — M. Herz' Mammutexpedition. — N. Nordenskiöld (Argentinien). — P. Perry. — S. de Segonzac. — Sch. Schmidt. — Sp. Spencer. — Sv. Sverdrup. — T. Baron Toll. — U. Ule. — W. Graf Wickenburg. — Wo. Wolossowitsch.

Karte vom Stand der geographischen Forschungsreisen am Schlusse des Jahres 1901.

1899. Ueber die Wege, die er seitdem eingeschlagen, sind vier Ansichten laut geworden: die einen meinen, er habe einen erfolgreichen Vorstoß gegen den Nordpol unternommen, die anderen, er habe Grönland umfahren und überwintere im nördlichen Teil der Ostküste; wieder andere meinen, er habe sich durch den Jonessund nach Westen und dann nach Norden gewandt, und endlich hat man auch vermutet, er wäre auf dem Wege zur Beringstraße. Auf der Skizze mußte diesen vier Ansichten Ausdruck verliehen werden. Baron Toll's Expedition zur Erforschung des Sannikowlandes übernommen 1900 an der Nordwestküste der Taimyrhalbinsel, drang im Herbst 1901 bis in die Nähe der Bennettinsel vor, umschiffte ohne das Sannikowland zu finden, und überwintert jetzt an der Küste von Kotelny (Neusibirische Inseln). Der Kandidat Wolossowitsch hat, Frühjahr 1901 von der Jana ausgehend, auf Kotelny seine Vereinigung mit Baron Toll bewerkstelligt. Der Dane Krumbe (sein Sommer 1901) will die letzte Lücke in unserer Kenntnis von der Südostküste Grönlands ausfüllen. Zu Ufen sind die mit Ende 1901 abgeschlossenen Unternehmungen Hedins und Koslows vorauszunehmen. Hedins neue Forschungen (seit 1899) galten der näheren Untersuchung des Lopnorgebiets; ferner hat er einen Vorstoß bis in die Nähe des oberen Jangtsekiang unternommen und schließlich auf Lhassa zu, ohne diese Stadt betreten zu können. Der Ausse Koslow war ebenfalls seit Südosten des Grenzgebirts begeben hat. Gren und Holland sind von Buluwaong bzw. vom Tanganika aus zur weiteren Erforschung des Kongoquellengebiets aufgebrochen. — Der jüngere Grandidier endlich hat u. a. den noch wenig bekannten Süden von Madagaskar durchforscht und sich Ende v. J. nach den Nyassaländern begeben. Auch die Expeditionen, deren Routen in Südamerika und Australien angedeutet sind, haben alle im vorigen Jahr die Ausbreise angetreten. Das Ziel der Coppenamee-Expedition ist die Erforschung des noch so gut wie unbekannten Surinam. In Ecuador ist eine französische Mission mit der Neumessung des Meridians von Quito beschäftigt. Dr. Ule hat eine botanische Reise nach den südlichen Nebenflüssen des Amazonas angetreten, E. v. Nordenskiöld eine geographische Forschungsreise in den Gran Chaco, Evans stellt Forschungen in den bolivianischen Anden und im Ursprungsgebiet der Madeirazuellflüsse an, und Dr. Schmidt endlich hatte geographische und ethnographische Untersuchungen im Quellenland des Xingu vor. Wie jetzt bekannt geworden ist, hat Schmidt nicht ganz den erhofften Erfolg gehabt. — Auf dem Australkontinent ist die Route Spencers verzeichnet, der den mittleren Teil desselben gegen Norden hin untersuchen will, und in der Südsee der Weg des amerikanischen Fischereidampfers „Albatroß", der Tiefseemessungen, namentlich in der Nähe der Sandwichinseln vornehmen soll.

Kunst im Hause.

Zweifarbige Kerbschnitzereien. Die mit Kerbschnitt verzierten Gegenstände aus hellen Hölzern, wie Erle, Ahorn oder Kastanie, werden gewöhnlich nach ihrer Vollendung mit Nußbaum-, Mahagoni- oder Ebenholzbeize behandelt, um dem Gegenstande ein dem Auge mehr zusagendes Aussehen zu geben. Nun kann man aber auch dieses Verfahren in umgekehrter Reihenfolge anwenden, den fertig zubereiteten Gegenstand also zuerst beizen und dann mit dem Aufzeichnen und Schnitzen beginnen. Dadurch kommt der helle Ton des Naturholzes wieder zum Vorschein, und das Schnitzmuster hebt sich wirkungsvoll auf dem dunklen Grunde ab. Die Arbeiten haben einen eigenen Reiz und werden sowohl bei Kennern als auch Laien stets eine freundliche Aufnahme finden.

Vorderseite der Albumdecke.

Zu diesen Gegenständen verarbeitet man mit Vorliebe Ahorn- oder Kastanienholz, wegen der schönen weißen Farbe. Erlenholz ist dagegen nicht zu empfehlen, da es etwas ins Röthliche schimmert und infolgedessen der Kontrast zwischen der gebeizten Fläche und der Schnittfläche nicht so bedeutend ist wie bei den zuerst genannten Hölzern. Die Beize darf nicht in das Holz eindringen, damit die weiße Fläche durch eine scharfe Linie begrenzt wird. Es empfiehlt sich daher, das Holz vor dem Beizen mit warmem Wasser, in dem etwas Gelatine aufgelöst wurde, ein oder mehrere Male zu überstreichen und dann wieder mit Sandpapier zu glätten. Durch dieses Verfahren werden die Poren des Holzes geschlossen und die Beize kann nicht in dasselbe eindringen. Ich habe gefunden, daß sich Kastanienholz am besten zu diesen Arbeiten eignet, da es sich leicht schneiden läßt, eine schöne glatte und weiße Schnittfläche gibt und die Beize auch ohne Anwendung von Gelatinewasser nicht eindringt.

Die größte Sorgfalt ist auf das Schnitzmuster zu verwenden, da sich nicht jedes dazu eignet und die Arbeit durch ein falsches gewähltes vollständig wertlos werden kann. Die hellen Muster der Schnitzerei wirken nur in Verbindung mit der dunklen Fläche, deshalb es ist, Bänder, Quadrate, Dreiecke und dergleichen Dinge stehen zu lassen. Es ist sogar nötig, die einzelnen Blätter der Palmette, wie auf der Vorderseite der Albumdecke zu sehen ist, durch dunkle Streifen von einander zu trennen, da sonst ein großer weißer Fleck entstünde, der durch den Schatten der erhabenen Teile allein nicht genügend gegliedert werden würde. Gut wirkt in dieser Art der Ausführung der sogenannte Blumenschnitt. In dem Vorlagenwerke: „Kobeldankarbeiten mit Kerbschnitzverzierung von Frenkel" (Berlin, Siemenroth & Troschel) sind mehrere Vorlagebätter für diese Art des Kerbschnittes; diesem Werke ist auch das Muster für die Vorder- und Rückseite der Albums oder Schreibmappendecke entnommen. Dieselben wurden aus Ahornholz in der Größe von 21×28 cm gefertigt und mit heller Nußbaumbeize behandelt, sodaß die Malerung des Holzes noch deutlich hervortritt. Da der Buchbinder, welcher die innere Einrichtung der Schreibmappe herstellt, die beiden Deckel auf der Innenseite beklebt, so dürfen dieselben nicht gebeizt werden, weil der Leim sonst nicht haftet. Der Notizblock besteht aus einem Grundbrett und einem geschnitzten Deckel. Der Block wird auf dem Grundbrett aufgeleimt und mit dem Deckel durch einen Kattunstreifen verbunden, wodurch sich letzterer auf- und zuklappen läßt. Die Größenverhältnisse richten sich nach dem Block, welcher bei dem Buchbinder zu haben ist. Das Grundbrett des Federhaltergestells ist 12×14 cm groß, und die Höhe der Ständer beträgt 10 cm. Diese haben die Form eines geschriebenen lateinischen A und werden von unten auf das Grundbrett aufgeschraubt. Die beiden letzten Gegenstände sind auch Kastanienholz gefertigt und etwas dunkler gebeizt als die Schreibmappendecke.

Notizblock.

Gut wirken auch die auf dieselbe Art ausgeführten schwarzpolierten Gegenstände, doch haben sie den großen Uebelstand, daß man die Zeichnung nur gegen das Licht darauf sehen kann, was die Arbeit ungemein erschwert und die Augen verdirbt. Fr.

Die Pastellmalerei. Da die Pastellmalerei nicht mit Pinsel und feuchten Farben, sondern mit schwarzen oder bunten Kreidestiften ausgeführt wird, so liegen die Vorteile dieser Technik klar zu Tage: man hat keinerlei Vorbereitungen zu treffen, wie sie zum Beispiel das Anrühren und Verdünnen von Oelfarben erfordert; man kann jede Arbeit sogleich vollenden, aber auch zu beliebiger Zeit unterbrechen und später ohne weiteres fortsetzen; man braucht nicht auf das Trocknen irgend eines Grundes zu warten; man ist von der Mischung der Farben durch aus enthoben, weil die Kreidestifte in allen denkbaren Farbtönen und Schattierungen und zwar in gesonderten Serien für Porträts, Landschaften, Fruchtstücke usw., sowohl weich als hart käuflich zu haben sind; es bedarf demzufolge auch nicht eines eigentlichen Bereiebens der Farben im Steine der Oelmalerei; die Farben verändern nie ihren Ton, wie zum Beispiel in Aquarellfarben, die ganz anders auftrocknen, als sie im feuchten Zustand erscheinen; man setzt die Farben nicht übereinander, sondern einfach in Strichen leck nebeneinander und verwischt sie mit dem Finger oder Pinsel zu gleichmäßiger, naturgetreuer Abtönung — kurz, man hat bei einem sehr bescheidenen Apparat an Gerätschaften und Materialien das leichteste und bequemste Arbeiten, man ergielt äußerst schnell eine gewisse fertige Wirkung, und nur das allzueifrige Anhäufen der Farbestiften auf dem Malgrund — grauer, bläulicher oder bräunlicher Karton oder Pastellpapier — zwingt zu einer vorsichtigen Behandlung und Bewahrung vor Staub unter Glas und Rahmen.

Rückseite der Albumdecke.

Genau genommen macht man einen Unterschied insofern, als man mit Kreidezeichnungen besonders solche Arbeiten bezeichnet, zu denen man nur schwarze Stifte verwendet, hingegen buntfarbige Ausführungen Pastellmalereien nennt.

Angesichts empfiehlt es sich selbstverständlich, mit ersteren zu beginnen, und zwar wähle man zunächst großgehaltene, impolante Gegenstände, Wasserflächen mit Hintergrund, Berglandschaften usw., denn überhaupt Motive mit nicht viel Details und größeren Flächen für die Kreidemalerei die vorteilhaftesten sind. Als erste Arbeit legt man die Hauptkonturen in feinen Strichen mit gespitzter Reißschiene an. Hiernach schraffiert man alle Schattenpartien mit weichen Stiften in dicken Strichen und verwischt diese Striche sodann — am besten mit dem rechten Mittelfinger — zu gleichmäßiger Abtönung, die leicht in die beschatteten Stellen übergeht, so daß die Zeichnung nunmehr schon eine plastische Bewegung erhält. Das Auge wird dann leicht finden, wo durch nochmaliges Auftreiben der und jener Schatten verdunkelt werden muß, wo durch Abreiben mit Brotkrume oder Radiergummi ein besonderer Lichtreflex zu markieren ist usw., bis durch das Einsetzen der sogenannten „Drucker", das sind die Details und Nebenkonturen, die zur Deutlichkeit des Motivs gehörenden Feinheiten, das Bild vollenden. Hierzu werden die harten Stifte benutzt. Bei der vielfarbigen Pastellmalerei verfährt man ganz ebenso, nur muß dann jede Fläche mit der ihr gehörenden Farbe bestrichen und vervischt werden.

Federhaltergestell.

Halbheft 7. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ✎ Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Sette Oldenroths Liebe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(6. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Auf dem Bahnhof der kleinen Station Bötzen, von der Ilse und Sette heute früh abfahren mußten, weil in Siegeswalde um diese Zeit kein Zug ging, war es furchtbar windig; gleichwohl wollten die Damen nicht in das winzige Stationsgebäude treten, das zwei Warteräume und den Billetschalter enthielt. Der Zug war bereits signalisiert, und so standen sie denn neben verschiedenen Bauernweibern auf dem Bahnsteig, betrachteten die nach Berlin bestimmten Milchkannen und ließen sich die feinen Schneeflocken ins Gesicht treiben, in die seit dem Morgengrauen der Regen sich verwandelt hatte.

Sie hatten noch nicht viel miteinander gesprochen bisher, dann aber, als sie in dem mäßig warmen Coupé zweiter Klasse

Morgentoilette in der Kaserne.
Nach dem Gemälde von Franz Bachmund.

saßen, fragte Ilse, was Sette denn eigentlich zunächst zu thun gedächte in Berlin.

Sette nannte ein großes Woll- und Strumpfwarengeschäft in der Breiten Straße, dahin sie zunächst gehen wollte.

„Himmel, das ist ja ewig weit!“ meinte Ilse.

„Von der Friedrichstraße nicht so sehr, für Berlin wenigstens. Es giebt ja auch die ‚Elektrische‘.“

„Wissen Sie, Fräulein Sette, da gehen Sie lieber allein hin, ich besorge indessen meine paar Kleinigkeiten. Zu Mittag treffen wir uns dann irgendwo und pilgern auf höheren Befehl nach dem ‚Askanischen‘.“

„Um wieviel Uhr und wo?“ fragte Sette.

„Ja — wo?“

„Vielleicht haben Sie bei Wertheim etwas zu kaufen? Dort in der Konditorei könnten wir uns nicht verfehlen,“ schlug Sette vor.

„Gut! Und die Zeit?“

„Die Zeit? Sagen wir, zwischen ein und zwei Uhr.“

„Gut! Also zwischen ein und zwei Uhr bei Wertheim, und wer zuerst kommt, wartet.“

„Ja, wer zuerst kommt, wartet!“

Nun fuhren sie wieder schweigend dahin in der Dunkelheit des Wintermorgens. Sette, die sehr müde war, legte den Kopf an die Polster und versuchte zu schlafen, aber jeden Augenblick war sie wieder wach, und dann traf ihr Blick die junge Frau, die ihr gegenüber saß, den Kopf zurückgelehnt, die Augen geschlossen, ein Lächeln auf den roten, vollen Lippen; auch sie schlief nicht vor freudiger Erwartung, ihrem eintönigen Leben auf ein paar Stunden zu entrinnen Als sie in Berlin anlangten, kämpfte eben das erste Tagesgrauen mit den Bogenlampen in der Bahnhofshalle. Zahllose Arbeiter, Marktleute und junge Verkäuferinnen, die aus dem vorstädtischen Heim in die Geschäfte eilten, drängten sich mit ihnen die Treppe hinunter ins Freie. Ilse wurde fortwährend angestarrt, ihres herausfordernden hellen Mantels wegen, man rief ihr sogar einige echt berlinische Redensarten nach. Am Ausgange des Bahnhofes stieg sie eilig in eine Droschke erster Klasse ein. Sette, die erst ihre leeren Koffer und Taschen beim Portier abzugeben hatte, sah nur noch, wie das Gefährt in größter Eile davonrasselte.

Wo mochte sie hinwollen? Was mochte sie vorhaben? fragte sich das Mädchen erstaunt. Zunächst ging Sette zu Fuß weiter, stieg dann auf der Leipziger Straße in die Straßenbahn und fuhr bis in die Nähe der verschiedenen Geschäfte, in welchen sie im vorigen Jahre gekauft, und zu denen auch Agnes sie gewiesen hatte. Sie war von früher her gut orientiert und fand sich ohne Mühe zurecht. Die großen Pakete bestellte sie per Post nach Buchte, die kleinen auf den Bahnhof zum Portier.

Der Tag war schön und hell geworden, und das rege Weihnachtsleben wirkte erfrischend und beruhigend auf ihr bedrücktes Gemüt. Gewissenhaft zog sie die Uhr und fand, daß sie noch eine ganze Menge Zeit habe bis zur verabredeten Frist; der Nachmittag war dann noch für Besorgungen in einer ganz anderen Gegend bestimmt.

Sie ging nun langsamer, schritt am Schloß vorüber und beschloß, die Linden herunter zu wandern, um dann durch die Wilhelmstraße auf die Leipzigerstraße und zu Wertheim zu gelangen. Vor einem Blumenladen blieb sie stehen und freute sich über die wundervollen Orchideen, die dort in seltener Fülle ausgestellt waren.

Hinter ihr wogten die Fußgänger vorüber — das eleganteste Publikum, welches um diese Zeit die schöne Straße belebt.

Sie wandte sich eben ab, um weiter zu gehen, als gerade ein Paar an ihr vorüberstreifte — eine große elegante Dame, unter deren kleinem schwarzem Hütchen goldblondes Haar hervorleuchtete, und ihr zur Seite ein schlanker, nach neuester Biedermeier-Mode gekleideter Mann, der sich etwas vorgebeugt hielt. — Das war doch Ilse —! Sette wollte ihr im ersten Augenblick nachfolgen, aber nun schoben sich bereits so und so viel Menschen zwischen sie — und dann, Ilse trug ja einen ganz anderen Hut, außerdem war das Kleid fadelhaft elegant, nach allerletzter Mode gewesen —. Sonderbar, und doch — dieser Gang! Auch der Herr kam Sette bekannt vor — aber sie wußte nicht, wo sie ihn schon gesehen hatte. — Sie mußte sich jedenfalls in der Dame getäuscht haben!

Allmählich war es Zeit geworden für ihr Rendezvous, und so ging sie nun gemächlich ihrem Ziele entgegen.

In dem netten Büffetzimmer des Wertheimschen Hauses war kaum noch ein Platz zu haben. Sette fand schließlich noch einen unbesetzten Stuhl an einem Tische, der schon von sechs bis acht Damen besetzt war, die bei Schinkenbrot und Bier ihre Ansichten über Weihnachtsgeschenke für Dienstboten austauschten.

Ilse war nirgends zu erblicken; Sette holte sich eine belegte Semmel und wartete, während sie immer den Eingang im Auge behielt. Als es halb Drei geworden war — Sette wollte eben gehen — erschien Ilse, entschuldigte sich kaum, hatte aber nun die größtmögliche Eile, um den „Askanischen Hof“ zu erreichen. Vor dem Hause wartete eine Droschke erster Klasse, und rasch mußte Sette mit einsteigen. Der hellgraue Abendmantel lag auf dem Rücksitz, und Sette erkannte jetzt genau die Toilette, die sie vorhin bei der Dame Unter den Linden gesehen hatte.

„Ich sah Sie vorhin schon,“ sagte sie deshalb. „Wer ist der Herr, mit dem Sie unter den Linden gingen? Ich wollte Ihnen folgen, wurde aber dann wieder irre, weil —“

„Unter den Linden? Ein Herr? Sie scheinen Visionen zu haben, liebe Sette! Ich habe die Linden heute nicht von weitem gesehen.“

Wie alle grundehrlichen Menschen, wurde auch das junge Mädchen dieser bestimmt ausgesprochenen Verneinung gegenüber schwankend, sie blickte gleichwohl Ilse mit großen, forschenden Augen an. „Nicht? Denken Sie sich, ich sah so deutlich diese schwarzen Chiffonrosetten des Hütchens und Ihren hellen Haarknoten —“

„Die Rosetten können Sie an modernen Frauenhüten zu Dutzenden sehen,“ antwortete Ilse nachlässig, „und blonde Haare ebenfalls —“

Der Wagen hielt jetzt vor dem Hotel, und die Damen begaben sich nach dem Speisezimmer, um zu Mittag zu essen. Es befanden sich nur wenig Menschen in dem Raum, einige Hausgäste, offenbar Landsamilien, und zwei Offiziere vom Generalstabe, die bereits bei Mokka und Cigarren angelangt waren.

Ilse stocherte in ihrem Essen herum und sah offenbar wie auf Kohlen; so schnell auch die Bedienung war, es schien ihr noch zu lange zu dauern.

„Was beginnen Sie jetzt?“ fragte sie Sette endlich.

„Ich fahre zunächst nach dem Lampengeschäft und gehe dann in einen Haushaltungsladen und zu Höffert, wegen Hansens Bild; Agnes wünscht es sich so sehr. Mama und Werner wollen es ihr schenken zu Weihnachten, die Photographie soll vergrößert werden. Mama schrieb, Werner hätte es bestellt, ich möchte aber immerhin nochmal mit vorsprechen im Atelier.“

Um Ilsens Mund zuckte es spöttisch. „So? Das ist ja rührend! Nun, in allen diesen Geschäften habe ich nichts zu thun, wir werden uns also jetzt trennen und um sechs Uhr auf dem Bahnhof treffen — wenn's Ihnen recht ist.“

„Ja, und bitte, seien Sie doch pünktlich, ich muß heim heute abend, und ein späterer Zug hat nach Siegeswalde keinen Anschluß.“

„Ja freilich! Außerdem hätten Sie ja doch das Recht, ohne mich abzufahren.“

„O, das möchte ich nicht, und der Wagen kann doch unmöglich — zweimal — so spät abends — —“

„Ach so! Na, ich könnte ja auch hier bleiben schlimmsten Falles. — Wann geht der Zug?“

„Sechs Uhr zwanzig.“

„Na, schön, ich werde pünktlich sein!“ sagte Ilse, und wirklich, wider Erwarten erschien sie zur bezeichneten Zeit pünktlich auf dem Bahnhofe. Mit ihren zahllosen Kartons und Paketen richteten sich die beiden Damen in dem Coupé ein, das ihnen glücklicherweise allein zur Verfügung stand. Ilse trug jetzt wieder ihren hellen Abendmantel. Es war kalt geworden, und außen an den Scheiben bildeten sich gliperne Ranken und Sterne. Schweigsam und müde fuhren die Beiden durch die Dunkelheit in das Land hinein. Ilse knabberte Süßigkeiten aus einer eleganten Bonbonniere; sie hatte dieselbe auch Setten angeboten, war aber abgewiesen worden.

Das junge Mädchen sah mit zusammengepreßten Lippen in die Nacht hinaus, sie dachte daran, daß Fritz Fedderjen sich seine einzige Passion, das Rauchen, abgewöhnte, um zu sparen, und daß seine Frau heute das Geld mit vollen Händen hinausgeschleudert hatte, so, als wäre Buchte eine Goldmine.

Eine unbezwingbare Lust überkam Sette, dieser lauenden, gelassenen, gedankenlosen Person ihre Meinung schonungslos ins Gesicht zu sagen. Aber — was würde es nützen? Es würde nur die verstockten Antipathien in offene Feindschaft verwandeln, die schon trüben Verhältnisse auf Buchte noch unerträglicher machen, und dann — wie durfte sie Frith Fedderjens Frau tadeln! Sie mußte thun, als sähe und hörte sie nichts.

Eine merkwürdige Ueberraschung erlebte Sette aber, als sie in Siegeswalde ankamen und aus dem Nebencoupé ein Herr aussteig, der sofort mit größter Bestissenheit Ilsen und ihr beim Ausladen der Pakete half. Das war ja der Herr von heute morgen Unter den Linden — und außerdem — sie kannte ihn, den Arthur Lewinsky aus Siegeswalde! Sie mochte wohl so überrascht auf den jungen Mann starren, daß es Ilsen auffiel, denn diese sagte plötzlich:

„Erstaunen Sie, daß ich Sie miteinander bekannt mache, — Herr Lewinsky, ein Jugendfreund aus Olims Zeiten her, von damals, als ich noch im kurzen Kleidchen ging und Herr Arthur mit der blauweißen Gymnasiastenmütze umherstolzierte — Fräulein Oldenroth, Agnes' Schwägerin. Und nun besten Dank, lieber Arthur, dort kommt ja der Gepäckträger, bemühen Sie sich nicht, auf Wiedersehen — halten Sie Ihr Wort!"

„Ich werde gewiß nicht verfehlen!" — Die schmächtige Männergestalt bog sich über Ilsens Rechte, den abgezogenen Hut in der linken Hand. Der Schein der flackernden Gaslaterne fiel über sein dunkles, nach Biedermeierart gescheiteltes Haar und auf sein feines Profil. Nur ein flüchtiger Blick seiner tiefliegenden, ernsten Augen streifte wie forschend Sette. Er ließ es sich nicht nehmen, die Damen noch bis zu dem Wagen hinter dem Bahnhofsgebäude zu begleiten.

„Gute Nacht, lieber Arthur!" rief Ilse noch einmal gönnerhaft, gleichsam mütterlich, als das Gefährt sich in Bewegung setzte.

Stumm fuhren sie ein Weilchen dahin. Ilse rumorte erst noch ein wenig im Wagen umher mit den Schachteln und Paketen, kuschelte sich dann in eine Ecke zurecht und fragte endlich, wie gelangweilt: „Warum starrten Sie denn auf dem Perron vorhin derr guten Lewinsky so versteinert an?"

„Ich besann mich, wo ich ihn früher schon gesehen hatte, bis mir einfiel, daß es zuerst in der Gaststube vom Adler war. Ich verrechnete gerade mit dem Wirt die gelieferten Butter und Gänse, als diese fürr Siegeswalde ungewöhnliche Erscheinung eintrat, und der Wirt erklärte mir ohne mein Befragen sogleich redselig, wer der Herr wäre."

„Was sagte er denn?"

„Er nannte seinen Namen und sagte, daß er ein Siegeswalder sei, der soeben das große Geschäft des Vaters übernommen, auf den Wunsch seiner Mutter — wenn ich nicht irre — widerwillig übernommen hätte, denn er wäre künstlerisch ausgebildet: ich weiß nicht mehr, Malerei oder Musik — oder —"

„Musik! Er spielt ausgezeichnet Violine," berichtigte Ilse, „hat schon in Konzerten mitgewirkt, glaube ich, dort unten an der Riviera und in Paris. Na, einerlei wo! Jedenfalls spielt er, und das ist ein wahrer Segen für mich, denn ich freue mich, nun mal wieder mit einem verständnisvollen Menschen zusammen musizieren zu können. Morgen besteile ich den Klavierstimmer. Agnes wird sich daran gewöhnen müssen, ich kann unmöglich auf alles verzichten in Buchte; bereiten Sie sie nur immer vor, Sette."

„Man könnte vielleicht das Klavier in ein anderes Zimmer stellen," schlug Sette vor, denn sie wußte, daß Agnes durch Musik immer in Aufregung geriet.

„Nein, das geschieht nicht! Ich räume nicht schon wieder um!" sagte Ilse in brüskem Tone. „Man braucht doch nicht jeder Laune nachzugeben! Ich bin froh, daß der Salon jetzt einigermaßen anständig arrangiert ist."

Nun schwiegen sie wieder. Vor Settens Augen stand noch einen Augenblick die feine Männergestalt in den neumodischen langschößigen Rock, dem hohen weißen Hemdkragen und dem glattrasierten Gesicht, an dem sich von den Schläfen aus ein Streifchen Bart längs der Wangenseite herunterzog. Er war ihr, die immer in Offizierskreisen gelebt hatte, als eine ganz besremdliche Erscheinung entgegengetreten. Heute, in Berlin, hatte sie zum erstenmal ähnlich gekleidete Herren gesehen, es war also die neueste Mode, die er trug. Wie gut seine schwärmerischen Augen paßten zu der Tracht einer längst verschwundenen, empfindsamen Zeit! Wie er Ilse angesehen hatte!

Sie dachte daran, daß die junge Frau wahrscheinlich den ganzen Tag heute sich in seiner Gesellschaft befunden, daß sie ihn als einen Jugendfreund bezeichnet hatte, den sie ganz vertraulich „Arthur" nannte.

Und Ilse saß neben ihr und verfolgte sinnend diese Jugendfreundschaft bis in ihre Entstehung zurück. Sie war innerlich nicht so ruhig, wie sie äußerlich schien, in ihrer behaglichen Ecke. Dies Wiederfinden amüsierte sie und regte sie an! Außerdem hatte sie ein heimliches Triumphgefühl über ihr wohlgelungenes, kühnes Unternehmen, bei dem allerdings der Zufall eine große Rolle gespielt hatte.

Sie wollte neulich in der Siegeswalder Leihbibliothek einen Romanband umtauschen, als ein Dienstmädchen erschien und dem Herrn des Geschäftes eine Empfehlung von Herrn Lewinsky bestellte, mit der Bitte, ihm einen Platz für die demnächst stattfindende Matinee der Singakademie in Berlin zu besorgen. „Lewinsky?" hatte Ilse nachlässig gefragt, „ist es der Arthur Lewinsky von der Bertiner Straße?"

„Jawohl, gnädige Frau. Seit vierzehn Tagen ist Herr Lewinsky zurückgekommen, um dauernd hier zu bleiben auf Wunsch seiner Frau Mutter."

„Wann ist das Konzert?" hatte Ilse gefragt. Sie sprach langsam und nachlässig, indem sie allerhand Broschüren und Bücher zur Hand nahm, um flüchtig hinein zu sehen.

„Am 6. Dezember. Befehlen vielleicht gnädige Frau auch einen Platz?" erkundigte sich Herr Schmidt.

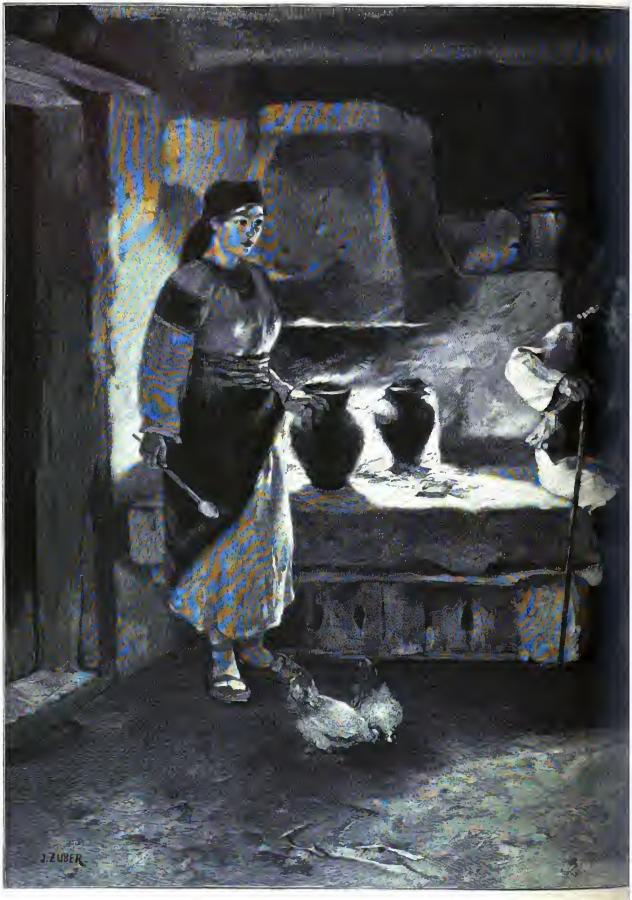
Sie that erst noch einige Fragen nach dem Programm und machte ein unschlüssiges Gesicht. Dann sagte sie zögernd: „Na ja, bitte einen Platz, man kann ihn ja im Notfall leicht wieder loswerden."

Sie war sofort entschlossen, wenn irgend möglich an diesem Tage nach Berlin zu fahren, obgleich sie keine Ahnung hatte, wie sie es anstellen sollte, denn Frith würde wohl ihr Konzertgelüst einfach ignorieren. — Und da kam ihr der Zufall zu Hilfe, der prächtige Zufall, daß Sette an diesem Tage nach Berlin fuhr und sie sich ihr anschließen konnte. Der Gedanke, Arthur Lewinsky unter die Augen zu treten, zu erfahren, ob er sie noch kenne, ob er ihr ein Gedächtnis bewahrt habe, hatte sie gereizt und aufgeregt. Hals über Kopf war sie heute früh noch in Berlin umhergestürzt, hatte in ihrer Eile ein sostbares Schmuckstück unter dem Wert verkauft, sich ihre Toilette bei Gerson mit einem neuen, eleganten Hut, Kostümrock und Handschuhen konzertmäßig ergänzt, und das Glück hatte sie dann auch ganz in der Nähe Arthurs placiert. Da war es denn mit Hilfe des entsprechenden Augenspiels ein Leichtes gewesen, ihn auf sich aufmerksam zu machen. — Komisch, dieses Wiederfinden! —

Die ganze Geschichte ihrer ersten Liebe stel ihr wieder ein: Thörichte Kindereien waren es damals gewesen, als sie in Siegeswalde unter Aufsicht der Gouvernante die Tanzstunde besuchen durfte und Arthur Lewinsky zu ihrem Ritter erkor; die erste Liebe mit all ihrer Süßigkeit, Dummheit und Leidenschaftlichkeit hatte ihn gegolten. Und wie war er verliebt dazumal, der schwärmerische Primaner mit den leuchtenden dunklen Jungensaugen, einem Erbteil seiner Mutter, die einer jüdischen Familie entstammte.

Wunderbare Augen! Die hatte er noch. Aber etwas blasiert war er geworden; er hatte sein Jahren draußen gelebt, in der weiten Welt, meistens im Süden, seiner schwachen Lunge wegen, damals aber zur Zeit der gemeinsamen Tanzstunde, da hatte alles an ihm gelacht und geglüht.

Herr Gott, wie belebte dieser Arthur sie! Sie hatte das alles vergessen gehabt, selbst jene Stunde in der Fliederlaube, wo sie sich zum erstenmal küßten und ewige Treue gelobten. Nun kam das alles über sie, als wäre es gestern gewesen. Bei dem Tanzstundenball im „Adler"-Saal war's gewesen, an einem Maiabend; die Thüren hatten weit offen gestanden, und sie hatten



Krie

Nach dem

lisse.

Jul. Zuber.

auch den Walzer wie alle vorhergehenden Tänze miteinander getanzt. Draußen webte verschleiertes Mondlicht, die Bäume standen tiefschwarz im Garten, der Fliederduft war stark und süß in den Saal gedrungen, und beim Tanzen hatte er sie plötzlich so fest gefaßt und so thörichte Worte geflammelt! Ein Gedicht hatte er ihr zugeschoben, sie fühlte das Zettelchen in der Hand, als sie aufatmend nach dem Tanze wieder in der Reihe standen, nahe der Thür.

„Ich will es nicht lesen, sagen Sie es mir!“ hatte sie gebeten.

„Nicht hier — das könnte ich nicht!“

„Draußen?“

Er hatte genickt, und sie stahlen sich hinaus in die Nacht des Gartens. Die Gouvernante sah es nicht, die saß am Büffett und aß Eis, und wenn sie Eis essen konnte, verlor sie Gefühl und Gehör. Ilse kannte sie darin; Mama hatte daheim Migräne, niemand vermißte sie also. Sie schlüpften in die Seitenwege, Arthur sprach ihr die selbstgemachten Verse halblaut ins Ohr, dann saßen sie in der Fliederlaube, und er küßte sie und weinte und stammelte.

Sehr schön war es gewesen, aber sie erinnerte sich doch, daß mitten in dem thörichten Rausch der Gedanke sie überfallen hatte: Ach, er ist ja nur ein dummer Junge, ein Schüler! Trotzdem hatte sie ihn festgehalten eine ganze Zeitlang, wie ein Fischlein am Angelhaken, in der Langeweile der Buchter Einsamkeit. Sie nahm seine Anbetung hin wie eine Abschlagszahlung auf Größeres dieser Art, auf die Liebe eines Mannes, der sie heiraten würde.

Du lieber Gott, sie hatte dies alles wirklich total vergessen gehabt, jahrelang. Erst als sie heute in seine dunklen, traurigen Augen sah — kam ihr alles wieder mit so lebendigen Farben in die Erinnerung. Wie zwei alte, nie getrennte Freunde waren sie nach dem Konzert die Straßen entlang gebummelt, hatten sich nach ihrem Ergehen gefragt und darüber geplaudert, daß sie beide wieder in der alten Heimat gelandet waren.

Sie hatten dann bei Kempinski miteinander gespeist und gingen beim Nachtisch zu alten Erinnerungen über. Ilse hatte mit einer heimlichen Genugthuung bemerkt, daß der blasse, ungewöhnlich elegante Mann die Kinderei der Tanzstunde nicht vergessen hatte, spielte sich aber als verheiratete Frau auf, that ganz mütterlich besorgt um seine Gesundheit und bedauerte ihn, daß er in Siegeswalde versauern solle.

Die Mitteilungen über seine Musikstudien begeisterten sie. Er mußte ihr versprechen, nun so bald als möglich mit der Violine nach Buchte zu kommen, er müsse doch ihrem Mann kennenlernen und den Jungen.

Ob sie gerne auf dem Lande lebe? Ob sie glücklich wäre? hatte er gefragt.

„O! Was heißt denn Glück?“ hatte sie leise zur Antwort gegeben, und welcher Mensch könnte behaupten, glücklich zu sein? Es käme ja immer alles anders im Leben, als man gehofft. Unglücklich wäre sie freilich ebensowenig. Und was Arthur denn zu erwidern habe auf die gleiche Frage nach dem Glück?

Gar nichts! Er dächte nicht darüber nach, er ließe sich so treiben und genieße, was er genießen könne. Seine Musik wäre wohl das Einzige, was er als Glück bezeichnen dürfte.

„Und Ihre gute Mutter?“

„Die liebe ich aufrichtig.“

„Und Ihr schönes Geschäft, Ihren Reichtum, Ihre Zukunft?“

Er hatte gehüstelt, aber nicht geantwortet.

Er werde ein liebes, schönes Mädchen heiraten, hatte sie dann gesagt, werde reizende Kinder haben.

Wieder keine andere Antwort als ein trockenes Hüsteln und ein Wegwenden der Augen von ihr. Dann hatte er von anderen Dingen gesprochen, lebhaft, mit der gewissen blasierten Leichtigkeit eines Weltreisenden, der alles gesehen hat, alles kennt. Gott allein mochte wissen, wie er es im Siegeswalder Krähwinkel aushalten werde. —

Ja, das frage sie sich auch täglich, hatte sie beigestimmt.

„Trösten wir uns ein wenig gegenseitig — nehmen wir die Zuflucht zur Frau Musika — — —“

Sie hatten miteinander angestoßen und sich dann getrennt. Ilse jubelte innerlich, als sie jetzt während der Fahrt sich all' dieser Einzelheiten erinnerte. Es war wie eine Welle frischer Luft, die in ein dumpfes Zimmer strömt, in ihr gelangweiltes Dasein geflutet. — Gott sei Dank, eine Abwechslung! Einer, der ihr zu Füßen sitzen, sie bewundern würde, nicht wie jener, den sie nur noch in hohen Stulpenstiefeln sah mit den ewig gespannten Zügen und ernsten Augen, die immer nur zu fragen schienen: Wird es gehen, werde ich der Situation Herr werden? Werde ich Buchte halten können? Sie existierte ja kaum für ihn, und wenn er sie anredete, dann galt es nur prosaischen Dingen. Gott sei Dank für diesen Tag der Aufrichtung, für das Kommen des Jugendfreundes! —

Sie reckte sich ein wenig und sagte laut: „Himmel, der Alte fährt wie zu einem Begräbnis! Schlafen Sie, Sette?“

„Nein! Ich denke, wir werden gleich daheim sein.“

„Ich bin sehr müde,“ klagte Ilse, als sie bereits über das Pflaster des Hofes fuhren. „Hoffentlich haben Sie nicht noch die Absicht, mit meinem Mann abzurechnen? Na, da sind wir ja.“

Der Wagen hielt. Feddersen empfing die Damen in der Halle, in welcher die große Lampe unter der Decke brannte, den Heimkehrenden zu Ehren.

„Ich glaube, der Junge wacht noch,“ sagte er lächelnd zu Ilsen, die ein Gähnen markierte, „er wollte durchaus nicht schlafen, weil du ihm versprochen hattest, einen Gruß vom Weihnachtsmann mitzubringen.“

„Der Bösewicht!“ lächelte Ilse liebenswürdig, „da will ich nur gleich zu ihm. Gute Nacht, Sette! Kommst du mit, Fritz?“

Und als dieser, nach einer stummen Verbeugung, sich empfahl, um seiner Frau zu folgen, hörte Sette, wie Ilse in ihrem gewöhnlichen Ton sagte:

„Es ist doch sehr anstrengend, so ein Vergnügen; ich bin froh, wieder daheim zu sein.“ — Das Weitere verhallte auf der Treppe.

Sette schleppte mit Hilfe des Stubenmädchens noch sämtliche Pakete in die sogenannte Weihnachtsstube und ging dann zu Agnes, die sie hatte bitten lassen, ihr noch Gute Nacht zu sagen. Die junge Witwe streckte ihr so freundlich die Hand entgegen, daß es ihr warm wurde ums Herz, zum erstenmal an diesem Tage.

„Gott sei Dank, du bist wieder da, Sette! Erzähle doch, wie es dir ergangen ist!“

Und das Mädchen setzte sich, trotz ihrer großen Müdigkeit, an das Bett der Schwägerin und berichtete von ihren Einkäufen, und daß sie eine ganz nette kleine Summe gespart hätte. Daß Ilse doppelt und dreifach so viel verausgabt hatte für Bonbons, Drosseln, Hut und Kleid, verschwieg sie, sie wollte der Kranken die Laune nicht verderben; sie selbst grübelte ja noch über dem Rätsel, woher Ilse das Geld hätte. Daß man Schmucksachen, verwolle alte Schmucksachen verkaufen könnte, darauf kam sie nicht.

„Nun, und wie benahm sich Ilschen?“ fragte Agnes jetzt. „O, sie war ganz heiter,“ stotterte Sette, „und sie hat einen Jugendfreund getroffen, den Herrn Arthur Lewinsky.“

„Was? Ar — thur Le — —.“ Agnes sah starr in Settens Gesicht, und ihre Hände streckten sich wie abwehrend gegen sie aus. „Lewinsky,“ ergänzte diese zögernd und bestätigend. „Der ist seit einiger Zeit wieder in Siegeswalde —“

„Ja, um Gottes willen — weißt du denn nicht —?“ Sie brach ab und preßte die Lippen aufeinander. „Gute Nacht, Sette,“ sagte sie dann matt, „schlafe gut, liebes Herz, du wirst müde sein. Ach, was war das für ein öder, trüber Tag ohne dich, Liebling!“

„Ich hatte auch Sehnsucht nach dir, Agnes. Gute Nacht, und schlafe, laß keinen grüblerischen Gedanken Raum!“

Sie drohte lächelnd mit dem Zeigefinger im Hinausgehen, und gleich darauf flog über ihr Gesicht der gespannte Ausdruck, der sich oft einstellte, seitdem sie hinter die Coulissen des Lebens geschaut hatte.

Mein Gott, was war das nun wieder mit diesem Arthur? Agnes war so förmlich erschrocken, als sie seinen Namen nannte. Und das Bild des jungen Mannes, wie er an Ilsens Seite durch das Straßengewühl in Berlin schritt, verfolgte sie bis in den kurzen, unruhigen Schlaf, der sie gegen Morgen umfing.

(Fortsetzung folgt.)

Im rauschenden Wald.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Lebensbild eines Forstmannes.

Von Forstassessor **Hans Wedding.**

Junge, willst du wohl die Knallerei hier vor den Fenstern unterlassen!“ — „Aber, Mutting, wenn ich Oberförster werden will, muß ich doch schießen können!“ — „Ach du dummer Junge, mit dem Oberförster hat es noch lange Zeit“ — und damit schließt Mutting ziemlich ärgerlich wieder das Fenster. Die Schießerei draußen im Garten können ihre Nerven nicht vertragen!

Daß der Junge Forstmann werden soll, ist längst beschlossene Sache; seit frühester Kindheit hat er für den Wald und seine Bewohner Interesse gezeigt. Und der Vater ist auch damit einverstanden; zwar ist die Carriere entsetzlich überfüllt, das Avancement kann nicht schlechter sein — der Oberförster bekommt sein Brot erst, wenn er es nicht mehr beißen kann! — und der arme Vater muß sich sogar dem Staate gegenüber verpflichten, seinen Sohn auch nach bestandenem Examen noch eine Reihe von Jahren selbst zu erhalten! Aber was hilft's! Welcher Beruf ist heute nicht überfüllt, und dem Jungen liegt die Liebe zum Walde, zur freien Natur so sehr im Blute, daß es unrecht wäre, ihm einen anderen Beruf aufzuzwingen. Daß unser junger Freund von dem Leben eines Forstmannes gar keinen rechten Begriff hat, nur vom Umherstreifen in den Wäldern, fortwährendem Schießen und Jagen und nächtlichen Händeln mit Wilddieben mit falschen Bärten und gezwickerten Gesichtern träumt, ist das Vorrecht seiner durch die Jugend bedingten naiven Lebensauffassung, die ihm eine Hilfe sein wird, über unerwartete Schwierigkeiten im Beginn seiner Laufbahn leichter hinwegzukommen.

Die letzten Schuljahre sind schnell verstrichen, das Abiturium bestanden, und am 1. April verläßt der neugebackene „Forstbeflissene“ — das ist jetzt sein Titel — das Elternhaus, um ein Jahr bei einem Oberförster im Oberharz in die Lehre zu treten.

Die Oberförsterei liegt mitten im Harz, die nächste Bahnstation ist 15 km entfernt, und diese Strecke muß unser junger Freund, der bereits seinen grünen Rock trägt, in der alten Postkutsche zurücklegen. Der Verkehr ist zu dieser Jahreszeit nicht groß, der „Herr Förster“ ist der einzige Passagier und wird von dem gemütlichen „Schwager“ freundlichst eingeladen, mit auf dem Bock Platz zu nehmen. Es entwickelt sich eine lebhafte Unterhaltung, denn der junge Grünrock ist noch nicht im Harz gewesen; der murmelnde, plätschernde Gebirgsbach, die leise rauschenden Fichten, über denen hoch in der Luft der Bussard seine Kreise zieht, die schwer mit Bauholz beladenen Wagen, welche der Post begegnen, und dann und wann einmal ein Reh oder gar einige Stück Rotwild in der Stille des Waldes seitwärts am Wege, alles erregt seine Aufmerksamkeit und weckt sein Interesse. Neue Eindrücke empfangen ihn in der Oberförsterei; in der Ecke der Wohnstube steht der Gewehrschrank mit den verschiedenen Büchsen und Flinten, dem Waldhorn, Anschaß und sonstigem Handwerkszeug, das zur Jagd gehört, vor dem Ofen liegt auf einer Hirschdecke behaglich ausgestreckt Waldmann, der Schweißhund, und die Wände sind bedeckt mit Gehörnen und Geweihen.

Für den anderen Morgen wird eine Reviertour verabredet. Pünktlich zur festgesetzten Stunde erscheint der neue Forstbeflissene im Bureau, wo der Oberförster ihn schon erwartet und die kurze Pfeife gerade in Brand setzt. Prüfend gleitet sein Blick über den Neuling; die derben Nagelschuhe mit Gamaschen an den Füßen sind entschieden praktisch für das Herumklettern in den Hängen, aber „die Flinte können Sie zu Hause lassen,“ meint er dann, „statt dessen nehmen Sie mal hier den Meterstock.“ Enttäuscht wird die schöne Büchsflinte in die Ecke gestellt; einen Augenblick schwebt ihm ein Einwand auf der Zunge, aber der Chef wendet sich schon zur Thüre — er hat übrigens auch sein Gewehr mit — und unser junger Freund trollt etwas ernüchtert hinter ihm drein. Bald umfängt der Wald die Beiden. Die Hammgen sind noch in vollem Gange. Mit Interesse verfolgt der junge Forstbeflissene die Arbeit zweier Holzhauer, welche mit dem Fällen einer riesigen Fichte beschäftigt sind. Abwechselnd hallen die Schläge durch den Wald, mit peinlicher Genauigkeit trifft die Schneide der Axt immer wieder in dieselbe Kerbe; weithin fliegen die Splitter umher, und bei jedem Schlage erzittert der mächtige Baum bis in die feinsten Zweige. Das sieht so leicht, so einfach aus, der junge „Herr Förschter“ muß es doch selbst einmal probieren. Der alte „Berger“ reicht ihm seine Axt, und ein ungläubiges Lächeln fliegt über die verwitterten Züge des alten, einem knorrigen Baumstumpf gleichenden Holzhauers, der nun schon seit vierzig Jahren tagein, tagaus „ins Holz geht“. Die Axt ist allerdings ziemlich schwer, der Stiel durch den Griff rauher Hände geglättet und wie poliert, doch zaghaft ist unser junger Freund nicht! Aber o weh! — gleich der erste Hieb sitzt wohl einen halben Fuß zu hoch im Stamm, anstatt in die Kerbe zu treffen! „Ja, sau lichte is dutt nich, wie't sich ansieht,“ meint der alte Berger und belehrt den Eifrigen, wie er den linken Fuß etwas vorsetzen und mit der rechten Hand den Stiel ganz unten ergreifen muß, während die Linke denselben nur leicht faßt und der Axt die Führung giebt. „Un denn mött Sei henlieten, wen Sei henhauen willst“ Belustigt steht der Oberförster dabei und die Erinnerung an seine eigene Jugend steigt vor ihm auf; war es ihm nicht gerade so ergangen, als er in die Lehre trat? Aber schaden kann das nicht: nur alles einmal selbst machen, wenn auch der Rücken dabei weh thut und der Schweiß auf die Stirn tritt. — — —

Der April geht zu Ende, die Hauungen sind fast beendigt, die Holzhauer, soweit sie zur Verfügung stehen, sind was von den Frauen und Mädchen der ärmeren Dorfbevölkerung nur abkommen kann, alles geht jetzt „auf die Kultur“. Die Zeit zum Säen und Pflanzen ist kurz hier oben, die letzten Truppen des Winters sind soeben abgezogen, und fast auf dem Fuße folgt der Mai mit seiner brennenden Sonne und den trockenen Winden, die den Boden in wenigen Tagen ausdörren. Der Oberförster mit seinen Beamten hat alle Hände voll zu thun, vom frühen Morgen bis zum späten Abend ist er draußen bei den Kulturarbeitern. Hier im „Saatkampe“ werden die Beete auf der im Herbst rigolten (umgearbeiteten) und jetzt noch mal leicht durchgehackten Fläche hergerichtet und der Fichtensamen mit dem „Säehorn“ in die eingedrückten Saatrillen eingestreut, dort ist eine Anzahl Arbeiterinnen mit dem Verpflanzen dreijähriger Ahornstämme beschäftigt, und da weithin über das Thal, an jenem steilen Hange sieht man eine ganze Kolonne, wohl fünfzig, Männer und Frauen in emsiger Thätigkeit. Da geht alles nach dem Schnürchen! Zwei Arbeiter bezeichnen an einer mit kleinen Tuchstreifen von Meter zu Meter durchflochtenen „Kulturleine“ mit leichten Hackenschlägen die Plätze, an denen die jungen Bäumchen stehen sollen; hinterher kommen zwanzig Arbeiter mit der Kulturhacke und fertigen die Löcher für die Pflanzen. Ihnen folgen ebensoviele Frauen mit Handkörben oder kleinen Holzeimern, in denen sie die Pflanzen liegen haben, die sie mit emsigen und geschickten Händen der Mutter Erde anvertrauen. Auch hier muß unser junger Freund alles von der Pike an mitmachen; in Reih und Glied mit den Arbeitern schwingt er die schwere Kulturhacke, und Mühe kostet es ihn genug, mit den anderen Schritt zu halten. Aber einen Vorteil hat diese ungewohnte Thätigkeit; die bleiche Schulstubenfarbe auf den Wangen des ehemaligen Gymnasiasten hat sich unter dem Einflusse der Sonne und der würzigen Waldluft in ein gesundes, frisches Braun verwandelt, der Brustkasten weitet und wölbt sich, die Muskeln schwellen, und nach einem halben Jahre ist der junge Forstmann kaum wiederzuerkennen.

Mittlerweile ist der Sommer ins Land gezogen; die Kulturen sind beendigt, und auch von den Wegebauten, die ihnen folgen, ist die meiste Arbeit gethan. Nun tritt eine Zeit der Ruhe für den Grünrock ein: zwar Kleinigkeiten sind noch immer zu thun, und auch auf dem Bureau sorgt die vorgesetzte Behörde, deren „Neugier“ kein Ende findet, dafür, daß dem Oberförster die Tinte nicht eintrocknet; aber doch findet sich nun auch Zeit zur Jagdausübung. Jetzt tritt auch die geliebte Büchsflinte des Forstbeflissenen in ihre Rechte, und nachdem er seinem Chef eine Probe seiner Schießfertigkeit abgelegt hat, erhält er die Erlaubnis zum Abschusse eines Bockes. Das ist nicht so leicht wie

Sperlinge schießen; mancher Abend wird diesem einen Bocke gewidmet, mancher Morgen findet unsern jungen Weidmann schon vor Tagesanbruch draußen im Walde. Aber endlich hat es der Schlaue doch einmal verstehen! Und als er beim Anbruch der Morgenröte den gewohnten Wechsel in die Dickung zieht, erreicht ihn die tödliche Kugel. Hei, wie der junge Jäger durch die Büsche bricht, seine erste Beute zu betrachten! Jauchzend hallt sein „Horridoh" ins Thal und weckt das Echo der Hänge, und nach einer Stunde kommt er mit dem schweren Bock im Rucksack, den grünen „Bruch" am Hute, freudestrahlend auf der Oberförsterei an.

Den größten Teil seiner Zeit verbringt der junge Grünrock während seines Lehrjahres zwar draußen im Revier; aber auch zu Hause giebt es für ihn Arbeit. Vor allen Dingen muß er sich mit den notwendigsten reglementarischen Bestimmungen, welche für die einzelnen Zweige seines Faches erlassen sind, bekannt machen, und die forstlichen Werke in der Bibliothek seines Lehrherrn bieten reichlich Stoff zur Belehrung und Ergänzung des in der Praxis Gelernten. Auch in der einschlägigen Gesetzeskunde muß er sich umsehen. Beim Eintritt in die Lehre ist er auf Forst- und Jagdschutz beeidet, und er muß wissen, wie er sich Frevlern gegenüber zu verhalten hat. Denn in seinem Reviere ist er „Auge des Gesetzes". —

Das Lehrjahr neigt sich seinem Ende zu; unser junger Freund denkt nicht gerne an den bevorstehenden Abschied. In dem einen Jahre hat er viel gelernt, von dem er früher keinen Begriff hatte; er hat einen Einblick in seinen Beruf bekommen und weiß nun auch, was es eigentlich heißt, Forstmann sein. — Die Frage, ob erst studieren oder erst „sein Jahr abdienen", ist bald entschieden; das Lehrjahr ist eine zu gute Schule für den Körper gewesen, als daß er nicht gleich die militärische anschließen sollte, und so verlaust er denn den grünen Waldrock mit dem etwas dunkelfarbigeren des Jägerbataillons. Nach einem an Strapazen und Freuden gleich reichen Jahre verläßt er als „überzähliger Unteroffizier und Offiziersaspirant" mit den Tressen geziert sein Bataillon.

Am liebsten möchte er nun wohl wieder zurück in den grünen Wald, aber zu einem tüchtigen Oberförster gehört nicht nur praktische Erfahrung, sondern auch eine gründliche theoretische Durchbildung. Den Wald braucht er auch auf der Forstakademie, die er nun bezieht, nicht zu missen; hier geht der theoretische Unterricht mit praktischen Unterweisungen in den rings um das Städtchen liegenden Waldungen Hand in Hand. Als Einführung in die Forstwissenschaft muß er vor allen Dingen sich mit den Naturwissenschaften bekannt machen. Die Physik und Chemie sind zum Verständnis seiner mineralogischen, geologischen und botanischen Studien nötig. Auf den ersten Blick zwar scheinen Chemie und Wald unserem jungen Freunde Begriffe zu sein, die nichts miteinander zu thun haben; aber sobald er in der physiologischen Botanik die praktische Anwendung chemischer Gesetze und Formeln auf die Pflanzenwelt erfahren hat, erscheint ihm die Chemie ganz unentbehrlich für seine Studien. Die Pflanzenphysiologie läßt ihn den Wald erst im rechten Lichte betrachten, hier bekommt er eine Vorstellung von dem Bau und Leben der Bäume, an seinem geistigen Auge ziehen die Vorgänge vorüber, die sich bei der Aufnahme der Nährstoffe durch Blätter und Wurzeln, der chemischen Umsetzung derselben in den Zellen des Stammes, der Zweige und Blätter, mit einem Wort: beim Wachsen des Baumes abwickeln. Unter dem Mikroskop erkennt er die Struktur der einzelnen Organe und beobachtet die Wanderung der Chlorophyllkörner, die dem Blatte die grüne Farbe geben.

Lange verweilen kann er leider bei all diesem Interessanten nicht, denn viel liegt noch vor ihm. Die Zoologie, bei der er einsehen muß, daß der Maikäfer und die Nonne ein viel größeres Interesse beanspruchen als Hirsch und Reh — die Mineralogie und Geologie, welche ihn über die Zusammensetzung der Gesteine und die Beschaffenheit des durch Verwittern aus denselben hervorgehenden Waldbodens aufklären — die Meteorologie und Klimatologie, die Aufschluß geben über Wesen und Bedeutung des Sturmes, der ihm die Bäume seines Waldes wie Strohhalme knickt, sie alle treten an den jungen Forstmann heran mit der Bitte: Studiere mich, nimm mich in dich auf, denn ich bin wichtiger für dich als alle die anderen!

Mit redlichem Bemühen versucht er, alle diese Wissenschaften, von denen jede einzelne ein Menschenleben auszufüllen imstande ist, für seine Zwecke und forstlichen Specialstudien zu verwerten. Aber manchmal wird ihm der Wust von Formeln und Begriffen doch zu bunt! Wozu auch! Soll er das erste Semester, dessen Vorrecht das dolce far niente nun einmal ist, vertrauern im dumpfen Hörsaal der Akademie, während die warme Junisonne durchs Fenster scheint und draußen in üppiger Sommerfülle alles grünt und blüht? Ah bah — während also der Professor in der nächsten Chemiestunde über die Säuren redet, befindet sich unser junger Freund mit zwei Gesinnungsgenossen bereits einige Stunden weit vom Hörsaal entfernt und aus kräftigen Kehlen erschallt das

„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein,
Wer lange sitzt, muß rosten!"

durch den Wald. Nach mehrstündiger Wanderung führt der Weg zu Thal, rote Ziegeldächer schimmern durch das Grün der Bäume, und da ertönt auch schon Blechmusik und Drehorgel. Hurra, Schützenfest! Das paßt unseren Freunden in den Kram! Nach wenigen Minuten befinden sie sich mitten unter der Festversammlung, die aus den Einwohnern der sämtlichen umliegenden Ortschaften besteht.

Um zehn Uhr abends ist offiziell Schluß auf dem Festplatze, der sich schnell leert. Unsere drei Freunde können noch kein Ende finden; „noch einen Schoppen, Herr Wirt!" Und dann kommt noch einer und dann der vorletzte und endlich der letzte! Aber so flumm können sie nicht scheiden, ihren Gefühlen müssen sie noch Ausdruck geben, und welches Lied paßte besser zu ihrer Stimmung als „das siebenbürgische Jägerlied":

„Ich schieß' den Hirsch im wilden Forst,
Im tiefen Wald das Reh,
Den Adler auf der Klippe Horst,
Die Ente auf dem See.
Kein Ort, der Schutz gewähren kann,
Wo meine Büchse fliegt!"

mit dem Refrain im wiegenden Walzertakt:

„Und dennoch hab' ich harter Mann
Die Liebe auch gefühlt."

Die letzte Strophe ist verklungen, die Drei sind ganz im Banne des Liedes und starren stumm in ihre leeren Gläser.

„Und dennoch weint' ich harter Mann
An meines Lieschens Grab!"

Wer vermöchte sich auch wohl der Wirkung dieses tragischen Schlusses zu entziehen! — Endlich erheben sie sich von den Bänken. Wohin nun? „In den Dorfkrug, es bleibt nichts übrig," meint der eine resigniert. — „Ach was, in dieser wundervoll warmen, lauen Sommernacht in die dicken Bauernbetten kriechen? Ich kampiere im Walde!" Der Funke zündet, dem siebenbürgischen Jäger, der „überreift und überschneit den Stein zum Bett gemacht", wollen sie nicht nachstehen. Die Fichtendickung nahe den Baldrande, welche sie heute vormittag passiert haben, giebt willkommene Gelegenheit zur Ausführung dieser „Kateridee"; nach zehn Minuten liegen die Drei, auf weiches Moos gebettet, die dichtverschlungenen Zweige über sich, draußen im Walde. Das behagliche Schnarchen, das sich bald erhebt, bildet einen sonderbaren Gegensatz zu dem leisen Rauschen der Baumwipfel, und Reineke Fuchs macht entsetzt Kehrt, als er auf seinem nächtlichen Beutezuge an jene verdächtige Stelle kommt. —

Die Sterne sind verblaßt, im fernen Osten verkündet ein morgenrotdurchhauchter Streifen den Anbruch des neuen Tages, ein Seufzer zieht durchs Gezweig, wie der frische Morgenwind den schlummernden Wald aus dem Zauberbanne des Schlafgottes erlöst, und das feine „Zickerid" des Rotkehlchens verkündet der Vogelwelt den Morgen. Unser junger Freund in der Fichtendickung schlägt die Augen auf, und ein Frösteln durchschauert die steifen Glieder. Erst allmählich kommt ihm das Verständnis für seine Lage, und nachdem auch die beiden anderen Kollegen sich wieder in die Welt der Wirklichkeit zurückgefunden haben, geht es in eiligen Schritten in den vorher verschmähten Dorfkrug, woselbst der Wirt, schlaftrunken soeben den Federn entstiegen, die Drei mit erstaunten Blicken empfängt, ihrem Verlangen nach einer Tasse heißen Kaffees aber schnell und mit Verständnis nachkommt. —

Die Semester kommen und gehen; aus dem lebenslustigen, stets zu dummen Streichen aufgelegten Fuchs ist ein ernster,

In treuer Hut.
Nach dem Gemälde von A. Lüben.

strebsamer Student geworden. Nach Absolvierung der Naturwissenschaften stürzt er sich in das Studium der eigentlich forstlichen Fächer. Im „Waldbau" lernt er das forstliche Verhalten der einzelnen im deutschen Walde zum Anbau kommenden Holzarten kennen, die Ansprüche, die sie an Boden und Klima stellen und die Bedingungen ihres Zusammenlebens als nach forstlichen Grundsätzen bewirtschafteter Bestand. Im „Forstschutz" werden ihm die Mittel gezeigt, die er anwenden muß, um den Wald gegen die mannigfachen verderblichen Einflüsse frevelnder Menschen, schädlicher Tiere und zerstörender Elemente zu schützen, und die „Forstbenutzung" lehrt ihn die zweckmäßigste und vorteilhafteste Art der Verwertung der Forstprodukte. Dann kommen „Waldvermessung", und „Waldwertberechnung", „Holzmeßkunde", die Lehre von den Wässer-, Wege- und Brückenbauten, sowie von der Anlage von Waldeisenbahnen, „Taxation und Einrichtung" ganzer Reviere zu einem einheitlichen Betriebe und was der forstlichen Specialfächer noch mehr sind.

Unseren zukünftigen Oberförster überkauft es manchmal heiß, wenn er ans Examen denkt, und während draußen im herbstlichen Wald lustig die Büchsen knallen, sitzt er einsam auf seiner Bude und berechnet mit Hilfe endloser Formeln den Wert einer endlichen Waldrente. — In vier Semestern Akademiestudien sind die forstlichen Fächer und ihre Hilfswissenschaften erledigt, und nach Ablauf dieser Zeit verläßt er die ihm liebgewordene Musenstadt, um noch zwei Semester die Universität zu besuchen und sich die erforderlichen Kenntnisse in den Rechts- und Staatswissenschaften anzueignen. Allzuschnell sind die schönen Studienjahre vergangen, das Examen ist in unmittelbare Nähe gerückt. Heiß ist der Kampf und groß das Mühen, aber schön ist auch der Lohn, und nicht am wenigsten stolz ist Mutting, als ihr Junge nach bestandenem Examen als Forstreferendar zu kurzem Aufenthalte im Elternhause eintrifft, um sich von den Anstrengungen der letzten Monate zu erholen.

Lange Zeit bleibt ihm zwar nicht zum Ausruhen, denn seine Ausbildung ist erst zur Hälfte beendigt. Die Wissenschaft wird für einige Zeit beiseite geschoben, und es geht wieder hinaus in die Praxis, in den grünen Wald. Es kommen nun die Wanderjahre für den Forstreferendar. Unser Freund nutzt die Zeit aus, um die Kiefernwirtschaft in der sandigen Mark, die Eichenzucht in den fruchtbaren Auenniederungen des Elbstromes, die kunstvolle Verjüngung der Buche in den Gebieten des Buntlaubsteines und Muschelkalkes aus eigener Anschauung kennenzulernen und seine theoretischen Kenntnisse in der Praxis zur Anwendung zu bringen und zu verwerten. Zugleich hat er den Vorschriften gemäß für einige Zeit die Geschäfte eines Forstschutzbeamten, sowie die eines Revierverwalters selbständig und unter eigener Verantwortung zu führen und bei der Taxation und Einrichtung der Forsten sich zu beschäftigen.

Zu Flüge sind die Jahre der praktischen Ausbildung, die Referendarzeit, vergangen, noch einmal kriegt das Schreckgespenst des Examens vor unserem jungen Freunde auf. Und jetzt handelt es sich nicht nur um die Frage: „bestehen oder durchfallen," jetzt heißt es auch: „Der wievielte wirst du nach bestandenem Examen bei der Censierung sein?" Denn nach der Reihenfolge der Censur findet die Anstellung statt, und es ist nicht gleichgültig, ob man unter zehn der erste oder der letzte ist. Da wird denn nun noch einmal alle Kraft zusammengenommen. Und der Erfolg bleibt nicht aus, und nach der Entscheidung hat unser Freund Muße, als Forstassessor über die Zukunft nachzudenken. Wie lange, das kann er leicht berechnen nach der Anzahl seiner Vordermänner und der jährlich freiwerdenden Stellen. Das Resultat sind — zehn Jahre! Zehn Jahre, und jetzt ist er achtundzwanzig! Zehn Jahre sind doch eine lange Zeit! — Kann er da wirklich die Verantwortung auf sich nehmen und zu seiner Else gehen, um ihr zu sagen, was sie ja schon längst ahnt, nein, was sie sicher weiß? Seine Else — er hat ein gewisses Recht, sie so zu nennen! Ist sie nicht der leuchtende Stern gewesen, der ihm den Weg gezeigt hat alle die Jahre her, der ihn angespornt hat zu rastloser, nie erschlaffender Thätigkeit? Noch einmal ziehen die Jahre an seinem Geiste vorüber, noch einmal versucht er sich der Augenblicke zu erinnern, die ihm den Gedanken, das Bewußtsein gaben, daß auch er ihr nicht gleichgültig war. Lange Jahre hatten sie sich nicht gesehen — sie war in der Pension, er auf der Universität gewesen — bis sie sich dann ganz unerwartet einmal wieder trafen. Er war als Forstreferendar für einige Monate in einem Badeorte des Harzes beschäftigt gewesen, und dort war er auf einer Reunion mit ihr zusammengetroffen und hatte auch ihre Mutter kennengelernt. Seitdem hatten sie die Verbindung nicht wieder verloren, und die Zuneigung hatte sich in glühende Liebe verwandelt. Aber er hatte stets versucht, sich zu bezwingen, er wollte wenigstens erst sein Staatsexamen machen, ehe er ihr gegenüber aussprach, was er fühlte und hoffte. Nun war er so weit! Konnte, durfte er nun zu ihr gehen, durfte er ihr sagen: „In zehn Jahren kann ich Oberförster sein: willst du es da mit mir wagen?" — Armer Forstassessor, das ist ein bitterer Tropfen in den Kelch des Glückes und der Freude über das eine Ziel, das du soeben mit jahrelanger Arbeit erreicht hast!

Aber lange verweilt er nicht bei zwecklosen Betrachtungen: man muß die Dinge stets von der besten Seite ansehen, und zum Schluß sagt er sich: Wenn sie dich lieb hat, wird sie auch als Frau Forstassessor glücklich sein können. — — —

Er muß es sich schon gefallen lassen, daß sie ihn nachher neckt; als ob es ihr nur darum zu thun sei, Frau Oberförster zu spielen; Ansprüche mache sie nicht ans Leben, wenn sie ihn habe, und glücklich könnten sie doch auch in einer bescheidenen Häuslichkeit sein —

Ein paar Jahre wollen sie noch warten, bis er als Forstassessor angestellt ist und sein festes Gehalt hat; bis dahin findet er wohl noch Beschäftigung in Staats- oder Privatdiensten, und wenn es dann auch noch sechs oder sieben Jahre dauert bis zum Oberförster — man muß nicht gleich alles auf einmal haben wollen! Und sie finden ihr Glück — auch schon als Assessorsleute — sie finden es in dem Bewußtsein ihrer gegenseitigen Liebe, im Besitz ihres kleinen, aber behaglichen Nestes, im Genusse des idyllischen Friedens, mit dem der rauschende Wald jene umfängt, die sich ihm anvertrauen.

Lhassa, das tibetanische Rom.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von H. Singer.

Der im vergangenen Jahre mißglückte Versuch des schwedischen Forschers Hedin, Lhassa zu betreten, und die Gelandtschaft des Dalai Lama nach Petersburg haben auf die Residenz des tibetanischen Papstes, auf die geheimnisvolle und unnahbare Hochburg des Buddhismus wieder einmal die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt, und daher dürfte ein Blick auf die Bemühungen, die heilige Stadt zu erreichen, auf die dortigen Verhältnisse und auf die Person und Bedeutung des Dalai Lama nicht ohne Interesse sein.

Die Unzugänglichkeit Lhassas datiert erst seit der Vertreibung der Jesuiten von dort um die Mitte des 18. Jahrhunderts; vorher stand es den Europäern, d. h. den Missionaren, offen, und einer von ihnen lebte und wirkte nicht weniger als 22 Jahre in der Stadt. Allerdings bestand die Institution des Dalai Lama, des höchsten Ranges buddhistischer Heiligkeit, bereits seit 1643 in Lhassa, allein der tibetanische Papst war zunächst nur ein geistlicher Fürst, und die weltliche Herrschaft in Tibet wurde bis zum Jahre 1717 von einheimischen Königen ausgeübt. Einige Jahre später geriet Tibet in Abhängigkeit von China, und um 1750 wurde der Dalai Lama mit Zustimmung des chinesischen Kaisers zugleich der Inhaber der politischen Gewalt. Es ist erklärlich, daß der Dalai Lama nun keine Veranlassung mehr hatte, die Bestrebungen der Missionare zu dulden; seit der Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht in derselben Hand datiert also das Europäerverbot.

Das Verbotene reizt. Wie wagemutige Reisende, ein Burton und Freiherr von Maltzan, unter schweren Gefahren für ihr Leben es unternahmen, Mekka, das Heiligtum des Islam, uns zu entschleiern, so bemühten sich zahlreiche Forscher, welche die

innerasiatischen Gebirge durchzogen, ihre Arbeiten durch einen Besuch in Lhassa zu krönen. Die tibetanische Priesterschaft war anfangs nicht so zuvorkommend, wie sie es im Lauf der letzten Jahrzehnte geworden ist; so gelang es denn 1811 dem Engländer Manning, in der Verkleidung eines indischen Arztes von Indien aus Lhassa zu erreichen, wo er vom Dalai Lama sogar einigemal gesegnet wurde, und 1844 konnten sich die französischen Patres Huc und Gabet auf der Reise von Peking nach Indien einige Monate in der Stadt aufhalten, bis man sie erkannte und abschob. Seitdem ist das Wagnis keinem Europäer mehr geglückt. Aus der langen Reihe der späteren Versuche seien nur einige hervorgehoben: der Russe Prschewalski wurde 1879 an der Grenze der Provinz U, 300 km von Lhassa entfernt, zur Umkehr gezwungen; der Amerikaner Rockhill scheiterte in derselben Gegend zweimal, 1889 und 1892; die Franzosen Bonvalot und Prinz Henri d'Orléans näherten sich 1890 von Nordwesten her Lhassa bis auf 150 km; der Engländer Bower, der 1891 Tibet von West nach Ost durchzog, kam in der Nähe von Lhassa vorbei, wurde aber ebenfalls an einem Besuche verhindert; die Franzosen de Rhins und Grénard gelangten nur so weit wie Bonvalot, nämlich bis zum Tengri Nor; eine englische Dame, Fräulein Taylor, kam von Sining her bis vor die Thore der Stadt, wo sie jedoch freiwillig umkehrte; das englische Ehepaar Littledale rückte, den Wegen der genannten französischen Forscher folgend, 1895 bis auf einen Tagemarsch Lhassa nahe; der englische Maler Landor, der 1897 von Kaschmir aufgebrochen war, wurde im Thal des oberen Sanbo schon früh erkannt und zurückgeführt, und Sven Hedin endlich erkannten die Lamas im vorigen Jahre noch in letzter Stunde und verwehrten ihm den Eintritt. Sein Leben hat niemand bei diesen Versuchen gelassen; die Lamas begnügten sich mit einem passiven, aber darum nicht weniger hartnäckigen Widerstande, um der chinesischen Regierung, mit deren Pässen die Fremden meistens versehen waren, keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Der Umstand, daß mehrere der genannten Reisenden bis in die nächste Nähe von Lhassa vordringen konnten, erklärt sich aus der Menschenarmut Tibets und den von ihnen angewandten Vorsichtsmaßregeln: sie reisten zum Teil nur bei Nacht und mit kleinen Karawanen und vermieden die Begegnung mit den Einwohnern. Allein je näher sie der heiligen Stadt kamen, um so größer wurde bei den lebhafteren Verkehr die Gefahr, erkannt zu werden. Hinzu kam das ausgebildete Spionagesystem der Lamas.

Die indische Regierung hatte jedoch nicht nur wissenschaftliches Interesse an den Zuständen in Lhassa, und so verfiel der Oberst Montgomerie bereits 1865 auf den Gedanken, buddhistische Inder im Gebrauch von Instrumenten zu schulen, sie für eine sachgemäße Berichterstattung einzudrillen und nach Tibet zu schicken. Diese eingeborenen Landmesser, Pundits genannt, schlossen sich den Pilgerkarawanen an, und zwei von ihnen, die sich auch sonst große Verdienste um die Kenntnis Hochasiens erworben haben, Nain Singh und Krischna, konnten sich 1866 und 1875, bezw. 1879 bis 1880 längere Zeit in Lhassa aufhalten. Krischna hat sogar mit vieler Mühe einen Plan von Lhassa und Umgegend zustande gebracht. Ferner weilte 1881 bis 1882 ein gebildeter indischer Lama Namens Tschandra Das in Lhassa und berichtete darüber in einer ziemlich umfangreichen Schrift. Die Russen folgten schließlich dem Beispiel der Engländer, indem sie buddhistische Kalmücken, welche Pilgerfahrten nach Lhassa unternahmen, zur Berichterstattung veranlaßten, und hieraus haben sich gewisse Beziehungen zwischen Petersburg und Lhassa ergeben.

Aus den Berichten dieser Pundits und Kalmücken und aus den Erkundigungen der europäischen Tibetforscher sind wir nun einigermaßen über die Verhältnisse in Lhassa unterrichtet, und wir wollen versuchen, uns aus den verschiedenen, nicht immer miteinander zu vereinbarenden Angaben ein Bild vom tibetanischen Rom und vom Dalai Lama zurecht zu legen. Unterstützt wird dieses Bild durch die beiden interessanten Photographien, die wir hier mitteilen können. Auch die Asiaten sind heute schon Amateurphotographen geworden, und nach einer allerdings nicht ganz sicheren Angabe soll sogar der Dalai Lama selber an der Beschäftigung mit der Camera Gefallen gefunden haben; man darf sich daher nicht wundern, daß die hier wiedergegebenen Photographien von einem Mitgliede einer nepalesischen Gesandtschaft aufgenommen worden sind, die vor einiger Zeit nach Peking gereist war und ihren Weg über Lhassa eingeschlagen hatte. Die eine, die von besonderem Wert ist, stellt den Klosterpalast Potala dar, wo der Dalai Lama für gewöhnlich residiert; die andere dagegen ist nach einem Gemälde gefertigt, dem indessen ebenfalls Photographien zu Grunde zu liegen scheinen, und veranschaulicht einen Teil von Lhassa aus der Vogelschau.

Der Klosterpalast Potala des Dalai Lama.

Lhassa liegt an einem nördlichen Nebenfluß des Sanpo, am Kitschu, in einer Meereshöhe von 3510 m und inmitten einer von Gebirgszügen umrahmten, wohlangebauten und durch Kanäle und Bäche bewässerten Ebene, aus der sich ein paar wenige hundert Meter hohe Hügel erheben. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig und dicht gebaut, die Häuser sind aus Stein, Ziegeln oder Lehm errichtet und zeigen wenigstens in ihrem Aeußern eine gewisse Sauberkeit, während im Innern der echt tibetanische Schmutz herrscht. Die Gestalt der weiß getünchten Gebäude erhellt aus den Abbildungen; sie haben ein flaches Dach und einen inneren Hof, die Fenster sind mit Papier verkleidet. Abweichend davon besitzen die Häuser der Chinesen Dächer aus blauen Ziegeln. Die Stadt trägt sozusagen immer ein Festgewand: Guirlanden mit beschriebenen und bemalten Zeugfetzen ziehen sich von Haus zu Haus, und die Zugänge zu den Tempeln sind mit Bannern geschmückt. Die Vorstädte sind weitläufiger angelegt, die Gehöfte liegen hier inmitten baumreicher Gärten, die mit Zäunen aus Yachhörnern umfriedigt sind.

Die Schätzungen der Einwohnerzahl unterscheiden sich sehr stark voneinander, was wohl darin seinen Grund hat, daß diese je nach dem Anwachsen oder Abflauen des Pilgerstromes sich sehr erheblich ändert; die Angaben schwanken zwischen 10000 und 80000. Wir glauben, das Richtige zu treffen, wenn wir nach Krischna und Prschewalski eine ständige Einwohnerzahl von 20- bis 25000 annehmen, wozu noch etwa 15000 Mönche in den verschiedenen Klöstern in und vor der Stadt hinzukommen. Futterer erkundete ihre Zahl auf 32000. Fast die ganze seßhafte Bewohnerschaft lebt von dem Verkehr der Pilger, die aus allen Teilen der buddhistischen Welt herbeiströmen. Außer Tibetanern wohnen in Lhassa Hindu, die meist Handwerker sind, sowie Chinesen und mohammedanische Kaschmirer, die durchweg als Kaufleute ihren Unterhalt finden. Will man die Europäer dort nicht sehen, so sind deren

Erzeugnisse, wie Stoffe und Kurzwaren, um so willkommener, und die frommen Leute von Lhassa scheuen sich nicht, ihr Feuer mit — schwedischen Zündhölzern anzumachen. Alles ist sehr teuer.

Zu den heiligen Gebäuden innerhalb der Stadt gehört in erster Reihe der große Buddhatempel Jo-Khang, jedenfalls das bunte, mit Fahnenstangen ausgestattete Bauwerk inmitten unserer Gesamtansicht, in dem sich das berühmte Buddhabildnis Jovo-rinpotsche befindet; hier vereinigt sich am 1. Juni, dem Datum von Buddhas Nirvana und dem heiligsten Tage im Jahr, die ganze Bewohnerschaft zu gläubiger Verehrung. Außerdem zählt man in der Stadt noch zehn andere Tempelklöster. Potala, die schon erwähnte Residenz des Dalai Lama, liegt 1000 Schritt westlich der Stadt auf einem 100 m hohen Hügel. Der Gebäudekomplex nimmt sich mit seinen hochragenden, fensterreichen Fronten und vergoldeten Dächern und Zinnen recht stattlich aus; teilweise erheben sich da neun Stockwerke übereinander. Einige monumentale Treppen führen hinauf. Im Haupttempel von Potala thront eine 22 m hohe Kolossalstatue Buddhas mit vergoldetem und mit Edelsteinen geschmücktem Kopf; sie reicht durch beide Stockwerke herauf bis zur baldachinartig gearbeiteten Decke. Im Sommer wohnt der Dalai Lama in dem Palaste Norbulinka, der etwa 2½ km westlich der Stadt in freundlicher Umgebung am Kirchu sich erhebt, und empfängt hier die Pilger. — Die Würde des Dalai Lama ist, wie erwähnt, erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts entstanden, und zwar ist dieser buddhistische Papst die Verkörperung des elfköpfigen Avalokiteçvara, einer alten mythischen buddhistischen Gottheit. Sobald der Dalai Lama stirbt, ist er bereits in einem kleinen Kinde wiedergeboren, das gewöhnlich aus niederer und einflußloser Familie stammt und darum ein bequemes Werkzeug der allmächtigen Priesterschaft zu werden verspricht. Ist der neue Dalai Lama „gefunden", so geschehen Zeichen und Wunder: die Bäume in der Nähe seiner elterlichen Wohnung schlagen aus, die Blumen blühen, und aus dem Fels fließt Milch und Honig. Die weitere Erziehung des Kindes besorgen nun die Lamas, welche etwaige Selbständigkeitsgelüste im Keim ersticken und in ihm ein weltfremdes, göttliches Majestätsgefühl aufzüchten. Merkwürdigerweise werden die Dalai Lamas nicht alt, so daß die Vermutung nicht von der Hand zu weisen ist, daß die Priester ihren Fürsten beiseite schaffen, sobald er doch selbstherrliche Regungen zeigt. Der Dalai Lama zu Hucs Zeit war neun Jahre alt. Nain Singh beschreibt den Dalai Lama von 1866 als einen dreizehnjährigen Knaben. Dieser muß Mitte der siebziger Jahre „gestorben" sein; denn der 1879 regierende Dalai Lama wurde von Prschewalski als ein fünfjähriger Knabe beschrieben, was mit der Angabe Tschandra Das' übereinstimmt, der 1882 von einem neunjährigen Dalai Lama spricht. Der letztere scheint noch um die Mitte der neunziger Jahre vorhanden gewesen zu sein.

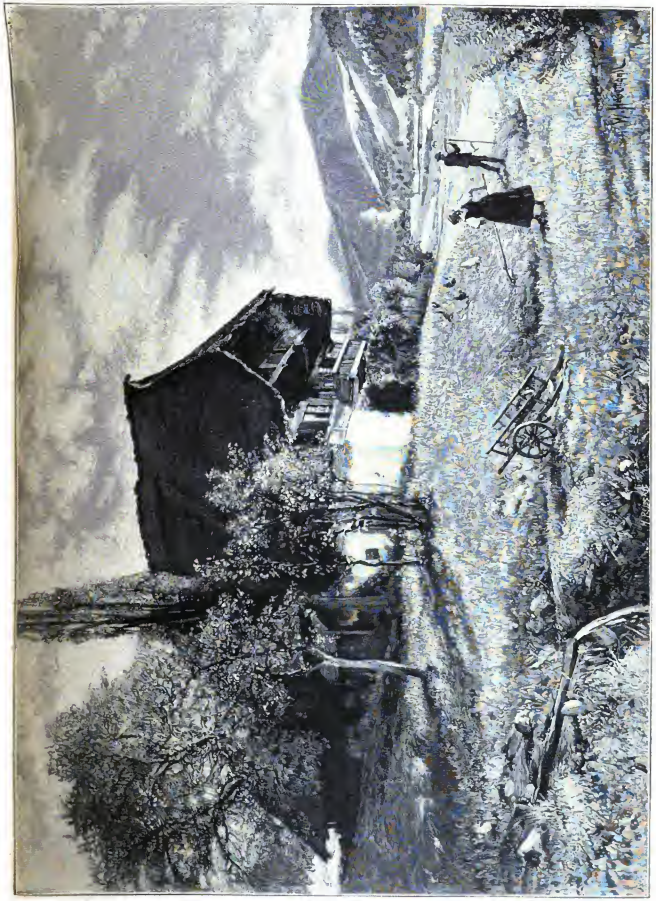
Der Empfang und die Segnung der Pilger vollzieht sich in folgender Weise: Im Empfangssaal sitzt der Dalai Lama auf seinem Thron, zur Seite stehen viele geistliche und weltliche Würdenträger, die auch bis zur Saalpforte Spalier bilden. Die

Lhassa aus der Vogelschau.

Pilger nahen sich in Abteilungen von täglich bis zu 300 Personen, werfen sich einzeln vor dem Throne nieder und werden jeder durch Handauflegen von dem Dalai Lama gesegnet. Selbstverständlich ist dieser Segen nicht umsonst zu haben; jeder hat vielmehr Geschenke irgendwelcher Art mitzubringen, die im Notfall in Lhassa selbst in Gestalt von goldenen, silbernen und kupfernen Schüsseln zu kaufen sind. Die gewöhnlichen Gaben werden schon an der Thür abgegeben, kostbarere nimmt der Dalai Lama eigenhändig entgegen und reicht sie weiter. Vornehme und reiche Pilger aus fernen Ländern dürfen sich nach der Segnung in der Nähe des Thrones aufstellen und werden mit Reis, Thee, Backwerk und ähnlichen Kleinigkeiten bewirtet, von denen der Dalai Lama vorher gekostet hat. Die Gaben — sie sollen mitunter einen Wert von Hunderttausenden haben — dienen zur Ausschmückung der Tempel und zur Unterhaltung der Priesterschaft, die nichts arbeitet und im übrigen ein recht sittenloses Leben führt.

Das Verhältnis des Dalai Lama beziehungsweise Tibets zu China ist etwas unklar. Man hat bestritten, daß der Dalai Lama irgendwelchen Tribut nach China sende, und behauptet, daß im Gegenteil der Priesterstaat noch Geschenke aus Peking erhalte. Andrerseits traf Sven Hedin in der Gegend des Kuku Nor auf eine Karawane, die dem Kaiser von China Gaben aus Lhassa zuführte, und hörte von den Mitgliedern, daß alle drei Jahre eine solche Gesandtschaft abginge, die hauptsächlich Stoffe, Waffen, getrocknetes Obst und Sandelholz — alles in allem im Wert von nur 15 000 Mark — dem Kaiser überbrächte. Eine Tributsendung scheint das allerdings nicht zu sein, und man wird annehmen können, daß es sich da nur um Aufmerksamkeiten handelt, die auch erwidert werden. Die Garnisonen, die China in Tibet unterhält, dienen weniger als Besatzung, sondern vielmehr der allgemeinen Sicherheit. In Lhassa selber besteht nach chinesischer Versicherung keine Garnison; diese Behauptung ist zwar richtig, aber anscheinend eine echt chinesische Diplomatenspitzfindigkeit; die Truppen sind nämlich vor der Stadt, zwischen ihr und den Residenzschlössern, untergebracht. Prschewalski erwähnt übrigens, daß der Dalai Lama ein eigenes Heer von 1000 Mann Infanterie und Kavallerie unterhält, und es ist möglich, daß die angebliche chinesische Garnison mit diesen Truppen identisch ist.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Unzugänglichkeit Lhassas so bald schwinden wird. Sie ließe sich, und vielleicht mit leichter Mühe, nur durch Gewalt beseitigen; aber daran hat niemand ein sonderliches Interesse, wenigstens die Russen nicht, die seit Prschewalskis dritter Reise (1879) bezeichnenderweise keinen ernstlichen Versuch mehr gemacht haben, Einlaß in die Stadt zu gewinnen. Man muß es der tibetanischen Priesterschaft lassen, daß sie sich den Europäern gegenüber zwar ablehnend, aber doch durchaus korrekt benommen hat, und so lange es nicht von jener Seite zu einem wirklichen Gewaltakt kommt, wird es niemand einfallen, einen bewaffneten Zug nach Lhassa zu unternehmen. Die Russen wissen ohnehin, daß sie die Erben dieser Gebiete sind, sofern es überhaupt einmal etwas zu „erben" giebt.



Schwarzwälder Bauernhof.
Nach dem Gemälde von U. Hasemann.

Die Gaukler von Bangkok.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Eduard Engel.** Mit Illustrationen von **Hanns Anker.**

Im Herbst 1898 führte ich einen lange gehegten eigentümlichen Reiseplan aus: ich wollte endlich einmal das unbekannte Italien besuchen, nachdem ich das bekannte auf mehrfachen Reisen gründlich durchforscht hatte. Das unbekannte Italien, nämlich eine Anzahl der vielen schönen Kleinstädte, an denen man gewöhnlich achtlos vorbeifährt und die oft an Kunstschätzen aller Art ebenso anziehend sind wie die vom Schwarm der modernen Reisewelt überfluteten Großstädte. Ich hatte Padua, Vicenza, Mantua, Cremona besucht und war um die Mittagsstunde in Brescia eingetroffen. Der Hotelwagen des „Gambero“ (Krebs) fuhr mich und einen französischen Reisenden vom Bahnhof zu diesem Gasthaus, wo wir vortreffliche Unterkunft fanden. Wir waren während der Wagenfahrt in ein oberflächliches Gespräch gekommen, und der Franzose hatte mir erzählt, daß er auf der Heimkehr aus Ostasien nach Frankreich begriffen wäre und eine kleine Uebergangsreise machte, um seinen Körper von dem Klima in den Ländern der heißen Zone an jenes im nördlichen Frankreich langsam zu gewöhnen. Er war in Japan, China, Annam, Cochinchina, Birma und Siam gewesen und schien Länder und Leute gut zu kennen. Beim Mittagsmahl in dem jeden Besucher Brescias und des „Gambero“ gewiß in Erinnerung gebliebenen großen Hofe dieses ehemaligen, wie so oft in Italien, zum Gasthaus gewordenen alten Palastes wählten wir einen gemeinsamen Tisch, und der Franzose plauderte von seinen Reisen aufs angenehmste. Als der Wirt erfahren hatte, woher dieser Gast des Weges kam, richtete er an ihn und mich die Frage: „Möchten die Herren nicht die Indier sehen?“ — „Die Indier? Wer sind denn die?“ — „O, nur eine Gauklergesellschaft, aus Indien oder da herum, und sie zeigen die ungeheuerlichsten Künste, wahre Hexereien, meine Herren, unbegreiflich, unerklärlich, die wahren Hexenmeister!“

Ich wollte zuerst nichts davon wissen, denn was gingen mich indische Gaukler hier in Brescia an, wo es für die kurze mir zur Verfügung stehende Zeit so ungemein viel zu sehen gab, von der berühmten bronzenen Viktoria aus der Zeit des Kaisers Tiberius bis zum Denkmal des Arnold von Brescia. Mein französischer Tischgenosse aber redete mir lebhaft zu, solch Schauspiel doch ja nicht zu versäumen; er hätte wiederholt im fernen Osten Gauklervorstellungen gesehen, die alles an rätselhaften Geheimnissen überträfen, was irgendwo auf Erden in dieser Art gezeigt würde, unerklärliche Teufeleien, lauter Dinge, um die man vor drei, vier Jahrhunderten die Menschen verbrannt hätte; ich müßte, da ich fürs erste wohl schwerlich nach dem fernen Osten reisen würde, auf jeden Fall die Gaukler sehen. — Nun gut, also heute abend, wenn sie abends spielen!

Der Wirt erwiderte, sie spielten nur abends, und zwar stets nur vor einem kleinen Kreise, auf den Höfen von Gasthäusern, auch von Privathäusern, und sie nähmen als Bezahlung nur Silbermünzen, gleichviel von wie geringem Betrage. Sie hielten sich irgendwo in einer Fuhrmannsschenke auf, denn ein anständiges Gasthaus nehme dergleichen Zigeunervolk natürlich nicht an, zumal da sie allerlei scheußliches Getier mit sich führten, einen schwarzen Panther, giftige Schlangen und dergleichen mehr. Wenn wir wollten, so würde er sie auf heute abend auf seinen Hof bestellen. Wir sagten zu, speisten guter Dinge die trefflichen Gerichte, die uns der vortreffliche „Gambero“ darbot, und begaben uns dann auf unsere Wanderung zur Besichtigung der Stadt und ihrer vielen Sehenswürdigkeiten. —

Wir hatten, abermals in dem offenen Hof des „Gambero“, zu Abend gespeist, als der Wirt uns die Ankunft der Indier meldete. Und nun kam der Zug von der Straße durch den hohen Thorbogen in den Hof gezogen. Angekündigt wurde er schon von draußen durch einen merkwürdigen dumpfen Lärm, in das Rasseln schwerer eisenbeschlagener Wagenräder mischten sich die dröhnenden Klänge eines Gongs und einer dumpftönenden Pauke, Schlag auf Schlag, eintönig und doch aufregend. Als der Zug aus dem Thorbogen in den Hof einbog, wollte ein Hause ungeruhener Neugieriger, besonders Kinder, nachdrängen, doch sperrten die „Indier“ drohend den Eingang, machten dem Wirt leicht verständliche Zeichen, auf die hin er die beiden Thorflügel schloß, und nun sahen wir den Aufzug der Gauklerbande.

Der Wagen hielt mitten auf dem Hofe; aus seinem Innern drang ein grollendes Gebrüll in einzelnen drohenden Schlägen — das war also wahrscheinlich der Panther. Niedrige, plumpe Räder, darauf ein großer viereckiger Kasten, offenbar ein Käfig, etwa von der Länge eines mecklenburgischen Leiterwagens, wohl zwölf Fuß lang, ungehührlich groß für die Behausung nur eines Panthers. An dem Wagen hing ein rundlicher Korb mit dicker Leinwand bespannt, der sich auch nach dem Halten des Wagens in eigentümlichen Wellenstößen zu bewegen schien — also wahrscheinlich der Behälter für die Giftschlangen. Auf dem Dache des Käfigwagens waren allerlei Stangen und seltsame Geräte angebracht, breite Gürtel, Leinen, Waffen in allen Formen, besonders dolchartige kurze Schwerter, und noch manches andere Gerümpel, dessen Zweck mir zunächst unverständlich blieb.

Die „Indier“ stellten sich in einer Reihe auf und verneigten sich dreimal tief vor der Gesellschaft. Mein Franzose rief ihnen einige fremde fragende Worte zu, worauf sie alle freudig, halb schreiend etwas erwiderten und dann ein Lied oder etwas dergleichen zu singen begannen. Es war mehr ein Heulen, Schnuchzen und Brummen als ein Gesang mit menschlichen Tönen. Von Zeit zu Zeit grollte dazwischen das dumpfe Gebrüll aus dem Pantherkäfig, und der Musikmacher der Gesellschaft ließ sein Gong und eine bauchige, fast runde Trommel oder Pauke dazu ertönen; mich überkam ein Gefühl, als wäre ich mit einem Schlage aus europäischer Kultur in irgend eine wilde, grauenvolle, unbekannte Welt versetzt, mit der ich nichts gemein hätte. Auf das Stimmungmachen verstanden sich diese braunen Gaukler jedenfalls mustergültig.

Die Bande zählte im ganzen fünf Menschen. Da war zuerst der Gongschläger, ein einäugiger, zwergenhaft kleiner gelber Kerl — Mischling aus Malaien und Chinesen, flüsterte mir mein französischer Reisegefährte zu — mit schwarzem, langsträhnigem Haar, so phantastisch zerlumpt, wie es selbst ein neapolitanischer Bettler nicht fertig brächte, die Füße in vielverknoteten Sandalen. Dieser Kerl wütete auf seinen beiden Instrumenten mit wahrer Leidenschaft und nichts wie eine Pagode gleichförmig, aber nicht im Takt zu seinen Armbewegungen, mit dem unförmlich dicken Zwergenkopf, dessen eines unverschrtes Auge halb geschlossen blieb.

Neben ihm stand ein riesenhafter Mensch, jedenfalls der Leiter der Bande. Mein Franzose hatte durch seinen fragenden Zuruf und ihre Antworten festgestellt, daß es nicht Indier, sondern Siamesen, und zwar aus Bangkok waren, wenigstens die vier anderen Mitglieder der Gesellschaft ohne den Gongschläger. Der hamslange siamesische Obergaukler war mit einem wallenden hellen Burnus bekleidet; er trug an den Füßen ähnliche Sandalen wie der Gongschläger, in den Ohren zwei große gelbe metallene Ringe, ähnlich den von den römischen Bänerinnen getragenen, und über den Hüften einen dicken breiten Ledergürtel mit taschenförmigen Ausbuchtungen, etwa zum Hineinstecken von Waffen. Sein Name war Phrabang Suttapada, wie er uns durch den Franzosen mitteilen ließ, der mit Pergnügen Dolmetscherdienste übernommen hatte.

In der Reihe weiter neben ihm stand sein Weib. Nicht viel kleiner als er, grauenvoll anzusehen mit ihrem Gesicht, das aus lauter durcheinander gefurchten Runzeln bestand, mit ihren zwei stechenden schwarzen Augen in tiefen Höhlen, ihren dunkelgelben Zähnen und einer gespenterhaften Magerkeit, so daß man sich beinahe darauf gefaßt machte, bei irgend einer Bewegung ihre Knochen klappern zu hören.

Das erstaunlichste Mitglied der Bande war Nummer Vier, ein zierliches Bürschchen von höchstens sechs Jahren, nach der Angabe des Mannes und seines Weibes ihr eigenes Kind, aber, wie der Franzose bestimmt behauptete, irgend ein geraubtes armes Würm, wahrscheinlich eine Mischung aus Malaien und Annamiten. Auch sehr mager, aber dabei zierlich, mit nackten Beinchen, nackten Aermchen und nur mit einem dünnen, vor Zeit wohl einmal weiß gewesenen Hemd, das kaum bis zu den Knieen reichte, notdürftig bekleidet. Ueber den Hüften trug er, gleich dem Häuptling Phrabaug, seltsamerweise einen schweren breiten Gürtel. Die Haare waren ihm so kurz geschoren, daß man die gelbe Kopfhaut durchschimmern sah. Er griffe vor kindlichem Vergnügen; die bevorstehenden Künste, an denen er gewiß beteiligt war, schienen ihn mit freudiger Erwartung zu erfüllen. Er hielt sich offenbar für die Hauptperson der Bande.

Ein Diener oder sonst eine Nebenperson machte den Abschluß: ein mittelgroßer Mensch mit gelbem Gesicht und unterwürfigem Gebahren. Er war gleich dem Gongschläger in Lumpen gekleidet und hatte tiefe Narben auf Stirn und beiden Wangen, wie von Kratz- oder Beißwunden durch ein wildes Tier.

Die Zuschauergesellschaft bestand aus etl Personen: dem Wirt, seiner Frau und seinem erwachsenen Sohne — die Kellner waren im Hause beschäftigt, — mir, dem Franzosen, zwei reisenden Engländerinnen aus dem unbestimmten Mittelalter, einem italienischen Geistlichen aus Imola, der seit zwei Tagen im „Gambero“ wohnte, einem amerikanischen Zeitungsmann, einem italienischen höheren Offizier von den Bersagliери und seinem Burschen. Wir saßen in zwanglofer Gruppe auf dem sehr geräumigen Hofe, und zwar so, daß wir etwa drei Viertel eines Kreises bildeten, die Gauklerbande das vierte Viertel. Wir „überflügelten“ sie aber, sobald sie etwas tiefer in den Kreis traten, was denn auch gleich zu Beginn der Vorstellung geschah. Draußen war längst der dunkle Abend hereingebrochen, und der unbedachte Hof war durch offene Gasflammen beleuchtet, die wie lodernde Pechfackeln aus den Brennern hervorschossen. Jedenfalls reichte die Beleuchtung vollkommen aus, um alle Hantierungen der Gaukler genau zu sehen; es gab für sie keinen dunklen verborgenen Hintergrund, wir umzingelten sie gewissermaßen, und alles, was sie thaten, vollzog sich vor unseren aufmerksam auf jede ihrer Bewegungen gerichteten spähenden Augen. Der Franzose wiederholte in förmlicher Aufregung seinen Zuruf: „Sie werden staunen! Sie werden staunen!“

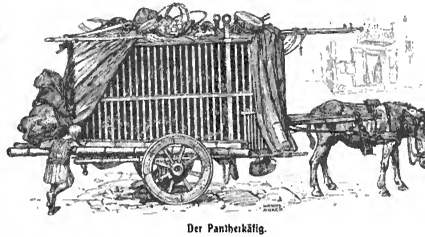
Ich muß sagen, daß ich trotz dieser Aufforderung mich in einer recht gelassenen Stimmung befand. So oft ich früher Taschenspielerstückchen, auch solche der vollendetsten und für mich völlig unerklärlichen Art, mit angesehen, hatte ich nie etwas anderes als das Gefühl der Freude an einer auf die Spitze getriebenen Kunstfertigkeit empfunden. Da ich nicht an naturwidrige Wunder von Menschenhand glaube, so wußte ich, daß alles auf natürliche Weise zuging, und es reizte mich auch nicht, die geheimen Künste, mit denen dergleichen zuwege gebracht wurde, zu ergründen. Mir genügten stets die kunstfertigen Leistungen selbst — je unerklärlicher und unerklärter, desto mehr. So erwartete ich denn auch nichts anderes als Kunststücke ähnlich den oft gesehenen, vielleicht mit einer Beimischung von etwas fremdartigem Brimborium. Aber Gaukelei bleibt Gaukelei, und die überall auf dem Grunde solcher Kunststücke liegenden Vertauschungen und Augenblendungen mußten auch in diesem Falle alles erklären, wenn man überhaupt nach einer Erklärung suchen wollte.

Phrabaug löste sich aus der Reihe, in deren Mitte er gestanden, trat zwei Schritte vor, verneigte sich dreimal tief mit den über der Brust gekreuzten Armen und blieb dann regungslos stehen. Der kleine braune Knirps sprang an seine Seite und gab uns deutschen Gruß, dann trat er wieder zurück, nahm aus den Händen des zerlumpten Dieners einen rundlichen dunklen Gegenstand und begann damit einen Vorbeimarsch an der Zuschauergesellschaft. Es war ein keffelartiges Gefäß, etwas größer als ein gewöhnlicher Wasserkessel, von vielleicht fünf Liter Inhalt. Aus welchem Metall der Kessel ursprünglich bestanden haben mochte, war kaum festzustellen, so geschwärzt erschien er außen und innen. Die Oeffnung mochte 20 cm im Durchmesser betragen. In der Mitte war der Kessel etwas weiter ausgebaucht und hatte einen Durchmesser von etwa einem Fuß. Das Kerlchen bestand darauf, daß jeder von uns den Kessel selbst in die Hände nahm und sorgfältig prüfte. Ich wußte zwar nicht, wozu der Kessel dienen sollte. Der kleine erinnerte mich lebhaft an den jedem Leser von Kiplings Dschungelbüchern bekannt gebliebenen indischen Knaben Mangli, und ich werde ihn sortan bei diesem Namen nennen. Er hielt den Kessel hoch gegen eine der zur Seite hervorloderuden Gasflammen und forderte mich durch deutliche Gebärden auf, in den Kessel hineinzusehen. Ich that es und überzeugte mich, daß von einem doppelten Boden, den ich für selbstverständlich gehalten hatte, keine Rede sein konnte, denn ich sah durch mehr als ein Loch auf dem Boden wie an den Wandungen das Licht durchschimmern. Ich betrachtete den alten verräucherten Kessel von innen und außen: auch der Ton war hell und frei, für einen doppelten Boden keine Möglichkeit. Ich sagte dies unverhohlen meinen Mitzuschauern, jeder prüfte gleich mir durch Auge und Ohr den Kessel und bestätigte meine Wahrnehmung. Der Franzose, der am meisten Mißtrauen zu hegen schien, verlieh sich nicht einmal auf die bloße Lichtprobe, sondern nahm einen Zahnstocher vom Tisch und durchbohrte mit dessen Spitze eines der Löcher im Boden des Kessels, um zu sehen, ob das Loch ein echtes Loch wäre. Es war eins!

Nun wandte sich Phrabaug auf Siamesisch an den Franzosen und sprach eine Bitte aus: ob der Wirt zwanzig Eier im Hause hätte; sie würden ihm entweder unverletzt zurückgegeben oder voll bezahlt werden. Der Wirt verschwand für eine kurze Weile im Hause und kam mit einem Korbe voll Eiern zurück. Phrabaug nahm Stück für Stück aus dem Korbe, legte jedes einzeln behutsam in den Bauch des Kessels und zählte

Der Zug der Gaukler.

eier, irgend etwas Besonderes war an ihnen nicht zu bemerken. Dann trat Mangli zurück in die Reihe der Bande, und gespannt erwarteten wir, was nun geschehen sollte. Phrabang zog aus einer seiner Gürteltaschen eine Art von kurzer hölzerner Keule, ähnlich der in jeder europäischen Küche, etwa zum Schlagen des Fleisches, gebrauchten. Diese Keule packte er mit beiden Händen, als ob sie für eine Hand zu schwer wäre, und begann damit in den offenen Kessel mit Gewalt hineinzuschlagen. Die Keule verschwand bei jedem Schlage so tief im Kessel, daß außer dem runden Keulenkopf etwa die Hälfte des Stiels in dem Kesselbauch unsichtbar blieb. Ich bemerke noch, daß zwischen der Einzählung des zwanzigsten Eies und dem ersten Keulenschlag in den Kessel hinein Phrabang nicht die geringste von uns wahrgenommene heimliche Bewegung mit seinen Händen gemacht hatte. Wir alle, die wir gerade diesen Zeitpunkt aufs genauste beobachteten, hatten übereinstimmend diese Thatsache festgestellt. Schlag auf Schlag mit gleichmäßigem Takt führten die fest um das Stielende geschlossenen Hände. Wir hörten keinen Laut, etwa des Zersplitterns und Zerquetschens, aus dem Innern des Kessels. Die vollkommene Stille wurde durch nichts unterbrochen, nur die Gasflammen zischten aus den Brennern, und von draußen drang hin und wieder der Ruf eines Straßenverkäufers in den stillen Hof. Ich zählte jeden Schlag: es waren ihrer fünfundzwanzig, die zusammen etwa eine Minute gedauert haben mochten. Wir hatten keine Ahnung, worauf es bei diesem angeblichen Kunststück abgesehen war. Daß aus den zwanzig Eiern ein Brei geworden sein mußte, verstand sich von selbst; was aber Phrabang mit dem Brei für ein Kunststück vorhatte, blieb uns allen unklar. — Er reichte die Keule nach hinten, der zerlumpte Diener nahm sie aus seiner Hand, ohne daß Phrabang sich umgedreht hätte. Da ich jeder seiner Bewegungen gefolgt war — ich saß nur einen Schritt von ihm entfernt, und zwar etwas seitwärts —, so hätte ich es unbedingt merken müssen, wenn der Diener ihm in diesem Augenblick etwas zugereicht hätte. Nichts dieser Art geschah, das Abgeben der Keule vollzog sich blitzschnell. Ich bemerke auch noch, daß der Diener bararmig war, daß also ein Zureichen von etwa in einem faltigen Aermel verborgenen Gegenständen zu den Unmöglichkeiten gehörte. Das Gewand Phrabangs selbst hatte nur kurze, bis wenig unterwärts der Ellbogen reichende, ziemlich eng anliegende Aermel. Auch er konnte von dem sonst beliebtesten Hilfsmittel aller Taschenspieler für dieses Kunststück sicher keinen Gebrauch machen: etwas in faltigen Aermeln verschwinden zu lassen oder aus ihnen herauszuholen.

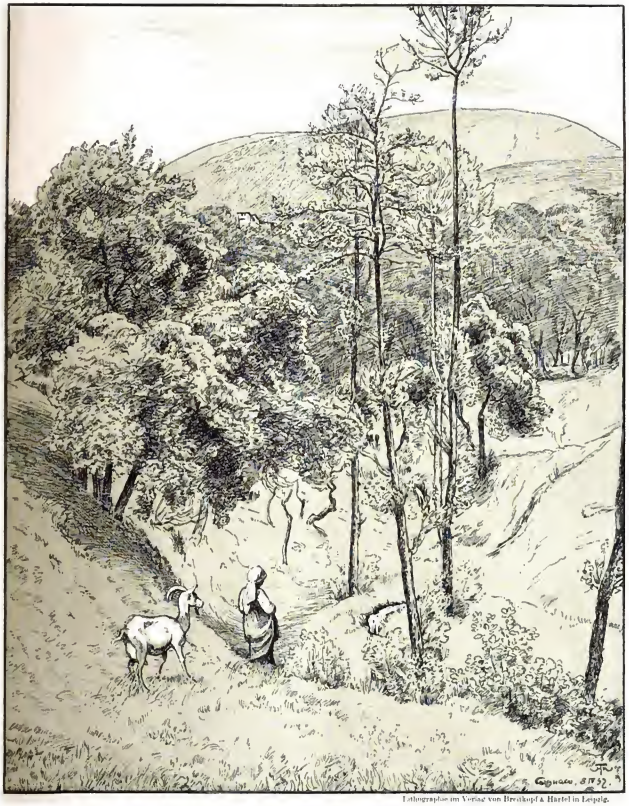


Der Pantherkäfig.

Phrabang griff abermals, ohne sich umzudrehen, nach hinten, worauf ihm der Diener einen schwarzen Gegenstand zureichte: es war der Deckel zu dem Kessel. Mit spitzen Fingern faßte der Gaukler eine knopfartige Erhöhung in der Mitte, zeigte uns die hohle, leere Innenseite des Deckels und stülpte diesen langsam und vorsichtig über den etwa zollhohen runden Rand. In diesem Augenblick begann der Gongschläger, der bis dahin stumm in sich versunken dagestanden, seinen wüsten Lärm. Aber auch Phrabang begann musikalisch zu werden. Er nahm den geschlossenen Kessel in beide Hände, streckte ihn mit gestreckten Armen soweit wie nur möglich von sich und machte damit die Runde durch unsern Kreis, vor jedem der Gäste ein Weilchen mit gesenktem Haupte stehenbleibend. Dazu sang oder brummte er vielmehr ein unverständliches eintöniges Liedchen, das aus immer wiederkehrenden zehn oder zwölf gurgelnden Worten bestand und nach des Franzosen Uebersetzung lautete: „Mehrt euch, Eierchen, mehrt euch geschwind; mehrt euch, liebe Eierchen!“ Den beiden Engländerinnen wurde die Sache schon in diesem Augenblick ein wenig unheimlich; sie winkten den Gaukler heftig von sich weg, als er auch vor ihnen stehen bleiben und sein Beschwörungsliedchen ertönen lassen wollte. Der Franzose rief ihm ein paar Scherzworte auf Siamesisch zu, doch verzog Phrabang keine Miene und schien sie gar nicht gehört zu haben. Dann trat er von uns weg, stellte den Kessel auf die flachen Steine, mit denen der Hof gepflastert war, verneigte sich nach allen Seiten wiederum mit gekreuzten Armen dreimal tief und forderte uns durch Gebärden auf, uns den Inhalt des Kessels anzusehen. Der Franzose bat mich, es zu thun, ich willfahrte und öffnete den Kessel, während alle Zuschauer mich neugierig umdrängten. Ich hob den ziemlich schweren Kessel, hielt ihn zwischen der Brust und dem linken umspannenden Arm und nahm den fest aufgesitzten Deckel ab. Die weißen unversehrten Eier lagen im Kessel. Ich griff hinein und holte ein Ei nach dem anderen vorsichtig heraus, und der Wirt zählte sie in seinen Korb zurück. Zwanzig Eier hatte ich herausgeholt, aber der Kessel war noch nicht leer! Noch fünfmal mußte ich bis auf den Grund greifen, ehe ich die fünfundzwanzig darin enthaltenen Eier herausgeholt hatte. Ein Zweifel war unmöglich: der Wirt wußte ganz genau, daß er in der Speisekammer nur zwanzig Eier in den Korb gezählt hatte. Wir alle konnten bezeugen, daß der Kessel vorher leer gewesen war und daß Phrabang nur zwanzig Eier aus dem Korbe einzeln herausgenommen und einzeln, zählend, in den Kessel gelegt hatte. Und jetzt waren aus den zwanzig Eiern fünfundzwanzig in dem Korbe geworden! Wir trauten unseren Augen und unserem Zahlensinne nicht, nahmen noch einmal Ei für Ei aus dem Korbe und zählten sie auf einem der gedeckten Tische: es waren und blieben fünfundzwanzig Eier. Wir legten sie in fünf Reihen zu je fünf und verglichen ihre Größe: bis auf ganz geringfügige Unterschiede waren die Eier gleich. Um der Sache auf den Grund zu gehen, um vielleicht festzustellen, daß fünf von den fünfundzwanzig Eiern irgendwie nicht ganz in Ordnung, faul oder gar aus künstlicher Masse gefertigt seien, beschand ich darauf, wir sollten alle Eier zerschlagen und den Inhalt prüfen. Eine große Salatschüssel wurde ausgespült, und der Wirt zerschlug Ei für Ei am Rande der Schüssel. Alle fünfundzwanzig Eier waren gut und frisch.

Phrabang hatte inzwischen unbeweat dagestanden, hatte sich an unserem Thun mit keinem Wort, mit keiner Gebärde beteiligt, sondern wartete schweigend und unterwürfig auf das Ergebnis unserer zweifelsüchtigen Untersuchung. Als ich ihm schließlich Kessel und Deckel zurückreichte, nahm er sie mit mit einer tiefen Verbeugung aus den Händen, reichte sie stumm mit hinter sich gestreckten Armen, ohne den Kopf zu wenden, dem Diener zu und trat zurück in die Reihe der Seinen.

Der Leser kann sich vorstellen, mit welchen Empfindungen wir Zuschauer die letzten Minuten durchlebt hatten, mit welchem Eifer wir unsere Meinungen über die unerklärlichen Dinge austauschten, deren nächste Augenzeugen wir soeben gewesen waren. Der Franzose war am leichtesten mit seiner Erklärung fertig: „Es ist alles Schwindel; etwas ganz Aehnliches habe ich einmal in Bangkok und in Hyderabad gesehen.“ — Schwindel? Möglich; aber Schwindel von welcher Art? Mit solchem Wort war nichts erklärt. Eine der Engländerinnen meinte: das Nichtzerschlagen der Eier bedürfe keiner Erklärung, die Eier hätten nur den Boden des Kessels bedeckt — das stimmte nicht — und der Gaukler



Lithographie im Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

LANDSCHAFT BEI GARDONE

Nach einer Lithographie von Hans Thoma

hätte mit großer Geschicklichkeit immer nur so tief in den Kessel hineingeschlagen, daß er die Berührung mit den zu oberst liegenden Eiern vermieden hätte. Die fünf Eier aber hätte er entweder aus dem weiten Burnus oder doch aus dem Aermel hineingespielt oder gar — aus dem Keulenkopf. Auch hierdurch wurde nichts erklärt, denn ich und die meisten anderen Zuschauer hatten gleich mir beobachtet, daß die zwanzig Eier in Wahrheit den so nicht übermäßig tiefen Kessel bis nahe dem obersten Rande ausgefüllt hatten, und daß Phrabang mindestens eine Handlänge tief in den Kessel mit der Keule hineingeschlagen hatte; das war unleugbar. Ein Herausholen aus den Brustfalten des festgenähten und gegürteten Burnus hätte unmöglich unbemerkt geschehen können, um so weniger, als Phrabang sich beim Zuschlagen mit der Keule dem Kessel nicht merklich mit dem Oberkörper genähert hatte. Vollends aus den eng anliegenden kurzen Aermeln ein Ei in den Kessel gleiten zu lassen, war ebenso unmöglich wie es vorher im Aermel zu verbergen. Daß in dem Keulenkopf, der nicht viel größer als ein großes Ei war, unmöglich fünf heile Eier gesteckt haben konnten, davon waren wir alle überzeugt.

Das Einstampfen der Eier.

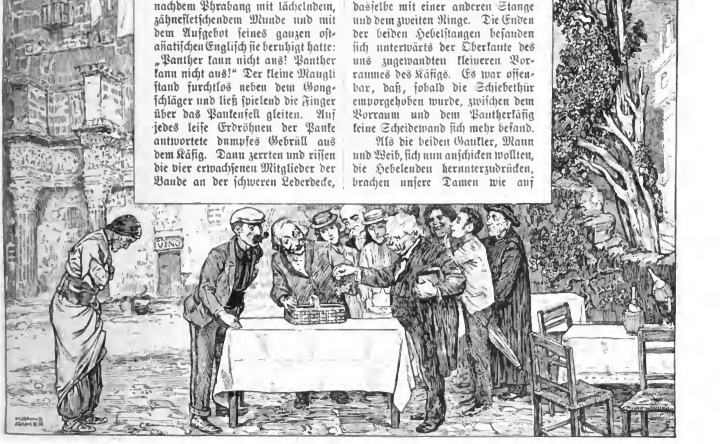
Phrabang ließ uns ruhig streiten und traf die Vorbereitungen für sein nächstes Kunststück erst, als wir ratlos schwiegen und der amerikanische Zeitungsmann dem Gaukler englisch zurief: „Gut, nun dein zweites Stück!“

Auf einen Wink Phrabangs traten das Weib, der Diener und auch der Gongschläger an den Käfigwagen und rollten ihn mehr in unsere Mitte hinein. Bald dem Innern des durch eine schwere Lederdecke vollkommen verdeckten Käfigs drang in kurzen, dumpfen Stößen das Pantherbrüll. Zugleich hörten wir das Vorgene Tier aufs heftigste von oben auf den hölzernen Fußboden und gegen die eisernen Käfigstäbe springen. Die Damen wurden ein wenig ängstlich, blieben aber bei uns, nachdem Phrabang mit lächelndem, zähnefletschendem Munde und mit dem Aufgebot seines ganzen ostasiatischen Englisch sie beruhigt hatte: „Panther kann nicht aus! Panther kann nicht aus!“ Der kleine Maugli stand furchtlos neben dem Gongschläger und ließ spielend die Finger über das Paukenfell gleiten. Auf jedes leise Erdröhnen der Pauke antwortete dumpfes Gebrüll aus dem Käfig. Dann zerrten und rissen die vier erwachsenen Mitglieder der Bande an der schweren Lederdecke, die aus zwei ungleich großen Stücken bestand. Jetzt sahen wir das Tier, dessen scharfen Geruch wir schon längst gespürt hatten, durch die unverdeckten Stäbe des Käfigs. Seine grünen halbgeschlossenen Augen blitzten wahrhaft teuflisch aus den schwarzumrahmten Höhlen. Der Panther hatte sich, geblendet von den vielen Gasflammen, in die äußerste Ecke des Hauptkäfigs zurückgezogen und peitschte mit dem Schweife klatschend die Dielen. Wir sahen seine Flanken von den hastigen Atemstößen sich wild heben und senken.

Der ganze Käfig war etwa sieben Fuß hoch, so daß der Panther darin ganz ansehnliche Sprünge auch nach oben machen konnte. Eine Fallthür teilte den Käfig in eine größere Hälfte von nahezu neun Fuß Länge und in einen kleinen Vorraum von etwas über drei Fuß. Die beiden Lederdecken hatten zu beiden Seiten der aus dem Oberteil des Gitterwerkes hervorstehenden Eisenstangen der trennenden Fallthür aufgelegen und den Eindruck einer einzigen großen Decke gemacht.

Nunmehr öffnete Phrabang eine kleine Schiebethür von etwa einem Quadratfuß an der Vorderseite des Vorraumes, und behende wie eine Wildkatze schlüpfte Maugli in den Vorraum. Der Panther konnte ihn noch nicht sehen, denn die Fallthür bestand aus einem starken Eisenblech; dennoch witterte er entweder den Knaben, oder er erinnerte sich aus den gewiß zahllosen früheren Vorstellungen, daß das Menschlein jetzt in seinen Käfig eingedrungen war. Deutlich sahen wir alle den Panther in dem großen Käfigraum, den Knaben in dem kleinen Vorraum. Nunmehr überdeckte Phrabang wieder die beiden Käfigräume mit den Lederdecken und ließ uns deutlich beobachten, daß zwischen ihnen das obere Gestänge der Fallthüre und die zwei großen nach oben gerundeten eisernen Ringe hervorragten, an denen die Fallthür emporzuheben war. Phrabang ergriff eine lange hölzerne Stange und schob sie durch den einen Ring, sein Weib that dasselbe mit einer anderen Stange und dem zweiten Ringe. Die Enden der beiden Hebelstangen befanden sich unterwärts der Oberkante des uns zugewandten kleineren Vorraumes des Käfigs. Es war offenbar, daß, sobald die Schiebethür emporgehoben wurde, zwischen dem Vorraum und dem Pantherkäfig keine Scheidewand sich mehr befand.

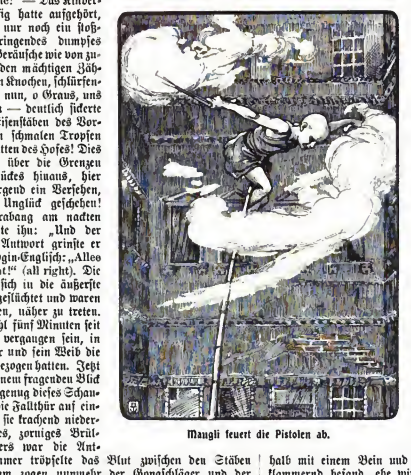
Als die beiden Gaukler, Mann und Weib, sich nun anschicken wollten, die Hebelenden herunterzudrücken, brachen unsere Damen wie auf



Das Zählen der Eier.

Verabredung in einen Jammerschrei aus: „Nicht thun, nicht thun!“ Die beiden Gaukler achteten nicht darauf, sondern boben mit einem kräftigen Druck des ganzen Oberkörpers auf die Stange die schwere Fallthür etwa drei Fuß hoch aus dem Käfig heraus. In demselben Augenblick hörten wir einen dröhnenden Sprung, ein donnerndes Gebrüll, einen furchtbaren menschlichen Schrei — und dann ein entsetzliches Ringen aus dem Innern des Käfigs. Wir waren alle beim ersten Ansprunge des Panthers, den wir nur gehört, aber wie mit eigenen Augen gesehen zu haben glaubten, aufgefahren, und ich gestehe, auch wir Männer befanden uns in unbeschreiblicher Aufregung. Die Damen kreischten durcheinander und schrieen: „Hilfe! Hilfe!“ Hätte Phrabang nicht mit so unbeweglichem Gesicht uns angeblickt, oder hätte sein Weib nur die mindeste Aufregung gezeigt, so weiß ich nicht, was wir mit ihm gethan hätten. Der Franzose rief uns, allerdings auch in höchster Aufregung, immer wieder zu: „Lassen Sie nur, Sie werden sehen, es ist nichts, es ist alles Schwindel, c'est de la blagne!“ — Das Kindergeschrei im Käfig hatte aufgehört, wir vernahmen nur noch ein stoßweise herausdringendes dumpfes Brüllen, dann Geräusche wie von zusammenschlagenden mächtigen Zähnen, knirschenden Knochen, schlürfender Zunge, und nun, o Graus, uns stockte der Atem — deutlich sickerte zwischen den Eisenstäben des Vorraumes Blut in schmalen Tropfen auf die Steinplatten des Hofes! Dies ging denn doch über die Grenzen eines Gaukterstückes hinaus, hier war offenbar irgend ein Versehen, ein furchtbares Unglück geschehen! Ich packte Phrabang am nackten Arm und fragte ihn: „Und der Knabe?“ Zur Antwort grinste er und sagte im Pidgin-Englisch: „Alles light! alleo light!“ (all right). Die Damen hatten sich in die äußerste Ecke des Hofes geflüchtet und waren nicht zu bewegen, näher zu treten. Es mochten wohl fünf Minuten seit dem Augenblick vergangen sein, in dem der Gaukler und sein Weib die Fallthür emporgezogen hatten. Jetzt ließen sie nach einem fragenden Blick auf uns, ob wir genug dieses Schauspieles hätten, die Fallthür auf einmal los, so daß sie krachend niederfiel. Ein lautes, zorniges Brüllen des Panthers war die Antwort. Noch immer träpfelte das Blut zwischen den Stäben hervor. Langsam zogen nunmehr der Gonglschläger und der Diener an der großen Lederdecke, Phrabang und sein Weib an der kleinen, und als beide Teile des Käfigs wieder vor unseren Augen bloß standen, sahen wir den Panther genau in derselben Stellung wie vor dem Emporheben der Fallthür in der entferntesten Ecke des Käfigs liegen, sein Schweif peitschte wieder den Boden, seine halbgeschlossenen grünen Augen funkelten uns wieder an — und im Vorraum lauerte mit untergeschlagenen Beinchen Maugli völlig unversehrt und schmauste eine Apfelsine. Von einer Blutlache auf dem Boden des Vorraumes oder des Käfigs war keine Spur zu erblicken, und jetzt sahen wir auch kein Blut mehr herausträpfeln. Der Anblick Mauglis erfüllte uns alle mit heller Freude, und als der lustige kleine Bengel uns mit schauspielerischer Unbefangenheit lächelnd und fragend ansah, brachen einige von uns unwillkürlich in lautes Gelächter aus. Es wirkte wie eine Erlösung aus einer furchtbaren seelischen Spannung.

Als Phrabang sich zu einer neuen Vorstellung anschickte, wurde von vielen Seiten der übereinstimmende Wunsch laut: Aber nichts so Blutiges mehr! Phrabang verstand Englisch genug, um den Sinn dieser Zurufe zu begreifen, und sagte beruhigend: Nein, nein, alles lustig, allee mellee (merry). Der Pantherkäfig wurde ganz in den Hintergrund geschoben und mit den Lederdecken verhüllt. Phrabang hatte aber vorher allerlei Geräthe, das an den Wagenseiten befestigt war, losgemacht und vor sich hingelegt. Es waren mehrere sehr dicke Bambusstäbe, wohl vier Finger dick. Aus drei solchen kantigen Stäben, die sich mittels Aushöhlungen an den Enden ineinander schieben ließen, formte er eine einzige Stange von genau sechszehnhalb Metern. Wir hatten auf seinen Wunsch die Länge der auf den Boden gelegten Stange mit einem Metermaß, das eine der Damen in ihrem Reisetäschchen mitführte, genau gemessen. Warum Phrabang auf eine genaue Messung drang, das sollte uns erst nachher klar werden. Offenbar stand uns ein Kunststück bevor, wie es jeder von uns schon von reisenden japanischen Akrobaten gesehen hatte, erstaunliche Kletterkünste, waghalsige Stellungen auf der Spitze der Stange und dergleichen — also eine Erholung nach den ersten beiden unerhörten Vorstellungen. Mit einer Hand hob Phrabang die lange und, wie ich mich überzeugt hatte, nicht ganz leichte Stange auf, steckte das dickste Ende in eine der tiefen, unten geschlossenen Falten seines breiten Ledergürtels und stellte sich genau in die Mitte des Hofes, die er durch prüfende Blicke nach den Dächern der ihn einschließenden Baulichkeiten abmaß. Die Spitze der hohen Stange reichte etwa bis zum Beginn der dritten Stockwerke der meist fünfstöckigen Häuser und blieb nach meiner Schätzung noch mindestens fünfundzwanzig Fuß unterhalb der Dachfirsten. Die Entfernung von der Spitze der Stange nach jeder Häuserseite mochte fünfzehn Fuß in wagerechter Richtung betragen, in der schrägen Richtung bis zum nächsten Dachfirst mindestens dreißig Fuß.



Maugli feuert die Pistolen ab.

Phrabang stieß einen einsilbigen, scharfen Ruf aus, worauf Maugli, mit einem Satz von hinten her zur Stange emporspringend, sie über Phrabangs Kopf mit beiden Händen packte und dann, ohne Kniee und Füße zu gebrauchen, sich in wenigen Sekunden nur mit den Händen an der Stange bis zur Spitze emporzog. Dies alles hatte sich so überraschend schnell abgespielt, daß Maugli schon die Spitze erreicht hatte und sich auf ihr halb sitzend, halb mit einem Bein und einer Hand das Stangenende umklammernd befand, ehe wir noch recht wußten, was geschehen war und was geschehen sollte. Gleich darauf sahen wir, wie Maugli aus seinem Gürtel zwei große Pistolen herauszog, sich mit den Beinen oder sonstwie oben festhielt, beide Arme mit den Pistolen in den Händen hoch in die Luft streckte und losfeuerte. Es gab einen außerordentlich starken Doppelknall und einen dicken Pulverdampf über der Spitze der Stange. Als dieser Dampf nach einigen Sekunden sich zu lichten begann, war Maugli spurlos verschwunden, als hätte er sich selbst in die Lüfte geschossen. Wir starrten noch immer auf die Pulverwolke, die nach allen Seiten verflatterte, starrten nach der leeren Stangenspitze, waren noch wie betäubt durch diese ungeheuerliche Augenblendung — als wir schon von einer neuen, noch überwältigenderen Ueberraschung gepackt wurden: laut kreischend und lachend sahen wir Maugli von der Straße her durch den Thorbogen des Vorderhauses in den Hof, in unsere Mitte springen. Er verneigte sich, in jeder Hand eine Pistole haltend, im Kreise und war ganz ausgelassen in seiner wilden Schelmerei.

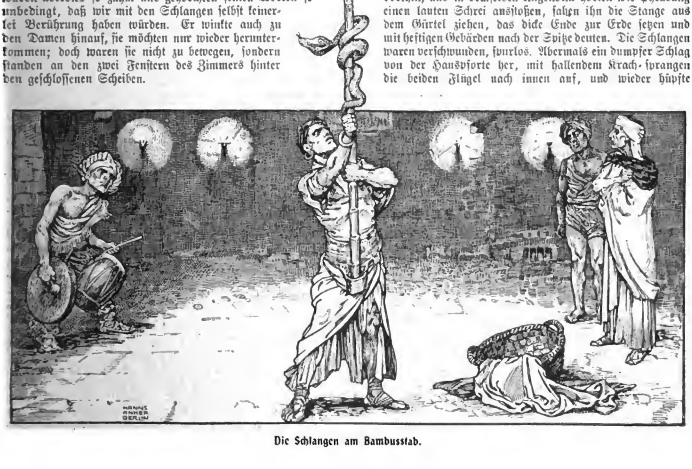
Der Franzose behauptete wieder, das habe er alles schon gesehen, es ginge auch ganz natürlich zu. Maugli sei einfach durch den Pulverdampf in eines der offenen Fenster gesprungen

oder wohl gar auf eines der Dächer. Der starke Knall und der Rauch seien die bekannten Mittel aller Gaukler gewesen, unsere Aufmerksamkeit im entscheidenden Augenblick abzulenken. Dem traten der Amerikaner und ich mit Nachdruck entgegen. Es gebe keinen Menschen, und sei er der gelenkigste Knirps, der es vermöge, von der Spitze einer Stange aus einen wagerechten Sprung von fünfzehn Fuß genau in ein offenes Fenster zu thun oder gar einen schräge aufwärts gerichteten von dreißig Fuß. Aber selbst wenn man diese zwei Unmöglichkeiten einen Augenblick zugeben wolle, wie hätte Maugli in den paar Sekunden zwischen dem Abfeuern der Pistolen und seinem Wiedererscheinen unter uns aus einem der Zimmer des dritten Stockes oder gar vom Dache herunter auf die Straße und durch die verriegelte Hausthüre auf den Hof gelangen können? Von den drei bisher gesehenen Gaukelstücken erschien uns allen, mit Ausnahme des Franzosen, diese Leistung Mauglis als die unbegreiflichste.

Wir waren noch in der größten Aufregung, als Phrabang sich zu einem neuen Streich anschickte. Er hatte die Bambusstange noch nicht aus dem Gürtel gehoben, sondern stand mit seiner meisterhaft aufrecht erhaltenen schauspielerischen Unbeweglichkeit in unserem Kreise und ließ Maugli kreischend umherspringen.

Nach einer kleinen Weile stieß Phrabang wieder seinen einsilbigen Ruf aus, worauf sein Weib und der Diener den großen zugebundenen Korb von dem Käfigwagen her in unseren Kreis schleppten oder halb rollten. „Die Schlangen sind ganz gut, ganz gut!“ rief uns Phrabang zu. Aber jetzt hielten es die Damen nicht länger aus. „Nein, wenn der Kerl mit Schlangen kommt, bleiben wir nicht hier!“ All unsere Bitten halfen nichts, wir Männer blieben allein, aber der Wirt hatte die Damen, auch seine Frau, in ein Zimmer des zweiten Stockes geführt, an dessen offenen Fenstern sie in sicherer Entfernung den nun folgenden Schlangenkünsten beiwohnen konnten. Auf meine Frage, was es für Schlangen wären, wurde uns die Antwort: „Zwei Cobras“. Dies war nun gerade keine der angenehmsten Schlangenbekanntschaften; aber Phrabang erklärte uns in seinem halbenglischen Kauderwelsch, daß die Schlangen keine Giftzähne mehr hätten, also ganz ungefährlich wären. Sie wären überdies so zahm und gehorchten seinen Worten so unbedingt, daß wir mit den Schlangen selbst keinerlei Berührung haben würden. Er winkte auch zu den Damen hinauf, sie möchten nur wieder herunterkommen; doch waren sie nicht zu bewegen, sondern standen an den zwei Fenstern des Zimmers hinter den geschlossenen Scheiben.

Das siamesische Weib löste die Knoten der ledernen Bänder, mit denen die schwere geteerte Segeltuchdecke über und um den Korb befestigt war, und hob die Hülle ab. Noch sahen wir nichts. Nun aber begann Phrabang zu einer leisen Musik des Gongs und der Pauke, zu einer Art fernem Glockenbrummen, einem Singsang wie eine Beschwörungsweise, und von Zeit zu Zeit mischte er zwischen die dumpfen Laute scharfe, zischende Töne, wie wenn glühendes Eisen in Wasser geühlt wird. Da auf einmal hebt sich ein Schlangenkopf über den Korbrand, bald auch ein zweiter, und in seltsamen Bewegungen folgen die beiden grenlichen dreieckigen Köpfe, sich in Halbkreisen nach rechts und links drehend, sich hebend und senkend wie im Takte des Beschwörungsliedes. Immer schneller singt Phrabang, immer schneller folgen sich die Schläge des Gongs und der Pauke, immer höher steigen die Köpfe und die braungelben Leiber der beiden Brillenschlangen aus dem Korbe herzengerade in die Luft, mit gestreiften Leibern, über denen die aufgeblähten Hälse und die Köpfe doppelt unheimlich erscheinen. Unwillkürlich rückten auch wir Männer unsere Stühle weiter weg und setzten uns hinter die Tische. Dann verstummte die Musik; nur Phrabang sang weiter, aber in ganz anderen Weisen, in kurz herausgestoßenen, beseligenden Lauten, und dazwischen ließ er immer wieder die scharfen Zischtöne hören. Nun beugten sich die Köpfe und Leiber der Schlangen tief über den Korbrand nach außen, und ehe wir noch recht ihren Bewegungen folgen konnten, hatten sie sich um Phrabangs Leib herum über seinen Kopf weg um die Bambusstange geringelt, eine nach der anderen, dann aber war die untere der oberen schneller nachgeklettert und hatte sich um sie geringelt, ähnlich wie auf der berühmten Schlangensäule des Atmeidan in Konstantinopel. Um die höchste Spitze gewunden, drehten sie sich ein Weilchen im Kreise mit etwas herabhängenden Köpfen. Phrabang blickte ängstlich gespannt zu ihnen empor und schritt mit der Stange im Gürtel langsam auf dem Hofe hin und her. Natürlich hatten wir keine Augen für das, was unten geschah, hatten deshalb auch nicht bemerkt, daß Maugli verschwunden war. Plötzlich hörten wir einen dumpfen Schlag von der Hausthüre her, unwillkürlich wandten sich unsere Blicke für den Bruchteil einer Sekunde dorthin, und in demselben Augenblick hörten wir Phrabang einen lauten Schrei ausstoßen, fassen ihn die Stange aus dem Gürtel ziehen, das dicke Ende zur Erde setzen und mit heftigen Gebärden nach der Spitze deuten. Die Schlangen waren verschwunden, spurlos. Abermals ein dumpfer Schlag von der Hausthüre her, mit hallendem Krach sprangen die beiden Flügel nach innen auf, und wieder hüpfte



Die Schlangen am Bambusstab.

Maugli laut kreischend in den Hof, seinen kleinen braunen Leib von den beiden Cobras umschlungen, die ihre kurzen, zugespitzten Köpfe hoch über seinem kahlen Schädelchen im Kreise drehten. Ein paar gurgelnde und zischende Zurufe Phrabangs, und wie auf einer ängstlichen Flucht entringelten sich beide Schlangen blitzschnell von Mauglis Körperchen und verschwanden in dem Korbe, den das Weib sofort mit der ledernen Decke umhüllte und zu dem Käfigwagen trug. — Wir riefen zu den Fenstern hinaus, die Damen möchten sie öffnen, was denn auch geschah. Wir fragten sie, ob sie gesehen hätten, was aus den Schlangen geworden war. Sie hatten nicht mehr gesehen als wir! Sie hatten aus geringerer Entfernung als wir hinter den geschlossenen Fensterscheiben die um die Stangenspitzen geringelten Schlangen genau beobachtet, hatten dann gleich uns den Lärm an der Hausspforte vernommen, und als sie auf das laute Geschrei Phrabangs den Blick wieder nach der Stange gewandt hatten, waren die Schlangen verschwunden gewesen.

Die unhaltbarste Erklärung versuchte der italienische Geistliche in unserer Gesellschaft. Er meinte, die Schlangen wären überhaupt keine Schlangen gewesen, sondern irgend ein täuschend ähnliches Kunstwerk. Hierüber ließ sich nicht reden, denn mit solcher Behauptung konnte man auch Maugli oder gar die ganze Bande zu künstlichen Gliederpuppen machen. Der Offizier glaubte gesehen zu haben, daß die Schlangen sich von der Spitze der Stange nach einer der Häuserseiten geschnellt hätten, war aber seiner Sache nicht ganz sicher. — Der Amerikaner sagte gleichmütig: „Ich zerbreche mir über solche Dinge nie den Kopf, denn die richtige Erklärung findet man doch nicht. Der alte gelbe Zigeuner und seine Bande sind gewiß die einzigen, die das Geheimnis kennen. Kaufen wir es ihm doch ab!"

Heute thut mir's, das gesteh' ich, leid, daß dieser gesheite Gedanke des Amerikaners bei der Aufregung, in der wir uns befanden, unbeachtet zu Boden fiel. Es wäre in der That das Richtigste gewesen, wir hätten Phrabang für ein paar Napoleons die Erklärung all seiner Künste abgekauft; denn so viel war es immerhin wert, die Mittel zu erforschen, durch die mehr als ein halbes Dutzend ruhiger, scharfer Beobachter so vollkommen in allen ihren sinnlichen Wahrnehmungen getäuscht werden konnten.

Phrabang wickelt Maugli in die Decke.

Die Damen waren an den offenen Fenstern stehen geblieben und weigerten sich, herunterzukommen, als sie die Zurüstungen zu dem neuen, letzten Kunststück sahen. Phrabang hatte nämlich aus einem länglichen rohrgeflochtenen Korbe vier halblange spitze Schwerter und vier kurze gewundene Dolche, die belaunten Krise der Malaien, herausgeholt und auf den Boden gelegt. Also kam wahrscheinlich wieder etwas Schauderhaftes und Blutiges. Maugli kauerte sich mit seiner rechten Seite auf den Boden und kugelte sich zusammen wie ein Igel. Sein Kopf lag zwischen den Unterschenkeln, wie man es ja oft genug von Akrobaten gesehen hat. Der Gongschläger legte Gong und Pauke zur Erde und trat mitten in den Kreis. Dasselbe thaten das Weib und der Diener. Nun holte Phrabang vom Wagen her eine Decke etwa von der doppelten Größe eines Bettlakens, aus dicker schwerer Jute geflochten. Er zeigte uns die Decke rund herum, ließ uns sie befühlen, wobei wir wahrnahmen, daß sie zwar recht fest, aber doch biegsam und weich im Anfühlen war. Dann hob er die vier Krise vom Boden auf, verteilte sie unter uns Männer und bat uns durch Zeichen, wir möchten die Decke mit den Krisen durchstechen. Wir thaten ihm den Gefallen und sahen, wie die gespitzten Krise mit ihren scharfen Doppelschneiden ohne Widerstand durch das Flechtwerk drangen, bei einem kräftigen Stoß bis an die Griffe. Die Krise nahm er uns wieder ab, legte sie auf den Boden unmittelbar vor unsere Füße und ließ uns den gleichen Versuch mit den vier Schwertern von etwa anderthalb Fuß Länge machen. Auch die Schwerter waren scharf geschliffen und gespitzt; sie drangen natürlich mit derselben Leichtigkeit durch das weiche Jutegeflecht wie vorher die Krise. Vorsichtig legte er die Schwerter neben die Dolche, die acht Waffen lagen vor unseren Augen da, und der italienische Offizier flüsterte mir zu: „Geben Sie acht auf die Waffen, ich werde Phrabang ins Auge fassen. Und Sie, ehrwürdiger Vater" — zu dem italienischen Priester — „lassen Sie kein Auge von der Decke!" Dann bat ich noch den Amerikaner, der wenig Italienisch verstand und dem ich unsere Rollenverteilung in der Beobachtung erklärte, er möge auf das Weib und die beiden anderen Kerle achten. Das nun folgende Stück vollzog sich unter einer so scharfen, regelrechten Beobachtung, daß von einer Vertauschung und wahrnehmbaren Spiegelfechterei keine Rede sein konnte.

Phrabang nahm den zusammengerollten Maugli, wie man ein Kätzchen nimmt, und wickelte ihn vor unseren Augen etwa in seiner Brusthöhe in die Decke, wie man eben einen rundlichen Gegenstand in eine viel größere Hülle einwickelt: er machte daraus eine Art von kugelförmigem Ballen. Geschickt verknotete er die vier Zipfel der Decke, so daß das Ganze zuletzt aussah wie ein zusammengezipfeltes riesiges Taschentuchpaket. Rücksichtslos ließ er dann den Ballen zur Erde fallen und hob vom Boden eines der Schwerter und einen der Krise auf, mit der Rechten das Schwert, mit der Linken den Kris. Genau dasselbe thaten unmittelbar darauf das Weib, der Gongschläger und der Diener. Was nun geschah, war so grauenhaft, daß wir alle, wie wir uns nachher gestanden, nur mit Aufbietung der äußersten Willenskraft überhaupt noch hinsahen: die vier gräßlichen Weiben kauerten und hockten um den Ballen herum und stachen in wahrhaft kannibalischer Wut mit den acht scharfen und spitzen Waffen in den Ballen hinein, jedesmal so tief, daß die Waffen fast völlig darin verschwanden. Es war wie eine Fleischhackerei, etwas unaussprechlich Widriges und Teuflisches, und nur schwer hielt man den Gedanken fest, daß dies noch ein Kunststück sein könnte. Soweit wir zwischen den vier in den Ballen stechenden und hackenden Menschen hindurch sehen konnten, rührte sich nichts darin, und doch war die Möglichkeit, daß Maugli noch darin steckte, eigentlich ebenso ausgeschlossen wie die andere, daß er vor unseren Augen rechtzeitig hätte entschlüpfen können. Er mochte sich noch so geschickt zusammenrollen — der Raumgehalt seines Körpers blieb doch unvermindert, und da die vier Unholde keineswegs etwa an einer und derselben Stelle hineinstachen, so mußten ihn von den unzähligen Stichen Dutzende treffen. Die Bedingungen für dieses Kunststück lagen so einfach und durchsichtig vor unseren Augen, wie kaum bei einem der vorangegangenen.

Die Siecherei mochte wohl drei Minuten gedauert haben, — da sprangen die vier Teufel aus ihrer kauernden Stellung auf, Phrabang sammelte die Waffen und reichte sie uns zur Besichtigung. Unser Entsetzen wuchs: alle acht Waffen zeigten frische Blutflecken! Wir sprangen von den Stühlen auf und wollten in unserer ersten Erregung selbst den Ballen öffnen, als zwischen den gelösten Zipfeln das lachende Gesicht Mauglis und gleich darauf sein ganzer kleiner Körper heraustauchte, ohne einen Blutstropfen am Leibe oder an den Kleidern, vollkommen heil und gesund. Lustig sprang der kleine Held zwischen uns

herum, nahm lachend und mit Dank-Salaams die Silbermünzen, die wir ihm reichten; auch die Damen kamen jetzt, nachdem alles so glücklich abgelaufen war, wieder zu uns herunter und beschenkten den Kuirps.

Phrabang wischte mit einem Werghündel die blutigen Schwerter und Krise wieder blank, verwahrte sie säuberlich in dem Korbe, verneigte sich vor uns allen rings im Kreise und ließ uns durch den Frauzosen sagen, wie dankbar er und seine Leute uns für die reichen Gaben wären. In wenigen Minuten war alles zum Aufbruch bereit, der schwere Kätzjwagen rasselte durch das Hausthor — wir saßen an unseren Tischen und hatten alle das Gefühl, als erwachten wir aus einem der seltsamsten Träume unseres Lebens. —

Es lohnt nicht, den Inhalt der eifrigen Gespräche wiederzugeben, die wir bis nahe an die Mitternacht über das Geschaute wechselten. Jeder versuchte irgend eine Erklärung des einen und des anderen Schaustückes, ohne doch irgend etwas erklären zu können. Da sollte der Panther kein Panther, sondern ein Mensch in einem Pantherfell gewesen sein; der Tierkessel sollte, wenn nicht einen doppelten Boden, dann doppelte Wandungen gehabt haben; bei dem letzten Kunststück mit den Schwerter- und Dolchstichen habe Mangli sich mit einer undurchdringlichen Maske umwickelt; bei dem Kunststück mit der Baumbusstange habe Phrabang im entscheidenden Augenblick die Stange um fünf oder zehn Fuß verlängert, sie plötzlich den Fenstern oder einem der Dächer zugeneigt — lauter Möglichkeiten, denen der Augenschein von so vielen Beobachtern mit geschärfter Aufmerksamkeit widersprach. Wir gingen auseinander, ohne für irgend eines der gesehenen Stücke auch nur den Schimmer einer leidlichen Erklärung gefunden zu haben, wenn wir auch selbstverständlich nicht daran zweifeln konnten, daß alles auf natürliche Weise vor sich gegangen war; und auch in späteren Tagen, so oft ich mir den Kopf über die wirklichen Hergänge im Hofe des „Gämbero“ zu Brescia zerbrach, bin ich niemals zu einer befriedigenden Lösung gekommen. —

Das Letzte, was ich von Phrabang und seiner Gesellschaft gehört habe — denn ich sehe nicht ein, warum ich diese ehrenwerten und geschickten Künstler feruerhin mit dem verächtlichen Worte „Bande“ bezeichnen soll —, war eine Zeitungsmeldung aus Italien im Oktober 1899: damals lief durch alle Blätter die kurze Nachricht, daß in Perugia bei der Schaustellung einer indischen Gaukerbande, die so geschildert wurde, daß ich sogleich Phrabang und seine Genossen erkannte, eine giftige Cobraschlange den Führer der Gesellschaft gebissen habe und daß er nach einer Stunde tot gewesen sei.

Lorenz Pünderich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze von **Ernst Muellenbach.***

Es ist doch manches schwieriger als man denkt. Ich hätte zum Beispiel nie gedacht, daß es so schwer hält, einen Stieglitz zu bekommen. Eine mir befreundete Dame hatte plötzlich das unbezwingbare Verlangen gespürt, in ihrem reichhaltigen Vogelhaus auch einen Stieglitz zu besitzen; und in dem weitverbreiteten Irrwahn, daß Schriftsteller immer am ersten Zeit und Lust haben, ungewöhnliche Besorgungen zu übernehmen, hatte sie mich freundlichst mit der Beschaffung des bunten Vogels betraut.

Natürlich that ich nun zunächst, was die Dame ebensogut selber hätte thun können: ich notierte mir aus dem Adreßbuch die Namen sämtlicher Vogelhändler in der Stadt und suchte sie gewissenhaft der Reihe nach auf, aber ohne Erfolg. Papageien gab es in allen Arten, Farben und Größen, dressierte und undressierte, auch Kanarienvögel, Sprosser, Tigerfinken und chinesische Sperlinge, aber keinen Stieglitz. Ebenso unergiebig blieb meine Nachfrage bei einigen auswärtigen Handlungen. Es schien, als ob die Stieglitze völlig aus der Mode gekommen wären.

In dieser Not wandte ich mich an den Bürgermeister einer benachbarten Landgemeinde, einen freundlichen alten Herrn, dessen Reich sich bis dicht an unsere Vorstadt erstreckt.

Der alte Herr schob die Brille auf die Stirne und lächelte gutmütig. „Eigentlich darf ich Ihnen da am wenigsten einen Rat geben,“ meinte er, „denn der Fang solcher Vögel ist gesetzlich verboten, und wir sind zur besonders strengen Ausübung dieses Verbotes angehalten. Es trifft sich aber gut. Wir haben hier in der Gemeinde einen Pflegling, dem sozusagen aus ärztlichen Gründen Fang und Verkauf von Singvögeln gestattet ist. Wenn irgend, so finden Sie bei ihm, was Sie suchen. Er heißt Lorenz Pünderich, ist etwas eigen, aber ungefährlich und wohnt ganz in Ihrer Nähe, im letzten Häuschen der Kolonie.“

Dankend machte ich mich auf den Weg. Die sogenannte Kolonie ist eine Gruppe von Häuschen, regellos verstreut zwischen den Tiefen und Höhen eines ausgenutzten Ziegelfeldes, etliche verwahrlost und unsauber, die Zuflucht heruntergekommener Stadtleute, andere wohlgepflegt, mit kleinen Vorgärtchen und reinlichen Gardinen an den Fenstern, bewohnt von Gärtnern und Ackerbauern. Das letzte Häuschen liegt ziemlich weit ab von der Gruppe, inmitten eines Gartens, der mit einer dichten und hohen Weißdornhecke umzogen ist.

Recht freundlich lag es in der warmen Herbstsonne vor mir. Zwischen den kleinen Fenstern waren zahlreiche leere Nistkästchen angebracht, und aus einem großen drahtgeflochteten Vogelhaus hörte ich vielstimmiges Gezwitscher.

Als ich an die verschlossene Gartenpforte pochte — eine Klingel war nicht zu sehen — rief drinnen eine seltsam schnarrende Stimme wiederholt: „Es ist einer da! Es ist einer da!“ Darauf trat aus einem Schuppen neben dem Hause ein hochgewachsener Mann in Joppe und Arbeitsschürze, mit langem graublondem Bart und kahler Stirn, etwa in den fünfziger Jahren. Sorgfältig schloß er den Schuppen hinter sich zu, schlurrte dann langsam an das Pförtchen und fragte, indem er mich ungewiß aus großen blauen Augen ansah: „Sind Sie in chilenischen Diensten?“

Ich beeilte mich, die seltsame Frage zu verneinen, und trug mein Anliegen vor. Der andere rieb sich die kahle Stirn und sah mich wieder prüfend an. „Einen Stieglitz, o ja, den können Sie haben,“ sagte er dann zu meiner größten Erleichterung und ließ mich ein.

Sogleich hüpfte aus einem Hüttchen neben der Gartenmauer ein großer Rabe an mich heran, schlug heftig mit den gestutzten Flügeln und krächzte: „Guten Morgen! Guten Morgen, alter Onkel!“ Ich streichelte dem neuen Weisen das schwarze Köpfchen und sagte: „Ach, das ist wohl Ihr Pförtner?“

Lorenz Pünderich nickte ernsthaft. „Sie müssen ein guter Mensch sein,“ erklärte er, „sonst hätte der Jakob Sie nicht so freundlich begrüßt. Wissen Sie — Sie dürfen mir meine Vorsicht nicht verübeln, ich weiß, daß die chilenische Regierung darauf aus ist, mir meine Erfindung zu zerstören, weil ich sie früher dem Präsidenten Balmaceda angeboten habe. Aber Ihnen will ich sie zeigen.“

* Wir freuen uns, den Lesern der „Gartenlaube“ mit dieser Skizze noch einmal eine Arbeit des im Sommer vorigen Jahres leider so früh verstorbenen Dichters darbieten zu können. Die Redaktion.

Dabei schloß er den Schuppen auf und nötigte mich, einzutreten. Auf einem großen Tisch stand zwischen allerlei Werkzeug ein wunderliches Bauwerk aus Holz, Draht und Seide. „Das ist natürlich nur das Modell," erläuterte er mit lebhafterer Stimme und hellglänzenden Augen, „die Maschine denke ich mir mit Panzer und allem etwa in der Größe einer Korvette, sie muß ja doch immerhin imstande sein, ein Bataillon Scharfschützen zu tragen und dann die Bedienung für die Luftkanone. Für die Maschine selbst genügt ein Mann zur Bedienung. Drückt er hier auf diese Feder, so dringt die Luft von oben unter das Schiff und drängt es nach oben in den entstandenen leeren Raum, worauf es infolge seines Beharrungsvermögens immer weiter steigt, bis der Mann die Feder losläßt. Dann sinkt es durch das Gewicht der aufgenommenen Luft sanft nieder. Soll es auf dem Wasser weiter fahren, so dreht man hier diese Kurbel, worauf die Luft hinten ins Wasser stößt und das Schiff vorwärts treibt. Ebenso ist es auf dem Lande. Ueber die Konstruktion der Luftkanone bin ich mir noch nicht völlig klar, jedenfalls beruht sie auf dem Prinzip einer modifizierten Verdichtung des explosiven Sauerstoffgehaltes. — Nun, was sagen Sie zu dieser kombinierten gepanzerten Landwasserluftkriegsmaschine? Ich denke sie „Leviathan" zu nennen; wie finden Sie den Namen?"

Mir war schon längst der Kopf wirblig beim Anhören dieser von eitrigen Demonstrationen begleiteten Irreden. Natürlich aber suchte und fand ich einige freundliche Bemerkungen, um dem Unglücklichen mein Verständnis und meine Bewunderung für sein Werk zu bekunden.

Dies schien ihn sehr zu erfreuen und zu beruhigen. „Ach," sagte er wehmütig, indem wir den Schuppen verließen, „Sie glauben nicht, wie schwer es ist, Vorurteil und Eigennutz zu besiegen. Ja, wenn wir in den Regierungen Männer hätten wie Sie oder unsern alten Bürgermeister! Der hat Einsicht und ist ehrlich genug, meine Erfindung anzuerkennen. Er hat es auch schon seit Jahren übernommen, meine Vorschläge und Mahnungen an die Regierungen zu versenden. Denn — werden Sie es glauben? — ich habe allen Grund, anzunehmen, daß die Post bestochen ist, Sendungen, die von mir aufgegeben werden, nicht zu befördern!"

Unterdes waren wir zu dem Vogelhaus gelangt, welches von zahlreichen Vögeln belebt war. Aufgeregt flatterten die kleinen Sänger mit Gezwitscher und bittenden Rufen an das Gitter, ihrem Meister entgegen, der ihnen allerlei Leckerbissen zustreute, einige kecke Gesellen pickten ihm die Spenden von dem hingestreckten Finger. Es war rührend, zu sehen, mit welcher Freude sich der einsame Mann seinen kleinen Pfleglingen widmete. Seine vorher so starr glänzenden Augen leuchteten in mildem feuchten Schimmer, während er mir mit vieler Einsicht und Liebe die einzelnen Singvögelarten zeigte und schilderte.

„Das verbaute ich eigentlich auch dem Herrn Bürgermeister," bemerkte er. „Früher pflegte ich draußen im Wald und auf den Bergen Versuche mit meinem Modell anzustellen; aber die Sache wurde mir zu unsicher, auch hatte man die Straßenjungen gegen mich aufgehetzt, sie liefen hinter mir her und trieben allerlei Unfug. Hinaus muß ich aber, denn oft überfällt mich ein furchtbarer Kopfschmerz — hier, wissen Sie, da flicht und zieht es immer so im Hirn, — es sind die Ideen, die Ideen, die wollen hinaus! Und dann kann ich nicht still sitzen, und unbeschäftigt herumlaufen kann ich auch nicht. Da hat mir der Herr Bürgermeister die Erlaubnis verschafft, einen Vogelherd anzulegen und Sprenkel zu stellen, ich konnte das schon von klein auf und habe die Tiere immer gern beobachtet. Man kann so viel von ihnen lernen, und zumal die Vögel können einem natürlich auch zu mancher Verbesserung an einer Flugmaschine helfen, das können Sie sich denken. Sehen Sie, hier habe ich auch noch einen Patienten." Damit öffnete er einen Verschlag, aus welchem das leise Winseln eines Hundes erklang. Drinnen lag auf weichen Matten ein kleiner Köter, sehr struppig und ärmlich anzusehen, mit einem Verband um das linke Vorderbein. „Der arme Kerl gehörte einem Arbeiter drüben, einem rohen Menschen," erzählte Lorenz Pünderich, „erst hat er den Hund in der Trunkenheit getreten, daß ihm das Beinchen brach, und dann wollte er ihn ersäufen. Ich hab' ihm eine Mark geben müssen, daß er mir das Tier ließ. Nun wollen wir das Beinchen schon wieder heilen, gelt, Spitzchen?" Sorgfältig untersuchte er das kranke Glied und zog die Binde fester, der Hund sah ihn mit unbeschreiblich dankbaren Blicken an und leckte nach der Hand seines Wohlthäters.

„Sie sind auch Gärtner?" fragte ich, auf die wohlgepflegten Beete voll leuchtender Georginen und ernster Astern deutend.

Lorenz Pünderich nickte. „Das habe ich als Beruf gelernt, Gärtner und Tischler. Die Blumen habe ich immer sehr gern gehabt, nur die Rosen nicht; wenn ich ihren Duft rieche, so wird mein Kopfweh am schlimmsten. — Aber Sie müssen doch nicht meinen, daß ich zeitlebens nur mit Blumen und Tieren hausen will," fügte er geheimnisvoll hinzu. „Sehen Sie einmal hier!" Er stellte den zierlichen Weidenkorb mit meinem erschuten Stieglitz auf den Boden und öffnete ein nur lose angelehntes Fenster seines Häuschens. Ueber dem einfachen, sauber geordneten Bette hing das Lichtbild eines sehr hübschen jungen Mädchens. Er betrachtete es zärtlich und sagte: „Wir waren noch nicht lange verlobt, als mir die richtige Idee zu meiner Maschine kam; darüber spintisiert hatte ich schon immer dann und wann. Anfangs wollte sie nicht recht davon hören und redete mir immer zu, wir sollten lieber gleich heiraten und beim Handwerk bleiben. Als ich aber seit blieb, gab sie schließlich klein bei und meinte, es wäre wohl das beste, wenn ich wartete, bis ich mit meiner Erfindung durchgedrungen wäre. Na, und das wird ja nun nicht mehr so lange dauern. Sehen Sie, große Reichsämter verlangen wir ja nicht. Den Hauptinteressenten von meiner Erfindung soll die Menschheit haben; denn das wissen Sie ja wohl, wenn erst eine Kriegsmaschine erfunden ist, die nicht mehr übertroffen werden kann, dann hört es mit den großen Armeen und mit den Mehrrüstungen und mit den Kriegen überhaupt auf. Dann kommt der ewige Friede. Das genügt mir. Aber ein kleines Gütchen und ein rundes Sümmchen dazu, darauf freue ich mich doch. Und dann wird Hochzeit gemacht."

„Wie lange ist es wohl her, daß Sie —" fragte ich stockend.

„Daß mir die Idee kam?" erwiderte er. „Nun so einige Jahre nach dem großen Kriege. Ich habe ihn selber nicht mitgemacht, der linke Fuß ist mir von einem Unglücksfall her schon seit meiner Jugend etwas steif, Sie haben es ja wohl bemerkt. Ich war während des Krieges in Rußland, auf der Wanderschaft. Aber als ich in den Zeitungen und dann hernach in den Büchern von den fürchterlichen Verlusten las — ich habe immer viel gelesen — und die vielen Invaliden sah und dazu das ewige Rüsten und die Gerüchte in jedem Frühjahr: ‚Nun geht's aber sicher wieder los' — da fing ich an, nachzudenken, und Gott sei Dank bin ich ja schließlich so weit gekommen, daß ich sagen kann: ‚Wenn der ‚Leviathan' erst fertig und auerkannt ist, dann werden sie sich schon hüten, noch einmal anzufangen; denn liegen kann dann doch keiner mehr. Deshalb biete ich ihn auch allen Regierungen gleichzeitig an."

Ich drängte zum Abschied, da ich sah, wie er wieder ins volle Fahrwasser seines Irrwahns steuerte. Nur eine sehr mäßige Summe forderte und erhielt er für den Stieglitz. „Werden Sie ihn aber auch gut pflegen?" fragte er besorgt. Ich versprach dem Stieglitz die sorgenloseste Zukunft und schickte mich an, den Garten durch ein zweites, kleineres Pförtchen, zu welchem er mich geleitete, zu verlassen. Neben dem Thörchen war ein besonderes, sehr feucht gehaltenes Beet angebracht, mit blassen Blumen auf weißen, schlanken blätterlosen Stengeln. Es waren Herbstzeitlosen, von einer Reinheit der Farbe, wie ich sie an ihnen im Freien nie gesehen hatte, ohne jede Beimischung von Lila oder Blau; die dicken goldenen Köpfchen der Staubfäden waren das einzige an diesen Blumen, was nicht in gespenstischer Blässe schimmerte.

„Das haben Sie wohl noch nicht gesehen?" meinte Lorenz Pünderich. „Man pflegt sie sonst nicht in Gärten, vielmehr verfolgt man sie, wie man kann. Es ist mir aber eigentlich die liebste Blume, ich möchte sagen, es liegt etwas Tröstliches in ihr."

„In der That," erwiderte ich. „Einsam in unwirtlicher Zeit blühen und verblühen sie, der Regenwind knickt sie und der erste Schnee deckt sie zu, ehe sie Zeit hatten, ihre Frucht zu reifen. Aber jenseit des Winters, gleichsam in einem anderen Leben, werden sie dennoch reifen und Blätter treiben. Es ist auch ein Gleichnis."

„O ja," versetzte Lorenz Pünderich, indem er nachdenklich auf die blassen Blumen niederschaute. „Es ist ein Gleichnis und paßt auf viele. Aber," und mit ruhigem Selbstbewußtsein strich er sich den langen Bart, „wie die Maschine jetzt dasteht, darf ich sagen: Auf mich paßt es nicht, meine Früchte werden noch in diesem Leben reifen."

Darauf entließ er mich mit freundlichem Gruße.

„Na, nun haben Sie den Mann ja kennengelernt,“ meinte der alte Bürgermeister, als ich ihm gegen Abend im seinem Amtszimmer von meinem Besuche bei Lorenz Pünderich erzählt hatte. „Das ist auch ein trauriger Fall, nicht wahr? Sehen Sie, hier in diesem Fach liegen seine Eingaben an alle möglichen Regierungen der fünf Erdteile, mindestens ein paar Dutzend, sauber geschrieben. Und das ist allein von diesem Jahre! — Nun, wenigstens für sein leibliches Auskommen ist gesorgt. Wir haben in der Gemeinde gerade für solche Kranke eine alte, mit Zins und Zinseszins hoch angewachsene Stiftung, in deren Genusse er sorgenfrei bis zu seinem Ende leben mag. — Hat er Ihnen auch von seiner vermeintlichen ewigen Braut und seinen Heiratsplänen erzählt?“

Ich nickte bestätigend.

„Nun, da können Sie gerade sehen,“ fuhr der Alte fort und wies zum Fenster hinaus. Draußen ging eine behäbige Frau mit rotem, von grauen Haaren umrahmtem Gesicht, in einfacher bürgerlicher Tracht vorüber, auf jeder Seite einen halbwüchsigen rothäckigen Buben führend.

Sehen Sie, das ist sie. Ihr Mann ist Werkführer drüben in der Fabrik seit einigen Jahren. Sie hat sich damals, als das Unglück über den armen Lorenz kam, sehr brav gehalten. Schließlich aber mußte sie's wohl den Aerzten glauben, daß hier an keine Heilung mehr zu denken sei. Und da hat sie denn drüben im Westfälischen einen Dienst genommen und nach ein paar Jahren ihren jetzigen Mann geheiratet. Es sind ganz brave Leute. Natürlich sorgt sie, daß sie nicht in die Nähe der Kolonie kommt, und da der arme Kerl seinerseits sein Asyl nur verläßt, um in den Wald hinaufzusteigen, so ist eine Begegnung nicht zu befürchten. Uebrigens ist es auch sehr die Frage, ob er sie erkennen würde, denn in seinem Gesitze steht sie nach wie vor als das junge hübsche Mädchen, dessen Bild Sie wohl bei ihm gesehen haben. Zu diesem Bilde blickt er auf mit einer stillen, geduldigen, hoffenden Liebe, wie einst als armer Gärtnergesell — und diese stille, blasse Liebe wird eben mit ihm weiter leben und vergehen . . .“

„Wie eine Herbstzeitlose,“ fügte ich leise ein. Der alte Herr blickte eine kleine Weile sinnend vor sich hin. „Ja, wie eine Herbstzeitlose,“ wiederholte er und erhob sich, — „lassen Sie uns hinübergehen zu meiner Tochter — mich fröstelt . . .“

Von den Thränen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Von Dr. M. Walden.

Unter allen Drüsenabsonderungen des menschlichen Organismus nimmt die Thräne, das Abscheidungsprodukt der Thränendrüse, eine gewisse Ausnahmestellung ein. Alle übrigen Drüsensekrete des Menschen gelten in der allgemeinen Vorstellung als mehr oder weniger unästhetisch — die Thränen allein sind nicht nur von jedem derartigen Odium frei, sie spielen sogar seit urdenklicher Zeit in Sang und Sage der Völker eine Rolle. Sie finden ihren Platz in den Liedern der Dichter und im Mythus der Völker, und oft genug werden sie in sinnigster Weise gepriesen und verherrlicht. Diese Sonderstellung verdankt die Thränendrüse wohl ausschließlich der innigen Beziehung, in der ihre Thätigkeit zum Empfindungsleben, zu den tieferen seelischen Regungen des Menschen steht. Zwar vermögen seelische Zustände auch andere Organsysteme, wie beispielsweise die Muskulatur (Mienenspiel, Gliederzittern) oder das Blutgefäßsystem (Herzklopfen, Erröten, Erblassen) oder die Atemorgane (Stocken der Atmung), in ihren Funktionen zu beeinflussen, nirgends aber ist die Verknüpfung so eng und regelmäßig wie bei dem Verhältnis der Thränenausscheidung zu den verschiedenen Zuständen des Gemüts. Denn die mannigfachsten, zum Teil sogar ganz entgegengesetzten Affekte sind es, die imstande sind, das Thränenorgan mit großer Regelmäßigkeit in Wirksamkeit zu bringen.

Ursprünglich dürften es lediglich unangenehme Eindrücke körperlicher Art, rein physische Schmerzen und Leiden gewesen sein, die den Thränennerv in Erregung versetzten. Und damit hängt es wohl zusammen, daß es vorwiegend seelische Empfindungen niederdrückender oder schmerzlicher Natur sind, die am häufigsten und in besonders nachhaltiger Weise Thränen auslösen. Hierher gehören Kummer, Gram, Sorge, Trauer, Mitleid, Furcht, Reue, Sehnsucht ꝛc. Aber weiterhin pflegen auch die entgegengesetzten Stimmungen, wie hochgradige Lustgefühle, die Empfindung einer großen Freude, das Glücksgefühl, die Begeisterung, Thränen hervorzulocken.

So giebt es schließlich innerhalb der langen Skala menschlicher Empfindungen eigentlich nur wenige, bei deren Auslösung nicht auch der Thränennerv, und sei es auch nur gelegentlich, gleichzeitig in Mitleidenschaft gezogen würde und das von ihm versorgte Organ zu verstärkter Thätigkeit reizte.

Fragen wir nach der Bedeutung des zunächst etwas sonderbar erscheinenden Zusammenhanges, der hier zwischen gewissen psychischen Affekten und der Absonderung einer wasserähnlichen Flüssigkeit besteht, so giebt uns, wie ostmals bei der Erforschung der Natur, so auch hier am ehesten jene Betrachtungsweise Aufschluß, die in erster Reihe die etwaige Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit einer auf den ersten Blick befremdenden und unerklärbaren Naturerscheinung zu ergründen sucht. In der That ist der erwähnte eigenartige Zusammenhang zweifellos zweckmäßig und für den Gesamtorganismus in mehrfacher Hinsicht nutzbringend. Vor allem werden die Affekte, namentlich die niederdrückenden, die ja besonders oft vom Thränenausbruch begleitet zu sein pflegen, durch diesen selbst schon gemildert; das Weinen lindert, wie eine alte Erfahrung lehrt, den Schmerz; mit dem Erscheinen der Thränen ist eigentlich der Höhepunkt der Erregung bereits überschritten, daher der tiefste Schmerz bekanntermaßen thränenlos ist. So ist auch der Spruch aus der Weisheit des Brahmanen zu verstehen:

„Zum Weinen muß das Herz sich auch mit Lust aufschließen;
Solang's der Schmerz verschließt, kann nicht die Thräne fließen.“

Die Thränen wirken gleichsam wie ein Ventilhebler, indem sie die hochgewachsene innere Spannung in unschädlicher Weise zur Entladung bringen und nach außen hin ableiten. In ganz ähnlicher Weise lindern sie auch Schreien, Zähneknirschen, Sichwinden den körperlichen Schmerz, und ähnlich verschaffen auch im Zorn Muskelbewegungen Erleichterung. Dazu kommt, daß durch das Weinen die nicht ganz ungefährliche und mitunter geradezu verhängnisvolle Erregung in den nach dem Herzen und den Atemorganen führenden Nervenbahnen, wie sie hochgradige Affekte zu begleiten pflegt, abgeschwächt wird. Das wirksame Prinzip aber, das hier innerhalb des Nervensystems zur Anwendung gelangt, ist das der Reizverdrängung: der relativ harmlose Reiz der Thränenabsonderung führt zur Unterdrückung minder harmloser Reizzustände innerhalb anderer Nervenzentren und Nervenbahnen.

Das Bedürfnis für das Vorhandensein eines solchen Sicherheitsventils, wie es die Thränen darstellen, hat sich beim Menschen im Laufe seiner Stammesentwicklung wahrscheinlich erst allmählich herausgestellt: je reicher sich nach und nach sein Gemütsleben gestaltete, je größer die Zahl, je vielfältiger die Art, je heftiger die Stärke der ihn beherrschenden Empfindungen und Leidenschaften wurde. Thatsache ist, daß jener Zusammenhang zwischen Psyche und Thränendrüse ausschließlich dem Menschen eigentümlich ist, den Tieren hingegen fehlt. Nur der Mensch kann weinen, das heißt bei seelischen Erregungen Thränen vergießen; den Tieren bis hinauf zu den höchststehenden Affen geht diese Fähigkeit ab. Die einzige Ausnahme soll der indische Elefant bilden; einzelne Beobachter wollen denselben gelegentlich haben weinen hören.

Natürlich mangelt es den Tieren nicht an den nötigen Organen für das Weinen; sie besitzen in der That eine Thränendrüse. Allerdings auch nicht alle Tiere; vielmehr fehlen wie das Organ überhaupt erst verhältnismäßig spät in der Tierreihe auftreten. Bei den niederen Wirbeltieren fehlt es noch gänzlich, die Fische besitzen noch keine Andeutung davon. Zuerst taucht es bei den

Amphibien auf; die Schwanzlurchen, zu denen unter andern der Salamander gehört, sind bereits mit einer Thränendrüse ausgestattet. In den höheren Tierreihen ist sie dann vorhanden, wenngleich sie bei einzelnen Arten verschieden stark entwickelt ist. So zeichnen sich die Schildkröten durch eine mächtige Thränendrüse aus; bei den Vögeln pflegt sie sehr klein zu sein. Im übrigen kommt sie stets zugleich mit einer zweiten Augendrüse, der sogenannten Nickhaut- oder Harderschen Drüse, welche an der inneren Seite des Augapfels gelegen ist und ein von der Thränenflüssigkeit verschiedenes Produkt liefert, bei allen Wirbeltieren, mit Ausnahme der Affen, Halbaffen und Fledermäuse, vor. Die letzteren besitzen ebenso wie der Mensch nur eine einzige Augendrüse, eben die Thränendrüse.

Die Bedeutung, welche die Thränendrüse bei den Tieren ausschließlich besitzt, und die ihr auch beim Menschen neben der vorher erwähnten nicht minder zukommt, ist die eines Schutzorgans für den Augapfel. Bereits bei der ständigen Feuchterhaltung der Oberfläche des Auges ist sie höchstwahrscheinlich bis zu einem gewissen Grade beteiligt. Die Oberfläche unserer Augen besitzt nämlich normalerweise stets einen gewissen Grad von Feuchtigkeit, wodurch einmal die freie Beweglichkeit der Augäpfel nach allen Richtungen hin erleichtert und dann die Hornhaut, jene Stelle, durch welche die Lichtstrahlen ins Innere des Auges eindringen, deren Durchsichtigkeit mithin für das deutliche Sehen von größter Wichtigkeit ist, glänzend und spiegelnd erhalten wird. Diese Aufgabe der dauernden Befeuchtung erfüllen zwar bereits kleine Drüschen, welche in der das Weiße des Auges überziehenden Bindehaut gelegen sind, indessen ist wohl auch schon an dieser Aufgabe die Thränendrüse wie gesagt mitbeteiligt. Eine verstärkte Thätigkeit entfaltet sie aber immer dann, wenn irgend ein Fremdkörper, ein Staubteilchen, ein Insekt oder dergleichen ins Auge eingedrungen ist und daselbe reizt. Sofort ergießt sich eine Thränenflut über beiden Oberfläche und sucht, freilich nicht immer mit dem nötigen Erfolge, den störenden Eindringling fortzuschwemmen. Es geht, nebenher bemerkt, hieraus hervor, weshalb die Natur bei den Fischen ein solches Schutzorgan noch nicht zu schaffen brauchte; bei diesen Tieren übernimmt eben das umgebende Medium, das Wasser, diese schützende Rolle. Wenn allzu grelles Licht unsere Augen trifft, thränen diese ebenfalls stärker, wodurch der schädliche Reiz gemildert und in seiner Wirkung abgeschwächt wird. Bekannt ist schließlich auch, daß Reizung der Nasenschleimhaut auf die Drüse einzuwirken und ihre Absonderung erheblich zu steigern vermag.

Für ihre Aufgabe, die Oberfläche des Augapfels mit einem Flüssigkeitsstrome zu bespülen und alles Ungehörige hinwegzuschwemmen, ist die Thränendrüse durch ihre anatomische Lage besonders gut geeignet. Sie befindet sich nämlich im äußern obern Winkel der höchernen Augenhöhle und ergießt ihr Sekret durch mehrere sehr feine Gänge gleichfalls oben und außen auf die Augenoberfläche. Mittels des Lidschlags verbreiten sich nun die Thränen über das ganze Auge, bis zu dessen innerem Winkel; hier befindet sich eine Art von Abzugskanalsystem, welches in die Nasenhöhle ausmündet und somit die Thränen dorthin fortleitet. Erst wenn diese in allzustarkem Maße abgesondert werden, fließen sie nach außen ab und rollen in der bekannten Weise über die Wangen.

Was die Beschaffenheit der Thränenflüssigkeit anlangt, so besteht sie, wie schon ihr wasserhelles Aussehen vermuten läßt, in der That zum größten Teil, nämlich zu 98 Prozent, aus Wasser; daneben enthält sie etwa $^1/_2$ Prozent Salze, im wesentlichen Kochsalz, worauf ihr leicht salziger Geschmack zurückzuführen ist, und den Rest bilden organische, eiweißartige Stoffe. Es braucht wohl kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß eine derartig zusammengesetzte Flüssigkeit niemals schädlich oder gar giftig zu wirken imstande ist. Die Medizin kennt keinerlei giftige Thränen; selbst die Thränen kranker Personen dürften kaum je nachteilige Eigenschaften irgend welcher Art besitzen. Pflegen doch nicht einmal krankheitserregende Keime, Bakterien, wenn sie in der Blutbahn eines Menschen kreisen, in die Thränenflüssigkeit überzugehen. Andererseits fand man sogar, daß die Thränen auf derartige kleinste Lebewesen, wie Bakterien, abschwächend, entwicklungshemmend wirken; sie besitzen, wie man zu sagen pflegt, gewisse bakterienfeindliche Wirkungen. Das ist eine zweifellos sehr vorteilhafte Eigenschaft, welche die Thränen befähigt, die Ansiedlung jener nicht selten gefährlichen Gäste im Auge bis zu einem gewissen Grade hintanzuhalten; freilich dürfte auch diesen Wesen gegenüber das mechanische Hinwegschwemmen die Hauptsache bilden. In gleicher Weise wie die giftigen sind auch die blutigen Thränen in der Regel bildlich aufzufassen; der Ausdruck, es habe jemand blutige Thränen vergossen, soll gewöhnlich nur die Heftigkeit des Weinens kennzeichnen. Indessen sind doch vereinzelte Fälle bekannt, in denen Personen sogar längere Zeit hindurch thatsächlich das Phänomen des blutigen Weinens darboten. Bei diesen überaus seltenen Beobachtungen handelte es sich aber wohl nicht um die Abscheidung einer blutigen Flüssigkeit aus der Thränendrüse, sondern um die Beimengung von Blut zu den Thränen aus einer entzündeten oder sonstwie krankhaft veränderten und daher zu Blutungen leicht neigenden Stelle des Auges. Damit stimmt überein, daß die Erscheinung in der Regel nur einseitig, das heißt nur an einem Auge wahrgenommen wurde.

Am stärksten pflegt die Thränenabsonderung bei dem auf seelische Reize hin erfolgenden Weinen zu sein. Welche Flut von Thränen der Kummer und Gram der Drüse zu entlocken vermögen, deuten Sagen und Märchen wie das vom Thränenkrüglein an. Indessen ist die Fähigkeit zum Weinen bei den einzelnen Menschen verschieden stark ausgebildet, ohne daß sie etwa einen Rückschluß auf die Tiefe der jeweiligen Empfindungen gestattete. Es giebt Menschen, denen schon beim geringsten Anlaß wider Willen die Thränen in die Augen kommen, und wie lästig derartiges werden kann, lehrt beispielsweise jener Fall, den ein Pariser Augenarzt berichtet. Ein Patient vermochte, wenn er im Theater einem Rührstück beiwohnte, sich zur Befriedigung seiner Umgebung des heftigsten Weinens nicht zu enthalten und fühlte sich dadurch in einer solchen Weise geniert, daß er sich dazu entschloß, sich beiderseits die Thränendrüse entfernen zu lassen. Diese Radikalkur befreite ihn nun allerdings vollkommen von jenem Uebel. Erfolgt auch das Weinen zumeist unwillkürlich, so ist es doch auch bis zu einem gewissen Grade dem Willen unterthan. Man kann in einem gewissen Maße die Thränenabsonderung unterdrücken, sich des Weinens mit Absicht enthalten. Besonders das männliche Geschlecht besitzt diese Fähigkeit, vermutlich infolge früher Uebung; hierbei ist offenbar die allgemein verbreitete Anschauung, daß das Weinen etwas Unmännliches sei, von Einfluß. Umgekehrt weinen Frauen meist leichter und auch heftiger als Männer, und es ist wohl mehr als eine Folge denn als Ursache hiervon anzusehen, daß die Thränendrüse von Frauen — wie die Anatomen berichten — durchschnittlich beträchtlich größer angetroffen wird als die von Männern. Die Thätigkeit der Thränendrüse kann aber nicht nur willkürlich gehemmt, sie kann auch mitunter willkürlich angeregt werden. Es giebt Menschen, die freiwillig, bei einer erwünschten Gelegenheit, zu einer bestimmten Zeit ihren Thränenmeero in Erregung zu versetzen und sogar eine ganze Flut von Thränen hervorzubringen vermögen; und diese Fähigkeit findet sich wiederum häufiger bei Frauen als bei Männern. Dort, wo sich übrigens wider Willen schon bei dem geringsten Anlaß die Thränen einstellen, ist das Weinen oft nur das Symptom einer krankhaften Nervenstörung. Nervöse weinen oft aus ganz unbedeutender Ursache aufs heftigste, mitunter selbst ohne jeden Anlaß. Andererseits giebt es an schwerer melancholischer Seelenverstimmung leidende Personen, besonders solche weiblichen Geschlechts, die trotz tiefster innerer Betrübnis nicht Thränen vergießen können. Man hat den Zustand als „thränenloses Weinen“ bezeichnet: die Kranken bieten die Physiognomie Weinender dar, sie schluchzen auch heftig, aber ihre Augen bleiben dabei trocken, Thränen werden nicht vergossen. Die Erscheinung, die den Kranken meist selbst zum Bewußtsein kommt, pflegt erst mit der Besserung der Melancholie zu weichen.

Von Interesse ist schließlich die Frage nach dem Auftreten der ersten Thränen. Es ist seit alters her bekannt — schon bei Aristoteles wird es erwähnt — daß Kinder in der ersten Lebenszeit nicht weinen. Wenn sie Schmerzen, Hunger, Durst, Unbehagen irgend welcher Art verspüren, so pflegen sie zu kreischen, zu schreien, das Gesicht in sehr bezeichnender Art zu verziehen, aber sie vergießen dabei keine Thränen. Der Zeitpunkt, zu dem

Digitized by Google

Linzerin.
Nach dem Gemälde von E. Payer.

sich bei solchen Anlässen zum erstenmal Thränen einstellen, ist im einzelnen ziemlich wechselnd, indessen geschieht es wohl selten vor dem zweiten Lebensmonat, meist erst in der zweiten Hälfte desselben und mitunter noch später. Man wolle die Erscheinung mit der noch mangelhaften Entwicklung der Thränendrüse in der ersten Lebenszeit erklären. Indessen ist die Drüse schon bei der Geburt ziemlich gut ausgebildet, und daß sie auch schon zu dieser Zeit funktionsfähig ist, beweist der Umstand, daß starkes Kitzeln der Nasenschleimhaut beim Neugeborenen wohl imstande ist, eine allerdings nur geringe Thränenabsonderung zu veranlassen. Es fehlt mithin dem Neugeborenen nicht ganz die Fähigkeit, Thränen hervorzubringen, wenngleich diese Fähigkeit auch nur schwach ist, wohl aber fehlt ihm völlig das psychische Weinen. Darwin meinte, daß das Weinen von jedem Kinde gleichsam erst erlernt werde, indem die Drüse durch das Zusammenkneifen der Augenlider, wie es die Kinder jedesmal beim Schreien ausüben, allmählich gereizt werde, bis sie schließlich auch schon bei geringen mimischen Bewegungen in Thätigkeit trete. Der wahre, beziehungsweise der hauptsächlichste Grund dürfte in dem unentwickelten Zustande des Gehirns der Neugeborenen liegen. Es fehlen offenbar noch im Gehirn jene Verbindungsbahnen zwischen den Centren der Empfindungen und der Centralseite, von der aus die Thränennerven zur Thätigkeit angeregt werden können; sobald diese ausgebildet sind, stellt sich auch das Weinen ein. Die einmal erlangte Fähigkeit zu weinen geht dem Menschen im späteren Leben nicht mehr verloren und verläßt ihn auch im höchsten Alter nicht, obwohl die Thränendrüse von den fünfziger Jahren ab namentlich bei Männern eine gewisse Rückbildung erfährt.

Tragödien und Komödien des Aberglaubens.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das Blumenmedium.

In unseren Tagen der großartigen naturwissenschaftlichen Fortschritte und der scharfen philosophischen und litterarischen Kritik greift die schon wiederholt als ausgestorben bezeichnete Hinneigung zum Geheimnisvollen, Rätselhaften und Uebersinnlichen in den Kreisen kritikloser Halbbildung leider wieder gewaltig um sich. Kann einerseits das sogenannte „Gesundbeten“ im Sinne der „Christian Science“ — über welches Rudolf Cronau schon auf Seite 670 des vorigen Jahrgangs der „Gartenlaube“ ausführlich berichtete — als ein trauriges Symptom für diese Richtung bezeichnet werden, so ist andrerseits auch das harmlosere Auftreten rein mystischer Bestrebungen auf Rechnung dieses kritiklosen Wahnes zu setzen. In allen civilisierten Ländern tauchen „Medien“ auf, welche der Welt versichern, daß es keinen Tod gebe, daß die Ewigkeit kein Geheimnis mehr sei. Man fragt sich verwundert, ob denn das Christentum, für das es schon seit bald zwei Jahrtausenden keinen Tod mehr giebt, nicht genügend für diese Ueberzeugung gewirkt habe. Man will aber mehr als diese Lehre der Kirche, man will Beweise für das Fortleben nach dem Tode, man will die abgeschiedenen Geister hören, sehen und greifen, man will mit ihnen verkehren, von ihnen Aufschlüsse über das Jenseits erhalten. Es sind sogar Instrumente oder Maschinen (Psychographen, Spiritoskope ꝛc.) ersunden worden, um diese dunklen Ziele zu erreichen. —

Auch in Deutschland haben diese Bestrebungen an manchen Orten festen Fuß gefaßt, und eine Anzahl von Firmen versendet jährlich Hunderte von kleineren und größeren Bänden, die den Interessen des Spiritismus und Okkultismus dienstbar sind. Zwischen diesen beiden Ideen ist, obschon zahllose Leute beiden anhängen, zu unterscheiden. Der Spiritismus bezieht sich ausschließlich auf den Verkehr mit den angeblichen Geistern, der Okkultismus aber auf andere bisher unerklärte oder vielleicht für immer unerklärbare Dinge, ja ein Teil der Okkultisten will vom Spiritismus nichts wissen und verwirft die Möglichkeit eines Verkehrs mit den Geistern. Der Okkultismus bewegt sich im Diesseits; sein wesentliches Gebiet ist die Psychologie; dahin gehören z. B. Hypnotismus, Somnambulismus, Fern- und Hellsehen, Fernwirkung (Telepathie), Magie, mehr oder weniger auch die abergläubigen „Alterwissenschaften“ der Astrologie, die Alchemie und Chiromantie, überhaupt das Geheimnisvolle. Daher begrüßt der Okkultismus die Röntgenstrahlen und die Telegraphie ohne Draht gleichsam als Brücken in sein Reich und hofft, auch alle übrigen dunklen oder verborgenen (okkulten) Dinge einst natürlich erklärt zu sehen. Naturgemäß giebt es sowohl einen leichtgläubigen wie einen kritischen Okkultismus — während der Spiritismus durchweg leichtgläubig ist. Allzu leichtgläubig waren sonst redliche okkultistische (aber vom Spiritismus nicht freie) Forscher, wie Maximilian Perty, Prof. Zöllner, Karl Kiesewetter und Baron Du Prel. An der Spitze des kritischen Okkultismus stehen heute in Deutschland Dr. jur. Erich Bohn in Breslau und Dr. med. Ferdinand Maack in Hamburg. Der Letztere, Gründer der „Wissenschaftlichen Zeitschrift für Okkultismus“, hat gefunden, daß dieser Name (ohne Zweifel eben durch die Leichtgläubigkeit der meisten Okkultisten) diskreditiert wäre, und hat sich daher entschlossen, an dessen Stelle das Wort „Xenologie“, d. h. Wissenschaft vom Fremden, Unbekannten zu setzen, das nun auch seit Mai 1899 an der Spitze der Fortsetzung seiner Zeitschrift steht. Die Xenologie, auch Grenzwissenschaft, befaßt sich also mit der Erforschung der uns jetzt noch unbekannten Vorgänge und Kräfte im Menschen und in der Natur oder jener Kräfte, welche man bis dahin magische nannte und die der nicht spiritistisch angehauchte Okkultismus an die Stelle der „lieben Geister“ setzt, d. h. denen er all das zuschreibt, was nach Ansicht der Spiritisten von den Geistern bewirkt werden soll. Dafür wirken außer genannter Zeitschrift die Gesellschaft für psychische Forschung und die Xenologische Gesellschaft auf selbständiger Grundlage, während die hier nicht näher zu berücksichtigende sogenannte Theosophische Gesellschaft unter englischen und amerikanischen, durch eine mißverstandene indische Philosophie geleiteten Einflüssen steht, über die sich noch vieles sagen ließe, wofür hier aber kein Raum ist. Da nun in den Augen des großen Publikums der Okkultismus mit dem Spiritismus zusammenfällt oder letzterer die Hauptsache im ersteren bildet, und da sich im Spiritismus die meiste Reklame breit macht, der meiste Schwindel ausgeübt wird, so richtet sich naturgemäß die xenologische Kritik vorzugsweise gegen die sogenannte Geisterlehre, von der man sagen dürfte, daß sie mit „Geist“ nicht das mindeste zu schaffen hat. — So haben denn die genannten Herren Doktoren Bohn und Maack es unternommen, den Kampf gegen die „durch nichts bewiesene Hypothese eines Geisterverkehrs mit den Lebenden“ zu führen, jener in der Monatsschrift „Nord und Süd“ und in einer eigenen größeren Schrift „Der Fall Rothe“, dieser in seiner genannten Zeitschrift. Diese Arbeiten beschäftigen sich mit dem neuesten deutschen Medium, der über fünfzig Jahre alten Kesselschmiedsfrau Anna Auguste Rothe aus Chemnitz, welche nun neuerdings am 1. März in Berlin durch mehrere Kriminalbeamte des gröbsten Betruges während einer „Sitzung“ überführt und samt ihrem Impresario verhaftet worden ist. Frau Rothe begann ihre Laufbahn als Medium 1893 auf eigene Faust, begab sich aber nach drei Jahren in den Schutz eines spiritistischen Impresarios, des ehemaligen Cognacreisenden Max Jentsch aus Zittau, der mit ihr reiste und für sie Reklame machte. Was sie trieb, bestand darin, daß sie in spiritistischen „Sitzungen“ Blumen und andere Gegenstände (billige Bazarwaren) von „Geistern“ apportieren, in einem sogenannten Traum- (scheinbaren Schlaf-) Zustande Geister Verstorbener durch ihren Mund (und zwar in ihrem eigenen sächsischen Dialekt und in nichtssagenden frömmelnden Phrasen) reden und singen, endlich auch „Geister“ klopfen ließ und Geisterschriften produzierte. Die Blumen ꝛc. zog sie unter dem Tische oder aus den Kleidern, wie bei ihrer oben erwähnten Entlarvung festgestellt wurde, so rasch hervor, daß es schien, als ob sie ihr aus der Luft gereicht worden wären. Sie war aber dabei nicht so geschickt, daß sie nicht, sogar bei Spiritisten, den Verdacht des Betrugs erweckte. Zwar ließ sie sich oberflächlich untersuchen, begab sich dann aber nach einem abgeschlossenen Raume, ehe sie in der Versammlung der Gläubigen ihre „Apporte“ in Scene setzte; nachher sloh sie meist auf ihr Zimmer und hatte zum Schein Krämpfe. Fürchtete sie eine Entdeckung, oder wurde beobachtet,

daß sie apportierte Blumen u. a. vorher gekauft hatte, so reiste sie plötzlich ab. In Hamburg nahm man ihr schon 1894 eine aus Tuch gemachte Puppe ab, die mit phosphorartig leuchtenden Augen, Nase und Mund versehen war und einen Geist vorstellen sollte, und die sie im Dunklen emporhielt, so daß sie zu schweben schien. Frau Rothe übte daher wesentlich Taschenspielerei, wählte sich aber ihr Publikum so, daß sie bei diesem, besonders dem weiblichen, als Vertraute des Geisterreiches angekannt wurde. Jeden wissenschaftlichen Prüfung wich sie sorgfältig aus, und Herr Jentsch verhinderte beobachtende Personen, in ihrer Nähe Platz zu nehmen.

Ein komischer Zug war es, daß unter den von Frau Rothe durch ihre Stimme eingeführten Geistern ein Kinderspirit eine Hauptrolle spielte, der wie ein kleines Kind sprach und sich „Frieda“ nannte, weil er „früh da“ wäre und „Frieden“ brächte. Sie und Jentsch liebten es, Frömmigkeit zur Schau zu tragen, was sie aber nicht hinderte, recht annehmbaren Gewinn einzuheimsen. Sie verlangten für ihre Leistungen bald Eintrittspreise (die Person $2\frac{1}{2}$ bis 10 Mark), bald eine bedeutende Reiseentschädigung.

Frau Rothe hatte das Glück, verschiedene Häupter und Führer des unkritischen Spiritismus zu Protektoren zu gewinnen.

Was sagten nun die Spiritisten zu den mehrfach durch Privatpersonen erfolgten Entlarvungen? Zuerst leugneten sie dieselben, und als sie nicht mehr anders konnten, gaben sie zwar den Betrug zu, fügten aber bei, ein künstliches Nach- oder Vorbelfen wäre notwendig, um die echten „mediumistischen“ Phänomene in Gang zu bringen! So müßte z. B. ein Medium beim Tischrücken zuerst den Tisch mit Händen oder Füßen bewegen, ehe „echtes“ Tischrücken einträte, erst selbst Klopflaute hervorbringen, ehe „echte“ entständen, erst Blumen unter den Kleidern hervorholen, ehe „echte“ aus dem Geisterreiche erschienen! Wer lacht da nicht? Ergreift ein unverschämter Unglücklicher den angeblich „materialisirten“ Geist und hat dann das Medium in den Händen, so war die Phantombildung, die nach spiritistischer Lehre aus dem Körper des Mediums ihre Stoffe schöpft, leider noch nicht vollendet und wurde durch den rauhsinn Eingriff unterbrochen! Ebenso, wenn dem sogenannten Geiste Tinte angespritzt wird und sich dann am Medium vorfindet. Es giebt also nach geistesgläubiger Ansicht keine Entlarvung, sondern nur freche Angriffe auf die armen Medien! Wo bleibt da irgend ein Maßstab dessen, was echt ist oder unecht? „Hat solcher Spiritismus überhaupt einen Wert?“ fragte Dr. Maack mit Recht. Und mit solchen Gaukeleien soll die Unsterblichkeit der Seele dargelegt werden? Eine Identität zwischen Erscheinung und wirklichem Geist ist noch niemals, nirgends und von niemand nachzuweisen gelungen. Frau Rothe ließ sich jedoch durch nichts irremachen. Gedeckt durch ihre Gläubigen, fuhr sie in ihren Vorstellungen fort. In Loschwitz bei Dresden ließ sie schon am 5. Mai 1895 abermals eine Tuchpuppe als Geist figurieren. Nachdem sie aber durch die Enthüllungen Dr. Bohns in die Enge getrieben war, begab sie sich, um den Prüfungen durch von ihm vorgeschlagene Kommissionen zu entgehen, in das Ausland und suchte (in dem ersten Jahre des 20. Jahrhunderts!) in Paris Boden zu gewinnen. Begleitet von Jentsch und dem früheren Gymnasiallehrer Sellin aus Hamburg, arbeitete sie dort, in streng gläubigen Kreisen, ganz nach dem von ihr eingeübten Programm, und es erschienen darüber durchaus unbeglaubigte Berichte, die einander bezüglich der in einer Sitzung apportierten Gegenstände widersprachen. Sachkundige waren entweder nicht anwesend oder unterzeichneten das Protokoll nicht, und die Gläubigen dankten dem Medium für die neuen Beweise (!) ihrer „Unsterblichkeit“ (?!), Beweise in Gestalt von im Diesseits gewachsenen und angefertigten Gegenständen! Neu ist dagegen, daß nach Sellins Behauptung, als er mit der Rothe im Fiaker fuhr, sich plötzlich ein Lilienstengel in seiner Hand befand, als wäre er vom Himmel gefallen! Im übrigen waren die apportierten Blumen solche der damaligen Saison. Endlich aber begannen die Zuschauer mißtrauisch zu werden, und da wurde die Rothe plötzlich krank und kehrte nach Hause zurück, um zu erfahren, daß unterdessen in Chemnitz ein Antispiritist, Lancourt, öffentlich ihre Leistungen ad absurdum geführt hatte. Er bot ihr 1000 Mark, wenn sie ebenfalls eine öffentliche Sitzung abhalte, was aber Jentsch ablehnte. Eine gegen Lancourt erhobene Klage auf Beleidigung zog Frau Rothe wieder zurück! Die Rothe hat weiterhin auch in der Schweiz (Zürich) und in Holland gastiert und wollte noch England und Schweden besuchen. Gewiß auch Amerika, das Dorado des Spiritismus!

Die Moral dieser Geschichte aber ist, daß der Spiritismus langweilig und blödsinnig geworden ist. Weder der Begriff „Spiritismus“, noch der Begriff „Medium“ haben irgend welche wissenschaftliche Berechtigung erlangt. Dies geht schon daraus hervor, daß die Spiritisten in ihren Zeitschriften die Wissenschaft selbst verwerfen. Ja, sie verlangen, daß der Beobachter gänzlich frei von Skeptizismus und Argwohn sei und „nicht genau hinsehen dürfe“. Denn dies verhindere das Zustandekommen der „psychischen Phänomene“. Der menschliche Blick löse die zu den spiritistischen Offenbarungen nötigen Fluida auf! Ihren Hauptwitz bildet die Phrase, der Spiritismus sei bestimmt, den Materialismus zu zerstören. Leider aber ist der Spiritismus selbst der ärgste Materialismus, denn der Geist wird nach dieser Lehre die Materie niemals los! Der Astralleib, der, wie sie behaupten, den physischen Leib begleitet, sich vom ihm bei der sogenannten Fernwirkung als Doppelgänger ablöst und nach dem Tode fortdauert, um Geistererscheinungen zu bewirken, ist eben auch ein Leib; ob dünn oder dick: Materie bleibt Materie. Ja, der Spiritist Kaibel geht soweit, einen körperlosen Geist als eine Absurdität zu erklären! Trotzdem aber soll der Spiritismus eine Religion sein; er verwirft die Dogmen, erkennt aber die biblischen und andere Wunder unbedingt an! Also Grobstoff oder Feinstoff — das ist der ganze Unterschied zwischen Moleschott-Büchner-Vogt und den Spiritisten! Die Kecheit der letzteren, die wir bereits durch das Zugeben des Betrugs als Anstoß zu den Manifestationen gekennzeichnet haben, ging soweit, daß Sellin gegenüber den nachgewiesenen Blumeneinkäufen der Frau Rothe sagte: es wäre, während sie in Trance lag, ihr Astralkörper gewesen, der ausgegangen war und die Apportgegenstände eingekauft hatte. Wahrscheinlich aber doch mit einem „Astralportemonnaie“, spottete Dr. Maack mit Recht.

Solche Rundreisen mit betrügerischen Schaustellungen, wie sie die Rothe bot, bedeuten ohne Zweifel bedenkliche moralische sowohl als intellektuelle und selbst sanitäre Gefahren. Sie verbreiten Krankheiten des Gehirns und des Nervensystems und pflanzen solche schon in die Kinder der blindgläubigen Anhänger dieses Schwindels. Es ist daher eine hohe Pflicht jedes Menschenfreundes, vor ihren Unternehmern dringend zu warnen. Nun hat das dankenswerte Eingreifen der Berliner Polizei dem groben Unfug und Betrug des „Blumenmediums“ hoffentlich endgültig ein Ende gemacht.

Dr. G. Henne am Rhyn.

Kriegserlebnisse. (In dem Bilde S. 180 und 181.) Mitten hinein in das Leben der Ruhenen versetzt uns Zullus Zyber, der gründliche Kenner Südrußlands und seiner Bevölkerung, in diesem fesselnden Bilde. Wir besuchen uns in einem bessarabischen Bauernhofe in der Nähe der österreichisch-russisch-rumänischen Grenze; der Abend ist hereingebrochen, die Arbeit ruht, nur die Tochter des Bauern ist noch am breiten Herde thätig, um das Abendessen zu bereiten. Und es ist still in dem niederen, dämmernden Raume, alle die Menschen, welche er umfaßt, lauschen gespannt den Worten des Mannes, der nun eben seine Erzählung auf wenige Augenblicke unterbrach. Es ist ein Urlauber, einer von denen, welche in den ruthenischen Regimentern den russisch-türkischen Feldzug von 1876 bis 1877 mitgemacht haben. Nun, nach Beendigung des Krieges ist er heimgekehrt, und so wie er den Seinen nicht genug erzählen kann von den blutigen Schlachten bei Plewna und an anderen Orten, so können sie auch nicht genug hören von den Heldenthaten, welche der Heimgekehrte zu berichten weiß.

Etwas über den Muff. Man sollte meinen, ein Muff sei ein Muff, an ihm prallen die Launen der Mode, die sonst jedes Kleidungsstück willkürlich tyrannisiert, wirkungslos ab. Und doch — wie viel Variationen hat er aufzuweisen, wie oft hat er sich verändern müssen, seit er zum erstenmal auftauchte, zur Zeit der Renaissance! In der Form ist er zwar ziemlich gebunden, trotz aller Versuche, die man

gemacht hat, durch äußerlichen Schleifen- und Spitzenschmuck etwas mehr Schwung in ihn zu bringen — er wird immer eine mit dicken Stoffen überzogene Röhre bleiben, wenn er seinen Zweck, die Hände zu wärmen, erfüllen soll. Aber seine Größenverhältnisse sind beständigem Wandel unterworfen: bald war er so groß, daß er den ganzen Schoß der Trägerin bedeckte — wie der riesige Hermelinmuff, den die Kaiserin Eugenie während der Fahrt im Hochzeitswagen auf ihren Knieen trug, oder wie das kleine Pelzungeheuer, hinter dem die Schöne des bekannten Leibromschen Bildes sich versteckt — bald so klein, daß es kaum gelang, die Hände hineinzuzwängen, wie zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Es muß schon früh ein gewisser Luxus mit dem Muff getrieben worden sein, denn Karl IX. erließ eine Verordnung, wonach den Bürgerfrauen das Tragen der aus seidenen Stoffen gefertigten Muffe verboten ward; sie hatten sich auf solche aus schwarzem Kameelott zu beschränken, während dem Adel auch in dieser Beziehung keine Grenzen in in seiner Verschwendungssucht gezogen waren. Lange Zeit war der Muff nur dazu da, winzige Hunde in seinem Innern zu hetzen, und je größer die Muffe — je kleiner wurden die Hunde, es gab besondere Züchter für solche „Muffhunde". Auch das starke Geschlecht trug zu Zeiten Muffe, es soll zur Zeit Ludwigs XVI. sogar verstanden haben, damit — zu kokettieren! Nie aber hat der Pelzluxus eine Höhe erreicht wie zu unserer Zeit, wo goldene, mit Edelsteinen besetzte Reifen nicht selten einen Muff zu tragen haben, der einen Wert von 1000 bis 2000 Mark hat.

Linzerin. (Zu dem Bilde Seite 201.) In einzelnen Thälern und Landschaften des gesegneten, obst- und rebreichen Landes ob der Enns findet man noch recht häufig, besonders an Festtagen, die ursprüngliche Tracht des Bürger- und Bauernstandes. Unsere schöne Linzerin, deren lautes, gretchenhaftes Gesichtchen mit dem frommen Augenaufschlag den Typus ihres Stammes getreulich zum Ausdruck bringt, hat wahrscheinlich eine festliche Gelegenheit, Hochzeit oder Kindtaufe in ihrer Freundschaft, zum Anlaß genommen, sich die Prunkkleider ihrer Vorfahren anzuthun. Denn daß dies alte Schätze aus Großmutters Zeiten sind, daran ist nicht zu zweifeln. Das tiefausgeschnittene Seidenkleid mit hoher Taille, das grauiedene Fürtuch (Schürze), die oben gebauschten, mit Falbeln (Fältchen) besetzten Aermel und die Falten am oberen Brustsaum bildeten früher die charakteristische Tracht der Linzer Bürgersfrau.

Die eigentlichen Prunkstücke sind jedoch die echte, schwere Goldhaube und die silberne oder Perlenhalskette, die häufig eine kostbare Goldfiligranschnalle trägt. Unter der Goldhaube tugen goldene Ehrringe mit Brillanten hervor, und auch die Finger sind mit Goldringen besetzt. Die Haube, echte, künstlerisch gearbeitete Goldfiligranarbeit, ist das kostbarste Prunkstück der Familie. Sie ist manchmal mit echten Perlen besetzt und hat oft einen Wert, der den von manches Prunkkleides unserer Großstadtdamen übertrifft. Ein flatterndes Atlasband, geschickt gebunden, umschließt die Haube im Oberteil. W. Ch.

Rast.
Nach einer Originalzeichnung von Ernst Liebermann.

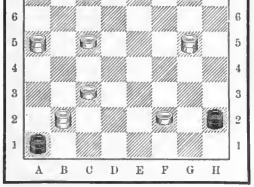
Landschaft bei Gardone. (Zu unserer Kunstbeilage.) Schon manches Blatt von der Meisterhand Hans Thomas haben wir unseren Lesern darbieten können, und so ist ihnen der bescheidene und doch so hochbegabte Mann, der wie wenige Künstler unserer Zeit das Wesen der deutschen Landschaft mit Stift und Pinsel festzuhalten weiß, kein Fremder mehr. Gern werden sie ihm auch folgen, wenn er sie über die Alpen führt, nach dem Lande, dahin die Sehnsucht aller deutschen Künstler seit vielen Jahrhunderten drängt, nach Italien. Auch Thoma hat die Herrlichkeiten der südlichen Natur mit weiter Seele in sich aufgenommen. Wie sehr dies eine deutsche Seele ist, das spricht deutlich aus den Werken, die er auf Italiens Boden schuf. Auch aus dem Bilde, das wir nach der Kunstbeilage wiedergeben, offenbart sich dieser tiefe germanische Stimmungsgehalt. Das Motiv der Zeichnung stammt aus der Gegend von Gardone. Dort, an den Ufern des herrlichen Gardasees, wo weite Citronengärten und Olivenhaine das hügelige Land bedecken, hat der Künstler aus der Fülle von Schönheit ein schlichtes Frühlingsbild herausgegriffen. Er sucht nicht nach lauten Effekten und hascht nicht nach reicher Staffage. Aber sein Bild nimmt gefangen, denn es zeigt uns die Dinge, umweht von jenem ergreifenden Etwas, das allein der echte Künstler bannen kann, von dem Zauber einer großen Natur.

Allerlei Kurzweil.

Damespielaufgabe.

Von **A. Slasenow** in Berlin.

SCHWARZ



WEISS
Weiß zieht an und gewinnt.

Kapselrätsel.

Ob ihr eine preußische Stadt wohl wißt,
In deren Namen enthalten ist,
Wenn man drei Zeichen von ihm abtrennt,
Eine griechische Stadt, die ihr alle kennt?

F. Müller-Saalfeld.

Scherzrätsel.

Wenn es tritt in ein Buch hinein,
Wird dir's wohl stets willkommen sein?

Rätsel.

Ob süß und mild ich scheine,
Berg' ich doch wilde Kraft,
Die, frei geworden, Aufruhr
In manchen Köpfen schafft.

Zwei Zeichen einzefüget:
Mich stiehlt des Wanderers Schritt,
Den Kopf weg: mein zu pflegen,
Er gern den Wald betritt.

Noch einen Laut geopfert:
Ich wink' ihm einen Gruß,
Und werde bunt von Farbe,
Gibt ihr mir einen Fuß.

Th. Biedermann.

Auflösung des Feistenrätsels auf Seite 128.

	M		A		A		D
M	e	s	s	e	n	i	e	n
	s		t		d		k
A	s	t	e	r	a	b	a	d
	e		r		m		m
A	n	d	a	m	a	n	e	n
	i		b		u		r
D	e	k	a	m	e	r	o	n
	n		d		n		n

Auflösung des Rätsels auf Seite 128.

Der Schatten.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 128.

Stichling, Sterling.

Auflösung der Charade auf Seite 128.

Tangbär.

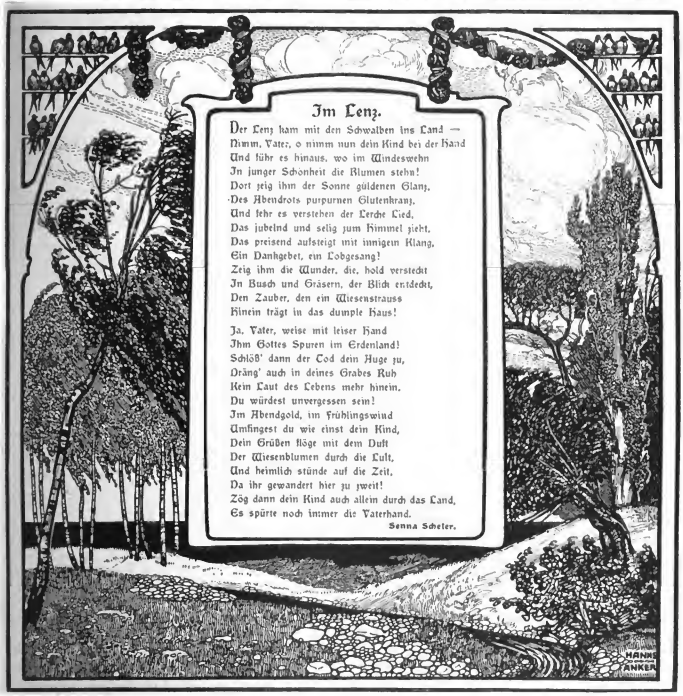
Verantwortlicher Redakteur Dr Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Halbheft 8. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ✎ Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.



Sette Oldenroths Liebe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(7. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Die nächsten Tage vergingen wie immer, nur daß einmal ein Herr in grauem, abgetragenem Havelock über den Hof kam und sich im Hause als Klavierstimmer melden ließ.

Sette sah von den Bewohnern der oberen Etage so gut wie nichts und konnte nicht ergründen, ob Ilse ihrem Manne Mitteilung von dem Zusammentreffen mit Arthur Lewinsky gemacht hatte, obgleich Agnes darauf brannte, es zu erfahren. Als Frau von Brunsberg eines Nachmittags unten war, fragte die junge Witwe ganz einfach, in Gegenwart Settens:

„Mama, weißt du denn schon, daß Arthur Lewinsky wieder in Siegeswalde ist? Er scheint ja nun ganz geheilt zu sein, denn er wird dort bleiben, wie ich erfahren habe."

„Ja, ich hörte es von Ilsen, sie sprach flüchtig davon. Für dessen Leben hätte doch auch niemand mehr einen Dreier gegeben; er war ja lange in Aegypten?"

„Ich weiß nicht, Mama, er war wohl überall, wo kranken Lungen Genesung versprochen wird."

„Ach Gott, ich sagte schon zu Ilsen, ich habe ein schlechtes Gewissen bezüglich der Frau Lewinsky. Seit Papa tot ist, bin ich, glaube ich, nicht wieder bei ihr gewesen; Papa hielt ja darauf, daß ich sie dann und wann besuchte, aber ich that's immer so ungern. Die Frau hatte eine so merkwürdige Art, mich anzusehen mit den großen schwarzen Augen, gab sich förmlich das Air einer Fürstin, die empfängt; ich war immer froh, wenn ich wieder auf der Straße stand. Proyen sind mir zu unleidlich, und ich habe es curem guten Vater immer stark verdacht, daß er in Geschäftsbeziehung zu diesem Lewinsky trat."

„Ja, ja, ich weiß — die Hypothek auf Buchte — an dritter Stelle — die —" seufzte Agnes.

„Das ist kein Grund, die Hochnäsige, Abweisende zu spielen. Sie haben ihre Zinsen doch immer richtig bekommen."

„Hatte sie vielleicht einen anderen Grund, Mama?"

„Du meinst wohl die Geschichte mit Arthur? Aber laß dich doch nicht auslachen! Diese Kinderei —"

„Hat ihn beinahe das Leben gekostet," murmelte Agnes fast unverständlich.

„Wie? Was sagst du?" rief Frau von Brunsberg, die eben die Kaffeetasse zum Munde führen wollte.

„Nichts, Mama! Es kommt ja bei Jischen auf solche Kleinigkeiten nicht an."

Frau von Brunsberg fixierte ihre ältere Tochter mit zwinkernden Augen, trank dann ihren Kaffee aus und setzte achselzuckend die Tasse auf den Tisch. „Entschuldige, aber — um nochmals auf diese Frau Lewinsky zurückzukommen — hin muß ich mal wieder, und es wird das Beste sein, Feddersens machen den Besuch mit. Wenn der junge Lewinsky jetzt aus Ruder kommt — man kann ja nicht wissen, wie er über die Hypothek denkt. Ich möchte es Jischen mal plausibel machen."

„Da wirst du sicher nicht auf Schwierigkeiten stoßen," meinte Agnes scheinbar gleichmütig. —

Am nächsten Sonntag gegen zwölf Uhr lenkte ein elegantes Coupé, dem ein prächtiger Traber vorgespannt war, auf den Hof, und Arthur Lewinsky entstieg dem Gefährt, um sich bei Herrn und Frau von Feddersen melden zu lassen. Es dauerte nicht lange, so kam das Stubenmädchen und bestellte Setten, die noch im Hut bei Agnes saß, weil sie den Kirchgang mit einem Besuch bei Pfarrers verbunden hatte, daß Frau von Feddersen bitten ließe, ein Gedeck mehr auflegen, Herr Lewinsky werde mitspeisen.

Sette ging, um ihre Anordnungen für den Gast zu treffen, und als sie nach einem Weilchen wieder ins Wohnzimmer trat, erhob sich Herr Lewinsky aus einem Fauteuil, Agnes gegenüber; er hatte es anscheinend für notwendig erachtet, ihr ebenfalls einen Besuch zu machen. Sette nahm neben Agnes Platz, und es entstand eine Plauderei, bei der Arthur Lewinsky den Eindruck schilderte, den die alte Heimat nach so langer Abwesenheit auf ihn gemacht hatte. Mit großer Wärme sprach er von seiner Mutter: sie sei förmlich eifersüchtig auf ihn, den Heimgekehrten, und wolle ihn kaum eine Stunde missen.

„Da wird sie einen traurigen Sonntag haben," meinte Agnes mit trübem Lächeln; „Sie hätten Ihre Frau Mama mitbringen sollen; sie hat uns ja früher auch zuweilen die Freude ihres Besuches gemacht."

„Sie hat fast jeden Verkehr aufgegeben seit dem Tode meines Vaters," erwiderte er und begann etwas hastig von dem Umbau des alten weitläufigen Hauses in Siegeswalde zu reden, das seit Generationen von seiner Familie bewohnt war und nun im Laufe der nächsten Monate der Neuzeit entsprechend eingerichtet werden sollte.

„Man ist schrecklich verwöhnt als moderner Nomade," meinte er lächelnd und sah, wie um Entschuldigung bittend, Agnes an mit den schönen, leuchtenden Augen.

Der Gong, der jetzt das Zeichen zum Mittagsessen gab, machte dem Gespräch ein Ende, und Arthur Lewinsky führte mit zarter Sorgfalt Agnes in das Speisezimmer zu ebener Erde, wo die Sonntagsmahlzeiten gemeinschaftlich eingenommen wurden. Feddersen war von höflicher und vornehmer Kühle gegen seinen Gast, Frau von Brunsberg überfließend liebenswürdig, Ilse freundlich reserviert.

Das Gespräch kam sehr bald auf Musik, und Ilse fragte, ob der Gast die Violine mitgebracht hätte.

„Sie ist im Wagen, weil ich nachher mit meinem alten Freund Starf in Mallnow musizieren will."

„O, lassen Sie doch Mallnow heute und bleiben Sie hier!" bat Ilse.

„Ich werde erwartet, gnädige Frau."

„Schicken Sie Ihren Kutscher hin und sagen Sie ab!" schlug Ilse vor. Sie sah dabei aus ihren verschleierten Augen so flehend und bittend in die seinen, daß er eine stumme zustimmende Verbeugung machte. Es war wie eine Art Hypnose über ihn gekommen.

„Wie ich mich freue!" rief sie. „Himmel, wie lange habe ich keine gute Musik gehört!" Und sich an ihren Mann wendend, setzte sie hinzu: „Der Bubi muß auch Violine lernen, Fritz, hoffentlich hat er nicht deine Abneigung gegen Musik geerbt."

Feddersen nickte ihr zu. „Hoffentlich nicht! Uebrigens, allzu schlimm wußt du es nicht machen mit meinem musikalischen Manko. Ich liebe die Musik, die ich verstehe; nur auf die modernen Finessen bin ich nicht geeicht!"

„Haben Sie Noten mitgebracht?" erkundigte sich Ilse.

„O, einen ganzen Berg, es liegt alles draußen im Wagen," antwortete Arthur Lewinsky, offenbar erfreut. —

Bald nachdem die Mittagstafel aufgehoben worden war, zogen ungewohnte Klänge durch das stille Haus. Agnes, die sich zur Mittagsruhe gelegt hatte, schlug die Augen auf und horchte auf die Melodien, die von oben gedämpft zu ihr herabquollen, fremdartig, leidenschaftlich und süß — Wagners Frühlingslied aus der Walküre: Winterstürme wichen dem Wonnemond. —

Auch Sette hörte es an ihrem Schreibtisch im stillen Gartenzimmer, und sie legte mitten im Sonntagsbriefe an ihre Mutter die Feder nieder, stützte den Kopf in die Hand und starrte auf das Papier mit ihren harmlosen Zeilen. Eine von den Stimmungen überkam sie, die aus ihr, dem willensstarken Mädchen, zuweilen ein hoffnungsloses verzweifeltes Menschenkind machten, daß nur noch den einen Wunsch hatte, dieses taube, öde Dasein nicht weiter leben zu müssen, das sie jetzt lebte!

Sie lief zur Thür ihres Zimmers, verriegelte sie und lauerte sich mit trotzigen Augen und geballten Fäusten ins Sofa, bis die Spannung sich löste und sie weinen konnte. Ach, wie das wohl that, sich einmal so gehen zu lassen! Sich offen und ehrlich einzugestehen, daß all' ihre äußere Ruhe und Gelassenheit eigentlich doch nur Asche war, eine dünne Schicht Asche über lohender Glut.

Sie konnte es ja kaum mehr ertragen, dieses Aneinandervorübergehen, sie konnte sein blasses Gesicht nicht mehr sehen, das täglich versorgter und freudloser wurde. Und wie sie die Sonntage fürchtete, wo sie ihm gegenübersitzen mußte bei Tische!

Ach, wenn sie da drüben doch aufhören wollten zu spieleu — diese Musik! Diese Musik!

Sie saß endlich aufrecht im Sofa, das nasse, zu einem Bällchen

zusammengepreßte Taschentuch in der Hand. Dann sprang sie auf und that, was sie oft schon nach solchem Ausbruch des Schmerzes gethan hatte, sie nahm ein Tuch um, schlich aus dem Hause und trat in den winterlichen Garten. Die hereinbrechende Dämmerung verdeckte ihr heiß geweintes Gesicht, ihre gerötheten Augen. Mit raschen Schritten strebte sie dem entferntesten Teil des Gartens zu, wo an der Mauer die kleine erhöhte Laube stand. Von hier aus konnte man hinausſehen über die weiten Felder, welche am Horizont von blauschwarzen Kiefernwaldungen begrenzt wurden, und auf die gewöhnlich todeseinsame Landstraße, die sich, von Obstbäumen eingefaßt, in trostloser Einförmigkeit durch die Ackerfläche zog. Dort stand sie gern, dort konnte sie aufatmen; die Oede der winterlichen, einförmigen Landschaft hatte etwas Beruhigendes.

Sie lief rasch die Stufen empor, dann stockte sie, erschrocken bis zur Fassungslosigkeit — an der Brüstung stand Feddersen. Unwillkürlich machte sie eine Wendung zur Flucht, da traf sie seine Stimme: „Störe ich, Sie denn so sehr?“ Es klang fast traurig.

„O nein — nein — ich wollte nur — nach dem Wetter sehen — und —“ stotterte sie.

„Das war auch meine Absicht,“ unterbrach er ihre Worte. Sie blickten beide stumm nach Westen zu, wo hinter den schwarzen Wäldern, durch dunkle, zerrissene Wolken, ein eigentümlich karmesinroter Himmel leuchtete, der die beginnende Dunkelheit noch purpurn durchglühte.

„Schnee!“ sagte er kurz.

„Schnee!“ wiederholte sie mechanisch. Dann sich aufraffend, setzte sie hinzu: „Das ist hübsch für Weihnacht.“

„Ach ja, Weihnacht,“ sagte er laut und lustig, „denken Sie, auch ich freue mich wieder auf den brennenden Baum — des Kleinen wegen; er ist ja doch in diesem Jahre schon verständig genug.“

„Das muß sehr schön sein,“ sagte sie und lächelte dazu.

„Wir wollen unsere kleine Bescherung oben feiern,“ redete er weiter, „meiner Schwägerin wegen. Es würde sie nur traurig machen, den Jubel unseres Jungen zu sehen; Ise meint es auch. Ich hoffe, Agnes faßt es ruhig auf und versteht, daß es —“

„Daß es nur freundliche Rücksicht ist,“ ergänzte Sette. „O, gewiß versteht sie das, und es ist sehr zartfühlend von Ihnen, daß Sie daran denken.“

Sie hatte ihren Platz verlassen und war den Gang hinuntergeschritten. Nun blieb sie an einer Biegung des Weges vor einer Gruppe von Koniferen stehen und streifte mit den schmalen, rot und hart gearbeiteten Händen wie unbewußt einen Tannenzweig, der sich über den Weg bog. Es war jetzt eine gelblich fahle Dämmerung hereingebrochen, und in dieser Beleuchtung sah das Mädchen kränker und trauriger aus als je.

„Sie arbeiten doch nicht zu schwer?“ fragte er auf einmal weich. Er hatte sich vorgebeugt und sah sie prüfend an mit ängstlichen Augen.

„Durchaus nicht!“ wehrte sie, den Kopf zurückbiegend, mit einer abweisenden Gebärde.

Sie wandte sich ab und schritt ihm voran, den Weg zum Hause hinunter. Eine dunkle Gestalt kam ihnen am Ende des Ganges rasch entgegen, Frau von Brunsberg. Sie nahm im Näherschreiten die Lorgnette vor die Augen, und ein Ausdruck des Erstaunens und Mißvergnügens glitt über ihr Gesicht.

„Mein Gott, da sind Sie, Sette? Und ich suche Sie wie eine Stecknadel!“ rief sie dem Mädchen entgegen. „Ilse wollte Ihnen eine Freude machen, Sie bitten, ein wenig zuzuhören drohen, außerdem Ihnen mitteilen, daß Herr Lewinsky abends noch hier bleibt. Bitte, gehen Sie doch zu ihr hinauf!“

„Es thut mir zwar schrecklich leid, gnädige Frau, aber ich muß jetzt in die Molkerei,“ lehnte Sette entschieden ab. „Unser sonntägliches Abendbrot genügt doch gewiß auch für den Gast“ — setzte sie hinzu, von Frau von Brunsberg zu Feddersen blickend — „auf dem Lande und ohne vorherige Anmeldung, nicht wahr?“

„Jedenfalls!“ antwortete er kurz.

Sette ging schnell davon, sie hörte nur noch, wie Feddersen jetzt zu seiner Schwiegermutter sarkastisch sagte: „Befiehlt Ise auch ein Logierzimmer für Herrn Lewinsky?“ Und wie die alte Dame laut lachend rief:

„Othello? Schon wieder Othello? Wenn sich Ise nun revanchieren wollte, weil Sie hier mit Setten ein Tete-a-tete — warten Sie nur, ich werde klatschen!“

Aber Feddersen schien es zu überhören. Am nächsten Kreuzweg grüßte er und ging, die Arme auf dem Rücken verschränkt, gesenkten Kopfes in den Garten hinein, mit der Miene eines Menschen, der durchaus allein zu sein wünscht.

Frau von Brunsberg kam mit zusammengekniffenen Lippen in den Salon ihrer Tochter zurück, wo sie, trotz Ilsens Protest, Herrn Arthur zum Gehen gerüstet fand.

„Es ist häßlich von Ihnen!“ schmollte Ilse, „wir waren gerade so wundervoll im Zuge, ich hätte bis Mitternacht so spielen können!“

Er sah blaß aus, hatte zwei rote Flecken auf den Wangen und wischte sich die Stirn mit dem Foulard. „Ich darf meine Mutter nicht warten lassen, gnädige Frau.“

„Ja, ja, so war's schon immer!“ neckte sie halb vorwurfsvoll.

„Nicht immer,“ sagte er darauf.

„O!“ machte Ilse. Sie wurde plötzlich verlegen unter seinem Blick.

„Und Sie werden uns also die Freude machen, einmal meinen Flügel zu probieren, gnädige Frau, einen Steinway?“

„Ja freilich, wir verabredeten es ja schon,“ antwortete sie, „nächsten Mittwoch oder Donnerstag.“

„Bleiben wir bei Mittwoch, Donnerstag hat meine Mutter ihre Whistpartie.“

„Schön!“

„Werden Sie uns nicht die Freude bereiten, Ihre Frau Tochter zu begleiten?“ wendete er sich an Frau von Brunsberg.

„Wir machen Ihrer Frau Mutter selbstverständlich vorher einen Besuch, auch mein Mann,“ fiel Ilse rasch ein. „Beim Spiel wird Mama wohl kaum — es greift sie so sehr an.“

„Nimm doch Sette mit,“ riet Frau von Brunsberg scheinbar gleichgültig.

„Sette?“ Ilse that, als verstünde sie nicht.

„Ich meine, sie hört so gern Musik, und sie hat so wenig Freude hier, immer nur Arbeit. —“

„Meine Mutter wird sich außerordentlich freuen,“ versicherte Arthur Lewinsky.

Ilse sagte nichts. Sie kannte genau die Gründe, die ihre Mutter zu diesem Vorschlag bewogen hatten.

Man sprach noch ein Weilchen hin und her, dann wurde der Wagen gemeldet. Die Damen begleiteten Arthur Lewinsky bis zur Treppe und entschuldigten den Hausherrn, der noch einen Gang durch den Garten machte und bestimmt geglaubt hätte, den Gast beim Abendessen zu sehen. Ilse trug mit weicher, zärtlicher Stimme tausend Grüße auf für die verehrte liebe Frau Mutter, dann stand sie im Salon am Fenster und sah den Laternenschein des eleganten Coupés drüben am Thor verschwinden.

Eine tiefe, schwarze Dunkelheit lag über dem Hofe, aber in dem Lichtschein, der durch die Fenster brach, blitzten kleine funkelnde Sternchen auf — es schneite.

Ilse wandte sich in den Salon zurück, in dem zwei rote hohe Stehlampen ein ungemein trauliches Licht verbreiteten, und fragte ihre Mutter, die eben die Kerzen am Piano auslöschte:

„Wie kommst du nur darauf, Mama, daß Sette mich zu Lewinskys begleiten soll? Sie hat ja doch durchaus keine Zeit zu solchen Dingen, noch dazu vor Weihnacht!“

„O, ich dachte mir, es wäre ganz schicklich, denn — weißt du — mich macht das Gequicke ganz nervös — pardon, Kind — ich verstehe nichts davon —“

„Ach, sprich doch doch aus — du weißt ja ganz genau, daß ich keine Anstandsdame brauche, wenn die gestrenge Mama mit der Adlernase bei uns sitzt.“

„Na also: Sette — meine ich — sitzt besser mit dir in der warmen Wohnstube bei Lewinskys, als daß sie mit Fritz im Park spazieren geht — sie holt sich da nur einen Schnupfen,“ antwortete Frau von Brunsberg und drehte an einer Lampe. „Was die wieder schlecht geputzt ist! Ewig diese Stichflamme! Es giebt keine scheußlichere Beleuchtung als diese Petroleumlampen!“ räsonnierte sie halblaut. Ilsens Lachen unterbrach sie.

„Du machst unbewußt die köstlichsten Witze, Mama. Na also, dir zur Beruhigung werde ich Sette aufforderm.“

Frau von Brunsberg sah ihre Tochter ernst, mitleidig an, sprach aber kein Wort: Du sollst wissen, was ich weiß, dachte sie.

Frü

Nach dem

Copyright 1900 by Franz Hanfstaengl in München.

:t.

Lecke.

Frau Lewinsky saß am Fenster ihrer Wohnstube, in dem stattlichen Hause der Berliner Straße, und hielt ein Buch in der Hand, ohne zu lesen. Sie war eine Frau gegen Mitte der Fünfziger. Der jüdische Typus ihrer Geburt kam einst jedenfalls in hoher Schönheit zum Ausdruck. Noch heute war sie eine auffallend gut aussehende Erscheinung, die einer römischen Matrone glich. Ihr noch immer dunkles Haar, das am Hinterkopfe von einem hohen Kamme gehalten wurde, paßte vortrefflich zu den großen, klugen, tief dunklen Augen unter schwarzen Brauen, und allein ein Zug von Leid um ihren Mund deutete das Alter an.

Sie schien auf jemand zu warten. In dem behaglich erwärmten, gediegen ausgestatteten Raume stand der Kaffeetisch, mit alten Meißner Tassen und der schweren silbernen Zuckerdose und Sahnekanne gedeckt. Durch das Gemach zog ein feiner Duft von Räucherkerzen, der sich im anstoßenden großen Saal, dessen Flügelthüren weit geöffnet waren, verflüchtigte.

Frau Lewinsky warf einen Blick auf die Wanduhr, die auf einem Schränkchen von alter eingelegter Arbeit stand, und sah dann zu dem Oelbilde hinauf, das über dem Sofa prangte und ihren vor ein und einem viertel Jahr verstorbenen Eheherrn darstellte. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust, als sie die Augen weiter gleiten ließ und in dem außerhalb des Fensters angebrachten Spiegel ihren Sohn erblickte, der den Bürgersteig entlang dem Hause zuschritt, sorglich eine weiße Tüte in der Hand tragend.

Als nach einem Weilchen die Hausthür schellte und sie seinen Tritt hörte, griff sie zu ihrem Strickzeug und schaute in das Buch, um ihn nicht merken zu lassen, wie sie ihn herbeigesehnt hatte.

Ein paar Augenblicke später trat der Sohn ins Zimmer, näherte sich ihr und küßte sie auf die Stirne, noch immer vorsichtig seine weiße Tüte haltend.

„Hast du nicht eine Blumenvase, Mutter? Ich meine nicht eine von den gewöhnlichen, modernen, sondern etwa ein schönes, altes, hohes Kristallglas, in dem man auch die Stengel der Rosen sehen kann? Wenn nicht anders, einen Champagnerkelch oder dergleichen." Dabei enthüllte er ein paar wundervolle frische Lokrancerosen, um diese Jahreszeit in Siegeswalde eine kostbare Seltenheit.

Sie sah, wie er die Blüten entzückt betrachtete. „Rosen hast du für sie, wie für ein Mädchen, um das du wirbst?" bemerkte sie bitter.

„Die Rosen sollen nur auf dem Flügel stehen, der Frau Musika zu Ehren, Mutter," erwiderte er lachend, „wo diese Dame weilt, ist immer ein Fest — weißt du — und zu einem Fest gehören Blumen."

Sie stand auf und ging zu dem altmodischen Schrank, in welchem die alten und kostbaren Dinge hinter schützenden Glasscheiben standen, und entnahm ihm ein wundervoll geschliffenes, hohes Kristallglas, welches die Jahreszahl 1796 trug.

„Hier — dies meintest du ja doch, nicht wahr? Gieb acht darauf!"

Er freute sich und küßte ihr die Hand. „Ja, das meinte ich. Ich wollte es nur nicht fordern, weil ich weiß, wie du es hütest; tausend Dank! Paß auf, wie schön die Rosen darin stehen."

Sie mußte herüber kommen und das schlanke Glas auf dem Ende des Flügels bewundern. Aber sie that es nur flüchtig und betrachtete unbemerkt ihren Sohn mit Blicken, die voll der zärtlichsten Bewunderung waren.

„Strenge dich nicht zu sehr beim Spielen an," bat sie, „mache zuweilen eine Pause! Du hast neulich die ganze Nacht nicht geschlafen, als du in Buchte so viel musiziert hattest."

„Ich fürchte, auch du nicht, Mutter," gab er zurück. „Du sorgst dich zu viel; thu' das doch nicht, ich bin mittlerweile ein ganz vernünftiger Mensch geworden."

„Wer weiß?" sagte sie trübe scherzend, „aber da kommt ja wohl der Wagen aus Buchte?"

Sie trat ans Fenster. Der alte Christian war eben vorgefahren und hielt die Peitsche zum Hutrand empor, denn Frau Ilse, die mit Hilfe eines Lewinskyschen Mädchens dem Gefährt entstiegen war, sprach zu ihm hinauf.

Indessen stürzte Arthur der großen blonden, noch in Trauer gekleideten Frau entgegen, beugte sich über ihre Hand und führte sie ins Haus. Frau Lewinsky blieb noch eine Weile stehen und rührte sich nicht; eine tiefe Falte lag ihr zwischen den Brauen. Als sie sich endlich umwendete, um der jungen Frau entgegenzugehen, trat diese eben lachend und lebhaft sprechend ein, und, rasch auf die alte Dame zueilend, rief sie: „Wie freue ich mich, liebe Frau Lewinsky, Sie nach so langer Zeit einmal wiederzusehen."

„Ich bedaure, vorgestern nicht daheim gewesen zu sein, als die Herrschaften mir einen Besuch schenken wollten," war die gemessene Antwort.

„Auch wir bedauerten es ungemein, besonders Mama, die eine so große Verehrung für Sie hat, Frau Lewinsky." Und dann drehte sich Ilse rund herum, daß ihre seidengefütterten Röcke rauschten. „Nein, wie reizend! Es ist ja noch ganz ebenso wie damals, als ich hier war zu einer Tanzgesellschaft — zum Kämmerhüpfen', wie Ihr guter, seliger Mann es nannte. — Herr Gott, wie weit liegt sie zurück, diese harmlose, nette Tanzstundenzeit!"

„Zehn Jahre," sagte Frau Lewinsky ruhig mit ihrer sehr tiefen Stimme.

„Zehn Jahre! Und was hat man alles erlebt in dieser langen Zeit," plauderte Ilse.

„Viel an Angst und Sorgen," erwiderte Frau Lewinsky. „Aber bitte, gnädige Frau, bevor Sie beginnen mit Ihrem Konzert, nehmen Sie vielleicht eine Tasse Kaffee?"

Ilse saß dann mit ihr auf dem Sofa und erzählte der alten Dame, daß Fräulein Sette Oldenroth sie gegen Abend abholen werde; sie habe vorerst noch Besorgungen zu machen. Frau Lewinsky möge verzeihen, daß Sette so ohne weiteres hereinbräche, aber sie gehöre zur Familie und —

Ueber Frau Lewinskys Gesicht glitt ein freundlicher Schimmer, als sie Settens Namen hörte. —

„Ich kenne sie schon als Heimchen am Nachbarherd, wenn auch nicht persönlich," sagte sie. Und sie dachte dabei an die Butterfaß von Buchte, die das junge Mädchen pries und lobte, und an den alten Inspektor, der ihr gelegentlich einer Zinszahlung mit warmen Worten der Anerkennung von Setten gesprochen hatte. „Sie haben eine tüchtige Hilfe an ihr?" setzte sie wie fragend hinzu.

Ilse nickte und machte eine halb ernste, halb komische Miene. „Nicht wahr, ich sollte eigentlich gar keine Hilfe nötig haben, meinen Sie, Frau Lewinsky? Aber, ach Gott, ich bin ja vollkommen unbrauchbar in solchen Sachen, von jeher schon, — Sie wissen ja, ein ausgemachter Thunichtgut."

Arthur lächelte und sah sie bewundernd an.

Frau Lewinsky widersprach nicht. „Wenn die Herrschaften also beginnen wollen mit dem Spiel, so bitte ich, sich nicht zu genieren," sagte sie. „Arthur soll nicht in den Abend hinein spielen; Doktor Saatow will es nicht, weil er noch immer nicht taktfest ist." Und die junge Frau sei ansehend, fügte sie hinzu: „Sie müssen einer besorgten Mutter verzeihen, wenn sie über den einzigen Sohn wacht. Seit zehn Jahren lebe ich in beständiger Angst um ihn, seit zehn Jahren, gnädige Frau, seit er damals in einer Gewitternacht siebend und erschöpft heimkehrte und mir nicht sagen konnte, wo er gewesen, weil er in derselben Stunde schwer erkrankte."

Arthur war in den Saal gegangen, um zu prüfen, ob es noch hell genug sei in dem großen Raum. Er hatte das letzte nicht gehört — die alte Dame stand dicht vor Ilsen und bohrte ihre dunklen Augen fest in das Gesicht der blonden Frau.

Ilse ging, ohne etwas zu erwidern, rasch durch das Zimmer und trat in den Saal. „Es ist noch hell genug," sagte sie laut, aber ihre Stimme klang gepreßt. „Wollen wir beginnen?"

Bald darauf klangen die süßen, weichen Töne der Violine aus dem Saal. Geräuschlos deckte ein Mädchen den Kaffeetisch ab, und als Frau Lewinsky sich wieder in das Sofa setzte und den Kopf zurücklehnte an die Polster, umspannen die Wellen der Musik ihr Sinnen mit versöhnender Wehmut.

Sie kannte ja ihres Sohnes Geschichte so genau, obgleich sie mit ihm nie darüber gesprochen hatte, sie kannte sein leidenschaftliches Naturell. — Er war krank geworden an seiner ersten Liebe, die jeder andere gesunde Durchschnittsjunge überstebt wie eine Kinderkrankheit; ihn hatte sie gepackt und in seinen besten Kräften gebrochen für immer. Als ob sie die Folgen geahnt, hatte sie sich gegen die Tanzstunde gesträubt, die ihr Mann jedoch

für nötig hielt. Er behauptete, ein ungelenker Junge brauche eben diesen Unterricht und die kleine Courmacherei, die sich dabei gewöhnlich zu entwickeln pflegte, machte so einen jungen Bären überhaupt erst menschlich.

Da zuckte sie die Achseln und ließ ihn gewähren. Die Zofgen bei Arthur blieben nicht lange aus. Ihr Gatte merkte es nicht, aber sie, die dem einzigen Sohne überall nachging, ihn beobachtend mit den hellstehenden, angstvollen Mutteraugen. Zuerst fand sie Verse, glühende Verse an eine „bernsteinblonde Fee, deren helle Augen unter den schwarzen Wimpern hervorstrahlten wie der Mond unter Wolken."

Na, welcher Junge macht nicht mal Verse, wenn er verliebt ist!

Sie fragte ihn nie und wußte doch bald, daß seine Auserkorene das blonde Fräulein aus Buchte sei, des groben Brunsberg jüngste Tochter. Sie sah sich die Auserkorene an. Groß, völlig erwachsen mit einem kalten, weißen Gesicht, um die roten Lippen ein halb amüsiertes, halb mitleidiges Lächeln über den jugendlichen Schwärmer, in dessen Kopf sie ein so großes Feuer angezündet hatte.

Ilse Brunsberg gefiel ihr nicht, aber schließlich — was besagt denn so eine Tanzstundenliebe? Sie wurde erst ängstlich, als der Ball, der diese Zeit abschloß, vorüber war und ihr Junge, anstatt vernünftig zu werden und zu seinen Büchern zurückzukehren, blasser und zerstreuter wurde als je und alle ihre liebevollen Fragen gereizt und ärgerlich beantwortete. Sie begann, ihn Tag und Nacht zu überwachen. An schwülen Sommerabenden, die der Tanzstundenzeit folgten, verschwand er oft nach Tisch, und wenn sie dann gegen zwölf Uhr in seine Kammer schaute, war sein Bett noch unberührt. Einen Spaziergang über Land habe er gemacht, es sei am Tage zu heiß, und er brauche Bewegung, gab er zuweilen an.

Mit Freunden? — Nein, allein! Er müsse allein sein.

Einmal schlich sie ihm nach, unbemerkt. Als er den Weg nach Buchte einschlug, stand sie im Schatten der Siegeswalder Kirchhofsmauer und schaute ihm nach — und nun wußte sie es. Was sollte sie thun? Sie überlegte hin und her, und ihr Mann lachte. „So laß ihn doch schwärmen!"

Sie selber dünnte es bitterer Ernst. Sie kannte seinen leidenschaftlichen, zähen Charakter. Arthur magerte ab, er aß und trank unregelmäßig und vernachlässigte seine Arbeiten, er, der bisher ein Musterschüler gewesen war. Was mochte er thun da draußen? Schlich er um den Wohnsitz seiner Angebeteten herum und schmachtete die Bäume an vor ihren Fenstern?

Weiter nichts — sicher nicht! Der grobe Buchter hielt ja strumme Zucht in seinem Hause. Aber dennoch hatte sie eines Abends, als wieder seine Kammer leer blieb, gemeint, es wäre nötig, ein ernstes Wort mit ihm zu reden. Sie hatte sich an sein unberührtes Lager gesetzt und auf ihn gewartet; sie wurde broken nicht vermißt, ihr Mann besand sich auf Geschäftsreisen in Berlin. Eben hatte sie ein wenig genickt, als sie von einem heftigen Donnerschlag geweckt wurde, zu gleicher Zeit prasselte ein Hagelschauer gegen die Fenster, der ganze Himmel schien flammendedeckt, so rasch folgten sich die Blitze. Und das Bett neben ihr noch immer leer!

Sie zitterte vor Angst. Sie dachte, wie ihre Leute ausstanden, und es sollte doch niemand darum wissen, daß sie noch immer auf Arthur wartete. Sie verriegelte die Kammerthür und antwortete nicht auf das Rufen, das im Flur und auf den Treppen erscholl. — Je toller das Wetter tobte, um so größer ward ihre Sorge, sie sah ihn deutlich vor sich in seinem dünnen Rock, seinem durchweichten Strohhütchen, auf der Landstraße von Buchte gegen das Wetter kämpfend.

Wenn ihm ein Unglück geschah!

Auf dem Marienkirchturm hatte es längst zwölf Uhr geschlagen, als das Wetter endlich aufhörte; durch das geöffnete Fenster drang eine eisige Luft, und ein totenbleiches Jungensgesicht tauchte draußen auf, mit starrem Blick. Arthur war ohne Hut, und die nassen Haare klebten ihm an der Stirn. Er wunderte sich nicht mal, als er sich mühsam und kraftlos in das Zimmer geschwungen hatte, dort seine Mutter zu finden. Aufstöhnend brach er vor ihren Füßen zusammen und ließ sich ohne Widerstand auskleiden und in sein Bett bringen.

Als sie ihn in warme Tücher und Decken eingewickelt hatte, schlug er sekundenlang die Augen zu ihr auf. „Liebe Mutter, ach — liebe Mutter!" flüsterte er, dann packte ihn besinnungsraubend das Fieber. Und im Delirium, da sagte er alles, da schrie er alles. Sie hatte ihn fortgewiesen, als sei er ein dummer Junge! Irgend jemand stecke dahinter — irgend jemand, denn sie habe ihn doch so geliebt, so geliebt! — Und dann wieder ein namenloses Betteln und Jammern um ihre Treue.

Todkrank war der Burschе geworden, und als er nach langem schweren Ringen wieder gesundete, hatte er seinen Knabs weg an den Lungen, wie der alte Doktor brummend der Mutter gestand. Von da ging sein Reiseleben an nach dem Süden; das Nachen nach Genesung von einem Ort zum andern — das Studium mußte aufgegeben werden.

Von Ilse Brunsberg redete er nie ein Wort — nie!

Frau Lewinsky machte der Frau, die dort drinnen am Flügel saß und das Singen der Violine so leise und verständnisvoll begleitete, kaum einen Vorwurf für das Vergangene. Trotzdem war ihr das Herz entsetzlich schwer seit dem Augenblicke, wo er aus Berlin kam und von einem Zusammentreffen mit Ilse von Fedderken und von den geplanten Musikabenden erzählte; ihr war, als läge irgend etwas Schweres in der Luft, als würde dieses Wiedersehen verhängnisvoll werden. —

Arthur war so anders als andere junge Männer, und so stolz sie auf seine Eigenart, seine Klugheit, seine Talente war — sie fühlte doch, daß er für ein sogenanntes solides Glück nicht geschaffen sei. Ihre scherzende Bitte, sich doch allmählich nach einer lieben Frau umzuthun, hatte er lächelnd bejaht, wie man wohl einem Kinde etwas verspricht, was man doch nicht zu halten gedenkt.

Sie fand Bücher auf seinem Schreibtisch, in denen sie mit großen verwunderten Augen las, durch die sie in eine ihr gänzlich neue, unbekannte Welt blickte, Bücher, die alles verneinten, was sie bisher als einzig richtig angesehen hatte. Sie verstand ihr Kind nicht mehr, das aus der weiten Welt als ein anderer Mensch zurückgekehrt war. —

Von drüben kam die sehnsüchtig klagende Musik, Melodien, die ihr fremd waren, die nichts an sich hatten von der Keuschheit ihres geliebten Beethoven, so heiß und wild wogten die Töne.

Sie war froh, als das Mädchen mit der Lampe kam und Fräulein Oldenroth anmeldete; freundlich ging sie dem jungen Mädchen bis zur Thür entgegen und streckte ihr beide Hände hin.

„Sie machen mir eine große Freude, liebes Fräulein," sprach sie mit ihrer tiefen Stimme und blickte in das klare stille Gesicht des Mädchens. „Nun nehmen Sie Platz, und lassen Sie uns ein bißchen plaudern!"

Ilse brach bald nach Seltens Eintreffen das Spiel ab. „Sie müssen sich schonen," sagte sie halblaut zu Arthur, „das nächste Mal nehmen wir Chopin —"

„Bleib ein Genuß, mit Ihnen zu musizieren," flüsterte er und drückte einen langen Kuß auf ihre Hand.

„Am Weihnachtsfest bei uns draußen!" fuhr sie lächelnd fort. „Und Ihre Mutter muß Sie begleiten."

„Sie wird es nicht thun, Frau Ilse. Und wie ist es denn," fragte er nach einer Pause zögernd, „sieht Ihr Mann es wohl gern, wenn wir musizieren?"

„Mein Mann?" Sie blickte unter den halbgeschlossenen Wimpern zu ihm hinüber, der eben beschäftigt war, seine Violine in den Kasten zu betten und mit Tüchern zu verhüllen. „Warum? Weil er sich neulich unsichtbar machte, als Sie bei uns spielten? Daran müssen Sie sich gewöhnen, das ist so seine Art — unsere Interessen liegen eben auf gänzlich verschiedenen Gebieten."

Es hatte beinahe gleichgültig und doch gereizt geklungen.

Sie schritt an ihm vorüber ins Nebenzimmer, und nun hörte er ihre Stimme wieder ganz weich und süß die Hausfrau bitten, sie möchte den ersten Feiertag mit ihrem Sohn doch in Buchte verleben.

Wie spröder Stahl klang hart dagegen der Bescheid der alten Dame: „Sehr gütig, Frau von Fedderken, ich gehe aber seit dem Tode meines Mannes nirgends mehr hin und — kann keine Ausnahme machen."

Ilse war still; sie verstand, daß diese eisige Ablehnung ernst zu nehmen war, daß die alte Frau mit den strengen Zügen

und den klugen Augen entschieden die Absicht hatte, sich von ihr fern zu halten, und Ilse wußte auch, warum.

„Aber Ihrem Sohne erlauben Sie vielleicht —“ fragte sie jetzt mit unverkennbarem Spott.

„Mein Sohn ist sein eigener Herr, er bedarf der Erlaubnis seiner altmodischen Mama nicht mehr.“ Und Fran Lewinsky warf einen traurigen Blick auf den jungen Mann.

Arthur lachte laut und herzlich.

„Also auf Wiedersehen am ersten Weihnachtsfeiertag!“ sagte Ilse zu ihm, als sie, nach kurzem Abschied von der alten Dame, ihm die Hand noch einmal aus dem Wagen entgegenstreckte.

„Auf Wiedersehen!“

Ilse fuhr mit Setten und einer unendlichen Masse von Pfefferkuchen-Paketen, die den ganzen Wagen mit süßem Weihnachtsduft erfüllten, durch Buchte zu. Nach einer langen Weile, während der sie stumm nebeneinander gesessen hatten, sagte Ilse plötzlich laut: „Wunderliche alte Schraube, diese Madame Sarah Lewinsky geborene Israel!“ Und gähnend fügte sie hinzu: „Wie aus einer andern Welt! — Seien Sie barmherzig, Sette, und schenken Sie mir einen Pfefferkuchen, ich habe schrecklich Hunger. — Uebrigens, wie gefiel die Dame denn Ihnen? Sieht sie nicht aus wie eine alte Römerin?“

„Mir gefällt sie sehr,“ erwiderte das Mädchen einfach, „sie ist gut und klug und liebt ihren Sohn.“

Als sie heimkamen, ragte in einer Ecke der Halle die große, noch ungeschmückte Weihnachtstanne, die der Scharwerker eben in dem alten kreuzförmigen Gestell befestigte, in dem schon die Weihnachtsbäume einer ganzen Generation gestanden hatten, und Jeddersen stand dabei, damit sie auch gerade gerichtet werde. — Er hatte einen freundlichen Ausdruck und lächelte ein wenig über den alten Mann, der seine Thätigkeit mit Erzählungen gewürzt hatte. „Der Junge ist jetzt kaum noch zum Schlafen zu bringen,“ sagte er, während er Ilsen entgegenschritt.

Wie er sich freut, dachte Sette, als sie allein in ihrer Stube war. Das kindt macht ihn doch glücklich, das söhnt ihn mit allem aus. Und wieder gedachte sie der alten Bauernfrau, die von ihrem Sohne erzählt hatte: „Seit er den Jungen hat, tauscht er mit keinem Menschen nicht!“

Es ging alles programmmäßig vor sich am Weihnachtsabend. Zuerst bescherten Ilse und Frip Jeddersen dem Kleinen oben im Beisein der Großmama, dann wurde der Christbaum im Saale für die Leute angezündet, wozu sich die ganze Familie versammelt hatte. Den Weihnachtskarpfen verzehrten sie wiederum getrennt, denn Agnes erschien an diesem Abend nahezu fassungslos beim Anblick des lebensgroßen Bildes ihres verstorbenen Mannes.

Es war ausgemacht worden, daß die Familie sich untereinander nicht bescheren sollte in Anbetracht der schlechten Zeiten, dennoch hatte Jeddersen getrachtet, etwas zu finden, das den beiden Damen nach seiner Meinung Freude machen würde. Aber Mutter und Tochter blickten sich an, als wäre ihnen eine Beleidigung widerfahren, und sprachen kein Wort der Anerkennung, als sie das alte schöne Silber des Hauses wiedersanden, das Frau von Brunsberg nach dem Tode ihres Mannes ganz heimlich Stück für Stück ins Leihhaus geschafft hatte, um sich und Ilsen irgend ein heiß ersehntes Vergnügen zu verschaffen, irgend eine dringende Rechnung zu bezahlen. Ilse selbst hatte ihm davon gesprochen und hinzugefügt, daß die alten, durch Generationen vererbten Geräte nunmehr versteigert werden würden, falls Mama sie bis Neujahr nicht einlösen könnte. Er hatte dazu geschwiegen, aber mit eiserner Sparsamkeit und persönlichen Opfern den wertvollen Schatz des Hauses wieder heimgeholt, um die heutige Abendtafel damit zu schmücken. Nun lagen die alten wappen- und kronengeschmückten Bestecke in ihrer seinen, schimmernden Vornehmheit neben den Tellern und wurden kaum eines Blickes gewürdigt. Ilse sah enttäuscht aus, Frau von Brunsberg machte ein gleichgültiges Gesicht, aber geredet wurde kein Wort darüber.

Ihm war es wahrlich nicht um einen Dank zu thun gewesen, aber es that ihm weh, daß seine Absicht, Ilse und die alte Dame zu erfreuen, ins Wasser gefallen schien, weil sie ihn nicht verstanden. Daß man für ihn nicht die kleinste Aufmerksamkeit gehabt hatte, war ihm gar nicht aufgefallen, auch nicht, daß Ilse noch an einem Rückenkissen herumhaftelte, welches auf grauer Seide ein modernes Muster in feinen schwarzen Linien zeigte und für Arthur Lewinsky bestimmt war, dem zu durchaus kein Geld aufzuzwingen war für die Unmassen von Noten, die er besorgt hatte. Ein intensives Gefühl der Unbehaglichkeit hatte ihn vorhin schon überfallen, er wußte selber kaum, was es war, bis es mit einem Male klar vor ihm stand, was ihn quälte und schmerzte, ihn seine sonst so beherrschte Haltung verlieren ließ.

Ilse hatte bei der großen Bescherung an Settens Finger einen kleinen Brillantring gesehen, den Agnes dem jungen Mädchen heute als Weihnachts- und Freundschaftsgabe geschenkt hatte, und sprach sich nun ganz empört zu ihrer Mutter aus über diese Pietätlosigkeit der Schwester, die ein Geschenk ihres Vaters so ohne weiteres an Fremde gäbe. Man war gerade bei dem Weihnachtsdessert angelangt, das Sette selbst bereitet hatte, allerlei kleines Gebäck aus Nüssen und Mandeln, mit Fruchtmarmelade gefüllt und nett serviert in kleinen Papierumhüllungen zierlichster Form, die alle von dem Fleiß und der Geschicklichkeit des jungen Mädchens erzählten. Ein Körbchen mit diesen Leckereien war ihre kleine Festgabe gewesen für die beiden Damen. Und während Ilse ein Stückchen des schmackhaften Gebäcks nach dem andern verzehrte, ließ sie ihrem Groll gegen Sette freien Lauf und behauptete, es sei eine seltene Unverschämtheit, den Ring anzunehmen, den ihr eine kranke, durch ihr Leiden kaum noch zurechnungsfähige Person gegeben habe.

Frau von Brunsberg, die, sobald es sich um Sette handelte, den Ausfällen ihrer Tochter nie widersprach, seufzte nur und sagte mit einem Blick nach oben: „Na, überhaupt —!“

„Ich meine, Agnes ist einem richtigen Impuls gefolgt,“ mischte sich Jeddersen ein, immer noch ruhig, „indem sie versuchte, durch ein kleines äußeres Zeichen ihre Dankbarkeit zu beweisen für das, was die junge Dame ihr giebt und ist.“

Frau von Brunsbergs Nase wurde weiß und spitz. „Ich meine, der Dank liegt auf Settens Seite, denn sie kann froh sein, diese Stellung zu haben, sonst müßte sie unter fremden Leuten ihr Brot suchen.“

„Das könnte möglicherweise leichter und — angenehmer für sie sein!“ murmelte er.

„Ach, Sie finden wohl, daß wir Sette nicht genügend honorieren oder sie zu sehr ausnutzen — oder — was wollen Sie damit sagen?“ nahm Frau von Brunsberg gereizt den Kampf auf und schälte hastig eine Forellenbirne mit einem der wieder in Buchte gelandeten silbernen Obstmesser.

„Ich meine, daß es wenigstens eine Pflicht ist, ihr dankbar zu sein und ihr dies gelegentlich auch zu zeigen,“ entgegnete er gereizt, „denn sie waltet hier im Hause in ganz uneigennütziger Weise, und ich meine auch, daß es Schuldigkeit gewesen wäre, ihr am heutigen Tage eine Aufmerksamkeit zu erweisen — flott dessen stand sie da mit leeren Händen, wie ausgeschlossen. Weder Sie noch Ilse haben an sie gedacht, und ihr verdankt doch beide das ganze bißchen Behagen, das ihr genießt, nur ihr —“

Pardon — das ist meine Ansicht.“

„Warum hast du denn nicht ein Geschenk besorgt?“ erkundigte sich Ilse, ohne die breiten Wimpern zu heben.

„Das ist nicht meine Sache!“ sagte er kurz.

„Entschuldige, es wäre natürlich die meinige gewesen, und ich werde das Versäumte nachholen. Wie groß soll denn das Geschenk bemessen werden — etwa zwanzig Mark an Wert?“

Er kämpfte noch tapfer mit seinem aufsteigenden Zorn. „Der Wertbetrag thut es ja nicht, es handelt sich lediglich um eine kleine Aufmerksamkeit,“ sagte er sehr ruhig.

„Vielleicht auch ein Stück von deinen Schmucksachen, Ilse?“ fragte Frau von Brunsberg ironisch, indem sie mit zitternden Fingern die fertig geschälte Birne durchschnitt.

„Ach, Unsinn! Ich gebe ihr einfach Geld,“ erklärte Ilse, „mag sie sich kaufen, was sie nicht, das wird ihr das liebste sein.“

Jeddersen sprang auf. „Du wirst ihr kein Geld anbieten!“ donnerte er, dicht vor seiner Frau stehenbleibend, „ich bitte mir aus, daß Fräulein Oldenroth behandelt wird wie eine Dame und nicht wie ein Dienstbote, und wenn dein Takt nicht hinreicht, um eine feine Form zu finden, deine Unaufmerksamkeit gutzumachen, so unterbleibt es ganz — verstanden?“

Ilse Jeddersen riß die Augen auf und sah ihren Gatten

groß an. „Was fällt dir ein?“ sagte sie leise und verwundert, während Frau von Brunsberg sich erhob und das Zimmer verließ. Ilse bemerkte den zornigen Blick, den er der alten Dame nachsandte.

„Du hast doch fast gar nichts getrunken,“ begann sie nach einer Weile wieder mit ihrem schleppenden Ton und zerknackte gelassen eine Nuß, „weshalb denn nur dieser Lärm? Wenn ich dich nicht so genau kennte, würde ich wahrhaftig Mamas hydrichtes Geschwätz begreifen können, daß du nämlich diese Lisette nicht mit ganz gleichgültigen Augen ansiehst.“

Und da war der Augenblick, vor dem er sich gefürchtet hatte, wo er im Bewußtsein einer heimlichen Schuld desto lauter schalt und Ilsen Vorwürfe machte über ihr fades Dasein. Er wußte selber nicht mehr, was er ihr alles entgegengeschleudert hatte, während sie mit gesenkten Augen und verächtlich zusammengekniffenen Lippen dasaß. Sie verteidigte sich mit keiner Silbe. Langsam wickelte sie die Arbeit zusammen, packte sie in ihr Körbchen und schritt hinter seinem Rücken aus dem Zimmer, während er am Fenster stand und mit wildpochendem Herzen und unsagbar elendem Gefühl in die Nacht hinaussah.

Hätte sie doch getobt und geschrieen, es wäre eine Wohlthat für ihn gewesen! Nun da sie still blieb, war alles noch dunkler, widerwärtiger als zuvor.

Ein Weilchen stand er noch, dann suchte er sein Wohnzimmer auf und setzte sich an den Schreibtisch. Und dort saß er lange, bei allerhand Zahlen und Berechnungen, die verworrene Tänze vor seinen Augen aufführten.

Als es Morgen ward, fand das Stubenmädchen ihn eingeschlafen über den Büchern.

So ward es Tag — Weihnachtstag!

Gegen drei Uhr ungefähr kam Arthur Lewinsky angefahren, mit dem Violinkasten neben sich und einen Strauß herrlicher Rosen für Frau Ilse in der Hand. Feddersen zog sich den Ueberzieher an und ging spazieren, aber er mied den Park, er ging auf die Landstraße hinaus, um Setten nicht zu begegnen. Er war nicht imstande, Musik zu hören und gleichgültige Sachen zu sprechen mit einem ihm gleichgültigen Menschen. Der Streit von gestern abend lag ihm noch in allen Gliedern. Es war zu unklug von ihm gewesen, so heftig für Sette einzutreten, aber er hatte nicht anders gekonnt, er wäre sonst erstickt.

Und er grübelte nun auf dem einsamen Wege, der ihn durch das zu Buchte gehörende Stück Kiefernwald führte, warum ihn dieser Zorn so unwiderstehlich, so besinnungslos gepackt hatte, ihn, der sich sonst doch immer beherrschen konnte?

Heliogravüre im Verlag von J. Löwy in Wien.

Fegender Bock.

Nach dem Gemälde von Otto Fikentscher.

„Ich bin abgearbeitet,“ sagte er halblaut, „ich fange an zu merken, was Nerven sind.“ Und eine innere Stimme widersprach dem und sagte etwas, vor dem er erschrak.

„Warum haben sie Sette förmlich gezwungen, hier zu bleiben, diese Frauen, die ihr doch die Luft kaum gönnen?“

In tiefen Gedanken blieb er stehen und grub mit seinem Stock an einer Wurzel, die quer über den schmalen Fußweg am Rande des Waldes lief. Er konnte das blasse Gesichtchen mit den vergrämten Augen, wie er es neulich im Park gesehen hatte, nicht mehr aus dem Sinn bringen. Sie hatte sich so traurig verändert seit den letzten Monaten!

Wie außer sich, schleuderte er plötzlich einen trockenen Ast weg und wandte sich um, dem Dorfe zu.

Was wollte er denn? Es gab doch kein Entrinnen!

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausschmückung der Eier bei den verschiedenen Völkern.

Eine Osterbetrachtung.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Osterfeiern in ihrer ursprünglichen Bedeutung galten der Wiederauferstehung der Natur aus dem todesähnlichen Schlaf und der Erstarrung des Winters. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß schon in altheidnischer Zeit, z. B. bei den Römern, das Ei bei der Begehung dieses Festes eine Rolle spielte. Man sah in ihm wohl das Symbol des werdenden Lebens. In Deutschland ist der Brauch, sich zu Ostern mit hartgekochten Eiern zu beschenken oder solche zu verstecken und als „Osterhasen- oder Storchenei" von den Kindern suchen zu lassen, überall eingebürgert. Dabei ist es aber nicht geblieben, sondern man hat das Osterei zu ganz besonderen Leckerbissen für Kinder oder auch zu einem Schmuckgegenstand für Erwachsene ausgestaltet, indem man Zuckermasse, Chokolade oder Marzipan in Eiform brachte und die Außenseite künstlerisch verzierte. Das hohle Innere kann dann noch als Behälter für kleines Konfekt oder kleine Geschenke dienen. In dieser Gestalt sind die Ostereier übrigens mehr Zierat als Eßware. In Süddeutschland faßt man sie mehr als süßes Naschwerk auf. Dort werden die Ostereier meist aus rotem oder gelbem Zuckerguß hergestellt, und es wird aus demselben Stoffe noch allerhand Getier — insbesondere Osterhasen — gefertigt, das zum Spiel dienen kann, bis es sich schließlich auf der Zunge des jugendlichen Besitzers in wonnigliche Süßigkeit auflöst.

Fig. 1. Straussenei aus dem Sudan.

Die alte koptische Kirche in Kairo ist sehr hübsch mit solchen Eiern geschmückt. Vor dem Hochaltar befinden sich sechs silberne Lampen und über jeder ein solches Ei. Die Griechen hängen in ihren Kirchen ganze Guirlanden von einfachen oder verzierten Eiern auf oder bringen solche an irgend einem Haken an. Auch ihnen gilt das Straußenei als glückbringend.

Fig. 2. Ei aus Kairo mit altägyptischen Figuren.

In mohamedanischen Moscheen findet man solche Eier ebenfalls, so z. B. in der Grabmoschee Kait Bey in Kairo. Dort hängen sie vor dem Altar in einem Metallgestell an Silberdraht vom Gewölbe herab. Auch sonst sind solche da und dort an Seidenfäden oder an einem hölzernen Stab, der an einem Pfeiler befestigt ist, angebracht.

Im Orient bilden die Straußeneier in ihrer natürlichen Gestalt oder verziert überhaupt einen gesuchten Handelsartikel. Der große Straußenpark zu Matarieh bei Kairo liefert ihrer eine Menge; es kommen viele aber auch aus dem Somaliland und dem Sudan.

Ein solches Ei aus dem Sudan befindet sich in der Frederick Stearnschen Sammlung in dem Museum of Art zu Detroit. Es ist hell cremefarbig und mit eingekratzten, roh ausgeführten Darstellungen von Menschen und Tieren bedeckt. Die Figuren sind weiß und schwarz bemalt (Fig. 1).

Ein leicht braun gefärbtes, ägyptisches Ei derselben Sammlung zeigt allerhand Milseenen. Ein anderes, von einem Künstler in Kairo ausgeführt (Fig. 2), trägt mehrere Figuren, welche den kürzlich in Gräbern entdeckten Malereien ähnlich sind. An beiden Enden ist das im ganzen naturfarbene Ei mit Schnörkeln und ornamentalen Linien verziert.

Die Perle der Sammlung ist ein mit Koransprüchen bedecktes Ei aus dem Sudan. Die Schrift ist nach Gemmenart geschnitzt (Fig. 3).

Vielfach hat die christliche Kirche das Ei als frommen Schmuck verwandt. Die Kopten, welche ihre Kirche als die älteste christliche bezeichnen, halten ganz insbesondere das Straußenei heilig als Sinnbild der Pflege, welche diese Vögel ihren Eiern angedeihen lassen. Es soll ihnen den Gedanken an Gottes Fürsorge für die Seinen wecken.

Fig. 3. Straussenei aus dem Sudan mit eingeschnittenen Koransprüchen.

Fig. 4. Australisches Emuei mit japanischer Reliefarbeit.

Außerordentlich ist die Geschicklichkeit der Japaner auf diesem Felde. Sie gestalten ihre Muster selbständig nach japanischem Geschmack. Auf einem solchen Ei ist eine dünne Schicht Lack aufgetragen, in welchem dann die Umrisse der Gestalten fein ausgeführt sind. Ein derartiges von einem Japaner künstlerisch behandeltes Ei ist das eines Emu, des australischen Straußes (Fig. 4). Dasselbe hat von Natur eine dunkelblaue Farbe. Die Figuren

Fig. 5. Kranichei mit goldener Basreliefverzierung als japanisches Räucherbüchschen.

Fig. 6. Kranichei mit japanischem Blumenschmuck als Tafeldekoration.

sind in Kameenart herausgeschnitzt und zeigen alle die verschiedenen Farbenabstufungen der einzelnen Schichten der Eischale von Dunkelblau bis beinahe Weiß. Ein Berg mit Gießbächen und Stücken von Landschaft bildet den Hintergrund, während im Vordergrund eine Japanerin in alter Tracht wandelt. Es ist ein vollendetes Kunstwerk, dessen Reize in der Nachbildung kaum annähernd zur Geltung kommen.

Ein Kranichei ist in ein Räucherbüchschen verwandelt, das mit wilden Blumen und Gras, als Basrelief in Gold ausgeführt, verziert ist (Fig. 5). Wieder ein anderes ruht auf einem lackierten Gestell und ist mit Blüten, Blättern und Wurzeln verziert, zwischen denen Vögel flattern (Fig. 6).

Ein nordafrikanisches Ei (Fig. 7) zeigt an beiden Enden Koransprüche, auf der übrigen Oberfläche sind verschiedene Figuren eingegraben: ein Nilboot mit Segeln, die drei großen Pyramiden, Fang und Rupfung eines Straußes, ein Skarabäus mit aufgespannten Flügeln, sowie die Krone von Ober- und Unterägypten. Das Ei ist vorsichtig durchbohrt worden, mit Schnüren zum Aufhängen versehen und an seinem unteren Ende mit einer Quaste geziert. — Auch Südamerika kennt die künstlerische Ausschmückung von Eiern. Die bereits erwähnte Sammlung enthält ein argentinisches Straußenei. Auf ihm ist neben mancher anderen Verzierung inmitten einer Arabeskenumrahmung ein reitender Gaucho, der ein Mädchen hinter sich auf dem Pferde hat, abgebildet (Fig. 8). Ein anderes südamerikanisches Straußenei zeigt auf der einen Seite das bekannte argentinische Wappen — zwei verschlungene Hände und hinter ihnen einen Stab mit der Freiheitsmütze, darüber eine aufgehende Sonne — auf der andern Seite ein Seegefecht, an den Enden Schnörkel und geometrische Figuren, aus denen sich einige Berggipfel in die Höhe recken (Fig. 9). Die Figuren auf diesen südamerikanischen Eiern sind ziemlich tief in die Schale eingegraben.

Fig. 7. Ei aus Nordafrika.

Wie man aus diesen kurzen Mitteilungen und den beigegebenen Abbildungen ersieht, ist die Kunst, Eier mit Bilderschmuck zu versehen und so kostbare Schaustücke aus ihnen anzufertigen, über die ganze Erde verbreitet. Aber nicht nur sehr verbreitet, sondern auch sehr alt schon ist diese Kunst und ihre Pflege, denn zu allen Zeiten hat man die gleichmäßige und schöne Form des Eies als für dekorativen Schmuck besonders geeignet erkannt.

Es wäre erfreulich, wenn auch unsere Liebhaberkünstler die künstlerische Ausschmückung der Ostereier wieder in höherem Maße pflegen möchten, vielleicht giebt ihnen manche von unseren Abbildungen Anregung zu einem Versuche auf diesem Felde. **A. J.**

Fig. 8 und 9. Südamerikanische Straussenei er.

Wild-West.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Reiseerinnerungen eines Geologen an die amerikanischen Felsengebirge und Prairien.

Von Professor Dr. E. Fraas. Mit Illustrationen nach Skizzen und Photographieen.

3. In den Black Hills.

Auf der Grenze zwischen Wyoming und Süd-Dakota, rings umgeben von weiten Prairien, erhebt sich der Gebirgsstock der Black Hills oder Schwarzen Hügel, so genannt nach dem Kontrast in der Färbung, welche diese größtenteils mit Tannenwald bedeckten dunklen Höhen mit ihrer baumlosen, lichten Umgebung bilden. Geologisch und geographisch betrachtet, bildet das etwa 160 km lange und ca. 120 km breite Gebirge einen weit nach Osten vorgeschobenen Ausläufer der Felsengebirge, der aber von diesen vollständig getrennt ist. Selten verirrt sich ein Tourist in diese abgelegenen Gegenden, denen es aber keineswegs an großen landschaftlichen Reizen fehlt, ja der Silver Lake und Devils Tower dürfen den schönsten und interessantesten Punkten der Felsengebirge an die Seite gestellt werden.

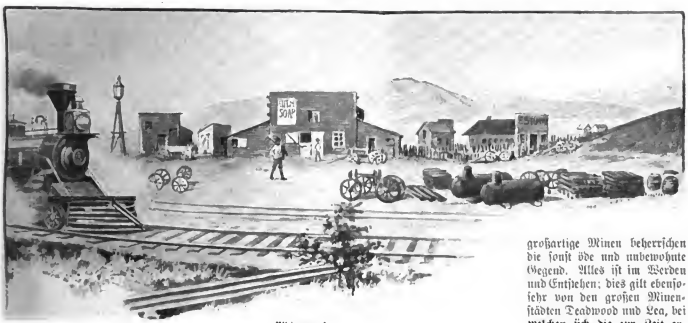
Aber die Reise ist weit und teilweise sehr beschwerlich, so daß auch Freund Baedeker seine Route dorthin anzugeben weiß und sich mit einem Blick auf dieselben aus weiter, weiter Ferne begnügt. Die Goldgier hat dieses Land erschlossen, das bis zum Jahre 1874 nur von den Siouxindianern bewohnt war. Schritt für Schritt verteidigten sie ihren heimischen Grund und Boden, und mancher Prospektor oder Goldsucher mußte seine Funde mit dem eigenen Skalpe bezahlen. Hier wütete noch 1876 der letzte blutige Aufstand der Indianer unter ihrem tapferen und verschlagenen Häuptling Sitting Bull (sitzender Büffel), der auf kurze Zeit das Gebiet von den Bleichgesichtern befreite und selbst den tapferen General Custer und seine Truppen im kühnen Ueberfalle bezwang und in grenzlichem Blutbade bis auf den letzten Mann vernichtete. Die Freude war nur von kurzer Dauer, und nur um so rascher nahm der Vernichtungskampf gegen die Rothäute seinen Lauf. Die Sioux wurden in die unzugänglichen Bad Lands zurückgedrängt, in den Black Hills erhoben sich bald an Stelle der Lagerfeuer und Wigwams die Schornsteine der Goldminen, und mit amerikanischer Geschwindigkeit schossen neue Städte und Ansiedelungen wie Pilze aus dem Boden. Wo noch vor 30 Jahren der Weg mit der gespannten Büchse in der Hand Schritt für Schritt erkämpft werden mußte, bringen heute die bequemen Pullman Cars mit allem erdenklichen Komfort den Reisenden von einer aufstrebenden Stadt zur anderen.

Die Landschaft, und nicht nur diese, sondern auch die Besiedelung schließt sich aufs engste an die geologischen Verhältnisse an, und es möge deshalb gestattet sein, mit diesen zu beginnen.

Der Geologe erkennt in den Black Hills ein wahres Modell eines Gebirges, das ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet. Der centrale Stock mit Höhen bis zu 2000 m wird aus Urgesteinen, Gneis und Granit, gebildet. Gleich einem Mantel legen sich rings um diesen Grundstock die Schichten der jüngeren Sedimentgesteine, zunächst ein geologisch sehr alter, dem Silur oder Cambrium angehöriger Sandstein (Potsdam-Sandstone), dann folgen Kalke und Dolomite der carbonischen (Steinkohlen) Formation, und über diesen lagern rote Sandsteine, Thone und Gipse, welche unserer Trias entsprechen. Der Außenrand des Gebirges schließlich wird von den uns schon aus den Prairien der Laramie bekannten Formationen des Jura gebildet, welche ganz allmählich zu den Kreidegesteinen der Ebene überführen.

Der Aufbau ist so regelmäßig, daß wir zunächst den Eindruck bekommen, als ob der Gneis- und Granitstock schon in Urzeiten als Berg sich erhoben hätte, und daß sich an ihn die jüngeren Schichtengesteine im Laufe der geologischen Perioden angelagert hätten, aber es ist wahrscheinlicher, daß der Berg als solcher früher nicht bestanden hat, sondern erst in jüngerer (tertiärer) Zeit durch unterirdische Gewalten emporgetrieben worden ist und allmählich zu seiner heutigen Gestalt durch Abwaschungen (Erosion) ausmodelliert wurde. Ohne weiter darauf einzugehen, möchte ich hervorheben, daß dieses Gebiet der Black Hills zur Tertiärzeit der Schauplatz großartiger vulkanischer Thätigkeit war. Zahlreich erheben sich ringsum die mächtigen Dome und Kuppen der alten Vulkane, und wir werden später einige derselben noch näher kennenlernen, aber von der größten Wichtigkeit für uns waren die Eruptionen innerhalb des Granit- und Gneisgebietes. Die vulkanischen Lavamassen (Phonolith und Trachyt), welche dort empordrangen, brachten das Gold aus unergründlicher Tiefe mit heraus, und der Prospektor versteht es gar wohl, stets diese Eruptivgesteine aufzusuchen und in ihnen und der Umgebung nach Gold zu schürfen und zu prüfen. Selten verrät sich das Gold hier in größeren, dem Auge leicht sichtbaren Stücken oder Klumpen, wie man sie in den Anschwemmungen (Alluvionen) Kaliforniens und Alaskas findet, sondern es ist in mikroskopisch feinen Schüppchen dem Gesteine eingesprengt; aber dafür ist das Goldgestein nachhaltiger und verspricht auf die Dauer um so größeren Gewinn. Viele Millionen Dollars Gold werden jährlich aus den Minen der Black Hills gefördert, und der Reichtum scheint kaum zu erschöpfen. Aber freilich, es kostet unsägliche Mühe und Arbeit, und von den Tausenden, welche hierher voll Hoffnungen gezogen sind, machen nur wenige ihr Glück, und zehnmal mehr als der Goldgräber selbst verdient der Bankier in Chicago und New York, der die Fäden des Unternehmens und das Kapital in Händen hat. Hunderte von Schürfungen und Stollenmündungen, welche die Gehänge bedecken, zeugen von der oft monate- und jahrelangen vergeblichen Arbeit, welche hier geleistet worden ist, bis eine günstige, abbauwürdige Stelle gefunden wurde. Ist endlich eine solche entdeckt, so beginnt die immer noch sehr schwierige und mühsame Anskente; eine Gruppe von Goldgräbern schließt sich zusammen, nachdem die Rechte des Entdeckers gewahrt sind, und setzt einen Stollen an, der gewöhnlich horizontal in den Berg hineingetrieben wird und nach außen in einer hohen Holzkonstruktion nach den Pochwerken führt. Dies ist notwendig, damit das Gestein, das zu feinstem

Camp der Goldgräber.



Whitewood.

Pulver zermahlen wird, durch sein eigenes Gewicht von einer Mühle zur anderen fällt und nicht etwa durch Maschinenkraft befördert werden muß. Im untersten Stockwerk wird das Gesteinspulver mittels zugeleitetem Wasser geschlämmt und so die schweren, goldhaltigen Körnchen von dem leichteren, sogenannten tauben Gesteine getrennt. Der so gewonnene Goldsand geht dann in die großen Hüttenwerke, denn das letzte Ausziehen und Ausschmelzen des Edelmetalles lohnt sich nicht im kleinen Betriebe. Unser Bild auf Seite 216 zeigt ein derartiges Camp der Goldgräber, welche sich in ihren leichten Bretterhütten um das einfach, aber praktisch angelegte Pochwerk angesiedelt haben. Im Sommer läßt es sich hier noch leben, aber wehe, wenn der strenge Winter mit seinen wilden Schneestürmen eintritt und die Arbeiten im Freien unmöglich macht. Bis dahin sollten die Leute ihren Schatz gesichert haben, daß sie sich nach der Stadt zurückziehen können. Zeigt sich nämlich ihr Golderz auch auf weitere Strecken abbauwürdig, so tritt eine neue Phase des Geschäftes ein. Es wird eine Gesellschaft gegründet, denn man bedarf großen Kapitals, um eine wirkliche Goldmine auszulegen. Der Abbau erfolgt nun von oben mittels eines Förderschachtes und von diesem ausgehender Querstollen; die Pochwerke werden rationell mit Maschinenbetrieb eingerichtet, und bald erheben sich an Stelle der alten Bretterhütten große Bauten und dampfende Essen mit Schmelzöfen und riesigen Maschinen, wie sie ein modernes Bergwerk mit sich bringt. Unsere Prospektors aus dem Camp sind nun zu Aktionären geworden. An Stelle der mühsamen Arbeit tritt die Spekulation, und nicht selten endet sie damit, daß unsere Goldgräber wieder zu Spaten und Haue greifen und das Lied von neuem beginnt.

In dieses Waldgebirge der Black Hills kam ich unter Führung meines liebenswürdigen Kollegen Professor Osborn, Ende Mai, nicht um die Goldlagerstätten und Bergwerke zu studieren, sondern um mein Ziel, die Untersuchung der jurassischen Formationen, auch hier im Norden Wyomings fortzusetzen. In rascher, nur einmal unterbrochener Fahrt hatten wir die Niederungen von Nebraska durchquert, und mit vollem Genuß gab ich mich nach der langen Fahrt durch baumlose Prairien dem Anblick der Wälder und Berge hin. Mühsam kreucht die leider etwas defekte Maschine den steilen Anstieg vom Cheyenne River zur Wasserscheide des Gebirges in einer tiefen und romantischen Waldschlucht hinan, um dann rasch unserem Ziele Deadwood, dem Hauptpunkt der Mineindustrie, zuzueilen. Unwillkürlich erinnerte mich die Landschaft an unseren Schwarzwald, mit welchem die Bergformen und die Bewaldung viel Aehnlichkeit haben. Auf die Hauptsache freilich, die lieblichen Ortschaften, malerischen Ruinen und Burgen, überhaupt auf das ganze landwirtschaftliche Leben müssen wir Verzicht leisten, denn von allem dem ist in den Black Hills keine Spur zu finden. Pochwerke, Lagerplätze von Goldgräbern und großartige Minen beherrschen die sonst öde und unbewohnte Gegend. Alles ist im Werden und Entstehen; dies gilt ebensosehr von den großen Minenstädten Deadwood und Lea, bei welchen sich die zur Zeit ergiebigste Goldmine Nordamerikas, die wichtigste Homestake Mine, befindet, wie von den kleinen Orten, von welchen unser Bild eine Probe giebt. Einige Bretterbaracken mit den üblichen schreienden Plakaten, eine Poststelle und ein Schuthaus sind bis jetzt alles, was die einstige Stadt Whitewood verrät, welche vielleicht in einigen Jahren schon Tausende von Bewohnern zählen wird, denn sie hat die wichtigsten Vorbedingungen zum Aufblühen: zwei Eisenbahnlinien, Kohlen und Gold.

Es wäre ein interessantes Kapitel, das Leben und Treiben in einer jungen Minenstadt wie Deadwood zu beschreiben und dort hinter die Coulissen zu blicken. Ich selbst habe Deadwood dreimal besucht, gegen meinen Willen viel Zeit dort verbummelt und dabei gar manches gesehen und kennengelernt, was unserer deutschen Polizei ein Dorn im Auge wäre, aber auch mir gegen das Gefühl ging. Es ist entschieden angenehmer auf der Königstraße in Stuttgart als in der Hauptstraße von Deadwood. Ganz abgesehen von dem fast lebensgefährlichen Bürgersteig aus Holzdielen oder Balken mit tiefen Löchern und dem fußtiefen schwarzen Kot inmitten der aufgefahrenen Straßen, mutet uns die umgebende Gesellschaft recht eigen an. Trotzig und verkommen aussehende Desperados mit dem gesürchteten Bowiemesser und großkalibrigem Revolver im Gürtel stehen allenthalben umher und warten auf Arbeit, dazwischen drängen sich Chinesen, Neger und Arbeiter aller Art, und merkwürdig stechen zwischen diesen die feingeschniegelten Kaufleute und Bankiers mit blankgebügeltem Cylinderhut und grellfarbiger Kravatte ab. Von der Damenwelt schweige ich lieber, denn es ist der Abschaum der Menschheit, solche, denen selbst in den Hafenstädten der Boden zu heiß geworden war, und die mun hier oben einen Unterschlupf gefunden haben. In den Kaufläden werden neben den tollsten und geschmacklosesten Luxusgegenständen die Ausrüstungen der Goldgräber, Pickel, Hauen, Schaufeln, Bohrer und Maschinenteile aller Art, ausgeboten, an den zahllosen Bankhäusern prangen in haushohen Plakaten die neuesten Kurse von New York und Chicago; aus den noch zahlreicheren Trink-, Spiel-, Tanz- und noch schlimmeren Lokalen dringt Musik und Geschrei und nicht selten das Krachen des Revolvers als Ende einer kurzen, aber blutigen Rauferei. Man sagt wohl, das Gold liege hier auf der Straße, aber ich habe doch lieber anderen überlassen, dasselbe aufzulesen, denn für einen deutschen

Briefkasten an der Straße.

Little Missouri Buttes.

Professor ist es zu schmutzig. Leider sind aber diesem Umstande auch alle Preise angepaßt, und da ich mich nicht in der glücklichen Lage eines Minenbesitzers befand, so war es für mich etwas schmerzlich, für ein Beefsteak 3 Doll. 60 Cent, d. i. etwa 15 Mark, und für ein kleines Gläschen Bier 40 Cent, sage 1 Mark 60 Pfennig, zahlen zu müssen. Es war überhaupt höchst ungemütlich, eine Kneipe oder, wie es dort heißt, einen Salon zu betreten, von einem ruhigen Abendschoppen ganz zu schweigen. Ich hatte an der Bar, dem Schenktisch, meines Hotels, das wenigstens den Preisen nach ersten Ranges war, Bekanntschaft mit dem Wirte gemacht, der sich als ein gemütlicher Esssäser entpuppte, und ließ mir von ihm aus seinem Innenbewegten Leben erzählen, während um mich verschiedene Goldgräber an der Roulette spielten, den Einsatz nicht unter einem Goldthaler (80 Mark!). Ein Gläschen Bier hatte ich mir geleistet, wollte mir aber doch noch ein bene thun und verlangte auf die Frage meines neuen Freundes, was ich wünschte, eines jener famosen amerikanischen Schnapsgemische, Cocktail genannt. Kostet 1 Dollar (4 Mark). Aber bezahlen durfte ich nicht, denn dies hatte bereits einer der verlumpten Goldgräber gethan. Entrüstet wollte ich dies zurückweisen, aber mein Wirt bat mich dringend, doch keinen Skandal zu machen, denn der Gentleman würde die Verweigerung sehr schief aufnehmen und mir sicher mit einer Kugel Komment beibringen. Nicht einmal revanchieren konnte ich mich, denn der Spaß wäre mich, wie mir mein Wirt rasch klarlegte, auf etwa 25 Dollar (100 Mark) gekommen, da ich nicht bloß dem edlen Spender, sondern der ganzen Gesellschaft eine Runde hätte anbieten müssen. Das war mir doch zu viel, und mit gemischten Gefühlen, scharf beobachtet von einem Dutzend der verwegenen Spieler, trank ich mein Schnäpschen und verzog mich stillschweigend. Das war auch gut so, denn wie mir der Wirt anderen Tags beim Abschied erzählte, gab es kurz nachher eine böse Rauferei und Schießerei, bei welcher zwei Schwerverwundete und ein Toter auf dem Platze blieben. „Mein Gott, die Leute sind das nun einmal nicht anders gewöhnt, und gegen früher ist Deadwood jetzt eine ruhige, civilisierte Stadt!“ erklärte mir anderen Tags ein liebenswürdiger Reisebegleiter, der den Stand eines Goldgräbers mit dem eines praktischen Arztes in Deadwood vertauscht hatte und nun ein „vorzügliches Geschäft“ hat.

Da wir, wie bereits erwähnt, nicht dem Golde, sondern den Juradauriern nachgingen, so wurde auch unser Aufenthalt in Deadwood möglichst abgekürzt, und der nächste Morgen fand uns schon wieder unterwegs, um die Westseite der Black Hills zu gewinnen, wo sich eine Sammelexpedition des American Museum befinden mußte. Genau war uns der Aufenthaltsort nicht bekannt, aber wir hofften, sie irgendwo bei der Poststation Hulett zu treffen. Für mich war die Reiseart neu und interessant, denn anstatt zu Pferde, legten wir die 25 Meilen von der letzten Bahnstation bis nach Hulett mit Wagen zurück, und zwar auf einer Poststraße mit regulär eingerichtetem Postdienst. Eine schlechte Vicinalstraße auf unserer Alb wäre allerdings noch ein Promenadenweg zu nennen gegenüber dieser sogenannten Haupt- und Poststraße, und in unsere Oelshlicker gehüllt, suchten wir bei dem rasenden Tempo und entsprechendem Geruttel unseren Platz zu behaupten. Bergauf und bergab, bald über weite mit Wald und Gras bedeckte Hochplateaus, bald durch Thäler und Waldschluchten ging die rauhe, aber schöne Fahrt. Zuweilen war der Weg grundlos, vom Regen der letzten Tage aufgeweicht, und der Schmutz schlug klatschend auf unsere Oelmäntel. Wir hatten die Post bei uns, die unser Führer in einer im Westen allgemein üblichen, äußerst praktischen Weise beförderte. Da es natürlich endlose Zeit und Arbeit erfordern würde, die Briefe auf den einzelnen, weit zerstreuten Farmen und Bergwerken herumzutragen, so sind an der Straße Mailbores (Briefkasten) der einzelnen Bewohner aufgestellt; an einem festen Pfosten ist ein einfacher Kasten befestigt, der durch einen mit einem Hufeisen beschwerten Deckel verschlossen ist. Mit bewundernswerter Gewandtheit verstand es unser Führer, in voller Fahrt mittels der vorgestreckten Peitsche den Deckel zu heben und mit der anderen Hand die Zeitungen oder Briefe wohlgezielt in den Kasten zu werfen. Nicht einmal verfehlte er sein Ziel, und nicht einmal gab es irgendwelchen Aufenthalt. Pakete, Wertstücke u. dergl. werden natürlich auf den Poststationen abgegeben, welche in Entfernungen von 15 zu 15 km an der Poststraße liegen, und dort empfängt der Bote auch die zu befördernde Post.

Skelett eines Bibirkopfes.

Stamm mit Biberfrass.

Die Schulhäuser, in welchen auch der Gottesdienst abgehalten wird, liegen gleichfalls an der Straße in Abständen von etwa 22 bis 30 km, meist in der Nähe einer Farm, in welcher der Lehrer, der zugleich Geistlicher ist, wohnt, und in welcher auch die Pferde der Schulkinder untergebracht werden können. Der Amerikaner hat den Wert einer guten Schule längst schätzen gelernt und thut außerordentlich viel für sie. Analphabeten

giebt es auch in diesen abgelegenen Distrikten nicht, und es ist ein erfrischender und wohlthuender Anblick, die kleinen Jungen und Mädchen auf ihren Pferden, denn sie sind alle berittten, nach der Schule reiten zu sehen. Man muß daran denken, daß es sich dabei um Entfernungen von 20 und mehr Kilometer über Stock und Stein handelt, und daß das Wetter nicht immer schön ist, sondern nur zu oft Sturm und Regen oder Schnee die jungen Reiter umtost. Das ist eine kernfeste, gesunde Rasse, die dort im fernen Westen heranwächst, wohl geeignet für den schweren Kampf ums Dasein und von Jugend auf gewöhnt an harte Arbeit und klares, rasches Handeln. Eine wirkliche Freude ist es, mit diesen Leuten des Westens, mit Farmern von ursprünglich französischer Herkunft, zu verkehren, denn man findet bei ihnen nicht nur ein ruhiges, sicheres Urteil und einen hohen Grad von Allgemeinbildung, sondern vor allem auch eine wirklich wohlthuende Art des Umganges und Benehmens, welche uns ganz vergessen läßt, daß wir uns hier so fern den eigentlichen Kulturstaaten des Ostens und unter Leuten befinden, die nur sehr selten in den Verkehr mit der Außenwelt treten können. Ich möchte keinen Vergleich ziehen mit ähnlichen Gegenden Europas, so selbst Deutschlands, denn er würde sehr zu Ungunsten derselben ausfallen.

Ausgehungert und müde waren wir am späten Abend in Hulett, einer Farm mit Post und Kaufladen, angekommen und hörten dort, daß die gesuchte Expedition noch 15 Meilen weiter am Devils Tower kampierte. An ein Weiterreisen war in der Nacht nicht mehr zu denken, dankbar nahmen wir daher die freundliche Einladung der Leute an und erfreuten uns einer ganz vorzüglichen Unterkunft. Der nächste Tag endlich brachte uns an unser Ziel, in das Camp der Geologen. Längst waren wir aus dem Waldgebiet der inneren Black Hills herausgekommen in das Vorland, das aus plateauartigen Bergen mit steil und tief eingeschnittenen Thälern besteht. Tiefrot ist das Gestein der Thäler, aus Sandsteinen, Mergeln und Gipsen der Trias bestehend, während die Gehänge der Berge sich aus den lichtgefärbten Jurakalksteinen und Mergeln aufbauen und einen Felsenkranz der harten Dakotalandsteine (Kreideformation) tragen. Trotzig und kühn in ihren Formen ragt in dieser sonst wenig Reiz bietenden Landschaft eine Anzahl vulkanischer Berge empor. Die Little Missouri Buttes, eine Gruppe von Phonolith- und Trachyttkegeln, bilden den Abschluß des Berglandes gegen die Prairien im Westen, über welche bei klarem Wetter der Blick wegschweift bis zu den fernen Schneehäuptern der Big Horn Mountains. Mich aber versetzte diese Landschaft in Gedanken wieder nach der Heimat, in unser Hegau, mit welchem Gestein und Bergformen täuschende Aehnlichkeit haben.

Viel mehr noch als diese Berggruppe zieht jedoch ein anderer Vulkan das Auge auf sich, der wie ein Turm aus der Landschaft hervorragt, so kühn und imposant, wie ich nichts Aehnliches auf der Erde kenne. Dies ist der Devils Tower (Teufelsturm), das Merkmal der Gegend im Umkreis von vielen hundert Meilen. Er wird mit Recht als einer der interessantesten Punkte des Westens bezeichnet, und es ist anzuerkennen, daß er als Nationaleigentum erklärt und dementsprechend vor allen unberufenen Eingriffen spekulativer Köpfe verschont bleibt. Ein wohlthuendes Waldgebiet mit tief in die roten Triassgesteine eingenagten Schluchten bildet gleichsam die Baſis, auf welcher sich der Fels bis zur Höhe von 1750 m über dem Meere mit fast senkrechten Wänden erhebt. Er selbst besteht aus mächtigen 1 bis 2,5 m dicken und über 200 m hohen polyedrischen Trachytsäulen, welche, wie die bekannten Basaltsäulen der rheinischen oder böhmischen Vulkane, dicht aneinander anschließen und aus einem Sockel massigen Trachytgesteines herauszuwachsen scheinen. Der Anblick ist so gewaltig und überwältigend, besonders auch durch den Gegensatz der fast schwarzen Gesteinsfärbung und der Eigenartigkeit des Aufbaues, daß man wohl glauben darf, daß er unter den Indianern als Heiligtum verehrt wurde, und daß sich an ihn viele Sagen knüpfen. Am Fuße dieser Felsenmasse inmitten des herrlichen Waldes fanden wir das Lager unserer Kollegen, und die warme Vollmondnacht in dieser Umgebung gehört zu meinen romantischsten und schönsten Erinnerungen.

Ich kann nicht verlangen, daß mich meine verehrten Leser auf die wissenschaftlichen geologischen Ausflüge in der Umgebung des Devils Tower begleiten, die zwar für den Fachmann eine Fülle des Interessanten boten und neue Einblicke in die Ausbildung der surassischen Formation und das Leben der damaligen Bewohner erlaubten, denn es wiederholten sich hier die Freuden und Leiden des Forschers, die ich schon beim Besuche der Laramie-Prairien und der Freezeout Hills zu schildern versucht habe.

Biberbauten im Walde.

Wir wenden uns lieber dem Lebenden zu, denn wir haben in diesen Gegenden Gelegenheit, ein Wild zu beobachten, das hier noch wenig gestört lebt; es ist dies der amerikanische Biber (Castor americanus). Im Biber Creek und im Belle Furche River sehen wir seine merkwürdige, wenn auch meist wenig erfreuliche Arbeit, und der Jäger, der sich hier auf die Lauer legt, darf mit Sicherheit auf die seltene Jagdbeute rechnen, wenn es auch viel Mühe und Ausdauer kostet, des schlauen und scheuen Gesellen habhaft zu werden. Natürlich liegt es mir ferne, etwas Neues über das Leben und Treiben dieses eigenartigen größten Nagetieres berichten zu wollen, das früher auch bei uns in Deutschland heimisch war.

Lohnend dürfte es aber doch sein, einen Blick auf seine Arbeit zu werfen, welcher wir in dieser Gegend allenthalben begegnen. Da fallen uns zunächst am Fuße des Devils Tower die Verwüstungen im Walde auf, welcher den Belle Furche River umsäumt. Es sind meist Pappeln (Populus americana), von den Einheimischen Cottonwood (Wattegehölz) genannt, nach den weißen wolligen Samenumhüllungen. Fast jeder Stamm ist benagt, zu Hunderten aber liegen die Bäume kreuz und quer durcheinander, regelrecht gefällt, aber nicht durch die Axt, sondern durch die scharfen Schneidezähne des Bibers, welcher sie etwa $1/2$ m über dem Boden durchgenagt hat. Daß hierbei nicht bloß kleines Gehölz, sondern auch mächtige, bis $1/2$ m dicke Stämme in Betracht kommen, zeigt die photographische Aufnahme aus diesem Walde. Noch mehr aber erstaunen wir über die Bauten, welche wir z. B. im Biber Creek nur wenige Meilen von Hulett sehen. Man wird es mir nicht verargen, wenn ich bei deren Anblick zuerst an künstliche, von den fleißigen Händen der Bewohner, sei es zur Bewässerung der Felder oder anderem Betrieb, gefertigte Anlagen dachte. Unwillkürlich suchte ich nach einer Mühle oder einem Pochwerk, als ich dort das Thal von einem wohlgebauten Damm durchzogen fand, welcher das Wasser

des Baches staute, so daß ein recht ansehnlicher Stausee über denselben sich ausbreitete. Erst mein Begleiter brachte mich auf die richtige Fährte, und nun erkannte ich auch die wirklich meisterhafte und bewundernswerte Arbeit der Biber, deren Burgen sich im Wasser des Stausees als Hauswerke von Reisig und Knüppeln bemerkbar machten. Die Dämme wiederholten sich noch mehrmals, und einer derselben war, wie mir unser Führer versicherte, erst in einer der letzten Nächte aufgeworfen worden. Ich hatte bei unserer rastlosen Fahrt leider nicht Gelegenheit zu einer eingehenden Untersuchung, so sehr ich dies gewünscht hätte, und mußte mich deshalb mit dem allgemeinen Anblick begnügen. Der Damm war über 1 m hoch und im wesentlichen aus Baumstämmen, Knüppeln und Reisig aufgebaut, alles regellos durcheinander gesteckt und voll des angeschwemmten roten Schlammes und Sandes, den der Bach mit sich führte. Die steilen, fast unzugänglichen Ufer und die weiche, zum Auswühlen der großen unterirdischen Banten geeignete Formation bieten freilich hier dem Wassertechniker unter den Tieren ein dankbares Feld der Thätigkeit. Die Leute in Hulett, bei welchen ich überhaupt viel Liebe und Beobachtungssinn für die Natur fand, hatten selbst ihre Freude an dem Treiben der Tiere, denn von einem Schaden ist kaum zu reden, da das schlechte Pappelholz für sie doch keinen Wert hat. — Vielleicht noch mehr Freude hätte es meinen Jagdfreunden gemacht, wenn sie mit mir durch den Wald am Devils Tower nach unserem Camp angestiegen wären, denn dort stand, neugierig nach den zur Zeit verlassenen Zelten äugend, ein Rudel der schlankgebauten schönen Virginiahirsche (Cervus virginianus), darunter ein kapitaler Hirsch mit stolzem Geweih. Einige Minuten hatte ich Gelegenheit, die prächtigen Tiere, welche etwa die Größe von Damwild hatten, zu beobachten, da ich mich so still wie möglich verhielt. Am meisten fällt der unserem Edelhirsch gegenüber schlanke Körperbau und der schöngebaute Kopf mit dem nach vorne gekehrten zierlichen Geweih auf. Ein schwaches Geräusch der in der Ferne klopfenden Kollegen, und erschrocken stob das Rudel das Gehänge hinunter.

Kopf eines Virginiahirsches.

Gerne wäre ich noch einige Tage in dem malerischen und guten Lager am Devils Tower geblieben; aber die Zeit drängte, und am Abend des 2. Juni wurde Abschied von den dort stationierten Kollegen genommen, um so rasch wie möglich wieder die Bahn zu erreichen. Unser Weg führte uns wieder die alte Route über Hulett zurück, aber leider nicht mehr bei Sonnen- und Vollmondschein. Der Devils Tower schien uns zum Abschied seinen Segen zu geben, denn Blitz auf Blitz zuckte, und krachender Donner brach sich an den riesigen Steinsäulen. Im strömenden Gewitterregen rutschten wir mit unseren Wagen, denn „fahren" ließ sich dies nicht nennen, die steilen Waldgehänge des Berges hinunter und blieben am River bis an die Achsen im aufgeweichten roten Schlamme stecken. Aber sicher und gewandt lenkte Mr. Granger, ein Assistent des American Museum, der sich ebenfogut auf die Pferde wie auf Dinosaurier verstand, unser Fahrzeug, und ohne Unfall gelangten wir durch den River und am steilen jenseitigen Ufer empor. Die Ruhe und Sicherheit unseres Rosselenkers war zu bewundern, und nur wenige unserer schwäbischen Kutscher würden es ihm nachmachen. Der Boden aufgeweicht und schlüpfrig, von Weg kaum eine Spur, und dazu furchtbarer Gewitterregen mit dröhnenden Schlägen, welche die Pferde scheu machten. Es war eine böse Fahrt, und zuweilen wurde es wirklich gefährlich. Nicht vergessen werde ich einen kritischen Augenblick an einem steilen, schlüpfrigen Gehänge, wo beide Pferde stürzten und vom Wagen rückwärts gerissen wurden. Ein greller Blitz, das gleichzeitige Krachen des Donners und die Peitschenhiebe halfen zusammen, die Tiere wieder auf die Beine zu bringen, und hinauf ging es, wenn auch mit Ach und Krach. Noch waren wir fern vom Ziel, als die Dunkelheit einbrach. Laternen am Wagen kennt man hier zu Lande nicht, und so mußten wir beiden Professoren an den schwierigen Stellen aussteigen, uns durch die sumpfigen rote Schmiere weitertappen und als Richtpunkte aufstellen, damit der Wagen mit den Pferden nicht über die steilen Uferböschungen hinabstürzte. Dazu ein wahrer Wolkenbruch, der uns trotz Oelschlicker bis auf die Haut durchnäßte. Um ½10 Uhr nachts ward endlich das saubere Postchaus in Hulett erreicht, wo uns nur eine kurze Rast beschieden war, denn um 3 Uhr ging es bereits wieder hinaus und im strömenden Regen zurück zur Bahn nach Aladdin. Der Weg war ein aufgeweichter Brei, der beim Durchfahren über uns zusammenspritzte. Es war geradezu haarsträubend, wie wir nach kurzer Zeit aussahen: eine schmierig, über fingerdicke Kruste von rotem und schwarzem Schmutz übergog Kleider, Hände, und ebenso waren Gesicht und Hut vollgespritzt; der ganze Brei ward durch den anhaltenden Regen flüssig erhalten. Dabei erstarrten wir fast vor Kälte, da wir uns krampfhaft festhalten mußten, um nicht abzufliegen. Zu dem Zug kamen wir gerade noch recht, und auf einer der nächsten Stationen gab es auch Gelegenheit, mittels einer Brause die gröbsten Schäden wieder gutzumachen, aber das Schlimmste war, daß mein Freund Osborn sich derart erkältet fühlte und fieberte, daß es für ihn das Geratenste schien, so rasch wie möglich heimwärts nach New York zu fahren. So verlor ich meinen getreuen und liebenswürdigen Begleiter und konnte zusehen, wie ich mich weiter durchschlagen sollte.

Freund Rübezahl.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine heitere Geschichte von Alwin Römer.

Als es zum drittenmal an diesem Freitag Vormittag bei Professor Livonius klingelte, fuhr der alte Herr in seinem Arbeitszimmer hastig vom Stuhle auf, nahm seinen grauen Schlafrock — ein würdiges Seitenstück zu dem berühmten schier dreißigjährigen Mantel — über den Knieen zusammen und eilte so in höchst eigener Person auf den Flur hinaus, um zu öffnen.

„Ah, sieh da, Doktor Pflugmacher!" sagte er freundlich, während seine knochige Hand verlegen über das schlecht rasierte Kinn fuhr. „Ich muß sehr um Entschuldigung bitten, daß ich Sie habe warten lassen, bester Herr Kollege. Aber ein alter Mann vergißt zu leicht! Ich bin nämlich ganz allein zu Hause. Meine Tochter ist einkaufen gegangen und hat mir's noch vorher auf die Seele gebunden, auf das Klingeln zu achten. Aber, aber! —"

„Und sonst haben Sie niemand weiter im Hause? Keinen dienstbaren Geist?" erkundigte sich verwundert Doktor Pflugmacher, der inzwischen in den Flur eingetreten war und Ueberrock und Hut an einen der leeren Kleiderhaken hängte.

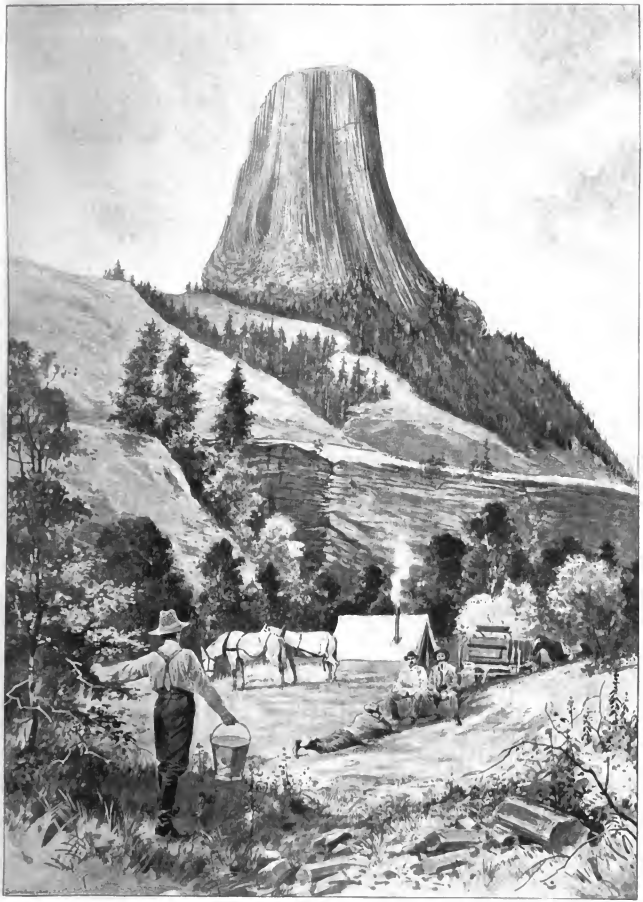
„Doch, doch! Nur heute gerade nicht!" erklärte der Alte, vergeblich bemüht, dem gewandten Gast beim Ablegen des Ueberrockes behilflich zu sein. „Unsere Pauline ist nämlich zur Hochzeit gefahren und kommt erst morgen wieder zurück. Und da das Kind für die zwei Tage seine fremde Person uns Haus haben wollte, so muß sie nun natürlich selbst wirtschaften . . . Aber bitte, Herr Doktor, treten Sie doch näher; ich weiß wahrhaftig nicht, warum wir uns hier im dunklen Flur unterhalten!"

Damit führte er den Gast durch eine Art altmodisch nüchternen Empfangsraum in sein Studierstübchen, rückte ihm einen bequemen Stuhl neben seinen mit Bücherpyramiden bedenklich belasteten großen Schreibtisch und nahm dann endlich selbst auf seinem fahl und rissig gewordenen Lederfessel Platz.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Professor," begann

DAS PASSEIRERTHOR IN MERAN

Nach dem Aquarell von G. Conz



Devils Tower. (Zu dem Artikel „Wild-West".)

Doktor Pflugmacher alsbald und fuhr sich leicht mit der Linken durch den prächtigen Schnurrbart.

„Nur heraus mit der Sprache!“ ermunterte ihn der alte Herr und sah ihn erwartungsvoll durch die scharfen Gläser seiner etwas schief sitzenden goldenen Brille an.

„Sie haben einmal einen Vortrag gehalten über die neuesten Rübezahlforschungen, den ich gern zu einer ähnlichen Arbeit benutzen möchte; aber ich habe vergeblich in den Buchhandlungen und Bibliotheken danach gesucht!“

„Er ist auch nicht im Druck erschienen, lieber Herr Doktor!“

„Aber warum nicht?“

„Die Druckkosten! . . . Sie wissen ja!“ seufzte der Alte und wiegte, fast beschämt über das Geständnis, das gutmütige Gelehrtenhaupt ein paarmal hin und her.

„Hat sich denn kein Verleger gefunden, der . . .?“

„Wo denken Sie hin! Und ich kann es keinem verübeln, so lange unser liebes Publikum leichter zweihundert Mark für ein Fahrrad ausgiebt als zwei Mark für ein gutes Buch! Aber wenn Sie das Manuskript haben wollen, das sind' ich Ihnen ganz gern heraus!“

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein! . . . Aber nun habe ich noch eine zweite Bitte,“ erklärte etwas zögernd Doktor Pflugmacher und fing an, seine Kneifergläser zu putzen, damit er einen Grund hatte, den forschenden Blicken des Professors ein wenig auszuweichen, „und die betrifft Ihr Fräulein Tochter . . .“

„Meine Loni?“

„Ja, Fräulein Livonius! . . . Sie werden wohl kaum davon wissen, daß wir letzten Sonnabend im Lawntennisklub eine kleine Differenz wegen einer verloren gegangenen Partie gehabt haben. Ich hatte thatsächlich schlecht geschlagen und war dadurch der Schuldige. Es hat ja jeder mal seinen Pechtag! Daraus entspann sich eine kleine Neckerei, die alsbald zu einem richtigen Zwist ausartete! — Zwischen den Damen natürlich nur, Herr Professor! Nicht etwa zwischen Lo . . . Fräulein Livonius und mir! Mich sträfte sie bloß mit Verachtung . . .“

„Ja, ja, es ist eine kleine Krabbirste!“ sagte Papa Livonius lächelnd. „Aber sonst ein braves Mädel . . .“

„Ein Prachtmädel . . . ich meine eine sehr sympathische Dame, Herr Professor!“ stotterte Doktor Pflugmacher. „Und da sie im Grunde genommen ja recht hatte . . .“

„Recht hat sie für ihr Leben gern!“ meinte der alte Professor und nickte dabei verständnisvoll. „In diesem Punkte komme ich auch nicht gegen sie auf! . . . Aber wenn ich ihr erzähle, daß Sie hier waren und . . .“

„Ach, bitte, nein, Herr Professor, das möchte ich nicht gern! . . . Es ist ja nur so en passant, daß ich die Sache erwähnt habe. Hauptsächlich bin ich doch wegen einer ganz anderen Angelegenheit hier . . .“

„Ich weiß: Rübezahl!“ bestätigte Papa Livonius ernsthaft; aber die kleinen Falten an seinen Augenwinkeln verschärften sich doch für einen flüchtigen Augenblick leise.

„Der Streit wurde ja auch mehr von den Damen selbst geführt! . . . Darum hatte ich auch zunächst die Absicht, eine von den Damen zu bitten, Fräulein Lo . . . Livonius wieder zu versöhnen. Fräulein Heider hätte es gewiß gethan. Aber ich wußte doch nicht, ob meine Bitte dort nicht etwa . . . hm . . . Es ist ja nur um den Klub, der sonst vielleicht einginge! Fräulein Heider hätte jedoch vielleicht meinen können . . . und Fräulein Loni wäre nachher böse gewesen, wenn sie es erfahren hätte . . .“

„Hm . . . da werd' ich in meiner Kurzsichtigkeit Sie einfach für Fräulein Heider selbst ansehen und der Loni nachher sagen, daß Sie — ich betrachte Sie jetzt also als Fräulein Heider, lieber Doktor! — daß Sie hier gewesen sind, um an den Klubtag zu erinnern und daß Sie auf keinen Fall fehlen darf! Ist's so richtig, verehrtes Fräulein?“

„Ach, wollten Sie das wirklich, Herr Professor? Das wäre mir in der That das liebste!“

„Jungen Damen kann ich prinzipiell nichts abschlagen!“ sagte der Alte lächelnd. „Sie können sich auf mich verlassen: ich werde meine Rolle mit Glanz durchführen! . . . Aber nun lassen Sie mal den Doktor Pflugmacher wieder zum Worte kommen. Ich habe da eine Dissertation über tripolitanisch-tunesische Beduinenlieder, die Ihnen unzweifelhaft große Freude bereiten wird!“

„Ja, aber ich möchte nicht . . . Ich bin nämlich herausgekommen, weil mir . . . Ihr Fräulein Tochter am Leipziger Thor begegnet ist. Da bin ich gleich in die gerade vorüberfahrende Straßenbahn gesprungen!“ stammelte der Doktor. „Es konnte nicht besser passen; aber . . .“

„Sie kommt sicher nicht vor zwölf Uhr zurück! Und jetzt ist es Elf!“ beruhigte ihn der Professor. „Außerdem benutzt sie die Hintertreppe, weil sie die Küche da näher hat. Sie brauchen sich daher nicht zu ängstigen! . . . Diese Beduinenlieder also sind wirklich eine ganz merkwürdige Poesie! Da, lesen Sie mal selbst!“

Und dabei reichte er dem armen Doktor ein schmächtiges Heftchen hinüber und verwickelte ihn ohne weitere Rücksicht auf „Fräulein Heider“ in ein langes Gespräch über orientalische Poesien.

Der Aermste saß wie auf Kohlen. Aber er konnte doch unmöglich so unhöflich sein und dem letzten und tiefsten seiner augenblicklichen Gedanken Worte verleihen! So begnügte er sich, die Dissertation samt ihrem Verfasser innerlich zu allen Teufeln zu wünschen, und atmete erlöst auf, als ein Glockenton von der Wohnungsthür herüberklang.

Hastig empfahl er sich und hatte Ueberrock und Hut schon im Besitz, ehe der Professor dem neuen Besucher die Thür geöffnet hatte. Es war ein junger Student, der um Aufnahme in des Professors Seminar bitten wollte, und Doktor Pflugmacher war dem Jüngling, dessen wackeres Streben für ihn zum Erlöser geworden, aufrichtig dankbar. Unbemerkt passierte er Treppe und Hausflur und trat auf die ruhige, fast menschenleere Straße hinaus.

Sein Feldzugsplan war gelückt! Hoffentlich blieb sie nun nicht aus, die hübsche, trotzige Loni, die in seinem Herzen thronte, seitdem er das Pfläster dieser alten behaglichen Universitätsstadt betreten hatte. Denn er hatte sie bei seiner Ankunft damals auf dem Bahnhof erblickt und ihr lebhaftes Gesicht mit den heißen dunklen Augen sogleich als die größte Sehenswürdigkeit des ganzen, an Merkwürdigkeiten reichen Nestes empfunden.

Wenn sie nur ein ganz klein wenig freundlicher, vertraulicher ihm gegenüber geworden wäre in den vier Monaten, die er sie nun persönlich kannte, und während deren er, wo es anging, in ihrer Nähe aufrauchte! Aber sie hatte so etwas Herbes und Unnahbares der jungen Herrenwelt gegenüber, das ihm stets wieder Zügel anlegte, wenn sich einmal ein wärmeres Wort über seine sonst gar nicht so schüchternen Lippen drängen wollte. Er kam in kein rechtes Verhältnis zu ihr, wie tapfer er auch mitunter ein Scherzwort, das ihr hätte wohethun können, zurückhielt. Sein einziger Trost war es, daß von all den anderen, die das hübsche Geschöpf umflatterten, kein einziger sich besserer Behandlung rühmen konnte. Aber wenn sie aus dem Lawntennisklub fortblieb, dem er nur ihretwegen beigetreten war, und sich womöglich anderswo für diesen Sport engagieren ließ, so sanken seine Aussichten doch ganz bedeutend. Er hatte sich deshalb vorhin kurz entschlossen, ein wenig Vorsehung zu spielen und ihr durch seinen diplomatischen Besuch eine Brücke zu schlagen. Das vorgeschobene Fräulein Heider war gutmütig genug, um sich hinterher für seine Strategie gewinnen zu lassen. Und wenn sie nur wiederkam, war ja aller Streit vergessen und der süße Friede, die holde Eintracht sogleich wieder hergestellt!...

Beim Professor Livonius löste den ersten Studenten alsbald ein anderer ab, der mit einem ähnlichen Anliegen kam; auch der Hausarzt Doktor Siebichwinger sprach vor und trank ein Glas Wein mit dem Alten, so daß aus der Arbeit an diesem Tage nicht viel wurde, obgleich der Professor wieder sehr vertieft an seinem Schreibtisch saß, als sein Töchterchen gegen Zwölf den Kopf durch die Thürspalte steckte und zu ihm hinüberlugte.

„Störe ich, Papa?“ fragte sie lustig.

„Nicht im geringsten, kleiner Küchendragoner. Im Gegenteil, ich habe eine Bestellung für dich! Du hattest Besuch vorhin, den ich an deiner Statt empfangen habe.“

„So? Wer war denn da?“

„Jemand vom Lawntennisklub . . .“,

„Ach? Wohl Doktor Pflugmacher?“ fragte sie schnell, und leise errötend.

Der Professor sah sie forschend an. „Nein! Weshalb gerade der Doktor Pflugmacher?“ fragte er, unmerklich lächelnd.

„O, ich dachte nur . . .“

„Interessiert sich der vielleicht besonders für dich?“

„Nicht, daß ich wüßte!“

„Oder du dich für ihn?“

„Aber, Papa!“

„Nun, nun, alles hat seine Zeit. Du wirst zwanzig Jahre!“

„Und wenn ich hundert Jahre alt werde: ich kümmere mich nicht so viel um ihn!“ Und dabei schnippste sie energisch mit Daumen und Zeigefinger, daß es einen richtigen kleinen Knall gab.

„Deine Anziehungskraft dürfte sich bei einem solchen Alter auch kaum gesteigert haben, isolge Coni! Im übrigen muß ich dir sagen, daß dieser Doktor Pflugmacher ein sehr tüchtiger Mann ist, der turmhoch über so kleinen Mädchen wie du steht, auch wenn sie noch so schön Lawntennis spielen!“

„Das ist es ja, was mich ärgert, dieses Turmhohe!“ sprudelte sie hervor. „Immer will er recht haben, wenn er's auch nicht sagt. Aber man liest's ihm aus den Augen, was er denkt; und nur aus seinem hoheitsvollen Mitleid schweigt er oder giebt womöglich das Gegenteil zu. Und das ist einfach unausstehlich! . . . Auf der anderen Seite wieder ist er so dumm, so herzlich dumm, daß er nicht einmal merkt, wie die jungen Damen sich um ihn reißen und ihn zu fördern suchen, weil er eine sogenannte gute Partie sein soll. Wahrscheinlich wird er sich in den nächsten Wochen als gezähmter Bräutigam von Martha Gerlach oder Liese Bisseborn präsentieren. Bei einer von den Beiden beißt er sicher an, und sauer genug haben sie sich's schließlich ja auch werden lassen!“

„Spricht da vielleicht der Neid aus dir, kleine Loni?“ erkundigte sich schmunzelnd der Professor.

„Aber Papa! Meinst du, ich könnte ihnen nicht allen Beiden das Spiel verderben, wenn ich Lust hätte? Aber ich würde mich erniedrigen, und darum bin ich gerade um so kühler gegen ihn. Er soll nicht etwa denken . . . Wer war denn übrigens hier von dem albernen Klub?“

„Fräulein Heiber!“

„So?!“

„Und sie läßt dich sehr bitten, morgen nicht zu fehlen!“

„Thut mir sehr leid! Sie sollen erst das Rennen entscheiden; eher bekommen sie mich nicht wieder zu sehn!“

„Welches Rennen?“

„Um den Doktor Pflugmacher!“

„Hm . . . ich würde dir doch raten . . .“

„Papa, rate mir nichts, ich thue doch, was ich für richtig halte! Du bist gewiß ein großer Gelehrter — aber vom Lawntennis mit seinen Neben- und Endzwecken versteht du nichts! Außerdem kommt Pauline erst morgen abend von ihrer Reise zurück; ich muß mich also um die Wirtschaft bekümmern, für Mittag und Abend sorgen und dir die Lampe bringen, wenn's dämmrig wird, weil du dir sonst rücksichtslos die Augen verdirbst.“

„Du brauchtest sie mir nur herzustellen, Kind. Und Mittag könnten wir mal im Restaurant essen, bei Seemann oder im ‚Weinstock‘ . . .“

„Damit dir des dummen Lawntennis wegen deine ganze Behaglichkeit zerstört würde? Nichts da, ich schreibe ab. Wenn ich das nächste Mal wieder hinkomme, ist's Zeit genug. Wir sind so wie so ein bißchen gespannt. Das verraucht dann besser!“

„Hm . . . ich weiß nicht . . .“

„Lieber Papa, reden wir von was anderem! Weißt du zum Beispiel, daß ich dich vorhin mal wieder heftig bestohlen habe?“ fragte sie, und ein Ausdruck fröhlichsten Uebermutes huschte über ihr rosiges Gesichtchen.

„Mich? Bestohlen?“

Sie lachte und nickte energisch. „Du weißt doch, wo du dein Kleingeld immer hinsteckst, wenn du zu bequem bist, das Portemonnaie noch einmal herauszunehmen? . . . Aber ich habe es diesmal im Interesse der Haushaltung verwendet und nicht in die ‚Schmu-Kasse‘ gethan! Höchstens eine hübsche moderne Gürtelschnalle fällt dabei für mich ab, die ich gestern in einem Schaufenster habe liegen sehen! Bin ich nicht sehr anständig?“

„Sollte ich wirklich wieder . . . hm . . . und ich hatte es mir doch fest vorgenommen, dir keine Gelegenheit wieder zu geben, mich zu plündern, Spitzbübin!“

„Sei ganz froh! Du bist dadurch um eine Störung gekommen! Ich hatte nämlich zu wenig Geld mitgenommen und konnte schließlich die Gans nicht einmal bezahlen, nachdem ich eine Viertelstunde darum gehandelt hatte. Da bin ich ohne langes Ueberlegen zurückgefahren, mir mehr zu holen. Wie ich aber über den Korridor komme, um dich aufzusuchen, streife ich an deinen Sommerüberzieher und höre dabei ein verdächtiges Geklimper. Natürlich erwacht sofort der vererbte Forschungstrieb, und als die talentvolle Tochter eines großen Vaters fördere ich so nach und nach neun Mark und fünfundachtzig Pfennig an den Tag. Jedenfalls hast du in der Straßenbahn ein Fehnmarkstück gewechselt und ‚die paar Pfennige‘ der famosen Billettsche einverleibt! Eigentlich wollte ich ja den ganzen Betrag unterschlagen: aber da regte sich doch ein Rest von Gewissen in meinem verdorbenen Gemüt, und ich beschloß, mich mit dem Ueberschuß zu begnügen! Auf diese Weise bist du wirklich noch gut weggekommen! Das nächste Mal erstücke ich jedoch jede thörichte Regung und annektiere den ganzen Raub!“

„Ich werde doch gelegentlich mal mit dem Staatsanwalt reden!“ drohte er lächelnd. „Schlimmer können es die Türken ja kaum treiben! . . . Nebenbei fällt mir da ein, daß ich dich bitten wollte, mir den Henkel an dem Ueberrock zu erneuern . . .“

„Ist der zerrissen?“

Der Professor nickte.

„Aber er hing doch draußen? Da hast du ihn wohl mit dem Stoff über den Haken praktiziert, daß es nachher eine richtige Tüte giebt, die der Schneider erst wieder rausbügeln muß? Ach, ihr Männer seid doch zu unordentliche Menschen!“

„Du kannst recht haben! . . . Hm . . . Uebrigens: wie ist der kapitolinische Vogel ausgefallen, den du uns zubereiten willst? Ich hoffe, daß er keine persönlichen Erinnerungen an die Großthat im alten Rom gehabt hat!“

„Sei unbesorgt, Papa; die Gans ist nicht älter als die Aepfel, mit denen sie sich morgen präsentieren wird!“

„Na, das soll mich freuen, Kind! Dann soll dir auch die Gürtelschnalle gegönnt sein, die du dabei . . . hm . . . verdient hast! . . . Wenn ich mich bloß besinnen könnte, wann und wo ich wieder so leichtsinnig war, Geld in die dumme Tasche zu thun!“

„Quält dich doch damit nicht mehr, armer Papa! Los bist du's einmal!“

„Ich glaube, es wäre praktisch, Kind, wenn du die Tasche einfach zunähtest!“

„Ich werde mich hüten und die einzige reelle Einnahmequelle, die ich habe, selbst vertrocknen! Daraus wird nichts!“

„Na, dann muß ich mir doch mal einen Knoten ins Taschentuch machen, damit ich auf diese Weise nicht noch bankrott werde!“ sagte er vergnügt und überflog die schlanke Gestalt seines Kindes mit einem liebevollen Blick. „Nun aber kehrt und marsch in die Küche! Ich habe noch zu thun!“

„Ich auch, Papa!“

Dann flog sie, ein lustiges Liedchen auf den Lippen, durch Vorzimmer und Korridor in die Küche, um die letzten Vorbereitungen zum Mittagsmahl zu treffen . . .

Papa Livonius war es gewohnt, nach dem Mittagessen ein Stündchen im Schlafzimmer zu verschwinden und sich dort aufs Ohr zu legen. Loni bereitete während dieser Zeit den Kaffee, den der alte Herr kurz vor seinem täglichen Spaziergang einzunehmen pflegte. Als er heute wieder im Eßzimmer erschien, erwartete ihn sein Töchterchen schon mit deutlichen Zeichen der Erregung.

„Ich wollte dir vorhin den Henkel an den Ueberzieher nähen,“ berichtete sie ihm, „aber er hängt ja nicht mehr auf dem Korridor!“

„Nicht?“

„Nein! Er ist nirgends zu finden! Hast du ihn mit in dein Schlafzimmer genommen?“

„I bewahre!“

„Aber wo ist er denn bloß?“

„Ich habe keine Idee!“

„Das ist doch merkwürdig. Dann muß ihn doch geradezu jemand mitgenommen haben!“

„Vielleicht hat ihn einer der Studenten in der Zerstreuung für den seinen angesehen! Hm . . . na, der wird ihn dann auch schon wiederbringen! Hole mir dafür einen dickeren Rock, den blauen, weißt du, der genügt bei dem milden Wetter vollständig!“

„Das wäre aber doch ein starkes Stück von einem Studenten!“

sagte sie empört. „Was soll denn aus solchem Menschen werden, wenn er erst mal Professor ist?“

Sie ging hinüber in das Schlafzimmer des Vaters, um den gewünschten Rock aus dem Kleiderschrank zu nehmen. Fast noch erregter als vorher kam sie gleich danach wieder zurück, den vermißten Ueberzieher über dem Arme.

„Du hattest ihn ja doch in deinem Schlafzimmer, Papa! Und da verdächtigst du arme Studenten und läßt mich an Diebe und Einbrecher denken!“

„Aber Kind! Es ist mir nicht im Traume eingefallen! Ich habe das Ding noch nicht angerührt heute. Verlaß dich darauf!“ entgegnete er verwundert.

„Ja, er kann aber doch nicht allein . . .?“ meinte sie und sah den braven Ueberrock so mißtrauisch dabei an, als ob er ein direkter Abkömmling von Doktor Fausts Zaubermantel wäre.

„Nein, das kann er nicht!“ bestätigte der Professor. „Und da du's selbst nicht gewesen zu sein scheinst und Pantine nicht dabei in Frage kommen kann, so werd' ich ihn trotz allem wahrhaftig wohl selbst . . . hm . . . warte mal, jetzt hab' ich's schon! Gestern abend, wie ich aus dem ‚Bunten Kamm‘ kam, habe ich ihn mit hinter genommen! Eben des Henkels wegen, den du annähen willst! Ich erinnere mich jetzt deutlich, daß er mir ein paarmal vom Halse rutschte, und da sein Stuhl im Korridor stand, dem ich ihn anvertrauen konnte, und ich bin den Kummer ersparen wollte, ihn heute früh auf der Erde zu finden, so . . .“

„Aber dann hing er ja heute vormittag auch schon nicht draußen?“ rief sie mit aufsteigender Bestürzung.

„Da er dort weder als Portier angestellt ist, noch irgendwie zu repräsentieren hat, so hatte ich das für durchaus gleichgültig, kleine Loni!“

„So?! . . . Und aus welcher Tasche habe ich nun die neun Mark und fünfundachtzig Pfennig genommen?“ fragte sie beklommen.

„O . . . richtig . . . Du hast ja . . . hm . . . das ist ja ein niedliches Stückchen, das du da wieder mal fertig bekommen hast!“ murmelte Papa Livonius. „Siehst du, das kommt davon, wenn man dem Teufel den kleinen Finger giebt! Jetzt hast du dich gar an fremdem Gelde vergriffen! Ich sage gar nichts, wenn sie dich demnächst nach Numero Sicher bringen!“

„Ich glaube, du willst mich nur ängstigen! Bitte, bitte, lieber einziger Papa, treib den Scherz nicht weiter; ich will auch nie wieder nachsehen und wenn's noch so klimpert! Nicht wahr, du hast ihn erst Mittag vom Korridor genommen, um mich ein bißchen zappeln zu lassen?“ sprudelte sie ängstlich lachend heraus und sah ihn dabei so flehentlich in die Augen, daß er ihre Frage am liebsten bejaht hätte. Aber das hätte die verzwickte Lage nur noch verzwickter gemacht. Es half nichts: sie mußten ermitteln, wer der Gebrauchschatze war, um ihm seinen Mammon so schleunig wie möglich zurückzustellen, damit nicht noch gar ein Unschuldiger in Verdacht geriet.

„Es thut mir herzlich leid, liebe Loni,“ entgegnete er daher ernst, „aber ein Scherz ist die Sache wirklich nicht! Mein Ueberrock ist bestimmt seit gestern abend in meinem Schlafzimmer gewesen!“

„O Gott, wem mag nun bloß das Geld gehören? . . . Zähl' einmal auf, wer alles da war heute früh!“ sagte sie hastig. „So zwischen halb Elf und halb Zwölf!“

„Hm . . . Da war eine ganze Menge Menschen da! Auffällig mehr als sonst! Ob das freilich um Zehn oder Elf oder Zwölf war —“ er zuckte die Achseln dabei — „kann ich dir leider nicht sagen!“

„Also wer?“ ertundigte sie sich ungeduldig.

„Na, zunächst der Doktor Pf. . . . nein doch, nein, das Fräulein Heider aus dem Lawntennistnub, weißt du! . . . Vielleicht, vielleicht! . . .“

„Aber Papa, die hat doch keinen Herrenpaletot mit einem Billettäschchen!“

„Meinst du?“ sagte er und lächelte gedankenverloren.

„Ach Gott, woran denkst du bloß, während ich vor Angst vergehen möchte! Sei doch lieb und bleib bei der Sache! Also Fräulein Heider ist ausgeschlossen! Welcher Doktor war nun da?“

„Doktor Siebschwinger selbstverständlich!“

„Das wäre ein Glück, wenn's der wäre! Ich fahre gleich zu ihm und frage. Der versteht ja Spaß und lacht mit! . . . Aber wenn's nun ein andrer ist? Wer war noch hier?“

„Drei oder vier Studenten!“

„Und du weißt nicht mehr, wie sie heißen?“

„Nein, aber wenn ich morgen früh im Kolleg nachfrage, melden sie sich schon! . . . Der eine heißt übrigens Salbach, ein Neffe des Oberpredigers Salbach.“

„So schreibe ihm eine Karte! Er soll zum Abendbrot kommen! Du hättest ihm etwas mitzuteilen!“

„Wollen wir nicht doch lieber bis morgen . . .? Es könnte sein, daß . . . hm . . .“

„Nein, nein, ich kann die ganze Nacht nicht schlafen, Papa! Wenn's der Doktor nicht ist, schicke ich die Karte sofort durch einen Dienstmann zu Salbachs. Ich muß Gewißheit haben, so schnell als möglich!“

„Wie du willst, Kind!“ erklärte der Alte, der sich indes schon heimlich vorgenommen hatte, Doktor Pflugmacher aufzusuchen, um bei ihm auf den Zahn zu fühlen. Wenn dann der Besuch des jungen Salbach auch vielleicht überflüssig wurde, so war das ja kein großes Unglück. Er würde schon einen kleinen Auftrag für ihn finden, der umstände war, die plötzliche Einladung zu bemänteln. Er setzte sich also hin, schrieb die gewünschte Karte, gab der Loni Geld und trat dann seinen Spaziergang an.

Sein Weg führte nicht auf die langgewohnte Lindenpromenade; heute schlug er die entgegengesetzte Richtung ein, um in die Düverstraße zu gelangen, wo Doktor Pflugmacher, der junge Litteraturdozent, sein Junggesellenheim aufgeschlagen hatte. Leider kam Professor Livonius vor eine verschlossene Pforte. Doktor Pflugmacher hatte sich an einem Ausflug beteiligt und würde erst spät abends heimkehren, berichtete ihm die Wirtin. Ob sie etwas bestellen sollte? Der Professor verneinte und erklärte, morgen wiederkommen zu wollen. Wann er ihn bestimmt treffen würde? Gleich nach Tisch, zwischen Zwei und Drei, gab die beredte Alte Auskunft. So lange also mußte er sich schon gedulden, wenn sich die Geschichte nicht anders aufklärte . . .

Loni Livonius hatte ihr Haushalt hastig mit einer Straßentoilette vertauscht und war eben im Begriff, die Wohnung zu verlassen, als ein flinker Männerschritt auf der Treppe hörbar wurde. Gleich danach tauchte auch ein junger Herr auf, dessen mit Narben „gezierte“ Wange den Sohn der Alma mater verriet.

Er zog mit tadellofer Eleganz den Hut und fragte, ob er den Herrn Professor vielleicht sprechen könnte.

Lonis Blick glitt prüfend an ihm hinab, und eine Stimme in ihr sagte: Vielleicht war der's, und er kommt, um Nachforschungen zu halten!

„Papa ist augenblicklich nicht anwesend,“ erklärte sie zögernd. „Ist es von Wichtigkeit, dann könnten Sie . . .“

„Für mich allerdings, gnädiges Fräulein. Ich war heute vormittag schon einmal hier, um . . .“

Das Blut war ihr ins Gesicht geschossen. Der mußte es sein! „Sie waren vormittags schon einmal hier,“ unterbrach sie ihn aufgeregt, „und nun fehlt Ihnen etwas, nicht wahr?“

„Allerdings!“ entgegnete er erstaunt. „Aber woher wissen Sie . . .?“

„O . . . ich . . . ich war es ja selbst, die es Ihnen herausgenommen hat . . . durch ein Mißverständnis natürlich . . . ich glaubte, es wäre Papas . . . Sie sind gewiß ganz verdutzt gewesen, als Sie es merkten, nicht?“

„Ich . . . ich weiß nicht, gnädiges Fräulein . . . ich war eigentlich gar nicht verdutzt . . . ich merkte es schon auf der Treppe, daß ich es nicht hatte . . .“ stotterte der Jüngling, dem die Sache höchst rätselhaft erschien.

„Ja, warum sind Sie denn nicht gleich wieder umgekehrt?“ fragte sie erstaunt.

„Ich glaubte, es würde auch so gehen! . . . Aber wie ich vorhin an die Stelle kam, merkte ich doch, daß es nötig wäre, den Kommentar zu benutzen und . . .“

„Einen Kommentar? Kein Geld?“ entfuhr es ihr betroffen.

„Geld?“ lächelte er mit einer gewissen Erhabenheit. „Ach nein! Einen Kommentar zu den Lessingschen Nathanquellen, den mir Ihr Herr Vater nebst etlichen anderen Werken zur Verfügung gestellt hatte und den ich heute vormittag habe liegen lassen!“

Mutterglück.
Nach dem Gemälde von S. Granitsch.

„Und Geld fehlt Ihnen wirklich nicht? Aus der kleinen Tasche da?“ fragte sie, nach dem Billettäschchen deutend.

„Ich wüßte nicht! Um wie viel handelt es sich denn?“

„Es waren neun Mark fünfundachtzig!“

„Um Gottes willen!“ erklärte er, energisch das Haupt schüttelnd. „Eine solche Summe! Ganz unmöglich!“

„Und Sie sind Ihrer Sache ganz sicher?“

„Totsicher!“

„Ach, und ich freute mich schon . . .“

„Es thut mir ja auch riesig leid, aber . . . Na, ich werde also morgen wieder vorsprechen! Wünsche Guten Abend!“

Und nach einer tiefen Verbeugung schritt er die Treppe hinunter. „Ach, Herr . . . Herr Doktor,“ rief da plötzlich die junge Dame hinter ihm her, „heißen Sie vielleicht Salbach?“

„Nein, gnädiges Fräulein, Georg Marwitz, Stud. phil.! Kann ich Ihnen noch irgendwie von Nutzen sein?“

„Ich danke bestens, nein! . . .“

Zehn Minuten später zog Loni die Klingel bei Doktor Siebschwinger, dem alten Hausarzt der Familie.

„Guten Tag, bester Herr Doktor! In aller Eile nur schnell eine Frage!“ sagte sie, zu dem gemütlichen alten Arzt eintretend.

„Nehmen Sie erst Platz, Lonchen! Es ist doch nichts passiert, was? Papa war doch kreuzfidel heute vormittag.“

„Das ist er auch noch, aber . . .“

„Sehr angenehm zu hören. Also fehlt's Ihnen, Lonchen?“

„Nein, aber ich möchte fragen, ob Ihnen nichts fehlt?“

„Nanu?“ sagte er, erstaunt auflachend. „Haben Sie vielleicht so unter der Hand das Staatsexamen gemacht und suchen sich Praxis? . . . Mir fehlt nichts, Lonchen; und wenn auch: ich lebe for mir und koche mich selbst! Mich braucht kein andrer um die Ecke zu bringen!“

„Ach, Sie müssen doch immer Witze machen, Herr Doktor . . .“

„Die beste Arznei, Kind, Sie können sich drauf verlassen! Aber nun mal ernsthaft: was wollen Sie von mir?“

„Vermissen Sie nicht Geld? Aus der kleinen Ueberziehertasche!“ fragte sie herzklopfend.

„Wie kommen Sie darauf?“

Mit fliegendem Atem erzählte sie ihm ihr Mißgeschick.

Er lachte vergnügt auf, der Barbar, und sagte dann:

„Nee, Lonchen, ich bin der Leidtragende nicht; Sie müssen schon einen anderen gerupft haben! Denn erstens stecken in der nichtsnutzigen Tasche bei mir höchstens mal ein paar Nickel; außerdem aber habe ich den Ueberrock bei Ihnen gar nicht abgelegt, weil ich nicht Neigung hatte, mich aufzuhalten. Papa hat mir ja selbstverständlich erst ein Glas Madeira eingetrichtert, weswegen ich eigentlich auch nur raufgestiebelt war; aber das kann man auch im Ueberzieher vertragen! . . . Ich weiß nebenbei gar nicht, weshalb Sie hinter dem dummen Kerl so her sind! Er wird sich schon von selber melden!"

„Und wenn nicht?"

„Auch kein Unglück. Dann kann er's eben verschmerzen, und wir laufen drei Flaschen Madeira mehr für den Draht!"

„Ach, Herr Doktor, das glauben Sie doch selber nicht!"

„Nein doch, aber Sie sollen den Humor nicht verlieren bei einer so komischen Geschichte, Loni!" sagte er ärgerlich. „Es wird sich ja schon herausstellen! . . ."

„Da bleibe einer lustig, wenn man einen richtigen Taschendiebstahl auf dem Gewissen hat!" seufzte sie. „Ach, diese abscheulichen Taschen, wie ich sie hasse! Papa hat ganz recht: zunähen müßte man sie . . ."

„Und uns einen Pompadour in die Hand geben!" ergänzte der Doktor. „Brillante Idee, Lonchen, ich gratuliere Ihnen!"

„Sie sind unverbesserlich! Adieu!"

„Adieu, Loni, und viel Glück auf den Weg! Hoffentlich haben Sie ihn bald, den niederträchtigen Kerl, der braven Professorentöchtern so hinterlistige Fallen stellt! Waschen Sie ihm nur tüchtig den Kopf! Oder muß er mit auf die Polizei?" . . .

Fräulein Livonius beantragte just einen Dienstmann, das Kärtchen ihres Vaters an den jungen Salbach zu befördern, als jemand an ihr vorüberging und ihr mit einem Anflug leichter Verlegenheit „Guten Tag" sagte.

Sie drehte sich herum und erkannte ihre Lawntennisfreundin Erna Heider.

„Guten Tag, Erna!" erwiderte sie freundlich. „Warte doch einen Augenblick. Wir können dann ein Stück zusammengehen!"

„Gern!" klang es zurück, und als die beiden jungen Mädchen alsbald nebeneinander die Straße hinabschritten, brach Erna endlich das Schweigen, indem sie sagte:

„Du bist also nicht mehr böse, Loni?"

„Nicht im geringsten! Aber ich habe mich gefreut, daß du bei mir warst; wenn du mich auch nicht getroffen hast! Es war lieb von dir!" erklärte Loni herzlich.

„Ich? Bei dir? Davon weiß ich nichts, Loni!"

„Heute früh! Mein Papa hat es mir doch erzählt!"

„Das muß eine Verwechselung sein; ich bin den ganzen Tag nicht ausgewesen. Dies ist mein erster Weg!"

„Das ist aber doch sonderbar! Papa hat ein langes Gespräch mit dir geführt . . ."

„Es wird Liese Biskeborn gewesen sein! Oder Martha Gerlach! Wir hatten uns doch eigentlich gar nicht entzweit," sagte das sanfte, blonde Mädchen mit einem gutherzigen Lächeln auf dem blassen Gesicht.

„Meinst du?" fragte Loni nachdenklich und nagte an der Unterlippe. Da sah sie an der nächsten Straßenecke ihren Vater anstaunen und steigerte ihre Schritte sogleich zu einem kleinen Eilmarsch. Erna war kaum imstande, ihr an der Seite zu bleiben. Der Professor sah sie noch immer nicht, obgleich sie ziemlich nahe an ihn herangekommen waren. Erst auf ihren Anruf blickte er auf und fragte:

„Na, Loni, war's der Doktor?"

„Nein!" entgegnete sie. „Aber sag' mal, Papa, wer von meinen Freundinnen war denn eigentlich heute vormittag bei uns? Du sagtest doch: Erna Heider . . ."

„Ganz recht!" bestätigte Papa Livonius.

„Aber hier treffe ich eben zufällig Erna, und die erklärt mir, daß sie heute überhaupt noch nicht ausgegangen ist."

Der Professor lächelte etwas kurzatmig und merkte, wie ihm leise das Blut in die weißen Schläfen stieg. Dieser Doktor Pfiffmacher war doch ein arger Verführer! Nun saß er da in einer schönen Patsche und mußte sich auf eine neue Lüge besinnen! „Das eben ist der Fluch der bösen That!" summte es ihm durch den Kopf, ehe er heuchlerisch-freundlich dem Fräulein die Hand reichte und ihr „Guten Tag" bot.

„Waren Sie es wirklich nicht?" fragte er dann möglichst harmlos.

„Ganz gewiß nicht, Herr Professor!"

„So wird es das liebe Fräulein Schwester gewesen sein!" bemerkte er krampfhaft liebenswürdig.

„Erna hat gar keine Schwester!" erklärte Loni trocken, während sie den Papa mit offenbarem Mißtrauen beobachtete.

„Schade! Ist schade, wirklich schade!" orakelte Papa Livonius und lächelte noch immer. Loni wurde nicht klug aus ihm. War es nun eine von den anderen Freundinnen gewesen oder steckte eine kleine Intrigue dahinter, um sie auf diese Weise in den Klub zurückzubringen? . . . Sie wollte es schon in Erfahrung bringen, wenn sie nur erst den Studenten gefunden hatte, dem das erbeutete Geld gehörte! . . .

„Morgen wirst du's ja hören, wer's war," sagte Erna Heider, sich verabschiedend. „Du kommst doch morgen?"

„Ich glaube nicht!" entgegnete Loni kurz.

„Das wäre aber nicht nett," sagte Erna versöhnlich.

„Sie wird schon kommen," tröstete der Alte. „Guten Abend, Fräulein Heider!"

„Wie kannst du bloß denken, daß ich Neigung zum Spielen habe, so lange diese Geldgeschichte nicht geregelt ist?" fragte Loni den Vater, als sie mit ihm den Weg zu ihrer Wohnung einschlug.

„Ich hoffe, sie klärt sich morgen spätestens auf. Kommt der junge Salbach heute abend?"

„Hoffentlich!" antwortete Loni seufzend.

Bald nach sieben Uhr klingelte es denn auch bei Professors, und der junge Mann, ein schüchterner Landprediger sohn mit etwas linkischen Bewegungen, trat über die Schwelle des Korridors.

Legen Sie ab, lieber Herr Salbach," sagte der Professor, der ihm geöffnet hatte, und der junge Studiosus hängte seinen Hut an einen der Haken.

„Ach, einen Ueberrock haben Sie gar nicht angezogen?" fragte Papa Livonius diplomatisch. „Nun ja, das Wetter ist herrlich, und die Jugend mag's schon aushalten!"

„Ja, das Wetter ist wirklich wundervoll!" bemerkte tiefsinnig der Jüngling. „Aber auch, wenn es schon rauher wäre, würde ich . . . hm . . . Wir sind nämlich zu Hause neun Kinder, Herr Professor. Da ist man zufrieden, wenn's mal einen Wintermantel giebt. Für die Herbsttage reicht ein warmer Anzug ja auch vollständig."

„Außerordentlich vernünftig gedacht, junger Herr! Als ich in Ihrem Alter war, ging's mir übrigens ähnlich. Aber entschuldigen Sie mich mal auf eine Minute; ich möchte meiner Tochter noch eine Mitteilung machen."

„Bitte sehr, Herr Professor!"

„Nehmen Sie nur inzwischen hier in diesem Zimmer Platz!" Und eilig stapfte der alte Herr darauf in die Küche, wo Loni sich eben der großen Schürze entledigte, um die Honneurs bei Tische zu machen.

„Ist er da?" fragte sie.

„Ja, Loni, aber er ist es auch nicht — — denn er besitzt gar keinen Sommerüberzieher!"

„Desto besser!" erklärte sie gepreßt. „Dann brauchen wir ihn gar nicht zu fragen."

„Aber was sage ich ihm nun, weshalb ich ihn herzitiert habe?"

„Ach, das wirst du schon machen, Papachen. Hast dich doch vorhin schon bei der Erna Heider geübt," entgegnete sie, leise spottend.

Und der alte Herr wurde wahrhaftig von neuem rot.

Dann gingen sie, um mit Josua Salbach zu Abend zu speisen . . .

Am nächsten Vormittag mußte der Professor ins Kolleg. Loni wartete mit Herzklopfen auf seine Rückkehr. Sie hatte eine unerquickliche Nacht hinter sich, in der sie nur wenig Schlummer gefunden hatte und von abscheulichen Träumen gequält worden war. Sie war verhaftet und vor den Richter geschleppt worden, und der hatte ihr in höchst überlegener Weise das Verwerfliche ihrer Handlung klargemacht, für ihre verteidigenden Einwürfe aber immer nur ein hochmütiges Lächeln gehabt. Schließlich hatte er sie zu einer langen Gefängnisstrafe verurteilt, während der sie die

Billettäschchen in sämtlichen Ueberröcken der Welt zunähen sollte. Der Richter aber hatte ausgesehen wie der Doktor Pflugmacher, und wenn er so erhaben gelächelt hatte, war es mit beinah' unwiderstehlicher Gewalt über sie gekommen, ihm allemal die Zunge herauszustrecken, nur ein ganz klein wenig, die äußerste Spitze nur! Erst gegen Morgen hin hatte sie fester geschlafen und natürlich über die Zeit hinaus, so daß sie in ihrer Eigenschaft als stellvertretende Köchin anderen als Wirtschaftsgedanken gar nicht hätte nachhängen dürfen. Aber so tapfer sie sich auch mühte, ihre Unruhe zu bemeistern und sich dem „kapitolinischen Vogel" mit ungeteilter Sorgfalt zu widmen: es passierten ihr immer wieder kleine Thorheiten, die sie mit Kopfschütteln entdeckte und verbesserte. Viel hätte nicht gefehlt, und sie hätte statt des Beifußes, der den Gänsen eine so angenehme Würze giebt, Baldrian in den Braten gelegt; denn Pauline hatte einen großen Kräuterschatz, der mit Aufmerksamkeit durchmustert sein wollte.

Dabei war Loni alle fünf Minuten am Fenster in dem der Küche zunächstgelegenen Speisezimmer, um auf die Straße hinabzuspähen, obgleich sie ganz genau wußte, daß ihr Vater vor halb ein Uhr nicht zurückkommen konnte. Die Möglichkeit war ja nicht ausgeschlossen, daß er sein Kolleg einmal ihr zuliebe abkürzte! Indessen all ihre Ungeduld nützte ihr ganz und gar nichts. Wohl aber schädigte sie schließlich den appetitlichen Vogel, der sich an manchen Stellen so verdächtig bräunte, als hätte er die Absicht, vor Aerger über die unverantwortliche Vernachlässigung, die ihm beim Braten widerfuhr, schwarz zu werden; wenigstens auf der einen Seite. Denn die andere war entschieden noch viel zu blaß, und es gehörte unzweifelhaft die ganze, ungeschmälerte und durch keinerlei küchenwidrige Gedanken beeinflußte Liebe und Erfahrung einer guten Kochkünstlerin dazu, diese ungerechte Verteilung von Licht und Schatten auszugleichen. Nun stand Lonis Erfahrung aber an und für sich schon auf ziemlich schwachen Füßen; und da sie kaum andere als direkt küchenwidrige Gedanken in ihrem kummervollen Köpfchen herumwälzte, so kam dieser Ausgleich nur sehr dürftig zustande. Dafür salzte sie den Braten allerdings doppelt. Ob das Papa Livonius jedoch als eine Entschädigung für die mangelhaft gebräunte Kruste zu betrachten gewillt war, stand sehr dahin . . .

Endlich nahte er sich. Ihr Herz klopfte stärker. Wenn er ihr nur ein Zeichen gegeben hätte! Aber er ging wie gewöhnlich, den Kopf gesenkt, und bemerkte sie gar nicht. Die halbe Treppe fast flog sie ihm entgegen. „Sag', Papa, hast du ihn gesunden?" rief sie in banger Erwartung.

„Noch nicht!" sagte der alte Herr keuchend. Denn das Treppensteigen wurde ihm nachgerade sauer.

„Ach Gott, noch nicht? So war es keiner von deinen Zuhörern? Oder hast du überhaupt nicht daran gedacht?"

„Aber, Kind!" sagte er vorwurfsvoll und begann, ihr zu erzählen, wie er die Besucher von gestern der Reihe nach ausgeforscht hatte und dabei zu dem schon gemeldeten negativen Ergebnis gekommen war.

„Was sollen wir nun thun?" fragte sie ratlos und betrübten Angesichts. „Der Polizei mitteilen? Oder im ‚Tageblatt' annoncieren? O, das verwünschte Geld!"

„Verwünsche lieber die vorschnellen langen Fingerchen, die es sich angeeignet haben! Vor allem aber sieh mal schleunigst nach deinem Braten; denn es riecht hier so eigentümlich, daß ich fast fürchte . . ."

„Wahrhaftig!" rief sie erschrocken und hastete in die Küche. Je näher sie ihr kam, desto trostloser wurde der brenzlige Dust. Als sie den Deckel von der Bratpfanne hob, bot sich ihr ein Anblick, der ihr Thränen aus den Augen preßte. Da lag sie, die eine Zierde der heutigen Tafel hatte werden sollen, die sie mit freudigem Stolze als „selbstgebraten" dem schmunzelnden Papa hatte präsentieren wollen, um dafür seine Anerkennung für ihre Kochkunst einzuheimsen: ein kleines, schwarzes, scharfriechendes Ungeheuer, das nur noch dazu dienen konnte, der am Abend heimkehrenden Pauline einen Triumph zu bereiten! Es war wirklich zum weinen!

Sie riß das Küchenfenster auf und siel dann fassungslos am Küchentisch nieder, das Gesicht in beiden Händen verbergend, während die heimtückische Gans ihre brenzigen Dünste instig weiter emporsteigen ließ . . .

So fand Papa Livonius sie nach einer Weile.

„Loni," rief er mitleidig, „was ist dir denn, Kind? Laß doch die dumme Gans! Es ist nicht die erste, die sich auf diesem Wege ihren althergebrachten Verpflichtungen der Menschheit gegenüber entzieht. Aber komm, daß wir die Pfanne vom Feuer nehmen, damit sie aufhört, ihre schadensrohen Duftwolken weiter zu entwickeln! . . . So! . . . Nun gieß' mal etwas Wasser in die Gluten ihres Siegestaumels, und dann laß uns irgendwohin essen gehen und allen Kummer dabei vergessen!"

„Geh du, Papa; ich bekomme keinen Bissen hinunter!" schluchzte sie. Aber das ließ er natürlich nicht zu.

„Dummes Zeug!" sagte er zärtlich und streichelte ihr Kinn und Wangen, wie er's so oft gethan, als sie noch den Schulranzen auf dem Rücken gehabt und ihn am Thor der Hochschule erwartet hatte. „Du kommst mit. Das ist ganz selbstverständlich!"

Eine halbe Stunde später tauchten sie im „Weinrock" auf. Es war das ein Restaurant, das wegen seiner Küche allgemein gerühmt wurde, und die reiche Anzahl der schmausenden Gäste konnte als Beweis dafür gelten, wie wohlverdient dieser Ruhm war. Alle Tische waren besetzt, hier und da nur mit einem einzelnen Besucher; die meisten jedoch Platz an Platz. Ziemlich hilflos stand der Professor in dem großen Raume, der vom Tellerklirren, Gläserklingen und Gesprächsgesummen erfüllt war. Die Kellner hatten alle fabelhafte Eile, und ängstlich drückte er sich auf die Seite, wenn sie ihre Tellergruppen mit Fleisch- und Gemüsesportionen an ihm vorüber balancierten und ihr „Bitte, Vorsicht!" dazu erschallen ließen.

„Ich glaube, wir gehen nach dort drüben, Papa!" sagte Loni endlich und deutete auf einen Tisch im Hintergrunde des Lokals, von dem sich soeben ein Gast erhob. Sie hatte das Gefühl, als könnte man noch immer die Spuren der vorhin vergossenen Thränen in ihrem Antlitz sehen, wenn sie den Schleier lüftete, und wollte daher gern allein mit dem Vater sitzen. In diesem Augenblicke bemerkte der Professor jedoch einen Herrn, der ihm grüßend zuwinkte und auf ein paar leere Plätze an seinem Tische aufmerksam machte.

„Kind, dort ist es sehr dunkel," entgegnete der alte Herr seiner Tochter, „aber weiter hinten am Fenster hat mir eben Doktor Pflugmacher ein Zeichen gegeben. Da scheint Platz für uns zu sein! Komm!"

„Ach nein, Papa, lieber nicht!" bat sie bestürzt.

Indessen hatte sich der junge Doktor schon aufgemacht, ihnen entgegen zu gehen, und fuhrte sie, ohne auf eine Entscheidung zu warten, an seinen Tisch, der einer Seitennische wegen ziemlich allein stand. „Das trifft sich ja herrlich!" sagte er, offenbar sehr vergnügt über diese Begegnung. „Haben Sie heute dem Hochschlfest einmal Ruhe gegönnt?"

Loni nestelte verlegen an ihrem Schleier herum. „Woher wissen Sie denn, daß ich . . .?" fragte sie jetzt erstaunt und sah den Doktor an, der plötzlich eine sehr lebhafte Farbe bekam.

„Ja, Sie kochen doch sonst gewiß zu Haus," versuchte er, sein Verplapperrn zu bemänteln.

„O nein, wir haben eine Köchin, lieber Doktor!" rettete ihn Papa Livonius und fügte die Erkundigung an: „Essen Sie immer hier im ‚Weinstock'?"

„Das zweite Mal in meinem Leben!" entgegnete er. „Gestern war ich auch hier und hatte dabei ein nicht gerade angenehmes Abenteuer, das mich aber nötigte, heute wieder herzugehen! . . . Ich muß mich nämlich auslösen!"

„Auslösen? Wieso?" fragte Papa Livonius.

„Das werden Sie gleich erleben," sagte er lachend. „Der Wirt muß jeden Augenblick kommen."

Inzwischen hatte der Kellner die Suppe für die beiden Gäste gebracht und erkundigte sich dienstbeflissen, welchen Braten man nach dem Fischgang wünschte. Das Roastbeef wäre ein bißchen fett; aber der Gänsebraten wäre ausgezeichnet.

„Um Gottes willen keinen Gänsebraten, Papa!" rief Loni halblaut.

„Also Roastbeef!" bestimmte der Professor.

„Mögen Sie Gänsebraten nicht, gnädiges Fräulein?" fragte lächelnd Doktor Pflugmacher.

Loni wußte nervös an ihrer Serviette und versuchte krampfhaft zu lächeln, während der Professor sagte: „Wir sind heute

schlecht zu sprechen auf das watschelnde Federvieh, das uns durch seinen Unverstand . . .“

„Aber, Papa!“ sprudelte Loni hervor und wurde bis in die Schläfen rot. „Was kann denn das den Herrn Doktor kümmern?“ Und auf einen erstaunten Blick desselben verriet sie, halb im Zorn: „Ich habe heute eine Gans anbrennen lassen, wenn Sie's denn durchaus wissen müssen!“

„Ich bedaure Ihr Mißgeschick von Herzen,“ sagte er, ganz leise lächelnd, „aber da ich dadurch wahrscheinlich in die angenehme Lage gekommen bin, Ihnen hier gegenüberſitzen zu dürfen, so bin ich auf der anderen Seite . . .“

„Pharisäer genug, mich innerlich darüber zu freuen!“ ergänzte der Professor und hob schalkhaft drohend den Finger.

„O nein, ganz so schlimm ist's nun doch nicht!“ meinte der Doktor. „Ja, wenn Ihr Fräulein Tochter die Sache nicht so tragisch zu nehmen schiene . . .“

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich mich um die dumme Gans gräme?“ unterbrach sie ihn, und ein fast feindseliger Blick flog über den Tisch zu ihm hinüber.

„So haben Sie noch einen anderen Kummer?“

„Allerdings!“ entgegnete statt ihrer der Professor augenzwinkernd. „Und ich muß nachher einmal mit Ihnen . . .“

„Ich bitte dich inständigst, Papa, laß mich die Sache allein erledigen!“ fiel Loni beinah' heftig ein.

Papa Livonius zuckte die Achseln, während Doktor Pflugmacher gemessen erklärte: „Es liegt mir durchaus fern, mich in Ihre Geheimnisse zu drängen, gnädiges Fräulein!“

„Ach Gott, wenn Sie mir nur helfen könnten!“ sagte sie trübe seufzend. „Böse war es jedenfalls nicht gemeint!“

„Sie müssen am besten wissen, was Sie zu thun und zu lassen haben,“ entgegnete er ernst. „Aber die Frage darf ich mir hoffentlich erlauben, ob Ihr Kummer so groß ist, daß er Sie auch vom Spiel heute nachmittag abhält? . . . Nicht wahr, Sie kommen?“

Ein neuer Blick traf ihn, mehr erstaunt als feindselig. Was wollte dieser Mann nur von ihr? Warum ließ er sie nicht in Ruhe und begnügte sich mit den Verehrerinnen, die es ihm doch deutlich genug zu verstehen gaben, wie hoch sie ihn schätzten?

„Ich bedaure,“ sagte je endlich. „Zunächst werde ich den Spieltagen fernbleiben.“

„So sind Sie unversöhnlich?“ forschte er. „Und ich . . .“

„Hm . . .“ räusperte sich der Professor, der ein Unglück kommen sah. Aber das Signal wurde überhört.

„Und ich glaubte, Fräulein Heider hätte . . .“

Sie blickte ihn plötzlich durchdringend an und streifte dann ihren Vater mit den Augen, der sich bemühte, möglichst gleichmütig seine Suppe zu löffeln.

„Fräulein Heider?“ fragte sie dann gedehnt. „Woher wissen Sie denn . . .?“

Ehe sie ihre Frage jedoch zu Ende geführt hatte, war der Wirt an den Tisch getreten und sagte nach einer höflichen Verbeugung gegen die drei Gäste zu Doktor Pflugmacher:

„Ich bringe Ihnen Ihr Essi zurück, Herr Doktor! . . . Es wäre wirklich nicht nötig gewesen . . . aber Sie wissen ja, die Kellner! . . . Jedenfalls war es mir sehr fatal, und ich bitte sehr um Verzeihung!“

Dabei legte er ein silbernes Cigarrenetui auf den Tisch, das Doktor Pflugmacher sogleich in die Seitentasche steckte.

„O bitte, der Kellner war ja in seinem Recht!“ antwortete Pflugmacher. „Er konnte mich nicht wissen und brauchte mir daher auch nicht zu glauben, daß man mir hier das Geld aus dem Ueberrock gestohlen hatte. Ich habe ihm das Pfand deshalb sehr gern gegeben.“

„Und haben Sie wirklich die feste Ueberzeugung, daß der Diebstahl in meinem Lokale geschehen ist?“

„Es kann nicht wo anders geschehen sein. Ich hatte das Goldstück auf der Straßenbahn gewechselt und bin nachher nirgendwo gewesen, wo auch nur der Schatten einer Möglichkeit vorhanden wäre, daß . . .“

„Ihr Wort genügt mir, Herr Doktor. Ich habe auch schon Verdacht auf einen meiner Piccolos! Wahrscheinlich lasse ich ihn heute noch fliegen; denn was soll man mit solch unsicherem Kantonisten?“

Damit wandte er sich einem anderen Tische zu. Loni hatte ein Gefühl in der Kehle, als ob sie ersticken sollte. Sie wollte sich einmischen in das Gespräch, fragen, aufklären, alle Möglichkeiten feststellen, aber sie brachte kein Wort über ihre Lippen. Auch den Professor hatte ein seltsames Unbehagen überschlichen, als ihm das Abenteuer des Doktors kund wurde. Aber aus Rücksicht auf seine Tochter hatte er vorläufig geschwiegen. Nun der Wirt fort war, wollte er versuchen, die heikle Geschichte zurechtzurücken. Aber er kam nicht mehr dazu. Loni sagte nämlich plötzlich unvermittelt zum Doktor Pflugmacher:

„Auf Manneswort, Herr Doktor, waren Sie gestern vormittag bei uns?“

Seine eben noch gleichmütig heiteren Züge wandelten sich zu höchst verdutztem, kleinmütigem Ausdruck. Sein Blick schweifte halb fragend, halb anklagend zum Professor hinüber. So in Verlegenheit hatte Loni ihn noch niemals gesehen, und sie mußte einen Augenblick lang an sich halten, um nicht laut aufzulachen. Zugleich aber spürte sie ein ganz leises Mißfallen über diese Unwandlung, und das Wort ihres Vaters klang ihr, wie von einer unsichtbaren Macht heraufbeschworen, wieder in den Ohren: daß dieser Doktor Pflugmacher ein Mann sei, der turmhoch über so kleinen Mädchen wie sie stehe!

Unwillkürlich senkte sie den Blick. Erich Pflugmacher aber sagte langsam:

„Ich weiß nicht, weshalb Sie mich danach fragen, Fräulein Livonius, und ich brauchte Ihnen ja auch nur die halbe Wahrheit zu sagen, nämlich, daß ich allerdings bei Ihnen war gestern früh, aber nur, um mir ein Werkchen über Rübezahl von Ihrem Herrn Vater zu holen. Doch habe ich die Halbheit herzlich satt, denn sie führt in lauter Sackgassen. . . . So hören Sie denn, daß der Hauptgrund meines gestrigen Besuches ein viel persönlicherer war, daß . . .“

„Daß Sie mich mit dem guten Rübezahl blos fodern wollten, Sie alter Tougenichts!“ schaltete hier der Professor ein und erhob sich. „Na, warten Sie nur; ich rede nachher mit Ihnen, wenn Loni Ihnen den Kopf gewaschen haben wird! Momentan bitte ich um Entschuldigung. Mein alter Freund, der Professor Siebert, ist soeben eingetreten; ich habe ihm eine sehr wichtige Mitteilung zu machen.“

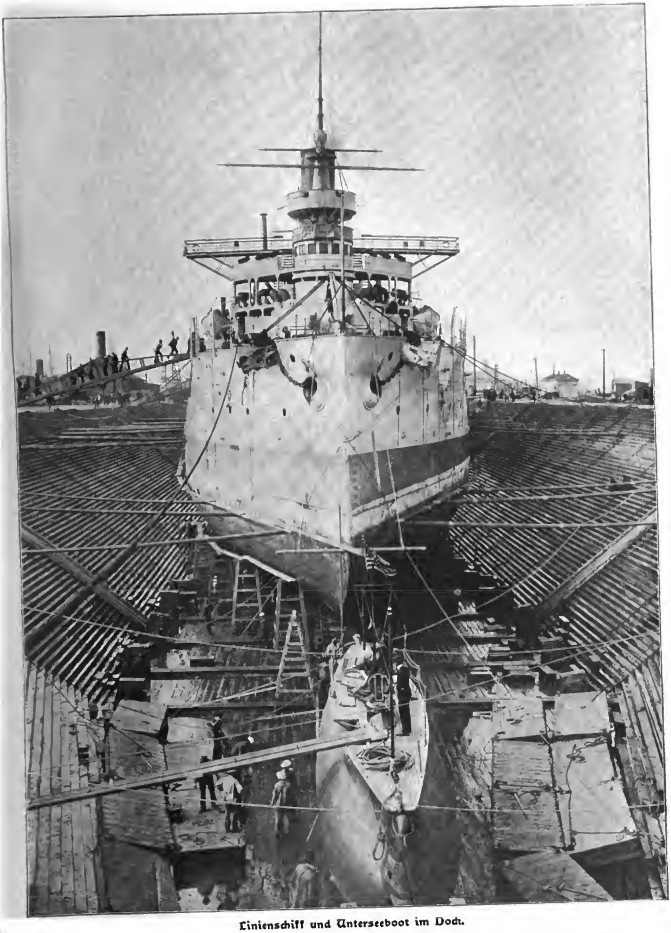
„Hat das nicht Zeit bis nachher, Papa?“ fragte Loni, die vor dem Alleinsein mit dem Doktor eine herzklopfende Scheu aufsteigen fühlte.

„Du wolltest doch die Sache so gern allein erledigen, Loni,“ spottete Papa Livonius lächelnd. „Ich komme bald zurück!“

Und unerbittlich schritt er davon, an den ziemlich entfernten Tisch seines Freundes Siebert.

„Wie unrecht!“ seufzte ihm das Töchterchen nach. Der Doktor aber, der ein bißchen aus dem Text gekommen war durch die Zwischenbemerkung des Alten, griff diesen Seufzer auf und machte ihn zum Haken, an dem er den abgerissenen Faden seiner Rede aufs neue befestigen konnte.

„Gar nicht unrecht!“ erklärte er halb im Flüsterton und rückte seinen Stuhl näher an den Tisch, damit kein Nachbarohr belauschen konnte, was jetzt vom Herzen herunter sollte. „Man beichtet viel leichter unter vier Augen, Fräulein Livonius! . . . Also nicht des ‚Rübezahl‘, sondern Ihretwegen war ich gestern bei Ihrem Herrn Vater, weil ich fürchtete, Sie könnten fortbleiben vom Spiel, und mich das unglücklich gemacht hätte! Denn ich . . . ich . . . ich liebe Sie, Fräulein Loni, mehr als mein Leben, und das ganze dumme Spiel habe ich nur Ihretwegen mitgemacht. Sie waren der Magnet, der mich in den Klub zog! Ihre lachenden Augen mußte ich sehen, Ihre fröhliche Stimme hören. Alles andere war mir gleich! . . . Ach, und nur sagen konnt' ich es Ihnen nicht! Sie waren so kühl, so stolz, so spöttisch mir gegenüber. Und es hätte mich bis ins Herz getroffen, von Ihnen abgewiesen zu werden. Darum bat ich auch Ihren Herrn Vater gestern, meinen Besuch zu verschweigen, und er versprach mir — ich hatte natürlich im Interesse des Klubs gebeten. — Fräulein Heider vorzuschieben. Aber dieses Zusammentreffen hier schien mir wie ein Schicksalswink, und Ihrer Frage auf Manneswort wollte ich darum nicht mit der alten erbärmlichen Zaghaftigkeit aus dem Wege gehen. . . . So! . . . Nun wissen Sie alles! . . . Und nun sagen Sie, daß



Linienschiff und Unterseeboot im Dock.
Nach einer photographischen Aufnahme.

ich meinen Hut nehmen und verschwinden soll, und Sie werden mich nicht wieder erblicken!“

Sie saß still und in sich gekehrt vor den Resten ihres Lachses. Die kleine Thräne, die sich an ihrer Wange herabstahl, konnte er nicht erblicken. Aber ihr Schweigen wurde ihm beängstigend. Sein Herz schlug immer schwerer; seine Lippen preßten sich fester aufeinander. In seiner Kehle war ein Würgen, wie es ihn nach großen seelischen Erregungen in der Jugend manchmal überfallen hatte und dann lange, lange Jahre nicht wieder.

Leise schob er endlich seinen Stuhl zurück, um sich zu erheben und kurz Abschied zu nehmen. Da flüsterte sie hastig: „Um Gottes willen, gehen Sie nicht fort! Ich habe Ihnen viel Schlimmeres zu beichten! Und es eilt, damit nicht ein Unschuldiger darunter leiden muß . . .“

„Sie mir?“ fragte er ungläubig.

Sie nickte nur und hauchte dann, sehr beschämt:

„Das Geld . . . aus Ihrer Tasche . . . hat nicht der Piccolo oder irgend ein anderer . . . Ich bin es gewesen, als Sie bei meinem Vater im Zimmer waren.“

Er starrte sie überrascht an und mußte dann lachen, ob er wollte oder nicht. „Wirklich?“ fragte er endlich. „Aber warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt? Das konnte doch nur ein Irrtum sein, Fräulein Loni!“

„Das war es auch. Aber trotzdem . . . gerade wie ich merkte, daß ich es Ihnen genommen hatte, schämte ich mich so!“ stammelte sie.

„Und warum gerade mir gegenüber?“

„Weiß . . . weil . . . ich weiß selber nicht, warum!“

„Das ist wenig tröstlich für mich!“ sagte er schwer atmend . . . und nach einer Weile, während sie wieder geschwiegen hatte: „Ich werde nun den Wirt darüber aufklären, daß sein Piccolo unschuldig ist und das Geld sich gefunden hat und dann . . .“

„Und dann dem Kellner sagen, daß wir nun doch Gänsebraten essen möchten, wenn's noch zu ändern geht!“ ergänzte sie seine trübsinnigen Worte in plötzlich wieder munter gewordener Schelmenlaune. „Ich kann nämlich auf die Gans daheim nicht mehr böse sein!“

Ueber sein Antlitz glitt es wie Sonnenschein.

„Fräulein Loni,“ fragte er bebend, „Sie schicken mich nicht fort?“

Sie schüttelte errötend das Haupt und sah ihm mit verschämter Innigkeit in die Augen.

Als Doktor Pflugmacher wiederkam, hatte sich auch der Professor wieder eingefunden, der sich fröhlich danach erkundigte, ob die beiderseitigen Differenzen glücklich ausgeglichen wären.

„Vollständig!“ erklärte Doktor Pflugmacher strahlend, während Loni die neun Mark fünfundachtzig Pfennig gewissenhaft aufzählte.

„Hier ist auch das Geld, Herr Doktor!“ sagte sie, als sie damit fertig war. Er drückte ihr heimlich die Hand.

„Und dort kommt der Sekt!“ lachte er dann, auf den Kellner deutend, der einen glänzenden Eiskübel mit goldköpfiger Flasche heranschleppte.

„Wollen Sie den schnöden Mammon zum besten geben?“ fragte Papa Livonius.

„O nein, den erhält der arme Piccolo, dem's heinah' an den Kragen gegangen wäre!“

„Ach ja!“ jubelte Loni. „Wie gut er ist, nicht, Papa?“

„Er? . . . Kinder, mir scheint, ihr habt meine Abwesenheit benutzt, um . . .“

„Ich kann es nicht leugnen, Herr Professor!“ erklärte der Doktor, indessen Loni erglühend dem Vater die Hand entgegenstreckte.

„Sie ist Ihnen gegönnt, Freund Rübezahl!“ sagte der Professor, schmunzelnd ziwischen Laune und Rührung. „Sie werden ihr glücklich machen! Aber wie Sie sich unterstehen können, hier Sekt zu bestellen, wo ich doch der Vater bin, das bedarf noch dringend der Aufklärung! Ich habe nicht Lust, mit Ihnen als einer Tasche zu leben wie dort die Loni! Was soll das also heißen?“

„Sie dürfen alles bezahlen, lieber Papa Livonius, wenn Sie mir nur die Loni lassen!“ rief Erich Pflugmacher lachend, und mit leisem, aber lieblichem Klange stießen die schäumenden Kelche aneinander.

Heilstätten für Herzkranke. Zu einer der wichtigsten Errungenschaften der neuen Heilkunde zählt die Ueberzeugung, daß man viele chronische Krankheiten, die früher als unheilbar galten, doch heilen oder wesentlich bessern kann, wenn man sie längere Zeit hindurch einer methodischen Behandlung unterwirft. Die Bewegung, Ernährung, Uebung, Wasser, Licht und Elektrizität sind in der Hand der Aerzte zu wichtigen Heilmitteln geworden. Freilich lassen sich dieselben nicht so einfach wie ein Arzneimittel verordnen. Der Arzt, welcher sie anwenden, muß, wenn er des Erfolges sicher sein will, den Kranken stets unter Augen haben, bis dieser soweit gelärkt ist, daß er wieder ins Leben zurückstehen und einer passenden Arbeit nachgehen kann. Eine solche Behandlung läßt sich aber in den meisten Fällen nur in Anstalten durchführen. Anfangs waren solche Anstalten nur den wohlhabenden Kreisen zugänglich, aber der rege Wohlfahrtssinn unserer Zeit hat im Laufe der Jahre auch Volksheilstätten geschaffen zunächst für Tuberkulöse und dann für Nervenkranke. Vor einiger Zeit hat Prof. Dr. Martin Mendelsohn in Berlin in einem in der Deutschen Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege gehaltenen Vortrage die Errichtung eigener Heilanstalten für Herzkranke empfohlen. In dem ersten Hefte der von ihm gegründeten Zeitschrift „Die Krankenpflege“ tritt er von neuem für diesen gemeinnützigen Plan ein.

Nach den überzeugenden Ausführungen des Verfassers würden die Herzheilanstalten in der Behandlung der Störungen der Herzthätigkeit, in der Wiederherstellung der geschwächten Herzkraft Herzkranker Großes leisten. Auch Gesündere und Kranke könnten hier aber möglich in der Bewahrung und Erhaltung der Herzkraft, in der Verhütung und Hinausschiebung des Eintrittes von Störungen der Herzkraft überhaupt. Denn hier würden die Herzkranken zweckmäßig leben lernen. Gerade der Hauptwert einer systematischen Anstaltsbehandlung liegt, wie bei allen chronischen Erkrankungen, so insbesondere bei Herzkrankheiten, in dem erzieherischen Einfluß. Alle diese Erkrankungen erfordern von den Patienten ein großes Maß von zweckmäßiger Lebensführung und lassen die Kranken um so länger bei anscheinendem Wohlbefinden, je zweckentsprechender die Lebensweise den vorliegenden Krankheitszustande angewandt wird. Eine solche zweckentsprechende Lebensführung lernen die Kranken in den Anstalten fast unbewußt; die Gepflogenheiten, welche sie bei ihrem Anstaltsaufenthalt annehmen, behalten sie auch später bei, ebenso wie jedermann aus den Gepflogenheiten seiner militärischen Dienstjahre die Vorteile der Haltung, des Ganges, der Sauberkeit in sein ferneres Dasein mit sich nimmt. Die gewohnheitsmäßige und durch die Gewöhnung schließlich selbstverständliche richtige Lebensführung ist aber für die Kranken um so wichtiger, als erfahrungsgemäß die meisten Unzweckmäßigkeiten und Schädigungen nur durch Unkenntnis der richtigen Lebensweise zu geschehen pflegen. Ein Herzkranker, der richtig leben lernt, hat für die Erhaltung seiner Herzkraft außerordentliche Vorteile gewonnen. Durch die Anstaltsbehandlung würde es gelingen, einen Teil der nicht mehr leistungsfähigen Kranken auf geraume Zeit hinaus wieder arbeitsfähig zu machen, und in den Anstalten würden die durch krankhafte Veranlagung in ihrer Herzkraft Bedrohten lernen, ihren persönlichen Verhältnissen entsprechend möglichst lange arbeitsfähig zu bleiben. So würden die Herzheilstätten nicht nur eine humane Pflicht der Gesellschaft unbemittelten Kranken gegenüber erfüllen, sondern auch vielfach wirtschaftliches Elend verhüten. Hoffentlich fällt auch diese Anregung auf einen fruchtbaren Boden, so daß wir nach nicht zu langer Zeit in die freudige Lage kommen mögen, über die Gründung der ersten deutschen Volksheilstätte für Herzkranke zu berichten.

Frühlingsfest. (Zu den Bilde S. 208 und 209.) Wie bei allen Völkern und zu allen Zeiten, so hat sich auch bei den alten Griechen an die Wiederkunft der warmen Jahreszeit manch sinniger und freudiger Brauch geknüpft, welcher die Huldigung der Menschen für die erblühende Natur sinnbildlich zeigen sollte. Seit je eine Szene bei auch unter Künstler in seinem reichbewegten Bilde festgehalten, er zeigt uns schöne Frauen und Mädchen, die nach dem stillen Haine hergezogen sind, um mit Musik, Tanz und Blumenspenden der Göttin ihre festlichen Frühlingsopfer darzubieten.

Künstlich ausgebrütete Kaiman-Eier. Um Studienmaterial für alle Entwicklungsstufen junger Kaimane zu erhalten, versuchte, wie der „Prometheus“ mitteilt, ein Herr Reele in Baltimore, Eier des Kaimans, die er sich aus Südgeorgia hatte schicken lassen, künstlich auszubrüten. Der Versuch hat wohl nicht besonders Schwierigkeiten geboten, denn die Eier aller Alligator- und Krokodilarten werden ja stets mit Hilfe der Natur „künstlich“ ausgebrütet. Das Muttertier legt 30 bis 40 Eier von

der Größe eines Enten- oder Gänseeies in eine am Rande des Sumpfes ausgescharrte Grube, bedeckt sie mit Laub oder Gras und überläßt der senchten Hitze, die sich in der Grube entwickelt, das Ausbrüten der Jungen. Die Eier waren in überreicher Fülle zu erlangen, denn der ganze Küstenstrich des Staates Georgia besteht aus großen Sümpfen, in denen es von Alligatoren aller Art geradezu wimmelt. Die Tiere werden übrigens schon lange ganz systematisch mit starken Netzen gefangen, weil man ihre Haut zu Lederschen verarbeitet. Der erste Versuch der Ausbrütung, bei welchem die Gährungswärme verwendete Pflanzen benutzt wurde, mißlang, wahrscheinlich, weil die Wärme zu groß war. Der zweite, mit einer Brutmaschine angestellte Versuch führte nach 14 Tagen zum Ziele. Vor dem Ausschlüpfen gaben die Jungen einen ziemlich weithin hörbaren Ton von sich, mit dem sie sonst ihre Mutter herbeilocken. Beim Ausschlüpfen zeigten sich die Tierchen, die bereits eine für die Größe erstaunliche Länge von 20 cm besaßen, ungemein bissig; sie schnappten nach allem, was ihnen vorgehalten wurde, verloren diese Bissigkeit aber bald. Ihre Aufsütterung mit rohem Fleisch gelang in einem Raume, wo ihnen jedergeit ein laues Bad zur Verfügung stand, ganz vorzüglich.

Jegender Bock. (Zu dem Bilde S. 213.) Ganz brillant ist der Bock durch den Winter gekommen. Nicht ein Lot Fett hat er verloren, dank der Fürsorge des Jagdherrn, der schon vor dem ersten Schneefall die Futterkrippen im Walde mit duftendem Wildheu beschicken ließ. Darum weigt er jetzt, während alles andere Geiter durch Frost und Hunger auf die Hälfte seines Gewichts zurückgebracht wird, beinahe ebensoviel wie im November, als er seine männliche Zier, das Gehörn, abwarf. Und ein neues Gehörn hat er aufgesetzt, wie kein anderer Bock der Forst!

Es ist doch eine merkwürdige Erscheinung, diese jährlich stattfindende Erneuerung des Kopfschmuckes bei den männlichen Exemplaren der Gattung Hirsch, zu der ja auch das Reh gehört. Bereits im ersten Lebensjahr entwickeln sich bei dem Rehbock die Stirnzapfen, vom Jäger Rosenstöcke genannt, aus denen die beiden das Gehörn bildenden Stangen hervorwachsen. Lange Zeit war es streitig, ob der Rehbock schon im ersten Lebensjahre „aufsetzt", wie der weidmännische Kunstausdruck lautet. Eine große Anzahl einwandfreier Beobachtungen hat diese Streitfrage im bejahenden Sinne gelöst, allerdings mit der Einschränkung, daß dazu außerordentlich günstige Ernährungsverhältnisse gehören. Daß die Stärke des Gehörns von dem Futterzustande des Wildes abhängt, war schon lange bekannt. Deshalb trägt der Bock auf dem Bilde von Otto Fikenscher, der so viel bei Wildtieren ist, ein Gehörn, welches das Entzücken eines jeden Weidmanns erregen muß. Unser Bock säubert sein Geweih eben von dem letzten Bast, der demselben anhaftet. Anfangs ist dasselbe knorpelähnlich, von Haut und Haaren bedeckt und von zahlreichen Gefäßen durchzogen. In diesem Zustand heißen die Enden Kolben. Ist die Zuwachsperiode abgeschlossen, die das Gebilde in eine knochenartige Masse umwandelt, beendet, dann stockt die Blutzufuhr, und der Bast vertrocknet. Jetzt beginnt der Bock zu „fegen". An dünnen Bäumen und Sträuchern scheuert er durch unermüdliche Bewegungen des Kopfes den trockenen Bast ab, der meistens zäh an dem Gehörn haftet, bis die Stangen und Enden in ihrer richtigen Farbe erglänzen.

F. S.

Linienschiff und Unterseeboot im Dock. (Zu dem Bilde S. 229.) Ein Riese und ein Zwerg sind's, die, ihrem eigentlichen Element, dem Wasser, entzogen, für kurze Zeit auf dem Grunde des Trockendocks, auf Stapelklötzen ruhend, ein beschauliches Dasein führen.

Beide, der Riese sowohl wie der Zwerg, sind für den Kampf bestimmt. Kommt es zum Gefecht zwischen den Riesen des Meeres, den gewaltigen Linienschiffen, da erhebt sich auch ein Dröhnen und Krachen, und rollender Donner erschüttert weithin die Luft. Weitab bleiben den Gewaltigen die Schwächeren, die Kreuzer. Aber im Vertrauen auf ihre Kleinheit und Schnelligkeit kommen plötzlich die Zwerge herangeflitzt, die Torpedoboote, und versuchen durch den tückischen Stoß des Torpedos unter Wasser einen Riesen tödlich zu verwunden. Glückte es ihnen, nahe genug heranzukommen, dann umhüllt sich der Riese vergebens mit einem Gürtel von Rauch und Flammen, aus denen sausend und pfeifend die Geschosse nach allen Seiten schwirren. Unter der Oberfläche vollzieht sich das Verderben, und schwer getroffen muß er vom Kampfe abstehen, auch wenn er ein Dutzend der kleinen Gegner und mehr erschlug. Wehe aber ihm, wenn die Tarnkappe die Zwerglein seinen Augen ganz entzieht. Vergebens lauscht und späht er nach allen Richtungen. Nicht das leiseste Geräusch verrät ihre Anwesenheit, und doch weiß er, sie sind da und lauern ihm auf. Wie kann er dem Verderben entrinnen? Nur Flucht, eilige Flucht vermag ihn zu retten; aber ein Riese und fliehen vor solch winzigem Gegner? — Und während er nach überlegt, was zu thun sei, sind die unsichtbaren Kobolde herangeschlichen, und in wenigen Sekunden ist alles vorüber. Ein Stoß, ein zweiter, dritter erfolgt! Wie ein Zucken geht es durch den Riesenleib, und mit einem Ruck stürzt er versinkend in die Tiefe. —

Glücklicherweise ist's nicht ganz so schlimm, wenn Wasserkanonen auf das Linienschiff und das Unterseeboot, das sich zu ihm gesellt hat, ihre unangenehme Eigenschaft, die Zwerge selber auch am Sehen zu hindern, wegfällt, sie sich hin und wieder abthun müssen, um sich zu orientieren. Und die Riesen sind auf der Hut!

Graf Bernstorff.

Mondschein auf dem Wasser.
Nach einer Aufnahme von Konrad Cimm in Altona.

Eine Kinderrepublik. Ein junger amerikanischer Landwirt, M. George, hat auf seiner Besitzung in der Nähe von New York eine Ansiedelung zu Leben gerufen, wie sie wohl einzig in der Welt dastehen dürfte. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß in den frühesten, landläufigen Kindern — in denen die Polizei weiß Gott! Verbrecher und künftige Verbrecher sah — das Zeug stecke, einmal tüchtige, energische Staatsbürger zu werden, nahm er im Jahre 1890 dreißig dieser kleinen Vagabunden, im jugendlichen Alter schon 150 Jahre alt, und 50 halbwüchsige Mädchen auf seinem Landgute auf. Zuerst schien die Verwahrlosung der Kinder ihm unüberwindliche Hindernisse entgegenzustellen, sie konnten sich an keine geregelte Lebensweise gewöhnen, bettelten nach wie vor und waren schmutzig und arbeitsscheu. Erst als M. George energisch erklärte, daß nur denjenigen, welche bestimmte Stundenzahl gearbeitet hätte, ein neues Gewand verabfolgt werden würde, änderte sich die Sache. Zwar wurde der erste, der sich einen Anzug erarbeitete, noch von den anderen verhöhnt, aber die Lust, es ihm nachzuthun, war bald da, und es begann, seinen Beispiel zu folgen. Es entstand unter den Kindern eine Art Gerichtstribunal, welches Freiheit und Aufschreibungen Arbeitsstunden stellte, zum Präsidenten des Tribunals ward ein junger Taugenichts gewählt, der früher Hauptmann einer jugendlichen Räuberbande in New York gewesen war. Vom Gerichtspräsidenten rückte er zum Oberhaupt der Kinderrepublik auf, denn zu einem solchen Staatsorganismus hatte sich die Ansiedelung ausgewachsen, und er übte eine unbedingte Gewalt über die ihm blindlings folgende Schar aus. Es geht streng her in der Kinderrepublik: wer nichts arbeitet, bekommt weder Essen noch Nachtlager, dagegen verdient ein arbeitender Jungling hier ihnen täglich 3 Mark, ein Polizeigrenz 4 Mark, und ein Senator bezieht einen wöchentlichen Ehrensold von 10 Mark; all diese Gelder werden in Eisen gezahlt, die jungen Staatsbürger haben sich eigene Münzen prägen lassen. Die ganze Sache hat den Anstrich eines großen kaufmännischen Unternehmens — vieles wird auf dem Licitationswege vergeben, z. B. die Posten, die man etwa zu vergeben hat, und ein Schneider pachten kann. Der Versuch eines sechzehnjährigen „Senators", einen Trust zu bilden, indem er gleich drei Hotels mietete und die Preise erhöhte, nahm ein klägliches Ende: die Vollversammlung verbarb den jugendlichen Spekulanten das Spiel.

Das Wasserkurhaus in Meran. (In unserer Kunstbeilage und zu dem Bilde S. 232.) Man kann sich leicht vorstellen, welche bauliche Veränderungen in einem Orte vorkommen, wie Meran, in verhältnismäßig kurzer Zeit aus einem einfachen Bauernstädtchen zu einem bedeutenden Kurort aufgeschwungen hat.

Alt-Meran hat zwar auch seine prunkvollen Tage erlebt zu jener Zeit, in welcher die Herren des Landes hier residierten. Gar manche Spuren sind noch vorhanden und werden pietätvoll erhalten. So unter anderm die landesfürstliche Burg, welche mit großen Kosten von späteren An- und Zubauten befreit und unter kunstverständiger Leitung restauriert wurde. Leider fallen in der Altstadt viele Merkmale jener Zeit der Baulust zum Opfer. So wurden schon vor fünfundzwanzig Jahren die mit Thortürmen gekrönten Stadtmauern abgerissen, und es entstanden auf den Kulturgründen, welche die Stadt rings umgaben, neue Straßen

mit modernen Bauten, Hotels und Pensionen. Die neuen Stadtteile streben alle dem sonnigen Süden zu, denn in einem klimatischen Kurorte werden sonnige Zimmer mit breiten Balkonen gesucht, in welchen man auch in den Wintermonaten die Fenster während der Mittagsstunden offen halten kann.

Von den alten Stadtthoren stehen nur noch zwei. Das Bozner- und das Passeirerthor. Zum ältesten Teile der Stadt gehört, neben der Laubengasse, entschieden Steinach. Der Name dieses interessanten Stadtteiles dürfte daher rühren, daß derselbe auf der steinreichen „Rohr" der Passer und vielleicht auch aus dem Materiale derselben erbaut wurde. Bei Hochwasser bringt dieser Wildbach ja alles aus dem Passeirerthale, was der Baumeister braucht: Granit in gewaltigen, rundlich abgeschliffenen Blöcken, Kalk in Kugelform bis zu einem Durchmesser von 40 cm und endlich groben, wie auch geschwemmten Sand. Anfangs der fünfziger Jahre wurde der Kalk noch in äußerst primitiven Oefen auf kurzem Wege im breiten Passerbette gebrannt. Auch in Steinach schwinden allmählich die alten Häuser, um modernen Bauten Platz zu machen.

Nur eine Häusergruppe steht noch, und es ist alle Aussicht vorhanden, daß sie auch erhalten bleibt. Im Volksmunde wird das Haus, welches an das innere Passeirerthor angebaut ist, „Hochhaus" genannt. Unsere Kunstbeilage bietet eine treue Wiedergabe seines früheren Zustandes nach dem Aquarelle des Professors Gustav Conz, unsere nebenstehende Abbildung aber zeigt eine Darstellung seines jetzigen Aussehens nach einer photographischen Aufnahme. Einige Stufen führen zur gotischen Hausthüre des „Hochhauses" hinauf, die alten Flügel sind leider seit einigen Jahren verschwunden und haben einer geschmacklosen Thüre Platz gemacht. Wer weiß, in welchem Museum Beschläge und Schloß heute prangen! In diesem Hause wohnten die Säckelwarte des Herzogs Friedl mit der leeren Tasche. Nach dem Geschichtsforscher Beda Weber bildeten „Hochhaus", sowie das Häuschen gegenüber, mit den fünf Visieren, in welchen der Wein abgegoren wird, sowie die tiefen Keller den Amtz „Ortenstein". Eine Urkunde vom 12. Dezember 1330 erzählt, daß König Heinrich dem Burggrafen Volkmar vom Burgstall einen Schuldbrief von einhundertvierundfünfzig Mark, vier Pfund Berner und sieben Grassos (Groschen?) anzahlte und von ihm als Sicherstellung Ortenstein nahm. Ortenstein und das nebenstehende Häuschen sind mit einem überdauten Bogen verbunden, in welchen Schießstein ein römischer Zeit entstammender Merkurkopf eingemauert ist.

Es ist zwar ein arger Streit unter den Geschichtsforschern ausgebrochen, wo sich diese alte römische Ansiedelung befand. Aber die vielen Funde, welche an dieser Stelle gemacht wurden, weisen fast mit Sicherheit dahin, daß Ortenstein auf den Trümmern von „castrum majense" aufgebaut sei. Schon der sogenannte Pulverturm, welcher über Ortenstein auf einem Vorsprunge des Küchelberges steht und weit hinunterschaut in das burgenreiche Etschtal, spricht dafür, denn seine Grundmauern sind entschieden römischen Ursprunges. Von diesem Turme führt die alte Stadtmauer den Berg hinunter bis zum oberen Passeirerthor, geschmückt mit dem alten Stadtwappen und den Falzlinien, durch welche in alten Zeiten das mächtige Fallthor auf und nieder gezogen wurde. Im Volksmunde wird diese Hauergruppe mit den dreien Thoren „Meterwinkele" genannt, denn zu jeder Jahreszeit kann man dort Münsterr sitzen sehen, welche Studien in Farbe und Stift machen. Besonders interessant ist der Blick durch das obere Thor auf die Zenoburg, welche hoch oben auf dem Felsen thront, der die schönste Kuranlage Meraus, „die Gilf", abschließt.

Das Passeirerthor in Meran.
Nach einer Aufnahme von W. Müller in Bozen.

Die Zenoburg hatte ihre Blüteit zu Anfang des 14. Jahrhunderts unter dem aus Böhmen vertriebenen König Heinrich. Am 23. Januar 1809 spielte sich am Passeirerthore ein trauriger Akt ab. Im „Hochhaus" befand sich die französische Hauptwache. Dort versammelten sich die diensttreien Offiziere der französischen Linie und italienischen Garde. In allen Straßen Merans drückten sich die Einwohner der Stadt und Umgebung scheu an die Wand und unter die Hausthore, scharf überwacht von den Patrouillen, denn man befürchtete mit Recht einen Aufstand. Unter dem Kommando des Kapitäns Renuard wurden Andreas Hofer, dessen Weib und Sohn, sowie sein Schreiber Sweth nach der Gefangennahme in der Pfandler Hütte eingebracht. Der Tod dieser Helden unterdrückte nicht die Liebe der Tiroler zu Oesterreich und seinem Kaiserhause, sondern sachte sie zu neuen Flammen an.

Carl Wolf.

Allerlei Kurzweil.

Kryptogramm „Medusa". Von O. Weise.

Scherzrätsel.

Welche Zahl birgt, möcht' ich fragen,
Reize? Kannst du das wohl sagen?

E. S.

Rätsel.

Thust du ein einzig Zeichen in die Acht,
So wird ein schöner Stein hervorgebracht.

Einsetzrätsel.

Meer, Liter, Geste, Falter, Schären, Band, Rate, Rahe, Ton, Rune, Zug, Weber, Halter, Harm, Gier.

In jedes der obigen Wörter füge man an passender Stelle einen Buchstaben ein, so daß ohne Umstellung der Buchstaben überall ein neues Wort entsteht. Hat man bei dem Einsetzen die richtigen Buchstaben gewählt, so nennen sie zusammen eine Novelle, welche die Leser der „Gartenlaube" gut kennen.

A. St.

Homonym.

Thut's das Geschäft ohn' Unterlaß,
Dann freut's den Kaufmann sehr,
Doch thut's der Gaul, so ärgert das
Den Sonntagsreiter schwer.

L.

Auflösung der Damenplenaufgabe auf Seite 204.

1. e5—d6,	c7×e5,
2. Dg5—e7,	d8×f6,
3. f2—g3,	Db2×f4,
4. Db2—a3,	Da1×d4,
5. Da3—d6,	e5×c7,
6. Da5×d8×g5×e3×c5	und gewinnt.

Auflösung des Kapselrätsels auf Seite 204. Rathenow, Athen.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 204. Buch, Besuch.

Auflösung des Rätsels auf Seite 204. Most, Morast, Rast, Ast, After.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Heft 4, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Die Begegnung des Prinzen Heinrich von Preußen mit Karl Schurz gehört zu den besonders bemerkenswerten Ereignissen der Amerikafahrt des Prinzen. Die Vorstellung erfolgte durch den Mayor von New York, Seth Low, gelegentlich der Begrüßung des Prinzen im Rathause, die mit der Verleihung des Ehrenbürgerrechtes an den Prinzen, der höchsten Auszeichnung, die New York zu vergeben hat, verbunden war. Ehrt diese Begegnung zwischen dem Prinzen und dem ehemaligen Revolutionär den Freimut des ersteren, so zeigt sie auch deutlich die hohe Achtung, die Karl Schurz sich nicht nur im deutschen Element, sondern auch im ganzen amerikanischen Volk erworben hat. Seine Laufbahn als Publizist und Schriftsteller führte ihn zu den höchsten Stellen, die den nicht in Amerika geborenen Bürgern der Vereinigten Staaten offen stehen: zur Mitgliedschaft im Senat, zum Posten des Ministers des Innern und zum Gesandten. Gegenwärtig ist der 73jährige Staatsmann mit der Niederschrift seiner Lebenserinnerungen beschäftigt, die zweifellos interessante Streiflichter auf die 48er Zeit, wie auf die politischen Kämpfe in den Vereinigten Staaten werfen werden. Unseren Lesern ist Schurz als der kühne Befreier Gottfried Kinkels aus Spandau bekannt. Die „Gartenlaube" hat über diese mutige That mehrmals eingehend geplaudert.

Karl Schurz.

Bau einer Straßenbrücke über die Havel bei Spandau. Von der Militärverwaltung ist im September v. J. mit dem Bau einer Straßenbrücke über die Havel bei Spandau begonnen worden, welche für den Verkehr der Arbeiter nach den auf der Insel Eiswerder gelegenen Fabriken bestimmt ist. Die Havel ist an der Baustelle 225 m breit, und die Brücke soll aus eisernen Bogenfachwerkträgern mit drei Öffnungen hergestellt werden. Besondere Schwierigkeit macht die Gründung der Strompfeiler, da sich innerhalb des Flußbettes der tragfähige Baugrund erst in einer Tiefe von 20 m vorfindet. Die Ausführung erfolgt mittels Luftdruckgründung und ist auf der untenstehenden Abbildung dargestellt. Es wurde ein 16 m langer, 5 m breiter und 2,30 m hoher eiserner, nach unten offener, sonst allseitig geschlossener Kasten hergestellt, in etwa 6 m Höhe über dem Wasser am Pfeilergerüst an 14 Stahlspindeln aufgehängt und ins Wasser hinabgelassen. Alsdann wurde auf der Decke des Kastens das Pfeilermauerwerk durch Betonschüttung aufgeführt, und darauf wurden Kasten wie Pfeilermauerwerk allmählich hinabgesenkt. Ist der Kasten etwa 1,50 m in die Flußsohle eingedrungen, so wird das darin befindliche Wasser durch Druckluft nach unten herausgepreßt. Die Arbeiter steigen sodann durch sogenannte Luftschleusen in den nun wasserfreien Arbeitsraum, um den Boden auszuschichten. Ist genügend Boden durch das Schachtrohr herausgefördert, so wird der Pfeiler tiefer gesenkt, nachdem vorher das Pfeilermauerwerk über Wasser entsprechend höher geführt ist. Nach Beendigung der Absenkung werden der Kasten und die Schachtrohre ausbetoniert und der Pfeiler wird vollständig aufgemauert. Die Herstellungskosten für einen Pfeiler betragen 110000 Mark, von welchen etwa 30000 Mark auf die Aufstellung des Gerüstes entfallen. Die Ausführung des gesamten Brückenbaues erfolgt unter der Oberleitung des Garnison-Bauinspektors Richter zu Spandau, dem für die örtliche Bauleitung der Regierungs-Baumeister Neubert zur Seite steht. Die Herstellung der Eisenkonstruktion nebst Pfeilern ist der Brückenbau-Gesellschaft Harkort in Duisburg und der Tiefbaufirma Schneider in Berlin übertragen.

Bau einer Strassenbrücke über die Havel bei Spandau: Gründung eines Pfeilers.
Nach einer Aufnahme von Selle & Kunthe, Hofphotographen in Potsdam.

Eine Bodensenkung, wie sie sich in solchem Umfange nur selten ereignet haben dürfte, hat am 14. Februar auf der bekannten „Turnierwiese" bei Rothenburg o. d. Tauber stattgefunden. Die Turnierwiese, die ihren Namen von dem zweiten Turniere deutscher Nation, welches nach der Chronik von Konrad, Herzog zu Franken, im Jahre 942 dort gehalten wurde, her schreibt, zieht sich von dem Dorfe Detwang aus am Taubeufer entlang. In der Nähe dieses Dorfes, das noch zu dem etwa 15 Minuten weit entfernten Rothenburg gehört, und dessen Häuser man auf unserem Bilde sieht, ist nun am 14. Februar ein nahezu kreisrundes Stück der Turnierwiese, im Durchmesser von etwa 17 m in die Tiefe versunken. Das große Erdloch, über dessen Entstehen man noch völlig im Unklaren ist, hat sich durch nachstürzendes Erdreich noch mehr erweitert, und eine Messung hat nach dem Eintritte der Katastrophe ergab eine Tiefe von 17 m. Ausstehendes Wasser hat das Loch bald ausgefüllt; der Spiegel dieses Wassers ist bedeutend höher als jener der Tauber, welche in einer Entfernung von etwa 80 m fließt. Aus dieser Thatsache zieht man den Schluß, daß keine unterirdische Verbindung mit der Tauber vorliege, sondern daß es sich um ein Nachsinken des Erdreiches in das Bett ausgewaschener Salz- oder Kalklager handle. Mehrere Sprünge am Rande des Erdbruches lassen vermuten, daß sich der Umfang des Loches noch erweitern werde. Die gefährliche Stelle wurde zur Verhütung von Unglücksfällen abgesperrt.

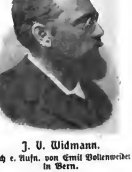
Die Turnierwiese bei Rothenburg o. d. Tauber mit der Bodensenkung.
Nach einer Aufnahme von W. Jüthaus in Rothenburg o. d. Tauber.

Frau Elise Oetsner †.

Frau Elise Oetsner, die am 8. Februar verstorbene Witwe des bekannten freisinnigen Redakteurs Theodor Oetsner, war eine gebildete und überaus tüchtige Frau, die sich bedeutende Verdienste um die Frauenbewegung erworben hat. Frau Oetsner, welche ein Alter von 65 Jahren erreichte, hat sich auch auf litterarischem Gebiete hervorgethan. Ihre beiden Werke: „Der Gott des neunzehnten Jahrhunderts" und vor allem „Die Leistungen der deutschen Frau seit wiebundert Jahren auf wissenschaftlichem Gebiete" bezeugen die eigenartige und selbständige Auffassung und den klaren kritischen Sinn der Heimgegangenen. Elise Oetsner zählte mit zu den Gründerinnen des „Frauen-Bildungsvereines" und hat sich um diesen Verein, dessen treue Schriftführerin sie viele Jahre lang gewesen ist, sehr verdient gemacht.

Joseph Viktor Widmann, der treffliche Schweizer Schriftsteller und Dichter, konnte am 20. Februar die Feier seines sechzigsten Geburtstages begehen, und empfing gelegentlich dieses Festes warme Beweise der Liebe und Verehrung von seinen zahlreichen Freunden. Widmann ist der Sohn österreichischer Eltern. Er wurde am 20. Februar 1842 zu Neumowip in Mähren geboren und verlebte seine Jugend zu Liestal in Baselland, wo sein Vater — ein feiherer Elsässerjenergeistlicher im Stifte zum Heiligen Kreuz bei Wien — seit 1845 als protestantischer Pfarrer thätig war. Den ersten Unterricht in den alten Sprachen und in der Musik empfing Widmann von seinem Vater und auf dem Pädagogium in Basel. Später studierte er in Heidelberg und Jena Theologie, wurde 1866 Organist und Musikdirektor in Liestal, ein Jahr später Pfarrhilfer in Frauenfeld und 1868 Schuldirektor der Mädchenschule in Bern. 1880 trat Widmann in die Redaktion des Berner „Bund" ein, der er auch gegenwärtig noch angehört. Im gleichen Jahre ehrte ihn die philosophische Fakultät der Universität Bern durch Verleihung der Doktorwürde. Widmann hat zahlreiche Dramen, epische Dichtungen, Schilderungen und Erzählungen veröffentlicht, die seinen Namen in weiten Kreisen bekannt gemacht haben. Zu seinen bekanntesten Werken zählen das Schauspiel „Jenseits von Gut und Böse", die Dichtungen „Jung und Alt" und vor allem die trefflichen „Touristennovellen."

Gefahr aus Kohle. Die Widerstandsfähigkeit des Kohlenstoffs gegen große Hitze und chemische Angriffe hat man in der Industrie schon vielfach verwertet, z. B. indem man ihn in Form von Coaks für Absorptions- und Mischräume benutzt oder ihn in Form von Teer zum Imprägnieren von Thonsteinen oder mit Thon, Lehm und Sand gemischt als säurefesten Kitt verwandte. Auch zur Herstellung von Tiegeln wird er gebraucht, in denen Metalle geschmolzen werden sollen, die durch andere Tiegelmaterialien entweder Schaden erleiden oder dieselben zu stark angreifen. Gebrüder Douglas in Streiha a. E. haben nun, wie die „Techn. Bläsch." berichtet, einen Weg gefunden, um ganze Apparate aus reinem Kohlenstoff herzustellen, welche die Vornahme größerer chemischer Operationen zulassen und auch geschickt sind. Gepulverter Kohlenstoff wird mit Teer vermischt, dann werden die zur Zusammensetzung der gewünschten Apparate erforderlichen Formstücke hergestellt, unter Luftabschluß gebrannt und verwittelst eines ebenfalls beim Erhitzen Kohlenstoff zurücklassenden Kittes verbunden. Für solche Apparate, in denen Oxydationsvorgänge stattfinden sollen, wird statt des gepulverten Kohlenstoffs, der immer noch etwas Wasserstoff enthält und nicht so ganz widerstandsfähig ist, gereinigter Graphit verwendet.



J. V. Widmann.
Nach e. Aufn. von Emil Vollenweider in Bern.

Der Sarkophag der Kaiserin Friedrich von Reinhold Begas.

Der Sarkophag der Kaiserin Friedrich. Der Kaiser hat für die Ruhestätte seiner Mutter einen kunstvollen Marmorsarkophag bestimmt, für den Professor Reinhold Begas eben das große Thonmodell vollendet hat. Die Verewigte ruht, in ein leichtes griechisches Gewand gehüllt, wie schlummernd auf dem Sarkophag, dessen äußere Form mit der Architektur des Kaiser Friedrich-Sarkophages übereinstimmt. Das ausgelöste Haar wird von einem Diadem mit herabwallendem Schleier geschmückt. Eine leichte Decke mit einem Saum von Kronen und Passionsblumen ist in malerischen Falten um den unteren Teil des Körpers gebreitet. Die Hauptzierde des Sarkophages bilden die reizvoll behandelten Reliefs an den Langseiten. Auf der einen Seite sind das gemeinnützige Wirken der Kaiserin Friedrich und ihre Liebe für Kunst und Wissenschaft angedeutet; die auf unserem Bilde sichtbare Fläche zeigt ein dornengeschmücktes Christushaupt als Mittelstück und zu beiden Seiten Gruppen, welche das Wiedersehen der Verschiedenen mit ihrem Gemahl, dem Kaiser Friedrich, im Jenseits darstellen.

Geraldine Farrar ist eine noch junge, aber hochbegabte amerikanische Sängerin, deren Auftreten als Gast an der Königlichen Oper in Berlin zu den sogenannten Ereignissen des vergangenen Herbstes für die Musikwelt der Reichshauptstadt zählte. Die Künstlerin erzielte durch ihre durchaus eigenartige Wiedergabe von Gounods „Margarete", sowie der Violetta in Verdis „Traviata" so ungeteilte Anerkennung, daß den erfolgreichen Gastspielen die Anstellung der Künstlerin an dieser ersten Opernbühne Deutschlands folgen konnte. Fräulein Farrar, die stimmlich, musikalisch und schauspielerisch gleichermaßen hoch begabt ist, hat ihre Studien bei Angelo de Trabadelo in Paris und bei Georges Graziani in Berlin gemacht, und wenn sie auch heute noch vielfach ihr Ausländertum erkennen läßt, so wird es doch andererseits durch zahlreiche Züge zweifellos, daß die junge, hervorragend schöne Sängerin dereinst zu den unbestrittensten Größen im Reiche des Gesanges zählen wird.

Geraldine Farrar.
Nach e. Aufn. v. J. C. Schaarwächter Hofphotograph in Berlin.

China-Trophäen im Bayrischen Armeemuseum zu München. Altem kriegerischen Brauch entsprechend, sind die von den verschiedenen deutschen Kontingenten in China erbeuteten Trophäen je den Sammlungen überwiesen worden, welche die Siegeszeichen aus früheren Kämpfen aufbewahren. Seit kurzem ist auch im Bayrischen Armeemuseum die Aufstellung der chinesischen Trophäen beendet worden, deren Eigenart nicht nur in militärischer, sondern auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht Interesse erweckt. Unsere Bilder zeigen die Hauptbestandteile der Sammlung: gewaltige Geschütze, verschiedene Handfeuerwaffen, altmodische Mordinstrumente und Fahnen, zumeist Beutestücke des zweiten (bayrischen) Bataillons des 4. ostasiatischen Infanterie-Regiments. Namentlich gilt dies für die in Paotingfu erbeuteten kleineren Geschütze, während die großen Kanonen alles Pekinger Material sind, das im Juli 1900 gegen die Gesandtschaften in Aktion trat. Die auf unserem dritten Bilde sichtbaren zwei großen Geschütze stammen bereits aus dem siebzehnten Jahrhundert, aus jener interessantesten Zeit, da die Jesuiten allerhand europäische Wissenschaften, u. a. auch die Technik des Geschützgießens, nach China verpflanzten. Die beiden rechts von den großen Geschützen stehenden kleinen Kanonen sind ebenfalls chinesische Arbeit, aber aus neuerer Zeit, während das im Hintergrund aufgestellte Geschütz Krupsches Fabrikat ist. Sehr zahlreich war die Beute an langen Schießrohren, wie das zweite Bild ein solches zeigt, ferner an kurzen Bronzerohren — auf dem ersten Bilde unten sichtbar —, deren Verwendung als Kämmacher auf den Wällen und Thoren die alt-chinesische Anschauung von der Kriegsführung offenbart. Auch die in derselben Trophäengruppe oben sichtbaren Mordinstrumente, Spieße, Bogen, Pfeil, Säbel, deuten auf die Armierung des alten Heeres hin, dagegen zeigen die unten angebrachten neuen Gewehre die Fortschritte, welche einzelne chinesische Truppenkörper in den letzten Jahrzehnten gemacht haben. Zahlreiche Fahnen vervollständigen das malerische Bild, — haben doch alte Gesechtseinheiten einer chinesischen Armee ihre eigenen Fahnen! Es sind dies drei- oder viereckige Tuchstücke, deren rote Felder gelb oder blau umrandet sind und oft Schriftzeichen tragen.

1) Trophäengruppe.

2) Chinesisches Schiessrohr.

3) Alte und moderne chinesische Geschütze.

China-Trophäen im Bayrischen Armeemuseum zu München.
Nach Aufnahmen von G. Stuffler in München.

Schottenschuß. Ein Deutscher, Herr Dr. Dörr, hat ein ganz unfehlbares Mittel entdeckt, bei nahender Gefahr die Schotten eines Schiffes im richtigen Augenblick und mit zureichender Kraft zu schließen. Der Schluß erfolgt durch einen einzigen Druck auf einen Hebel von der Kommandobrücke oder andern Hauptpunkten des Schiffes aus. Damit bei plötzlichem Schließen niemand von den Thüren erfaßt werden könne, geht demselben ein elektrisches Warnungssignal voran. Als Kraftmittel dient Wasserdruck, und zwar vergweigt sich von einem im Maschinenhause aufgestellten, mit Druckluft und Wasser gefüllten Akkumulator durch das Schiff ein zu den einzelnen Thürzylindern führendes Rohrsystem derart, daß dadurch das Schließen und Oeffnen der Thür bewirkt werden kann

Von der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn: Station Nonidas.

Centralbibliothek für die Blinden Oesterreichs. Der regierende Fürst Johann von und zu Liechtenstein hat sich an die Spitze eines Unternehmens gestellt, das wie wenig andere es verdient, unterstützt und gefördert zu werden, und auf das hinzuweisen uns als eine Pflicht erscheint. Gilt es doch, den Blinden wohlgutun, in die ewige Nacht ihres Lebens einen Strahl inneren, geistigen Lichtes hinein fallen zu lassen, ihnen die in Blindenschrift erschienenen Bücher, die ihrer Kostbarkeit wegen bis jetzt nur wenigen zugänglich waren, in weit ausgedehnterem Maße zur Verfügung zu stellen. Das k. k. Blinden-Institut in Wien ist auf diesem Wege in schöner Weise voran gegangen; aber welch rege Thätigkeit es auch entfaltet hat — seine Mittel sind beschränkt, und der Bedarf an Blindenschriften ist noch lange nicht gedeckt. Da hat sich denn ein Komitee gebildet, das, von dem schon Erreichten ausgehend, eine Centralbibliothek gründen will, die imstande ist, sämtliche Blinden Oesterreichs mit den hervorragendsten Werken der Litteratur zu versehen. Wer einmal Freude an einem guten Buche gehabt, wer einmal Trost und Erhebung darin gefunden hat, wird gern dazu beisteuern, auch jenen die Wohlthat guter Lektüre zu verschaffen, denen das Leben so viel an Freude und Schönheit schuldig bleibt. Jeder, noch so kleine Beitrag fördert ein großes, edles Werk! Herr A. Werner, k. u. k. Militärregistrator, Wien IV, Rubensgasse Nr. 8, und die Direktion des k. k. Blinden-Instituts, Wien II/2, Viktorbachstr. 5, nehmen Beiträge entgegen.

Von der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn. Unwirtlich, öde ist die Küste von Deutsch-Südwestafrika, und öde ist auch jener Wüstenstrich, welcher sich an die Küste schließt und der den Zutritt zu dem höher gelegenen Innern des Landes erschwert. Er ist fast jeden Pflanzenwuchses bar; nur in den Flußbetten, die zumeist trocken liegen, aber Grundwasser führen, grünen einige Gräser, Dornbüsche und Bäume. Ursprünglich mußte man diese Steinwüsten mit Hilfe schwerer Ochsengespanne in langsamer mühseliger Fahrt überwinden, um zu den freundlicheren Strichen zu gelangen, in denen Viehzucht und Gartenbau möglich sind. Das Aufblühen der letzteren konnte nur dann erfolgen, wenn eine bessere Verbindung geschaffen wurde. Ein Bahnbau war hier dringend notwendig. Von Swakopmund, dem an der Mündung des Swakopflusses gelegenen Hafen, führt die Linie über Karibib, nahe am Otjimbingue vorbei nach Windhoek, in einer Länge von etwa 390 km. Sie wurde im September 1897 in Angriff genommen und ist bereits zum größten Teil fertig. Der Betrieb wurde streckenweise mit dem Fortschritt des Baues aufgenommen. Personenzüge von Swakopmund nach Karibib legen die Strecke

Von der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn: Wasserleitung aus dem Swakoptluss.

von 194 km in 14 Stunden zurück. Unsere Abbildungen zeigen uns einige Teile der Strecke. Die Station Nonidas liegt in der Stein- und Sandwüste, 10 km von Swakopmund entfernt; neben ihr befindet sich eine Wasserleitung, die von dem Stokop abgeleitet wurde. Weiter landeinwärts liegt die „Pforte", ein Durchbruch zwischen zwei Höhenzügen in einer ausgeprägten Wüstenlandschaft. In das wasserleere Bett des Khan, eines Nebenflusses des Swakop, versetzt uns das letzte Bild. Wir sehen die

Die Pforte.

Von der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn: Das Bett des Khanflusses.
Nach Aufnahmen von A. Aust in Hamburg.

Bahn in einer großartigen Felsenscenerie. Die Wirkung des Grundwassers ist hier in der Vegetation bemerkbar. Schon jetzt macht sich der Einfluß der Bahn im günstigen Sinne geltend. Die Stationen werden sich zu Kernen kleiner Ortschaften ausbilden. Namentlich Karibib, das reichlich mit gutem Wasser versorgt ist und eine Hauptwerkstätte erhält, verspricht eine gute Entwickelung. Die Zukunft der Kolonie beruht allerdings nicht auf dem Ackerbau, sie wird nur das von Feldfrüchten zu erzeugen vermögen, was sie selbst braucht. Die Viehzucht bildet dagegen die Hauptquelle ihrer Einnahmen. Später wird es voraussichtlich gelingen, auch ihre Mineralschätze, namentlich Kupfererze, zu heben.

Die Gartenlaube
2. Beilage zu Heft 4, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Prinz Heinrich und Miss Roosevelt kurz vor dem Taufakte der Jacht „Meteor".

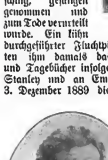
Der Festakt der Taufe der neuen kaiserlichen Jacht „Meteor", die eigentliche Veranlassung der Reise des Prinzen Heinrich von Preußen nach den Vereinigten Staaten, hat am 25. Februar im Beisein des Prinzen und des Präsidenten Roosevelt stattgefunden. Fräulein Alice Roosevelt, welche der Kaiser um die Patenschaft für den Täufling gebeten hatte, zerschlug um 10 Uhr 40 Minuten die Champagnerflasche am Bug des Schiffes und sprach dazu: „Im Namen des Deutschen Kaisers taufe ich Dich Meteor". Leicht und sicher glitt das Fahrzeug in das Wasser, **während Kanonenschüsse, Musik und lauter Jubel ertönten. Prinz Heinrich übermittelte der jugendlichen Tochter des Präsidenten ein Hutband mit dem Namen „Meteor"** und knüpfte ihr dasselbe um den Arm. Durch eine Depesche wurde Kaiser Wilhelm von dem Stapellauf in Kenntnis gesetzt. — Das Bild, das der festliche Akt bot, war trotz des ungünstigen Wetters recht farbenprächtig. Bei der kleinen Insel Shooter Island, auf der die Werft der Schiffsfirma Townsend & Downey sich befindet, lagen zahlreiche Segelfahrzeuge und Dampfschaften von der Flotte der Vereinigten Staaten in reichem Flaggenschmuck. Zu der Festlichkeit selbst waren nur geladene Gäste zugelassen, für welche außer der Plattform eine Tribüne aufgeschlagen war. Neben Präsident Roosevelt und Gemahlin waren Admiral Evans und Staatssekretär Hay erschienen, während im Gefolge des Prinzen sich auch der deutsche Botschafter, Herr von Holleben, befand. Nach Beendigung der Feierlichkeit verließ Prinz Heinrich die Insel auf einem Dampfer und begab sich zur „Hohenzollern", wo ein Festmahl stattfand. Fräulein Roosevelt wurde als Gedenken des Kaisers ein Schmuckkästchen von Repoit überreicht, das ein Brillantarmband mit dem Bildnis des Monarchen enthielt. Zwei unserer Bilder haben auf den Festakt Bezug; das eine zeigt den Prinzen und Fräulein Roosevelt auf der Plattform kurz vor dem Taufakt, das andere das Schiff, das gleich nach dem Stapellauf im vollen Flaggenschmuck am Bollwerk festgemacht wurde. Auf dem dritten Bilde, einer Aufnahme aus Washington, sehen wir den Prinzen neben dem Staatssekretär Hay und mit Admiral Evans.

Der Stapellauf der Jacht „Meteor".

Ueber die gegenwärtigen Berliner Wohnungsverhältnisse giebt der amtliche Bericht der städtischen Deputation für Statistik einen beruhigenden Aufschluß. Im Gegensatz zum Ueberfluß an Wohnungen für die ärmsten Klassen im Jahre 1895 besteht jetzt nicht nur großer Mangel, sondern die Wohnungsverhältnisse sind dazu noch schlechter geworden. **Nach dem eingangs erwähnten Bericht bestanden in der Reichshauptstadt 2605 Wohnungen nur aus einer Küche.** Dieser kleine Raum diente 21mal 6 Menschen, 4mal 7 und im Stadtteil Wedding einmal sogar 8 Personen als Aufenthalt. Dieses letztere Stadtviertel hatte 265, die Oranienburger Vorstadt 239 und die beiden Rosenthaler Vorstädte zusammen 654 solcher Wohngelegenheiten. Noch schlimmer sieht es um unbedeutende Räume. 1950 „kleine Wohnungen" setzen sich aus einem Zimmer mit oder ohne Küche zusammen. Einmal beherbergte solch ein unbehagbares Zimmer 14 Personen, 6mal je 9, 18mal je 8 und 46mal je 7 Menschen. Bei Zählungen dieser Art waren in der Friedrichsstadt 4, in Friedrichswerder 6, in der Thiergartenvorstadt 11. Die Luisenstadt östlich des Kanals hatte dagegen 150, die Oranienvorstadt sogar 177 und das westliche Straßaner Viertel nicht weniger als 182 solche Wohnungen aufzuweisen.

Gaetano Casati. Wieder ist einer von den verdienstvollsten Erforschern Afrikas dahingegangen: wenige Tage nach dem Tode Emil Holubs ist Gaetano Casati am 7. März in Como verstorben. Casati war im Jahre 1838 zu Lesmo in Oberitalien geboren, studierte Mathematik zu Pavia und trat im Jahre 1859 in die italienische Armee. Als Offizier der Bersaglieri machte er den Feldzug von 1866 mit und war später in den südlichen Provinzen zur Unterdrückung des Räuberunwesens thätig. Ueber vierzig Jahre war Casati alt, als er seinen Abschied aus der Armee nahm

um im Auftrage der „Società d'Esplorazione commerciale" nach Afrika in das Bahr-el-Ghazal-Gebiet zu gehen. Er durchforschte die Länder der Niam-Niam und der Monbuttu und traf im April 1883 mit Emin Pascha und Dr. Junker in Lado zusammen. Drei Jahre lang hat er die kriegerischen Unternehmungen von Emin Pascha mit Geschick und Erfolg unterstützt. Auf Emins Ersuchen reiste Casati dann am 16. März 1886 zum König Kabrega von Unyoro, wo er jedoch, als des Königs ursprünglich freundschaftliche Stimmung später umschlug, gefangen genommen und zum Tode verurteilt wurde. Ein kühn durchgeführter Fluchtplan und das Herannahen Emin Paschas retteten ihm damals das Leben. Leider gingen seine Aufzeichnungen und Tagebücher infolge dieser Flucht verloren. Casati schloß sich nun an Stanley und an Emin Pascha wieder an und erreichte mit ihnen am 3. Dezember 1889 die Küste bei Bagamoyo. Seine Berichte, welche höchst wertvolles Material über die politischen, ethnographischen und geographischen Verhältnisse der oberen Nilländer enthielten, erschienen in dem Organe der Gesellschaft, in deren Auftrage er die Reise unternommen hatte. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er sein auch in einer deutschen Ausgabe sehr verbreitetes Erinnerungswerk „Zehn Jahre im Herzen von Afrika."



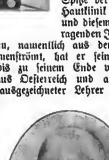
Gaetano Casati †.

Der Neubau der Bremischen Kunsthalle ist vor kurzem seiner Bestimmung übergeben worden. Er besteht eigentlich nur in einer Erweiterung des alten Hauses, bringt aber durch die gleichzeitig erfolgte Neu-Einrichtung des Vorhandenen eine völlig einheitliche Wirkung hervor. Die Leiter des Baues waren die Bremischen Architekten Eduard Gildemeister und Albert Dunkel, die mit Recht ihr Bestreben darauf richteten, den neuen wie den alten Räumen möglichst helles Licht zu geben. Namentlich ist dies im oberen, für die Gemäldegalerie bestimmten Stockwerk gelungen, wo eine praktische Einrichtung der Oberlichtkonstruktion jedem Bilde sein notwendiges Maß an Beleuchtung gewährt. In den unteren Räumen befinden sich die Antikensammlung, das Kupferstichkabinett, die Bibliothek, der Festsaal, sowie in zwei rechts und links vom Vestibül gelegenen Sälen weitere Gemälde. Das Vestibül selbst ist von schöner Wirkung und stattlicher Größe, so daß der Besucher gleich beim Eintritt einen sestlichen Eindruck empfängt.

Nach e. Aufn. von H. Breuer in Hamburg.

Die Bremische Kunsthalle.
Erbaut von Eduard Gildemeister und Albert Dunkel.

Moritz Kaposi, der am 6. März in Wien verstorben ist, war nicht nur einer der berühmtesten, sondern auch einer der hervorragendsten und erfolgreichsten Lehrer und Forscher auf dem Gebiete der Haut- und verwandten Krankheiten. In ihm verliert die Wissenschaft und in erster Linie die Universität Wien den direkten Nachfolger des Bahnbrechers auf dem Felde dermatologischer Forschung, Ferdinand von Hebra. Kaposi wurde am 23. Oktober 1837 zu Kaposvar in Ungarn geboren und hatte seine Studien in den Jahren 1856 bis 1861 an der Wiener Universität betrieben. Nach seiner Promotion wurde er Hebras Assistent, und von 1865 an konnte er als Privatdozent in eigener Lehrthätigkeit an der Seite seines Meisters wirken. Als dieser dann im Jahre 1879 erkrankte, wurde Kaposi, der mittlerweile zum außerordentlichen Professor ernannt worden war, zur vertretungsweisen Leitung der Wiener Universitätsklinik berufen. Nach Hebras Tod aber wurde er an die Spitze der Wiener Hautklinik gestellt, und diesem hervorragenden Institute, in dem eine große Menge von Kranken, namentlich aus den Ost-Europas und aus dem Orient, zusammenströmt, hat er seine große Arbeitskraft und sein reiches Wissen bis zu seinem Ende verliehen. Kaposi ist Tausenden von Aerzten aus Oesterreich und aus dem Deutschen Reiche ein fürsorglicher und ausgezeichneter Lehrer gewesen und hat die Wissensstoff um manches Forschungsergebnis bereichert, das angethan war, den armen Kranken Linderung und Besserung in ihren Leiden, den Aerzten aber tiefere Erkenntnis von dem Wesen der Hautkrankheiten zu verschaffen. Seinen hohen wissenschaftlichen Ruf hat Kaposi durch wertvolle Untersuchung von Erkrankungen der Schleimhaut des Mundes, Rachens, der Nasenhöhle und des Kehlkopfes begründet. Auch Kaposis Mitarbeit an Hebras „Handbuch der Hautkrankheiten" hat dem Gelehrten schon in frühen Jahren große Anerkennung erworben. Später hat er für Virchows „Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie" die Erkrankungen der Nägel, Haare und andere Fachgebiete bearbeitet. Hervorragenden Nutzen aber haben vor allem auch seine Lehrbücher für Aerzte geschaffen, welche in viele fremde Sprachen übersetzt und in zahlreichen Auflagen verbreitet sind. Kaposis Name wird in der Geschichte der Medizin sich einen Ehrenplatz behaupten für alle Zeiten.



Prof. Moritz Kaposi †.
Nach einer Aufnahme von J. Elbert, Hofphotograph in Wien.

Eine neue Lokomotive. Während die Elektrizität sich anschickt, dem Dampf das Ziehen von Eisenbahnwagen abzunehmen, erfährt der Lokomotivbetrieb allem Anschein nach eine neue Belebung durch die Anwendung des Heißdampfes. Bisher benutzte man den sogenannten Naßdampf. Hinfort scheint jedoch ein hoch überhitzter Dampf von im Durchschnitt 300 Grad Celsius das Feld behaupten zu sollen. Der Dampf ist der eigentliche Arbeitsträger. Der Heißdampf aber gestattet im Bau wie im Betrieb der Lokomotiven gewichtige Vereinfachungen des Baues, Herabsetzung des Gewichtes der Lokomotiven trotz erhöhter Leistungsfähigkeit, erhöhte Wirtschaftlichkeit im Betrieb und geringere Unterhaltungskosten. Es ist zweifellos, daß Heißdampf dem Naßdampf vorzuziehen ist und daß die Heißdampflokomotive eine Zukunft hat.

Prinz Heinrich mit Staatssekretär Hay und Admiral Evans in Washington.

Kleine Mitteilungen.

Ein kühner Sport. Seit den Tagen der Römer blüht der Wassersport in Italien, nie aber hat er allgemeinere Anziehungskraft ausgeübt, überraschendere Erfolge gehabt als in unserer Zeit. Arno und Tiber sind oftmals Zeugen glänzender Schaustücke gewesen, besonders der Tiber, der sich besser als der wasserarme Arno, dessen Niveau bei Florenz erst künstlich gehoben werden muß, zur Bethätigung nautischer Künste eignet. Die kühne Idee, mit dem Fahrrad zu tauchen — eine That, die an die Nerven und die Verwegenheit des Handelnden die höchsten Anforderungen stellt — ist dem Kopf eines jungen Römers entsprungen, des zweiundzwanzigjährigen Humbert Diamanti. — Sein Plan war, im schnellsten Tempo auf der künstlichen Ufereindämmung des Tiber entlang zu fahren, dann in gewaltigem Sprung die Oberfläche des Wassers zu erreichen und den Fluß mit dem Rad zu durchschwimmen. Er hat diese Aufgabe nicht nur glänzend gelöst, sondern sogar

Diamantis Sprung auf dem Rad ins Wasser: Der Absprung.

im Wettbewerb mit einem anderen, der ohne Rad dasselbe wagte, den Sieg davongetragen. Unser erstes Bild zeigt Herrn Diamanti, wie er eben — in einer Höhe von 90 Fuß, über die Uferbrüstung setzt, unzubelt von einer staunenden, erregten Menge — das zweite, wie er dicht über der Oberfläche des Tiber im Begriff ist, sich von dem Rade zu trennen, um schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen. Er hatte nicht nur während des schwindelnden, atemraubenden Niedersinkens die volle Herrschaft über sich selbst und das Rad behalten, er hat auch, mit eisernen Nerven ausgerüstet, in sicherer Leichtigkeit die Breite des Flusses durchschwommen.

Die Donau, unser gewaltiger deutscher Strom, hartet in seinem Oberlaufe immer noch der Erschließung. Man kanalisiert von Ulm bis Kelheim schon Jahrzehnte lang auf dem Papier, und der Verkehr geht von Jahr zu Jahr zurück. Dabei könnte man die Wasser der Donau in Kraftanlagen ganz vorzüglich ausnutzen. Das zeigt vor allem das Lechwasserwerk Herrschaften, wo eine Kraft von 5000 Pferdestärken in einer Stufe von 10 m Höhe gewonnen und gleichzeitig der Durchgang der Schiffe durch Schleusen ermöglicht wird. Dieses Kraftwerk, das durchaus im Zusammenhang mit dem Projekt der Ausnutzung des Donaugefälles bis zur Lechmündung und der Durchführung der Schiffahrt bis Augsburg steht, beweist, wie sich die Vorkehrungen für die Schiffahrt in glücklicher Weise mit der Verwendung der Gefälle vereinigen lassen, wie Augsburg und München durch Lech und Isar ohne weiteres in den Interessenkreis der Donaustädte treten, und wie eben diese Städte mit Rücksicht auf die Möglichkeit der Ausführung einzelner Anlagen nach einem großen einheitlichen Plan aus der Kraftgewinnung große Vorteile erzielen können. Es ist also alles da, auch der große Plan ist da, wann aber wird er ausgeführt?

Cigarrenkistenholz im Handel. Die große Menge der Cigarrenkistchen ist keineswegs aus Cedernholz gefertigt. Dieses wird nur bei besseren Sorten im Preise von mindestens 70 Mark für das Tausend verwendet, für minderwertige Sorten nimmt man fast ausschließlich Erlenholz. Dieses Holz wird zunächst gekocht, dann maschinenmäßig mit sehr scharfen Messern in kleine Brettchen von bestimmter Größe zerschnitten, welche sodann in braune Beize getaucht und schließlich wieder getrocknet werden. Vielfach werden die Brettchen auch noch mit einer Art Maserung versehen, welche ihnen das Aussehen von Cedernholz geben soll. Die Brettchen müssen sauber bearbeitet und von gleichmäßiger Länge, Breite und Stärke sein. Dann ist es leicht, sie zu den bekannten Kistchen zusammenzunageln, welche vor dem Gebrauch noch Papierverzierung, Brandstempel usw. erhalten. Der Bedarf an Cigarrenkistenbrettern in Deutschland dürfte 500 Wagenladungen jährlich nicht übersteigen. Cedernholzbretter kosten doppelt so viel als Erlenholzbretchen.

Neue Kaukasusbahn. Im Kaukasus soll demnächst der Bau einer neuen und lemen Eisenbahn begonnen werden. Es handelt sich um die „Linie am Schwarzen Meere", die von einem Punkte des neurussischen Zweiges der Wladikaukasischen Bahn zum Schwarzen Meere sich hinziehen wird. Dieser neue Schienenweg verbindet Rußland mit den hinteren Kaukasus. Mit diesem war das große russische Eisenbahnnetz bisher nur durch eine Linie verbunden, die am Kaspischen Meere entlang durch Petrowsk und Derbent bis Baku lief. Außer dem Hinterlande des Kaukasus soll durch die neue Bahn die „Kaukasische Riviera" erschlossen werden, die an Kurorten, an Gärtnereien und Weinbau reich ist. Beim Weinbau und an der Gärtnerei sind vorwiegend südrussische Bauern beteiligt, die hierher vor Jahrzehnten eingewandert sind.

Der Brandtsche Gesteinbohrer, welcher im Jahre 1890 von dem Hamburger Ingenieur Brandt erfunden wurde, gehört heute zu den besten Bohrmaschinen für den Tunnelbau, und nur durch ihn wird es möglich, Riesenwerke wie den Simplontunnel in viel kürzerer Bauzeit auszuführen, als noch vor wenigen Jahren kleinere Tunnelbauten erforderten. Der Unterschied erhellt am besten aus einem Vergleich zwischen dem Gotthard- und dem Simplontunnel. Der erstere mißt nahezu 15 km und erforderte 10 Jahre Bauzeit; der Simplon ist mit 20 km der längste

Diamantis Sprung auf dem Rad ins Wasser: Am Wasserspiegel.

Tunnel der Welt und soll in fünfeinhalb Jahren durchbohrt sein. Der Brandtsche Gesteinbohrer wird durch eine Wasserkraft von 100 bis 200 Atmosphären angetrieben, nach seinem Kraftverbrauch setzt das Wasser durch das hohle Bohrgestänge ins Bohrloch, hilft dieses aus und vermindert die Staubbildung, indem es zugleich das Erhitzen des Bohrers verhindert. Bei genügender Wasserkraft können zwei und mehr Bohrer an einer Maschine angebracht werden, sodaß damit eine außerordentlich große Arbeitsleistung erzielt werden kann. Die ganze Maschine, die etwa 250 kg wiegt, ruht auf einem kleinen Rollwagen, damit sie während der Sprengungen rasch entfernt und wieder an die Arbeitsstelle gebracht werden kann. Zur Bedienung genügt ein Mann. Der Erfinder dieser sinnreichen Maschine, Alfred Brandt, ist, wie unsere Leser wissen, als Mitarbeiter des Simplotunnels vor zwei Jahren im Innern des Berges durch einen Schlagfluß dahingerafft worden.

Der Brandtsche Gesteinbohrer.

Durchphotographiertes Holz. Wie weit die photographische Technik heute gediehen ist, zeigt folgendes: Man kann auf diese Holzplatten Muster derart photographieren, daß sie durch die ganze Dicke des Holzes hindurchgehen. Werden nun die Platten in lauter dünne Fourniere zerlägt, so ist das Muster auf einem jeden in gleicher Stärke zu sehen. Die Zeichnung kann durch geeignete Behandlung beliebig gefärbt werden. Solche Platten finden als Einlagen für Möbel, zu Decken- und Zimmertäfelungen wie zu allerhand kleineren Luxus- und Verbrauchsgegenständen verarbeitet, dankbare Verwendung.

Kleine Mitteilungen.

Die neue Zeit. Es ist noch nicht allzu lange her, daß man vier bis acht Stunden gebrauchte, um mit der Hand einen Hammer zu formen. Heute fertigt eine modern eingerichtete Werkstatt in derselben Zeit etwa dreißig Hämmer. Ein Schlächtermesser wurde in fünf Stunden hergestellt, heute in zweimal fünf Minuten. Bei der Herstellung einer Zeiß hielt das Bohren eine besondere Rolle. Die Arbeit wurde früher mit der Hand geleistet und kostete viel Zeit. Heute besorgt sie eine eigens für den Zweck konstruierte Maschine in dem sechsten Teil der Zeit gegen früher. Ziemlich fix ging die Herstellung eines Nagels. Der Nagelschmied stand mit der Zange vor dem glühenden Feuer. Die Zange in der Linken, hielt er einen dünnen Eisenstab in die Flammen, die der Schmiedbub mit dem Blasebalg anblies. In der Rechten den Hammer, wartete der Schmied zu, bis das Eisen glühte. Dann ging's auf den Amboß, und mit wenigen Schlägen wurde der Nagel zurechtgeschlagen. Es sah sehr hübsch aus und ging eigentlich schnell genug, denn in 1½ Minuten war der Nagel fertig und das Wasser im Trog beim Amboß zischte, wenn der Schmied den noch heißen Nagel hineinwarf. Heute: eine Maschine schneidet den Eisenstab zurecht, aus dem der Nagel entstehen soll, eine andere schneidet aus dem Stab die Nägel und formt sie. Ein Schmied versieht die Maschinen, deren jede in einer Schicht einen Nagel liefert. Innerhalb zweier Sekunden sind so viel Nägel fertig, daß sie 50 kg an Gewicht ausweisen. Dazu brauchte ein geschickter Nagelschmied zu der Väter Zeiten zwei Wochen. Als der Großvater die Großmutter nahm, stellte man eine Schraubenmutter in zwanzig bis dreißig Minuten her, heute fabrizieren ein Arbeiter in derselben Zeit zwanzig Schraubenmuttern. Noch schneller geht es mit den Schraubenbolzen. Jeder Schraubenbolzen erfordete dazumal sieben bis acht Minuten Zeit. Heute bedient ein Arbeiter gleichzeitig zwölf Bolzenmaschinen. Jede dieser zwölf Maschinen fertigt in einer Stunde neun Bolzen. Die Häuser unserer Ahnvordern sind oft von sehr großer Einfachheit. Aber man lannte zu ihrer Zeit auch keine Hobelmaschinen, die Bretter und Balken wurden mit der Hand gehägt und die Ausarbeitung allein dem Stichel und Stemmeisen überlassen. Heute wird das Bauholz in ebensoviel Minuten bearbeitet wie vordem in Stunden. Der gute Schmack hat dabei nicht gelitten. Ebenso steht's mit den Bausteinen, den Sandsteinen, den Marmorblöcken. Heute bearbeitet eine Maschine deren sinnhundert genau in derselben Zeit, in der früher die Menschenhand einen Block fertig machte. Kr.

Hochofenschornstein aus Holz.

Ein Hochofenschornstein — aus Holz. Dieses merkwürdige Gebilde, das wohl als ein Unikum wird gelten dürfen, erhebt sich tief im Innern Mexikos in der Provinz Durango und steht seit mehr als vier Jahren ununterbrochen in Betrieb. Wie in so vielen ähnlichen Fällen ist auch hier die Not zur Schöpferin dieses eigenartigen Baues geworden. Bei der weiten Entfernung der nächsten Ziegelei wäre ein gemauerter Schornstein zu teuer gekommen, so wagte man denn diesen Versuch. Der Schornstein ist auf einem quadratischen Grundrisse von 3 m Seitenlänge in einer Höhe von 65,5 m aufgerichtet. Die Bretter zu dem Baue sind 25 mm dick, versumbet und innen mit Eisenwolldeich verkleidet. Das verwendete Holzgerüst, welches, wie unser Bild zeigt, den eigentlichen Schornstein umgiebt, dient dazu, seine Standfestigkeit gegen den Winddruck zu erhöhen. Es ist ziemlich massiv auf einer breiten Basis in den Erdboden verankert und gestattet vermöge seiner Bauart die Besteigung an der Außenseite. Von zwölf zu zwölf Metern sind Plattformen in das Verstrebungsgerüst eingefügt; sie sollen auch im Falle einer Feuersgefahr die Löschungsarbeit erleichtern. Bisher hat sich ein solcher Fall nicht ereignet, obwohl der Schornstein dem Rauche und den Abgasen von sechs 60-Tonnen-Hochöfen zum Abzuge dient. Allerdings werden ihm diese Massen erst wesentlich gekühlt unterm gemauerter Kanäle zugeführt.

Der „Heilige Franz von Assisi“ und der „Heilige Peter“, so nennen sich zwei Schiffe, die eine sehr rühmenswerte Thätigkeit ausüben. Die Schiffe, Dampfer, gehören der französischen Société des Oeuvres de mer. Diese Gesellschaft hat keinen anderen Zweck, als die Teilnehmer der großen Fischerflotte, die alljährlich nach Island und Neufundland fährt, vor Krankheit und Elend zu schützen. Der „Heilige Franz von Assisi“ ist im Jahre 1901 dreimal nach Neufundland gesegelt. Er hat viele Kranke an Bord genommen und zahlreiche Schiffbrüchige gerettet. In einer einzigen Woche nahm er 25 Kranke von den Fischerboten auf, bettete sie und brachte sie in ärztliche Behandlung.

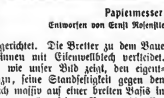
Petschaft aus Bernstein.
Entwurf von E. Rosenstiel, ausgef. von Fr. Rosenstiel.

Es ist kennenswert, daß die Schiffe sich bei ihrer Hilfsthätigkeit nicht auf die Angehörigen der französischen Nation beschränken. Die Thätigkeit der Schiffe ist eine sehr geschwornte, auch der „Heilige Peter“ ist bei seiner Hilfsthätigkeit schon einmal zu Grunde gegangen und hat neu erbaut werden müssen. Nicht weniger als 147 Fischer sind im vergangenen Jahre an den isländischen Küsten ertrunken. Es wäre sehr erfreulich, wenn eine ähnlich segensreiche Thätigkeit auch auf anderen Meeren aufgenommen würde.

Kunstgewerbliches Gerät aus Bernstein. Schon im Altertum hat man es gut verstanden, das bildsame und edle Material des Bernsteins zu allerlei künstlerisch geformten Geräte zu verarbeiten, und im Laufe der jüngsten Jahre ist dieser schöne Zweig kunstgewerblicher Technik ganz besonders erfolgreich gepflegt worden. Als etwas völlig Neues gegenüber all den älteren Arten, den Bernstein zu verwenden, erscheint jene Verbindung von Edelmetallarbeiten mit ihm, die nunmehr von verschiedenen Goldschmieden mit Glück versucht worden ist. In der That ergiebt der Zusammenklang der milden Farbenwirkung des Bernsteins mit dem matten Gelb- und Silberglanze der Metalle eine überaus reizvolle und schöne Wirkung.

Wir führen unseren Lesern einige solcher kleinen Kunstwerke im Bilde vor. Die Arbeiten stammen aus der Werkstätte der Firma Fr. Rosenstiel in Berlin und verdienen die oben erwähnten Vorzüge. Die eine stellt ein Papiermesser mit geschmackvollen Rokoko-Ornamentik sowohl auf dem aus Bernstein gebildeten Schafte wie auch auf der matt versilbert Silberklinge dar.

Noch schöner ist die andere Arbeit, ein Petschaft. Auf silbernem, antik vergoldetem Postamente, das im Stile Ludwigs XVI gebildet ist und die Embleme des Krieges trägt, ruht die prächtig geschnittene kleine Bernsteinbüste eines Achilles. Gerade bei diesem Stücke kommt der weiche Ton des Materials in der Modellierung der kleinen Statuette ganz trefflich zur Geltung.



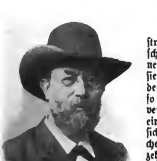
Papiermesser aus Bernstein.
Entworfen von Ernst Rosenstiel, ausgeführt von Fr. Rosenstiel.

Das englisch-australische Kabel. Die neue Kabelverbindung zwischen England und Australien, die mit einem Kostenaufwande von über 60 Millionen Mark von einer englischen Gesellschaft hergestellt wird, geht ihrer Vollendung entgegen. Der erste Teil des großartigen Unternehmens war die Herstellung einer unterseeischen Drahtleitung von der Küste von Cornwall nach dem Kap der guten Hoffnung. Diese Kabellegung wurde sehr beschleunigt. Schon im ersten Drittel des vergangenen Jahres konnte das Kabel bereiten werden. Nunmehr ist auch die Verbindung des Kap mit Westaustralien fertiggestellt. Dies Kabel, das den Indischen Ozean durchquert, landet in Perth. Von hier wird es bis Adelaide weitergeführt. Das ganze Kabel hat eine Länge von 25000 km. Der geplante Betrieb von England bis Adelaide wird in diesem Jahre eröffnet. Mit diesem Kabel wird eine ganze Reihe britischer Besitzungen neu in den direkten Verkehr mit dem Mutterlande einbezogen, darunter Ascension, St. Helena, Rodriguez und die Keelinginseln im Atlantischen Ozean.

Die Gartenlaube

3. Beilage zu Heft 4, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.



Professor Fedor Flinzer.
Nach e. Aufn. von R. & F. Naumann, Hofphotographen in Leipzig.

Fedor Flinzer, der treffliche Illustrator so vieler ausgezeichneter Jugendschriften und Bilderbücher für die Kleinen, begeht am 4. April die Feier seines siebzigsten Geburtstages. Der Künstler, dem ganze Generationen von Kindern so viele vergnügte und frohe Stunden verdanken und der auch als Zeichenlehrer eine reiche, segensvolle Wirksamkeit hinter sich hat, wurde im Jahre 1832 zu Reichenbach im Vogtlande geboren. Siebzehn Jahre alt, kam er auf die Akademie der bildenden Künste in Dresden, und vier Jahre später trat er in Schnorrs von Carolsfeld Atelier als Schüler ein. Von 1859 bis 1872 war Flinzer als Zeichenlehrer in Chemnitz thätig, dann siedelte er nach Leipzig über, wo er gegenwärtig als städtischer Zeichneninspektor und Oberlehrer am Realgymnasium wirkt. Aus der großen Reihe seiner Kinderbücher nennen wir hier „Lachende Kinder", „Jugendbrunnen", „Reineke Fuchs", „Der Tierfürstumwerbeter" und „König Nobel". Namentlich die Art, wie es ihm in den letztgenannten Werken gelang, die Tiere mit menschlichen Eigenschaften auszustatten und sie in menschlichen Handlungen zu personifizieren, hat dem Künstler großen und berechtigten Ruf erworben. Sein reiches methodisches Wissen hat Flinzer in dem „Lehrbuch des Zeichenunterrichtes an deutschen Schulen" niedergelegt.

Von dem Besuche des Prinzen Heinrich in Amerika bieten wir heute unseren Lesern noch zwei Abbildungen dar. Die erste zeigt den Prinzen auf der Plattform eines Eisenbahnwagens des Sonderzuges, mit dem er seine Reise in Amerika zurücklegte. Zur linken Seite des Prinzen steht der General Corbin, rechts ein wenig hinter jenem Admiral Evans. Die zweite Abbildung führt uns nach Chicago in den Lincolnpark, wo Prinz Heinrich am 4. März am Denkmal des unvergessenen 16. Präsidenten der Vereinigten Staaten, des Sklavenbefreiers Abraham Lincoln, einen Kranz niederlegte. Wie die Fahrt in den Lincolnpark, so gestaltete sich auch die Rückfahrt des Prinzen, der nach dem würdigen Gedenkakt zu einem Festessen in das Germania-Klubgebäude fuhr, zu einer begeisterten Kundgebung des Deutschtums von Chicago für den Bruder des Deutschen Kaisers.

Neue Kunsthandwerkerschule. In dem reizvoll am Fuße des Riesengebirges gelegenen Badeorte Warmbrunn wird Mitte April d. J. eine Fachschule für Holzschnitzerei eröffnet, die mit Hilfe eines großen Vermächtnisses des verstorbenen Regierungsrats von Bruce von Gemeinde und Staat ins Leben gerufen wurde. Obgleich diese Schnitzschule in erster Linie für die Hebung der alteingesessenen Holzindustrie bestimmt ist, zieht sie ihren Aufgabenkreis doch weiter und nimmt auch Schüler aus anderen Teilen des Reiches, und zwar sowohl solche mit mindestens zweijähriger Berufspraxis in die Lehrlingsabteilung, als auch solche ohne Berufspraxis auf. Das für seinen Zweck eigens eingerichtete Schulgebäude liegt in einem großen Schulgarten und ist mit allen dem Stande der modernen Technik entsprechenden Einrichtungen versehen worden. Eine kunstgewerbliche Sammlung, Freiland- und Gewächshauspflanzen liefern reiches Studienmaterial, schöne Zeichen- und Arbeitssäle laden zur Arbeit ein. B.

Der Vermögenszuwachs in Preußen. Zu einer Arbeit über die Ergebnisse der Vermögenssteuer-Veranlagung hat Oberregierungsrat Evert, Mitglied des preußischen statistischen Bureaus, eine interessante Zusammenstellung gemacht. Er hat die einzelnen Vermögen, von den größten anfangend, zusammengezählt, bis eine Milliarde voll war. Dann weitergehend die nächstgrößten Vermögen, bis wieder eine Milliarde voll war, und so weiter fort bis zur siebzigsten Milliarde. Diese Rechnung hat er erst für das Jahr 1896 und dann für das Jahr 1899 aufgestellt und hieraus die Anzahl der Besitzer verglichen, die sich in die erste, zweite, dritte usw. Milliarde teilen. Dabei ergab sich ein starkes Anwachsen der großen Vermögen. Zur ersten Milliarde gehörten im Jahre 1896 noch 26 Besitzer; im Jahre 1899 waren nur noch 17 erforderlich. In die

Prinz Heinrich auf der Plattform eines Eisenbahnwagens.

ersten 10 Milliarden teilten sich 1896 noch 2947 Personen; 1899 nur noch 2119. Die bis auf etwa 6000 Mark hinabreichenden Vermögen betrugen 1896 etwa 64 Milliarden; dazu gehörten 1 166 745 Personen. Im Jahre 1899 wies das Vermögen von 689 722 Personen bereits die gleiche Summe auf, ein Beweis, daß auch die kleineren Vermögen an dem Zuwachs entsprechend beteiligt sind. Nach dem Durchschnitt berechnet, hat sich das Vermögen des einzelnen von 55 000 auf 87 000 Mark erhöht. Leute und juristische Personen mit einem Vermögen von über zwei Millionen Mark gab es 1896 in Preußen 1779; nach drei Jahren war ihre Zahl auf 2105 gestiegen. Das Vermögen des reichsten Mannes ist in den gleichen Zeitraum von 204 auf 296 Millionen, also um 62 Millionen gewachsen. Der Zweitreichste hat sein Kapital von 119 auf 148 Millionen angelegt.

Prinz Heinrich vor dem Lincoln-Denkmal in Chicago.

Von dem Besuche des Prinzen Heinrich in Amerika.

Verladung einer Schiffsschraube. Von höchster Bedeutung für die Fahrgeschwindigkeit und Sicherheit der Schiffe ist jener Teil, welcher durch seine Drehung im Wasser die Fortbewegung des Schiffes bewirkt, nämlich die Schiffsschraube. Eine unsachgemäße Konstruktion der Schraube würde die Schnelligkeit unvorteilhaft beeinflussen, ein Bruch der Schraube auf hoher See macht das Schiff manövrierunfähig und damit zu einem Spielball der Wogen. So muß besonders auf die Festigkeit des Materials, auf seine Widerstandsfähigkeit gegenüber den zerfressenden Einflüssen des Seewassers das größte Gewicht gelegt werden. Unser Bild zeigt das Verladen von vier einzelnen Schraubenflügeln, die mit ihren Endpunkten zu einer Art Kreuz verbunden die Schiffsschraube bilden. Verfertigerin dieser für einen in England erbauten Fracht- und Passagierdampfer bestimmten Schraubenflügel ist die Firma Georg Niemeyer, Metallwerke, Hamburg-Steinwärder, die mit ihren Schiffsschrauben ausgezeichnete Resultate erzielte. Die Firma fertigt diese Schiffsteile in einer nur vor ihr hergestellten Bronze, welche an Festigkeit dem härtesten Stahl nahezu gleichkommt, dabei jedoch von dem Seewasser in keiner Weise angefressen wird. Das Gewicht der vier Schraubenflügel beträgt 10 000 kg.

Verladen bronzener Schiffsschraubenflügel in Hamburg-Steinwärder.

Ueberfetzen eines Geschützes. Zu den wichtigsten Dienstzweigen der Pioniere gehört der Pontondienst: denn von allen natürlichen Hindernissen, die sich dem Vormarsch einer Armee entgegensetzen, spielen die Gewässer die bedeutsamste Rolle. Ein kleiner Graben kann für den Ausgang eines Gefechtes verhängnisvoll werden, wenn die Pioniere nicht rechtzeitig bei der Hand sind, um ihn gangbar zu machen. Dort auf der Anhöhe ist eine glänzende Position für eine Batterie. Wenn diese Artilleriestellung im geeigneten Augenblick ausgenutzt werden kann, ist der Sieg gewiß. Die Fanfarensignale spielen, die Kanonen jagen über das Feld, um die aufschlaggebende Batterie herauszuholen. Die Batterie ist auch zur Stelle. Aber hinter dem Graben, der die Anhöhe umfließt, muß sie unthätig Halt machen: die Brücke ist nicht fertig. Die kostbare Zeit verstreicht. Der vielversprechende Schachzug muß unterbleiben. — Bei breiteren Flußläufen ist es natürlich unmöglich, mitten im Gefecht ohne weiteres eine Brücke zu schlagen. Das muß unter entsprechender Deckung des Nachts geschehen, und dazu sind mancherlei Vorbereitungen und Vorbedingungen erforderlich. Da wissen sich die Pioniere dann dadurch zu helfen, daß sie ihre Pontons als Fährboote benutzen. Größere Truppenmassen können freilich auf diese Weise nur schwer von einem Ufer zum anderen befördert werden. Aber für Erkundungstrupps, vorgeschobene Posten, Flankendeckungen usw. findet dieses Aushilfsmittel häufig Anwendung. Sogar einzelne Batterien gelangen auf solche Weise über die breitesten Gewässer. Jedes Gefechtig beanspruchte mit Proviantkasten zwei Pontons, die in ähnlicher Weise wie beim Brückenbau mit Streckbalken und Belegbrettern bedeckt und untereinander verbunden sind. Es wird mit diesen eine richtige Brückenbahn hergestellt, auf welche das vollständige Geschütz hinauffährt. Die Pontons sind aus verzinktem Eisenblech 7,5 m lang, 1,50 m breit und 0,81 m im Lichten hoch. Jedes deutsche Armeekorps führt das Material für 200 bis 210 m Brückenlänge mit sich. Außerdem ist die Kavallerie, die ja eine ganz besondere Bewegungsfähigkeit haben muß, noch mit sogenannten Faltbooten ausgerüstet, die zusammenlegbare Holzgerippe mit Wänden von wasserdichtem Segeltuch haben und verhältnismäßig leicht befördert werden können.

Uebersetzen eines vollständigen Geschützes auf zwei Pionierpontons.
Nach einer Aufnahme von W. Jacobi in Metz.

Handfertigkeitsunterricht und Jugendspielkurse. Von dem „Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland" geht uns die Bitte zu, nachstehende Notizen aufzunehmen, die von ihm und dem „Deutschen Verein für Knabenhandarbeit" festgestellt worden sind. Die Teilnahme zu den am 30. Juni beginnenden und voraussichtlich anfang September schließenden Lehrerkursen für Handfertigkeitsunterricht am Deutschen Lehrerseminar zu Leipzig ist dem Leiter der Anstalt, Herrn Seminardirektor Dr. Pabst, Leipzig, Scharnhorststr. 10, möglichst frühzeitig zu melden unter genauen Angaben über den Zeitpunkt des Eintritts und die voraussichtliche Dauer der Zugehörigkeit. Diese Kurse umfassen folgende Fächer: Arbeiten der Vorstufe, Pappenarbeit, Hobelbankarbeit in zwei verschiedenen Jahrgängen, Holzarbeit für ländliche Schülerwerkstätten, Holzschnitzerei, Modellieren, Metallarbeit und Herstellung von Lehrmitteln und für praktischen Unterricht mit Vorträgen, Lehrproben, Diskussionen und Werkzeichnen verbunden. Zur Einführung in den methodischen Betrieb der erziehlichen Knabenhandarbeit dient die zur Abhaltung von Lehrproben bestimmte Schülerwerkstatt der Anstalt. Ausführliche Programme dieser Kurse werden kostenfrei durch den genannten Direktor der Anstalt versandt. Die Kurse für Volks- und Jugendspiele finden im Jahre 1902 wie folgt statt: Für Lehrer: in Bielefeld 11. bis 17. Mai, anzumelden beim Oberturnlehrer Dr. Schmale. Bonn 11. bis 17. Mai, Dr. med. J. A. Schmidt. Frankfurt a. M. 9. bis 16. Mai, Turninspektor B. Weidenbusch. Liegnitz 10. bis 24. Mai, Turnlehrer M. Gerpfte. Posen 18. bis 23. August, Oberturnlehrer Klose. Stolp i. P. 26. bis 31. Mai, Dr. O. Preußner. — Für Lehrerinnen: in Bonn 20. bis 23. Mai, Dr. med. J. A. Schmidt. Braunschweig 19. bis 24. Mai, Turninspektor W. Weidenbusch. Frankfurt a. M. (für Lehrerinnen am Ort) 29. September bis 4. Oktober, Turninspektor B. Weidenbusch. Magdeburg 4. bis 9. August, Stadtschulrat Platen. Königshütte, O.-S. 12. bis 16. Mai, Magistrat zu Königshütte/O.-S. Kreseld 2. bis 7. Juni, Turnlehrerin Martha Thurm. Die Anmeldung zu diesen kostenfreien Spielkursen ist an die obengenannten Adressen zu richten.

Frau Auguste Prasch-Grevenberg.
Nach e. Aufn. von Hofphotogr. E. Bieber in Berlin.

Auguste Prasch-Grevenberg. Die anmutige Künstlerin, welche durch Gastspielreisen in ganz Deutschland bekannt geworden ist, verdankt ihren Ruf vor allem dem bekannten „Meininger Ensemble" des Herzogs Georg von Meiningen". Obgleich das Kind eines Künstlerpaares, sollte Auguste Grevenberg, nach dem Wunsche der Eltern, der Bühne fernbleiben. Sie setzte es aber durch, daß Cronegk, der Regisseur der Meininger, ihr Talent einer Prüfung unterzog; diese fiel günstig aus. Den Eintritt in die herzogliche Wandertruppe zogen aber noch einige Lehrjahre an den Bühnen zu Bremen und Wiesbaden und ein Engagement an der Hofbühne zu Karlsruhe voraus, wo die Künstlerin sich mit Herrn Prasch verheiratete. Es folgt dann die Wanderzeit mit den Meiningern, in deren Truppe Frau Prasch-Grevenberg sich eine solche Bedeutung errang, daß der Herzog sie später zum Ehrenmitgliede seines Hoftheaters ernannte. In eine glänzende Theaterstellung gelangte Frau Prasch-Grevenberg, als sie sich entschloß, in das „Berliner Theater" zu Berlin einzutreten. Das Publikum der Reichshauptstadt hat ihr zu allen Zeiten das lebhafteste Interesse entgegengebracht, und ihre Leistungen, die namentlich in der Darstellung moderner lapidiöser Frauengestalten Vollendetes bieten, dankbar gewürdigt.

Aus dem neuen königlichen Botanischen Garten zu Dahlem-Steglitz bei Berlin. Wer von Berlin aus mit der Wannseebahn den südwestlichen Vororten zufährt und zwischen den Stationen Friedenau und Steglitz etwas nach Westen ausschaut, sieht an einem Abhange die Anlagen des neuen Botanischen Gartens vor sich liegen. Auf dem gewaltigen Gelände fallen schon von weitem Gruppen von Hügeln auf, die mit Gewächshäusern durchsetzt scheinen. Hier bekommt sich die pflanzengeographischen Anlagen des Gartens in einem Umfange aus, wie sie bisher nirgends durchgeführt sind. Ihr Schöpfer, der als Pflanzengeograph berühmte Direktor des Botanischen Gartens und Museums und Professor an der Berliner Universität, Dr. Adolf Engler, hat mit Recht auf sie besonderen Nachdruck gelegt. Er hatte schon im alten Berliner Garten die Erfahrung gemacht, daß das Interesse der Besucher besonders der schon damals ungewöhnlich großen und sorgsam gepflegten pflanzengeographischen Abteilung zugewendet war, und zwar gilt dies in besonderem Maße von den Anlagen, welche die pflanzengeographische Gliederung der Gebirge zur Darstellung brachten. Im Gebirge fällt es dem Laien immer am deutlichsten auf, wie gewaltig der Einfluß ist, welchen Temperatur, Feuchtigkeit, chemische und physikalische Beschaffenheit des Bodens, Stürme, Sonne, Schatten usw. auf die Zusammensetzung der Pflanzendecke ausüben, wie verschieden diese selbe demnach gestaltet sein muß, je nachdem der eine oder andere der genannten Faktoren vorherrscht. Das Gebirge mit seinen in geringen Stundenabständen namentlich infolge der Höhengliederung so ganz wechselnden Lebensbedingungen bietet also in seiner Pflanzenwelt viel stärkere Gegensätze in dieser Beziehung als gewöhnlich die Ebene. Es finden sich hier nun die wichtigsten Gebirgsketten der Erde in Hügelsystemen, die in dem weitigen Gelände des Gartens zum Teil schon vorgebildet waren, dargestellt. In jedem Florageb ete sind wieder die wichtigsten Charakterpflanzen gruppenweise nach den Formationen, die sie in der Natur bilden, auf kleinem Raum zusammengestellt. Fertig sind bisher u. a. die Anlagen der Alpenkette, die von Professor Engler auf Grund jahrelanger Studien ausgearbeitet wurde. Unser Bild zeigt die Himalayagruppe, deren Vollendung in diesem Jahr angestrebt wird. Der Teich am Fuße derselben nimmt das Wasser auf, welches durch ein Pumpwerk auf die Anlagen geschafft wird und als Bach über Kaskaden und durch Rinnen, hier und da eine kleine Insel bildend, wieder herabläuft. Von der gewaltigen Mühe, die zunächst die Auswahl, dann aber das Beschaffen, Zusammenstellen und die Pflege dieser so verschiedenartigen Bedingungen angepaßten Pflanzen nebeneinander verursacht, kann man den Laien kaum einen Begriff geben. Möge sich diese Mühe dadurch lohnen, daß die Besucher der Anlage aus ihr Anregung zur eigenen Beobachtung schöpfen!

Das Himalayagebiet in den pflanzengeographischen Anlagen des neuen Berliner Botanischen Gartens.
Nach einer Aufnahme von A. Hönig & Co. in Berlin.

Das neue Provinzial-Museum in Posen, dessen Bild wir hier wiedergeben, erhebt sich gegenüber dem polnischen Bazar, sobald es gleichfalls die Verbindung bildet zwischen den alten Teilen der Stadt und den neuen Posen. Das Museum, welches die Bestimmung hat, das Interesse für deutsche Forschung und deutsche Kultur anzuregen und zu heben, wird die Sammlungen des Provinzial-Museums und der verschiedenen einschlägigen Gesellschaften in seinen Räumen aufnehmen.

Die deutsche Bauern-Zentrale, die am 12. Oktober 1900 ihre segensreiche Thätigkeit zum Besten der notleidenden Bauern begann, veröffentlichte am 1. Januar 1902 ihren Rechnungsbericht über die Erfolge des vorhergegangenen Vierteljahres, aus dem hervorgeht, daß bei einer Einnahme von 111 203,39 Mark 74 412,71 Mark zur Verteilung gelangt sind, mithin am Jahresschluß ein Ueberschuß von 36 790,68 Mark verblieb. Ueber den weitaus größten Teil dieser Zahlungen lagen aus

Das Provinzialmuseum in Posen.
Nach einer Aufnahme von A. & F. Zeuschner, Hofphotographen in Posen.

31. Dezember v. J. die Quittungen vor, die noch ausstehenden über erst im November fortgefandte Beträge werden bis spätestens Ende März eingelaufen sein. Für die Sicherheit dieser Geldsendungen kann volle Gewähr geleistet werden, da die Bank für das richtige Eintreffen der Gelder bei amtlichen deutschen Reichsstellen haftet und auch über die Verwendung derselben in den Lagern authentische Berichte vorliegen. Einen ebenso großen Erfolg wie die Geldsammlung hat die Bitte der deutschen Bauern-Zentrale um geeignete Waren für die Kriegsgefangenen gehabt: die Export-Firma L. Rascher & Co. in Hamburg hat im Lauf des Jahres 1901 rund 9000 Kilo Kleider, Wäsche, Decken, Schuhe und Stärkungsmittel, in einem Gesamtwert von 60 000 Mark in die Barenlager gesandt! Sämtliche Belege über die abgeschickten Gelder usw. werden ein volles Jahr über die Beendigung des Krieges hinaus in der Zentralkasse der Bauer. Hypothek- und Wechsel-Bank aufbewahrt werden. Um einen Begriff von der durchaus uneigennützigen, unentgeltlich geleisteten Arbeit der Geschäftsleitung zu geben, sei hier angeführt, daß im Laufe des Jahres 42 Mitteilungen und Rufrufe an je 600 bis 1400 Zeitungen abgingen und 6754 der Sache dienende Briefe geschrieben wurden. Ein besonderer Dank gebührt, wie die Bauern-Zentrale mitteilt, der deutschen Presse, welche all diese Rufrufe, die einen Inseratenwert von etwa 250000 Mark darstellen, unentgeltlich aufnahm. Großes ist erreicht durch das Zusammenwirken so vieler Kräfte, durch die einmütige und opferwillige Begeisterung für eine gute Sache — aber Großes gilt es noch zu bewältigen. Es ist nicht deutsche Art, ein einmal begonnenes Werk auf halbem Wege liegen zu lassen, in dieser freudigen Ueberzeugung ist das fernere Mitwirken all derer gewiß, die bis hierher geholfen haben. Geldsendungen sind wie bisher an die Bauern-Zentrale in München, Waren an die oben genannte Export-Firma Rascher & Co in Hamburg zu senden.

Alfred Reisenauer.
Nach einer Aufn. von Hofphotograph J. C. Schaarwächter in Berlin.

Alfred Reisenauer. Unter den hervorragenden Pianisten unserer Zeit ist Alfred Reisenauer einer der eigenartigsten und bedeutendsten — eine starke, urſprüngliche Perſönlichkeit, deren virtuoſes Können die Zuhörer immer wieder feſſelt und hinreißt. Reisenauer iſt Oſtpreuße; er wurde in Königsberg am 1. November 1863 geboren und ſchon in frühen Kinderjahren von ſeiner Mutter auf muſikaliſchem Gebiete vorgebildet, um ſpäter dem Unterrichte des bekannten Muſikpädagogen Louis Köhler anvertraut zu werden. Nachdem der junge Muſiker, der auch auf den anderen Wiſſensgebieten eine überaus raſche Auffaſſung zeigte, im Alter von 16 Jahren ſein Abiturientenexamen beſtanden hatte, ging er nach Rom, wo ihm Franz Liszt ſein beſonderes Intereſſe entgegenbrachte. Dieſer Einfluß des Meiſters, durch den Reiſenauer damals übrigens auch mit Richard Wagner in Berührung kam, iſt entſcheidend geworden für Reiſenauers Künſtlerlaufbahn; im Jahre 1881 trat der Achtzehnjährige zum erſtenmal als Klavierſpieler vor die Oeffentlichkeit. Auf Liszts Veranlaſſung war er ſpäter auch noch ein Jahr lang als Klavierlehrer am Konſervatorium in Sondershauſen thätig, um dann, gereift in ſeinem Weſen und Können, ſeine Konzertlaufbahn wieder aufzunehmen. Mit reichen Erfolgen gekrönt und ausgezeichnet von dem muſikverſtändigen Publikum aller Weltteile, iſt Reiſenauer ſeitdem ein erſter Stern in unſeren Konzertſälen geworden, einer jener echten Meiſter, die auch auf der Höhe des Ruhmes unabläſſig weiterſchaffen an der Vertiefung ihres Könnens, an der Pflege und dem Ausbau des Erreichten.

Von der Induſtrie- und Gewerbe-Ausſtellung in Düſſeldorf. Zu den eigenartigſten und geſchmackvollſten Bauten auf dieſer, an intereſſanten Architekturwerken ſo überaus reichen Ausſtellung, deren Eröffnung im Mai man in weiten Kreiſen mit regem Intereſſe entgegenſieht, zählt zweifellos der Ausſtellungspavillon des Förder Bergwerks- und Hütten-Vereins. Der Pavillon zeigt durchaus moderne Architekturformen und iſt durch den Architekten Ernſt Marx in Dortmund nach deſſen eigenen Entwürfen erbaut worden. Seine Längsachſe mißt 46 m, die Querachſe 27 m und die Höhe bis zum inneren Kuppelſcheitel 18 m. Das ohne jede Ueberladung in ſeinem Geſamteindrucke doch reich und zugleich geſchloſſen wirkende Bauwerk, wird gewiß bei allen Beſuchern der Ausſtellung beſonderen Beifall finden.

Profeſſor Chriſtof Ernſt Luthardt, der bekannte Theologe, welcher ſeit fünfundvierzig Jahren der Leipziger Univerſität als eine ihrer Zierden angehört, tritt am 1. April in den Ruheſtand. Der greiſe Gelehrte blickt auf ein arbeitsreiches Leben zurück, in dem er ſich den Ruhm eines der raſtloſeſten Vorkämpfer der lutheriſchen Lehre erworben hat. Luthardt wurde am 22. März 1823 zu Maroldsweiſach in Unterfranken geboren. Er ſtudierte in Erlangen und Berlin, war 1847 Gymnaſiallehrer in München, habilitierte ſich ein Jahr ſpäter in Erlangen und wurde 1854 außerordentlicher Profeſſor der Theologie in Marburg. 1856 erfolgte ſeine Berufung nach Leipzig, wo er 1865 zum Konſiſtorialrat und 1887 zum Geheimen Kirchenrat ernannt wurde. Ueberaus reich iſt die Anzahl von theologiſchen Werken, welche Profeſſor Luthardt geſchaffen hat. Namentlich ſein „Kompendium der Dogmatik“ und ſeine „Apologie des Chriſtentums“ ſind in weite Kreiſe gedrungen, und in ſeiner „Ethik Luthers“, in ſeiner „Geſchichte der chriſtlichen Ethik“ und in vielen anderen Arbeiten hat er Werke von bleibendem wiſſenſchaftlichen Werte geſchaffen. Seit 1868 iſt Luthardt Herausgeber der „Allgemeinen evangeliſch-lutheriſchen Kirchenzeitung.“

Prof. Chriſtof Ernſt Luthardt.
Nach einer Aufn. von Georg Brokſch in Leipzig.

Das Telephon im Schnellzug. Zu Zukunft wird jeder Paſſagier eines engliſchen Schnellzuges imſtande ſein, von ſeinem Platz im Kupee ſich mit Bekannten, Geſchäftsfreunden uſw. zu unterhalten, die viele Meilen von ihm entfernt ſind. In Zukunft, d. h. ſobald die engliſchen Eiſenbahngeſellſchaften die Kurierzüge mit Fernſprecheinrichtung ausgerüſtet haben werden, wonit ſie eben beginnen. Als nämlich vor nicht langer Zeit der Prinz und die Prinzeſſin von Wales auf ihrer Weltreiſe in Kanada anlangten, verband die Kanadiſche Paciſic Railroad-Company, um es den Prinzen zu ermöglichen, durch den ganzen Zug zu ſprechen, alle Abteile desſelben telephoniſch. Dieſe Einrichtung hat man jetzt in England dahin vervollkommnet, daß man in jedem Abteil einen Telephonapparat angebracht hat. Hält nun der Zug auf einer größeren Station, ſo kann alsbald eine Verbindung mit der Telephonzelle des Stationsvorſteh und damit Anſchluß nach allen Teilen des Landes hergeſtellt werden. Um jeden längeren Aufenthalt zu vermeiden, werden die Anmeldungen zu Ferngeſprächen ſchon während der Fahrt angenommen. Ein Beamter ſammelt die Beſtellungen ein und giebt ſie auf der nächſten Station einem Kollegen ab. Dieſer benachrichtigt die nächſte Haltefſtation, und ſo kann das Geſpräch beginnen, ſobald der Zug angekommen iſt.

Der Ausſtellungspavillon des Förder Bergwerks- und Hütten-Vereins auf der Induſtrie- und Gewerbe-Ausſtellung in Düſſeldorf.
Nach einer Aufnahme von Chr. Herbſt, Hofphotograph in Worms.

Die Gartenlaube

4. Beilage zu Heft 4, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Der Burengeneral Delarey, über dessen Leben und ruhmreiches Wirken in dem südafrikanischen Kriege wir unseren Lesern schon im März des letzten Jahres anläßlich seines kühnen Angriffes auf Lichtenburg berichtet haben, hat nun die Reihe seiner großen Waffenthaten um einen neuen Sieg vermehrt. Neben der Schlacht am Modderfluß, dem Kampfe bei Magersfontein, bei Roodstedacht und Lichtenburg wird auch der neue Sieg zwischen den Orten Wynburg und Lichtenburg den Namen Delareys mit Ruhm und Ehre bedeckt in die Zukunft tragen. Am 7. März, genau ein Jahr nach jenem ersten Kampfe Delareys bei Lichtenburg, ist nun der eiserne Würfel noch einmal zu seinen Gunsten gefallen. Lord Methuen war mit 900 Berittenen unter Major Paris sowie mit 300 Mann Infanterie und vier Geschützen von Wynburg nach Lichtenburg unterwegs, um sich mit weiteren englischen Truppenkörpern, zwecks eines großen Schlages gegen die Buren, zu vereinen. Zwischen Tweebosch und Palmietfontein wurden die Engländer von Delareys Truppen angegriffen. Es gelang diesen, die Kolonnen der Engländer zu durchbrechen und neben zahlreichen Munitionswagen und Offizieren auch den Führer der Expedition, Lord Methuen selbst — der am Schenkel verwundet sein soll — gefangen zu nehmen. Der Rest der englischen Truppen entzog sich der Gefangennahme

General Delarey.

und dem Kampfe durch die Flucht. Die Verluste, denen auch die Geschütze beizuzählen sind, werden von Lord Kitchener als sehr bedeutend angegeben.

Der Kaiserbecher der Stadt Halle a. S., welcher dazu bestimmt ist, den Trunk für den Kaiser, bei dessen Besuchen in Halle, aufzunehmen, ist nach Entwurf und Ausführung ein Werk der Hallenschen Goldschmiede A. Wrapke und F. Steiger und wurde von dem Kommerzienrat Hübner als Geschenk gestiftet. Aus ornamental behandeltem Wurzelwerk erheben sich vier Lorbeerbäume, deren Blattwerk den oberen Teil des Bechers umspannt. Vor ihnen stehen vier Figuren, die Personifikbildungen von Handel, Industrie, Landwirtschaft und Wehrstand als Schützer der zwischen den Lorbeerbäumen auf einem Kissen ruhenden Kaiserkrone. Ein Spruchband aus weißem Email läßt die Inschrift lesen: „Hell unserem erhabenen Kaiser!“ Die Felder zwischen den Lorbeerbäumen tragen abwechselnd die kaiserlichen Initialen — welche auch auf unserer Abbildung sichtbar sind — und den Reichsadler. Am oberen Rande des Bechers ist ein Band von weißem Grubenschmelz angebracht, das in goldenen Lettern die Worte trägt: „Erzählen will ichs noch in später Zeit, daß ich den Hohenzollern ward geweiht.“ Das vortrefflich gelungene Werk ist aus Gold gebildet und reich mit Edelsteinen verziert.

Der Kaiserbecher der Stadt Halle a. S.

Der Palast des Kaisers Diocletian in Spalato, eines der größten und wertvollsten Denkmäler aus der Römerzeit in der österreich-ungarischen Monarchie, sollte, wie von zahlreichen Tagesblättern gemeldet wurde, aus dem Besitze des österreichischen Fiskus in die Hände von Privatleuten übergehen. Wir freuen uns, diesen verbreiteten Berichten gegenüber feststellen zu können, daß die Gerüchte von einem Verkaufe des Palastes nach den neuesten Mitteilungen jeder Grundlage entbehren. Zugleich zeigen wir unseren Lesern im beigegebenen Bilde, welches dem in der Hof- und Universitätsbuchhandlung Alfred Hölder in Wien erscheinenen „Führer durch Dalmatien“ von Reinhard E. Petermann entnommen ist, die Porta aurea, die goldene Pforte, welche den Haupteingang des gewaltigen Kaiserpalastes von der Landseite her bildete. Als Kaiser Diocletian sich am 1. Mai 305 n. Chr. regierungsmüde nach Salona, dem heutigen Spalato, einschiffte, gedachte er, in dem schon ein Jahrzehnt zuvor aufgeführten, gewaltigen Palaste sein an Kämpfen und Widerwärtigkeiten reiches Leben in Frieden zu beschließen; doch scheint er die ersehnte Ruhe auch dort nicht gefunden zu haben, denn man nimmt an, daß er sich im Jahre 313 selbst den Tod gab. Sein Palast aber hat ihn bis heute überdauert. Die dem Meere zugewandte Fassade hebt sich über eine Reihe niederer Vorbauten empor und ist im ersten Stockwerk mit 38 dorischen Halbsäulen geschmückt, deren 52 eine luftige Galerie bildeten. Heute ist in diese klassischen Ueberreste die ganze Altstadt des verkehrsreichen Spalato, Wohnungen für 3000 Menschen, hineingebaut. Vollkommen rein im Stil hat sich dagegen die Porta aurea erhalten, die den Zugang zum säulenumrahmten Vorplatz des Domes von Spalato erschließt. Denn ein merkwürdiges Spiel der Geschichte hat die Gruft des letzten gewaltigen Christenverfolgers seit mehr denn tausend Jahren zu einer dem Christengott geweihten Stätte umgewandelt.

Die Porta aurea am Palast des Kaisers Diocletian in Spalato.

Jenny Hirsch †.
Nach einer Aufn. von E. Sellin & Co. in Berlin.

Die Schriftstellerin Jenny Hirsch, welche am 10. März in Berlin verstorben ist, kann mit Recht als eine würdige Veteranin der Frauenbewegung bezeichnet werden, und namentlich mit den Bestrebungen zur Hebung von Frauenbildung und Frauenerwerb in der Reichshauptstadt ist ihr Name aufs innigste verknüpft. Zu Zerbst ist sie am 25. November 1829 geboren worden, und aus dem Beruf als Lehrerin kam sie im Jahre 1860 zu einer Stellung in der Redaktion des „Vaterlandes", wo sie reichlich Gelegenheit fand, die damals nach den Zeiten der Reaktion mit neuer Kraft auftretende Frauenbewegung kennenzulernen. 1866 wurde sie zur Schriftführerin des Lettevereins gewählt, und in diesem Amte war sie bis 1884 thätig, um welche Zeit sie sich aus ihrem arbeitsreichen Leben zurückzog in zwiegere Verhältnisse. Die Geschichte des Lettevereins hat sie gelegentlich seiner Jubelfeier geschrieben. Gleichgesinnten gab sie das Organ des Verbandes der Frauenvereine, die Zeitschrift „Der Frauenanwalt", heraus.

Hermann Allmers, der Dichter des „Marschenbuches" und der von echter Schönheit durchwebten „Römischen Schlendereien", ist am 10. März im Alter von über 81 Jahren zu Rechtenfleth einem Schlaganfalle erlegen. Wir haben unsern Lesern über das Leben und dichterische Schaffen dieses Mannes, der als ein Ganzer in dem Boden seines Marschenlandes wurzelte, vor Jahresfrist, als Allmers am 11. Februar 1901 die Feier seines achtzigsten Geburtstages beging, ausführlich Bericht gegeben. Nun ist der Dichter, der damals so viele herzliche Beweise dafür empfing, daß er dem deutschen Volke lieb und wert geworden, heimgegangen. Sein Leben wird überdauert werden von seinen Werken, an denen sich viele Deutsche noch in ferner Zeit erfreuen werden.

Die Düsseldorfer Doppelfeier. Den Anfang der zahlreichen Festlichkeiten, die durch die diesjährige Ausstellung in Düsseldorf hervorgerufen werden, machte am 8. März die Doppelfeier der Schlußsteinlegung der neuen Rheinwerftbauten und der Einweihung des Kunstpalastes. Erstere brachte den für die Entwickelung Düsseldorfs als Rheinstadt und Industrieort wichtigen Ausbau des Hafengebiets zum Abschluß. Der seit zwanzig Jahren bestehende Plan wurde durch die 1896 erfolgte Eröffnung des neuen Rheinhafens und die 1898 vollendete Errichtung der festen Rheinbrücke bedeutend gefördert. Durch Niederlegung der dort vorhandenen alten Häuser wurde dann Platz geschaffen für die prächtige Mierstraße, die zugleich als Deichschutz für die Altstadt dient. Zu der Feier hatten sich zahlreiche Vertreter aller Berufe und der Vermaltungsbehörden, u. a. die Minister von Thielen und von Rheinbaben, eingefunden, denen von städtischer Seite Oberbürgermeister Marx, der Beigeordnete Dr. Wilms und Wasserbauinspektor Ottmann die sachmännischen Erläuterungen gaben. Nachdem die Hammerschläge der Schlußsteinlegung verklungen waren, wurde ein Rheindampfer bestiegen, der die Versammelten zum Ausstellungsgelände führte, auf dem nachmittags die Einweihung des neuen Kunstpalastes erfolgte. Dieser Palast ist ein monumentaler Bau in prächtigem deutschen Barockstil, in der Mitte von einer Kuppel mit 40 m hoher Spitze gekrönt. Die Hauptfassade ist aus Tuffstein

Hermann Allmers †.
Nach e. Aufnahme von J. B. Fedler, Hofphotogr. in Oldenburg.

Vor dem Kunstpalast.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph J. Stangemann in Düsseldorf.

aufgeführt, den an passenden Stellen Sandstein, Granit und Basalt ersetzen. Die große Kuppel ist mit Kupfer gedeckt. Die westliche Hauptfront ist 132 m lang, die Fassade hat eine Höhe von 22 m, und die größte Tiefe des Gebäudes beträgt 90 m. Unter der Kuppel befindet sich die 16 m im Geviert messende Empfangshalle, deren Boden aus Marmor besteht und deren in Gold und Stuckaturarbeit glänzende Wände aus bunten Fenstern malerisches Licht erhalten. Der Entwurf für den Bau stammt von Architekt Bender; der Ausbau wurde von den Architekten E. Rückgauer und Kraeft geleitet. Die Herstellungskosten des neuen Bauwerkes belaufen sich auf 1250000 Mark. Bei dem Festakt zur Uebernahme des Kunstpalastes sprachen Professor Roeber namens der Düsseldorfer Künstlerschaft, Kommerzienrat Lueg als Leiter der Ausstellung, Oberbürgermeister Marx, Erzbischof Dr. Simar und Minister Freiherr v. Rheinbaben.

Schlußsteinlegung der Rheinwerft-Anlagen: Rede des Beigeordneten Dr. Wilms.
Nach einer Aufnahme von J. Lüpke in Berlin.

Von der Düsseldorfer Doppelfeier am 8. März.

Kleine Mitteilungen.

Ein Reisfeld auf den Philippinen. Verlockend ist die Landschaft nicht. Eine weite, sumpfige Ebene, aus der, von Baumgruppen umgeben, einzelne Gehöfte hervorschauen. Sonst sieht man kreuz- und quergezogene niedrige Dämme, — man kann die Felder nach Belieben entweder unter Wasser setzen oder trockenlegen. Wo dies angeht und wo es einen heißen Sommer mindestens vier Monaten giebt, dort kann man Reis bauen. Es giebt verschiedene Reisarten, bedeutend für den Welthandel ist aber nur der Sumpf- oder Wasserreis. Er dient Millionen Menschen zur Hauptnahrung und ist darum wichtig, weil er auf einem Boden wächst, auf dem sonst keine andere Getreideart gedeihen würde. Auf den Philippinen wird das Feld im zeitigen Frühjahr leicht überschwemmt und bald darauf mit einem leichten Pfluge gepflügt. Denselben wird nur ein Zugtier vorgespannt. Dann erfolgt die Aussaat, und nach dem Aufgehen der Pflanzen leitet man neue Ueberschwemmungen ein, bis die Frucht gereift ist. Unsere Abbildung zeigt die Bestellung eines solchen Reisfeldes. Auf den Philippinen giebt es umfangreiche Strecken für den Reisbau sehr geeigneten Bodens, aber sie werden dort nicht richtig ausgenutzt, sodaß der Reis noch eingeführt wird. Den thatkräftigen Amerikanern bietet sich hier Gelegenheit, Besserung zu schaffen. Sie sind dazu wohl berufen. Der Reis ist zwar ursprünglich ein indisches Gewächs, aber schon seit Jahrtausenden hat er sich in Asien verbreitet. Die Kultur hat eine Unmasse von Spielarten erzeugt. Im Museum zu Kalkutta befand sich vor einiger Zeit eine Sammlung, die gegen 1400 Spielarten umfaßte; da sah man Reis, der nur so klein war wie die Senfkörner, andern wieder, der die Größe von Gurkenkörnern erreichte, und die Farbe zeigte alle denkbaren Schattierungen von Goldgelb bis Schwarz. Manche dieser Sorten sind empfehlenswert als Viehfutter, andere eignen sich vortrefflich zur Erzeugung alkoholhaltiger Getränke, wie z. B. des Arraks: aber der trefflichste Reis, der „jeder Tafel zur Zierde gereicht", wird in den Vereinigten Staaten gebaut. Es ist der Carolinareis, der zweimal so teuer bezahlt wird als der indische. Und nach Amerika ist der Reis erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts gekommen! Daß er hier so gut gedeiht, ist lediglich die Folge der ausgezeichneten Pflege. Er lohnt sie auch in Massen, denn während man in Asien froh ist, wenn man das Dreifältige der Aussaat erntet, trägt er in Süd-Carolina selbst das Achtzigfache.

Ein Reisfeld auf den Philippinen.

Der Kuhl Minar zu Delhi. Die nebenstehende Abbildung, die wir dem jüngst bei Arnold Bergsträsser Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschienenen Werke von Cornelius Gurlitt „Geschichte der Kunst" entnehmen, stellt den berühmten Kuhl Minar, den Turm von Kutab bei Delhi dar. Die Cylinderform des Denkmals ist aus Persien übernommen, wir finden sie in den dem 8. Jahrhundert angehörigen Grabdenkmälern zu Rai, Khiter, nur wenig verändert, in Nedebel und Demgal. In fünf gleichmäßig verjüngten Geschossen, deren Erbauung verschiedenen Zeiten angehört, stieg der Turm einst auf, dessen Spitze eine kleine Kuppel krönte. Zwischen die runden Säulen ist je im Winkel noch eine Halbsäule gelegt, Bänder, mit kufischen Inschriften bedeckt, unterbrechen wohlthuend das Einerlei des gewaltig aufstrebenden Baues, ein ringsum laufender Balkon mit eingewölbten Nischen schließt den unteren Teil ab. Ein uraltes babylonisches Motiv scheint sich in dieser jüngstgeschossigen Säule zu erneuern. Das Phantom des „Turmbaues zu Babel" gewinnt greifbare Gestalt.

Der Kuhl Minar zu Delhi.

Apfelsinen- und Citronenmessen in Kalifornien. Das goldreiche Kalifornien ist längst nicht mehr allein durch seinen Reichtum an Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Blei, Eisen, sondern auch durch seinen Landbau, vor allem durch seine Obstzucht berühmt. Davon wissen unsere Hausfrauen in Deutschland genug zu erzählen, die das kalifornische Obst, namentlich die getrocknete Birne, gern verwenden. Neben dem Kernobst wird vorzugsweise Wein, von deutschen Landleuten, gebaut; es sind über 80 000 Hektar Rebland, in denen 100 000 Arbeiter beschäftigt sind, vorhanden, dazu Apfelsinen und Citronen, die Früchte des Mittelmeers. Diese werden alljährlich auf großartigen Messen verhandelt, die eine der merkwürdigsten Einrichtungen des Landes darstellen. Zu der Regel werden die Messen im April in einer der größeren Städte Kaliforniens abgehalten. Alle angesehenen Züchter stellen sich dazu ein, und ihre Ausstellungen zeugen von dem Hang zum Außerordentlichen, der den Amerikaner eigen ist. So wurde einst eine Citrone ausgestellt, die zum 3000 Apfelsinen bestand. Diese Citrone konnte man lange pressen, ehe sie zum Fortwerfen reif war. Auf einer anderen Messe sah man ein großes Schuhgebäude, 4 m lang und 9 m hoch, aus Citronen und Apfelsinen in mehreren Stockwerken hergerichtet und innen elektrisch beleuchtet. Dann gab es einen Omnibus, mit zwei Pferden davor, alles aus Apfelsinen. Welch ungeheure Massen von Früchten bei diesen Messen zugeführt werden, kann man ungefähr berechnen, wenn man hört, daß es in Kalifornien zur Zeit mindestens 20 Millionen Orangen- und Citronenbäume giebt, mit deren Früchten ein starker Handelsverkehr bis zu den Antillen betrieben wird. Man findet darunter einheimische, d. h. in Kalifornien gezogene amerikanische und eingeführte europäische Sorten. Die beliebteste Apfelsine ist die Bel von Bahia, eine große saftige kernlose Frucht, deren Ursprung in Brasilien ist. Der kalifornische Obstzüchter ist danach ein sehr energischer Landmeier, der alle Mittel der Neuzeit, gute Zucht und bequeme Absatzmittel, in seinen Dienst stellt. Er hat auch die wertlosen Striche des Landes durch Bewässerung — schon 1890 gab es 3210 artesische Brunnen — zu nutzbarem Land umzuschaffen verstanden, ohne daß er die Allgemeinheit dabei für seine Zwecke in Anspruch genommen hätte.

Ein neuer Batteriewecker. Auf dem Gebiete der Elektrizität erstehen immer neue praktische Erfindungen. Eben sind die Gemeinden daran, den Automobilen die schrecklichen Tutapparate zu verbieten, da hat die Elektrizität schon einen gas- und wasserdichten Batteriewecker fertig, der sich für die Automobile besonders wegen seines klaren Tones, nicht weniger aber wegen seiner vollkommenen Abgeschlossenheit, die ihn vor Staub, vor Feuchtigkeit und vor Gasen sichert, eignet. Auch Bergwerke, Mühlen, Lagerschuppen, kurz alle geräuschvollen, mit der Entwicklung von Wasserdämpfen, von Feuchtigkeit, von Gasen und Staub verbundenen Betriebe werden diesen von der Firma Siemens & Halske konstruierten Wecker mit großem Nutzen verwenden.

Kunst im Hause.

Majolikamalerei. Unter den Techniken, die in unserer Zeit eine neue Blüte erlebten, steht obenan die Kunstkeramik, in ihren verschiedenen Zweigen. Neben den aber, was die berühmten Fabriken auf diesem Gebiet leisten, gedeiht auch die Keramik, das Formen und Bemalen von Thonwaren, als Liebhaberkunst. Wir werden die Majolika der Renaissance, die wir in den Museen bewundern, nicht nachahmen, doch bietet das Malen „unter Glasur“ auch unserer modernen Dekorationsweise eine Menge neuer Möglichkeiten, von welchen hier einige besprochen werden sollen.

Fig. 1. Kachel als Theuntersatz.

Das Majolikamalen erfordert etwas mehr Studium als die Porzellanmalerei, weil sich die Farben im Brand stärker verändern, aber die Majolika hat auch den tiefen, feurigen Glanz der Farbe, die Weichheit, das innige Verschmelzen von Farbe und Grund vor anderem Material voraus, und die aufgewendete Mühe wird reichlich belohnt.

Wir erhalten die Thonwaren sozusagen vor dem letzten Akt der Fabrikation, sie sind glanzlos, wie das bekannte Biskuitporzellan, und werden mit eigens dafür zubereiteten Farben bemalt, bekommen dann zweimal in der Fabrik den Glasurüberzug, welcher in einer sehr viel höheren Temperatur, als sie das Porzellan erfordert, schmilzt und die Farben völlig in sich aufnimmt. Bei kleinen Stücken kommt sehr selten Unglück beim Brennen vor; große Schalen dagegen springen oder verziehen sich eher.

Um die Technik zu lernen, ist praktischer Unterricht natürlich sehr vorteilhaft, doch läßt sie sich auch durch eigne Versuche herausstudieren, was ja dem Liebhaberkünstler besonderes Vergnügen macht. Einige Anleitung dazu teilen wir in Folgendem mit.

Es giebt verschiedene Fabriken, welche Material an Dilettanten abgeben und das Brennen besorgen. Die Fabrik von S. F. Oest Wo. & Co. Berlin, Schönhauser Allee 127, hat einen regelmäßigen Versandtag für auswärtige Kunden eingerichtet, so daß die Sache nicht so schwierig und umständlich ist, wie vielfach angenommen wird. Wenn man mehr zusammenkommen läßt, so treffen nur wenige Pfennig Porto auf den einzelnen Gegenstand. Mit den glasierten Stücken läßt man sich nach dem reichhaltigen illustrierten Katalog wieder neues Rohmaterial kommen; es geht ziemlich viel in die Polikschen, welche die Fabrik liefert; in der Regel dauert es 10—14 Tage, bis die Sachen gebrannt zurückkommen; vom Dienstag bis Freitag bleiben sie im Brennofen. Im Frühling und Sommer wird nicht jede Woche gebrannt.

Fig. 2. Rauchschälchen.

Die Probeteller der Fabrik zeigen eine sehr große Farbenskala, für den Anfang genügen aber 8—9 Farben, die man am besten selbst auf einem Tellerchen anstreicht, jede Farbe für sich, und dann mit den andern Farben zu gleichen Teilen gemischt. Malt man denselben Probeteller in zwei Exemplaren, von denen nur das eine gebrannt wird, so hat man die Farbe vor und nach dem Brand immer zum Vergleich vor Augen und kann aus dem Unterschied für die Zukunft seine Studien machen.

Die Farbe ist pulverförmig, wird auf einer matten Glasplatte mit dem Glasreiber in Wasser gerieben; dabei sind etwa 10 Minuten für einen halben Theelöffel voll Farbenpulver zu rechnen. Ist die Farbe getrocknet, so schauselt man sie mit dem Spachtel wieder zusammen und verwahrt sie in einem verkorkten Glasfläschchen bis zum Gebrauch. Die käuflichen feuchten Majolikafarben in Tuben trocknen leicht ein oder gerinnen sich, wenn man sie nicht schnell verbraucht.

Zum Anmischen der Farben verwenden wir Tuschnäpfe.

Vor dem Bemalen muß der Gegenstand, z. B. ein Teller, mit seinem Glaspapier sehr gut abgerieben werden, bis die Oberfläche ganz glatt ist. Dann zeichnet oder paust man den Entwurf auf, geöltes Papier ist zu vermeiden, Graphit- oder Rötelpapier dagegen verwendbar. Hierauf taucht man den Teller ganz in Wasser ein; wieviel Wasser er einsaugen darf, das muß ausprobiert werden, einige Sekunden unter Wasser werden meist genügen. Der Teller soll nicht so durchdrunkt sein, daß das Wasser darauf stehen bleibt, sonst verfließt die Farbe; er darf nicht zu trocken sein, sonst saugt er das Wasser aus dem Pinsel sofort ein, und die Farbe bleibt als Fleck sitzen. Der Teller kann während der Arbeit wieder eingetaucht oder auch, wenn er zu naß ist, im Ofen etwas getrocknet werden. Um das schnelle Einsinken der Farbe zu verhüten, mischt man ihr einen Tropfen von arabischem Gummi bei, doch nicht zu viel, daß die Farbe im Austrocknen einen Glanz erhielte. Anfänger malen meist nicht nah genug: die Farbe muß auf dem steif gehaltenen Pinsel, der die Fläche kaum berührt, auf den Thon fließen, nicht aufgetrichen werden wie beim Porzellanmalen; besonders gröbere Flächen, die einen hellen oder mittleren Ton erhalten sollen, überzieht man am besten mehrmals mit ganz wenig Farbe und sehr viel Wasser. Weiche Haarpinsel sind für Flächen, feine Marderpinsel für linienlose zu brauchen. Sitzt zu viel Farbe auf dem Thon, so ist sie mit dem Messer wegzuschaben und kann mit Kretgummi vollends entfernt werden. In großer Vollkommenheit ist nicht nur Platz bei Majolika, die besten alten Stücke zeigen oft recht ungleich hingetuschene Farben und wirken dadurch nur um so frischer und lebendiger. Die wichtigste und zuverlässigste Farbe ist für die Majolika das schöne Blau, das auch die Besten Majolika-Industrie hauptsächlich verwendet: Blau 90, es ergiebt, dick aufgetragen, einen tiefen leuchtenden Grund, verblaßt nicht im Brennen, auch wenn es nur ganz leicht gemalt worden ist, und fließt ein wenig, besonders wenn man es mit dem sehr hellen Kupfergrün 112 mischt.

Dieses Fließen bildet den Hauptreiz der Majolikafarbe. Gelb 30 und Gelb 39 (Hell- und Goldgelb), wirken sehr schön mit obigem Blau zusammen; sie müssen gut dick aufgetragen werden. Rot 4 ist ein gedämpftes Dunkelrot, hellrote Töne hat die Majolika nicht. Braun 108 und 102 (Rot- und Goldbraun), ferner Grün 69 (Grünblau) und Grün 48 (Moosgrün), dazu Schwarz 45 geben schon eine reiche Skala von Farbentönen; Mischungen aller Art sind möglich.

Für den Anfang empfiehlt sich die Besitzer Art, ganz in Blau, wie sie Fig. 1 andeutet, eine Obenkachel als Theeuntersatz, 15 cm im Quadrat groß.

Die Landschaft ist wie ein sehr naß gemaltes Aquarell behandelt, die Töne dreit angelegt, die Zeichnung mit trockenerer Farbe rund spitzen Pinsel hineingetupft. Der Grund in den Eckguaren ist sehr tiefblau, die einfassenden Linien ebenfalls. Aehnliche Motive in größerem Format sind mehrfach erschienen, sehr gute sind die von Lassers, Berl. v. Dietrich, Brüssel.

Fig. 2 giebt die Zeichnung für ein Rauchschälchen (Nr. 128 des Katalogs), eine nette praktische Form. Hier ist der Grund dunkelblau, die Lilien sind hellgelb (Gr. 30), die Blätter in einem mittleren Grün gehalten (Mischung von Gr. 30 und Bl. 90), die Staubfäden Gelb 39.

Die kleine Landschaft auf der Federschale (Nr. 129 des Katalogs), Fig. 3, ist mehrfarbig gehalten. Die Töne sind sehr mild und einfach, die Wiesen gelbgrün, die Bäume etwas dunkler mit etwas Blau gemischt, der Himmel mit Grün 69, die Dächer mit Braun 108 gemalt, die äußeren Enden der Federschale sind ornamental verziert, grünliche Blätter und schwarze Beeren auf blauem Grund, was einen besonders hübschen Endruck macht. Die modernen Lithographien mit ihrer ausdrucksvollen Zeichnung und den wenigen charakteristischen Tönen bieten die besten Anregungen für solche Landschaftsdekoration, die jedoch ziemlich viel Uebung voraussetzt.

Kommt die Sendung vom Brennen zurück, so giebt es manchmal einen gelinden Schreck: eine Farbe ist verdichen, in einer Mischung ist der unrechte Ton vorherrschend geworden. Aber das ist noch lange kein Unglück, denn nun, da die Majolika glasiert ist, kann sie wie gewöhnliches glasiertes Porzellan übermalt und wie dieses dem nächsten Porzellanbrennen nochmals gebrannt werden; man mengt nur der Farbe etwa den vierten Teil „Fluß“ bei, ein weißes Pulver, das mit den Porzellanfarben verkauft wird und diesen mehr Glanz verleiht.

Fig. 3. Federschale.

Sehr roichtig ist es für den Anfang, sich während des Malens die angewandten Mischungen zu notieren und nach dem Brand die Notizen und die Ergebnisse zu vergleichen, denn nur so wird die Erfahrung rasch Nutzen bringen und die nötige Sicherheit sich einstellen.

Eine Reihe von Entwürfen für Majolika in Naturgröße brachte Nr. 14, 1901 der „Liebhaberkünste“.

J. B.

Halbheft 9. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ✎ Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 **Halbheften** zu **25 Pf.** oder in 16 **Heften** zu **50 Pf.**

Sette Oldenroths Liebe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

(8. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Der Winter verging. Scheinbar war alles wie sonst; und dennoch war auf die Schulter jedes Einzelnen eine unsichtbare schwere Last gepackt, die jeder empfand, ohne eigentlich recht zu wissen, woraus sie bestand.

Agnes kränkelte wieder mehr. Sie saß beständig mit finsterer Miene in ihrer Sofaecke und prophezeite ein Unglück — Ilse bereite es vor, da droben sei nicht alles, wie es sein solle. Sie wollte des öftern lauten Wortwechsel gehört haben zwischen den jungen Eheleuten. Und wenn Sette sich bemühte, es ihr auszureden, dann sagte sie: „Es wird sich ja zeigen."

Fritz Fedderſen mied die Wohnung der beiden Damen mit hartnäckiger Scheu; selbst die gemeinschaftlichen Sonntagsmahlzeiten waren abgeschafft, seitdem das gereizte Wortgeplänkel des Weihnachtsabends ihnen den letzten Rest von Gemütlichkeit genommen hatte. Sette und Fedderſen sahen sich kaum noch. Seit dem Tage, wo er einmal, scheinbar ohne sie zu gewahren, mit finsterem Gesicht an ihr vorüber geschritten war, wurde sie in ihren Bemühungen, ihm nicht zu begegnen, förmlich erfinderisch.

Die alte Frau von Brunsberg war dafür merkwürdig viel auf den Füßen. Sie stand häufig schwatzend in Küche und Milchkeller und hielt die Mamsell — so wurde das Küchenmädchen, das sich Sette erzogen hatte, jetzt genannt — sowie das junge Mädchen selbst von der Arbeit ab. Dann wieder saß sie stundenlang mit dem Kleinen in dem Wohnzimmer bei Agnes, namentlich an den Tagen, an denen Ilse sich in Siegeswalde befand, wo ein Wohlthätigkeitskonzert in Vorbereitung war, bei dem Arthur Lewinsky und sie mitwirken sollten.

Jeden Mittwoch und Sonntag erschien Arthur jetzt regelmäßig zum Spielen in Buchte, und fast immer kam Ilse vorher mit lächelnder Miene zu Setten und bat, sie möchte „ein bißel zuhören" kommen. Meistens entschuldigte sich Sette mit notwendiger Arbeit, zuweilen aber war es nicht möglich, den Bitten Ilsens auszuweichen. Dann saß Sette in einem Winkel des großen Salons, der mit seiner verblichenen Empiretapete von Anno dazumal und den koketten Rokokomöbeln von Ilsens Ausstattung einen sonderbaren Eindruck machte, und lauschte dem Spiele. Sie

Lieder ohne Worte.
Nach dem Gemälde von Rob. Büchtger.

liebte Musik leidenschaftlich, aber hier ward ihr jeder Ton zur Qual, sie wußte nicht warum. — Es war ja wohl kein musterhaftes Zusammenspiel; Ilse schien neuerdings dem Violinspieler nicht mehr gewachsen, sie stümperte öfters, war zerstreut, wurde rot und bat um Entschuldigung. Mit geduldiger Liebenswürdigkeit begann er dann bereitwillig die Passage von neuem. Er hatte etwas merkwürdig Weiches, Hingebendes in seinem Benehmen Ilsen gegenüber und lächelte stets mit zärtlicher Entschuldigung, wenn sie etwas Banales und Alltägliches sagte.

„Warum macht denn Fritz der Geschichte kein Ende?“ ereiferte sich Agnes, wenn Ilse wieder einmal zu einer der zahllosen Konzertproben nach der Stadt gefahren war, „die Siegeswalder werden sich schon die Zunge zerredet haben über sie und ihre neueste Laune.“

Sette antwortete nicht; ihr war es gleichgültig, was Ilse trieb, und die Schritte, die da oben zuweilen bis Mitternacht über ihrem Zimmer ruhelos dahin wanderten, hörte sie nicht, sie schlief wie tot. Das machte die Frühlingsluft, die in dem Buchter Park wehte, und die vielfertige Inanspruchnahme: das Frühaufstehen, das infolge der Milchwirtschaft nötig war, und der Butterversand, die große Frühjahrswäsche und die Bleiche — das Reinemachen —. Sette merkte darüber gar nicht, daß der Himmel über dem Buchter Herrenhause bedenklich trübe wurde — obgleich er in Wirklichkeit so blau und golden strahlte wie selten. — Aber das war ja gut — sie wollte nicht denken und grübeln.

Agnes hatte die Majorin Otdenroth und Malwine zu Ostern eingeladen. Sette war froh, als die Damen abschrieben; es sei noch zu früh im Jahre, die Mutter erkälte sich so leicht, aber wenn sie zu Pfingsten kommen dürften, dann gern, sehr gern.

In der Woche vor Ostern war die Arbeit am schlimmsten. Der alte Inspektor hatte schon ein paarmal gebeten, Sette solle sich schonen; die Damen nähmen das so gedankenlos an, weil sie selbst nichts von der Arbeit verständen. „Aber mehr als menschlich kann keiner leisten, Fräulein Sette, und denken Sie doch nur, wenn Sie traut würden, was sollte dann bloß werden mit der Wirtschaft?“

Aber sie hatte kopfschüttelnd abgewehrt. „Ich thue schon nicht mehr, als ich vermag, Herr Inspektor, und — sagen Sie doch selbst — was dürfte denn ungethan bleiben?“

Gerade so kurz klang auch Herrn von Fedderſens Ablehnung, wenn der alte Mann ihn bat, nicht so übereifrig zu sein. „Lassen Sie nur, lieber Werner, es hat sich selten mal einer totgearbeitet — ich thue nicht mehr, als ich muß.“

„Dann werde ich nächstens überflüssig sein, gnädiger Herr!“ hatte der Alte lächelnd geantwortet, obgleich es ihm nicht zum Lachen war. Das stille, wortkarge Wesen seines Herrn, den es umtrieb auf den Feldern wie einen Ruhelosen, der halbe Stunden lang auf einen Fleck starren konnte, ohne nur einen der kartoffelpflanzenden Arbeiter mit dem Blick zu streifen, bekümmerte ihn ernstlich. — — — —

Eines Tages geschah etwas Wunderliches, das Setten zu denken gab. Sie lief, eilig wie immer, die Treppe hinauf, um Ilse zu sprechen; sie wußte, Fritz Fedderſen war nicht daheim. Es handelte sich um die Frühjahrsgarderobe für Bubi, der die ersten Höschen bekommen sollte. Agnes, die den kleinen Burschen zärtlich liebte, hatte mit ihren armen kranken Händen einen Matrosenanzug nach einer Modezeitung zugeschnitten und Sette nun gebeten, den Kleinen zur Anprobe herunterzuholen. Das Kinderwändchen begegnete Setten auf dem oberen Korridor und teilte ihr mit, daß Walterchen mit seiner Mama im Wohnzimmer sei. Nichts ahnend, klopfte Sette rasch an, um sofort das Zimmer zu betreten, vermeinend, Ilse wie gewöhnlich mit irgend einer Lektüre auf ihrer Chaiselongue zu finden. Sie stand aber erschrocken still, die Thirklinke noch in der Hand, und wußte nicht, was beginnen.

Ilse lag allerdings auf ihrem Ruhebett, aber sie hielt das Kind in den Armen, und über dessen blondes Köpfchen gebeugt, schluchzte sie wie eine Verzweifelte. Am Fenster aber stand Arthur Lewinsky. Er hatte die Hände in den Hosentaschen und starrte in den Garten. Keines von ihnen schien das Dessinen der Thür bemerkt zu haben, nur die verwunderten Kinderaugen saßen fragend und ängstlich zu Setten herüber.

Das Mädchen schloß die Thür wieder, schnell und geräuschlos, jedenfalls unbemerkt von den Beiden, huschte die Treppe hinab und trug ihre Verwirrung in den Garten hinaus. Warum weinte Ilse? Und noch dazu vor Arthur Lewinsky? Hatte Agnes recht? Trieb Ilse ihr Spiel nun auch mit diesem, wie sie es mit Hans, dem armen, leichtsinnigen Jungen, getan hatte? Oder war wirklich — —?

Die alte Gartenfrau, die Erbsen in die Beete legte, war verwundert, daß das Fräulein nicht prüfte, ob sie heute auch eine gerade Linie einhielte. Sette sah nur mit leeren Blicken über die Arbeit hin und ging wieder, ohne ein Wort des Tadels oder der Anerkennung. Im Flur des Hauses traf sie auf Arthur Lewinsky, der just die Treppe herunterkam. Er zog den Hut im Vorübergehen, sah aber merkwürdig blaß und verstört aus. Unwillkürlich blieb sie stehen und blickte ihm nach mit forschenden Augen, sie begriff die Szene oben im Zimmer noch immer nicht.

Dann stieg sie zum zweitenmal hinauf, um den Kleinen zu holen; er lärmte wieder in der Kinderstube, Ilse aber hockte im Korridor vor einer großen altertümlichen Truhe und wühlte in ihren vorjährigen Gesellschaftskleidern. Sie sah noch rot und verweint aus. Dem jungen Mädchen, das an ihr vorbeieilen wollte, erzählte sie, daß sie nach einem Hornsellinkragen suchte, den sie für die Konzerttoilette brauchte — übermorgen sei Generalprobe. Eine Berliner Opernhaussängerin habe noch in letzter Stunde zugesagt, in dem Konzert ein paar Lieder zu singen; eben sei es ihr von Lewinsky mitgeteilt worden. Jedenfalls aber würde das Konzert brillant werden, und Sette müsse dabei sein.

„Ich danke,“ antwortete das Mädchen, „Sie wissen ja — ich lasse Agnes nicht allein.“

„Agnes schadet das gar nichts, wenn sie sich mal ein bißchen langweilt; im Gegenteil!“ ereiferte sich Ilse. „Je mehr man sie verzieht, desto unselbständiger wird sie. Sie kommen mit, Sette, und damit ist die Sache abgemacht. Was würde Lewinsky sagen, wenn Sie fehlten!“

„Es ist mir ganz gleichgültig, was er sagt,“ erwiderte Sette laut und schickte sich zum Gehen an.

„So? Und seine Mutter ist geradezu liebeskrank Ihretwegen? Warum gehen Sie denn nicht einmal hin, die alte Dame zu besuchen? Sie fahren ja so oft nach Siegeswalde und könnten wohl 'mal ein Viertelstündchen erübrigen für diejenige, die so große Hoffnungen auf Sie setzt!“

Sette that, als hätte sie nichts gehört, und ging weiter, aber es kam sie plötzlich eine Furcht an vor dieser blonden Frau mit dem beredten Lächeln.

Ilse lachte aber jetzt nicht mehr, sie kramte auch nicht weiter, ihre Blicke hafteten auf der Zimmerthür ihres Mannes mit einem Ausdruck von Zorn und Angst. Hastig warf sie die Dinge, die sie hervorgezogen hatte, in die Truhe zurück, ohne sich die Mühe zu nehmen, sie ordentlich hinzulegen, dann schlug sie den Deckel zu, schloß ab und ging in ihr Zimmer.

Wenn sie nur wüßte; was sie beginnen sollte!

„So geht das nicht länger!“ Diese Worte, mit denen Arthur vorhin Abschied genommen hatte, klangen ihr noch in den Ohren. „Du wirst von mir hören, Ilse!“

Was wollte er denn thun?

Wenn sie ihm doch nicht nach jenem Zerwürfnis mit ihrem Mann am Weihnachtsabend ihr Leid geklagt, ihn zum Vertrauten ihres langweiligen, öden Lebens gemacht hätte! Beim Spiel, am ersten Feiertag war es gewesen, als sie in ihrer Empörung über die Szene am Abend vorher ihm alles rückhaltlos gelagt hatte. Fedderſen war nicht, wie sie erwartete, verwundert, nicht einmal zornig, um für seine Unarten Verzeihung zu erbitten, er hatte vielmehr bei der Mahlzeit, welche sie der Feiertage wegen mit Agnes und Setten zusammen einnahmen, ohne ein einziges Wort zu reden, am Tische gesessen und war sogar über Nacht in seinem Wohnzimmer geblieben. Und ein Gesicht machte er seitdem fortwährend, wie sie es nur einmal an ihm gesehen hatte — an ihrem Verlobungstage: eisern, eiskalt, zum fürchten. Sein ganzes Wesen war nichts weiter als stumme, fast verletzende Höflichkeit.

Sie hatte versucht, ihn zu reizen, hatte alle möglichen kleinen Unarten begangen, die er sonst immer tadelte. Es wäre ihr eine Wohlthat gewesen, ihn wieder heftig zu sehen, aber er

hatte scheinbar das alles gar nicht beachtet; er that, als habe er sie aufgegeben, rettungslos aufgegeben.

Was dachte er denn eigentlich? Daß es ein so besonderes Vergnügen für sie sei, hier in Buchte an seiner Seite zu verbannen?

Und sie hatte Arthur alles geklagt, alles! Wozu hat man denn schließlich seine Freunde? Sie wußte ja, er war ihr blindlings ergeben, hatte alles vergessen, was sie ihm damals angethan in ihrer Nachsichtsthorheit. Und so zurückhaltend war er gewesen, so bescheiden — bis jetzt, bis vorhin, wo er ihr rücksichtslos seine Liebe gestanden, ihr in leidenschaftlichem Exzesse zugeflüstert hatte, wie ihre Klagen, die Gewißheit, daß sie unglücklich sei, ihr süßes Vertrauen — ihm gezeigt hätten, daß auch sie ihn nie ganz vergessen habe, trotz allem und allem!

Ja, war sie ihm denn wirklich so sehr entgegengekommen? Sie wollte sich doch nur ein wenig aufheitern, sich amüsieren, und sie gefiel sich so gut in der Rolle der gekränkten, unverstandenen Frau. Sie hörte mit geheucheltem Interesse seinen langen philosophischen Abhandlungen zu und ließ sich von ihm erklären, welch eine Unnatur eigentlich die Ehe sei. Er brachte ihr Bücher, die neuerdings über diesen Gegenstand erschienen waren, die sie übrigens nur flüchtig las, denn sie streugte ihr Gehirn nicht gern an mit ernsten Dingen. — Was lag ihr auch an Nietzsche, an Ibsen! Es war ihr nur um das Zusammensein mit Arthur zu thun; sie sah mit stolzer Freude, wie die einstige Schülerliebe abermals erglühte in dem gereiften Manne, und nahm doch sicher an, er würde ihr Vertrauen nie mißbrauchen.

Und nun hatte er auf einmal mit flackernden Augen vor ihr gestanden, war gekommen nach einem Klagebrief, den sie ihm geschrieben, und hatte voll Empörung erklärt: „Ich liebe dich — du mich auch! So geht es nicht weiter mit dir und deinem Mann — das ist kein Leben, das ist ein Vegetieren in Sklavenketten. Es muß ein Ende gemacht werden — du wirst von mir hören!“

Ohne sich beruhigen zu lassen, ohne zu beachten, daß sie ja Bubis wegen ausharren müßte, ohne ihre Thränen zu verstehen, hatte er in ihrem Zimmer getobt, als wäre er hier zu Hause; dann war er gegangen.

Die aufregende Scene fiel ihr ein, mit welcher ihre Jugendbeziehungen damals abgebrochen worden waren. Sie hatte ihn zu einem allerletzten Rendezvous in den Park bestellt, weil sie entschlossen war, der Geschichte mit dem dummen Jungen ein Ende zu machen. Seine Briefe, seine überschwenglichen Gedichte langweilten sie nachgerade. Und er wollte absolut nicht verstehen, er ließ sich alles von ihr gefallen! Sie mußte es ihm also deutlich sagen, gerade ins Gesicht hinein: „Aus ist's!“

Das that sie denn auch, als er, gehorsam ihrem Wunsche, nach Buchte gekommen war.

Keuchend hatte er vor ihr gestanden, so sehr war er gerast den weiten Weg von Siegeswalde her, und durch die Dunkelheit hatten seine großen Augen aus dem blassen Gesicht geleuchtet, gerade so wie vorhin. „Isse! Isse! Du hast mich gerufen!“

Sie aber hatte, wie eine erfahrene Kokette, von Vernünftigsein gesprochen, und daß die Geschichte aufhören müßte, denn der Vater merke schon etwas — aber sie würde ihn nie vergessen! Und dazwischen hatte sie ihn geküßt, der starr und wie leblos in ihr Gesicht geblickt.

Zuerst war er dann gegangen, ohne ein Wort zu sagen, auf einmal aber war er zurückgestürzt, war vor ihr auf die Kniee gefallen und hatte geweint und gejammert: „Du darfst nicht — du kannst nicht — ich überlebe es nicht — ich will nicht — ich bin kein Kind — Isse — liebe Isse, erbarme dich doch!“

Aber sie war fest geblieben, hatte gespöttelt über ihn und ihn endlich fast fortgestoßen. „Sei doch nicht so albern, sei doch vernünftig, es ist ja zu dumm! So'n großer Junge! Welcher Mensch hat denn schon seine Tanzstundenflamme geheiratet? Und Papa würde ja doch nie zugeben, daß ich dich — — so ein Unsinn! Denke doch — du und ich — —! Aber vergessen will ich dich nie, ich schwöre dir's!“

Da war er aufgesprungen und hatte sie an der Schulter gepackt und sie geschüttelt und geschüttelt in wilder Wut. „Du — du Schlechte — ach, du Schlechte!“

So wuchtig hatte er sie gefaßt, daß sie zu Boden stürzte, als er sie plötzlich losließ; auf beiden Knieen lag sie, und so blieb sie eine ganze Weile liegen mit schwindelndem Kopfe, starr vor Schreck. Sie hörte, wie er die kleine Thür in der Parkmauer zuschmetterte, wie er dahinstürmte auf der Landstraße, in die schwüle Nacht hinaus, in rasender Eile dem Gewitter entgegen, das schon lange grollend gedroht hatte und nun losbrach mit Sturm und Wolkengüssen. Durch und durch naß, bleich wie der Tod, war sie in die Wohnstube geschlüpft, wo ihr Vater hinter der „Kreuzzeitung“ und Mutter über einem Roman saß. Niemand sah sie an — nur Agnes, die that es mit ihren hellen, durchdringenden Blicken. Halb von dem elementaren Ausbruch seiner Wut verängstigt und eingeschüchtert und doch halb froh, die Geschichte loszuwein, hatte sie dann dagesessen. Ob er sich ein Leids anthun würde? fragte sie sich mit grausiger Neugier. Sie hatte sein totenblasses Jungengesicht im Schein des Blitzes gesehen, eine Ahnung von der Größe seiner Liebe war ihr aber nicht gekommen; sie begriff nicht, wie er so ungebärdig thun konnte bei der aussichtslosen Geschichte.

Dann hörte sie, daß er krank geworden sei, schwerkrank. Sie erinnerte sich, keinerlei bemerkenswerte Unruhe darüber empfunden zu haben; es war ja doch seine Schuld, wenn er sich aufregte, und wenn er bei einem drohenden Gewitter kam, das eiskalten, klatschenden Regen und Hagelschauer über ihn ausschüttete — und endlich war diese Kleinigkeit vergessen worden. — Heute, als er da vor ihr gestanden mit dem drohenden Blick der schwarzen Augen unter den dunklen Brauen, war ihr die Erinnerung an jene Scene schreckhaft gekommen. Er war noch derselbe, er liebte sie noch immer. Er hatte ihr Spiel mit ihm für Ernst genommen, und sie hätte nicht spielen dürfen, das ward ihr jetzt klar! — Wie die Männer auch gleich sind! Sie verstehen mit Vorliebe falsch und wollen sofort die äußersten Konsequenzen ziehen; auch Hans hatte sie nicht verstanden — freilich, auch Hans nicht. —

Es war dämmerig im Zimmer. Sie stützte sich auf die Lehne ihres Stuhles und suchte des Grauens Herr zu werden, das sie ergriff, wie sie nun des Toten gedachte; sie hätte schreien mögen, und es kam doch kein Ton über ihre Lippen. Wie hatte sie das nur vergessen können? Derselbe unheimlich entschlossene Ausdruck, den sie vorhin in Arthurs Gesicht erblickte, war in Hansens Augen gewesen, als er auf der Landstraße stand, im strömenden Regen, während sie aus dem Coupé in den Wagen ihres Mannes stieg. — So drohend hatte er ausgesehn, so zum Aeußersten entschlossen!

Sie aber hatte gelacht. — Was wollte er denn thun? Sich das Leben nehmen aus Eifersucht? — Bah, es stirbt sich nicht so leicht, und sie hatte ja nichts gethan, hatte ihm nur abgebeten — von damals . . .

Und dann war das Entsetzliche doch geschehn! Das hatte sie nicht erwartet — das Grauen von damals rieselte wieder durch ihre Glieder — lähmte sie — furchtbar war es gewesen! —

Langsam beruhigte sie sich. — Ich habe doch nichts gewollt damals, dachte sie, als was hundert andere thun — ein bißchen harmlose Koketterie, nichts weiter. Und ich will auch jetzt nichts Schlimmes! —

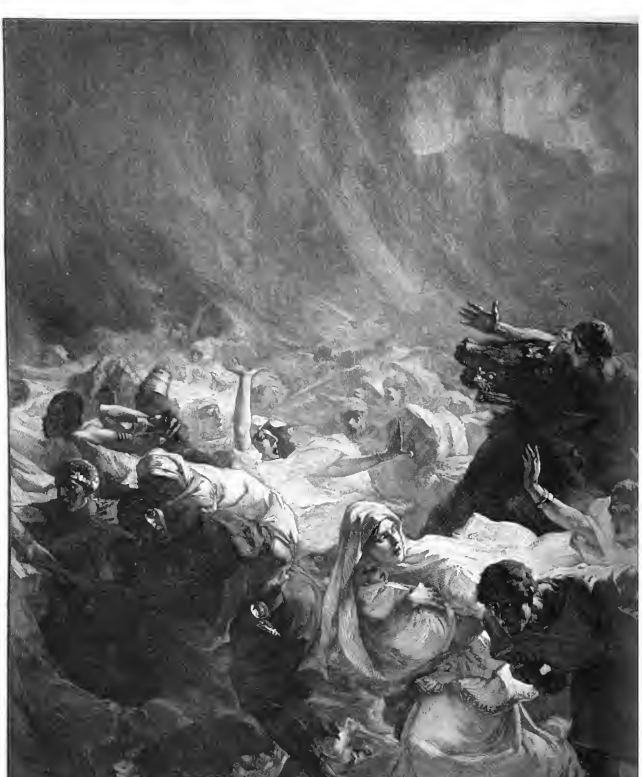
Der schmächtige blasse Mann in seiner übermodernen Kleidung, der da so zitternd und leidenschaftsprühend vor ihr gestanden, der auf ihren Klagebrief Gott weiß was thun wollte, um sie zu befreien von den Fesseln, die sie gar nicht gelöst haben wollte, kam ihr plötzlich beinahe lächerlich vor.

Aber wer konnte das ahnen? Und wie sollte es jetzt werden? Was konnte sie thun? Mit Vernunft war ihm gar nicht beizukommen. — Nur keinen Skandal!

Sie beschloß, ihm zu schreiben, ihn zu bitten, doch um Gottes willen nichts zu unternehmen, bevor sie mit ihm geredet habe. Sie werde am Donnerstag etwas früher in die Generalprobe kommen, dann wolle sie noch einmal mit ihm über alles sprechen; sie unterlage ihm hiermit ernstlich, irgend etwas zu thun ohne ihren ausdrücklichen Wunsch, wenn er nicht wolle, daß sie ihm ewig böse würde.

Der Brief ging noch an demselben Abend ab, es war ein Dienstag. Am ersten Osterfeiertage — an diesem Tage sollte das Konzert stattfinden — wollte sie gleich nach dem Mittagessen fahren, um Arthur im „Adler“ zu treffen.

Sie schlief fast gar nicht in der folgenden Nacht. Sie mußte immer daran denken, ob sie nicht Arthur für Sette so



Die letzten H

Nach d

von Pompeji.

. Theca.

interessieren könnte, daß er sie heiratete. In Wahrheit lag ihr ja absolut nichts an ihm, sie wäre froh gewesen, ihn loszuwerden. — Wenn dieses Mädel nur nicht so schwerfällig, so abweisend wäre gegen alles und jedes! —

So'n dummes Ding, hat nichts, ist nichts und sieht so stolz an ihrem Näschen herunter, wie wenn sie die Auswahl hätte unter Prinzen.

Na, wenn er wirklich wollte, würde sie sich wohl besinnen. Aber — er wird nicht wollen, er liebt ja sie, die Ilse!

Und wieder saßte sie einen Ungeduldig die prickelnde, tückische Lust, die sie immer empfand, wenn sie einen Mann toll gemacht hatte. Das war einmal ihre Natur. Aber die Ruhe wich rasch wieder der Angst, als sie in Fedderjens, selbst im Schlafe so finsteres Gesicht sah. Er weiß doch noch gar nichts, warum ist er nur so finster? fragte sie sich. Ob Mama recht hatte? Ob sein Herz damals nicht mehr frei war? Es wäre ihr an jenem Abend gleichgültig gewesen, und heute war nichts mehr daran zu ändern!

Den ganzen folgenden Tag ging sie ruhelos im Hause umher, zuweilen in übersprudelnder Lustigkeit; sie tobte mit dem Kleinen, als wäre sie selber ein wilder Junge. Dann wanderte sie ohne Hut und Tuch durch den Garten, obgleich ein scharfer Ostwind eingesetzt hatte. Zu den Stunden, wo der Postbote kam, sah Agnes, von ihrem Fensterplatz aus, sie über den Hof laufen, barhaupt, ohne Mantel und Tuch, direkt auf die Landstraße hinaus.

„Du kannst es glauben, Sette, mit Ilsen ist wieder etwas nicht richtig," sagte die junge Wittwe bekümmert zu dem Mädchen, das eben zur Kaffeejunde eingetreten war. Und als Frau von Brunsberg noch hinzukam, mit gelangweilter und verdrossener Miene, fragte sie die Mutter angstvoll: „Mama, dauert denn die Verstimmung zwischen Ilsen und ihrem Mann noch immer?"

Frau von Brunsberg setzte sich in die Sofaecke, warf einen unfreundlichen Blick auf Sette, die, heiß und abgearbeitet vom Einmengen des Festkuchens, eilig ihr Vesper verzehrte, und sagte:

„Ja leider! Na, es ist ja auch kein Wunder!"

Sette hatte den Blick nicht gesehen und die Worte kaum verstanden. Sie erhob sich schon wieder, setzte eilig die Tassen zusammen und verschwand mit dem Kaffeegeschirr.

„Was meinst du damit?" fragte Agnes beunruhigt.

Frau von Brunsberg zuckte die Schultern. „Es wird schon zu einem Krach kommen, wirst es erleben!" orakelte sie. „Gott, Ilse thut mir leid — mehr kann ich nicht sagen."

Am Tage darauf bestellte Ilse das Anspannen um drei Uhr. Sie beaufsragte das Stubenmädchen damit, als sie oben in dem großen, saalartigen Raum, wo Ilsens Möbel für das Eßzimmer Platz gefunden hatten, bei Tische saßen, sie, Fedderjen, Frau von Brunsberg und der Bubi.

„Du hast Besorgungen in der Stadt?" erkundigte sich Fedderjen darauf.

„Nein — Generalprobe."

„Die beginnt aber erst um sechs Uhr," sagte er.

Sie stockte. „Nun ja," gab sie zu, „aber ich muß meine Piece vor der Probe noch einmal durchspielen mit Lewinsky; das Instrument ist mir fremd, ich möchte mich nicht blamieren."

„Aber es wird genügen, anstatt um drei Uhr — um vier Uhr abzufahren. Wenn Christian eilt, sind wir um dreiviertel auf Fünf vor dem Asker."

„Wie? Ach, du willst mitfahren?" Das Rot des Erschreckens flog über ihr Gesicht.

„Ja, ich habe zu thun in der Stadt."

„Ach so!" Sie bemühte sich, gleichgültig zu scheinen.

„Ich kann nicht früher fort, weil die Kommission der Feuerversicherung gleich kommen muß, sonst würde mir die Stunde ja gleich gewesen sein."

Als Ilse gegen vier Uhr in der Halle stand, fix und fertig angezogen und ungednldig auf ihren Mann wartete, kam der Postbote über den Hof, wie gewöhnlich um diese Zeit. Sie hatte keinen Brief erwartet und sah ihm daher ohne Bangen entgegen. Aber sie erschrak, als der Mann aus seiner Tasche einen hellblauen Brief nahm, mit einem Couvert, wie Arthur Lewinsky es zu benutzen pflegte. Außerdem brachte der Bote nur noch eine Berliner Zeitung.

Sie trat an die mit Glasscheiben versehene Thür und las.

Nur wenige Zeilen waren es: „Dein Wunsch ist mir Befehl; ich werde also die heutige Aufsprache mit Dir abwarten. Aber was Du mir auch sagen magst, mein Urteil kann nicht anders lauten als vorgestern. Du befindest Dich in einer unwürdigen Position, Du mußt dich losmachen, kein Grund spricht für ein Verharren in diesem Sklaventum! Komm mutig zu mir! Du thust damit nur, was einer freien Seele würdig ist. In Unruhe und Sorge

Dein A. L."

In Unruhe und Sorge! Die Füße versagten ihr beinahe den Dienst, sie ballte das Blättchen zusammen; und als sie jetzt den Schritt Fedderjens hörte, barg sie den Brief ganz mechanisch in der Tasche ihres Pelzmantels, den sie der Aprilkühle und des Sturmes wegen umgenommen hatte. Sie wandte den Rücken, nach der Thür, durch welche Fedderjen kommen mußte, und starrte durch die Scheiben nach dem Wagen.

Die Pferde standen mit erhobenen Köpfen wie die Mauern, der alte Christian saß, die Peitsche auf den Schenkel gestemmt, in seinem Kragenmantel auf dem Bock.

Ihr Blick blieb an dem alten Wagen haften, und ein verächtliches Lächeln zog über das gerötete Gesicht. Sie haßte diese altmodische Hochzeitskutsche ihres Vaters, dieses Ding, das aussah wie aus einem Roman des vorigen Jahrhunderts. Ilse kam sich immer grotesk, lächerlich vor, wenn sie mit dem Ruwelkasten in Siegeswalde einfuhr, und Lächerlichkeiten peinigten ihre Nerven bis ans Aeußerste.

Wenn sie nur nicht so feige wäre, so entsetzlich feige, sie würde wirklich dem ganzen Bettel den Rücken drehen und mit Arthur davonlaufen — nach Nizza, nach Monte Carlo, nach Paris, irgendwohin, wo es Leben giebt, elegantes, lustiges, prickelndes Leben, aber — der Mut fehlte ihr, der Mut! An der Schwelle des Erfahrten entkannt er ihr, sie hatte Angst vor ihrem Mann; seit sie ihn neulich so zornig gesehen hatte, zitterte sie heimlich vor ihm.

Er war jetzt eingetreten und hat um Entschuldigung, daß er sie habe warten lassen, aber sie sei doch zu früh fertig gewesen. Gleich darauf saßen sie im Wagen und fuhren in den Sturm hinaus. Er sauste sausend an dem Gehöft vorüber, er zog durch alle Ritzen des Wagens und wirbelte den Staub unter den Rädern hoch auf. Fröstelnd wickelte sich Ilse in ihren Mantel und lehnte sich in die Ecke zurück. Fedderjen drehte ihr halb den Rücken zu und schaute in die Landschaft hinaus.

Er grübelte, wie er ihr einen Plan mitteilen sollte, auf den er in der letzten, bangen Zeit gekommen war, aber er fand trotz alles Kopfzerbrechens, aller Ueberlegungen keinen rechten Anknüpfungspunkt. Er wollte ihr sagen, daß Agnes und Sette von Buchte fortziehen sollten, weil — weil für Agnes augenscheinlich der Aufenthalt in dem alten Neste, das so trostlose Erinnerungen barg, der Genesung hinderlich sei. Der Doktor hatte das bestimmt behauptet, Fedderjen durfte also diesen Grund, ohne sich einer Lüge zu zeihen, getrost angeben, obgleich es für ihn nicht der wichtigste war. Er konnte doch nicht sagen: Es ist besser, Sette geht fort von Buchte — wir können nicht zusammen bleiben, sie und ich, wir gehen dabei zu Grunde. — Sieh mich doch an, sieh sie an! — Das wäre die Wahrheit gewesen — ja — das wäre sie gewesen!

Wie er berechnet, wie er überlegt hatte, ob und wie er es ihnen klarmachen könnte? Wie er fürchtete, daß Agnes sich weigern würde, da sie ihn ja nicht verstehen konnte!

Ob Sette es verstehen würde?

O ja, ja! Sie litt doch noch mehr als er; sie würde zufassen mit beiden Händen, um der Qual zu entgehen, die sie jetzt in diesem Hause erdulden mußte. Aber für eine Großstadt, z. B. Dresden, das ja am Ende das Nächstliegende gewesen wäre, fehlten ihm die Mittel, und Agnes würde auch nicht so weit fort wollen.

Er hatte daran gedacht, daß beide nach Siegeswalde ziehen sollten — es war ihm auf seine Erkundigung eine Wohnung angeboten worden für dreihundert Mark — und daß der Milchwagen den beiden Frauen die Lebensmittel, soweit Buchte sie liefern konnte, täglich mit hinübernehmen sollte. Agnes könnte dann auch zuweilen die Gräber besuchen, wenn man ihr den Wagen

schickte. Wie eine Erlösung wäre es ihm geschienen, Sette nicht mehr unter demselben Dache mit sich zu wissen. — Dieses Ausweichen, dieses Vermeiden, Fliehen hörte dann doch auf, das Zusammenschrecken bei jedem Tritt im Hause und im Garten!

Er hoffte, wieder unbefangener mit Ilsen verkehren zu können, deren Vertrauen zu ihm er nicht täuschen durfte und wollte, und er glaubte endlich, daß Ilse sich dann vielleicht doch entschließen würde, zu heiraten, zu arbeiten.

Aber — wie nun damit beginnen?

Er sah Ilse von der Seite an. Sie saß bis über die Ohren in dem hohen pelzgefütterten Sturmkragen ihres Mantels vergraben, nur das obere Stückchen Nase und die halbverschleierten Augen, unter denen tiefe, bläuliche Schatten lagen, waren noch sichtbar. „Bist du krank?“ fragte er teilnehmend.

„Kopfweh!“ war die kurze Antwort.

„Dann solltest du die Strapazen dieser Probe nicht unnötig verlängern; du hast ja deine Partie ausgiebig studiert.“

„Das verstehst du nicht!“ war ihre Antwort.

„Es ist möglich,“ gab er zu, und dann wagte er einen Sprung in die Sache, die ihm so sehr am Herzen lag. „Findest du das Leben in Buchte neuerdings nicht etwas ungemütlich und zerfahren?“ fragte er.

„Allerdings — aber nicht erst jetzt.“

„Ich meine, wir sollten da allein hausen, Ilse, du, ich und der Junge, allenfalls noch Mama. Es sind zu viel Menschen dort, man stößt sich, man läuft sich im Wege herum, meine ich — es sind eben zu verschiedene Elemente. Und für Agnes würde es entschieden besser sein, sie käme aus dieser Umgebung heraus, in der alles sie an das Unglück ihres Lebens erinnert, sie verliert sich vollkommen in ihrem Trauerkult.“

„Ach! Wenn's ihr Vergnügen macht, laß sie doch; des Menschen Wille ist sein Himmelreich.“

„Der Doktor meint, sie müsse abgezogen werden; zuweilen enden solche Stimmungen in unheilbarer Melancholie. Und da dachte ich, ob es nicht besser wäre, sie zöge mit Setten fort, z. B. nach Siegeswalde.“

„Mit Setten?“

„Ja, allein ist's doch unmöglich?“

„Und wer vertritt dann Settens Stelle?“

„Eine Mamsell natürlich! Du würdest doch freilich entschließen müssen, der Wirtschaft ein wenig — ich meine, so als Oberaufseherin, Ilse — —“

„Ich? Niemals! Ich habe gar kein Verständnis dafür, das weißt du doch!“

„Nun, dann bescheert uns vielleicht der Himmel eine ähnliche gute Kraft wie Fräulein Sette.“

„Ich sehe aber wahrhaftig nicht ein, warum du diese Geschichte anfangen, man soll doch behalten, was man hat, wenn's paßt. Oder“ — sie setzte sich plötzlich mit einem Ruck auf, „oder willst du mich etwa strafen, weil ich damals sagte: ‚Mama glaubt, daß du ein Faible hast für Sette?‘“ Und als er nicht antwortete, fuhr sie fort in ihrem schleppenden Ton: „Thue das ja nicht, du schneidest in dein eigen Fleisch, die Sette ist ja nach aller Meinung Goldes wert für Buchte. Ich glaube nicht an diese Hirngespinste Mutters, und selbst wenn sie recht hätte, ich gönne dir den Anblick dieses Heiligenbildes ohne Neid. Eifersüchtig bin ich nicht, absolut nicht. Oder — liebst du sie wirklich? Ja? Von Herzen, mit Schmerzen, bis zum Wahnsinn? Was?“

Er starrte zum Fenster hinaus und schwieg.

Sie lachte plötzlich neben ihm wie toll. „Nun habe ich dich wohl wieder beleidigt, weil ich nicht eifersüchtig sein kann?“ fragte sie endlich. „Herr Gott, diese Empfindlichkeit! Andere Männer würden dem Himmel danken, solche vernünftige Frau zu haben; bei mir wirkt das abschreckende Beispiel nach — du weißt doch, wie Agnes sich um Haus zerquält hat! Es war doch einfach gräßlich — war es nicht? Uebrigens, da sind wir ja schon in der Stadt. — Wie ist's denn mit der Rückfahrt? Müßt du warten, bis die Probe aus ist? Es kann spät werden — oder schickst du den Wagen noch einmal?“

„Ich kann nicht warten,“ sagte er kurz.

„Dann, bitte, sage Christian, daß er um Zehn wieder vor dem ‚Adler‘ ist.“

Der Wagen fuhr jetzt rasch über das holperige Pflaster der Berliner Straße und hielt vor dem Hotel. Noch ehe Feddersen ausbleigen konnte, um Ilsen zu helfen, war Arthur Lewinsky die Stufen, die zu der Hausthür des „Adlers“ führten, hinuntergestürzt und hatte den Schlag aufgerissen.

Ilse warf einen ängstlichen Blick auf Feddersen. Dieser stand jetzt neben Arthur, der nur eine eiskalte Verbeugung für ihn hatte, und sah ihr direkt ins Gesicht mit fragenden Blicken. Sie kannte ihn so — so sah er immer aus, wenn er sich verletzt fühlte durch ihr Benehmen.

„Auf Wiedersehen!“ sagte sie, ihm zunickend, indem sie sich anschickte, neben Arthur die Stufen hinaufzugehen, und dabei pochte ihr Herz wie rasend vor dem, was nun kommen sollte. Feddersen lüftete den Hut und sah ihr nach, wie sie ins Haus trat. Dort wandte sie sich noch einmal zurück, es lag etwas Fremdes, Verängstigtes in ihren Augen.

Er stand noch am offenen Schlage; das eigentümlich Scheue in ihrem Blick hatte er wohl bemerkt. Grübelnd stieg er in den Wagen, nachdem er dem Kutscher Befehl gegeben hatte, ihn nach der angebotenen Wohnung in der Mallwower Straße zu fahren und auch vor der Apotheke zu halten, wo er ein Rezept für ein erkranktes Fohlen abgeben wollte.

Die Etage, die er ansah, war nett und gemütlich. Ein Steuerbeamter hatte darin gewohnt, jetzt stand sie leer. Ein Gärtchen lag vor dem alten einstöckigen Gebäude, und nach hinten hinaus ein mächtiger, forzlom gepflegter Garten. Auch eine Laube gehörte zu der Wohnung, und neben dieser blühten Krokus und Schneeglöckchen auf der Rabatte.

Gedankenvoll schritt Feddersen durch die Räume; es wehte etwas von Ilse Freiden durch die bescheidenen Zimmer, Sette würde ihn daukbar empfinden. Er blieb an einem Fenster stehen und dachte über die Aeußerungen seiner Frau nach und über ihr sonderbares Benehmen, als Arthur Lewinsky ihr vorhin blaß, mit flackernden Augen entgegenstürzte. Einen Augenblick hatte er sich gekränkt über das Benehmen dieses Menschen, dem das Konzert den Kopf völlig verrückt zu haben schien. Der wollte ja wohl so ein Moderner sein, so ein Stückchen Uebermensch? Wie er ihn bloß angelehnen hatte! Als möchte er ihn zur Rede stellen, weil er sich erlaubte, seiner eigenen Frau die Hand zum Aussteigen zu bieten.

Na, Gott sei Dank — das Konzert fand nun in den nächsten Tagen statt, und hinterher hörte ja wohl dieser Musikschwindel auf! Ilse war der Sache bestimmt schon überdrüssig, neulich hatte sie gähnend gesagt: „Ach, heute kommt ja auch der Lewinsky wieder mit seinem Bimmerholz!“

Hier könnte Settens Rätsel stehen, dachte er dann und sah zu dem hohen Turm der Marienkirche hinüber, um den die Dohlen flatterten im Frühlingssturm.

„Und bis wann muß ich mich entscheiden?“ fragte er die Wirtin, die in der Nebenstube umherwanderte mit klapperndem Schlüsselbund, „würden Sie mir eventuell die Wohnung reservieren bis über acht Tage?“

„Ach ja, Herr Baron; es ist da vorläufig nur eine Partie außer Ihnen, die darauf reflektiert, und die halte ich hin. Der Mann hat sieben Kinder, die verrungenieren einem doch man alles; die kann ich noch immer haben. Aber so zwei feine einzelne Damen, die hätt' ich schon längst gern gehabt. Nehmen Sie sich man Zeit, Herr Baron, ich wart' noch acht Tage.“

Er verabschiedete sich, stieg wieder in seinen Wagen, holte die Medizin aus der Apotheke und teilte Christian mit, daß er abends noch einmal herfahren müsse, um die gnädige Frau abzuholen. Und nun rasselte er wieder über das Pflaster zum Städtchen hinaus. Auf der Chaussee war jetzt das Steinpflaster zu Ende. Die Pferde trabten leiser, sie gingen flott, denn sie witterten den Stall.

Feddersen saß da in tiefen Gedanken, es ging ihm so unendlich viel durch den Kopf, die Wirtschaft, das Wetter, die Hypothekenzinsen zum April. Er begriff nicht, warum der alte Buchter noch immer an erster Stelle fünf Prozent hatte bezahlen müssen. Das Geld war so billig geworden. Er wollte versuchen, den Zinsfuß herunterzusetzen; das Fatale war nur, daß Frau Lewinsky die Hypothekenbesitzerin war, oder vielmehr der blasse Jüngling, der mit Ilsen musizierte. Der Inspektor sagte, Herr von Brunsberg habe es auch beabsichtigt, kurz vor seinem Tode, aber Herr Oldenroth sei dagegen gewesen, weil er einigemal

um Aufschub hatte bitten müssen. Uebrigens standen die Lewinskys als Geschäftsleute in tadellosem Ruf.

Als der Wagen am Mallnower Wege langsam fuhr, der kleinen Steigung wegen, wandte sich Fedderson plötzlich rasch um: es war ihm, als säße Ilse neben ihm in den Kissen. Aber es war nur ihr Abendmantel, den sie beim Aussteigen hatte von den Schultern gleiten lassen, dieser zartgraue Tuchmantel mit dem federleichten Pelzfutter und dem koketten Chinchillabesatz, in den sie sich gern einkuschelte bei trübem Wetter. Es war offenbar vergessen worden, den Mantel herauszunehmen, aber das war kein Unglück, der Wagen brachte ihn einfach heute abend wieder mit nach Siegeswalde. —

In seinem peinlichen Gefühl für Ordnung nahm Fedderson das Kleidungsstück, dem das Lieblingsparfüm seiner Besitzerin entquoll, und begann es zusammenzufalten; dabei ärgerte er sich ein wenig über ihre Prinzessinnmanier, alles liegen zu lassen, wo es gerade hingefallen war, und über ihre Gepflogenheit, sich zu parfümieren, die er geradezu verabscheute, die ihr abgewöhnen aber weder durch Bitten, noch durch ernste Worte möglich gewesen war. Als er noch versuchte, wie man den langen Mantel am praktischsten legen konnte, raschelte ein Papier daraus hervor und fiel zu Boden. Er beachtete es zunächst gar nicht, sondern bettete den Pelz sorglich auf den Rücksitz des Wagens, legte den zierlichen Fußsack daneben und hob dann erst das Papier auf — einen kleinen hellblauen Bogen mit dunkelblauem Rändchen und dem ebenfalls dunkelblauen winzigen Monogramm A. L. in der linken Ecke oben.

Schon war er im Begriff, das Blatt in seine Brieftasche zu legen, um es Ilsen wieder zuzustellen, da haftete sein Auge starr auf den flüchtigen Zeilen. Er zuckte empor aus seinem Versinnensein. Das schrieb man seiner Frau?

Er wandte das Blatt um und um und las dann Wort für Wort noch einmal. Eine dunkle Röte stieg langsam in sein Gesicht empor.

„Aber was Du mir auch sagen magst, mein Urteil kann nicht anders lauten als vorgestern. Du befindest Dich in einer unwürdigen Position, Du mußt Dich losmachen, — — Komm unnütz zu mir! Du thust damit nur, was einer freien Seele würdig ist. In Unruhe und Sorge Dein A. L.“

Fedderson saß jetzt vorgebeugt im Wagen, die Arme auf seine Kniee gestützt, das Blatt in der herabgesunkenen Hand, so, als habe er einen schweren Schlag in den Nacken erhalten. Seine Augen irrten von dem Pelz Ilsens weiter durchs Fenster und streiften die junge, grüne Wintersaat, über die der Wind fuhr in kurzen Stößen; er sah die knospenden Obstbäume zur Seite der Chaussee vorübertanzen und die Flügel der Windmühlen sich drehen weit draußen am Horizont. Seitwärts von Buchte ging die Sonne unter und überguß die Bäume des Parkes und das Kirchlein, das sich darüber erhob, mit rosenroter Glorie. Er sah das alles, aber es kam ihm nicht zum Bewußtsein, er war wie betäubt.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingstage am Gardasee.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Tagebuchblätter von **Anna Ritter.** Mit Illustrationen von **M. Zeno Diemer.**

Ich geh' noch einmal durch die Stuben,
Die gar so still geworden sind,
Das Lachen meines kleinen Buben
Verhallte, wie ein Hauch im Wind.

Eins um das andre löst sich leise,
Was mich hier noch gebunden hält,
Fremd sieh' ich im vertrauten Kreise
Der kleinen, lieb gewordnen Welt.

Und dennoch weht's wie Liebesgrüße
Um mein erblassendes Gesicht,
Und um die ruhelosen Füße
Spielt wie ein Kind das Sonnenlicht.

In die Verlassenheit der Stunde
Mit ihrer Abschiedsnot und Pein
Rauscht wie ein Orgelton die Kunde
Von froher Wiederkehr hinein . . .

Das Batzenhäusl zu Bozen.

Es ein Bündelchen Elend, wohl verwahrt und verdeckt, hat man mich daheim in die Droschke gesetzt und mir „Glückliche Reise“ nachgerufen. Ich winke müde zurück, mit einem Lächeln, das von Glück nichts weiß, und lasse den umstorten Blick über die Berge gleiten, in deren bräunlichen Ton sich hier und dort schon das lichte Grün des jungen Laubes mengt. Wenn ich wiederkomme, hat der Wald seine dunkle Pracht dort oben ausgebreitet, und die rötliche Weinbergerde ist unter grünen Reben versteckt; statt der Frühlingswinde wird Sonnenglut das Thal durchziehen, und an den Bäumen, die ich nicht blühen sah, werden schon die Früchte schwellen. „Reisen“ — das Wort weckt diesmal keinen Jubel in mir. Nicht wie sonst hab' ich wochenlang schwindelnde Luftschlösser gebaut, auf die Gefahr hin, sie kurz vor der Vollendung lautlos in sich zusammenbrechen zu sehen — es ist alles so schnell gekommen, ohne Enttäuschungen, ohne Freude . . .

Der alte Herr, der mir im Coupé gegenübersitzt, hat schon ein paarmal über die Spalten seiner Zeitung hinweg ungeduldig nach mir herübergesehen, nun reicht er mir kurz entschlossen das Blatt hin.

„Bitte, lesen Sie! Da, hier unter dem Strich . . . ist doch die Möglichkeit, was alles ausgeheckt wird: die Damen im Frack . . .!“

Er lichert noch ein Weilchen, während ich den Pariser Modeartikel, der ihn so erregt hat, lese; dann kommen wir von dem Frack auf hundert andere Dinge, über Bismarck und Almer Münster, auf seine eigenen Kinder und Enkelchen, deren Bilder er mit Großvaterstolz vor mir ausbreitet, und es versteht sich, als wir in München anlangen, ganz von selbst, daß wir in dasselbe Hotel gehen und gemeinsam zu Abend speisen.

Ein strahlender Morgen grüßt mich, als ich noch durchwachter Nacht die Läden öffne. In die klare Luft hinein tönt das tausendfache Gerassel der Großstadt, Glockenläuten und elektrische Klingeln, Hufschlag und Räderrollen und das Durcheinander frühlicher Menschenstimmen. Schritt für Schritt vorwärts gelockt, schlendere ich durch die Straßen, deren Läden eben erst blinzelnd die Augen öffnen; an mir vorüber hastet das Publikum der Morgenstunden: Handwerksleute und Straßenkehrer, Kommis mit der Bügelsalte im Beinkleid und niedliche Verkäuferinnen, deren Augen lebenshungrig aus den blassen Gesichtchen hervorleuchten.

Ueber alles aber fluet wie ein Strom von Schönheit und Freude die wundervolle Klarheit der Frühe; auf den altfränkischen Hauben der Frauentürme tanzen spielende Lichter, das düstere Schloß hat eine Verbrämung von zierlichen Goldleisten erhalten, und im Wasserstrahl des Wittelsbacherbrunnens sprühen vielsarbige Funken auf.

Ich winke einer Droschke, um schneller vorwärts zu kommen und die paar Stunden bis zur Abfahrt des Zuges recht auszunützen. Wunderlich ist mir zu Mute, beklommen und sehnsuchtsvoll zugleich, als ginge ich etwas Großem entgegen, als würde weit in der Ferne eine goldene Thür aufgethan, als hörte ich über meinem Haupte das Flügelrauschen eines neuen Frühlings.

Mit frohgewordenen Augen handle ich in dem Touristenladchen in der Nähe des Marktes einen hübschen, kleinen Rucksack ein und lasse ihn auf dem Weg bis zum Hotel nicht wieder los.

Steckt doch ein Zauber in dem leichten Ding, ein Zauber, der mir von schimmernden Bergen erzählt, von Tagen voll Freiheit und neu erwachender Lust, von einer Frau, die nach langer, trüber Zeit zu freudigem Leben gesundet.

„Mutter," ruft die junge Frau, die mit dem ersten Buben und ihrer alten Schwiegermutter auf Besuch in die Tiroler Heimat reist, „Mutter, paß auf — jetzt kommen die Berge!" Und die Greisin, die nie aus Westfalen herausgekommen ist, die mit ihren siebzig Jahren zum erstenmal hinauszieht in die schöne Welt, sieht uns halb verlegen, halb erwartungsvoll an, dann kreicht sie, ehe sie ans Fenster tritt, mit den welken Händen glättend über die Scheitel, als müsse sie sich putzen für den Herrgott, der ihr die Wunder seiner Schöpfung zeigen will.

Wir drei Damen, die wir das Frauencoupé des D-Zuges besetzt hielten, haben uns zuerst wacker gewehrt gegen den ungeheuren Zuwachs von Großmutter, Mutter und Kind, der uns vor Thorschluß noch in den Wagen geschoben wurde. Aber es half alles nichts, der Zug ist überfüllt, und so bequemten wir uns denn seufzend, das behaglich verteilte Gepäck zusammenzurücken, um für Koffer, Wickelbett, Sotzhletapparat und das Wickelkind selber Platz zu machen — unser Willkomm war frostig genug.

Wie schnell hat uns der kleine Kerl besiegt, der so rosig und rundlich in seinen Kissen liegt und nur die Aeuglein in stummer Verwunderung umherwandern läßt, als wolle er sich überzeugen, ob es denn wirklich Menschen giebt, die einen Kindes Gegenwart mit Groll erfüllt!

Ich halte bald sein Fäustchen in der Hand und lache ihm herzlich zu: alte Zeiten steigen vor mir auf, Zeiten, in denen ich selbst solch hilfloses Geschöpfchen an die Brust gedrückt. Wie oft hab' ich damals, wie die junge Mutter mir gegenüber, mit zagenden Augen die Mitreisenden beobachtet, ob das Lachen und Weinen meiner Lieblinge nicht ihren Zorn errege; wie denke ich noch heut' in inniger Dankbarkeit des hilfreichen Samariters, der mit dem Schöpflotopf zur Lokomotive sprang, um mir Wasser zum Wärmen der Milchflasche zu holen, und dann meinen Dank lachend abwehrte mit der Begründung: „Ich kenne das — bin selber Vater!"

Autenhalt in Mori.

Draußen steigt allmählich das Land. Als habe eine Hand von oben her der Erde grünes Tuch gelüftet, so hebt sich's in Gipfeln hier und dort, Schatten und Licht beginnen reicher zu spielen, in den Thalfalten bergen sich träumende Dörfer, und über die Höhen wandert ein goldener Schein.

Wir sind alle still geworden, in Anschauen versunken, nur der Kleine kräht vor Vergnügen, und die alte Frau am Fenster hat heimlich die Hände gefaltet.

„Chott mein nee, wie is es möglich, wie is es möglich…!" seufzt sie auf, als die ersten Schneeberge über das grüne Vorland herüber winken, als die Höhen zu beiden Seiten des Weges immer steiler, schroffer sich emporrecken, brausende Wasser uns entgegen sendend, als dann im Scheidegruße der Sonne die Gipfel aufglühen und wir von der Paßhöhe ein letztes Mal zurückschauen ins deutsche Land.

Die Abendschauen sinken und verhüllen Nähe und Ferne, mir aber zieht Bild um Bild noch einmal vorüber:

Ein rötlich schimmernder Weg bergan,
Ein Wallfahrtskirchlein im dunklen Tann,
Darüber die Sonne und weit und breit
Die fromme, schweigende Einsamkeit.
— — — — — — — —
Die Räder rasseln in scheuer Hast,
Das Thal entschwindet, das Bild verblaßt,
Es recken die Berge sich kühn empor,
Ein Wildbach schäumt aus dem Fels hervor.
— — — — — — — —
Der Schall verbrandet, ein Rieslein Schnee
Verbrämt den schimmernden Brennersee,
Verlassene Burgen krönen den Stein,
Ein Glöckchen läutet den Abend ein.
— — — — — — — —
Der Eisack ringt aus dem Bordhygrab
Sich frei und weist und den Weg hinab,
Es dehnt sich die Ebne, ein freundlich Grün
Verhüllt die Felsen, die Bäume blühn!
— — — — — — — —
O Welschland, strahlende, braune Maid,
Wie froh dein Auge, wie bunt dein Kleid —
Den funkelnden Becher kredenze mir:
Vergessen such ich' und Ruh bei dir!

Bozen empfängt mich unliebenswürdig genug: ein feiner Sprühregen schlägt mir fröstelnd entgegen, und der Omnibus des „Schwarzen Greifen", in den ich mich geflüchtet habe, speit mich mit all meinem Gepäck umgehend wieder aus. So renne ich denn nach dem Erfahrungssatz, daß ältere, wohlgenährte Herren auf Reisen die besten Wegweiser sind, hinter einem Unglücksgefährten her, den der „Greif" ebenfalls verschmähte, und der nun keuchend und schimpfend in den Wagen des „Europa" steigt.

Der erste Blick aus meinem Zimmer zeigt mir, daß ich recht gethan, denn unter meinem Fenster liegt der Johannesplatz mit dem Denkmal Walthers von der Vogelweide, seitlich blitzen die feuchten Dachziegel der alten, gotischen Kirche geheimnisvoll auf, und dahinter türmen sich, halb vom Nebel verhüllt, massige Bergkuppen empor. Der herrliche Platz ist fast menschenleer, der Regen hat alles in die Häuser getrieben, nur einige Liebespärchen wandeln flüsternd, eng aneinander geschmiegt, auf und nieder und danken dem Himmel, der ihnen die Lauscher vom Halse hält.

Ich habe mich eilig vom Reisestaub gereinigt und greife zum Schirm, um noch einmal in die Nacht hinauszugehen — es schlägt gerade Neun drüben vom alten Turm, als ich den Weg zum Batzenhäusl einschlage, in das Hans Hoffmanns Mahnung und Empfehlung mich weist.

Ein wunderlich Ding ist's und bleibt's aber doch für eine Frau, des Abends durch eine wildfremde Stadt allein zur Kneipe zu gehen! Ich komme mir vor wie „Einer, der auszog, das Gruseln zu lernen".

Der einsame Schritt hallt gespenstisch vom Straßenpflaster wieder, und aus den Winkeln der „Lauben", die das Laternenlicht nur spärlich erleuchtet, scheinen seltsame Gestalten mißmutig und drohend nach mir auszublicken — Geister abgeschiedener Zecher, die auf ihrem Gebiet eine Konkurrenz der Frauen wittern.

Aufatmend begrüße ich das Licht, mit dem das Batzenhäusl seine Gäste lockt.

Herr Trebo, der Wirt, kommt beflissen aus der „Schwemme" und lacht übers ganze Gesicht, als ich ihm meinen Gruß ausrichte.

„Ein lieber Herr," meint er warm, „hat oft bei mir gesessen, oben im Poetenwinkel."

Zu diesem Poetenwinkel geleitet er mich, eine schmale, steile Treppe hinan und durch ein Zimmer, in dem bläuliche Rauchwolken um weinfrohe Gesichter wallen.

Der Rauch beißt mir in die Augen, ich kann zuerst kaum etwas unterscheiden, aber es sitzt sich hübsch in dem Erker, über dessen Rundbank gewichtige Namen stehen, dessen Gesims die Stammgläser derer trägt, die trunkfest hier gesessen.

Auch mir bringt das Wirtstöchterchen in Mieder und blauem Fürtuch ein Fläschchen goldgelben Weins und setzt Hans Hoffmanns Ehrenglas daneben.

„Waltherwein!" betont Herr Trebo. Ich thue einen tiefen Zug, viel zu tief für das feurige Getränk, wie ich bald mit Schrecken bemerke.

Es wird ratsam sein, sich beizeiten nach einem stillen, gesicherten Plätzchen umzusehen, und so lasse ich mir denn, nachdem ich gegessen, Glas und Flasche hinauf ins Defreggerzimmer tragen.

Wie schön es hier oben ist! Kein Tabaksqualm, kein Lärm, und von Gästen nur ein einziges Ehepaar, das wandermüde und in sich versunken in einer Ecke des freundlichen Raumes sitzt.

An den Wänden hängt Bild an Bild, Erinnerungen fröhlicher Kneipabende, oder ernsthafte Studienblätter, dem auf Künstler verfeinten Wirt zum Andenken hinterlassen, und in den Fremdenbüchern, die Herr Trebo mir freundlich angeschleppt bringt, finde ich manches hübsche Gedicht. Bekannte Namen stehen darunter: Heyse, Scherer, Hartleben, Hoffmann — ich trinke meinen Wein in guter Gesellschaft!

Das müde Ehepaar rückt langsam näher, wie es die Bücher sieht, die der Wirt für gewöhnlich unter Schloß und Riegel hält, um sie vor der Barbarei thörichter Hände zu hüten. Ein Wort giebt das andere, bald sitzen wir zusammen um den runden Tisch und biedern uns miteinander an.

In vorgerückter Stunde dringt eine große Gesellschaft edler Ungarn zu uns herein, und ich weiß nicht, kommt es mir nur so vor oder blinzeln sie wirklich belustigt nach mir hin — sobald ich aufschaue, sehe ich ein paar übermütig zwinkernde Augen auf mich gerichtet.

Da wird's mir unheimlich. Ich breche auf und danke der Vorsehung, die mir ein Ehepaar in den Weg geführt hat, das mich wohlwollend nach Hause geleitet.

Aus dem „Greifen" hallt noch Lärm und Gläserklingen, die hübschen Schenkmädels haben alle Hände voll zu thun, den großen Durst der deutschen Gäste zu befriedigen. Der Regen rauscht, aber das einförmige Grau des Himmels ist zerrissen, ein leichter Wind hat sich aufgemacht und treibt das Gewölk durcheinander, hie und da blitzt ein fahler Lichtschein durch, als bräche ein Stern sich mühsam Bahn: morgen werden wir schön Wetter haben. —

Lange noch stehe ich am offenen Fenster. Der leichte Dunst des Waldherwinds ist bald verflogen, was ich vergaß in fröhlicher Stunde, macht wieder auf in der Brust, mein Herz will traurig werden. Das Denkmal leuchtet weiß durch die Dämmerung, mir ist, als höbe sich winkend, tröstend die Marmorhand . . .

Leise, dankbar, ruf' ich dem toten Sänger die Antwort zu:

Herr Walther von der Vogelweid,
Ich thu' das Handwerk grüßen
Und leg' mich in Bescheidenheit
Dem hohen Herrn zu Füßen.

Ein armer Lehrling bin ich nur
Im Volke der Poeten. —
O, weise freundlich mir die Spur,
Die einst dein Fuß betreten.

Stimm meine Leier auf den Ton,
Der deiner einst entklungen,
Dann hab' ich dir zu Preis und Lohn
Mein einfach Lied gesungen.

In aller Morgenfrühe stehe ich auf, packe meine Siebensachen zusammen, bezahle meine Rechnung, die erfreulich niedrig ist, und bestelle mir das Gepäck zum Nachmittagszug auf die Bahn. Dann wandere ich in den jungen Tag hinaus.

Der Himmel ist nicht ganz so, wie ich's gestern abend von ihm erwartet hatte, aber ein Augenblick schaut er doch mit freundlichem Lachen in die Lauben hinein, darin die Händler ihre Stände aufgestellt haben, und läßt sein Auge mit besonderem Wohlgefallen auf dem lebendigen Stilleben des Marktes ruhen. Da liegen neben Bergen von Orangen und Citronen schon die ersten Kirschen und Beerenfrüchte, und goldgelbe Kürbisse von den seltsamsten Formen schauteln sich, an Fäden gereiht, über einem Teppich von Frühlingsblumen. Die Umrahmung dieses farbenfrohen Bildes aber bilden alte, malerische Giebelhäuser, deren Fenster dem Handel wechselnder Geschlechter Jahrhunderte hindurch zugesehen.

In die schmale Bindergasse dringt das Sonnenlicht nur gedämpft hinein, ich muß aufpassen, um den Laden nicht zu übersehen, den mir die Wirtin des „Europa" zum Einkauf von Bergschuhen empfohlen hatte.

Ah, da haben wir ihn! Herr Alois Catuši verschwindet, wie ich die Ladenthüre aufklinke, einen Augenblick im Nebenzimmer, um mir zu Ehren den Rock über die Hemdärmel zu ziehen, ehe er mich bedient; dann wischt er dienstfertig mit dem Schürzenzipfel über einen Schemel und heißt mich niedersitzen zum Anprobieren.

Endlich hat eins der kleinen Schuhungetüme die richtige Nummer, wir müssen aber gemeinsam den ganzen Laden durchsuchen, ehe sich zu dem rechten der passende linke Schuh findet, und Herr Catuši freut sich wie ein Kind, als wir ihn schließlich im Schaufenster entdecken. Während ich hinüber nach Gries wandre, um bei einem ehemaligen Nachbar Hans Hoffmanns, dem Weinbauer Mauracher, einzusprechen, sollen die Schuhe mit den stattlichsten Nägeln, die aufzutreiben sind, genagelt werden.

Mählich bleibt die alte Stadt zurück, die Straßen werden breiter, lichter, zwischen die Häuser schieben sich üppige Gärten, und Seitenwege führen in grüne Rebenfelder hinein.

Ganz andächtig wird mir zu Sinn, wie ich so durch den blühenden Morgen schreite, ganz reuevoll und still, daß ich hab' verzagen können an der ewigen Güte; es ist mir grade, als könnt' ich die Hände breiten wie ein Kind, das unter dem Apfelbaum sein Schürzchen aufspannt, damit ihm der Vater von oben her die goldenen Früchte hineinwerfe.

Auf allen Blättern liegt noch der Nachtregen in großen, schimmernden Tropfen, die Kastanien haben ihre duftenden Kerzen aufgesteckt, und Mandelbäumchen leuchten rot über die Laurushecken herüber. Ist das die Erde, die ich oft geschmäht, deren Schönheit ich in bitterem Zorn geleugnet. . . ?

Ja, du bist schön, ich halt' es nur gegeben,
Nur ich verarmte, du bist jung und reich!
Was mich gewandelt hat: der Sturm der Jahre —
Dir ihat er nichts, du bleibst die ewig gleich.

Du giebst und giebst aus deiner fel'gen Fülle;
Verschwenderisch, gleich einer Königin,
Streust du die Blüten dieses neuen Frühlings
Auf alle Höh'n, in alle Thäler hin.

O leg' auch mir in die verwaisten Hände
Ein grünend Reis, das mir von Hoffnung spricht,
Laß deine Sonne in mein Grübeln fallen
Und Blumen blühen um den Weg der Pflicht!

Schon von weitem erkenne ich nach der Beschreibung das Gehöft des Maurachers, und wie ich über die neue Antonibrücke geschritten bin, liegt es vor mir mit seinen unregelmäßigen Giebeln, dem großen Düngerhaufen vor dem Eingang und den unzähligen Thüren, die mich wie eben so viel Rätsel anstarren.

Die ersten vier, die ich öffne, führen jedesmal direkt in einen Viehstall hinein, endlich erbarmen sich ein paar Knechte lachend meiner Ratlosigkeit und weisen mir den niedrigen Gang, der an der Küche vorbei in die Gaststube führt.

Herr Mauracher ist nicht daheim; aber seine Frau, eine stattliche Bäuerin mit klugen, freundlichen Augen, bringt mir selbst den roten Magdalener und setzt sich zu mir in den vorgebauten Erker, an dessen Schenktisch schon ein Knecht und ein junger Bursch, offenbar der Sohn des Hauses, ihr Frühstück verzehren.

Das Gespräch geht um eine gefallene Kuh; ich suche all meine Kenntnisse zusammen, die ich in Frankenhausen unter der notleidenden Landwirtschaft gesammelt habe, und rede wacker mit. Der Knecht zündet sich seine Pfeife an, der Tabaksgeruch mischt sich mit dem scharfen Duft des grünen Käses, der vor uns steht, und die Frau erzählt mir, als wir die Kuh endgültig abgethan haben, welch gute Lauge zur Wäsche die Holzasche giebt, die der dicke, grüne Kachelofen dort in der Ecke im Winter fabriziert. Es ist ein gemütliches Stündchen, das ich mit den einfachen Leuten verlebe, und als ich der Frau zum Abschied die Hand drücke, wissen wir beide, daß wir etwas voneinander halten.

An herrlichen Villen und Gärten vorüber führt der Weg vom Mauracher zur Talferbrücke hinab. Das Wetter kämpft noch immer, die höchsten Gipfel sind versteckt, und auch an den Vorbergen ziehen die Nebelschwaden hin.

Aber gerade in dieser Heimlichkeit, die das letzte vorenthält und über die junge Frühlingsschönheit immer wieder verhüllend den Schleier zieht, liegt ein eigener Reiz. Doppelt herrlich ist's dann, wenn die Sonne für einen Augenblick Siegerin ist, hier

und dort ein Fleckchen Erde vergoldet, bald ein Stückchen Feld, bald eine Bergkuppe hervorzieht ans Licht, um ihre Schätze dann eilig wieder zu verstecken.

Gerade, wie ich auf der Talserbrücke stehe, taucht der Schiern aufleuchtend aus dem grauen Dunst hervor — einen Herzschlag lang schaut König Laurins Rosengarten lachend ins Thal herunter. — —

Die Feder sträubt sich zu berichten, daß ich schon wieder auf dem Weg ins Batzenhäusl bin! Als eine Art Entschuldigung mag die Notwendigkeit dienen, vor der Abreise etwas zu Mittag zu essen, und die Aussicht, Desregger dort zu sehen. — Herr Trebo empfängt mich wie einen alten Stammgast und drückt mir mit bittendem Blick eine weiße Papierrolle in die Hand — „Für mein Künstlerbuch!“ Hans Hoffmann hat meine Schwäche verraten, ich muß „dichten“, ob ich will oder nicht.

Und warum sollt' ich nicht singen zum Lobe des feurigen Tirolerweins, der mir die Seele einmal freispült von Sorgen und trüben Gedanken, der mir, und sei's auch nur für eine Stunde, Welt und Leben in rosigem Lichte zeigt!

Schon gleitet die Feder hurtig übers Papier . . .

Je länger man hier sitzt und trinkt,
Je schöner wird die Welt!
Was uns das Dasein sonst vergällt,
Der ganze graue Wust zerfällt,
Die Sorgenmauer sinkt,
Es steigt empor wie Rosenglut,
Und in das blasse Blut hinein
Schlägt wie ein Feuerstrom der Wein —
Herrgott, wie thut das gut!

Am Loppiosee.

Ein einsam Weiblein, sitz ich hier
Und bebe still das Glas:
Frost jedem Zecher, der hier saß,
Ein Stündlein von der Welt genaß
Und fröhlich ward gleich mir!

Prost jedem, der das flücht'ge Glück
Der Stunde rein empfing,
Der reuelos von dannen ging
Und dankbar schaut zurück!

Ueber Bozen hinaus wird die Vegetation wieder dürftiger; die Reben, die dort schon ganz grün waren, haben noch geschlossene Knospen, die Maulbeerbäume sind noch kahl. Ab und zu schlagen Regentropfen ans Fenster, dunkle Wolken jagen windgeweitscht vorüber, und durch den Wechsel von Schatten und Licht gewinnen Berg und Thal mit jedem Augenblick ein andres Aussehen.

Trient taucht auf mit seinen Türmen und weißen Häusern, malerisch am Berghang ausgebreitet. Vorübergehend wandelt mich die Versuchung an, hier Station zu machen; aber die Sehnsucht, ans Ziel zu gelangen, ist größer, ich nehme herzlichen Abschied von den Reisegefährten, die mir ihren Besuch in Aussicht stellen, und steige in Mori aus, um von dort im Wagen die Reise fortzusetzen.

Ein kleiner brauner Bursche dringt mit lebhaften Gebärden auf mich ein. „Ein Einsitzer?“ „Ein Einspänner per Riva, Signora?“

„Quanto costa la carrozza?“ frag' ich argwöhnisch zurück, den „beredten Italiener“ ans Herz drückend, und bin ganz gerührt, als er nur den im Reisebuch angegebenen Preis fordert. Baedeker sieht doch wohl zu schwarz in Bezug auf die Ehrlichkeit der Italiener!

Drüben am Gasthaus steht der Einspänner, ein hochrädriges Wägelchen mit einem ungeduldig hin und her springenden Pferdchen davor. Mein Gepäck ist bald darin untergebracht, ich lasse das Verdeck herunterklappen, um freien Umblick zu haben, mein brauner Kavalier widelt mich galant in die Decke, die er dem Pferdchen vom Rücken gezogen hat, und mit einem Gefühl unendlicher Sehnsucht fahre ich in die wilde Berglandschaft hinein.

Ein Weilchen läuft das schmalspurige Geleise der Zweigbahn, die über Nago nach Riva führt, neben uns her, dann führt unser Weg seitab in das laage Dorf Mori hinein.

Ehedem mag es blühend und von Bedeutung gewesen sein, nach den zahlreichen Wappen und Adelszeichen zu schließen, die über den Thüren alter Steinhäuser eingelassen sind — heut' steht es im Zeichen des Verfalls. Um rauchgeschwärztes Gebälk und zerbröckelnde Mauern wehen die Lumpen;

Nago.

Häuser und Menschen haben düstere Gesichter, als hätte es ihnen an Sonne gefehlt. Und doch mag sie im Sommer glühend genug von den Felswänden niederbrennen, an denen nur niederes Buschwerk wächst.

Kutscher und Pferdchen sind hier zu Hause, das Pferd lenkt von selbst zum Brunnen, an dem es gewohnt ist, seinen Durst zu stillen, und sein Herr wechselt Gruß und Gegenrede allein in die Weinstuben und zecht! Ist gewiß froh g'wesen, daß sie auch amol hat auskneifen können zu Haus.“

Wir ersticken fast vor Lachen über die „Schneidige“ und brechen eilends auf, denn bis Trient wollen wir denselben Zug benutzen. Und wie wir den Fuß schon auf dem Trittbrett haben, kommt der Bayer, den der Wirt inzwischen aufgeklärt hat, uns atemlos nachgestürzt, um sich zu entschuldigen, daß er so wüste Reden geführt.

„Bitte schön,“ sag' ich amüsiert, „es hat mir einen diebischen Spaß gemacht!“

Mein Schreiben ist nicht aufgefallen, denn alles um mich her kritzelt auf Ansichtskarten oder ins Fremdenbuch lyrische Ergüsse, und am redlichsten mühen sich die, deren Stirn die Muse niemals geküßt. Fröhlich verzehre ich nach gethaner Arbeit mein Kaiserfleisch mit Sauerkraut und will mir dann zum Dessert unten in der Schwemme den Desregger ansehen.

Den finde ich nun zwar nicht, wohl aber Eduard Paulus, unseren schwäbischen Poeten, der mit Frau und Reisenichte um eine Schüssel Knödel gruppiert ist. Die Freude des Erkennens ist gegenseitig — doppelt lieb wird einem in der Fremde ein heimatlich Gesicht. — Paulus, der heut' seinen guten Tag hat, steckt voll drolliger Einfälle, wir geraten so recht ins Lachen und Schwatzen hinein, und der dicke Bayer, der unten am Tische sitzt, beteiligt sich dröhnend daran.

Auf einmal fällt dem Manne etwas ein. „Haben Sie schon das Neueste aus dem Batzenhäusl gelesen?“ und damit langt er aufs Gesims und holt — mein Gedicht herunter, das ich kurz zuvor Herrn Trebo anvertraute.

Ich zwinkere Paulussens zu: nichts verraten! Dann lese ich auf allseitiges Verlangen das Gedicht vor, im Uebermut der Stimmung, die mich ergriffen hat, feuriger sprechend, als ich gewollt.

„Donnerwetter!“ lacht der Bayer und schlägt mit der Faust auf den Tisch, „das war a Schneidige! Die hat Kuraisch! Laust

mit jedem, der vorüberkommt. Vor einem Laden springt er plötzlich ab. „Will mich zwei Sigarren kaufen," sagt er auf meine verwunderte Frage und zeigt mir grinsend zwei Reihen prachtvoller Zähne.

Das That verengt sich, rötlich blühende Pfirsichbäume stehen zwischen den aufgebundenen Reben, manchmal leuchtet auch ein Stückchen Saatfeld heimatlich auf. Ein Bauer pflügt mit einem Pflug, so primitiv, wie er wohl schon vor Jahrtausenden gehandhabt worden ist, und an den Ochsenwagen, die uns entgegenkommen, fällt mir die Art der Bespannung auf: die emporgereckte Deichsel und das Joch oder der Querbalken, der schwer lastend auf den Nacken beider Tiere liegt.

Die Berge zur Linken tragen noch Schnee, bis tief ins Thal hinunter ziehen sich die weißen, schimmernden Streifen, und ein kühler Hauch weht von ihnen herüber, daß ich mich fröstelnd fester in die Decke wickle.

Und wieder lugt ein Dörfchen aus dem Grün der Reben, eine Handvoll Häuser, wie aus der Spielzeugschachtel aufgestellt, und ein säulengeschmückter Kirchturm, der schlank in die Höhe steigt. Alles heller, freundlicher als droben in Mori.

„Loppio," sagt der Kutscher, mit dem Peitschenstiel deutend, und ich passe schärfer auf, denn nun muß der See kommen, von dessen Schönheit ich oft gehört.

Ein paar Augenblicke noch, und er liegt glitzernd zu meinen Füßen. Fast reglos ruht der wundervolle, grüne Wasserspiegel in seinem stillen Grund, die steil abfallenden Felswände zu seiner Rechten schimmern glühend auf im Strahl der Sonne, als habe der Berg seine Adern geöffnet, um Purpurbäche hinunterrinnen zu lassen in die kühle Flut. Ein hochgewölbtes Inselchen, nur durch einen schmalen Wasserstreifen vom Ufer getrennt, trägt auf dem Haupt den Schmuck lichtgrünen Laubes, tiefblaue und violette Schatten spielen um die Felsblöcke, die hier und dort im Wasser verstreut sind, und wo der verflachende See unter Binsen und Rohr verschwindet, fließen gelbe und bräunliche Töne dämpfend in die durchsichtigen Wellen hinein. Es ist ein Farbenspiel von überwältigender Schönheit, das sich vor den trunkenen Augen entfaltet.

Torbole.

Die Fahrstraße umschreibt, hart dem Ufer folgend, die linke Hälfte des Sees und windet sich nun zwischen wildem Steingeröll bergan bis zu dem Riesenblock, auf dem unter einem Schutzdächelchen der heilige Johann steht und den Weg bewacht.

Arg mitgenommen von Wind und Wetter ist er, der arme Schutzheilige, und ich begreife nicht, warum er den lieblichen Loppiosee halb den Rücken wendet, um nach Nago hin zu sehen, das doch das Traurigste von menschlichen Wohnstätten ist, was mir im Leben vorgekommen.

Habe ich vorhin das Dorf Mori düster genannt — wo soll ich nun all das Dunkel hernehmen, um Nago zu malen! Diese ruinenhaften Häuser, aus deren geöffneten Thüren uns eine schwarze, fleckige Nacht entgegengähnt, diese über- und ineinander geschobenen Dächer und schadhaften Holzgalerien, auf denen mißfarbene Fetzen zum Trocknen aufgehängt sind!

Wie ein Alp legt sich's mir auf die Brust, ich wäre gern im schärfsten Trab hinausgefahren aus dem Bereich dieser unheimlichen Gassen, dieser Kinder, deren Augen unter struppigem Haar verwildert und stumpf hinter der Fremden dreinschauen! Aber mein kleiner Kutscher demonstriert mit verzücktem Augenaufschlag, daß es in der Schenke dort, die als Aushängeschild zwei trinkende Gänse hat, den besten Muskateller weit und breit gebe.

„Molto bene, Signora! Eccellente!" versichert er ein Mal übers andere mit begehrlichen Augen und hält einfach so lange, bis ich zwei Gläser bestelle, eines für mich und eins für ihn.

Die Wirtin, die etwas deutsch spricht, verneigt sich mit großer Grandezza und ladet zu öfterem Besuche ein. „Es wird mir ein Vergnügen sein," wiederholt sie der größeren Deutlichkeit wegen und knixt noch einmal hinter uns her.

Auf guter Straße geht es steil bergab. Tief unter uns thut sich zur Rechten eine weite Ebene auf, das Sarcathal, der Fruchtgarten des Landes, weit in der Ferne sehe ich Arco schimmern, und geradeaus spannt eine Festung sich trotzig über den Weg. Aber wir leben in friedlichen Zeiten, die schwarzgelben Thore sind gastlich geöffnet, kein rauhes „Halt" verwehrt uns den Eingang in das Land, das die Sehnsucht der Deutschen seit Jahrhunderten gesucht.

Durch das Felsenthor von Nago, das die List der Menschen zur Festung umgewandelt hat, treten wir ein in eine neue Welt. Seltsame Bergformen bauen sich coulissenartig auf, und wo sie im Grunde zusammenwachsen in ein schroffes Felsmassiv, wogt eine schimmernde Fläche im Abendwind hin und wieder: mit leisem Jubellaut grüß' ich den Gardasee.

Von dem Berge, an dem die Straße fast schnurgerade entlang führt, schaut das alte Kastell Penede ins Thal herab. Dem Untergang geweiht, hat es den Fuß noch im Tode trotzig auf die äußerste Spitze des Felsens gesetzt, von dem die Jahre Stück für Stück abbröckeln, um es hinunterzurollen in den berühmten Olivenhain, der eben im wieder einsetzenden Regen silbern erglänzt.

Ein Kirchlein steigt zwischen dunklen Cypressen, rote Dächer drängen sich dicht aneinander, mit lustigem Peitschenknall biegt das Wägelchen in die Straßen von Torbole ein.

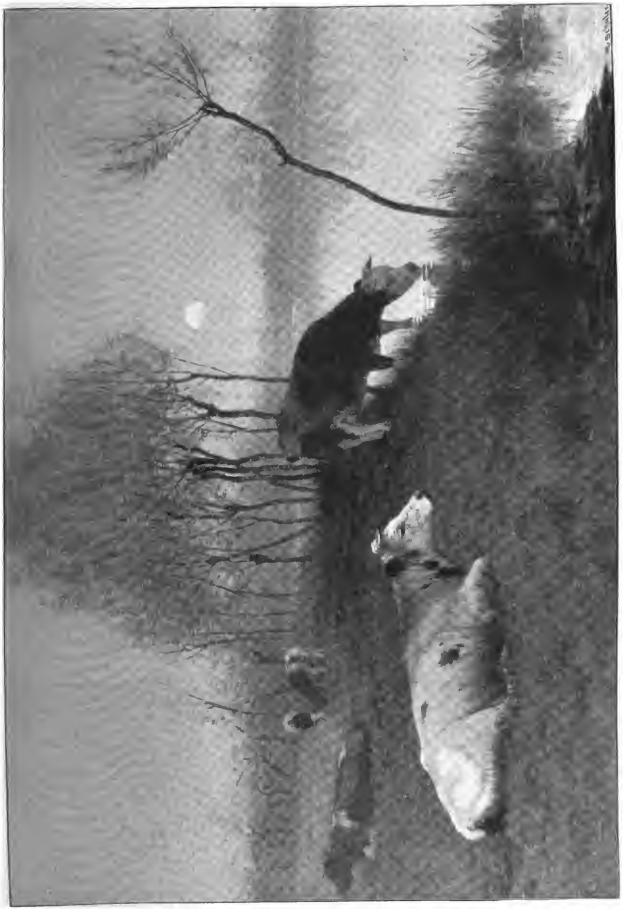
Ich habe still die Hände zusammengelegt.

O du geeignetes Stückchen Erdenland, das mir Heimat werden will für lange Wochen, weißt du wohl, wie viel ich von dir erwarte? Gesundheit und Mut, Kraft und Freudigkeit, und das Erwachen der Stimme, die verstummt war in Krankheit und Kummer . . .

Ich trag' ein Vöglein in der Brust —
Wie lange hat's geschwiegen!
Nun ist mir oft, als möcht's voll Lust
Die Flügel wieder wiegen.

Als stieg' ein Lied voll Innigkeit
Ihm zwitschernd in die Kehle,
Zu singen in die Frühlingszeit
Die Sehnsucht meiner Seele.

(Fortsetzung folgt.)



Auf der Weide.
Nach dem Gemälde von H. S. Bisbing.

Seit fünfzig Jahren.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein „Gartenlaube“-Rückblick auf Fortschritte und Erfindungen.

War es noch zur guten alten Zeit . . . damals . . . vor fünfzig Jahren? Die Jugend meint es fast, da die Großmutter erzählt, daß sie die ersten Nummern der „Gartenlaube“ beim Schein der Rüböllampe gelesen habe. Die Gasbeleuchtung war damals in Privathäusern noch nicht gebräuchlich, Petroleumlampen waren noch nicht bekannt, ja es war damals noch die gute alte Zeit.

Der Großvater schüttelt aber das Haupt. Für ihn liegt die gute alte Zeit viel weiter zurück als fünfzig Jahre. Er denkt aber an die Zeit vor einem halben Jahrhundert, und Jugenderinnerungen schwellen seine Brust. Er fühlt noch einmal das Wehen des Zeitgeistes, der mit dem Alten und Morschen gebrochen und die Menschheit auf neue Bahnen geleitet hat, auf glorreiche Bahnen, auf denen sie noch jetzt fortschreitet. Vor fünfzig Jahren! Da rollten schon auf weiten Strecken die Eisenbahnzüge, da trug schon der elektrische Funke Nachrichten blitzschnell von Land zu Land, da war der Dampf schon bezwungen, und gehorsam trieb er Maschinen, die fein spannen und woben oder wuchtig Stahl und Eisen hämmerten in Deutschlands großen Industriewerkstätten.

Er sagt es, und Großmütterchen nickt zustimmend. Ja damals war alles im Werden und Wenden begriffen, Neues sproß überall hervor, und sie erzählt, wie sie in dem ersten Jahrgang der „Gartenlaube“ zum erstenmal die Beschreibung einer Nähmaschine gelesen habe. Man hat der Neuen nicht trauen wollen und sie mit gemischten Gefühlen begrüßt; aber elf Jahre später konnte die „Gartenlaube“ von der „Wohlthäterin der Frauenwelt“ berichten und dann nach weiteren drei Jahren „die Geschichte einer Hausfreundin“ erzählen.

Und nach abermals über zehn Jahren, fügt der Großvater hinzu, brachte sie einen Artikel über die deutsche Nähmaschine, konnte einen Triumph der deutschen Industrie verzeichnen.

Die Blicke der Alten richten sich auf den Schrank, in dem die langen Reihen der „Gartenlaube“-Bände stehen; ihr Inhalt wird wieder lebendig vor ihrer Seele, und im raschen Fluge erinnern sie sich beide, was sie im Laufe der Jahre aus diesem Blatte von den Fortschritten der Zeit und von neuen Erfindungen erfahren haben.

War nicht um jene Zeit der Gedanke rege geworden, die Alte und die Neue Welt telegraphisch zu verbinden? Ein kühnes Unternehmen, ein Drahtkabel auf den Grund des weiten Oceans zu legen! In ihrem stillen Heim in den Thüringer Bergen saßen die Beiden, damals noch ein junges Ehepaar, und lasen die Berichte von den ersten Versuchen, sahen sich die Abbildungen der Schiffe und der sinnreich geformten Kabel an; das große Werk gelang nach vielen jahrelangen Mühen, und die „Gartenlaube“ konnte „das neue elektrische Weltband“ feiern. Nach fünfunddreißig Jahren schlug noch einmal das Herz des Mannes rascher, als er in seinem Blatte von einer Kabellegung las; denn diesmal waren es Deutsche, die ein eigenes Kabel von deutscher Küste bis nach Amerika legten.

Und war es nicht vor nahezu vierzig Jahren, daß die „Gartenlaube“ über eine Erfindung des deutschen Physikers Philipp Reis berichtete? Ein kleiner Apparat war imstande, die menschliche Stimme auf weite Entfernungen zu übertragen. Er wurde fast vergessen in der Heimat des Erfinders. Jenseit des Oceans wurde er von den praktischen Amerikanern vervollkommnet und in den Dienst der Menschheit gestellt. Rasch breiteten sich die Fernsprechnetze aus und verliehen den Stadtstraßen ein neues Gepräge; sie wurden im Bilde vorgeführt, und den Lesern wurde die neue Mär von der „Verkleinerung der Großstädte durch das Telephon“ verkündet. Zu Bells Telephon gesellte sich bald Edisons Phonograph. Man konnte nun Gespräche zwischen Paris und Berlin führen, aber der Telegraph behielt seine Bedeutung, und rastlos arbeitete man an seiner Vervollkommnung. Die Entdeckung der elektrischen Wellen eröffnete ihm neue Bahnen. In frischer Erinnerung stehen noch die ersten Berichte über die drahtlose oder Funkentelegraphie. Erstaunliches ist erreicht worden, und wenn die neuesten Nachrichten nicht trügen, ist es gelungen, mit Marconis Apparaten ohne Zuhilfenahme eines Kabels frei durch den Raum das erste telegraphische Signal über den Atlantischen Ocean von der Alten nach der Neuen Welt zu geben.

Die alten Wunder des Dampfes erbleichen vor den neuen der Elektricität. Das elektrische Licht leuchtete schon vor fünfzig Jahren. Es strahlte als „Sonne“ bei den Aufführungen des „Propheten“ im Pariser Opernhause, es zauberte dort den Regenbogen in „Moses“ vor, aber es war zu kostspielig, um auf Straßen und Plätzen, in Sälen und Wohnräumen mit dem Leuchtgas in Wettbewerb treten zu können. Lange währte es, bis neue vollkommenere Maschinen zur Erzeugung der Elektricität erfunden wurden. Dann konnte endlich im Jahre 1877 die „Gartenlaube“ über Jabloschkoffs elektrische Kerze berichten, und nun häuften sich die Verbesserungen: neben dem Bogenlicht erschien das Glühlicht, „das Licht der Zukunft“, „die elektrische Zimmerlampe“ beschäftigten als Neuheit unsere Leser. Das Leuchtgas räumte aber nicht kleinmütig den Platz. Mit Hilfe besserer Brenner lieferte es größere Lichtmengen, bis die Beleuchtungstechnik im Auerschen Gasglühlicht einen ihrer schönsten Triumphe feierte. In gleichem Maße wurde das Petroleum gezwungen, sein Leuchtvermögen glänzender zu entfalten. Das Acetylen und zuletzt der Spiritus traten in den Wettbewerb. Ein „erleuchtetes“ Zeitalter war angebrochen, und die „Gartenlaube“ mußte Neues über Neues melden „aus den Werkstätten des Lichts“.

Im Jahre 1879 erschien der erste Artikel über die Elektrische Eisenbahn auf der Berliner Gewerbeausstellung. Die deutsche Firma Siemens und Halske ging auf diesem Gebiete bahnbrechend vor. Zuerst hat Amerika in ausgiebiger Weise von dieser Erfindung Nutzen gezogen, jetzt sind die elektrischen Straßenbahnen überall verbreitet, sie haben längst das Weichbild der Großstädte verlassen, in denen sie die Pferdebahnen verdrängten; sie sind ein unentbehrliches Verkehrsmittel geworden, und die „elektrischen Touristenbahnen“ tragen an vielen Orten die Reisenden ohne Rauchbelästigung in stille Thäler oder zu herrlichen Aussichtspunkten.

Aber auch von der alten Dampfeisenbahn war im Laufe der fünfzig Jahre ähnliches zu berichten. „Der eiserne Doppelgürtel der Union“ war glücklich gelegt worden, von Ocean zu Ocean lief der Schienenstrang, und Theodor Kirchhoff aus San Francisko plauderte in der „Gartenlaube“ über „eine Fahrt mit dem Hotelzug“ und über „die wildeste Dampffahrt des Jahrhunderts“. Das ist vor über dreißig Jahren geschehen; seitdem ist die Schnelligkeit der Züge mit der Vervollkommnung des Lokomotivbaues gestiegen. Auch zum Bergkletterer ist das Dampfroß geworden. Im Jahrgang 1870 der „Gartenlaube“ wird die Zahnradbahn auf den Rigi in Wort und Bild vorgeführt; sie fand viele Nachfolgerinnen, und die stolzeste harrt noch ihrer Vollendung, die Jungfraubahn, zu der die „Gartenlaube“ im Laufe der letzten Jahre ihre Leser wiederholt geleitet hat. Großartiger und bedeutsamer sind aber die neuen eisernen Welthandelsstraßen, die seit 1880 mitten durch die Alpen gelegt wurden. Von dem glücklichen Durchstich des Gotthardtunnels bis zu den neuesten Arbeiten am Simplon sind die Leser über die wichtigsten Errungenschaften stets auf dem Laufenden erhalten worden.

„Bilder aus der Gewerbswelt“ betitelt sich eine Reihe von Artikeln, die Fr. G. Wieck im ersten Jahrgang der „Gartenlaube“ veröffentlicht hat. Da wird von dem Glaspalast in Sydenham, von Kiel und Stahl, von Geist und Gas, von der Mähmaschine, von den wollenen Lumpen und anderem berichtet. Nasmyths Dampfeisenhammer und der Dampfpflug wurden im nächsten Jahrgange beschrieben. Mit der Industrieausstellung in München wird die lange Reihe der Ausstellungsberichte eröffnet. Dann aber werden die Leser in „Deutschlands große Industriewerkstätten“ eingeführt — wie vielseitig zeigt sich nicht deutscher Fleiß und deutsches Streben! Da leuchtet Siemens’ Gestalt hervor aus den „Schöpfungen eines Artillerieleutnants“, da lernen wir in Borsig den „Lokomotivenkönig“ kennen, größer noch steht Krupp, „der Kanonenkönig“ da; wir wandern durch die Fabersche Fabrik in Stein bei Nürnberg, die so altbewährte Bleistifte liefert, und sehen in Glashütte bei Dresden ausgezeichnete Uhren entstehen, die zu den besten der Welt zählen. Wissenschaft und Technik reichen sich auf diesem Gebiete die Hand, und wie fruchtbringend wird ihr Bund! In einer kurzen Notiz wird gemeldet, daß es gelungen sei, den Indigo künstlich herzustellen, und nach dreißig Jahren ist diese Entdeckung zu einer Großthat geworden, welche die Indigopflanzungen in fernen Weltteilen entbehrlich und Deutschland zum Erzeuger des wichtigen Farbstoffes macht.

Der Dampf genügt nicht den Führern der großen Werkstätten. Die Elektricität muß in ihr Getriebe eingreifen. Eine Reihe von Artikeln ist im Laufe der Jahre der elektrischen Kraftübertragung gewidmet, die Kraft des fließenden Wassers wird ausgebeutet und meilenweit fortgeleitet. Der Niagara arbeitet endlich im Dienste der Menschheit.

Es stellt sich auch „ein windiger Handwerksgeselle“ ein, so nennt die „Gartenlaube“ die Preßluft, die bald Briefe in Großstädten befördert, bald als kühlendes Mittel wirkt. Sie wird übertrumpft durch die flüssige Luft, die uns instand setzt, auf billige Weise den belebenden Sauerstoff rein zu gewinnen.

Zur See sah es für uns vor fünfzig Jahren trüb aus. Wenig erfreuliche Erinnerungen werden in den ersten Jahrgängen aufgefrischt, aber mit der fortschreitenden Zeit klärt sich das Bild. Deutschlands Seemacht wächst, groß wird die Handels- und stark die Kriegsflotte. Es ist eine Freude, in den alten Jahrgängen zu blättern und an der Hand der zahlreichen Artikel den stetigen Aufschwung noch einmal durchzuleben. In früheren Jahren war das Unterseeboot ein Schmerzenskind der „Gartenlaube“. In einer Reihe von Artikeln trat sie für die Ideen Bauers ein, der den „Brandtaucher“ gebaut hatte. Heute sind die Unterseeboote wieder zeitgemäß geworden. Sie begleiten schon die Flotten einiger Großmächte und werden in dem nächsten, hoffentlich weit entfernten Seekriege eine Rolle spielen.

Fürwahr, es konnte für die Mitarbeiter in den letzten fünfzig Jahren eine Freude sein, über die Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit zu berichten. Kühne Hoffnungen sind in Erfüllung gegangen und Ueberraschendes mußte gemeldet werden. Möge diese fruchtbare Zeit zum Wohl der Menschheit fortdauern! Große Pläne harren noch der Erfüllung. Zu Lande und zu Wasser herrscht der Mensch, im Reich der Lüfte ist er aber noch ein Spiel der Winde. Zahlreich sind die Berichte über die Luftschiffahrt, aber in keinem ist von einem durchschlagenden Erfolge die Rede. Einst wird aber kommen der Tag, wo der Geschichtschreiber der Zeit die Eroberung des Luftreichs in seine Blätter eintragen wird. Mit dem Aar um die Wette fliegend, werden dann die Menschen der neuen Aera mitleidig zurückblicken auf so vieles, worauf wir stolz sind, auf die gute alte Zeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe, der Fahrräder und Automobile. Einst wird kommen der Tag gewiß, möchte er nur bald aufgehen! Mit diesem Ausblick in die Zukunft schließen wir unsern Jubelrückblick auf fünfzig Jahre der Berichterstattung über Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.

Die Aerztin.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Novelle von **Paul Heyse.**

In der Haupt- und Residenzstadt eines der ansehnlicheren deutschen Mittelstaaten ging an einem späten Juniabend ein junger Mann die Straße entlang, die am Schlosse vorbei nach dem Marktplatz führte.

Ein rauher Wind fuhr ihm entgegen, einzelne Regentropfen sprühten ihm ins Gesicht, er zog den Kragen seines leichten Ueberrocks in die Höhe und drückte das niedrige Strohhütchen fester in die Stirn. Obwohl er bürgerliche Kleidung trug, verriet doch seine ganze Haltung und das kühn aufstrebende blonde Schnurrbärtchen den jungen Offizier, der selbst in Civil seiner Beachtung des Regenschirms treu blieb.

Die Straße war menschenleer, die Schaufenster der Läden bereits geschlossen. Auf dem Pflaster des Marktes trieb der Wind die Ueberbleibsel der Verkaufsstände, die seit dem Mittag hätten weggeräumt werden sollen, wie mit einem scharfen Besen in kleinen Häufchen zusammen, Gemüseabfälle, Strohhalme, Papierfetzen. Dazwischen standen einige Droschken, deren Kutscher sich in ihre wasserdichten Kapuzenmäntel verkrochen hatten und eingenickt waren, während die Pferde die Köpfe mit dem wehenden Stirnhaar tief auf die Steine gesenkt hielten, um mit den dicken schnobernden Mäulern hin und wieder ein vorbeigeleitendes Kohlblatt oder einen Salatstrunk zu erwischen.

Das alles sah so grau und unfreundlich aus, daß es dem jungen Spaziergänger unwillkürlich einen Seufzer entlockte. Er beschleunigte seinen Schritt und pfiff eine Operettenmelodie zwischen den Zähnen, wie um sich über das unholde Wetter und die Oede der Umgebung hinwegzuhelfen. Dabei gaben die Laternen, die nicht allzu dicht gepflanzt waren, ein so unsicheres Licht, daß die Nacht hereingebrochen schien, obwohl es vom Turm der Hauptkirche eben erst Acht geschlagen hatte.

Diese Mahnung an die Zeit schien den Dahinstürmenden zu noch größerer Eile zu treiben, so besinnungslos, daß er, um eine Straßenecke biegend, mit einem Herrn zusammenstieß, der in ganz gelassenem Schritt ihm entgegenkam.

Er wollte eben, ein Pardon! murmelnd, an ihm vorbei, als er mit einem flüchtigen Ausblick stehen blieb.

„Sieh da, Herbert!“ rief er. „Du bist's? Bei dieser ägyptischen Finsternis hätt' ich dich um ein Haar über den Haufen gerannt. Wo willst du hin? Zur Mama? Die hat ihre L'hombredortie mit der Präsidentin, und Lucile ist in ihrem Kränzchen.“

„Guten Abend, Bob!“ sagte der Andere, ein hochgewachsener, stattlicher Mann, wohl zehn Jahre älter als der, den er mit Bob anredete. Auch er war trotz des runden schwarzen Hutes und leichten Sommermantels auf den ersten Blick als Offizier zu erkennen. „Nein, Vetter, ich weiß, daß die Mama am Sonnabend ihre Spielgesellschaft hat. Ich will mich nur ein bißchen lüften, hab' den ganzen Tag in Dienstgeschäften verfressen — hernach geh' ich in den Schachklub.“

„Was du hernach thust, kümmert mich nicht,“ lachte der Jüngere. „Jetzt aber wirst du so gut sein, mit mir zu gehen!“

„Wohin?“

„An einen Ort, wo du etwas sehen und hören wirst, was du bisher noch nie erlebt hast, eine Versammlung streitbarer Frauen und Jungfräulein, eine Herde sanfter Lämmlein, die plötzlich sich gegen ihre Hirten empört — aber komm! komm! Die Sache ist eilig, um Acht beginnt die Komödie — ich habe versprochen, pünktlich zu erscheinen.“

Damit schob er seinen Arm unter den des Freundes und zog ihn eilig mit sich fort.

Der Andere ergab sich kopfschüttelnd darein und sagte nur, mit einem gutmütigen Ton seiner tiefen Stimme:

„Was hast du wieder für Possen im Kopf, Bob? Wirst du wenigstens die Güte haben, mir näher zu erklären, zu welchem verrückten Abenteuer du mich mitschleppst?“

„Verrückt? Es wäre kein Wunder, teurer Vetter, wenn man's in dieser kleinresidenzlichen Stickluft würde, nachdem man sich an das ozonreiche Milieu der Reichshauptstadt gewöhnt hat. Na, mit mir hat's ja keine Gefahr. Mein Urlaub läuft nach vierzehn Tagen zu Ende, und alle Bitten und Beschwörungen der Mama werden mich nicht dazu bewegen, um Verlängerung einzukommen. Du aber — wie du's hier aushältst, schon seit vier Jahren immer die alte Tretmühle — im Sommer das bißchen Nordernei oder Schweiz, im Winter ein paar gnädige Worte von Serenissimus und Serenissima bei einem Hofball oder Hofkonzert — schlechtes Theater, durch Gastspiele irgend einer Diva nur noch mehr als eine höhere Schmiere gekennzeichnet — nein, 's ist wirklich so — und diese Theegesellschaften mit Familienmusik, Chopin ins Backfischliche übersetzt — Diners, die drei Stunden dauern, obwohl das Menu nur sechs Gänge hat — o Vetter, ich erlebe es noch, daß selbst du endlich entweder an einem Gähnkrampf stirbst oder aus der Haut fährst, wie ich schon zehnmal gethan hätte, wenn ich nicht beizeiten mich nach Berlin hätte versetzen lassen!“

„Dein alter Refrain! Statt uns aber zum zehntenmal hierüber zu streiten, laß mich lieber erfahren, in was für eine Gesellschaft du mich führst und ob man mich auch, da ich ganz fremd bin, ohne weiteres einlassen wird.“

„Wenn ich dich einführe? Uebrigens ‚Gäste sind willkommen'. Diese Amazonen fühlen sich in ihrer Rüstung so sicher, daß sie sogar den Kampf mit männlichen Gegnern herausfordern. Ich kann dir sagen, die eine von ihnen, die ich kennengelernt habe, hat eine Zunge wie ein Schwert. Du hast doch wohl bei Lucile das Fräulein Lydia Bronikowski gesehen, ihre Klavierlehrerin. Nicht? Nun, ich gratuliere dir. Nicht, daß das Fräulein so ganz übel wäre, ein Rasskopf, ihre Urmutterin irgendwo aus dem Posenschen stammend — hab' sie im Verdacht eines starken semitischen Tropfens in ihrem jungfräulichen Geblüt, und übrigens nur erst in den höheren Achtundzwanzigen — ‚ly aus et ly' reste! Ist bei allen Familien der Gesellschaft die obligate Musiklehrerin und eine ‚Lisa-Schülerin' in der dritten Verdämmung, will sagen, daß sie den ersten Unterricht von einer Dame bekommen hat, mit der Lisa sich einmal herabließ, vierhändig zu spielen. Ich versteh' mich ein bißchen auf Musik, weißt du, habe selbst einmal einen Marsch komponiert, nein, ohne Scherz, der Regimentstrompeter fand ihn sehr talentvoll, als ich ihn ihm vorspielt, und hat ihn instrumentiert. Na, da macht' ich einmal Fräulein Lydia ein Kompliment, sie hatte eben das Bachsche Rondo, das Lucile heruntergestammelt hatte, ganz famos vorgetragen — das war mein Verderben!

Von da an beehrte sie mich mit ihrer Hochachtung, so weit ein modernes Weib einem modernen Mann überhaupt achten kann. Ich traf sie unglücklicherweise noch ein paarmal bei der Mama, da that sie mir die Ehre an, sich in längere Gespräche mit mir einzulassen, nicht bloß über Musik: sociale Frage, Frauenstudium, sogar Ehegesetzgebung und das Problem der freien und der platonischen Liebe — letzteres, wenn Mama den Rücken gewandt hatte — ein ganz schneidiges Frauenzimmer, kannst du glauben.

‚Sie werden hoffentlich nicht versuchen, für Ihre Umsturzideen auch bei meiner Schwester Propaganda zu machen?' sagt' ich.

Sie sah mich mit einem mitleidigen Hohnlächeln an.

‚Baronesse Lucile? Wo denken Sie hin! So ein Paradiesvögelchen in einem vergoldeten Käfig, das all das kostbare Futter kriegt, wonach ihm gelüstet! Nein, nur für uns gemeine Vogelbrut, die freilich, wie es heißt, unser Herrgott ernährt, aber oft so elend, daß sie darüber verhungern könnte, wenn sie sich nicht selbst danach umthäte, für die wollen wir sorgen. Denn damit ist uns nicht gedient, daß man uns in ein enges haussräulichen Bauer sperrt, uns ein paar Körner ins Näpfchen streut und, wenn man gut gelaunt ist, sogar ein Stückchen Zucker zwischen die Stäbe steckt, damit wir die liebe Familie durch unser Singen oder Zwitschern unterhalten. Nein, frei herumstreifen wollen wir, jedes nach seiner Art sich sein Futter suchen.' —

‚Und jedes Weibchen sein Männchen!' warf ich etwas spöttisch ein.

Aber sie ließ sich nicht einschüchtern. ‚Gewiß,‘ sagte sie, ‚auch das, wie jedem zu Mute ist. Die Herren der Schöpfung, die sich auf ihre Logik so viel zu gute thun, merken nicht, wie unlogisch sie verfahren, wenn sie für die Erhaltung des Geschlechts nach eigenem Gutdünken sorgen möchten, da doch bekanntlich Zwei dazu gehören.‘ — Und nun die bekannten Angriffe aller alten Jungfern gegen die bürgerliche Ehe. Na, in vielem hatte sie ja recht, und ich stritt mit ihr mehr, um mich nicht beliegt zu erklären, als aus Ueberzeugung, und sagte da natürlich allerlei konfuse Dinge, und da spottete sie: ich sei auch so ein unlogischer Nachbeter von veraltetem Kram und sprächе wie der Bünde von der Farbe. Ich sollte mich nur einmal an einem ihrer Vereinsabende einfinden, gleich am nächsten, als wie heute, da werde sie selbst einen Vortrag halten — na, da ließ ich mich fangen. Aber ich bin froh, daß du mitkommst. Der Deutsche fürchtet bekanntlich nur Gott allein, sonst nichts auf der Welt, mit Ausnahme der edlen Weiblichkeit, die, wenn man über ihren Freiheitsschwindel die Nase rümpft, einem die Augen auskratzen möchte. Denn Schiller hat ganz recht: Das Schrecklichste der Schrecken das ist das Weib in seinem Wahn!“

„Ich bin nicht ganz deiner Meinung, lieber Junge,“ versetzte der Andere ruhig. „Es ist nicht alles Schwindel, was in ihren Köpfen spukt, wenn auch viele unausgegohrene Ideen mit unterlaufen. Jedenfalls thut man besser, zu hören, was sie wollen, die Thörichten so gut wie die Gescheiten, als von vorn herein anzunehmen, daß alles Unsinn sei, bis einem die Bewegung über den Kopf wächst.“

„Wenn du so denkst, Vetter,“ lachte der junge Herr, „brauche ich mir ja keine Gewissensbisse zu machen, daß ich dich von deiner Schachpartie abhalte. In diesem langweiligen Spiel hat ja übrigens auch das Ewig-Weibliche die Hauptrolle, die Königin muß den König decken. Aber da sind wir am Ziel.“

* * *

Es war ein altes, unansehnliches Haus, in dessen hohes, von zwei Gaslaternen an den Seiten beleuchtetes Portal sie eintraten. Vor hundert Jahren war hier Theater gespielt worden; ein dreieckiger Giebel über der Mitte des oberen Stockwerks, in dem die vom Regen verwischte Figur einer hölzernen Thalia stand, deutete noch auf diesen Zweck des Gebäudes hin. Seit auf dem Schloßplatz der Residenz gegenüber das stattliche neue Schauspielhaus erstanden war, hatte sich der Bürgerverein der verlassenen Säle bedient, um hier seine Feste, Bälle und Hochzeiten zu halten, in politisch aufgeregten Zeiten auch in diesen Räumen sich zu Beratungen versammelt. Außerdem wurde die „Harmonie,“ wie das Haus jetzt hieß, vom Vorstande auch an andere Vereine zu ihren Sitzungen vermietet.

„Kommen wir zu spät?“ fragte Bob die alte Frau, die ihnen die Ueberröcke abnahm.

„Es hat eben angefangen. Bitte die Herren nur, die Cigarren wegzulegen. Geraucht darf erst werden, wenn die Vorträge zu Ende sind.“

„Also nur beschränkte Rauchfreiheit in diesem Weiberstaat!“ flüsterte der junge Leutnant dem Vetter zu, indem er die Cigarrette wegwarf. „Nikotinfreie Damen sind mir auch eigentlich lieber. Also Mut in der Brust, siegesbewußt!“

Er schritt dem Freunde voran die paar Stufen hinauf und öffnete die Thür, die ins Innere führte. Der ehemalige Zuschauerraum war durch den großen verstaubten Kronleuchter, der von der Decke herabhing, nur mäßig beleuchtet, aber hinten auf dem erhöhten Podium, der früheren Scene, brannten ein paar große Petroleumlampen auf dem langen Tische, an dem die Damen des Vorstandes saßen. Statt der Sitzreihen des Parketts standen in dem großen Halbkreise kleine runde Tische, um die sich eine sehr bunte Gesellschaft gruppiert hatte, in der Mehrzahl Mitglieder des Frauenvereins, Lehrerinnen, Gehilfinnen aus Handlungsgeschäften, Arbeiterinnen aller Art, doch dem Anschein nach meist von etwas gebildeterem Schlage. Dazwischen einige Herren, der Redakteur des Lokalblatts, ein Mädchenschuldirektor, Andere, die mit den weiblichen Mitgliedern in irgend welchem näheren Verhältnis standen.

In den Logen oben — einer einzigen Reihe — sah man hie und da kleine Gruppen von Arbeitern aus Fabriken und Werkstätten, von der Neugier hergelockt und der Hoffnung, für ihre socialistischen Ueberzeugungen hier neue Nahrung und Bekräftigung zu erhalten. Alle verhielten sich sehr ruhig, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, und nur ein leises Summen, wie von einem geschäftigen Bienenschwarm, schwebte über der Versammlung, kaum, daß ein Löffel auf einer Kaffeetasse oder das Aufsetzen eines Bierglases auf den Tisch die feierliche Stille unterbrach.

Eben hatten die beiden Verspäteten sich an einem noch freien Platz in der Nähe des Einganges niedergelassen, als sich die Präsidentin erhob, eine Glocke ertönen ließ und bekannt machte, Fräulein Lydia Bronikowski erhalte das Wort. Die würdige Dame, die eine sehr besuchte Mädchenarbeitsschule hielt, eine grauhaarige Matrone mit einer runden silbernen Brille auf einer umfangreichen Nase, setze sich alsbald wieder, und man sah ein schlankes Fräulein, eher klein als groß, ungefähr von einem der Tische aufstehen und die vier Stufen zum Podium hinaufsteigen.

Oben war, über dem Tisch der Vorstandschaft, ein kleines Katheder errichtet, zwei Kerzen brannten darauf, und das übliche Glas Wasser stand daneben. Als zwischen den Lichtern der runde Tituskopf der Rednerin erschien, die klugen, lebhaften Neugelchen über die Zuhörer drunten hinschweiften und die etwas gebogene Nase sich zu rümpfen schien, als ob die Inhaberin vor ihrem Publikum keinen sonderlichen Respekt hätte, stieß Bob seinen Vetter an und raunte ihm zu: „Hab' ich nicht recht? Ein schneidiges Frauenzimmerchen!“

Als solches erwies sich Fräulein Lydia nun auch durch ihren Vortrag.

Sie begann damit, der Versammlung kund zu thun, daß von dem Schwesterverein eines gewissen Nachbarstaates die Aufforderung an den ihren ergangen sei, sich einer Eingabe an den Reichstag anzuschließen, in der für die Frauen das aktive und passive Wahlrecht gefordert werde.

Das Thema ihres Vortrages sei nun ein historischer Ueberblick über die gleichen Bestrebungen in den übrigen Kulturstaaten der Welt, dem weiblichen Geschlecht, dessen Arbeit und Vermögen ebenso besteuert würden wie die der Männer, zu den gleichen Pflichten auch die gleichen Rechte zu verschaffen.

Diese ihre Aufgabe löste die Rednerin, wie niemand leugnen konnte, mit vielem Geschick. Sie beherrschte nicht nur die gesamte Litteratur, die über den Gegenstand erschienen war, sondern wußte auch für die Berechtigung ihrer Ansprüche so energisch einzutreten, die bisherigen veralteten Vorurteile und vermoderten Mißbräuche mit so scharfem Hohn zu bekämpfen, daß auch diejenigen, die mit den Argumenten etwa nicht einverstanden waren, sich dem Eindruck eines starken und ungewöhnlich geschulten Naturells nicht entziehen konnten.

Dazu war die Rede schlicht und fließend, ohne künstlichen rhetorischen Schmuck, nur von einer seltsamen Verstandesklarheit durchwebt, die so wenig gemütlich erwärmen konnte wie die geistreiche Lösung eines mathematischen Problems.

Zum Schluß teilte die Rednerin den Wortlaut der geplanten Eingabe mit und überließ es dann der Vorsitzenden, die Diskussion darüber zu eröffnen und den Antrag zur Abstimmung zu bringen.

Als sie sich von der Höhe ihres Katheders herabgeschwungen hatte, wurde sie erst von den Damen des Vorstandes und dann von einigen näheren Freundinnen unten im Saale lebhaft begrüßt und beglückwünscht, was sie ohne sonderliche Ziererei als etwas Selbstverständliches hinnahm. Nur als Bob sich ihr näherte, ihr ein scherzhaftes Kompliment zu machen und zugleich ihr seinen Vetter, Hauptmann Herbert von Rheinfeld, vorzustellen, leuchtete etwas wie Triumph in ihren schwarzen Augen auf. Sie lud die Herren ein, an ihrem Tische Platz zu nehmen, und war eben im Begriff, sich mit Bob in ein tiefgehendes Gespräch einzulassen, als die Glocke der Präsidentin Stille gebot.

„Fräulein Doktor Hanna Cameron bittet ums Wort.“

Man sah eine ziemlich große, schlanke, aber kräftige Figur zu der Rednerbühne hinaufgehen und hinter dem schmalen Pult verschwinden. Was dann zwischen den beiden Kerzen sichtbar blieb, war ein Frauenkopf mit schlicht gescheiteltem braunem Haar, eine Stirn, die etwas höher erschien, als dem landläufigen Schönheitsideal entsprach, darunter Züge, die weder

ARABISCHER DEKORATIONSMALER

Nach dem Gemälde von A. Fabres

Ein fröhlich Menschenkind.
Nach dem Gemälde von E. von Müller.

schön, noch häßlich genannt werden konnten, stille graue Augen, eine etwas stumpfe Nase, nur die Zähne, wenn die schmalen Lippen sich öffneten, von so blendendem Weiß, daß sie jedenfalls auf den ersten Blick das Reizendste an diesem Frauenkopf waren, bis die Augen sich bemerkbar machten.

Nur war es merkwürdig, wie das Gesicht, sobald das Fräulein zu sprechen begann, mit jedem Satze anziehender wurde. Es war eben eines jener Gesichter, zu denen die Natur ihren Inhabern gleichsam nur eine nachlässig hingeworfene Skizze dargeboten und es ihnen dann überlassen hat, das unvollkommene Werk erst fertig zu machen. An dieser Arbeit hatten sich bei dem Fräulein Doktor, das jetzt uns Wort geboten, Geist und Seele in gleicher Weise beteiligt und etwas zustande gebracht, was wertvoller und selbst anmutreicher war als manches kleine formale Meisterstück aus einer noch so glücklichen schöpferischen Stunde der alten Menschenbildnerin.

Das Fräulein stand ein paar Minuten und sah still über die Zuhörerschaft hinaus, wie um sich zu sammeln, während die Vorrednerin ihren feurigen Spruch sofort keckisch tosgelassen hatte. Dann begann sie ruhig, mit einer nicht sehr mächtigen Stimme, von der aber jedes leise Wort verständlich war.

Sie fühle sich etwas bekommen, daß sie nach einer so beredten Sprecherin das Wort ergreifen wolle, da sie sich nicht vorbereitet habe; um so bedenklicher scheine ihr das Wagnis bei dem Eindruck jenes Vortrages, dem offenbar die Meisten zugestimmt hätten. Da sie selbst aber anderer Ansicht sei und es sich um eine hochwichtige Sache handle, fühle sie sich verpflichtet, mit ihren Gegengründen nicht hinterm Berge zu halten.

Sie brauche sich wohl nicht gegen den Verdacht zu wehren, als ob sie nicht ganz so lebhaft, wie alle hier versammelten geehrten Damen, das Unwürdige der uralten Knechtschaft, in der ihr Geschlecht von den Männern gehalten worden sei, empfände, ebenso tapfer sich an dem Kampfe beteiligen möchte, der die ihnen gebührende Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft ihnen erringen solle.

Nur über die Wege auf denen dies Ziel zu erreichen wäre, sei sie anderer Ansicht.

Auch sie fordere, daß den Pflichten, die den Frauen auferlegt seien, die entsprechenden Rechte gegenüber ständen. Aber da die Pflichten des weiblichen Geschlechts andere seien als die des männlichen, handle sich's auch für beide Geschlechter nicht ganz um die gleichen Rechte.

Ihr, die als Aerzin den Unterschied gründlich studiert habe, der zwischen dem weiblichen Organismus und dem männlichen von der Natur gestiftet sei, könne die Forderung, auch in der Verwaltung des Staates es den Männern gleichzuthun, nur als eine Chimäre erscheinen. Oeffentliche Aemter, in denen sich's nur um Kenntnisse und geistige Befähigung handle, sollten gewiß den Frauen nicht verschlossen bleiben. Auch müßte es jedenfalls erreicht werden, daß in der Gesetzgebung die Frauen, um deren Wohl und Weh es so oft sich handle, von der Volksvertretung gehört und ihre Stimme berücksichtigt werde. In den Reichstag selbst gewählt zu werden, um an den Beratungen über eine Menge schwieriger soeialer und politischer Fragen teilzunehmen, halte sie weder für ein dringendes Bedürfnis, noch auch für eine Forderung der Gerechtigkeit.

Denn darin seien doch die eifrigsten Verfechterinnen ihrer Ansprüche einig, daß ihr Geschlecht für den Kriegsdienst nicht tauglich sei. Marketenderinnen und die einzelnen streitbaren Jungfrauen, die teils unerkannt in Männerkleidern, teils wie die von ihren Stimmen dazu aufgeforderte Jungfrau von Orleans ruhmvolle Waffenthaten vollbracht hätten, bestätigten eben nur als Ausnahmen die Regel.

Nun, wer nicht mit in den Krieg ziehe, habe auch kein Recht, über Krieg und Frieden seine Stimme abzugeben. Das thue in letzter Stelle entscheidend freilich der oberste Kriegsherr. Der Reichstag aber habe das Recht, die Mittel dazu zu bewilligen oder zu versagen, und hierbei gäben nur männliche Beweggründe den Ausschlag.

„Meine verehrten Damen," fuhr die Rednerin fort, „daß jener Antrag ausschlotos ist, wird Ihnen allen klar sein. Auch dem Frauenbund in unserem Nachbarland, von dem er ausgegangen ist. Sie haben indessen drüben es für nötig befunden, einstweilen gleichsam zu Protokoll zu geben, was sie als ihr heiliges Recht in Anspruch nehmen und früher oder später zu erreichen hoffen. Auch sind sie drüben von oben her mehr anerkannt und begünstigt als wir. Wir in unserem kleineren Lande haben alle Ursache, in der Betonung unserer vermeintlichen Rechte vorsichtig zu sein. Sie wissen alle, daß wir bei Lebzeiten des alten Landesherrn noch nicht einmal soweit waren wie jetzt. Erst seit vier, fünf Jahren ist eine Wendung zu unseren Gunsten eingetreten. Man erkannte uns gnädigst, den Herren der Schöpfung allerlei lästige Geschäfte abzunehmen, zu denen man auch ein beschränktes Weibergehirn befähigt glaubt. Lassen Sie uns, ohne über die noch bestehenden Schranken empfindlich zu sein, fortfahren, unsere Pflichten so vortrefflich zu erfüllen, daß man endlich begreift, wir würden auch gescheit genug sein, unsere Rechte nicht zu mißbrauchen, wenn man sie uns endlich nicht länger vorenthalten kann.

Und vor allen Dingen: vergessen wir nicht, daß es im Leben der Gesellschaft überall auf eine zweckmäßige Teilung der Arbeit hinausläuft. Seien wir doch froh, daß wir mit der hohen Politik nichts zu thun haben. Auch berühmte und große Königinnen, wie Elisabeth von England und Katharina von Rußland, haben sich's gern gefallen lassen, daß gute Freunde die Last der Regierungsgeschäfte im stillen ihnen abnahmen. Anderseits aber haben Weiber, die das Zeug dazu hatten, die Hosen anzuziehen, in die ihren schwachen Männern das Herz hineingefallen war, ohne Titel und Rechte dazu zu haben, die denkwürdigsten Thaten verrichtet."

Und nun erzählte sie in einem liebenswürdigen Plauderton, mit lustigen kleinen Zügen ausgeschmückt, die Historie von den Weibern von Schorndorf, die es nicht leiden wollten, daß ihre gute Stadt den räuberischen Horden Melacs ausgeliefert würde, wie all die anderen schwäbischen Städte und Städtchen, sondern, die den Frau Bürgermeisterin an der Spitze, den Bürgermeister nebst gesamtem Magistrat im Rathaus einsperrten und die Stadt so lange verteidigten, bis die Gefahr vorbei war.

„Der Herr Bürgermeister Künkele," schloß die Rednerin, „soll seiner guten Frau Künkelin noch eine ganze Weile die Beschämung nachgetragen, zuletzt aber eingesehen haben, daß es auch ein ungeschriebenes Frauenrecht giebt, nach welchem Frauen, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, ebenfalls ihren Willen durchzusetzen wissen, nicht bloß in dem berühmten Pamoffelregiment zu Hause, sondern auch, wo es das Wohl und Weh des gesamten Volkes gilt, und die Herren der Schöpfung einmal ihre Schuldigkeit zu thun versäumen."

* * *

Diese Rede, die vielfach mit Zeichen der Zustimmung begleitet worden war, wurde am Schluß mit dem heitersten Beifall belohnt.

Auf die Frage der Präsidentin, ob noch jemand das Wort zu ergreifen wünsche, meldete sich niemand. Bei der Abstimmung fand sich nur eine verschwindende Minderheit für die Annahme des Antrags.

Darauf erklärte die Vorsitzende die heutige Tagesordnung für erledigt, verließ ihren Platz und schritt auf das Fräulein Doktor zu, ihm herzlich die Hand zu drücken und ihre Uebereinstimmung mit all ihren Ausführungen auszusprechen.

Die Rednerin nahm das freundlich hin, ohne eine besondere Genugthuung über ihren Sieg blicken zu lassen. Vielmehr beeilte sie sich, in den Saal hinunterzugehen und sich dem Tische zu nähern, wo ihre Gegnerin saß, um dieser durch ein Kompliment über ihre Beherrschung des Materials und ihre glänzende Beredsamkeit den Stachel über ihre Niederlage aus dem Herzen zu ziehen.

Fräulein Lydia war klug genug, sich nicht empfindlich zu zeigen, sondern lud die Siegerin ein, sich an ihrem Tische niederzulassen, und stellte ihr die beiden Herren vor. Doch wurde das Thema nur zwischen der Doktorin und Herbert fortgesponnen; Lydia hatte sich in ein witziges Geplauder mit Bob eingelassen, der über die Toilette der Zukunftsweibchen, wie er sie nannte, sehr unartige Bemerkungen machte und sogar den Titusköpf der Pianistin scharf kritisierte. Das Fräulein blieb ihm nichts schuldig,

und sie waren beide so munter, daß ihr Tisch bald der Mittelpunkt des ganzen Kreises wurde.

Die beiden Anderen ließen sich dadurch nicht stören, ihre ernsthafte Unterhaltung fortzusetzen.

Jetzt, so nah ihm gegenüber, schien das schlichte Gesicht des Fräuleins für Herbert noch weit anziehender zu sein, da er keinen Blick von ihm verwandte. Eine so unschuldige Heiterkeit leuchtete aus den ruhigen grauen Augen, eine Seele, die völlig mit sich im Einklang ist und durch nichts an ihrem reinen Gefühle irre gemacht werden kann. Alles andere an ihr war äußerst unscheinbar, ihr dunkles Kleid, die kleine weiße Krause am Halse, die Uhrkette, altmodisch aus Haaren geflochten. Und doch war die Art, wie sie alles trug und sich bewegte, durchaus nicht spießbürgerlich. Man mußte in sich selbst sehr gefestet sein, um sich nicht vor dem warmen, stillen Blick dieses Wesens befangen zu fühlen.

Sie hatte aber bei aller Sicherheit, mit der sie sprach und sich bewegte, eine gewisse Bescheidenheit und Zurückhaltung, wie wenn sie sich heimlich bemühte, ihre geistige Ueberlegenheit zu verstecken. Dabei sah sie manchmal, wenn sie sehr nachdrücklich ihre Meinung geäußert hatte, dem, mit dem sie sprach, mit einer gewissen Spannung ins Gesicht, wie ein gutes Kind, das fragt, ob es auch nichts Unrechtes begangen hat. Dazwischen, wenn ein kluges Wort ihr gefiel, konnte sie herzlich lächeln und eifrig zustimmen. Eine tiefe Güte und Nachsicht mit allem Menschlichen leuchtete aus ihrem ganzen Wesen hervor, ein Hauch von innerer Freudigkeit, der jedem wohlthun mußte.

Herbert sagte sich im stillen, daß ihm ein ähnliches Frauenbild noch nie begegnet war.

Als sie plötzlich aufstand, da sie nach der Uhr gesehen hatte, und erklärte, sie müsse fort, sie werde zu Hause erwartet, erhob auch er sich und bat, sie hinausbegleiten zu dürfen. Nur sie verabschiedete sich von den Anderen, Herbert flüsterte Bob zu, er werde gleich zurückkommen.

In der Garderobe aber, nachdem er dem Fräulein ihr Sommermäntelchen umgehängt, bat er, ein wenig schüchtern, um die Erlaubnis, sie noch ein paar Schritte weiter zu begleiten. Im Saal, wo man jetzt zu rauchen begonnen hatte — auch etliche weibliche Cigarretten machten von der Erlaubnis Gebrauch — sei die Luft so schlecht, daß er ein paar Atemzüge im Freien thun möchte.

Natürlich hatte sie nichts dagegen einzuwenden. Da sie aber hinausstraten und sahen, daß es inzwischen zum Regnen gekommen war, blieb sie an der Thüre stehen und sagte, ihren Schirm enfaltend:

„Nein, Herr Hauptmann, ich nehme Sie nicht weiter mit, Sie sind heiß geworden, und als Kerztin müssen Sie mir erlauben —"

„Sie vergessen, mein Fräulein, daß ich Soldat bin," versetzte er lachend. „Zum Regimentsarzt fehlt Ihnen doch wohl noch manches, wenn Sie auch in Schorndorf gewiß Ihren Mann gestellt hätten. Indessen erlauben Sie mir — bis zum Markt sind nur ein paar Schritte — wenn ich Ihnen eine Droschke holen darf —"

„Ich habe meinen Schirm, wie Sie sehen, ein richtiges Familiending, und gehe stets zu Fuß, außer wo ein Krankenbesuch große Eile hat, teils um mich nicht zu verweichlichen, teils aus Sparsamkeit. Aber wenn Sie selbst —"

„Mein Mäntelchen ist wasserdicht," sagte er. „Nein, ich bitte, mein Fräulein, halten Sie den Schirm nur über sich selbst. Wenn Sie mir erlauben, Sie nach Hause zu bringen — wo wohnen Sie?"

Sie nannte eine sehr entlegene Straße in der Vorstadt und wollte seine Begleitung durchaus nicht annehmen. Doch ohne weiter darauf zu achten, fuhr er ruhig in dem Gespräche fort, das er drinnen mit ihr geführt hatte, und ihm war so wohl und warm, wie er im Regen neben ihr herging, daß er sich im schönsten Frühlingswetter nicht hätte behaglicher fühlen können.

„Nein," sagte sie nach zehn Schritten, „das leide ich aber nicht. Sie müssen mir durchaus den Arm geben und mit unter meinen Schirm kommen. Ich höre ja sonst auch kaum vor diesem Gepraffel, was Sie sagen. Weichen Sie nur der Gewalt, Herr Hauptmann! Es ist keine Schande für einen rauhen Krieger, etwas zu thun, was vernünftig ist, wenn es auch nicht reglementsmäßig wäre."

Nun ging sie wirklich an seinem Arm dahin und erzählte ihm auf seine Frage, woher sie sei und wie sie in diese Stadt gekommen, die nicht ihre Heimat war.

* * *

Sie sei in einem fränkischen Landstädtchen geboren, erzählte das Fräulein Doktor dem Hauptmann, in einem Landstädtchen, wo ihr Vater als ein armer Tierarzt anfing war. Da aber in dem abgelegenen Nest die Menschen mit ihren Haustieren vertraulicher zusammenleben als in großen Städten, hab' es nicht fehlen können, daß manch bescheidener Ackerbürger, der den Doktor für seine kranke Kuh konsultiert hatte, sich bei ihm auch Rats erholte, wenn er selbst oder eines seiner Familienglieder über etwas zu klagen hatte.

„Schon als kleines Schulkind," fuhr sie fort, „war ich manchmal mit ihm gegangen, wenn er seine Praxis ausübte, doch nur, wo sich's um Tiere handelte, für die ich von früh an ein mitleidiges Herz hatte. Ich bekam auch bald eine ziemlich genaue Vorstellung, wie es im Innern dieser unserer stummen Mitgeschöpfe aussieht, und von da war der Schritt nicht weit zu der neugierigen Frage, wodurch sich der menschliche Körper vom tierischen unterschiede.

Als dann der gute Vater uns früh wegstarb — ich war ein zwölfjähriges Ding, wußte aber schon sehr gut, was das für ein Schlag für uns alle war und besonders für mich, die sein Herzblatt gewesen war — da dauerte es nicht lange, daß wir in Not kamen. Ein Bruder meiner Mutter half uns über die ersten Hungerjahre hinweg. Dann zogen wir nach München, wo wir entfernte Verwandte hatten.

Denn meine ältere Schwester, vier Jahr älter als ich, hatte eine wundervolle Stimme, und der Organist unserer Kirche riet der Mutter, sie noch ein bißchen ausbilden zu lassen, dann würde sie bald ihr Glück beim Theater machen.

Ueberdies war sie auffallend schön. Sie hatte ihr Gesicht von der Mutter, während ich so unvorsichtig gewesen war, dem Vater nachzuschlachten. Früher machte mir das Kummer, so sehr ich meinen Papa liebte. Ich habe immer für schöne Menschen geschwärmt, meine erste Liebe war ein Friseurgehilfe, der ein Näschen hatte wie der Puppenkopf mit der Lockenfrisur im Schaufenster seines Prinzipals und ebenso zwei schmachtende Augen, übrigens so dumm wie ein Gänserich. Meine Schwester war auch nicht besonders geistreich, aber das beste Herz von der Welt, und wenn sie sang, hielt man sie geradezu für einen Engel vom Himmel, so verklärt sah sie dabei aus.

Sie machte auch in München Aufsehen, und es dauerte nicht lange, so wurde sie im Hoftheater als Chorsüßin engagiert. Das war nun keine glänzende Versorgung, und was die Mutter mit Handarbeit nebenbei verdiente, reichte auch nicht weit. Also konnte ich es nicht lange aushalten, müßig dabeizusitzen und mich füttern zu lassen, sondern nahm meine paar Sparpfennige aus der irdenen Büchse, die gerade so weit reichten, daß ich ein Billet dritter Klasse nach Zürich bezahlen konnte, und fort ins Leben, in die Fremde, einen zwiefachen Hunger zu stillen, den nach dem täglichen Brot und den noch heißeren nach Kenntnissen.

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit diesen Details langweile. Aber Sie wollten wissen, wie ich dazu gekommen bin, Aerztin zu werden. Was ich auf dem langen dornigen Weg bis zu diesem Ziel erlebt habe, wie ich's überhaupt durchsetzen konnte, nicht zehnmal unterwegs liegen zu bleiben und zu verschmachten, wäre eine recht lehrreiche Geschichte für junge Mädchen, die sich auf ihre eigenen Füße stellen möchten. Ihnen kann das nicht interessant sein.

Genug, ich erreichte es endlich und bestand mein Doktorexamen. Fing auch wirklich da unten in der Schweiz eine kleine Praxis an, hauptsächlich bei Frauen und Kindern, und wäre vielleicht dort bleben geblieben, wenn ich nicht von der Agnes — meiner Schwester — einen traurigen Brief bekommen hätte, in dem sie mich beschwor, zu ihr zu kommen. Ich sei ihre einzige Stütze, da auch die Mutter inzwischen gestorben war.

Sie hatte trotz Talent und Schönheit es noch immer nicht zu einer glänzenden Stellung gebracht. Ihre Brust war zu

schwach, größere Partien zu singen, ein einziges Mal hatte man ihr zum Versuch das Bärbelchen in „Figaros Hochzeit“ gegeben, aber das Debüt mit der „unglücseligen kleinen Nadel“ war nicht sehr glücklich ausgefallen.

Das konnte ihre ehrgeizige arme Seele nicht verwinden. Sie fing an zu kränkeln, und das Schlimmste war, daß ihre Hoffnung auf eine heitere Zukunft zu derselben Zeit zerstört wurde, da der Mann, der sie liebte, plötzlich einer Verwundung im Duell erlag.

Er war der Sohn eines reichen Bankiers, der sich leidenschaftlich in sie verliebt hatte. Als ihr Töchterchen zur Welt kam, war er gewissenhaft genug, sich mit ihr trauen zu lassen, vorläufig nur heimlich. Der Vater hatte ehrgeizige Pläne mit diesem Sohn und würde ihn enterbt haben, wenn er „Eine vom Theater“ ihm als Schwiegertochter ins Haus gebracht hätte.

Als meine arme Schwester Witwe wurde, war ihr Kind, das Berlinchen, eben sechs Jahre. Ein halbes Jahr später war sie eine Doppelwaise.

An einer Mutter freilich sollte es ihr doch nicht fehlen, dafür war ich auf der Welt. Es war mir auch ganz recht, mich in einer großen Stadt niederzulassen, wo ich meine Kenntnisse ganz anders erweitern konnte als in der engen schweizerischen Umgebung. Es stand aber anders in den Sternen geschrieben.

Eines Tages kam mein Kind — es war mir schon ganz, als hätt' ich selbst es unterm Herzen getragen — verweint, heiß im Gesicht, aus der Schule nach Hause und fragte mich sogleich: ‚Tantle, ist es wahr, daß ich keinen Vater gehabt habe?‘

Denken Sie, damit hatten die boshaften Mädel das arme Ding geneckt und geängstigt. Sie werden von ihren Müttern zu Hause gehört haben, mit der Heirat der schönen Chorsitin sei es nicht richtig gewesen, ‚Einer vom Theater‘ konnte man ja alles zutrauen, das sollte nun die kleine Tochter entgelten. Es ist unglaublich, wie früh in solchen jungen Evastöchtern alle Schlangentücke sich regt.

Ich beruhigte mein Kind, so gut ich konnte, es vergaß auch bald die ganze Geschichte; ich aber konnte den Gedanken nicht ertragen, daß dergleichen sich wiederholen möchte, und so löste ich alles, was mich an München fesselte, auf der Stelle auf und siedelte hieher über.

Die alte Kinderfrau, die mich selbst und meine Schwester schon bei Lebzeiten der Eltern behütet hatte, damals als „Mädchen für alles“, war auch nach München mitgezogen und ist mir dann hieher gefolgt. In den zwei Jahren, seit dies geschah, habe ich noch keinen Augenblick meinen raschen Entschluß bereut. Man hat hier bald Vertrauen zu mir gefaßt, und zu thun fand ich mehr, als ich jemals in der großen Stadt hoffen konnte, wo ich nicht die einzige meiner Art war, und daß keine Gefahr ist, hier mit der Welt nicht fortzuschreiten, wenigstens was die Frauenfrage betrifft, haben Sie selbst mit erlebt. Wenn ich den Ehrgeiz dazu hätte, könnte ich sogar mit der Zeit das verehrte Fräulein Präsidentin vom Throne stoßen.“

* * *

Sie schwieg und ging eine Strecke weiter, stand dann plötzlich still und sagte lachend:

„Was werden Sie von mir denken? Ich kenne Sie erst seit einer halben Stunde, und schon habe ich Ihnen mein ganzes Lebenskäuflein erzählt, statt auf Ihre Frage mit zwei Worten zu erwidern. Und ich bin sonst gar nicht schwatzhafter Natur. Aber so geht es ja oft. Man lebt mit Menschen jahrelang Thür an Thür, ohne mehr von ihnen zu wissen, als daß sie stille oder lärmende Nachbarn sind, und in einem Eisenbahnwagen knöpft man sich gegen ein gefälliges ‚bis-a-vis‘ wie gegen einen Beichtvater auf, um sich dann nie wieder zu begegnen. Auch die Bekanntschaft mit Ihnen, Herr Hauptmann, wird ja wohl keine Fortsetzung haben. Wir leben in allzu verschiedenen Kreisen und haben beide unsern ‚Dienst‘. Hoffentlich fühlen Sie sich in dem Ihren so befriedigt wie ich in meinem.“

„Mein verehrtes Fräulein,“ versetzte er mit einem etwas gedrückten Ton, „da berühren Sie eine Wunde, die all Ihre ärztliche Kunst nicht zum Vernarben bringen könnte. Gewiß, ich bin zu nichts anderem tauglich, als was ich eben treibe. Meine Vorfahren bis ins sechste Glied waren lauter Militärs, und auch ich — seit ich denken kann, hatt' ich nur den Ehrgeiz, eine militärische Carriere zu machen. Aber das ist das Leidige bei der Sache: ein Soldat in Friedenszeiten ist nichts Besseres als ein Arzt in einer Gegend, die so gesund ist, daß nie ein Mensch seine Hilfe in Anspruch nimmt. Für beide bleibt dann nur der kümmerliche Ausweg, sich wissenschaftlich, das heißt theoretisch, weiterzubilden, aber das ist doch nicht eigentlich ein Leben, das alle Kräfte beschäftigt. Freilich wär's eben so unmenschlich, wie es manche meiner Kameraden thun, die leidenschaftlich einen Krieg herbeiwünschen, daß der Arzt eine Epidemie heraufbeschwören möchte. Aber ein ungesunder Zustand ist's immerhin, und da ich zu alt bin, noch einen anderen Beruf zu ergreifen, denk' ich manchmal im Ernst daran, in irgend einen wilden Welttheil auszuwandern und dort, wo es nie an Kämpfen und Abenteuern fehlt, einmal den Degen anders als bei den unblutigen Manövern aus der Scheide zu ziehen.“

„Und warum thun Sie das nicht wirklich einmal?“ fragte sie sehr unbefangen. „So ein nutz- und zweckloses Garnisonsleben muß einem gewissenhaften Manne, der fühlt, daß nur Arbeit das Leben der Mühe wert macht, auf die Länge doch entsetzlich fein!“

„Ja, mein gnädiges Fräulein —“

„Bitte! Ich werde sehr ungnädig, wenn Sie mich so titulieren.“

„Nun denn, Fräulein Doktor!“ — damit hängt es wunderlich zusammen. Unser ‚allergnädigster Herr‘ hat die Gnade, mich mit seiner besonderen Huld auszuzeichnen. Wir sind ungefähr im gleichen Alter, er ein Jahr jünger, und er hat sich in demselben preußischen Regiment, wie ich, die Epauletten verdient. Nun habe ich, als er zur Regierung kam, es nur mit großer Mühe abgewendet, daß er mich zu seinem Flügeladjutanten machte. Ich stellte ihm vor, daß ich zum Hofdienst nicht die nötigen Eigenschaften hätte, ich bedürfe zuweilen Einsamkeit und sei auch sonst nicht biegsam genug. Da hat er mich endlich losgelassen, ich habe ihm aber versprechen müssen, mindestens bis zur Majorsecke hier auszuhalten, er bedürfe eines Freundes in seiner Nähe, und was hohe Herren sonst Schmeichelhaftes zu sagen wissen, wenn sie uns ihren Willen aufzwingen möchten. Da hab' ich mich drein ergeben, und Gott weiß, wie lange ich nun auf den Major zu warten habe und indessen Kriegswissenschaft aus Büchern studieren kann.“

„Ich beklage Sie aufrichtig,“ sagte sie darauf, „und hoffe, Sie ausgeln bald mit einem günstigen Winde die Majorsecke, wenn dieser Wind Sie uns auch für immer aus den Augen entführt. Einstweilen haben Sie schönsten Dank für die freundliche Begleitung. Denn hier bin ich bei meinem Hause angelangt, und nun müssen Sie durchaus den Schirm von mir annehmen, um trocken heimzukommen. Es sieht nicht aus, als ob der Regen sobald aufhören würde.“

* * *

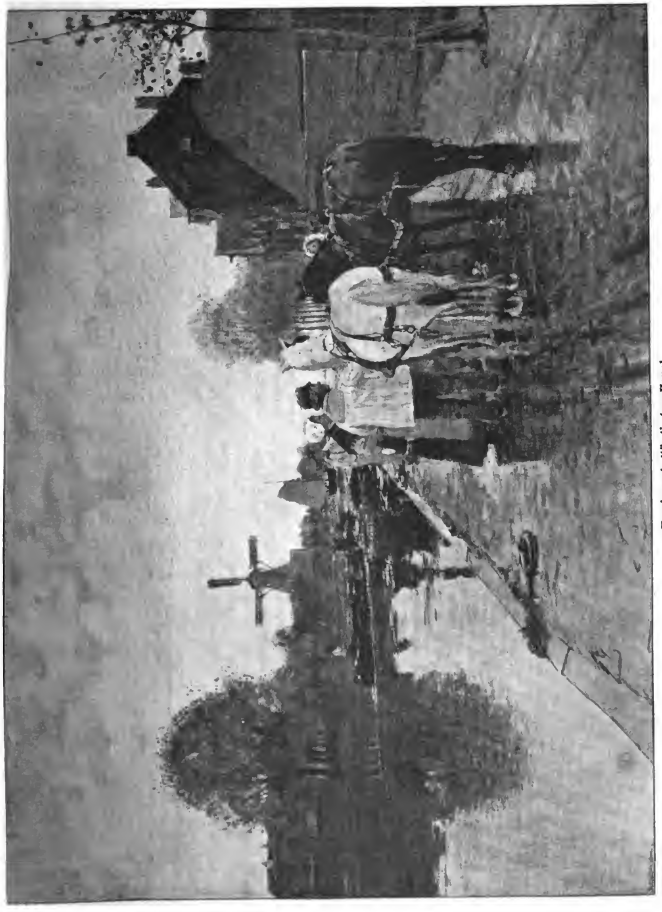
Sie standen vor einem hohen Hause in einer schmalen, schlechtbeleuchteten Straße des Arbeiterviertels. Die Gegend war wie ausgestorben, kein Laut drang aus einem der Fenster weit und breit, selbst in der Tabagie gegenüber, wo durch die schlechtschließenden Läden ein Lichtstreifen auf die schmutzige Straße fiel, schienen die späten Besucher heute friedlicher als sonst am Biertisch zu sitzen und ihr Kartenspiel zu machen.

Herbert war unter dem Schirm hervorgetreten und ließ den Regen auf sich niederrauschen. Er suchte in seinem Kopf nach einem schicklichen Wort, um zu fragen, ob er nicht hoffen dürfe, das Fräulein Doktor wiederzusehen, so sehr beschäftigt sie auch sei. Es kam ihm allzu unnatürlich vor, daß es nach dieser plötzlichen Annäherung mit der einen halben Stunde sein Bewenden haben solle. Da hörte er sie plötzlich sagen:

„Sie werden für den Rest Ihres Abends besser gesorgt haben, sonst — ich finde es nicht sehr höflich, Sie nicht einmal zu bitten, einzutreten, bis das Wetter sich doch vielleicht bessert. Wenn Sie das aber im Trocknen abwarten wollen und es nicht unbequem finden, drei Treppen hoch zu steigen, so erweisen Sie mir vielleicht die Ehre. Ich habe ohnehin heute meinen Jour.“

„Ihren — Jour?“

Sie lachte.



An einem holländischen Kanal.
Nach dem Gemälde von Hans Herrmann.

„Ja, das kommt Ihnen sonderbar vor, eine Aerztin, die hauptsächlich Kinder armer Leute kuriert und teils der Billigkeit wegen, teils weil sie hier ihren Patienten näher ist, im dritten Stock dieses alten Palastes wohnt — und spricht von ihrem Jour, noch dazu um halb zehn Uhr nachts. Aber die Sache ist sehr einfach.

Sehen Sie, unter der Woche habe ich keine Zeit, außerärztliche Besuche zu empfangen. Mein ganzer Tag ist besetzt, und abends, nach dem Nachtessen, überhör' ich meinem Kinde seine Schulaufgaben. Da bleibt nur der Samstag Abend für das bißchen an geselligen Bedürfnissen, ohne die auch das reglementierte Arbeitstier nicht leben kann. Und so wissen meine paar Fremde, daß sie alle Samstag von acht Uhr an bei mir eine Tasse Thee, einen kleinen Schwatz und ein freundliches Gesicht finden.

Sie werden fragen, warum ich nicht auch am Sonntag ‚empfange'. Einfach darum, weil ich vormittags Sprechstunde habe und Krankenbesuche mache, nach dem Essen aber regelmäßig weite Spaziergänge unternehme. Das Zerlinchen muß sich wenigstens einen Tag in der Woche gründlich tüchten. Wenn ich Sie also einladen darf — meine ‚Habitues' werden Ihnen freilich etwas seltsam vorkommen."

„Ich kann Ihnen nur dankbar sein, verehrtes Fräulein, wenn Sie mich mit Ihren Hausfremden bekannt machen wollen," versetzte er.

„Nun so lassen Sie uns nicht länger hier im Zuge stehen."

Sie trat ins Haus, nachdem sie die Thür aufgeschlossen hatte, und er folgte ihr in den dunklen Flur. Eine schmale Treppe führte hinauf; an jedem Absatz der vier Stockwerke brannte ein Petrolenmlämpchen, das nur die nächsten Stufen erleuchtete. „Im Haus unten, wo der Hausherr wohnt und über ihm ein uraltes Ehevaar, schläft schon alles," sagte sie leise. „Meine Leute sind schon gewohnt, daß ich sie manchmal lange warten lasse, wenn ein Schwerkranker mich aufhält. Dann ist auch das Zerlinchen nicht früher zu Bett zu bringen. Aber, mein Gott, was mir eben einfällt: es ist ja heute kein Jour wie alle anderen, ich hatte ganz vergessen, daß heute mein Geburtstag ist, mein dreißigster. Da kommen Sie nun in eine kleine Familienfeier hinein. Freilich habe ich mir immer verbeten, daß viel Notiz davon genommen wird, wenn ich alten Mädchen wieder einen Jahresring ansetze, aber selbst das bißchen erhöhte Feststimmung ist doch für einen Unbeteiligten langweilig oder gar lächerlich."

„Sagen Sie mir ehrlich, ob ich Sie störe," bat er, auf der Treppe stehen bleibend, „oder vielleicht Ihre anderen Freunde. Ich komme dann erst das nächste Mal, und Sie müssen mir nur erlauben, daß ich Ihnen gleich hier meinen Glückwunsch ausspreche."

Sie streckte ihm die Hand entgegen. „Ich danke Ihnen. Nein, Sie stören uns gar nicht. Hoffentlich wird das Glück, das Sie mir im Dunkeln wünschen, im nächsten Jahr ans Licht kommen."

* * *

Sie waren eben im dritten Stock angelangt, und das Fräulein zog die Klingel.

Gleich darauf wurde es innen lebendig, eine sehr junge Stimme erklang, und aus der Thür nach dem Flur, die hastig aufgerissen wurde, flog ein schlankes junges Geschöpf heraus und mit dem Ausruf: „Endlich, Tantle! Wie lange bist du ausgeblieben!" dem Fräulein Doktor an den Hals.

Dann sah die Kleine den unbekannten Herrn und trat errötend zurück. „Wer ist das?" flüsterte sie der Tante zu.

„Ein guter Freund, mein Liebling. Gieb ihm eine Hand! Er war der erste, der deinem Tantle gratuliert hat. Aber nun komm hinein!"

Durch einen kleinen Vorplatz gelangte man gleich in die Wohnstube, die zugleich zum Eßzimmer diente. „Hier rechts ist mein ärztliches Reich," sagte sie zu Herbert, „das Wartezimmer und das kleinere, wo ich meine Kranken empfange. Auf der anderen Seite liegen die drei Stübchen, in denen wir schlafen. Treten Sie nur ein, ich sehe, meine Intimen sind schon vollzählig beisammen."

Es war ein ziemlich großes, zweifensteriges Zimmer, mit einfachen, altmodischen Möbeln ausgestattet, an den Wänden aber ein paar schöne Photographien nach Bildern aus der Glyptothek, die dem Raum doch ein vornehmeres Ansehen gaben, als einer gewöhnlichen kleinbürgerlichen Behausung. Ein länglicher ovaler Tisch stand in der Mitte, eine große Petroleumlampe hing von der Decke herab und beleuchtete die schneeweiße Tischdecke, die sechs Theetassen, die darauf standen, ein paar Schüsseln mit kaltem Fleisch und ein chinesisches Brotkörbchen. In der Mitte aber stand eine Vase mit Blumen, die Levkojen, Veilchen und Rosen durchdufteten den ganzen Raum, wobei ihnen ein eigenes Blumenaroma von dem Fenster kräftig half. Dann war noch ein Sofa an der einen Wand, ihm gegenüber ein Pianino und neben der Eingangsthür ein kleines Büffet, auf dem eine Theemaschine stand, deren Kessel heftig brodelte und seine Dampfwölkchen ausstieß.

Als Fräulein Hanna eintrat, schienen die Personen, die hier auf sie gewartet hatten, im Begriff, ihr entgegenzugehen. Aber der Anblick eines Fremden machte sie stutzen. „Guten Abend, Kinder!" sagte Hanna, der sich das Zerlinchen an der Arm gehängt hatte. „Hier ist noch ein Geburtstagsgast, Herr Hauptmann von Rheinfels, dessen Bekanntschaft auch euch angenehm sein wird. Nehmt mir nur erst den nassen Mantel ab. Dann wollen wir's uns gemütlich machen."

„Dies hier," sagte sie dann, zu Herbert gewendet, „ist unsere älteste, treueste Freundin, Frau Susanne Specht, die mein Kind behütet, wie sie es schon mir gethan hat, als ich nicht älter war als das Zerlinchen. Und da stelle ich Ihnen unsere liebe Hausgenossin vor, die über uns wohnt, Fräulein Rosa Hinkel. Und der Herr dort ist Herr Fridolin Specht, der Sohn unserer Susel, seines Zeichens ein Kunstschlosser, aber ein großer Künstler, der auf der letzten Kunstgewerbeausstellung eine erste Medaille bekommen hat. Sein ehrlicher Name ist eigentlich Fritz, aber das übermütige Mädel, das Zerlinchen, hat sich erlaubt, ihn Fridolin umzutaufen, und der Name ist nun an ihm hängen geblieben. Was ich ich aber da, lieber Fridolin? Ich glaube wahrhaftig —"

Sie hatte sich dem Blumentischchen genähert, da stand zwischen einem halben Dutzend verschiedener Blumentöpfe ein hoher, dreiarmiger Schmiedeeiserner Leuchter von der feinsten Arbeit, dessen drei Arme brennende Kerzen trugen.

„Oh! oh!" machte das Fräulein und erhob drohend den Finger, „ich brauche nicht zu fragen, von wem dies Kunstwerk herrührt. Ist das aber erlaubt, eine solche Gesetzesübertretung sich zu Schulden kommen zu lassen? Sie müssen nämlich wissen, Herr Hauptmann, ich habe meinen Freunden streng verboten, mir irgend etwas anderes als Blumen zum Geburtstag zu schenken. Und nun hat Herr Specht sich herausgenommen, mir diesen entzückenden Kandelaber zu verehren. Wie viel kalte Nächte nach Feierabend oder ganze Sonntage haben Sie geopfert, lieber Fridolin, um dies Meisterstück für mich zu arbeiten, statt nach dem schweren Tagewerk zeitig zu Bett zu gehen? Wenn der Leuchter nur nicht so schön wäre, daß ich dem Geber gar nicht so böse werden kann, wie ich sollte!"

Der junge Mann, gegen den diese Strafrede gerichtet war, nahm sie ohne sonderliche Zerknirschung hin, obwohl er sonst mit einer etwas schüchtern linkischen Haltung in dem kleinen Kreise stand. Er war von ziemlich großem, etwas plumpem Wuchs, breitschultrig, auf dem starken Nacken ein runder Krauskopf, Kinn und Wangen von einem kurzgehaltenen schwarzen Bart eingefaßt. Ein schwärzlicher Anflug überzog auch das ganze Gesicht, wie wenn ihm Eisenfeilstaub so fest in die Haut gedrungen wäre, daß kein Waschen ihn wieder entfernen konnte. Um so merkwürdiger war es, daß aus diesem angerußten Gesicht zwei Augen vom reinsten Vergißmeinnichtblau hervorschauten, deren Glanz durch die dicken schwarzen Brauen noch gesteigert wurde. Etwas anziehend Seelenvolles lag in ihnen, ein träumerisches Sinnen und Schauen, wie es Künstleraugen eigen zu sein pflegt.

Bei Herberts Eintritt hatte dies stille Gesicht, dessen Ausdruck an den eines klugen, treuen Hundes erinnerte, sich plötzlich verdüstert. Auf die Worte Fräulein Hannas wurde es wieder hell. Sogar ein verstohlen schalthaftes Lächeln erschien an dem kräftigen Munde und in den halb zugeknifsenen Augen.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte er ruhig, „ich habe das Hausgeetz nicht übertreten. Ich weiß, daß wir dem verehrten

Geburtstagskind nur Blumen schenken durfen. Wenn aber Fräulein Hanna sich den Leuchter näher ansehen wollte, der Stamm ist ja ein Rosenstiel und die drei Arme nichts anderes als die Zweige, die aus ihm herausgewachsen sind, so daß die Kerzen in drei vollaufgeblühten Rosen stecken. Von welchem Material die Blumen sein müßten, die wir heute darbringen, ist uns nicht vorgeschrieben worden."

Alle lachten, und die so hübsch Ueberlistete reichte dem schlauen Verehrer herzlich die Hand, deren Druck er treuherzig mit seiner breiten, ebenfalls schwärzlich gefärbten Tatze erwiderte. Seine Mutter sah mit unverhohlenem Stolz auf den knusterichen Sohn, der sich so geschickt aus dem Handel gezogen hatte. Sie war noch einen halben Kopf größer als er, das Gesicht so tief gebräunt, als wenn es im Rauch gehangen hätte, darüber das schlohweiße Haar, noch vom Alter nicht im mindesten gelichtet, von einem silbernen Glanz, der unter einem schwarzsamtnen, halb bäuerlichen Häubchen vollends zur Geltung kam.

Die wunderlichste Figur aber war das Fräulein Rosa Hinkel, das in einem Dachgeschoß gerade über dem Wohnzimmer ihrer Hausgenossinnen wohnte und dort ein sehr arbeitsames Leben führte. Sie galt für eine der geschicktesten Schneiderinnen der Stadt, und die vornehmsten und elegantesten Damen beehrten sie mit ihrer Kundschaft und ließen sich's zuweilen sogar nicht verdrießen, die vier hohen Treppen zu ihr hinaufzusteigen, da die Rosel, wie sie allgemein hieß, niemals sich weiter als bis zu ihrer Freundin Hanna hinunterbemühte. Sie erregte nämlich stets, wenn sie auf der Straße sich blicken ließ, Aufsehen bei allen Begegnenden, und die ungezogene Gassenjugend verschonte sie nicht mit ihren gottlosen Spottrufen und allerlei Spitznamen, die sie ihr nachrief.

Das war ihr doch immer verdrießlich, so sehr sie über ihre wunderliche Mißgestalt guten Freunden gegenüber unbarmherzig zu scherzen pflegte. Denn auf dem kleinen, fast zwerghaften Körperchen saß ein viel zu großer Kopf, der überdies unglücklich genug zwischen den hohen Schultern steckte. Wer ihr aber ins Gesicht sah, vergaß bald, wie übel das alle Wesen von der Natur ausgestattet war. Denn über der recht ansehnlichen Nase saß eine der edelsten und klarsten Stirnen, darunter, durch eine große Hornbrille blickend, zwei Augen, die von Herzensgüte strahlten und dann wieder einen mutwilligen Ausdruck haben konnten, der thörichten oder hochmütigen Menschen zu erkennen gab, daß die arme Näherin sich ihnen übertegen fühlte und ihnen bis auf den Grund ihrer Herzen sah.

Fräulein Hanna hatte sich gleich das erste Mal, als sie bei ihr für sich und das Kind Kleider bestellte, zu ihr hingezogen gefühlt, und mit der Zeit war eine unverbrüchliche Freundschaft daraus geworden. An keinem der samstäglichen Jours durfte sie fehlen, und wenn das Wetter irgend danach angethan war, mußte das Röschen auch seine Abneigung gegen die Oeffentlichkeit überwinden und Sonntags an den weiten Streifzügen durch die Umgegend teilnehmen.

* * *

Die kleine, so wunderlich bunte Gesellschaft hatte sich um den Theetisch gesetzt, an dem natürlich auch die alte Susel Platz nahm, nachdem sie den Thee bereitet hatte. Das Zerlinchen schenkte ein, ein großer Napfkuchen, den die Alte gebacken, wurde herumgereicht, und, nachdem sie das erste Gefühl des Unbehagens dem fremden Gesicht gegenüber verloren hatten, griffen alle mit einem fröhlichen Feithunger, ohne sich mütigen zu lassen, zu, was auch Herbert nicht verschmähen durfte.

Er saß an dem einen schmalen Ende des Tisches, am anderen, ihm gegenüber, Fridolin, der allein von allen einen gewissen Unmut über den Eindringling nicht bezwingen konnte. Tagegen hatte er das Zerlinchen, das zu seiner Rechten saß — zu seiner Linken das Geburtstagskind — bald so vertraut zu machen gewußt, daß sie auf seine Fragen nach ihren Schulstunden, ihren Freundinnen und Liebhabereien aufs unbefangenste Bescheid gab. Ihr helles junges Gesicht war dem der Tante ähnlicher als ihrer eigenen Mutter, von der ein in München gemaltes Oelbild über dem Pianino hing: dieselben schlichten Züge, die aber von innen heraus reizend belebt und veredelt wurden, und dasselbe feine, zuweilen schalkhafte Lächeln. Auch hatte sie das schönste blonde Haar, das in zwei dicken Zöpfen über ihren schlanken Rücken herabhing.

Als die Schüsseln leer geworden waren und auch niemand mehr seine Tasse neu gefüllt zu sehen wünschte, gab die alte Susel, die neben dem Zerlinchen saß, ihr einen Wink, worauf das Mädchen flüsternd, mit einem Blick auf Herbert antwortete. Dann aber entschloß sie sich doch, aufzustehen, ging nach dem Pianino und setzte sich auf den Drehstuhl davor. Sie fuhr sich erst mit den Händchen über die erglühenden Schläfen und die Locken an der Stirn, that einen tiefen Seufzer und begann dann ein einfaches Vorspiel, bis sie ein kleines Lied anstimmte, erst sehr leise und beklommen, aber bald voll aus der jungen Brust heraus, so daß man erstaunte, welch eine Fülle von Wohllaut dem zarten Mündchen entströmte.

Die erste Strophe des Liedes, das auf eine bekannte Melodie gedichtet war, lautete:

„Der Tag ist gekommen, zu dem wir uns gefreut,
O komm' er noch oft und so fröhlich wie heut'!
Du Liebste, du Beste, wie arm sieh't wir hier,
Denn alle guten Gaben, wir danken sie ja dir!"

Darauf noch zwei Strophchen von demselben bescheidenen poetischen Klang, der aber durch den lieblichen Hauch der Jugend, da jedes Wort aus dem Herzen kam, reizender ersichien, als manches anspruchsvollere Gedicht gethan haben würde.

Als der letzte Vers verklungen war, stand Fräulein Hanna auf, ging zu der kleinen Sängerin hin und küßte sie herzlich. Das Kind unwichtlang leidenschaftlich die geliebte Tante und brach in Thränen aus.

„Du hast sehr hübsch gesungen, mein Liebling. Darum will ich diesmal nicht schelten, daß du trotz meines Verbots dein Stimmchen angestrengt hast. Du weißt, daß es deiner armen Mutter ihr Leben gekostet hat, zu eifrig zu singen, und daß du einstweilen dein Talent, das du von ihr geerbt hast, nur durch dein Klavierspiel pflegen sollst. Wer aber hat dir den Text zu dem Liede gedichtet?"

„Ich darf es nicht verraten," sagte das Kind, warf aber dabei ihrem Freunde Fridolin einen Blick zu, der über den Dichter keinen Zweifel ließ. Der schene Mensch war über und über rot geworden und setzte, um seine Verlegenheit zu verbergen, die leere Tasse an den Mund.

„Wie?" sagte das Fräulein. „Sie dichten auch, lieber Fridolin? Das ist ja ein ganz neues Talent an Ihnen, das Sie bisher sorgfältig versteckt haben."

Er stammelte ein paar unverständliche Worte, wie wenn er auf einem Verbrechen ertappt worden wäre.

„Wer weiß," bemerkte Fräulein Rosa Hinkel, „was wir noch alles an Herrn Fridolin erleben! Am Ende konkurriert er noch eines Tages bei dem Standbild Bismarcks, das man hier im Stadtpark setzen will!"

Alle lachten, und es kam wieder ein munteres Gespräch in Gang. Die Hausherrin aber gab der alten Susel einen Wink, daß sie das Zerlinchen zu Bett bringen solle, was das Kind sichtbar sehr widerstrebend, aber gehorsam über sich ergehen ließ. Es machte erst noch die Runde um den Tisch und gab jedem die Hand.

„Gute Nacht, Fräulein Sängerin," sagte Herbert. „Lassen Sie sich etwas Hübsches träumen!"

„Sie sollen mich nicht Sie nennen," versetzte das Kind. „Ich bin noch kein Fräulein, und Sie sagen es doch nur zum Spott. Gute Nacht!"

Damit rannte sie aus dem Zimmer, dagt ihr die blonden Zöpfe um die Schultern flogen.

* * *

Auch Herbert verabschiedete sich. Er fragte, ob er einmal wiederkommen dürfe.

Natürlich! So oft es ihm Vergnügen mache. Einen so schönen Kuchen backe die Susel freilich nur an Geburts- und hohen Festtagen.

Er hatte ihn sehr gelobt und zwei Stücke davon gegessen, wodurch er sich bei der Alten nichtbar in Gunst gesetzt hatte. Dann ging er, wie das Zerlinchen, herum und gab allen, die sich erhoben hatten, zur guten Nacht die Hand. Fridolin zögerte

einen Augenblick, eh' er ihm steif und kalt vier Finger entgegenstreckte. Dann entschuldigte ihn seine Mutter, die sein unwirsches Betragen wohl bemerkt hatte, als sie Herbert hinunterbegleitete, ihm die Hausthür aufzuschließen.

Er habe keine rechten Manieren, weil er selten unter Menschen komme. Uebrigens meine er es nicht so schlimm.

Herbert fiel es nicht ein, sich weiter darüber Gedanken zu machen. Er überlegte nur, ob er der Alten, wie sonst einer Dienerin in einem gastlichen Hause, ein Trinkgeld dafür anbieten dürfe, daß sie ihm hinuntergeleuchtet hatte. Dann sagte er sich, daß er sie nur beleidigen würde, da sie hier als ein hilfreicher Hausgeist behandelt wurde, der mit am Tische der Herrin saß, drückte ihr nur noch einmal die Hand und verließ sie mit einer Entschuldigung über die Mühe, die er ihr gemacht habe.

Als die Alte dann oben wieder eintrat, fand sie Fräulein Rosa Hinkel im besten Zuge, das Lob des ungebetenen Gastes zu singen. Ein so reizender Mensch sei ihr lange nicht vorgekommen, so männlich und doch nicht hochmütig wie sonst Offiziere, und wie ihm das schwarze Schnurrbärtchen stehe zu der weißen Haut. Und angezogen sei er wie eine Puppe, dabei gar nicht geschniegelt, darauf verstehe sie sich, obwohl sie nur Damenschneiderin sei. „Doktorin," schloß sie, „da habt Ihr einen charmanten neuen Hausfreund eingefangen (die Beiden ihrzten sich, da es zum Du bei aller Vertraulichkeit nicht kommen wollte). Nur schade, daß ich nicht dreißig Jahre jünger bin! Ich hätte mich bis über die Ohren in ihn verliebt, er natürlich ebenso in meine reizende Person, und wir wären das schönste Paar auf zehn Meilen im Umkreis gewesen."

Hanna und auch die alte Susel lachten, nur Fridolin verzog keine Miene. Als sie dann aufbrachen, sagte die Gütige zu dem düsteren Gesellen:

„Ich danke Ihnen nochmals aufs herzlichste für Ihr wunderschönes Geschenk. Sie werden mich gegen meine Gewohnheit dazu bringen, mit Beleuchtung Luxus zu treiben; jeden Samstag wenigstens sollen Sie den Kandelaber brennen sehen. Und das Gedicht müssen Sie mir aufschreiben."

Ihm schoß das Blut bis in die Stirn vor Freude, er ergriff die Hand, die sie ihm darreichte, und hielt sie eine ganze Weile in seinen großen, aber doch wohlgeformten Bildnerhänden, das Gesicht vornüber gebeugt, als ob er einen Kuß auf ihre zarten Finger drücken wollte. Dann gab er sie doch ungeküßt wieder frei und hastete stolpernd aus der Thür, so eilig, daß er selbst seiner Mutter den Gutenachtgruß schuldig blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kampfspiele der deutschen Jugend.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Konrad Koch.

Unter dem Einflusse des Großstadtlebens und der großstädtischen Sitte, wie sie sich immer mehr in Deutschland verbreitet, hat vor allem die heranwachsende männliche Jugend zu leiden, die gerade in den Entwicklungsjahren reichlich Gelegenheit haben müßte zum fröhlichen Umhertummeln im Freien, aber darin allzusehr beschränkt wird. Hinaus ins Freie zu kräftigem Spiele müssen Knaben und Jünglinge regelmäßig geführt werden, um dort ihre Kräfte zu üben und zu stärken, auch deshalb, um draußen an heilsamen, ihrem Alter entsprechenden Vergnügen Gefallen zu finden und vor den schlimmen Versuchungen der Großstadt bewahrt zu bleiben. Wie Fr. L. Jahn selbst erzählt, hat er zuerst Berliner Schüler „in schöner Frühlingszeit 1810 zu Jugendspielen und einfachen Uebungen" aus der Stadt hinausgeführt, damit sie tüchtig zum Kampfe gegen des Vaterlandes Unterdrücker heranwüchsen. So soll sich unsere heutige Jugend auf dem Spielplatze leibliche und geistige Kraft und Gewandtheit erwerben, damit sie zum Waffendienst tauglich wird und, wenn es gilt, für die neu erstandene Größe des Vaterlands einstehen kann.

Für die Erreichung dieses Zieles haben die kräftigenden und anregenden Kampfspiele einen weit höheren Wert als die viel verbreiteten, jedoch nur wenig Nutzen schaffenden Scherz- und Neckspiele. Wenn von Jugendspielen die Rede ist, denkt man gewöhnlich an solche Neckspiele, wie etwa Katze und Maus, Vögelverkaufen, Dritten abschlagen u. dgl.; aber diese bieten kaum mehr als eine flüchtige Belustigung. Wo es sich darum handelt, zu ernstem Zwecke Spiele zu veranstalten, müssen diejenigen gewählt werden, bei denen sich zwei Parteien einander gegenüber stehen, die beide ihr Bestes thun, um sich den Sieg streitig zu machen; das sind die sogenannten Kampfspiele, deren hoher Wert darauf beruht, daß sie das Moment des ernsten Kampfes enthalten. Jene machen anfangs vielleicht mehr Vergnügen, aber sehr bald wird die Jugend ihrer überdrüssig. Die kräftigen Spiele gewinnen an Reiz, je länger sie getrieben, und zwar um so mehr, je feiner sie nach und nach ausgebildet werden. Es steht nicht zu fürchten, daß darunter die jugendliche Fröhlichkeit leiden könne. Nein, kräftige Knaben und Jünglinge freuen sich im Spiele ihrer Fertigkeit und Tüchtigkeit, auch wenn es sie Mühe und Anstrengungen kostet. Die straffe Anspannung ihrer Glieder, die Röte ihrer Wangen und das mutige Blitzen ihrer Augen beweisen deutlich, wie eifrig sie mit dem Herzen bei der Sache sind, und oft genug bricht ihre helle Freude in lauten Jubel aus.

Das alte Lieblingsspiel unserer Jugend, Schlagball, das unter verschiedenen Namen durch ganz Deutschland betrieben wird, ist jetzt wieder zu neuem Leben erwacht. Schon der kleine Knabe spielt es gern und nicht minder der heranwachsende Jüngling. Gleichmäßig setzt es Arme und Beine in lebhafte Thätigkeit: der Schläger treibt den Ball mit einem machtvollen Schlag hoch durch die Luft ins Spielfeld hinein und eilt dann im schnellen Laufe zum Male hin und baldmöglichst wieder zurück, die Fänger setzen dem Balle nach, suchen ihn rasch zu erhaschen, womöglich aus der Luft zu fangen und den Gegner während seines Laufes abzuwerfen. Besonders geeignet, alle Teilnehmer in steter Bewegung zu erhalten, ist die neuerdings aufgekommene Spielform, Schlagball ohne Einschenker, die zugleich ein kunstreiches Zusammenspiel erfordert.

Es ist ein besonderer Vorzug der feiner ausgebildeten Parteispiele, daß sie von dem einzelnen gleichzeitig selbständiges Vorgehen und dabei strenge Unterordnung verlangen. Dadurch eben wird das Zusammenspielen ermöglicht, daß jeder Mitspieler, sobald es an ihm ist, unverzüglich ins Spiel eingreift, doch nie den eigenen Ruhm, sondern nur den Sieg seiner Partei im Auge hat. Vortrefflich erzieht dazu auch der Barlauf, wie er sich zumal in letzter Zeit auf den Berliner Spielplätzen entwickelt hat, bei dem alljährlichen Wettkampfe der höheren Schulen um den Bismarckschild. Wer Gelegenheit gehabt hat, diesem herrlichen Schauspiele beizuwohnen, wird sich mit Freuden daran erinnern, wie keck und schneidig die einzelnen Spieler den Gegnern entgegentreten, wie trefflich sie aber alle zusammenspielen und dadurch den Sieg erringen. So wird in der Jugend früh der Geist für eine rechte Unterordnung unter die Zwecke der Gesamtheit erweckt, die den Einzelnen nicht lähmt, sondern im Gegenteil ihm erst recht zur vollen Wirkung verhilft. Eine ähnliche sittliche Zucht geht vom Fußballspiel aus, das sich im letzten Jahrzehnt die Herzen unserer deutschen Jugend wie im Fluge erobert hat und das uns ermöglicht, auch im Winterhalbjahr, solange es keine Eisbahn giebt oder kein Schnee liegt, den Spielbetrieb durchzuführen. Bei naßkaltem Frühlings- oder Herbstwetter bleibt sonst jedermann gern zu Hause. Nur die Soldaten setzen ihre Uebungen nicht aus. Aber ebenso wenig die Fußballspieler, die gerade dann bei ihren friedlichen Kämpfen das höchste Wohlgefühl empfinden. Gut geordnet gehen im Laufschritt die vorderen Reihen, die sogenannten Stürmer, gegen das feindliche Thor vor; hinter ihnen halten sich die Doppelreihen der Verteidiger, eine sorgfältig aufgestellte Nachhut, etwas zurück; jeder einzelne Spieler ist voll glühenden Eifers, doch nie darf ihn sein Thatendurst vom angewiesenen Posten fortreißen; bald genug kommt die Reihe an ihn, den Ball zu stoßen und zum Siege seiner Partei mitzuwirken. Auch die heißen Sommertage, deren erschlaffender Wirkung wir so leicht erliegen, finden wie unser Militär, so die Cricketspieler in ungehemmter Thätigkeit. Der Hitze und der Kälte zu trotzen, soll der Jüngling früh lernen. Cricket oder Thorball ist schon vor hundert Jahren von Gutsmuths auf den deutschen Spielplätzen eingeführt und mit Recht dringend empfohlen worden. Wir schätzen das Spiel deshalb so hoch, weil es am feinsten ausgebildet ist, weil es die schönen Sommernachmittage, während deren sonst nicht gespielt wird, voll auszunutzen möglich macht, und endlich, weil kaum ein anderes Spiel das Auge und die Sehkraft so trefflich übt und stärkt. In dieser Beziehung kommen ihm die von München aus weithin verbreiteten Spiele, Faustball und Tamburin, nahe, von denen namentlich das zweite ein scharfes Auge erfordert.

Diese Kampfspiele bedürfen in erster Reihe geräumiger und zweckmäßig gelegener Spielplätze. Leider fehlt es daran in vielen deutschen Städten. Der Ausschuß für Förderung der Wehrkraft durch Erziehung, an dessen Spitze E. von Schenckendorff (Görlitz) steht, hat sich deshalb neuerdings an die Regierungen der einzelnen Staaten, die Provinzial- und Kreisbehörden, wie an die Stadtverwaltungen mit der Bitte gewandt, für die Schaffung großer Spielplätze einzutreten. Im letzten Jahrzehnt hat die Opferwilligkeit der Stadtgemeinden, die Einsicht und Energie einiger Vereine und eine großartige Freigebigkeit einzelner Privatpersonen unserer Jugend schon manchen schönen Platz neu eröffnet. Doch bleibt noch viel zu thun übrig. Möge jeder dazu helfen, der ein Herz für unsere heranwachsende Jugend hat, soweit es in seinen Kräften steht. Was ihrem Wohle zu gute kommt, fördert zugleich das Wohl des Vaterlandes. Auf dem Spielplatze finden Knaben und Jünglinge nicht allein einen nie versiegenden Quell reiner, heilsamer Freude, sondern sie gewinnen dort auch leibliche und geistige Gewandtheit und Festigkeit und werden für den Waffendienst tüchtig vorgebildet.

Digitized by Google

Idyll.
Nach dem Gemälde von H. Händler.

Vermißten-Liste der „Gartenlaube“. Es freut uns, wiederum mehrere Fälle mitteilen zu können, in welchen durch Vermittlung der „Gartenlaube“ über den Verbleib verschollener Feststellungen gemacht und die Betreffenden, soweit dies möglich war, mit ihren Angehörigen wieder in Verbindung gebracht werden konnten.

Der eine der unter Nr. 515 gesuchten Brüder Schneider hat sich bei seiner Mutter gemeldet, bezüglich des anderen ist eine Nachricht eingelaufen, nach welcher er in Kamerun am Fieber verstorben ist. „Somit ist wiederum durch Vermittlung der ‚Gartenlaube‘ der Kummer und die Ungewißheit von einem besorgten Mutterherzen genommen worden,“ wird uns zu diesem Falle von den Angehörigen geschrieben.

Bei einem anderen Brüderpaar ist es gelungen, wenigstens über den Aufenthalt des einen Gewißheit zu erhalten: der Klempner Adolf Strehle hat aus Kalifornien geschrieben. Ueber dessen Bruder Emil ist bisher noch nichts bekannt geworden.

Von einem dritten Brüderpaar meldete sich der eine, Rich. Reibholdt, aus St. Louis und gab auch zugleich die Adresse des anderen in Kansas City wohnenden Bruders Friedrich an.

Ebenso lief von dem gesuchten Gustav Darner aus Rußland Nachricht ein.

Auch der Aufenthalt des unter Nr. 494 gesuchten M. Waldvogel konnte durch die seitens einer Berliner Dame gesandte Auskunft festgestellt werden. Leider hatte diese Dame ihre Mitteilung statt an uns nach Bierthäler adressiert, während die Angehörigen des Gesuchten in Lenzkirch wohnen. Die Karte konnte also nicht direkt werden, und die Post brauchte sich lange vergebens, bis endlich eine Anfrage des Postmeisters bei uns die erforderliche Aufklärung brachte. Der badische Postmeister schrieb uns dann: „So viel Arbeit, lediglich weil der M. Waldvogel aus Gleichgültigkeit seinen Eltern keine Nachricht giebt, und dazu muß ein Weltblatt wie die ‚Gartenlaube‘ eingreifen.“

Trotz mancher ähnlicher Fälle werden wir in unseren Bestrebungen nicht nachlassen, möchten aber den Anlaß benutzen, alle jene, die Auskunft über Vermißte geben können, zu bitten, ihre Auskünfte direkt an die Redaktion der „Gartenlaube“ zu richten, da dies der einzige richtige Weg ist.

Wir lassen nun eine Fortsetzung unserer Vermißten-Liste in Halbheft 26 des Jahrganges 1901 folgen:

557) Von dem am 26. Januar 1877 zu Glückstadt in Holstein geborenen Zimmermann August Theodor Siegmund Schleth, der zuletzt am 9. Februar 1899 aus Büdi im Elsaß schrieb, fehlt jede Spur.

558) Um Angabe seiner Adresse wird gebeten der zu Bleiburg bei Prey in Niederösterreich geborene Fleischer und Hausknecht Josef Andre, der jetzt etwa ein hoher Fünfziger sein wird. Die letzte Kunde von ihm kam im Jahre 1871 aus Znaim oder Pohrlitz in Mähren.

559) Der im Juni 1863 zu Tokaj geborene Architekt und Kunstzeichner Arnold Eisenkraut (Emödy), der sich bis zum Jahre 1886 in Genf aufgehalten haben soll, wird von seinem Bruder gesucht.

560) Die verwitwete Wirtschafterin Johanne Dahlen, geb. Schramm, geboren am 20. Juli 1840 zu Mewe, Kr. Marienwerder, ist verschollen. Sie soll sich zum zweiten Male verheiratet haben und nach Amerika ausgewandert sein.

561) Der am 18. März 1866 zu Hürben in Württemberg geborene Bierbrauer Friedrich Gotthard Walter hat im Dezember 1895 Ulm verlassen, um nach Wien zu gehen. Seitdem fehlt jegliche Nachricht von Walter.

562) Eine Mutter bittet ihren einzigen Sohn, den am 16. Januar 1882 zu Hannover geborenen Schlosser Friedrich Heinrich Carl Schwing, welcher sich zu Ostern 1898 in Elberfeld befunden haben soll, benachrichtigt sein. Sieling hatte die Absicht, als Schiffsschlosser auf See zu gehen.

563) Auch eine andere Mutter bangt um das Schicksal ihres einzigen Sohnes, des am 15. Januar 1861 zu Blankenhain in Thüringen geborenen Juristen Ernst Carl Enge, der am 14. September 1889 aus New York die letzte Nachricht gab.

564) August Heinrich Riese, geb. am 22. September 1858 zu Lüchen in Waldeck, schrieb im September 1884 aus Savannah in Georgia und soll im Februar 1885 nach Charleston in South-Carolina gereist sein. Seine Mutter möchte gern wissen, wo er jetzt weilt.

565) Der am 3. Februar 1863 zu Winnweiler in der Pfalz geborene Musiker Louis Corett, der im Jahre 1893 noch in Boston, Nordamerika, lebte, wird von seiner alten Mutter aufgerufen.

566) Ein Elternpaar bittet tiefbetrübt um Nachforschung nach seinem Sohne, dem am 15. Dezember 1876 zu M.-Gladbach geborenen Handlungsgehilfen Heinrich Sieben, der sich am 31. Mai 1899 heimlich von Hause entfernt und bis jetzt noch keine Nachricht von sich gegeben hat. Er ist 1,83 m groß und sehr schmal, hat glattes blasses Gesicht und graue schwere Augen.

567) Eine Mutter grämt sich zu Tode“, daß ihr Sohn, der am 9. November 1871 zu Waltershausen in Bayern geborene Lehrer Friedrich Wilhelm Theodor Hebrlein, seit seiner Entlassung vom Militär als Artillerieunteroffizier, am 30. September 1895, nichts hat von sich hören lassen.

568) Der am 11. Februar 1866 zu Friedland, Reg.-Bez. Frankfurt a. O., geborene Bauteckniker Erdmann August Franz Grobdau, der sich noch im Juli 1893 im Staate Mexico aufhielt, wird vermißt. Man vermutet, daß er sich nach den Goldfeldern in Alaska gewendet hat.

569) Der Artist Adolf Fischer, auch Adolf Haulen und Adolf Marti genannt, welcher am 5. Januar 1875 zu Görz geboren ist, gab in seinem letzten Briefe vom 14. Juli 1897 als Adresse Cartago, Costa Rica an. Alle dorthin gerichteten Briefe aber blieben unbeantwortet, und die Mutter ist besorgt in großer Sorge um den Sohn.

570) Die Mutter des im Jahre 1875 zu Brüx in Böhmen geborenen Max Freund bittet schmerzerfüllt um ein Lebenszeichen von ihrem Sohne, der seit Oktober 1897 aus Wien, wo er die Universität besuchte, spurlos verschwunden ist.

571) Von seinen Geschwistern gesucht wird der am 15. Oktober 1852 zu

Querschnitt eines Vielfachschalters für eine Telephoncentrale mit 14 000 Teilnehmern.

Zwischenverteiler bei dem Fernsprechamt II in Berlin.

Neues aus dem Telephonamt

Nach photographischen Aufnahmen.

Neuenburg in Westpr. geborene Buchhalter Hermann Davidsohn, welcher in den siebziger Jahren sich in New York aufhielt.

572) Der innigste Wunsch einer kranken Mutter ist, zu erfahren, ob ihr Sohn, der am 22. Juli 1866 zu Schwalenberg in Lippe geborene Kaufmann Friedrich Thiele, noch lebt.

573) Von seiner Schwester werden Nachforschungen nach dem Verbleib des zu Weltersbach in Bayern am 24. Februar 1815 geborenen Knechts Michael Jung, der 1862 sich im Staate South-Carolina aufhielt, angestellt.

574) Von seinen Geschwistern um Angabe seiner Adresse ersucht wird der etwa im Jahre 1840 zu Alexandershöhe bei Riga geborene Schiffskapitän Otto Zoeger.

Neues aus dem Telephonamt. (Zu den Abbildungen S. 258.) Wenn man den Mann mit dem kühnen Schnurrbart, die schlangenartigen Drähte und geheimnisvollen Kabel auf unseren beiden Bildern sieht, so fühlt man sich versucht zu glauben, sie sollten ein wundersames Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ illustrieren. In Wirklichkeit ist der Zauber dieser Apparate größer als alle Phantasiegestalten unserer Ahnen. Dabei handelt sich's um ein Ding, das jeder kennt, jeder benutzt, das geführten Drähte leicht hindurchlassen und jede einzelne Klinke erreichen kann, die von oben durch den Streifen durchgeflossen wird.

Der Amtsmechaniker kann — auch das ist auf dem ersten Blicke klar ersichtlich — in dem Kabelgang bequem gehen, ohne daß das Podium allzu hoch zu werden braucht. Das neue System arbeitet sehr schnell und einfach und bietet den besonderen Vorteil, daß nur wenige Handgriffe dabei erforderlich sind. Vor allem sorgt es auch für die gleiche Belastung der einzelnen Beamten. Und diesem Zwecke dient der Zwischenverteiler (siehe die zweite Abbildung). Er gestattet, daß die Anrufzeichen der verschiedenen Teilnehmer auf verschiedene Plätze gelegt werden, ohne daß eine Aenderung im Klinkenfeld oder am Hauptverteiler notwendig wäre. Somit ist eine Verteilung der Abonnenten auf die verschiedenen Arbeitsplätze in der Weise möglich, daß jeder Beamte annähernd dieselbe Anzahl von Rufen zu bewältigen hat, ohne daß die Nummer des Abonnenten und seine Klinkenreihe in den Tischen geändert zu werden braucht. Die merkwürdigen Bilder lösen sich also in genial erdachte Einrichtungen auf, welche der Seele unseres wirtschaftlichen Daseins, dem Verkehr, schnelle und sügsame Verständigungsmittel zu Gebote stellen.

Heinz Krieger.

Sturmflut an der Ostsee.

Nach dem Gemälde von Fr. Holtmann-Fallersleben.

vielen geradezu unentbehrlich ist und dessen Eigenschaften doch so wenigen klar sind. Der Kasten, in dem der Mann mit dem Schnurrbart steckt, ist der Querschnitt eines Vielfachschalters für eine Teilnehmerzentrale von 14000 Teilnehmern, und das Bild mit der mächtigen Vielenlage ist der Zwischenverteiler bei dem Fernsprechamt III in Berlin.

Amt III und IV sind die größten Aemter in Deutschland. Die Anzahl ihrer Teilnehmer beträgt je 14000, außerdem sind ungefähr 1400 ankommende und 1400 abgehende Verbindungsleitungen vorhanden, welche die Aemter zu einander in Beziehung bringen. Die mit Stöpselloch versehenen Klinken, über welche jede Leitung geführt wird, bevor sie an die für sie bestimmte Anrufklappe gelangt, sind bei beiden Aemtern an niedrigen Tischen angebracht. Auf je einen dieser sogenannten Teilnehmertische entfallen 600 Teilnehmer, auf den Verbindungstisch 100 ankommende Leitungen. Das ganze Amt besitzt danach 40 Tische, einschließlich der Vorschaltttische, welche für den Fernverkehr besondere Schaltvorrichtungen haben. Die Klinken, mehr als 570000, erstrecken sich auf etwa 54 km, und die Leitungen in den Kabeln der Tische sind ungefähr 4500 km lang, also fast so lang wie ein transatlantisches Kabel. Es werden aber bei dieser Anordnung an Klinken 570000, an Kabeln 2700 km gespart. Die Streifen, in welchen die Klinken stecken, die sogenannten Klinkenstreifen liegen bei diesen neuen Telephonämtern senkrecht zur Tischachse, die Kabel sind fest an den Wänden ausgebracht, nach oben herumgebogen und aufgelöst, so daß man durch diese lose

Die letzten Augenblicke von Pompeji. (Zu dem Bilde S. 236 und 237.) Es war am 24. August 79 nach Chr., als die Städte Pompeji und Herculanum und einige kleinere Städte der Nachbarschaft durch einen furchtbaren Ausbruch des Vesuvs mit einem Regen von Asche und Bimssteinbrocken verschüttet und unter der vulkanischen Decke begraben wurden. Erst 1748 fanden die ersten Ausgrabungen statt, und bis auf den heutigen Tag wurde mehr als ein Drittel Pompejis aufgedeckt. Das archäologische Museum unter der Erde hat die Altertumswissenschaft und die Kunstgeschichte in seltener Weise bereichert. Sang doch schon Schiller zu einer Zeit, wo diese Ausgrabungen noch nicht entfernt die heutige Bedeutung hatten:

„Welches Wunder begiebt sich? Wir stehen um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schoß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?
Griechen, Römer, o kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu baunt sich Herkules' Stadt.“

Es sind Städte genug in Amerika und auf den Inseln des Weltmeeres durch Vulkane verschüttet worden, aber der Vesuv ist eben ein klassischer Vulkan, und er hat uns ein Stück klassischen Altertums unter der Erde konserviert. Die Katastrophe selbst hat uns Plinius geschildert. Das großartige Naturschauspiel, das die Siedelungen

lebensfrendiger und kunstliebender Menschen so grausam verheerte, daß stets die Phantasie der Dichter und Künstler angeregt. In seinem Roman „Die letzten Tage von Pompeji“ hat uns Bulwer ein anschauliches, mit epischer Breite bis in alle Einzelnheiten ausgeführtes Gemälde dieser Schreckensstage gegeben, die Naturerscheinung selbst, das Werk der Zerstörung, den Untergang und die Flucht der Menschen aufs anschaulichste geschildert. Und ein deutscher Dichter, Ferdinand Gregorovius hat in seiner von klassischem Hauch durchwehten, formschönen poetischen Erzählung „Euphorion“ in meisterhaften Hexametern den Untergang Pompejis dargestellt. Daß auch die bildende Kunst hinter der dichtenden nicht zurückblieb, beweist das Gemälde von W. Ehrea, „Die letzten Augenblicke von Pompeji“, ein stimmungsvolles Bild der schrecklichen Katastrophe. „Alles rennet, rettet, flüchtet,“ aber die Nacht lichtet sich nicht, denn ein undurchdringlicher Aschenregen erfüllt Himmel und Erde; ein Wirrsal allgemeiner Flucht zu Fuß, zu Pferd, im Wagen. Mütter schleppen ihre Kinder mit fort, viele ihre Schätze und was sie in der Eile aufgegriffen haben. Verzweiflung malt sich in allen Gesichtern und Geberden: es ist ja das Weltende, das über die Bewohner dieser schönen Städte Campaniens hereinbricht! Den Tag sieht keiner wieder; der Boden wankt, und der Donner des Vesuvs kündet den Lebendigen ihren letzten Tag an.

†

Arabischer Dekorationsmaler. (Zu unserer Kunstbeilage.) Er ist noch nicht alt, dieser arabische Dekorationsmaler, aber er zählt zu der alten Schule, auf deren Grundsätze er in Knabenjahren bei seinem Meister eingeschworen wurde. Es giebt ja — Allah möge es ihnen verzeihen — in den Städten Arabiens, die ihre Häuser nach europäischer Art bauen und die Wände mit Tapeten bekleben oder gar mit Landschaften bemalen lassen. Diese Blinden, die nicht sehen, was schön ist! Diese Unwissenden, die vergessen haben, daß die Araber von alters her Meister in der Ornamentik sind! Welche glänzende Malter haben sie nicht vor tausend Jahren aus einfachen Linien und stilisierten Blättern und Blumen zu schaffen verstanden! In bunter Pracht zierten dieselben die getünchten Wände, glänzten in Lackfarben auf Holzverkäfelungen, ein hoher Schmuck der Moscheen und Paläste, ein Stolz der Privathäuser. Fremde kamen und staunten und nannten die Araberkeln der Maurerkeln nach. Der junge Dekorationsmaler hat endlich einen Gönner gefunden, der sein Haus nach alter Väterart schmücken läßt. Da geht der Künstler mit Freude und Liebe ans Werk. Fleißig mischt er die Farben, mit seinem Geschmack entwirft er das Muster, mit sorgfältig führt er Strich für Strich den Pinsel. Eine mühselige Arbeit, aber sie gelingt. Ein Ornament prangt auf der Wand, das sich sehen lassen kann und das Entzücken der Kunstverständigen hervorruft. Da erkennen wir noch einen der arabischen Dekorationsmaler, die in früheren Jahrhunderten besruchtend auch auf die abendländische Ornamentik einwirkten, von denen auch deutsche Künstler, wie ein Peter Flötner und ein Hirschvogel, gelernt haben.

Allerlei Kurzweil.

Drüsslings-Kryptogramm. Von Erh. Lipka.

Skataufgabe. Von J. Kühn.

Mittelhand hat:

(tr.H.) (p.B.) (c.H.) (p.As) (p.Z.) (p.K.) (p.D.) (p.B.) (car.Z.) (car.K.)

sagt Grand-Schneider an und verliert. Warum? Schellen ist sowohl in der Vorhand, als in der Hinterhand vertreten. Wie ist die Kartenverteilung? Was liegt im Skat?

Rätsel.

Fällt es dir zu,
So bist es du.

E. E.

Scherzrätsel.

Ein Hauch am Anfang — und am Schluß:
Ob man das Tier noch suchen muß?

Verwandlungsrätsel.

1. Herford | · · · · · · · | · · · · · · · | · · · · · · · | Bosnien.
2. Benares | · · · · · · · | · · · · · · · | · · · · · · · | Messina.

Mit Hilfe von je drei Zwischenstufen, die richtige Hauptwörter sein müssen, suche man 1. von Herford nach Bosnien und 2. von Benares nach Messina zu gelangen. Dabei muß jedes Wort aus dem vorangehenden durch Aenderung von drei Buchstaben hervorgehen, deren Stellen oben durch Sternchen angedeutet sind. Umstellen der Buchstaben ist nicht erlaubt.

A. St.

Wechselrätsel.

Mit **B** eine Stadt am Meeresstrand,
Mit **D** in Briefen oft angewandt,
Mit **F** als unerbittlich bekannt.

F. Müller-Saalfeld.

Auflösung des Kryptogramms „Medusa“ auf Seite 232.

Man liest zuerst die von einem Teile des Medusenhauptes berührten Buchstaben, von unten links anfangend, darauf die übrigen:

„Der Uebel grösstes ist die Schuld“.

Auflösung des Rätsels auf Seite 232. Achat.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 232. D — reize — hn.

Auflösung des Einsteckrätsels auf Seite 232.

Meder, Leiter, Gerste — Fassler, Schärpen, Brand, Raute, Rache, Thon — Hunde, Zeug, Werber — Halfter, Harem, Geier.

Der Spruch der Fee.

Auflösung des Homonyms auf Seite 232. Abwerfen.

Die überaus freundliche Aufnahme, welche die erste Sammlung von E. Werners illustrierten Romanen und Novellen gefunden hat, veranlasst uns, den zahlreichen Freunden der gefeierten Erzählerin neben mehreren früheren, in den Gesamt-Ausgabe noch nicht enthaltenen Werken die in den letzten Jahren neu entstandenen Romane und Novellen in einer neuen illustrierten Sammel-Ausgabe darzubieten. Dieselbe beginnt soeben zu erscheinen unter dem Titel:

E. Werners Gesammelte Romane und Novellen

Illustrierte Ausgabe. Neue Folge. Vollständig in 48 Lieferungen zu je 40 Pfennig.

Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung.

Die neue Sammlung wird folgende Romane und Novellen enthalten: **Freie Bahn! • Flammenzeichen • Auf Ehrenwort • Erinnerung • Wähle! • Warum? • Der Wilddieb • Befreit • Der Egoist • Fata Morgana • Hexengold • Der höhere Standpunkt • Der Lebensquell • Edelwild • Ein Gottesurteil • Aklerling.**

Für die Illustrierung haben wir eine Reihe namhafter Künstler gewonnen, wie **W. Claudius, M. Flashar, Paul Hey, Richard Mahn, C. Siegert, C. Wedemmeyer** u. a., welche dafür bürgen, dass sich die „Neue Folge“ auch im Bilderschmuck der ersten Sammlung würdig anschliessen wird. Wie bei dieser hat die Verlagshandlung auch bei der „Neuen Folge“ für eine elegante Ausstattung, schönen, klaren Druck und gutes, dauerhaftes Papier Sorge getragen. — Durch das Erscheinen in Lieferungen (alle 14 Tage eine Lieferung im Umfang von durchschnittlich 50 Druckseiten) ist Gelegenheit gegeben, die Hausbibliothek auf bequeme Weise um einige Bände interessanter und fesselnder Lektüre von bleibendem Werte zu bereichern. — Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf die illustrierte Ausgabe von **E. Werners Gesammelte Romane und Novellen. Neue Folge**, entgegen und senden auf Verlangen gern die erste Lieferung zur Ansicht. Wo der Bezug auf Hindernisse stösst, wende man sich direkt an

die Verlagshandlung Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Halbheft 10. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Sette Oldenroths Liebe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(9. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Mit einem Aufstöhnen lehnte sich Fedderſen in die Kissen des Wagens zurück und schloß die Augen. Seine Ehe war ja keine glückliche, gewiß nicht, und die Schuld daran hatte er stets sich allein beigemessen; er war von allem Anfang an der Ruhige, Leidenschaftslose gewesen. Aber sicher hatte er sich gefühlt in Bezug auf Ilse, völlig sicher; sie hatte ihn ja durchaus gewollt, hatte ihn gewählt in stürmischer Hast, und schien zufrieden mit ihm, wie er nun 'mal war. Sie freute sich über ihre Häuslichkeit und ihre Stellung, nie war ihm aufgefallen, daß sie an etwas anderes gedacht hätte neben ihm, als an ihre Toilette, ihre Geselligkeit, ihre Nippsachen. Wie der Junge geboren wurde, hatte er sich sogar Vorwürfe gemacht, daß die rechte, echte Neigung zu ihr auch da nicht bei ihm durchbrechen wollte, daß alles das, was er noch zu vergeben hatte an Herzenswärme, nur auf das Kind überging.

Nun das! Nun das!

Und nichts hatte er gemerkt! Freilich, seit dreiviertel Jahren hatte er so viel mit sich selbst zu thun gehabt; ein nimmer müder Wächter war er geworden über sein Denken und Handeln. Diese Wachsamkeit über sich nahm alle seine Kräfte in Anspruch, und die Kämpfe mit sich, die hatte er immer am liebsten da draußen ausgefochten im Felde, im Walde, fern vom Hause. Wie konnte er da die hüten, die sich ihm anvertraut hatte, der er vertraute? Und während er dort umherlief in der Sorge, ja nicht gegen

Ein erlegter Leviathan.
Nach einer photographischen Aufnahme.

seine gelobte Treue zu verstoßen, jeden seiner Blicke, seiner Gedanken prüfte, sich mit Selbstvorwürfen peinigte, sich zerarbeitete wie ein Knecht, um das verlotterte Erbe der Frau, welche die Mutter seines Jungen war, herauszubringen, während er darauf dachte, für Sette ein anderes Heim zu schaffen, damit ihm und ihr Ruhe werde und sie sich beide niemals Vorwürfe machen dürften — da betrog ihn diese Frau, lächelnd und guter Dinge mit dem Herrn Arthur Lewinsky!

So — und was nun?

Trennung, den Bucher Staub von seinen Füßen schütteln und suchen nach einem neuen Dasein! — Ein Bettler, ein Heimatloser, zu dem sie ihn gemacht!

Früher, da stand er doch noch in seinem Beruf, da hätte er sich verspotten lassen, hätte in der liebgewordenen Thätigkeit vergessen können, aber so — wo er ihretwegen alles hingeworfen hatte, ohne Besinnen, weil er es für seine Pflicht hielt! — — —

Er hatte sich immer bemüht, sie zu verstehen, er dachte so gar nicht engherzig. Als sie sich damals in blinder Leidenschaft in seine Arme warf und der alte Bucher ihm die Pistole auf die Brust setzte, seine Tochter wie eine Verlorene behandelte, da war wenigstens ein ehrliches Mitleid für die in seinem Herzen emporgequollen, die so unerwünscht und ungeworben seine Braut wurde, obgleich sie sein Lebensglück zerstörte. Und mit diesem Suchen nach einem Verstehen ihres Charakters war er neben ihr gegangen, mit einer gewissen scheuen Bewunderung, daß sie einst den Mut gefunden hatte, die Schranken der Sitte zu überspringen und ihm zuzuschreien: „Du und kein anderer! Hier bin ich — geh' nicht vorüber an mir!“ — Oder war's vielleicht nur Lust zu Abenteuern gewesen?

Ja, und nun mußte er abrechnen mit ihr, diesen Brief in der Hand; und wie das enden würde, wußte er. Er würde gehen, morgen schon — Gott weiß wohin?

Sein Junge, der Walter! Er war sein, er konnte ihm nicht genommen werden, aber — auf welche Kämpfe mußte er sich gefaßt machen, was hatte er dem Kinde zu bieten?

Wie der Wagen in den Bucher Hof fuhr, fühlte er sich körperlich so elend, als wäre eine schwere Krankheit im Anzuge Er ging, am Herrenhause vorüber, nach der Inspektorwohnung und übergab dem alten Beamten, der eben heimgekommen war, die Arznei für das kranke Tier. Dann wanderte er wieder zum Thore hinaus, den Weg zurück, den er eben gefahren war.

Im Mallnower Walde setzte er sich unweit des Fahrweges auf einen Baumstumpf und stierte in die Dämmerung hinein. Die lautlose Stille that ihm wohl, beruhigte ihn. Er verwochte alles zu überdenken — und endlich glaubte er das Rechte gefunden zu haben. — Als er nach einer Stunde das Rollen eines Wagens hörte, trat er an den Rand des Weges; das konnte Christian sein, der wieder nach Siegeswalde fuhr, früher als nötig; aber der Alte gedachte wohl dort ein wenig auszuspannen, um seine verheiratete Tochter und die Enkel besuchen zu können. Er rief den alten Mann an, der erschrak, als er seinen Herrn in der Dunkelheit des Waldes so plötzlich fand.

„Ich fahre wieder mit nach der Stadt, ich will die gnädige Frau selbst abholen,“ erklärte Fedderjen.

Vor dem „Adler“ stieg er aus und setzte sich in die Gaststube, die ziemlich leer war. Er bestellte ein Glas Bier und fragte den Kellner, ob die Konzertprobe noch nicht bald beendigt sei.

So viel er wußte — demnächst, berichtete Louis, aber die Herrschaften hätten noch eine Bowle ansetzen lassen, die man nach der Probe trinken wollte.

„Wenn die Musik zu Ende sein wird, so geben Sie hinauf und sagen Sie Herrn Lewinsky, Herr von Fedderjen wünschte ihn zu sprechen, und bitten Sie ihn, in die Gaststube zu kommen.“

„Sehr wohl, gnädiger Herr, aber ich erlaube mir zu bemerken, daß Herr Lewinsky bereits vor der Probe den ‚Adler‘ verlassen hat.“

Und auf den verständnisvollen Blick Fedderjens setzte er hinzu: „Herr Lewinsky hat sich beim Schließen eines Fensterflügels das Handgelenk verrenkt, so sagte wenigstens Herr Lewinsky zu meinem Chef, als er fortging; er war infolgedessen nicht imstande, mitzuwirken, die Piece fällt aus, wie ich hörte. Frau von Fedderjen ging ein Weilchen später auch fort und sagte mir, wenn der Wagen käme, solle Christian bei Frau Doktor Brümmer vorfahren, dort werde sie um zehn Uhr sein.“

„Wo der Wagen Frau Doktor Brümmer?“ fragte Fedderjen, fast stimmlos.

„In der Salzgasse, da, wo unten im Hause das Schnittwarengeschäft ist.“

„Und wie heißt doch die Straße, wo Herr Lewinsky wohnt?“

„Ecke der Berliner und der Breiten Straße.“

„Danke schön!“

Fedderjen sah nach der Uhr, bezahlte sein Bier und ging. Langsam wandelte er durch abendliche menschenleere Gassen nach dem Hause Lewinskys. Als er über den Markt kam, schlug es Neun.

„Eine selbstsame Stunde, Besuche zu machen,“ sagte er halblaut, „aber die Sache muß mich entschuldigen“.

Nach kleinstädtischer Sitte war die große Thür des stattlichen Hauses unverschlossen. Er öffnete und trat ein; ein großer Flur nahm ihn auf, zu dessen beiden Seiten Treppen in das obere Geschoß führten, die sich auf einer Galerie vereinigten, in der Höhe des ersten Stockwerks. Rechts und links mündeten Thüren, die in die Parterrezimmer führten. Von der Decke des Flures hing eine altmodische Kupferampel herab, in der eine Petrolenumflamme brannte. Die Treppen waren breit und hatten schöne schmiedeeiserne Geländer.

Fedderjen zog eine nach dem ersten Stock laufende Klingel und betrachtete während des Wartens die schweren eichenen, altersbraunen Schränke, die an den Wänden umherstanden.

Nach einer Zeit, die ihm unendlich lang erschien, trat eine alte Dienerin aus der Thür, die neben der Treppe in das linkseitige Erdgeschoß führte, und fragte die Stufen hinunter: „Wer ist gekommen?“

„Von Fedderjen auf Buchte. Ich wünsche den Herrn Lewinsky zu sprechen.“

„Den Herrn?“ Das alte Weiblein stockte, wie erschrocken. „Ach, verzeihen Sie, unser junger Herr ist nicht zu Hause.“

„Wissen Sie, wann er zurückkehrt? Es ist eine Sache von Wichtigkeit, ich würde am liebsten auf ihn warten.“

„Er ist verreist.“

„Wann? Wohin?“ fragte er mühsam. Ihm war ganz schwindlig geworden. Denn daß Ilse mit Lewinsky geflohen sei, schien ihm in diesem Augenblick gewiß.

„Mein Sohn ist vor zwei Stunden etwa abgereist,“ sagte jetzt eine tiefe Frauenstimme, und Frau Lewinsky trat aus der Thür in ihrer ganzen Größe und freundarigen Erscheinung. „Vielleicht kann ich Ihnen dienen, mein Herr, in Vertretung meines Sohnes?“

Er verbeugte sich, und die alte Dame machte eine Handbewegung, die ihn einlud, in die Thür zu treten, an der sie noch stand.

„Bitte, hier hereiu, nur müssen Sie verzeihen, Sie sehen das Zimmer eines jungen Mannes, der soeben plötzlich eine lange Reise angetreten hat.“

Fedderjen biß sich auf die Lippen — also wirklich, er war fort; es war augenscheinlich Wahrheit, was man ihm sagte! Seine Blicke schweiften unwillkürlich durch den elegant ausgestatteten Raum, der alle Spuren größter Unordnung aufwies: verschobene Möbel, offene Schubkästen, zerknittertes Papier, Kleidungsstücke; in dem Kamin die Reste verbrannter Schriftstücke: mitten in dem Zimmer aber stand eine Frau mit blassen, vergrämten Zügen und großen dunklen, wie im Leid erstorbenen Augen.

„Was wünschen Sie von meinem Sohn?“ fragte sie nun mit unsicherer Stimme.

„Verzeihung, gnädige Frau, es ist eine Sache, die nur ihn und mich angeht. Können Sie mir vielleicht sagen, wohin Ihr Herr Sohn gereist ist und — ob er allein diese Reise — “

Er sah sie scheu an dabei, und als ihre Augen seine Blicke erwiderten, wußte er plötzlich: über diese Frau ist eben jetzt ein großes Leid hereingebrochen! Jede Linie des klugen, fremdartigen Gesichtes erzählte von kaum zu unterdrückendem, leidenschaftlichem Schmerz.

„Mein Sohn ist allein gereist,“ sagte sie, „er ist — er wurde —“ Man sah ihr an, mit welch furchtbarer Ueberwindung sie eine Ausrede suchte.

„Er ist nach Rußland gegangen — ein — ein Bruder von mir liegt krank — wünschte ihn sogleich zu sehen — ein

Telegramm — —“ Sie stand mit gesenktem Kopf, unbeweglich, die Röte der Scham auf dem Gesicht.

„Und wann wird er zurückkehren?“

Jetzt faßte sie nach der Lehne eines Sessels.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete sie mühsam.

„Aber Sie wissen ohne Zweifel, daß Ihr Herr Sohn sehr — befreundet war mit meiner Frau!“

„Ich weiß nichts,“ sagte sie, ohne ihn anzusehen.

„Aber Sie werden Ihrem Sohn jedenfalls schreiben, gnädige Frau, Sie kennen seine Adresse —“

Sie antwortete nicht.

„Ich nehme es an, und ich bitte Sie, ihm mitzuteilen, daß ich ein ziemlich geduldiger Mensch bin, und daß ich nicht nur diese Eigenschaft habe, sondern auch über ein brillantes Gedächtnis verfüge. Sollte ich ihn, wäre es auch nach langen Jahren, irgendwo treffen, so würde ich, an diesen meinen Besuch anknüpfend, ihm sagen, was ich ihm jetzt eben sagen wollte, Ihnen aber ersparen möchte. — Ich bitte Sie dringend, gnädige Frau, teilen Sie mir mit, wohin sich Herr Lewinsky gewandt hat.“

„Ich weiß es nicht,“ wiederholte sie hochaufatmend, „ich rede die Wahrheit, ich weiß es nicht! Er hat so plötzlich von mir Abschied genommen, in einer solchen Hast. — Ich sprach vorhin von meinem Bruder, es war Schwachheit von mir, ich besitze keinen Bruder in Rußland. — Mein Sohn ist fort, ich ahne nicht, wohin“ — Sie blickte ihm fest ins Auge, ohne Zweifel redete sie jetzt die Wahrheit.

Er verbeugte sich vor ihr und ging hinaus, an dem alten Weiblein vorüber, das da noch wie erstarrt Wache hielt an dem Pfosten der Treppe.

„Ach, gnädiger Herr, Sie haben die Frau doch nicht geängstigt?“ fragte sie leise, „sie ist ja so unglücklich, sie überlebt's nicht, der kommt nicht wieder, das wird sein Tod!“

Er faßte kurz an den Hut und verließ das Haus, ohne die alte Dienerin weiter zu beachten. — — —

Vor dem Hause des Schnittwarenhändlers in der Salzgasse, in dessen oberem Stockwerke mehrere Fenster erhellt waren, begann Feddersen auf und ab zu wandern. Um zehn Uhr hatte Ilse den Wagen hierher bestellt; es war jetzt halb Zehn. Nach einem Weilchen überlegte er, daß sie sich vielleicht anders besonnen haben könne und wieder ins Hotel zurückgekehrt sei, oder — der Atem stockte ihm bei dieser Vorstellung, die ihn wiederum jäh überfiel — daß sie doch mit Arthur Lewinsky — — Ein kalter Schweiß stand ihm plötzlich auf der Stirn, er wollte Gewißheit haben.

Er trat in das Haus und ging die steile, spärlich erleuchtete Treppe hinauf, um an der Entreethüre des Herrn Doktor Brümmer zu klingeln. Ein paar Kinder liefen herzu und öffneten, ein Junge im Matrosenanzug und kurzgeschorenem Haar und ein süßes, kleines Mädel von sechs Jahren.

„Papa ist eben zu einem Kranken geholt,“ sagte der Junge. „Ich will nicht zu deinem Papa, ich möchte nur wissen, ob Frau von Feddersen noch bei eurer Mama ist?“

„Ja,“ sagten beide einstimmig, und die Kleine setzte wichtig und vertraulich hinzu: „Sie sitzen in der guten Stube.“

„Geht hinein und bestellt, die Tante Feddersen möchte herunterkommen, ihr Mann warte draußen.“

Die Kinder liefen davon und verschwanden in einer Thür am Ende des Korridors. Feddersen stieg die Treppe wieder hinunter und begann abermals vor dem Hause auf und ab zu wandern.

Die Botschaft von ihm plaßte in ein angeregtes Gespräch über alte Jugenderinnerungen. Ilse, etwas verwundert, machte sich fertig ohne Hast. Ihre Freundin Lotte Brümmer neckte sie dabei: sie habe einen aufmerksamen Ehemann; ihrem fiele es niemals ein, sie abzuholen. Ilse lächelte; sie befand sich in strahlender Laune heute abend, die Sache mit Arthur war so schön und glatt abgelaufen, sie hatte es sich viel schwieriger vorgestellt, den wunderlichen Menschen wieder loszuwerden! Ganz unmötig hatte sie sich geängstigt! Er war nur blaß geworden bis in die Lippen, hatte sich vor ihr verbeugt wie ein Fremder und sich zum Gehen gewendet, als sie ihn aufklärte über seinen großen Irrtum. Einen Augenblick nur wurde sie von Angst gepackt ob dieses stummen Abganges und war ihm bis zur Saalthür nachgelaufen.

„Sie werden doch nichts Thörichtes unternehmen, Arthur?“ hatte sie gefleht. „Beruhigen Sie mich! Sie müssen zu einsehen, daß ich — ich habe doch vor dem Altar Treue geschworen, ich darf doch meiner Neigung nicht folgen? Ich will, ich muß mein schweres Los weiter tragen. Bedenken Sie doch — das Kind! Machen Sie es mir nicht noch schwerer! Verstehen Sie mich denn nicht? Wir wollen Freunde bleiben, Arthur —“

Er hatte ihre Hand ruhig abgestreift von seiner Schulter. „Ganz wie Sie befehlen, gnädige Frau,“ hatte er geantwortet, „nur bitte, entschuldigen Sie mich jetzt, ich habe unerträgliche Schmerzen im Handgelenk, bin nicht imstande zu spielen.“

„Aber, bedenken Sie doch, Arthur, es wird Aufsehen erregen! Eine Absage des Konzerts jetzt noch!“

Doch während dieser Worte war er bereits verschwunden. Gottlob, es hatte wenigstens keine Scene gegeben! —

Wenn sie nur erst wüßte, was er beginnen wollte! Hans fiel ihr ein, sein starres Totengesicht. Welch Glück, daß sie nicht allein war in diesem Augenblick — sie hätte sich zum Sterben gegraut. — Als die Dämmerung hereinbrach, verließ sie den Konzertsaal, lief wie gehetzt durch die dunklen Gassen nach Lewinskys Hause und erspähte dort völlige Beruhigung; sie sah, wie sein Coupé vorfuhr, ein Handkoffer herausgebracht wurde und wie Arthur gleich darauf einstieg. Ach, er verreist, dachte sie, das Vernünftigste, was er thun kann! — Wie Bergeslast war es von ihrer Seele gefallen. Gott sei Dank, daß die Geschichte zu Ende ging! Die Angst würde sie nie vergessen! Daß aus dem Konzert nichts wurde, war ihr im übrigen gleichgültig.

Sie überließ sich bei Lotte Brümmer ihrer gehobenen Stimmung; es war ihr wieder gelungen, einen Mann zu ihren Füßen zu sehen, zu wissen, daß er um sie litt. Und seelenruhig betrat sie ein paar Minuten nach Feddersens Aufforderung, hinunterzukommen, die Straße und ging auf dem Bürgersteig der dunklen Gestalt nach, die langsam vor ihr herschritt. Als sie dicht hinter ihm war, wandte er sich plötzlich um; sie standen gerade unter einer Laterne und sahen sich in die Augen.

Ilse überfiel plötzlich ein rasendes Herzklopfen, das Lächeln erstarb ihr auf den Lippen. „Was ist denn?“ fragte sie. „Wie siehst du denn aus? Als ob du mich aufessen wolltest!“

„Der Wagen wird gleich kommen, wir wollen ihm entgegengehen,“ antwortete er.

„Schön — aber ich möchte erst wissen, was es zu bedeuten hat, daß du mich herunterholen läßt von Lotte Brümmer? Hast du denn solche Eile? Ist irgend etwas geschehen?“

„Ja!“

„Dann sag's doch!“

Nachher. — Die Straße ist nicht der Ort dazu.“

Sie gingen weiter durch die dunklen Gassen, seine Schritte hallten wieder in der Stille, und das Rascheln ihres seidengefütterten Kleides war deutlich hörbar. Vor dem Hotel erst traten sie den Wagen. Der Hausknecht schnaubte mit dem alten Christian; die Gaslaternen der Hausthür warfen einen gelblichen Schein über die nächste Umgebung.

Ilse wagte wieder einen Blick in das Gesicht ihres Mannes, er nahm eben ihren Pelzmantel aus dem Wagen und legte ihn schweigend um ihre Schultern. In diesem Augenblicke wußte sie es, atemraubend überfiel es sie — der Mantel im Wagen — im Mantel der Brief!

Sie fuhr mit der Hand in die Tasche, der Brief fehlte.

Uns Himmels willen, was nun?! Die Knie wankten ihr, als sie einstieg, der Kopf wirbelte ihr. Einen Ausweg, lieber Gott, einen Ausweg!

Nun saß er neben ihr, und sie fuhren durch die Straßen; die Fenster klirrten, die Räder rasselten ohrenbetäubend. Gottlob, bevor man auf die Chaussee kam, würde er nicht sprechen!

Sie lag in der Ecke und schloß die Augen, Feddersen sah zum andern Fenster hinaus. Er sprach auch noch nicht, als man schon zwischen den Gärten von Siegeswalde fuhr. Ilse hatte Zeit zu überlegen. Als er dann plötzlich zu sprechen begann, war sie mit sich im klaren.

„Was hast du Herrn Lewinsky geantwortet auf die Vorschläge, die er dir in so uneigennütziger Weise machte?“

„Wie? Ich weiß nicht, was du meinst. Hat mir der Arthur Lewinsky Vorschläge gemacht?“

„Lüge nicht, Ilse, es kann ja doch nichts helfen," sagte er ruhig.

„Ja — ich verstehe dich aber nicht," beharrte sie.

„Ich meine den Brief, der in Deiner Pelztasche steckte."

„In meiner Pelztasche?" fragte sie, wie sich besinnend. Und plötzlich setzte sie sich empor. „Ach, der Brief? Ja, ich weiß schon — du hast ihn wohl gelesen?"

„Ich war so frei."

„Er war nicht an dich!"

„Aber an meine Frau."

„Das ist indiskret, denn dieser Brief war zufällig nicht an mich." Sie sagte das mit ungeheurer Ruhe und Bestimmtheit.

Einen Augenblick stutzte er. „Wie kommst du zu diesem Brief?" fragte er, „wenn er nicht an dich gerichtet ist?"

„Man hatte mir diesen Brief gegeben und mich um Rat gefragt."

„Rann? Der große Unbekannte?"

„Ich bin eben diskret."

„Rührend von dir! Ich sage dir aber, der Brief war an dich! Ich möchte nun, da ich doch schließlich beteiligt bin bei der Sache, gern wissen, was du zu thun gedenkst? Ist Lewinsky vorangereist, um dir die Stätte zu bereiten, wo ihr beide in süßer Freiheit leben wollt, oder hast du dich besonnen und ziehst es vor, im Lande zu bleiben, in den Sklavenketten — in der unwürdigen Position?"

„Der Brief ist nicht an mich!" wiederholte sie in ihrer langsamen Art, aber der Stimme merkte man das Herzklopfen an, das sie befallen hatte.

„Ich werde so lange bei meiner Meinung bleiben, bis du mir diejenige nennst, an die er gerichtet ist."

Sie schwieg eine Weile, sie überlegte zum letztenmal. „Und wenn ich nicht will?" fragte sie dann. „Ich habe doch kein Recht, fremde Geheimnisse preiszugeben!"

„Dann wirst du den Beweis der Wahrheit vor dem Richter erbringen müssen."

„Du bist wahnsinnig, Fritz!"

„Nein, denn ein Leben, ein Nebeneinander unter solchen Umständen ist unmöglich. Wir werden uns trennen."

„Herr Gott — wenn du denn darauf bestehst," schrie sie außer sich, „der Brief war —"

Er packte sie plötzlich am Arm. „Ueberlege dir, was du sprichst," hörte sie ihn heiser sagen, und sie fühlte, wie seine Hände zitterten. „Ueberlege es dir!"

Ein Weilchen schwieg sie, wie erschrocken. Er öffnete ein Fenster an seiner Seite, es war ihm, als müßte er ersticken.

Die Nachtluft wehte kühl herein. Zur Seite des Weges standen schweigend die dunklen Kiefern, die Pferde gingen langsam die Anhöhe im Malnower Walde hinauf. Fedderſen meinte, die Frau da neben ihm müßte sein Herz schlagen hören.

„Der Brief ist an Sette," sagte sie endlich leise, und dann schrie sie so gellend auf, daß der alte Christian mit einem Ruck die Gäule anhielt und wie ein Wetter vom Bock war.

Fedderſen hatte schon den Schlag geöffnet und stand auf der Chaussee. „Fahren Sie die gnädige Frau nach Hause," sagte er tonlos zu dem Alten, „ich gehe." Er begann die Chaussee entlang zu wandern wie einer, der es eilig hat, sein Ziel zu erreichen.

Der alte Kutscher, der schon beim seligen Buchter gedient hatte, als dieser noch auf Freiersfüßen ging, der ihn zur Hochzeit gefahren und dann Agnes und Ilse im Tauf- und später im Hochzeitsstaat zur Kirche, stand ratlos neben dem Wagen, aus dem ein fassungsloses Schluchzen drang.

„Aber, gnä Frau — aber, gnä Frau," stotterte er, „Jesus, nee — nee, wat is denn man passiert?"

„Hilf mir doch, Christian," schrie Ilse, „er will mich totmachen, er ist wahnsinnig geworden!"

„Ih nee, gnä Frau, so beinnen Se sich doch man," tröstete der Alte verlegen. „Ih, de gnä Herr is ja doch gar nich so schlimm, de meint's nich so, dat kommt ja vor, dat mal unjereiner en bitzlen barsch wird zu die Frau, de Herr dhut ja doch kein Kind wat. Bleiben Se doch man sitzen, ich fahre Sie rasch nach Hause, un morgen is alles wieder gut. So, so" — er breitete die Decke über ihre Knie — „setzen Se sich man bequem rin, gnä Frau, in 'ner halben Stunde sind wi da, dat verspreche ich Sie."

Er schlug die Thüre zu, kletterte auf den Bock, so schnell er konnte, und fuhr davon, als gälte es, ein Feuer zu löschen. Du himmlischer Vater, was mochte da vorgekommen sein? ging's durch des Alten Kopf. Der Herr, der doch sonst die Ruhe selbst ist? Wenn sich nun gar die Herrschaften schon so zanken wollen! Bei unsereinem — na ja — aber so'ne feine Leute! Freilich die Ilse, die Frau von Fedderſen — eigentlich — man bloß, daß sie zu spät kommen, die Hause! In Christians Idee stand es fest, daß der Herr zugeschlagen habe.

Wie toll fuhr er drauf los und hielt pünktlich nach einer halben Stunde vor dem Herrenhause. Ilse stieg aus dem Wagen: das Licht der Hauslaterne fiel auf ein totenblasses Gesicht mit verweinten Augen. Wie gehetzt lief sie nach oben und in das Zimmer ihrer Mutter, die noch wach und lesend in ihrem Lehnstuhl saß, schon im Nachthäubchen, mit aufgewickeltem Stirnhaar und im wattierten Schlafrock.

„Mama!" schrie Ilse und sank schluchzend vor der Erschrockenen nieder, „Mama, er hat mich schlagen wollen, er hat mich —" sie brach ab, legte die Stirn auf die Knie der Mutter und weinte wie verzweifelt.

„Wer? Um Gottes willen — der Fritz?"

Und Ilse nickte nur.

„Warum? Warum?" fragte die alte Dame.

„Um Sette!" stammelte Ilse, und Frau von Brunsberg nickte mit ihrem weißen Gesicht ins Leere hinaus, als wollte sie sagen: Das hat mir geahnt! — —

— — — — — — — — — —

„Ist denn der Herr nicht mitgekommen?" fragte das Stubenmädchen, das die Decken aus dem Wagen nahm, den alten Kutscher.

„Nee!" sagte Christian, „und daß en bitzlen up, minne Dochter, ich möchte gerne weten, wat passiert is. De Herr kemmt sofort nah, se hebben sich gestrubelt unterwägens und se hät lude geschreien, id glowe, de Herr hät ehr geschloan!"

„Gottes Erbarmen," sagte das Mädchen erschrocken.

„Weetst de ni, worum de Pot' en Lok hätt, mine Dochter?"

„Ach jo, dat kann fein Wihnachten sind, da häbben se sich vertörnt wegen Fröleu Sette."

„Ih, ik dor! Na ja — allemal sind jü Art schuld doran, allemal en Wiew. Na, wo det woll gewest is? — goden Nacht, Mieken! Kumm, Mohr," und er lenkte kopfschüttelnd und vor sich hinmurmelnd dem Stalle zu. „Na, mi kann et egal sin," sagte er schließlich, als er seine Stube über dem Stalle aufsuchte. Mieken aber lief eilig ins Haus hinein, mit den Pelzen und Decken auf dem Arm, und rief in die Gesindestube, wo die Mädchen noch beim Rupfen des Geflügels saßen, das sauber und appetitlich morgen verliehet werden sollte:

„Denkt euch man bloß, Mädchens. Unsere haben sich gezankt, er soll ihr sogar gepriglett haben, wegen Fräulein Sette soll's gekommen sein!"

„Nee! Na, so was! Ick hebbe et all lange gemerkt." — „Nee, so'ne arme Frau! Die Männer dogen ehrne alle nicht!" erscholl es aus dem Kreise der aufs höchste interessierten Leute.

„Na, und die Mäkens dogen woll wat?" schrie der Gärtnergehilfe, der da half, weil sein Schatz dabei war.

Eine halbe Stunde später war es bereits ausgemacht: der Herr und Fräulein Sette! Man hatte es längst gemerkt. Na ja, umsonst blieb die ja doch nicht hier in so'ner Arbeitslast, man bloß seinetwegen. Die liebten sich, das war zu klar.

„Nee, nee, und Augen kann se machen, wie eine Muttergottes," stammelte die sogenannte Mamsell.

„Ja, und so'ne sind die Schlimmsten," fügte der Gärtnerbursche hinzu und gab seinem hochblonden Schatz neckend einen Stoß mit dem Ellbogen.

Als Fritz Fedderſen, müde und erschöpft, um Mitternacht heimkehrte, um sein Wohnzimmer zu betreten, fand er zu seiner unangenehmen Ueberraschung Frau von Brunsberg darin vor. Sie kam ihm mit verlegener Freundlichkeit entgegen.

„Ilse ist gar nicht wohl, auch hat sie sehr geweint," sagte sie. „Sie will mir zwar die Ursache ihres Kummers nicht mitteilen, aber soviel habe ich doch herausgefühlt, daß eine Differenz

Strassenhandel in Danzig.
Nach dem Gemälde von W. Stryowski.

mit dir der Grund ihrer Traurigkeit ist. Willst du nicht zu ihr gehen und dich mit ihr aussprechen?“

Er stand gegen den Schreibtisch gelehnt und neigte an seiner Uhrkette. In dem Scheine der grünverschleierten Petroleumlampe sah er wie ein Schwerkranker aus. „Ich habe Ilsen nichts mehr zu sagen!“ antwortete er.

„Das klingt ja tragisch! Wenn du meinst, daß es besser ist, ihr werdet erst ruhiger vor der Aussteinandersetzung, so läßt sich das hören; von „Nichts mehr sagen“ zu reden, ist ein bißchen übertrieben, in jeder Ehe kommen einmal kleine Differenzen vor, lieber Fritz!“

„Du sprichst mit einer tödlichen Sicherheit von kleinen Differenzen, weißt du denn, um was es sich handelt?“

„Um einen Unsinn — mehr ist es nicht, was du Ilsen zum Vorwurf machen könntest.“

„Ein Unsinn — so?“

„Ja! Denn sie hätte dir mehr zu verzeihen als du ihr! Wenn sie nicht eine so vernünftige Frau wäre, da — da —“

„Aber wozu denn heute abend diese Erörterungen?“ sagte er müde. „Morgen werde ich Ilsen mitteilen, rasch und entschieden, was ich beschlossen habe.“

„Wenn Ilse dir nicht zuvorkommt!“ Frau von Brunsberg stieg das rebellische Blut plötzlich zu Kopf. „Es wird sich doch wohl fragen, wem das Recht zukommt, dem andern mitzuteilen, was er beschlossen hat.“

„Ich werde Ilsen sehr gern den Vortritt lassen in dieser traurigen Sache,“ sagte er.

„Es dürften sich wohl Gründe finden, die alles, was du ihr zur Last legst, in ein sehr mildes Licht rücken; wenn eines von euch Grund hat zur Klage, möchte sie es wohl sein,“ zürnte Frau von Brunsberg.

„Diese Auffassung überrascht mich gar nicht.“ Er richtete sich auf. „Das wird sich übrigens ja alles klären, morgen. Noch einmal — machen wir ein Ende für heute abend!“

„Du hast sie vernachlässigt, hast für sie kein Auge mehr gehabt, du hattest anderes zu denken, zu thun — zu sehen — anderes —.“

„Ja, ich dachte an anderes, oft! Ich hatte den Kopf sehr voll, aber ich bitte dich noch einmal, laß uns heute abend abbrechen, und laß überhaupt Ilse allein über das Weitere entscheiden.“

Die alte Dame zog ihre Taschentuch und ging, in dasselbe hineinschluchzend, zur Thür hinaus, die Federsen ihr öffnete.

Müde und schwerfällig setzte er sich, nachdem er die Thür hinter ihr verriegelt hatte, in die Ecke seines Sofas und stützte den Kopf in die Hand. Er war ganz ruhig jetzt, sein Entschluß gefaßt. Und er hatte auch aufgehört zu staunen über das Ungeheuerliche, über die Lüge und die Gemeinheit, die sich ihm heute enthüllt hatten; sie waren ja nur die Folge der ersten großen Lüge, auf der diese Ehe aufgebaut worden war. — Nach den heutigen Erklärungen gab's nur noch eines: Trennung!

Seine Schwiegermutter und Ilse würden natürlich sagen, er denke dabei an eine andere, aber dann würde er wiederholen: Trennung! Keine Scheidung — Trennung! Und ihr — geht alle miteinander, setzt euch hin, wo es euch gefällt. Ich aber werde hier weiter arbeiten, schuften, frouen, damit ihr die Mittel habt, nach eurem Gefallen zu leben, damit vor allem mein Kind dereinst ein schuldenfreies Erbe besitzt.

Es wird sich ja wohl ein annehmbarer Grund für dieses Arrangement finden lassen, Klimawechsel, Nerven — was man so anzugeben pflegt. Ob die Menschen es glaubten oder nicht, das mochten sie halten, wie sie wollten!

Er stand plötzlich auf und reckte die Arme, wie einer, der seine Fesseln sich lockern fühlt, dann löschte er die Lampe aus und warf sich auf das Sofa. Die Uhr schlug Eins in diesem Augenblick.

* * *

Sette schlief; sie hatte sich den tiefen Schlaf verdient. Den ganzen Tag war sie gestern auf den Füßen gewesen, gegen Abend war dann noch ein Brief an Agnes gekommen von Malwine, die schrieb, sie werde nun doch noch die liebenswürdig angebotene Gastfreundschaft für Ostern annehmen. Werner habe Mama und sie dringend eingeladen zu den Feiertagen, aber wie Agnes und Sette ja wüßten, ginge es über ihre Kraft, mit Lulu zusammen zu sein, und so werde sie Mama dort abliefern und unter dem Vorwande, in Buchte bereits seit langem zugesagt zu haben, am Karfreitag nachmittags erscheinen. Einen Tagen hoffe sie in Siegeswalde zu finden. Nun hatte Sette auch noch eine Stube für die Schwester rüsten müssen. —

Der Tag graute noch kaum, da schlich der Klatsch durch die Gänge und Gemächer. Von der Mädchenkammer stieg er hernieder und schlüpfte von der Schwelle des Herrenhauses in die Ställe zu den Knechten und Viehmägden, selbst in die Schlafstube des Inspektors drang er und ließ den alten Mann siedegrob werden zu der Magd, die, wie jeden Morgen, kam, um ein bißchen in den mächtigen Kachelofen nachzulegen, der unweit der Betten stand.

Die Frau Inspektorin wachte, nach Art alter, kränklicher Frauen, schon lange. „Nu, Stine, wie is et mit det Wedder?“ that sie ihre gewöhnliche Morgenfrage.

„O, jn'n Morjen, Frau Inspektern, nich so koald as jistern, et kann schon sin, det wi hiete namiddag en Unwedder kreen.“

„Worum denn?“

„O, weil det Karfriedach hiete is.“

„Na, gehiert denn schlechtes Wedder tun stillen Frietach?“ fragte verdrießlich der alte Herr.

„Ih, allemol! Det weeten Se do all lange. Um drei Uhr, wo der Herr Christus gesturben is an't Kreiz und der Vorhang im Tempel is gereten, do gifft es allemol en Storm und Räng buten.“

„Wat de klnag bist, mei Dochter,“ sagte Frau Webern.

„Dat hitt doch von altess her,“ entschuldigte sich Stine.

„Sonst wat Neues? Ick hebbe di jistern uf en Abend jo mich mehr jesähen, ass de von det olle Enten- und Kickelplücken kamst?“

„Ach Jott, ach Jott, Madam, wat Se woll sägen werden, wenn Sie det hieren — nee, so'ne Geschichten! Denken Se doch man blos en, det hat mer aber jarnich dreemt, det de junge Lide, wat unse Herrschett is, so schlecht mitnander utkommen. Christian hat jistern gesät, wie er mit dem Woan ut de Stadt ann wat, hät er, wat unse Herr is, seine Frau halfdod geschloan.“

„Na, sei so gut!“ rief die alte Frau und setzte sich hoch im Bett, „so'ne ahlernen Lügen verbitte ich mir — hast du verstanden?“ Sie sprach hochdeutsch, ein Zeichen, daß die Gemütlichkeit aufhörte.

„Aber, Madem, Christian hat det jistern abend an Mieken verteilt, hi is do dabi jewest, un de junge Frau hat em do to Hilpe gernpt.“

„Der Kerl ist betrunken gewesen!“ schrie der Inspektor jetzt, der sich bis dahin still verhalten hatte, „und du kannst es jedem sagen: wer so etwas herumbringt, wird auf der Stelle geschaßt — verstanden?“

„Aber nee, wie kann Christian so schlecht sin! Un Christian sächt,“ fügte das Mädchen hinzu, in das Prasseln des Kniebolzes hinein, „her sächt doch ock, det kimmt, weil der Herre so in det Freiseln Sette verliebt is.“

„Potz Donnerwetter, nu wird's mir zu bunt!“ schrie der Inspektor, „halt deinen Schnabel und mach, daß du hinauskommst!“ Und als Stine sich entfernt hatte, sagte der erbitterte Mann traurig: „So, Alte, nun haben wir's ja — kommen sehen hab ich's all lange.“

„Aber, Emil, wie kannst du denn solchen Klatsch glauben?“

„Wollte Gott, es wäre Klatsch!“

„Sie ist so ein ordentliches Fräulein und er so'n stiller, rechtlicher Mensch, gucken beide nicht rechts und links —.“

Aber der Inspektor schüttelte nur den Kopf. „So kommt's ja dann, so muß es kommen. Nu ist das Unglück da. Segen haben sie nicht, die Buchter Fräuleins, bei ihren Heiraten.“

„Thue mir den Gefallen, Emil — —“

„Es ist doch so, es ist so, Gustchen, ich hab's ja gesehen, wie die vor einander davongelaufen sind, unser Herr und Fräulein Sette; aneinander vorbeigegangt haben sie schier gewaltsam. Das war der Anfang. Und ein Wunder ist's nicht mat, wenn einer so eine Gaus da sitzen hat, wie unsere Itse — Gott verzeih mir die Sünde.“

Nun sagte auch die Frau nichts mehr. Stumm saßen die beiden Alten am Kaffeetisch, und stumm setzte der Inspektor seine Pfeife in Brand. Es war ihm zu Mute, als hätte seine eigene Familie das Schwere betroffen.

Nach dem Kaffee kam die Zeitung an die Reihe. Der ergraute Beamte setzte sich mit ihr an das Fenster, that noch einen Blick auf den in stiller Feierabendruhe daliegenden Hof und begann zu lesen, während das Mütterchen sich zum Kirchgang rüstete.

Ein Klopfen an der Thür unterbrach die Lektüre des Mannes; auf sein kräftiges Herein! trat Sette ins Zimmer. Sie war im schwarzen Kleide, trug ein weißes Schürzchen darüber und schien es sehr eilig zu haben. Auf ihrem Gesicht brannte ein ungewohntes Rot. Sie kam zutraulich zu dem alten Beamten herüber und reichte ihm die Hand.

„Lassen Sie sich nicht stören, Herr Inspektor, ich habe nur eine Bitte. Meine Schwester kommt heute mittag in Siegeswalde an, wollen Sie vielleicht den zweiten Kutscher schicken mit der Halbchaise? Christian sagte mir, den Landauer brauche der Herr von Fedderſen selber."

„Ja wohl, gnädiges Fräulein, recht gern — zum Zweihirtzuge, nicht wahr?"

„Bitte, Herr Inspektor, aber — was haben Sie denn? Wollen Sie mir die Hand heute nicht geben?"

„Entschuldigen Sie, ich hatt's gar nicht gesehen." Das Gesicht des alten Mannes war rot geworden, er wußte vor Verlegenheit nicht, was beginnen. Sie mußte es ja merken, wie verstimmt er war. Daß an dem bisher so vergötterten Fräulein Settchen der Heiligenschein, den sie in seinen Augen um den feinen Kopf getragen, am Verblassen war, das machte ihn unsicher in seinem Benehmen, tief traurig.

Ihre großen Augen sahen ihn forschend an, als wollte sie in seiner Seele lesen. „Ich weiß gar nicht," begann sie halb nachdenklich, halb lachend, „alle Menschen sind so sonderbar heute. — Die Mamsell hat mir kaum Guten Morgen geboten und der Gärtner mich so merkwürdig angelächelt. Im Hause drüben — "

Sie brach ab und dachte an Agnes, die gleich nach dem Aufstehen von ihrer Mutter abgeholt worden und mühsam die Treppen hinaufgestiegen war, zu einer Familienbesprechung, die noch andauerte. „Es ist förmlich unheimlich," setzte sie halblaut hinzu, „und nun machen Sie auch noch so ein komisches Gesicht, Herr Inspektor. Ich will nun mal nach Ihrer Frau sehen, damit ich in ein paar freundliche Augen guden kann."

„O, bewahre, gnä' Fräulein — ich —" Er stotterte und faßte nach ihrer Hand. „Wenn ich nur wüßte, ob Sie's richtig verstehen, ob Sie's nicht übelnehmen werden," murmelte er.

„Ja, was denn, lieber Herr Weber? Sprechen Sie nur, ist denn etwas Unangenehmes geschehen?"

„Ach nein, gnä' Fräulein, aber — lassen Sie nur, es geht doch nicht — ich bin nicht derjenige — da ist ja noch Fran Oldenroth — "

„Sy sagen's Sie's doch!" flehte Sette jetzt ängstlich, „es ist doch nichts Ernstliches? Könnt ihr Buchte nicht halten? Ist Geld gestündigt?" Sie war ganz blaß geworden.

„Nein, nein, ängstigen Sie sich darum nicht, lassen Sie sich nichts durch den Kopf gehen, es wird sich schon alles aufklären. Fragen Sie mich man nicht, ich bin nicht derjenige," wiederholte er, von ihrer Sorge um Buchte gerührt.

Sie stand ein Weilchen, sah den erregten Mann starr an und ging, nachdem sie ihn noch einmal leise an den Zweihirtzug erinnert hatte. Wieder kam sie ins Herrenhaus und in das Wohnzimmer; vielleicht war Agnes nun unten. Aber als sie eintrat, fand sie das Zimmer leer, nur aus dem aufoffenen Schlafgemach drang das eigentümliche Weinen der jungen Wittwe, das so ganz anders klang wie sonst ein Frauenweinen.

Sie eilte erschrocken in das Zimmer hinein und fand die Schwägerin angekleidet auf dem Bette liegend, und davor, steif aufgerichtet, die alte Dame, die Sette mit kalter Miene entgegensah.

„Lassen Sie uns allein," sagte Frau von Brunsberg kurz.

Das Mädchen stand wie angewurzelt, die Augen blickten flehend um Aufklärung aus dem blassen Gesicht zu Agnes hinüber.

„Gehen Sie! Sie sehen doch, wie aufgeregt Agnes ist."

„Aber, kann ich denn nicht — darf ich nicht —?"

„Nein, nein!"

Agnes grub den Kopf in das Kissen, und ihre Verzweiflung schien sich noch zu steigern in Settens Gegenwart. Stumm ging das Mädchen in ihre Stube. Dort stand sie, und ihre Augen irrten verständnislos und ratlos umher.

Was war denn geschehen? Was hatte sie verbrochen? Sie ging den gestrigen Tag noch einmal durch in Gedanken. Sie hatte gearbeitet bis in die sinkende Nacht, während Ilse mit ihrem Mann in Siegeswalde war. Alles, alles wie sonst; beim Abendessen hatte sie mit Agnes geplaudert und überlegt, wo sie Malle wohl am besten unterbringen könnten; sie hatten sich dann für das Zimmer neben dem Gartensaal entschieden. Die alte Dame war später heruntergekommen und hatte Sette um Rat gefragt wegen einer Ofenreparatur für den Kleinen, so herablassend und oberflächlich freundlich wie immer. Dann war es Nacht geworden, sie hatte geschlafen wie tot, und heute, mit dem Aufstehen war's, als hätte ein böser Zauber die ganze Welt verhext!

Das seltsame Benehmen der Leute, die ihr sonst so respektvoll begegneten, trat wieder vor ihre Seele; das schnippische, unhöfliche Wesen der Mamsell, die sie sich aus einem armen einfachen Küchenmädchen herangebildet hatte, und die bisher die Freundlichkeit und Unterwürfigkeit selber gewesen war; heute hatte diese robuste Person nur so über die Achseln herüber mit ihr geredet. Und dann der Gärtner, geradezu unverschämt mit einem verstohlenen Schmunzeln um den Mund, mit dreisten Blicken hatte er ihren Befehl entgegengenommen; und zuletzt die Verlegenheit des alten Inspektors, dessen Abgott sie gewesen war bisher!

Ein Unwetter war heraufgezogen und stand über ihr, und sie wußte nicht, woher es so plötzlich gekommen war. An wen sollte sie sich denn wenden, wem ihre Sorge anvertrauen? Agnes war unfähig, ihr zu antworten, die alte Dame — kalt und unfreundlich; Ilse? — ach Ilse, die so lag, sie sprach ja kaum ein wahres Wort!

Die Ungewißheit, in der sie sich befand, erschien ihr beinahe unerträglich; der alte Stolz, der edle Stolz, den ihr Vater sie einst gelehrt hatte, regte sich. Ich muß wissen, was geschehen ist, sonst kann ich mich nicht verteidigen — Agnes muß mir Rede stehen; wenn nur erst Frau von Brunsberg sie verlassen hätte!

Ueber ihr gingen Fedderſens Tritte hin und wieder; im Korridor und auf der Treppe hatte sich ein wunderbares Hasten und Jagen erhoben, als ob alle Dienstboten zugleich auf den Beinen wären. Aus dem Nebenzimmer schoß Frau von Brunsbergs Stimme, zurndend, ermahnend. Dann schlug die Thür zu, die alte Dame stehen Agnes verlassen zu haben.

Das junge Mädchen wandte sich eitig, um Agnes zu fragen. Bei den paar Schritten die sie machte, schienen ihr die Füße so schwer wie Blei. Ehe sie noch die Thür erreichen konnte, öffnete sich diese, und Agnes stand auf der Schwelle. Mit beiden Händen hielt sie sich fest, und ihre verweinten Augen suchten Sette mit einem scheuen forschenden Ausdruck.

Das Mädchen ging ihr entgegen, umfaßte sie und führte sie zu dem Lehnsitzuhl am Fenster. Es stand dann vor ihr, im vollen Lichte des Frühlingstages, das durch die Scheiben fiel.

„Sage mir, was geschehen ist, Agnes!" bat sie.

Die junge Witwe hatte die gefalteten Hände auf den Nähtisch gelegt und den Kopf gesenkt; der Krampf des Schluchzens bewegte noch immer den armen zarten Körper.

„Denke doch, Agnes, ich bin ja wie verraten und verkauft hier."

„Gott, was soll ich sagen?" stieß abgebrochen die junge Frau hervor. „Mama holte mich vorhin ganz plötzlich zu einer Familienberatung nach oben; und da — mein Gott — ich fasse es gar nicht, da sagte Fedderſen, wir sollten fort von hier, alle — alle — Ilse, Mama, du, ich . . . fort. Und wie ich schrie, ich wollte nicht von Buchte, da sagte er: Es muß sein! — Es muß sein! — Als ob das gar nichts wäre, als ob ich leben könnte fern von hier!" Und plötzlich wendete sie sich zu Setten herum und bohrte ihre Blicke förmlich in das blasse Gesicht des Mädchens, das in schmerzlichem Staunen vor ihr stand, hundert bange Fragen in den Augen und auf den Lippen.

„Du," sagte Agnes stockend und faßte die Lehne ihres Stuhles mit beiden Händen, als müßte sie beizeiten nach einem Halt suchen, „du, ist's wahr, was Ilse mir zuſchrie: daß du schuld bist an allem? Daß du und Fedderſen euch liebt, daß er sie vernachlässigt hat deinetwegen, seit du mit ihnen unter diesem Dache lebst? — — Sette, wenn du mich wie bisher liebhast, beim Andenken an unsern armen Hans bitte ich dich, sag' mir die Wahrheit, hab' Vertrauen zu mir! Sage mir: es ist nicht so, ist nicht wahr — Ilse lügt — Ilse ist schlecht, wahnsinnig ist sie."

Aus dem Gesicht des jungen Mädchens war alles Blut gewichen; sie hatte die Augen gesenkt vor den Blicken der Freundin und stand unbeweglich; sie wußte nicht, was sie antworten sollte.

„Also doch! Er schwieg zu auch!“ sagte Agnes nach einer Weile stummen Wartens und ließ sich zurückfallen in ihren Stuhl, indem sie seltsam mit dem Kopfe nickte.

Es war ein banges, langes Schweigen.

Endlich sagte Agnes leise und vorwurfsvoll: „Und du hast in diesem Hause gelebt, mit dem Gedanken an den Mann einer andern, mit dieser Liebe im Herzen? Das ist — —. Hättest du doch Vertrauen zu mir gehabt, ich würde dich ja nie gehalten haben in Buchte!“

Aus Settens Munde kam noch immer kein Wort der Verteidigung. Nur Agnes stöhnte schwer, als habe sie körperliche Schmerzen. — Allmählich erst bog sich Settens feiner Kopf in den Nacken, aber die blassen Lippen bewegten sich kaum, als sie jetzt sagte: „Und um meinetwillen trennt sich das Ehepaar heute?“

Agnes schwieg ein Weilchen, dann erwiderte sie traurig: „Es ist etwas Schweres zwischen ihnen geschehen, und da hat Fritz eine solche Wut gepackt, daß er sie hat schlagen wollen; um Weihnacht war es schon einmal so — du hast das wohl nicht erfahren? — Aber jetzt — ach Gott, es ist schrecklich, es ist schrecklich! Auf sich hätte ich Hänser gebaut!“ jammerte die erschütterte, kranke Frau.

Sette fand kein Wort, sich zu verteidigen. Sie stand wie eine Verbrecherin da und hatte sich doch nichts vorzuwerfen, als nur das Eine, daß sie ihn noch still im Herzen trug!

Aber nun wußte sie: keine Stunde durfte sie mehr bleiben.

Sie ging zu dem altmodischen Sekretär und begann zu kramen mit zitternden Händen. Stumm sah Agnes ihr eine Weile zu.

„Was suchst du da?“ fragte sie endlich.

„Meine Wirtschaftsbücher, der Inventor muß sie haben, und dann meine Briefe, diejenigen Sachen, die ich Malle nicht überlassen will zum Einpacken.“

„Du willst gleich gehen?“

„Ja! Ja!“

Agnes hatte aufgehört zu weinen. „Aber wir müssen doch erst überlegen, wohin?“

„Schreibe mir, wenn du mich noch ferner brauchen kannst, dann suche ich nach Wohnungen, wo es sei, und richte dir alles ein.“ Sie hantierte mit fieberhaftem Eifer umher.

Mühsam sich aufraffend, ging Agnes hinaus; es that ihr weh, das Mädchen so zu sehen.

Im Hause aber war noch immer eiliges Gehen und Schaffen; die Damen packten ihre Koffer, und der alte Christian hielt bereits vor der Thür der Halle mit der Kutsche. Im ganzen Hause wußten sie es ja nun: „Die Frau geht fort, wegen Fräulein Sette geht sie — wer könnt es ihr verdenken!“

Und Fräulein Sette packte auch, und die junge Frau Oldenroth weinte — was sollte mit der armen Frau nun werden? Und wie das überhaupt ausgeht? Ein Glück, daß die Schwester von Fräulein Sette zufällig eintrifft, — na, die wird sich freuen über die Verhältnisse, die sie vorfindet!

Frau von Brunsberg und Itse kamen, um Agnes Adieu zu sagen. Kein Menſch hatte an Mittagessen gedacht; der Kleine war beim Anblick all des Packens und Jagens, der Klagen und der verweinten Gesichter in ein jämmerliches Geschrei ausgebrochen; das Kindermädchen ging mit ihm in den Garten, um ihn zu beruhigen. Die Großmama sollte ihn in einigen Tagen nachholen, wenn in Berlin eine Wohnung gemietet und die Möbel, vom Packer verladen, an Ort und Stelle angekommen sein würden.

Agnes war wie verzweifelt. „Wie soll es werden? Sette packt ihre Sachen, Sette verläßt mich!“

„Na, das setzt allem die Krone auf,“ erklärte Frau von Brunsberg.

„Wie kann sie denn anders, wenn Itse sie beschuldigt, sie habe ihre Ehe gestört!“ weinte Agnes — „Fritz bleibt ja doch hier —“

„Ah! — Und das erfuhr sie natürlich sogleich wieder?“

„Sette ist meine Freundin, es war meine Pflicht, ihr das mitzuteilen, und überdies — der ganze Hof klatscht darüber; mein Stubenmädchen erzählt mir eben, daß die Mamsell Itse ganz laut in der Küche bedauert. Und den wahren Grund wird natürlich niemand erfahren?“ setzte sie empört hinzu.

Itse warf den Kopf in den Nacken. „Es ist leider des Wahren übergenug. Hätte mir nur Mama von vornherein die Wahrheit gesagt, daß Fritz so gut wie verlobt war mit Setten, ehe er um mich anhielt — ich hätte — ich wäre — O, es ist empörend!“

Agnes richtete sich halb auf und starrte Itse an bei diesen Worten; ein plötzliches Verstehen ging über ihre Züge. „So gut wie verlobt — ehe er um dich — war der die?“ stammelte sie.

„Gott ja — du wirst's ja längst wissen, als ihre Busenfreundin! Ihr alle wußtet es, nur ich nicht. Und wie ich seine Kühle und Kälte empfand und anfserhalb des Hauses ein wenig Freude, ein bißchen Freundschaft suchte, da kehrte er den Eifersüchtigen heraus, den Othello. Eine reizende Welt! Und dieses — dieses Jammergestell, der Arthur Lewinsky — der muß den Grund abgeben für einen längst geplanten Krach —! Na, Gott befohlen, Agnes, nach Buchte setze ich mich nicht zurück.“ Sie wollte sich herunterbeugen und die Schwester küssen, aber der Kopf der Kranken wandte sich zur Seite.

„Adieu!“ sagte Agnes kurz und kalt.

Frau von Brunsberg jammerte. „So fort zu müssen aus der Heimat, so Knall und Fall! Gott weiß, wann man sich wiedersieht! Es ist übrigens eine gewisse Beruhigung, daß wenigstens diese Malle ankommt, um nach dir und dem Kinde zu sehen.“

„Ich würde an eurer Stelle bleiben, wenn ihr euch im Rechte fühlt,“ sagte Agnes mit zuckenden Lippen.

Itse schritt zur Thür, blaß, mit geknifsenem Munde. Die Unterredung mit ihrem Manne hebte noch nach in allen ihren Nerven. Er war hart und unerbittlich gewesen, zum erstenmal hatte sie seinem eisernen Willen gegenüberzustanden. „Ich schlage dir Trennung vor, zusammenbleiben können wir nicht! Ich werde arbeiten für dich und das Kind, aber nicht neben dir; ein Leben der Lüge kann ich nicht ertragen. Aber wähle — willst du lieber die Scheidung, so sprich dich aus, das Richtige wär's ja sicher.“

Da hatte kein Zorn, keine Bitte genützt. — „Du oder ich. Gehst du nicht, so gehe ich und leite die Scheidungsklage ein.“

Da hatte sie sich zähneknirschend gefügt. —

Sie trug den Kopf gewaltsam hoch, als sie hinter Frau von Brunsberg in den Wagen stieg. Nie, niemals würde sie in die Scheidung willigen, die den Beweis ihres Unrechts in sich trüge!

Die Hausleute standen neugierig an der Treppe, es war doch zu interessant, eine Frau zu sehen, die der Mann davonjagt um einer andern willen.

Fedderſen begleitete die Damen hinaus und warf den Schlag zu mit unbeweglichem, blassem Gesicht. Als der Wagen abfuhr, ging er, ohne dem Gesährt nachzublicken, langsamen Schrittes über den Hof in das Inspektorhaus. „Verzeihen Sie, Weber,“ sagte er zu dem alten Manne, der noch am Kaffeetisch saß und rauchte, „daß ich Ihre Feiertagsruhe störe, aber heute ist der zwanzigste März, die Zinsen an die Firma Lewinsky sind morgen fällig, nicht wahr? Schreiben Sie der Frau Lewinsky, daß ich die Hypothek am ersten Juli kündigen werde.“

Der alte Mann erschrak. „Es sind sechzigtausend Mark, Herr von Fedderſen! Wie wollen Sie die Summe beschaffen? Und warum?“ Die Leute haben nie gedrängt.“

„Ich habe meine Gründe, lieber Herr Inspektor; wie ich das Geld schaffe, das weiß ich im Augenblick noch nicht, aber es muß Rat werden, noch für mehr, für viel mehr. Wir werden es zusammen überlegen, morgen — übermorgen — nur heute nicht.“

„Morgen —übermorgen? Herr von Fedderſen, ich fürchte—“

„Möglich, daß es seine Schwierigkeiten hat, aber es muß sein, und dann annonzieren Sie mal wegen einer tüchtigen Wirtschafterin. Vielleicht thut Ihre liebe Frau mir den Gefallen, sich baldigst nach einer solchen umzuschauen. Fräulein Oldenroth verläßt Buchte mit meiner Schwägerin in einigen Tagen; meine Schwiegermutter und Frau sind bereits fort, um eine Wohnung für sich in Berlin zu mieten. Sie können denken, daß nur zwingende Gründe uns veranlassen konnten, diese Arrangements zu treffen, und Sie werden auch nicht fragen wollen nach dem Warum', lieber Weber.“

„Sicher nicht, Herr von Fedderſen, und ich werde thun, was ich kann, sowohl ich wie meine Frau, aber —“ Er stockte, er hatte nicht den Mut, weiterzusprechen.

„Haben Sie mir noch was zu sagen?“

Photogravüre im Verlag von Ludw. Schuster in Berlin.

Im Klosterbräu.

Nach dem Gemälde von Ed. Grützner.

„Ich möchte mir nur erlauben, Sie zu fragen, Herr von Feddersen, ob Sie wissen, was unter den Leuten geredet wird. Es ist nicht angenehm für Sie, wie für das junge Mädchen, das Fräulein Sette. Sie sagen ja doch alle, daß die gnädige Frau Fräulein Settens wegen geht, weil — weil sie —"

Feddersen trat hastig auf den alten Mann zu, seine Fäuste ballten sich unwillkürlich. „Das ist eine Gemeinheit sondergleichen!" sagte er, sich mühsam beherrschend. „Können Sie mir eine Person namhaft machen, die das ausgesprochen hat? Woher wissen Sie es?"

„Mein Gott, es ist Leutekatsch, aber — Sie müssen's doch erfahren, Herr. Von wem? Unser Mädchen hat's von der Mamsell drüben."

„Die Person geht auf der Stelle! Und Sie haben die Freundlichkeit, ihr das sofort mitzuteilen mit dem Vermerk, daß jeder, der so etwas nachspricht, hinterher fliegt."

„Ich darf? — Schön, Herr von Feddersen, ein Schade ist's so wie so nicht, 's kommt frisches Blut in die Gesellschaft."

Feddersen ging, noch bebend vor Zorn. Kopfschüttelnd sah ihm der alte Mann nach, wie er über den Hof zum Thore hinausschritt.

„Sechzigtausend Mark und noch mehr, noch viel mehr!"

In diesem Augenblick zweifelte er an dem vollen Verstand seines Herrn. Mein Gott, was hatte er schon mit denen drüben durchgemacht seit dem Tode des alten Brunsberg! Da mocht's etwas gegeben haben heute! Wie soll Buchte es aber tragen, die ganze Weiberschaft draußen zu erhalten? — Nur eines machte ihn aufatmen: Fräulein Sette war unschuldig — der Zorn des Herrn war zu ehrlich gewesen!

Als Feddersen von einem weiten, einsamen Spaziergang zurückkehrte, sah er von dem Fußwege aus, auf dem er unweit des Gutshofes heranschritt, einen Wagen vorüberfahren, den kleinen Korbwagen, den der zweite Kutscher einspännig fuhr, wenn in Siegeswalde Besorgungen zu machen waren. Er trat zwischen den Stämmen heraus und blickte dem Gefährt nach. Eine Dame saß darin — Sette. Mutterseelenallein fuhr sie dem Frühlingsabend entgegen, einem weichen, wollenverhangenen Frühlingsabend. Der Wind hatte sich gelegt, und ein erstes leises Ahnen von balbigem Blühen und Sprossen ging über die Erde.

Was wollte sie? Fuhr sie in die Stadt, um eine Besorgung — —? Unsinn, heute am Karfreitag! Sie sollte doch erst mit Aages das Haus verlassen, nach ein paar Tagen!

Der Wagen erklomm jetzt langsam die kleine Anhöhe zum Mallnower Walde; die Augen des Mannes hingen wie gebannt an der feinen Gestalt, die, ohne umzuschauen, sich immer weiter entfernte. Da oben auf der Höhe aber, als hätten seine Blicke eine Gewalt, wendete sich doch noch ihr Kopf. Ob sie ihn erkannte?

Er stand wie gebannt, er nahm den Hut nicht ab, er grüßte nicht mit der Hand, er sah ihr nur mit traurigen Augen nach, und auch ihr Kopf blieb zurückgewendet, bis der Wagen, der sie trug, um die Waldecke verschwand.

Das ist der Abschied, der große Abschied, sagte er sich. Er wußte auf einmal, daß sie gehe, um ihn nie wiederzusehen, daß sie die wahnsinnige, ungerechte Beschuldigung erfahren, die Zile hinausgeschrieen hatte, um sich zu entlasten.

Er wandte sich zum Gehen, dem Hofe entgegen, der in der grauen abendlichen Beleuchtung todeseinsam vor ihm lag. Sein Gang war fest und aufrecht, aber über seinem Gesicht lagen schwere, finstere Schatten.

(Fortsetzung folgt.)

(1. Fortsetzung.)

Frühlingstage am Gardasee.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Tagebuchblätter von **Anna Ritter.**
Mit Illustrationen von **M. Zeno Diemer.**

Johann Wolfgang Goethe — was würdest du für Augen machen, wenn du heut' abend einmal ins alte Torbole hineinschauen könntest!

Da läuft durch die winkligen Gassen der elektrische Draht, über das Hafenhäuschen, das du gezeichnet, fällt das weiße elektrische Licht, und im Albergo sitzt die Schar der Gäste an zwei langen Tafeln und speist Table d'hote! Auch sonst würdest du nicht, wie damals, in Verlegenheit kommen . . .

Ich weiß nicht, ob dir die Woge der Kultur, die umwandelnd über das Fischerdörfchen hingebraust ist, erfreulich wäre — mich hat sie jedenfalls arg enttäuscht.

Die Phantasie ist eben ein unzuverlässiges Ding! Sie hat mir, sobald ich an Torbole dachte, etwas ganz besonders Heimeliges, Gemütliches vorgegaukelt: ein altes Gasthaus mit nur wenig Betten, ein Wirtszimmer in Rembrandtschem Hell-Dunkel, darin ein paar Maler und Malerinnen in zweifelhaftem Kostüm, aber von unzweifelhafter Lustigkeit, und über dem Ganzen als Genius loci eine dralle, fesche Wirtin.

Statt dessen sitzt das hier herum in den modernsten feidenen Blusen, oben am Tisch wird von einem nett aussehenden Engländerpaar Whist gespielt, und ein dicker Herr, dessen Kräh-stimme den ganzen Raum beherrscht, giebt im unverfälschtesten Berliner Jargon allerlei Witze zum besten. Maler scheinen überhaupt nicht da zu sein, und was die Wirtin anbetrifft — „drall" kann man sie beim besten Willen nicht nennen, aber Schneid' hat sie und zwar viel!

Ich habe Zeit, meine Beobachtungen zu machen. Eine junge Lehrerin, die mir zur Rechten sitzt, deren Ferien aber morgen schon zu Ende gehen, giebt mir mit halblauter Stimme Bescheid auf meine vielen Fragen; sie thut es in einer vorsichtig zurückhaltenden Art, die etwas Farbloses, Unpersönliches hat, ich muß das Entscheidende selber hinzufügen und komme am Schluß der Mahlzeit zu der Ueberzeugung: Philister über dir!

Drüben am anderen Tisch seh' ich ein paar Gesichter, die mich anziehen; sie schwimmen über einer Schicht von Langeweile wie Fettaugen auf der Suppe. Ich werde mein Couvert morgen dort drüben einschieben lassen.

Durch den tröpfelnden Regen gehe ich hinüber zur Dependance, in der ich vorläufig wohnen muß, weil das eigentliche Gasthaus bis auf den letzten Platz besetzt ist. Ein frostiges Gefühl schleicht mir durch die Glieder bis aus Herz heraus, wie ich in mein hell erleuchtetes Zimmer trete, das wohl tadellos sauber und ordentlich ist, aber doch jene trostlos ungemütliche Gasthausphysiognomie hat, die sich erst durch wochenlanges Wohnen vertrösten läßt.

Müde räume ich meine Sachen in Schrank und Kommode, stelle die Bildchen der Kinder, Schreibzeug und ein paar Bücher auf den Arbeitstisch und lege den alten, abgegriffenen Band Goethescher Gedichte handgerecht neben das Bett, daß mir auch hier die gewohnte Abendandacht nicht fehle. Aber gerade das Stückchen Heimat, das ich um mich her aufgebaut habe, treibt an meinem Herzen, daß ich in bitterem Weh die Hände vors Gesicht schlage und lange, lange in Thränen wach liege, der Kinder gedenkend.

Sonst, wenn ich in Sorgen wachte, strich ihres Schlafes

friedlicher Atem tröstend um meine Bettstatt hin, und am Morgen grüßten mich lachende Stimmen, nun reck' ich mitten in der Nacht voll Sehnsucht die Arme, aber sie greifen ins Leere — ich bin allein . . .

Es rauschen die Wälder der Heimat
In meine Träume hinein,
Ich sehe das Städtchen liegen,
Umflossen vom Sonnenschein.

Aus spitzigen Giebeldächern
Ragt hoch die Kirche heraus,
Der Turmhahn schwenkt sich im Winde,
Schaut weit in die Ebne hinaus.

Es lachen und tollen die Kinder
So laut auf dem Anger wie je,
In ihren flachsblonden Löckchen
Hängt schimmernder Blütenschnee.

Ein heimlicher Zauber umfängt mich,
Ein Odem von Frieden und Ruh',
Da fallen in seliger Schwere
Die weinenden Augen mir zu . . .

Nach zwei Tagen voll unendlicher, triefender Nässe kommt der erste Sonnenstrahl taumelnd, leuchtend über den See dahergeflogen und drängt sich wie ein gescheuchter Vogel dem Monte Brione an die breite Brust.

Die reißenden Bäche auf den Straßen haben sich fast verlaufen, ein mutwilliger Wind klopft den Büschen die letzten Tropfen aus den grünen Röckchen. Torbole sieht aus wie ein Kind, das lacht, obschon ihm die Thränen noch in den Augen stehen.

Sonntagsstimmung liegt über dem kleinen Ort. Auf dem Platz vor dem Hause stehen plaudernde Gruppen, aus der wintligen Gasse, die nach Riva führt, rollt Wagen um Wagen, Radfahrer sausen vorüber, und ein ganzer Zug österreichischer Offiziere biegt zu Pferd um die Ecke, um nach Nago hinauszureiten. Es sind schöne, geschmeidige Gestalten darunter, denen der knappe Waffenrock wie angegossen sitzt — kein Wunder, daß die Mädchen hinter ihnen drein schauen und sichernd und errötend manch kecken Gruß erwidern.

Ein Päckchen Briefe in der Tasche, rüste ich mich zu meinem ersten Ausflug.

Eine Treibhausluft umfängt mich draußen. Die breite Ebene dampft förmlich von Fruchtbarkeit, in den Weingärten blüht der Goldlack über und über, und die Rosenhecken zur Seite des Weges haben Tausende von Knospen. Welch eine Pracht muß es sein, wenn die Sonne sie alle wachgeküßt hat!

Es lockt mich, den Fußpfad einzuschlagen, der schmal und verschwiegen am Fluß entlang zum Seeufer führt. Hier geht kein Mensch, nur große, schön gezeichnete Eidechsen fahren huschend über den Weg, und Citronenfalter gaukeln von Blüte zu Blüte. Es duftet süß nach Krauseminze und Thymian, die Gräser tragen zarte, braune Rispen, und an manchen Stellen ist alles blau von Traubenhyacinthen, gerade, als wäre ein Stückchen Himmel herumtergefallen und läge da leuchtend und lachend im Grase.

Wie die Sarca rauscht! Von den Regengüssen der letzten Tage geschwellt, steigt sie gurgelnd, schäumend zum Uferrand und stürzt sich so ungestüm in den See, daß ihre gelbbraunen Wogen weit hinaus sichtbar sind in der blauen Flut. Zwei Boote liegen im Ufersand; die Ruder sind eingezogen, die großen Fischernetze sauber aufgerollt und zu hohen Haufen geschichtet — heute ist Sonntagsruh'.

Auf dem Bänkchen, das zwischen jungen Erlenstämmchen und Buschwerk träumt, lese ich, was sie mir schreiben von daheim. Zuerst der Kinder liebliches Geplauder, dann die Ermahnungen guter Freunde, die mir Ruhe, Schonung, Gelassenheit empfehlen, als wären das Dinge, die man sich auf die einfachste Weise von der Welt verschaffen könne.

Ein paar geschäftlich ausfehende Briefe mache ich nur zögernd und widerwillig auf und stipe dann — plumps — wieder mitten in der Prosa, der ich entfliehen wollte, drin, wie der Frosch, der eben neben mir ins Wasser platscht.

An der Sarcamündung.

Aber dann kommt auf einmal wie eine Erlösung das Bewußtsein über mich, daß ich ja frei bin für Tage, Wochen, Monate, weit vom Schuß für alle, die mich ärgern wollen, Herr meiner selbst und meiner Zeit. In jäh ausbrechender Freude zerknülle ich das Papier und stecke den Ballen in die Tasche: ihr könnt lange auf Antwort warten, ihr da oben im Norden.

Wie verwandelt bin ich, und wie verwandelt erscheinen mir Berg, Thal und See. Alles so froh, so licht, so voll Frühlingslust und mächtig treibender Kraft.

In stillem Entzücken schau' ich ein Haus an, das, an die Felswand des Monte Brione gedrückt, ganz einsam auf halbem Wege nach Riva hin steht. Herzerquickend polizeiwidrig ist es, von dem Ziegenstall an der Straße an, der einsach aus dürren Zweigen gebaut ist, bis zu dem Rauchfang auf dem Dach, dessen Atem das Gestein bis hoch zum Kamm hinauf geschwärzt hat. Unserer deutschen Baupolizei gönnt' ich den Anblick, der hier keinen zu stören scheint.

Lustig spielt die junge Fischbrut um die Felsblöcke am Ufer. Wie das hin und wieder gleitet, sich tragen läßt von der klaren Welle und wieder niedertaucht zum Grund. Goethe fällt mir ein:

„Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist,
Und würdest erst gesund."

In die Idylle hinein tönt der Schritt des Postens, der die Plattform des Kastells auf und ab schreitet. Mitten in der lachenden, sonnigen Schönheit des Sonntagmorgens steht die Festung wie eine düstere Mahnung an vergangenes oder kommendes Unheil, wenn die Kanonen auch im Augenblick friedfertig mit Segeltuch verhängt sind, daß ich sie in meiner Unschuld für Strandhörbe hielt, und durch die schmalen Schießscharten des Mauerwerks keine drohenden Gewehrläufe blitzen.

Hier im Winkel, wo der Monte Brione einen Windfang gegen den Norden bildet, ist's drückend heiß. Die üppigen Gärten rechts und links scheinen in der Sonne zu schmoren, aber den armen Palmen, Oleander- und Lorbeerbäumen hilft der verspätete Sonnenschein in diesem Jahre nicht viel, der harte Winter

hat sie gar zu arg mitgenommen — es ist alles um einen ganzen Monat zurück.

Je mehr ich mich Riva nähere, desto häufiger werden die Hotels zur Seite des Weges, eins drückt fast das andere tot, und die Portiers, die in den Thüren stehen, besinnen sich gähnend, wozu sie den langen Sonntag wohl hinbringen sollen.

Im Kasernenhof dicht vor der Stadt spielen die Soldaten Ball, Unteroffiziere und Mannschaften bunt durcheinander; es hat alles einen zwanglosen Anstrich als bei uns, ist ja auch kaum anders möglich hier, wo die freie Herrlichkeit der Berge in das militärische Leben hereinschaut.

Am Hafenplatz ist's unbehaglich elegant. Kapriciöse Toiletten werden über die Kieswege geschleift, geputzte Kinder sprechen englisch mit ihrer Begleiterin, und vor dem Café sitzt ein ganzer Trupp Revue abhaltender Leutnants. Ich kehre auf dem Absatz um, nachdem ich flüchtig einem Maler über die Schulter geschaut, der, unbekümmert um das Leben und Treiben rings umher, das wundervolle Farbenspiel des Sees auf die Leinwand zu bannen sucht. Es gelingt ihm aber „daneben" — er weiß nur die Umrisse zu erfassen, der Duft, die Seele fehlen seinem Bilde.

Rechtschaffen hungrig bin ich heimgekehrt und sehe nun erwartungsvoll der großen Schüssel mit Lachsforellen entgegen.

Herr Schwingshackl selbst, der heute in liebevoll geplätteter weißer Weste erscheint, präsentiert das Gericht.

Es herrscht eine fröhliche Stimmung an unserer Ecke — ich habe mit dem neuen Tischplatz einen guten Griff gethan und mich schon völlig eingelebt, nachdem ich mich gleich beim ersten Mittagsessen mit dem jungen Oesterreicher zur Rechten über den chinesischen Krieg ausgesprochen und mit dem nörgelnden Schlesier zur Linken über Verleger gezankt habe. So etwas verbindet immer. An den Schlesier schließt sich ein netter bayrischer Major, Junggeselle seines Zeichens, und an diesen, mir gegenüber, ein Berliner Ehepaar, dem das einzige Kind des Hotels, der Verzug aller Gäste, gehört.

Ein sonderbares Geschöpfchen, diese kleine Dora, mit dem frühreifen Zug im kindlich weichen Gesichtchen und den großen, klugen Augen der Mutter. Sie macht regelrecht Konversation mit dem blonden Leutnant, der neben ihr sitzt und selbst noch wie ein großer, guter, harmloser Junge aussieht.

„Weißt du," sagte sie heute zu ihm, sich während des Spaziergangs an seinen Arm hängend, „im Anfang mochte ich dich nicht leiden, aber jetzt habe ich dich gern. Heiraten darf ich dich freilich nicht, das erlaubt Papa nicht, denn ein Leutnant bekommt nur zehn Mark Gehalt, alles übrige kriegt er geschenkt!"

Auf diese verblüffende Klarlegung der pekuniären Verhältnisse hin entsagte der kleine Leutnant und gab Doras Zukunft für einen glücklicheren Bewerber frei. —

Mein Zimmer sieht schon behaglicher aus, seit ich ein wenig an den Möbeln herumgerückt, und überall Blumen verteilt stehen, die ich heut' früh mit heimgebracht habe. Durchs offene Fenster flutet die Frühlingsluft und eine Woge ausgelassener Fröhlichkeit.

Das halbe Dorf ist auf dem Platz versammelt, um dem Ballspiel zuzusehen, mit dem die jungen Burschen des Ortes sich vergnügen. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgt alles der fliegenden Kugel; man jubelt dem Sieger zu, der sie kunstgerecht fängt und zurückgiebt, man verlacht den Ungeschickten, der sie zur Erde fallen läßt. Wer gerade vorübergeht, beteiligt sich daran, selbst der Herr Kaplan, den ein Ball in den Weg kommt, schlägt ihn so schwungvoll zurück, daß die lange Soutane im Winde weht.

Vom Albergo der Fischer herüber tönt das Geschrei der Morraspieler, ohrenzerreißend in seiner heiseren Einförmigkeit, und dann hallt in die irdische Luft hinein das Läuten der Vesperglocke, die eifrig mahnend zum Gebete ruft.

Aus allen Häusern treten die Kirchgänger, zumeist Frauen. Die jungen gehen mit flinkem Schritt und unbedecktem Haupte, die alten haben sich einen schwarzen Schleier über das Haar geworfen und ein Shawltuch umgesteckt, wie es auch daheim die Bürgerfrauen tragen. Nur wenig Männer gehen hinterdrein: die ganz alten, gebrechlichen, die sich mit dem Kirchgang schon ein gutes Plätzchen im Himmel sichern wollen, und die jungen, die ihren schwarzäugigen Schatz im Dämmerlicht und Weihrauchduft des alten Kirchleins zu treffen gedenken.

Ich folge einfach dem Zug; auch ich will Gottesdienst feiern, aber nicht im Banne enger Mauern, sondern in dem Tempel, den sich der Schöpfer selbst errichtet hat.

Der Weg nach Nago.

Mit andächtigem Herzen trete ich in die Strada vecchia ein, die einst der einzige, viel begangene Weg nach Nago hinauf war, und die nun so verlassen und still zwischen den Oliven träumt, daß das Gras Zeit hat, zwischen ihren großen, runden Pflastersteinen zu wuchern, und keiner dem Wasser wehrt, wenn es hier und dort quer über die Straße läuft.

Im Sommer verliegen all diese kleinen Rinnsale wohl, aber jetzt, da der Berg den Winterschnee in sich aufgenommen, brechen sie überall im Gestein hervor und verschwinden wieder, um tiefer unten, im Rebenthal, den Bach zu bilden, dessen Schäumen und Brausen melodisch durch die Stille klingt.

Sie tränken die Wurzeln der Oliven, die seltsam zerklüftet und zerrissen zwischen den Felsen stehen; manch einer der Bäume ruht nur noch auf ein paar dünnen, verschnörkelten Säulen, von anderen Stämmen wieder ist nur eine einzige, schmale Wand geblieben, daß man nicht begreift, wo die Krone noch die Kraft hernimmt, sich mit silbernem Laubwerk zu schmücken.

Die ältesten von ihnen haben ein Jahrtausend vorüberrauschen sehen — es klingt feierlich, wenn der Wind ihre Zweige wiegt, daß ein feiner, grauer Schleier sich über das schmale Felsenthal zu senken scheint. Unendlicher Friede, unendliche

Wehmut liegen über dem Olivenhain
zu Torbole.

Müde tasten die Oliven
Mit den schlanken Silberfingern
In die Dämmerung hinein.
Einen Bergbach hör' ich schäumen,
Und zu meinen Füßen träumen
Thal und See im Abendschein.

Dort, wo Flut und Fels sich küssen,
Hebt ein Boot die weißen Segel
Wie ein schöner, stiller Schwan.
Kaum, daß sich die Winde regen,
Seine Schwingen zu bewegen,
Lautlos zieht es seine Bahn.

Aus den grünen Rebenhängen
Wallen Schleier des Vergessens
An mein einsam' Herz heran,
Mich mit Frieden zu umweben —
O, wie sanft ruht hier das Leben,
Wie verklärt das Leid sich an.

Tiefer sinkt der Abend nieder,
Sehnsucht lockt und schluchzt und jubelt
Aus dem Lied der Nachtigall,
Bis auch sie sich heimgefunden
Und die Erde überwunden
In der Herrlichkeit des All . . .

Vor der Kaserne zu Riva.

Bin ich wirklich erst vier Tage hier? Unmerklich haben die Linien, die ich zuerst nur mit dem Auge erfaßte, sich meiner Seele eingeprägt, daß ich auch mit geschlossenen Lidern den bergumgürteten See vor mir habe und die Schneegipfel, die sich leuchtend darin spiegeln. Das giebt mir solch starkes Gefühl, als sei ich schon mit tausend Würzelchen dem fremden Erdreich verwachsen, täglich sauge ich neuen Mut, neue Freudigkeit aus der Schönheit, die mich umgiebt.

Denn alle Schönheit macht froh und stark und fruchtbar zu schaffen, alle Kunst ist aus ihr erblüht.

Und hier hat sie verschwenderisch ihre Gaben ausgeteilt, jedem Fleckchen seinen besonderen Reiz gegeben, daß man täglich neue Wunder sieht und sich nicht satt schauen kann an all der lachenden Fülle.

Ich wandere mit Dora und ihren Eltern weit in die üppige Campagna hinein. In den Mauerwinkeln der Gärten duftet der Goldlack, und „hängende Herzen" baumeln leise im Wind, sonst aber sieht man wenig Zierpflanzen, muß doch jeder Fußbreit des fruchtbaren Landes klingenden Zins zahlen für die oft saure und mühselige Arbeit des Bebauens.

Lustig schlingen sich die Reben, deren junge Triebe fast zusehends wachsen, von Baum zu Baum, wie Ehrenpforten, die man dem Frühling errichtet, und darunter treiben im fetten Erdreich die Spargel, deren alljährlich viele tausend Kilo hinauf in den Norden entsendet werden.

Eigentlich wollten wir nach la Grotta hinüber, wo es einen guten Landwein und eine glutwangige Hebe geben soll, aber wir sind im Plaudern zu weit vom Wege abgekommen, es führt keine Brücke mehr über die brausende Sarca. So müssen wir, um noch zu unserm Dämmerschoppen zu kommen, auf den Doras Vater durchaus nicht verzichten will, auf das Dorf Vignole zusteuern, das rechts im Thal, am Ausgang der alten Straße nach Arco liegt.

Der Landwein, den der biedere Bauer uns kredenzt, ist reichlich sauer, aber die Butter ist frisch und würzig, und selbst das sonst verachtete Anisbrot schmeckt nach dem langen Marsche prächtig.

Wie wir heimwärts wandern auf der in endlosen Windungen sich nach Torbole schlängelnden Straße, bricht schon der Abend herein. Kühe und Ziegen klettern über uns im Geröll, die mageren Halme herausrupfend, eine wilde, buschartige Birne hüllt ganze Hänge in weißen Blütenschnee, und über den Monte Baldo herüber gleitet, vorsichtig nach allen Seiten lugend, der Mond. Wunderlich trifft sein blasser Schein mit dem rötlichen Licht der untergehenden Sonne zusammen, scharfe Schatten fallen ins Thal, und in Torbole hebt die Turmuhr an zu schlagen.

Der Olivenhain bei Torbole.

Der Gedanke an die ersten Spargel, die Frau Schwingshaar uns für den Abend versprochen hat, beflügelt die müdegewordenen Schritte, dennoch ist alles schon in voller Thätigkeit, als wir atemlos und erhitzt zu unseren Plätzen schreiten.

Paulussens sind angekommen, sehr befriedigt von ihrem Trienter Aufenthalt und doch schon hingenommen von dem Eindruck, den Torbole auf sie gemacht — aus dem einen Tag, den sie bleiben wollten, wird wohl eine Woche werden.

Während des Essens sitzen wir beisammen, dann gehen die hübsch leidse um zehn Uhr zur Ruhe, ich aber rücke mit den Bekannten am oberen Ende des Tisches zusammen

um eine Bowle, die der Berliner zu Ehren der scheidenden Oesterreicher braut.

Die Bowle wird verschiedenen immer wieder nachgefüllt — es ist spät, als mir Johann die Thüre zur Dependance aufschließt.

Aus dem ersten Schlummer fahre ich erschrocken wieder in die Höhe. Musik kommt vom Hafen, kräftig schwellende Männerstimmen.

Aha, denk' ich begeistert, „Gesang der heimkehrenden Fischer", von dem im Reisebuch die Rede ist. Wie ich aber ans Fenster stürze, sind's einbernfene Rekruten, die sich an Vaterland, Einigkeit, Brüderlichkeit berauschen.

In den zwei kleinen Zimmern zur Seite des Speisesaals sitzen fern von der Table d'hote speisenden Plebs noch zwei Parteien, die ihre vornehme Abgeschiedenheit mit fünfzig Kreuzern Aufschlag für die Person bezahlen. Rechts eine Böhmin mit ihrem erwachsenen Sohn, der seine weiße Schildmütze nie absetzt und einer feschen Münchnerin vom Nebentisch energisch die Cour schneidet, links ein Wiener Ehepaar, mit dem mich Doras Eltern heute bekannt machten. Originale alle beide. Er, der „Schorschel", wie ihn die kleine Dora nennt, sie, „das Annerl", eine schöne Frau entre deux ages — zwischen dreißig und vierzig.

Eine sich immer gleichbleibende Liebenswürdigkeit ist ihr hervorstechendster Charakterzug und hat etwas Bezwingendes auch für den, der ihrem Drohnenleben ablehnend und verständnislos gegenüber steht.

Ein ernsthaftes Gespräch muß man mit dem Schorschel nicht anknüpfen, das fällt ihm auf die Nerven; aber in Sachen des Vergnügens giebt's keine größere Autorität als ihn. Im Arrangieren von Partien, Bootfahrten und kleinen Kneipereien entwickelt er eine erfinderische Unermüdlichkeit.

Vor dem Wirtshaus „Zu den zwei Gänsen".

Meine Idee, die mondhelle Walpurgisnacht durch einen Spaziergang in die Berge zu feiern, wird mit Freuden aufgegriffen, und so wandern wir denn, als die übrigen Gäste zur Ruhe sind, in Tücher vermummt, durch das schlafende Städtchen: Doras Eltern, die Wiener und ich.

Geheimnisvoll ragen die Cypressen um das Kirchlein, weißbeleuchtete Wände, flüsternde Stimmen schweben aus dem Dunkel an uns heran und ersterben in der erhabenen Feierlichkeit des Olivenhains.

Dies ist die rechte Stunde, ihn aufzusuchen. Wie flüssiges Silber rinnt das kühle Licht von allen Blättern, die Quelle rauscht die Sagen der Einsamkeit im verwitterten Gestein, und aus den Rebenhängen unter uns kommt süß und lockend das Lied der Nachtigall.

Wir schreiten schweigend, mit lauschendem Gesicht, selbst der Schorschel ist nachdenklich geworden.

Noch liegt der See im Schatten, nur über die Bergkämme hin gleitet der blaue Glanz, daß der Schnee weißer erscheint und die Ferne nahe rückt, als könnte man sie greifen.

Manchmal huscht blitzartig ein greller Schein über uns hin: das Grenzschiff sucht die Ufer ab nach Schmugglern, die für ein paar armselige Batzen ihr Leben zu Markte tragen. Um so tiefer ist, wenn das zuckende Licht verblich, die Dunkelheit, die uns umgiebt; keine Hand kann man vor Augen sehen, wir suchen tastend den Weg, und ich fahre in jähem Schreck zurück: mein Fuß ist an einen Grenzwächter gestoßen, der, in den Mantel gewickelt, im Schutz der Finsternis Wache hält.

Nun ist der Bann des Schweigens gebrochen. Der Schorschel atmet erleichtert auf, als die mondbeschienene Straße von Nago vor uns liegt, und klopft die Wirtin „Zu den zwei Gänsen" heraus. Die Nacht ist kühl, wir wollen vino nero trinken.

Wenn wir Frauen nicht so energisch zum Aufbruch gemahnt hätten, wären die Herren wohl am liebsten im Gasthaus ihren geblieben, wir aber bestehen darauf, die „Böcklinsche Villa" zu sehen, von der man uns vorgeschwärmt.

Den richtigen Weg verfehlen wir und klettern darum auf gut Glück einen schmalen Ziegenpfad hinan, steigen über Mauern, kriechen durch feuchte Hecken und brechen in fremde Weinberge ein mit dem köstlichen Grusseln, das jeder verbotene Weg erweckt.

Immer klarer, reiner, stiller wird die Nacht. Stern um Stern blitzt auf, gleich seligen Träumen ziehen die Wolken am Himmel hin, und die Riesenschale des Sees ist bis zum Rande mit schimmernder, zitternder Silberflut gefüllt. Ein fremdes Duften liegt in der Luft, und wieder hebt das Liebesklocken der Nachtigall an, ein trunkenes Frage- und Antwortspiel von Baum zu Baum, ein Rausch von Frühlingssehnsucht und höchster Lebensfülle.

Halsbrecherische Pfade gehen wir, einer hinter dem andern her, an Zweigen und Stämmen uns festhaltend, bald durch tauschweres Gras, bald über steinige Halden.

Und wie wir schon aufgegeben haben, das sagenhafte Haus zu finden, blitzt es plötzlich zwischen den Büschen auf. Ein Brunnen rauscht, ein paar Cypressen recken sich düster auf, und im Mondlicht wiegt sich ein blühender Baum . . . .

Tief, tief unter uns liegt das traurige Nago und die Fischerhäuser von Torbole, wir haben noch einen weiten Weg vor uns, aber wir schreiten mit federndem Schritt, Aug' und Seele erfüllt von unendlicher Schönheit.

Wie mich die Schulbuben, die draußen lärmen, an meinen süßen, kleinen Kerl erinnern! Sie haben ein Büchertäschchen über der Schulter hängen, das ihnen die Mutter aus buntem Kattun oder Wollstoff genäht hat, und wenn die Schule aus ist, wird's als wirksame Waffe geschwungen — g'rad' wie bei uns.

Von Nago herunter kommt ein langer Zug Knaben und Mädchen, von zwei Priestern und einem humpelnden, dürftig gekleideten Lehrer geführt; sie gehen zum Hafen hinunter und schiffen sich ein, aber sie stimmen nicht, wie wir es wohl bei Schulausflügen thaten, ein fröhliches Lied an — scheu und stumm hocken sie bei einander, die Sonne gleitet verwundert von ihren ausdruckslosen Gesichtchen ab.

Ein Eisetzvögelchen rasselt über das holprige Pflaster des Platzes. Ein Karl aufstehendes Weib führt das Grautier am Zügel, während ein Weiben, das kaum noch Menschenähnlichkeit hat, mit verkrümmten Händen auf dem Wagen die Orgel dreht. Schnell sammelt sich ein Trupp Neugieriger um das traurige Gefährt, denn hier hat jedermann Zeit.

Die junge Mutter, die mir gegenüber wohnt, liegt schon den ganzen Morgen im Fenster und dreht die Löckchen des Bambino um die Finger, der Herr Steuerassessor von nebenan tritt alle halbe Stunde, die Pfeife im Mundwinkel, vor die Thür, um ein Schwätzchen mit den Nachbarn zu halten, und der schwarze Maffino rückelt sich in seinem koketten Matrosenkostüm an der Straßenecke herum, die Mütze ziehend, sobald ein Fremder vorübergeht.

Er bietet vergeblich seine schmucke Segelbarke an — die meisten Gäste sind wasserscheu und trauen der Oca nicht, die jeden Mittag vom Süden heraufbraust und die Wellen vor sich her jagt, daß sie weiße Schaumkämme aufsetzen und klatschend gegen die Hafenmauern schlagen. —

An der Fischkultur vorüber, geh' ich mit Paulussens den schmalen Strandweg entlang, der in einer lieblichen Bucht unterhalb des alten Olivenhaines endet. Kein Windhauch kräuselt hier die Flut, ganz leise und heimlich kommen die kleinen Wellen geschlichen und spielen mit den Kieseln am Ufersand. Einzelne Oliven sind bis dicht an den See hin vorgeschoben, dort laden Bänke zur Ruhe ein; aber schöner noch ist's, auf dem großen Felsblock zu sitzen, den die Flut plätschernd umspült, den die Winde flüsternd umkreisen. „Sasso del bimbi" nennt ihn der Volksmund, und die jungen Frauen gehen kichernd vorüber, denn von dort her soll der Storch die kleinen schwarzen, zappelnden Kinder für Torbole holen. —

Das Dampfschiff, das die Berliner und mich heute nach Gargnano führen sollte, ist uns schnöde durchgegangen, trotzdem uns Frau Schwingshackl das Mittagsessen ein Stündchen früher aufgetragen hat. Ein langer, langer Nachmittag liegt vor uns, und damit er nicht ungenützt vergehe, nehmen wir uns einen Einspänner, um zum Varonefall zu fahren.

Auf den Straßen herrscht ein ungewöhnliches Leben. Gruppen feiernder Arbeiter ziehen von Riva her singend an uns vorüber, von einer Pappel weht in schwindelhafter Höhe ein rotes Fähnchen, das kecke Hände da oben befestigt haben, das junge Volk trägt rote Schlipse, die älteren haben wenigstens ein rotes Schleifchen am Rocke stecken. Aus allen Schenken tönt die Arbeitermarseillaise, unterhalb des Varonewirtshauses ist gar ein ganzes Musikkorps aufgestellt, und die Bänke des steilansteigenden Gartens sind bis auf den letzten Platz besetzt.

Aber in die gewaltige Schlucht, in die wir, mit Schirmen und Kapuzenmänteln versehen, eindringen, hallt kein Laut der Außenwelt hinein. Nur der Donner der aus schwindelnder Höhe niederstürzenden Wasser tönt von den Felsen wieder, ein feiner Staubregen hüllt uns ein, und ihn dem gebrochenen Tageslicht nehmen die Höhlen, die das Wasser im Laufe der Jahrtausende gegraben, ungeheuerliche Dimensionen an.

Eine erschütternde Predigt von der Allgewalt der Natur ist diese Felsenschlucht von Varone. —

Wie ein wundervolles, laues Bad umfängt mich die Frühlingsluft, als ich aus dem düsteren Kerker heraustrete in den sonnigen Tag. Ein herrlicher Weg führt in halber Höhe der Berge nach Arco hinüber; zwischen Felsen eingebettet liegt wie ein Stück Heimat ein grünes Wiesenthälchen mit murmelndem Bergbach, dessen steil abfallender Rinne folgend wir in den Olivenwald oberhalb Arco kommen.

Als ich zum erstenmal in Italien war, vor langen, langen Jahren, fand ich die Olivenwälder greisig, grau, nüchtern und langweilig — heute üben sie einen unsagbaren Zauber auf mich aus. Vielleicht muß man gelitten haben, um diese Symphonie in Grau zu verstehen. Es wird so still in mir, wenn ich zwischen den mit tausend Wunden bedeckten Stämmen hergehe, die aussehen, als habe man ihnen das Herz aus dem Leibe gerissen, und die doch weiter leben, blühen und Früchte tragen.

Die liebe Frau, die mir zur Seite wandert, greift leise nach meiner Hand, als ahne sie, was für Gedanken mich bewegen. Es ist ein herzliches Verstehen zwischen uns, so kurze Zeit wir uns erst kennen — die Natur schließt hier eben in einem Tage auf, was in der Großstadt Wochen, Monate zur Entfaltung braucht, unmerklich wächst sie den unerträglich gleichmachenden Firniß ab und läßt den Menschen zu Tage treten. —

Dicht vor Arco liegt ein Dörfchen, in dessen einfaches Albergo wir hungrig eintreten. In der Küche steht die fünfzehnjährige Teresina. Die Herdglut fällt rot über das hübsche, frische Gesicht, über die braunen Arme, die emsig die Polenta rühren, und das blanke Kupfergeschirr, das in jeder italienischen Küche hängt. Teresina und der jüngere Bruder sprechen etwas deutsch, wie die noch stattliche Mutter nicht ohne Stolz versichert, sie selbst lacht übers ganze Gesicht zu unsern italienischen Brocken und trägt uns geschäftig Brot und Butter und einen guten, rotfunkelnden Landwein auf.

Arbeiter kommen und gehen. Ein jeder erhält sein mit dem Bindfaden abgeteiltes Stück von der Polenta, die wie ein ungeheurer umgestürzter Griespudding dampfend und duftend in der Mitte des Tisches steht. Auch ich bekomme auf einer Serviette ein Stück davon gereicht, kann dem Gericht aber keinen besonderen Wohlgeschmack abgewinnen, es schmeckt trocken und ziemlich fad — es gehört schon die Genügsamkeit des Italieners dazu, Tag für Tag damit fürlieb zu nehmen. —

In der Varonenschlucht.

Dicht vor dem Ort, wo die Fahrstraße in scharfer Biegung nach Nago aufwärts führt, liegt ein mächtiger Felsblock, der, abgetrennt vom Muttergestein des Felsungsberges, das ganze Thal bis nach Riva und Arco hin überschaut.

Dort hinauf hab' ich in aller Morgenfrühe meine Sehnsucht getragen und das Heimweh, das mich zur Nacht genaßt. Und wie so oft schon, hat die Herrlichkeit der Erde mich still gemacht, daß ich nun getröstet hinuntergehe zu den Menschen, die mir lieb geworden sind. —

Im Gasthaus ist der erste Maler angekommen, ein langer,

Wie nun in Andacht hingesunken,
Mein Knie sich in die Gräser schmiegt,
Mein betend Auge schönheitstrunken
Das morgenfrische Thal umfliegt,
Wie alles, was ich je gelitten,
So rein sich löst, so tief sich stillt,
Mein stummes Herz von tausend Bitten
Des Kinderglaubens überquillt —
Ist's mir, als neigtest du dich nieder,
Als hielt' ich, wie vor Ewigkeit,
O Vater, deine Hände wieder,
Teilhabig deiner Herrlichkeit?

schmaler, schwarzer Mann mit verträumten Augen und der nachlässig gebeugten Haltung allzu hoch gewachsener Gestalten. Mit den Gästen hab' ich ihn noch kein Wort reden sehen, aber im Hause ist er gut bekannt, und Frau Schwingshackl hat ihn, von einem früheren monatelangen Aufenthalt her, sehr ins Herz geschlossen.

Ueber seine Malereien kann freilich auch sie, die sonst alles weiß, mir keine Auskunft geben, sie hebt auf meine Frage hin bedauernd die Achseln, um dann aufhorchend nach dem Eßsaal hinüberzudeuten. „Ob er malen kann, weiß ich nicht, aber spielen kann er — hören's nur!“

Ja, spielen kann er. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß man dem entsetzlich abgegrissenen Klavier Töne von solcher Zartheit und Innigkeit entlocken könnte.

Unwiderstehlich angezogen, schleiche ich auf den Fußspitzen näher, um im Schutz der halboffenen Saalthüre zu lauschen. Aber als hätte der Spieler gefühlt, daß er nicht mehr allein sei, bricht plötzlich das Spiel ab, und ich thue das Dümmste, was ich in diesem Augenblick thun kann: ich laufe fort wie ein ertappter Backfisch. Natürlich hat er mich gesehen, denn wie ich eben auf einem Umweg über die Terrasse zum Kaffeetisch komme, grüßt er mich. —

Die Ora weht heute stärker als sonst, der wundervolle glatte Seespiegel ist in eine kochende, tobende Flut verwandelt, der Gischt der ans Ufer branzenden Wellen schlägt bis zur Terrassenbrüstung herauf.

An solchen Tagen legt das kleine, von Riva kommende Dampfschiff nicht an, wir müssen „eingebootet“ werden. Blaß, mit zusammengekniffenen Lippen, sitzt die kleine Dora zwischen ihren Eltern auf dem Mittelbänkchen des Bootes, das durch die vielen Passagiere fast zu schwer belastet ist und nur handbreit aus dem Wasser ragt. Da kein anderer Platz mehr übrig war, habe ich mich längelang auf den Boden des Kahns gelegt, und Doras Mutter hält meinen Kopf in ihrem Schoß, denn gerade über mir schwingt der lustige Bartolo im Takte das Ruder, ich muß mich ducken, um nicht getroffen zu werden.

Vom Ufer aus mag es gefährlich aussehen, wie die tanzende Nußschale nun im Schaum der Dampferwellen hält, aber wir fürchten uns nicht, wir trinken durstig die sprühende Kühle, die von der Flut her aufsteigt, und schauen mit sehnenden Augen seeabwärts, wo das vergoldete Felsenthor sich öffnet; zart wie ein Lustgebilde tauchen die Konturen des Kap Manerbo im Duft der Ferne auf.

Nur die kleine Dora ist froh, als sie an Schorschels Hand das schmale Schiffstreppchen erklommen hat und nun festeren Boden unter den Füßen fühlt; wie ein Wiesel läuft sie auf dem nur wenig besetzten Deck hin und her, das Klappern ihrer kleinen Absätze hallt bald von der Kommandobrücke, bald unten vom Maschinenraum herüber, wo rheumatismusfürchtende Reisende, in großkarrierte Plaids gehüllt, die dunstige Hitze des Dampfkessels einatmen.

Wir haben eine schöne Fahrt. Zum erstenmal sehe ich, von der Mitte des Sees aus, beide Ufer in ihren Verhältnissen zu einander, die Westseite mit ihren materisch schroffen, vielzegackten Felsenkuppen und den Monte Baldo, der, gewaltig ansteigend, das ganze Ostufer bis hinab nach Garda mit seinem Riesenrücken deckt. An der Rocchetta her windet sich die Ponalestraße wie eine weiße, glitzernde Schlange tief ins Ledrothal hinein, und die breite Sarca ist zu einem feinen Silberfaden geworden, der den grünen Sammet der Campagna durchzieht.

Weiter gleitet das Schiff. Die weißen Häuser von Riva verschwinden, das kleine Torbole ist kaum noch dem bloßen Auge erkennbar, eine Bucht thut sich strahlend auf: wir fahren in den Hafen von Limone ein. In den terrassenartig aufsteigenden Citronenhäusern hängen zwischen weißen Steinpfeilern unzählige Früchte in dunklen Laub, und die Luft ist schwer von betäubendem Wohlgeruch, sitzen doch Blüte und Frucht dicht bei einander.

Wir bleiben am Westufer, noch ein paarmal Station machend. Die Berge fallen so steil in den See, daß kein Raum für eine Uferstraße bleibt, hoch oben im Blauen liegen die Dörfchen, zu denen von dem verfallenen Haus bei der Landungsstelle aus ein kunstvoll angelegter Zickzackweg und ein Drahtseil für Lasten führt.

Weiterhin, wo das Wasser ein Stückchen Vieselland angeschwemmt hat, ist eine Fabrik wie ein vieläugiges Ungetüm aus dem Boden gewachsen. Was für ein Leben führen diese Hunderte von Menschen, die, abgeschnitten von der übrigen Welt, an ein winziges Fleckchen Erde gebannt, Tag für Tag nur das Sausen der Maschinen und das Surren der Spindeln hören! Wie viel Seufzer mögen mit hineingedreht worden sein in die Wollfäden, die, zu großen Ballen verpackt, eben mit lautem Lärm auf dem Schiff verladen werden! Ein paar Wasserfälle stürzen sich schimmernd von den Felsen herab. Wie klar sie sind, wie frisch und fröhlich, ehe der Mensch sie in seine schwarzen Röhren hineinzwingt, ihre überschäumende Jugendkraft zu täglichem Frondienste nutzend!

Im Boot zum Dampfer.

Der Monte Castello stellt sich uns dräuend in den Weg. Von Torbole aus bildet er den Abschluß des Sees, das letzte Glied einer in blauer Dämmerung verschwindenden Bergkette — hier ist er nur ein vorgeschobener Posten, der, zögernd zurückweichend, eine neue Landschaft voll unsäglichen Liebreizes freigiebt.

Der See dehnt sich, froh, der einengenden Fesseln ledig zu sein, in wohligem Behagen nach allen Seiten, die Formen der Berge werden sanfter, das helle Grün des Lorbeers rahmt fröhlich die Schwermut der Oliven ein, und blühende Ortschaften stehen so dicht bei einander, daß eine in die andere fast übergeht.

In Maderno steigen wir aus, um zu Fuß nach Gargnano zurückzugehen auf der berühmt schönen Fahrstraße, die neben dem blauen See zwischen Wiesen und Rebenhängen herläuft.

Große Agaven stehen fremdartig zwischen den Felsen, daneben blühen blaue Schwertlilien, und über die Weinbergmauern

DAMENBILDNIS

Von A. van Dyck

hängen Polster von roten Nelken und die gelben Trauben des Goldregens. Zu unseren Häupten aber wiegen blühende Lorbeerbäume ihre Kronen, und über den See gleiten buntfarbige Segel.

Doras Vater, der eine Leidenschaft hat, Häuser zu besehen, läßt sich in Gargnano einen alten Palazzo aufschließen, der zum Verkaufe steht. Weitläufig gebaut, schließt das Häuserdreieck einen kühlen Hof und träumenden Citronengarten ein, hat eine an der ganzen Zimmerflucht herlaufende breite Glasgalerie, eine Hauskapelle, große, fliesenbelegte Räume und einen geradezu wundervollen Gewölbekeller mit Riesenfaß.

„Was meinst du?“ fragt er. „Kostet nur dreißigtausend Lire, die ganze Geschichte!“

Aber Doras Mutter wehrt ängstlich ab und strebt aus dem gruftähnlich kühlen Gebäude dem freundlichen „Hirschen“ zu, in dem wir zu Nacht essen wollen.

Hier thut's der Schorschel nicht anders, wir müssen ein paar Flaschen Asti spumante trinken, und während der süße, prickelnde Wein uns trügerisch belebt, während das Kind lustig plaudert und wir aus dem winzigen Höfchen hineinschauen in die krystallklare Flut, sinkt leise die Dämmerung nieder, und Abschiedsgedanken werden wach . . .

Heute reist die kleine Dora mit ihren Eltern ab.

Ich hasse das Abschiednehmen und hab's doch so oft, so oft im Leben üben müssen. Traurig gehe ich zwischen den Weingärten hin, um den Scheidenden die einzigen Blumen zu holen, die ich hier herum gesehen habe: den Goldlack, der dort an der Mauer blüht.

Ponaletall.

Der Garten ist verschlossen, aber ein kleiner Junge, der im Nachbargrundstück arbeitet, nickt eifrig auf meine Frage, ob er mir die Blumen verkaufen wolle. Eilig klettert er über die Mauer, rupft flink zwei Händchen voll ab, läßt sich fünfzehn Centesimi dafür bezahlen und zieht seelenvergnügt wieder ab.

Die Sache ist mir verdächtig, und wie ich noch so stehe, meinen Strauß in der Hand, kommt richtig der Eigentümer die Straße dahergeradelt, springt ab, schließt nach einem scharfen Blick auf die Blumen die Pforte auf und inspiciert seinen geplünderten Garten.

Als ich aber meine, nun müsse das Donnerwetter kommen, zieht er nur sehr höflich die Mütze und geht stumm vorbei.

Ich lege meine gestohlenen Blumen in die lieben Frauenhände, die sich mir fest entgegenstrecken, und gehe noch bis Nago mit hinauf, während das Kind im Wagen voraufjährt, der Abwechselung froh.

Eine rechte Verlassenheit kommt über mich, als ich nun einsam den Weg zurückschreite; ich flüchte mich hinauf in mein Stübchen, wo zwischen blühenden Rosenzweigen die Bildchen der Kinder stehen, aber der liebe Anblick verscheucht mir das Bangen nicht, das wie ein großer, schwarzer Vogel flügelrauschend über mir schwebt.

In der Arbeit suche ich Ruhe, aber auch die Arbeit will ein fröhliches Herz, sie widerstrebt dem, der mit halben Sinnen und bedrückten Gedanken sie sucht.

Langsam schleichen die Stunden, mein Kopf schmerzt, und die Feder ist längst den müden Fingern entglitten. Da nehme ich Hut und Schirm und gehe in den goldenen Frühlingsabend hinein.

Eine blonde Fremde begegnet mir, deren Gesicht mich sonderbar fesselt und erregt, weil etwas Verhaltenes, Unaufgeblühtes darin liegt: ein großer Schmerz oder eine große Sehnsucht — vielleicht auch beides zusammen . . .

Sie wandelt mit gesenkter Stirn,
Die Schultern tief herabgebogen,
Als würde von geheimer Last
Ihr Leben nach dem Grund gezogen.

Der Stolz hält ihr verwundet Herz,
Das Schweigen ihren Mund gebunden,
Doch in den dunklen Augen klagt
Die Sehnsucht, die kein Ziel gefunden . . .

„Kommen Sie mit?“ fragt das Annerl abends spät, als das Schwatzen und Stühlerücken im Eßsaal verklungen ist, und da ich nicht gleich antworte, wickelt sie mich schon in ein Tuch, das sie fürsorglich mitgebracht hat, und zieht mich hinunter zum Ankerplatz.

Der Schorschel steht schon mit einem Fuß im Boot und winkt uns freudig zu.

„Das ist aber lieb, daß Sie mit dabei sind! Es ist wundervoll auf dem See heut' abend.“

O, wie recht er hat, und wie ich ihm dankbar bin für diese Fahrt auf dem mondbeglänzten See! Ein leichter Nordwind bläst schwellend in die Segel, wie ein Silberstreifen zieht's hinter uns her, und von den Rudern rinnen schimmernde Tropfen. Die Lichter von Riva und Torbole blitzen als Doppelgestirne aus der im Bergschatten liegenden Flut der Buchten zurück, aber es werden ihrer immer weniger, ein Fünkchen ums andere erlöscht, als wäre es aufgesogen von

der großen Helle, die immer strahlender, immer sieghafter die Wasserfläche überzieht.

Vom Monatefall her treibt ein scharfer Luftzug uns den kalten Wasserstand ins Gesicht, wir springen fröstelnd das Treppchen zum Wirtshaus hinan und trinken noch stehend ein Glas des feurigen vino santo, den der unheimlich schwarze Wirt uns vorsetzt.

Der treibt uns das Blut schneller durch die Adern, und wie nun der Italiener ein großes klavierähnliches Instrument in Bewegung setzt, daß es dröhnend im leeren Saale wiederhallt, faßt der Schorschel seine hübsche Frau rundum und tanzt einen echten Wienerischen mit ihr.

Mir zucken die Füße, aber ich thue nicht mit. Heute nicht. Auf dem Heimweg thue wir still beisammen, der Schorschel pfeift eine alte, süße Melodie, und wir Frauen träumen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Saracenenschüler auf dem Kaiserthron.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Jakob Burckhardt, der verstorbene große Baseler Kultur- und Kunsthistoriker, ist es, der die Frage nach dem ersten modernen Menschen gethan hat, d. h. nach demjenigen, der als frühester die vollzogene Ueberwindung des Mittelalters in seiner Person verkörpert und geistig zu den Menschen der neueren Jahrhunderte gehört habe. Burckhardt selber hat auf Friedrich II, den staufischen Kaiser der Deutschen und König beider Sicilien, gewiesen. Und alle seitdem noch tiefer eingedrungene Forschung hat ihm nur recht gegeben, daß uns, zum mindesten in der Sphäre der historisch sichtbaren, durch Stellung hervorragenden Persönlichkeiten, in Friedrich zum erstenmal der neuere Mensch fertig und bewußt entgegentrete. Noch völlig als eine Ausnahme und Anomalie. Aber auch Ausnahmeverhältnisse von eigentümlicher, ja seltsamer und romanhafter Art sind es, die den Charakter und die geistige Erscheinung des Mannes geprägt haben, mit dem der Staufen Herrlichkeit noch einmal aufleuchtete und dann zu Ende ging. Wie auf keinen damaligen Menschen haben fast alle Kulturen jener Zeit, abendländische und morgenländische, gemeinsam auf ihn eingewirkt und durch ihn eine zusammen fassende Beihätigung gefunden. Die deutsche ist freilich nicht dabei.

Jenes Wort Burckhardts steht in seiner „Kultur der Renaissance in Italien", und nach Italien, nicht nach Deutschland, gehört Friedrich II; dort steht er an der vordersten Schwelle einer künftigen neuen Zeit, der Renaissance, zu deren Verkörperung es freilich noch mehrerer Menschenalter bedurfte. In Italien, auf abgelegenem Bergschlosse, hat ihn die sizilische Mutter Konstanze am 26. Dezember 1194 geboren; den Vater, Heinrich VI, haben die Augen des Kindes wohl niemals gesehen. In Palermo ist der früh von Vater und Mutter verwaiste Knabe aufgezogen worden, während sein Erbrecht in Deutschland vergessen war, dessen Gaue der Streit der Gegenkönige Philipp und Otto IV durchtobte. Nicht eigener Wunsch, sondern die päpstliche Politik Innocenz' III führte den Achtzehnjährigen über die Alpen, damit nach Philipps Tode dem immer mächtiger und kaiserlicher werdenden Otto ein neuer, vom Nimbus des Staufennamens getragener Gegenkönig und dem Reiche neue Spaltung entstehe. Friedrichs Sizilianer tieten ihm lediglich ab von dem Abenteuer in dem fernen, unbekannten Nordlande. Er wagte die That und siegte, weil er Staufen hieß, und weil Frankreichs Politik mit ihm gegen das englisch-welfische Bündnis ging; durch die Schlacht von Bouvines wurden das Reich und die Krone des Deutschen sein. Aber hier ist ihm allzeit nur das Nebenamt, eine Art Machthyrinde gebieben; geherrscht und sich Herrscherzeile gesteckt hat Friedrich II nur in Italien. Er ist auch nur selten und flüchtig, bloß bei zwingendem Anlaß, in Deutschland gewesen. Die deutschen Großthaten jener Zeit: die Schlacht von Bornhöved, welche die Ostseelande von des Dänen Waldemar Herrschaft befreite, die Eroberung Preußens durch den Deutschen Orden, die Bewahrung des Reiches vor den Mongolen auf schlesischer Wahlstatt, sie sind ganz oder so gut wie ganz ohne den Kaiser geschehen. Zu seiner Zeit wurden vielmehr die Fürsten und die Städte groß, aber sie wurden es auf Kosten der kaiserlichen Gewalt. Um unbehelligt von deutschen Sorgen, um frei zu sein für die Durchführung der starken Monarchie in Neapel-Sizilien, hat Friedrich mit vollen Händen von den Rechten der deutschen Monarchie dahingegeben.

So hat er in der That, wie der Dichter von dem Kaiser im Kyffhäuser sagt, hinabgenommen des Reiches Herrlichkeit. Durch Friedrich II löst sich das Reich in das Nebeneinander landesfürstlicher Territorien auf. Nach ihm kann es als Kaiser nur noch partikulare Landesherren — österreichische, wittelsbachische, böhmische — mit Haus- und Territorialinteressen geben, denen die Krone lediglich als Dekoration und Mittel zur Förderung dieser Partikularinteressen willkommen ist. Friedrich II hat, außer dem italienischen Dialekt seiner sizilianischen Heimat, lateinisch, arabisch, griechisch, provenzalisch, französisch gesprochen, aber deutsch hat er nicht verstanden. Auch darin ist er Kaiser Karl V, dem burgundisch-spanischen Habsburger, vergleichbar, und beide sind Enkel deutschester Großväter gewesen! Unter allen den Frauen, die der unbekümmerte Saracenenzögling geliebt hat, ist eine adlige Deutsche. Sie hat ihm in jenen Jugendtagen, da er das Kaisertum eroberte, seinen blonden Lieblingssohn geboren. Aber als er den großväterlichen Namen Heinrich, den er dem Kinde gab, nachsprechen wollte, so wie die Geliebte ihren süßen Kaiserknaben nannte: Heinz — da ward in seinem Munde „Enzo" daraus. Und er hat auch dieses einzige deutsche seiner Kinder nach Italien verpflanzt.

Bedroht von Kindesbeinen an im Wirrsal sizilischer Parteien, hin und her gezerrt zwischen Vormündern und Erziehern in allen Ränken eines führungslosen Hofes, hat Friedrich II seine Jugend in Palermo verlebt. Als er zum Jüngling erwachsen war, hatte er sich entwöhnt, an selbstlose Treue, an irgend welches Wollen und Handeln ohne die Triebfeder des Vorteils bei denen zu glauben, welche die Mächtigen umgeben. So kamen in sein Wesen die Züge einer schrecklichen Objektivität, einer kühl zergliedernden und kalt rechnenden Vernunft. Was seine Seele in solcher Armut entbehrte, das suchte der Hochbegabte sich durch Verstandesbildung zu ersetzen; er öffnete sich ihre Quellen, wo sie den meisten noch lange verschlossen blieben.

In den altitalischen und griechischen Bewohnern des volklich bunt gemischten Unteritaliens und Siziliens hatten sich seit den Eroberungsjahrhunderten des Islam ganze Mengen von afrikanischen Saracenen gesellt, welche von den letzten erobernden Zuwanderern, den Normannen, nie vollständig unterworfen wurden und zur Zeit von Friedrichs Jugend wieder größere Bedeutung gewannen. Sie beeinflußten ihn mit seine Bildung, und er seinerseits hielt sich in vielem an sie. Derselbe Fürst, der die Ketzerverfolgungen der Kirche unterstützte, weil sein autokratisches Herrschergefühl in abweichendem Glauben etwas Ordnungsüberiges, die einheitliche Unterthanenschaft Zerklüftendes sah, mugab sich persönlich mit saracenischen Leibwächtern, die kein Priesterwort etwas anging. Seinen mohammedanischen Unterthanen hielt er die Mission der Kirche fern. Sie mochten nach ihrer Façon selig werden; mit Kismet und Mohammeds Paradiesfreuden blieben ihm die fatalistisch todesverachteten Kerntruppen des neapolitanischen Heeres sicherer, als wenn er sie gewaltsam zu höllengängigeren jungen Christen gemacht hätte.

Ueberhaupt hatte schon das Normannenkönigreich in Neapel und Sizilien, dessen Krone Heinrich VI, der Vater Friedrichs, erheiratete, viel von saracenischem Wesen und orientalischen Formen in sich aufgenommen. Was uns abendländische Besucher von den Palästen, den Gärten und Höfen, den Springbrunnen, den Tänzerinnen zu Palermo und Lucera schildern, erinnert an Kairo oder Damaskus, ja an die Erzählungen aus

Tausend und eine Nacht. Die Frauen der sicilianischen Städte gingen, wie die Saracenin nen, verschleiert; die üppige Vermengung abendländischer Kunst und orientalischer Decoration in den Bauten Siciliens bietet sich noch heute unserer Anschauung dar, ohne uns ganz rein zu entzücken. Und halborientalisch sieht in dieser Welt der Kaiser, der in den Burgen der Saracenenstädte seine italienischen und orientalischen Frauen hält, ganz systematisch im Serail eingepfercht, von Haremswächtern gehütet und nach regelrechter Paschamanier mit seinen Handarbeiten beschäftigt. Diese Persönlichkeit entwickt ganz ebenso der Kirche wie der abendländischen Moral und Kultur. Der Kaiser, dessen feine Dialektik und philosophische Disputierkunst die gelehrten Gesandten des Sultans Al-Kamil von Aegypten entzückt, tritt in ein eigentümlich unabhängiges Verhältnis zu Christentum und Islam, streift das eine Dogma vor sich, ohne dem anderen Gewalt über sich zu gestatten. Er wird der kühle Denker, der sich auf Grund eines Erfahrungsschatzes die neue naturwissenschaftliche Lehre vom Wesen des Ueberfinnlichen zu erschaffen strebt und den nur Solche wirklich interessieren, die ihm hierbei nützlich sein können. Für unsere Kenntnis davon wischen sich Thatsachen mit Fabeln. Denn Friedrichs physiologisches Experimentieren hat bei den halbgebildeten Zeitgenossen begreiflicherweise eine Fülle von Anekdoten entstehen lassen. So, um ganz weniges zu nennen, daß er Sklaven nach der Mahlzeit den Leib habe öffnen lassen, um die Vorgänge der Verdauung zu beobachten, oder die von dem Taucher, den Friedrichs Wissensdrang an den Grund der Charybde von Messina gesandt habe — welche übrigens schon damals der harmlose Strudel wie heute war. Am interessantesten von all den erdichteten oder halbwahren Histörchen ist die, daß er Säuglinge in ganz stummer Umgebung, so daß sie keinerlei Sprache hörten, habe aufziehen lassen, um auf diese Weise die Ursprache des Menschengeschlechts festzustellen. Sein berühmtes selbstverfaßtes Buch über die Falknierkunst dehnt sich zu einer Naturgeschichte der Vögel aus, deren seine Beobachtungen und Unterfuchungen, z. B. über die Optik des Vogelauges, noch heute die Zoologen in Erstaunen setzen.

Der moderne centralistische Staat hat in ihm seinen frühesten Vertreter. Zu einer Zeit, da das ganze Abendland, voran das deutsche Reich, nach dem Lehns- und Privilegienwesen organisiert war, errichtet Friedrich in seiner unteritalischen Monarchie den Beamtenstaat mit einheitlich gegliederter Verwaltung und Gerichtsbarkeit, mit stehender Truppe, Marine und Polizei, mit Katasern und direkten Steuern, mit einheitlichem Gesetzbuch (1231 veröffentlicht), mit Staatsmonopolen, mit den Anfängen monarchisch ausgleichender sozialer Fürsorge, mit der ersten Staatsuniversität, die er zu Neapel begründet, um das Studium seiner künftigen Beamten von den privaten Juristenfakultäten Oberitaliens loszulösen. Am Hofe zu Palermo drängen sich die feinen Poeten und die Dichter; und er, der, nebenbei gesagt, selber Gedichte in unteritalischer Landessprache verfaßt hat, bleibt auch geistig der Herrscher für seine Umgebung. So ist er der strafse Autokrat im Sinne eines aufgeklärten, hier und da auch wohlwollenden Despotismus. Und ebenso wie später Ludwig XIV von Frankreich weiß er, daß der absolutistische Herrscher im besten Falle sachliche Minister und Beamten, aber keinen persönlichen Vertrauten und Kameraden haben kann. Die Freunde Kaiser Friedrichs II sind Pferde, Hunde, Falken, und vielleicht die eine oder andere jener schon erwähnten Nebenfrauen, aus deren Existenz er kein Hehl macht: er, den man aus politischen Rücksichten als Knaben der doppelt so alten, mit spanischer Raschheit verblühten Aragonerin Konstanze, der Witwe des Ungarnkönigs, vermählt hat und der seine absolutistischen Vergehungen gegen das Sittengesetz dadurch gewissermaßen zu legitimieren sucht, daß er sie — abermals wie Ludwig XIV — offiziell und langseitmäßig behandelt.

Aehnlich steht er jenseit alles abendländisch Ueberlieferten in den kirchlichen Dingen. Er duldet keine Unterthanenkeperei, aber er nimmt für sich das höchste Recht des Autokraten in Anspruch, über das, was die von ihm Beherrschten geistig bindet, erhaben zu sein, ja zu ironisieren. Er hat die Gottesurteile des Wassers und glühenden Eisens abgeschafft, „weil sie die Natur der Dinge nicht beachten", und als bei einer Raupenplage der Klerus fromme Bittgänge veranstaltet, setzt er sofort den rationalistischen Trumpf dagegen: jeder Unterthan des betreffenden Gebiets habe morgens vor Sonnenaufgang ein Maß voll Raupen zu sammeln. Er führt die Naturgesetze so gewohnheitsmäßig wie ein moderner Materialist im Munde und hat nach glaubwürdigem Bericht über die übernatürliche Geburt Christi ganz frevelhafte Aeußerungen gethan. Manches niederum ist dennoch mit Unrecht an seinen Namen gehängt worden, da ja hervorragende Träger umfassender Anekdoten immer noch neue zugewiesen erhalten. Jedenfalls kann die eigentliche Kirchengläubigkeit des Kaisers nicht in Schutz genommen werden, der mit Aristotelikern und gelehrten Saracenen die Beweise für und gegen die Unsterblichkeit der Seele erörtert hat, und dem man plump, aber bezeichnend die Anekdote nachsagte, er habe einen Menschen in einem luftdicht verschlossenen Faß ersticken lassen, um zu beweisen, daß beim Oeffnen des Fasses keine vom Körper gelöste Seele entweiche.

So sieht dieser gekrönte Empiriker und Kritiker auf einsamer und ganz originaler Höhe, inmitten derselben Zeit, da die Orden der Dominikaner und Franziskaner gegründet wurden, die heilige Elisabeth von Thüringen sich in Kasteiungen ängstete und unter den Geißelhieben eines Konrads von Marburg Frieden suchte, da Fürsten und Ritter mit Amuletten und Reliquien in die Schlacht gingen und jegliche Gattung von Aberglauben und Zauberei ganze Scharen ihrer Gläubigen fand. Nicht völlig ähnelt der Kaiser, aber ist doch in vielem vergleichbar dem großen Hohenzollern, der in seltsamem Zufall den gleichen Namen Friedrich II trägt. Ein Größer war jener nicht. „An Rastlosigkeit," so sagt der feinste Beurteiler Kaiser Friedrichs II, Alfred Dove, „an Schlagfertigkeit im Denken und Wollen, an Trieb und Geschick, das Größte wie das Kleinste zu erfassen und zu regeln, ist er seinem hohenzollernschen Namensvetter völlig gleich. Aber die Herrschaft ist ihm nicht, wie diesem, ein Gebot der Pflicht, ein entsagender Dienst." Was der Preuße in sich überwindet, die Jugendneigung zum Gehenlassen und zum geschmackvollen Epikureismus, darin verfängt sich der Palermitaner. Immer wetterharter wird jener, sein Auge immer gewaltiger; der Stanfen, der als Knabe von anmutvoller, blonder Schönheit geschildert wird, wird sittlich widerstandslos, wird kahlköpfig und beleibt. Ein rechter Kriegsmann, ein eigentlich Tapferer ist er niemals gewesen, auch darin ähnelt er jenen modernen Epikureern, die sich selber als Uebermenschen vorkommen, weil sie unter die männliche Normalhöhe hinabgesunken sind. Als politischer Organisator in Neapel-Sicilien hat er etwas Bedeutendes vollbracht: die Vollendung des Absolutismus, die später für Frankreich Ludwig XIV vollzieht.

In unentschiedenen Kämpfen geht er im Jahre 1250 aus der Welt, sein Erbe wird denen zum Unheil, welche es anzutreten als seine Nachkommen berufen sind. Schon blickt die deutsche Welt, der er stets ein Fremder geblieben ist, ihm nach. Seltsame Sagen gehen um, daß er gar nicht gestorben sei, daß er harre und schlummere im Feuerberge Siciliens, so wie er den Deutschen als unsichtbarer, ferner Kaiser geschlafen hat. Und aus dem Aetna rückt er in die deutschen Berge, zu Kaiser Karl, zu Dietrich von Bern, zu Wotan. Der Kaiser Friedrich der deutschen Bergsage, welche sich schließlich auf den Kyffhäuser lokalisiert, ist — wie die Leser der „Gartenlaube" schon aus dem im Jahrgang 1898 erschienenen Artikel „Die Kaisergruft von Kyffhäuser" wissen — Friedrich II; erst viel später tritt darein das Verschwimmen der Ueberlieferung und durch gelegte Korrektur der Kaiser Rothart an seine Stelle. Unheimlich bleibt alle Erinnerung an Friedrich II. Vielen ist er der Antichrist, und selbst Dante, der begeisterte Herold eines glorreich zu erneuernden Kaisertumes, das Italien freimachte und erlöste von den Parteien und von der Wölfin zu Rom — er hat es doch nicht für möglich gehalten, dem Schatten des letzten Kaisers, der in Italien geherrscht hatte, in seiner unsterblichen „Commedia" die Hölle der Gottlosen zu ersparen.

Die Gedächtniskraft des Kindes.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Man kennt erstaunliche Beispiele der kindlichen Gedächtniskraft, auch es ließe sich eine recht umfangreiche Geschichte der „Wunderkinder" schreiben. Das Kindergehirn würde aber nicht erstaunlich sein. Nur in den seltensten Fällen haben die vielversprechenden Anfänge zu wirklich hervorragenden Leistungen im späteren Alter geführt, so daß man wohl berechtigt ist, an der Genialität der meisten Wunderkinder zu zweifeln.

Ein hervorragender Forscher auf dem Gebiete des Nerven- und Seelenlebens, Prof. Albert Adamkiewicz in Wien, hat diese interessante Frage in seinem soeben erschienenen Werke „Die Großhirnrinde als Organ der Seele" von einer neuen Seite beleuchtet. Er geht dabei von einer Beobachtung aus, die er vor einiger Zeit gemacht hat.

Ein Kind von zwei Jahren unterbrach sich mit einem Ingemannten Aration. Dieses Musikinstrument bringt die Melodien dadurch hervor, daß seine auf drehbarer Walze angebrachten Stifte durch sich mitdrehende Kartonblätter, die in konzentrischen Kreisen angeordnete Einschnitte tragen, den Noten entsprechend niedergedrückt werden und dadurch die einzelnen Töne lösen. Jedes Karton- oder Notenblatt enthält die Melodie eines bestimmten Musikstückes. Es waren in dem erwähnten Falle 25 Notenblätter dem Instrumente beigegeben, von denen jedes ein anderes Stück spielte. Allmählich lernte das Kind selbst den Leierkasten drehen und die Notenblätter einlegen, und nach einiger Zeit hatte es alle 25 Melodien seinem Gedächtnis eingeprägt und konnte jede derselben bei ihrem Namen nennen. Dabei war jedes Einpauken, jede Dressur von seiten einer erwachsenen Person unterblieben. Das Kind hatte nur die Melodien und ihre Bezeichnungen gehört und doch beide, ohne die geringste Anstrengung, spielend behalten.

Diese Leistung erschien dadurch noch wunderbarer, daß das Kind auch noch die 25 Notenblätter mit einer nie fehlenden, geradezu aus Fabelhafte grenzenden Sicherheit voneinander unterschied und von jedem derselben angab, welches Tonstück es spielte. Da es des Alphabets noch nicht kundig, geschweige denn zu lesen imstande war, so war es ausgeschlossen, daß es etwa die auf den Kartons aufgedruckten Namen der Musikstücke sich merkte. Man zeigte übrigens dem Kinde die Kartons von den Rückseiten, die keinerlei Aufschriften tragen. Der Erfolg blieb derselbe. Es stand also fest, daß das Kind gewiß Einschnitte, die für die Erwachsenen ein geradezu hinoernisreiches Chaos darstellen, sich merkte und scharf auseinander hielt, und daß es für das Kindergehirn nicht schwieriger war, ein überaus kompliziertes System von Hunderten von Oeffnungen zu behalten, als für das Gehirn des Erwachsenen fünfundzwanzig einfache Zahlen oder die Buchstaben des Alphabets.

Solche Beobachtungen zeigen uns deutlich die ungemein starke Gedächtniskraft, welche dem kindlichen Alter eigentümlich ist. Das Gedächtnis für Stunoeerregungen ist in der Kindheit am höchsten entwickelt. Jedes Kind sammelt in den ersten Lebensjahren eine Welt von Bildern und Formen, die allmählich zur Grundlage der Intelligenz und der Klugheit werden. Es handelt sich hier um eine besondere Eigenschaft des jungen Gehirnes, die mit den Jahren schwächer und schwächer wird — eine Thatsache, die man wohl seit langem kennt, und die dem Sprichwort: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr — zu Grunde liegt.

Proben einer erstaunlichen Gedächtniskraft bei Kindern dürfen darum keineswegs als ein Zeichen besonderer Begabung aufgefaßt werden. Man hat nur verhältnismäßig selten Kenntnis von ihnen, weil meist sie nicht spitzenmäßig sind, sondern nur zufällig entdeckt. „Ich bin überzeugt," schreibt Professor Adamkiewicz, „daß die regelmäßige Prüfung des Gedächtnisses bei Kindern zu Phänomenen, wie ich sie geschildert habe, sehr häufig und somit zu dem Resultate führen wird, daß die meisten gesunden und gut entwickelten Kinder zu dieser Kategorie von Wunderkindern gehören. Daher kommt es denn auch, daß diese sogenannten Wunderkinder, ob sie nun auf dem Gebiete der Töne oder der Zahlen oder anderen Gedächtnisstamms Erstaunliches leisten, meist ganz gewöhnliche Menschenkinder werden und ins Nichts geraten, wenn sie auf die auffallende Gedächtnisleistung ihres Kindergehirns vertrauend, gar zu wuchtige Pläne auf diesem unsicheren und nichtigen Grunde aufbauen. Denn die große Gedächtnisgenauigkeit des Kindergehirns nimmt schon mit der physiologischen Entwicklung beiseiten wieder normalerweise ab. Und dann bleibt von dem Wunderkinde nichts übrig, als die Erinnerung an eine vergängliche Größe."

Diese Warnung eines hervorragenden Fachmannes kann aber auch in anderer Hinsicht verwertet werden. Eltern sind nur zu oft von der besonderen Begabung ihrer kleinen Kinder entzückt und entdecken bei ihnen ungeahnte Talente. Elternliebe ist leicht geneigt, Bezeugte zu vergrößern; namentlich ist dies der Fall, wenn die erzieherische Erfahrung noch nicht fehlt. Die Begeisterung legt sich mit der Zeit, aber unterdessen setzt sich der Wahn fester. Vater und Mutter hatten ihr Kindchen für begabter und klüger, als es wirklich ist, sehr oft zum Nachteil des Kleinen. In den ersten Schuljahren führt dieser Irrtum sogar zu Verstimmungen gegen die „ungerechten Lehrer und Lehrerinnen". Der Grund, auf dem sich dieser Irrtum in der Regel aufbaut, ist eben die Ueberschätzung der Gedächtniskraft der kleinen Kinder. Wohl ist sie wunderbar, wie überhaupt die Entfaltung der kindlichen Seele. Wir dürfen ihr wohl mit Staunen und Entzücken folgen, thaten wir es nicht, so würden wir uns um die schönsten Mutter- und Vaterfreuden betrügen. Nur eines dürfen wir nicht vergessen, daß solche Wunderblumen in recht kleinen Schulstuben blühen.

*

Die Aerztin.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Paul Heyse.**

(1. Fortsetzung.)

Als Herbert das Haus, in welchem Fräulein Doktor Hanna Cameron wohnte, verlassen hatte, schritt er langsam durch die Straßen, die zu seiner weit entfernten Wohnung führten.

Der Regen hatte aufgehört, die Stadt lag wie ausgestorben, da es naß an Mitternacht war. Er fühlte aber nichts von Müdigkeit, noch von dem nächtlichen Dunkel um ihn her, vielmehr hatte er noch immer die Menschen, mit denen er den Abend zugebracht, lebhaft vor Augen, am deutlichsten Hannas kluges und gutes Lächeln und die blonden Zöpfe des Kerlinchen.

Ihm war, wie wenn er ein Märchen erlebt hätte, in dem die seltsamsten Gestalten, eine Prinzessin, eine Zwergin, eine kleine Nixe ihre Wesen getrieben hätten. Auch an einer herzenhaften Waldfrau fehlte es nicht: die alte Susel, mit dem rauchgebräunten Gesicht, konnte dafür gelten, und ihr ungeschlachter Sohn spielte die Rolle des Ogers oder Ungeheuers.

Wie konnte sich in der nüchternen, alles Zauberß entkleideten modernen Welt eine so abenteuerlich gemischte Gesellschaft zusammenfinden! Ein so adliges Frauenwesen wie diese Hanna, was fand sie an der armen, ungebildeten Schneiderin — im Hinunterkleuchten hatte die Alte ihm gesagt, was für ein Geschäft die Rosel betrieb — und wie konnte der Schlossergesell, der nicht zwei zusammenhängende Worte sprach, zu ihren „Intimen" gehören? Wenn die „Prinzessin" einen Hofstaat zu haben wünschte, es waren doch wohl noch andere Leute zu finden, die sich ein Vergnügen daraus gemacht hätten, die Gesellschaft einer so liebenswürdigen Person zu genießen.

Denn wie liebenswürdig sie war, kam ihm immer deutlicher zum Bewußtsein, je weiter er sich von ihr entfernte. Er sagte sich, daß er ihresgleichen nie begegnet war, so hellem Verstand, der sich nie pedantisch äußerte, so unschuldiger Freude an allem Drolligen und Witzigen, ohne den leisesten Zug von Spottlust, vor allem einer so reinen, warmen Güte, der kein Geschöpf zu gering war, um sich hilfreich und schonend seiner anzunehmen. Und nur ein Gesicht, in dessen Zügen all diese holden Eigenschaften so klar ausgeprägt standen — kein Wunder, daß sie jeden, der ihr nur einmal nahe gekommen war, für immer an sich fesseln mußte.

Daß sie jemals große Leidenschaften erregt habe oder erregen könne, schien ihm trotz alledem nicht wahrscheinlich. So wenig es ihr auch an sinnlichem, frauenzimmerlichem Reiz gebrach, schien sie doch über die gemeinen Weiberschwächen erhoben, und da sie ein Herz für die arme Menschheit überhaupt hatte, war es schwer zu denken, wie sie sich an einen Einzelnen hingeben könnte. Sie war eben ein Wesen für sich, stand als ein solches gleichsam in einer Nische auf erhöhtem Fußgestell und wurde wegen der Heiligwunder, die sie verrichtete, angebetet.

Er fühlte aber, daß es ein Glück für ihn sei, in ihre kleine Gemeinde Zutritt erlangt zu haben. Was waren ihm seine übrigen gesellschaftlichen Verbindungen, die zu unterhalten ihm mehr und mehr zu einer leidigen Pflicht geworden war! Er hatte nicht ein einziges Haus, in das es ihn an Abenden, wo er menschenbedürftig war, gezogen hätte. Auch in dem seiner Tante, der Mutter Bobs, fand er für sein Gemüt so wenig Nahrung, wie für seinen Geist.

Die Baronin war die Schwester seiner früh verstorbenen Mutter und in ihrer Jugend eine gefeierte Schönheit gewesen, die Schönheit der Residenz. Sie hatte am Hofe geglänzt und den regierenden Herrn zu ihren Füßen gesehen, ohne ihn zu erhören. Ihre kühle Natur, die sich an Etikettenterfolgen genügen ließ, hatte sie gegen diese und andere Versuchungen gefeit. Dann

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Das Legendenbuch.
Nach dem Gemälde von Karl Blos.

war sie die Frau des Baron von Linden geworden, der als Hofmarschall das vornehmste Haus in der Stadt machte, und auch dessen Tode hatte sie sich mehrere Jahre dem Hofe fern gehalten, im Grunde nur weil die Witwentracht ihrer blonden Schönheit reizender stand, als jedes Ballkleid. Als dann die beiden Kinder, Bob und Lucile, heranwuchsen, öffnete sie wieder ihr Haus, war aber nicht zu bewegen, die Stelle der Oberhofmeisterin anzunehmen, da sie sehr korpulent und mehr und mehr bequem geworden war und ihre Tage mit Toilettensorgen für sich und Lucile, Andachtsübungen und Kartenspiel hinlänglich ausfüllte.

Auch an allen wohlthätigen Vereinen nahm sie teil, da sie eine gutmütige Natur war und menschenfreundlich, so weit man es sein kann, wenn es einem an Verstand gebricht.

Ein Buch nahm sie nie in die Hand. —

Daß der Umgang mit einem so beschaffenen Wesen Herbert nicht sonderlich anziehen konnte, wird niemand wundern. Auch würde er sich im Lauf der Zeit dem Hause der Tante fast ganz entfremdet haben, hätte ihn nicht seine junge Cousine, wie sie allmählich heranblühte, doch immer wieder festgehalten und mit seinen verwandschaftlichen Pflichten ausgesöhnt.

Dann freilich sah er wohl, daß dies reizende Geschöpf im Grunde nur eine verjüngte Kopie der schönen Mutter war, nicht tiefer und eigenartiger angelegt als diese und höchstens imstande, Fernerstehende durch den geheimnisvollen Zauber ihrer noch im Halbtraum schwimmenden Veilchenaugen darüber zu täuschen, daß unter der jungen Brust nur ein ganz enges kleines konventionelles Herzchen pochte. Teils aber aus einer Art Mitleid und dem Wunsch, in dem guten Kinde doch vielleicht noch tiefere seelische Bedürfnisse wecken zu können, teils weil ihn doch zuweilen eine zärtliche Regung anwandelte, eine leise Verliebtheit, die über das vetterliche Gefühl hinausging, ließ er sich ziemlich oft im Hause der Tante blicken, obwohl er sich nicht verhehlen konnte, daß man dort überzeugt war, er habe die ernstlichsten Absichten.

So weit freilich war es mit ihm noch nicht gekommen. Der Gedanke aber, Lucile zu seiner Frau zu machen, hatte auch nichts Abschreckendes für ihn. Wie er denn überhaupt nicht dazu angelegt war, sein äußeres Leben mit entschiedenem Willen nach klaren Zielen hinzulenken, sondern die Umstände mit sich machen ließ, eine Lässigkeit, die man gerade bei edleren und tieferen Naturen häufig findet, denen die Welt, die sie in sich tragen, wichtiger ist, als die Stelle, die sie in der äußeren einnehmen.

Unwillkürlich verglich er, wie er am Hause der Tante vorbeikam, ihren glänzenden Salon mit dem bescheidenen Zimmer, in welchem Fräulein Hanna ihren „Tour" hielt. Und heimlich mußte er lachen, wenn er dachte, wie Lucile entsetzt zurückgefahren wäre, wenn man ihr zugemutet hätte, neben Rosa Hinkel Platz zu nehmen. Ihm selbst war bei dieser Nachbarschaft nicht so ganz wohl gewesen. Er schämte sich aber dieser aristokratischen Schwäche und nahm sich vor, sie nicht aufkommen zu lassen. Wen die „Prinzessin" gut genug fand, ihrem Hofstaat anzugehören, der mußte auch ohne sechzehn Ahnen von adligem Blute sein.

* * *

Als er seine Wohnung endlich erreicht hatte, warf er sich in seinen Lehnstuhl, zündete eine Cigarre an und überließ sich noch eine geraume Zeit seinen Gedanken. Diese hielten ihn auch noch eine Stunde wach, nachdem er zu Bett gegangen war. Hannas Augen sah er im Dunkeln beständig vor sich. Es war, wie wenn ihre Helle ihn mit zum Schlafen kommen ließe.

Am anderen Morgen aber, nachdem er spät aufgestanden war, hatte er sich eben in die Kleider geworfen, als sein Vetter schon zu ihm hereinstürmte.

„Nun, du Treulose," rief er, „findet man dich hier doch noch unverbraunt, wenigstens sehe ich die Glut nicht durch deine Weste brennen? Eingeschlagen hat es jedenfalls, das konnte ein Blinder sehen, denn neben dieser weißen Frau — sie soll ja auch als Geburtshelferin fungieren — war weder die Klavierhexe mit dem Pudelkopf noch dein teurer Cousin mehr für dich vorhanden. Bist du so lange in weißen Gesprächen mit ihr im Regen herumgeschlendert, daß du, wie Johann sagt, erst nach Mitternacht nach Haus gekommen bist, oder hast du irgendwo mit ihr soupiert? Die Sache ist jedenfalls bedenklich, da du uns so schnöde hast sitzen lassen."

Herbert fuhr eifrig fort, seine Uniform zuzuknöpfen, das Gesicht seinem Vetter abwendend.

„Sie ist wirklich eine sehr kluge und angenehme Person," sagte er, „und ich bin deiner schneidigen Freundin dankbar, daß sie mir zu dieser Bekanntschaft verholfen hat."

„Gieb mir eine Cigarrette!" sagte Bob. „Ich begleite dich in die Kaserne. Ich muß Fredersdorf sprechen, wegen eines Pferdehandels. Aber um auf dein Fräulein Doktor zurückzukommen: klug ist sie jedenfalls, und wenn ich sie weniger angenehm finde als du, so kann ihr das gleich sein. Andere sind jedenfalls deiner Meinung gewesen. Denn daß sie eine Vergangenheit gehabt hat, ist klar."

Herbert hatte Mühe, die Entrüstung, die in ihm aufstieg, niederzukämpfen.

„Wie kommst du zu dieser leichtfertigen Behauptung?"

„Nun, nicht bloß durch den Eindruck, den so eine selbstbewußte Dame auf jeden machen muß, auch wenn sie nicht in Zürich studiert hat. Aber Lydia hat mir erzählt —"

„Aha, Lydia! Eine sehr zuverlässige Quelle."

„Ist sie auch, diesmal wenigstens. Es ist ja stadtbekannt, daß Fräulein Doktor Hanna Cameron ein halbwüchsiges Mädel bei sich hat, bei dem sie, wie die Redensart lautet, Mutterstelle vertritt, natürlich ein angenommenes Waisenkind, übrigens unverschämtigerweise der Pflegemama wie aus den Augen geschnitten."

„Ich möchte dich doch bitten, lieber Bob," versetzte Herbert, sich mühsam beherrschend, „von Dingen, über die du nur durch den landläufigen Klatsch unterrichtet bist, etwas vorsichtiger zu sprechen. Sie hat mir ihre Verhältnisse offen mitgeteilt, das Kind ist ihr von einer verstorbenen Schwester anvertraut worden, eine Familienähnlichkeit daher sehr begreiflich."

Bob blies dicke blaue Wolken in die Luft. „Natürlich, das Kind einer verstorbenen Schwester! Na ja, das ist ja öfter vorgekommen. Verzeih, wenn ich von deiner neuen Flamme etwas despektierlich gesprochen habe. Was geht's mich an? Uebrigens kann ich dir beweisen, daß sie auch auf mich einen gewissen Eindruck gemacht hat. Ich habe sie soeben der Mama empfohlen."

„Der Mama?"

„Ja, nicht als Tugendvorbild für Lucile, sondern als Doktorin. Mein Schwesterchen gefällt mir seit einiger Zeit gar nicht, immer diese blassen Lippen und das verdächtige Rot auf den Backen. Mama schwört nicht höher als bei ihrem alten Geheimrat, der halb vertrottelt ist und noch immer halbmeterlange Rezepte verschreibt. Ich habe darauf gedrungen, daß noch ein Arzt konsultiert wird, warum nicht eine Aerztin, und warum nicht gleich diese deine Schorndorferin, die wir ja bei der Hand haben? In meinem Erstaunen ist die Mama auch darauf eingegangen, sie hat von Fräulein Cameron schon gehört, das Kind des Hofsilberwaarenhändlers oder einer anderen hochstehenden Person ist von ihr in einem schweren Fall behandelt und gerettet worden. Daß die Doktorin Mitglied des emanzipierten Weibervereins ist, sogar die Geschichte mit dem angeblichen Schwesterkind weiß sie auch. Aber sie hat ganz richtig bemerkt: wenn man ins Wasser gefallen und nahe am Ertrinken ist, fragt man nicht, ob die Hand, die sich einem entgegenstreckt, keine Schwielen hat und gewaschen ist. Ja, die Mama! In praktischen Dingen hat sie unendlich viel Verstand!"

„Also will sie wirklich —"

„Sie hat schon, kann ich dir sagen. Pierre ist mit einem höflichen Billet nach der Wohnung deiner Freundin gewandert, weit draußen, wo die letzten Hütten stehen, und hat die Antwort zurückgebracht, heut' nachmittag um Drei werde Fräulein Doktor sich bei der Mama einfinden. Wenn du der Konsultation beiwohnen willst — es ist ohnehin deine gewöhnliche Stunde."

„Ich weiß nicht, ob ich mich heut' in der Kaserne losmachen kann," versetzte Herbert mit einem leichten Erröten. „Natürlich interessiert es mich sehr, auch mir ist Lucites Befinden in der letzten Zeit nicht ganz normal vorgekommen. Sie hat vielleicht, wie so viele, eine Abneigung dagegen, dem alten Sanitätsrat ihre Zustände zu beichten, und wird sich einem weiblichen Arzt lieber anvertrauen. Verzeih aber, wenn ich jetzt nicht mit dir gehe. Ich habe noch einen Gang zu machen, eh' ich in die Kaserne komme."

* * *

Er wartete, bis Bob sich entfernt hatte, und ging dann nach einem Blumenladen, wo er einen herrlichen Strauß kaufte, die schönsten Orchideen, die vorhanden waren, dazu eine Fülle von Veilchen. Auf eine Karte hatte er ein paar höfliche Worte geschrieben, um die verspätete Geburtstagshuldigung zu erklären. Das mußte ein Bote des Blumengeschäfts an die Adresse von Fräulein Cameron bringen.

Seinen Johann ließ er dabei aus dem Spiel. Er wünschte nicht, daß Bob durch ihn von der galanten Sendung erfahren möchte.

Während er dann in der Kajerne seinen Dienstpflichten nachkam, überlegte er beständig, ob er sich am Nachmittag bei der Tante sehen lassen sollte. Er fand es schicklicher, erst die Konsultation abzuwarten. Als dann die Stunde kam, konnte er dem Verlangen, Hanna wiederzusehen, doch nicht widerstehen und war pünktlich zehn Minuten vor der Zeit, die Bob ihm angegeben hatte, vor der Thür der Baronin.

Er zögerte ein wenig im Vorzimmer, da er drinnen Klavier spielen hörte, irgend eines der kleineren Schumannschen Stücke, die alle Anmut verlieren, wenn ein Anfänger sie schulmäßig herunterfingert. So klang es auch hier. Herbert war längst überzeugt, daß Lucile kein Talent habe und nur Musik trieb, weil es zu einer aristokratischen Erziehung gehörte.

Als er eintrat, war sie eben zu Ende gekommen und sah, den feinen blonden Kopf auf die Brust gesenkt, wie in großer Ermüdung auf dem kleinen Sessel am Flügel. Als sie Herbert erblickte, flog ein leichtes Rot über ihre zarten Wangen, und sie nickte ihm lächelnd zu, wie ein artiges Kind, das für eine fleißige Schularbeit gelobt zu sein wünscht.

Er winkte ihr mit der Hand einen Gruß zu und näherte sich dann dem Divan, auf dem die Tante saß, eine seine Stickerei in den Händen, die sie in den Schoß sinken ließ, als Herbert ihre zierliche, weiße, vielberingte Rechte ergriff und einen ehrerbietigen Kuß darauf drückte.

Bob war während des Spiels, die Hände in den Taschen seines Jackets, über den weichen Teppich auf und ab geschritten und schien nicht in der besten Laune zu sein.

Auch die Mama hatte nicht ihre gewöhnliche majestätische Heiterkeit, um derentwillen sie in der Gesellschaft berühmt war. Auf ihrem noch immer schönen Gesicht lag ein leichter Schatten, unter dem Reispuder, der die vollen Wangen bedeckte, traten hie und da rote Flecken hervor, die auf eine fieberhafte Erregung deuteten.

„Was sagst du dazu, Herbert," rief sie, „daß ich mich habe verleiten lassen, diese Doktorin zu konsultieren! Bob hat mich überrumpelt, aber gleich nachdem ich den falschen Schritt gethan — denn das ist's, Bob, das seh' ich jetzt deutlich ein — ich hatte ihr nur wieder abzuschreiben brauchen unter dem Vorwand, ich wolle doch erst unserm Geheimrat meinen Wunsch mitteilen, statt hinter seinem Rücken — und dann hätte man die Sache retardiert. Es ist ja wahr, unser guter Wolf wird alt und ist mit der neuen Zeit und den neuen Methoden nicht fortgeschritten. Er will alles mit Palliativen behandeln. (Sie war nicht ganz klar über den Sinn dieses Worts, brauchte es aber mit Vorliebe, da der weiche Klang ihr gefiel.) Und dabei kommt Lucile immer mehr herunter. Immer nur Eisen — Eisen — wieviel Fläschen Levico hast du schon geschluckt, Lilchen? Na, es geht ja schon seit Weihnachten, und von jedem Ball kannst du doch erschöpfter nach Hause. Das kann freilich nicht so fortgehen, aber daß man seine Zuflucht gerade zu dieser Demokratin nehmen muß, die in Frauenvereinen das große Wort führt, einer heimlichen Nihilistin, wie ich überzeugt bin" —

„Aber Mama," unterbrach sie der Sohn, „sieh sie dir doch erst an! Dynamitpillen wird sie Lucile doch nicht verschreiben, und daß sie etwas gelernt hat und ihre Sache versteht — ich will gar nicht die Fälle deiner Bekanntschaft anführen, wo sie sich so energisch hilfreich gezeigt hat, aber daß auch Fräulein Bronikowski ihre ärztlichen Talente und Kenntnisse lobt, die ja geitern von ihr blamiert worden ist und überhaupt eine böse Zunge hat" —

„Sprich mir nicht von der!" rief die Mutter. „Ich denke fast daran, auch ihr den Abschied zu geben. Nach und nach dringt mir dieser abscheuliche sogenannte Zeitgeist bis in das Heiligtum meines Hauses, und daß auch unsere Domestiken schon von socialdemokratischen Umtrieben angekränkelt worden sind, sehe ich deutlich. Ich bin gestern dazu gekommen, wie Pierre meine Fanny gekützt hat, und als ich ihn deswegen reprimandierte, hat er ganz keck erwidert, es sei immer noch besser, wenn er es thue, als der junge Herr Baron."

Die beiden jungen Leute konnten sich eines munteren Lachens nicht enthalten. Bob aber sagte: „Ich habe dir ja schon erklärt, Mama, wie der Schlingel es gemeint hatte, als eine bloße Voraussetzung. Gekützt müßten Kammerzungfern nun einmal werden, und wenn der Sohn des Hauses es thun würde — das heißt, gesetzt den Fall, der hier aber nicht zutrifft" —

„Tröve de plaisanteries!" fiel ihm die Mutter ins Wort, indem sie mit einem bedeutsamen Wink nach Lucile deutete. „Ein solches Thema weiter zu verhandeln, habe ich kein Verlangen. — Aber da kommt dein Orakel. Herbert, du kennst sie ja auch. Hast du Zutrauen zu ihr?"

„Ich halte sie für sehr geschein und klarsichtig, liebe Tante. Ihre wissenschaftliche Begabung wage ich nicht zu beurteilen."

* * *

Der socialdemokratische Pierre öffnete die Thür und meldete Fräulein Cameron.

Gleich darauf trat Hanna ein. Sie war in dem einfachen Anzug, den sie gestern getragen hatte, der in diesem glänzenden Raum noch unscheinbarer aussah, das schlanke Ebenmaß ihrer Gestalt aber nicht verbarg. Mit einem raschen Blick hatte sie sich an den Wänden des Salons umgesehen, der mit seinen hohen Spiegeln, den großen Porträts und der übrigen reichen Ausstattung doch nur den Eindruck einer leeren Pracht, ohne jeden feineren Geschmack machen konnte. Auch die stattliche alte Dame auf dem Divan in ihrem schweren seidenen Kleid mit den kostbaren Spitzen schien ihr nicht im mindesten zu imponieren.

Sie trat unbefangen auf sie heran, verneigte sich leicht und sagte nur mit dem höflichen Ton, den man gegen ältere Personen anschlägt: „Sie haben mich zu sprechen gewünscht, gnädige Frau —"

Die Baronin hatte offenbar eine andere Haltung der verrufenen Aerztin erwartet, eine gewisse herausfordernde Derbheit, oder jene unterwürfigkeit, die plötzlich gerade trotzige Gemüter aus dem Volk Vornehmen gegenüber befängt. Sie war selbst ein wenig verwirrt, erhob sich von ihrem Sitz, wie um in ihrer ganzen Hoheit, mit dem port de reine, den man ihr nachrühmte, das Fräulein ihre Ueberlegenheit fühlen zu lassen, und sagte dann: „Ich habe gewünscht, mein Fräulein — wie tituliert man Sie eigentlich?" —

„Mein Name ist Cameron."

„Nun also, Fräulein Cameron, da ist meine Tochter, wegen deren Gesundheit ich in Sorge bin. Die Herren sind Ihnen schon vorgestellt."

Hanna hatte sich nach Lucile umgewendet, die vom Flügel aufgestanden war, ohne sich ihr zu nähern, und grüßte sie freundlich mit den Augen. Dann verneigte sie sich gegen Bob und schien Herbert zuerst nicht zu erkennen, da er heute Uniform trug. „Ah, Herr Hauptmann!" sagte sie dann. „Ich hätte nicht gedacht, Sie so bald wiederzusehen."

Sie hielt ihm unbefangen die Hand hin, in die er einigermaßen verlegen die seinige legte. Dann sagte sie:

„Wollen wir gleich zur Sache kommen? Ich bitte, gnädige Frau, mich mit dem Fräulein allein besprechen zu dürfen," fuhr sie fort, als die Baronin Miene machte, ihr den Fall vorzutragen. „Ich orientiere mich am besten, wenn die Patientin mir selbst mitteilt, woran sie leidet oder zu leiden glaubt."

„Geh mit Fräulein Cameron in dein Zimmer, Kind," sagte die Mutter, sichtbar verstimmt durch Hannas Verlangen. Dann, als die Beiden den Salon verlassen hatten: „Da hast du mir was Schönes eingebrockt, Bob. Dies Weib aus dem Volk ist ganz, was ich mir erwartet hatte, sie thut ja gerade, als ob sie uns eine Gnade erwiese, daß sie einem von uns den Puls fühlt. Da wären wir am Ende mit dem Schäfer Hinze, der jetzt solche Umdelkrons macht, besser gefahren."

„Liebe Tante," sagte Herbert, während Bob sich lachend auf den Hacken herumdrehte, „das Fräulein soll Lucile ja keinen Unterricht im Hosten geben. Wenn sie ihr die Baronesse schindig bleibt, so betrachtet sie sie eben als ein armes, hilfsbedürftiges Menschenkind, um das sie sich verdient machen soll. Alle gesellschaftliche Feinheit des alten Geheimrats hat nicht verhindert,

daß er der Natur gegenüber, vor der wir alle gleich sind, mit seinem Latein bald zu Ende war."

„Du bist auch so ein halber Demokrat, Herbert," murrte die Tante, indem sie heftig wieder nach ihrer Stickerei griff. „Du hältst dich ja so auffallend dem Hofe fern, trotz deiner alten Intimität mit unserem allergnädigsten Herrn —"

„Er ist heimlich in die Landesmutter verliebt," scherzte Bob, „und zu tugendhaft, um seinem hohen Freunde und Gönner ombrage zu machen."

Herbert lachte, und auch die Mama konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, da die Fürstin, bei aller Liebenswürdigkeit ihres Geistes und Herzens, die häßlichste Frau an ihrem Hofe war.

Die Stimmung war etwas heiterer geworden, doch kam es zu keiner Unterhaltung. Alle drei warteten gespannt auf den Ausspruch der Konsultation, die ihre Geduld stark auf die Probe stellte.

Denn erst nach einer ganzen halben Stunde öffnete sich wieder die Thür, und Hanna trat ein, hinter ihr Lucile, mit Thränenspuren an den seidenen blonden Wimpern und einer Miene der Niedergeschlagenheit, wie ein Kind, dem man ein Spielzeug fortgenommen hat.

Die Baronin war unwillkürlich aufgestanden und hatte ihre Stickerei auf den Teppich gleiten lassen. „Nun?" machte sie.

„Es ist nicht so schlimm," erwiderte die Aerztin, mit einem gütigen Lächeln Luciles Hand ergreifend. „Ich wünschte mich aber mit der gnädigen Frau unter vier Augen auszusprechen."

Die Mutter gab den jungen Leuten einen Wink, die sich sofort entfernten. Auch Lucile verließ den Salon.

„Gnädige Frau," begann Hanna, als sie sich der Baronin allein gegenüber sah — „doch Sie erlauben wohl zunächst, daß ich mich setze. Ich komme schon von einem weiten Rundgang." Dann, auf einem Fauteuil neben dem Divan Platz nehmend, fuhr sie fort: „Ich wiederhole, nach meiner Ansicht haben Sie keinen Grund, sich zu beunruhigen. Die Schwächezustände Ihrer Tochter rühren freilich zum Teil von einer gewissen Blutarmut her, die in diesen Jahren so häufig auftritt. Ich bin aber nicht der Ansicht, daß die bisherigen Mittel wirklam dagegen wären. Die ganze Lebensweise des lieben Fräuleins müßte geändert werden."

„In der That? Ich bin begierig."

„Sie dürfte vor allem an den gesellschaftlichen Freuden während der nächsten Jahre keinen Anteil nehmen, nicht tanzen, kein Theater besuchen, wo sie bis tief in die Nacht aufregende, nervenzerstörende Musik hört oder Leidenschaftsstücke mit ansieht, die ihr dann in den Schlaf hinein folgen. Sie ist noch so jung, daß sie alles, worauf sie jetzt verzichtet, in einigen Jahren reichlich nachholen kann, wenn sie sich durch ein naturgemäßes Leben, möglichst viel in freier Luft, dafür gekräftigt hat. Sie soll bei offenen Fenstern schlafen, täglich weite Spaziergänge machen, ein wenig Zimmergymnastik, dazu im Winter Schlittschuhlaufen statt des Tanzens, Lawn-Tennis statt des Klavierspiels, und eine einfache Diät, die ich ihr vorschreiben werde. Damit wird sie weiter kommen und rascher aufblühen, als wenn sie ein ganzes Eisenbergwerk in irgend einer Form verschlucke."

Eine kleine Pause entstand.

Dann sagte die Mutter, die mit einer regungslos kalten Miene zugehört hatte: „Und — ist das alles?"

Hanna zögerte einen Augenblick, ehe sie erwiderte:

„Ueber einen anderen Punkt, über den ich mir selbst noch nicht klar bin, möchte ich mich erst aussprechen, wenn ich das liebe Kind etwas genauer untersucht habe. Sie selbst hat mir so etwas angedeutet von einem Großonkel ihrer Mama, der in einem tropischen Klima an der Schwindsucht gestorben sei. Ich bin keine Fanatikerin der Vererbungstheorie. Immerhin halt' ich es für meine Pflicht, bei der ferneren Behandlung —"

Die Baronin erhob sich plötzlich.

„Erlauben Sie mir, meine Liebe, Ihnen zu bemerken, daß ich für eine fernere Behandlung der Baronesse Ihre Bemühungen nicht in Anspruch zu nehmen gedenke. Es war mir nur um ein Gutachten zu thun von einem anderen medizinischen Standpunkt aus. Nachdem ich Ihre Ansicht gehört, ziehe ich es doch vor, mich auch ferner auf den Rat meines Hausarztes zu verlassen. Ihre Methode mag für Kinder des geringeren Volks ganz zweckmäßig sein. Da sind die Organe von Hause aus gröber, und an Wind und Wetter gewöhnte Menschen werden bei Ihrem Naturheilverfahren sich gewiß gut stehen. In unseren Kreisen sind Nerven und Blut von Hause aus zarter und schonungsbedürftiger, und Lucile ist ein echter Typus ihres Geschlechts. Ich danke Ihnen daher verbindlich für Ihre gutgemeinten Ratschläge und bedaure nur, sie nicht befolgen zu können."

Hanna, die diese Rede sitzend angehört hatte, stand nun auch auf.

„Ihre mütterliche Autorität anzufechten, gnädige Frau, kann mir nicht einfallen," sagte sie, ohne eine Miene zu verziehen. „Ich wünschte von Herzen, daß ich Unrecht behalten möchte, da die kurze Unterredung mit der Baronesse mich lebhaft für sie eingenommen hat. Und somit empfehle ich mich Ihnen."

„Nur noch eine Kleinigkeit, mein Fräulein. Ich bitte mir zu sagen, was ich Ihnen für Ihre Bemühung schuldig geworden bin."

„Das hat ja wohl noch Zeit. Vielleicht ist es doch nicht das letzte Mal gewesen —"

„Nein, meine Liebe, Sie würden mich verpflichten, wenn Sie mir offen sagten —"

„Nun denn: dreißig Mark."

Die Baronin schien einen Augenblick unsicher, ob sie recht verstanden habe. Dann zog sie ein zierliches Portemonnaie von Elfenbein aus der Tasche, nahm drei blanke Goldstücke heraus und reichte sie Hanna, die sie mit einem kurzen „Danke!" annahm. Die Baronin drückte auf den Knopf einer elektrischen Klingel, Pierre öffnete die Flügelthüre und wartete, um das Fräulein, das sich mit einer höflichen Verbeugung von der hochaufgerichteten Dame verabschiedete, hinauszugeleiten.

* * *

Kaum war die Thür hinter ihr geschlossen, so traten die beiden Vettern wieder in den Salon.

Sie fanden die Mutter auf dem Divan, wo sie in großer Erschöpfung lag, beide Hände im Schoß vor sich hingestreckt.

„Nun, Mama," rief Bob, „hast du dich mit dieser Umstürzlerin verständigt? Hat sie von den altmodischen Theorien deines Geheimrats noch einen Stein auf dem andern gelassen?"

„Ich verbitte mir deine frivolen Späße, Bob," versetzte die Mutter. „Ich kann euch sagen, sie hatte allerdings die beste Lust, alles auf den Kopf zu stellen, was bisher, ehe man das Züricher Orakel befragte, für heilsam gegolten hat. Denkt nur: bei offenen Fenstern schlafen, kalte Bäder, nicht tanzen — eine ganze Menge solcher horreurs, die Lucile, wenn sie sich danach richtete, an den Rand des Grabes bringen würden, abgesehen davon, daß das Kind ein paar Jahre — ja, so sagte sie — auf alle gesellschaftlichen Freuden verzichten müßte. Ich weiß so, daß ist das moderne Regime, das die Nerven der ganzen Welt zu demoktratisieren wünscht. In meiner Jugend sing der Unsinn schon an. Aber ich bin nach der alten Methode ganz gesund aufgewachsen, und das Institut der weiblichen Doktoren war damals noch nicht erfunden. Der deinen, Bob, hab' ich ihren Standpunkt klar gemacht. Sie kommt nie wieder über meine Schwelle."

„Gut!" machte Bob, „was du uns da erzählst, Mama, scheint mir gar nicht so verrückt. Du kannst nicht leugnen, daß Lucile, was man in Berlin so nennt, ein bißchen verpimpelt worden ist."

Die Baronin fuhr in die Höhe.

„Nimmst du auch die Partie dieser eingebildeten Person? Die feinen Unterschied kennt zwischen den Nerven einer Tochter aus unseren Kreisen und denen eines Dienstmannes oder Fabrikarbeiters? In einem Punkt freilich hat sie gezeigt, daß sie über das höhere Niveau, auf dem unsere Gesellschaft steht, doch nicht im Zweifel ist. Das Honorar für diese Konsultation, das sie forderte, würde sie von einer Maurersfrau nicht verlangt haben."

„Sie hat selbst eine Forderung gestellt?" sagte Herbert, dem das Blut ins Gesicht gestiegen war.

„Nein, erst nachdem ich es verlangt hatte. Schriftlich wäre es ihr doch wohl lieber gewesen, obwohl sie sich des exorbitanten Preises für ihre große Bemühung — dreißig Mark — nicht einmal zu schämen schien. Nun, man muß Lehrgeld zahlen."

„Schade!" lachte Bob. „Das Geld wäre freilich besser angewendet gewesen, wenn wir's in Sekt vertrunken oder in Havannas verraucht hätten." (Fortsetzung folgt.)

tt

Weltereignisse.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. H. J. Klein.

Am Morgen des 22. Februar 1901 trug der elektrische Draht nach allen Erdteilen die Kunde, daß ein helleuchtendes Gestirn im Sternbilde des Perseus am nördlichen Himmel erschienen wäre. In der That hatte in den Frühstunden dieses Tages ein eifriger Liebhaber der Himmelskunde, Dr. Anderson in Edinburg, der schon wiederholt wichtige Entdeckungen gemacht, einen neuen Stern an jener Stelle des Himmels wahrgenommen. Die unverzügliche telegraphische Mitteilung dieser Entdeckung an möglichst zahlreiche Observatorien in Europa und Nordamerika war durchaus gerechtfertigt dadurch, daß es sich bei einem neuen Stern um ein überaus wichtiges Ereignis im Weltraum handelt und ferner, weil erfahrungsgemäß derartige Sterne nicht lange hellleuchtend bleiben, sondern bald wieder erlöschen.

Wirklich ergab sich auch im vorliegenden Falle, daß die schleunigste Benachrichtigung der mit mächtigen Instrumenten versehenen Hauptsternwarten sehr notwendig war; denn der Stern zeigte in den nächsten 48 Stunden Eigentümlichkeiten seines Lichtes, die er später nicht mehr besaß, deren Kenntnis aber für eine wissenschaftliche Deutung des Vorgangs von höchster Wichtigkeit ist.

Bevor wir hierauf eingehen, ist es angebracht, zunächst einen Blick auf die „neuen Sterne“ überhaupt zu werfen und klarzustellen, was man unter dieser Bezeichnung zu verstehen hat. Hier ist nun sogleich zu bemerken, daß es sich keineswegs um die Neubildung eines bis dahin nicht existierenden Weltkörpers handelt, sondern, um dies vorab schon beiläufig auszusprechen, weit wahrscheinlicher um die Zerstörung oder Verwichtung eines alten, längst bestehenden Sternes. Neu an demselben ist nur sein Aufleuchten, überhaupt sein Sichtbarwerden für uns Menschen. Auch dadurch unterscheiden sich die neuen Sterne von den alten Fixsternen, daß sie nach kurzem Aufleuchten wieder verschwinden oder doch sehr lichtschwach werden. Nur ein einziger unter allen jemals erschienenen neuen Sternen ist seit fast 300 Jahren in mäßiger Helligkeit am Himmel sichtbar geblieben, und von diesem ist es zweifelhaft, ob er ein neuer Stern im Sinne der übrigen ist, oder ob er nur starke Helligkeitsschwankungen innerhalb vieler Jahre zeigt. Die frühesten Erwähnungen von neuen Sternen finden wir in den alten Reichsannalen der Chinesen, und bezeichnenderweise werden diese Sterne dort „Gaststerne“ genannt, wahrscheinlich auf Grund der Vorstellung, daß sie nur gelegentlich der Erde zu Gesichte kommen, indem sie sich dieser nähern. Dieselbe Meinung treffen wir im Mittelalter bei den damals berühmten philosophierenden Theologen Camerarius und Den; sie lehren, neue Sterne würden dadurch sichtbar, daß sie aus unergründlicher Tiefe des Weltraumes in geraden Linien sich auf die Erde hin bewegten und später wieder ihren Rückzug nähmen. Riccioli überbot diese seltsame Erklärung durch eine noch weit sonderbarere. In einem berühmten 1651 von ihm herausgegebenen Werke behauptet er nämlich, es gäbe von Anbeginn Sterne, die auf der einen Seite leuchteten, auf der entgegengesetzten aber dunkel seien. Wenn nun Gott den Menschen ein besonderes Zeichen geben wolle, so drehe er einen Stern, der uns bis dahin seine dunkle Seite zuwendete, um seine Achse, so daß er plötzlich leuchtend erscheine, worauf eine zweite Drehung ihn nach einer gewissen Zeit wieder unsichtbar mache. Wenn man bedenkt, daß solche bodenlos thörichte Deutungen einer großen Himmelserscheinung vor 250 Jahren als Ergebnisse tiefen Nachdenkens angesehen wurden, so erkennt man augenfällig den ungeheueren Fortschritt, den die Naturwissenschaften seit jener Zeit gemacht haben. Heut gilt es vor allen Dingen, die Naturerscheinungen natürlich zu erklären, d. h. auf Wirkungen und Kräfte zurückzuführen, die nach bestimmten, unabänderlichen Gesetzen auftreten. Wo aber solches noch nicht möglich ist, überläßt der Naturforscher die Erklärung der Zukunft, fest vertrauend, daß früher oder später eine natürliche Deutung der betreffenden Erscheinungen gefunden wird. Mit den neuen Sternen ist es nicht anders gewesen. Im Laufe von mehr als 2000 Jahren haben im ganzen etwa 30 Erscheinungen solcher Sterne stattgefunden, aber erst während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist es gelungen, zu wissenschaftlich gesicherten Vorstellungen über das Wesen dieser Vorgänge zu kommen, wenngleich richtige Vermutungen schon früher ausgesprochen worden sind. Durch die unmittelbare Betrachtung eines neuen Sternes, sei es mit bloßem Auge oder mit Hilfe des Fernrohres, läßt sich nichts anderes feststellen, als dessen Farbe und veränderliche Helligkeit; Messungen ergaben außerdem, daß diese Sterne während der Sichtbarkeit unverrückt an ihrem Orte blieben, wie alle übrigen Fixsterne auch. Das waren die einzigen gegebenen Daten, aus denen, in Anlehnung an die herrschenden Vorstellungen vom Weltbau und der sonnenähnlichen Natur der Fixsterne, Schlüsse gezogen werden konnten. Ein hervorragender Denker wie Newton kam dabei zu dem Ergebnisse, daß die neuen Sterne in Brand geratene Weltkörper sein könnten und daß möglicherweise unsere Erde einst von dem gleichen Schicksale betroffen werden dürfte. Ueber die Ursache eines solchen Weltbrandes sprach er nicht, weil er eine stichhaltige Vermutung in dieser Beziehung nicht hatte. Erst im vorigen Jahrhundert gab der durch seine genialen Arbeiten auf dem Gebiete der Wärmelehre berühmte Heilbronner Arzt Robert Mayer zum erstenmal eine mögliche und hinreichende Ursache für solchen Weltenbrand an. Er wies darauf hin, daß, wenn zwei Weltkörper zusammenstoßen, dadurch ein so ungeheurer mechanischer Effekt entlehe, daß die Materie beider Weltkörper sogleich in den Zustand höchster Glut gerate, ja sich in glühenden Dampf verwandeln müsse. Solche Vorgänge in den Tiefen des Weltenraumes zeigen sich uns nach Mayer in dem Aufleuchten der neuen Sterne. Damit werden diese zu dem gewaltigsten kosmischen Ereignisse gestempelt, welches in der Natur überhaupt eintreten kann; denn etwas Großartigeres als die Vernichtung ganzer Weltkörper, ja als die Auflösung eines Sonnensystems in glühende Gase, giebt es in der Welt nicht. Die Frage blieb nur, ob diese Vorstellung wirklich der Wahrheit entspreche oder ob man nicht doch in den neuen Sternen Vorgänge von wesentlich harmloserer Art anzunehmen habe. Um in dieser Beziehung klarer sehen zu können, bedurfte man zunächst neuer Hilfsmittel, durch die unserer Beobachtung mehr zugänglich wurde, als bis dahin möglich gewesen; es bedurfte zweitens aber auch des Sichtbarwerdens neuer Sterne, um die etwaigen neuen Hilfsmittel wirklich anwenden zu können. Beide Erfordernisse fanden im Laufe der letzten 40 Jahre fast gleichzeitig Verwirklichung, und zwar in einem Maße, welches selbst sehr hohe Erwartungen übertraf.

Uebermut.

Zunächst wurde das neue Hilfsmittel der Beobachtung geschaffen, und zwar im Spektroskop. Es ist dies, wie heute wohl jeder Laie weiß, ein Instrument, welches gestattet, die physische Beschaffenheit einer Lichtquelle zu beurteilen, ja die Substanzen, welche in derselben glühen, nachzuweisen. Ein glühender gasförmiger Körper zeigt im Spektroskop eine oder mehrere helle,

farbige Linien, deren Zahl, Lage und Farbe für die einzelnen Gase bezeichnend ist, z. B. für Wasserstoffgas anders als für Stickstoff, für die glühenden Dämpfe des Eisens anders als für die des glühend-dampfförmigen Natriums. Man kann also mit Hilfe des Spektroskops erkennen, ob in einem selbstleuchtenden Dampfe etwa Wasserstoff glüht oder Stickstoff ꝛc. Ein glühender fester oder flüssiger Körper zeigt im Spektroskop ein zusammenhängendes Farbenband, welches für das Auge an dem einen Ende mit Rot, an dem andern mit Violett endigt. Aus welchen Stoffen ein solcher Körper besteht, läßt sich an diesem Farbenbande nicht erkennen. Wenn jedoch ein derartiger glühender, fester oder flüssiger Körper von einer gasförmigen Atmosphäre umhüllt wird, deren Temperatur niedriger ist, so zeigt das Farbenband dunkle Querlinien, ist sie höher als die Temperatur des Centralkörpers, so zeigen sich helle Querlinien auf dem farbigen Grund. Aus der Zahl und Lage dieser Querlinien kann man weiter auf die chemische Natur der in der glühenden Atmosphäre vorhandenen Körper schließen.

Die Anzahl der dunklen und hellen Linien in dem Farbenband oder Spektrum eines selbstleuchtenden Körpers ist oft sehr groß, und um ein sicheres Urteil zu gewinnen, welche Substanzen dort glühen, muß man die Lage der Linien im Spektrum sehr genau feststellen, es werden dazu also höchst feine Meßapparate erforderlich, mit andern Worten: die Instrumente zur Beobachtung müssen möglichst vollkommen sein, was im Grunde genommen ja eigentlich selbstverständlich ist. Als nach Erfindung des Spektroskops der erste neue Stern aufleuchtete, anfangs Mai 1866 im Sternbild der nördlichen Krone, waren die neuen Instrumente noch nicht sehr vollkommen. Trotzdem genügten sie, um als völlig überraschendes Ergebnis zu zeigen, daß dieser Stern gleichsam zwei einander überdeckende Spektren besaß, nämlich ein Farbenband mit dunklen Linien und darüber ein Spektrum mit hellen Linien, welche das Vorhandensein von glühendem Wasserstoff anzeigten. Etwas Gleiches hatte bis dahin noch kein Stern gezeigt, und die Astronomen und Physiker waren aufs höchste überrascht. Wie sollte man die Erscheinung erklären?

Die einen hielten dafür, der Stern wäre ursprünglich eine Sonne wie unsere Sonne gewesen, dann hätte sich, aus unbekannter Ursache, aus seinem Innern plötzlich eine große Menge glühenden Wasserstoffs entwickelt, wodurch die hellen Linien seines Spektrums und das Aufleuchten überhaupt zustande gekommen wären. Dabei beriefen sie sich auf die Thatsache, daß der Stern nicht gerade neu aufgetaucht sei, sondern als schwaches Sternlein 10. Größe sich auf den Himmelskarten schon verzeichnet gefunden hätte; nur wäre nur die plötzliche Lichtzunahme des Sterns. Anderseits wollte man in dem doppelten Spektrum das Vorhandensein von zwei Weltkörpern erkennen, und deshalb behaupteten manche Forscher, es handelte sich bei dem Vorgange um einen wirklichen Zusammenstoß zweier Weltkörper im Sinne der oben angegebenen Erklärung von Robert Mayer. Eine Entscheidung war nicht zu geben. Da erschien 1876 im Schwan abermals ein neuer Stern. Auch er zeigte das doppelte Spektrum wie der frühere, aber es gelang dieses Mal, den Stern noch am Spektroskop zu verfolgen, als er schon außerordentlich lichtschwach war. Hierbei ergab sich, daß das Farbenband mit den dunklen Querlinien allmählich erlosch und zuletzt nur noch einige helle Linien des glühenden Wasserstoffes übrig blieben. Der Stern hatte schließlich völlig den Charakter eines glühenden Nebels angenommen, er glich jetzt durchaus den zahlreichen kosmischen Nebelflecken, die als sehr kleine nebelige Scheibchen im Fernrohre sichtbar sind. Es entstand die Frage: sollte er sich wirklich in einen solchen Nebel aufgelöst haben? Im Sinne der Deutung des Vorgangs als Zusammenstoß zweier Weltkörper war dies allerdings denkbar.

Im Jahre 1892 wurden die Erdbewohner abermals überrascht durch das Auftauchen eines hellen Sternes, dieses Mal im Sternbild des Fuhrmanns. Inzwischen war das Spektroskop weiter vervollkommnet worden, besonders auch dadurch, daß man das Spektrum mit seinen hellen und dunklen Linien photographisch aufnehmen konnte. Dies war ein gewaltiger Fortschritt, denn diese Spektogramme kann man zu jeder Zeit mit Muße untersuchen und vermessen, auch war die Wissenschaft nicht mehr auf die vorübergehende Wahrnehmung durch einen oder ein paar Beobachter angewiesen, sondern besaß in der Aufnahme dauernde Dokumente über die nicht wiederkehrenden Erscheinungen. Das Spektrum des neuen Sterns im Fuhrmann zeigte im Allgemeinen dasselbe Aussehen, wie es die früheren neuen Sterne dargeboten hatten; aber man kam durch die photographische Fixirung desselben wieder etwas weiter.

Die genaue Vergleichung ergab nämlich, daß im Spektrum des Sterns helle und dunkle Wasserstofflinien nebeneinander auftraten und daß besonders die dunklen Linien etwas aus ihrer normalen Lage, gegen das violette Ende des Spektrums hin, verschoben waren. Solche Verschiebungen der Lagen dieser Linien müssen aber eintreten, wenn die Lichtquelle, hier also der Stern, sich mit sehr großer Schnelligkeit dem Beobachter nähert, während die Linien gegen das rote Ende hin verschoben werden, wenn sich die Lichtquelle vom Beobachter entfernt. Aus der Größe der Verschiebung kann man die Geschwindigkeit der Bewegung berechnen. Es ergab sich im vorliegenden Fall, daß der Körper, welcher die dunklen Linien in seinem Spektrum zeigte, sich der Erde mit einer Geschwindigkeit von fast 900 km in der Sekunde näherte, während der Körper, welcher die hellen Linien im Spektrum zeigte, sich mit veränderlicher Geschwindigkeit eine Zeitlang in der Richtung auf die Sonne zu, dann aber in entgegengesetzter Richtung bewegt haben mußte. Man konnte hiernach glauben, den beiden Weltkörpern, welche miteinander kollidierten, direkt auf der Spur zu sein. Kurze Zeit nachher aber fand sich, daß auch lediglich unter hohem Druck stehende glühende Metalldämpfe in ihren Spektren Paare von hellen und dunklen Linien zeigen, bei denen die dunklen Linien gegen Violett verschoben sind, so daß man also nicht immer aus dieser Verschiebung auf eine rasche Bewegung der Lichtquelle schließen darf.

So war die Sachlage, als der neue Stern im Perseus im Februar vorigen Jahres aufleuchtete.

Schon am nächsten Abende, nachdem der Stern in England entdeckt worden war, gelang es, auf der Harvard-Sternwarte in Boston sein Spektrum zu photographieren. Es zeigte ein Farbenband mit dunklen Linien, ähnlich dem Spektrum unserer Sonne, von hellen Linien aber keine Spur. Das Gleiche wurde auf dem astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam festgestellt. Der Stern nahm mittlerweile noch an Helligkeit zu, und um Mitternacht vom 23. zum 24. Februar übertraf er alle Sterne des nördlichen Himmels an Glanz; dann begann eine langsame Abnahme seiner Helligkeit. Gleichzeitig aber fand in seinem Spektrum eine völlige Umänderung statt: dieses zeigte jetzt zahlreiche helle Linien und dunkle Streifen, ähnlich wie sie das Spektrum des Sterns im Fuhrmann gezeigt hatte. Die Linien des Wasserstoffs erschienen breit und hell, jede mit einer dunklen Linie neben sich; die Linien des glühenden Calciums aber ergaben, daß der Stern sich mit einer Geschwindigkeit von 5,4 km für die Sekunde in den Weltraum hinein entfernte.

Was ist nun bei dem Sterne vor sich gegangen?

Die spektroskopischen Wahrnehmungen gestatten nicht, diese Frage detailliert zu beantworten; sie reden aber deutlich von einer Katastrophe, die den Stern betroffen und mindestens einen Teil desselben in glühende Gasmassen aufgelöst hat. Möglich ist ein Zusammenstoß desselben mit einem kosmischen Körper, sei dieser nun ein solider Ball ähnlich unserer Erde oder ein Nebelfleck.

Auf diesem Standpunkt der Deutung trat nun die Photographie hilfreich ein, und zwar mit überraschendem Erfolge. Zuerst war es Prof. Wolf in Heidelberg, der am 23. August vorigen Jahres die Umgebung des neuen Sterns photographierte und auf den Platten eine höchst schwache Nebelmaterie entdeckte, die von dem neuen Stern ausging. Mit großen Instrumenten wurden in Nordamerika diese photographischen Aufnahmen wiederholt, und es ergab sich die vollste Bestätigung, ja eine wichtige Erweiterung der Heidelberger Wahrnehmungen. Es fand sich nämlich, daß der neue Stern anfangs von zwei Nebelringen umgeben war, die später in Stücke zerfielen, welche als besondere Nebelballen nach allen Seiten hin sich in den Weltenraum verteilen, und zwar mit unbegreiflich großen Geschwindigkeiten. Das Ganze stellte sich dar als Folge einer ungeheuren Explosion und aus der Bewegung der Nebelballen ließ sich rückwärts schließen, daß dieselben um die Zeit des 17. Februar den Stern

verlassen haben müssen, d. h. daß an jenem Tage die gewaltige Katastrophe stattfand. Was sie veranlaßt hat, ist im Besonderen noch etwas dunkel; daß sie stattgefunden, unterliegt aber nicht dem mindesten Zweifel. Wir sehen vor uns, auf den photographischen Platten festgebannt, die fortschreitende Zerstörung und Auflösung eines Weltkörpers, vielleicht eines ganzen Sonnensystems; hier hilft kein Leugnen und Deuteln, die Thatsache kann nicht bestritten werden. Sie in ihrer ganzen Furchtbarkeit auszumalen, dazu reicht die menschliche Phantasie nicht aus. Ein Glück für uns ist es aber, daß der Vorgang sich in ungeheurer, jedes Vergleiches spottender Entfernung von Erde und Sonne zutrug; hätte er sich etwa in der Entfernung unserer Sonne oder an dieser zugetragen, so würde das Menschengeschlecht die Stunde sicherlich nicht überlebt haben.

Blätter und Blüten.

Mit der elektrischen Leitungsfähigkeit des Wassers hat Guido Remenza in Mailand interessante Versuche angestellt. Dabei wurde ein Wasserstrahl von einem Spritzenmann gegen eine gut isolierte Metallplatte gerichtet, die mit dem einen Pol der in der Spannung veränderlichen Elektricitätsquelle verbunden war. Der andere Pol führte zur Erde. Der Bedienungsmann stand auf der Erde mit durchnäßtem gut leitenden Schuhzeug. Die Wirkung des elektrischen Stromes nahm mit abnehmender Länge des Strahles und mit zunehmendem Querschnitt zu. Sie war aber auch abhängig vom Wasserdruck, und zwar nahm sie mit zunehmendem Druck ab. Die Schläge wurden von den bedienenden Feuerwehrleuten sehr verschieden stark empfunden. Hierüber Klarheit zu erlangen, war der Zweck der Versuche. Es sollte festgestellt werden, inwieweit Feuerwehrleute in Gefahr kommen können, wenn ein Wasserstrahl beim Löschen eines Brandes etwa mit den Leitungsdrähten der Straßenbahn oder mit Starkstromleitungen von hoher Spannung in Berührung tritt und das Wasser den Strom auf den Spritzenmann überleitet. Die Sache ist also von großer praktischer Bedeutung, namentlich wenn die hochgespannten Fernleitungen demnächst durch Annahme des elektrischen Betriebes im Schnellverkehr der Eisenbahnen stark vermehrt werden. Bei den Versuchen stellte sich nun heraus, daß bei einem Wasserdruck von dreizehn Atmosphären und einer Spannung von 800 Volt die Spritzenmündung der geladenen Metallplatte bis auf 12 Millimeter genähert werden konnte, ohne daß eine besondere Wirkung vom Spritzenmann verspürt wurde. Bei einer Spannung von 500 Volt, wie sie die Straßenbahnen haben, konnte man bis auf 7 Centimeter an die geladene Metallplatte herangehen. Wenn man aber das metallene Schlauchmundstück von 12 auf 50 Millimeter Durchmesser vergrößerte, konnte man sich nur noch bis auf einen Meter der Metallplatte nähern. Ganz anders war die Sache bei Wechselstrom. Da konnte man unter denselben Bedingungen — 500 Volt und 50 Millimeter-Mundstück — auf 25 Meter die elektrischen Schläge kaum noch ertragen, und bei 3600 Volt Spannung hatte man auf 8 Meter Entfernung noch bemerkbare Wirkungen, während bei 4 Meter Entfernung auch die widerstandsfähigsten Leute das Mundstück nicht mehr halten konnten. Eine Gefahr für die Spritzenleute scheint nach diesen Versuchen in der Praxis des Feuerlöschwesens nicht zu bestehen.

Ein erlegter Leviathan. (Zu dem Bilde S. 261.) In den weiten Wildnissen Sumatras ist der indische Elefant noch häufig anzutreffen, wenn er sich auch im allgemeinen aus den bebauten Gegenden immer mehr zurückzieht und daher selbst solchen Ansiedlern, die lange Zeit als Pflanzer auf jener Insel thätig waren, unter Umständen gar nie zu Gesicht kam. Spuren der Anwesenheit dieser kolossalen Dickhäuter sind indessen nichts Seltenes, und gar mancher Pflanzer mag schon über die rücksichtslosen Gesellen in gehörigen Zorn geraten sein, wenn er am Morgen nach einer dunklen Nacht die breiten Straßen in seinen Tabakfeldern oder Kaffeegärten vorfand, welche die Elefanten in ihrem ungeheuren Raumbedürfnis für einen einmaligen Durchzug anzulegen pflegen. Auch die Ueberlandtelegraphenlinien, welche durch gänzlich unbewohnte Wildnis führen, haben oft genug unter den täppischen Spielereien der großen Dickhäuter zu leiden, welche aus Uebermut oder Unachtsamkeit die Telegraphenstangen entwurzeln und die Drähte herunterreißen. Es sind besondere inländische (malayische) Beamte dafür angestellt, die Linien in solchen Fällen abzugehen, sobald die Störung im Telegraphenamt bemerkt wird. Sie sind meistens erfahrene, abgehärtete Leute, denen es nicht drauf ankommt, eine Woche im Busch zu kampieren. Selbstverständlich sind sie gut bewaffnet, um den vielerlei in diesen Gegenden drohenden Gefahren begegnen zu können, und sie pflegen nicht selten, nachdem sie die unterbrochene Verbindung wiederhergestellt haben, bei der einen oder anderen Ansiedlung einem Störenfried aus der Tierwelt aufzulauern, dessen sich die Eingeborenen mit ihren primitiven Waffen zum Schaden ihrer Felder nicht erwehren können. — Durch einen solchen Schützen wurde auch der Elefant gefällt, den unser Bild zeigt. Von einem im Innern reisenden Photographen an Ort und Stelle aufgenommen, veranschaulicht dasselbe aufs beste die bezeichnende Stellung, in welcher der Elefant nach einer kurzen, wilden Flucht, seinen Wunden erliegend, zusammenbrach.

Ein neuer Magnetberg. Alte indische und chinesische Sagen, die auch in den deutschen Märchenschatz übergegangen sind, erzählen Wunderdinge von den Magnetbergen. Sie waren aus Magneteisen aufgetürmt und hatten eine so starke Anziehungskraft, daß sie den Wanderer, der sich mit Nägeln in den Schuhen ihnen näherte, festhielten, und daß sie Schiffen, die an ihnen vorbeifuhren, das Eisenwerk abnahmen, so daß diese elendiglich auseinander fielen und Mann und Maus ertranken. Plinius der ältere erzählt, daß ein Magnetberg am Indus gelegen sei, und heute noch führen verschiedene Berge den Namen, so einer auf Elba, auf San Domingo und anderenorts, aber sie wirken keine magnetischen Wunder mehr und lassen die Schiffe, die heutzutage zumeist ganz aus Eisen gebaut sind, in Ruhe. Trotzdem ist die Sage von dem Einflusse der Magnetberge auf die Schiffe nicht so ganz ohne einen wahren Kern. In Norwegen, im Amte Stavanger, im Südwesten des schiffahrtreichen Landes, giebt es einen Platz, den man Jäderen benennt, es ist ein flacher, etwa ein Kilometer langer Küstenstreifen. Dieser Platz ist wegen der zahlreichen Schiffbrüche und Seeunglücksfälle, die sich alljährlich dort ereignen, in ganz Norwegen berüchtigt. Jetzt hat ein hervorragender norwegischer Physiker entdeckt, daß an der ganzen Küste dort magnetischer Sand lagert, das heißt Sand, der mit zahllosen Magneteisenteilchen untermischt ist. Der Physiker schloß daraus, daß die Massen des vorhandenen Magnetstoffes eine Einwirkung auf den Kompaß der Schiffe haben und dessen Magnetnadel zu falschen Angaben über die geographische Lage des Schiffes veranlassen. Um der Sache auf den Grund zu kommen, stellte der norwegische Gelehrte Messungen an, und siehe da, die Magnetnadel zeigte auf fünf Kilometer Entfernung eine Abweichung um einen Grad. Damit ist wieder eine jener alten Sagen, die fast regelmäßig auf getreuer Naturbeobachtung beruhen und nur die Erklärung mit der Phantasie der Urvölker ausstatten, in ihrem Kerne als zutreffend erwiesen. Denn derartige Abweichungen der Magnetnadel können den Schiffer zu einem sehr verhängnisvollen Kurs veranlassen. Allerdings muß er dazu die Magnetnadel kennen und benutzen — was bei den Schiffern der europäischen Meere immerhin schon im 13. Jahrhundert der Fall gewesen sein dürfte. Weit früher aber kannte man den Kompaß in den Heimatländern der eingangs erwähnten Sagen.

Straßenhandel in Danzig. (Zu dem Bilde S. 265.) Um dreißig Jahre etwa versetzt uns dieses Bild zurück. „Koope Stock . . . Koope Stock“ hallt es in langgezogenen Tönen durch die Straßen Danzigs. Da öffnen sich hier und dort die Thüren der alten Patrizierhäuser, neugierig lugen Kinderköpfchen heraus, und die Straßenjugend kommt jauchzend gesprungen — die Flissaken sind da! Wunderliche Gesellen, wie aus dem Märchenbuch herausgeschnitten mit ihrem kaftanähnlichen Gewand, der viereckigen Wollmütze, den aus Bast geflochtenen Sandalen und der ebenso gearbeiteten Tasche, in der sie alle ihre Habseligkeiten tragen. Einst gehörten die Flissaken zum Stadtbild Danzigs, wie die weißen Möwen über der Weichsel, wie der Artushof und der Jude mit Kaftan und Peies (Locke) am Ohr vor dem Eingang der Börse. Sobald auf den Wiesen der Flußniederungen die Schlüsselblumen blühten und die Weiden ihre grünen Schleier im Frühlingswind wehen ließen, kamen die zu langen Trachten verketteten Flöße der Flissaken in Zügen den Fluß herab. Zum Ergötzen der Kinder tauchten die struppigen Gesellen in den Straßen Danzigs auf und boten weißgeschälte Weidenstöcke aus, die sie an den Ufern des Bug, des San geschnitten und im Schein der heimatlichen Lagerfeuer, beim Klang der Geigen auf eine höchst einfache und doch stilgerechte Art mit einem glühend gemachten Nagel verziert hatten. Freundlich grinsend, händigt einer von ihnen auf unserem Bilde den schreienden Buben die begehrten Stöcke ein, nicht gegen klingende Münze, sondern gegen Knöpfe aller Art, mit denen er daheim den Sonntagsrock zieren will. Eben betrachtet er schmunzelnd den blinkenden Soldatenknopf, den der kleine, hemdärmelige Bursche vor ihm von dem älteren Soldatenbruder erbettelt hat, während ein anderes Bürschchen sich müht, das Höschen, von dem er die letzten Knöpfe als Kaufpreis abgeschnitten, mit Bindfaden wieder zusammenzubinden.

Ueber die Verdaulichkeit verschiedener Brotsorten berichtet Dr. Schlesinger in seinem populären, sehr empfehlenswerten Büchlein „Die Bereitung der Krankenkost“ (Frankfurt a. M., Johannes Alt): In frischem Zustande mundet wohl jedes Brot bei weitem besser als altbackenes, aber es ist nur dann gut verdaulich, wenn es sehr sorgsam gekaut wird. Ist das nicht der Fall, so wird das Gefühl der Völle und des Unbehagens erzeugt. Ganz altes durch Wasserverlust ausgetrocknetes Brot ist schwer verdaulich, am günstigsten ist die Verdaulichkeit des altbackenen. Von den einzelnen Brotsorten steht das aus feinstem Weizenmehl bereitete Weißbrot obenan, es übertrifft sowohl das Schwarzbrot als auch das Graubrot, selbst wenn dieses aus einer Mischung von Roggen- und Weizenmehl hergestellt ist. Ein dem Brote aus Weizenmehl vergleichbares Roggenbrot giebt es überhaupt nicht, weil in ihm stets mehr Cellulose oder Holzfaser steckt als im Weizenbrot; diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß der Darm zu stärkerer Bewegung angeregt wird. Wegen des säuerlichen Geschmacks, welcher bei uns in Deutschland der Bevölkerung im allgemeinen mehr zusagt, kann man indessen von Schwarz- und Graubrot ein größeres Quantum zu sich nehmen als vom Weißbrot. Am wenigsten gut wird Brot aus ganzem Korn (Pumpernickel, Grahambrot) verdaut, denn hier ist die Cellulose am reichlichsten vertreten.

Der Kriegshund „Mary" bewacht das Gepäck und Gewehr.

Kriegshunde. (Mit Abbildungen.) Die seit langer Zeit angestellten Versuche, Hunde im Kriegsdienst zu verwenden, scheinen erst jetzt zu einem befriedigenden Resultat geführt zu haben, und zwar durch die Benutzung der — aus einer Blutmischung von Otterhund, Old-English Terrier, Retriver und Gordonsetter hervorgegangenen — Airedale-Terrier. Der Airedale-Terrier führt seinen Namen nach seiner Heimat, dem Thale der Aire in der Grafschaft Yorkshire, er wird dort als Wacht-, Jagd- und Wildererhund benutzt, wurde früher auch zu den jetzt glücklicherweise verbotenen Hundekämpfen abgerichtet. Von diesen durch hohe Intelligenz ausgezeichneten Hunden hat man zwei Exemplare, die Terrier „Pepuich" und „Muck", im Chinafeldzug mitgeführt und mit ihnen die besten Erfahrungen gemacht, wie aus den amtlichen Berichten hervorgeht. In größerem Umfange sind die an der Westgrenze stehenden Jägerbataillone mit der Verwendung der Airedale-Terrier als Kriegshunde beauftragt, und dem Magdeburgischen Jägerbataillon Nr. 4 wurde die Aufgabe gestellt, unter der Leitung des Herrn von Witzleben noch weitere Hunde für den Kriegsdienst zu züchten und auszubilden. Unsere Bilder zeigen zwei dieser klugen Tiere im Dienst: der Terrier „Mary" bewacht Gewehr und Gepäck eines Jägers, während „Lord" einen „Toten" aufgefunden hat und ihn „verbellt", um seinen Führer zur Hilfe herbeizurufen.

Der Klub für rauhhaarige Terrier, dessen Vorsitzender der Herr Rittmeister von Halo in Hannover ist, hat sich um das Emporkommen der Rasse sehr verdient gemacht, er versah die Jägerbataillone gratis mit brauchbaren Airedale-Terriern und erhielt in dankbarer Würdigung seiner uneigennützigen Bestrebungen von den Jägerbataillonen eine Anzahl Bilder zum Geschenk, denen unsere heutigen Illustrationen entnommen sind.

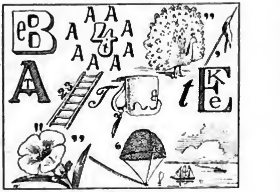
Die Ursache der Eiszeiten. Wird jemals eine Eiszeit wiederkehren? Werden die Länder, in denen jetzt die Kultur blüht, wie einst unter Eis und Schnee begraben werden? Die Frage ließe sich dann sicher beantworten, wenn wir die Ursachen ermitteln könnten, welche die Entstehung der früheren Eiszeiten bewirkt haben. Es sind in dieser Hinsicht verschiedene Hypothesen aufgestellt worden, aber keine kann als völlig einwandfrei gelten. Neuerdings sind die Forscher Paul und Fritz Sarasin mit einem neuen Deutungsversuch hervorgetreten. Man hat berechnet, daß ein Sinken der Durchschnittstemperatur um 4° C. genügen würde, um derartige Ansammlungen von Eis und Schnee zu bewirken, daß die Erde eine neue Eiszeit hätte. Die beiden Sarasin meinen, daß eine solche Erniedrigung der Temperatur an der Erdoberfläche durch vulkanische Ausbrüche verursacht werden könnte. Bei dem gewaltigen Ausbruch des Vulkans Krakatoa im Jahre 1884 wurden ungeheure Massen von Staub in große Höhen der Atmosphäre geschleudert. Sie blieben in denselben mehrere Jahre hindurch schweben und wurden uns als prächtige Dämmerungserscheinungen und „silberne Wolken" am Nachthimmel sichtbar. Wenn nun eine große Anzahl von Vulkanen gleichzeitig eine ähnliche Thätigkeit entfalten würde, so könnten die Rauch- und Staubmassen in der Atmosphäre derart zunehmen, daß sie die Wirkung der Sonnenstrahlen bedeutend abschwächten und eine Eiszeit hervorriefen. Nach dieser neuen geistreichen Hypothese wären also die Feuerzeiten der Erde die Ursache der Eiszeiten.

Damenbildnis von A. van Dyck. (Zu unserer Kunstbeilage.) In der von der cisalpinischen Republik im Jahre 1798 gegründeten Pinacotéca, jener ausgezeichneten Gemäldesammlung, welche der Palazzo di Brera in Mailand beherbergt, nimmt van Dycks Damenbildnis unter den Werken nicht italienischer Künstler entschieden eine ganz hervorragende Stellung ein. Das prächtige Gemälde, das eine junge Frau in der italienischen Tracht der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zeigt, dürfte aus jener Zeit zu Beginn der zwanziger Jahre stammen, da der jugendliche Meister Italien besuchte, um die Werke Tizians und Paolo Veroneses zu studieren.

Der Kriegshund „Lord" verbellt einen aufgesuchten „Toten".

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel. Von L. Weise.



Rätsel.

Die Zeit verwandle ich in eine Quelle
Der Kenntnis um von dem, was jetzt geschieht;
Durch mich verkehrt die Haft sich auf der Stelle
In eine Bürgschaft auf dem Rechtsgebiet.
Den Satz verwandle ich in einem Nu
In ein Gesetz. Nun, Leser, rate du! E. S.

Scherzrätsel.

Ein Kreuz voran, das Ende nach —
Kennst du die Stadt wohl, Leser, sag?

Auflösung des Frühlings-Kryptogramms auf Seite 260.

Man lese, mit dem J oben beginnend, nach rechts zunächst die halbschwarzen und hierauf die weißen Buchstaben. Man erhält: „Jeder Frühling ist ein Wunder".

Auflösung des Wechselrätsels auf Seite 260.

Batum, Datum, Fatum.

Auflösung des Rätsels auf Seite 260. Erbe.

Auflösung des Verwandlungsrätsels auf Seite 260.

1. Herford, Belfort, Belgard, Belgien, Bosnien.
2. Benares, Penaten, Pension, Mission, Messina.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 260. Hund.

Auflösung der Skataufgabe auf Seite 260.

Vorhand hat: c7, c8, r7, r8, s8, eD., eZ., eK., eO., e9.
Hinterhand: sW., rD., rZ., rK., rO., r9, sD., sO., s9, s7.
Skat: e7, e8.

Vorhand spielt eD. an, Mittelhand sticht und trumpft nach, so daß Vorhand s8 abwerfen kann. Hinterhand holt die sZ. des Spielers heraus. Vorhand wimmelt die eZ. Die Gegenspieler erhalten somit 31 Augen. Hätte Mittelhand, statt zu trumpfen, sZ. ausgespielt, würde sie Schneider gemacht haben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Heft 5, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Das Schulschiff „Charlotte" in Flaggenparade. In den schönsten Nuancen, deren sich die Bewohner unserer Hafenstädte zeitweilig erfreuen können, zählt es zweifellos, wenn eines der großen Schiffe unserer Marine voll aufgeflaggt sich ihnen in seinem ganzen farbenfrohen Festschmuck

Flaggenparade des Schulschiffes „Charlotte" in Brunsbüttelkoog.
Nach einer Aufnahme von A. Renard in Kiel.

zeigt. Diesen Anblick konnten am 15. März früh morgens auch die Bewohner von Brunsbüttel genießen, denn da ist den Prinzen Adalbert am 13. März aus dem Mittelmeere wieder eingetroffene Schulschiff „Charlotte" hatte zu Ehren des Kaisers vollen Flaggenschmuck angelegt. Gegen halb sieben Uhr morgens kam der Kaiser auf dem mächtigen Linienschiffe „Kaiser Wilhelm II." in Brunsbüttelkoog an, um hier mit der Kaiserin und dem Prinzen Adalbert zusammenzutreffen. Mit lautem Hurrah begrüßte die in die Masten aufgenterte Mannschaft den Kaiser. Später folgte das Schulschiff dem Kaiserschiffe auf der Fahrt durch den Kanal nach Kiel. Die „Charlotte" ist als Schulschiff für Seekadetten und Schiffsjungen in Verwendung. Sie besitzt eine Breite von 15 m, eine Länge von 77 m, ist völlig aus Eisen erbaut und hat eine Gesamtbesatzung von 477 Köpfen.

Prinz Heinrich in Cuxhaven. Am 18. März abends 6½ Uhr ist Prinz Heinrich von seiner Reise in den Vereinigten Staaten wieder zurückgekehrt. Karl Schurz, der Befreier Kinkels, hat in den amerikanischen Festtagen eine große Rolle gespielt und die Ideen Kinkels eine noch größere. Wunderlich genug war der Prinz manchen Amerikanern eigentlich viel zu wenig Prinz. Die hatten sich den Mann so ganz anders gedacht. Ihr Irrtum ist zerstört worden, daß ein Prinz über Wolken thronen müsse; in der That hat sein schlichtes und prunkloses Wesen dem Prinzen die Herzen der Amerikaner gewonnen. Jede nähere Bekanntschaft von Land zu Land, von Nation zu Nation ist ein Fortschritt auf dem Wege des Friedens. Wer solche Missionen erfüllt, dem jauchzen mit Recht herzliche Begrüßungsworte entgegen. So war es auch in Cuxhaven. Die ehrwürdigen Hamburger Bürgermeister Dr. Mönckeberg und Burchard, die den Kaiser in Cuxhaven begrüßten, die Ehrenkompagnie und die Kriegervereine, die alten Veteranen, die harrende Menge, alle waren von der Bedeutung des Akts erfüllt, der sich hier vollziehen sollte. Eine Begrüßung zwischen zwei Brüdern, aber eine Begrüßung, bei der das Herz zweier großen Völker mitschlug. Seit 3¾ Uhr war man auf der Station für drahtlose Telegraphie mit dem Dampfer „Deutschland", der den Prinzen Heinrich trug, in Verbindung. Aber erst um 6 Uhr trat das Fahrzeug nahezu unerwartet aus dem Nebel hervor. Sobald die Brücke hinübergelegt war, eilte der Prinz an Land. Der Kaiser umarmte und küßte den Bruder. Prinz Heinrich begrüßte die Herren von Hamburg, schritt die Ehrenkompagnie ab und fuhr nach einer Stunde schon an Bord des Linienschiffes „Kaiser Wilhelm II." in der Begleitung des Kaisers elbaufwärts und dann weiter durch den Nordostsee-Kanal nach Kiel.

Die Ehrenkompagnie für den Prinzen Heinrich in Cuxhaven.
Nach einer Aufnahme von Strumper & Co. in Hamburg.

Unterkiefer eines Mammuts, gefunden in einer Kiesgrube bei Britz in der Nähe von Berlin.
Nach einer Aufnahme von A. Hönig & Co. in Berlin.

Neue Mammutfunde bei Berlin. Vor kurzer Zeit sind in den Kiesgruben des Herrn A. Körner bei Britz in der Nähe von Berlin wieder sehr gut erhaltene Reste von Elephas primigenius, dem Mammut, ausgegraben worden, ein Unterkiefer, Theile des Oberkiefers und ein Stück der Schenkelknochen. Unsere heutige deutsche Säugetierwelt stellt sich nur als der Rest einer in früheren Zeiten viel artenreicheren dar. In jenen fernen Zeiten, als der Mensch im mittleren Europa den Wert des Metalles noch nicht kannte, aus hartem Stein sich seine Waffen und Geräte mühselig fertigte und der Tierwelt noch nicht als unumschränkter Gebieter und unerbittlicher Feind gegenüberstand, lebten viel mehr Säugetiere als heute in unseren Gegenden. Auch ein riesiger Elefant, das Mammut, mit gewaltigen, nach oben und außen gekrümmten, oft 5 m langen Stoßzähnen, durchzog damals in kleineren Herden die Steppen Mitteleuropas. Reste von ihm sind an vielen Orten gefunden worden. Seine auf unserer Abbildung erkennbare Jahnbildung ist derjenigen des indischen Elefanten sehr ähnlich. In der äußeren Erscheinung muß er jedoch wesentlich anders als die heute lebenden Arten ausgesehen haben, weil sein Körper mit sehr langen Haaren bedeckt war. In Sibirien ist das Mammut sehr häufig gewesen. Seit vielen Jahren bringt man die in Mengen gefundenen Stoßzähne als Elfenbein auf den Markt. Vor wenigen Wochen ist ein ziemlich vollständig erhaltenes Tier in dem ewigen Eise der Küstenländer Nordsibiriens ausgegraben und nach Petersburg geschafft worden. Das Fleisch war noch so frisch, daß Bären, Wölfe und Füchse zum großen Bedauern der mit der Bergung des seltenen Schatzes betrauten wissenschaftlichen Beamten das zur Hälfte ausgegrabene Mammut als leckere Beute betrachteten und große Stücke des Fleisches davontrugen.

Vom Rheinfest des Leseztirkels Hottingen in Zürich zeigt unsere Abbildung eine der reizvollsten Gruppen, jene der Volkstrachten aus den schweizerischen Rheinlanden. Das Fest, welches in jeder Hinsicht wirklich glänzend gelungen war und an dem gegen 5000 Personen teilgenommen haben, bildete den Abschluß der diesjährigen Wintervergnügungen in Zürich. Sein Gedanke war, eine Reihe von bunten Bildern aus Sage, Geschichte und Volksleben, deren Wesenheit sich irgendwie an den Treiländerstrom, den Rhein, knüpft, darzustellen. In einer festspielartigen Szene, zu welcher Frau Hedwig Bleuler-Waser den Text gedichtet hatte, entrollte sich die Folge dieser Einzelbilder. Aus der Reihe dieser Gruppen möchten wir neben den von uns im Bilde dargestellten „Volkstrachten" auch das Bild vom Mittelrheine, welches in Farben der Nibelungen-Romantik schwelgte, und jenes, das eine Minnefahrt der Bonner Studenten in der Tracht von 1820 darstellte, besonders hervorheben.

Fräulein Ethel Lynd spielt die Nemmingsche Violine.

Ein neues Musikinstrument, das sich in seiner äußeren Form an jene der Violine anschließt, wurde vor kurzem in der Royal Institution zu London durch seinen Erfinder, Prof. J. A. Flemming, zum ersten Male vorgeführt und erregte bei dieser Gelegenheit allgemeine Aufmerksamkeit. Unser Bild stellt die junge englische Violinvirtuosin Fräulein Ethel Lynd dar, wie sie auf diesem eigenartigen Instrumente spielt, das anstatt mit einem hölzernen Resonanzboden mit einer ziemlich großen Aluminiumtrompete ausgestattet ist. Durch eine sinnreiche Einrichtung werden die Schwingungen der Saiten auf eine Membran übergeleitet, deren Töne dann verstärkt durch den Schalltrichter an das Ohr der Hörer klingen. Die Klangfarbe des neuen Instrumentes soll sehr eigenartig sein.

Vom Rheinfest des Leseztirkels Hottingen in Zürich: Volkstrachten der schweizerischen Rheinlande.
Nach einer photographischen Aufnahme von J. Meixner in Zürich.

Franz Nachbaur. Am 21. März ist Franz Nachbaur seinem schweren körperlichen Leiden, das durch einen Unfall verursacht war, erlegen. Der sangesfrohe Mund ist für immer geschlossen, die Kunst Nachbaurs ist verstummt. Die Nachwelt sticht auch dem Sänger seine Kränze, wer aber Franz Nachbaur in seinen besten Tagen und Leistungen gekannt, wer seinen Walter von Stolzing in den „Meistersingern" gehört, der wird seiner noch lange mit Begeisterung gedenken. Der Lebensgang Nachbaurs war einfach genug. Am 25. März 1835 auf Schloß Oberau bei Tettnang im württembergischen Donaukreis geboren, hat Nachbaur ein Alter von 67 Jahren erreicht. Nachdem er die Schule in Tettnang absolviert hatte, besuchte er das Polytechnikum zu Stuttgart, betrat aber schon 1856, 21 Jahre alt, in Basel die Bühne. Der Erfolg, den er bei diesem ersten Auftreten erzielte, entschied über seine Laufbahn. Er ging nach Mailand zu Lamperti, um seine Ausbildung zu vollenden, sang dann nach kurzem Wirken in Mailand auf deutschen Bühnen und wurde 1867 Mitglied des Münchener Hoftheaters. 1889 trat Nachbaur in den Ruhestand, war aber noch vielfach thätig, indem er auf zahlreichen Gastspielen als Wagnersänger Ruhm erntete. Seiner zweiten Heimat, der Isarstadt, in der er seine größten Erfolge erlebte, blieb Nachbaur bis an sein Lebensende treu.

Franz Nachbaur †.
Nach einer Aufnahme von H. Traut in München.

Paul Bulß, der hervorragende Bühnensänger, der namentlich durch seine langjährige Wirksamkeit an der Berliner Hofoper in vielen Kreisen bekannt geworden war und zu hohen Ehren gelangte, ist am 21. März in Temesdoar einer Lungenentzündung erlegen. Bulß wurde am 19. Dezember 1849 auf dem Rittergute Birkholz in der Priegnitz geboren. Er studierte die Gesangskunst bei Gustav Engels in Leipzig, Götze in Berlin und Lamperti in Mailand und begann seine rasch zu den höchsten Erfolgen hinaufführende Laufbahn als Sänger am Kölner Stadttheater. Nach kurzer Thätigkeit an dieser Bühne trat er in den Verband des Hoftheaters in Kassel ein, wo er bis zum Jahre 1876 verblieb. Um diese Zeit ging er nach Dresden. Seine vieljährige Wirksamkeit in der sächsischen Hauptstadt hat Bulß häufig durch Gastspiele und Konzertreisen unterbrochen, denn nicht nur als Bühnensänger, auch im Konzertsaale war er ein Meister von höchster Bedeutung. 1888 folgte Paul Bulß, der nun den Titel eines Kgl. Kammersängers führte, dem ehrenvollen Rufe an die Hofoper in Berlin. Seine besten Rollen, in denen er so recht Gelegenheit fand, das ganze Register seines prachtvollen, fast unerschöpflichen Organs zu entfalten, waren Hans Heiling, Tom Jones, der Fliegende Holländer und in späteren Jahren auch Jago („Othello"), Johannes („Evangelimann") und andere mehr.

Paul Bulss †.

Die Karl August-Statue für das Burschenschafts-Denkmal in Eisenach. Ende Mai wird voraussichtlich das Burschenschafts-Denkmal zu Eisenach eingeweiht werden. Es ist ein Bauwerk aus Meininger Sandstein nach dem Entwurfe des Ballot-Schülers Kreis in Dresden. Die einzelnen Burschenschaften sind als Säulen gedacht, die einen Architrav mit dem Wahlspruch „Ehre, Freiheit, Vaterland" tragen; darüber wölbt sich eine Kuppel, die in der Kaiserkrone gipfelt. Im Innern der Halle wird dem Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, dem edlen Freunde Goethes, den freimütigen und hochherzigen Förderer der alten Burschenschaft, ein Denkmal gesetzt. Es ist ein ganz eigenartiges Werk, das sich durch den Charakter der Darstellung und die Frische der Auffassung rühmlich auszeichnet. Der Schöpfer der Statue ist der Berliner Bildhauer Hermann Holtau, selbst ein Eisenacher, der kürzlich erst mit dem preisgekrönten, auch von der „Gartenlaube" im Bilde wiedergegebenen Entwurf zu einer Richard Wagner-Denkmal für Berlin die Bewährung der Kunstfreunde gewonnen hat. Sein Großherzog Karl August erscheint als der jovialc, liebenswürdig wohlwollende Freund der Musensöhne. Er trägt unter dem offenen Reisemantel die einfache Uniform der Burschenschafter; die über einander gelegten Hände ruhen auf dem Wanderstab. Bei aller Gemütlichkeit im Ausdruck liegt in der ganzen doch auch die Würde des Herrschers ausgeprägt. Die 2,50 m hohe, aus kampyschem Kalkstein gefertigte Figur ist mit Rücksicht auf die Größe des Steinblockes pointiert; so erklärt sich auch die etwas gezwungene Haltung. Das Ablehen von allem kleinlichen Naturalismus ergiebt dann die breiten, schweren Faltcn, die notwendig waren, um die Figur in die strengen, machtvollen Formen der Architektur von Kreis organisch einzufügen.

Die Karl August-Statue für das Burschenschafts-Denkmal in Eisenach.

Die Nyegaard-Stiftung in Altona. Die am 18. März 1898 zu Altona verstorbene Witwe Henriette v. Nyegaard hat durch Testament vom 13. Juni 1896 ihr Vermögen im Betrage von über 2 Millionen Mark, zur Errichtung einer unter Aufsicht des Magistrats der Stadt Altona stehenden wohlthätigen Stiftung bestimmt. Dieselbe führt den Namen „v. Nyegaard-Stiftung" und hat den Zweck, Witwen und Töchter unvermögender Offiziere, Beamten, Predigter, sowie andere den gelehrten Ständen angehörige altersschwache weibliche Personen, welche dessen bedürftig und würdig sind, durch Gewährung von Freiwohnungen und Geldbeihilfen zu unterstützen. Der Vorstand ist vom Magistrat der Stadt Altona ernannt. — Zur Gewinnung von Bauentwürfen war am 1. März 1899 ein Wettbewerb ausgeschrieben, worauf 92 Arbeiten eingingen. Der mit dem ersten Preis von 1800 Mark gekrönte Entwurf von Kühn und Baumgarten-Berlin wurde zur Ausführung bestimmt. Die Stiftsgebäude stehen auf dem zwischen der Verwaltung angekauften Platze an der Ritze. Sie sind eingerichtet für 62 Freiwohnungen, nämlich 42 Einzel- und 10 Doppelwohnungen mit je 1 Wohn- bezw. 2 Schlafzimmern, Küche, Keller, Bodenraum. Die Stiftung soll Angehörigen schleswig-holsteinischer Familien vorzugsweise zu gute kommen. Mit einem Teile der Freiwohnungen ist, soweit die Bewohnerinnen durch den letzten Willen der Stifterin sich nicht schon im Genusse einer Leibrente befinden, eine Beihilfe von jährlich 500 Mark verbunden. Geldbeihilfen in der Höhe von 500 Mark können auch an nicht im Stift Wohnende erteilt werden.

Nach einer Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

Das Nyegaard-Stift in Altona.
Erbaut nach dem preisgekrönten Entwurf von Kühn und Baumgarten-Berlin.

Hermann Vambéry, der gründliche Kenner türkischer und asiatischer Völker, Sitten und Zustände, hat am 19. März in Budapest seinen 70. Geburtstag gefeiert. Er war am 19. März 1832 in Szerdahely auf der Insel Schütt geboren und genoß im Piaristen-Kloster St. Georgen bei Preßburg den ersten Unterricht. Dann bildete er sich allein weiter. Mit Hilfe von Josef Eötvös gelangte er später nach Konstantinopel und begann hier, 22 Jahre alt, seine Wirksamkeit als Sprachlehrer. 1861—64 machte er, unterstützt von der ungarischen Akademie der Wissenschaften, als Derwisch verkleidet, seine berühmte Reise durch Armenien und Persien bis nach Buchara und Samarkand. Die Ergebnisse der gefahrvollen Reise waren nicht gering. Er legte sie nieder in seiner „Reise in Mittelasien", die in viele Sprachen übersetzt wurde. Seitdem entwickelte Vambéry eine reiche litterarische Thätigkeit, die zumeist auf jener Reise sich aufbaut. Erwähnt sei daraus „Der Islam im 19. Jahrhundert", 1875, und „Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien".

Hermann Vambéry.

Das Erdbeben von Schemacha. Am 13. Februar wurde die kaukasische Stadt Schemacha von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht. Bei Marasa unweit Schemacha öffnete sich die Erde, und aus einem riesenhaften Spalt strömte ununterbrochen glühende Lava hervor. Der erste Stoß war der heftigste. In wenigen Sekunden waren die orthodoxe Kirche, die Moscheen, die öffentlichen Gebäude und zahllose Häuser eingestürzt. Was nicht zusammenfiel, wurde von einem verheerenden Feuer verzehrt, das unmittelbar nach dem ersten Stoße ausbrach. Schemacha, die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im russisch-transkaukasischen Gouvernement Baku, ist schon mehrmals von Erdbeben heimgesucht worden. Sowohl im Jahre 1859 wie besonders 1872 wurde die Stadt schwer durch Erdbeben geschädigt. Trotzdem hatte sie 1891 3 russische, 2 armenische Kirchen, 7 sunnitische und 6 schiitische Moscheen, Handel und Gartenbau. Das neue Unglück zeugt für den gefahrvollen Boden, auf dem die Stadt erbaut ist. Man hat bisher 3000 Leichen ausgegraben. Die Zahl der Getödteten ist also außerordentlich hoch, und Furcht und Not sind grenzenlos. Namentlich Frauen und Kinder sind verschüttet, ganze Schulen mit Lehrern und Kindern vernichtet worden. Die Zone des Erdbebens ging dabei weit über Schemacha hinaus. Nicht weniger als 33 Dörfer wurden davon betroffen, in denen auch viele Menschen ums Leben kamen. Die russische Regierung ließ es sich angelegen sein, die Not so viel sie konnte zu lindern. Auch die private Wohlthätigkeit regte sich allerorten, um wenigstens dem schwersten Elend abzuhelfen.

Die Einweihung des Metz-Denkmales in Hannover. Zur Zeit des Völkerfrühlings im Jahre 1848 kam Fr. Wilh. Metz, 30 Jahre alt, nach Hannover. 47 Jahre hat der Begründer des Jugendturnens, das ihm amtlich übertragen wurde, in der Provinz Hannover gewirkt. Auch das Mädchenturnen hat der „alte Metz" in Hannover auf die Höhe gebracht und die Turnerfeuerwehr gegründet. Als Metz am 30. April 1901 zu Grabe getragen wurde, folgte ihm die gesamte Turnerschaft, und die ehrenden Worte, welche jetzt bei der Einweihung des Metz-Denkmals Prof. Grahn gesprochen, fanden tausendfachen Wiederhall weit über den Kreis der Hörer hinaus im ganzen hannoverschen Lande.

Das Grabdenkmal für Fr. Wilh. Metz in Hannover.

Vom Erdbeben in der kaukasischen Stadt Schemacha: Ausgrabungs-Arbeiten.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Heft 5, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Joseph Uphues. Unter den Bildhauern Deutschlands nimmt Joseph Uphues einen der ersten Plätze ein. Die geniale Auffassung der Charaktere, die er darstellt, das Hineinleben in die Wesenheit der Menschen, die er in Thon und Stein bildet, erinnern an die großen italienischen Meister des Mittelalters. Freilich ist Uphues' gesamte künstlerische Thätigkeit von echt deutschem Geistes- und Empfindungsleben beseelt. Am 23. Mai 1850 wurde Joseph Uphues in dem kleinen Weiler Sassenberg in Westfalen geboren. Rauh genug hat das Leben den Knaben und Jüngling gerüttelt. Als Steinmetz dreiste er die weite Welt, bis er endlich an der Berliner Akademie zu studieren und zu unterrichten begann. Seinen Ruf als Künstler begründete Uphues mit dem Bogenschützen der Galerie Melbourne, einem ganz hervorragenden Werk. Für die Stadt Düren schuf er schon lange vor dem nun enthüllten Moltke-Denkmal, von dem weiter unten die Rede ist, einen Wilhelm I und einen Bismarck, für Homburg vor der Höhe und Wiesbaden Kaiser Friedrich. Das Wiesbadener Standbild wird von Fachkennern ebenso hoch geschätzt wie der Bogenschütze. In der Berliner Siegesallee ist Uphues mit Otto II, dem Enkel Albrechts des Bären, und mit Friedrich II, dem Alten Fritz, vertreten. Eine herrliche ist der sterbende Friedrich II in Potsdam. Uphues hat für seine Werke bereits in München, in Melbourne und in Chicago die Goldene Medaille erhalten.

Joseph Uphues.
Nach Aufnahmen von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin.

Prof. Heinrich Slaby.

Adolf Karl Heinrich Slaby, dessen Name heute, nachdem das System Slaby-Arco für Funkentelegraphie von der deutschen Marine angenommen worden, in aller Munde ist, stammt aus Berlin. Hier ist er am 18. April 1849 geboren; 1867 bezog er die Berliner Gewerbeakademie, deren Leitung Fr. Reuleaux bald darauf übernahm, der 1868 als Direktor der Gewerbeakademie berufen wurde. Slaby gehörte zu Reuleaux' ausgezeichnetsten Schülern. Schon im Jahre 1873 wurde der Ingenieur Slaby Lehrer an der Königl. Gewerbeschule in Potsdam. Im Jahre 1876 ward er gleichzeitig Privatdozent an der Gewerbeakademie, 1882 Professor der Maschinenlehre und der Elektrotechnik an der Technischen Hochschule, 1884 auch Direktor des elektrotechnischen Laboratoriums der Hochschule, endlich ihr Leiter. Was die Hochschule und die technischen Wissenschaften überhaupt dem Wirken Slabys verdanken, das kann hier nur kurz angedeutet werden. Es genüge, zu sagen, daß Slaby auf allen Gebieten des technisch-wissenschaftlichen Lebens eine ganz hervorragende Rolle spielt. Unter anderem redigiert er auch seit 1883 die Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes. Bekannt sind die Erfolge, welche Prof. Slaby jetzt mit dem System Slaby-Arco, der Funkentelegraphie, in Gemeinschaft mit dem Grafen Arco erzielt hat. Es ist den Forschern bei diesen Versuchen gelungen, noch auf 130 km Entfernung ohne Draht Depeschen zu wechseln.

Das Moltke-Denkmal in Düren. Die freundliche Kreisstadt hat am 22. März, dem Geburtstage des ersten Kaisers im neuen Reiche, nunmehr ein Moltke-Denkmal enthüllt. Stadt und Bürgerschaft haben

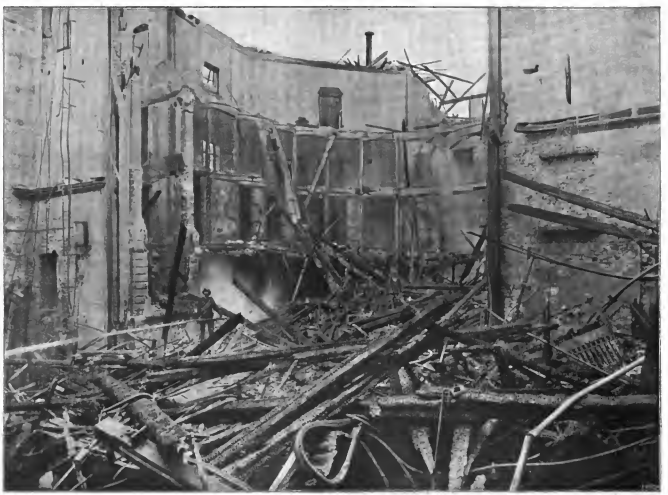
Die Einweihung des Moltke-Denkmals in Düren.
Nach einer Aufnahme von Emil Kasser in Düren.

die Mittel dazu aufgebracht, und Prof. Uphues, dessen Bild und Biographie wir gleichzeitig geben, hat das prächtige Standbild geschaffen, welches Gladenbeck in Berlin in Erz gegossen hat. Auf einem über 3 m hohen Postament aus grauem bayrischen Granit erhebt sich das 3,3 m hohe Standbild des Schlachtendenkers. Der Kopf, scharf geschnitten und

Die Aussen-Ansicht des Stadttheaters in Barmen nach dem Brande.

entsprechend ähnlich, ist vom Helm bedeckt, die Figur trägt den Interimsrock, Moltkes gewöhnliche Tracht. Die Schauseite des Monumentes zeigt in ehernen Lettern nur den Namen „Moltke", die Rückseite trägt die Worte: „Die dankbaren Bürger Bitterfelds 1902". Zur Enthüllungsfeier waren die öffentlichen Gebäude der Stadt und viele Privathäuser beflaggt. Der Denkmalsplatz und die ihn angrenzenden Häuser waren reich geschmückt. Gegen 12 Uhr leitete Glockengeläute vom Turm der alten St. Anna-Kirche die Feier ein; um 12 Uhr fiel die verdeckende Hülle von dem wohlgelungenen Denkmal. Prof. Uphues, der Schöpfer des vorzüglichen Werkes, hat die schlichte Erhabenheit, die sinnende Denkarbeit, die Moltkes Wesen ausmachten, überaus glücklich zum Ausdruck gebracht.

Das Barmer Stadttheater ist in der Nacht vom 24. zum 25. März vollständig niedergebrannt. Gerettet ist nur ein Teil der wertvollen Bibliothek und der Geldschrank; vom Gebäude selbst sind nur die Umfassungsmauern stehen geblieben. Das alte Barmer Stadttheater ist im Jahre 1875 vom Feuer zerstört worden. Das neue Haus wurde am 1. Oktober 1876 eröffnet, es faßte 1200 Personen. Als Eigentum der Barmer Stadttheater-Gesellschaft stand es seit Jahren unter der Leitung des Direktors Adolph Steiner. Das Feuer ist wahrscheinlich kurz nach Schluß der Vorstellung ausgekommen. Aeußerlich wahrnehmbar wurde es erst gegen 1 Uhr nachts, als ein Teil des Daches mit gewaltigem Getöse in die Luft flog. Außerordentlich schnell breitete sich der Brand, vom scharfen Südwestwind getragen, in den weiten Räumen aus. Bühne, Schnürboden, Kulissen, Garderoben, Zuschauerraum, alles stand in kurzer Zeit in einem weiten Flammenmeer. Die furchtbare Hitze, welche der riesige Feuerherd ausströmte, erschwerte die Arbeit der schnell von Barmen und Elberfeld herbeigeeilten Feuerwehr sehr. Die Zuschauerraum schossen weithin durch die Luft, sodaß das Dach des Restaurants „Germania" und das Dach eines Hauses in der 10 Minuten entfernten Viktoriastraße Feuer fingen. Erst nach sechsstündiger Arbeit hatte man die Glut gebändigt. Jetzt konnte man die Brandstätte überblicken; die Verwüstung war grenzenlos. Der Schaden ist zur Zeit noch gar nicht zu schätzen. Gebäude und Inventar sind mit insgesamt 430200 Mark versichert, von denen 285 000 auf das Inventar fallen. Ueber die Entstehungsursache des Feuers ist man völlig im Unklaren. Man vermutet, wie gewöhnlich, Kurzschluß bei der elektrischen Lichtanlage. Bei den Löscharbeiten ist glücklicherweise niemand verletzt worden, auch keiner der wackeren Feuerwehrmänner.



Vom Brand des Stadttheaters in Barmen: Das Innere.
Nach Aufnahmen von L. Stilling & Sohn in Barmen.

Kleine Mitteilungen.

Elfenbeinschnitzereien von Ceylon. Das Eintreffen eines Dampfers vor der ceylonischen Hauptstadt Colombo bildet ein Ereignis für die eingeborene Bevölkerung. Bald ist das Schiff von einer Schar Auslegerboote umringt, in denen braune nur mit einem roten Hüftlach bekleidete Singhalesen sitzen. Sie bitten um Erlaubnis, an Bord zu kommen, um den Passagieren Früchte, Fische und verschiedene kleine Industrieprodukte anzubieten. Die letzteren werden gern als Andenken von den Fremden gekauft. Es sind eben Erzeugnisse nationalen Kunstgewerbes wie Körbchen, Kästen und Stöcke aus verschiedenen Holzarten, dann aber auch Schnitzereien aus Elfenbein oder Ebenholz. Sie stellen verschiedenes dar, Elefanten und Buddhabilder, Priester, Mönche, Musikanten, kleine Pagoden und dergleichen. Die meisten Fremden, die das Land noch nicht kennen, zahlen bei diesen ersten Einkäufen ihr Lehrgeld. Der eine erwirbt ein in Europa geschliffenes Glasstück als einen indischen Edelstein, der andere bezahlt für ein unbedeutendes Machwerk das Drei- und Vierfache des wirklichen Wertes. Die Elfenbeinschnitzereien der Singhalesen verdienen im allgemeinen wohl Beachtung. In diesem Zweig des Kunstgewerbes sind die Eingeborenen von Ceylon ebenso geschickt wie die anderen Bewohner Indiens, außerdem haben sie Darstellungen mitunter auch ethnographisches Interesse. Es befinden sich unter ihnen kleine Götzenbilder oder Amulette, welche gegen verschiedene Krankheitsdämonen schützen sollen. In der wundervollen Natur Ceylons blüht leider auch der Aberglaube in üppigster Fülle. Hier ist das Land der Beschwörungen und Gebetsheilungen in allen Formen. Einen Einblick in dieses Treiben hat die „Gartenlaube" schon einmal ihren Lesern in dem Artikel „Singhalesische Teufelstänzer" (Jahrg. 1901) geboten.

Elfenbeinschnitzereien von Ceylon.

Die Schwedensäule bei Erfelden am Rhein. Der alte Rhein hat es oft bulden müssen, daß die Truppen feindlicher und feindlicher Heere über ihn hinwegzogen. Am bekanntesten ist der berühmte Rheinübergang der deutschen Freiheitskämpfer unter Blücher bei Caub. Nur wenige aber wissen davon, daß im Dreißigjährigen Kriege auch der Schwedenkönig Gustav Adolf seine Truppen den Rhein überschreiten ließ. Um nun diesen glänzenden Übergang — der bei den damaligen primitiven Verkehrsmitteln mehr bedeutete als heute — nicht ganz der Vergessenheit anheim fallen zu lassen, ist an der Stelle, wo er stattgefunden hat, bei Erfelden (etwa 5 Stunden nordwärts von Worms), ein Denkmal errichtet worden. Wir führen unsern Lesern die sogenannte „Schwedensäule", den 10 m hohen Obelisken, der mit einem beheimteten Löwen und einer Inschrift geziert ist, heute im Bilde vor. Eine Stunde von Denkmal entfernt, wird im Wirtshaus von Erfelden auch noch das Stübchen gezeigt, das der große König damals bewohnte.

Die Schwedensäule bei Erfelden am Rhein.
Nach einer Aufnahme von Chr. Herdt, Hofphotogr. in Worms a. Rh.

Unter der „gelben Presse" versteht man in Amerika jene Art von Zeitungen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, ihre Leser tagtäglich mit den unwahrscheinlichsten Sensationsnachrichten zu überraschen. Sie arbeiten mit den gröbsten Mitteln machen sich den sprichwörtlich gewordenen Ausdruck „wie gedruckt lügen" zu Nutze, greifen Nachrichten aus der Luft und werfen mit Zahlen um sich, die in ihrer maßlosen Uebertreibung einfach erdrückend sind. Und je ungeheuerlicher ihre Meldungen sind, je größer das Aufsehen, das sie erregen, desto sicherer der Erfolg. Die Nachricht, daß im Hafen von New-York ein Schiff mit Sklavinnen vor Anker gegangen oder im Chinesenviertel der Stadt ein regelrechter Sklavenmarkt entdeckt worden sei, fände vielleicht auch bei uns noch gläubige Ohren. Aber wenn Selbstmordwetten der Presse mit dem König von Italien auf die Entenjagd geschickt wird, oder ein Elefantenmodell des zoologischen Gartens aus unglücklicher Liebe zu einem Affenpinscher sich an dem zu Streifen zerrissenen und zu einem Strick gedrehten Hemde des zuvor aufgefressenen Wärters aufgehängt haben soll, so ist das doch ein starkes Stück. Die unglaublichsten Katastrophen zu Wasser und zu Lande muß überhaupt jeder Zeitungsberichterstatter zu ersinnen wissen. Daß diese Sorte von Preßwesen dabei nicht gerade wählerisch ist in Bezug auf die Qualitäten ihrer Mitarbeiter, wenn sie nur glaubt, wahrhaft Sensationelles bieten zu können, das bewies

ihr neuntergangener Patron Hecke erst jüngst der Fall Witte. Ein Ehrenmann, der in seinem persönlichen Streite mit dem deutschen Botschafter in den Vereinigten Staaten, Herrn Dr. von Holleben Kapital zu schlagen, indem er sich als den Besitzer von Papieren ausgab, welche den Botschafter angeblich schwer kompromittieren sollten. In der „gelben Presse" fand dieser Witte kaum tönende Sprachrohre für sein Geschrei. Als schließlich aber die amerikanische Bundespolizei der Sache näher trat, erwies sich das Treiben Wites als schwindelhafter Humbug, angelegt auf Betrug und Erpressung.

Drahtlose Telegraphie und die Schiffahrt. Kürzlich waren die Wachtschiffe „Hay" und „Ulan" von Cuxhaven nach Helgoland in See gegangen. Eines davon verlor die Schraube. So lagen sie beide auf der See, und man wußte weder in Cuxhaven noch in Helgoland etwas von ihrem Verbleib. Die Eibemündung ist zu allen Zeiten nicht ungefährlich, man fürchtete bereits das Schlimmste. Die Fama erzählte es an allen Ecken, die Schiffe wären untergegangen. Nun liegt unterwegs zwischen Cuxhaven und Helgoland das Feuerschiff Elbe I, von dem man vielleicht Nachricht über die Schiffe hätte erhalten können. Wie aber dahin gelangen? Die Kommandantur von Helgoland, bei der man von Berlin und Kiel anfragte, was aus den Schiffen geworden wäre, war ratlos. Da kam sie auf den Gedanken, bei der Helgoländer Station der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, System Braun-Siemens & Halske anzufragen. Die Station lief das Feuerschiff an und erhielt sofort die Nachricht, eines der Schiffe hätte die Schraube verloren, sie wären bereits auf dem Rückwege nach Cuxhaven. Die bange Sorge um den Verbleib der Schiffe war beseitigt!

Kleine Mitteilungen.

Der Salonwagen des Fürsten Bismarck. Das Eisenbahnmuseum des bayrischen Staats in Nürnberg besitzt in dem Salonwagen des Reichskanzlers Fürsten Bismarck eine historische Reliquie. Dieser Wagen ist von der Aktiengesellschaft für Fabrikation von Eisenbahnbedarf, vormals F. A. Pflugs Wagenbauanstalt in Berlin, im Jahre 1872 gebaut und vom Vereine der Privateisenbahnen im Deutschen Reich dem Fürsten zur Benutzung zur Verfügung gestellt worden. Es ist ein zweiachsiger vierräderiger Wagen von mäßiger Länge mit sieben Fenstern auf jeder Langseite, von welchen je das erste und letzte in den Thüren eingelassen sind. Den ersten Raum bildet der Salon mit Sofa und Sesseln für 6 bis 8 Personen. Er hat drei Fensteröffnungen, ist mit braunlichem Stoffe ausgeschlagen und diente zugleich als Spritzzimmer. Daran schließt sich das Waschkabinett, welches ein Fenster hat, und an dieses das Arbeitszimmer mit zwei Fenstern. Eine Schreibtischplatte läßt sich hier von dem Täfelwerk herunterklappen. Auf ihr liegen noch Formulare zu Depeschen. Ueber dem Schreibtisch ist ein Wandschränkchen mit allerlei Fläschchen, deren Inhalt dem Fürsten Erquickung brachte. Hinter dem Arbeitsraum ist noch eine einfensterige Abteilung mit rotem Plüsch bezogen, in welcher der Sitz zu dem Lager des Fürsten aufgezogen und mit Polstern versehen worden konnte. Würden die Wände dieses Wagens reden, so erzählten sie wohl von vielerlei festlichen Bildern aus dem Leben des großen Kanzlers, dem mancher Vorgang von geschichtlicher Bedeutung mag in den engen Räumen des Wagens sich abgespielt haben. Wenn auch gut ausgestattet, steht der Wagen doch in Bezug auf die Größe, die gesamte Einrichtung weit hinter den modernen Wagen zurück und ist somit ein interessanter Beleg auch dafür, wie beschreiben man vor 30 Jahren noch war und weich große Fortschritte man seitdem im Bau von Luxuswagen gemacht hat.

Der Salonwagen des Fürsten Bismarck im Eisenbahnmuseum zu Nürnberg: Aussenansicht.

Deutsche Festungswerke bei Basel. Während die französische Ostgrenze von Luxemburg bis Genf mit einem doppelten und dreifachen Gürtel von Festungen und Forts geschützt ist, befinden sich auf der deutschen Seite nur wenig feste Plätze, und das große Gebiet am Oberrhein, von Straßburg bis Basel, ist sogar gänzlich unbefestigt, obwohl die dahinter Aufstellung Besorgt in nächster Nähe liegt. Es wäre bei einem allfälligen Kriege fraglich, ob sich die Entscheidung wieder auf dem verhältnismäßig kleinen Gebiet von 1870 austragen würde, oder ob nicht auch am Oberrhein sich ernstliche Dinge ereignen könnten. Ein Flankenangriff französischer Truppen auf Süddeutschland wäre kaum möglich ohne Verletzung der schweizerischen Neutralität. Deutschland hat, um seinerseits einer solchen vorzubeugen, vor zehn Jahren eine doppelgleisige strategische Bahn von Konstanz über Waldshut nach Basel und Mülhausen gebaut, obwohl kaum auf Büchsenschußweite entfernt, nur durch den Rhein getrennt, eine schweizerische Linie parallel nebenher läuft. Bei Basel wird das schweizerische Gebiet mit einer besonderen Gürtelbahn umgangen und bei Hüningen, kaum eine Viertelstunde von der Grenze, führt eine große Eisenbahnbrücke, die einzige bis Straßburg, über den Rhein. Daß Deutschland auf die Erhaltung dieser Verbindung den größten Wert legen muß, ist selbstverständlich, und zu ihrem Schutze in erster Linie sind Befestigungen des Isteiner Klotzes und der Anhöhe von Huttingen bestimmt; an diesen Befestigungen haben die Arbeiten schon begonnen. Beide Punkte sind von der Stadt Basel und von der schweizer Grenze 9 bis 12 km in nördlicher Richtung entfernt, und namentlich das Fort bei Istein ist ein weithin dominierender Punkt, der für die Verteidigung der Südwestecke des Deutschen Reiches von großer Bedeutung werden kann.

Der Salonwagen des Fürsten Bismarck im Eisenbahnmuseum zu Nürnberg: Innenansicht.

Das Amoklaufen, worüber man immer wieder Berichte in den Zeitungen findet, ist eine Art blinder Raserei, die in Südostasien namentlich unter den Malayen öfters vorkommt. In malayischer Sprache heißt der Zustand meng-Amok, d. h. in blinder Wut morden. Durch einen geringfügigen Anlaß gereizt, stürzt sich der von der Raserei Betroffene auf vorübergehende Menschen und tötet jeden, den er erreichen kann, bis ihn seine Wut getötet hat. Die Polizei auf Java wurde mit einem besonderen Instrument zum Einfangen von Amokläufern ausgerüstet, einer Gabel, die aus Bambus gefertigt und mit Stacheln belegt war. Unsere Abbildung, die wir dem hochinteressanten Werke von Dr. Heinrich Schurtz „Urgeschichte der Kultur" (Leipzig, Bibliographisches Institut) entnehmen, giebt ein Original wieder, das sich in der Ethnographischen Sammlung zu Stockholm befindet. Früher benutzten die Amokläufer an ihren Verfolgern den „Kris", ein dolchartiges Messer, jetzt wenden sie auch die Feuerwaffen an. Jeder Amokläufer gilt als vogelfrei, man darf ihn auf der Stelle töten. Das Amoklaufen ist eine Reuheung maßloser Wut, die oft ohne wahrnehmbare entsprechende Veranlassung von Zeit zu Zeit bei den Naturvölkern hervorbricht. Die Wilden haben eben noch nicht gelernt, ihre Leidenschaften zu zügeln, und lassen ihnen je nach dem Temperament freien Lauf. Die Raserei nimmt bei verschiedenen Stämmen eine bestimmte Form an und wird so zu einem ebenso abscheulichen wie allgemein gebräuchlichen Brauch. „Die Absicht des Mörders", sagt E. Metzger, ein Kenner der betreffenden Gebiete, „scheint gewöhnlich die zu sein, einer oder einigen bestimmten Personen Schaden zu thun; sobald seine Wut aber einmal zum Ausbruch kommt, begnügt er sich nicht damit, gegen diejenigen zu wüten, welche ihm obrigkeitlich oder zufällig den Weg zu seinem Opfer versperren, sondern er rast, wenn er sein eigentliches Ziel erreicht hat, gewöhnlich weiter." Aehnliche rohe Neuherungen der Wut findet man auch bei andern Naturvölkern. Schurtz erinnert an einen in Neupommern üblichen Brauch, den Hahl beschrieben hat. Er heißt Miuklau. Hat jemand z. B. sein Weib durch Raub verloren, was in Neupommern sehr häufig vorkommt, und vermag er keine Hilfe zu erlangen, so ergreift er seinen Kampfsperer, zieht in den Busch und stößt den nächsten ihm Begegnenden nieder. Dessen Angehörige geben die Unthat weiter und der allgemeine Mord und Schrecken greift so lange und so weit um sich, bis durch Weiterfragung an den ersten Urheber das Unrecht gesühnt wird.

Arbeitszimmer.

Der Salonwagen des Fürsten Bismarck im Eisenbahnmuseum zu Nürnberg: Innetes.

Nach phot. Aufnahmen von J. Blondmeister in Nürnberg.

Gabel zum Einfangen von Amokläufern auf Java.

Die Gartenlaube

3. Beilage zu Heft 5, 1902.

Zum 50jährigen Regierungsjubiläum des Grossherzogs Friedrich von Baden.

Am 24. April 1852 übernahm Friedrich Wilhelm Ludwig, der zweite am 9. September 1826 geborene Sohn des Großherzogs Leopold, an Stelle seines gemütskranken älteren Bruders Ludwig die Regentschaft im Großherzogtum Baden. Fünfzig Jahre hat er seines Amtes, zuerst als Regent, dann, nachdem der kranke Bruder von den Aerzten für unheilbar erklärt worden war, vom 5. September 1856 an, als Großherzog gewaltet, unermüdlich thätig in allen Regierungsgeschäften, ein weitausschauender Reformator seines Landes. Noch nicht 26 Jahre alt, wurde Großherzog Friedrich vor schwere Aufgaben gestellt.

Mit dem Vordringen der politischen Reaktion war damals auch die kirchliche Reaktion ins Land gezogen. Die römische Kurie erließ unter Führung des greisen Erzbischofs Vicari von Freiburg schließlich sogar einen Hirtenbrief, der eine offene Kriegserklärung gegen die Regierung enthielt. Darauf wurde am 22. Mai 1854 der Erzbischof verhaftet und bis zum 31. Mai auf seinem Zimmer durch Gendarmen bewacht. Endlich jedoch kam es zu dem am 28. Juni 1859 abgeschlossenen Konkordat mit dem Papst, das der römischen Kurie sehr weite Rechte einräumte. Das Konkordat war aber kaum bekannt geworden, als ein Sturm der

Großherzogin Luise von Baden.

Großherzog Friedrich von Baden.

Nach Original-Photographien von Oskar Buck in Karlsruhe.

Entrüstung im Lande losbrach. Der Großherzog stellte sich schließlich auf die Seite seines Volkes, und die Kurie gab in einzelnen wichtigen Fragen nach. Im Jahre 1856, vermählte sich der Großherzog mit Prinzessin Luise, der einzigen Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, des nachmaligen Kaisers Wilhelm I. Diese Heirat blieb nicht ohne Einfluß auf die badische Politik, die ohnehin durch das Volk und die Minister zu engerem Anschluß an Preußen gedrängt wurde. Aber in der Volksstimmung trat infolge des Verfassungskonfliktes in Preußen und des schleswig-holsteinischen Krieges ein Umschwung ein. Oesterreich war wieder im Vorteil, und trotz der Abneigung des Großherzogs, im Jahre 1866 gegen Preußen in Aktion zu treten, wurde mobilgemacht, aber nach zwei wenig bedeutenden Gefechten kam es schon am 28. Juli 1866 zu einem Waffenstillstande. Und nun begann auf allen Gebieten in Baden eine energische Reformthätigkeit im Sinne des gesunden Fortschrittes. Nachdem in militärischer Hinsicht der engste Anschluß an Preußen gesichert war, der 1870/71 eine ehrenvolle Feuertaufe erhielt, wurde ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz, ein Preßgesetz und ein Schulgesetz, im Jahre 1867 erlassen, 1869 wurden die Rechte der zweiten Kammer erweitert, 1870 ein neues Wahlgesetz auf breiter Grundlage geschaffen. Den Geistlichen wurde 1867 die staatliche Prüfung auferlegt, 1869 die obligatorische Civilehe eingeführt, 1870 die Stiftungen der kirchlichen Verwaltung entzogen. Bis 1876 ging diese Bewegung aufwärts, dann flaute sie mit der Entlassung Jollys ab, es blieb aber trotz aller Kämpfe bei den liberalen Grundlagen im badischen Staatswesen. So stellt sich die lange Regierung des Großherzogs Friedrich, dessen Lebensbild die „Gartenlaube“ schon einmal, im Jahre 1896, eingehend dargelegt hat, als eine bewußte und gewollte Entwicklung im Sinne kulturellen Fortschrittes auf dem Boden deutscher Einheit dar. Ein Fürst, der nach fünfzigjähriger rastloser Arbeit von sich sagen kann: ich habe der Kultur und dem Wohlstand meines Landes allzeit treue Pflege angedeihen lassen, dem muß das Vaterland in Ehrerbietung seinen Dank abstatten. Wer die Regierung Großherzog Friedrichs kennt, wird dem rückhaltlos beipflichten und wird in seinen Dank die Gattin mit einschließen, die nun mehr denn 45 Jahre die Sorgen des Gemahles teilt.

Bilder aus der Gegenwart.

Ernst von Leyden, einer der hervorragendsten deutschen Aerzte, feiert am 20. April d. J. seinen 70. Geburtstag. Seine Fachgenossen werden den Tag festlich begehen und dabei auch des 25jährigen Jubiläums der Lehrthätigkeit Leydens an der Berliner Universität gedenken. Er ist am 20. April 1832 zu Danzig geboren; seine medizinische Ausbildung erhielt er in Berlin als Zögling des Friedrich Wilhelm-Instituts, aus dem so viele berühmte Aerzte hervorgegangen sind. 1854 trat er als Militärarzt in die Armee ein. Als Oberarzt und Stabsarzt war er an dem Friedrich-Wilhelm-Institut thätig und zugleich Assistenzarzt Traubes. Im Jahre 1864 machte er den Feldzug mit und wurde ein Jahr darauf als Professor der inneren Medizin nach Königsberg berufen. 1872 ging Leyden nach Straßburg und Ende 1876 nach Berlin, wo ihm 1885 die Direktion der ersten medizinischen Universitätsklinik übertragen wurde. Aus der Fülle seiner Arbeiten sind namentlich diejenigen hervorzuheben, die sich auf Nerven- und Rückenmarkskrankheiten beziehen. In den letzten Jahren wandte er sich besonders dem Studium der Geschwülste zu. Eifrig war er bestrebt, die noch dunklen Ursachen über die Ursache des Krebses aufzuhellen. Als in Andetracht der Zunahme der genannten Krankheit in Deutschland das Komitee für Krebsforschung gegründet wurde, wählte man Leyden zu dessen Vorsitzenden. In einer der jüngsten Sitzungen dieses Komitees hielt Leyden einen Vortrag über die Ergebnisse seiner bezüglichen Studien.

Prof. E. v. Leyden.
Nach einer Aufnahme von Löscher & Petsch, Hofphotogr. in Berlin.

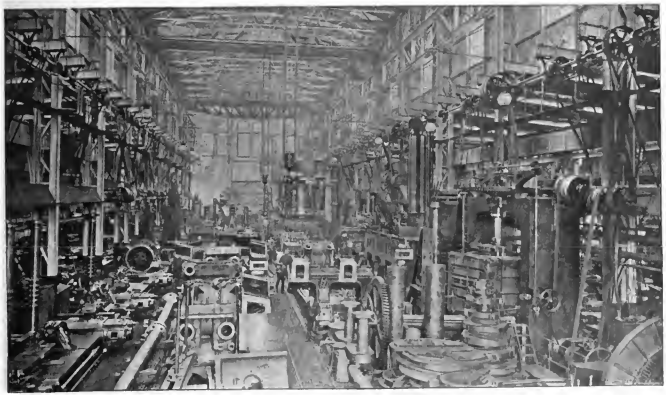
Das erste Blumenfest in Meran wurde in diesem Jahre am 1. April gefeiert. Der Korso war übervoll, denn die Fremden hatten sich zahlreich eingefunden, und die Sonne lachte freundlich hernieder, es war ein Frühlingstag, wie ihn nur Meran kennt. Um 2 Uhr begann der Zug sich von der Andreas Hoferstraße, unter dem Jubel der Bevölkerung, durch die Habsburgerstraße und durch Untermais zum Sportplatz zu bewegen. An der Spitze tritt Carl Wolf, der Volksschriftsteller, in Nationaltracht. Im Zuge befanden sich der Bürgermeister, die Kurvorsteher, das Offizierskorps, der Kunst- und Gewerbeverein, der Handels- und Gemeindevorsteher von Untermais, der Reitklub usw. usw. Die Blumenschlacht war köstlich, das ganze Fest verlief glänzend. Erzherzog Rainer nahm lange Zeit daran teil.

Vom Blumenkorso in Meran.
Nach einer Aufnahme von Wilh. Müller in Bozen.

Die berühmten Prunkgeräte des Aachener Ratssilbers sind kürzlich um ein paar kostbare Stücke vermehrt worden, unter denen das nebenstehend abgebildete Tintenfaß sowohl seiner eigenartigen Idee als seiner kunstvollen Ausführung nach einen hervorragenden Platz einnimmt. Der Künstler, Herr Stiftsgoldschmied Witte in Aachen, hat eine alte, mit dem Bau des Münsters verknüpfte Sage von der Ueberlistung des Teufels, der die Stadt mit Sand verschütten wollte, den Sack aber im Jötzhorn zu früh leerte, in glücklichster Weise zur Darstellung gebracht. Auf einem von vier Teufeln getragenen quadratischen Grundriß mit vorspringenden Rechtecken ruht sein stilisiertes Mauerwerk, das von vier Türmen flankiert wird, deren zwei den bekannten Aachener Wolf tragen, während die anderen beiden mit dem Reichsadler und dem Aachener Adler in Emaille geziert sind. Diese äußere Umwallung umschließt die Nachbildung der Aachener Stadtbefestigung, die mit ihren Thoren in getreuester Weise wiedergegeben wird. Innerhalb dieser Stadtmauer erhebt sich, von der Sage abweichend, ein Hügel, von dessen Spitze aus der ergrimmte Teufel seine Last über die Stadt ausschütten will, und die Lebhaftigkeit der Bewegung, die in den flatternden Gewändern des Teufels zum Ausdruck kommt, die Feinheit der Ciselierung, die gerade in dieser Hauptfigur zu Tage tritt, verdienen das höchste Lob. Auch das Mütterchen, das der Sage nach die Stadt durch eine Rattige vom Untergang rettete, ist vom Künstler nicht vergessen worden, er hat ihm am Fuße des Berges eine Stelle angewiesen und läßt es, seinen Rosenkranz betend, unbekümmert um den drohenden Teufel, der Stadt zuziehen.

„Des Teufels Tintenfaß" aus dem Ratssilberschatz der Stadt Aachen.

Das Jubiläum einer deutschen Schiffswerft. Am 5. April d. J. feierte die weltbekannte Schiffswerft von Blohm & Voß in Hamburg das Fest ihres 25jährigen Bestehens. Im Jahre 1877 gegründet, hat die Werft allmählich ihre jetzige Ausdehnung gewonnen; es werden jetzt täglich 5000 bis 6000 Personen dort beschäftigt, und die Zahl der fertig gestellten großen Seedampfer, deren Bauzeit doch mindestens fast ein Jahr in Anspruch nimmt, ist schon beinahe auf 200 gekommen, unter denen die gewaltigsten Oceanrieſen „Graf Waldersee", „Patricia", „Graf Moltke" von einer Größe von etwa 13 500 Tonnen. Außerdem wurde das Linienschiff „Kaiser Karl der Große" hier gebaut, und wieder ist ein großer Panzerkreuzer im Bau. Ganz neuerdings ist die Werft wieder sehr erheblich vergrößert worden: schwimmende Docks ermöglichen das Docken der größten Seedampfer, wie auch ein Rieſenkrahn von 150 Tonnen Hebekraft zur Verfügung steht. Einen besonders großartigen Anblick gewährt die von uns abgebildete Maschinen-Werkstatt der Werft.



Maschinen-Werkstatt der Firma Blohm & Voss in Hamburg.
Nach einer Aufnahme von Strumper & Co. in Hamburg.

Das Liszt-Denkmal für Weimar.

Das Liszt-Denkmal für Weimar. Am 31. Mai wird in Weimar ein Liszt-Denkmal enthüllt werden, das der Münchener Bildhauer H. Hahn geschaffen hat im Auftrage von Verehrern des Altmeisters, welche während 10 Jahren durch Sammlungen, Konzerte usw. etwa 45 000 Mark zusammengebracht haben, um ihren Gefühlen für Franz Liszts Tonschöpfungen öffentlich Ausdruck zu verleihen. Das Denkmal stellt den Künstler in ganzer Figur dar, das Gesicht in zum Himmel gerichtet, das Auge sieht in eine höhere Welt. Der rechte Arm hängt zwanglos am Körper herunter, die linke Hand hält eine Notenrolle. Das Denkmal wird aus Erzgegossen. Am Vorabend des Enthüllungstages beabsichtigen die Weimarische und die Meininger Hofkapelle ein gemeinsames Liszt-Konzert zu veranstalten.

Frauenstudium und Frauenstudium. Der Rat der Stadt Leipzig hat den Gymnasialkursus des Allgemeinen deutschen Frauenvereins einen Zuschuß von 2000 Mark aus städtischen Mitteln für 1902 bewilligt. — An der Heidelberger Universität hat sich die erste Frauenverbindung unter dem Namen „Verein studierender Damen" gebildet. — Die Gymnasialkurse für Mädchen in Frankfurt a. M., seit Ostern 1901 bestehend, sind von Ostern dieses Jahres ab in Realgymnasialkurse umgewandelt. Gleichzeitig ist eine neue V. Klasse (Obertertia) eröffnet worden. Die Lehrgegenstände sind in Pflicht- und Wahlfächer geteilt. Pflichtfächer sind Religion, deutsche, lateinische, griechische und französische Sprache, Geschichte und Geographie, Mathematik, Physik und Chemie, Wahlfächer englische Sprache, Zeichnen, Singen und Turnen. Der Eintritt setzt die erfolgreiche Vollendung des Lehrganges einer mindestens neunklassigen höheren Mädchenschule voraus. — In Konstantinopel haben Amerikanerinnen Mädchenschulen nach amerikanischem Vorbild eingerichtet, welche die für spätere Berufsarbeit notwendige Vorbildung vermitteln. Die Schulen werden von Bulgarinnen, Armenierinnen und von Türkinnen besucht. — In Moskau werden am 1. Mai landwirtschaftliche Kurse für Frauen eröffnet. Die Zahl der Schülerinnen wurde auf dreißig festgesetzt. Die Kurse sollen vier Monate dauern. Zur Teilnahme an den Kursen berechtigt die Absolvierung des Gymnasialkursus oder einer gleichstehenden mittleren Lehranstalt. — Nach einer Statistik der Miß M. Carey Thomas studieren in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 21 000 Frauen, das sind 27 pCt. aller Studierenden von Nord-Amerika überhaupt.

Lenta Bré, hinter den jüngeren deutschen Bühnenkünstlerinnen nimmt Lenta Bré, die seit etwa zwei Jahren am Hamburger Thalia-Theater mit großen, echten Erfolgen thätig ist, eine hervorragende Stellung ein. Schon als Mitglied des Münchener Schauspielhauses, dem die auch in der bayrischen Hauptstadt geborene Künstlerin vor ihrer Uebersiedelung nach Hamburg als eine der gefeiertsten Darstellerinnen angehörte, hat sie es verstanden, sich den vollen Beifall des Publikums zu erwerben. Neben dem jüngst verstorbenen Emil Drach und der nun am Frankfurter Stadttheater so erfolgreich wirkenden Irene Triesch war Lenta Bré damals jene Künstlerin, die es vermochte, durch die Tiefe und Innigkeit ihres natürlichen, tief künstlerischen Spieles die Hörer hinzureißen. Namentlich die Gestalten junger, vom Leid der Liebe und des Lebens gedrückter Mädchen weiß sie wie wenig andere Künstlerinnen lebensvoll und ergreifend zu verkörpern. Wer sie als „Klärchen Fröhlich" in Sudermanns „Sodoms Ende", als „Annchen" in Max Halbes „Jugend" oder in ähnlichen Rollen aus Werken unserer jüngeren Dramendichter sehen konnte, wird die Eindrücke hohen und edlen Könnens, die er dabei empfing, sicherlich dauernd bewahren.

Lenta Bré.
Nach e. Aufnahme von Hofphotogr. E. Bieber in Berlin.

Das im Jahre 1900 gegründete deutsche Institut für Meereskunde in Berlin, das unter der Leitung des Professors Dr. Ferdinand Freiherrn von Richthofen steht, hat bereits eine erste Expedition ausgesendet, und zwar Professor Dr. L. Plate und Dr. Rob. Hartmeyer, mit dem Auftrage, für das Museum des Instituts Material von Korallenriffen und Schwammgründen des Mittelmeeres und des Roten Meeres zu sammeln. Die Gelehrten besuchten zu dem Zweck die Küste von Algier, die griechischen Inseln und die Küstengewässer von Kleinasien. Zur Zeit weilen sie an der Küste der Sinai-Halbinsel.

Die Einweihung des neuen Parlamentsgebäudes am 1. April d. J. bedeutete einen Festtag für die alte eidgenössische Bundesstadt Bern,

Einzug des Bundesrats und der Volksvertreter in das neue Parlamentshaus zu Bern.

zu dem Tausende Schweizer Bürger zusammengeströmt waren, die in den reich geschmückten Straßen zusahen, wie der lange Zug der National- und Ständeräte das alte Bundesrathaus verließ, um in das stattliche, von Professor Auer erbaute Parlamentsgebäude einzuziehen. Der groß angelegte Bau, dessen Bild wir unseren Lesern vorführen, ist ebenso praktisch in seiner Anlage wie prächtig in der Ausführung. Besonders hervorzuheben ist der Sitzungssaal, zu dessen Grundform zum ersten Mal ein auf einer Seite kreisförmig ausgebuchtetes Rechteck gewählt wurde, eine Bauart, die von besonderem Vorteil für Uebersicht und Akustik sein soll.

Altes Bundesrathaus. Parlamentsgebäude. Neues Bundesrathaus.

Das neue schweizerische Parlamentsgebäude in Bern, erbaut von Professor Auer.

Die Gartenlaube

4. Beilage zu Heft 5, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Wilhelm Busch, der als Zeichner wie als Dichter gleich bedeutende Humorist, dessen Werke uns in ungeschwächter Frische immer wieder erfreuen und Stunden heben, echten Behagens schenken, feierte am 15. April seinen 70. Geburtstag. In dem kleinen Flecken Wiedensahl in Hannover, in das der Malerpoet nach mancher Künstlerfahrt voll treuer Heimatsliebe wieder eingezogen ist und wo er nun seit vielen Jahren in beschaulicher Ruhe lebt, ist er im Jahre 1832 zur Welt gekommen. Als Knabe von neun Jahren nahm ihn dann ein Oheim, der Pfarrer in Ebergötzen, später in Lüthorst war, zu sich und gab ihm die Vorbildung für die polytechnische Hochschule zu Hannover, welche Busch im Jahre 1848 bezog. Vier Jahre später hatte er die Polytechnik überwunden — als Jünger des Sankt Lukas trat er im Jahre 1852 in die Düsseldorfer Malerakademie ein. Später besuchte er noch die Maischule in Antwerpen und die Akademie zu München. Schon im Jahre 1859 trat er dann in jene Jahrzehnte währende Beziehung zu den „fliegenden Blättern", für welche er zunächst Zeichnungen zu fremden Texten, bald aber auch eigene Texte mit Bildern schuf. Auf diesem Wege weiterschreitend, dichtete und zeichnete der junge Meister dann jene ursprünglichen und prächtigen Bildergeschichten, die seinen Ruhm bald über die ganze Erde getragen, vor allem aber humoristen des deutschen Hauses, der deutschen Familie gemacht haben. Auf die „Bilderpossen" (1864) war schon ein Jahr später das klassische Bilderbuch von den ungezogenen Buben „Max und Moritz" gefolgt, jenes unverwüstliche Epos der Jugendstreiche, das Generationen von Jungen mit Jubel gelesen haben, und das auch kein Erwachsener ohne Vergnügen in die Hände nimmt. Diesem Büchlein folgten bald viele andere, deren jedes in seiner Art die Vorzüge des Künstlers in sich vereinte und aus deren Reihe wir hier nur „Hans Huckebein, den Unglücksraben", „Den seligen Antonius von Padua", „Die fromme Helene" und „Schnaken und Schnurren" nennen wollen. Sie alle sind getragen von einem bezwingenden, schlagfertigen und doch gemütswarmen Humor, und in ihnen allen vereinen sich Bild und Wort zu gemeinsamer Wirkung in so vollkommener Weise wie kaum bei einem anderen, der die beiden Künste pflegte. Für das deutsche Volk ist der siebzigjährige ein Meister, dessen Werk in voller Blüte steht, ein Junger, an dessen Schöpfungen sich auch ferne Geschlechter noch innig erfreuen werden!

Wilhelm Busch.

Das Hamburger Civiljustiz-Gebäude. In der gewaltigen Hafenstadt am Ausgang des Elbestromes, die mit ihrer rastlosen Thätigkeit den Weltverkehr Deutschlands zu einer ungeahnten Entwicklung gebracht hat, haben Bankunst und Baugewerbe glänzende Tage. Hafenbauten, Eisenbahnbauten, Bahnhofsbauten, alles in großartigstem Stile geplant und ausgeführt, daneben öffentliche Gebäude aller Art, Villen, Wohnhäuser, Denkmäler haben den Charakter der Stadt, deren neun Bezirke allein eine Bevölkerung von 400 000 Seelen zählen, innerhalb kurzer Zeit völlig verändert. Auch die gesundheitlichen Verhältnisse der Stadt haben sich, indem man die Lehren der letzten Choleraepidemie beherzigte, wesentlich verbessert. Unter den öffentlichen Bauten neueren Datums zeichnen sich die großartigen Justizgebäude aus, deren eines, das Civiljustiz-Gebäude, wir unseren Lesern im Bilde vorführen. Dasselbe ist, bis auf einige Figuren, die sein Aeußeres schmücken sollen, fertig gestellt. Nur das Innere harrt noch der Vollendung. Die Civilkammern der Hamburger Justiz waren bisher in der Dammthorstraße, am Gänsemarkt und im neuen Rathause untergebracht. Die verschiedenen Kammern lagen also räumlich weit auseinander. Nun hatte bereits im Jahre 1882 die Strafrechtspflege vor dem Holstenthor ein neues Justizgebäude, verbunden mit Untersuchungsgefängnis, erhalten. Damit waren die Verhältnisse noch schwieriger geworden, denn die Rechtspflege erhielt noch eine vierte Stätte für ihre Bethätigung. Diesen Mißverhältnissen wird durch das neue Civiljustiz-Gebäude abgeholfen, das dem Strafjustiz-Gebäude gerade gegenüber vor dem Holstenthor zwischen Holstenwall und Glacischaussee auf dem früheren Wall- und Stadtgrabenterrain errichtet worden ist. Es ist ein monumentaler Bau vornehmsten Stiles und bedeckt eine Grundfläche von über 10 000 Quadratmeter, bei einer Front von 117 Metern Länge und einer Tiefe von 89 Metern. In den weiten, großen und bequemen Räumen werden alle bisher zersteuten Bureaus untergebracht. Der Bau hat 3,5 Millionen Mark gekostet. Sobald das Innere völlig ausgebaut ist, soll das Gebäude der Benutzung übergeben werden.

Das neue Civiljustiz-Gebäude in Hamburg.
Nach einer Aufn. von J. Hamann in Hamburg.

Hexenjahrt eines Löffels. In der Massasbucht in Schweden, südlich von der Stadt Semlshamm wurde kürzlich von einem Matrosen ein Theelöffel aus Messing gefunden, der im leichten Wasser zwischen den Steinen eingeklemmt war. Dieser Löffel, der nach der Reinigung deutlich die auf der Innenseite eingravierte Inschrift „Maine", darunter ein Panzerschiff und die Angabe „600 Tons" zeigte, hat unzweifelhaft zum Inventar des amerikanischen Kreuzers „Maine" gehört, der im Frühling 1898 im Hafen Havannas unterging. Der kleine Löffel hat also vier Jahre gebraucht, um, von der Meeresströmung getrieben, die Küste Schwedens zu erreichen.

Dr. Ernst Lieber †.
Nach einer Aufnahme von C. Bieber, Hofphotograph in Berlin.

Dr. Ernst Lieber, der einstmalige Mitgründer des Zentrums, dessen unbestrittener Führer er seit 1891 nach Windthorsts Tode war, ist am 31. März zu Camberg in Hessen-Nassau nach längerem Leiden gestorben. Zu Camberg, wo sein Vater als Beamter einer Theodorik lebte, am 16. November 1838 geboren, studierte Lieber zu Würzburg, München, Bonn und Heidelberg Rechts- und Staatswissenschaften. 1870 wurde er zum erstenmal ins preußische Abgeordnetenhaus gewählt. Seit 1871, wo er als Vertreter des Bahlkreises Unterwesterwald-Rheingau in den Deutschen Reichstag gewählt wurde, ist er ununterbrochen Mitglied beider Häuser und als solches einer der schlagfertigsten und besten Redner des Centrums gewesen.

Fürst Münster v. Derneburg, der frühere Botschafter des Deutschen Reiches in England und Frankreich, ist am 28. März in Hannover gestorben. Georg Herbert, Reichsgraf zu Münster-Ledenburg, Freiherr von Grotthaus war am 23. Dezember 1820 in London geboren, ist also über 81 Jahre alt geworden. Er studierte 1840 bis 1842 in Bonn, Heidelberg und Göttingen, übernahm 1851 das Amt eines Erbmarschalls der hannoverschen Ständeversammlung, trat 1856 zur diplomatischen Laufbahn über und wurde hannoverscher Gesandter am russischen Hofe. Im Jahre 1867 wurde Graf Münster ins Herrenhaus berufen, wirkte daneben als Vorsitzender des Provinzialausschusses in Hannover, wurde 1867 und 1871 in den Norddeutschen und in den Deutschen Reichstag gewählt und ging 1873 als Gesandter des Reiches nach London, 1885 als Botschafter nach Paris. 1900 legte er sein Amt als Botschafter, nachdem er 26 Jahre dem Reiche auf den wichtigsten Posten gedient hatte, nieder. Die gelauste politische Tüchtigkeit Münsters wird am besten gekennzeichnet dadurch, daß er schon im Jahre 1859 die süddeutschen Höfe bereiste, um eine Verständigung mit Preußen zum Schutze der deutschen Interessen herbeizuführen, daß er 1869 gemeinsam mit Karl Twesten den Antrag auf Schaffung verantwortlicher Bundesministerien stellte und daß er in Versailles 1871 und darüber hinaus mit dem nachmaligen Kaiser Friedrich in engster Verbindung stand. So leistete er durch lange Jahre hin in die jüngste Zeit dem deutschen Vaterlande hervorragende Dienste. Ein vornehmer Charakter von grunddeutscher Gesinnung ist mit dem Manne dahingegangen.

Gustav Eberleins Entwurf für das vom Deutschen Kaiser der Stadt Rom geschenkte Goethe-Denkmal. Rom war für Goethe von Jugend auf das Ziel inniger Sehnsucht, und nachdem er 1786 den Boden der unvergleichlichen, „ewigen Stadt" betreten hatte, seitdem er auf der noch in Trümmern gewaltigen antiken Kulturstätte gewandelt war, blieb Italien unserm großen Dichter eine zweite Heimat. Nun soll nach des Kaisers schöner Idee ein Marmordenkmal Goethes in Rom aufgerichtet werden. Dasselbe dürfte auf dem Monte Pincio oder auf dem Gelände der Villa Borghese erstehen. Eberleins zur Ausführung bestimmter Entwurf baut sich auf einem Sockel aus zwei ätruskischen Tempelfragmenten auf, und das Postament besteht aus einem reichen korinthischen Säulenkapitäl. Vorn treten zwei Gruppen hervor: Mignon mit dem alten Harfner als Verkörperung der Lyrik, Iphigenie und Orestes als Personifikationen des Dramas. Auf der Rückseite ist des Dichters tiefsinnige Gedankenwelt veranschaulicht durch den über einem Folianten brütenden Faust, dem Mephisto die Qual des Zweifels einflüstert. Hoch oben aber steht Wolfgang Goethes herrliche Gestalt, umschwebt von jenem Zauber, der einst nach Wielands Ausspruch jung und alt entzückte. Die malerische Kleidung, die anmutende Haltung und vor allem der todesumnahmte edle Kopf mit den großen begeisterten Dichteraugen

Das Goethe-Denkmal für Rom nach dem Entwurf von Professor Gustav Eberlein
Nach einer photographischen Aufnahme von Otto Kemnitz in Wilmersdorf-Berlin.

Fürst Münster v. Derneburg †.

Schalk Burger, der Vizepräsident von Transvaal und seit der Uebersiedlung des Präsidenten Krüger nach Europa der Träger der obersten Gewalt in der Burenrepublik, ist Ende März mit Zustimmung und freiem Geleit der Engländer nach Pretoria gegangen. Diese Nachricht, welche beinahe gleichzeitig mit den ersten Berichten über das Ableben Cecil Rhodes, dessen Wirken für Südafrika so verhängnisvoll war, über den Ocean kommt, hat die gesamte civilisierte Welt in Erregung versetzt. Der langjährige Krieg wird überall als eine Schande für unsere Kultur empfunden, und jedermann hofft, ein für das tapfere Burenvolk ehrenvoller und annehmbarer Friede werde nunmehr in nicht zu ferner Zeit geschlossen werden. Man nimmt an, daß Schalk Burgers Besprechung mit den Präsidenten des Oranje-Freistaates Steijn sowie seine in Begleitung von Reitz, Lukas Meyer und Krogh unternommene Reise nach Pretoria zunächst den Zweck verfolgte, dort in einer Unterredung mit Kitchener die Grundfragen für einen Frieden zu besprechen. Nach kurzem Aufenthalt in Pretoria ist Schalk Burger mit seinen Begleitern alsbald nach Krowsdal weiter gefahren, in dessen Nähe er Steijn und Dewet zu finden hofft. Mag man nun annehmen, daß Schalk Burger aus eigenem Antriebe handelt, mag man die Reise des greisen Lords Milner von London nach Transvaal mit Schalk Burgers Vorgehen in Verbindung bringen, der Mann ist jedenfalls berufen, bei dem hoffentlich bald bevorstehenden vorläufigen Abschluß der gewaltigen Tragödie von Südafrika eine Rolle zu spielen. Und darum seien hier einige Daten über ihn gegeben.

Schalk Burger.

Schalk Burger ist mehr Politiker als Soldat. Er war vom Jahre 1885 bis zum Ausbruch des Krieges Mitglied des ersten Volksraads. Als Politiker erwarb er sich den Ruf eines gewichtigen, vorsichtigen Mannes, der seine besten Erfolge mit den Waffen der Klugheit und unsichtiger Beharrlichkeit errang. Er nahm denn auch an dem Kriege selbst nur geringen Anteil. Die Belagerung von Ladysmith leitete er in den ersten Wochen des Jahres 1900 nur nominell. Seitdem schloß er sich eng an Louis Botha an, mit dem er fast beständig zusammen war und nun während nahezu zwei Jahren alle Strapazen des Kriegs- und Wanderlebens teilte. Die schwierige Lage, in welcher Botha und Burger sich zuletzt befanden, wurde seitens englischer Berichte auch als Grund für die Geneigtheit der Buren, Frieden zu schließen, angeführt; ob diese Angabe jedoch den Thatsachen entspricht, ist mehr als zweifelhaft. Von den Begleitern Burgers war Reitz vierzehn Jahre Justizminister und 1898 Staatssekretär von Transvaal, Kommandant Lukas Meyer war viele Jahre lang Vorsitzender des ersten Volksraads und ist bei Buren und Ausländern als Ehrenmann geachtet.

Kleine Mitteilungen.

Von Frauenberufen und einiges andere. Der Frauenerwerbsverein in New York veranstaltet in diesem Jahre eine Ausstellung von Frauenarbeiten im Madison Square Garden. Man kann schon aus der Wahl des Raumes ersehen, welchen großen Anteil die Frau in den Vereinigten Staaten am Gewerbe nimmt, denn der Madison Square Garden, an gleichnamigen Square oder Platz, ist ganz gewaltiger Raum. Die ausgestellten Gegenstände werden denn auch auf der einen Seite die neuesten Artikel für Säuglinge, auf der anderen Seite — Dampfboote aufweisen.

Hellers Rettungsleiter fertig zum Gebrauch.

Die Frauenberufe aber kommen zum Ausdruck in den Sonderabteilungen für Zeichner, Juweliere, Schmiedemeister, Bucherer, Krankenpfleger, Lehrer, Zahnärzte, Aerzte usw., alle weiblichen Geschlechtes. Gleichzeitig wird aus London berichtet, daß dort die Frauen einen neuen Beruf ergriffen haben, den eines Impfarztes. Impfen soll im allgemeinen keine große Kunst sein, Fräulein Lamport verdankt ihre Anstellung als Impfarzt auch weniger ihrer Impftechnik, als ihrer — Ueberredungsgabe, denn in London, wo, wie in ganz England, ein gesetzlicher Impfzwang nicht besteht, ist es ungemein schwierer, einen Menschen dazu zu bringen, daß er sich impfen läßt, als ihn zu impfen. Freilich sind Fräulein Lamport die Schwarzen Pocken zu Hilfe gekommen. Die Zahl der Pockenkranken nahm, nachdem vor Jahresfrist die ersten Fälle aufgetreten waren, langsam aber stetig zu. London war für diesen Fall völlig unvorbereitet. Es gab keine Isolierhäuser, keine Lymphe, keine Impfärzte. Man denke, in einer Stadt von nahezu sechs Millionen Einwohnern! Die Armenverwaltung aber stellte Fräulein Lamport an, weil sie der Meinung ist, daß die Arbeiterinnen wie die weibliche Bevölkerung überhaupt sich lieber von einem weiblichen Arzt behandeln lassen und sich damit leichter zum Impfenlassen entschließen werden. Diesen Thatsachen fügen wir einige Bemerkungen bei, die wir dem Jahresbericht der Berliner Elisabethschule entnehmen. Diese Schule ist eine der ersten Anstalten für „höhere Töchter", vom Staate gegründet und unterhalten. Dort heißt es: Wenn gewisse Vertreterinnen der Frauenbewegung die höhere Mädchenschule für die mangelhafte Bildung der „höheren Tochter" verantwortlich machen, so zeigen sie damit eine völlige Unkenntnis der außerordentlichen Fortschritte, welche diese Schulgattung durch die unermüdliche Thätigkeit von Vereinen, durch die wohlwollende Förderung von Behörden, namentlich bei Heranziehung tüchtiger Lehrkräfte, und durch die fortschreitende Vertiefung des Unterrichtsverfahrens in allen Lehrgegenständen seit einigen Jahren gemacht hat. Wenn aber die Ergebnisse trotz jener Fortschritte nicht so seien, wie sie sein könnten und sein sollten, so habe dies viele Gründe: die vielfach beliebte vorzeitige Gewöhnung an Vergnügungen aller Art und in höheren Klassen die Vorliebe für Lektüre, die in verkehrter Form dargeboten werden, die aber das Verhältnis zur Schule und zum Leben in eine ganz falsche Beleuchtung rücken. Unter solchen Einflüssen müssen Kraft und Lust zur Arbeit erlahmen. Die wichtige Lebensregel, daß nicht Vergnügen, sondern Arbeit die Würze des Lebens sei, werde von unserer Jugend kaum mehr verstanden, und es komme wohl nicht mehr allzu häufig vor, daß die Schule den Hauptinhalt des jugendlichen Denkens bildet, und daß die Erinnerung an die Schule zu den schönsten Freuden der spielenen Jahre gehört. Manchem unserer Leser und vielen unserer Leserinnen werden diese Klagen übertrieben erscheinen. Vielleicht auch wird man den Zusammenhang mit unserem Thema vermissen. Das ist jedenfalls unberechtigt, denn wenn der Frau nach den gewandten wirtschaftlichen Verhältnissen des Erwerbslebens Deutschlands nach ihrer Wahl ganz wie anderweit geöffnet werden soll, wie soll sie mit einer mangelhaften, auf allerhand Nichtigkeiten gerichteten Erziehung auskommen?

Hellers Rettungsleiter. Die bisher im Gebrauch der Feuerwehr befindlichen Rettungsleitern, die in Auszieh-, Hakens- und Maschinenleitern zerfallen, litten sämtlich an dem Uebelstand, daß ihre Aufstellung gewisser Vorbereitungen bedurfte, ihr Transport Mühe kostete und ihre Aufbewahrung viel Raum erforderte. Neuerdings wurden die Hakenleitern, die zuvor die Aufstellleitern verdrängt hatten, von den Maschinenleitern die sich aus einem starken Untergestell gliederweise hinaus in die Höhe schieben, aus dem Felde geschlagen. Diese Maschinenleitern sind unlöslich der Berliner Ausstellung für Feuerschutz und Feuerrettungswesen in der „Gartenlaube" besprochen worden.

Das Grundprinzip ist allen gemeinsam, die Ausführung hat aber eine ganze Reihe mehr oder minder brauchbarer Muster gezeitigt. Jetzt hat Dr. Heiser eine Leiter konstruiert, die Hakenleiter, Stockleiter und Maschinenleiter verbindet. Das Charakteristische an dieser Leiter sind die überall angebrachten Haken und die sich selbst aufrollenden Glieder. Es bedarf keiner Kurbel und keines Rades, keiner mechanischen oder Dampfkraft, um die zusammenlegbare und dadurch leicht aufzubewahrende Leiter in Gebrauch nehmen zu können. Man hängt die Leiter mit den beiden aus der Abbildung deutlich ersichtlichen Haken an einen Balken, einen Fensterbrett oder einen Fensterkreuz auf. Alsdann gleiten die Glieder selbsthätig ohne jedes äußere Zuthun auseinander, der drehzehnteilige Leiter kann sofort besprgen werden. Die Leiter muß natürlich fest und sicherlicher sein. Sie ist daher aus Stahlrohr gefertigt mit einer Tragfähigkeit von 250 Kilogramm. Trotzdem beträgt das Gewicht einer Leiter von 6 Metern mit 20 Sprossen darin nur 10 Kilogramm. Man kann die Leiter durch Aufsätzen weiterer Sprossenglieder beliebig verlängern. Natürlich nimmt damit das Gewicht zu. Immerhin würde eine Leiter von 24 Metern Länge mit 80 Sprossen nur erst 40 Kilogramm wiegen, ließe sich also noch sehr bequem transportieren und tragieren, obwohl damit selbst den höchsten deutschen Häusern im Falle der Not beizukommen wäre.

Hellers Rettungsleiter zusammengelegt.

Die Konstantin-Säule in Konstantinopel, oder die Säule mit den Reifen, wie sie von vielen auch genannt wird, zählt zweifellos zu den ältesten Baudenkmälern in der Hauptstadt des türkischen Reiches, denn einst hat sie das Forum Konstantins geschmückt. Wie unsere Abbildung deutlich zeigt, ist der untere daraufliege Teil der Säule nunmehr von einem späteren Mantel aus Mauerwerk umhüllt, und auch die Trommeln, aus denen sie zusammengesetzt ist, sind zum Teile schadhaft, sodaß das eigentliche Bauwerk heute nur eine schlecht erhaltene Ruine ist. Und doch, welch interessante Vorgeschichte hat diese Säule nicht gehabt! Wie der Münchener Byzantinist Dr. Breger nachgewiesen hat, ist sie ein Werk römischer Zeit und stammt aus Ilion, das Konstantin zu urspünglich zur Hauptstadt seines Reiches erheben wollte. Bei der Einweihung der Stadt Konstantinopel ließ Konstantin die Säule im Jahre 330 errichten, und sie trug damals eine Statue des Helios (des Sonnengottes), die angeblich von Phidias' Meisterhand herstammte. Diese Säule und Statue ließ Konstantin nun „die Statue Konstantins" benennen, und es ist nach den neueren Forschungen sehr wahrscheinlich, daß der Kaiser, welcher dem Christentume durchaus nicht feindlich, in jener Zeit dennoch so wenig dem Heidentum entfremdet war, daß er sich in der dargestellten Figur des Helios verehren ließ. — Bei einem heftigen Sturme am 5. April 1106 stürzte die Statue von der Säule. Leider wurde sie hierbei so sehr zertrümmert, daß sie nicht wieder zusammengesetzt werden konnte. Auch die Säule selbst nahm damals starken Schaden. Sie wurde erst später durch Manuel Paläologos wieder restauriert, und ihre heutige Gestalt zeigt die einzelnen Reste dieser Wiederherstellung.

Die Konstantin-Säule in Konstantinopel.

Kleine Mitteilungen.

Von Lissabon nach Newyork in der Eisenbahn. Von spanischem Boden ist die Entdeckee der Neuen Welt, Christoph Kolumbus, im Jahre 1492 mit den drei Karavellen „Sta. Maria", „Pinta" und „Nina" in See gegangen, um nach Durchschiffung des Atlantischen Oceans amerikanischen Boden zu betreten. Heute, über vierhundert Jahre später, ist die Zeit nicht mehr allzufern, in der es möglich sein dürfte, die Reise von dem europäischen zu den amerikanischen Gestade des Atlantischen Meeres auch im Eisenbahnwagen zu machen. Freilich wäre es ein ganz gehöriger Umweg, den man mit der Fahrt auf dem Schienenstrange beschreiben würde, und eine gehörige Summe von Zeit müßte man auch auf diese Landreise wenden — aber möglich wird sie einst Tages sein, und hierin allein schon liegt ein Beweis für den hohen Stand und die weitgreifenden Pläne unseres Verkehrshandels, für die projektierte Ausbreitung unseres Eisenbahnnetzes. Die kleine Karte, welche wir unseren Lesern darbieten, giebt ein Bild davon, wie eine solche Reise zu denken wäre, und zeigt auch zugleich, wie die Schlußglieder in dieser riesigen Schienenlinie durch die jetzt ihrer Vollendung entgegengehende sibirische Eisenbahn und durch eine durch das Jukonthal auf Alaska bis an die Beringsee ziehende Bahnstrecke gebildet würde. Von Lissabon ginge die Fahrt durch Spanien über Paris, Berlin, Warschau, Moskau, Omsk und Krasnojarsk in das Innere Sibiriens hinein. Irkutsk und Jakutsk würden berührt, und am Ostap würde der Große Ocean erreicht. Hier würde man mittels Dampffähre über die Beringstraße setzen, die Asien von Amerika scheidet, und beim Kap Prinz von Wales die Fahrt durch Alaska beginnen. Ueber Fort Yukon, St. Francisko und Chicago ginge es dann weiter bis nach New York — an das Gestade des Atlantischen Oceans. Das alles ist heute freilich noch Zukunftsmusik — aber unsere Zeit lebt rasch, und da man schon begonnen hat, sich in Amerika ernsthaft mit diesem Plane zu beschäftigen, so sind die Jahre vielleicht nicht mehr allzuferne, in denen er greifbare Formen gewinnt.

Von Lissabon nach New York in der Eisenbahn.

Der Herrnhausstein bei Steinschönau in Nordböhmen erhebt sich zu einer Höhe von etwa fünfzig Metern im Nordosten des böhmischen Mittelgebirges und zieht vermöge seines auffälligen Baues die Aufmerksamkeit auch der Laien auf geologischem Gebiete in hohem Grade auf sich. Die interessante Felsgruppe ist nämlich aus zahlreichen lezgengeraden Basaltsäulen gebildet, die bei einem Querdurchmesser von 12 bis 15 cm und einer Höhe von 10 bis 30 Metern mit ihren je sechs — bisweilen auch vier oder fünf — völlig glatten Seitenflächen nebeneinander gereiht sind. Diese Säulen sind nun, wie auch der Anblick unseres Bildes zeigt, nicht genau parallel zu einander gelagert, sondern sie sind, ausgehend von den senkrecht stehenden Säulen in der Mitte der Kuppe, rings um diesen Mittelpunkt in abnehmendem Winkel geneigt. Gegen die zum Teil noch aufgelagerten Massen von Basaltstuff setzen sich die Säulen scharf ab, und in ihrer Gesamtheit bilden sie einen Basaltkörper, welcher einen beinahe kreisrunden Querschnitt zeigt und cylinderförmig in ungemessene Tiefen hinabreicht. Der Geologe erblickt in diesem seltsamgebildeten Gebilde die basaltische Ausfüllung eines vulkanischen Schlotes. Aus der Tiefe des Erdinnern trieb der geschmolzene Basalt als heiße Flüssigkeit einstmals durch den cylinderförmigen Schlot heraus. Nach dem Erlöschen des Vulkanes erstarrten die Massen zu festem Basalt, der sich beim Erkalten in einzelne Säulen löste. Da nun der Basalt bei diesem Vorgange seine Säulen stets in senkrechter Teilung zur Abkühlungsfläche bildet, so kann man aus dem Anblick, den der Herrnhausstein heute bietet, erkennen, daß die Abkühlung, allmählich von Rande des Schlotes ausgehend, gegen den Mittelpunkt hin erfolgte. Als ein klares Denkmal dieses Vorganges in längst vergangenen Jahrtausenden steht der Herrnhausstein einzig da. Säulenbasalt findet sich an vielen Orten Nordböhmens, nirgend aber kennt man ein Beispiel von gleich interessanter geologischer Formation. — Umso erfreulicher ist es, daß dieses Denkmal aus der Vorzeit unseres Planeten, das durch Steinbrucharbeiten in hohem Grade gefährdet war, dank den vereinten Bemühungen des Landtages von Böhmen, mehrerer Gesellschaften, Vereine und Privatpersonen nunmehr vor weiteren zerstörenden Eingriffen in seinen wichtigsten Teilen geschützt ist. Durch einen Pachtvertrag hat man den weitern Abbau der wichtigsten — im Vertrage genau bezeichneten — Basaltgruppen zunächst verhindert, und es besteht die Hoffnung, daß es gelingen werde, genügend Geldmittel aufzubringen, um die ganze Kuppe anzukaufen und sie damit für immer vor Zerstörung durch Menschenhände zu sichern.

Der Herrnhausstein bei Steinschönau in Nordböhmen.
Nach einer Aufnahme von H. Eckert, k. u. k. Hof- und Kammerphotograph in Prag.

Der Kleinste Fisch. Es giebt unter den Fischen zwerghafte Arten. Wenn auch fremde Länder ihre Heimat sind, so kann man sie seit einiger Zeit in Deutschland sehen, da sie in Aquarien gehalten werden. So erreicht z. B. der rote Kärpfling (Haplochilus latipes), der aus Japan stammt, in erwachsenem Zustande nur die Größe von 3 bis 4 cm. Neuerdings sind die Amerikaner auf den Philippinen auf ein noch kleineres Fischchen aufmerksam geworden. Es ist, wie die „Limschau" berichtet, mit dem wissenschaftlichen Namen Mistichthys belegt worden und lebt im Buhi-See im südlichsten Teil der Insel Manila. Die erwachsenen Weibchen messen 12 bis 15 mm, die Männchen nur 10 bis 13 mm. Der Körper des Fischchens ist fast ganz durchsichtig und zeigt nur einige wenige schwarze Zeichnungen. Trotz seiner Kleinheit dient das Fischchen den Philippinos als Nahrungsmittel. Mit großen dichtgewebten Tüchern gefangen, wird die dicke Masse von Fischen auf Bananenblättern in der Sonne getrocknet. Die Zwergfische sollen, gewürzt gekocht, nicht schlecht schmecken.

Halbheft II. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Sette Oldenroths Liebe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(10. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Acht Tage später saß Fritz Fedderſen abends in ſeinem Zimmer und ſchrieb an ſeine alte Mutter, die keine Ahnung hatte von dem Wechſel, der ſich in ſeinem Leben vollzogen hatte.

Im Hauſe war die Ruhe und Dunkelheit eines Grabes. Er, die neue Wirtſchafterin Frau Ellrath, Witwe eines Pächters aus der Altmark, Chriſtian und einige Mägde — das waren jetzt die einzigen Bewohner des großen, weitläufigen Gebäudes.

Die ältliche Frau ſchlief ſchon. Auch die meiſten Mägde waren ſchon zur Ruhe gegangen. Nur einige ſaßen noch bei einander und erzählten ſich mit flüſternder Stimme. Seitdem verſchiedene von ihnen wegen bösartiger Klatſchereі Hals über Kopf den Dienſt verlaſſen mußten, nahmen ſich die übrigen zuſammen und wagten nur noch leiſe und vorſichtig ihre Anſichten über die Herrſchaft auszutauſchen.

Heute früh waren die letzten Möbelwagen abgegangen, und gegen Mittag hatte Malwine Oldenroth das Haus verlaſſen, um das Kind nach Berlin zu Mutter und Großmutter zu bringen, die in der Nähe des Zoologiſchen Gartens eine Wohnung

Waſſergrotte an der Königsallee in Düſſeldorf.
Nach einer Aufnahme von Chr. Herbſt, Hofphotograph in Worms.

gemietet hatten. Zwar weit über den Preis, dem Feddersen als äußersten angegeben hatte; aber er mochte nicht darüber schelten, es glich sich am Ende wieder aus durch die Bescheidenheit der Frau Agnes, die absolut nicht weiter fort gewollt hatte als nach Siegeswalde. Vor einer Stunde war Christian mit ihr und der Jungfer, die erklärt hatte, Mädchen für alles bei der gnädigen Frau sein zu wollen, dorthin abgefahren. In der Wohnung, welche Feddersen für Agnes bereits angesehen hatte, waren inzwischen die Möbel unter seiner Leitung, so gut es ging, aufgestellt worden.

So hatte das Schicksal sie, die hier gewohnt, in alle vier Winde zerstreut. Sette weinte wohl noch in Bogstedt bei Werner, Feddersen wußte es aus einem Briefe Werners an ihn, der eine Frage enthielt, die er sofort und leichten Herzens beantworten konnte.

Arme Sette! Er konnte sich vorstellen, wie außer sich und gebrannt sie bei dem Bruder angelangt sein mochte. Und er hier vereinsamt — welch trauriger Tag, der heute hinter ihm lag!

Vor allem der Abschied von dem kleinen! Der bedeutete fast das Schwerste. Dann war Agnes an seinem Arm noch einmal durch die knospenden Gänge des Parkes nach dem Erbbegräbnis geschritten. Die zarte, unsichere Frau ersehien ihm seit heute nachmittag in einem völlig andern Licht; sie hatte so mild und verständig mit ihm geredet, als hätte das neue Leid all die alte Qual von ihr abgestreift.

Sie würde von nun an allein leben, denn Sette hätte ihr, unter den rührendsten Bitten, sie nicht für lieblos zu halten, abgeschlagen, mit ihr in Siegeswalde zu wohnen, weil es so nahe bei Buchte sei, erzählte sie. „Aber, Fritz, so sehr ich an Setten hänge, ich kann nicht weit fort von der Heimat, ich denke doch immer, ich müßte in der Mitte zwischen Berlin und Buchte wohnen — ich weiß nicht, warum! Gut werden kann es ja nicht wieder, aber — vielleicht schon des Kindes wegen!“

Und als sie dann draußen unter den Cypressen standen, vor der eisenbeschlagenen Thür des Gewölbes, an dessen Gitterstäben sie ein Büschel Krokus und Schneeglöckchen mit den Ueberschlanken, durchsichtigen Händen befestigte, sagte sie zu Feddersen, während die Dämmerung unter den schwarzen Bäumen das fahle Rot ihres kranken Antlitzes verbarg: „Fritz, warum hatten Sie denn damals nicht den Mut, meinem Vater, der Ihnen Ilse gleichsam zuschleuderte, einfach zu sagen: Nein, ich bin nicht mehr frei! — —?“

Wie er nicht antworte, schüttelte sie leise den Kopf und zupfte noch ein wenig an den Blumen herum. „Es hätte viel Herzeleid weniger gegeben“ . . .

Und nun begann sie von Hans zu sprechen, von ihrem Hans, der an jenem unseligen Abend unglücklich geworden sei, weil er Ilse geliebt, weil nur Papas Jawort noch zu seinem Glück gefehlt habe — wie er dann um Ilsens Verlust fast krank geworden wäre. Ganz zuletzt sprach sie auch von sich, einfach und schlicht, was sie gelitten in ihrer Ehe, besonders zuletzt, ehe Hans so plötzlich — starb, und daß sie über sich selbst so ganz vergessen habe, wie neben ihr noch Eine hergegangen sei in all dieser Zeit, die mindestens ebenso Schweres zu tragen hatte. Aber freilich sei ihr das nicht bekannt gewesen. Keine Ahnung habe sie gehabt und sich nur zuweilen gewundert über das müde Gesichtet und die verweinten Augen Settens. — Ach, daß Krankheit auch so egoistisch macht! Und jetzt sei ihr nur ganz zufällig bei Gelegenheit des Familienrats, unmittelbar nachdem sie Setten noch die größten Vorwürfe gemacht wegen ihres Hierbleibens in Buchte unter diesen Verhältnissen, die Kunde geworden, daß das Mädchen so heldenhaft und still ein großes Leid in sich verschlossen!

Sie sprach das alles so vor sich hin, immer auf seinen Arm gestützt, und sah dabei die Thüre an, hinter welcher ihr verlornes Glück schlief.

„Ich habe die arme Sette fast auf den Knien um Verzeihung gebeten, aber es war ja nicht mehr mit ihr zu reden, nur fort wollte sie, fort. Mit einem so blassen, traurigen Gesicht ist sie abgefahren, ganz allein. — Und sagen Sie mal, Fritz,“ fuhr sie fort, „was hätte es denn geschadet, wenn Sie sich damals geweigert und Papa einfach zurückgewiesen hätten mitsamt seinen Drohungen? Sie hätten schlimmstenfalls den bunten Rock mit Joppe und Filzhut vertauscht, wären vielleicht drüben im wilden Westen Ackerbauer geworden, wie Sie es jetzt auch hier sind, aber — Sie hätten es gethan für ein Geschöpf, das Sie liebten, mit dem Sie glücklich geworden wären! — Und wenn Sie Papa nicht in den Arm gefallen wären, um Ilsen, die Ihnen in so schamloser Weise nachgelaufen war, eine Züchtigung zu ersparen — was hätte das geschadet? Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß er sein Lieblingskind geschüttelt, vielleicht aber hätte es diesmal gute Früchte getragen und viele Thränen erspart!

Ach, ich weiß es schon, Fritz, wie es an jenem Abend gewesen ist; alles steht ich dabeigestanden, so genau weiß ich's. Wenn ein jähzorniger Mann, wie Papa, sich das lange, blonde Haar eines vor Entsetzen ganz starren, schönen Mädchens um die Hand wickelt und sie zu Boden reißt, daß es ausfieht, als habe ihre letzte Stunde geschlagen, da kommt dann die anerzogene Ritterlichkeit zur Geltung, da fällt man dem Wütenden in die Arme und nimmt die Schuld auf sich — nicht wahr?

Sie brauchen kein Wort darauf zu erwidern, Fritz,“ fuhr sie fort, als er schwieg, „ich weiß ja, wir sind alle groß gezogen in diesen sogenannten Ehrbegriffen. Wie viel hundertmal habe ich darüber nachgedacht in den vielen, vielen Krankheitstagen, die mir zu teil geworden sind — verkehrt, grundfalsch ist es! Was haben Sie denn nun? Ilse ist an Ihrer Seite keine andere geworden, retten konnten Sie sie nicht; Ihrer Neigung zu Setten konnten Sie auch nicht entrinnen, so sehr Sie dagegen kämpften, Sette ebensowenig der ihren, und für uns alle wurde es ein Unglück.“

Langsam gingen sie dem Hause wieder zu; er hatte noch immer kein Wort der Erwiderung. — —

„Begleiten Sie mich nicht nach Siegeswalde,“ bat sie ihn an ihrer Stubenthüre, „ich möchte dort allein sein heute abend, ich bin sehr müde. Aber besuchen Sie mich, so oft Sie können und wollen, Fritz, und verzeihen Sie mir das, was ich Ihnen heute sagte. Denken Sie, ich sei Ihre ältere Schwester, und glauben Sie mir, ich trage alles mit Ihnen und den andern in treuem Herzen.“

Er hatte sich niedergebeugt und ihr abschiednehmend die Hand geküßt. Nun saß er allein hier oben und suchte der trüben Gedanken Herr zu werden, die ihn zu überwältigen drohten. —

Agnes' Worte hatten alle diesen Erinnerungen in ihm noch trostloser gemacht. Der Abend stieg wieder vor ihm auf, an dem Ilse draußen im Garten ihm um den Hals fiel — ein Mondscheinabend, und er hatte zuvor mit den Herren getrunken und gescherzt. Der alte Buchter war ein sehr splendider Wirt; als die Damen gegangen waren, hatte er schweren Wein aufsetzen lassen, und die Unterhaltung wurde lärmend und laut.

Feddersen verließ die Herren endlich, um an Sette zu schreiben. Instinktiv wohl, um sich abzukühlen — er konnte sich heute keine Rechenschaft mehr über seinen Beweggrund ablegen — war er in den Garten getreten, bevor er sein Zimmer aufsuchte. Der Mondschein da draußen, der die alten Bäume in Silber tauchte, mochte ihn verführt haben, weiter zu gehen. Als er am Hause entlang schritt, hatte er plötzlich eine weiße Gestalt an einem der niedrigen Parterrefenster gesehen; unwillkürlich war er einen Augenblick stehen geblieben, um zu ihr hinüberzuschauen. Der schimmernde Mondeszauber, die weiße Frauengestalt — es war gewesen wie eine Theaterdekoration. Nach einem Weilchen war er dann weiter geschlendert und hatte dabei gedacht, ob diese Gestalt wohl die blonde Tochter des Hauses gewesen sei, die ihn heute beinahe irritiert hatte mit ihren halbverschleierten beharrlichen Blicken, die ihm überall folgten. — Und kurze Zeit darauf, in dem dunklen Buchengange, war ein leiser, halberstickter Ruf an sein Ohr geklungen, er hatte Ilse erblickt, einige liebenswürdige Worte an die schöne Nachtwandlerin gerichtet, und plötzlich — er wußte nicht, wie es gekommen — hatte diese an seiner Brust gelegen, schluchzend und zitternd. Allerhand Gedanken waren ihm dann blitzschnell durch das Hirn geschossen: Erstaunen, Verachtung, jäh aufflackernde Glut — nur an Sette hatte er nicht gedacht — der Augenblick hatte sein Recht gewollt und ihn hingenommen!

Dann kam das Besinnen, aber gleichzeitig auch der alte Buchter und all das Uebrige, das Qualvolle, Peinliche, die schweren Kämpfe in seiner Seele, die Trennung von dem, was er mit ganzer Seele geliebt hatte, und dann die Zeit seines kühlen Dahinlebens neben Ilsen. Er hatte wahrhaftig gebüßt für die kurze Verirrung, und Agnes hatte wahrlich recht, wenn sie sagte, daß die Wahrheit damals über alle anerzogene Ritterlichkeit, über all die tausend konventionellen Bedenken hätte siegen müssen! —

Nun, seit ein paar Tagen, ja er mit erschreckender Deutlichkeit, daß er sich geopfert hatte für eine abenteuerlustige kokette Frau, die ihn nie gelicbt, deren Lust es war, ihre Macht an jedem Mann, der ihr beachtenswert schien, zu erproben.

Wie mochte Agnes gelitten haben! —

Auf einmal sprang er auf, als hätten ihn Gespenster erschreckt, um gleich darauf wieder schwer in seinen Stuhl zu fallen. Wo hatte er denn seine Augen gehabt? Hans, Hans hatte sie vor ihm gewollt — erzählte Agnes vorhin — nur das Jawort des Vaters hätte noch gefehlt. Und dann: „Sie glauben nicht, Fritz, wie ich gelitten habe in meiner Ehe — besonders in der letzten Zeit!“

Er ließ den Kopf in die aufgestützte Hand sinken, auf seiner Stirn perlten Schweißtropfen. Er war plötzlich sehend geworden. Natürlich — die Eifersucht der armen Frau, die ewige Unzertrennlichkeit von Hans und Ilsen, die letzte Fahrt allein in dem Wagen, und wie er sie da traf auf der Landstraße in strömendem Regen, die seltsam gebrochene Haltung des armen Kerls, als er vor ihm stand — dann das Ende!

An ein Jagdunglück hatte er ja nie geglaubt, so wenig wie alle anderen — das hatte er nur stillschweigend gelten lassen — der armen Frau, der Familie gegenüber. — Wozu den Schleier von solchen Dingen ziehn! Aber er war bis zu diesem Augenblick der Meinung gewesen, Hans habe den Tod gesucht, weil er Buchte an den Abgrund gebracht hatte, weil er seine Ehrenschuld nicht bezahlen konnte. Jetzt, in dieser Stunde wurde es ihm zur Gewißheit, daß Hans starb, um eine Schuld zu sühnen, einem Leben zu entfliehen, das er mit Ehren nicht weiter zu tragen vermochte.

Er erinnerte sich an Ilsens Entsetzen, als sie die Todeskunde erhielt. Aschgrau, verzerrt, nach Atem ringend, war sie vor seinen Füßen zur Erde gesunken. Wo hatte er seine Gedanken damals gehabt, daß ihm all dieses nicht aufgefallen war?

Nein, der Schulden wegen war diese lebensfrohe Natur nicht unterlegen, Hans hätte sich durchgerungen, er wäre zu ihm gekommen, wie er früher gekommen war: Fritz, hilf mir aus der Patsche, ich sitze elfig drin, rate mir! — Aber so, so mußte er ihm freilich aus dem Wege gehen für immer!

Feddersen stand auf und ging im Zimmer hin und her, um seiner Erregung Herr zu werden. Als er mit der Faust in die Tasche seines Rockes fuhr, knisterte ein Papier darin, ein Schreiben, das ihm der Postbote vorhin gegeben hatte, als er im Begriff war, mit Agnes an die Begräbnisstätte zu gehen. Er hatte es vergessen. Zögernd nahm er es zur Hand. Wenn's nur nicht von seiner Frau Schwiegermama oder von Ilsen war! Von letzterer hatte er sich überhaupt jede Korrespondenz verbeten, er wünschte lediglich alle acht Tage einen Bericht über das Befinden seines Sohnes durch die Großmama zu erhalten.

Die Handschrift war ihm fremd, eine energische großzügige Schrift. Und als er den Brief erbrochen und die Unterschrift gelesen hatte, stand die Schreiberin deutlich vor seinen Augen in ihrer strengen, kraftvollen Persönlichkeit: Rahel Lewinsky.

Sehr geehrter Herr von Feddersen!

Ihrem Wunsche gemäß teile ich Ihnen in derselben Minute, in der ich sie selbst erhalte, die Adresse meines Sohnes mit. Er befindet sich in Abaggio, im Grand Hotel.

Leider wird mein armer Sohn nicht fähig sein, Ihren etwaigen Wünschen nachzukommen, denn er ist schwer an Lungenblutung erkrankt. Ich bin im Begriff, auf seinen und auf Wunsch des Arztes zu ihm zu reisen.

Sie werden nichts anderes thun können, als einem Schwärmer zu verzeihen, der einer einst heißgeliebten Frau riet, sich zu ihm zu flüchten aus einer Ehe, die sie ihm als eine unglückliche geschildert hatte. Er liebte sie, und insolgedessen glaubte er alles, was aus ihrem Munde kam. Das Schicksal selbst rächt Sie an meinem armen Kinde, der Arzt teilt mir nämlich mit, daß ich mich beeilen müsse, zu kommen, wenn ich noch einmal in meines Jungen Augen sehen will. Verzeihen Sie ihm, wie ich mich bemühen will, derjenigen zu verzeihen, die meines Einzigen junge Lebenskraft gebrochen hat. Rahel Lewinsky.

Feddersen stützte den Kopf in die Hand und starrte lange auf das Papier, eine Bitterkeit ohnegleichen überkam ihn: „All dieses Unglück durch Eine!“

Er saß wieder vor seinem Schreibtisch. Es zuckte in seinen Fingern ihr zu schreiben. Wozu denn diese Faxen noch? Scheidung von ihr — das ist's, was not thut — dann fort von hier, wohin? Ganz gleich, nur los von ihr. — — Als er aber mit zitternden Händen nach der Feder greifen wollte, fiel sein Blick auf einen kleinen bunten Ball aus Gummi, der neben dem Tintenfaß lag, und in dessen weicher, erschlaffter Rundung sich noch der Eindruck eines Kinderhändchens zeigte. Walterchen — seinen Jungen, konnte er den vergessen?!

Er nahm das Spielzeug behutsam, wie liebkosend in die Hand; es war, als ergösse sich von dem kleinen bunten Ding ein Strom von Beruhigung über seine empörte Seele. — —

Es gab nichts zu ändern, nichts zu überlegen! Er hatte auszuharren auf seinem Posten, er mußte sein Los tragen. —

Sette fuhr am Karfreitag direkt nach Bogstedt, wo sie ihre Mutter bei Werner und Lulu wußte. Um zwei Uhr in der Nacht kam sie dort an, sie hatte an Werner telegraphiert, er möge sie erwarten.

Eigentlich empfand sie gar nichts als einen dumpfen Druck im Kopfe; denken konnte sie nicht, ihr Herz klopfte und flatterte, ein unheimliches Gefühl von Schwäche hatte sich ihrer bemächtigt. Wenn ich nur nicht zu weinen brauche, hatte sie sich gesagt, so lange sie in Buchte war — wenn ich nur weinen könnte, wünschte sie, als das Herz immer unruhiger wurde, je näher sie Bogstedt kam. Wie würden die Ihrigen die Geschichte auffassen? Wenn sie dachten wie Malwine, dann standen ihr schwere Stunden bevor; ohne Bekenntnis ihrer alten Liebe zu Feddersen würde eine Klarlegung der traurigen Geschichte nicht möglich sein, und das dünkte sie das Allerschwerste.

Sie hatte in Buchte alles ohne ein Wort der Rechtfertigung über sich ergehen lassen, nur auf Agnes rührende Bitten um Verzeihung, auf ihre Teilnahme und Bitte, bei ihr zu bleiben, hatte sie teils Ja, teils Nein geantwortet, ganz kurz, immer nur wiederholend: „Laß mich doch, ich gehe ja — ich gehe ja!“

Malle, die sofort zu Ilsen lief, um „die Wahrheit“ zu erfahren, war ihr unsichtweiterlich begegnet, höhnisch, tadelnd. „Für ein anständiges Mädchen ist doch die Liebe aus, wenn Er sich verlobt! Ein anständiges Mädchen denkt doch nicht mehr an ihn, er ist für sie doch einfach nicht mehr vorhanden! Statt dessen seßeit du dich fest, vor den Augen der Frau, und suchst dich unentbehrlich zu machen! — Schäme dich — Pfui! Wenn Papa das erlebt hätte!“

Agnes hatte die leidende, empörte Schwester so energisch zur Ruhe verwiesen, daß diese die sonst so willenlose, kränkliche Witwe ihres verstorbenen Bruders mit weitaufgerissenen Augen anstarrte. „Du kannst über diese Dinge nicht mitreden, Malle, spare dein Schelten, ich dulde es nicht in meinen vier Pfählen.“

Malle war darauf hinausgegangen, wahrscheinlich zu Ilsen, und Sette hatte sie nicht mehr gesehen.

Nun kam sie mitten in der Nacht in Bogstedt an, wo der Schnellzug nach Wien eine Minute hielt, und fand zu ihrem Erstaunen Werner mit Lulu auf dem Perron. Sie zwang sich zu einer scherzhaften Begrüßung: „Nicht wahr, so plötzlich und um diese Zeit? Seid nicht böse, aber es ging nicht anders.“

Werner, der ihre schmerzerregten Züge sah, ging, obgleich im innersten Herzen beunruhigt, auf den Ton ein. „O, das macht nichts, Bogstedt ist Weltstadt, um Mitternacht beginnt hier das Leben — hast du Gepäck? Kommt nach? Schön! Nun vorwärts, ihr Weiber, es ist verdammt kalt!“

Lulu aber, deren Stumpfnäschen kaum aus einer Federboa hervorschaute, sagte sofort: „Na, gelteb's nur, Settchen, Frau Ilse hat dich 'rausgezaurt, man kennt ja diese angenehme junge Dame.“

„Ruhig! Hier wird nicht davon angefangen!“ fuhr Werner dazwischen. Sie waren um das Bahngebäude herumgegangen, und er half jetzt seiner Frau in den Wagen. „So, Sette, immer rin in die Karrete! Also Stadelweg Numero acht.“

Der Wagen, der eine gewisse Berühmtheit als Droschke Nummer eins besaß — fünf gab's im ganzen nur — setzte sich wackelnd in Bewegung.

„Na, und wie geht's dir denn, Kind, und wie Agnes? Ist Malle glücklich angelangt?“

„Na, nu ist sie ja woll mit ihrer Busenfreundin Ilse zusammen!“ meinte Lulu boshaft und lachte.

Georg von Frundsber

Nach einer Originalzeichn

Zug über die Alpen.

von Anton Hoffmann.

„Menn's ihr Spaß macht, du Racker." Werner schlug im Scherz mit dem Handschuh nach seiner Frau, dann faßte er freundlich Settens Hand, nahm sie zwischen seine beiden und streichelte sie. „Raus mit der Sprache, wer hat dir etwas gethan?"

Ein Weilchen war es still, dann brach das Mädchen in ein heftiges Schluchzen aus. Nicht fähig, eingehend zu berichten, stieß sie immer nur hervor: „Laß mich nur — erst — — ich kann ja nicht! Morgen, morgen —"

Sie war noch nicht beruhigt, als der Wagen hielt und man aussteigen mußte. Lulu schwieg auf einen Wink ihres Mannes und verfügte sich sofort in ihr Schlafzimmer. Die Mutter war schon zu Bett gegangen, und Sette wurde von Werner in seine Stube geführt; er drückte das matte, widerstandslose Geschöpf in einen Fauteuil, zündete eine kleine Lampe auf dem Arbeitstisch an, dann zog er einen Stuhl neben den der Schwester, faßte wieder ihre Hand und sagte:

„Nun erzähle, aber alles, rückhaltlos!"

Er saß ein wenig hinter ihr, sie brauchte ihn nicht anzusehen. Das Gefühl, ihre Hand in der seinen zu wissen, einen Menschen zu haben, der sie in Schutz nehmen würde, gab ihr wieder mehr Fassung. In kürzester Zeit wußte er es: Ilse ist mit ihrem Manne verzankt, sie ist fort von ihm. Warum, konnte Sette nicht sagen, und Vermutungen auszusprechen, hielt sie nicht für recht; die Hauptsache war, Ilse hatte behauptet, der Bruch wäre ihrethalben gekommen.

„Donnerwetter!" entfuhr es dem Hauptmann. Er ließ ihre Hand fallen und schritt in der Stube auf und ab. „Na," sagte er endlich, „du hast ja ein reines Gewissen?"

Sette schwieg.

„Was? Na, hör' einmal — Scherz bei Seite, ich will nicht hoffen, daß ein Körnchen Wahrheit daran ist!"

„Ein Körnchen doch," sagte sie fest. „Ich habe Feddersen einmal sehr lieb gehabt, und — ich konnte ihn nicht vergessen — das ist mein Verbrechen. Aber, bitte, bitte, sag' es der Mama und Lulu nicht wieder, Werner!"

Er stand still vor ihr und sah sie groß an; bis auf den Grund ihrer Seele wollten seine Blicke dringen. Sie gab dieselben fest zurück mit ihren verweinten, traurigen Augen. Ein paarmal setzte er an, als wollte er weitere Fragen thun; dann drehte er sich nur, als möchte er etwas Häßliches von sich abschütteln.

„Na," er räusperte sich, „und das machte Ilse dir nun zum Vorwurf?"

„Ich hätte nicht in Buchte bleiben sollen, nicht wahr?" fragte sie; „nur daß mich alle festhielten, mit so viel Händen, wie sie hatten, und weil Hans mich noch bat — weißt du — er — Feddersen fand einen Brief an mich in seiner Tasche, als er schon tot war — darin bat er mich, ich sollte bei Agnes bleiben — aber sag' es ja nicht Mama, Werner, ich hätte es auch dir nicht erzählt — nur damit du weißt, warum ich in Buchte blieb."

Werner sah sich nicht um. Er erschrak über das, was die Schwester stillschweigend ertragen hatte — die Bestätigung seines Verdachtes, daß Hans freiwillig gegangen war. — Es dauerte eine Weile, ehe er die Erschütterung überwand.

„Und Feddersen?" fragte er nach einer langen Weile mit gepreßter Stimme, „wie verhält sich denn der zu dieser Angelegenheit?" Er hatte sich ihr wieder zugewandt. —

Sie wurde leichenblaß. „Frau von Brunsberg sagte, er habe Ilse schlagen wollen. Meinetwegen — ich glaube es aber nicht, Werner — das thut Feddersen nicht!"

„Na, sei so gut!" entfuhr es ihm, der immer peinlicher berührt wurde; „sei so gut und sprich dich deutlich aus!"

„Ich weiß wahrhaftig nichts weiter, Werner, als daß Frau von Brunsberg erklärt hat: meinetwegen hätte er Ilse schlecht behandelt."

„Hat denn Feddersen dich etwa auch — ich meine, war denn eure Neigung gegenseitig?"

„Ja! Damals — ja!"

„Ja? Und warum — — was kam denn dazwischen?"

Sie schwieg wieder ein ganzes Weilchen, dann sagte sie kurz: „Ilse."

„Das sind ja höchst romantische Verhältnisse! Hat sich denn Feddersen dir gegenüber irgendwie — —?"

„Werner!" Sie hob die gefalteten Hände flehend auf. „Er hat in all der Zeit kaum ein Wort mit mir gesprochen, er ist mir, wie ich ihm, stets aus dem Wege gegangen, es sind oft Wochen verstrichen, ehe ich ihn überhaupt einmal sah."

Er machte eine abwehrende Bewegung, als wollte er keinerlei Entschuldigung hören, als glaubte er ihr.

Sie weinte still weiter.

„Was wird denn nun in Buchte?"

„Ilse und er trennen sich —."

„Donnerwetter — sie trennen sich?" Er sah ehrlich verblüfft aus. „Und als Grund figurierst du? Das ist ja aber sehr erbaulich! Höre, Schatz, das nimmt dir kein Gott wieder ab, und wenn er sämtliche Engel herumterschickte, damit sie deine Unschuld vor dir her posaunten. Zum Teufel noch mal — das sind ja ekliche Geschichten!"

Er lief immer eifriger auf und ab; endlich blieb er stehen, zog die Uhr und sagte: „Wir wollen morgen weiter sprechen, Sette, leg' dich schlafen; hier nebenan in Lulus Boudoir haben sie dir auf der Chaiselongue ein Bett gemacht, Mutter findet es zu enge für Zwei in ihrem Zimmerchen; sie leidet seit einiger Zeit an Atemnot. Ich schnappe furchtbar nach dem Bettzipfel, denn ich habe um sieben Uhr früh Dienst auf dem Schießplatz. Gute Nacht, schlafe ruhig!"

Als Sette das Zimmer verlassen hatte, stand Werner einen Augenblick und kaute an seinem Bart mit einer nachdenklichen, finsteren Miene, dann ging er zum Schreibtisch, und indem er verschiedene „Donnerwetter" und „ewige Scherereі mit den Weibern" murmelte, schrieb er mit einer riesiggroßen Handschrift auf einen mit seinem Monogramm verzierten Briefbogen:

„Sehr geehrter Herr von Feddersen!

Verzeihen Sie die nachfolgende Frage, die zu stellen mich leider die Verhältnisse zwingen und um deren Beantwortung in kameradschaftlich-loyalem Sinne ich ergebenst bitte.

Soviel meine Schwester Lisette Ohlenroth bei Ihrer und Ihrer Frau Gemahlin Trennung eine entscheidende Rolle? Sollte ich Ihr ‚Nein' erhalten, würde ich die Angelegenheit als beendet betrachten.

Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst
Ohlenroth."

Er couvertierte, siegelte und malte ein großes „Einschreiben" an den Kopf des Briefumschlages, steckte das Schreiben in seine Brieftasche und ging dann ins Schlafzimmer, wo Frau Lulu ihn mit großen, wachenden Augen begrüßte.

„Hat sie dir's gesagt?"

„Jawoll!" erwiderte er gähnend, „es ist da ein Krach zwischen dem Ehepaar, und es scheint, als hätte Feddersen, des langen Haders müde, die ganzen Frauenvölker mit Eins an die Luft gesetzt."

„Seine Frau und seine Schwiegermutter?"

„Ja!"

„Aber Agnes —?"

„Auch die. Was soll er denn mit Agnes? Wenn schon — denn schon —"

Lulu lachte. „Aha, das ist die Musterehe, von der sie immer predigte. Na, und nun?"

„Nun verlassen sie eben das Lokal, und er bleibt allein. So ist beiden Teilen geholfen."

„Weißt du denn nichts Näheres?"

„Nicht die Bohne, Kind, aber müde bin ich, das weiß ich, frag' mich bloß nicht mehr. Uebrigens kannst du dir meinetwegen den Papa Diehel mit Anhang zu heute abend einladen; die bekannten Kiebitzeier kriegen wir, die ganze Jungensbande von Bogstedt geht auf die Suche."

„Aha!" rief sie triumphierend, „aber erst muß geschimpft werden, wenn man mal ein paar Menschen bei sich sehen will. Wieviel Eier hast du wohl bestellt, Werner?"

Aber der hatte das Licht schon ausgelöscht und brummte irgend etwas Unverständliches, froh, daß er seine lebhafte, neugierige kleine Frau durch die Vorbereitungen für die Geselligkeit abgelenkt hatte von einer Sache, die ihm centnerschwer aufs Herz gefallen war.

Die folgenden Tage gingen hin, ohne daß allzuviel von Buchte gesprochen wurde. Werner hatte seiner besorgten Mutter

bedeutet: „Frage Sette doch nicht so viel; es ist ja ein Glück, daß sie von da fortkommt, sie hätte sich ja vollkommen hingearbeitet."

„Aber Agnes? Was wird aus Agnes?"

„Agnes genügt eine zuverlässige Jungfer vorläufig; bitte, laß Sette zufrieden mit etwaigen Vorwürfen! Sie ist doch nicht dazu geboren, ihres Bruders Witwe totzupäppeln?"

Lulu war still glücklich, daß ihre Feindin Ilse von dem Gatten „lahmgelegt" wurde, wie sie meinte, und überbot sich selbst in Liebenswürdigkeit gegen Sette. Werner kniff seiner Frau die runden Wangen, die an reife Pfirsiche gemahnten, und sagte liebevoll ironisch:

„Nicht wahr, Liebchen, Schadenfreude ist doch immer die reinste Freude?"

Darüber schmollte sie ein bißchen, um dann desto herzlicher zu kichern, und der ganze lustige, lärmende Haushalt, in dem alles, die Jungens, das kleine Kinderfräulein und die Mama besonders, schrieen, lachten und fröhlich waren, umfing Sette, die mit stillem Gesicht und gedrücktem Gemüt herumsaß, wie ein sonderbarer Traum. —

Lulu hatte richtig die ganze „Hetze" eingeladen, damit meinte sie ohngefähr zwölf Herren, vom unverheirateten Hauptmann herunter bis zum jungen Leutnant.

„Du, Sette," teilte sie dieser lachend mit, „denk' mal, wie nobel, Liebhieter! Wenn da's nicht weiterjagt, will ich dir's verraten, es sind nämlich Kräheneier, nur ein bissel kleiner, aber genau so fein. O, die Liebste sind auch nicht dümmer geworden, die legen jetzt auch kleiner, bei der knapven Zeit, meine Herren, so wie der Bäcker die Semmeln kleiner bäckt, werde ich ihnen sagen, falls sie Lunte riechen. Die ganze Straßenjugend von Vogtlebt turnt heute für mich auf den Kiefern herum, da hinten am Walde, und nimmt Krähennester aus, liebe Sette — dann giebt's noch Heringssalat und Oelsardinen und Schinken, kaltes Geflügel und Waldmeisterbowle. Du, die macht Werner famos, „nicht wie Sekt' eigentlich."

Der Osterheiligabend mit den Pseudo-Kibitzeiern ging ebenfalls sehr heiter vorüber. Sette wäre so gern sern geblieben, aber es half ihr nichts, sie bekam den unverheirateten Hauptmann zum Tischherrn, den alle nur den Papa Dietzel nannten, und der uralte verschimmelte Anekdoten mit allerneusten Kalauern vermischt zum besten gab. Lulus Intime, die Frau Leutnant Seunemann, deren Gatte in Wiesbaden auf Urlaub war, um sich die Folgen einer Influenza abzubaden, vertrat außer Setten und Lulu das ewig Weibliche, wie Werner sagte, und die Stimmung wurde lustig und animiert.

Sette sah hinein in all das Lachen und Scherzen mit fremdem, geängstigtem Ausdruck; sie dachte nur immer nach Buchte. Noch waren ja Agnes und Malwine und der Kleine dort. Malle hatte eine Karte geschrieben, auf der aber weiter nichts stand, als daß sie bis zum Weggange von Agnes bleiben und dann den Kleinen nach Berlin bringen werde. Nichts Näheres, kein Wort von Konflikten. Eigentlich war Sette froh, daß Malle so kurz schrieb, sie hatte immer Angst, die Schwester würde Mama das Schreckliche mitteilen, das sie aus dem Hause getrieben. Mama war ja so gut, aber sie glaubte der Malle alles.

Den folgenden Tag, Ostersonntag, schlug Werner vor: „Fahrt in die Wälder auf dem Krämperwagen, den zweiten Feiertag macht eine Tennispartie, und am dritten muß Sette zu Frühlingsbesorgungen mit Lulu nach Berlin."

Lulu war so strahlender Laune in Berlin, daß sie Settchen ein allerliebstes Jackett und ein Hütchen aufdrängte und anderthalb Stunden in einer Droschke erster Güte durch den Tiergarten mit ihr fuhr. In der Bellevuestraße, während der Rückfahrt nach dem Anhalter Bahnhof, kam ihnen eine Droschke zweiter Klasse entgegen, ein elender Klapperkasten mit einem vom Alter gebeugten Fuchs, der im schläfrigsten Trab ging; beide Wagen fuhren dicht aneinander vorüber, so, daß sich die vier Insassinnen sehen mußten, sie mochten wollen oder nicht. Sette grüßte unwillkürlich, aber weder Frau von Brunsberg noch Ilse dankten. Leichenblaß wandte das Mädchen den Kopf zu Lulu, die über das ganze Schelmengesicht lachte.

„Das gönne ich ihnen, bu — das gönne ich ihnen," triumphierte sie, „die Alte platzt ja beinahe vor Ingrimm!"

Aber Sette war außer sich. Was hatte sie denn gethan, daß diese Beiden nicht einmal mehr ihren Gruß erwiderten? Ihre Hände, die verschiedene kleine Pakete beim Aussteigen vor dem Bahnhof ergriffen, zitterten so auffallend, daß Lula schalt:

„Wie kannst du dich um solche Gänse nur so aufregen? Das begreife ich nicht! Die waren ja doch am Bersten, weil sie in so 'ner Schnellpost saßen und weil wir uns beide riesig chic aussahnen in unserm Landaulett — hast du's nicht bemerkt? Jöschens Hut sah man doch höllisch die verflossene Zeit an. — Nun komm ans Büffett und trink einen Schluck Kaffee, und gräm' dich nicht. Daß du nicht wieder nach Buchte kommst zu der thränenweidigen Agnes, kann dir doch eigentlich nur lieb sein. Ueberhaupt, du bleibst nach Abreise deiner Mama noch ein Weilchen bei uns, Sette. Höre mal, wer weiß, ob Papa Dietzel nicht am Ende — er hat sich ja sehr entzückt zu Annie Seunemann über dich ausgesprochen. — An eine Glatze stößt du dich hoffentlich nicht als vernünftiges Mädel? Bei Werner fängt übrigens auch schon ein kleiner Mondschein an. Du, Sette, denke mal — Frau Sette Dietzel — —"

So plauderte Lulu in einem fort, auch im Coupé. In Vogtedt erwartete Werner sie am Bahnhof. Es war dunkel geworden, als sie von dem Perron hinunterschritten, und am Frühlingshimmel stand die blaßgoldne Mondsichel just über den hohen spitzen Türmen der uralten Nikolaikirche dort unten im Städtchen.

Werners Stimme war freier als alle die Tage vorher; er drückte Setten zärtlich die Hand. Im Wagen überfiel ihn Lulu mit der großen Berliner Angelegenheit.

Er zuckte nur die Schultern und sagte: „Na, da laß sie und grüß' sie nicht wieder, Sette."

Nach dem Abendbrot, als Settens Bett im Boudoir zurechtgemacht war und sie sich eben mit ihrem schmerzenden Kopf zurückziehen wollte, kam Werner ihr nach.

„Na, Kleine, nun will ich dir mal einen Rat geben — nimm dir die Geschichte nicht weiter zu Herzen," sagte er, und dabei strich er ihr leise über die Wange. „Die Sache schweigen wir einfach tot; je mehr man darüber redet, desto größer wird solche Klatschlawine. Laß dich nicht kümmern, was ein gehässiges Weib über dich sagt, übrigens wird sie den Mund halten von jetzt an — verlaß dich darauf. Heute hat Malwine einen Brief von mir bekommen, den sie, wie man so zu sagen pflegt, nicht hinter den Spiegel stecken wird. Nach Mamas Abreise bleib' noch ein bissel bei uns, dann können wir gelegentlich über deine Zukunft sprechen; zu Hause würdest du doch wohl nicht bleiben wollen — was? Es ist auch nichts mit der Malle — —"

Er hielt einen Augenblick inne, räusperte sich und sagte dann: „Da ist auch ein Brief von Feddersen, willst du ihn lesen?" Er legte ein Couvert auf den Schreibtisch, küßte Sette auf die Stirn, wünschte ihr eine Gute Nacht und ging.

Sette nahm mit zitternden Fingern den Brief und setzte sich auf ihr Nachtlager; die Buchstaben tanzten ihr vor Augen, es dauerte eine Weile, bis sie den Sinn der Worte begriff:

„Ew. Hochwohlgeboren

beeile ich mich, in Beantwortung Ihres geehrten Schreibens, auf Ehrenwort zu versichern, daß die Persönlichkeit des Fräulein Lisette Oldenroth in keinerlei Beziehung zu den Zerwürfnissen zieht, die zwischen meiner Frau und mir sich entsponnen haben.

Ergebenst

Fritz von Feddersen,

Hauptmann z. D."

Mechanisch löschte sie das Licht aus und legte sich zu Bett, ihre brennenden Augen starrten in das Zimmer, das schwach erhellt wurde von dem Schein einer Straßenlaterne.

Nun war auch das erledigt! Nun lag der Absichnitt ihres Lebens, der Buchte hieß, hinter ihr, und das alte Dasein hub wieder an, das öde, das schreckliche. Eine Eisesklälte durchdrang sie plötzlich bis in das Herz hinein, der geschäftsmäßige Ton des Briefes that ihr weh. Aber was sollte Er denn Werner anders antworten, wenn der ihn nach der Wahrheit fragte?

Ein grenzenloses Heimweh überkam sie plötzlich, nach dem Leben voll schwerer Arbeit, nach dem stillen Garten und der Stube, in der sie abends, wenn sie allein war, den Tritten lauschte, die über ihr hin und her gingen.

Sie hatte nicht in Buchte bleiben wollen, und man hatte sie

doch dazu gezwungen, der Tote und die Lebenden hatten sie festgehalten. Und nun war ihr das schwere harte Leben dort so lieb, so lieb geworden, daß sie seinen Abschluß empfand, als seien die Pforten des Paradieses vor ihr zugeschlagen. Sie verstand sich selbst nicht mehr, sie wußte nur Eines: daß sie in diesen Augenblick keinen Funken von Lebenslust mehr besaß, daß nach dem Schmerz, der sie jetzt schüttelte, eine große Gleichgültigkeit gegen alles sie überfallen würde. Könnte sie doch schlafen, schlafen, um nie wieder aufzuwachen!

Aber die Ruhe floh sie; als sie am Morgen aufstand, hatte sie einen Entschluß gefaßt. Sie wollte der Mutter und den Geschwistern sagen: Nehmt's nicht übel, aber ich bin jetzt zu sehr an Arbeit gewöhnt, ich würde krank werden in dem Bummelleben, das ihr mir zumutet — ich will mich nach einer ähnlichen Stellung umsehen, wie ich sie bis jetzt hatte.

Wie sie aber gegen neun Uhr zum Frühstück kam, las die Mutter just ein Schreiben von Malwine vor, das der Briefträger soeben abgegeben hatte, und das dem Stempel nach abends vorher zwischen Elf und Zwölf zur Post gegeben war. Die Majorin unterbrach sich bei Settens Eintritt, und Lulu, die zugehört hatte, machte Sette ein Zeichen, als ob irgend etwas Unerhörtes geschehen sei. Und die alte Dame jammerte auch gleich: „Um Gottes willen — nein — nein, um Gottes willen!“

„Lies doch nochmal, Mama,“ bat Lulu, als Sette vor ihrer Tasse Platz genommen hatte, „oder gieb her, ich werde lesen.“

Die junge Frau in ihrem eleganten hellen Morgenanzug beugte sich über den Tisch, nahm der Schwiegermutter einfach den Brief aus der Hand und las:

„Liebe Mama!

In aller Eile bitte ich Dich, warte nicht darauf, daß ich Dich abhole von Bogstedt; ich habe mir überlegt, daß es gut ist, wenn ich mir auch mal den Wind um die Nase wehen lasse draußen —“

„Wind um die Nase wehen lassen, ist gut,“ unterbrach sich Lulu, und las weiter —

„Werners Brief zufolge paßt es jedenfalls auch ganz gut, wenn nicht Zwei bei Dir herumlungern, von denen die eine — das bin ich — nörgelig und verbissen ist, und die andere — das ist Sette — geschont werden muß, weil sie so ‚vielerlei Schweres‘ im Leben durchgekostet hat. — Ich habe es natürlich immer sehr leicht gehabt! — Na, um kurz zu sagen, ich bleibe bei Allen und beide ihr das Kind erziehen. Gehalt kann ich selbstverständlich nicht beanspruchen unter den jetzigen Verhältnissen, aber ich fühle mich belohnt, der armen Frau etwas sein zu können während der schweren Zeit, die sie durchlebt.

Ich reise in einer Stunde — elf Uhr — nach Dresden, wo ich gegen zweieinhalb Uhr eintreffe und sofort meine Sachen packen werde. Ihr findet keine Unordnung, sondern Sette kann glatt einziehen, auch verweiden wir dadurch überflüssige Auseinandersetzungen, wobei mein ‚verbittertes Naturell‘ wieder zu Tage treten könnte.

Herzlichen Gruß! Lebt recht wohl. Ich bin wie immer Eure treue Tochter und Schwester Malwine.“

„So, nun wißt ihr's!“ sagte Lulu, faltete den Brief wieder zusammen und gab ihn an die Majorin zurück, die mit verblüffter Miene die Vorleserin angestarrt hatte. „Schneidiges Mädchen, die Malwine!“ fügte die junge Frau hinzu. — „Ja, wenn ich nur wüßte — wenn ich nur wüßte!“ stotterte die alte Frau Majorin.

„Aber, Mama, du hörst doch, sie will sich den Wind um die Nase wehen lassen!“ rief Lulu und machte mit dem Zeigefinger eine Bewegung nach ihrem niedlichen Stumpfnäschen, „laß sie doch, sie wird sich ihren Salat schon richtig einmengen bei Zischen. Ich schlage vor, wir schreiben ihr eine Karte, darauf steht: An Fräulein Malwine Oldenroth, Kinderfräulein bei — —“

„Lulu!“ Die Schwiegermama bekam eine ganz weiße Spitze Nase.

Lulu warf sich in den Stuhl zurück und lachte die ganze Tonleiter hinauf und herunter; Sette kam zu ihrer Mutter herüber und strich über die alte, zitternde Wange.

„Laß Malle nur, Mama; sie ist wirklich sehr bedrunden mit Zisen und wird ihr von großem Nutzen sein. Nimm einmal mit mir vorlieb, versuche es doch!“

Die Majorin fing an zu weinen, sie fühlte sich wie verraten und verkauft. Werner, der eine Stunde später heimkehrte, hatte Mühe, die alte Frau zu beruhigen.

Am anderen Tage, nachmittags, reiste Sette mit ihrer Mutter ab, und wie sie sich Dresden näherten, da war das Herz der alten Dame so weit aufgetaut, daß sie begann, sich leise zu beklagen über Malwine und ihre rauhe Art, und daß sie niemals eine kleine „Behaglichkeit“ für die Mutter gehabt habe.

„Ich weiß gar nicht, wie sie so geworden ist, Sette, und wem sie nachschlägt. Es ist eben — weil — Gott ja — ihr armen Mädels! Wenn Papa euch einen ordentlichen Geldsack hinterlassen hätte, dann wäre das alles nicht, dann wäret ihr verheiratet und glücklich. — So — lieber Gott, lieber Gott laß nur gut sein, Sette, ich denke immer, wer weiß, was euch erspart geblieben ist; es ist doch auch oft so schwer in der Ehe.“

Sette sagte zu dem allen nichts. Der Zug fuhr eben über die große Elbbrücke nach Dresden-Altstadt hinüber, und das schöne Städtebild nahm ihr Auge gefangen: die Frauenkirche, die stolzen Brücken, die Katholische Kirche, die Akademie, auf dem rückseitigen Ufer die grünen Dächer des Japanischen Palais inmitten des schönen Parks, um dessen Bäume und Sträucher das erste lichte Grün schimmerte.

Es war spät nachmittags, und ein wimmelndes, geschäftiges Leben flutete über die Brücke; auf dem Strom kam ein Kettendampfer daher, und ein Passagierboot fuhr zu Thal.

„Wir wollen unser Gepäck einem Dienstmann übergeben,“ begann die Majorin.

„Kannst du denn so weit gehen, Mama?“

„O ja, ich habe mich erholt in Bogstedt; das gute Essen — nicht vom Petroleumkocher, weißt du — das ist doch was anderes.“

Sette lächelte die alte Frau an. „Warte nur, Mama, du wirst sein Petroleumesser mehr haben.“ Und in diesem Augenblick empfand sie es wie ein großes Glück, für die Mutter sorgen zu können.

„So! Da sind wir!“ sagte sie, als der Zug in der großen Halle anhielt, und ihre Stimme hatte dabei einen so freien Ton, wie sie ihn schon seit langem nicht gesunden hatte. Sorglam führte Sette die alte Frau am Arm durch alle die Menschen, die an ihr vorüberhasteten, nach der Wohnung in der Sedanstraße, von der die Sonne schon längst wieder Abschied genommen hatte, und die nun wieder ihre Welt werden sollte. (Fortsetzung folgt.)

Der Kurzschluss.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Arthur Wilke.

Wer die Entwicklung unserer deutschen Sprache in der Gegenwart verfolgt, der wird mit Interesse beobachtet haben, daß seit etwa zwanzig oder dreißig Jahren eine ganze Anzahl von technischen Bezeichnungen im Laufe Kurs gewannen hat. Diese Erlangung einer allgemeinen Geltung vollzieht sich bei solchen Wörtern in einer fast typischen Form. Anfangs wird der von den Technikern in etwas von oben herab zugewogene Ausdruck mit der Achtung vor dem Unbekannten, aber ohne bonderlichen Inhalt nachgesprochen. In der häufigeren Wiederholung vermindert sich die Achtung sehr stark und der Inhalt nimmt zu; er deckt sich allerdings nicht mit demjenigen, welchen der Techniker dem Ausdruck giebt, aber das ist für das weitere Schicksal des Wortes ohne jeden Belang. Eines Tages offenbart sich nun der Sprachwitze des Volkes in kräftiger Weise, indem dieses seinen Stempel auf die leere Platte setzt und sie zur gangbaren Wortmünze ausprägt. Der Techniker schlägt freilich oft die Hände über dem Kopf zusammen und behauptet, das neue Sinl sei mit einem ganz falschen Stempel versehen. Aber das ist für das Volk einfach „Fachsimpelei“; es hat sein neues Wort, und es kehrt sich daran. Was es selber damit meint, das weiß es ja halbwegs, und wenn der Techniker etwas anderes damit bezeichnen will — um so schlimmer für ihn!

So ist es neuerdings mit dem Worte Kurzschluß, das seit etwa Jahresfrist in Umlauf gekommen ist. Es ist ein Wort von fröhlicher Kürze geworden, das sich mit schätzbarer Bereitwilligkeit darbietet, wo irgend eine Störung bei elektrischen Anlagen sursacht auf ihre Ursache zurückgeführt werden soll. Geben unversehens in einem Raume die Lampen aus, was ist die Ursache? Kurzschluß! Bleibt der elektrische Straßenbahnwagen plötzlich stehen, so sagt der Wanderer, indem er in seinem Laufe für einen Augenblick innehalt: „Kurzschluß“ und schreitet

AM WÜSTENQUELL

Nach dem Gemälde von W. Kuhnert

Fleissige Hände.
Nach dem Gemälde von M. Fabian.

dann beruhigt weiter. Entsteht in einem Hause, in welchem sich elektrische Leitungsanlagen befinden, ein Brand — der „Kurzschluß“ hat ihn verschuldet, unbedingt der Kurzschluß! Ja, er ist rasch und ungeheuer populär geworden, der Kurzschluß, und da mag es doch an der Zeit sein, gegenüber all diesen unklaren Meinungen festzustellen, was der ursprüngliche, der elektrische Kurzschluß eigentlich ist.

Wie beim Mühlrad das Wasser von einem höheren Niveau zu einem niederen stürzen muß, um das Rad zu treiben, so muß auch der elektrische Strom, wenn er eine Lampe, einen Elektromotor u. a. treiben soll, von einem höheren Niveau zu einem niederen stürzen, oder, wie es in solchem Falle heißt, von einer höheren Spannung seinem niederen elektrischen Drucke) zu einer niederen gehen. Jede elektrische Vorrichtung bedarf deshalb zweier Leitungen, der einen, welche ihr die Elektrizität unter höherem Drucke zuführt, der anderen, welche durch Zurückleitung der Elektrizität den niederen Druck erhält. Die Dynamomaschine stellt dabei eine Art Pumpe, eine Elektrizitätspumpe dar, welche die Elektrizität in die erstere Leitung hineindrückt, aus der anderen absaugt.

Wenn wir nun zwischen zwei Leitungen, denen ein bestimmter elektrischer Druckunterschied eigen ist, irgend einen Leiter, eine elektrische Lampe einschalten, so wird sich das Maß Elektrizität, das sich in der Sekunde durch diese Vorrichtung ergießt, also die Stromstärke, nach dem sogenannten elektrischen Widerstand richten; je kleiner der Widerstand, desto größer die Stromstärke. Wenn nun die beiden Leitungen durch einen ganz kurzen Draht geschlossen werden, der nur wenig Widerstand hat, oder sich gar unmittelbar berühren, so wird, da jetzt nur der so gering als thunlich bemessene Widerstand der Leitungen selbst in Frage kommt, die Stromstärke sehr groß werden. Der elektrische Strom erwärmt aber jeden Leiter, den er durchfließt, und das Maß der in der Sekunde entwickelten Wärme hängt von der Stromstärke ab, es wächst mit ihr und zwar stärker als sie.

In dem Falle der Berührung der Drähte wird nun die Stromstärke ungewöhnlich groß, so groß, daß an der Berührungsstelle sich sehr viel Wärme entwickelt und auch die nächsten Zuleitungsdrähte sehr heiß oder gar glühend werden. Die glühende Berührungsstelle wie auch die glühenden Drähte können also brennbare Stoffe in ihrer Umgebung entzünden. Diese Möglichkeit ist übrigens bei allen Beleuchtungsanlagen vorgesehen, und der Elektrotechniker schaltet deshalb an vielen passenden Stellen der Leitungsanlage sogenannte Abschmelzsicherungen ein. Es sind dies Leitungsstücke aus Blei oder einem anderen leicht schmelzbaren Metall. Bei der normalen Stromstärke erwärmen sie sich nur unwesentlich. Steigt aber die Stromstärke, z. B. durch den oben beschriebenen Kurzschluß, über ein gewisses Maß, so erhitzen sie sich unter der Einwirkung des stärkeren Stromes so weit, daß sie schmelzen. Dann ist die Leitung unterbrochen, und der Strom kann nicht mehr an die gefährdete Stelle herandringen.

Es ist nun bei elektrischen Anlagen nicht zu vermeiden, daß zwei Leitungen, in denen der elektrische Druck verschieden ist, dicht nebeneinander zu liegen kommen. Allerdings trägt der Elektrotechniker Sorge, sie elektrisch getrennt zu halten, indem er sie mit einer für die Elektrizität undurchgängigen Hülle umgiebt. Doch diese Hüllen können beschädigt werden. Ein Nagel, der in die Wand eingetrieben wird, kann die Leitungen treffen und ihre Hüllen zerreißen. Indem er dann mit den beiden Drähten in Berührung kommt, bildet er einen bequemen Strombogen von sehr geringem Widerstand. Der Kurzschluß ist also fertig. Es kann Feuchtigkeit an und durch die Hülle dringen, und das Wasser leitet, so gewinnt der Strom einen Nebenweg, sozulagen einen Richtweg, den er sich unter den mitwirkenden Umständen nach und nach verbreitert. Eines Tages ist er breit genug, um so viel Strom durchzulassen, daß die Stelle anfängt zu schmoren; allmählich entwickelt sich dann ein Brand. Bei den elektrischen Bahnen ist die Zuleitung hoch durch die Luft geführt, während als Rückleitung die Schienen dienen. Nun ereignet es sich, daß ein Telephondraht reißt, im Fallen sich über die Luftleitung legt und mit seinem freien Ende an die Schiene zu liegen kommt. Im nächsten Augenblick entwickelt sich an den beiden Berührungsstellen ein lebhaftes Feuerwerk und, will's das Unglück, so brennt nicht der Telephondraht, sondern die tuplerne Luftleitung der Straßenbahn durch. Ihr Ende senkt sich auf die Schienen und, wenn vorher der Schluß ein Kurzschluß war, so ist er jetzt ein noch viel kürzerer. Auf der Station treten sofort die Sicherheitsschalter in Thätigkeit, aber die Linie ist nun stromlos, und ihre Wagen sind der bewegenden Kraft beraubt.

Dies sind nur einige Formen des Kurzschlusses; er hat aber zahllose andere, denn er ist bei weitem der schlauste und tückigste Feind des Elektrotechnikers, der stets auf der Hut vor ihm sein muß und ihm in jeder Weise den Weg zu verlegen sucht. Oft, ja damit Ernst ernst hat, beweist der Umstand, daß wenigstens in Deutschland die Feuersgefahr bei elektrischen Anlagen verschwindend klein geworden ist. Den Kurzschluß ganz zu verhindern, steht bis jetzt leider nicht in unserer Macht.

Deutsche Städtebilder.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Düsseldorf.

Von Heinrich Frauberger.

Das Johann Wilhelm-Denkmal.

Weit zurück in die Vergangenheit reichen Düsseldorfs Gerechtsame als Stadt, denn schon vor 614 Jahren, um 1288 wurde es nach der Schlacht bei Worringen durch den Grafen Adolf von Berg zur Stadt erhoben.

Das ehemalige Fischerdorf, das zwischen den beiden Armen der Düssel kurz vor ihrer Mündung in den Rhein gelegen war, eignete sich seiner Lage nach ganz vorzüglich zur Residenz der Grafen von Berg, der nachmaligen Herzöge von Jülich, Cleve, Berg. Schlösser und Parkanlagen, Bastionen und Festungen, von der Düssel umflossen, eine mächtige Kauthalle, ein Rathaus mit reichem künstlerischen, die Wohlhabenheit zeigendem Schmuck, beherrschten die wenigen kleinen Häuser der Beamten, Kaufleute und Bürger der Altstadt.

Wenngleich nun Düsseldorf schon im 13. Jahrhundert durch Adolf V von Berg Residenzstadt wurde, so war es doch von den vielen Grafen, Kurfürsten und Herzögen, die seit dieser Zeit mit ihren Familien in der Stadt residierten, nur wenigen beschieden, sich bis zum heutigen Tage bei der Bevölkerung in Erinnerung zu halten. Am volkstümlichsten bleibt noch durch sein hervorragendes Denkmal Johann Wilhelm. Erhalten hat sich ferner noch ein Marmorstandbild in wenig besuchter Gartenecke vom Herzog Karl Theodor, und die Phantasie der Bewohner beschäftigt noch heute Jacobe von Baden, das prunkvolle Hochzeitsfest der Fürstin mit den vielfachen, sonderbaren Spielen und Turnieren einerseits und deren trauriges Ende durch Mörderhand andrerseits.

Zwar haben in dem durch Karl Theodor neu erbauten Jägerhof die Fürsten von Hohenzollern und verschiedene Prinzen von Preußen vorübergehend residiert, doch ihre Hofhaltung war nicht so bedeutend, um den Namen einer Residenzstadt sonderlich zu rechtfertigen.

Zu der Zeit, in welcher die Kurfürsten an der Mündung der Düssel ihre Residenz aufgeschlagen hatten, machten sich schon die ersten Anfänge einer Pflege der Kunst bemerkbar. Der Kurfürst Johann Wilhelm zog, angeregt durch seine Gemahlin, die Medicäerin Luise, eine Reihe hervorragender Künstler an seinen Hof, legte unter Mitwirkung tüchtiger Kunstkenner eine sehr bedeutende Gemäldesammlung an und erbaute für sie ein stattliches Galeriegebäude.

Die Gemäldesammlung wurde vor Beginn der französischen Invasion nach München gebracht, doch das Interesse für Kunst blieb dem Herrscherhause. Der Herzog Karl Theodor errichtete zur Pflege derselben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Maler-, Zeichen- und Bauakademie, im Jahre 1777 eine Akademie der bildenden Künste, und von da ab datiert für Düsseldorf die Bezeichnung Kunststadt.

Die künstlerischen Bestrebungen hatten zwar auch unter den Unbilden des Krieges schwer zu leiden; erst in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts begann wieder mit dem eingekehrten Frieden und dem sicheren Besitz des bergischen Landes seitens der preußischen Krone die Kunstpflege und die Förderung der Düsseldorfer Kunstakademie. Ausgestattet mit einer hervorragenden künstlerischen Begabung und einem persönlichen Charakter, welcher bedeutende Künstlernaturen machtvoll anzog und fesselte, gab Peter Cornelius der neu entwickelten Kunstschule einen frischen Zug, was die Bevölkerung dadurch anerkannte, daß sie an einem bevorzugten Platz diesem Förderer des heimischen Kunstlebens ein Denkmal setzte. A. Donndorfs Künstlerhand modellierte die Statue des Direktors der Düsseldorfer Kunstakademie. Am Fries umgeben die Gestalten des Faust und der Helena, darunter allegorische Figuren: die Malerei, die Germania, die Italia, und am Sockel die Figuren der Religion und der Dichtkunst dieses Denkmal.

Der Marktplatz.

Nach einer Aufnahme von Jul. Söhn in Düsseldorf.

Zu besonderer Blüte erhob sich die Kunstakademie unter seinem Nachfolger, dem Direktor Schadow. Eine große Anzahl bedeutsamer Maler, wie Knaus, Rethel, Leſing, Schirmer, die beiden Achenbach, Camphausen, der nachmalige Direktor Bendemann, Vautier und viele andere, trugen zum Glanze der Düsseldorfer Malerschule bei. Noch unter dem Direktor Bendemann hielt die einseitig bevorzugte Förderung der Malerei an, während unter dem jetzigen Direktor Peter Janssen neben der Malerei auch die beiden Schwesterkünste Bildnerei und Architektur einer größeren Pflege teilhaftig werden.

Aus der kleinen Stadt wurde im Laufe der Jahre ein mächtiges Gemeinwesen, aber noch immer hört der Düsseldorfer seine engere Heimat gern als Kunststadt preisen, und im Vergleich zu den umliegenden Städten, die durch die Pflege der Industrie einseitig groß geworden sind, hat sich Düsseldorf neben seinem rheinischen heiteren Wesen den fröhlichen Zug, den die sorglose Künstlerschaft ihr gegeben, bewahrt. Das Leben in Düsseldorf ist allzeit heiter, fröhlich und vergnügungsreich gewesen, es brachte stets eine große Zahl von schönen Festen mit sich

Die Kunsthalle.

und bot in den umfassenden Ausstellungen Anregung für Geist und Gemüt.

In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts wurde begonnen, die alten Bastionen und Festungen zu beseitigen und prächtige große Alleen an deren Stelle anzulegen. Das ganze Stadtbild hat sich mit dem Fortschreiten dieser Bestrebung von Grund auf geändert, das Düsseldorf unserer Zeit hat, abgesehen von den würdigen Bauten der

Das Cornelius-Denkmal.
Nach einer Aufnahme von Chr. Herbst, Hofphotograph in Worms.

Das Stadttheater.
Nach einer Aufnahme von Jul. Söhn in Düsseldorf.

Altstadt, mit dem Düsseldorfe der früheren Jahrhunderte nur wenig noch gemein.

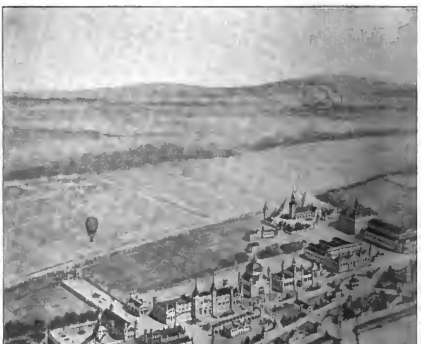
Der geniale Gartendirektor Weyhe entwarf eine prachtvolle Parkanlage, den jetzt von imposanten Bäumen besetzten Hofgarten, dessen Ausdehnung so groß ist, daß noch heute die Mehrzahl der Stadtbewohner bei ihren Wegen ihn durchkreuzen muß; nicht die Düsseldorfer allein, vielmehr die Bewohner der umliegenden größeren Städte nennen daher gerne Düsseldorf die Gartenstadt. Die Bezeichnung hat auch dazu beigetragen, daß fortgesetzt die maßgebenden Kreise thätig sind, Alleen anzulegen, Bäume zu pflanzen, größere Gartenanlagen an den Plätzen zu errichten, die Bauordnung so festzusetzen, daß bei den Häuserblocks größere Flächen für Gartenanlagen frei bleiben.

Dann kam das Bedürfnis, nach dem Muster der Holländer die Erbauung des drei- und vierfenstrigen Familienwohnhauses zu pflegen, große breite Straßen anzulegen und bei diesen Straßen auf breite Trottoirs Rücksicht zu nehmen. Weil die räumliche Ausdehnung des Stadtgebietes bedeutend war und die Ebene kein Hindernis bot, dehnte sich von den siebziger Jahren ab die Stadt nach den verschiedenen Richtungen hin sehr weit aus, so daß heute die Altstadt nur einen kleinen Teil der bebauten Fläche ausmacht. Sie erfreut sich nur deshalb eines regen Verkehrs, weil der Marktplatz mit seinem frischen Treiben, wo Obst- und Gemüsehnden das Wahrzeichen der Stadt, das herrlich patinierte Denkmal Johann Wilhelms umgeben, und das unfertige Rathaus, das aus einem alten Reste aus der Renaissancezeit und einem neugebauten Teil besteht, die Bürgerschaft zum Besuche zwingen. Ebenso wird auch der Fremde genötigt sein, den alten Stadtteil aufzusuchen, wenn er einmal das Geburtshaus Heinrich Heines oder das Wohnhaus Karl Leberecht Immermanns, des Dichters des „Münchhausen“ und „Oberhof“, besichtigen will.

So anheimelnd auch manche der alten Giebelhäuser in der Altstadt sein mögen, so eilt doch der Düsseldorfer wie der Fremde gern wieder nach der neuen Stadt mit den geräumigen und vornehm wirkenden Vierteln. Hier erfreut ihn die Königsallee mit den üppigen Kastanienbäumen. Parallel mit dieser zieht der von grünen Böschungen eingefaßte Düsselarm mit seiner jüngst vom Verschönerungsverein gestifteten Grotte, die von Tritonen, Delphinen und Putten belebt wird.

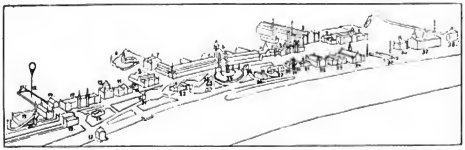
Der Bau von Eisenbahnen, namentlich der Bergisch-Märkischen Bahn, zeigte weitblickenden Fabrikanten, die ihre Eisenwerke in abgelegenen Gegenden hatten, daß ihre Betriebe nur gedeihen könnten, wenn sie dieselben nach einer Eisenbahnstation verlegten. Mitglieder der Familie Poensgen aus der Eifel waren die ersten, die mit ihrem Betrieb nach Düsseldorf übersiedelten. Seitdem hat sich das ausgedehnte Terrain, welches sich zwischen dem Schienenstrang und den nahen Höhenzügen des bergischen Landes ausbreitet, von Jahr zu Jahr immer mehr als Fabrikgebiet entwickelt, bis man ein Recht hatte, Düsseldorf auch mit der Bezeichnung einer Fabrikstadt zu belegen. Heute rauchen in einem bestimmten Teile der Stadt Hunderte von Schornsteinen, während in anderen Bezirken große Gebiete mit Einfamilienwohnhäusern und Villen bebaut sind. Im Gegensatze zu dem Fabrikviertel erfreuen sich die Gegenden, in welchen diese Villenkolonien liegen, großer Schönheit und wohlthätiger Ruhe.

Die Fabriken förderten den Verkehr und den Handel. Eine



Die Düs

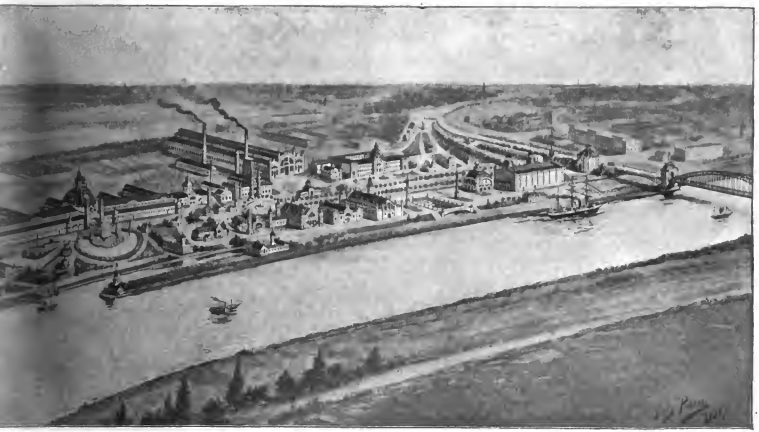
große Anzahl intelligenter Kräfte zog von auswärts nach Düsseldorf; ihre Geschäfte führten sie nach den großen Weltstädten, die Annehmlichkeiten, die sie dadurch kennenlernten, suchten sie dann in der eignen Stadt zu schaffen. So war infolgedessen im Jahre 1874 ein prächtiges Stadttheater aufgebaut worden, früher schon der Malkasten, der den Lesern der „Gartenlaube“ aus vielen Schilderungen wohlbekannt ist, als Mittelpunkt der Maler und Kunstfreunde in dem ehemals Jacobischen Garten, in welchem schon Goethe unter den alten schattigen Bäumen lustwandelte. Einen bedeutenden Aufschwung nahm Düsseldorf mit der von dem damaligen Ingenieur und jetzigen Geheimen Kommerzienrat Heinrich Lueg inscenierten Kunstgewerbe- und Industrieausstellung des Jahres 1880. Sie zeigte, was die beiden Provinzen Rheinland und Westfalen an industrieller Macht bedeuten. Sie entwickelte den wechselseitigen Verkehr der Rohstofffabrikanten und anderen Industrien, sie gab den Anstoß zu wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Vereinigungen aller Art.



Skizze zu der untenstehenden Ansicht der Düsseldorfer Industrie- und Gewerbe-Ausstellung.

1. Kunstausstellungsgebäude. 2. Pavillon der Rhein.-Westf. Webereibesitzer. 3. Maschinenhalle. 4. Gebäude der A.-G. Gutehoffnungshütte und Deutzer Motorenfabrik. 5. Gebäude des Vereins zur Förderung der bergbaul. Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund zu Essen-Ruhr. 6. Hauptindustriehallen. 7. Gebäude der Kölner Handwerkerkammer. 8. Tiroler Bergfahrt (Zillerthal). 9. Erweiterungsbau der Hauptindustriehallen. 10. Gebäude der Benrather Maschinenfabrik. 11. Gebäude der Maschinenfabrik Losenhausen. 12. Gebäude der Kgl. Eisenbahndirektion Elberfeld. 13. Gebäude der Rhein. Waggon- und Lokomotivfabriken. 14. Gebäude der Georgs-Marienhütte Osnabrück. 15. Personenbahnhof. 16. Gebäude der Uerdinger Waggonfabrik. 17. Anlegepavillon für Schiffe. 18. Fesselballon und Eingang an der Kaiserswerther Straße. 19. Marineschauspiele. 20. Wasserrutschbahn. 21. Alt-Trierer Haus. 22. Hauptweinrestaurant. 23. Rüdesheimer Burg. 24. Fontaine vor der Hauptindustriehalle. 25. Bacharacher Haus. 26. Café zur schönen Aussicht. 27. Festhalle (Hauptbierrestaurant). 28. Gebäude der Tabakindustrie. 29. Aussichtsturm mit Fahrstuhl. 30. Gebäude der Düsseldorfer Handwerkerkammer. 31. Gebäude der Dortmunder Aktienbrauerei. 32. Gebäude der Rhein. Maschinen- und Metallwarenfabrik. 33. Erweiterungsbau der Hauptindustriehallen. 34. Gebäude des Bochumer Vereins für Bergbau und Gußstahlfabrikation. 35. Ausstellung des deutschen Betonvereins. 36. Gebäude des Hörder Bergwerks- und Hüttenvereins. 37. Gebäude der Firma Fried. Krupp, Essen. 38. Panorama (Uebergang Blüchers über den Rhein bei Caub).

Aus vielen winzig kleinen Betrieben entstanden durch die Schule dieser Ausstellung mächtige Fabriken. Die Ueberschüsse dieser Ausstellung von nahezu $^1/_4$ Million Mark ermöglichten die Gründung eines Centralgewerbevereins zur Förderung der Kunstindustrie und des Kunstgewerbemuseums. Im Jahre 1881 wurde zur Vereinigung der Gemälde die prächtige Kunsthalle errichtet. Im Jahre 1882 wurde die Kunstgewerbeschule, im Jahre 1883 das Kunstgewerbemuseum eröffnet, und bald darauf konnte der Oberbürgermeister mitteilen, daß die Zahl der Bewohner 100 000 überschritten, Düsseldorf eine Großstadt geworden wäre. Der Bewohnerzahl nach war sie es freilich, aber in Wirklichkeit waren doch noch die alten Verhältnisse maßgebend. Ein kleinlicher Zug blieb noch auf einige Jahre der Stadt, aber auch das hat sich seit den neunziger Jahren geändert, den Düsseldorfern ist gar bald auch das Verständnis für das Leben der Großstadt, der Sinn und der weite Blick für die neuen Verhältnisse erwachsen. Nun wird es nicht mehr lange dauern, dann wird Düsseldorf eine viertel Million Einwohner zählen, und wie die gesunden industriellen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt deutlich erkennen lassen, wird damit nur ein neuer Markstein in einem rasch noch weiter sich entwickelnden Wachstum des Gemeinwesens erreicht sein.



eldorfer Industrie- und Gewerbe-Ausstellung aus der Vogelschau.
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Pauli.

An einer Erweiterung der Düssel, am Schwanenspiegel mit dem malerisch reizvollen Fischerhaus liegt das von Raschdorff errichtete Provinzialständehaus. Vor einigen Jahren war es noch das bedeutendste Gebäude, nun hat es bereits eine Reihe von Konkurrenten gefunden, und ganz außergewöhnlich sind die Anlagen, welche in den letzten Jahren im Zusammenhange mit der am 1. Mai zu eröffnenden Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung geschaffen worden sind. Mit einer Kostensumme von nahezu 10 000 000 Mark wurde am Südende der Stadt ein gewaltiger Hafen errichtet; mit einem Aufwande von 4 000 000 Mark ward dem Rhein ein wertvolles Terrain abgewonnen, eine Stromstraße errichtet, die ganze Stadt gegen künftige Ueberschwemmungen geschützt, eine Uferbahn angelegt. An Stelle der früheren kleinlichen Schiffbrücke wurde eine imposante feste Rheinbrücke erbaut, die den Verkehr von den Launen des Rheinstromes unabhängig macht; das sumpfige, unebene Terrain an der Golzheimer Insel wurde durch Aufschüttung von 1 600 000 cbm Sand zu einem herrlichen Ausstellungsgelände umgestaltet, und innerhalb wie außerhalb der Stadt wurden alle Vorkehrungen getroffen, um die erwarteten 5 000 000 Besucher der Ausstellung würdig empfangen zu können. Eine große Anzahl elektrischer Bahnen durchkreuzt die Stadt und verbindet sie mit den Nachbarstädten Neuß, Duisburg, Bohwinkel, Ratingen. Die Geschäftslokalitäten haben sich wesentlich verändert und vergrößert und locken die Fremden heran, denen nach Erledigung ihrer Geschäfte auch durch die Besichtigung der verschiedenen, in neuester Zeit errichteten Denkmäler in der Alleestraße eine willkommene Kurzweil geboten wird.

Der Rheinhafen.
Nach einer Aufnahme von Jul. Söhn in Düsseldorf.

Vorzüglich eingerichtete Vergnügungslokalitäten veranlassen täglich Auswärtige nach der Stadt zu kommen, die inzwischen durch eine großartige Entwicklung der elektrischen Beleuchtung auch den Namen „Lichtstadt" erworben hat.

Daß sie eine bedeutende Handelsstadt geworden ist, bezeugt der Umstand, daß direkte Seeschiffe von London nach Düsseldorf fahren; während der Ausstellungsdauer sollen auch Kriegsschiffe gegenüber dem Ausstellungsgelände ankern. Zu den annähernd hundert Kongressen werden aus allen fünf Weltteilen die hervorragendsten Geister herbeiströmen und die Stadt vorübergehend zur Weltstadt machen. Dieser außerordentlich bedeutende Aufschwung Düsseldorfs ist stets unter hervorragender Mitwirkung einer Reihe von thatkräftigen und heimatliebenden Männern erfolgt, deren einer, Geheimer Kommerzienrat H. Lueg, auch jetzt wieder Vorsitzender der bevorstehenden großen Industrie- und Gewerbeausstellung ist. Ein Blick über deren Gelände giebt unseren Lesern das Bild auf Seite 300 und 301.

Die Aerztin.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

(2. Fortsetzung.)

Novelle von **Paul Heyse.**

Als Herbert sich nach dem Besuche bei seiner Tante wieder auf der Straße befand, war ihm sehr unbehaglich zu Mute.

Was die Baronin von Hannas Honorarforderung gesagt hatte, konnte er mit ihrem Charakter, wie er sich ihm sonst gezeigt, nicht in Einklang bringen. Auch hätte er gewünscht, daß sie ihre Ratschläge nicht sogleich in aller Schroffheit vorgebracht hätte, so daß sie keine Aussicht haben konnte, sie befolgt zu sehen. Er schob dies freilich auf ihren Mangel an Erfahrung, wie man mit Menschen aus diesem Stande umgehen müsse, um etwas zu erreichen. Immerhin war es ihm schon darum betrüblich, da er ihr in der Sache recht geben mußte und gern gesehen hätte, daß sie mit etwas mehr Takt und Vorsicht das Vertrauen der Baronin sich errungen hätte. Am liebsten wäre er gleich wieder zu ihr hingeeilt, den widrigen Eindruck durch ihre Gegenwart zu verwischen und sich mit ihr auszusprechen. Denn schon fühlte er sich trotz der kurzen Bekanntschaft ihr gegenüber wie einen alten Freund, der es einer Freundin schuldig ist, nichts, was einem Vorwurf ähnlich sieht, gegen sie auf dem Herzen zu behalten.

Er besann sich aber, daß es Sonntag war, wo sie ihren Spaziergang mit dem Zerlinchen zu machen pflegte. So verschob er den Besuch auf morgen, und da er am nächsten Tage bis in den Nachmittag durch den Dienst abgehalten war, konnte er erst nach Sechs, zu ihrer zweiten Sprechstunde, den Weg nach ihrer Wohnung antreten. Die alte Susel, die auf sein Klingeln öffnete, stutzte zuerst, gerade so wie ihre Herrin, da sie ihn in der Uniform nicht gleich erkannte.

„Es ist gerade Sprechstunde," sagte sie dann. „Der Herr Baron werden warten müssen, es sind noch Patienten da. Aber ich will das Kind rufen, dem Herrn Baron Gesellschaft zu leisten. Zerlinchen sitzt bei ihren Schulaufgaben."

„Lassen Sie sie dort nur sitzen, Frau Susanne, und führen Sie mich in das Wartezimmer. Ich habe Zeit. Uebrigens bin ich kein Baron, nur der Hauptmann von Rheinfels."

Er folgte der Alten, die ihm eine Thür rechts öffnete. In dem großen Zimmer standen beide Fenster offen, an den Wänden rings saß ein halb Dutzend Frauen, kleine und größere Kinder neben sich, ein paar alte Männer standen in einem Winkel, hüstelnd und leuchend, alle in sehr dürftiger Kleidung. Um einen runden Tisch in der Mitte hockten auf Schemeln und niedrigen Stühlchen einige halbwüchsige Knaben und Mädchen, die Bilderbücher vor sich aufgeschlagen hatten und sehr darin vertieft schienen. Ein Knabe von etwa zehn Jahren stand an den Schoß seiner Mutter angelehnt und las eifrig in einem abgegriffenen Büchlein.

Herbert hatte noch nicht lange auf dem letzten freien Stuhl neben der Thür Platz genommen, als die Thür gegenüber aufging und die Doktorin ihren Kopf herausstreckte. Sie bemerkte sogleich die blaue Uniform, nickte Herbert freundlich zu, zuckte aber zugleich die Achseln, um anzudeuten, daß er sich gedulden müsse, bis die Reihe an ihn komme, da sie keine Ausnahme von der Regel machen dürfe. Dann winkte sie der Mutter des lesenden Knaben am Fenster, der aber nicht geneigt schien, das Buch wegzulegen, und den Lockenkopf schüttelte, als die Mutter es ihm nehmen wollte.

„Möchtest du die Geschichte gern auslesen, Heinz?" hörte man Hanna sagen. „So nimm das Buch mit, ich schenk' es dir. Jetzt aber mußt du folgsam sein und zu mir hereinkommen."

Der Knabe sah sie mit einem strahlenden Blicke an und ließ sich geduldig hineinführen. Die Zurückbleibenden steckten die Köpfe zusammen. Herberts nächste Nachbarinnen flüsterten sich zu, wie gut die Doktorin sei, und erzählten sich allerlei andere Züge eines freundlichen Herzens. Dann wurde nach und nach die kleine Gesellschaft immer spärlicher, bis die letzte Patientin hineingerufen war.

Inzwischen war die Dämmerung hereingebrochen. Herbert

trat an den Tisch, wo er außer der Kinderlektüre noch ein paar illustrierte Reisebeschreibungen fand, statt der üblichen „Fliegenden Blätter“. Er hatte sich eben an einigen sehr kindlichen Märchenbildern erbaut, als er seinen Namen aussprechen hörte. Hanna war unbemerkt hinter ihn getreten.

„Nun bin ich frei,“ sagte sie. „Aber kommen Sie herein in mein Ordinationszimmer, da kann ich Ihnen einen bequemen Stuhl anbieten. Welche Ueberraschung, daß ich Sie heut' schon wiedersehe! Hoffentlich gilt Ihr Besuch nicht der Aerztin.“

„Ja und nein,“ erwiderte er, ein wenig befangen. „Ich habe allerlei auf dem Herzen, das nur das Fräulein Doktor mir herunternehmen kann.“

Sie waren in das Nebenzimmer getreten, ein kleineres Gemach, ganz von dem Zuschnitt der gewöhnlichen Zimmer, in denen Aerzte ihre Patienten empfangen. Auf dem großen Tische, der mit Instrumenten verschiedener Art bedeckt war, brannte eine hohe Lampe, an der Wand daneben stand ein offener Schrank, der eine Menge Fläschchen, Kartons und Schächtelchen enthielt.

Hanna setzte sich auf den Armstuhl neben dem Tische und bot Herbert den Sessel ihr gegenüber an. „Nun lassen Sie hören,“ sagte sie lächelnd, „woran Sie leiden. Ich fürchte nur, ich habe mit Ihnen nicht mehr Glück als mit Ihrer Tante, die mich wie eine Kurpfuscherin behandelt hat, nein, eine solche hätte eher Gehör bei ihr gefunden, da ja die vornehmen Damen jedem Kräuterweibe gläubiger folgen als unsereinem. Was für Räubergeschichten hat sie Ihnen von mir gesagt?“ — Und da Herbert zögerte: „Gewiß hat sie mich auch für eine unverschämte Person erklärt, wegen des Honorars, das ich verlangte, als sie so brüsk danach fragte, wie einen Tischler nach dem Arbeitslohn für eine Reparatur. Ich merkt' es an ihrer Miene, sie hatte keine Ahnung, daß ich durchaus im Recht war, mir die Konsultation, an die sich ja keine weitere Behandlung knüpfen konnte, genau so honorieren zu lassen wie jeder meiner männlichen Kollegen, wenn ich meine Praxis auch nicht im zweispännigen Wagen ausübe. Oder wären Sie auch der Meinung, Frauenarbeit müsse schlechter bezahlt werden, als Männerarbeit, obwohl wir genau so viel Zeit und Geld auf unsere Studien verwenden müssen?“

Und da er lächelnd den Kopf schüttelte:

„Sehen Sie, werter Herr Hauptmann, für mich giebt es noch ein anderes Motiv, mich nicht lumpig bezahlen zu lassen von denen, die es dazu haben, weil ich denen, die es nicht haben, keine großen Rechnungen stelle und oft genug überhaupt keine. In der Regel freilich lasse ich mir auch von armen Leuten meinen ärztlichen Rat vergüten. In diesen „niederen Schichten“ weiß man, daß der Arbeiter seines Lohnes wert ist, und ein Doktor, der seine Rezepte gratis schreibt, wird nicht einmal für voll angesehen. Ueberdies — ich habe kein Vermögen, um sonst für die Meinigen zu sorgen, und brauche eine große Wohnung. Aber Sie trauen mir wohl zu, daß ich das bißchen, was die Aermsten mir geben, ihnen zehnfach wieder zukommen lasse, indem ich ihnen die Arzneien unentgeltlich mit nach Hause gebe und, wo ihr Hauptleiden Not und Mangel ist, auch die nötigen Heilmittel gegen den Hunger verschaffe. Wie könnt' ich das, wenn ich die Reichen nicht ordentlich besteuerte?

Nun, das versteht sich alles von selbst, und von mir will ich nicht weiter sprechen. Sie sollen nur keine falsche Meinung von mir fassen. Jetzt aber zu Ihnen. Haben Sie wirklich über etwas zu klagen? Sie sehen so frisch und blühend aus —“

„Nein, teures Fräulein,“ sagte er und wurde wieder ein wenig rot, „nicht in eigener Sache möchte ich Ihre Ansicht wissen, sondern — Sie werden begreiflich finden, daß meine nahe verwandtschaftliche Beziehung — nun, gerade heraus, es interessiert mich in hohem Grade, zu wissen, wie Sie den Zustand meiner Cousine beurteilen.“

Sie schwieg einen Augenblick. Dann aber sagte sie: „Ich bedaure, Herr Hauptmann, Ihnen hierüber keine Auskunft geben zu können. Es ist Grundsatz gewissenhafter Aerzte, sich über ihre Patienten nur gegen die zu äußern, die berechtigt sind, die Wahrheit wissen zu wollen, und der Mutter hab' ich nicht verschwiegen, was ich zu wissen glaubte, obwohl widerstrebend, da eine erste Untersuchung noch keinen sicheren Schluß erlaubt. Sie aber —“

„Auch ich, Fräulein Cameron,“ sagte er zögernd — „denn Sie müssen wissen, ich glaube ein ebenso großes Anrecht darauf zu haben, über Luciles Zustand aufgeklärt zu werden. Ich kann Ihnen keinen größeren Beweis meiner Hochachtung für Ihren Charakter und meines Vertrauens zu Ihrem ärztlichen Scharfblick geben, als wenn ich Ihnen gestehe, daß vielleicht das Glück meines Lebens — kurzum, ich habe manchmal daran gedacht, das zur Wahrheit zu machen, worauf, wie ich weiß, meine Tante schon seit lange mit Sicherheit rechnet: Lucile zu meiner Frau zu machen.

Ehrlich gesagt: von einer leidenschaftlichen Empfindung für das gute Kind ist bei mir nicht die Rede, nur von einer herzlichen Zuneigung, die dadurch genährt wird, daß sie mir leid thut in der ganz unerquicklichen Umgebung, in der sie aufwächst. Ich fühle eine Art ritterlicher Verpflichtung, die natürlichen Anlagen, die bei ihr noch schlummern, zu pflegen, mit einem Wort: aus der ammutigen Puppe einen Menschen zu machen. Das kann nur geschehen, wenn ich unbedingt Macht über ihre Erziehung erhalte, die jetzt so thöricht verpfuscht wird. Aber wenn sie mit der Anlage zu einer nuhelbaren Krankheit, mit der Aussicht auf einen frühen Tod zu mir käme — sie begreifen, ich würde dann nicht den Mut und die Freudigkeit behalten, Rettungsversuche mit ihrer jungen Seele anzustellen, wenn doch alles verlorene Liebesmüh' wäre.“

* * *

Er schwieg und sah ernst vor sich hin. Auch sie saß eine Weile stumm und sinnen mit sich zu Rate zu gehen, wie sie antworten sollte. Endlich sagte sie:

„Ich bin nun eigentlich froh, daß ich mir nach der einen vorläufigen Untersuchung kein maßgebendes Urteil erlauben darf. Denn selbst, wenn ich subjektiv überzeugt wäre, das Gespenst des in den Tropen verstorbenen Großonkels rage drohend in das Leben des jungen Fräuleins herein, würde ich doch Bedenken tragen, über ihre Zukunft mit abzusinnen. Unser medizinisches Wissen ist Stückwerk. Wer darf sich herausnehmen, mit Sicherheit zu sagen, ein Keim zu einem verderblichen Siechtum müsse sich unaufhaltsam entfalten! Wie oft erlebt man, daß eine gefährliche Anlage unter günstigen Lebensbedingungen, bei leiblichem und seelischem Ueberfluß am Glück und Freude, völlig zurückgedrängt wird! Welcher Arzt kann die Verbindung zweier Menschen apodiktisch für unheilvoll, sa wohl verbrecherisch erklären, von denen der eine Teil schwerlich zu einem hohen Alter kommen wird? Sind denn nicht auch ein paar Jahre eines wirklichen Herzensglückes etwas so Köstliches, daß es grausam wäre, es zu verhindern? Ich habe die radikalen Theorien, daß der Staat gesetzlich verhüten solle, erblich Belastete Ehen schließen zu lassen, immer für eine vorwitzige Thorheit gehalten. Die Natur ist so geheimnisvoll, sie hat so tausend Mittel und Wege, unserer klugen Maschlüsse zu spotten, durch die wir gerade so recht mit ihr im Einklang zu handeln denken, daß es sicherlich ist, diese Frage nicht von Fall zu Fall zu behandeln.

So auch, was bei Ihnen noch hinzukommt, das Problem der Heirat zwischen Cousin und Cousine. Auch hierbei hat man es zu keiner sicheren Erfahrung gebracht, zumal uns die Statistik dabei im Stich läßt. Und somit, Herr Hauptmann, kann ich nur sagen, daß Sie selbst der Schmied Ihres Glückes sein müssen. Eines freilich liegt offen vor Augen: wenn Ihre Cousine nicht die nächsten Jahre ernstlich dazu anwendet, aus der sündhaften Verwahrlosung und Verweichlichung ihrer zarten jungen Kräfte herauszukommen, wird kaum Hoffnung dazu sein, daß sie als Gattin und Mutter ihren Pflichten gewachsen sein möchte, gleichviel ob ein naher Vetter oder ein wildfremder Mann ihr Gatte geworden ist.“

Die Thür des benachbarten Wohnzimmers wurde hastig aufgemacht, das Zerlinchen stürzte herein, blieb aber, da sie Herbert erblickte, plötzlich stehen.

„Komm nur näher, mein Herzblatt, und sag dem Herrn Hauptmann guten Abend. Wie, ist es schon acht Uhr?“

Aus der Küche herüber hörte man eine Kuckucksuhr Acht schlagen. Auf dem Tisch drinnen stand die Lampe und beleuchtete ein einfaches Mahl. Das Mädchen trat auf Herbert zu und gab ihm die Hand, doch sichtbar widerwillig, wandte sich dann auf den Hacken um und flog hinaus.

Hanna sah ihr lächelnd nach.

„Meine abendliche Sprechstunde ist gewöhnlich Punkt acht Uhr zu Ende, wenn mich nicht ein schwererer Fall darüber

hinaus beschäftigt; dann essen wir zu Nacht. Es ist aber nicht deshalb, daß mein Kind Ihnen so unholde Augen gemacht hat, sondern weil ich ihr vorm Schlafengehen vorzulesen pflege, Schwabs Geschichten und Sagen oder die Geschichten aus dem Altertum. Wir halten gerade bei den Haymonskindern, und sie hat so großes Mitleid mit dem Pferd Bayard, das die vier gepanzerten Brüder tragen mußte. Nun fürchtet sie, wenn Sie hier blieben, käme es heute nicht zur Fortsetzung, und darum müssen Sie schon entschuldigen, daß ich Sie nicht einlade, an unserm frugalen Tische Platz zu nehmen. Wenn Sie nächsten Samstag wiederkommen wollten — freilich, ich weiß nicht, ob meine Habitués Ihnen zusagen."

Er erwiderte etwas Höfliches.

„Nein," sagte sie, „ich könnte es Ihnen nicht verdenken, wenn Ihnen diese guten Leutchen keine anziehende Gesellschaft schienen. Man muß die kleine Hinkel näher kennen, um zu wissen, was in ihr steckt, wie viel Feinheit des Herzens und großartige Ergebung in ihr Schicksal. Dazu ihre seltene Menschenkenntnis. Nächst uns Aerzten haben ja auch die Schneiderinnen die beste Gelegenheit, ihren Kunden all ihre Schwächen und Gebrechen abzusehen. Und unser Fridolin — sein schweres Handwerk, das fast eine Kunst ist, hält ihn nicht ab, seine geistigen Bedürfnisse zu befriedigen, ich leihe ihm Bücher und weise ihm ein bißchen den Weg. Wenn er nicht zu blöde wäre, um zu sprechen, würden Sie erstaunen, wie viel er in den zwei Jahren profitiert hat.

So, und nun sagen wir uns gute Nacht. Und noch Eins: ich habe Ihnen noch gar nicht für Ihre wunderschönen Blumen gedankt. Sie waren nur zu kostbar für mich, diese Orchideen, und Sie müssen mir verzeihen, wenn wir uns übers Jahr noch kennen und Sie an meinen Geburtstag denken, dann schenken Sie mir nur meine Lieblingsblumen, Sie raten nicht, welche das sind: die von allen Liebhabern sonst übersehenen Levkojen und der schlichte Goldlack. Ueber deren Duft geht mir keine Marschall-Niel-Rose. Wollen Sie sich's merken? Adieu! Ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir bewiesen haben. Auf Wiedersehen!"

* * *

In dieser Nacht fand Hanna viele Stunden lang keinen Schlaf.

Das Gespräch mit Herbert klang ihr noch immer nach. Sie wiederholte sich alles, was sie ihm über sein Mühmchen gesagt hatte, und fand jedes Wort richtig. Und doch war sie wieder im Zweifel, ob sie wohlgethan, ihm nicht auch die möglichen Gefahren einer solchen Verbindung lebhafter vorzustellen.

Denn im Grunde ihres Herzens schien er ihr viel zu gut für eine Frau, wie Lucile offenbar werden würde, wie ja ihre Mutter geworden war. Sie hatte gelacht, als Röschen Hinkel jene schwärmerische Liebeserklärung für den Hauptmann zum besten gab. Aber in allem Ernst schien er auch ihr von innen und außen ein Mann, wie man ihn selten findet, wie sie selbst wenigstens noch keinem begegnet war.

Sie war dreißig Jahre alt geworden, ohne ein Herzensabenteuer zu erleben, das tiefere Spuren in ihr zurückgelassen hätte. Einmal, gleich nach ihrer Uebersiedlung mit Mutter und Schwester nach München, hatte ein flotter junger Maler sich ihr genähert, der ihre Phantasie mehr als ihre Sinne bestrickte. Zum größten Teil seinetwegen, da er nicht Ernst zu machen geneigt war und ihre Vernunft und innerer Stolz sich gegen eine ziellose Liebschaft sträubten, war sie damals nach Zürich geflohen. Dort mußte sie so hart arbeiten, um neben ihren Studien ihren Unterhalt auf mancherlei Art zu gewinnen, daß es buchstäblich die Wahrheit war, wenn sie auf die anziglichen Nedereien ihrer Bekanntinnen wegen ihrer Tugend erwiderte: zur Untugend habe sie keine Zeit.

Herbert hatte ihr gleich in der ersten Stunde ungemein gefallen, zunächst durch seine ernste männliche Schönheit, dann durch die ritterliche Zartheit, mit der er sich gegen sie benahm, und daß er sich ohne herablassende Manieren so freundlich in ihre Umgebungen fand. Eine gewisse Weichheit seines Wesens, im Widerspruch zu seinem soldatischen Beruf, diente ihm eher zur Empfehlung bei ihr, da alle kräftig genaturten Frauen gleichsam zur Ergänzung ihrer selbst sich zu Männern hingezogen fühlen, die keinen Anspruch auf eine herrschende Rolle machen. Und doch nahm sie es ihm übel, daß er in der wichtigsten Lebens- und Zukunftsfrage offenbar keinen eigenen Entschluß faßte, sondern sich von der Tante, deren flachen Sinn er durchschauen mußte, zu einer Heirat bestimmen ließ, die nur nach dem gesellschaftlichen Vorurteil für ihn passend und ebenbürtig war.

Es wird zuletzt doch dazu kommen, sagte sie sich, und wenn er mit der Zeit einsieht, daß seine Erziehungshoffnungen fromme Wünsche bleiben müssen, da die Macht der Konvenienz zu groß und zu wenig eigenes Naturell vorhanden ist, mit dem sich ein Bildungsexperiment anstellen ließe, so wird das mit der Zeit eine Ehe wie tausende unter den oberen Zehntausend werden. Schade drum! Aber im Grunde, was geht's mich an?

Daß es sie denn doch anging, so recht „im Grunde", gestand sie sich nicht ein. Fast aber that es ihr heimlich wieder wohl, daß es nicht anders war. Sie fühlte sich durch die Gewißheit, daß der Mann, den sie so hoch stellte, einer Anderen angehöre, gegen ihr eigenes Herz geschützt, dem es ja nun nicht einfallen konnte, sich ernstlicher einer so verlorenen Neigung hinzugeben. Dafür durfte sie sich denn unbedenklicher erlauben, an dem Gegenstande ihrer hoffnungslosen Passion immer neue Liebenswürdigkeiten zu entdecken und gefahrlos für ihn zu schwärmen, als wenn es sich um den Mann im Mond handelte. —

In denselben Stunden, die für Hanna mit diesen etwas verworrenen Betrachtungen ausgefüllt waren, sieht die Beschäftigung mit ihr auch Herbert wach.

Ihm freilich war sie nicht bloß ein reizendes Problem, über das er sich mit vernünftiger Ueberlegung Klarheit zu schaffen suchte. Er fühlte vielmehr sein ganzes Inneres von ihrem Bilde ausgefüllt und gab sich dieser Empfindung mit reiner Glückseligkeit hin, wie ein ganz junger Mensch einer ersten Liebe.

In seinen jungen Jahren hatte er ihn und wieder etwas Aehnliches zu erfahren geglaubt, auch in ein paar leichtgeknüpften Verhältnissen Studien des weiblichen Geschlechts gemacht, die sein Herz leer ließen und ihn fast zu einem Weiberfeind hätten machen können. Seit er als Freund des Fürsten ein unerquickliches Garnisonsleben führte, glaubte er auch wirklich, mit allen Herzensthorheiten sei es für immer vorbei, er könne nichts Klügeres thun, als sich, wenn die Zeit gekommen, das heißt, seine schöne Cousine achtzehn Jahr geworden sei, unter das Ehejoch zu schmiegen und als biederer Hausvater, freilich nicht eben sehr vergnügt, seine Pflichten gegen das engere und weitere Vaterland zu erfüllen.

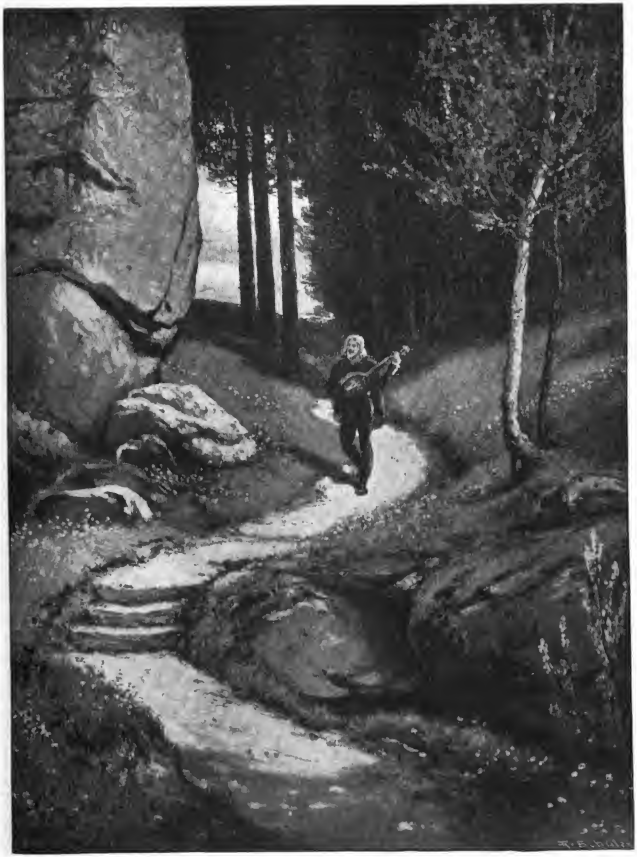
Nun hatte diese neue Bekanntschaft alle seine Zukunftsgedanken erschüttert. Denn während er sonst an die ihm bestimmte Braut tagelang nur dachte, wenn die Stunde kam, wo er gewohnt war, ihr Haus zu besuchen, blieb ihm jetzt, wo er ging und stand, das Gesicht dieser seiner neuen Flamme gegenwärtig, obwohl er selbst nicht sagen konnte, daß sie schön sei, und sie nicht den leisesten Versuch gemacht hatte, ihn durch kleine kokette Reize ihres Betragens zu fesseln. Aber seltsam: gerade die ruhige Verständigkeit ihres Wesens, die ihn bei jeder Anderen kalt gelassen hätte, übte einen Zauber auf ihn, der ihn ganz überwältigte.

Er mußte sich vorstellen, wie dies schlichte Gesicht, diese klaren, ruhigen Augen sich verwandeln würden, wenn ein Mann ihr Herz zu rühren vermöchte. Wie oft hatte er sein schönes Mühmchen umarmt, ohne daß sein Blut wärmer geflopft hätte, und jetzt geschah es ihm, wenn Hannas Hand nur einen Augenblick in seiner lag. Aber das war's doch nicht, was ihm dies Mädchen so teuer machte. Jene wunderſame Verbindung von kühlem Verstand und Innigkeit des Gemüts war's, die ihn in ihrer Nähe so glücklich machte, wie er sich nur als Kind neben seiner Mutter gefühlt hatte, obgleich er sich gestehen mußte, daß diese gute Frau zu Hannas Höhe nicht herangereicht hatte.

Und so, in einer Stimmung, die es ihm als Unmöglichkeit erscheinen ließ, jemals sich einem anderen Weibe fürs Leben hinzugeben, am wenigsten dem zierlichen Geschöpf, das man ihm ausgesucht hatte, fiel er endlich in einen Schlaf, aus dem er wie verjüngt am frühen Morgen erwachte.

* * *

Was daraus werden sollte, ob er im Ernst daran denken dürfe, das angebetete Mädchen zu seiner Frau zu machen, bekümmerte ihn so wenig, wie einen Studenten, der sich in die Tochter seiner Hauswirtin verliebt. Einstweilen genoß er die Wonne, sich recht aus dem Vollen glücklich zu fühlen in dem



Ein fahrender Sänger.
Nach dem Gemälde von W. Bader.

Bewußtsein, daß ein so seltenes Wesen überhaupt auf der Welt sei und ihm erlaube, sich an ihrem Umgang zu erfreuen.

Doch nahm er sich fest vor, diese Erlaubnis nicht zu mißbrauchen. Den nächsten „Jour“ wollte er jedenfalls vorüberlassen, um nicht zudringlich zu erscheinen.

Als dann der Samstag kam, machte er sich entschlossen auf, um in seinen Schachklub zu gehen. Ohne daß er wußte, wie er dahin kam, fand er sich plötzlich in dem Arbeiterviertel, wo sie wohnte, und nun blieb freilich nichts anderes übrig, als die drei Treppen zu ihr hinaufzusteigen.

Er fand droben um den Theetisch herum zu den ihm schon bekannten Hausfreunden noch ein paar neue Gesichter: den Redakteur des „Volksblattes“, den er an jenem Abend im Frauenverein flüchtig kennengelernt hatte, und einen wunderlichen Alten, in wenig langen Rangkingrod und weißen Strümpfen, der ihm als der Hofapotheker von Hanna vorgestellt wurde.

Das Männchen, das einen welken alten Kopf mit einem buschigen grauen Schopf über der Stirn hatte, war ein Humorist von Profession, der keine zwei Sätze sprechen konnte, ohne zum Lachen herauszufordern. Er begrüßte Herbert mit ungebundener Heiterkeit und sagte, er freue sich, die Bekanntschaft eines seiner schlechtesten Kunden zu machen, da der Herr Hauptmann seines Wissens nie krank gewesen sei, er müßte denn heimlich eine Semmel- oder Wasserkur durchgemacht haben. Ueberhaupt komme er in seinem Geschäft immer mehr zurück. Seit vollends das Fräulein Doktor sich hier niedergelassen habe, verkaufe er fast nur noch Schönheitsmittel an die Damen vom Hofe und Barbwiche an die Herren Offiziere. Ueberdies beziehe Fräulein Hanna den Bedarf für ihre Hausordinationen aus den Fabriken und treibe, da sie die Mittel unter dem Kostenpreis hergebe, unlauteren Wettbewerb. Er habe, um ihr das Handwerk zu legen, ihr einen Heiratsantrag gemacht, sich aber einen Korb geholt, da sie ihn für zu jung befunden habe. Seine einzige Hoffnung sei nun, bei den Zerlinchen besseres Glück zu haben, die er, bis sie aus der Schule sei, einstweilen als seine kleine Braut ansehe.

Damit wollte er das Kind auf seinen Schoß ziehen, das sich aber mit zornigen Augen von ihm losmachte und zu Fridolin flüchtete. Die Anderen lachten zu den Späßen des Apothekers, nur der Redakteur, ein etwas düster blickender Mann von mittlerem Alter, verzog keine Miene und fing an, Hanna zu fragen, ob sie das Buch über die russischen Gefängnisse, das er ihr geliehen, schon gelesen habe.

„Nur erst den vierten Teil,“ sagte sie. „Ich habe aber nicht viel Neues daraus gelernt. Junge Russinnen, mit denen ich in Zürich verkehrte, haben mir schon dieselben und noch weit ärgere Greuel erzählt. Die Zustände dort sind so empörend, daß, wer sie miterlebt, notwendig Nihilist oder gar Anarchist werden muß. Wenn ich im Moskau oder Petersburg wäre, ich stünde nicht dafür, daß ich nicht wie Vera Sassulitsch eines Tages meinen Revolver auf eine dieser Bestien in Menschengestalt abschösse. In unseren menschlicheren Zuständen wär's ein Verbrechen und eine Dummheit obenein, was dort nur der Aufschrei eines hochsinnigen Herzens, ein Protest gegen die unerhörteste Barbarei ist.“

Sie sprachen dann eine Zeitlang von den Aussichten zu einer besseren Gestaltung der Dinge hüben und drüben, der Redakteur mit großer Heftigkeit, sichtbar, um Herbert aus seiner Zurückhaltung herauszulocken, was ihm denn auch gelang. Doch verständigte man sich auf der Grundlage vernünftiger Freiheiten und Ausgleich der gröbsten socialen Gegensätze.

Fridolin hatte schweigend zugehört, oder eigentlich nur vor sich hin gebrütet, während Zerlinchen, die das Gespräch langweilte, ihm über das borstige Haar strich und zuweilen ihm etwas ins Ohr flüsterte.

Als der Redakteur sich jetzt an ihn wendete und bemerkte, er irre wohl nicht in der Voraussetzung, daß er auf dem Boden der socialdemokratischen Maximen stehe, sagte er:

„Ich kann das nicht mehr behaupten. Die richtigen Genossen wollen mich nicht zu den ihrigen rechnen. Anfangs dachte ich ganz wie sie, auch über den Zukunftsstaat und die allgemeine Gleichheit. Mein Vater aber durfte davon nichts wissen. Er war ein Wachtmeister. Hätte er gedacht, ich könnte mich nur einen Augenblick besinnen, auf das Volk zu schießen bei einem Aufstand, würde er mich verstoßen haben. Ich kam dann zu einem Meister, da hörte ich dieselben Reden, die mir sehr vernünftig schienen. Aber obwohl ich nichts dagegen einwenden konnte, war doch was in mir, das mich warnte, mit einzustimmen. Das kam daher, daß meine Arbeit mir zusagte, daß ich jeden Tag etwas machte, was mich freute. Man spricht so viel von dem Unglück der Arbeiter, das ist eine leere Redensart. Wer seine Sache versteht, findet nicht bloß seinen Unterhalt, sondern auch eine höhere Befriedigung. Die Herren mögen glauben: schon ein Stück Eisen erst in die Glut und dann unter den Hammer zu halten und mit Hin- und Herwenden einen schlanken, vierkantigen Stab daraus zu schmieden, macht einem Vergnügen, wie viel mehr eine Arbeit, bei der es auf höhere Geschicklichkeit und Geschmack ankommt. Trotz alledem wäre ich am Ende wohl auch zu den Socialisten gegangen, bloß wegen der guten Kameradschaft. Da aber — (er stockte und wurde rot und sah mit einem scheuen Aufseufzen seiner Vergißmeinnichtangen auf Hanna) — da lernte ich das Fräulein kennen, die gab mir Bücher und setzte mir den Kopf zurecht, und seitdem bin ich keinem Werber und Wanderredner von der Internationale ins Netz gegangen.“

Alle hatten mit respektvoller Verwunderung zugehört, wie sich dem sonst so Schweigsamen plötzlich die Zunge löste.

Auch seine Gestalt schien verwandelt, die Brust breiter, der Kopf höher auf den Nacken, in dem schwärzlichen Gesicht brannte eine schöne Glut der Begeisterung für das, was er als das Rechte erkannt hatte, und die dunklen Brauen waren scharf über den leuchtenden Augen gespannt.

Eben wollte der kleine Apotheker, der eine feierliche Stimmung nicht lange ertrug, mit einem seiner Späße sie auflösen, als das Zerlinchen, das, während Fridolin sprach, kein Auge von ihm verwandt hatte, plötzlich sehr ernsthaft sagte: „Das war eine schöne Rede, Onkel Fridolin!“

Zugleich schlang sie ihre dünnen Aermchen um seinen Stiernacken und drückte einen Kuß auf seine bärtige Wange.

Alle lachten, und Fridolin streichelte ihr mit der breiten Tatze den blonden Kopf. Das Kind aber sah mit zornigen Augen im Kreise herum und rief: „Ihr seid alle abscheulich. Gute Nacht!“

Dann huschte sie zur Thür hinaus, ohne, wie sonst, einem jeden die Hand zu geben.

* * *

Seit diesem Abend machte Herbert nicht wieder einen vergeblichen Versuch, am Samstag von Hannas „Jour“ fortzubleiben.

Die Gesellschaft, die er dort fand, war so sehr verschieden von der, in der er bisher verkehrt hatte, daß er ein lebhaftes Interesse empfand, sie zu studieren, obwohl er sie an jedem anderen Ort nicht sonderlich beobachtet hätte. Da sie aber alle ihre Beobachtung für Hanna deutlich an den Tag legten, fühlte er einen verwandten Zug in ihnen.

Er lernte so nach und nach die verschiedensten Menschen aus der mittleren Schicht seiner Mitbürger kennen, gleich am nächsten Samstag den Rektor der höheren Töchterschule, der mit Hanna pädagogische Fragen besprach, die Vorsteherin der Frauenarbeitsschule, die in zener Sitzung des Frauenvereins präsidiert hatte, einmal einen in diese sonst sehr kunstfreunde Stadt verschlagenen Düsseldorfer Maler, einen nicht mehr jungen Mann, der in den Hofkreisen durch einige gelungene Porträts einen gewissen Ruf erlangt hatte.

Er hatte Hanna gebeten, ihm zu sitzen, worauf sie nicht eingegangen war, da sie keine Zeit dazu habe. „Was haben Sie auch an meinem spießbürgerlichen Gesicht?“ sagte sie. „O, Fräulein,“ hatte er erwidert, „Sie wissen selbst gar nicht, wie Sie sich verlumpen, darum eben möchte ich Ihnen zeigen, was alles in Ihrem Gesicht steckt, wenn das rechte Malerauge es herausholt.“ „Lassen wir's stecken,“ hatte sie etwas erröthend gesagt. „Wenn Sie meine Schwester gekannt hätten! Und da ist das Zerlinchen. So ein Kindskopf, auch wenn's nur die beauté du diable ist, ist immer der Mühe wert.“

Wirklich hatte das Kind ihm an ein paar Sonntagvormittagen sitzen müssen, und das hübsche Bild hing nun über dem Sofa zur Freude aller Hausfreunde. „Das bin ich gar nicht,“

hatte die Kleine gesagt. „Ich seh' aus wie ein Fräulein. Findst du nicht auch, Onkel Fridolin?“

Der Angeredete nickte zerstreut. Er war seit einigen Wochen in unwirscher Stimmung, alle bemerkten es, das Zerlinchen sogar, das ganz richtig die Ursache ahnte: seinen Unmut darüber, daß Herbert allsamstäglich sich einfand. So viel er sich bemühte, sein eifersüchtiges Gefühl zu verbergen, verstummte er doch immer verbissener, wenn Hanna mit dem Hauptmann sich in ein angeregtes Gespräch einließ. Zerlinchen suchte ihn dafür zu entschädigen, indem sie ihr Geplauder nur an ihn richtete, während sie Herbert mit offenbarer Kälte begegnete. Es half aber nicht viel. Auf die Länge ertrug er es nicht und blieb von den Samstagen weg, unter nichtigen Ausflüchten.

Hanna that er leid. Aber da sie der Meinung war, keinen Grund dazu gegeben zu haben und jedem ihrer Gäste mit der gleichen gütigen Gesinnung zu begegnen, versuchte sie nicht, ihn von seinem grilligen Wesen zu bekehren. Auch, wenn sie sich zwischen beiden hätte entscheiden sollen, wäre sie nicht im Zweifel gewesen, daß sie Herbert nicht hätte entbehren können.

Sie war sich nach und nach ganz klar über ihr Gefühl für ihn geworden. Sie wußte, daß es eine reine, große Liebe war, die sie zu ihm hinzog, und daß es immer so bleiben, daß sie nie einen Mann finden würde, der ihr teurer wäre. Aber da sie zugleich sich keinen Augenblick verhehlte, von einem anderen Liebesglück als dieser inneren Hingebung könne nie die Rede sein, fand sie auch keine Gefahr dabei, Tag und Nacht an ihn zu denken und sich mit seinem Bilde zu beschäftigen.

Das gab ihr eine Freudigkeit auch in der Ausübung ihres Berufs, wie sie nie zuvor empfunden hatte. Auch wurden ihr jetzt die Abende, wo sie sonst nur ein Ausruhen in vertrauter Geselligkeit gefunden hatte, zu wahren Festen, die sie die ganze Woche hindurch mit sehnsüchtiger Ungeduld erwartete.

Ihm ging es ebenso. Auch er lebte nur von einem Samstag zum andern und verfolg inzwischen seine Dienstgeschäfte zerstreut und mit mechanischer Gleichgültigkeit. Der Gedanke, daß es anders werden könnte, beunruhigte ihn keinen Augenblick, ja er fragte sich nicht einmal, ob sie seine Neigung erwidere. Er sah sie in einer Art verklärenden Glorie über sich und konnte sie sich in der Gestalt einer Gattin und Mutter kaum vorstellen. Mit dem alten von der Tante gehegten Wunsch, sein Mühnchen heimzuführen, hatte er ein für allemal abgerechnet, aber nach seiner weichen Art, sich stets dem Geschick lenken zu lassen, auch keine anderen Pläne für seine Zukunft gesponnen.

Und so ließen beide Liebende, da keines glaubte, daß eine Entscheidung über ihre Zukunft in seine Hand gelegt sei, sich willenlos vom Strome ihrer geheimen Neigung treiben und lebten nur für den beglückenden Augenblick.

Daß Fridolin, weil er ihm dieses Glück beneidete, seinen Anblick vermied, war ihm nicht einmal aufgefallen. Auch andere von den Intimen erschienen nicht regelmäßig. Die kleine Schneiderin pflegte, wenn sie zum „Jour“ hinunterkam, erst bei Susel sich zu erkundigen, wer da sei. Wenn viel fremde Gäste sich eingefunden hatten — manchmal stieg die Zahl bis auf neun oder zehn — sagte sie kopfschüttelnd: „'s ist za wieder der reine Rout. Da paff' ich nicht 'nein. Ich will Ihnen helfen, Suselchen, Butterbrötle schmieren, und dann wieder in meinen stillen Winkel zurückkriechen.“

* * *

Die Pausen zwischen dem Wiedersehen mit Hanna erschienen Herbert von Woche zu Woche länger.

Er hatte Hanna einmal gefragt, ob er sie nicht am nächsten Tage auf ihrem Sonntagsspaziergange begleiten dürfe. Sie hatte aber mit einem eigentümlichen Lächeln den Kopf geschüttelt.

„Sie würden Ihre Rechnung nicht dabei finden, lieber Freund, und dann: ich will Sie nicht kompromittieren.“

„Wie können Sie so sprechen, Hanna!“

(Er nannte sie in einer vertraulichen Stunde schon mit ihrem Vornamen.)

„Gewiß,“ versetzte sie, immer mit heiterem Gesicht, „man würde nichts Schlimmes denken, wenn man Sie mit der Doktorin Hanna unter freiem Himmel spazieren sähe. Höchstens daß Sie thöricht genug wären, sie etwa für einen Rheumatismus zu konsultieren. Aber meine Gesellschaft, mein Gesolge', wie Röschen es nennt, würde Ihnen nicht anstehen, und ich könnte es Ihnen nicht verdenken.“

Sie ließ sich nicht weiter darüber aus. Aber schon am nächsten Sonntag sollte er erfahren, wie es gemeint war.

Es war ein heißer Hochsommertag, Mitte August. Ein Gewitter, das schon von früh an gedroht hatte, war am Nachmittag niedergegangen und hatte die Einwohner der Stadt, die in die Umgegend hinausgewandert waren, mit starken Regengüssen überrascht. Als der Himmel sich wieder aufgehellt hatte, ließ die Baronin ihren Wagen anspannen und drang darauf, daß Herbert sie und Lucile auf ihrer Spazierfahrt begleite. Eine Generalin, die mit ihnen gespeist hatte, nahm den vierten Platz im Wagen ein.

Lucile saß auf dem Rücksitz neben ihrem Vetter, blaß und still, in ein feidenes, goldurchwirktes Schawltuch gewickelt, das aus dem Orient stammte. Sie sah trotz ihrer gleichsüchtigen Farbe und den etwas verschleierten Augen reizend genug aus, um die Augen der Vorübergehenden auf sich zu lenken, aber eine verdrossene Miene, die sie nicht verbarg, raubte ihr in Herberts Augen alle Anmut. Sie schmollte mit ihm, weil er sie vernachlässigte, und ließ es ihn durch allerlei spitze Reden, die er kaum beachtete, empfinden.

Auch jetzt gab er auf die Fragen der Damen nur zerstreute Antworten, da er im Geist weit weg bei der Einen war, die sein Herz ausfüllte. Und auf einmal glaubte er sie sogar leibhaftig vor sich zu sehen, dort auf dem Fußweg unter den hohen Bäumen, der neben der Fahrstraße im Park hinlief. War es nur eine Vorspiegelung seiner sehnsüchtigen Phantasie, oder sie selbst? Nein, wenn er noch gezweifelt hätte, ihre Begleiter, ihr „Gefolge“ hätte ihn darüber aufgeklärt, daß es wirklich Hanna war, die von ihrem Sonntagsspaziergang zurückkam.

Und allerdings in einer so wunderlichen Umgebung, daß sie ihn „kompromittiert“ hätte, wenn er dabei gewesen wäre.

Der kleinen Karawane voran ging das Zerlinchen, hübsch und zierlich wie immer unter dem großen, mit einem blauen Band aufgesteckten Strohhut, aber eine große Botanisiertrommel umgehängt und einen Stock mit einem Stahlhämmerchen in der Hand. Neben ihr schritt mit ihren langen Beinen die alte Susel, auf dem weißen Haar ihre schwarze Sammethaube mit einer sonntäglich großen Schleife, ein kariertes Umschlagetuch um die hageren Schultern geknüpft.

Diesem sehr ungleichen Paar folgte ein noch seltsameres Dreigespann, in der Mitte die hohe, schlanke Gestalt Hannas, in einem leichten Sommerkleid, ein schlichtes Strohhütchen auf dem reichen braunen Haar, hier wie überall ein Anblick, der niemand auffiel, aber jede noch so genaue Kritik weiblicher Mißgunft ertragen konnte. Desto befremdlicher stach das zwergenhafte, schiefe Figürchen an ihrer rechten Seite von ihr ab, um so mehr, da Fräulein Hinkel nach der Art aller verwachsenen kleinen Frauenzimmer es liebte, große Sorgfalt auf ihren Anzug zu verwenden, die freilich zu der von der Natur so arg vernachlässigten Gestalt und der großen Brille auf ihrer beträchtlichen Nase in einem drolligen Gegensatz stand.

Sie trug überdies einen großen Regenschirm aufgespannt in der Hand, um ihn trocknen zu lassen, da der erste Regenguß vor einer halben Stunde auf ihn niedergegangen war. Jetzt, da längst wieder die Sonne schien, lächelte jeder Begegnende über die verspätete Vorsorge.

Und auf Hannas linker Seite der schwärzliche Fridolin, der in seinem schwarzen Sonntagsrock sich unverteilhafter ausnahm, als im Werktagsanzug oder in Hemdärmeln an seinem Arbeitstisch. Dazu trug er ein schwarzes Filzhütchen etwas schief auf dem struppigen Kopf und stieß einen schweren Spazierstock zuweilen heftig gegen die Wurzeln der Alleebäume.

Dies Trüpplein konnte seinen Weg nicht fortsehen, ohne Aufsehen zu erregen. Die Gegenwart Hannas, die allgemeine Achtung genoß, bändigte freilich die Spott- und Lachlust, die selbst, wenn sie vorübergewandelt waren, sich nur gedämpft vernehmen ließ. Sie selbst schien davon nicht berührt zu werden.

Sie horchte, den Kopf ein wenig zu der kleinen Freundin hinabgeneigt, auf Röschens lebhaftes Gespräch, das, nach der Wirkung zu schließen, sehr lustig und witzig war.

Auf einmal blieb das Zerlinchen stehen, deutete mit den Augen nach dem vorbeirollenden Wagen und rief: „Schau, Tantle, da ist Onkel Herbert! Er scheint uns aber nicht zu sehen."

Hanna blickte auf und sah noch, wie Lucile sich zu ihrer Mutter vorbog und ihr etwas zu sagen schien. Auch Herbert hatte sich jetzt nach ihnen umgewendet.

„Da ist ja deine Doktorin!" hatte Lucile ihm zugeflüstert. „Nein, mit was für Leuten sie spazieren geht! Welche Toiletten! Die reine Menagerie!"

Was Herbert erwiderte, konnte Hanna natürlich nicht hören. Sie sah nur mit ihrem scharfen Auge, daß er rot geworden war, als er jetzt mit steifer Höflichkeit den Hut lüftete. Dann rollte der rasche Wagen vorbei.

Zerlinchen blieb noch einen Augenblick stehen und sah ihm nach. „Er scheint uns nicht ordentlich erkannt zu haben. Er hat den Hut gezogen, als wären wir ihm ganz fremd. Wer ist das schöne Fräulein neben ihm?"

Hanna antwortete nicht und überließ es der Alten, den Namen zu nennen. Auch Fräulein Hinkel war plötzlich stumm geworden, bis auf gewisse Naturlaute, die sie brummend hören ließ.

Fridolin lachte einmal kurz und ingrimmig auf und ließ seine feindselige Stimmung an den Bäumen aus, daß die Spitze seines Stockes abbrach.

* * *

Am Abend des nächsten Tages schickte die kleine Schneiderin ihr Laufmädchen, das alle Botengänge machte, die fertigen Sachen zu den Kunden trug und Einkäufe besorgte, zu Hanna hinunter, mit der Frage, ob Fräulein Doktor wohl Zeit hätte, sich zu ihr hinaufzubemühen; sie hätte etwas mit ihr zu reden.

Es war schon Uhr abends, und die letzte Patientin hatte sich aus der Sprechstunde entfernt, als Hanna die Treppe zu der Wohnung Röschens hinaufstieg.

Diese bestand aus einem hohen, in das Dach hineingebauten Raum, der vor Zeiten einem Maler zum Atelier gedient hatte. Er war mit einem breiten Fenster nach Norden und Oberlicht versehen, so daß hier Licht und Helle genug war, um drei oder vier junge Arbeiterinnen zu beherbergen, die unter Rosa Hinkels Leitung die Toilettenkunstwerke schufen, die ihrer Meisterin mehr Ruhm und Geld eintrugen, als was der frühere Inwohner mit seinen Pinseln erworben hatte.

Zu beiden Seiten neben dieser Werkstatt lag noch je eine Kammer, in deren einer das einfache Bett Röschens stand, während die andere das Boudoir hieß und zum Empfang vornehmerer Kunden diente, die sich die vier Treppen heraufbemühen hatten.

Wer dies zu thun scheute und die kunstfertige Modistin doch sprechen wollte, mußte sie in einer Droschke abholen lassen, da sie, wie gesagt, bei Tage sich auf der Straße nicht mehr blicken ließ, außer wenn Hanna sie unter ihre Fittiche nahm.

Als diese bei ihr eintrat, war Rosa damit beschäftigt, im Atelier aufzuräumen und die angefangenen Arbeitsstücke, die ihre Näherinnen, als Feierabend gemacht wurde, hastig hingeworfen hatten, säuberlich zurechtzulegen.

Zu dem großen Fenster sah die letzte Röte des Sommerhimmels herein, durch die geöffneten Scheiben drang eine milde Abendluft, ein paar Blumentöpfe auf dem Sims davor verbreiteten einen leisen Duft, und in dem Bauer, der zwischen ihnen stand, hüpfte ein Kanarienvogel zwitschernd von Sprosse zu Sprosse.

„Was ist's, Röschen?" fragte Hanna mit einem freundlichen Kopfnicken. „Ihr habt mich sprechen wollen. Doch hoffentlich kein Unwohlsein?"

Die Andere legte eben die letzte Robe über einen Stuhl, drehte sich dann zu der Freundin um und sagte:

„Umgekehrt wird ein Schuh draus. Ich bin diesmal die Doktorin und Ihr die Patientin, die sich den Puls fühlen lassen soll. Aber kommt mit mir ins Boudoir, das mein Ordinationszimmer ist. Ich hab' Euch herumbitten lassen, weil wir hier ungestörter sind. Unten läuft immer das Kind herein, und die Seufel hat seine Ohren."

„Ich versteh' Euch nicht," erwiderte Hanna, indem sie der Kleinen in die Nebenkammer folgte. „Ich eine Patientin? Ich bin ganz gesund."

„Nu, das wird sich zeigen. Setzt Euch da auf das Sofa, Schatz. Ich tripple lieber herum, hab' den ganzen Tag still gesessen. Und nun seid so gut, mir aufrichtig zu antworten: wie steht Ihr mit unserem schönen Herrn Hauptmann?"

Eine dunkle Röte überflog Hannas Gesicht. Sie hatte sich dem Fenster abgekehrt, das in das schräge Mansardendach eingebaut war und nur ein schwaches Zwielicht hereinließ.

„Eine wunderliche Frage!" versetzte sie nach einem kurzen Besinnen. „Wie ich mit ihm stehe, seit Ihr ja selbst alle Samstage."

„Ja, und auch gestern am Sonntag hab' ich's gesehen und mir meine Gedanken darüber gemacht. Ich möcht' aber wissen, Liebchen, was Ihr davon denkt. Denn daß es nicht so fortgehen kann, das zu begreifen, seid Ihr doch alt und gescheit genug."

Statt auf die Frage zu antworten, fragte nun Hanna wieder:

„Gestern? Was ist gestern geschehen, daß es nicht so fortgehen könnte?"

„Nu, nicht viel, nur nichts sehr Schönes. Der Herr Hauptmann hat sich scheniert gefühlt, als er im Wagen an uns vorbeifuhr, und hätt' uns am liebsten nicht erkannt, und das habt Ihr wohl bemerkt, so wie ich, und seid dunkelrot geworden. War's nur, weil Ihr Euch für ihn geschämt habt, weil er nicht die Courage hatte, vor den hochnäsigen Damen einzugestehn, daß Ihr seine gute Freundin seid, oder — weil Ihr mehr für ihn seid, als eine bloße gute Freundin, wenn auch nur in Eurem Herzen? Das möcht' ich jetzt von Euch hören, liebes Herz, weil ich Euch lieb habe und wie 'n alter Nachtwächter Euch ins Gesicht leuchten möcht' und rufen: Bewahrt das Feuer und das Licht, damit meiner Hanna kein Schade geschieht."

Sie war nah an das Tischchen vor dem Sofa herangetreten, auf dem Hanna regungslos saß, nahm die Brille ab, die angelaufen war, weil es ihr feucht in den Augen schwamm, und wischte die Gläser mit dem Zipfel ihrer weißen Arbeitsschürze ab.

„Röschen," hörte sie jetzt sagen, „warum fangt Ihr von dieser Sache an, mit der ich über Nacht schon fertig geworden bin? Es hat mich freilich einen Augenblick geschmerzt, daß es ihm offenbar unangenehm war, sich zu uns bekennen zu müssen vor diesen vornehmen Damen. Dann aber sagt' ich mir: wenn er erst wegsah, so war's aus Zartgefühl, weil er es nicht hören wollte, daß diese feine Tante, die mir nicht grün ist, vielleicht eine höhnische Bemerkung machte, wenn sie mich mit meinem Gefolge daherkommen sah. Auch Anderen fallen wir ja auf. Darum ist er doch, so wie wir ihn kennen, über dumme Standesvorurteile erhaben und stellt sich auf den Fuß der Gleichheit mit uns."

Wieder ein kleines Schweigen.

Dann, während die Brille wieder aufgesetzt wurde:

„Glaubt Ihr wirklich, das er Euch heiraten würde?"

Und als Hanna nicht sogleich antwortete:

„Denn, daß er dich liebt, so wie du in ihn verliebt bist" — sie fand plötzlich das Du, das sie bisher nicht gewagt hatte — „das wirst du mir doch nicht ableugnen wollen. 's ist ja auch ganz natürlich, er so ein reizender Mensch und du — nu, ich will dir keine Komplimente machen, Schatz. Aber so hübsch und in der Ordnung das ist, 's ist doch eine tolle Geschichte und kann ein Unglück werden, wenn nicht bald dazu gethan wird, daß alles wieder in die Reih' kommt."

Ein Seufzer rang sich aus Hannas Brust, den sie vergebens zu unterdrücken suchte. Dann aber sagte sie, der feinen Freundin gerade ins Gesicht blickend:

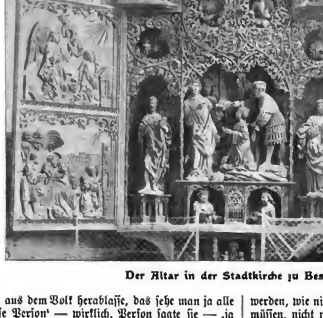
„Ein Unglück? Ja, wenn es ein Unglück ist, einen Menschen, der an Geist und Gemüt so adlig ist, von ganzem Herzen zu lieben, auch wenn man ihn nie besitzen kann. Denn das hab' ich mir nie eingebildet, auch wenn er mit seiner Cousine nicht

so gut wie verlobt wäre, weil — nun eben, weil wir in zwei getrennten Welten leben. Und auch er, ich bin überzeugt, er denkt gar nicht daran, aus demselben Grunde. Es ist, wie wenn ein breiter Abgrund zwischen uns wäre, eins steht hüben und eins drüben, und wir sehen uns herzlich an und winken uns zu und sprechen auch miteinander über die Kluft hinweg, aber keine Brücke führt uns zu einander. Ist es darum eine Todsünde, daß wir uns dies Vergnügen gönnen, einmal in der Woche? Und muß es anders werden?“

„Nu, jedenfalls, wenn er das bleichsüchtige Barongesichten geheiratet hat. Oder denkst du, auch seine Frau werde euch das Vergnügen gönnen, euch über den Abgrund weg lieb zu haben? Bis es aber dahin kommt, wo es dir und ihm dann sauer werden wird, euch ganz fremd zu werden, kann noch manches andere euch unangenehm werden.“

„Was meinst du?“

„Ich habe mich erst lange besonnen, ob ich dir's sagen soll, aber es ist besser, du weißt, woran du bist, und kannst dich danach einrichten. Eine meiner Kunden — ich will den Namen nicht nennen, es ist auch egal, es ist eine Dame aus der Hofgesellschaft — nu, die fragte mich heute so nebenbei, ob ich die Dotorin kenne, die unter mir wohne, ein Fräulein Cameron. Man erzähle sich, daß sie mit dem Hauptmann von Rheinfels ‚ein Verhältnis‘ habe, er besuche sie oft, habe sogar die Dreistigkeit — Naivetät nannte sie's — gehabt, sie seiner Tante als Aerztin zu empfehlen — es sei so sonst nichts dabei,‘ setzte sie geschwind hinzu, als sie merkte, daß mir die Galle ins Gesicht stieg — ‚ein Offizier, der sich zu einem Mädchen aus dem Volk herablasse, das sehe man ja alle Tage, und da diese Person‘ — wirklich, Person sagte sie — ‚ja ohnehin kein Hehl daraus mache, daß sie ein Kind habe —‘



Der Altar in der Stadtkirche zu Besigheim.

Da fuhr ich aber los. Du weißt, daß ich kein Blatt vor den Mund nehme, wenn ich gereizt werde, und so eine Gräfin, mag sie noch so hochgeboren sein und mir mit dem Verlust ihrer Kundschaft drohen — wenn sie mir mit niederträchtigem Klatsch unter die Augen zu kommen wagt, die kriegt's zu hören. Nu, ich will dich damit verschonen, was ich alles sagte, zahm und höflich war's nicht, und die ‚Person‘ wird sich's nicht hinter den Spiegel stecken. Aber du wirst nun wohl einsehen, Schatz, daß ich recht habe: es kann nicht so weiter gehen. Du magst mir's danken oder nicht, ich muß dafür sorgen, daß meine einzige Freundin auf dieser schlechten Welt von keiner bösen Zunge verdächtigt wird, sondern daß alle sie so sehen, wie ich.“

Sie schwieg, durch die Gemütsbewegung und die eifrige Rede sichtbar erschöpft, und setzte sich auf einen Stuhl neben dem Sofa.

„Röschen,“ sagte Hanna nach einer kurzen Pause, „komm her und gieb mir einen Kuß. Du hast ein goldenes Herz, und ich danke dir für alles, was du im besten Glauben für mich gethan hast. Aber glaube mir, ich brauche keinen Schutz gegen die böse Welt. Mein gutes Gewissen ist mir Schutz genug, und mein bißchen gesunde Vernunft, die sagen mir, daß es eine Thorheit wäre, mich selbst eines Glückes zu berauben, bloß weil niedrig denkende Menschen es mir nicht gönnen. Daß er in der Meinung der Welt nicht leidet durch dies ‚Verhältnis‘, hat die edle Dame ja selber zugestanden und wenn man mich geringer schätzt, als ich verdiene — die Kranken, die sich an mich wenden, werden mir darum nicht untreu werden, das wäre das Einzige, was mich betrogen könnte, an meinem Leben und seiner besten Freude etwas zu ändern. Kannst du mir das nicht nachfühlen? Komm doch und seh' dich hier neben mich!“

Die Kleine stand von ihrem Sitz auf und näherte sich ihrer Freundin, die sie innig umarmte. Beiden waren die Augen feucht geworden.

„Ach, Liebchen,“ sagte dann das gute Wesen, „du kannst glauben, wenn ich dir geraten hab', ihm den Stuhl vor die Thür zu setzen, — wie schwer dir's werden würde, hab' ich mir wohl vorgestellt. Ich selbst, so ein Stiefkind unseres Herrgotts, das von früh an darauf verzichten mußte, von irgend jemand geliebt zu werden — meine eigene Mutter schämte sich meiner — auch ich habe immer einen Riß im Herzen gefühlt, wenn ich wieder einmal drauf und dran war, mich zu verlieben, und mir doch sagen mußte, dies schöne Blümchen sollte ich so geschwind als möglich wie ein Unkraut mit den Wurzeln ausreißen. Nu, darin bekam ich mit der Zeit Uebung genug, bis gar nichts mehr Wurzel faßte. Aber daß du's auch solltest, da du mehr als irgend ein Weib dazu berechtigt bist, das schönste Liebesglück zu erleben, und nun doch dir's selbst verwehren solltest — o, Liebchen, es geht ganz verrückt zu in dieser Welt, und unserm Herrgott muß manchmal selber bange werden, wie nichtswürdig sich seine Kinder zuweilen durchschlagen müssen, nicht nur die Mißgeburten à la Röschen Hinkel, sondern auch ein Fräulein Doktor Hanna Cameron, für die das beste Glück gerade gut genug wäre.“

* * *

Auch Herbert hatte das Begegnen von Sonntag mit Hannas „Karawane“ und die verlegene Rolle, die er dabei gespielt hatte, nicht aus dem Sinn bringen können.

Gleich nachdem der Wagen vorübergerollt war, hatte er sich mit einem heißen Schamgefühl gesagt, wie sehr es seine Freundin gekränkt haben müsse, daß er sie wie die erste beste Bekannte begrüßt hatte, der er nur einmal flüchtig begegnet wäre. Freilich war er nicht verpflichtet, den hochmütigen Damen einzugestehn, wie sein Herz an ihr hing. Aber ein heimlicher Blick und Wink zu ihr hinüber hätte ihr sagen müssen: Beklage mich, daß ich in dieser Gesellschaft ausharren muß, die ich so tausendmal lieber mit deiner vertauschte.

Allerdings wäre er nicht geneigt gewesen, sich ihr ganzes Gefolge gefallen zu lassen. Sie hatte recht: er hätte sich „kompromittiert“, zwischen der kleinen verwachsenen Schneiderin und dem Kunstschlosser unter den sonntäglichen Spaziergängern hinwandelnd. Daß sie selbst aber zu groß dachte, um ihre Hausfreunde vor der Welt zu verleugnen, rechnete er ihr zur Ehre

an und fand sich sehr klein im Vergleich zu ihr, da er über solche niedrigen Vorurteile sich nicht erhaben fühlte.

Nun saß er in der widerwärtigsten Stimmung während der ganzen Fahrt den spöttischen Damen gegenüber und verabschiedete sich von ihnen, sobald sie nach Hause gekommen waren.

Es gelang ihm auch in seiner einsamen Wohnung nicht, seiner Verstimmung Herr zu werden. Er vertiefte sich sofort in ein kriegswissenschaftliches Werk, das ihn an anderen Tagen lebhaft gefesselt hatte. Aber wenn er eine Seite gelesen, merkte er, daß nur die Augen dabei gewesen waren, während der seinem inneren Sinn das Bild der schlanken Gestalt, die so fragend und wie bedauernd zu ihm hinübergeblickt hatte, nicht weichen wollte.

Am andern Tag rief ihn der Dienst früh in die Kaserne. Als er an einem Blumenladen vorbeikam, wo ein paar Levkojenstöcke am Schaufenster standen, ging er hinein, kaufte sie und war eben im Begriff, Hannas Namen und Wohnung auf eine Karte zu schreiben und die Blumen hinschicken zu lassen, als er sich noch besann, daß sie darin das Bemühen sehen würde, etwas wieder gut zu machen, was nun einmal nicht auszulöschen sei. So gab er seine eigene Adresse an und entfernte sich mit einem Seufzer.

Den ganzen Tag grübelte er darüber nach, ob er wohl zu ihr gehen und sich mit ihr aussprechen solle. Was aber sollte er ihr im Grunde sagen, was sie nicht schon wußte? Wär's wirklich ein so großes Heldenstück gewesen, ganz kordial ihr zuzuwinken und vor der Tante kein Hehl daraus zu machen, daß er die „Doktorin" wieder aufgesucht habe, um den Eindruck der geringschätzigen Behandlung bei jener Konsultation in etwas zu verwischen, und daß er in der That ein sehr gescheites und liebenswürdiges Frauenzimmer in ihr gefunden habe?

Wenn ihn das „kompromittiert" hätte, wäre es immerhin kein Schade gewesen, da ihm das Urteil dieser höheren Kreise sehr gleichgültig war.

Nun mußte er's zu seiner Strafe leiden, daß er noch die ganze Woche nicht erfahren sollte, ob Hanna die Sache so schwer nahm, wie er selbst.

Als er aber am Dienstag morgen eben gefrühstückt hatte und sich eine Cigarre anzündete, kam sein Bursche herein und meldete, ein Herr Fritz Specht stehe draußen und wünsche den Herrn Hauptmann zu sprechen.

Ein dunkles Vorgefühl von etwas Unerfreulichem stieg in Herbert auf. Etwas Wichtiges mußte es auf jeden Fall sein, was den guten Fridolin, der ihn sonst gefliſſentlich vermied, an einem Werktag um neun Uhr morgens von der Arbeit weg zu ihm führte.

Vielleicht eine Botschaft Hannas, die Bitte, sich nicht ferner zu ihren Hausfreunden zu rechnen, da er vor der Welt von ihr nichts wissen wollte.

Aber nein, das konnte es nicht sein. Auch hätte sie ihm dann mündlich gesagt, was ihn jedenfalls schmerzen mußte.

„Laß den Herrn eintreten, Johann. Und während er hier ist, will ich nicht gestört sein."

Der Bursche öffnete Fridolin die Thür, der, den Hut abnehmend und Herbert mit einer steifen Verbeugung begrüßend, über die Schwelle trat.

„Guten Morgen, lieber Herr Fridolin!" sagte Herbert so unbefangen, als er vermochte, „seien Sie mir bestens willkommen. Das ist ja eine Ueberraschung, Sie einmal bei mir zu sehen. Bitte, nehmen Sie Platz und stecken Sie sich eine Cigarre an. Mit mir zu frühstücken, darf ich Sie wohl nicht einladen. Das werden Sie schon lange besorgt haben."

Der junge Mann, der seinen Sonntagsanzug trug, stand ruhig, seinen Stock und Hut in der Hand, auf dem dicken Teppich vor dem Sofa, von dem Herbert sich erhoben hatte. Er hatte im Eintreten nur einen flüchtigen Blick durch das elegante Zimmer geworfen und die altertümlichen Waffen, Musketen, Pistolen und Säbel gestreift, die, ein Rheinfels'sches Familienerbe, in einem Winkel malerisch angebracht waren. Dann sah er still vor sich nieder und sagte:

„Ich möchte den Herrn Hauptmann um eine kurze Unterredung bitten."

„Ich stehe zu Dienst, lieber Herr! Aber wollen wir's uns nicht bequem dazu machen? Legen Sie doch Hut und Stock ab."

„Ich werde mich nicht lange aufhalten, Herr Hauptmann. Ich komme nur, Ihnen etwas mitzuteilen, was auch Ihnen vielleicht wichtig sein wird."

„Nun, wenn Sie es durchaus im Stehen thun und nicht rauchen wollen, so erlauben Sie wohl, lieber Freund, daß ich mich wieder setze und meine Cigarre nicht kalt werden lasse."

Fridolin nickte nur stumm und sah unverwandt auf den Teppich nieder.

„Nämlich," sagte er, „gestern abend — ich hatte meiner Mutter etwas zu sagen, und nachdem ich das gethan hatte, fühlte ich Durst und trat in das Wirtshaus, dem Haus von Fräulein Hanna schräg gegenüber, und ließ mir ein Glas Bier bringen. Es war eben kurz nach Feierabend, und das Zimmer noch ganz leer. Die Wirtin, die mich kennt, brachte mir das Bier selbst und setzte sich zu mir, um ein bißchen mit mir zu plaudern. Und wie man so von einem zum andern kommt, sagt sie auf einmal: ‚Ist's denn wahr, Herr Specht, daß die Fräulein Doktor, bei der Ihre Mutter ist, ein — ein — nun ja, ein Verhältnis mit einem Baron hat?' sagte sie. ‚Er kommt alle Wochen zu ihr und schenkt ihr allerlei kostbare Sachen, einmal einen Blumenstrauß, der gewiß zwanzig Mark gekostet hat, und die ganze Nachbarschaft spricht davon, und alle sagen, es sei doch schade um das gute Fräulein, daß sie sich so wegwirft, denn ehrlich mit ihr meinen könne es der vornehme Herr doch gewiß nicht, und wie so was ausgehe, wisse man ja schon, und — und so weiter.'

Ich hatte sie ausreden lassen, obgleich mir die helle Wut zu Kopfe stieg und meine Faust sich ballte, als ob sie gleich losschlagen müßte. Aber ich beherrschte mich, und wie sie endlich schwieg, sagte ich: ‚Wer Ihnen das gesagt hat, dem bestellen Sie nur von mir, daß er ein Schuft ist und ein niederträchtiger Verleumder, und daß er sich in acht nehmen soll, mir in den Weg zu kommen, denn dann —'

Und da — ich schäme mich jetzt, daß ich mich so fortreißen ließ — aber ich konnte es nicht bändigen, ich stieß das Glas so heftig gegen den Tisch, daß es in Stücke ging und das Bier über die rote Decke floß.

‚Mein Gott, Herr Specht,' sagte die Frau ganz erschrocken, ‚warum werden Sie so wild? Ich selbst bin ja so unschuldig an der Schwätzerei, wie ein neugeborenes Kind, und Sie könnten mich totschlagen, ich wäre nicht imstande, Ihnen zu sagen, wer die Geschichte aufgebracht hat. Das Fräulein Doktorin ist ja in dem ganzen Viertel bekannt, und jeder hat bis jetzt nur Gutes von ihr gesprochen, und meinetwegen möchte sie zehn Barone und Grafen zum Besuch empfangen, sie thut der armen Menschheit so viel Gutes, daß man's ihr auch gönnen mag, wenn sie ihr Vergnügen hat. Aber eben darum wollte ich von Ihnen wissen, da Sie ja die Wahrheit kennen müssen —'

Ich ließ sie nicht weiter reden, sondern stand auf, bezahlte das Bier und das zerbrochene Glas und sagte nur noch unter der Thür: ‚Wer Ihnen in Zukunft wieder so infame Lügen zuraunt, dessen Namen schreiben Sie mir auf und sagen ihm, daß ich ihm darauf dienen werde.' Und damit ging ich aus dem Hause."

Nach diesen Worten, die wie wuchtige Hammerschläge geklungen hatten, war's ein paar Augenblicke still zwischen den Beiden.

Dann sagte Herbert, indem er bedächtig die Asche seiner Cigarre abstreifte:

„Ich danke Ihnen, lieber Freund, daß Sie mir diese Mitteilung gemacht haben. Daß es auch mir sehr ärgerlich ist, daß Fräulein Hanna durch mich ins Gerede kommen sollte, brauche ich nicht zu versichern. Aber ich sehe nicht ein, was dabei zu thun ist. Niemand steht so hoch, daß die gemeine Welt ihn nicht verdächtigen und nach ihrem eigenen schlechten Gewissen taxieren möchte. Sie kennen ja Ihren Schiller, wie mir das Fräulein gesagt hat. ‚Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen' und so weiter. Dagegen giebt es nur Ein Mittel: ruhig seines Weges zu gehen und nach dem Geschwätz nicht hinzuhorchen, dann wird es endlich von selber still."

Jetzt zuerst hob Fridolin das Gesicht, sah Herbert mit

einem finsteren Blick an, senkte dann aber gleich wieder die Augen.

„Ich bin anderer Meinung, Herr Hauptmann," sagte er, die Brauen zusammenziehend und jedes Wort stockend, aber heftig hervorstoßend. „In Ihrer vornehmen Gesellschaft mag das richtig sein. Da hätte man wohl viel zu thun, wenn man jeder Medisance, wie die häßliche Sache da mit einem glatten Namen genannt wird, nachlaufen wollte. Aber in bürgerlichen Kreisen, wo wir leben, nimmt man so eine niederträchtige Rederei nicht auf die leichte Achsel. Man läßt freilich auch bei uns fünf gerade sein, und eine richtige Liebschaft und allenfalls auch ein lediges Kind, wenn zwei, die sich gern haben, sich nicht heiraten können — das hält man nicht gerade für eine Todsünde. Ist aber nichts daran, so stopft man denen, welche die Lügengeschichte herumbringen, das Maul, das können Sie mir glauben, Herr Hauptmann, es brauchte sich noch nicht einmal um so ein vorzügliches Wesen zu handeln, wie Fräulein Hanna, auf deren Ehre diejenigen, die ihr nahe stehen, nicht den kleinsten Flecken dulden können."

Herbert nickte langsam vor sich hin.

„Gewiß," sagte er, „Sie haben durchaus recht. Ich sehe nur nicht ab, wie man diese unbekannten Mäuler stopfen soll. Wir leben nicht mehr in den Ritterzeiten, wo jeder Tapfere, dessen Dame verunglimpft wurde, in die Schranken ritt und die Verleumder ihrer Ehre vor seinen Speer forderte. Wenn Sie mir ein zeitgemäßeres Mittel angeben könnten, wie dem albernen Gerücht Einhalt zu thun wäre —"

Der junge Mann trat einen Schritt näher an Herbert heran und sagte:

„Ein sehr einfaches Mittel giebt's, Herr Hauptmann: Sie besuchen Fräulein Hanna nicht mehr."

Herbert sah in die Höhe, die Blicke der Beiden begegneten sich, aber keiner schlug vor der Herausforderung, die darin lag, die Augen nieder.

„Sie sind sehr naiv, lieber Herr Specht," sagte Herbert lächelnd, „mir zuzumuten, daß ich mich vor dem Geschwätz des Gassenpöbels flüchte und den Verleumdern das Feld lasse. So lange mir Fräulein Hanna die Ehre erzeigt, mich zu ihren Hausfreunden zu rechnen, würde ich diesen Vorzug mir durch kein böswilliges Gerede rauben lassen, auch wenn ich nicht Offizier wäre und gewohnt, allen Feinden das Gesicht zuzukehren. Wenn Sie also kein anderes Mittel wissen —"

„Es gäbe wohl noch eins" — kam es zögernd aus Fridolins Munde — „aber das ist ja wohl ausgeschlossen."

„Was meinen Sie?"

„Nun, wenn Sie es ehrlich mit ihr meinten und sie heiraten wollten. O — Sie brauchen nicht aufzubegehren, ich weiß, daran denken Sie nicht, Sie sind ja auch halb und halb verlobt, auch glaube ich nicht, daß Fräulein Hanna ihren ärztlichen Beruf aufgeben möchte, um als Frau Hauptmann die Hände in den Schoß zu legen. Und auf eine andere Manier —"

Herbert stand auf. Sein Gesicht hatte sich verfinstert, während der Andere sprach, eine Falte war zwischen seinen Brauen erschienen. Doch hatte er sich noch hinlänglich in der Gewalt, um mit ruhiger Stimme zu sagen:

„Ich muß Sie bitten, mein Herr, in dieser ‚Manier' nicht fortzufahren. Ich zweifle nicht daran, daß Sie es gut meinen, aber Sie sind zu wenig welt- und lebenserfahren, um zu wissen, daß Ihre Worte ganz ungehörig sind. Ich habe Ihnen kein Recht gegeben, sich in so plumper Weise in meine persönlichen Angelegenheiten zu mischen; wenn Sie mir daher nichts anderes zu sagen haben, möchte es wohl besser sein, das Gespräch zu enden."

„Auch ich habe keinen Grund, es fortzusetzen," versetzte der Andere, sichtbar bemüht, so kaltblütig zu erscheinen wie sein Gegner. „Ich habe nur noch eine einzige Frage zu thun: Werden Sie Ihre Samstagsbesuche fortsetzen, Herr Hauptmann, oder sie aus Rücksicht auf Fräulein Hannas Ruf einstellen?"

„Auf Ihre Frage, lieber Herr, gebührt nur die eine Antwort: Daß ich Ihnen kein Recht dazu einräumen kann und jede Antwort verweigere."

„Nach Ihrem Belieben. Ich erkläre Ihnen nur, daß ich meinerseits Ihnen das Recht nicht einräume, das Fräulein in schlechten Ruf zu bringen. Wenn Sie noch einmal wagen sollten, sich in ihrem Hause blicken zu lassen, würden Sie sich die Folgen selbst zuzuschreiben haben."

Er hatte sich in seiner ganzen Figur aufgereckt und hielt Herberts funkelnden Blick, ohne eine Wimper zu zucken, aus. Der junge Offizier schritt ruhig nach der elektrischen Glocke auf seinem Schreibtisch und drückte auf den Knopf. Dann zu dem eintretenden Johann gewendet:

„Der Herr kann die Thür nicht finden. Zeig' ihm doch den Weg. Adieu, mein Lieber!" (Schluß folgt.)

(2. Fortsetzung.)

Frühlingstage am Gardasee.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Tagebuchblätter von **Anna Ritter.**
Mit Illustrationen von **M. Zeno Diemer.**

Mit den Stuttgarter Freunden fahre ich noch einmal durch das geschäftige Riva zum Baronefall hinüber, aber ich gehe nicht in die graulige Schlucht hinein, ich will mir die kaum zur Ruhe gekommene Seele nicht wieder aufrütteln lassen bis in die dunkelsten Tiefen — hier außen ist's so licht und schön.

Wie alles gewachsen ist in den paar Tagen! Die Maulbeerbäume haben sich einen lichtgrünen Schleier über das Haupt gezogen, und die Hänge, die der Gischt des Wasserfalls bestäubt, sind mit blühendem Immergrün bekränzt.

An der steinigen Halde aber, durch die wir in raschem Trabe abwärts fahren, leuchtet es rosig, purpurn auf . . .

Von roten Blüten überstät,
Am Felsenhang ein Bäumchen steht,
Geht übern Berg der Frühlingswind,
So schwenkt's die Röckchen wie ein Kind.

Es lagert alttergrau und schwer
Der Steine Sippe rings umher —
Da weckt der Saite süße, keine Laute
Auch ihnen einen Frühlingstraum.

Sie glühen auf und leuchten hell,
Es springt aus ihrer Brust ein Quell,
Der trägt geschwind ihr schluchzend Weh
Hinunter an den blauen See.

In lauter Schönheit sinkt es dort,
Die stillen Veilen spülen's fort,
In lachender Glückseligkeit
Zerrinnt das Leid der Einsamkeit.

Wie geschmolzenes Gold liegt die Sonne über Arco. Die Palmen breiten träge ihre großen Fächer aus, schlanke Bambusstämmchen haben sich zu einem kleinen Hain zusammengedrängt, Lorbeer und Rosen winken mit blühenden Zweigen.

Mir aber zieht's die Blicke zu den Cypressen hin, die wie Totenfackeln aus dem Schloßberg aufzüngeln — es ist ein Friedhof, durch den wir fahren, ein großes Grab, auf das der Frühling seine Kränze legt. Wenn der Wind über die Gärten und Villen weht, bringt er Seufzer der Entsagung getragen, die blasse

Lippen in die Maienluft gehaucht, und die Menſchen, die unter den Kaſtanien wandeln, haben hungrige Augen wie Bettler, die an vollen Tiſchen ſtehen und doch nicht zugreifen dürfen.

Steil und ſteinig geht ein Fußpfad unter Oelbäumen hin, den Schloßberg hinan, zerfallene Mauern ziehen ſich in weitem Rund um die natürlichen Felſen des Berges, hier und dort ſteht noch eine zinnengekrönte Wand, ein halbzerſtörter Turm.

Iſt die Stadt drunten ein Grab der Lebendigen, ſo ſchlafen hier oben die Toten: eine große Vergangenheit liegt zwiſchen den grauen Mauern beſtattet und ein ſtolzes Geſchlecht, dem das blühende Sarcathal einſt dieneud zu Füßen lag.

Noch heute iſt die Schloßruine Eigentum der Grafen von Arco, und Zutritt erhält man nur durch die Pförtnerin. Ein junges Weib mit einem Kind auf dem Arme ſchreitet uns zum Gitterthor voran, neben ihr geht das ältere Büblein, das den großen Thorſchlüſſel wie eine Laſt am Arme trägt. Es packt mich einen Augenblick, daß es ein Kind iſt, das die Todespforte öffnet und den Schlüſſel der Vergangenheit in Händen hält.

Die Schlossruine Arco.

Vom Gipfel des Schloßberges ſchaut man weit ins Land, nach rückwärts in die Steinwüſte hinein, aus der die Sarca kommt, ehe ſie das Land zum Garten wandelt, und geradeaus, wo die weißen Segel wie Möwen über den Gardaſee gleiten.

Ein Zauber umfpinnt den ſtillen Ort, wir müſſen uns erſt wieder an das lebhafte Treiben der Straße gewöhnen.

Auch für Freund Paulus iſt der letzte Tag gekommen, ſie wollen nach Verona und Venedig hinunter; aber ſelbſt dieſe leuchtenden Reiſeziele machen ihnen den Abſchied nicht leichter, ſie ſind ſchnell heimiſch geworden im Gaſthaus zum Gardaſee.

Wir haben uns bei Paul Heyſe angemeldet, der ſich in Fasano bei Gardone angekauft hat, und ſteigen ſchon zeitig in den Kahn, um ein paar Stunden für Maleſine zu erübrigen, ehe das Dampfſchiff, das gegen Süden fährt, uns von dort abholt.

Wenn doch die Ora kommen wollte! Aber gerade heute bleibt ſie aus, wo wir ſo ſicher auf ſie gerechnet hatten. Dem armen Bartolo rinnt der Schweiß in großen Tropfen übers Geſicht, während er ſich gegen die langen Ruder ſtemmt, daß alle Muskeln ſeines Körpers ſich ſtählern ſpannen. Fünf Perſonen mit Gepäck durch die Kraft der Arme vorwärts zu treiben, iſt keine Kleinigkeit — wir atmen auf, als einer der uns begegnenden Fiſcher hilfreich in unſeren Kahn überklettert.

Schneller fliegt das Boot im Gleichtakt der Ruder. Das Waſſer iſt ſo klar, daß man bis in große Tiefe jeden Stein, jede Pflanze auf dem Grunde erkennt, helle Smaragdſtreifen ziehen ſich wie Strahlen durch die dunkelblaue Flut, und am Ufer, wo der bräunliche Fels ſich ſpiegelt, ſchimmert es golden im Waſſer auf, als ſei ein Türkis in blitzenden Reif gefaßt.

Kleine Buchten, an denen man ſonſt achtlos vorüberfährt, ſchließen ihre heimliche Schönheit auf, aus jeder Felsritze dringt grünes, ſtrotzendes Leben, Mooſe und Flechten überziehen die Felsblöcke, mit denen die gluckſende Welle ihr Spiel treibt, und unter hängendem Ufergebüſch bergen ſich finſtere Höhlen.

Als wir die öſterreichiſch-italieniſche Grenze paſſieren, die ein kleiner Obelisk mit Inſchrift bezeichnet, hallt ein Ruf über das Waſſer, und graue Segel ſchwellen im Winde — die „Finanz“ hält auf uns zu.

Bartolo zwinkert dem Schiffer zu: beide holen kräftiger aus, als hätten ſie den Signalruf nicht gehört. Aber das Zollſchiff läßt nicht mit ſich ſpaßen, es bläſt zornig die Backen auf, und auch die Beſatzung greift zum Ruder — wenig würde die Flucht uns helfen.

Schon ſind wir Seite an Seite. Einer der ſchwarzen Geſellen ſpringt zu uns herein, greift höflich an die ſchirmloſe Mütze und macht uns mit Achſelzucken, bedauernden Grimaſſen und einem unglaublichen gelaufigen Italieniſch klar, daß er ſeine Pflicht, die Koffer zu unterſuchen, erfüllen muſſe.

Frau Paulus verſichert vergeblich, daß weder ſie, noch ihr „ſpoſo“, noch eins von uns jüngeren Frauenzimmern rauche. Die Handtaſchen müſſen eine nach der anderen herab, der ſchwarze Neapolitaner wühlt in unſeren intimſten Toilettengeheimniſſen, betaſtet mit ſchmutzigen Fingern ein jedes Päckchen und reicht mißtrauiſch an der Seife, die ihm ganz fremd und völlig räſelhaft zu ſein ſcheint.

Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſer peinlichen Gründlichkeit und der Nonchalance des öſterreichiſchen Grenzbeamten in Kufſtein, der mit einer liebenswürdigen Handbewegung mein ganzes Gepäck anſtandslos paſſieren ließ.

Doch hat der kleine Zwiſchenfall uns die Laune nicht verderben können, wir ſehen ihn, wie alles, was uns heute begegnet, durch die roſige Brille hellen Uebermutes an und ſcheiden im beſten Einvernehmen von der „Finanz“, der ſolche Unterbrechung ihres grenzenlos langweiligen Dienſtes von Herzen zu gönnen iſt.

Einmal in das Italieniſch hineingeraten, lauberwelſchen wir luſtig weiter und nehmen während der Bootfahrt eine Konverſationsſtunde bei den beiden Fiſchern. Leider wiſſen ſie die dritte Perſon Mehrzahl, auf die es uns bei den Verben ankommt, meiſtens ſelber nicht, Bartolo verſichert lachend, die Kühe fräßen ſeine Bücher, er hätte ſeit der Schule nicht wieder hineingeguckt, was einen unbedingt glaubwürdigen Eindruck macht, wenn man das dicke, von keines Gedankens Blaſſe angekränkelte Geſicht anſieht.

Zwei und eine halbe Stunde ſind wir gegondelt, als wir endlich, lendenlahm und mit knurrendem Magen, Maleſine erreichen, und wir ſind merkwürdig einig darin, daß ein ordentliches Mittageſſen in dieſem Augenblick unendlich viel wichtiger ſei als die Beſichtigung des ſchönen, alten Seeſchloſſes, das Goethe in ſolche Ungelegenheiten gebracht hat.

Aber die Fütterung im einzig möglichen Albergo des Ortes iſt mäßig, die auf rauchendem Holzfeuer zubereiteten Speiſen munden uns nicht — wir gedenken wehmütig der Fleiſchtöpfe Aegyptens, und Frau Schwingshackl erſcheint uns als eine Perle ihres Geſchlechts.

Es kommt, wie ich geahnt: als wir den letzten Biſſen im Munde haben, pfeift ſchon das Dampfſchiff — wir können der epheuumſponnenen Feſte, die aus einem Räuberſchloß zur Zollwächterkaſerne ſich wandelte, nur von weitem zuwinken, dann weicht das herrlich gelegene Maleſine in den Duft ſeiner Olivengärten zurück, und wir fahren ſüdwärts, an all den Orten vorüber, die ich vor Tagen ſchon einmal geſehen.

Digitized by Google

Nur daß sie damals im vollsten Sonnenlicht lagen, während es heute dunkel und bedrohlich von allen Seiten des Horizonts heraufzieht.

An der Landungsbrücke zu Fasano stehen der Wirt, der Portier und der Hausknecht des neuen, palastartigen Hotels, dessen breite Seeterrasse einen wundervollen Rundblick gewähren muß. Alle drei sind von einer wahrhaft beklemmenden Liebenswürdigkeit und bemächtigen sich unseres bescheidenen Gepäcks mit einer Beflissenheit, die etwas Beschämendes hat in Anbetracht dessen, daß wir ja gar nicht die Absicht haben, ihnen etwas zu verdienen zu geben, sondern am Nachmittag noch nach Salò weiter wollen, um auch dort einen Besuch zu machen.

Nun fühlen wir tief die moralische Verpflichtung, wenigstens Kaffee bei dem liebenswürdigen Wirt einzunehmen, und wandern dann erfrischt und voller Erwartung der kleinen Villa zu, deren rotes Ziegeldach freundlich aus grünem Laub hervorleuchtet.

Paul Heyse kommt gerade, von seinem kleinen schwarzen Hunde begleitet, vom Spaziergang zurück, erkennt in Paulus einen Jugendfreund und begrüßt auch mich aufs liebenswürdigste. Ich habe ein wunderliches Gefühl, als ich die Hand drücke, die so viel Schönes geschrieben hat, ich möchte dem gern Ausdruck geben, bring's aber wieder einmal nicht fertig. Aber er hat wohl doch gefühlt, welch große Freude der Augenblick für mich bedeutet, er hält meine Hand sekundenlang fest, ehe er gastlich die Thür seines Hauses vor uns öffnet.

Drinnen ist alles hell, farbenfreudig, sonnig, wie es zu ihm paßt. In einem auf den See hinausgehenden Erker stehen prächtige Palmen, von den Wänden schauen italienische Landschaften herab, und die Mauern des Häuschens sind ganz von Rosen umsponnen.

Wir dürfen in alle Ecken gucken, und ich bin besonders entzückt von Heyses eigenem Stübchen im Oberstock, das, ganz in hellem Holz und Purpur gehalten, bezeichnend ist für den Schönheitskultus, dem er Leben und Kunst geweiht.

Am Theetisch, dessen Honneurs er in Abwesenheit seiner leider verreisten Frau macht, ist er der liebenswürdigste Gesellschafter und Plauderer, den man sich denken kann. Es hört sich ihm gut zu, denn er spricht, ohne daß es gemacht klänge, so gewählt und schön, als sollte jedes Wort gedruckt werden — niemals vergreift er sich im Ausdruck.

Eine gewisse Resignation spricht aus der Bemerkung, daß dies Häuschen hier sein „Austragthüberl" sei, das Altenteil, auf das die „Modernen" ihn gesetzt. Indessen trägt er sein Geschick mit fröhlicher Fassung, nicht der Seelenschmerz hat seine Wangen so auffallend gebleicht, sondern eine lange, ernsthafte Krankheit, die ihn zu gehen und das Gepäck von dort holen zu lassen, findet sich im Handumdrehen ein hübscher Kahn, der uns von dem unheimlichen Gestade entführt. Träge, bleifarben liegt der See vor uns, ein blinzelndes Ungeheuer, das mit breiten, täppischen Schlägen das Ufer ängstigt. Der Himmel hat sich schwarz umzogen, schemenhaft taucht die Silhouette von Sermione im Süden auf und der Turm von Solferino, der wie ein warnend emporgereckter Finger in die drohenden Wolken weist. Der Monte Baldo steckt bis zum breiten Nackenansatz in einer Nebelkappe, Dämmerung herrscht trotz der frühen Abendstunde, und eine unerträgliche Schwüle benimmt mir den Atem — in den Schläfen wacht hämmernd der alte Schmerz auf. Die zwiefache Last der Gewitterstimmung draußen und der Abschiedsgedanken drinnen drückt uns nieder — wir gehen früh auseinander und sagen uns Lebewohl. —

Welch eine Nacht! Aus kurzem Schlummer schreckt das Tosen des Sturmes mich auf, der mit elementarer Gewalt über die weißlich schäumende Wasserfläche braust. Er peitscht den Regen knatternd an die Scheiben und treibt die Wellen mannshoch über den Uferrand, er reißt an den Wedeln der Palmen und knickt die Zweige blühender Spiräen; an der Ankerkette der kleinen Boote zerrt er, daß sie angstvoll sich wehrend vor- und rückwärts drängen, und nun bricht er mit der Lust der Zerstörung gar das Landungstreppchen ab, es lachend hinanschleuderend in den brausenden Gischt.

Ich starre bang in das Toben hinein. Wie oft hat der Sturm mich losgerungen von der Kette, die auch mich im Grunde hielt, wie die bebenden Schiffchen dort, wie oft ist er mir eine lauchende Erlösung gewesen von stumm getragenem Leid — heute bleibt mir nur das Gefühl der Ohnmacht den dunklen Mächten gegenüber, die über jedem Erdenleben walten, nur ein dumpfes, qualvolles Warten auf den zuckenden Strahl, der sein Ziel sucht.

Die lange Krankheit hat mich so müde gemacht, so traurig still und kampfunlüchtig, und wenn ich's mir am Tage auch gehnmal fortscherze — vor solcher Sturmnacht hält die arme Lüge nicht stand. . . .

Lachende Tage und Nächte voll Thränen,
Mitten in blühender Herrlichkeit
Eine unendliche Einsamkeit!
Tief in der Seele ein ruhelos Sehnen
Nach einer Heimat, die schützend mich hielte,
Nach einer zärtlich liebkosenden Hand,
Die mir die schmerzende Stirne umspielte.
Ach, meine Blicke sind rückwärts gewandt,
Bloß wie der Tag, dem die Sonne entschwand,
Steig' ich hernieder vom Gipfel des Lebens
In der Entsagung verschleierten Land . . .

Fahl und freudlos kündet der Tag sich an. Die Schwüle von gestern ist einer empfindlichen Kälte gewichen, der Regen rauscht, Land und See rinnen mit weißen Nebeln ineinander. Frierend sitze ich nun selber auf dem Plätzchen hinter der Maschine des Dampfschiffes und denke neidisch der jüngst verlachten karierten Plaids.

In Torbole erwartet mich als „Gruß aus der Heimat" eine Handvoll Briefe. Ein glückstrahlender Bräutigam erzählt mir vier Seiten lang in stammelnden Ausdrücken von seiner Liebe, von der Zukunft, und wie schön, wie schön doch das Leben sei . . .

Vor dem Hause spielt ein Leiermann schwermütige Melodien, die Frauen, die auf ihren Waschbrettern am Hafen hocken, singen monoton und traurig dazu, und

Fasano.

Sturm bei Salò.

ein Krüppel, der sich mühselig auf Holzstümpfen unter mein Fenster schleppt, fängt grinsend die kleine Silbermünze auf, die ich in den ausgestreckten Hut hinunterwerfe.

Wie schön, wie schön doch das Leben sei . . .

Unablässig werfen sich die Wellen auf den Strand, mit weißen Armen emporgreifend und wieder zurücksinkend in die bodenlose Tiefe. Es liegt etwas Nervenerregendes in diesem qualvollen Ringen, Steigen und Fallen, etwas, das mir Thränen in die Augen treibt und mich rastlos, verzweifelt macht.

Und der arme Thor meint, er könne das Glück mit seinen beiden, fest zupackenden Händen halten . . .

Vor dem Schlafengehen stülpe ich mein Geldbeutelchen um: ich bin um dreißig Lire ärmer und um eine ordentliche Halsentzündung reicher — aber Paul Heyse ist wohl beides wert!

Es ist ein ewiges Kommen und Gehen im Hotel, die Table d'hote sieht ganz verändert aus. Viele der bekannten Gesichter sind verschwunden, auch der schlesische Mörgler, dem ich keine Thränen nachweine; ich sitze neben dem bayrischen Major und habe einen meiner jetzigen Landsleute zur Linken, einen ruhigen, sympathischen Schwaben.

Schräg gegenüber neckt sich ein Prager Professorenpaar in verspäteter Flitterwochenstimmung herum, und ein junger Münchner, der seiner Gesundheit wegen hier ist, erzählt von Radtouren, die er gemacht, von Rekords, die er gehalten hat; aber während er fröhlich weiter plaudert von Plänen, die weit in der Zukunft liegen, zeichnen sich auf seinen Wangen langsam zwei kreisrunde, rote Flecken ab, und die Augen bekommen den verräterischen Glanz der Brustkranken . . .

Warum muß ich überall das Dunkle, Traurige sehen, mich abängstigen um Menschen, deren Weg ich nie im Leben wieder kreuze — hab' ich der eignen Sorgen nicht genug?

Der Chopin spielende schwarze Raphael ist weiter am Tisch heraufgerückt, und der Böhme aus dem Seitenkabinet ist auf dem Punkt täglicher Gondelfahrten mit der lustigen Münchnerin angekommen. Alle Welt wartet darauf, „ob" . . .

Auf meinem Morgenspaziergang bin ich der blonden Fremden begegnet, die damals so leidvoll dreinschaute. Sie hing am Arm eines hochgewachsenen Mannes und hatte die Augen heiß zu ihm aufgeschlagen; es war eine opferwillige Inbrunst, eine Gewalt der Leidenschaft darin, die mich erschütterte.

Als ich noch einmal mich umschaute, standen sie unter dem Marterkreuz, das sich schwarz aus den Reben der Campagna reckt, und küßten sich. Sie hatten meiner wohl ebenso vergessen wie der Welt, aus der sie kamen, und der Zukunft, in die sie hineinschritten. Ein großer Schmerz oder ein großes Glück hat die Macht der Vereinsamung: noch heut' ist ein Liebender oder ein Herz, das an frischem Hügel weint, allein auf Erden, wie es die ersten Menschen waren.

Von ferne bleib' ich stehen und schaue noch einen Augenblick wie verloren hinüber zu der Idylle unter dem dunklen Kreuz . . .

Inmitten grüner Felder,
Durch die der Lenzwind weht,
Mit ausgestreckten Armen
Ein Marterkreuzchen steht.

Nicht Bilderwerk noch Inschrift
Sich an das Eisen schmiegt,
Nur ein verwelkend Kränzchen
Ihm still zu Füßen liegt.

Und Zwei, deren Sehnsucht
Sich aus der Welt verlor,
Schau'n zu dem düstern Mahner
Voll trunknen Glücks empor.

Das Kreuz wirft seine Schatten
Um ihr Versunkensein,
Es steigt der Duft der Rosen
Betäubend auf vom Stein.

Sie merken keine Zeichen,
Sie wissen nichts von Not,
Es flammt auf ihren Stirnen
Des Glückes Morgenrot.

Und ihre Träume singen
Berauschend um sie her
Von einer Erdenliebe,
Die ohne Ende wär' . . .

Pregasine drüben auf den Bergen lockt und winkt, und der Schorschel und das Annerl reden eifrig auf mich ein — der Bartolo aber thut einen kleinen Freudensatz über die schnell ins Werk gesetzte Bootsfahrt, die ihm zu einem unverhofften Trinkgeld verhilft.

Die Sonne steht schon tief, als wir drüben am Bonalesall ankommen, wir müssen eilen, wenn wir unser Ziel noch erreichen wollen, denn in zwei Stunden längstens wird der feurige Ball hinter der Rocchetta verschwunden sein, und der Felsenweg ist gefährlich in der Dämmerung.

Im Sturmschritt geht's das erste Stück hinan; wir schlagen die Röcke über den Kopf, wenn's durch den sprühenden Staubregen der Wasserfälle geht, und schütteln uns wie Pudel hinterher.

Unter unseren Füßen rutscht das Geröll, die Felswände werfen die Tagesglut zurück, es wird uns heiß im Wandern, aber auch wohlig und frei von der starken Bewegung.

Zwei Kinder gesellen sich zu uns, den Weg zu zeigen, sie sind munter wie die kleinen Ziegen, die medernd aus einem einsam liegenden Hause springen, ihr fröhliches Geplauder hallt in unseren Schritt hinein. Wie sie sehen, daß ich mich nach Blumen bücke, kriechen sie unermüdlich zwischen Gras und Büschen herum und bringen mir ganze Hände voll blühender Reiser.

Hier oben wohnt noch der Frühling, den die lengende Sonne aus dem Thal vertrieben hat. Die wilde Birne, die drunten schon abgeblüht ist, steht hier noch voller Knospen, die Kastanienblätter tragen noch den ersten weichen Flaum, gelbe Primeln leuchten im Grase, und wie wir höher kommen, hat der Enzian

Beim Morraspiel.

überall seine blauen Kelche aufgespannt neben den Rispen der roten Erika.

Tief unter uns blinkt der See auf, die Vorberge, die uns in der Ebene anfänglich genug vorkamen, sinken in sich zusammen, aber das wahrhaft Große wird größer, je höher wir steigen.

Grüne Wiesen und Gartenland, Obstbäume und sorgfältig aufgebundene Reben künden die Nähe des Ortes, dessen Eingang ein Haufen tuschelnder, kichernder Kinder bewacht. Es kommen wohl selten Fremde herauf in das abgelegene Bergnestchen, aber Silvia, die eine unserer kleinen Begleiterinnen, ist hier zu Hause; der Vater ist Bergführer, die Mutter stammt aus Tirol, daher hat das Kind sein hübsches, nur mit fremdartigem Accent gesprochenes Deutsch.

„Vendita di vino" — Weinschank — ist das Zauberwort, das uns anzieht wie der Honig die Bienen; Silvia springt uns durch die große, dämmrige Küche in das Wirtsgärtchen voran, neben dessen Boccia bahn eine Bohnenlaube mit feurig nickenden Blüten steht. Dort verspern wir, während ein paar Bauern Boccia spielen und der Schorschel photographiert. Zuletzt versuchen wir selbst, eine Partie zu spielen, aber der Schorschel ist mir über, ich unterliege kläglich.

Den beiden Mädels ist der Wein zu Kopf gestiegen; sie haben sich untergefaßt und kullern mehr, als sie gehen, den Heimweg hinunter, ein patriotisches Lied singend mit den Plärrstimmchen, die hier alle Kindern eigen sind.

Nicht eine Minute später hätten wir aufbrechen dürfen! Schon fällt der Schatten ungewiß über den Weg, der Fuß muß oft tasten nach einem festen Stützpunkt; wenn ein Stein sich löst, schlägt er dumpf in der Tiefe auf — es ist gut, daß wir schwindelfrei sind.

Die Lichter des Ponalewirtshauses blitzen tröstlich durch die dichter werdende Dämmerung, glühend vom Lauf, mit zitternden Knien, langen wir unten an und setzen uns um den vino santo.

Fünf, sechs Grenzwächter kommen mit einer Karte an und treten an den großen Mitteltisch, es sind hübsche Gesichter darunter, denen der keck aufgewirbelte Schnurrbart gut steht. Sie sind auf meine Bitte hin mit Freuden bereit, mir eine Partie Morra vorzuspielen, und es dauert nicht lange, so sitze ich selbst einem Partner gegenüber und schleudere ihm kramphaft die gespreizten Finger entgegen „sei . . . due . . . cinque . . ."

Es kommt auf das Erraten der Fingerzahl an, welche der Gegner zeigen wird, das Spiel fordert große Reglamkeit und wird mit einem Aufwand von Erregung und Geschrei gespielt, der das Zuschauen für Unbeteiligte auf die Dauer unerträglich macht.

Mich aber hat alsbald der Spieleufel ergriffen, ich halte leidenschaftlich mit, und mein dunkelängiger Lehrer behauptet, er würde nach kurzem Unterricht eine brillante Morrasplielerin aus mir machen. Auch den Bartolo hat es gepackt, er erklärt, als wir zum Aufbruch mahnen, ganz freundschaftlich, seine Partie müsse erst zu Ende sein, sonst wisse man nicht, wer den Wein zu bezahlen habe. Lachend setzen wir uns also wieder hin und warten, bis der Gondoliere bereit ist.

Draußen umfängt uns schon tiefe Dunkelheit. Der Lärm, den uns noch eben umtobte, ist verraucht, eine feierliche Stille liegt über dem See. Noch schläft der vento, der die Wellen zur Nacht erregt, wenn die Ora des Wehens müde ist; nur ein leises Schwanken und Zittern geht über die weite Wasserfläche hin.

Meine Gedanken fliegen grüßend nordwärts, ich halte ein paar geliebte Hände und trete leis an die Bettchen meiner Kinder. (Schluß folgt)

Blätter und Blüten.

Schillers Mutter. (Mit Bildnis auf S. 316.) Im schlichten Pfarrhaus von Clemerswalzbach im Württembergischen rang um die Mittagsstunde des 29. April 1802 einen Unsterblichen Mutter mit dem Allsiegen Tod. An dem Sterbebette beteten ihre Tochter Luise und ihr Schwiegersohn, der Pfarrer Frankh. Nach ein Uhr herzog sich das Gesicht der Kranken leicht; bald darauf war sie eingeschlafen. Die Frau Majorin Schiller — die „Schillerin", wie sie sich oft unterzeichnete — war still aus einem Leben geschieden, in dem sie sich allzeit kräftig behauptet hatte. Und an demselben Tage feierte der einzige Sohn, dem sie das Leben gegeben und der sie für alle Zeiten dem Vergessen entrissen, abwungslos ein fröhlich Fest in Weimar: er zog in sein neues Haus, auf das er sich lange schon gefreut. Nun ist ein Jahrhundert über diese Sterbestunde hingegangen — ein Jahrhundert, das dem Sohne viele Denkmäler errichtet hat, das aber auch die schichte Frau nicht vergaß. Ein Dichter, Eduard Mörike, meißelte selbst die Inschrift für ihr Grabkreuz, und schwäbische Männer und Frauen haben schon vor 17 Jahren die Stätte, wo sie ruht, mit einem würdigen Denkmal geschmückt. Elisabeth Dorothea Schiller hat als die Mutter des Sohnes, den sie nicht nur unserem Vaterlande, sondern der ganzen Welt geschenkt hat, ein Anrecht auf die Erinnerung der Nachwelt. Prophetisch hatte Schubart ihr schon 1784 zugerufen, daß sie „gedenedeit sei unter den Weibern".

Sie hat es im Leben nicht leicht gehabt. Als wohlhabender Eltern Kind ward Elisabeth Dorothea Kodweiß am 13. Dezember 1732 zu Marbach geboren. Aber sie mußte es ansehen, daß der Wohlstand der Familie zurückging und daß ihr Vater, einst der reiche Löwenwirt, als bluturmer Chorwärter am St. Niklaskirchhof endete. Es war gut, daß sie bald aus dem Haus kam. Noch war sie nicht siebzehn Jahr, da führte der Feldscher Johann Kaspar Schiller sie heim als sein ehelich Weib. Beider Gatten Eigentum hatte nach der Beurkundung der Juventus-Richter einen Wert von 716 Gulden 36 Kreuzer. Acht Jahre hatte die junge Frau auf das erste Kindlein zu warten — Jahre, in denen Johann Kaspar, der Kriegsdienste genommen hatte, verhältnismäßig nur selten zu haus war. Später vereinigte sich die Familie wohl, aber immer von neuem brachte der militärische Betrieb des Mannes Unruh ins Umgige mit sich, bis das längst nicht mehr junge Paar auf der Solitude, dem herzoglichen Lustschloß bei Stuttgart, dauernde Ruhe fand.

Bei dem knappen Einkommen des Gatten, der beidreleitigen Bermögensungleichheit und dem öfteren Kindersegen mußten Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit natürlich der Hausfrau oberste Gebote sein. So entwickelte die Schillerin an der Seite eines soliden und vortrefflichen Gatten denn vor allem ihre haushälterischen Eigenschaften. Von früh bis spät fleißig, sparsam, ohne die Sparsamkeit zum Geiz werden zu lassen, hart und treu in ihren Pflichten, aber hilfreich allen Schwächeren gegenüber, eine aufopfernde Mutter — so steht sie als der Typus einer gutbürgerlichen Hausfrau vor der Nachwelt, eine sehr geschlossene Persönlichkeit, deren Grenzen allerdings nur eng waren. Mit der Orthographie nahm sie es nicht sonderlich genau — sie hatte nur die Volksschule besucht — aber ihre Briefe haben trotzdem Hand und Fuß. Die Marktpreise von Eiern, Butter, Fleisch zc. werden notiert; Fiachs wird gesponnen; über die Dienstbotenplage wird geklagt. Die Frau Majorin — der Feldscher hatte es schließlich zum Major gebracht — schilt weidlich über die Launen und Unbersicht der Magde. Die Kinder und später die Enkel — das ist danach die Hauptsache. Und schließlich bricht fromme Gläubigkeit, die das Herz fühlt, immer wieder durch. Das macht den wesentlichen Inhalt aller Briefe aus. Man kennt sich der Tapferkeit, mit der diese die wackere Frau im Leben behauptet, und der Energie, mit der sie ihren kleinen Kreis beherrscht. Aber es ist auffällig, daß sein Blick über Küche und Keller hinausgeht, daß nicht ein Wort von einer höheren Veranlagung und einem mehr geistigen Streben spricht. Die Schillerin hat ihres Sohnes Werke nicht gelesen — ein Urteil darüber, eine Ahnung, daß sie vor etwas Unsterblichem stünde, hat sie schwerlich gehabt. Der Sohn hat das indirekt dadurch bezeugt, daß er in den Briefen an seine Mutter nie von seinen Plänen und Arbeiten redet; daß er nie den Namen Goethes oder eines anderen geistigen Verbündeten vor ihr nennt. Wie Schiller, diese aufstrebende Gestalt der Menschheit, immer und überall den Geist repräsentiert, der gegen die Natur triumphiert, so auch hier. Er hat nicht, wie Goethe, mit seiner Mutter und ihnig bei gestiegt, sondern über oben und wider sie.

Ihre Liebe zu dem berühmten Sohne war stürmisch und tief, aber doch mischte sich etwas Scheu hinein: er hatte eine adlige Dame geheiratet, er hatte einen Haushalt, der ihr, der Bäckers- und Gastwirtstochter, viel zu vornehmherrlich angelegt erschien — da paßte sie nicht hinein. Nur einmal war sie zu Besuch bei ihm, aber Schwiegermutter und Schwiegertochter wollten nicht zu einander stimmen. Und man darf sagen, daß Charlotte von Schiller nicht daran schuld war. So zog denn Elisabeth Dorothea, als sie dem Enkelsohn begraben hatte, als das Alter sich immer fühlbarer machte, auch nicht nach Weimar, sondern zu ihrer Tochter ins ländliche Pfarrhaus. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der edle Dichter ihr bis zuletzt nicht nur die dankbarste und opferfreudigste Sohnesliebe entgegenbrachte, sondern ihr auch fortwährend materielle Unterstützungen förmlich aufdrängte.

Was Friedrich Schiller von seiner Mutter erbte, war vor allem die äußere Erscheinung. Und konnte ihm Elisabeth Dorothea seine großen geistigen Kräfte mitgeben, so ist sie ihm doch wohl praktische und sittliche mit. Die Lebenskunigkeit, die Schiller in hervorragendem Maße besaß, die Beredsamkeit, die ihn auszeichnete — er teilte sie mit seiner Mutter. Und ihr tiefreligiöses Gefühl, ihre Arbeitskraft, ihre zähe Tapferkeit, ihre sittliche Kraft — er hat sie doch auch übernommen, sie vertieft, gesteigert, ins Ungeheure verwirklichtigt und die Welt damit überwunden. So fällt ein bescheidener Strahl seines Ruhmes auch auf sie, die ihn geboren, und es mag sich wohl gezimen, ihrer an diesem 29. April freundlich zu gedenken. Man spricht von ihr weniger als

von anderen Dichtermüttern. Aber Schiller selbst hat ja gesagt, daß das die besten Frauen seien, über die man am wenigsten rede. C. B.

Georg von Frundsbergs Zug über die Alpen. (Zu dem Bilde S. 292 und 293.) Unser Bild verlegt den Beschauer zurück in jene kriegerisch bewegten Zeiten, die Ludwig Ganghofer in seinem Romane „Das neue Wesen" im vorigen Jahrgange der „Gartenlaube" so lebensvoll geschildert hat. Zugleich aber stellt es eine Episode aus dem Leben eines Mannes dar, den auch der Münchener Dichter als handfeste Figur voll Kraft und Eigenart inmitten seiner farbenreichen Schöpfung stellte — Georgs von Frundsberg. So wie Ganghofer ihn gerne nach alten Sitchen, die uns das Bild des „Vaters der deutschen Landsknechte" überliefern, geschildert hat, so hat auch die Künstlerhand Anton Hoffmanns das Wesen und die Züge des unvergessenen Landsknechtsführers gerne in der Ueberlieferung festgehalten. Wir finden auch auf diesem Bilde, das eine Episode voll Derbheit und ursprünglichem Humore aus Frundsbergs letztem Zuge nach Italien im Jahre 1526 gereift, den kurzen, dicken Mann mit der breiten Nase, den wulstigen Lippen und dem seltsamen Barte, der sichelförmig um das Kinn von einem Ohre bis zum anderen reicht. Als Frundsberg damals mit einem Heer von 12 000 Deutschen nach Italien zog, mußte er den Weg über die Pässe der Tridentiner Alpen nehmen, denn die Feldherren der päpstlichen Liga hatten die Verschanzen im Thale „mit Geschütz und Kriegsvolk wohl verleget". Wie nun der dicke, damals nahezu fünfzigjährige Landsknechtsführer in jene tragikomische Lage kam, in der wir ihn auf unserem Bilde sehen, das schildert Adam Reißner in seinem Werke „Herrn Georgen von Frundsbergs ritterliche Kriegsthaten", das 1568 zum erstenmal in lateinischer Sprache, und wenige Jahre später auch deutsch erschien. „Am 16. Tag Novembris" — heißt es dort — „hat Herr Georg lassen umschlagen, es soll sich jeder mit Proviant versehen auf drei Tag. Er verließ die Inser Maußen und stieg mit dem ganzen Kriegshaufen das hoch Gebirg an, nicht weit vom Gardasee. Anthony Graf zu Lodron führte den Haufen einen engen schmalen Steg drei deutsche Meil hinauf über alle Felsen, daß alle Mannschen einer nach dem anderen wie die Gemsen hinaufen steigen und niemands neben reiten. Es sind auch Menschen und Roß verfallen; das Gebirg war so hoch, daß einem mußt graufen, wenn er in das Thal sahe. Es mußte auch der von Frundsberg hinauf zu Fuß steigen, doch haben etwa die Knecht lange Spieß wie Gienker neben ihn gehalten; er hat einem starken Knecht in das Koller gegriffen, der ihn gezogen, und einer hinten hat ihn geschoben, denn er war stark und schwer von Leib."

Schillers Mutter.
Nach dem Gemälde von Ludovika Simanowitz.

Der Altar in der Stadtkirche zu Perkgheim. (Zu dem Bilde S. 309.) Das höchst malerisch am Rektar gelegene schmälsche Städchen Besigheim ist durch zahlreiche Studienblätter und Gemälde von Meister Gustav Schönleber weithin bekannt. In der alten Stadtkirche birgt es einen Kunstschatz ersten Ranges, einen spätgotischen Schnitzaltar aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Unsere Abbildung giebt nicht das Ganze des 12 m hohen, schön aufgebauten und figurenreichen Werkes, bringt aber die schöne Mittelgruppe, die Hinrichtung der heiligen Katharina, die beiden lebensgroßen Seitenfiguren Johannes des Täufers und Johannes des Evangelisten, und die Figuren im Laubwerk über der Hauptgruppe, den heiligen Martin und den heiligen Georg, deutlich zur Anschauung. Ebenso sind die Darstellungen auf den Seitenflügeln, die Verkündigung Mariä, die Anbetung der Besten, die Geburt Christi und die Flucht nach Aegypten, deutlich zu sehen. Prachtvoll ist das Laubwerk. Der Name des Künstlers, welcher den Altar geschaffen hat, ist nicht bekannt, man nimmt an, daß die beiden Altarflügel von einer anderen, nicht ganz ebenbürtigen Hand stammen. Die geschnitzten Figuren sind nicht bemalt, waren aber wohl ursprünglich für Bemalung bestimmt. — Der Altar wäre ohne Zweifel berühmter, wenn er nicht, wie so manche anderen Kunstwerke in protestantischen Kirchen, schwer zugänglich wäre. Als der Schreiber dieser Zeilen den Altar vor einigen Jahren besichtigen wollte, gelang ihm dies nur nach ganz erheblichen Schwierigkeiten und Umständlichkeiten. Es wäre wohl der Mühe wert, daß unsere protestantischen Kirchenverwaltungen darauf dächten, ihre oft so hervorragenden Kunstschätze dem Volke zugänglicher zu machen. Freihofer.

Wiederholung ansteckender Krankheiten. Die Annahme, daß man gegen gewisse Infektionskrankheiten, wie Pocken, Scharlach, Masern 2c., fürs ganze Leben gefeit sei, wenn man sie einmal durchgemacht hat, beruht auf einem Irrtum. Die Durchforschung der großen medizinischen Litteratur hat ergeben, daß wiederholte Erkrankungen an derselben Infektionskrankheit durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören. So berichtet Dr. Mailefis in den „Schweiz. Bl. f. Gesundheitspflege", daß die Statistik, die nicht einmal Anspruch auf Vollständigkeit machen kann, da verhältnismäßig wenige Aerzte ihre Erfahrungen zu Papier bringen, folgende Zahlen ergeben hat: es erkrankten an Pocken 528 Personen zweimal, 9 dreimal und 1 siebenmal; an Scharlach 144 Personen zweimal, 7 dreimal; an Masern 103 Personen zweimal, 3 siebenmal; an Typhus 263 Personen zweimal, 5 dreimal, 1 viermal; an Cholera 29 Personen zweimal, 3 dreimal. Jedenfalls ist also erwiesen, daß eine einmalige Erkrankung nicht vor der Ansteckungsgefahr schützt, und es kann nicht ernsthaft genug vor der Sorglosigkeit gewarnt werden, mit der selbst bei herrschenden Epidemien alle Vorsicht außer Acht gelassen wird von solchen, die sich für „immun" halten, weil sie die betreffende Krankheit schon einmal glücklich überstanden haben.

Allerlei Kurzweil.

Einsatzrätsel. Von Heinrich Vogt.

In die freien Felder der obigen Figur sind die nachstehenden Buchstaben: A, A, A, A, C, C, D, E, E, E, E, F, G, G, H, H, J, J, J, J, L, M, N, R, R, S, S, S, S, S, S, T, T, T, T, U, W, W, derart einzusetzen, daß die Buchstaben sämtlicher Felder, von dem „S" in der oberen linken Ecke aus, im Zusammenhange einen Spruch von Em. Geibel nennen. Wie lautet derselbe?

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 288. Kreuznach.

Kryptogramm. Von O. Weise.

Charade.

Wenn Eins und Zwei im Sommer grün
Und auf Drei-Vier die Blumen blühn,
Dann wieg' ich, unterm Schutz der Bäume,
Im Ganzen mich in süße Träume. L.

Auflösung des Bilderrätsels auf Seite 288.
Ein Baum, verpflanzt im Alter, treibt keine Blüten mehr.

Auflösung des Rätsels auf Seite 288.
Die Silbe „ung" in Zeitung, Hoftung, Satzung.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Halbheft 12. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ■ Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Weckruf.

Hollah! Mädel, aufgewacht
Aus den späten Träumen,
Goldiger das Leben lacht,
Als du's je im Traum gedacht,
Darfst es nicht versäumen!

Draussen jauchzt der Lerche Sang,
Lockt in blaue Weiten —
Woll'n wir nicht den Rain entlang
Zu der Bank am Waldeshang,
Lu... Mädel, schreiten?

Trägst den Hut am Bindeband,
Blumen drein zu pflücken,
Bis wir dort am Waldesrand
Niedersitzend dein Gewand
Mit den Blüten schmücken.

Wenn sich dann, von Wonne schwer,
Alle Glocken schwingen,
Dass die Töne wie ein Meer
Brausend, rauschend um uns her
Von der Pfingstpracht singen —

Wird auch meiner Sehnsucht Pein
Wohl zu reden wagen,
Soll auch dir wie Flammenschein
In die junge Brust hinein
Pfingsttagsjubel schlagen!

Max Ludwig.

Sette Oldenroths Liebe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(11. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Ueber ein Jahr war vergangen.

Buchte lag im Schnee vergraben, aber quer über den Hof nach der Gartenpforte zu, die weit geöffnet stand, und die große Allee entlang, die nach dem Erbbegräbnis führt, war ein breiter Weg geschaufelt worden, und auf diesem hatte man am Nachmittag um drei Uhr Frau von Brunsberg zur ewigen Ruhe getragen. Sie war nach vierzehntägigem Kranksein an der Influenza gestorben.

Während der Feierlichkeit hatte der Schneefall nachgelassen, als ob der Himmel die Tote auf ihrem letzten Wege respektierte; nun, wo die Schlitten der Leidtragenden einer nach dem anderen wieder vom Hofe geflungelt waren, begann das Flockentreiben von neuem, als wollte es alle Spuren des Trauerzuges verwischen. Hinter dem Sarge waren Feddersen und der Pastor gegangen, verschiedene Herren aus der Nachbarschaft, der Inspektor, der Eleve und die Gutsleute. Die Töchter waren beide nicht zugegen gewesen; Ilse hatte, wie sie behauptete, in der Sterbestunde Abschied von der Mutter genommen, hielt sich auch noch für zu angegriffen von ihrer eigenen Erkrankung, und Agnes erlaubten ihre jammervolle Gesundheit und das Wetter nicht, von Siegeswalde herüber zu kommen.

Feddersen befand sich eine Stunde nach der Trauerfeier wieder so allein wie alle Tage in dem großen, stillen Herrenhause, das finster und unheimlich unter dem niedrigen, grauen Himmel dalag. Er saß am Fenster seiner Stube und blickte in den verschneiten Park hinaus, über den jetzt wieder die Flocken wirbelten. Er sah gealtert aus und grübelte über neue Sorgen: das Begräbnis mit seinen Anforderungen war so plötzlich gekommen, und er hatte das Erforderliche beschaffen müssen. Bisher allerdings war es wunderbarerweise immer noch leidlich gegangen, obgleich man ihn nicht schonte. Die Rechnungsbücher aus Berlin hatten ihm deutlich bewiesen, daß der Haushalt der Damen nicht unter achttausend Mark geführt werden könne. Sehr prompt und korrekt waren diese Bücher geführt, jeder Pfennig war notiert — das besorgte Malwine, die in dem Haushalt der Frauen das Prinzip der Sparsamkeit und Ordnung vertrat.

Nun hatten Krankheit und Tod wieder das mühsam bewahrte Gleichgewicht seines Soll und Habens gestört, und sehr nötige Dinge mußten zurückbleiben in der Wirtschaft. Er selbst lebte wie ein Knauser. Agnes machte es möglich, mit fünfzehnhundert Mark durchzukommen; sie hat nie um mehr, sie wollte nie eine der Extrasprenden annehmen, die Frau Ellrath ihr auf Feddersens Wunsch senden mußte. „Verkauft's nur, ich brauche es nicht, kann's gar nicht verwerten," sagte sie dann.

Frau Ellrath mochte im stillen wohl entsetzt sein über die Knickerei, die hier Brauch war, aber sie fügte sich darein. Freilich, so wie Lisette verstand sie nicht zu wirtschaften, die alte Frau. Es fehlte ihr die Intelligenz, die Beweglichkeit. — „Es ist unerhört, was Fräulein Oldenroth herausgeschlagen hat, Herr Baron." hatte der alte Inspektor einmal staunend ausgerufen, „jetzt sieht man's erst!"

Herr von Ertzen hatte die Lewinskysche Hypothek übernommen, zu fünf Prozent, anderes nicht. Feddersen war von früh an auf den Beinen, und der Inspektor hatte gute Zeit. Er brauchte nicht vor Tau und Tag aus den Federn zu sein, um das Futtern zu überwachen, das besorgte der Herr selbst. Der alte Mann hatte einmal scherzhaft gesagt: „Es ist, als wären wir ausgetauscht, ich der Herr Baron, und Sie der Inspektor."

„Lassen Sie mir, ich brauche das notwendig — sonst würde ich krank," war die Antwort gewesen.

Am ersten Januar hatte Feddersen dem langjährigen Beamten aber doch gekündigt, schweren Herzens, indes es ging nicht anders. Und es war dem alten Manne recht gewesen; er hatte schon immer fort gewollt wegen seiner Gicht. Sie könnten ja leben, und weit fortziehen würden sie nicht; seine Alte wolle nach Siegeswalde, wo die Tochter verheiratet sei, und im Notfalle stehe er immer dem Herrn Baron zu Diensten.

Im April sollten sie ziehen, und dann war Feddersen allein. Da gab's denn, um zu vergessen, nur noch Eines: die Arbeit.

So ein Tag wie heute — entsetzlich! Da wurde alles wach, die Sehnsucht nach Wärme und Glück, nach einem lieben Lächeln und gutem Wort, nach den Aermchen seines Jungen, die sich sonst so weich um seinen Hals gelegt hatten.

Und auf einmal dachte er an Agnes, die am Begräbnistage ihrer Mutter ebenfalls allein saß. Wie konnte er sie vergessen! Er stand rasch auf und bestellte den Schlitten. Er hatte die Witwe von Hans verstehen und schätzen gelernt, eine Art herzliche Freundschaft war zwischen ihnen entstanden.

Schon im Pelz und der Pelzmütze des setzigen Buchters lief er rasch in den Garten, um ein paar Zweige von den Kränzen zu holen, die man auf die Stufen der Treppe zum Erbbegräbnis gelegt hatte, und saß fünf Minuten später im Schlitten.

Es war bereits dunkel, als das Gefährt durch die Straßen des Städtchens klingelte und vor dem Hause hielt. Oben, in der Wohnung, war kein Licht zu erblicken; er glaubte, Agnes werde wohl in der Stube nach dem Garten hinaus sitzen, und so war es auch.

Sie streckte ihm aus der Sofaecke die Hand entgegen, und über ihr verweintes Gesicht glitt ein Lächeln.

„Das ist gut von Ihnen," sagte sie einfach.

Er saß dann im Lehnstuhl ihr gegenüber und beantwortete ihre Fragen über die Rede des Pastors und wer von den Nachbarn dagewesen sei, und sie wies dann auf eine Unmenge von Karten.

„Es haben viele geschrieben, denen ich gar nicht zutraute, daß sie sich unserer erinnern würden."

Sie sprachen noch ein Weilchen hin und her, und als draußen im Flur die Klingel ging und das Mädchen meldete, der Herr Pastor aus Buchte sei da, um der gnädigen Frau sein Beileid auszusprechen, da hieß sie ihn in das Nebenzimmer führen, und erhob sich, um hinüber zu gehen.

„Hier ist Lektüre," sagte sie halb verlegen und schob Feddersen einen Brief hin; „es wird Sie, denke ich, interessieren."

Er faltete die Bogen auseinander und erkannte Sette Oldenroths Handschrift. Es war ein Schreiben, das Agnes vor etwa einer Woche erhalten haben mußte, als Frau von Brunsberg noch am Leben war. Gleich anfangs sprach Sette ihr Bedauern über die schwere Erkrankung und die Hoffnung auf baldige Besserung aus, hinzufügend, welche Beruhigung es für sie wäre, daß Malwine bei den Damen sei.

„Und dann muß ich Dir etwas Wunderbares mitteilen, liebe Agnes, etwas, das mich meiner alten Mutter wegen sehr erfreut. Du kennst ja unsere Verhältnisse! Sie waren, so lange ich zu denken vermag, die denkbar knappsten, nichts als Not. Ich besinne mich dunkel darauf, daß an den Tagen, wo die Sorgen sich ungewöhnlich steigerten, sagen wir zu Neujahr, zu Quartalsschluß oder wenn eine große, unvorhergesehene Ausgabe kam, meine Eltern von einer Tante Lisette sprachen, die wohl helfen könnte, wenn sie wollte. Aber Tante Lisette, die meine Patin war und, wie Mutter behauptete, gar nicht wußte, wie sie ihr vieles Geld anlegen sollte, schien die Verwandtschaft gar nicht anerkennen zu wollen. So lange ich mich erinnern kann, hat sie sich wenigstens nie um uns gekümmert.

Sie war die Witwe eines reichen Hamburger Kaufmanns oder Reeders und ganz weitläufig mit Mutter verwandt. Zuletzt wußten wir nicht mehr, ob sie noch lebe, denn einmal kam ein Bittbrief Mutters als unbestellbar zurück. Mutter glaubte, sie werde wohl ihrem Sohn nachgezogen sein, der in Rio ein großes Geschäft hatte; kurz, ich glaube, seit meinem elften Jahre ist der Name dieser sagenhaften Tante nicht mehr genannt worden.

Vor einer Woche ohngefähr bekam ich nun von einem Hamburger Notar die Aufforderung, an einem bestimmten Tage zu ihm zu kommen wegen einer Erbschaftsangelegenheit. Als ich dann zur bestimmten Stunde bei ihm erschien, eröffnete er mir,

daß Tante Lisette, die vor ungefähr einem Vierteljahr in Rio gestorben ist, mir zwanzigtausend Thaler hinterlassen hat. Ich glaube, ein dümmeres Gesicht, wie in diesem Augenblick, hab ich noch nie gemacht! — Und dann hab ich vom Fenster meines Hotels aus in das Lärmen und Treiben des Jungfernstiegs hinabgeschaut und mich gescholten, daß ich mich nicht freuen konnte, daß mir gegen meinen Willen die Thränen aus den Augen liefen vor Traurigkeit. Wie glücklich hätte mich diese Summe vor sechs Jahren gemacht! Nicht auszudenken glücklich! —

Ach, was habe ich mir alles gedacht in dieser Stunde, und wie habe ich mich selbst getadelt wegen meiner Undankbarkeit gegen das Schicksal, das mir einen so unerwarteten Glücksfall aufbewahrte.

Wie Mutter sich gefreut hat, als ich zurückkehrte mit der Nachricht, davon kannst Du Dir keinen Begriff machen. ‚Nun sterbe ich doch ruhig,‘ sagte sie, ‚davon könnt ihr ja leben, du und Malwine — du wirst doch Malwine nicht verlassen, nicht wahr?!‘

Ich habe Malwine sofort angeboten, zu teilen, aber sie hat es abgelehnt, sie ist noch immer nicht mit mir ausgesöhnt.

Jedenfalls bin ich glücklich, daß Mamas Alter sich nun ein wenig behaglicher gestalten läßt. Zur Feier des großen Ereignisses nahm ich zwei Plätze im Opernhause und eine Droschke, in der ich Mütterchen hinführte. Diese Seligkeit von ihr! Und wie sie förmlich wieder jung wurde bei den Melodien des ‚Freischütz‘. Sie summte noch anderen Tages leise vor sich hin: ‚Und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Himmelszelt.‘ — Ich bin noch immer in einer Stimmung, die von Freude weit entfernt ist; eine Geschichte aus meiner Jugend geht mir durch den Sinn, von dem Ballkleid, das mir die Schneiderin erst den Tag nach dem Feste brachte, weil es ihr — wie sie behauptete — nicht möglich gewesen wäre, früher fertig zu werden. Es war sehr schön, das Kleidel, und ich konnte es ja auch später noch mal gebrauchen, aber — diese Fastnacht, wo ich gerade ganz besonders nett aussehen wollte, die war verrauscht, und geweint habe ich, weil ich kein ‚Gewand‘ hatte, um sie zu feiern; es kam halt ‚zu spät‘. Wie ist das Wort so traurig — ‚Zu spät!‘

Ich sehne mich oft nach Dir! Wann werde ich dich wiederhaben — — — —“

Feddersen legte das Briefblatt auf den Tisch, und als Agnes zurückkehrte, saß er im Lehnstuhl und las scheinbar emsig im Wochenblättchen, das ihm das Mädchen eben überreicht hatte. Agnes wollte die Rede nicht auf den Brief bringen, und so schwiegen sie beide über diese Sache. Ihr Abendessen zu teilen, lehnte er ab, er sprach noch ein Weilchen über allerlei traurige Einzelheiten des heutigen Tages, und erst beim Fortgehen sagte er kurz: „Ich freue mich recht über die Nachricht aus Dresden.“

Als sich die Thür schon hinter ihm geschlossen hatte, kehrte er noch einmal um. „Von wem werde ich nun, wo Großmama nicht mehr ist, Nachricht erhalten über Walther?“ fragte er. „Wird Fräulein Oldenroth mir den Gefallen thun, über ihn zu berichten?“

Er sah so bedrückt aus, daß es Agnes ans Herz griff. „Soll ich es ihr schreiben?“

„Ich wäre Ihnen herzlich dankbar! Gute Nacht!“

Und dann fuhr er heim durch den siebenden Winter, seinem einsamen Hause entgegen, und dachte an den Brief, den er eben gelesen hatte, und an die traurigen Worte, die darin standen.

„Es kam halt zu spät!“

Von welchen Zufälligkeiten hängt oft das bißchen Glück eines Menschen ab!

Etwa vierzehn Tage später schrieb Malwine an Feddersen in ihrer herben, knappen Art:

„Geehrter Herr!

Sie erwarten von jetzt an durch mich Nachricht über das Ergehen Ihres kleinen Sohnes, und ich übernehme diese Berichte Ihrem Wunsche gemäß und teile Ihnen mit, daß es Walther gut geht.

Verzeihen Sie, wenn ich dieser Mitteilung noch eine weitere hinzufüge, die Ilse betrifft. Ilse kränkelt infolge einer Influenza, die sie einige Wochen vor dem Tode ihrer Mutter überfiel. Der Arzt verlangt einen Klimawechsel, und Ilse bittet durch mich, ihr die nötigen Mittel zu einem sechswöchigen Aufenthalt in Baden-Baden zu gewähren. Sie sehen, wir sind bescheiden; der Arzt wünschte eigentlich die Riviera.

Ihrer geschätzten Antwort entgegensehend,

ergebenst

Malwine Oldenroth.

P. S. Selbstverständlich kann Ilse nicht allein reisen. Sie schließt sich einer bekannten Familie an und glaubt, daß zweitausend Mark genügen würden.“

Also auch das noch!

Feddersen schrieb umgehend, daß es ihm unmöglich sei, das verlangte Geld aufzubringen, seine Frau müsse, wie ja so viele tausend andere Menschen auch, versuchen, sich zu Hause zu erholen. Er war tief verstimmt über dieses Ansinnen. — Ilse wollte sich durchaus nicht den Verhältnissen anpassen. Er sah keine Wendung zum Bessern vor sich, nur eine endlose Reihe sorgenvoller, einsamer Jahre.

Eine Antwort aus Berlin blieb aus, und er hegte schon Hoffnung, daß der Plan aufgegeben sei.

Der Winter war diesmal besonders kalt und schneereich, und die langen Tage schlichen grau und trübselig an dem Buchter Herrenhause vorüber. Das Schlürfen der alten Ellrath in den Gängen und Zimmern oder ein unterdrücktes Gelächter aus der Gesindestube, das Bellen seines Jagdhundes oder das Pfauchen der Dreschmaschine war das Einzige, was der einsame Mann zu hören bekam. Zuweilen, aber höchst selten, lenkte der Herr Pastor seine Schritte nach dem Hofe, um sich nach dem Befinden des Herrn Barons zu erkundigen. Der Pastor war ein junger und sehr glücklicher Mann und huldigte dem rosigsten Optimismus in betreff des irdischen Daseins.

Ein einziges Mal hatte er versucht als Seelsorger aufzutreten und seinem bedrückten Patron von Duldsamkeit und Nachsicht der Eheleute gegeneinander zu sprechen. Feddersen hatte ihn ruhig ausreden lassen und ihn beim Schluß der Rede nur mit einem langen Blick angesehen, darin lag die Antwort: Was weißt denn du, mein Sohn, mit deinen siebenundzwanzig Jahren und deiner ersten erlüllten Liebe von meinen inneren Erlebnissen? Sprich doch nicht von Dingen, die du nicht verstehst!

Da war der junge Pfarrer rot geworden bis hinter die Ohrläppchen und hatte eilig die Rede auf Arbeiterverhältnisse und die letzte schlechte Kartoffelernte gebracht. Na ja, er, der seine Gymnasialstelle geheiratet hatte, der mit seiner allerliebsten Frau in der fetten Pfarre saß, beide ein Herz und eine Seele, der hatte keine Ahnung von der Größe des Leids, das Feddersens Leben verbitterte.

So war der zweite Februar gekommen. Frau Ellrath hatte Schlachtfest angesetzt, wenn auf Buchte überhaupt das Wort „Fest“ gebraucht werden konnte bei solcher Arbeit. Feddersen kam eben vom Hofe herein, und das Hausmädchen trug für ihn und den Eleven in dem großen, zu ebener Erde gelegenen Zimmer, das Hans früher bewohnte, das Frühstück auf: warmes Wellfleisch, Brot und einen Grog. Er hatte trotz seiner Arbeit nie Appetit, und das fette Fleisch widerte ihn ebenso an wie der nachlässig gedeckte Tisch. Er kam nicht weg über so manche Entbehrungen, über das Fehlen einer gewissen Nettigkeit in seiner Umgebung und gewisser Formen.

Neben seinem Teller lag die einzige Zeitung, die er hielt, und ein Brief aus Berlin mit Malwines Handschrift.

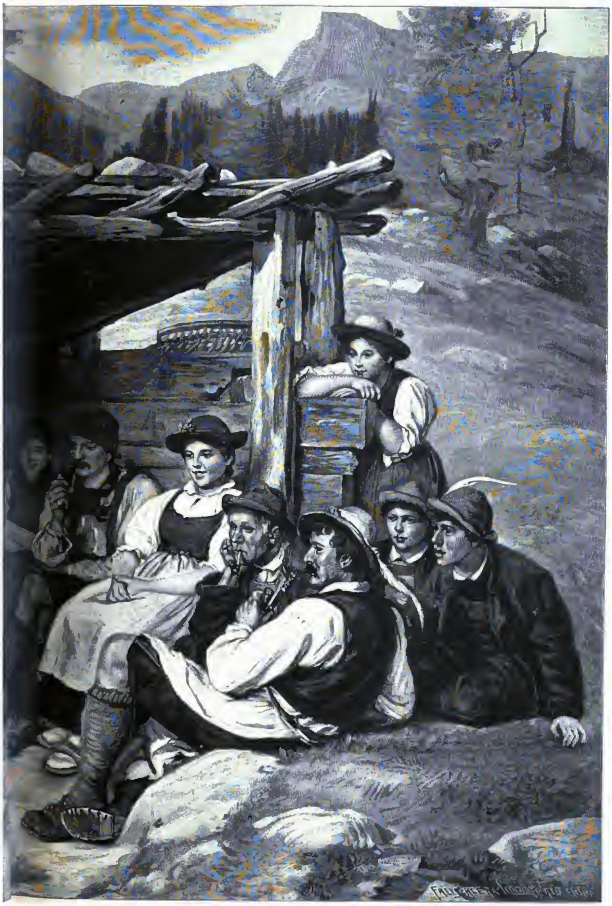
„Geehrter Herr!

Da Sie Ihrer Frau die Mittel zu der für ihre Gesundheit höchst nötigen Reise nicht gewähren konnten, war sie genötigt, sich das Geld anderweitig zu beschaffen.

Ilse befindet sich seit vierzehn Tagen in Baden-Baden. Leider hat sich der Zustand dort, zufolge ihrer Briefe, noch verschlimmert, und ich kann sie nicht länger allein lassen, ich muß ihr folgen. Waltherchen mitzunehmen, ist nicht möglich; ich sende Bubi deshalb zu Agnes nach Siegeswalde, woselbst er morgen nachmittag eintreffen wird; das Mädchen begleitet ihn.

Das M

Nach dem Gemäl



Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Das Genie.

F. v. Defregger.

Mit dem Wunsche, auf diese Weise in Ihrem Sinne gehandelt zu haben,

Ihre ergebene

Malwine Oldenroth."

Er faltete das Schreiben zusammen; er wunderte sich schon längst nicht mehr über das, was ihm von dieser Seite kam. Der Gedanke aber, den Kleinen wiederzuhaben, machte sein Herz plötzlich warm, denn er hatte beständig Sehnsucht nach dem blonden Kerlchen, mit seinen ungeschickten, drolligen Fragen, seinem kindischen Trotz und seiner jauchzenden Freude über irgend welche Kleinigkeit.

Natürlich wollte er nach Siegeswalde und ihn mit dem Schlitten vom Bahnhof abholen. Hoffentlich paßte Agnes die Anwesenheit des Kindes! Er dachte besorgt an ihre Kränklichkeit, und wie sehr sie an die Stille gewöhnt sei — konnte er ihr wirklich zumuten, das wilde Bürschchen aufzunehmen?

Offenbar war sie hierüber ebensowenig befragt worden wie er selber.

Fedderſen ging mit gerunzelter Stirn in die Waschküche.

„Frau Ellrath," fragte er, „glauben Sie, daß ich meinen Jungen hier unterbringen könnte mit dem Kindermädchen?"

„O Gott! O Gott! O Gott!" antwortete die kleine, dicke Frau, „das wird wohl ein bißchen schwierig sein, Herr von Fedderſen."

„Na, Platz iſt doch genug, ſolle' ich denken?"

„T'ja, Platz is ja woll mehr wie übergenug, aber man die ewige Aufpasſerei auf ſo'n Gör! Na," tröſtete ſie ihn dann, „es kommt alles auf die Deern an, die mitreiſt; wenn die vernünftig is, dann man zu! Aber wenn die 'ne Berliniſche is und nix wie Mannslüd im Kopfe hat, dann waſche ich mich die Hände, denn ich bün all ein bißchen ſchwerfällig und kann da nicht paſſen auf das Gör."

„Na, wenn ſie nichts taugt, dann jagen wir ſie zum Teufel, Frau Ellrath, und nehmen uns eine aus dem Dorf."

„T'ja, T'ja, Herr, aber dann wörd' ich keine junge Deern nehmen, dann eine alte Frau, die bewandt is mit ſo was. Die oll Küſter Krauſen, die bhut mich's zu Gefallen. — Nee, liek, nu kriegen wi' all 'n lütten Jungen in't Hus — na, brauchen kann man hier en bißchen Sonnenſchein."

„Laſſen Sie ſein Bettchen vorläufig in meiner Schlafſtube aufſtellen," rief er zurück und ſtieg nach oben, um ſich die Gelegenheit anzuſehen. Ja, ja, es ging! Hinter dem Kachelofen, wo es ſo warm und huſchelig war, wo früher das Ruhebett ſtand, auf dem Iſſe wie ein Murmeltier den langweiligen vorigen Winter verträumte, mit irgend einem Roman in der Hand, da konnte das Gitterbettchen ſtehen, das er vor ein paar Tagen in einer Bodenkammer entdeckt hatte.

An Iſſens Krankheit glaubte er nicht: ſie war immer nur aus Nützlichkeitsgründen krank geweſen, im Grunde hatte ſie eine gute Natur! Augenblicklich mochte ſie vielleicht ein bißchen nervös von der Influenza ſein, wie unzählige andere Menſchen auch, die doch gar nicht daran denken durften, nach dem Süden zu gehen.

Als er um vier Uhr nach eingehender Beſprechung mit Agnes in Siegeswalde auf dem windigen Perron ſtand, um den Berliner Zug zu erwarten, ſpürte er ein ganz ungewöhnliches Herzklopfen, ſo ſehr bewegte ihn der Gedanke, den kleinen Kerl bald ans Herz drücken zu dürfen. Und als der Zug hielt, ſah er endlich aus der zweiten Klaſſe ein damenartig gepuptes Weſen ſteigen, um einem Jungen herauszuhelfen, den er beinahe nicht erkannt hätte, ſo lang und ſpillerig war das Kerlchen geworden. In einem Radmäntelchen mit rotem Kapuchon, eine Matroſenmütze auf dem Hinterkopf, ſtand er da, als ob es ihn tröſtete, und ſah ſcheu und verdrießlich den großen Herrn an, der ſich liebevoll zu ihm herniederbeugte.

„Nun, Walther chen, Liebling, kennſt du deinen Papa gar nicht mehr?" fragte Fedderſen und nahm den Buben empor, der die Arme wie abwehrend gegen ſeine Bruſt ſtemmte und ihn, ohne jede Spur des Erkennens, noch immer mit mißtrauiſcher Miene anſtarrte.

Fedderſen bedeutete der Begleiterin, ihm zu folgen, und ſchritt unter allerlei zärtlichen Fragen an den Kleinen dem Schlitten zu.

„Setzen Sie ſich zum Kutſcher," befahl er dann der Begleiterin, und zu Chriſtian ſagte er:

„So, Chriſtian, da hätten wir ihn; lang iſt er geworden, nicht wahr, aber blaß? Man ſieht ihm die Stadtluft an. — Nun ſagen wir erſt der Tante Agnes Guten Tag, und dann fahren wir nach Hauſe," ſetzte er hinzu.

Sie klingelten durch die Siegeswalder Straßen. Fedderſen hatte den kleinen, ſchmächtigen Körper mit in ſeinen Pelz eingehüllt; ein paarmal hob der Junge den Kopf und ſandte einen prüfenden Blick zu ſeinem Vater empor, aber er ſchwieg noch immer mit feſt zuſammengepreßten Lippen.

Agnes hatte den Kaffeetiſch hergerichtet und war voll Freude, den Kleinen wiederzuſehen. Sie hätte ihn nun auch gern bei ſich behalten, aber ſie wollte dem Vater die Freude nicht verderben.

„Ach, Fritz," jammerte ſie, als das Kinderfräulein — mit dieſem Titel hatte ſie ſich ſelbſt vorgeſtellt — den Kleinen hinausgeführt hatte, weil er ſich mit Milch begoſſen, „was iſt denn aus dem Bürſchchen geworden? Er hat einen alten Geſichtsausdruck bekommen, als grübelte er oder hätte Kummer; das iſt kein Kindergeſichtel mehr."

„Wollen gnädige Frau die Güte haben, mir zeigen zu laſſen, wo Walthercheus und mein Zimmer ſich befindet?" fragte das Fräulein, als es wieder eintrat.

„Sie werden nicht hier wohnen, ſondern in Buchte," antwortete Fedderſen, „wir fahren nachher gleich hinaus."

Die blonde, ſchnippiſche Perſon warf den Kopf in den Nacken. „Ich muß aber ſehr bitten, davon weiß ich nichts, meine Inſtruktion lautet nach Siegeswalde."

„Jetzt lautet ſie aber nach Buchte!" erwiderte er geloſſen. „Die gnädige Frau haben es ausdrücklich geſchrieben, das Land wäre zu rauh für Waltherchen."

„So? Das wird ſich finden. Bitte, ziehen Sie das Kind wieder an und machen Sie ſich fertig, damit wir nicht in der Dunkelheit heimkommen."

„Ich — —" begann ſie, dann ſtockte ſie.

„Sie wünſchen?" fragte er ironiſch.

„Ich habe mich nicht für einen Landaufenthalt verpflichtet, ich habe — ich leide ſo ſehr an Bronchialkatarrh —"

„Schön! Dann gebe ich Ihnen die Erlaubnis, ſofort zurückzureiſen; ſchonen Sie Ihre Geſundheit."

„Aber — aber — ich —"

„Entweder Sie begleiten uns, oder Sie reiſen zurück. Da Sie erſteres nicht wollen oder können, bleibt nur das letztere."

„Ich weiß nicht, ob das der gnädigen Frau recht iſt!"

„Dafür tragen Sie die Verantwortung nicht. Reiſen Sie in Gottes Namen — hier das Geld für die Rückfahrt, und wenn Sie ſonſt noch Forderungen zu haben glauben — melden Sie uns das ſchriftlich, ich habe keine Zeit zu Auseinanderſetzungen."

„Ich danke!" Sie nahm das Geld mürriſch an und verſchwand mit tiefgekränkter Miene.

„Was ſollte ſie denn nun noch wollen?" fragte Agnes ängſtlich.

„Laſſen Sie nur," tröſtete er, „gottlob! die hätte mich um meine ganze Stimmung gebracht — die Ellrath weiß übrigens Rat. Sag Tante ‚Gute Nacht', Waltherchen, und dann wollen wir nach Buchte fahren."

Noch immer ſtumm, ließ ſich der Kleine hinunterführen, und wieder hüllte Fedderſen ſich und ſeinen Sohn in den Pelz. Anfangs hatte der Knabe auf des Vaters zärtliche Frage, ob ihn auch nicht friere, ob es ſchön ſei, ſo zu fahren, nur mit einem Kopfſchütteln oder einem Nicken geantwortet, dann fragte er plötzlich:

„Fährſt du zu meiner Mama?"

Fedderſen biß ſich auf die Lippen. „Heute nicht, mein Jungchen," ſagte er tröſtend.

„Aber morgen fährſt du zu meiner Mama?"

„Vielleicht! Biſt du nicht müde, Waltherchen?"

„Vielleicht?" wiederholte das Kind. Dann legte es den Kopf ſchwer gegen die Bruſt des Mannes; es ſchlief.

Die Pferde liefen ſcharf, ſie hatten den Wind im Rücken. Es ſchneite nicht mehr, aber es war kälter geworden, und am wolkenloſen Himmel flammten prächtig die Sterne. Ab und zu

drehte der alte Christian sich auf seinem Bock herum, als wollte er nach dem Kleinen spähen, und einmal, als es bergan ging, sagte er treuherzig:

„Das wird Ihnen gut thun, gnä Herr!“

Und Fedderſen fühlte, wie gut es ihm that. Als ſtrömte von dem kleinen ſchmächtigen Körperchen eine ſüße, wohlthätige Ruhe aus, ſo überkam es ihn. Das alte, einſame Haus, das da vor ihm aufrauchte, ſchien ihm mit einem Male nicht mehr öde, die Arbeit, Buchte für den Kleinen zu erhalten, nicht zu ſchwer. Ich gebe ihn ſeiner Mutter nicht wieder, ſagte er ſich, er gehört zu mir, wir gehören zuſammen; ich gebe ihn nicht mehr von mir, ich wehre mich!

In der Thür der Halle ſtand die alte Ellrath, die Arme in die Seiten geſtemmt. „Allein kommen der Herr?“ fragte ſie enttäuſcht.

„Nein! Nein — er ſchläft, in meinem Pelz. Aber ohne die Joſe kommen wir, laſſen Sie nur Ihre alte Krantjen morgen holen, Frau Ellrath, heute abend kann mir Ida wohl helfen.“ Er ging an ihr vorüber mit dem ſchlafenden Kinde auf den Armen, und die alte Frau lächelte ganz gerührt über ſein glückliches Geſicht. —

Einen Tag lang war der Kleine noch fremd und ſcheu, am zweiten aber tobte er ſchon wieder in der Kinderſtube, wie zu alten Zeiten. Der Junge hatte wieder Boden unter den Füßen, man ſah, er ſpürte die alte Heimat; nur ſobald er ſeinen Vater ſah, that er mit ernſthafter Miene die Frage: „Kommt Mama bald zu Waltherchen?“ oder „Fährſt du bald zu Mama mit mir?“

Am Fenſter ſaß ſtrickend oder ſpinnend die Muhme Krauts und nickte traurig zu dieſen Fragen: „Arm Kindting, een Mutter vermißt man ſo ſchwer. Id mein man — een Kind und een Mutter hüren tojamm, een Mutter is immer een Mutter und ehr Kind gegenöwer een Engel, mag ſe ſin wie ſe will.“

Fedderſen hörte nur ein unverſtändliches Brummen der Alten. Er ließ ſeinen Buben auf den Knien reiten, um die Sehnſucht des kleinen Herzens abzuleiten, und pfiff dazu den „Hohen Friedberger“, bis das Kind in jauchzende Luſt ausbrach. Und wenn er aus der Stube ging, ſtrich er ſeinem Jungen über den Blondkopf: „Sei brav, du armes Kerlchen!“

Wie Lenzesjubeln ſchallte ihm das Lachen des Kindes nach, wenn er durch die Gänge des alten verſchneiten Hauſes wieder in ſeine Stube trat, und zauberte ihm einen glücklichen Schein über ſein ſorgenvolles Geſicht.

„Sieh man bloß unſern Herrn,“ ſagte der alte Chriſtian vom Fenſter der Leutelſtube her zur Ellrath, „Er kommt da über den Hof, als hätte er Sprungfedern unter die Sohlen! Nu kiekt er ſich noch in einem fort nach die Fenſter da oben um und nickt ſeinem Jungen zu.“

„Na, nu paſſen Sie auf, Herr Chriſtian, nu kommt die Frau auch wieder! Und warum denn nicht? Sie gehören zuſammen. Wir haben uns doch auch unterweilen mal gezankt mit unſern Gattens und ſind bei einander geblieben. Oder haben Sie ſich nie mit Ihrer verzürnt?“ fragte die alte Frau.

„Nanu,“ brummte der Alte halb verlegen, „wir ſind alles bloß Menſchen, Frau Ellrath, und keine Engel, aber“ — er kratzte ſich hinter den Ohren — „was die Frau von Fedderſen iſt — ob ich's ausgehalten hätte mit die? —“ er ſchlug ſich auf den Mund und ſchwieg.

Eines Tages in der Mitte des März, als Sette mit der Mutter von dem gewohnten Spaziergang heimkehrte, fanden ſie, vor dem Hauſe auf und abpilgernd, Malwine, die mit dem böſeſten Geſicht von der Welt ihrer wartete. Zuerſt glaubten die Damen, ſie ſähen nicht recht, als ſie aber die vorwurfsvolle, harte Stimme hörten: „Na, ich danke, länger konntet ihr wohl nicht bleiben, ſeit einer Stunde laufe ich hier herum!“ da wußten ſie es denn beide: Malwine war wieder da!

Während ſie nun ins Haus gingen und die Majorin ihre Aelteſte immer noch überraſcht anſtarrte und ihre Frage wiederholte: „Biſt du es denn wirklich — und direkt aus Baden-Baden?“ begann Malwine in ihrer gewöhnlichen Tonart Auskunft zu geben.

Sie zerrte ihr Koffer chen ins Entree und ſchimpfte: „Wo denn ſonſt her? Achtzehn Stunden in einer Tour gefahren, und dann noch nicht mal ein dienſtbarer Geiſt da! Sette iſt wohl aus lauter Wohlhabenheit unter die Geizdrachen gegangen? Ein Mädchen könntet ihr doch wirklich halten, dächt' ich.“

Sette lächelte, ſprach von „Thee beſorgen“ und bot der Schweſter freundlich ihre Hilfe an, aber Malle nahm keinerlei Notiz davon. Sie warf den Filzhut und ihre Handſchuhe auf ein Tiſchchen, kauerte ſich ſelbſt in einen Lehnſtuhl und ſprach nachdrücklich, an der verdutzten Mutter vorüberſehend:

„Nach Berlin gehe ich nicht wieder, daß ihr's wißt!“

„Du haſt dich doch nicht mit Iſſen gezankt?“

„Doch nicht gezankt? Als ob das ein Malheur wäre! — Gerade! Gründlich verkracht ſind wir! Ich danke! — Ich bin noch lange nicht ihre Kammerjungfer! Mag ſie ſehen, wie ſie allein fertig wird und wieder heim kommt!“

„Um Gottes willen, was iſt denn vorgefallen, Kind? Du biſt ja rein außer dir!“

„Nichts weiter, als daß ſie mich veranlaſſen wollte, direkt nach Hauſe zu reiſen, während ſie noch einen Abſtecher über Mainz nach Köln oder Gott weiß wohin machen wollte. Ich weigerte mich natürlich, ich kenne den Rhein auch noch nicht, und überdies — na, was geht's mich an! Schließlich ſagte ich, ich wollte nicht ſtören. — Sie ſchrieb mir dann auf, was ich alles zu thun hätte in Berlin zu ihrem Empfange, und da dachte ich — Red' du nur, und kam direkt hierher.“

„Ich glaubte, Iſſe ſei ſo krank?“ ſtotterte Sette.

„Hm!“ Malle zuckte die Achſeln und ſchwieg.

Sette ging ſtillſchweigend hinaus, um für die Heimgekehrte eine Taſſe Thee zu machen und für ihr Nachtlager zu ſorgen. Als ſie wieder hereinkam, ſah ſie, daß ihre herbe, unliebenswürdige Schweſter geweint hatte; die Majorin brach mitten in einem Satz ab und kramte in ihrem Nähtörbchen, als habe ſie ſich die ganze Zeit über damit beſchäftigt.

Malwine in Thränen war ein ungewöhnlicher Anblick, aber Sette fragte nicht. Sie lud die Schweſter freundlich an den Theetiſch und verließ die Beiden dann wieder, um ſie in der Ausſprache nicht zu ſtören.

Alſo Iſſe hatte auch hier wieder verſtanden, ein Herz von ſich zu ſtoßen. Beinahe wäre Sette ſo ſchlecht geweſen, Malle dieſe Enttäuſchung zu gönnen, aber das leidenſchaftliche, unglückliche Geſicht der Schweſter that ihr leid. Sie hörte Mutter und Schweſter noch eine ganze Weile im Schlafzimmer der alten Dame unter gehen, dann kam die Majorin zu ihr in die Küche.

„Sie ſchläft,“ ſagte die alte Frau leiſe, und nach einer kurzen Weile des Zögerns ſetzte ſie flüſternd hinzu: „Denke dir nur, die Iſſe will ſich ſcheiden laſſen, ſie hat da einen andern gefapert! Ein ſchlechter Charakter muß ſie doch ſein, Settchen, und was das Schlimmſte iſt, der andere hat ſich nämlich zuerſt für Malle intereſſiert, da in Baden-Baden, aber die Iſſe hat nicht eher geruht, bis unſer armes Malwinchen ausgeſtochen war. Nein, zu ſchlecht! Wo ſie doch noch gar nicht geſchieden iſt! Ich ſage dir, die Einzelheiten — — was giebt's doch für Menſchen! Er iſt ein Rittmeiſter a. D. und ſehr reich — ſein Bruder iſt nämlich kinderlos geſtorben vor einigen Jahren, urplötzlich, und nun hat er viel geerbt, zwei oder drei Güter, glaube ich. Ach Gott, ihr habt doch in der Beziehung gar kein Glück, aber — ich bitte dich, laß nur Malle nichts merken, ſie will durchaus nicht, daß du es erfährſt. Ich erzähle es dir auch nur, damit du Rückſicht nimmſt auf ihr Weſen, ſie iſt ja ganz auseinander.“

Die Vorteilung, daß Iſſe und Malle ſich um einen Courmacher entzweit, hätte Sette zum Lachen reizen können, wenn das Wort: „Iſſe will ſich ſcheiden laſſen“ ihr nicht zu beklemmend auf die Seele gefallen wäre.

„Du hättеſt es mir nicht erzählen ſollen, Mutter,“ ſagte ſie leiſe. Und nun war wieder einmal des Mädchens mühſam erkämpfte Ruhe dahin! —

Aber auch Malle grämte ſich auf ihre beſondere Art. Sie begann Beſuche zu machen bei den Bekannten, und wie in alten Tagen begleitete ſie die Mutter, die ſich mit Settchen allein ganz behaglich zu Hauſe gefühlt hatte, verhältnismäßig wenig zu Kaffees, Whiſtkränzchen ꝛc. gegangen war und auch ſeltner Beſuche von ihren Freundinnen empfangen hatte, nun aber dieſe Abwechslung wieder ſehr wohlthuend empfand.

Einmal waren sie mit Bekannten nach Blasewitz gewallfahrtet, um im Schillergarten Kaffee zu trinken und Eierlinsen zu essen. Frau Oberst Baltrali ebenfalls; sie hatte den Besuch einer Nichte, einer resoluten Dame in den Vierzigern, welche auf einmal ein kolossales Bildungsbedürfnis fühlte und hoffte, welche unter Führung ihrer lebhaften Tante Dresden gründlich kennenzulernen.

Malle und ihre Mutter hatten den Anschluß auf dem Georgsplatz verfehlt, der Straßenbahnwagen, in dem die ganze Damengesellschaft bereits saß, fuhr ihnen gerade vor der Nase fort, sie gondelten also allein nach, wie Malle sich ausdrückte, und fanden die anderen schon alle in einer Veranda des Schillergartens vor. Die fremde Nichte, Frau Rothensee, wurde mit Oldenroths bekannt gemacht, verstand aber den Namen nicht, weil die alte Frau Oldenroth immer schlechtweg „Majorchen“ angeredet wurde.

Zufällig kam Malle neben der Fremden zu sitzen. Es wurde von „Reisen“ gesprochen, und die Frau Oberst von Baltrali erwähnte kurz, daß ihr Neven Rothensee — sie sprach das französisch aus — jetzt in Baden-Baden sei und fleißig an seine Frau schreibe. —

„Und er hat Sie nicht mitgenommen?“ rief man von allen Seiten der Strohwitwe zu. „So sind die Männer!“

„Ach, er reist so sonderbar, wenn es ihm gefallen soll,“ meinte Frau Rothensee, „am liebsten meilenweit zu Fuß. Das habe ich früher wohl auch mitgemacht, aber jetzt würde es mir zu sauer werden. Uebrigens hat er das Glück, überall Bekannte zu finden, gestern erst eine Familie, die er voriges Jahr in Tirol getroffen hatte, die sich in Begleitung einer jungen Frau dort aufhält. Und denken Sie sich nur, wie klein die Welt ist: diese junge Frau, die jetzt von ihrem Manne getrennt lebt, ist eine ganz oberflächliche Bekannte von mir, vom Lande her.“

„Ach, und die will sich im Schwarzwald trösten?“

„Mein Mann schreibt ja, es wäre da Einer, der scheine sich sehr für sie zu interessieren. Armes Ding! Der Ehemann soll ihr nämlich untreu gewesen sein, sie haben da eine junge Dame im Hause gehabt, in die er sich Hals über Kopf verliebte. Da ist sie eben ihrer Wege gegangen, so hat der Bekannte aus Tirol wenigstens meinem Manne erzählt. Ich muß gestehen, der Brief verstimmte mich recht; wenn man die hübsche Ilse von Brunsberg so als Mädchen gekannt hat und nun denken muß — —“

Malle rang nach Atem, aller Blicke waren auf sie gerichtet; die alte Majorin und ein taubes Fräulein, mit dem jene sich angelegentlich und laut unterhielt, waren die einzigen, die nichts gehört hatten.

„Gnädige Frau,“ stieß Malle hervor, „Sie — Sie sollten sich doch vorsehen — diese Geschichte ist ein wenig anders, gerade umgekehrt ist es! Frau Ilse ist es, welche die Untreue beging. Ich habe sie vor vierzehn Tagen in Baden-Baden verlassen, weil ich einfach nicht mehr bei ihr sein mochte, ihres wenig korrekten Benehmens halber, und ich muß Sie bitten, daß Sie derartige Märchen — —“

Sie brach ab, erhob sich und steuerte zu ihrer Mutter hinüber; die Sprache versagte ihr.

„Aber, beruhigen Sie sich doch, Malwinchen!“ rief die Frau Oberst, ihr nacheilend. „Natürlich haben Sie recht, kein Mensch denkt doch was Schlechtes von Settchen, so ein gutes Kind!“

„Versuchen Sie's nur mal mit der Karlsbader Mischung, das Pfund zwei Mark —“ rief die Majorin eben der alten Freundin ins Ohr, da stand auch schon Malwine neben ihr.

„Mutter, komm,“ bat das Mädchen, „es geht mir gar nicht gut, ich habe Kopfweh. Laß uns nach Hause —.“

Die betroffene Mutter folgte widerstandslos, obgleich Frau von Rothensee alle möglichen Entschuldigungen stammelte. Malwine ging ohne Adieu und zog die alte Frau am Arm nach sich. Fassungslos blieben die anderen zurück.

„Herr Gott,“ jammerte die Rothensee, „ich bin vollkommen erschlagen! Wer kann denn auch so was ahnen?“

„Na, unter uns gesprochen,“ nahm Frau Oberst das Wort, „so ganz aus der Luft gegriffen ist die Geschichte sicher nicht. Nehmen Sie doch nur die beiden Thatsachen — die Frau von Feddersen ist von ihrem Manne fort und — Lisette taucht auf einmal hier auf —.“

„Ja freilich, irgend etwas mag wohl dran sein. Wie fatal für die alte Majorin —.“

„Die hat ja keinen Schimmer —.“

„Aber das Mädchen! Die hat's weg, das hängt ihr ewig an! Nein, was man alles an seinen Kindern erleben kann!“

„Na, aber, wie gesagt, es muß doch — —“

„Natürlich!“ riefen sie sämtlich, „ib, keine Frage — ohne Grund trennt sich ein Ehepaar doch nicht!“

„Haben Sie denn Kinder?“

„Eines, glaube ich.“

„So'n armes Ding!“

„Wer hat's denn?“

Das wußte keine recht. Schließlich einigten sie sich auf den alten Gemeinplatz hin, daß es doch immer ein Risiko bleibe, Töchter, so lange sie jung sind, aus dem Hause zu geben, und daß die Frauenbewegung ein ganz tolles Unternehmen sei mit ihrem Aufhetzen der weiblichen Jugend zur Selbständigkeit.

Malle traf Sette in den schmalen Stübchen, wo sie am Fenster saß und Wäsche ausbesserte. Ganz unfähig, sich zu beherrschen, platzte sie los mit dieser häßlichen Geschichte. Das Gefühl eines Menschen zu schonen, war ihr von je fremd gewesen.

Als hätte Sette einen brutalen Schlag empfangen, so wich alles Blut aus dem lieben Gesicht; sie lehnte sich schwer gegen ihren Stuhl zurück und rang nach Fassung. Malwine erschrak, sie hatte sich die Wirkung wohl nicht so drastisch vorgestellt, und wie um wieder gut zu machen und abzuschwächen, fing sie an zu raisonnieren, indem sie Setten auf die Schulter klopfte, ihr das Näßzeug aus der Hand nahm, ein Glas Wasser eingoß und ihr an den Mund hielt.

„Diese Ilse, o diese Ilse! Ich habe die ja früher nicht glauben wollen, Settchen, ich war ja immer gegen dich, mein armes Herz. Ich bitte dir alles ab, ich weiß ja jetzt, wie sie einem ins Herz schneiden kann. Sette, besinne dich doch nur — es glaubt ja keine Seele an das, was die alte Schachtel quatscht. Ihn wird den Gefallen und kränt dich nicht. Die Ilse kriegt noch ihren Lohn, die kriegt ihn, für dich und für mich! Sei doch nur gut, Sette, laß doch Mama nichts merken, es ist ja alles Unsinn! Trink mal, so — so —“

„Laß mich allein,“ bat Sette und schob die Hand, die ihr das Wasser reichte, zurück.

„Na, meinetwegen, aber versprich mir, daß du dich nicht grämen willst. Wer kann denn was gegen Gemeinheit! Laß sie reden, Sette, hörst du, laß sie!“ Damit verließ sie das Zimmer, um gleich darauf nochmal den Kopf zur Thür hereinzustecken. „Sette, ein Brief! Ein Brief an dich!“

Das Mädchen schlich hinüber zur Thür.

„Er ist von Agnes,“ raunte Malle. „Komm doch zu Tisch, Mutter wundert sich schon.“

„Gleich!“ antwortete sie. Dann machte sie Licht und las. Agnes schrieb:

„Liebes Herz!

Komm schleunigst zu mir; Du hast mir versprochen, es bei der ersten Gelegenheit zu thun! Nun ist Fritz verreist, nun seine alte Mutter für ein paar Wochen nach Buchte zu holen — die alte Frau kennt ja ihr Enkelchen noch nicht.

Deinem zarten Empfinden ist also Genüge geschehen, niemand kann behaupten, daß Du seinetwegen kamst. Ich erwarte Dich übermorgen nachmittag mit dem Dreiuhrzug.“

Einige Minuten später trat Sette in die Wohnstube und teilte ihren Angehörigen mit, daß sie morgen früh zu Agnes reisen werde.

Malle sah sie zuerst erstaunt an, dann nickte sie und sagte: „Nu gerade! Das machst du recht . . !“

„Herr von Feddersen ist verreist,“ bemerkte Sette kurz.

Sette kam am andern Tage müde und abgespannt in Siegeswalde an. Die Jungfer Agnes' war auf dem Bahnhof, brachte Grüße von ihrer Herrin und trug den kleinen Koffer.

„Gnä' Fräulein sehen recht blaß aus,“ meinte das nette Mädchen, als sie den Weg von der Station nach der Stadt schritten, „das macht gewiß die Stadtluft?“

ABSCHIED

Nach dem Gemälde von Louis Ridel

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

Im Mai.

Nach dem Gemälde von A. Ritzberger.

„Ja, das kann sein," antwortete Sette.

Am Mallnowerthor ging eine große schwarzgekleidete Gestalt an ihnen vorüber, der ein altes Dienstmädchen mit Blumen und Gartengeräthschaften folgte. Die Frau sah weder rechts noch links, Sette vermochte nicht, ihren Gruß anzubringen.

„Das ist Frau Lewinsky, gnä' Fräulein," erklärte Lina wichtig, „die geht auf den Kirchhof zum Grab ihres Sohnes."

„So? Liegt der hier begraben?" fragte Sette, um doch etwas zu sagen.

„Jawoll, gnä' Fräulein, er ist die weite Tour hergeschafft worden; ich glaube, über tausend Mark hat's gekostet. Aber was soll denn die Frau noch sparen, er war ja ihr Einziger!"

Sette nickte traurig.

Agnes war ihr bis an die Flurthür entgegengekommen, sie strahlte vor Freude. „Sette, liebste Sette!" Aber die Arme sanken ihr fast herunter, als sie das schmale, vergrämte Gesicht des Mädchens sah. „Du bist doch nicht krank gewesen?" forschte sie, als sie nach einem Weilchen auf dem Sofa saßen, in dem gartenseitigen Zimmer, dem Lieblingsaufenthalt der jungen Wirthe.

„Nein, nein," wehrte Sette. „Erzähle nur, wie es dir geht, Agnes!"

„Ach, erst von dir, Sette, du siehst so blaß und müde aus."

„Mir fehlt gar nichts, wirklich gar nichts. Wie lebst du denn so, hast du dich eingewöhnt?"

„Da ist nicht viel zu sagen — sehr ruhig, sehr einsam. Die Ruhe hat mir wohlgethan, das muß ich zugeben, die Einsamkeit dagegen drückt mich zuweilen sehr. Manchmal kommt Besuch, ein paar alte Bekannte von früher her, die, wenn sie zufällig in die Stadt kommen, nachfragen, ob ich noch lebe — manchmal auch Frau Lewinsky. — Denk' dir — als Mama gestorben war — erschien sie eines Tages — ich habe die arme Frau sehr gern — sie fragt immer nach dir — —. Und Fritz natürlich, Fritz kommt regelmäßig; wie ein Bruder sorgt er für mich. Und jetzt ist er so glücklich über den Jungen; gewöhnlich bringt er ihn mit. Ein paar Stunden lang halte ich den kleinen Wilden auch ganz gut aus, aber einen ganzen Tag, das wird mir zu viel. Drollig ist der Bursche, er hat sich ganz gut wieder eingewöhnt in Buchte, nur manchmal, mitten im lustigen Spiel, wird er plötzlich nachdenklich, sieht sich mit suchenden Augen um und fragt den ersten besten: ‚Kommt meine Mama bald?'

Fritz antwortet ihm nie darauf; er nimmt ihn auf den Schoß, streichelt ihn und erzählt ihm irgend etwas, das ihn von seiner Idee abbringt. Das Kind wird dann auch ruhiger und giebt sich zufrieden, aber die Frage nach seiner Mama kommt immer wieder. Und das arme Kerlchen wird wohl stets vergeblich fragen. Ilse schrieb mir schon vor drei Wochen, daß sie die Absicht habe, den Vorschlag zur Scheidung nun doch anzunehmen; sie sähe ein, es gehe so nicht weiter.

Ich habe ihr nicht darauf geantwortet, sie thut doch immer das Gegenteil von dem, was man ihr als das Richtige empfiehlt."

Die zarte Frau faßte plötzlich Settens Hand. „Ach du — sie hat so recht, es geht so nicht weiter, er geht zu Grunde in der Wirtschaft, in dem öden Hause, bei der Arbeitslast. Auf die Länge hält keiner es aus, Wasser in ein Sieb zu schöpfen. Er zermürbt sich ja förmlich mit dem Bemühen, den Kram da draußen zusammenzuhalten, und Ilse wirft's zum Fenster hinaus! Wenn sie sich endgültig trennen, wird er aufleben; was aus Buchte wird, weiß ich freilich nicht. Er muß dann wahrscheinlich etwas anderes anfangen — vielleicht kann er wieder in die Armee eintreten. Und dann, Sette, dann wird er hoffentlich noch einmal glücklich! Sette — meine gute, kleine Sette, und du — auch!"

Settens Hand zuckte in der ihren, aber sie antwortete nicht.

„Es ist keine Sünde, davon zu sprechen, Sette. Die Beiden gehören sich nicht mehr, sind längst zwei getrennte Existenzen; fremd sind sie sich, fremder als zwei, die sich nie gesehen haben. — Ach, Sette, laß mir doch deine Hand, du ahnst gar nicht, wie ich über diese Sache grübele, wie mir euer Glück am Herzen liegt! Ich weiß doch jetzt alles. Das, was diese Beiden noch zusammenhält, ist eine leere Form, die zu zerbrechen als Pflicht erscheint. — "

„Und die Leute werden alle schreien, daß ich die Schuld trage. Ich weiß es — o, ich weiß, sage nichts dagegen!" rief Sette und stand auf.

„No, lasse sie doch! Du hast ein gutes Gewissen. Bist du so kleinlich, zu fragen, was die Leute reden?"

Aber Sette wollte nicht mehr sprechen über dieses Thema, das ja schon all ihr Denken gefangen nahm, dessen sie nicht Herr werden konnte, seit die Mutter ihr ins Ohr geraunt: „Denke doch, Sette, sie will sich scheiden lassen!" Sie quälte sich zwischen seliger Hoffnung und den heftigsten Selbstvorwürfen über diesen neuen Schimmer von Glück, der ihr im Lichte eines schweren Unrechts erschien.

Es schüttelte sie, als ob sie Fieber hätte. Sie ging in ihr Zimmer, setzte sich ans Fenster, und versuchte, ihren tobenden Gedanken Herr zu werden. Als sie gegen Abend zu Agnes kam, reichte sie dieser eine heiße, fieberrote Hand und bat mit müder Stimme: „Laß uns nicht mehr davon sprechen, bitte!"

„Wenn es dich aufregt — gewiß nicht! Willst du denn vielleicht auch lieber nicht mit nach Buchte fahren morgen nachmittag?" setzte sie fragend hinzu, „ich habe nämlich bestellt, daß der Wagen um drei Uhr uns hinaushoken sollte, weil doch morgen — —"

„Ich weiß, Agnes, Hausens Geburtstag ist morgen. Ich begleite dich natürlich und werde mir einen Kranz besorgen."

„Du kannst ja auch ganz ruhig sein, Sette, Fritz ist nicht daheim, nur der Kleine mit der alten Krauts." Und nach einer langen Pause, um von etwas anderem zu reden, fügte sie hinzu: „Es ist doch sonderbar, wie die Umgebung auf Kinder wirkt. Der Junge hat jetzt zuweilen dieselben Ausdrücke wie die alte Frau; neulich, als ich so recht elend dalag und Federzen mit ihm kam, tritt das kleine Geschöpf an mein Bett mit wichtigem, besorgtem Gesichtel: ‚Was thut dich denn weh, mein Schnutelen?' Es war überwältigend komisch. ‚Schnuteken' in allen Tonarten ist der Krauts ihr Kosename für das Kind."

Sette lächelte ein bißchen, aber gleich darauf sahen ihre Augen wieder ins Leere, grübelerisch und suchend, als wollte sie die Zukunft ergründen und die Wahrheit jener Behauptung: Es ist nur eine leere Form, die jene Beiden noch verbindet.

(Fortsetzung folgt.)

Auf schwankendem Boden.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von C. Falkenhorst.

Es giebt auf der Erde unruhige Stätten, auf welchen die Natur menschliche Ansiedlungen nicht zur Blüte kommen läßt. In den südöstlichen Ausläufern des Kaukasus liegt auf einem solchen schwankenden Boden die durch Erdbeben vielgeprüfte Stadt Schemacha, über deren jüngste Heimsuchung durch die Katastrophe vom 13. Februar dieses Jahres wir unseren Lesern bereits in Wort und Bild kurzen Bericht gegeben haben.

Die folgenden Zeilen sollen jenes furchtbare Naturereignis näher erklären und den Lesern Einblick geben in das Walten jener Mächte im Erdinnern, auf welche das Unglück von Schemacha zurückzuführen ist.

Werfen wir einen Blick auf die Karte jenes Gebietes, so sehen wir, daß der Kaukasus im Baichan jenseit des Kaspischen Meeres seine östliche Fortsetzung findet. In der That bilideten beide Gebirgszüge in der Vorzeit eine zusammenhängende Kette, allmählich ist aber durch Senkungen und Einstürze in ihrer Mitte das große Becken entstanden, das jetzt vom Kaspischen Meere ausgefüllt wird. Die das Antlitz der Erde umgestaltenden Kräfte sind an dieser Stätte noch nicht zur Ruhe gekommen. Das nehmen wir deutlich wahr auf der großen Bruchlinie verworfener Gesteinsschichten, die von Schemacha über Aspcheron und die Inseln Swätoi und Tschetschen zum Baichangebirge im Osten des Kaspischen Meeres verläuft. Sie ist ein festlamer Erdstrich, der nicht nur in geologischer, sondern auch in volkswirtschaftlicher Hinsicht hohes Interesse erweckt.

In den Tiefen der Erde haben sich hier mächtige Petroleumlager gebildet, sie erzeugen flüchtige Kohlenwasserstoffe, brennbare Gase, die oft mit großer Gewalt aus den Klüften der Erde und des Meeresbodens emporsteigen und, angezündet, in mächtigen Feuersäulen emporlodern. Sie waren schon in uralter Zeit bekannt, denn bei Baku standen die Tempel der persischen Feueranbeter. Schließlich haben sich auf der genannten Bruchlinie Schlammvulkane gebildet, wie man ihresgleichen in Bezug auf Größe und Zahl in keinem anderen Gebiet der Erde findet. Auf der Halbinsel Aspcheron allein zählt man 30 große und Hunderte

von kleinen Schlammvulkanen. Die größten von ihnen erreichen eine Höhe von 300 m, und ihre Krater haben bis 900 m Durchmesser.

In diesen Vulkanen bilden die Kohlenwasserstoffe die treibende Kraft, sie sind es, die den Schlamm aus den Tiefen der Erde emporreißen und über den Rand des Kraters fließen lassen. Wohl speien die letzteren bei heftigen Ausbrüchen Feuer aus, wenn die in großen Mengen entweichenden Gase sich entzündet haben. Dies war z. B. bei dem großen Ausbruch des Lok Botan bei Baku am 5. Januar 1887 der Fall, die weithin leuchtende Feuersäule erreichte die riesige Höhe von 600 m! Aber eigentliche Vulkane sind diese Gebilde trotzdem nicht. Das zeigt die Untersuchung ihrer Auswurfsprodukte. Was aus ihnen hervorquillt, ist keine Lava, kein geschmolzenes Gestein; in ihrem Schlamm findet man selbst mit Hilfe des Mikroskopes keine Spur von Fische, Bimssteine u. dgl., wohl aber Schalchen mikroskopisch kleiner Meerestiere, Foraminiferen und Radiolarien, die in den Erdschichten um den Schlammvulkan massenhaft vorkommen. Man hat darum auch vorgeschlagen, die Schlammvulkane lieber Schlammspeier zu nennen.

Wie kommen aber diese Naturgebilde zustande? Die unter hohem Druck entweichenden Gase allein können sie nicht hervorrufen. Gießen sie durch trockene Erdschichten, so entweicht an der Erdoberfläche ein einfacher Gasstrom. So liegen die Verhältnisse bei den heiligen Erdfeuern in der Nähe von Baku und bei dem Kohlenwasserstoffstrom der Chimära in Lykien, der aus einem trockenen Serpentingebiet ausfließt. Der Gasstrom kann aber bei seinem Durchbruch eine Quelle treffen. Liegt diese im harten Gestein, so tritt ein gasreicher Sprudel zu Tage, wie z. B. in dem Bade Zwonicz bei Krosna in Galizien. Auch in Pennsylvanien hat man ähnliche Erscheinungen beobachtet. So wurde bei der Stadt Rome eine Bohrung bis zu einer Tiefe von 660 m niedergetrieben. Aus dem Bohrloch sprang in Zwischenräumen von etwa 13 Minuten ein 40 bis 50 m hoher Strahl von Wasser und Gas empor; das Gas entzündete sich oft, erlosch dann, um im nächsten Augenblick wieder aufzuflammen. Anders aber gestaltet sich der Vorgang, wenn der emporströmende Gasstrom eine Quelle trifft, die in weichem, thonigem oder thonigsandigem Lager liegt. Dieses wird durch die Gewalt des brodelnden Wassers erweicht und zu Schlamm zerrieben. „Wenn Quellen im thonigen Boden entspringen," schreibt Professor Vogel in seinem vor kurzem erschienenen Werke „Die Erde und das Leben", „nehmen sie Teilchen davon mit und färben sich dadurch trübgrau oder rotbraun. Die Gasblasen machen sich noch ohne Schwierigkeit bahn, und wir haben eine Schlammquelle. Vermehren sich aber die Thonteilchen, so werden nur in größeren Zeiträumen größere Gasblasen die zähe Masse durchbrechen können und nicht ohne gewisse Gewalt. Teile des Schlammes werden dabei herausgeworfen, kleine Schlammströme fließen über. Endlich mögen festere Thonteilchen den Kanal verstopfen, und es bedarf kurzlicher Explosionen der gepannten Gase, um den Propfen herauszutreiben: der Schlammvulkan ist fertig."

Auf der Bruchlinie Schemacha-Apscheron ist nun der Boden aus weichem Gestein gebildet, reich mit Wasserdem und Petroleum durchtränkt, so daß man oft schon in Tiefen von 10 m auf ein schlammendes Gebirge trifft. Alle Bedingungen für die Entstehung der Schlammvulkane sind hier im reichsten Maße vorhanden, und darum brodeln die ausfteigenden Gase an so vielen Stellen den Schlamm hervor. Seine Massen sind so groß, daß sie ungestaltend auf das Bild der Landschaft einwirken. Großartig ist z. B. der Schlammvulkan Arleua. Nach Neumayrs Schilderung hat sein Krater etwa zwei Drittel der Größe des Vesuvkraters, er ist länglich-ellyptisch mit niedrigen teil abkürzenden Wänden und auf der nordwestlichen Seite des flachen Bergzipfels, dessen Höhe ungefähr 330 m über dem Meere beträgt, eingesenkt. Seine 125 bis 160 m breite Ausmündung führt zu einer nur tieferer Stufe gelegenen Kraterabteilung hinab, die große Wasseransammlungen umschließt; diese enthalten viel schwefelsaures Natron, und auch der Boden ringsumher ist mit dicken Krusten dieses Salzes bedeckt. Die Wasserbecken werden durch ziemlich warme Quellen gespeist, die durch sortwährendes Aufströmen brennbaren Gases in spru delnder Bewegung erhalten werden. Ströme von Schlammwasser wie in einem breiten Kanal auf der sanft gewölbten Scheitelfläche des mehrere Kilometer langen Hochrückens ihren Weg nach Nordwesten. Die Umgebung eines solchen Vulkanlegels ist öde und trostlos, jeder Vegetation bar. In regnerischen Zeiten verwandelt sie sich in einen Sumpf; ist der Schlamm trocken geworden, so wird er so locker, daß man bei seinem Betchreiten der Gefahr des Versinkens ausgesetzt ist.

Auch auf dem Grunde des Kaspischen Meeres treten Schlammvulkane in Thätigkeit und haben wiederholt neue Inseln aufgeschüttet, so z. B. im Frühjahr 1860 die Insel Kumani.

Alle diese Erhöhungen vollziehen sich aber durch Unterminierung des Grund und Bodens in der nähern Umgebung. An Stellen, von denen der Schlamm fortgeführt wurde, entstehen unterirdische Höhlen und Klüfte, die von Zeit zu Zeit zusammenbrechen und zu Einsturzbeben Anlaß geben. Auch bei dem Erdbeben am 13. Februar hat man bei einem Schlammvulkan in der Nähe von Schemacha eine erhöhte Thätigkeit bemerkt. Man hat eine Zunahme solcher Terrainbewegungen feststellen können, teilbem die Bohrungen auf Petroleum in größerem Maßstab ausgeführt werden. Schlammvulkane und unterirdische Petroleumbecken stehen in innniger Verbindung zu einander. Das hat sich bei den erwähnten Ausbruch von Lok Botan gezeigt. So lange der Ausbruch dauerte, hörte in Baku ein mächtiger, 50 000 Meter-Centner Petroleum täglich liefernder Springquell zu fließen auf.

Man muß aber bei der Prüfung dieser Naturerscheinungen beachten, daß Einsturzbeben in örtlicher Hinsicht beschränkt sind, daß ihre Wirkungen sich in weiteren Ländergebieten nicht fühlbar machen. Das Erdbeben vom 13. Februar beschränkte sich jedoch keineswegs auf Schemacha, auch viele Dörfer in der Umgebung wurden von ihm betroffen, und sogar in dem ganzen Gebiet des westlich gelegenen Gouvernements Jelisawetpol wurden zu derselben Zeit ziemlich starke aber geringere Erschwankungen wahrgenommen. Es ist also wahrscheinlich, daß bei der letzten Katastrophe neben den Schlammvulkanen andere Kräfte ihre weitreichende Wirkung entfaltet haben. Es handelte sich vermutlich um Zusammenziehungen und Verwerfungen der Erdrinde, um eine Fortsetzung der Prozesse, die in grauer Vorzeit das Becken des Kaspischen Meeres gebildet haben. So wäre das letzte Erdbeben ein weiterer Vorstoß der Natur zur Erneidegung des Kaukasus. Ein Glück nur, daß Mutter Erde so langsam arbeitet. In vorgeschichtlicher Zeit haben die sneerjeienden Berge Elbrus und Ararat ihre stolzen Häupter erhoben, und verschollen wird Menschenluft, verstummt all Menschenleid sein, wenn dereinst über den Trümmern der Himmelanstrebenden der Sulzfut des Meeres wogt.

(Schluß.)

Frühlingstage am Gardasee.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Tagebuchblätter von **Anna Ritter.**

Mit Illustrationen von **M. Zeno Diemer.**

eiter gegen den Abend stellte sich Regen ein. Die ganze Nacht hat sein Rauschen meine Träume begleitet, und noch im Halbschlummer des Morgens höre ich das gleichförmige Rieseln und Rinnen. Es giebt nichts Behaglicheres, als im warmen Bett zu liegen oder still am Arbeitstisch zu sitzen, während die Tropfen an die Scheiben klatschen und die Wasserrinnen die von den Dächern gesammelte Flut plätschernd auf die Straße schütten.

Und das thun sie hier höchst ungeniert, mit der Sicherheit eines durch die Jahre geheiligten Rechtes — wer in ihr Gerich gerät, mag selben, wie er durch allerlei Seitensprünge dem kalten Guß entrinnt.

Es giebt aber merkwürdig viel Schirme im Ort. Der Bauer, der neben dem Ochsenwagen hergeht, wiegt seinen „ombrello" über dem Haupte, die Schulkinder gehen zu zweien und dreien unter dem triefenden Familiendach, selbst die Grenzsoldaten schützen ängstlich die Uniform mit dem Schirm, so unkriegerisch er sich auch für ein deutsches Auge neben dem klirrenden Schleppsäbel ausnimmt.

Nur die Fischer können ihn nicht gebrauchen, sie müssen die Arme frei haben zur Arbeit und hängen sich deshalb einen Sack über, dessen zugenähter Zipfel wie eine Kapuze vom Scheitel aufwärts steht. Eben fährt solch vermummte Gestalt, rasch ausholend, über den See, es sieht in dem grauen Dunst, der alle Konturen verwischt, aus, als triebe ein Germane seinen Einbaum der alten Ponalestraße zu.

Die Gäste sitzen fröstelnd und mißvergnügt auf der Veranda herum; zwischen den Herren wird ein heimlicher, aber erbitterter Kampf um die Zeitungen geführt, ein paar alte Damen holen seufzend das Häkelzeug aus der Tiefe des heimatlichen Pompadours, und ich vergrabe mich in meine Briefe.

Umsonst versucht der brave Schwingshaut, mit hoffnungsfreudigem Gesicht von den bald einsetzenden Ora zu reden, die den Regen sicher verscheuchen werde. — Die Allgemeinheit faßt das schlechte Wetter als persönliche Beleidigung auf und ist geneigt, den Wirt dafür verantwortlich zu machen.

Dennoch behält der geängstigte Hausvater recht, das Wetter hellt sich gegen Mittag auf, und der Tag wird, wenn auch nicht sonnig, so doch von einer friedlichen Gleichförmigkeit, die das Beste für morgen früh hoffen läßt.

Wer hätte gedacht, daß dieser stille Tag solch stürmisches Ende nehmen würde!

Die Münchnerin hat gegen sechs Uhr abends einen winzigen Nachen genommen, um allein noch bis Malcesine zu rudern, ein gewagtes Unternehmen für eine junge Dame, die nicht ein Wort Italienisch kann.

So ist denn auch das ganze Haus in Aufregung, als sie um halb Zehn noch nicht zurück ist, die ältere Schwester steht weinend und händeringend am Ufer, phantasiereiche Gemüter malen sich die schwärzesten Schauergeschichten aus, die Verständigeren machen ihrer gerechten Entrüstung über solche Abenteuerlust Luft.

Als auch das von Malcesine heraufkommende Dampfschiff die unruhig Erwartete nicht bringt, rückt sich der Böhme die weiße Mütze tiefer ins Gesicht und nimmt mit finster entschlossener Miene ein Boot, um die jenseitige Küste nach der Vermißten zu durchforschen, und ich klettere mit den Wienern in ein zweites, um diesseits Nachforschungen anzustellen.

Die Nacht lockt mich, diese stille, sternlose Nacht, die mit geschlossenen Augen am Ufer hinwandert und das dunkle Haar im Winde wehen läßt. Leise stöhnt sie auf, wenn der Gewaltige sie packt, denn er ist rauh wie die Berge, aus denen er kommt, und sein Atem fährt eisig über den See dahin.

Im Süden leuchtet das Riesenauge des Scheinwerfers auf, der Tags über im Hafen von Limone schläft. Nichts entgeht dem Alderblick dieses Auges, das blitzartig Ufer und Wellen streift. Wo es den Felsen trifft, wird er zu Silber, das Netzwerk der Gräser und Moose liegt durchsichtig über dem Grunde, jede Rippe, jede Ader des jungen Laubes, das üppig wuchernd die Hänge umspinnt, tritt schimmernd zu Tage. Zaubrische Buchten thun sich auf, Kristallblöcke baden sich in der Flut, weiße Arme winken, es klingt wie lichterndes Lachen hier und dort . . .

Auch auf uns fällt ein Strahl jenes fernen Lichtes und wirft den Schatten unseres Kahnes gespenstisch gegen die Felswand. Ein Doppelgänger von lautloser Geschäftigkeit, gleitet er neben uns dahin, wir sehen die Ruder sich heben und senken, die kleinen Wimpel der Segelschnur im Winde wehen, wir sehen uns selbst, regungslos, wie gebannt dem nächtlichen Spuke hingegeben — und dann erlischt jäh, wie es gekommen, das Licht, um drüben am Weltufer wieder aufzuleuchten. Felsen, Bäume, Wellen sinken in die Nacht zurück, die tiefer, grundloser wirkt als zuvor.

Fröstelnd schauern wir zusammen, uns fehlt die Bewegung, die den Schiffern das Blut kraftvoll durch die Adern treibt, daß sie trotz der empfindlichen Kälte die Jacken von den Schultern reißen. Weit in der Ferne funkeln die Lichter von Riva, aber Torbole hat sich hinter den Bergen versteckt.

„Chi è la?“ Wie ein Geisterruf klingt's über das Wasser her. Und da liegt er, an die Felswand gepreßt, der „fliegende Holländer“ mit seinem dunklen Takelwerk und dem Verdeck, auf dem alles Leben erstorben scheint!

Nur der Wachtposten, der einsam und unbeweglich am Mast lehnt, zeigt, daß das geheimnisvolle Schiff kein Spiel unserer Phantasie ist, daß dort in Wahrheit Menschen auf der Lauer liegen, um den Schmuggelhandel über die Grenze zu hindern.

Nun wird's auch im Bauch des Schiffes lebendig, schwarze Augen blitzen uns an, derbe Scherze fliegen hin und her, als wir des verschwundenen Mädleins erwähnen — zum erstenmal in meinem Leben bin ich froh, nicht Italienisch zu können.

Auf unsere Bitte hin werden die bunten Signallaternen angezündet, die den Zolldampfer herbeirufen, und ein paar Augenblicke später hören wir schon das Schnauben und Prauchen des nahenden Schiffes. Wie ein Seeungeheuer wälzt er den langgestreckten Leib durch die Fluten, daß der Gischt seine Flanken peitscht und die Wellen im weiten Umkreis aufgeregt wogen.

Aber die Stimme des Kapitäns klingt freundlich, als er sieht, daß er es mit harmlosen Kurgästen zu thun hat; er verspricht, den ganzen See nach dem kleinen, verlorengegangenen Boote abzusuchen. Ein paar Worte des Dankes in meinem, dem „beredten Italiener“ entnommenen Idiom, ein höfliches An-die-Mütze-greifen, und Bartolo lenkt den Kiel unseres Schiffchens wieder nach Norden — wir haben gethan, was möglich war.

Halb zwei Uhr nachts ist es, als wir halb erstarrt vor Kälte zurückkehren. Auch das andere Boot ist unverrichteter Dinge zurückgekommen, und wir geben uns, obwohl selbst in Unruhe über das Ausbleiben der leichtsinnigen Münchnerin, redlich Mühe, ihre furchtbar aufgeregte Schwester zu beruhigen. Endlich ist die Vermißte in ihrem Schiffchen in der Bucht von Navene, in der sie von der „Finanz“ zurückgehalten worden war, entdeckt und heimgeleitet worden, und wir können zu Bette gehen. Nach der Dependance brauch' ich zum Glück nicht mehr hinüber. Doras Vater hat, ehe er ging, Frau Schwingshackl die Hölle heiß gemacht: ich müßte unbedingt eins der Vorderzimmer nach dem See hinaus haben, weil ich, als Schriftstellerin, ihr sonst sehr schaden könnte!

Die Rose im Cypressenbaum.

Das Leben geht wieder seinen alten, behaglichen Gang, ein Tag ist schöner als der andere. Noch ein Weilchen, und das Rosenwunder, auf das wir seit Wochen warten, wacht auf an allen Wegen. —

Hoch über Torbole steht an einem der kahlen Felsschroffen ein Dornbusch, der ist gar wunderlich in sich verwachsen und verästelt. Vielleicht hat er auch einmal davon geträumt, ein stolzer, schöner Baum zu werden, aber da ist der Sturm gekommen und hat ihm die jungen Triebe gekniet, der Regen hat ihm das Gebreich fortgewaschen, daraus er Nahrung ziehen wollte, der Schnee hat sich kältend auf seine warme Hoffnung gelegt — so ist er verkrüppelt vor der Zeit! Anstatt hinauf zu greifen in die Freiheit der Höhe, ins goldene, lachende Sonnenlicht, hat er all seine Zweiglein nach innen gezogen und lebt sein armes Leben in sich hinein.

Ich habe lange davor gestanden und mit behutsamen Finger über die Reischen hingestrichen, da war's mir, als ginge ein Zucken durch das Bäumchen hin, und ich bin eilig fortgegangen, weiß ich doch selbst, wie weh oft Mitleid thut.

Der Major, der neben mir sitzt, das ist auch so ein Einsamer. Er spöttelt über die Ehemänner, nimmt die Frauen nicht für voll, spinnt sich in allerlei Schrullen ein und verbirgt doch hinter der Maske des Sonderlings ein weich empfindendes Herz und eine Sehnsucht, die ihm das Leben nicht erfüllt hat.

Viele, viele fallen mir ein, die mir auf meinem Wege begegnet sind und das Zeichen der Einsamkeit auf der Stirn trugen, ich denke auch der Abgeschiedenheit, die mein eigenes Leben umgiebt, trotzdem drei warme Mäuschen mich „Mutter“ nennen. Einsam ist auch der Glücklichste, wenn die großen Rätsel des Lebens an ihn herantreten und er vergebens die Hand ausreckt nach Einem, der sie ihm deuten könne.

Das Kirchlein von Torbole thut seine Thüren auf, und die kleine Glocke ruft unablässig — ich schüttle traurig den Kopf.

Alle Tage, wenn die Sonne sich drüben hinter der Rocchetta versteckt, fliegt der Fischadler über dem See auf. Oft schon sollen die Nixvolk unter den Gästen, bis an die Zähne bewaffnet, ausgezogen sein, ihn zu erlegen — er zieht noch immer seine Kreise über der Sarcamündung, ruhig schwebend, ein König in

feinem Reich. Mir ist der stolze, einsame Vogel lieb, der so fest und unwandelbar über der Tiefe kreist, wie der Gottgedanke über dem rauschenden Leben.

Nun blühen die Reben im Sarcathal,
Und über die Mauern neigen
Sich Rosenhecken im Sonnenstrahl
Und bräunlich schwellende Feigen.

Oliven träumen am Felsenhang
Von lange versunkenen Lenzen,
Sie lauschen der Wellen Wechselgesang
Und winken mit silbernen Kränzen.

Die Winde küssen den schlafenden See,
Da regt sich's dumpf in der Tiefe,
Als ob dort unten ein altes Weh
Gequält nach Erlösung riefe.

Pregasine schimmert, von Duft umweht,
Mit weißen Häuschen herüber,
Ein weiches, goldenes Wölkchen schwebt
Gleich einem Lächeln darüber.

Bald nah, bald fern klingt das Glöckchen der Leitziege, die hinter mir im Geröll heraufklettert, wählerisch aussuchend, was ihr der Maimorgen an Kräutern und Halmen beschert hat. Sie wird schwerfällig, die alte Ziege, und geht selten auf die groben Späße des Hütejungen ein, aber den Zucker, den ich ihr allmorgendlich mitbringe, frißt sie gern, so mißtrauisch sie ihn auch das erste Mal beschnuppert hat.

Hinter ihr drein geht „die bräunliche Tochter", an deren Hörnern der Beppo sein Kittelchen aufgehängt hat. Das steht steif ab wie ein Fechtwamms von all den Flicken, die über- und nebeneinander darauf Platz gefunden haben.

Wenn die Ora tommt, nimmt's der Junge gern über die schmalen Schultern, jetzt aber, wo nur ein leises Flimmern und Zittern über den blauen Wasserspiegel geht und die Blätter regungslos im Sonnenlicht hängen, wird's ihm in dem verwaschenen Hemdchen fast zu warm; er hat's weit über der braunen Brust zurückgeschlagen.

Nun hebt er den Stock und treibt die Ziegen heimwärts, aber es geht nur langsam von statten, denn die junge hat ihren eignen Kopf, sie springt manch liebes Mal vom Wege ab, und so leichtfüßig der Beppo auch ist — er holt sie mit den zerrissenen Nagelschuhen nicht immer ein. Endlich aber sind sie doch um die Wegbiegung verschwunden, die hellen Glöckchen verklingen, nur das dumpfere Geläut der Kuhglocken hallt noch von der Berghöhe nieder.

Aber um mich her wacht Leben um Leben auf, ich merke allgemach, wie viel vertraute und fremdartige Gesellen meine Einsamkeit teilen. Da hastet ein ganzer Zug schwarzer Ameisen an mir vorüber, ein großer Käfer tappt täppisch hinein, und eine Spinne hat ganz in der Nähe ihr zierliches Netz zwischen den Brombeerranken ausgespannt, mit der Beharrlichkeit des Raubtieres auf die Beute lauernd, die sich in dem taubligenden Gewebe fangen wird.

Eine riesige Kröte klettert aus dem feuchten Ufergestein herauf. Bedächtig, schwerfällig setzt sie mit gespreizten Zehen ein Bein vors andere und ruht sich alle paar Schritt aus wie ein alter, asthmatischer Herr. Das Märchen von der Kröte fällt mir ein, zu der die schöne Königstochter sich opferwillig neigte, um durch den Kuß langjährig bösen Zauber zu brechen.

Welch widerliche Vorstellung, mit warmen Lippen den elfen Krötenleib dort zu berühren, und doch — thut Liebe nicht heute noch Wunder der Verklärung, größer, herrlicher, als sie das seltsamste Märchen berichtet?

Was weiß der Assessor, Freiherr von und zu Uerzingen von solchen Dingen?

Auf einer der Uferbänke sitzt er, lächelnd im Bewußtsein der Unwiderstehlichkeit. Die Schnurrbartenden bis zu den Augen emporgedreht, eine Gretchenblume im Knopfloch, starrt er durch das Monocle auf die morgenstille Bucht und die ernsthaften Berge. Ihm impouiert das alles nicht.

„Fade Jezend," hörte ich ihn gesteru zu einem Gesinnungsgenossen sagen. „Zimmer dasselbe, Ortschaften fehlen fast jänzlich!"

Wüstes Geschrei schallt vom Hafen, als ich, den Arm voll Blumen, die Seele voll Schönheit, wieder einmal heimkehre aus dem Abendfrieden der Campagna.

Ich schaue von meinem Fenster aus dem Schauspiel zu, das sich voll dramatischer Lebendigkeit zu meinen Füßen entwickelt.

Zwei Männer streiten erbittert um das große Fischernetz, das in einem der Boote liegt; die Gasser, die sich schnell am Ufer sammeln, ergreifen für den einen oder anderen Partei, ein paar Weiber rennen, schon von weitem die gellenden Stimmen erhebend, herbei und drängen sich keifend, gestikulierend durch die Menge. Braune Fäuste versuchen, das Netz aus dem einen

Der Zolldampfer leuchtet die Küste ab.

Kahn in den danebenstehenden hinüberzuziehen, andere reißen es wieder zurück — der Lärm wächst von Minute zu Minute.

Im Hin- und Wiederzerren schlägt eins der übervollten Boote halb um, ein Frauenzimmer fällt kreischend ins Wasser und muß triefend vom Schauplatz abtreten, zum Gaudium der Zuschauer, die darüber einen Augenblick des Streitens vergessen.

Dann beginnt der Kampf von neuem. Die Frau des einen Fischers, ein blasses Weib von schmächtigem Körperbau, ist die Leidenschaftlichste. Mit einem aus Grausen und Bewunderung gemischten Gefühl sehe ich ihr zu, wie sie den Gegnern an die Kehle springt, ihnen drohend die geballten Fäuste entgegenschleudert und Reden hält in einem Pathos, um das eine Klara Ziegler sie hätte beneiden können.

Ich kann die Worte nicht unterscheiden, die all diese erhitzten Menschen in leidenschaftlicher Erregung hervorsprudeln, und doch verstehe ich, dank der großartigen Mimik der Italiener, genau den Hergang der Sache, zu dem mir der herbeigewinkte Attilio lachend die näheren Details erzählt.

Die Familien Mendeli und Barceli haben vor Jahren gemeinsam eins der riesigen Fischernetze gekauft, die ein Kapital von je tausend Gulden repräsentieren. Mendeli, der als der Reichere mit drei Fünfteln beteiligt ist, beansprucht, das Netz bei sich zu Hause aufzubewahren, und war vorhin gerade im Begriff, mit dem Netz davonzurudern, als die Brüder Barceli dazu kamen. So reißen sie nun unentwegt an dem Streitobjekt herum, ganz Torbole versammelt sich nach und nach am Hafen, und Frau

Schwingshaar geht mit unheilkündender Miene zwischen den Leuten durch, um ihre pflichtvergessenen Mägde, die alles im Stich gelassen haben, wieder einzusammeln. Gerade hat sie auch den Ehegatten erwischt und führt ihn, so sehr er sich sträubt, am Rockärmel wieder heim, denn Johann muß gleich die Essensglocke läuten.

Und nun hat auch der Himmel ein Einsehen: er schickt von oben her einen tüchtigen Platzregen auf die erhitzten Köpfe, der sich mit den spritzenden Wellen des aufgeregten Hasenwassers mischt. Solch doppelter Nasse widersteht auf die Dauer kein Mensch — der Zorn verraucht, alles greift zu, die gestäbderten Netze zu retten, ein Viertelstündchen noch, und die Schiffe liegen friedlich aneinander gekettet im Hafen, den der Regen sacht umspinnt. —

Hänget mit deinen weißen Ranken,
Rose, im Cypressenbaum,
Ihm mit blühenden Gedanken
Störend seinen düstern Traum.

Wisperst ihm im Windeskosen
Süße Frühlingsmärchen zu,
Lockt ein goldnes Sonnenlachen
Ueber seine ernste Ruh'.

Achtest nicht sein scheues Wehren,
Das von Lust nichts wissen will,
Hörst nicht auf, ihn zu verklären,
Bis er gläubig ward und still.

Bis er sein vertrümmtes Leben,
Das er schau dem Tod geweiht,
Froh der Schönheit hingegeben
Und der Sonnenherrlichkeit.

Gerade vor mein Fenster hat der liebe Gott das liebliche Frühlingsbild hingestellt, daß es mich beim Erwachen mit lachenden Augen grüße. Als ich hier einzog, waren noch all die tausend Knospen geschlossen, nun hat der Mai sie aufgeküßt — wie ein Brautschleier liegt's über dem alten Cypressenbaum. Es ist täglich meine Morgenandacht, in dies Blühen und Treiben hineinzusehen, in diese Predigt von einer Werdekraft und Lebensfreudigkeit, die ewig ist wie die Sonne droben.

Goethes Gedichte im Arm, wandere ich zwischen den Weingärten hin zu meinem Lieblingsplätzchen an der Sarca. Die molligen Weidenkätzchen haben den ganzen Weg mit Flöckchen bestreut, das binsenartige Ufergras schwenkt flüsternd die großen braunen Rispen, und zwischen den Steinen blühen schon die wilden Erdbeeren. Immer tiefer versteckt sich das Bänkchen hinter den Zweigen — von den anderen Gästen hat es noch keiner entdeckt, und ich hüte mich wohl, es zu verraten.

Die beiden Kähne liegen wieder am Ufer, aber ich kann nicht mehr trockenen Fußes hinübergehen, die Regenflüsse der letzten Tage haben einen Sumpf um sie herum geschaffen. Das haben sich gleich die Frösche zu nutze gemacht. In langen Stößen sind sie herbeigeschwommen, sitzen nun quakend im Schilf und thun, als sei das Fleckchen Sumpfland altväterliches Erbe und sie die rechtmäßigen Herren.

Ein Fischer hockt am Ufer nieder und zieht vorsichtig Schuhe und Strümpfe aus, ehe er durch das schlammige Wasser watet. Ich erkenne ihn wieder, es ist einer der Männer, die gestern so wild miteinander gerauft haben; nun untersucht er mit langem Gesicht die Löcher, die blinde Wut gerissen hat. Die drei Männer von Peschiera, die allsährlich zum Netzeflicken herauskommen, werden lange zu thun haben, bis der Schaden repariert ist, und ein gut Stück Geld kostet's obendrein.

Schneeweiß schimmern die feinmaschigen Gewebe, wie er sie nun zum Trocknen auf den Kies ausbreitet in der kleinen Bucht. Sie werden jetzt für Monate Ruhe haben, denn die Schonzeit der Fische hat begonnen, nur die kleinen, billigen Sorten sind auch jetzt ihres Lebens nicht sicher: der Cicietti, der nicht weit vom Hotel eins der Uferhäuser bewohnt, senkt Abend für Abend die schmalen, kaum sichtbaren Netze ins seichte Uferwasser, um sie in der Morgenfrühe, mehr oder weniger befriedigt, wieder aufzuziehen.

Die großen Forellen sind die Sarca hinaufgezogen, um in irgend einem rebenverhangenen Versteck ihr Wochenbett abzuhalten, und wenn sie zurück wollen in die freie, geliebte Heimat, finden sie den Ausgang zum See mit Hölzern verstellt und werden eine leichte Beute für Fischer. Der reiche Barceli muß ihrer schon viele fangen, um die viertausend Gulden Pacht, die er der Regierung jährlich für das Alleinrecht auf Forellenfang zu zahlen hat, wieder herauszuschlagen und einen Gewinn dazu.

Höher steigt die Sonne über den Monte Baldo herauf und wirft in lachender Goldglut goldene Ringe in die Flut. Die kleinen Wellen spielen damit, eine wirft sie der anderen zu, immer schneller, übermütiger wird das Fangen und Haschen, bis der Wind dazwischen fährt und ihnen das blitzende Spielzeug entreißt, daß es gebrochen im Grunde liegt.

Dann aber zieht er sich selber eilig in seine Berge zurück, denn schon zeigt sich weit unten am See der dunkle Streifen, der das Nahen der Ora verkündet. Er ist ein übermütiger Geselle, dieser Wind, der täglich vom Süden herausgetollt kommt, mit vollen Backen in die Segel bläst und die Wogen in ratloser Flucht gegen die Felswände der Rocchetta treibt. Aber die Schiffer haben ihn gern, spart er ihnen doch die Arbeit des Ruderns und jagt die schweren Frachtkähne, die behauene Steinblöcke, Sand und hochaufgeschichtete Holzwellen nach Riva bringen sollen, so schnell vor sich her, als wären es Nußschalen, von Kinderhänden ausgesetzt.

Die Mittagshitze brütet über der Niederung. Goldene Fliegen schwirren wie Pfeile durch die Luft, zwei Falter jagen sich in trunkenem Liebesspiel, vom Ponalesall herüber tönt das einförmige Stampfen der Elektricitätswerke. Ueber dem Ledrothal aber ballt sich's drohend, unheilverkündend auf, als läge ein Gewitter in der Luft. Beklommen rauschen die Wellen auf, wie in Angst oder seliger Erwartung.

Mittags fehlt der nette Major, er hat die lange geplante Weiterreise ganz plötzlich und heimlich ausgeführt. Ich kann die Entrüstung der anderen, denen der zurückhaltende Mann ebenso sympathisch war wie mir, nicht teilen, es steht ihm so ganz ähnlich, daß er dem üblichen Abschied mit seinen Händedrücken und banalen Redensarten lieber still aus dem Wege ging.

Nun halte ich die Tete des Tisches, die ich in langsamem, aber sicherem Vorrücken errungen, und mir zur Rechten sitzt der Chopin-Spieler, und — o Wunder! — er spricht! Nicht sehr viel und nicht sehr lebhaft, aber mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit und mit einem manchmal durchblitzenden Sarkasmus, der mich aufmerksamer in das nervös zuckende Gesicht blicken läßt. Der schwarze Raphael wird mir interessant.

Heut' vor einem Jahre fuhr ich gen Stuttgart, in ein neues, fremdes Leben hinein. Auf dem jungen Maiengrün der Wälder lag Schnee, das sah fremdartig schön aus, und doch so traurig, so traurig.

Was fiel dem Himmel ein,
Daß er mit kalten Flocken
Die Maienpracht verdarb!
Die Wälder steh'n erschrocken,
Es sinkt ins Grab hinein
Manch Blümchen, das zu frühe,
Ach, viel zu frühe starb.

Was soll der Sonnenschein,
Und daß mit hohen Glocken
Der Tag die Stillen ruft!
Vergeblich wird sein Locken
Und seine Hoffnung sein —
Es hebt kein Arm der Liebe,
Was tot ist, aus der Gruft.

In dem strahlend schönen Frühlingsmorgen wirkt der Mönch, der mit dem Priester am Hafen steht, wie ein schwarzer Fleck.

Mir ist, als wanke irgend etwas Dunkles auf mich.

Aber droben im Olivenhain, wo der Epheu die zerbröckelnden Mauern mit jungem Grün überzieht, wo die Quelle rauscht und die zarten Weinreben sich wiegend haschen, vergißt man den Tag mit seiner Sorge wohl.

Ueber den alten Saumpfad, zwischen dessen runden Steinen das Gras wuchern darf, mag neben dem Bundschuh und dem eisenumschienten Fuß des Wegelagerers manche Mönchssandale hergeschritten sein, manche nackte Sohle auch, deren Blut den grauen Fels genetzt. Es ist keine Spur geblieben von den Tausenden, die hier gegangen sind, aber die Felswände stehen trotzig wie einst, und die Olive spinnt ihre grauen Träume weiter, von Jahr zu Jahr. Das Lied der Nachtigall hat nichts an süßem Wohllaut verloren, und der Dornbusch am Wege schmückt sich mit immer neuen Blüten, wenn des Frühlings Atem ihn anweht.

In die Siesta des schwülen Tages hinein tönt die Totenglocke — nun weiß ich, was der Mönch bedeutet hat!

Drüben auf der kleinen Piazza ist eine Thorfahrt schwarz und weiß drapiert, ein verhangener Tisch steht davor, auf dem in großen Bündeln die Totenkerzen liegen, und zwei magere Topfgewächse versuchen vergeblich, einen Schein von Freundlichkeit und Schönheit über die düsteren Bilder zu werfen.

Hinter jener Thür dort liegt im Hausflur der Tote aufgebahrt, ein müder Mann trotz seiner fünfundfünfzig Jahre, ein Gelähmter, der sich seit lange Morgen für Morgen hat aufs Zollamt tragen lassen, um für Frau und Kinder noch die Pension zu erarbeiten, die sie nach seinem Tode vor Not schützen sollte. Nun kann er ausruhen zwischen den sechs Brettern, die so flach und eng zusammengefügt sind, daß es mich schaudert.

Ich lasse mir eine Stube der Dependance aufschließen, deren Fenster auf die Piazza gehen. Dort warte ich auf den Beginn der Feier, die schon viel Neugierige versammelt hat.

Die Frauen stehen tuschelnd, flüsternd in Gruppen beisammen, die Kinder schauen, den Finger im Munde oder mit wichtigen Mienen ein Lichtstümpfchen haltend, großäugig nach dem Hause hinüber, das mitten unter den anderen auf einmal solch geheimnisvolle Bedeutung erhalten hat. Wer sich dem Zuge anschließen will, erhält eine der geweihten Kerzen, wer des Schreibens mächtig ist, legt ein Beileidsbriefchen auf den Zinnteller nieder, der in der Mitte des Tisches steht und sich langsam mit schwarzgerändertenCouverts füllt.

Massimo in seinem Boot „Ariella".

Nur ein paar Nachbarinnen wickeln mit schwarzen Rockſäumen den hellen Kalkstaub der Piazza auf, die andern sind in ihren Sonntagskleidern gekommen, ein buntes Gemisch von Farben drängt sich auf dem kleinen Raume zusammen.

Vom Hafen her zieht eine Matrosenkapelle auf und schwenkt taktmäßig um den Platz, Finanzbeamte, den Dreimaster auf dem Kopf, Orden und Ehrenzeichen im Knopfloch, gehen säbelklirrend, schnurrbartdrehend hin und her, ein paar von ihnen tragen Federbüsche, wie bei uns die Generale. Zwei Gendarmen, die ganze Brust mit orangefarbenen Schnüren verhängt, kommen in ihrer Minderzahl nicht recht zur Geltung — sie schauen mit mißvergnügten Gesichtern zu, wie ein neuer Trupp grün uniformierter Zollwächter sich ihnen gegenüber aufstellt.

Wieder hallt die Glockenstimme vom Kirchhügel nieder, drei kleine Knaben kommen in spitzenbesetzten Chorhemden geschritten, die braunen Fäustchen des mittelsten halten krampfhaft das schwere Kreuz, bis es ihm einer der Leidtragenden abnimmt. Und hinter ihnen geht der Mönch, die „Cotta" über der Kapuzinerkutte tragend — der Ortsgeistliche ist heute nur Nebenfigur, er begleitet schweigend den amtierenden Klosterbruder, obschon er den Totbotenern vertrauter wäre als jener.

Die Leute mögen den guten Priester gern, der heute so gar nichts zu sagen hat. Sie bringen ihm all ihre Uhren getragen, deren Räderwerk der weiße Staub verwirrt hat, und er bastelt mit seinen geduldigen Händen so lange daran herum, bis sich die kleinen Federn und Spirnlen tickend in Bewegung setzen, um von neuem ihr Tagewerk zu thun. Daneben hat er noch Zeit genug, seiner alten Schwester beim Geschirrspülen zu helfen, und wer am Reinemachtag an seinem bescheidenen Häuschen vorübergeht, kann staunend sehen, wie blank der geistliche Herr die blind gewordenen Scheiben zu putzen weiß.

Heute aber hat er mit dem steckigen Alltagsgewand zugleich auch das freundliche Lächeln abgelegt, mit dem er sonst ein jedes seiner Pfarrkinder grüßt, er hält die Stirne tief gesenkt, während der Mönch neben ihm Gebete murmelt und aus dem hingehaltenen Weihwasserkessel dreimal das Trauerhaus besprizt.

Dumpf setzt die Pauke ein, die Kapelle spielt eine Marschmelodie, in einer zuvor vereinbarten Ordnung reiht sich Glied an Glied — der Zug geht mit einem kleinen Umweg am Hafen vorbei und dann an mir vorüber, die Straße zur Kirche hinauf.

Ich suche in einer Angst, die mir das Herz zusammenkrampft, unter all diesen Leuten, die dem rohgezimmerten Sarge folgen, nach einem andachtsvollen, traurigen Gesicht, nach einem Auge, das feucht geworden ist im Abschiedsschmerz, nach einer Hand, die sich zitternd um die gelbe Wachskerze schließt — ich finde sie nicht. Ich sehe die Gleichgültigkeit, die gedankenlos eine Pflicht des Anstandes erfüllt, ich sehe den Leichtsinn, der selbst den Tod als Gelegenheitsmacher gelten läßt, verstohlene Blicke zu tauschen, ich sehe auch den Kaltsinn, der auf dem Wege schon die gestifteten Kerzen zählt und den Preis des Kranzes berechnet, der einsam auf dem Sargdeckel liegt — nur das Mitleid finde ich nicht, die Güte, die heimlich für den Toten betet und erbarmend der Ueberlebenden gedenkt. Immer trostloser wird mir zu Mute. Die Thränen, die mir heiß auf die fröstelnden Hände fallen, sind die einzigen, die dem toten Manne nachgeweint werden.

Am Trauerhause werden die Draperien abgerissen, als der Leichenzug den Platz eben verlassen hat, Schuljungen schleppen die entliehenen Leuchter heraus, und das Publikum verläuft sich, lebhafte Kritik an dem eben Geschauten übend.

Die vom Friedhof heimkehrenden Männer gehen in die Wirtshäuser, um noch eine Partie Morra zu spielen, und die Matrosenkapelle intoniert in der Hafenschenke einen lustigen Zweitritt — ich höre das Schurren und Schleifen der Stiefel, die sich im Tanze drehen.

Bis in den Traum hinein hat mich das düstere Bild verfolgt, und nun ich aufwache, steht's wieder vor meinem Lager. Verstummt sind die jubelnden Stimmchen des Frühlings, die mich froh gemacht hatten, verblaßt der goldne Glanz, der über der Erde lag, ich lausche einer dumpfen, drohenden Musik . . .

Schlug ich die Laute einst? War's meine Hand,
Die dieses Lebens hart gespannten Saiten
Ein Lied voll süßer Schwärmerei entwand?
Und wenn ich einst so holde Kunst verstand,
Was starr' ich schweigend nun in graue Weiten,
Die Hände regungslos im Schoß gebannt?

Es drang ein Lied an mein gequältes Ohr,
So grauenvoll, wie ich es nie vernommen,
Aus Dichterträumen schreckt' es mich empor,
Daß ich die Fiedlung mit mir selbst verlor —
Mein armer Sang, aus Menschenbrust gekommen,
Ging unter in des Schicksals grauem Chor . . .

Wie Sonnenlachen untergeht in Nacht,
Und Blumenwangen vor dem Frost verbleichen,
Stirbt alle Freude, eh' sie recht erwacht,
Zertreten von dem Fuß der Todesmacht.
Es breitet eine Schwermut ohnegleichen
Sich schattend um des Lebens heilste Pracht . . .

Es giebt Tage, an denen unsere Gedanken wie ein Ameisenvolk sind, in das eine grausame Hand hart hineingeschlagen, an denen alles, was System, Ziel und Ordnung hieß, aus der Bahn gerückt wurde und die mühsame Arbeit des Suchens von neuem beginnt. Wir gehen auf Wegen, die das Unkraut von Jahrtausenden überwuchert, und wenn der Abend kommt und das Ziel nahe scheint, sehen wir, daß wir im Kreise gewandert sind. Aber durch die Einsamkeit solcher Erkenntnis, durch die Ohnmacht solcher Wunden dringt wie ein Lichtstrahl das Wort: „Siehe, ich bin bei dir alle Tage, bis an der Welt Ende!"

Herrlicher als Menschen weiß die Natur den Klagenden still und den Zweifelnden ruhig zu machen, sie ist immer bereit, zu trösten, zu erheben und ihre Wunder aufzuschließen für den, der Augen hat, zu sehen.

Wo aber redet sie mächtiger, eindringlicher als in dem stillen Winkel, in den sich mich geflüchtet habe! Selbst die Sonne geht leiser, wenn sie den Hain durchwandert, und der Wind wagt kaum zu atmen. Weiße Träume gleiten über den See, die Hoffnung bläst in die Segel, Verheißung flüstert am Kiel, aber die goldene Küste der Erfüllung ist weit . . .

Mir ist, als trüge der Wind ein Seufzen herüber, wenn er über den Silberscheitel der Oliven streicht — die alten Bäume wissen wohl, wie viel ungestillte Sehnsucht schon durch dies Thal geschritten ist. —

Und nach uns heben Tausende die Hände auf in gleicher Not, tausend strahlende, lachende, gläubige Augen füllen sich mit Thränen der Entsagung und werden still und müd' . . .

Wie viel Schmerz und Ohnmacht, wie viel Bitterkeit und Verzweiflung liegt zwischen jenem Kinderglauben, der das Christkind mit Wünschen plagt, und der Ruhe, die in sich selber sucht, was ihr kein Himmel geben kann! Welch unendliche Verlassenheit, wenn die Hand, die fromme Tradition in die unsere gelegt, uns langsam entgleitet, und keine Antwort mehr kommt aus den Büchern, die so süß zu trösten wußten!

„Gott . . ." Wie eine Lerche schwingt das Wort sich auf. Immer kleiner und kleiner wird der schwarze, zitternde Punkt, bis er ganz verschwunden ist, aufgesogen von der unendlichen Weite — wer weiß, ob er sein Ziel gefunden!

Oder ist es die Antwort, dies Wort: „Siehe, ich bin bei dir, bis an der Welt Ende?"

Ich bin bei dir, nicht außer dir! Nicht in den Fernen, die kein Wissen und keine Sehnsucht erreicht, nicht in den Kirchen, die der Schlüssel der Unduldsamkeit dir verschließen kann — in dir selbst bin ich, dich tröstend und erhebend, dich durchdringend und verklärend, Tag für Tag.

Mir ist, als hätte ich ein neues Evangelium vernommen im Olivenhain von Torbole, eine starke Freudigkeit kommt über mich, ein jauchzender, heiliger Wille zum Leben.

Nun mag ich wohl der alten Form entbehren,
Darin die Menge dich zu halten meint,
Frei darf ich dich, du Herrlicher, verehren!

Wie manche Thräne hat mein Aug' geweint,
Wenn du dem rastlos suchenden entschwunden,
Nun bist du unvertierbar mir vereint,

Denn in mir selber hab' ich dich gefunden,
Und zu dem halten, das ich oft verneint,
Zum Leben führt' ich jubelnd mich gesunden!

Schildwache auf dem Fort Nago.

Der Schorschel ist krank. Er hat sich ein großes, rotgestricktes Tuch Frau Schwingshacks um den Leib gebunden und probiert in der Küche die sämtlichen Schnäpse durch. Trotzdem heizt er auf einer Fahrt nach Limone, und das Aumerl, das ihm immer in allem den Willen thut, überredet auch mich zu der Partie.

Langsam, schwerfällig gleitet das große Frachtschiff, das Schorschel statt der üblichen Nachen gewählt hat, durch die Flut und spannt umsonst die braunen Segel aus — die Ora schläft noch im Hafen von Malcesine. Die unbewegte Luft hat etwas Einlullendes, es kommt kein rechtes Gespräch in Gang und doch auch wieder keine rechte Sammlung, denn wenn ich die Bilder und Gestalten, die über das Wasser an mich herangeschwebt kommen, halten will, fährt ein Wort der anderen dazwischen und stört mir die Ruhe der Betrachtung, daß nichts Ganzes. Geschlossenes daraus werden will. Am ergiebigsten ist's noch, mit dem blonden Attilio zu plaudern, der mit Bartolo gemeinsam den plumpen Kahn südwärts treibt. Seine germanisch blauen Augen streifen oft voll Ungeduld das Segel, das schlaff am Maste niederhängt, und sehen verdrossen der leichten Barke Masſimos nach, die wie zum Hohn wiegend an uns vorüber schwebt. Ein trotziger Gesell, dieser Massimo. Keiner ist sicherer im Sturm als er, keiner weiß so spielend die Segel zu reffen und zu verwegen die Mühe auf dem Krauskopf zu tragen, keiner hat solch heißen, fordernden Blick und solche wie aus Eisen geformte Muskeln.

Er soll den Frauen am See gefährlich sein — nicht umsonst trägt sein Schiffchen einen Mädchennamen und einen unbeholfen gezeichneten Nixenleib am Bug . . .

Ueber die Wellen tänzelt das Schiff,
Tänzelt vorüber an Klippe und Riff,
Purpurn die Segel, ein Name am Bug,
Den einst die Schönste im Lande trug —
„Arriella . . ."

Träge, das Haupt mit den Händen bedeckt,
Liegt er im Boot, bis die Ora ihn weckt,
Reißt dann die Segel mit nerviger Faust,
Lacht, wenn der Sturm ihm die Locken zerzaust —
„Massimo . . .!"

Drunten im Grund, wo die Fischlein zu Haus',
Schlafen zwei toddange Augen sich aus.
Gleitet das Schiff für zu Häupten dahin,
Regt sich im Traume die Schläferin —
„Arriella . . ."

In der Bucht von Limone ist's vollends windstill, da hebt kein Lüftchen das Laub, unter dem die Citronen träumen. Mir ist, als seien sie dunkler, goldiger geworden, seit wir zum letztenmal an ihnen vorüberfuhren, aber es fällt mir auch deutlicher als damals auf, wie viel kranke, verkümmerte Bäumchen in den langen Reihen stehen. Das Bespritzen des Laubes und alle Sorgfalt und Achtsamkeit ist des schlimmen Feindes noch nicht Herr geworden, der die Citronen befallen hat und den Ertrag der Früchte Jahr um Jahr herunterdrückt.

Wir eilen, beim Ausſteigen aus dem Bereich der gähnenden, spudenden Hafenarbeiter fortzukommen, und treten in das dürftige Wirtsgärtchen des Albergo Belvedere. Ich bestelle eine Tasse Kaffee, der Wirt rennt eifrig fort, und ich höre gleich darauf drinnen die Kaffeemühle rasseln. Nach dreiviertel Stunden steht dann endlich das geheimnisvolle Gebräu vor mir, das ich nach der ersten Kostprobe unauffällig in den Rasen des Gärtchens gieße, und der arme Wirt gesteht mir beim Zahlen, daß die „padrona" krank sei und er zum erstenmal in seinem Leben Kaffee gekocht habe!

Ganz hilflos und verängstigt sah er aus, der Vertreter des „starken Geschlechts!"

„Ein Kreut—zer!" rufen die kleinen, schmutzigen Kinder von Nago und strecken die begehrlichen Händchen aus, „ein Kreut—zer, Signora!"

Eine ganze Herde schwirrt auf der Landstraße herum, bald sind sie vor, bald hinter einem, unaufhörlich rufend, bettelnd, tschernd, es dauert lange, bis man sie davon überzeugt hat, daß sie sich diesmal vergebens anstrengen. Dann bleiben sie endlich scheltend zurück, die eine oder andere Kinderfaust schleudert im Zorn auch wohl einen Stein hinter der Fremden her, die ihre Soldi-Erwartung enttäuscht.

Wo der Wimpel von der Felswand weht, steht das Häuschen des Luigi, der den Gletschergarten bewacht. Eilfertig kommt er gesprungen, wie ich das Thürchen aufklinke, zieht den verschossenen Filzhut vom Kopfe und führt mich stolz den schmalen Serpentinweg hinauf, an dem die Gletschermühlen liegen, sechs, sieben dicht nebeneinander.

Sie sind nicht so großartig wie jene, die ich vor langen Jahren im Gletschergarten zu Luzern sah, aber sie reden dieselbe gewaltige Sprache, sie erzählen von einem Jahrtausende währenden Kampf der Elemente, von einer Zeit, die riesenhaft war in Aufbau und Zerstörung. Wie ein Nestchen Ostereier liegen im Grund der Kessel oft die Steine bei einander, die das Werkzeug waren, mit dem tosende Eiswasser den Felsen gehöhlt. Nun hat Menschenhand ihr uraltes Geheimnis aufgedeckt, und die Sonne guckt lächelnd in eine Tiefe hinein, die finstere Vernichtungswut geschaffen hat.

„E tutto?“ frag' ich oben am letzten Trichter. Da schüttelt der Luigi wichtig den Kopf, als käme das Beste erst jetzt, springt schnell ins Haus und bringt mir — ein Fremdenbuch getragen!

Er begreift's nicht, daß ich in lachendem Entsetzen die Feder zurückweise, aber die vierzig Centesimi nimmt er mit freundlichem Grinsen.

Von der grauen Steinode hinweg fliegt mein Blick hinunter ins Sarcathal. Wie grün ist's in den paar Wochen geworden! Unter den hochaufgebundenen Reben ziehen sich leuchtende Streifen Getreidelandes hin, dessen Aehren in Blüte stehen, und die Reben greifen mit grünen Armen lustig von Pfahl zu Pfahl, von Baum zu Baum.

Es ist eine arbeitsvolle Zeit für den Weinbauer. Den ganzen Tag geht er, die kupferne Irroratrice auf dem Rücken, von Weinstock zu Weinstock und spritzt Kupfervitriol über das junge Laub, um es vor Ungeziefer und Krankheit zu schützen, und von den Maulbeerbäumen zupfen fleißige Hände die kaum entfalteten Blättchen ab, denn die Seidenraupen sind da und verlangen täglich gedeckten Tisch. Am Boden aber hocken Kinder, mit spitzen Fingerchen die braune Erde aufbuddelnd. Ihrem scharfen Kinderauge entgeht kein Spargelkopf, sie entdecken ihn jubelnd unter seiner Erdhaube und schaffen eine kleine Höhle um ihn herum, daß das Messer des Bauern leichtere Arbeit habe. Leider sind es die letzten, die heuer geschnitten werden, während bei uns im Norden die Spargelzeit erst recht beginnt.

Die österreichische Schildwache macht gelangweilt die Runde um das Fort von Nago, sie wirft keinen Blick in die Herrlichkeit der Ebene hinunter, ebensowenig wie die Männer, die am Bau

Ruine Penede.

der Straße beschäftigt sind. Seit Wochen wird an ihr gearbeitet, um sie zu verbreitern für den immer wachsenden Verkehr. Widerwillig läßt sich der Fels, dessen glatte Wände einst schroff bis ins Sarcathal abfielen, jeden Schritt breit Weges abzwingen; er knirscht unter der Hacke des Steinarbeiters in ohnmächtigem Zorn und schüttet des Nachts Geröll über die Stelle, die am Tage in saurem Fleiße freigelegt war.

Aber der Mensch zwingt ihn doch! Er bohrt mit dem Meißel tiefe Löcher in das Gestein und schüttet Pulver in die gegrabene Rinne. Ein Funke blitzt auf, listig, heimtückisch kriecht der heiße Wühler weiter, ein Augenblick atemloser Erwartung und der Fels, der den Jahrtausenden getrotzt, bricht brüllend in sich zusammen vor „einer Handvoll leichten Staubs“.

Gestern ist fast der ganze Rest der alten Stammgesellschaft abgereist, aus dem Chaos neuer Gestalten ragen als Säulen der Vergangenheit nur die Wiener, der Raphael, ich und der Stuttgarter zu meiner Linken, mit dem ich mich richtig angefreundet habe.

Wenig Damen kommen noch an, sie scheinen die Hitze zu fürchten, das männliche Geschlecht ist in überwiegender Mehrheit vertreten — an meinem Tischende schwinge ich allein das Scepter über sieben bärtige, großhirnige Herren der Schöpfung. Ein kleiner Maler ist darunter, der italienisch wie Wasser spricht und den Raphael von früher her kennt, und drei Freunde, die ihre Ferienreise gemeinsam machen: ein Kaufmann, ein Jurist und ein Mediziner. Sie spielen abwechselnd

Hafen von Torbole.

Domino, Sechsundsechzig und Schach, und wenn sie's auf der ganzen Reise so gemacht haben, begreife ich nicht recht, warum sie nach Italien gefahren sind, sie hätten die gewohnte Partie daheim billiger und bequemer haben können.

Na, mich geht's schließlich nichts an, ich brauche es ja nicht mit anzusehen, wie sie den ganzen Tag auf der Terrasse hocken, anstatt draußen herumzuklettern auf den wundervollen Bergen. —

Wenn die Ora einschläft, über dem See die weißen Häuschen von Pregasine sich müde zurücklehnen scheinen ins Grün ihrer Wiesen und der Monte Capello in violettem Duft verschwimmt, steige ich gern zum alten Kastell Penede hinauf, um dessen Trümmer die sinkende Sonne einen Purpurmantel legt.

Dort oben ist's totenstill, auch am Sonntag, aber man darf den Weg nicht durch Nago nehmen, sonst hat man den Schwarm der Bettelkinder auf den Fersen und den listigen Alten, der das Eingangsthor verriegelt hat, um seinen Zoll von den todesmüden erheben zu können.

Ich habe sie beide überlistet, den Alten und die Kinder und auch die Soldaten im Fort, die mir mit spöttischer Miene nachschauten, sich schon auf den Augenblick freuend, wo ich vor dem verschlossenen Thor unverrichteter Dinge wieder umkehren müsse.

Sie kamen eben nicht auf den Gedanken, eine fremde Dame würde auf Händen und Füßen die glatte, von der Nachmittagssonne glühende Felswand hinaufklettern, waghalsig wie die Ziegen, die der Beppo mit seiner Gerte über die Berge treibt.

Ein Stückchen Arbeit ist's freilich, denn oft weicht das Geröll, in das ich prüfend den Fuß setze, und einmal fahre ich auch eine ganze Strecke des mühsam zurückgelegten Weges unfreiwillig wieder hinab, aber zuletzt stehe ich doch oben vor der Mauerlücke, die dem Thorwächter in Nago ein Schnippchen schlägt.

Die dummen, langen Kleider mit beiden Händen zusammenraffend, steig' ich über die zerbrochenen Steine in die grüne Wildnis hinein, wie ein Junge, der Kirschen stehlen, oder ein Bursch, der das Liebchen beschleichen will. Genau so klopft auch mein Herz, daß ich sein Ticken zu hören meine in der atemlosen Stille, die mich umgiebt. Es ist eine Welt für sich, welche die zerfallenen Mauern in weitem Umkreis umschließen, eine Welt der Vergangenheit, des Schweigens, der Erinnerung. Ueber diese grasbewachsenen Wege geht schwebend der Schritt der Einsamkeit, und ihre Stimme klagt zur Nacht zwischen den Goldregenbüschen, die ein stilles, seliges Leuchten ausgießen über den träumenden Grund.

Taubnesseln mit seltsam großen, weißen Blütenkelchen drängen sich an zerklüftetes Gestein, hier und dort ist der Epheu so dicht, daß man die Mauer, an der er aufwärts strebt, nicht mehr erkennt, und wo an sonnigen Flecken das Gras üppiger gedeiht, stehen Gretchenblumen zwischen den Halmen und tiefblau schimmernder Gundermann.

Eine Unzahl flinker, schillernder Eidechsen bewohnt das alte Gemäuer, und am Mittag, wenn die Glut der Sonne versengend über die tausend Blumen der Wildnis hinzieht, ringelt sich wohl die Natter auf der zerbrochenen Schwelle, die einst der Schnabelschuh der jungen Burgfrau mit leiser Sohle gestreift.

Keck wie ein Adlerhorst hat das Raubschloß auf schwindelndem Felsen gethront, weithin den See überblickend und den Saumpfad belauernd, auf dem der Krämer die beladenen Mauttiere ängstlich zur Eile antreibt.

Düster gähnen halbverschüttete Keller mich an — wenn der alte Schatzgräber dort gräbt in mondhellen Nächten, mag er statt des erwarteten Goldes wohl bleichende Knochen finden unter Jahrhunderte altem Schutt.

Leise aufschauernd, trete ich von der Tiefe fort, über denen Schrecken der Frühling in lieblicher Täuschung seine grünen Zweige breitet, von den Fenstern, deren zerbröckelnde Umrahmung dem leisesten Druck weichen kann, um mich hinabstürzen zu lassen ins Felsenthal unter Nago.

Es packt mich auf einmal, daß ich einsam bin im Reich des Todes, daß meine hilfeheischende Stimme machtlos, ungehört abprallen würde von den Mauern, die schon so viele sterben sahen.

Als ich, beide Arme und den Hut voll Blumen, die Straße nach Torbole hinabgehe, begegne ich den beiden Malern, die auch von einem Spaziergang kommen.

„Flora," sagt der Neuangekommene lächelnd, und den Namen habe ich dann behalten.

Sie necken mich alle mit meiner Leidenschaft, die Tafel täglich mit neuen Sträußen zu schmücken, aber ich lasse mich nicht irre machen, die Natur giebt jetzt so überschwenglich reich, man könnte pflücken und pflücken den ganzen Tag.

In Riva drüben liegt schon das erste Heu am Boden, unter den Palmenwedeln leuchten goldgelbe Blütenbüschel, heimische Pfingstrosen und Klatschmohn lodern wie Flammen in den Gärten, und die Feigen lassen sich schon drücken. Das Schönste aber sind die Rosen! Mit blaßroten Köpfchen schauen sie hier durch den Bambus, dort zwischen dem ernsthaften Epheu hervor, überspinnen jede Mauer, klettern an jedem Hause hinauf und fassen mit blühenden Ketten Weingärten und Spargelbeete ein.

Auch drüben um das einsame Haus blühen sie, das halbwegs nach Riva hin über dem Wasser steht, und wenn ich sonst vorüberschritt, kam ein dunkles Mädelchen herausgeplumpen und hielt mir die rosengefüllten Patschhändchen hin: „un soldo, signora".

Nun ist es tot! Herabgestürzt beim Blumenpflücken, verschlungen von der blauen Flut, an der es sorglos, ahnungslos gespielt. Sie fischen vergeblich mit Stangen und Netzen — die Welle giebt nichts wieder her, was sie erst zum Grund gezogen hat, der kleine Körper liegt wohl schon tief gebettet. Und bald werden die Fische kommen . . . . .

Ich habe heute gesehen, welche Raubtiere sie sind, die schönen, glatten Forellen!

Ueber dem letzten Winkel von Torbole, dort, wo die Fontana romana sprudelt, unter deren kühlen Strahl schon der Römer den dürstenden Mund gehalten, liegt die peschicoltura, die Fischzuchtanstalt, die über ganz Europa hin die junge Forellenbrut verschickt.

Dort haben's die jungen Fischchen gut. Durch ein Filter von Steinen, Kohle und Schwamm läuft das frische Bergwasser in die Kästen hinein, in denen die Eier, die man den weiblichen Fischen abgenommen, ihrer Belebung harren. Zwei Millionen solcher Eier werden in den Wintermonaten, sorgsam in Moos, Watte und doppelten Kisten verpackt, verschickt, und daneben verspeist noch ein großer Teil junger Fischchen am Ort, um den Bestand der Kultur immer auf gleicher Höhe zu halten.

Einen Behälter nach dem andern hat mir der freundliche Aufseher aufgeschlossen, stolz auf das Interesse, das ich seinen Schützlingen zeigte, und ich konnte sie in allen Stadien beobachten, von den winzigen Geschöpfchen an, die mit Hirn und in Atome zerkleinertem, gekochtem Fischfleisch gefüttert werden, bis zu den zwanzigjährigen Riesen, die, blitzschnell hin und her huschend, die lebendigen Fischchen aus unserer Hand rissen und uns im Kampf um die Beute von oben bis unten bespritzten. Zwanzig Kilo dieser kleinen Alborelle verschwinden täglich im Magen der Forellen, vor deren glatter, grausamer Schönheit mir heute gegruselt hat. — —

Die zwei Ferienbrüder — der dritte im Bunde, der Jurist, ist gestern abgereist — haben doch, weiß Gott, das Spielbrett mit in die kleine Bucht genommen und spielen unter den ehrwürdigen, alten Oliven Dame!

„Meine Herren," sag' ich entrüstet am Mittagstisch, „wie kann man sich nur den ganzen Tag so hinöden! Wenn Sie noch wenigstens Skat spielten . . ."

Da fahren sie begeistert auf mich ein.

„Ach, gnädige Frau — Sie spielen Skat! Das ist ja herrlich, da haben wir ja „den dritten Mann!"

Ja, und da saß ich denn ein halb Stündchen später mit ihnen beim Kaffeeskat auf der Terrasse! „Schwachheit — dein Name ist Weib!"

Nun ist das ganze Hotel zur Ruhe, aber drüben am Hafen schluchzen die Mandolinen, und eine schöne, weiche Tenorstimme singt im unvermeidlichen Tremolo der Italiener eine feurige

Arie. Doppelt still ist daneben der weite, schlafende See, über den das Licht des Scheinwerfers wie eine irrende Seele hin und her huscht.

Die schmale, flimmernde Mondscheibe kämpft vergeblich gegen die dunklen Wolkenmassen an, ihr armes Licht versinkt in der großen, lautlosen Finsternis, nur ein feiner, silberner Streif wird sichtbar, wenn die Wolken für einen Augenblick den Gipfel der Rocchetta freigeben.

Ich schaue nach den Bergen, hinter denen die Heimat liegt. Das Lachen meiner Kinder klingt jetzt in fremde Ohren, Mütchens Arme schlingen sich am Abend um ein fremdes Haupt — das ganze Leben kann mir nicht zurückgeben, was ich in diesen Wochen an Zärtlichkeit und Zutrauen und heimlicher Beobachtungsfreude verloren habe, und ich denke in heißer Angst, ob ich sie auch wiedersinde, wie ich sie damals verlassen, ob sie noch ganz mein sind. Da klingt aus dem Hause, in dem die junge Mutter wohnt, ein Lied von einer einfachen, innigen Melodie herüber . . .

Leise mit dem Abendwinde
Wandert einer Stimme Klang,
Eine Mutter, die dem Kinde
Wohl ein Wiegenliedchen sang,
Hat auch mir mit ihrer Weise
Wunderlich das Herz beweat,
Daß es nun dem Frieden leise,
Sehnsuchtsvoll entgegenschlägt.

Es ist keine Kleinigkeit, durch den Donner der Geschütze geweckt zu werden! Seit sechs Uhr ist der Weg nach Riva versperrt und die Fahrt auf dem See verboten, die „bewaffnete Macht“ hält die Zugänge besetzt.

Die alten Kanonen vom Fort St. Nicolo sind froh, einmal den Mund aufthun zu dürfen, sie schleudern mit furchtbarem Getöse die schweren Sprenggeschosse herüber. Aber sie trifft nicht mit jedem Wurf, die berühmte Artillerie — die Leute am Hafen begrüßen lachend die Kugeln, die zischend im See versinken, daß das Wasser hoch aufspritzt in schäumendem Ummut.

Manchmal aber muß der alte Monte Baldo, auf den sie es abgesehen haben, doch dran glauben, der kleine Felsvorsprung, mit dem dem Tode geweihten Kapellchen, wird gierig von den Kugeln durchwühlt, daß sich eine Staubwolke erhebt und das Lachen der Fischer kleinlaut verstummt.

Um elf Uhr ist das kriegerische Schauspiel beendet, und die österreichischen Offiziere sitzen gemütlich um Frau Schwingshackls reichbesetzten Tisch, sich die Auerhähne schmecken lassend, die es zur Feier des Tages giebt. Sie sind aber reichlich zäh und alt — die Auerhähne mein' ich, nicht die Offiziere! —

Am Nachmittag steige ich zu dem Bergriesen empor, der mit kühler Stirn und lachenden Augen herabsieht auf die Menschen, die glauben, ihm wehe zu thun mit ihren Kugeln und Granaten!

Blick auf Loidole und Sarcamündung vom Abhang des Monte Baldo aus.

In den Weingärten von Nago arbeiten die Bauern, und die blassen Heiligenbilder am Weg sehen klagend in die Sonne, die ihnen das farbenprächtige Gewand in ein trübseliges Braun und Grau gewandelt hat. Dem heiligen Giovanni haben fromme Mädchenhände eine Schale mit Frühlingsblumen hingestellt, daß er doch auch seine Lust habe an dieser seligen Frühlingszeit.

Bald hören die Rebengewinde auf, der Pfad geht steil aufwärts zwischen Stein und Geröll. Ein gewaltiges Trümmerfeld thut sich auf, Blöcke, wie von Titanenfaust geschleudert, liegen weithin verstreut, klaffende Spalten gähnen mich an, wie eine offene Wunde schimmert die Furche, welche der stürzende Fels wohl kürzlich in die Grasnarbe gerissen hat.

Wie ich von der ersten erklommenen Höhe zurückschaue, hat sich das gewohnte Bild der Berge verschoben und verwandelt — fremd schaut mich die schon so vertraute Gegend an. Tief unter mir ragt das alte Kastell, zu dem ich gestern mühsam aufwärts geklettert, das finstere Nago liegt weich in einem grünen Thal gebettet, und der Monte Brione, der sonst trotzig den Ausblick nach Norden versperrt, hat sich gebuckt, daß ich hinter seinem Rücken die unzähligen Ortschaften und Häuschen sehe, die zwischen Riva und Arco in das Grün der Reben gestreut sind.

Noch ein paar hundert Schritt, und der See lacht mich an, ein blaues Träumerauge, das auf zum Himmel schaut. Auf hohem Felsblock sitz' ich, die Hände um's Knie verschränkt, den unendlichen Himmel über mir und die weite, leuchtende Welt zu Füßen.

Und während ich, in die Wollust des Schauens versunken, in alle Fernen träumte und der Nähe ganz vergaß, ist er aus den Klüften der Steinwüste um mich her hervorgebraust und wirft jauchzend die Arme um mich: der Sturm, den ich liebe, dem ich meine heißesten Lieder sang.

Gewaltiger als drunten im Thal ist er hier oben in seinem Reich, aber nicht von Liebe singt er heut', sondern von wilder, furchtbarer Zeit, von den Kämpfen, die verheerend auf diesen Einöden getobt, ehe die steinerne Ruhe des Todes sich über sie senkte.

Die Augen gehen mir auf, das Bild, das ich geschaut, gewinnt ein heimliches Leben, und die Steine fangen an zu reden . . .

Ein Trümmerfeld liegt grausig hingebreitet,
Ein stummer Zeuge der Titanenschlacht,
Die hier gewütet. Eis und Feuer stritten
In tausendjähr'gem Kampfe um die Macht,
Hochaufgewühlt in grimmender Empörung
Erbrach die Tiefe sich, daß dunkle Flut,
Das Thal bedeckend, ihrem Mund entquoll.

Vernichtung würgte, was voll Lebensmut
Zur Sonne schrie, von Blut und Siegen trunken,
Durchraste sie mit den Bacchantenschritten
Das stillgeword'ne Schlachtfeld der Zerstörung . . .

Doch nur der Wissende, o Erde, sieht
Die tausend Schmerzen, die du einst gelitten,
Den Thränenschleier, der dich überzieht,
Denn maßlos, wie dein Jugendringen war,
So wundervoll ist deines Alters Ruh'. —
Die Sonne siegte, frohe Lenze glüten
An dir vorbei, den Blütenkranz im Haar,
Die Schönheit deckte deine Wunden zu,
Und jener Gipfel dort, des Riesenfaust
Die Felsenblöcke schleuderte zu Thal,
Wand sich uns Hawid die weiße Brieferbinde,
Zum Himmel schauend in verklärtem Weh.
Die Rebe grünt, es schaukelt sich der See
Im goldnen Abendglanz, gleich einem Kinde.

Nur manchmal, wenn der Sturm dich überbraust,
Wacht die Erinnerung der alten Qual
Und jener Urzeit wilde Stimme auf.
Dann hallt der Abgrund die Dronnete wieder,
Die dröhnend einst um seine Mauern schwoll,
Der Schutt der Jahre poltert hämmend nieder,
Der Wolken finstre Heerschar zieht heran,
Es sickert purpurn aus den Felsenbrüsten,
Wie Heldenblut, und brunten an den Küsten,
Wo im Gestein die wilde Feige hängt,
Schlucht leis die Welle auf, die sehnsuchtsvoll
Sich in die Arme der Campagna drängt . . .

Mit stillgewordenen Sinnen wandere ich hinunter ins Thal, dessen Lieblichkeit etwas Rührendes hat nach der starren Wildheit der Berge. Schiefergeröll drängt sich die Flut in den Schatten der Rocchetta, die Sarcaminbung schimmert in tiefem Grün, immer heller, durchsichtiger werden die Farben, je näher sie ans diesseitige Gestade kommen, und vom Monte Gavello her, über dem noch die Abendröte schimmert, fließt ein Goldstrom weit in den See herein.

Seit sechs Wochen hat der Schorschel jeden Tag von seiner bevorstehenden Abreise gesprochen, bis jedermann nur noch ein Lächeln dafür hatte, ich auch. Und nun hat er's gemacht wie der Major, ist heimlich, vor Tau und Tag mit dem Anneri davongefahren und hat uns allen schriftlich Lebewohl gesagt, weil er sonst weinen müßte! —

Immer kleiner wird der Kreis, der sich täglich auf der Terrasse zusammenfindet, immer herzlicher schließen die Uebrigbleibenden sich aneinander. Mit feugender Sonne ist der Sommer ins Land gezogen, die Mehrzahl der Gäste nordwärts treibend, nur Touristen fallen noch bei uns ein, zumeist Maler, die jetzt die leuchtendsten Farben auf ihre Palette setzen müssen, wenn sie es der Natur gleichthun wollen an glühender, märchenhafter Pracht.

Auch meine Zeit ist gekommen. Seit Tagen ist all mein Wandern nur ein Abschiednehmen gewesen, jeder Blick auf Berg und See ein Scheidegruß. Noch einmal bin ich zu all den Plätzen hingegangen, die mir ans Herz gewachsen sind, weil sie Vertraute trüber, jagender Stunden waren, um Zeugen neu erwachender Kraft, neu aufflammender Lebensfreude zu werden. Ich habe an den rauschenden Wellen der Sarca gesessen und unter den Wipfeln des Olivenhains, und der Bartolo hat mich noch einmal hinausgefahren auf den wundervollen, blauen See, bis dorthin, wo man die Citronengärten von Limone sieht und die Felsenfeste von Malcesine.

Nun steht der Wagen vor der Thüre. Der Raphael und zwei andere Freunde geben mir das Geleit, die Zurückbleibenden schwenken grüßend die Tücher, und Frau Schwungshack bringt mir die letzten Rosen aus dem Gärtchen getragen.

Wie alte, liebe Bekannte stehen die Häuser an den Straßen, das Kirchlein schaut wehmütig auf mich herab, und das Kastell auf der Höhe schimmert und glänzt . . .

Ich wehre den Tropfen nicht, die mir heiß ins Auge steigen, sind's doch die Thränen tiefster Dankbarkeit.

Ruhe habe ich hier gesucht, und Freudigkeit hab' ich gefunden, blasse Entsagung wollt' ich mir erstreiten, und kraftvolle Kampflust nehm' ich mit fort.

Nicht als ein versunkenes Paradies liegst du hinter mir, mein Torbole, sondern als der Anfang eines frischen, arbeitsvollen Lebens, und das letzte Lied, das du mir scheusst, ist ein Gelübde an die Zukunft:

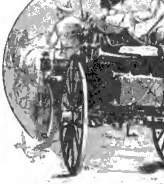
Hör' auf, mein Herz, von einer Zeit zu singen,
Die lange tot. —
Los deiner Wünsche junge Rosse springen
Ins Morgenrot!

Noch kann die Stunde nicht, dich hinzugeben
An träge Ruh':
Es winkt der Tag, es winkt das schöne Leben
Dir jauchzend zu!

So lang' der Atem mir die Brust noch weitet,
Ist Kampf mein Los,
Es wird uns Sieg und Frieden erst bereitet
Im Todesschoß.

Süß naht der Schlaf nur dem, der heiß sich mühte
Im Tageslicht —
Die Stirn, die nie in Arbeitsschweiß erglühte,
Erquickt er nicht!

Die sink ich an die Brust, geliebtes Leben,
Da sollst mir Mut
Und jenen Glauben an mich selber geben,
Der Wunder thut!



Die Aerztin.

Novelle von **Paul Heyse.**

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Als Herbert sich nach Fridolins Abgang wieder allein sah, blieb er noch eine Weile unbeweglich auf denselben Fleck und starrte auf die Thür, durch die Fridolin hinausgegangen war, trotz der schnöden Verabschiedung mit langsamem, festem Schritt und den Kopf aufrecht auf den breiten Schultern, wie einer, der ein gutes Gewissen hat und das Bewußtsein, trotz des Rückzugs nicht als Besiegter den Kampfplatz zu verlassen.

Die Ahnung hiervon ging auch seinem Gegner auf. Ein brennender Ummut nagte an ihm, ein dumpfer Ingrimm gegen die elende Welt, die stets nach dem Schein urteilt, und gegen sich selbst, der sich dieser Erbärmlichkeit gegenüber wehrlos fühlte. Er rief sich jedes Wort zurück, das zwischen ihm und dem Anderen gewechselt worden war, und nahm sich's übel, daß er ihn nicht noch schärfer in seine Schranken zurückgewiesen hatte. Dann gestand er sich wieder heimlich ein, daß er selbst an Fridolins Stelle nicht anders gehandelt hätte, daß dieser simple „Schlosser-geselle" sich vollkommen korrekt und nach dem strengsten Ehrenkodex betragen und ihn im Grunde beschämt hatte. An ihm wär' es gewesen, wenn er auf Hannas Freundschaft Anspruch machte, alles zu vermeiden, was ihre bisherige Unbescholtenheit gefährden konnte. Und nun hatte er die Dinge so weit kommen lassen, daß nur ein heroisches Mittel die verworrene Lage schlichten konnte.

Er wollte die weggelegte Cigarre wieder anzünden, warf sie aber nach wenigen Zügen weg, da sie ihm bitter schmeckte. Dann ging er eine Stunde lang in seinem Zimmer auf und ab, durch seinen Kopf jagte eine fieberhafte Gedankenflucht, ohne daß es ihm möglich war, zu irgend einem klaren Entschluß zu kommen. Endlich warf er sich auf seinen Divan, schloß die Augen und verschränkte die Arme hinter seinem heißen Kopf.

Sein Bursche, der gewohnt war, den Herrn Hauptmann Tag für Tag zu derselben Stunde für den Dienst anzukleiden,

Im Blütenschnee.
Nach dem Gemälde von Hans Bachmann.

wagte endlich, in der Meinung, Herbert habe einen Nachtschlaf gehalten, da er erst nach Mitternacht zu Bett gegangen, leise einzutreten, um ihn daran zu erinnern, daß es hohe Zeit sei.

Herbert fuhr auf und befahl dem Burschen, in die Kaserne zu gehen und zu melden, er sei unwohl und könne heute keinen Dienst thun.

Dann legte er sich wieder zurück und brütete weiter.

Als die Essenszeit herangekommen war, ließ er sich — erst da Johann ihn daran erinnerte — etwas aus dem nächsten Gasthause holen, genoß aber kaum einen Bissen und stürzte nur ein paar Gläser Wein hinunter. Der Bursche, der ihm sehr ängstlich war, fragte schüchtern, ob er nicht den Doktor holen solle, sein Herr aber schickte ihn zu allen Teufeln und verbot ihm, irgend jemand einzulassen.

So verharrte er auch die langen Nachmittagsstunden in tiefster Versunkenheit, aus der er doch endlich mit einem teuchtenden Blick aufsah, wie einer, der ein schwieriges Problem zu seiner Genugthuung gelöst hat.

Er ließ sich seine Uniform bringen, legte sogar die beiden Orden an, die er besaß — freilich im Friedensdienst erworben — und steckte den Degen an die Seite. Dann verließ er seine Wohnung und schlug den Weg nach Hannas Hause ein.

Es war schon weit über Sechs, die Sprechstunde hatte längst begonnen.

Als er in das Wartezimmer eintrat, wo heute nur wenige Kranke sich eingefunden hatten, ging gerade der letzte zu der Aerztin hinein, blieb aber eine volle halbe Stunde, die Herbert unerträglich lang dünkte. Endlich öffnete Hanna wieder die Thür und begrüßte, obwohl sie einen kleinen Schred empfand, den Freund mit ihrem gewöhnlichen guten Lächeln.

„Doch kein ärztlicher Anlaß?“ fragte sie, als er ihr in das kleinere Zimmer folgte. „Ist etwa das Befinden Ihrer Cousine bedenklicher geworden, so daß man doch zu dem Naturheilverfahren der Quacksalberin seine Zuflucht nimmt?“

„Nein,“ sagte er, nachdem sie wieder an ihrem Tische Platz genommen hatte, während er vor ihr stehen blieb, „diesmal handelt sich's in der That um mich selbst. Sie müssen mir einen Dorn aus dem Herzen ziehen. Vorgestern, als ich Ihnen draußen im Park begegnete —“

„Sie brauchen kein Wort hinzuzusetzen,“ unterbrach sie ihn. „Ich weiß alles, was Sie mir sagen wollen, und wahrhaftig, es ist nicht der Rede wert. Ich sah es Ihnen am Gesicht an, wie peinlich es Ihnen war, sich nicht so offen, wie Sie gewünscht hätten, zu mir bekennen zu dürfen. Aber wirklich, unser Aufzug war derart, daß, wie Goethe sagt, der beste Freund sich nur schonend unser erinnern konnte. Sie hätten mich natürlich gern geschont, indem Sie die Raimerkamkeit Ihrer Damen von unserm Trüppkein abgelenkt hätten, und es war Ihnen empfindlich, daß es nicht gelang. Nein, darüber brauchen Sie sich nicht zu entschuldigen. Ich habe es Ihnen ja gesagt, als Sie fragten, ob Sie uns nicht auf unseren Sonntagsgängen begleiten könnten, es wäre nichts für Sie. Ich bin daran gewöhnt, und doch ist es selbst mir sogar zuweilen ärgerlich, wenn mein Röschen neben meiner großen Figur dappelt auffällt. Aber ich bestehe nun einmal darauf, daß das gute arme Geschöpf wenigstens einen Tag von sieben an die Luft kommt, damit das drohende Brustleiden sich nicht ausbildet. Und so schlepp' ich sie in Gottes Namen mit, verdenk' es aber niemand, wenn er unser fünfblättriges Kleeblatt mehr drollig als schön findet.“

„Es macht Ihrem Herzen Ehre,“ versetzte Herbert, leise ihre Hand drückend, die er gleich wieder fahren ließ. „Daß ich mich zu dieser Ihrer Höhe nicht aufschwingen konnte, werde ich mir dennoch nicht verzeihen, auch nachdem Sie in Ihrer himmlischen Güte mich losgesprochen haben.“

„Nochmals: reden wir nicht mehr davon. Wir Zwei leben in verschiedenen Welten, und jeder hängt, er mag innerlich noch so frei sein, von den Vorurteilen seines Standes ab. Hier in meinem Zimmer sind wir auf neutralem Boden. Das wollen wir uns zu nutze machen und all den elenden Kram vergessen, mit dem die Menschen sich selbst das Leben erschweren.“

Er schwieg eine Weile. Dann sagte er:

„Wenn wir's nur immer könnten und — dürften!“

„Wer will uns hindern?“

„Meine teure Freundin,“ fuhr er fort, „Sie haben recht, wir Zwei gehören verschiedenen Welten an, aber so vornehm wir uns darüber hinwegsetzen und hier, auf dem ‚neutralen‘ Boden, unserer menschlichen Wahlverwandtschaft uns erfreuen möchten — man scheint uns das doch nicht erlauben und uns das Spiel verderben zu wollen.“

„Ich verstehe nicht, was Sie damit meinen. Was hat die Welt für ein Recht, sich einzumischen?“

„Gewiß kein Recht, aber eine Macht. Sie, Teuerste, mögen über alles Gerede der Welt erhaben sein. Sie waren es schon, seitdem Sie sich auf Ihre eigenen Füße stellten und unter die Nihilisten gingen. Aber Ihre Freunde dürfen es nicht gleichmütig mit anhören, wenn über Sie gelästert, Ihr guter Name verunglimpft wird.“

„Oh!“ machte sie. „Ihre Frau Tante —“

„Nein, nicht die Tante. Das würde mir sehr gleichgültig sein, denn bei der absoluten Verständnislosigkeit für eine Natur wie Sie, die in diesen Kreisen herrscht, gilt jedes Wort, das dort Ihren Ruf antastete, nicht Ihnen, und alle Pfeile der Bosheit gleiten an Ihnen ab. Daß Sie aber in Ihrer nächsten Umgebung verdächtigt werden, als ob Sie sich über die Schranken der guten bürgerlichen Sitte hinwegsetzten — nein, man knüpft keinen Vorwurf daran — wenn Sie es thäten, würde sich niemand zu Ihrem Richter aufwerfen — nur da es eine Lüge ist, werden Sie es einem treuen Freunde nicht verdenken, daß er sich dagegen empört und darauf denkt, alles aufzubieten, um Ihre Ehre von jedem Makel rein zu erhalten.“

Sie nickte vor sich hin.

„Also das ist's! Nichts weiter! Diese große Sache hat mir schon das gute Röschen vorgetragen und eine große Wichtigkeit daraus gemacht. Ich kann das gewiß begreifen, daß es die Welt, die große oder die kleine, anstößig findet, wenn ein Herr von Rheinfels bei der Doktorin Hanna Cameron sich einmal in der Woche als Hausfreund einfindet, denn irgend einen Stoff zum Niedrigdenken und -schwatzen müssen sie ja haben, und in Ermangelung eines besseren, nehmen sie mit einem Hirngespinnst vorlieb. Und daran sollen wir uns stoßen? Daran etwas aufgeben, was so traulich und hübsch und unschuldig ist und wozu wir uns getrost vor jedem Richterstuhl bekennen dürfen?“

Sie stand auf und machte ein paar Schritte durch das Zimmer. Dann blieb sie vor Herbert stehen.

„Sagen Sie's gerade heraus, lieber Freund: Ihnen ist dies ‚Verhältnis‘ unbequem. Sie sind mir herzlich zugethan, das weiß ich und werde es auch nicht bezweifeln, wenn Sie es zweckmäßig und Ihrer socialen Stellung angemessen finden, Ihren Umgang mit mir einzuschränken. Jeder muß Rücksicht nehmen auf das, was er seinem Berufe schuldig ist, und der Ihre, lieber Freund, erheischt ganz besonderen Respekt vor dem Herkommen. Daß es mir leid thun wird, Sie nicht mehr zu sehen —“

„Sie kränken mich tief,“ rief er leidenschaftlich, „wenn Sie glauben — nein, nein, Sie, Sie ganz allein sind es, deren Wohl und Weh für mich in Betracht kommt. Ich kann und will und werde es nicht hinnehmen, daß Ihre Nachbarn hier in der Straße mit Fingern auf Sie weisen und Sie für meine Geliebte ansehen! Und darum —“

„Nun denn, wenn es so weit gekommen ist — ich begreife, daß Sie es nicht weiter kommen lassen möchten. Es giebt aber ein einfaches Mittel dagegen, das ich schon erwähnt habe. Jeder klatsch verhallt, wenn er keine neue Nahrung erhält. Stellen Sie Ihre Besuche ein und lassen Sie uns heute als gute Freunde voneinander scheiden.“

Er trat ihr noch einen Schritt näher und ergriff ihre Hand, indem er seinen Blick innig auf ihr ruhen ließ.

„Giebt es nicht ein noch besseres Mittel, Hanna? Wenn wir, statt als gute Freunde zu scheiden, als noch bessere beisammen bleiben, beisammen, Hanna, bis an den Tod?“

Sie war so völlig auf ein solches Wort unvorbereitet, es erschütterte sie bis ins tiefste Herz. Das aus seinem Munde zu hören, da sie eben zu dem schweren Opfer eines völligen Verzichtes bereit gewesen war, den Gedanken eines Glücks zu fassen, das über alles Hoffen und Glauben hinaus war — sie mußte sich an der Lehne des Sessels festhalten, da die Knie ihr versagen wollten.

Eine heiße, unsagbar süße Wonne überströmte sie. Wenn

sie nicht den festen Druck seiner Hand gefühlt, seine Augen mit so dringender Gewalt auf ihr Gesicht geheftet gesehen hätte, es wäre ihr zu Mute gewesen, als könne dies alles nur ein trügerischer goldener Traum sein.

Auch er empfand das Glück, ihr endlich gesagt zu haben, was sie ihm war. Er sprach kein Wort weiter, er betrachtete sie nur mit einem ängstlich gespannten Blick, wie sie es aufnehmen würde, was sie freilich überraschen mußte, während er selbst diesen ganzen Tag nur damit zugebracht hatte, sich darüber klar zu werden, daß dies die einzige seiner würdige Lösung der Schicksalsfrage sei.

Dann glaubte er an ihrer Miene, die nach dem ersten Aufleuchten der Freude ernster und ernster geworden war, zu erkennen, daß er sich vergebens Hoffnung gemacht habe, sie zu gewinnen. Da ließ er ihre Hand aus der seinen und sagte, mit einem schmerzlichen Seufzer:

„Sie lieben mich nicht, Hanna. Verzeihen Sie, daß ich mir habe einbilden können, Sie fühlten nur halb so warm für mich, wie ich für Sie. Dann wird allerdings nichts übrig bleiben, als uns zum letztenmal die Hand zu drücken."

Sie glitt auf den Sessel nieder, schüttelte den Kopf und versuchte zu lächeln.

„O, lieber Freund," sagte sie mit bewegter Stimme, „wie wenig kennen Sie mich doch! Wie schlecht wissen Sie von meinem Herzen Bescheid, da ich mir freilich alle Mühe gegeben habe, meine geheimsten Regungen zu verbergen. Sehen Sie sich da mir gegenüber und jetzt — sie hielt ihm beide Hände hin — jetzt lassen Sie sich danken für das, was Sie mir eben gesagt haben. Glauben Sie mir: daß Sie mich gefragt haben, ob wir zusammenbleiben wollen bis an den Tod, das wird für mich ein unvergängliches Glück sein, eine stolze Freude bis an den Tod, und ich kann es Ihnen nicht anders danken, als durch das Geständnis, daß ich Sie lieb habe, wie ich nie vor Ihnen einen Mann geliebt habe und nach Ihnen lieben werde. Aber eben deshalb — um Ihretwillen — kann ich dies große, große Geschenk Ihres Herzens und Ihrer Hand nicht annehmen.

Nein, werden Sie nicht böse, hören Sie mich ruhig an. Obgleich ich nur ein Weib bin — ich habe so viel Ernstes im Leben erfahren, daß ich von uns Beiden mehr imstande bin, die Vernunft zu Worte kommen zu lassen. Und sehen Sie, lieber Freund, vor der kann der Gedanke, daß wir unsere Geschicke miteinander verbinden sollen, nicht bestehen. Nimmermehr würde das Offizierkorps, dem Sie angehören, seine Zustimmung dazu geben, daß Sie ein Mädchen meines Schlages zu Ihrer Frau machten, eine ‚Emancipierte', die unter russischen Nihilistinnen Medizin studiert und sich hier niedergelassen hat mit einer jungen Nichte, die allgemein für ihre eigene Tochter gilt. Haben Sie wirklich nicht daran gedacht, daß Sie durch eine solche Heirat nicht nur Ihre gesellschaftliche Stellung verscherzen, sondern dazu gezwungen werden würden, Ihren Lebensberuf aufzugeben?"

„Meine liebe Freundin," sagte er mit einem stillen Lächeln, „Sie denken doch von meiner Vernunft schlechter, als sie verdient. Ob ich daran gedacht habe? Natürlich habe ich daran gedacht, aber es hat mich durchaus nicht in meinem Entschluß wankend gemacht. Glauben Sie, daß mein Herz mehr an diesem oden Garnisonsdienst hängt, als an Ihnen? Daß es mich nur einen Seufzer kosten würde, meinen Abschied zu nehmen, wenn Sie mich nicht verabschieden wollen? Oder, daß das Heer mich vermissen würde, wenn ich ihm meinen Degen zurückgäbe, bis etwa ein Krieg kommt und das Vaterland erwartet, daß jedermann seine Schuldigkeit thue?"

Sie antwortete nicht sogleich. Sie brauchte einige Zeit, um ihr aufwallendes Herz, das sie stürmisch drängte, ihm um den Hals zu fallen und zu sagen: „Nimm mich hin! Die Liebe ist höher als alle Vernunft!", zu beschwichtigen und Worte zu sprechen, die neben den seinen so kalt und armselig klingen mußten.

Aber sie fühlte, daß diese Antwort über sein und ihr Leben entschied, und daß sie es sich nicht vergeben würde, wenn sie sich von ihrem Herzen übermannen ließ.

„Nein, teurer Freund," sagte sie, „es ist unmöglich. Daß Sie es nicht dafür halten, werde ich Ihnen nie vergessen. Aber glauben Sie mir, es ist unmöglich. Sie denken nur an das Nächste. Ich aber sehe in die Zukunft hinaus, die es uns beide bereuen lassen würde, vielleicht nicht schon über Jahr und Tag, dann aber gewiß, daß wir nur auf unser Herz gehört haben, nicht auf die Stimme der Vernunft, die Ihnen in diesem Augenblick als eine engherzige Mahnerin erscheinen wird. Sie wollen Ihren Beruf aufgeben, um meinetwillen. Aber welchen anderen Beruf könnten Sie dafür eintauschen? Nur der Mann Ihrer Frau zu sein? Wie lange würden Sie daran Genüge finden? Sie, der Sie mir gesagt haben, daß Sie mit Leib und Seele Soldat sind, schon von Ihren Voreltern her? Was können Sie für eine Thätigkeit finden, die Sie in gleicher Weise befriedigte? Und ein Mann, der keine Lebensaufgabe hat, der nicht jeden Morgen an eine bestimmte Arbeit geht, gleichviel ob sie ihm Freude macht, oder er nur eine Pflicht erfüllt — ein solcher Mann, wenn er von höherer Natur ist und mehr vom Leben verlangt, als täglich satt zu werden und sich die Langeweile durch Lektüre und Schachspiel zu vertreiben, muß auf die Länge todunglücklich werden. Zumal an der Seite einer Frau, die von früh bis spät arbeitet. Diese Frau selbst, bei aller Liebe und obwohl sie weiß, daß er das Opfer nur ihr gebracht hat, kann ihn nicht so recht achten. Und sehen Sie, auch das wird sein häusliches Glück bald untergraben, daß er erkennt: sie wird nicht durch die Liebe ihres Gatten ausgefüllt, sie hat noch andere Interessen, die ihr sehr am Herzen liegen, und sieht ihren Mann ja auch nur bei den Mahlzeiten, in den Pausen zwischen ihren schweren Pflichten, wenn sie müde und zerstreut zu ihm zurückkehrt. Eine solche Frau würde Sie es bald bereuen lassen, daß Sie um ihretwillen allem, was bisher Ihre Welt war, gebrochen haben."

„Hanna," sagte er, „es ist grausam, was Sie da sagen, nicht nur für mich, sondern auch für Sie! Wenn Sie recht hätten, würden Sie mit dieser Gesinnung auch für sich auf ein häusliches Glück, wie man es nur in der Ehe findet, verzichten."

„Nein," versetzte sie ernst, „nur auf eine ungleiche Ehe, wie die unsere sein würde. Ich hatte immer gehofft, einen wackeren Mann zu finden, der, wie ich, ein rüstiger Arbeiter wäre, während seines Tagewerks mich nicht vermißte und dann froh wäre, wenn es abgethan, mich zu finden und in den freien Stunden an meiner Seite fröhlich aufzuatmen. Ich machte mir keine Illusionen, daß ich gerade eine glänzende Partie finden würde, ich wollte schon mit einem bescheidenen Lebensgefährten vorlieb nehmen. Denn daß ich es nur gesteht: als das höchste Glück schwebte mir nicht die Liebe eines geliebten Mannes vor, sondern der Besitz eigener Kinder. Sie wissen, wie ich auch in meinem Beruf an den Kindern hänge. Doch so herzlich ich mein Zerlinchen liebe, es ist immer nicht die Erfüllung meines heißesten Wunsches.

Als ich Sie dann kennen lernte, begriff ich zum erstenmal, daß eine solche Liebe das Herz ganz ausfüllen und jeden anderen Wunsch zurückdrängen könne. Ach, ich habe genug in mir zu kämpfen gehabt, um mir immer vorzuhalten: Es ist unmöglich! Und jetzt — daß ich es Ihnen sagen mußte, nachdem Sie mir alles opfern wollten, was bisher der Inhalt Ihres Lebens war — o, mein Freund, es ist mich grausam von mir, sondern vom Schicksal, das mich vor diese Wahl geistellt hat und mir zugleich im Innersten seine Wahl tätzt, wenn ich mir selbst und — Ihnen nicht untreu werden soll."

Er blieb noch eine Weile regungslos sitzen und starrte ins Leere hinein — dann stand er mühsam auf.

„Uns alledem, was ich nicht widerlegen kann, sehe ich nur das Eine: Daß Sie mich nicht so lieben, wie ich Sie. Sonst würden diese Vernunftgründe keine entscheidende Macht über Sie haben. Sie würden sich auf alle Gefahr mir anvertrauen und das Weitere der Zukunft überlassen. Nein, ich mache Ihnen keinen Vorwurf, jeder handelt nach seiner Natur, die Ihre ist besonnener und somit — ich habe Ihnen nur zu danken, daß Sie mir offen eingestanden haben, einer wie ich könne Sie nicht ganz glücklich machen. Das ist auch für mich entscheidend. Leben Sie denn wohl!"

Er machte eine Bewegung nach der Thür. Sie regte sich aber nicht.

„Ich muß auch das leiden," sagte sie mit einem schmerzlichen Ton. „Wer von uns den andern inniger liebt, wird Gott im Himmel wissen. Vielleicht erkennen Sie selbst es, in späterer Zeit. Hent' aber lassen Sie uns wenigstens nicht unfreundlich scheiden."

Sie streckte ihm beide Hände entgegen, und er ergriff sie und zog sie an sich in überströmender Bewegung und hielt sie an seine Brust gedrückt, bis sie sich leise losmachte.

„So!“ hauchte sie. „Es ist vollbracht! Und nun versprechen Sie mir noch eins, mein geliebter Freund: daß dies das letzte Mal sein soll, daß wir uns begegnen. Erschweren Sie mir das Opfer nicht, das ohnehin fast über meine Kräfte geht!“

Er sah düster vor sich nieder.

„Ruch über meine Kraft!“ sagte er dumpf. „Und doch — am nächsten Samstag muß ich mich noch einmal zu Ihren anderen Intimen als abgedankten Hausfreund einfinden.“

Sie sah ihn verständnislos an.

„Es hat sich nämlich jemand unterstanden, mir Ihr Haus zu verbieten, in wohlmeinender Absicht, weil auch er glaubte, meine Besuche seien Ihrem Ruf nachteilig. Sie begreifen, daß ich niemand das Recht einräumen kann, mir vorzuschreiben, was ich thun und lassen soll, am wenigsten, wenn eine Drohung daran geknüpft wird. Ich werde also kommen, um zu zeigen, daß ich diese Drohung verachte. Und da ich gesonnen bin, um Urlaub einzukommen, wird dies eine Mal wohl ohnehin das letzte sein.“

„Wer hat Ihnen“ — versetzte sie hastig. „Aber Sie brauchen ihn mir nicht zu nennen. Wenn er Ihnen gedroht hat, kann es kein anderer als Fridolin gewesen sein.“

„Ich muß ihm das Zeugnis geben, daß er sich für einen einfachen Arbeiter sehr anständig und würdig dabei benommen hat. Er ist Ihnen, wie Sie wissen, auf Tod und Leben zugethan, kein Wunder also, daß er die Pflicht zu haben glaubt, Ihren Ritter zu machen. Doch um so mehr muß ich auch den leisesten Schein vermeiden, als ob seine Einmischung mich eingeschüchtert hätte. Ich werde nicht lange bleiben, Sie nicht aufregen und am wenigsten versuchen, Sie in Ihrem Entschluß doch vielleicht noch wankend zu machen. Leben Sie wohl bis dahin, und möchten Sie niemals —“

Die Stimme versagte ihm; er ergriff die Hand nicht mehr, die sie ihm bot, sondern verneigte sich nur tief, ergriff die Mütze und stürzte aus dem Zimmer.

* * *

Als sie sich allein sah, sank sie in den Sessel, drückte die Hände vors Gesicht und brach in heiße Thränen aus.

So saß sie wohl eine Stunde und ließ den Sturm von Wonne und Weh, der ihr Herz durchbebte, verloben, unfähig, irgend etwas anderes zu denken, als daß sie auf ein überschwengliches Glück in demselben Augenblick, wo es sich ihr geboten, hatte verzichten müssen.

Als das Zerrinnen, über das lange Ausbleiben der Tante unruhig geworden, sich endlich zu ihr hineinwagte, waren ihre Thränen längst versiegt, ihre Aufsage, ein heftiges Kopfweh habe sie überfallen, erklärte zur Genüge ihr verstörtes Aussehen.

Sie hatte dann eine fast schlaflose Nacht und konnte am andern Tage und den folgenden ihren ärztlichen Pflichten nur mit Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft nachgehen.

Dazwischen stand immer das Gespenst vor ihrer Seele, das Herberts Entschluß, wieder zukommen, um in Fridolins Augen nicht feige zu erscheinen, heraufbeschworen hatte.

Sie wußte, was dem jungen Hitzkopf zuzutrauen war, und daß er keine leere Drohung, bloß um zu schrecken, ausgestoßen hatte. Um jeden Preis also mußte ein Zusammentreffen der Beiden verhütet werden, und da auf Herbert nicht einzuwirken war, blieb nichts übrig, als den Andern zu bändigen.

Sie ließ ihm durch seine Mutter sagen, daß sie ihn am Samstag zu sprechen wünsche und ihn bitte, eine Stunde früher als gewöhnlich sich bei ihr einzufinden. Ihren anderen Hausfreunden schrieb sie eine Zeile, daß der „Zour“ diesmal ausfalle.

So erwartete sie Fridolins Kommen in demselben Zimmer, wo sie das letzte Gespräch mit Herbert gehabt hatte. Sie war in einer Aufregung, die sie ruhelos hin und her trieb. Die Lampe, die Susel hereintrug, löschte sie wieder aus, um sie gleich darauf wieder anzuzünden. Nicht als ob sie an dem irre geworden wäre, was sie sich all die Tage her vorgenommen hatte. Aber das Herz that ihr weh dabei, um so mehr an diesem Ort, wo die Worte, die ein anderer zu ihr gesprochen, alle wieder aufzuwachen schienen.

Als sie dann endlich draußen seinen festen Schritt hörte, trat sie rasch an ihren Arbeitstisch heran und stützte sich mit der Hand darauf. Ihr Herein! auf sein Anklopfen klang matt und leise. Aber der Anblick des guten, redlichen Menschen, der schüchtern eintrat und sie treuherzig grüßte, gab ihr ihre ruhige Haltung wieder.

„Was muß ich hören, lieber Fridolin!“ sagte sie. „Sie haben sich erlaubt, dem Herrn Hauptmann zu erklären, Sie würden es nicht gestatten, daß er fernerhin mein Haus betrete? Sie haben sogar eine Drohung daran geknüpft? Warum thaten Sie das? Und was gab Ihnen ein Recht dazu?“

Er senkte den Blick, den er beim Hereintreten fragend auf sie gerichtet hatte, und suchte einen Augenblick nach Worten. Dann hob er den Kopf und sah ihr unerschrocken ins Gesicht.

„Verzeihen Sie mir, Fräulein Hanna,“ sagte er mit fester Stimme, „wenn ich etwas gethan habe, was Ihr Mißfallen erregt. Ich mußte es aber thun, ich würde es, auch wenn Sie es mir verböten, wieder thun, denn ich bin es Ihnen schuldig, daß ich jede Kränkung von Ihnen abwehre. Wenn ich es nicht thäte, wäre ich in meinen Augen ein elender, undankbarer Mensch und in dem Fall dem Herrn Hauptmann gegenüber eine Memme. Sie werden begreifen, Fräulein Hanna —“

Er stockte und sah wieder zu Boden.

„Nein, lieber Fridolin,“ versetzte sie nach einer Pause, „ich begreife nicht, wie Sie dazu kommen, sich gegen einen meiner Freunde, der ein Ehrenmann ist, meiner Ehre anzunehmen, für die ich selbst einzutreten pflege. Ueber das, was Sie dazu veranlaßt hat, habe ich mich mit Herrn von Rheinfels ausgesprochen, und Sie können nun völlig darüber ruhig sein, eine Kränkung droht mir nicht, außer durch Ihren übermäßigen Eifer, sie zu verhüten. Ich fordere also, daß Sie mir versprechen, die Sache auf sich beruhen zu lassen und nichts Feindseliges gegen ihn im Sinne zu haben. Wenn Sie das verweigern — so leid es mir thäte — könnten wir fernerhin keine guten Freunde mehr bleiben.“

Sie sah, daß ihre Worte ihn heftig erschütterten. Ueber sein erustes, junges Gesicht zuckte es und wetterleuchtete in den hellen Augen. Er zerknüllte den Hut, den er in beiden Händen hielt, und der Atem ging schwer aus der breiten Brust.

„Fräulein Hanna,“ brach es endlich von seinen Lippen, „haben Sie Nachsicht mit meiner Erregung. Ich weiß, ich stehe vor Ihnen als ein ungeschlissener Geselle, zumal im Vergleich mit dem eleganten Herrn, der sich hier bei Ihnen eingeschlichen hat. Aber Gott weiß, wer von uns beiden es treuer und redlicher mit Ihnen meint. Ich war immer gewohnt, Sie mehr als alle Menschen zu verehren, jedes Wort von Ihnen war mir ein Evangelium, und ich hätte mir das Herz aus der Brust gerissen und es Ihnen vor die Füße gelegt, wenn Sie es gewünscht hätten. Diesmal aber — nein, diesmal kann ich Ihnen nicht gehorchen. Ich weiß, daß es zu Ihrem eigenen Unheil wäre, ich weiß auch, daß Ihren klaren Blick dagegen verblendet, und Gott ist mein Zeuge: nicht meinetwegen, weil ich selbst darunter leide, habe ich mir herausgenommen, einzugreifen, eh' es zu spät ist. Wenn Sie mich dafür bestrafen wollen und mir nicht ferner erlauben, zu Ihnen zu kommen, was die einzige Freude meines Lebens ist, so muß ich es hinnehmen, so bitter es für mich sein wird. Aber von meiner Pflicht, über Ihr Glück zu wachen, werden Sie mich nicht abbringen, so wenig wie man einen Hund, dessen Treue einem lästig geworden ist, mit Schlägen dazu bringen kann, sich einen andern Herrn zu suchen. Er kommt doch immer wieder zurück und legt sich auf der Schwelle des Hauses nieder, und wenn er dort auch verhungern müßte.“

* * *

Der leidenschaftliche Ton, mit dem er dies hervorstieß, bewegte sie im Innersten. Sie fühlte, daß aus jedem Wort ein unerschütterlicher Wille sprach, gegen den sie bei aller Gewalt, die sie sonst über ihn gehabt hatte, machtlos war.

„Fridolin,“ sagte sie endlich, „glauben Sie mir, ich weiß Ihre treue Gesinnung nach ihrem vollen Wert zu schätzen. Aber Sie äußert sich so maßlos, das kann nur unheilvoll enden! Was wollen Sie thun?“

„Fragen Sie mich nicht, Fräulein Hanna. Ich thue nur, was ich muß.“

„Sie müssen mir's sagen, oder ich kann Sie nie wiedersehen.“
Er kämpfte sichtbar mit sich selbst.

„Was ich thun will — darüber bin ich nur meinem Gewissen Rechenschaft schuldig. Aber wenn Sie so sprechen, Fräulein Hanna — daß Sie mich nie wiedersehen wollen — nun wohl, so mögen Sie's wissen: ich werde unten an Ihrem Hause Wache stehen und abwarten, ob er trotz allem, was ich ihm gesagt habe, kommen wird. Und dann —“

„Dann —“

„Dann werde ich ihm den Weg vertreten und ihn auffordern, umzukehren, da er hier nichts mehr zu suchen habe. Wahrscheinlich wird er sagen, ich hätte ihm nichts zu verbieten, und wird doch eintreten wollen. Dann — werde ich ihn an der Brust packen und ihn zurückstoßen. Na und dann —“

„Sind Sie wahnsinnig, Fridolin? Vergessen Sie, daß er Offizier ist?“

„Nein, eben weil ich daran denke und weiß, daß er mich auslachen würde, wenn ich ihn zum Duell herausforderte, der gemeine Schlossergesell den hochgeborenen Herrn Hauptmann, eben darum muß ich mir auf andere Art helfen, Mann gegen Mann, nicht der Proletarier gegen den Aristokraten. Ich weiß auch, was dann kommt, seine sogenannte Offiziersehre wird's ihm zur Pflicht machen, den Degen zu ziehen und ihn dem unverschämten Tölpel durch den Leib zu rennen. Aber dafür sind wir auch noch da, wie ein Lamm läßt man sich nicht übern Haufen stechen, und wenn das Duell nicht reglementsmäßig vor Zeugen ausgefochten werden kann, 's ist im Grunde gleichgültig, wenn nur überhaupt einer auf dem Platze bleibt.“

Ein Kunstkenner.
Nach dem Gemälde von Klara Berkowski.

„Fridolin!“

„O, Fräulein Hanna, glauben Sie nicht, daß ich daran denke, den Handel mit ungleichen Waffen auszufechten, ihn mit einer Kugel niederzustrecken, während er nur seine Klinge hat. Ich habe keinen Revolver in der Tasche, nein, ich lasse ihm sogar den Vorteil, er mag seinen Degen brauchen, ich nur mein Messer. Aber ich stehe Ihnen dafür, ich werde mein Leben und Ihre Ehre teuer verkaufen, und wenn ich dennoch den Kürzeren ziehe — nun, dann macht die Sache doch so viel Lärm, daß er sich hier in der Straße, wo er mich niedergestochen hat, nie mehr blicken lassen kann, und dann hab' ich meinen Zweck erreicht.“

Der plötzliche Schrecken hatte sie so heftig überfallen, daß sie eine Weile wie gelähmt stand. Erst als er eine Bewegung machte, wie wenn er sich entfernen wollte, da die Zeit, sein Vorhaben auszuführen, heranrückte, faßte sie sich mit einer großen Anstrengung und stammelte:

„Das — haben Sie vor? Wie ein wildes Tier wollen Sie über ihn herfallen, über einen Mann, den ich — der sich als ein Ehrenmann mir gegenüber —“

„Nein, Fräulein Hanna,“ unterbrach er sie, „nicht wie ein wildes Tier, nur wie ein treuer Hund über einen Einbrecher, einen Dieb, der Ihnen die Ehre stehlen will. Sagen Sie, was Sie wollen — hier kann nur ein Mann wissen, was er zu thun hat, und der Herr Hauptmann soll nicht spotten dürfen, ich hätte nur ins Blaue hinein gedroht, um ihn abzuschrecken, hernach aber nicht das Herz gehabt, meinen Mann zu stehen. Und somit —“

Er that ein paar Schritte nach der Thür. Das entschied sie. Es blieb nichts anderes, um das Entsetzliche zu verhüten.

„Schade, schade!“ sagte sie, mit dem ruhigsten Ton, den sie erschwingen konnte. „Ich hatte mir's so anders gedacht, einen dieser Tage wollte ich auch Ihnen davon sprechen. Nun aber muß ich's wohl bleiben lassen.“

Er blieb stehen und sah sie fragend an.

„Nein, nein,“ fuhr sie fort, „gehen Sie nur und lassen sich nicht aufhalten. Sie wissen ja so gut, was ein Mann zu thun hat, dem ein anderer im Wege ist: über ihn herzufallen wie ein wildes Tier, oder meinetwegen wie ein treuer Hund, auch wenn man seinen Schutz nicht wünscht und braucht. Wenn Sie aber dies blutige Werk vollbracht haben, dann kommen Sie nur nicht, Ihren Lohn in Empfang zu nehmen von der, die Sie nun erst recht in der Lente Mäuler gebracht haben. Ich weiß Treue und Tapferkeit gewiß zu schätzen, so sehr, daß ich mir vorgenommen hatte, sie zu belohnen, mit dem höchsten Lohn, den ein armes Mädchen gewähren kann. Ich wollte Sie fragen, ob es Ihnen recht wäre, wenn ich — Ihre Frau würde — nicht sogleich, erst in Jahr und Tag, wenn Sie Ihr Meisterstück gemacht und eine eigene Werkstatt aufgethan hätten. Das schien mir für alle Teile das Beste, Ihre Mutter bliebe bei uns, Zerlinchen bekäme einen Vater, den sie lieb haben könnte, und ich hätte nebenher meine Praxis, die ich nicht aufgeben möchte. Aber wie gesagt: es ist schade, daß daraus nichts werden kann. Einem wilden Tier kann ich meine Hand nicht reichen!“

Sie wandte sich ab, ihre Bewegung zu verbergen. Da hörte sie ihn mit zitternder Stimme sagen:

„Sie wollen Ihr Spiel mit mir treiben, bloß um mich zurückzuhalten. Das, was Sie da sagen — das ist ja unmöglich — das können Sie nie im Sinn gehabt haben.“ —

„Trauen Sie mir zu, daß ich in einer so ernsten Stunde Ihnen nicht in voller Wahrheit sagen würde, wie mir zu Mute ist und was ich zu Ihrem und meinem Besten im Sinne gehabt hatte? Haben Sie mich je auf kleinen Ausflüchten ertappt, wo es galt, meine Handlungsweise zu vertreten?“

Immer noch starrte er sie ungläubig an.

„Nein, nein, es ist unmöglich! Sie haben's vielleicht einmal vorgehabt, Fräulein Hanna, in Ihrer Engelsgüte, und weil Sie sehen mußten, wie sehr ich — wie ich Sie von der ersten Stunde an — aber dann kam er, und so ein Narr bin ich nicht, mir einzubilden, ich könnte neben ihm — nein, nein, ich bin und bleibe nur ein armer Bursch, der nicht wert ist —“

Das Wort stockte ihm in der Kehle, die Augen wollten ihm übergehen, aus aller Macht suchte er sein Gefühl zu bezwingen.

„Sie sollen auch das wissen, Fridolin,“ sagte sie leise. „Ja,

er ist mir sehr wert geworden, und auch ich ihm — er hat mich gefragt, ob ich seine Frau werden wolle. Ich habe es abgeschlagen, es wäre sür uns beide kein Glück gewesen. Mit Ihnen aber, Fridolin, kann ich hoffen, wenn wir beide erst ruhiger geworden sind — denn ich habe Sie sehr lieb gewonnen und sehr schätzen gelernt, bis Sie heute mich mit Ihrer Wildheit—Ihrer zügellosen Heftigkeit erschreckt haben, so daß ich nun für die Zukunft —"

Sie konnte den Satz nicht ausſprechen. Wie wenn ein schwerer Schlag ihm niedergeworfen hätte, brach er vor ihr in die Knie, die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und laut aufschluchzend haschte er ungeschickt nach ihrer Hand, die an ihrem Kleid herabhing, und preßte seine heißen Lippen wieder und wieder darauf.

„Stehen Sie auf," flüsterte sie, zu ihm herabgebeugt, „steh' auf, lieber Freund! Was thust du? Wenn das Kind hereinkäme —"

Er richtete sich taumelnd auf, griff in seine Brusttasche und zog ein altes Dolchmesser heraus in lederner Scheide. Das ließ er auf den Boden fallen, fuhr sich mit der Hand über die Augen und sagte dumpf, mit einem tiefen Blick in ihre Augen: „Ich schwöre — ich will versuchen — ein besserer Mensch zu werden, bis ich vielleicht einst — wenn Sie nicht an mir verzweifeln — leben Sie wohl!"

Damit wandte er sich ab und ging mit taumelnden Schritten aus dem Zimmer.

* * *

Draußen im Vorplatz blieb er stehen. Er versuchte, seine Gedanken zu sammeln, die in wildem Aufruhr ihm durch den Kopf jagten. Es zog ihn zurück, nur um noch einmal zu fragen, ob er auch wirklich das alles richtig gehört und verstanden habe. Dann schoß ihm die glückselige Freude ins Herz, daß dies nie Geahnte, Unglaubliche sich wirklich ereignet hatte, und mitten unter dem Zweifeln und Zagen mußte er in sich hinein jauchzen. Bis er Schritte aus dem Wohnzimmer sich nähern hörte. Da flüchtete er hastig hinaus. Er konnte in dieser Verfassung sich vor keinem Menschenauge sehen lassen.

Wie er langsam Stufe für Stufe hinunterging, hörte er von unten einen Männerschritt entgegenkommen. Auf dem Treppenabsatz des ersten Stocks traf er mit seinem so lange still gehaßten Gegner zusammen. Seine erste Regung war, auf ihn zuzutreten, ihm die Hand zu reichen und etwas Herzliches zu sagen. Die starre Miene aber, mit der Herbert ihn anblickte, als erwartete er, was nun geschehen werde, brachte ihn davon ab. Er nahm nur mit einem stummen Gruß die Mütze ab, ließ den andern höflich vorbeigehen und setzte dann seinen Weg die Treppe hinunter fort.

Herbert stieg vollends hinauf, im stillen höchlich erstaunt, daß es zu nichts anderem gekommen war. Er trug wieder die Uniform und hatte sich auf einen heftigeren Zusammenstoß gefaßt gemacht. Daß es nicht dazu kam, ohne daß er seiner Ehre etwas zu vergeben gehabt, war ihm um Hannas willen nicht unerwünscht.

Im Wohnzimmer oben traf er nur Rosa Hinkel und das Zerlinchen, die ihn ungewöhnlich ernst begrüßten. Die alte Susel trat gleich darauf herein. Der Herr Hauptmann möchte entschuldigen, Hanna sei unwohl geworden und könne ihn heute nicht sehen, lasse ihn freundlich grüßen und werde ihm noch schreiben. Zerlinchen werde ihre Stelle am Theetisch einnehmen.

Er könne nicht bleiben, sagte er, seine schmerzliche Enttäuschung so gut es ging verbergend. Er sei überhaupt nur gekommen, um Abschied zu nehmen, da er zu einer Reise Urlaub erhalten habe. Er bitte, Fräulein Hanna seine Grüße zu bestellen und gute Besserung zu wünschen. Hoffentlich werde sie morgen wieder ganz hergestellt sein.

Dann gab er Röschen und der alten Susel herzlich die Hand, küßte das Zerlinchen auf die Stirn und verließ, nachdem er noch einen traurigen Blick durch das ihm so liebgewordene Zimmer hatte herumgehen lassen, die drei Zurückbleibenden, die kein Wort darüber austauschten, was seine Stimmung so seltsam verwandelt habe.

* * *

In der Frühe des anderen Tages brachte ihm sein Bursche ein Briefchen, das eben für ihn abgegeben worden sei. Es war von Hannas fester, schöner Hand geschrieben und lautete:

„Mein teurer Freund!

Ich hatte gestern abend nicht den Mut, Sie wiederzusehen. Kurz zuvor hatte ich Fridolin erklärt, daß ich mich entschlossen, in Jahr und Tag, wenn er sich selbständig gemacht, seine Frau zu werden.

Ich hab' es so eilig gethan, um mich gegen mein unvernünftiges Herz zu schützen. Es wäre vielleicht doch noch schwach genug geworden, sich an ein Glück zu klammern, das dem, der mir der Teuerste ist, nicht zum Heil ausgeschlagen wäre. Aber es hat mich dieser Verzicht so viel Herzblut gekostet, daß ich unfähig war, gleich darauf unter Menschen zu treten.

Denken Sie im Guten an mich, teurer Freund. Fürchten Sie nicht, daß ich nicht die Kraft haben würde, auch diese Prüfung zu bestehen. Ich bin überzeugt, daß ich dem guten treuen Manne, den ich erwählt habe, eine gute treue Frau sein werde und sogar wieder heiter. Sie wissen: wenn man nicht bekommt, was man liebt, muß man lieben, was man bekommt.

Aber Sie — Ihre Zukunft — Ihr Glück, wenn ich darüber so ruhig sein könnte — —

Ich schreibe nicht weiter. Ich würde kein Ende finden. Nie, nie werde ich vergessen, was Sie mir gewesen sind, was Sie mir gönnen wollten. Möchte es auch Ihnen ein wenig das Herz erwärmen, zu wissen, wie teuer Sie mir ewig bleiben werden!

Hanna."

Er nahm, ohne sich zu besinnen, ein Blatt und warf die Worte darauf:

„Leben Sie wohl, Hanna! Ich gehe in die Welt hinaus, um nicht zurückzukehren. Irgendwo in einem fernen Weltteil werde ich hoffentlich Gelegenheit finden, etwas anderes zu wirken, als einer meinesgleichen in einer thatenlosen Zeit. Daß ich aus tiefstem Herzen wünsche, Sie möchten glücklich werden — brauche ich es zu versichern? Nur ein Zeuge dieses Glückes zu sein, bin ich nicht selbstlos genug. Darum leben Sie wohl — für immer!

Herbert."

Blätter und Blüten.

Die sanitätspolizeiliche Ueberwachung des Radelns. Die Zahl der Radfahrer im Deutschen Reiche wird auf 1 612 000 geschätzt. Es sind dies, von wenigen Ausnahmen abgesehen, zumeist Leute, die im besten Alter stehen und gesundheitlich bevorzugt sind. In Anbetracht dieser Thatsache gewinnt die Hygiene des Radfahrsports an Bedeutung, denn im Interesse der Volkswohlfahrt ist es nicht gleichgiltig, ob ein so hoher Prozentsatz der Bevölkerung durch eventuellen Mißbrauch des Fahrrades sich gesundheitlichen Gefahren aussetzt. In dieser Hinsicht sollten Belehrungen und Warnungen überall verbreitet werden, damit das so beliebt gewordene Beförderungsmittel der Allgemeinheit wirklichen Nutzen bringe. Neuerdings hat Dr. med. Proeß in der „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege" die Frage aufgeworfen, ob es nicht angezeigt wäre, eine sanitätspolizeiliche Ueberwachung des Radelns einzuführen. Wollen wird dieser Vorschlag gewiß nicht verlockend erscheinen: wozu diese obrigkeitliche Bevormundung? Der Radler wird doch im allgemeinen selbst zu beurteilen verstehen, was ihm nützt oder schadet. Und doch ist der Gedanke nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Nicht alle Radfahrer sind ihre eigenen Herren, viele treiben das Radfahren auch im fremden Lohn. Bei der Reichspost, im Heer, bei der Feuerwehr, Sanitätspflege, Vegetbauanstalt giebt es Angestellte, die mit Rädern ausgerüstet sind. Ein Gesichtsloch halten verschiedene Detailwarengeschäfte sogenannte Laufdreiräder, d. h. Dreiräder, die mit einem Kasten für Aufnahme von Warenpaketen versehen sind. Nach einer Schätzung des Berfassers dürfte die Zahl der im Betriebe befindlichen Lastdreiräder weit über 2000 betragen. Sanitätspolizeiliche Vorschriften für diese Arten von Radfahrern könnten nur Gutes stiften, um so mehr, als die richtige Abmessung der Kraft, die ohne Schädigung der Gesundheit beim Radfahren verbraucht werden darf, sich dem Urteil der Laien entzieht. Namentlich macht die Verwendung der Lastdreiräder zu strenger Vorsicht. Diese Gefährte sind schwer, schon ohne Belastung mit Waren, die mitunter 50 kg beträgt; der Warenkasten und die oft angebrachten Firmenschilder vermehren den Luftwiderstand; dazu kommt

daß ein solcher Fahrer beim Abliefern der Waren oft anhalten, ab- und aufsteigen und das Dreirad wieder in Gang setzen muß. Ein solches Radfahren stellt ganz besondere Anforderungen und ist wohl geeignet, namentlich jugendliche Personen gesundheitlich zu schädigen; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die Jugend gegen die Schäden des Radfahrens weit empfindlicher ist als die Erwachsenen. Dr. Proetz wünscht für das Fahren mit Geschäftsdreirädern eine sofortige Regelung im Sinne des Gewerbegesetzes. Wir sind der Meinung, daß der bei weitem größte Teil der Schädigungen infolge dieser Beschäftigung nur aus Unkenntnis der Gefahren zustande kommt, und geben darum die hygieinischen Forderungen des Verfassers im Auszuge wieder, damit den Beteiligten Gelegenheit geboten wird, sich zu belehren und die Uebelstände aus freiem Antriebe abzustellen.

Danach sollte die Verwendung von Personen unter 20 Jahren zum Dreiradfahren verboten sein. Der Fahrer sollte vom Arzt und das Dreirad auf seine Tauglichkeit von einer sachverständigen Person untersucht werden. Die Tretkurbel muß über 18 cm lang sein. Die Griffe der Lenkstange dürfen nicht unter der Sattelfläche stehen. Das Gewicht des Rades darf nicht über 50 kg mit Kasten betragen. Die vordere Fläche des Kastens darf nicht über 0,50 qm groß sein und von der hinteren nicht überragt werden. Das Anbringen von Schildern zur Firmenangabe auf dem Rade und Kasten ist verboten. Zur Reklame darf nur die Fläche des Kastens und nur Anstrich benutzt werden. Die Belastung des Kastens ist nur bis 30 kg statthaft. Das Rad muß mit Bremsvorrichtung und Schmutzblechen versehen sein. Den Radfahrern ist geeignete Kleidung zum Wechseln, ein Zimmer zum Umziehen und ein am Rade zu befestigender geeigneter Umbau zur Verfügung zu stellen. Rauchen auf dem Rade ist verboten und eine Schnelligkeit unter 7 Minuten für den Kilometer nicht statthaft.

Bengalischer Kopfschmuck. (Mit Abbildung.) Eine ganze Sammlung von Haarpuppen, Haarnadeln, Kopfhalftern, Ketten und Ketchen, Ohr-, Nasen- und Lippenringen! . . . In diesem Schmucke prangt die bengalische Schöne. Gewiß ist sie eine von Stamme der Roth oder Lazka, die da liebend, unter der Last des Schmuckes zu ächzen; denn all die Zieraten aus Bronze, Silber, Gold, aus echten und Glasperlen, welche diese Frauen an ihren Leib hängen, erreichen oft das stattliche Gewicht von 30 Pfund. Diese Maßlosigkeit des Schmuckes entspricht durchaus nicht einer feineren ästhetischen Anschauung; nach ihr soll ja der Schmuck nie zum Selbstzweck da sein, sondern nur dazu dienen, die natürliche Schönheit des Körpers zu heben. Ferrich sind diese Ansichten nicht in der ganzen Welt maßgebend. Anhängerinnen des Maiensschmuds giebt es überall. Die Wasiko- und Massaimädchen in Ostafrika winden um Kopf, Hals und Arme, um Waden, Schenkel und Taille auch einen Schmuck, der an 20 bis 30 Pfund wiegt; dabei sind sie weniger anspruchsvoll, denn sie begnügen sich mit Glasperlen, Eisenketten und Eisendraht. Aber auch bei vielen Völkern des europäischen Kulturkreises wird ein übertreicher Schmuck gern getragen. Mit Pfunden wird er allerdings nicht abgewogen, sondern nach seinem Geldwert geschätzt. In alter und in neuer Zeit hat in dieser Hinsicht die Prunksucht Erstaunliches geleistet. Die Gemahlin des römischen Kaisers Caligula trug bei einem Familienfeste einen Schmuck von Perlen und Smaragden, der acht Millionen Mark wert war — und neuerdings erschien auf dem Kostümball der Herzogin von Devonshire eine Kleopatra, die von Kopf bis zur Zehe in Diamantenfeuer strahlte. Schmuckſachen im Werte von fünf Millionen Mark trug. — Davor muß die arme Bengalin bescheiden zurücktreten.

Bengalischer Kopfschmuck.

Pfingstgebräuche. Die meisten Pfingstgebräuche unserer Heimat weisen auf ein heidnisches Frühlingsfest zurück, das mit Spiel und Tanz in ausgelassener Fröhlichkeit gefeiert wurde. Es bestand in der Regel aus zwei Teilen; zuerst wurde der Winter in Gestalt einer Puppe, die verbrannt oder ins Wasser gestürzt wurde, besiegt, und dann der Frühling eingezogen, der durch eine stattliche Birke mit frisch entfalteten Blättern dargestellt wurde. In feierlichem Umzug wurde der Maibaum durch das ganze Dorf geführt, mit Kränzen, Kronen und Bändern geschmückt und dann auf dem Dorfanger eingepflanzt als Mittelpunkt der mehrtägigen Festbelustigungen. Gleichzeitig wurden die Stuben mit frischem Birkenlaub — Maien — geschmückt, ja sogar ganze Lauben aus jungen Bäumen und starken Zweigen errichtet, ein Brauch, der sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. In den Grasplätzen errichteten am Vorabend des Festes die Landleute der Umgegend mit ganzen Wagenladungen frischen Birkenreisigs, die sie zu teuren Preisen in kurzer Frist absetzen. Zur richtigen Pfingstfreude gehört eben der warme würzige Duft der jungen Birkenblätter. Auf den gleichen Ursprung ist auch die Sitte zurückzuführen, eine Puppe oder einen Burschen des Dorfes ganz in grünes Laub zu hüllen, der unter dem Namen „grüner Georg", „Pfingstlümmel" oder „Grasfönig" gehörig gehänselt und dann mit großem Hallo ins Wasser geworfen wird. An manchen Orten stecken die Jungfrauen ihrer Gewohnheit einen kleinen Maibaum auf das Dach des Hauses; doch nur Mädchen, welche sich eines tadellosen Rufes erfreuen, ehrt der Gebrauch auf solche Weise; andere finden am Pfingstmorgen anstatt des grünen Ehrenzeichens weit eher eine trockene Stange mit einem Strohbündel daran vor. An wenigen Stellen, vornehmlich in Bayern und Thüringen, hat sich noch der Brauch erhalten, aus der Zahl der ledigen Burschen einen Maigrafen zu wählen, der sich selbst eine Maigräfin zugesellt. Das Haar hat nicht nur am Pfingstfest, sondern das ganze Jahr hindurch den Vorzug bei allen Festlichkeiten, der Maigraf ist gewissermaßen der Anführer zu allen Belustigungen. Ziemlich selten bereits wird der „Umritt" des Maigrafen gefeiert. Wo dieser Brauch noch im Schwange ist, giebt er zu ausgelassenem Mummenschanz den Anlaß. Der Umritt geschieht zu Pferde, mit lärmender Musik an der Spitze. Ein solcher Zug, der im Flecken Ebersberg (Regierungsbezirk Oberbayern) veranstaltet wurde, bot ein buntes, kulturhistorisches Bild. Da ritten friedlich nebeneinander unglaubliche Nielen und germanische Urdengötter, dahinter auf großem Faß der weinselige Bacchus und neben ihm Dr. Luther mit seiner Käthe. Dann folgte auf einer von schwarzem Roß gezogenen Egge die Göttin Berchta, die Verführerin, mit einer Flachsschwinge in der Hand. Dahinter ein Wunderdoktor in phantastischer Tracht, dicht dabei der bayrische Hiasl mit seiner Bande, dann Feldmesser, Bauern, Gebirgsschützen, Hirten, Leute mit Kranzherren und Kranzjungfrauen, denen ein „Kuchelwagen" nachgefahren ward, aber statt mit einer jungen, blühenden Ausstaffier mit gebrochenem Gerümpel gefüllt. Weiter sah man da Hansl und Gretl — zwei Strohpuppen auf einem Schleifkorb — und zum Schluß in fröhlichem Getümmel die berittenen Bauernburschen der ganzen Umgegend. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat man es hier mit einer bewußten Ausgestaltung der alten Sitte zu thun, die auf diese Weise neu belebt worden ist. Manche alten Gebräuche, wie das Vogelschießen, das Bekränzen der Brunnen, das feierliche Ausstreiben der mit Blumen behängten Wiehherden sind leider faſt geschwunden. Die gewaltigen Umwälzungen im Verkehrsleben, die das verflossene Jahrhundert brachte, haben sie beinahe hinweggefegt. Eine ganze Zeit lang hat man den Verlust, der dadurch dem Volksleben zugefügt wurde, nicht empfunden. Jetzt weiß man, was diese Sitten im Leben eines Stammes bedeuteten, deshalb sucht man sie in dankenswerter Weise nicht nur zu erhalten, sondern auch neu zu beleben.

Sein Ebenbild.
Nach einer Aufnahme von J. Hamann in Hamburg.

Die Schnelligkeit der Oceandampfer. Die amerikanische Post macht alljährlich genaue Aufschreibungen über die Leistungen aller atlantischen Schnelldampfer. Diese Aufschreibungen beschleunigen also den verschiedenen Dampferlinien amtlich ihre Leistungen, wie der Professor den Studenten am

Semesterschluß die Vorlesungen. Nach diesen amtlichen Ausweisen über die Auslandspost i. J. 1900/01 erscheint als das schnellste transatlantische Schiff die „Deutschland“ von der Hamburg-Amerika-Linie. Aber nicht dieses Schiff allein stellt die Hamburg-Amerika-Linie obenan in der Reihe der Dampfergesellschaften, die Linie hat auch gegenüber dem voraufgegangenen Jahre die größten Fortschritte gemacht und weist die beste Durchschnittsleistung auf. Ihre fünf Dampfer haben auf sechshundertdreißig Reisen eine durchschnittliche Ueberfahrtdauer von 171,3 Stunden erzielt und damit alle Konkurrenten, in Bezug auf Durchschnittsschnelligkeit, geschlagen. Die zweite in der Reihe ist die American Line. Sie erzielte mit drei Schiffen in sechsundvierzig Fahrten einen Durchschnitt von 182,9 Stunden. Die fünf Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd erzielten in vierzig Fahrten 184,4, die fünf Schiffe der englischen Cunard Line in siebenundfünfzig Fahrten 187,2, die fünf Schiffe der White Star Line auf einundfünfzig Reisen 193,2, endlich die sieben Schiffe der französischen Compagnie générale transatlantique auf dreiundfünfzig Reisen 200,3 Stunden. Man sieht, die deutsche Technik steht obenan, und ihre Leistungen werden noch klarer ersichtlich, wenn man die Einzelfahrten der Schiffe herausgreift. Der Hamburger Schnelldampfer „Deutschland“ gebraucht zu seinen Fahrten über den Ocean durchschnittlich 150,4 Stunden, schnellste Fahrt 143,4. Ihm folgt der „Kaiser Wilhelm der Große“ vom Norddeutschen Lloyd mit durchschnittlich 162,9, bei der schnellsten Reise mit 155,4 Stunden. Das sind die beiden neuesten deutschen Schiffe. Als drittes folgt ein Dampfer der Cunard Line mit 170,5 Stunden Durchschnitt, schnellste Fahrt 165,8. Frankreich kommt im Wettbewerb nicht mehr in Frage. Seine beste Leistung bot die „Lorraine“ mit 194,4 Stunden. Die Pariser Post käme mit den schnellsten deutschen Schiffen trotz der ungünstigeren Verbindung über Plymouth und Cherbourg wesentlich schneller an als mit den französischen Schiffen. Die eiligen Sendungen von Gold- und Silberbarren für Paris gehen denn auch zumeist mit deutschen Schiffen. Im Wettbewerb mit England aber hat Deutschland von den 12 schnellsten Schiffen nach den amtlichen amerikanischen Aufzeichnungen 7, darunter die beiden schnellsten. Man kann sich danach nicht wundern, wenn die „Daily Mail“ in London sich schreiben läßt: „Hamburg ist heute einer der größten Seehäfen, und ich glaube derjenige, der die schnellsten Fortschritte macht; die deutschen Dampfschiffahrtsgesellschaften stellen Schiffe ein, welche die Rekorde sür Größe, Schnelligkeit und Komfort über alle sieben Meere hin halten, um einem Handel zu dienen, der größere Expansion zeigt als der Handel irgend einer anderen europäischen Nation.“ Daß die englischen Dampfer in der Mehrzahl immer noch mit einer Schraube fahren, deren Bruch den Dampfer manövrierunfähig macht, ist auch ein Beweis, wie weit sie hinter Deutschland, das fast nur Doppelschraubendampfer hat, zurück sind.

Das Zugfenster. Das Schlafen bei offenen Fenstern bietet viele hygienische Vorteile. Es ist auch zu empfehlen bei verschiedenen Krankheiten der Atmungsorgane und der Nerven. Nervöser Kopfschmerz und Schlaflosigkeit verschwinden nicht selten, wenn man die Nacht in frischer Luft zubringt, anstatt in dumpfem Raume das Blut mit verbrauchter Luft und ungesunden Ausdünstungen zu beladen. Leider hat das offene Fenster auch seine Nachteile. Es bewirkt Zugluft, die bei ungünstiger Stellung des Bettes, namentlich in engeren Schlafzimmern, zu Erkältungen Anlaß geben kann. Durch das offene Fenster gelangt Staub von der Straße herein, auch Stechmücken gewährt es Einlaß. In den Städten kommt auch der Straßenlärm in Betracht. Durch das offene Fenster hört man deutlicher die Schritte und auch die Unterhaltungen der spät Heimkehrenden, und oft wird schon am frühen Morgen der Wagenverkehr störend. Dies empfindet namentlich diejenigen Nervösen peinlich, die erst in späten Stunden den erquickenden Schlaf finden. Alle diese Uebelstände fallen fort, wenn man sich einen Fensterreinsatz machen läßt, wie er auf dem Lande, mit Gaze beschlagen, vielfach als sogenanntes Fliegenfenster gebräuchlich ist. Nur beschlägt man ihn anstatt mit Gaze mit einem dünnen Filz. Dieser läßt die Luft in genügender Menge von außen in das Zimmer dringen, hält aber den Staub und die Insekten ab und dämpft die Bürgergeräusche der Straße. Vor allem aber läßt er eine direkte schärfere Zugluft nicht zu stande kommen.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel „Eine Reklame-Etikette“. Von Al. Weizelbaum.

Zuerst ist das Wort in der Etikette zu lösen, und dann sind mittels desselben die Silben zu einem Sprüchlein zu verbinden.

Scherzrätsel.

Am Anfang und am Ende —
Wer diese Stadt wohl fände?

E. S.

Charade.

Ist die Erste das Zweite, so thut ihrem Ganze
Wohl kaum jemals Abbruch das schlende Ganze.

L.

Rätsel.

Die Erste ist ein Tier,
Das jedem wohlbekannt,
Auch in der Dichtung wird
Sein Name oft genannt.

Die Zweite ist ein Thor,
Durch das geht aus und ein
Wohl beides: gut und schlecht,
Drum soll's behütet sein!

Das Ganze aber kann
Leicht zum Verhängnis werden,
Es spendet und es raubt
Oft Ruh' und Glück auf Erden.

Th. Biedermann.

Auflösung der Charade auf Seite 316. Hänge, Matte, Hängematte.

Auflösung des Einfachrätsels auf Seite 316.

Schwer ist oft das Thun fürwahr,
Aber schwerer ist das Lassen.
Dort gilt's einmal sich zu fassen,
Hier gefaßt sein immerdar.

Em. Geibel.

Auflösung des Kryptogramms auf Seite 316.

Man lieft die oberen Buchstaben von links nach rechts, die unteren von rechts nach links, und zwar erst den ersten oben, dann den ersten unten, den zweiten oben, den zweiten unten, u. s. f.:

„Unbebauter Acker traegt selten gut Korn“.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Heft 6, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Max Klingers Beethoven. Wohl kaum einem anderen Werke der Bildhauerkunst hat sich im Laufe der jüngsten Jahre das Interesse aller Kunstfreunde in gleich regem Maße zugewendet wie Max Klingers „Beethoven", jenem herrlichen Denkmal für den unsterblichen Tondichter, das nunmehr vollendet die Werkstatt Klingers verlassen hat. Fünfzehn Jahre lang hat der Leipziger Meister, dessen Name heute überall dort genannt wird, wo man der Besten unserer Zeit auf dem Gebiete künstlerischen Schaffens gedenkt, sich mit dem Werke beschäftigt. Unablässig hat er in dieser langen Spanne Zeit neben seinem übrigen reichen Schaffen als Maler und Bildhauer auch immer wieder an jenem Denkmal für den Heros der Töne gearbeitet, bessernd, ausgestaltend, ausfeilend und vollendend, bis er uns schließlich das Werk in jener edlen, reinen Harmonie darbot, von welcher das Bild dem Leser Zeugnis giebt. Auf einer kostbaren, grau, schwarz und weiß gezeichneten Marmorquader erhebt sich wuchtig und gewaltig die eherne Sella, in welcher die Gestalt Beethovens sitzt. Dieser bronzene Sessel — ein Meisterwerk für sich in seiner klassischen Form — wird an dem oberen Rande von lieblichen Puttenköpfen geziert, welche voll Grazie und Schönheit sich in die ernste Wucht des Werkes fügen. Vollendet in dem durchgeistigten, lebenswahren Ausdruck ist die Gestalt Beethovens. Der Oberkörper nackt dargestellt, und wenn jemals einem Bildhauer unserer Zeit, dann ist es Klinger hier durch seine künstlerische Kraft gelungen, dem Beschauer diese Auffassung nahe zu bringen, ihn nichts Befremdliches darin erblicken zu lassen, daß mit dem Alltagsleben auch der Alltagsrock beiseite gelassen ist, in dieser Apotheose für einen der Größten, die jemals auf unserer Erde gewandelt. Und wie bei den Werken klassischer Kunst, so ist auch hier der weiße Marmor zu warmem Leben erweckt, der Stein scheint zu atmen, unter der herrlichen Stirne scheint es schöpferisch zu pulsieren. Auch die aus kostbarem Marmor gebildete Decke, welche den unteren Teil des Körpers verhüllt, ebenso wie der große Adler, der im Vordergrunde auf der Quader kauert, sind von prächtigster Wirkung und schließen sich in Linien und Farbe mit ein zu jenem bezwingenden Gesamtbilde, welches das Werk gewährt. — Nachdem Klinger seine jüngste Schöpfung wenige Tage lang einem ausgewählten Kreise von Besuchern in Leipzig zugänglich gemacht hatte, brachte er sein Werk nach Wien, wo es nun zwei Monate lang im Sezessionsgebäude ausgestellt sein wird, um dann nach Düsseldorf zur Ausstellung gesandt zu werden. — Zum Ankaufe der Statue für Wien oder Leipzig sind in beiden Städten Sammlungen eingeleitet worden. — Da das Kunstwerk ein Gewicht von etwa 12 000 kg aufweist, sind seine Transporte mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Ueber Klingers Lebenslauf sei hier nur kurz noch angeführt, daß der gefeierte Meister am 18. Februar 1857 in Leipzig geboren wurde, daß er in Karlsruhe, Berlin, Brüssel und Paris studierte, daß er dann 1888 bis 1892 in Rom lebte und sich darauf in seiner Vaterstadt niederließ. Seine Bedeutung liegt gleichermaßen auf den Gebieten der Radierung, der Malerei und der Bildhauerkunst — sie ist in wenig Worten nicht zu erschöpfen, aber sie spricht mit bezwingender Sprache aus jedem Werke, das er schafft.

Max Klinger.
Nach e. Aufnahme v. N. Petscheid, Hofphotograph in Leipzig.

Max Klingers Beethoven-Statue.
Photographie-Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Das 20. mitteldeutsche Bundesschießen findet in diesem Sommer in Berlin, oder vielmehr in Schönholz bei Berlin statt, wo die Berliner Schützengilde ihr ständiges Quartier hat. Die Schießhalle wird zu dem Zwecke entsprechend erweitert, fünf Pistolenstände werden vollständig neu errichtet, ebenso zwei Keilerscheiben, und an die Sommerschießhalle wird eine Büchsenmacherei angebaut. Auf der großen Wiese vor dem früheren Schloß wird ein schönes Empfangszelt mit der Rednertribüne, im südlichen Teile des Parkes das Hauptrestaurationszelt errichtet. Als Festhalle soll der große, erst vor wenigen Jahren erbaute Saal dienen, während der Rittersaal des alten Schlosses in den Gabentempel umgewandelt wird. Der ganze nördliche Teil der großen Wiese wird der sogenannten Vogelwiese eingeräumt, für welche schon mehrere hundert Anmeldungen von Schaustellungen vorliegen. Das Fest wird am 5. Juli mit einem großen Kommers eingeleitet. Das Schießen selbst beginnt am 6. Juli. Am 13. Juli wird das Bundesschießen beendet.

Eine Lawinenstrasse in Graubünden.

Lawinenkürze von ganz besonders großem Umfange haben das östlich von Davos einmündende „Dischma", eines der herrlichsten Seitenthäler des Engadin, am 3. April heimgesucht, glücklicherweise ohne ein Opfer an Menschenleben zu fordern. Schon vor Ostern hatte im Gebirge ein starker Schneefall eingesetzt, und bis zum letzten Tage des März waren die Flocken munterbrechen gesunken, so daß schließlich der Neuschnee in über meterstarker Decke Wald und Gelände bedeckte. Erst am 1. April brach sich die Sonne wieder Bahn, und ihre Macht war es, welche zwei Tage später die Massen des Schnees in der Höhe löste, daß sie donnernd und tosend gleich einem jählings niederbrechenden Wildsturze ins Thal hinunterstürzten. Unser erstes Bild stellt die Lawinenstraße dar, welche eine solche Lahn genommen hat. Die Abbildung, welche den Weg des Schneesturzes deutlich erkennen läßt, ist auch darum interessant, weil sie zeigt, wie jähe einzelne Bäume unter Umständen dem Anprall auch der stärksten Schneemassen zu widerstehen vermögen. Mitten in der Lawinenstraße sieht man drei Bäumchen ragen; über sie ist die Lahn mit ungebrochenem Drucke hingezogen, ohne jedoch die Bäume zu entwurzeln oder auch nur zu knicken. Den Anblick des Schneegebirges, das mit einer solchen Lawine zu Thale sauste, giebt unser zweites Bild. Festgeballt von der Last der nachdrängenden Massen hat hier die Lahn eine Reihe von grotesken Mauern, Türmen und Wällen bis zu einer Höhe von zehn Metern aufgerichtet — ein gewaltiges Zeugnis für das Frühlingswehen im Gebirge, ein Denkmal des Sieges, den die Lenzsonne über den Winterschnee errang.

Eine Lawine in Graubünden.

Gabriele Wietrowitz. In der Litteratur, der Kunst, auf den Höhen der menschlichen Arbeit, hat jeder, gleichviel ob Frau oder Mann, ein Heimatrecht, der etwas leistet. Ein schöner Beweis dafür ist die Berufung von Gabriele Wietrowitz als Lehrerin an die Königliche Hochschule für Musik, die demnächst ihr neues, prächtiges Heim an der Hardenbergstraße in Charlottenburg beziehen wird. Gabriele Wietrowitz ist als Nachfolgerin des verstorbenen Professors Jacobsen berufen worden, der als Lehrer und ausübender Künstler eine gleichbedeutende Stellung an der Hochschule für Musik einnahm. Nach dem, was Gabriele Wietrowitz bisher in ihrem Fache geleistet, kann man mit Sicherheit annehmen, daß sie die ihr übertragene Stellung mit Erfolg bekämpfen wird. Gabriele Wietrowitz ist am 13. Januar 1862 zu Laibach in Krain geboren. Den ersten musikalischen Unterricht erhielt sie von ihrem Vater. In ihrer weiteren Ausbildung kam sie nach Berlin an die Anstalt, an der die Künstlerin jetzt als Lehrerin wirken soll, an die Hochschule für Musik, und bildete sich unter Josef Joachims Leitung, der bald das große Talent der jungen Violinspielerin erkannte, zu einer Violinspielerin allerersten Ranges aus. Ihr seelenvolles Spiel vereint Kraft des Tones und tiefstes Empfinden. Sie trat als Vertreterin der Joachimschen Schule auf ihren weiten Konzertreisen überall, belobend aber in London, Russelsen erregt.

Gabriele Wietrowitz.
Nach e. Aufnahme von F. Jamrath & Sohn, Hofphotographen in Berlin.

Frauenberufe und -Arbeiten. An der Gymnasialabteilung der höheren Mädchenschule in Karlsruhe ist die erste etatsmäßige Lehrerin angestellt worden. — Zur Ueberwachung der sogenannten Haltestellen (Frauen, welche die Pflege von Kindern gegen Entgelt übernehmen) hat das Berliner Polizeipräsidium 10 Helferinnen mit einem Jahresgehalt von je 600 Mark angestellt. — Die Aerzte im Königreich Sachsen haben den weiblichen Aerzten ihre Standesorganisation geöffnet. — Das russische Justizministerium hat die Anstellung von Frauen in allen Abteilungen gestattet. — In Budapest wurde eine Frau, die ihre ärztlichen Studien an der dortigen Universität absolviert hat, als Universitätspraktikant an der gynäkologischen Abteilung der Klinik angestellt. — Zum Ehrarzt des Waisenhauses in Brüssel wurde eine Frau ernannt. — Die Armenkommissionen Englands zählen 977 Frauen als Mitglieder. Davon wirken 110 in London. — In Dublin wurde eine Frau zum Gesundheitsinspektor ernannt. — Das ungarische Kriegsministerium ordnete an, daß im Budapester Garnisonspital Frauen als Krankenschwesterinnen angestellt werden. Für den militärischen Verwaltungsdienst sind Maschinenschreiberinnen vorgesehen. Etwa 2000 Frauen finden dadurch Erwerb. — Die finnländische Regierung hat kürzlich den ersten weiblichen Architekten in der Centralverwaltung der öffentlichen Gebäude angestellt. — Für Karl Schurz wurde zum Sachwalter der neuen New Yorker Rechtsschutzgesellschaft eine Frau ernannt.

Peter Janssen hat am 1. April sein 25jähriges Jubiläum als Lehrer an der Düsseldorfer Akademie gefeiert. Im Jahre 1877 wurde der damals Dreiunddreißigjährige als Hilfslehrer für die Elementar- und Antikenklasse gewählt. Ein 1872 für die Berner Börse geschaffenes Wandgemälde „Die Kolonisation der Ostseegestade" hatte ihn unter die ersten Historienmaler Deutschlands gestellt. Nachdem er Lehrer an der Akademie seiner Vaterstadt geworden, richtete er sein großes Lehrtalent in erster Linie dahin, der Schule jenen gesunden Realismus einzuhauchen, dem er selber in allen seinen Schöpfungen huldigt. Peter Janssen hat Historienbilder, Porträts, Fresken monumentalen Charakters, Allegorien, Genrebilder geschaffen. Die „Gartenlaube" hat Janssens regelrechtes Gemälde „Der Schweizer Gebet vor der Schlacht bei Sempach" zu Beginn dieses Jahres veröffentlicht, und die Leser werden sich dieses Werkes gewiß noch deutlich erinnern. Janssens Streben als Lehrer wurde bald von den glänzendsten Erfolgen gekrönt. Unter seiner Führung begann vor 25 Jahren für die Düsseldorfer Kunst eine neue Epoche. Im Jahre 1885 wurde Peter Janssen zum Mitglied der Berliner Akademie der Künste ernannt, 1895 wurde er Direktor der Düsseldorfer Kunstakademie. In dieser bedeutsamen Stellung wirkt er zum Segen der Düsseldorfer Kunst unermüdlich.

Peter Janssen.
Nach einer Aufnahme v. Const. Luck in Düsseldorf.

Professor Hans Buchner. Die Universität München hat einen herben Verlust erlitten. Erst 52 Jahre alt, ist Hans Buchner, der Nachfolger Pettenkofers in der Leitung des Hygienischen Institutes, verstorben.

Buchner, der einer angesehenen Münchener Familie entstammte, habilitierte sich 1880 als Privatdocent an der Münchener Universität und wurde 1892 zum außerordentlichen Professor ernannt. Unter Naegelis Einfluß wendete er sich der Bakteriologie zu, und auf diesem Gebiete hat er namentlich durch seine Studien der auf das Verhalten des menschlichen Organismus gegenüber den Bakterien bezüglichen Fragen mit und neben Robert Koch ganz Hervorragendes geleistet. 1894 übernahm Buchner, als Nachfolger Pettenkofers, die ordentliche Professur der Hygiene und die Direktion des Hygieinischen Institutes an der Münchener Universität. In dieser hervorragenden Stellung hat er sich um alle kundigen Verbesserungen seiner Vaterstadt große Verdienste erworben.

Holzst. Joseph von Storck †.

Joseph von Storck. Aus Wien kommt die Trauerkunde, daß der letzte aus der Zahl jener Männer, die vor vierzig Jahren die Wiedergeburt des Kunstgewerbes in Oesterreich herbeigeführt, daß nach Ettelbruger, Hasle und Bruno Bucher nun auch Joseph von Storck dahingegangen ist. Ein Schlaganfall hat dem Leben des kunstsinnigen Mannes am 27. März ein plötzliches Ziel gesetzt. Wenige Wochen später, am 22. April, wäre Storck 72 Jahre alt geworden. Storck war ein Wiener Kind und auch ein Jünger der Wiener Kunst. Zugleich aber war er auch einer der ersten Wiener Architekten, die in ihrer Thätigkeit über das Gebiet der Architektur hinausgingen und allmählich fast das gesamte Kunstgewerbe in den Kreis ihres Schaffens einbezogen. Ueberall wirkte er gleich anregend als anbildender Künstler wie als Lehrer. Metalltechnik, Keramik, Möbelindustrie, Textilindustrie, auf allen diesen Gebieten hat Storck neue Bahnen gewiesen. Erst 32 Jahre alt, wirkte er bereits als Lehrer, seit 1866 war er Docent an der Wiener Technischen Hochschule. 1868 wurde Storck Professor und bald darauf Direktor der Kunstgewerbeschule des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie. Länger als 30 Jahre hat er an diesem hervorragenden Institut gewirkt als Lehrer und als Künstler, die Spuren dieses Wirkens werden allezeit bestehen. Im Jahre 1899 hat er sein Amt niedergelegt. Nun ist er hingegangen, ein reich begabter, vielseitiger Künstler, ein ehrenwerter, charaktervoller Mensch.

Berlin unter Wasser. Ein Unwetter, wie es seit Menschengedenken über die Reichshauptstadt nicht hereingebrochen ist, hat diese in der Nacht vom 13. auf den 14. April mit sicher unstillbaren Regenströmen, mit Blitz, Donner und Hagel bedacht. Um 3 Uhr nachts etwa setzte der Gewittersturm, im Anschluß an einen herrlichen Frühlingstag und einen milden, schönen Abend, mit voller Wucht ein, um dann durch nahezu fünf Stunden in ungeminderter Kraft anzuhalten. Schon nach kurzer Dauer der Wasserkatastrophe waren es Bilder von schauerlicher Schönheit, welche von den grell aufleuchtenden Blitzen erhellt wurden. Wie zur Höhe von 10 cm deckten die großen Hagelschlossen den Asphalt einzelner Straßen, und wo sonst gangbare Wege waren, hatten sich Bäche und kleine Flüsse gebildet. Erst der gnadende Tag aber ließ die ganze Verwüstung, welche die entfesselten Elemente angerichtet hatten, erkennen. Einzelne Stadteile waren dermaßen von Wasser überflutet, daß ganze Straßenzüge unpassierbar waren, daß der Verkehr stundenlang stockte und daß für viele der Bewohner von Kellerwohnungen sich ernsthafte Gefahr ergab. Obwohl an sämtlichen Pumpstationen alle Maschinen in Thätigkeit waren, um

Prof. Dr. Hans Buchner †.
Nach e. Aufnahme von Hofphotograph F. Werner in München.

Ueberführung der Potsdamerbahn über die Yorkstrasse.

Die Yorkstrasse.
Berlin unter Wasser.
Nach Aufnahmen von Hugo Rudolphy in Berlin.

die ungeheuren Wassermassen aus der Stadt zu fördern, obwohl weiter alle Notkanäle geöffnet waren, verlief die Flut doch nur relativ langsam. Unsere beiden Bilder geben Zeugnis davon, wie es noch in den ersten Vormittagsstunden des 14. April in der Yorkstraße, im Südosten der Stadt, aussah. Dort stand das Wasser um diese Zeit noch etwa 40 cm hoch. Den Verkehr durch solche Straßen vermittelten Lastfuhrwerke, die für ein Entgelt von 10 bis 25 Pfennig für die Person die Ueberfuhr besorgten und dabei keine schlechten Einnahmen erzielten. Erst in den Mittagsstunden gewann die Stadt wieder ihr normales, alltägliches Aussehen, und wenn auch der große Materialschaden, den die Flut allenthalben an Straßenbahnen, Dämmen, Wegen und Gebäuden angerichtet hat, noch lange nicht wieder gut gemacht sein wird — so war doch nun das Schlimmste überwunden.

Vom Fest der Bäume in Rom.
Nach einer photographischen Aufnahme von Montabone in Mailand.

Das Fest der Bäume. Uns Deutschen, die wir an einen bis ins kleinste geregelten Forstbau gewöhnt sind, ist die Raubwirtschaft, die in Italien seit alten Zeiten her mit den Wäldern getrieben wird, immer als etwas Unfaßbares erschienen, und es ist auch bei uns mit Befriedigung begrüßt worden, als im Jahre 1899 der damalige italienische Unterrichtsminister Guido Baccelli dem Unfug entgegentrat, indem er das „Fest der Bäume" einführte. An einem bestimmten Tage zogen in ganz Italien die Gemeindeschulen an einen zuvor bestimmten Ort und pflanzten unter der Aufsicht ihrer Lehrer die zum Anbau bestimmten Bäumchen ein. Nach Baccellis Abgang schlief die schöne Sitte wieder ein, nun aber, da er von neuem ans Ruder berufen wurde, hat er sie durch Gesetz zu einer Staatsaktion erhoben. Unser Bild veranschaulicht das Fest, das am 31. März d. J. bei herrlichstem Frühlingswetter abgehalten wurde. Auf dem weiten grünen Felde von Antemnae, unweit der Salarischen Brücke, waren die Tribünen der Festgäste errichtet, an ihnen vorüber zog die tausendköpfige Kinderschar der Gemeindeschulen, und die junge Königin selbst gab das Zeichen zum Beginn der Feier. Das angelegte Gehölz wird ihr zu Ehren den Namen „Bosco della Regina Elena" (Wäldchen der Königin Helene) tragen.

Faustballspiel. Nicht nur in ernsthaften Dingen, auch im Spiel macht die moderne Frau dem Herrn der Schöpfung Konkurrenz, sie berücksichtigt sich eines Sports nach dem andern — mit großem Erfolg, wie die Besucher des Cirkus Schumann in Berlin neuerdings bestätigen können. Es wurde dort das sogenannte Faustballspiel vorgeführt, ein in Amerika beliebter Sport, der bei uns noch kaum bekannt sein dürfte. Zwölf sportsmäßig gekleidete Amerikanerinnen beteiligen sich an dem Spiel, das große Kraft und Gewandtheit erfordert. Es kommt für die im Nachteil befindliche Partei darauf an, den Mitspielern möglichst aus der Nähe des eigenen Zeltes — im Cirkus dienen die offenen Manegeneingänge als solche — zu rollen, denn jedesmal, wenn der Ball das Tor passiert, bedeutet das einen Punkt für die Gegner. Da durch den von beiden Seiten ausgeübten Druck der Ball sich beständig hebt, müssen die Spielerinnen ihn wieder niederdrücken und packen sich bei solcher Gelegenheit — wie unser Bild wiedergiebt — oft an den Händen. Gelingt es, eine Unvorsichtige auf die eigene Seite herüberzureißen, so wird dieser Erfolg ausgebeutet zu einem kräftigen Vorstoß gegen die überrumpelte Partei.

Amerikanisches Damen-Faustballspiel.
Nach einer Skizze von E. Hoßang gezeichnet von Ewald Thiel.

Die Gartenlaube

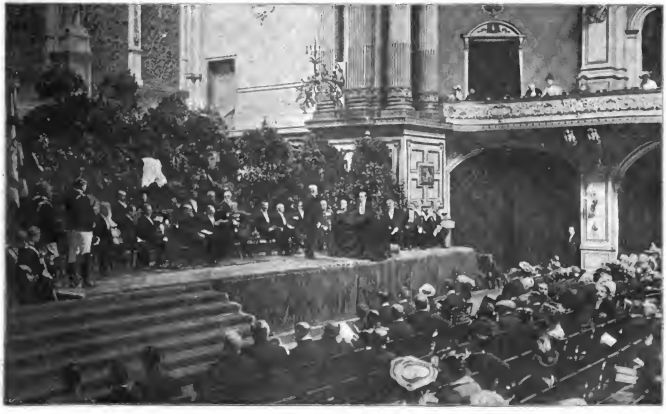
2. Beilage zu Heft 6, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Das Denkmal für den General der Kavallerie von Rosenberg, welches wir unseren Lesern im Bilde vorführen, ist am 20. April, mittags 12 Uhr, in Hannover enthüllt worden. Der Kaiser wohnte dem feierlichen Akte bei, um ihn Hunderte von Kavallerieoffizieren, denen General von Rosenberg Führer und Leiter gewesen. Welchen großen Einfluß derselbe durch seine Erzieherthätigkeit ausgeübt und welche Anhänglichkeit er bei seinen Schülern zu wecken gewußt hat, das bewiesen am deutlichsten der Umstand, daß etwa zweitausend deutsche Kavallerieoffiziere sich an der Sammlung, welche für die Herstellung des Denkmals veranstaltet war, beteiligt haben. Sie alle, und zwar nicht allein Angehörige des preußischen Kontingentes, nein, ebenso Bayern, Sachsen, Württemberger haben sich in Dankbarkeit der Militärreitschule und ihres Leiters erinnert, wo sie der edlen Reiterei gehuldigt und sich in den kavalleristischen Wissenschaften gestählt haben. Das Denkmal, welches von Bildhauer Bruno Kruse in Berlin geschaffen wurde, trägt die Inschrift: „Dem kühnen Führer im Kriege, dem Meister in Lehre und Beispiel, dem General von Rosenberg die dankbare deutsche Reiterei" und schließt darin die Summe des Lebens des Reitergenerals ein, der schon im Feldzuge des Jahres 1870/71 sich durch seine hervorragenden Gaben auszeichnete und danach in einem an Erfolgen reichen Leben berufen war, der jüngeren Generation ein Lehrer zu sein.

Das Rosenberg-Denkmal in Hannover.
Nach einer Aufnahme von A. F. Wunder in Hannover.

Die Leyden-Feier. Innerhalb der Fülle von Ehrungen, welche Ernst von Leyden, dem hervorragenden Kliniker, gelegentlich der Feier



Von der Leyden-Feier in der „Philharmonie" zu Berlin: Ansprache von Dr. Ott aus Prag.
Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

seines siebzigsten Geburtstages am 20. April dargebracht wurden, bildete der Festakt in der „Philharmonie" zu Berlin wohl den Höhepunkt. Ein reicher Kranz von Schülern, Freunden und Verehrern des durchlauchten Gefeierten hatte sich um die Mittagsstunde hier versammelt, um dem Jubilar ihre Huldigung zu entbieten. Lebhaft begrüßt von allen Anwesenden, betrat Leyden das festlich geschmückte Podium, auf dem zu beiden Seiten Studierende der militärärztlichen Bildungsanstalten in Wichs und mit ihren Bannern Aufstellung genommen hatten. Zwischen diesen Gruppen von jungen Männern aber hatten die ersten Vertreter des medizinischen Berlin, Delegierte von auswärtigen medizinischen Körperschaften und Sanddoten geheimnißiger Verbände, denen auch Leyden in führender Stellung angehört, Platz genommen. Professor Waldeyer, der die würdige Feier leitete, begrüßte zunächst die Teilnehmer, worauf Professor Rothnagel aus Wien, als ältester ehemaliger Assistent Leydens, das Wort ergriff und des Jubilars Art und Schaffen in glänzender Rede feierte. Nach Rothnagel sprachen Generalstabsarzt Professor von Leuthold, die Vertreter der deutschen und auswärtigen Universitäten, der Kliniken, Vereine usw. An die Ansprachen schloß sich die Ueberreichung der Ehrengaben, sowie die Verkündung der „Leyden-Stiftung", eines durch freiwillige Spenden aufgebrachten Kapitals von 56 000 Mark, dessen Zinsen der Förderung medizinischer Forschung dienen sollen. Auch mehrere andere bedeutende gemeinnützige Stiftungen sind aus Anlaß des Jubiläums geschaffen worden. Unser Bild hält den Augenblick fest, da Dr. Ott aus Prag, als Vertreter der deutschen Universität, zu dem Jubilar sprach.

Weibliche Bahnbeamte. Zu einem Erlaß an den Minister der öffentlichen Arbeiten und den Kriegsminister hat der Deutsche Kaiser genehmigt, daß bei der Staatseisenbahnverwaltung, wie bereits bei der Fahrkartenausgabe, so auch im Telegraphen- und Güterdienst, weibliche Beamte nach Maßgabe des Etats angestellt werden können, wenn keine Militäranwärter vorhanden sind. Dagegen hat man den Frauen den Kanzleidienst genommen. Sie sollen dazu nicht mehr verwendet werden, und die gegenwärtig im Kanzleidienst angestellten Frauen sollen in den oben erwähnten Dienstzweigen beschäftigt werden. Gründe dafür sind nicht angegeben.

Der Zentralvorstand des Schiller-Verbandes deutscher Frauen, der den hundertjährigen Todestag des großen Dichters zu einem Gedenktag besonderer Art stempeln will, indem er der Schillerstiftung, deren Grundstein am 10. November 1859 geschaffen wurde, am hundertjährigen Todestage Schillers neue Mittel zuführt, hat einen ersten Jahresbericht über seine Thätigkeit im Jahre 1901/02 erstattet. Danach ist es gelungen, in Weimar, Stuttgart, Hamburg, Tilsit, Frankfurt a. M., Lübeck, Marburg i. H., Leipzig, Jena, Lüneburg, Berlin, Hannover, Göttingen Ortsgruppen zu bilden. Einige dieser Gruppen haben bereits verschiedene Aufführungen, Vorlesungen, Abendunterhaltungen usw. veranstaltet und dabei gute Ergebnisse erzielt. Auch einige Theaterleiter haben sich an dem segensreichen Werk beteiligt. Weiter sind in zahlreichen größeren deutschen Städten Ortsgruppen in Bildung begriffen. Ueberall stehen hervorragende Frauen an der Spitze, überall nimmt das Werk einen guten Fortgang. Als Hauptziele für die weitere Thätigkeit bezeichnet der Centralvorstand die Errichtung weiterer Ortsgruppen, namentlich auch im Auslande, und bittet zu dem Zwecke um Angaben geeigneter Adressen, um die Veranstaltung von Festen, welche den Ideale und praktischen Zwecken des Schillerverbandes deutscher Frauen dienen, und um den Vertrieb äußerst billiger Kunstwerke. Die Mitgliedschaft des Verbandes wird durch einen jährlichen Beitrag von mindestens 50 Pfennig erworben, damit soll es aber nicht abgetan sein. Jedes Mitglied soll auch mitarbeiten an der Ausgestaltung des hehren Gedankens, der deutschen Schriftstellerwelt, am Tage des Friedrich Schiller vor 100 Jahren aus dem Leben schied, die Pflege des Idealismus, zu der sich Schiller bekannte, zu erleichtern, indem ihre materiellen Sorgen erleichtert werden. — Unter den festlichen Veranstaltungen, welche zur Förderung dieses Zweckes getroffen wurden, bildet der **Damenabend der Ortsgruppe Weimar,** der Anfang Februar abgehalten wurde, einen hervorragenden Glanzpunkt.

Moderne Uhr.

Er bot eine Fülle ernster und fröhlicher Genüsse, unter denen namentlich die von der Weimarer Künstlerkolonie, unter Leitung der beiden Frauen Spiegelberg, geborene Darstellung moderner Kunstgewerbsgegenstände durch lebende Gestalten am meisten Jubel und Entzücken erregte. War schon die Idee reizvoll und eigenartig, so trug die hervorragende Art der Ausführung die Zuschauer zu begeistertem Beifall hin, und unsere Leser werden, ebenso wie jene, im Zweifel sein, welchem der hier im Bilde wiedergegebenen Kunstwerke sie den Preis zuerkennen sollen: der zu beiden Seiten durch jugendliche Mädchengestalten in wallenden Gewändern gehaltenen Uhr, den Schmuckgegenständen in modernem Stil, die als kostbares Juwel in ihrer Mitte einen lieblichen Mädchenkopf zeigen, oder dem wundervollen Aschbecher und dem aus „patiniertem Goldbronze" gefertigten Beschalt **Eine Expedition zur Erforschung des Nordlichtes** soll in diesem Jahre unter Führung von Professor Birkeland in die Polarregionen

Schmuckgegenstände.

Vom Damenabend des Schiller-Verbandes deutscher Frauen in Weimar.
Nach Aufnahmen von Hofphotograph Hertel in Weimar.

Aschbecher und Pritschall.

Vom Damenabend des Schiller-Verbandes deutscher Frauen in Weimar.

geben. Professor Birkeland hat zu dem Zweck einen sehr umfassenden Plan ausgearbeitet. Neben einer Hauptstation, die an der Nordgrenze Norwegens bei Bosekop errichtet wird, sollen drei weitere Stationen auf Island, auf Spitzbergen und auf Nowaja Semlja aber an der Jugorschen Straße als Nebenstationen aufgemacht werden. Auf jeder derselben will man je zwei Mann mit selbstregistrierenden photographischen Apparaten installieren, um zu jeder Zeit den elektrischen Strom photographieren zu können, der sich nach Ansicht des Professors Birkeland vom Pol aus in den höheren Luftschichten über die Erde verbreitet. Die Mittel für das interessante Unternehmen sind teils von der norwegischen Volksvertretung, teils auch von Privatleuten hergegeben worden.

Statthalter Wilhelm von Luxemburg. Adolf von Nassau, der am 23. November 1890 die Regierung des Großherzogtums Luxemburg übernahm und damit aus den bayrischen Bergen wieder ins Herrscherleben zurückkehrte, fühlt die Last seiner Jahre. Daher hat der am 24. Juli 1817 zu Weilburg geborene Fürst nunmehr seinem Sohne, dem Erbgroßherzog Wilhelm von Luxemburg, nachdem er ihn mit Zustimmung der gesetzlich veranlagten Faktoren zum Statthalter ernannt, die Regierungsgeschäfte übergeben. Der Erbgroßherzog Wilhelm Alexander ist am 22. April 1852 in Biebrich geboren, wird also demnächst 50 Jahre alt. Er ist seit 1893 vermählt mit Maria Anna, Infantin von Portugal. Der Ehe sind bisher 5 Töchter entsprossen. Die Nassauer hatten sich bekanntlich noch 1848 eng an Oesterreich angeschlossen, an dessen Seite sie auch 1866 fochten. Infolge dessen wurde Hessen-Nassau 1866 von Preußen annektiert; 1867 kam ein Vertrag zustande, der dem Großherzog Adolf eine Abfindungssumme von 8,5 Millionen Talern sicherte. Der Großherzog lebte seitdem im Winter zumeist in Wien, sein Sohn trat in die österreichische Armee und wurde 1889 General. Luxemburg, das im Jahre 1867 schon an Napoleon III. verkauft war, wurde durch den infolge Preußens Einspruch zu stande gekommenen Londoner Vertrag im selben Jahre für neutral erklärt und unter Garantie der bei der Vertragsschließung beteiligten Mächte gestellt. Die Erbfolge entschied sich beim Tode des König-Großherzogs Wilhelm 1890 dadurch, daß die Nassauer als die nächstberechtigten männlichen Erben — die weibliche Nachfolge ist in Luxemburg ausgeschlossen — der jüngeren Linie des Hauses Oranien-Nassau das Großherzogtum übernahmen. Sie haben seitdem die Verwaltung des neutralen Landes, das bereits seit 1842 dem Deutschen Zollverein angehört, durchaus im Sinne des Londoner Vertrages geführt.

Statthalter Wilh. v. Luxemburg.
Nach e. Aufnahme v. Hofphotograph Chr. Bernhoeft in Luxemburg.

Die Hebung eines im Hamburger Hafen gesunkenen Dampfers.

In die Tiefe des Wassers stieg der Taucher mit seinem Apparat hinab, das Leck zu stopfen, das den prächtigen deutschen Dampfer „Ortik“ nach seinem Zusammenstoße mit dem Bremer Lloyddampfer „Preußen“ am 4. April zum Sinken gebracht hatte. Es war eine harte Arbeit, denn je viel man ihm auch frische Luft zuführt, all zu lange kann es der Mann unter Wasser nicht aushalten.

Ein Taucher bei der Hebung des im Hamburger Hafen gesunkenen Dampfers „Ortik“.
Nach einer Aufnahme aus dem Meßter Schaul in Hamburg.

Unser Taucher, der eben aus der Tiefe hinaufgestiegen, hat sein Werk schon gethan, obwohl er noch im Apparat steckt und nur den Mund befreit hat, um atmen zu können. Er hat das Leck gestopft, und langsam hebt sich das schöne Schiff aus der Tiefe, je mehr die Pumpe das Wasser aus dem Schiffsraum hinausbefördert. Die Pumpe ist auf dem in der Nähe des Ufers verankerten Kahn angebracht. Die Schiffer ruhen gerade von der Arbeit aus. Auf der langen Leiter zur anderen Seite des Kahnes war der Taucher in die Tiefe hinabgestiegen. Zu einer halben Stunde hatte er sämtliche Lecks gedichtet. Das Wasser aus dem gesunkenen Dampfer ist so weit entfernt, daß das Deck mit dem Steuerruder, den gebrochenen Masten und der Schiffsglocke bereits an der Oberfläche erscheint. Das sich hebende Schiff liegt auf der Seite, die Wassermassen drücken es ungleichmäßig hinab. Nicht lange währt es, dann ist das Schiff wieder flott und kann in einiger Zeit nach gründlicher Reparatur wieder in Dienst gestellt werden.

Heinrich XXII von Reuß ä. L. ist am 19. April gestorben. Die Neugestaltung der Dinge in Deutschland hat in diesen Fürsten Leben tiefe Spuren gezogen. Mit dem Reiche hatte er sich äußerlich abgefunden, mit Preußen nicht, trotzdem seine Mutter, die delannte Fürstin Karoline, eine erbitterte Feindin Bismarcks, mit der Vormacht des neuen Reiches ihren Frieden gemacht hatte. Heinrich XXII war am 28. März 1846 geboren und folgte seinem Vater bereits am 8. November 1859 in der Regierung unter der Vormundschaft seiner Mutter Karoline, einer Prinzessin von Hessen-Homburg. Er brach, und das sollte bei seiner Würdigung nicht vergessen werden, mit dem bis dahin in Reuß herrschenden absoluten Regierungssystem und gab seinem Lande bei der selbständigen Uebernahme der Regierung eine Verfassung. Seit der Gründung des Reiches hielt er zwar zum Reich, war aber in steter

Fürst Heinrich XXII, Reuss ä. L. †.
Nach e. Aufnahme von Hofphotograph Heinrich Fritz in Greiz.

Gegensatz zu Preußen, dessen Anträge der Bevollmächtigte von Reuß im Bundesrate oft bekämpfte. Als Nachfolger des Verstorbenen ist sein am 20. März 1878 geborener Sohn, Erbprinz Heinrich XXIV vom Staatsministerium proklamiert worden. Da derselbe geisteskrank ist, muß eine Regentschaft eingesetzt werden. Der regierende Fürst der jüngeren Linie, Heinrich XIV, welcher zur Führung derselben berechtigt ist, regiert seit 11. Juli 1867.

Fürst Heinrich XIV, Reuss j. L.
Nach e. photographischen Aufnahme von Heinrich Körner in Schleiz.

Heinrich XIV ist am 28. Mai 1832 geboren, steht also im siebzigsten Lebensjahre. Er war in erster Ehe mit der Herzogin Agnes von Württemberg vermählt, welche am 10. Juli 1865 starb. Aus dieser Ehe stammt der dauernd mit der Vertretung in der Regierung beauftragte Erbprinz Heinrich XXVII.

Das neue Rathaus von Duisburg. Die Stadt Duisburg rüstet sich zu einer bedeutsamen Feierlichkeit. Das neu erbaute Rathaus wird in den ersten Tagen des Mai eingeweiht werden. Die industriereiche Stadt hat durch die Vollendung dieses großen Monumentalbaues ein hochbedeutsames Kunstwerk erhalten. Es wurde nach den Entwürfen des Professors Ratzel in Karlsruhe ausgeführt, welcher bei der im Jahre 1895 ausgeschriebenen Konkurrenz als Sieger hervorging. Das neue Rathaus liegt mit seiner Hauptfront an dem im Mittelpunkt der Stadt befindlichen Burgplatz. Die Architektur des mit einem stolzen Turme geschmückten Gebäudes, in der die Barockformen vorherrschend sind, paßt sich in ihren Verhältnissen dem Charakter der Stadt ausgezeichnet an. Die drei großen, mit schwungvollem Stadwerk ver-

Das neue Rathaus in Duisburg, erbaut nach den Entwürfen von Prof. Ratzel in Karlsruhe i. B.
Nach einer Aufnahme von Dr. E. Duebenfeld in Duisburg.

zierten Fenster des Mittelgiebels geben dem großen Sitzungssaale ein helles Licht. Die Statuen Kaiser Barbarossas und Wilhelms I in vollen Krönungsornaten füllen die beiden Wandnischen aus: sie sind ein Werk des Bildhauers Fritz Heinemann in Charlottenburg. Der vorgebaute, auf vier starken Säulen ruhende Altan überdacht den Haupteingang des Rathauses. Unterhalb des hohen Turmes führt ein Rathausbogen in die tiefer gelegenen Straßen, an die der Bau mit seiner Rückseite grenzt. Vor dem Rathause in der Mitte des Burgplatzes erhebt sich ein Brunnen mit dem Standbilde Merkators, des großen Geographen, der ein Sohn der Stadt Duisburg ist.

Speisenbeförderungswagen. Zu den vielen Wohlfahrtseinrichtungen für die Arbeiter und Arbeiterinnen der Königlichen Fabriken zu Spandau gehören auch die Speisenbeförderungswagen. Diese, drei an der Zahl, bringen das warme Mittagsessen der Arbeiter und Arbeiterinnen von deren Wohnungen nach den Arbeitsstätten, und zwar sowohl nach der Pulverfabrik, der Munitionsdepot, wie auch nach der Artilleriewerkstatt und der Geschützgießerei. Die Wagen werden mittels Holzkohle geheizt, sodaß selbst bei strenger Kälte die Speisen warm an den Empfänger gelangen. Die Beförderung der Speisen geschieht unentgeltlich und wird besonders in den Fällen in Anspruch genommen, wo der Vater, die Mutter oder Tochter den Lebensunterhalt für die Familie verdient und das zu Haus bleibende Familienmitglied verhindert ist, das Mittagessen zur Arbeitsstätte zu tragen. Die Speisen werden in emaillierte, luftdicht verschließene Eisentöpfe gethan. Von diesen befinden sich immer zwei — für eine Person bestimmt — auf einem mit Handgriff versehenen Drahtgestell. In jeder Familie sind stets zwei Speisekörbe im Gebrauch, damit möglichst der gefüllte gegen den leeren umgetauscht werden kann. Die Körbe tragen die Namen der Empfänger. Im Wagen selbst befinden sich 16 herausziehbare Bleche, von denen jedes 14 Speisenkörben Platz bietet, sodaß jeder Wagen 224 Speisenkörbe aufnehmen kann. Die Heizungsvorrichtung ist unterhalb des Wagens angebracht. Die Wagen werden von zwei Männern bedient und fahren wechselweise von 9 bis 11 Uhr vormittags nach den verschiedenen Stadtteilen, um die Speisenkörbe in Empfang zu nehmen. Die Einrichtung hat sich trefflich bewährt und wird zur Zeit von etwa 600 Familien benutzt.

Speisenbeförderungswagen in Spandau.

Verteilung der Speisen.
Nach Aufnahmen von Br. Zimmermann in Spandau.

Die Gartenlaube

3. Beilage zu Heft 6, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Das Lager der kriegsgefangenen Buren auf Ceylon. Zu den wertvollsten Besitzungen des großbritannischen Weltreiches gehört die Insel der Sinhalesen im Indischen Ocean, das edelsteins- und gewürzreiche Ceylon. 1815 ging die Insel in das Eigentum der Engländer über, und sie entwickelte sich unter deren Herrschaft ausgezeichnet. 1827 hatte Ceylon nur 750 000 Einwohner, 1891 bereits 3 Millionen, 1900 rund 3,6 Millionen. Die Insel hat 63 976 qkm Flächeninhalt, sodaß auf den Quadratkilometer etwa 56 Einwohner kommen. Die Bevölkerung bilden Sinhalesen, Tamulen, Mauren, Eurasier, Malaien, Araber, Afghanen, Chinesen. Die Eurasier sind Nachkommen der Holländer, welche die Insel nahezu 150 Jahre besaßen und vielfach Ehen mit Sinhalesinnen eingingen. Diese Eurasier heißen Burghers, sie bilden mit den Europäern die vornehmste, die herrschende Gesellschaftsklasse. Ceylon hat 3726 Mann Militär, darunter 1100 Inder. Die Abgelegenheit der Insel, sowie ihre Sicherheit ließ sie den Engländern geeignet erscheinen zur Aufnahme der kriegsgefangenen Buren, von denen das auf unserem Bilde dargestellte Lager eine große Anzahl beherbergt. Dies Lager, Camp geheißen, hat in der Welt viel Aufsehen erregt. Weilende aller Länder haben den Camp durch das Thor betreten, das den mit einem Drahtzaun umgebenen Lagerplatz einschließt. Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, Prinz Boris von Rußland haben in dem Camp geweilt und den armen

Das Lager der kriegsgefangenen Buren auf Ceylon.
Der Besuch des Prinzen Boris von Russland.

Professor Conrad Kiesel in seinem Atelier.
Nach einer Aufnahme von Hans Franke & Co. in Berlin.

Kriegsgefangenen, deren Los sonst erträglich war, Mut zugesprochen. Hoffentlich kann der Camp bald aufgelöst werden und können die Burengefangenen das schöne Eiland bald verlassen, um in ihre Heimat zurückzukehren.

Conrad Kiesel in seinem Atelier. Der Meister mit Pinsel und Palette, den das Bild darstellt, wie er im Begriffe ist, an einig nahezu vollendetes Gemälde, das schon im goldenen Rahmen auf der Staffelei steht, die letzte Hand zu legen, ist den deutschen Kunstfreunden durch seine Werke seit lange wohl bekannt. Es ist Conrad Kiesel, der Schöpfer zahlreicher durch seine Grazie und zarte Anmut ausgezeichneter Frauenköpfe und Genrebilder, von denen schon manche auch die „Bartenlaube“ geziert haben. Der Künstler, welcher gegenwärtig in Berlin lebt und sich als Porträtmaler großer Beliebtheit erfreut, stammt aus Düsseldorf. In der schönen Rheinstadt wurde er am 29. November 1846 geboren. Ursprünglich zog es ihn zur Kunst des Bildhauers hin. Als Schüler von Schaper in Berlin hatte er schon Treffliches geleistet, als er dann Modellierholz und Meißel mit Pinsel und Palette vertauschte, um bei W. Sohn in Düsseldorf die Malerei zu pflegen. Conrad Kiesel, der, unermüdlich thätig, in der Volkstracht seiner Heimat schafft, wird seinen vielen Verehrern gewiß noch zahlreiche neue prächtige Werke seiner Kunst bescheren.

Karl Häusser als Falstaff.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Fr. Müller in München.

Karl Häusser. Am 16. April hat Karl Häusser, der gefeierte Bühnenkünstler, an der Stätte, da er seit nunmehr 35 Jahren ununterbrochen mit dem größten Erfolge als einer der beliebtesten Schauspieler der Residenzstadt wirkt, seinen 60. Geburtstag begangen. Häusser wurde schon früh der Kunst in die Arme geführt. 18 Jahre alt, ging er zum Theater und versuchte sein Können zuerst in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. Aber hier litt es ihn nicht lange, er begann zu wandern, und als erster Held einer reisenden Gesellschaft trat er im nordwestlichen Deutschland an einer Reihe von Bühnen mit Erfolg auf. Im Jahre 1867 wurde er an das Münchener Hoftheater berufen, und diese Bühne gewann mit ihm ein überaus vielseitiges schauspielerisches Talent. Karl Häusser liegen eigentlich alle Rollen. Er spielt den Falstaff, den Mephisto, den Macbeth ebenso interessant mit klarer lebhaftigkeit Auffassung wie kleine Partien. Immer weiß er seiner Rolle einen geistigen Inhalt zu geben, der dem eigenen Nachdenken entspringt, ohne daß er sich mit seinen Gedanken vor den Dichter stellt. Auf diese Weise ist Häusser eines der hervorragendsten Mitglieder der Münchener Hofbühne geworden.

Die Versenkung eines Siel-Dückers im Oberhafen-Kanal zu Hamburg fand am 20. April statt. Es handelte sich um die Versenkung eines 138 m langen und 2 m im Durchmesser großen eisernen Rohres, welches die Durchführung des neuen großen Stammsielzeds der Kanalisation unter dem Oberhafen-Kanal bezweckt. Das gewaltige 130000 kg schwere Rohr war an zwei im Kanal erbauten Gerüsten aufgehängt und wurde durch elektrisch angetriebene Winden langsam hinuntergelassen, welche Arbeit ungefähr 8 Stunden in Anspruch nahm. Es waren in dem Rohr fünf kleine Oeffnungen gelassen, durch welche sich dieses mit Wasser füllte, sobald es die Oberfläche des Wassers erreicht hatte. Diese Oeffnungen wurden dann durch Taucher gedichtet. Es soll später noch ein gleiches Rohr daneben versenkt werden.

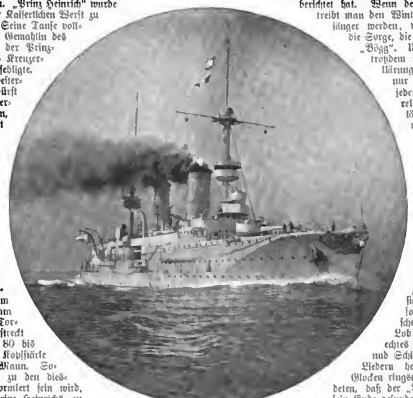
Operation des Elefanten Nelly in der Menagerie Kludsky zu Prag.
Nach einer Aufnahme von C. D. Export in Prag.

Ein operierter Elefant. Das Elefantenweibchen Nelly der Menagerie Kludsky in Prag lahmte seit einiger Zeit. Der Besitzer wandte sich zur Beseitigung des Uebels an den Professor Dr. Dreier von der Deutschen Universität zu Prag, und dieser stellte das Vorhandensein einer vom Hüftknochen ausgehenden Fistel fest und entschloß sich, den Elefanten zu operieren. Man fesselte Nelly in ihrem Käfig mit starken Ketten, machte unter die Haut des gewaltigen Tieres eine narkotisierende Einspritzung und schritt zur Operation, in deren Verlauf aus dem erweiterten Fistelgang Eitermassen im Gewichte von drei Kilogramm entfernt wurden und die Wunde alsdann geschlossen ward. Gewagen rührend war die Erregung der Wärter, sie konnten die Thränen nur mit Mühe zurückdrängen und litten anscheinend mehr als das Tier. Die Operation verlief durchaus befriedigend und ohne jeden Zwischenfall.

Versenkung eines Siel-Dückers im Oberhafen-Kanal zu Hamburg.
Nach einer Aufnahme von Strumper & Co. in Hamburg.

Der neue Panzerkreuzer „Prinz Heinrich“. Mit der vor kurzem erfolgten Indienststellung des Panzerkreuzers „Prinz Heinrich“ ist unsere heimische Schlachtflotte um einen mächtigen, schnellaufenden Kreuzer vermehrt worden. „Prinz Heinrich“ wurde am 23. März 1900 auf der Kaiserlichen Werft zu Kiel vom Stapel gelassen. Seine Taufe vollzog die Prinzessin Irene, die Gemahlin des Prinzen Heinrich, während der Prinz-Admiral zu jener Zeit das Kreuzergeschwader in Ostasien befehligte. Der Panzerkreuzer ist ein Schwesterschiff zu seinem Vorgänger „Fürst Bismarck“, welcher, mit allerdings geringen Abweichungen, auf derselben Werft gebaut wurde. „Prinz Heinrich“ hat eine Länge von 120 m, eine Breite von 19,6 m und einen Tiefgang von 7,3 m. Seine Wasserverdrängung beträgt ca. 9000 Tonnen. Die Bewaffnung des Schiffes, speziell die mittlere Artillerie, ist sehr stark. Es sind vorne und achtern je eine 24 cm Schnellladekanone aufgestellt, ferner führt der Kreuzer zehn 15 cm Schnellladekanonen, zehn 8,8 cm Schnellladekanonen, zehn 3,7 cm Maschinenkanonen, vier 8 mm Maschinengewehre und 3 Torpedorohre. Um das Schiff erstreckt sich ein Gürtelpanzer von 80 bis 100 mm Nickelstahl. Die Kopfstärke der Besatzung beträgt 501 Mann. Sobald die Herbstübungsflotte zu den diesjährigen Flottenmanövern formiert sein wird, tritt der Panzerkreuzer „Prinz Heinrich“ zu der Gruppe der Aufklärungskreuzer. Seine 3 Maschinen mit 15 000 Pferdestärken verleihen ihm die aufsehnliche Geschwindigkeit von 20,5 Seemeilen in der Stunde.

Bückel.



Der neue Panzerkreuzer „Prinz Heinrich“ in voller Fahrt.
Nach einer Aufnahme von A. Renard in Kiel.

Das Sechseläuten in Zürich. In Zürich, der größten Stadt des Schweizer Landes, giebt es einen köstlichen uralten Brauch, von dem die „Gartenlaube“ ihren Lesern bereits im Jahre 1894 berichtet hat. Wenn der Frühling ins Land zieht, treibt man den Winter hinaus; wenn die Tage länger werden, verjagt man die Finsternis, die Sorge, die Not — verbrennt man den „Bögg“. Uralt ist der Brauch, man hat trotzdem nicht nötig, nach einer Erklärung zu suchen, denn er spiegelt nur ein Bedürfnis wieder, das jedem Menschen innewohnt. Jahrelang hat man das Sechseläuten, d. h. den Tag, an dem um sechs Uhr die Abendglocke zum ersten Mal wieder geläutet wird, nicht gefeiert, nun hat man die alte schöne Sitte wieder aufgenommen, die ganze Stadt und Fremde schier ohne Zahl waren zur Stelle, und alle Götter des Olymps hatte man im Festzuge versammelt, der den wichtigen Akt einleitete. Da war viel Kraut und Schönheit, viel Witz und Humor und manche treffende Satire zu beobachten. Man hielt sich nicht an die Landesgrenzen, sondern gab auch unserem deutschen Vaterland seinen Teil an Lob und Spott. Es war ein echtes deutsches Fest voll „Schterg und Schimpf“, wie es in den alten Liedern heißt, und als die ehernen Glocken ringsum von den Türmen verkündeten, daß der „Bögg“, der böse Gesell, nun sein Ende gefunden im prasselnden Feuer, da wipe sich lauter Jubel aus tausend und abertausend Herzen, die Sorge war gebannt, Licht, Freude und Frühling wieder im Lande. Es war ein schönes Fest, und man sollte nicht acht Jahre warten, ehe man's wieder feiert.

Vom Sechseläuten in Zürich: Das Verbrennen des „Bögg“ auf dem Platze.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Kreuz in Zürich.

Raimund von Zur Mühlen, dessen Bild wir den Lesern heute zeigen, gehört wohl zu den bedeutendsten Konzertsängern unserer Zeit; in weiten Kreisen der Musikverständigen ist man sogar geneigt, ihn als den größten lebenden Meister des Konzertgesanges zu bezeichnen. Und in der That vereinigt der gefeierte Sänger ein so vollendetes Vortragstalent und eine so hervorragend geistvolle Auffassung mit dem Reize seiner Stimme, daß sich wohl niemand, der ihn hört, der machtvollen Wirkung seiner Kunst entziehen kann. Am 10. November 1854 wurde von Zur Mühlen in Livland auf dem Gute seines Vaters geboren. An der Kgl. Hochschule für Musik in Berlin machte er zunächst seine Studien, überdies empfing er noch den Gesangsunterricht Julius Stockhausens in Frankfurt a. M. und Bussines' in Paris. Besondere Beliebtheit haben sich Zur Mühlens Liederabende erworben, in denen er stets ein reiches, geschmackvoll gewähltes Programm dem Publikum darbietet. Namentlich seine Vorträge der Liederschöpfungen von Brahms, Schumann und Tschaikowsky werden immer wieder mit größtem Beifall aufgenommen.

Raimund von Zur Mühlen.
Nach e. Aufnahme von N. Raschkow jr., Hofphotograph in Breslau.

Von den Festlichkeiten zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Friedrich von Baden. Seit dem 25. April prangte Karlsruhe, die prächtig schöne Residenzstadt des Großherzogtums Baden, in erlesenem Festschmuck. Blumenketten zogen sich über die Straßen, und ganze Häuserreihen waren verbunden durch reiche Gewinde von Tannenreisig. Hohe Masten mit wehenden Fahnen ragten auf, Lorbeer und Palmen schmückten die Freitreppen und Balkone der öffentlichen Bauten. Es galt, den Großherzog des Landes zu feiern, dem Manne, der fünfzig Jahre lang die Geschicke Badens in treuer Liebe und Hingebung gelenkt, die Dankbarkeit und Verehrung des Volkes in einer würdigen Feier kundzugeben. Schon am 24. April war der eigentliche Jubiläumstag gewesen, aber es war ein pietätvoller Zug des Großherzogs, daß er die Feier vom Todestage seines Vaters auf den kommenden Tag verschob. Am 26. April traf der Kaiser in Karlsruhe ein, um seinem Oheim die Glückwünsche zu dem Jubeltage selbst darzubringen. Stürmisch begrüßt von den in jubelndem Gedränge durch die Straßen wogenden Bewohnern und Festgästen, fuhr der Großherzog um halb zehn Uhr vormittags in Begleitung des Erbgroßherzogs zum Bahnhof, um den Kaiser abzuholen. Unser Bild zeigt die wundervoll dekorierte Karl Friedrich-Straße, während man dort soeben die gemeinsame Rückfahrt des Kaisers mit dem Großherzog nach dem Schlosse erwartete. Bald nach der Ankunft im Schlosse marschierten die vereinigten Männergesangvereine von Karlsruhe in den vorderen Schloßhof, wo sie den auf dem Balkon versammelten Fürsten ein Ständchen darbrachten. Feierliche Empfänge, Festvorstellungen, die Eröffnung der Jubiläums-Kunstausstellung und eine Galatafel gehörten mit zu dem vom ganzen Volke mit herzlicher Anteilnahme begangenen Feste, das auch die nächsten Tage in seine Freude und Feier einbezog.

Von den Jubiläumsfestlichkeiten in Karlsruhe:
Die Karl Friedrich-Strasse, kurz vor der Fahrt des Kaisers und Grossherzogs nach dem Schloss.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Chr. Herbst in Worms.

Eine neue Feuerspritze. Neu sind an derselben eigentlich nur das drehbare Mundstück und die besondere Handhabung des Spritzenschlauches. Die Aufgabe ist immer wieder, möglichst gefahrlos an die Feuerstelle zu gelangen, und diese Aufgabe wird durch die Höhe der Häuser nicht wenig erschwert. Die New Yorker „Wolkenkratzer" sind vom Standpunkt des Feuerschutzes ungleich schwieriger zu behandeln als die Häuser in den europäischen Großstädten. In New York ist denn auch die neue Ausrüstung entstanden. Es handelt sich, wie man sieht, um ein auseinanderziehbares, leicht bewegliches Gerüst. Mit einer einfachen Kurbelbewegung werden die Glieder desselben hinaufgereckt, zugleich mit dem Gerüst der Schlauch und das drehbare Mundstück. Dieses wird von unten nach der Feuerstätte gerichtet und vollzieht seine Arbeit bei den turmhohen Gebäuden New Yorks mit großer Präzision, ohne daß die Mannschaften, die von unten den Apparat bedienen, in die gefährliche Nähe brennender oder hinabstürzender Balken- und Mauerteile gebracht zu werden brauchen oder mit dem Schlauch in der Hand mühsam an den Feuerherd über Treppen, Leitern, Dächer hinanklettern. Der Apparat ist offenbar außerordentlich praktisch und wird sich auch im deutschen Feuerlöschwesen sehr schnell einbürgern.

Eine Turmfeuerspritze in Thätigkeit.
Nach einer photographischen Aufnahme aus dem Atelier Schaul in Hamburg.

Die Gartenlaube

4. Beilage zu Heft 6, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Prinz Georg von Preußen, der auch als Schriftsteller mit schönem Talente begabte greise Anverwandte unseres Kaisers, ist am 2. Mai im Alter von über 76 Jahren sanft entschlafen. In stiller Zurückgezogenheit, nur seinen litterarischen und künstlerischen Neigungen folgend, hat Prinz Georg die letzten Jahrzehnte in Berlin verlebt. Seine Geburtsstadt, mit der ihn auch bis zu seinem Ende besondere Liebe verband, war Düsseldorf, wo er als Sohn des Prinzen Friedrich und der Prinzessin Luise von Anhalt-Bernburg am 12. Februar 1826 zur Welt gekommen war. Prinz Georg war somit ein Enkel des 1773 geborenen und 1796 verstorbenen Prinzen Ludwig, der ein jüngerer Bruder König Friedrich Wilhelms III war. Der letzte gemeinsame Ahnherr Kaiser Wilhelms II und des Prinzen Georg war also König Friedrich Wilhelm II. Schon an dem kunstsinnenden Hofe seines Vaters zu Düsseldorf wurde dem jugendlichen Prinzen Georg die Liebe zur Kunst und ihren Werken ins Herz gepflanzt. Auf weiten Reisen durch Italien, England und Frankreich klärte und schlug sich sein Verständnis und Geschmack, sodaß er namentlich in Fragen der Musik und der Dichtkunst ein sicheres und eigenes Urteil sich erwarb. Aber nicht nur ein Freund der Dichter war Prinz Georg, er hat unter dem Decknamen G. Conrad auch selbst gedichtet, und namentlich eine Anzahl von Dramen hat er geschaffen. Wir nennen aus der Reihe dieser Werke „Kleopatra", „Elektra", „Der Regenbogenzug" und „Mademoiselle Ether". Wenn diese Stücke auch den Namen ihres Schöpfers nicht unsterblich machen werden, so werden sie doch stets Zeugnis geben von einem der Kunst in Liebe und Eifer huldigenden Streben, von hohen Zielen und edlem Gieß.

Prinz Georg von Preussen †.
Nach einer Aufnahme v. Hofphotograph W. Höffert in Berlin.

Alfons XIII., König von Spanien, und seine Mutter Christine. Als Alfons XII am 25. November 1885 nach zehnjähriger Regierung verschied, hinterließ er seinem Volke nur die Hoffnung auf einen tüchtigen Nachfolger auf dem Throne. Der Tod des jungen Königs, der wenige Tage vor der Vollendung des 28. Lebensjahres dahinging, war ein schwerer Verlust für das spanische Volk, denn Alfons XII hatte während seiner Regierung Charaktereigenschaften, Mäßigung, Einsicht und Selbstbeherrschung bewiesen. Seine Gattin Maria Christine, Erzherzogin von Oesterreich, die Alfons XII nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Maria de las Mercedes, Herzogin von Montpensier, am 29. November 1879 geheiratet hatte, übernahm zunächst für ihre älteste Tochter Mercedes die Regentschaft. Sie führte diese weiter, nachdem sie am 17. Mai 1886, nahezu sechs Monate nach des Gatten Tode, einen Sohn, Alfons XIII, geboren hatte, im Namen des Thronerben. Der König stand bis zur Erlangung seiner Großjährigkeit, die ihn mit 16 Jahren auf den väterlichen Thron berief, unter der Mutter Vormundschaft. Alfons XIII war als Kind zart, und die Mutter hatte nicht allein über seinem körperlichen Erbe, sondern auch über dem Kinde mehr als genug zu wachen. Die politischen Gegensätze sind in Spanien bekanntlich stärker ausgebildet als anderweit, Klerikale, Konservative, Liberale, Progressisten, Republikaner, Karlisten kreisen um die Herrschaft, zum Teil unter direkter Bedrohung des Königshauses. Es war keine leichte Aufgabe, die Maria Christine für ihren Sohn zu erfüllen hatte, und man kann nicht ohne Bewunderung auf die junge Frau blicken, die sich einer solchen Aufgabe gewachsen zeigte. Ein wenig kam ihr dabei die schwere Krankheit zu Hilfe, in welche der noch nicht vierjährige Thronerbe verfiel. Tagelang rang er mit dem Tode, nach Wochen erst besserte sich sein Zustand, das Kind genas. Die Aufopferung für den todkranken jugendlichen Thronerben, welche die Königin-Mutter in wahrer menschlicher Größe zeigte, übte einen mitbeenden Einfluß auf die Parteien. Von keiner Seite wurde seitdem Maria Christine in ihrer Stellung ernstlich bekämpft. Jetzt nimmt der Sohn die Zügel selber in die Hand, ein gut veranlagter Jüngling, dem der Rat der klugen Mutter nicht selten wird. Hoffentlich besitzt er auch der Mutter Geschick und Festigkeit, dann wird er die Liebe des Volkes gewinnen wie sie.

Der deutsche Automobiltag, d. i. die Versammlung der Vertreter der im deutschen Automobilverband vereinigten deutschen Automobilklubs, findet in Eisenach am 26. und 27. Juli statt. Mit dem Automobiltag ist eine Motor-Lastwagenkonkurrenz auf der Strecke Leipzig—Eisenach verbunden. Hierbei wird eine Höchstgeschwindigkeit für die Fahrten vorgeschlagen, die nicht überschritten werden darf. Zugelassen werden alle Betriebsmittel, Benzin, Spiritus, Dampf, Elektricität. Die Lastwagen-Fernfahrt endet am 25. Juli. Nach derselben findet in Eisenach eine dreitägige Ausstellung der Fahrzeuge statt. Am 27. Juli ist eine Wiederholung der Motorwagen-Fernfahrt auf der Route Eisenach—Meiningen—Oberhof—Eisenach geplant, und am 28. Juli findet ein zweitägiger Ausflug in den Thüringer Wald statt.

Königin-Mutter Christine von Spanien.

Das 21 cm Mörsergeschütz, dem Ziele zu treffen, die dicht hinter Deckungen liegen, bedient man sich im Feld- und Festungskriege der Mörsergeschütze, deren kurze Rohre eine große Erhöhung — bis zu 75° — zulassen und so dem Geschoß eine weitentlich mehr gekrümmte Flugbahn geben als die Kanonen mit ihren auf große Durchschlagskraft berechneten langen Geschützrohren. Für den Feldkrieg sind in unserer Armee erst seit einigen Jahren weder Mörser oder Haubitzen eingeführt, die ebenso wie die Feldkanonen aufgeprotzt werden und mit ihren Sprungeln den hinter Deckung liegenden Feind beschießen oder mit Sprenggranaten Häuser und andere Deckungen zerstören sollen. Für den Festungskrieg hat man sich stets der Mörser bedient und ihnen zuweilen die erstaunlichsten Konstruktionen gegeben. So wog die Bombe des 1832 konstruierten Paixhanschen Mörsers in Lüttich bei einem Seelendurchmesser von 60 cm nicht weniger

König Alfons XIII von Spanien.

als 11 Centner. Noch ungeheuerlicher war der sogenannte „Palmerston Zoll“, ein 1858 in England von Palmerston gefertigter Mörser, der 1830 Centner wog und eine Bombe warf, die 93 cm Durchmesser hatte. 4¼ Centner Sprengladung faßte und im Ganzen ein Gewicht von 31¼ Centnern besaß. Die moderne Kriegskunst kennt solche Ungeheuer nicht mehr. Nur in Frankreich sind noch ganz schwere Mörser von 27 cm Seelenweite in Gebrauch, die 228 kg schwere Minengranaten werfen können und 65 kg Melinit-Sprengladung besitzen. Unser deutsches 21 cm Mörsergeschütz, das auf unserem Bilde dargestellt ist, wirft Granaten von nur 146,6 kg bei einer Ladung rauchlosen Pulvers von nur 24 kg. Das Gewicht des Rohres mit Verschluß beträgt aber immerhin noch 3078 kg, das der Lafette dazu noch 1920 kg. Die größte Erhöhung, aus der unsere schweren Mörser ihre Sprenggranaten schleudern können, ist 66,8°, die Mündungsgeschwindigkeit beträgt 214 m und die Schußweite 4200 m.

Ein deutsches 21 cm Mörsergeschütz.
Nach einer Aufnahme von W. Jacobi in Metz.

Die Eröffnung der Düsseldorfer Ausstellung. Die rheinisch-westfälische Industrie, die rheinische Kunst und die Stadt Düsseldorf haben nunmehr unter opferwilliger Beihilfe der staatlichen Organe im Centrum des Rheinlandes, dem gewerbereichen und kunstfrohen Düsseldorf, am 1. Mai ihre Ausstellung eröffnet, deren Bedeutung weit über ihren eigentlich örtlichen Charakter hinausgeht. Es haben denn auch fast sämtliche preußischen Minister, allen voran der Reichskanzler und Ministerpräsident Graf Bülow, an der Eröffnungsfeier teilgenommen, und der Protektor der Ausstellung, Kronprinz Friedrich Wilhelm, hat in seiner Weiherede das innige Verhältnis von Industrie, Handel und Kunst betont, das eine so tüchtige Leistung zu Wege gebracht und gleichzeitig der Welt bewiesen hat, daß wir Deutschen im materiellen Wettbewerb unsere idealen Aufgaben nicht vergessen. Zu dem Gelingen des Ganzen hat der Kronprinz alle Beteiligten, vom obersten Leiter des Unternehmens bis zum letzten Arbeiter, beglückwünscht. Die Ausstellung ist für die deutsche Industrie gewissermaßen eine Ergänzung der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1900. Dort konnte die gebotenen Raumbeschränkung sich nicht genügend ausdehnen, in entfaltet und sich mit der Schwester Kunst verbunden, der sie einen eigenen Palast erbaut hat, der dauernd den Künstlern zu Gebote stehen wird. Die Leistung ist um so anerkennenswerter, als im Vorjahre plötzlich über die Eisenindustrie eine schwere Zeit hereinbrach, die zu allem andern eher aufforderte als zu großartiger Schaustellung. Das hat bei dem Festmahl, welches in der großen Festhalle der Ausstellung gegen tausend Personen vereinte, mit Recht und mit Geschick der Reichskanzler hervorgehoben, indem er sagte: „Ich habe an dieser Stelle weit weniger einen Ausdruck der Erkenntlichkeit entgegenzunehmen für die Mitglieder der Behörden, als ungeheilt im Namen der loyalen Staatsregierung zu danken für das hier in Düsseldorf gegebene Beispiel von Selbstvertrauen und Thatkraft unter erschwerenden Umständen.“ So hat denn Düsseldorf in einem Jahre seine großartigen Rheinwerften, seinen Kunstpalast und seine Ausstellung eröffnet. Der Kanzler hat ihm und der deutschen Industrie in seiner Tischrede ungestörte Friedensarbeit und langfristige Handelsverträge zugesichert. Diese erneute Zusicherung im Namen des Kaisers, die Worte des Kronprinzen, die selbstbewußte Durchführung des Werks trotz aller Krisen und Hindernisse heben die Eröffnungsfeier weit über den Rahmen hinaus, der sonst für derartige Feiern gegeben erscheint. Möge der Besuch der Ausstellung der Mühwaltung, die man darauf verwendet hat, entsprechen!

Von der Eröffnung der Düsseldorfer Ausstellung: Der Kronprinz auf dem Rundgang.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Die Treib. Das den meisten Schweizerreisenden bekannte Haus „Zur Treib" am Vierwaldstättersee, ein uralter Bau, dessen schon in der ersten Geschichte der Eidgenossenschaft Erwähnung getan wird, muß wegen Baufälligkeit abgebrochen werden. Ueber die Entstehungszeit der Treib ist nichts bekannt, man weiß nur, daß sie lange Zeit den Abgeordneten der vier Waldstätten zu ihren Tagsatzungen und Zusammenkünften diente. Auf ihr hohes Alter deutet auch der Umstand, daß bei der Treib sich einst eine Freistätte befand, die Flüchtige jeder Art, selbst Verbrecher, vor ihren Verfolgern schützte. Den zwischen Luzern und Zilleien verkehrenden Markt- und Handelsbooten war die Treib ein sicherer Unterschlupf vor dem oft unvermittelt hereinbrechenden Föhnsturm. Im Jahre 1658 brannte das Haus teilweise ab, worauf man aus Bürgien im Schächenthale ein kurz vorher im Stile der Treib erbautes Haus hintransportierte und den alten Bau wieder ergänzte. In neuerer Zeit ist die Treib hauptsächlich ein Touristenwirtshaus. Die Baufälligkeit des Gebäudes, besonders des älteren, unteren Teiles, trat in letzter Zeit immer deutlicher zu Tage, so daß die Besitzerin, die Regierung von Uri, beschloß, das Haus nächstens abzubrechen. An der gleichen Stelle soll ein Neubau errichtet werden, der man als ein genaues Abbild der alten Treib gestalten will.

Das zum Abbruch bestimmte Haus „Zur Treib" am Vierwaldstättersee.

Das Diplom der Pariser Weltausstellung ist nunmehr seitens des Reichskommissars für die Weltausstellung, Geh. Oberregierungsrats Dr. Richter all jenen deutschen Ausstellern und beteiligt gewesenen Ingenieuren und Architekten übersendet worden, welchen der Grand prix zuerkannt worden ist. Die bronzene Medaille haben diese Aussteller bereits früher erhalten. Das Diplom, welches wir unseren Lesern in verkleinerter Wiedergabe darbieten, zeigt in der linken oberen Ecke den Namenszug der Republik, darunter eine Arbeiterfamilie mit der Unterschrift Travail — Force (Arbeit — Kraft). Im oberen Teile des Diplomes sieht man einen Arbeiter, dem Genien Licht und Frieden — Paix — bringen. Rechts davon sind die Embleme der verehrigten Künste — Arts — angebracht, und darunter sieht man zwei Idealgestalten mit Studien und Plänen und der Unterschrift Pensée — Idéal (Denken und Dichten).

Hans Meringer, der seit 1886, nachdem er seine Stellung als Betriebsleiter des Telegraphendienstes im Oberbahnamtsbezirke Nürnberg

Das Diplom der Pariser Weltausstellung (verkleinert).

aufgegeben hatte, in Berlin als Gründer und Leiter des „Berliner Tierschutzvereins“ und des „Tierschutzvereins deutscher Lehrer“ rastlos thätig war, ist daselbst am 23. April im Alter von 75 Jahren gestorben. Er war ein Mann von rühmenswerter Uneigennützigkeit und Tüchtigkeit. Im Gemeinschaft mit seiner hochbegabten Frau widmete er, als er noch in Bayern dienstlich thätig war, seine ganze freie Zeit der Aufgabe, das bayrische Volk für den Reichsgedanken zu gewinnen und für die Politik Bismarcks in den breiten Volksschichten Verständnis zu verbreiten. In Berlin war seine Thätigkeit fast ausschließlich der Propaganda für eine bessere Behandlung der Tiere gewidmet. Sein Nachfolger in Ehrenamt an der Spitze seiner Vereine sagt von ihm: „Was zu Gunsten des Tierschutzes an öffentlicher Meinung heute vorhanden ist, das ist vornehmlich Hans Beringers Werk.“ Allen Genüssen des Lebens entsagend, stellte er seine Einnahme und seine Lebenskraft in den Dienst der ihm heiligen Sache. Seinen Lehrertierschutzverein dachte er sich ausdrücklich als Propagandaverein zur Verbreitung und Verti-

Hans Beringer †.
Nach e. Aufnahme von Fr. Kutlesch in Berlin.

Die Gedenktafel an Anzengrubers Wohnhaus in Penzing.
Nach e. Aufn. v. R. Lechner (W. Müller) Hofmanufaktur für Photogr. in Wien.

Lazarus Fuchs †.
Nach e. Aufnahme von Hofphotogr. W. Höffert in Berlin.

lichung der kommenden Generation; so war er ein stiller, aber wertthätiger Förderer auf kulturellem Gebiete, und als solcher verdient er ein bleibendes Gedächtnis.

Eine Gedenktafel für Ludwig Anzengruber. Am 24. April hat die Männer-Orts-Gruppe „Hietzing“ des Deutschen Schulvereins am Wohnhause Anzengrubers in Penzing, Gyrowetzgasse 10, eine Gedenktafel enthüllen lassen, die den kommenden Geschlechtern künden soll, daß hier einer der größten Dichter deutscher Zunge und einer der besten deutschen Männer den letzten Abschnitt seines Daseins durchlebt hat. Zu der Feier waren viele hervorragende Männer und Frauen erschienen. Die Festrede hielt Hermann Bahr. Sechsundvierzig Jahre alt, zog Anzengruber in das schlichte einstöckige Haus des Vorortes Penzing, der damals noch nicht zur Stadt Wien gehörte. So schlicht wie das Haus war, so schlicht richtete er sich mit den Seinen ein, so schlicht lebte er darin. Seine ausgedehnte Thätigkeit als Dichter und als Volksmann nahm ihn völlig in Anspruch. Daß er dabei auch Zeit für den Deutschen Schulverein fand, ist ein Zeichen von dem tiefen Ernst seiner Anschauungen und der klaren Erkenntnis dessen, was einem Volke vor allem nottut. Hier in Penzing gestaltete sich das fixiere Leben Anzengrubers sonniger als bisher. Er vollendete die Werke „Heimg'funden“, „Einiam“, „Der Fleck auf der Ehr“ und erhielt seine Berufung als Dramaturg des neuen deutschen Volkstheaters. Leider währte das ihn erschienene Glück nur kurze Zeit. Am 10. Dezember 1889 erlöste den Dichter, der wenige Tage zuvor 50 Jahre alt geworden war, der Tod. Die Gedenktafel, die man jetzt an dem Hause in Penzing angebracht hat, ist vom Bildhauer Zuch jun. angefertigt und aus lichter Bronze gegossen. Das Bildnis des Dichters, das sich auf der Mitte der Tafel als Hochrelief heraushebt, ist vorzüglich getroffen. Die Inschrift lautet: „Hier wohnte Anzengruber. Ihrem Obmann-Stellvertreter die 42. M. D. G. Hietzing des Deutschen Schulvereines.“

Immanuel Lazarus Fuchs wurde am 8. Mai 1833 zu Moschin, einem kleinen Städtchen in der Provinz Posen, geboren. Nachdem er das Gymnasium absolviert, studierte Fuchs in Berlin unter Kummer und Weierstraß Mathematik, wurde 1858 Doktor der Philosophie und widmete sich, nachdem er die Staatsprüfung bestanden, zunächst der Lehrthätigkeit. Er war von 1860 bis 1867 Lehrer an der Friedrich-Werderschen Gewerbeschule zu Berlin. In einem Schulprogramm dieser Anstalt veröffentlichte Fuchs 1865 eine Abhandlung über die Theorie der linearen Differenzialgleichungen. Diese Arbeit machte ihn in der wissenschaftlichen Welt bekannt. Unmittelbar nach der Veröffentlichung derselben habilitierte er sich als Privatdozent an der Berliner Universität. 1868 rückte er zum außerordentlichen Professor auf, ging 1869 als Ordinarius nach Greifswald, 1874 nach Göttingen, 1875 nach Heidelberg und kehrte 1884 nach Berlin zurück, um hier als ordentlicher Professor der Mathematik und Direktor des mathematischen Seminars, sowie als ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften eine reiche akademische Lehr- und wissenschaftliche Thätigkeit zu entfalten. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind zumeist algebraischen und funktionentheoretischen Inhalts; die Fuchsschen Funktionen sind in der gesamten mathematischen Welt bekannt. Am 26. April ist er gestorben.

Das Eisenbahnunglück auf der Station Zschortau bei Delitzsch in Sachsen. Wenige Monate erst sind verstrichen, seitdem die Nachricht von dem furchtbaren Eisenbahnunglück auf der Strecke Paderborn—Altenbeken alle Gemüter bis ins Tiefste erschütterte, und schon kommt wieder die Kunde von einer Katastrophe, die sich im Bahnbetriebe ereignet hat. Am 5. Mai hat sich in früher Morgenstunde auf der Station Zschortau bei Delitzsch dieses Unglück zugetragen, das, gleich jenem von Altenbeken, auch Menschenleben gefordert hat. Der D-Zug, welcher gegen 4 Uhr Leipzig verlassen hatte, um die Fahrt nach Berlin anzutreten, ist infolge Bruches einer Tenderachse teilweise entgleist und schwer beschädigt worden. Zwei Personenwagen klirrten um und wurden nahezu völlig demoliert, zwei weitere Wagen haben gleichfalls o ge Schäden davongetragen. Von den Passagieren wurden ein Herr und eine Dame sofort getötet, zwei weitere Reisende wurden schwer und vier andere leicht verletzt. Aerzte, welche aus Delitzsch und Leipzig herbeigerufen wurden, übernahmen mit den begleitenden Postbeamten die erste Hilfeleistung an den Verwundeten. Unser Bild zeigt, wie die Arbeiter mit der Freilegung der durch das Unglück verlegten Schienenstrecke beschäftigt sind.

Von dem Eisenbahnunglück auf der Station Zschortau bei Delitzsch in Sachsen.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Halbheft 13. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Sette Oldenroths Liebe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(12. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Ueber ein Jahr war vergangen.

Sette weilte noch immer in Siegeswalde. Kurz bevor sie wieder nach Dresden abreisen wollte, bekam Agnes einen Brief von Ilsen, in der diese ihr mitteilte, daß sie sich nach Auflösung ihrer Ehe wieder verheiraten werde, sobald es angehe. Sie liebe ihren künftigen Gatten außerordentlich, er verdiene es auch, er sei so aufmerksam, so besorgt um sie, so ganz anders, wie sie es gewöhnt sei, — sie hoffe nur, daß Feddersen nicht unnötig den Gang der Sache aufhalte; ihres endlich gefundenen Glückes halber sei sie bereit, alle möglichen Zugeständnisse zu machen. Das war so ungefähr der Inhalt des Schreibens. Von ihrem Kinde stand kein Wort in diesem Brief. — Die Folge davon war, daß Agnes, aufs höchste erregt, jählings von ihrem alten Leiden überfallen wurde, und daß Sette bei ihr blieb, ganz wahl- und fraglos.

Sie packte das Köfferchen wieder aus und ließ sich ihre übrigen Sachen herziehen. Malle schrieb ihr, daß sie und die Mutter ihr Thun richtig fänden. „Nun gerade, Sette, laß die Leute schwatzen!“ stand als Postskriptum unter dem Brief. Werner war es nicht ganz recht, aber angesichts der Hilflosigkeit seiner verwitweten Schwägerin mußte auch er kleinliche Bedenken schweigen lassen, um so mehr, da Sette erklärte, sie halte es unter allen Umständen für ihre Pflicht, Agnes fortan zu pflegen.

Es war keine leichte Aufgabe, die sie übernahm. Während Ilsens Scheidungszeit war die Kranke unendlich aufgeregt. Erst als Ilse sich widerspruchslos in alles fügte, was Feddersen durch seinen Anwalt forderte und vorschlug, als sie sich ein- für allemal als abgefunden erklärte mit einer größeren Summe, ebenso damit einverstanden war, daß Fritz Feddersen als Vater des künftigen Erben von Buchte den Besitz seines Sohnes weiter verwalte, wurde Agnes ruhiger. Ilse verlangte nicht nach dem Kleinen, schien vielmehr vollkommen befriedigt von der Idee, daß derselbe seinem Vater verbleibe. Sofort nachdem ihrem Anwalt die Befreiung von der üblichen Wartefrist gelungen war, hatte die Civiltrauung stattgefunden, und Ilse war mit ihrem neuen Eheherrn, dem Rittmeister a. D. Herrn Paul von Rusterwald, abgereist, hinaus in die weite Welt.

Das Leben wurde nun wieder still und gleichmäßig für die Zurückgebliebenen. In Buchte saß Feddersen mit seinen Jungen, der unter der Obhut des Kindermädchens und seiner Großmutter heranwuchs. Feddersen hatte seine Mutter aus ihrer behaglichen Witwenruhe herausgeholt in das einsame Herrenhaus, damit sie über seinen Jungen wache. Die alte Frau war gern gekommen mit ihrem netten altmodischen Hausrat, ihrem langjährigen treuen Dienstmädchen und trug, so gut sie konnte, Behagen in das

Photographie im Verlag von Gustav Schauer in Berlin.

Zigeunerin.

Nach dem Gemälde von Paul Barthel.

verödete Haus. Aber allzuviel vermochte sie nicht, denn die Jahre drückten sie schon, und sie hörte schwer. Ihren Sohn verstand sie freilich auch ohne Worte; sein stilles Wesen, seine sorgengefurchte Stirn sagten ihr mehr als diese. Oft kam er erst abends abgearbeitet und müde nach Haus. Oft saß er die Nächte lang über Berechnungen und Büchern.

Zuweilen fuhr er nach Siegeswalde, dann begleitete ihn die Mutter mit dem Jungen auf Besuch zu Tante Agnes. Feddersen selbst blieb nie lange bei den Damen, er hatte stets zu thun. Aber der alten Frau wurde es behaglich ums Herz, wenn sie in der Sofaecke sitzen konnte und Sette den Kaffeetisch zierlich vor ihr herrichtete, das Fußbänkchen brachte und tausend kleine stumme Aufmerksamkeiten für sie hatte. — Danach verschwand das Mädchen freilich immer bald mit Waltherchen, angeblich weil dieser zu wild sei für Agnes, in Wahrheit, um den beinahe zärtlichen Blicken der alten Dame auszuweichen, die ihr so viel sagten und ihr so weh thaten. Sette wußte auch, daß, wenn sie gegangen war, die beiden Frauen begannen, eifrig über gewisse Wünsche und Pläne miteinander zu sprechen, die sich nie verwirklichen konnten, weil eine schwere Vergangenheit zwischen ihr und Feddersen stand. — Sette ging ihm aus dem Wege wie früher in Buchte, und er that ebenso. Wenn sie sich aber dennoch in Gegenwart Anderer trafen, so faßen sie sich an mit stillen und leidenschaftslosen Augen und wußten beide, daß sie resigniert hatten, daß sie nur noch den Weg der Pflicht gingen, er, indem er den Kram da draußen zusammenhielt, und sie, indem sie die schwerleidende Agnes verpflegte.

„Wenn du ihm nur helfen wolltest, Sette," pflegte Agnes zuweilen zu sagen, „du brächtest die Sache wieder in Ordnung. Warum versteht ihr euch nur so voreinander? Ist es recht von dir, daß du immer aus der Stube läufst, wenn er oder seine Mama uns besuchen? Ach Gott, wie glücklich könnten wir alle sein, wenn ihr vernünftig wäret!" — Setten that dieses Klagen weh, obgleich sie nicht begriff, daß Agnes sie und ihn nicht verstand. Sie erhob sich gewöhnlich von ihrem Fensterplatz nach solchen Gesprächen, nicht unfreundlich gerade, aber mit einem gequälten Ausdruck im Gesicht, und machte sich draußen in der Küche etwas zu schaffen. Agnes hatte es bemerken müssen, wie peinlich ihr diese Dinge waren, aber es schien, als wollte sie nicht verstehen.

Auch heute sprach sie wieder ähnlich. Es war gegen Abend. Ein herrlicher warmer Apriltag neigte sich zu Ende. Agnes redete davon, daß Ilse gar nicht schreibe, seit acht Wochen war keine Zeile mehr von ihr gekommen. Vier Wochen nach ihrer Heirat hatte sie den letzten längeren Brief geschrieben an Bord einer Dahabije, die sich das junge Paar mitsamt Dienerschaft und Bemannung für eine Nilfahrt gemietet hatte. Eine geradezu überschwengliche Beschreibung ihres Glückes, ihrer Reise war diese Epistel gewesen, geschlossen hatte sie mit den Worten: „Jetzt weiß ich erst, was leben heißt." Ihre Photographie als Mumie hatte in dem Brief gelegen. Dann später waren nur kurze Briefe oder Ansichtskarten gefolgt, die wenig sagten. Seit vorigem Herbst waren sie in einer Villa in Wiesbaden installiert, die sie als dauerndes Heim gekauft hatten. Das war von Ilsen noch berichtet worden, aber nun schwieg sie seit acht Wochen.

„Nun, bei Ilsen muß man ja immer auf Ueberraschungen gefaßt sein," meinte Agnes schließlich. „Ich bin nur froh, daß ihr Mann reich zu sein scheint, da können sie wohl auf etwas Beständigkeit ihres Glückes rechnen," fügte sie mit bitterem Lächeln hinzu, „hätte sie zu Haaren, wie in Buchte gesport werden mußte, wär's bald das alte Lied. Ach, mein altes, liebes Buchte, wie würde ich ihm ein bißchen Sonne gönnen, und warum giebt's in der Welt so etwas wie Eigensinn! Kleine Sette, weißt du das?"

Statt einer Antwort auf diese Frage fiel Setten auch heute wieder ein, daß sie irgend etwas dem Mädchen zu sagen vergessen hatte, und sie verließ eilig das Zimmer.

Draußen auf dem Flur am Fenster blieb sie stehen, preßte die Hände an die Schläfen und schaute in den Frühlingsabend hinaus. Eine lieblaue Dämmerung lag über dem Erdenfleckchen, das sie übersehen konnte, dem einfachen Garten, hinter dem sich der ehemalige Stadtwall mit einem Stück ephenbewachsener Mauer hinzog und die ehrwürdigen gotischen Türme der Marienkirche in den Himmel ragten. Die alten Bäume des Gartens dicht vor dem Fenster waren jung belaubt, und ihre Blätter glänzten smaragdgrün in dem eigentümlichen Lichte des hereinbrechenden Abends. Auf dem Stadtwall spielten die Kinder, ihr Lärmen drang bis herüber, und jetzt begannen die Glocken von St. Marien ihr Feierabendgeläut — herrliche alte, volltönende Glocken, die seit Jahrhunderten schon den Bürgern der Stadt die Abendruhe verkündet hatten. Eine unsagbar friedliche Stimmung atmete über dem engbegrenzten Bilde in diesem Augenblick. Sette ließ sich hinnehmen von ihr — sie sah mit träumenden Augen auf das Bild und hörte unter dem mächtigen Klingen der Glocken nicht, wie jemand langsam die Treppe heraufstieg und, oben angelangt, stehen blieb und zu ihr herüberschaute.

Erst als das Geläut aufhörte und nur noch ein leises Summen und Dröhnen in der Luft war, wandte sie sich hastig um, als fühlte sie den Blick, der auf ihr ruhte. Sie stand Fritz Feddersen gegenüber.

Zum ersten Mal, seitdem Sette Hals über Kopf von Buchte geflüchtet war, sahen sie sich allein; noch hatte sie ihm nicht wieder so nahe gegenüber gestanden; der Ausdruck seines Gesichtes schien ihr verzerrt und verbittert. Einen Augenblick blieben sie beide stumm, dann bot sie ihm ruhig die Hand.

„Sie wollen Agnes sprechen, nicht wahr?" sagte sie. „Bitte, treten Sie ein!" Sie ging ihm voran und öffnete die Thür. Sie wußte, er war kein Mensch, der Abendsarten liebte. Sie hatte das immer hochgeschätzt an ihm, aber daß er nun gänzlich stumm an ihr vorüberschritt, ihre Hand nach flüchtigem Berühren so rasch wieder fallen ließ, wollte ihr doch beinahe wehthun.

Die Thür schloß sich hinter ihm, ohne daß er sich umgeschaut oder gedankt hätte, und Agnes' Ausruf der Ueberraschung drang nur schwach heraus.

Sette suchte das Mädchen in der Küche auf und gab Anordnung für das Abendessen, falls Herr von Feddersen hierzubleiben gedächte, und fügte am Ende hinzu: „Ich gehe ein Viertelstündchen zu Frau Lewinsky, Lina. Fährt Herr von Feddersen bald wieder fort, so lassen Sie mich rufen."

Dann nahm sie ihr Tuch und huschte durch die dämmerige Straße dem stattlichen Lewinskyschen Hause zu.

Sie wußte sich dort immer willkommen wie eine sehnsüchtig Erwartete. Seitdem Agnes mit der Lugen alten Dame in einer Art Verlobtstand, der, aus gemeinsamen Sorgen und Beratungen für Arme hervorgezogen, sich bald sehr herzlich gestaltete, war auch Sette ihr näher und schließlich recht nahe getreten. Wenn Mama Feddersen an den Mittwoch-Nachmittagen mit Agnes plauderte und Waltherchen mit Lina im Garten spielte, soß Sette derweilen an dem Blumenfenster der Frau Lewinsky, deren traurige Augen beim Anblick des jungen Mädchens aufleuchteten.

Sie pflegten nicht sehr viel zu reden miteinander. Die alte Frau war wortkarg geworden seit dem Tode ihres Einzigen — aber eine wußte von dem Leid der andern, und so vertanden sie sich ohne viele Worte, und ihr Zusammensein war Wohlthat für beide. Gewöhnlich hatten sie auch über Sachen der Barmherzigkeit zu verhandeln, über Kinderbewahranstalten, Krankensuppen und ähnliche Angelegenheiten. Frau Lewinsky hatte die große Fabrik verkauft, aber die Arbeiter waren trotzdem ihre Kinder geblieben. Jetzt, wo sie ohne Erben dastand, griff sie verschwenderisch in ihre Reichtümer, sie baute Arbeiterwohnungen, Erholungsstätten, Krankenhäuser, sie stiftete ein großes Kapital für Altersrenten und schien nur darauf zu denken, wie sie ihre reichen Mittel für das Wohl der Arbeiter erschöpfen könnte. „Ich weiß," sagte sie zuweilen, „daß ich im Sinne meines Sohnes handle. Er hatte ein großes Gerechtigkeitsgefühl, einen fast zu großen Trieb, zu beglücken, Gegensätze auszugleichen. — Und was soll mir das Vermögen? Wenn ich sterbe, wird keiner von meinem Fleisch und Blut an meinem Sarge weinen — aber alle diese Leute werden kommen und der alten Wohlthäterin ein bißchen Liebe und Dankbarkeit in das Grab legen. Sonst habe ich wenig Freunde, die mich verstehen oder um mich trauern würden. Sie vielleicht, Setchen! Sie kommen auch? Weil Sie mich gern haben, das fühle ich, aber tranern sollen Sie nicht um mich, denn wenn ich erst daliege und über meinem Grabe

die Blumen duften und blühen, dann bin ich glücklich, dann können Sie mich getrost beneiden, liebes Kind!“

Auch heute sprach sie von diesen Dingen, während sie in dem großen, dämmerigen Zimmer des alten Kaufmannshauses saßen, das leicht durchweht war von dem Hyazinthenduft, der sich durch die Doppelfenster stahl.

Setten war es besonders schwer ums Herz. Die kurze Begegnung eben mit Fedderken hatte sie getroffen. Sein trauriges Gesicht schmerzte sie. Was wollte er bei Agnes? Warum kam er zu so ungewöhnlicher Zeit? Hatte er neuen Kummer? Neue Sorgen? Sonderbar, daß Agnes sie nicht holen ließ, er blieb also bei ihr heute abend? —

Und mitten in dies Fragen hinein kamen ihr süß wie der Duft der Frühlingsblumen längst begrabene thörichte Wünsche in die Seele. Wenn er gekommen wäre, um Agnes zu bitten: Kommt wieder in das öde Haus, ich ertrage es nicht so allein. Frage die Sette, ob sie noch meiner gedenkt in alter Treue ..... Ihr Herz begann plötzlich ungestüm zu klopfen. Dann richtete sie sich jäh empor. Was focht sie an? Das machte der Hyazinthenduft und der Frühling, der draußen siegreich über die Welt zog — draußen — für sie war er längst vorübergelogen, für sie beide war es Herbst!

Da scholl auch schon die Stimme der alten Dienerin: „Frau Oldenroth läßt bitten, Sie möchten nach Hause kommen, gnädiges Fräulein.“

Sette stieß wie immer beim Abschied die Stirn der alten Dame und ging heim. Das Dienstmädchen stand schon an der Treppe. Sie jammerte: „O, Fräulein Settchen, Fräulein Settchen, die gnä' Frau sind so außer sich, sie haben so geschluchzt, gleich wie der Herr fort war.“

Sette kam hinein in die Stube. Die Lampe brannte auf dem Sofatisch, und Agnes saß mit verweintem Gesicht daran und hatte die Hände über einem Briefblatt gefaltet.

„Siehst du, ich habe es mir gedacht,“ sagte sie leise, mit dem Kopf nickend, und schob Setten das Schreiben hin. „Lies, Sette, lies!“

Das Mädchen nahm bestürzt das abgerissene Blatt und las:

„Wiesbaden, Haus Rusterwald, d. 26. April.

Liebe Agnes! Lange habe ich nicht geschrieben, bilde mir aber ein, Ihr in Siegeswalde seid ebenso glücklich, wenn Ihr von mir nichts hört, als im Gegenteil. Nun so schwerstgicher ist es mir, Eure Ruhe mit diesem Brief stören zu müssen, aber leider bleibt mir keine Wahl.

Ich habe nemlich eine Entdeckung gemacht, nämlich die, daß ich bei meiner Scheidung schrecklich leichtsinnig gewesen, daß ich, unerfahren wie ich damals war, übervorteilt worden bin. Mein Mann, der mit solchen Dingen Bescheid weiß, ist sehr peinlich berührt davon, daß man mir die 75000 Mark, die mir nach Beendigung der Scheidung von Fedderiens Anwalt ausgezahlt werden, als einmalige Abfindung angerechnet hat. Er sagt, das könne nicht stimmen. Er ist in meinem Interesse natürlich empört und hat an Feddersen geschrieben um Klarlegung der Vermögensverhältnisse. Ich weiß, daß ich nichts erzwingen kann, und daß Feddersen, wie ich ihn kenne, einfach sagen wird: Ilse ist einmal darauf eingegangen, daran ist nichts mehr zu ändern. — Was ich dann machen soll, weiß ich nicht! Ich brauche nämlich Geld! Mein Mann ist in augenblicklicher Verlegenheit. Seine Kapitalien sind als Hypotheken auf seinen ehemaligen Gütern stehen geblieben und bis zum Jahre 1908 unkündbar. Ich habe peinliche Tage durchgemacht, das kannst Du Dir denken! Paul ist gut, aber sehr heftig — und sein Zorn gegen meine Gedankenlosigkeit, aber wenn Du willst: meinen Leichtsinn, kannte keine Grenzen. Vor allem aber besteht er darauf, daß das Kind mir gehören soll, wenigstens so lange es noch meiner Pflege bedürftig ist. Und in diesem Punkt stimme ich ihm bei und bekenne freimütig, daß ich eine fahrlässige Mutter war, weil ich diesen wichtigen Punkt bei der Trennung unentschieden ließ. Feddersen braucht den Kleinen nicht mehr herzugeben, aber ich denke, er wird sich nicht weigern, wenn er erfährt, daß ich mich in Sehnsucht nach dem Jungen fast verzehre! Er kann ihn ja sehen, zuweilen, am dritten Ort, z. B. bei Dir. Hörst Du, Agnes, biete alles auf, daß Feddersen mir das Kind läßt, er weiß nicht, was er thut, mit einer Weigerung! —

Sonst kann ich Dir nichts Besonderes schreiben. Wir leben gesellig, wir haben eine Loge im Theater, und Paul sieht es gern, wenn ich mich mit ihm zeige. Er sucht mir alle Toiletten selber aus — einen exquisiten Geschmack hat er. Unser Haus ist elegant, wir sind eingerichtet, wie ich es immer gewünscht habe! Ganz glücklich bin ich, bis auf die Sehnsucht nach Bubi. Ich bin überzeugt, wenn der kleine Schelm hier ist, wird Pauls Verstimmung weichen. Biete in dieser Hinsicht Deinen ganzen Einfluß auf Feddersen auf!

Es küßt Dich

Deine Ilse.“

Settens Gesicht war beim Lesen rot geworden vor Empörung. „Ich bitte dich, Agnes,“ stammelte sie, „jetzt erst besinnt sie sich darauf, daß sie Mutter ist?“

„So mußte es kommen,“ nickte diese. „Der Brief ist aber erst zu verstehen, wenn man den Kommentar dazu besitzt. Feddersen hat zufällig aus bester Quelle erfahren, daß dieser Herr von Rusterwald eine der fragwürdigsten Existenzen Wiesbadens ist, der Ilse jedenfalls nur deshalb hat, weil er ihre paar Groschen dringend nötig hatte.

Lies nur zwischen den Zeilen, Settchen, der ganze Brief ist ein Verzweiflungsschrei, so höhnisch und trotzig er klingt.“

„Und das Kind, Agnes? Man wird Feddersen doch das Kind nicht nehmen können?“ fragte Sette leise und angstvoll.

„Nein, o nein!“ antwortete Agnes. „Aber du kannst dir denken, wie ihm zu Mute ist. Machen kann ja dieser Herr Rusterwald nichts. Diese tückisch ermachte Mutterliebe Ilsens ist überdies künftlich, scheint es mir, durch Rusterwald geweckt aus irgend einem Grunde. Ich habe Fritz das gesagt, ohne Ilse zu schonen. Er antwortete mir, er hoffe, dieser eine Punkt wenigstens sei bei jeder Frau, die ein Kind zur Welt gebracht habe, echt. Aber er könne ihr nicht helfen, sie habe bereits verzichtet und dieses Glück verscherzt. Die Fragen des Herrn Rusterwald nach dem Buchter Vermögensstand wird er durch seinen Anwalt beantworten lassen. Jedenfalls rät die Geschichte nicht zu seiner Erheiterung bei, das kannst du denken!“

Sette nickte traurig. Ja, das konnte sie sich denken! Sie wußte, wie ihn diese Wendung der Dinge packen mußte. Sie kannte seine Liebe zu dem Kinde, das mutterlos neben ihm aufwuchs, sie wußte auch, daß nur die Sorge für das kleine Leben ihm sein arbeitskarges Dasein erträglich machte.

Sie saßen noch lange bei einander und tauschten ihre Vermutungen aus über das, was sich daraus weiter entwickeln würde. —

Während der nächsten Tage gingen sie unter dem Druck von Ilsens Brief umher. Feddersen hatte Agnes in einem kurzen Billet mitgeteilt, daß er seinen Anwalt veranlaßt habe, dem Herrn Rusterwald zu antworten, und daß er nicht gesonnen sei, seiner geschiedenen Frau das Kind zu überlassen, selbst zeitweilig nicht. Ilse habe, nachdem sie bei ihrer Scheidung das Kind nicht reklamierte, sich ihres Rechtes begeben.

Tag um Tag verging ohne eine Nachricht aus Wiesbaden; die Damen beruhigten sich endlich. „Ich wußte es ja gleich, Settchen, es war ein Bericht!“ sagte Agnes endlich, aber man merkte ihr dennoch die Sorge an.

Und eines Tages, als Sette Agnes beim Mittagsbrot gegenüberaß, erklärte diese: „Schilt mich überdamit oder thöricht, Sette, ich konnte nicht anders, ich habe Ilsen ein paar Worte geschrieben, so ganz harmlos, weißt du, ohne auf ihren letzten Brief einzugehen. Aber ich wollte wissen, wie es ihr geht, ich habe Angst um sie.“

Auch hieraus war keine Antwort erfolgt. Als sei sie gestorben, so still blieb es auf Ilsens Seite. Agnes sah nur noch mit trüben Augen umher. Gott wußte, welchem Geschick ihre Schwester entgegenging!

So verstrichen die Wochen. Die Bäume hatten abgeblüht, Flieder und Goldregen dazu; die Nachtigall im Garten, deren Lieder Sette mit den durchwachten Nächten ausköhnten, schwieg. Es war Anfang Juli geworden, und überall blühten die Rosen. — Sette saß am Schreibtisch und horchte mit halbem Ohr auf das, was Agnes sagte.

Die Kranke war durchaus aufgeregt in der letzten Zeit, sie sprach fast nur noch von Ilsen. So schroff sie die Schwester

früher verurteilt hatte — jetzt, wo sie sich Ilse in mißlicher Lage, vielleicht mit Sehnsucht nach der Heimat im Herzen, vorstellte, sorgte sie sich um sie.

„Aengstige dich doch nicht!“ bat Sette, einen Augenblick von ihrem Schreiben aufblickend, „glaube mir, Ilse wird auf Reisen sein und sich ganz fein amüsieren.“

„Das glaubst du ja selber nicht, Settchen.“

„Und du wirst dich kränker machen, Agnes.“

„Ich glaube eher, ich mache dich krank, Liebste. Vergieb mir, es ist stärker als ich, aber ich will mich zusammennehmen. Bitte, schreibe deinen Besuch in Dresden nicht ab, Sette, bitte, ich werde bestimmt vernünftig sein.“

„Ich reise später einmal, Agnes.“

„Wenn ich nur den Grund zu deiner plötzlichen Sinnesänderung wüßte!“ seufzte die Kranke.

„Offen gestanden, Agnes, ich weiß ihn selber nicht,“ wehrte Sette, „ich kann nur sagen, ich bin nicht reiselustig — das mußt du gelten lassen.“

Sette hatte nicht einmal Gewissensbisse bei dieser Notlüge. Sie wäre um die Welt jetzt nicht fortgegangen nach dem gestrigen Erlebnis. Gestern abend, wie sie mit Frau Lewinsky gegen 9 Uhr von einem Spaziergang, den sie ins Feld hinein gemacht hatten, zurückkehrte, war vor dem Mallnower Thor, von dem Bahnhof herkommend, eine Dame an ihnen vorübergegangen, bei deren Anblick Setten das Herz beinahe stillgestanden hatte vor schreckhafter Ueberraschung. Unwillkürlich waren sie stehen geblieben und hatten ihr nachgeschaut. Es war schon zu dämmerig gewesen, um die Gesichtszüge der Vorübereilenden noch genau zu unterscheiden, auch war die Dame sehr rasch gegangen. Trotzdem aber meinte Sette mit Bestimmtheit Ilse erkannt zu haben. So schlank war Ilse freilich früher nicht gewesen, so nachlässig gekleidet war sie nie gegangen — und dennoch, dennoch! Es hatte ja keine andere Frau diese hochmütige Art, den Kopf zu tragen, und der dicke goldblonde, eigentümlich verschlungene Haarknoten, der selbst durch die Dämmerung noch geleuchtet hatte, der war auch einzig. — „War das nicht Ilse?“ hatte Sette ausgerufen, aber Frau Lewinsky war sofort bemüht gewesen, ihr das auszureden. „Ich bitte Sie, Kind, eine zufällige Aehnlichkeit! Wie soll diese Ilse so plötzlich hierherkommen? Ich dächte, sie hätte alle Ursache, die hiesige Gegend zu meiden. Sie sehen Gespenster, Settchen!“

Sette hatte es sich auch momentan ausreden lassen, nur zu gern. Aber die ganze Nacht war ihr das Bild der Dame, die so eilig mit zusammengerafftem Schleppe auf der Landstraße nach Mallnow zuschritt, vor Augen gestanden, und immer bestimmter meinte sie, Ilse gesehen zu haben, die in die Nacht hinein ging, in der Richtung auf Buchte zu, mit irgend einer Absicht. —

Sie hatte sofort ihr Vorhaben, nach Dresden zu reisen, aufgegeben, in dem Gefühl, daß sich irgend etwas ereignen müsse, wobei ihre Gegenwart nötig sei, und daß sie Fritz Fedderzen von ihrer Verwunung Mitteilung machen müsse.

Aber wie sollte sie es thun?

Den ganzen Morgen ging sie wie verstört umher, und beim Mittagessen sagte sie plötzlich: „Heute wäre so ein Tag, um der kleinen Frau Pastorin in Buchte einen Gegenbesuch zu machen, Agnes. Wollen wir einmal leichtsinnig sein und einen Einspänner bestellen? So als Entschädigung für meine aufgegebene Reise zu Mutters Geburtstag? Ja, wollen wir?“ Sie sah so lieb und herzlich bittend zu Agnes herüber, daß der gequälten Kranken ordentlich fremdlich ums Herz wurde.

„Aber dann würde ich auch zu Hans wollen!“ antwortete sie wie fragend.

„Natürlich, Agnes, wenn wir einmal in Buchte sind, besuchen wir Hansens Grab — das ist doch selbstverständlich!“ antwortete das Mädchen. „Es paßt ja auch prächtig; erst trinken wir bei Pastors Kaffee und dann fahren wir um den See herum bis an das Pförtchen hinter dem Erdbeergrähnis.“

„Du willst in den Buchter Park, in die Höhle des Bären?“ fragte Agnes ungläubig lächelnd.

„Ja, Agnes!“

„Um mich hilflos und allein stehen zu lassen, wenn zufällig Fedderzen in der Nähe vorübergeht?“

„Ich werde dich nicht allein lassen,“ antwortete Sette und wurde einen Schein blasser.

„Na, gottlob, wenn endlich eine Erleuchtung über dich kommen sollte,“ seufzte Agnes.

Still ging Sette hinaus, um einen Wagen zu bestellen.

(Schluß folgt.)

Das Erdinnere und die vulkanische Kraft.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. H. J. Klein.

Die hohen Regionen der Luft und die schweigenden Abgründe des Meeres sind der menschlichen Erforschung zugänglich geworden, aber die Tiefen des Erdinnern sind uns heute noch ebenso völlig verschlossen wie unsern Vorfahren vor tausend oder zweitausend Jahren. Man darf, wie die Sache liegt, behaupten, daß es auch in absehbarer Zukunft nicht wesentlich anders sein wird. Unser unmittelbares Wissen von der Beschaffenheit des Erdballes bezieht sich lediglich auf dessen äußerste Teile, und wenn wir uns denselben als Riesenglobus von 5 m Durchmesser vorstellen, so würde an diesem die größte Tiefe, bis zu welcher der Mensch in das Innere vorgedrungen ist, noch nicht 1 mm betragen. Welche sicheren Schlüsse aber könnte man aus den Erscheinungen über die Beschaffenheit dieser minimalen Schicht auf die Zustände des ungeheueren inneren Balles ziehen? Eines scheint indessen doch gewiß zu sein. Ueberall, wo man bis zu 100 m oder darüber in das Innere der Erde eingedrungen ist, hat man gefunden, daß es mit zunehmender Tiefe da unten wärmer wird, an einem Orte rascher, am andern langsamer. Im Bohrloche zu Rybnik in Schlesien fand sich am Boden in 2000 m Tiefe eine Temperatur von 69° C.; leider brach das Bohrgestänge, und ein weiteres Niedertreiben des Bohrlochs wurde unmöglich. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß man in größeren Tiefen noch höhere Temperaturen angetroffen hätte. Da dies nun allerorts der Fall ist, so bleibt der Schluß unabweisbar, daß es im Erdinnern mit der Tiefe immer wärmer wird, daß die Erde also im Innern eine Wärmequelle umschließt. Aber welcher Art ist diese und wie hoch mag ihre Temperatur steigen?

Bei Beantwortung dieser Frage entstehen Zweifel und Bedenklichkeiten. Die Einen behaupten: die Wärme nimmt mit der Tiefe stetig zu, so daß man also, gemäß den Erfahrungen in den bisher erreichten Tiefen, schon 3000 m unter der Oberfläche auf die Temperatur des kochenden Wassers treffen würde, und in 100000 m Tiefe müßten selbst die Gesteine geschmolzen sein. Auf der andern Seite sagt man, die Wärmezunahme nach dem Erdinnern hin finde in der Tiefe bald ihre Grenze, es sei gar nicht zulässig, aus den bisherigen Erfahrungen auf die Zustände in Tiefen von 10000 oder gar 100000 m zu schließen. Nähme die Wärme allerorts so rasch wie oben bezeichnet zu, so müßte der Erdball im Innern ein einziges Glutmeer sein, das von einer im Verhältnis nur höchst dünnen und zerbrechlichen Kruste umgeben wäre, und es sei ganz undenkbar, daß diese schwache Rinde nicht gegenklich einbrechen und das innere Glutmeer zu Tage treten sollte.

Diese Einwürfe sind sehr gewichtig, aber eine Thatsache steht ihnen entgegen, die nicht wegzudeuteln ist, die Thatsache nämlich, daß es wirklich zahlreiche Punkte an der Erdoberfläche giebt, wo das glühendflüssige Innere unseres Planeten gelegentlich zu Tage tritt. Es sind die Vulkane, deren zeitweise Ausbrüche zu den großartigsten und furchtbarsten Vorgängen gehören, die wir auf der Erde erleben können. Soweit menschliches Erinnern zurückreicht, hat es Vulkane gegeben, ja die wissenschaftlichen Forschungen der neuren Zeit haben bewiesen, daß vor dem Auftreten des Menschen die Erde weit mehr vulkanische Berge besaß als heute, und daß diese Berge, so gewaltig und unverwüstlich sie uns gegenübertreten, doch verhältnismäßig leicht zerstörbar sind, d. h. im Laufe vieler Jahrtausende durch den Einfluß der Luft wie des Wassers verwittern und zuletzt ganz unkennbar werden. Wer hätte beispielsweise geahnt, daß in der westlichen Hälfte von Mitteldeutschland in der Vorzeit eine Menge großer und kleiner

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Der Besuch Friedrichs des Grossen in Crefeld am 10. Juni 1763.

Nach dem Gemälde von E. Hünten.

Vulkane vorhanden war, deren feurigflüssige Lavamassen sich wie ungeheuere Decken weithin ausbreiteten! Die dort heute vorhandenen Basaltmassen und Basaltkuppen sind nichts anderes als Lavamassen jener urweltlichen Vulkane, Ruinen weit mächtigerer Gebirgserhebungen. Der Bühl bei Weimar, ein bekannter höchst regelmäßig gestalteter Bergkegel, ist, wie die Untersuchungen von Professor Rinne unzweifelhaft ergeben haben, ein Centralpunkt vorweltlicher Vulkaneruptionen. Heute ist er durch Steinbruchsbetrieb ziemlich aufgeschlossen und gestattet so einen guten Einblick in seinen Aufbau. Dort zeigen sich denn die Basaltsäulen wie in einem riesenhaften Meiler gestellt; die der Bergage am nächsten befindlichen sind nur wenig geneigt, je weiter von dieser entfernt, um so mehr zeigen sie ringsum sich geneigt, die äußersten Basaltsäulen liegen fast horizontal. Unzählige Jahrtausende hindurch waren diese centralen Teile des ungeheueren Vulkans mit lockerem Auswurfsmaterial und Schutt bedeckt, aber immer mehr wuschen die herabrinnenden Regenwasser die Bedeckung fort, allmählich trat das Innere zu Tage und enthüllte zuletzt dem Forscherblicke, was an dieser Stelle vor Myriaden von Jahren eigentlich vor sich gegangen war. Solcher Vulkanruinen in den verschiedensten Graden der Zerstörung giebt es sehr viele, und sie predigen übereinstimmend die Lehre, daß in der Vorzeit, lange bevor ein menschlicher Fuß die Erdscholle betreten hatte, vulkanische Ausbrüche weit zahlreicher und häufiger gewesen sind als während der geschichtlichen Zeit. Diese Thatsache spricht sehr beredt zu Gunsten der Annahme, daß in gewissen Tiefen der Erde wirklich ein weitverbreiteter Herd von feurigflüssiger Materie vorhanden ist, aus dem in der Urzeit, beziehungsweise heute noch, die Vulkane gespeist worden. Wichtige andere Umstände unterstützen diese Schlußfolgerung, am gewichtigsten spricht für sie die Vorstellung, welche gegenwärtig über die Entstehungsweise der Sonne und der Planeten in der Wissenschaft herrscht. Man bezeichnet diese Vorstellung als die Laplacesche Weltenbildungstheorie, und sie besagt im Kürze, daß vor Entstehung unseres Sonnensystems die ganze Materie desselben in Dunst aufgelöst war und die Gestalt eines flachen runden Nebels besaß, der sich von Ost um sich selbst drehte. Dieser scheibenförmige Nebel erkaltete allmählich und mußte sich dadurch zusammenziehen, gleichzeitig aber seine Umdrehung beschleunigen. Indem dieser Prozeß sich fortsetzte, mußte schließlich die Umdrehung so rasch werden, daß die äußersten Nebelschichten sich von den inneren absonderten und schließlich zu selbständigen Nebelbällen wurden, aus denen endlich die Planeten entstanden.

Die Richtigkeit dieser Anschauung ist durch die Forschungen der Astronomen, besonders durch die photographischen Aufnahmen von Nebelflecken erwiesen worden. Noch heute giebt es in den Tiefen des Weltenmes zahlreiche Nebelflecke, die sich in dem Stadium des Abschleuderns von Nebelbällen befinden, es sind die sogenannten ringförmigen und spiralförmigen Nebelmassen, und man kann auf den Photographien, von den Lichtstrahlen selbst gezeichnet, die allgemeine Gestalt der Urnebel erkennen, aus denen sich dort zukünftig Sonnen und Planeten bilden werden. Ja noch mehr! Vor etwa einem Jahre erschien im Sternbild des Perseus plötzlich ein hellleuchtender Stern, und die photographischen Aufnahmen haben ergeben, daß sich von diesem Stern eine ungeheure Nebelmasse nach allen Seiten hin ausbreitet, mit einer Schnelligkeit, welche das menschliche Vorstellungsvermögen übersteigt. Die einzelnen Nebelstreifen und -ströme, sowie gewisse Nebelballen besitzen Geschwindigkeiten von mindestens 300 deutschen Meilen in der Sekunde, so daß es sich also im Gebiete jenes Sterne um Explosionen von einer Furchtbarkeit und Großartigkeit handelt, welche den ganzen Vorgang als eine wahrhafte Weltkatastrophe erscheinen lassen. Solches ergiebt sich auch aus dem Umstande, daß die kleinsten Nebelballen, die man rings um den Stern auf den Photographien erblickt, hundertlausendmillionenmal größer sein müssen als unser ganzer Erdball! Dort sehen wir mit unseren leiblichen Augen, was das geistige Auge in der Vergangenheit unserer Erde geschaut hat: die allmähliche Bildung eines Systems von Weltkörpern aus einer ungeheuren glühenden Nebelmasse, wir belauschen die Entstehung eines fernen Sonnensystems!

Aehnlich war ohne allen Zweifel der Vorgang, als sich in altersgrauer Vergangenheit unser eigenes Sonnensystem bildete. Unsere Erde also war ursprünglich ein Nebelball, der sich mehr und mehr zusammenzog und dadurch auf eine sehr hohe Temperatur erhitzte. Der Rest dieser ursprünglichen Hitze ist es, welcher noch im Erdinnern angetroffen wird, nachdem die äußeren Schichten längst erkaltet und erhärtet sind. Die noch glühendflüssige Masse im Innern der Erde ist die Quelle der vulkanischen Kraft. In dieser Ueberzeugung waren schon die großen Forscher A. v. Humboldt und Leopold v. Buch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gelangt; aber über die Tiefe, in welcher das glühendflüssige Erdinnere unter der festen Oberfläche sich befindet, und über die Art und Weise des Zusammenhangs zwischen diesem und den Vulkanen selbst herrschte Unklarheit und Zweifel. Man kam zuletzt zu der Ueberzeugung, daß die Dicke der festen Erdrinde jedenfalls weit mehr als einige Meilen betragen müsse; damit aber wurde es schwierig, eine unmittelbare Verbindung des glühendflüssigen Erdkerns mit den Kratern der Vulkane anzunehmen. In einer sehr frühen Epoche der Erde, als die feste Rinde, welche den feurigflüssigen Ball umhüllte, noch dünn war, wurde sie offenbar an zahlreichen Stellen durchbrochen und von der den Innern entquellenden Lava überflutet, ohne daß es dabei zur Bildung von Vulkanbergen, wie wir solche heute sehen, kommen konnte. Durch Erkaltung der glühendflüssigen Massen vergrößerte sich allmählich die feste Rinde, sie wurde fester und dicker, und einer unserer vorzüglichsten Kenner der vulkanischen Verhältnisse, Hr. Alfons Stübel, bezeichnet diesen Zustand mit dem Namen Panzerdecke. Die Ausbrüche des glühenden Erdinnern mußten jetzt nun an Zahl langsam abnehmen in dem Maße, als sich die Panzerdecke verdickte. Endlich bildeten sich, worauf Stübel mit Nachdruck hinweist, an verschiedenen Stellen dieser Panzerdecke selbst Herde glühendflüssiger Lava, die mit dem Hauptherde im Erdinnern in direkter Verbindung standen. Nach und nach, im Verlaufe unermeßlich langer Zeiträume, wurde die unmittelbare Verbindung mit dem centralen Herd der Erde mehr und mehr unterbrochen, die Tiefenschächte kamen außer Thätigkeit, und die an der Erdoberfläche stattfindenden Ausbrüche gingen nunmehr von den verschiedenen über der Erstarrungskruste liegenden lokalen Herden glühendflüssiger Masse aus. Diese Quellen der vulkanischen Kraft liegen also der Erdoberfläche ziemlich nahe und sind im allgemeinen von dem Centralherde, der sich mehr und mehr gegen den Erdmittelpunkt zurückgezogen hat, getrennt. Alle vulkanischen Schöpfungen, die gegenwärtig unserer Untersuchung zugänglich sind, sagt Stübel, der diese neue Lehre begründete, dürfen höchstwahrscheinlich ohne Ausnahme der Thätigkeit der peripherischen (lokalen) Herde zugeschrieben werden. Jeder vulkanische Bau ist gewissermaßen die Verkörperung der Vorgänge, die sich in dem Herde abgespielt haben und vielleicht noch abspielen, aus dem der vulkanische Bau selbst hervorgegangen ist. Die lokalen Herde sind eben deshalb erschöpflich und die meisten derselben haben sich, wie Stübel nachweist, durch einen einzigen Ausbruch, nämlich durch die Bildung des Berges über dem Herde, auf immer erschöpft. Daher die ungeheure Zahl erloschener Vulkanberge von allen Größen. Eine große Zahl der lokalen Herde läßt aber auch ein mehrmaliges Erwachen der vulkanischen Thätigkeit in den von ihnen aufgeführten Bauen erkennen, die Ausbrüche sind dann durch längere oder kürzere Ruhepausen voneinander getrennt — wie auch jetzt beim Mont Pelée auf Martinique, dessen vorletzter Ausbruch vor mehr als fünfzig Jahren erfolgte. Dabei ist, wie Stübel hervorhebt, merkwürdig, daß viele der lokalen Herde zwei Hauptausbrüche erkennen lassen, die durch einen außerordentlich langen Zeitraum voneinander getrennt sind. Hierher gehören nach Stübel die Herde, welche die meisten heute noch thätigen Vulkane, wie Aetna, Vesuv und die gewaltigen Vulkane Südamerikas, speisen und bei denen man mehr oder weniger deutlich an der äußeren Gestalt die Thätigkeit der beiden Hauptausbrüche nachweisen kann. Im Licht dieser Anschauung wird daher nicht nur das zeitliche und räumliche Auftreten der Vulkane auf der Erdoberfläche, sondern auch ihr Aufbau und ihre heutige Form verständlich, und mit voller Berechtigung darf im Angesichte der vulkanischen Bildungen uralter Vergangenheit der Forscher mit dem Dichter sagen:

„Ich war dabei, als noch da drunten siedend
Der Abgrund schwoll und strömend Flammen trug,
Als Molochs Hammer, Fels an Felsen schmiedend,
Gebirgestrümmer in die Ferne schlug."

Die Bekämpfung der Rindertuberkulose.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Nach Prof. E. v. Behring.

Aus verschiedenen Gründen erfordert die Rindertuberkulose die größte Beachtung. Genauere Untersuchungen haben gezeigt, daß in manchen Gegenden Deutschlands von den Rindviehbeständen 40 bis 70 Prozent tuberkulös sind. Die Zahl der Opfer dieser Seuche ist dementsprechend sehr groß und der durch sie verursachte Schaden bedeutend. Darum ist ihre erfolgreiche Bekämpfung schon im Interesse der Volkswirtschaft wünschenswert.

Außerdem kommen aber noch andere schwerwiegende Fragen in Betracht. Wie beim Menschen wird diese Krankheit auch beim Rinde durch Tuberkelbacillen erzeugt, und so liegt die Möglichkeit nahe, daß die Tuberkulose vom Rinde auf den Menschen übertragen werden könne. Bis vor kurzem war man auch allgemein der Ansicht, daß eine solche Uebertragung in der That stattfinde, und man traf Vorsichtsmaßregeln bei Verwendung des Fleisches tuberkulöser Rinder und beim Verbrauch der Molkereiprodukte, Milch, Butter und Käse, in denen die Untersuchung häufig Tuberkelbacillen nachwies. Neuerdings vertrat Robert Koch auf dem Tuberkulosekongreß in London die Ansicht, daß in diesem Falle gewissermaßen zwei verschiedene Krankheiten vorliegen, und daß die Tuberkulose des Rindes aller Wahrscheinlichkeit nach auf den Menschen nicht übertragbar sei. Seine Beweisführung war aber nicht völlig überzeugend, und mit Spannung erwartete man Mitteilungen anderer Forscher, welche die Bekämpfung der Rindertuberkulose zu ihrem Specialstudium gemacht haben.

Als der hervorragendste unter ihnen darf ohne Zweifel Geheimer Medizinalrat Professor E. von Behring gelten, der durch die Schöpfung des Diphtherieheilserums seinen Ruf begründete und neuerdings durch den Nobelpreis ausgezeichnet wurde, dessen Gelder er zur Erweiterung seines weiter unten beschriebenen Instituts in Marburg verwendete. Seit sieben Jahren verfolgt er unablässig das Ziel, die Rindertuberkulose zu bekämpfen. Zu diesem Zwecke gründete er bereits im Jahre 1895 in Marburg mit privaten Mitteln eine kleine Versuchsstation. Die Ergebnisse dieser Station wurden durch umfangreichere Versuche an Rindern ergänzt, zuerst in den Höchster Farbwerken und später in Berlin, wo der inzwischen verstorbene Tierarzt Niebel unter der Leitung von Prof. Schütz tuberkulöse Rinder mit Marburger Präparaten behandelte. Seit 1901 konnten die Marburger Einrichtungen durch Erwerbung von Weideflächen und Stallbauten genügend erweitert werden, um den ganzen Betrieb der Tuberkulosebekämpfungsarbeiten nach Marburg zu verlegen. Jetzt sind die mühevollen langjährigen Arbeiten zu einem gewissen Abschluß gelangt, und ihre Ergebnisse sind von Prof. E. v. Behring im sünften Hefte seiner „Beiträge zur Experimentellen Therapie“ veröffentlicht worden. Was bis jetzt erreicht wurde, ist bedeutungsvoll, denn Behring ist es gelungen, ein festes Fundament zu schaffen, auf dem mit der Zeit eine für die Praxis brauchbare Schutzimpfung gegen die Tuberkulose bei Rindern sich entwickeln kann.

Bevor wir auf diese eingehen, möchten wir noch einiges über die Natur der Tuberkelbacillen vorausschicken. Zahlreiche Versuche, die Behring mit seinen Assistenten anstellte, Impfungen an Tieren und chemische Untersuchungen, sprechen dafür, daß alle Tuberkelbacillen, die bei Menschen und Tieren krankhafte Veränderungen hervorrufen, einer und derselben Art sind. Ihre Wirkungen sind prinzipiell dieselben, nur in der Stärke je nach der Herkunft der Bacillen verschieden. Ihre Giftigkeit sozusagen wird schwächer oder stärker, je nach der Umgebung, dem Nährboden, in dem sie leben und sich vermehren. So können z. B. abgeschwächte Tuberkelbacillen vom Menschen einen sehr hohen Grad von Virulenz — Giftigkeit — erreichen, wenn man sie auf Ziegen verimpft, sie die Hegewassage durchmachen läßt. Im Gegensatz zu der Lehre Kochs von der Unschädlichkeit der Rindertuberkelbacillen für den Menschen neigt Behring mehr zu der Annahme hin, die R. de Jong vor kurzem ausgesprochen hat. Danach hätten die Tuberkelbacillen vom Rind eine stärkere Giftwirkung als die vom Menschen, und wie sie sich gegen Schafe, Ziegen, Hunde und Affen verderblich erweisen, so können sie höchstwahrscheinlich auch den Menschen gefährden. Leider sind

Prof. E. v. Behring.

Nach einer photographischen Aufnahme von W. Citzenthaler in Berlin.

Untersuchungen dieser Art ungemein schwierig, und es werden noch viele Jahre vergehen, bis für die Richtigkeit der Ansicht völlig einwandfreie Feststellungen beigebracht werden.

Was wir aber bereits wissen, genügt, um gesunde Rinder durch eine Schutzimpfung vor Ansteckung mit Tuberkulose zu bewahren. — Die Methode, die Behring anwendet, weicht im Prinzip in nichts ab von der Pockenschutzimpfung. Man hat in früheren Zeiten, vor der Entdeckung Jenners, bei Menschen eine Schutzimpfung gegen Pocken gelegentlich ausgeübt, indem man Gesunde mit Ansteckungsstoff impfte, den man pockenkranken Menschen entnahm. Das Verfahren war nicht ungefährlich; es setzte Gesundheit und Leben des Geimpften aufs Spiel. Das Pockengift wird aber abgeschwächt, wenn es den Körper eines Rindes passiert hat; mit seiner Hilfe kann man alsdann, wie Jenner es that, ohne nennenswerte Gefahr für das zu schützende Individuum den Pockenschutz herstellen.

Das hygieinische Institut des Prof. E. v. Behring auf dem Deutschhaushof bei Marburg a. L

Ebenso kann man Rinder mit Tuberkelbacillen verschiedener Herkunft gegen Tuberkulose immun machen. Das Risiko ist aber bei den einzelnen Präparaten verschieden. So schließt Behring für die Praxis die von Rindern stammenden Bacillenkulturen grundsätzlich aus, da sie selbst bei vorsichtigster Anwendung langwierige Erkrankungen hervorrufen können. Am geeignetsten fand er eine Kultur, die schon seit $6^1/_2$ Jahren in seinem Institut fortgezüchtet wird, und welche ihren Ursprung auf eine menschliche Lungentuberkulose zurückführt. Sie ist nicht ganz unschädlich für Rinder, kann sogar in starken Gaben (über 0,05 g einer Serumkultur in die Adern eingespritzt) das Leben bedrohen und ruft auch in mäßigen Gaben von 0,01 g noch ein recht lebhaftes und fast drei Wochen lang anhaltendes Fieber hervor. Geht man aber auf Gaben von 0,001 g = 1 Milligramm herunter, so schafft sie ohne schlimme Nebenerscheinungen eine gewisse Grundimmunität, die nach einigen Wochen durch eine größere Gabe von 25 Milligramm verstärkt wird. Auf diese Weise geimpfte junge Rinder haben im Laboratoriumversuch Einspritzungen sehr giftiger Kulturen überstanden, durch welche nicht vorbehandelte Kontrolltiere in wenigen Wochen zu Grunde gingen. Es ist also möglich, auf diese Weise junge Rinder gegen die Tuberkulose zu schützen. Ob dieses Verfahren für die Praxis genügt, soll erst durch die Erfahrung festgestellt werden.

Die Bedingungen für die Ansteckung der Rinder sind, wie Behring ausführt, in der Landwirtschaft andere als bei den willkürlich in einem Institut bewirkten Infektionen. Hier bringen wir einmalig den Ansteckungsstoff direkt in das Blut, in das Unterhautgewebe und in andere künstlich geöffnete Gewebe ein; dort handelt es sich um das allmähliche Eindringen in die Verdauungs- und Atmungswege. So erscheint es notwendig, die im Institut immunisierten Rinder den Tuberkulose-Ansteckungsgefahren unter den natürlichen Lebensbedingungen landwirtschaftlich verwerteter Rinder auszusetzen. Einmal sollen zu den immunisierten Tieren im Marburg Kühe mit sogenannter offener Tuberkulose (fustende Kühe mit Lungentuberkulose, Kühe mit Euterkuberkulose) hinzugestellt werden, außerdem sollen auch immunisierte Rinder für lange Zeit in solchen landwirtschaftlichen Betrieben untergebracht werden, welche erfahrungsgemäß von der Tuberkulosegefahr für die Rinder besonders stark bedroht sind. Schließlich wird auch von dem Anerbieten einer Reihe von Landwirten, ihre eigenen jungen Rinder der in Marburg exprobten Schutzimpfung zu unterziehen, in umfangreicher Weise Gebrauch gemacht. Es handelt sich, wie man sieht, um ein langwieriges und weitausschauendes Arbeitsprogramm. Um es zu bewältigen, muß den in Marbach schon bestehenden Abteilungen des Instituts für Hygieine und experimentelle Therapie eine neue angegliedert werden, zu deren Vorsteher ein Veterinärarzt (Dr. Joest) ausersehen ist. — Inzwischen wird aber die wissenschaftliche Erforschung der Tuberkulose mit Nachdruck fortgesetzt werden, um noch mehr geeignete Bacillenkulturen für die Schutzimpfung zu ermitteln und überhaupt die zahlreichen dunklen Fragen auf diesem auch für die Gesundheitspflege des Menschen so überaus wichtigen Gebiete nach Möglichkeit

2 1 3

Professor E. v. Behring (1) mit Professor Dr. Ruppel (2), Dr. Römer (3) u. a. im Operationsraum bei einer Blutentnahme von einem Pferde.

IM ILSETHAL

Nach dem Gemälde von P. Flickel

Gelände am Dammelsberg im Besitz des Prof. E. v. Behring (Weideplatz für geimpftes Vieh).

aufzuhellen. So wird man im Laufe der nächsten Jahre noch wiederholt mit Spannung Mitteilungen entgegensehen können, die aus den Marburger Anstalten kommen werden.

Wir sind in der erfreulichen Lage, unsere Leser an der Hand einiger Abbildungen in diese Stätte so fruchtbringender geistiger Arbeit einzuführen.

Die Anstalten, welche der Tuberknlosebekämpfung dienen, sind in der Stadt und deren nächster Umgebung zerstreut. Das obere Bild auf S. 352 zeigt links den Deutschhaushof und rechts das Hygieinische Institut (I D), davor ein besonderes Häuschen für das Stallpersonal (K) und den Stall (St) mit Operationsraum (O). Die letzteren Gebäude wurden im Jahre 1896 errichtet, nachdem Prof. v. Behring den ihm von der französischen Akademie erteilten Diphtheriepreis für diesen Zweck der Regierung zur Verfügung gestellt hatte.

Das untere Bild auf S. 352 zeigt uns das Innere des Operationsraumes, in dem Geh. Rat v. Behring mit seinen Mitarbeitern Prof. Dr. Ruppel und Dr. Römer anwesend ist. Dem Pferde hat man soeben Blut entzogen, und der Verwalter Scholz spritzt ihm nachträglich eine größere Flüssigkeitsmenge unter die Haut.

Den Anstalten dient auch das Gelände am Dammelsberg, das sich im Besitze von Geh. Rat v. Behring befindet. Im Vordergrunde des oberen Bildes auf dieser Seite liegt der Marbachweg (Mb.W.), mit den Häuschen B und D, die zum Teil von den Institutsdienern bewohnt werden. Rechts bemerken wir den östlichen Abhang des Dammelsberges (Db). Vor ihm liegt am höchsten Punkt der Thalmulde die „Schöne Aussicht", von der sich nach unten die Tierwiese erstreckt, die als Weideplatz für geimpftes Vieh verwendet wird. Von der „Schönen Aussicht" führt durch Parkanlagen ein Weg zum „Bunten Kitzel", einem kleinen Plateau, auf dem sich ein Haus erhebt, welches dem Verwalter Scholz, dem Gärtner und mehreren Hilfsarbeitern zur Wohnung dient. Auf diesem Plateau befinden sich auch Stallungen für Pferde, Rinder, Ziegen ꝛc., welche nicht mit abgebildet sind. Das Terrain der Anstalten umfaßt im ganzen etwa 20 Hektar, aber kaum die Hälfte ist erst mit guten Zufahrtswegen, Einfriedigungen, Wasser und Ställen versorgt. Immerhin kann schon gegenwärtig das Institut neben 30 Rindern durchschnittlich 10 Pferde, ferner Schafe, Ziegen und eine große Zahl kleinerer Versuchstiere (Mäuse, Meerschweine, Kaninchen, Hühner ꝛc.) für vergleichende Untersuchungen dauernd unterbringen.

Hinter dem „Bunten Kitzel" am Abhange des Schloßberges liegt das sogenannte Schloßlaboratorium, ein Privatlaboratorium von Geh. Rat v. Behring, die eigentliche Werkstätte des Bakterienforschers. Das Innere des Schloßlaboratoriums ist im Jahre 1896 durch die Höchster Farbwerke so eingerichtet worden, daß darin alle bakteriologisch-chemischen Untersuchungen über Tuberkelbacillen in systematischer Weise durchgeführt werden können. Hier werden die winzigen Lebewesen auf den verschiedensten Nährböden gezüchtet, auf erstarrtem Blutserum, auf Glycerin-Fleischpepton-Agar, auf Glycerin-Kartoffel-Agar, auf Kartoffeln, auf Glycerin-Fleischpepton-Bouillon und Glycerin-Fleischextrakt-Bouillon, auf Gehirn-Bouillon mit und ohne Glycerin ꝛc. Eine besondere Küche ist für die Herstellung der Nährböden eingerichtet. An Bouillonkulturen allein sind hier bereits mehr als 200 000 Liter verarbeitet worden. Die mit Kulturen beschickten und mit Wattepfröpfchen keimdicht verschlossenen Glaskölbchen werden in einem besonderen Brütraum aufgestellt, in den uns die Abbildung auf S. 378 einen Einblick gewährt. Die wertvollsten Präparate werden in einem feuerfesten Anbau aufbewahrt; unter ihnen befindet sich auch die Präparatensammlung, die auf der letzten Pariser Ausstellung mit dem grand prix ausgezeichnet wurde.

Dieses Laboratorium verfügt sogar über eine Maschinenhalle, in der Kräfte zur Verarbeitung der Bacillen und für Beleuchtung erzeugt werden. Ein Gasmotor, der mit einer Dynamomaschine verbunden ist, liefert den erforderlichen Strom, der teils

Brütraum im Schosslaboratorium.

an die Lampen, teils an einige Elektromotoren geleitet wird. Man muß die winzigen Bacillen drehen und wenden, schütteln und rütteln, damit sie alle ihre Lebensgeheimnisse ausplaudern. Hier ist eine Vacuumpumpe in Bewegung, mit deren Hilfe die Kulturen eingetrocknet werden, dort sieht man Schüttelapparate zur Bereitung von Emulsionen, dort wieder andere zur Herstellung von Preßkuchen aus Bacillenmassen, ja, man mahlt sogar die schon so überaus feinen Bacillen, um die Gifte im Inneren ihres Leibes kennenzulernen. Die scharf getrockneten Tuberkelbacillen können durch etwa acht Tage lang fortgesetztes Mahlen in schnell rotierenden Kugelmühlen derartig zerkleinert werden, daß man mikroskopisch nur noch sehr vereinzelte unversehrte Bacillen nachzuweisen vermag. Auch eine Eismaschine ist in dem Laboratorium vorhanden, welche zeitweise dazu gedient hat, durch öfteres Gefrieren und Wiederauftauenlassen von Tuberkelbacillen deren Hüllen zu sprengen und auf diese Weise den Inhalt der Bacillen der Untersuchung zugängig zu machen. Daneben schwirren Centrifugen, in welchen der flüssige Inhalt der Bouillonkulturen von den festen Teilen abgeschodert wird.

Das Schloßlaboratorium soll in administrativem Zusammenhang mit den Bauliche iten auf dem „Bunten Kitzel“ und mit dem Gelände der Tierwiese, der Dammelsbergabhänge und der am Marbachweg gelegenen Grundstücke zu einem einheitlichen Ganzen als „Veterinärärztliche Abteilung des Institutes für experimentelle Therapie“ vereinigt werden. Die schon vorhandenen Gebäude werden voraussichtlich noch im laufenden Jahre durch einen Stallbau ergänzt werden, welcher auf der Tierwiese seinen Platz finden wird. Hier sollen das Stallpersonal und eine größere Zahl von Rindern untergebracht werden. — So ist in Marburg, dank der Schöpferkraft Behrings, eine große und höchst eigenartige Anstalt entstanden. Besonders wichtig ist es, daß in ihr an kleinen Tieren, wie Meerschweinchen u. dgl., im allgemeinen nur Vorversuche gemacht werden, während die Hauptarbeiten sich auf große Tiere erstrecken. Das interessanteste Meerschwein oder Kaninchen geht nach jahrelanger Beobachtung durch eine zufällige Stallinfektion oder sonst eine Schicksalstücke verloren, während große langlebige Tiere dem zufälligen Verlust weniger ausgesetzt sind. Die gelungene Immunisierung eines Meerschweines giebt uns noch lange nicht darüber Auskunft, wie landwirtschaftlich wertvolle Tiere gegen die verderblichen Folgen einer Infektion am leichtesten und sichersten geschützt werden können. In solchen Arbeiten erblickt Behring zum Teil ein Mißverhältnis zwischen Kraftaufwand und nutzbarer Leistung. Er zieht darum Versuche an großen Tieren, namentlich an Rindern, vor, denn hier bringt die gelungene Immunisierung einen unmittelbaren Nutzen für die Landwirtschaft mit sich.

Seine Arbeiten zur Bekämpfung der Tuberkulose erstreckten sich aber nicht allein auf den Schutz gesunder, sondern bezwecken auch die Heilung bereits erkrankter Rinder. Nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft ist aber die Erreichung des ersteren Zieles aussichtsreicher.

Hoffen wir, daß die Erwartungen, die sich an die neue Behringsche Schutzimpfung knüpfen, in Erfüllung gehen werden! Die gelungene Tuberkuloseimmunisierung würde nicht nur wirtschaftlichen Nutzen bringen, sie könnte auch in Vorstufe zum Aufsinken eines die Tuberkulose des Menschen sicher bekämpfenden Verfahrens bilden.

Die Prüfung des Tageslichtes in Schulen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es ist seit lange erkannt worden, daß ungenügende Beleuchtung des Arbeitsplatzes die Augen schädigt und namentlich Kurzsichtigkeit herbeiführt. Man hat darum verschiedene Methoden ersonnen, um die Helligkeit der einzelnen Arbeitsplätze zu bestimmen. Schon im Jahre 1882 konstruierte Professor Leonhard Weber ein ausgezeichnetes Photometer, mit dessen Hilfe man in wenigen Minuten ermitteln kann, wie viel Meterkerzenhelligkeit auf einem Schultisch vorhanden sind. Leider ist der Apparat noch teuer; er kostet vierhundert Mark, und so erschien es wünschenswert, andere billigere und auch von Laien ausführbare Methoden zu finden. So hat Professor Hermann Cohn einen kleinen Lichtprüfer hergestellt, einen Apparat, der seiner Zeit in der „Gartenlaube“ beschrieben wurde. Man bestimmt mit ihm, wie viel Ziffern in 40 cm Entfernung von einem gesunden Auge an einem Schülerplatze in 30 Sekunden gelesen werden, je nachdem ein, zwei oder drei graue Gläser vor das Auge gebracht werden. Dieser Apparat ist nur ein Notbehelf, völlig zuverlässig ist er nicht: der eine liest zu kurzsichtig, vorsichtig, um keine Fehler zu machen, der andere schnell, und derselbe Mensch liest verschieden rasch, je nachdem er mehr oder weniger ermüdet ist.

Es ist darum ein erfreulicher Fortschritt, daß neuerdings Versuche gemacht wurden, eine Methode der Lichtprüfung einzuführen, die derartige Fehlerquellen ausschließt. Dieselben gründen sich auf Verwendung photographischer Papiere, die durch das Licht gebräunt und geschwärzt werden.

Mit einer solchen Methode ist Baurat Wingen in Poppelsdorf hervorgetreten. Als er vor etwa zwölf Jahren in Siegen thätig war, bemerkte er, daß auf dem dortigen städtischen Gymnasium sein Sohn immer kurzsichtiger wurde. Er suchte nun nach einem möglichst einfachen Mittel, um die Behörde instandzusetzen, eine Gesamtermittelung schlecht beleuchteter Schülerplätze zu bewirken. Von den Hygienikern wird als wünschenswert erachtet, daß jeder Arbeitsplatz mindestens eine Helligkeit von 50 Meterkerzen habe, d. h. so stark beleuchtet sei, wie wenn das Licht von 50 Normalkerzen aus der Entfernung von 1 m auf ihn fiele.

Wingen meinte nun, daß es nicht nötig wäre, zu ermitteln, wie viel Meterkerzen ein jeder Arbeitsplatz hätte, sondern daß es genügte, diejenigen Plätze herauszufinden, die eine Helligkeit von weniger als 50 Meterkerzen aufwiesen. Für diesen Zweck erschienen ihm die photographischen Chlorsilberpapiere, die zur Anfertigung von Positivbildern benutzt werden, zweckmäßig. Als besonders brauchbar wählte er das Aristopapier, das jedem Amateurphotographen wohl bekannt ist.

Ein Blättchen von diesem Papier wird nun auf einen Platz gelegt, der laut Messung mit dem Weberschen Photometer gerade eine Helligkeit von 50 Meterkerzen aufweist, und auf diesem eine Stunde lang der Einwirkung des Lichtes ausgesetzt. Das Papier hat während dieser Zeit einen dunklen braunen Ton angenommen. Es wird nun in unterschwefligsaurem Natron fixiert und wie jede gewöhnliche Photographie ausgewaschen und gilt als Normalblatt für künftige Untersuchungen. Bei diesen legt man während des Unterrichts je ein Blatt Aristopapier auf jeden Schülerplatz und läßt es dort eine Stunde liegen. Dann sammelt man die Blätter, fixiert und wäscht sie aus und hat nun eine Uebersicht der Helligkeit der Plätze im Schulzimmer. Die Bräunung der Papiere weist verschiedene Tiefen auf. Alle Papiere, welche dunkler geworden sind als die Probe, zeigen gute Plätze, alle, welche blasser gebieben sind, dagegen schlechte Plätze. Wingen, der sich diese Methode hat patentieren lassen, wendet zum Ausstegen der Papiere passende Kartonausschläge und Zinkhalter an. Wir bilden nur das Prinzip umgedreht.

Klebt man nun die gebräunten Kartonblättchen auf den Grundriß eines Schulzimmers, entsprechend den Plätzen, auf denen sie gelegen haben, so erhält man eine klare Uebersicht der Beleuchtungsverhältnisse des fraglichen Raumes.

Professor Hermann Cohn hat diese Methode nachgeprüft und sie für praktische Zwecke brauchbar gefunden. „Meines Erachtens,“ schreibt er in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“, „sollten nun in allen 70 000 Schulen Deutschlands die kleinen Papiere an jedem Schülerplatze ausgelegt und mit denselben gewissermaßen in alle dunklen Ecken hineingeleuchtet werden. Denn die gefundenen Verdunkelungen der Papiere sind berufen, viel Licht in die Zimmer zu bringen . . . . In den neuen Schulpalästen werden wohl an den meisten Plätzen gute Resultate gefunden werden, obgleich auch da manche Klasse und mancher Platz zwischen den Pfeilern wird aufgegeben werden müssen. Aber welche Bilder wird man in den alten Schulen finden? Möchten doch die Behörden nun durch die photographischen Belunde und Pläne bewogen werden, schleunigst überall Verbesserungen anzubringen, die dem Auge der Jugend zu gute kommen.“

Die Wingensche Methode der Lichtprüfung kann selbstverständlich auch in Geschäftsräumen, Fabriken und dgl. sich nützlich erweisen.

Völlig genau ist sie aber auch nicht. Das menschliche Auge und die lichtempfindlichen Papiere und Platten reagieren auf das Licht verschieden. Dem Auge erscheinen die gelben Strahlen am hellsten. Gegen diese sind die photographischen Papiere wenig oder gar nicht empfindlich. Sie werden am stärksten von blauen und violetten Strahlen verändert, die dem Auge ziemlich dunkel erscheinen. Ja, sie werden sogar von Strahlen beeinflußt, die uns unsichtbar sind. Dr. Arthur Trautlitzer hat vor einiger Zeit Versuche über Lichtmessungen mittels lichtempfindlicher Papiere angestellt. Er macht darauf aufmerksam, daß die chemisch wirksamen Lichtstrahlen zu verschiedenen Tageszeiten verschiedene Stärke zeigen. Am Mittag sind sie am stärksten.

Er legte um diese Zeit ein lichtempfindliches Papier auf einen Platz, der 50 Meterkerzen Helligkeit zeigte, und es wurde gebräunt, selbst wenn er es mit drei bis vier Fixierpapieren bedeckte, am Abend legte er es auf einen Platz aus, der gleichfalls für das Auge 50 Meterkerzen Helligkeit aufwies, und das Papier wurde gar nicht gebräunt. Man ist darum bestrebt, Papiere herzustellen, die ebenso wie das Auge für das Gelb am empfindlichsten wären. Die Versuche haben noch nicht zu einem befriedigenden Abschluß geführt. Die Erreichung des Zieles ist aber keineswegs ausgeschlossen, alsdann wird die neue Methode der Lichtprüfung selbst den genauesten Anforderungen genügen.

Der Waschbär.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Luise Westkirch.

Wir saßen in der backsteingedeckten Veranda des kleinen Wirtshauses. An seinem Giebel stand mit großen weißen Buchstaben auf eine schwarze Tafel gemalt: „Pennsylvanien". Vorn an einer der aufgemauerten Säulen hockte die halbwüchsige Wirtstochter, schaukelnd im deutschen Mai, und der Wirt, der die Biergläser versorgte, erzählte, während er ab und zu einen Haufen zuckender Nachtfalter und langbeiniger Mücken wegfegte, die sich am Cylinder der von der Decke herabbaumelnden Oellampe zu Tod gebrannt hatten, von den Leuchtkäfern, welche die Nächte in seiner Heimat Virginien wie toll gewordene Brillanten durchflirren. Vor uns aber lag ein Stück norddeutscher Heide, kurzes Heidekraut, spärliche Föhren, sperrige Wacholderbüsche, Schwarz in Schwarz, und in den weitgespannten, blassen Himmel drüber, an dem die ersten Sterne flimmerten, schnitten die wunderlichen Figuren der Bohrtürme, anzusehen wie die versteinerten Skelette einer Versammlung vorsündflutlicher Riesensaurier.

Denn wir befanden uns auf dem kuriosen Fleckchen ehrbarer, deutscher Erde, auf dem dazumal Scharen internationaler Abenteurer und eine Fülle internationaler Romantik zusammenstoßen, der Schadenlustige manch hochfliegender Hoffnung, dem Grab manchen Vermögens und mancher Existenz, dem durch seine neuentdeckten Petroleumquellen berühmten und berüchtigten Oelheim.

Alle, die mit uns hinter ihren Biergläsern um den rohen Holztisch saßen, hatten ihre geheime Geschichte, dunkle Geschichten, deren Kapitel in allen fünf Erdteilen spielten. Wie die Mücken der tödlichen Flamme unserer Lampe zu, so flatterten sie dem Reichtum nach, der in irgend einer Form irgendwo in der Welt dem Boden entquoll — ruhlose Wanderer über den Erdrücken, manche schon flügellahm, aber voll Gier und Hast und Gewinnsucht alle, die Goldsucher selbst und das Heer der Wirte, Handwerker, Ausbeuter, das sich an ihre Fersen heftete.

Besonders war da Einer, der das Interesse auf sich zog, Fritz Hammerschmidt mit seinem deutschen Namen, der erste Bohrmeister einer bedeutenden Petroleumgesellschaft. Man wußte von ihm, daß er als vierzehnjähriger Bub der Schule und seiner Mutter entlaufen und als Schiffsjunge nach Amerika hinübergefahren war, und man erzählte von ihm all das Schauerliche, das die öffentliche Meinung denjenigen anzuhetzen pflegt, deren Leben sich zehn bis fünfzehn Jahre im Dunkel eines Landes ohne Polizeimeldung und Volkszählung verloren hat. Er sollte Trapper gewesen sein, Cowboy, Goldsucher und Straßenräuber. Er hatte als Blutsbruder des Häuptlings in einem Indianerstamme gelebt, hatte eine braune Squaw zum Weib gehabt, er hatte den tragischen Todeskampf dieses Stammes mitgekämpft, Weißer gegen Weiße, und von dem blutigen Feld, auf dem all seine braunen Brüder lagen, war er durch irgend einen „Trick" unversehrt davongegangen.

Wieviel an diesen Geschichten Wahrheit war, hätte wohl nur er selbst verraten können. Er aber sprach nie über seine Vergangenheit. Er hatte am Handgelenk ein paar wunderliche Tätowierungen, eine tiefe Narbe im Schläfenhaar, und in den Augen des übrigens durchaus nicht auffallenden Gesichts zu Zeiten einen merkwürdig kühl entschlossenen Blick, der zu sagen schien: Ich bin schon mit anderen Dingen fertig geworden.

Das Gespräch war lebhaft gewesen. Die Heimatluft, der Frühling haben etwas Zungenlösendes. Als jetzt ein Eckchen Mond über die schwarzen Föhren guckte, das Froschgequak im Bruch übertönend eine Nachtigall ihre Stimme erhob, kam eine sentimentale Stimmung in den Kreis. Ein junger Bursch begann von der Reue zu reden, und ob das eine Empfindung sei, deren ein Mann sich schämen müsse, oder gar etwas wie ein Verdienst, ob man sie hätscheln solle oder niederringen. Das schlug ein. Mit der Reue wußten die meisten Bescheid.

Da legte auch der Schweigsame die Cigarre hin. „Alles in allem," bemerkte er, „ein dummes, unfruchtbares Gefühl, unwürdig eines Gentleman, wie man drüben sagt. Und die Leute haben gesunden Sinn, den Sinn, den man braucht zum Leben. Einmal ist's doch an mich herangekrochen. Eine That in meinem Leben hab' ich bereut — keine, die einen Mann in irgend einem Land vor den Richter bringt — wahrscheinlich nicht meine schlimmste. Bereut aber hab' ich nur die eine."

Es war still geworden um den Tisch. Er griff seine Cigarre wieder auf, that ein paar lange Züge, und das tiefe Schweigen für eine Aufforderung zum Erzählen nehmend, begann er langsam: Das war in den Rocky Mountains, hoch droben in Kanada. Wir waren unserer drei, der lange Potter, Hermann Nolle und ich. Kann nicht sagen, daß einer viel vom anderen wußte, ist nicht Brauch da draußen. Die Notwendigkeit hatte uns zusammengetrieben, der Winter im Gebirge. So'n Winter ist kein Pappenstiel, wenn das Dach der Blockhütte kracht unter der Schneelast und man sich 'nen Tunnel graben muß, um aus der Haustür zu kommen zu den Fallen und Netzen, oder wenn der Schneesturm rast, daß Hütte und Pfad verweht und vergraben sind, und man sitzt meilenweit von der nächsten menschlichen Wohnung Woche um Woche in dem weißen Kerker lebendig begraben. Einer allein hält's schwer durch. Kommt er nicht um im Schnee, so kriegt sein Kopf einen Knacks weg. Der lange Potter hatte seine Schweigsamkeit von so 'nem Winter, und nicht um sein Leben, sagt' er, wollt' er einen zweiten allein durchmachen.

So hatten wir drei Trapper uns zusammengethan. Brot und Speck brachte uns alle Monat ein Reisender von Fort Jackson — versteht sich, falls er durchkommen konnte. Einmal blieb er neun Wochen weg. Der lange Potter war ein erfahrener Trapper mit einer Haut wie Leder, unübertrefflich im Fallenstellen, und ein Schütze, wie ich keinem zweiten begegnet bin. Wenn so'n grober Bursch von Grizzlibär schon handgemein mit euch geworden war, Potters Kugel blieb sein Centnergewicht von euch weg wie einen Federflaum. Dagegen war Hermann Nolle für unser Geschäft kaum zu brauchen. Er hatte sich auf 'nem deutschen Gymnasium die Augen kurzsichtig studiert. Nun sah er beständig durch 'nen Kneifer, und als Potter ihm mal aus Versehen einen Schrotbeutel auf die Gläser geworfen hatte, konnte er auf zehn Schritt keinen Eichkater von einem Büffel unterscheiden. Wir sieden ihn das Blockhaus fegen und die Mahlzeiten kochen. Auch die Abrechnungen mit dem Händler sackten wir größtenteils ihm auf und hielten uns an ihn wegen deslen Knauserigkeit.

Ja, und das war der Anfang von der Sache. Der Schnee war weg. Die Pelztiere zogen ihm nach auf die hohen Kare, und aus den Thälern kamen die Schweineherden herauf, wühlten nach Pitzen, fraßen die jungen Standen — ungeheure Herden, halbwild, ohne Hirten, bloß mit dem Zeichen ihres Besitzers auf den linken Schenkel gebrannt. Sollten ein paar Tausend nach dem Osten, so trieben die Boys sie zusammen und über die Berge, bis dorthin, wo sie auf die Bahn verladen wurden.

Wie gesagt, die Sonne schien schon warm, und die Hüttenthür stand offen. Und als Potter und ich von den Fallen zurückkommen, wo es eigentlich schon nichts mehr zu holen gab, sehen wir den Nolle drinnen toben wie einen Besessenen. Vor zwei Tagen hatte der Reisende die Brote gebracht. Sie standen neben der Thür auf ein paar Baumstämmen aufgeschichtet, und Hermann Nolle schreit uns zu, daß ein ganzes Brot weg sei. Bloß zum Bach hinunter wäre er gegangen, „Wasser zu holen, und da, gerade auf dieser Stelle, hätte das Brot gelegen, und jetzt wär's weg, und der Teufel solle Wirtschaft führen, wenn einem Burschen die Brote unter den Händen weggemaust würden!

Na, wir machten lange Gesichter, denn wir hatten thranige Wildenten genug gegessen, und ein Laib Brot ist ein Schatz in den Rocky Mountains. Aber lachen mußten wir doch, als Hermann Nolle seine Büchse vom Nagel riß und schwur, er würde dem Dieb auflauern, und wenn er wiederkäme, würde er ihn totschießen. Totschießen oder Aufknüpfen ist die einzige Justiz

dort — eine so gute für die Ehrlichkeit nach meiner Ansicht, wie irgend eine in der Welt. Wir lachten auch nur, weil Hermann Nolle bei seiner Kurzsichtigkeit ein Rhinoceros auf drei Ellen gesehen haben würde.

Richtig, am nächsten Mittag — wir lagen gerade auf unseren Klappen, Hermann Nolle, den die Wut nicht schlafen ließ, hatte die Büchse im Arm — kommt der Brotvänker zur offenen Thür herein, eine kräftige, schwarze Sau, zwinkert mit den kleinen Augen, hebt schnuppernd den Rüssel — und da zerrt sie auch schon an einem Brotlaib.

Paff! knallt Hermann Nolle los, die Sau überschlägt sich, streckt sich — und da liegen ihre drei Centner auf unserer Schwelle. Wir trauten unseren Augen nicht. Hermann Nolle, stolz wie ein Puter und aufgeregt wie ein Wiesel, holt schon das große Messer, um seine Jagdbeute zu zerlegen. Und daß ich's nur sag', auch mir lief das Wasser im Munde zusammen bei dem Gedanken an einen saftigen Schweinsbraten. Aber der lange Potter brachte uns schnell zur Besinnung, indem er auf das eingebrannte P auf dem Schenkel der Sau deutete mit der Versicherung, daß er auch für den leckersten Schinken nicht an einem Eichenast baumeln wollte. Dabei schlug er die Thür der Blockhütte hinter der Sau zu und schob auch noch den Riegel vor.

Da begriffen wir die Klemme, in die Hermann Nolles Jagdglück uns gebracht hatte. Bei Richter Lynch sind die Verhöre kurz, und Dick Patterson von Fort Jackson war dafür bekannt, daß er nicht spaßte, wo es um mein und dein ging. Fand er sein Schwein oder die Reste seines Schweines bei uns, dann gab es im Handumdrehen ein paar Trapper weniger in den Rocky Mountains — das war so gewiß wie das Amen nach dem Vaterunser. Hätte auch nicht Huhn noch Hahn danach gekräht.

Wir kamen denn überein, nach Mitternacht, wenn der Mond unter sein würde, der Sau ein festes Tau um die vier Pfoten zu binden und sie, indem wir uns alle drei vorspannten, auf den Kamm des Berges hinaufzuschleifen. Etwa eine Meile oberhalb gab's eine lange tiefe Schlucht. Wenn wir den Kadaver da hinunterrollen ließen, würden die Füchse und Bären ihn wohl samt der Spur unserer Kugel schleunig vom Erdboden vertilgen. Jedenfalls ging er uns nichts mehr an. Nur erwischen lassen durften wir uns nicht bei dem Geschäft. Wir nahmen aber an, daß Patterson und die Mehrzahl seiner Boys noch in Fort Jackson sein würden und nicht auf seiner Sommerfarm, die zehn Meilen von unserer Trapperhütte lag.

Wir zogen also los. War verdammt saure Arbeit! Das Wasser lief uns trotz der Nachtkälte in Strömen die Schläfen herunter. Und nicht einmal fluchen durften wir. Denn die Luft trägt den Ton weit in den Bergen. Als wir auf dem Grat über der Schlucht ankamen, guckte zwischen zwei Picks eben das erste rote Sonnenstückchen hervor. Wir banden die Stricke los, gaben dem toten Tier einen kräftigen Schwung und wie es, sich überschlagend, hinunterschoß zwischen den hohen Fichten der Schlucht, fielen auch jedem von uns drei Centner von der Seele. Mit einem Aufatmen wischten wir uns die Stirne.

Da hörten wir hinter uns ein leises Lachen, so leise wie das Plätschern von unserem Bach.

„Hallo! Wer da?" schrie Potter. Wir sahen uns um. Da trat aus einem Fohrengestrüpp, zwanzig Schritte von uns, ein junges Weib. Sie war halb wie eine Indianerin gekleidet und halb wie ein Cowboy, trug Mokassins mit Lederfransen, einen kurzen Reitrock, einen Mannshut, naß vom Morgennebel. Im buntbefransten Ledergürtel steckte eine ganze Waffensammlung. Aber ich sah damals nur ihr Gesicht. Es war etwas Absonderliches drin. Ich hab' nicht vorher, noch nachher ein gleiches gesehen. Worin aber das Besondere lag, hab' ich nie sagen können. Es kann das Herrische drin gewesen sein oder das Freie, oder das Grausame, oder das Gemisch von allen dreien. An dem Morgen sah ich freilich ganz was anderes. Ich war damals einundzwanzig Jahre alt, und die letzte Dame, die ich gesehen hatte, war die Großmutter des Kunstablers in Fort Jackson gewesen. Das war auch schon acht Monate her.

„Warum haben Sie meines Vaters Schwein in die Schlucht geworfen?" Sie stand drei Schritt vor uns und lachte uns an.

Potter nahm den Hut ab und verbeugte sich, und das thaten wir beiden anderen auch. Und weil er nicht wußte, was er answorten sollte, sagte er höflich, er wisse nicht, was Madam' meine.

„Ach, Sie lügen," sagte das Mädchen, die Brauen zusammenziehend. „Das ist dumm. Und auch überflüssig. Ich bin kein Spion."

Hermann Nolle trat nun vor. Er bildete sich ein, daß er besonders gut mit Damen umzugehen verstünde, und das mochte für deutsche Ladies auch seine Richtigkeit haben. Er machte eine Verbeugung wie ein Tanzbär auf dem Jahrmarkt. „Ich bitte sehr um Entschuldigung," stotterte er in seinem breiten Englisch. „Ich bin ungewöhnlich kurzsichtig. Ich wollte einen Waschbären schießen — und da habe ich leider das kostbare Schwein ihres verehrten Herrn Vaters vom Leben zum Tode gebracht."

Obgleich auch er log, lachte sie jetzt doch hell auf. „Und da bekamen Sie Angst vor Pa, und da —" Sie machte die Bewegung des Heraufhissens eines schweren Gegenstands. „Dear me! Ich hab' kein Mitleid mit Ihnen. Ich hab' nie Mitleid mit furchtsamen Leuten. — Aber damit Sie ein andermal wissen, wie ein Waschbär aussieht, will ich Ihnen einen zeigen. Kommen Sie!"

Sie wandte sich zu dem Tannenbusch zurück, wir ihr nach, als zöge sie uns an einem Seil. Mitten im Busch war eine hohe Fichte umgeschlagen, und wir sahen ein paar Leute, die ein Nest mit vier jungen Waschbären bewachten, das oben in einer Höhlung des Stammes gewesen war. Die beiden Alten lagen tot. Das heißt, die anderen sahen das. Ich sah nur Nelly Pattersons Schultern und die elegante Geschmeidigkeit ihrer Bewegungen. Wie ein junger Marder! dacht' ich. Da drehte sie sich um, von Hermann Nolle weg, der sich bemühte, sie zu unterhalten, zu mir.

„Warum spricht der Gentleman da kein Wort? Ist er stumm?"

„Nur zeitweilig," sagt' ich und guckte ihr stramm in die Augen. Weiß nicht, wie mir das kecke Wort auf die Zunge gekommen war. In dem Alter, in dem ich stand, haben Blicke auch 'ne wundersame Beredsamkeit. Sie wußte wohl gleich, wie es um mich stand.

„Ich will Ihnen einen kleinen Waschbären schenken, Sir. Sie können ihn ab und zu Ihrem Freund da vor die Augen halten, damit er ihn von einem Schwein unterscheiden lernt."

Einer der Leute ergriff grinsend eines der zappelnden Geschöpfchen und reichte es mir. „Gute Mahlzeit, Sir!"

Junge Waschbären gelten dortzuland für einen Leckerbissen, und die drei anderen wurden in der That vor unseren Augen abgestochen. Ich aber steckte meinen Waschbär vorn in meine Joppe. „Danke, Miß Patterson! Ich werde Ihr Geschenk in Ehren halten. Der kleine Kerl soll's gut bei mir haben!"

Da lachte sie hell auf. „Ein echter Deutscher!" — — Sie trat heran, legte die Hand auf meine Schulter und sagte sehr ernsthaft: „Wissen Sie, Sir, daß wir jetzt Nachbarn sind?"

Ich hatte so'ne Empfindung, als ob die alten Fichtenstümpfe vor mir ein Ballett aufführten und die rote Sonne wie ein Gummiball immer los von einem Bid auf den anderen hüpfte. Die kleine leichte Hand lag auf mir wie ein Haus, wie ein ganzer Berg. Ich konnt' nicht atmen und nicht denken.

„Na," stotterte ich ganz dumm.

„Ich erwarte, daß Sie uns besuchen," sagte sie kurz. „Sie können Sonntag kommen."

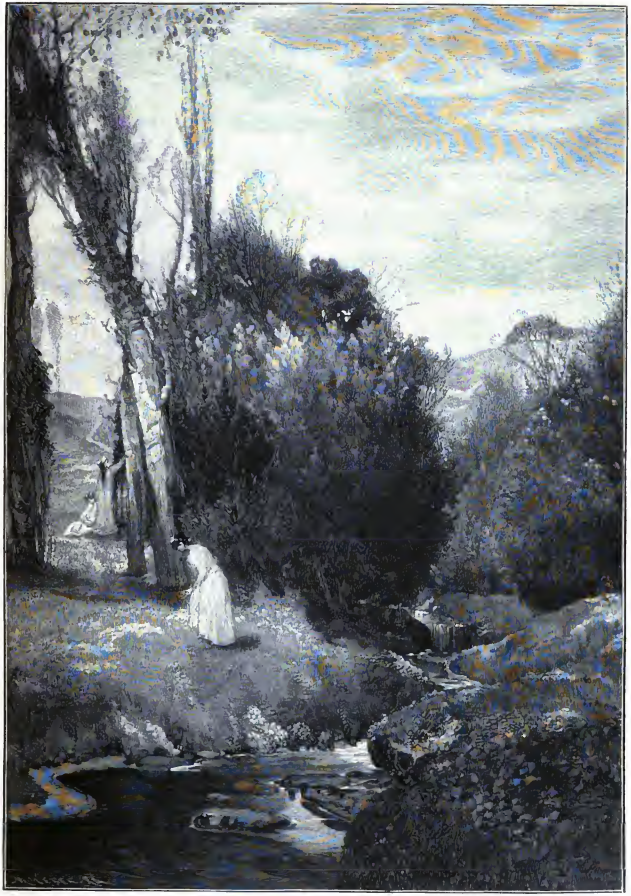
Die beiden anderen versicherten, daß sie das mit dem größesten Vergnügen thun würden. Ich konnte kein Wort finden, bin nie so vernagelt gewesen.

Sie aber winkte einem Boy, der ihr Maultier herbeiführte. Und wie sie schon im Sattel sitzt, querüber, versteht sich, wie die Indianerinnen reiten, wirft sie noch mal den Kopf herum.

„Wenn Sie nicht kommen, sag' ich Pa, daß Sie ihm seine Schweine wegknallen."

Sie war schon ein Ende den Abhang hinuntergeritten, ihrer Farm zu, bis wir wieder zur Besinnung kamen.

„Smart," brummte Potter. Es war sein Ausdruck höchster Bewunderung. Bei Hermann Nolle schlug die halbvergessene europäische Bildung durch. Er quasselte von Amazonen. Es ist eben 'ne Sache, wenn ein paar jungen Kerlen von Fleisch



Im Lenz.
Nach dem Gemälde von Karl Albrecht.

und Blut nach 'nem Einsiedlerwinter im Schnee als erstes Weib just so'n schmuckes Menschenbild über den Weg läuft!

Was mich anlangt, ich kount' kein einzig Wort hervorbringen. Das Herz schlug mir bis in den Hals, und ich hielt nur immer den kleinen Kerl unter meiner Joppe unklammert, als wär's ein Stück von ihr. Der hatte anfangs nicht schlecht spektakelt bei der Trennung von den Geschwistern, das spitze Schnäuzchen sauchend aufgesperrt, daß all seine Schmurrhaare sich sträubten, und mit den gelenkigen Vorderpfötchen zu kratzen versucht. Sobald er aber die Wärme meines Leibes spürte — und ich glühte wie ein geheizter Ofen von dem Heraufhissen der toten Sau auf den Berg — da huschelte er sich mit einem letzten, erzerbenden Jammerlaut an meiner Brust zusammen, wie ein kleines Kind, so eng, daß nur noch die Spitze seines weiß und schwarz geringelten Schwanzes wie eine Quaste unter der Joppe hervorlugte. So hielt er sich ganz still. Er hat von Anfang an Menschenverstand bewiesen.

Sobald wir in unser Blockhaus kamen, sucht' ich meinen Taschenspiegel hervor, der seit dem Herbst unberührt zwischen altem Kram lag. Ich hatte auf dem Heimweg meine Gefährten mit Unwillen gemustert. Ihr Anzug und ihr Aussehen schienen mir der Begegnung mit einer Lady durchaus unwürdig. Als ich nun aber mein eigenes krebsrotes Gesicht unter dem feuchten Kraushaar zu sehen kriegte, meine alte Joppe und das verblichene rote Halstuch, das Hemdkragen und Krawatte ersetzte, da war ich nahe daran zu heulen vor Beschämung.

Während ich suchend auf dem Boden kniete, war der kleine Waschbär ans der Joppe geglitten. Er stand auf seinen vier Pfoten, Schwanz hoch, das zarte, bewegliche Näschen schnuppernd erhoben und sah sich mit blanken Aeuglein furchtlos in der neuen Umgebung um. Hermann Nolle griff nach ihm. „Wart, du! Sonntag werd' ich dich braten." Das sollte ein Witz sein. Aber er sagte später, er hätte gemeint, ich würde ihm an den Kopf fliegen, so wütend wäre ich auf ihn eingedrungen.

Im Wahrheit waren wir alle sehr aufgeregt. Und statt Felle zu trocknen und unsere Fallen zu versorgen, wuschen wir unten am Bach Hemden und Kragen, steiften und plätteten mit einem improvisierten Eisen, flickten unsere Röcke, schnitten unsere Haare und Bärte, und wer noch eine anständige Krawatte hatte, wurde von den anderen mit Neid angesehen. Sonntag waren wir nach den Begriffen in den Rocky Mountains alle drei sehr fein.

Wir stiegen also die zehn Meilen hinunter in das etwas breitere Thal, in dem Dick Pattersons Farm lag, ein gewöhnliches Blockhaus mit einer hohen und weitläufigen Fenz darum, mit Schuppen für die Boys und Pferchen für das Vieh. Nichtig stand der Alte auf der Hausschwelle. Ohne ihn je gesehen zu haben, wußt' ich gleich: der muß es sein! Ein Menschengewächs, wie man sie nur drüben findet, und auch da nur im wildesten Westen, der soldmadenen ihn böseften Sinn, ein Kerl mit der Kraft eines Büffels in dem vor Fettlosigkeit klapperndem Knochengerüft und der Schlauheit eines Luchses im verkniffenen Gesicht, so einer, der vor gar nichts zurückschreckt. Die Speeies gehört zum Land, schäp' ich. Sie kommt da obenauf, kraft Millionen zusammen. Anderwärts wird' man sie hängen. Also Dick Patterson steht in der Thür, fuchtelt mit 'ner schweren Peitsche in der Luft herum, saucht wie 'ne geheizte Lokomotive, und in der Fenz rennen trotz des Sonntags seine Boys wie aufgestörte Ameisen umeinander, reißen Maultiere und Gäule aus ihren Verzäunungen, und, hast du nicht gesehn! sauft so ein Kerl an uns vorbei ins Gebirge, hätt' um ein Haar den Hermann Nolle niedergeritten. Jetzt wendet der Alte den Kopf, sieht uns drei wohlgekämmte und gestriegelte Burschen auf sein Haus zureiten, und sogleich fährt er uns an:

„Zum Kuckuck, thr aufgewichsten Tagediebe! Wer seid ihr? Was wollt ihr? Hier ist kein Narrenfest!"

Ja, das war Dick Pattersons Willkomm! Und wenn wir klug gewesen wären, hätten wir auf dem Absatz kehrt gemacht.

Aber da trat Nelly Patterson hinter ihm aus der Thür.

„Du würdest gut thun, dich ein bißchen zusammenzunehmen, Pa," sagte sie. „Die Herren sind Nachbarn und Freunde!"

Er grunzte bloß zu dieser Vorstellung und sah sie aus seinen blutunterlaufenen Augen so wütend an, daß auch ein starker Mann sich vor dem Blick hätte fürchten mögen. Aber das Mädchen, obgleich nur eine schmächtige Kreatur, die der Alte zwischen zwei Fingern hätte zerdrücken können, gab furchtlos Blick für Blick. Hart, herrisch sah sie ihm in die zornfunkelnden Augen, wohl eine halbe Minute lang. Zuletzt war er's, der die Lider senkte. Dabei murmelte er etwas, das wir nicht ganz klar verstanden. Es klang wie eine Drohung oder ein Fluch. Ohne Gruß wandte er uns den Rücken.

„Sie sind sehr willkommen, meine Herren," sagte Nelly Patterson außerordentlich höflich und führte uns in einen Raum mit Teppichen, Fellen, Gardinen, mit Bambustischen und Stühlen. Man hätte glauben können, man wäre in einem Salon in San Franzisko oder New York — bloß die Waffen, die Reitpeitschen und Pferdezäume an den ungehobelten Wänden stimmten nicht dazu. Miß Nelly trug ein weißes Kleid, ganz leicht und lose — verkneift lokett, kann ich nur sagen. Ihr weißes Gesicht aber — sie hatte für gewöhnlich die Gesichtsfarbe, wie die feinen jungen Weiber sie da oben haben, was Blutlofes, Farbloses, aber mit einem Schein wie Perlmutter oder Perlenglanz auf der Haut — ihr weißes Gesicht also glühte wie ein Ofen bis zur Stirn hinauf. Und wo der Hals ansetzte, war noch ein kurzer, schmaler Strich ganz besonders rot, sah genau aus wie ein Mal von Dick Pattersons Peitschenschnur. Sie verrichterte uns aber im Laufe des Nachmittags, es sei ein Moskitostich — und sie würde einen Mann auch dazu gebracht haben, zu glauben, der Mond wäre ein Pfannkuchen.

„Sie müssen sich nicht an Pas Weise zu mir stoßen," sagte sie, als wir eintraten. „Er ist's gewohnt, daß alle tanzen, wie er pfeift. Ich bin sein Fleisch und Blut, ich tanz' nach meiner eigenen Melodie. Das ärgert ihn natürlich. Immerhin — im Grunde weiß jeder von uns doch, was der andere ihm wert ist."

Nun, wir kannten alle Dick Patterson als den unangenehmsten Kerl auf fünfhundert Meilen. Und wenn etwas imstande gewesen wäre, unsere Sympathie für Miß Patterson zu erhöhen, so war es der Umstand, daß ein so königliches Geschöpf sich von dem brutalen Schuft behandeln lassen mußte wie ein Cowboy.

„Wohl schlecht Wetter heut' bei Mr. Patterson," stotterte der lange Potter, nachdem er sich geräuspert hatte. Wir anderen bewunderten ihn, denn uns fiel gar nichts ein. „Verdruß gehabt?"

„Nichts Besonderes. Pa hat einen seiner Boys weggejagt," antwortete sie, während sie sich hinter die Theemaschine setzte und den Thee zubereitete.

„Eh," sagte Potter, „lange Finger gemacht, was?"

Sie lachte kurz auf. „Pa würd's so nennen."

„Wundert mich, daß er ihn nicht hat aufknüpfen lassen," philosophierte Potter. „In Kansas knüpft man solche Burschen auf."

Sie hob rasch den Kopf, sah ihn an mit böjem, feindseligem Blick. Aber sie antwortete nichts, goß hastig den Thee in die Tassen. — „Wenn's gefällig ist, meine Herren!"

Ich war wild auf Potter. Unterhält man eine Lady mit Geschichten vom Hängen?

Ihrem kleinen Waschbären geht es gut," fing ich rasch an. „Er ist schon ganz zahm. Wir haben ihn Bob getauft."

Sie kehrte sich zu mir. Ihre Augen, wenn sie gut war, hatten was Samtenes. Sie streichelten einen. Augen, die einen Mann zum Narren machen.

„Ach, der Waschbär! Haben Sie ihn wirklich noch?"

„Das fragen Sie? Ihr Geschenk!"

Sie nickte. „Ja, die Deutschen sind treu. Es ist Verlaß auf sie. Ich hab' eine Vorliebe für deutsche Gentlemen, wirklich wahr!"

Sie lächelte. Wir waren weg. Junge Leute, nicht wahr? — Wir wären es um weniger gewesen. Und das ist so: ich habe vor thr und nach thr keine gesehen, nicht hüben und nicht drüben, die ihr das Wasser gereicht hätte.

Es wurde nun gemütlich. Sie hatte Cigaretten auf den Tisch gestellt und einen guten Cognak, mit dem der lange Potter fleißig seinen Thee aufhalf. Wir schwatzten wie alte Freunde, alle durcheinander. Jeder wollte ihr vor den anderen gefallen, jeder sich ihr im besten Licht zeigen. Wir schlugen Rad wie verliebte Truthähne. Ihr schien's Spaß zu machen. Die Glut war allgemach aus ihrem Gesicht geschwunden. Es schimmerte wieder

durchsichtig weiß wie ein Mondstein. Und manchmal, wenn sie eben Well gelacht hatte, trat jäh etwas Gespanntes, Verhaltenes in ihre Stimme, ihr Wesen, wie eine mühsam verstecke Angst.

„Wonach horchen Sie, Miß Patterson?“ fragt' ich einmal. Schräg unter den Lidern herauf sah sie mich an.

„Ich hab' meinen Finken fliegen lassen, weil's Frühjahr wird, will lauschen, ob er mir wiederkommt.“

Wir lauschten jetzt alle auf die Finken. Es piepten ihrer genug draußen, aber der rechte war nicht darunter, wie Miß Nelly versicherte.

Die Abendnebel dampften schon aus den Wiesen. Zwischen zwei Felskaden ging die Sonne unter. Das ganze Thal lag in rotem Schein. Und von seinem nördlichen und von seinem südlichen Ausgang kamen die Boys, die im Galopp weggeritten waren, in gemächlichem Trab zurück, sechs Mann. Ich hatte sie gezählt.

„Da reitet der letzte in die Fenz,“ sagte ich arglos. Dann stutzte ich.

Miß Nelly, die am Fenster stand, den Hals gestreckt, den Blick gespannt, wendet sich jäh zu uns um und lacht und lacht! Es war wie ein Schluchzen und Jauchzen zugleich.

„Wundern Sie sich nicht, meine Herren, wundern Sie sich nicht. Ich hab' so selten ein bißchen Unterhaltung. Da steigt mir die Fröhlichkeit gleich zu Kopf. Ich sind' es ja so sehr nett, sehen Sie, daß Gentlemen, die ein Stück Welt kennen und Schliff und Manieren haben, mich auf dieser Farm hundert Meilen aus der Welt besuchen. Sie müssen wiederkommen! Wir müssen Freunde werden. Ja? Versprechen Sie's!“

Sie nahm aus einem irdenen Topf einen Strauß von Gräsern und Blumen und zerteilte ihn. „Da! Zum Pfand!“

Jedem von uns steckte sie ein Sträußchen ins Knopfloch. Dabei war's, als ob das ganze Mädchen von innen heraus leuchtete vor Glück. Als sie zu mir kam, der ich zitternd stand und wie verhext, so daß ich weder die Zunge, noch die Glieder rühren konnte, sah sie mir ein paar Sekunden lang in die Augen, ganz dicht wie in einer Frage, die sie nicht aussprechen mochte. Sie zog ordentlich die Brauen zusammen dabei vor Eifer. Dann, als sie wohl in meinem ganz verzückten Gesicht lesen mochte, daß es nichts auf der Welt gab — Rauben und Morden inbegriffen — das ich nicht für sie hätte thun können, lächelte sie fast unmerklich und zwinkerte leise mit den Lidern, als wollte sie mir verständlich machen, daß sie die schönen Worte, die sie zu uns allen sprach, eigentlich an mich allein gerichtet hätte. — „Grüßen Sie Bob, hören Sie?“ —

Wir gingen. Wie betrunken stolperten wir die schmalen Felspfade zu unserer Hütte hinauf. Hätt' ich mich nicht vor den beiden anderen geschämt, ich wär' meiner Seel' umgekehrt und vor der Fenz herumpatrouilliert, auf die Gefahr hin, von Dick Patterson als Pferdedieb mit einer blauen Bohne begrüßt zu werden. Ich meint', ich könnte die Nacht nicht überleben, ohne etwas von ihr zu sehen, zu berühren, und weil ich nichts anderes hatte, drückte ich den kleinen Waschbären so fest an mich, daß er quiekte und fauchte vor Schreck und mißbilligend sein bewegliches Näschen verzog. Die ganze schlaflose Nacht hindurch war mir's ein Trost, sein weiches Fell an meinem Gesicht zu spüren.

Wir hatten unsere Schlafstellen in den drei Ecken der Hütte, Lager von Moos und Fellen, auf Baumstämmen ein paar Fuß über den Boden erhöht, zum Schutz vor den Schlangen, von denen es im Frühjahr und Herbst in den Bergen wimmelt. Damit dem kleinen Kerl sein Leid geschähe, hatte ich ihn von Anfang mit herauf genommen, und er schlief unter meiner Decke, auf meiner linken Schulter, das Schnäuzchen an meinem Ohr.

Die nächste Zeit machten wir alle viel Besens von ihm. Alles, was wir gern Nelly Patterson zuliebe gethan hätten, thaten wir Bob. Er verdiente unsere Liebe aber für seine eigene Rechnung. Einen drolligeren Burschen hat es nie gegeben, zutraulich und anhänglich wie ein Kind; und klug! Ich sage Ihnen, Einfälle, richtig wie ein Mensch. Und jedesmal, wenn er wieder recht was Pfiffiges ausgeheckt hatte, lachten uns seine blanken Aeugelchen förmlich an aus dem Haarkranz, der sie umstand, wie die feinen Federchen ein Paar Eulenaugen, gerad' als wollt' er sagen: Paßt ihr auch recht auf? Habt ihr's auch verstanden, wie schlau ich bin?

Krebse mocht' er für sein Leben gern. Wir fingen sie in Massen im Bach drunten. Und einmal machte Hermann Nolle sich den Spaß, ihm einen Topf voll lebendiger hinzuhalten. Bob fuhr denn auch gleich mit der Pfote hinein nach dem Leckerbissen. Er zog sie aber flink wieder heraus, zwei Krebse mit, die sich mit den Scheren dran festgeklammert hatten. Und da fing er an auf den Hinterbeinen zu tanzen vor Schmerz und Gesichter zu schneiden. Wir konnten ihn vor Lachen kaum von den Klemmern befreien. Eine Weile waren unsere Krebse nun sicher vor ihm. Er winselte, wenn man ihm einen von ferne zeigte, und verkroch sich sogar vor den gekochten. Bald aber besann er sich, daß die Kruster ihm doch gar zu gut geschmeckt hatten. Wir sahen ihn gedankenvoll neben dem Eimer sitzen, in dem unsere Gefangenen mit leisem Rascheln umeinander krabbelten. Und eines Tages, was meinen Sie? stemmt er sich mit Kopf und Pfoten gegen die Kante, wirft den Eimer um, und wie unsere Krebse ratlos durcheinander zappeln, packt er geschickt einen von rückwärts, beißt ihm das Genick ab, trägt ihn zu seinem Wassernapf, und ihn waschend und reibend, wie die Waschbären mit jedem Bissen thun, verspeißt er ihn, so stolz wie Hermann Nolle, als er das Schwein getroffen hatte.

Von da ab ging er regelrecht mit uns an den Bach zum Fang. Saß der Krebs zwischen Steinen gedeckt, die Scheren nach außen, so drückte er sich vorsichtig um ihn herum. Rollten wir aber die Steine weg und das Tier flüchtete im Bachbett, dann fuhr Bob, den geringelten Schwanz hoch in der Luft, ihm blitzschnell nach ins Wasser und kriegte ihn im Genick, wie ein Jagdhund einen Hasen. Ja, er hatte Menschenverstand, und an Treue und Anhänglichkeit war er den Menschen über.

Also — eines Abends waren Potter und Nolle zu den Fallen geschlendert, in denen schon längst nichts Brauchbares mehr saß, und ich war dabei, mein Paket Felle klar zu machen, denn wir erwarteten täglich den Reisenden aus Fort Jackson, da steht ganz unversehens Nelly Patterson vor mir, in ihren Ledermokassins, im kurzen Rock, die Jagdflinte auf der Schulter, ganz so wie ich sie das erste Mal gesehen hatte. Ich faßte mich an den Kopf, weil ich dachte, daß ich wieder mal von ihr träumte.

„Guten Abend, Sir,“ grüßte sie. „Ja, ich bin's wirklich. Sie scheinen sich zu wundern. Warum? Sollten Freunde einander nicht besuchen? Ich denk' doch, wir sind Freunde, Mr. Fred? Oder nicht?“

Dabei streckte sie mir die Hand hin. Ich in meiner Verwirrung faßte sie so lose und zaghaft, als wär's ein Stück heißes Eisen.

„Potter und Nolle sind nicht zu Hause,“ sagt' ich ganz dumm.

Sie nickt und sieht mir in die Augen mit einem besonderen Blick. — „Ich hab' die Gentlemen weggehen sehen.“

Da fuhrt' ich mich denn auf ihre Hand und drückt' meine Lippen, mein Gesicht darauf. Sie hatte so eine Art, die Leute mit einem einzigen Satz verrückt zu machen. Ich hab' nichts derartiges mehr gesehen.

„Ruhig,“ sagte sie jetzt, als spräch' sie zu einem Kinde, „vernünftig! Setzen Sie sich da mir gegenüber. Wir wollen plaudern. Aber vernünftig, ganz vernünftig! Sonst geh' ich weg.“

Sie setzte sich auf den Stapel Felle und ich mußte zu ihren Füßen sitzen, aber ihre Hand, die ich festhalten wollte, ließ sie mir nicht. — „Wenn Sie nicht gut sind, geh' ich weg.“

„Warum sind Sie denn gekommen?“ murrt' ich.

„Zum Plaudern. Ist das so schwer?“

Mir wäre nichts eingefallen, und ich hatte auch zum Plaudern in dem Augenblick keinen Sinn. Sie aber wußte ganz geschickt ein Gespräch einzufädeln. Wenn ich denke, wie geschickt, muß ich heut' noch lachen. Sie nahm Bob auf den Schoß, streichelte und liebkoste ihn.

„Wie sind Sie eigentlich ins Gebirg gekommen?“ fragte sie dabei. „Auch über Fort Jackson, wie wir?“

„Nein“, antwortete ich unwirsch, denn die an Bob verschwendete Zärtlichkeit machte mich toll, „vom Süden her.“

„Ist's weit, bis man dahinaus an eine Stadt kommt? Ich meine, eine Stadt an der Eisenbahn.“

„Rund zweihundert Meilen.“

„Schlimmer Weg, was?“

Ich zuckte die Achseln. „Ein Mann kann ihn machen, zu Fuß und auf 'nem Maultier.“

„Aber nicht finden. Das Boys sagen, die Pässe sind eng und schwierig. Wer sie verfehlt, kommt in der Irre um.“

„Wer den Weg kennt, kann ihn nicht verfehlen.“

„Würden Sie ihn wiederfinden?“

„Bei Tag und Nacht.“

Sie setzte Bob auf den Boden, zog ihr Taschentuch aus dem Lederwams und einen Bleistift, breitete das Tuch auf ihr Knie und gab mir den Stift. „Zeichnen Sie mir das auf, wenn Sie können.“

„Was?“

„Den Weg nach Süden zu der Stadt an der Bahn, den Sie gekommen sind. Begreifen Sie?“

Ich begriff nicht. Aber das Tuch lag auf ihren Knien. Ich nahm den Stift und begann zu malen, Bäche und Pics und die Pässe, so gut ich's verstand. Anfangs zitterten mir die Finger. Aber dann fesselte mich die Sache. Ich hab' immer einen Weg, den ich einmal gegangen war, auswendig gewußt für alle Zeit. Sonst wär' ich auch wohl nicht heil und der Büffonis zurückgekommen. Von den Indianern hat' ich die Merkzeichen gelernt. Und Miß Patterson sah mir zu mit so einem kameradschaftlichen, unpersönlichen Ernst, daß ich ganz ruhig wurde, freute mich noch, daß ich mich mit meiner Kunst recht vor ihr zeigen konnte. Ob einem gelernten Feldmesser meine Karte zu Dank gewesen wäre, weiß ich nicht, aber zum Zurechtfinden für den Reisenden taugte sie, dafür will ich meine Hand ins Feuer legen.

Nelly Patterson betrachtete sie aufmerksam, ließ sich jedes einzelne Zeichen erklären. Dann faltete sie das Taschentuch zusammen und schob es in ihr Lederkoller zurück.

„Und werden Sie diesen Weg zurückgehen — oder was gedenken Sie im Sommer anzufangen?“

Ich sagte, daß ich daran gedacht hätte, nach San Franzisko hinunter zu gehen zu den Golddiggers, denn ich wollte und mußte Geld machen. Meine Augen sagten ihr dabei, warum ich das mußte.

Sie schien nicht böse, auch nicht überrascht.

„Aber im Winter kommen Sie wieder?“ fragte sie mit weicher Stimme. „Nicht wahr? Wir müssen doch in Fort Jackson zusammen tanzen.“

Sie hatte wieder die Augen, die streichelten. Da wurde ich dreist, sagte, der Winter wäre weit und kalt. Jetzt hätten wir Sommer, und man könnt' sich unter grünen Bäumen im Arm halten, sogar ohne zu tanzen.

Sie lachte und stand auf.

„Sie wollen fortgehen?!“ rief ich bestürzt.

„Sind Sie jetzt artig gewesen?“

„Ich sollt's meinen!“ antwortete ich trotzig. Mein Mannesstolz wallte auf, eine Art Scham darüber, daß sie zu mir gekommen war und ich nicht mal ihre Fingerspitzen zu küssen wagte.

Sie zwinkerte ein wenig mit den Lidern. „Ein eingebildeter junger Mann. — Adieu, Bob!“

„Und das ist alles? Alles? — So wollen Sie fortgehen?“

„Man darf nicht zu viel auf einmal verlangen, nicht wahr?“

„Wenigstens lassen Sie mich mit Ihnen gehen.“

„Keinen Schritt!“

Wie ein Marder huschte sie von mir fort, zwischen den Felsblöcken hinauf. Auf der ersten Terrasse blieb sie stehen, fünf Schuh über mir, wandte sich halb, sah auf mich herunter.

„Wenn Sie Ihren Freunden von meinem Besuch erzählen wollen, ist mir's egal. Ich würde Sie aber für einen vollkommeneren Gentleman halten, wenn Sie schweigen könnten.“ Und dann legte sie zwei Finger an die Lippen, und es war was Spitzbübisches und zugleich Verheißungsvolles in ihren Augen. „Auf Wiedersehen!“

Auf Wiedersehen! Der zugeworfene Kuß! Und der Blick dabei! — Das war ein Versprechen. Einen Wechsel von Rothschild hätt' ich an dem Abend nicht für sicherer gehalten.

Natürlich verriet ich keinen Ton von unserer Begegnung. Als Potter die Moksassinspur im Grase neugierig studierte, erzählte ich, es sei ein Junge dagewesen, der nach einem verlaufenen Schwein gesucht hätte.

Am Sonntag, der nun folgte, gingen wir wieder zur Farm. Dick Patterson empfing uns diesmal sehr anständig. Er brachte sogar so etwas wie eine Entschuldigung vor, weil er uns vor acht Tagen ungastlich angelassen hätte. Er wäre ein Mann, den das Leben ziemlich glatt gerüttelt hätte, und so leicht wäre er nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen. Aber die Frechheit des Boys, der ihm damals weggelaufen wäre, hätte ihm doch den Kopf warm gemacht. Er wurde noch kirschbraun im Gesicht, als er das erzählte, und keuchte wie ein Asthmatischer.

„Fünfzig Dollars hatt' ich dem von meinen Leuten versprochen, der mir den Kerl wieder vor die Augen brächte! Fünfzig Dollars! Umsonst! Er ist weg! weg! weg!“

Dabei sah er seine Tochter Nelly an, als wollt er sie verantwortlich machen für seine Enttäuschung oder seinen Verlust.

Miß Patterson zuckte mit einer gewissen impertinenten Gelassenheit die Achseln.

„Nun ja, er ist weg, Pa. Also würd' ich an deiner Stelle einen Strich unter die Sache machen.“

„Einen Strich! Einen Strich!“ — Der Alte brüllte, daß wir dachten, der Schlag müßte ihn rühren. „Hol' der Teufel deinen Strich! Ich werde nie einen Strich unter diese Sache machen! niemals! verstehst du?“

„Wie es dir beliebt, Pa,“ entgegnete Nelly trocken, ging zu dem alten Klavier, das sie von Fort Jackson herübergeschafft hatten, und begann einen Marsch zu trommeln.

Wir glaubten, Dick Patterson würde sie jetzt vor unseren Augen durchprügeln für ihre Frechheit. Aber er sagte bloß: „Hübsch!“, gab sich 'nen Ruck und spülte, was ihm noch etwa auf der Zunge brannte, mit einem halben Wasserglas Brandy hinunter. Danach betrug er sich den ganzen Tag genau wie ein anderer Mann. Gegen seine Tochter war er sogar sehr höflich, übertrieben höflich, nur ab und zu schien in seinen Reden eine Spitze gegen sie, die wir nicht verstanden. Aber das konnte ein Blinder mit seinem Stock fühlen, daß es unter der glatten Oberfläche kochte und das Verhältnis zwischen Vater und Tochter so gespannt war, daß es jeden Augenblick reißen konnte.

Ein schwüler Nachmittag. Wir rauchten und schwiegen uns aus. Dick Patterson war auch in seinen besten Stunden nicht unterhaltsam. Mich machte der Gedanke an Nelly und das Geheimnis, das wir nun miteinander teilten, stumm.

Als wir fortgingen, war es Nacht. Der Alte hatte uns diesmal zum Dinner dabehalten. Während er Potter und Nolle an der Fenz die Hände schüttelte, blieb ich mit Miß Patterson ein bißchen zurück und flüsterte ihr ins Ohr, heiß wie mir's ums Herz war — ich war einundzwanzig und hätte mich in Stücke hacken lassen für das Mädchen —: „Miß Nelly — wenn's mal unerträglich wird mit dem Alten — Sie wissen, wo Ihnen ein Freund lebt.“

„Wirklich?“ fragt sie und sieht mich an, und meiner Treu! ich glaub', ihre Augen phosphorescieren im Dunklen. „Auf Tod und Leben?“

„Probieren Sie's!“

Da fühlt' ich plötzlich ihre Lippen auf meinen. „Ich werd's probieren!“ —

Die nächsten Tage muß ich mich wohl nicht ganz vernünftig benommen haben, denn Hermann Nolle, der eifersüchtig geworden war, gab mir zu hören, daß es nicht hübsch wäre, wenn ein Gentleman die guten Dinge für sich allein wollte und seine Freunde bloß an den Mühen und Beschwerden teilnehmen ließe, und Potter redete wie ein Vater zu mir.

Natürlich war ich auf beiden Ohren taub, tanzte wie ein Narr jeden Morgen in die Berge, in der Richtung von Pattersons Farm, immer in der Hoffnung, Miß Nelly einmal außerhalb der Fenz zu treffen. Ganze Romane dacht' ich mir aus bei diesen Gängen. Das Ende war immer, daß ich, nachdem ich so und so viele Burschen niedergeschlagen und die Pässe des Gebirgs erstürmt hatte, Nelly Patterson auf meinen Armen aus den Rocky Mountains trug. Ich frag' mich jetzt manchmal, was ich wohl mit ihr hätt' anfangen sollen.

Wenn ich heim kam, empfing mich Bob winselnd, weinend. Er wurde jetzt arg vernachlässigt. Die andern kümmerten sich nicht mehr um ihn, seit sie merkten, daß Miß Nelly mir den Vorzug gab, und ich war den ganzen Tag weg vom Haus.

Einmal traf ich sie dann. Oben auf dem Grat, unweit der Stelle, von wo wir Dick Pattersons Schwein in die Schlucht

Vor der Gerichtssitzung.
Nach dem Gemälde von E. Harburger.

gestürzt hatten, trat sie jählings zwischen den Fichtenstämmen hervor. Ich stürzte mit einem Jubelschrei auf sie zu. Aber den Finger auf dem Mund, wich sie wieder ins Gebüsch.

„St! St!“

„Wie denn?“

„Nicht so viel Lärm! Das große Dogge ist leiser als Sie.“

„Ich atme ja nicht mal,“ flüsterte ich zitternd vor Angst, daß sie mir wieder entschlüpfen könnte.

Sie sah sich um. „Sieht was niemand?“

„'ne Gabelweihe höchstens. Und wenn schon!“

„Es wär' mir nicht lieb. Denn ich komme — dich an dein Versprechen zu mahnen. Ich brauch' einen Freund.“

Ich legte den Arm um sie. „Alles! Alles! — Sag' —“

„Ich weiß nicht, ob du mir's zuliebe thun wirst.“

„Willst du mein Leben? — Es ist dein.“

„Nicht ganz so viel, aber doch viel.“ Sie zögerte. „Deine Kompagnons sagen, ihr erwartet den Reisenden von Fort Jackson?“

„Ja!“

Sie griff in ihr Mieder, zog einen dicken, stark verschmierten Brief hervor. „Da! Gieb ihm das, als wär's von dir. Er soll's dem Mann in die Hand abgeben, dessen Name drauf steht — in die Hand! Du begreifst?“

Auf dem Brief stand der Name eines Händlers in Fort Jackson, des einzigen. Man konnt' bei ihm alles haben, 'ne Zahnbürste, Felle, Spitzen, Land für 'ne Farm, alles, was im Handel von Hand zu Hand geht — böse Menschen behaupteten, manchmal auch Dinge, die sonst nicht feil sind.

Ich war enttäuscht. Unglücklich, wütend war ich.

„Das willst du von mir? Nichts als das?!“

„Ich sagte dir, es ist viel.“

„Einen Brief bestellen! Dein Vater schickt alle Woche einen Boten nach Fort Jackson.“

„Wenn Pa von dem Brief wissen sollte, gäb' ich ihn nicht dir. Ich habe Wünsche, die ich vor Pa geheim halten muß, siehst du.“

„Ein neues Ballkleid,“ murrt' ich verächtlich, „oder einen Pariser Hut.“

„Etwas dergleichen. Willst du den Brief nicht bestellen?“

„Gieb her!“ Ich riß ihn ihr aus der Hand.

„Und da ist noch was.“

„Noch ein Briefträgerdienst?“

„Ich höre, deine Kompagnons wollen bald fort. Geh nicht mit ihnen! Laß mich einen Freund in der Nähe behalten. Bleib noch ein paar Wochen — oder Tage! Willst du?“

„Ich bleibe, bis du mich fortschickst.“

„Du bist gut.“

„Sag: dumm!“

„Nein!“ Sie legte die Hand auf meine Schulter. „Und du sollst immer wissen und denken, daß du mir einen großen Dienst erweisest, einen großen — den ich dir danken werde.“

„Wann? Wann?“

„Geduld!“

„Du willst fort? Wieder fort! So fort!“

„Es muß sein. Niemand darf wissen, daß wir uns heut' hier getroffen haben.“

„Du hältst mich zum besten. Was soll da für Gefahr sein?“

„Es ist Gefahr. Auf Sonntag! — Nein, wenn du mich liebhast, bleibst du, wo du bist.“

Und solch eine Gewalt hatte sie über mich, daß ich sie gehen ließ und nicht mal nach ihr zurückfah.

Am Sonntag suchte sie meinen Gehorsam zu belohnen, indem sie mich durch ausgelassene Liebenswürdigkeit auszeichnete. Ich aber ärgerte mich nur über diese koketten Teufeleien vor den andern, während sie bei unserm Alleinsein auch die allerharmloseste Zärtlichkeit meinerseits abzuwehren gewußt hatte. Und die andern ärgerten sich auch, weil sie sich zurückgesetzt fühlten, und sprachen auf dem Rückweg zum erstenmal ernstlich davon, ihre Zelte hier abzubrechen, sobald sie ihre Felle verkauft haben würden.

Im Laufe der Woche kam der Reisende. Ich hatte ihn eine halbe Meile vor unserem Haus abgefangen und ihm Miß Pattersons Brief gegeben. Um nur loszukommen, verschleuderte ich ihm in ein paar Minuten alle meine Felle. Dann, während Potter und Nolle zäh um jedes Stück der übrigen mit ihm feilschten, lief ich hinaus, in der Absicht, Miß Patterson Bescheid zu sagen.

Ich fand sie aber nicht. Als ich gegen Dunkelwerden heimkam, war der Händler fort. Potter und Nolle saßen auf einem Baumstamm vor der Thür und rauchten. Zunächst fiel's mir nicht auf, daß Bob nicht bei ihnen war. Er hatte von Anfang an mich bevorzugt, und seit die Beiden ihn ihren Verdruß über Miß Pattersons entgelten ließen, pflegte der kleine Kerl, der ein so feines Gefühl für Sympathie und Antipathie hatte, wie man es kaum bei einem Menschen findet, sich scheu und betrübt von ihnen zurückzuziehen.

Ich ging ins Haus, schnitt mir eine Scheibe Brot. Ich war hungrig und müd. Bob war auch nicht im Haus. Ich pfiff. Er kam nicht.

Nun fragte ich. Gesehen hatte ihn keiner. Aber Potter erinnerte sich, daß der Reisende Gefallen an seiner Drolligkeit gefunden hatte. „Kann sein, daß Smith ihn mitgenommen hat.“

„Meinen Waschbären?!“

Er zuckte die Achseln. „Sie kaufen Waschbären im Osten für Zoologische Gärten. Und nach Kalifornien zu den Diggers können Sie ihn ja doch nicht mitschleppen.“

Mir fochte das Blut zum Gehirn.

„Sie glauben im Ernst, daß der Reisende ihn hat?“

Potter stand langsam auf, beugte sich vorsichtig auf das Gras, studierte die Fährte, die Bobs Füße hier und da zurückgelassen hatten. Er war ein Meister in diesen Dingen, und ich wußte, er sagte nichts, was er nicht verantworten konnte. Sehr bald folgte er einer Spur um die Hütte herum bis zu einem kleinen Strauch. Dort war die weiche Erde leicht aufgekratzt, wie von einem Kampf, und die Spur hörte auf.

„All right!“ sagte Potter, „Smith hat ihn wirklich. An diesem Fleck hat er ihn aufgegriffen.“

Ohne ein Wort stürzte ich in die Hütte, riß meine Jagdflinte von der Wand, steckte Revolver, Patronentasche und Messer in den Gürtel und Brot und gedörrtes Fleisch in die Tasche.

Potter betrachtete mich kopfschüttelnd.

„Ich hoffe, Sie wollen dem Kerl nicht nach?“

„Meinen Waschbären will ich!“ tobte ich.

„Machen Sie sich nicht zum Narren. Smith hat einen Vorsprung von drei Stunden und ein Maultier. Sie können ihm bis Fort Jackson nachlaufen!“

„Und wenn's bis New York wär'!“ —

Ein Lieblingstier gilt nicht hoch, wo das Leben so sehr hart ist wie in den Rocky Mountains. Ich aber rannte, müd' und abgehetzt und hungrig, wie ich war, meinem Waschbären nach, die Felsenberge hinauf und hinunter in der mondlosen Nacht, immer in Gefahr, mir den Hals zu brechen, denn ich mußte abzuschneiden suchen, wenn ich den Kerl überhaupt einholen wollte.

Als der Tag graute, stieß ich von oben auf die Art Pfad herunter, den Maultiere nach Fort Jackson benutzen. Vor 'nem alten Bretterschuppen, der da steht, lagen noch glühende Kohlen. Ich sah im jungen Gras die Eindrücke der Hufe und die Waschbärenspur. In meinem Glück hatte der Reisende zur Nacht gerastet. Ich rastete nicht. Nur aus der Quelle trank ich einen tüchtigen Schluck. Dann rannte ich keuchend weiter. Auf dem nächsten Kamm sah ich den Kerl schon in der Ferne. Meinen Bob hatte er auf das Fellbündel festgebunden. Ich verlor ihn gleich wieder aus den Augen. Aber um Mittag kriegte ich ihn wirklich, konnt' ihn stellen. Fünfundzwei Meilen war ich ihm nachgerannt — nicht 'ne Elle weniger, und der Schweiß tropfte mir von der Stirn.

Wütend schrie ich ihn an, ob er nicht wisse, daß man Diebe anhänge.

Er that erstaunt. Was ich von ihm denn wollte? — Aber Bob hatte kaum den ersten Laut meiner Stimme gehört, da schrie und winselte er vor Glück und zerrte an seinen Stricken so wild, daß er sich vor Eifer fast erwürgt hätte. Ich fing ihn noch auf, band ihn los und hielt ihn auf den Armen.

„Den will ich! Der ist mein!“

Da fing der Reisende an zu lachen. „Um das Vieh sind Sie mir nachgelaufen bis hierher?“

Mich packte der Zorn wieder, ich setzte Bob auf den Boden, riß den Revolver aus dem Gürtel. „Lachen Sie lieber nicht über mich. Ich möchte Ihnen sonst für meinen Weg einen Botenlohn zahlen, der Ihnen nicht gefiele. — Hab' ich Ihnen meinen Waschhären verkauft?“

„Well, sir,“ sagte der Händler mit großen Augen und plötzlich ganz sanft, denn solch ein Narr, wie ich, war ihm jedenfalls noch nicht vorgekommen. „Ich bitte um Entschuldigung. Ich will verdammt sein, wenn ich geahnt hab', daß Ihnen die Kreatur nicht feil wäre. Ich hab' zufällig eine gute Verwendung für seinesgleichen. Das Geld hätte ich Ihnen in Fort Jackson auszahlen lassen, einen guten Preis. Ich bin kein Dieb. — Aber wenn Sie anderer Meinung sind — da ist Ihr Waschbär.“

„Es würde weise sein, wenn Sie künftig einen Gentleman vorher fragen wollten, was seine Meinung ist,“ erklärte ich; aber ich steckte doch den Revolver ein. Ich war thatsächlich so müd' und abgehetzt, daß sogar mein Zorn verflackerte. „Für diesmal mag's gut sein. Glückliche Reise, Sir!“

Bob auf dem Arm, trabte ich heimwärts. Und in all meiner Zerschlagenheit hatt' ich eine tolle Freude, daß ich ihn wieder da an meiner Brust fühlte. Was ihn anlangt, ich kann's nicht beschreiben, wie er sich anstellte, ganz verrückt vor Glückseligkeit und richtig, als wollt' er mir all sein ausgestandenes Leid klagen, bis er auf einmal zusammenklappte von der Anstrengung und den Strapazen, denn er war nur zart. Und ich mußt' ihn trinken und warten und beruhigen wie ein kleines Kind.

Die Nacht schliefen wir in der Bretterbude, in der tags zuvor der Reisende gerastet hatte, eng aneinander geschmiegt. Aber noch ehe die Sonne herauf war, trieb uns der Frost wieder auf. Da Bob noch krank war, trug ich ihn wieder auf dem Arm wie 'n Baby. Die Pfoten hatte er auf meiner Schulter liegen und sein bewegliches Waschbärgesicht er mir ab und zu mit einem schmeichelnden Knurren ins Gesicht.

Die Sonne gutte schon hoch über die Rids, und ich fing an warm zu werden vom Marschieren, da sah ich auf einem Kamme gegenüber zwischen zwei Felsblöcken einen Menschen stehen. Ganz deutlich zeichnete sich die Gestalt in der großen Einsamkeit gegen den blauen Himmel ab, ein schlanker Bursch, in der Tracht eines Boys. Ich kannt' ihn nicht, und ich wunderte mich, was er da machte, denn die Krupe war ganz kahl. Nicht mal Gras wuchs da, und die Tiere mieden sie.

Nur einen Augenblick tauchte er auf, dann verschwand er zwischen den Blöcken so spurlos, daß ich hätte glauben können, mir hätte seine Erscheinung nur geträumt. Ich erspähte ihn auch nicht wieder, wie scharf ich hinübersah, und der Sache gründlich nachzuforschen, war mir zu mühsam. Die Sonne stach, mein Magen knurrte, Proviant hatte ich nicht mehr, und so schritt ich kräftig aus, um womöglich den Braten noch warm zu finden, den Hermann Nolle uns mittags am Spieß zu rösten pflegte. Schon hatte ich den Grat über der tiefen Tannenschlucht erreicht, als drunten ein Schuß fiel. Ich lugte hinunter, aber die Stämme standen zu eng, und unten auf der Sohle war das Gestrüpp ganz ineinander verflizt. Ich hörte nur ein paar Zweige knacken und den Fall eines schweren Stück Wildes. Ich taxiert's auf ein Schwein. Und weil die hier alle Dick Pattersyn gehörten, schloß ich, daß er Auftrag gegeben hatte, einen alten Keiler als Sonntagsbraten abzuschießen. Erst wo der Pfad thalab zu laufen begann, unterer Hütte zu, wandte ich mich zufällig um. Da sah ich weit hinter mir eine Gestalt aus der Schlucht herauskletten und den Kamm erreichen; und die hätt' ich freilich auf eine Meile erkannt, Miß Nelly Pattersyn. Den Hinterlader, auf den sie sich beim Klettern gestützt hatte, frei in der Hand, stand sie einen Augenblick atemschöpfend. Dann lud sie neu, warf die Büchse auf die Schulter und ging mit raschen weiten Schritten nach der andern Seite ihrer Farm zu. Ohne Bob wär' ich trotz meines Hungers ihr nachgerannt. Mir fiel nur noch zu rechter Zeit ein, daß ein Gentleman mit solch einem haarigen Baby auf dem Arm nicht die richtige Figur für einen Liebhaber machte. Ich wollt' mich lieber nicht von ihr auslachen lassen. So rannte ich zu meiner Mahlzeit.

Wir bekamen trotzdem nur noch Reste. Potter und Nolle, die mich so bald nicht zurückerwarteten, hatten zeitiger gegessen und waren dabei, ihre wollenen Decken zusammenzulegen und ihre nicht übergroßen Bündel zu schnüren. Mit Anbruch des nächsten Tages wollten sie nach Fort Jackson, ausstehende Gelder einkassieren, sich neu ausrüsten, und dann geradeswegs weiter nach den Goldfeldern.

„Smart!“ sagte Potter, als er mich herankenchen sah.

„Ich denke wohl!“ rief ich stolz. „Siebzig Meilen! Und da ist Bob.“

„Ja,“ sagte Nolle trocken, „Sie sind weit gelaufen, um uns 'ne große Unbequemlichkeit auf den Hals zu laden.“

„Wieso?“ frag' ich.

„Rechnen Sie darauf, Bob auf Ihren Armen bis San Francisko hinunter zu tragen? Oder glauben Sie, daß die uns in ihren feinen Hotels da Unterkunft geben werden: drei Goldgräber und ein Waschbär?“

„Laßt euch hängen mit eueren feinen Hotels!“ schrie ich zornig. „Ich will gar nicht hinunter! Ich bleibe, wo ich bin.“

Da lachte Nolle höhnisch und quälte mich von der alten Zauberin Kirke und ihren Schweineherden — es war ihm von seinem Gymnasium hängen geblieben — und daß ich da auch hingehörte. Ich fühlte wohl, er war mir feind um Nelly Pattersyns willen. Denn er war arg hinter den Ladies her und konnt's nicht verwinden, wenn er bei einer mal nicht der Beste war.

Potter sagte gar nichts. Er krauste nachdenklich den Kleinen, der mit Freudengenießen die bekannte Hütte und die alten Kameraden begrüßte.

Aber ehe wir uns schlafen legten, nahm Potter mich beiseite.

„Es nützt natürlich nichts, einen Mann von seinem Willen abbringen zu wollen. Aber glauben Sie einem alten Jäger: Weiber sind Köder in den Fallen des großen Trappers Satan. Der Kerl, der da anbeißt, verliert das Fell dabei. — Gewisse Weiber, versteht sich! Weiber wie . . . Sie sollten doch mit uns kommen, Fred!“

Ich biß die Zähne aufeinander und schüttelte den Kopf.

„Well!“ sagte er. „Ich kann nur sagen, es ist mir leid.“

Für Potter war das eine enorme Rede. Ich hatte ihn unter den Tod von manchem an unserer Seite gefallenen guten Kameraden den Strich ziehen sehen ohne so viel zu sprechen. Und ich fühlte es, er zog in diesem Augenblick den Strich auch unter meine Existenz. Ich begriff auch, daß er in seiner Weise recht hatte. Denn, lieber Himmel! was wollt' ich zur Sommerzeit allein in den Rocky Mountains? Es stand ja eigentlich nichts zu hoffen bei Dick Pattersyns Tochter für so einen armen Kerl, wie ich war. Aber da oben sind schon noch andere Dinge möglich geworden, und ihre Augen, wenn sie mich ansahen wie das letzte Mal, ließen keinen Gedanken an Unmöglichkeiten aufkommen.

Ich streckte ihm die Hand hin.

„Bewahren Sie mir ein gutes Andenken, Potter!“

Da sprach er nichts weiter.

Am nächsten Morgen brachen sie auf. Ich hatte doch ein Gefühl von Einsamkeit, als ich sie, die Bündel auf dem Rücken, um die Felsecke verschwinden sah, fast eine Art Heimweh. So ein in den Bergen verlebter Winter knüpft die Menschen aneinander.

Nun saß ich allein mit Bob. Wir gingen zum Bach hinunter, fingen Krebse zu Mittag, und dann warf ich mich auf mein Bett und schlief. Ich war noch müd', und wahrhaftig, ich hatte bis zum Sonntag nichts zu thun als zu schlafen.

Als ich Sonntag Nachmittag nach der Farm hinunterkam, fragte Dick Pattersyn mißtrauisch, warum ich nicht mit meinen Kompagnons weggezogen wäre. Ich log, ich wäre mit meinen Fellen noch nicht ganz klar, aber etwas dergleichen — hätt' auch keine Meinung für die Goldminen.

Sobald Nelly und ich allein waren, sah sie scharf nach Fenster und Thüren, und dann trat sie dicht an mich heran.

„Haben Sie's ausgerichtet?“

„Ihr Brief —“ fing ich an.

Sie hielt mir die Hand auf den Mund. „Still doch!“

Also — die Sache in Fort Jackson muß schon in Ordnung sein.“

„Danke! Und kein Wort mehr davon!“

Ich erzählte ihr nun die Geschichte vom Raub Bobs und

meiner Verfolgung. Aber sie hörte ganz zerstreut zu. Aufmerksam — sehr aufmerksam wurde sie erst, als ich von dem Schuß in der Schlucht sprach, und daß ich sie gesehen hätte. Ich meine sogar nachträglich, daß ihre weiße Haut noch ein bißchen weißer werde. Damals achtete ich nicht darauf.

„Und dann? Und dann?“

„Dann gingen Sie weiter, vermutlich nach Hause,“ sagt' ich unbefangen.

Sie lachte. „Richtig geschlossen, Sir! Ich ging nach Hause. Immerhin, erzählen Sie Pa nichts von dem Schuß. Er mag's nicht, wenn ich so weit weg jagen geh. Ich hab' nur 'ne Eule geschossen, wissen Sie. Es sitzen mächtig große da unten.“

„'ne Eule?“ — Ich hätt' einen Eid darauf abgelegt, daß ich ein schwereres Stück Wild fallen hörte.

In dem Augenblick kam Patterson herein.

„Coopers hat wieder die Ueberreste von einem Schwein gefunden! Die Schinken und die besten Stücke waren losgetreten, der Rumpf von den Füchsen angefressen, aber der Schnitzand war noch deutlich zu erkennen. Das ist das zweite, was mir in drei Wochen niedergetrakt wird. Wissen Sie was von der Sache, Herr Nachbar? He?“

Ich sah Miß Nelly an und Miß Nelly mich. Und dann sagte ich: „Suchen Sie jetzt gleich mit ein paar Boys mein Haus ab, Mr. Patterson — und wenn Sie eine Borste Ihres Schweines bei mir finden, mögen Sie mich an dem nächsten Baum aufknüpfen.“

„Unnötig, sich zu ereifern, Sir,“ knurrte Dick Patterson. „Ich frag' bloß, ob Sie was von der Sache wissen — und dazu hab' ich Grund. Die Tannenschlucht liegt keine drei Meilen von Ihrem Trapperhaus. Sie müssen den Schuß gehört haben.“

„Ich war fünfunddreißig Meilen über Land,“ sagt' ich. Und er: „All right. Ich werde dem Ding schon auf den Grund kommen. Verdammt, daß ich gerade morgen nach Fort Jackson muß!“

Damit schoß er wieder hinaus. Ich wandte mich zu Nelly, die sich an ihren Theetassen zu schaffen machte. Mir war sehr traurig zu Mute.

„Miß Patterson, verdien' ich's, daß Sie mich mit Lügen abspeisen?“

Sie sah mich treuherzig an. „Nein, mein Freund, Sie sollen die Wahrheit wissen, die ganze Wahrheit.“ Und wie ich erwartungsvoll den Kopf hebe, sagt sie: „Nein, nicht jetzt, nicht heut'. Heut' muß ich Sie sogar bitten, mich zu verlassen, und zwar gleich. Pa lädt Sie ohnehin nicht zum Dinner ein. Der geht, sobald es dunkel wird, auf den Anstand, um den Schweinedieb zu überraschen, und morgen, morgen geht er über Land.“ Sie lachte. „Auf Wiedersehen!“

„Nelly — warum schicken Sie mich fort? Ich versteh' Sie nicht.“

„Sie werden mich verstehen.“

Ich werde dringlich. „Nelly, ich bin geblieben, weil Sie's wollten. Allein zurückgeblieben hier in der Wildnis. Es ist Verrücktheit, ich weiß. Um Ihretwillen thu' ich's, Nelly!“

„Ja, ich weiß, daß Sie ein Freund sind,“ sagte sie in ihrem streichelnden Ton.

„Nelly —!“

„Nicht hier! Nicht jetzt! Ich — ich besuche Sie vielleicht einmal.“

„Morgen also?“

„Ja, vielleicht morgen. — Noch eins! Wann war der Reisende da?“

„Ich sagt's Ihnen schon. Am Dienstag.“

„Dienstag. Sonach — “

„Bei diesem Wetter ist er am Donnerstag schon in Fort Jackson gewesen.“

Sie schien sehr glücklich. „Wirklich? Donnerstag schon? — Sie sind ein zuverlässiger Freund. Ich danke Ihnen!“

„Und doch soll ich gehen?“

„Heut' unreigerlich!“

„Aber Sie kommen morgen?“

Sie nickte. „Wenn Sie artig sind, wird man sehen.“

Ich ging dann. Ich that immer, was sie wollte, wenn sie mich anfunkelte mit ihren Luchsaugen, die so lieb und so böse funkeln konnten. Aber als ich die Fenz hinter mir hatte, brach die Verzauberung. Sie hielt mich wirklich ein bißchen zu kurz, kommandierte mich wie einen Bedienten, log mich an wie einen dummen Jungen. Und das Geheimnis, das sie so angstvoll hütete? Was steckte dahinter? Ein Mann — ein Liebhaber? Ganz plötzlich packte mich die Eifersucht. Gentlemanlike oder nicht — ich wollte wissen, woran ich war!

Auf halber Höhe wuchs ein Fichtengestrüpp, von wo aus ein Mann das Thal mit der Farm wie eine Landkarte vor sich liegen hatte, so daß auch nicht eine widernde Katze ihm entgehen konnte. Dahin pürscht' ich mich auf Umwegen, und da saß ich auf der Lauer.

Den alten Patterson und einen Boy sah ich sich wegschleichen, bis an die Zähne bewaffnet. Die gingen auf den Anstand in die Tannenschlucht, wie Nelly vorhergesagt hatte.

Bald darauf kam sie, in ihrem Jagdkleid, die Flinte über der Schulter. Sie hieg zum Kamm, auf fünf Schritt kam sie an meinem Versteck vorbei, einen aufgeregten, gespannten Ausdruck im Gesicht. Ich warf mich auf ihre Spur, in gehöriger Entfernung, versteht sich, und vorsichtig, denn sie blieb hinter jedem Busch, an jeder Felsecke stehen und sicherte, unauffällig, aber scharf. Doch ich hatte nicht umsonst einen ganzen Winter lang die schlauesten und scheuesten Tiere in den Bergen beschlichen. Sie kriegte meine Witterung nicht, und ich blieb ihr auf den Fersen.

Uebrigens ging die Jagd nicht weit, nur über den Grat und ein Stückchen auf der andern Seite abwärts, wo eine Art Plateau vorsprang, von dem man weitenweit hinaus auf die schneebedeckten Picks gucken konnte, während man von der Farm im Thal aus nicht zu sehen war. Im Gehen schon hatte sie dürres Gesträuch aufgelesen. Davon zündete sie jetzt ein Feuerchen an.

Ich lag oben auf dem Grat, platt hinter einem umgestürzten Baumstamm und stierte. Stierte. Jetzt flackert ihr Feuerchen hell, und sie steht dabei, sieht grad' ins Land hinaus und scheint auf etwas zu warten.

Ich such' denn auch mit den Augen die Gipfel ringsum ab, und hast du nicht gesehen! zuckt ein Funke auf einem Kamme gegenüber auf. Ein Kerl steht dabei. Mir wollen die Augen aus dem Kopf springen! Derselbe Kerl, den ich am Morgen, als ich Bob zurückholte, gesehen hatte, auf derselben nackten Kuppe. Es sind Meilen, aber die Sonne ist im Untergehen, in der klaren, lichtigen Luft ist keine Täuschung möglich. Nur einmal ist der Funke aufgezuckt. Gleich wieder dämpft ihn der drohen. Er fürchtet sich.

Aber Nelly Patterson hat ihn bemerkt. Sie nimmt ihr weißes Tuch, schwingt es mit einer taktmäßigen Bewegung auf und nieder, auf und nieder. Neunmal zählt' ich. Dann steckt sie's ein. Und ein Liedchen pfeifend, zerrt sie die brennenden Reiser auseinander, tritt sie aus, wedelt sich um, klettert hinauf zum Grat, zu mir!

In mir dreht sich's wie ein Mühlrad, Schmerz und Wut, Wut und Schmerz. Die zwei Feuer haben in meinem dunklen Hirnkasten endlich Licht angesteckt.

Der Mann im Felsgeröll ist Dick Pattersons weggelaufener Boy und Nelly Pattersons Geliebter — das also ist ihr Geheimnis! Für ihn schießt sie ihres Vaters Schweine, sie hilft ihm zur Flucht, nein, sie flüchtet mit ihm. Er müßte ja längst fort sein, wenn er nicht auf sie wartete. Morgen, wenn der Alte über Land ist, werden sie fliehen. Und ich! — Und ich!“

Da stand sie vor mir.

Wie ein Wilder sprang ich hervor, packte ihren Flintenlauf, ihren Arm.

„Ich weiß alles! Jetzt weiß ich die Wahrheit!“

Sie fuhr zusammen bei den plötzlichen Ueberfall. Aber nur eine Sekunde zagte sie, nur bis sie mein verzerrtes Gesicht erkannte. Dann stand sie ruhig wie ein Baumstumpf, und ihre Augen sahen eiskalt in meine.

„Please, sir, wollen Sie meinen Arm loslassen?“

„Nein“, schrie ich. „Nein! Sie haben mich lange genug zum Narren gehatten. Jetzt rechnen wir ab!“

„Sind Sie ein Gentleman, Sir, der Sie einer Lady nach-

Im Saal der Garden.
Nach dem Gemälde von C. Chaffemont.

schleichen und ihre Geheimnisse auskundschaften?!“ fragte sie zornig.

„Ich weiß nur, daß ich ein Verrücter bin,“ antwortete ich wild, „verrückt gemacht durch Sie! — Sie wollen mit dem Kerl drüben fliehen! Morgen früh um neun Uhr wollen Sie mit ihm fliehen! Und mich haben Sie benutzt, Ihnen den Weg zu dieser Flucht anzuzeichnen. Ich habe Ihren Brief nach Fort Jackson befördern müssen. Der Brief hat auch mit dieser verdammten Flucht zu thun und mit dem — dem Menschen! Leugnen Sie doch! So leugnen Sie doch!“ Ich schüttelte sie. „Es kommt Ihnen ja sonst auf 'ne Lüge nicht an!“

„Ich leugne nichts,“ sagte sie leise, trotzig. „Es ist so! Ganz so ist's! Morgen werd' ich mit Tom Grocer fliehen, den Pa totschießen wollte, weil ich ihn liebhab! Und der Brief — der Brief enthielt das Geld für unsere Ueberfahrtskarten von New York nach Southampton. Wood hat sie telegraphisch für uns besorgt.“

„Und Sie glauben, daß ich das leiden werde?! Daß ich Sie fortlasse?!“ schrie ich außer mir.

„Welt, sir,“ sagte sie wieder mit der kalten Besonnenheit, die mir das Blut in Feuer verwandelte, „daran können Sie mich nur hindern, wenn Sie mich ermorden. Thun Sie's, wenn Sie wollen. Sie sind der Stärkere. Ich kann Ihnen nicht wehren. Bloß, wenn Sie's thäten, würden Sie ein Feigling sein, ein ganz niederträchtiger Feigling.“

Ich hielt sie wortlos gepackt. Sie ermorden, sie und mich niederschießen, in den Abgrund stürzen — einen Augenblick hatte der Gedanke etwas Bestechendes für mich. Sie las den wilden Entschluß jedenfalls in meinen Augen. Aber sie zuckte nicht mit der Wimper. Sie wußte wohl, mit wem sie es zu thun hatte. Höhnisch herausfordernd stand sie vor mir.

„Ich warte, Sir.“

Da ließ ich ihren Arm los.

„Nelly,“ sagt' ich, „wenn Sie zu mir gekommen wären und hätten ehrlich gesprochen: so ist's! Thu' das für mich — ein Schuß will ich sein, wenn ich Ihnen nicht beigestanden hätte durch dick und dünn! — Aber warum denn jeden Tropfen Bluts in mir verrückt machen mit halben Versprechungen, mit Bitten und Händedrücken, mit scheinbaren Bevorzugungen und all solch gottverdammten Tricks? Warum einem frischen Burschen das Mark aus den Knochen saugen, bis er zu einem Ding, einem Instrument wird für Ihre Zwecke, das, wenn Sie es wegwerfen, keinen Nutzen und keinen Zweck mehr auf der Welt hat?“

Da wurd' sie auf einmal ganz sanft. „Hab' ich das gethan, Fred? Mein armer Fred! Ich weiß nichts davon. Gewiß, ich weiß nichts davon. Wenn ich besonders nett gegen Sie war, sehen Sie —“ jetzt lächelte sie, „so ist das jedenfalls nur gekommen, weil — ich Sie gern hatte. Darüber sollten Sie mir eigentlich nicht böse sein, wie?“

„Nelly,“ bat ich, „geh nicht fort! Geh nicht fort von mir! nicht fort!“ Ich hielt einen Zipfel ihres Leberrocks gefaßt, ich küßte ihn, ich flehte wie ein Bettelbub. „Ich taß' dich nicht fort!“

Sie war jetzt ganz ruhig, wußte ja nun, sie hatte das Spiel gewonnen. Die Hand auf meiner Schulter, redete sie:

„Doch, Fred, doch! Sie werden mich fortlassen. Sie sind gut, wenn auch ein bißchen heftig. Sie werden nachdenken und werden sich sagen: Nelly Patterson war mit Tom Grocer einig, lange, ehe sie mich gekannt hat. Hätte sie mich erst gekannt und Tom Grocer später, wer weiß —“

„Nelly! Nelly!“

„Es ist wahr, Fred. Wirklich, ich bin Ihnen sehr, sehr gut.“

Und da küßte sie mich auf die Augen, auf die Lippen.

Ich hielt still wie ein Steinbild. Die Thränen schossen mir unter die Lider. Ich wußt' ja, es war alles Teufelei. Sie fragte nicht mehr nach mir als nach dem Stein unter ihren Füßen. Sie dachte nur an ihren Tom. Ich konnt' mich dennoch nicht wehren.

„Jetzt lassen Sie mich ziehen, Fred!“

Da nahm ich sie in die Arme und küßte sie wild.

„Und Sie werden Pa nichts verraten?“

Noch einmal stieg's in mir auf, daß ich sie hätte ermorden mögen, sie und mich. Es ging vorüber. Sie hatte gesiegt.

Sie ging. Immer kleiner wurde ihr Figürchen auf dem Bergabhang. Ich hielt sie nicht zurück. Ich schoß sie nicht nachträglich nieder. Auf einem Baumstumpf kauerte ich, den Kopf in den Händen, und wiederholte mir immerfort, daß mein Leben fortan keinen bleiernen Knopf mehr wert sei.

Erst die bittere Kälte auf der Höhe brachte mich zur Besinnung, und ich taumelte heim.

Bob kam mir winselnd entgegen. Acht Stunden war ich weggewesen, und er fürchtete sich in dem verödeten Haus. Ich aber mocht' ihn an dem Abend nicht sehen. Mit ihm hatte die Sache angefangen. Ich warf ihm den letzten Rest von unserem Fleisch hin, und ohne Wort oder Liebkosung für ihn, streckte ich mich auf mein Bett und kniff die Augen zu. Sogleich kam er mir nach, stand vor mir, weinte, kratzte, ich sollt' ihm hinaufhelfen. Als ich hartherzig blieb, versucht' er's zum erstenmal, zu springen, und ich weiß nicht, wie, es glückte ihm wahrhaftig, heraufzukommen.

Da hudderte er sich an mich, stolz, glücklich, wollte gelobt sein. Ich fuhr ihn an, er sollt' sich ruhig verhalten. Und er, gleich scheu, duckte sich, aber eng an mich gedrängt, leckte mir leise die Hand und rührte sich nicht mehr. Es dauerte aber lange, bis er einschlief, und noch im Schlaf hört' ich ihn tief seufzen vor Kummer.

Eine endlose Nacht. Mit dem Morgen kam gewaltig über Liebe, Haß und Verzweiflung der Hunger. Es war kein Fleisch, es war auch nicht mehr eine schimmlige Brodrinde im Haus. Ich ging also zum Bach, um das bequemste Frühstück, ein Gericht Krebse, zu holen. Nicht um mein Leben wär' ich mit der Flinte jagen gegangen. Ich wartete noch auf etwas.

Von der Niederung am Bach konnte man zwischen zwei Felszacken durch ein Stückchen des Weges nach Süden sehen, keine zwanzig Ellen, aber doch ein Stückchen. Und von der Suche nach Krebsen starrt' ich immer wieder hinauf nach der Lücke. Bob war mir natürlich nachgelaufen, obgleich ich ihm heut' noch kein Wort und keinen Blick gegönnt hatte. Mühsam kam die Mahlzeit zusammen. Die Zeit schien mir stillzustehen.

Da! Endlich! — In der Lücke regt sich's. Der Kopf eines Maultiers! — Noch einer! — Die Tiere hat sie ihrem Vater entwendet — wahrscheinlich noch Verwandtes. Der Mann hat einen schweren Sack auf die Kruppe seines Tieres festgebunden. Er bengt sich herüber. Sie wendet sich — Sieht sie mich? — Wahrscheinlich nicht. Aber ich seh sie noch einmal, unverkennbar, trotz der weiten Entfernung, sie selbst — in ihrer robusten, fröhlichen Selbstsucht, und in dem Reiz, der von ihrer leisesten Bewegung wie ein Zauber ausstrahlt. — — Jetzt sieht sie ihn an. Sie lachen! — Lachen sie über mich? — Hölle und Teufel! — —

Die Lücke ist leer! — Vorbei! —

Und jetzt, mit dem Bewußtsein, sie für immer verloren zu haben, kommt die Wut über meine Narrheit mit jehsuchter Gewalt über mich. Ganz klar seh' ich meine junge, ehrliche Jagdhundtapferkeit, die sie ausgenutzt hat in schlauer Berechnung vom ersten Augenblick an. Als sie mich droben bei den Tannen traf, da tazierte sie's schon mit Kennerblick, was für ein köstliches Material ihr an mir erwuchs, und unbedenklich, mitleidlos ging sie dran, sich's für ihre Zwecke zurechtzuschneiden. Und ich — ich hatt' ihr mein bestes Gefühl gegeben! — —

Mit einem Fluch kehrte ich mich um. Da sah ich, daß Bob, der hungrig sein mochte, nach seiner Art den Topf mit den Krebsen umgestoßen hatte. Nur waren die Viecher diesmal nicht auf trockenen Boden gefallen, von wo man sie wieder kriegen konnte, sondern in ihr Element. Unsere Mahlzeit flüchtete unter das Bachgeröll, und Bob sah ihr verdutzt nach.

In aufflammendem Jähzorn griff ich den Stecken auf, mit dem ich die Steine weggerollt hatte, und zog dem Waschbären damit eins über den Rücken.

Er schrie auf. Ich achtete aber nicht darauf, kehrte mich um, schritt hinauf zur Hütte. Da hörte ich ihn noch immer winseln, winseln wie ein kleines Kind, und er kam mir nicht nach. Ich seh' mich nun doch um. Da liegt er noch am Bach, bewegt eifrig die Vorderpfoten, aber er kommt nicht vom Fleck. Nun wurde mir das Herz weich, ich hatt' ihn doch gern. Ich rief ihn also, diesmal sehr freundlich. Er winselte

zum Erbarmen, er zappelte, aber er kam nicht. Nun ging ich zurück. Da lag er auf dem Leib, sah mich an mit seinen ausdrucksvollen Augen — ich hab' nicht viele Menschen gekannt, deren Augen sprechen konnten wie seine — sah mich an, zappelte mit den Vorderpfoten — aber die Hinterbeine lagen steif, ohne Regung.

Es war ein heißer Tag, und mein Zorn hatte mir gut eingeheizt, aber ich weiß nicht, plötzlich rann es mir merkwürdig kalt durch die Adern und den Rücken hinunter. Noch heut' entsinne ich mich deutlich des abscheulichen Gefühls. Ich beugte mich zu ihm hinunter, streichelte ihn, gab ihm die zärtlichsten Namen. Und er schrie vor Freude — wahrhaftig, in seinen Schmerzen schrie er vor Freude, daß ich wieder gut zu ihm war. Aber aufstehen, sich auf die Hinterbeine stellen konnt' er nicht.

Ich nahm ihn auf die Arme, trug ihn vorsichtig heim. Ich wickelte ihn in meine Decke, legte ihn auf mein Bett. Ich holt' ihm Wasser, ich bracht' ihm Krebse. Er fraß nicht, sah mich nur immer an, mit so 'nem großen Blick, ich kann's nicht beschreiben, und leckte mir die Hand, die Hand, die ihn geschlagen hatte.

Zwei Tage pflegte ich ihn so, bandagiert' ihn, rieb ihn. Am dritten endlich mußt' ich's wohl glauben, was ich eigentlich von Anfang an gewußt hatte. Er war nur 'ne junge, zarte Kreatur, und mein Schlag hatte ihm das Rückgrat zerbrochen.

So weh ums Herz ist mir nicht gewesen in der Nacht, bevor Nelly starb. Ich weinte wie ein Kind. Aber es hatte keinen Zweck, ihn länger sich quälen zu lassen. So küßt' ich ihn auf seine klugen Augen, und sein zärtliches Schnäuzchen, sagt' ihm Lebewohl, nahm meinen Revolver und machte seiner Qual ein Ende. Neben der Hütte unter einer zärtlichen Tanne hab' ich ihn begraben.

Dann machte ich die Thür zu, nahm meine wollene Decke und wanderte zu den Minen. —

Fritz Hammerschmidt nahm seine Cigarre wieder auf.

„Wir sprachen von der Reue. Das ist die That in meinem Leben, die einzige, die ich wirklich und tief bereut habe. Ueber den Schlag, den ich der unschuldigen Kreatur gegeben hatte, konnte ich lange Zeit nicht wegkommen. Vielleicht werden Sie das komisch finden. Nelly ist mir bald gleichgültig geworden; an Bob zu denken, regt mich heut' noch auf."

Er schwieg.

Es war ganz still um den Tisch geworden. Es blieb auch still. Ein Bann lag auf der kleinen Gesellschaft, der Nachglanz der Bilder aus einer fernen, fremden Welt, die der Mann vor uns aufgerollt hatte, und etwas wie Ehrfurcht vor dem Stück Jugendgeschichte eines warmen Herzens, das in wilden Abenteuern hart und kühl geworden war.

Wir trennten uns bald, und wohl durch Aller Träume ging die schöne Nelly und der arme kleine Kerl, der draußen in der Wildnis den schlimmen Lohn für seine Treue empfing von dem, der ihn am meisten liebte.

Auf der Wanderschaft.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Hans Ostwald.

Der Taugenichts, den Eichendorff ein so reizvolles und geheimnisvolles Wanderjahr erleben ließ, würde mit erschrockenen und erstaunten Augen auf die Landstraßen blicken, müßte er heute das Vaterhaus verlassen. Mit klingender Fiedel läßt sich's nicht mehr die Wanderwege hinabmarschieren. Wer würde heute seine liebevolle Hand über die Erlebnisse, über das Gedeihen des Wanderburschen halten? Und wendisch besteht auch heute noch die Wahrheit des alten Wanderliedes: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt." — Wenn auch all die romantische Tändelei und Geheimniskrämerei vergangener Zeiten das Leben auf der Landstraße nicht mehr umflimmern, wenn auch all der falsche Glanz, der einst um das Treiben der „armen Reisenden" gemalt wurde, längst gewichen ist und klarer Erkenntnis Platz gemacht hat — das Leben auf der Landstraße und in den Herbergen spielt immer noch eine gewichtige Rolle in unserm Volksleben. Und das wird so bleiben — mindestens so lange, wie in der Jugend die Lust am Erleben und Erlernen, Erschauen und Erkennen lebendig ist.

Das, was einst gesetzlich vorgeschrieben war, ist eben jetzt noch dem Volke eine liebe Gewohnheit. Viele alte Zünfte verlangten von ihren Lehrlingen und Gesellen eine bestimmte Wanderzeit, bestimmte Wanderjahre, in denen sich der junge Mensch draußen im Handwerk umsehen sollte. Das, was er in der Fremde gelernt hatte, sollte dem heimischen Handwerk zu gute kommen. Wohl gab es auch einige Innungen, die es ihrem Nachwuchs verboten, hinauszuziehen. Sie wollten nicht, daß ihre Kunst hinausgetragen würde. Die Strenge, mit der die ersten Buchdrucker behandelt wurden, ist ja bekannt. Und dennoch trugen auch sie, und nicht zum Schaden der Kunst und der Kultur, ihr Wissen und Können in alle Winde. Dieser Kreis der „Zünfte", der seinen Jüngern das Wandern verbot, war übrigens nur eng begrenzt, die meisten Zünfte schrieben das Wandern vor und sorgten auch für die Wanderstiefel ihres Berufes. Zudem war ja das Wandern die einzige Möglichkeit zum Ausgleich so vieler wirtschaftlicher Unebenheiten. Arbeitsnachweise, Fachzeitschriften mit einem großen „Arbeitsmarkte" gab es damals noch nicht, das „Umschauen" der Gesellen, das Nachfragen der Meister in den Herbergen waren also die einzigen Mittel, Arbeit oder brauchbare Arbeitskräfte zu finden. So eine Herberge war der Mittelpunkt des beruflichen Lebens. Hier fand der Wandernde Berufsgenossen aus dem Ort und aus fernen Gegenden. Hier erfuhr er die Neuigkeiten, die wichtigsten Ereignisse, die sich in seiner Zunft ereignet hatten. Er blieb mit allem, was seinen Beruf anschmackte, in engster Fühlung.

Die spätere Zeit, die alle Zünfte zerstörte oder doch wenigstens schwächte, beeinträchtigte auch dies Herbergswesen. Die heutigen Innungen haben nur geringes Interesse daran, Herbergen zu unterhalten. Eigentliche Handwerker sind ja auch nicht viele auf der Wanderschaft. Nur Schlächter, Bäcker, Schmiede und Tischler, diese mehr konservativen Berufe, wandern noch häufiger. Es sind eben jene Berufe, die in kleinen Orten noch handwerksmäßig ausgeübt werden. Die Zerstreutheit der Arbeitsstellen nötigt zum „Umschauen". Der kleine Handwerker hat sich noch nicht daran gewöhnt, seine Arbeitskräfte durch den Arbeitsnachweis zu beziehen. Auch findet sich ja nicht überall eine solche Einrichtung. Und außerdem nimmt ein Kleinmeister am liebsten einen Gesellen, den er von Angesicht zu Angesicht gesehen hat. Im Handumdrehen lassen sich eben eingewurzelte Gewohnheiten nicht aus der Welt schaffen. Selbst wo Arbeitsnachweise das Angebot und die Nachfrage von Arbeitskräften regeln, ist die Gewohnheit des „Umschauens" noch lange nicht geschwunden.

Bei den meisten Berufen, und besonders bei denen, die in größeren Werkstätten und Fabriken ausgeübt werden, ist jedoch die Neigung zum Wandern ziemlich abgestorben. Wohl wechseln die jungen Leute gern ihre Arbeitsstelle — oft nur zu gern — wohl wollen auch sie sich ein Stück Welt besehen. Aber sie benutzen, wenn ihre Mittel es irgend erlauben, die Eisenbahn. Erst wenn ihr Geldbeutel völlig leer ist, greifen sie zum Wanderstab.

So ist es denn gekommen, daß auf der Landstraße nicht mehr der Handwerksbursche von ehemals einherwandert, der mit reichlicher Wäsche, Handwerkszeug und Kleidungsstücken von Ort zu Ort zog — in einer gewissen Sorglosigkeit erhalten durch die Innungsgeschenke und durch das, was beim Umschauen abfiel. Die Wanderburschen von heute sind meist so reich wie die Vögel unter dem Himmel. Nur einige frisch von der Mutter, aus der Kleinstadt gekommene junge Burschen haben noch ihr Ränzel, ihren „Berliner". Aber so schwer wie der „Berliner" des alten Handwerksburschen ist der nicht mehr. Er braucht nicht auf Rädern geschoben zu werden, und gewöhnlich verschwindet er auch bald, da er der Neuzeit zu doch nicht so recht entspricht. Der jeder Beschwerde abholde „arme Reisende" — das ist heute die Bevölkerung der Landstraßen und der Herbergen.

Auch vor Jahrzehnten hat es solche Erscheinungen schon

gegeben. In seiner Posse „Der böse Geist Lumpaci-Vagabundus“ hat Johann Nestroy ein paar Prachtexemplare dieser Gattung gezeichnet. Nur daß er die Gestalten mit etwas mehr Humor ausstattete, als sie im wirklichen Leben besitzen. Ganz so heiter spielt sich das Wanderleben denn doch nicht ab.

Ein richtiger Wandergeselle muß ein tüchtiger Fußgänger sein, Regen und Schnee, Frost und Sonnenglut ertragen und auch über aufgeweichte Landstraßen hinwegkommen können. Gewöhnlich sind die Neulinge die eifrigsten Fußgänger. Sie sehen weiß ihren Stolz darein, weite Strecken schnell zurückzulegen. Sind sie erfahrener geworden, so sparen sie mit ihrer Kraft. Manche sind auch genötigt, viel Zeit zum „Umschauen“ im Orte zu verwenden. Arbeiter, die in einer Industriegegend von einer Großstadt zur andern wandern müssen, beeilen sich wohl, zu ihrem Ziele zu kommen, doch ist es ihnen selten möglich, mehr als 30 bis 40 km an einem Tage hinter sich zu bringen, nur wenige Handwerksburschen bringen es auf täglich 50 bis 60 km.

Die ganze Art des Wanderns richtet sich eigentlich nach der mehr oder weniger häufigen Arbeitsgelegenheit und dem „Einkommen“. Dieses übersteigt selten das Allernotwendigste. Nur ganz Gewitzte bringen durch Schwindeleien mehr zusammen. Doch wird auch hier viel von den Schindeern des Vagabundenlebens und auch von den Vagabunden selbst übertrieben. Vieles ist nur Prahlerei. Ernstlich steht es mit dem Fälschen der Legitimationspapiere. Es wird meist nur von solchen geübt, die wegen der allzu langen Arbeitslosigkeit Konflikte mit den Gesetzen befürchten. Und gerade jene, die am bösartigsten sind, verstehen sich auf falsche Papiere und gehen nur zu oft frei aus, wo der ehrliche Wanderbursche dem Gesetze verfällt.

Der ehrliche Wanderbursche hat es überhaupt nicht leicht. Sein „Einkommen“ beschränkt sich fast ausschließlich auf die Ortsgeschenke, Innungsgeschenke und Verpflegungsmarken. Beim „Umschauen“ fällt wohl auch noch einiges ab. Versteht er aber das „Fechten“ nicht, so muß er seinen Leibriemen oft gehörig anziehen. Die Ortsgeschenke, die dort üblich sind, wo keine Verpflegungsstationen bestehen, werden nur einmal an jeden Wanderer gezahlt. Sie sind meist recht klein. Lübeck zahlt z. B. 40 Pfennig. Auch die Innungsgeschenke sind nicht so eingerichtet, daß der Wanderer dabei zu üppig leben könnte. Die Berliner Goldschmiedinnung giebt 1 Mark 50 Pfennig, die Dinsburger Schlachterinnung 50 Pfennig. Der Handwerksbursche muß also meist noch an die Thüren klopfen und die offene Hand hinhalten.

Viele erlangen im „Fechten“ bald eine solche Fertigkeit, daß sie sich von dem Wanderleben, das wohl eine gewisse Zeit lang fesselt und kräftigt, später aber demoralisiert und rasch die Kräfte aufzehrt, nicht mehr trennen mögen. Sie werden zu echten Landstreichern, die schließlich ihr Leben im Krankenhause oder Arbeitshause enden. Manche benutzen auch die im Deutschen Reiche bestehenden 32 Arbeiterkolonien als Unterkunft für die bösen Wintermonate. Diese Anstalten, die jedem Arbeits- und Obdachlosen eine letzte Zuflucht bieten sollen, in der er sich wieder empor helfe, kann, werden aber, wie derartige Einrichtungen stets, auch ab und zu mißbraucht. Aber mindestens ebenso oft schützen sie auch manchen armen Reisenden vor dem Verkommen auf der Landstraße.

Wohl sind die alten Innungsherbergen zum größten Teil durch die „Herbergen zur Heimat“ und durch die Herbergen der Gewerkschaften ersetzt worden. Aber immer noch befindet sich das Wanderleben in einer Übergangszeit. Von maßgebender Seite sind zwar jetzt Wanderarbeitsstätten, für jeden Regierungsbezirk etwa je zwei, vorgeschlagen, in denen der mittellose Reisende ein gewisses Existenzminimum, gegen eine entsprechende Arbeitsleistung, erhal :n soll. Aber es dürfte doch schwer sein, das wanderlustige Vo k ganz von der Landstraße zu bringen. Wer weiß auch, ob es richtig wäre, jeden Wanderer zu zwingen, einem derartigen Institute beizutreten? Sicher befinden sich heute viele herumgekommene Menschen auf der Wanderschaft. Aber wenn auch das Wandern mit ganz ungewöhnlichen Beschwerden verbunden ist, wenn auch dem Wanderer oft saubere Wäsche, heiles Schuhwerk und hier und da ein warmes Mittagessen fehlen, findet er auch manchmal in einer kalten Stallecke, im Stroh oder auf einer harten Bank schlafen muß — gerade das ist's, was so viele Muttersöhnchen entweichlicht und lebenstüchtiger, lebensreifer macht.

Und das Wanderleben ist immer noch ein Stück Romantik in dem sonst nicht allzu romantischen Volksleben unserer Tage. Aber es hat eben auch alle Gefahren der Romantik. Das, was manchem zum Vorteil gereicht, wird anderen zum Verderb. Wieviel Walzbrüder gehen nicht unter in Elend und Schmach! Und was den einen entweichlicht, zerrüttet den andern.

Aber es sind jetzt, wie gesagt, manche Anzeichen dafür vorhanden, daß das Wanderleben in geregelte Formen tritt. Die Bewegung der Herbergen zur Heimat, die Fürsorge der Gewerkschaften für ihre wandernden Mitglieder und die Vorschläge zu Wanderarbeitsstätten werden sicher zu einem geschlossenen Werk für die Wandervervölkerung führen. Es müssen sich nur recht viele für diese Fragen erwärmen, dann wird es sicher zu einem gefunden Ziele kommen, und der Wanderbursch braucht nicht so oft mit verbungertem Gesicht an die Thüren zu klopfen, um eine mildthätige Gabe zu erbitten.

Friedrich der Große in Crefeld. (Zu dem Bilde S. 349.) Der Wahlspruch der Regierung Friedrichs des Großen, das „Tonjours en vedette“ — immer auf der Warte, auf der Umschau — ist auch der Seidenindustrie in Preußen zu gute gekommen. War diese bis zu Friedrichs Zeiten vornehmlich durch ein paar größere Bandfabriken zu Crefeld, Magdeburg und Halle vertreten gewesen, deren Produktion jedoch nicht einmal den Bedarf des eigenen Landes zu decken vermochte, so griff der große König den Plan auf, eine Seidenindustrie in seinem Staate heimisch zu machen, die in Zukunft nicht allein dem Bedarf der Unterthanen an Seidenstoffen jeder Art genügen, sondern auch für den Ausfuhrhandel arbeiten sollte. Zur Ausführung hieran wurde dann 1749 in Berlin die erste größere Seidenfabrik durch Gotzkowsky, der den König in allen gewerblichen Fragen berief, gegründet.

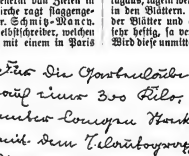
Während der Staat sich an der Hauptsache die Pflege dieser neuen Industrie eifrig bezüglich, aber zugleich auch den Fabrikbetrieb einer scharfen staatlichen Ueberwachung unterwarf, um die Güte der Erzeugnisse zu heben und konkurrenzfähig zu machen, wurde an der anderen Stelle der preußischen Seidenindustrie, in Crefeld, den Kaufleuten volle Selbständigkeit gewährt, hatte sich doch die dortige, von der aus den Niederlanden stammenden mennonitischen Familie von der Leyen gegründete Seidenindustrie ohne staatliche Beihilfe, aus eigener Kraft im Wettbewerb mit Holland zu tüchtigen, überall anerkannten Leistungen durchgerungen. Unter der weitschauenden und taktlos bisigen Führung der Brüder Friedrich und Heinrich von der Leyen (seit 1731) nahm die Seidenindustrie einen geradezu bewundernswerten Aufschwung. Beim Beginn des Siebenjährigen Krieges besaß die Firma von der Leyen bereits 700 Hand- und Maschinenstühle und beschäftigte mit Einschluß aller Hilfsarbeiter 2800 Personen. Daß der König dieser blühenden Industrie und ihrer großartigen Entwicklung das höchste Interesse und Wohlwollen entgegenbrachte, ist natürlich. Wie sehen es aus der in seinem Auftrag nach dem ersten Besuche (März 1751) am 3. Juni desl. J. gegebenen Aufforderung der Kleve Regierung an den Magistrat von Crefeld, „um den Flor der fabriquen und des commercii zu befördern, die fabriqueurs, Kaufleute, Handwerksleute und was mit allen diesen connex auf die allerbeste Weise zu behandeln, einen jeden bei allen Vorfällen billigmäßig beizubringen zu sein und einem jeden den Aufenthalt in Crefeld auf alle Weise erträglich zu machen“. Wir lesen ferner, daß der König „Crefeld und die dasigen Manufakturen als ein Kleinod“ ansieht, „von welchem die Werber wegbleiben müssen.“

Am 10. Juni 1763 traf der König zum zweitenmal, und zwar in Begleitung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, des ruhmreichen Siegers in der Schlacht bei Crefeld (23. Juni 1758) über eine weit überlegene französische Heeresmacht, in Crefeld ein und nahm sein Absteigequartier im Hause der Gebrüder von der Leyen, deren Umsicht und Thatkraft die Stadt in der Hauptsache die kurz geschilderte bemerkenswerte Entwicklung verdankte. Es lag daher nahe, diesen bedeutungsvollen Augenblick im Bilde festzuhalten, und der Gedanke hat zweimal seine Ausführung gefunden: durch den Düsseldorfer Maler Professor Alb. Baur als Wandgemälde im Saale der Gewebesammlung der

Bootplatz im Spreewald.
Nach einer Originalzeichnung von Werner Zehme.

Königl. Webeschule zu Crefeld, und einige Jahre früher durch das auf S. 349 wiedergegebene Bild des jüngst verstorbenen, als Schlachtenmaler rühmlichst bekannten Professors E. Hünten. Der König reitet, auf einem Schimmel sitzend, durch die Rheinstraße und begrüßt das vor dem Gartenhaus stehende Ehepaar von der Leyen. In des Königs Gefolge erkennen wir die Figur des flotten Reitergenerals Seydlitz auf einem Rappen und mehr im Hintergrunde den General von Zieten in Husirenuniform. Der alte Turm der Dionysiuskirche ragt flaggengeschmückt am Ende der Straße empor. Professor Dr. Schmitz-Mancy.

Mit dem Telautographen Allchin, dem Fernschriftschreiber, welchen wir unseren Lesern in den Abbildungen zugleich mit einem in Paris über eine 300 km lange Leitung eingegangenen, eigens für die „Gartenlaube" aufgenommenen Telautogramm vorführen, ist die Frage des Fernschreibens mittels des elektrischen Funkens gelöst. Man kann mit diesem Telautographen, den der Ingenieur Breuer unter thätiger Mitwirkung des Ingenieurs Jstraet in Frankreich eingeführt, und den die französische Postverwaltung auf der Linie Paris-Lyon wiederholt geprüft und als vollständig brauchbar befunden hat, auf jede Entfernung hin schriftlich verkehren. Die Schrift ist, wie man sieht, von einer ganz vorzüglichen Klarheit und Korrektheit. All die kapitalen Fehler, Mißverständnisse und Irrtümer, die bei der Telegraphie und nach mehr beim Telephon an der Tagesordnung sind, werden hier völlig ausgeschlossen. Der Apparat ist mit die Höhe, auf der er jetzt steht, erst durch die vielfachen Verbesserungen gelangt, welche Herr Breuer daran vorgenommen hat. Jetzt funktioniert der Telautograph mit einer ganz erstaunlichen Genauigkeit, geleitet von der weit entfernten aufsichtführen Hand des Absenders, dessen Schrift er getreu wiedergiebt. Von unseren Abbildungen zeigt die eine den Apparat funktionsfertig, wie er bei dem Abonnenten aufgestellt ist, die andere den geöffneten Apparat, so daß man den Organismus erkennen kann. Ein vollständiger telautographischer Apparat setzt sich zusammen aus einem Telephon, einem „Uebermittler" und einem „Empfänger". Der „Uebermittler" ist der Apparat, auf den man die Botschaft, welche man absenden will, niederschreibt. Es ist der rechtecktige untere Teil auf unserem Bilde. Zur Uebermittelung ist notwendig ein gewöhnlicher Bleistift, der an zwei Gelenkarmen befestigt ist, welche zwei Bürsten auf zwei Widerständen bewegen und so auf die beiden Telephondrähte mit Strömen von verschiedener Stärke einwirken. Man schreibt auf gewöhnliches Papier, das auf eine Walze aufgerollt ist, welche sich automatisch auf Druck niederschiebt. Der „Empfänger" ist der van den Säulen getragene obere Teil auf dem Bilde. Er besteht aus einer Feder, die ebenso wie die Uebermittelungsfeder zwei Arme hat. Diese Arme sind an galvanometrischen Kadeln befestigt, nehmen unter dem Einfluß des elektrischen Stromes den Kramm des schreibenden Stifts nach, stellt sie „Uebermittler" entsprechende Stellungen ein und geben so die Schrift des Schreibenden auf einer Papierrolle wieder, welche durch eine sinnreiche Vorrichtung jedesmal abreißt, wenn die Reihe voll ist. Was diesen Telautographen vor ähnlichen Apparaten auszeichnet, ist seine Brauchbarkeit auf jedem gewöhnlichen zweidrähtigen Telephon. Außerdem ist die Konstruktion äußerst solid, der Apparat arbeitet jederzeit, gerät nicht in Unordnung, wenn er außer Dienst kommt, ist ungleich verschwiegener als das Telephon, denn niemand erfährt den Inhalt des übermittelten Briefes als der Empfänger, und hat seine Schuldigkeit, auch wenn man abwesend ist. Welche Bedeutung die französische Post- und Telegraphenverwaltung dem neuen Fernschreibverbelegt, geht daraus hervor, daß sie ihm alle ihre Telephonlinien zur Verfügung gestellt hat. Man hat in Paris zwei Apparate aufgestellt und schreibt nun, um die Sache zu kontrolieren, über eine außerhalb gelegene Station, ja Paris-Rauen-Paris auf 300 km, Paris-Lyon-Paris auf 1037 km Entfernung. Die Zeit ist nicht fern, in welcher man ebenso Paris-Berlin schreiben wird und dem gesamten Druckgewerbe — vor allem den Tagesblättern — Manuskripte, Zeichnungen, Bilder ꝛc. im Handumdrehen wird zur Verfügung stellen können.



Facsimile eines Telautogramms (verkleinert).

Der Einfluß des Windes auf die Vegetation der offrieslichen Jnseln ist nach Adolf Hansens Unterfuchungen ungeahnt groß. Die gesamte Vegetation dieser Jnseln hat einen niedrigen Wuchs, auch giebt es nur wenige aufrechte Pflanzen gegenüber denen, die wie Rosetten dem Boden anliegen, aber laichen, die mit längeren Sprossen an der Erde daliefen. Wenn eine Pflanze aufrecht steht, so hat sie entweder sehr harte Blätter oder lebt in der Nähe der menschlichen Wohnungen unter deren Schutz. Die einzige Ursache der Erscheinung ist der Wind, der tagaus, tagein weht. Er bewirkt in erster Linie eine verstärkte Verdunstung in den Blättern. Diese zeigt sich zuerst an den Spitzen und am Rande der Blätter und greift von da langsam weiter. Jst der Wind lange Zeit sehr heftig, so vertrocknet das Blatt zuletzt ganz und wird völlig zerrieben. Wird diese unmittelbare Einwirkung des Windes beseitigt — im Schutze von Häusern und Dünenketten z. B. — so gedeihen auf den Nordsee-Jnseln auch Bäume. Die strauchartigen Gewächse wurden ebenfalls infolge der Einwirkung des Windes von den Jnseln verschwinden, wenn ihnen nicht gerade wegen ihrer geringen Höhe, die kleinen Unebenheiten des Bodens Schutz gewährten. Man hat früher angenommen, daß in entlegener Urzeit die friesischen Jnseln mit Wäldern bedeckt waren. Nach Hansen ist das völlig ausgeschlossen. So lange das heutige Windklima dort herrschte, können Wälder nicht bestanden haben. Die Beobachtungen Hansens haben große wissenschaftliche Bedeutung. Sie werfen vor allem Licht auf die Bildung großer Steppen im Jnnern. Auch dabei spielt die Wirkung des Windes eine Hauptrolle. Nur windtrotzende Pflanzen können in der Steppe bestehen, und so erklärt sich die physiognomische Uebereinstimmung der Dünenflora und der Steppenflora, z. B. der ungarischen Puszten. Endlich wird die Baumgrenze in den Alpen auch nicht allein durch die Temperatur und die Kürze der guten Jahreszeit bedingt, der Wind spielt auch hanten auch hier seine Rolle. Wo die Bäume an der Baumgrenze abstehen, sind sie durch den anhaltenden Wind verkrochet.

Eine neue prächtige Katakombe bei Alexandria. Bei Bauten im Hafen von Alexandria werden seit Jahren schon die Felsenhügel westlich der Stadt, die nächst Kairo die größte Stadt von Aegypten ist und als dessen erste Handelsstadt nahezu den gesamten Außenhandel des Landes vermittelt, abgetragen. Dabei hat man vielfach alte Gräber aus Tageslicht gefördert, aber noch keine so prächtige Anlage wie die kürzlich in dem Hügel Kawa-es-Schupahn entdeckte. Jm Westen der Stadt, wo jetzt die Straße nach el-Meks führt und heute eine riesige Male in den äußeren Hafen hinausgeschaben ist, lag im Altertum zwischen der Stadtmauer und des Kanals, der Alexandria nach heute mit Wasser versorgt, die Nekropolis, die Totenstadt von Alexandria. Hier fließen Arbeiter beim Graben auf eine Zimmerdecke. Sie riefen, wie das vorgeschrieben ist, alsbald den Direktor Dr. Botti vom ägyptischen Museum herbei, der als erster die nahezu unversehrt erhaltene Grabanlage betrat. Aus dem aufgedeckten Zimmer führt ein Gang zu dem scheinbar massiven Felsen. Umgeht man den Felsen, so erschließt eine Oeffnung den Blick auf die Grabkammer und ihre Vorhalle. Das Portal stellt die Fassade eines Tempels dar mit zwei Säulen, über denen ein altägyptisches Gesimsstück ruht, den die Sonnenscheibe und zwei Sperber schmücken. Jn der Vorhalle stehen zwei Statuen aus der Pharaonenzeit, links eine weibliche, rechts eine männliche. Man will darin die Besitzer des Sarkophags erblicken. Den Eingang zu der eigentlichen Grabkammer bewachen die Bilder zweier mächtiger Schlangen, die auf dem Haupte ägyptische Kronen tragen. Die Grabkammer ist ein viereckiger Raum mit drei Nischen. Jn jeder dieser Nischen steht ein Sarkophag. Die Sarkophage sind sämtlich massiv, waren also nicht zur Aufnahme von Toten bestimmt. Sie sind reich geschmückt mit Sinnbildern, Trauben, Guirlanden und Medusenhäuptern. Die Wände gelegen Reliefs in altägyptischem Stil. Auf einem Postament steht man den Apisstier, davor einen Pharao an einem

Telautograph betriebsfertig.

Der Telautograph geöffnet.

Altar und die Isisgoldheit. Alexandria ist um eine bedeutsame Sehenswürdigkeit, die man bereits sehr modern mit elektrischem Licht erleuchtet hat, reicher.

Im Saal der Harden. (Zu dem Bilde S. 365.) Dem prunkliebenden König Franz I verdankt Frankreich den ersten ständigen Hof mit aller Macht- und Prachtentfaltung, deren die schönheitsfreudige Renaissancezeit fähig war. Er und sein Sohn Heinrich II, der nach dem im Jahre 1547 erfolgten Tode des Vaters auch dessen Nachfolger auf dem Throne wurde, schufen das alte Schloß Fontainebleau mit Hilfe italienischer Architekten, Bildhauer und Maler zum vielbewunderten Wunderbau um und versammelten in seinen Hallen die Blüte des französischen Adels, der unter früheren Königen trotzig auf seinen Schlössern verharrte, nun aber freiwillig und gern in den Glanz der königlichen Gnadensonne herbeiströmte. Als hohe Schule für seine Söhne galten die Pagenjahre unter den Augen des Königs, wo die Knaben im Waffenspiel, in allen ritterlichen Uebungen, sowie in höflichen Umgangsformen von eigenen Meistern unterrichtet wurden und den persönlichen Dienst am die geheiligte Person des Monarchen als höchste Auszeichnung erstrebten. Kamen dann die Väter aus ihren Burgen der Touraine, Normandie und anderen Provinzen zu den großen Hoffesten und Turnieren angetrieben, so fanden sie ihre ehemals wilden Mannen als zierliche Herrchen im Brokatwams und seinem Sammelmantel, das Barett mit nickender Feder auf wohlgepflegten Locken, auch mit höfischer Sitte bereits vertraut und eifrig bemüht, in Hörweite des Königs und schöner Damen sich des unbeholfenen Benehmens zu befleißigen. Auf seinen Wink glitten sie in seidenen Schuhen lautlos über das kostbare Mosaik des Speisesaales, reichten ihm in venetianischen Prachtpokalen den Wein, auf Cellinis Schüsseln erlesene Speisen und warteten des Augenblicks, da sie, nachdem die Tafel aufgehoben, sich selbst an den schönen Resten gütlich thun durften. Nachher ging es wohl auch hinunter in die große Halle, wo die Leibgarde ihr Quartier hatte und bedeutend weniger Feierlichkeit herrschte als in den oberen Marmorsälen. Spiel und Trunk wurden hier von den Gardisten in goldverbrämten Wollenröcken festlich geübt, und die jungen Herren hatten es eilig, sich auch in diesen Künsten gründlich auszubilden. Hier gab es den ganzen Tag Zeitvertreib, bald mit dem Leibmohren und seinen schönen Doggen, bald mit dem Hofnarren und allerhand fahrendem Künstlern, wenn nicht das ganze Interesse sich auf einen Entscheidungswurf zwischen zwei jungen Gegnern zuspitzte, daß die Zuschauer darüber alles andere vergaßen. Unser Bild zeigt die hübschen frischen Jungen in diesem Augenblick und läßt zugleich ahnen, mit welchem Stolz künftig die erwachsenen Grafen und Barone sich als Mitglieder eines Hofes fühlen werden, der damals und noch lange nachher der erste der Christenheit war. Bn.

Mumie eines Ibis aus Theben.

Aegyptische Vogelmumien. (Mit Abbildungen.) Der Generaldirektor der ägyptischen Altertumsbehörde hatte über 1000 Vogelmumien gesammelt. Er sandte dieselben nach Frankreich an das Museum zu Lyon. Dort wurden sie geöffnet. Ein großer Teil war unbrauchbar. Aber mehr als die Hälfte barg wohlerhaltene Skelette. Einige, besonders verschiedene Falken, ein Ibis und eine Mandelkrähe mit schönen grünen und blauen Federbüschen, waren vollständig erhalten. Die Vogelmumien bilden zwei Gruppen, die der Ibisse und die der Raubvögel. Bei den letzteren sind am häufigsten vertreten Geier, Adler, Sperber und Falken. Sie wurden einfach dadurch konserviert, daß man sie in eine harzige Flüssigkeit tauchte und mit Tüchern umwickelte. Die Gestalt der Vogelmumien erinnert stark an die der menschlichen Mumien. Wurden mehrere Vögel zusammen mumifiziert, so erhielten die Mumien die Gestalt großer Spindeln. Merkwürdig ist, daß die Vögel nicht stets sofort nach dem Ableben einbalsamiert wurden. Wenigstens sind an vielen die Spuren vorgeschrittener Verwesung nachzuweisen. Die Ibismumien enthalten stets nur einen einzigen Vogel. Sie wurden, nachdem man sie in Harz getaucht hatte, entweder mit Zeugband vielfach umwickelt oder in großen aus roter Erde bereiteten Gefäßen untergebracht. Der Kopf ist immer so gelegt, daß der Schnabel über das Brustbein des Vogels bis zu den Füßen hinabreicht. Auch diese Mumien wurden wie andere zuweilen gefälscht. Statt eines Vogels fand man im Innern gar sehr merkwürdige Sachen: einen Haufen Staub, zerbrochene Ziegelsteine, Holzstücke, Zeugfleden. Von der Allwissenheit ihrer Götter, denen die Mumien geweiht wurden, hatten die alten Aegypter also keine hohe Meinung. Sie waren eben Schlaukopfe. Sehr interessant ist, daß sich die ägyptische Vogelwelt, nach dem Inhalt der Mumien zu schließen, im Laufe der Jahrtausende nicht oder gar nicht geändert hat.

Boolpfuhl im Spreewald. (Zu dem Bilde S. 368.) In den Kreisen Beeskow, Calau und Lübben liegt der wasserreichste Teil der Mark Brandenburg, die 45 km lange und 6 bis 10 km breite Spreeniederung, die unter dem Namen Spreewald bekannt ist. Die Spree teilt sich hier in zahlreiche Arme, die, wie ja einem Berg gewendet, die ganze Niederung überspannen. Weite Striche sind nur mit dem Kahn zu erreichen, und wer die Eigenwilder mit ihrem alten Stein genießen will, der muß tief hineinrudern stundenlang, ehe er zu festem Land kommt. Ein Teil der Niederung ist künstlich bewässert und in Felder und Wiese gewandelt. Aber die Früchte des Feldes und das Heu der Wiesen werden auf breiten Kähnen eingebracht und ingroßen

Mumie eines Ibis aus Memphis.

Schobern aufgestapelt, die zum Bilde des Spreewaldes gehören wie der Kahn zum täglichen Bedarf der Spreewälder. Der Spreewald hat sich aber nicht allein seine Eigenwilder und Wasserwege, er hat auch die alten Sitten, Trachten und Gebräuche der ursprünglich rein wendischen Bevölkerung erhalten, und ein Pfingstsonntag vor der Kirche in Burg, dem Hauptort des Spreewaldes, bietet ein ebenso farbenreiches als kulturgeschichtlich interessantes Bild. Der Berliner sieht den Spreewald gewissermaßen als seine Domäne an. Kein Wunder, daß sich irgend leisten kann, fährt einmal des Jahres in den Spreewald, der als eine Art Grunewald angesehen wird, nur daß der Wasserverkehr die Reize des Waldlebens erhöht. Auch Fremde besuchen alljährlich den Spreewald in großer Zahl. Gewöhnlich fährt man mit der Bahn von Cottbus oder Lübbenau und nimmt hier ein Boot. Die Sache ist, wie unser Bild zeigt, nicht immer ganz einfach. Denn die Kähne erscheinen nicht allzu verlockend, und namentlich das kleine Berliner Volk kann es nur schwer begreifen, daß so ein Kahn ganz gefahrlos ist. Aber er ist gefahrlos. Die Großen wissen's ganz genau. Und wenn sie zaudern, ist zumeist eine andere Frage schuld daran, die Geldbeutelfrage. Die braven Wenden verstehen sich aufs Geschäft. Ehe sie einen Kahn aus den Blockhäusern herausziehen, wird der Preis sehr eingehend behandelt. Sie nutzen die Verhältnisse aus, denn an schönen Tagen ist die Schar der Ausflügler groß, und alles will befördert sein. Seit der Spreewaldverein besteht, ist freilich besser als früher, namentlich in den Wirtshäusern, vorgesorgt, aber man muß immer noch Geld in den Beutel thun, wenn man den Spreewald genießen will.

Im Iffelthal. (Zu unserer Kunstbeilage.) Die Iffel hat sich schon ein wenig ausgetobt auf ihrem Weg von der Vereinigungshöhe des Brockens hinunter ins Thal; sie hat sich durch den Engpaß zwischen Ilzenstein und Westerklippe gezwungen, ist lustig von Stein zu Stein gesprungen, die sogenannten „Iffelfälle" bildend, und läuft nun, etwas beruhigter, aber immer noch schnell und übermütig genug, dem nördlichen Gebirgsrand zu. Hohe Laubbäume wiegen die Kronen über dem plätschernden Bach, moosbewachsene Steine stehen in der klaren Flut, und an heißen Sommertagen, wenn der Wald im Zauberbann der Mittagsstunde liegt, kann man wohl die Prinzessin Iffe belauschen, wie sie, vorsichtig zwischen den Stämmen hervorlugend, zum Bache schreitet, um in den schäumenden Wellen zu baden. Der Harz ist unendlich reich an Naturschönheiten, er bietet großartigere Bilder, als sie das Iffelthal gewährt, aber es wird nicht leicht etwas Anmutigeres geben als die lauschigen Fußpfade zur Seite der rauschenden Iffe, auf denen es sich so gut wandert bei Vogelzwitschern und Sonnenschein.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel.

Scherzrätsel.

Was wohl dem Haudlungsreisenden gefällt?
Recht viel von dem, wo es die Mitte hält. E. S.

Silbenrätsel.

Eins-Drei. Ist eine Stadt im Nachbarreich
Und auch Gouvernement zugleich.

Zwei-Drei. Einst eine Stadt und auch ein Fluß,
Der Sterbeort des Aeschylus.

Drei-Zwei. Ist für den Wein von Wichtigkeit,
Papier und Garn wird so gereiht.

Zwei-Drei-Zwei. Wer es am Abend mitgemacht,
Am andern Tag meist spät erwacht.

Eins-Zwei-Drei. Ein wilder Fluß, an dem die Beiden
Sich mit den Bären blutig stritten.

Zsilbenrätsel.

Füg' in den Namen eines Mannes,
Dem du gerieben hast dein Geld,
Noch te ein — dann wird ein Mann daraus,
Der Oefen heizt und Ordnung hält.

F. Müller-Saalfeld.

Auflösung des Bilderrätsels „Eine Reklame-Etikette" auf Seite 344.

Vom dritten Buchstaben in der Karte, I, auf den das Naß träufelt, angefangen, ist jeder dritte Buchstabe auszuzählen, bis keiner mehr übrig bleibt. Das ausgezählte Wort heißt:

„Maibowle".

In der gleichen Reihenfolge, wie obige Buchstaben ausgezählt wurden, sind auch die darunter stehenden Silben zu verbinden. Es ergiebt sich:

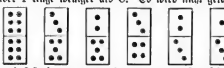
„Waldmeisterkrank
Curiert, was krank."

Auflösung des Rätsels auf Seite 344. Leu, Mund, Leumund.

Dominoaufgabe.

A, B, C und D nehmen jeder sechs Steine auf. Vier Steine mit 33 Augen liegen verdeckt im Talon. D hat auf seinen Steinen 11 Augen mehr als B, aber 1 Auge weniger als C. Es wird nicht getauscht.

A hat:



A setzt Drei-Fünf aus und gewinnt dadurch, daß er seine Steine zuerst los wird. Zuletzt setzt er Drei-Eins. B muß in der vierten und fünften, C in der fünften, D in der ersten, zweiten und fünften Runde passen. Die von C angesetzten Steine haben der Reihe nach 7, 3, 9 und 3 Augen. B behält drei Steine mit 5 und D vier Steine mit 19 Augen übrig.

Welche Steine liegen im Talon? Welche Steine behalten B und C übrig? Wie ist der Gang der Partie? A. St.

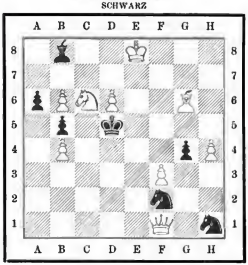
Homonym.

Bald ruht's in zarter Mädchenhand,
Bald eilt es durch den Wüstensand,
Bald spricht's in süßen Tönen nur,
Bald tränkt's mit Blut die grüne Flur. L.

Schachaufgabe.

Von **B. Hillen** in Neuß.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Rätsel.

Ein Nahrungsmittel und ein Kleidungsstück
Sind zu zwei Dritteln gleich, wer rät mit Glück? E. S.

Auflösung der Charade auf Seite 344. Braut, schmud, Brautschmuck.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 344. Amsterdam.

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

E. Werners Gesammelte Romane und Novellen

Illustrierte Ausgabe * Neue Folge

Erster Band: **„Freie Bahn!"** Mit Illustrationen von E. Siegert.

Die Band-Ausgabe der neuen Romanserie von E. Werner erscheint vollständig in 6 reichillustrierten Bänden zum Preise von je 3 Mark elegant geheftet, 4 Mark elegant gebunden und wird folgende Romane und Novellen enthalten:

Freie Bahn! — Flammenzeichen — Auf Ehrenwort — Erinnerung — Mähle! Warum? — Der Wilddieb — Befreit — Der Egoist — Fata Morgana — Hexengold Der höhere Standpunkt — Der Lebensquell — Edelwild — Ein Gottesurteil Adlerflug.

Auch in 45 Lieferungen zum Preise von je 40 Pfennig zu beziehen. (Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung.) Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf die neue Folge von E. Werners illustrierten Schriften entgegen und senden auf Wunsch die erste Lieferung oder den ersten Band zur Ansicht. Wo der Bezug auf Hindernisse stösst, wende man sich direkt an die

Verlagsbuchhandlung: Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Adolf Wohe in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Halbheft 14. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Sette Oldenroths Liebe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **W. Heimburg.**

(Schluß.)

In der winzigen Giebelstube eines Buchter Bauernhauses lag Ilse Brunsberg und starrte die niedrige weißgetünchte Stubendecke an, die sich schräg über ihrem Bette hinzog, so niedrig, daß Ilse sie mit der Hand erreichen konnte. Eine Schwarzwälder Uhr tickte ihr zu Häupten, dem Bett gegenüber an der geraden Wand des Zimmers stand ein mit grünem Rips bezogenes Sofa, mit unzähligen Decken und Deckchen behangen, davor ein Tisch mit einem Bouquet aus Wachsblumen. Zur Seite ein Kleiderschrank und ein Glasspind mit allerhand Tassen und Gläsern, der größte Stolz der Besitzerin. Die alte Anne Kleistow, schlechtweg die Kleistown, war Ilsens Kindermädchen gewesen und hatte dann den Totengräber in Buchte geheiratet,

Wassermühle im Agnetenthal des Riesengebirges.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph W. Dreesen in Flensburg.

einen ältlichen Witwer mit sechs Kindern. Nun war Anne Kleistow längst selbst Witwe, und ihre sechs Stieflinder lebten in aller Welt verstreut; sie selbst hatte dem Nachfolger ihres seligen Mannes das Stübchen im Giebel des Totengräberhauses angemietet, wegen der alten Gewohnheit und der schönen Aussicht, und lebte von Strümpfestricken, Wäscheausbessern und hauptsächlich vom „Kartenschlagen". Wenn zu einer „Kartenschlägerisch" der Weg über den Kirchhof führt, ist die Kunst besonders unheimlich und unfehlbar! Anne hatte denn auch ausgedehnte Kundschaft. Und zu ihr war Ilse gestern abend gekommen. Abgehetzt, verzweifelt, halb ohnmächtig war sie zusammengesunken in der Stube der alten Kleistowin. „Anne, kennst du mich noch? Um Gottes willen, laß mich bei dir bleiben!"

Und die alte Anne mit den dunkeln Augen unter dem grellbunten Kopftuch, unter dem sich schwarze, hier und da mit Silberfäden durchzogene Haare hervordrängten, hatte gleichmütig genickt, als hätte sie die Tochter des Buchser Hauses, das Kind, das sie auf jungen, starken Armen getragen, längst „über den weiten Weg" dahereilen sehen, hatte die Erschöpfte wortlos aufgerichtet, sie mit Kaffee gelabt und danach ihr eigenes Bett mit frischen, weißen Leinen bezogen und sie zur Ruhe gebracht.

„Verrate nicht, daß ich bei dir bin, Anne!" hatte Ilse gefleht, und die Thränen waren ihr aus den Augen gebrochen. „Ich will nichts, als mein Kind lehren, hörst du — weiter nichts — und du mußt mir helfen! Nicht wahr, du hilfst mir?"

Anne Kleistows hatte genickt mit undurchdringlichem Gesicht. „Davon sprechen wir morgen, gnä' Frau. Erst schlafen Sie man!" Und damit war sie gegangen.

Aber Ilse hatte nicht geschlafen. Es war so spukhaft still im Totengräberhause gewesen, nur hier und da ein Rascheln über der schrägen Decke, das sie erschauern ließ, und dann das Schlagen der Kirchenuhr, die so unheimlich laut aus nächster Nähe scholl und Ilse jedesmal wieder aufschreckte aus ihrem dumpfen Brüten. Dieselben Klänge hatten schon in ihre Kinderträume hineingezittert. Aber heute klangen sie unheimlich mahnend, wie fragende Worte.

Die ganze tröstlose Geschichte ihrer zweiten Ehe durchlebte sie noch einmal in dieser Nacht. Die erbe Bekanntschaft mit ihrem Gatten auf dem Rennplatz in Baden-Baden. Sein Tandem hatte neben der Victoria gehalten, in welcher sie und Malle gesessen. Das Scheuwerden seiner Gäule, die heinahe in ihren Wagen hinein gingen, erlebte sie wieder, ihr Erschrecken, seine Entschuldigung — alles. Eigentlich gefallen hatte er ihr anfangs nicht so recht; er hatte etwas Russisches oder Mongolisches, helle, etwas schief gestellte Augen unter starken Brauen, einen kurzen, struppigen, spitz gehaltenen Vollbart und einen ziemlich großen Kopf, der ein wenig tief in den Schultern saß. Aber die Gestalt war dennoch schlank und elegant, die Toilette ausgesucht chik, seine Umgangsformen waren sehr verbindlich, Wagen und Pferde tadellos. Er stellte sich als Freiherrn von Rusterwald vor, Rittmeister a. D. eines Gardekavallerieregiments. Man sah sich in der Folge sehr häufig, machte Ausfahrten oder speiste in irgend einem Hotel miteinander. Ilse entdeckte bereits beim zweiten Zusammensein mit ihrem in solchen Dingen unträglichen Scharfblick, daß sie ihn stark interessierte. Nach kurzer Zeit reisten Ilsens Bekannte ab, früher als sie gewollt. Ilse hatte deutlich gemerkt, daß ihnen der Herr von Rusterwald nicht zusagte. Sie aber blieb unter dem Vorwand, daß ihre Kur noch nicht beendet sei, und verkehrte nach der Abreise der verstimmten Freunde nur noch häufiger mit ihrer neuesten Eroberung. Dann machte sie die tadhafte Entdeckung, daß Malle Oldenroths Herz in hellen Flammen stand für Rusterwald. Dieses ältliche verbiebte Mädchen ging durch dick und dünn, um ihn zu sehen. Es war nicht nur lächerlich, es wurde auch langweilig, und das vertrug Ilse nicht. Rasch entschlossen brach sie einen Streit vom Zaun mit der launigen Gesellschafterin, Malle reiste tödlich beleidigt eine Stunde später ab, und nun kam sehr bald die Rußsprache mit Rusterwald. Bei Gelegenheit des Abschiedsbrunches, den er Ilsen im Konversationszimmer des Hotels machte, gestand er ihr, daß sie ihn vollkommen erobert habe. Er schilderte ihr dann seine Verhältnisse, die ganz glänzend sein mußten, er beschwor sie, sie solle sich endgültig scheiden lassen und ihm gehören. Ilse blieb unentschlossen. Es sprach eine leise Stimme in ihr, die sie zu warnen schien. Sie ließ ihn mit ungewissem Bescheid nach Wiesbaden ziehen, und eigentlich war sie mit diesem Abschluß vollkommen zufrieden. Sie hatte wieder ihre Macht gespürt, einen Mann sich zu Füßen gezwungen — mehr wollte sie im Grunde nicht. Eine Heirat lag ihr fern; bei dem Gedanken an den ganzen Staub, den ihre Scheidung aufwirbeln mußte, verlor sie die Lust zu einer zweiten Ehe. — Wozu denn? Sie fand das ungebundene Leben sehr unterhaltend und dachte vor der Hand nicht daran, es aufzugeben — eine neue Ehe blieb ihr noch immer. Zwei Tage später telegraphierte sie aber trotzdem auf wiederholte dringende Aufrage ein kakonisches Ja nach Wiesbaden an ihren Freier. Dieser rasche Entschluß ward hervorgerufen durch einen Brief ihres Mannes, der ihr mit dürren Worten mitteilte, daß er leider nicht imstande sei, weitere Mittel für ihre Reise und ihre sonstigen kostspieligen Passionen zu gewähren, da er schon hart genug zu kämpfen habe, um die nötigen auf Buchte lassenden Schuldzinsen aufzubringen. Nun griff sie zu. Der beglückte Rusterwald kam sofort nach Baden-Baden. Er schien überselig. Allerdings hatte er eine Art, sein Empfinden in Worte zu kleiden, die etwas an ein Komplimentierbuch erinnerte, aber Ilse bemühte sich, darüber hinweg zu kommen. Er erteilte ihr auch mit dem Eifer eines ungedntdig Liebenden Ratschläge, ihre Scheidung betreffend, und betonte immer wieder, daß er durchaus dafür sei, ihrer künftigen Stellung wegen, ein ungemein korrektes Verhalten zu beobachten. Auf ihren Namen, als den seiner künftigen Gattin, dürfte nicht der leiseste Schatten fallen, und deshalb müßten sie sich jetzt trennen. Ilse reiste also am selben Abend nach Berlin ab mit einer Hals über Kopf engagierten Jungfer. In der nachfolgenden Zeit schrieben sie sich lange, sentimentale Briefe, und als Ilse ihm ihre Geldverlegenheit gestehen mußte, stellte er ihr bereitwilligst seine Briefstasche zur Verfügung. Es trafen regelmäßige Sendungen frischer Blumen ein, elegante Schmuckachen, Bonbonnieren u. dgl. Ilse wohnte in einem christlichen Hotspiz, nachdem sie ihre Wohnung eiligst gekündigt hatte. Dann kam die Nachricht, daß Rusterwald eine schön gelegene Villa nicht weit von der griechischen Kapelle in Wiesbaden gemietet habe, und daß er Ilse mit dem Plane einer längeren Hochzeitsreise in den Orient einverstanden hoffe.

Nach den näheren Verhältnissen und den Scheidungsbedingungen fragte er nie, er erwähnte auch ihren Sohn nicht. Ilse fand das taktvoll, und da es ihr schmeichelte, daß er allein für sie, nur für sie Sinn zu haben schien, hütete auch sie sich, von Waltherchen etwas zu erwähnen. Dann erfolgte die Scheidung, und eines Tages unterschrieb sie sich mit ihrem neuen Namen auf einem Standesamt im Westen Berlins. Als Zeugen fungierten zwei Freunde Rusterwalds in tadelloser Gesellschaftstoilette, die Ilsen erst in dem Amtszimmer vorgestellt wurden, die beide adlige Namen hatten und ihr devot die Hände küßten . . . Das junge Paar war bereits in Reisetoilette, denn kirchlich wollte Rusterwald sich nicht trauen lassen. Auf dem Anhalter Bahnhof hörte die Zofe mit den eleganten Juchtenkoffern, die bestiegen das vorausbestellte Coupé und nahmen ihr Hochzeitsmahl im Speisewagen des Schnellzugs. Als hätten sie es sehr eilig, Deutschland hinter sich zu lassen, reisten sie dann in einer Tour nach Genua, von wo aus sie sich nach Aegypten einschiften. Ilse fand, daß sie einfach erst jetzt zu leben beginne. Rusterwald verstand es, mit Komfort zu reisen, die besten Zimmer, die devoteste Bedienung in den Hotels zu bekommen. Auch ihr gegenüber knauserte er nicht, sie konnte verlangen, was ihr Herz begehrte, sistemweise brachte sie sostbare Dinge mit, um ihre Zimmer daheim zu schmücken. Zurückgelehrt, fand sie ihre Häuslichkeit einfach entzückend. Einige Wochen lebte sie in ungetrübtester Behaglichkeit, obgleich sie eine zunehmende Verdrießlichkeit, eine gespannte Nervosität bei Rusterwald nicht übersehen konnte. Und eines Tages kam der Anfang des Schreckliehen! Er fragte sie ganz plötzlich, ob sie imstande wäre, eine größere Summe Geldes aus ihren Mitteln zu beschaffen, und zwar augenblicklich. Sie war eben beschäftigt, eine Blumenschale in der Loggia des Speisezimmers mit Orchideen zu füllen, und sagte arglos, mit ihrem gewohnten langsam nachlässigen Tonfall: „Aber gewiß, mein Lieber, du weißt ja, wie mein Bankier in Berlin heißt, der mein Vermögen verwaltet. Was mein ist,

ist dein, bitte, verfüge darüber.“ Und da war das Unerhörte in ihre entsetzten Ohren geklungen: die ganz obenhin abgegebene Erklärung, daß diese „Bagatelle“ aufgebraucht sei. Bagatelle! hatte er gesagt. Er würde sie, seine Frau, überhaupt gar nicht inkommodiert haben, hatte er fortgefahren, ohne sie anzusehen, wenn nicht all seine Gelder als Hypotheken, die erst in sechs Jahren fündbar wären, auf seinen ehemaligen Gütern festgelegt wären. Er habe aber zufällig eine größere Zahlung zu leisten, und da — frage er — ob — — ob — —. Sie hatte sich mit beiden Händen an dem Blumentisch halten müssen bei dieser Eröffnung. „Mein ganzes Geld verbraucht? Fünfundsiebzigtausend Mark in so kurzer Zeit verbraucht?“ war es von ihren Lippen gekommen. „Die Reisenkosten kannst du ja nachrechnen, wenn's beliebt, es ist jeder Pfennig notiert! Du scheinst zu glauben, daß du von Luckenwalde nach Prenzlau gereist bist, anstatt mit eigenem Schiff den Nil hinauf!“ war seine gleichmütige Antwort gewesen. Er stand da, herausfordernd ruhig und nachlässig, in einem Negligé aus kornblumenblauem Flanell, einen roten Fez mit blauer Quaste auf dem Kopfe, und rauchte eine Cigarette.

„Ja, aber — aber — —“ stammelte sie.

„Du sollst durch deine Schwester dem Anwalt mitteilen lassen, daß er dir Geld schickt, meine ich,“ verdeutlichte er ihr sein Verlangen.

„Ich habe nichts mehr zu beanspruchen, du weißt das,“ sagte sie.

„Lächerlich! Muß erst ich es dir sagen, was die Klitsche ungefähr einbringt — ein Areal von solchem Umfang? — Das kann man ja sehr einfach nachrechnen!“

„Die Einnahmen gehen mich nichts mehr an, die gehören meinem Kinde.“

Er war drohend auf sie zugetreten. „Bei dir sollte das Kind eben sein, du müßtest den Beugel haben!“ schrie er sie an.

„Bei mir? Ich habe ja . . .“

„Warum nicht bei dir? Was hast du darauf zu antworten?“

„Ja, hättest du denn das Kind überhaupt angenommen?“ fragte sie, eine Antwort umgehend, schon halb verschüchtert.

„Die Frage ist unerhört. Ich will dir offen gestehen, daß mich dein Mangel an Gefühl für deinen Sohn peinlich berührt hat vom ersten Augenblick an. Es ist ein Manko in deinem Seelenleben — einfach unglaublich! Und so was will Mutter sein!“

Sie hatte keine Antwort gewußt auf diese unerwortete brutale Anschuldigung. Als er nun aber mit langen Schritten zur Thür hinausging, da hatte sie ihm nachgesehen, wie jemand, zu dessen Füßen sich plötzlich ein Abgrund aufgethan hat.

Beim Mittagstisch dieselbe eisige Behandlung. „Ich gedenke übrigens Schritte zu thun, die dir zu deinem Recht verhelfen!“ äußerte er dann nach längerem Schweigen. „Was dich anbetrifft, so überlasse ich es dir, alles aufzubieten, um dein Kind zu erhalten.“

Damals hatte sie an Agnes geschrieben, ohne Erfolg. Von nun ab war täglich und stündlich nur von dem Besitze Walthers die Rede. Ruiterwald entwickelte eine staunenswerte Gewandtheit, um die Unterhaltung auf diese Angelegenheit zu bringen.

Der Winter verging. Das Zusammenleben der beiden Gatten wurde immer gespannter. Ilse ging nur noch mit vom Weinen gerötteten Augen umher, wurde streitsüchtig, zeigte ihm unverhohlen ihre Abneigung und begann sich noch vor ihm zu fürchten, wogegen er sie Abend für Abend verließ und spät nach Mitternacht heim kam. Seine Laune wechselte dabei in sprunghafter Weise; es gab Tage, wo er strahlend war, ihr wie sonst Geschenke und Blumen brachte, sie Schatz und Liebchen nannte und abends seine Freunde einlud — und wieder Tage, wo er sie behandelte, als wäre sie eine Verworfene, weil sie noch immer nicht ihr Kind neben sich hatte. Sie begriff ihn nicht, sie bildete sich schließlich ein, er wäre ungeduldig, weil sie ihm noch nicht die Hoffnung machte, ein eigenes Kind unarmen zu können. Sie sagte das einmal ganz demütig und verlegen, da starrte er sie finster und lange an und lachte endlich ganz höhnisch. Dann ging er hinaus, und sie hörte ihn noch etwas murmeln, das klang wie: Das fehlte gerade noch! —

„Walther ist glücklicher bei seinem Vater, wie er hier sein würde, wenn ich nach mir schließen soll!“ rief sie ihm eines Tages, bleich vor Erregung, nach einer heftigen Debatte zu.

„Er wäre am glücklichsten unter Aufsicht von Vater und Mutter!“ war die rätselhafte Antwort.

„Ich soll wohl wieder hin? Winscheit du, daß wir uns trennen? Ich bin bereit!“ erklärte sie zitternd. — Da wurde er roiend. Ilse hatte ihren Vater in seinem Zorn gekannt, aber dessen heftige Anfälle hatten einer grimmigen elementaren Größe nicht entbehrt, der alle Herr hatte trotz allem Haltung gehabt, etwas wie Stil in seinen Zornesworten. Hier wurde es ein gemeines Schimpfen, ein wüstes, rohes Toben, das unsäglichte Worte begleitete, die Ilse niemals bisher gehört hatte. Sie, die von Natur rechthaberisch war wie selten eine, schlich nach diesem Ausbruch verschüchtert in ein versteckes Kämmerchen auf dem Boden des Hauses, aus Angst, körperlich mißhandelt zu werden.

Die Dienstboten gingen mit verstörten Mienen umher, sie fündigten der Reihe nach; ein Diener flog nach einer ehelichen Scene buchstäblich aus dem Hause hinaus. Er war herzugeeilt, weil er einen Schrei und einen Krach gehört hatte, um instinktiv die Dame des Hauses zu schützen.

Alle schrieb nicht mehr an Agnes. Was sollte sie schreiben? Die Bodybreit? — Sie lag tagelang in ihrem verschlossenen Boudoir zusammengekrümmt auf der Chaiselongue und zitterte, wenn sie die Schritte ihres Mannes hörte. Eines Tages aber schien er plötzlich zur Besinnung zu kommen. Er lenkte fast demütig ein, sprach von nervösen Zuständen, von einem früheren schweren Leiden dieser Art und bat sie um Verzeihung. Seine Meinung über das Kind könne er freilich nicht ändern, und er hoffe, daß Ilse das einsehen werde und ihre Bemühung um den Jungen nicht aufgebe. Aber das ewige Streiten zwischen ihm und ihr könne nichts nützen, sie wollten sich nur wieder vertragen, und wenn es seiner kleinen Frau recht sei, machten sie zusammen eine Reise nach Berlin; Ilse könne sich ja dort bei ihrem Anwalt des näheren erkundigen über diese Angelegenheit, hier wehe augenblicklich ja keine gute Luft für sie beide, in veränderter Umgebung würden sie sich rascher wiederfinden in alter Liebe, und wenn es ihr so paßte, dann wachten sie auf der Stelle ihre Siebensachen, und sie führen noch heute abend.

Sie war darauf eingegangen, nur zu gern. Wie ein paar Menschen, die heimlich durchbrennen wollen, waren sie in einer Droschke nach Station Curve gefahren, um auf dem Bieschbodener Bahnhof nicht gesehen zu werden, in das von ihm vorausbestellte Coupé erster Klasse gehuscht und hatten sich darin zum erstenmal seit langer Zeit wieder lächelnd ins Auge gesehen — freilich mit gezwungenem, verlegenem Lächeln, obgleich Ruiterwald sich bemühte, die beiderseitige Verlegenheit tot zu reden.

Zu Frankfurt am Main im Berliner Schnellzug hatte Ilse sich zum Schlafe ausgestreckt und sich dann regungslos verhalten während der ganzen Nacht. Zweimal nur hatte sie blinzelnd unter den langen Wimpern hervor zu ihrem Mann hinüber gesehen, der aufrecht dasaß, mit sorgenvollem Ausdruck in seinem Notizbuch rechnete und sich schließlich kopfschüttelnd an das Fenster stellte in desperater Haltung, die Hände in den Hosentaschen, breitbeinig, um möglichst fest zu stehen auf dem schwankenden Boden. Sie betrachtete ihn, als hätte sie ihn noch nie gesehen. Er kam ihr so sonderbar vor in der geduckten Haltung, wie einer, der bange ist, daß er plötzlich am Kragen gefaßt und geschüttelt werde. Der Kopf mit der seidenen Reisemütze schien unmittelbar auf seinen Schultern zu sitzen. Sie hörte, wie er mit sich selber flüsterte, einmal verstand sie ganz deutlich: „Verdammte Affaire!“

Als sie in Berlin einfuhren, fragte sie überwacht und ruhebedürftig: „Wo werden wir wohnen?“

Er antwortete nicht. Die Droschke rumpelte in dem schwülen, dunstigen Sommermorgen durch die Straßen — endlos, immer weiter, alle bekannten Gegenden hinter sich lassend. Illen schmerzte der Kopf, aber sie wollte nicht noch einmal nach dem Ziel fragen.

Endlich, in einer mäßig breiten Straße, vor einem himmelhohen Hause stieg man aus; der Handkoffer wurde auf die Erde gestellt, Ruiterwald bezahlte, und Ilse stieg mit ihm in dem sehr gewöhnlichen Treppenhaus drei Stiegen empor. Dort blieb sie

neben ihm vor einer Entreethür stehen, auf der ein Schild meldete, daß hier Witwe Luise Schulze möblierte Zimmer vermietete.

Mit eigentümlich zurückgeworfenem Kopf und ihrem hochmütigsten Ausdruck stand Ilse einige Minuten später in einem schäbigen, keineswegs sauberen Zimmer, das zahllose Mieter bereits abgewohnt zu haben schienen, und fragte ihren Mann, was dieser schlechte Witz bedeuten sollte.

„Der bedeutet, daß wir hierbleiben, mein Schatz, bis wir nach Buchte gehen!“ antwortete er, scheinbar gut gelaunt, während er sich die Hände rieb.

Sie öffnete ihre Augen ganz weit und ernstzt. „Nach Buchte? Wo Fedderſen — —?“

„Ohne den — ohne den, Liebchen. Sieh mal, was hat dieser Herr auf Buchte eigentlich zu suchen? Du bist das Buchter Kind, und wenn es deinem Sohn jetzt gehört, so hast du allein das Recht, dort zu hausen, und ich, als dein rechtmäßiger Mann, natürlich auch. Die Sache ist nämlich die,“ fügte er flüsternd hinzu und faßte, dicht an sie herantretend, ihre beiden zitternden Hände, „ich habe Unglück gehabt im Spiel, weißt du. Die alte Geschichte: von dem Angenblick an, wo ich dich liebte, verfolgte mich das Pech — das verdammte Zen! Ich besitze nichts mehr, nichts. Futſch — alles, alles. — Wenn du also wieder etwas vorstellen willst, Kind, dann schaff' den Jungen 'raus, oder vielmehr: veranlasse Fedderſen, das Feld zu räumen, sonst nehmen wir Zwischendeck und gondeln nach drüben — weiter weiß ich dann wirklich nichts. Du wirst aber jetzt endlich einsehen, daß dein Sohn zu dir gehört, was?“

Sie war keines Wortes mächtig gewesen, hatte sich aufs Sofa gesetzt, den Kopf in die Hand gestützt und auf einen Fleck gesehen. Er war zu ihr getreten und hatte ihre Schulter ein wenig geschüttelt und tröstend geſprochen: „Verlier den Mut nicht, Ilſe — mein Gott, ja, ich bin so ein bißchen Jurratte — aber ich will mich bessern! Und wenn du ernstlich willst, rapveln wir uns wieder auf — so gut wie der verlosſene kleine Infanteriehauptmann werde ich wohl auch noch ein Gut verwalten können.“

Sie starrte ihn an, der ihr wie ein völlig Unbekannter erschien in diesem Angenblick, der sich ihr als ein Bettler, ein Lump, als ein Betrüger vorstellte, der ihr Kind nur haben wollte, weil Buchte an diesem hing! Als sie so versteinert sitzen blieb, in stummer Verzweiflung, nahm er achselzuckend Hut und Sommerüberzieher und verließ das Zimmer. Draußen wies er die Wirtin an, sich um die gnädige Frau zu kümmern, von Zeit zu Zeit einmal nach ihr zu sehen.

Aber Ilſe hörte kaum, was die alte schlampige Person ihr mit widerlicher Vertraulichkeit dann vorschwatzte: daß der Herr von Rusterwald hier vor zwei Jahren als Junggeſell gewohnt habe, sechs Monate lang, damals wie er mit seinen Verwandten im Prozeß gelegen, die ihn hätten unter Kuratel stellen lassen wollen, weil er ein paar lumpige tausend Thaler verspielt habe. So'n hübscher, netter Mann, so ein vornehmer Kavalier, der doch das Recht habe, sein Leben ein bißchen zu genießen. Na, mit dem habe es das Schickſal doch noch gut gemeint, indem es ihn so 'ne feine Frau habe finden lassen. Und wenn der Herr erst auf der großen Herrſchaft in der Prieguitz ſitze, auf Buchte, die ja der schönen gnädigen Frau gehöre, dann sorge doch die gnädige Frau auch gewiß dafür, daß sie zu ihrem Geld komme, das der Herr Gemahl ihr noch schuldig sei von dazumal! Oh, und sie hätte sich doch man zu sehr gefreut, daß der Herr sich ihrer Wohnung jetzt noch erinnert hätte; aber was wahr sei, müsse auch wahr bleiben: in keinem großen Hotel noch könne man so schön und ungeniert sein wie hier bei ihr, der Mutter Schulze.

Ein Ekel ohnegleichen überlief Ilſe, sie forderte die aufdringliche Schwätzerin mit kurzem Wort auf, hinauszugehen, dann raffte sie den Mantel vom Stuhl, band den Schleier fest um den Hut, den sie noch trug, und huſchte aus dem Entree die schmutzigen, ausgetretenen Stiegen hinunter auf die Straße. Sie hatte keine Ahnung, in welcher Stadtgegend sie ſich befand, sie lief planlos durch die verschiedenen Straßen. Endlich ein Droſchkenhalteplatz. Sie stieg hastig ein und ließ ſich nach dem Bahnhof Friedrichſtraße fahren. Wie ſie nach endloser Fahrt dort ankam und bezahlen wollte, erschrak ſie, ſie besaß nur noch etwa zehn Mark. Sie erinnerte ſich, daß ihr Mann ihr das übrige in Frankfurt am Main abgeborgt hatte unter dem Vorwand, daß er kein Geld habe und man am Billettſchalter Papier nicht nehme. Arglos hatte ſie ihren Vorrat an Gold gegeben, dies einzige Stück hatte ſich in einer Falte versteckt. Im übrigen besaß ſie nur wenig kleines Silber- und Nickelgeld. Würde es reichen für ein Billet nach Siegeswalde? Sie bezahlte mit dem Kleingeld die Droſchke und nahm ein Billet dritter Klaſſe. Sie wollte zu Agnes, ſie war krank vor Sehnſucht nach einem von den Ihren. Die ſichere, herzloſe Ruhe, mit der ſie ihr Leben lang die andern gequält und unglücklich gemacht hatte, war einer verzweifelten Mutloſigkeit und Angſt gewichen. Aber wie ſie nun dahinfuhr durch die altbekannte Landſchaft, wie ſie dann in der Dämmerung des Sommerabends die Türme von Siegeswalde am Horizont auftauchen ſah, dünkte es ſie unmöglich, in ihrem Elend vor Agnes hinzutreten, der ſie den größten Schmerz ihres Lebens zugefügt hatte. — Mein, lieber zu Fremden! Und dann ſchoß ihr der verzweifelte Gedanke durch den Kopf: zu deinem Kinde! Du haſt ja doch trotz alledem ein Recht auf daſſelbe. Irgend einen Winkel des großen Hauſes ſollte man ihr gönnen, ſie wollte ja nichts weiter als ſich dort verkriechen — nichts weiter. Nur nicht wieder zu dem Menſchen zurück, der ſie gequält, betrogen, verhöhnt hatte in unerhörter Weiſe! —

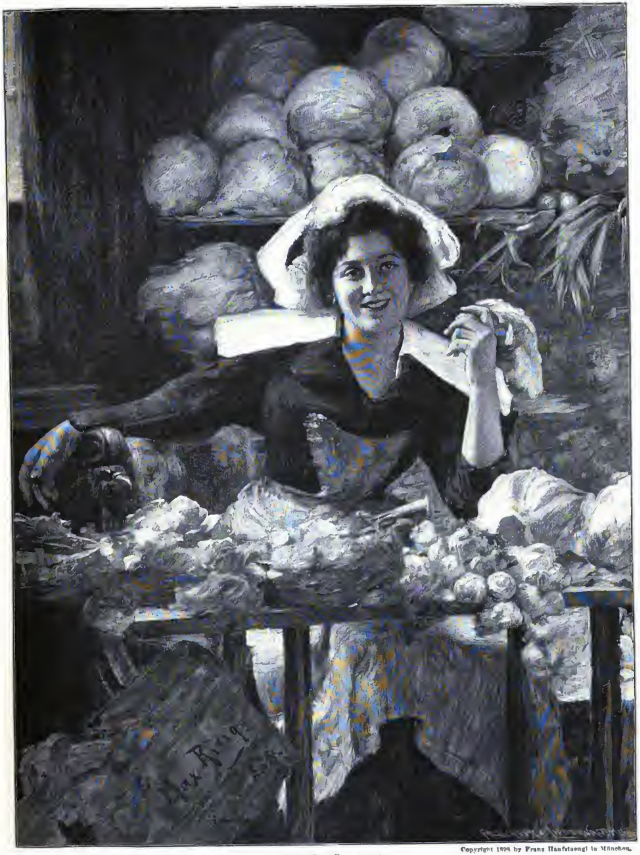
Aber als ſie nach der ungewohnten nächtlichen Wanderung, zitternd vor Anſtrengung und vor Furcht, am noch offenen Buchter Thor ſtand und über den dunklen Hof hinweg die Lichter hinter den Fenſtern ſchimmern ſah, alt vertraut und heimelig, meinte ſie wiederum, es wäre leichter zu ſterben, als dort einzutreten, vor ihm zu ſtehen, den ſie gekränkt und verraten hatte, und ihm zu ſagen: Ich bin elend, verzweifelt — erbarme dich, rette mich um des Kindes willen, ſchütze mich vor jenem!

Sie war weitergelaufen, ins Dorf hinein, ziellos, planlos. An das Pfarrhaus hatte ſie einen Augenblick gedacht — aber nein, dann erführen die im Herrenhauſe ſofort von ihrem Hierſein! Da hatte ſie ſich plötzlich der Kleiſtoxen erinnert — und da war ſie nun! Was ſollte nun werden? Läge ſie doch da unter ihrem Fenſter zwiſchen den Toten. Dann — dann — wäre alles gut! Dann hätte auch der Menſch kein Recht mehr, die Hand nach Walther auszuſtrecken, er, der das Kind nur wollte aus Haßſucht und Eigennutz? Ja, das wäre gut! Aber ſie lebte ja noch, und der Tod war ſo ſchrecklich! Nein, ſie wollte leben, ſie wollte das Kind haben, für ſich wollte ſie es haben! Sie, die Mutter! Und fortlaufen wollte ſie mit ihm, irgendwohin in die weite Welt — dann mußten ſie ihr ja helfen, Agnes und Fedderſen, den Jungen würden ſie doch nicht verhungern laſſen! Fritz konnte ja ihretwegen Buchte behalten für ewig, nur das Kind wollte ſie, und ihre Freiheit wollte ſie — nur nicht zurück zu dem Oberbett gelegt und zu dem kleinen Fenſter hinausſtarrend in die Welt, über der unzwiſchen ein goldener blauer Sommermorgen angebrochen war.

Ihr Blick irrte über den Kirchhof hinweg in die Weite hinein, da lag die Landſtraße und über ſie hinweg blitzte das Waſſer des Sees, der hier an ſeinem Ende kaum die Breite eines mäßigen Flußbettes hatte. Am jenſeitigen Ufer die herrliche, üppig grüne Blättermaſſe, das war der Buchter Park, das war das Paradies ihrer Kindheit, in dem ſie widerwillig verharrt hatte im Sehnen nach dem bunten Leben draußen. Vom Herrenhauſe ſelbſt konnte ſie gar nichts ſehen, das ſteckte im Grün der Bäume, aber der vergoldete Knopf der kleinen Begräbniskapelle glänzte in der Sommerſonne augenblendend herüber, und am Ufer des Sees, wo das Blättergewirr der hohen Kaſtanien ſich im Waſſer ſpiegelte, ſchankelte noch immer der kleine weißgeſtrichene Nachen, der ihren Namen am Bug trug.

Mit einem Seufzer, der wie ein Aechzen klang, ſchlug ſie die Hände vor ihr Geſicht und ließ ſich zurückfallen in die Kiſſen. — — Was nun?! . . .

Die Bewohner des Buchter Herrenhauſes begannen dieſen Tag wie jeden andern. Der Hausherr war auf die Wieſen hinaus, das Großmütterchen ſaß ſtrickend am Fenſter und ſchaute über den Hof. Die Wirtſchafterin hatte ihre Arbeit im



Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl in München.

Am Gemüsestand.
Nach dem Gemälde von Max Ring.

Milchteller gethan und stand schon wieder in der Küche, um eine Hammelkeule mit grünen Bohnen für den Mittag zu bereiten, und der Kleine spielte mit seiner Kinderfeau, der alten Krants, und mit Kantors Jüngstem im Park.

Das einzig Außergewöhnliche an diesem köstlichen Morgen war, daß die alte Kinderfrau einen fremden Herrn sah, der in Gastwirt Grubens Kahn auf dem See umher gondelte und sogar unter den Kastanien des Parkes aus Ufer sprang, dem Stief der Kinder ein Weilchen zusah und dann ebenso plötzlich wieder verschwand, wie er gekommen war. Ein großer, breitschultriger Herr mit einem Vollbart und einem Schlapphut auf dem Kopfe, sei er gewesen, erzählte die Alte mittags in der Küche — „er beachtete mich aber gar nicht, er sah nur meine Jungchens an, die mit der Leine umhertobten. Ueber Grubens ihren alten Kahn ärgere ich mich noch tot!“ hatte sie hinzugefügt, „immer einmal fährt da so 'n Auswärtiger mit 'rum, Weinreisender oder so was. Es kann ja wahrhaftigen Gott ebenso gut mal ein Räuber sein, der auf die Weise in den Garten kommt!“

„Giebt's ja gar nicht!“ hatte der alte Christian geantwortet. Gerade in dem Augenblick hatte er es ausgesprochen, als ein barfüßiger Junge ganz verlegen an der Küchenthür erschien und, den zerrissenen Strohhut in der Hand drehend, „ein Kunmplement“ an Frau Krants bestellte, und ob sie nicht mal einen Augenblick vors Thor kommen könnte, es wollte sie jemand sprechen. Auf die Frage, wer das wäre, lief er davon. Die Frau Krants ließ brummend ihre Suppe stehen, strich sich über den grauen Scheitel und trippelte davon. Das Milchmädchen aber rief ihr lachend nach: „Laten Se sich man ein' reichen zweiten Mann prophezeien von Anne Kleisjkowi!“ — Die streicht nämlich vorm Thor rum,“ sagte sie zu den andern gewendet hinzu. „Ich hebb dat jesihn ut de Luke vom Futterhoden!“ — Und nun lachten sie alle. —

Fritz Feddersen saß indessen mit seiner Mutter und dem Bäbchen beim Mittagessen. Der Kleine trug in diesem Sommer die ersten Höschen und sah allerliebst aus in seinem blauen Matrosenanzug mit dem großen Kragen.

Fritz Feddersens beste und liebste Stunde war diese Mahlzeit. Da fand er Muße, mit seinem kleinen und mit der Mutter zu plaudern, da kam ein kleiner Schimmer von Behagen über den abgearbeiteten Mann. Er neckte sich eben mit dem Kinde und fragte, was es heute früh im Garten getrieben habe, da trat die alte Kinderfrau plötzlich in die Essstube mit fliegender Röte im Gesicht und fragte stotternd und unzusammenhängend, ob der Herr erlaube, daß sie mal einen Gang thun könnte ins Dorf, so um Zweien herum, und ob Waltherchen mitkommen dürfte. Er habe schon immer so gern mal mitgewollt und sie habe versprochen, ihm beim Kaufmann Jänike einen Bilderbogen zu kaufen . . .

„Liebe Krants, Walther hört Sie vielleicht, gehen Sie ruhig Ihren Weg allein. Der Bub kann derweil bei dem Mädchen bleiben,“ sagte Feddersen freundlich, „oder bei Großmama.“

„Nee, — nee, Herr Baron, nee, der hört nicht! Nicht wahr, Waltherchen, du willst doch mitgehen, mit die Muhme Krants?“

„Mitgehen, Bilderbogen kaufen!“ erklärte das Bürschchen ganz bestimmt. „Papa, Geld geben!“

Feddersen zahlte ein wenig, und die Großmama nahm ein Zehnpfennigstück aus dem Portemonnaie. „Hier, mein Junge, hast du einen Thaler!“ neckte sie.

„Ja zu man ein Nickel, Großmama!“

„Freilich, ein Nickelthaler. Kriegst einen ganzen Bogen dafür!“ sagte die alte Dame belustigt.

„Nickelthaler?“ fragte das Kind verwundert, die großen Blauaugen auf seinen Vater heftend, als erwartete es erst von ihm die Bestätigung.

„Ein Zehnpfennigstück ist's,“ sagte dieser freundlich, „und das ist vollauf genug für so kleine Burschen.“ —

Die alte Kinderfrau trippelte indes von einem Fuß auf den andern vor Unruhe. Der Kleine, der sein Schüsselchen leer gegessen hatte, rutschte von seinem durch Kissen erhöhten Stuhl hinunter und lief zu seiner Wärterin. „Komm, Muhme Krantsen, wollen gehn!“

„Sag' Adje!“ ermahnte die Alte hastig.

Das Kind sprang zuerst zu seinem Vater, dann zu seiner Großmama und ließ sich ungeduldig küssen.

„Ein frisches Krägelchen thun Sie ihm um!“ rief die alte Dame der Krants noch nach.

„Jawohl, gnä' Frau!“

Auf dem Korridor draußen nahm die Alte das Kerlchen auf den Arm und lief mit ihm der Kinderstube zu. „Wart man, wart man,“ sagte sie dabei, und ihr Gesicht war heiß und rot, „sollst mehr kriegen wie zehn Pfennig, viel mehr. Ja, ja, wenn du wüßtest, du klein Mäuschen, wo dich die Krantsen hinbringt, ja, wenn du wüßtest . . .“

Sie putzte den Kleinen in der Kinderstube mit seinem schönsten Anzug, dem weißen von Tante Agnes, den das Fräulein Sette geschneidert hatte, „die auch man bloß zum Unglück lebte,“ wie die Frau Krants meinte. „Ohne die kriegtest du auch schon noch 'nen witten Kittel, süßes Gor — wenn die nicht wär' hergekommen, hättest deine Mutter noch, armer Jung',“ dachte sie in ihrer Aufregung so laut, daß das Kind aufschante und fragte: „Is die Mama heute gekommt? Ziehst du mir deshalb das Sonntagskleid an, weil die Mama gekommt is?“ fragte er.

„Na, du wirst gucken, na, du wirst gucken!“ murmelte die Alte und riß eine frische weiße Schürze für sich aus dem Kommodenkasten. Dann, als dieselbe umgebunden war in zitternder Hast, zerrte sie das Kind eiligst aus dem Zimmer und den Korridor hinunter zum Hause hinaus. „Daß du kein Wort sagst von deiner Mama!“ rannte sie ihm zu.

Die alte Frau gehörte zu denen, die auf Seite der alten Gutsherrschaft standen. Sie schwur auf „Ilseken“, auf die verstoßene Mama von dem Jungen. Sie war dem Vater des Kindes im Grunde ihres Herzens aufsässig. Da hatte ja man bloß der Teufel ein Ei ins Haus getragen, und das Ei hieß Settchen Oldenroth. Und wie die Mannsleute so sind — Mutter Krantsen kannte das Leben — ja, ja, ohne diese Sette wären die Eltern von ihrem Schützling überglücklich geblieben miteinander!

Da sollte nun so'n armer Wurm unter der Geschichte leiden! Und Ilseken, die war nun von Buchte weggegrault, von dem schönen, warmen Neste, und der „Freunde“ saß darinnen! Es dünkte sie der Gipfel der Ungerechtigkeit, daß seiner von den angestammten Herren, kein Brunsberg mehr auf Buchte saß. Ein Jammer war es, nicht zu sagen! — Schon des Jungen wegen hätten sie zusammenbleiben müssen, die Eltern, und wenn sie sich alle Tage geschimpft und gepriigelt hätten zum Gotterbarmen, es hätte nichts geschadet, es wäre christlicher gewesen, als auseinander zu laufen, denn Eltern und Kinder gehören zusammen und ganz besonders Mutter und Kind, das Heiligste, was es giebt auf der Welt — so war die Ansicht von Mutter Krants. Ja, sie grollte ihrem Herrn bitter und blieb nur höflich zu ihm, weil er ihres Jungchens Vater war und sonst so ordentlich und stille weg. Heimlich aber sorgte sie dafür, daß der Junge seine Mutter nicht vergaß, er mußte alle paar Tage seinen Vater nach ihr fragen, damit dessen Gewissen wach bleibe.

So quälte denn der Kleine unbewußt fast täglich seinen Vater mit der Frage: „Wann kommt meine Mama?“

Und nun war sie gekommen, nun hatte Anne Kleisjow der Mutter Krants gesagt, daß Ilseken da wäre und heimlich ihr Kind sehen wollte. Und nun war sie auf dem Wege ins Totengräberhäuschen und war schier außer sich vor Freude, daß sie den großen Augenblick mit erleben konnte, in dem sich Mutter und Kind wiedersahen. Ihr seliger Mann, der hatte ihr als Braut mal ein Liederbuch geschenkt, da stand ein Gedicht drin von Mutter und Kind, darüber hatte sie immer weinen müssen. „Wenn du noch eine Mutter hast“ hob es an.

„Hopsa, Waltherchen, fall' nicht! Hast ja noch eine,“ schrie sie mit einer Stimme, die vor Rührung ganz heiser war, „hast ja noch ein Mutting. Nu komm man hier herein, brauchst dich nicht zu fürchten vorm Kirchhof! Die Toten thun dich nichts, die liegen alle ruhig. Na, komm man — komm, ich trage dich auch!“

Aber im Totengräberhäuschen war es ganz still. Niemand war da als die alte Anne Kleisjow und die sagte zu der erschütterten, aufgeregten Muhme Krants nichts mehr als: „Da olles Kamel, ich hab' dich doch gesagt, die gnä' Frau ward da drüben im Park unter die Kastanien. Komm vor die Pforte, da kannst sie sitzen sehen drüben übers Wasser, du Döskopp!“

Die alte Kinderfrau machte ein gar bestürztes Gesicht. „Ih, wo kann ich denn denken, daß sie bei uns kommen wird!“ murmelte sie. „Und wie soll ich den weiten Weg bei die Hitze wieder retour machen mit dem Kind?“

„Sie wollt's mal so,“ sagte die Kleistow, die nun mit der Muhme und dem Kind jenseit der Landstraße an Ufer stand und über das Wasser schaute. Dort saß unter den Kastanien auf der niedrigen Mauer, die zwischen Wasser und Park gebaut war, eine weibliche Gestalt, die wartend mit über dem Knie gefalteten Händen vor sich hin blickte. Vom Garten aus hätte kaum jemand sie sehen können, so dicht war das Gesäst der Bäume hinter ihr; der kleine weiße Nachen schaukelte zu ihren Füßen.

„Weißt denn du, was sie will?“ raunte die Anne Kleistow nun der Krauts zu. „Fort will sie mit dem Jungen, und mein Sparkassenbuch hat sie mich abgeborgt dazu. Richtig entführen will sie das Kind. Na, ich kann's ihr nicht abschlagen, das mit dem Gelde, und wiederkriegen thu' ich's ja — einen Schuldschein habe ich, und mit die Zinsen is er,“ sie deutete in die Richtung des Herrenhauses, „auch nicht so. Aber du, Krausen, bist dann mit einem Male um die Stelle!“

„Nee, nee?“ Die Krauts war fast sprachlos vor Staunen und starrte mit ihrem dümmsten Gesicht die Kleistowin an.

„Doch,“ sagte Anne, „und wenn ich wie du wäre, ich thät ihr bitten, daß sie mich mitnähme. Da kommst doch auch mal in die Welt.“

„Herr Gott, Herr Gott!“ jammerte die Krausen, der es unheimlich zu Mute wurde.

Aber Anne Kleistow begann jetzt übers Wasser hin zu rufen, und als die Fran drüben aufhorchte, hob sie das Kind hoch und schwenkte es spielend in die Luft, daß der weiße Anzug in der Sonne aufleuchtete. Und nun erhob sich die Frauengestalt drüben eilig und sprang in den Nachen, der zu ihren Füßen lag.

„Mann sie ja gar nicht mit fahren,“ murmelte die Krauts und faßte in heller Angst die Hände, „sind ja keine Ruders bei. Der olle Kahn, mit dem is ja in drei langen Ewigkeiten kein Mensch nich gefahren. Und die Ruders sind in dem Gartenschuppen, nich weit vom Erbbegräbnis!“

Aber dann sah die alte Frau mit Staunen, wie die Frau drüben doch Ruder zur Verfügung hatte und mit raschen und kräftigen Schlägen den Kahn vom Ufer abtrieb und herüber lenkte. „Gott im Himmel,“ rief sie verwundert, „die hat sie sich ja heilig weggeholt. Gewiß, während der Gärtner und wir alle beim Essen waren. Wie is sie nun bloß rübergekommen in den Garten?“

„Weicheid wird sie ja wohl noch wissen hier zu Lande,“ erklärte Anne Kleistow verächtlich. „Jung', paß auf, da kommt dein' Mutter! Nimm den Hut ab, schwenk' ihn, schad't ihm nicht, wenn du ihn rungenierst dabei. So, man dächtig, man dächtig!“

„Gott, wenn man keins nicht kommt, der sie sieht!“ jammerte die Krauts neben ihr.

„Kommt keins! Wer soll denn? Pastors halten Mittagsruhe, und ihre Fenster geben nach jenseits. Aber guck doch bloß, Krautsen — um Gottes willen! — Erbarm' dich! Erbarm' dich!“

Die Kleistow ließ das Kind vom Arme, und beide Frauen sahen mit weit aufgerissenen, erschrockenen Augen, wie sich ein zweiter Kahn, den ein Mann, ein Herr, ruderte, mit größter Schnelligkeit dem weißen Nachen näherte. Jetzt waren die Boote beinahe aneinander, jetzt berührten sie sich, ein rascher Wortwechsel scholl über das Wasser, dann ein greller Aufschrei — der Mann war zu Ilsen in das Boot gesprungen, offenbar in der Absicht, mit ihr zusammen dem Ufer zuzusteuern, denn er befestigte eiligst seinen Nachen an dem ihrigen. Und nun nun geschah, das war das Werk weniger Augenblicke. Es sah aus, als wollte die Frau ins Wasser springen und der Mann sie davon abhalten, und nun rangen die beiden Menschen in dem kleinen weißen Boot miteinander, als kämpften sie auf Tod und Leben. Der leichte Kahn schwankte, und als jetzt die Frau mit dem Oberkörper über seinen Rand hinaus schlug, kenterte er, und mit einem letzten gellen Schrei Ilsens sanken beide in die Flut.

Die Frauen am Ufer hatten atemlos, zitternd, unfähig, sich zu bewegen, zugesehaut, aber nun rannte die Kleistow auf die Landstraße zurück und stieß ein solch durchdringendes Geschrei aus, daß mehrere Leute sofort herbeigestürzt kamen, allen voran der junge Pastor, hinter ihm der Küster, der Totengräber, Gartenarbeiter, Weiber und Kinder.

Im Augenblick hatte der Pastor die Lage überschaut. Er warf seinen Rock ab, sprang ins Wasser und schwamm mit kräftigen Stößen der Unglücksstelle zu, während seine schnell herbeigeeilte Frau am Ufer in die Knie gesunken war, stumm vor Entsetzen.

Eine atemlose Stille war entstanden. Man hätte nicht sagen können, wie lange Zeit verstrichen war, da schwamm der Retter, einen leblosen Frauenkörper im linken Arm, mit dem rechten die Wellen teilend, dem Ufer zu; in den verlassenen Kahn drüben aber schwang sich der fremde Mann und jagte das Fahrzeug mit eiligen Schlägen dem jenseitigen Ufer zu. Ein paar Männer hatten sich rasch verständigt und stürmten durch das Dorf, um dem Unbekannten den Weg abzuschneiden.

Drei, vier Paar Arme ergriffen die leblose Frau und schleppten sie in das Pfarrhaus hinüber. Stumm folgten alle die Leute der nassen Spur, die sich quer über die Landstraße am Kirchhof vorbei zog, durch den Vorgarten des Pfarrhauses über dessen Schwelle. Die Kleistow stürzte herzu, um zu helfen, und jagte die Magd des Pastors zum Barbier, der zugleich Chirurg war; eine Arbeiterfrau aber rannte ohne Auftrag sporustreichs mit erhobenen Armen und entsetztem Gesicht dem Gutshof zu. Mitten auf der Dorfstraße schoß sie dahin und wäre beinahe überfahren worden von einem Einspänner, der in schlauken Trab ihr entgegenkam. Sie wich kurz vor ihm zur Seite und mit ihr die Schar der Dorfkinder, die sich ihr angeschlossen hatte, um ebenfalls Träger der ungeheuerlichen Nachricht zu sein.

„Gott im hohen Himmel!“ kreischte das Weib erschrocken, und den schimpfenden Kutscher kaum beachtend, schrie sie mit einer Gebärde des Entsetzens Agnes und Setten, die in dem Wagen saßen, zu: „Ein Unglück, ein Unglück, gnädige Frau Oldenroth!“ um dann weiter zu rasen.

„Was ist geschehen?“ fragte Sette Oldenroth mit bleichen Lippen eines der Kinder, einen zehnjährigen Buben. Die bange Ahnung, die sie den ganzen Tag schon mit sich herumtrug, schien plötzlich furchtbare Gestalt anzunehmen. Sie faßte nach Agnes' Hand, als wollte sie sagen: Was du auch hörst, bleibe ruhig, ich bitte dich!

„Ein Dam' ist vertrunken!“ gab der Junge zur Antwort, leise und gepreßt, und in seinen ausdrucksvollen hellen Kinderaugen stand das Grauen vor dem Tode. Sette sprang plötzlich aus dem Wagen. „Fahren Sie die gnädige Frau auf den Gutshof!“ rief sie dem Kutscher zu. „Entschuldige Agnes, für dich ist so was nicht. Wo ist die Dame, Kleiner?“

Sie lief schon vorwärts. „Zu Pastorhaus!“ kreischte das Kind, neben Setten herlaufend.

Sie fragte gar nicht, wer die Ertrunkene sei. Sie wußte ja nun, es war Ilse, Ilse, die sie gestern in der Nacht sette hinauswandern sehen, eilig, allein, als entflöhe sie etwas Schrecklichem. Und während Sette dahinjagte, sagte sie sich, daß sie ihr trotz der Ungewißheit, ob Ilse es auch wirklich wäre, nachgehen hätte sollen. Wie eine schwere Schuld wälzte sich diese Unterlassung auf ihr Herz.

Vor dem Pfarrhaus standen noch immer die Leute aus dem Dorfe, die bei der Verbreitung dieser Nachricht aus allen Häusern zusammengelaufen waren. Mitten unter ihnen der Gastwirt und der Gendarm, eifrig sprechend. „Ich kann nichts weiter sagen, Herr Schmidt, als daß heute früh um sechs Uhr ein Herr in einem Lohnfuhrwerk gekommen ist, sich ein Zimmer geben ließ, gefrühstückt hat und dann ausgegangen ist. Sachen hat er nicht mitgehabt!“ hörte Sette den Wirt laut sagen. „Er ist dann in den Garten gegangen, hat den Kahn losgemacht und ist damit fort. — Das ist alles, was ich weiß.“

Sette drängte sich durch die Leute, die ihr mit sonderbaren Blicken nachsahen, und trat in den großen Hausflur der Pfarre. Auch der war voll von Menschen. Die Thür zur Wohnstube stand weit offen. Ein paar Weiber und der Barbier waren um einen Tisch beschäftigt, die Pfarrerin lief mit gewärmten Laken an Setten vorüber hinein. Der Barbier hantierte um die Verunglückte, die man auf den Tisch gebettet hatte. Sette sah nichts

von ihr als das lange, hellblonde nasse Haar, das vom oberen Ende des improvisierten Lagers fast bis zur Erde hinabhing — Ilsens Haar — sie hatte es ja gewußt!

Beim Eintreten in die Stube mußte sie sich an den Thürrahmen halten, so schwindelte ihr einen Augenblick; dann aber trat sie hinzu und fragte, ob man ihre Hilfe brauchen könnte.

„Es wird nichts mehr zu machen sein!“ antwortete der Barbier, der Armbewegungen mit der Leblosen vornahm, „und das ist so sonderbar, Fräulein, die gnä' Frau hat kaum Wasser geschluckt — zu sonderbar!“

Die alte Kleistow rieb mit angstverzogenem Gesicht Ilsens Füße. „Ist nach Doktor Saatow gesendet worden?“ stammelte Sette.

„Jawohl, er muß gleich kommen — er ist im Dorf bei Vollermanns — die Frau ist krank, hat Typhus. Alle Tage ist er jetzt hier,“ gab ihr jemand Bescheid.

Die kleine Pastorin, deren junges, sonst so blühendes Gesicht gelblich blaß war, stand wortlos neben Setten. Doktor Saatows Stimme scholl jetzt vom Flur herein, und gleich darauf war er im Zimmer. „So, so, nun wollen wir sehen. Seien Sie alle ruhig, recht ruhig!“ Er zog ohne weiteres seinen Rock aus und trat an den Tisch. Sette sah, wie er sein Gesicht herunterbeugte auf Ilsens Brust, sein lauschendes Ohr an das Herz Ilsens legte, Mund, Nase und Augen untersuchte, wie er sein Hörrohr nahm, wie der Ausdruck seines Gesichtes plötzlich ernst wurde. „Lassen Sie Ihre Bemühungen,“ sagte er leise zu dem Barbier, der wieder die Füße zu reiben begann, „es wäre vergebens, sie ist tot.“ Und er zog das Tuch, das den Körper halb verhüllte, über die Gestalt hinweg und sagte zu Setten und der Pastorin, die sich unwillkürlich bei der Hand gefaßt hatten: „Sie scheint nicht ertrunken, es ist wohl ein Herzschlag gewesen.“

Eine lautlose Stille entstand nach diesen Worten. Nur Anne Kleistow begann nach einem Weilchen laut zu weinen.

„Anne Kleistow soll zu Protokoll vernommen werden!“ scholl plötzlich die gedämpfte Stimme des Gemeindevorstandes in das Zimmer. „Ebenso die Krauts. Wo ist die Krauts?“

Die Pastorin holte die alte zitternde Frau aus dem Nebenzimmer, die hielt das verängstigte weinende Kind noch immer an der Hand. Wie der Kleine Sette erkannte, machte er sich von der Wärterin los und lief zu ihr hinüber. „Tante, nach Hause gehen!“

Und Sette nahm das Kind auf den Arm. Sie dachte an Agnes, und daß sie ihr zur Seite stehen müsse, und sie dachte an ihn, dem eine schwere Erschütterung bevorstand. Ihr Platz war dort!

Das Kind tragend, schritt sie durch die Leute, die sie stumm vorüberließen, ohne ein Wort, ohne einen Gruß. Ein altes, zahnloses Weib murmelte etwas, das klang wie: Die hat Schuld an! Aber sie verstummte, als sie in die schmerzerfüllten, reinen Züge des Mädchens sah, über dessen Wangen große Tropfen rannen.

So kam Sette in das alte Herrenhaus, die Verkinderin einer Todesbotschaft. — —

Niemand hatte dem Hausherrn Mitteilung gemacht, ein jeder scheute sich, es ihm zu sagen, selbst seine Mutter! Er saß in seinem Zimmer am Schreibtisch, hatte die Wirtschaftsbücher einen Augenblick zur Seite geschoben und las mit sorgenvoller Miene einen Brief durch, den er eben vollendet hatte. Irgend einen Geschäftsbrief.

Wenn er allein war, gab er sich keinerlei Mühe, den Aufrechten und Sorglosen zu spielen. In solchen müßigen Augenblicken, die freilich selten waren, lastete das Bewußtsein, in allem gescheitert zu sein, was er ersteht und gehofft hatte, niederdrückend auf ihm. Es war ein nutzloser Mann aus ihm geworden, einer, der nur noch ängstlich darauf bedacht war, bis aufs äußerste seine Pflicht zu thun, dem im übrigen alles gleich war.

Vor ein paar Tagen hatte seine alte Mutter ihm gesagt: „Rasse dich auf, Fritz! Geh, frag' die kleine Sette, ob sie nicht zu uns kommen will als deine liebe Frau. Du bist es ihr schuldig, so meine ich, und Agnes meint es auch.“ Da war er jäh aufgestanden vom Tische und ohne ein Wort hinausgegangen. Was dachten sich diese Frauen, Agnes und seine Mutter? Hintreten sollte er und zu dem Mädchen, das aufs schwerste von ihm gekränkt war, sagen: Das und das ist ja alles geschehen, leider — aber vielleicht nimmst du mich doch noch, obgleich ich nur der schäbige Rest meiner selbst bin, verbittert, aus dem Sattel gehoben, in einer jammervollen Situation!

Nein, dazu war er denn doch zu stolz' — Nie, nie! — — Seinem Kind eine Mutter zu sein, sollte er sie bitten? Dem Kinde Ilsens, die sie gehaßt, die ihr Glück gewollt hatte in unerhörter Weise! Eine harmlose Zusammenkunft, mehr heißt's!

Und sie, sie dachte wohl auch gar nicht mehr daran. Sie lebte ruhig mit Agnes dahin, vor Not geschützt durch ihr kleines Erbteil, aufgehend in der Sorge um ihre Schwägerin, um ihre Armen. Kam er zu Agnes, so sah er Sette gewöhnlich gar nicht, und wenn er sie traf, entfernte sie sich stets sehr bald nach einem kühlen Gruß. Sie mochte wohl längst fertig sein mit ihrem Herzen! Wer wollte es ihr verdenken angesichts alles dessen, was ihr geschehen war durch ihn! —

Nun schrak er empor aus seinem Brüten, es war drunten im Flur mit einem Male ein lautes Sprechen, unterdrücktes Aufschreien, das eben so rasch wieder verstummte, und der alten, tiefen Stille zu weichen. Er kann ein Weilchen dagrüber, aber vergaß es dann wieder über seinem Brüten. Seine Gedanken waren plötzlich bei Ilsen, — er hätte sich nicht erklären können, wie das kam. Er dachte ihrer mitleidig. Er wußte ja doch zur Genüge von dem Mann, den sie sich erwählt hatte!

Die verdeckten und offenen Forderungen des Herrn von Rusterwald oder seines juristischen Vertreters, die beide betonten, die Mutter sei krank aus Sehnsucht nach dem Kleinen, er müsse ihr das Kind herausgeben, regten ihn schon lange auf. Er konnte nichts antworten, als nur immer wieder: Nein. Nicht einmal besuchsweise würde er einen Aufenthalt des Jungen bei seiner Mutter gestatten, hatte er erklärt. So grausam es schien, es war Notwehr. Den Händen eines Rusterwald durfte er den Kleinen nicht anvertrauen und wäre es für Stunden. Er war entschlossen, sein Recht aufs äußerste zu behaupten. Wollte Ilse ihren Jungen sehen, dann sollte dies an drittem Ort, unter seiner Obhut geschehen. Aber sie würde nicht kommen! Sie hatte ja bei der Scheidung nicht mal die Rede auf Waltherchen gebracht!

Er saß jetzt vom Schreibtisch abgewandt in dem Drehstuhl vornüber gebeugt, die Hände ineinander geschlagen, in der gebrochenen Haltung eines Menschen, dem jede Stunde, die er lebt, eine schwere Last ist. Dann sagte er, laß ohne sich zu rühren: „Herein!“ Er meinte ein Pochen zu seiner Thür gehört zu haben.

Die Minute bewegte sich daraufhin sehr leise, wie zögernd ging die Thür auf, und auf der Schwelle stand Sette. — Verwirrt, ungläubig schauend, erhob er sich.

Das weiche, liebe Mädchengesicht schien von der Blässe einer großen seelischen Erschütterung überhaucht, die Stimme klang schwankend, fast versagend, als sie, näherkommend, sprach: „Ich wollte nicht, daß ein Fremder Ihnen das sagen soll — und Agnes ist so krank darüber — geben Sie mir Ihre Hand, Herr von Fedderien, es ist etwas Trauriges geschehen — — jemand, den Sie schon verloren hatten — Ilse — sie ist — —“

Er hatte sich hoch aufgerichtet mit gerunzelter Stirn, als wollte er sagen: Was kommt Neues auf mich durch diese Frau? Sette aber fuhr fort, seine Rechte in beiden Händen haltend, als wollte sie ihm Fassung geben bei der Nachricht, die ihn erschüttern mußte: „Ilse ist ganz plötzlich — — sie ist tot.“

Er zuckte zusammen und erhob sich, seine Hand rasch aus der ihrigen ziehend, trat er von ihr weg zum Fenster hinüber, als wollte er vermeiden, daß sie sein Gesicht sähe.

Und sie sprach weiter mit ihrer leisen Stimme: „Verunglückt ist Ilse, vorhin — da unten im See. Sie wollte ihrem Mann Waltherchen nicht lassen — sie wollte fort von ihm, mit dem Kinde fliehen. Sie war sehr unglücklich — sehr! Anne Kleistow hat es mir eben erzählt. — Ilse liegt noch im Pastorhause, heute abend bringen sie sie hier herüber,“ fügte sie hinzu.

Er antwortete nicht. Nur ein Laut wurde hörbar, der sich wie ein Stöhnen seiner Kehle entrang. Das Grauenhafte, das so unglaublich klang, schien ihn zu lähmen.

„Beim Ringen mit ihrem Mann schlug der Nachen um. Zum Glück saß Waltherchen, den sie holen wollte, noch nicht darin!“

Er schrak auf, seine Hände fuhren unwillkürlich zum Kopf empor, aber er fand kein Wort, als wäre er zu Boden

BEIM KRANZWINDEN

Nach dem Gemälde von Alfred Guillou

geschmettert von der Gefahr, die seinem Kinde gedroht hatte. Eine lange Pause entstand. — Dann klangen zögernd Settens Schritte hinter ihm, und leise legte sich ihre Hand auf seine Schulter. —

„Vergeben Sie ihr doch!“ sagte die weiche Stimme. „Gehen Sie zu ihr! Gehen Sie —“

Nun wendete er sich um und stand ihr gegenüber. Das Licht des Sommernachtmittags, das sich grüngolden durch das Dach der alten Bäume vor dem Fenster stahl, machte ihr Gesicht noch bleicher; wie einer körperlichen Schwäche fast erliegend, stützte sie sich gegen die Lehne seines Schreibstuhles. Aber aus ihren Augen brach unverhohlen und siegreich die alte große Liebe ihres Lebens hervor, die echte, tiefe Frauenliebe, die den Erwählten schützen möchte vor jedem Schmerz, die unter einem schweren Schicksalsschlag, der ihn trifft, mehr leidet als er selbst, die in Not und Tod die ewig gleiche bleibt.

Und unter dieser Erkenntnis richtete sich seine Seele plötzlich auf in alter Kraft, er schritt nach kurzem Verweilen zur Zimmerthür, den schweren Weg anzutreten, der ihm bevorstand.

Die Klinke schon in der Hand, blieb er stehen und sah zu Setten hinüber. „Darf ich auch Ihre Verzeihung mitnehmen?“ fragte er leise.

Sie sprach auch jetzt kein Wort. Still hafteten ihre Augen in den seinen: Ja, wußtest du denn nicht, daß ich längst — längst — längst —?

Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das Modell im modernen Schiffsbau.

Skizze von H. de Méville.

Mit fünf Originalaufnahmen von der Modellversuchsstation des „Norddeutschen Lloyd“ in Bremerhaven.

Bis weit in unser Jahrhundert hinein war der Schiffsbauer nicht mehr und nicht weniger als ein schlichter Handwerker, der auf Grund einer oft allerdings recht bedeutenden, in langjähriger, praktischer Thätigkeit erworbenen Erfahrung und Geschicklichkeit sein Schiff erbaute.

Praktische Erfahrung hatte gelehrt, wie die einzelnen Teile des kompliziertesten Bauwerkes sich zum Ganzen verhalten mußten, und was die äußeren Formen anlangte, so blieb man eben auch bei dem, was sich von altersher bewährt hat. —

Dies alles hat sich nun in unserer Zeit von Grund aus geändert.

Heut' ist es nicht mehr wie früher ein besonders vom Glück begünstigtes Werk der betreffenden Werft, wenn ein neues Schiff schneller läuft als seine Vorgänger, sondern der Besteller erstrebt schon bei Erteilung des Auftrages: Ich verlange die und die Schnelligkeit, und der Erbauer verpflichtet sich bei haben Konventionalstrafen zur Innehaltung und Erfüllung dieser Bedingung. Derjenige aber, dem die Lösung dieser Aufgabe zufällt, der Schiffsbauingenieur, löst sie thatsächlich nicht mehr draußen auf der Helling, wo Hunderte von Arbeitern die gewaltigen Stahlmassen verarbeiten und zusammenfügen, die in ihrer Gesamtheit einen modernen Schnelldampfer oder ein riesenhaftes Panzerschiff darstellen, sondern auf dem Zeichentisch.

Abb. 1. Die Versuchsstation des Norddeutschen Lloyd zu Bremerhaven.

Die erste Anforderung nun, die beispielsweise an einen modernen Passagierdampfer gestellt werden muß und gestellt wird, ist — neben guten Seeeigenschaften — vor allem Geschwindigkeit, und zwar Geschwindigkeit bei möglichst geringem Kohlenverbrauch.

Von den 15 Seemeilen der ersten sogenannten Schnelldampfer ist man heute auf 23 und mehr in der Stunde gestiegen, und jedes neue Schiff soll stets wieder, sei es auch nur um eine halbe Meile, mehr laufen.

Die Schnelligkeit eines Schiffes ist nun, abgesehen natürlich von der Stärke seines Motors, von vielen Umständen abhängig. Die äußeren Formen des Vorschiffes, des ganzen unter Wasser liegenden Rumpfes — des „lebendigen Werkes“, wie der Seemann sagt — der Verlauf des Hinterschiffes und vieles andere spielen dabei eine große Rolle. Ganz besonders wichtig aber ist, daß das Fahrzeug nicht tiefer tauche, als die Stabilität es unbedingt erfordert, denn je größer die unter Wasser liegende Fläche des Rumpfes ist, desto mehr Reibungswiderstand hat die Maschine beim Vorwärtsschreiben desselben zu überwinden.

Alle diese Umstände müssen bei der Konstruktion eines solchen Schiffes in Rechnung gezogen und danach die Größenverhältnisse und die äußeren Formen des gewaltigen Bauwerkes bestimmt werden, und die Probe auf die Richtigkeit wäre erst das fertige Schiff — wenn es keine Modellversuchsstation gäbe.

Es ist eine eigentümliche Thatsache, daß fast alle wirklich bedeutenden Erfindungen dem berühmten Ei des Kolumbus gleichen und geradezu verblüffend einfach sind.

Abb. 2. Fertigstellung eines Schiffsmodells auf der Fräsmaschine.

Der Gedanke, die Seeeigenschaften eines Dampfers von 20 000 Tonnen Größe und 28 000 Pferdestärken in einem 3 m tiefen Bassin von etwas mehr als 150 qm Wasserfläche zu erproben, erscheint gewiß wunderlich, und doch ist seine Ausführung so einfach wie nur möglich.

Unweit der Stelle, wo neben dem mächtigen Kaiserdock, einem der größten seiner Art, das neue Wahrzeichen Bremerhavens, der große Kran, seine schlanken, aus der Entfernung winzigwirkenden erscheinenden Stahlglieder in die Luft reckt, erhebt sich ein kleiner, unscheinbarer Holzbau, die Versuchsstation des Lloyd, neben jener in Spezia, welche der italienischen Marine gehört, die einzige ihresgleichen auf dem Kontinent.

Jedes neu zu erbauende Schiff des Lloyd wird hier vor Beginn des Baues an sein Modell auf seine Eigenschaften geprüft, und nach den Ergebnissen der Prüfung werden eventuell die Pläne abgeändert und verbessert.

Wie bereits oben gesagt, besteht die Hauptaufgabe des Ingenieurs darin, die günstigsten äußeren Formen für einen Schiffskörper von bestimmter Größe zu finden. Es ist nun wohl ohne weiteres jedem verständlich, daß es an den Eigenschaften eines Schiffskörpers nichts ändert, wenn man alle Maße desselben im gleichen Verhältnis vergrößert oder verkleinert, und hierauf beruht denn auch die Theorie, die in der Versuchsstation zur Anwendung gelangt. Ein Schiff von z. B. 190 cm Länge und 20 cm Breite rc. wird und kann nur genau dieselben Eigenschaften im Wasser besitzen wie der große Dampfer, der die gleichen Maße in Metern aufweist.

Ein langes Wasserbassin dient zur Erprobung der „verkleinerten Ausgaben“ der Riesendampfer, die von einem über demselben laufenden elektrisch betriebenen Schlitten vorwärts bewegt werden, wobei dann selbsthätige Registrierapparate die Ergebnisse der Fahrt aufzeichnen.

Selbstredend muß aber auch die Wasserverdrängung zu prüfenden Modelle jener der fertigen großen Schiffe entsprechen, und man benutzt, um dies erreichen zu können, Paraffin zur Herstellung der Modellkörper, die dann in filtriertem Wasser erprobt und durch kleine Ballastplättchen nach Wunsch belastet werden. Von unseren Bildern zeigt Nr. 2 die Fertigstellung eines solchen Modells auf der Fräsmaschine, die dem rohen, ersten Guß aus genaueste die Formen giebt, wie sie die Konstruktionszeichnung verlangt.

Das hier in Arbeit befindliche Modell ist übrigens kein Landungsdampfer, sondern eine Segelyacht, für die auf diese Weise die besten und geeignetsten Formen ermittelt werden sollen.

Ein vollständig gebrauchsfertiges Modell im vorderen Teile des 154 m Fahrlänge besitzenden Bassins zeigt die dritte Abbildung, während Bild 5 den hier weiter vorgenommenen „Schnitten“ erkennen läßt, unter dem sich ein anderes, eben zu Versuchen benutztes Modell befindet.

Unser viertes Bild endlich zeigt den wichtigsten Apparat des ganzen

Institutes, den „Schlitten“ selbst, eine schwere Eisenkonstruktion, die dicht über dem Wasserspiegel auf ihren Schienen ruht. —

Es würde den verfügbaren Raum bei weitem überschreiten und für ein größeres Publikum auch kaum von Interesse sein, wollten wir hier eine eingehende Beschreibung der Einzelheiten dieses Apparates geben.

Ein scheinbar mehr als verwickeltes und doch eigentlich unendlich einfaches System von Gelenkstangen, Hebeln und Rädern überträgt jede noch so geringe Bewegung des geschleppten Modells durch selbstzeichnende Stifte auf das Papier,

Abb. 3. Ein gebrauchsfertiges Modell im vorderen Teil des Bassins.

Abb. 4. Der „Schlitten“.

Abb. 5. Der hintere Teil des Bassins mit dem „Schlitten“.

registriert auf diese Weise mit peinlichster Genauigkeit den Widerstand, den der Schiffs- beziehungsweise der Modellkörper beim Durchschneiden des Wassers zu überwinden hat, und liefert so dem Konstrukteur ein durchaus genaues, verläßliches Material zu eventuellen Verbesserungen seiner Entwürfe.

Es ist dies naturgemäß für alle Schiffe, bei denen es, wie bei den Schnelldampfern, neben Seetüchtigkeit vor allem auf hohe Geschwindigkeiten ankommt, von der größten Bedeutung. Durch fortgesetzte Versuche mit Modellen bereits in Fahrt befindlicher Schiffe im Vergleich mit Neukonstruktionen werden hier fortwährend kleine, anscheinend geringfügige und doch in Wirklichkeit sehr bedeutsame Fehler und Mängel entdeckt, deren Vermeidung bei Neubauten auf andere Weise kaum möglich wäre.

Der „Norddeutsche Lloyd“ hat sich mit der Errichtung dieser Versuchsstation zweifellos ein Verdienst erworben, das dem ganzen deutschen Schiffsbau zu gute kommt. Das Vorgehen dieser großen Dampfschiffahrtsgesellschaft zeigt vielleicht besser als manches andere, auf welch hoher Stufe die deutsche Handelsmarine heute schon steht, und wie unendlich wertvoll die Güter sind, deren Schutz unserer Kriegsflotte anvertraut ist. — Erbauer und Leiter der Versuchsstation ist Herr Schütte, einer der tüchtigsten und bestbezahltesten Ingenieure, welche der Lloyd besitzt.

Ein Wunderdoktor des 16. Jahrhunderts.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Thurneisser zum Thurn.

Von Johannes Proelss.

Im Frühjahr 1571 befand sich Johann Georg, der neue Kurfürst von Brandenburg, mit seiner Gemahlin Sabina auf einer Rundreise durch die Mark, um sich von den Städten des Landes huldigen zu lassen. In Frankfurt a. d. O., der Universität der brandenburger Mark, erkrankte Sabina, und hierdurch wurde ein unliebsamer Aufenthalt herbeigeführt. Die Professoren der Medizin, die am Krankenlager erschienen, rieten zu umständlichen Kuren: da nahm der Kurfürst seine Zuflucht zu einem fremden Arzt, der gerade in Frankfurt anwesend war und viel von sich reden machte. Der Mann hieß Thurneisser zum Thurn. Er wäre ein Gelehrter, hieß es, der auf weiten Reisen sich eine Kenntnis der Natur und ihrer geheimen Kräfte erworben hätte, die ihm ganz neue Heilmethoden ermöglichte.

Gleich die Erscheinung des Mannes machte auf Johann Georg einen gewinnenden Eindruck. Der Ausdruck von Thatkraft in dem ernsten, von dunklem Barte umrahmten Gesicht des freundlen Arztes, sein durchdringender Blick, höfische Manieren verliehen seinem Auftreten Sicherheit und Würde.

„Man hat mir gesagt,“ redete der Kurfürst ihn an, „Ihr könntet eines Menschen Krankheit schon aus dem Aussehen seiner Person erkennen. Ist dem so?“

„Gewiß läßt die Physiognomie,“ antwortete Thurneisser, sich bescheiden verneigend, „gar vieles erraten, was dem Kranken fehlt; doch steht meiner Wissenschaft weit anderes zu Gebote, um den Ursachen einer Krankheit auf den Grund zu kommen.“

Der Arzt wurde an das Lager der Kurfürstin geführt. Prüfend ließ er seine Blicke auf der Kranken ruhen. Und wirklich erkannte er allein dadurch, daß er die Kranke ansah, einige innere Schäden, an denen sie schon lange litt. Nach eingehender Untersuchung versicherte er, daß es ihm wohl gelingen werde, das Uebel schnell zu heben. Der Kurfürst bat ihn nun, die Behandlung sogleich zu beginnen. Thurneisser wandte ein, man möchte ihm doch einen andern verständigen und gelehrten Arzt beigeben, der prüfen sollte, was er für Arzneien verordnete. Der Kurfürst antwortete: „Nur ohne Zögern ans Werk! Ihr habt mein volles Vertrauen!“

Die Kur hatte einen schnellen Erfolg. Die Patientin war von ihr so befriedigt, daß sie erklärte, den ärztlichen Rat des merkwürdigen Mannes nicht mehr entbehren zu können, und auch der Kurfürst wollte Thurneisser nicht wieder missen. Er hatte noch von anderen Kenntnissen des Wundermannes erfahren, die sein höchstes Interesse erregten.

Den fremden, aus Basel stammenden Arzt hatte, wie dieser selbst erzählte, der gute Ruf einer in Frankfurt a. d. O. blühenden Druckerei ins brandenburger Land geführt. Er ließ ein Buch hier drucken, das eine ganz neue Materie behandelte und das er erst jetzt zu Ende brachte. Unter dem Titel „Pison: von kalten, warmen, mineralischen und metallischen Wassern“ schilderte er die Eigenschaften der siebenden Gewässer, welche er auf seinen Reisen untersucht hatte, insonderheit in Bezug auf ihren Mineralgehalt und ihren medizinischen Wert. Zuletzt hatte er die Flüsse, Bäche und Quellen der Mark studiert, und als Johann Georg die bisher gedruckten Bogen zu lesen bekam, erstaunte er mit Staunen, daß die Wasser der Spree und anderer kleinerer Gewässer seines Landes bis zu einem gewissen Grad goldhaltig wären, daß der kundige Verfasser da und dort im Boden der Mark das Vorkommen von Alaun, Salpeter, Rubinen, Granaten und Kies festgestellt, anderwärts wieder salzhaltige und schwefelsichte Gewässer entdeckt hatte, woran sich allerhand Pläne zur wirtschaftlichen Hebung des Landes knüpfen ließen.

Johann Georg, der im fünfundvierzigsten Lebensjahr stand, hatte beim Regierungsantritt die Staatsfinanzen in tiefster Zerrüttung vorgefunden. Sein prunkliebender Vater, Joachim II, ein dem üppigsten Lebensgenuß ergebener Fürst, war ein Verschwender gewesen und hatte sich schließlich mit fremden Abenteurern eingelassen, die sich der Goldmacherkunst rühmten. Der neue Kurfürst war dagegen ein Mann von schlichten Sitten und strenger Lebensführung. Er hatte eine tiefe Abneigung gegen die Goldmacherkunst, deren Jünger seinen Vater gewissenlos ausgebeutet hatten; in Thurneissers Buch fand sich die Klage, daß er bereute, an die Erlernung dieser Kunst unnötig viel Geld verschwendet zu haben; bei weitem lohnender und sicherer wäre es, den Schätzen nachzugehen, welche der Boden des Landes und das Wasser der Flüsse enthielten. Das war ein Ratschlag so recht nach dem Sinne Johann Georgs.

Kein Wunder! Thurneisser hatte seine Anwesenheit in Frankfurt a. d. O. und in der Mark benutzt, sich über die Pläne und Neigungen des neuen Landesherrn zu unterrichten. Mit seinen Ausführungen über den Mineralreichtum der Mark wollte er die Gunst desselben erobern. Auch an die Behandlung der erkrankten Kurfürstin trat der kluge Abenteurer nicht unvorbereitet heran. Nach dem schnellen Erfolg seiner Kur hatte er nun gewonnen Spiel. Auf der weiteren Reise des Fürstenpaares durch die Städte der Mark mußte er im Gefolge desselben bleiben. Den Antrag des Kurfürsten, er solle als sein Leibmedikus in seinen Dienst treten, beantwortete er mit schlauer Berechnung anfangs ausweichend. Er wäre nur in die Mark gekommen, um deren Gewässer zu studieren und den Druck seines Werkes zu fördern. Er hätte Frau und Kinder in Konstanz und müßte wieder zu ihnen. Der Kurfürst erbot sich, sie auf seine Kosten kommen zu lassen. Endlich willigte Thurneisser ein. Als das Kurfürstenpaar wieder in Berlin war, wurde er als Leibmedikus angestellt; sein Gehalt war ungewöhnlich hoch. Außerdem bekam er Futter für vier Pferde, Hofkleidung und Hofdeputate. Eine geräumige Wohnung erhielt er im ehemaligen Grauen Kloster angewiesen, in dem er auch Raum für ein großes Laboratorium zur Herstellung seiner Geheimmittel fand. Unter diesen gab es auch wirksame Schönheitsmittel, die ihm schnell die Gunst der Damen des Hofes erwangen. Die Kavaliere des Kurfürsten hielt er in hoher Erwartung wegen der mineralischen Reichtümer, denen er im Boden und in den Flüssen der Mark auf die Spur gekommen sein wollte und welchen er nun weiter nachforsche. Ein jeder sah im Geist auf der Scholle seines Familiengutes irgend ein Bergwerk entstehen, das ihm die leeren Truhen mit Gold füllen würde!

Zwei der einflußreichsten Hofleute hatte Thurneisser im geheimen vorher schon durch wirklich ausführbare Ratschläge dieser Art zu Helfershelfern gewonnen. Ueber ein volles Jahrzehnt hielt sich dann der Abenteurer sowohl als Arzt wie als Berater bei wirtschaftlichen Unternehmungen im Vertrauen des Kurfürsten, in das er sich auf so schwindelhafte Weise hineingeklothen hatte. Und im Schutze dieses Vertrauens gelang es ihm, mit Hilfe seiner Geheimmittel die systematische Ausbeutung des astrologischen und medizinischen Aberglaubens seiner Zeitgenossen in so großartigem Stil zu betreiben, daß er in kurzem Herr eines schier fürstlichen Vermögens wurde.

Dieser Mann, der jetzt in Sammet und Seide durch die Straßen Berlins vierspännig fuhr, und der sich von Edelknaben begleiten ließ, die Pagendienst bei ihm verrichteten, hatte eine sehr bewegte Vergangenheit hinter sich. Zweihundert Jahre nach den eben geschilderten Vorgängen hat ein Nachfolger Thurneissers im Amte des Leibarztes am Berliner Hofe, Dr. J. C. B. Wolfahrt, das Leben des Wunderdoktors nach denen briefflichem Nachlaß und anderen Quellen geschildert. Danach kam Leonhard Thurneisser 1530 in Basel zur Welt. Sein Vater war Goldschmied und nahm ihn in die Lehre. Im Hause des Vaters wohnte ein Arzt, Dr. Johann Huber, dem Leonhard in freien Stunden aufzuwarten hatte. Dieser half ihm Kräuter sammeln, Arzneien bereiten und mußte ihm zuweilen aus den Schriften des Paracelsus vorlesen. Die Goldschmiedekunst wie die Medizin jener Tage waren in gleichem Maße beherrscht von den Lehren der Alchimie, von dem Glauben an die Möglichkeit, durch chemische Mischung den „Stein der Weisen“ herzustellen, der unter den rechten Aspekten imstande wäre, minderwertige Metalle in Gold zu verwandeln und alle Krankheiten zu heilen. Mit diesem phantastischen Aberglauben erfüllte sich früh der Geist des jungen Goldschmiedsgesellen, der beim Schmelzen, Abtreiben und Mischen der Metalle in des Vaters Werkstatt sich nach Paracelsus Vorbild daran gewöhnte, den Wert der Metalle für die Medizin im Auge zu behalten. In den Fußstapfen des gefeierten Heilkünstlers ein „Adept“ zu werden, d. h. den Stein der Weisen zu finden, wurde der Traum des ehrgeizigen, grübelrischen und leidenschaftlichen Jünglings.

Doch auch der Hang zur schwindelhaften Verwertung seines Wissens regte sich frühzeitig in ihm. Er hatte Schulden gemacht, sah sich von Wucherern übervorteilt und glaubte, sich rächen zu dürfen, indem er diesen ein Stück mit Gold überzogenes Blei für echtes Gold als Pfand gab. Der Betrug kam heraus, der entrüstete Vater, aufgestachelt durch seinen ältesten Sohn Alexander, versagte dem Betrüger jede Hilfe; da entzog Leonhard sich dem ihm drohenden Prozeß durch die Flucht. Trotz seiner großen Jugend war er schon verheiratet; die Frau, die er überdies im Verdacht der Untreue hatte, hielt nicht zu ihm, und so ließ er sie im Stich. Ein unruhiges Wanderleben begann. Er ging nach England und Frankreich, wo er in Schmelzwerken arbeitete. 1552 ist er als gefangener Scharfschütz bei den Truppen des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg. In der Schlacht bei Sievershausen wird er gefangen genommen. Nach seiner Freigabe wendet er sich wieder der Goldschmiedekunst zu, und als er in Konstanz bei Meister Hüttlin in Arbeit steht und hört, daß seine Frau die Scheidung von ihm erwirkt und sich wieder verheiratet hat, wirbt er um seines Meisters Tochter Anna. Kurz nach der Hochzeit erhält er einen Ruf nach Tirol zur Leitung eines größeren Bergwerks in der Gegend von Jmst. Seine neuen Anlagen dort, die eigene Schmelz- und Schwefelhütte bei Tarenz erregten das Interesse des Erzherzogs Ferdinand, in dessen Diensten er dann große Reisen nach England, Schottland, den Orkneyinseln, nach Spanien und in den Orient zum Zwecke von Studien unternahm, die der Hebung des Bergbaues in Tirol später zu gute kommen sollten. Auf diesen Reisen erwarb er sich aber auch viele nützliche Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft; namentlich den Ansenthalt im Orient benutzte er, um wertvolle Heilmittel kennenzulernen, Rezepte zu sammeln und sich mit den Lehren der alten „Adepten“ vertraut zu machen. Auch im Kloster der heiligen Katharina auf dem Sinai, einem Hochsitz der alchimistischen Wissenschaft, wollte er längere Zeit gewesen sein.

Als er 1565 nach Tirol zurückkehrte, fand er sein eigenes Bergwerk bei Jmst, das er seinem ihm jetzt umschmeichelnden Bruder anvertraut hatte, in Verfall geraten. Er benutzte den ärgerlichen Umstand, sein Verhältnis zum Erzherzog zu lockern. Wohl blieb er noch in dessen Diensten, doch begann er schon jetzt,

sich durch wunderbare Kuren hervorzuthun. Daß er ganz planmäßig drauf ausging, als ein zweiter Paracelsus aufzutreten, geht klar aus den beiden alchimistischen Werken hervor, die er nun schrieb und dann in der Bischofsstadt Münster in Westfalen drucken ließ. 1569 fand er sich dort ein; er war an den Bischof, der einen glänzenden Hof hielt, hinreichend empfohlen, um gut aufgenommen zu werden, und hoffte, in diesem einen Protektor für seine ärztliche Wirksamkeit zu finden. Als der Bischof sich aber lau zeigte, schrieb Thurneisser ihm, er wäre es überdrüssig, länger großen Herren umsonst zu dienen. Die Beziehungen aus seiner Soldatenzeit zur Mark Brandenburg hatten ihn dann wohl nach Frankfurt a. d. O. geführt. —

Nun, von seiner Ernennung zum Leibmedikus des brandenburger Kurfürsten an, hat er es trefflich verstanden, sich für seine Dienste bei großen Herren gehörig bezahlt zu machen. Und für die „großen Herren“ waren seine neuen Heilmittel berechnet. In seinen Büchern und schriftlichen Ratschlägen brachte er die alten billigen Arzneien aus Pflanzensäften und getrockneten Kräutern in Mißkredit zu Gunsten von solchen, die angeblich aus kostbaren Metallen und Mineralien gemischt waren. Schon ihre glänzenden Namen, wie Trinkgold, Perlen-, Smaragden-, Saphirtinktur, Goldpulver, übten eine bezaubernde Wirkung aus. Mißlang eine Kur, so war er gedeckt durch die Lehre, daß nur unter günstigem Stand der Gestirne die Heilmittel anschlügen. In seinen Rezeptsammlungen muß er übrigens manch wertvolles Blatt besessen haben; denn war er ein Menschenkenner und praktischer Kopf, in allen möglichen technischen Künsten erfahren. Das macht manche der glücklichen Kuren erklärlich, auf welche sich sein schnell wachsender Ruhm gründete. Dieser Ruf verbreitete sich von Berlin aus bald an den Höfen der übrigen deutschen Länder sowie des Auslands. In seinem Nachlaß fanden sich Briefe fast aller Fürsten Europas mit Anfuchen um ärztlichen Rat. Auch schickten viele Fürsten ihre Leibärzte und Apotheker zu ihm, damit sie gegen hohen Lohn in seinem Laboratorium von ihm lernten. Wenn Prinzen und Prinzessinnen, Erben reicher Häuser zur Welt kamen, wurde er ersucht, die „Nativität“ zu stellen, das heißt aus den zur Stunde der Geburt herrschenden Gestirnen das Schicksal der Betreffenden vorauszusagen.

Daß er sich angelsich auch auf diese Kunst wie auf das Wetterprophezeien verstand, verschaffte ihm eine ganz besondere Volkstümlichkeit, welche durch seine Kalender immer neue Nahrung fand. Auf die gediegene und gefällige Ausstattung dieser Kalender, die er in der von ihm gegründeten Buchdruckerei herstellen ließ, legte er großen Wert; auch beschäftigte er Holzschneider und Kupferstecher ersten Ranges für die Illustrierung seiner größeren Druckwerke. Jedes seiner Bücher bot hinter dem Titel sein ausgeführtes Porträt, begleitet von Reklamegedichten. Sehr schwunghaft ging auch sein Geschäft mit Talismanen, für deren kunstvolle Herstellung er gleichfalls vorzügliche Stempelschneider beschäftigte. Das Gepräge der goldenen Schutzmünzen zeigte magische und astrologische Zahlen und Bilder; wer von ihm die Nativität gestellt erhielt, bezog gewöhnlich auch eine der teuren Medaillen, welche den Träger vor allem möglichen Mißgeschick schützen sollten. Seine Bücher sandte er oft als Geschenk an „hohe Gönner“, gleichzeitig aber auch einen Kasten mit einer Auslese seiner teuersten Heilmittel zum Kaufen. Für diesen Verkehr hatte er eigene berittene Boten und „Geschäftsreisende“ beständig unterwegs. Je reicher er wurde, um so glänzender ward sein Haushalt, dem seine Frau geschickt vorstand. In seinen Wohnräumen, die sich immer mehr mit prächtigen Ehrengeschenken, Kunstwerken, Silbergeräten füllten, empfing er die Großen des Hofs, hochstehende Besucher von auswärts, ja auch das kurfürstliche Paar zu festlicher Bewirtung.

Nach zehnjähriger Thätigkeit in Berlin, in welcher Zeit seine Frau auch starb, rühmte er sich eines Barvermögens von hunderttausend Gulden in Gold, und sein Besitz an Liegenschaften, Silbersachen, Edelsteinen und Seltenheiten war nicht geringer.

Es konnte nicht fehlen, daß der so schnell anwachsende Reichtum eines Fremden, über dessen Vorleben ungünstige Gerüchte umgingen, in der Bevölkerung Berlins nicht nur Aufsehen, sondern auch Kopfschütteln und Aergernis erregte. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen! Und da er in seinen Büchern und ärztlichen Ratschlägen sich geheimer Wissenschaften rühmte und dabei die Formeln und Floskeln der Magie anwandte, bildete sich im Volke die Meinung, daß er wirklich ein Zauberer wäre, der mit dem Teufel im Bunde stände. In seinem Naturalienkabinett hatte er Skorpione in Gläsern mit Leinöl; daran knüpfte sich das Gerücht, er hielte schwarze Teufel gefangen, die ihm beim Nativitätstellen und Prophezeien helfen müßten. Bald wurde vieles, was das Volksbuch vom Doktor Faust erzählt, von den Berlinern auf Thurneisser übertragen. Das Vertrauen, das er andauernd beim Kurfürsten und der Kurfürstin genoß, wurde auf ein Zaubermittel zurückgeführt, das er ihnen eingegeben haben sollte. Diese aber ließen sich durch das Gerede nicht beirren; sie sahen die Erfolge und Leistungen ihres Vertrauensmannes, die ihn über sprachen. Unter Thurneissers Leitung waren im Lande Bergwerke, Glashütten, Alaun- und Salpetersiedereien entstanden, die den Wohlstand des Landes hoben. Seine eigenen Unternehmungen brachten nützliche Gewerbe und Geld ins Land. In seine Heilkunst setzten beide noch immer volles Vertrauen. Als aber Thurneissers geschworene Feinde, die akademisch gebildeten Aerzte der alten Schule, welche er verdrängt hatte, die Meinung des Volkes gegen ihn verwerteten, da fühlte er doch den Boden unter sich wanken. Auch machte ihm die Fortführung seines großen Hauswesens Sorgen, nachdem seine tüchtige Frau gestorben war. Er kam, wie er auf gute Weise mit dem gewonnenen Besitz sich von Berlin fortretten könnte.

Da tauchte in ihm der Wunsch auf, es möchte ihm gelingen, in seiner Vaterstadt Basel, der er einst in Unehren entflohen war, nun als reicher Mann ein Alter in Ehren zu finden. Wie sein Vorbild Paracelsus dort Professor zu werden, während man ihn in Berlin als Zauberer bedrohte, dies wurde sein Ehrgeiz. Er knüpfte Verhandlungen an, die auch einen günstigen Gang nahmen. Sein neues Werk, eine illustrierte Pflanzenkunde, flößte der dortigen Gelehrtenwelt Achtung ein. Als er aber nun den Kurfürsten in seine Absichten einweihte, wollte dieser nichts davon hören: bei ihm in Berlin müßte er bleiben! Schließlich bewilligte er ihm einen Urlaub. Thurneisser trat im Herbst 1579 die Reise nach Basel an, sein ganzes Barvermögen und viele Kostbarkeiten führte er mit sich. Das war der Anfang einer Katastrophe, die ihn jäh von der stolzen Höhe, auf die er sich emporgeschwindelt hatte, hinabstürzen sollte. Zunächst blieb das Glück ihm noch treu. Man kam seinen Wünschen in Basel entgegen. Er kaufte sich ein stattliches Haus, das Zielinsche, und legte viel Geld in Ländereien an. Dann suchte er sein Ansehen dadurch zu erhöhen, daß er in eins der altangesessenen Geschlechter sich einheiratete. Auch dies gelang ihm. Er verlobte sich mit der Tochter des Junkers Matthäus Herbrot, Marina, die ihm jedoch nur um seines großen Vermögens willen die Hand gab. Ein dringlicher Ruf des Kurfürsten zwang ihn jetzt zur Rückkehr nach Berlin. Dort angekommen, schickte er sogleich seine Töchter nach Basel; neun Wagen mit seinen Sammlungen, Möbeln und anderem Besitz begleiteten sie. Als er beim Kurfürsten auf Grund seiner Verlobung vorstellig wurde, er müßte nunmehr wegen der neuen Ehe bestimmt Berlin verlassen und in Basel bleiben, gewährte ihm dieser wohl für die Hochzeit einen neuen Urlaub, überredete ihn aber, auch fernerhin ihm seine Dienste zu widmen. Am 7. November 1580 fand dann in Basel Thurneissers Hochzeit mit der Herbrotin unter fürstlichem Gepränge statt. Doch mußte er es allein nach Berlin zurückkehren; die junge hochmütige Frau hatte sich geweigert, ihn auf die weite Reise zu begleiten. Sein Versprechen hatte er dem Kurfürsten halten müssen; seine Absicht war aber, schnell noch seinen festen Besitz in Berlin zu veräußern, um dann der Stadt, die ihm so viel des Glückes beschert hatte, für immer den Rücken zu kehren. Doch Johann Georg und seine Gemahlin, die noch immer unerschütterlich waren in ihrer Sympathie für ihn, brachten ihn schließlich zu dem Entschluß, seine Frau zu bitten, doch versuchsweise nach Berlin zu kommen. Sie versprachen, sich gegen sie so zu bezeigen, daß sie sich hier wohlfühlen sollte.

Frau Marina kam. Thurneisser hatte ihr vor der Hochzeit einen Ring mit einem kostbaren Smaragd geschenkt. Nun sie wieder dem Gatten entgegentrat, hatte der Stein einen Sprung. Nach dem Aberglauben der Zeit war dies ein Zeichen der

Untreue von seiten der Trägerin, und Thurneisser teilte diesen Wahn. Denn der Wunderdoktor, dem der Aberglauben seiner Mitmenschen ein so bequemes Mittel gewesen war, sich zu bereichern, war keineswegs selbst ganz frei von dem Aberglauben der Zeit. Mit seinem durchdringenden Blick suchte er im Innern seiner Frau zu lesen; aber der wegen seiner Kraft berühmte Blick war in diesem Schicksalsmoment vom Aberglauben und von der aufflammenden Eifersucht getrübt. Es kam zu heftigen Auftritten zwischen dem schnell gealterten Mann und der viel jüngeren Frau, die sich bedrängt fühlte von den Zauberkräften, über welche er auch nach ihrer Meinung gebot, und schließlich allerlei Zugeständnisse hervorbrachte. Empört schickte der Eifersüchtige die Frau ihrem Vater nach Basel zurück. Der über die seinem Hause angethane Schmach entrüstete Junker leitete sofort einen Prozeß gegen Thurneisser ein, der nach langem Hin und Her für letzteren einen gar üblen Ausgang nahm. Herbrot machte bei den Gerichten geltend: bei der Ehebereduug hätte Thurneisser versprochen, mit seiner Frau in Basel zu hausen. Das Ehegericht gab danach Thurneisser auf, nach Basel zu kommen und seine Haushaltung dort anzufangen. Als er nicht kam, wurde der Tochter Herbrots das ganze in Basel befindliche Vermögen Thurneissers zugesprochen. Dieser Urteilsspruch setzte den ohnehin aufgeregten Mann in solchen Zorn, daß er eine Schmähschrift ergehen ließ, die von Beleidigungen gegen die Baseler Regierung und ihre Gerichte, seine Frau Marina und ihre Familie strotzte. Jetzt half kein Protestieren mehr, ja auch die Einsprache des Kurfürsten Johann Georg bei der Baseler Regierung vermochte nichts mehr auszurichten.

Das Glück, das den Wunderdoktor so lange begünstigt und mit Schätzen überhäuft hatte, war ihm gänzlich untreu geworden. Verschiedene Erfahrungen hatten das Vertrauen des Kurfürsten in ihn endlich doch erschüttert. Die Schrift eines angesehenen Professors in Greifswald hatte das Schwindelhafte seiner ärztlichen Praxis aufgedeckt und der Volksmeinung, daß er ein durch Teufelshilfe begünstigter Zauberer sei, unbeabsichtigterweise neuen Stoff gegeben. Auch in Basel führte man jetzt seinen Ruf als Zauberer gegen ihn ins Feld. Der Verdacht der Zauberei war aber in jenen Tagen besonders gefährlich geworden: die Zeit der Hexen- und Zaubererprozesse war im Anzuge, und schon hatte der Hexenwahn vereinzelte Opfer gefordert. Furcht vor der ihm drohenden Gefahr war also wohl der Hauptanlaß, daß Thurneisser um die Mitte des Jahres 1584 die Stadt seines Triumphe heimlich als ein armer, gebrochener Mann verließ. Von da ab fehlt jede sichere Kunde von ihm. Seine Spuren verloren sich nach Italien. In einem Kloster zu Köln soll er später gestorben sein.

Ein Sonnentag.

Nach dem Gemälde von Fritz Martin.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Aus nichts hat Gott die Welt geschaffen", meldet ein altes Sprichwort, und ähnliches läßt sich auch vom Germanischen Museum sagen. Als in der Versammlung deutscher Geschichts- und Alterthumsforscher, die im August 1852 zu Dresden tagte, von dieser die Gründung des Germanischen Museums beschlossen wurde, gab ihm diese zwar Satzungen mit auf den Weg, aber sonst hatte die Versammlung nichts zu geben. Arm wie eine Kirchenmaus kam das Kindlein zur Welt, und doch kostet auch ein Neugeborenes schon Geld. Da war es der Vater des Gedankens für die Gründung eines Germanischen Museums, Dr. Hans Freiherr von und zu Aufseß, der, nachdem es seiner Energie gelungen war, den jahrzehntelang gehegten Gedanken zu verwirklichen, helfend einsprang und seine Kunst- und Alterthümersammlung, seine Bibliothek und sein Archiv, die in einem Thorturm des prächtigen Nürnberger Mauerkranzes und einem maleriſchen Privathause aufgestellt wurden, leihweise den noch obdachlosen Museum überließ.

Ein für die Anstalt segensreiches Geschenk ward ihr aber doch vom deutschen Volk in die Wiege gelegt, nämlich die Sympathien aller Kreise unserer Nation, welche nach dem Scheitern der schönen Pläne der Jahre 1848/49 das vaterländische Unternehmen als ein alle deutschen Stämme geistig einendes Band freudig begrüßte. Und selbst der deutsche Bundestag erkannte das Germanische Museum als ein deutschnationales Institut an, das er allen Bundesstaaten zur Unterstützung empfahl. Irdische Güter gewährte aber auch er dem Museum nicht. Die erste Geldspende kam diesem von Seminaristen in Blaubeuren zu, die sich in jugendlicher Begeisterung je einige Kreuzer vom Munde absparten und zusammen fünf Gulden nach Nürnberg sandten. Allenthalben fand dieses bald in die Oeffentlichkeit gedrungene Vorgehen Nachahmung, und die heutige großartige Blüte der Anstalt ist vor allem diesen freiwilligen Beiträgen zu danken, auf welche sie nicht nur angewiesen war, sondern bezüglich ihrer Ausbildung und der einstigen Vollendung heute noch angewiesen ist.

Wenn soeben der heutigen Blüte des Germanischen Museums gedacht wurde, so sind wir der Zeit weit vorausgeeilt. Es ging damit nicht so schnell. Die Hauptaufgabe des Museums sollte die Herstellung eines Generalrepertoriums über sämtliches in Deutschland vorhandene Quellenmaterial für deutsche Geschichte, Litteratur und Kunst sein, dem als Illustration entsprechende Sammlungen dienen sollten. Eine Anzahl Gelehrter hatte zwar Bedenken bezüglich der Durchführbarkeit dieses Programmes; das deutsche Volk und seine Fürsten ließen sich jedoch nicht irremachen und wendeten dem Museum ihre Unterstützung zu.

Im Jahre 1857 fand das Germanische Museum durch die Bemühungen des Freiherrn von Aufseß in der ehemaligen Kartause zu Nürnberg seinen dauernden Wohnsitz. Das felsenfeste Vertrauen des Gründers des Museums in die Berechtigung und Lebensfähigkeit desselben ist ebenso zu bewundern wie seine Arbeitskraft. Nur diesen gelang es, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich dem Fortgange des Unternehmens in den Weg stellten, und die nicht selten finanzieller Natur waren. Immer half da Frhr. v. Aufseß aus, und manchmal war das Geld so knapp, daß er seine Beamten nur mit Marken bezahlen konnte, gegen welche diese in einer Kneipe, im „Schwänlein", des Leibes Nahrung erhielten.

Wesentliche Unterstützung fand Aufseß von je bei König Ludwig I von Bayern, der auch, als das Museum die Aufseß'sche Sammlung käuflich erwarb, hierzu 50000 Gulden beisteuerte. Als im Jahre 1862 Aufseß von der Leitung der Anstalt zurücktrat, geriet sie in eine bedenkliche Lage, die aber im Jahre 1866 durch die Wahl des Architekten und Professors an der technischen Hochschule zu Graz, August Essenwein aus Karlsruhe, zum Leiter der Anstalt ihr Ende fand.

Unter schwierigen Verhältnissen trat Essenwein sein Amt an. Wenige Monate danach brach der Krieg aus, der für eine Anstalt, die lediglich auf freiwillige Beiträge gegründet ist, um so kritischer war, als das Museum eine für seine Einnahme ganz bedeutende Schuldenlast besaß. Unverzagten Mutes verfolgte jedoch Essenwein seine Aufgabe. Er stellte einen Plan zur Tilgung der Schulden auf, setzte die Revision der Satzungen durch, nach welchen die Sammlungen der Anstalt in den Vordergrund gestellt wurden, war unermüdet bestrebt, diese zu bereichern, und unterzog sich auch noch der Aufgabe, die Kartause zu restaurieren und durch Anbauten neuen Platz für die mächtig anschwellenden Sammlungen zu gewinnen.

Zwölf Räume waren bei seinem Amtsantritte dem Publikum zugänglich; als er 1892 starb, standen über 80 stimmungsvolle Hallen, Säle, Zimmer und Gänge, reich und harmonisch gefüllt mit kostbaren Werken der Vergangenheit, der Schaulust des Volkes, dem Studium der Gelehrten und Künstler zur Verfügung.

Essenweins beharrlichem Bemühen gelang es, das Germanische Museum zu einem Denkmal deutscher Kulturgeschichte zu gestalten, wie es in solcher Eigenart kein anderes Land, kein anderes Volk aufzuweisen hat. Eine Reihe hervorragender

Specialsammlungen, von denen viele für sich höchste Beachtung verdienen, und von denen sonst auch jede einzelne ein besonderes Institut für sich bildet, ist hier unter einem Dach zu einem kulturgeschichtlichen Centralmuseum in einer Weise vereinigt, welche die Beziehungen der einzelnen Disciplinen und Zweige der Kulturgeschichte zu einander aufs lehrreichste verfolgen läßt. Es giebt ein getreues Bild der großen Geschichte des deutschen Volkes, es lehrt die Eigenart seiner Stämme, deren Einheit es hingegen wiederum darthut; es hat zur rechten Zeit herrliche Schätze vor der Zerstörung bewahrt, vor der Verschleppung ins Ausland gesichert und dem Vaterlande für alle Zeiten erhalten. Sein gutes Beispiel hat allenthalben Nachahmung gefunden. Wenn man in der Gegenwart den Werken der vergangenen Jahrhunderte große Aufmerksamkeit schenkt, wenn heute selbst die kleinste Stadt ihre Sammlung heimischer Altertümer hat, so ist es zum großen Teile dem vom Germanischen Museum gegebenen Beispiele zu verdanken, das vielen solchen Museen ein treuer Berater geworden ist.

Statten wir jedoch nun dem Museum selbst einen Besuch ab!

Nähert man sich, von der St. Lorenzkirche ausgehend, einer engen Gasse, so kommt man an ein kleines Pförtchen und tritt durch dieses in die Räume des Museums ein. Man gelangt zunächst in einen prächtigen Kreuzgang der alten Kartause, die selbst ein Sammlungsobiekt, ein Denkmal der kirchlichen Baukunst ist, vergrößert durch hierher gebrachte Teile des einstigen Augustinerklosters. Der an dem Areal des Museums entlang führende Teil der alten Nürnberger Befestigung mit seinen Mauern, Wehrgängen, Türmen, Zwingern und seinen tiefen Gräben, von der Stadt Nürnberg für alle Zeiten dem Museum überlassen, vertritt die mittelalterliche Kriegsbaukunst. Allenthalben sind in den Banten interessante Teile abgebrochener Bauwerke eingefügt, die somit der Nachwelt erhalten sind und den Reiz der malerischen Erscheinung des Stadtviertels, das nunmehr die Anstalt einnimmt, ganz wesentlich erhöhen. An der Spitze der Sammlungen steht, die frühseite Zeit repräsentierend, die Abteilung der prähistorischen Altertümer mit der Rosenbergischen Sammlung von Steingeräten, denen sich die römische Abteilung, jene der Germanen der Völkerwanderungszeit, die Waffen der Merowinger und Karolinger, der kostbare Schmuck ihrer Frauen anschließen.

Die Architekturdenkmale der Kartause und der Befestigungen werden noch durch bedeutsame Sammlungen ergänzt, wie durch die Abteilung der Oefen und Ofenkacheln, die, mit allen Farben und reichem plastischen Zierat geschmückt, Zeugnis ablegen, welche Liebe dem in unserer Heimat unentbehrlichen Wärmespender stets entgegengebracht wurde. Reiche Zusammenstellungen von in Thon gebrannten, durch Pressungen, öfters auch durch Glasur geschmückten Fliesen befunden, wie man auch dem Fußboden eigenartigen Schmuck gab. Die gleiche Vorliebe für künstlerischen Zierat lassen die geschmiedeten Beschläge, die Bänder und Schlösser der Thüren, die zierlichen Gitter der Fenster, die Oberlichter der Thore erkennen. Formziegel erinnern an den norddeutschen Backsteinbau, Dachziegel verschiedener Gestalt an die mancherlei Arten der Bedachung.

Diese Sammlungen sind teilweise in den Zellen der alten Kartäuser untergebracht; der schöne große Kreuzgang selbst wurde ein passender Aufstellungsort für die Sammlung der Grabdenkmale, deren Entwicklungsgang durch Gipsabgüsse vorgeführt ist. Die Kollektion bietet treffliches Material zur Geschichte der deutschen Bildnerkunst, aber auch der Tracht.

In dem neuangeführten Ostbau, zu welchem Kaiser und Kaiserin Friedrich Pate standen, sind im Erdgeschosse in Räumen, die in dem betreffenden Stile gebaut und ausgeschmückt sind, Abgüsse romanischer und gotischer Skulpturen aus allen möglichen Orten unseres Vaterlandes in großer Zahl vereinigt. Alle jene, welche die Geschichte der deutschen Plastik des Mittelalters studieren wollen, können dies hier thun, ohne ganz Deutschland bereisen zu müssen. Da thront oben das Relief der Externsteine, dort an der Wand sieht man die Bronzethüren von Augsburg, Hildesheim und Nowgorod (eine deutsche Arbeit), hier steht der Löwe von Braunschweig, gegenüber die Bernwardsäule von Hildesheim, der sogenannte Kaiserstuhl von Goslar ꝛc. Den großen Abgüssen monumentaler Skulpturen schließen sich in Kasten lange Reihen von Abgüssen kleinerer Werke der Plastik an, welche u. a. den Entwicklungsgang der Elfenbeinschnitzerei von der römischen Zeit bis zum Uebergang in die Renaissance verfolgen lassen.

Während hier lauter Nachbildungen systematisch zusammengebracht und aufgestellt sind, finden sich in der ehemaligen Kirche der Kartause die alten Originalskulpturen, von welchen die Anstalt ebenfalls wertvolle Zusammenstellungen besitzt. Kostbare Holzschnitzereien aus der Blütezeit deutscher Plastik vom Ende des 15. und aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts von Veit Stoß, Tilman Riemenschneider und anderen tüchtigen Meistern, deren Namen noch in Dunkel gehüllt sind, bilden das Entzücken der Sachverständigen, die Freude der Laien. Mit ehrfürchtiger Scheu bewundern sie die wunderbare Nürnberger Madonna, die von einer Kreuzigung stammt und deren Urheber neuestens in der Erzgießerfamilie Vischer vermutet wird. Prächtige Altarschreine tragen zur weihevollen Stimmung der alten Kirche bei. In dieser und ihren Nebenräumen ist auch alles aufgestellt, was zur Ausstattung der Kirchen diente, die im Laufe der Zeit zu wirklichen Museen mit reichen Kunstschätzen aller Art geworden waren. In Schränken sieht man die kostbaren kirchlichen Gewänder, die bei dem Gottesdienste einst gebraucht wurden, und alle die Stücke, die zu den verschiedensten Zeiten zur Ausstattung eines Priesters gehörten.

An den wunderbaren alten farbenprächtigen Glasgemälden aus dem Mittelalter, die wohl auch alle Verwendung in den Kirchen gefunden hatten, ist man bei dem Gange in die Kirche vorbeigekommen. Vom 16. Jahrhundert an tritt die Kabinettsmalerei in den Vordergrund, welche zur Ausstattung der Wohnräume köstliche Scheiben lieferte, die sich namentlich Nachbarn, Freunde und Verwandte zum Geschenke machten. Man sieht, wie im 17. und namentlich im 18. Jahrhundert die Glasmalerkunst immer mehr zurückgeht, im Beginne des 19. ganz herunterzukommen war und gegen das Ende der zwanziger Jahre neu belebt und dann allmählich wieder in die Höhe gebracht wurde.

Das große Publikum, welches das Museum besucht, wird namentlich durch die große Sammlung häuslicher Altertümer gefesselt, welche alles enthält, was in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten zur Ausstattung der Wohnungen diente. Gar anheimelnd sind die alten zum Teil wohl ausgestatteten Zimmer mit den Originaltäfelungen. Das Entzücken aller Damen erregen die schönen Möbel, die großen mächtigen Schränke mit reichen Schnitzereien oder Einlagen, die Truhen, welche einst den Stolz der Hausfrau, die blütenweiße Leinwand, den Wäschevorrat bargen, die soliden Tische, die hübschen Stühle, nicht minder aber auch die reizenden Goldschmiedearbeiten, die prächtigen Pokale, Kannen und Krüge, und nicht zu vergessen die kleinen geschnitzten oder bemalten oder sonst auf eine Weise verzierten Kästchen, die vorzüglichen italienischen Majoliken und deutschen Fayencen, die zierlichen Venetianer und emaillierten deutschen Gläser, die rheinischen, Kreußner, sächsischen, schlesischen Krüge und das Zinngeschirr.

Mancher tüchtigen Hausfrau thut es doch recht weh, daß sie die alte Küche mit dem blanken Zinn-, Kupfer- und Messinggeschirr und all den hundert Sachen, die hier vereinigt sind, verlassen muß, ohne einige Stücke — nur zum Andenken — mit nach Hause nehmen zu dürfen. Manche der bei den Hausgeräten aufbewahrten Geräte geben dem Besucher Rätsel auf. Wer sieht es z. B. den mit Bein eingelegten Stäbchen mit der gekrümmten Spitze an, daß sich die Damen damit den Rücken kratzen? Wer erkennt wohl in dem schmalen Messingplättchen mit kreisrunder Oeffnung am Ende ein altes Nürnberger Wurstmaß?

Mit dem bürgerlichen Leben hängen zusammen die Trachten unserer Altvordern. Nur ist es sehr schwierig, alte Kleidungsstücke aufzutreiben, sie sind meist durch den Gebrauch zu Grunde gegangen. Bezüglich jener des Mittelalters muß man die alten Bilder, Skulpturen, namentlich Grabsteine studieren, da nur einzelne Bruchstücke, einzelne Schmuckfachen sich im Original erhalten haben. Aus dem 16. Jahrhundert sind Kostümstücke sehr selten, häufiger kommen sie im 17. Jahrhundert vor, sind aber erst aus dem 18. Jahrhundert in größerer

Zahl zu haben. In einem mächtigen Saal, auf Kosten der ehemaligen deutschen Reichsstädte errichtet und mit den Wappen derselben geschmückt — auch die jetzt schweizerischen und niederländischen Städte haben gern dazu beigetragen — ist die Sammlung der Modetrachten aufgestellt, und hier sind auch alle jene Stücke untergebracht, die zur Ausrüstung von Mann und Frau in den verschiedenen Zeiten gehörten. Reich gezupfte Damen und Herren stehen in den Schaukasten und erinnern lebhaft an die Zeit, als der Urahne die Urahne, der Großvater die Großmutter nahm.

Eine besondere Sammlung neben jener der Modetrachten bilden die deutschen Volkstrachten, die ja zu nicht geringem Teile aus ihnen hervorgegangen sind. In dem anstoßenden Gebäude wird diese Abteilung noch im Laufe dieses Jahres aufgestellt werden; sie ist eine Stiftung eines der besten Freunde des Museums, der über zehn Jahre seine Zeit und sein Geld für diese Sache geopfert hat. In gegen 150 Kostümen wird die bäuerliche Tracht von der deutschen Schweiz und Tirol bis zur Nord- und Ostsee vorgeführt werden.

Was von dem Schicksale der alten Kleider gesagt wurde, trifft teilweise

Waffen des 16. Jahrhunderts.

auch auf alte Waffen zu; nur daß ihr Material, das Eisen, viel widerstandsfähiger ist und daß sich daher eine größere Zahl von Stücken erhalten hat. Vollständige Rüstungen finden sich zwar nur vom Ausgange des Mittelalters, aber glücklicherweise Umstände haben doch noch so manchen viel älteren Helm, so manchen Eisenhut, Schwerter und Dolche, Schilde und Schußwaffen, sowie Rüstungsstücke auf unsere Zeit gebracht, und verständnisvollem, beharrlichem Sammeln ist es gelungen, noch schöne Reihen zusammenzubringen. Die Stech- und Rennzeuge vom Ausgange des 15. Jahrhunderts sind durch die Erwerbung der fürstlich Sutkowskischen Sammlung reich vertreten, für die frühseste Geschichte der Artillerie sind die mächtigen Bronzegeschütze wichtig, die der nachmalige Kaiser Friedrich sich vom Sultan für das Germanische Museum schenken ließ.

Das eingehende Beschauen all dieser Herrlichkeiten ermüdet, und so manchen Besucher des Museums ist froh, wenn er in einem Kreuzgangflügel eine Sitzgelegenheit vorfindet, auf der er sich bei einem Glase Wein oder Bier etwas erholen und neue Kräfte sammeln kann. Es darf ihn aber dabei nicht stören, daß in einem anstoßenden Gewölbe Denkmäler einer der schmerlichsten Verirrung der Menschheit — Folterwerkzeuge — aufgestellt sind, mit denen man armen Männlein und Weiblein unter großen Qualen Geständnisse von Uebeltaten erpreßte, von denen sie öfters keine Ahnung hatten.

Oestlicher Flügel des grossen Kreuzganges.

Verfolgt man die von diesem Gewölbe emporführende Treppe, so gelangt man in eine geräumige Halle, Stiftung der mecklenburgischen Ritterschaft, deren Wappen hier angebracht sind. Hier finden sich lehrreiche Sammlungen alter Musikinstrumente von teilweise seltsamen jetzt veralteten Formen, manches reich geschmückt, wie z. B. die große schwäbische Renaissance-Hausorgel oder das niederländische Spinett von 1593. In einem Kasten sind dann Musikwerke aus dem Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert vereinigt; man sieht, wie sich unsere heutigen Noten entwickelten, die zuerst mit vier Linien sich begnügen mußten.

Eine Anzahl von Räumen ist der Geschichte der Mathematik, der Astronomie, der Physik ꝛc. gewidmet. Die alten astronomischen Geräte reichen weit in das Mittelalter hinein; ihnen schließen sich Himmels- und Erdgloben, Quadranten, Oktanten, Sonnenuhren in allen möglichen Formen, teilweise von künstlerischer Arbeit, Zirkel, Meßinstrumente, lehrreiche Reihen alter Uhren, optische Instrumente, physikalische Apparate ꝛc. an. In Nähe sind astronomische Werke und Kalender, dabei auch Wandkalender vom 15. Jahrhundert an, ausgestellt.

Besonders reich entwickelt ist die historisch-pharmaceutische Sammlung, eine Stiftung der deutschen Apotheker. Sie besteht aus einer alten Offizin mit buntbemalten Töpfen, hölzernen Schachteln und Büchsen, blinkenden Messingwagen und Mörsern. Seltsames Getier hängt von der Decke herab und machte einst die Besucher der Apotheke gruseln, die mit scheuen Blicken den Beherrscher dieses Raumes betrachteten. Ein ausgestopftes Krokodil sieht von dem Gewölbe des pharmaceutisch-alchimistischen Laboratoriums auf alle die merkwürdigen Gefäße herab, die auf den Herden und Oefen stehen, in langen Reihen an den Wänden hängen und in kaum mehr erreichbarer Vollständigkeit alles das verei-

nen, was einst ein Alchimist zu seinen Arbeiten brauchte. In einer Materiallammer mit einem prächtigen Barockschrank aus der alten Sternapotheke zu Nürnberg findet man die alten, meist abgeschafften Stoffe, aus welchen einst die heilbringenden Arzneien gebraut wurden. Die Kräuterkammer macht den Schluß der pharmaceutischen Abteilung; sie ist mit ihren durch aufgemalte Landschaften verzierten Schubladen im Museum gerade so aufgestellt wie vor zweihundert Jahren in der Apotheke.

In einem Saale, dessen Decke mit Wappen deutscher Städte geschmückt ist, die schon in früherer Zeit landesfürstlich waren, ist die Sammlung technischer Modelle, Instrumente und Apparate enthalten, die hier und da verraten, daß eine patentierte Erfindung der Neuzeit schon vor einigen Jahrhunderten bekannt gewesen und inzwischen so in Vergessenheit geraten ist, daß sie neu erfunden werden mußte. Höchst merkwürdiges und lehrreiches Material zur Geschichte der Technik, der Land- und Hauswirtschaft ꝛc. ist hier vereinigt.

Auch eine Sammlung alten originellen Handwerkzeuges findet sich hier, das ja in unserer Zeit durch Maschinen und andere neue Erfindungen vollständig verdrängt wird. Sie führt hinüber zu den Denkmälern der alten Zünfte und Innungen. Eine ganze Wand füllen deren schön gestickte bunte Fahnen; vor ihnen stehen Reihen von Truhen, die in trefflicher Tischlerarbeit ausgeführt, reich eingelegt oder auch bemalt sind. Große Zinnkannen melden von dem Durste der alten Meister und Gesellen, geöffnete Laden, gestickte und in Metall getriebene Schilde, benalte hölzerne Szepter von ihren Gebräuchen. Wer diese genauer studieren will, findet in den zahlreichen ausgelegten Handschriften

x

ihre Ordnungen, Gesetze und Privilegien, findet Aufzeichnungen, was Meister und Gesellen in die Büchse legten, was sie davon zur Bekämpfung ihres Durstes verbrauchten, was kranke Gesellen, arme Witwen erhielten, und was sie zur Anschaffung von Bahrtüchern für den letzten Gang ausgaben.

Hier muß auch des deutschen Handelsmuseums, einer Stiftung der deutschen Kaufleute, gedacht werden. Es enthält in alten Modellen eine ganze Schiffsflotte und führt in der gleichen Weise die Verkehrsmittel zu Land, die alten hochbeladenen Frachtwagen, in Abbildungen die früheste Zeit der Eisenbahnen vor Augen. Reiche Bestände älterer Litteratur zur Geschichte des Handels, der Buchhaltung, der Warenkunde, des Rechnungswesens, des Münzwesens liegen vor; ebenso mancherlei bildliche Darstellungen dieser Gegenstände und Urkunden.

Ist im Erdgeschosse die plastische Kunst durch Originale und Abgüsse, die monumentale Malerei durch die prächtigen Reihen alter farbenbunter Glasgemälde vertreten, so findet sich im ersten Stock die große Gemäldegalerie des Museums, die aus verschiedenen Abteilungen besteht. Die vornehmste derselben umfaßt die Tafelgemälde von künstlerischem Werte, die eine der schönsten und lehrreichsten Sammlungen von Werken der altdeutschen Schule bilden. Sie umfaßt manche hervorragende Schöpfung deutscher Kunst, manches berühmte Meisterwerk. Eine andere Abteilung der Gemäldesammlung bildet eine treffliche Ergänzung der Kostümsammlung und zeigt in einer langen Reihe stattlicher reichgeputzter Damen und Herren die Modetracht vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Für die Geschichte der Tracht, der Spitzen und des Schmuckes ist hier ein höchst reichhaltiges Material vereinigt.

Auch die mit der Nadel gemalten Werke, die Stickereien, sind mit den übrigen textilen Erzeugnissen hier vereinigt. In die Augen fallend sind die teilweise noch aus dem Mittelalter stammenden kostbaren Gobelins, die große Reihe der Stoffmuster, die eine Fülle von Motiven enthalten und bis in das früheste Mittelalter zurückreichen, die prächtigen Spitzen und anderes mehr.

In den Sälen der Gemäldesammlungen sind noch recht wertvolle Zusammenstellungen zur Geschichte der Kleinplastik, namentlich kostbare Medaillen, aber auch in Holz und Eisen geschnittene reizende kleine Werke und kunstreiche Drechslerarbeiten ausgestellt. Auch hier befinden sich viele hervorragende Stücke, die das Entzücken der Beschauer hervorrufen.

An die Gemäldesammlung schließen sich einige Säle an, die den graphischen Künsten gewidmet sind. Die Denkmäler dieser Künste bilden einige besondere Abteilungen des Museums: die Kupferstichsammlung, die Bibliothek und das Archiv, welche in der Regel nur von jenen besucht werden, die besondere Studien machen wollen. Um aber dem großen Publikum auch die Schätze solcher Sammlungen vor Augen zu führen, ist eine Reihe von Ausstellungen veranstaltet, so daß jeder Besucher des Museums Gelegenheit hat, gut gewählte und charakteristische Proben des deutschen Holzschnittes vom 14. bis 17. Jahrhundert, die Entwickelung des Kupferstiches bis zu Dürer und seinen Schülern, des Buchdruckes von Gutenberg, Fust und Schöffer bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, ebenso aber auch die Entwicklung und die Ausstattung der Handschriften wie der Urkunden zu sehen. In dem schon erwähnten überaus reich ausgestatteten und übersichtlich geordneten, sehr sehenswerten Archiv befinden sich 10 000 Pergamenturkunden, viele Papierurkunden und Akten, eine reiche Autographensammlung, das Archiv des Tiroler Minnesängers Oswald von Wolkenstein und neben anderen zusammenhängenden Beständen viele versprengte Einzelurkunden, die vor der Zerstörung gerettet wurden und hier der Forschung zugänglich gemacht sind. Kaum dürfte ein deutsches Urkundenbuch herausgegeben werden, zu dem nicht das Archiv des Germanischen Museums einen wertvollen Beitrag geliefert hat.

Altdeutsche Küche.

Chemisches Laboratorium.

Die Bibliothek mit ihren etwa 200 000 Bänden enthält ein reiches Material zur deutschen Geschichte, zur Geschichte der Litteratur, der Künste und Wissenschaften, der Buchdruckerkunst, sowohl alte Originaldenkmäler als neuere Litteratur, die in uneigennütziger Weise von den deutschen Verlegern gespendet wird. Die Benutzung der Bibliothek, namentlich von auswärts, ist ziemlich bedeutend. Auch für die Geschichte des Buchein-bandes, der in der allgemeinen Ausstellung ein besonderer Saal gewidmet ist, finden sich wertvolle Serien. Die Kupferstichsammlung birgt außer der Sammlung von Blättern, die ihr den Namen gegeben, die Sammlung von Holzschnitten, in welcher namentlich die früheste Zeit vorzüglich vertreten ist, die Sammlungen von Lithographien, von Miniaturen und Handzeichnungen, von Schrift- und Druckproben, Wasserzeichen, Buntpapier, Bibliothekzeichen ꝛc. Letztere bilden den Uebergang zu den umfangreichen Abteilungen, deren Inhalt weniger kunstgeschichtliches, als kulturgeschichtliches Interesse bietet: der großen Sammlung von Porträts und dann der Sammlung sogenannter historischer Blätter mit gleichzeitigen Darstellungen von Schlachten und

Belagerungen, Ein-, Aus- und Umzügen, Spottbildern aller Art, interessanten alten Zeitungen, die, meist mit einem grell kolorierten Holzschnitt geschmückt, über Verbrechen, Unglücksfälle, Himmelserscheinungen, merkwürdige Naturereignisse berichten oder Bilder aus dem öffentlichen, religiösen und Familienleben geben. Auch Wunsch-, Besuchs- und Erinnerungskarten finden sich hier, sowie eine Unmasse anderer gleichzeitiger Darstellungen, welche reizende Einblicke in das Leben der Vergangenheit bieten.

Aehnliche Abteilungen sind diejenigen der Landkarten und der Prospekte und Pläne, welche die Erscheinung und Entwicklung der Anlage der Städte, Dörfer, Burgen und Klöster wiedergeben. Aus allen diesen Sammlungen sind Proben in den Räumen ausgestellt, welche das Publikum besucht. Wie die jetzt genannten Abteilungen, so wird auch die Münzsammlung, die Medaillensammlung und die Siegelsammlung nur von besonderen Interessenten aufgesucht, die zu diesem Zwecke gern in dem alten Nürnberg weilen. —

So stellt sich das Germanische Museum, das mit seinen stattlichen, von Direktor v. Bezold ausgeführten Neubauten gar stolz über die alten Mauern herübersieht, als ein unübertroffener Hort deutscher Vergangenheit, deutschen Geistes, deutschen Lebens, Fühlens und Denkens dar.

Wer durch seine Räume wandert, wird, wie sonst nirgend, in das Leben der Vorzeit versetzt, der Geist unserer Altvordern wird lebendig und zeigt uns, was diese einst Großes und Schönes geschaffen haben, welch herrliche Werke zur Ehre des deutschen Namens entstanden sind, welch kräftiges Leben zu allen Zeiten in unserem Volke pulserte.

Ist das Germanische Museum in diesem Sinne ein ganz hervorragendes patriotisches Denkmal der deutschen Geschichte und Größe, so ist es auch ein würdiger Vertreter der deutschen Einheit, denn alle deutschen Stämme, nicht zu geringem Teile auch jene, welche die österreichische Grenze vom jetzigen Deutschen Reiche trennt, haben hierzu beigetragen. Nicht einzelne mit Millionen gesegnete Gönner haben das vaterländische Werk groß gemacht, sondern das ganze deutsche Volk, die tausend und aber tausend kleinen Beiträge haben das Große geschaffen, das jetzt vor uns steht. Mögen ihm diese allgemeinen Sympathien auch ferner erhalten bleiben, möge das ganze deutsche Volk schützend und helfend auch künftig der Anstalt zur Seite stehen! Möge das heurige Jubelfest ein Markstein in ihrer Geschichte, in ihrer Entwicklung sein, indem alle jene, welche dem Germanischen Museum noch fernegestanden, sich an dem großen Unternehmen beteiligen, so daß es mit erhöhtem Nachdruck seine Aufgabe verfolgen und in unübertroffener Weise zur Ehre des deutschen Namens der glorreichen Vollendung entgegenführen kann!

Hans Roesch.

Der Stern von Angora.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Rudolph Stratz.**

Vom Osten, vom fernen Kurdistan her, nahte schon die Nacht und nistete in den zerrissenen Höhenzügen, an deren Saum mit übereinander steigenden flachen Dächern, mit schlank aufschießenden Minarehs, eingestürzten Moscheen, verrotteten Mauerwerk, moosgrauen Festungszinnen und Tempeltrümmern die Stadt Angora sich türmte. Der Abend war da, der feierliche Frieden des Orients; klagender ferner Gebetruf der Muezzin, letztes Rinderbrüllen, die seufzend zum Himmel aufsteigenden Rauchsäulen der Reisigfeuer, und im Gemüt des Moslim eine tiefe Ruhe, ein träumerisches Behagen, als ein Erbteil der Erinnerung vom Wüstenleben her, wenn hinter fahlen Dünen das Tagesgestirn versinkt, die Kamele lauern und die Karawane unter sternenglitzerndem Himmel rastet. . . .

Noch strebten jetzt, von den Bergen nieder, in langen braunen Linien die Kamelkarawanen zu Thal und pilgerten im Gänsemarsch über Blachfeld und Geröll die ausgetretenen Pfade entlang, auf denen seit Jahrtausenden auf dem schaukelnden Rücken der Wüstenschiffe die Waren des westlichen Asiens nach Konstantinopel gewandert waren. Das Alles war wie einst. Aber dort, wo sich von allen Seiten die Fäden der Kamelzüge wie im Mittelpunkte eines Spinnennetzes zusammenzogen, da war die neue Zeit. Da dampften die Lokomotiven und stand, durch einen langen staubigen Fahrweg von der Stadt geschieden, das Stationsgebäude der Angorabahn, die hier ihr Ende erreichte.

Täglich erschien gegen Abend auf dieser Bahn ein Zug. Zwei Tage vorher war er von Konstantinopel ausgegangen und hatte in Eski-Schehir, dem Knotenpunkt der über Konia führenden Bagdadbahn, die Nacht über gerastet.

Konstantinopel! Das war das gelobte Land! Die ewige Sehnsucht im einförmigen Dasein des inneren Kleinasiens. Dort lam Licht und Leben. Und die Ankunft dieser Wagenreihe aus dem Westen, die jetzt nahe bevorstand, bildete ein für allemal das große Ereignis des Tages und das Ziel des Abendspazierganges der europäischen Kolonie.

Schon war der Stationsvorsteher, ein junger Schweizer, mit dem roten Fez, dem Kennzeichen des ottomanischen Beamten, auf dem Kopf, an den Schienenstrang herangetreten und plauderte abwechselnd mit dem französischen Konsul und einem Bahndepotverwalter aus Bayern, mit einem magenkrank aussehenden Griechen und einem tiefsinnigen jungen Belgier, die beide hier in der Einsamkeit Angoras an der europäischen Kontrolle über die Tabakregie und die öffentliche Schuld mitwirkten — mit einem graubärtigen sächsischen Ingenieur und ein paar eleganten jungen Levantinerinnen, und dabei nickte er im Gespräche noch da und dort in die Weite den Bekannten aller Rassen und Trachten des Völkergewirres zu, das überall längs der anatolischen und Bagdadbahn herrscht.

Da stand der Hadschi Hovahjim Hussejindjian, der armenische Großkaufmann, feist, breitschultrig, pfiffig, mit dunklem Schnurrbart und aufgereckt rollenden Augen, der sich, seitdem er als frommer Katholik eine Pilgerfahrt nach Jerusalem gemacht, den Namen eines Hadschi Baba, „eines frommen Vaters, der die heiligen Stätten besucht", erworben hatte.

Die türkischen Landleute neben ihm, sehnige, sonnengebrannte Gestalten in bunten Jacken und Wollstrümpfen, blauen Kniehosen und breitem Leibgurt, schauten düster auf ihn und düsterer noch auf ihre Nachbarn zur Linken, aus Rumänien vertriebene und in einer nahen Ackerbaukolonie angesiedelte Juden. Sie verachteten dies ausgemergelte Menschenhäuflein mit den zerrissenen schmierigen schwarzen Kaftans und Käppchen, den zerfetzten Schaftstiefeln, den von gelaßten Ringellöckchen umrahmten Hungergesichtern, den grotesken Bärten und fuchsfittig blitzenden Augen, und wandten sich scheu von dem Patriarchen dieser Verstoßenen ab, einem riesenlangen, vom Alter gekrümmten, schneebärtigen Ahasver mit rotgeränderten Augen und einem klagenden Ausdruck um die eingesunkenen Lippen. Sie liebten all diesen Anblick der Unglänbigen ebensowenig wie der wilde hinter ihnen stehende blatternarbige Turkmene, und wie sie, die trägen selbstbewußten, mittelalterlich vornehmen Herren Anatoliens, so dachten auch die schlitzäugigen tatarischen Wagenschieber und Stationsarbeiter, die die ihnen im Wege stehenden Juden, Levantiner, Griechen und Zigeuner unsanft zur Seite stießen und dann wieder höflich ein paar in weißen Burnushoien daherstrippelnden, unförmlich verhüllten Haremsfrauen Platz machten, deren mandelförmige Augen neugierig über dem Seidenschleier hin und her blitzten.

Mirza Riza Khan, der Perser in schwarzer Lammfellmütze, würdigte sie wohlweislich keines Blickes. Er war auf einer Bußfahrt unterwegs nach Konstantinopel, um dort einmal mit allem Pomp das bevorstehende große Blutfest, die Leichenklage um Hasian und Hüssein, die Prophteten, zu feiern, und sah sich schon barhaupt, im weißen Totenhemd, Hand in Hand mit Hunderten von fanatischen Genossen bei grellem Fackellicht tanzen und mit scharfer Klinge den kahlgeschorenen Schädel mißhandeln, daß das Blut in Strömen floß und sein Bußgewand färbte.

Dann war dies Kleinod, diese kostbaum gesteckte Leinwand sein, und begriffen ihn einmal später darin seine Enkel, so wachte er unterrüglich im Paradiese wieder auf, im Schoße Allahs, bei dem allein Schutz und Hilfe ist. . . .

Mit aller Inbrunst der Wut zwischen feindlichen Glaubensbrüdern starrten die beiden im Staub der Landstraße kauernden sunnitischen Bettelderwische den persischen Schiiten an, kahlköpfige und barfüßige Bajazsos, die nur einen von ausgeleinenen Lappen zusammengestickten Kittel auf dem schmutzigen Leibe trugen, daneben noch die Opferschale und den Eisenstock mit dem gehörnten Teufelsschädel, um ihrem gellenden Almosenruf Hukt! Hut! Er! Er! d. h. „Allah!“ Nachdruck zu verleihen.

Aus dem Kamellager hinter der Station war ein Trupp Kurden herbeigeschlichen und schaute ebenso grimmig wie die Derwische, aber zugleich scheu und mißtrauisch auf die Lokomotiven, die Europäer, all den fränkischen Greuel, der ihnen, den wirrmähnigen, trotz der Hitze in Schafspelze gehüllten Wildlingen des Gebirges, ebenso selten zu Gesicht kam wie den ihnen gefolgten Lasen, schönen melancholischen Kaukasiern in braunem Kopftuch, die vor den Russen aus Kars ausgewandert waren.

Auf dem Bahnhof selbst hatten sich inzwischen noch einige Paschas eingefunden und schritten fäbelklirrend und zigarettenrauchend, den scharlachroten Fez nach hinten geschoben, den Waffenrock der Hitze wegen aufgeknöpft, auf und nieder, und nun erschien auch, als ein sicherer Vorbote, daß der Zug nahe sei, Scheikf Bey, der gefürchtete Polizeichef. Man sah dem trägen, unbeweglichen Antlitz des Wiedenträgers die Energie nicht an, mit der er Ruhe im Lande hielt und allen Missethaten zuvorkam. Scheikf Bey sammelte Raubmörder, wie andere Leute Briefmarken oder Schmetterlinge, und bewahrte sie in einem bärenzwingerartigen Hofe seiner Regierungskonaks auf. Aber er wartete nicht erst ab, bis diese Raubmörder ihren Willen zur That umgesetzt hatten, sondern er sperrte die Verdächtigen schon vorher ein und pflegte den darob erstaunten Frauken zu erwidern: „Effendi — einen Toten wieder zum Leben erwecken, kann nur Allah — gepriesen sei sein Name! —, aber einen Lebendigen vor dem Tode bewahren, kann ich, indem ich das Werkzeug seines Todes rechtzeitig unschädlich mache.“

Um so mehr verfinsterten sich seine Züge, als er da einen Abenteurer erblickte, der längst auf der Anwärterliste seines Kerkers prangte, und den er doch nicht ohne triftigen Grund festzunehmen wagte. Ein hochgewachsener Tscherkesse stand da, in malerischer Tracht, der schwarzen Fellmütze, dem schwarzen, mit Patronentaschen ausgenähten Rock, dem Schmuck silberbeschlagener Waffen, ein Bild grimmiger männlicher Schönheit, und begrüßte, die Hand an Stirne und Lippen legend, mit dem Anstand eines Königs den ihm verhaßten Bey.

Das war Fürst Haoud-Oglu-Manjur, der Hirsch- und Mufflonjäger der Wälder und in den Ebenen weithin als Räuber bekannt, gefürchtet und geehrt. Wie die anderen Tscherkessen, waren auch seine Voreltern nach der Eroberung des Kaukasus durch die Russen in das große Sammelbecken aller Vertriebenen und Heimatlosen, in die anatolische Steppe, eingewandert und hatten unter dem Schutze des Halbmondes ihre Raubnester gebaut, die leidem eine Landplage für die Behörden und die friedlichen Bauern bildeten. Hörte man freilich den schönen, ritterlich ernsten Pschi, den Fürsten selbst, so klang die Sache anders. Haoud-Oglu-Manjur wußte von weggetriebenen Rindern, von beraubten Karawanen und gebrandschatzten Wanderern so wenig wie ein neugeborenes Kind! Er lebte oben still in seiner Waldhütte mit seinen Söhnen — sechs jungen Falken! — und jagte die Hirsche, deren Häute er an die Gerber, deren Geweihe er an einen Messerhändler aus der Nahmud-Pascha-Straße in Stambul verkaufte, um arm aber ehrlich vor Allah und dem Propheten — Friede über sein Haupt! — sein Leben zu fristen!

Immerhin hatte Scheikf Bey vorläufig dem stolzen Tscherkessen untersagt, sich nach Sonnenuntergang in der Nähe von Angora blicken zu lassen, aus der Besorgnis heraus, daß jener doch einmal, in einem Rückfall in völlige Wildheit, in irgend einem Europäer einen beträchtlichen, des Wegschleppens würdigen Wertgegenstand vermuten könnte, und dann natürlich war des Aergers und der Scherereі kein Ende. So hielt es der Räuberfürst denn doch für besser, sich unsichtbar zu machen. Als der Polizeichef sich noch einmal mißtrauisch nach ihm umdrehte, war er verschwunden, und der Bey trat beruhigt zu den anderen morgenländischen und fränkischen Notabeln von Angora, um die Ankunft des Zuges zu erwarten.

* * *

Der rollte inzwischen ohne Uebereilung über die anatolische Hochbde dahin, zwischen unterlosen Steppen und gespenstig kahlen Steinhaufen, stundenlang durch giftig saftgrüne Sümpfe, aus denen hundertfach wie weiße Sterne auf einem Rasenteppich das Gewimmel der froschfangenden Störche schimmerte, selten einmal an einer menschlichen Niederlassung vorüber — ein paar elende Hütten, ein Haufen zweifelhaften Volkes in malerischen Fetzen davor, einige wütende, nebenher galoppierende kalbsgroße Wolfshunde — vorbei, vorbei und weiter in die tote Wildnis . . .

Dieser Zug war alles in Einem: hinter der vierschrötigen Lokomotive eine Anzahl Lowries mit gespaltenem Brennholz, das auf unerklärliche Weise in dem seit Jahrhunderten verwüsteten, scheinbar bis auf die letzten Wurzeln ausgeroden Lande immer noch gefunden wurde, dann zwei Güterwaggons für den Frachtverkehr, endlich die Wagen dritter Klasse, vollgepfropft mit Türken, Persern, Armeniern, Griechen, Tataren, Tscherkessen, Lasen, Kurden, Georgiern, und der ersten und zweiten Klasse für die Europäer, für die Paschas, die Beys und Effendis.

Von solchen reisten nur zwei mit, ein „Franke“ aus dem europäischen Westen und ein Moslim. Die beiden saßen nebeneinander, rauchten und schwiegen, der eine in der selbstverständlichen Gelassenheit des Orientalen, der andre voll der nervösen Ungeduld des Abendländers, hin und her rückend, die Stirne furchend und zum Fenster hinausschauend, ob man noch nicht bald am Ziele sei. Aber von Angora war nur erst ein undeutlicher weißer Häuserglanz in der Ferne zu sehen und darüber auf schwindelnder Höhe wie ein Raubnest der scharf vom Abendhimmel abgehobene Schattenriß eines griechischen Klosters.

Gabriel Ghazeel Effendi, der osmanische Weltmann vom Goldenen Horn, konnte die Ankunft in Angora abwarten. Er lächelte in sich hinein, mit der stillen ironischen Heiterkeit, die ein Rechtgläubiger angesichts der Vielgeschäftigkeit des Europäers empfindet und sich dabei des Koranspruches entsinnt: „Die Eile stammt von Scheitan — dem Teufel — aber die Ruhe ist Gottes!“ Er trug freilich die Tracht eines „Stambul-Effendi“, eines mit der Zeit vorgeschrittenen Jungtürken, eine Art schwarzen Gehrock und lange fränkische Hosen, dazu schief auf dem Haupte den roten Fez. Indes der Ausdruck seines dunkelgetönten, schwermütig trägen Gesichtes strafte die europäischen Anklänge seiner Kleidung Lügen. Wie er da saß, war er der Orientale vom Scheitel bis zur Sohle, ein phlegmatischer Weiser, dem kein Ding auf Erden mehr die Ruhe rauben kann.

Aus diesem Gleichmaß seiner Seele heraus beschaute er seinen Reisegefährten, einen nach neuester Wiener Frühjahrsmode gekleideten schönen Mann zu Ende der Dreißig mit stechend dunklen Augen und einem schwarzen Henriquatre, der ihm die Maske eines sehr klugen, sehr viel erfahrenen, gegen sich und die Welt sehr nachsichtigen und verständnisvollen Mephistos gab.

Jetzt fing der Wiener, sich vom Fenster wendend, einen mitleidigen Seitenblick des Türken auf und meinte in seinem gemütlichen Kaffeehausdeutsch, das gar nicht zu der ironischen Blasiertheit seines Wesens stimmte:

„Sagen's, mein Lieber, was sehr Schmeichelhaftes denken's wohl eben nicht von mir?“

Gabriel Ghazeel Effendi antwortete in fließendem Deutsch:

„Ich denke überhaupt nicht an Sie!“

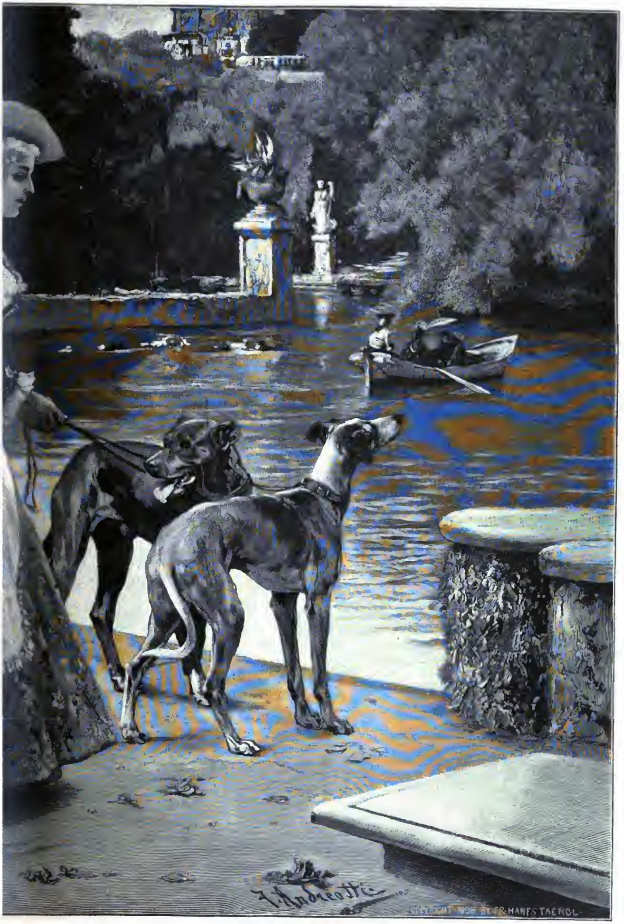
„Ach gehen's! An was denn?“

„Ich wünsche mir etwas!“

„Nämlich?“

„Ich möchte nur einmal im Leben einen von euch Europäern sehen,“ sagte der Effendi gelassen, „einen Europäer, gleichviel welcher Nation, der nicht den Frauen nachläuft! — Wir nehmen eine Frau oder auch zwei oder mehr!“ fuhr er fort, da der andre ärgerlich schwieg und an seinem Zigarettenstummel kaute. „Und damit gut! Die Sache ist abgethan. Reden wir nicht

Geheime
Nach dem Gemäl



chaft.

Andreotti.

weiter davon! Aber ihr! . . . Ich bin lange genug bei euch in Europa gewesen, als Offizier in der preußischen Garde, als Diplomat in Paris und Wien — und wo ich hinkam — überall: ‚cherchez la femme!‘ Ja, warum denn die Frau suchen? Man hat sie ja! Sie ist ja da! Gott mit ihr! Ein Mann hat Wichtigeres zu thun.“

Der Franke wehrte ungeduldig den Stechfliegen, die, aus den Sümpfen zu beiden Seiten der Wagenfenster kommend, die Reisenden als Fieberträger umsummten, und warf einen Blick auf die trostlos öde, links von einer ockergelben hohen Sandbüne abgeschlossene Steppe. „Was habt's ihr denn eigentlich hier so viel Wichtiges zu thun, ihr Türken?“ frug er lauernd.

„Wir sind die Herren des Landes!“ sagte der Jungtürke.

„Ja, 's ist auch danach! Unfrant, das gedeiht bei euch am besten!“

Gabriel Ghazeel Effendi blieb unerschütterlich ernst. „Leider sind wir mit mannigfachem Unfraut gestraft, das wir in Gehorsam halten müssen: mit Persern und Armeniern, mit Griechen und Levantinern, mit . . .“

„Seien's so gut!“ lachte der andre und zeigte hintertistig und gutmütig seine weißen Zähne. „Meine Familie stammt doch selbst aus der Levante! Erst während des griechischen Freiheitskampfes ist mein Urgroßvater nach Wien übergesiedelt.“

In der That erinnerte er noch mit seinem dunklen Teint, dem schwarzen Spitzbart, der nervösen Lebendigkeit seines Wesens an einen Südländer. Aber der Effendi ließ das nicht gelten:

„Sie gehören zum Abendland! Wohin, das weiß ich freilich nicht! Mit mir reden Sie deutsch, mit Ihrem Kammerdiener hinten im Zug englisch, mit Ihrem Koch in Ihrer Villa am Gardasee italienisch, mit Ihrem Gutsverwalter in Warschau polnisch . . .“

„Ja — was wollen's?“ sagte der Mephisto trauig. „Als Oesterreicher hat man vierzig Vaterländer und leins! Das ist eine alte Geschichte! . . . O, du mein Oesterreich . . .“

„Sie sind ja nie in Oesterreich! Im Frühjahr in Paris, im Sommer in Ostende, im Herbst in Venedig, im Winter in Kairo . . . Ueberall, wo die Sonne schön warm scheint —“

„. . . und die Leut' nix zu thun haben!“ ergänzte sein Gegenüber und zündete sich eine neue Cigarette an. „Sagen Sie's nur! 's ist ja wahr! Unsereins darf euch Türken freilich keinen Vorwurf machen! Ihr itzt wenigstens fein still daheim und raucht eure Pfeife und lobt den Mohammed, währenddem daß ich . . . o je, ja . . .“

Er verstummte seufzend. Auch Gabriel Ghazeel Effendi schwieg, mit einem Blick, der wiederum deutlich sagte: Während ihr im wunderlichen Westen eben den Frauen nachlauft . . .

„Ja . . . was wollen's?“ fing der Spitzbärtige plötzlich aufgeregt an. „Wo ich denn' ise doch jetzt mit Gottes Hilfe schon seit sieben Jahren! Damals macht' ich noch große Reisen — das ist mir jetzt auch schon zu fad geworden! — und gleich das erste Mal, wo ich sie getroffen hab', in Singapore bei einer Hip', daß ein Heiliger hätt' die Wände hinauf gehen können — da hab' ich mich richtig auch gleich in sie verliebt! Und seitdem jedesmal wieder, in Washington und Buenos-Aires und Kapstadt und Jichi. Sie fuhrwerte ja auch ewig in der Welt 'rum! Ihren Mann, den haben's als Diplomaten alle Finger lang versetzt! G'scheiter ist er davon auch nicht geworden, und geternt hat er nie viel g'habt — aber sonst ein lieber Mensch! Und doch hab' ich mir oft gedacht: Schau, Bruderherz, thu' mir doch den einzigen Gefallen und fahr' ab!“

„Er ist ja jetzt tot!“

„Er ist tot!“ Der Franke sprang erregt auf und machte ein paar Schritte durch den träge rollenden Wagenabteil. „Und jetzt komm' ich! Ich hab' in allem Anstand das Trauerjahr abgewartet und bin dann ganz bescheiden vor ihr am Goldenen Horn aufgetaucht, mit dem Hut in der Hand: Liebe Freundin — da bin ich!“ Bei der Familie, wo sie zu Besuch war, hab' ich ein und aus gehen können wie das Kind im Haus, und, sieher Effendi, ich schwör' Ihnen, es war schon so weit, daß ich mir dachte, ich brauche nur noch die Hand auszustrecken und hab' sie und sie wird meine Frau — da läßt sie sich von der verrückten Miß da, der deutsch-englischen Missionärin oder Krankenschwester oder was sie ist, beschwatzen, sie nach Angora zu begleiten! Den verfolgten Armeniern muß die Miß da Hilfe leisten, die sade Nocken, die hoffentlich doch bald einmal einer von euren Räubern wegholt! Die gönn' ich eurem Athanas und seinen Nachfolgern! Die Armenier! Jetzt, ich bitte,“ — er rang die Hände — „was gehen denn mich die Armenier an?“

Gabriel Ghazeel Effendi machte eine resignierte Handbewegung. Und laut sprach er endlich: „Man fährt nach Angora. Man kommt auch wieder zurück. Sie hätten ruhig in Konstantinopel warten sollen.“

„Ich hab' doch gewartet! Woche um Woche! Acht Tage wollte sie ausbleiben; und wer nicht heim kommt und nix von sich hören läßt, das ist sie! Jetzt wird mir die Geschicht' zu dumm! Jetzt möcht' ich doch mal leiser nachschauen, was dahinterstickt! Ich hab' immer so eine Ahnung: es ist nicht bloß die Miß! Es ist überhaupt kein Frauenzimmer! Im Gegenteil!“

Der Effendi schwieg achselzuckend, und sein fatalistischer Gleichmut besänftigte allmählich den Abendländer. Der atmete tief auf und sagte endlich mit ruhiger Stimme: „Jedenfalls dank' ich Ihnen noch einmal für Ihre Freundschaft, mich auf der verdrehten Reise zu begleiten. Ich bin im Armenischen ein bisserl schwach und im Kurdischen und Mesopotamischen auch! Ohne Sie täm ich in der Menagerie hier schon gar nicht zurecht.“

Er bückte sich, öffnete seine Handtasche und entnahm ihr eine Photographie in Lederumschlag, die er, nachdem er stirnrunzelnd seinen Zwicker aufgesetzt hatte, lange und tiefsinnig betrachtete. Dann reichte er sie seinem Gefährten und sagte nur, ernst wie ein Mann, der seines Eindruckes sicher ist: „Ich bitte, Effendi: das ist sie!“

Aus dem Lederrahmen sah ein süßes schwermütiges Gesichtchen heraus, mit großen traurigen Augen und einem kaum merklichen Lächeln um den zarten Mund. Leichtgewelltes, an der Stirn eigensinnig gelocktes Haar umgab das schmale Oval ihrer Züge.

Der Jungtürke schaute stüchtig zu dem Besitzer des Bildes auf, als wollte er sagen: Dein Geschmack ist gar nicht schlecht! — Dann drehte er die Photographie um. Hinten war ein Gedicht geschrieben:

„Leichtsinnig, redlich, Weib und Kind zugleich,
Voll Uebermut und Demut, starr und weich,
Von Sinnen voll und stets damit im Streit,
Verlogt von Lieb' und doch in Liebesleid —
Ein Wandervogel voll Begehr nach Ruh',
Ein Weltkind, das sich sehnt dem Himmel zu,
O Bild des Widerspruchs — wann kommt der Tag,
Der allen deinen Zwiespalt sühnen mag?“

„Die alten Verse hat sie mir selbst aufgeschrieben!“ sagte der Wiener düster. — „Sie hat gemeint, sie paßten so ungefähr auf sie — und darunter die Widmung — da rechts in der Ecke, Effendi! Da steht's: ‚Franz Josef Ritter von Mora, zur freundlichen Vergessenheit Dagmar!‘ . . .

Damals, vor zwei Jahren, lebte doch ihr Mann noch!“ setzte er erklärend hinzu. „Und mit dem Bild da hat sie mich heimgeschickt, wie ich ked werden wollt' und ihr von Liebe reden! Da war's aus! Zur freundlichen Vergessenheit! Ja — wer vergessen könnt' . . . Ich nicht! Und wenn ich sie mir mit Gewalt aus Angora herausholen sollte: sie muß meine Frau werden!“

Ein langgezogener Pfiff unterbrach ihn. Der Zug rollte noch langsamer als bisher. Blühende Gärten, blumige Wiesen, mit Landhäusern übersäete grüne Hügel glitten an den Fenstern vorbei, und zur Linken schimmerten weithin die einander überstufenden flachen Dächer, das mächtige altersgraue Turm- und Mauerwerk, die weiße Häusermasse der Hauptstadt des innern Kleinasiens.

Und wieder ein Pfiff. Der Wagen hielt. Man war am Ende der Welt, da, wo der Schienenstrang aufhörte und die Wildnis begann, im Bahnhof von Angora.

„Jetzt lassen's erst einmal die Arche Noah aussinandersaufen!“ sagte der spitzbärtige Franke, ohne sich vom Platz zu rühren, und beobachtete teilnahmlos das Gewimmel der aus den Wagen quellenden bunten morgenländischen Menschheit, die, im Knäuel um die Sicherheitswächter am Ausgang geschart, ihre Päße bereithielt und ablieferte.

Aber Gabriel Ghazeel war, ohne auf seinen Begleiter zu hören, schon ausgestiegen. Er hatte auf dem Bahnsteig

Scheffif, den Polizeichef, entdeckt und die Beiden, der anatolische Bey und der Stambul-Effendi, begrüßten sich so herzlich und mit so gut gespielter Ueberraschung, als wäre dem Hüter der Ordnung nicht schon seit drei Tagen von der Stambuler Geheimpolizei die Reise des Jungtürken angemeldet gewesen und als ahnte der letztere gar nichts von dieser liebevollen Bewachung, die ihm und seinem herantretenden Begleiter bevorstand.

Der Polizeichef reichte dem schwarzen Ritter freundlich die Hand, erkundigte sich nach höflichem orientalischen Brauch, den Effendi als Dolmetscher benutzend, nach dem Befinden seines Souveräns, nach dem militärischen Range des Reisenden, der doch sicher mindestens ein „Bimbaschi", ein Befehlshaber über Tausend sei, und nach seiner Gesundheit und machte dann auf Gabriel Ghazels Frage nach Miß Ellen Frank und ihrer Gefährtin eine jener gottergebenen, achtzigsekundigen und die Hände zur Seite öffnenden Bewegungen, in denen der Muselman das Gefühl seiner Ohnmacht gegenüber dem Schicksal offenbart. Allahs Wille geschehe! Er strafe uns! Wenn es sein muß, auch mit Miß Ellen Frank!

O gewiß: er kannte Miß Frank. Seit Jahren. Sie zog in Kleinasien umher, und niemand konnte sie, die über den mächtigen Schutz des britischen Botschafters in Pera verfügte, daran hindern, jeden Winkel durchzuklöbern, in dem vielleicht einmal ein Kurde, Druse oder Albanese mit einem Maroniten, Melchiten, Chaldäer, Jacobiten, Gregorianer, Nestorianer oder irgend einem anderen christlichen Unterthan des Sultans in Meinungsverschiedenheit geraten war.

Er seufzte, und Gabriel Ghazeel Effendi überlegte dem Europäer seine letzten Worte: „Scheffif Bey sagt, daß die beiden Damen in dem Landhaus auf dem kleinen Hügel vor uns wohnen — hart an der Stadt — da rechts, wo die dichten Cypressen stehen. Also gehen wir hin und schicken unsere Leute in die Herberge voraus!"

Daraufhin beluden der Kawasse des Jungtürken, ein schön gekleideter, schnurrbärtiger Georgier, und Jim Cox, der englische Kammerdiener des Ritters von Mora, ein kleiner ältlicher Mann mit einem faltigen, sorgenvollen Einbrechergesicht, eine vor dem Stationsgebäude stehende Droschke, die vielleicht einmal in ihrer Jugend drüben in Rumänien oder Galizien bessere Tage gesehen hatte, mit dem Gepäck ihrer Herren und fuhren die lange weißstaubige Straße hinab.

Der Effendi und der Franke verabschiedeten sich inzwischen von dem Bey und schlugen den Weg zur Rechten ein, dem Cypressenhügel zu.

„Vergessen Sie nicht, daß wir jetzt unter Polizeiaufsicht sind!" sagte Gabriel Ghazeel ziemlich nachdrücklich. „Also seien Sie vorsichtig und lassen Sie sich unter keinen Umständen mit Unbekannten ein! Da haben Sie gleich solch einen Kerl, der zu allem fähig aussieht!"

Haoud-Oglu-Mansur, der Räuberfürst, stand da anscheinend teilnahmlos am Wege. Die beiden Effendis beachtete er nicht. Seine Ableraugen schweiften zerstreut am Abendhimmel hin und gewannen erst, als die Fremden vorbei waren, ihre alte Richtung wieder, jenes zwischen schwarzen Wipfeln einsam vor der Stadt gelegene Landhaus, das Miß Ellen und ihre Freundin bewohnten. Lange schaute er dorthin, in tiefem, ernstem Sinnen. Dann drehte er sich mit einem plötzlichen Entschlusse um und schritt hinter das Stationsgebäude, nach dem Lagerplatz der Karawanen, zurück.

Zu Hunderten kauerten hier, auf der Umladestelle vom Rücken der Wüstentiere auf die Achsen der Eisenbahn, die Kamele auf der Erde zwischen hohenden Reisigfeuern und hochaufgestapelten Warenballen. Die kurdischen Treiber hantierten um sie herum, verwöhnte Hunde umschlichen, träge klaffend, die Abfallstätten, kleine Kinder wälzten sich spielend am Boden, unbekümmert um die flinken Tatarenburschen, die fast über sie hinweg auf ihren kleinen schnigen Rossen trabten, verschleierte Türkenmädchen boten Borstbeeren, Eier und Gemüse feil, und ein dicker Staub zog seinen fahlen Schleier über all den Lärm, das Durcheinanderlaufen, die schwülen Düfte von Mensch und Tier.

Haoud-Oglu-Mansur, der Pschi, ging mitten hindurch, mit dem unhörbaren, weit ausgreifenden, elastisch wiegenden Schritt einer großen Raubkatze und erreichte auf der anderen Seite ein etwas zurückgezogen gelegenes Lagerfeuer, um das ein halbes Dutzend zweifelhafter Kerle, teils noch an Hammelrippen nagend und dazu Pfützenwasser aus der hohlen Hand trinkend, teils schon den Pfeifenrauch von sich blasend, mit untergeschlagenen Beinen im Kreise hockte.

Es waren lauter Vertraute des schönen Tscherkessen, Leute, wie er ihrer eben zuweilen in dunklen Nächten bedurfte, statt, nach seiner Versicherung an Scheffif Bey, daheim in seiner Hütte den Koran zu lesen und seine Söhne, die jungen Falken, zu erziehen. Denn von diesen waren erst die beiden ältesten, Dschatemir, die Eisenfeele, und Chammurfa, der Hundepring, so weit herangewachsen, daß sie neulich selbständig ein Füllen von der Weide gestohlen und damit seinem Vaterherzen eine stolze Freude bereitet hatten; aber für ernstere Dinge waren diese zarten Knaben noch nicht zu gebrauchen. Da mußte man sich an erprobte Abenteurer halten, wie sie hier beisammen kauerten, ein paar Tscherkessen gleich ihm, dem Fürsten, nur von minderem Range, einige stammverwandte Lasen und Georgier, dann der Turkmene, ein finsterer pockennarbiger Geselle, endlich ein Levantiner, „à la Franca" gekleidet, das heißt mit langen Hosen und europäischem Rock, ein schmächtiger, gelblicher Gauch, dem aber doch alle aufmerksam gehörten. Denn er war der Sachverständige des geplanten Unternehmens, das zwei bedenklich verschiedene Seiten aufwies, je nachdem es ausging: auf der einen eine märchenhafte Reihe von strotzenden, bis oben mit harten Medjidjestücken als Lösegeld gefüllten Beuteln — auf der anderen das gefürchtete Gesicht Scheffif Beys, das nie schlafrieger und teilnahmloser unter halbgeschlossenen Augen blinzelte, als wenn er wieder einmal ein Schod Missetäter kurzer Hand in Allahs Schoß befördern ließ.

Der Levantiner hatte bei dem Gedanken daran ein unangenehmes Würgen im Halse, aber er sprach trotzdem eifrig und leise zu der gespannt lauschenden Versammlung der Desperados weiter, und nach ihm, nur mit viel mehr Ruhe, Würde und ernster Sachlichkeit, der Pschi.

Als er geendet hatte, blieben alle stumm in einem zweifelnden, gedankenschweren Brüten, und düstere Blicke flogen zu dem fernen Hügel hinüber, wo die Cypressen über dem Landhaus sich im Abendwind schaukelten. . . .

* * *

Aus der Ferne machten die wie Mauern ragenden Baumwände um die Villa einen finsteren, abwehrenden Eindruck. Aber stand man erst dicht vor dem einsamen Gebäude, so blühte plötzlich alles und duftete schmeichelnd von der Ueberfülle zahmer und wilder Rosen, die in dichten, rötlich und blütenweiß gesternten Hecken die Wände, die Thüren, die Fenster, selbst das Gebetürmchen an der Seite umkleideten, die von den Dächern niederhingen, am Boden weiter wucherten und dies stille kleine Nest mit einem Dornröschenzauber umwoben.

Vor langen Jahren hatte ein in Ungnade gefallener Pascha vom Goldenen Horn, dem man Angora als Verbannungsort angewiesen, sich diesen Ruheſitz eines Weltweisen für sich und seine Frauen errichtet und war dann, als ihn die Sonne der Gunst wieder lächelte, gleichmütig nach Stambul, auf die Höhe seiner Macht zurückgekehrt. Einen Nachfolger hatte er nicht gefunden. Denn bald darauf wurde die Bahn nach Angora vollendet, und seitdem schickte man die gestirzten Größen nach entlegeneren Orten, nach Damaskus oder nach Tripolis an der afrikanischen Küste.

So stand das verwunschene Schlößchen leer, bis Miß Ellen es sich im vorigen Sommer gemietet und jetzt auch ihrer Freundin darin eine Unterkunft geboten hatte, einen rechten Schlupfwinkel für eine müde kleine Seele. Und als der Ritter von Mora vor dem im Abendrot leise flüsternden und eines süßen Hauches vollen Rosenhag stand und zwischen den Blumen nach Frau Dagmars zartem, schmalem Gesichtchen spähte, da fielen ihm wieder die Worte unter ihrem Bilde ein:

„Ein Wandervogel voll Begehr nach Ruh',
Ein Weltkind, das sich sehnt dem Himmel zu . . ."

Aber von ihr selbst war nichts zu sehen, und jetzt unterbrach das Klaffen einiger herbeistürzender Hunde den Märchenfrieden. Hinter ihnen erschien ein junger Diener in europäischer

Tracht und grinste mit der verschmitzten und vertraulichen Unterwürfigkeit des Levantiners. Als echter Sprosse des großen Perser Völkermischmaschs, der die Spuren griechischer, syrischer und maltesischer Abstammung auf seinem gelben Galgenvogelgesicht trug, radebrechte er ein halbes Dutzend Sprachen und eröffnete dem Besucher in leidlichem Italienisch, daß die Damen drinnen in der Stadt wären, in dem „alten Gemäuer". Dabei wies er nach oben, wo über den Dächern der Wohnhäuser als die stumm mahnenden Ueberreste längst verwehter Völker und Zeiten die Zinnen der Citadelle hereinbeschauten.

Gabriel Ghazel Effendi kannte dies alte Gemäuer. Er wußte, daß allerhand Buchstaben darauf eingemeißelt waren, und daß die fränkischen Gelehrten über Länder und Meere gefahren kamen, nur, um wie die Maulwürfe in diesem Schutt zu wühlen. Wieder spielte ein rätselhaftes, mitleidiges Lächeln um die Lippen des Orientalen, während er mit seinem Freunde der Stadt zuschritt.

Und wie ein Echo tönte aus einem Gebüsch vielstimmiges helles Gelächter, und buntfarbige Frauenkleider leuchteten durch das ferne Grün — türkische Haremsdamen, die hier, vor Männeraugen geschützt, sich bei Kaffee, Wasserpfeifen und Geschwätz des Frühlingstages erfreuten und ihre Heiterkeit über den dummen Europäer mit dem steifen Filzhut und dem hohen Hemdkragen nicht zügeln konnten.

Aber dieser selbst kümmerte sich gar nicht darum. Um ebensowenig sonst um das morgenländische Leben, das ihn jetzt, beim Eintritt in die Stadt, im Lärm der Straßenhändler, den Zurufen der Verkäufer, dem aufdringlichen Gewinsel der Bettler umflutete. Ohne rechts und links zu schauen, stieg er die steilen Straßen in die Höhe und atmete tief auf, als endlich die Stille der Ruinenwelt um ihn und den Stambul-Effendi herrschte und von Menschen nichts mehr zu sehen war, als ein Haufen Derwische vom Orden der Heuler, die, die struppigen Faungesichter von fußhohen zuckerhutförmigen Kegelmützen aus kaffeebraunem Kamelfilz gekrönt, träge hinter ein paar griechischen Säulen beisammenhockten. Sie beachteten die Ankömmlinge nicht, aus einem niedrigen Seitengebäude aber, anscheinend einer Priesterwohnung, trat ein Mollah — ein Weltgeistlicher, einen hochmütigen Zug auf dem schönen, vollbärtigen Gesicht, und machte, während er sofort wieder verschwand, gegen seinen Glaubensgenossen, den Jungürken, eine resigniert einladende Handbewegung, die etwa besagte: Tretet nur ein! Die Thüre ist offen. Wir sind heute schon mit mehr Franken geplagt!

Der Ritter von Mora ging bis zu den Säulen vor — dann machte er plötzlich Halt, und seine Stimme klang heiser, als er halblaut sagte: „Effendi, bleiben wir hier eine Weile! Die Aussicht habe ich mir heute schon den ganzen Tag gewünscht!"

Gabriel Ghazel merkte, daß er jetzt hier überflüssig war. „Sie finden mich in der armenischen Herberge!" sagte er kurz und ging. Und als er sich einmal umdrehte, stand der Ritter von Mora noch immer auf seinem alten Platz und starrte in den Tempel hinein. . .

Mitten in dieser Trümmerstätte lag ein gewaltiger, grimmig grinsender Löwenkopf, das zerschellte Wappen der Stadt Angora. Und auf diesem Löwenkopf lauerte eine kleine Frau, sich lässig schaukelnd, mit einem sanften Lächeln auf dem reizenden Gesicht und einem Ausdruck schwermütiger Neugierde, wie ein verwöhntes gutartiges Kind. Ihre Lippen waren halb offen. Sie horchte aufmerksam und gläubig.

Hinter ihr saß die Miß Ellen Frank, die Armenierfreundin. Die beschaute der Ritter von Mora weiter gar nicht. Sie war für ihn nur der lässige blonde Schatten, den Frau Dagmar warf. Aber gegenüber war eine hohe Tempelwand, von oben bis unten mit verwitterten lateinischen Buchstaben bedeckt. Und vor dieser Wand stand ein junger Mann. Die Lebensfreude blitzte aus seinen Blauaugen, sie lachte unter seinem Schnurrbart, sie klang in seiner frischen Sprache, die klar durch den stillen Raum hallte.

Und der Ritter von Mora dachte sich düster: Der Kerl hat mir geahnt — schon seit Wochen! O, Dagmar, Göttin der Unvernunft — du arme flatterhafte Kolibriseele — an welch semmelblonder Bläste naschst du jetzt wieder!

„Hier wehen eben nicht die paar Jahrhunderte um einen, wie etwa in Rom, liebe Freundin!" sagte der Unbekannte. „Selbst Athen ist ein Neuling gegen den geweihten Boden, auf dem wir hier stehen! Denken Sie nur immer wieder: als Kaiser Augustus hier in der berühmten Zunftrift an der Tempelwand sein Weltreich teilte, da war Angora schon ein Ding wie für uns die Pyramiden — uralt, aus geheimnisvoller Vorzeit stammend."

Frau Dagmar sah ihn träumerisch an und nickte zustimmend, und er fuhr fort, mit der gedämpften Feierlichkeit eines jungen Gelehrten, dem vor der eigenen Erkenntnis graut: „Da, wo Sie auf dem Löwenkopf sitzen, und Miß Frank auf den Säulenstumpf dahinter, da hat schon der König Midas von goldenen Schüsseln gespeist und der Sonnenkönig Cyrus hof gehalten und Alexander der Große — und hat der Apostel Paulus mit Feuerzungen gepredigt und sind die römischen Cäsaren gewandelt, die byzantinischen Kaiser, die Sultane der Türkei, Barbarossa mit seinen Kreuzfahrern, die Mongolenkhane und wieder die Sultane — jeder Zoll Erde ist hier Weltgeschichte. Es giebt keinen erhabeneren Ort."

Er verstummte, durchschauert von der Wucht der Erinnerung, und seine Begleiterin machte ein düsteres, ergriffenes Kindergesicht. Sie war ein gehorsames, geistiges Echo ihres Gegenübers, und der Mann im Schatten der Säule hatte die Faust, daß die beiden zerlumpten, neben ihm kauernden Gottesmänner ein höhnisches Lächeln über den dummen, fränkischen Teufel unter der Schmutzruste ihrer Züge ahnen ließen.

Dabei fiel sein Blick zufällig auf Miß Ellen. Die saß hinter Dagmar und deren Freund, die sich nicht um sie kümmerten, und ihr regelmäßig geformtes, sonst so gleichmütiges Gesicht war so gequält, so voll von einem stummen Bangen, daß der Ritter von Mora plötzlich vor sich hinlachte. Schau' mal an: die war ja verliebt, die armenische Miß! Und der begeisterte Redner drüben, dem es galt, der merkte es gar nicht und unterhielt die kleine Frau Dagmar von dem Midas und dem Cyrus und all den faden Kerlen, die hier im Laufe der Zeit einander totgeschlagen hatten. Und sie hörte zu wie ein artiges Kind und that, als ob sie das brennend interessierte!

Und voll Aerger brummte der im Spitzbart in sich hinein: „Ach, schau', daß du weiter kommst, du Tschapert! Was weißt denn du von der Weltgeschichte? Ja, wenn's ein Wiener Modekupfer wäre oder ein Pariser Schmuck von Lalique . . ."

Damit trat er in den Tempelraum vor, lüftete seinen Hut und sagte: „Servus! Da bin ich!"

Frau Dagmar blieb gelassen sitzen. Sie streckte ihm die Fingerspitzen hin und nickte nur. „Endlich . . ."

„Endlich? Ja — haben's mich denn gerufen?"

„Wer erst wartet, bis man ihn ruft . . ." sprach die kleine Frau schwermütig, und beide schwiegen einen Augenblick und schauten sich an.

„Darf ich Sie vorstellen?" fuhr sie dann fort. „Miß Ellen kennen Sie ja! Und hier ist Doktor Wendelin Strittmaier, der archäologische Studien im Augustustempel macht. Ich bin sehr froh, daß wir uns hier in Angora durch Zufall getroffen haben!"

„Und ich erst!" sagte der Mephisto, dem andren die Hand reichend. Und der nahm als ehrlicher Germane das Kompliment ernst und erwiderte den Druck mit kerngesunder Derbheit.

„Eine herrliche Reise von Konstantinopel hierher — nicht wahr?" meinte er lebhaft, nachdem der Neuangekommene eine Weile hindurch die üblichen Begrüßungs- und Höflichkeitsphrasen über Gesundheit, Wetter und Stimmung mit Frau Dagmar und Miß Ellen ausgetauscht hatte. „Die ganze Weltgeschichte zieht an einem vorbei, wenn man so hilf am Coupefenster sitzt . . ."

„Meinen Sie? Na — ich hab's fad zum Ausmachen gefunden. Alle Zubelsahr' einmal irgend ein Haderlump oder ein Flohs- und Wanzennest von einem Dorf — das ist alles!"

Der junge Archäologe weitete vor Erstaunen seine blauen Augen. „Und der Cäsarenpalast in Esti-Hissar? Und bei Gnebieh Hannibals Grab? Und in Heréke das Grab Constantins des Großen? In Yendid das Grab Belisars, in Hunkiartschairi das Grab Mohammeds, des Eroberers Konstantinopels . . . welch ein Totentanz längs der prosaischen Eisenbahn . . ."

„Ich bitt' schön! Ich bin halt kein Totengräber!" sagte der Ritter von Mora trocken, während sie alle langsam die krummen Straßen der Altstadt herniedersiegen. An einem durch die Jahrhunderte geschwärzten und zerzagten Mauervorsprung

der Citadelle blieb der andre stehen. Ein weiter Blick eröffnete sich von hier über die im Abendrot leuchtende anatolische Ebene.

„Erinnern Sie sich? Hier hab' ich Ihnen neulich von der Völkerschlacht bei Angora erzählt!“ sprach er andächtig zu den beiden Frauen. „Das Weltgericht zwischen den beiden Ungeheuern von Weltenherrern, dem Tamerlan und dem Sultan Bajasid dem Großen. Ich denke mir: die ganze Ebene meilenweit um den Fluß Purjak war wie ein Meer, ein donnerndes, brausendes Meer von einer Million Menschen, die von der chinesischen Mauer bis zum Peloponnes hier zusammengeströmt waren, um sich zu morden. Und in dem Meer versanken immer mehr die Turbane und die grünen Fahnen mit dem Halbmond, und es war alles nur noch eine braune Springflut von bezopften Mongolenschädeln, und am Abend war Bajasid der Große ein gefangener Bettler. Und wissen Sie, was er da gethan hat, wie man ihm in einem irdenen Topf eine Handvoll Reis zum Nachtessen kochte? Er hat herzlich gelacht und gesagt: ‚Heute morgen hatte ich hundert Wagen mit goldenem Tafelgeschirr, und jetzt genügt mir ein zersprungener Napf!‘ Da war er wieder frei, wie er so lachte! Das Irdische war von ihm gefallen! Er erkannte: alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis! Und ich meine, einen ebensolchen Schauer müßte unsereins auch fühlen an einer Stätte, wo Staub und Steine so gewaltig zu einem reden.“

Ein Salzpflug in Thätigkeit.

Er nickte, in seine Gedanken verloren, und der schwarze Ritter sah ihn scharf von der Seite an. In den Augen dieses Menschen war etwas — das bemerkte er erst jetzt! Das beunruhigte ihn. Das war wie ein Flor, ein weltfremder Schimmer, unbestimmt, zerfließend. Man ahnte eine Hinterwelt jenseit dieses Schleiers. Es ging da hinab in unbekannte Seelentiefen. Solch feuchter Glanz war den Frauen gefährlich. Das kannte er. Und die Stimme des sonst so gemütlich plauschenden Wieners hatte einen scharfen Klang, als er obenhin frug: „Sie, wann ist denn die Hetz' gewesen?“

„Am 20. Juli 1402!“ versetzte schnell an des Gelehrten Stelle die kleine Frau.

„So lang' schon? Wer weiß, ob's dann wahr ist!“

„Die Geschichtschreiber Serecfeddin und Arabschah erzählen es doch!“ widersprach sie. „Und ebenso das Tagebuch des Ritters Johannes Schiltberger aus München!“

Also das alles wußte sie schon! Eine gelehrige Schülerin! Das mußte man ihr lassen! Der Ritter von Mora hatte, während sie weitergingen, trotz seines Ingrimmes beinahe Mitleid mit dem armen kleinen Hascherl, mit diesem Herzen von Wachs, das ein jeder, an dem es sich erwärmte, nach Laune zu einem neuen Spielzeug zurechtkneten konnte. Und nun hatte man die zarte Masse seinen Händen, den spitzen behutsamen Fingern eines vielerfahrenen Weltmannes entwunden, und dieser junge Gelehrte da hantierte ungeschickt, in ehrlicher, täppischer Begeisterung damit herum. Und nahm Frau Dagmars Schmetterlingsseele ernst in aller Unschuld eines rechten deutschen Träumers und Denkers aus alter Poststutschenzeit! Der Gedanke stimmte ihn heiter, und er frug launig: „Sie haben sich wohl auch schon viel in der Welt umgeschaut, Herr Doktor?“

Der andre verneinte fröhlich. „Das ist mein erster Ausflug ins Weite. Gott sei Dank! Denn wenn man denkt, wie viel Schönes man dann noch vor sich hat und sein nennen darf —“

„Ja — nicht wahr?“ sagte der Mephisto zerstreut und schaute dabei scharf Frau Dagmar an.

Von der hatte sich inzwischen Miß Ellen getrennt und ließ sich in einem Seitenhof, in den hinter holzvergitterten Fenstern ein halbes Dutzend mandelförmige Augenpaare aber weißen Schleiern mit Neugier und Grauen auf die unverhüllte Europäerin herniederfahren, von dem Hadschi Hovayim Hufsejndsian, dem Armenier, von neuen Greueln der Kurden gegen die Christen erzählen. Ihr regelmäßiges, nicht unschönes Gesicht war dabei ernst, gespannt, äußerlich unbewegt, wie das des Arztes am Krankenbett.

Auch Wendelin Strittmaier zog jetzt seinen Hut ab. „Auf Wiedersehen morgen früh, liebe Freundin! Wir beide treffen uns ja wohl noch, Herr von Mora? In welcher von den beiden Karawanserais sind Sie denn abgestiegen?“

„Ich hab' keine Ahnung! Das muß mein Freund, der Effendi, besorgen!“

„Es giebt nur die zwei Häuser am Eingang der Stadt, das griechische und das armenische. Wir nennen sie die Hotels ‚Zur standhaften Wanze‘ und ‚Zum fröhlichen Floh‘. Ich wohne in dem ersteren!“ Er lachte dabei unbefangen zum Abschied und verschwand um die Ecke. Und Franz Josef von Mora dachte sich: Bleib' du nur in deiner Wanzenburg, mein Lieber! Ich such' dich dort gewiß nicht heim! Vielleicht dämmert es dir doch mit der Zeit, wie zuwider du mir bist!

Dagmar und er waren jetzt schon an die Grenze der Stadt, ein Durcheinander von niederen Hütten, von Lehmhügeln, von Scherbenstätten und verwahrlosten kleinen Friedhöfen, gekommen. Da lag das freie Feld. Kurdenhirten mit langzottigen Haarkrähnen und düsteren Augen, mehr pelzumhüllten Halbbieren als Menschen ähnlich, tauchten in den Staubwolken der Ziegen- und Schafherden auf und daneben die spitzen schwarzschnäuzigen Hechtköpfe ihrer riesigen Hunde, die, ebenso wie ihre Herren, hier in der Nähe der Obrigkeit ihre angeborene Wildheit zügelten. Es dämmerte schon stark, der erste Schimmer des Mondes verklärte die zerrissenen Berggipfel im Osten, und von naß und fern klang als Abendmusik das Frösche gequake und das hundertfache Kläffen der lungernden Köter.

„Also, bitt' schön,“ hob der Ritter von Mora an, „was ist eigentlich geschehen?“

Die kleine Frau erwiderte nichts. Er sah, daß ihr zartes Gesichtchen blaß geworden war, weltschmerzlich und mit einem Zug um die Lippen, den er von früher her, in Stunden der Schwermut immitten ihres Blumendaseins, bei ihr kannte und der vorwurfsvoll zu fragen schien: Kommt denn im Leben nichts mehr weiter? War das denn wirklich alles?

Endlich fing sie an, aber ganz anders, als er erwartet hatte. „Ich bin manchmal so müde!“ sagte sie halblaut. „Ich bin doch erst Ende der Zwanzig, ich bin doch noch jung und ich fühle mich doch so alt!“

„Ach was haben's denn so viel erlebt?“

Sie klagte, den Blick nach den Sternen gerichtet. „Immer war ich unterwegs! Immer rund um die Erde! Ich bin in Japan geboren, wie mein Vater dort Konsul war, ich bin in Nordamerika und Spanien aufgewachsen, und wie ich verheiratet war, ging das Zigeunern erst recht los. In Singapore, in Südafrika — ach, wo war ich denn nicht! Das ist alles so

langweilig und bunt und lärmend! Und die Menschen sind überall gleich. Ich mag sie nicht mehr. Ich möchte nur einmal — einmal in meinem Leben einen stillen Winkel haben und glücklich sein!"

„Sie sind doch frei!"

„Nein!" sagte die kleine Frau traurig. „Denn ich bin schwach. Ich kenn' mich! Wenn ich da draußen bin, da macht ihr mit mir, was ihr wollt. Und Sie gerade! Sie sind die Verförderung der Welt, ans der ich fliehen will."

„Dank' schön, gnä' Frau!"

„Ja — Sie lächeln schon wieder ironisch! Sie nehmen mich nicht ernst. Sie gehen da im Mondschein neben mir her wie der Gottseibeiuns neben einer armen Seele. Aber ich schwöre Ihnen: diesmal ist es mir Ernst — heiliger Ernst! Andere Frauen leben friedlich in ihren vier Wänden — ich soll ewig in allen fünf Erdteilen mich tummeln, auf Dampfschiffen, in Sänften und Hängematten, unter Palmen und Pagoden — ja, was kommt denn da schließlich für einen selbst dabei heraus?"

„Ja freilich — solang' man nicht am Schnürl die Jahreszahl weiß, wann sich der Tamerlan und der Kümmeltürke miteinander gerauft haben!"

Sie überhörte seinen Spott. „Ausbauen sollt' man sich! An sich arbeiten! Etwas steckt in jedem, wenn's auch vielleicht schon vom Leben verschüttet und verstaubt ist. Aus diesem hohlen äußeren Leben muß man eben heraus!"

O du Tschapert! dachte sich der andre, und laut und ehrerbietig sprach er: „Ich möchte Sie 'mal sehen, Frau Dagmar, ohne das arme bissel Leben da draußen und ohne Bälle und Gesellschaften und — seien's nicht böse — ohne uns!"

„Ja, ihr!" Sie schaute ihn feindselig mit ihrem ernsten Kindergesichten an. „Ihr erstickt ja eben alles Gute in einem! Ueberall auf der dummen Erde lauert ihr auf einen wie die Raubtiere, in Frad und weißer Binde! O, ich hab' es so satt, mich immer verfolgen zu lassen! Ich sehne mich so einmal nach einer ehrlichen einfachen Freundschaft mit einem Mann! Und Sie sind nicht dazu geschaffen!"

„Nein!" sagte der Mephisto trocken. „Gleich und gleich flößt sich ab. Wir kennen uns zu gut!"

„Eben! Wo Sie und ich uns nur auf der Welt getroffen haben, da schien es mir wie der Wassermann und die Nixe auf dem Ball, in dem Heineschen Gedicht. Die zwei erkennen sich überall zwischen den andern und nicken sich zu und wissen — leider! — wer sie sind!"

„Ich hab' keine Ahnung, wer ich bin!" sagte der schwarze Ritter langsam. „Ich bin ein Spiegel, in den viel Menschen und Dinge hineingeschaut haben, und der dumme Spiegel hat alles getreulich behalten. Da lauft jetzt da herinnen die Arche Noah durcheinander, uns sein liebes Ich' kann man dazwischen mit der Laterne suchen! Na — der Mensch gewöhnt sich an alles — schließlich sogar an sich selber. Und gar erst an andere! Und wenn wir, wie Sie sagen, Wassermann und Nixe sind und überall in der Welt daheim . . ."

„Ja — ich bin überall zu Hause, drum hab' ich nirgends ein Heim!"

Er tröstete sie gutmütig: „Wir sind halt einmal zwei arme Kinder der Welt! Sie haben ein bissel zu viel gelebt und ich ein bissel zu viel geliebt, und das giebt jetzt so 'ne Aschermittwochstimmung. Dagegen ist, mein' ich, nur ein Kraut gewachsen: Hand in Hand! Und keck miteinander von vorn anfangen!"

Sie schaute von ihm weg in das Abenddunkel und schüttelte leise den Kopf — ein deutliches: Du verstehst mich nicht! Jetzt nicht! Gestern und morgen vielleicht. Aber nicht in dieser Stunde.

„Ja freilich, der da drüben!" hub er gereizt nach einer düsteren Pause an, in der er vergeblich auf Antwort gewartet hatte. „Der mit seinen seelenvollen Augen und der Begeisterung für die toten Kümmeltürken . . ."

Er brach ab. Er sah im Mondschein ihr blasses Gesichtchen ihm ängstlich zugewandt, flehend, mit einer stummen Bitte, ihr das Bild des Freundes nicht zu entweihen. Und dann sagte sie leise und ernst: „Ja — der da drüben."

Er rang die Hände. „Ja — was haben's denn nur an dem jungen Mann? Ich bitt' schön: Erklären Sie's mir!"

„Um ins Kloster zu gehen, bin ich nicht fromm genug!" Die Stimme der kleinen Frau klang gepreßt wie die eines schuldbewußten Kindes. „Und ich möchte mich doch einmal vor der Welt verschließen, in mich hinein. Dazu giebt er mir den Mut. Es ist um ihn so etwas Helles . . . etwas Unberührtes, wie wenn man ganz früh morgens aufsteht und durch den Wald geht und hört die Vögel singen."

„Also gut! Sagen's doch gleich: ein Heiliger! Genieren's Ihnen doch nicht!"

Ihre schwermütigen Augen vergrößerten sich. „Wissen Sie, daß es mich manchmal förmlich überkauft? Er ist so ganz anders als wir. Ein Mann und ein Kind zugleich! Es ist etwas so Unfaßbares an ihm . . ."

„Ich faß' es schon!" sagte der mit dem Spitzbart trocken. Zu blöd! Also richtig verliebt in solch einen vormärzlichen deutschen Träumer, solch einen um fünfzig Jahre zu spät auf die Welt gekommenen Ideatisten aus der Blaublümlein- und Gelbveigleinzeit! Durch Unschuld wissend — der reine Thor! — Ach ja — solch ein blonder Parsifal war gerade etwas für Frau Dagmars verwöhntes, müdes, kleines Herz. Da hatte sie ein neues Spielzeug: die deutsche Seele, klar wie Krystall und labend wie Quellwasser. Und sie stannte das neuentdeckte Kleinod, das blonde treue Gemanengemüt an und streichelte es behutsam und zärtlich wie ein Kind die Weihnachtspuppe!

Ein Segen nur, daß auch Quellwasser auf die Dauer fad wird, recht bald sogar. Dann flattert die Libelle weiter. Und wieder konnte der Ritter von Mora eine innerliche Heiterkeit bei dem Gedanken an seinen ahnungslosen Nebenbuhler nicht unterdrücken: Wart' nur, mein Lieber, du wirst schauen! Du ahnst noch nicht, wie rasch im April das Wetter umschlägt und die Launen bei einem armen geplagten Engel von solch einer kleinen Frau! Da sagen die lieben Nerven eines schönen Morgens: Hast! Jetzt ist's genug! — Und da hist du auch schon vergessen! Ich kenn' ie besser wie du!

Und dann krug er gleichmütig: „Und von was reden Sie denn eigentlich mit ihm den ganzen Tag?"

„Er erzählt," sagte Frau Dagmar, „und ich hör' zu. Er erzählt von seinen Forschungen, von seinen Studentenjahren und vor allem von der Universität, wo er zu Hause ist und mit seiner alten Mutter zusammen lebt. Ich seh' die kleine Stadt förmlich vor mir, mit ihren spitzen Giebeldächern und grauen Türmen und solch einem heimeligen Frieden um alles, was darin ist, und dann bekomm' ich solch eine Sehnsucht! Ich möchte auch einmal den Frieden haben, statt wie ein Irrlicht überall herumzugeistern. Wenn ich jetzt da die Gartenthüre aufmache und im Mondschein das Landhäuschen zwischen den wilden Rosen vor mir sehe, kann ich da dem sagen: Ich bin zu Hause? Ich nein — ich weiß ja — in ein paar Wochen muß ich wieder fort, hinaus in die Welt und weiter, immer weiter . . ."

Sie sprang mit einem unterdrückten Schreckensschrei zurück. Vor ihr, mitten auf dem Wege, vom bläulichen Himmelslicht hell umflossen, zeigte sich plötzlich eine mächtige Gestalt, mit blitzenden Augen über der Adernase, düsteren Ernst auf dem männlich schönen Gesicht, und während Franz Josef von Mora unwillkürlich mit der Hand nach dem Revolver in der Hosentasche fuhr, erkannte er den Eindringling wieder: es war der Tscherkesse, der vorhin vor dem Stationsgebäude an der Straße gestanden hatte.

Auch der Fürst Haoud Oglu Mansur schien verblüfft, wenn er auch seine orientalische Würde bewahrte. Stumm blieb er auf der Stelle, und vor ihm der andre. Verständigen konnte man sich nicht. Es war eine beklommene Pause, bis endlich Giuseppe Nardi, der spitzbübische levantinische Koch und Diener, auftauchte und mit seinem gewohnten kriecherischen Lächeln heranschlich.

„Ist das nicht einer von den tscherkessischen Jägern?" frug die kleine Frau mit einer immer noch vor Aufregung unsicheren Stimme den gelblichen Gesellen, und Giuseppe bejahte. Es sei sogar ihr Fürst, ihr Pfchl.

„Dann erkundige dich doch einmal, was er nachts hier in unserem Garten zu suchen hat!"

Daraufhin gerieten der Levantiner und der Räuberfürst in

ein aufgeregtes, von wildem Händegefuchtel begleitetes Gespräch, zu dessen Ende sich Giuseppe Nardi lachend an seine Herrin wandte: „Er schämt sich, es zu sagen!“

Scham war nun eigentlich das Letzte, was man diesem sechs Fuß hohen Abenteurer zutrauen konnte. Aber in der That schaute Haoud Oglu Mansur finster zur Seite, während der Dolmetscher fortfuhr: „Er hat, von Not getrieben, ein unreines Tier getötet. Einen Wildeber. Er will ihn verkaufen, denn seine Söhne hungern nach Brot. Der Eber liegt im Wasser unter dem fünften Viadukt der Angorabahn. Dort kann ich ihn morgen früh holen. Er kommt mir zurecht; wir haben nichts mehr in der Küche!“

„Wieviel soll er kosten?“

Der Fürst hob fünf schwärzliche Finger in die Höhe, der Koch drei. Also einigte man sich auf vier Medschidje!

„Und jetzt schau', daß du weiter kommst! Du elender Raffelbinder!“ sagte der Ritter von Mora in seinem heimatlichen Dialekt, und, als habe er ihn verstanden, legte Haoud Oglu Mansur mit dem Anstand eines Königs die Rechte grüßend an die Stirne, Mund und Brust und verschwand.

Frau Dagmar war schon wieder ganz vergnügt. „Das Wildschwein holen wir uns morgen selber! Wir leihen uns vom Stationsvorsteher eine Draisine und lassen die von ein paar tatarischen Arbeitern stoßen. Was meinen Sie, Giuseppe — Sie wollen selbst in aller Frühe die Sache besorgen? Nein — lassen Sie nur . . . das wird ein sehr hübscher Ausflug!“

„Ja — jetzt sagen Sie aber, bitte,“ — die Stimme ihres Freundes klang besorgt, während sie der Hausthüre zuschritten — „leben Sie denn wirklich hier so ganz ohne Schutz in die Nacht hinein — gar keine Leute außer dem kägellen Haderlump, dem Levantiner da, in der Nähe?“

„Aber freilich! Der kommt ja endlich der Gärtner! Der und seine zwei Söhne und ihre großen Hunde sind ja sonst Tag und Nacht zu unserer Bewachung da!“

Soliman, der alte Gärtner, entschuldigte sich mit Hilfe des dolmetschenden Kochs. Er und die Seinen hätten eine Razzia auf die wilden Köter in der Nachbarschaft unternommen, deren Heulen die Damen so sehr im Schlafe störe. Inzwischen wäre der Tscherkesse eingedrungen. Und von sich aus setzte der Levantiner hinzu, er kenne Haoud Oglu Mansur! Der denke an nichts Böses!

„Jawohl!“ Frau Dagmar zuckte die Achseln. „Ein Wildschwein zu töten, da schämt er sich! Aber einen Menschen würde er abwürgen wie ein Hühnchen, wenn er nur dürfte! Und nun — lieber Freund, für heute Gott Nacht!“

„Jetzt schon? Wo ist denn die Miß Frank?“

„Ellen? Irgendwo in der Stadt. Es haben wieder in der Nachbarschaft Greuel gegen die Armenier stattgefunden. Man sah schon gestern nacht in den Bergen den Brandschein. Wenn man Verwundete gebracht hat, kommt sie vielleicht erst bei Sonnenaufgang nach Hause.“

„Und inzwischen sollen diese Leute da Sie bewachen?“

„Soliman und seine Söhne sind treu wie Gold. Er liebt außerdem alles, was deutsch ist. Neben Sie ihn doch an! Das freut ihn.“

Und in der That verklärten sich bei der durch Giuseppe vermittelten Ansprache die braunen Züge des graubärtigen Gärtners. Er habe als Landwehrmann, in der Nähe, den Krieg gegen Griechenland mitgemacht. Sie seien auf einer von Deutschen gebauten Eisenbahn dorthin gefahren, von deutschen Paschas im Gesecht beraten und von deutschen Aerzten gepflegt worden. Und er wisse, daß der deutsche Kaiser ein wahrer Freund des Sultans sei.

Der Mann war sicherlich zuverlässig und ebenso wie seine Söhne gut bewaffnet. Es war keine Gefahr. Aber trotzdem zögerte der Besucher, bis ihm Frau Dagmar zum zweitenmal die Hand reichte.

„Alsdann . . . Sie wollen mich halt loswerden, gnä' Frau?“

Ihr Gesicht war traurig. „Heute nur! Wenn Sie Ihren Fuß über diese Schwelle setzen, dann verändern Sie mir diesen ganzen kleinen Erdenwinkel! Aller Zauber ist weg, in den ich mich diese vier Wochen lang eingesponnen hab'! Seien Sie nicht böse! Sie sind eben kein Märchenheld! Sie sind die Wirklichkeit von draußen — und die muß ja schließlich auch einmal wieder zu ihrem Recht kommen. Aber erst morgen! Mit dem Morgen sind' ich mich immer ab — und das Gestern vergeß' ich, und das Heute genieß' ich — das ist mein Glück und mein Unglück zugleich im Leben!“

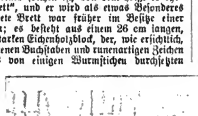
Sie bog sich vor, um in dem schwachen Mondschein zu sehen, ob er ihr zürne. Aber sie erblickte da ein spitzbärtiges Mephistogesicht, das unduerschringlich war wie immer, trotz des so gemütlich von seinen Lippen fließenden Wiener-Deutsch, und nahm beruhigt von ihm Abschied: „Auf Wiedersehen, lieber Freund!“

„Auf Wiedersehen!“ erwiderte der schwarze Ritter und schritt, von einem fackeltragenden Gärtnerburschen als Führer geleitet, durch die Nacht davon, der armenischen Karawanserai zu.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten.

Das Dullbrett. (Mit Abbildung.) Die sogenannten Dullbretter — auf hochdeutsch Tollbretter — sollen in alten Zeiten in Pommern sehr verbreitet gewesen sein, heute kommen sie nur noch in vereinzelten Exemplaren vor, und wer im glücklichen Besitze eines solchen ist, von dem heißt es ehrfürchtig: „Der hett en Dullbrett“, und er wird als etwas Besonderes angesehen. Das hier abgebildete Brett war früher im Besitze einer alten pommerschen Bauernfrau; es besteht aus einem 26 cm langen, 5½ cm breiten und 1½ cm starken Eichenholzblock, der, wie ersichtlich, mit allerlei verkehrt eingeschnittenen Buchstaben und runenartigen Zeichen bedeckt ist. Die Rückseite des von einigen Wurmstichen durchsetzten Holzstückes zeigt die eingeschnittenen Buchstaben I G S und die Zahl 1818. Vielleicht ist dies die Jahreszahl; es liegt die Vermutung nahe, daß dieses Brett nach einem ältern eingefertigt wurde. Die Bestimmung des „Dullbretes“ ist folgende: Wenn sich irgendwo in der Gegend ein der Tollwut verdächtiger Hund oder irgend ein anderes tollwütiges Tier gezeigt hat, dann bereitet die Bäuerin aus Roggenmehl einen Brotteig, den sie auf das „Dullbrett“ drückt, so daß die Zeichen auf dem Teig zu sehen sind. Von diesem Stück, das „Bad“ genannt wird, erhalten sämtliche Haus genossen, vier- und zweibeinige, einen Brocken, und man glaubt steif und fest, daß dann der Biß eines tollen Hundes nichts mehr schaden kann, was natürlich ein unter Umständen sehr verderblicher Aberglaube ist. Wissen nun die Landleute, daß sich hier oder dort ein „Dullbrett“ befindet, so kommen sie bei nahender Gefahr und holen sich „ne Bad“, und der glückliche Besitzer dieses Holzblockes kann durch ein — vielleicht gar fälschlicherweise — ausgesprengtes Gerücht auf sehr bequeme Weise eine bedeutende Einnahme haben. Grund genug für eine im Besitze eines solchen Brettes befindliche Familie, dasselbe nie aus der Hand zu geben oder zu verkaufen. Marg. Reese-Wiethölter.



Ein Dullbrett.

Die alte Wassermühle unweit Agnetendorf im Riesengebirge, die unser Bild auf S. 373 in ihrer vollen malerischen Schönheit wiedergiebt, ist allen Riesengebirgstouristen wohlbekannt. Das liebe Agnetenthal, in dem Mühle und Dorf anmutig gelagert sind, liegt etwa ⅔ Stunden von Hermsdorf unterm Kynast im Kreise Hirschberg am Nordfuße des Riesengebirges, 530 m über dem Meere. Das Dorf hat eine ganz stattliche Einwohnerzahl, drei Gasthöfe und nicht unbedeutende Glasschleiferei- und Holzwarenfabrikation. Nicht weit von Agnetendorf liegt die 714 m hohe Bismarckhöhe, von der man das ganze Tal mit dem immer munteren Flußlauf, der seine Wasser über die Mühlenräder treibt, überschauen kann. Auch der Südrich, die Schneegruben, das hohe Rad, der Turmstein, die Peterbaude, der Kynast ꝛc., in weiterer Ferne der Rochefall, der Zackenfall, Schreiberhau, die höchstgelegene Ortschaft Schlesiens und die besuchteste Sommerfrische des Riesengebirges, sind von Agnetendorf aus leicht zu erreichen. Agnetendorf selber bietet mit dem geschützten Tal und seinem milden Klima eine gute Sommerfrische und einen viel besuchten Luftkurort. Auch im Winter ist das Dorf wegen der Hörnerschlittenfahrten stark besucht. Die Sagen des Kynast spielen auch in die Geschichte des stillen Agnetenthales, das mit seiner farbenreichen Flora, seiner fleißigen Bevölkerung ein Stück Erde umschließt, auf dem zu wandern eine wahre Lust ist. Hz. Kr.

Die Forderbäume von Detmold. (Mit Abbildungen.) Vor dem Schloß und der Hauptwache von Detmold, auf dem mit Recht gerühmten Schloßhofe mit seinen Baumgruppen, Teppichbeeten, Palmen und Blattpflanzen, steht eine Anzahl riesiger Vorderbäume, deren Alter zwar nicht genau feststeht, die aber bereits 1721 gelegentlich eines Brandes von Schloß Friedensthal bei Detmold erwähnt werden, ohne Zweifel also mehr als 200 Jahre alt sind. Darauf deutet auch die Höhe und die Entwicklung der Bäume, denn sie sind bis zur Kronenspitze 5,50 bis 6 m hoch. Das ist für unser Klima eine ganz erkleckliche Höhe, wenn auch der Lauros nobilis, der Vorderbaum, in seiner jetzigen Heimat, den Mittelmeerländern, in Syrien und im cilicischen Taurus, die Höhe von 18 m erreichen soll. Prächtig sind die Kronen der Detmalder Bäume. Sie haben einen Durchmesser von 3 bis 3,50 m und sind entweder 1,50 m hohe Pyramiden oder 2 m hohe Kugeln. Die größten Bäume wiegen 27 Centner. Allzuviel Pflege verlangen die Vorderbäume nicht. Es genügt, wenn sie alle 5 bis 6 Tage begossen werden. Freilich muß das so gründlich wie möglich geschehen, derart, daß jeder Baum 15 bis 18 große Gießkannen Wasser erhält, d. h. 200 bis 250 Wasser für den Hübel, da die Gießkannen 13 l Wasser fassen. Natürlich muß man dabei auf die Witterung Rücksicht nehmen. Daneben ist Beschneiden und Reinhalten der Kronen die Hauptsache, die Bäume in neue Erde umgepflanzt.

H. K.

Transport eines Riesenlorbeerbaumes.

Interessante Experimente mit einem Dampfstrahl hat der englische Physiker Wilson gemacht. Er ließ aus enger Oeffnung Wasserdampf herausströmen, so daß dieser wie ein Strahl herwarschoß. Diesen Dampfstrahl setzte er durch Spitzenwirkung einer elektrischen Ladung aus. Der Erfolg war, daß der Dampfstrahl alsbald seine Farbe änderte. Fiel das Licht auf den Strahl, so wurde er milchig trübe. Fiel das Licht hindurch, so war der Dampfstrahl nunmehr fast unsichtbar. Wenn aber der elektrische Strom verstärkt wurde, nahm der Strahl einen schmutzig blauen, bei weiterer Verstärkung grünen, gelben, roten und schließlich purpurnen Ton an, um dann wieder bläulich zu werden. Bisweilen bildeten sich all diese Farbentöne gleichzeitig aus und der Dampfstrahl nahm für den Beschauer einen düsteren, fast bedrohlichen Charakter an. Die Erscheinung hängt mit der Bildung winziger Tröpfchen in dem Dampfstrahl zusammen, die je nach ihrer Größe verschiedene optische Eigenschaften besitzen, und war bereits Helmholtz bekannt. Ein Physiker, der dieselbe in der „Natur" beispricht, bemerkt dazu: Man kann sich dem Experiment gegenüber nicht des Eindruckes erwehren, daß man es mit Gewittertwolken im kleinen zu thun hat, wenn man sich gleichzeitig erinnert, wie plötzlich oft Gewitterwolken aufsteigen und welche Farben sie annehmen.

Der Durchmesser der im Dampfstrahl sich bildenden Kondensationstropfen wird etwa bei der zehnmillionsten Zeil eines Centimeters betragen. Diese Kondensation in der Luft wird dann besonders ersichtlich, wenn Staubpartikelchen darin enthalten sind, die sich zu Kondensationskernen hergeben.

Der Salzpfluß in der Colorado-wüste. (Mit Abbildung S. 397.) Im südöstlichen Winkel des Staates Kalifornien liegt die etwa 40 000 qkm große Colorado-wüste, eine der berüchtigtsten Wüsten der Welt, welche die ersten spanischen Einwanderer mit Schrecken erfüllte. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts drang die menschliche Kultur auch in diese Einöden. Durch einen Teil der Wüste legte man den Schienenstrang der Südpacificbahn, und im Fluge durcheilt der Reisende die festen Gefilde, die den Grund eines ehemaligen Meeresbeckens bilden und etwa 100 m unter dem Meeresspiegel liegen. Der Boden der Wüste ist sehr salzhaltig, und dies gab Anlaß zur Gründung einer Salzine, der sie ihren Namen, Niederungs-Salzsee. Im Jahre 1891 trat hier ein seltenes Ereignis ein. Am 23. Juni begann sich in der Wüste ein See zu bilden, der in wenigen Wochen an 50 km lang und 13 km breit wurde; der am Rande der Wüste vorbeifließende Colorado hatte seine natürlichen Uferdämme unterwaschen und die Wüste überschwemmt. Der Zufluß hörte bald auf, aber die gewaltigen Wassermassen hatten das Gepräge der Wüste verändert; ein milder Wind frischte über die weiten Flächen, die Ufer des Sees begannen zu grünen. Freilich war das Zauberwerk nur von kurzer Dauer. Schon im Jahre 1892 verschwand das Wasser infolge von Verdunstung, das Gras verdorrte, und die weite Fläche war mit einer lockeren Salzkruste bedeckt, deren Dicke 3 bis 20 cm beträgt. Die Natur hat hier im Laufe weniger Jahre eine graphartige Salinenarbeit verrichtet. Aun beuten sich die Amerikaner, das ziemlich reine Kochsalz auszubeuten. Ein Dampfpflug wurde herbeigeschafft. Mit seinem kräftigen Brecher reißt er die Salzkruste auf und wirft sie zu langen Furchen auf. Bei dieser Arbeit kommen unterirdische Quellen zu Tage, die aus einer gesättigten Sole bestehen; in dieser wird das Salz gewaschen, d. h. von erdigen Beimischungen gereinigt, worauf es in pyramidenartige Haufen geschaufelt wird. Nachdem es getrocknet ist, wird es die Salzsümpfe geschafft, die durch einen Schienenstrang mit der Südpacificbahn verbunden ist. Leicht ist aber diese Salzgewinnung durchaus nicht. Wochenlang herrscht in der Wüste eine solch glühende Hitze, daß die Weißen längeres Arbeiten in dieser Temperatur nicht vertragen; man mußte Japaner und Indianer anstellen. Außerdem strahlen die von der Sonne beschienenen, mit zahlreichen flimmernden Krystallen besetzten Salzflächen einen blendenden Glanz aus, daß die Augen sich in kürzester Zeit entzünden, wenn sie nicht durch Brillen mit dunklen Gläsern geschützt werden. Schließlich ergaugt die mit Salzteilchen geschwängerte Luft einen überaus starken Durst. Die Arbeiter müssen darum sehr viel Wasser trinken und sind trotzdem in der Hitze vielfach der Gefahr des Hitzschlags ausgesetzt. Sind die Salzseen abgetrocknet, dann verdunstet das Wasser der zu Tage geförderten Lauben und der Boden bedeckt sich von neuem mit einer Salzkruste. Die Salzgewinnung wird also voraussichtlich noch lange andauern können. Wundervoll ist der Anblick dieses „Krystallsees" beim Mondschein. Das matte Licht bricht sich in den Millionen und aber Millionen von Salzkrystallen und erzeugt Farbenbilder, die dem Beschauer unvergeßlich bleiben.

Die Riesenlorbeerbäume vor dem Schloss in Detmold.

Allerlei Kurzweil.

Anstellrätsel.

Odense, Mandel, Schere, Lasten, Athene, Schaum, Merida, Wiehse, Lesage, Osiris, Maurea, Nestor.

Aus jedem der obigen Wörter bilde man durch Umstellen der Buchstaben und Hinzufügen je eines Buchstaben ein neues Wort, so daß die Mittelbuchstaben der neuen Wortreihe einen Roman nennen, der den Lesern der „Gartenlaube" wohlbekannt ist. Die Wörter bezeichnen: 1. eine See bei Europa, 2. ein Bergwerk in Spanien, 3. eine Stadt in England, 4. eine Stadt in der Provinz Sachsen, 5. eine Stadt in Persien, 6. eine bulgarische Festung, 7. eine Insel im Atlantischen Ocean, 8. ein Land in Europa, 9. einen Fluß in Afrika, 10. einen berühmten Komponisten, 11. eine deutsche Kolonie, 12. einen Fluß in Syrien.

A. St.

Homonym.

Schreibst du es klein, so wird es nur
Gethan im Dienste des Merkur.
Schreibst du es groß, so wird alsbald
Dein Auge es gewahr im Wald.

L.

Rätsel.

Ich laufe, ohne je zu rasten,
Trag' auf dem Rücken schwere Lasten,
Ich bin nicht krank, doch — wer sollt's fassen,
Nie kann ich ja das Bett verlassen.

Die Auflösungen der Rätsel und Aufgaben aus Halbheft 13 folgen im nächsten Halbheft.

Verantwortlicher Redakteur Dr Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Heft 7. 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Julius Grosse, der als Lyriker wie als Romanschriftsteller und Dramatiker bekannte Dichter, der sich auch als langjähriger Generalsekretär der Deutschen Schiller-Stiftung große Verdienste erworben hat, ist am 9. Mai auf einer Reise nach Italien an schönen Gardasee vom Tode ereilt worden. Grosse stammte aus Erfurt. Am 25. April 1828 wurde er in der lieblichen Blumenstadt geboren, und nachdem er das Gymnasium zu Magdeburg besucht hatte, bildete er sich zum Germanisten aus. Erst 1849 bezog er dann die Universität Halle, um Jurisprudenz zu studieren, nebenbei wirkte er aber auch hier schon eifrig im Dienste der Poesie.

Julius Grosse †.
Nach e. Aufnahme von Louis Held, Hofphotograph in Weimar.

1852 ging Grosse mit dem Vorsatze, sich ganz dem Studium der schönen Künste zu widmen, nach München, und dort trat er drei Jahre später in die Redaktion der „Neuen Münchener Zeitung" ein und blieb bis zum Jahre 1867 bei diesem Blatte. 1869 wurde er als Generalsekretär der Deutschen Schiller-Stiftung berufen, 1880 zum Professor ernannt. Von seinen überaus zahlreichen Werken nennen wir „Wegen den Strom", „Gundel vom Königssee", „Der Spion", „Am Walchensee".

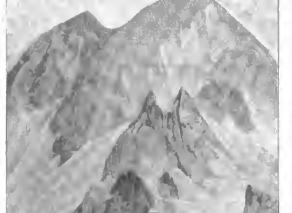
Fort de France auf Martinique.

Der Ausbruch des Mont Pelée auf der Insel Martinique. Ein furchtbares Unglück von geradezu weltgeschichtlicher Bedeutung hat die fast unmittelbar zu Füßen des Mont Pelée an der Küste der Insel Martinique liegende Stadt St. Pierre und zugleich die ganze Insel heimgesucht. Nach den vorliegenden authentischen Nachrichten wurde die Stadt am 8. Mai früh gegen 8 Uhr durch einen vulkanischen Ausbruch des längst schon als erloschen geltenden Kraters auf dem Mont Pelée vollständig zerstört, und man nimmt an, daß die gesamte Bevölkerung von etwa 40 000 Menschen umgekommen ist bis auf eine ganz geringe Anzahl, die der Kreuzer „Sucher" rettete. Auch alle auf der Rede von St. Pierre liegenden Schiffe sind durch Feuer zerstört worden. Die Zahl der vernichteten Schiffe wird auf 19 angegeben. Beinahe ihre ganze Besatzung ist umgekommen. Das Unglück ist namenlos. Hilfe wurde von Guadeloupe gesendet, es mangelte namentlich an Lebensmitteln. Die Landung

Die jetzt verschüttete Stadt St. Pierre mit dem Mont Pelée auf Martinique.
Nach einer photographischen Aufnahme.

bei St. Pierre war aber sehr erschwert, da Küste wie Stadt in ein Aschengrab versenkt sind. Glücklicherweise sind Unglücksfälle von gleich erschütternder, verheerender Wirkung nur selten zu verzeichnen. Die Insel Martinique spielt in dem Kranze der Kleinen Antillen eine hervorragende Rolle. Sie ist nächst Guadeloupe die wichtigste Besitzung der Franzosen in Westindien und hatte, vermöglich sie nur 988 qkm groß ist, schon im Jahre 1888 über 175 000 Einwohner, darunter 10 000 Weiße. Von der Oberfläche der Insel sind 34 Prozent bebaut, 19 Prozent Weide, 18 Prozent Wald, also über 70 Prozent nutzbare Fläche. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner, zumeist Landbebauer, ist die Zuckerrohrkultur. Außerdem werden Kaffee, Kakao, Baumwolle, Tabak, karibischer Kohl und Getreide gebaut. Die eigentliche Hauptstadt der Insel ist Fort de France, den Mittelpunkt des Handelsbildes St. Pierre. Diese unglückliche Stadt wurde im Jahre 1665 gegründet. Fort de France hat etwa 16 600, St. Pierre über 30 000 Einwohner. Mitten durch die Insel zieht sich ein hohes Felsengebirge, aus dem sich trachytische Vulkane erheben, die dreigipfeligen Pitons du Carbet, 1207 m, und der Mont Pelée, 1350 m hoch. Seinen Krater füllte bis zum Ausbruche ein kleiner See.

Der Marmorblock für das Goethe-Denkmal in Rom. Zur Ausführung des den Lesern der „Gartenlaube" durch unsere frühere Abbildung bekannten Entwurfes von Prof. Eberlein für das vom Kaiser geschenkte Goethe-Denkmal in Rom hatte der Künstler in Italien selbst eine doppelte Aufgabe zu lösen: es galt, in den Brüchen von Carrara einen geeigneten Marmor auszuwählen, sodann in der ewigen Stadt selbst den Denkmalsplatz zu bestimmen. In beiden Dingen ist jetzt die Entscheidung getroffen. Der gewählte Standort liegt in den herrlichen Anlagen des Monte Pincio in der Mitte am Eingang. Zur Ausführung des Denkmals, das im Frühjahr 1904 enthüllt werden soll, hat Prof. Eberlein ein ganz ausgezeichnetes Material gefunden. Von den Besitzern der bedeutendsten Marmorbrüche geführt, erlitt er die stundenweit hoch im Gebirge des nordwestlichen Toskana gelegenen Fundstätten der besten und größten Blöcke und erwarb dabei für das Monument einen der gewaltigsten Steine, die dort jemals gebrochen worden sind. Auf unserer Momentaufnahme ist der Block, auf welchem die Gesellschaft sich gruppiert, festgehalten. In der Mitte sieht man, mit einem Kreuz bezeichnet, Prof. Eberlein. Der Block liegt an einer Felswand, die 900 m über der Stadt Carrara emporragt, und hat bei einer Basis und Höhe von etwa 16 m den mächtigen Inhalt von 700 cbm. So könnte das Goethe-Denkmal aus einem Stück gefertigt werden. Nur Rücksichten auf den Transport und die Arbeit selbst erfordern eine Teilung. Immerhin ist es erreichlich, für das ganze Werk ein Material von gleichmäßiger Färbung und Struktur zu besitzen.



Der carrarische Marmorblock für das Goethe-Denkmal in Rom.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Eugen Gura.
Nach e. Aufnahme von Hofphotograph A. Baumann in München.

Eugen Gura wird im November dieses Jahres sechzig Jahre alt und beendete schon jetzt seine künstlerische Thätigkeit. In der Hofkirchstadt Saag geboren, besuchte er die Realschule zu Komotau und das Polytechnikum in Wien und kam 1861 nach München, um Maler zu werden. Fr. Hauser und S. Herzer gewannen ihn jedoch für die Sangeslaufbahn. Schon 1865 wurde Gura in München engagiert. Zwei Jahre darauf ging er nach Breslau und später nach Leipzig und Hamburg. 1883 kehrte er als einer der bedeutendsten deutschen Sänger nach München zurück und entfaltete dort und von dort aus eine überaus vielseitige und erfolgreiche künstlerische Thätigkeit. Gura hatte ein schier unerschöpfliches Repertoire. Eine ganze Anzahl Wagnerscher Gestalten schuf er mit siegreicher Kraft und glänzendem Erfolg. Aber auch sein Barbier von Bagdad, seine Lortzingschen Gestalten waren ebenso vollkommen wie sein Gunther in der Nibelungentrilogie. Guros Kunst blieb nicht auf die dramatische Musik beschränkt. Wenn heute Carl Loewe, Franz Schubert, Hugo Wolf sich überall, wo deutsche Lieder gesungen werden, der größten Beliebtheit erfreuen, so haben sie das zum guten Teil Meister Gura zu verdanken.

Professor Jul. Hey.

Julius Hey. Am 29. April ist der bekannte Gesangsmeister Julius Hey 70 Jahre alt geworden. In Irmelshausen im Unterfranken geboren, widmete sich Hey in München zuerst der Malerei. Dann wandte er sich der Musik zu, bildete sich in der Komposition aus und wurde 1867 als Lehrer für Sologesang in der königlichen Musikschule in München angestellt. Bei den Proben zur ersten Aufführung von Wagners „Ring der Nibelungen" in Bayreuth war Julius Hey als Vortragsmeister thätig. Später wirkte er als Gesangslehrer in München, seit 1887 in Berlin. Hey hat in der Ausbildung der menschlichen Stimme als Gesangsorgan ganz neue Wege eingeschlagen. Seine vielseitigen Erfahrungen auf diesem Gebiete legte er in einem vierbändigen Werke, „Deutscher Gesangunterricht", das 1884 bis 1887 in Mainz erschien, nieder. Hey ist auch als Komponist hervorgetreten. Er feierte seinen 70. Geburtstag in voller Rüstigkeit und Frische.

Ludwig I, der Bayernkönig, hat neben den Statuen in der Regensburger Walhalla und in der Keltheimer Befreiungshalle nunmehr in Regensburg, der alten Freien Reichsstadt, eine Reiterstatue erhalten, die sein zweiter Sohn, der greise Prinzregent Luitpold enthüllt hat. Ludwig I ist im Jahre 1848 freiwillig vom Throne gestiegen, er gehört zu jenen deutschen Fürsten, die außer den Bedürfnissen des eigenen Landes auch diejenigen Deutschlands zu werten verstanden. Erst zwanzig Jahre nach seinem Rücktritt ist der König gestorben. Am 18. Oktober 1842 hatte er die Walhalla eingeweiht. Tags darauf legte er den Grundstein zu der Keltheimer Befreiungshalle nunmehr in Regensburg, der preußisch-deutschen Zollvereins energisch bethätigt. Was Ludwig I für sein Bayerland gewirkt hat, davon giebt vor allem die Fülle lebendiges Zeugnis. Ihre Kunstblüte ist sein Werk. Des Reiterstandbild zu Regensburg, welches von dem Bildhauer Ferdinand von Miller dem Jüngeren modelliert und von dem Erzgießer Ludwig von Miller in Bronce gegossen wurde, stellt den König in reichem Krönungsornate dar, wie er in der Rechten das Szepter erhebt, während die Linke die Zügel hält. Das Haupt des Königs ist mit einem Lorbeerkranz geziert. Das schöne Werk hat unweit der Postschwelle, welche der König in opferwilliger Weise reguliert und ausbauen ließ, Aufstellung gefunden. Das 3 m hohe Reiterstandbild, das auf einem ca. 4½ m hohen Sockel ruht, trägt an letzterem die Inschrift: Ludwig I, König von Bayern.

Die neue Reiterstatue des Königs Ludwig I von Bayern in Regensburg.

Das Denkmal für die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich in Montreux. In dem herrlich an den Gestaden des Genfersees gelegenen Montreux, wo die unglückliche Kaiserin Elisabeth von Oesterreich so oft und so gerne weilte, und von wo aus sie auch am 10. September 1898 jene Fahrt nach Genf antrat, welche ihr so verhängnisvoll werden sollte, wird Ende Mai ein Denkmal für die Heimgegangene errichtet werden. Der Schöpfer des Marmorbildes ist Antonio Chiattone, ein Meister aus dem Tessin, für dessen Werke die Kaiserin stets ein besonderes Interesse zeigte. Das Denkmal für die Kaiserin Elisabeth, welches, wie unsere Abbildung zeigt, sehr gut gelungen ist, erscheint als ein wündiges Erinnerungsbild für die edle Frau, deren Leben auf Schweizer Boden einer verruchten Mörderhand zum Opfer fiel.

Das Denkmal für die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich in Montreux.

Der deutsche Wohlthätigkeitssinn hat sich bei der Hilfeleistung für die bedrängten, zu dauerndem Aufenthalt nach Deutsch-Südwest-Afrika geflüchteten Burenfamilien ebenso kräftig bewährt wie für alle durch den Krieg in unsägliche Not geratene Buren. Auf dem Check-Konto der Deutschen Burencentrale in München sind bis Ostern d. J. rund 174 000 Mark eingelaufen. Außerdem sind Waren für die Notleidenden im Werte von 100000 Mark nach Südafrika, den Bermudainseln usw. verschickt worden. Somit hat die Burencentrale für die Armen bisher 274 000 Mark aufgebracht. Trotzdem laufen fortwährend neue Gesuche um Unterstützung ein, die Kriegsnot ist noch so groß, daß ein Nachlassen in der Wohlthätigkeit ein Unrecht wäre, zumal der Ausgang der in die Wege geleiteten Friedensverhandlungen unsicher genug ist. Darum lasse niemand, der mit materiellem Gut gesegnet ist, nach in seiner edlen Pflicht! Sendungen an Waren, Kleidern, Stoffen, Leinen, Wäsche, Nähzeug usw. werden an das Exporthaus der Burencentrale L. Rascher & Co. in Hamburg, Ferdinandstr. 41, gerichtet. Gelder nimmt das Check-Konto 466 der Bayrischen Hypotheken- und Wechselbank in München entgegen. Quittung wird sofort erteilt.

Professor F. Krautmann †.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. J. E. Schaarwächter in Berlin.

Der Rauch der Küste. Bisher war man ziemlich allgemein der Ansicht, daß die Luft der Gebirge von Bakterien frei sei. Demnach sind Bakterien auch in jenen hohen Luftschichten vertreten. Der französische Forscher, Dr. Binot hat Eisproben vom Montblanc untersucht und fand, daß auch auf dem Gletscher allenthalben Bakterienherde anzutreffen sind.

Francis Bret Harte ist am 5. Mai in Camberley bei London, wo er seit 17 Jahren lebte, noch nicht 63 Jahre alt, gestorben. In den achtziger Jahren waren seine Novellen und Romane für sein Vaterland Amerika wie für Deutschland litterarische Ereignisse. Sie haben heute noch ihren Wert, und viele, die seine Werke lesen, schätzen Bret Hartes warmes Herz, sein scharfes Auge und seinen prächtigen Humor. Bret Harte war am 25. August 1839 zu Albany im Staate New York geboren. Kaum fünfzehn Jahre alt, wanderte er nach Kalifornien aus, wirkte dort unter den Goldgräbern bald als Lehrer, bald als Expreßbote und wurde schließlich bei der Leitung „Golden Era", in der er bald, immer noch sehr jung an Jahren, seine ersten Skizzen veröffentlichte. Mitredakteur der „Golden Era", daneben gab er den „Californian", eine litterarische Wochenschrift, heraus und kam 1864 in den Dienst der Vereinigten Staaten als Sekretär der Münze in San Francisko. 1868 wurde Bret Harte an die Spitze des „Overland Monthly" gestellt. Kurze Zeit wirkte er dann an der kalifornischen Staatsuniversität als Professor der Literatur, kehrte 1871 nach New York zurück und ging schließlich als amerikanischer Konsul nach Europa. Er war in dieser Eigenschaft 1877—1880 in Crefeld, 1880 bis 1885 in Glasgow thätig. Neben seinem Beruf entwickelte er eine reiche Thätigkeit in San Francisko Schriftsetzer

Francis Bret Harte †.

Peter Rosegger legt den Grundstein zur seiner Waldschule in Krieglach-Alpel.
Nach einer Aufnahme a. d. Atelier F. A. Böhm in Mürzzuschlag.

Der neue Schnelldampferhafen in Cuxhaven.
Nach einer Aufnahme v. Hans Breuer in Hamburg.

als Schriftsteller. Seine „Kalifornischen Geschichten", „Gabriel Conroy", die „Zwillinge von Table Mountain", seine Goldgräber- und Kindergeschichten sichern ihm einen bleibenden Platz in der Litteratur.

Die Grundsteinlegung von Peter Roseggers Waldschule in Krieglach-Alpel. Einer der ehrlichen Pläne Roseggers ist nun in Erfüllung gegangen. Am 6. Mai wurde der Grundstein gelegt zur neuen Schule in seiner Waldheimat. Ein Bild, das die Stätte dieser Schule in winterlicher Landschaft zeigt, hat die „Gartenlaube" ihren Lesern schon zu Beginn dieses Jahrganges dargeboten. — Es war ein trüber Maimorgen an dem Tage der Grundsteinlegung, trotzdem war Rosegger mit den anderen Teilnehmern an der Feier pünktlich erschienen, und auch viele Bauern waren gekommen, um den verehrten Landsmann zu sehen, der mit so heißer Liebe an seinem Bergvolke hängt und mit Fürsorge ihre Kinder bedenkt. Um 2 Uhr begann die Feier, und wie dem edlen Werke zu Liebe lichteten sich die trüben Regenwolken, und die Sonne brach hervor. Peter Rosegger that unter einem Segensspruch die ersten Hammerschläge. Der Dichter war sichtlich ergriffen von der Bedeutung des Augenblicks. Liegt doch unsern der Stelle, die das neue Schulhaus tragen soll, jenes einsame Bauernhaus, wo er geboren wurde und seine Jugend verlebte.

Ferdinand Trautmann. Durch den am 4. Mai eingetretenen Tod des Geheimen Medizinalrates und Generalarztes a. D. Doktor Ferdinand Trautmann hat die deutsche medizinische Wissenschaft, besonders die Ohrenheilkunde, einen tiefen Verlust erlitten. Ferdinand Trautmann war in Wittenberg im Jahre 1833 geboren. Nachdem er das Gymnasium in Torgau absolviert hatte, kam er nach Berlin auf die Pepiniere und wurde nach Beendigung seiner Studien Militärarzt. 1859 avancierte Trautmann zum Stabsarzt, 1864 zum Oberstabsarzt. In dieser Eigenschaft machte er die Feldzüge der Jahre 1866 und 1870/71 mit. Bald nach dem deutsch-französischen Kriege widmete er sich als Spezialist der Ohrenheilkunde und habilitierte sich für dies Fach im Jahre 1876 als Privatdocent an der Berliner medizinischen Fakultät. Im Jahre 1887 schied Trautmann als Generalarzt 2. Klasse aus der Armee und wurde im Jahre darauf außerordentlicher Professor. Als man die neue Abteilung für Ohrenkranke an der Berliner Charité errichtete, wurde Trautmann zum dirigierenden Arzt der Abteilung und gleichzeitig zum Geheimen Medizinalrat ernannt. Vor zwei Jahren siedelte er mit seiner Abteilung in die neu erbaute Ohrenklinik an der Luisenstraße über. Zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten in seinem Spezialfach haben Trautmann viel Anerkennung eingetragen.

Entwurf des deutschen Kriegerdenkmals für Philadelphia von Albert Moritz Wolff.

Der Schnelldampferdienst der Hamburg-Amerika-Linie wird in diesem Frühjahr nach Cuxhaven verlegt, nachdem die nötigen Betriebs- und Verwaltungsgebäude, Wartehallen, Quaibauten und Bahnanschlüsse, die der Staat Hamburg ausgeführt hat, fertiggestellt worden sind. Um den Verkehr auf der Strecke Hamburg-Cuxhaven zu beschleunigen, wurde eine Anzahl schnellerer Züge von der Eisenbahnverwaltung eingestellt. Die Hamburg-Amerika-Linie hat gleichzeitig für ihr Personal Vorsorge getroffen. Sie errichtet im benachbarten Süle eine Kolonie mit etwa 100 Beamtenwohnungen und in Cuxhaven selbst ein ganz neues Stadtviertel mit etwa 400 Arbeiterwohnungen, außerdem ein Heim für pensionierte Angestellte.

Das deutsche Kriegerdenkmal in Philadelphia. Der „Centralverband der Veteranen und Krieger der deutschen Armee" in den Vereinigten Staaten hat den Bildhauer Albert Moritz Wolff in Neudorf bei Berlin beauftragt, das Kriegerdenkmal für Philadelphia auszuführen. Damit wird ein Denkmal ganz eigener Art geschaffen, das erste deutsche Kriegerdenkmal in Amerika. Der Kaiser stiftete für dasselbe ein im Gefecht erobertes Bronzegeschütz. Der genannte Centralverband besteht aus vierzehn Kompagnien von Veteranen, die entweder den Feldzug von 1866 oder den deutsch-französischen Krieg oder beide Feldzüge mitgemacht haben. Das vom Kaiser gestiftete Geschütz soll übrigens nicht zum Guß des Denkmales verwendet, sondern in der Nähe desselben aufgestellt werden. Seinen Platz erhält es auf einem der durch landschaftliche Reize ausgezeichneten Kirchhöfe von Philadelphia.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Heft 7. 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Die Vulkankette der Antillen. Gegen 350 feuerspeiende Berge sind gegenwärtig auf der Erde thätig, und die scharf spürende Wissenschaft ermittelte auch in ihrem Auftreten eine Gesetzmäßigkeit. Vulkane weeden durch große Senkungen der Erdkruste erzeugt, und zwar stehen sie in der Regel auf den Einbruchslinien der Senkungsfelder. Das ist auch bei der Vulkankette der Kleinen Antillen der Fall. Einst erhob sich in jener Gegend ein mächtiges Gebirge, das einerseits mit Süd-, andrerseits mit Centralamerika in Verbindung stand. Allmählich senkten sich seine Fundamente in die Tiefe, es trennte sich von dem Festlande. Seine Hochebenen, Kämme und Spitzen blieben als Inseln über dem Meeresspiegel stehen; Cuba, Jamaica, Haiti, Portorico, St. Thomas und die im Süden gelegenen Inseln, wie Curaçao, zeigen dieselbe Zusammensetzung wie die Gebirge des Festlandes; auf dem geschwungenen Bogen aber, den die Kleinen Antillen von Portorico bis Venezuela bilden, war die Senkung am tiefsten. Das alte Land verschwand hier völlig in der Tiefe, und auf dieser gewaltigen Bruchspalte entluden sich eine heftige vulkanische Thätigkeit. Die Feuerberge türmten neues Land auf, bildeten die Kette der Inseln, die mit St. Christopher im Norden beginnt und mit Grenada im Süden ihren Abschluß findet. Alle diese Inseln sind vulkanischen Ursprungs, ihre Bergspitzen, sowohl die tegelförmigen Pitons, wie die sich hoch ausbachenden Mornes, sind erloschene oder noch thätige Feuerberge. So lagert sich das Landmassiv der 176 qkm großen Insel St. Christopher um den erloschenen 1130 m hohen Vulkan Mount Misery; dasselbe ist bei der Insel Nevis der Fall. Montserrat ist nur ein aus dem Meere aufragender Vulkankegel. Auf Guadeloupe, der größten der Kleinen Antillen, erhebt sich die Grande Soufrière bis zu einer Höhe von 1676 m, ihr Krater taucht noch fortwährend, heftigere Ausbrüche fanden hier in den Jahren 1797 und 1879 statt. Weiter südlich liegt Dominica, überragt von dem 1600 m hohen Mont Diabiotin, im Süden liegt der Krater La Soufrière, der stetig Schwefeldämpfe ausbaucht. Als nächstes Glied der Kette tritt Martinique hervor mit den vulkanischen Spitzen Mont Pelée, Piton du Carbet und Piton du Sancties, der Schauplatz der neuesten furchtbaren Katastrophe. Die Nachbarinsel von Martinique ist Santa Lucia, auf welcher die beiden Pitons de la Soufrière Zeugen vulkanischer Thätigkeit sind. Südlich von ihr flossen wie auf St. Vincent, ein Eiland von 3809 qkm Ausdehnung mit 42 000 Einwohnern, auf dem sich der 1220 m hohe Mome-Garau erhebt und sich mehrere Krater und Solfataren befinden. Auch auf ihr haben die Vulkane gegenwärtig ihre verderbliche Thätigkeit eröffnet. Den Beschluß bildet die Insel Grenada, umgeben von den Grenadinen, etwa 30 kleinen, steil aus dem Meere emporsteigenden Felseninseln vulkanischen Ursprungs. Auch auf Grenada erheben sich die Pitons bis zu einer Höhe von über 1000 m. Die Krater haben sich zwar mit Wasser gefüllt, aber heiße Quellen zeigen, daß die Feuerkräfte im Innern noch lange nicht erloschen sind. Alle diese Inseln zeichnen sich durch große Fruchtbarkeit aus, die tropischen Gewächse gedeihen üppig auf dem zerlegten Lavaboden, aber es ist hier nicht gut zu hausen, denn dieser Landstrich ist dem Toben der Elemente ausgesetzt wie wenige auf Erden. Drohend erheben die Feuerberge ihre hohen Häupter, sie sind junge Vulkane im erdgeschichtlichen Sinne gesprochen, und jeden Augenblick können sie selbst nach jahrhundertelanger Ruhepause in Thätigkeit treten; anderen aber haben heftige Erdbeben schon wiederholt großen Schaden angerichtet, so z. B. in den Jahren 1843 und 1851 auf Guadeloupe und 1765 und 1849 auf Grenada. Hier ist schließlich auch noch die Wiege von Orkanen, die mit einer Wut dahinbrausen, wie sie in anderen Gebieten der Erde nur selten dem Menschen feindlich gegenübertritt. — Die furchtbare Katastrophe, welche die Insel Martinique betroffen hat, trifft uns andere nicht minder schreckliche Ausbrüche feuerspeiender Berge in Erinnerung zurück. Wir heben nur einige hervor, die sich in der jüngeren Vergangenheit ereignet haben und zweifellos zu den gewaltigsten zählen, welche die Menschheit erlebt hat. Oestlich von Java liegt die Insel Sumbawa mit dem Feuerberg Tumboro. Am 5. April 1815 begann bei dem Vulkan ein Ausbruch, der am 10. April seinen Höhepunkt erreichte. Der Donner der Explosionen war furchtbar, die Menge der ausgeworfenen Asche so ungeheuer, daß sie ein Gebiet, das noch größer war als das des heutigen Deutschen Reiches, drei Tage lang der Tag zur tiefsten Nacht wurde. Die Eruption hatte noch eine Meeresflut zur Folge, die etwa 4 m höher war als die höchste Springflut, und rief einen Wirbelsturm hervor, der auf Sumbawa eine Stunde lang wütete und Dörfer und Wälder umfegte. Die blühende Landschaft wurde in eine graue einförmige Wüste verwandelt, selbst auf der 22 Meilen vom Vulkan entfernten Insel Lombok lag die Asche zwei Fuß hoch. Bei dieser Katastrophe kamen auf Sumbawa 12 000 und auf Lombok, das stärker bevölkert war, 44 000 Menschen zu Grunde.

Nicht minder furchtbar war der Ausbruch des Vulkans Gunung Gelungung auf Java, der im Jahre 1822 erfolgte. Einen ausführlichen Bericht über diese Katastrophe hat Junghuhn geliefert. Die der Mont Pelée auf Martinique galt auch Gunung Gelungung als vollständig erloschen; ein See füllte seinen Krater aus. Der Berg steht in einem reich bebauten und bevölkerten Lande. Am 8. Oktober des genannten Jahres herrschte eine tropische Hitze, und der größte Teil der Bevölkerung lag um Mittag im Schlafe. Gegen 1 Uhr ertönte ein brüllender Donner, und die Erde bebte. Die Einwohner flohen aus ihren Häusern, und Schrecken bemächtigte sich ihrer, als sie bemerkten, daß aus dem Krater

Kart. Inst. f. Amend. Berlin, W. 30

Karte von den Kleinen Antillen.

des Gelungung eine schwarze Rauchsäule von ungeheurem Umfang hervorstieg, die sich mit Blitzesschnelle ausbreitete, den ganzen Himmel überzog und im Nu den noch eben hell glänzenden Sonnenschein in tiefste Nacht verwandelte. Wenige Sekunden später, und ein ganz tausend Menschen waren begraben. Sie wurden teils bedeckt vom Schlamm, der, vom Krater ausgeschleudert, in ungeheuren Massen aus der Luft herabfiel, teils kamen sie in den Fluten von heißem Wasser um, das mit Schlamm und Steintrümmern gemengt, dem Krater in ungeheuer Menge entquoll und 2½ Meilen im Umkreise alles überschwemmte. Nach drei Stunden ließ die Heftigkeit des Ausbruchs nach, um 5 Uhr war alles vorüber, und der schönste Abend beleuchtete das grausig verwüstete Gebiet. Aber schon nach vier Tagen, am 12. Oktober, erfolgte ein neuer Ausbruch. Um 7 Uhr abends fing der Gebirgsgipfel unter heftigen Erderschütterungen wieder an zu brüllen und ungeheure Massen von heißem Schlamm und Wasser auszuspeien. Die heiße Flut drohte alles zu vernichtigen. Erschrocken flohen die Einwohner auf einige Hügel, die sich in der Nähe ihrer Dörfer 60 bis 100 Fuß hoch erhoben. Aber immer furchtbarer wälzten sich die dampfend heißen Schlammmassen heran; laut krachend brachen sich die mitgerissenen Festentrümmer und Baumriesenstämme am Abhang der Hügel, immer höher stiegen die Fluten, ergoß wurde der Raum, auf dem viele Hunderte unglücklicher Menschen die Hände zum Himmel erhoben. Bald schwoll der Schlamm bis zu den Gipfeln empor, einige Hügel wurden überschüttet, andere brachen zusammen unter dem Druck des nachströmenden Schlammes, über 2000 Menschen kamen so in einer Nacht um. Die wenigen Einwohner, welche diese Schreckensnacht überlebten, blickten am anderen Morgen auf eine völlig verwüstete und veränderte Landschaft; sie konnten nicht mehr die Stelle ihrer untergegangenen Dörfer erkennen! — Der gewaltigste Vulkanausbruch ereignete sich in derselben Gegend, auf der Vulkaninsel Krakatau in der Sundastraße. Die Eruption begann im Mai 1883 und dauerte monatelang, die Rauch- und Aschenwolken erreichten zeitweilig eine Höhe von 11 bis 30 km. Die Hauptexplosion erfolgte am 27. August gegen 10 Uhr vormittags. Der größte Teil der 33½ qkm umfassenden Insel war verschwunden. Krakatau war unbewohnt, und dennoch forderte diese Katastrophe 40 000 Menschenleben zum Opfer. Sei es infolge der Explosion, sei es durch den Einsturz der Insel, brandete das Meer furchtbar auf. Eine 30 m hohe Meereswoge ergoß sich über die benachbarten Inseln. Einem Berge vergleichbar stürzte sie sich rasend landeinwärts. An der Küste von Java wurden verschiedene Städte zerstört; auf einigen Inseln, wie auf Sebelie und Seramy, ging die ganze Bevölkerung zu Grunde. Noch Wochen nach der Katastrophe war das Meer derart mit Bimssteinblöcken überschüttet, daß diese schwimmende Bänke bildeten, welche selbst die stärksten Dampfer nur mit Mühe und Not passieren konnten. Der Schall der Explosion wurde bis auf eine Entfernung von 3400 km vernommen, die Fische sind über einen Bezirk von 750 000 qkm Fläche. Die feinsten Teilchen wurden über die höchsten Wolken geschleudert, hier blieben sie lange schweben und erzeugten herrliche Dämmerungserscheinungen. — Das sind Katastrophen, denen gegenüber die heftigsten Ausbrüche der europäischen Vulkane, des Vesuvs oder des Aetna, verblassen. Wie wenig aber bedeutet unsere Erfahrung! Wie kurz erscheint nicht unsere überlieferte Geschichte, selbst die Dauer des Menschengeschlechtes im Vergleich zu den Jahrtausenden, nach denen das Alter der Erde bemessen werden muß! Die Erdgeschichte verzeichnet noch gewaltigere Katastrophen. Der Forscher, der in den erstarrten Zügen des Antlitzes der Erde zu lesen versteht, entziffert Spuren von Epidosen, die, wie Eduard Süß treffend bemerkt, von so ungeheurer erschütternder Gewalt sein mußten, daß die Einbildungskraft sich sträubt, dem führenden Verstande nachzufolgen und das Bild weiter auszugestalten, für welches aus beobachteten Thatsachen dieser die Umrisse setzt.

Vom Fest der Pales in Rom: Der Konsul.

Das Fest der Pales, die Palilien, wurde im alten Rom am 21. April als täudliches Fest und zugleich als Stiftungsfest der Stadt auf dem Palatin gefeiert. Pales war die Göttin der Weiden und der Hirten, sie wurde aber auch, wie Vesta, als Göttin des Herdes und Herdfeuers verehrt. Die Hirten mußten bei den Palilien, mitsamt dem Vieh, zur Reinigung durch ein Strohfeuer springen und der Göttin aus Hirse gebackene Kuchen als Opfer darbringen. Die modernen Römer haben das heitere Fest ihrer Vorfahren am 4. Mai d. J., unter Führung der römischen Künstlerschaft, wieder aufleben lassen. Tubablaser verkündeten nachmittags 3 Uhr das Nahen des Festzuges. Mingo um das „Stadium des Domitian" harrte eine vieltausendköpfige Menge der Ankunft des Zuges. Numidische Reiter eröffneten ihn, Prätorianer, Leibgarden zu Fuß, Mimen, Tänzer und Gaukler folgten. Hinter ihnen schritten die Sängerchöre, Damen und Herren, 300 an Zahl, geleitet von einer Gruppe Dacier, in Felle wilder Tiere gekleidet, und einer Kohorte von Legionären. Eine berühmte Sängerin wurde von vier mauretanischen Sklaven in prächtiger Sänfte getragen, eine vornehme Matrone, in noch kostbarerer Sänfte, folgte. Endlich erschien in einem von schwarzen Sklaven gezogenen Prunkwagen, in der Tracht und mit dem Abzeichen seiner Würde, der römische Konsul. Dahinter schritten Kinder mit Blumenkränzen, Hirten, Bauern, die Opferdiener mit dem Stier und den Schafen, Priester, Vestalinnen, Liktoren. Langsam und feierlich umwandelte der Zug zweimal das Stadium, dann näherte er sich dem Altar. Der Oberpriester und die höchste Vestalin entzündeten das Feuer — Stier und Schafe wurden in unsinniger Weise geopfert —, der Chor sang, und die Menge rings auf den Ruinen brach in bewundernden Beifall aus. Das war der Höhepunkt des prächtigen Festes, das den alten Brauch in wohlgelungener Form zu neuem Leben erweckt hat.

Vom Fest der Pales in Rom: Die Sängerchöre.

Kleine Mitteilungen.

Frauenberuf und Frauenarbeit. In Oesterreich hat die Frauenarbeit am 27. Februar einen bedeutsamen Gedenktag gefeiert. An diesem Tage waren 30 Jahre seit der ersten Verwendung von Frauen im Staatsdienst verflossen. Die Feier wurde veranstaltet vom Verein der Wiener Post- und Telegraphenmanipulantinnen, ein überaus schönes Wort für eine gute Sache. Dabei hielt eine Manipulantin die Festrede, der wir die folgenden interessanten Daten entnehmen: Im Jahre 1872 wurden unter dem Handelsministers Baron Banhans versuchsweise 40 Frauen beim Staatstelegraphen eingestellt. 1874 folgte die Post. 1892 wandten sich die weiblichen Beamten an das Abgeordnetenhaus, um definitive Anstellung und Alterszulage zu erlangen. Das Parlament ging auf die zweite Forderung ein und wies die Frauen einem privaten Pensionsverein zu; die Dienstzeit wurde nicht angerechnet. So bitter das war, die Frauen ließen sich nicht schrecken, sie knüpften sich jetzt in die Kasse ein, nachdem sie den erbetenen Staatsvorschuß zu dem Zweck erhalten hatten. 1898 erlangten sie auch die dauernde Anstellung. Die Zahl der vom Staate verwendeten Frauen ist in den 30 Jahren von 40 auf 3000 gestiegen. — Das Apothekergewerbe steht den Frauen offen nach einem Ministerialerlaß vom Jahre 1900. Aber die Frauen müssen zuvor die sechste Gymnasialklasse absolviert haben, haben dann drei Jahre praktisch zu lernen, sich einer Fachprüfung zu unterziehen und kommen nach weiteren zwei Jahren Universitätsstudium zur Ablegung des sogenannten pharmazeutischen Rigorosum. Das ist ein Studienweg von 11 Jahren, der mit den Vorbereitungsjahren die Mädchen schon als Kinder in das Fachstudium hineinzwängt. Um das zu vermeiden, will man dahin wirken, daß die Studien auf dem reorganisierten Mädchenlyceum mit gleichzeitiger Ablegung des Latein-Exkurses als genügende Vorbereitung anerkannt werden und so namentlich den Töchtern von Apothekern wie in Holland, Belgien, England und Rußland die Uebernahme und Leitung von Apotheken ermöglichen.

Croquetplatz an der See.

Kinderpflegeheim in Swinemünde. Mit dem Herannahen des Sommers tritt an viele Eltern die Frage heran, wohin sie ihre Kinder, denen der Winter irgend eine böse, langwierige Krankheit gebracht, wohl zur Stärkung und Erholung schicken könnten, ohne doch gezwungen zu sein, selber mit ihnen zu gehen. Da sei denn an dieser Stelle auf das Kinderpflegeheim in Swinemünde aufmerksam gemacht, den die „Gartenlaube“ schon viele dankbare Freunde geworben hat. Das unmittelbar am Strande gelegene Heim bietet mit seinen großen, auf die blaue See hinausgehenden Schlafräumen, mit seinen von Laub umrankten Balkons und Loggien und der köstlichen Luft, die vom nahen Walde herüberzieht, einen Aufenthaltsort, wie keine Mutter ihn schöner für ihre Lieblinge wünschen könnte. Dazu kommt der günstige Einfluß des nach der Uhr geregelten, gesunden Lebens, das Zusammenleben mit einer Schar gleichaltriger Genossen, die gemeinsamen und gütige Ueberwachung der leitenden Schwestern — all dies wirkt zusammen, den Aufenthalt segensreich für die Kinder zu gestalten. Man muß einmal gesehen haben, wie fröhlich die kleine Schar morgends und nachmittags mit Fahnen, Spaten, Eimern und Netzen an den Strand zieht, um zu baden und im Sande zu buddeln, mit welchem Appetit dann im Heim dem Mittagessen, dem Nachmittagskakao zugesprochen wird, um zu begreifen, daß später auf dem weihnachtlichen Wunschzettel obenan die Bitte steht, die Ferien wieder in Swinemünde verbringen zu dürfen! Manch kleiner Patient ist von solcher Ferienreise mit roten Bäckchen und gestrählten Nerven ins Elternhaus zurückgekehrt.

Eine offizielle chinesische Zeitung soll demnächst in Peking erscheinen. Das Reich der Mitte will auch in dieser Hinsicht nicht hinter Europa zurückbleiben. Es nimmt die öffentliche Meinung in Dienst, und das Programm der neuen Zeitung zeigt, daß das neue China seine Zeit immer besser begreift. Zunächst soll das Organ offiziös sein, die „Regierung“ nimmt dadurch in ihre Obhut. Später, wenn der Erfolg sich eingestellt hat, wird die Regierung selber das Organ unterstützen und — kontrollieren. Es wird natürlich eine Zeitung für Staatsfragen und für Wissenschaften, welche programmgemäß die Aufklärung im Volke fördert, aber nichts „Kleinliches“ oder — „Politisches“ abdruckt. Alle Nachrichten, die sich als ungenau oder unrichtig in der Folge herausstellen, müssen berichtigt werden. Um dem Unternehmen ein festes Absatzgebiet zu sichern, wird verordnet, daß die Civil- und Militärbeamten in den Provinzialstädten die Zeitung kaufen, aber auch, daß sie dieselbe leien. Die Gouverneure haben ihre Untergebenen zum Kaufen wie zum Lesen anzuhalten. Jede „unanständige“ Besprechung von Staatsangelegenheiten, Meldungen von „gefährdlichen und unwahrscheinlichen“ Dingen, „Späße und Charakterverunglimpfungen“ sind verboten.

Vor dem Heim.

Das Kinderpflegeheim in Swinemünde.

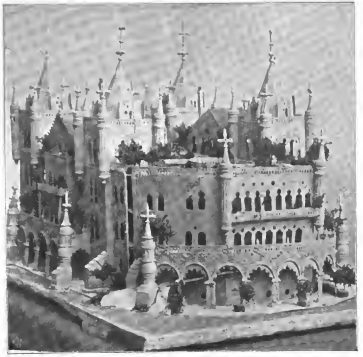
Nach photographischen Aufnahmen aus dem Atelier Junkermann in Swinemünde.

Die Wetterseite der Bäume. Allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß nicht nur Bäume, sondern auch Pfähle, Zäune und Telegraphenleitungen an der Seite, welche am meisten von Wind und Wetter getroffen wird, besonders stark mit Moos bewachsen sind und sich durch eine absonderliche Färbung auszeichnen. Bei Naturvölkern soll diese Wetterseite als Mittel zur Orientierung über die Himmelsrichtung noch jetzt eine Rolle spielen. Bei uns gilt die Westseite, die den regenbringenden West- und Südwestwinden am meisten ausgesetzt ist, als die Wetterseite. In Nordamerika hat man nun über diese Naturerscheinung eingehende Beobachtungen angestellt, deren Resultat war, daß die Besiedlung der Bäume mit allerlei Moosen eher auf der dem Winde abgekehrten Seite zu finden ist. Es wäre interessant, wenn bei uns festgestellt würde, ob die Gestaltung der sogenannten Wetterseite auf der Einwirkung des Westwindes und der Feuchtigkeit beruht.

Kleine Mitteilungen.

Die Frau als Fabrikinspektor. Als man vor Jahresfrist etwa in deutschen Landen den Versuch machte, für die Aufsicht von Fabriken und Gewerbebetrieben, die von der weiblichen Arbeit einen umfangreichen Gebrauch machen, Frauen zu verwenden, wurde das vielfach als ein Wagnis sondergleichen angesehen. Aber schon die ersten Schritte, welche die weiblichen Fabrikinspektoren in den von der Frauenthätigkeit erschlossenen Beruf thaten, ließen erkennen, daß der dem Wagnis zu Grunde liegende Gedanke, Frauen könnten wirksam durch Frauen bei der industriellen Arbeit beaufsichtigt werden, richtig war. Inzwischen besteht die Einrichtung länger als ein Jahr und wird ganz rückhaltlos anerkannt. In dem von sozialpolitischer Einsicht in hervorragendem Maße zeugenden Bericht, welchen die großherzoglich badische Fabrikinspektion an das Ministerium des Innern alljährlich erstattet, findet die im Jahre 1901 seitens des weiblichen Fabrikinspektors entwickelte Thätigkeit ein ganz uneingeschränktes Lob. Es heißt darin: Bei allen Scheuen, die man ihr, einem Fräulein von Nichthosen, liberung, und bei manchem anderen hat sie sich rasch und mit vielem Verstand in den Dingen zurechtgefunden und hat die Geschäfte mit ebenso viel Bestimmtheit wie Takt erledigt. Ihre Vorträge in den Sitzungen der Gewerbeinspektion waren kurz und den Gegenstand erschöpfend. Sie wußte stets das für den Fall Wichtige von dem minder Wichtigen sicher zu unterscheiden. In der letzten Zeit hat sie auch die männlichen Beamten durch ihr verständiges Eingreifen wesentlich unterstützt dadurch, daß sie in den betreffenden Industrien auch die unvollkommen organisierten Arbeiterinnen in den Verband heranzog. So hat sie z. B. in Pforzheim eine Versammlung abgehalten, die von 32 Arbeiterinnen besucht war. Nach Mitteilung der Arbeiterpresse hat sie sehr klar, einfach und leichtverständlich für die Zuhörerinnen gesprochen. Ihre Art zu reden hat zugleich die Arbeiterinnen gewonnen. — Um wie große Interessen es sich dabei handelt, zeigt die Thatsache, daß die weibliche Arbeiterschaft in Baden 58 477 Köpfe zählt, das sind 30,70 Prozent, also nahezu ein Drittel der industriellen Arbeiterschaft. Davon waren 50 815 über 16 Jahre alt, der Rest darunter. Dabei ist die Frauenbeschäftigung in Baden nicht etwa stärker als anderweit im Reiche. Nun handelt sich's im vorliegenden Falle offenbar um eine persönlich hervorragende Frau. Aber deren giebt es eben viele, und sie von der Kulturarbeit der Gesellschaft ausschließen, allein weil sie Frauen sind, hieße, dieser Kulturarbeit all diese hervorragenden Kräfte entziehen.

Ein Haus ohne Treppen. Man kann sich wohl ein Haus ohne Treppen denken, dessen Insassen durch Aufzüge hinauf- und hinabbefördert werden, man kann sich auch ein Haus mit einer gleitenden Treppe denken, aber ein Haus, wie es sich hier unseren Lesern vorstellt, mit Veranden, drei und vier Stockwerken, Giebelstuben, mit 152 Räumen insgesamt, deren jeder 50 qm Fläche hat, desgleichen ein großer Theatersaal von 720 qm Raum, ein solches Haus ohne alle Treppen, das wird man sich wohl kaum denken können. Und doch ist der Plan zu einem solchen entworfen worden, und unsere Abbildung zeigt dieses Haus im Modell. Spiralförmig steigen die Räume neben einander auf, und man braucht nur den Fuß 10 cm hoch zu heben, um von dem einen Raume in den anderen zu kommen. Dabei hängt die Treppenlosigkeit nicht etwa von der Größe des Raumes ab. Man kann jedenfalls den Innenraum — wenigstens ist das die Ansicht des Konstrukteurs, des Herrn Louis Fries in Hanau bei Frankfurt a. M. — auch kleiner konstruieren, sodaß aus dem Theater ein einfacher Lichthof wird. Die Treppenlosigkeit erklärt sich nun leicht, der Austritt von einem Zimmer ins andere ist der Ersatz der Treppe. Dadurch aber, daß die Zimmer um den Lichthof herum derart angeordnet sind, daß jedes folgende 10 cm höher liegt als das vorhergehende, erreicht man in einfachem Fortschreiten die Höhe des Gebäudes mit 10×152 cm gleich 15,2 m, wenn man an der Sohle des obersten Zimmers anlangt. Von hier aus kann man dann in den Garten gehen — denn das Dach ist als Garten bepflanzt. Das Haus hat in England und Amerika Aufsehen erregt. Man muß aber viel Raum zur Verfügung haben und viel Geld, wenn man sich so treppenlos einrichten will.



Modell eines Hauses ohne Treppen.

Holztransport in Rumänien. Unter den Erzeugnissen des von der Natur so reich ausgestatteten Donaufürstentandes zwischen Moldau, Donau, Sereth und Pruth spielt das Holz seiner Wälder eine hervorragende Rolle. 39 Millionen Kilogramm Bau- und Werkholz hat Rumänien im Jahre 1898 ausgeführt, mit dessen Herstellung und Bearbeitung eine große Anzahl von Fabriken und Arbeitern beschäftigt war. Schon zu Beginn der 90er Jahre wurden neben einer Papierfabrik 23 Sägewerke mit 1700 Arbeitern gezählt, in denen 11 Millionen Lei Kapital (ein Lei = 81 Pfennige) steckten. Solche Betriebe arbeiten natürlich mit allen modernen Betriebsmitteln. Unser Bild zeigt gleich zwei Waldbahnen, welche eine deutsche Firma für ein bedeutendes rumänisches Holzgeschäft hergestellt hat, um die gewaltigen Tannenstämme aus den stillen und weiten Waldesgründen ihrer rumänischen Heimat in das rastlose Treiben des Weltverkehrs überzuführen.

Waldbahn für Holztransport in Rumänien.

Die Gartenlaube

3. Beilage zu Heft 7, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Eine Feuerwehr-Medaille. Eine Medaille eigener Art hat der preußische Minister des Innern zum Andenken an die vorjährige Ausstellung für Feuerschutz und Feuerrettungswesen in Berlin prägen lassen. Der künstlerische Entwurf ist modelliert vom Bildhauer Christensen-Charlottenburg. Das von uns wiedergegebene Relief stellt einen Feuerwehrmann dar, der mit Lebensgefahr ein Kleines Mädchen aus den Flammen gerettet hat; er steht auf einer Leiter und reicht das verschüchterte, sorglich von ihm eingehüllte Kind mit seiner Linken hinunter, um dann von neuem an sein aufopferungsvolles Rettungswerk zu gehen. Die Aufschrift der Medaille zeigt neben den Geräten der Feuerwehr eine Inschrift, welche besagt, daß der preußische Minister des Innern diese Feuerwehr-Medaille für hervorragende Leistungen gestiftet hat.

Preussische Feuerwehr-Medaille.

Die Leiter des Germanischen Museums in Nürnberg. Zu einer fesselnden Gruppe vereinigt sind auf unserem Bild die Männer, in deren Händen die Leitung und Verwaltung des Germanischen Museums in den Tagen seines fünfzigjährigen Bestehens ruht. Und namentlich zwei von diesen Männern sind es, deren unermüdlicher Arbeitskraft, deren rastlosem Streben und Schaffen das Museum reichen Dank schuldet, die beiden Direktoren der einzigartigen Anstalt, Gustav von Bezold und Hans Boesch. Gustav von Bezold, der im Mittelpunkt unserer Abbildung steht, wurde am 17. Juli 1848 in Klein-Sonsheim geboren, studierte 1868—73 neben der Baukunst Archäologie und Kunstgeschichte und war 1873—87 im Dienste der Bayrischen Staatsbahnen in München und Neu-Ulm als Architekt thätig. Daneben studierte von Bezold namentlich den antiken Städte- und den christlichen Kirchenbau, besonders dazu angeregt durch eine Reise in Nordfrankreich, die er 1880 mit Georg Dehio, dem bekannten Kunsthistoriker, unternahm. Eine Frucht dieser Reise war auch das epochemachende Werk „Die kirchliche Baukunst des Abendlandes“, das von 1881 bis 1901 erschien. Als Ende der achtziger Jahre wesentlich auf Bezolds Anregung die Inventarisierung der bayrischen Kunstdenkmäler begann, widmete er sich vorzugsweise dieser Aufgabe. Er habilitierte sich gleichzeitig an der Münchener Technischen Hochschule und las über Kunstgeschichte und Ornamentik. 1893 wurde Bezold Konservator des Bayrischen Nationalmuseums zu München, 1894 Direktor des Germanischen Museums. Die wichtigste Aufgabe war dessen bauliche Erweiterung. Bezold entwarf einen großen Bau für Sammlungszwecke, führte denselben aus und baute die Bibliothek um. — Wie Gustav v. Bezold, so stammt auch Hans Boesch, der auf unserem Bilde links von Bezold zu sehen ist, aus Bayern. Er ist am 23. Juni 1849 in Ansbach geboren und trat bereits am 1. Mai 1867 in die Dienste des Germanischen Museums. 1874 wurde er Sekretariatsverweser, bald darauf wirklicher Sekretär. Neben den umfang-

1) Direktor v. Bezold. 2) Direktor Hans Boesch. 3) Konservator Direktor Stegmann. 4) Verwalter Heindrichsch.

Direktoren und Beamte des Germanischen Museums in Nürnberg.

Nach einer Aufnahme von Hans Franke & Co. in Berlin.

Von den Krönungstagen in Madrid: König Alfons XIII legt den Grundstein zu einer Schule.

reichen Geschäften dieser Stellung verwaltete Boëch, obwohl die Kupferstichsammlung, die er heute noch leitet, zeitweise auch das Archiv. Nachdem er 1890 zum zweiten Direktor gewählt worden war, vertrat Boëch längere Zeit den erkrankten damaligen ersten Direktor Eisenwein. Heute ist Boëch vor allem Finanzmann des Museums. Unter seiner Leitung sind die freiwilligen Beiträge von 53000 Mark auf 74000 Mark im Jahre gewachsen. Boëch ist auch erfolgreich literarisch thätig, er gab im Verein mit Gerlach in Wien das große Werk „Die Bronzeepitaphien der Friedhöfe zu St. Johannes und zum St. Rochus in Nürnberg" heraus, schrieb das Kinderleben der Vorzeit und bearbeitete den Katalog der Bronzegetäpfchen und der alten Holzstücke des Germanischen Museums. Auch die „Gottentaufe" verdankt seiner treuen Mitarbeit manchen wertvollen Beitrag. Von den übrigen auf unserem Gruppenbild dargestellten Herren nennen wir noch den Konservator Direktor Stegmann, der rechts am Tische über den Folianten gebeugt sitzt, und den verdienstvollen Verwalter Steinbüchel Rhn. gegenüber.

König Alfons XIII legt aus Anlaß seiner Thronbesteigung den Grundstein zu einem Schulgebäude. Madrid, die stolze Königsstadt am Manzanares, hat trotz ihrer Bevölkerung von über einer halben Million Einwohnern für die Entwickelung des Volksschulwesens bisher herzlich wenig gethan. Man sagt, es gebe in Madrid 13000 Kinder, die überhaupt keinen Unterricht genießen. Um so bemerkenswerter ist der Akt dieser Grundsteinlegung in dem Programm der Festlichkeiten, die mit der Eidesleistung des sechzehnjährigen Königs verbunden waren. Dieser Bau eines neuen Schulgebäudes in Madrid steht nicht vereinzelt da, es werden vielmehr gegenwärtig zahlreiche Gebäude von den sogenannten „Grupos escolares" (Schulgruppen) errichtet. Diese „Grupos escolares" verdanken ihre Entstehung der Königin-Mutter Maria Christine, die bisher das spanische Staatswesen mit Geschick leitete. Sie haben die einzige Aufgabe, Schulen zu errichten, und stehen unter dem Protektorate von Behörden und vornehmen Familien, die besonders zur finanziellen Beteiligung an diesen segensreichen Werke, für das öffentliche Mittel nicht verhanden sind, herangezogen werden. Einige Tage vor dem Krönungstage Alfons' XIII wurden die Grundsteine zu einer ganzen Reihe solcher Anstalten gelegt, die von der Königin-Mutter, den Stadtbeamten und einzelnen wohlthätigen Geschlechtern gestiftet sind.

Thomaskirche. Alte Thomasschule.

Die zum Abbruch bestimmte alte Thomasschule in Leipzig.
Nach einer Aufnahme von Hermann Vogel in Leipzig.

Die alte Thomasschule in Leipzig. Vor rund fünfundzwanzig Jahren erbaute die Stadt Leipzig für das eine ihrer südlichen Gymnasien, die altberühmte Thomasschule, ein neues großes Gebäude. Das alte vierstöckige Schulhaus am Thomaskirchhof, dessen Bau aus dem 13. Jahrhundert herrührte, ließ man jedoch stehen. Später machte sich mehr und mehr das Bedürfnis geltend, die alte Thomasschule abzutragen. Sie hatte nichts Anziehendes in ihrem Aussehen, aber die jahrhundertelange Geschichte dieser ältesten öffentlichen Bildungsstätte Leipzigs wob um das schwürdige Haus einen Glanz von ganz eigner Art. Hier hatte Sebastian Bach gewirkt, hier Georg Fabricius, Wolfgang Mentzer, Melanchthons Freund, J. M. Gesner, Ernesti und eine sehr stattliche Anzahl weiterer bedeutender Rektoren und Lehrkräfte bis in die neueste Zeit hinein gewirkt. Die Thomasschule entstand mit dem Thomaskloster, das im Jahre 1212 vollendet wurde. Im Jahre 1539 mit den Einrichtungen der Reformation umgestaltet und die Schule reformiert. 1543 hatte die Schule nicht mehr als drei Lehrkräfte: den Rektor, den Kantor und den Baccalaureus. 1547 wurden mehrere ordentliche Lehrer angestellt, wahrscheinlich deren acht. Später entwickelte sich die Schule zu einem Gymnasium ersten Ranges und erfreut sich eines so zahlreichen Besuches, daß fast in allen Klassen Parallelklasse eingerichtet werden mußten. Im Jahre 1877 verließen die Thomaner das alte Haus, um in die neue Stätte, die ihnen der Rat bereitet hat, einzuziehen. Berühmt, bis weit hinaus über die Grenzen des Reiches, ist der Thomanerchor durch seine lounalische Kirchenmusik, wie durch seine Saumabendmotetten.

Das Gradedenkmal für Karl Millöcker auf dem Central-Friedhof in Wien.
Nach einer Aufnahme von H. Heydenhauß in Wien.

Millöckers Denkmal. Am 29. April, dem 60. Geburtstage Karl Millöckers, den nun schon über zwei Jahre der gütige Rasen deckt, hat nun auch auf dem Central-Friedhof in Wien, wo der liederfrohe Tondichter schlummert, ein Denkmal zu seinen Ehren enthüllt. Der Leiter des Kinderambulatoriums, dessen Millöcker auch in seinem Nachlaß gedacht hat, Dr. Rudolph Pogger, lobmeie dem Tondichter einen warm empfundenen Nachruf und ersuchte den anwesenden Bürgermeister Dr. Lueger, das Denkmal in die Obhut der Gemeinde zu übernehmen. Die Hülle fiel, das Denkmal zeigte sich in seinen wohl gelungenen Formen, die seinem Schöpfer, dem Bildhauer Josef Tuch, große Anerkennung einbringen. Millöckers Reliefporträt ist vorzüglich getroffen, die Muse der Tonkunst, die zu dem Komponisten aufblickt, die Genien, die das Porträt umschweben, das alles schließt sich zu einem stimmungsvollen Bilde zusammen.

Der Pekinger Himmelsglobus. Eine neue deutsche Zeitschrift, die im Osten Asiens ins Leben getreten ist, „Der ferne Osten", (Schanghai, Verlag der Deutschen Druckerei und Verlagsanstalt), enthält sehr interessante Mitteilungen von A. Wylie über die in jüngster Zeit oft erwähnten Pekinger astronomischen Instrumente. Danach ist namentlich das Alter dieser eigenartigen Kulturzeugen bisher ganz falsch geschätzt worden. Wylie konnte nachweisen, daß das Observatorium in Peking bereits 1279 angelegt wurde, und daß damals die Instrumente, die jetzt nach Europa gelangt sind, von dem chinesischen Astronomen Kuo Schoucking erfunden wurden. Die irrtümliche Annahme, daß die Instrumente von den Jesuiten im 17. Jahrhundert gefertigt wurden, stammt daher, daß der Jesuit Verliest im Jahre 1673 die alten Instrumente, die auf der Terrasse des Observatoriums standen, durch neue ersetzen ließ, die nach seinen Angaben konstruiert wurden, und jene als „sehr unnütz" in den unteren Teil des Gebäudes schaffte. Diese kehrten nun gelangten nach Deutschland. Nachdem die zum Teil zerstörten Stücke in der Berliner Bildgießerei von Martin & Pützing wiederhergestellt worden sind, ist das Hauptinstrument, ein mächtiger Himmelsglobus, jetzt zur Aufstellung gelangt. Er steht vor dem neuen Orangeriegebäude im Park von Sanssouci auf einem gemauerten Sockel, der in den bekannten Sphinxbrunnen hineinragt. Das kostbare Bronzewerk ruht auf einem massiven, mit seiner Ornamentik gegierten Ring, der einen Durchmesser von dritthalb Metern besitzt und von einem Metallkreuz zusammengehalten wird. Das Rad, das so entsteht, trägt drei starke Aequatorschrauben, die mit Drachenornamenten versehen sind. Auf dem Ring erheben sich außerdem vier kräftige Konsolen mit gehörnten Dämonenköpfen und

Der Pekinger Himmelsglobus im Park zu Sanssouci.
Nach einer Aufnahme von Selle & Kunze, Hofphotographen in Potsdam.

stilisiertem Haupthaar. Der Globus zeigt Einbrüche von Flintenkugeln, und an einer Stelle ist die Bronze gar durchbrochen. Man vermutet, daß ein Granatsplitter dies leider unausfüllbare Loch verursacht hat. Weitere vier Instrumente werden demnächst neben dem Globus aufgestellt.

Die Einweihung des Burschenschaftsdenkmals bei Eisenach. Unter großer Beteiligung der deutschen und der österreichischen Burschenschaften fand am 22. Mai die feierliche Einweihung des Denkmals der Deutschen Burschenschaft auf der Göpelskuppe bei Eisenach, gegenüber der Wartburg, statt. Mindestens 3000 alte und junge Burschenschafter waren zur Stelle. Angehörige von 61 deutschen und 50 österreichischen Burschenschaften. Es war ein prächtiges, farbenreiches Bild. An der Spitze des Zuges, den mehrere Musikkapellen geleiteten, wurde das Burschenschaftsbanner auf schwarz-rot-goldenen Kissen von einem Jenenser Arminen und die historische Burschenschaftsfahne von 1817 getragen. Es folgten die Ehrengäste, Vertreter der Behörden und Vereine, die Mitglieder der Familien Moltke und Roon und zahlreiche andere Festteilnehmer. Nach halbstündigem Marsch nahmen die Bannerträger Aufstellung vor dem Denkmal. Medizinalrat Wedemann-Eisenach eröffnete die Feier. Seine Rede klang aus in ein Hoch auf Kaiser und Reich, auf die deutschen Fürsten und das deutsche Volk. Die Festrede hielt Professor Heyck-Halensee. Die Uebergabe des Denkmals an den Burschenschaftsdenkmals-Verein vollzog sich in den üblichen Formen. Abends fand Kommers im „Fürstenhof" statt. Das Denkmal, ein Werk des Dresdener Architekten Wilhelm Kreis, zeigt auf einem breiten, terrassenförmigen Unterbau neun gewaltige Säulen, welche die deutschen Burschenschaften versinnbildlichen. Sie werden zusammengehalten durch das Band „Freiheit,

Enthüllung des Burschenschaftsdenkmals bei Eisenach.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph C. Rembe in Eisenach.

Ehre, Vaterland", den Wahlspruch der Burschenschaft, der in Riesenbuchstaben in den Architrav eingemeißelt ist. Die Inschrift über dem Portal lautet schlicht und sinnreich: „Dem geeinten Vaterlande". Das Weihepostament, auf dem die Innenhalle. Sie verewigt die Namen aller jener hervorragenden Männer, die seit Beginn des vorigen Jahrhunderts an der Verwirklichung des Burschenschaftsgedankens, der Einigung des Vaterlandes, mitgearbeitet haben. Auch die Statuen der Heroen des neuen Reiches, Wilhelms I. Bismarcks, Moltkes und Roons, haben hier ihre Stätte gefunden. Unter ihnen steht Karl August von Weimar, der Beschützer der deutschen Burschenschaft in ihren schwersten Tagen.

Professor L. Strasser.
Nach e. Aufnahme von B. Buchmann in Glashütte.

L. Strasser, der verdienstvolle Leiter der deutschen Uhrmacherschule in Glashütte, ist vom König von Sachsen durch Verleihung des Professorentitels ausgezeichnet worden. Damit wurde einem Manne die verdiente Ehrung zuteil, der, kleinen Verhältnissen entstammend, sich durch rastlose Arbeit und hervorragende Tüchtigkeit zu einer angesehenen Stellung emporgerungen hat. Strasser wurde im Jahre 1853 zu Würzburg geboren; er besuchte daselbst die damals nur bescheidenen einfache Volksschule und kam dann zu dem Uhrmacher Geist in die Lehre. Später arbeitete er in verschiedenen Gesch hütten, u. a. bei dem rühmlichst bekannten Uhrenkonstrukteur M. Großmann in Glashütte i. Sa. Die Anregungen, die er daselbst empfing, veranlaßten ihn zu angestrengtem Studium auf dem Gebiete seiner Kunst. Im Jahre 1875 gründete er die Firma Strasser & Rhode i. Glashütte i. Sa., der er heute noch vorsteht und die sich mit der Anfertigung von astronomischen Pendeluhren, Präzisionsuhren und mechanischen Apparaten für technische und wissenschaftliche Zwecke befaßt.

Das Aufsteigen eines Gummiballons. Die Verwertung der Luftballons für wissenschaftliche Zwecke, zur Erforschung der Luftschichten, die unsern Erdenball umgeben, nimmt täglich an Bedeutung zu. Nach dem Vorbilde des Blue Hill Observatory von Rotch in Boston hat man bei Berlin und in Trappes (Frankreich) aëronautisch-meteorologische Observatorien eingerichtet, die sich andauernd damit beschäftigen, den Aether zu untersuchen. Das in Tegel bei Berlin gelegene Observatorium leitet Professor Aßmann. Mittels des Hargrave-Drachens hat man von allen diesen Instituten Registrierapparate bis zu Höhen von 4000, in 5000 an gefunden und sehr wertvolle Ergebnisse dabei erzielt. Neuerdings hat man diese Registrierballonfahrten dadurch vervollkommnet, daß man von allen Stationen gleichzeitig je am dritten Donnerstag im Monat Registrierballons aufsteigen läßt. Dazu verwendete man bisher die von Teisserenc de Bort vorgeschlagenen Ballons aus gefirnißtem Papier. Nunmehr hat Professor Aßmann zu den gleichen Zwecke Gummiballons konstruiert, die eine Höhe von vielen tausend Metern erreichen sollen. Drei derartige Ballons wurden kürzlich aus Anlaß der Tagung des Internationalen Kongresses für wissenschaftliche Luftschiffahrt in Berlin, an dem außer den Vertretern Frankreichs, Englands, Amerikas, Oesterreichs usw., eine große Anzahl von Gelehrten, darunter der Franzose Teisserene de Bort, der Oesterreicher von Kornin, die Deutschen Berson und Hergesell, teilnahmen, vom Berliner Observatorium in die Höhe gesandt. Prof. Aßmann ist durch die allbekannten Kinderballons auf die Idee der Verwendung von größeren Gummiballons zu wissenschaftlichen Zwecken gekommen. Der letzte Aßmannsche Ballon hatte einen Durchmesser von drei Metern und ging bei strömendem Regen in die Höhe. Als er tausend Meter hoch gestiegen war, entschwand er den Blicken. Aber kein von der Wissenschaft bestimmtes Schicksal traf ihn, er platzte, und die Registrierapparate fielen in einen Fallschirm, der am Ballon befestigt war, zur Erde. Sie wurden unweit Jüterbog gefunden, und der Finder beeilte sich, von seinem Fund, entsprechend der den Instrumenten beigelegten Anweisung, an das Observatorium Nachricht zu geben.

Das Ehrengrab des Freiherrn von Ketteler. Im Königlichen Schloßgarten

Vom Internationalen Kongress für wissenschaftliche Luftschiffahrt in Berlin: Auflassen eines Gummiballons mit Fallschirm und Registrierapparaten.
Nach einer Aufnahme von G. Waltz in Berlin.

Entwurf zu dem Ehrengrab für den in China ermordeten Freiherrn v. Ketteler.
Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

zu Münster, auf einer Art Halbinsel, die vom Wasser des Schloßgrabens umflossen wird, soll dem in China bei den Boxerunruhen hingemordeten Freiherrn Kleuens von Ketteler nunmehr ein Ehrengrab errichtet werden. Der Bildhauer Hermann Hidding, dem die Ausführung übertragen ist, hat das sanft ansteigende Plateau des Schloßgartens zu einer imposanten, architektonischen Anlage ausgestaltet. Das eigentliche Denkmal ist auf der Höhe des ersten Feinungsbaues architektonisch eingebaut. Eine sieben Meter breite Freitreppe führt zu dem Plateau hinauf, auf dem sich das von einer Terrasseneinanige umschlossene Denkmal erhebt. Dieses hat die Form eines schlanken Obelisken. Am Fuße sieht man den Eingang zu einem Hünengrab, darüber das Portäl des Verewigten. Die Stirnseite des Obelisken ist für die Inschrift bestimmt, die rechte Seite zeigt die Germania am Meeresstrande, die linke das bekannte Bild des Kaisers „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter" als Relief. Auf dem Obelisk erhebt sich die Gestalt des Heil. Michael in kraftvoll ruhiger Haltung.

Adalbert Svoboda †.
Nach e. Aufnahme von H. Brandseph, Hofphotograph in Stuttgart.

Adalbert Svoboda. Am zweiten Pfingstfeiertag ist in München ein Vorkämpfer des Deutschtums und deutscher Bildung, Adalbert Svoboda, 74 Jahre alt, verschieden. Dieser charakterfeste und liebenswürdige Mann war seiner Abstammung nach ein Tscheche. Er hatte sich, wie sein Vater, zuerst dem Lehramt gewidmet. Zu Beginn der Siebziger Jahre, gab Svoboda seine Lehrthätigkeit auf und übernahm die Redaktion der deutsch-fortschrittlichen „Grazer Tagespost". Zwölf Jahre lang hat Svoboda diese Zeitung als eine Pflegestätte deutscher Kultur geleitet. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich in dieser Stellung, als er Rosegger's Talent entdeckte. Er brachte den jungen Schneider, der ihm einige Proben seiner Gedichte gesendet hatte, 1865 an die Grazer Handelsakademie und führte ihn in die Literatur ein. Vor etwa zehn Jahren legte Svoboda die Redaktion der „Grazer Tagespost" nieder und siedelte nach Stuttgart über. Hier leitete er mehrere Jahre die „Neue Musikzeitung". Dann gab er auch diese Thätigkeit auf, ging nach München und lebte hier allein seinen ästhetischen und philosophischen Studien. Er veröffentlichte ein philosophisches Werk „Ideale Lebensziele" und mehrere musikgeschichtliche Arbeiten.

Die Gartenlaube

4. Beilage zu Heft 7, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Von der Enthüllung des Denkmals der 16. Husaren bei Rézonville.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Eugen Jacobi in Metz.

Das Denkmal bei Rézonville. Zwischen Vionville und Gravelotte, im Landkreis Metz, liegt hart an der französischen Grenze das Dorf Rézonville. Hier hatten die Franzosen am 16. August 1870 ihre Hauptstellung. An den schweren Kämpfen des Tages waren auch die 16er Husaren (Husaren-Regiment Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, Schleswig-Holsteinisches Nr. 16) beteiligt. Jetzt hat der Verein ehemaliger 16er Husaren in Schleswig seinen am 16. August 1870 gefallenen Kameraden bei Rézonville ein Denkmal gesetzt, das am 10. Mai unter großer Beteiligung von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften des Regiments von damals und jetzt enthüllt worden ist. Unser Bild hält den Augenblick fest, in welchem der Bezirkspräsident von Lothringen, Graf Zeppelin, das Denkmal übernahm.

Frau Dr. Adeline Rittershaus-Bjarnason, eine Tochter des unvergeßlichen Dichters Emil Rittershaus, hat am 19. April ihre Antrittsvorlesung als Privatdocentin an der Universität Zürich gehalten, nachdem sie schon im Jahre 1894 ihr Maturitätszeugnis bestanden und später ihren Doktorgrad an derselben Universität erworben hatte. Frau Dr. Adeline Rittershaus, die im sünfundvierzigsten Lebensjahre steht, sprach in ihrer Antrittsvorlesung über die in den altisländischen Quellen niedergelegten Zeugnisse für die Entdeckung Amerikas ums Jahr Tausend. Die interessanten Ausführungen fanden lebhaften Beifall. Frau Dr. Rittershaus ist mit dem Gelehrten Dr. Bjarnason verheiratet.

Frau Dr. Rittershaus-Bjarnason.
Nach einer Aufnahme von J. Meixner in Zürich.

Arnold Böcklins Grab. Auf dem „Friedhofe der Fremden", der sich im Süden von Florenz zwischen der Certosa, einem alten Kartäuserkloster, und dem Bette der Ema ausdehnt, ruht Arnold Böcklin. Seine Ruhestätte ist seit kurzem mit einem würdigen Grabmal geziert. Unser Bild stellt das Grabmal in seinen schichten, aber wirkungsvollen Aufbau dar. Das Grab selbst ist mit einer Steinplatte geschlossen. Ueber dieser Platte erhebt sich ein altarartiger Unterbau, der eine dorische Säule trägt. Auf dieser ruht eine steinerne Aschenurne. Der altarartige Unterbau zeigt die Aufschrift „Non omnis moriar" (Nicht alles an mir stirbt), das stolze Wort aus der bekannten Ode des Horaz. Auf der Grabesplatte steht der Name Arnold Böcklin, Geburtsjahr und Tag, Todesjahr und Tag. Die zweite Grabesplatte deckt die für Böcklins Frau bestimmte Ruhestätte. Das ganze Denkmal ist von dem ältesten Sohne des Verstorbenen, Carlo Böcklin, entworfen.

Der Luftschiffer Severo, ein Brasilianer, ist mit seinem Ballon „Pax" in Paris verunglückt. Der Ballon explodierte, Severo und sein Begleiter, der Maschinist Sachet, fanden den Tod. Die Aëronautik hat wieder zwei Opfer gefordert, ohne daß wir dem Ziel, ein lenkbares Luftschiff zu erhalten, näher gekommen wären. Severos Ballon faßte 2341 cbm Wasserstoffgas, viermal so viel als der Ballon von Santos Dumont. In der Form glich der Riesenballon dem Dumonts, er hatte die Gestalt einer Zigarre, 34 m langen Meloue. Bewegt wurde er durch zwei Benzinmotoren, von denen der vordere 16, der hintere 24 Pferdekräfte hatte. Die Motoren waren in den Ballon eingebaut und haben so wahrscheinlich das Unglück herbeigeführt. Der Aufstieg fand am 11. Mai statt. Zuerst ging alles glatt, der Ballon flog elegant in die Höhe und gehorchte den Steuerruudern. Severo steuerte den vorderen, Sachet den hinteren Motor. Als der Ballon 450 m Höhe erreicht hatte, erhob sich ein leichter Wind. Der Ballon drehte sich mehrere Male um seine Achse. Eine furchtbare Explosion erfolgte, die Ballonhüllen, die am Gondel, die unglücklichen Luftschiffer fielen zur Erde. Severo blieb tot auf dem Trottoir der Avenue Malue, Sachet tot auf dem Straßenbahngleise liegen. Der Ballon war 5 Uhr morgens im Süden von Paris aufgestiegen. Frau Severo, ihr 19jähriger Sohn, sowie zahlreiche Damen und Herren der brasilianischen Kolonie waren bei der furchtbaren Katastrophe zugegen.

Böcklins Grab auf dem „Friedhofe der Fremden" zu Florenz.

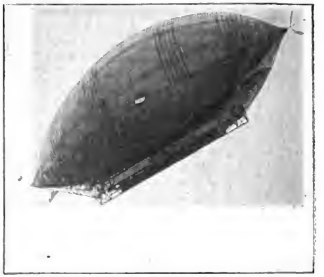
Der verunglückte Luftschiffer M. Severo.

Enthüllung eines Denkmals für die in China gefallenen Kameraden der Marine-Infanterie. Am 13. Mai fand anläßlich des 50jährigen Jubiläums der Marine-Infanterie vor der Kaserne des 1. Seebataillons in Kiel die Enthüllung des Denkmals für die in China gefallenen Kameraden statt. Das Denkmal besteht aus einer von Granitblöcken umgebenen Marmortafel und ist von einem Adler gekrönt. Zu Ehren des Tages hatte Kiel festlichen Schmuck angelegt. Vor der Kaserne stand das erste Seebataillon in Parade. Nachdem die alten Kameraden Aufstellung genommen hatten, erschienen die früheren und jetzigen Offiziere des Bataillons, die in Kiel anwesenden Admirale usw. und nahmen vor einem Feldaltar Stellung. Auch die Prinzessin Heinrich wohnte der Feier bei; der Prinz weilte zur Zeit in England. Der Geistliche wies in seiner Predigt auf die Verdienste der Marine-Infanterie, auf die heldenmütige Verteidigung der Gesandtschaften in Peking, auf die Strapazen des Marsches von Tientsin nach Peking hin. Als die Hülle gefallen war, legten zahlreiche Abordnungen Kränze am Denkmal nieder. Der Kommandeur des 1. Seebataillons, Major von Barsewisch, übernahm das Denkmal in die treue Hut des Bataillons. In Wilhelmshaven, wo das zweite Bataillon der Marine-Infanterie steht, fand aus dem gleichen Anlaß eine ähnliche Feier wie in Kiel statt.

Das Kieler Denkmal für die gefallenen Ehinakrieger der Marine-Infanterie.
Nach einer Aufnahme von A. Renard in Kiel.

Das größte Segelschiff der Welt, der Fünfmaster „Preußen", ist am 8. Mai auf der Werft von Jos. C. Tecklenborg in Geestemünde vom Stapel gelaufen. Die „Preußen" hat eine Tragfähigkeit von 10000 t. Die „Potosi", welche bisher unter den großen Segelschiffen für das beste galt und die zwischen Deutschland und der amerikanischen Westküste läuft, hat es bei schönem Wetter auf 16½ Knoten Geschwindigkeit gebracht. Sie legte ihre beiden letzten Rundreisen zwischen Deutschland und den Häfen der amerikanischen Westküste innerhalb zwei Jahren zurück. Noch mehr erwartet man von der „Preußen". Die Takelung der „Preußen" ist die eines fünfmastigen Vollschiffes mit doppelten Mars- und Bram-Rahen in allen Toppen. Sämtliche Masten, Rahen und das Bugspriet sind aus vorzüglichem Stahl hergestellt. Die Segel sind aus bestem Tuch gefertigt. Im ganzen besitzt das Schiff ohne die Reservesegel 43 Segel mit einer Gesamtfläche von 5560 qm. Der Flaggenstock des Mittelmastes befindet sich 68 m über dem Kiel. Die Unterrahen sind 31,2, die Royalrahen 16 m lang. Der größte Durchmesser der Masten beträgt nicht weniger als 900 mm, jener des Bugspriets 920 mm. Das Schiff ist für die Hamburger Reederei F. Laeisz ausdeutschem Stahl nach den Vorschriften des Germanischen und des Englischen Lloyd für die höchste Klasse gebaut. Seine Länge über Heck und Gallion ist 133,5 m, die größte Breite mittschiffs 16,40 m, Tiefe von Kiel bis Deck mittschiffs 10,25 m. Das Deplacement des beladenen Schiffes beträgt bei einem mittleren Tiefgange von 8,23 m 11150 t. Zwei in ganzer Länge des Schiffs durchlaufende Decke, sowie alle Aufbautendecke sind aus Stahl hergestellt. Oberdeck und Aufbauten haben auferdem über dem Stahldeck einen Holzbelag.

Der Fünfmaster „Preussen" unmittelbar nach dem Stapellauf in Geestemünde.
Nach einer photographischen Aufnahme.



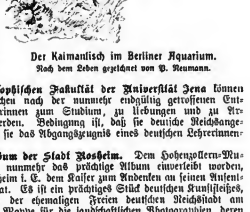
Das Luftschiff „Pax" wenige Sekunden vor der Katastrophe.

Kleine Mitteilungen.

Im Berliner Aquarium befindet sich gegenwärtig ein sehr schönes Exemplar der großen bekannten Giftschlange, der Nattern-Giftschlange (Naja bungarus) welche von Süd-China und Birma bis zu den Sunda-Inseln und Philippinen in der Nähe von Flüssen lebt. Sie erreicht eine Länge von vier Metern. Wenn man nun erfährt, daß diese giftige Brillenschlange hinten im Gebiß mehrere auf der Vorderseite mit einer Rinne versehene Zähne besitzt, die mit einer Giftdrüse in Verbindung stehen, und daß sie wahrscheinlich, ebenso wie ihre Gattungsgenossen im Vorderindien und im tropischen Afrika, mit großer Geschicklichkeit ihren ästenden Speichel weit fortzuschleudern verstehen, so ist man leicht geneigt, die Nattern-Giftschlange als ein besonders gefährliches und unheimliches Gestaltpaar zu betrachten. Und doch ist sie verhältnißmäßig harmlos; sie nährt sich meistens von

Die Riesen-Giftschlange im Berliner Aquarium.
Nach dem Leben gezeichnet von P. Neumann.

Schlangen. Weit ist ihr Jagdgebiet, sie durchstöbert den Moosboden, unterjucht das mit Schlingpflanzen durchwebte Zweiggewirr des Galeriewaldes und folgt den schwimmkundigen Nattern durch das feuchte Element der kleinen Flüsse. Die große Länge ihres Körpers befähigt sie zur Erbeutung größerer Schlangen, die sie durch ihren giftigen Biß tötet und dann ganz verschlingt. Auf unserem Bilde, welches wir dem Maler P. Neumann verdanken, ist eine besondere Verbreiterung des mit einer hellen Winkelzeichnung gezierten Halses sichtbar. Bei den Schlangen tragen alle Halswirbel, außer dem ersten, Rippen. Die Brillenschlangen sind insofunde, durch Anheben dieser Rippen die sehr dehnbare Haut des Halses schildförmig zu verbreitern. Eine andere Eigenthümlichkeit dieser Giftnattern besteht darin, daß sie durch eine kräftige Halsmuskulatur befähigt sind, ihren Kopf weit aus der horizontalen Lage zu erheben, so daß ihnen ein Ausschauen des Vorderleibes in rechten Winkel zum übrigen Körper möglich ist. — Ein nicht minder interessanter Gast des Aquariums ist der Kaimanfisch (Lepidosteus osseus). In ferner Vorzeit, als große Strecken des Festlandes zum ersten Male aus dem unendlichen Weltmeere emporstauchten, scheinen hier und da gewaltige seichte Wasserbecken mit salzmangem Grunde entstanden zu sein. In sie ergossen die Riesenströme der sogen. Devonzeit ihre Fluten, aus denen sich ungeheure Mengen derjenigen Niederschläge absetzten, welche und heute als Roter Sandstein bekannt sind. Die weiten Binnenmeere waren die Heimat eines artenreichen Geschlechts ganzharter Fische, der sogenannten Schmelzschupper oder Ganoiden, deren verschiedenste Reste heute in den verschiedensten Gegenden aufgefunden werden. Als dann später diese flachen Schlammtern auszutrocknen begannen, schlug die Stunde der Vernichtung für die meisten jener sonderbaren Tiere; nur sehr wenige haben sich bis auf unsere Tage erhalten. Mit stiller Wehmut werden die zahlreichen Feinschmecker unter unseren Lesern vernehmen, daß der Stör, der Hausen und der Sterlet, die Lieferanten des Kaviars, zu den letzten überlebenden Mitgliedern dieser einstmals so vielfach vertretenen Familie gehören. In den großen Flüssen Nordamerikas lebt ein anderer merkwürdiger Fisch, der ebenfalls zu den Schmelzschuppern gehört: der Kaimanfisch, den unser Zeichner, nach einem, wie erwähnt, im Berliner Aquarium befindlichen Exemplar dargestellt hat, erinnert in seiner äußeren Gestalt etwas an den Hecht und heißt deshalb auch wohl Knochenhecht. Sein lateinischer Name „Lepidosteus" bedeutet einen Fisch mit knöchernen Schuppen, und die Speziesbezeichnung osseus = knöchern hebt diese Eigenthümlichkeit noch besonders hervor. Die schmalgestalt verlängerten Kiefern sind mit mehreren Reihen spitzkegelförmiger Zähne bewehrt, die Flossen werden am Obertunde durch sichelige Knochenschindeln, sogenannte „Fulkra", gesichtigt. Der obere Lappen der Schwanzflosse ist größer als der untere. In der Jugend ist der Kaimanfisch sehr hübsch gezeichnet, wie man aus der Abbildung



Der Kaimanfisch im Berliner Aquarium.
Nach dem Leben gezeichnet von P. Neumann.

ersieht. Später, wenn er zu einem mehr als einen Meter langen, sehr wehrhaften Raubfisch ausgewachsen ist, verliert sich die Zeichnung vollständig. Dieser Fisch gehört auch zu den gefräßigsten Räubern der großen Ströme; sein Fleisch soll übrigens sehr gut schmecken.

Matsche.

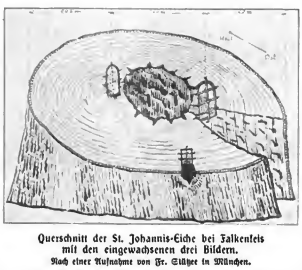
In der philosophischen Fakultät der Universität Jena können Frauen und Mädchen nach der nunmehr endgültig getroffenen Entscheidung als Hörerinnen zum Studium, zu Uebungen und zu Arbeiten zugelassen werden. Bedingung ist, daß sie deutsche Reichsangehörige sind und daß sie das Abgangszeugnis eines deutschen Lehrerinnenseminars besitzen.

Das Kaiseralbum der Stadt Rosheim. Dem Hohenzollern-Museum zu Berlin ist nunmehr das prächtige Album einverleibt worden, das die Stadt Rosheim i. E. dem Kaiser zum Andenken an seinen Aufenthalt dort geschenkt hat. Es ist ein prächtiges Stück deutschen Kunstfleißes, eine würdige Gabe der ehemaligen Freien deutschen Reichsstadt am Wasgenwalde. Die Mappe für die landschaftlichen Photographien, deren Abbildung wir unsern Lesern vorführen, besteht aus echtem Purpursammet und ist im Stil der zur Zeit der Erbauung der ehrwürdigen Kirche St. Peter und Paul üblichen Buchbindung gehalten. Die Beschläge aus getriebenem, vergoldetem Silber sind mit Edelsteinen und Halbedelsteinen geschmückt und stellen die Kirchenpatrone St. Peter und Paul, den Reichsadler mit der Rose, den Wappen von Rosheim, dar. In den Ecken sind die Wappen von Ober- und Unterelsaß mit emaillierten Signaturen angebracht, in vergoldetem Silber getriebene Rosen füllen die Zwischenräume, die meisten der Edelsteine der Beschläge sind fassierende Opaline. Die Rückseite der Mappe zeigt in der Mitte das Reliefbild Papst Leos IX. der, aus dem Elsaß stammend, im zwölften Jahrhundert die Kirche zu Rosheim einweihte. Auch hier wiederholt sich das getriebene Wappenbild der Stadt, die Rose. Die Schenkungsurkunde, eine zierliche Miniaturmalerei auf Pergament, wie die Mappe sind ein Entwurf Professors Anton Seders, des Direktors der Straßburger Kunstgewerbeschule. In der Goldschmiedewerkstatt desselben Instituts wurden die Beschläge von Leopold Eberth ausgeführt. Die in der Mappe enthaltenen Bilder der malerisch gelegenen Stadt und ihres Volkslebens, von denen in alpinen Sportkreisen wohlbekannten Dr. Paulcke, Privatdocenten zu Freiburg in Breisgau, aufgenommen, sind durchgängig als Künstlerphotographien ersten Ranges zu bezeichnen.

Das Kaiseralbum der Stadt Rosheim.

Kleine Mitteilungen.

Die größte Eiche des Bayrischen Waldes. Am 1. Januar d. J. hat der Sturm die größte Eiche des Bayrischen Waldes, die St. Johannis-Eiche bei Falkenfels, gefällt. Der Riesenstamm, den wir unseren Lesern im Bilde zeigen, hatte einen Stockumfang von 10 m und einen Durchmesser von 3,30 m. Beim Zerkleinern des gewaltigen Baumes fand man tief im Innern zwei Axt Blech gemalte, von eisernen Gittern überdeckte Bilder. Diese fallen mit den Gittern 1,05 m von der Rinde entfernt, genau in der Art, wie unsere obere Abbildung es darstellt. Sie sind je 60 cm hoch, 40 cm breit und stecken in morschem Holze auf beiden Seiten des Stammes, der dazumal einen Durchmesser von 1,20 m hatte, denn so weit sind die Bilder von einander entfernt. Der Umfang des Baumes hat danach etwa 4 m betragen, als nun die Bilder daran befestigte. Die Zeit, in welcher das geschah, läßt sich durch die teilweise noch gut erkennbaren Jahresringe des Baumes annähernd ermitteln. Man nimmt an, daß die Eiche damals 300 Jahre alt war, und daß es sich um die in den Kirchenrechnungen von Falkenfels aus dem 16. Jahrhundert — die Kirche stand unweit des mächtigen Baumes — genannte „große alte Eiche" handelt. Das Ueberwachsen der Bilder mit einem 1,05 m starken Holzring wird wiederum 300—400 Jahre gedauert haben, sodaß der Baum 600—700 Jahre alt geworden ist. Die Bilder sind sogenannte „Marterln", die fromme Katholiken angebracht haben. Im 16. Jahrhundert drang der Protestantismus in der Gegend vor, durch den Dreißigjährigen Krieg wurde sie wüst und öde. Dabei hat man der „Marterln" vergessen, und der Baum deckte im Weiterwachsen die Wunde, die man ihm beim Einlassen der Bilder geschlagen hatte, und damit die Bilder. Ein weiteres kleineres Bild, eine Mutter Gottes darstellend, auf Holz gemalt, wurde noch bei Lebzeiten des Baumes in einer Höhlung aufgefunden. Es ist das Bildchen vorn am Baum auf unserer oberen Abbildung und trägt die Jahreszahl 1807 oder 1827.



Querschnitt der St. Johannis-Eiche bei Falkenfels mit den eingewachsenen drei Bildern.
Nach einer Aufnahme von Fr. Stützer in München.

Frauenbewegung. Der Dresdener Rechtsschutzverein hat, einer Anregung des Bundes deutscher Frauenvereine folgend, die Lage und die Arbeitsverhältnisse der Dresdener Strohhutnäherinnen zum Gegenstand einer Umfrage gemacht, deren Ergebnisse in der „Sozialen Praxis" veröffentlicht werden. — Das ärztliche Ehrengericht für die Provinz Brandenburg und den Stadtkreis Berlin hat ein Zusammenwirken der für das Deutsche Reich approbierten Aerzte mit den in der Schweiz approbierten weiblichen Aerzten für zulässig erklärt. — Der Züricher Kantonsrat lehnte es mit 117 gegen 26 Stimmen ab, einer Petition der „Union für Frauenbestrebungen" um Gewährung des fakultativen Stimmrechts Folge zu geben. — Auf den Appell deutscher Frauen an die Frauen Englands zu Gunsten der Burenfrauen und Burenkinder hat die Bonnaß Liberal Association, welche 60 000 Mitglieder umfaßt und den Krieg in Südafrika mit dem größten Abscheu betrachtet, den deutschen Frauen ihre volle Sympathie erklärt. Sie glaubt, daß die leitenden Behörden versuchen, das Elend der Frauen und Kinder in den Konzentrationslagern zu mildern. Der denkwürdige Brief, der vom 29. Januar 1902 datiert ist, schließt wörtlich: „ . . . ; aber Behörden arbeiten langsam, und wir Frauen können nicht durchsehen, was wir möchten, denn wir sind in der Minderzahl. Dieser schreckliche Krieg hat in uns mehr und mehr den Entschluß gereift, weiter zu kämpfen für die Sache des Friedens. Mit herzlichen Grüßen an die Mitschwestern in Deutschland zeichne ich im Namen unseres Komitees hochachtungsvoll Mawson." — In Frankreich sind kürzlich gleichzeitig zwei politische Frauenvereine entstanden, von denen der eine die Frauen im Kampf der Wahlarbeit einer bestimmten Partei verwenden will, während der andere die Frau auf sich selbst zu stellen gedenkt. Der erste Verein hat konservative, der zweite radikale Tendenzen. Der erste verlangt die Mitarbeit der Frau an der Belämpfung der Ordensgesetze gegen die Geistlichkeit und der Schulgesetze, der zweite will der Frau das aktive und passive Kommunalwahlrecht erobern; beide Rechte besitzen die Frauen bereits für die Gewerbegerichte, für die Handelsgerichte, für die Departementsschulräte und für den Oberschulrat, für die Arbeitsräte und für den Oberarbeitsrat.

Die bekannte Schenkung Kaiser Wilhelms an das Germanische Museum in Cambridge, Massachusetts, umfaßt die wertvollen Denkmäler deutscher Kunst in vorzüglicher Wiedergabe. Es sind 25 Kunstwerke, die acht Jahrhunderte deutscher Kunstentwicklung würdig vertreten. Da ist das älteste Beispiel deutscher Erzgußkunst, die Bronzetür vom Dom zu Hildesheim, mit 16 in zwei Reihen geordneten Reliefdarstellungen, welche Scenen aus dem Leben Christi und aus der Schöpfungsgeschichte nach der bildlichen Auffassung wiedergeben. Ferner das kleine Portal von der Liebfrauenkirche zu Trier an der Sakristei, im frühgotischen Stil, mit der Krönung der Gottesmutter im Giebelfelde. Vom Dome zu Freiberg in Sachsen drei Wiedergaben der Goldenen Pforte. Diese trägt im Giebelfelde die Anbetung der Heiligen drei Könige, in den Zwickeln die Evangelisten und Apostel, zu beiden Seiten des Portales aber zwischen den Säulenstellungen je vier prophetische biblische Gestalten. Vom Dom zu Naumburg sind 11 Stücke vorhanden, ein frühgotischer Schrein vom Westaltar mit Reliefs, welche Scenen aus der Passionsgeschichte darstellen, eine Reihe Statuen vom Westaltar-Platz, die Bischof Dietrich den Stiftern und Vogtschützern des Domes errichtete, ein Lesepult in Gestalt eines Geistlichen. Vom Münster zu Straßburg sind die allegorischen Figuren wiedergegeben, welche die Kirche und die Synagoge personifizieren, vom Münster zu Ulm Bischofsstuhl und Altar, beides spätgotische Holzschnitzereien. Die Schalduskirche zu Nürnberg ist mit dem weltberühmten Werke Peter Vischers, dem Bronzegrabmal des Heiligen Sebaldus vertreten. Den Reigen schließen die berühmten Masken der sterbenden Krieger am Berliner Zeughause von Andreas Schlüter, das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten auf der Kurfürstenbrücke in Berlin von demselben Meister und die Monumentalstatue Friedrichs des Großen in Stettin von Gottfried Schadow.

Die St. Johannis-Eiche bei Falkenfels in Bayern nach dem Sturze.
Nach einer Aufnahme von Fr. Stützer in München.

Die Gesellschaft der natürlichen Füße, die sich vor einigen Jahren in den Südprovinzen von China gebildet hat, um die chinesischen Frauen von der tierischen Unsitte des Fußbindens abzubringen, die aber bisher nur geringe Erfolge erzielte, erhielt einen mächtigen Verbündeten, nämlich den Kaiser Kuang-Hü. Er hat ein Edikt erlassen, in dem er gegen das Fußbinden der Frauen auftritt. Uebrigens haben niemals alle chinesischen Frauen ihre Füßchen gebunden. Die Chinesen im Süden, namentlich die arbeitenden Klassen in Kanton, die Mandchu lassen den Mädchen ihre natürlichen Füße. In Nordchina dagegen ist die Sitte so allgemein und so tyrannisch, daß sich ihr selbst die Arbeitersamilien nicht entziehen.

König Albert von Sachsen

Erinnerungsblatt der Gartenlaube

Die Gartenlaube

Sonderbeilage zu Heft 8, 1902.

König Albert von Sachsen †.

Einen Cypressenkranz und einen Lorbeerkranz auf den Sarg eines edlen Fürsten! König Albert von Sachsen ist am 19. Juni dahingegangen. Was Goethe einst von dem Herrscher eines kleinen Staates sang, das mag als volltönender Ruhm für den Dahingeschiedenen gelten: „So wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte jeder: da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein."

Am 23. April 1828 wurde dem Prinzen Johann von Sachsen aus seiner Ehe mit Amalie Auguste, der Tochter des Königs Maximilian I von Bayern, in Dresden ein Sohn geboren. 130 Kanonenschüsse sandten, von der Schanze hinter den Pontonhäusern, dem neugeborenen Wettiner den ersten Gruß zu. Auf dem Altmarkt spielte die Kapelle des Prinzen Maximilian, und in den Choral: „Herr Gott, dich loben wir!" stimmte die zahlreich versammelte Volksmenge ein. Auf der Elbbrücke wurde Champagner kredenzt, den eine litterarische Gesellschaft allen Vorübergehenden spendete, damit sie auf das Wohl des neugeborenen Prinzen anstießen. Tausende drängten sich um das Eckpalais des Prinzen Johann am Taschenberge. Es war ein frohes Ereignis, welches der Dynastie der Wettiner eine schon in Frage gestellte Zukunft sicherte. Die vier Kinder des Königs Anton waren gestorben, sein Bruder Maximilian war über 60 Jahre alt, die Ehe seines ältesten Sohnes Friedrich August kinderlos geblieben, der zweite Sohn Prinz Clemens in Italien gestorben und auch aus der Ehe des Prinzen Johann war seit fünf Jahren

Schloss Sibyllenort, in dem König Albert am 19. Juni 1902 verschied.

kein männlicher Erbe hervorgegangen. Prinz Johann selbst feierte dies Familienereignis in einer Ode; eine Strophe derselben lautete:

„Laßt zu der Götter Tempel uns alle heut' Vereinigt treten! Kam doch dem Vaterland
Der Gott-Geschenkte, der Vollender, Gold'ne Geschlechter dereinst beherrschend!"

Und wie sorgte der Vater für die Erziehung des Sohnes! Nachdem dieser den Kindheitsjahren und der weiblichen Pflege entwachsen war, übergab er ihn einem bewährten Juristen, dem Hof- und Justizienrat Friedrich Albert von Langenn, der seine Laufbahn als Docent in der juristischen Fakultät der Leipziger Universität begonnen hatte und über eine reiche wissenschaftliche Bildung gebot. Prinz Johann hatte selbst eine mehr als fünfzig Paragraphen umfassende Instruktion für die Erziehung seines Sohnes ausgearbeitet. Außer Langenn hatte der Prinz auch andere Lehrer, an denen er mit Liebe hing; nur anfangs wollte er sich schwer an den Elementarunterricht gewöhnen und brachte seinem Lehrer kein freudiges Verständnis entgegen, bis dieser ihn allmählich von dem Nutzen des Lernens überzeugt hatte. Der Hof verweilte viel auf seinen Schlössern, Prinz Johann besonders war ein Freund des Landlebens. So war der junge Albert viel in freier Luft. Unthätig, aber mit reger Teilnahme wohnte er den großen Jagden bei, welche der Hof veranstaltete — wurde doch die Jagd später die willkommenste Erholung des Herrschers, auch noch in den Tagen des Alters und der Krankheit, soweit diese es irgend gestatteten. Schon in seinem zwölften Lebensjahre zeigte sich der Prinz als gewandter Reiter auf einem Pony, einem Hengst gotländischer Art, der wegen seiner widerspenstigen Launen den Namen „Typhens" führte, nach dem Homerischen Helden, der zwar klein von Gestalt, aber voll ungestümen Mutes war. Auch die späteren Reitkehre waren mit den Leistungen des Prinzen zufrieden. Schon als zehnjähriger Knabe hatte er Neigung für das Kriegswesen gezeigt. Ein alter Soldat, der Feldwebel Klemm, der als Pontonier bei der Elbfähre in Pillnitz angestellt war, hatte ihm die Grundzüge des Ingenieurwesens beigebracht, und bald errichtete Albert mit seinen prinzlichen Genossen und Spielkameraden zwischen den Rasenplätzen des Schloßgartens von Pillnitz ein regelrechtes Erdschanzwerk. Und als die Eltern den jungen Kriegsleuten Uniformen nach dem Muster der alten Dresdner Schloßgarde, rote Röcke und weiße Beinkleider, geschenkt hatten, da rüsteten sich diese auch mit Steinschloßgewehren aus und übten unter Kommando des Prinzen Albert, der als Sergeant die Abzeichen seiner Würde trug. Im Herbst 1839 durfte der Prinz zum erstenmal dem Manöver beiwohnen, da er bei den Reitübungen ausreichende Entschlossenheit und Sicherheit bewiesen hatte. Einexerziert wurde er später, teils allein, teils im Verein mit seinen Brüdern; dann trat er in Reih und Glied mit den Kadetten. Nach gut bestandenem Probedienst erhielt er am 24. Oktober 1843 das Patent als Leutnant; anderthalb Jahre später, am 13. März 1845, bestand er die Abiturientenprüfung in Gegenwart seines königlichen Oheims und seines Vaters. Langenn schied dann aus seiner Stellung; schon früher hatte er seinem Zögling ein glänzendes Zeugnis ausgestellt: „Prinz Albert hat, man kann es sagen, einen vortrefflichen Charakter, er ist human, wahrhaft menschenfreundlich, hat ein Herz für fremde Not, giebt gern und ist wirklich ernst religiös. Seine Vaterlandsliebe ist rein und unbefangen, Achtung für Recht und Gerechtigkeit erfüllt ihn, und die geringste Mahnung, daß etwas wohl nicht ganz dieser großen Fürstentugend entspreche, ließ ihn in sich gehen. Sein Geist ist gebildet, er eignet sich schnell die Sache an; er fühlt das Schöne und Treffliche, welches in Schriften niedergelegt ist und sonst ihm zu Ohren kommt. Zu zwei Dingen hat der Prinz ganz besonderen Beruf, zum Militärwesen und zu den eigentlich politischen Wissenschaften."

Prinz Albert im fünften Lebensjahre.
Nach dem von F. Sprinck lithographierten Gemälde von C. Vogel.

Als weitere Charakterzüge des Prinzen rühmt Langenn sein heiteres Wesen, seine Geselligkeit und sein Gefallen an dem Umgang mit Freunden; auch hebt er besonders hervor, daß die beiden großen Herrschertugenden, Energie und Stetigkeit, bei dem damaligen künftigen Thronerben schon im Keim vorgebildet waren.

Am 24. Oktober 1847 wurde der Prinz an der Bonner Universitätimmatrikuliert; zu seinen Kommilitonen gehörte der preußische Prinz Friedrich Karl, der später, wie er selbst, im großen Kriege mit Frankreich eine Armee befehligen sollte, und der Prinz Friedrich von Baden. Prinz Albert hörte kanonrechtliche Kollegia bei Dahlmann, verkehrte viel im Hause des Professors Ritter, kam auch öfters mit Ernst Moritz Arndt zusammen, welchem der Vater des Prinzen, der ihn bei einem Besuch in Bonn kennenlernte, nachrühmte, daß er, obschon in vieler Hinsicht eine Ruine, sich doch durch Lebhaftigkeit und Heiterkeit auszeichnete. Im März 1848 wurde der Prinz aus Bonn zurückgerufen. Die politischen Bewegungen der Zeit verhinderten eine Wiederaufnahme seiner Studien an der rheinischen Universität; bald sollte er auf einem Schauplatz geschichtlicher Thaten erscheinen: die ungelöste schleswig-holsteinische Frage hatte den Krieg mit Dänemark zur Folge, und hier bestand Prinz Albert seine erste Feuerprobe beim Sturm auf die Düppeler Schanzen. Da ritt er mit dem Schützenbataillon, das mit den Bayern bis zur Düppelmühle vorgerückt war, begrüßt vom dreimaligen Hurra der Schützen und Jäger, gegen die Schanzen; ja, er wurde von den Kriegern in stürmischer Begeisterung aus dem Sattel

Prinz Albert und seine Gemahlin Carola im Jahre ihrer Eheschliessung (1853).

König Albert und seine Gemahlin Carola im Jahre ihrer silbernen Hochzeit (1878).

König Albert und seine Gemahlin Carola.

Nach einer Aufnahme aus neuerer Zeit von Hofphotograph Otto Mayer in Dresden.

gehoben. Die dänischen Strandbatterien und Kanonenboote richteten aber, aufmerksam gemacht durch das Hurrarufen und die weiße Mütze des Prinzen, ihr Feuer nach diesem Punkte. Eine Granate fuhr unter dem Pferde des Prinzen nieder; doch mitten unter dem durch die zerplatzenden Geschosse aufgewühlten Stein- und Erdregen bewahrte der Prinz eine unerschütterliche Ruhe. Zweimal mußte ihm der General von Prittwitz befehlen, zu ihm, der weiter rückwärts auf einer beherrschenden Höhe stand, zurückzukehren.

So wurde der 13. April 1849 sein erster militärischer Ehrentag, und zum besonderen Ruhm gereicht es ihm, daß er diesen Tag als einen Sieg der deutschen nationalen Sache auffaßte. Er pries ihn als das erste Zusammenwirken der deutschen Stämme auf dem Weg zur Einigung, und diesen Weg von Düppel bis zu St. Privat und Sedan hat er selbst ruhmreich zurückgelegt. Einmal freilich rief ihn der Befehl seines königlichen Vaters an die Seite der Oesterreicher, und wenn er in den Kämpfen bei Gitschin, auf dem Schlachtfelde von Königgrätz auch die Niederlagen nicht vermeiden konnte, so sicherte er doch der sächsischen Armee, die unter seinem Kommando stand, den Ruhm eines ehrenvollen Rückzuges.

Nach Beendigung des Krieges von 1866 und nachdem Sachsen in den Norddeutschen Bund eingetreten war, erhielt Kronprinz Albert das Kommando des zwölften, des sächsischen Armeekorps. Und nicht lange darauf führte er es in den Krieg gegen den dritten Napoleon. Bald mußte die Weltgeschichte den Namen des sächsischen Prinzen verzeichnen unter den glorreichen Heerführern einer großen Zeit. Mehr noch als der Sturm der pommerschen Landwehren auf die steilen Höhen von Rozérieulles entschied die Erstürmung von St. Privat auf dem linken Flügel des deutschen Heeres das Schicksal der Schlacht bei Gravelotte. Das vom Kronprinzen Albert geführte sächsische Armeekorps zusammen mit den preußischen Garden durfte sich jener glänzenden Waffenthat rühmen. Gleich darauf wurde Kronprinz Albert der Oberbefehl über die neugebildete Maasarmee anvertraut; bei Beaumont sprengte er die Franzosen auseinander und half den eisernen Ring um Sedan und das Heer des Imperators bilden, den dieser nicht zu zerbrechen vermochte. Von der ritterlichen Gesinnung des Prinzen zeugte sein Besuch bei dem besiegten Gegner, dem verwundeten Marschall Mac Mahon. In Königsberg bei der Krönungsfeier hatte er Jahre zuvor den damals hochgefeierten Sieger von Magenta kennengelernt; hier bei der großen Niederlage des Kaiserreichs reichte er dem tapferen, in der Schlacht unterlegenen Gegner die Hand.

Bei den Einzügen der siegreichen Truppen in Berlin und Dresden wurden dem Prinzen als einem der ersten Kriegshelden große Auszeichnungen zu teil. In Berlin übertrug ihm Kaiser Wilhelm die erste Armeeinspektion; in Dresden überreichte König Johann seinem Sohne, ehe die Truppen ihren Einmarsch hielten, ein kaiserliches Handschreiben, durch welches dieser zum Generalfeldmarschall ernannt wurde, zugleich mit einem die Form eines mittelalterlichen Morgensterns nachahmenden Marschallstab, den der Polenkönig Johann Sobiesky bei dem Entsatze in das befreite Wien 1683 getragen hatte. Mit diesem Stab in der Hand setzte sich der Kronprinz an die Spitze des sächsischen Armeekorps und führte dieses unter dem Jubel der Bevölkerung durch die geschmückten Straßen von Dresden nach dem Neumarkt, wo der Bürgermeister ihn mit begeisterter Ansprache empfing. Hier ritt der edle Fürst an die für die Invaliden des Kriegs errichtete Tribüne, drückte einem derselben die Hand und überreichte ihnen einen der Lorbeerkränze, die er selbst erhalten hatte.

Königin Carola.

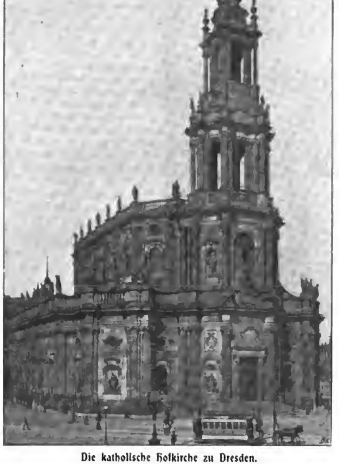
Nach einer neueren Aufnahme von Hofphotograph Otto Mayer in Dresden.

Die Armee war, wie Prinz Albert selbst einst sagte, seine Jugendliebe gewesen. Sein 50jähriges Militärjubiläum wurde am 22. Oktober 1893 glänzend gefeiert. Kaiser Wilhelm II war an der Spitze aller kommandierenden Generale des deutschen Heeres erschienen und verehrte dem König einen kostbaren, mit Juwelen besetzten Marschallstab; bei der Festtafel im Ekparadesaal des Residenzschlosses hielt er dann eine schwunghafte Rede auf das Wohl des befreundeten

Kaiser Wilhelm I und König Albert auf der Fahrt durch Dresden während der Kaisertage im September 1882.

Nach einer gleichzeitigen Zeichnung von H. Lüders.

Fürsten. Hatte er doch schon früher, bei einem 1889 gelegentlich des Kaisermanövers abgehaltenen Paradediner erklärt, wie er seit langen Jahren einen Freund und väterlichen Berater in ihm gefunden habe. Die Bedeutung des Königs Albert als Truppenführer und Feldherr wurde von den höchsten Autoritäten bedingungslos anerkannt. Moltke erklärte, daß die Armeeführung desselben sich durch zwei überaus wichtige Eigenschaften ausgezeichnet habe: durch den unbedingten verständnisvollen Gehorsam gegenüber der obersten Heeresleitung und durch die Energie in der Ausführung. Schon 1852 hatte Zar Nikolaus bei einem Besuch des Prinzen Albert in St. Petersburg zu den sächsischen Gesandten gesagt: „Die Beschlüsse der Vorsehung sind unerforschlich. Sehen Sie sich Ihren jungen Prinzen an! Ich verstehe mich auf Menschen. Nun, es ist wirklich schade: er hätte die Gaben, das größte Reich zu beherrschen, während ich Erben großer Staaten kenne, denen ich keine Kompagnie anvertrauen möchte." Gelegentlich der achthundertjährigen Wettinfeier aber, am 17. und 18. Juni 1889, äußerte Fürst Bismarck: „Das leuchtende Muster der Selbstlosigkeit der Bundesfürsten ist König Albert von Sachsen, der glorreiche Führer deutscher Heere, vielleicht der künftige Oberbefehlshaber der deutschen Streitkräfte, wenn das Reich seine Existenz nach Osten und Westen verteidigen muß!"



Die katholische Hofkirche zu Dresden.

Lange überlebte König Albert die andern großen Heerführer einer unvergeßlichen Epoche und schied als der letzte von allen, die gleichen Ruhmes teilhaft geworden sind.

Am 29. Oktober 1873 hatte er nach dem Tode seines Vaters, des Königs Johann von Sachsen, den Thron bestiegen.

Wenn König Albert auch bedacht war, das sächsische Armeekorps auf der Höhe der militärischen Ausbildung zu erhalten, wenn er auch bei Paraden, Uebungen und Revuen stets anwesend und leitend war, so lag ihm darum doch die liebevolle Pflege von Kunst und Wissenschaften nicht minder am Herzen. Wie hat er nicht seiner Landesuniversität Leipzig, die ihn zu ihrem rector magnificentissimus ernannte, zum erfreulichsten Aufschwung verholfen! Er selbst besuchte jedesmal, wenn er nach Leipzig kam, die Hörsäle, wohnte Vorlesungen aus den verschiedensten Zweigen des Wissens bei, lernte die Lehrer beurteilen und schätzen und erquickte durch sein erhabenes Beispiel die Schüler. Und es war nicht bloß solche Ermutigung, sondern auch eigene Wißbegierde, was ihn bestimmte, die hervorragenden Fabriken und industriellen Unternehmungen in seinem Lande selbst in Augenschein zu nehmen und sich von jedem Fortschritt der Industrie unterrichten zu lassen. Die Bedeutung der großen Buchhändler- und Buchdruckerstadt Leipzig hat er stets durch den Besuch wichtiger Stätten des Buchgewerbes anerkannt und fehlte nicht bei seinen Festlichkeiten, wie z. B. bei der Einweihung der neuerbauten Buchhändlerbörse. Und ebenso war er bei der Eröffnung der zahlreichen Industrie- und Gewerbeausstellungen anwesend, welche in seinem Lande stattfanden. Wer den schlichten Fürsten in den Hörsälen der Universität, in den Werkstätten des Industriefleißes, in den Ateliers der Künstler erblickte, der mochte leicht vergessen, daß er hier einen Herrscher vor sich sah, den auch alle höchsten Auszeichnungen des Kriegsruhms schmückten.

In der Pflege der Wohlthätigkeit stand ihm als eine treue Genossin seine Gemahlin, die Königin Karoline (Carola) zur Seite, eine Tochter der schwedischen Wasa, edeln und schlichten Sinnes. Sie ist die Enkeltochter des schwedischen Königs Gustav Adolf, der im Kampfe gegen Napoleon seinen Thron verloren hat; ihr Vater war österreichischer Feldmarschalleutnant — und so wurde Oesterreich ihre Heimat. Auf dem Schlosse Schönbrunn ist sie am 5. August 1833 geboren, aber am Hofe ihrer Großmutter, der Großherzogin Stephanie von Baden, in Mannheim und Baden-Baden erzogen. Später lebte sie auf dem Schloß Eichtorn in Mähren und auf der mährischen Herrschaft Moravee. Am 18. Juni 1853 hatte sich das edle Paar fürs Leben vereinigt, und nahezu ein halb Jahrhundert lang hat Königin Carola Freud und Leid mit ihrem Gatten geteilt. Die großen Kriege gaben ihr Anlaß, ihre Neigungen und Fähigkeiten für die Pflege der Kranken und Verwundeten in erhöhtem Maße zu bewähren. In dem Kantonnement der sächsischen Truppen bei Wien nach der Schlacht bei Königgrätz 1866 verging kein Tag, wo die Kronprinzessin nicht die Verwundeten und Kranken im „Theresianum" oder im Stift zum Heiligenkreuz besucht hätte. Von unermüdlicher Ausdauer, allen Gefahren der Ansteckung trotzend, erwarb sie sich hier unter Führung des Generalstabsarztes Dr. Günther Kenntnisse auf dem Gebiete der Krankenpflege, die sie 1870 in dem alten Max-Palais verwertete, in welchem der Albertverein seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Und in einer Friedenszeit von 30 Jahren setzte sie das Liebeswerk fort als die hohe Leiterin und Schützerin des Albertvereins. Bei der letzten schweren Erkrankung des Königs ist sie nicht von seiner Seite gewichen, und als die Stunde des Scheidens kam, hat sie die Hand des Königs in der ihren halten können. In Strehlenort, seinem unweit Breslau gelegenen, von ihm so sehr geliebten und so oft besuchten Schlosse, hat er nun seine Seele ausgehaucht. Dort, in dem ernsten Bau, inmitten herrlicher Parkanlagen und weiter Wälder, hat der Tod den edlen Fürsten hinweggenommen. Nun ruht, was sterblich war an König Albert, in der Gruft der Wettiner, unter der Sakristei der katholischen Hofkirche zu Dresden.

Nicht bloß das sächsische Volk wird König Albert ein treues Andenken bewahren; ganz Deutschland ehrt und feiert in ihm den Mitschöpfer seiner Einheit, den Freund und Berater der deutschen Kaiser, die seit dem Tage von Versailles des Reiches Scepter führen. Allgemein wird die Trauer um den letzten großen Kriegsgefährten des Kaisers Wilhelm I sein, und ein dauerndes Denkmal wird ihm nicht nur die Liebe seines Volkes, sondern auch die Muse der Geschichte errichten, die seine Thaten in ihre Bücher für alle Zeiten aufgezeichnet hat.

Halbheft 15. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ■ Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Das rote Haus.

Roman von Richard Skowronnek.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Freude des ersten Wiedersehens war vorüber, aber die Mutter konnte sich immer noch nicht recht beruhigen und erzählte nun wohl schon zum sechsten- oder siebentenmal haarklein den ganzen Hergang. Und da die Nachricht wie ein Lauffeuer durch das kleine Dorf geflogen war, machte sich ein altes Weiblein nach dem anderen auf den Weg nach dem Kruge, um unter dem Vorwande eines kleinen Einkaufes aus dem Munde der Frau Kalinna selbst die Neuigkeit mit allen Einzelheiten zu hören, die große Neuigkeit, daß ihr Einziger, der Franz, ganz plötzlich und unerwartet aus Berlin nach Hause zurückgekehrt war. Als Dispositionsurlauber von der ersten Kompagnie des zweiten Gardegrenadierregimentes zu Fuß zur Reserve entlassen, nach einer Dienstzeit von knapp zweiundeinviertel Jahren, weil er sich nämlich so tadellos geführt hatte und niemals, nicht einmal mit einem Strafrapport, bestraft worden war, von Arrest oder so etwas ähnlichem gar nicht zu reden. Die andern aber, die etwas auf dem Kerbholz hatten, die mußten natürlich ihre drei Jahre voll abdienen. Eigentlich wollten sie ja auch den Franz dabehalten, aber nicht etwa zur Strafe, bewahre, sondern gewissermaßen zur Belohnung. Kapitulieren sollte er nämlich und Unteroffizier werden, weil er doch so ein adretter Mensch war und eine so gute Handschrift schrieb. Aber der Franz hatte nur die Hacken zusammengenommen und ganz bescheiden gesagt: „Herr Hauptmann," hatte er gesagt, „ich weiß diese hohe Ehre wohl zu schätzen, aber zu Hause bin ich nötiger. Meine Mutter ist eine Witwe, eine alleinstehende Frau, und wenn sie ihre Wirtschaft ja so weit auch in Zug und Schwung hat, ein Mannsbild im Haus ist doch immer ganz etwas anderes!"

Die rundliche kleine Frau wischte sich ein Thränlein der Rührung mit dem Handrücken der Linken aus den hinter den wohlgenährten Backen fast verschwindenden Augen, vergaß aber dabei nicht den „Krämergriff" mit der Rechten, ein kurzes Antippen an den Boden der Schale mit den Gewichten, damit es den Eindruck machte, als wäre die Ware in der anderen Schale gut und mit reichlicher Zugabe gewogen.

„Und denken Sie sich, liebe Frau Nachbarin — nicht ein Wort hat der Junge vorher geschrieben. Nicht mal 'ne kurze Postkarte, daß man sich doch wenigstens ein bißchen hätt' einrichten können, sondern kommt an wie der Dieb in der Nacht. Wir sitzen gerade beim Kaffee, ich und meine Tochter Anna mit ihrem Bräutigam, dem Kreisausschußschreiber Nast, wissen Sie, liebe Frau Weitkussen, nächstes Jahr wird er Kreisausschußsekretär, aber er rechnet sich schon so ganz zur Familie, daß er der Bequemlichkeit halber den Kaffee mit uns hier in der großen Krugstube trinkt — ja also, wie wir nun so sitzen, da geht mit einem Male die Thür auf. Hier der Schuster Augustin" — sie wies mit der Hand auf einen grauhaarigen

Mutterliebe.

Marmorgruppe von Johann Delvik im Park zu Sanssouci.
Nach einer Aufnahme von Selle & Kuntze, Hofphotographen in Potsdam.

Alten, der an einem der langen Tische in der Wirtsstube bedächtig die Zeitung las — „ja, der kann es bezeugen, daß alles genau so gewesen ist. Und auf einmal steht da ein baumlanger Soldat in der Stube, nimmt die Mütz' ab und sagt: Guten Tag, Mutter, da bin ich!' Ganz einfach, da bin ich, als käm' er nicht von Berlin und der Garde, sondern wär' nur mal so auf einen Sprung nach Lyck 'rüber gewesen. Und wär' bloß 'ne Stund' oder zwei fortgeblieben, statt geschlagene zweiundeinviertel Jahre! Also mir fällt vor Schreck und Freude fast der Kaffeetopf aus der Hand, und in die Knie trieg' ich ein Zittern, daß ich gar nicht hinter dem Tisch hervor kann. Er aber ist auch schon bei mir, kriegt mich um den Hals und sagt ‚mein liebes, gutes Mütterchen' zu mir. Also, meine liebe Frau Nachbarin, ich habe nur in einem fort geweint" — Frau Kalinna fuhr wieder mit dem rumhlichen Handrücken über die schwimmenden Aeuglein — „denn, Sie wissen doch, ein Mutterherz, und dann so eine unverhoffte Freude! Und immer zuhören mußte ich ihm und ihn zum Erzählen nötigen, denn, wissen Sie, einen Aezang hat der Junge in seiner Ausdrache getriegt wie ein richtiger Berliner. ‚Rotte doch ne,' sagt er, und ‚Mutter, nu hab' dir doch nich so, hintern Berch wohnen doch auch noch Leite!' Und denken Sie sich bloß, meine liebe Frau Weitkussen, den Kaiser hat er auch gesehen, unsern alten Kaiser Wilhelm, und nicht bloß einmal oder man so von weitem am Eckfenster, sondern ganz in der Nähe und vielleicht ein halbes Dutzend mal, denn Seine Majestät kamen doch immer zur Parade. Ja!" Und als die Weitkussen ein etwas ungläubiges Gesicht machte — da rief die Frau Kalinna wieder zur Bekräftigung ihren Kronzeugen Augustin an, denn der war ja dabei gewesen, als ihr Junge von seinen Begegnungen mit dem Kaiser erzählt hatte! Der Schuster aber benutzte die günstige Gelegenheit, sich bei der Krugwirtin in ein angenehmes und wohlgefälliges Licht zu stellen, denn er saß bei ihr tief in der Kreide. So beschloß er, großmütig etwas aus Eigenem der Erzählung seiner Gönnerin zuzulegen. Er runzelte also gewichtig die Stirn, nahm eine reichliche Prise und sagte dann: „Ja, ja, Frau Weitkussen, das ist so, bei der Garde nämlich. Und ich würde mich gar nicht wundern, wenn der Kaiser unsern lieben jungen Herrn Franz die Hand geschüttelt und mit ihm gesprochen hätte, denn er war doch Flügelmann von der ersten Kompagnie in seinem zweiten Garderegiment zu Fuß. Und man muß sich das nur so recht vorstellen, was das in Berlin heißt und bedeuten will: Flügelmann von einem ganzen Garderegiment. Der Erste, den der Kaiser ansieht, wenn er auf die Parade kommt. Und da ist das doch nur ganz natürlich, wenn er zu ihm sagt: Guten Tag, mein lieber Gefreiter Kalinna! Haben Sie gute Nachrichten von Ihrer werten Frau Mutter in Sybba? Ja, und wenn der junge Herr was das noch nicht erzählt hat, so ist das bloß, weil er viel zu bescheiden ist!"

So sprach der Schuster Augustin, und wenn Frau Kalinna sich im Augenblick auch nicht zu entsinnen wußte, daß ihr Franz bei seinen Erzählungen auch nur mit einem Worte von einer derartigen Unterhaltung mit seinem Kaiser und obersten Kriegsherrn gesprochen hätte, so leuchtete ihr die Möglichkeit einer solchen vollkommen ein. Warum sollte nicht in Wirklichkeit geschehen sein, was der Schuster Augustin so anschaulich auszumalen wußte? Bei dem Gedanken daran blähte sich ihr Mutterherz ordentlich vor Stolz, und als sie merkte, daß der Nachbarin Weitkuß der Boden unter den Füßen brannte, diese letzte große Neuigkeit als erste unter die Leute zu bringen, da griff sie über die Tombank und faßte sie beim Aermel. „Aber das geht doch nicht, meine liebe, gute Frau Weitkussen, daß Sie hier so mir nichts, dir nichts fortlaufen, ohne den Jungen auch nur gesehen zu haben." Und halb nach hinten gewandt, rief sie aus dem Schenkraum durch die offenstehende Thür in das Honoratorienstübchen hinein: „Krach, Franzchen, komm doch mal einen Augenblick vor, die gute alte Weitkussen möchte die doch so gerne Guten Tag sagen." Und als der Gerufene den blonden Kopf zur Thür hineinstreckte und gutmütig lachend in seinem angewöhnten Verlegenheit sagte: „Nu laß man aber oob, Mutter," da nahm sie ihn bei der Hand und zog ihn mit einem halb entschuldigenden Augenzwinkern nach vorne. Kundschaft blieb Kundschaft, und freundlich sein hatte noch nie einer Krugwirtin Schaden gebracht!

Ihn aber nach seinen Begegnungen mit dem Kaiser auszufragen, vermied sie als kluge Geschäftsfrau in diesem Augenblick, denn der Junge hätte es in seiner brummentiefen Ehrlichkeit fertig gekriegt, über eine solche Frage aus vollem Halse zu lachen und mit einem einzigen, unbedachten Worte den Ruhmes zu zerstören, der sich soeben um seinen kurzgeschorenen Kopf gewoben hatte. Also begnügte sie sich, eine vorteilhafte Handbewegung zu machen und zu sagen: „Das ist die Weitkussen, die gute alte Seele. Du besinnst dich doch noch auf sie?"

Der große Bursch lachte.

„Aber gewiß doch, Mutter, und du thust ganz so, als ob ich in den paar Jahren die Heimat vergessen haben könnte. Na ju'n Dach ooch, Weitkussen, wie seht et Ihnen denn immer so?" Er entsann sich mit einem Male, daß er bei dem Beginn seiner Antwort ganz vergessen hatte, den „Berliner zu markieren", und streckte nun, nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, der Alten die Hand zum Gruße hinüber. Das alte Tagelöhnerweiblein aber knickte vor Ehrfurcht fast zusammen und rieb die Rechte erst eine Weile lang an der groben Leinenschürze, ehe es sich getraute, die Hand zu berühren, die der Kaiser in der seinigen gehalten hatte. Und hastig humpelte sie nach kurzem Abschied zur Thür hinaus. Es wäre ja geradezu ein Jammer gewesen, wenn sie sich bei der Verbreitung einer solchen Neuigkeit hätte die Vorhand abnehmen lassen! Womöglich von diesem Schuster Augustin, denn der stand auch schon auf dem Sprunge!

Der junge Bursch aber richtete sich auf und rief ihn an:

„Sie, Meister Augustin, das paßt mir durchaus nicht, daß Sie hier solche Schnurren in die Welt setzen! Ich hab' gehört, was Sie der Weitkussen da eben aufgebunden haben, und ich möchte mir doch ausgebeten haben, daß ich nicht die Veranlassung zu solchen Lügengeschichten gegeben habe! Verstanden?"

Der alte Schuster murmelte eine undeutliche Entschuldigung, griff nach seinem Bündel, einem rotbaumwollenen Taschentuch, in dem er ein Paar alte Stiefel zur Ausbesserung aus der Stadt heimgebracht hatte, und drückte sich still zur Stube hinaus. Ihm schien es, als wenn von diesem Tage an der heimgekehrte Hausohn ein gut Teil des Regimentes in seinem väterlichen Erbteil übernehmen würde — da wäre es doch also mehr als unklug gewesen, sich den so notwendigen Kredit durch ein unzeitliches Betragen zu verscherzen! Die Mutter aber sah fast schon zu ihrem langen Jungen auf, der so bestimmt und kurz angebunden zu sprechen geternt hatte.

„Geh, Franzchen, er hat es doch nicht so schlimm gemeint! Und dann — nicht wahr — möglich wär' es doch immer gewesen, daß unser Herr Kaiser mit dir gesprochen hätte?"

Der lange Bursch legte seiner kleinen Mutter den Arm um die Schulter und sagte, ernster als es eigentlich nötig war: „Nein, auch das nicht, Mutter, dazu war ich ein viel zu geringes Kirchenlicht. Kaum daß sich von den älteren Unteroffizieren einer rühmen durfte, daß der Kaiser mit ihm gesprochen hat. Und ich müßte mich ja vor meinen alten Kameraden schämen, wenn's ihnen irgendwie zu Ohren kommen sollte, daß ich hier zu Hause mit solchen erlogenen Geschichten renommierte."

Die Krugwirtin machte ein arg enttäuschtes Gesicht und setzte die große Pfefferminzflasche mit dem Lebenselixir des Schusters Augustin in das Regal zurück.

In die Stube trat ein schlankgewachsenes junges Mädchen. Um den frei getragenen Kopf legten sich schwere rotblonde Flechten und kräuselten sich an Nacken und Stirn zu flatternden Locken, die sich im Lichte der durch die Thüröffnung einfallenden Sonnenstrahlen wie ein goldener Heiligenschein ausnahmen. Ueber der Brust trug sie ein grobes Linnenhemd, das, am Halsausschnitt geschlossen, die gebräunten Arme nur bis zum Ellbogen bedeckte, und ihr hochgeschürzter, buntgewirfelter Kattunrock ließ ein Paar kräftige, aber wohlgebaute Füße frei, die beim Auftreten in den feinen Knöchelgelenken nur so federten. In jeder Hand aber trug sie einen schweren, bis an den Rand gefüllten Wassereimer, und so wenig schien ihr die Last auszumachen, daß sie nicht einmal die Schultern sinken ließ. Sie ging durch die Stube bis zu den mannshohen Verschlage, hinter dem der Kochherd in die Wand eingebaut war, goß das Wasser in die weitbauchige Tonne und schritt, ohne sich nach dem heimgekehrten Hausohne auch nur einmal umzusehen, wieder zur Thür hinaus

Der aber stand mit weitgeöffneten Augen da, ließ keinen Blick von dem jungen Mädchen, und es dauerte eine ganze Weile — es kehrte mit den neu gefüllten Schreibtafeln schon wieder von dem Ziehbrunnen auf dem Hofe zurück — ehe er sich so weit gesammelt hatte, daß er an die Mutter in leidlich ruhigem Tone die Frage richten konnte, wer denn die unbekannte Hausgenossin sei und woher sie käme.

Die Mutter war in ihr Geschäft — sie zählte gerade auf einer großen, fettglänzenden Schreibtafel das Konto des Schusters Angustin zusammen — so vertieft, daß sie die in halblautem Tone gestellte Frage vollkommen überhörte. Und erst bei der etwas eindringlicheren Wiederholung hob sie den Kopf.

„Ach die? Die Maria? Ja, kennst du sie denn nicht wieder? Das ist doch Pruchnows Maria! Dem ‚Pietsch' seine Tochter, weißt du, der alte Taugenichts, der gleich immer wieder sitzen geht, kaum daß er ein paar Tage aus dem Gefängnis 'raus ist!"

„So, so, die ist das?" sagte Franz und blickte nach der Thür, durch die das junge Mädchen eben wieder hinausgegangen war. „Ja, jetzt besinne ich mich. Und daß sie nicht gleich wiedererkannt hab', das lag nur an den Jahren. Nicht wahr, gleich wie sie aus dem Waisenhaus 'rauskam, da ist sie in die Stadt dienen gegangen, Mutter?"

„Ja, mein Sohnchen, und dort hat sie auch diesen hochnäsigen Tic gekriegt. Sie war nämlich drei Jahre bei dem Herrn Landgerichtsdirektor als Hausmädchen, und die Herren Assessorjunge, die haben ihr alle den Hof gemacht. Ich mußte ihr acht Thaler das Jahr zulegen, bloß daß sie überhaupt zu mir kam."

„Weshalb hast du sie denn aber überhaupt in Dienst genommen, Mutter?"

Frau Kalinna sah ihren Einzigen verwundert an.

„Mein Jungchen, du fragst wie ein Kalbchen Gottes. Wegen dem Geschäft, mein Sohnchen! Paß mal Achtung auf den Abend, wie es hier voll werden wird. Und nicht bloß hier in der großen Kraglstub', sondern auch da im Herrenzimmer, und manchmal sitzen sie sogar in unserer guten Putzstub'. Bis ans Pouteller, Schikorren und Regelnigen kommen die Besitzersöhne, lauter Jungens, die ordentlich Knöppe in den Tasch' haben und auch 'was braufgehn lassen. Nicht bloß so Branntwein und Kartoffelnschi, sondern echtes Bayrisches aus Königsberg, daß ich manchmal an einem einzigen Abend vier Achtelchen verzapf', und am Sonntag das Doppelte. Und denk' dir mal bloß an, Schampanjer hab' ich anschaffen müssen, richtigen Schampanjer, zu zwei Thalern die Flasche, das heißt, mich kostet er man eine Mark fünfundsiebzig, denn wenn ihnen die Köpse heiß werden, dann müssen die ‚Weißköpp' auf den Tisch und die Proppen knallen!"

„So so, also Champagner wird auch getrunken," sagte Franz, und ein widerwärtiges Gefühl, über dessen Ursprung er sich im Augenblicke keine Rechenschaft zu geben vermochte, stieg ihm in der Brust empor. Sein Schade war es dabei doch gewiß nicht, wenn in der Gastwirtschaft ordentlich Geld verdient wurde, denn alles, wie es ging und stand, fiel einmal doch ihm zu, abgesehen natürlich von den fünf- oder sechstausend Thalern, die er einmal seiner Schwester auszahlen mußte, wenn sie ihren Kreisausschußschreiber heiratete! . . .

Die Mutter hatte garnicht darauf geachtet, daß ihr Junge so in Gedanken verloren dastand, sondern fuhr fort, Gläser und Flaschen einzuräumen.

„Ja, so, mein Sohnchen, das Geschäft hat sich nicht schlecht angelassen in der Zeit, wo du fort warst. Wie hier in der großen Stub' die Besitzersöhne, so sitzen fast jeden zweiten oder dritten Abend da drüben in der guten Stub' die Assessorjunge und auch manchmal welche von den jungen Herren Lehrern vom Gymnasium. Sie sagen, wegen meinem guten Schinkenbrot, und daß sie so etwas Delikates nirgends wo sonst zu essen kriegten. Ich aber mach' ein ganz dummes Gesicht dazu, sag' Ja, Ja! und stell' mich so, als wenn ich es glaubte und nicht wüßte, auf welche Delikatessen die jungen Herren hier ausgehen."

„Mutter!" sagte Franz entrüstet. „Das ist denn doch ein Betrieb in der Wirtschaft . . ."

„Na, was denn, mein Sohnchen?" unterbrach ihn Frau Kalinna verwundert. „Za ist doch nichts dabei? In eine Krugwirtschaft gehört nu mal ein hübsches Gesicht, sonst schmeckt den Gästen das Beste nicht, was du ihnen vorsetzst! Und ich sag' dir, wenn die Pietschens Marie mal ein paar Tage krank ist oder ihre Nicken hat und mich nicht bedienen will, dann merk' ich's ganz deutlich in der Kasse. Nicht den vierten Teil von dem, was ich sonst einnehme! Ja, ja, das ist nu mal so, mein Sohnchen," schloß die Krugwirtin ihre Auseinandersetzungen.

Franz lachte bitter auf.

„Denn wenn's nicht so wäre, das kannst du mir glauben, hätte ich diese obsternatsche Margell schon längst vor die Thür gesetzt! Aber obsternatsch ist sie nur mit dem Mundwerk. In allem übrigen aber eine flinke und anstellige Kreet. Die Arbeit stiegt ihr nur so von der Hand, und, alles, was recht ist, sie schanzt und schafft vom Morgen bis in die sinkende Nacht. Nein, da kann ich nicht klagen, mein Sohnchen!"

„Za, du sagtest doch aber vorhin, daß sie manchmal nicht bedienen will, Mutter?"

„Na ja, mein Sohnchen, das kommt leider Gottes vor, aber da ist dann nichts zu machen. Und jetzt auch nicht mehr so oft wie früher, weil die Besitzerssöhne sich schon daran gewöhnt haben, daß sie sich so'ne Zudringlichkeiten nicht gefallen läßt. Es ist ja rein zum Lachen, aber ich sag' dir, diese Margell hat sich wie eine Prinzessin. Die Tochter vom alten Pietsch!" Frau Kalinna schlug sich mit der fettigen Hand auf die Knie und lachte, daß ihr die Aenglein übergingen. „Als wenn das 'ne Ehr' wäre, einen Vater zu haben, der in einem fort im Roten Haus' sitzt und, wenn er mal draußen ist, gleich dafür sorgt, daß er wieder 'reinkommt!" Sie trocknete sich mit der Schürze die Lachthränen und schenkte sich ein ganz kleines Gläschen süßen Kalaobranntweins ein, weil ihr nämlich jedesmal, wenn sie lachen mußte, die Luft verging und sie ganz außer Atem kam. „Za also, ich sag' dir, Franzchen, das hat schon manchmal fast Mord und Todtschlag gegeben, wenn einer von den dickköpfigen Bauernjungens, denn der Schaumpanjer in den Kopf gestiegen war, zu ihr zärtlich werden wollte. Wie 'ne Katz' ist sie dann aufgefahren, hat gekratzt und sich gewehrt, und wenn der Bursch sie nicht losklassen wollte, die andern zu Hilfe gerufen, daß ich dazwischen springen und mit den Gendarm drohen mußte, weil anders kein Friede zu kriegen war."

„So, so," sagte Franz, und es würgte ihn dabei in der Kehle, daß er die Worte nur mühsam herausbekam, „sie hat wohl einen ganz Bestimmten, daß sie so . . . so abweisend gegen die andern ist?"

„Ah nein, mein Sohnchen, das müßte ich schon längst gemerkt haben, denn sonst" . . . Frau Kalinna brach plötzlich ab und sah ihren langen Jungen mit einem argwöhnischen Blicke an. „Za, sag' einmal, Franz, weshalb erkundigst du dich denn eigentlich so genau nach der Margell?"

Franz wurde rot bis unter die Haarwurzeln, so daß sein sonnenverbranntes Gesicht noch um einen Stich dunkler erschien.

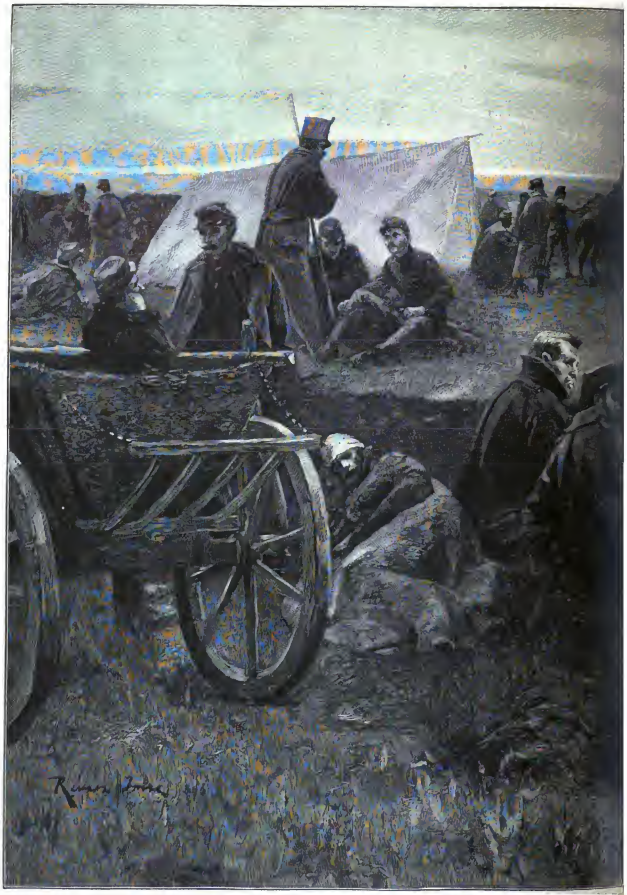
„Du hast doch selbst angefangen, Mutter, von ihr zu erzählen, und schließlich, man will doch wissen, mit wes Geistes Kind man zusammen unter einem Dache haust, nicht wahr?"

Die Krugwirtin, der das jähe Erröten ihres Jungen nicht entgangen war, reckte sich heraus, so weit es ihre untersetzte und rundliche Figur gestattete.

„Du, Franz, ich will dir jetzt mal gleich von vornherein etwas ankündigen: Also das giebt es nicht, daß du dich in die Margell vergaffst, wie alt die übrigen! Und ich sag' dir: Merk' ich auch nur das Allergeringste, dann laß ich Geschäft Geschäft sein, und sie fliegt auf der Stelle. Das könnte Pietschens Tochter so passen, sich hier in das warme Nest zu setzen und da Wirtin zu spielen, wo sie Dienstmargell gewesen ist und die Schweine gefüttert hat. Ah nein, mein Sohnchen, noch kommandier' ich hier im Krug, und ich sag' dir an: Wer nicht Ordre pariert, der fliegt 'raus! So, jetzt weißt du meine Meinung und kannst dich danach richten!"

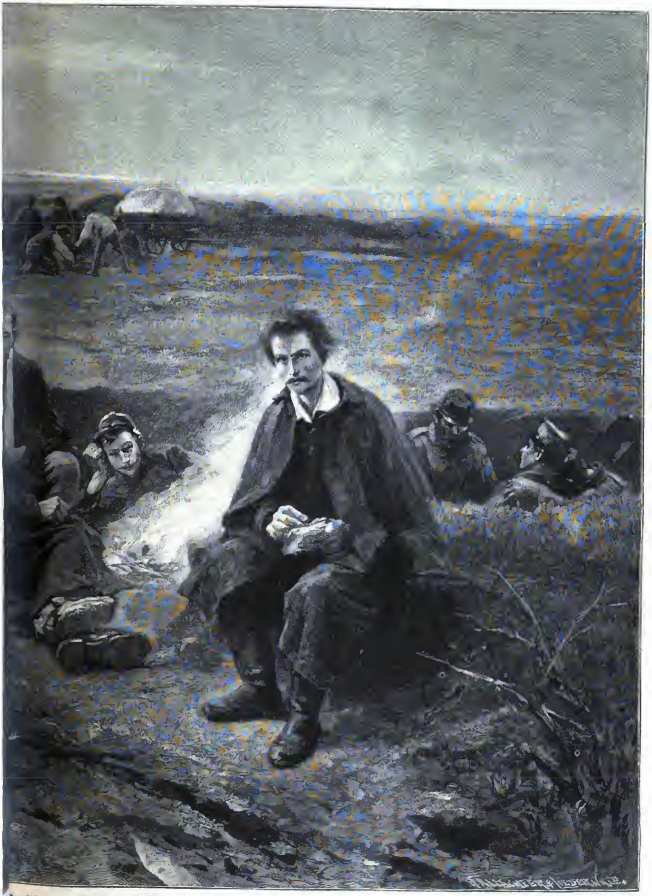
Frau Kalinna war ganz außer Atem gekommen. Franz aber war ganz ruhig geblieben und zuckte nur mit den Achseln.

„Mutter, du ereiferst dich ganz unnötig und schiebst mir Dinge in die Schuhe, an die ich selbst im Traum noch nicht gedacht hab'. Daß mir das Mädchen aufgefallen ist und ich nach



Der Dichter Alex

Nach dem



Petöfi im Kriegslager.

von E. Revesz.

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

ihr fragte, ist doch noch lange kein Grund, mich gleich am ersten Tage, wo ich zu Hause bin, so abzukanzeln. Ich will dir gern zugeben, daß sie mich interessiert hat, als sie so mit einem Male da zur Thür hereintam, denn sie sieht sehr hübsch und adrett aus. Im übrigen aber weiß ich, was ich meiner Stellung hier im Hause und auch sonst schuldig bin."

„Na ja, mein Sohnchen," sagte Frau Katinna, noch immer etwas außer Atem, „das will ich dir glauben. Aber Vorsicht hat noch niemand was geschadet, und ich wollte dich bloß auch im Guten warnen. Du kennst sie nicht, aber ich sage dir, es ist rein, als wenn sie ein geheimes Symvathiemittel hat, etwas wie Hexerei, denn mit Natürlichem ist das gar nicht zu erklären, sag' ich. Na, du wirst es ja selbst sehen, heute abend, wenn hier die ganze Stube voll sitzt von Menschen und" . . . sie brach ab, denn die, von der die ganze Zeit über die Rede gewesen war, trat wieder in die Stube. Sie trug eine ganze Last kleingehackten Holzes in den Armen, warf es auf die Steinfliesen vor dem Kochherde und kehrte wieder auf den Hof zurück, immer schweigsam und mit niedergeschlagenen Augen, als wollte sie von dem, was um sie war, keine Notiz nehmen. Franz aber lehnte mit dem Rücken an dem hohen Regal mit den gelbgestrichenen Schnapsfäßchen und blickte ihr nach. — —

Das Brautpaar kam aus dem Herrenzimmer in den Schenkraum, denn der Herr Kreisaushebungsschreiber wollte sich verabschieden, weil ihn, wie er sagte, eine dringliche Arbeit nach der Stadt zurückrief. Der fadblonde und schmalbrüstige junge Mensch, der offenbar etliche Jahre weniger zählte als seine Verlobte, nahm den Kneifer von der sommersprossigen Nase und tüßte seiner „verehrten Frau Schwiegermama" mit gemachter Ehrerbietung die Hand. Dann reichte er Franz mit affektierter Armkrümmung die Hand. „Auf gute Kameradschaft, lieber Schwager!" Franz brummte als Erwiderung etwas Unverständliches, denn das gezierte Wesen seines zukünftigen Schwagers mißfiel ihm gründlich. Seine Schwester neidete dem weitaus jüngeren Bruder unverhohlen, daß er einmal das ganze Anwesen bekommen sollte, während sie, wie das nun mal so Brauch war, bei ihrer Verheiratung mit einer verhältnismäßig geringfügigen Barsumme abgefunden würde, und er wiederum konnte es nicht vergessen, daß sie bei allen harmlosen Streichen seiner Jungenjahre die Aufpasserin und Angeberin gespielt hatte. Außerdem aber hatte sie mit ihrer in der Mitte geknickten höheren Töchterschulbildung ihn stets wegen seines linkischen Benehmens verspottet und bekrittelt. Und das hatte ihm damals zuweilen mehr und tiefer wehe gethan als manche Tracht Prügel vom Vater, die er einer ihrer Angebereien verdankte. Mit der Schwester nämlich verkehrte damals ein gleichaltriges junges Mädchen, die Tochter des Chausseegeldeinnehmers Endrikat, der Franz sein ganzes junges Herz geschenkt hatte. Ein unansehnliches und schnippisches Ding, dem ein mageres Zöpfchen hinten am Kopfe wie ein Rattenschwänzlein hing — aber wohin die Liebe mal fällt, da fällt sie. Also wie muß es da einen innerlich kränken und wurmen, wenn man in Gegenwart des verehrten jungen Mädchens alle Augenblicke angerufen wurde: „Franz, nimm doch lieber ein Taschentuch, statt immer so zu schnorcheln," oder „heute hast du wohl wieder mal sämtliche Dorfaulen ausgegraben," wenn seine Hände nicht gerade in der erforderlichen Reinheit erstrahlten. Na, und wenn dann die heimlich Verehrte und Angebetete ebenfalls spöttisch lacht — so etwas hakt sich ein und ist so leicht nicht wieder zu vergessen! . . .

Der Kreisaushebungsschreiber war gegangen, nachdem er von „seinem Brautchen" einen zärtlichen und etwas wortreichen Abschied genommen hatte, und Mutter Katinna befand sich mit ihren beiden Kindern allein im Schenkraum. Die Krugwirtin blätterte in einem schmalen Kontobuche mit gelblichen Blättern, in dem die Namen derjenigen Bestsersöhne standen, die wohl im kaufmännischen Sinne „gut" waren, aber doch noch ein paar Jährchen zu warten hatten, ehe sie durch Erbgang in die Lage kamen, ihre Wirtshausschulden zu bezahlen; Anna, die Tochter, machte sich mit einem Wischtuche an den Gläsern zu schaffen, und Franz lehnte wieder, wie vorhin, an dem Regal mit den Fässern und sah verträumt über die Tombank in die Wirtsstube hinaus. Dort aber hantierte die Maria Pruchnow mit ihren ruhigen und dabei doch so geschmeidigen Bewegungen.

Sie hatte einen Stuhl in die Mitte des Zimmers gerückt, stieg hinauf und holte die große Petroleumlampe aus dem Blechhalter, um sie für den Abend neu zu füllen. Sie putzte Docht und Cylinder, rieb den gläsernen Behälter mit einem groben Tuche, daß er ordentlich Strahlen warf, und stieg dann wieder hinauf, um die frisch hergerichtete Lampe einzuhängen. Vorsichtig, die Mutter hatte vorhin recht gehabt, als sie diese Maria Pruchnow mit einer Katze verglich! So sanftmutig waren alle ihre Bewegungen.

Anna war zu der Mutter getreten und stieß sie mit dem spitzigen Ellbogen leicht in die Seite.

„Du, Mutter, sieh doch mal bloß den Franz, wie er sich heimahe die Augen ausrenkt! Und die Margell, die weiß ja schon überhaupt nicht mehr, wie sie sich drehen und haben soll, es ist wahrhaftig schon gar nicht mehr zum Ansehen!" Die hämische Bemerkung sollte nur geflüstert sein, klang bei ihrer scharfen Stimme aber so durchdringend, daß die Beiden, die's anging, sie wohl vernahmen. Franz fuhr jäh herum und hatte eine heftige Erwiderung auf den Lippen, aber das junge Mädchen kam ihm zuvor. Es war vom Stuhle heruntergeeilegen, hob sich, wie lampfbereit, ein wenig in den Hüften und warf den Kopf in den Nacken zurück.

„Das liegt wohl nur an Ihren bösen Augen, Fräulein Katinna, wenn's Ihnen so vorkommt. Sich geh' und hab' mich nicht anders als sonst!"

Anna Katinna war ganz blaß geworden. Sie trat dicht an die Tombank heran, und ihre Augen funkelten.

„Lüg' nicht noch, du freches Weibsstück! Ich hab's doch mit meinen eigenen Augen gesehen! Und mein Bräutigam hat's mir vorhin auch gesagt, wie unangenehm es ihm ist, daß du dich ihm jedesmal, wenn er kommt oder geht, so in den Weg drängst!"

Maria Pruchnow lachte auf, daß ihre weißen Zähne blitzten, ein lautes, fast fröhliches Lachen.

„Der Herr Kreisaushebungsschreiber? Und ich mich ihm in den Weg drängen? Ah nein, Fräulein, das glauben Sie doch selbst nicht!"

„Was, du willst meinen Bräutigam zum Lügner stempeln?"

Jetzt trat auch die Maria dicht an die Tombank heran.

„Nein, Fräulein, das will ich nicht. Aber jetzt rat' ich Ihnen, hören Sie davon auf, sonst sag' ich Ihnen etwas . . ."

„Na, was denn?" schrie Anna Katinna dazwischen.

Maria Pruchnow zuckte mit den Achseln und strich sich mit der flachen Hand eine Haarsträhne zurück, die ihr über die Stirn gefallen war.

„Lassen wir's lieber sein, Fräulein. Ich möchte Ihnen die Freude an Ihrem Herrn Kreisaushebungsschreiber nicht verderben. Wenn man bloß einen hat, der einen heiraten will, dann muß man vorsichtig sein!"

Jetzt fand Frau Katinna endlich Gelegenheit, in den Wortwechsel einzugreifen. Sie stand auf und hieß ihre Tochter, die sich eben zu einer heftigen Bemerkung anschickte, mit einer kurzen Handbewegung schweigen. Dann trat sie ebenfalls an die Tombank und sragte ganz ruhig, als ob nichts geschehen wäre: „Hast du schon in der Putzstub' die Lampen zurechtgemacht, Maria?"

„Nein, Frau Katinna, das wollte ich eben besorgen."

„Na, denn vorwärts, mein Töchterchen, es wird bald Abend werden, und du weißt doch, daß heute Mittwoch ist, wo immer die Herren Ressrendariusse kommen!" Sie wartete, bis Maria das Zimmer verlassen hatte, dann wandte sie sich zu ihren Kindern, aber jetzt klang ihre Stimme nicht mehr so ruhig und gelassen, wie vorhin:

„Also jetzt sage ich euch was an! Ihr laßt mir beide die Margell in Frieden! Du, Anna, mit deinen ewigen Quängeleien und du, Franz, mit dem Anstarren. Dir aber, Anna" —

sie wandte sich wieder zu ihrer Tochter — „rat' ich, halt' deinen Bräutigam in den Fingern, denn er ist ein Windhund, und der Fall liegt umgekehrt, als er's dir erzählt hat. Ich werd' ihm dafür gründlich Bescheid stecken, im übrigen aber noch mal ein Auge andrücken, denn was hätten wir davon? Du säß'st wieder da ohne Bräutigam, die Maria müßte aus dem Hause, und das gute Geschäft, da könnten wir uns man ruhig den Mund abwischen. Oder bildst du dir vielleicht ein, daß auch nur einer von all unseren Gästen kommen würde, wenn du dich in die Schenkstub' stellen wolltest? " . . .

Anna Katinka drückte die weiße Tändelschürze, die sie zu Ehren ihres Bräutigams vorgebunden hatte, an die Augen und ging, laut aufschluchzend, in das Herrenzimmer hinüber. „Nein, aber so etwas, so 'ne bodenlose Gemeinheit! Und ich trag ihm die Augen aus, wenn er morgen nachmittag kommt, diesem falschen Kerl, diesem Betrüger!" Frau Katinka aber öffnete die Thür und rief ihr nach: „Das wirst du hübsch bleiben lassen, mein Töchterchen, und mir übertassen, ihm den Standpunkt klar zu machen, sonst kriegt er's womöglich fertig und tritt wieder zurück von der Verlobung!" Und zu ihrem Jungen gewandt, fuhr sie fort, „Es ist ein Elend! Endlich hat sie mal einen, und nachher ist er so! War überhaupt schon ein Stück Arbeit, die Verlobung zusammenzubringen . . ."

Frau Katinka brach ab, denn sie merkte, daß sie eben im Begriffe gewesen war, etwas auszusprechen, was dem Jungen besser verschwiegen blieb. Gerade aber, als sie mit einem geschickten Uebergange beginnen wollte, ihn noch einmal ganz nachdrücklich wegen der Maria Pruchuow zu verwarnen, betrat ein Gast die große Wirtsstube, Herr Chaim Sandelholz aus Grajewo, und da schickte sie selbst ihren Jungen auf den Hof hinaus, denn auch von dem, was sie mit diesem Gaste zu besprechen hatte, brauchte er nichts zu erfahren, wenigstens vorläufig nicht. Er hatte aus seiner Soldatenzeit so merkwürdige Ansichten heimgebracht, daß ihm womöglich die Geschäfte, die sie mit Herrn Sandelholz betrieb, recht gehässig und aufstößig erschienen wären! — —

Herr Chaim Sandelholz, seines Zeichens Pferde-, Holz- und Getreidehändler in dem kleinen russisch-polnischen Grenzstädtchen Grajewo, im Hauptamte aber „Kommissionär" für allerhand mehr oder weniger dunkle Geschäfte in Waren, die ohne Zoll über die Grenze geschafft wurden, hatte sich's auf dem breiten Ledersofa im Herrenzimmer bequem gemacht. Seine von der Sonne braun gebeizten Finger rollten sein geschnittenen und nach Honig duftenden Tabak zu einer Cigarette, und während er den Rand des dünnen Seidenpapieres durch die Lippen zog, blickte er aus listigen Aeuglein zu der Krugwirtin auf, die ihm aus der freien Hand ein Wacholderschnäpschen credenzte.

„Das war Ihr Herr Sohn Franz, Frau Katinna, der große Soldat, was da eben aus der Stube ging?"

„Ja, aber Sie kennen ihn doch. Und weshalb fragen Sie?"

„Nu, mer wird doch noch fragen dersen? Und ich mein' auch nur bloß: Ein schöner junger Mann! Mer könnt' sagen, 'n Leutenant, wenn mer nicht wißt', wer er wär'!"

„Nu, und?" Frau Katinna sah ihren Geschäftsfreund fragend an und stemmte die rundlichen Fäuste auf die Tischplatte. Aus langjähriger Erfahrung wußte sie, daß er nie ein Wort ohne einen ganz bestimmten Zweck sprach. Herr Sandelholz aber steckte umständlich seine Cigarette an, sog den ersten Zug des duftenden Rauches tief in die Lungen und blies ihn erst langsam zwischen gespitzten Lippen wieder heraus, ehe er antwortete:

„Die Kaczorka will nämlich wieder heiraten!"

„Und was geht das mich an?"

„Nu, nu, ich mein' auch nur so. 'Ne junge Witwe von vierundzwanzig Jahren, fünfzehntausend Rubel hat sie eingebrachtes, sechstausend nach ihrem Mann geerbt und dazu den Krug dicht bei der Kasern' von die russischen Dragoners — ich will ihn jeden Tag für achtzehntausend übernehmen und noch daran verdienen!"

„Achtzehntausend Rubel? Na, wissen Sie, Sandelholz, das sind Heiratsentbel, von denen sechs auf 'nen Thaler gehen! Und so 'ne Pollatsche in der Familie? Wo wir doch keine Deutsche sind? Und dann, ich bitte Sie, der Jung' ist ja knapp zweiundzwanzig Jahre — ich denk' ja noch gar nicht daran, ihn zu verheiraten!"

Herr Sandelholz zog erstaunt die Augenbrauen in die Höhe.

„Ihren Herrn Sohn, Frau Katinna? Ja, hab' ich denn auch nur mit 'nem einzigen Wort gesagt, Ihr Herr Sohn soll die Kaczorka heiraten? Ich hab' gemeint, Sie sollten sich's merken für den Fall, daß Sie verleicht würden mal was Passendes hören. Neunlich es sind fünf Perzent Provision drau zu verdienen!"

„So, so, fünf Prozent," sagte Frau Katinna und bemühte sich, eine gleichgültige Miene anzuziehen, obwohl sie innerlich fast darst vor Wut, daß sie sich vor dem gerissenen Händler eine solche Blöße gegeben hatte. „Na, schön, es ist ja möglich, und wenn ich was Passendes hör', werd' ich daran denken."

Herr Sandelholz war aufgestanden, nachdem er sein Schnäpslein ausgetrunken hatte, und griff nach seiner eleganten Fahrpeitsche.

„Also denn Adje, Frau Katinna, bis nächste Woch', wenn ich wieder über der Grenze komme. Und ja, fast hätt' ich's vergessen: Heute nacht kommen sechs Ballen Tabak, zwei Ballen Zuchtenschäfte und vier Ballen Thee."

„Um wie viel Uhr?"

„Um halber Zwei oder noch später. Meine Leute müssen warten, bis der Mond wird untergegangen sein. So lang' er scheint, das mög' gut sein für zum Spazierengehen, wenn mer verliebt ist, aber nicht für ernsthafte Geschäften über der Grenze!"

Frau Katinna stand einen Augenblick wie unschlüssig da.

„Muß es gerade heute sein, Sandelholz? Und überhaupt, wenn ich mal ganz aufrichtig sein soll . . ."

„Na, was denn, Frau Katinna?"

„Mir thut es leid, daß ich mich darauf eingelassen hab'!" Herrn Sandelholz verschlug es fast die Rede, und es dauerte eine ganze Weile, bis er sich von seinem Erstaunen so weit erholt hatte, daß er antworten konnte:

„So auf einmal, Frau Katinna? Und was thut Ihnen leid, wenn mer fragen derf? Verleicht, daß Sie in den zwei Jahren mehr dran verdient haben als sonst mit Ihrer ganzen Wirtschaft? Oder daß Sie noch heute ihren würden in Ihrer Not, wenn ich nicht gekommen wär' als ein Wohlthäter?"

„Als Wohlthäter, Sandelholz?" Frau Katinna stemmte die Fäuste in die rundlichen Hüften und trat einen Schritt auf ihren Geschäftsfreund zu. „Sie und Wohlthäter! Lassen Sie sich doch nicht auslachen!"

„Also schön, lachen Sie, Frau Katinna! Aber haben Sie verleicht auch an dem Tag gelacht, wie Sie Ihren Mann hatten begraben, und es hat sich herausgestellt, daß hier auf diesem Grundstück eine Last stand von achttausend Thalern? Und daß Sie gekommen wären auf die Gant, wenn ich nicht hätte vermittelt zwischen Ihnen und dem Seidenberg?"

„Davon ist doch jetzt nicht die Rede, Sandelholz! Sie haben damals eine unverdächtige Mittelsperson gebraucht, und ich war in großer Verlegenheit. Aber jetzt hier den großen Mund führen, wo Sie bei dem Geschäft zwei Drittel vom Nutzen einstecken, ich aber das Risiko allein tragen muß, das paßt mir nicht!"

Herr Sandelholz zuckte mit den Achseln.

„Kann ich was dafür, daß Ihre Grenzansse'ren hier in Preußen sind sotche unangenehme Leute? Und was uns beide angeht — wenn Sie nicht mehr wollen, brauchen Sie es bloß zu sagen, Frau Katinna!"

Jetzt hielt die Krugwirtin es doch für an der Zeit, wieder einzulenken.

„Na, von nicht wollten ist natürlich keine Rede, wenigstens vorläufig nicht, denn ich hab' noch genug um die Ohren von den Sorgen, die mir mein Mann hinterlassen hat. Nur sehen Sie, lieber Sandelholz, mein Sohn ist doch heute vom Militär zurückgekommen, ganz frisch, und mit Ansichten . . . ja also, ich weiß wirklich noch nicht, wie ich es ihm beibringen soll!"

Herr Sandelholz sah seine Geschäftsfreundin verwundert an: Was die um den jungen Menschen für ein Wesen machte!

„Sie werden's ihm eben sagen, Frau Katinna, und er wird

gehorchen! Oder glauben Sie vielleicht, er wird hingehen und seine eigene Mutter verklagen, daß sie Waren über der Grenze bringt, ohne Zoll zu bezahlen?" — — —

Der Wagen, der ihren Geschäftsfreund nach der Grenze zurückbrachte, war fortgefahren, aber Frau Kaluna stand noch immer, in Gedanken verloren, am Fenster. Drüben, am anderen Ende des großen Sees, ging die Sonne unter. Ihren oberen Rand verdeckte eine schwere Wolkenwand, so daß zwischen Wasser und Himmel nur ein schmaler, leuchtender Streifen blieb. An dem hängenden Gewölk aber schossen zwei rötlich leuchtende Strahlenbündel empor, und eines dieser Strahlenbündel traf auf ein mächtiges, von einer hohen Mauer umgebenes Gebäude, das sich zur Seite der am Seeufer hingelagerten Stadt auf einer kleinen Insel erhob. Seine Fenster erglühten im Wiederscheine des Sonnenlichtes, daß es aussah, als lohte hinter ihnen eine gewaltige Feuersbrunst, und der rötliche Anstrich, der den Ueberwurf des Mauerwerkes deckte, hob sich scharf und leuchtend gegen den dunkelnden Abendhimmel ab.

Da flog der am Fenster stehenden Frau ein jäher Schauder über den Rücken: „Das rote Haus!" . . .

Wohl tausend und tausendmal hatte sie es da drüben liegen gesehen, wenn sie in einer müßigen Minute ihre Blicke über den See schweifen ließ, aber noch nie hatte sie sich bei diesem alltäglichen Bilde etwas Besonderes gedacht. Das Kreisgerichtsgefängnis, in dem die Diebe und Spitzbuben ihre verdiente Strafe abbüßten! Und heute mußte sie mit einem Male denken, wie es einem wohl zu Mute sein mochte, hinter dem das schwere Thor in der roten Mauer ins Schloß fiel, um ihn von der Freiheit und der Gemeinschaft mit allen ehrlichen Leuten zu scheiden. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Schwarzenberg.

Im Bregenzer Wald

Von Ludwig von Hörmann.

Mit Abbildungen nach Originalzeichnungen von Richard Mahn.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Hoch über der Heerstraße des Rheinthales, die sich vom Schwäbischen Meere süd- und südostwärts gegen den Arlberg zieht, liegt, von schroffen Felskolossen und von waldigen Höhenzügen umgrenzt, der Bregenzerwald, der saftgrüne Naturpark des Alemannengaus. Die wenige Touristen, die bei der Bahnfahrt von Bregenz gegen Feldkirch die linksseitige mit Dörfern und Burgen geschmückte Berglanke an sich vorbeigleiten lassen, ahnen, daß hinter diesem Wall ein wiesenreiches, von Hügelreihen durchzogenes und von heitern Ortschaften belebtes Gelände sich ausbreite, mit dem sich an landschaftlichem Reiz höchstens das ähnlich geartete Appenzell messen darf!

Zwei Hauptstraßen führen zur Höhe. Will man nicht die neuangelegte, aussichtsreiche Dornbirner Chaussee benutzen, so wählt man die Straße durch das sogenannte Schwarzachtobel, die in anderthalb Stunden nach Alberschwende, dem ersten Orte des Bregenzerwaldes, führt. Es steht in luftiger Lage auf dem breiten Kamme des Gebirgszuges und gewährt dem Auge weite Sicht auf die wechselreiche Gliederung des vorderen und hinteren Bregenzerwaldes. In diese zwei Bezirke teilt sich der „Wald". Zu dem ersten gehören außer dem genannten Pfarrdorfe das sonnige Gelände von Lingenau und Hittisau und die jagdreiche Gegend von Sibratsgfäll, zu letzterem Egg und das ganze Revier, das sich südlich von ihm stromaufwärts bis an den Tannberg, den wildromantischen Thalschluß des Bregenzerwaldes, zieht. Welche Fülle landschaftlicher Bilder gewährt die Wanderung durch dieses Quellgebiet der Bregenzerache, und welch eine reiche Ernte von kultur- und kunstgeschichtlichen Eindrücken verbindet sich nicht mit jenen Bildern! Das muß man offenen Sinnes genießen, am besten zu Fuß, obwohl einen das Dampfroß in Kürze mitten in das Herz des „Waldes" tragen wird. Schon im Monat August dieses Jahres soll die neue Bahnstrecke eröffnet werden. Fast ist das zu bedauern, denn der Schienenstrang, der, bereits gelegt, sich durch die tiefgegrabene Schlucht der Ache bis Egg windet, läßt Alberschwende seitwärts hoch oben liegen und mit ihm das ausgebreitete Landschaftsbild und den reizenden Weg, der vom genannten Orte nach Egg und Schwarzenberg führt. Also frisch ausgegriffen, aber zuvor noch einen kurzen Blick in die stattliche Kirche von Alberschwende mit Gemälden von Deschwanden und auf die breiästige Linde, die den Platz davor ziert. Daneben steht das alte „Tanzhaus", wo sich in früherer Zeit die leichtfüßigen „Schmelgen" (junge Mädchen) im Reigen drehten, bis kirchlicher Uebereifer den öffentlichen Tanz verbot. Seit geraumer Zeit ist das „Tanzhaus" nur noch Unterstand der Kirchgänger vor und nach dem Gottesdienst und Verkündlanzel für den Gemeindevorsteher. Solche aufgelassene Tanzhäuser kann man an verschiedenen Orten des „Waldes", sowie in andern Thälern Vorarlbergs, besonders im Montavon, erhalten sehen. Noch eine Merkwürdigkeit besitzt Alberschwende. Es ist die alte Merbot- oder Wendelinskapelle, in welcher links auf einer Steinplatte das über und über mit Kinderkleidchen behängte Bild des „Kinderheiligen" Merbot sich befindet. Ja, was ließe sich über diesen seligen Bekehrer der heidnischen Bewohner des alten Albrichswendi, dessen schon im Jahre 1227 Erwähnung geschieht, alles erzählen und über die

TORRE DI VAL MONTINAIA

Nach dem Gemälde von K. Reschreiter

Geburtshaus der Angelika Kauffmann in Schwarzenberg.

angeblichen Wunderthaten, von denen die aufgehängten Votivtafeln Zeugnis geben sollen! Doch wir müssen weiter!

Unser nächstes Ziel ist Egg; es liegt etwas über anderthalbhundert Meter tiefer als Alberschwende, und man erreicht es in fast zweistündigem Hinuntermarsch, während der Weg teilweise durch Wald führt und die offene Straße die Schau auf das schöne Mittelgebirge von Langenegg und Lingenau gestattet.

Egg, oder wie es eigentlich heißt „An der Egg", ist der erste Ort des Hinter- oder Innerwaldes; aber ich weiß nicht, bewirkt es die sonnige Lage, sicher ist, man spürt bei den Bewohnern noch nichts von dem mehr ernsten und wortkargen Charakter, der den Hinterwälder auszuzeichnen pflegt. Sie sind gleich den anderen Vorderwäldern heiter, redselig und frohlichem Lebensgenuß zugänglich. Egg hatte gleich Andelsbuch, Schwarzenberg und Bezau ein „Wiertelsgericht", welches jährlich dreimal abgehalten wurde. Auch befand sich hier das Gefängnis, der sogenannte „Turm" mit dem Prauger nebst dem „Hochgericht" des „Waldes". Doch diese Zeiten sind längst vorbei! An Stelle des düsteren „Turmes" prangt nun das neue freundliche Schulhaus, und auch die Pfeiler des einstigen Galgens sind verschwunden; nur die Kapelle steht noch am Wege gegen Großdorf, wo der arme Sünder auf seinem letzten Gange mit glühenden Zangen gezwickt wurde. Auf sonnigem Hügel aber thront das wiederhergestellte Gotteshaus mit den herrlichen Altären von Meister Valentin von Brixen und dem spätgotischen Sakramentshäuschen aus dem Jahre 1497 und schaut weit auf gesegnete Fluren und auf glückliche Menschen, die sich durch Fleiß und Betriebsamkeit ein behagliches Dasein erworben haben. Eine neue Brauerei und gute Gasthäuser, z. B. „Zur Post" und „Zum Löwen", sorgen für des Leibes Bedürfnisse.

Hier begegnen uns bereits immer zahlreicher jene großen, schönen Mädchen- und Frauengestalten des „Waldes", deren geschmeidiger schlanker Wuchs durch die äußerst gefällige Tracht noch mehr gehoben wird. Sie hat etwas Ernstes und Züchtiges. Die arme Magd gleich der reichen Frau trägt eine lange ärmellose „Zuppe" aus schwarzer gefältelter Glanzleinwand, die um die Mitte durch einen schwarzen, meist mit einer Silberschnalle gezierten Lederriemen zusammengehalten wird. Das Mieder der „Zuppe" ist vorn um den Hals ausgeschnitten und mit einem breiten gestickten Seidenband verbrämt. Um den Hals schlingt sich das seidene „Goller". Auf den geflochtenen Zöpfen sitzt eine aus schwarzer Wolle gestrickte, abgestutzte „Kappe". Bei festlichen Gelegenheiten, z. B. Prozessionen, setzen die „Schmelgen", ähnlich wie die Montavonerinnen, das „Schäppele" auf, ein silbergrauartig gearbeitetes Krönlein aus Silber- und Golddraht, das auf einem Samtring sich erhebt. Die Tracht der Männer zeigt gegenwärtig wenig Besonderes, aber in früherer Zeit, als sie noch die schneeweiße, ebenfalls ärmellose, bis an die Lenden reichende Jacke aus Schafffell trugen, mit dem brennroten „Leibl" darunter, und die ebenfalls aus weißem Schaffeder gearbeiteten Kurzhosen, mögen die wackern „Wälder" ganz eigenartig ausgesehen haben.

Es wäre nun sehr verlockend, von Egg über Großdorf zu der grünen Terrasse hinaufzusteigen, wo die freundlichen Dörfer Lingenau und Hittisau liegen; da aber unser heutiges Nachtquartier in Schwarzenberg ist, müssen wir auf diesen Abstecher verzichten.

Man erreicht Schwarzenberg bequem in einer Stunde. Der liebliche Ort, den die erste Abbildung zu diesem Artikel zeigt, ruht wie ein glückliches Kind auf der großen Matte, die sich unter der Kuppe des Hochälpele ausbreitet, ein bezauberndes Idyll, zu einem Sommerfrischaufenthalte wie geschaffen. Wahrlich, das Kloster Mehrerau machte einen guten Kauf, als es vom St. Galler Abt Ulrich VIII im Jahre 1464 Schwarzenberg um 250 rheinische Goldgulden erwarb und dazu noch Mellau als Dreingabe erhielt.

Wenn man von Schwarzenberg spricht, gedenkt man gerne der berühmten Malerin Angelike Kauffmann, die hier ihren Stammort hat. Zwar ihre Wiege stand zu Chur, denn dorthin war ihr Vater Johann Joseph Kauffmann, der ebenfalls als tüchtiger Maler galt, mit der geliebten Gattin auf den Ruf des dortigen Bischofs hin zur Ausführung eines Gemäldes gezogen.

Mellau mit Kanisfluh.

Nur zweimal besuchte Angelika ihre Heimat, das erste Mal im Frühling 1757 als Kind von fünfzehn Jahren und das zweite Mal im Sommer 1781, nachdem sie bereits den Gipfel des Ruhmes erstiegen hatte. Aber auch da verweilte sie nur einen Monat in Schwarzenberg, dann trieb ihr unruhiger Geist sie wieder weiter nach Italien, das ihr zur zweiten Heimat geworden war. Die Anhänglichkeit an ihren Stammort bethätigte sie durch ein schönes Altarbild, das sie für den Hochaltar der Pfarrkirche malte und das Maria in himmlischer Verklärung darstellt. In einer Nische links erblickt man die von Helwensson in Rom gefertigte Büste der Künstlerin mit einer ihr Todesjahr 1807 kundenden Inschrift. Dauthare Erinnerung hat ihr am „Heimathaus“ eine schlichte Gedenktafel gesetzt, welche im August 1889 unter festlicher Beteiligung der „Bäcker“ enthüllt wurde. Das Haus steht etwa zwanzig Minuten von der Pfarrkirche entfernt. Bilder der Angelika Kauffmann befinden sich meines Wissens im Bregenzerwald nur noch elf Stück bei Jodok Kauffmann, einem Verwandten der Künstlerin in Bezau, ferner ein Gemälde bei Schmieds Kindern in Egg und eines beim Kaplan Walch in Andelsbuch.

Diese Gegend hat übrigens noch einen Künstler von Bedeutung aufzuweisen, nämlich den Maler Jakob Fink, den man einen Schüler der Angelika nennen könnte. Seine Lebensdauer war leider sehr kurz, wie die Gedenktafel an seinem Hause sagt.

Aber kehren wir nun aus der Vergangenheit wieder zur Gegenwart zurück! Da fällt an Häusern und Menschen sowie Schwarzenberg vor allem die ausgesuchte Reinlichkeit auf, die übrigens ein Erbgut aller Vorarlberger ist. Den Eindruck sauberer und gut geordneter Verhältnisse gewinnt sofort jeder, der in den „Wald“ kommt und diese gut gehaltenen Wiesen und Zäune und die mit großer Behaglichkeit eingerichteten Wohnräume sieht. Dies gilt besonders von den stattlichen Häusern von Schwarzenberg, Egg und Andelsbuch, deren Nettigkeit und der Gesundheit zuträgliche Einteilung anmutend ins Auge fallen. Der von der Sonne gebräunte Blockbau, häufig mit einem Schindelpanzer überkleidet, das weit vorspringende Dach, die großen, blitzblanken, mit Vorhängen gezierten Fenster, der Söller mit dem herabnickenden bunten Blumenflor machen auf jeden Besucher einen ungemein wohlthuenden Eindruck. Die Gehöfte haben meist auf beiden Seiten einen von Säulen getragenen „Schopf“, deren vorderer im Sommer als schattige Eß-, Plauder- und Arbeitslaube benutzt wird. Hier kann man tagsüber die hübschen Wälder „Schmelgen“ mit ihren runden „Tambourins“ sehen, emsig bemüht, Zierat in das feinste Baumwollgewebe zu sticken. Diese Arbeiten gehen meist in die Schweiz und bilden einen Hauptverwertszweig der Gegend. Kurz, wer in Schwarzenberg Sommeraufenthalt nehmen will, findet für Auge und Herz Anregung genug. Aber auch für gute Unterkunft, Gesundheitspflege und Geselligkeit ist bestens gesorgt. Reinliche Betten, gute Küche, ein schöner Speisesaal, in dem man nötigenfalls auch ein Tänzchen machen kann, ein Klavier, eine Kegelbahn, eine Flüsterlaube, ein Stahlbad, eine Hausbibliothek, ja, Herz, was willst du noch mehr? Wen es aber lockt, von diesem begnadeten Winkel aus einen Blick ins Weite zu thun, der wende den Schritt zur nahen „Angelikaruh“; von hier kann man den ganzen Frieden des „Waldes“ überschauen, von den aufs Wiesengrün hingelagerten Schwesterorten Egg und Andelsbuch angefangen bis zur fernen Bergkette des Hederich und Hoch-Ifen, die das Bild abschließen.

Schrecken mit Mohnenkluh.

Zu letzterem Dorfe, Andelsbuch, kann man auf einer Drahtseilbahn gelangen, die hoch über die tiefe Abschlucht gespannt ist und die jedermann gegen eine Entlohnung von 8 Hellern mittels eines Fahrstuhls zum jenseitigen Ufer „radelt“. Es wäre diese Fahrgelegenheit nun so verlockender, als wir dann von Andelsbuch über die interessante alte Gerichtsstätte der „Bezegg“ nach Bezau, dem Hauptorte des „Waldes“, steigen und von da über das Bad Reuthe nach Mellau, unserem nächsten Ziel, gelangen könnten. Aber wir haben gebundene Marschroute und müssen uns daher begnügen, von dem kurzen Gang auf der Landstraße, die uns über die „Stiegeln“ und die „Klause“ dahin führt, einen Seitenblick auf die genannten Orte zu werfen.

Mit Mellau haben wir bereits den Boden des tieferen „Hinterwaldes“ betreten. Die Landschaft erhält einen ernsteren Charakter, der sich von da an bis zur Hochwildnis von Schrecken* steigert. Schon eine alte Chronik vom Jahre 1616 nennt diese Gegend „ein wild Geländ, . . . das stark und viel Volk hat, das rauh lebt und gleichwol nicht arm ist, hat viel nutzliche Alpen, ist reich an Wildprät, Hirschen, Gamsen, Orhahnen, Hasel- und Schneehühnern.“ Aber auch heute ist man in Mellau prächtig aufgehoben, denn das wirksame Stahlbad beim „Bären“ in Mellau bietet, wie die meisten Gasthäuser des Bregenzerwaldes, gute Unterkunft und Verpflegung.

Die Ortschaft liegt anmutig am erfrischenden Zusammenfluß des Mellenbaches und der Ach hingebettet und macht trotz der sie umstehenden Gebirge einen freundlichen Eindruck. Im Westen grüßt aus dem Mellenthal der Hohe Freschen, im Süden und Südosten ragen über bewaldeten Höhen die Pyramide der Mittagspitze und der gewaltige Rücken der Kanisfluh auf. Auch an Ausflügen und sonstigen Naturgenüssen ist kein Mangel. So bildet unweit des Ortes der Fluhbach einen fast hundert Meter hohen Fall, der sich besonders nach Regengüssen großartig ausnimmt. Noch mächtiger ist der Absturz des Rohrbaches im tiefern Mellenthal.

Unser Weitermarsch bis Au ist ziemlich einförmig, und nur bei Schneyau, der Heimat des Autodidakten Franz Xaver Moosmann, des „hellsten Kopfes des Bregenzerwaldes“, ruht das Auge wohlgefällig auf der grünen Thalweite. In erdrückender Majestät steht fast senkrecht aufgebaut die Steilwand der Kanisfluh, ein imponierender Gegensatz zu den friedlichen Gehöften, die zu ihren Füßen ausgestreut liegen. Nun wendet sich die Straße durch den Engpaß zwischen Kanisfluh und Mittagsfluh gegen Süden. In einer Stunde haben wir den weiten Thalkessel von Au erreicht und stehen im Herzen des tieferen „Innerwaldes“. Wie prickelnd frisch weht hier die Luft! Kein Wunder, befinden wir uns ja fast 800 m über dem Meere! Auch die Landschaft trägt bereits alpenartigen Charakter.

Hier in diesem freien Thalboden, umbimmelt von Herdenklang, lohnte es sich, ein paar Wochen Hochsommerfrische zu

* Schreck = Sprung, Kluft, Schlucht.

machen oder das Standquartier für größere Ausflüge aufzuschlagen, z. B. ins Argenthal mit der leicht ersteigbaren Mittagspitze, oder auf die Kanisflush, die von hier aus über ihren breiten begrünten Rücken leicht zu bewältigen ist. Uns drängt es aber ostwärts, in die Hochwildnis des Schrecken, des Abschlusses unserer Wanderung.

Der Weg dahin weist nur noch zwei beachtenswerte Stationen auf, Schoppernau und Hopfreben. Es wäre ein Mangel an Pietät, wollten wir ersterem nicht etwas genauere Aufmerksamkeit schenken — nicht der Gegend, denn diese hat sich auf dieser kurzen Strecke nicht viel geändert, wohl aber dem Geburtsorte des Dichters Michael Felder, der sich gleich dem Schneyfauer Autodidakten Moosmann unter den mißlichsten Verhältnissen aus eigener Kraft einen angesehenen Platz in der Litteratur und den Ruf eines echten Volksfreundes errungen hat. Obwohl dem zweijährigen Knaben ein betrunkener Kurpfuscher statt des kranken Auges das gesunde zu Grunde — kurriert hatte und der Knabe und Jüngling durch harte Frondienste sich den Lebensunterhalt mühsam verschaffen mußte, fand sein energischer Wille und Wissensdurst trotzdem noch Mittel und Zeit, sich immer mehr auszubilden und aus bescheidenen schriftstellerischen Anfängen zu stets bedeutenderen Werken vorzuschreiten.

Es sei hier auch erwähnt, daß es gerade die „Gartenlaube“ war, welche auf den nach Ausbildung und Aufklärung ringenden fünfzehnjährigen Knaben großen Einfluß übte und ihn zu seiner schriftstellerischen Thätigkeit anspornte. Auch später noch hat die „Gartenlaube“ durch die Feder des Professors Hildebrand in Leipzig, in dem der junge Poet einen warmen Gönner fand, zu Felders Erfolgen wesentlich beigetragen. Aus diesem Aufsatze, der im Jahrgange 1863 erschien, und ebenso aus dem gediegenen Buche von Hermann Sauder „Das Leben Felders, des Bauers, Dichters und Volksmannes aus dem Bregenzerwald“, 2. vermehrte Aufl. (Innsbruck, Wagner 1876) ersieht man, welch mühseligen Bildungsgang dieser hochveranlagte Mann aus dem Volke genommen, wie er gekämpft, gerungen und gelitten hat, bis sich sein Talent endlich Bahn brach.

Das beste Abbild seines Lebens bleiben jedoch immer seine Werke selbst, so seine erste Erzählung „Rümmamüllers und das Schwarzosaperla“ (Lindau, Stettner 1863), die bei ihrem Erscheinen Aufsehen machte, und vorzüglich sein zweibändiger Roman „Sonderlinge. Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder aus neuester Zeit“ (Leipzig, Hirzel 1867). Dieses Werk behandelt einerseits das zeitgemäße Thema des socialen Genossenschaftswesens, andrerseits religiöse Duldung und Liebe. Im schneidenden Gegensatz hierzu stehen die Anfeindungen, welche Parteileidenschaft dem Dichter in der eigenen Heimat bereitete und die ihn zweimal zur Flucht zwangen. Trotzdem erlahmte sein Schaffenstrieb nicht; in rascher Aufeinanderfolge schrieb er die „Zwei Geburtstage eines Bäuerleins“, eine Art Selbstbiographie, ferner

Der Friedhof von Schoppernau.

Das Geburtshaus von Michael Felder.

Schoppernau.

die humorvolle Novelle „Liebeszeichen“ (1867) und den tief psychologisch angelegten Roman „Reich und Arm“ (Leipzig, Hirzel 1868). Im April 1869, also im Alter von nicht ganz dreißig Jahren, verschied er an einem Lungenleiden.

Mit ihm starb einer der besten Männer des Bregenzerwaldes, und es ist daher wohl der Mühe wert, daß wir sein mit einer Erinnerungstafel geziertes Haus eines Blickes würdigen. An der Wiese, auf welcher die vom Regen zerdrückten „Hinzen“ — Heuschober — stehen, vorbei, gelangen wir dahin. Dann steigen wir zum stillen Friedhof von Schoppernau hinan, auf dem nahe der Umfassungsmauer der weithinschauende Denkstein des Dichters steht. Die Granitpyramide mit dem eingefügten Reliefkopf Felders wurde nach heftigen Kämpfen mit seinen erbitterten kirchlichen Gegnern im August 1875 in aller Stille aufgestellt und erst vierzehn Jahre darauf, am ersten September 1889, sein Andenken durch eine großartige „Felderfeier“, an welcher der ganze „Wald“ teilnahm, festlich begangen.

Bald hinter Schoppernau beginnt der hochalpine Charakter des hintern Bregenzerwaldes. Die breitere Straße hört bei Vorderhopfreben auf, wir rücken stets mäßig ansteigend in das Gebiet der Almen ein. Schon tauchen aus der Ferne die mächtige Künzelspitze und massige Mohnenfluh auf, die Vorposten der erstarrten Riesengarde, die den Bergkessel von Schrecken umstellt. Immer enger schließen sich die Felsen zusammen, neben uns zwängt sich brausend die Ache durch die Schlucht.

Noch einmal weitet sich das Engthal und zeigt auf grünem Plan das neu aufgebaute Schwefelbad Hopfreben, dann geleitet uns eine wildromantische Klamm zur alpinen Niederlassung Unterboden. Hier überrascht uns fast unvermittelt der Blick auf das Reiseziel Schrecken.

Aus dem Rahmen dunklen Hochwaldes grüßt eine samtgrüne Matte, auf der ein Kirchlein und wenige Häuser stehen. In Wirklichkeit ist es ein mächtiger, von tiefgewühlten, bergwasserdurchrauschten Schluchten umgrenzter und gesicherter Felsstock, der sich aus dem engen Thalkessel erhebt. Rings um das Kleinod stehen wie Riesenwächter die domartige Künzelspitze, das drohende Rothorn, die cyklopische Mohnenfluh, Juppen- und Kleinarlenspitze und das gewaltige Haupt des Widdersteins. Da mögen wohl nach sommerlichen Hochwettern die entfesselten Bergwasser toben und Winters die Lawinen von den Gehängen donnern, Schrecken, das Dorawröschen Vorarlbergs, ruht sicher auf dem übergrünten Felseneiland.

Der Anarchismus.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Seine Entstehung und Entwicklung.

Von Heinrich Bauer.

Wenn wir heute das Wort „Anarchismus“ aussprechen, so denken wir dabei kaum noch an ein Lehrsystem, eine bestimmte socialpolitische Theorie; vor unserm geistigen Auge steigen vielmehr jene schnapsdunstenden Höhlen in den schmutzigsten Winkelgäßchen Londons auf, wo der Abschaum internationalen Gesindels seine Zusammenkunftsorte hatte oder noch hat. Wie Schatten der Unterwelt bewegen sich in dem dicken Dunste abgerissene Gestalten durcheinander, zechend, johlend und streitend, während zehn Redner gleichzeitig das Wort führen und eine flüsternde Gruppe an einem der Tische vielleicht das nächste Attentat bespricht, das die Welt in Schrecken setzen soll. Unsere Phantasie zeigt uns das verzerrte Gesicht Johann Most's, wie er in einer New Yorker Kneipe oder einem dortigen Theater das „Evangelium“ des Meuchelmordes, des Raubes und der Brandstiftung predigt oder Vorlesungen über die Bereitung von Sprengstoffen hält; sie führt uns jene österreichische Verbrecherbande vor, welche den Raubmord an Bankiers geschäftsmäßig betrieb, um die Propaganda durch Geld zu stärken. In blutigen Fußstapfen schreitet die „Propaganda der That“ an uns vorüber, und mit grinsendem Antlitz weist sie auf eine Reihe von Opfern, Staatsoberhäupter und andere Personen, welche ihrer Mordwaffe verfielen.

Um die angeblich wissenschaftliche Theorie des Anarchismus ist es denn auch überaus windig bestellt; hat doch der französische Urheber derselben, der socialistische Schriftsteller Pierre J. Proudhon, in seiner spätern Entwicklung ihre Verwirklichung selbst für ein unerreichbares „Ideal“ erklärt. Sein 1840 erschienenes, bekanntestes Werk „Was ist das Eigentum?“ gipfelt in dem Satze: „Das Eigentum ist Diebstahl“. Zu diesem Schlusse gelangt er durch die Ausführung, daß die gegenwärtige Eigentumsordnung keinen gerechten Austausch wirtschaftlicher Werte zulasse. Namentlich der Lohnarbeiter komme im Arbeitsvertrage zu kurz, da er nur einen Teil des Gegenwertes seiner Leistungen empfange; der Rest dieses Gegenwertes verschwinde in der Tasche des Unternehmers, und diese Entwendung sei also die Quelle der Vermögensbildung für die besitzenden Klassen. Zur Beseitigung dieser Ungerechtigkeit müsse die bestehende öffentliche Gewalt verschwinden, um einem neuen Rechtszustande Platz zu machen, der sich aber nicht durch Gewalt, sondern durch allmähliche friedliche Aufklärung und durch entsprechende Umgestaltung des Volksbildungswesens Bahn zu brechen habe. Diesen Zustand bezeichnete Proudhon selbst als Anarchie, worunter er aber nicht Unordnung, sondern nur Herrschaftslosigkeit verstanden wissen wollte. An die Stelle der Regierung solle sich allmählich eine Tausch- oder Volksbank schieben, die auf jeden Gewinn verzichte. Die Produktionsmittel sollen jedem einzelnen unentgeltlich zur Verfügung gestellt sein; was er damit produziere, solle er der Bank übergeben, die es taxiere und ihm entsprechende Tauschbons zur Entnahme anderer Bedarfsgegenstände aus ihren Vorräten einhändige. Die dem Menschengeschlecht angeborene Harmonie und Brüderlichkeit werde von selbst die Ordnung aufrecht erhalten, aber jene könne erst zur Geltung kommen, wenn die unbeschränkte wirtschaftliche Freiheit aller einzelnen zur Thatsache geworden sei.

Den Versuch, eine Volksbank der obigen Art ohne empfohlenen Akt zu gründen, hat Proudhon 1849 in Angriff genommen, und es sagten gleich von Anfang an nicht weniger als 12000 Produzenten ihre Beteiligung zu; die Sache kam aber nie zur Durchführung, da Proudhon gerade damals eine über ihn als Redakteur des „Peuple“ verhängte Freiheitsstrafe verbüßen mußte. Daß ihm so die Probe auf sein System erspart wurde, kann für ihn und die Teilnehmer an dem geplanten Unternehmen kaum als Unglück bezeichnet werden. Der Grundgedanke des Proudhonschen Systems ist aber mit Proudhon nicht verschwunden, vielmehr von anderen Leuten theoretisch weitergebildet worden.

Aus der Reihe dieser Männer sei hier noch eins von besonders eigenartige Persönlichkeit Max Stirner mit seinem Hauptwerke „Der Einzige und sein Eigentum“ genannt. Der wirkliche Name dieses 1806 zu Bayreuth geborenen Schriftstellers war Kaspar Schmidt. Er weiß nichts von angeborener Harmonie und Brüderlichkeit, sondern läßt nur das Einzelindividuum und dessen schlechtweg eigensüchtiges Streben gelten. Da die Menschen aber, um ihren Vorteil zu erreichen, einander gegenseitig brauchen, so werde sich gerade aus ihrer Selbstsucht ein Zustand ergeben, in welchem sie lediglich auf Grund freier Uebereinkunft, an die jeder nur, solange er wolle, gebunden sei, sich zusammenfinden. Der Liberalismus ersetze die Despotie nur durch die Gewalttherrschaft der Mehrheit, während der Kommunismus lediglich die wirtschaftliche Despotie gegen die politische eintausche. Freiheit schaffe nur die Beseitigung jeglicher Art von Regierung, jeglichen Rechtszwanges und die Einsetzung des Einzelindividuums in die Vollherrschaft, die freie Vereinbarung der Egoisten.

Sowohl aus Proudhon als aus Stirner haben andere, wie z. B. Mackay, ihr System geschöpft. Der eben Genannte vertritt die Ueberzeugung, daß der Anarchismus auf dem Wege über den socialistischen Volks- oder vielmehr Polizeistaat par excellence verwirklicht werden würde.

Alle diese Systeme erledigen sich durch die Thatsache, daß sie auch im günstigsten Falle unter keinen Umständen für die Gesamtheit oder auch nur annähernde Mehrheit der Menschen

Stickerinnen in Schwarzenberg.
Nach dem Leben gezeichnet von Richard Mahn.

durchführbar wären, denn nicht durch die Abschaffung des rechtlichen Zwanges, sondern nur durch die Vervollkommnung des geschichtlich überlieferten Rechtes kann der Fortschritt erreicht werden. Im übrigen ist der Anarchismus in der im vorstehenden geschilderten Gestalt eben auch eine Theorie wie andere, und so betrachtete man ihre Lehrer und Bekenner zunächst nur als Verbreiter ungefunder maßloser Ideen.

Einen völlig veränderten Charakter erhielt die Sache jedoch, als die anarchistischen Ideen agitatorisch und zu ausgesprochen revolutionären Zwecken unter die Massen getragen wurden. Diese Zwecke wollen zwar einzelne Verkünder der Lehre auch jetzt noch bloß in bedingter Weise gelten lassen, wenn nämlich „in hartnäckiger Verblendung“ die beitzenden Klassen oder, den Sieg des Socialismus voraussetzt, die Machthaber im socialistischen Staate sich der friedlichen Bekehrung zu dem Evangelium der unbeschränkten persönlichen Freiheit verschließen sollten.

Dieser Vorbehalt ist indessen gänzlich belanglos, denn die Möglichkeit einer solchen allgemeinen friedlichen Bekehrung der Menschheit ist eine ganz und gar willkürliche Voraussetzung. Der Anarchismus bleibt daher zur Durchführung seiner Ideen thatsächlich auf den allgemeinen gewaltsamen Umsturz des Bestehenden angewiesen und sieht damit von vornherein im Widerspruch zu seinen eigenen Lehren von unbeschränkter persönlicher Freiheit.

Die Hauptsache aber ist, daß die verhetzend unter die Massen getragene Lehre, es sei der ganze vorhandene Rechtszustand, überhaupt jede Art von Staatsordnung mit Zwangsgewalt tödlich ein Ausfluß der verbrecherischen Selbstsucht oder der Dummheit der herrschenden Minderheit, notwendig die gefährlichste Wirkung üben muß. In der That zeigt die Erfahrung, daß solche Behauptungen sich in einzelnen rohen Seelen, welche jeglicher selbständigen Urteilsfähigkeit über das ihnen von den Hetzern Vorgetragene ebenso wie jedes sittlichen Haltes ermangeln, von Zeit zu Zeit in Gewaltthaten umsetzen. Selbst das bloße Herostratentum, dem es nur darum zu thun ist, die Augen der Welt auf sich zu lenken, erhält durch sie einen neuen Anreiz.

Mit gutem Grunde wird daher eine ganze Reihe von gräßlichen Bluthaten oder Versuchen zu solchen, welche seit den siebziger Jahren die Menschheit mit Entsetzen erfüllt haben, von der öffentlichen Meinung der anarchistischen Verhetzung zur Last gelegt, auch wenn keineswegs in jedem der betreffenden Fälle ein ausdrückliches Einverständnis zwischen den Thätern und den gewerbsmäßigen Agitatoren nachgewiesen werden kann. Alle die von der öffentlichen Stimme als anarchistisch gekennzeichneten Unthaten tragen einen unverkennbaren gemeinsamen Stempel. Sie müßten geradezu unsinnig und als Ausfluß eines Mordwahns erscheinen, lägen nicht Beweise vor, daß in diesem anscheinenden Wahnsinn Methode ist, und daß die „Propaganda der That“ den Zweck verfolgt, das Vertrauen in die Dauer des geltenden Rechtszustandes in immer weiteren Kreisen zu erschüttern und stets von neuem den Eindruck zu befestigen, daß in der Tiefe der Gesellschaft selbst Kräfte an der Arbeit sind, dieselbe von innen heraus zu zerstören.

Diese „Propaganda der That“, die von ganz bestimmten Persönlichkeiten gepredigt wurde und wird, ist es gewesen, welche mit Notwendigkeit die allgemeine Aufmerksamkeit dem Anarchismus zugewandt hat; die haarsträubenden Bluthaten drängten sich der Menschheitsnahme jedes einzelnen auf. Dieser agitatorische, „praktische“ Anarchismus ist es denn auch ausschließlich, mit dem wir es im folgenden zu thun haben. Größere Ausbreitung hat er allerdings vornehmlich unter den romanischen Völkern gefunden, aber die Ansteckungsgefahr beschränkt sich doch nicht auf sie; der ganze Charakter der Bewegung ist international, wie diese ja auch auf dem Boden der „Internationalen Arbeiterassociation“, allerdings unter feindlicher Ausscheidung aus dieser, erwachsen ist.

Der Schöpfer der internationalen Arbeitervereinigung war der Deutsche Karl Marx. Er gab der staatssocialistischen Theorie die radikalste Ausgestaltung. Er entkleidete den Socialismus des nationalen Charakters und gab die Parole aus: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ Er gab ihm die ausgesprochen kommunistische Richtung. Die Produktionsmittel, Grund und Boden, sowie alles Kapital sollten verstaatlicht werden, und als einzige Einkommensquelle sollte die staatlich organisierte Arbeit gelten.

Die Voraussetzung bildete die Schaffung des socialdemokratischen Volksstaates, welcher nach Marx nur durch eine internationale Revolution zu erreichen ist. Die Vorbereitung dieser Revolution war eben die Aufgabe der internationalen Vereinigung, deren Gründung im Jahre 1864 zu London beschlossen und zwei Jahre später auf dem ersten allgemeinen Kongresse zu Genf verwirklicht wurde.

Die neue Vereinigung, welche alsbald ungeheuren Zulauf fand, stand durchaus auf dem oben in Kürze angedeuteten Marx'schen Programm. Dieses bildet heute das Evangelium der „zielbewußten“ Socialdemokratie, namentlich der deutschen. Obgleich also prinzipiell revolutionär, verschmäht die letztere doch auch nicht das Bestreben, innerhalb des bestehenden Staates und mit den Mitteln, welche dessen Verfassung an die Hand giebt, also namentlich durch die Wahlen, die maßgebende Machtstellung zu erzielen, um dann auf dem Wege der Gesetzgebung die für ihre Zwecke nötige Umgestaltung der allgemeinen Rechtsordnung durchzuführen. In Bezug auf das Ziel jedenfalls unterscheidet sie sich wesentlich vom Anarchismus, ja, jetzt sie zu diesem in einem gewissen Gegensatz. Sie erwartet alles vom Staate, wenn auch erst von einem Zukunftsstaate, während der Leitsatz des Anarchismus die gänzliche Vernichtung jeglicher Art von Staatswesen ist.

Der Anarchismus in seiner heutigen gefahrdrohenden Ausgestaltung ist kein Kind des Abendlandes, sondern eine Ausgeburt der Verhältnisse, welche von den fünfziger bis zu den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gerade die gebildeten jüngeren Gesellschaftskreise Rußlands mit glühendem Hasse gegen den Staat und alles, was mit ihm zusammenhing, erfüllten. Ein Russe aus adeliger Familie, Michael Bakunin, der von dem Jahre 1814 bis 1876 lebte, war der Schöpfer des heutigen Anarchismus, ein Russe, Sergei Netschajew, Sohn eines Hofbedienten und selbst Lehrer, „bereicherte“ denselben um die „Propaganda der That“, und einer der thätigsten Apostel der anarchistischen Ausbreitung in Westeuropa ist heute noch der russische Fürst Peter Kropotkin.

Bakunin war zuerst Offizier, widmete sich bald wissenschaftlichem Studium und verfiel rasch den radikalsten Anschauungen auf politischem und socialem Gebiete, sowie verschwörerischem Treiben. In den Jahren 1848 und 1849 beteiligte er sich in Deutschland und Oesterreich an den revolutionären Erhebungen. Dort wie hier zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt, wurde er anfangs der fünfziger Jahre von Oesterreich an Rußland ausgeliefert. Nach mehrjähriger Gefangenschaft in den Kasematten von Schlüsselburg wurde er nach Sibirien verbannt, von wo es ihm 1861 gelang, in abenteuerlicher Flucht nach Japan und London zu entkommen. Von 1862 ab lebte er dann meistens in der Schweiz, von den internationalen Revolutionären als ihr Haupt anerkannt. Seine Wirksamkeit erstreckte sich von dort aus bis Rußland, wo er auf die nihilistische Bewegung bestimmenden Einfluß übte.

Bakunins innere Empörung über die russischen Zustände um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist ja wohl verständlich. Auch die französische Ausklärungslitteratur des 18. Jahrhunderts, ebenso Rousseaus feurige Ergüsse entsprangen der Empörung über die veralteten und unerträglich gewordenen Zustände in Frankreich zu ihrer Zeit. Rousseau fehlte der geschichtliche Sinn, aber wenn er auch so weit ging, „den Ersten, welcher ein Stück Land umzäunte und sich zu sagen vermaß: dies Land gehört mir!“ für alles spätere Elend der menschlichen Gesellschaft verantwortlich zu machen, so wollte er thatsächlich doch nicht alles Bestehende vernichten, sondern nur die schlimmsten Auswüchse der bisherigen Entwicklung beschnitten wissen.

Bakunin dagegen, der sich an Rousseaus Ausführungen berauschte, zog aus ihnen vollständig abweichende Schlüsse. Ihm zufolge würde die natürliche Brüderlichkeit der Menschen alsbald in allgemeine Wirksamkeit treten, sobald nur erst die ganze bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung in einen großen Schutthaufen verwandelt wäre. Seinen

Haß gegen die Zustände in seinem Vaterlande übertrug er ohne weiters auf jede Staatsform, ob nun Selbstherrschaft, konstitutionelle Monarchie oder Republik. Jede Art von Staatsgewalt setzt ihm zufolge auf der anderen Seite Sklaverei und die Ausbeutung der ungeheuren Mehrheit des arbeitenden Volkes durch eine privilegierte Minderheit voraus. An die Stelle des Staates überhaupt müsse daher die freie Vereinigung aller einzelnen zu Gruppen oder auch größeren Vereinen, jedoch ohne jede Obrigkeit und jeglichen Zwang, treten. Das Privateigentum, jedenfalls an allen Produktionsmitteln, Arbeitsgeräten, Grund und Boden, sowie an Kapital müsse verschwinden, verschwinden auch das Erbrecht, die Einrichtung der Ehe und die durch das Wissen zu ersetzende Religion in jeder Gestalt, dann werde bei völliger Gleichheit aller, der Männer und Frauen, sowie bei völlig gleicher Erziehung aller Kinder von selbst gemeinsame Produktion mit gerechter Verteilung der Produkte und der Bedürfnisbefriedigung, kurz, die allgemeine Harmonie und Wohlfahrt, Platz greifen!

Auf eine genauere Ausführung seiner Zukunftsgesellschaft ließ sich Bakunin wohlweislich nicht ein. Er berief sich einfach auf das in seiner Phantasie bestehende „sociale Naturgesetz". Vorläufig handelt es sich, ihm zufolge, überhaupt nur um das Zerstören. Für ihn bedeutet also Anarchismus erst in zweiter Linie „Herrschaftslosigkeit", zunächst aber allgemeine Unordnung, denn indem die Massen verhetzt, die Leidenschaften angefacht werden und auf diese Weise das Gefüge der Staaten von innen heraus gelockert wird, bereitet sich die internationale Revolution vor, ohne welche die anarchistische Idee überhaupt nicht verwirklicht werden kann. Alles übrige „versteht sich dann von selbst".

Daß nur bodenlose Leichtfertigkeit auf solche Voraussetzungen hin eine Unterwühlung der Welt unternehmen konnte, wird ohne weiteres klar. Bakunin aber hielt die von Karl Marx gegründete „Internationale Arbeitervereinigung" für den geeignetsten Boden, jene Unterwühlung im großartigsten Maßstabe einzuleiten. Es galt nur, vorher noch Marx, welcher Bakunins Lehren für Unsinn und Narrheit erklärte, zu entthronen. Aber in dem sich nunmehr innerhalb der „Internationalen" entspinnenden Kampfe unterlag Bakunin. Im Jahre 1872 wurden er samt seinen Anhängern aus der Vereinigung ausgeschlossen und beschränkte sich nunmehr auf die von ihm vorsorglich schon 1868 gegründete „Internationale Allianz der socialistischen Demokratie". Die Leitung derselben übernahm er als Haupt eines Geheimbundes, dessen Hauptaufgabe die Vorbereitung der allgemeinen Revolution sein sollte, während der aus öffentlichen Vereinen zusammengesetzten Allianz die Aufgabe zufiel, Bakunins anarchistische Lehre zu verbreiten. Der nunmehr sich lebhaft entwickelnden Agitation gelang denn auch die Gründung zahlreicher Vereine, namentlich in den romanischen Ländern.

Bakunin hatte immer noch ein Privateigentum an Genußmitteln offen gelassen, er hatte die allgemeine Revolution gepredigt, aber den Meuchelmord hatte er als Kampfmittel verworfen. Die „Ueberwindung dieser Mängel des Systems" knüpft sich an den Namen Netschajew. Er war ein Nihilistenführer, der ursprünglich, wie Bakunin, die „Bewegung der studierenden russischen Jugend beiderlei Geschlechts zum Volke" betrieb. Die Gebildeten sollten den Massen ihr Wissen mitteilen, sie aufklären und aus ihrer Dumpfheit aufwecken. Hunderte von Studenten und Studentinnen, zum Teil aus vornehmen Familien, mischten sich unter die Arbeiter und Volksmassen, deren Tracht und Lebensweise sie annahmen, um Geistesbildung verbreiten zu können. Die Methode wirkte aber Netschajew zu langsam, er ersetzte sie daher durch den Terrorismus. Die Machtinhaber sollten durch Meuchelmord beseitigt werden; aber auch als bloßes Agitationsmittel sollte dieser Anwendung finden, d. h. es sollte durch Attentate gegen beliebige Personen, womöglich gegen Massen solcher, Schrecken verbreitet und die Aufmerksamkeit immer weiterer Kreise auf den Anarchismus gelenkt werden, damit dessen Ansteckungskraft sich bethätigen könne! Netschajew verwarf auch jede Art von Privateigentum und ging zur Forderung radikaler Gütergemeinschaft über. Jetzt erst hatte der Anarchismus diejenige Gestalt gewonnen, in der wir ihn heute kennen und verabscheuen. Nur ein Jahr, 1869, war Netschajew in Rußland auf die genannte Weise thätig, dann floh er, nach der Ermordung eines ihm unbequem und gefährlich gewordenen Genossen, in die Schweiz, von der er jedoch wegen gemeinen Mordes 1872 an die russische Regierung ausgeliefert wurde. Er verschwand hinter Kerkermauern. Was aus ihm geworden, ist unbekannt.

Der internationale Kongreß, welchen die Anarchisten im Jahre 1882 in Genf abhielten, hat Bakunins, durch Netschajew ergänzte Lehre ausdrücklich zum Programm erhoben, und hieran hat sich seitdem nichts geändert.

Die wahrhafte Verkörperung dieser Lehre von Meuchelmord und Zerstörung ist leider ein Deutscher, der seit 1883 in New York lebende, in demselben Jahre wie Netschajew, 1846, geborene Johann Most, ein gelernter Buchbinder. Er gehörte zuerst dem radikalsten Flügel der Socialdemokratie an, dem er sich schon als Knabe anschloß. Von 1874 bis 1878 war er Mitglied des Deutschen Reichstages. Nachdem er in dem letztgenannten Jahre auf Grund des Socialistengesetzes ausgewiesen worden war, wandte er sich nach London und gab dort die bald ins extremanarchistische Lager übergehende „Freiheit" heraus. Als ihn aber im Jahre 1881 wegen eines Inbelartikels über die Ermordung des Zaren Alexander II eine Verurteilung zu anderthalbjähriger harter Zwangsarbeit getroffen hatte, kehrte er nach Verbüßung der Strafe England den Rücken, um sein „Geschäft" nach New York zu verlegen. Dort gedieh dieses zu großer Blüte, und die Wirkung seiner journalistischen und agitatorischen Thätigkeit machte sich bis Deutschland, noch mehr aber in Oesterreich geltend. In den Vereinigten Staaten selbst entstanden zahlreiche anarchistische Gruppen, und schon im Jahre 1886 kam es zu einem blutigen Bombenattentat gegen die Polizei in Chicago, dem die Hinrichtung von vier dortigen Anarchistenführern folgte. Zur Abwechslung war auch Most selbst einmal der Gegenstand eines Mordanfalls. Eine über sein Treiben empörte Frau suchte ihn in New York auf der Straße zu erschießen, wobei seine ganze erbärmliche Feigheit zu Tage trat.

Eine Persönlichkeit ganz anderen Gepräges ist der anarchistische Agitator Fürst Peter Kropotkin. Im Jahre 1842 zu Moskau geboren und zuerst sehr wider seine Neigung Offizier, war er als solcher in Sibirien mit geographisch-wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt und durchzog als Forschungsreisender in Verkleidung die Mandschurei. Nach fünf Jahren aber legte er die Uniform ab, um sich ganz dem Studium zu widmen. Auch diesem entsagte er 1871, weil er es für unrecht hielt, „sich selbst in der Wissenschaft zu sonnen, während das verwahrloste Volk in Unwissenheit dahinvegetiere." Sein Anschluß an Bakunin vollzog sich während eines Aufenthalts, den er 1872 in der Schweiz nahm. Nach seiner Rückkehr nach Rußland schloß er sich eifrig der „Bewegung zum Volke" an und ging oft nunmittelbar von Hofgesellschaften als Bauer verkleidet in Vorstadtkneipen, um dort Arbeitern aufklärende Vorträge zu halten, freilich auch, um sie revolutionär zu bearbeiten. Im Jahre 1874 verhaftet, entkam er 1876 nach England, wo er jetzt lebt, nachdem er in der französischen Schweiz und in Frankreich als rührigstes Haupt der dortigen Anarchisten gewirkt hat. Nach der Ermordung des Zaren Alexander II wurde er aus der Schweiz ausgewiesen und in demselben Jahre noch, nach dem anarchistischen Attentat gegen das Café Bellevue in Lyon, in Frankreich wegen Zugehörigkeit zur Internationale zu fünfjährigem Gefängnis verurteilt.

In jedermanns Erinnerung sind die Bluthaten der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, welche mit der systematischen Verbreitung ohne Zweifel in Zusammenhang stehen. Ueber solche verbrecherische Ausbrüche hinaus dürfte aber dem Anarchismus mit seinen wahnsinnigen Ideen, seinen aller Menschlichkeit hohnsprechenden Mitteln glücklicherweise keine verbende Kraft innewohnen. Könnte das Gift dieser Lehre überhaupt zerstörend in den Organismus der Kulturwelt eindringen, es würde diese in die Barbarei der Urzeiten zurückwerfen und wieder an den Anfang der Entwicklung stellen, die sie in Jahrtausenden durchlaufen hat.

Der Stern von Angora.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.) Novelle von **Rudolph Stratz.**

Der Chan „Zur standhaften Wanze" war ein großes, winkliges und wüstes Gebäude, hinten mit einem viereckigen Hof und umlaufenden schmutzigen Kammern nach altorientalischem Brauch, vorn, mit dem Ausblick auf die freie Ebene vor der Stadt, mehr europäisch gehalten. Hier saßen im unteren Stockwerk Lastträger und Viehtreiber, Händler und Handwerker beisammen um den Bratrost mit glimmenden Kohlen, neben dem ein Brett mit blutigen Fetzen von Hammelfleisch zur Auswahl und sofortigen Zubereitung stand. Eine Treppe führte von hier in eine Art Auswölbung des Flurs, den ein Lämpchen im Halbdunkel hielt. Dieser mit Stühlen, zwei Tischen, einem rundumlaufenden Diwan und einem Oeldruckbild Kaiser Wilhelms II geschmückte Raum war der Aufenthaltsort der türkischen und fränkischen Effendis.

In einer Ecke saßen der magenkranke Grieche und der tiefsinnige Belgier beisammen und träumten bei Wein und Cigaretten, wie schön es jetzt wohl auf den Boulevards sein müsse. Paris! O Gott . . . Paris! Und der Grieche erzählte seinem Freund zum zwanzigstenmal, wie er auf der letzten Weltausstellung, in dem indochinesischen Tempel Cleo de Mérode leibhaftig habe tanzen sehen, mit einem Türmchen auf dem Kopf und zollangen goldenen Nägeln an den Fingern. Und diese Erinnerung verklärte ihm wieder einmal die tiefe Oede im innersten Anatolien . . .

Auf der anderen Seite plauderten bei kleinen, mit süßem Kaffeesatz gefüllten Näpfchen Gabriel Ghazeel und Schefik Bey freundschaftlich miteinander und wußten beide, der Stambul-Effendi wie der Polizeichef, ganz genau, daß dieses Beisammensein eigentlich nur eine Form höflichster Ueberwachung war. Ein Alttürke strenger Observanz, im hohen Turban statt des Fez, kauerte mit untergeschlagenen Beinen daneben und hörte zu. Als der Ritter von Mora mit einem „Servus, ihr Herren!" herantrat, war er wenig erbaut. Zwar reichte er dem Europäer die Hand, aber gleich darauf entpfahl er sich, und der Stambul-Effendi sah mit stillem Lächeln, wie der alte Herr unter der Thüre, mit einer scheinbar absichtslosen Bewegung, den Turban gerade zu rücken, die Rechte zwischen sein Haupt und Allah legte, auf daß sie von der Berührung eines Ungläubigen entsühnt werde.

Kurze Zeit nachher brach auch Schefik Bey auf, und Gabriel Ghazeel Effendi begleitete seinen Gast, den er nach türkischer Sitte wie ein Kind unter der Achsel und am Ellbogen stützte, die Treppe hinab bis vor das Haus.

Zugleich suchten die beiden Menschenfeinde, der Grieche und der Belgier, ihr Heim auf und seufzten noch einmal tief. Wieder ein Tag vorbei in diesem Hundeleben! O, diese Wanzenburg! Diese Garküche! Huhn und Hammel, Hammel und Huhn und Reis mit kaltem Hammelfett alle Tage! Und diese Menschheit! Braune und gelbe Galgenphysiognomien, zweibeinges Ungeziefer in jeder Ecke! O — man verblödete in dieser Banditenherberge! . . .

Franz Josef Ritter von Mora hatte sich inzwischen an seinen vorzüglich mit der Bahn mitgebrachten Vorräten gestärkt und sinnunzelnd und gottergeben, eine Cigarette zwischen den Zähnen, zugesehen, wie Jim Coz, der trübe Kammerdiener, den nichts auf der Erde außer Fassung bringen konnte, in einem anstoßenden, vorher kahl ausgefegten Raum das Nachtlager seines Herrn herrichtete, die Gummibadewanne ausbreitete, Revolver, Barthiebe und seidene Wäsche auf dem Kofferdeckel ordnete und endlich das Feldbett mit den vier Füßen in vier Waschernäpfe stellte — der Wanzen wegen! Dann noch das Moskitonetz darüber, damit die gepanzerten Kleinkrieger sich nicht etwa von der Decke auf den Schlafenden herabfallen lassen konnten. Und nun ruhe in Allahs Frieden — solange es den Hunden draußen beliebt . . .

Betrübt von diesen Vorbereitungen zur Schlacht, war der schwarze Ritter in den Gastraum zurückgekehrt und saß wieder neben Gabriel Ghazeel Effendi. Eine Weile schwiegen sie. Dann sagte der Jungtürke phlegmatisch: „Der junge Deutsche

Auf der Flucht.
Nach dem Gemälde von E. Chigot.

wohnt auch hier im Chan! Gerade neben Ihnen! Er frug mich vorhin ganz harmlos, weswegen Sie nach Angora gereist seien!"

„Und jetzt weiß er's?"

„Vielleicht hab' ich es ihn erraten lassen!"

„Das ist mir schon recht! Der soll nur wissen, wie er dran ist. Frozzeln laß' ich mich nicht!"

Gabriel Ghazeel Effendi erwiderte nichts, und beide rauchten und dachten an Doktor Wendelin Strittmaier, der inzwischen nur zwei Thüren weiter in seinem kahlen Kämmerchen saß und bei Kerzenlicht nach Hause, an seine Mutter schrieb:

„. . . mir ist es wie ein Traum, dieser Gedanke, daß es in wenigen Wochen wieder der alten Heimat zugehn! Keine Moscheen mehr, keine weißen Minarehs mit ihrem klagenden Gebetruf hoch aus der Luft, keine Cypressenwipfel vor dem blauen Himmel, keine seltsamen Menschen mehr mit braunen Gesichtern und farbigen Lumpen — alles vorbei, und der Orientexpreß führt einen im Flug nach Deutschland zurück, in das liebe heimische Nest und in Deine Arme . . .

Und ehe Du mich wieder in Deine Arme schließt, will ich Dir beichten! Du mußt es wissen, ehe Du mich wiedersiehst.

Mir widersuhr ein seltsames Gesichid: ich ging aus, um hier nach toten Steinen zu suchen, und fand ein warmes Menschenherz. Ein Frauenherz. Die Frau, möcht' ich sagen, wenn ich sicher bin, daß Du mich recht verstehst.

Wir trugen doch alle solch eine Sehnsucht mit uns herum, von Anbeginn an. In jedem steckt — wenigstens solange wir jung sind, denk' ich — ein Stück vom Erlöser. Wir möchten retten — befreien — und das Glück dann unser eigen nennen! Wir ahnen ein Dornröschen hinter der Stachelhecke, die schlafende Walküre hinter den Flammen — und möchten hineindringen und die Schlummernde wecken und sprechen: Du bist mein!

So hab' ich hier in der Einsamkeit eine Seele befreit! Eine arme, zarte Seele, die sich die Flügel schon wund und müde geschlagen hatte bei ihrem irren Zickzack-Flug kreuz und quer durch die weite Welt. Jetzt richtet sie sich langsam wieder auf. Durch mich! An mir!

An mir! Welch ein stolzes Gefühl! Und doch ist viel innerliche Demut dabei. Demut und Dank! Denn das ist, wenn ein Mann die Jünglingsjahre hinter sich gelassen hat, sicher das Heilsamste für ihn, die große Erziehung durch das Leben, wenn wir uns selbst im Spiegel einer Frauenseele schauen, einem Spiegel, der so unerbittlich ist und doch zugleich so milde und klar . .

Du wirst nun lächeln, mit deinem stillen lieben Lächeln, und sie denken: Mein Gott, ist der ein großer Junge verliebt! Ich glaube selber, ich bin's! Mir ist mitunter, als ging' ich hier wie im Traume umher und müßte auf einmal daheim aus dem Schlafe auffahren.

So hab' ich ja schon als Bub geträumt, wenn ich beim Flockengewirbel draußen über der Tausend-und-einen-Nacht brütete, und hab' mir dabei den Orient merkwürdig richtig vorgestellt, ungefähr so, wie er jetzt wirklich ist, mit seinem phantastischen Lärm und seiner feierlichen Ruhe, mit seinen bizarren Farben und der fahlen Wüstenstimmung darüber — und es mag, wenn ich meine arg eingerostete Vernunft einmal heraushole und aus Pflichtgefühl zu Worte kommen lasse, wohl sein, daß auch Dagmar — sie heißt Dagmar! — mir hier, wo alles in Sonnenglanz und blaue Luft und goldenes Licht wie gebadet ist, vielleicht anders erscheint, als es in dem grämlichen, grauen Norden der Fall wäre.

Das alles ist so schwer zu schildern! Das kommt und zieht einem durch die Seele und läßt sich so wenig greifen wie die Frühlingswolken am Himmel. Aber wozu auch! Du wirst sie ja sehen! Sie kommt zu uns! Das hat sie mir versprochen, und ich baue darauf, wenn ich mir auch den scheuen Zugvogel noch kaum unter unseren alten Kirchtürmen und Linden vorstellen kann, und unter den Muhmen und Basen unseres Städtchens."

Er ließ die Feder sinken und stand auf. Jetzt, wo er mit dem Verstand die große Wandlung seines Lebens zu ergliedern versuchte, wurde ihm erst recht klar, daß diese ganze Wandlung sich nur aus unfaßbaren Stimmungen zusammensetzte, die um ihn stiegen und sanken und wie ein rosiger Flor ihn von der Wirklichkeit schieden, wo er ging und stand.

Draußen war heller Mondschein. Die Sterne glitzerten. Er trat zum Fenster und schaute hinaus.

Gerade unter ihm lag ein verwahrloster, türkischer Friedhof. Eine mauerlose Schutt- und Grasfläche voll von schief und regellos durcheinander ragenden, turbanförmigen Grabsteglen. An vielen Kegeln schnten, hell vom Mondschein umspült, stumme, unheimliche Gestalten in weißen Hüllen, als seien die Toten noch vor der Geisterstunde aus der Erde gestiegen und hielten, mit gekreuzten Beinen kauernd, ihre Siesta auf der Oberwelt. Allein diese Erscheinungen waren von Fleisch und Blut, Türken aus der Stadt, die sich allabendlich diesen Leichenacker als lauschiges Ruheplätzchen auszusuchen pflegten. Still hockten sie beisammen, gurgelten mit ihren Wasserpfeifen, blickten vor sich hin und dachten an den Lauf der Welt, an Allah oder auch an nichts. Wer konnte die Geheimnisse ihres „Kef", ihres beschaulichen Traumlebens, ergründen?

Und auch über den jungen Europäer oben kam das Träumen und im Traum ein Vorgefühl der Behmut und Entsagung. Es lag ein Schatten über dem heutigen Tag. Den hatte der spitzbärtige Freundling mitgebracht, der Bote aus einem fernen Land, der seine Freundin zu mahnen schien: Kehr' um und geh mit mir in deine Welt zurück!

In eine Welt, die er, Wendelin Strittmaier, gar nicht kannte, in deren Vorhandensein er eigentlich jetzt erst, auf seiner ersten großen Reise ins Ausland, recht begriffen hatte. Diese Männer, die nichts zu thun hatten als, wie der Sämann das Korn, so überall aus voller Tasche die Goldstücke auszustreuen, diese Frauen, die aus einem tändelnden Schmetterlingsdasein eine verfeinerte Lebenskunst, ein Spiel von Geist, Grazie und Geschmack zu machen verstanden — sie alle hatten mit ihm, dem einfachen Gelehrten, nichts gemein.

In seine Gedanken versunken, hatte er bisher einen Lärm überhört, der irgendwo in einem der Häuser hinter der Karawanserai entstanden war. Es klang wie das Klagen und Jammern von Frauenstimmen. In der Ferne hallten die Schritte eilig hin und her laufender Menschen, eine Fackel bewegte sich rasch durch das Dunkel, alle Hunde der Nachbarschaft begannen kläglich zu heulen, und nur die Türken auf dem Friedhof unten saßen unerschütterlich gelassen im Vollmond.

Er trat auf den Flur hinaus und traf da Gabriel Ghazeel Effendi, der sich eben zur Ruhe begab.

„Was soll weiter los sein?" Der melancholische Jüngling zuckte die Achseln. „Man hat einige verwundete Armenier aus einem Nachbardorf gebracht. Diese Leute fangen immer wieder mit den Kurden Streit an!"

„Oder umgekehrt, Effendi!"

Der andere gähnte. „Ich war in Pera, als die Armenier die ottomanische Bank am helllichten Tage überfielen. Sechzehn Mann mit Revolvern in der Hand, sechzehn Lastträger mit Dynamitkisten hinterher! Beim geringsten Widerstand sollte die Bank in die Luft fliegen! Nun, haben wir da den Frieden Gottes gebrochen, Effendi, oder die Armenier?"

„Aber diese armen Menschen hier können doch nichts dafür, die man seitdem zu Tausenden in Kleinasien totschlägt!"

„Gute Nacht!" sagte Gabriel Ghazeel und ging in sein Zimmer.

Der Deutsche tastete sich die dunkle Treppe hinab auf die Straße und stand bald inmitten einer schreienden und sich drängenden Menge vor der Thüre eines gedeckten Hofes, an dessen Eingang zwei Sapiehs, zwei türkische Gendarmen, Ordnung hielten. Ihm, dem Franken, machte man ohne weiteres Platz. Er sah in den düsteren, schwach erleuchteten Raum hinein.

Es waren nur gestüchtete Frauen und Kinder in dem hallartigen, mit zerstreutem Stroh bedeckten Gevierk. Mit wirr herumflechtenden Haaren, verstörten Gesichtern und starren Augen kneten sie geängstigt da, als wäre der böse Feind ihnen noch auf den Fersen. Manche von ihnen trugen die Köpfe verbunden und die Arme umwickelt.

Zwischen ihnen bewegte sich Hovayim Hussejndjian, der armenische Großhändler. Die Stimme des Hadschi Baba klang noch lauter, seine Augen rollten noch wilder, seine Arme gestikulierten noch leidenschaftlicher als sonst, während er sich immer wieder zornglühend und auf die Opfer deutend an die Menge draußen wandte, all diese zusammengelaufenen Levantiner,

Zigeuner, Albanesen, Tataren, die meist teilnahmlos oder auch mit Schadenfreude hereingafften.

Im Hintergrund beschäftigte sich ein älterer Grieche, ein Arzt oder etwas ähnliches, mit den Verwundeten, und neben ihm — der Archäologe sah es erst jetzt — stand Miß Ellen Frank. Nicht, wie man sich eine barmherzige Schwester am Krankenbett denkt, sanft pflegend, mitleidig und dienend — nein, ihr Gesichtsausdruck war eher streng wie der eines Menschen, der ohne viel Empfindelei und Nachdenken seine gewohnte Arbeit thut; ihre Sprache war kurz und bestimmt, ihr Auftreten gegenüber dem Arzte und dem Hadschi Baba geradezu herrisch. Offenbar war sie es, die hier befahl.

Jetzt beugte sie sich mitten in dem dunkelroten Lichtkreis einer Kienfackel. Die Glut übergoß ihr blasses blondes Haupt, das so merkwürdig ernst aussah — nicht alt, aber weit über ihre Jahre hinaus gereift, von Selbstbeherrschung und Willensanstrengung durchgearbeitet, vom Bewußtsein schwerer Pflicht vergeistigt. Es sah viel innere Ruhe aus diesen klaren Augen.

Schön war sie auch jetzt nicht, wenn auch ihr Antlitz offen und regelmäßig, ihre Gestalt schlank und jung war. Aber wie sie da unter diesem Häuflein Not und Elend waltete, erschien sie selbst weniger als eine Frau wie jene, sondern als ein Mensch an sich, ein hilfsbereiter, thatkräftiger, mit sich und der Welt fertig gewordener Mensch.

„Einige Wochen war es nun ruhig!“ sagte sie, ohne ein weiteres Wort der Begrüßung zu dem jungen Deutschen tretend, und zum erstenmal leuchtete es von unterdrückter Leidenschaft in ihrem Blick. „Nun beginnt das Blutvergießen wieder! Und in Europa legt man die Hände in den Schoß! Man glaubt gar nicht daran! Erzählen Sie nur, wenn Sie heimkommen, was Sie mit eigenen Augen gesehen haben!“

„Kann ich denn gar nichts helfen?“

„Nein, die Leute sind jetzt versorgt, so gut es geht!“ Sie schritt neben ihm tief aufatmend durch die neugierig starrenden Menschenmauern hinaus auf die freie Straße. Und dabei sah Wendelin Strittmaier unter den vielen gelbbraunen Gesichtern des Morgenlands plötzlich im unsichern Fackelschein das Mephistogesicht eines Europäers finster auf sich gerichtet und sich dann langsam, anscheinend gleichgültig, zur Seite drehen, um ihn nicht erblicken und grüßen zu müssen. Und von diesem Augenblick an wußte er: der Ritter von Mora und er waren Feinde!

Er ging mit Ellen bis vor die armenische Herberge. Hier war alles still. Auch die Türken auf dem Friedhof waren verschwunden. Nur seitlings, als wenn den Dunkel, klang ein eintöniges Klagen und Schnarchen. Dort lagen Kamele, die im Halbschlummer allerhand Stacheln, Dornen und Unkraut, wie es um ihre Ruhestätte wuchs, zwischen den Zähnen zermalmten, und daneben, zu erdfarbigen, langmähnigen und pelzhaarigen Klumpen zusammengerollt, die schlafenden Treiber.

Die Straße zur Station bebute sich leer und weiß in die Nacht hinaus. Ein verirrter, im Mondschein geisterhaft aussehender Kamel stand, in Sinnen verloren, mitten darauf. Miß Ellen stieß mit dem Fuß in den pulverig weißen Mehlstaub des Weges und sagte dann: „Sehen Sie die schwarzen Pünktchen im Staub? Den Niederschlag der Sümpfe? Heute nacht liegt Fieber in der Luft! Machen Sie, daß Sie unter Dach und Fach kommen. Sonst werden Sie krank!“

„Und Sie?“

„Ich bin's gewohnt! Gute Nacht! Sie brauchen mich nicht zu begleiten! Hovanjim und ein paar von seinen Armeniern gehen mit!“

Da war auch schon der Hadschi Baba mit Fackelträgern zur Stelle. Und in ihrer Mitte schritt Miß Ellen rasch durch die Finsternis davon, den Kopf zurückgelegt und so gleichmütig, als kehrte sie von einem beliebigen Abendspaziergang zurück. Der junge Gelehrte stieg langsam die Treppe des Chans zu seinem Kämmerlein hinauf. Heute hatte er Dagmars stille Freundin zum erstenmal mitten in ihrer Wirksamkeit ganz als sie selbst gesehen, und er dachte unwillkürlich: Sie ist doch ein ganzer Kerl!

Nun regte sich nichts mehr draußen. Fernes träumerisches Froschgequake klang aus den silbern schillernden Sümpfen, und weit in der Runde bellten die verwilderten Köter, wie seit Jahrhunderten im Morgenland, zum Vollmond empor.

Ein mageres, hoobeiniges, gelbes Tier saß mitten auf dem türkischen Friedhof und heulte mit hocherhobener Schnauze stundenlang zum Steinerweichen den Chan „Zur standhaften Wanze“ an. Endlich klirrte oben eine Scheibe. Es blitzte auf. Eine Revolverkugel pfiff zwischen die Lehmtürme, daß Staub und Steine spritzten. Aber der gelbe Mitternachtshund war flinker. Mit zwei Sätzen war er um die Ecke, und der Ritter von Mora sah ihm grimmig nach und gleich darauf in die Züge seines Zimmernachbarn, den der Knall aus Nebenfenster getrieben hatte. Die beiden Gegner schauten sich einen Augenblick stumm, schlaftrunken und verdutzt ins Gesicht, dann fuhren sie beide gleichzeitig zurück. Alles ward wieder still, und friedlich schien der Vollmond über Angora.

* * *

Der fünfte Viadukt der Angorabahn, unter dem der Tscherlesse sein Wildschwein verborgen hatte, lag weit draußen in der Oede, am Fuße eines breiten, wüsten Geröllbetts, durch das zur Zeit der Schneeschmelze die Wildwasser jählings herabstürzten und in dem jetzt nur noch einzelne ersterbende Quelladern in der Sonnenglut zwischen den Steinen hinsickerten. In der Nähe war kein Haus, kein Baum, kein besetztes Feld. Erst weit hinten am Horizont hoben sich die Dächer eines Dorfes, das wohlhabender und wohlsicher aussah als die Tataren- und Kurdenhütten. Dort wohnten Muhadschirs, neuangesiedelte Türken, die nach dem stolzen Brauch des Islam jedes Land verlassen, in dem sie nicht mehr Herren sind, und die daher aus Kreta ausgewandert waren, nachdem die Insel unter den Schutz der christlichen Mächte gekommen.

Noch jenseit dieses Dorfes zeigte sich auf den Höhen ein ungewohnter Anblick, dichter gestruppiger Wald, der schwärzlich die grauen Bergfalten umkleidete. Der Mensch von Holzmeistern stieg aus ihm empor, und außer diesen verwilderten, schmutztarrenden Köhlern hausten dort oben, als die einzigen Menschen auf Stunden in der Runde, nur noch in winzigen, gleich Schwalbennestern an eine versteckte Schluchtwand geklebten Hütten Haoud Oglu Mansur, der Räuberfürst, mit seinen sechs jungen Falken von Söhnen. In diesen Gebüschen birschte er jahraus jahrein auf Hirsch und Musflon, wenn er nicht die leichtere und lohnendere, aber immer mit vielen Unannehmlichkeiten verknüpfte Jagd auf fremde Ziegen und Schafe der Niederungen vorzog — und oben hier hatte er auch das Wildschwein erlegt. Allein vergeblich suchten die tatarischen Stationsarbeiter, welche die Draisine hinausgefahren hatten, in dem Schlamm und dem Steingeröll unter dem Bahnübergang nach dieser Beute. Der Eber war nicht da und auch nie dagewesen.

„Er hat halt gestern Abend Hühner stehlen wollen, der Haderlump, und sich irgendwie 'rausgeredet,“ brummte der Ritter von Mora, der vor dem Bahndamm auf einem Feldstuhl saß und mit einem weißen Sonnenschirm Frau Dagmar beschattete.

„Oder mehr!“ sagte Wendelin Strittmaier ernst.

Die kleine Frau lachte: „Bielleicht mich selbst? Ach nein! Ellen sagt, es sei keine Gefahr. Was Ellen sagt, das glaub' ich. Sie kennt das Morgenland besser als wir! Also fahren wir wieder nach Hause! Sonst kommen wir ganz in die Mittagsglut!“

Sie hob das schöne Kindergesicht und nickte den Tataren freundlich zu. Die verstanden den Wink. Froh, ihre Hände nicht mit dem unreinen Tier beschmutzt zu haben, sprangen sie auf die Draisine, ergriffen die Stangen und trieben das Gefährt mit den drei Europäern heimwärts, dem Osten zu.

Die Hochsteppe glitt vorüber, Wüste und Sumpf, tote Steinsplächen und gezackte Höhenzüge in der Ferne, und über alles ausgegossen die grellen, flimmernden Lichtwellen der südlichen Sonne, deren Glut schon das Nahen des Sommers ahnen ließ.

„So fährt man nun dahin im Leben!“ sagte Frau Dagmar müde. „Wie die Tataren da die Räder drehen, . . . weiter, immer weiter, bis Angora. Da hat unsere Bahn ein Ende. Da kommt man auf den toten Strang.“

„Und lehrt mutig wieder um!“

Sie antwortete dem schwarzen Ritter nicht gleich. „Wenn ihr euch bloß selber einmal von außen betrachten könntet!“ sagte sie endlich langsam, scheinbar mehr zu sich als zu dem Mephisto. „So wie ich euch jetzt betrachte, wo ich endlich einmal

aus eurem Karussel heraus bin . . . Ist das eine ewige Hast rundum! Eine Atemlosigkeit! Ein Rennen! Jetzt muß man da sein, jetzt dort! Jetzt müssen in Monte Carlo Tauben geschossen werden, jetzt in der Freudenau Pferde gewettet, jetzt in Bayreuth der „Parsifal“ gehört, jetzt in einer Dahabije den Nil hinauf gefahren . . . kein Mensch weiß, warum, oder wer das angeordnet hat, aber es muß sein! Jeder thut's! O — es ist lächerlich! Nichts als ein dummes Wettrennen nach dem Tode.“

Der gebräunte spitzbärtige Wiener an ihrer Seite zuckte nur leichthin die Achseln und machte sein gutmütiges Gesicht, dessen Augenblinzeln etwa hieß: Geh, Tschaperl — das glaubst ja selber nicht! So verdammt der kranke das Morphium und kann das süße Gift doch nicht missen . . .

Dann fuhr er plötzlich auf und mit der Hand nach dem Revolver. Ein paar Hirtenhunde griffen die Draisine an, um ihre Angoraziegen zu schützen, die als ein Gewimmel zoyfarbig geschlochtener, wie eine Schabracke bis zum Boden reichender Pelze davonstoben. Aber Wendelin Strittmaier warnte seinen Nebenbuhler: „Töten Sie ja keines der Tiere!“ Er wies auf ein paar Hirten, die unbeweglich hoch oben auf einem Felshügel in ihren weißen Mänteln sich wie Gespenster von dem blauen Himmel abzeichneten. „Sonst sind wir vor ihren Herren unseres Lebens nicht sicher!“

Die Tataren hatten während des Ueberfalls der Hunde den Wagen rascher gestoßen. Jetzt verklang das tiefe donnernde Geklaff in der Ferne, es herrschte wieder die feierliche, träge Ruhe eines Sonnenmittags in der Einsamkeit.

Frau Dagmar hielt die Augen geschlossen. Sie träumte vor sich hin und sagte schließlich halblaut, wie im Selbstgespräch: „Wenn man so einschlafen könnte! Ganz! Einfach hinübergehen in ein neues Leben und dann aufwachen! Wenn ich wieder zur Welt käme, dann möcht' ich ein Bauernmädel sein, irgendwo im Schwarzwald oder in der Steiermark, dumm, rothäckig und gesund! Und mit Gott und der Welt zufrieden, wenn man seinen Mann hat und ein Häuschen unter grünen Tannen und ein halbes Dutzend Kinder und ringsum die hohen Berge, über die man nicht hinausdenkt und nicht hinauskommt.“

„Wann's nicht durchaus ein Holzhacker sein muß oder meintswegen auch ein k. k. Wildschütz,“ sprach der Ritter von Mora trocken, „dann finden S' zur Not auch in unseren Kreisen Leut', die nicht orthographisch schreiben können, gnä' Frau!“

Sie ward gereizt das schöne Haupt zurück. „Unsere Kreise! Euch kenn' ich! Ihr seid Menschenfresser! Ihr nehmet einem die Seele und seid dann noch stolz auf das, was übrig bleibt, und sagt: Das ist doch einmal eine fesche Frau! Aber ich hab' es satt! Ich will keinen Mann mehr, der von mir lebt! Ich will einen Mann, der für mich stirbt!“

„Sein's so gut!“ sagte der schwarze Ritter. „Also erst soll er tot sein und hinterher soll er Sie heiraten? Sie — das denk' ich mir doch ein bißel grauslich — einen Geist zum Mann! Und mancher Mann hat gar keinen!“

Das Gesicht der kleinen Frau blieb ernst, beinahe düster. „Ich will einen Mann, der sein Leben für mich aufs Spiel setzt — der mir durch die That beweist, daß er mich mehr liebt als sein Leben!“

„Ah — so ist's gemeint! Und wo darf man denn die Feuerprobe bestehen?“

„Fragen Sie das Schicksal! Ich bin nicht allwissend!“

Die beiden Männer tauschten unwillkürlich einen kurzen Blick, und Frau Dagmar seufzte dazu, wie eine verwunschene Prinzessin, und schwieg. Der Wagen rollte jetzt nahe an einem eleuden, halbzerfallen in den Sumpf gebetteten Tatarendorf vorbei. Blasse Kinder, deren blaue Ringe um die Augen von der Fieberluft hier zeugten, standen bettelnd am Wege, und die Eisenbahnarbeiter oben auf der Draisine warfen ihren Stammesgenossen ein paar übrig gebliebene Brocken ihres Frühstückbrotes zu.

„Davon lebt dies unglückliche Volk nun!“ sagte Wendelin. „Und in den jüdischen Ackerbaukolonien weiter draußen ist's noch schlimmer!“ Zum erstenmal, seit er Dagmar kannte, merkte er, daß sie ihm nicht zugehört hatte. Ihr Blick schweifte hinaus über das Land, als kümmerte sie sich gar nicht weiter um ihre beiden äußerlich mühsam gleichgültigen, innerlich in Eifersucht verbissenen Begleiter, die stumm miteinander rangen wie Engel und Teufel um eine arme Seele. Und sie träumerisch dazwischen — Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten . . .

Seltsam, wie ihr Bild sich für Wendelin veränderte, sowie sie mit diesem blasierten Weltmann da drüben sprach. Das war nicht mehr sie, trotz ihrer an jenen gerichteten Straf- und Bußpredigten, die in ihrem Munde so hart klangen und durch den Blick der Augen wieder den Anschein einer Mischung von Spiel und Ernst gewannen. In diesen Augen wohnte seit gestern abend ein ganz anderer Mensch! Eine ganz fremde kleine Frau, immer noch reizend — aber die Verkörperung der großen Sehnsucht, des tiefen Dranges nach Befreiung war das nicht mehr, und erstaunt Erkältendes wehte aus ihrem Wortgeplänkel gegen ihren schwarzen Ritter! Der lächelte dazu. Und zuweilen war es, als lächelte sie selber schon schmerzlich über Dinge, die sie sagte und doch nur noch zur Hälfte glaubte.

Und in Wendelins Herzen ward bei all dem ein heißer Wunsch rege, eine Bitte an das Schicksal um eine erlösende That, durch deren Wucht er sie an sich reißen, mit ehernen Banden an sich ketten könnte für das ganze Leben, nachdem er sein Leben für sie zum Pfande eingesetzt . . .

Der Ritter von Mora rauchte inzwischen eine Cigarette nach der andern. Dabei fing er an, zu plaudschen. Ganz gemütlich, als ob er im Kaffeehause säße. Von Pera erzählte er. Aber nicht von der Pracht des Orients, die den Fremden am Goldenen Horne blendet, sondern von dem Klatsch und Tratsch des Tages, wie er, nicht minder als an allen anderen Orten der Welt, das auf die Dauer unerträglich einförmige, aller äußeren geistigen Anregungen bare Konstantinopeler Leben würzt. Hauptsächlich bewegte sich seine Skandalchronik in der reichen, am Pariser Geschmack sich bildenden griechischen Kolonie. Ein pikantes Kulturbild aus diesen südlichen, um meilen an Neapel oder Sizilien erinnernden Leben entrollte sich nach dem andern, und Frau Dagmar hörte, anscheinend teilnahmslos, aber doch ohne ihm Schweigen zu gebieten, zu.

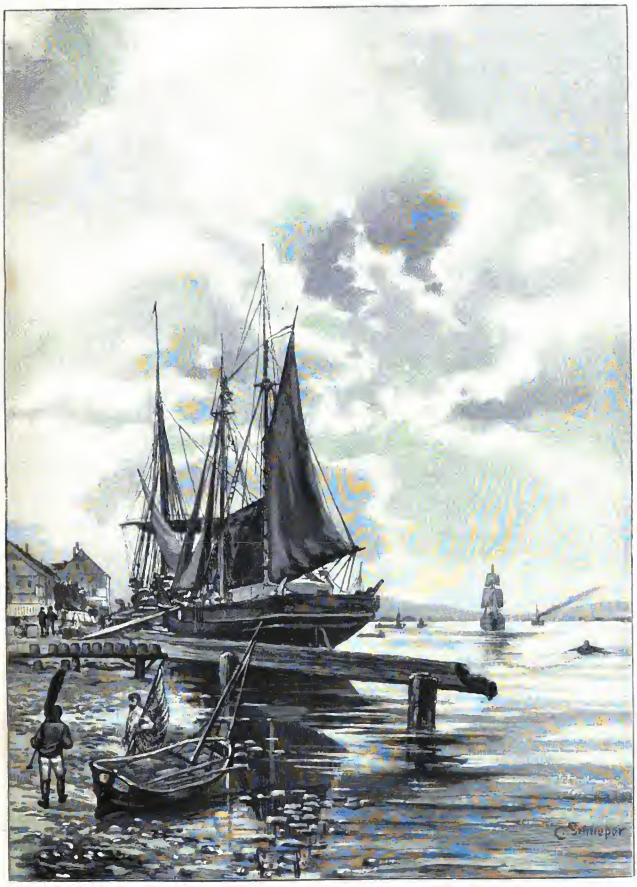
Dann wurde er ernster. Er verlieh das Gebiet der Medisance und betrat die große Welt. Die Welt, die sie beide kannten.

Eine bunte Musterkarte von Menschen und Sachen blätterte sich da auf, Erinnerungen aus Singapore und Kapstadt, Anspielungen auf Wien und New York, Beziehungen in Kairo und Paris — ein halbes Sachen und Nicken, ein Stich-gegenseitigverstehen am Spiel der Augenlider, am Zucken der Mundwinkel oder einer kaum merklichen Tonfärbung der Stimme — Wendelin Strittmaier saß trübe und einsilbig daneben und blätterte in dem dicken Notizbuch, in das er die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Forschungen vorläufig einzuzeichnen pflegte. Diese Männer und Frauen, von denen die Rede war, kannte er nicht, die Städte, von denen die Beiden sprachen, hatte sein Fuß nicht betreten, für all die menschlichen Irrungen und Wirrungen, um die da drüben das leichte Geplauder sich drehte, fehlte ihm das Verständnis. Wenn er jetzt die kleine Frau ansah, wie sie mit leicht gerötetem Gesicht und den heiter neugierigen Augen eines unbefangenen Weltkindes wieder die lang' entbehrte Lebenslust ihres Daseins von sonst schlürfte, da kam sie ihm gegen gestern so verwandelt vor, daß er sich dachte: Sie hat vielleicht gar kein dauerndes „Ich“. Sie ist wie eine fließende Welle, immer wechselnd, immer beweglich und dabei doch unschuldig krystallklar bis auf den Grund, unfähig, etwas zu verbergen, an Leib ein schönes Weib, an Seele ein reizendes Kind . . .

Die andern vertieften sich immer mehr in ihre Erinnerungen. Ihr Gespräch flackerte unruhig hin und her, es blitzte in ein paar Sekunden um die ganze Erde, von den Palmenwäldern bis zu den Boulevards, von den Häfen ferner Weltmeere bis zu den Modebädern Europas, und der einsame Zuhörer daneben fühlte ein leises Frösteln: was hatte dieses zarte junge Geschöpf neben ihm in den paar Jahrzehnten ihres Daseins schon alles geschaut und genossen! Ihr Begleiter auch! Die Beiden standen jenseit der Dinge. Ueber ihnen. Sie waren satt. Das Leben hatte ihnen nichts mehr zu sagen. Sie kannten alles. Das war ihre Stärke und ihre Armut zugleich gegenüber denen, die sich noch herzhaft auf etwas freuen und es unbesangen genießen konnten. Das blieb die große Kluft zwischen den Leuten aus der Welt und den Leuten aus dem Winkel.

Er war froh, als die Draisine wieder in der Station von Angora brennte und die Tataren, mit breiten Mäulern grinsend, ihren Bachschisch in Empfang nahmen.

Langsam schritten die Drei, Dagmar in der Mitte, dem



An der Flensburger Föhrde.
Nach dem Aquarell von C. Schlieper.

Landhaus zu. Aus hundert mißbilligenden Augen sah stumm das Morgenland auf die schöne Frau, die ihr Antlitz unverschleiert der Luft, dem Licht, den Blicken der Männer preisgab.

Denn schön war sie. Das dachten die alten, träge sich am Wegrain sonnenden türkischen Weißbärte und musterten sie ernst und rauchten dazu. Schön war sie! Das erzählten sich hinter Haremsgittern flüsternde Stimmen, und ein paar Weiber aus dem Volke watschelten sogar tief verschleiert bis an die Straßenecke vor, um die Frauken voll Scham, Neid und Neugier anzuschauen.

Schön war sie! Auch Mirza Riza, der Perser, der sich auf der Wallfahrt zu dem großen Bluffeif der Schiiten in Stambul befand, rückte seine schwarze Lammfellmütze zurecht und sprach bei sich: Wahrlich, ein Weib wie der Mond! Und daselbe dachten sogar die wilden barhäuptigen und barfüßigen Bettelderwische in ihren buntscheckigen Lumpenkitteln und fanden die Frende lieblich vor ihren Augen und lieblich vor ihrem Herzen und schnitten dazu düstere Gesichter und murmelten Verwünschungen. Denn sie wußten wohl: das war das Werk Scheitans, des Teufels, und unwirsch sprangen sie auf und trabten davon und grübelten, den Blick auf den Staub geheftet, warum Allah seine Gläubigen mit diesen europäischen Gespenstern strafte. Ihre Vorfahren, die frommen Mekkapilger — Gottes Frieden mit ihnen! — hatten doch auch ruhig gelebt und waren selig gestorben, ohne je in ihrem Dasein das Antlitz eines fremden Weibes erblickt zu haben.

Am Eingang zum Landhaus entließ Frau Dagmar ihre Begleiter, während Soliman, der türkische Gärtner, öffnete und den Hunden wehrte. Sie wollte in der steil bevorstehenden Mittagsglut ruhen. Wie es zwischen den beiden Männern stand, bemerkte sie nicht oder wollte sie nicht bemerken. Nur einmal, schon im Hausflur, drehte sie sich mit einer leichten Unruhe auf den reizenden Zügen nach ihnen um. Aber als sie die beiden Nebenbuhler friedlich zusammen in dem flimmernden Sonnenschein dahinschreiten sah, beruhigte sie sich wieder und verschwand wie ein weißer Schein in dem dunklen Innern.

„Also, mein lieber Herr!“ sagte, als sie etwa hundert Schritte weg waren, der Ritter von Mora plötzlich gemütlichen Tones, ganz laut und leutselig. „Jetzt reden wir einmal z'sammen, wenn's Ihnen recht ist!“

„Wenn Sie mir etwas mitzuteilen haben . .“

„Aber ja! Aber schon sehr! Da muß ich bitten! Das druckt mich schon die längste Zeit! Na — jetzt sind wir ja endlich unter uns!“

„Also bitte!“

„Schauen's, mein Lieber! Sie bandeln da — wahrscheinlich ohne sich viel dabei zu denken — mit einer Sach' an — auf die spitz' ich mich schon seit Jahren! Das ist mein Lebensziel, verstehen's! Ich bin ein guter Kerl! Aber da laff' ich mir nicht d'rankommen!“

„Und was wünschen Sie?“

Der schwarze Mirza lauschte nach einer möglichst schonenden Wendung. „Lieber Gott! — ich begreif's ja ganz gut . . man sitzt da in so einem faden Nest . . man langweilt sich zum Auswachsen . . da schneien einem so ein paar hübsche Frauen herein wie die Engerln vom Himmel — da will man doch nicht mudanlbar gegen seinen Herrgott sein . . freilich . . freilich . . aber —“ er rang die Hände. „Lieber Herr, muß es denn jetzt gerad' die Frau Dagmar sein? Ich geb' ja zu . . so schön wie die ist ja die Miß Ellen nicht . .“

„Was geht denn mich die Miß Ellen an?“

„Ach gehen's!“ der andere lachte gutmütig. „Wenn's das nicht einmal gemerkt haben wollen . . !“

„Was denn?“

„. . . na, daß die Miß sich eh' schon die Augen nach Ihnen ausschaut! Das hab' ich doch auf den ersten Blick kapiert, wie ich euch drei gestern in dem Augustustempel hab' beisammen sitzen sehen. Wenn die nicht in Sie verschossen ist! . . . Ein Kind thät's merken!“

„Ich hab' nichts bemerkt!“

Herr von Mora machte ein Gesicht, als wollte er sagen: In solchen Sachen bist du halt ein Kind, mein Lieber, und fuhr dann bestimmter als bisher fort: „Aber was die Frau Dagmar betrifft, da bitt' ich mir aus . . .“

„Sie haben sich meiner Meinung nach gar nichts auszubitten!“ sagte der junge Gelehrte gleichmütig.

„Oho!“ Der andere blieb stehen. Seine Wangen wurden bleich vor Zorn.

„Denn in dieser Angelegenheit steht die Entscheidung weder bei Ihnen, noch bei mir, sondern bei Frau Dagmar! Daß ich nicht freiwillig zurücktrete — und nach Ihrer Drohung am allerwenigsten — das ist doch selbstverständlich.“

„Ich aber auch nicht!“

„Also warten wir's ab!“

„Ja — das wäre Ihnen schon recht, aber mir nicht!“ meinte Franz Josef von Mora wieder ganz gelassen. „Ich bin schon einmal ein ungeduldiger Peter! Das lange Herumgetrödel kann ich in den Tod nicht ausstehen! Also mein Vorschlag ist: Haben's die Güte und kommen Sie mit nach Konstantinopel! In dem Klub in Pera finden wir Zeugen, drüben an der asiatischen Küste stört uns keine Katz' — da können wir in aller Gemütsruhe . . .“

„. . . einander mit Säbel und Pistole zu Leibe gehen, zum Gaudium der Eseltreiber und Bootführer?“ Der junge Mann lachte herzlich. „Ach nein, schlagen Sie sich das aus dem Sinn, Herr von Mora! Diese Landpartie mach' ich nicht mit!“

„Ach so!“ sagte sein Gegner gedehnt und höhnisch. „Das hab' ich freilich nicht gewußt, daß Sie das Leben gar so lieb haben!“

Wendelin sah ihm fest ins Gesicht. „Und ob ich's lieb hab', mein lieber Herr! Für mich und andere, für meine Mutter, für meine Freunde, für meine Zukunftspläne und, nicht zum wenigsten, gerade auch für Frau Dagmar drüben . . .“

„Aha! Und hat die Frau Dagmar nicht eben noch, auf der Fahrt, gesagt, ein Mann, der ihr gefallen sollte, der müßte Schneid' haben? Der müßte sein Leben für sie draufsetzen?“

Das Gesicht des jungen Archäologen wurde noch ernster. „Das will ich, und das werd' ich, wenn das Schicksal es bestimmt! Aber der Anlaß muß danach sein! Denn es ist das Höchste, was ich zu vergeben habe, und Ihnen, Herr von Mora, bringe ich das Opfer nicht!“

Der andere sand nicht gleich eine Erwiderung. Stumm standen sie sich gegenüber und schanten sich in die blaß gewordenen Gesichter.

Da klirrte ein Säbel auf den Steinen des Weges. Gabriel Ghazeel Effendi kam heran und neben ihm Schefik Bey, der als gewissenhafter Polizeichef den Jungtürken nicht gerne aus den Augen ließ und freundschaftlich begleitete.

Man begrüßte sich, bot sich Cigaretten an und plauderte über Haoud Ogln Mansurs fehlende Jagdbeute, und Schefik Bey nahm sich im stillen, voll tiefen Verdachtes, vor, bei der ersten besten Gelegenheit seine Sammlung unfreiwilliger Staatspensionäre in dem Bärenzwinger um den Tscherkessen zu vermehren.

„Jetzt, was is denn das?“ rief plötzlich der Ritter von Mora. „Da geht doch der Gärtner von der Frau Dagmar — der Soliman, der im Krieg die Griechen mit hat verhauen helfen! Sie! Kommen's doch mal her!“ Und als der Türke, den Wink des Fraukeu verstehend, samt seinen Söhnen gerüste und näher trat, fuhr er fort: „Lieber Effendi — sagen's doch den Leuten, sie möchten doch nicht alle weggehen und die Frau Dagmar immer allein zu Hause lassen. Auch nicht am hellichten Tag! Ich hab' ewig Angst, daß was passiert!“

Gabriel Ghazeel wendete sich zu den Arbeitern. „Sie erklären, sie haben Befehl bekommen,“ übersetzte er dann. „Von dem levantinischen Koch, der zwischen ihnen und ihrer Herrin dolmetscht. Frau Dagmar habe anordnen lassen, sie sollten gleich nach dem alten Gemäuer oben in der Stadt und dort warten. Der deutsche Effendi habe einen Stein mit Inschriften gefunden, der mit Schefik Beys Erlaubnis weggeschafft werden solle . . . Die Hunde sollen inzwischen eingesperrt bleiben, um nicht durch ihr Gebell den Mittagsschlaf zu stören!“

„Ich?“ fragte Wendelin. „Ich weiß von keinem Stein!“

„Ich auch nicht!“ murmelte Schefik Bey. „Der Levantiner hat euch angelogen! Das hat eure Herrin nicht befohlen! Und unterwegs, du Sohn einer Hündin, hast du da niemand gesehen?“

Der biedere Türke wurde bleich, da er den wachsenden Schrecken auf den Gesichtern der andern bemerkte. Niemand besonderen, stotterte er, nur niedriges, des Auges eines Effendi unwürdiges Gesindel, ein paar Lasen hinter einem Busch und einen zwergenartigen langen Zwerknennen, der einsam an der Straße saß und rechts und links schaute.

„Und wer war sonst im Landhaus, als du weggingst? Die englische Miß?“

„Nein. Die ist bei den vertriebenen Armeniern in der Stadt!“

„Und wer sonst?“

„Nur Giuseppe Nardi, der Koch, der uns alle wegschickte.

Und als wir gingen, kam noch ein Freund von ihm, von hinten her, aus der Steppe. Auch ein Levantiner!"

„Und was thaten sie?"

„Giuseppe putzte die Revolver, die im Hause sind. Er sagte, es sei ihm befohlen."

„Also die Waffen beschlagnahmt!" sagte Gabriel Ghazeel Effendi, und jetzt zitterte sogar seine sonst unerschütterlich ruhige Stimme. „Die Hunde eingesperrt, das Haus umstellt, ein Späher schon drinnen und die Leichtgläubigkeit dieses an blinden Gehorsam gewöhnten Tropfs dazu benutzt, um ihn mit seinen Söhnen hinwegzulocken — in diesem Augenblick droht drüben ein Ueberfall Haoud Oglu Mansurs oder hat schon stattgefunden!"

Während er noch sprach, hatte Scheik Bey sich den Fez zurecht gerückt, den krummen Säbel mit der Linken aufgerafft und that etwas, was er als vornehmer Türke seit seinen Knabenjahren nicht gethan: er lief! Er lief, so rasch er konnte, den staubigen Weg entlang, dem Landhaus zu, und mit ihm rannten der Stambul-Effendi und die beiden Franken, Soliman und seine Söhne.

Vor sich hörten sie einen heiseren, heulenden Warnungsruf. Der Turkmene hatte ihn ausgestoßen und verschwand bei ihrem Nahen blitzgeschwind in dem undurchdringlichen Bachgebüsch. Und da drüben auf dem Cypressenhügel, der jetzt von der Straßenbiegung aus frei vor den Blicken lag, bewegten sich Männer! Es klang wie Hundegebell hinter verschlossenen Thüren, wie ein Pochen und Schlagen aus dem Innern des Hauses, und oben auf der Platiform des Türmchens zeigte sich etwas Weißes — eine Gestalt, die zu winken schien und deren Ruf im Wind verwehte ...

„Sie hat sich auf das Minareh geflüchtet! Sie haben sie noch nicht!" keuchte Gabriel Ghazeel Effendi. Er war ganz außer Atem und ebenso der gleich ihm des Rennens ungewohnte Potizeichef, der, seinen Revolver ziehend, ein paar Kugeln in den blauen Himmel hinauf sandte als einen Weckruf an die unsichtbar rings in den Feldern und Gärten in der Mittagsglut rastenden Landleute. Und „Räuber! Räuber!" tönte vor ihm aus unkräftigen morgenländischen Lungen das Gebrüll des alten Gärtners und seiner Sprossen, denen von der Anstrengung des Schreiens die Augen förmlich aus den verzerrten Gesichtern quollen.

Da und dort antwortete schon ein Echo dem Ruf. Bunte Bauernjacken tauchten auf, Hunde schlugen an, die Welt wurde lebendig, und fern auf dem Hügel huschte, während von dem Türmchen immer noch etwas Weißes sich vorbeugte und die Arme ausstreckte, ein Haufen von abenteuerlichen Kerlen, ein paar Levantiner in zu kurzen fränkischen Hosen darunter, aus dem Hause, unter den Bäumen durch und wie gejagte Wölfe das Blachfeld dahin.

Nur einer blieb noch: Haoud Oglu Mansur stand da hochaufgerichtet, in seiner düsteren männlichen Schönheit, die lange Flinte in der Hand, das ernste bärtige Gesicht trotz des Mißlingens seines kühnen Planes und trotz der vorhandenen Gefahr unbewegt. Er deckte ritterlich den Rückzug der Genossen. Der gestattete Schimmel neben ihm, den er hinten im Stall als einzige Beute dieses Tages gefunden hatte, entzog ihn nachher noch rasch genug den unberittenen Verfolgern.

Bei diesem Anblick verlangsamten die türkischen Gartenarbeiter ihren Trab. Sie wußten: mit einer Kugel des Räuberfürsten war nicht zu spaßen! Der Bey und der Effendi waren ohnedies mit ausgepumpten Lungen schon hundert Schritte zurück, und Gabriel Ghazeel schrie keuchend, mit dem letzten Aufgebot seiner Stimme, den Frauken nach: „Warten Sie! Warten Sie! Es hat ja keinen Zweck! Sie ist ja gerettet!"

Die beiden Europäer sahen sich im Laufen an. Beide durchblitzte in diesem Augenblick der gleiche Gedanke: Da ist die Probe, die Dagmar wollte — die Probe auf Leben und Tod! Und mit gesenkten Köpfen stürmten sie weiter bis zu der hohen, mit Pfirsichspalieren bekleideten Terrassenmauer, die den Gartenhügel abschloß. Sie mußte erstiegen werden, und oben harrte der jetzt nicht mehr fichtbare Tscherkesse mit geladenem Gewehr ...

Wieder schaute der Ritter von Mora nach seinem Nebenbuhler. Der bedachte sich überhaupt nicht. Als gewandter Turner arbeitete er sich atemlos, die Haare wirr um das erhitzte Gesicht, in den Fugen des morschen Gesteinwerkes empor. Er schaute nicht rechts und links in dem einen, alles in ihm erfüllenden Drange, der erste auf der Mauer zu sein, und bemerkte kaum, daß der schwarze Ritter nicht mehr neben ihm war, sondern unten zurückgeblieben, um auf einem Umweg, durch die seitwärts gelegene Gartenpforte einzudringen.

Jetzt hatte er den Rand erreicht. Sein Oberkörper hob sich darüber hinaus, er sah das weiße Haus, und davor eine hochragende dunkle Gestalt. Von der blitzte es auf, ein Schlag wie von einem Steinwurf fuhr gegen seine Brust, und dann war plötzlich die Sonne am Himmel weg, es sang und brauste um ihn wie das Meer, er fühlte, wie er den Halt verlor, nach unten stürzte, und es ward dunkel um ihn her ... (Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der „Gartenlaube".

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

IV.*

Zum erstenmal wieder seit 1849 tagte im Jahre 1867 ein deutsches Parlament. Am 24. Februar wurde damals zu Berlin in den Räumen des Herrenhauses der konstituierende Norddeutsche Reichstag eröffnet. Demselben wurden in der „Gartenlaube" fünf Artikel unter dem Titel „Photographien aus dem Reichstage" gewidmet; ein Verfasser war nicht genannt, doch hat sich feststellen lassen, daß sie bis auf den ersten von Max Ring geschrieben waren. Der erste gab der Stellung, welche dieß Blatt fortan der nationalen Politik König Wilhelms und Bismarcks gegenüber einnahm, ein festes Fundament. Von Frankfurt nach Berlin, von der Paulskirche ins preußische Herrenhaus ist ein weiter Schritt — so führte er aus. Nicht ein jeder ist geneigt, nicht ein jeder ist innerlich frei genug, diesen weiten Schritt jetzt schon mitzumachen. Und doch ist es ein weiter Schritt — vorwärts. 1848 hat neben dem Parlament der Paulskirche die preußische Nationalversammlung in Berlin und der österreichische Reichsrat in Kremsier getagt. Jetzt herrscht keine solche Rivalität, etwa durch das Sonderparlament eines süddeutschen Bundes. Einundzwanzig deutsche Regierungen haben sich über den Entwurf einer gemeinsamen Verfassung geeinigt, und die Wahlen zum Reichstag sind weitaus zu Gunsten der Regierung ausgefallen. Im Königsschloß zu Berlin und auf Anordnung der preußischen Regierung ist das neue Parlament eröffnet worden. Der weite Schritt vorwärts ist aber der Uebergang aus dem mondbeglänzten Zauberland der Poesie in das tageshelle Reich der nüchternen Wirklichkeit. „Es war das ernste Reich der nüchternen Wirklichkeit, das uns auf allen Seiten umfing. Leben heißt Kampf, Leben heißt Arbeit, Leben heißt Ordnung und Maßhalten: hier in den glänzenden Räumen des Hohenzollernschlosses blickten uns diese ernsten Begleiter des Lebens trotz all' der reichen großartigen Pracht aus allen Ecken an. Ja, sie haben gekämpft, die Hohenzollern, sie haben gearbeitet, sie haben Ordnung und Maß gehalten — Jahrhunderte lang — bis sie aus armen schwäbischen Junkern Burggrafen von Nürnberg, Kurfürsten von Brandenburg, Könige von Preußen wurden. Und der letzte Hohenzoller, der uns heute hierher entboten, hat er nicht vor allen kämpfen und arbeiten, Ordnung und Maß halten müssen, bis er als erster und mächtigster deutscher Fürst die Geschicke unseres Volkes in seine Hand nehmen konnte? Gewiß, hier in diesen Räumen waltete sein Wille und nicht der unsrige; gewiß, hier ging alles her nach seinem Gebot, nicht nach dem unsrigen. Aber das Bewußtsein drängte sich doch und auch unabweisbar einem Jeden auf: Dieser Wille war mächtig und nicht blos uns gegenüber, dieses Gebot hatte Nachdruck und nicht blos uns gegenüber! Macht aber und Nachdruck, die waren es ja, an deren Mangel das Werk von Frankfurt gescheitert, die waren es ja, deren wir für das zu gründende Deutsche Reich vor allem bedurften, und die nüchterne, ernste Wirklichkeit hier in Berlin ist

* Vergl. Halbheft I, 4 und 6 dieses Jahrganges.

demnach für die Erreichung unsres Zweckes am Ende doch wohl geeigneter als all' die Poesie und Romantik damals in Frankfurt." Und weiter hieß es: „Die denkwürdige Thronrede, die wir im Weißen Saale vernahmen, gab uns allen die sichere Bürgschaft, daß das uns vorzulegende Verfassungswerk aus dem ernsten Willen hervorgegangen sei, auf den Grundlagen der bestehenden Freiheiten des deutschen Volkes auch seine Einigung herbeizuführen ... Es war ein Sonnentag in der Geschichte der Hohenzollern, wie er noch nicht dagewesen ist. Auf dem Thron stand der greise Vater, der nach schwerer Mühe das Werk vollbracht sah; ihm zur Rechten, eine Stufe höher als die übrigen Prinzen, stand in vollster männlicher Kraft der Sohn und nächste Erbe der jetzt so reich begnadeten Krone, und von der Tribüne oben schaute, wenn auch als zartes Kind, der Enkel dem Werke zu ... Es stand noch ein Mann bei der Eröffnung des Reichstags dem Könige näher als alle andern. Er stand nicht auf einer Stufe des Thrones wie der Kronprinz und auch nicht zur Rechten wie die übrigen Prinzen, denn er war kein Prinz. Er stand links im Saal dem Thron zunächst, in weißer Kürassieruniform ... Das war Graf Otto von Bismarck-Schönhausen, des Königs Wilhelm Ministerpräsident. Er hatte den größten Anteil an dem Zustandekommen des Werkes, und darum stand er ja wohl mit vollem Recht dem Thron ein paar Schritte näher als alle anderen." Und nun folgte ein Charakterbild Bismarcks, von dem gesagt war, daß auf ihn, den Hunderttausende in Deutschland noch vor einem Jahre nicht laut genug verwünschen konnten, nunmehr die Hoffnungen von ebensovielen Hunderttausenden ruhten. Und diese Hoffnungen auf ihn würden in Erfüllung gehen — „dafür ist er Graf Bismarck, das heißt, seit dem Freiherrn vom Stein unser größter deutscher Staatsmann."

Die weiteren Artikel skizzierten mit ziemlicher Objektivität die Führer der Parteien, die sich unter dem großartigen Umschwung der politischen Verhältnisse neugestaltet hatten. Es geschah unter Hervorhebung des „deutschen" und freiheitlichen Standpunkts der „Gartenlaube". Mit besonderer Sympathie bedacht waren Bennigsen, der vom Präsidenten des zur Auflösung gelangten Nationalvereins zum Führer der neugebildeten nationalliberalen Partei, der stärksten im Reichstag, aufgerückt war, der alte Waldeck, die „Stütze und Säule der preußischen Demokratie", und Schulze-Delitzsch, der unermüdliche Vermittler zwischen dem rechten und linken Flügel der liberalen Parteien zu Gunsten des thatsächlichen Fortschritts. „Wir sind ärmer an Illusionen, aber auch an Täuschungen geworden," hieß es im vierten Artikel, der erst nach Schluß des Reichstags erschien. „Wir haben unsere idealen Wünsche den realen Forderungen anpassen gelernt, die nationale Machtfrage in ihrer Bedeutung anerkannt und darum uns zu manchen Concessionen herbeigetastet. Nicht ohne Opfer wird der Tempel der Einheit vollendet. — Aber die Natur des deutschen Volkes bürgt dafür, daß es seine Jugendideale nicht für immer vergessen, sondern mit der Wirklichkeit versöhnen und über die Einheit nicht die Freiheit, dieses höchste aller Güter, aufgeben wird."

Jene „Jugendideale" so vieler, die jetzt entschlossen an der Vollendung des Einheitsbaues mitwirkten, die „poetischen Träume" der achtundvierziger Zeit, brachte ein Aufruf in Erinnerung, der gerade inmitten der beiden letzten von diesen „Photographien aus dem Reichstage" erschien. Es war der Aufruf zu einer Nationalschenkung für den größten Dichter der deutschen Freiheitsbewegung, für Ferdinand Freiligrath, der nun, mit kurzer Unterbrechung, schon dreiundzwanzig Jahre lang das Los der Verbannung trug und gerade in jener Zeit in arge Bedrängnis geraten war. „Auch eine Dotation" lautete die Ueberschrift, welche auf die Dotation Bismarcks und der siegreichen Feldherren von 1866 anspielte.

Ende 1865 hatte die „Schweizer Bank" ihre Londoner Filiale eingehen lassen, welche Freiligrath während des vorausgegangenen Jahrzehnts eine auskömmliche Stelle gewährte. Mehrere Versuche, einen Ersatz für letztere zu finden, mißglückten. In solchen Sorgen befand sich der Dichter, als am 20. September 1866 König Wilhelm von Preußen eine erneute Amnestie für diejenigen erließ, die wegen politischer Vergehen verurteilt waren. Leider machte der Wortlaut der Amnestie es fraglich, ob nun auch Freiligrath die Heimkehr erlaubt wäre. Seine Freunde in Deutschland waren davon überzeugt, aber er hatte ein Bedenken: die gegen ihn eingeleiteten Prozesse waren nach seiner Flucht nicht durchgeführt worden; sie hingen gleichsam noch in der Schwebe, „verurteilt" war er nicht. Dann aber — bot ihm die Heimat denn die Gewähr einer sicheren Zukunft für sich und die Seinen? Da faßte in Barmen ein kleiner Kreis ihm besonders nahestehender Freunde, angeregt durch Dr. Jung in London, den Plan, dem Zögernden zu Hilfe zu kommen. Ein Mahnruf sollte des alternden Dichters Schicksal der ganzen Nation ans Herz legen, auf daß diese ihm heimrufe und ihm die Mittel verschaffe, um im geliebten Vaterland frei und tedig aller Sorgen seinem Dichterberufe zu leben. Es waren namentlich Angehörige des Wuppertaler Dichterkreises, welche damals mit Thatkraft für Freiligrath eintraten; von diesen aber setzte sich einer ganz besonders für den verehrten Dichter ein: Emil Rittershaus, der schon seit 1865 zu den Mitarbeitern der „Gartenlaube" zählte. Ihm lag der Gedanke nahe, die „Gartenlaube" auch zum Organ der Sammlung für die „Dotation" zu machen; Keil ging mit Freuden auf den Vorschlag ein, und Freiligrath schrieb, daß er diesen Plan „nicht nur in alle Wege für zweckdienlich, sondern auch für würdig und für alle Betheiligten gleich ehrenvoll" halte. Im April 1867 (Nr. 17) erschien dann der Aufruf, der Freiligraths „O lieb', so lang' du lieben kannst!" auf ihn selbst anwendete. Ergreifend wirkte das Gedicht an der Spitze, in welchem Rittershaus des früheren Wirkens des Dichters am Rhein in Erinnerung rief und zugleich das spätere Geschick des Verbannten vor Augen stellte. Alle Zeitungsredaktionen wurden um Abdruck des Aufrufs gebeten, und die gesamte liberale Presse entsprach diesem Wunsche. In allen größeren deutschen Städten entstanden Zweigkomitees; Feste, Konzerte, Vortragsabende wurden veranstaltet. 58631 Thaler kamen zusammen. Mächtig bewegte diese Teilnahme, die sich in ganz Deutschland, oft in rührendster Weise, für ihn kundgab, das Gemüt des Dichters, der sich schon vergessen gewähnt hatte. Seine endgültige Uebersiedelung nach Deutschland erfolgte im Juni 1868. Eine glänzende Bewillkommnungsfeier wurde ihm in Cöln bereitet. Anfang Oktober hatte er in Stuttgart wieder „ein festes Gehäuse", und als im Sommer 1870 die französische Kriegserklärung nicht nur die deutschen Heere einheitlich gerüstet, sondern die ganze Nation auch von gleicher Begeisterung beseelt fand für diesen Krieg um den Preis der Einheit, da gewann der lang' verstummte Dichter auch die mächtigen Prophetentöne seiner Jugendzeit wieder.

Schon vor Freiligrath war Gottfried Kinkel, dessen Befreiung durch den Kerker in Spandau durch Karl Schurz und Moritz Wiggers der letztere im Jahrgang 1863 ausführlich geschildert hatte, von London aufgebrochen. Zu ihm kam die Nachricht der Amnestie, als er gerade eine Berufung nach Zürich als Professor der Kunstgeschichte erhalten hatte. Er folgte dem Ruf in die Schweiz. Allwinters erschien er aber während der folgenden Jahre in einer großen Anzahl deutscher Städte, um Vorträge aus seiner Wissenschaft zu halten in den immer zahlreicher entstehenden Vereinen zur Pflege der Volksbildung.

Um diesen Aufschwung des Bildungslebens im Volke hatten sich verschiedene Mitarbeiter der „Gartenlaube" hervorragende Verdienste erworben. Als Roßmäßler nach dem Scheitern des Frankfurter Parlaments begann, durch Vorträge naturwissenschaftliche Bildung ins Volk hineinzutragen, war seine Thätigkeit bald erlahmt in dem endlosen Kampf mit den Polizeiklanen der damaligen Kleinstaaterei. Welcher Umschwung vollzog sich gegenüber jenen Zuständen jetzt, als im weiten Gebiete des Norddeutschen Bundes Freizügigkeit, Gewerbe- und Handelsfreiheit zur Geltung kamen, als den Schutz- und Trutzbündnissen mit den deutschen Südstaaten die Verhandlungen folgten, die zum Zollparlament und zur Reform des deutschen Zollvereins führten! Es war eine große Erntezeit für das deutschgesinnte liberale Bürgertum. Von welchen Fortschritten des Vereins- und Vereinslebens, von welchem Aufschwung der Industrie hat nicht die Chronik jener Uebergangszeit zu melden! In der „Gartenlaube" spiegelten sie sich in der Aufsatzreihe „Deutschlands große Industrieverstätten", in den Plaudereien über Fortschritte der Technik und des Eisenbahnwesens von Max Maria v. Weber, R. Springer u. a., aber auch in den Biographien so mancher Musiker und Bühnenkünstler, denen das Herumreisen auf

Gut im Futter.
Nach dem Gemälde von G. Peske.

Konzert- und Gastspielfahrten jetzt so leicht gemacht war, aus der Feder von Eduard Devrient, Franz Wallner, L. Kalisch, J. C. Lobe u. a. Der Umschwung der Zustände kam zur Sprache in den Aufsatzfolgen „Aus der Wandermappe der Gartenlaube“ und „Land und Leute“, zu deren Mitarbeitern jetzt auch Karl Braun-Wiesbaden und F. Heyl zählten, welch' letzterer die Poesie des Rheins heraufbeschwor mit Erinnerungen an die Zeiten, da Freiligrath und Hoffmann von Fallersleben in Sankt Goar, in Unkel, in Aßmannshausen ihre Prophetien der nationalen Freiheit gesungen, Gottfried Kinkel und Karl Simrock in Bonn die Romantik der alten Sagen des Rheins erneuert hatten. Ja selbst in den „Litteraturbriefen an eine Dame“, die als Gutzkows Nachfolger Rudolf Gottschall im Jahrgang 1869 begann, trat der Wandel in die Erscheinung, wenn er zum Beispiel über die Reisen Wilhelm Jordans berichtete, der als „moderner Rhapsode“ damals von Stadt zu Stadt fuhr, um seine Nibelungendichtung persönlich zum Vortrag zu bringen. Die Popularisierung der Wissenschaft durch Wanderredner, welche die schon erwähnten Volksbildungsvereine erstrebten, begegnete der regsten Empfänglichkeit im Publikum.

Der Bahnbrecher dieser Bewegung, E. A. Roßmäßler, schied am 9. April 1867 aus dem Leben. Bei seinem Begräbnis in Leipzig hielt ihm ein Mann den Nachruf, der sein Schüler gewesen und dann auch sein Mitarbeiter geworden war, Alfred Brehm. Schon seit 1858 war Brehm, der Vielgereiste, ein hervorragender Mitarbeiter der „Gartenlaube“ mit Aufsätzen, in denen sich seine geniale Kunst der Beobachtung und Schilderung des Lebens der Tiere aufs anziehendste bekundete; es waren Vorarbeiten für das große „Illustrierte Thierleben“, das seinen Namen unsterblich machte. Wie Roßmäßler hatte auch Brehm den Trieb, nicht nur durch die Mitteilung seiner eigenen Beobachtungen das allgemeine Interesse für das Leben in der Natur zu wecken, sondern auch das Publikum zum Selbstbeobachten anzuregen. Diesem Trieb entstammte seine so erfolgreiche Propaganda für die Anlage von Zoologischen Gärten. Für diese Propaganda wurde ihm die „Gartenlaube“ gleichsam zum Organ. Nachdem er 1863 Direktor des Zoologischen Gartens in Hamburg geworden war, welche Stellung er vier Jahre später mit der gleichen am Berliner Aquarium vertauschte, schrieb er aus dieser Erfahrungswelt zahlreiche Beiträge für die „Gartenlaube“, die das höchste Interesse erregten. Aehnlich wirkten die frischen „Wild-, Wald- und Waidmannsbilder“ von Guido Hammer, wie die zahlreichen gut beobachteten Charakterbilder aus der Tierwelt von den Brüdern Adolf und Karl Müller u. a., denen vorzügliche Zeichnungen von letzteren, H. Leutemann, Ludw. Beckmann, Friedr. Specht, C. F. Deiker u. a. zur Illustration dienten.

Mit Kraft und Nachdruck griff auch Karl Vogt als Mitarbeiter der „Gartenlaube“ in diese geistige Bewegung ein. Er, der 1848 in der Paulskirche wohl der schlagfertigste Redner der Linken gewesen war, hatte es inzwischen in der Schweiz zu einer angesehenen Stellung als Naturforscher gebracht. Durch seine Gletscher- und Meeresforschungen war das Grenzgebiet zwischen Geologie und Zoologie seine besondere Domäne geworden, und beide Wissenschaften vertrat er als Professor an der Universität Genf. 1867 erschien auch er wieder in Deutschland. Er

kam als Wauberrechner, um in einer Anzahl der größten Städte Vorträge über die Urgeschichte der Menschheit zu halten. Eine Quintessenz dieser Vorträge „über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde" hatte er bereits 1864 in der „Gartenlaube" unter dem Titel „Der Urmensch" veröffentlicht. Auf Grund von Schädelfunden in Höhlen Südfrankreichs und des Rheinlands verfocht er die Ansicht, daß zur Zeit des Höhlenbären auf Erden eine Menschenart existiert hätte, die in geistiger Beziehung dem Affen sehr nahe stand. Vogt faßte diesen Höhlenmenschen als eine Uebergangsform auf in dem großen Entwicklungsprozeß, welcher der Entstehung des vernunft- und sprachbegabten Menschen vorausgegangen habe. Er begegnete damit der Lehre von Darwin und Häckel, die auch den Menschen als Glied der lebenden und werdenden Natur auffaßten und diese Anschauung in strenger Forschung zu begründen suchten. Die neue Lehre, daß die ganze organische Welt in einem beständigen Entwicklungsprozeß begriffen sei, der aus niederen Arten höhere erzeuge und an dem auch die Menschheit teilnehme, war damals von zündender Wirkung. Hat sich Karl Vogts Theorie vom Höhlenmenschen auch nicht behaupten können, so haben doch die Vorträge, die er über die Urgeschichte der Menschheit in den Jahren 1867 bis 1869 hielt und die Aufsätze in der „Gartenlaube" über seine Forschungen damals viel zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Anschauungen beigetragen. Und wie in der Zeit der Gründung der „Gartenlaube" Justus von Liebig und Roßmäßler es ausgesprochen hatten, daß die Naturerkenntnis auch fruchtbar werden müsse für das bürgerliche Leben und Staatswesen, so gab der berühmte Leipziger Physiologe Professor C. Ludwig im Frühjahr 1870 in einem Vortrag, der unter dem Titel „Leid und Freude in der Naturwissenschaft" auch in der „Gartenlaube" erschien, ähnlichen Gedanken Ausdruck. Er legte dar, daß die Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit der Natur ihren Einfluß auch auf die Praxis des Staats ausübe, daß sie Schärfe, Klarheit, Genauigkeit des Denkens und Schaffens auch hier zur Geltung bringe. Karl Vogt aber zog aus dem Entwicklungsgesetz der Natur die politische Nutzanwendung: Ohne Kampf — kein Fortschritt! Welche ideale Auffassung die kühne Theorie damals fand, bezeugen im Jahrgang 1869 die Gedichte „Die neue Lehre" von J. G. Fischer und „Maimorgengang" von J. V. Scheffel, dessen im „Gaudeamus" bethatteter naturwissenschaftlicher Humor in der „Gartenlaube" mit wärmster Sympathie begrüßt wurde. Das bezeugte auch die Begeisterung, mit welcher am 14. September 1869 weite Volkskreise dem Aufruf der „Gartenlaube" entsprachen, den hundertjährigen Geburtstag Alexander von Humboldts, wie vor zehn Jahren den von Friedrich Schiller, zu einem „Nationalfeiltag aller Deutschen" zu machen. In dem Festgedicht von Emil Rittershaus, das sie bei diesem Anlaß brachte, feierte dieser den Verfasser des „Kosmos" als den „Marschall Vorwärts" des Forschritts.

So spiegelte sich in der „Gartenlaube" der bedeutsame Entwicklungsprozeß, der sich im Bildungsleben der Nation vollzog, während die Realpolitik des „eisernen Kanzlers" den Zusammenschluß der Wehrkräfte des Norddeutschen Bundes und der süddeutschen Staaten trotz aller Intriguen Napoleons III siegreich vollendete. Mit welcher Siegeszuversicht das nun geeinte deutsche Volk in Waffen unter der Führung König Wilhelms von Preußen dann über den Rhein zog, um sich im Schlachtenfeuer das lange ersehnte Gut der politischen Einheit zu erkämpfen, das bezeugt die Ueberschrift des ersten Berichtes, den die „Gartenlaube" von den Kriegsereignissen brachte; sie lautete: „Der letzte Krieg um den Rhein".

Zur Erinnerung an Friedrich Fröbel. (Zu dem Bildnis S. 427). Fünfzig Jahre sind es am 21. Juni, seit Friedrich Fröbel, der genialvolle Kinderfreund, der ausgezeichnete Pädagoge und Lehrer, in Marienthal zu Grabe getragen wurde. Wo man es uns vergönnt sein, in kurzen Worten jenes tüchtigen und unermüdlich für das Wohl der Jugend wirkenden Mannes zu gedenken, dessen Lehren und Wirken so fruchtbar waren, daß sie auch jetzt, ein halb Jahrhundert nach dem Ende seines Lebens, noch Segen bringen und noch Früchte tragen. — Zu Oberweißbach in Schwarzburg-Rudolstadt wurde Friedrich Fröbel am 21. April des Jahres 1782 geboren. Im Alter von 15 Jahren kam er zu einem Förster in die Lehre, zwei Jahre später bezog er die Universität Jena. Ungenügende Geldmittel zwangen ihn leider bald, das Studium wieder aufzugeben, und nun kamen für den jungen Fröbel Wanderjahre, in denen er als Aktuar im Forst- und Rentamt Bamberg, als Sekretär eines mecklenburgischen Gutsbesitzers und schließlich als Lehrer der nach den Lehrprinzipien Pestalozzis geleiteten Grunerschen Musterschule in Frankfurt a. M. thätig war. Mit diesem Posten erst hatte er das Gebiet betreten, auf das sich seine reiche Lebensarbeit baute. Im Jahre 1807 wurde er als Hofmeister der Söhne eines Herrn von Holzhausen berufen; nachdem er gemeinsam mit diesen drei Jahre lang in Pestalozzis Institut zu Yverdon verbracht hatte, nahm er seine Studien in Göttingen und Berlin wieder auf. Während der Befreiungskriege gehörte er dem Lützowschen Freikorps an, und später, als der Friede wieder ins Land gezogen war, folgte er einem Rufe als Lehrer des Mineralogischen Museums zu Berlin. Bis 1816 hatte er diese Stellung inne, dann gründete er zu Griesheim bei Stadt-Ilm eine Erziehungsanstalt, deren Verlegung nach Keilhau bei Rudolstadt kurze Zeit später erfolgte. Die tüchtig geleitete Anstalt nahm eine schöne Entwicklung und trug gemeinsam mit Fröbels publizistischem Wirken viel dazu bei, seinen Namen und die besondere Art seines pädagogischen Systemes bekannt zu machen. Namentlich in dem Werke „Die Menschenerziehung" hat Fröbel schon in jener Zeit seine Gedanken über Lehrthätigkeit und Erziehungsweisen niedergelegt; sie richteten sich auf eine möglichst gleichmäßige Ausbildung aller Anlagen der Kinder, auf eine harmonische Entwicklung der Gesamtheit menschlicher Fähigkeiten. 1831 zog Fröbel nach der Schweiz. Hier bildeten die Gründung einer Erziehungsanstalt zu Wartensee im Kanton Luzern und die Einrichtung eines Waisenhauses zu Burgdorf bei Bern die Früchte seiner Thätigkeit. Hier war es auch, wo er zuerst sein Augenmerk besonders auf die Erziehung von Kindern in vorschulpflichtigem Alter richtete. Und als er dann nach sechsjähriger Abwesenheit im Jahre 1837 wieder nach Deutschland übersiedelte, da widmete er sich mit allen Kräften nur dem Dienste dieser frühen Jugend. Er gründete zu Blankenburg in Thüringen den ersten „Kindergarten", fand, unterstützt von der Regierung zu Sachsen-Meiningen, in Schloß Marienthal bei Bad Liebenstein ein Seminar für Kindergärtnerinnen und warb in seinem Buche „Kommt, laßt uns unsern Kindern leben", wie in zahlreichen kleineren pädagogischen Schriften Freunde für seine Erziehungsideen. Heute sind die Erziehungsgrundsätze, die Fröbel bei seinen Schöpfungen praktisch anwendete, zu Fundamenten der Pädagogik geworden. Sie haben grundlegende Bedeutung gewonnen, und jedermann kennt sie und den Segen, den wir ihnen verdanken. So bildet das Schaffen dieses selbstlosen, unermüdlich thätigen Mannes einen Markstein in der Geschichte der Erziehung, jenes so bedeutungsvollen Abschnitts aus der Geschichte unseres Geisteslebens, unserer Kultur.

Die Mutterliebe (zu dem Bilde S. 401) wird vor derherrlicht durch eine hervorragend schöne Denkmalsgruppe, welche Dr. Paul Seidel, der Direktor der königlichen Kunstsammlungen zu Berlin, in einer Rumpelkammer der berühmten Gemäldegalerie Friedrichs des Großen jüngst entdeckt hat. Es handelt sich um eine lebensgroße Marmorgruppe, welche die mütterliche Liebe darstellt. Selbst da alsdann, daß er es mit einem Werke von nicht geringem künstlerischen Wert zu thun hatte. Er ließ den Bildhauer Wimmel, der berufen worden ist, um die zum Teil nicht wenig beschädigten Bildwerke in den preußischen königlichen Gärten und Schlössern wiederherzustellen, auch dieser Gruppe seine Thätigkeit zuwenden. Die Gruppe stammt von Johann Dehnit. Sie stellt eine hohe Frauengestalt dar, die auf dem einen Arm ein kleines Kind trägt, während zwei größere Kinder sich innig an ihre Seite schmiegen. Nachdem das Werk durch Wimmel wieder hergestellt worden war, hat man es im Park von Sanssouci, unweit des Eingangs zum Park, in der Nähe der hinteren Front des Mausoleums Kaiser Friedrichs III, gegenüber der Gemäldegalerie Friedrichs des Großen, aufgestellt. Der Platz ist vorzüglich gewählt. Wie das bedeutsame Werk, das eine sehr lebendige Charakteristik zeigt, so völlig in Vergessenheit geraten konnte, ist einstweilen noch nicht aufgeklärt.

Alexander Petöfi im Kriegslager. (Zu dem Bilde S. 404 und 405.) Als im Jahre 1848 der Sturm der Revolution auch in Ungarn wütete und als dort namentlich die Besser Jugend ungestüm auf Erfüllung ihrer Forderungen drang, da stand als Führer dieses Kampfes neben Kossuth ein Dichter im Vordergrund der Ereignisse, Alexander Petöfi. Er war es, der nach dem Siege der Revolution mit seinem Gedicht „Auf, Magyar!" das erste censurfreie Druckwort des

Königreiches schuf, der durch die Macht seiner Lieder und Reden die Stimmung zu schrankenloser Hingabe an das Werk der Freiheit entfachte. Als aber die Zeit Männer im Felde heischte, vertauschte Petöfi im September 1848 die Feder mit dem Schwerte. Als Adjutant des Generals Bem, der durch seine tapfere Verteidigung Wiens gegen die anrückenden kaiserlichen Truppen unter Windischgrätz so bekannt geworden ist, kämpfte der Dichter nun in mancher Schlacht; zum letztenmal wurde er am 31. Juli 1849 in dem Treffen bei Schäßburg gesehen, dort hat ihn vermutlich die tödliche Kugel erreicht. Petöfi, der auf unserm Bilde im Lager der Honvédarmee dargestellt ist, wie er in stiller Versunkenheit inmitten des kriegerischen Treibens dichtet, stammte aus Kis-Körös im Pester Komitat. Als Sohn eines Fleischhauers wurde er dort am 31. Dezember 1822 geboren. Seine Jugend war reich an wechselvollen Fügungen; er besuchte an verschiedenen Orten Lehranstalten, war später Soldat, Schauspieler bei einer Wandertruppe und schuf schon früh seine ersten poetischen Werke.

Vom Deutschen Schulverein. In der diesjährigen Hauptversammlung des Deutschen Schulvereins, welche in der zweiten Hälfte des Monats Mai in Stuttgart zu gemeinsamer Beratung zusammentrat, hat der Vorsitzende des Hauptvorstandes, Professor Dr. Brandl-Berlin, in fesselnder Rede Jahresbericht erstattet über die Thätigkeit des Vereins. Er hat hierbei ein weites Bild entrollt von der werkthätigen und unermüdlich schaffenden Arbeit, die der Verein von je geleistet hat, er hat weiter im besonderen auf die Kampfgebiete hingewiesen, auf denen eine Kräftigung und Unterstützung des deutschen Elementes auch in der Folge dringend von nöten ist. Von den Ländern, in deren Gebieten der Deutsche Schulverein in erster Linie seine Wirksamkeit zum Schutze deutscher Art und zur Abwehr fremder Uebergriffe entfalten mußte, nannte Professor Brandl zunächst einige der Kronländer Oesterreichs. Hart und zähe wehrt sich die deutsche Schule in Böhmen und Mähren, namentlich in den westlichen Grenzgebieten gegen die Eroberungsgelüste tschechischer Chauvinisten. Daß ihre treue Liebe zur angestammten Art sie nicht zu vergeblichem Kampfe rief, bewies neuerdings die Volkszählung von 1900, nach deren Ergebnis das deutsche Element in Böhmen im Laufe der letzten 10 Jahre um 9 %, das tschechische nur um 7 % zugenommen hat. Schwieriger als in Böhmen und Mähren haben sich die Verhältnisse in Siebenbürgen gestaltet, wo die wackeren Sachsen in ihren unvergleichlich schönen deutschen Gemeinden unter der unduldsamen Art des Magyarentums schwer zu leiden haben. Auch nach Galizien, wo Geldunterstützungen zu Schulzwecken reichlich gegeben wurden, nach Krain und Untersteiermark, wo es galt, deutsche Sprachinseln und Vorposten deutscher Kultur gegen den Andrang slowenischer Massen zu verteidigen und zu halten, hat der Verein seine nationale Arbeit erstreckt. Sehr schöne Erfolge waren in Tirol zu verzeichnen. Hier gelang es dem Schulverein, durch ein strenges Sichfernhalten von allen kirchlichen Fragen sogar die Geistlichkeit für seine Zwecke zu gewinnen.

Friedrich Fröbel.

Nach der von Hahn lithographierten Zeichnung von Strauch.

Auch in den übrigen europäischen Ländern war das Wirken des Vereins mit schönem Gelingen belohnt. So hat er zu den Einrichtungskosten der neuen deutschen Schule in Philippopel beigetragen und den Neubau der deutschen Schule in Brüssel ermöglicht. Bei der Wirksamkeit in den überseeischen Gebieten ist ihm die Vereinsschrift „Das Deutschtum im Auslande“ von besonderem Wert gewesen, und namentlich die innerhalb der Vereinsschrift gegründete Auskunftsstelle für Auslandschulen, welche Angebote heimischer Lehrer und Nachfragen überseeischer Schulen unentgeltlich vermittelt, hat viel Anklang und praktischen Erfolg gefunden. Besonders die südamerikanischen Schulen haben großen Vorteil aus dieser Einrichtung gezogen. — Der Deutsche Schulverein zählt gegenwärtig 33 000 Mitglieder und verfügt über eine jährliche Gesamteinnahme von etwa 180 000 Mark. Von den im Vorjahre für Unterstützungen verausgabten etwa 86 000 Mark gingen allein nach Böhmen und Mähren 33 000 Mark. Weiter wurden 18 Studierende aus dem Auslande von der Hauptleitung mit Stipendien unterstützt, deren Betrag 4100 Mark ausmachte. Für Büchereien wurden etwa 2000 Bände angekauft, beinahe ebensoviele Bücher wurden zum gleichen Zwecke dem Vereine von Mitgliedern geschenkt. — Möge dem rührigen Verein, der fern von jedem konfessionellen oder politischen Hader allein der Kräftigung des Deutschtums, der nationalen Fürsorge seine Arbeit weiht, auch in der Zukunft ein erfolgreiches Wirken und ein stetes Wachsen seiner Mitgliederzahl beschieden sein!

Auf der Flucht. (Zu dem Bilde S. 417.) Das Bild von E. Chigot zeigt uns eine durch die Kriegsnot versprengte Klosterbrüderschaft, die in den französischen Religionskriegen des 16. Jahrhunderts vor den herannahenden Hugenotten flüchtet. Gebeugt schreitet der Abt des Klosters voran mit dem Kruzifix in der Hand. Auf dem mit Ochsen bespannten Karren sind in aller Eile die Schätze des Klosters geborgen: Schreine mit den Bildern der Heiligen und Meßbücher. Und der angstvoll zurückblickende Mönch trägt die Klosterfahne, mit der er gewiß oft glaubensfreudig bei Wallfahrten den Seinen vorangegangen ist. Daneben schreitet mit der Monstranz ein Mönch, der einen hoch betagten Ordensbruder führt, welcher kaum mit dem flüchtigen Zuge Schritt zu halten vermag.

An der Flensburger Föhrde. (Zu dem Bilde S. 421.) Während die Westküste Schleswig-Holsteins eigentlich nur einen gewaltigen Einschnitt, den Elbstrom, zeigt, ist die Ostküste um so stärker zerklüftet. Sie besitzt eine ganze Anzahl von reizvollen Buchten und Häfen, und ihnen allen ist eine seltene Fruchtbarkeit des Erdbodens, ein wunderbar kraftvolles Grün der Wälder und Fluren, ein sanftes Blau der Auen und ein silberhelles Kolorit der Quellen und Bäche eigen. Es ist eine malerisch schöne Welt. Und tritt nun noch lebendiges Leben hinzu, wird die Einsamkeit der Landschaft unterbrochen durch kleine Gehöfte, Güter, Dörfer und Ortschaften, schaukeln am Strande große und kleine bewimpelte Fahrzeuge, gleich weißen Schwänen, und Dampfboote mit langen grauen und schwarzen Fahnen auf dem grünblauen Meer, so begreift man die Wallfahrt nach den schleswig-holsteinischen Ostseeküsten. Sanft breitet sich der Wasserspiegel der Ostsee aus, und ein Dichter wie Klaus Groth singt:

„Am Ufer rauscht es leise,
Geruhig liegt der Strand,
Die Wellen ziehen Kreise,
Im weißen Meeressand.

Hinter grünen Hügeln sank die Sonne gemach,
Nun folgt auf leichten Flügeln der milde Abend nach.“

Unser Künstler hat sich ein Motiv an der Flensburger Föhrde gewählt, die bezüglich der Mannigfaltigkeit an Naturreizen alle übrigen Ostseebuchten übertrifft. Ein idyllisches Bild wußte der Künstler zu geben, das die Flensburger Föhrde, in der sich ein stetes reges Leben entfaltet, in die kleine und größere Handelsschiffe und Güterdampfer fortwährend ein und aus gehen, in ihrem Gemisch von Leben und Ruhe so überaus glücklich charakterisiert. Die Segel des Fahrzeugs sind zum Trocknen ausgespannt. Fast unbewegt steigt bei dem stillen, heißgoldigen Tag in der Ferne ein mächtiger Schiffskörper empor. Träge ruhen kleine Boote am Strande, ruhen auch die Gassen in der kleinen Ortschaft. Die Schiffer in ihren Seejacken oder den Oberkörper nur mit Leinenhemden bekleidet, bewegen sich gemächlich vorwärts; ebenso gemächlich schwatzende Personen stehen an der Schiffbrücke. Eine künstliche Brücke ist an das auszuladende Fahrzeug gelegt. Aber zur Zeit wird nicht gearbeitet. Vielleicht ist Mittagsruhe. Der bisher geleichterte Schiffsinhalt wartet der Abholung; zu Seiten ist ein Teil davon aufgestapelt. Sanft spielen die Wellen zwischen den Holzpfeilern der Bunkenbrüstung, und über allem steht hoch ein stiller, blauer, sonniger Himmel.

Hermann Heiberg.

Eine Stabur bei Botn in Telemarken. (Zu dem Bilde S. 428.) Im Südwesten Norwegens liegt im Flußgebiete der Skienelo ein Thal, welches sowohl in Sitten und Gebräuchen seiner Bewohner, wie in seinen Bauten am meisten den echt nationalen Charakter bewahrt hat, nämlich Telemarken. Der Weg, der von Telemarken nach dem Hardangerfjord leitet, führt an dem idyllischen Baagslisee vorbei, woselbst am Fuße eines spärlich bewaldeten Berges der Ort Botn liegt. Von Botn aus hat man einen Ueberblick über den mit Schnee bedeckten steinigen Höhenzug des Hankelisfjeldes, und dort, in Botn, liegt auch jene Stabur, die unser Bild wiedergiebt. — Der große Waldreichtum des norwegischen Landes liefert ihm einen bedeutenden Holzvorrat, deshalb ist es zu verstehen, daß die Holzarchitektur schon in den frühesten Jahrhunderten zur größten Blüte gelangt ist. Namentlich in den abgelegensten Thälern auf den einsamsten Fjelden trifft man Holzbauten an, die wegen ihres eigenartigen Baustiles von größtem Interesse sind: die „Stavkirchen“ und „Staburen“. Die meisten dieser aus dauerhaftem Fichtenholze aufgeführten Bauwerke stammen aus dem 11. und 12. Jahrhundert und sind entweder mit einer braunen oder hellroten Farbe angestrichen, die zu der düsteren, oft ans Melancholische grenzenden Waldfärbung einen wunderbaren Gegensatz bildet. Das Wort Stabur ist entstanden aus Stav und Buur. Stav bedeutet Stab, und mit Buur wird jeder durch Holz eingefriedigte Raum bezeichnet. Das Dach unserer Stabur ist mit einer Rasenfläche bedeckt, Stroh ist bei den ärmlichen Ackerverhältnissen ein viel zu kostbares Material. Eine Stabur ist eigentlich nichts anderes als eine Vorratskammer. Der Winter ist lang in jenem Lande, und deshalb muß man im Sommer aufspeichern: dort hängen, an einem Stabe aufgezogen, Dutzende von Flatbröten, jenem nationalen Gebäck, hart gebackene große Scheiben von ungefähr 70 cm Durchmesser, dünn wie ein Blatt, hier eine Reihe Schinken und Würste, in jener Ecke eine Menge aus Ziegenmilch zubereitete Käsearten. Unsere Stabur hat ein Stockwerk, um welches

eine von Bogengängen überdachte Galerie läuft. Dieser Raum ist für Gäste bestimmt. Manchmal dient er auch zur Aufbewahrung von alten Truhen. Das Giebelfeld ist mit dem zierlichsten Schnitzwerk gleich einer feinen Spitzenarbeit versehen. Bei einigen alten Stadurren trägt die Schnitzerei manchmal bunt bemalte Ornamente, welche Schlangenfiguren, Blätterranken, oft auch alte Schriftschnörkel darstellen.

Der Torre di Val Montinaia. (Zu unserer Kunstbeilage.) Vergeblich würden unsere Leser den Namen jener majestätisch und erhoben in einsamer Größe aufragenden Felsnadel in irgend einem Touristenhandbuche oder auf einer Karte suchen. Sie ist nirgend noch verzeichnet, denn erst vor kurzem wurde sie in der weltabgeschiedenen Ferne der Friaulischen Alpen, jener stolzen Gruppe, die zwischen Tagliamento, Piave und Cellina ihre Häupter erhebt, für die Freunde der Alpen „entdeckt". Und der sie gemeinsam mit einem Freunde fand und ihr den Namen gab, welchen sie heute trägt, war der Maler unseres Bildes, Rudolf Reichreiter in München. Jahrelang hat der naturfreundliche Künstler in den Sommermonaten die Thäler der Friaulischen Alpen durchwandert und die kühn aufsteigenden Gipfel der mächtigen Dolomitzhöhen erstiegen.

Eine Stadur bei Botn in Tolmarken.

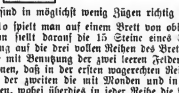
Unter den größten Stropazen hat er in dieser Welt gigantischer Formen und hinreißenden Farbenzaubers sich reiche Anregung für seine Kunst geholt. — Das schönste und wildeste Thal, das von Cimolais aus in das Herz der Friaulischen Alpen dringt, ist das von der Cimolianabrausende durchbrauste gleichnamige Thal. Finstere Schluchten wechseln hier mit schattiger Waldespracht, und über öde stundenweite Geröllfelder, über begrünte Felsstufe grüßen die höchsten Häupter dieser Berge, Cima dei Preti, Duranno und Monfalcon breit. Zwischen dem Monte Castellato und Monfalcon di Montinaia zieht ein enges, von steilen Felswänden begrenztes Seitenthal, das Val Montinaia nordwärts hinauf. Hier steht, frei dem Thalgrunde entragend, der Torre di Val Montinaia. Wohl 300 m hoch erhebt sich die Felsnadel, deren Wände oben in einer Höhe von etwa 200 m überhängen, so daß an eine Erkletterung nicht gedacht werden kann. Die absolute Höhe der herrlichen Dolomitspitze dürfte etwa 2200 m betragen. Die Felswände auf dem Bilde rechts sind die Westabstürze des Monfalcon di Montinaia, eines der wildesten Gipfel der Gruppe. Als Ausgangspunkt zu dem Naturwunder des Torre di Val Montinaia wählt man am besten die herrlich im oberen Cimolianathale gelegene Casera Meluzzo.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel „Aegyptischer Hieroglyphenstein".

Von **Al. Weizelbaum.**

Salta-Solo-Aufgabe. Von Albert Stabenow.



Die Steine sind in möglichst wenig Zügen richtig einzureihen.

Salta-Solo spielt man auf einem Brett von obiger Gestalt und Einteilung. Man stellt darauf die 15 Steine eines Soltaspielers in beliebiger Ordnung auf die drei vollen Reihen des Brettes und versucht dann, die Steine mit Benutzung der zwei leeren Felder in recht wenig Zügen so zu ordnen, daß in der ersten wagerechten Reihe die 5 Steine mit Sonnen, in der zweiten die mit Monden und in der dritten die mit Sternen stehen, wobei überdies in jeder Reihe die Zahl der Zeichen auf den Steinen von links nach rechts regelmäßig um 1 zunehmen muß. Als Zug gilt die Bewegung eines Steines auf ein leeres, in schräger Richtung benachbartes schwarzes Feld.

Scherzrätsel.

Bis zu Anfang — ist mein Wort ein Stier;
Wenn du's raten kannst, so nenn' es mir. E. S.

Auflösung der Schachaufgabe auf Seite 372.

1. D f1—e1 K d5—d6: A. 1. . . . K d5—e6
2. D e1—h6! beliebig 2. L g6—f7 + beliebig
3. L g6—e4, f7 #. 3. D e1—h6, g5 #.

B. 1. . . . S f2—d3, e4 C. 1. . . . beliebig
2. L g6—e4 (5) + K beliebig 2. D e1—e5 + K d5—e6
3. D e1—h6 #. 3. D e5—e5 #.

Der Versuch 1. K e8—d7 nebst Drohung 2. L g6—f7 # scheitert an g4—f3:, wonach kein Matt im dritten Zuge erreichbar ist.

Auflösung des Bilderrätsels auf Seite 372.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

Auflösung des Rätsels auf Seite 372. Kartoffel, Pantoffel.

Auflösung des Homonyms auf Seite 372. Strauß.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 372. Speisen (Sp—eisen).

Auflösung des Silbenrätsels auf Seite 372.

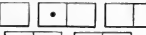
Tula, Gela, Lage, Gelage, Tugela.

Auflösung des Bilderrätsels auf Seite 372. Schuldner, Schuldiener.

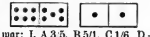
Auflösung der Dominoaufgabe auf Seite 372.

Im Talon lagen:

B behielt:



C behielt:



Der Gang der Partie war: I. A 3/5, B 5/1, C 1/6, D —; II. A 6/6, B 6/0, C 0/3, D —; III. A 3/2, B 2/4, C 4/5, D 5/5; IV. A 5/2, B —, C 2/1, D 1/4; V. A 4/3, B —, C —, D —; VI. A 3/1 (= 98).

Auflösung des Rätsels auf Seite 400. Der Fluß.

Auflösung des Homonyms auf Seite 400. buchen, Buchen.

Auflösung des Anfangsrätsels auf Seite 400.

1. Nordsee, 2. Almaden, 3. Chester, 4. Steudal, 5. Teheran, 6. Schumla, 7. Madeira, 8. Schweiz, 9. Senegal, 10. Rossini, 11. Kamerun, 12. Dronten. — Das neue Wesen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Halbheft 16. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

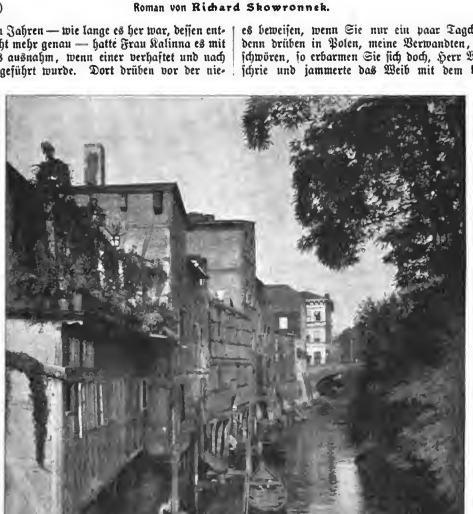
Das rote Haus.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Richard Skowronnek.

Einmal vor vielen Jahren — wie lange es her war, dessen entsann sie sich nicht mehr genau — hatte Frau Kalinna es mit angesehen, wie sich's ausnahm, wenn einer verhaftet und nach dem roten Haus abgeführt wurde. Dort drüben vor der niedrigen Kate war es gewesen, die dicht neben dem Bleichplatze am Seeufer lag, und das ganze Dorf war zusammengelaufen, um von dem Schauspiel nichts zu versäumen. „So erbarmen Sie sich doch, Herr Wachtmeister," hatte das Weib immer geschrien, „er ist ja unschuldig, und ich schwör' Ihnen bei Gott dem Allmächtigen, er hat die Nacht nicht einen Fuß vor die Thür gesetzt! Geschlafen hat er wie ein Toter, weil er doch den ganzen Tag an der neuen Chaussee Sand gekarrt hat, und ich muß es wissen, weil ich in der Nacht vielleicht sechsmal aufgewacht bin, dem Kind zu trinken zu geben. Und das Geld, ach du mein lieber Gott, die paar Rubel, hab' ich doch von meiner verstorbenen Mutter geerbt, aus Komorowen, ich kann es beweisen, wenn Sie nur ein paar Tagchen warten wollen, denn drüben in Polen, meine Verwandten, die können es beschwören, so erbarmen Sie sich doch, Herr Wachtmeister!" So schrie und jammerte das Weib mit dem kleinen, kaum sechs Wochen alten Kinde auf dem Arme, bis ihre Stimme heiser wurde und nur noch wie ein Röcheln klang, indessen der Mann sich wie ein Rasender gegen die beiden Gendarmen wehrte, die ihn verhaften wollten, und gegen drei Männer aus dem Dorfe, den Schulz und die Schöffen, die diesen zu Hilfe gekommen waren. Schließlich hatte der eine Gendarm blank ziehen und ihn mit einem Hieb über den rechten Arm kampfunfähig machen müssen, weil er anders nicht zu überwältigen war. Dann hatten sie ihm die Hände über dem Rücken gefesselt und trieben ihn mit Schlägen und Stößen vorwärts, weil er immer noch schrie, daß er unschuldig sei, und keinen Schritt von der Stelle thun wollte . . . Und hinterher war er ja auch freigesprochen



Partie aus Alt-Spandau.
Nach einer photographischen Aufnahme von C. Fähling in Spandau.

worden, weil man es ihm nicht hatte beweisen können, daß gerade er es gewesen sein sollte, der den Viehhändler Schwarz auf dem Wege nach Sichrow niedergeschlagen und ausgeraubt hatte. Er konnte nämlich wirklich nachweisen, daß die vierzig oder fünfzig Rubel, deren Besitz ihn so verdächtig gemacht hatte, aus einer Erbschaft stammten, aus dem Nachlasse seiner verstorbenen Schwiegermutter. Der Freispruch aber half ihm wenig, denn er hatte sich ja gewehrt, als man ihn verhaften wollte, und wegen dieses „Widerstandes gegen die Staatsgewalt“ war er zu sechs Monaten verurteilt worden, nachdem er vorher fast ebenso lange in Untersuchungshaft gesessen hatte . . . Und als er wieder herauskam, da lag sein Weib auf dem Dorfkirchhofe, und das Kind hatte die Vorsteherin des Waisenhauses zu sich genommen, aus reinem Mitleid, weil es sonst nach dem Tode der Mutter verkommen wäre. Die Gemeinde nämlich hatte keine Verpflichtung, für das kleine Wurm zu sorgen, denn der Vater war kein Ortseingesessener, sondern ein Fremder, ein Pole, den der reichliche Arbeitsverdienst bei dem Bau der neuen Chaussee über die Grenze gelockt hatte.....

So also war es einem gegangen, der sich hinterher über seine Unschuld hatte ausweisen können. Sie aber, was sollte sie dem Richter antworten, wenn er fragte: „Nun sagen Sie einmal, Frau Kalinna, wie sind Sie nur dazu gekommen, sich auf diese Schmuggelgeschäfte einzulassen? Sie haben doch gewußt, daß Sie sich dadurch strafbar machen! Und wo Sie sonst so viel Geld verdienen und stets eine wohlhabende Frau gewesen sind.“ . . . Ja, was würde es ihr da helfen, wenn sie auch sagen würde: „Herr Kreisrichter, das mit der Wohlhabenheit, das ist es ja eben! Am selben Tage noch, als ich meinen Mann begrub, da habe ich mit einem Male gesehen, daß ich, wenn mir keiner half, als eine Bettlerin von meinem Besitztum heruntergehen müßte, so unverantwortlich hatte der Mann gewirtschaftet. Nicht aus Leichtsinn, sondern aus Gutmütigkeit, denn er hatte ein so weiches Herz, daß er keinem Menschen etwas abschlagen konnte. Und alle sind sie immer zu ihm gelaufen gekommen, wenn sie in Not waren, er aber hat nur immer gegeben und gegeben. Mir aber hat er davon nichts gesagt, denn ich hätte natürlich den Daumen draufgehalten, und das wußte er. Sie werden vielleicht sagen, Herr Kreisrichter, Sie hätten sich auch darum kümmern sollen, Frau Kalinna! Ja, aber wenn man sich den ganzen Tag in der Innenwirtschaft abhampelt, daß einem am Abend im Stehen hinter der Tombank die Augen vor Müdigkeit zufallen, dann ist das so leicht gesagt: Sie hätten sich kümmern sollen! Und ich hatte ja auch keinen Argwohn, daß er unser schönes Gespartes fremden Menschen in den Rachen warf, nichtsnutzigen Banditen, die hinterher alles abgeschworen haben, weil mein Mann viel zu anständig war, als daß er etwas Schriftliches von ihnen angenommen hätte, von seinen Jagdkumpanen, Kneipgenossen und Freunden. Erst als er auf seinem letzten Lager lag, wie ihn der Schlag gerührt hatte, da hat er mir gesagt: ‚Du, Frau, von dem bekomm' ich tausend Thaler, von dem zweitausend und so fort. Und von dem Kaufmann Seidenberg hab' ich eine Hypothek aufgenommen von achttausend Thalern, hier auf unser schuldenfreies Grundstück, und weil er sie mir zu Neujahr gekündigt hat, das hat mich überhaupt so ungeworfen.‘ Also, was soll man da sagen, Herr Kreisrichter? Vielleicht dem Mann, den man lieb hat und mit dem man achtundzwanzig Jahre in Frieden ausgekommen ist, mit Vorwürfen die letzten paar Stunden schwer machen? Im Innern hab' ich geweint, aber mit dem Mund hab' ich gelächelt. ‚Laß nur, Rudolf, ich werd' es schon schaffen, und deine Freunde werden mich doch nicht im Stich lassen, denn du hast ihnen ja auch geholfen.‘ Da ist er ganz ruhig und sanft eingeschlafen, aber ich hab' dagesessen mit meinen Sorgen. Und vielleicht hätt' ich's auch wirklich geschafft, wenn der Seidenberg nicht hergekommen wär' und hätte die Zubaltation gegen mich beantragt, weil er nämlich hier seinen Schwiegersohn einsetzen wollte in das Grundstück, auf dem schon der Großvater von meinem Mann gesessen hat. Oder vielleicht war es auch nur Schwindel und eine Drohung, um mich für das Angebot gefügig zu machen, mit dem der Sandelholz zu mir gekommen war, nämlich ich sollte mich an dem großen Schmuggelgeschäft beteiligen. Ich hab' nicht etwa gleich Ja gesagt, sondern mich bis zuletzt gewehrt, obwohl mir das Wasser schon bis an den Hals stand. Alles hab' ich mir vorerzählen lassen. Daß kein Mensch es merken würde, weil meine großen Garten bis dicht an den Wald stößt, und daß sonst niegendwo die Waren so leicht weiter zu schaffen wären, weil zu mir doch immer die großen Planwagen mit Fässern und Kisten und Ballen kommen, also daß wir am hellichten Tag auf- und abladen können, ohne daß einer Argwohn schöpft. Immer und immer hab' ich mich geweigert, bis der Seidenberg Ernst gemacht hat und ich die gerichtliche Zustellung wegen der Subhastation bekam. An dem Tag aber hat der Sandelholz, wie zufällig, bei mir vorgesprochen und hat gefragt: ‚Nu, Frau Kalinna, wie steht's?‘ Na und da hab' ich natürlich ‚Ja‘ gesagt und ‚Macht mit mir, was ihr wollt‘, denn die Schande hätt' ich ja nicht überlebt, mit 'nem weißgeschälten Weidenstock und 'nem Bettelsack aus dem Dorf 'rauszugehen, in den man alle die Jahre immer die Erste gewesen ist! Und auch schon wegen der Kinder nicht. Der Jung' hätt' sich ja vielleicht weiter geholfen, denn er ist gelernter Fleischer und versteht 'was von der Landwirtschaft. Aber die Margell' Mit Klavierklimpern und Stickereien machen kommt man nicht vorwärts, und daß sie wegen ihrem Aussehen einen Mann gekriegt hätte, davon war leider keine Rede, da mußte ich schon mit 'nem tüchtigen Knups Geld der Liebe nachhelfen. So also, Herr Kreisrichter, ist es gekommen, daß ich mich auf die Anschläge von diesem Sandelholz eingelassen hab'.“

So stand Frau Kalinna an dem Fenster ihrer großen Krugstube, und aus der für den Herrn Kreisrichter bestimmten Verteidigungsrede, die der Anblick des roten Hauses in ihr ausgelöst hatte, wurde allmählich eine überzeugungskräftige Argumentation, daß sie bei ihrem so einträglichen Grenzgeschäfte nichts zu befürchten hätte.

Woher sollte das Unglück überhaupt kommen?

Im Dorfe hatte kein Mensch eine Ahnung, denn die Ballenträger — lauter sichere und erfahrene Grenzgänger aus den polnischen Dörfern um Grajewo — waren ihrem Brothern Sandelholz dankbar und ergeben, einmal des guten Verdienstes wegen, und zum anderen, weil er Weib und Kinder nicht im Stiche ließ, wenn einer seiner Leute mal das Unglück hatte, abgefaßt und ein paar Monate eingesperrt zu werden. Aufmerken kamen sie nur in finstdunkler Nacht herüber, und wenn sie erst die Grenze eine halbe Meile weit hinter sich hatten, war jede Gefahr so gut wie vorüber. Der Zugang zum Kruge war durch Wald und Garten so gedeckt, daß es schon eine ganze Reihe höchst unglücklicher Zufälle geben mußte, um bei Leuten, die das Geschäft nichts anging, überhaupt nur einen Argwohn aufkommen zu lassen. Der einzige Mitwisser aber, den Frau Kalinna im Dorfe hatte und haben mußte, weil sie's allein nicht hätte schaffen können, war der alte Lehbkirr Schmiegel. Und der hielt den Mund, denn er stand sich bei dem Geschäfte nicht schlecht und war dem Hause, in dem er seit seiner Jugend diente, treu ergeben. Sein Amt war es, an den Abenden, die für das Grenzgeschäft bestimmt waren, eine Art von Aufklärungsdienst zu verrichten, ob nämlich in dem an den Krug garten grenzenden Walde alles in Ordnung war. Traf er dabei auf einen patrouillierenden Grenzwächter, so erklärte er, daß er hinter einem Stück seiner Herde her wäre, das sich unter Tags verlaufen hätte, und wußte seine Angst und Sorge so eindringlich zu schildern, daß der mitleidige Beamte ihm zuweilen suchen half. An einem solchen Abend aber kehrten die Ballenträger einfach um oder verbrachten in einer dichten Tannenschonung den Rest der Nacht und den folgenden Tag, bis sich eine günstigere Gelegenheit bot. Der gute Schmiegel nämlich that so besorgt um seinen angeblich entlaufenen Schimpfing, daß er sein wegen der Dunkelheit mitgenommenes Laternlein schwenkte und immerfort mit lauter Stimme schrie: „Kossula, mein Kossula, mein Kossapfel, mein Tänschen, komm nach Hause, die andern hangen sich nach dir.“ Inzwischen aber nannte er die entlaufene Kuh auch Stafseta oder Gawron, um einige Abwechselung in dieses System zu bringen. Wenn aber die Grenzwächter der zweiten Abwerrungslinie, die nun ein beträchtliches weitländiger war als die dicht hinter der Grenze stehende, im Kruge vorsprachen, ehe sie sich auf ihre Posten begaben, dann ging ihnen der alte Schmiegel nach, um zu erkunden, wo sie blieben. Und standen sie an der Schikorrer Landstraße, dann führte er die Leute des Herrn Sandelholz auf

einem schmalen, aber sicheren Fußsteige mitten durch das große Torfbruch; hatten sie aber den Weg vor Popiellen her besetzt, dann mußte ein großer Bogen mitten durch den Hochwald geschlagen werden, weil der Popieller Weg dicht neben dem Bruche entlang lief. Sollten die Ballenträger jedoch trotz aller Vorsichtsmaßregeln einmal den Grenzjägern in die Hände fallen, dann war Inquisitorial und ausgemacht worden, daß sie über das Ziel ihres Ganges unverbrüchlich zu schweigen hatten.

So war alles geschehen, was menschliche Voraussicht ersinnen konnte, um das Grenzgeschäft vor berufener und unberufener Störung zu sichern. Und es war etwas ab! In den zwei Jahren hatte Frau Kalinna die Seidenbergsche Hypothek getilgt, schon hier und da an sicheren Stellen gespartes Geld angelegt, und wenn noch ein paar Jährchen ins Land gingen, dann stand das Haus wieder im alten Glanze. Dann konnte sie's verschmerzen, daß sie diesen windigen Schreiber, dem Bräutigam ihrer Tochter Anna, eilftausend Thaler Mitgift hatte versprechen müssen, die am Tage vor der standesamtlichen Trauung fällig waren — anders that es nämlich dieser habgierige Mensch nicht — und ihrem Jungen konnte sie einmal, wenn sie aufs Altenteil ging, das väterliche Erbteil ungeschmälert in die Hände legen. Am liebsten hätte sie ja gehabt, er brauchte davon nichts zu erfahren, auf welche Geschäfte sich seine Mutter hatte einlassen müssen; wie aber die Dinge einmal lagen, konnte sie es ihm auf die Dauer nicht verschweigen, aber sie hätte von heute auf morgen das ganze Geschäft aufgeben müssen. Daß man aber ein so einträgliches Brot nicht fortwarf, das mußte doch auch der Junge einsehen, trotz der verdorbenen Ansichten, die er mit seinem bunten Rock vom Militär mitgebracht hatte. Nur mußte man mit der Aufklärung natürlich noch ein wenig warten, bis er wieder zu Hause recht warm geworden war und für das väterliche Besitztum so die richtige Liebe gefunden hatte! . . .

So stand Frau Kalinna und sann und sann, bis es in der großen Wirtsstube schon ganz dunkel geworden war. Und als einer der Gäste, die am Abend in der guten Stube saßen, einer von den „Herren Reisrendarinssen“ aus der nahen Stadt, den Kopf zur Thür hereinstreckte und sie mit dem üblichen Zurufe begrüßte: „Na, Frau Kalinnachen, was kost' das Toppchen Kaffee?“, da war ihre gute Laune schon längst wiedergekehrt. Sie wandte sich lachend um und rief zurück: „Ein Dichen, Bruderchen, ein Dichen bloß!“ Und entschuldigen Sie mau, daß noch kein Licht brennt, aber ich werd' die Margell, die Maria, gleich zum Anstecken schicken!“ . . . Die zur stehenden Redensart gewordene Begrüßungsformel aber stammte von einem lustigen Vorkommnis. Eines Tages nämlich war der neu ans Gericht versetzte Erste Staatsanwalt aus dem Städtchen gekommen, um sich davon zu überzeugen, ob seine Referendarien ihm von der guten Verpflegung in dem Kalinnaschen Wirtshause nicht zu viel vorgeschwärmt hatten. Und da er bei dem regnerischen Herbstage zu dem Spaziergange einen verschiffsienen Lodenmantel mit dem dazugehörigen Jagdhute angezogen hatte, so hielt ihn die Kruzwirtin für einen durchpassierenden Stromer und tredenzte ihm den gewünschten Kaffee in der für Gäste solchen Schlages üblichen Weise. Sie hieß ihn in der großen Stube niedersitzen und setzte ihm einen mächtigen Blechtopf vor, in dem sich der männiglich „Linrsch“ genannte Handwerksburschenkaffee befand, das heißt ein Aufguß heißen Wassers auf viel Cichorie und einige wenige Bohnen. Dazu aber aus freier Hand eine altbackene Semmel. Und als der Herr Erste Staatsanwalt unter ihrer Aufsicht — des Topfes wegen nämlich, den manche Gäste dieses Kalibers gerne mitgehen hießen — das Gereichte verzehrt hatte, da klopfte sie ihm bei der Frage nach seiner Schuldigkeit herablassend und wohlwollend auf die Schulter und sagte: „Ein Dichen, Bruderchen, ein Dichen bloß.“ Der hohe Herr aber, der aus dem „Reich“ gekommen war, ließ sich's erklären, daß dieser Ausdruck ein Zehnpfennigstück bedeutete, entrichtete den ihm gering erscheinenden Betrag und sprach am andern Tage seinen Referendarien seine Anerkennung dafür aus, daß sie sich genug bescheidenen Sinn bewahrt hätten, um an solchen frugalen Genüssen Gefallen zu finden. In der Folge freilich wurde er über seinen Irrtum aufgeklärt und bekam von nun an, wenn er auf einem Spaziergange bei der Kruzwirtin einkehrte, seinen Kaffee in der Pfuschtube serviert, dazu lockeres Schwarzbrot, goldgelbe Butter und rosig leuchtenden Schinken. Die Bezahlung aber blieb stets die gleiche, denn das hatte Frau Kalinna sich als Sühne für ihr sonst eigentlich unverzeihliches Versehen bescheidentlich und unter tausend Entschuldigungsworten ausgebeten. Und sie heimste damit zugleich, freilich ohne es vielleicht beabsichtigt zu haben, noch einen ganz besonderen Vorteil ein. In der guten Gesellschaft des Städtchens, zu der natürlich auch die Assessoren und der Herr Obersteuerinspektor der Steuerbehörde zählten, sprach sich das harmlose Vorkommnis bald herum und bildete an diesen maßgebenden Stellen eine neue Schutzwehr gegen jeglichen Verdacht und Argwohn. Wer sollte wohl auf die Vermutung kommen, daß in dem Hause dieser gemütlichen und tüchtigen Frau, in dem der Herr Erste Staatsanwalt sozusagen als ein Stammgast verkehrte, sich die Centralstelle fast für den ganzen unerlaubten Grenzverkehr befand? Und daß von hier aus jährlich Tausende und Tausende von Warenballen unverzollt ins Inland gingen?

* * *

Das war also der Tag der Heimkehr gewesen, auf den der Franz sich so lange vorher gefreut hatte! So sehr gefreut, daß ihm der Eisenbahnzug viel zu langsam ging und er die ganze Nacht über an dem schmalen Fenster stand und hinausstarrte, ob in den Feldern und Rainen, an denen der Zug im klaren Lichte des Mondes vorbeiraste, sich nicht endlich ein Merkmal der Heimat zeigte. Und als hinter Lötzen die langen Strecken sandiger Kiefernheide anfingen, zwischen denen die blauen Seen im ersten Frühsonnenstrahl ihre vom Morgenwinde gekräuselten Wellen bis dicht an den Bahndamm trugen, da weitete sich ihm die Brust von einem unsagbaren Frohgefühl, als wäre die Heimat eine Braut, die seiner Rückkehr mit Ungeduld harrte.

Schon im Herbste hatte er angefangen, auf dem kleinen Wandkalender an seiner Schrankthür die Tage auszustreichen, die ihn noch von der Entlassung trennten, und im Frühjahre manchmal, wenn das Regiment an dem grünenden Tiergarten vorbei nach dem Tempelhofer Felde marschierte, da hatte ihn die Sehnsucht nach der Heimat gepackt, daß ihm das Herz wehthat und er die Zähne auseinander beißen mußte, um nicht unversehens einmal laut aufzuschluchzen. Die andern, die mit ihm in Reih und Glied marschierten, hatten gut reden. Ihnen winkten bei ordentlicher Führung an jedem Feste ein paar Urlaubstage, die sie bei Eltern und Geschwistern verbringen konnten, er aber mußte in der Kaserne sitzen oder sich in den Straßen von Berlin herumtreiben, denn die eigene Mutter wollte ihn während seiner ganzen Soldatenzeit nicht ein einziges Mal zu Hause haben. Zuweilen hätte es ja wirklich kaum die weite Reise gelohnt, aber auch zu Weihnachten und Ostern, wo es zehn Tage Urlaub gab, hatte sie ihm immer abgeschrieben. Mal war sie krank und lag zu Bett, oder sie mußte selbst nach Königsberg verreisen, mit der Anna nämlich, die sich dort wegen ihrer bevorstehenden Verlobung in aller Stille falsche Zähne einsetzen lassen wollte, und ein andermal hatte es wieder einen andern Grund gegeben. Die Mutter schrieb ihm zwar jedesmal zum Troste ein ordentliches Stück Geld, aber fast wollte es ihm scheinen, als hielte sie ihn absichtlich von der Heimat fern, als ginge zu Hause etwas vor, wovon er nichts erfahren sollte. Deshalb hatte er auch diesmal nichts davon geschrieben, daß der Tag seiner Entlassung gekommen war, sondern sich ganz still auf den Heimweg gemacht. Wer mochte wissen, ob die Mutter nicht einen neuen Grund ausfindig machte, der seine Heimkehr nicht rasam erscheinen ließe! Und jetzt war er endlich zu Hause, stand wieder auf seinem väterlichen Grund und Boden, aber ihn wollte bedünken, als wäre die Vorfreude größer und schöner gewesen als die Erfüllung. Gewiß, die Mutter hatte geweint, als sie ihn in die Arme schloß, und sich vor Glück und Stolz kaum zu lassen gewußt, auch die Schwester war bei der Begrüßung aufgesprungen mit einem freundlicheren Gesichte als sonst, ihm aber war dabei immer zu Mut gewesen, als fehlte noch etwas, als sollte die eigentliche Freude erst kommen. Statt dessen hatte gleich hinterher der graue Werktag wieder eingesetzt, und das hiesige festliche Stimmung war in häßlichem Zank und Hader begraben worden! Jetzt glaubte er ja zu wissen, weshalb die Mutter ihn so lange nicht hatte nach Hause kommen lassen. Angst hatte sie gehabt,

Siesta d

Nach dem

Photographie & Copyright 1898 by Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Els., Paris u. New York.

gstochter.

va Coomans.

er könnte sich mit diesem Mädel einlassen, dieser Maria Pruchnow, die allen jungen Leuten hier die Köpfe verdrehte. Wenn das aber ihre einzige Sorge war, dann konnte die Mutter ruhig schlafen. Gewiß, das junge Mädchen war ihm aufgefallen, als sie so unvermutet zur Thür hereintam, aber doch wirklich nur deshalb, weil er sie nicht gleich wiedererkannt hatte. Und wenn er sie sich nachher, als die Anna die hämische Bemerkung machte, ein wenig genauer ansah, so war das nur deshalb geschehen, weil er sich wunderte, daß aus dem unansehnlichen Waisenmädel ein leidlich hübsches Frauenzimmer geworden war. Darum sich aber gleich bis über beide Ohren zu verlieben? Ach, du mein lieber Gott, dazu war er doch nicht mehr als zwei Jahre in Berlin gewesen! Was da lange Kleider trug, hatte ihm blaue Augen gemacht, wenn er Sonntags in seiner schmucken Extrauniform über die Straße ging, und in Genz' Ballsalon in der Elsässer Straße, da hätte er sich von Rechts wegen tottanzen müssen, wenn es „Damenwahl" gab. Da chassierten sie zu sechs oder sieben auf ihn zu, wenn die Musik Fanfare geblasen und der Maitre gerufen hatte: „Meine Herren, die Damen engagieren!" Er aber hatte sich nichts daraus gemacht, denn das gab jedesmal nur Streit mit den Kameraden, denen die Mädels fortgelaufen waren. Zum Schlagen kam es ja nicht, denn seit er ihnen einmal gezeigt hatte, daß er zur Not es mit einem halb Dutzend Jungen aufnehmen konnte, da hüteten sie sich, mit ihm anzubinden. Er aber war für so etwas überhaupt nicht, denn er ging, wie alle gutmütigen Riesen, lieber Streit am liebsten in weitem Bogen aus dem Wege. Damals, als ihm die Drei-Einsliten und ein Dreijähriger von der siebenten Kompagnie in der Stallschreiberstraße auflauerten, da hatte er sie zuerst gewarnt und nicht eher zugeschlagen, als bis er eine Messerklinge blitzen sah. Da freilich gab's eingeschlagene Nasenbeine und ausgerenkte Kinnbacken, denn umsonst schlug er auch nicht zu. Am andern Tage aber streifte er die drei Tage Mittelarrest sozusagen mit dem Aermel, und eigentlich hatte er es nur dem Umstande zu verdanken, daß am nächsten Tage Kompagnievorstellung war, wenn er ohne Strafe davonkam. Ohne den Flügelmann, auf dessen ruhiges Verhalten das richtige Eintreffen fast aller Schwenkungen und Evolutionen abgestimmt war, wäre die Vorstellung sicherlich ins Wasser gefallen. Und um diese gewichtige Persönlichkeit durch eine Strafaundrohung unnütz zu verstimmen, dazu hatte der Herr Kompagniechef selbst vor seinen hohen und allerhöchsten Vorgesetzten zu viel „Butter auf dem Kopfe". Also war Franz Kalinna damals noch mit blauem Aug davongekommen, und da er in der Folgezeit keine Lust verspürte, als ein „Bestrafter" drei Jahre beim „Kommiß" zu bleiben, so verzichtete er lieber auf die Triumphe in Genz' Ballsalon und ging, wenn der Trompeter die Fanfare zur Damenwahl blies, ins Freie oder ans Büffet, ein Glas Bier trinken.

Aber auch sonst, in ernsthafteren Fragen, war er kühl und ruhig geblieben.

Da verlehrte er zum Beispiel in der Familie eines engeren Landsmannes, der Feldwebel in seinem Regiment gewesen war und es später zu einer einflußreichen und angesehenen Stellung in der Verwaltung der Königlichen Theater gebracht hatte. Die beiden Töchter des Hauses, zwei niedliche und gebildete junge Mädchen, waren so freundlich und liebenswürdig zu ihm, daß er ordentlich in Verlegenheit geriet, wie er sich dafür revanchieren sollte. Sie nahmen ihn abwechselnd auf den zweiten Dienstplatz im Opern- und Schauspielhause mit, und wenn er sie vor dem Nachhausegehen in eine Konditorei führte, dann erkundigten sie sich teilnehmend nach dem Ergehen von Mutter und Schwester und schwärmten mit ihm von der gemeinschaftlichen ostpreußischen Heimat, die sie leider ja nur vom Hörensagen kannten, so daß er sicher war, er hätte nur zu fragen brauchen, ob eine der beiden Töchter des „Geheimen expedierenden Herrn Sekretärs" ihm nicht als seine Braut ins Elternhaus da unten am Lyckse folgen wollte. Einmal aber dachte er noch nicht im Traume daran, sich in so jungen Jahren zu binden, zum andern aber zweifelte er ernstlich, ob er überhaupt noch die Fähigkeit besaß, sich in ein junges Mädchen zu verlieben. Seit seiner unglücklichen Zuneigung für die Chausseeeinnehmerstochter damals hatte sein Herz nicht wieder gesprochen. Und da bildete sich die Mutter ein, er würde sich so mir nichts, dir nichts in dieses Mädel verlieben! In ein Schenk- und Dienstmädchen, das eigentlich und sozusagen auch in seinen Diensten stand, denn von Rechts wegen war die Mutter doch nur die Verwalterin seines väterlichen Erbteils? Ah nein, so etwas that der Franz Kalinna nicht! Der wußte schon, was er sich und der Stellung, die ihm einmal in der Welt zukam, schuldig war! Auf zehn Meilen in der Runde gab es keinen Besitzersohn, der sich mit ihm an Rang und Wohlhabenheit hätte vergleichen können. Wenn die Mutter in kurzem aufs Altenteil ging, dann war er der Herr Kalinna, hatte den Krug und die Fleischerei, saß auf fünfhundert Morgen Land und konnte es sich leisten, mit der Flinte auf die Jagd zu gehen, wie es vor ihm sein Vater gethan hatte! Aber nicht nur äußerlichen Drill und Schliff hatte er sich während seiner Militärzeit angeeignet, sondern auch jede Gelegenheit benutzt, seiner bis dahin ziemlich lückenhaften Bildung nachzuhelfen. Ein nachdenklicher Mensch lernt in Berlin ja schon beim bloßen Durch-die-Straßen-schlendern, und in der Kompagnieschule, die eigentlich dazu bestimmt war, zukünftige Unteroffiziere aus den Mannschaften heranzubilden, war er der Fleißigsten einer gewesen. Der Leiter dieser Schule, ein Premierleutnant von Faltenheiner, hatte Liebe zur Sache mit einer seltenen Gabe klaren und eindringlichen Unterrichtens verbunden, und sein Flügelmann war nicht nur sein längster, sondern auch sein aufmerksamster Schüler gewesen. Er mochte den „langen Ostpreußen" gut leiden und gab sich mit ihm ganz besondere Mühe, wenn er einmal merkte, daß diesem eine seiner Auseinandersetzungen nicht recht aufgegangen war. Franz Kalinna aber vergalt dieses Interesse mit einer geradezu schwärmerischen Verehrung, und als ihm sein Lehrer und Premierleutnant beim Abschiede die Hand reichte, da hätte er sich für all das Gelernte gerne bedankt, aber ihm saßen die Thränen schon im Halse, und er konnte auf die Mahnung, auch in der Heimat nicht zu vergessen, daß er durch Kenntnisse und Führung allen Anspruch auf einen Unteroffiziersposten beim zweiten Garderegiment gehabt hätte, nur mit der militärischen Allerweltsformel „Zu Befehl" antworten. An dem Händedrucke aber schon hatte der Herr Premierleutnant gemerkt, wie es gemeint war. Und da bildete die Mutter sich ein, er würde beim Nachhausekommen nun nichts Eiligeres zu thun haben, als sich in diese Maria Pruchnow zu verlieben, ein Mädel, an das er bis zum heutigen Tage nicht einmal im Traume gedacht hatte! Aber ein Gutes hatte die Angst der Mutter vorher doch gehabt. Da er nicht nach Hause fahren durfte, so hatte er längere Urlaubszeiten dazu benutzt, sich auch ein Stück von der Welt anzusehen, die hinter Berlin lag, war einmal in Dresden und der Sächsischen Schweiz gewesen, und ein andermal hatte ihn sein Weg über den Harz sogar nach Frankfurt am Main und den Rhein hinab bis Köln geführt. Und wenn er sich's jetzt recht überlegte, konnte er froh darüber sein, denn von der Heimat aus machte man solche Reisen nicht. So hatte er auch auf diese Weise seinen Gesichtskreis erweitert, brauchte in Gesellschaft gebildeter Leute seinen Mund nicht zu halten wie die andern Pommuchel von Besitzersöhnen hier, die, wenn's hoch kam, einmal in ihrem Leben wirklich und wahrhaftig bis Königsberg gekommen waren! Und da sollte er? . . . Es war wirklich zum Lachen! Allein schon, wenn er daran dachte, worüber er sich mit dem Mädel wohl unterhalten sollte! Das hübsche Gesicht allein schaffte es nicht, ein junger Mensch wie er verlangte von seiner Zukünftigen doch außerdem auch Bildung, damit man sich mal über etwas anderes aussprechen konnte, als nur immer über die Wirtschaft, das Geschäft und dergleichen. Aber was sie, die Maria Pruchnow, gelernt hatte, war natürlich nichts mehr als das bißchen Lesen, Schreiben und Rechnen in der Dorfschule, und alles, was ihn interessierte, das mußten ihr doch sozusagen böhmische Dörfer sein! — —

So wanderte Franz Kalinna, nachdem ihn die Mutter beim Kommen des Herrn Sandelholz aus der Krugstube gescheucht hatte, mit seinen Gedanken die Dorfstraße entlang, erwiderte hier und da einen Gruß, hyrach auch mit einzelnen seiner alten Bekannten, aber alles halb mechanisch und ohne innere Anteilnahme, so daß er, ohne es zu beabsichtigen, bei seinen Vorgesonsen den Eindruck erweckte, er sei recht hochmütig und eingebildet von Berlin zurückgekommen. Und der Schuster Augustin, der mit dem Gerber

Wingorsch und dem Töpfer Pigulla vor der Hausthür stand, hing den „Giebhaken", die kurze Pfeife, in den linken Mundwinkel und sagte: „Na, ja, das ist so, bei der Garde nämlich. Und wo der Franz doch von unserem alten Herrn Kaiser immer so ausgezeichnet wurde, da braucht man sich nicht zu wundern, wenn ihm das ein bischen zu Kopf gestiegen ist." Und als die Nachbarn achtungsvoll beim Namen des Kaisers die Mützen lupften, erzählte er ihnen trop des ausdrücklichen Verbotes dieselbe Lügengeschichte wie vorhin im Kruge der alten Weitkuffen, nur jetzt natürlich viel ausführlicher und mit allen Einzelheiten. Es fehlte nicht viel, und er hätte noch einen neuen Schluß hinzugedichtet, daß nämlich der Kaiser seinen Flügelmann nach einer besonders gut gelungenen Vorstellung zum Frühstück aufs Schloß geladen hätte; als er aber gerade damit loslegen wollte, trat die Weitkuffen zu der Gruppe, und da mochte er sich doch nicht der Gefahr aussetzen, von ihr Lügen gestraft zu werden. Franz Kalinna aber stieg in der Achtung seiner Dorfgenossen um ein ganz Bedeutendes; der Töpfer Pigulla, der so wie so schon vom Krughose in einer gewissen Abhängigkeit lebte, nicht nur der Oefen wegen, sondern ebenso, wie der Schuster Augustin, wegen seiner Vorliebe für grünen Pfefferminz, krapte sich den Kopf und sah dem großen Gardisten auf der Dorfstraße nachdenklich nach. „Na, da hätte es sich doch eigentlich gehört, daß man bei der Begrüßung auf ihn nicht mehr junger Herr gesagt hätte, sondern „Herr Wohlthäter", oder womöglich „Euer Gnaden". — —

Als Franz hinter dem Dorfe auf das väterliche Feld hinaustam, mußte er sich ordentlich einen Ruck geben, denn ihm war mit einem Male zum Bewußtsein gekommen, daß er eben versucht hatte, sich vor seinem inneren Auge das Gesicht dieser Maria Puchnow vorzustellen, in dem Augenblicke, als sie zum erstenmal zur Thür hereintam, und darüber nachzugrübeln, ob sie ihn eigentlich dabei angesehen hatte oder nicht. Weiß Gott, das war ja fast noch lächerlicher als die Angst, die die Mutter hatte! Und das kam auch nur daher, weil sie für nötig befunden hatte, ihn ganz nachdrücklich und zu zwei verschiedenen Malen vor ihr zu warnen, denn ohne diese Warnung wäre es ihm natürlich nicht im Traume eingefallen, sich das Mädchen überhaupt nur genauer anzusehen. Jetzt aber sollte es damit holla sein und ein für allemal Schluß! So viel und lange wie heute hatte er ja in den ganzen zwei Jahren nicht an ein Mädel gedacht! . . . Und um diesen Entschluß auch sofort in die That umzusetzen, begann er sich eifrig die Winterjaat anzusehen, stapfte mit seinen dünnsohligen Extrastiefeln über den aufgeweichten Boden und sah zu seinem Mißvergnügen, daß der Roggen ziemlich stark gelitten hatte. Stellenweise schien er ihm ausgefroren und in den tiefer gelegenen Strichen war er gelb geworden, anscheinend, weil man vergessen hatte, zur Zeit der Schneeschmelze die Abflußgräben im Zug zu halten. Na, das sollte natürlich von jetzt an anders werden, er wollte die Landwirtschaft schon wieder in Schwung bringen. Und das Fleischergeschäft, das in der Zeit seiner Abwesenheit so gut wie ganz und gar eingeschlafen war, natürlich ebenso! Wenn es sich bewahrheitete, daß zum Herbst in die Kreisstadt zwei Regimenter Soldaten gelegt würden, dann war bei verständigem Betriebe mehr daran zu verdienen als an der ganzen Schankwirtschaft! Dann brauchte man auch nicht dies Mädel, die Maria Pruchnow, als Lockmittel und Aushängeschild, und die Referendarien und Besitzerssöhne konnten samt ihrem Champagner zur Hausthür hinausfliegen. Das wäre ja noch schöner, wenn der Franz sich womöglich einbildete, von seiner hübschen Larve hinge das ganze Geschäft ab! — —

So waren Franzens Gedanken allmählich auf einem kleinen Umweg wieder glücklich an ihrem Ausgangspunkte zurückgekehrt, und als er vom Walde her durch den Garten auf den Hof treten wollte, da stand die, mit der er sich die ganze Zeit über beschäftigt hatte, sogar leibhaftig vor ihm. Sie hatte ein anderes Kleid an als am Nachmittag, ein einfaches Hütischen nur, aber doch sauber und recht kleidsam, an den Füßen trug sie ausgeschnittene Lackschuhe und hatte eine kleine weiße Schürze vorgebunden — wie eine richtige Schenkmamsell, mußte Franz unwillkürlich denken; fehlte nur noch die lederne Geldtasche an der rechten Seite, und das Bild war fertig. Sie stand über den langen Tränktrog am Ziehbrunnen gebeugt und schwenkte ein paar hohe Glasleche aus. Na ja, richtig, daraus würden nachher am Abend die Besitzerssöhne Champagner trinken! . . . .

Ein widerwärtiges Gefühl stieg ihm mit einem Male in der Brust empor, und wenn's noch gegangen wäre, hätte er kurz Kehrt gemacht, um hinter der Scheune herum ins Haus zu gehen. Aber sie hatte bei dem Geräusch seiner Schritte den Kopf erhoben und sah ihn an, na, und da hätte es sich doch geradezu albern ausgenommen, wenn er umgekehrt wäre! Und da er doch nicht gut ohne Gruß an ihr vorübergehen konnte, so klinkte er die Gartenthür auf und sagte Guten Abend. Und sie darauf mit einem leichten Knix: „Guten Abend, junger Herr, und willkommen in der Heimat!" Ordentlich bescheiden und respektvoll hatte es geklungen.

Jetzt hätte er ja ruhig weitergehen können, aber auf den freundlichen Willkommen gehörte doch eine Antwort, und schließlich sollte das junge Mädchen sich nicht etwa einbilden, er liefe seiner Mutter am Schürzenband nach oder hätte gar wohl Angst vor den angeblichen Hexenkünsten, mit denen es diesen Provinzkassern hier die Köpfe verdrehte. Zugleich aber schien es ihm die passendste Gelegenheit, um gleich von vornherein den nötigen Abstand zwischen ihnen beiden zu etablieren, ihr zu zeigen, daß er der Hausjohn und zukünftige Herr sei und überhaupt nicht so wie die anderen. Also blieb er stehen, aber merkwürdigerweise konnte er den richtigen Anfang zu dieser Auseinandersetzung nicht finden.

Ueber dem Scheunendach hob sich die Sichel des zunehmenden Mondes und warf auf das rotblonde Haar des jungen Mädchens, das sich wieder zu seiner Arbeit herabgebeugt hatte, ein seltsam schimmerndes Licht. Von den Ställen her klang das Rasseln der Viehketten, im Dorfe bellten und kläffen die Hunde, Kindergeschrei klang herüber und zwischen all dem vielstimmigen Lärm ein feines, zitterndes Glockenklingen, das Abendläuten vom Turme der katholischen Kirche vor dem Thore der Stadt. Und Franz Kalinna stand noch immer da, hatte sich den Waffenrock zurechtgezogen, auch schon einmal in den Kragen gegriffen, aber der gesuchte Anfang wollte sich nicht einstellen. Ordentlich lächerlich kam er sich vor, und eine fast feindselige Stimmung gegen sich selbst überkam ihn, daß er mit seiner ganzen Berliner Bildung hier so kläglichen Schiffbruch erlitt. Da richtete das junge Mädchen sich auf, hielt eins der ausgeschwenkten Gläser prüfend gegen das Mondlicht und sagte leise und ohne ihn bei sich anzusehen: „Junger Herr, es ist nicht gut, daß Sie hier stehen bleiben. Wenn Ihre Frau Mutter uns sieht, haben wir beide böse Zeiten!"

Das war endlich der richtige Anknüpfungspunkt. Franz Kalinna reckte sich in seiner ganzen Länge heraus und sagte, so recht von oben herunter: „Du bild's dir doch nicht etwa ein, ich wär' deinetwegen stehen geblieben? Oder ich würd' mit dir hinter dem Rücken meiner Mutter Heimlichkeiten anfangen?"

Jetzt ward das junge Mädchen mit einer stolzen Bewegung den Kopf zurück, und in ihren dunklen Augen blitzte es auf.

„Dazu gehören doch überall und immer zwei auf der Welt, junger Herr! Und Heimlichkeiten brauch' ich nicht. Wenn ich will, brauch' ich nur meine Hand heute abend auszustrecken, wenn die Krugstube voll sitzt von all den reichen jungen Bauern, und zu fragen: Wer von euch will mir den Trauring an den Finger stecken? Da werden zehn aufspringen, statt einem, und ich kann mir einen aussuchen, der sein eigener Herr ist, nicht aber nach der Rute schielt, die seine Mutter hinter den Spiegel gesteckt hat!"

Dem jungen Burschen schwollen vor jäh aufsteigendem Zorn die Stirnadern.

„Na, dann wunder' ich mich bloß, daß du's bis heute noch nicht gethan hast! Wenn's einem von diesen Kaffern hier recht ist, daß sein Herr Schwiegervater im roten Hause sitzt, meinen Segen soll er haben! Und je eher du selbst hier machst, daß du weiterkommst, desto lieber ist es mir, denn diese Champagnerwirtschaft paßt mir nicht! Verstanden?" Damit wandte er sich kurz ab und schritt dem Hause zu, in dem allenthalben schon die Gäste saßen, in der großen Krugstube, dem Herrenzimmer und

in der Putzstube. Hinter ihm aber fiel klirrend ein Glas auf die Steine der Brunneneinfassung, und ein junges Menschenkind griff sich mit der Hand nach dem Herzen. Da war im Allerinnersten mit einem Schlage etwas entzwei gegangen, ein thörichter Traum nur aus der Kinderzeit, aber köstlich und herrlich und unerfüllbar natürlich, wie alle Träume. — — —

An diesem Abend wurde im Kruge frühzeitig Feierabend gemacht, denn die „obsternatsche Margell“ hatte wieder einmal ihre „Nicken“ und wollte nicht bedienen. Sie lag auf ihrem Bett, starrte vor sich hin mit trockenen Augen und gab ihrer Herrin, die sie an ihre Pflicht mahnen kam, kaum eine Antwort. Nur daß sie aus dem Dienst gehen wollte, wenn ihre vierzehn Tage um wären, und daß sie keine Lust mehr hätte, sich zu all ihrer Arbeit noch Grobheiten sagen zu lassen. Da schalt Frau Kalinna mit ihrer Tochter, weil sie durch ihre Eifersüchteleі um diesen Kreisausschußschreiber das ganze Abendgeschäft verdorben hätte. Wo aber der wirkliche Schuldige saß, ahnte sie nicht. Der hatte sich an die Ecke des langen Tisches gesetzt, kaute an seiner ausgegangenen Cigarre und starrte vor sich hin. Und kaum, daß er sein Glas anhob, wenn einer der Besitzerssöhne aufstand, um mit ihm auf seine glückliche Heimkehr anzustoßen.

* * *

In der großen Kruglube war es still und einsam, nur der Schuster Augustin saß an einem der blankgescheuerten Tische, stärkte sich mit einem großen Krausen Pfeffermünz zu einem Gange in die Stadt, auf dem er ein Paar neubesohlte Stiefel abzuliefern gedachte, und las die Neuigkeiten im Kreisblatte. Langsam und bedächtig, denn sein Geschäft eilte nicht, lag ihm auch nicht besonders am Herzen, seit er durch eine Erbschaft von zweihundert Thalern in die Lage versetzt worden war, gewissermaßen als ein Rentner zu leben. Diese Summe hatte er in Teilen von dreißig und vierzig Mark unter die Tagelöhner und Eigenkätner des eigenen und der Nachbardörfer verliehen, gegen genügende Sicherheit natürlich, und der Zinsfuß, den er dabei erzielte, deckte reichlich den Verbrauch seines bescheidenen Haushaltes. Er hielt sich dabei genau an das Gesetz und hütete sich vor wucherischen Zinsen; er nahm nur sechs Prozent; da er aber diese sechs Prozent nicht für die Dauer eines Jahres erhob, sondern stets für die Frist von höchstens vierzehn Tagen — auf einen längeren Termin verlieh er kein Geld — so gestattete ihm dieser öftere Umschlag seines Anlagekapitals ein völlig sorgenfreies Dasein. Und er hätte die Schusterei ganz und gar aufgeben können, wenn nicht seine Frau dagewesen wäre, ein vom Arbeits- und Habsuchtsteufel geradezu besessenes Weib, das um geringen Lohn in die Stadt waschen ging, obwohl es doch gar nicht nötig war, und ihm jeden Pfennig der verdienten Zinsen fortnahm, um sie wieder in derselben nutzbringenden Weise anzulegen wie das Stammkapital! Und da diese Megäre leider Gottes gar kein Verständnis dafür besaß, daß ein denkender Mann auch mal für, sozusagen, geistige Genüsse ein Bedürfnis hatte, so blieb ihm nichts anderes übrig, als sein nicht gerade vergnügliches Handwerk weiter zu betreiben. Zuweilen, an den Tagen nämlich, die einem reichlichen Pfefferminzgenusse folgten, konnte er den säuerlichen Geruch frischen Leders gar nicht vertragen, und das Nähen mit Pechdraht verursachte ihm geradezu Pein. Aber was half es! Das bißchen Schusterei gab ihm wenigstens die Mittel, für ein paar Stunden am Tage zu vergessen, daß er trotz seines Reichtumes eigentlich ein armer Mann war. Das Weib nahm ihm zwar auch jedesmal den sauer verdienten Lohn für ein Paar neubesohlte oder vorgeschuhte Stiefel ab. Durch verschwiegene Vereinbarungen mit seiner Kundschaft aber gelang es ihm doch zuweilen, dabei Beträge von vier bis fünf Silbergroschen der Kontrolle zu entziehen, und wenn seine Schuld im Kruge zu sehr anschwoll, dann galt es einfach, irgend ein Märchen zu erfinden, das einen bedauerlichen Ausfall im Schustergeschäfte erklärlich machte. Mal waren die faulen Stellen in den neuen Sohlen trotz allen Verschmierens mit Wachs so deutlich erkennbar geblieben, daß der Kunde dafür einen Betrag von sieben bis acht Silbergroschen in Abzug brachte, oder er hatte, leichtsinnigerweise, einem anscheinend sicheren jungen Manne in einem Ladengeschäfte ein Paar Stiefel auf Kredit vorgeschuht, und dieser junge Mann war in eine fremde Stadt und ein neues Engagement gegangen, ohne die Schusterrechnung zu bezahlen. Dann geterte die Gattin zwar, daß er Arbeiten auf Kredit übernahm, ohne sich für die Bezahlung genügende Sicherstellung leisten zu lassen, er aber „verdiente“ daran jedesmal so viel, daß er den eigenen, schon stark ins Wanken geratenen Kredit im Kruge durch eine erhebliche Abschlagszahlung wieder stützen konnte. Und wie alles Böse auch wiederum sein Gutes hatte: wenn seine Frau für siebeneinhalb Silbergroschen und freies Essen in die Stadt waschen ging, dann hatte er zu Hause Feinleben. Konnte arbeiten oder auf den Klatsch gehen bei den Nachbarn oder, wie heute vormittag, wo es ein neues Kreisblatt gab, sich in die Kruglube setzen und mit der nicht gerade übermäßigen Kenntnis der deutschen Buchstaben die amtlichen Neuigkeiten entziffern. Groß war die Ausbeute ja gerade nicht, denn in der Regel handelte es sich nur um Verordnungen des Herrn Landrates wegen Klauenseuche und Rotlauf, oder die Bekanntmachung, an welchen Tagen die noch im Militärverhältnis befindlichen jungen Leute sich, je nach ihrem Jahrgang und Truppenteil, zur Kontrollversammlung zu stellen hätten. Zuweilen aber fand sich in dem amtlichen Teile auch eine Nachricht, die es wohl verlohnte, sich darüber mit den Dorfgenossen zu benehmen und auszusprechen, ein Steckbrief mit ausgesetzter Belohnung, oder, wie heute, eine Bekanntmachung, die selbst einem auf diesem Gebiete beleseнen Manne nicht gleich auf den ersten Blick verständlich erschien. „Amnestie“ stand nämlich darüber, ein Wort, das ihm im Kreisblatt noch nie begegnet war, und dahinter folgte eine Verordnung, daß aus Anlaß eines freudigen Ereignisses im Könighause alle diejenigen „amnestiert“ werden sollten, die bis zu einer Strafe von sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden wären. Da schloß der Meister Augustin zwar, daß diese Bekanntmachung für die davon Betroffenen nichts Ungünstiges bedeuten dürfte, sonst wäre wohl kaum dabei von einem freudigen Ereignisse die Rede gewesen, es schien ihm aber doch geraten, sich erst an einer maßgebenden Stelle über die Bedeutung dieses räthselhaften Wortes zu erkundigen, ehe er sich an die Verbreitung der Nachricht machte. Er brauchte ja dabei die Quelle seiner Wissenschaft nicht anzugeben. Also wandte er sich an den hinter der Tombank stehenden jungen Herrn Kalinna, der ziemlich mißvergnügten Gesichtes zu dem kleinen Fenster des Schenkraumes hinausblickte, vermied aber, sich dabei irgend eine Blöße zu geben. Er las ihm die Bekanntmachung vor und knüpfte daran in harmlosem Tone die Frage: „Na, was sagen Sie nun dazu, Herr Kalinna? Ist das nicht geradezu merkwürdig? „Amnestiert“ sollen diese Menschen jetzt auch noch werden!“

Franz Kalinna aber wandte gar nicht den Kopf nach ihm, denn draußen, in dem kleinen Gemüsegarten, den man vom Fenster des Schenkraumes übersehen konnte, schien etwas vorzugehen, was ihn weit mehr interessierte. Da kniete die Maria Pruchnow vor einem der Beete mit jungem Grünzeug und pflückte Sellerie oder Suppenkraut für das Mittagsessen. Ganz langsam und ohne sich zu übereilen natürlich, denn sie hatte der Mutter zu gehorchen, nicht nur gestern abend im ersten Unmut, sondern noch einmal und nachdrücklich heute früh nach dem Morgenkaffee. Und dabei schien sie es sich nicht im geringsten zu Herzen zu nehmen, daß sie die gute und einträgliche Stelle aufgab, denn sie scherzte bei der Arbeit mit einem Burschen, der auf der anderen Seite des Staketzaunes lehnte, und von dem er nur den Rücken sehen konnte. Sie lachte, daß ihre weißen Zähne nur so blitzten, und jetzt, mit einem Male ging etwas wie Erstaunen über ihre leicht beweglichen Züge. Sie stand auf, klopfte sich die Gartenerde von der Schürze und schien eine ganze Weile lang nachzudenken und zu überlegen, dann aber streckte sie, wie unter einem plötzlichen Entschlusse, dem am Zaune lehnenden Burschen die Hand entgegen, nahm ihren Korb mit Grünzeug auf und kehrte nach dem Hause zurück. Und er sah ganz deutlich, wie sie in dem Augenblicke, als sie dem Burschen den Rücken zukehrte, die Augen schloß und die Zähne fest aufeinander biß, als bestärkte sie sich selbst in einem Entschlusse, der sie vielleicht Ueberwindung gekostet hatte . . .

Er fuhr aus seinem Sinnen empor.

RÖMERIN

Nach dem Gemälde von Fritz Martin

Morgennebel im Hochgebirge.
Nach dem Gemälde von Leop. Rohbaug.

„Ja, was haben Sie gesagt, Meister Augustin? Also richtig, wegen der Amnestie im Kreisblatt! Das haben wir in Berlin schon vor vierzehn Tagen gewußt, und es ist auch ganz natürlich. Weshalb sollen diese armen Teufel allein ausgeschlossen sein, wenn das ganze Volk eine Freude hat?“

„So, so,“ sagte der Schuster und machte ein nachdenkliches Gesicht, obwohl ihm seine so geschickt angelegte Frage nicht die gewünschte Aufklärung gebracht hatte, „na ja, natürlich, und selbstverständlich sollen sie auch eine Freude haben! Aber wieso denn gleich ‚Amnestie‘?“

Jetzt mußte Franz Kalinna lachen.

„O, Sie neunmalneunklinger Pechdrahtzieher, weil Amnestie Begnadigung heißt, und die Bekanntmachung im Kreisblatt besagt nichts anderes, als daß alle freigelassen oder begnadigt werden, die weniger als sechs Monate gekriegt haben!“

Meister Augustin stimmte herzhaft in das Lachen ein, denn die gute Laune des Herrschers im Schenktraume schien ihm eine günstige Gelegenheit, einen großen Krauten Pfefferminz zu erwischen, auf Kredit natürlich, denn die Aufbesserung seiner Finanzlage war erst von dem Gange in die Stadt zu erhoffen. Und während er mit dem gelecrten Glase zur Toubank schritt, um es sich neu füllen zu lassen, sagte er: „Na ja, Herr Wohlthäter, woher sollen wir hier solche Wörter kennen? In Berlin natürlich und bei der Garde ist das etwas anderes! Aber ja, was ich sagen wollte, nämlich wenn nun alle diese Menschen begnadigt werden, dann muß ja auch der Vater von der Maria wieder rauskommen, der Pietsch, denn das letzte Mal hat er, glaub' ich, überhaupt nur fünf Monate gekriegt!“

Franz Kalinna ließ die Hand wieder sinken, die schon ins Regal nach der großen grünen Flasche mit dem Lebenselixir des Schusters gegriffen hatte, und im Gesichte stieg es ihm dunkelrot empor.

„Schockschwerenot noch mal, jetzt hört es aber bald bei mir auf! Das geht leit gestern und heute ja ganz so, als wenn überhaupt nur noch dieses Frauenzimmer auf der Welt wär'! Wo man die Augen aufmacht, da steht sie, und wenn man irgendwo hinhört, dann wird von ihr gesprochen!“

Der Schuster Augustin, der den Gegenstand seiner Sehnsucht so kurz vor dem Augenblick der Erfüllung wieder in unerreichbare Ferne zurückwandern sah, knickte vor Ergebenheit fast zusammen. Wielleicht, daß es ihm durch eine unterwürfige Haltung und geschickte Ausrede doch noch gelang, die große grüne Flasche wieder in greifbare Nähe zu bekommen . . .

„Na ja, entschuldigen Sie tausendmal, gnädiger Herr Wohlthäter, daß ich davon angefangen habe, aber diese Bekanntmachung im Kreisblatt geht auch mich an, weil nämlich der Pietsch, ich wollte sagen, der Pruchnow, immer bei uns wohnt, wenn er nicht im roten Haus sitzt. Lang' ist es ja nie, denn er sorgt immer dafür, daß er bald wieder reinkommt, aber ich kann nicht über ihn klagen, denn er hält sich die Wohnung ständig und bezahlt auch für die Zeit, wo er sie nicht benutzt. Also da wollte ich vorhin nur sagen, daß wir wegen dieser Amnestie eigentlich in Mitleidenschaft gezogen sind, weil wir doch nämlich in seiner Kammer unsern Lehrjungen einquartiert haben, und in einer Ecke sind Kartoffeln aufgeschüttet, in der anderen aber haben wir die beiden kleinen Ferkelchen untergebracht, denn im Stall draußen, da bläst der Wind von allen Ecken und Kanten rein, und . . .“

„Na ja und ist gut,“ unterbrach ihn Franz Kalinna und griff endlich nach der großen grünen Flasche. „Da haben Sie Ihren Pfefferminz, aber lassen Sie mich mit allem, was diese Margell angeht, in Frieden. Das wollen wir denn doch nicht einführen, daß sie hier gewissermaßen die Hauptperson sein soll!“

Der Meister Augustin wollte etwas der Art erwidern, daß nach seiner Kenntnis diesem jungen Mädchen im Kruggeschäfte thatsächlich diese Stellung zukäme, aber er besann sich noch rechtzeitig eines Besseren. Wozu hatte er es nötig, sich mit dem zukünftigen Krugbesitzer zu verfeinden und ihm die Augen darüber zu öffnen, daß er sich selbst im Lichte stand, wenn er dieses junge Mädchen gehen ließ? Was lag denn ihm daran, ob der hochnäsige Bursch da hinter der Toubank ein paar hundert Thaler im Jahr mehr verdiente? Wielleicht, wenn die Zeiten sich änderten, daß er dann noch froh war, Kunden zu haben, die ab und zu einen großen Krausen Pfefferminz auf Borg verlangten!

Also begab er sich wieder an die Lektüre seines Kreisblattes und dachte sich so sein Teil, daß nämlich zwischen dem heimgekehrten Hausfohne und dieser Maria Pruchnow zwischen gestern und heute irgend etwas ganz Erhebliches vorgefallen sein mußte, ein Zerwürfnis oder dergleichen, denn sonst nämlich wäre die gereizte Stimmung des jungen Herrn ja gar nicht erklärlich gewesen. Wielleicht hatte er ihr auch schon eine Liebeserklärung gemacht, wie all die andern Besitzersöhne hier, und war von ihr ausgelacht worden, denn das Frauenzimmer hatte ja wirklich und wahrhaftig den Teufel im Leibe!

In die Krugstube trat ein neuer Gast, ein unterjetzter Bursch, der trotz des Werkeltages Feiertagskleidung trug, hohe, blankgewichste Stiefel, maschenfeine Beinkleider und einen langen Schößenrock aus dunklem Tuche. Unter dem breiten Aufschlage der Kragenklappe aber hatte er ein Sträußchen aus bunten Papierblumen angesteckt mit herabfallenden langen Bändern, wie einer, der zur Anshebung ging oder zur Brautschau. Bei seinem Eintritte verneigte sich der Meister Augustin respektvoll, denn der Bursch war ein Podleschzun, staunte aus einer jener Familien, die sich einbildeten, sie hätten als die ersten im Masurenlande gesessen, und sich in ihrem Hochmut höher dünkten als alles, was nach ihnen in das Land gekommen war. Und dieser Bursch da war der Stolzesten einer, ein Jungbauer eigentlich schon trotz seiner dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Jahre, denn sein Vater hatte ihm in dem Dorfe Mrosen ein Besitztum von vier Hufen hinterlassen, lauter Weizenboden und schuldenfrei, und die Mutter war aufs Altenteil gegangen. Der Bursch also trat in die Stube, klopfte mit dem dicken Ende seiner Fahrpeitsche auf den Boden und rief laut: „Heda, Wirtschaft, eine Buddel Roten, und wer mittrinken will, ist eingeladen!“

Franz Kalinna hatte nicht übel Lust, dem protzigen Bauernburschen zu bedeuten, daß er keinen Rotwein zu auch ebensogut in der Stadt trinken könnte, denn ihm war so, als hätte er den breiten Rücken in dem dunklen Tuchrock eben erst am Zaun des Gemüsegartens gesehen, und hinter diesem Rücken wäre die Hand hervorgekommen, die sich der Maria Pruchnow entgegengestreckt! Aber rechtzeitig fiel ihm noch ein, daß es ja sein Gewerbe war, den durchpassierenden Gästen Getränke zu verkaufen, und wohin es schließlich führen sollte, wenn er seine Thätigkeit damit einleitete, gegen diese Gäste grob zu werden. Also holte er aus dem Regal eine Flasche des gangbaren Rotweines hervor und trug sie samt zwei Gläsern zu dem runden Tische hinüber, der in der Mitte der Krugstube stand. Der junge Bauer sah kaum nach ihm hin, schenkte die beiden Gläser voll und sagte, so ganz nebenher über die Schulter: „Na, Krugwirt, hol' dir nur auch ein Glas, es kommt ja nicht darauf an, wenn der Jan Podleschzun gut aufgelegt ist. Na und du, Schuster, komm her und bes' dein Glas auf! Das Mädchen soll leben, das sich mir eben versprochen hat!“

Der Schuster Augustin griff nach dem Glase, in dem sich das vornehme Getränke befand, von dem er selbst in Stunden des Größenwahnes kaum zu träumen wagte — richtiger Rotwein, zu einem Thaler die Flasche! Er verneigte sich, daß seine kupferfarbene Nase fast auf die Tischplatte stieß, und sagte unterwürfig: „Ich danke, Euer Gnaden, Herr Wohlthäter und Besitzer! Es ist mir eine hohe Ehre, und ich hoffe, Sie werden mir Ihre Kundschaft zuwenden. Das junge Mädchen aber, das in den Podleschzuschen Hof in Mrosen einzieht, ja, das kann sich sozusagen alle zehn Finger ablecken!“

Der junge Bauer lachte, daß er fast den Wein aus seinem Glase vergoß.

„Kriech' in ein Mausloch, Schuster! Aber recht hast du, denn das kommt nicht alle Tage vor, daß ein Podleschzun eine Schenkmamsell aus 'nem Kruge heiratet. Aber was soll man machen! Wenn's einen so gepackt hat, daß man friert, wenn man nicht bei ihr ist, und einem immerfort die roten Zöpfe bei der Arbeit vor der Nas' rumtanzen, ja, da giebt es nichts anderes, als heiraten — ist ein Deuwelskreut, dies stolze Frauenzimmer!“

Dem Schuster Augustin blieb das Wort in der Kehle stecken, und er mußte sich setzen, denn die Ueberraschung war ihm in die

Kniefehlen gefahren. Das war ja unerhört und auf der Welt noch nie dagewesen, daß ein reicher Grundbesitzer von alter Familie sich zu einem solchen niedrigen Mädchen herabließ! Als Kind war es im Wassenhause aufgewachsen, und später — etwas Bestimmtes konnte man ihr ja nicht nachsagen, gewiß nicht — ja, später war sie eben Schenkmamsell geworden, um mit ihrer hübschen Larve möglichst viel Geld zu verdienen. Und so etwas hatte nun das Glück, daß einer der reichsten und vornehmsten Jungbauern im Kreise herkam und ihm einen richtigen Heiratsantrag machte! Gar nicht auszudenken war es eigentlich, aber da der Meister Augustin aus dem langjährigen Ueberwachungsdienste, den seine Frau bei ihm ausübte, gelernt hatte, auch in überraschenden Augenblicken einen gewissen Gleichmut wenigstens äußerlich zu zeigen, so faßte er sich auch in dieser ungewöhnlichen Lage ziemlich rasch und sing an, einen langen Lobspruch auf die zukünftige „Poblelschnica“ auszubringen. Daß jedermann im Dorfe schon immer gesagt hätte, hinter diesem jungen Mädchen stecke etwas Besonderes, weil sie so sehr auf sich und ihren guten Ruf gehalten hätte, und wie es sicherlich jetzt nur allgemeine Freude darüber geben würde, daß solche Tugend auch angemessen und entsprechend belohnt würde. So sprach er eine ganze Weile lang: da es sich aber doch hätte ereignen können, daß ihm irgend jemand diese geradezu unerhörte Neuigkeit von der Verlobung der Maria Pruchnow vorweggenommen hätte, so wartete er kaum das zweite Glas Rotwein ab, um sich unter dem Vorwande eines dringenden Geschäftsganges in die Stadt von dem glücklichen Bräutigam zu verabschieden. Zuvor aber versäumte er nicht, seinen noch unangebrochen dastehenden Kranzen Vieserminz in das Taschenfläschchen umzufüllen, und während er nach der Tombank hinüberschielte, ob's dem jungen Herrn Kalinna unglücklicherweise nicht doch vielleicht noch einfallen würde, den beim Einschenken vergessenen Strich auf der großen Schiefertafel nachzuholen, drängte sich ihm eine Beobachtung auf, die seine vorhin gehegten Mutmaßungen zu bestätigen schien. Der junge Herr nämlich war ganz blaß geworden, wie eine Kalkwand so weiß, als hätte ihn plötzlich eine böse Krankheit befallen. Und da wollte es ihn bedünken, als wenn die neue Zeit in der Geschichte des Dorfes, die mit der Heimkehr des zukünftigen Krugbesitzers und dieser merkwürdigen Verlobung angefangen hatte, noch mancherlei Ueberraschungen bringen würde! — — —

Der Schulze Augustin war gegangen, auch der Jan Vobleichnow war mit seinem Wagen davongefahren, nachdem er einen harten Thaler auf den Tisch neben die geleerte Flasche Rotwein geworfen hatte, und Franz Kalinna stand allein in der großen Krugstube. Er war aus Fenster getreten und hatte zugesehen, wie die Maria Pruchnow ihrem Bräutigam das Geleit an den Wagen gab, ihm die Hand schüttelte und zulachte, und dann war er wieder hinter die Tombank in den Schenkraum gegangen, alles wie im Traum und immer mit einem Gefühl in der Brust, als hielte ihm eine eiserne Faust das Herz umklammert. Dabei hätte er sich doch eigentlich freuen müssen, daß diese Verlobung so rasch erfüllte, was er gestern abend noch selbst gewünscht hatte. Nun kam das junge Mädchen ja ganz sicher aus dem Hause, und die Mutter, die sich vorgenommen hatte, nach ihrer Rückkehr aus der Stadt es mit ein paar guten Worten zur Rücknahme der Kündigung zu veranlassen, vielleicht auch, wenn's nötig wäre, ein paar Thaler Lohn zuzulegen, brauchte sich jetzt keine Mühe mehr zu geben. Sie war nämlich am Morgen nach der Stadt gefahren, in Geschäften, und um diesem Kreisausschußschreiber ein für allemal den Kopf zurechtzusetzen; der Anna aber hatte sie ganz ernstlich eingeschärft, Frieden zu halten und das junge Mädchen nicht mit unnützen Redensarten noch mehr aufzuhetzen. Und nun würde sie zurückkommen und sehen, daß alles umsonst war, denn wer den Jungbauern Podleschny heiraten konnte, der blieb natürlich nicht einen Augenblick länger als nötig in fremden Diensten. Und wie hatte dieser kleine Knorpen von Bauer, den er, wenn er wollte, mit dem ausgestreckten Finger umstoßen konnte, gesagt? „Wenn's einen so gepackt hat, daß man friert, wenn man nicht bei ihr ist, und einem immerfort die roten Zöpfe vor der Nas' rumtanzen, da giebt es nichts anderes als heiraten!“ . . . Da mußte er sich an das Regal mit den Fässern lehnen und die Zähne zusammenbeißen, um nicht laut aufzuschluchzen, denn durchs Herz war ihm ein fliegender Stich gefahren, und über die Schulterblätter zog ihm ein kalter Schauer. Jetzt wußte er, was es gewesen war, daß seine Gedanken von ihr seit dem Augenblicke nicht mehr lassen konnten, wo sie gestern zur Thür hereingekommen war. Verhext hatte sie ihn und verzaubert, wie alle die andern, und ihm das Herz krank gemacht mit allerhand bösen Künsten. Ein aufgeklärter Mensch, wie er, hätte über so etwas ja eigentlich lachen müssen, aber wenn man's am eigenen Leibe zu spüren begann, dann hörte das Lachen auf! Und wenn er jetzt zurückdachte, wußte er auch ganz genau, wann der Zauber zu wirken angefangen hatte. Zu dem Augenblicke war es gewesen, als ihr gestern abend am Brunnen der Mond auf das rote Haar schien, daß es aussah, als säßen darin lauter Leuchtkäfer und Irrlichter, ordentlich wie eine Flamme war es ihr um den Kopf gefahren. Da hatte es angefangen, denn er entsann sich sehr wohl, daß er in diesem Augenblicke lieber die Hand nach ihr ausgestreckt hätte, als ihr feindselige Worte zu sagen! Und von da an hatte er sich gewehrt und gewehrt, aber das Gift war weitergeschlichen in den Adern, bis es jetzt endlich das Herz getroffen hatte! Aber dabei natürlich keine Spur von Liebe, sondern Zorn und Haß und Scham, daß er so im Handumdrehen sich hatte überwältigen und gefangen nehmen lassen von dieser rothaarigen Hexe. Was wirkliche und herzliche Liebe war, das wußte er ganz genau, noch von der kleinen Chausseeeinnehmerstochter her. Ein Feuer aber, das einem durch die Adern rann, wenn man ein Mädel nur ansah, und ein Schüttelfrost, wie jetzt eben, wo sie einen andern anlachte, das war keine Liebe, sondern eine angezauberte Krankheit!

Aber noch hatte sie ihn ja nicht ganz, Gott sei Dank, und den Triumph sollte sie nicht erleben, daß er ihr auch nur mit einem Wort oder Blick verraten hätte, wie es ihm aussah. Und wenn sie erst aus dem Hause war, dann wollte er sich schon langsam wieder zurechtfinden. Leicht würde es ja nicht werden, denn schon bei dem bloßen Gedanken daran merkte er, wie sich ihm das Herz zusammenzog; aber wie hatte er's von seinem verehrten Lehrer, dem Herrn Premierleutnant von Falkenheiner, in der Kompagnieschule gelernt? „Erst im Ertragen von Schmerzen zeigt sich der wirkliche Mann. Immer Lachen, wenn's auch wehthut, und die andern nichts merken lassen!“ Na und daß er ein wirklicher Mann war in diesem Sinne, trotz seiner zweiundzwanzig Jahre erst, das wollte er dieser rothaarigen Zauberin schon zeigen! — — —

Da, jetzt eben, kam sie wieder zur Thür herein, trug den Kopf womöglich noch höher als gestern, ging in den Küchenverschlag und begann das Mittagessen zu bereiten. Er aber sah gar nicht hin, wandte sich nun und sing an, um sich irgend eine Beschäftigung zu machen, in dem Kontobuche der Mutter zu blättern. Er hätte ja auch ebensogut in das Herrenzimmer hinübergehen können, wo er gar nichts von ihr sah, aber einmal mußte er doch im Schenkraum sein, wenn ein Kunde kam, und dann sollte sie sich nur ja nicht einbilden, er hätte Angst vor ihr und ginge ihr aus dem Wege!

In der großen Krugstube war es so still geworden, daß man die Fliegen an den Fenstern summen hörte. Von der andern Seite des Flures kamen gedämpft die Töne eines Klaviers herüber, denn die Anna saß in der Putzstube und übte, als Ueberraschung für den Geburtstag ihres Bräutigams, ein neues Musikstück ein. Es hieß „Das Gebet der Jungfrau“, und sie hatte sich die Noten dazu heimlich gekauft, weil er ihr erzählt hatte, daß die Frau Kreisgerichtssekretär, in deren Hause er verkehrte, ebenfalls dieses Musikstück spielte. Das Klavierüben machte ihr zwar viel Mühe und wenig Freude, denn sie war nicht im geringsten musikalisch, aber da die andern Damen aus den Kreisen ihres Bräutigams alle Klavier spielten, so durfte sie natürlich nicht zurückstehen. Er aber legte großen Wert darauf, obwohl er eigentlich von ganz kleinen Leuten stammte, und verlangte, wie er seiner Braut immer sagte, nur deshalb von der Mutter eine so große Mitgift, damit er später einmal seinem Range als Kreisausschußsekretär entsprechend leben könnte. Und diesem Verlangen hatte die Anna zugestimmt, obwohl sie ganz genau wußte, mit welchen Mitteln die Mutter nach dem Tode des Vaters die hohe Aussteuer verdienen mußte. — — —

In dem Feuerraume des Kochherdes pressellen und knallten die Tannenscheite, und Franz Kalinna hörte, wie ein schwerer Eisentopf auf die Herdringe gesetzt wurde. Dann kam das junge Mädchen aus dem Küchenverschlage, trug in der Rechten einen großen Kartoffelkorb, in der Linken eine Schüssel mit reinem Wasser, setzte sich an eines der hellen Fenster, die auf den Hof hinausgingen, und begann die Kartoffeln zu schälen. Ordentlich vergnüglich war es, ihr zuzusehen, wie flink ihr dabei die zierlichen Hände gingen. Eigentlich war es jedesmal nur ein einziger Griff, das scharfe Messer lief förmlich in die Runde, und in kurzen Abständen fielen die sauber geschälten Kartoffeln klatschend in das klare Wasser. Und weiter mußte er denken — das Kontobuch hatte er längst schon fortgelegt und sich mit den Armen auf die Tombank gestützt —, wie tüchtig es von dem jungen Mädchen doch war, daß es trotz der Verlobung hier weiter seine Pflicht that. Eine andere wäre in einem solchen Falle wahrscheinlich gleich aus der Stelle gelaufen, hätte alles stehen und liegen lassen, und wenn man die Sache so ansah, hatte der Jan Podleschny ganz recht, daß er bei seiner Werbung nach nichts fragte. Geld hatte er selbst, aber was ihm in seiner Wirtschaft fehlte, war eine fleißige und tüchtige Frau. Was hatte solch ein Mann schon von einer Frau, die ihm zwar ein tüchtiges Stück Geld mitbrachte, dafür aber von der Wirtschaft so gut wie gar nichts verstand!

Und als ob sie gefühlt hätte, woran er dachte, begann sie jetzt von dem zu sprechen, womit er sich eben im stillen beschäftigt hatte. Sie ließ die flinken Hände einen Augenblick lang ruhen, sah zu ihm auf und fragte: „Der Jan Podleschny hat es Ihnen gesagt, junger Herr, daß ich meine vierzehn Tage noch aushalten will?“

Franz Kalinna erschrak ordentlich bei der unerwarteten Anrede, und daran lag es natürlich nur, daß ihm das Blut ins Gesicht schoß, wie einem jungen Mädchen, und daß die Antwort fast stotternd herauskam:

„Nein, gesagt hat er nichts, aber ich . . . ich hatte es nicht anders erwartet.“

Ueber das Gesicht des jungen Mädchens flog ein herbes Lächeln. „Ach, was Sie sagen, junger Herr! So auf einmal? Gestern schien es mir, als wenn Sie anders darüber dächten.“

„Na ja, ich meinte auch nur, und weil meine Mutter doch heute früh noch gesagt hatte, wenn sie dir ein paar Thaler zulegte, dann würdest du wieder bleiben.“ Er hätte sich den Kopf mit den Fäusten bearbeiten mögen, daß ihm im Augenblicke nichts Gescheiteres eingefallen war als diese Antwort, aber — weiß der Teufel, wie es zugehen mochte! — wenn er mit diesem Mädel da sprach, war seine ganze Berliner Bildung wie fortgeblasen!

Die Maria Pruchnow preßte einen Augenblick lang die Lippen aufeinander, ehe sie antwortete:

„Für immer bleiben? Nein, damit ist's vorbei! Aber meine vierzehn Tage werd' ich abdienen, denn ich will mir nicht nachsagen lassen, ich wär' aus dem Dienst gelaufen und hätte Ihrer Frau Mutter nicht Zeit gelassen, sich ein neues, ordentliches Mädchen zu besorgen!“

Damit hätte die Unterhaltung zwischen den Beiden ja nun zu Ende sein können, aber den jungen Burschen quälte eine Frage, die ihm ganz plötzlich aufgestiegen war und ihm mit einem Male alles Blut zum Herzen zurückdrängte. Mit dem Für-immerbleiben ist's vorbei, hatte sie gesagt. Das klang ja fast, als wäre er schuld an ihrem raschen Entschlusse; aber wie sollte er's herausbekommen, ohne sich selbst die Blöße zu geben, als machte er sich über diese Verlobung irgendwelche Gedanken? Also sann er eine ganze Weile lang nach, studierte dabei zum Scheine eifrig in dem Kontobuche, und da ihm beim besten Willen nichts Gescheiteres einfiel, so fragte er mit einem Male und ganz unvermittelt: „Na, und jetzt bist du wohl sehr stolz darauf, daß dieser wohlhabende Bauer dich heiraten will?“

Das junge Mädchen zuckte nur mit den Achseln, ohne von der Arbeit aufzusehen.

„Stolz? Ach du mein lieber Gott, was ich heute habe, das hätt' ich schon lange haben können! Und nicht bloß von ihm, sondern auch von allen andern, wie sie hier am Abend sitzen“ — sie beschrieb dabei mit dem Messer in ihrer Hand einen weiten Kreis — „nur, daß die andern noch nicht selbständig sind, sondern nach ihrem Vater fragen müssen. Aber verboten haben sie's mir alle. Voran das liegt, ich weiß es nicht. Im Waisenhaus und in der Schul' hat mich alles gestoßen und geschupft, und mit einem Male blieben die Männer stehen, wenn ich über die Straße ging, und verdrehten sich den Hals nach mir. Nur einer war auch schon damals, wie ich noch im Waisenhaus war, freundlich zu mir, und das hab' ich dummes Ding nicht vergessen.“

„Ach,“ sagte Franz und bog sich etwas weiter über die Tombank nach der Kruzifuße hinein, „wer war denn das?“ Aus längst vergessenen Knabenjahren stieg ihm plötzlich eine dunkle Erinnerung empor.

Die Maria Pruchnow strich sich mit dem Rücken der Hand, in der sie das Kartoffelmesser hielt, eine herabgefallene Haarsträhne zurück, und fast wollte ihm scheinen, als wäre sie dabei auch über ihre Augen gefahren. Auch ihre Stimme klang nicht mehr so frei, wie vorhin . . .

„Wer es war? Ach Gott, ein Jung', der schon damals größer gewesen ist als die übrigen Jungens im Dorfe, und der beim Klipp- oder Ballspielen mich niemals gestoßen oder „Diebsmargell“ zu mir gesagt hatte. Also der Jung' stand einmal in seinem väterlichen Garten auf einem Kirschbaum, pflückte sich alle Taschen voll, ich aber stand mit noch andern Kindern auf der andern Seite vom Zaun und guckte begierig zu ihm 'rauf, denn Kirschen im Waisenhaus — ach du mein lieber Gott, daran war doch nicht zu denken! Auf einmal ruft er mich an: ‚Du, Rothaar, breit' deine Schürz' aus und fang',‘ und wirft mir drei ganze Hände voll Kirschen herunter. Ich spreiz' die Schürz' auseinander, spring zu und will auffangen, aber die andern Kinder halten mich am Rock fest, und die Kirschen fallen auf die Erde. Und wie sie mich wegstoßen und sich darauf stürzen wollen, schreit er: ‚Ihr verfluchtes Kroppzeug, wollt ihr wohl die Hände weglassen!‘ Steigt vom Baum herunter und bleibt neben mir stehen, bis ich alle Kirschen aus dem Sand gepult und aufgegessen hatte. Und als ich damit fertig war, streichelt er mir über die Haare und sagt zu mir: ‚Du gefällst mir eigentlich ganz gut, aber du darfst nicht „Lichter ziehen“, sondern mußt die „Nas“ putzen. Weißt nämlich, das ist nicht fein, und meine Schwester beschreit mich auch immer deswegen!‘“

Franz Kalinna mußte unwillkürlich laut auflachen.

„Und an die alten Geschichten hast du immerfort gedacht?“

Das junge Mädchen zuckte mit den Achseln.

„Vielleicht, junger Herr! Und vielleicht bin ich nur deshalb hier in den Krug dienen gekommen, weil mir immer so war, als müßten auch die andern hier so gut zu mir sein wie . . . na, wie der Jung' damals. Ich hatte ja bei der Frau Landgerichtsdirektor eine sehr gute Stelle, und weil's in der Stadt war, wo doch mehr Menschen sind, und sie auch mehr zu thun haben, da bekam ich auch nicht immer das von meinem Vater zu hören, als wenn ich was dafür kann, daß er immer süpen geht. Hier aber, wenn mal in der Schul' oder im Waisenhaus was fehlte, dann schrieen gleich alle Kinder: ‚Die Pruchnows Marie hat's genommen!‘ Na ja!“ Sie brach ab, und diesmal, wahrhaftig, täuschte er sich nicht, standen ihr die hellen Thränen in den Augen. Und da sie wohl mit den Kartoffelhänden ihr Taschentüchlein nicht schnupfig machen wollte, griff sie nach der Schürze und putzte sich Nase und Augen, denn das Kunststück hat noch kein Mensch fertig gebracht, zu weinen, ohne zugleich die Nase in Mitleidenschaft zu ziehen. Aber das störte den langen Burschen gar nicht, im Gegenteil, auch ihm waren die Augen feucht geworden.

Das junge Mädchen schwieg eine ganze Weile lang, als müßte es sich besinnen, wovon es eigentlich hatte sprechen wollen.

„Ach so, also nämlich wegen diesem Jan Podleschny! Ja also, er kam jeden Abend, den er konnte, hierher und erzählte mir dieselben Geschichten wie die andern, daß er mich nämlich heiraten wollte, wenn sein Vater ihm nichts mehr zu sagen hätte. Ich aber zuckte nur mit den Achseln, denn zum Ausschen hatte ich immer noch Zeit. Auf einmal, das können jetzt schon acht oder zehn Wochen her sein, kommt er früher als die andern, schon am hellen Nachmittag, und sagt, er müßte mich sprechen.

Wiesenblumen.

Nach dem Gemälde von R. Konopa.

Ich sag': ‚Na ja, ist gut,' ging aber mit ihm nicht in den Garten, wie er wollte, denn ich hatte Angst vor ihm, weil er ganz blaß aussah und ihm die Augen im Kopf so flackerten, als wenn er 'was Böses ausführen wollte. Ich konnte ihn überhaupt nicht leiden . . . damals! Also sagt er zu mir: ‚Du, mein Vater ist eben, vor einer Stund' gestorben.' ‚Ach,' sag' ich und erschreck' mich zu Tod, denn in dem Augenblick glaubte ich nicht anders, als er hätt' ihn, wahrhaftigen Gott, umgebracht, ‚ein so gesunder und starker Mann!' Und er darauf: ‚Ja, er hat sich vom Heuboden zu Tod gefallen. Aber jetzt kommt etwas, was dich angeht, dich und deinen Vater. Wie wir alle, die Mutter, meine Schwester und das Gesinde, um sein Bett stehen und beten, winkt er mir mit den Augen, ich soll mich zu ihm herunterbiegen, weil ihm doch das Kreuz gebrochen war und er bei jedem Atemzug den Mund voll Blut bekam. Ich sag' ihm ins Ohr, der Knecht ist schon unterwegs nach dem Pfarrer. Er aber schüttelt nur mit dem Kopf und hebt die Hand: die andern alle, bis auf die Mutter, sollen aus der Stube gehen. Also, wie sie draußen sind, sagt er: „Ich weiß, du willst diese Schenkmaidl heiraten aus dem Kalinnaschen Krug. Nimm sie, sag' ich, denn sie bringt dir eine Mitgift mit, die mir da oben angerechnet werden wird." Ich will fragen, wieso, aber er hebt nur die Hand, als wenn er nicht mehr viel Zeit hätte. „Also ihr Vater, der Prnchnow, ist damals unschuldig zu sitzen gekommen, denn den Viehhändler hat ein anderer totgeschlagen. Hier in dieser Stub' haben wir spät nachts Karten gespielt, und er hatte mir alles Geld abgenommen, alles Geld, was er mir am Vormittag für zwei Jungkühe, einen Ochs und sechs Schweine bezahlt hatte. Und weil niemand gehört hatte, daß er noch spät abends und betrunken an mein Fenster klopfte, ich sollte mit ihm sechs Partien Sechsundsechzig spielen, da riß mich der Teufel und ich ging ihm nach auf der Schikorrer Landstraß', bis an die Stelle, wo der Wald anfängt. Da fragte ich ihn, ob er mir das Geld gutwillig zurückgeben wollte, oder umkehren und noch einmal mit mir spielen. Na, und wie er darauf bloß lachte, da . . . ja nämlich die Axt hatte ich gleich . . . mitgenommen!'"

Franz Kalinna hatte zugehört, daß ihm fast der Atem stockte.

„Na und du, was hast du darauf gesagt?"

„Ich? . . . Zuerst hab' ich gelacht und geweint durcheinander, daß der Vater wegen dem Mord damals unschuldig sein sollte, nicht bloß so freigesprochen vorm Gericht, sondern richtig und wahrhaftig unschuldig, denn Sie wissen ja, junger Herr, wie das ist. Die meisten haben doch gedacht, es wird schon etwas dran sein, die Herren vom Gericht haben's ihm nur nicht ganz genau beweisen können! Und wie oft hab' ich's von den andern Kindern im Waisenhaus gehört, denn Kinder sind in ihrem Unverstand manchmal grausamer als ein Satan. Und da sieg mir mit einem Male ein Haß an, daß alles hätte anders kommen können. Daß meine Mutter vielleicht noch leben würde, wenn der Vater von diesem Menschen sich schon damals zu seiner Schuld bekannt hätte! Also da hob ich nur die Hand auf und sagte: ‚Geh! Geh zu deinem Vater und sag', ich schenk' ihm die Mitgift, die er mir besorgt hat!'"

„Und weshalb hast du dann heute Ja gesagt und ihn genommen?"

Das junge Mädchen stand auf und schüttelte die Kartoffelschalen aus ihrer Schürze in den Korb zurück.

„Weshalb ich Ja gesagt habe? Vielleicht weil ein anderer gesagt hatte, er glaubte es nicht, daß ich nur die Hand auszustrecken brauchte! Da hab' ich es ihm bewiesen, kaum einen halben Tag später, als er's gesagt hatte."

Zwischen den Beiden entstand ein langes Schweigen. Im ersten Augenblicke war es dem jungen Burschen zu Mut

gewesen, als sollte er hell aufjauchzen und sich mit einem Satz über die Tombank schwingen zu dem jungen Mädchen, das da drüben stand mit schlaff herunterhängenden Armen und niedergeschlagenen Augen, als erwartete es sein Urteil über Leben oder Sterben. Als er aber fast schon ansetzte zu dem Sprunge, da fuhr es vor ihm nieder wie ein greller Blitz. Der Narr, der er war, das dachte er zu glauben! Einfangen wollte sie ihn, diese Hexe, und diese ganze Verlobung war ja nichts als eine Komödie, um ihn eifersüchtig zu machen, daß er sich womöglich hinreißen ließe, zu sagen: Geh, laß den andern laufen und nimm mich dafür! Aber im letzten Augenblicke noch, Gott sei Dank, war sein guter Engel dazwischengetreten und hatte die Hand aufgehoben! Und da wurde er mit einem Male ganz kühl und ruhig, als hätte der Zauber, nachdem er ihn erkannt hatte, seine Wirkung verloren.

„Ja, das thut mir nun leid, daß du mich so mißverstanden hast. Ich meinte gestern, die Wirtschaft paßte mir nicht, hier in meinem Hause, das ich so ehrlich und anständig weiterführen will, wie ich's von meinem Vater überkommen habe. Ob du jetzt aber den Jan Podleschny heiratest oder irgend einen andern, das ist mir nutzmäßchos und gleichgültig!“

Die Maria Pruchnow war ganz blaß geworden, nur in ihren Augen glomm ein seltsames Licht.

„Junger Herr, ist das Ihr Ernst, was Sie da eben sagten?“

Franz Kalinna wandte sich ab und zuckte mit den Achseln.

„Soll ich es dir vielleicht noch zum drittenmal sagen? Ich mein', jetzt müßtest du es doch wohl gemerkt haben, daß mit all deinen Künsten bei mir nichts zu machen ist!“

Das junge Mädchen lachte auf, aber es klang fast wie ein Schluchzen.

„Ich, und Künste hätt' ich angewendet? Gebangt hab' ich und gebarnt auf den Tag, wo der wieder nach Hause kommen sollte, der einzige, an den ich dummes Ding gedacht hab', sein ich überhaupt denken konnte! Barfuß über Glasſplitter und glühendes Eisen wär' ich gelaufen für ihn; aber jetzt—!“ Sie richtete sich auf und sah ihn fest an. „Jetzt, junger Herr, sag ich Ihnen, wird es umgekehrt kommen. Ich werd' aus diesem Hause gehen, wenn meine Zeit um ist, und einer wird hier bleiben und sich die Arme ausrecken. Krank wird er sein und doch nicht gesund werden können, denn ich werd' drüben in Mroſen bei meinem Bräutigam sitzen und nur lachen, lachen und lachen! — — — — —“ (Fortsetzung folgt.)

Das „Gesundbohren“.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens.

Von **C. Falkenhorst.**

Mit einem uralten Aberglauben beschäftigte sich neuerdings die Strafkammer des Landgerichts II zu Berlin. Auf der Kreischaussee Zossen-Gienicke fand man einen Bauern, der an der Einfahrt zu einem Bauerngehöfte steht, beschädigt. Derselbe war angebohrt worden, und die Oeffnung hatte man mit einer teerartigen Masse ausgefüllt und mit einem Holzstöpsel zugepfropft. Der Verdacht lenkte sich auf den Besitzer des Gehöftes; man vermutete, daß der Baum ihm unbequem war, da er die Einfahrt beengte, und daß der Bauer ihn auf diese Weise zum Absterben bringen wollte. Das Schöffengericht verurteilte den Angeklagten zu einer Geldstrafe, er legte aber Berufung ein, und vor dem Landgericht führte der Verteidiger aus, daß ein Bauer durch das beschriebene Verfahren niemals einen Baum zum Absterben würde bringen wollen; es handele sich vielmehr um die Bethätigung eines Aberglaubens, der in der Mark noch weit verbreitet sei, um das sogenannte „Verbohren von Krankheiten“. Die Leute glaubten, wie es in dem Bericht einer Berliner Zeitung heißt, daß man eine lange währende Krankheit, insbesondere offene Schäden am Körper, heilen könne, wenn man ein mit der kranken Stelle während einer bestimmten Zeit in Berührung gebrachtes Stück Holz in ein frisch gebohrtes Baumloch stecke. Man nehme an, daß, wenn die Säfte des Baumes, der besonders mächtig sein muß, mit dem Stück Holz in Berührung kommen und der Baum weiter gedeiht, auch die Krankheit schwinden müsse. Namentlich wohnen in der dortigen Gegend verschiedene Personen, von denen zur fraglichen Zeit fortwährend abergläubische Operationen und Kuren versucht worden seien. Wer im betreffenden Falle das „Gesundbohren“ geübt hat, konnte nicht ermittelt werden, die Verhandlung schloß aber mit der Freisprechung des Angeklagten.

Auch an diesem Falle sehen wir, wie fest gerade der medicinische Aberglaube im Volke wurzelt. Es wechseln Staaten, Religionen, Kulturformen — er bleibt bestehen; denn der Ursprung des „Gesundbohrens“ reicht in uralte Zeiten zurück, seine Quelle liegt in Anschauungen, denen die arischen Stämme huldigten, als sie noch Naturvölker waren. Seit jeher erschien dem Menschen die Gesundheit als das wertvollste Gut und die Krankheit als eine der schlimmsten Prüfungen. Er forschte nach den Ursachen der letzteren, so gut er eben konnte: er fand verschiedene Ursachen, und als eine der wichtigsten erschienen ihm Würmer aller Art, die in den Körper eindrangen und an ihm zehrten, bohrende und stechende Schmerzen hervorriefen. So völlig grundlos war die Annahme nicht, parasitische Würmer sind in der That Erzeuger verschiedener Krankheiten, aber der forschende Naturmensch verfiel in den Fehler, daß er diese Ursache zu einer allgemeinen machte. Würmer sollten alle möglichen Krankheiten erzeugen; noch heute nennt das Volk verschiedene Krankheiten Fingerwurm, Herzwurm, Fleischwurm, Beinwurm, Markwurm, Haarwurm (Gicht) ꝛc.; wir sagen noch, daß einer Raupen und Motten im Kopfe habe, und früher war das gar nicht bildlich gemeint, man glaubte vielmehr, daß wirkliche Raupen und Motten in den Kopf eingedrungen wären und allerlei Kopf- und Gehirnleiden verursachten. Die Insekten zählten bei unseren Altvordern natürlich auch zum Gewürm.

Woher kamen nun diese krankmachenden Würmer? Nicht allein aus der Erde, sondern auch von den Bäumen, unter deren Rinde sie so zahlreich leben. Der Baumgeist schickte sie aus dem Walde, nur Menschen und Tiere zu plagen. Wer aber das Unheil sendet, der kann es wieder zurücknehmen. An den Baum muß man sich also wenden, um das Leiden loszuwerden. Dieser Grundgedanke äußert sich im Volksaberglauben in verschiedenen Formen. Das Zahnweh wird durch den Zahnwurm verursacht: will man die Schmerzen loswerden, so „klagt man den Baum an“, man umfaßt einen Birnbaum und spricht dabei die Worte:

„Birnbaum, ich klage dir,
Drei Würmer, die stechen mir,
Der eine ist grau,
Der andere ist blau,
Der dritte ist rot,
Ich wollte wünschen, sie wären alle drei tot.“

In Böhmen lautet die Beschwörung gegen verschiedene Leiden:

„Ich verwünsche euch, Gliederweh,
Brandweh, Beinweh,
In den tiefen Wald,
In die hohe Eiche,
In das stehende Holz
Und in das liegende.“

Die Lehre vom Wurm als dem Verursacher der Krankheit zeigt sich auch in einer westpreußischen Beschwörungsformel:

„Der Herr ging zu ackern auf des Herrn Acker,
. . . . . .
Er fand drei Würmer,
Der erste hieß Gehwurm,
Der zweite hieß Streitwurm,
Der dritte hieß Haarwurm.
Alle Würmer haltet ein,
Lasset ab von des Nächsten Fleisch und Bein.“

Wirksamer als die Beschwörung mußte es aber sein, das krankmachende Gewürm oder etwas, das von dem Kranken

herstammte oder mit ihm in Berührung gekommen war, unter die Rinde des Baumes zu bringen. Dann kehrte die Krankheit dorthin zurück, woher sie gekommen war.

So soll ein Gichtkranker sich vor Tagesanbruch im Walde einfinden, dort drei Tropfen seines Blutes in den Spalt einer jungen Fichte versenken und, nachdem die Oeffnung mit Wachs von Jungfernhonig verschlossen ist, laut rufen:

„Gut morgen, Frau Fichte,
Da bring' ich dir die Gichte!
Was ich getragen hab'
Jahr und Tag,
Das sollst du tragen dein Lebtag."

Weiter berichtet W. Mannhardt: „Wer jemanden von Zahnschmerzen befreien will, geht rücklings aus der Stube zu einem Holunderstrauch und spricht dreimal:

Liebe Hölter,
Leiht mir einen Spälter,
Den bring' ich Euch wieder!"

Unterdessen macht er, sich umdrehend, zwei nebeneinander liegende Einschnitte und schält die Rinde auf eines Zolls Länge, doch so, daß sie möglichst ungerissen unten mit dem Aste vereinigt bleibt, schneidet aus dem bloßgelegten Holze einen Splitter und trägt den wieder rücklings gehend in die Stube. Der Leidende ritzt dort sein Zahnfleisch mit dem Splitter, bis derselbe blutig wird. Dann bringt ihn der Beschwörer, immer rückwärts gehend, wieder zu dem Holderbaum, drückt ihn in den Splint, legt die Rinde, wie sie gewesen, und befestigt sie mit einem Bindfaden, damit der Einschnitt desto eher verwachse."

Als Träger dämonischer Gewalten, die vom Baumgeist ausgesandt wurden, galten auch Schmetterlinge, und darauf beruht der Brauch, die Pest als Schmetterling in den Baum zu verbeiten. In einem ähnlichen Rufe standen die Mäuse; auch ihrer bedienten sich die Dämonen, ein Unheil unter Menschen zu bringen: noch Kaspar Peuzer, Melanchthons Schwiegersohn, wollte gesehen haben, wie bei einer hessischen Weibsperson der Teufel in Gestalt einer Maus unter der Haut hin und her gelaufen sei. Kein Wunder, daß, um Krankheiten zu heilen, Feldmäuse eingefangen und in eine Urne oder Esche lebendig eingepflockt wurden.

Die alte Lehre von Würmern als Erzeugern von Krankheiten wurde schon frühzeitig von allerlei Kurpfuschern weidlich ausgenutzt. Die Medizinmänner der Indianer fangen an der erkrankten Körperstelle und zeigen alsdann dem Patienten irgend einen Wurm, von dem sie behaupten, daß er in dem leidenden Körper gesteckt habe. Die fahrenden Zahnbrecher, die während des Mittelalters auf den Jahrmärkten ihre Kunst ausübten, verstanden auch den Zahnwurm hervorzulocken. Der Patient wurde vor eine Pfanne mit glühenden Kohlen gesetzt, auf die man Bilsenkrautsamen gestreut hatte; den betäubenden Rauch, der sich nun entwickelte, mußte er vermittelst eines Trichters an den schmerzenden Zahn leiten. Infolge der Dünste stellte sich im allgemeinen bald Schmerzlosigkeit ein: der Wurm war aus dem Zahne hervorgelockt worden, und der Zahnbrecher zeigte dem Patienten auf den Kohlen ein angebranntes Stückchen des Bilsensamens und erklärte, dies wäre der Wurm, der nun in den Kohlen brate.

In dieser Art zog man Käfer aus den Ohren und entfernte Grillen aus dem Kopfe, indem man Einschnitte in die Stirnhaut machte. Ja, es gab Wurmbranddoktoren, welche die Krankheitserreger aus dem Kopfe brannten, d. h. destillierten. Im Germanischen Museum zu Nürnberg befindet sich ein satirisches Flugblatt aus dem Jahre 1648, das einen solchen Doktor Wurmbrand darstellt, wie er einem geckenhaften Patienten den Kopf in einen Destillierofen steckt. Aus der Retorte, die oben auf dem Ofen sitzt, fliegen mit dem Dampf allerlei Würmer, Insekten, Pferdchen, auch Tänzerinnen fort. In der gereimten Erklärung darunter steht unter anderem zu lesen:

„Doch komm, wir wollen es versuchen,
In meiner Alchimisten-Kuchen,
Da ich den Brennheim aufgericht.
Komm, biet den Kopf und fördt dich nicht.
Wir werden gar in kurzen sehen
Die Dünst in vollem Schwang aufgehen
Mit tausendfachem Narrenwerck,
Daß ich gar wohl in dir vermärck.
Oho! sie kommen schon geflogen,
Es was für Brennen, was für Fliegen,
Was Unraths sich in deinem Kopf,
Du hasenmäßig-wüster Tropf.
Du machst mir wahrlich mehr zu schaffen,
Als sah ein ganzer Wald voll Affen."

Was zum Fortleben dieses Aberglaubens am meisten beitrug, war der Umstand, daß nach dem Gesundbohren, Verpflöcken und Verbeiten der Krankheiten in Bäume nicht selten Heilungen erfolgten. In selteneren Fällen mag bei nervösen Störungen die Suggestion mitgewirkt haben, in der Regel heilten, wie das oft geschieht, verschiedene der betreffenden Leiden von selbst; aber das ließen die Aberglänbigen nicht gelten, sie schrieben die Genesung den wunderbaren Operationen am Baume zu. Das wußte der obengenannte Doktor Wurmbrand wohl, denn er ermahnte seinen Patienten:

„Soll dich mein Arzeney erlaben,
So mußt du Glauben daran haben.
Der Glaub besitzigt alle Ding,
Ohn ihn ist Kunst und Hülf gering."

Auf Fischereischutz.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Plauderei von **John Wilmers.**
Mit Illustrationen von **Willy Stöwer.**

Zwischen den Küstenorten der die Nordsee begrenzenden Länder bewegen sich tagtäglich Tausende und aber Tausende von Fahrzeugen, um den Fischfang zu betreiben. Männer mit gethrantten Stiefeln lassen große Netze auf den Grund und, durch Wind oder Dampfkraft getrieben, setzt sich das Schiffslein in Bewegung und kratzt eine breite Furche in den Meeresboden, alles Lebendige in dem ungeheuren Beutel des Netzes sammelnd. Nach einigen Stunden wird der Fang aufgeholt, und in buntem Durcheinander purzeln sie an Deck, die Kabeljaus, die Butts, die Jungen; kleine Haie wälzen sich neben Heringen, Hummern haben sich an den Schwänzen von Rochen festgeklusten, widerstandslos lassen sie sich abschlachten; nur der Knurrhahn knrrt mit dumpfer Stimme schlechtes Wetter auf die Vernichter seiner Ersteren herab.

„Ho!" sagt der Seemann, der im Schlunde eines Kabeljaus einen kleinen Schellfisch findet, „du heit em freten, du warst wedder freten," und dabei macht er ordentlich ein Gesicht wie ein Stück ausgleichender Gerechtigkeit.

Doch nicht nur die armen Fischlein, auch die bösen Menschen, die den armen Fischlein nachstellen, haben ihre Feinde. Der größte Feind des Fischers ist der andere Fischer; d. h. derjenige fremder Nationalität. Empörung erregt es bei dem Dänen, wenn er deutsche Fischer an seiner Küste sieht; Entrüstung übermannt den Deutschen, bemerkt er den Belier aus Engelland an seinen Inseln, und zornig ruft John Bull, wenn andere Fischer ein Netz an seinen Küsten ausbreiten: „Wie ich das finde!"

„Der nationale Fisch muß geschützt werden!" riefen die Fischer aller Länder ihren Regierungen ins Ohr, und die Regierungen erließen denn auch Verordnungen, wonach derjenige

Fischer fremder Nationalität, welcher es unternimmt, innerhalb dreier Seemeilen von der Niedrigwassergrenze zu fischen, mit Verlust seines Fanges, seiner Fischereigeräte, sowie mit unterschiedlichen Geld- und Gefängnisstrafen in Buße zu nehmen wäre, und allen ihren Fischereifreuzern befohlen sie, sothane Fischer — sofern sie sich ertappen ließen — festzuhalten und in den ersten besten Hafen binnenzuschleppen.

So stellt man denn auch in Wilhelmshaven um die Mitte des März vorigen Jahres einen Fischereikreuzer in Dienst; neben den mannigfachen Inventarien schleift die Mannschaft eine umfangreiche Bibliothek, eine ausgiebige Medizinkiste und einiges wissenschaftliches Münzeug an Bord. Die Bibliothek ermöglicht es dem Kommandanten, jedes Vergehen gegen die Fischereigesetze sofort in einem Paragraphenlexikon unterzubringen und jedes Lebewesen des Meeres nach Gattung, Art und Verwandtschaft zu bestimmen; vorläufig erhält der Steuermann den großen Haufen Bücher zugewiesen mit der Aufmunterung, sich zu unterrichten. Dieser ruft sofort seinen ältesten Maaten und läßt aus der Bibliothek eine Reihe handlicher, gut verschnürter Bündel heraustellen; dann giebt er Befehl, den ganzen „Laden" in der hintersten Ecke der Ruderpiet zu verstauen, damit bei der Außerdienststellung ja kein Buch fehle. Die Medizinkiste dient mit ihrem Inhalte dazu, kranken Fischern belebende Säfte zuzuführen, sowie Verbandmaterial bei etwaigen Verletzungen zu liefern, und mit den an Bord gelangten Netzen, Gläsern und Instrumentchen wird der Herr Assistenzarzt höchst wichtige Planktonuntersuchungen vornehmen, auch wird er dieses oder jenes Getier im mitgegebenen Alkohol vor Verwesung schützen.

Die Jolle legt sich längsseits des Fahrzeugs.

Einige Tage nach der Indienststellung sticht der Kreuzer in See. Behutsam steckt er die Nase aus der Jade; aber wie er die Schaumkämme so lustig um das Bieser-Feuerschiff stäuben sieht, da hüpft er mit und mit ihm all die Eingeweide der Fischereischiffer; lustig pendelt der Magen gegen die Bauchwand; aber dem Eigentümer wird davon unsagbar traurig zu Mute.

„Da sind ja Fischer!" Eine zahllose Menge von Segelfahrzeugen sieht westlich vom Feuerschiff und treibt vor den Netzen, und der Kreuzer steuert mitten hinein. Auf jedem Ewer*, auf jedem Kutter, auf jedem Dampfer fliegt die deutsche Flagge hoch, denn so will es die Vorschrift, und überall steigen die drei Farben dreimal grüßend auf und nieder; etwas hochmütig grüßt der Kreuzer durch einmaliges Dippen der Flagge. Kommandant, Fischereioffizier, Steuermann und das Signalpersonal schauen mit Gläsern umher: „Will sich denn niemand schützen lassen?" Aber alle befinden sich offenbar ganz wohl, und der Schiffsarzt, der durch eine schwierige Operation an einem Fischer seinen Ruf zu begründen hofft, macht ein enttäuschtes Gesicht: „Die Kerls scheinen ja die Gesundheit gepachtet zu haben!" Um wenigstens etwas für die Leute zu thun, werden sie alle nach Nummer, Heimatshafen und Art des Fahrzeuges im Fischereijournal verewigt, und dann schickt sich der Fischereioffizier an, auf „H. F. 135" einen Besuch abzustatten; die Jolle wird bemannt und legt sich längsseits des Fahrzeuges.

„Na, Guten Tag!"

„Goden Dag ok!"

„Alles gesund an Bord?"

„O, dat geiht ja. Bloß mit min Reismatismus. — Will'n Se sich ok 'n beten buten* umseihn?"

„Ja. Haben Sie gut gefangen? Wie lange sind Sie schon draußen?"

„O, tein Dag. Fungen —? Fungen hebbt wi so gaud as nig. Wat da noch insitt in de Nordsee, dat fangen uns de Dampers vör de Näs weg. Aber wull'n Se wat töven? Tung'n hebbt wie, extra fien, Maark und sötzig hat Pund!"

„So billig kann ich Zungen auch auf dem Markt in Altona haben; übrigens: da ist unser Koch."

Der Koch erledigte dann auch das Geschäft zu beiderseitiger Zufriedenheit, und nachdem der Offizier noch Auskunft gegeben, daß er von der Familie des Fischers nichts Ungünstiges gehört habe, pullt er wieder zurück.

„Ach, fahren Sie doch noch auf „P. C. 120" und „S. B. 93"," ruft ihm der Kommandant entgegen, der die Sache in der ersten Zeit fürchterlich ernst nimmt. Auf den beiden Fahrzeugen dieselben Fragen, dieselben Antworten, nur der Maschinenteiler beschwert sich bitter über die „Kattfeerts", die sich hier herumtreiben.

„Ja, ' lieber Mann, wenn der Engländer außerhalb der Dreimeilengrenze bleibt, dann können wir ihm nichts anhaben."

„Jd weet. Aber wenn Se mich hier fud, denn fischen se driest röver.

Na, adjüs! Gröten S' oot Ehren Kayein scheun vun mi!"

Der Offizier hat mittlerweile einen leichten Fischgeruch angenommen und macht jetzt dem die Nase beugenden Kommandanten Meldung. Für den ersten Tag hat man nun genügend Schwarz auf Weiß zusammen; das kann man schon getrost nach Wilhelmshaven tragen. Also: „Kurs W z N", und geduldig „beißelt" der Kreuzer auf der Fischereigrenze dahin.

Während der Kommandant in der Kajüte der delikaten Steuzunge zuspricht, erspäht der wachthabende Steuermann eben an Backbord zwei Fischdampfer.

Der Kommandant erscheint auf die Meldung sofort an Deck und mustert die Dampfer durch den langen Kieker.

„Sicher Engländer! Was meinen Sie, Steuermann?"

„Kann sein, Herr Kapitän."

„Aeußerste Kraft!" klingelt der Telegraph, und höchstselbst feuert der Kommandant die Maschine durch das Sprachrohr an:

„Soviel Umdrehungen wie möglich!" Und mit zehn Meilen Fahrt stürmt der Kreuzer dahin; ein wilder Jagdeifer scheint Schiff und Besatzung zu erfassen; nur der Rudersmann, ein befahrener Fischer von der Weser, sagt, für den Kommandanten vernehmbar:

„Dat sind keen Engländer; dat sind wel von de nigge.

* Gedecktes zweimastiges Fahrzeug.

* Draußen.

groten Geestemünder Fischdamper;" doch gleich wird er angefahren: „Halten Sie den Mund, Mann! Passen Sie auf Ihren Kompaß! Wenn Sie noch mal im Dienst schwatzen, sperre ich Sie ein!"

Als der Kreuzer bis auf gerade vier Seemeilen herangekommen ist, steigen drüben die Flaggen hoch. „Schwarz, weiß, rot! Ach, wie schade!" Gleich darauf kann man auch den Heimatshafen ablesen: „Geestemünde."

„Kleine Fahrt!" befiehlt der Kommandant, und enttäuscht betrachtet er die beiden Gesellen: „— es wär' zu schön gewesen."

Aehnlich einem großen Köter umkreist der Kreuzer die Fahrzeuge, dann bellt er sie durch das Sprachrohr an: „Woher? Wohin? Was gefangen?" und nach befriedigender Auskunft dreht er den Bug wieder gegen das Weser-Feuerschiff. Gegen Abend ankert er bei Hoheweg-Leuchtturm, denn sein geringes Vermögen, Kohlen zu fassen, erlaubt ihm nächtliche Kreuzfahrten nur ausnahmsweise. Der Koch hat einige abenteuerliche Seetiere mitgebracht, die dem Arzt ins Auge fallen.

„Ach, zeigen Sie doch mal! Was sind das für Tiere? — Läufer! Der Steuermann möchte mir den Band Fische aus Brehms Tierleben' schicken."

„Nun geht's los!" sagt der Steuermann in der Messe; „jetzt seh' ich meine Bücher schwimmen!"

Der Kommandant läßt sich die verschiedenen auf die Fischerei bezüglichen Gesetze bringen, und der Fischereioffizier verlangt nach dem Atlas „Verbreitungsgebiet der Fische in der Nordsee". Alle die mit so vieler Sorgfalt geschmückten Bücherbündel müssen wieder hervorgezerrt werden; die Bücher flattern in alle Winde.

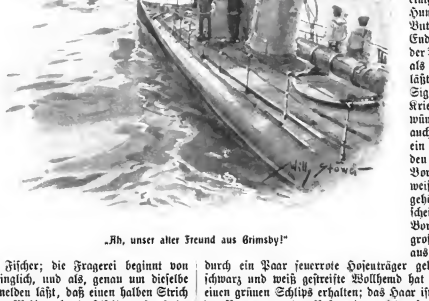
Bei Morgengrauen verläßt der Kreuzer seinen Ankerplatz und begiebt sich wieder unter die Fischer; die Fragerei beginnt von neuem, aber weniger eindringlich, und als, genau um dieselbe Stunde, der Steuermann melden läßt, daß einen halben Strich an Backbord, ungefähr sieben Meilen ab, ein Fischdampfer steht, antwortet der Kommandant gleichmütig: „Ich weiß schon — Geestemünder." Ruhig trottet das Schiff mit kleiner Fahrt dahin, und der Fischdampfer ist auf vier Seemeilen Entfernung rechts voraus und genau auf der Grenze. Der brave Ruddersmann aus Nordenham hat seit dem Inschktommen des Dampfers washlende Zeichen von Aufregung gegeben; jetzt aber wird sein Zustand beängstigend.

„Was fehlt Ihnen, Mann?" fragt der Kommandant.

„Ich hörp man nix sagen, Herr Kapitain."

„Na, sagen Sie mal was!"

„Dat is een von Grimsby," antwortet der Mann und scheint damit eine Bergeslast von seiner Seele gewälzt zu haben. Wie zur Bestätigung steigen drüben die Farben Albions empor, und nicht lange darauf zeigt das Heck die Aufschrift „G. Y. 230. Kingfisher. Grimsby."



„Ah, unser alter Freund aus Grimsby!"

Der Kommandant verbraucht seinen ganzen Vorrat unparlamentarischer Ausdrücke, und als der Grimsbymann in spöttischer Ehrfurcht seine Flagge bis tief auf den Wasserspiegel flattern läßt, giebt er mutheben den Beiehl, den Gruß zu erwidern, dann wendet er sich nach der Kajüte.

In ähnlicher Weise wiederholt sich die Sache an den folgenden Tagen; der Kreuzer mag unter Anwendung seiner größten Fahrt dahersturmen, der schlaue Mann aus Grimsby ist immer gerade außerhalb der Grenze, und nie unterläßt er es, das deutsche Kriegsschiff durch ehrfurchtsvollen Flaggengruß auszuzeichnen. Das Einzige, was man thun kann, ist, einen Bericht schmieden, in welchem ausgeführt wird, daß ein Mann aus England in unverantwortlicher Weise die Geduld S. M. Fischereikreuzer auf die Probe stellt, und daß der Freche in seinem sträflichen Untersangen durch die hohe Taxlage des Kreuzers unterstützt wird, die ihm dessen Annäherung stets rechtzeitig signalisiere.

Alsdann fährt der Kommandant erbost nach Norden von dannen, um die schleswigsche Westküste abzukloppern. Das nächtige Ankern vor Helgoland zeitigt die ersten freundlichen Ergebnisse des Kreuzerzuges, denn die am Abend ausgestellte Wade liefert am Morgen einige Rotzungen, einige Hummern und mehrere Butt zum Frühstück. Endlich kommt denn auch der Tag, der den Kreuzer als Schützer auftreten läßt. Ein Fischer macht Signal, daß er mit dem Kriegsschiff zu verkehren wünsche. Gleich flößt auch von dem Fahrzeuge ein Boot ab und bringt den Befehlshaber an Bord. Ein Fischermann weiß immer, was sich gehört, und deshalb erscheint dieser auch an Bord des Kreuzers in großer Gala. Die Hose aus englisch Leder wird durch ein Paar feuerrote Hosenträger gehalten; das saubere schwarz und weiß gestreifte Wollhemd hat zur größeren Zierde einen grünen Schlips erhalten; das Haar ist frisch gekämmt und der Kamm unter der Nase und am Kinn sauber abgekratzt.

„Süh, süh! Kaptein," beginnt er, „wo geiht Se dat? Scheun Wedder hüt. Frn un Kinner all gesund to Hus?" Dabei reicht er seine abgearbeitete, breite Vorderflosse dem Kommandanten.

„Ja, ist alles gut; aber was wollen Sie eigentlich?"

„Ja so, ick stünn . . aber vor steiht ja min Bestmann an't Roer. Junge, Hein! Wo kümmt du her?" Wenn du frie kümmst von de Mariners, denn kannst du dreist hi mi an Boord kom'n." —

„Mann, Hein, du seggst nix? Du weerst doch sünst immer mit de Snut vöran. Min öllst Deern het all mannig Mal nach di fragt . . ."

„Gröteus ehr doch von mi, und wenn id frie komm — na, ick hev mi Geld sport . . ."

Der Kommandant unterbricht die Intimitäten mit der Frage nach dem Zwecke des Besuchs.

„Ja so, Kaptein, also id stünn letzte Nacht söß Mileu West

von Rote Kliff, als 'n engelschen Fischdamper up mi tau drew. Ick mok em Signal; aber hei heurt und sieht woll nix, scheert mi 'n Kluverbom af und bröt mi den Vögel twei. Nu dacht ick, Kaptein, Se können doch mal hinföhrn un em 'n beten bang moken. Se hebben doch Kanons. Scheten S' mol 'n beten, natürlich nich scharp, denn werd hei dat in Tankunft woll nahlaten."

„Ja, lieber Mann, das geht nicht; wir können nichts weiter thun, als ein Protokoll aufnehmen; die Sache gelangt dann zur diplomatischen Behandlung!"

„Dipwelmatisch? Ne, so dull hev ick dat nich maken wullt! Harr ick doch gor nix seggt — de verdammige Schriewerei!"

Unterdessen rast schon die Feder des Fischereioffizieres über das Papier, doch plötzlich stockt der Schreibgewandte.

„Sagen Sie, was hat er Ihnen entzweigebrochen? Einen Vögel? Was ist Vögel? Das Ding wird doch auch einen hochdeutschen Namen haben."

„Hochdütschen? Weet ick wirklich nich, aber Hein, min Bestmann, de ward dat weten; Se glöben gor nich, wat de Jung all weet: na, wenn he frie is — min ölst Deern . . ."

„Was ist Vögel?" mit dieser an den Rudersmann gerichteten Frage schneidet der Offizier die breiten Ausführungen ab.

„Ein Vügel!" antwortet der Gefragte lächelnd, und —

„Hab' mir's gleich gedacht!" erschallt es rings im Kreise.

Der Fischer malt seinen Schnörkel unter das Protokoll, dann nimmt er von jedem mit tiefer Herzlichkeit Abschied: „Adjüs, Adjüs ok; adjüs, Hein! Ick wer min ölst Deern dat vertellu, dat du di wat sport hest, adjüs, Jung! Adjüs, Kaptein, gröten S' Frn un Kinner!" Damit steigt er in das Boot, und der Fischereikreuzer kann mit seiner papierenen Beute nach Wilhelmshaven laufen, da ohnehin die Kohlen wieder mal zur Neige gehen. Gerade als er die Heultonne passiert, werden rechts voraus zwei Fahrzeuge gesichtet. „Was ist das da vorn? Großen Kieler her!" „Ein Fischdampfer und ein Torpedoboot!" „Welche Nummer?" „G. V. 230."

„Ah, unser alter Freund aus Grimsby." Mit gemischten Gefühlen sieht Kommandant und Besatzung, wie das Boot den Dampfer vor sich her treibt. Während nämlich der Kreuzer zwischen Helgoland und Horns Riff umherstobte, war der Engländer immer dreister geworden, und auf Anzeige des Nordercuxer Leuchtturmwächters hin lief nächtlich ein Torpedoboot aus Wilhelmshaven aus, das den Frechen bei Morgengrauen kaperte. Kreuzer, Torpedoboot und Fischdampfer legen gemeinsam in die Kammerschleuse, und der Kreuzerkommandant sieht mit innigster Genugthuung, wie ein Polizist den Dampferführer abholt. Daß der Torpedobootskommandant sich etwas breit macht und sich als berufenster Fischereischützer aufspielt, das muß ertragen werden. —

Im Mai beginnen die Heringsfischer auszulaufen. Nun muß der Kreuzer seine Thätigkeit auf die hohe See verlegen. An der Südkante der Doggerbank trifft er den ersten Heringslogger.

„Logger ahoi!" ruft der Kommandant höchstselbst durch das Megaphon. Keine Antwort. Wieder und schärfer hallt der Ruf hinüber; das Resultat ist Schweigen.

„Versuchen Sie mal," wendete sich der Kommandant an den Rudersmann und reicht ihm das Rieseninstrument. Aber Hein verschmäht es; seine Hände als Schalltrichter gebrauchend, brüllt er hinüber: „Schipper! Schipper!"

„Tja, tja!" klingt es dumpf zurück, und Hein geht nun daran, die ihm jonglierten Fragen zu übersetzen.

„Sünd jü noch all gesund, Schipper?"

„Jawoll! Jü ok?" tönt es gemütlich zurück. Diese Gegenfrage hat der Kommandant offenbar nicht erwartet, denn er murmelt etwas von „Schafskopf"

„Sünd jü all lang buten?"

„Nääää!"

„Wo steiht de Heringsflot?"

„Ick weet nich!" —

Also weiter nach der Nordkante — kein Fischer; nach der Ostkante — niemand; nach der Westseite — keine Spur. Mißmutig beschließt der Kommandant, nach Leith herauszulaufen, und auf der Reise, auf dem 56. Grade, trifft er die Flotte. Tausende von Fahrzeugen liegen vor ihren Netzen; auf einigen wird das schon gefüllte Netz hochgezogen; taktmäßig schlagen die am Saume stehenden Mannschaften das Netz auf und nieder, und in hohem Bogen durchfliegen die Silberleiber die Luft, um dann auf das Deck niederzustürzen. Der Kreuzer stoppt. Dort hinten auf einer plattbodigen holländischen Bonne, einem kahnartigen Fahrzeuge, weht ein Signal, das dringend ärztliche Hilfe heischt. Geradezu begeistert stürzt sich der Arzt mit seinem großen Medizinkasten, mit dem Sanitätsmaaten und einem Operationsanzug in die Jolle, doch bald kehrt er wieder zurück und meldet:

„Ganz unbedeutende Fälle, Herr Kapitän; der Schiffer hat sich die rechte Hand verstaucht, und der Schiffsjunge hat eine geschwollene Backe."

„Ah, das läßt tief blicken!"

Tagelang bleibt der Kreuzer bei den Fischern, dann nötigen ihn seine Kohlenverhältnisse, einen Hafen aufzusuchen; aber immer wieder kehrt er zu ihnen zurück. Der Arzt kann endlich seine so ersehnte Operation ausführen: in einer Sturmnacht hat ein stürzender Mast einem Matrosen einen Arm gebrochen; mit dem reich Geschienten saust der Kreuzer nach dem nächsten Hafen. Ein Dampfer ist durch die Netze eines Loggers gefahren, und der Kreuzer stürmt hinter dem Uebelthäter her, und es gelingt ihm, Namen und Heimatshafen festzustellen. Freund, du wirst blechen müssen! So vergehen die Tage, die Wochen, die Monate. Zwischen der Elbe und den Shetlandsinseln, zwischen Norwegen und der Themse, überall streift der Kreuzer umher, überall nach dem Rechten sehend. Aber gegen das Ende des November ist seine Zeit abgelaufen; er muß außer Dienst stellen, und betrübt steuert er der heimatlichen Küste zu.

Die Granate wirft eine hohe Wassersäule auf.

Borkum-Riff-Feuerschiff ist passiert, und der Kommandant läßt unter fleißigem Loten direkt auf Norderney zu halten.

„Fischdampfer voraus!“ meldet der Ausguck.

„Richtig, ah, wenn wir nur genau wüßten, wo wir sind; ein Geschütz klar zum Feuern halten.“

Plötzlich taucht aus dem grauen Nebel riesengroß der Leuchtturm von Norderney auf.

„Steuermann! Winkel! Abstand!“

„Winkel vierzig Minuten, Abstand 2,8 Seemeilen.“

„Geschütz Feuer!“

„Bumm!“ hallt der Schuß dumpf über die Wasserfläche; aber die beiden Dampfer streben mit Macht der Grenze zu.

„Eine Granate zwischen beide Fahrzeuge!“

„Bumm!“ hallt der zweite Schuß; die Granate wirft eine hohe Wassersäule auf, die den Flüchtenden anzeigt, daß weiteres Bemühen nutzlos sei. Die Maschinen der Dampfer stoppen, die Flaggen steigen empor. England und Belgien haben sich am deutschen Nationalwohlstande vergriffen und werden gebührende Strafe finden.

Triumphierend treibt der Kommandant die Gesetzesverächter in Wilhelmshaven hinein.

Der Neanderthalschädel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze aus der Urgeschichte der Menschheit.

Das Neanderthal bei Düsseldorf ist seit einigen Jahrzehnten weit und breit bekannt geworden. Es verdankt diese Berühmtheit einem alten, nicht einmal vollständigen Menschengerippe, das in einer seiner Schluchten im Jahre 1856 entdeckt wurde. Dabei handelte es sich nicht etwa um die Gebeine eines glorreichen Helden oder mächtigen Fürsten, sondern um die verwitterten Ueberreste eines alten Mannes unbekannter Herkunft. Von seinem Schädel war nur das Dach erhalten, aber es war so seltsam, daß es zum Gegenstand eingehendster Studien wurde. Ueber diesen Neanderthalschädel entbrannte unter den Gelehrten ein Streit, der nach Jahrzehnten noch heute mit frischem vermehrten Eifer geführt wird. Was an ihm auffiel, das waren zunächst die knöchernen Augenbrauenbogen, die mächtig vorspringen, ein Dach über den Augenhöhlen bilden und in der Mitte verwachsen sind. Ueber ihnen zeigt der Schädel eine Einsenkung, eine fliehende, ungemein niedrige Stirn, er ist sehr lang, aber flach und wölbt sich erst am Hinterhaupt stärker auf. Aus diesen und anderen Merkmalen schlossen einige Anthropologen, vor allem Schaafhausen, daß die im Neanderthale gefundenen Skelettreste einem Menschen angehört hätten, der von den heute lebenden grundverschieden war und der als Mitglied einer längst ausgestorbenen, besonders tief stehenden Menschenrasse gelten könnte.

Dieser Meinung widersprachen andere. Sie protestierten lebhaft gegen die Ansicht, daß man in den Lehmschichten des Neanderthales so etwa ein Mittelding zwischen dem Menschen und dem Affen gefunden hätte. Virchow untersuchte den Schädel und trat im Anschlusse hieran für den Gedanken ein, daß hier ein krankhaft veränderter Schädel vorläge und daß dieser unmöglich als Rassentypus gelten könnte. Die meisten Forscher schlossen sich der Meinung Virchows an. Die Neanderthaler Rasse wurde damit sozusagen aus den Registern der Wissenschaft gestrichen.

Unter den zahlreichen vorgeschichtlichen Funden wurden indessen einige gemacht, welche dieselben Merkmale zeigten wie die Gebeine des Neanderthalers, so namentlich zwei Skelette aus einer Höhle bei Spy in Belgien und neuerdings acht von Professor Kramberger aufgefundene Schädel aus Kroatien. Der Neanderthalschädel wurde wieder vorgeholt und von neuem untersucht. Der Anatom Professor Schwalbe in Straßburg machte ihn mit Unterstützung des Pathologen Professor Recklinghausen zum Gegenstand eingehendster Studien und suchte nachzuweisen, daß der Neanderthalschädel in der That einem Wesen angehört hätte, das von den heute lebenden Menschenrassen verschieden war und eine besondere Art der Gattung homo sapiens gebildet hat. Diese Meinung findet gegenwärtig immer mehr Anhänger unter den Forschern und, mit neuen Rechtstiteln ausgestattet, figurieren die Neanderthaler wieder als vollgültige Rasse in der Urgeschichte der Menschheit.

Kann man aber aus den morschen Skeletten, aus den steinernen Werkzeugen, welche diese ältesten bisher bekannten Menschen hinterlassen haben, aus den Resten ihrer Lagerstätten bestimmte Schlüsse auf ihre Erscheinung und ihre Lebensweise ziehen? Man hat es wohl versucht, und der französische Forscher A. de Mortillet entwirft in der neuesten Auflage seines Werkes „Le préhistorique“ (Paris, 1901) ein lebendiges Bild der noch tiefstehenden Menschen, die vermutlich noch vor der Eiszeit und während derselben als Zeitgenossen des Urelefanten, des Mammuts und anderer ausgestorbener Tierarten in West- und Mitteleuropa lebten. Ein goldenes Zeitalter der Menschheit tritt uns da nicht entgegen, in harte, rauhe Wirklichkeit führen uns die Erklärungsversuche der Wissenschaft.

Versetzen wir uns in jene Epoche der Erdgeschichte, welche der Eiszeit vorangegangen ist, in den Anfang des Quartärs. Das früher wärmere Klima Europas hat sich abgekühlt und ist dem unsrigen ziemlich gleich geworden, die Winter sind jedoch viel milder. Die Erde trägt ein Pflanzenkleid, das dem heutigen durchaus ähnlich ist, auch die Tierarten der Gegenwart sind in Wäldern und Steppen verbreitet, aber unter ihnen begegnet man noch anderen, die inzwischen ausgestorben sind. In Massen treten noch Elefanten- und Nashornarten auf, noch hausen in den Höhlen gefährliche Raubtiere, wie der Höhlenlöwe und der Höhlenbär, welche die heute lebenden Arten an Größe bedeutend übertreffen, und zuweilen wird noch der Machärodus angetroffen, der Schwertzahn genannt, weil seine Eckzähne zweischneidigen Schwertern oder Dolchen gleichen. In dieser Umgebung treffen wir den Menschen der Neanderthaler Rasse an.

Er ist kein Riese, vielmehr klein gewachsen, im Durchschnitt etwa 1,6 m hoch. Seine Beine sind kurz und ebenso seine Arme; unter der fliehenden Stirn, überdacht von den vorspringenden Augenbrauenbogen, lugen die Augen hervor. Seine aufrechte Haltung läßt noch zu wünschen übrig, im Marsch ist er nicht ausdauernd, dagegen ein ausgezeichneter Kletterer. Seine Haut war vermutlich farbig, zeigte vielleicht einen Stich ins Fahlrote, sicher war er aber stärker behaart. Kleidung kannte er nicht, er ging völlig nackt einher.

Zu größeren Gesellschaften schloß sich der Neanderthaler nicht zusammen; jede Familie lebte getrennt für sich. Mit Vorliebe ließ er sich an den Ufern von Flüssen und Seen nieder, dabei bevorzugte er die Ebene und mied gebirgige Gegenden wegen des rauheren Klimas. Um vor Ueberfällen der Raubtiere sicher zu sein, schlug er seine Wohnstätten in Baumkronen auf, wie dies ja noch heute einige Naturvölker in Neu-Guinea und in Centralafrika thun. Seine Nahrung bestand weniger in Früchten, die er sammelte, als vielmehr in dem Ertrage der Jagd, die er ausübte. Als Waffen dienten ihm dabei Keulen aus Holz und steinerne Messer, obgleich er die letzteren wohl hauptsächlich als Werkzeug zur Bearbeitung des Holzes brauchte. Ursprünglich wird sich seine Jagd nur auf kleinere Tiere erstreckt haben, dabei trieb er auch Fischfang, hatte aber noch kein Tier gezähmt, feindlich stand ihm die ganze Natur gegenüber, nicht einmal der Hund war sein treuer Begleiter.

Man möchte wohl noch fragen, ob und wie die Neanderthaler ihre Toten begruben, ob sie schon den Glauben an das Fortleben nach dem Tode besaßen? Leider fehlen noch alle Funde, die dafür beweiskräftig sein könnten. Nach Mortillets Ansicht lebte diese Rasse ungestört von fremden Einflüssen viele Jahrzehntausende, um sich allmählich zu vervollkommnen und schließlich zu der höherstehenden langschädligen Cro-Magnon-Rasse zu entwickeln, die wohl alle Forscher als den heutigen Rassen ebenbürtig ansehen. Man erkennt den Neanderthaler nicht wieder in seinen vermeintlichen späteren Nachkommen. Die Stirn des letzteren ist frei und hoch, aufrecht schreitet er einher, und nicht ein Kletterer ist er, sondern ein ausgezeichneter Läufer. Seine Steinwaffen sind vervollkommnet, Werkzeuge aus Horn und Knochen finden sich in seinem Besitz; nicht in einzelnen Familien wohnt er zerstreut im Lande, sondern er schließt sich zu Horden zusammen; er jagt vor allem das Pferd und das Renntier und folgt den Herden auf ihren Wanderungen, aber dabei ist er noch immer ein reiner Jäger, er hat noch kein Tier gezähmt und auch ihm fehlt noch der Hund als Begleiter. Dieser volle Mensch der älteren Steinzeit bekämpft schon die Raubtiere und trägt ihre Eckzähne als schmückende Abzeichen seines Sieges. Er ist der Zeuge der Eiszeit, die ihn veranlaßt, aus Tierfellen Kleidung zu bereiten, und endlich wird er zum darstellenden Künstler. Mit primitiven Zeichnungen schmückt er seine Waffen, mit Zeichnungen bedeckt er beim Licht der ersten Lampen die Wände der von ihm bewohnten Höhlen und versteht recht naturgetreue Figürchen, Menschen und Tiere, aus Elfenbein und Knochen zu schnitzen!

So weit hat es der Mensch auf West-Europas Boden aus eigener Kraft gebracht. Nun aber kamen von Osten her Einwanderer ins Land, es waren dies zumeist Angehörige einer kurzköpfigen Rasse. Sie brachten Elemente einer neuen Kultur mit, Zähmung der Tiere, Viehzucht und Ackerbau, aber mit ihnen kamen auch in das Land blutige Kriege um den Besitz des Bodens. Doch damit treten wir schon an die Pforten der Geschichte.

Vielleicht fragt noch mancher, wie viel Zeit von dem Auftreten der Neanderthaler bis zur Gegenwart verflossen sei. Mortillet versucht auch diese Frage zu beantworten. Indem er die Gesamtdauer der verschiedenen Eiszeiten mit 100 000 Jahren ansetzt, gelangt er zu dem Ergebnis, daß seit dem ältesten bekannten Auftreten des Menschen auf Europas Boden 230 000 bis 240 000 Jahre vergangen sind. Das sind mythische Zahlen. Sie erinnern an fabelhafte Ueberlieferungen verschiedener Kulturvölker. Die Chinesen schreiben sich ja ein Alter von 120 000 Jahren zu, und noch weit höhere Zahlen nehmen die Alt-Babylonier in Anspruch. Die Häuser ihrer zehn Urkönige vor der Flut regierten zusammen 432 000 Jahre und die sechs Dynastien nach der Flut 36 000 Jahre. In solchen Ueberlieferungen der Kulturvölker spiegelt sich wohl die Ahnung von dem hohen Alter der Menschheit, deren Ursprung sich im Dunkel vergangener Zeiten verliert. Es mag gewagt erscheinen, diese tiefen Schächte der Vorzeit mit dem Maßstab unserer Jahre ergründen zu wollen; wie groß mögen da die Schätzungsfehler sein? Noch kühner mag es sein, aus ein paar morschen Gebeinen und zerstreuten Kieselsteinen das Bild des Urmenschen und der Anfänge seiner Kultur zusammenzusetzen. Wer weiß, ob nicht später einmal die Neanderthaler auf der Wage der wissenschaftlichen Forschung wieder als zu leicht befunden werden? Die Forschung wird darum nicht erlahmen und uns schrittweise dem Ziel näher bringen.

Der Stern von Angora.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.) Novelle von **Rudolph Stratz.**

Von ferne, aus der Stadt, klang in tiefen Bässen die abendliche Gebetmahnung der Turmwächter, der dröhnende Ruf der Muezzin: „O, Allah! Du Allerbarmer! Du Allernährer! Du Erschließer der Pforten!“ und von andern weißen schlanken Minarehs tönte das Echo: „Der niemals fällt und niemals aufsteht — Allah ist Allah, Mohammed sein Prophet!“

Dieser feierliche Schall weckte Wendelin Strittmaier aus einem angenehmen, wunderlichen Dämmerzustand zwischen Schlaf und Wachen, zwischen Wirklichkeit und Traum. Er schlug die Augen auf und fand sich, im Bette liegend, in einem halbdunklen, holzgetäfelten Zimmerchen. Türkische Ladengitter waren vor den Fensterscheiben zusammengeklappt. Aber zwischen ihrem Schnörkelwerk hindurch warf die Sonne im Scheiden ihre langen, schrägen Goldstrieſen in die Dämmerung, und dahinter sah man Stücke von blauem Himmel und schwärzlichem Cypressengesieder und überall hereinlugend, als ob es geschneit hätte, einen duftigen, weißen Glanz von wilden Rosen.

Wie kam er in Dagmars Haus? Hatte er nicht einen Schlag vor die Brust bekommen? Eine Kinnkeulung? Hastig griff er nach der rechten Seite. Aber da war kein Verband. Nur eine empfindliche Stelle, wie von einem blauen Fleck. Und außerdem fühlte er eine leichte, gar nicht lästige Betäubung im Hinterkopf. Sonst nichts. In einer andächtigen, dankbaren Stimmung schaute er zu der Decke hinauf, in dem nun ganz klaren Bewußtsein: etwas Großes war vorhin geschehen! Er hatte durch eine That der Todesverachtung seine Liebe bewiesen! Und irgendwie mußte ihn dabei Haouh Oglu Mansurs Kugel gestreift und die Mauer hinabgeschleudert haben. Was lag daran? Die Hauptsache blieb, daß sie gerettet war!

Die wohlbekannten Gebetrufe aus der Stadt lehrten ihn, daß die Sonne unterging. Als der Feuerblitz aus der langen Entenflinte des Tscherkessen fuhr, stand die Sonne hoch im Zenith. Seitdem mußte er dagelegen und geträumt haben! Sehr lebhaft geträumt! Er erinnerte sich jetzt: er hatte mit Dagmar gesprochen. Sie hatte sich, das schöne Antlitz totenblaß, über sein Bett gebeugt und etwas gemurmelt, was er nicht verstand, und er hatte dankbar dazu genickt und dabei in der Thüre deutlich das spitzbärtige Gesicht des schwarzen Ritters und die ernsten Züge der Türken gesehen. Und hier noch hatte er sich im Traum mit Miß Ellen unterhalten! Merkwürdigerweise! Aber sie war immer da, und dann sprach er mit ihr. Und einmal war neben ihr ein fremder, fränkisch gekleideter Mann — ein Grieche von Ansehen — der Arzt, der nenlich in der Scheune die geflochtenen Armeuier gepflegt, und sagte ihr etwas in einer unverständlichen Sprache, aber mit einer Handbewegung nach ihm hin, die deutlich hieß: Keine Sorge! und da ging ein Schimmer von Glück über ihr Gesicht . . .

Still! Es nahten leise Schritte. Jetzt noch eine Minute, dann legte sich Frau Dagmars schmale Kinderhand kühlend auf seine Stirne, und vor dem Blick ihrer tiefen, dunklen Augen verging alle Not.

Er schloß die Wimpern halb, um sich überraschen zu lassen. Aber da war auch schon die Bitterniś der Enttäuschung! Ellen stand da, noch von dem Eintritt aus dem Lichte in das halbdunkle Krankenzimmer geblendet, und wie er sie bemerkte, schossen ihm plötzlich aus irgend einem Winkel der Erinnerung die Worte durch den Sinn, die der Ritter von Mora vorhin, unmittelbar vor der Katastrophe, zu ihm gesprochen hatte: Die schaut sich doch schon bald die Augen nach Ihnen aus! Das erkennt doch jedes Kind!

Sie sah nach ihm herüber. Ihr regelmäßiges Gesicht war ernst und leidenschaftslos wie immer, aber in ihrem Blick, der ihn suchte — wahrlich, in dem lag mehr als die Teilnahme der Pflegerin am Krankenbett. Er war zu lange, zu weich, und vor allem, er war zu traurig . . .

Jetzt merkte sie, daß er wach war, und trat unbefangen näher. „Nun — wie geht's?“ frug sie heiteren Tons.

„Danke, ganz gut! Hat der Kerl denn eigentlich wirklich auf mich geschossen?“

Sie nahm vom Seitentisch einen länglichen Gegenstand. „Sehen Sie den trichterförmigen Riß in Ihrem Notizbuch? An dem biden Lederrand ist die Kugel abgeprallt, und Sie stürzten kopfüber herunter. Gott sei Dank war die Gehirnerschütterung nur ganz leicht. In einigen Tagen ist alles wieder gut.“

Also doch so nahe am Tode vorbei! Er schloß eine Sekunde die Augen. Ihn fröstelte. „Das hätt' ich mir freilich heute morgen noch nicht träumen lassen,“ sprach er langsam.

„Heute morgen?“

„Nun ja!“

„Vorgestern wollen Sie sagen!“

„Vorgestern?“

„Wissen Sie das nicht? Wir glaubten Sie gestern schon bei Bewußtsein: Sie verstanden doch, was ich sagte, und schienen den Arzt zu erkennen. Und gestern früh morgens, wie Dagmar noch hier war, da nickten Sie doch ganz deutlich, als wünschten Sie ihr Glück zur Reise . . .“

„Glück zur Reise?“

„Sie ist doch zurück nach Konstantinopel!“ sagte Ellen, und die Veränderung in seinen Zügen bemerkend, setzte sie hinzu: „Das ist doch natürlich! Die arme kleine Frau war ja ganz auseinander vor Schrecken und Aufregung.“

„. . . und warum sind Sie hier geblieben?“

„Ich bin nicht so leicht zu erschrecken. Und Sie müssen doch eine Pflege haben. Ich wohne indessen bei dem Armenier, dem Hadschi Baba, in der Stadt.“

„Und ist Frau Dagmar denn allein weggefahren?“

„Ihr Freund, der schwarze Herr aus Pera, hat sie begleitet.“

Er fühlte einen Stich durch das Herz bei dem Gedanken an den Ritter von Mora. Der war nun um sie, Stunden und Tage, der ließ alle seine Künste spielen, um den Eindruck, daß nicht er der Erste auf der Mauer gewesen, zu verwischen, und er, ihr eigentlicher Ritter, lag inzwischen krank und einsam in fernen Landen. Und seine blonde Pflegerin fand das noch ganz natürlich! Er ärgerte sich über ihre unerschütterliche Ruhe und hatte dabei jenes Gefühl leiser Grausamkeit, das ein Mann angesichts einer Frau empfindet, von der er weiß, daß sie ihn liebt, und so frug er ganz ungeduldig: „Hat Frau Dagmar denn noch nichts von sich hören lassen?“

„Sie ist doch noch unterwegs! Ich hab' versprochen, ihr jeden Tag zu telegraphieren, wie es Ihnen geht . . . Ich habe auch gleich an Ihre Angehörigen eine Depesche geschickt, damit sie nicht durch eine Zeitungsnachricht beunruhigt werden. Ihre sämtlichen Sachen sind, ehe noch jemand etwas hat stehlen können, aus der armenischen Herberge hier herausgeschafft worden. Ich denke, es ist alles in Ordnung . . .“

Bei ihr war immer alles in Ordnung! Es gab wohl wenig Dinge, die sie überhaupt aus der Fassung bringen konnten. Auch ihm gegenüber war sie jetzt unverändert gleichmütig, wie sonst. Auf einem Blick gleich jenem beim Eintritt in das Zimmer ließ sie sich nicht mehr ertappen.

Er schämte sich seiner unmutigen Regung, die der Enttäuschung über Dagmars Abwesenheit entsprungen war, und streckte ihr herzlich die Hand hin. „Sie thun viel Gutes, Miß Ellen, an einem Menschen, den Sie eigentlich kaum kennen . . .“

„Nun — das ist wohl gerade Menschenpflicht!“

„Aber wie soll ich Ihnen dafür danken?“

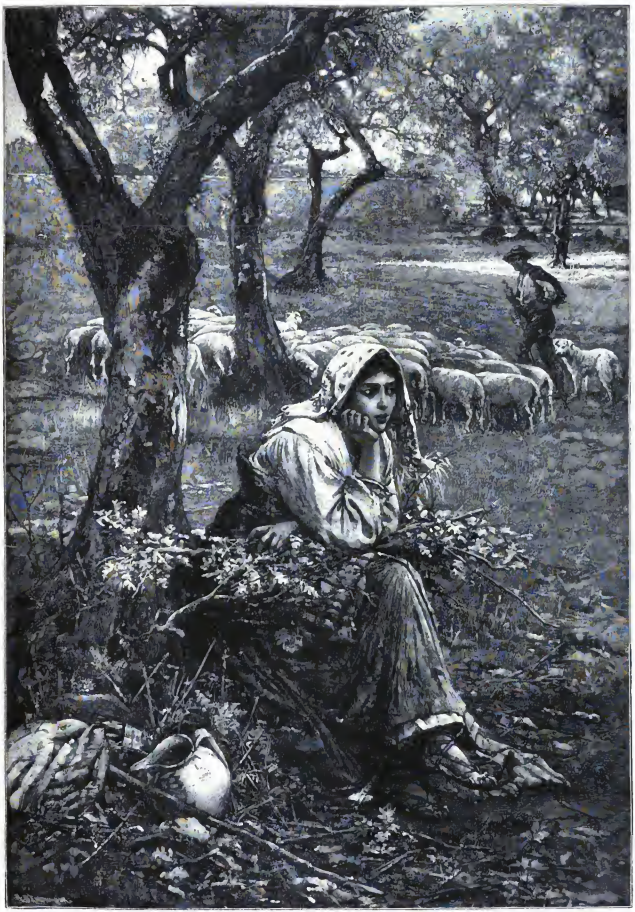
„Denken Sie sich, ich thue es meiner Freundin zuliebe! Und nun halten Sie sich ruhig! Auf Wiedersehen!“

Er rief sie zurück. „Hat man eigentlich die Räuber gefangen?“

„Zum größten Teil! Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ sagte er matt, lehnte sich rückwärts und träumte weiter in den nächsten Morgen.

An diesem Morgen war er schon so weit wohl, daß er aufstehen und sich draußen im Schatten des Gartens niedersetzen



Entzweit.
Nach dem Gemälde von A. Battaglia.

konnte, voll von dem träumerischen Behagen eines aus schwerer Krankheit und Gefahr geretteten Menschen. Um ihn war die Sommerstimmung der Steppe, das Zittern der heißen Luftwellen über den grünen Hügeln und Grasmulden, tausendstimmiges Cikadenzirpen von dem ausgedörrten Boden, und aus dem schon bräunlich sich tönenden Laubwerk der Bäume und Sträuche das vereinzelte, beinahe verängstigte Flöten eines Vogels. In der Ferne leuchteten da und dort farbige Punkte, die bunten Jacken der im Felde sich mühenden, fleißigen türkischen Bauern. Schwaches Hundegebell scholl zuweilen von dort herüber. Dann war wieder das große Schweigen da, der Bann der südlichen Sonne, die langsam zum Zenith aufsteigend, die Welt unter sich mit ihren Strahlen lähmte, und seine Gedanken wanderten und wanderten, in die Heimat zurück. Um ein Kleines hätte er seine Lieben dort nie wieder gesehen, nie wieder seinen Fuß auf vaterländischen Boden gesetzt! Er sah das alte friedliche Nest wieder vor sich, die blühenden Linden auf dem Stadtwall, die hochgiebeligen Häuser und die engen Gassen, und sah sich selbst durch diese Gassen schreiten, einen Pack Bücher aus der Universitätsbibliothek unter dem Arm, als ein stiller junger Gelehrter, der so gar keine Aehnlichkeit mit diesem sonnenverbrannten Invaliden hier im Trovenheim inmitten der anatolischen Einsamkeit besaß. Was hatte er seitdem erlebt! Und wie viel stand ihm noch bevor!

Ueber Land und Meer zogen seine Gedanken hinüber gen Konstantinopel. Jetzt war Dagmar schon dort drüben in Europa! Europäer um sie her, Herren und Damen, Diplomaten, Konsuln, Touristen in Menge, und alle neugierig, aus ihrem Munde das Abenteuer von Angora zu hören. Und an ihrer Stelle übernahm vielleicht der Ritter von Mora die Schilderung und plauschte in seiner ironischen Art, die sich und andere nie ganz ernst nahm und eben darum ärgerte und fesselte, allerhand Wahrheit und Dichtung zusammen, und ein Abglanz der Räuberromantik fiel auch auf seinen schwarzen Mephistokopf, und sie und er erschienen wie ein Paar, das das Schicksal selbst in Gestalt Haoud Oglu Mansurs, des Tscherkessen, zusammengeführt . . .

Er schüttelte den Kopf. Nein — so war das nicht! So durfte das nicht sein! Sicher war Dagmar krank vor nachträglichem Schrecken! Sie lag bei ihren Freunden, einsam mit ihren Gedanken, wie er hier, und wartete auf den Arzt, wie er auf Ellen.

Wo Ellen nur blieb? Er hatte eine wahre Sehnsucht nach ihr, dem einzigen Menschen, der ihn hier verstand. Freilich — ganz frei gab sie sich ihm auch nicht. Wenn das richtig war, was ihm sein Nebenbuhler neulich verraten hatte — vielleicht nur aus eifersüchtiger Bosheit, um ihn auf falsche Fährte zu locken — wenn sie wirklich ihn mit anderen Augen ansah wie eine barmherzige Schwester, eine Freundin in der Not . . . Nein, eigentlich glaubte er es nicht recht! Wenigstens nicht mehr so bestimmt wie gestern im Dämmern des Erwachens. Der Zweifel stritt gegen die Eitelkeit seines Herzens. Wie kam sie denn dazu? Und wie hätte er es in all der Zeit nicht merken sollen? Und Dagmar auch nicht? Aber allerdings: sie hatten ja nur Augen und Ohren für einander selbst gehabt.

Da schlugen die Hunde an. Er hörte eine ruhige Mädchenstimme, die sie beschwichtigte.

Dann trat seine diskrete Pflegerin in den Garten und auf ihn zu.

„Verzeihen Sie, daß ich erst jetzt komme!“ sagte sie, ihm die Hand schüttelnd. „Ich war seit Sonnenaufgang bei den verwundeten armenischen Frauen und Kindern. Es ist da ein Elend, das . . . Aber, was machen Sie denn für ein trübes Gesicht?“

„Ich möchte abreisen. Nach Konstantinopel. Die Ungeduld verzehrt mich!“

„Sie werden bald reisen können. Im Hospital hatten wir einmal einen Matrosen — der war vom Mast gefallen und vier Tage bewußtlos. Länger als Sie! Und nach einer Woche war ein Lärm unten im Hof. Was gab's? Da tanzte er vor den anderen Kranken die Hornpipe und pfiff dazu!“

„Wo war denn das?“

„In London. Da hab' ich ein Jahr lang den Samariterkursus durchgemacht, ehe ich nach Kleinasien ging.“

Er sah sie stumm an. Sie mochte kaum Fünfundzwanzig sein. Ihr Gesicht war glatt, ihre Augen klar, ihr Ausdruck heiter, wie bei anderen Frauen und Mädchen in diesem Alter. Und wie viel Schweres mußte sie doch schon hinter sich haben! Ohne je zu klagen, ja ohne je nur darüber ein Wort zu verlieren! In ihren Gedanken gab es vielleicht ein „Ich“, aber in ihren Reden und Handlungen, in allem, was man äußerlich von ihr sah, gewiß nicht.

„Und nach dem Wichtigsten fragen Sie gar nicht?“ fuhr sie heiter fort. „Ich habe eine Depesche. Unsere arme kleine Frau Dagmar ist in Sicherheit! Glücklich in Konstantinopel und von ihren Freunden in Empfang genommen!“

So ruhig und herzlich, wie ihre Stimme dabei klang, konnte man von keiner Nebenbuhlerin sprechen! Und ihr Gegenüber dachte: Der Ritter von Mora hat gelogen, wie er es wohl immer thut! Die schaut mich nicht anders an wie ihre Armenier da drüben in der Stadt. Ich bin ein kranker Mensch. Dem muß man helfen. Das hält sie nun einmal für ihre Pflicht und weiter denkt sie sich nichts dabei . . .

„Ist die Depesche von ihr selbst?“ fragte er.

„Nein; von Herrn von Mora!“

Sie schwiegen eine Weile. Dann hob Ellen den Kopf und verscheuchte mit dieser Bewegung ein paar Türken, die, ihre Schauseln über der Schulter, unten vom Felde her die beiden stattlichen blonden Franken verstohlen gemustert hatten und jetzt, ganz beschämt ob dieser für einen Muselman so unpassenden Neugier, weitergingen.

„Ich muß zu den Armeniern zurück,“ sagte sie aufstehend. „Und Sie gehen ins Haus! Es wird zu heiß. Und drinnen nehmen Sie einen Bogen Papier und schreiben an Ihre Angehörigen, um sie zu beruhigen. Aber nicht zu lange!“

Er lächelte. „Wie Sie befehlen! Ich glaube, Ihnen gehorcht jeder!“

„Die Leute gehorchen jedem, der nichts von ihnen will. Also auf Wiedersehen!“

Mit dem armenischen Hadschi Baba, der draußen auf sie gewartet hatte, ritt sie langsam auf einem Maultier, den weißen Sonnenschirm über sich, nach der Stadt, und ihr Pflegebefohlener kehrte, nachdem er ihr lange in Gedanken nachgeschaut, in sein kühles Zimmer zurück. Dort setzte er sich hin und begann einen Brief an seine Mutter. Er schilderte ihr vor allem die Einzelheiten des Ueberfalls. Dann lud er fort:

„Ihr werdet denken, ich läge hier verlassen, unter fremden Menschen! Aber ganz im Gegenteil: ich wohne in einem verwunschenen Schlößchen, in einem Zaubergarten voll wilder Rosen, und werde von einer barmherzigen Schwester so gut verpflegt, wie Ihr es nur selber könntet. Wer es ist? Ich kenne sie schon seit meiner Ankunft hier und weiß jetzt, nach Monaten, noch nicht mehr von ihr, als am ersten Tage. Darin ist sie der ungewöhnlichste Mensch, der mir je begegnet ist — obwohl sie selber, wenn sie das läse, erstaunt ihren Kopf schütteln würde. Denn sie hält sich sicherlich für ein ganz armes Alltagskind —. Aber sie spricht nie von sich! Nie! Ihr genügt es, den Opfern des Schicksals, seien es nun von Kurden mißhandelte arme Flüchtlinge oder ein unvorsichtiger Europäer, wie ich, eine barmherzige Schwester zu sein. Sie ist wirklich mehr Schwester, der Welt gegenüber, als Weib, ein ernster, hilfsbereiter Mensch, entschlossen, thätig und wortkarg wie ein Mann. Andere Seiten ihres Wesens, wenn sie welche hat, zeigt sie nicht. Was hinter ihr liegt, bleibt verborgen.“

Er zögerte. Er wollte jetzt von dem Eigentlichen und Wesentlichen berichten, von Dagmar. Der Brief, in den er neulich in jener Mondscheinnacht nach dem Eintreffen des Ritters von Mora sein Geständnis niedergeschrieben hatte, lag noch verschlossen in seiner Mappe. Aber er zerriß ihn mechanisch in Stücke. Den konnte er nicht beilegen. Es war so viel seitdem geschehen. Es war alles anders geworden, alles im Werden und mußte sich in wenigen Tagen drüben am Goldenen Horn entscheiden. Dann war die Zeit, sein großes Glück zu offenbaren.

So erwähnte er Dagmar nur kurz und schloß den Bericht, um die Seinen zu beruhigen, mit einer scherzhaften Schilderung der verkommenen Gesellen, die sich zu dem verunglückten Handstreich um Haoud Oglu Mansur geschart.

Diese sämtlichen gelben, braunen und sonstig dunklen Ehrenmänner waren inzwischen von Scheffit Bey, dem Polizeichef,

dingfest gemacht worden. Der Bey selbst war, allerdings ohne bei dem Kranken Zulaß finden zu können, in großer Uniform in dem Gartenhaus gewesen, um das Bedauern der Obrigkeit über den unerhörten Landriedensbruch auszusprechen, und nun hoch erfreut, als der deutsche Effendi am nächsten Abend, gegen Sonnenuntergang, noch blaß und auf einen Stock gestützt, mit Ellen als Dolmetscherin zur Seite, seinen Besuch erwiderte. Er eilte ihm, die Uniform noch auf der Treppe zuknöpfend, aus seinem Konak bis vor die Thüre entgegen und führte ihn in ein notdürftig europäisch möbliertes Prunkzimmer. Hier setzte er den Gästen süßen Kaffeesatz in Porzellannäpfchen und Thee in grünen Glasschalen vor, bot ihnen Cigaretten und Nargileehs an und ward nicht müde, durch Ellens Vermittelung immer wieder nach dem Befinden des Verwundeten zu fragen. Dann bat er sie mit einer gewissen Feierlichkeit, ihm nach hinten, in die Hofräume seines Amtsgebäudes, zu folgen, und zeigte ihnen da in dem Bärenzwinger mit dem Stolze des Besitzers seine Herde von angehenden und wirklichen Raubmördern und Wegelagerern. In einer Ecke, besonders fest mit Eisen verwahrt, kauerte einer Gruppe wohlbekannter Gestalten — der lange, blatternarbige Turkmene, der fälig fahle levantinische Koch und sein noch quittergelber aussehender spitzbübischer kleiner Landsmann, die Laien und Georgier — alle zusammen eine trübselige, mit sich und der Welt zerfallene, auf Aschermittwochsreue gestimmte Gesellschaft.

Nur ihr Häuptling fehlte. Hasvod Oglu Mansur war auf dem weißen Roß entronnen. Auch seine Jägerhütte oben in den Bergen war leer, seine Frauen und seine Söhne, die jungen Falken, verschwunden, und es bestand wenig Hoffnung, die Spuren des Räuberfürsten in der pfadlosen Welt des östlichen Kleinasiens, wohin er sich jedenfalls gewendet hatte, wieder aufzufinden. Das zu bedauern, hielt sich Scheik Bey nicht verdrießen und wiederholte es noch einmal als letzten Abschied, nachdem er seine Besucher wieder die Treppe hinab geleitet und an der Schildwache vorbei selbst bis zum Thor gebracht hatte.

Vorher hatte Ellen einige Worte auf türkisch mit ihm gewechselt, jetzt, als sie auf der Straße waren, sagte sie: „Ich habe Scheik Bey um einen Paß für einen jungen Armenier gebeten, den Sohn des Hadschi Baba. Er spricht ein wenig französisch und wird sich morgen bei Ihnen als Diener melden und Sie seiner Zeit auf der Rückfahrt begleiten. Ich selbst will nämlich morgen früh Angora verlassen."

Er sah sie stumm und betroffen von der Seite an. Floh sie doch vor ihm?

Als errietе sie seine Gedanken, fuhr sie ruhig fort: „Ihr Reisemarschall unterwegs kann ich doch nicht sein. Außerdem erwartet mich eine Freundin aus London in Eski-Schehir!"

„Auch eine Samariterin?"

„Ja! Sie hat diesen Winter die pestkranken Mekkapilger in Aegypten gepflegt."

„Schauderhaft!"

„Wieso? Das hab' ich auch schon gethan!"

„Und wenn man sich selbst dabei ansteckt . . . ?"

„Dann stirbt man eben."

Ihr Gesicht war bleicher als sonst, und er sagte nach einer Weile: „Wissen Sie, daß Sie aussehen, als hätten Sie heute nacht Fieber gehabt?"

„Das hab' ich auch. Um die Zeit im Frühjahr fängt's an! Ich bin nicht mehr so stark wie vor ein paar Jahren. Die Aerzte meinen immer, es ginge nicht mehr. Ich müßte dauernd weg von hier, nach Europa zurück! Diesen Sommer will ich auch dort zubringen."

„O — da sehen wir uns vielleicht in Deutschland?"

Sie schien das zu überhören. „Wenn Sie reisen dürfen," fuhr sie fort, „dann telegraphieren Sie mir nur an Frau Dadia in Eski-Schehir. Sie kennen doch die Frau Dadia?"

Er nickte nur. Welchem Europäer hier sollte dieser weiße Rabe, die Inhaberin des — außer Smyrna — einzigen menschenwürdigen Gasthauses in ganz Kleinasien fremd geblieben sein? Das war der letzte Vorposten weißlicher Kultur gegen die Phalanx flohwimmelnder Karawanserais und wanzenbehafteter Chane.

„Sie finden mich dann abends am Bahnhof oder vor dem Hotel. Aber eines versprechen Sie mir: Sie dürfen erst abreisen, wenn der Arzt es gestattet! Wollen Sie mir Ihr Wort geben?"

Er zögerte lurz und schlug dann in ihre ausgestreckte Rechte ein. Sie schüttelten sich kräftig die Hände, wie zwei gute Freunde. Und während sie sich vor dem Landhaus trennten, gelobte er sich innerlich, mit dem Trotz des Genesenden, ein Zweites: War ihm schon diese unfreiwillige Frist hier aufgezwungen, so wollte er auch sein Heim oder seinen mit weißen Rosen umgitterten Kerker nicht anders verlassen als zur Abreise auf dem Weg nach dem Bahnhof!

Und er hielt Wort. Zwei Tage noch verharrte er nach Ellens Abreise einsam, unthätig vor sich hinbrütend, mit den Gedanken in der Ferne, in seinem dämmerigen Krankenzimmer. Die Welt da draußen war ihm gleichgültig geworden. Der blaue Himmel des Morgenlandes, der Anblick der buntgekleideten Kinder der Steppe, selbst seine geliebten, in der Sonnenglut stimmernden Tempeltrümmer und Römerinschriften auf verwitterten Steinen sagten ihm nichts mehr. Er hatte sich den Abschied von Angora anders gedacht, voll lächelnder Wehmut, mit einem stillen Zurückgedenken und sich in sich selbst Versenken, wie man von einer Stätte scheidet, die einen Markstein unserer Tage bezeichnet — aber als ihm nun endlich der griechische Arzt spät abends seine Befreiung ankündigte, da fühlte er nichts von alledem. In Eile den Paß von Scheik Bey, die Schlüssel des Hauses an Soliman, den Gärtner, die Koffer gepackt, und rasch, nur rasch fort, gen Westen!

Er drehte sich kaum um, als hinter ihm im Morgenrot allmählich die hochgetürmte weiße Stadt mit ihren ehrwürdigen grauen Zinnen und Mauern, das grüne Hügelland am Purzuk, die zerrissenen Bergketten des Ulens und — ganz gelegt noch sichtbar — das wie ein Raubvogelnest hoch oben am Himmel schwebende griechische Kloster verschwanden und die eintönige Weite der Wüste ihn umgab. In seine Gedanken verloren, saß er da und träumte und träumte, bis gegen Abend der Zug in Eski-Schehir, dem großen Knotenpunkt aller anatolischen Bahnen, einfuhr und, wie ein erster Gruß aus der Heimat, deutsche Laute von überall her, von deutschen Stationsbeamten und tatarischen Kofferträgern, von rumänischen Juden und griechischen Meerschaumhändlern an sein Ohr schlugen. Aber vertrauter noch erschien ihm der blonde Kopf, der ihm am Ausgang des Bahnhofes herzlich wie einem alten Kameraden zunickte, den man lange nicht gesehen. Und auch ihm waren in seiner Verlassenheit die paar Tage, seit er Ellens Stimme nicht gehört hatte, wie eine Woche und mehr erschienen.

Nachdem er sich seine Unterkunft bei Frau Dadia gesichert hatte, schritten sie auf dem Platze zwischen den Stationsgebäuden und der gegenüberliegenden Reihe von kleinen Bretterhotels auf und nieder. Die Thüren dieser Herbergen standen der Hitze wegen offen. Behagliche deutsche Männer mit roten Fezen auf dem Kopf tranken da nach des Tages Last und Mühe, ihren Schoppen und spielten ihren Skat, und dazwischen nichte da und dort, vom Cigarettenrauch verschleiert, der Turban eines Glückgaben oder lächelte die gelbe Galgenphysiognomie irgend eines schäbigen levantinischen Zwitterwesens.

Die eigentliche türkische Altstadt lag in der Ferne, als ein Gewimmel niederer, holzgedeckter Häuser am Fuß der Hügel, die windüberbraust und baumlos weithin in gewohnter feierlicher Einförmigkeit den Horizont abschlossen. Dort war schon alles schlafen gegangen. In dem neuen, seitwärts am Bahnhof entstandenen Bazarviertel aber blinkten noch die Lichter und klang Musik in das Pfeifen der Lokomotiven.

„Haben Sie Nachricht von Frau Dagmar?" Das war Wendelins erste Frage, und als seine Gefährtin das verneinte, verdüsterte sich sein Gesicht. „Ich auch nicht! Kein Lebenszeichen! Kein Brief! Nichts! Es giebt nur eine Erklärung für dies Stillschweigen: sie ist krank!"

„Warum sollte sie denn?" meinte Ellen. Aber er blieb hartnäckig bei seinem Trost, den er sich in diesen Tagen ungeduldigen Wartens in der That oft gesagt hatte. „Sie ist krank! Sonst wäre es ja ein Rätsel. Eine Lieblosigkeit! Eine Nichtachtung! Der Schreck hat sie nachträglich niedergeworfen!"

Sie zuckte die Achseln. „Sie werden ja sehen!"

„Ja! Morgen abend bin ich in Konstantinopel!"

„Und wir nehmen somit heute Abschied!" sagte sie ruhig, beinahe heiter. „Also lassen Sie es sich gut gehen auf dieser Welt, und wenn einmal . . ."

„Aber wir treffen uns doch noch . . . ? Sie wollen doch auch weitwärts?"

„Nur bis gegenüber vom Goldenen Horn! Ich bleibe gern in Asien, fern von dem Perser Freudentreiben. Ich habe da meinen Schlupfwinkel in Haidar-Pascha. Dort komm' ich übermorgen vormittag an. Aber der Weg von Pera dahin ist weit. Sie werden um die Zeit Besseres zu thun haben."

Freilich: das war gerade die Stunde, wo er wohl Dagmar aufsuchte. Und Ellen schien es ganz selbstverständlich zu finden, daß er darüber alles andere, Welt, Menschen und sich selbst, vergaß.

Ein Trupp verspäteter Kamele stürmte im Kaufschritt vorbei. Der Staub wirbelte in der klaren Nachtluft empor und trübte den Schein des mittlerweile aufgegangenen Mondes. Die Beiden bogen zur Seite und schritten einen einsamen Feldpfad dahin, der nach dem nahen Bazarviertel führte.

„Und die Hauptsache hab' ich natürlich noch vergessen!" sagte er ehrlich. „Ich hab' Ihnen noch nicht einmal recht von Herzen gedankt! Und ich weiß auch jetzt noch nicht, wie ich es eigentlich anfangen soll. Ich fühle mich so beschämt. Sie haben wie ein wahrer Freund gehandelt, ohne daß ich es irgendwie verdient habe . . . ."

„Meine Pflicht hab' ich gethan!" sagte Ellen.

„Andere hätten das nicht gethan!"

„Mag sein! Ich kümmere mich nicht um andere."

Er zögerte eine Weile und sagte dann rasch: „Ich glaube, Sie haben schon sehr Schweres im Leben durchgemacht! Darf man denn gar nichts von Ihnen erfahren? Soll ich denn von Ihnen weggehen ganz wie von einem fremden Menschen?"

Sie schwieg. Sie standen jetzt an einem mauerlos und verlassen mitten in der Steppe liegenden türkischen Friedhof. Der Mond schien hell auf die verwitterten unbehauenen Grabsteine, die schief aus dem Boden wuchsen. Einige hochbeinige gelbe Hunde schlichen leise knurrend, mit grünlich funkelnden Augen, um die Europäer herum.

Ellen setzte sich ermüdet ohne weiteres auf eines der Totenmale. Ihr Begleiter nahm neben ihr Platz. Ihre Gesichter sahen bleich aus in dem ungewissen bläulichen Schein von oben. Fliegende Wolkenschatten verdunkelten ihn zuweilen und zogen eilig über das Gewirr der Lehmhügel dahin. Der Wind pfiff hinter her. Die Nachthunde bildeten winselnd, mit eingezogenem Schwanz, einen Halbkreis um die beiden Eindringlinge in dieser Welt der Abgeschiedenen, die nichts mit dem nahen Maschinengezänkampf und Dampfqualm des Stationsgebäudes und seiner weitgestreckten Wersthütten gemein hatte.

„Ich weiß ja so gar nichts von Ihnen!" wiederholte er eindringlich. „Wenn man mich zu Hause fragt, kann ich nicht einmal Auskunft darüber geben, ob es eine Deutsche oder eine Engländerin war, die mich gepflegt hat!"

„Ich bin eine Deutsche," sagte Ellen. „Aber ich bin schon als Kind nach England gekommen und dort erzogen und aufgewachsen. Und dort hab' ich mich auch verlobt. Und ich glaube, ich wäre glücklicher geworden als irgend eine Frau auf der Welt. Drei Tage vor der Hochzeit ist mein Bräutigam gestorben. Da dacht' ich mir zuerst: Wär' ich doch lieber tot! Und dann: Das steht ja in deiner Hand. Das ist nicht schwer! Und schließlich, wie ich ruhiger wurde, da dacht' ich mir: Eigentlich bist du ja schon gestorben. Dein Leben ist zu Ende. Also nimm an, du selbst seiest tot, und suche dir einen Wirkungskreis, wo man fremde Not lindern kann. Das ist seitdem mein Leben."

Er wagte nichts zu erwidern. Stumm saßen sie eine Weile beisammen. Dann standen sie auf und gingen den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Vom Bahnhof tönte langgezogenes Pfeifen, Rädergerassel und vielstimmiges Geschrei. Der Zug von Konia, den Endpunkt der Bagdadbahn, rollte langsam, wie erschöpft von seinem tagelangen Lauf im Sonnenbrand, durch die Nacht herein und sandte noch einmal das Getümmel des Orients den beiden, schweigend dahinschreitenden Franken entgegen. Und beiden dünkte dies lärmende Leben nun sie wie eine Erlösung von den Empfindungen, die in ihnen wogten.

Auf dem Platze blieb Ellen stehen. „Gute Nacht! Du wohne hier hinter der Station, bei einer deutschen Familie!"

Er hielt ihre Hand fest. „Gute Nacht! Und auf Wiedersehen!"

„Vielleicht einmal! Die Welt ist ja so klein!"

„Nein, nicht vielleicht! Bestimmt!"

„Sie wissen ja, wo Sie mich finden!" Sie nickte ihm zu und verschwand im Dunkel.

In tiefen Gedanken kehrte er in Frau Dadias Haus zurück. Und diese Gedanken verließen ihn auch nicht, als ihn am nächsten Tag der Zug viele Stunden lang dahintrug, von der Steppe durch dürfere Felsklammen und schäumende Flußthäler hinab in die Glut der Uferebene von Bierdjek, deren Baumwiesen, leichenhaft mit abgeblühenen Rosen winkend oder über und über von grünem Schlinggewächs umwirrt, zu beiden Seiten die Bahn umrahmten, dann durch immer reichere, heiter und üppig werdende Gegenden, bis endlich hinter Ismidt in strahlendem Blau und kühlendem Wind die See herüberschimmerte. Vor ihrem Glanze schwanden die Nebel der Erinnerung, das Bild des öden, mondzahlen Friedhofs von Eski-Schehir. Wendelins Blicke richteten sich, je lachender zu beiden Seiten die weißen Landsitze und Dörfer vorbeiglitten, die schattigen Gärten grünten und grüßten, mit wachsender Sehnsucht nach vorne.

Und endlich hob es sich dort, über dem Meer, wie ein zweites Meer von Häusern und Mauern am Horizont. Schneig schimmernde Minarehs stiegen in die Luft, gewaltige Kuppeln wölbten sich, immer höher anwachsend, empor, mächtige Wachttürme, alte Schlösser und neue Marmorpaläste, schwarze Cypressenhaine und vielstöckige Mietskasernen, ein rauchiger Mastenwald im Hafen — das alles entrollte sich langsam wie ein Wandelbild in fernen unbestimmten Umrissen über den Fluten. Da war Konstantinopel, die Märchenstadt! Und in ihr seine Königin . . .

(Schluß folgt.)

Unser Grosses Wiesel und der Eichelhäher.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Adolf und Karl Mütter.*

Es ist eine Erfahrung, die der Naturfreund immer wieder bestätigt findet, daß unsre Kenntnis des Wesens einzelner Vertreter der Tierwelt unseres Vaterlandes, die wir sicher schon gesehen haben und die uns wohl vertraut sein sollten, doch manchmal recht gering und mangelhaft ist. Diese Erfahrung hat die folgende Plauderei über zwei kleine heimische Räuber angeregt, die wohl jedem Leser schon begegnet sind, und über die wir ihm vielleicht doch manches neue noch berichten können; wir meinen unser Großes Wiesel und den Eichelhäher.

Das Große Wiesel oder Hermelin (mustela erminea) gehört in der Ordnung der Raubtiere zur Familie der Marder und verdient vermöge seiner bezeichnenden Körperausprägung, seiner außerordentlichen Gelenkigkeit und Stärke, seines großen Mutes und unbändigen Blutdurstes eigentlich als Hauptvertreter oder Musterbild der Familie genannt und betrachtet zu werden. Unser Bild zeigt das Tier in seinem Sommerkleide, das am Bauch, an den Innenseiten der Läufe und auf den Zehen weiß mit gelblichem Anhauche, auf dem ganzen Oberkörper bis zur schwarzen Schwanzspitze rotbraun erscheint. Zur Winter hingegen verändert sich sein Pelz vollständig bis auf die schwarze Spitze seines Schwanzes in jenes durch seine nordischen Brüder berühmt gewordene weiße Rauchwerk, das weiland die Krönungsmäntel der Großen der Erde als „Hermelin" zierte. Das Wiesel macht also eine zweimalige Haarung durch, und zwar erhält es die rotbraunen Haare im Frühling, die weißen im Spätherbst und Vorwinter. Diese Haarungen erstrecken sich über den ganzen

* Wir freuen uns, den Lesern mit diesem Beitrage in unserem Jubiläumsjahrgange noch einmal eine Arbeit der hochverdienten naturwissenschaftlichen Schriftsteller vorlegen zu können, deren gemeinsamem Wirken die „Gartenlaube" in früheren Jahren so zahlreiche fesselnde Artikel zu danken hatte.
Die Red.

Das Grosse Wiesel und der Eichelhäher.
Nach der Natur gezeichnet von Adolf Müller.

Pelz und gehen durch Ausfallen sämtlicher alten und Entstehung ganz neuer Haare vor sich.

In Anbetracht seines schlanken Leibes kann das in der Körperlänge 26 cm messende, mit dem 5 bis 6 cm langen Schwänzchen versehene Tier füglich mit einer Schlange verglichen werden. Selbst die wellenförmigen Bewegungen seiner Gangart gleichen denen der Schlange, und in dem großen Oeffnungsvermögen seiner Kinnlade erblickt man ein ebenso sprechendes Merkmal des Vergleiches. Es vermag den Unterkiefer gegen den Oberkiefer fast rechtwinklig zu öffnen, und in diesem behufsamen, weitgeöffneten Rachen, zwischen seinen messerspitzen Eckzähnen trägt dieser gewandteste Räuber unter den Mardern seine so beliebte Beute, Eier von unserem Hausgeflügel oder von anderen Vögeln, dahin.

Wir sagen: den gewandtesten Räuber unter den Mardern. „Flink wie ein Wiesel," lautet das Sprichwort.

Unser Tier übertrifft mit seinem Vetterchen, dem Kleinen Wiesel, weit an Todesverachtung und Blutdurst die Großräuber, wie Tiger und Löwen. Und wie seine Gewandtheit, Schnelligkeit und ausdauernde Kraft es bei seinen vielfältigen Kämpfen mit gefährlichen Gegnern bewundernswert unterstützen und fördern, so behauptet es eine große Mannigfaltigkeit auf der Schaubühne seiner Thätigkeit, in seinem Aufenthalte. Jeder Oertlichkeit sich bequemend, lebt es hier im bebuschten Raine, an steinund gestrüppreichen Abhängen, in Steinhalden und Steinhaufen auf Chausseen; dort beinahe in Löcher und Spalten in Turmmauern und alten Häusern nahe der Erde bis zum Dache hinauf; bald nistet es sich ein in Holzschichten und Strohhaufen, bald unter Brückenbogen und Stegen der Gewässer; es herbergt im Bau des Fuchses und der Kaninchen, wie in den Löchern der Ratten, der Wühl- und anderer Mäuse; es dringt in die Burg des Hamsters, des Ziesels und des Maulwurfes; hier endlich erklärt es sich die hohe, luftige Freistätte des Eichhörnchens, der großen Haselmaus, der Elster und des Raben. Auf diesem mannigfaltigen Lebensplane entfaltet es eine ebenso vielseitige Bethätigung wie wahre Großthaten der Fehde und des Raubes. Seine Sinne unterstützen es, wie sein in die scheinbar kleinsten Ritze und Löcher sich durchzwängender unskelkräftiger Körper.

Dem ganzen Kontingente der kleinen Säugetiere und Vögel, der Fische und Lurche, wie Eidechse, Frosch und Ringelnatter, ferner den Krebsen und sogar den Kerbtieren hat dieser Raubritter den Krieg erklärt. Bald liegt der kleine Wegelagerer im Hinterhalte, um das Opfer urplötzlich durch einen geschickten Bogensprung fest im Genick oder am Halse zu fassen; bald schlüpft er in die entlegensten Zufluchtsorte der Tiere, um sie würgend zu überfallen; dann wieder klettert der Turner an Büschen, Bäumen und Gemäuer hinauf zum Ausspüren von Vogelnestern, deren Eier er mit Vorliebe aufsaugt und deren Insassen er frißt. In den Gehöften raubt er vom Keller bis zum Dachboden, in den Scheunen und Viehställen, was er bewältigen kann. Wenn wir ihm auf diesen Schleich- und Raubpfaden auch als dem Mörder unserer Tauben und Hühnchen, so insbesondere sogar als dem Räuber der alten Hühner und Enten begegnen, wenn er den nützlichen Maulwurf mit der schädlichen Schermaus unter der Erde würgt, so wird der Vorurteilsfreie unser Tierchen darob noch nicht um jeden Preis verfolgen. Denn dies wäre einseitig gegenüber der ganzen Summe seiner Lebensäußerungen. Auf Grund jahrzehntelanger eingehender Wahrnehmungen haben wir seiner Zeit nicht angestanden, dem Zwerge mit dem Riesenmute in der Brust ein Denkmal zu setzen in dem im Verlage von Ernst Keil's Nachfolger erschienenen Werke „Die einheimischen Säugetiere und Vögel nach ihrem Nutzen und Schaden in der Land- und Forstwirtschaft", wie folgt: „Wenn wir den Fuchs einen der eifrigsten Mausjäger nennen werden, so bilden die Wiesel die Hauptmatadore des Mäusefangs. Alle Unbilden, welche diese Zwerge unter den Fleischfressern an unseren Kleinvögeln, den Maulwürfen, dem Jagd- und Hausgeflügel, am Hasen, am Ei des Haushuhns und der Taube das Jahr über ausüben, alle werden doppelt und dreifach aufgewogen von dem Nutzen, welchen der Mäusefang dieser mutigen und flinken Gesellen bewirkt. In der Zeit der Jungenpflege vertilgen die Wiesel eine unglaubliche Menge Mäuse, wovon wir uns des öfteren selbst überzeugt haben. In der Zeit von etwa einer Stunde sahen wir einst in einer Feldflur zunächst eines Dorfes das Große Wiesel fünf Mäuse seinem in der Nähe befindlichen Gehege zutragen, und ein diesem Orte nahe wohnender Landmann versicherte uns, daß er das Tier an einem Morgen zwölf Mäuse und dabei allerdings auch zwei Maulwürfe umweit in den Wiesen habe töten und in seinen Schlupfwinkel, einen Reiserhaufen, tragen sehen. Bedeutend räumte einst hier (in Gladenbach) eine Gesellschaft von Wieseln in einer Metzgerei unter Ratten auf. In kurzer Zeit war dies Gehöft von den lästigen Nagern befreit."

Wie sich das Hermelin durch Vielseitigkeit und Gewecktheit unter den Säugetieren auszeichnet, so fällt der Eichelhäher oder Margolf (garrulus et corvus glandarius) als ein eigenartiges Wesen unter unseren Vögeln auf. Ist er doch eins der hervorragendsten Mitglieder der Familie der intelligenten Raben.

Munter, keck und schmuck stellt sich dieser bunte Waldgefelle in einer Länge von 32 bis 33 cm dar. Seine Hauptfarbe besteht in einem seidenglänzenden, graurötlichbraunen Gefieder, das oberseits dunkler, unterseits heller, am Hinterteile weiß sich abhebt. Seine Hauptzierden sind der stets bewegliche weiß und schwarz gefreiste Federbusch, der schwarze Bartstreifen, der ihm mit den Borsten an der Schnabelwurzel ein martialisches Aussehen verleiht, das weiße Feld auf seinen sammetschwarzen Flügeln, das am Fingergelenk mit schönen lasurblauen Spiegelstreifen durchzogen ist. Nicht minder beweglich wie seine Haube ist auch das schwarze Steuer des Tieres, aus dessen glänzendem Auge mit dem auffallend hellblauen Ringe geistige Gewecktheit spricht.

Was die Rabenkrähe in den Feldern, das bekundet in noch erhöhterem Grade der Häher in unseren Wäldern. Seinem Namen nach bevorzugt er die Eichenwaldungen, besonders lieb et die mit vielem Oberstande versehenen Mittelwaldungen. Hier haust er dann in seinem unruhigen, wachen, ebenso vorsichtigen wie neugierigen Wesen, mit der den Beobachter außerordentlich fesselnden vielgestaltigen Eigenartigkeit, die wir heute nicht weiter besser vorzuführen vermögen als in der Wiedergabe der Hauptcharakterzüge, welche wir in unserem oben angeführten Werke niedergelegt haben:

„Wir möchten bezweifeln, daß es einem schlimmeren Feind der kleineren Vögel, insbesondere der Sänger des Waldes und der Gärten giebt, als den Eichelhäher, welcher zur Sommerszeit Bäume und Büsche täglich durchsucht, um die Nester zu plündern, aus denen er bald die Eier, bald die Jungen stiehlt. In Gegenden, wo dieser Räuber zahlreich vertreten ist, können diejenigen Singvögel, welche ihre Brut glücklich durchbringen, unter die besonders begünstigten gezählt werden. Wir haben in Waldhegen Dutzende von Nestern gefunden, welche alle von Hähern ihres Inhaltes beraubt wurden. Die alten Vögel erheben ein lautes Gezänke, wenn sich der Häher dem Brutorte derselben mit feindseliger Absicht nähert. Den brütenden Vogel sucht er vom Neste zu verscheuchen, dieser aber saucht und schreit ihm entgegen, ruft dadurch den Ehegatten herbei, welcher ebenfalls mit geöffnetem Schnabel mit Flügelschlägen gegen den Verhaften anstürmt.

Sehr oft zieht sich unter solchen Umständen der Räuber lügenweise zurück, weil der Anstoß das Gesühl seiner eigenen Sicherheit beeinträchtigt. Aber er gönnt den nackten Kleinen im Neste nur eine kurze Galgenfrist. Er erlauert den Zeitpunkt, wo die todesmutigen Verteidiger ihrer Jungen abwesend sind; schnell reißt er die Vögelchen aus dem Neste und verschlingt sie, während er die schon beseberten unter die Krallen nimmt, rupft und zerreißt, um sie stückweise zu verzehren. Zuweilen ergreift er aber auch einen alten Vogel, der ihm in der Verteidigungswut zu nahe kommt, und tötet den verzweiflungsvoll Schreienden mit Schnabelhieben. . . . Er bewährt sich nicht bloß als scharfer Späher, sondern auch als feiner Lauscher. Das Gezirp der Futter empfangenden Brut lockt ihn an und leitet ihn auf seinen Schleichwegen. Selbst die ausgeflogenen Vögelchen, welche, anstatt die Flucht zu ergreifen, sich regungslos niederdrücken, weiß er auszukundschaften und zu erhaschen. Mit scheinbarer Arglosigkeit führt er seine Thaten aus. Gleichsam spielend kommt er zum Ziel. Munter sträubt er die Scheitelfedern, hebt er den Schwanz, singend oder bauchrednernd hüpft er von Zweig zu Zweig, als ob er die auserschenen Opfer in Sorglosigkeit einwiegen wollte, bis der Zeitpunkt eines günstigen Eingriffs in das Familienleben der Betrogenen gekommen ist.

Mit der Miene des Freundes schleicht er sich in die Gesellschaft, und mit der Erbarmungslosigkeit des barbarischsten Feindes mißhandelt er sie. Wie ist's möglich, daß dieser verschlagene und verschmitzte Räuber andern trauen mag? Den Menschen sieht er, obgleich dieser ihn leider nur allzu unbehelligt gewähren läßt; den Habicht, Sperber und Wanderfalk fürchtet er so sehr, daß er nur mit großer Behutsamkeit über Felder und sonstige freie Flächen dahinfliegt. Niemals sieht man mehrere nebeneinander, sondern stets nur einen in ziemlich bedeutendem Abstande hinter dem andern herrudern. Der Vorderste ist Führer und offenbar der Kühnste, die nachfolgenden Genossen ziehen ermutigt dieselbe Straße. . . .“

Aber nicht allein an den Vögeln verrichtet der Häher die geschilderten Unbilden. Auf Korn- und Weizengarben unweit des Waldsaumes zehntet er ebenfalls empfindlich. Es vereinigt sich öfters eine große Anzahl zu einer die Feldfrüchte sehr schädigenden Diebsbande. Außerdem verzehrt er zur unwirtlichen Jahreszeit fast ausschließlich Eicheln, Buchekern, Nüsse und Beeren. Wie der Allesfresser selbst Aas angeht, so treffen wir ihn auch öfters auf der Suche nach Kerbtieren und Gewürm, wobei er mit Füßen und Schnabel den Waldboden und Rasen bloßstraht und -hackt. Auch durchsucht er die Ameisenhaufen nach Larven und macht sich zu diesem Zweck die Höhlungen zu nutze, welche Grau- und Grünspechte in dieselben gebohrt haben; ja er vertreibt, vereint mit mehreren Genossen, nach unseren Beobachtungen die Spechte schon während ihrer Arbeit, um echt gaunerhaft den Vorteil aus der Mühe anderer sich zuzuwenden.

Zu Anfang seiner Brut, welche Ende April aus dem Gelege schlüpft, bringt der Dieb wohl etwas Nutzen, da er die Jungen fleißig mit Kerfen aller Art und Würmern füttert, auch außerdem, wie erwähnt, der Kerb- und Weichtiernahrung nachgeht, selbst Mäuse bisweilen tötet; aber er hebt diesen vorübergehenden geringen Vorteil wieder gänzlich auf durch den beträchtlichen Schaden an Tieren und Feldfrüchten. So erweist sich demnach der Häher als ein überwiegend schädlicher Vogel. —

Wir haben die beiden interessanten heimischen Räuber auf dem beigegebenen Bilde gegenübergestellt, und zwar in der hervortretendsten Lebensäußerung, dem Eierraube, bei welchem sich die Rivalen wohl mehr, als man glaubt, begegnen werden. Ein Fall dieser Art ist uns zu Gesicht gekommen, und wir haben ihn durch die bildliche Darstellung getreu festgehalten. In diesem Falle ist das Wiesel dem leckeren Waldnäscher zuvorgekommen, der mit seinem Geschrei noch andere seines Gelichters herbeirief und so das Wiesel veranlaßte, die Aussehen erregende Scene zu verlassen und den verlockenden Raub anzugeben. Hier gab offenbar der Klügere, wenn auch ungleich stärkere und mutigere Räuber die Ueberwucht seiner natürlichen Wehrhaftigkeit selbst gegen ein Dutzend Häher auf im Kampfe mit der Regung des Widerwillens gegen lärmende Anstritte. Zu dieser Handlung des Hermelins offenbarte sich eines der Hauptkennzeichen des Wesens sonst kühner und starker Räuber: bei offenen, lauten Angriffen sich selbst vor schwächerer Macht zurückzuziehen. Es mag hier unserm tapferen, behaglichen Kämpen ähnlich ergehen wie dem Beherzteren vor dem Andrange geifernder, schimpfender Zungen einer gewissen Menschensorte.

Blätter und Blüten.

Frauenberuf vor sechshundert Jahren. Es wird um das Jahr 130 unserer Zeitrechnung gewesen sein, daß der kunstsinnige Kaiser Hadrian in Aegypten seinen Liebling und Reisegefährten Antinous verlor. Antinous starb freiwillig im Nil, man sagt aus Schwermut, man sagt aber auch aus Aberglauben. Er wollte mit seinem Tod das Leben des Kaisers verlängern. An der Stelle, da Antinous verlarb, lag einer alte Antinusstätte des ägyptischen Gottes Tod, die im späteren römischen Altertum Hermopolis magna benannt wurde. Diese Kultusstätte war mit einem Ort am Nil verbunden, der auch Zeitplatz, Grenzstation und Hauptstadt von Mittelägypten war. Der Ort heißt heute Aschmunein. Er verlor seine Bedeutung, als Hadrian zu Ehren des Antinous am jenseitigen Ufer die Stadt Antinoupolis oder Antinoë gründete und dieselbe zur Hauptstadt von Mittelägypten erhob. Auf dem christlichen Friedhof der Stadt des Antinous hat Alexander Gayet Ausgrabungen vorgenommen und ganz überraschende Resultate erzielt. Das merkwürdigste dieser Resultate ist zweifellos die Ausgrabung der Schneiderin Euphemia, die in der alten Antinousstadt einen Modesalon hielt und mit Instrumenten arbeitete, die ungleich zierlicher und reicher waren als die unserer heutigen Schneiderinnen. Frau Euphemia, die Schneiderin von Antinopolis, lag sorgfältig einbalsamiert in einem gut erhaltenen Grabe. Sie trug drei feingewebte Gewänder, darüber einen Mantel, reich gestickt mit Blumen und Bögeln, ein fostbares Musselintuch um den Hals, dazu eine ungemein kunstvolle Haldkette. Die Gewebe sind sehr sinnreicher Art. Alles, auch die Farben sind vorzüglich erhalten. An der einen Seite von Frau Euphemia — über deren Namen seine Zweifel Auskunft gab — fand man ein in feinster Arbeit hergestelltes Holzkästchen. Dies Kästchen hat uns auch den Beruf von Frau Euphemia verraten, denn es ist mit allen nur erdenklichen Schneiderwerkzeugen angefüllt. Unter diesen sah man Nadeln mit starker Oese und Wollfäden darin, man trug dazumal viel gewebte Kleider, man sah ein zierliches Trennmesserchen, eine Nadelbüchse aus Elfenbein, Scheerschleifen in elfenbeinhand Fassen. Das war Frau Euphemias Nähkästchen. Uebrigens fand man noch etwas in dem Kasten, was mit der Nadel nichts zu thun hatte, kleine Holzschlechen in einer Elfenbeinschachtel, aus dem Stamm der Sykomore geschnitten, höchst zierlich und fein, aber an allen vier Ecken durchlöchert. War es ein Spiel, das Frau Euphemia ertrank, wenn sie müde war, waren es Zählmarken, Rechenpfennige, oder hatten die Täfelchen gar Geheimwert?

Ein Bräutigam von den Salomonsinseln.

Vielleicht gehörten sie auch zu der Schneiderei, wurden als Mustermarken oder sonstwie verwendet? Am wahrscheinlichsten ist, daß es Webetäfelchen waren, denn mit solchen an den Ecken durchbohrten Täfelchen wird im ganzen Orient die Technik der Bortenherstellung betrieben, die heute noch bei Tisch und Mostel in Uebung ist. Diese Erklärung paßt auch am besten zu der Fundstelle im Nilschlamm. Auch ihre Riechfläschchen hatte die Tote bei sich. Jetzt ruht sie, die wahrscheinlich zur Zeit des Christenverfolgers Diocletian, also ums Jahr 280 n. Chr. gelebt hat und die am Nil geboren wurde, im Museum zu Brüssel.

Ein Bräutigam von den Salomonsinseln. (Mit Abbildung.) Ueber die Deutschland gehörenden beiden Salomonsinseln in der Südsee, Bougainville und Buka, von welchen besonders die aus zackigen, kühn emporstrebenden vulkanischen Bergzügen gebildete Hauptinsel Bougainville mit ihrem Zakki zu hohen Bulkan Balbi einen großartigen Anblick gewährt, hat die Natur einen Pflanzenreichtum von verschwenderischer Fülle ausgestreut. Leider aber stehen die Salomonsinsulaner nicht im besten Rufe, sie sind als die grausamsten Feinde aller Fremden bekannt und leben auch unter sich in ewiger Fehde; Kopfjagden und Menschenfressen sind dort noch vielfach im Schwange. Im Bismarckarchipel sind die Buka-leute als Plantagenarbeiter sehr gesucht; aus ihnen rekrutiert sich auch großenteils die schwarze Schutztruppe in dem betreffenden deutschen Kolonialgebiete. Sie sind große kräftige Gestalten mit ernstem, fast düsterem Gesichtsausdruck. Ueber ihre Sitten giebt Hesse-Wartegg in seinem kürzlich erschienenen sehr interessanten Werke „Samoa, Bismarckarchipel und Neu-Guinea“ (Leipzig, J. J. Weber) einige interessante Mitteilungen. Unsere dem Buche entnommene Abbildung zeigt uns einen Junggesellen von der Insel Buka mit einem Kopfaufsatz, den man Bräutigamshut nennen kann. Die jungen Männer auf diesem Eilande müssen vor ihrer Verheiratung einige Prüfungen durchmachen. Sie bewohnen eigene, im Walde versteckte Hütten und erhalten ballonförmige Hüte aus Flechtwerk, mit einer kunstgroßen Oeffnung aufgesetzt, durch welche die Haare wachsen. Sind diese lang genug geworden, so daß sie den Hut festhalten, dann werden unter großen Festlichkeiten die Haare mit dem Hute von Kopfe abgeschnitten, und die jungen Männer sind heiratsfähig.

Hilfe bei alpinen Unfällen. (Zu den Bildern S. 456.) Seitdem der Strom der Touristen sich ins Hochgebirge gewendet hat, wächst sich von Jahr zu Jahr die Zahl der alpinen Unfälle. Der Wagemut lockt leider auch Unerfahrene zu

Unternehmungen, die für Ungeübte ein Spiel auf Tod und Leben bedeuten. Aber auch der bewährteste Hochtourist kann durch Unbill der Witterung, Zusammentreffen ungünstiger Umstände in Lagen geraten, die zu einem Unfall führen. Die Rettung und Bergung der Verunglückten gestaltet sich in

Anlegen des Gurtes.

den Alpen besonders schwierig; oft müssen die Abgestürzten aus steilen Abgründen herausgeholt werden. Das gewöhnliche Mittel zum Transport Verwundeter, die Tragbahre, versagt in solchen Fällen gänzlich. In anderen wieder ist sie nicht zu beschaffen, denn in Regionen, die hoch über der Grenze des

Tragen des Verunglückten.

Transport Verunglückter mit dem Rettungsgurt im Gebirge.

Nach Aufnahmen von Anton Karg in Kufstein.

Baumwuchses, fernab von allen menschlichen Ansiedlungen liegen, findet man auch kein Holz, keine Stangen, aus denen eine Tragbahre improvisiert werden könnte, und die Retter können in Anbetracht eines schwierigen Terrains auf ihre Bergstöcke unmöglich verzichten. Für solche schwierigen Lagen bewährt sich der Rettungsgurt als Ersatz der Tragbahre. Er ist etwa 5 m lang und wird im Notfall um Leib und Schenkel des Verunglückten gelegt, wie dies die erste unserer Abbildungen zeigt. Mit Hilfe dieses Gurtes kann, wenn die Verletzungen es gestatten, schon ein einzelner Mann den Verunglückten forttragen. Man kann mit ihm das Opfer des Hochgebirges, das vielleicht auf steilen vorspringenden Felsplatten aufgefunden wurde, ohne Schaden abseilen, auf tiefer gelegene, zugänglichere Stellen herablassen. Die Rettung Verunglückter erfüllt jedes Menschenherz mit hoher Freude, und Dank und Bewunderung zollt man denjenigen, die oft in schwierigen Lagen für andere ihr Leben wagen. Aber die meisten Unfälle in den Alpen gehören zu den vermeidbaren. Die „Gartenlaube" hat wiederholt, in längeren und kürzeren Artikeln, die Hochalpenunfälle besprochen, die Jahr für Jahr ihre Opfer fordern — sie will auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne alle jene zu warnen, die sich mit Beginn der schönen Jahreszeit zu Hochlandtouren rüsten. Es kann nicht eindringlich genug darauf hingewiesen werden, wie mancher schwere Unfall durch ein wenig mehr Vorsicht, Ueberlegung und Selbstbeherrschung hätte vermieden werden können. In den „Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins" giebt Herr Gustav Bever aus Kurisruhe eine Uebersicht über die Hochalpenunfälle von 1901, aus der klar genug hervorgeht, daß auch im jüngsten Jahre wieder fortwährender Leichtsinn die meisten dieser Unglücksfälle verbrieselführt hat. Mögen diese wenigen Worte, die nur in Kürze wiederholen, was die „Gartenlaube" schon oftmals in umfassenderer Form ihren Lesern darlegte, ihren Zweck erfüllen, mögen sie mit verhindern helfen, daß neue Unglücksfälle all denen, welche unsere Berge lieben, die Freude an der stolzen Herrlichkeit derselben verbittern!

Parole aus Alt-Spandau. (Zu dem Bilde S. 429.) Der ehrwürdigen „Veste Spandau", die lange Zeit die Aufgabe hatte, mit ihren Wällen Berlin gegen Westen hin zu decken — eine Aufgabe übrigens, die sie nie recht erfüllt hat —, stehen demnächst große Umwälzungen bevor. Die Citadelle, die immer mehr zu einem deutschen Woolwich entwickelt hat und jetzt eine große Zahl der wichtigsten militärischen Fabriken, Geschützgießerei, Gewehr-, Munitions-, Pulver-, Konserven-Fabrik, Artilleriekonstruktionsbureau und Werkstatt, Feuerwerks-Laboratorium u. s. beherbergt, fühlt sich zu eng in ihren Mauern, und da die Landesverteidigung an der Erhaltung der längst veralteten Befestigungswerke kaum noch viel Interesse haben wird, da die beachtenswerte Zorta bei Deckung der Spreemündung und des berühmten Zuliusturmes mit dem Reichskriegsschatz viel besser besorgen, werden die alten Thore voraussichtlich bald fallen und hinter ihnen neue Straßenanlagen entstehen. Von den Bauwerken aus dem Mittelalter ist wohl kaum noch viel erhalten. An einzelnen Stellen der Stadt findet man aber doch noch kleine Gassen, die offenbar manchen Sturm auf die ehrwürdige Festung mit erlebt und sicher unsinnige die Franzosen gesehen haben, die vom 25. Oktober 1806 bis zum 26. April 1813 in Spandau die Herren waren. Hoffentlich wird man diese letzten Zeugen einer mit den Geschicken der Mark Brandenburg so eng verwobenen Vergangenheit noch Möglichkeit bei der Neuanlage schonen; denn wie unser Bild zeigt, stehl es unter ihnen nicht an malerischen Scenerien, die in das Stadtbild einer modernen Fabrikstadt immer eine erfreuliche Abwechslung bringen. Richard Schott.

Stella der Königstochter. (Zu dem Bilde S. 432 und 433.) Von der Macht der Töne, vom Gesang der Saiten, der unsere Gedanken aus der Wirklichkeit des Lebens hinüber in das Reich der Träume führt, spricht uns das Bild Hevn Coomans. Gleichzeitig führt es uns in längstvergangene Zeiten und in ein fernes Reich, dessen Kultur schon damals in einer stolzen Höhe blühte — nach Aegypten. Mehr vom Spiele hat sich die schöne Königstochter auf ein Ruhebett gestreckt. Blumen sind um sie hingestreut, und ein gefiederter zahmer Sänger zwitschert auf ihrer Hand. Ihr zu Häupten steht eine junge Dienerin, bereit, der Gebieterin mit dem Palmenwedel Kühlung zu fächeln, während eine andere, gleich ihrer Herrin, sinnend versunken in die Saitenklänge, jenen sanft anschwellenden Accorden lauscht, die unter den Fingern der Künstlerin den harfenartigen Instrumente entschweben.

Abseilen des Verunglückten.

Allerlei Kurzweil.

Silbenaufgabe.

Bei einem Mußraunsch fängt Hinterhand, obgleich sie 4 Damen, 4 Zehnen und 2 Ober hat, den Raunsch nicht, vielmehr Mittelhand mit 3 Wenzeln in ihrer Karte.

Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Spielgang? Was liegt im Skat?

Scherzrätsel.

Räst du die Stadt und knackst die Nuß?
Zuerst kommt an, der zeigt — nach Schluß. E. S.

Die Auflösungen der Rätsel und Aufgaben aus Halbheft 15 folgen im nächsten Halbheft.

Wechselrätsel.

Zehn Buchstaben hat das Rätselwort:
Denkt nach, ob ihr es erraten sofort!

Ist der vierte ein i — dann vor Gericht
Und beim Militär ermahnt es zur Pflicht.

Setzt n für i — so findet es statt,
Wenn der Mensch eine Arbeit beendigt hat.

Und ist er einst selbst zur Ruh' gekommen,
Mit dem Menschen mit r wird's vorgenommen.

F. Müller-Saalfeld.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

Sonderbeilage zu Heft 8, 1902.

Das Ende des Burenkriegs.

Von Gottlob Egelhaaf.

I.

Am 6. August 1901 hatte Lord Kitchener die Erklärung erlassen, nach welcher alle Burenführer, die nach dem 15. September noch die Waffen tragen würden, für immer aus Südafrika verbannt und überdies die Güter derjenigen Buren, die nach dem genannten Tag noch fechten würden, zur Bestreitung des Unterhalts der Gefangenen verkauft werden sollten. Mittels dieser Drohungen hoffte der englische Obergeneral die Buren so einzuschüchtern, daß sie sich zur Unterwerfung bequemen würden. Daß diese Drohungen völlig völkerrechtswidrig waren, steht außer allem Zweifel; die im Sommer 1900 amtlich verkündigte Einverleibung des Oranjefreistaats und der Südafrikanischen Republik war ungültig, weil der einverleibte Staat den einverleibten nicht auch unterworfen hatte. Wie wenig das der Fall war, beweist die Thatsache, daß der Krieg ungeschwächt noch fast zwei Jahre fortdauerte, und mit Recht konnte der Präsident des Oranjestaats, Steijn, in einer Protesterklärung vom 15. August Kitchener sagen: „Im ganzen Land besteht eine von uns eingerichtete Verwaltung durch Landdroste; wo die Städte von Ihrem Militär besetzt sind, übt die Gewalt der nächste Landdrost aus. Die Macht Ew. Excellenz reicht nicht weiter als Ihre Kanonen.“ Und um das Recht der Buren zur Kriegsführung überhaupt zu erwesen, sagte Steijn in derselben Erklärung: „Wir zogen nicht das Schwert, sondern wir stießen das Schwert weg, das uns schon an die Kehle gesetzt war. Wir hoffen auch heute noch, daß das sittliche Gefühl der Welt das Verbrechen der Vernichtung einer jungen Nation nicht zulassen wird; wir waren aber von Anfang an entschlossen, wenn diese Hoffnung sich nicht erfülle, aus eigener Kraft, im Vertrauen auf einen gnädigen Gott den äußersten Widerstand zu leisten. Unser Land ist zu Grunde gerichtet; sollen wir aber den Hunderten von Toten und Gefangenen die Treue brechen, im Vertrauen auf die sie bereitwillig Leben und Freiheit für das Vaterland hingaben? Wenn wir das thäten, so würden wir verachtet werden, nicht nur von Ew. Excellenz und von jedem ehrlichen Mann, sondern auch von uns selbst. Kein Friede ist für uns annehmbar, der nicht die Unabhängigkeit der zwei Freistaaten und die Interessen unserer Brüder in der Kapkolonie, die sich uns angeschlossen haben, mit einschließt.“

Diese Worte sind auch heute noch lehrreich für den Geist der Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit, von dem die Buren beseelt waren. Es gelang auch Kitchener schlechterdings nicht, mit dem bewaffneten Widerstand der Buren fertig zu werden, und die Chronik des Krieges ist selbst in der Gestalt, in der wir sie allein kennen, in der vom amtlichen englischen Zensor zugelassenen und hergerichteten, eine ununterbrochene Reihe englischer Niederlagen. Noch am 8. März 1902 griff Delarey den Lord Methuen bei Tweebosch (zwischen Vryburg und Lichtenburg) plötzlich an, zersprengte die ganze 1200 Mann starke Kolonne und erbeutete fünf Kanonen. Die Reiterei gab schmählich Fersengeld und ließ Fußvolk und Geschütze im Stich. Der Lord selbst wurde, schwer in der Hüfte verwundet, zum Gefangenen gemacht; da die Buren aber sich mit der Bewachung englischer Gefangener seit dem Verlust ihrer größeren Städte nicht mehr belasten konnten, so ließen sie die Gemeinen schon lange allemal wieder laufen, und auch Methuen ward von Delarey mit großem Edelmut frei gegeben, weil er, wenn man ihn mit dem Heer mitgeführt hätte, ohne Zweifel am Wundbrand zu Grunde gegangen wäre. Der Stolz Englands ließ es dann zu, daß keiner der gefangenen Burengenerale durch Gegenleistung frei gegeben wurde!

Kitchener hatte seit Oktober 1901 ein neues System der Kriegführung begonnen. Mit einem ungeheuren Aufwand an Geld und Menschen errichtete er längs aller Eisenbahnlinien und der größeren Straßen eine zusammenhängende Reihe von Blockhäusern aus Wellblech, die unter einander durch einen Stacheldraht und Glockensignale verbunden und mit je 10—15 Mann besetzt waren. Ein Blockhaus war vom andern 700—1200 Meter entfernt. Diese Blockhauslinien sollten den Buren das Herankommen an die Eisenbahn und deren Zerstörung unmöglich machen und zugleich sie in gewissen, durch die Blockhauslinien eingefaßten Bezirken einschließen und so voneinander absperren, daß sie mit Uebermacht eingekreist werden konnten. Am 1. Januar 1902 waren solche Linien in einer Gesamtlänge von 6200 Kilometern gezogen: und zwar kamen 2000 Kilometer auf die Bahnen in Kapland und Natal, 2400 auf die Bahnen in den beiden Freistaaten und 1800 auf die wichtigsten Straßenzüge. Einen durchschlagenden Erfolg hat das ganze System gleichwohl nicht erzielt, da die Buren die Linien öfters glücklich durchbrachen, so Christian Dewet am 6. Februar 1902 bei Heilbron.

Die eigentümlichste Schwierigkeit für die englische Kriegführung im ganzen dritten und vierten Stadium des Burenkrieges besteht aber darin, daß die Erhebung der Kapholländer, welche, rechtzeitig im ersten Stadium des Krieges erfolgt, die entscheidende Wendung hätte herbeiführen können, jetzt endlich eintrat. Nach Delareys glänzendem Siege bei Roitzedacht im Dezember 1900 waren die Buren unter Herzog und Kruitzinger über den Oranjestuß in die Kapkolonie eingebrochen, und sie fanden hier bei ihren Landsleuten so viel Zulauf und Unterstützung, daß die Verluste der Buren im Kampfe immer wieder ausgeglichen wurden. Sonst hätte es nicht geschehen können, daß nach Brodrick, des englischen Kriegsministers, Ausdage, am 1. Januar 1901 die Zahl der unter Waffen stehenden Buren noch 14800 betrug, daß nach Kitcheners wöchentlichen Verlustangaben im Lauf des Jahres 1901 etwa ebenso viele Buren fielen oder gefangen wurden und daß am 1. Januar 1902 die Anzahl der im Felde stehenden Kämpfer von englischen Quellen selbst auf 13—16000 geschätzt wurde! Die Engländer suchten freilich durch Todesurteile gegen gefangene Rebellenführer aus der Kolonie wie gegen Offiziere der Freistaaten abschreckend zu wirken; aber die Erschießung von Männern wie Lotter, Broekema, Scheepers (der schwer krank gleichwohl mit äußerster Roheit am 18. Januar 1902 zum Richtplatz geschleppt wurde, obgleich er Bürger des Oranjefreistaates war), wirkte nur erbitternd; und wenn Scheepers angeblich als Mörder hingerichtet wurde, was soll man dann von der Brandstifterei englischer Generale sagen, welche Tausende von Bauernhöfen bloß deshalb niederbrannten, weil ihre Besitzer für ihr Vaterland kämpften, was von dem Massenmord in den Gefangenenlagern, deren entsetzliche gesundheitliche Verhältnisse erst seit Anfang 1902 infolge des Aufschreis der ganzen gesitteten Welt durch Chamberlain verbessert wurden?! Der Aufstand in der Kapkolonie und Natal breitete sich denn auch immer weiter aus; die Verfassung der Kapkolonien mußte außer Kraft gesetzt und in Kapstadt selbst das Kriegsrecht verkündet werden.

II.

Ueberblickt man die gesamte Kriegslage, wie sie sich nach zweieinhalbjähriger Dauer herausgebildet hatte, so stehen zwei Thatsachen fest. Die erste ist, daß es England trotz aller Anstrengung, trotz des Aufgebots von 300000 Mann, trotz einer Ausgabe von 4½ Milliarden Mark nicht gelungen ist, den bewaffneten Widerstand der Buren und ihrer Brüder aus der Kapkolonie zu brechen. Andererseits aber hatten auch die Buren keine Aussicht, so wie sie waren, ohne schwere Artillerie, ihre größeren Plätze, wie Bloemfontein, Johannesburg und Pretoria, dem Feind wieder zu entreißen. Der Krieg konnte sich also noch lange hinschleppen, bis einer der beiden Teile völlig erschöpft war, und das Eintreten dieser Erschöpfung war bei Englands viel größeren Mitteln und der Zähigkeit des britischen Volks, das zudem die Gefahren des Kriegs in aller Seelenruhe auf seine Söldner abwälzen konnte, menschlichem Erwarten nach doch eher auf der Burenseite zu erwarten, als auf der englischen.

Unter diesen Umständen drängte sich der Gedanke von selbst beiden Teilen auf, die im März 1901 vergeblich

gefuhrten Friedensverhandlungen wieder zu beginnen. Am 25. Januar 1902 machte die holländische Regierung auf Betreiben der jungen Königin Wilhelmina einen Versuch der Vermittlung; wenn Lord Salisbury ihn auch von der Hand wies, so erklärte er sich doch bereit, jedenzeit ein Friedensangebot der Buren in Südafrika selbst entgegenzunehmen. Am 14. April erschienen sodann (ob auf Kitcheners Einladung oder aus eigenem Antrieb, ist bei dem Widerspruch der Angaben nicht sicher) die amtlichen Vertreter der Buren in Pretoria, nämlich der Stellvertreter Krügers, Schalk Burger, und der Staatssekretär der Südafrikanischen Republik, Reitz.

Nach langen Verhandlungen wurde von einer Versammlung von 60 Burenabgeordneten in Vereeniging am Volksrust schließlich ein Abkommen angenommen und dasselbe am 31. Mai von den beiden englischen Bevollmächtigten und den Burenvertretern in Pretoria unterzeichnet. Am Mittag des 1. Juni traf die diesen Abschluß verkündende Depesche Kitcheners in London ein und König Eduard VII, der wegen seiner bevorstehenden Krönung Frieden in seinem Reiche haben wollte und wesentlich bei seinen Ministern auf Nachgiebigkeit gedrungen hatte, erließ eine Ansprache an sein Volk, worin er der Hoffnung Ausdruck gab, daß dem Frieden die Herstellung der Wohlfahrt in seinen neuen Besitzungen folgen und alle seine Unterthanen in Südafrika dazu ernstlich mitwirken würden.

„In seinen neuen Besitzungen" — darin liegt schon die erste Bedingung beschlossen, von welcher die Engländer nicht abgingen und nach allen hundertmal wiederholten Erklärungen des Ministeriums ohne die tiefste Demütigung ihres Landes nicht abgehen konnten: der erste Artikel des Friedens verpflichtete die Buren, König Eduard VII als ihren gesetzlichen Souverän anzuerkennen und die Kanonen, die Waffen und den Schießbedarf abzuliefern. Die Gewehre sollten aber gegen Erlaubnisschein der Obrigkeit allen belassen werden, welche ihrer gegen wilde Tiere oder gegen die Eingeborenen bedürfen würden. Die Kriegsgefangenen sollten zurückgebracht und in Freiheit und Eigentum wieder eingesetzt werden. Für alle während des Krieges vorgenommenen Handlungen ward Amnestie verkündigt, mit einziger Ausnahme deren, welche wider die Kriegsgebräuche verstoßen. (Es wäre interessant, zu erfahren, ob dieser Artikel auch auf die englische Kriegsführung angewandt werden wird, in welchem Fall die Kriegsgeschichte eine ziemlich beträchtliche Arbeit bekommen würden.) Die holländische afrikanische Sprache, der sogenannte Bal-Dialekt, wird in allen Schulen gelehrt werden, wo die Eltern der Kinder dies verlangen, das heißt in sämtlichen Schulen der beiden Kolonieen, und sie wird auch vor Gericht gestattet sein, soweit dadurch eine wirksame Rechtspflege gewährleistet wird. Die Militärverwaltung, welche England während des Krieges in beiden Kolonieen eingerichtet hat, wird so bald als möglich durch eine bürgerliche Verwaltung ersetzt werden, und ebenfalls so bald als möglich soll eine Volksvertretung errichtet werden, die dann die volle innere Selbstverwaltung (Autonomie) der Kolonieen verwirklichen wird. Ob die Schwarzen das Stimmrecht bekommen, wird erst nach Errichtung der Autonomie, das heißt nicht ohne Zustimmung der Buren, entschieden werden. Zum Aufbau der zerstörten Bauernhöfe und zu ihrer Ausstattung mit Vieh und Gerät bezahlt England den Buren 60 Millionen Mark, ohne ihnen dafür eine Kriegssteuer aufzulegen, und gewährt ihnen nötigenfalls noch Darlehen auf zwei Jahre zu 3%. In einem besonderen, dem Friedensschluß angehängten Schriftstück verpflichtet sich England, von den Kaprebellen die, welche als gemeine Soldaten dienten, höchstens mit lebenslänglicher Entziehung des Wahlrechts, die Friedensrichter und Feldkornette aber keinesfalls mit dem Tode zu bestrafen.

Das ist das Ende eines Krieges, wie die Weltgeschichte noch keinen gesehen hat. Weder die Perserkriege, noch der Kampf der Niederländer gegen Philipp II, noch der der Amerikaner gegen die Engländer halten einen Vergleich mit dem Burenkriege aus. Die Perser hatten wohl eine große Uebermacht zu Lande; aber sie waren den Griechen nicht gewachsen zur See, und nach ein paar Schlachten begab sich die Armada des Xerxes auf den Rückzug, ohne daß sie auch nur einen Fuß an Kernland des damaligen Griechentums, in den Peloponnes, gesetzt hatte. Die Niederländer waren den Spaniern an Zahl und Geldmitteln, alles wohl erwogen, ziemlich gewachsen, und wenn sie untereinander durch den religiösen Gegensatz zerklüftet waren, so empfingen sie dafür Hilfe aus England, Frankreich und Deutschland, so daß die Machtvergleichung nicht sehr zu ihren Ungunsten ausfällt. Dieselbe Zähigkeit im Widerstand haben auch sie allerdings bewiesen, die ihre Stammesbrüder soeben tief unten in Südafrika entfaltet haben. Die Amerikaner zogen gleich den Buren Nutzen daraus, daß England gegen sie aus weiter Entfernung über See den Krieg zu führen hatte, und daß der Kriegsschauplatz eine gewaltige Ausdehnung besaß; sie wurden auch aus Europa unterstützt, moralisch durch Friedrich den Großen, der den Engländern ihre Treulosigkeit von 1760 bis 1763 heimzahlte, und militärisch durch Frankreich, das seine durch St. Germain reorganisierten Truppen über den Ozean warf und die englischen Heere matt setzen half. Im Gegensatz zu all dem haben die Buren den Kampf gegen England ganz allein aufgenommen und ganz allein durchgefochten. Sie haben es gethan, obwohl sie einschließlich ihrer Bundesgenossen aus der Kapkolonie und aus Natal höchstens 50000 bis 60000 Mann der Weltmacht Englands entgegenzustellen hatten und England thatsächlich 300000 Mann, also auf jeden Buren 5 oder 6 Kämpfer, nach Südafrika gesandt hat. Ihren ersten Stützpunkt des Krieges schmetterten die Buren alle Angriffe der Engländer nieder, nutzten aber ihre Siege nicht aus. Im zweiten überwältigte Lord Roberts mit Uebermacht die Burenheere und besetzte die Hauptstädte der Republiken, so daß er im Mai und September 1900 die Einverleibung der beiden Staaten aussprechen zu dürfen glaubte. Im dritten Stadium bildeten sich die Burenheere unter Feldherrn ersten Ranges neu, brängten die Engländer in die Defensive und entzündeten in der Kapkolonie den Aufstand. Im letzten Stadium spielte Kitchener die äußersten Maßregeln der Strenge und seine Blockhäuserlinie aus; er trieb die Buren zwar in die Enge, vermochte sie aber nicht matt zu setzen. Dann kam der Friede.

Als der greise Präsident Paul Krüger zu Hilversum in Holland am 1. Juni die Botschaft empfing, daß seine Landsleute König Eduard als ihren Herrn anerkannt hätten, soll er gerufen haben: „Mein Gott, es ist nicht möglich!" Man kann den Schmerz des Patriarchen des Burenvolkes begreifen, der als Krone des Freiheitskampfes von 1835 mitgemacht, die erste Einverleibung 1877 mit erlitten und 1881 sie wieder abgeschüttelt hat und der nun das Werk seines Lebens, den Traum seiner Kindheit, die Hoffnung seines Alters begraben muß. In die Freude über das Ende des Blutvergießens mischt sich auch uns der bittere Schmerz darüber, daß so viel unvergleichlicher Heldenmut vergebens gewesen ist und die brutale Gewalt über die Freiheit gesiegt hat. Gleichwohl gilt es nicht zu verzagen. Schon der Umstand muß beruhigend wirken, daß außer Steijn, der an einem Augenleiden und einer Lähmung krank liegt, alle namhaften Führer der Buren, nämlich Dewet, Ollivier und Herzog für den Oranjefreistaat, Schalk Burger, Reitz, Louis Botha und Delarey für die Südafrikanische Republik den Friedensvertrag vom 31. Mai 1902 unterschrieben haben. Das zeigt, daß sie von ihm die Möglichkeit eines ferneren Bestandes und Gedeihens ihrer Nation sich versprechen; sonst würden sie entweder unentweht weiter gefochten haben, wenn sie zweifellos noch die Kraft besäßen, oder sie hätten sich ohne Brief und Siegel einfach unterworfen, ohne eine Verantwortung für den Abschluß des Dramas auf sich zu nehmen. Die Gefangenen kehren zurück; mit englischem Geld werden die Bauernhöfe wieder erstehen, die englisches Feuer verbrannte, und die innere Selbständigkeit, die König Eduards Regierung den Buren versprechen mußte, wird die Buren in stand setzen, ihre Nationalität und Sprache auch künftig zu erhalten. Daß dieses Volk nicht zu vernichten ist, das hat der lange Krieg auch die Unglaubigsten gelehrt, und der oberschlichte Hohn über die angeblich „schmutzigen und ungebildeten Buren" hat im gegenwärtigen Augenblick einer Hochachtung Platz gemacht, welche eine bleibende Frucht der Heldenthaten Bothas, Dewets und Delareys sein wird. Die Engländer werden sich vermutlich wohlweislich hüten, ihre Nase wieder zu tief in die Töpfe der Buren zu stecken, und die Autonomie wird wahrscheinlich thatsächlich von dem Zustand von 1889 nicht allzu verschieden sein, wo die Freistaaten im Grundsatz zwar unabhängig waren, in Wahrheit aber doch auf England bei dessen Machtstellung in Afrika sehr Rücksicht zu nehmen hatten. Endlich hat der Barrier „Matin" recht, wenn er sagt: „Die Buren haben sich einen Platz in der Weltgeschichte erobert und diese Eroberung ist so viel wert als manche andere." Man wird sie künftig gewiß immer in der hohen Politik als einen wichtigen Faktor einstellen, und je mehr sie an Zahl wieder zunehmen, was sie bei der Fruchtbarkeit ihrer Rasse sicher thun werden, desto m-hr wird ihre Bedeutung wachsen, in Südafrika und außerhalb. Die Zukunft wird dann lehren, ob der Friede von Pretoria einen Endpunkt oder nur eine Station auf dem Wege bedeutet. Von Englands Verhalten wird die Entscheidung dieser Frage gutenteils abhängen; wenn es die Buren nicht innerlich gewinnt, wird es sie doch noch eines Tages wieder verlieren. Noch ist nicht aller Tage Abend — im Hinblick auf dieses Wort hat schon manches Volk noch schlimmere Friedensschlüsse hingenommen und überdauert, als der von Pretoria einer ist.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Heft 8, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Gustav v. Mandry, der am 30. Mai vom Tode ereilt wurde, war einer unserer hervorragendsten Rechtsgelehrten und Rechtslehrer. Am 31. Januar 1832 zu Waldsee in Württemberg geboren, studierte Mandry in Tübingen und Heidelberg, trat 1856 in den württembergischen Justizdienst und war als Richter in Stuttgart und Ulm thätig. Im Jahre 1861 wurde er als ordentlicher Professor des Civilrechts nach Tübingen berufen, wo er bis vor wenigen Jahren in seinem Amte segensreich wirkte. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Mandry durch seine Mitarbeit an neuen Bürgerlichen Gesetzbuch. Er gehörte der Reichskommission zur Bearbeitung des Entwurfes während der ersten und zweiten Lesung an. Seine litterarische Thätigkeit war sehr ausgedehnt. Wir nennen von seinen Arbeiten nur „Der civilrechtliche Inhalt der Reichsgesetze", „Das gemeine Familienrecht mit Ausschluß des ehelichen Güterrechts". Auch Mandrys Thätigkeit als Mitherausgeber des „Archivs für civilistische Praxis" verdient Erwähnung. Seit 1885 war er Mitglied des württembergischen Staatsgerichtshofes.

Prof. Gustav v. Mandry †.

Ein Denkmal für Joseph II. In Neutitschein, einer rein deutschen Stadt im mährischen Lande, ist am 18. Mai ein Denkmal Kaiser Josephs II enthüllt worden. Joseph II hat noch einer alten Chronik im Jahre 1787 im „Grünen Baum" zu Neutitschen übernachtet, dessen Privilegien er drei Jahre zuvor bestätigt hatte. Die Liebe der Deutsch-Oesterreicher ist Joseph II stets treu geblieben, weil eine seiner Ideen, für die er kämpfte und litt, die Ausbildung Oesterreichs zu einem geschlossenen Einheitsstaat, in welchem das deutsche Element die Führung haben sollte, nie vergessen werden kann, und weil seine Regierung Aufklärung, religiöse Duldung, Rechtsgleichheit bedeutete. Die Ausführung des Denkmals, wurde auf Professor Kaspar von Zumbusch's Rat dem Bildhauer Professor Anton Brenek in Wien übertragen. Als Standort ward der schöne Stadtplatz zu Neutitschein gewählt. Das Denkmal ist mit dem Sockel 6 m hoch; es ist aus Bronze und Granit gebildet. Das Bronzestandbild zeigt den Kaiser überlebensgroß, in der bekannten historischen Tracht, sein Antlitz drückt Menschenliebe und Wohlwollen aus. Die Stirnseite des Sockels trägt die Inschrift: „Joseph II", die Rückseite die Widmung: „Dem unvergeßlichen Volkskaiser die deutsche Stadt Neutitschein 1902".

Das Denkmal für Kaiser Joseph II zu Neutitschein in Mähren.

Hugo v. Meyer. Die Tübinger Universität hat herbe Verluste durch den Tod erlitten. Außer Gustav Mandry, dem Civilrechtslehrer, dessen wir oben bereits gedacht haben, ist auch Hugo Meyer, der Strafrechtslehrer, am 29. Mai verschieden. Meyer war 1837 in Stettin geboren. Schon 1860 trat er mit wissenschaftlichen Arbeiten vor die Oeffentlichkeit. In demselben Jahre wurde er Privatdocent in Göttingen, ging dann als außerordentlicher Professor nach Halle, endlich zu Beginn der siebziger Jahre nach Tübingen, wo er über dreißig Jahre als ordentlicher Professor des Strafrechts gewirkt hat. Sein erstes wissenschaftliches Werk behandelte die Geschworenengerichte. Auch die Schöffengerichte zog er in den Bereich seiner wissenschaftlichen Untersuchungen. „Die Frage des Schöffengerichts", „Die Gegner des Schöffengerichts" und „Die Mitwirkung der Parteien im Strafprozeß" sind Abhandlungen von weittragender allgemeiner Bedeutung. Das eigentliche Lebenswerk Meyers aber bildet sein „Lehrbuch des deutschen Strafrechts".

Prof. Hugo v. Meyer †.

Die große Frühjahrsparade auf dem Tempelhofer Felde ist für Berlin regelmäßig ein Ereignis ersten Ranges. Vom frühen Morgen an

Von der grossen Frühjahrsparade bei Berlin: Der Schah von Persien, Muzaffer ed-Din im Gespräch mit dem Kaiser.
Nach einer Aufnahme von Ottomar Anschütz, G. m. b. H. in Berlin.

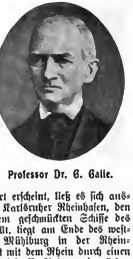
Maha Wajiravudh, Kronprinz von Siam.

des Schahs von Persien Muzaffer-Ed-Din und des Kronprinzen von Siam einen besonders prunkvollen Verlauf. Der Schah, der gegenwärtig im 50. Lebensjahre steht, ist eine stattliche Erscheinung. Unser Bild stellt ihn dar, wie er sich eben mit dem Kaiser unterhält. — Der Kronprinz von Siam, Maha Wajiravudh, der — wie schon erwähnt — zur Zeit gleichfalls in Berlin weilt, gilt als ein außerordentlich sympathischer junger Mann. Er hat in seiner heftigen siamesischen Uniform mit dem heftigsten siamesischen Ordensband, auf dem Kopf den Tropenhelm, allerdings ein recht martialisches Aeußere, aber die feine schlanke Statur paßt doch nicht recht zum Marsjünger. Der Kronprinz Maha Wajiravudh ist als Sohn des Königs Maha Chulalongkorn am 1. Januar 1881 geboren. Chulalongkorn zeichnet sich durch Duldsamkeit gegenüber den Europäern aus; er weiß sehr wohl, daß seine Hauptstadt Bangkok, eine Stadt von 200 000 Einwohnern, ihren Aufschwung dem europäischen Unternehmergeist verdankt. Der Kronprinz hat eine Weltreise unternommen, um Europas Sitten kennenzulernen. In Berlin ist er überall besonders ausgezeichnet worden.

Ein Hundertjähriger. Am 31. Mai hat der Geh. Justizrath Wilhelm August Rudolf Zabel sein hundertstes Lebensjahr vollendet. Zabel wurde im Jahre 1802 als der Sohn eines Weißgerbers in Güsten in Anhalt geboren. Er studierte 1822 bis 1824 in Halle, dann in Berlin Jura und bestand im Jahre 1825 das erste preußische Examen. Nachdem er verschiedene Richterämter, zuletzt das eines Land- und Stadtgerichtsrates in Zeitz, bekleidet hatte, kam er 1858, also 56 Jahre alt, als Rechtsanwalt und Notar nach Seelow, der Hauptstadt des Kreises Lebus im preußischen Regierungsbezirk Frankfurt a. O., dicht am Oderbruch gelegen. 1882 gab er die Praxis auf, wobei er zum Justizrat ernannt wurde. Zabel, der nach wie vor in Seelow lebt, erfreut sich trotz der hundert Jahre großer körperlicher wie auch geistiger Rüstigkeit. Er ist heute noch so peinlich gewissenhaft wie in den langen Jahren seiner Amtsthätigkeit. Aus Anlaß seines hundertsten Geburtstages ist ihm der Charakter als Geheimer Justizrat verliehen worden. Mit besonderer Vorliebe erzählt Zabel seine Jugenderinnerungen, die bis zum Jahre 1806 zurückreichen, und vom Kanonendonner der Schlacht bei Leipzig, den er als elfjähriger Knabe feinerzeit mit angehört hat.

Geh. Justizrat W. A. R. Zabel.

Der Karlsruher Rheinhafen. Bei den Festen aus Anlaß des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Großherzogs von Baden hat die Karlsruher Stadtverwaltung demselben die Stadt Karlsruhe als jüngste Rheinhafenstadt dargebracht. Der neue Karlsruher Rheinhafen eröffnet der Stadt und dem badischen Hinterlande neue Wege zum Aufschwung. Das Projekt, Karlsruhe direkt mit dem Rhein zu verbinden, hat ein recht ehrwürdiges Alter. Aber erst jetzt, nachdem die Regulierung des Oberrheines gesichert erscheint, ließ es sich ausführen. Der neue Karlsruher Rheinhafen, den unser Bild mit dem geschmückten Schiffe des Großherzogs darstellt, liegt am Ende des westlichen Stadtteiles Mühlburg in der Rheinniederung. Er steht mit dem Rhein durch einen 1,9 km langen Kanal in Verbindung, der 3 km östlich von Maxau, dem alten Rheinhafen Karlsruhes, in den Rhein mündet. Der Kanal erweitert sich derart zur Hafenanlage, daß er drei Becken, das 830 m lange und 80 m breite Mittelbecken, das 740 m lange und 65 m breite Südbecken und ein einstweilen nur projektiertes Nordbecken bildet. Daneben giebt es einen kleinen Petroleumhafen. Zur Zeit benützt die mächtige Uferlänge des Kanales 4500 m mit 500 m laufender Quaimauer, die Wasserfläche bei mittlerem Wasserstand ungefähr 15 ha. An dem Mittelbecken liegen eine Werfthalle mit 3 Lagerböden, ein Getreideelevatorbau, das Hafenamt, das Führungsmaschinen und das Elektrizitätswerk, von den sämtliche Maschinenanlagen mit Kraft gespeist werden. Die Kosten der Hochbauten und maschinellen Anlagen betragen 2,5 Millionen Mark, die für das Gelände und die übrigen Arbeiten 3,5 Millionen. Diese Arbeiten wurden von Philipp Holzmann & Co. in Frankfurt a. M. von September 1898 bis April 1901 fertiggestellt.



Professor Dr. G. Galle.

Johann Gottfried Galle, der am 9. Juni sein neunzigstes Lebensjahr vollendet hat, wurde 1812 in Pabsthaus bei Grätenhainichen geboren. Achtzehn Jahre alt bezog er die Universität Berlin, um Mathematik und Naturwissenschaften zu studieren, ward 1835 Observator an der Berliner Sternwarte, die damals unter Encke stand, und ist seit 1851 Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte in Breslau. Galle hat drei Kometen entdeckt und den von Leverrier berechneten Planeten Neptun aufgefunden. Außerdem machte er zahlreiche Entdeckungen am Himmelszelt, besonders an Kometen und an den kleinen Planeten, und stellte gleichzeitig sehr wertvolle Untersuchungen an über Meteore, über verschiedene Lichtphänomene am Himmel, über Höfe und Nebensonnen; weiter veröffentlichte er eine Reihe meteorologischer Untersuchungen über das Drehungsgesetz der Winde. Die „Grundzüge der schlesischen Klimatologie" (Breslau 1857), die „Mitteilungen der Breslauer Sternwarte" (1879) und andere Werke zeugen für seinen Forschungseifer. Sein neunzigster Geburtstag fand den greisen Gelehrten erfreulicherweise noch im rüstigen Gebrauch seiner Kräfte.

Von der Einweihung des Karlsruher Rheinhafens: Einfahrt des Dampfers „Badenia" mit dem Grossherzog an Bord.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Wilhelm Kratt in Karlsruhe.

Das Reiterfest in Ost- und Westheeren bei Stendal. Nach dem siegreichen Feldzuge von 1870—1871, in welchem sich auch die deutsche Reiterei unvergeßliche Lorbeeren errungen hat, wurden in der Altmark, deren Söhne von Alters her schon immer den Dienst in der Kavallerie bevorzugten, in vielen Dörfern und auch in einzelnen Städten Reitervereine gegründet. Alljährlich, wenn die Natur in Feld und Wald sich neu geschmückt hat und die Feldarbeiten Zeit und Frost der Landbewohner noch nicht zu sehr in Anspruch nehmen, dann feiern die Vereine ihre Reiterfeste, welche allgemein den Namen „Kränzchenreiten" führen, weil in allen Vereinen das sogenannte Kranzstechen geübt wird. Die jungen Reiter müssen dabei in schärfster Gangart unter einem im Stile der Ehrenpforten erbauten und mit Laub und Blumen geschmückten Gerüst durchreiten und dabei versuchen, einen an dem Gerüst aufgehängten Kranz mit einer leichten Stange herunterzustechen. Diejenigen Reiter, denen dies am häufigsten gelingt, werden mit Preisen ausgezeichnet, welche meist in Reit- und Fahrgeräten bestehen. Besonderes sportliches Interesse hat immer der Reiterverein in den drei Stendal gelegenen Dörfern Ost- und Westheeren gezeigt. Schon im Jahre 1876 wurde auf dem Reiterfeste des genannten Vereins, welches gewöhnlich am zweiten Pfingsttage stattfindet, von zwölf Herren eine Quadrille geritten. Seit einer Reihe von Jahren steht diese Quadrille, welche jetzt in bunten Kostümen ausgeführt wird, im Mittelpunkt der dortigen Reiterfeste, und aus einem großen Teil der Altmark kommen Freunde des Reitsportes zu dem Feste. Wendungen, Volten, Achten, Ketten und Platzwechseln werden sicher und überaus gewandt geritten. Wenn die Quadrille ihren Höhepunkt erreicht hat und die Kräfte von Roß und Reiter aufs höchste angespannt sind, wird ein besonders fesselndes Dressurstück ausgeführt. Ein junger Reiter sprengt in die Mitte des Kreises; auf seine Aufforderung legt sich sein Pferd nieder und bleibt wie tot auf der Erde liegen, selbst dann noch, wenn die übrigen Reiter in wildem Galopp um dasselbe herumreiten. Dann ein Pfiff, und das Pferd ist ebenso schnell auf den Beinen, wie der Reiter auf dem Rücken des Pferdes. Eine schneidig gerittene Mitte bildet den Schluß der Quadrille. Rauschender Beifall lohnt die kühnen Reiter. Die Rosse vergessen auf ein Jahr die Herrlichkeit des Sportfestes; ihnen winken nun andere Aufgaben im Dienste der wirtschaftlichen Arbeit.

Vom Reiterfest in Ost- und Westheeren: Das „tote" Pferd.

Prof. Dr. Adolf Kußmaul †. Am 22. Februar d. J. hatte Prof. Dr. Adolf Kußmaul sein 80. Lebensjahr vollendet. In weitesten Kreisen wurde damals der Jubilar gefeiert und geehrt; auch die „Gartenlaube" hat aus diesem Anlasse sein Bild veröffentlicht. Nun hat am 28. Mai der Tod das thatenreiche Leben des Gelehrten beschlossen. Adolf Kußmaul wurde in Graben bei Karlsruhe i. B. als Sohn eines Arzt geboren. Von seinem Vater, der sich von armen Bauernjungen zum Bezirksarzt emporgearbeitet hatte, erbte er die Neigung zum medizinischen Studium. Schon frühzeitig machte sich bei ihm der Zug zu wissenschaftlicher Arbeit bemerkbar. Als Student löste er die akademische Preisaufgabe über die Farbenerscheinungen im Grunde des menschlichen Auges. In dieser Arbeit, die schon von Selbständigkeit im Beobachten und Anstellen von Versuchen zeugt, war er nahe daran gekommen, den Augenhintergrund am lebenden Menschen sichtbar zu machen. Die völlige Lösung der wichtigen Aufgabe ist erst sieben Jahre später Helmholtz gelungen. Aeußere Verhältnisse nötigten ihn jedoch, von der akademischen Laufbahn abzustehen. Er ließ sich im Jahre 1850 als praktischer Arzt in Knudern im badischen Oberlande nieder. Hier gründete er auch seinen Hausstand, aber nach vier Jahren zog er sich durch Erkältung und Ueberanstrengung ein schweres Nückenmarksleiden zu. Erst allmählich trat die völlige Genesung ein. Kußmaul sah sich genötigt, von der Ausübung der Landpraxis abzustehen, und wandte sich nunmehr doch der akademischen Laufbahn zu. Nach vorbereitenden Studien habilitierte er sich im Jahre 1855 in Heidelberg. Von hier wurde er im Jahre 1859 nach Erlangen als Professor der innern Medizin berufen. 1863 ging er an die Universität Freiburg i. Br. und 1876 als Nachfolger Leydens nach Straßburg. Im Jahre 1888 legte er sein Amt nieder und zog wieder nach Heidelberg, das er in seiner Jugendzeit lieb gewonnen hatte.

Kußmaul hat auf verschiedenen Gebieten der Medizin bahnbrechend gewirkt. Besonders hervorragend sind seine Arbeiten über Magenkrankheiten und vor allem die Behandlung der Magenerweiterung durch die Magenpumpe, die er im Jahre 1869 empfahl. In Erlangen fand er Gelegenheit, die Laryngoskopie bei den Arbeitern der Spiegelindustrie zu studieren, und veröffentlichte 1861 sein wichtiges Werk über den gewerblichen Merkurialismus. Weltbekannt ist ferner seine klassische Arbeit über „die Störungen der Sprache". Auf psychologischem Gebiet

Vom Reiterfest in Ost- und Westheeren: Das Reiten der Quadrille.
Nach Aufnahmen von A. Hönig & Co. in Berlin.

lieferte er einen wichtigen Beitrag in seinen „Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen“ (1859). „Kein Wunder ist größer, kein Schauspiel entzückender“, äußerte er sich später, „als die Entwickelung einer Menschenseele.“ Im Jahre 1899 veröffentlichte Kußmaul die „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“, ein treffliches Werk, in dem nicht nur der scharf beobachtende Forscher, sondern vor allem der jederzeit hilfsbereite und edeldenkende Menschenfreund zu Worte kommt.

Ein neuer Alpensteig. Einen der lohnsten Alpensteige hat der Grazer Alpenklub am 11. Mai der Touristenwelt übergeben und damit zugleich die wildromantische Bärenschütz auf dem Hochlantsch mit ihren vielen Wasserfällen erschlossen. Es ist ein zauberisch schönes Stück Alpenwelt, in das und der mehrere Kilometer lange Alpensteig führt. In unzähligen Windungen, bald horizontal über ungeheure Schluchten, bald teilweise steil, bald unter Felsendach, bald frei über die silbernd von Felsblöcken zu Felsblöcken niederstürzende Wassermenge hinweg, leitet der Steig den Wanderer mitten hinein in die Wunder der Alpenwelt. Blickt man von einer höher gelegenen Stelle des Steiges zurück, so hat man eine entzückende Fernsicht über die nordwestlichen Alpen. Mit jeder Wendung bietet sich ein neues Panorama. Trotzdem die steilen, vom Wasser glattpolierten Felswände fleißenweise bis nahezu ein Meter Spannweite sich einander nähern, herrscht eine leichen düsteren Einbruch kannende Helle. Der Alpenverein muß dem Grazer Alpenklub für diesen mit großen Kosten errichteten Steig dankbar sein. In die Bärenschütz und zu den Wasserfällen gelangt der Tourist in zweistündiger Wanderung von der Südbahnstation Mixnitz, nordwärts von Graz. Von Graz führt der Personenzug in 1¼ Stunden nach Mixnitz. Anläßlich des Sängerbundesfestes Ende Juli dürfte die Bärenschütz für die deutschen Sangesbrüder ein willkommenes Ausflugsziel sein. Von hier aus kann auch der Ausstieg auf den aussichtsreichen Hochlantsch erfolgen.

Der neue Alpensteig durch die Bärenschütz auf dem Hochlantsch in Steiermark.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph F. Mayer in Graz.

Der Lambrechter Gaisbock. Es ist eine erfreuliche Erscheinung in unseren Tagen, daß der historische Sinn und mit ihm die Ehrfurcht vor alten Gebräuchen und Sitten, wie deren Uebung zunimmt. Eine gute Zeit lang schunte man mißverstandener Aufklärungsmus mit allen derartigen „Zöpfen“ auf. Man verwechte dem „Kindlichen“ Spiel der Vorfahren so wenig Sinn abzugewinnen, daß man sich nur auf sich stellte; schließlich aber gelangte man doch zu der Erkenntnis, daß man nur ein Glied jener großen Kette bildet, die aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüberleitet. Ein alter Brauch ist die Ablieferung des Lambrechter Geisbocks an Deibesheim. Lambrecht ist ein kleines Fabrikstädtchen von 3500 Einwohnern in der bayrischen Pfalz. Es hat eine Bebeschule und fabriziert Tuch und Buckskin. Dies Lambrecht nun ist nach alter Ueberlieferung gehalten, alljährlich am Pfingstdienstag an das weinfrohe Deidesheim für ein Weiderecht einen Gaisbock zu liefern. Diese Verpflichtung wurde urkundlich zum ersten Male im Jahre 1534 festgestellt. Sie wurde im Jahre 1805 erneuert, nachdem die Lambrechter vergebens einen Prozeß angestrengt hatten, um diese Verpflichtung loszuwerden. Auch neuerdings wollte man den „Zopf“ abschneiden. Es glückte wieder nicht, und so haben denn die Lambrechter am Pfingstdienstag bei Tagesanbruch einen wohlgepflegten Gaisbock, wie es die alte Urkunde verlangt, nach Deidesheim abgeliefert, wo der Ueberbringer seinen Trunk und das Zubrot erhielt, das er zu beanspruchen hat. Von den Deidesheimern aber wurde der Bock, wie unser Bild zeigt, unter großem Aufsehen, namentlich der Jugend, herumgeführt.

Die Versteigerung des Lambrechter Tribut-Gaisbockes in Deidesheim.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Ch. Herdt in Worms.

Richard Wagner, dem Heros der Tonkunst, haben treue Freunde an dem Hause in Wien-Penzing, Hadigasse 72, welches er in den Jahren 1863 und 1864 bewohnte, eine Gedenktafel errichtet. Das aus weißem Laaser Marmor gefertigte Erinnerungsbild zeigt das mit Lorbeerlaub bekränzte Reliefbild des Tondichters. Darunter liest man: „In diesem Hause schuf 1863—1864 Richard Wagner während der trübsten Zeit seines Lebens an seinem sonnigsten Werke: Die Meistersinger. Von treuen Freunden gestiftet 1902.“ Ueber dem Reliefbilde steht das Wort aus der genannten Oper: „Der Not entwachsen Flügel.“ Durch dieses Bildwerk erhielt die Stadt Wien das erste öffentliche Wagner-Denkmal. Die treffsich gelungene Erinnerungstafel ist ein Werk des rühmlich bekannten Bildhauers Professor Johannes Benk in Wien.

Die Gedenktafel an Richard Wagners ehemaligem Wohnhaus in Wien-Penzing.

Das deutsche Centralkomitee zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke verfolgt den Zweck, geeignete Maßnahmen für die Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit innerhalb des Reiches anzuregen, und läßt es sich besonders angelegen sein, die Errichtung von Heilstätten für unbemittelte Lungenkranke zu fördern. Ordentliche Mitglieder — auch Körperschaften, Vereine usw. können als solche aufgenommen werden — zahlen einen jährlichen Beitrag von mindestens 20 Mark. Näheres über den gemeinnützigen Verein ist aus den von der Geschäftsstelle, Berlin W, Wilhelmsplatz 2, kostenlos erhältlichen Satzungen zu ersehen.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Heft 8, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

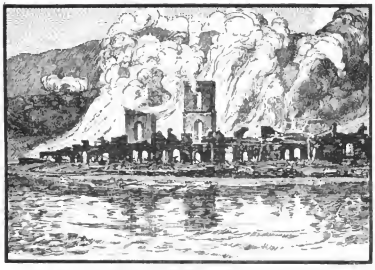
Heinrich Seidel, der feinsinnige Poet, von dem unsere Leser eine reizvolle Gabe an anderer Stelle dieses Blattes finden, feiert am 25. Juni seinen sechzigsten Geburtstag. Zu Perlin in Mecklenburg, nicht allzuweit von Slavenhagen, der Vaterstadt Fritz Reuters, liegt Seidels Heimatstätte, sein prächtiger Humor wie seine köstlichen Lieder und Novellen sind also auf demselben Heimatsboden erwachsen. dem Fritz Reuters Poesie entsprießt. Freilich, Heinrich Seidel hatte ein sonnigeres Dasein als sein Vorgänger und Landsmann; aber auch er kam auf Umwegen zur Dichtkunst. Von Fach war Heinrich Seidel Maschinenbauer und Ingenieur. In Schweim und in Güstrow hat er die Schlosserei und den Maschinenbau erlernt und auf den polytechnischen Hochschulen in Berlin und Hannover sehr tüchtige theoretische Kenntnisse erworben. Der Reinschmied war Jahre lang ein Eisenschmied. Am Anhalter Bahnhof zu Berlin, dessen mächtige eiserne Halle ein Ingenieurwerk ersten Ranges darstellt, hat Heinrich Seidel unter Wiedenfeld in hervorragender Stellung mitgearbeitet. Als der Bahnhof eben vollendet war, im Jahre 1880, legte Seidel der Ingenieurkunst Valet und widmete sich von nun ab ausschließlich der Dichtkunst. Als Dichter sieht und schildert er das Leben, wahrhaftig und doch poetisch durchsonnt und verklärt. Die Menschen, die er zeichnet, die Dinge, von denen er spricht, sind umstrahlt von echtem Humor, und ein tiefes Gemüt, eine innige Liebe zur Natur und ihren Schöpfungen spricht aus jedem seiner Werke, mag er Romane und Märchen, Novellen oder Gedichte beschreien. Als Seidel im Jahre 1880 „umsonstete", hatte er schon reiche Erfolge als Poet hinter sich. 1871 war seine Novelle „Der Rosenkönig" erschienen, 1872 waren „Blätter im Winde", 1873 „Fliegender Sommer", 1874 die prächtigen Novellen „Aus der Heimat" gefolgt. Seidels „Leberecht Hühnchen", Seidels Kinderbücher, „Berliner Skizzen" und eine ganze Reihe anderer Schöpfungen, die wieder und wieder aufgelegt wurden, haben ihm eine große Gemeinde treuer Leser und Freunde erworben. Sie werden dem Poeten treu bleiben, und seine Werke werden ihm stets neue Verehrer werben.

Heinrich Seidel.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Franke & Cie. in Berlin.

Eine deutsche Städteausstellung. In Dresden soll im Jahre 1903 eine deutsche Städteausstellung stattfinden. Die Anmeldungen dazu sind so zahlreich und umfassend eingelaufen, daß der in dem großen städtischen Ausstellungspalaste in Dresden vorhandene Raum nicht ausreicht. Es werden deshalb, um allen deutschen Städten die Beteiligung zu ermöglichen, große massive Bauten an den Ausstellungspalast angefügt und außerdem zwei oder drei geräumige Interimshallen errichtet werden. So hofft man mit der in ihrer Art völlig neuen Ausstellung ein umfassendes Bild von den Verwaltungseinrichtungen der deutschen Städte geben zu können. Modelle, Zeichnungen, bildliche und schriftliche Darstellungen aller städtischen Einrichtungen sollen als Ausstellungsobjekte dienen. Näheres ist vom Bureau des Deutschen Städtetages zu erfahren. Vorort des Städtetages ist zur Zeit Dresden.

Die furchtbare Katastrophe von St. Pierre beschäftigt noch allenthalben die Gemüter, und mit banger Sorge vernimmt man von den drohenden Anzeichen, die neuerdings wieder auf der schwergeprüften Inselwelt der Kleinen Antillen bemerkbar werden. Es ist zur unzweifelhaften Gewißheit geworden, die Schrecken des Mont Pelée haben ihr Ende noch nicht gefunden, neues Verderben droht noch aus der Tiefe des Vulkanes. So ist am 6. Juni ein weiterer Ausbruch des Berges erfolgt, heiße Schlammmassen wurden auf weite Entfernungen hin geschleudert, und vier Stunden lang lag Fort de France in tiefe Nacht gehüllt. Da mag es angesichts der stets noch furchtbar beunruhigenden Zustände auf Martinique unsere Leser interessieren, im Bilde einen Ausschnitt aus jenem Greuel der Verwüstung zu sehen, den jener Unglückstag, an den die vulkanischen Mächte sich entfesselten, hinterlassen hat. Die beiden Abbildungen, die wir bieten, sind Zeichnungen, welchen die ersten von der Unglücksstätte aufgenommenen Photographien zugrunde liegen. Die eine gewährt durch eine zerstörte Straße von St. Pierre den Blick auf das Stadthaus, dessen ihr um 7,50 meter gestiegen geblieben ist. Das zweite Bild zeigt die brennende Stadt von der See aus. Man erkennt im Hintergrunde die Türme der Kathedrale.

Eine Strasse von St. Pierre nach der vulkanischen Katastrophe.
Nach photographischen Vorlagen gezeichnet von Hanns Anter.



Die rauchenden Trümmer von St. Pierre von der See aus gesehen.
Nach photographischen Vorlagen gezeichnet von Hanns Anker.

Gustav Jäger, der bekannte Hygieniker, wird am 23. Juni 70 Jahre alt. Zu Bürg am Kocher in Württemberg als Sohn eines Pfarrers geboren, sollte Jäger den Beruf des Vaters ergreifen, aber es zog ihn mit aller Macht zur Naturwissenschaft, und ein hochherziger Freund ermöglichte ihm das Studium der Medizin in Tübingen und Wien. 1858 ließ sich Jäger als Privatdocent der Zoologie an der Wiener Universität nieder, schuf den Wiener Tiergarten und leitete ihn bis 1866. Jäger wandte sich dann nach Stuttgart. Er wurde Professor der Zoologie an der Landwirtschaftlichen Akademie in Hohenheim und hielt Vorlesungen am Polytechnikum und an der Thierarzneischule. 1884 trat er von all seinen Aemtern zurück und widmete sich ganz der Verbreitung und Verwertung seiner Lehre über die Gesundheitspflege. Daneben entwickelte Jäger eine außerordentlich reiche litterarische Thätigkeit, bei der er u. a. mit Energie ills Darwin eintrat. Mit seiner Arbeit „Ueber Geschmacks- und Geruchstoffe" suchte er den Nachweis zu führen, daß die specifischen Duftstoffe in der Ausdünstung der Tiere die Erzeuger der Affekte, Triebe und Instinkte und wahrscheinlich auch die Träger der Fortpflanzungsstoffe wie der Entwicklung und der Vererbung sind. Auf Grund dieser Theorien kam Jäger zu dem System seiner „Normalkleidung", welches jede Pflanzenfaser als schädlich verwirft und lediglich wollene, eigenartig gewebte Stoffe gestattet. Jäger hat viele Anhänger gefunden, aber auch viel Widerspruch erfahren; jedenfalls hat er sich auf vielen Wissensgebieten verdient gemacht.

Die Feste in Marienburg. Das alte Schloß Konrads von Thierberg, dem Winrich von Knipprode im 14. Jahrhundert ein Mittel schloß als Residenz der Hochmeister gesellte, hat, wie die Provinz Westpreußen überhaupt, mannigfache Schicksale erlebt. Knapp hundert Jahre nach Winrich von Knipprode wurde es an den König von Polen verkauft. Später haben Schweden darin gehaust, dann Russen, bis es 1772 an Preußen kam. Man wußte wenig genug damit anzufangen. 1803 wollte man es ebenso abbrechen, wie man das Elbinger Deutschritter-Schloß, das noch schöner gewesen sein soll als die Marienburg, abgebrochen hatte. Nur von Schenkendorf hat es durch einen Zeitungsartikel vor diesem Schicksal gerettet, und ein anderer Ostpreuße, der Oberpräsident von Schön, nahm die erste Restauration der Marienburg vor, die von 1817 bis 1842 durchgeführt wurde. Als im Jahre 1877 das eherne Denkmal Friedrichs II in Marienburg enthüllt wurde, zu dem Wilhelm I aus Anlaß der Hundertjahrfeier der Vereinigung der Provinz mit Preußen den Grundstein gelegt hatte, wurde unter der Leitung des Baurates Steinbrecht eine neue Herstellung des Hochschlosses begonnen, die viele Anbauten beseitigte und zerstörte Teile nach alten Plänen neu schuf. Dann wurde man 1895 fertig. Alsbald wurde auch die Neuherstellung des Mittelschlosses in Angriff genommen und eifrig gefördert. Ernst Wichert hat den Lesern der „Gartenlaube" im Jahrgange 1899 ausführlich über die herrliche Marienburg und ihre Schicksale berichtet.

Professor Gustav Jäger.
Nach e. Aufn. von Hof-Photograph Herm. Brandseph in Stuttgart.

Im Vorjahre ist nun mit der Vollendung der Restauration der Schloßkirche der ganze alte Bau wieder in den Kunstformen des vorgeschrittenen Mittelalters neu erstanden. Die Einweihung der Schloßkirche, die damals zwölfe des Todes der Kaiserin Friedrich nicht vollzogen werden konnte, hat jetzt am 5. Juni im Beisein des Kaisers und der Kaiserin mit großer Feierlichkeit stattgefunden. Die Ordensritter unter Vorantritt ihres Großmeisters, des Prinzen Albrecht von Preußen, des Kaisers und der Prinzen, die Deputationen der Johanniter englischer Zunge, die des Deutschen Ordens Ballay Utrecht und des Deutschen Ordens aus Oesterreich zogen in ihren Ordensgewändern unter Glockengeläute feierlich durch den Zwinger in den Kapitelsaal. Von dort begab man sich in die Schloßkirche, an deren Eingang die Geistlichkeit den Kaiser empfing. Nach dem Gottesdienst wurde ein Bankett abgehalten, an dem der Kaiser, die Kaiserin, der Reichskanzler, die Prinzen, Fürsten und hohe Beamte teilnahmen. In einem Trinkspruch beim Bankett betonte der Kaiser, daß die Marienburg, der Ausgangspunkt der Kultur der Länder östlich der Weichsel, stets ein Wahrzeichen für deutsche Arbeit bleiben soll.

Im Staate Wisconsin hat sich eine Gesellschaft zur Förderung des Deutschtums gebildet. Sie will ihren Zweck durch Verbreitung deutscher Bücher erreichen. Es sollen Sammlungen von je 30 gediegenen Büchern gekauft und auf sechs Monate öffentlichen Bibliotheken in kleineren Städten oder auch Privatleuten zugestellt werden, die für das Cirkulieren der Bücher zu sorgen haben.

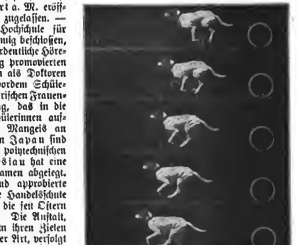
Von den Festlichkeiten auf der Marienburg: Der Kirchgang des Kaisers.
Nach einer Aufnahme von Ottomar Anschütz C. m. b. H. in Berlin.

Kleine Mitteilungen.

Die Ausbildung der Frauen. Die gymnasiale Mädchenschule in Wien erfüllt nach der Neuorganisation in eine dreiklassige Vorbereitungsschule, in welche man im Alter von 12 Jahren eintreten kann. Daran schließt sich das Obergymnasium mit siebenklassigem Lehrplan. Die Schule steht unter der Leitung des bekannten Historikers Dr. Victor R. v. Kraus. — In Cyer ist die Errichtung eines Mädchengymnasiums geplant. — In Mannheim wird eine Oberrealschule für Mädchen errichtet. — In Magdeburg ist seit dem vergangenen Winter in der Kunstgewerbe- und Handwerkerschule eine Abteilung für Mädchen und Frauen eröffnet worden. — In Schweden haben sich die Gartenbauschulen für Frauen neuerdings wesentlich vermehrt und vervollkommnet. Die bedeutendsten Schulen sind die zu Alnenberga bei Oerebro, zu Karlsbanum, zu Kalmar und zu Malmöhus. Die Frauen erhalten praktischen und theoretischen Unterricht in jeder Art Gartenarbeit, in der Konservierung von Gemüsen und in der Bereitung von Fruchtweinen. In Malmöhus umfaßt der Lehrplan auch Landschaftsgärtnerei und verschiedene kunstgewerbliche Fächer. — In Rußland hat der Zar auf eine Bitte des Senates der Helsingforser Alexanderuniversität angeordnet, daß bezüglich der Zulassung zur Universität volle Gleichberechtigung der Geschlechter bestehen soll. — Die Gymnasien in Württemberg werden zum Teil jetzt auch den Mädchen zugänglich gemacht. In Ludwigsburg wurden bereits zwei junge Mädchen in die erste Lateinklasse des Gymnasiums aufgenommen. — An der Akademie für Social- und Handelswissenschaften, welche Ende Oktober 1901 in Frankfurt a. M. eröffnet wurde, werden auch Frauen zugelassen. — Das Professorenkollegium der Hochschule für Bodenkultur in Wien hat einstimmig beschlossen, Frauen als ordentliche und außerordentliche Hörerinnen zuzulassen. — In Prag promovierten kurz hinter einander zwei Frauen als Doktoren der Philosophie. Beide waren vordem Schülerinnen des ersten österreichisch-ungarischen Frauengymnasiums „Minerva“ in Prag, das in die neu geschaffene Prima 61 Schülerinnen aufnahm und ebenso viele wegen Mangels an Raum zurückweisen mußte. — In Davos sind seit kurzem die Frauen zu den polytechnischen Studien zugelassen. — In Breslau hat eine Frau das zahnärztliche Staatsexamen abgelegt. Sie ist der erste in Deutschland approbierte weibliche Zahnarzt. — Die höhere Handelsschule für Mädchen in Cöln a. Rhein, die seit Ostern 1900 besteht, gedeiht aufs beste. Die Anstalt, in ihrem inneren Ausbau und in ihren Zielen die erste und bis jetzt einzige ihrer Art, verfolgt den Zweck, junge Mädchen, welche die zehnklassige höhere Töchterschule vollständig durchgemacht haben, instand zu setzen, sich in angesehenen Stellungen ihre persönliche und ethische Selbstbestimmung zu sichern. — Wir haben hier in bunter Reihe eine Anzahl bemerkenswerter Erscheinungen aus der Frauenbewegung, soweit es sich um die Ausbildung der Frau — wir verstehen darunter das gesamte weibliche Geschlecht — handelt, zusammengestellt. Auf besondere Kategorien und Gruppeneinteilungen, ist dabei mit Absicht verzichtet. Wir wollten nur ein Bild über den Fortschritt einer Bewegung zeigen, die an tönernde Grenzen nicht gebunden ist.

Das photographische Filmgewehr geschlossen und offen.

Das photographische Gewehr. Die Photographie wurde schon frühzeitig benutzt, um einzelne Phasen der Bewegung von Menschen und Tieren festzuhalten und dadurch die unvollkommenen Wahrnehmungen des menschlichen Auges zu ergänzen. Die Serien-Momentaufnahme, die auf diese Weise gewonnen werden, sind für Wissenschaft und Kunst von gleich hoher Bedeutung. Die ersten Versuche stellte in dieser Hinsicht Muybridge in San Francisko seit dem Jahre 1878 an. Anfangs arbeitete er noch mit nassen Kollodiumplatten und benutzte eine Batterie von 24 dicht nebeneinander stehenden Apparaten. Er erhielt dabei nur Silhouetten trabender und galoppierender Pferde; erst als die lichtempfindlichen Trockenplatten aufkamen, lieferten die Apparate schärfere und detailreichere Bilder. Prof. Marey in Paris, der sich durch seine Specialstudien über die Physiologie der Bewegung besonders verdient gemacht hat, vervollkommnete die Serienphotographie bedeutend, indem er für die aufeinander folgenden Aufnahmen nur ein Objektiv und bewegliche Platten benutzte. Die letztern ersetzte er später durch ein lichtempfindliches Filmband und schuf so Apparate, aus denen später das Kinematoskop sich entwickelte. Um Serienaufnahmen des Vogelfluges machen zu können, konstruierte Marey schon Anfang der 1880er Jahre ein photographisches Fernrohr oder eine „photographische Flinte“. Dieselbe war noch mit beweglichen Trockenplatten ausgerüstet, die durch ein Uhrwerk so bewegt wurden, daß die Platten der Reihe nach sich vor den Momentverschluß einstellten und jede etwa $^1/_{700}$ Sekunden lang beleuchtet wurde. Mit dieser Repetierflinte, mit der man den fliegenden Vogel auf's Korn nahm, konnten in der Sekunde zwölf Aufnahmen gemacht werden. Von verschiedenen Aufnahmen, die Marey gemacht hatte, waren die einer fliegenden Möwe besonders gelungen. Der Gedanke suchte nun diese photographische Kamera in Gewehrform zu vervollkommnen, indem er an Stelle der Platten Filme benutzte. Dabei kamen ihm auch die Fortschritte der photographischen Technik, die Vervollkommnung der Objektive, der Momentverschlüsse usw. zu statten. Schließlich konstruierte er das photographische Filmgewehr, das durch die beiden nebenstehenden Abbildungen veranschaulicht wird. Die Leistungsfähigkeit dieser Kamera soll so groß sein, daß mit ihr Hunderte von Bewegungsbildern eines auf's Korn genommenen Objektes fixiert werden können. Ein Vorzug des Apparates ist vor allem die Leichtigkeit, mit der er eingestellt werden kann. Umfangreiche Versuche, die mit ihm in der Station Physiologique in Paris gemacht wurden, sind zur vollen Zufriedenheit ausgefallen. Unsere untere Abbildung zeigt die Serienaufnahme eines springenden Hundes, der sich vor einem dunklen Hintergrund bewegt. Der Zeiger auf dem Kreise rechts giebt die Bruchteile einer Sekunde an, die zwischen den einzelnen Aufnahmen liegen.



Aufnahmen eines springenden Hundes mit dem photographischen Filmgewehr.

Die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft hält ihre diesjährige, die 16. Wanderausstellung vom 5. bis 10. Juni in Mannheim ab. Diese Ausstellungen haben unter Max Eyths Leitung alljährlich größere Bedeutung gewonnen. Sie wurden alsdann nach der vor 17 Jahren auf Eyths Veranlassung vollzogenen Gründung der Landwirtschafts-Gesellschaft mit dem Zweck unternommen, unter Zusammenschluß der gesamten deutschen Landwirte in allen Teilen des Vaterlandes für die Förderung der Technik der Landwirtschaft zu sorgen. Das ist bisher in nicht unerheblichem Maße erreicht worden. Man hat ganz Deutschland in zwölf Gaue geteilt, in denen man der Reihe nach Einkehr hielt. Im Jahre 1902 ist wieder einmal der 12. Gau dran, der das erste Mal 1890 in Straßburg eine Ausstellung veranstaltete. Dieser Gau umfaßt Baden und Elsaß-Lothringen. Man erwartet aber auch von Nordbayern, der Pfalz, von Württemberg, Hessen und der Rheinprovinz starken Zuspruch. Die Straßburger Ausstellung vom Jahre 1890 wurde von 101 961 Personen besucht. Sie war zahlreich beschickt mit Vieh, landwirtschaftlichen Erzeugnissen, Geräten, Maschinen usw. An Geldpreisen kamen 62270 Mark an 321 Preisträger zur Verteilung. Die Mannheimer diesjährige Ausstellung dürfte außer von der Landwirtschaft namentlich von der Maschinenindustrie stark beschickt werden, so daß sich ein lehrreiches Bild vom Stande unserer landwirtschaftlichen Technik, die ganz hervorragend ist, und von der Lage unserer Maschinentechnik in Mannheim darbieten wird. In der Stadt, die sich bereits zum Empfange der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft festlich rüstet, ist für die Besucher auch manches Schöne zu sehen und zu lernen, denn Mannheim ist als Hauptgetreideplatz des deutschen Südens für Landwirte ein besonders interessanter Ort.

Kunst im Hause.

Das Aetzen auf Metall und Stein. Die früheren Jahrgänge der „Gartenlaube" haben schon mehrfach Anweisungen für Aetzarbeit gebracht und deren Technik erklärt. Es sollen heute die wichtigsten Notizen über diese feine, lohnende Kunst nochmals zusammengefaßt und durch einige Zeichnungen zum Schmuck einfacher Metallgegenstände illustriert werden. Abb. 1 ist verwendbar für einen runden kleinen Teller, der als Glas- oder Flaschenuntersatz auch als Aschenschälchen benutzt werden kann. Abb. 2 stellt die Platte eines Tintenlöschers dar. Abb. 3 giebt eine Borte wieder, zum Schmuck eines Serviettenrings, eines Lineals, Falzbeins oder ähnlicher Gegenstände in diesem Format.

Es liegt in der Natur der Technik, daß man als Ziermotive nur klare, bestimmt gezeichnete, echte Ornamentformen brauchen kann. Plastische Wirkungen, Vertiefen in den Hintergrund giebt es dabei nicht. Man greift daher gern auf gute alte Muster zurück, wie sie in schönster Ausführung in den Museen und kunstgewerblichen Publikationen zu finden sind; aber auch die moderne Art der Pflanzenstilisierung verträgt sich mit der Aetzarbeit, wenn nur von den allzu langen dünnen Stengeln abgesehen wird, welche leicht von der Säure unterfressen und so zerstört werden.

Fig. 1. Glas- oder Flaschenuntersatz.

Die Gegenstände zum Aetzen sind vielfach fertig erhältlich; am meisten bearbeitet man Kupfer, Messing, Nickel; sehr viel und schön wirkt die Verbindung von zwei Metallen: kupferplattiertem Aluminium und vernickeltem Kupfer.

Den ersten Versuch macht man am besten mit einer einfachen kleinen Platte, die sich dann als Einlage in den Deckel eines Kästchens verwenden läßt. Das Verfahren besteht darin, daß diejenigen Teile des Metalls, welche von der Säure nicht angegriffen, also nicht vertieft werden sollen, durch Uebermalen mit einer deckenden Substanz gegen das Aetzmittel geschützt werden.

Fig. 2. Die Platte eines Tintenlöschers.

Deckt man den Grund und läßt man die Säure auf das Muster einwirken, so vertieft sich dieses und steht matt und dunkler in der blanken Fläche, kann auch durch Einreiben mit dunkler Oelfarbe noch stärker betont werden. Solche „Tiefätzung" findet man vielfach bei alten Waffen, Beschlägen usw. angewandt. Wenn man das Muster deckt, so legt die Säure den Grund tiefer, und die Zeichnung erhebt sich hell und glänzend aus der matten Fläche. Diese „Hochätzung" ergiebt die feinsten und reichsten Wirkungen; es lassen sich auch beide Arten verbinden, so daß der Grund eines hochgeätzten Ornaments noch durch vertiefte Linien gemustert wird, doch soll hier nur von den einfachen Aetzverfahren die Rede sein.

Die obgebildete Probe (Abb. 4) ist folgendermaßen zu stande gekommen. Ich sieh mir von der Deutschen Wachsmetall-Aktiengesellschaft Hersbruck bei Nürnberg, welche kupferplattiertes Aluminiumblech als Neuheit anzeigte, ein Stück dieses schönen Metalls kommen, rieb es erst gründlich mit Spiritus ab, öfterring dann die Zeichnung darauf mittelst eines öfteren Graphitpapiers und malte das Blatt mit Asphaltlack aus, der durch Terpentin ein wenig verdünnt wurde, so daß er sich wie Oelfarbe streichen ließ; floß er ein wenig über die Umrisse hinaus, so putzte ich mit einem spitzen Holzstäbchen das Ueberflüssige weg und beseitigte, als der Asphalt fast trocken war, mit einem in Terpentin angefeuchteten Pinselchen, was etwa noch von Unreinheit auf der Platte lieben geblieben war, damit die Säure überall gleichmäßig angreifen konnte. Nach zwei Stunden war der Asphalt trocken; ich bretete aus Modellierwachs einen 2 cm breiten Streifen, den ich als senkrechten Rand rings um die Platte klebte und so fest den Rändern anbrückte, daß er kein Wasser durchließ. In einem Porzellannapf mischte ich das Aetzbad an: ein kleines Täßchen voll gekochten Wassers, ein halbes voll rauchender Salpetersäure (Vorsicht!) und goß etwas von der Mischung auf die Platte. Sofort bildeten sich ziemlich große Blasen, die zur Oberfläche aufstiegen, — also war die Säure zu stark, hätte zu schnell gewirkt und wahrscheinlich die Ränder beschädigt. Ich goß sie nochmals ab, setzte noch ein halbes Täßchen Wasser zu, und dieses Verhältnis von 1 zu 3 Teilen war gut, die Blasen waren nun sehr viel kleiner, stiegen sehr gleichmäßig auf. Nach einer halben Stunde ließ das Aufsteigen nach, ich goß die Säure ab und füllte aus dem Porzellannapf frisch nach. Will man die Säure verstärken, so darf das nicht auf der Platte geschehen, sondern in dem Mischgefäß. Nach einer Stunde war das Kupfer so weit weggeätzt, daß das Aluminium hellsilberweiß durchschimmerte, nach 1½ Stunden ist auch der Kupferüberzug verschwunden, und das Aluminium erscheint matt gefärbt. Nun wurde tüchtig mit klarem Wasser nachgespült, der Wachsrand entfernt und der Asphalt mit Terpentin abgewaschen, schließlich die Platte mit einem der üblichen Metallputzmittel blank gerieben; das Blatt steht mit seinem mild glänzenden Rot sehr schön auf dem matt silbernen Grunde, und die Arbeit ist unverwüstlich.

Deckt man das Metall nicht dicht genug, oder löst man den Asphalt nicht lange genug trocknen, so frißt die Säure durch, und es entstehen Flecken. Sieht man also beim Aetzen, daß der Asphalt zu dünn aufliegt und sich in Blasen zu heben beginnt, so ist es gut, das Verfahren ganz zu unterbrechen, die Platte abzuspülen, zu trocknen, neu zu decken, wieder gut trocknen zu lassen und dann weiter zu ätzen.

Statt des Asphalts wird auch der sogenannte Aetzgrund verwendet, den die Radierer gebrauchen, — besonders dann, wenn die Fläche im ganzen gedeckt und das Muster mit Radiernadel und Schabeisen für Tiefätzung herausgeholt werden soll. Man kauft den Aetzgrund in Form von kleinen Kugeln; die Platte wird stark erwärmt, eine solche Kugel in ein seidenes Läppchen gebunden und die heiße Platte damit gleichmäßig betupft, wobei die aus Asphalt und Kolophonium gemischte Masse schmilzt und das Metall überzieht. Nach zum Aufmalen läßt sich der geschmolzene und in einem Gefäß mit heißem Wasser flüssig erhaltene Aetzgrund verwenden.

Außer der rauchenden Salpetersäure sind noch andere Aetzmittel in Gebrauch. Es sind Salzsäure oft empfohlen, doch konnte ich bei einem Messingaufgenstand in starker Salzsäuremischung nach einer halben Stunde noch keine Spur von Veränderung wahrnehmen, während dasselbe Stück in Salpetersäure nach einer Stunde fertig war. Ein gutes Aetzmittel ist:
1 Teil Salpetersäure,
2 Teile Eisenchlorid,
2 Teile Wasser. Das Eisenchlorid ist nicht so gefährlich wie die vorher genannten Säuren und ätzt langsam, der Prozeß dauert mehrere Stunden und die Ränder bleiben sehr gut und glatt erhalten. (Für Zinn, Zink, Nickel: 1 Teil Schwefelsäure, 3—5 Teile Wasser.)

Fig. 3. Borte für ein Lineal u. dergl.

Eine dritte Art der Aetzung ist das Schablonenätzen auf ganz dünnem Metallblech. Die Formen werden ausgesmalt wie gewöhnlich, die Rückseite wird nicht mit Asphalt gedeckt. Es ist nur beim Aufzeichnen darauf zu achten, daß die Formen des Musters in einer Weise unter sich zusammenhängen müssen, daß keine ganz herausfallen kann.

Fig. 4. Aetzen auf kupferplattiertem Aluminiumblech.

Man wählt ein nicht zu dünnes Muster und läßt kleine Stege zur Verbindung zwischen den Formen stehen. Solche Schablonen sind dauerhafter als die aus Papier, auch eignen sie sich gut für allerlei verschiedene dekorative Zwecke.

Auf Sandsteinen Stein und auf Marmor läßt sich ebenfalls sehr wirkungsvoll ätzen; die Säuren sind dieselben, die Mischungen meist etwas schwächer als für Metall zu nehmen. Mit der Aetzarbeit kann man Malerei und Vergoldung mit schöner Wirkung vereinigen.

Wer sich über das Aetzen noch mehr unterrichten will, findet ihn in verschiedenen technischen Handbüchern, z. B. in: „Die vorzüglichst Beschäftigungen des Dilettanten" von Bergmeister (München, May & Widmayer) und in dem Handbuch der „Lehrbücherkünste" von Franz Sales Meyer (E. A. Seemann, Leipzig).

Solche Aetzmittel sind aber nicht ohne Vorsicht zu handhaben, und wer sich damit abgiebt, muß sich vorher gründlich über die Eigenschaften der Säuren und über die Art ihrer Einwirkung auf die Metalle unterrichten. Ich will hier nur einige Hauptregeln angeben, die ich mir bei meinen Versuchen gemerkt habe.

Man darf nie vergessen, daß die Säuren, welche die Metalle angreifen, auch die Haut verletzen, daß sie Kleider zerfressen, daß sie Tischplatten und Fußböden verderben können. Man muß also sehr vorsichtig damit umgehen, darf sie nicht verschütten, nicht verspritzen, muß sie in gut verschlossenen Gefäßen aufbewahren und diese Gefäße mit Etiketten versehen, auf denen deutlich steht, was darin ist, damit nicht Unkundige sich Schaden tun.

Wer sich über das Aetzen noch mehr unterrichten will, findet ihn in verschiedenen technischen Handbüchern, z. B. in: „Die vorzüglichst Beschäftigungen des Dilettanten" von Bergmeister (München, May & Widmayer) und in dem Handbuch der „Lehrbücherkünste" von Franz Sales Meyer (E. A. Seemann, Leipzig).

Wie in all diesen Dingen kommt alles auf eigene Versuche, genaue Arbeit und gute Beobachtung an.

Ganz sicher ist allerdings die Wirkung der verschiedenen Materialien auf einander niemals vorauszusagen, da die Metalle sowohl als die Säuren nicht immer von der gleichen Beschaffenheit und Güte sind.

J. Braun.

Die Gartenlaube

3. Beilage zu Heft 8, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Panorama von der Düsseldorfer Ausstellung mit den beiden Schiffen „Panther" und „Sleipner".
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Jul. Söhn in Düsseldorf.

Auguste Schmidt, die hochverdiente Kämpferin für Frauenerwerb, Frauenstudium und Frauenrecht, über deren gemeinnütziges Wirken die „Gartenlaube" ihren Lesern schon wiederholt berichtet hat, ist am 10. Juni im siebzigsten Lebensjahre in Leipzig verschieden. Mit ihr ist eine Persönlichkeit von starker Kraft und Eigenart dahingegangen, eine edle, warmherzige Frau, deren Namen für alle Zeiten eng verknüpft ist mit den Errungenschaften der modernen Frauenbewegung in Deutschland. Wir vergegenwärtigen hier nur kurz den Heimgang dieser in selbstloser Liebe für das Wohl ihrer Mitschwestern unermüdlich thätigen Frau, behalten uns aber vor, eine ausführliche Würdigung ihrer Verdienste aus berufener Feder zu veröffentlichen.

Von der Industrie- und Gewerbe-Ausstellung in Düsseldorf. Unter den zahlreichen Fremden, welche die stolze Rheinstadt aus Anlaß der Ausstellung besuchen, sind auch zwei sehr seltene Gäste, das Kanonenboot „Panther" und das kleinere Depeschenboot „Sleipner". Aus der alten Hansestadt Danzig sind diese beiden stämmigen Schiffe der deutschen Kriegsmarine gekommen, um dem schönen Düsseldorf, in dem die rheinisch-westfälische Industrie soeben ihre Ausstellung entfaltet, den Gruß der See zu entbieten. Der „Panther" zählt, wie oben erwähnt, zur Klasse der Kanonenboote, deren unsere Marine jetzt fünf besitzt, „Sleipner" ist ein modernes Hochsee-Torpedoboot. Natürlich war bei den Düsseldorfern nicht geringe Freude, als die beiden Schiffe von Danzig her durch die Maasmündung ankamen. Die Ausstellung und der Hafen wurden festlich illuminiert, und die tapferen Blaujacken, welche die Schiffe führten und bemannten werden von ihrer Rheinreise genug zu erzählen wissen.

Die Düsseldorfer Ausstellung während einer Illumination.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Jul. Söhn in Düsseldorf.

Ein Denkmal für Peter Henlein, das in Nürnberg errichtet wurde, hat der Deutsche Uhrmacherbund gestiftet. Damit ist wiederum einem berühmten Sohne dieser Stadt die verdiente Ehrung zuteil geworden. Der ehemalige Schlossergeselle, der zum Erfinder der Taschenuhren wurde, ist mit einer Uhr in Händen von dem Bildhauer Professor Moritz Schulz in Berlin dargestellt worden. Die kernige Gestalt ist mit Wams und Schurzfell bekleidet; zur Seite stehen Ambos und Hammer. Das trefflich gelungene Bronzestandbild ruht auf einem reich verzierten Sandsteinsockel. Auf zwei Seiten desselben befinden sich Reliefdarstellungen einer früheren Uhrmacherwerkstätte und des Besuchs von Fremden im alten Nürnberg. Eine Inschrift auf der Vorderseite des Postamentes lautet: „Peter Henlein, Erfinder der Taschenuhr 1480—1542".

Das Denkmal für Peter Henlein in Nürnberg.

Die sogenannte Litterarische Grönlanderexpedition begann am Sonntag den 1. Juni von Kopenhagen nach Godthaab (Südgrönland) ab, um daselbst ihre Erforschungen zu beginnen. Die Litterarische Grönlanderexpedition beabsichtigt, Leute und Verhältnisse im arktischen Gebiete zu studieren. So weiß man zum Beispiel nur sehr wenig vom Leben und von den Sitten der Eskimos sowie von ihrer geistigen Kultur. Damit will sich nun die Litterarische Expedition beschäftigen. Sie besteht aus vier jungen Leuten: dem Leiter, Schriftsteller Mylius-Erichsen, dem Maler Graf Harald Moltke, dem Studiosus Knud Rasmussen, der die Sagen und Volksmelodien der Grönländer aufzeichnen will, und dem Arzt Alfred Bertelsen, welcher sich unter anderm mit anthropometrischen Messungen der Eskimos beschäftigen wird. Die Expedition gedenkt bis nach Smiths Sund vorzudringen; die Reise dürfte zwei Jahre in Anbruch nehmen.

Emil Lugo, der bekannte Landschaftsmaler, ist am 5. Juni zu München gestorben. Er war am 26. Juni 1840 in der badischen Stadt Stockach bei Konstanz geboren, ist also nicht ganz 62 Jahre alt geworden. Noch sehr jung kam er an die Kunstschule in Karlsruhe, die damals unter Schirmers Leitung einen großen Aufschwung genommen hatte. Emil Lugo fand bei Schirmer reiche Anregung für seine Auffassung der Natur, die er später durch längere Studienreisen in Italien vertiefte und läuterte. Lugos Landschaften sind von packender Wahrheit und haben sich den Weg in die ersten Galerien Deutschlands gebahnt. Mehrere von seinen überaus stimmungsvollen Landschaftsbildern sind im Museum zu Karlsruhe und in der Berliner Nationalgalerie zu finden.

Knud Rasmussen. Graf Harald Moltke. Alfred Bertelsen. Mylius-Erichsen, Leiter.

Die Mitglieder der Litterarischen Grönland-expedition.

Nach einer Aufnahme von Fred. Räse in Kopenhagen.

Jubiläumsausstellung deutscher Konditoren zu Leipzig. 25 Jahre sind verflossen, seit der Verband selbständiger deutscher Konditoren in Leipzig gegründet wurde. Aus diesem Anlaß beschloß man, die 7. Fachausstellung deutscher Zuckerbäcker zu einer besonders umfangreichen Jubiläumsausstellung zu gestalten. Die Ausstellung, welche **vom 7. bis 15. Juni im Kristallpalast abgehalten wurde, gab denn auch ein eindrucksvolles Bild von dem heutigen Stande des deutschen Konditoreigewerbes. Auf dem Rundgange durch** die von süßem Duft erfüllten Ausstellungsräume zogen vor allem die Erzeugnisse der feinen Backkunst die Blicke auf sich. Auf den festlich gedeckten Tafeln erhoben sich kostbare Torten, Baumkuchen reckten bis zur Decke des hohen Saales empor, und Tempel und Burgen waren aus süßen Stoffen erbaut. Allerlei Schaustücke entzückten das Auge. Hier ein Blumenkorb von gezogenem Zucker, dort ein Füllhorn mit Früchten oder ein Bienenkorb mit „fliegenden" Bienen, ja selbst eine Tropenlandschaft aus Gebäckteig plastisch dargestellt — alles, alles genießbar! — An die Erzeugnisse der Lebkuchen-, Biskuit- und Waffelbäckerei reihten sich solche der Bonbon-, Konserven-, Marmeladen-, Süßer-, Wein- und Likörfabrikation an. Unser Bild zeigt die Gruppe der Leipziger Schokoladenfabrik von Wilhelm Felsche, die unter anderm einen malerischen Felsen aus Schokolade errichtet hatte, dessen Gewicht beinahe 92 Zentner betrug.

Emil Lugo †.

Von der Jubiläumsausstellung deutscher Konditoren in Leipzig: Der Felsen aus Schokolade.

Pfarrer Walter Bion.
Nach einer Aufnahme von R. Ganz in Zürich.

Pfarrer Walter Bion. Der letzthin von der Universität Zürich zum Ehrendoktor ernannte verdienstvolle Schöpfer des Ferienkolonienwesens, wurde als Sohn eines Pfarrers in St. Gallen geboren. Seine Studienzeit verlebte er in Zürich und Tübingen. Später wurde er Pfarrer in Trogen, Kanton Appenzell, wo er zwanzig Jahre lang wirkte. 1873 berief ihn die Kirchgemeinde am „Prediger" in Zürich zum Seelsorger. Von jeher hatte Pfarrer Bion neben seinem Amt eine segensreiche gemeinnützige Thätigkeit im Dienst der Jugend und der Armen entwickelt, und im Jahre 1876 führten ihn Erfahrungen an seinen eigenen Kindern auf den Gedanken, Ferienkolonien für arme kränkliche Schulkinder der Städte zu gründen. Er bat in Zürich um freiwillige Beiträge, damit möglichst viele Kinder, die sonst während der Ferien müßig in den Straßen der Stadt herumgelungert hätten, in Kolonien unter der Aufsicht von Lehrern und Lehrerinnen in der frischen Luft der Berge versorgt werden könnten. Der Erfolg, den Zürich mit seinen Ferienkolonien erreichte, war durchschlagend. Zahlreich sind aber auch die übrigen gemeinnützigen Schöpfungen, in deren Dienst Bion sich gestellt hat. Zürich verdankt ihm eine Rekonvalescentenanstalt und eine Bildungsanstalt für Krankenpflegerinnen, die Gründung einer Heilanstalt für rhachitische und skrophulöse Kinder im lieblichen Thal von Aegeri, zum Teil auch die Einführung von Kindergärten und Knabenhorten und ehrte ihn bereits 1878 durch die Verleihung des Bürgerrechts.

William von Voigts-Rhetz, General der Infanterie à la suite des Grenadier-Regiments König Wilhelm I, ist am 2. Juni, nahezu 90 Jahre alt, in Montreux gestorben. Am 10. April 1813 geboren, trat Voigts-Rhetz am 2. Mai 1829 beim 2. Infanterie-Regiment ein, wurde 1831 Leutnant, 1850 Hauptmann und 1858 Major. Als Kommandeur des 7. Grenadier-Regiments in Liegnitz nahm er hervorragenden Anteil an dem Feldzuge von 1866. Seine Grenadiere fochten mit Ruhm bei Nachod, Skalitz, Schweinschädel. Im Kriege gegen Frankreich führte Voigts-Rhetz die 18. Infanteriebrigade. Schon am 4. August 1870 beim Sturm auf den Gaisberg bei Weißenburg kam die Brigade ins Feuer. Sie verlor 26 Offiziere und 389 Mann. Noch schwerer war ihr Verlust bei Wörth: 51 Offiziere und 1126 Mann. Voigts-Rhetz bewies in all diesen blutigen Kämpfen unerschütterliche Geistesgegenwart. Im weiteren Verlauf des Feldzuges nahm er an der Schlacht von Sedan, an dem Gefecht von Bicêtre und an der Belagerung von Paris teil. Mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse geschmückt, kehrte er in die Heimat zurück. 1873 erhielt Voigts-Rhetz die Führung der 10. Division in Posen und wurde am 12. März 1881 als General der Infanterie auf sein Abschiedsgesuch hin zur Disposition gestellt.

General der Infanterie William von Voigts-Rhetz †.

Der Durchstich des Albula-Tunnels. Der Durchstich des 5,8 km langen Albula-Tunnels ist in der Nacht vom 28. auf den 29. Mai glücklich erfolgt. Dieser Tunnel bildet den Haupttunnel der im Bau befindlichen Albula-Bahn, die von Thusis her die Rhätischen Alpen durchquert und das berühmte Hochthal des Engadins dem Eisenbahnverkehr erschließt. Die Bahn, die im Juni 1903 dem Verkehr übergeben werden soll, wird reich an Brücken, Viadukten und Tunnels sein, besonders vom Zusammenfluß des Davoser Landwassers und der Albula an bis zum Nordportal des großen Tunnels bei dem Weiler Preda an der Albula-Straße. Dem 65 m hohen und 130 m langen Viadukt über das Landwasser folgen acht Viadukte auf der kurzen Strecke von kaum 10 km. Die wichtigsten Kunstbauten sind die 40 m hohe Brücke über den Tischbach und vier Uebergänge über die Albula. Vielerorts mußte auch Lawinenzügen ausgewichen werden. Der große Albula-Tunnel, der auf 1792 m Meereshöhe bei Preda beginnt, durchbohrt die Pizzi Giumelli (Zwillinge) und endet im einsamen Beverserthal, einem Nebenthale des Engadins. Von da geht die Bahn nach Samaden und St. Moritz empor. Bis jetzt dauerte die Postreise von Thusis ins Oberengadin einen vollen Tag, die Albula-Bahn kürzt die Fahrt auf ungefähr drei Stunden.

Der 65 m hohe und 130 m lange Viadukt unterhalb Preda.

Der Gletschertunnel oberhalb Bergün.

Das Nordportal des grossen Tunnels.

Von der Albula-Bahn.
Nach Aufnahmen von A. Krenn in Zürich.

Der gewaltige Marmorblock zum Moltke-Denkmal des Professors Joseph Uphues, den wir unseren Lesern auf dem Transport zu Thal im Bilde vorführten, ist im sogenannten Mitterwandldurch in einer Höhe von 2150 m über dem Meere von der Tiroler Marmor- und Porphyr-Gesellschaft Fritz Zeller & Co. in Laas gebrochen worden. Der Mitterwandldurch liegt im Laaser Gebirgsstocke, einem Teile der Ortler Alpen. Der Moltke-Block wurde dort in einer Bank gewonnen, welche 6 m lang, 5 m breit und 2,50 m hoch war und bei 75 cbm Inhalt ein Gewicht von 202 500 kg besaß. Das zu der Figur des Feldmarschalls erforderliche Stück von 6 m Länge, 2,50 m Breite und derselben Höhe wurde von dieser Bank abgetrieben, auf starke Schleifbäume, Lärchen, verbracht und damit bis zu der Stelle geführt, von welcher der weitere Transport begann mit starken Seilen vor sich ging. Im Thal wurde der Block gemessen, alles überflüssige Material entfernt, der Rest, 80 000 kg, wird der Bahn nach Berlin verbracht.

Transport des Marmorblockes für das Berliner Moltke-Denkmal.

Professor Dr. Karl Reinecke, dessen Name mit Leipzigs Ruf als Musikstadt innig verbunden ist, scheidet am 1. Juli aus dem Verbande des Leipziger Konservatoriums, dem er seit 42 Jahren als hervorragende Lehrkraft angehört. Reinecke, der am 23. Juni 1824 in Altona zur Welt kam, ward schon im Jahre 1843 vom Könige Christian VIII von Dänemark durch Verleihung eines Stipendiums ausgezeichnet, mit dessen Hilfe er drei Jahre lang in Leipzig studierte. 1851 ward er als Lehrer an die Rheinische Musikschule nach Köln berufen, später war er in Barmen und Breslau thätig. Eine mannigfaltige Wirksamkeit entwickelte er in Leipzig, wohin er im Jahre 1860 übersiedelte, um die Direktion der Gewandhauskonzerte und das Amt eines Lehrers der Kompositon sowie des höheren Klavierspiels am Konservatorium daselbst zu übernehmen. Die Gewandhauskonzerte hat er bis 1895, also 35 Jahre hindurch, in musterhafter Weise geleitet. 1885 ward ihm von der Universität Leipzig die Würde eines Dr. phil. honoris causa zuerkannt und bald darauf vom Könige von Sachsen der Titel Professor verliehen. Reineckes Leistungen als Mozartspieler sind mustergiltig. Von seinen Tonschöpfungen haben die Werke für Klavier, seine Opern „König Manfred", „Auf hohen Befehl", ferner die Märchendichtungen „Aschenbrödel", „Dornröschen" usw und namentlich auch seine entzückenden Kinderlieder starken Erfolg gehabt. Von größter Bedeutung für die Kunst wird auch Reineckes umfassende Lehrthätigkeit bleiben.

Karl Reinecke.
Nach e. Photographie aus dem Verlage der Gebr. Reinecke in Leipzig.

Das Denkmal für Adalbert Stifter in Linz a. D., welches wir unseren Lesern im Bilde vorführen, ist am 24. Mai festlich enthüllt worden. Stifter, der innige Schilderer der Natur, war lange Jahre Landesschulrat. Im Jahre 1850 wurde dem damals 45 Jahre alten Dichter die Inspektion der Volksschulen in Oberösterreich übertragen. So kam der Sohn des Böhmer Waldes nach Linz. Vierzehn Jahre hatte er das Amt inne, dann wurde er pensioniert, blieb aber bis zu seinem Tode, am 28. Januar 1868, in Linz. Das Denkmal, ein Werk des Wiener Bildhauers Josef Mathonsky, zeigt den Dichter auf einem Felsblock sitzend, wie er von einer Frühwanderung ausruhend, den Kopf sinnend nach rechts wendet.

Das Stifter-Denkmal in Linz.
Nach einer Aufnahme von Fr. Giehsl in Linz.

Mit Professor Otto Eckmann, der auf der Höhe seines Wirkens und seiner Erfolge einem tückischen Lungenleiden am 11. Juni in Badenweiler, wo er zur Kräftigung seiner Gesundheit verweilte, erlegen ist, hat das deutsche Kunstgewerbe und das Berliner Kunstgewerbemuseum, dem er als Lehrer angehörte, eine seiner besten Kräfte verloren. Am 11. November 1865 in Hamburg geboren, hatte sich Eckmann zunächst der Malerei zugewendet; er studierte in München. Aber bald lagte er der Malerei Valet, um seine ganze Kraft dem Kunstgewerbe zu widmen. Auf diesem Felde ward er bald ein Führer jener modernen Bestrebungen,

Otto Eckmann †.
Nach einer Aufnahme von Reichard & Lindner, Hofphotogr. in Berlin.

die im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts eine Wiedervereinigung von Kunst und Handwerk, eine künstlerische Durchbildung der häuslichen Gebrauchsgeräte als Ziel anstrebten. Eckmanns kunstgewerbliche Entwürfe, seine Vorlagen für Buchschmuck, Teppichweberei, Tapetendruck und auf anderen Gebieten zeichnen sich durch eigenartige Phantasie, durch Farbenfeinheit und vor allem durch den Reiz ihrer Linienführung aus. Alle deutschen kunstgewerblichen Ausstellungen der letzten Jahre bezeugen, wie reich das Schaffensgebiet des leider so früh verstorbenen Künstlers gewesen ist.

Die deutschen Professoren der Medizin Baelz und Scriba, von denen der erstgenannte bereits 25 Jahre, der andere 22 Jahre an der Universität Tokio thätig ist, sollen daselbst Ehrenstatuen erhalten. An der Spitze des zur Verwirklichung dieses Planes gebildeten Komitees steht der Dekan der medizinischen Fakultät zu Tokio, Dr. Aoyama.

Die Gartenlaube

4. Beilage zu Heft 8, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Adolf Stolze, der sehr beliebte Humorist und Bühnenschriftsteller, in Frankfurt a. M., feierte am 10. Juni seinen sechzigsten Geburtstag. Stolze ist Volksdichter in des Wortes bester Bedeutung. Die Stoffe seiner Bühnenwerke bewegen sich vorwiegend in den unteren und mittleren Gesellschaftsschichten, die er mit all ihren Vorzügen und Schwächen zu schildern und zu zeichnen weiß; doch hat er auch mit größtem Bühnenerfolg phantastische Stoffe behandelt. Die Textbücher zu den Balletten „Excelsior" und „Filet und Flock", sowie die Märchen „Schneewittchen" und „König Löwe" stammen aus seiner Feder. Sein hervorragendstes Gebiet aber ist das Dialektstück. An 500 Aufführungen erlebten seine dramatischen Werke innerhalb 12 Jahren auf den Bühnen seiner Vaterstadt. Von Stolzes gesammelten Dialektwerken sind bis jetzt zwei Bände in mehreren Auflagen erschienen, sie enthalten Humoresken und die Theaterstücke „Alt- und Neu-Frankfurt".

Adolf Stolze.
Nach e. Aufnahme von H. Grammig in Frankfurt a. M.

Das 25jährige Jubiläum des Württembergischen Kriegerbundes. Am 8. Juni ist der Württembergische Kriegerbund 25 Jahre alt geworden. Der Tag war ein Ehrentag für die Hauptstadt des Württembergerlandes, in dem die Mitglieder des Bundes seine Feier begingen, er war ein Ehrentag für den Bund. Wer je in Reih und Glied gestanden, den fesseln unlösbare Banden an das Regiment, in dem er gedient. Erinnerungen der besten Jahre und Erinnerungen der besten Art ranken sich für jeden Deutschen um seine Dienstzeit, und es ist ein hehrer Gedanke, diese Erinnerungen immer wieder wachzurufen. Darum blühen diese Vereine überall in deutschen Landen, aber seien in einer in wenigen Jahren zu so stattlichem Ansehen gediehen wie der Württembergische Kriegerbund. Der Anfang des Bundes war, wie aller Anfang, schwer. 56 württembergische Vereine thaten sich im Jahre 1877 zusammen, um die gemeinsamen Ziele in dem Bunde zu verfolgen. Eine vortreffliche Leitung gelangte an ihre Spitze. Weiter und weiter dehnten sich die Kreise des Bundes, und schon am Schlusse des Jahrhunderts war er eine imponierende Macht. Am Ende des Jahres 1901 zählte der Bund 1558 Ortsvereine mit 78 688 Mitgliedern und einem Vermögen von 421 664 Mark. Daneben gab es zahlreiche Ehren- und Einzelmitglieder. Das war nur erreichbar, wenn ein edel ideales Streben, wenn wahre Nächstenliebe und werkthätige Opferwilligkeit alle Glieder beseelten. Wie der im August vorigen Jahres hingegangene Prinz Hermann von Sachsen-Weimar-Eisenach, so hat vor allem auch König Wilhelm II. der Protektor des Bundes, denselben stets das wärmste Interesse entgegengebracht. Die Feier des Ehrentages verlief glänzend. Gegen 40 000 Mitglieder nahmen daran teil. Von Chicago, vom Verein der deutschen Veteranen, war ein Glückwunschschreiben und ein Jubiläumsgeschenk eingelaufen. Andere reiche Glückwünsche und Gaben kamen von allen Seiten. Bayern, Sachsen, Baden, Elsaß-Lothringen, Preußen, Hessen, Hohenzollern waren durch Abordnungen vertreten. An dem Feste auf der Wilhelma, wohin ein Sonderzug die Teilnehmer am Tage vorher nach der Bundesausschuß-Sitzung brachte, nahm der König, zahlreiche Prinzen, die Staatsminister, die Generalität teil. Während des Mahles hielt der König eine Ansprache, in der er hervorhob, der Gedanke, der den Zusammenschluß der deutschen Kriegerverbände herbeigeführt, sei ein Beweis dafür, daß das Band, das vor 32 Jahren durch Blut geknüpft wurde, hier alle Zeiten feithalten werde. Am Abend beim Bankett gab es noch zahlreiche Reden, die alle von dem echt deutschen Geiste zeugten, der in dem Württembergischen Bunde lebt. Unser Bild giebt eine Darstellung von dem Feldgottesdienst, welcher am Morgen des 8. Juni im Schloßhof abgehalten wurde. Möge der Bund, dessen erprobter Präsident, Oberstjustizrat Frechorr von Wöllwarth-Lauterburg, nunmehr vom König von Württemberg zum Ehrenpräsidenten des Bundes ernannt wurde, weiter blühen und gedeihen, zum Segen des Vaterlandes!

Von dem 25jährigen Jubiläum des Württembergischen Kriegerbundes: Der Feldgottesdienst im Schloßhof zu Stuttgart.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph J. Gehy in Stuttgart.

Die Reichenbachbrücke in München um 25 m verschoben. Die Münchener Ingenieure haben eine sehr beachtenswerte Arbeit geleistet. Sie haben die alte hölzerne Brücke, die im Zuge der Reichenbachstraße über die Isar führt, um 25 m nach der Seite verschoben, noch dazu in der kurzen Zeit von 100 Minuten. Allerdings, wenn man die Arbeitspausen mit einrechnet, dauerte die Sache seit dem ersten kleinen Marsch von 6 cm, den die Brücke machte, genau 24 Stunden. Aber selbst das ist nicht viel für die Fortbewegung einer Last von 1,2 Millionen Kilogramm. Die Brücke hat zwölf Joche. Unter jedem Jochträger drei starke Hebewinden angebracht, um die Last für ihre Wanderung ein wenig anzuheben. Das geschah. Und auf ein Signal begannen alle übrigen aufgestellten Winden, 14 an Zahl, zu arbeiten, die Seile spannten sich, die Brücke rollte langsam 6 cm zur Seite. Das wiederholte sich in regelmäßigen Pausen, die Brücke machte 11, 15, 28, 45 cm und so fort, bis sie an ihrem Bestimmungsort auf den neuen Brückenjochen, die sie einstweilen tragen sollen, angelangt war. Die Brücke hat auf ihrer Wanderung auch nicht den geringsten Schaden gelitten. Die alten Brückenjoche werden nunmehr entfernt und an ihrer Stelle die Fundamente für die neue Brücke gelegt. Die Verschiebung der alten Brücke wurde nur darum vorgenommen, damit diese während der Bauzeit der neuen Brücke den unentbehrlichen Verkehrsweg für Straßenbahnen, Wagen und Fußgänger bilde.

Die Verschiebung der Reichenbachbrücke in München.
Nach einer Aufnahme von A. Kling in München.

Der Vorsitzende des Central-Komitees der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz B. von dem Knesebeck.
Nach e. Aufn. v. Jungmann & Schorn, Hof-Photographen in Baden-Baden.

Der VII. Internationale Kongreß vom Roten Kreuz. Das große Humanitätswerk des Roten Kreuzes im Geist der Zeit zu fördern, es weiter auszubauen und diejenigen Reformen in dasselbe einzuführen, welche durch das Wesen der internationalen Verträge, die Forderungen der Humanität und die Fortschritte der Wissenschaft und Technik geboten sind, ist der Zweck und die Aufgabe der alle fünf Jahre stattfindenden Internationalen Kongresse, zu welchen das Internationale Komitee in Genf, als Centralstelle der Verbände vom Roten Kreuz, die nötigen Vorbereitungen zu treffen hat. Am 30. Mai hat sich der siebente dieser internationalen Kongresse, und zwar diesmal in St. Petersburg vereinigt, um eine längere Reihe von Fragen an der Hand der in den letzten Kriegen gewonnenen Erfahrungen zu erörtern. Der VII. Internationale Kongreß in St. Petersburg war unter Vorsitz des Generaladjutanten des Kaisers von Rußland, v. Richter, eröffnet worden und hatte unter anderen die Herren B. von dem Knesebeck (Deutschland), Ritter von Ktepsch (Oesterreich) und Ador (Schweiz) zu Vizepräsidenten ernannt. Nach der Erledigung der zur Geschäftsordnung gehörigen Fragen trat der Kongreß in seine Arbeit ein. Von deutscher Seite wurde hierbei durch Professor Küttner aus Tübingen der Bericht über die im Frieden ausgeführte Thätigkeit der deutschen Vereine und über die von deutschen Sanitätsabordnungen im südafrikanischen Kriege und bei der Chinaexpedition gesammelten Wahrnehmungen und Erfahrungen zum Vortrag gebracht. Viel Interesse fanden auch die von der russischen Gesellschaft vom Roten Kreuz zur Debatte gestellten Vorschläge betreffend eine Erweiterung der Genfer Konvention. Unser Bild zeigt die Teilnehmer des Kongresses in dem prunkvollen Festsaale des Taurischen Palais, welcher die fremden Gäste zu einem schönen Feste vereinte. Vice-Ober-Ceremonienmeister B. von dem Knesebeck in Berlin ist Vorsitzender des Central-Komitees der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz und hat sich in dieser Eigenschaft große Verdienste erworben. — Möge reicher Segen aus den Arbeiten dieses neuen Kongresses hervorgehen. Möge durch denselben abermals die Ueberzeugung bethätigt werden, daß das dem Wohl der Menschheit dienende Rote Kreuz im Weißen Felde das Wahrzeichen einer sittlichen Idee, das Banner einer moralischen Macht ist.

Die Teilnehmer des VII. Internationalen Kongresses vom Roten Kreuz im Taurischen Palais zu St. Petersburg.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Kleine Mitteilungen.

Eine Riesensonnenblume hat der Gutsbesitzer F. W. Körner Berlin gezogen und ihr den Namen Bismarcks Riesensonnenblume, Helianthus annuus Bismarckianus, gegeben. Daß es wirklich eine Riesenblume ist, die Herr Körner züchtete, kann man aus unserem Bildchen sehen; sie streckt ihren Kopf über 4½ m hoch in die Welt hinein. Bei der Aussaat muß man je zwei bis drei Körner in ca. 50 cm Entfernung, etwa fingertief, legen und später die beiden schwächeren Exemplare beseitigen. Wenn die Pflanze etwa mannshoch gewachsen ist, schneidet man die untersten Blätter- und Blumentriebe am Stamm mit scharfem Messer fort. Dadurch geht alle Nahrung in die Krone, man erhält Fruchtkörner von Bohnengröße, Stämme von 10 cm Stärke und Blumen mit einem Umfang von 140 cm. Die Körner, aus denen im Rußland, besonders in Südrußland, ein feines Speiseöl gepreßt wird, sind ein gesuchtes und gutes Futter für Hühner, Fasanen und Papageien. Die Pflanze verträgt ein Umpflanzen in der Regel nicht, man muß sie also an Ort und Stelle lassen, wo die Samen eingelegt wurden. Kleine Fruchtkörner geben meist große Blumen, hingegen erhält man von großen Körnern kleinere Blumen, aber großen Samen. Die Blätter geben ein äußerst nahrhaftes Futter für Pferde, Ziegen und Rinder. Herr F. W. Körner (Berlin, Händelstraße 9) versendet gegen Portoersatzung Samen und Kulturanweisung kostenfrei an jedermann. Jeder Portoüberschuß wird an die Armen von Rixdorf und Berlin gegeben.

Riesensonnenblumen.
Nach einer Aufnahme von A. Hönig & Co. in Berlin.

Zimmervolieren. Weit schöner als die gewöhnlichen, lattenförmigen Volieren, welche nicht gerade als Zimmerschmuck dienen können, vielmehr wegen ihrer plumpen Form recht störend wirken, scheint uns eine große Voliere in Schmuckform, deren Bild wir dem Lieferungswerk „Vögel in der Gefangenschaft“ von Dr. E. Bade entnommen haben. Die Voliere, die 190 cm hoch, 107 cm breit und 55 cm tief ist, hat als vorderes Gitter einen mit Drahtgeflecht bespannten Holzrahmen von 148 cm Höhe und 107 cm Breite. Dieser abnehmbare Rahmen, der nur durch „Dübel“ mit der Seitenwand verbunden ist, trägt unten die Futterbehälter, die man nach Verschiebung einer Glasplatte füllen kann, ohne die Thüre zu öffnen. Die Seitenwände haben eine Breite von 18 cm; sie sind mit Korkstein belegt, in dem sich verschiedene Nistkästen für Höhlenbrüter befinden, und dann mit großen Thüren versehen, die — mit Drahtgeflecht bespannt — das Badehäuschen festhalten. In dem 11 cm hohen Schulkasten, der leicht auszuziehen ist, befinden sich zwei Zuleinsitze. Die Voliere, deren gefällige Form sich auch einer modernen Zimmereinrichtung leicht anpassen läßt, hat sich als sehr praktisch bewährt und kann jedem Vogelfreunde warm empfohlen werden.

Zimmervoliere.

Köhler im Schwarzwald. Ein unerschöpfliches Holzmagazin ist der Schwarzwald. Hunderttausende von Stämmen und Klötzen, darunter gewaltige Baumriesen, wandern alljährlich von seinen tannenumrauschten Höhen hinaus in die Lande, und dennoch vermag diese große Ausfuhr den Reichtum und Zauber seiner gigantischen Waldespracht nicht zu mindern. Zu den verschiedenen Betrieben, welche die Schätze des Schwarzwaldes verwerten, zählt auch heute noch die Köhlerei — ein altehrwürdiger Erwerbszweig aus der Väter Zeit, den man draußen in der Stadt und auf dem flachen Lande nur mehr der Sage nach kennt. Umso größer ist die Ueberraschung für den Touristen, wenn er auf seiner Wanderung durch die Thäler, Schluchten und Tannengründe des Schwarzwaldes vor seinen erstaunten Blicken mitten im tiefsten Waldesfrieden einen bläulich qualmenden Meiler vor sich auftauchen sieht. Ein ganz anheimelndes wohliges Gefühl faßt sich auf Herz und Gemüt, und, gleich einem lieben Bekannten aus der trauten Kinderzeit, läßt sich da der Wanderer mit dem biedern rauchgeschwärzten Köhler und dessen Angehörigen in ein Gespräch über Wetter, Verdienst und Verwertung seiner Produkte ein. In einem großen halbkugelförmigen, mit einer Decke von Rasen, Erde, Tannenreis und Kohlenklein überschütteten Haufen von Scheiten, Prügeln und Wurzelstöcken wird da durch vorsichtig geregelten Luftzutritt die kegelförmig um drei in der Mitte errichtete Pfütze aufgesetzte Holzmasse bis zur Verkohlungstemperatur erhitzt, wobei der Köhler darauf zu achten hat, daß nicht das Holz selbst, sondern nur die aus demselben sich entwickelnden Gase oder Dämpfe verbrennen. Ist die Verkohlung vollendet, was man am Geruch und der Farbe des entweichenden Rauches erkennt, so werden die Kohlen mittelst besonderer Rechen und Tschieden (eigentümlich geformte Körbe) außen eingeworfen weggezogen, auf Kastenwagen geladen und an die Abnehmer (meistens Schmiede) verschickt. Vielfach wird die Schwarzwälder Holzkohle auch in der Technik, Chemie und bei der Pulverfabrikation verwendet. — Die Köhlerei bildet im Schwarzwald ein besonderes Gewerbe; doch wird sie meist im Hinblick und auf Rechnung der einzelnen Hofbauern und Privatwaldbesitzer, zuweilen auch der Holzhändler betrieben.

Köhler im Schwarzwald.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Kleine Mitteilungen.

Eine neue Schiffseisenbahn. Daß es auch Schiffseisenbahnen giebt werden viele unserer Leser vielleicht noch gar nicht gehört haben. Die Sache ist aber ganz richtig, und im Zeitalter der Kanalprojekte ist sie sogar von ganz erheblicher Bedeutung. Wenn man einen Kanal baut und dabei infolge der Wasser- und Steigungsverhältnisse, um die Höhenlagen auszugleichen, verschiedene Schleusen anlegt, so erreicht man damit zwar seinen Zweck, aber diese Schleusen haben eine sehr unangenehme Nebenwirkung, sie verlangsamen den Verkehr stark. Und wenn nun derartige, mit mehreren Schleusen versehene künstliche Wasserwege in Konkurrenz mit Eisenbahnen treten, so kommt es häufig vor, daß man Massengüter, obwohl sie ihrer Natur nach für den Kanaltransport bestimmt sind, doch lieber der Eisenbahn anvertraut, bloß weil man die Sicherheit hat, auf diese Weise rechtzeitig mit seinem Gut an Ort und Stelle einzutreffen. In solchen Fällen bedient sich die Ingenieurkunst der Schiffseisenbahn, deren Grundlage eine schiefe Ebene bildet, die zwischen einer höher und einer niedrig gelegenen Kanalhaltung angebracht wird. Diese schiefe Ebene trägt ein Schienengleis, auf dem mit Rädern versehene große Gefäße oder Tröge die Kähne oder was es sonst für Fahrzeuge sind vom Obenwasser zum Untenwasser und vom Untenwasser zum Obenwasser befördern. Dieses System ist in England für kleinere Kanalschiffe bereits seit dem Ende des 18. Jahrhunderts im Gebrauch. In Deutschland wurde 1844 bis 1860 am Elbing-Oberländischen Kanal, der den Drausensee im kleinen Marienburger Werder mit den großen Seen auf der Höhe des Oberlandes, dem Jelerich- und dem Drewenzsee, verbindet, eine Schiffseisenbahn erbaut. Die Seen des Oberlandes liegen bis 103 m über dem Meere, und so leiten von hier vier schiefe Ebenen mit drei dazwischen liegenden Kanälen, außerdem fünf Schleusen die Fahrzeuge in den 1,5 m über dem Meere belegenen Drausensee hinab. Es wird also ein Höhenunterschied von 101,5 m bei dieser Wasserstraße, die 16 m breit, 1,3 m tief und einschließlich der Seen 176 km lang ist, überwunden. Im Jahre 1892 wurden auf diese Weise 2921 Fahrzeuge, Schiffe und Flöße, vom Oberland zum Unterland und umgekehrt befördert. Nun haben diese älteren Systeme, bei denen die Schiffe aus dem Wasser gehoben werden, einen großen Fehler. Da dem Druck der Ladung beim Transport des Schiffes auf der schiefen Ebene der Gegendruck des Wassers fehlt, werden die Schiffskörper vielfach beschädigt, zumal derartige Kanalschiffe nicht immer allzu fest gearbeitet werden. Infolge dessen hat man bei einer neu konstruierten Schiffseisenbahn in Fortsetzung des Elbing-Oberländischen Kanals, über die wir unsern Lesern demnächst eingehender berichten werden, einen andern Weg eingeschlagen. Bei dieser Anlage, die in Form einer Doppelschleife ausgeführt ist, sind zwei Wasserkasten vorhanden, die auf Schienen laufen und durch ein Drahtseil miteinander verbunden sind. Das Drahtseil läuft um eine Trommel, welche die Bewegung der Wasserkasten regelt. Da die Kasten sich die Wage halten, läuft der eine abwärts, wenn der andere aufwärts rollt; die Wasserkasten halten sich dabei stets das Gleichgewicht, ob sie ein Fahrzeug tragen oder nicht, denn das Fahrzeug verdrängt auf dem Behälter so viel an Wasser und damit an Gewicht, als sein Gewicht ausmacht. Natürlich sind die Stirnwände der Wasserkasten beweglich, damit die Fahrzeuge in die Kasten einfahren können. Der Prozeß der Aufnahme des Fahrzeuges in den Wasserkasten vollzieht sich nun in der unteren Haltung also: Der untere Wasserkasten rollt bis in den unteren Kanal. Die Stirnwand des Kastens wird durch Wasserdruck gehoben, das Fahrzeug fährt in den Kasten hinein. Nun wird die Stirnwand geschlossen, und der Kasten wird die schiefe Ebene hinaufgezogen. Oben angelangt, kann der Kasten nicht in das Kanalbett selbst hineingefahren werden. Er bleibt also am Abschlußthore und wird wieder durch Wasserdruck fest an die Wandungen des Thorrahmens angepreßt. Alsdann werden beide verschlossen, das Kanalthor und die Stirnwand des Wasserkastens gehoben, das Boot gleitet aus dem Kasten in den Kanal. Es sind 25 m Höhenunterschied zu überwinden, die schiefe Ebene hat eine Neigung von 4:1. Und das wird in nur 12 Minuten zuwege gebracht, während man bei der Schleusenanlage 1¼ Stunde gebrauchte, und jetzt noch 90 Prozent Wasser spart. Innerhalb 12 Stunden kann man mit dieser neuen Schiffseisenbahn, von welcher unsere Bilder eine klare Anschauung vermitteln, 190—200 Kanalboote von Haltung zu Haltung befördern, damit 6000 t Ladung bewältigen und das alles mit drei Mann zur Bedienung.

Die Wasserkasten auf der Mitte der schiefen Ebene.

Der eine Wasserkasten in der unteren, der andere vor der oberen Haltung.

Eine neue Schiffseisenbahn.

Halbheft 17. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Das rote Haus.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Richard Skowronnek.

Gleich nach dem Mittagessen hatte Frau Kalinna sich mit ihrem Sohne Franz in der Putzstube eingeschlossen, denn sie hatte Wichtiges und Ernsthaftes mit ihm zu besprechen. Bei dem Kaufmann Seidenberg nämlich, der in dem Schmuggelgeschäfte der Dritte im Bunde war, hatte sie Herrn Sandelholz aus Grajewo getroffen. Schon als sie sein Fuhrwerk draußen stehen sah, war sie argwöhnisch geworden, denn er hatte ihr doch gestern gesagt, daß es gut die nächste Woche werden könnte, bis er wieder über die Grenze käme. Als aber bei ihrem Eintritte die Beiden, der Seidenberg und der Sandelholz, so merkwürdig harmlose Gesichter machten und eine Unterhaltung über die schlechte Konjunktur in Weizen so weiterführten, als wären sie soeben darin unterbrochen worden, da hätte sie nicht die kluge Geschäftsfrau sein müssen, um nicht zu merken, daß die ganze vorausgegangene Unterhaltung sich ausschließlich um sie gedreht hatte. Und da sie aus langjähriger Erfahrung ganz genau wußte, wie sie sich in dem Kleinkriege mit ihren beiden Geschäftsfreunden zu benehmen hatte, so eröffnete sie die Feindseligkeiten mit einem ganz überraschenden Schlage, erklärte den Beiden nämlich mit ein paar kurzen Worten, daß sie gesonnen sei, sich von dem

Bären auf dem Ablagerungsplatz eines Hotels im Yellowstonepark.
Nach einer photographischen Aufnahme.

gemeinschaftlichen Geschäft zurückzuziehen. Ganz knapp und ohne jede Einleitung, denn sonst wäre ja die Wirkung ausgeblieben, wenn sie in einer weitschweifigen Erklärung den beiden andern Zeit gelassen hätte, sich zu sammeln. Und als Herr Seidenberg mit Herrn Sandelholz auch nur ein ganz unmerkbares Augenzwinkern wechselte, da wußte sie, daß sie das Richtige getroffen hatte. Da setzte sie sich ganz kaltblütig hin, machte eine kleine Kunstpause und sagte: „Na, seht ihr, da hab' ich euch! Nur umgekehrt liegt der Fall: ihr wolltet mich 'rauschmeißen und das Geschäft ohne mich weiter machen!"

Herr Saudelholz zuckte nur mit den Achseln.

„Also wenn Sie es schon wissen, Frau Kalinna? Und wo Sie mir gestern selbst gesagt haben, Sie haben Angst vor Ihrem Herrn Sohn? Da haben auch wir Angst bekommen, denn übernächste Nacht kommen allein zweiundvierzig Packen Seide, von dem übrigen erst gar nicht zu reden!"

„Da bin ich nur neugierig, wie ihr das ohne mich fertig bringen werdet!"

Aber auch dafür hatte Herr Sandelholz nur ein Achselzucken.

„Wir wissen schon, Frau Kalinna, aber wir werden Ihnen nichts sagen, außer daß der andere es um ein Fünftel billiger macht. Ich aber würd' mir leid thun, wenn ich bei all meinen Geschäften nicht wüßt', wie sie auch anders herum zu machen wären!"

Da hatte Frau Kalinna nicht etwa klein beigegeben, aber nach einem kurzen Geplänkel zwischen den Dreien war wieder Frieden geschlossen worden, nur Frau Kalinna hatte sich der Bedingung unterwerfen müssen, zwischen heute und morgen ihren Sohn darüber aufzuklären, daß all' das, was er beim Militär gelernt hatte, lauter unpraktisches Zeug wäre und mit einem soliden Grenzgeschäft nicht recht verträglich, höchstens und mit alleiniger Ausnahme, wie Herr Seidenberg witzig meinte, das Patrouillengehen und der Vorpostendienst, gegen die Grenzjäger nämlich.

Das hatte Frau Kalinna mit schwerem Herzen auf sich genommen und nur, weil es nicht anders ging, denn ein Transport von einigen vierzig Ballen — da hätte einer im Hause schon wie ein Toter schlafen müssen, um bei der Masse Menschen, die durch die Kreuzuhe in den Keller einwechselten, nicht aufzuwachen.

Und nun war auch diese Stunde vorüber, vor der ihr so gebangt hatte, und Frau Kalinna wunderte sich eigentlich im stillen, daß der Junge das alles so — man konnte fast sagen — gleichgültig aufnahm, ganz als wenn er mit seinen Gedanken irgendwo anders war. Nur als sie erzählte, daß die Anna während seiner Abwesenheit mit ihrer ersten Verlobung Unglück gehabt hätte, weil sie den Schwüren eines falschen Menschen Glauben schenkte, der sie hinterher sitzen ließ, da hatte er so komisch aufgelacht und gemeint, dann hätte dieser Kreisausschußschreiber ja ganz recht, wenn er eine so hohe Mitgift verlangte. Und als sie ihm weiter erzählte, daß sie in ihrer Not nicht anders gekonnt hätte, als sich auf die Anschläge von diesem Sandelholz einzulassen, da hatte er wieder gelacht und etwas ganz Merkwürdiges gesagt, das sie sich im Augenblicke nicht zu erklären vermochte. So etwa, wie: „Na, dann haben wir uns ja nichts vorzuwerfen und sind einer so viel wert als der andere," hatte es gelautet, aber sie mochte ihn nach dem Sinn dieser Worte nicht fragen, denn sie war ja innerlich so froh, daß er ihr die Beichte so leicht machte. Und weil alles so gut und wider Erwarten glatt von statten ging, brachte sie gleich, damit es ein Aufräumen war, noch eine andere Frage vor, die Herr Sandelholz in seiner vorsichtigen, aber für jeden Wissenden so deutlichen Art wieder angeschnitten hatte, die Verheiratung der Kaczorka nämlich, der reichen Krugbesitzerswitwe aus Grajewo.

Er hatte nur gefragt, ob sie vielleicht inzwischen etwas Passendes gefunden hätte, und zeigte ihr zum Beweise, daß er über den Vermögensstand der heiratslustigen Witwe keine falschen Angaben gemacht hatte, eine Reihe von Papieren, aus denen hervorging, daß der Krug unbelastet war und das Barvermögen thatsächlich einundzwanzigtausend Rubel betrug. Und da die Kaczorka zu allerhand Einkäufen mit Herrn Sandelholz über die Grenze gekommen war — sie stand gerade in der Manufakturwarenabteilung des Seidenbergschen Geschäftes und suchte sich Stoffe zu ihren Frühjahrskleidern aus — so konnte Frau Kalinna sie sich unauffällig durch das Schubfensterchen in der Kontorthür ansehen. Die Musterung fiel zur Zufriedenheit aus: eine stattliche und sehr elegant gekleidete Person, zwar geschminkt und gepudert, wie alle Polinnen, und wohl auch ein paar Jährchen älter als die vierundzwanzig, die Herr Sandelholz gestern angegeben hatte, aber mit einem hübschen und, wie es den Anschein hatte, gutmütigen Gesicht. Und als Frau Kalinna sich umwandte und sagte: „Na ja, Sandelholz, dann könnten Sie vielleicht heute nachmittag mit der Kaczorka so um die Kaffeezeit vorsprechen, wenn Sie wieder nach Grajewo zurückfahren," da hatten die Beiden sich verstanden. Herr Saudelholz war zufrieden, weil er nun die ganze Provision allein einstecken konnte, denn die Krugwirtin war ja jetzt „Partei", nicht aber Mitvermittlerin, und Frau Kalinna gönnte es ihm, denn sie sah bei dem Geschäfte weiter. Seit dem gestrigen Abend war ihr etwas in den Gliedern sitzen geblieben, eine Furcht, die natürlich lächerlich war, die sie sich aber mit allen Vernunftgründen nicht wegdisputieren konnte: schließlich konnte selbst bei aller Vorsicht ein böser Zufall doch mal sein Spiel treiben, und dann war alles aus, der anständige und geachtete Name, die Wohlhabenheit, alles, wofür sie so viel Sorgen und Gefahren ausgestanden hatte. Vielleicht war diese bängliche Stimmung, die sie gestern zum erstenmal bei dem Anblicke des roten Hauses überfallen hatte, nur deshalb wiedergekommen, weil ihr das Herz so wie so schon schwer war von Sorgen, wie sie das alles ihrem Jungen beibringen sollte; aber die Stimmung war doch nun mal da, und so ersichien ihr das ernente Angebot des Herrn Sandelholz wie ein Wink des Schicksals, wie ein „Zeichen". Heiraten mußte der Junge ja doch einmal, und wenn ihm diese Partie zusagte, war sie aller Sorgen ledig. Geld genug, um dem Kreisausschußschreiber die Mitgift auszuzahlen, hatte sie, und wenn dem Franz die Kaczorka gefiel, konnte er mit ihrem Eingebrachten wie ein Herr wirtschaften und das Schmuggelgeschäft aufgeben. Sie aber wusch sich die Hände, ging aufs Altenteil und konnte wieder ruhig schlafen, wie andere Christenmenschen, statt jede zweite oder dritte Nacht in Sorgen zu wachen, bis die Waren wieder einmal glücklich im Keller lagen.

So hatte sie sich während der Heimfahrt alles zurechtgelegt, und als sie jetzt etwas zaghaft davon anfing, ob er, der Franz, nicht vielleicht schon einmal daran gedacht hätte, zu heiraten und den Krug zu überuehmen, weil sie doch allmählich genug gearbeitet hätte in ihrem Leben, da mußte sie sich wiederum verwundern, wie rasch und willfährig er für diesen Gedanken zu haben war. Sie hatte kaum recht zu Ende gesprochen, da sprang er schon, wie elektrisiert, von seinem Sitze auf und sagte: „Siehst du, Mutter, das ist das Richtige! Ich werd' auch heiraten, je eher, desto besser!" Er fragte gar nicht, wie sie hieß und aussah, oder wie alt sie war und wie viel sie ihm zubrachte, sondern erklärte gleich, er würde sie nehmen. Und als die Mutter ihm nun von der Kaczorka erzählte, wie gut und stattlich sie aussähe und was sie an Vermögen mit in die Ehe brächte, da hörte er wiederum kaum zu, sondern stierte mit ganz seltsam blickenden Augen vor sich hin. Da konnte sie sich doch nicht des Verdachtes erwehren, daß es mit dem Jungen nicht ganz richtig wäre. Entweder hatte er sich beim Militär das Trinken angewöhnt und heute vormittag, während ihrer Abwesenheit, im Schenkraume einen Tüchtigen gehoben, oder ihm war von gestern zu heute etwas über den Weg gelaufen, und das noßm ihn so ganz und gar gefangen, daß ihm alles andere gleichgültig war. Als sie ihn aber fragte, was er eigentlich hätte und ob ihm etwas fehlte, zuckte er nur mit den Achseln. „Ich bin ja mit allem einverstanden, Mutter, und was soll mir fehlen, wenn ich dazu noch 'ne reiche und hübsche Frau kriege?" Da er dazu lachte, lachte auch sie und zog ihn zu sich herunter, um ihm die Backen zu klopfen. Und als sie dabei wahrnahm, daß sie ihn auch mit dem Trinken im falschen Verdachte gehabt hatte, ging sie beruhigt aus dem Zimmer. Eigentlich lernt doch der Mensch nie aus in seinem Leben, mußte sie dabei denken. Da hatte sie sich nun eingebildet, ihren Jungen ganz genau zu kennen, inwendig und auswendig, und als sie sich mit ihm in der Putzlnke einschloß, war ihr angst und bange gewesen, er würde es in seiner Ehrlichkeit gar nicht fassen können, was sie ihm zu sagen hatte. Schreien und weinen oder sich ein Leid anthun oder in einem

Wutanfalle, wie ihn manchmal sein Vater bekommen hatte, in der Stube alles kurz und klein schlagen. Aber nichts von alledem war geschehen, ganz gelassen hatte er zugehört, als wenn sie irgend eine gleichgültige Frage aus dem Geschäfte verhandelt hätten! Und in die Erleichterung, die sie empfand, weit die Aussprache so glatt abgelaufen war, mischte sich beinahe etwas wie Enttäuschung, Enttäuschung darüber, daß er in all diesen Fragen so nüchtern und geschäftsmäßig dachte. Bisher war sie ordentlich stolz darauf gewesen, daß er so aufrecht und von allem Gemeinen unberührt durchs Leben gegangen war, und nun schmerzte sie es fast, daß er im Grunde nicht viel anders war als sie selbst und die Anna! . . .

In diesem seltsamen Gemisch von guter und übler Laune kam ihr die Maria Pruchnow in den Weg, erzählte ihr, daß sie sich dem Jan Podleschny versprochen hätte, ihre vierzehn Tage aber ausbatten wollte. Da sagte sie: „Na schön, mein Töchterchen, und es ist gut," obwohl sie sich herzhaft ärgerte, diese Hauptstütze ihres Geschäftes nun so unvieberbringlich zu verlieren. Weiter aber sprach sie nichts, denn sie war stutzig geworden, weil das junge Mädchen bei der Ankündigung seiner Verlobung ein Gesicht machte, als wollte es ein Begräbnis ansagen. Und da kamen ihr mit einem Male allerhand beunruhigende Gedanken, als wenn nämlich diese mit Leichenbittermiene angekündigte Verlobung und das seltsame Benehmen ihres Jungen in irgend einem ihr noch unklaren Zusammenhange ständen. Sie rief sich das Mädchen noch einmal an die Tombank heran und sagte wohlwollend: „Mein Töchterchen, ich will deinem Glück nicht im Wege stehen. Wenn du willst, kannst du schon morgen mittag anstreten, bis dahin schaff' ich mir Ersatz!" . . . Mit dem Geschäft war es ja doch aus, seit die Maria sich einem Einzigen versprochen hatte, und sicher war sicher! Wer stand ihr denn dafür, daß ihr Junge nicht am Ende auch den Hexenkunststücken dieses Mädels verfiel? Ueberhaupt, wenn schon eine rote Haare hatte und solche Augen, die mal ganz dunkel waren und mal so, daß sie ordentlich zwischen Gelb und Grün schimmerten! Diesen Franzeuzimmern war nicht über den Weg zu trauen, denn sie hatten alle den Teufel im Leibe!

Wenn aber Frau Kalinna jetzt zufällig auf den Gedanken gekommen wäre, noch einmal nach der Pfuhlstube zurückzugehen, dann hätte sie vielleicht die Entdeckung gemacht, daß all diese Fürsorge schon um etliches zu spät kam. Da stand nämlich einer am Fenster, ein armer Bursch' mit einem verherzten Herzen, starrte mit brennenden Augen auf den Hof hinaus und lachte immerfort, ein kurzes, trockenes Lachen; zwischenein aber sprach er allerhand abgerissene Worte, bis das Lachen schließlich in ein herzzerbrechendes Schluchzen sich wandelte. Da warf er sich längelang hin auf den Boden und preßte das Gesicht fest in eins der herabgezerrten Sofakissen, damit niemand draußen das Schluchzen vernehmen sollte.

Das war also sein Stolz gewesen! Ihr Vater saß im roten Hause, und seine Mutter konnte jeden Tag dorthin kommen! Und wie hatte er ihr gelagt? Er wollte sein Geschäft so ehrlich und anständig weiterführen, wie er's von seinem Vater überkommen hätte. So ehrlich und anständig, daß er eigentlich schon als Mitwisser und Helfer ins rote Haus gehörte! Und von morgen an war er richtiger „Teilhaber", paßte auf, wenn die Schmuggler kamen, oder — wer konnte es wissen? — trug vielleicht selbst einen Ballen! Bei dem Gedanken würgte es ihn am Halse, und er bäumte sich auf in ohnmächtigem Weh. Wie er gesonnen war, hätte er diese ganze auf unrechtmäßig erworbenem Gewinn aufgebaute Wirtschaft mit seinen starken Händen zertrümmern und zerschmeißen mögen, zum Richter laufen und schreien: Da, nehmt mich und sperrt mich ein! Ich will nichts voraus haben vor ihr! Aber er durfte es ja nicht wagen, denn sonst hätte er die Mutter mit ins Verderben gestürzt, die Mutter, die alles doch nicht in böser Absicht, sondern nur für ihn getan hatte! Und den Triumph sollte sie auch nicht haben, die rothaarige Hexe, daß sie's erfahren hätte und hinterher sagen konnte: Na, siehst du, ist deine Mutter vielleicht etwas Besseres als mein Vater? Beide sitzen sie im roten Hause, nur in verschiedenen Abteilungen! . . . Und was sie da gesagt hatte, er würde sich die Arme nach ihr ausrecken und um sie weinen, das wollte er ihr jetzt gleich in ein paar Stunden zeigen, wie lächerlich es war. Verloben würde er sich mit dieser Kaczorka, ganz egal, wie sie auch aussehen mochte, bloß um der andern zu beweisen, daß er nicht, wie sie, ganze zwölf Stunden warten müßte, um solch eine Drohung auszuführen. Eine steinreiche und feine Braut würde er haben, mit Ringen in den Ohren und an den Händen, und wie war doch gleich die Mitgift gewesen, von der die Mutter erzählt hatte? Achtzigtausend Rubel oder gar mehr! Wie sollte sie sich also da mit ihm vergleichen, dem damit konnte er zehn solche Bauern aufkaufen, wie dieser Jan Podleschny einer war! . . . Und als der große Junge soweit gekommen war in seinen zornigen Gedanken, fiel ihm ein, daß er sich mit dem zerzausten Haar und dem verweinten Gesichte vor der Kaczorka unmöglich zeigen könnte. Da schlich er vorsichtig über den Flur und die Stiege hinauf in seine Kammer, tühte die brennenden Augen mit klarem Wasser und strählte die Haare mit Wachsspvonade, daß der Scheitel wie eine Linie lief und die beiden „Spuckkocken" an den Schläfen wie zwei gedrechselte Sechsen standen. Aus dem Koffer aber holte er den guten Extraanzug, an dem die weißen Gardelitzen und die roten Aufschläge nur so von Sauberkeit strahlten. Den zog er an, und während er die letzten Stäubchen von Rock und Beinkleid bürstete, dachte er daran, was wohl die — Maria sagen würde, wenn sie ihn nachher darin sähe! —

* * *

Pünktlich um vier Uhr war Herr Saudethotz mit der „Frau Krugbesitzer Bronislawa Kaczor", wie er sie bei der Vorstellung nannte, vorgefahren, gleich darauf hatte sich auch der Herr Kreisausschußschreiber zu seinem nachmittäglichen Besuche bei seinem „Brüntchen" eingestellt, und nun saß die ganze Familie in der Pußstube um den Kaffeetisch herum. Aber die Unterhaltung wollte noch nicht recht in Fluß kommen, obwohl Anna schon auf allgemeines Verlangen ein paar ihrer mühsam eingelernten Klavierstücke zum besten gegeben hatte. Die Kaczorka saß auf dem Ehrenplatz, auf dem Sofa, Franz Kalinna neben ihr auf einem Stuhl, und ihm gegenüber Herr Sandelholz, der würdig und gemessen seine Tasse Kaffee leerte und dazu seine selbstgedrehten Zigaretten rauchte. Das Brautpaar aber saß nebeneinander, tuschelte und that zärtlich und wechselte von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick, denn der Zweck dieser Kaffeevisite lag klar auf der Hand. Die einzige, die mühsam genug das spärlich rieselnde Rinnsal der Unterhaltung im Flusse erhielt, war Frau Kalinna. Sie richtete an ihren Gast eine Reihe von Fragen, die dieser ziemlich einsilbig und mit starkem Anklange polnischer Aussprache beantwortete; aber was man bei so einem ersten Besuche schicklicherweise fragen konnte, war bald erschöpft, und alle mahnenden Blicke auf ihren Jungen, nun endlich auch etwas zur Unterhaltung beizutragen, erzielten keinen anderen Erfolg, als daß er noch emsiger denn bisher in seiner Kaffeetasse rührte. Die Kaczorka neben ihm mühfiel ihm gründlich, und ihre schon etwas gereifte Schönheit dünkte ihn nicht im geringsten begehrenswert. Ihre schwere Seidenrobe strömte ein aufdringliches Parfüm aus, dazu hatte sie eine Art, die Augenlider mit den langen schwarzen Wimpern zu heben und zu senken, die ihm lächerlich vorkam, weil ihm dabei der Berliner Ausdruck für ein solches Gebahe einfiel. „Mit de Dogen klappern" hatten sie es in Genz' Ballsalon genannt, und diese herausfordernde Manier war ihm von jeher verhaßt gewesen.

Da betrat die Maria Pruchnow das Zimmer. Sie trug eine Tablette mit Likörgläsern und mehreren Flaschen, denn Herr Sandelholz hatte in einer der vielsachen Unterhaltungspausen den Wunsch geäußert, ein Schnäpschen zu trinken. Angethan aber hatte sie ihr Bestes, weil Frau Kalinna ganz harmlos und ohne sich etwas dabei zu denken, ihr anempfohlen hatte, sich für die Bedienung der Gäste ein wenig „sein" zu machen. Na und das hatte sie besorgt! Das dunkle Tartatankleidchen brachte ihre ebenmäßige und schlanke Figur so recht zur Geltung, und die roten Haare leuchteten doppelt, denn am Halse trug sie, ein wenig kokett zur Seite gebunden, eine hellblaue Schleife. Wie ein lachender Frühlingsmorgen kam sie herein, es wurde ordentlich hell im Zimmer, und Franz Kalinna empfand deutlich, daß sie nur deshalb sich so schön gemacht hatte, „um es ihm wieder einmal zu zeigen"!

Frau Bronislawa Kaczor verlangte ebenfalls nach einem Schnäpschen, und als die Maria um den Tisch schritt, ihr die Tablette darzureichen, tauchten die beiden Augenpaare eine Sekunde lang ineinander. Das eine fühl und prüfend, das andere aber mit einem selsamen Schillern und einem Ausdrucke, als wenn es sagen wollte: Gieb dir doch erst keine Mühe — der, den du haben willst, gehört ja längst mir! Dazu ein kaum merkliches Heben des Mundwinkels, das außer Franz vielleicht niemand im Zimmer bemerkte. Der aber wußte ganz genau, was es zu bedeuten hatte, und eine flammende Röte schlug ihm im Gesichte empor.

Die Kaczorka griff lässig nach einem der gefüllten Likörgläschen und sagte laut in ihrer polnischen Aussprache: „Ein herr chiebsches Medchen chaben Sie sich da engagiert, Frau Kalinna," und zu Franz gewandt fuhr sie fort: „Mirr scheint, die rotte Farbe ist gesährlich und färbt ab. Ordentlich einen ganz rotten Kopf chat Ihr Cherr Sonn bekommen!" Dazu lachte sie, leerte ihr Schnäpschen und sandte Herrn Sandelholz einen Blick hinüber, der, in Worte übersetzt, etwa gelautet hätte: Wozu halten wir uns hier noch auf? Die Angelegenheit zwischen den Beiden ist doch in Ordnung!

Frau Kalinna sah ihren Jungen vorwurfsvoll an und meinte dann, möglichst harmlos: „Finden Sie wirklich, meine liebe Frau Kaczorka, daß das junge Mädchen hübsch ist? Es ist übrigens eine arme Waise und hat hier bei mir sein Glück gemacht. Ein junger und wohlhabender Bauer aus der Nachbarschaft hat sich heute vormittag mit ihr verlobt. Ist es nicht so, Maria?"

Die Maria Pruchnow knixte bescheiden und mit niedergeschlagenen Augen.

„Ja, Frau Wohltäterin, so ist es. Ich habe mich heute vormittag mit dem Jan Podleschny verlobt."

Jetzt, fühlte Franz Kalinna, mußte er endlich auch etwas sagen, denn die Situation fing an, bedrohlich zu werden. Die Kaczorka hatte mit Herrn Sandelholz schon wieder einen Blick gewechselt und saß jetzt da mit hochgezogenen Augenbrauen, als wollte sie sagen: Diese Sorte von Verlobungen kenn' ich. Die stellen mit einiger Nachhilfe sich immer zur rechten Zeit ein! Und wenn es Franz im Augenblick auch ziemlich gleichgültig war, was diese polnische Krugwirtin dachte — die Rothaarige da drüben auf der andern Seite des Tisches, die mit ihren ruhigen Bewegungen die gebrauchten Kaffeetassen auf ihrer Tablette zusammensetzte, die sollte sich nur nicht einbilden, er verständе es nicht, einer Dame den Hof zu machen, oder er genierte sich in ihrer Gegenwart! Denn daß sie ihn beobachtete, trotz ihrer niedergeschlagenen Augen, wußte er; das Abräumen des Kaffeegeschirres, das ihr niemand aufgetragen hatte, war ja nur ein Vorwand, um länger im Zimmer bleiben zu dürfen. Also gab er sich innerlich einen Ruck, klappte die Hacken zusammen und sagte, so recht in dem Gardeton, den er seinen Leutnants bei den Kompagnieselfischerien abgehört hatte: „Ach, gnädige Frau, haben Sie wirklich geglaubt, daß ich noch rot werden könnte? Sie müssen das entschieden mit meinem roten Kragen verwechselt haben, denn nicht wahr, wenn man über zwei Jahre in Berlin gestanden und dort so manches, kann ich wohl sagen, mitgemacht hat, dann verkernt man so etwas!" Er wunderte sich selbst, daß ihm diese unverschämte Aufschneiderei so glatt über die Lippen ging, und durch den Erfolg mutig gemacht, fuhr er fort: „Im übrigen aber möchte ich mir noch eine ganz persönliche Bemerkung erlauben, gnädige Frau. Wie ist es nur möglich, daß Sie für die angebliche Schönheit anderer Leute irgend welches Interesse haben können! Wenn die Sonne aufgeht, dann müssen doch die Sterne erbleichen!"

Aha, das hatte gesessen! Die Rothaarige biß die Zähne zusammen, und ihre feinen Nasenflügel blähten sich. Frau Bronislawa Kaczor aber lachte geschmeichelt.

„Abberr nein, Frau Kalinna, was saggen Sie nur zu Ihren Cherrn Sonn! Sitzt erst da, als kann nicht bis Drei zellen, und auf heine Mal so liebenswürdig!" Und indem sie Franz einen neckischen Klapps mit ihrem parfümierten Handschuh auf den Arm gab, fuhr sie fort: „Also jetzt saggen Sie, Cherr Kalinna, wann chaben Sie sich verstellt? Vorchin odder jetzt erben?"

Franz Kalinna hob sein Gläschen und sah ihr keck in die Augen. Die Rothaarige sollte schon noch weinen, ehe sie aus dem Zimmer ging!

„Ja, wundern Sie sich darüber, gnädige Frau, daß ich zu Anfang so still war? Wenn man so verwöhnt aus Berlin zurückkommt und denkt, was wirst du schon Großes zu Hause zu sehen bekommen, und auf einmal geht, wie ich mir schon zu bemerken erlaubte, die Sonne auf, die Sonne der Schönheit, da ist man die ersten Augenblicke doch ganz geblendet und sprachlos!"

Drüben, auf der anderen Seite des Tisches, fiel eine Kaffeetasse klirrend zu Boden und zerbrach in Scherben. Frau Kalinna wollte unmutig aufsahren, aber die Kaczorka beschwichtigte sie.

„Ich bitte, liebe Frau Kalinna, arme Medchen gewiß nicht chat gerrne gethan. In eigene Wierschaft sie schonn wierd haufpassen! Und zerbrochene Glas doch bedeitet Glück, nicht wahr?" fügte sie mit einem schmachtenden und an Franzens Adresse gerichteten Augenaufschlag hinzu. Herr Sandelholz aber, der der zerbrochenen Tasse nähergesessen hatte, sah tiefer in den wirklichen Zusammenhang der Dinge, denn es war ihm nicht entgangen, daß durch die schlanken Finger, denen die Tasse entglitten war, bei den letzten Worten des langen Gardisten ein merkliches Zittern gelaufen war. Und da es ihm um seine fünf Prozent Vermittlungsgebühr bangte, die mit einer neuen Tasse vielleicht auch in Scherben gehen konnten, so hielt er es für ratsam, die gefährliche junge Person mit einem Auftrage zu entfernen. Er fand mit einem Male, daß es an der Zeit sei, ein Gläschen Champagner zu trinken, und ein leichtes Augenzwinkern verständigte seine Nachbarin, die Frau Kalinna, wer diesen Champagner zu servieren hätte. Und Frau Kalinna hatte verstanden. Sie erhob sich, gab der Maria Pruchnow die Kellerschlüssel und sagte: „Da, mein Tochterchen, spring'! Eine Flasche Mathes Müller, und hol' frisches Wasser vom Brunnen, damit er schön kalt wird. Die Gläser werd' ich selbst besorgen, denn mir scheint, du hast heute eine unglückliche Hand!"

Der Kaczorka war der kleine Zwischenfall ganz entgangen, denn sie schwelgte noch in den eben genossenen Komplimenten. Sie klatschte, naiv wie ein ganz junges Mädchen, in die etwas fleischigen Hände, machte eine hüpfende Bewegung auf dem Sofa, daß die schon etwas altersschwachen Sprungfedern knackten, und sagte: „Ach ja, Champagner! Ich nämlich liebe serr, zu trinken Champagner, weil er öffnet die Cherzen." Und dann sing sie an zu erzählen, daß die Offiziere des russischen Dragonerregimentes in Grajewo in ihrer mit dem Kruge verbundenen Konditorei fast allabendlich wahre Gelage feierten, und daß nicht einer darunter sei, der nicht sofort seinen Dienst quittieren würde, wenn sie seine Werbung erhörte. Aber sie wüßte, daß jeder von ihnen nur auf ihre reiche Mitgift spekulierte, und seit sie das preußische Militär kennengelernt hätte, wären für das russische überhaupt keine Gedanken mehr übrig geblieben. So schwatzte und lachte sie, pries den guten Gang ihres Geschäftes und die eigenen Vorzüge und merkte es gar nicht, daß ihr Kavalier zur Linken mit einem Male wieder in die frühere Einsilbigkeit zurückverfallen war, ihr nur zerstreut und mit halbem Ohr zuhörte und immer wieder nach der Thür blickte, als wartete er darauf, daß dort eine wieder eintreten sollte, die vorhin hinausgegangen war. Ganz still und traurig, als hätte sie all die gebrechlichen und erlogenen Phrasen für bare Münze genommen …

Der Sekt, den Frau Kalinna samt den Gläsern hereingebracht hatte, stand auf dem Tisch. In den schlanken Kelchen hoben sich die leichten Schaumperlen, und es ging, wie Herr Sandelholz witzig und mit einer leichten Verneigung gegen Frau Kalinna, die das Einschenken besorgt hatte, bemerkte, ein Engel durch die Stube. Da hielt es auch der Herr Kreisausschußschreiber für geboten, ein wenig Vorsehung zu spielen, dem Gange der Ereignisse taktvoll, aber deutlich nachzuhelfen. Einmal aus Schadenfreude, um nämlich einen Leidensgefährten zu haben, zum andern aber aus Erwägungen, die noch weit selbstsüchtiger waren. Wenn sein Schwager Franz heiratete und den Krug übernahm, mußte er der Schwester natürlich das Ausgedinge bezahlen und Frau Kalinna hatte keinen Grund, die Hochzeit ihrer Tochter noch weiter hinauszuschieben. Ihm eilte es ja innerlich auch

König Georg von Sachsen.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Otto Mayer in Dresden. Mit Randzeichnung von Hans Schulze.

nicht so arg damit, aber seine Gläubiger drängten. Also erhob er sich, rückte das Pincenez auf der Nase zurecht und klopfte mit dem Zeigefinger, an dem ihm ein dicker Siegelring aus Tombak saß, leicht an das Glas. Und da er als Präsident eines „Rauch- und Debattierklubs“ über eine leidlich geschulte Beredsamkeit verfügte, so hielt er eine wohlgesetzte Ansprache, die mit anzüglichen Citaten reichlich gespickt war. Er bat zunächst um Entschuldigung, wenn er es wagte, in einem „so hervorragenden Kreise“ das Wort zu ergreifen, aber er glaubte „aus der Seele sämtlicher Anwesenden zu sprechen“, wenn er ein paar unpassende Worte zu dem alten Thema sagte: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“. Die Wahrheit dieses Wortes hätte er so recht empfunden, als er noch nicht im Besitze seines geliebten Bräutchens gewesen, und er bedauerte alle diejenigen, die noch nicht gleich ihm in „Hymens Rosenketten schmachteten“. Und nachdem er mit Hilfe von Schillers „Glocke“ eine nicht ganz der Wirklichkeit entsprechende Schilderung der Seligkeiten seines eigenen Brautstandes gegeben hatte, schloß er mit der seiner Ansicht nach unfehlbaren Anspielung: Jeder, den's anginge, möge nun aus seinen Worten die entsprechende Nutzanwendung ziehen!

Die Kaczorka schlug in seliger Verschämung die Augen nieder, aber Franz mußte sich erst einen gehörigen Ruck geben, ehe er sich entschließen konnte, mit seiner Zukünftigen „in diesem Sinne“ anzustoßen. Am liebsten wäre er dem heuchlerischen Schwätzer da drüben an den Hals gefahren, so groß war der Ekel, der ihm über diese ganze abgetakelte Komödie aufstieg. „Ich bitte, nicht so stürmisch!“ hatte die Kaczorka gesagt, als sie ihm Bescheid trank, dabei aber lehnte sie sich jetzt auf seinen Arm, daß ihm von den aufsteigenden Parfümwolken fast schlecht wurde. Und da fing er in einer Art stiller Verzweiflung an, den Sekt hinunterzugießen, wie auf einen heißen Stein. Er merkte es gar nicht, daß der ersten Flasche in kurzen Zwischenräumen eine zweite und dritte folgte, schwatzte und trank durcheinander, und nahm ihn eine dabei dauerte, so war es, daß die Rothaarige nicht ebensalls im Zimmer war, um zuzuhören, wie wenig er sich aus ihr machte.

Jetzt hielt Herr Sandelholz den Zeitpunkt für gekommen, dem jungen Paar Gelegenheit zu geben, eine Weile lang allein zu sein. Er machte den Vorschlag, Herr Kalinna möchte Frau Bronislawa ein wenig die Wirtschaft zeigen, denn es wäre doch anzunehmen, daß sie sich dafür sehr interessierte.

Franz erhob sich und bot seiner Dame den Arm. Als er mit ihr zur Thür hinausging, war die Stimmung bereits so weit vorgeschritten, daß der Herr Kreisausschußschreiber seiner Schwiegermutter laut scherzend zurief: „Na, Mamachen, nun präparieren Sie aber auch einen recht schönen Segen, wenn die Beiden wiederkommen!“

Auf dem Hofe draußen begegnete ihnen die Maria. Sie ging zum Brunnen, um das Kaffeegeschirr abzuwaschen, und als sie an ihnen vorbeikam, da wandte sie das Gesicht ab. Franz aber glaubte ganz deutlich zu sehen, wie sie dabei spöttisch lächelte und leicht mit den Achseln zuckte, als wollte sie sagen: Sieh die doch keine Mücke, denn ich durchschau dich. Du willst mich mit aledem ja nur ärgern! Da stieg ihm jählings der Zorn in den schon halbtrunkenen Kopf, daß er am liebsten sie mit heftigen Worten zur Rede gestellt hätte, was sie sich eigentlich einbildete. Aber er wußte schon, wie er es ihr heimzahlen sollte und beibringen, daß sie endlich an seinen Ernst glaubte. Er führte die Kaczorka nur ein wenig im Hof umher, zeigte ihr die große Einfahrt, die Schlachtstube und die Ställe nur ganz flüchtig und ging dann mit ihr am Brunnen vorbei in den Garten. Gleich bei der ersten Bank, die vom Brunnen nur durch einen fast noch kahlen Flederbusch getrennt war, fragte er seine Dame, ob sie sich nicht ein wenig von dem Gange ausruhen wollte. Und als die Kaczorka mit niedergeschlagenen Augen fragte, ob sie nicht lieber etwas weiter in den Garten gehen wollten, hob er die Achseln und sagte ganz laut, damit ihn die Maria auch ja nur hörte: „Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, weshalb denn? Geniert Sie vielleicht die Anwesenheit dieser Person da drüben? Mich nicht im geringsten!“ Als Antwort glaubte er von der andern Seite des Flederbusches her ein ganz leises Kichern zu vernehmen. Da wurde es ihm rot vor Augen, und er mußte sich zusammennehmen, um die Kaczorka nicht merken zu lassen, daß er am liebsten über den Zaun gesprungen wäre, um die andere da drüben beim Brunnen an den Armen zu fassen und zu schütteln, bis sie das spöttische Lachen verlernte! Und dann begann er zu sprechen, überbot sich beinahe selbst in den geschmacklosesten Vergleichen für die Schönheit seiner Dame, berauschte sich an seinen eigenen Worten und kam erst wieder einigermaßen zur Besinnung, als die Kaczorka schon längst in seinen Armen lag und ihn bereits zum dritten- oder viertenmal ihrer Gegenliebe versichert hatte. Da wandte er verstohlen den Kopf, um zu sehen, ob die am Brunnen auch ordentlich zugehört hätte, aber der Platz war leer. Nur ein paar freche Spatzen hatten sich auf die Steine am Wasserablauf gesetzt, plusterten die Federn und badeten in den kleinen Pfützen. Da erhob er sich, beklagte und verfluchte und meinte, es wäre wohl Zeit, wieder in die Stube zu gehen, denn die Zurückgebliebenen würden sich schon Gedanken machen. Die Kaczorka aber erwiderte lachend: „Was weist du, liebe Franz? Sie werden sich keine andere Gedanken machen, als wie wir sind aus der Stube gegangen!“ — —

Die junge Braut war mit ihrem Begleiter abgefahren, denn ihre Postkarte lief um acht Uhr abends ab, und sie mußte bis dahin die Grenze überschritten haben. Franz hatte sie bis an den Wagen geleitet, ihr zum Abschied, wie sich's unter Brautleuten gehörte, die Hand geküßt und ging nun zum Hause zurück. Im Flur begegnete ihm die Maria. Sie wollte an ihm vorüberschlüpfen, er aber vertrat ihr den Weg. Wenn er sich schon verlobt hatte, um ihr zu zeigen, wie wenig er sich aus ihr machte, so wollte er seinen Triumph auch gebührend auskosten.

„Na, was sagst du nun? Jetzt bin ich auch verlobt!“

„Ja, was soll ich dazu sagen, junger Herr? Ich wünsch' Ihnen viel Glück und Segen!“

Er griff etwas unsicher nach ihrem Arm.

„Und ärgern willst du dich gar nicht darüber?“

Sie machte sich los und trat einen Schritt zurück.

„Aergern? Ich mich? Ach Gott, im ersten Augenblick ja, denn ich war so dumm, all den Lügen zu glauben. Jetzt aber lach' ich, denn ich weiß Bescheid. Und eigentlich thun Sie mir leid, junger Herr, daß Sie keine bessere gefunden haben, mich zu ärgern, als diese Polin. Ein Weib, das Ihre Tante sein könnte, und das seine Witwenschaft seit einem Jahr schon und länger ausbietet wie sauergewordenes Bier. Und jetzt sag' ich Ihnen noch einmal: Sie werden weinen, ich aber werd' lachen und lachen und lachen!“

Er wollte zugreifen und sie festhalten, um ihr für diesen Hohn und Spott einen Schmerz anzuthun, aber sie schlüpfte wie eine Katze zwischen seinen ausgestreckten Händen hindurch. Und während er ins Leere faßte, stand sie schon längst draußen auf dem Hofe, hatte die Arme in die Seiten gestemmt und lachte, so ein recht böses, höhnisches und schadenfrohes Lachen, schier anschichten wollte sie sich und fand gar kein Aushören. Da wandte er sich um und schüttelte zornig die Faust gegen den Hof hinaus.

„Lach' nur, du Hexe, es kommt dir doch nicht von Herzen! Wie es wirklich in dir aussieht, darüber weiß ich auch Bescheid, seit heute vormittag. Und wenn du dir einbildest, solch eine plachandrige Marxell, wie du, könnte sich mit meiner Braut vergleichen, dann kannst du mir leid thun! Das ist eine Dame, eine richtige und wirkliche Dame, und ich werd' sie heiraten! Verstanden?“ Die letzten Worte schrie er fast, obwohl er sah, daß der alte Schmiegel und der Knecht, von dem lauten Wortwechsel gelockt, schon vor die Stallthür traten. Als aber die Maria trotzdem nicht mit Lachen aufhörte, da warf er die Hausthür ins Schloß, daß es nur so schmetterte, und ging mit schweren Schritten die Stiege hinauf in seine Kammer. Dort setzte er sich auf den Rand seines Bettes, stützte die Ellbogen auf die Knie und das Gesicht in die hohlen Hände. So saß er wohl ein paar Stunden lang, grübelte und grübelte und kam über all seinem Elend. Und wenn er sich nicht vor sich selbst geschämt hätte, würde er das Wort dieser Hexe wahr gemacht und laut angefangen haben zu weinen. So packte ihn der Jammer an über sein, wie er glaubte, nun ganz und gar verpfuschtes Leben. — — —

(Fortsetzung folgt.)

König Georg von Sachsen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Mit dem Bilde auf S. 401.)

Ein neuer Sproß aus dem ruhmvollen Hause Wettin hat den sächsischen Königsthron bestiegen, Prinz Friedrich August Georg ist als König Georg seinem heimgegangenen Bruder, dem kinderlos verstorbenen König Albert von Sachsen, in der Regierung gefolgt. Voll Liebe und Vertrauen huldigt das sächsische Volk seinem neuen Könige, dessen ernstes Pflichtgefühl, dessen fördernde Liebe zu den Künsten und Wissenschaften und dessen erprobte militärische Tüchtigkeit längst ein schönes, festes Band zwischen ihm und den Sachsen knüpften. Ein kerndeutscher Mann voll deutscher Treue und Kraft, ein echter Volksfreund wie sein heimgegangener Bruder, ist auch der neue Sachsenfürst, König Georg, und so wird auch ihm die Liebe seines Volkes zu teil werden, wie sie dem König Albert so reich und herzlich beschieden war.

König Georg wurde als jüngster Sohn des Königs Johann und der Königin Amalie von Sachsen am 8. August 1832 in Pillnitz geboren, ist also um vier Jahre jünger als König Albert. Gemeinsam mit seinem bereits im Jahre 1847 verstorbenen Bruder Ernst erhielt er eine sorgfältige wissenschaftliche und militärische Erziehung, die von dem damaligen Oberst Maximilian von Engel trefflich geleitet wurde. Schon im Jahre 1846 trat der Prinz, dessen Vorliebe für das Soldatenwesen sich früh bemerkbar machte, als Sekondeleutnant in die Armee ein. In den Jahren 1849 und 1850 besuchte er die Universität Bonn, an der gleichzeitig auch Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser Friedrich III, studierte. Im Jahre 1856 wurde Prinz Georg Major im dritten sächsischen Jägerbataillon und 1858 Oberstleutnant im Gardereiterregiment. Als Kommandant der zweiten sächsischen Infanteriedivision machte er den Feldzug von 1866 mit, und hier hat sich der Prinz, der am 3. Juli in der Schlacht bei Königgrätz die Feuertaufe empfing, die ersten kriegerischen Lorbeeren erworben. Denn es gelang ihm, mit acht Schwadronen das Vordringen der Gegner bei Nechanitz zu verzögern und später durch seine Stellung bei Problus die Verbindung mit dem zehnten österreichischen Armeekorps zu sichern. Nach dieser für die österreichische Armee überaus wertvollen Waffenthat auf dem Kriegsschauplatze führte er seine Brigade durch die Karpathen nach Wien.

Noch bedeutender waren des Prinzen Georg militärische Erfolge im deutsch-französischen Kriege, in dem er zuerst die erste sächsische Division Nr. 23 befehligte. Schon am 18. August 1870 führte er seine Division persönlich zum Sturm auf St. Privat, und Tags darauf übernahm er an Stelle seines zum Oberbefehlshaber der Maasarmee ernannten Bruders, des damaligen Kronprinzen Albert, das Kommando des zwölften (sächsischen) Armeekorps. Bei Nouart, Beaumont, Sedan und Villiers hat Prinz Georg dann weiter seinen Namen aufs ruhmreichste mit den unvergänglichen Waffenthaten seiner Sachsen verknüpft. Auch während der Einschließung von Paris und gelegentlich der Ausfallgefechte, welche gerade das sächsische Korps sehr mitnahmen, hat er Hervorragendes geleistet. Der Tapferkeit der sächsischen Heerführer und der sächsischen Truppen hat zu jener Zeit der oberste Kriegsherr, der greise König Wilhelm, ein dauerndes Denkmal gesetzt in seinem Telegramm an König Johann: „Ich wünsche Dir herzlich Glück zu den neuen, wenn auch blutigen Ehrentagen Deiner Söhne und Deiner Sachsen.“ Am Tage des Einzuges der siegreichen Truppen in Dresden wurde Prinz Georg zum General der Infanterie befördert.

Das Generalkommando des zwölften (sächsischen) Armeekorps hat er auch nach der Thronbesteigung seines Bruders bis zum Jahre 1900 innegehabt. Damals, als er dieses Kommando abgab, hat die „Gartenlaube“ ihren Lesern das Bild des Prinzen dargeboten und seine Verdienste gewürdigt. Seit 1887 war Prinz Georg General-Inspekteur der zweiten Armee-Inspektion, und am 15. Juni 1888 wurde er vom Kaiser Wilhelm II zum General-Feldmarschall ernannt.

In seiner Eigenschaft als General-Inspekteur hat Prinz Georg eine reiche und überaus erfolggekrönte Thätigkeit bei den seiner Inspektion unterstellten Truppenteilen entfaltet. Unermüdlich war er darauf bedacht, die Ausbildung der Truppen auf die denkbar höchste Stufe zu stellen, die bewährte Tüchtigkeit der Armee zu erhalten und noch zu heben. In besonderer Weise aber hat sich der Prinz die Herzen nicht nur der Soldaten, sondern aller Deutschen durch seinen vielbesprochenen, hochherzigen Erlaß gegen die Soldatenmißhandlungen im Februar des Jahres 1892 erworben.

Aber nicht nur für das militärische Leben Sachsens, nicht nur für das Wohl der Soldaten, für die Prinz Georg auch in Friedenszeiten aufs liebevollste sorgte, hat sich der neue König von Sachsen mit allen Kräften eingesetzt, er hat sich auch um das wissenschaftliche und künstlerische Leben seines Landes reiche Verdienste erworben. Als pflichttreues Mitglied der ersten Ständekammer und des Staatsrats hat er seit seiner Großjährigkeit auch auf dem Felde der Politik erfolgreich gewirkt. Ihm, als dem Präsidenten des Finanzausschusses, und seinem direkten vermittelnden Eingreifen war es zu danken, daß die parlamentarischen Schwierigkeiten, welche sich der Steuerreform entgegenstellten, schließlich überwunden werden konnten.

Nicht minder erspießlich wie dem Militärwesen und der Politik hat Prinz Georg den Wissenschaften und Künsten sein förderndes Interesse zugewendet. So war er seit der Thronbesteigung seines Vaters, des Königs Johann, also seit 1854, Präsident des sächsischen Altertumsvereins, und seit 1864, in welchem Jahre die königlich sächsische Akademie der Künste ihr hundertjähriges Stiftungsfest feierlich begehen konnte, war er Kurator dieser ruhmvollen Anstalt. Hier wie dort ist Prinz Georg voll reger Fürsorge und Arbeitsfreudigkeit zu hellendem Eingreifen stets bereit gewesen, er hat sich um das Gedeihen dieser Institute wahrhaft verdient gemacht.

König Georg, der sich auch infolge seiner persönlichen Liebenswürdigkeit der aufrichtigen Liebe und Verehrung all jener erfreut, die mit ihm in Berührung kamen, hat sich am 11. Mai 1859 mit der Infantin Maria Anna, einer Schwester des verstorbenen Königs von Portugal, vermählt. Am 5. Februar 1884 entriß ihm der Tod die Gattin in ihrem 41. Lebensjahre. Der überaus glücklichen Ehe mit der leider so früh dahingegangenen Prinzessin entstammen sechs Kinder, die Prinzen Friedrich August, Johann Georg, Max und der verstorbene Albert, sowie die Prinzessinnen Mathilde und Maria Josepha. Kronprinz Friedrich August ist am 25. Mai 1865 zu Dresden geboren und seit dem 21. November 1891 mit der Erzherzogin Luise Antonietta Maria von Oesterreich-Toskana vermählt. Auch diesem Paare ward reicher Kindersegen zu teil, fünf Enkelkinder sind dem König Georg aus der Ehe seines ältesten Sohnes entsprossen. — Der neue Kronprinz von Sachsen hat nach Vollendung seiner Studien in Straßburg und Leipzig gleich seinem Vater die militärische Laufbahn eingeschlagen und steht gegenwärtig als Generalleutnant an der Spitze der ersten sächsischen Division Nr. 23.

In wenig Strichen haben wir versucht, ein reiches Leben darzustellen, das Leben eines Mannes, der nun die hohe Würde, doch auch die sorgenreiche Bürde der Krone auf sich nimmt. Es ist ein weißer Scheitel, der diese Krone tragen wird, aber es ist der Silberscheitel eines Mannes, der im unermüdlichen Dienste für sein Sachsenvolk und für ganz Deutschland bisher gewirkt hat, der sicherlich das Scepter zum Wohle seines Volkes mit Kraft und Liebe führen wird.

Mögen dem neuen Könige auf Sachsens Thron Glück und Segen in reichster Fülle beschieden sein!

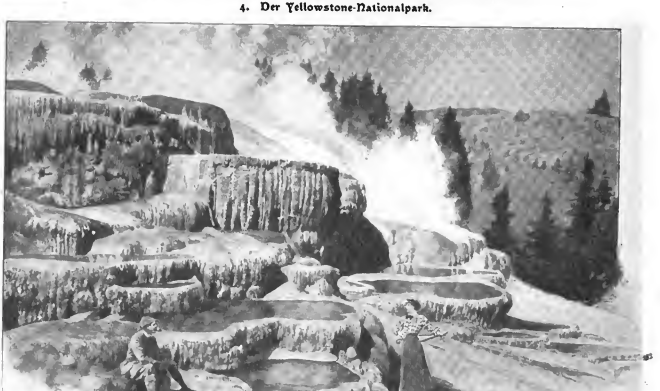
Wild-West.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Reiseerinnerungen eines Geologen an die amerikanischen Felsengebirge und Prairien.

Von Professor Dr. E. Fraas. Mit Illustrationen nach Skizzen und Photographieen.

4. Der Yellowstone-Nationalpark.

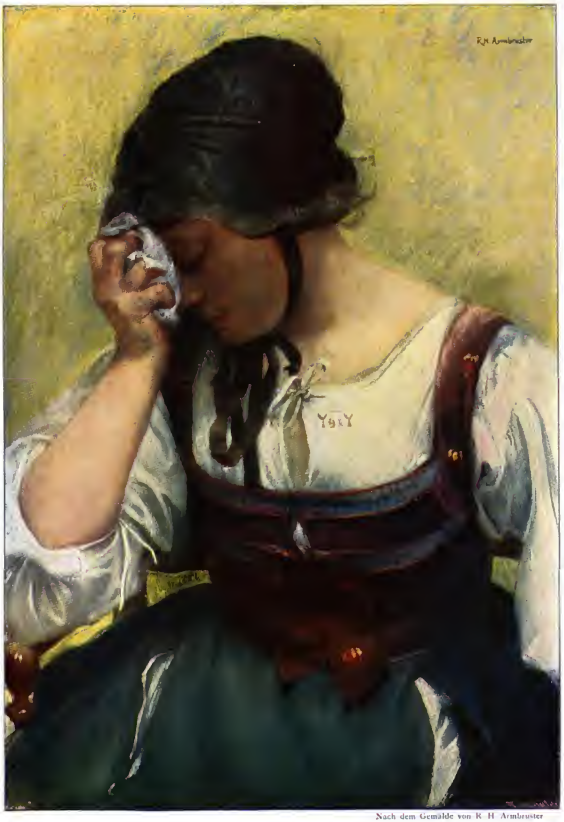


Die Terrassen der Mammoth Hot Springs.

Daß auf meinem Programm der Yellowstonepark, das Wunderland des Westens, vorgemerkt war, ist selbstverständlich, denn geradezu unverzeihlich wäre es gewesen, dieses Dorado der interessantesten geologischen Erscheinungen und merkwürdigsten Landschaften, das Ziel vieler Tausende von Reisenden unbesucht zu lassen.

In rascher, bequemer Fahrt brachte mich die Bahn aus den Bad Lands und Black Hills nach dem Orte Cinnabar, dem nördlichen Eingang in den Nationalpark, welcher nach den neuesten Einverleibungen ein Areal von 5500 engl. Quadratmeilen = 14245 □km umfaßt, das in nächster Zeit noch bedeutend vergrößert werden soll: der Park entspricht also heute schon ungefähr der Größe von Württemberg ohne Oberschwaben und wird später die Größe des gesamten Königreiches übertreffen. Vor nicht viel mehr als 30 Jahren war dieses Gebiet so gut wie unbekannt, denn auch nur wenige Trapper hatten den dichten, selbst von den Indianern gemiedenen Urwald durchstreift, und nur langsam sickerte die Kunde von den dort verborgenen Naturwundern nach den Kulturstaaten des Ostens durch. Dies änderte sich aber rasch, als 1871 der amerikanische Staatsgeologe F. V. Hayden mit einer wohlausgerüsteten Expedition eine gründliche Durchforschung vornahm, deren Ergebnisse mit Recht das Staunen und Interesse der ganzen gebildeten Welt auf sich zogen. Unterstützt durch Karten, Bilder und Photographien, schilderte er in einem großen Werke das Wunderland am Yellowstone, und auf seinen Vorschlag erklärte 1872 der Kongreß in einer denkwürdigen Sitzung das ganze große Gebiet als Nationaleigentum, „bestimmt und reserviert als öffentlicher Park oder Vergnügungsplatz zum Wohl und zur Freude des Volkes". Aber nicht allein ein Erholungsplatz für das Volk sollte der Nationalpark sein, sondern auch ein Ruheplatz für Pflanzen- und Tierwelt; die auf ein kleines Rudel zusammengeschmolzenen Büffel, die gehetzten Wapitis, Elche, Gazellen, Bergschafe sollten ebenso wie die Bären und andere Raubtiere ein Asyl finden, wo sie, geschützt vor der Mordlust amerikanischer Jäger, ein ungestörtes Dasein fristen konnten. Kurz, man suchte das ganze Gebiet mitsamt seiner Fauna und Flora im alten Urzustande zu erhalten. Das ist eine schöne That, die unsere Bewunderung verdient, und man muß die strengen Gesetze, welche das Jagen, Holzfällen, Verlassen der gebahnten Wege und vor allem das Zerstören der wunderbaren Gebilde der Geiser und heißen Quellen verbieten, vollkommen billigen. Als guter Deutscher fühlte ich mich ordentlich zu Hause, als ich allenthalben die Warnungs- und Verbotstafeln angeschlagen sah. Verboten ist so gut wie alles außer dem Abpflücken von Blumen und dem Angeln von Fischen, das erstere ein Hauptsport der Damen, das letztere der Herren, von welchen manche viele Wochen lang ihren Wohnsitz im Parke aufschlagen und jeden Abend mit reicher Beute beladen heimkehren. Mit drakonischer Schärfe, unter Aufgebot eines großen Militärkommandos, wird für Ordnung, Sicherheit und die Befolgung der Verbote gesorgt, ja in letzterer Hinsicht geht es manchmal sogar ins Lächerliche. So suchte ich einmal an einem der Geiserbecken meinen Freunden die Natur der interessanten, im kochend heißen Wasser lebenden Algen zu erklären und zog eines der dünnen Fädchen aus dem Wasser, als auch bereits ein Soldat auf mich zulam und mich dringend ersuchte, keine derartigen Eingriffe in die Natur zu machen, und erst beruhigt war, als ich das kleine schleimige Pflänzchen wieder an seinen alten Platz legte. Besser

* Vergl. die Halbhefte 3, 6 und 8 dieses Jahrgangs.



Nach dem Gemälde von R. H. Armbruster

IN LEID

zu viel als zu wenig! dachte ich und steckte die Nase ruhig ein, denn eine Belehrung des Mannes über die pflanzliche Natur der Algen schien mir nicht weiter angezeigt.

Das Reisen im Yellowstonepark ist das denkbar bequemste und sehr angenehm, wenigstens wenn man es so macht wie ich und die Mehrzahl der Besucher. Man kauft sich auf eine bestimmte Anzahl von Tagen ein und hat dafür alles frei und für gar nichts zu sorgen. Bequeme Wagen bringen einen in rascher, manchmal etwas staubiger Fahrt von einer Sehenswürdigkeit zur andern, und in sechs bis sieben Tagen kann man mit Ruhe und Genuß sich alles Wesentliche ansehen, trotz der nicht unbedeutenden Entfernungen, denn man macht dabei eine Rundfahrt von 150 Meilen, d. i. 240 km. Mit bewundernswürdiger Pünktlichkeit trifft man mittags 12 Uhr an einer wohlbesetzten Tafel für den Lunch und abends in einem guten Hotel mit tadellosen Zimmern, Bädern und guter Küche ein, so daß man nur seine Wünsche bezüglich Diners und Frühstücks zu äußern, im übrigen aber für nichts weiter zu sorgen hat. Selbst mit der Temperenz ist es nicht allzuschlimm, denn wenn auch im Speisesaal kein Alkohol gereicht wird, so findet sich doch jederzeit ein stilles, ruhiges Kämmerlein, in welchem ein gutes „Schlitz von St. Louis“ oder „Pabst von Milwaukee“ verzapft wird, so daß auch der bierdurstige Deutsche sich wohl fühlen kann.

Der Castle Geiser.

Was dem Yellowstonepark seinen eigenartigen Charakter verleiht, sind, abgesehen von seiner jungfräulichen und unberührten Flora und Fauna, die geologischen Phänomene, welche die Landschaft beherrschen, und zwar in erster Linie diejenigen, welche wir als vulkanische Erscheinungen bezeichnen. Das gesamte Gebiet des Parkes und noch weit über dessen Grenzen hinausragend beherrscht ein ungeheurer großer Vulkan, welcher in der Tertiärperiode, also einer der jüngsten Formationen unserer Erde, thätig wurde und die ganze weite Fläche mit Aschenregen überschüttete und mit mächtigen Lavaströmen überflutete. Von der wilden und verheerenden Gewalt dieser Ausbrüche sich nur annähernd eine Vorstellung zu machen, ist auch der kühnsten Phantasie kaum möglich, denn nicht nur die weite Ausdehnung der vulkanischen Massen erregt unser Erstaunen, sondern vor allem auch die Mächtigkeit der Aufschüttungen, welche gegen 600 m beträgt. Wohl sind viele Jahrtausende, ja wohl sicher Hunderttausende von Jahren seit den letzten großen Eruptionen verflossen, Zeiten, in welchen sogar das ganze Yellowstonegebiet unter mächtigen Gletschern begraben lag, und doch ist die riesige Wärmequelle noch nicht versiegt und die Masse noch nicht vollständig erkaltet. Gleicht sie auch nicht mehr, um Feuer und Aschen- oder gar Lavaströme auszuwerfen, so genügt sie doch, um die in die Tiefe einsickernden Wasser zum Kochen zu bringen und teils als Dampf, teils als heiße Quellen und Geiser wieder auszuwerfen, wozu sich noch die für alle absterbenden Vulkane charakteristischen Solfataren und Mofetten (Schwefel- und Kohlensäure-Ausströmungen) gesellen. Ein unheimliches Gefühl ist es immer, dieses Zischen und Brodeln in der Tiefe zu hören und den heißen Boden unter sich zu fühlen, aber einzig schön sind die prächtigen Wasser- und Dampferuptionen der Geiser und die wunderbaren Bauten des heißen Wassers. Es giebt kein Gebiet der Erde, das hierin dem Yellowstonepark gleichkommt, seit ein großer Teil der ähnlichen und teilweise noch schöneren Gebilde in Neuseeland durch den verheerenden Ausbruch des Tarawera im Jahre 1886 zerstört wurde.

Und nun frisch drauf los! Mit Hussa und Peitschenknall setzt sich unser mächtiger sechsspänniger Reisewagen in Bewegung, und vorüber geht es an den bedeutungsvollen Grenzpfählen mit der Aufschrift „Yellowstone National Park Reservation“. Wir haben das Heiligtum betreten und fahren in der engen Gardinerschlucht mit ihren romantischen Felswänden hinauf zum „Mammoth Hot Springs Hotel“, dem eigentlichen Mittelpunkt des Parkes. An Stelle des elenden Blockhauses, der „Brautkammer“, welche noch vor 20 Jahren die einzige Unterkunft bot, erhebt sich ein prächtiges Riesenhotel mit über 400 Betten, mit Speisesälen, Bädern und allen Bequemlichkeiten des modernen Lebens. Um den weiten offenen Platz vor dem Hotel liegen Beamtenwohnungen, einige Kaufläden und ausgedehnte Kasernen für die Schutztruppe des Parkes, ein vorzüglich berittenes Reiterregiment, dessen tadellose Uebungen auch dem verwöhnten deutschen Soldatenauge wohlthun. Vor uns aber erheben sich in der Abendsonne die mächtigen Terrassen der Mammoth Hot Springs im blendenden Weiß. Ihre Schönheit übertrifft alles, was wir uns an zarten Stalaktiten und Sinterbildungen ausmalen können, und es wäre vergebliche Mühe, eine Schilderung der wunderbaren Feinheit der einzelnen Becken und Schalen, der wie aus feinem Zucker gearbeiteten Tropfsteingebilde, welche den Rand der Bassins aufbauen und in allen Farbentönen vom satten Braunrot bis zum blendenden Weiß spielen, und gar des tiefblauen und smaragdgrünen krystallhellen Wassers zu geben, das kochend heiß den oberen Bassins entströmt und über die Terrassen von einem Becken zum anderen rieselt.

Ich hatte mir für die lange fünftägige Rundfahrt durch den Park den bevorzugten Platz auf dem Bocksitz ausgebeten und erhalten und konnte so alles aus erster Hand genießen. Auf prächtig angelegter Kunststraße wird der etwa 300 m hohe Anstieg zu dem Hochplateau des Parkes gewonnen und werden die malerischen Felspartien des Silbernen und Goldenen Thores durchquert. Hier oben in einer Höhe von 2200 bis 2300 m begann in den letzten Junitagen der Frühling zu erwachen, und zwar mit jener Farbenpracht der Blumen, wie wir sie sonst nur in unsern Hochalpen gewöhnt sind. Zwar lag noch viel Schnee, aber wo der Boden frei war, da prangten auch schon Veilchen, Astern, Primeln und zahlreiche Polster von Semperviven und andern bunten Blumen. Mit den Blumen erschlossen sich auch die Herzen, und fröhlich klangen deutsche Volkslieder im Wechselgelang mit frischen amerikanischen Weisen.

Vorüber an den schwarzen Glasflesen der Obsidian Cliffs, an den ruhigen Wassern des durch Bibergedämme gebildeten Stanes und an stinkenden Fumarolen (Gasausströmungen), welche durch rötlichen weichen Schlamm aufsteigen, ging die rasche Fahrt, bis wir zu richtiger Stunde an den Baracken der Lunchstation von „Norris Hotel“ eintrafen, wo eine wohlbesetzte Tafel uns erwartete. Nur wenige Minuten vom Hotel entfernt dehnt sich das interessante Norris Geiserbassin aus, eine weite schneeweiße Fläche

von Kieselsinter, in welcher Hunderte heißer Quellen sprudeln. Auch einige untergeordnete Geiser springen auf, und geradezu unheimlich dröhnt und braust ein ganz frisch entstandener „Brüller", der mit fürchterlicher Gewalt unter betäubendem Brausen seine Dampfmassen ausstößt. Mehr als je haben wir hier das Gefühl, als ob die Hölle unter uns brodle und zische, und gerne wandert man weiter durch den üppigen Urwald, um auch dort wieder auf neue Ueberraschungen zu stoßen. Im tiefsten Smaragdgrün und eingefaßt von den schönsten Sintergebilden erglänzt der malerische Emerald Pool, eine mächtige kochend heiße Quelle, und unheimlich gähnt uns der Krater des Monarch Geiser entgegen, der uns aber leider nicht die Ehre anthnt, seine 150 Fuß hohe Wassersäule auszuwersen.

Ganz betäubt von den hier auf ein kleines Gebiet zusammengedrängten Naturwundern besteigen wir wieder die Wagen, welche uns in sausender Fahrt in die wildromantische Felsenschlucht des Gibbon River brachten. Ein tief eingeschnittener Cañon, wie der Amerikaner und Spanier diese tiefen Thalbildungen nennt, mit Wasserfällen und rauschenden Sturzbächen nimmt uns auf, und auch hier zeigen sich heiße Quellen mit farbenprächtigen Becken und die Sinterkegel der Geiser. Aber schließlich ermüden doch Auge und Sinn, und mit Freuden wurde das große behagliche „Fountain Geiserhotel" begrüßt, das inmitten des weiten sogenannten unteren Geiserbeckens sich erhebt und uns nach einer beinahe 70 km langen Fahrt aufnimmt. Der Abend und der folgende Morgen werden diesem Geiserbecken gewidmet, in welchem uns vornehmlich zwei Punkte fesseln. Zunächst der berühmte Fountain Geiser, der sich regelmäßig alle $2^1/_2$ Stunden zeigt. Erwartungsvoll eilen wir über die weißen knisternden Kieselsinter hinan, bis wir den weiten, tief eingesenkten Krater vor uns haben, in welchem soeben das krystallklare Wasser leicht zu brodeln beginnt. Zwei oder drei kleine Geiser der Umgebung suchen vergebens unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, denn nun wird es im Hauptkrater lebendig; höher und höher steigt der Wasserspiegel, bis er schließlich zum Ueberfließen kommt, nun wölbt sich die Mitte sprudelnd auf, und plötzlich steigt die ganze dampfende Masse als mächtiger breiter Springbrunnen in die Luft. Zischend scheint ein Strahl den anderen zu jagen und wetteifernd höher und höher emporzusteigen, nicht in einem geschlossenen Ganzen aufstrebend, sondern nach allen Seiten speiend, wie die herrlichen Wasserkünste von Versailles oder der Wilhelmshöhe. Mächtige Dampfsäulen steigen auf, in welchen die Abendsonne die schönsten Regenbogen zaubert, und in stillem Staunen steht der Mensch vor diesem großartigen Wunder der Natur. Langsam läßt die Eruption nach, und allmählich versinken die Strudel wieder in ihre geheimnisvolle Tiefe, um dort Kraft zu neuer Thätigkeit zu gewinnen.

Das herrliche Schauspiel ist leider nur zu rasch beendet, und wir wenden uns wenig Schritte weiter, um aufs neue überrascht vor einem seltsamen Naturspiele zu stehen. In einem breiten Tümpel „wird des Teufels Suppe gerührt", erklärte uns unser witziger Führer. Es sind die Mud Puffs oder Dreckpuffer, eine in Rot, Gelb und Braun schillernde Schlammmasse, durch welche mächtig große Blasen aufsteigen, die an der Oberfläche mit sonderbarem, puffendem Ton zerplatzen und eine Garbe des zähen, heißen Schlammes nach allen Richtungen schleudern.

Da gab es Weh und Ach unter den Damen, wenn die schmutzigen Fladen unvermutet an den Kleidern hingen, und auch das Urteil der Herren lautete einstimmig: „Scheußlich — aber höchst merkwürdig". Auf eine nähere Untersuchung der sinkenden Schwefelwasserstoffgase wollte sich niemand einlassen, besonders als Meister Beelzebub so schnöde war, selbst einen Kodak inmitten der Arbeit anzuspeien.

Das Dorado der Geiser und heißen Quellen wurde aber erst andern Tages nach kurzer Fahrt erreicht, und die freundlichen und sauberen Zeltlager am oberen Geiserbassin nebst dem wohleingerichteten Restaurant ließen nichts zu wünschen übrig, so daß es mit Freuden von der Gesellschaft begrüßt wurde, daß der ganze Tag hier zugebracht werden sollte. Ein Zischen und Brausen begrüßte uns, denn dicht bei unserm Lager schleuderte soeben der Old Faithful seine 150 Fuß hohe Wassersäule zum wolkenlosen Himmel empor und rief ein Farbenspiel von seltener Pracht hervor. Er ist das Ideal eines regelrecht geschulten Geisers, und seine innere Einrichtung arbeitet tadellos; seit vielen Jahren sendet er in genau eingehaltenen Zwischenräumen von 62 bis 65 Minuten seinen dampfenden Strahl empor. So hat er sein Lob als „alter Getreuer" wie kein anderer verdient.

Fischkochen in einem Geiserkrater am Yellowstonesee.

Hier im oberen Geisergebiet geht es wirklich lebhaft zu, denn gegen 40 Springquellen sind in Thätigkeit, darunter die schönsten und großartigsten des Parkes. Bald hier, bald dort geht es los, und man wird immer in Atem gehalten; doch verzichtete ich schließlich darauf, die Jagd nach allen den Pools (heißen Quellen) und Springs (Geisern) mitzumachen, und war glücklich, mit einem deutschen Freunde und Reisegefährten in Ruhe und Gemütlichkeit einen Gang machen zu können. Die Ausnahme einiger Skizzen wurde freilich von den zahllosen Moskitos sehr verübelt, wenigstens suchten sie diesem Beginnen nach Möglichkeit entgegenzuitenern. Sie hatten auch ganz recht, denn wie hätte ich es fertigbringen sollen, die zarten Farben und wunderbaren Feinheiten der Geisergebilde wiederzugeben, und starr vor Staunen legte ich Bleistift und Pinsel beiseite, als vor meinen Augen der mächtige Castle Geiser seine unvergleichlich schöne Eruption aus dem wohlgeformten Krater begann, denn ich fühlte wohl, daß alles nur Stümperei war im Vergleich zu der erhabenen Schönheit der Natur. Noch viel weniger vermag ich es mit Worten zu schildern, was hier fast jeder Schritt weiter Neues bietet, denn unendlich ist die Mannigfaltigkeit, und nimmer müde wird das Auge, zu schauen und immer wieder zu schauen. Bald sind es die merkwürdigen Kratergebilde einzelner Geiser, wie der Beahive, Giant, Grotto, Castle, welche unser Interesse erregen, bald die blauen und grünen Becken, wie die Morning Glory und Punschbowle, oder die tiefen mit krystallklarem Wasser gefüllten Trichter und Tümpel, die uns entzücken und bei welchen ich häufig an die prachtvollen sogenannten Brunnen der Korallenriffe des Roten Meeres erinnert wurde.

Noch möge aber eines Ereignisses Erwähnung gethan sein, das den Abschluß des Tages bildete und die Gemüter mächtig erregte; nämlich einer regelrechten Bärenjagd. Ich weiß wohl, daß dabei mancher meiner Leser pfiffig lächelt und denkt, man wolle ihm einen Bären aufbinden, und doch gehört gerade die Begegnung mit Bären zu den gewöhnlichen Erlebnissen der Besucher des Yellowstonevarks und unsere Gesellschaft wurde bemitleidet,

da wir nur einmal von Bären besucht wurden. Wie häufig der Baribal im Park ist und wie wenig er die Begegnung mit dem Menschen scheut, beweist am besten die photographische Aufnahme eines bekannten Stuttgarter Jagdfreundes, der kurz nach mir den Yellowstonepark besuchte und uns durch das wohlgelungene Konterfei von sieben Bären erfreute (vgl. S. 457).

Jedes Hotel hat seinen Bärenplatz, und zwar ist dies der Ablagerungsplatz der zahllosen Konservenbüchsen und Küchenabfälle, welcher in der Nähe angelegt wird und große Anziehungskraft auf die Leckermäuler ausübt. Der Barsival hat längst die Harmlosigkeit der Parkbesucher erkannt und läßt sich deshalb durch sie in keiner Weise beirren, die angenehmen und ohne Anstrengung zu erreichenden guten Bissen zu holen. Jeden Abend zieht man aus, um die drolligen Gesellen bei ihrem Schmause zu belauschen.

Hier am obern Geiserbassin war uns das Glück hold; in beschaulicher Ruhe rauchte ich mit meinem amerikanischen Freunde Schmitz meine Abendcigarre, als wir geheimnisvoll aufgefordert wurden, nach dem Walde zu kommen, wo sich Bären eingestellt hätten, und zwar zwei alte und zwei junge. Ein Offizier der Schutztruppe hatte den Auftrag, einen jungen Bären einzufangen, und wir sollten gleichsam als Treiber dienen, um die Alten wegzujagen, aber natürlich mußte alles ohne Anwendung von Waffengewalt geschehen, denn nicht einmal der Offizier hatte hierzu das Recht. Das schien nun doch eine etwas heikle Aufgabe, denn ein Bär ist schließlich doch ein gewaltiger Geselle und kann auch ungemütlich werden, besonders wenn man ihm seine Jungen stehlen will. Wenige hundert Schritte vom Hotel sahen wir uns auch den beiden mächtigen Alten gegenüber, und ich hätte kaum gedacht, daß ein Bär in der Freiheit einen so gewaltigen Eindruck auf mich machen würde, wie es hier der Fall war. Aber die Sache mußte doch ganz harmlos sein, denn ungeniert warf man mit Prügeln und Steinen nach den Ungeheuern, von welchen sich das eine, wahrscheinlich das Männchen, gutmütig davontrollte, während das Weibchen, wie ich es nicht anders erwartet hatte, auf demselben Baum stieg, auf welchem auch die beiden possierlichen Jungen sich verkrochen hatten. Jede weitere Einmischung in seine Familienangelegenheiten schien es sich jedoch ernstlich zu verbitten und beantwortete einen Vorstoß mit einer langen Stange mit grimmigem Gebrumm und Schlagen mit der Tatze. Auf dem Baume der gereizten Bärenmutter einen Besuch abzustatten, schien auch unserem kühnen Offizier eine etwas gewagte Sache, und so begnügte er sich mit einer Belagerung.

Das schien mir nun zwar vom strategischen Standpunkt aus nicht ganz in Ordnung und vollständig zwecklos, aber höchst vergnüglich war es doch. In gemessener Entfernung drängten sich die Damen und Herren, denn alle Gäste waren allmählich herbeigeeilt und beobachteten die Bewegungen der Bärin. Jeden ernstlicheren Angriff, sei es mit der Stange oder mit hinaufgeworfenen Prügeln, wies die Bärin wütend ab, und bei jeder ihrer Bewegungen abwärts flob die ganze Schar der Belagerer, der Führer an der Spitze, wie es sich gehört, auseinander, ängstlich nach einem schützenden Schlupfwinkel ausspähend. Erst die Dunkelheit bereitete dem seltsamen Spiel ein Ende, und nach dem bewährten Grundsatz, daß der Gescheitere nachgiebt, zog ich mich in unser trauliches Hinterstübchen zurück, um den großartigen Tag noch festlich zu begießen.

Auf den Rasttag folgte ein recht anstrengender Reisetag; erst wurde in langem Anstieg durch wildromantische Waldschluchten die Höhe der Continental Divide, der Wasserscheide zwischen Stillem und Atlantischem Ocean mit einer Meereshöhe von 2590 m, erklommen.

Ein herrlicher Ausblick über eine alpine Landschaft mit tief eingesenkten Seen und den mächtig aufstrebenden Schneebergen der Absaroka und Teton Mountains wird kurze Zeit genossen, und dann ging es in strammer Fahrt abwärts nach den Ufern des Yellowstonesees. Auch hier an den Ufern des ruhigen, friedlichen Berges brodelt und spuckt es, bald in Gestalt heißer Quellen und kleiner Geiser, bald in der Form jener garstigen Schlammvulkane.

Ein reizendes Naturspiel möchte ich noch erwähnen, das jedem Besucher Freude macht. Ein zierlicher Geiserkrater, bis an den Rand mit kochendem Wasser gefüllt, erhebt sich nahe dem Ufer aus den eiskalten Fluten des Sees, der von Fischen wimmelt, und so ist hier Gelegenheit zu dem wohl einzig dastehenden Sport geboten, einen frisch gefangenen Fisch, wenn er noch an der Angel hängt, in den dabeistehenden natürlichen Kochtopf zu bringen und in wenig Minuten als gesottenen Leckerbissen wieder herauszuziehen.

Der Cañon des Yellowstonetlusses.

Ihren Höhepunkt erreichen die landschaftlichen Schönheiten des Parkes in dem weltberühmten Cañon des Yellowstonetlusses, welchen wir an einem wolkenlosen Sonntagmorgen nach etwas staubiger Fahrt vom Seehotel aus erreichten.

Der Yellowstone River bildet den Abfluß des gleichnamigen Sees. In raschem Laufe und malerischem Bette durcheilt der klare, tiefgrün gefärbte Fluß das hügelige Hochland, bis er dessen Rand erreicht. Dann stürzt er sich plötzlich in prächtigen Stürzen und Wasserfällen in die Tiefe, und im Verlaufe von 1 bis 2 km verwandelt sich das anmutige Walbthal in eine wilde, über 300 m tiefe Schlucht, deren fast senkrechte Wände in den kühnsten Zacken und Nadeln emporstarren. In diesem Cañon durcheilt der Yellowstone River das Vorgebirge bis zum Austritt aus dem Park. Ist schon der Anblick der tosenden Wassermassen in den schwarzen Bett, der herrlichen Wasserfälle von 33 und 95 m Höhe und der wilden bizarren Felsenwände, auf deren Zinken Adler horsten, von außerordentlich fesselnder Wirkung, so wird das Bild noch packender durch die geradezu bezaubernde Farbenpracht; sind doch in den 300 m hohen Wänden in buntem Wechsel verschiedenfarbige vulkanische Gesteine angeschnitten, und zeigen doch diese Gesteine wiederum durch spätere Einwirkung von Solfataren, Mofetten und heißen Quellen alle Grade der Zersetzung. Wahrlich, es ist als wenn „ein Regenbogen vom Himmel gefallen und an den Felsen in Stücke zerbrochen wäre". Hier herrscht der „Gelbe Fels", nach welchem der Fluß und Park benannt sind. Und weiter denke man sich dieses bunte Gestein bewachsen von dunklen, gleichsam an den Felsen klebenden Tannen, welche sich oben zu einem dunkelgrünen Waldrand vereinen, und die Schlucht durchbraust von dem bald silbern, bald smaragdgrün aufleuchtenden Strom, dessen tosender Wasserfall den denkbar schönsten Abschluß bildet. Das ist die Pracht des Yellowstone Cañon, des schönsten Naturwunders der Felsengebirge.

Der Sturz des tirolischen Kanzlers Wilhelm Bienner.

Von Ludwig von Hörmann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der 17. Juli des Jahres 1651 ist in den Blättern der Geschichte von Tirol rot eingezeichnet. Denn an diesem Tage fiel das Haupt des edlen Bienner unter dem Streich des Scharfrichters als Opfer eines der schmählichsten Justizmorde. Es war kein welterschütterndes Ereignis, das sich damals im untern Schloßhof von Rattenberg abspielte, etwa wie die Ermordung Wallensteins, aber das Schicksal dieses schuldlos Hingerichteten griff so tief in das Rechtsbewußtsein des Tirolervolkes, daß die Erinnerung daran noch bis in die Gegenwart nachzittert und Sage, Kunst und Dichtung ihre verklärenden Schimmer um diese Gestalt gewoben haben. Es sei hier nur an Herman Schmids spannenden Roman „Der Kanzler von Tirol“ und an Auraths wirkungsvolles Gemälde „Wilhelm Bienner auf dem Landtage zu Innsbruck“ erinnert, das der nebenstehende Holzschnitt originalgetreu wiedergibt.

Zwar hat die unerbittliche kritische Forschung manches von diesem Nimbus abgestreift*, doch bietet auch der „historische Bienner“ noch immer des Interessanten genug, und mit warmem Gefühl verfolgt selbst der tirolischen Verhältnissen Fernerstehende das tragische Schicksal eines Mannes, der, von eigener Thatkraft getragen und von der Sonne fürstlicher Huld beschienen, rasch zu Macht und Ansehen gelangte, bis er schließlich den Intriguen und der Rachsucht seiner Feinde, die er sich im Amtsrum gegen verrottete Zustände und im Kampfe für die Machtstellung seines Landesherrn gemacht, einem beispiellos ungerechten Prozeßverfahren erlag.

Die Zeit des 17. Jahrhunderts, besonders die erste Hälfte desselben, war überhaupt eine erregte. Der Dreißigjährige Krieg zog seine blutigen Furchen, und das Schreckgespenst des „Schwarzen Todes“ verbreitete Furcht und Grauen unter den Völkern. Auch sonst hatte sich in dieser Epoche eine allgemeine Gärung der Geister bemächtigt. Es galt den Kampf der absterbenden Volksfreiheit gegen den sich stets machtvoller entwickelnden Absolutismus der Fürsten. Damit ging Hand in Hand das rasche Steigen der ministeriellen Gewalt, aber auch der ebenso rasche Sturz mancher ihrer Träger. Bienner ist nicht das einzige Beispiel hierfür. Sein Los teilten im selben Jahrhundert der sächsische Kanzler Nikolaus Krell (1601), der dänische Reichskanzler Graf Greifenfeld (1676), der württembergische Kanzler Dr. Math. Enzlin, dessen Haupt 1613 unter dem Beil des Henkers fiel. Ja, das Schicksal des kurbrandenburgischen Oberpräsidenten Eberhard von Danckelmann deckt sich fast in allen Punkten mit dem Bienners, nur daß ersterer mit dem Verlust des Vermögens davonkam, während letzterer sein Leben lassen mußte.

Was dem Falle des tirolischen Kanzlers besondere Bedeutung verleiht, ist außer der Unbestechlichkeit seines Charakters die Unerschrockenheit, mit der er inmitten eines eingeschmuggelten verwelschten Hofschranzentums seine kerndeutsche Gesinnung an den Tag legte und nach innen und außen für die Ehre und Macht des deutschen Volkes eintrat, sowie das rastlose Bemühen, der staatlichen Autorität gegenüber kirchlicher Unbotmäßigkeit Geltung zu verschaffen.

Was ihn endlich unserer vollsten Achtung und Bewunderung wert macht und zum tragischen Helden stempelt, ist die männlich edle Haltung, mit der er sein schweres Schicksal ertrug und, ohne das rettende Wörtchen „Gnade“ über die

Elisabeth Bienner. Claudia. Kanzler Volmar. Bienner. Graf Wolkenst

Wilhelm Bienner auf de

Nach dem Gemäld

* Vergl. das mit großer Objektivität geschriebene Werk: „Kanzler Bienner und sein Prozeß. Von Josef Hirn. Innsbruck, Wagner 1880“.

Lippen zu bringen, im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit den Todesstreich empfing.

Ueber das Vorleben Bienners ist verhältnismäßig wenig bekannt. Man weiß nur, daß er einer in Deutschordensdiensten stehenden Familie entstammte und im Jahre 1585, nach andern im Jahre 1588, zu Laupheim in der Oberpfalz das Licht der Welt erblickte. Seine Studien beendete er in Freiburg, erwarb aber erst 1614 den Doktorhut, nachdem er bereits als Student in Elisabeth Hauenstein seine treue Lebens- und Leidensgefährtin gefunden hatte. Die amtliche Thätigkeit begann er unter dem Markgrafen Karl von Burgau als burgauischer Marschall und markgräflicher Rat. Er muß diesen Posten zu großer Zufriedenheit versehen haben, da bald darauf seine Berufung in bischöflich Freisingsche Dienste mit der „Lizenz zur Lesung verbotener Bücher" fällt. Von hier trat er unter dem Kurfürsten Maximilian in bayrische Dienste in Amberg und zugleich als Pfleger in Hirschau.

Im September 1630 treffen wir ihn nach warmer Empfehlung des Kurfürsten in kaiserlicher Amtsthätigkeit, und zwar als Reichshofrat in Wien. Wie sehr er auch hier geschätzt wurde, beweist der Umstand, daß er nach Auszeichnung mit der goldenen Ehrenkette und dem Bildnisse aus dem Amte schied. Es war dies wohl die Anerkennung für die Durchführung einer wichtigen Religions- und Reichssache, in welcher er einen glänzenden Sieg über die Gegner seiner Ansicht errungen hatte. Kurz darauf, im November 1630, erfolgte seine Ernennung zum Kanzler von Tirol, und zwar an Stelle Isak Volmars, der ursprünglich für diesen Posten bestimmt war. Dieser Punkt ist insofern wichtig, als die Hintansetzung des Letzteren den ersten Keim zu jener tödlichen Feindschaft zwischen beiden Rivalen legte, welche Bienner in der Folge so verhängnisvoll werden sollte.

In voller Jugendkraft, ausgerüstet mit umfassender juristischer Gelehrsamkeit und einer für die damalige Zeit nicht gewöhnlichen humanistischen Bildung, begabt mit staunenswertem Arbeitstrieb und unbeugsamer Willenskraft trat er seine Stellung als „Regimentskanzler" an. In Tirol herrschte damals Erzherzog Leopold V, doch fällt die eigentliche Thätigkeit Bienners unter die Erzherzogin Claudia, welche nach dem Tode ihres Gemahls an Stelle der unmündigen Söhne Leopolds die Regierung führte. Diese kluge und charaktervolle Fürstin aus dem Stamme der Medici hatte in dem energischen Kanzler den richtigen Mann und die sichere Stütze für die damaligen schwierigen Verhältnisse gefunden. Der trostlose Zustand der Finanzen, in den Tirol durch die ununterbrochenen Kriegsrüstungen und noch mehr durch die verschwenderische Hofhaltung seiner Fürsten gestürzt war, die Korruption und Mißwirtschaft in allen Zweigen der Verwaltung boten ihm ein reiches Feld für seine reformatorische Thätigkeit, besonders nachdem er im Jahre 1638 zum Hofkanzler befördert worden war. Mit schonungsloser Hand ging er an die Heilung dieser verlotterten Zustände. Selbst ein pflichtgetreuer, rastlos thätiger Mann, drang er auf strenge Amtsführung; dem Nepotismus, der Käuflichkeit, der Verletzung des Amtsgeheimnisses, dem geschäftlichen Schlendrian trat er mit dem ganzen Gewicht seiner mächtigen Stellung entgegen und scheute selbst vor persönlichem Eingreifen nicht zurück. Einen faulen Sekretär, der auf einen Verweis trotzig erwiderte, warf er eigenhändig die Stiege hinab. Bald lag er im offenen Kampfe mit dem ganzen „Regiment".

Hatte sich Bienner durch solch rücksichtsloses Vorgehen im Schoße der eigenen Regierung Hoch und Nieder zu Feinden gemacht, so erwuchsen ihm weitere nicht minder gefährliche Gegner aus seiner Thätigkeit in der Behandlung innerpolitischer Fragen und Kameralsachen. Sie brachte ihn in schweren Konflikt mit den Fürstbischöfen von Brixen und Trient. Diese beiden Hochstifte weigerten sich nämlich hartnäckig, eine neueingeführte Kopfsteuer zu zahlen und einen Beitrag zum erzherzoglichen Hofstaat zu leisten. Die Steuerrückstände von dieser Seite hatten ohnehin bereits die Höhe von 300000 Gulden erreicht, welcher Ausfall in Hinblick auf die drohende Schwedengefahr und die Unruhen im benachbarten Graubünden sehr ins Gewicht fiel. Die Landstände verhielten sich diesem heiklen Fall gegenüber sehr zahm, und die geistlichen Abgesandten stellten sogar die Trennung der beiden

Original im „Ferdinandeum" zu Innsbruck.

lammerpräsident Schmauß. Bischof Perkhofer. Comthur des deutschen Ordens. Abt Andreas v. Willen.

ndtage zu Innsbruck.

Karl Anrather.

Hochstifte auf dem Landtage von Tirol in Aussicht. Die Scene, zu welcher es damals auf dem Landtage kam, und die auch Herman Schmid in seinem erwähnten Roman „Der Kanzler von Tirol“ festgehalten hat, ist auf dem Bilde Anrathers trefflich wiedergegeben. Man sieht, wie Biennen, am Fuße des Thrones der Erzherzogin Claudia stehend, den zum Aufbruche und damit zur Trennung von Tirol rüstenden Abgeordneten der Fürstentümer entgegentritt und wie diese samt den Bischöfen durch die Unbrohung von Waffengewalt zur Ruhe gebracht werden. — In der Angelegenheit der Steuerrückstände drohte Biennen nicht nur mit der Exekution, sondern er führte sie trotz des Fastenmandates, welches die Vollstreder der zwangsweisen Steuereintreibung mit kirchlichen Strafen belegte, und trotz eines päpstlichen „Monitoriums“ auch thatsächlich aus. Ja selbst die Besetzung der Güter des Brixener Kanzlers Baltheser empfahl Biennen, wegen seines in dieser Sache „verspürenden übermäßigen Eifers“. Daß er sich durch diese unnachsichtliche Strenge gegen die Hochstifte Brixen und Trient in diesen seine Freunde schuf, mußte der pflichteifrige Kanzler, dessen Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet war, der Landesfürstin zu dienen, später nur zu bitter erfahren.

Welche gereizte Stimmung besonders in Brixen gegen den rücksichtslosen Kanzler herrschte, geht aus einem Ausruf hervor, welcher dem Weihbischof Crosini nach Durchlesung eines gegen das Hochstift gerichteten Schreibens entfuhr: „Die Hand, die solches geschrieben, verdient abgehauen zu werden.“

Um diese Erbitterung und Widersetzlichkeit der Bistümer Brixen und Trient zu begreifen, darf allerdings nicht vergessen werden, daß diese beiden Hochstifte früher reichsunmittelbar waren und daß das landesfürstliche Gebiet eigentlich nur ehemaliges Lehensgebiet war, das allmählich auch diesem in das Eigentum der tirolischen Landesfürsten überging. Aus den Vögten waren eben im Verlaufe der Zeit Herren geworden. Die Stifte kämpften daher nur um ihr gutes Recht und mochten wohl ahnen, daß jedes Preisgeben von Privilegien nur ein weiterer Schritt zu ihrer Säkularisation wäre. Dem mächtigen Hofkanzler jedoch war dieser Rechtsstandpunkt ganz gleichgiltig; für ihn gab es nur ein Programm und nur ein Ziel: Festigung und möglichste Erweiterung der landesherrlichen Rechte.

Daneben trat Biennen aber auch energisch für die Wahrung gesamtdeutscher Interessen ein. So stemmte er sich mit aller Macht gegen den zwischen dem Trienter Bischof und der Republik Venedig vereinbarten Vertrag, demzufolge es letzterer gestattet sein sollte, die „Banditen“ auf zehn Meilen in die Grafschaft Tirol und den „Reichsboden herein“ zu verfolgen. Dadurch, meinte Biennen, würde den Venezianern Thür und Thor ins Reich und die Besetzung der Päße zugestanden und einem „ausländischen Potentaten wider Gebühr das Reich geöffnet werden“. Ebenso kräftig ist seine Sprache im Jahre 1640, wo er die Verdienste der Erzherzogin Claudia preist, der es das Reich zu danken habe, daß die Stände des Reiches nicht französischem Machtwort unterworfen wurden. Eigentlich aber war dies sein Verdienst, denn seinen im Jahre 1636 mit den aufrührerischen „Bünden“ gepflogenen klugen Verhandlungen ist es zuzuschreiben, daß die Schweizer die Schwenkung von der französischen auf die österreichisch-spanische Seite machten und den General Rohan vertrieben, wodurch auch Tirol von unabsehbarem Kriegsunglück verschont blieb. Diese diplomatische Wirksamkeit war zweifellos die erfolgreichste in seiner Thätigkeit als Minister für auswärtige Angelegenheiten. Weniger glücklich waren seine Bemühungen um die Erweiterung der österreichischen Gebiete in Württemberg, deren Verlust im Westfälischen Frieden er gleich der Abtretung von Elsaß der ungeschickten und verräterischen Thätigkeit des kaiserlichen Bevollmächtigten Volmar zuschrieb. In welchem Maße diese und andere schwere Anschuldigungen, durch die er sich diesen geschmeidigen und einflußreichen Diplomaten zum gefährlichsten Gegner machte, Berechtigung haben, wird wohl nie aufgeklärt werden.

Mit dem Rücktritt der Erzherzogin Claudia im Jahre 1646 und der Uebernahme der Regierung durch ihren Sohn Erzherzog Ferdinand Karl sank der Einfluß Biennens immer mehr. Er, der gewohnt war, daß kein wichtiger Regierungsakt ohne seine Zustimmung angenommen wurde, sah seine Stimme kaum mehr gehört, geschweige denn berücksichtigt. Zu den einschneidenden westfälischen Friedensverhandlungen, die bei Biennens früheren Beziehungen zu den „Vorlanden“ in erster Linie auf ihn wiesen, wurde als Vertreter der tirolisch-österreichischen Interessen nicht er, sondern sein Todfeind Volmar ausersehen. Auch die Verhandlungen mit den „Bünden“ wegen des Auskaufes österreichischer Gebietsteile in der Schweiz wurden ohne ihn abgeschlossen. Biennen hätte auch nicht dazu getaugt, denn er war ein erbitterter Gegner dieses schmählichen Länderschachers. Man sieht, der Kanzler war von einem leitenden Organe zu einem rein geschäftsführenden herabgesunken.

Sein Gewicht bei Hofe war vollständig bedeutungslos geworden. Das Ohr des jungen Fürsten beherrschten Biennens Feinde, der arglistige Kammerpräsident Schmauß, der dem stets geldbedürftigen Erzherzog die Mittel zu seinen kostspieligen Reisen und noblen Passionen verschaffen mußte, der Kanzler Poppus, der Intrigant Hofwiekanzler Girardi und vor allem der Jesuitenrektor P. Gravenegg, der als Beichtvater und ehemaliger Lehrer des Fürsten immer mehr Einfluß gewann, und zwar nicht bloß in religiöser, sondern auch in politisch weltlicher Hinsicht. Dieser Einfluß steigerte sich schließlich in solchem Grade, daß jede Eingabe an den Erzherzog durch die Hände P. Gravenegg's ging.

Alles dieses erfüllte die Seele des stolzen Hofkanzlers mit steigender Bitterkeit und ließ ihn jene stacheligen Schmähverse und giftigen Pasquille ersinnen, mit denen er die Zahl der Feinde, die an seinem Sturze arbeiteten, nur noch vermehrte. Es entstand nun eine, nicht die erste, Verschwörung zu seiner Beseitigung. Schon der heftige Angriff des Grafen Monteneuli im Jahre 1639 ging dem Kanzler nahe; der Prozeß kam damals durch die Entfernung des heißblütigen Gegners für Biennen nicht zum Abschluß. Auch im Jahre 1645 wurde über seine Absetzung verhandelt, aber stets hielt die Erzherzogin Claudia die schützende Hand über ihren bedrohten Kanzler.

Als jedoch diese fürstliche Gönnerin Ende 1648 starb, nachdem ihr Beichtvater P. Malaspina, wohl der einzige Freund Biennens, bereits im Jahre vorher aus dem Leben geschieden war, da glaubten die Feinde die Zeit gekommen, ihre bösen Anschläge zum Sturze Biennens mit Erfolg ausführen zu können. Hierbei kam ihnen ein Umstand sehr gelegen. Schon zu Lebzeiten Claudias hatte sich der offenherzige Hofkanzler unbeliebt über die von den Jesuiten geleitete Erziehung des Prinzen ausgesprochen. Besonders aber mußte nach dessen Regierungsantritt das unthätige und verschwenderische Treiben am erzherzoglichen Hofe den an rastlose Arbeit und Sparsamkeit gewöhnten Mann erbittern. Auch die Unmenge faulenzender welscher Höflinge und Diener, die schon zum Teil unter Leopold V nach Tirol gekommen und seit der Vermählung des jungen Erzherzogs, ebenfalls mit einer italienischen Prinzessin, sich noch verdreifacht hatte, forderte den Unmut des kerndeutschen Kanzlers heraus. Biennen war auch nicht der Mann, mit seinem Mißfallen zurückzuhalten, sondern machte demselben rücksichtslos in scharfen Aeußerungen und spitzen Spottversen Luft. Dadurch schuf er sich am Hofe nicht nur die ganze welsche Hofkamarilla zu Feinden, sondern brachte auch den Erzherzog nur noch mehr gegen sich auf.

So trat denn ein, was längst zu befürchten war. Am 23. Januar 1650 wurde Biennen seines Amtes als Hofkanzler entsthoben und sein größter Gegner Volmar zum Nachfolger ernannt. Die Antwort Biennens auf den erzherzoglichen „Abschied“ war trotzig und verletzend. Nun hatten seine Feinde das erreicht, was sie wollten: der verhaßte Kanzler war gestürzt. Aber es genügte den unversöhnlichen Gegnern nicht, den Mann unschädlich gemacht zu haben, er sollte auch vernichtet werden. Um diese grausame Absicht zu verwirklichen, galt es vor allem, in den Besitz der Briefe und Schriften Biennens zu gelangen. Dadurch hofften sie eine sichere Unterlage für ihre geplante Anklage zu gewinnen. Für Volmar hatte die Erlangung der Schriften noch einen besondern Wert. Mußte er doch mit Grund vermuten, daß sich darunter außer jener bösartigen Schmähschrift „Genealogia Volmariana“ auch noch eine dem Erzherzog zugedachte Anklageschrift „In causa Volmariana“ befinde, in

welcher ihm Biennet unter anderm Unterschlagung von Geldern, unerlaubten Erwerb, Wuchergeschäfte ꝛc. vorwarf. Wahrscheinlich wußte er sich bezüglich mancher Anschuldigungen doch nicht ganz frei.

Während die Verschworenen, als deren Kern Volmar, Schmauß, Pappus und P. Gravenegg anzusehen sind, im stillen ihre Minen und Schlingen legten und besonders den Erzherzog blanmäßig gegen Biennet bearbeiteten, lebte dieser das erste Halbjahr ungewarnt und unbehelligt in arglosr Zurückgezogenheit. Zu Frieden der Familie hatte sich sein Gemüt von der erlittenen Kränkung allmählich beruhigt und sein reger Geist sich an den Ausbau seiner wirtschaftlichen Pläne gemacht. Das sommerliche Heim, Schloß Büchsenhausen, wurde bequem eingerichtet, der „große Saal“ mit den Bildern der erzherzoglichen Familie und andern Gemälden, darunter einem mit dem — abgeschlagenen Haupt des Hofoferneß, geziert. Eben ging er daran, seiner Brauerei einen schwunghafteren Betrieb zu geben, da traf den völlig Ahnungslosen der furchtbare Schlag. Am 29. Juli 1650 erging an den Kammerpräsidenten Schmauß der erzherzogliche Befehl, den im Jahre 1639 nicht zu Ende geführten Prozeß gegen Biennet wieder aufzunehmen. Es geschah dies auf Veranlassung einer Klage der Hofleute gegen Biennet. Fast gleichzeitig überreichten die Kammerräte eine langatmige Anklage, in welcher er der Erschleichung von Gehaltszulagen ꝛc. beschuldigt und die verweigerte Zahlung des Schentpfennigs als direkte Beleidigung des Fürsten hingestellt war. Die Hofkammer hatte nämlich kurz vorher im Auftrage des stets geldheischenden Erzherzogs Biennet aufgefordert, den angeblich seit 1644 ausständigen Pfennig für ausgeschenktes Getränke im Betrage von 2000 Gulden zu zahlen, was dieser unter Hinweis auf seine Gegenforderung von 15000 Gulden in schroffer Weise abschlug.

Die Beantwortung der obigen Anklage ließ nicht lange warten. Schon am 1. August erging der strenge Befehl des Erzherzogs, Biennet „einer wichtigen Ursache halber“ zu einem Besuch der „Geheimratsstube“ zu veranlassen und ihn dort in einem Gemach durch die Leibtrabanten in Verwahrung zu nehmen, die Schlüssel zu seinen Schriften ihm abzufordern und letztere sowohl in seiner Wohnung in der Stadt, als in Büchsenhausen in Beschlag zu nehmen und in einem Zimmer der Hofburg zu hinterlegen. Ebenso sollte gegen dessen Tochtermann Malaguine vorgegangen werden. Um den Erzherzog zu diesem folgenschweren Schritte zu bewegen, hatten die Verschworenen folgende List ersonnen. Sie spiegelten demselben vor, es haudelte sich in erster Linie um die „Bündner Briefe“, welche Biennet zweifellos verborgen halte. Dies wirkte, denn von der Auffindung der an die Schweizer zurückzustellenden Bundesbriefe hing die Auszahlung der Restsumme von 5041 Gulden ab, die die Engadiner und Prätigauer vom famosen Auskaufe der österreichischen Besitzungen noch schnldeten. Der im vorhergehenden Jahre erhaltene Hauptteil der Verkaufssumme von 63000 Gulden war gleich den von den Franzosen für die Abtretung von Elsaß erhaltenen drei Millionen bereits alle geworden.

Am 5. August kam der Befehl des Erzherzogs zur Ausführung. Biennet wurde in die Ratsstube getockt und dort festgehalten, seine und Malanottes Wohnung wurden durchsucht, und die vorgefundenen Schriften mit Beschlag belegt. Damit war das Schicksal des Exzulers besiegelt. Was noch weiter folgt, ist nur noch naturgemäße Fortentwicklung dieses Schrittes. Nachdem die Beute in sichern Händen war, wurde Biennet wieder freigegeben. Die Feinde hatten nun, was sie brauchten. Freilich, die Bündnerbriefe fanden sie nicht, wohl aber für ihre Zwecke viel Schwerwiegendes. Schon bald darauf konnte der Hofvicekanzler Girardi dem Erzherzog, der sich unterdessen auf einer Jagd jenseit des Brenner vergnügte, triumphierend melden, man sei bei Durchsicht der Schriften Biennets auch auf ein „Famos Libell“ gegen Claudia und den Fürsten und auf andere ehrenrührige „carmina“ und „dicteria“ gestoßen. Damit hatte die civilrechtliche Verhandlung einen kriminellen Charakter erhalten, was den Befehl des Erzherzogs zur unverzüglichen Verhaftung Biennets zur Folge hatte. Dem kam der Exkanzler zuvor, indem er in der „Freiung“ des nahen Klosters Wilten, dessen Abt ihm befreundet war, Schutz suchte. Er ahnte wohl, daß mit der Beschlagnahme seiner Schriften und Briefschaften seine persönliche Sicherheit gefährdet wäre.

Als daher am 30. August Biennet behufs seiner Verhaftung neuerdings zu einer Konferenz geladen wurde, sand der Kammerbote das Nest leer. Vom Asyl in Wilten aus richtete Biennet an den Erzherzog ein Schreiben, in dem er gegen die angedrohte Exekution protestiert, seine Zuflucht in Wilten mit dem Hinweis auf die Intriguen seiner Feinde, die sich zu seinem Untergang verschworen, begründet und um Rückstellung seiner konfiszierten Schriften bittet. Die Antwort des Erzherzogs war der Befehl, sich bei „Verweindung der Ungnade“ den Räten zu „stellen“. Biennet gehorchte nicht. Er that gut daran; denn gleichzeitig ging der von Schmauß verfaßte und vom Fürsten unterzeichnete Bericht an den Kaiser in Wien, in welchem dem Kanzler eigenmächtiges Vorgehen, Unbank, verletzendes Benehmen gegen den Erzherzog, Zurückbehaltung der Bündner Briefe und anderer wertvoller Originalakten, Unterschlagung von Rechnungen zur Last gelegt und er weiter angeklagt wird, eigenhändig gegen Claudia, die Regierung, geistliche wie weltliche Räte und Diener „ehrletzliche schändliche famosa carmina etc.“, so die „landesfürstliche Herrschaft beschmutzt“, Lebendige und Tote aufs höchste beleidigt, verfaßt zu haben, so daß man gegen ihn als „eidbrüchigen, ehrlosen und untreuen Diener“ verfahren müsse. Man erhofft daraus, worauf es abgezielt war, und wie richtig Biennet die Sachlage beurteilt hatte, als er hinter den Klostermauern Schutz suchte.

Da die Herauslockung des Flüchtlings nicht gelang und die Umstellung des Asyls mit Wachen nichts frommte, so verfielen die Verschworenen auf einen andern Ausweg, um seiner habhaft zu werden. Auf ihren Rat wendete sich der Erzherzog mit einem Schreiben an den Fürstbischof von Brixen, beim Abt in Wilten „ernstliche Verwendung“ zu thun, daß Biennet ausgeliefert werde. Wie wissen, wie abhold man im Hofschlste dem getürzten Kanzler war; so gab denn der Fürstbischof dem erzherzoglichen Ersuchen die Zustimmung. Gleich die Nacht darauf drangen der Untermarschall und seine Soldaten ins Kloster, sprengten mit wuchtigem Hammerschlag die verschlossene Thür zum Schlafgemach Biennets, nahmen den Halbangekleideten gefangen und brachten ihn in einer kutsche scharfen Trabes nach Innsbruck ins Fatslokal. Gleich darauf ging es an die Sequestrierung der Biennerschen Wohnung in der „Vorstadt“ und in Büchsenhausen. Gleich Raubtieren durchstöberten die bestellten Kommissare jedes Gemach, nahmen und inventarisierten alles, was nicht niet- und nagelfest war. Umsonst jammerte die wackere Gattin Biennets, daß man ihr nicht einmal das Notwendigste zum Unterhalt liesse. Die Beute, besonders die Nachlese von Schriften war reich genug; hatten sie doch selbst jenen Kasten mit wichtigen Schriften, welche Biennet ins Kloster gerettet und sein Sohn später heimlich zu den Kapuzinern geschafft hatte, durch einen bösen Zufall in ihre Hand bekommen. Damit war die Unterlage für die Anklage vollständig geworden, und das anbefohlene Inquisitionsgeschäft konnte beginnen.

Zuerst suchte man nach „Inquisitoren“, welche das gefundene Schriftenmaterial prüfen und auf Grundlage dessen die Anklage aufbauen sollten. Man fand sie in den Welschtirolern Bertelli di Monte Giglio und Dr. Hippoliti, zweien in allen Advokatenkniffen erfahrenen Juristen. Zugleich erging der Auftrag des Geheimen Rates, Biennet nach der Festung Rattenberg, die auch als Staatsgefängnis, besonders zur Verwahrung welscher Banditen, benutzt wurde, zu bringen. Man wollte offenbar dem Angeschuldigten die Möglichkeit nehmen, dem Erzherzog noch einmal unter die Augen zu treten. Am 26. Oktober 3 Uhr früh wurde Biennet zu Wagen nach Hall und von da zu Schiff nach Rattenberg gebracht. Damit beginnt der Schlußakt der Tragödie.

Im weitschauenden Schloßturm dieses Städtchens sperrte man Biennet in ein Gemach ein, das mehr einem Kerker als einem Zimmer glich. Zum Gefangenwärter hatte er den Schloßhauptmann Neuhaus, von dem Dr. von Schönherr sagt, daß „statt menschlichen Blutes Eiswasser in seinen Adern rann“. Das Notwendigste, selbst Papier und Tinte, wurde dem Gefangenen verweigert. Nur auf besondere Erlaubnis des Erzherzogs

wurde ihm der Zutritt des Barbiers und später eines Priesters bewilligt. Sonst war er von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschlossen, jede Sendung an ihn wurde untersucht, und eingeschmuggelte Zettel wurden beschlagnahmt.

So verbrachte der einst allmächtige Kanzler die Zeit bis Ende Dezember. Erst dann kamen die zwei Fiskale nach Rattenberg und begannen das Verhör. Es dauerte 28 Tage. In 490 Punkten, in denen die beiden Advokaten durch alle erdenklichen Kreuz- und Querfragen den Beschuldigten zu fangen suchten, verbreitete sich das Verhör über diejenigen Anklagen, welche die Beiden in den beschlagnahmten Schriftenmaterial gefunden zu haben glaubten. Aber obwohl sie ihm Falle um Falle, Schlinge um Schlinge legten, kamen sie dem rechtskundigen und redegewandten Kanzler nicht bei, er hatte auf jede verfängliche Frage sofort die entlastende Antwort. Man weiß oft nicht, soll man sich mehr über die Schlagfertigkeit des Angeklagten oder über das phänomenale Gedächtnis wundern, vermöge dessen Bienner bei der erdrückenden Menge von Fragepunkten, die oft jahrzehntelang zurückgriffen, Aufklärung zu geben wußte. Dabei behandelte er seine beiden Inquisitoren, wie sie es verdienten, mit bissigem Sarkasmus und gründlicher Grobheit, oft auch mit Humor. Er warf seinen beiden Peinigern Sophisterei, Arglist und Unwissenheit vor, sie antworteten mit dem Vorwurf der Lüge und Schmähsucht. Alle, vom geringsten Kanzleidiener bis zu den Kammerräten, die zugleich seine Ankläger und Richter waren, wurden als Zeugen aufgerufen und sagten gegen ihn aus. Ob die Drohung, die Folter auszuwenden, wirklich ausgeführt wurde, läßt sich nicht sicher feststellen, doch ist es nicht wahrscheinlich.

Nach Ablauf des Verhörs, welches sich mit Unterbrechungen bis Anfang Juni hinzog, erhielt Bienner, ohne daß ihm eine förmliche Anklageschrift vorgelegt wurde, die Erlaubnis zur Abfassung seiner schriftlichen „Einrede". Sie ist sehr kurz gefaßt. Der arme Mann, der sich fünf Monate lang durch das Labyrinth von Schlingen durchgearbeitet hatte, war sichtlich geistig und körperlich müde. Er mochte wohl auch denken, daß seine Verteidigung gegenüber solchen Richtern doch fruchtlos wäre, und ergab sich mit bewundernswertem Gleichmut in sein Schicksal.

Schon nach wenigen Tagen überreichten die beiden Advokaten ihre Anklageschrift. Sie bestand im ganzen aus zehn Anklagepunkten, von denen die meisten civil- und privatrechtlicher Natur waren. Von Bedeutung war nur einer, den ich hierhersetzen will, weil er den Angeklagten aus Messer lieferte. Auf einem Medaillon der Erzherzogin Claudia waren die Verszeilen angebracht:

> Austriaco Iadicaeas tuos sic Claudia vultus
> Reddidit artificis ingenuosa manus.
> Si dotes animi potuisset pingere, toto
> Pulchrior in mundo nulla tabella foret.

(So, Claudia von Oesterreich-Medici, hat des Künstlers geniale Hand deine Züge wiedergegeben; hätte sie auch die Vorzüge deiner Seele zu malen vermocht, es würde in der ganzen Welt kein schöneres Bild geben.)

Diese höfisch schmeichelrischen Verse hatten den geraden und spottlustigen Kanzler so geärgert, daß er das zweite Distichon in seinem Tagebuch folgendermaßen bissig parodiert hatte:

> Antithesis euidam adulatori poetastro:
> Si sordes animi potuisset pingere pictor,
> Taedior in mundo nulla tabella foret.

(Antithese für einen speichelleckerischen Dichterling:
Hätte der Künstler auch die Schmutzflecken deiner Seele zu malen vermocht, es würde in der ganzen Welt kein ekelhafteres Bild geben.)

Obwohl nun schon aus der Ueberschrift hervorgeht, daß diese unklugen Verse nicht auf die von ihm so hochverehrte Erzherzogin Claudia abzielen, sondern daß diese Antithese auf den Poetaster gemünzt sei, so leiteten die Untersuchungsrichter trotz der Betheuerung Bienners doch daraus das Verbrechen der Majestätsbeleidigung ab, auf welches zur damaligen Zeit der Tod stand. Gleich dieser boshaften Unterstellung sind auch alle übrigen Punkte ein Gewebe von Lügen und verdrehter Wahrheit, eine niederträchtige und leichtfertige Scheinanklage, auf die hier mit „Ungehung selbst der primitivsten Rechtsform ein Urteil gefällt wurde, das, von Haß und Willkür diktiert, den schmählichsten Justizmord enthielt".

Das Strafausmaß lautete „ihm zur Strafe und andern zum Exempel" auf Hinrichtung durch das Schwert. Den Erzherzog, dem Punkt für Punkt der Anklage vorgelegt wurde, von der Schuld des Angeklagten zu überzeugen, gelang leicht. War er doch von den Verschworenen, in erster Linie von P. Gravenegg, Schmauß und Girardi, seit langer Zeit planmäßig bearbeitet und in der Anklageschrift ausdrücklich betont worden, wie aus solchen Schmähschriften leicht „Rebellion und Ungehorsam gegen die Obrigkeit" entstehen könnte. So setzte denn der unerfahrene erst dreiundzwanzigjährige Fürst, dem seine ehrgeizigen Verzögerungen mehr im Sinne lagen als der Ernst seiner verantwortungsreichen Stellung, den Namenszug unter das verhängnisvolle Schriftstück.

Die Ausführung des Urteils geschah rasch. Laut erzherzoglichem Befehl vom 13. Juli 1651 sollte es am 17. Juli vollzogen werden. Die erste Nachricht von dem Beschlusse erhielt Bienner durch den Hofprediger P. Felix. In vollständiger Ruhe und „sanftmüthigen Worten" nahm der Todgeweihte die Mitteilung entgegen und ging dann sofort an die Abfassung seines letzten Willens, den er nach seiner Art mit wenigen Schlagworten aufs Papier warf. Dem Landrichter Kolb, der mit thränenerstickter Stimme die offizielle Nachricht kaum vorzubringen vermochte, sprach er Mut zu; ja, er scherzte sogar mit ihm und bemerkte, daß sein erstes Preisbuch, das er als Knabe erhielt, die Geschichte des englischen Kanzlers Thomas Morus gewesen sei, und daß er seitdem oft den Wunsch gehegt habe, auf ähnliche Weise zu sterben. Dann nahm ihm der Pater von Mariathal die Beichte ab und reichte ihm die „Wegzehrung". Durch den Pfarrer von Rattenberg, Albert Rottenbucher, der sich überhaupt in der ganzen traurigen Angelegenheit sehr schön benahm, ließ Bienner seine Familie grüßen und die Söhne bitten, gegen seine Feinde nicht ein „rachgieriges Werk zu machiniren".

Als die Vorkehrungen zur Hinrichtung getroffen waren, schritt er mit einer „sanftmüthig geistreichen Fröhlichkeit" aus dem Kerker ins Freie und hinab zur Richtstätte in den untern Schloßhof. Hier stand die zwei Meter hohe Bühne aufgeschlagen mit dem schwarzbedeckten Lehnstuhl, dahinter die Tafel mit den zwölf bürgerlichen und ländlichen Gerichtsbeisitzern. Bienner, den der Humor bis zum letzten Augenblicke nicht verließ, bot ihnen einen „Guten Morgen". Nachdem er die Bühne bestiegen hatte, wurde ihm das Urteil verlesen. Er nahm es gefaßt auf, nur bei der Stelle, wo man ihn des Diebstahls beschuldigte, zuckte er zusammen und hob die Augen wehmütig nach oben. Dann hielt er eine ergreifende Verteidigungsrede, in der er seine Unschuld vor aller Welt beteuerte, und forderte hernach den Scharfrichter auf, seines Amtes zu walten. Wenige Minuten darauf fiel das edle Haupt unter dem Streich des Henkers. Das war zwischen 10 und 11 Uhr vormittags. Um 3 Uhr nachmittags kam der erzherzogliche berittene Kurier Franz Saurwein mit der — Begnadigung. Die herzlosen Feinde hatten ihn in Mühlau beim Gasthirt betrunken gemacht, so daß er sich verspäten mußte! —

Bald darauf, im Oktober, starb der Kammerpräsident Schmauß, der Hauptankläger, eines plötzlichen Todes. Die Volksüberlieferung erzählt, Bienner habe ihn vor seiner Hinrichtung binnen Jahresfrist vor Gottes Gericht gerufen.

Was vom Schicksal der Gattin Bienners erzählt wird, daß sie in Wahnsinn gefallen und sich von einem Felsen gestürzt habe, gehört in das Reich der Sage. Richtig ist hingegen, daß Anton Verkhofer, der Bischof von Brixen, schwere Gewissensskrupel empfand, weil er in dem Umstande, daß dem Bienner bei dem Todesstreich auch drei Finger der rechten Hand abgehauen wurden, seine obenerwähnte angewünschte Verstümmelung eingetroffen sah, und wohl noch mehr darüber, daß er durch die zugestandene Verletzung des Asylrechtes des Klosters Wilten die Auslieferung des darin Schutz suchenden Kanzlers ermöglicht hatte und so die erste Ursache zu seinem Tode geworden war.

Am Strande.
Nach einer Originalzeichnung von R. Heinig.

Der Stern von Angora.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.) Novelle von **Rudolph Stratz.**

Ueber die Brücke des Goldenen Horns zwischen Pera und Stambul wälzte es sich im letzten Abendschein in dem buntscheckigen, die Augen verwirrenden Gewimmel, dem Maskenwirrwarr aller Völker und Trachten, dem Babel von Sprachen und Naturlauten, mit dem die Zwillingsstädte unermüdlich vom Morgang bis zum Untergang der Sonne ein lärmendes, in tausend rote, grüne, blaue und weiße Pünktchen sich verlierendes Farbenspiel von Menschen zwischen sich fluten und ebben lassen — beide noch in Europa gelegen und doch nur die eine, Pera, noch halbwegs Abendland, mit ihren prunkvoll vom Berge ragenden Gesandtschaftspalästen und modernen fensterreichen Gebäuden — die andere aber, das ehrwürdige Stambul drüben, tief eingetaucht in den Märchenschimmer des Orients, der die wuchtig sich über den Himmel spannenden Moscheen, den drängenden Seraskierturm hoch oben und unten die geheimnisvoll hinter bemoosten Mauern und im Cypressendunkel begrabene Seraisstadt des Sultans vergoldete.

Zwischen den hohen Masten und Nasen der Ostindienfahrer, dem Qualm der Mittelmeerdampfer, dem Zickzad der wie Schwalben kreuz und quer durch die Fluten schießenden Hafenboote und den schaukelnden Scharen der Lastkähne und der schmalen Kaiks, der Passagiernachen, die die Schiffskolosse hungrig umlagerten, hatte sich mit dem Geheul seiner Signalpfeife das von Haidar-Pascha, dem Endpunkt der anatolischen Bahn drüben in Kleinasien, kommende, mit Reisenden beladene Fahrzeug vorsichtig seinen Weg gesucht und entließ jetzt den Strom der Türken und Levantiner und unter ihnen auch Wendelin Strittmaier, mitten auf die Brücke des Goldenen Horns, um dessen rastlos vorüberflutendes Geschrei und Gedränge noch zu vermehren. Menschen von weißer Hautfarbe abwärts durch alle Schattierungen von Braun und Gelb bis zum tiefsten Negerschwarz, Menschen in fränkischem Hut und Tropenhelm, im grünen und weißen Turban des Osmanen, dem roten und dem weißen Fez des Levantiners und des Albanesen, im braunen Zuckerhut des Derwischs, der schwarzen Lammfellmütze des Persers und der Kapuze des Arabers, in Lumpen gehüllte Bettler und Große der Hohen Pforte in Gloskutschen und spazierenfahrende, nach Pariser Mode angezogene, kaum merklich verschleierte Haremsdamen, hellenische Paikaren, hofenlos und in felsisamen weißen Ballettröckchen, und langbärtige griechische Mönche in blauen Weibergewändern — wie das Prunkbild eines Ausstattungsstückes zog das alles sinnverwirrend, betäubend, hastend an dem Beschauer vorüber. Und noch einmal fühlte der junge Gelehrte, schon mit dem Fuße in Europa, den Zauber des Ostens, die Farbenfreudigkeit, die hier aus den Lumpen jedes Krüppels am Wege flammte — und das Grauen vor dem nüchternen, ewig maßvollen und gebildeten Abendland, wo die Männer die Trauer- und Nachtfarbe als Festgewand trugen und die Luft trübe war vom Ruß der Schlote.

Einmal noch hinein in die Welt von Tausend und einer Nacht! Zum Abschied! Er konnte sich nicht entschließen, jetzt gleich nach Pera hinaufzusteigen, in das Hotel mit seiner Table d'hote und voll von Allerweltstouristen mit dem roten Baedeker in der Hand. Er beauftragte einen Kommissionär, sein Gepäck einstweilen dorthin zu schaffen, bis er selbst nachkäme, und dann ließ er sich wohlig, wie der Schwimmer im plätschernden Strome, von den bunten Menschenwellen dahintragen, dem geheimnisvoll dämmernden Stambul entgegen . . . .

Einmal wendete er noch den Kopf nach dem Europäerviertel drüben zurück und blieb an einer geschützten Stelle stehen, wo ihn die Wogen des Verkehrs nicht mitrissen. Da drüben in der großen, fremden Stadt, in irgend einem der weiß angestrichenen hochstöckigen Häuser — da war jetzt Dagmar! Da ruhte sie, erschöpft von den Schrecken und Aufregungen der letzten Woche bei ihren Freunden aus, sorgsam gehütet, gepflegt, wohl gar noch vom Arzt überwacht, und wartete auf seine Ankunft. Heute war es zu spät! Aber morgen um diese Zeit hatten sie sich schon gesehen und gesprochen! Es gab ja so viel, so endlos viel zu berichten seit jenem Ueberfall von Angora, der wie ein Blitz aus blauem Himmel sie getrennt hatte. Sein Herz klopfte ihm wie einem Kinde vor Weihnachten, während er an die blasse kleine Frau da drüben dachte und das Brausen des Orients ihn inzwischen ohne seinen Willen weiter und weiter von ihr hinweg und in das Gassengewirr von Stambul hineinführte.

Jetzt erst merkte er, wie viele schwarze Mützen auf diesen Menschenhäuptern um ihn waren — Perser, die ernst ausstehend, in Festtagskleidung, alle demselben Ziele zuzustreben schienen. Der Perser Mirza Riza, den er in Angora gesehen hatte und der zu dem Blutfest nach Konstantinopel wallfahrten wollte, kam ihm in den Sinn, und zugleich fiel ihm das Datum ein: jawohl, heute war der Tag! Und dort, hinter jenem Thorweg, vor dem eine gewaltige Masse von Neugierigen aller Nationen in der andächtigen, von Spottlust freien Ruhe des Islam sich staute und Reihen von Saptiehs, türkischen Polizeisoldaten, die Ordnung aufrecht erhielten, dort mußte der Schauplatz einer Feier sein, von der ihm schon viele gesprochen, und die doch wenige Europäer in Pera mit Augen gesehen . . . Wenigstens klangen von da innen Töne, wie er sie in diesem an mannigfaltigem Lärm so reichen Lande noch nie gehört hatte: ein dumpfes, klirrendes und klatschendes Geräusch und ein seltsamer, stoßweiser, atemlos gellender Doppelruf, zu dem als Grundbaß das matte Murmeln einer großen Menschenmenge grollte.

Vor ihm schritt eine Anzahl europäischer Damen und Herren — Mitglieder der spanischen Gesandtschaft, nach ihrer Sprache zu urteilen und nach der Begleitung goldstrotzender, bis an die Zähne bewaffneter Kawassen, eingeborener Diener, die den Weg durch die Mauern der Gaffer für ihre Sennoritas frei machten. Hinter ihnen kamen einige Gentlemen in hellen Frühjahrpaletots, Stummelpfeifen im Mund, eine engelschöne, rotbäckige und sommersprossige Miß daziwischen, vornehme Briten, denen ihr Botschafter gleichfalls zwei martialische, wie Theaterräuber herausgeputzte Kawassen mitgegeben hatte. Und mit diesen Schützlingen des diplomatischen Korps betrat auch der junge, als zu ihnen gehörig betrachtete Gelehrte den weiten Raum.

Eine tausendköpfige Versammlung unter freiem Himmel, phantastisch vom Widerstreit zwischen Mondlicht und Pechfackelgeloder überstrahlt, schwarz ausgeschlagene Schranken in der Mitte, schwarzer Trauerschmuck überall in dem Hof, das Ganze eine Welt des Weinens und Weheklagens, voll Heulen und Zähnegeklapper in unsicherer feuriger Finsternis, wie im Vorhof der Hölle. Die paar Europäer freilich schauten nur neugierig, die Ordnung haltenden türkischen Soldaten gleichgültig darein, aber alle die andern, die Perser, jammerten und stöhnten. Der persische Gesandte in einer schwarzen Loge drückte schmerzbewegt den geistlichen Batist an die Wimpern, die Geistlichkeit daneben hob verstört die Augen vom Gebetbuch zum Himmel, die Männer unten wischten sich zeremoll mit schmutzigen Lappen unsichtbare Thränen aus dem Gesicht. Denn in Wirklichkeit waren alle Lider trocken. Man zeigte nur sinnbildlich Allah seine Reue in der Trauerstimmung dieses dem Gedenken an die von ihrem Volke schmählich verratenen Propheten Hassan und Hüssein geweihten Abends und begleitete mit dem unterdrückten Geschluchze, dem dumpfen Schall der Becken und Posaunen, den grollenden Bässen der Priester die langsam bei Fackellicht innen in den Schranken wandelnde Flagellantenprozession der Büßer . . .

Das war wie ein Bild aus Dantes Hölle: diese halbnackten, mit schweren Kettengeißeln sich die Schultern blauschwarz schlagenden, stoßweise ihr „Hássan! — Hüssein!“ gellenden Fanatiker, diese aus Blech geformten und bemalten Hände, die an langen Stangen zwischen Trauerfahnen ihnen vorauschwankten, diese Priester, die mit aufgeschlagenen Pergamentrollen, mit Grabesstimme ihre heiligen Sprüche murmelnd, den Zug der Verdammten führten! Dem jungen Deutschen war es zu Mute, als ob er träumte. Aber während seine Augen dies Aufflackern

vielhundertjähriger orientalischer Glut in sich schlürften, seine Ohren sich betäuben ließen von diesem schneidenden Häjjaurus, diesem Kettengellirr auf nacktem Fleisch, dieser bitterlichen Klage der Zuschauer, wurde doch ein Schuldbewußtsein in ihm wach. Es kam ihm vor, als wäre es nicht recht, daß er hier stände und gaffte wie ein müßiger Weltbummler, statt an Dagmar zu denken. Und er sah sie vor sich, wie sie drüben in Pera wohl schon müde in ihren Kissen schlummerte, das schöne Kindergesicht von seidenem Haar umrahmt, die schwermütigen dunklen Augen geschlossen und um den Mund ein halbes, verlorenes Lächeln . . . ein Lächeln, das ihm galt . . . dem Wiedersehen und dem Tanz . . .

Ein Stoßen und Drängen um ihn weckte ihn aus seinen Gedanken. Die Geißelbrüder waren verschwunden, nachdem sie dreimal feierlich und langsam das schwarzausgeschlagene Rondell umkreist hatten. Aber stärker und leidenschaftlicher als bisher gellte das Stoßweise: „Häjjan! — Hüjjein!“ vom Eingang des Hofes aus Hunderten von heiseren Kehlen. Es war, als hielten Schwärme von Gespenstern dort ihren Einzug, zwei lange, endlos lange Reihen von bluttriefenden, in weiße Totenhemde gehüllten Tänzern — Männern, Jünglingen, selbst kleinen Knaben, die sich Mann über Mann mit der Linken zu je einer unlösbaren Kette verschränkt hielten, während sie mit den rechten Fäusten scharfgeschliffene kurze Schwerter schwangen und in der Zukunft des Fanatismus auf ihre eigenen Häupter niederfallen ließen, daß Ströme von rinnendem Blut die schon vielfach mit Purpurflecken getränkten Leichenlinnen färbten. Langsam, stehenbleibend und wieder ruckweise wie von einer unsichtbaren Faust einige Schritte weitergeschleudert, schoben sich die beiden Reigen dahin, die Gesichter mit den verstört rollenden Augen und weit offenen Lippen einander zugekehrt. „Häjjan!“ heulte es taktmäßig zur Linken, „Hüjjein!“ brüllte das Echo von der Rechten zurück, und wieder senkten sich die Stahlschneiden auf die von der Lammfellmütze entblößten, kahlgeschorenen Schädel. Blut überall — Blut auf den gebräunten Zügen, Blut auf den Gewändern, Blut am Boden, Blutspritzer selbst auf den nächsten Zuschauern, den schluchzenden Persern. Sie alle weinten in Tücher und hohle Hände, der elegante Gesandte wie der ärmlichste Krämer, die reichen Teppichhändler wie die düsteren Priester, die hinter den Stangen mit den beschwörend aufgereckten Blechhänden schritten und die heiligen Bücher mit beiden Armen hochhielten. Und hinter ihnen das geheimnisvolle, immer wiederkehrende Wahrzeichen des Neuesseits: der hinkende, mit Blut überspritzte Totenschimmel und, auf seinem leeren Sattel festgebunden und ängstlich flatternd, die beiden weißen Tauben.

Noch ehe der erste dieser wilden Büßerzüge vorbei war, fiel mitten in den Gruppen der europäischen Zuschauer ein portugiesischer Gesandtschaftsattaché in Ohnmacht und wurde zur Seite getragen, gefolgt von einem gleichgültigen Blick der schönen Engländerin, die diesen Mangel an Nervenkraft nicht begriff. Und noch weniger ihre Schwestern aus Madrid, die sachkundigen Auges, wie sonst vom hohen Balkon das Stiergefecht, diese neue Art von Blutvergießen verfolgten. Ein paar Herren wollten über den Portugiesen lachen. Aber ihre Kawassen und Dragomane mahnten flüsternd zur Vorsicht. Heiterkeit war inmitten dieser fanatischen Menge nicht am Platz. Schon drehten sich langsam manche finstere Gesichter nach ihnen um.

Unter ihnen auch ein europäisches Antlitz, das Wendelins, der, abseits von den übrigen Franken, bis an die Schranke vorne getreten war, um besser zu sehen. Er schaute anfangs gleichgültig hinüber, was da wohl vorgefallen wäre, dann in einem ungläubigen Erstaunen, und dann in einem Schreck, vor dem sein Herzschlag plötzlich still stand.

Da drüben saß, wie immer, halb gutmütig, halb ironisch vor sich hinlächelnd und in blasierter Zerstreutheit diesen frommen Aberlaß im großen musternd, der spitzbärtige Ritter von Mora. Und neben ihm — es konnte nicht sein — er traute seinen Sinnen nicht und sagte sich doch selbst: ja — das war sie! . . .

Sanft, friedlich und unberührt, wie ein artiges Kind, das man zur Belohnung ins Puppentheater geschickt hat, blickte sie auf die verzweifelt weinende Menge hinab, und ihre schönen Augen waren vor diesem nächtlichen Hexensabbath ebenso voll träumerischer Schwermut, wie wenn sie sonst im Augustustempel zu Augora Wendelin Strittmaiers begeisterten Reden gelauscht hatte, zwei dunkle Spiegel, die leidenschaftslos und still alles in ihre Tiefen aufnahmen und verstehen ließen, was von außen kam. Die Augen einer Nixenseele . . .

Jetzt konnte er Dagmar nicht mehr sehen, Menschen schoben sich dazwischen, das Häjjan-Hüjjein-Geschrei schwoll wieder wütend an, ein neuer Doppelzug von rasenden Büßern, von zuckenden Klingen und flammenden Pechfackeln schwankte heran, wieder die Trauerfahnen und Hörner, der hinkende Schimmel, die weißen Tauben, der ganze Fastnachtsspuk voraus. Und der schien ihm jetzt in seiner Betäubung so bizarr, daß ihm plötzlich der Gedanke kam, auch Frau Dagmars Bild da oben könnte ein mitternächtiger Schatten, eine Vision seiner erregten, von der Kraftheit noch geschwächten Nerven gewesen sein. Beruhigt und benommigt zugleich von dieser Vorstellung, drängte er sich durch die Gruppen der Schiiten bis dahin, wo die Spanierinnen saßen. Neben ihnen hatte er vorhin Dagmar geschaut.

Und da erblickte er sie wieder! Gerade wie zuvor! Arglos und ahnungslos — nur ein wenig Angst und Abscheu auf dem süßen schmalen Gesichtchen. Offenbar wäre sie am liebsten fort, voll Ekel vor dem Lärm und Blut, und wagte doch nicht, dem Mephisto neben ihr, den der Trubel zu amüsieren schien, ihre Schwäche zu gestehen.

Und die Beiden — jetzt erst meldeten es dem Beschauer unten seine Augen ausdrücklich wie schadenfrohe Diener — die Beiden saßen Hand in Hand. Und wenn Dagmar vor dem Tohuwabohu vor ihr leise schauernd erbebte, drückte er mit einem aufmunternden Kopfnicken ihre Rechte, und sie antwortete mit einem schwachen Lächeln, das tapfer aushelfen sollte!

Schluchzende Persergruppen warfen Wendelin bis zu der Mauer zurück. Da blieb er stehen und starrte zum Nachthimmel empor, wo still die Sterne über all dem Unfug der Erde und ihrer kranken Bewohner leuchteten, die Gott zu Ehren hier zur Abwechslung einmal nicht fremdes, sondern eigenes Blut vergossen. Das Fest näherte sich seinem Höhepunkt. Neue, bisher nicht geschaute Gestalten tauchten auf, neben den brüllenden Schwertträgern, den klagenden Priestern, neben Schimmel und Tauben schwankte ein Kamel heran, auf seinem Rücken ein verschleiertes junges Weib, das Hals und Hände in einem hölzernen Rahmen gefesselt trug und von ihrem hohen Sitz herab verzweifelt zu der Menge schrie; ein paar halbnackte kleine Knaben folgten, die rittlings hintereinander wie die Haimonskinder auf einem Rosse saßen und sich aneinander festhielten, und hinter ihnen neue Büßer und Beter und immer leidenschaftlicher, immer gellender der unermüdliche Takt des Doppelrufes: Häjjan-Hüjjein! . . .

Und in dieser Orgie von Jammer und Neue um ihn her dachte Wendelin: Wie war es möglich? Hatte er nicht erfüllt, was Dagmar wollte, und sein Leben für sie in die Schanze geschlagen, wo der Ritter von Mora vorsichtig unten an der Mauer vor der Kugel des Räuberfürsten Halt gemacht hatte? Und die kurze Spanne Zeit, die dazwischen lag, sollte genügt haben, um dem Nebenbuhler den Sieg in die Hände zu spielen? So wenig war er ihr gewesen? Einer nur wie so manchen andere, der in aller Herren Ländern den Zickzackslug ihres Kolibridaseins gekreuzt? Und einen Eindruck hatte keiner hinterlassen? Sie konnte einen Eindruck nicht länger behalten, als das Wasser eines Quellbaches? Ein kurzes Stutzen, ein Strudel und schon ist wieder alles glatt . . . vorbei . . . vorbei . . .

Er wollte Gewißheit haben. Wieder schob er sich in das Gewühl, und diesmal schleuderte ihn, wider seinen Willen, eine Menschenwelle bis mitten auf den Platz der Europäer. Die Spanier und Briten hatten sich inzwischen mit ihren goldstrotzenden Kawassen entfernt. Es sah aus, als ob das Fest zu Ende wäre, wenn auch die Masse der Perser unverdrossen auf ihrem Standort verharrte und aus der Ferne ein unheimliches Wehklagen, lauter und wilder als alles bisher, langsam näher und näher kam.

Nur ein Paar war geblieben. Frau Dagmar und der Ritter von Mora. Sie schmiegte sich scheu an ihn, mit einer Bewegung, als wollte sie lieber auch flüchten, und dann hörte Wendelin deutlich seine gutmütige Stimme sie beruhigen: „Bleib' doch! Wann ich dir schon sag': Es ist gar keine Gefahr! Jetzt schauen

wir beide, du und ich, etwas, was die andern nicht zu schauen kriegen . . ."

„Weißt du denn, was es ist?"

„Halt die letzte Nummer von der Maskerad'! Es wird schon eine rechte Hetz' sein!"

Sie nannten sich „Du"! Nun war es entschieden! Langsam lösten sich vor dem einsamen Dritten hinter ihnen all seine Traumschlösser in Nebel auf . . .

Das Jammern um ihn schwoll zum Sturm, die gellenden, lusterschütternden Rufe: „Hâsan-Hüssein!" fuhren wie Peitschenhiebe in die aufschreienden, ineinander strudelnden Menschenknäuel, im Taumel der Inbrunst kreisten die Klingen über den kahlen Schädeln, schwankten die Todeszeichen auf hohen Stangen und flohnten die Bäße der Priester, daß die Blätter der Gebetrollen in diesem heißen Hauch der Massen sich wie von selber aufsträuselten und die weißen Tauben ängstlich auf dem Pferderücken flatterten — von Fackelglut taghell übergossen, von rasenden Büßern umringt, naßte die Leiche Hüsseins, des Sohnes Alis, des Propheten! Wächtern gelb, starr ausgestreckt lag da die Gestalt eines jungen Mannes auf einem schwarzverhangenen Pferde, das bleiche Gesicht nach den Sternen gerichtet, und Pfeil an Pfeil im Leibe. Hinterher der erschöpfte, röchelnde Reigen der fanatischsten Schwertbrüder, der Lieblinge Allahs, in einem Rausche der Selbstkasteiung. Und rings im Hofraume klang durch ihr Geschrei das verzweifelte Weinen. Der persische Gesandte war aufgestanden und schluchzte fassungslos in sein Taschentuch, bittere Thränen vergoß sein Gefolge, Thränen die Priester und die Handelsherren, die Krämer und das niedere Volk, Thränen überall, bis in der Ferne der letzte Schlachtruf der Büßer verhallte und alles wieder, wie in einer Walpurgisnacht auf dem Blocksberg, zum Mondesfrieden der Wirklichkeit zurückkehrte . . .

Durch die dem Ausgang zuströmenden Scharen schob sich der junge Gelehrte ungestüm vorwärts. Er wollte Dagmar noch einmal sehen. Warum? — darüber gab er sich selbst keine Rechenschaft.

Als er sich aus dem Getümmel des Thorwegs, mit Hilfe eines Polizchifa an einen Stadtsoldaten, hinausgequetscht hatte, erblickte er draußen das Paar, Arm in Arm, vom Dragoman geleitet und in vertraulichem Geplauder aneinander geschmiegt. Aber eine Rotte Korah drängte sich zwischen ihn und sie, ein Dutzend Nachzügler der Bußprozession, die hier auf eigene Faust mit geschwungenen Fackeln und Säbeln und unter betäubendem Geschrei ihre Köpfe mißhandelten. Er konnte sich eben nur noch eilig an ein Hausthor drücken, um sich vor unbeabsichtigten Seitenhieben der toll und blind gewordenen Gottesmänner im weißen Leichenhemd zu wahren, und einer der Ordner, die mit langen Stöcken den in allzueifrigem Eifer die Widerstandskraft ihrer Hirnschale erprobenden Schwertkünstlern in die Klinge fielen, sprang schützend vor ihn, bis dies letzte Ueberbleibsel des Festes sich wieder in Bewegung setzte und seinen Kehraus weiter tanzte. Aber inzwischen waren die andern da vorne längst in ihren abseits harrenden Wagen gestiegen und davongefahren, und Wendelin Strittmaier trat einsam, gesenkten Hauptes, wie ein Nachtwandler, den Heimweg vom Morgenland zum Westen, von Stambul nach Pera, an. Ohne recht zu wissen was er that, stieg er, wie er gekommen, die dunklen Straßen hinab, an den hochragenden Steinmassen der Solimannmoschee mit ihren vielen, durch die Nachtstille plätschernden Brunnen vorüber, über das Goldene Horn, zu dessen beiden Seiten die Wellen des Bosporus silbern im Mondschein blinkten und rauschten, und weiter vom Hafenplatz Galata steil aufwärts, über Stufen zwischen toten Häusern, an Palästen und Brandschutt, an niederen Hütten und der bewaffneten Feldwache vor der Ottomanischen Bank vorbei, und endlich fand er sich auf einmal im hellen Lichterglanz des Pera-Palasthotels, zwischen eleganten Damen und Herren, zwischen bestackten Kellnern, zwischen Zeitungen, Kurszetteln, Schiffslisten, zwischen dem Surren der Lifts und gedämpfter Musik, mitten in Europa, und es kam ihm wie ein Fieberwahn vor, daß er vor kaum einer halben Stunde, ganz in der Nähe, einen Blut- und Gluthauch aus der tausendjährigen Wüstenstimmung des Morgenlandes eingeatmet hatte.

An einem Tisch saß Gabriel Ghazeel Effendi, schwermütig und träge wie immer, rauchte eine Cigarette und unterhielt sich mit einigen jüngeren Herren, den Angehörigen europäischer Konsulate. Sobald er den blonden Archäologen erblickte, sprang er rascher als gewöhnlich auf, um zu ihm hinzueilen und sich nach seinem Ergehen zu erkundigen. Aber jener wehrte ab. Sein Auge war unstet, seine Stimme unsicher — er hatte nur eine Frage: War dem Effendi irgend etwas Neues über seinen Freund, den Ritter von Mora, bekannt?

„Er hat sich verlobt!" sagte der Jungtürke. „Heute früh. Mit der Dame aus Angora. Mittags erzählte er es im Klub."

„Ich danke Ihnen, Effendi!"

„Bitte!" Gabriel Ghazeel merkte, daß sein Gegenüber jetzt lieber allein sein wollte, und zog sich mit höflichem Gruß zu seinen Gefährten zurück, die eifrig darüber stritten, wer die engelschöne britische Miß sei, die, vom Perserfest heimgekehrt, mit doppeltem Appetit und voller Gemütsruhe am Nebentisch ihr Beefsteak verzehrte. Und der Türke hörte ihnen schweigend zu und lächelte verstohlen und mitleidig vor sich hin und dachte sich: Mann finde ich den Franken, der keinem Weibe nachläuft? . . .

Wendelin war inzwischen wieder vor das Hotel getreten, als ein betäubter und verstörter Mann. Von neuem wanderte er draußen unstet durch die Gassen, durch das trübe, zweifelhafte Nachttreiben von Pera, einen Sumpf, wie er sich überall auf der Erde da bildet, wo europäische Kultur das Volksleben anderer Rassen vergiftet. Gesang und Lärm drang aus den Singspielhallen, verdächtige Kerle an den Straßenecken erboten sich als Wegweiser zu den Spielhäusern, ein paar aus dem Hafen herausgeschlichene Strolche bettelten den „Landsmann" in drohendem Sächsisch um ein Almosen an, und was an Nachtschwärmern solide war, harmlose Gesellschaftsreisende von Cooks, Gazes und Stangens Gnaden, das saß Mann an Mann in den griechischen Bierhäusern und stolperte auf dem Heimweg über die herrenlosen, in den Löchern und Abgründen des Pflasters schlummernden Hunde.

Das alles war ein Zerrbild des Orients und ein Schmerz für das Auge dessen, der des Islams Würde und Einfalt, seine in ihrer selbstzufriedenen, unerschütterlichen Trägheit so feierliche Größe kannte. Der einsame Wandler drehte um, ohne selber recht zu wissen, was er that, und kehrte in den Peralast zurück.

„Sie werden erwartet!" sagte ihm der Portier. Er jubte. Er kannte hier zu keinen Menschen! Vielleicht, daß ein Interviewer auf ihn lauerte? Der Ueberfall in Angora mochte ja wohl einige Tage den Gesprächsstoff am Goldenen Horne bilden.

Aber der auf ihn zutrat, war kein neugieriger Berichterstatter — es war der Mann, den er am wenigsten von allen auf der Welt vor sich zu sehen vermutet hätte: Franz Josef Ritter von Mora!

„Also . . . da bin ich!" sagte der Mephisto trocken, aber in gutmütigem Tone. „Ja — schauen's mich nur so an! Ich selber! Vielleicht ist es nicht recht von mir! Vielleicht vergeb' ich mir was damit — aber ich hab' Sie vorhin bei den Persern gesehen und mir immerfort, während sich die Trotteln auf ihren Kahlschädeln herumgetrommelt haben, gedacht: Ach was! Gesht halt einmal hin und red's mit ihm! Das ist immer noch das Gescheit'ste! Dann hat die arme Seel' Ruh'! . . . Also, lieber Herr, ich muß Ihnen mit Bedauern zu meiner Freude mitteilen . . ."

„Bitte! Ich weiß schon, daß Sie sich verlobt haben!"

„Na, um so besser!" Der andere lächelte schlau und ließ sich in einen türkischen Diwan sinken. „Nehmen's doch auch Platz! Sie schauen noch ein bisserl elend aus! Wie geht's Ihnen denn?"

„Danke, ganz gut!"

Das freute seinen Gegner. „Recht ist's! Das ist der Nutzen von der Gelehrsamkeit! Ich hab' keine solche dicke Brieftasche voll lateinischer Notizen bei mir g'habt wie Sie! Mich hätt' der Rastelbinder, der Tscherkesse, durch und durch geschossen wie einen Krammetsvogel! Tot und begraben läg' ich jetzt schon da draußen in der Einöd'! Wär' ja weiter kein Verlust . . . freilich . . . ach, bitte . . . das schau' ich Ihrem Gesicht schon

Hünengrab im Walde.

Nach dem Gemälde F. Hoffmann-Fallersleben.

an . . . aber man lebt doch halt einmal! Und man lebt ja auch ganz gern!“

Er zündete sich eine Cigarette an und plauschte dann so gemütlich und vertraulich weiter, als säße er mit einem guten Freund zusammen in einem Wiener Kaffeehaus.

„Wissens: ich bin ein Philosoph! Das wird man mit den Jahren! Ich bin auch kein heuriger Hasʼ mehr! Ich habʼ bald meine Vierzig auf dem Buckel. Da wird der Mensch mit der Zeit nachdenklich und will nicht mehr mit dem Kopf durch die Wand oder will gar senkrecht die Wände hinaufkraxeln . . .“ Er lächelte in Erinnerung an das Abenteuer vor der Gartenmauer in Angora. „Da bleibt man auch ʼmal unten stehen und wartet! Das rechtzeitige Stehenbleiben ist auch eine Lebenskunst, mein lieber Herr Doktor, und das Warten erst recht! Zu was immer gleich hixlöpfig sein? Andere sindʼs ja eh'!“

Dabei streifte er ihn mit einem beinahe schalkhaften Blick seiner schwarzen Funkelaugen und fuhr, da der junge Gelehrte kein Wort der Erwiderung fand, leichthin fort: „Also jetzt will ich Ihnen ʼmal mein Herz ausschütten! Passenʼs auf! Lieber Herr, Sie sind noch jung! Sie sehen noch die schöne Helena in jedem Weib und nehmen ein Weib ernst, weilʼs schön ist! Früher war ich gerad' so und heren' es nicht! Das ist der liebenswürdigste Unverstand, den man als junger Mann begehen kann! Aber wenn man älter wird . . . ach ja . . .“ Er seufzte und blieg

die Rauchringel seiner Cigarette von sich . . . „Da gewöhnt man sich so ein nachdenkliches Lächeln an und sagt zu sich oder viel-mehr zu den Frauen: Kinder, seid's g'scheit und macht's uns nichts vor! Und euch selber auch nichts! Nehmt's euch, wie ihr seid! Unser Herrgott hat schon gewußt, warum er euch so ge-schaffen hat und nicht anders! Jetzt pfuscht's dem lieben Gott nicht ins Handwerk, spielt's nicht die Engerln und nicht die Teuferln, sondern bleibt's, was ihr seid, unsere lieben Frauen, an denen wir nichts lieber haben als ihre Schwäche und ihre Schwächen! Und so, verehrter Herr, schau' ich die Frau Dagmar an!"

Das alles sagte er in langsamem, behaglichem Tone, freund-schaftlich belehrend, beinahe väterlich, wie der Mephisto zum Schüler. Und Wendelin Strittmaier saß immer noch ganz be-nommen da und wußte nicht, was er antworten sollte. Und dann hörte er wieder neben sich die einschmeichelnde, schleppende Stimme des andern:

„So spricht die Weltweisheit, wenn sie auch manchmal bitter ist und, glauben's mir: am bittersten für den Weltweisen selber! Denn der Esel hat sie zumeist am teuersten bezahlt und schenkt sie nachher umsonst wieder her! Sie werden sagen: Aha, der abgeklärte Philosoph da — hat der mich nicht in Angora zu einem Spaziergang auf Säbel und Pistolen einladen wollen? Und ich muß erwidern: Recht haben's, mein Lieber! Damals war ich der Dumme und Sie waren der Gescheite! Denn Sie haben gelacht und gemeint: Wir wollen dem Schicksal nicht vorgreifen, sondern warten, für wen von uns beiden sich das Wettergluck entscheidet . . . und der andere schaut dann halt, daß er weiter kommt!

Na — jetzt ist's entschieden! Das ist schon so: die Kugel rollt 'mal auf Rot und 'mal auf Schwarz, 'mal auf pair und 'mal auf impair — und es ist kein Verstand d'rin — im ganzen Leben ebenso wie drüben in dem lieben kleinen Monte Carlo. Und da muß man sich eben trösten, so gut es geht, und um Sie zu trösten, bin ich hierhergekommen. Eigentlich hat Ihnen die Frau Dagmar schreiben wollen — schon seit gestern — und dann nicht recht den Mut und nicht die rechten Worte gefunden — und an der Feder gekaut und schließlich ein bißerl geheult — na, wie sie halt ist . . . — Sie können sich's ja denken! Und was sollt' sie Ihnen auch sagen, was ich Ihnen nicht besser sagen könnt'!"

Er stand langsam auf. Der frivole Spott, der sonst fast stets um seine Lippen zuckte, war geschwunden. Sein bräunliches, spitzbärtiges Gesicht war ernst, beinahe traurig und sah viel älter aus als sonst, so daß Wendelin sich unwillkürlich denken mußte: Wenn das nicht ein großer Komödiant ist, so ist er in seiner Art ein aufrichtiger Mensch . . .

„Schaun's: mancher Wein ist schwer!" sprach der Ritter von Mora. „Der steigt den jungen Leuten zu sehr zu Kopf. Aber uns Aelteren und Kälteren schlägt er ganz gut an. Und Frauen giebt's, die sind gerade so! Die passen für den einen. Und für den andern nie und nimmermehr und wären für ihn nur ein Gift, statt eines Glücks. Und eine solche Frau kennen wir beide, oder vielmehr ich kenn' sie als ein alter Freund, der sie schon seit Jahren in vielen Wandlungen und Verkleidungen auf der kleinen Erde da geschaut hat . . .

Und damit . . ." seine Stimme wurde lebhaft, „ist's heraus, was ich Ihnen sagen wollte und warum ich hier bin, und jetzt seh' ich nicht ein, warum wir nicht als verschönte Leut' auseinandergehen sollten, wie's sich nach einem ehrlichen Zweikampf schickt."

Er ergriff Wendelins Hand, die dieser ihm willenlos über-ließ, drückte sie kräftiger und männlicher, als es sonst seine Art war, nickte ihm noch einmal flüchtig zu und trat rasch hinaus in die Nacht, ein letzter Bote aus jener Welt da drüben, aus Dagmars Reich, über dem jetzt wieder die Schleier sich zusammenschlossen und ihn für immer von ihr schieden . . .

Von seinem Hotelzimmer, in das er hinaufgestiegen war, starrte der junge Gelehrte hinaus in die Nacht. Unter ihm lag friedlicher Mondschein auf den Häusern von Pera, dahinter der silberne Spiegelglanz des Goldenen Horns und nach dem Bosporus hin frei in der Luft schwebend die bunte Sternenwelt der Schiffslichter. Und jenseit davon — lautlos schlummernd mit den im Dunkel doppelt gewaltigen Wölbungen seiner Moscheen, mit seinen fäulenschlanken Türmen, seinen phantastischen Römer-mauern und schwarzen Cypressenwäldern am leise murmelnden Meeresstrand, da jenseits träumte Stambul, die Märchenstadt, — jetzt, wo keine Dampfschiffe qualmten, der Pfiff der Lokomotiven und der Schimmer der Gaslaternen erloschen war, wieder wie ein Bild aus alter Zauberzeit, eine Erinnerung aus Tausend und einer Nacht und Harun-al-Raschids Wanderungen durch sein schlummerndes Reich.

Eine tiefe Wehmut atmet diese Stille — ein Sehnen: Wo liegt das gelobte Land? Wo ist der Mensch, der mich versteht? Nie in seinem jungen Leben hatte der, der da am Fenster lehnte, sich so einsam gefühlt, nie so den Drang empfunden, sich mitzu-teilen, sein Herz auszuschütten, sich trösten zu lassen in dieser bittersten Enttäuschung, die ihm das Schicksal bisher bereitet hatte.

Aber von wem? Die Seinen waren fern von hier. Sie hatten Dagmar nie mit Augen geschaut. Sie wußten nicht, was die Trennung von ihr hieß!

Und diese große Stadt zu seinen Füßen war für ihn stumm und tot. Keine Seele unter all den Hunderttausenden aller Völker und Erdteile, die da im Schlafe ruhten, keine Menschen-seele, die ihn und sein Leid verstand! Und zum erstenmal kam über ihn die Erkenntnis des Alters: Du bist ein Gast auf Erden . . .

Sein Blick suchte über das rote und grüne Lichtgefunkel der Schiffslaternen im Bosporus hinweg die in der Nacht ver-borgene asiatische Küste. Dort allein hatte er den Freund! Wenn dort am nächsten Morgen Ellen ankam, dann fand er ein Ohr für sein Leid, eine Hand, die herzhaft die seine drückte, einen ruhigen, klaren Blick, der ihm stumm sagte: Ich weiß, wie das thut, sein Liebstes zu verlieren . . .

Und ein kaum merkliches Lächeln war dabei — ein Lächeln, das über all den Dingen war und viel Freud' und Leid hinter sich wußte: Nur Mut! Es wird auch wieder anders und besser . . .

Er dachte in seinen Träumen allmählich mehr an die, die ihn über seinen Verlust trösten sollte, als an den Verlust selbst. Er sehnte sich nach Ellen, wie der Kranke nach dem Arzt. Und schlaflos schlich ihm, während er dalag und die wirren Bilder der letzten Tage an sich vorüberziehen ließ, die Nacht dahin, bis endlich beim Morgengrauen das Hundegebell und der Schlag der eisernen Wächterkeule auf dem Pflaster ver-stummten und fast zugleich die ersten gellenden Rufe der Straßen-händler das Frührot einläuteten. Der Tag war da. Und ehe noch die blutige Sonne die Silbernebel zerteilte, die über den Fluten der Wasser, den Kuppeln und Türmen, dem ganzen Häuser-meere in beiden Erdteilen schwebten, fuhr mit dem ersten, vom Goldenen Horne nach der asiatischen Küste dampfenden Schiffe Wendelin Strittmaier hinüber nach Haidar-Pascha, um Ellens Ankunft zu erwarten.

* * *

Auf der Station Haidar-Pascha, die friedlich im Morgen-sonnenschein balag, erinnerten nur die Feze auf den Köpfen der Beamten, die bunten Lumpen der Arbeiter an Anatolien, statt etwa an Süddeutschland und mahnten an eine der Einbruchs-stätten des europäischen Kapitals in den asiatischen Koloß. Von hier aus sandte der alles an sich ziehende Polyp seine Fühlfäden, die Telegraphenlinien, seine eisernen Fangarme, die Eisenbahn-schienen, weit ausgreifend in die schlafende, seit Jahrhunderten dem Fluß und dem Blick des Weltländers verschlossene, die Welt des Ostens und ruhte und rastete nicht, bis da unten durch das Pfahlchren der Euphratwellen und die Brandung des Indischen Meeres der schrille Weckruf der Lokomotive erschall.

Der aus dem innern Kleinasien kommende Zug rollte ein, die farbigen Menschenhaufen quollen aus den Wagen; aus den Haremsabteilen der mohammedanischen Frauen kletterten behut-sam verschleierte, weiße Mäntelbündel, an denen die rollenden Schwarzaugen und die Kinder auf dem Arm das einzige sicht-bare Menschliche waren, die Polizeisoldaten am Ausgang prüften die Pässe, und nun sie herum standen allerlei fragwürdige Ge-stalten, Geheimagenten in mannigfacher Verkleidung, von denen es hier wie an allen Verkehrsadern in und um Konstantinopel,

Digitized by Google

vor den Landhäusern der Großen und in den Konaks der Minister, im Flur der Fremdenhotels und an den Pforten der Gesandtschaftsgebäude wimmelte. Aber diesmal blieb ihre Mühe umsonst. Es war nichts Verdächtiges zu beobachten, was man den Günstlingen im Yldiz-Kiosk hätte melden können. Nur niederes Volk war ausgestiegen und außerdem die wohlbekannte blonde Engländerin, die genau wußte, daß sie, die Armenierfreundin, auf Schritt und Tritt überwacht wurde, und sich vor diesen anscheinend so harmlosen Eselreibern und Straßenhändlern wohlweislich in acht nahm. Sie wechselte einige flüchtige Worte mit dem deutschen Stationsvorsteher und schickte sich eben an, weiter zu gehen, als sie Wendelin Strittmaier vor sich sah. Da blieb sie wieder stehen. Sie hatte ihn nicht erwartet. Ueber ihr blasses Gesicht ging zuerst ein Sonnenschein von Ueberraschung und gleich darauf ein Schatten der Besorgnis.

Sie reichte ihm die Hand. „Mein Gott! Wie sehen Sie aus? Dagmar ist doch nicht wirklich krank?“

„Sie ist gesund.“

„Sie haben sie gesehen?“

„Ja!“

„Und was sagt sie denn?“

„Gesprochen hab' ich sie nicht!“

„Warum denn nicht?“

„Ich hätte nur gestört!“ erwiderte er bitter.

Sie warf einen prüfenden Seitenblick auf ihn und meinte dann nur:

„Kommen Sie mit! Es ist nicht sehr weit von hier.

Verzeihen Sie, daß ich Sie bis zu meinem Standquartier mitschleppe,“ fuhr sie fort, während sie nebeneinander durch das stille Haidar-Pascha gingen, das mit seinen weißen Häusern, seinen hohen Mauern und seinem üppigen Grün einem friedlichen italienischen Ackerstädtchen ähnelte. „Aber ich bin müde. Heute nacht hab' ich wieder bis zum Morgen Fieber gehabt, während ich mit einem Holzzug von Ysedjist bis Jämidt fuhr. Ich fürchte, ich fürchte: die Aerzte behalten recht, und ich muß schließlich doch meine Arbeit hier im Orient aus Mangel an Kräften aufgeben . . .“

Sie brach ab, wie aus Scheu, weiter von sich, wenn auch in Verbindung mit ihrem Werk, zu reden, und beide legten stumm den Rest des Weges bis zu einem ländlichen Gasthof zurück, der gleichfalls, wenn nicht der Negerkutscher vor dem Thor, die meterlangen Steinbockhörner im Flur gewesen wären, ebenso gut wie ganz Haidar-Pascha auf der Straße von Neapel nach Amalfi hätte stehen können.

Hinten im Garten ließ Ellen ihren Begleiter eine Weile warten, denn sie wollte sich erst oben in ihrem Zimmer einrichten. Er setzte sich, schwer aufatmend, auf eine Bank unter hängenden Zweigen. Eine verschwiegene, lachende Wildnis umgab ihn voll süßen Duftes und kühlen Schattens mit südlichem Frieden. Große grüne Eidechsen sonnten sich zwischen dunklem Epheu auf halb eingestürzten Terrassenmauern, Lorbeer und Cypressen umbuschten die Rosenhecken, aus den Rebenspalieren heraus schwankten an Rankenweek seltsame blaue Glockenblumen im Frühlingswind — und still war es, totenstill, daß man das Zirpen der Grillen im Grase, das Summen der Kerfe um die Blütenkelche eintönig wie eine einschläfernde Melodie vernahm. Der rechte Ort zum Träumen und Gedenken. Er schloß die Augen, und wieder zog der gestrige Abend an ihm vorbei, der Lärm und Fackelglanz des Bluffestes, und mitten in dem Höllenbrodem unschuldig, weiß, unberührt wie Gretchen auf dem Blocksberg, ihre Gestalt, ihr süßes Antlitz . . .

In kurzem war Ellen wieder da. Sie nickte ihm zu. „Ein verschlafener Erdenwinkel — nicht wahr? Wie ein verwahrlostes kleines Paradies. Vom Berg aus kann man nach Europa hinüber sehen. Und wenn ich dann den dicken Genueserturm oben in Pera schau', dann denk' ich mir immer: Gottlob, daß ich nicht drüben bin, unter all den Menschen! Aber nun —“ Sie rückte einen Stuhl heran. „Da sitze ich! Nun erzählen Sie!“

Das that er. In dem müden, schleppenden Ton eines aus allen seinen Himmeln gerissenen, von der Gunst des Schicksals, der er arglos vertraute, heimtückisch enttäuschten Mannes. „Und nun ist alles vorbei!“ schloß er bitter. „Das ist das Ende der Ideale! Man bezahlt sie mit seinem Besten! Ich kehre ärmer heim, als ich ausgezogen bin. Andere bringen nur einen leeren Beutel von ihrer Reise mit, ich ein leeres Herz. Viel verloren und nichts erworben — das ist das Ende meiner Fahrt ins Morgenland.“

Er fing einen Blick ihrer klaren, ruhigen Augen auf und hielt mit seinem Klagen inne. „Nein,“ sprach er ehrlich, „einen großen Gewinst hab' ich doch gemacht. Ich hab' Sie kennengelernt! Und einem Menschen wie Ihnen einmal nähergetreten zu sein, das ist wahrlich ein Hochmenig fürs Leben! Das wirkt lange nachher still fort und fort und bringt seine Früchte. Und darum will ich nicht undankbar sein, sondern mich Ihrer Freundschaft freuen . . . das heißt, wenn ich überhaupt von Freundschaft reden darf . . .?“

„Ich bin gar nicht freigiebig mit dem Wort,“ sagte Ellen, „denn ich nehme es ernst. Nicht so wie Ihre arme kleine Frau Dagmar, die nun einmal mit jedermann auf der Welt Freund sein muß, weil die Natur sie eben so anschmiegsam und liebesbedürftig als ein Kind auf Lebenszeit erschaffen hat. Mir ist diese Wandlungsfähigkeit versagt. Ich sehe — möcht' ich sagen — im Leben immer so eine gerade Linie vor mir — die führt zu einem bestimmten Ziel — und ein Abweichen rechts und links giebt es nicht. So geht es mir auch mit der Freundschaft. Die muß ganz sein oder gar nicht. Mit allen Pflichten und allen Rechten. Und nicht für heute und morgen, sondern für die Jahre.“

„Ich denke mir die Freundschaft gerade wie Sie!“ versetzte er ernst, und da sie nichts erwiderte, füllte er den Wein, den der Kellner gebracht hatte, in die Gläser und hob zögernd das seine. „Also soll es gelten?“

Sie nickte und stieß mit ihm an, und beider Augen ruhten, während sie tranken, ineinander. Dann reichte sie ihm über den Tisch hinüber die Hand und schüttelte sie fest wie ein Mann. „Und nun, lieber Freund, erlauben Sie, daß ich gleich von meinem neuerworbenen Rechte Gebrauch mache und Ihnen einen Rat gebe! Sie müssen aus dieser Stimmung heraus! Und dazu müssen Sie so rasch wie möglich diese Stadt und dieses Land verlassen, wo Sie alles an Ihren Wellschmerz erinnert und Sie Frau Dagmar an jeder Straßenecke wieder begegnen können! Die Entfernung ist da die beste Arznei.“

„Aber eine bittere!“ meinte er und starrte vor sich hin.

Sie rief dem Kellner ein paar Worte auf Griechisch zu. Gleich darauf trat ein dicker graubaariger Levantiner in den Garten und lächelte mit der Vertraulichkeit eines alten Bedientesten.

„Das ist der Dragoman des Hauses,“ sagte sie. „Er ist in ganz Pera bekannt. Geben Sie ihm Ihre Visitenkarte, Ihren Paß und etwas Geld mit. Dann soll er drüben im Hotel alles ordnen und packen und soll Sie dann auf dem Bahnhof erwarten. Der Direktor wird froh sein, wenn Sie das Zimmer räumen, denn es ist für heute abend ein Touristendampfer mit einem Heuschreckenschwarm von achthundert Amerikanern in Sicht. Der Orientexpreß geht heute, am Mittwoch, nicht — aber Sie können bequem mittags mit dem Konventionalzug fahren. Der ist schließlich gerade so gut.“

Er that stumm, wie sie befohlen. Dann schwiegen beide weiter. Die Sonnenlichter huschten durch die Laube in Goldgeglitzer hindurch auf ihren Tisch, die Cikaden sangen ihr schläfriges Sommerlied, es wehte leise und duftig in den Zweigen und zitterte durch das flüsternde Gesträuch — und weit, weit da hinten, irgendwo lag die Welt . . .

Die große Welt, in der die kleine Frau Dagmar zu Hause war . . . Er wendete den Kopf zur Seite. Es schien ihm, als läse er in Ellens auf ihn gerichteten Augen einen ganz sanften, von Herzen kommenden, mitleidigen Spott. Es war derselbe vielsagende Ausdruck, mit dem ihm gestern abend Ghazeel Effendi, der Jungtürke, angesehen hatte, ja, es war sogar eine Aehnlichkeit mit dem gutmütig überlegenen Lächeln, mit dem ihm bald darauf der Ritter Franz Josef von Mora zum Abschied die Hand gedrückt hatte. Alle diese voneinander so verschiedenen Menschen schienen ihm, dem deutschen Träumer und Denker, jeder in seiner Art, das Gleiche zurufen zu wollen: Wie kann man nur einer Frau Dagmar zürnen? Sprich: Welcher Weise nahm je Aergernis

an einem Schmetterling? Welcher Weise unterwarf sie eine Libelle der Kritik der reinen Vernunft? . . .

Der Wiener Ritter — der wußte das! Der faßte das kleine Fabelwesen mit spitzen Fingern, sorglam, um ihm nicht den Blütenstaub von den Schwingen zu hauchen, und stellte es schmunzelnd als liebstes und letztes Prunkstück in das Naturalienkabinett seines ausgebrannten Herzens. Und er, der Nebenbuhler des vielerfahrenen Frauenkenners — er hatte in dem zerbrechlichen Spielzeug eine Heilige gesehen, eine Göttin, zu der man in scheuer Andacht betete! . . .

Und doch: er beneidete die andern, die ewig Nüchternen nicht! Es war doch schön, die Welt auch einmal im Märchenglanz gesehen zu haben! Wenn auch die lockende Fee vor ihm verschwand, wenn auch das ganze Traumbild des Orients sich auflöste wie eine Luftspiegelung über der Wüste, die Erinnerung blieb doch, daß man einmal, unter blauem Himmel, in fernem Land selig gewesen war wie nur irgend ein fahrender Prinz aus Tausend und einer Nacht inmitten all seiner Abenteuer. Die Einbildung allein schuf alle Dinge. Vor ihr wurden sie klein oder stiegen ins Gewaltige. Dann hatte auch er oben in Angora im verfallenen Schlosse eine verwunschene Prinzessin gefunden und verloren, dann wuchs Haoud-Dglu-Mansurs Gestalt zum gefügelten Dämon der Wüste und Scheitst Bey, der Polizeichef, zum weisen, das Laster strafenden Khalifen von Bagdad, und alles war wie einst in Harun-al-Raschids Zeiten, wie in den Tagen seiner eigenen Kindheit, da er, mit offenem Munde und glänzenden Augen über das Wunderbuch gebeugt, all das für wahr gehalten hatte.

Jetzt war die Wahrheit wieder in seinem Leben. Da drüben saß sie und schaute ihn aus klaren, blauen Augen an. Der Spuk war geschwunden. Die Leute lachten gutmütig über ihn, über Hans den Träumer, der verdutzt mitten auf dem Markte stand wie ein Nachtwandler am lichten Tag und den Neugierigen als einzige ihm im Hellsehen gewordene Wissenschaft verraten konnte: Schwachheit, dein Name ist Weib!

Mochten sie über ihn die Achseln zucken! Eigentlich hatten sie ja recht. Und ein wehmütiges Lächeln über seine eigene Thorheit stahl sich über seine Lippen.

Und zugleich bemerkte er, daß auch Ellen lächelte — zum erstenmal, seit er sie kannte! Eine stille, herzliche Heiterkeit schimmerte mehr aus ihren Augen als um ihren Mund und sagte ihm: Mein armer Freund — ich versteh' dich ganz! Vor mir liegt dein deutsches Mondscheinherz entschleiert da. Mein Blick dringt bis in seine letzten Tiefen und spottet seiner nicht. Denn wer weiß: vielleicht ist es Geist von meinem Geiste, was mir da leuchtet? Wie ich dich sehe, so sieht dich der wahre Freund. Oder aber — wieder ging es ihm durch den Kopf — so sehen die Augen der Liebe . . .

Es war seltsam, wie dies Lächeln ihr Gesicht veränderte. Es wurde viel jünger, mädchenhafter. Sie erschien ihm geradezu schön in diesem kurzen Zeitraum des Schweigens und Sichverstehens. Und wie in der Außenwelt um ihn die Frühlingssonne alles verklärte, so fühlte er auch innen eine belebende Wärme von Menschennähe und Menschentreue, die unmerklich, an leiser Hand, zur Genesung führte.

„Und nun wollen wir anbrechen!" sagte sie plötzlich und entschieden, als wären sie mitten in einem Wortwechsel und hätten sich die ganze Zeit angeregte Geständnisse gemacht. „Es ist Zeit! Wir gehen durch den Cypressenwald nach Scutari zum Dampfer."

Nach kurzem umfing sie die feierliche Nacht des schönsten Grabhains der Erde. Wie Eindringlinge des hellen Tages im Schattenreich schritten sie durch die lähmende, unermeßliche Stille der schwarzgrünen, im Winde sich leise wiegenden Säulen, über deren Wipfeln der Himmel blaute und zu deren Wurzeln zu Tausenden und aber Tausenden unter weißen Marmormalen das Volk der Toten ruhte. Die Beiden sprachen nichts. Ein Menschenlaut hätte den erhabenen, die Brust weitenden Schauer dieses Gottesfriedens zerstört, in dem der Blick, wohin er auch, das Leben draußen suchend, drang, in allen Fernen immer nur das Gleiche schaute, die schwarzen Bäume des Lebens, die düster wie Türme zum Himmel stiegen, die weißen Tafeln des Todes, die heiter, ruhevoll hinab zur Tiefe wiesen. Das war keine Stätte des Schreckens wie daheim, wo der grinsende Sensenmann umging — das war ein Sinnbild des ewigen Seins. Es war, als riefen die Schläfer da unten: Wir sind geschieden, wir kehren wieder — ihr werdet sterben und auferstehen und wieder einander suchen und finden und verlieren. Die leichtgefiederten Vögel, die zu Tausenden im Schatten der Cypressen nisten, die weißen Tauben im Totenwald — die sind das Gleichnis für die Rückkunft alles Lebens. Die gurren und schnäbeln einander über den Gräbern und wissen nicht, was sterben heißt. Denn sie sind heute da, wie vor Jahrhunderten, und werden in Jahrhunderten wieder gleich befreiten Seelen sich in den Zweigen über den Marmorplatten wiegen, so lange es dem Herrn aller Dinge gefällt . . .

Da endlich, nach einer Stunde Wanderns durch die Unterwelt, war wieder das Leben: Sonnengeflimmer auf grellem Lehmboden, das Geschrei spielender Türkenkinder, — die ersten Häuser von Scutari. Ellen hob den Kopf und sagte rasch:

„Wissen Sie, was Sie sich auf diesem Wege hätten wünschen sollen?"

„Vielleicht hab' ich's getan! Ich glaube, wir denken heute immer das Gleiche!"

„Sie hätten sich wünschen sollen, daß Sie nie im Leben ein schwererer Schlag treffen möge als gestern abend! Sie hätten jetzt bei Ihrer Heimkehr einen Ihrer Lieben nicht mehr vorfinden können! Sie hätten selbst nicht mehr heimkehren können, wenn die Kugel in Angora einen Zoll anders gegangen wäre! Warum hadern Sie also mit Ihrem Schicksal? Sie wissen gar nicht, wie reich Sie sind, trotz alledem! Ein rechtes Sonntagskind des Lebens, das alles Gute so selbstverständlich hinnimmt, wie wir hier den blauen Himmel! Man sollte sein Glück kennen, ehe man es verliert! Aber mir scheint, dafür sind wir Menschen alle blind."

Er antwortete nichts. Aber ihre Worte klangen lange noch in seinem Ohre nach, und beinahe wider seinen Willen kam ihm trotz seines Schmerzes eine Ahnung, als ob er selbst in Jahr und Tag es nicht mehr so tragisch nehmen würde, daß eine kleine wetterwendische Frau im Morgenland einmal sein abenteuerndes Herz enttäuscht hatte.

Am Landungsplatz der Dampfer war ein großes Getümmel. Eine Schar von Gesellschaftsreisenden wurde an Bord getrieben, und die Beiden hörten, wie ein dicker deutscher Herr zu seiner Nachbarin sagte: „Der Orient ist nun einmal das Land der weiten Fernsichten! Aus der Nähe enttäuscht er doch schließlich, trotz aller Pracht. Dann hat er für unser Empfinden etwas Leeres an sich. Es fehlt ihm eben die Innerlichkeit — die Seele . . ."

Ellen und Wendelin schauten sich an und lächelten verstohlen, während sie, den Rundreisetouristen entfliehend, in eine der schmalen Gondeln stiegen, um sich nach Europa hinüberudern zu lassen. Das, was der biedere Baedeker-Mann da als die Nizzenatur des Morgenlandes beklagte, das paßte auch auf die Dritte, die nicht mehr in ihrem Bunde war, die arme kleine Frau Dagmar. Die schaute man auch am besten von weitem wie ein launisches Meteor am Himmel und bewunderte das und vergaß es dann wieder, wenn der nüchterne Morgen graute . . .

Nun schwammen sie mitten auf dem Bosporus. Er schaute zur Sonne empor und sah am blauen Himmel die Wolken ziehen, er schaute in das blaue Meer hinab und sah tief auf dem Grund die spielenden Delphine, und zwischen Wind und Wellen zogen sie beide, wie körperlos dahingetragen, ihre Bahn, von einer leisen Brise umfächelt, von perlenden Schaumsprühern das Gesicht gekühlt, das Rauschen der Wasserflügel und das Möwengeschrei die einzigen Laute, und da drüben, langsam näherrückend, die Kuppeln und Paläste, die Türme und Zinnen, die Haine und Mauern des Goldenen Horns.

Das war der Abschied von der Wunderstadt. Der letzte Gruß des Morgenlandes. Jetzt ging's gen Westen! Dem Alltag, der Arbeit, dem Selbst wieder zu! Er richtete sich auf. Zum erstenmal seit Tagen drang ein wohliger Frieden durch seine Brust und blieb darin, auf seiner letzten Wanderung durch Staubul bis zum Bahnhof.

Da stand schon der Zug. Die Abfahrtszeit nahte. Sie drückten sich zum Abschiede fest die Hand und schauten sich ins Auge wie treue Kameraden.

Und als die Wagenreihe sich in Bewegung setzte, bog er

sich noch einmal aus dem Fenster. „Auf Wiedersehen in Deutschland!“ rief er, und sie nickte ihm zurück: Auf Wiedersehen!

Und in diesem letzten Blick lag alles, was ihm bisher noch ungewiß erschienen. Jetzt wußte er es: das war die Liebe . . .

Nun rollte der Zug schon draußen auf freier Heide, in der Einsamkeit der Weidestoppeln dahin. Noch einmal, aus verschwimmender Ferne, grüßte ein weißer Häusergianz, ein blaues Meerleuchten herüber und verschwand dann für immer hinter kahlen Hügeln.

„Adieu, Stamboul!“ sagte halblaut und schmerzlich eine schöne Levantinerin vor sich hin, die neben ihm im Wagengang stand, und in seiner Seele klang das nach: Leb' wohl, du Märchenwelt!

Aber sein Abschied war ruhig, beinahe heiter. Er ahnte jetzt: er hatte dort drüben mehr gefunden als verloren! Und es ging ihm durch den Sinn: Wohl dem, der sich einen Freund für das Leben erwarb!

Einen Freund . . . Und vielleicht einst mehr . . .

Auguste Schmidt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Nachruf von **Helene Lange.**

Als im Jahre 1890 zu Friedrichroda der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein gegründet wurde, da erwählte man zur Leitung der konstituierenden Versammlung und als Ehrenpräsidentin des Vereins Auguste Schmidt. Und als man vier Jahre später Umschau hielt, wer bei dem Bund deutscher Frauenvereine die Patenstelle übernehmen und seine ersten Schritte nach außen hin vertreten sollte, da fiel die Wahl einstimmig wiederum auf Auguste Schmidt. Als man sie endlich am 12. Juni d. J. auf dem Johannisfriedhof zu Leipzig zur letzten Ruhe bettete, da bedeckten die Bahre der unverheirateten, mittellosen, gealterten Frau mit dem schlichten, bürgerlichen Namen Hunderte von Palmen und Kränzen von Freunden, Vereinen und Körperschaften, darunter einer vom Rat der Stadt Leipzig. Man braucht sich nur diese drei Daten zu vergegenwärtigen, um sich zu sagen, daß es sich um eine ganz ungewöhnliche Persönlichkeit von großen und seltenen Eigenschaften handeln müsse.

Auguste Schmidt †.
Nach einer Aufnahme von Georg Brokesch in Leipzig.

Und in der That ist Auguste Schmidt eine solche gewesen. Sie hat in enger Verbindung mit Luise Otto-Peters der großen Bewegung, welche die gebundenen Kräfte der Frau zu lösen bestimmt ist, durch ihre Eigenart den idealistischen Charakter gegeben, der ihre ersten Entwicklungsstufen in Deutschland kennzeichnet. Als Kind einer feingebildeten Familie (Auguste Schmidt ist am 3. August 1833 als Tochter eines Offiziers in Breslau geboren), in der jene freie, vorurteilslose Weltanschauung, jene Achtung vor der Persönlichkeit heimisch waren, die zur Selbstbestimmung erziehen, dann als Lehrerin und Erzieherin hat Auguste Schmidt die Voraussetzungen in sich vereinigt, die sie in so hohem Maße für ihre Aufgaben befähigten: die Traditionen edler Sitte, freier Weltanschauung und die Bildung, die ihr ein tiefergehendes Verständnis der Zeitverhältnisse und Zeitforderungen ermöglichte.

Zu Anfang der sechziger Jahre, als sie in die von Fräulein von Steyber geleitete höhere Mädchenschule in Leipzig, die später so lange unter ihrer eigenen Leitung stand, als Lehrerin eintrat, glaubte sie ihren vollen Lebensberuf, die Ausfüllung ihrer ganzen Persönlichkeit gefunden zu haben. Wenige Jahre später zeigte es sich, daß sie neben dem mit ganzer Seele erfaßten Lehrberuf noch zu Größerem bestimmt war.

Die Entwicklung all der Gedanken, die man später als „Frauenbewegung“ im socialen Leben zur Geltung bringen wollte, führt in Deutschland bis weit vor die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück. Der Gedanke der „Menschenrechte“ in der französischen Revolution, die „Emanzipation des Herzens“, wie Schleiermacher und die Romantik sie predigten, die „Emanzipation des Fleisches“, wie die ersten französischen Socialisten, wie „das junge Deutschland“ sie forderte — sie waren alles Ausdrucksformen für eine Ueberzeugung, die als ein unabweisbares Ergebnis geistigen Fortschritts schon in vielen lebte, ohne doch den rechten Weg zum rechten Thun finden zu können. Die vierziger Jahre verknüpften diese Gedanken mit socialen Idealen, und nun war der Weg zu ihrer Verwirklichung gegeben. Luise Otto hatte den ersten Schritt auf diesem Wege gethan, als sie 1848 von der sächsischen Gewerbekommission Berücksichtigung der weiblichen Arbeit verlangte. Was sie damals erreichte, verfiel der Reaktion. Aber die Verhältnisse, die sie zu ihrer Forderung getrieben hatten, wirkten von Jahr zu Jahr in steigendem Maße fort. In steigendem Maße drängte die wirtschaftliche Entwicklung die Frau in den selbständigen Kampf um ihr Leben hinaus, in einen Kampf, für den sie keine Waffen mitbrachte. Und fast zwanzig Jahre nach jener mutigen That von Luise Otto konnte das, was sie damals wollte, feste Gestalt gewinnen. Im Jahre 1865 wurde unter ihrer Leitung der Allgemeine Deutsche Frauenverein gegründet. Als seine Mitgründerin und zweite Vorsitzende trat Auguste Schmidt an die Spitze der deutschen Frauenbewegung.

Durch ihre beiden Führerinnen ist das Programm dieser Bewegung von Anfang an ein tiefer gegründetes geworden, als wir es in manchen andern Ländern finden. Wohl verlangte man vor allem „Befreiung der weiblichen Arbeit von allen ihr entgegenstehenden Hindernissen“. Aber beiden Frauen bedeutete diese Forderung mehr als die Erschließung einer Anzahl neuer Berufe, sie sahen in ihr den Hebel für den Eintritt der Frau in die volle Mitarbeit an der menschlichen Kultur. Sie sahen durch die wirtschaftliche Notwendigkeit, die Frau in das Berufsleben einzuführen, den Weg erschlossen, auf dem allein sie zur vollen Entfaltung ihrer Persönlichkeit, ihrer natürlichen und sittlichen Kräfte, zur Erfüllung ihrer socialen Pflichten kommen könnte. Beide, Luise Otto wie Auguste Schmidt, dachten diesen Gedanken bis zu Ende. Erst als Vollbürgerin konnte nach ihrer Ueberzeugung die Frau im Großen, in der Kulturwelt, den Einfluß üben, der zum Segen für die Familie geworden ist. Aber in beider Natur lag es, die Früchte nicht unreif vom Baum schütteln zu wollen; das bestimmte die Thätigkeit des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Wenn er auch überall die Wege bahnte, neue Straßen absteckte, so war doch sein erstes und vornehmstes Bestreben, durch eine erhöhte Bildung der Frauen, durch ihre Schulung für einen weiteren Pflichtenkreis sie für neue Rechte reif zu machen. Mit Genugthuung durften seine Führerinnen sagen, der Allgemeine Deutsche Frauenverein sei nie genötigt gewesen, einen Schritt zurückzuthun.

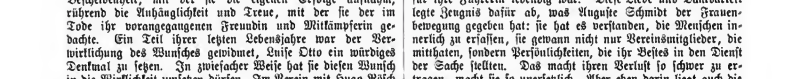
Es kann nicht Aufgabe dieser Skizze sein, die Thätigkeit des Vereins in ihren einzelnen Entwicklungsstufen zu verfolgen. Seine Seele war von Anfang an Auguste Schmidt, die ihre ganz ungewöhnliche Rednergabe zur Leitung von Versammlungen, zur Gewinnung der Herzen wie der Ueberzeugungen ganz besonders geeignet machte.

Unter ihrer Führung hat der Allgemeine Deutsche Frauenverein nach und nach alle Gebiete in Angriff genommen, auf denen heute die deutsche Frauenbewegung arbeitet. Sie hat es verstanden, den Gedanken, in dem die Bewegung wurzelte, mit allen den neuen Aufgaben und Zielen zu verschmelzen, die durch den Fortschritt des wirtschaftlichen Lebens und des nationalökonomischen Denkens gegeben waren.

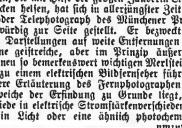
Aber es war nicht eigentlich ihre Beredsamkeit, es war ihre Persönlichkeit, die ganze Versammlungen, Männer wie Frauen, mit sich fortriß. Obwohl sie mitten im Kampfe stand, war sie eigentlich keine Kampfesnatur, sie war eine Siegesnatur. Es würde niemand eingefallen sein, sie mit dem häßlichen Ausdruck „Frauenrechtlerin" zu belegen, den die Neuzeit erfunden hat. Sie hatte die „Rechtelei" nicht nötig; ihre eigene harmonische Persönlichkeit — hier war das Wort wirklich einmal am Platz — gab lebendiges Zeugnis für ihre Forderungen. Niemand, der sie gehört hat, der ihre bis zum Ende so jugendlich strahlenden Augen gesehen, wird sie je vergessen. — Rührend war die Bescheidenheit, mit der sie die eigenen Erfolge aufnahm, rührend die Anhänglichkeit und Treue, mit der sie der im Tode ihr vorangegangenen Freundin und Mitkämpferin gedachte. Ein Teil ihrer letzten Lebensjahre war der Verwirklichung des Wunsches gewidmet, Luise Otto ein würdiges Denkmal zu setzen. In zwiefacher Weise hat sie diesen Wunsch in die Wirklichkeit umsetzen dürfen. Im Verein mit Hugo Rösch schilderte sie dem deutschen Volk Luise Ottos Leben und Wirken, und mit unermüdlicher Energie setzte sie die Errichtung eines Denkmals für Luise Otto, die „Fährerin auf neuen Bahnen", in Leipzig durch. An einem strahlend sonnigen Tage, dem 10. Juni 1900, gab sie in Anwesenheit zahlreicher Delegierter deutscher Frauenvereine ihrer tiefen Bewegung bei Enthüllung des Denkmals Ausdruck; genau zwei Jahre später schloß sie die Augen für immer.

Ihr Gedächtnis wird bei den deutschen Frauen nicht erlöschen. Ihr großes Herz, ihr weiter Blick, der köstliche Humor, mit dem sie bei Festreden alles hinzureißen vermochte, vor allem aber der hohe Idealismus, mit dem sie ihre Aufgabe erfaßte, machten sie zu der überlegenen Persönlichkeit, der alle, die nur irgend ein Organ für Größe und Güte hatten, sich willig unterordneten.

Sie hat ein reiches, schönes Leben voll ausleben dürfen. Sie hat das seltene Glück gehabt, überall schon die Halme sprießen zu sehen, wo sie gesät hatte. Noch auf dem letzten Frauentage in Eisenach ist ihr in exgreifender Weise die unendliche Dankbarkeit und Liebe entgegengetreten, die in den deutschen Frauen für ihre Führerin lebendig war. Diese Liebe und Dankbarkeit legte Zeugnis dafür ab, was Auguste Schmidt der Frauenbewegung gegeben hat: sie hat es verstanden, die Menschen innerlich zu ersaſſen, sie gewann nicht nur Vereinsmitglieder, die mitthaten, sondern Persönlichkeiten, die ihr Bestes in den Dienst der Sache stellten. Das macht ihren Verlust so schwer zu ertragen, macht sie so unersetzlich. Aber eben darin liegt auch die Hoffnung auf eine Fortführung ihres Werks in ihrem Geiste



Der Fernphotograph. (Mit Abbildungen.) Den interessanten Erfindungen, die mit Hilfe der großen Zauberin Elektricität Zeit und Raum überwinden helfen, hat sich in allerjüngster Zeit eine neue, der elektrischen Fern- oder Telephotographie des Münchener Privatdocenten Dr. Arthur Korn, würdig zur Seite gestellt. Er bezweckt nichts Geringeres, als bildliche Darstellungen auf weite Entfernungen hin zu — telegraphieren, und seine geistreiche, aber im Prinzip äußerst einfache Konstruktion bildet einen so bemerkenswert wichtigen Merkstein auf dem Wege, der uns einmal zu einem elektrischen Bildversender führen wird, daß eine ausführlichere Erläuterung des Fernphotographen geboten erscheint. Die Idee, welche der Erfindung zu Grunde liegt, beruht an, Lichtstärkeunterschiede in elektrische Stromstärkenverschiedenheiten und hernach diese wieder in Licht oder eine ähnlich photochemisch wirkende Strahlung umzuwandeln; ersteres ist die Bestimmung des Gebers, letzteres die des Empfängers. Einleuchtend ist, daß das zu telegraphierende Bild (photographische Platte, Diapbanie 2c.) nicht auf einmal, sondern nur sozusagen in Feldern zerlegt, aufgenommen werden darf; zu diesem Zwecke wird es, während eine starke Lichtquelle es durchleuchtet, „zeilenweise" vor dem kleinen Fenster einer dunklen Kammer vorbeigeführt, in der sich eine in einen Gleichstromkreis eingeschaltete Selenzelle befindet, die bei Beleichtung gut, bei Verdunkelung schlecht leitet und demgemäß in ihrem Stromkreise den dunklen und hellen Stellen des Bildes entsprechende Veränderungen hervorruft. Dieser heraus differenzierte Strom ist mit einem Galvanometer in Verbindung, welches Instrument Stromschwankungen durch Zeigerausschlag kennzeichnet. Dem Zeiger steht eine Metallspitze gegenüber, und beide sind mit einem herzliche Schwingungen erzeugenden, hochgespannten unterbrochenen Wechselstrom leitend verbunden. So wird der prasselnde Funkenaustausch auf der verdunkelten Strecke zwischen ihnen infolge des Hin- und Hertanzens der Nadel indirekt abhängig von den hellen und dunklen Bildstellen, und er läßt Schwingungsdifferenzen in seinem Stromkreise auftreten, deren Größe die Verschiedenheit jener Lichtstärken zum Ausdruck bringt. Der Empfänger besteht im wesentlichen aus einer mittels eingeschmolzener Drähte in den Teslastromkreis eingeschalteten Glasröhre, die ziemlich stark verdünnte Luft enthält, wodurch während des Funkenstromdurchschlages bläuliche Strahlungen in ihr austreten, die eine starke photographische Wirkung besitzen; — es ist also eine Art Röntgenröhre. Ihre Wandung ist mit Metallblech und schwarzem Karton bis auf ein kleines Fensterchen, vor welchem eine photographische Platte, ein Film oder ein empfindliches Papier in ihm derselben Weise wie das Original vor der Selenzelle vorbeigeführt wird, lichtdicht verkleidet. Da die Herzschen Schwingungen und mit ihnen die Intensität der Strahlung abwechselnd stark und schwach geworden sind, so muß die Platte bald stark, bald schwach, bald gar nicht geschwärzt werden und daher ein getreues Konterfei des Originales liefern. Unsere beiden Bilder stellen die ersten, allerdings noch primitiven Aufnahmen dar, die mit dem Fernphotographen aufgenommen wurden. Zwei Ornamente sind in je vierhundert Felder zerlegt und diese nacheinander telegraphiert worden. Es besteht aber keine technische Schwierigkeit, ein Bild in viele Tausende kleiner Felder zu zerlegen und diese von dem nadelspitzenfein gedobrten Fenster der Röntgenröhre photographieren zu lassen. Die Hauptsache ist nur, die Bewegung der Aufnahmeplatte genau jener der Gebervlatte anzupassen. Wie der Erfinder mitteilt, dürfte schon im Herbst eine Gesellschaft an die Herstellung derartiger Apparate schreiten, und es naht vielleicht bald der Tag, an dem gleichzeitig mit der Kunde eines weitentfernten Ereignisses auch dessen Bild „telegraphisch" eintrifft.


Aufnahme mittels des Fernphotographs.

Aufnahme mittels des Fernphotographs.

S.

Hünengrab im Walde. (Zu dem Bilde S. 477.) An der holsteinischen Küste, zwischen Kiel und Eckernförde liegen längs der Ostsee, an einem weitvergessenen stillen Strande, herrliche Buchenwälder, namentlich in der Nähe von Noer und Dänisch-Nienhof. Hier giebt es noch echte, unverfälschte, großartige Natur, und im Waldesdunkel ragen uralte Eichen und Buchen, und halbbegraben unter dem üppigen Schmuck der heimischen Flora, die geheimnisvollen Ruhestätten unserer Altvorderen aus vorgeschichtlicher Zeit. Tausende und Tausende von Jahren sind über sie dahingegangen, Geschlechter sind gekommen und verschwunden — sie bleiben. Wenn auch oftmals ruchlos von Menschenhand nach Schätzen vergeblich durchwühlt, geben die gewaltigen aufgetürmten Blöcke doch noch bis in ferne Zeiten Kunde von einem mächtigen Volke, dessen Geschichte wir nirgends aufgezeichnet finden, wie und auch die Entstehung dieser Hünengräber in stetes Dunkel gehüllt bleiben wird.

Ein Vorläufer der Ansichtspostkarte. (Zu dem Bilde S. 483.) Vor mir liegt ein Album aus dem Jahre 1806, ein sogenanntes Stammbuch, mit Blättern aus Kupferdruckpapier, aus denen sich unschwer die erste Idee der Ansichtskarten erkennen läßt. Ein Verleger, Wiederhold in Göttingen, war auf den Gedanken gekommen, von den Hauptstädten und den sehenswürdigsten Punkten Deutschlands eine größere Serie Bilder, etwa in der Form unserer heutigen Postkarten, in der Art ausfertigen zu lassen, daß auf ihnen ein Raum zum Beschreiben frei blieb. Diese Karten nun wurden in den betreffenden Städten 2c. als Staum- oder Gedenkbuchblätter verkauft. Die Käufer aber sandten sie dann entweder wohnenden Freunden und Verwandten mit einer Widmung durch Postgelegenheit in einem Umschlag mit Adresse zu, oder sie übergaben die Blätter bei persönlichen Zusammenkünften.

Neunundvierzig dieser hübsch in Kupferdruck ausgeführten Karten,

Ein Vorläufer der Ansichtspostkarte (in Originalgröße).

teilweise mit der Hand von den verschiedenen Spendern kolloriert, kamen durch Zufall in meinen Besitz. Es sind darunter Ansichten zu finden von Hamburg, Schloß Habsburg, der Wartburg, Jena, der Löwenburg, Dresden, Münden, Göttingen, der Bibliothek daselbst, Bürgers Denkmal, der Wilhelmshöhe bei Kassel, Leipzig, ferner auch schon Privatkaffeegärten, wie die „Rosenmühle" und „Ulrichs Garten" bei Göttingen. Auch die Inschriften dieser „Vorläufer der Ansichtspostkarte" sind manchmal eigenartig und nicht ohne Reiz. Einige Proben mögen folgen:

Genießen Sie der Tugend Freuden
Mit heiterem Gesicht,
Und trifft Sie je ein trübes Leiden,
So sei es kurz, wie dies Gedicht.

Freundschaft macht das Leben süß
Und die Welt zum Paradies.
Eiche, Fels und Stahl zerbricht,
Aber unser Freundschaft nicht.

Durch Gottes Gnaden gesunden Leib,
Ein tugendhaft und hübsches Weib,
Ein gut Gewissen und brav Geld,
Das ist das Beste in der Welt.

Der einstige Besitzer des Albums mit den Ansichtsblättern hat lange Jahre Deutschland als Posamentiergegnitte bereist und sammelte so auf seinen Fahrten diese Erinnerungszeichen, die, wie aus unserer Abbildung ersichtlich, fast genau in Art und Form unserer heutigen so weitverbreiteten illustrierten Postkarte gleichen.

Heinr. Helmers.

Kahnfahrt zur Trauung im Spreewald. (Mit Abbildung.) Unter den zwischen Volksstämmen, die auf deutschem Boden siedeln, haben sich die Wenden ihre Eigenart in Sitte und Tracht weitaus am besten bewahrt. Das erscheint wohl auf den ersten Blick wunderbar, ist es aber nicht. Denn der kleine Stamm, der in den letzten Jahrzehnten stark zusammen geschmolzen ist, wohnt abgeschlossen, wie auf einer Insel, in dem Bruchwald der oberen Spree und führt dort ein beschauliches Dasein, das sich zwischen Landwirtschaft und Fischerei teilt. Vielleicht wäre die eigenartige Tracht den noch dem Strom der Zeit längst hinweggeschwemmt, wenn sie nicht als Verkehrsmittel für den starken Fremdenverkehr und als Amtstracht der in Berlin als Ammen und Kindermädchen sehr beliebten Spreewäldderinnen mit Absicht erhalten worden wäre. Es ist aber hohe Zeit, daß die Eigentümlichkeiten dieses Volkssplitters aufgezeichnet werden, denn wie bei allen slawischen Stämmen, die sich nicht in einen scharfen nationalen Gegensatz zum Deutschtum stellen, schreitet der Germanisierungsprozeß auch bei den Spreewäldern schnell und unaufhaltsam vorwärts. Deshalb war es eine sehr dankenswerte Aufgabe, die sich Dr. Franz Tetzner gestellt hatte, als er sich entschloß, das Volkstum der auf deutschem Boden wohnenden Slawenstämme, wie es sich jetzt darstellt, für die Nachwelt zu beschreiben. Es ist eine umfangreiche Arbeit geworden, die unter dem Titel „Die Slawen in Deutschland" bei Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig erschien. Auch den slawischen Volksstamm im Spreewald, der von jeher mit dem Namen der „Wenden" bezeichnet wird, behandelt Dr. Tetzner. Eigenartig und mannigfaltig sind nach seinen Forschungen die Volksgebräuche, die dort an die fröhlichen Familienereignisse, an Taufe und Hochzeit anknüpfen. Die Eheschließung wird in aller Förmlichkeit von Vermittlern, den Brautschas oder Druschbas, die das Geschäft gewerbsmäßig betreiben, vorbereitet. Der Freiwerber holt sich erst die Zusage der zukünftigen Braut und ihrer Eltern, dann beginnen die Verhandlungen über die Mitgift und Ausstattung. Ist man über diesen wichtigen Punkt einig, so wird das kirchliche Aufgebot bestellt. Nun erst wechseln die Verlobten die Brautgeschenke, die hauptsächlich in Wäsche und Kleidungsstücken bestehen. Zu einer Sitte der Wenden gehört bei diesem Anlasse auch das „Abbiten". Schon bei der Verlobung bittet der Bräutigam den Eltern seiner Braut alles Unrecht ab, was er ihnen etwa zugefügt haben könnte. Am Hochzeitstage kommen die vom Druschba geladenen Gäste frühzeitig ins Hochzeitshaus, um Glück zu wünschen. Der Druschba muß sich den Eintritt erst durch witzige Reden erkaufen. An manchen Orten wird sogar vor der Thür noch ein scherzhafter Brautlauf aufgeführt. Oder dem Bräutigam wird erst eine vermummte buckige Person als Braut zugeführt. Der Budel ist durch einen Topf hergestellt, der von dem Druschba dann unter allgemeiner Fröhlichkeit zertrümmert wird, worauf der Bräutigam seine Erwählte erhält. Ganz eigenartig gestaltet sich auch die Fahrt zur Kirche. Im eigentlichen Spreewald vollzieht sich jeder Verkehr auf den zahllosen flachen Wasserläufen, in die sich der Fluß beim Eintritt

Kahnfahrt zur Trauung im Spreewald.

in die Niederung teilt. Dem stillfließenden flachen Wasser sind die breiten niedrigen Rähne ganz ausgezeichnet angepaßt. Bei den sonntäglichen Kirchfahrten und festlichen Anlässen werden Bänke darauf gestellt, auf denen je ein Paar bequem Platz hat, wie unser Bild zeigt.

Die Erdlie im Vaterländischen Museum zu Celle. (Mit Abbildung.) An entlegenen Stellen der Lüneburger Heide findet man hier und da Reste langgestreckter, kleiner Erdhütten, über die nun wieder die Schafherde hinzieht und über denen die Heide wuchert. Diese kleinen Erdwälle sind Bienenhütten gewesen. Wird noch einmal eine solche fertige Hütte („Erdlie" = das an der Erde Liegende, „Lie" mittelhochdeutsche Form) wirklich von einem Imker auf der Heide mit seinen Bienen benutzt, so geschieht es zur Zeit der Heideblüte, im August und September. Dann stehen die Bienenkörbe dort unter der mit dem Dach die Erde berührenden, nach der Imkerseite offenen dreiviertel Meter hohen Erdhütte, die mit Heidebeerenplaggen gedeckt ist, und die Bienen haben den Weg zur Heide nicht weit.

Die Erdlie im Vaterländischen Museum zu Celle.

Solche Erdbauten sind ohne Zweifel die Urform unserer Bienenstöcke. Sie verschwinden aber mehr und mehr, heute werden auch in ganz entfernten Stellen der Heide, die bekanntlich zweimäßigen Bienenkörbe gebraucht. Darum und weil die Hälfte aller Niedersachsen kaum jemals eine Erdlie gesehen haben dürfte obendrein Manen nach kennt, hat man in diesem Winter im Vaterländischen Museum zu Celle eine solche Erdlie in wirklicher Größe mit der natürlichen Heideeinfriedigung, mit den echten Bienenkörben alter Form und allen Geräten, die der Imker benutzt, aufgebaut. In Tischhöhe ist eine Fläche blühender Heide geschaffen. Wie eben aus dem blühenden Heidefeld herausgenommen, steht die violette, präparierte echte Erika, vom ernsten Wachsbeet durchsetzt, da. Davor erhebt sich nun die Erdlie, genau in Größe, Holzstützen, Rundhölzern und Hütten bedachung der Wirklichkeit nachgebildet. Echte und mächtige Heidelbeere- und Kronsbeerenplaggen sind zum Dach verwendet. Unter demselben stehen nun sieben echte alte Heidkörbe, deren Form jetzt auch schon seltener wird. Einer von den Körben ist am Flugloch mit vielen wirklichen, präparierten Bienen besetzt, Arbeitsbienen, Drohnen und Königin. Ein anderer ist mit Ring versehen und ein weiterer ist umgestülpt, um die Honigwaben und die Stellung ihrer Stützen, der „Holzpiroten", zu zeigen. Auch der kleine Bienenkorb (der Putt) ist nicht vergessen. Neben dem Aufbau sind noch viele Gebrauchsgegenstände des Imkers angebracht, unter anderem die sehr selten gewordenen Imkerbeile, ferner die Pfeife in der sonderbaren alten Form, Hunde, Futtertonne, Fuitteleimer und -teller zc., und auch die Produkte der Imkerei: Honig in verschiedenen Formen und Wachs, letzteres vom Urzustande an in seinen verschiedenen Gebrauchsformen, bis zum mehrere Zoll dicken Kirchenlicht.

Allerlei Kurzweil.

Kryptogramm. Von O. Weise.

Rätsel.

Kennst du den Namen wohl für ein Insekt,
In dem, nimmst du den Kopf, ein Vogel steckt?

Auflösung der Salta-Solo-Aufgabe auf Seite 428.

Die 17 schwarzen Felder des Salta-Solo-Bretts versehe man der Reihe nach mit den Buchstaben a bis r. Dann genügen zur Angabe eines Zuges zwei Buchstaben. Es bedeutet z. B. l. 1 r: im ersten Zuge soll ein Stein vom Felde l auf das Feld r gezogen werden. Hiernach lautet die Lösung der Aufgabe:

1. lq,	9. in,	17. ke,	25. in,	33. lg,	41. bh, 49. lf,
2. gl,	10. di,	18. dk,	26. ei,	34. rl,	42. lg, 50. qi,
3. mg,	11. ie,	19. kp,	27. lo,	35. mr,	43. gb, 51. lg,
4. hm,	12. oi,	20. id,	28. he,	36. nh,	44 rl, 52. rl.
5. mr,	13. kd,	21. dk,	29. ei,	37. hn,	45. mr,
6. nh,	14. ek,	22. ni,	30. bh,	38. bh,	46. ag,
7. hm,	15. ko,	23. id,	31. he,	39. hn,	47. gm,
8. eh,	16. pk,	24. oi,	32. gb,	40. gb,	48. fa,

Auflösung des Bilderrätsels „Aegyptischer Hieroglyphenstein" auf Seite 428.

Man lese Zeile für Zeile zuerst alle Buchstaben des Textes, die unter dem ersten Zeichen (Mann) stehen, dann ebenso die unter dem zweiten Bilde, dann beim dritten u. s. f., und zwar so oft selbe sich wiederholen. Es ergeben sich dann fünf Wörter, den fünf Bildzeichen entsprechend, die den Spruch bilden:

„Erfahrung ist eine teure Schule."

Rösselsprung.

		dem	mut	das	ge			
	und	näh	wäh	man	heit	sind		
kraft	den	ne	still	ren	ren	rast	mensch	
heit	le	that	den	die	der	nung	de	
rau	süs	gott	dem	nicht	nicht	wird	le	
pflich	rich	dem	den	nach	grei	fen	soll	
sen	ling	ten	ten	dem	die	still	nen	
		glau	jüng	se	ih			

Scherzrätsel.

Was meine ich für einen Fluß?
Ich weiß, um diese harte Nuß
Zu knacken, hat die Leserschaft,
Auch wenn ich nichts mehr sage, Kraft;
Mag selbe gleich den Kopf verlieren,
Sie läßt sich schon nicht irre führen. E. S.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 428. Bison.

Auflösung der Skataufgabe auf Seite 456.

Vorhand: sW., eK., eO., gK., gO., r8, r7, s9, s8, s7.
Mittelhand: eW., gW., rW., e9, g9, g8, g7, rK, r9, sK.
Skat: e8, e7.
Spielgang: 1. r8, r9, rZ, (Hinterhand + 10); 2. rO., r7, rK. (Mittelhand + 7); 3. g9, gZ., gK. (Hinterhand + 14); 4. sO., s9, sK. (Mittelhand + 7); 5. g7, gD., gO. (Hinterhand + 14); 6. sZ., s8, g8 (Hinterhand + 10); 7. sD., s7, e9 (Hinterhand + 11). Also Hinterhand + 59. Die letzten Stiche erhält Mittelhand auf ihre 3 Wenzel mit + 47, zusammen + 61

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 456.

Andernach (An — der — nach).

Auflösung des Wechselrätsels auf Seite 456.

Beeidigung, Beendigung, Beerdigung.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Halbheft 18. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ■ Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Das rote Haus.

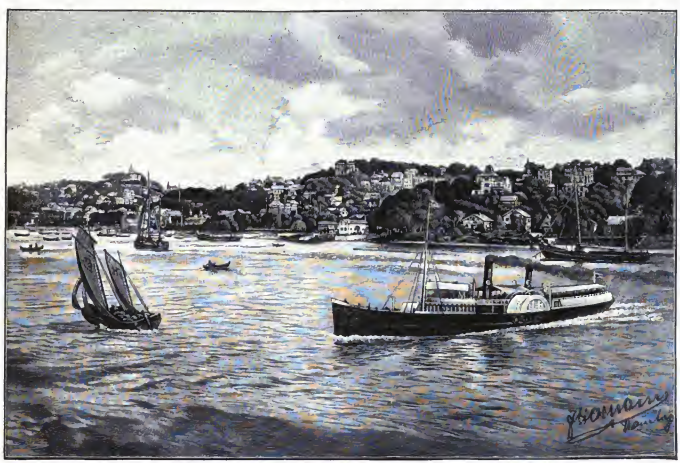
Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(3. Fortsetzung.)

Roman von Richard Skowronnek.

In der großen Krugstube saß es gedrängt voll von Gästen. Um den breiten Schirm der Hängelampe an der Decke zog der Qualm aus einem paar Dutzend brennender Tabakspfeifen und Cigarren in schier undurchdringlichen Schwaden, und Frau Kalinna in dem kleinen Schenkraum hinter der Tombank hatte alle Hände voll zu thun, um auch nur einigermaßen all den Bestellungen nachzukommen, die ihre Gäste ihr zuriefen, oder die ihr von der Maria zugetragen wurden.

Fast aus allen Dörfern in der Runde waren sie gekommen, die wohlhabenden Besitzersöhne, als wollten sie ihr zum Abschied noch einmal so recht das Herz schwer machen und zeigen, was sie aufgab, wenn sie dieses Mädel gehen ließ. Da saß am runden Mitteltisch der Jan Podleschny aus Mrosen mit einigen neuen Gesichtern unter seiner Runde, die sie noch nie gesehen hatte. Wahrscheinlich Freunde und Verwandte aus der weiteren Umgebung, die er zur Feier seiner Verlobung sich eingeladen hatte. Und noch hielten sie beim bayrischen Bier, aber sie wußte, lang' würde es nicht mehr dauern, bis die „Weißköppe" auf den Tisch kamen. Die Gesichter feuerten schon ordentlich vor Dunst und Hitze, und von einem der Nachbartische brauchte



Blankenese an der Elbe.

nur einer der Burschen zu rufen: „Maria, eine Buddel von dem weißen Bier, bei dem der Pfropfen von selbst 'rausfliegt," und die Bestellungen hagelten nur so! Aber dafür war ja, Gott sei Dank, gesorgt! Draußen in dem langen Tränktrog am Brunnen lagen wohl drei Dutzend Flaschen im kühlen Wasser unter der sicheren Obhut des alten Schmiegel, und wenn die nicht reichten, im Keller gab's mehr!

Gar nicht auszudenken war es eigentlich, daß all diese schönen Vorräte nun wieder an den Lieferanten zurückwandern sollten, denn wer bestellte in dem Dorfkruge wohl mal eine Flasche Champagner, wenn die reichen Bauernjungen fortblieben? An dem Tische gleich vor der Tombank saßen die Burschen aus Popielen, der Adam Chlia, der August Kroska und wie sie alle heißen mochten, lauter sichere Leute, denen man, ohne Schaden zu nehmen, einen ganzen Keller auf Kredit verschenken konnte, denn sie bezahlten zwar nicht gleich, aber bisher hatten sie immer noch Mittel und Wege gefunden, ihre Wirtshausschulden in nicht zu langen Fristen zu tilgen. Links aber, an dem Tische neben dem Küchenverschlag, hatte die Sippe der Bogdans Platz genommen, von den reichen Bogdans aus Boginchen. Und neben ihnen die Laske, die mit aus ihrer Verwandtschaft waren, lauter vierschrötige Burschen, die wenig sprachen, dafür aber um so mehr tranken. Und das sollte nun von morgen an zu Ende sein, dies schöne und glatte Geschäft, bei dem jedesmal eine ganze Schublade voll Geld übrig blieb, die Notierungen im Kontobuche gar nicht gerechnet?

Frau Kalinna seufzte ordentlich tief auf bei dem Gedanken und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Wie es in Zukunft hier abends aussehen würde, davon hatte sie ein deutliches Bild vor Augen: die drei oder vier Tagelöhner, der Schulter Augustin und der Tüpfer Pigulla, die sich an dem kleinen Tische dicht neben der Thür zusammendrängten, jeder mit einem Achtelliterchen Schnaps vor sich, das waren dann ihre Gäste! Die machten sich breit, wo jetzt all die reichen Bauernjungen saßen, und die ganze Abendlosung reichte kaum hin, das Petroleum für die große Hängelampe zu bezahlen, die mit ihrem neuen Patentbrenner fast ein halbes Liter in der Stunde fraß. Das einzige, was vielleicht noch ein paar Wochen vorhielt, waren die Herren Reffrendarinſie, denn die konnten schon aus Anstandsrücksichten nicht so von Zwölf bis Mittag fortbleiben, damit es nicht so aussähe, als wären sie nur wegen dieses Mädels gekommen! Aber was war schon an diesen Ehrengästen zu verdienen? Die aßen viel und tranken wenig, und bei dem Essen legte sie fast ebenso viel zu wie bei dem Kaffee des Herrn Ersten Staatsanwalts!

Heute konnte sie kaum mit Einschenken fertig werden, und die Anna hatte sich schon dazu bequemen müssen, in den Schenkraum zu kommen, damit wenigstens jemand zum Anschreiben da war und es hinterher bei der Bezahlung keine Konfusion gab. Der Junge aber, der Franz, hatte sich, statt hier beim Geschäfte zu helfen, in seiner Stube eingeschlossen und gab auf alles Klopfen keine Antwort. Wahrscheinlich war ihm der Verlobungsſekt nicht gut bekommen, von dem er ja das allermeiste getrunken hatte, und er schlief jetzt seinen Rausch aus. —

Merkwürdig still kam es der Krugwirtin heute abend vor, trotz der vielen Gäste. Eigentlich sprach nur der Jan Podleschny mit seinen Leuten, die andern aber tranken schweigsam ihr Bier, tauschten nur ab und zu eine halblaute Bemerkung, und auf all den heißen Gesichtern lag es wie verhaltener Ingrimm und lauernde Erwartung. Dabei vermied es die Maria ausscheinend geflissentlich, ihren Verlobten gegen die übrigen Gäste zu bevorzugen. Sie erlaubte ihm kaum, daß er für einen Augenblick ihre Hand fassen durfte, wenn sie ihm ein frisches Glas Bier brachte, und eilte und sprang noch flinker denahe als früher, sobald einer der andern Burschen mit seinem leeren Glase auf den Tisch klopfte. In den kurzen Pausen aber stand sie, wie sonst, vor der Tombank, mit dem Rücken gegen den Schenkraum, und paßte auf ihre Gäste, als wollte sie sich an dem letzten Abend ihrer Dienstzeit noch in ganz besonderem Pflichteifer zeigen.

Jetzt stand der Jan Podleschny auf, rückte seinen Stuhl zurück und schob die Cigarre in den linken Mundwinkel. Die mit ihm am Tische saßen, klopften mit ihren Gläsern auf die Platte und schrieen: „Ruhe, Ruhe, der Gospodary Podleschny will eine Rede halten."

Eigentlich aber lärmten sie am meisten, denn niemand außer ihnen in der Krugstube sprach ein Wort.

Der junge Bauer hob die Hand auf und stellte sich breitbeinig hin.

„Also eine Rede soll ich halten! Sie wird kurz sein, denn ihr wißt ja alle schon, was ich euch sagen wollte, der Schulter da hat es euch erzählt. Ich, der Jan Podleschny aus Mrosen, hab' mich mit der Maria Pruchnow verlobt, und wer etwas dagegen hat, braucht es mir nur zu sagen, er wird von mir die Antwort in die Zähne kriegen. Wer aber mit mir auf die Gesundheit der zukünftigen Podleschnica anstoßen will, der soll an diesem Tisch hier mein Gast sein. Frau Kalinna, sechs Flaschen Schampanjer! Aber bedienen soll wer anders. Meine Braut wird hier neben mir sitzen und heute abend nicht anders mehr aussehen, als wenn sie Lust hat, Beschied zu thun."

Die Krugwirtin wollte schon rufen: Jawohl, Herr Podleschny, gleich, gleich, doch das Wort blieb ihr im Halse stecken. In die Schenkstube war während der Rede des Jungbauern ihr Sohn getreten. Erst hatte sie sich gar nicht nach ihm umgesehen, als sie ihn aber jetzt anblickte, erschrak sie, daß ihr das Herz fast stehen blieb. Mit zerwühlten Haaren stand er da, das Gesicht totenblaß, nur aus den Augen kam ihm ein seltsames Leuchten.

Jetzt ging er mit schweren Schritten zu der Tombank, richtete sich auf und fragte:

„Wer hat hier Champagner bestellt?"

„Ich," sagte der Jan Podleschny, „und zwar sechs Flaschen! Aber dreil' dich, Krugwirt, spring' nach dem Brunnen und hol' sie, sonst saß' ich dich den Weg sechsmal machen und fang' mit einer an bestellen an!"

Franz Kalinna stützte sich schwer mit den Fäusten auf die Tombank.

„Du, Bauer, sollst so gesund hier aus der Stube gehen, wie ich den Weg zum Brunnen gehen werde. Hier in diesem Hause wird von dem Teufelszeug kein Tropfen mehr getrunken werden. Und, um es kurz zu machen: Für heute ist Feierabend!"

Frau Kalinna sprang auf und faßte ihren Jungen am Arme.

„Aber weshalb denn nur, Franzchen, weshalb? Konzession haben wir doch bis zwölf Uhr nachts, und warum sollen wir das Geschäft heute abend nicht mitnehmen?"

In dem Lärm aber, der sich in der großen Krugstube erhoben hatte, ging ihre Stimme unter. Die Burschen waren alle aufgesprungen, schrieen durcheinander, und in die vor kurzem noch feindselig gespaltenen Lager war mit einem Male Einigkeit gekommen. Sie ließen sich nicht nach Hause schicken wie Schuljungen, so lange es ihnen noch zu trinken beliebte, und etliche forderten die Krugwirtin auf, ihrem Sohne den Mund zu verbieten, so lange sie selbst in der Wirtschaft noch etwas zu sagen hätte.

Da sprang drüben am Küchenverschlag, wo die Bogdans saßen, einer der Burschen auf den Tisch, schwenkte die Mütze, zum Zeichen, daß er etwas sprechen wollte, und schrie, als sich der Lärm ein wenig gelegt hatte, mit hellschmetternder Stimme:

„Aber laßt ihn doch, ihr Leutchen, er braucht ja seinen Schampanjer selber. Die russischen Offiziere drüben in Grajewo werden heute abend so viel auf seine Verlobung anstoßen, daß er morgen nachliefern muß, denn die Kaczorka wird keinen Tropfen mehr im Keller haben!"

In der Krugstube hob sich ein brausendes Gelächter, und die Rothaarige, die neben der Tombank stand, stimmte ein. Ihr klingendes und helles Lachen war zwischen den andern Stimmen herauszuhören wie der Ton des Triangels in einem Orchester.

Da schwang Franz sich mit einem Satze über die Tombank und, ehe auch nur einer der Burschen in der Stube mit den Augen blinken konnte, hatte er den frechen Bengel auf dem Tische mit seinen beiden groben Fäusten ins Genick und an den Hosenbund gefaßt, hob ihn auf und trug ihn zu dem Tische der Popieller Bauernsöhne, dicht neben der Tombank. Dort schwenkte er ihn auf einen Stuhl und sagte, scheinbar ganz ruhig: „Hier bleibst du sitzen, damit ich dich unter meinen Augen habe. Und sprichst

du auch nur ein einziges Wort, dann fliegen dir die Zähne den umgekehrten Weg, den eben deine Worte genommen haben."

Einen Augenblick lang gab es Stillschweigen an allen Tischen, dann aber brach ein Lärm los, wie ihn die Krugkunde seit dem Tage ihres Bestehens nicht erlebt hatte. Die Krugwirtin rang die Hände und lief in dem engen Schenkraume auf und ab wie eine Henne, die junge Entlein ausgebrütet hatte und nun zusehen mußte, daß ihre Jungen in das gefährliche Wasser stiegen.

„Aber Franzchen, so erbarm' dich doch!" schrie sie einmal über das andere, „und, um Gottes willen, was ist nur in dich gefahren?"

Der aber, zu dem sie sprach, hörte sie nicht. Der lehnte mit dem Rücken gegen die Wand neben der Tombank, hatte die Arme über der Brust verschränkt und blickte ordentlich verächtlich auf das Dutzend grobknochiger Fäuste, das auf drei Schritte Abstand sich vor seinem Gesicht reckte. Und als der Lärm ihm zu toll wurde, erhob er seine Stimme, diesmal aber so laut, daß eine ganze Brigade nach seinem Zuruf hätte ausrücken müssen:

„Feierabend ist es, hab' ich schon einmal geboten und sag' es jetzt zum zweiten- und letztenmal. Ich werde jetzt ganz langsam bis Drei zählen, und wer auf Drei nicht hier aus dieser Stube hinausgegangen ist, der hat morgen früh eine Klage wegen Hausfriedensbruchs am Hals. Jetzt fang' ich an zu zählen. Eins . . . . Zwei . . . ."

In der Krugstube war es ganz still geworden. Haussriedensbruch war eine gefährliche Sache und brachte zum mindesten vierzehn Tage im roten Hause ein. Wo er anfing, wußte eigentlich niemand zu sagen, außer dem Richter, der darüber zu befinden hatte, aber eine alte Ueberlieferung gebot es, die verhängnisvolle Zahl Drei nicht erst abzuwarten, sondern früher aus der Stube zu gehen. Die Tagelöhner und der Schuster Augustin, die dem Ausgange zunächst saßen, standen schon in dem offenen Thürrahmen, auch von den Besitzersöhnen hatte bereits der eine und andere die halbe Kehrtwendung gemacht, da erhob sich der Thomas Bogdan, der so lange geschwiegen hatte, von seinem Platze. Er schob mit seiner breiten Hand die zunächststehenden Burschen auf die Seite, damit er für seine Worte freie Bahn hatte, und fragte ganz ruhig und langsam:

„Franz Kalinna, wer giebt dir das Recht, hier Feierabend anzukündigen und von Hausfriedensbruch zu reden, so lange die Gäste deiner Mutter ruhig sind?" Und als der andere schwieg, fuhr er fort: „Wer hier zu lärmen angefangen hat, warst du, denn der Jan Podleschny hat seine Bestellung ganz ruhig gemacht."

„So, ganz ruhig?" rief der Franz jetzt zurück. „Vielleicht hast du auf deinen Ohren gesessen, als er mir sagte, ich sollte mich putzen, sonst würde er mich den Weg zum Brunnen sechsmal machen lassen?"

Aus den Reihen der Burschen kam ein feindseliges Lachen, aber der Thomas Bogdan hob nun zum Zeichen des Schweigens die Hand.

„Rube, sag' ich, wenn ich spreche! Und dir, Franz Kalinna, sag' ich: Wenn es dir nicht paßt, als Krugwirt von deinen Gästen gehänselt zu werden, mußt du dir ein anderes Geschäft aussuchen, ein Geschäft, bei dem du keinen Schnaps und keinen Schampanjer zu verkaufen brauchst."

„Deine Ratschläge kannst du für dich behalten," rief der Franz dazwischen, „ich weiß von allein, was ich zu thun habe!"

Jetzt wurde der Thomas Bogdan lebhafter. So lange hatte er hinter seinem Tische gestanden, jetzt aber hob er die langen Beine, stieg hinüber und trat in die vorderste Reihe der gegen die Tombank drängenden Burschen.

„Ah nein, mein Jungchen, das weißt du nicht, und wenn du auch von Berlin und von der Garde kommst, wir hier zu Hause wissen auch ohne dich, was Gesetz und Verordnung ist. Also frage ich dich jetzt: Bist du hier schon Herr im Hause und Besitzer? Wenn du uns die Auflassungsurkunde zeigen kannst, in der deine Mutter dir den Krug übergiebt, dann hast du recht, und wir werden dir gehorchen!" Und als der andere darauf nichts zu antworten wußte, erhob er höhnisch seine Stimme: „Also dann rasch, lauf in die Stadt, vielleicht findst du das Gericht noch offen, damit dir der Schreiber die Urkunde aufsetzen kann. Wir aber werden inzwischen anfangen, hier Schampanjer zu trinken, und damit es ein Weg ist nach dem Brunnen, ich bestell' auch sechs Flaschen, Frau Kalinna!"

Die Burschen im Kreise schrieen vor Vergnügen über die Abkürzung des frechen Gardisten, trampelten auf den Boden und riefen: „Kß, Kß!" als wenn sie zwei bissige Köter aufeinander hetzen wollten.

Franz Kalinna aber war mit einem Schlage ganz ruhig geworden, wie damals, als in der Stallschreiberzgasse in Berlin seine Angreifer die Messer zogen. Er wandte sich halb nach der Tombank zurück.

„Mutter, der Bogdan hat recht, ich hab' nach dem Gesetz hier noch nichts zu sagen. Also bitt' du ihnen Feierabend und sag', sie sollen ruhig nach Hause gehen!" Und als sie nichts darauf erwiderte, fuhr er eindringlicher fort: „Mutter, in den Stunden, wo ich allein da oben in meiner Kammer saß, hab' ich mir's überlegt: diese Wirtschaft hier muß aufhören! Wir haben es nicht nötig, daran Geld zu verdienen, wenn sich einer von diesen Bauern hier mit unserer Schenkmamsell verlobt. Also ich bitte dich noch einmal: Sag' Feierabend an, damit die Stube hier leer wird, und ich will all' diese Jungens in Frieden abziehen lassen, obwohl sie eigentlich jeder einzeln für ihre Frechheiten eine Tracht Prügel verdienen!"

Jetzt fand die Krugwirtin, welcher der Schreck über den Ausruhr den Atem benommen hatte, endlich die Sprache wieder. Aber sie faßte es verkehrt an. Statt ihrem Jungen gut zuzureden und die andern mit einem Machtwort nach Hause zu schicken, fing sie an zu schelten:

„Ja, was soll das heißen, Franz, daß du hier solchen Rumor anfängst? Geh' schlafen, wenn dir die Wirtschaft nicht paßt, denn vorläufig hab' ich hier nur ganz allein zu kommandieren!" Und zu den Gästen gewandt, sprach sie weiter: „Nehmen Sie es ihm nicht übel, meine Herren, aber er hat bei seiner eigenen Verlobung so viel Schampanjer getrunken, daß er — es thut mir leid, es zu sagen — Ihnen jetzt keinen mehr gönnt!"

Die letzten Worte sprach sie lachend, denn auch langjähriger Erfahrung wußte sie, daß nichts so sehr geeignet war, heißgewordene Köpfe zu beruhigen, als ein zu rechter Zeit vorgebrachtes Scherzwort. Diesmal aber blieb die Wirkung aus. Zwar die Burschen lachten laut auf, und einige von ihnen wandten sich schon zu ihren Plätzen zurück, ihr Junge aber blieb stehen und sing an, sich langsam den guten Uniformrock auszuziehen. Und vielleicht, daß sie ihre auf seine Kosten witzige Bemerkung zurückgenommen hätte, wenn es ihr möglich gewesen wäre, ihm jetzt ins Gesicht zu sehen. Aber er hielt den Kopf gesenkt und stieß absatzweise zwischen den fest aufeinander gebissenen Zähnen die Worte hervor:

„Also . . . es ist gut, Mutter! . . . Du selbst willst es nicht anders! . . . Dann muß ich allein anfangen, . . . hier reinzumachen, . . . wie ich's mir vorgenommen habe!" Dann hob er den Kopf und reckte die Arme.

„Na, wer von euch hat nun Lust, als erster 'rauszufliegen?"

Der Thomas Bogdan, der auf die beschwichtigenden Worte der Krugwirtin schon zu seinem Tische zurückgekehrt war, zog jetzt ebenfalls seinen Rock aus.

„Wenn du dich an einem alten Kessel schwarz machen willst, mein Sohn, dann sang' zuerst bei mir an!"

Da sprang aus der ersten Reihe der Zuschauer einer zwischen die Beiden.

„Halt," rief er laut, „erst komme ich an die Reihe, mit dem Großmaul auf den Zweikampf zu gehen, denn alles, was er gesprochen hat, war gegen das Mädchen, das in sechs Wochen meine Frau werden soll. Sein Haus will er reinmachen, hat er gesagt, als wenn sie ihm statt unserem guten Gelb lauter Schmutz hereingetragen hätt'." Er zog Rock und Weste aus und senkte den Kopf, als erwartete er auf die Herausforderung den Angriff des Gegners.

Frau Kalinna war auf den kleinen Schemel hinter der Tombank gesunken, ganz rot vor Aerger über den widerspenstigen Jungen.

„Franz, du giebst jetzt Frieden, sag' ich! Was sind mir das für neue Moden, hier mit unseren Gästen Streit anzufangen?

Markt

Nach dem Gem

Photographie im Verlag von Gustav Schauer in Berlin.

ticoli.

n. Barbasan.

Gleich scherst du dich auf deine Kammer, sonst laß ich auf der Stelle den Gendarmen kommen!“

„Mutter, ich bitte dich: den Gendarmen laß aus dem Spiel, sonst giebt es ein Unglück, denn er fliegt mit hinaus. Ich bin ganz ruhig und nüchtern, und an dem, was ich mir jetzt vorgenommen hab', kann kein Mensch mehr etwas ändern!“

Die Krugwirtin sah sich ratlos um. Da fiel ihr Blick auf den Schuster Augustin, der auf der Bank dicht an der Thür stand.

„Augustin, Augustin, ich lösch' Ihre ganze Rechnung aus, wenn Sie mir den Herrn Wachtmeister herrufen, er soll hier Ordnung stiften!“ Der Schuster rief etwas zurück, aber in dem Lärm konnte sie es nicht verstehen, denn die Beiden vor der Tombank waren schon aneinander. Der Jan Podleschny hatte ihren Jungen unterlaufen, ganz heimtückisch, während er gerade noch etwas zu ihr sprechen wollte, und jetzt schien es einen Augenblick lang, als sollte er unterliegen. Er war bei dem unerwarteten Angriff gestrauchelt und mußte sich mit der Linken an den Rand der Tombank klammern, um nicht gleich geworfen zu werden.

Da schrie die Krugwirtin laut auf vor Angst, die Maria sollte helfen, die Beiden auseinander zu bringen. Die aber rührte sich nicht. Sie stand mit verschränkten Armen mitten zwischen den Polnischen Burschen, ganz blaß im Gesicht und mit aufeinander gepreßten Zähnen, nur ihre Nasenflügel zitterten vor Erregung, als könnte sie den Ausgang des Kampfes nicht erwarten.

Jetzt hatte Franz endlich für seinen zurückgedrängten und ausgeglittenen Fuß einen Stützpunkt gefunden. Einen Augenblick dauerte es noch, bis er seine Fäuste zwischen den Armen hindurchgezwängt hatte, die seinen Leib umklammert hielten, dann ein kurzer Griff, ein gewaltiges Vorwerfen des ganzen Körpers, und der Jan Podleschny flog wie ein Stück Holz auf die Diele.

Franz richtete sich auf und sagte verächtlich: „Geh schlafen, Bauer! Dein Mundwerk ist größer als deine Kraft!“ Und als er sich herausfordernd im Kreise umsah, traf sein Blick auf ein totenblasses Gesicht, aus dem ihn ein Paar ganz entsetzter Augen anstarrte.

Da zog ihm eine wilde Freude durchs Herz, und er lachte laut auf. Ja, mit dem Weinen kam's jetzt umgekehrt, jetzt war sie an der Reihe!

Die Mroser Burschen hatten den vom Sturze ganz betäubten Jan Podleschny aufgehoben und schrieen laut, bei dem Zweikampfe wäre es nicht mit rechten Dingen zugegangen.

Da schob sich der lange Thomaz Bogdan nach vorn und rief: „Na, dann wollen wir mal sehen, was ihm bei mir seine Kunst helfen wird!“

Einen Augenblick lang musterten sich die Gegner, dann warfen sie sich gegeneinander, umklammerten sich fest mit den Armen und fressten die Muskeln. Ein paar Minuten lang schoben sie sich in kurzen Absätzen hin und her, aber keiner konnte die Oberhand gewinnen, und es schien, als wären sie an Kräften und Kunst des Ringens einander gewachsen. Was dem Thomaz Bogdan an Körperlänge fehlte, ersetzte er reichlich durch die Breite der Schultern, und wenn er auch in der ersten Zeit noch keinen Vorteil herauszubeißen vermochte, an seiner ausdauernden Kraft mußte der andere schließlich erlahmen. Dessen zähe Angriffe folgten auch schon nicht mehr so rasch aufeinander wie zu Anfang, und sein Atem ging keuchend, als wäre er bald am Ende seiner Kräfte. Die Baginsker Burschen waren auf die Bank gesprungen und hetzten ihren Dorfgenossen, er sollte es kurz machen, der großmäulige Gardist wäre schon fertig. Da lachte Franz Kalinna mitten im Ringen laut auf: „Fertig, sagt ihr? Jetzt fängt es bei mir erst an!“ Und gleich darauf ging durch seinen ganzen Körper ein jähes Anspannen, die Adern am Halse strafften sich ihm fast zum Zerspringen, ein fester Griff mit beiden Händen, ein Niederbeugen in den Knien, und sein Gegner flog ihm über die linke Schulter. Wie der Blitz war er herum, warf sich über ihn, und während er ihn mit beiden Armen fest auf den Boden preßte, fragte er keuchend: „Na, Bauer, willst du nun Frieden halten und ruhig nach Hause fahren? Jetzt glaubst du wohl, daß hier Feierabend ist, wenn ich ihn ansage!“

Einen Augenblick lang Totenstille, dann ein Lärm, als wäre eine ganze Hölle losgelassen. Und mitten dazwischen eine gellende Frauenstimme: „Steck die Messer fort, die Messer fort, um Gottes willen!“ Da sprang Franz von seinem Gegner auf und sah, daß die Maria sich mit blutenden Händen an ihren Bräutigam geklammert hatte. Der aber stand da mit blutunterlaufenen Augen, schwang in der hoch erhobenen Hand ein Messer und schrie wie ein wildes Tier: „Laß meinen Arm los, falsche Hexe, sonst bezahl' ich's auch dir, daß du gelacht hast, wie er mich hinwarf!“ Und als sie etwas erwiderte, riß er sich von ihr los: „Lüg' nicht noch, die andern haben es gesehen und mir's gesagt!“

Mit einem einzigen Satze war Franz zwischen den Beiden. Das junge Mädchen schob er zur Seite und faßte mit jähem Griff den Jungbauern um das Handgelenk.

„Jetzt laß das Messer fallen, sonst, bei Gott, giebt es ein Unglück!“ Sein Gegner aber rang, den Arm frei zu bekommen, und schrie: „Auf ihn, ihr Burschen, werft euch auf ihn und gebt ihm drei Zoll kaltes Eisen, daß er still wird!“ Da ließ Franz Kalinna den Jungbauern los und gab ihm mit der geballten Faust einen Schlag, daß er, wie von einem Axthiebe gefällt, zu Boden sank. Dann mit einem Satze war er vor den blitzenden Messerklingen der übrigen wieder bis zur Tombank zurückgesprungen, damit er den Rücken frei hatte, griff einen der schweren Holzstühle und ließ ihn im Kreise vor sich sausen, sodaß die nachdringenden Burschen unwillkürlich zurückwichen. Der Thomaz Bogdan, der sich von seinem Sturze erholt hatte, wollte ihn von der Seite her unterlaufen, aber im Niederducken traf ihn der schwere Stuhl gegen die Schultern, daß er mit einem ächzenden Wehelaut zu Boden sank. Und jetzt reckte Franz Kalinna sich in den Hüften heraus und stieß den Stuhl mit der Kante auf den Boden, sodaß er nur den Rahmen mit den beiden Hinterbeinen als handliche Waffe behielt. Die schwang er im Kreise, schob sich langsam vorwärts und rief: „Jetzt wird ausgesetzt, und wem seine Knochen lieb sind, der mache, daß er 'rauskommt!“ Er überlegte nicht mehr, daß er doch nur einer gegen zwei Dutzend und, wenn diese sich ernstlich auf ihn warfen, in ein paar Augenblicken überwältigt war. Aber sei es, daß er ihnen mit seinem tollkühnen Draufgehen den Mut abgelaufen hatte, oder jeder sich fürchtete, als erster in die Bresche zu springen — zunächst fingen die in der vorderstein Reihe Stehenden an, zurückzudrängen, dann gaben auch die an der Thür nach, und er brauchte nur noch mit einem Dutzend blindlings zwischen die Menge ausgeteilten Faustschlägen nachzuhelfen, um in ein paar kurzen Minuten die ganze große Krugstube gesäubert zu haben. Nur auf der Bank am Küchenverschlag saß noch der Thomaz Bogdan, hielt sich ächzend die schmerzende Schulter und sagte immer dazwischen: „Jetzt bitte ich Sie bloß, Franz Kalinna, ist das ein Benehmen gegen seine Gäste?“ Da mußte Franz wieder lachen. Er griff den langen Burschen unter die Achseln, schleppte ihn bis zur Hausthür und gab ihm einen jetzt beinahe freundschaftlichen Schub mit auf den Weg.

„Da, Bauer, wenn du mal wieder Lust haben solltest, bei mir Champagner zu trinken!“

Als er aber die schwere Thür abgeschlossen hatte und sich in dem dunklen Hausflur wieder zur Krugstube wandte, geschah etwas Seltsames. Zwei Arme schlangen sich um seinen Hals und eine Stimme raunte an seinem Ohre: „O du Großer! Verstell' dich nur weiter so, ich weiß jetzt Bescheid!“ Im ersten Augenblicke wollte er den vermeintlichen Angreifer abschütteln, dann aber merkte er, daß die um seinen Hals geschlungenen Arme keinem Feinde gehörten. Und da griff er fest zu, bog das Gesicht herunter und suchte im Dunklen so lange, bis er ein paar heiße Lippen fand. Die küßte er herzhaft und lange, bis die seltsame Erscheinung sich ihm aus den Armen wand und mit flüchtigen Füßen die Bodentreppe hinauf eilte. Dann stand er noch eine Weile im Dunklen, und als er wieder in die Krugstube trat, war eine ganz merkwürdige Fröhlichkeit über ihn gekommen. Die Mutter, die sich mitterweile vom ihrem Schreck erholt hatte, überschüttete ihn mit einer wahren Flut von Vorwürfen; er aber zog sich ganz gelassen den Rock an, säuberte sich mit einem nassen Tuche die zerschundenen Hände und lachte nur zu allem, was sie sagte. Da wandte sich die Krugwirtin zu ihrer Tochter, die ihr beim Zanken redlich geholfen hatte:

„Man sollte rein glauben, der Jung' ist ganz und gar übergeschnappt!“

Jetzt wurde Franz plötzlich wieder ernst.

„Ah nein, Mutter, ich weiß ganz genau, was ich will, jetzt vielleicht noch besser als vor einer halben Stunde. Und ich hätte dir mehr zu sagen als du mir, aber ich denk', wir lassen das alles lieber auf morgen!“ Damit wandte er sich ab und ging hinaus in den mondbeschienenen Garten, denn wie ihm zu Mute war, glaubte er's in der niedrigen Stube mit all dem widrigen Dunst und Qualm nicht aushalten zu können. — — —

* * *

Der alte Pruchnow war der Letzte, der das Gefängnis verließ. Die andern durch die Amnestie befreiten waren alle gehastet, als fürchteten sie, der Herr Gefängnisinspektor könnte sich wieder eines andern besinnen und sie noch einmal zurückrufen. Er allein war stehen geblieben, nachdem der Beamte das Schriftstück verlesen hatte.

„Herr Inspektor, ist es wirklich wahr, muß ich auch jetzt gehen wie die andern? Und muß einer die Begnadigung annehmen, auch wenn er viel lieber im Gefängnis bleibt?“

„Ja, wird wohl nicht helfen, Pietsch,“ hatte darauf der Herr Inspektor gesagt und ihm ganz traurig die Hand geschüttelt, „es gilt für den einen so gut wie für den andern. Und mir thut es ebenso leid wie dir, denn was werden wir hier anfangen, bis du wieder zu uns kommst?“ Und darauf hatte er wiederum gesagt: „Ja, ja, Herr Inspektor, es wird immer schwerer. Das letzte Mal hat schon der Herr Förster gesagt, er wird mich nicht mehr anzeigen, sondern mir ordentlich das Fell losmachen, damit ich wieder arbeiten lern'. Ach du mein lieber Gott, arbeiten! Geh' ich hier vielleicht müßig?“ Dann hatte er sich mit dem Rücken der Hand über die Augen gewischt und war gegangen, Abschied nehmen von der Frau Gefängnisinspektor, den kleinen Kinderchen — die ältesten waren leider nicht zu Hause, sondern in der Schule — und von den einzelnen Aufsehern. Aber schließlich hatte auch das ein Ende genommen, und jetzt war er draußen. Die schwere eisenbeschlagene Thür in der roten Mauer war kreischend ins Schloß geschnappt, innen drehte sich der Schlüssel um, der Thorwärter rief ihm noch über die Mauer ein „Auf Wiedersehen“ zu — aber was half es? Er stand draußen und hatte kein Recht mehr, wieder hineinzugehen! . . .

Ganz plötzlich war es gekommen, kaum eine Stunde war es her. Er saß ganz gemütlich in der Küche, schälte Kartoffeln für das Mittagessen und unterhielt sich mit der Frau Gefängnisinspektor so von diesem und jenem. Daß es eine wahre Freude war, wie gut die Aeltesten in der Schule lernten, daß bei dem Jüngsten, das auf einer bloßen Decke am Boden strampelte, schon oben die Zähnchen durchschnitten — kurz, was man so spricht, wenn man fast achtzehn Jahre lang so gut wie zur Familie gehört. Da steckte mit einem Male einer der Aufseher den Kopf zur Thür herein und rief: „Pietsch, antreten zum Appell auf dem großen Hof!“ Die Frau Gefängnisinspektor fragte noch: „Nanu, seit wann ist das Mode, daß der Pietsch mit antreten soll?“ aber der Aufseher zuckte nur mit den Achseln: „Der Herr Inspektor hat's befohlen.“ Da stand er auf, band die Küchenschürze ab und sagte: „Lassen Sie man, liebe Frau Inspektor, ich komm' gleich wieder!“ Was sollte ihm denn Schlimmes passieren? Er hatte ja noch fast fünf volle Monate vor sich!

Und er war ja auch wiedergekommen, aber nur zum Abschiednehmen! . . .

Gerade heute hatte er sich vorgenommen, im Garten die Rosen zu beschneiden, das Beet mit den Frühkartoffeln zu häufeln, und gegen Abend wollte er mit den Aeltesten, dem jungen Herrn Karl, der schon auf Unterprima im Gymnasium saß, auf den See hinausfahren, um ein paar Bleie oder Barsche in den Ganten zu fangen, weil nämlich die Frau Inspektor gesagt hatte, es wäre Zeit, daß er wieder einmal für ein Gericht Fische sorgte. Und mitten in all diese gedlante Arbeit hinein war mit einem Schlage die Begnadigung gekommen! Was ging es eigentlich ihn an, daß da in Berlin am Königshofe Hochzeit gefeiert wurde? Hatte man sich dort um ihn gekümmert, als die Gendarmen ihn damals von Weib und Kind wegrissen, und später, als er jeden Tag aufs neue vor dem Herrn Untersuchungsrichter seine Unschuld betenerte? Oder vielleicht an dem Tage, als er freigesprochen war und wieder ins Gefängnis zurückgeführt wurde, weil der Herr Staatsanwalt sagte, er hätte noch eine Abrechnung mit ihm, wegen des Widerstandes, den er den Gendarmen geleistet hatte? Das war doch das Natürlichste von der Welt, daß sich einer mit Händen und Füßen zur Wehr setzte, wenn er unschuldig verhaftet werden sollte! Also hatte man sich in Berlin damals um ihn nicht gekümmert, weshalb griff man jetzt in das frischen Schicksal ein, das er sich selbst zurechtgeschnitten hatte, und in dem er glücklich und zufrieden war? Fünf volle Monate ruhigen Lebens hatte er noch vor sich gehabt, und jetzt mußte er sich, um wieder hineinzukommen, womöglich etwas Neues ausdenken? Eine Rolle Nutzholz von der fertigen Ablage forttragen und es so einrichten, daß man dem Herrn Förster damit in den Weg lief, war schon das Einfachste. Aber auch dabei mußte man zuweilen drei bis vier Wochen warten, bis man vor die Strafkammer kam. Und was sollte überhaupt geschehen, wenn der Herr Förster seine Drohung wahr machte? Sollte er dann hingehen und bei irgend einem Bauern einen Hammel stehlen? Nichtig stehlen wie ein gewöhnlicher Dieb? Denn Holz stehlen war eigentlich kein Diebstahl, weil doch früher einmal der Wald allen Menschen gehört hatte wie die Luft und das Wasser, und der Fiskus hatte sich das mit der Zeit nur so herausgenommen, ihn für sich allein zu annektieren! Außerdem aber, so weit reichte auch seine Kenntnis der Gesetze nicht, ob ein gestohlener Hammel ihm vor den Richtern bei seinen vielfachen Vorstrafen wegen Holzdiebstahls nicht vielleicht ein Jahr oder mehr Zuchthaus eintragen konnte! Und das wäre natürlich gesetzt gewesen, denn nach Allenstein trug er kein Verlangen. Beim Holzdiebstahl aber wußte er's ganz genau, da konnte man zum zwanzigsten- oder dreißigstenmal vor den Richter kommen, es gab doch jedesmal nur Gefängnis.

So stand er mit schwerem Herzen und sorgenden Gedanken, und es fehlte nicht viel, dann hätte er an dem rostigen Klingelzug gezogen, sich vor den Herrn Gefängnisinspektor führen lassen und gebeten, ob es denn gar keine Möglichkeit gäbe, ihn noch eine Weile dazubehalten. Aber das war ja Unsinn! Gewiß, der Herr Inspektor hätte es ihm schon gerne gethan, denn er fehlte ja an allen Ecken und Enden in der Wirtschaft, aber da gab es doch allerhand Vorschriften, die auch diesem vielmögenden Manne das Leben sauer machten, und nicht zuletzt die Bücher, in denen jeder einzelne Insasse des roten Hauses mit dem Tage seiner Einlieferung und Entlassung verzeichnet war. . . .

Der Posten neben dem Thor forderte ihn auf, weiter zu gehen, denn es wäre verboten, vor dem Gefängnis zu stehen und so lange zu den Fenstern emporzustarren. Der alte Pruchnow wollte schon grob werden, aber er besann sich noch rechtzeitig, daß er hier ja nichts mehr zu sagen hatte. Und schließlich, was wußte der junge Soldat, der vielleicht zum erstenmal in seinem Leben vor dem roten Hause Posten stand, von der Stellung, die er sonst, in guten Zeiten, darin einnahm? Und daß dieses Haus ihm im Laufe der Jahre die richtige Heimat geworden war? Da stieg es ihm heiß in die Augen empor vor bitterem Trennungsweh, er schulterte den Stock, an dem, in ein rotes Taschentuch gebunden, seine paar Habseligkeiten hingen, und ging weiter. Wohin? In die Fremde! . . .

Auf der langen Brücke, die den Stearm überspannte und die Gefängnisinsel mit der Stadt verband, blieb er stehen und sah noch einmal nach dem großen Hause mit den zahllosen vergitterten Fenstern zurück. Seine eigene Zelle, die ihm jedesmal eingeräumt wurde auf Befehl des Herrn Inspektors, so oft er wiederkam, konnte er nicht sehen, denn sie lag nach dem großen Garten und dem See hinaus. Wenn er auf den Schemel stieg, konnte er weit über das Wasser bis zu dem Dorfe und dem dunklen Saum des Waldes sehen, und die Flüederbüsche reckten ihre Zweige und Blüten bis in sein Fenster hinein. Aber dort hatte er nur die ersten paar Monate gestanden, als ihm noch die zehrende Sehnsucht nach Weib und Kind, nach der Freiheit und der Welt da draußen am Herzen fraß. Später hatte er das nicht mehr nötig. Da konnte er, wenn er nach dem Wetter sehen wollte, in den Garten gehen, auch noch später, da hatte er die Erlaubnis, durch das große Thor frei aus und ein zu gehen, ohne Zettel oder Begleitung. Er lief ja nicht fort, wenn die

Frau Inspektor ihn mit dem großen Marktkorb zum Einkaufen in die Stadt schicke, denn was sollte er da draußen? Vielleicht es noch einmal durchkosten, wie es schmeckte, wenn einer der Kerle im Dorfe sich weigerte, mit ihm bei der Waldarbeit an ein und derselben Säge zu ziehen? Oder wie der Herr Rittergutsbesitzer Strehl in Mrosen zu ihm gesagt hatte: „Pruchnow, es thut mir leid, aber ich kann dich nicht in der Arbeit behalten, denn die andern werden mir aufsässig“? Da hatte er ihnen den Gefallen gethan und war wieder das Haus zurückgegangen, wo er nun freundliche Gesichter sah und gute Worte hörte. Und für wen hatte er denn zu sorgen? Sein Weib lag auf dem Kirchhof, als er wieder aus dem Gefängnisse kam, und das Kind hatten sie ins Waisenhaus gethan. Es war drall und rund, hatte rosige Backen und lachte mit der Wärterin. Als er es aber auf die Arme nehmen wollte, da wandte es das Köpfchen ab und verzog das Gesicht zum Weinen. Recht hatte es, denn es kannte den eigenen Vater ja nicht, und um Mitleid mit ihm zu haben, weil er unschuldig eingesperrt worden war, dazu war es doch noch viel zu dumm. Also was konnte er da thun, als still sorigehen und regelmäßig den Unterhalt bezahlen? . . . Im Gefängnis aber, da freute sich der Herr Inspektor ordentlich, als er wiederkam, denn daß er's mit einem anständigen Menschen zu thun hatte, das hatte er gleich schon in der ersten Zeit erkannt! Nur daß er ihm damals noch keine Vergünstigungen gewähren konnte, weil er doch unter die „schweren Verbrecher“ gehörte. Beim drittenmal aber, nachdem er dem Herrn Inspektor da erzählt hatte, weshalb er wiedergekommen war, oha, da wurde es anders! Der alte Pietsch war gerade gestorben, der infolge langjährigen Vertrauens das Amt eines Küchenkalfaktors in der Familie des Herrn Inspektors geführt hatte, und da er dafür der Geeignetste war, so wurden ihm Amt und zugleich — der Beamtenlichteit halber — der Name seines Vorgängers übertragen. Aber was war unter seiner Führung aus diesem Amte erst geworden! Hatte der alte Pietsch sich vielleicht je rühmen können, daß er ohne Begleitung in die Stadt gehen durfte? Im Gegenteil, wenn der mal seinen Koller bekam, dann lief er aus und trieb sich eine ganze Nacht lang draußen in allerhand schlechter Gesellschaft herum. Er aber hatte das in ihn gesetzte Vertrauen nie auch nur einen Augenblick lang gemißbraucht, und daran lag es ja nur, daß er in Laufe der Jahre gewissermaßen ein Stück der Familie geworden war. Wenn er mal Abschied nehmen mußte, dann klammerten die Kleinen sich an ihn, weinten und schrieen, er sollte nicht fortgehen. Und wenn er nach ein paar Wochen wiederkam, dann kletterten sie ihm auf Arme und Schultern, und im ganzen Haus war eine einzige Freude. Niemals aber war sein Amt dauernd besetzt worden, wenn er hinausging, sondern immer nur sozusagen in Vertretung, denn der Herr Inspektor wußte ja, daß es nicht lange dauerte, bis er wiederkam! Also da sollte es ihm jetzt nicht leid thun, wenn er mit einem Male wegen dieser unverhofften und gar nicht erbetenen Begnadigung von alledem Abschied nehmen mußte? Wer wartete schon auf ihn da drüben in dem Dorfe am andern Ende des großen Sees? Seine vier tahlen Wände bei dem Schuster Augustin und seine Tochter. Aber der ging es gut, sie verdiente ihr Brot, und er that ihr eigentlich gar keinen Gefallen, wenn er's den Leuten immer von neuem in Erinnerung brachte, daß ihr Vater der alte Pietsch aus dem roten Hause war. Eigentlich hätte er seinen kurzen Freiheitsaufenthalt ja auch ebensogut irgendwo anders nehmen können, aber einmal zog ihn die langjährige Gewohnheit, und zum andern: unter den alten Kiefernbäumen, gleich hinter dem Försterstand, da lag der Kirchhof, und auf dem Kirchhofe ganz im Winkel ein halb eingesunkenes Grab. Da saß er denn manchmal eine halbe Stunde lang, sprach ein Vaterunser und dachte daran, daß ein paar Fuß tief unter dem Rasen sein ganzes bißchen gewesenes Glück lag, kaum daß es länger als ein Jahr gedauert hatte. — — —

Der Wachtposten am Thor war auf die Mitte der Straße getreten und blickte zu ihm herüber, als wollte er ihm auch verwehren, hier auf der Brücke zu stehen. Der dumme Kerl! Er wußte es besser, wie weit die Befugnisse der Posten gingen, und hier auf der Brücke durfte jedermann stehen, so lange es ihm beliebte. Da saßen ja auch unten in den Zwischenräumen des Geländers die Angler, hielten ihre Schnüre ins Wasser, obwohl um diese Frühjahrszeit noch nicht daran zu denken war, daß die Barsche auf Regenwürmer anbeißen würden, und keinem Menschen fiel es ein, sie fortzujagen! Gar zu gern hätte er zudem hier auf der Brücke den jungen Herrn Karl erwartet, um ihn zu sagen, daß sie heute abend leider nicht fischen fahren könnten. Aber bis zum Schuffschluß waren noch reichlich anderthalb Stunden, und vom Himmel kam ein leiser, rieselnder Frühjahrsregen, der mit seinem Schleier Stadt und See und Wald verhüllte. Die erste Viertelstunde spürte man ihn kaum, aber auf die Dauer zog er durch die Kleider und jagte einem ein Frösteln über die Schulterblätter.

Da hob der alte Pruchnow mit einem Seufzer das Bündel auf den Rücken, umfing noch einmal mit einem abschiednehmenden Blick die Fenster des roten Hauses und wandte sich auf den Weg, der, am Seeufer entlang, nach dem Dorfe führte. — — —

* * *

Frau Kalinna hatte eine sehr schlechte Nacht gehabt. Die Aufregung und der Aerger des vergangenen Tages hatten sie lange wach gehalten, und gegen Mitternacht, gerade als ihr die müden Augenlider zufallen wollten, hatte sich ein altes Leiden wieder eingestellt, ein böses Reißen und Ziehen in Händen und Füßen, das sie sich in dem zugigen Schenkraume geholt hatte, und das sich regelmäßig zu melden pflegte, so oft ein Witterungsumschlag bevorstand. Als sie im Morgengrauen hörte, wie es vom Dache tropfte, und sah, daß hinter dem Fenster draußen der Frühjahrsregen in feinen Strahlen vom Himmel rieselte, da wußte sie zwar, woher der plötzliche Ueberfall stammte, aber die Schmerzen wurden darum nicht geringer. In den Zeiten der Herauß oder Roggenernte, oder vor einem Sonntag im Sommer, wenn's zu überlegen galt, ob man sich für die Ausflügler aus der Stadt mit Vorräten versorgen sollte, war ein so zuverlässiger Wetterprophet ja von nicht zu unterschätzendem Nutzen. Jetzt aber, wo's gleich war, ob auf dem Felde draußen Regen fiel oder die Sonne schien, und die Städter an den Sonntagen kaum erst die Nase zur Thür hinausstecken, empfand man ihr doch als eine recht überflüssige und schmerzhafte Plage. . . .

So war die Krugwirtin mißmutig und verärgert aufgestanden, und ihre üble Laune wurde nicht gerade verbessert, als Anna ihr beim Kaffeetische, gewissermaßen noch auf nüchternen Magen, eröffnete, nach den Ereignissen des vergangenen Tages begnüge sich ihr Bräutigam nicht mehr mit der festgesetzten Mitgift. Jetzt, wo Franz diese geradezu glänzende Partie mache, sei es nur recht und billig, wenn seine Schwester nicht wie eine Scharwerksmargell aus dem Hause ginge, sondern mit einer ordentlichen und zukömmlichen Aussteuer. Und aus Eigenem fügte sie hinzu, daß sie darin mit ihrem Bräutigam vollkommen übereinstimme: wenn die Mutter dem Franz eine so reiche Braut besorgte, könnte sie der so wie so schon in Nachteil gesetzten Tochter wohl noch ein paar tausend Thaler bei der ausbedungenen Mitgift zulegen.

Frau Kalinna wollte heftig auffahren, aber die Schmerzen in Händen und Füßen verwehrten ihr jede rasche Bewegung. So konnte sie nur mit einem Aufstöhnen sagen: „Eßtausend Thaler! Kriegt das 'ne Scharwerksmargell mit? Und kann ich das Geld vielleicht nur so aus dem Aermel schütteln?“ Als die Tochter darauf erwiderte, ihr Bräutigam thäte es nicht anders, lieber träte er von der Verlobung zurück, da wollte ihr die Mutter wieder einmal ordentlich Bescheid sagen, daß sie selbst nämlich nur hinter all diesen begehrlichen Mehrforderungen stecke, und daß sie die beiden Partien der Welt machen könnte, wenn sie sich wie ein ordentliches Mädchen gehalten hätte! Aber das Reißen war durch all den Aerger nun so unerträglich geworden, daß sie nach den linderndsn Tropfen greifen mußte, die ihr der Herr Kreisphysikus für solche schlimmen Anfälle verschrieben hatte.

Die Anna aber nutzte das erzwungene Schweigen der Mutter aus, um ihr recht eindringlich zu Gemüte zu führen, was sie eigentlich davon hätte, daß sie sich so um den Jungen zerforgte. Sie sollte ihm nur den Krug übergeben und dann zusehen, wie er ihr all die Fürsorge und Liebe vergelten würde! So

Nach dem Gemälde von R. H. Armbruster

IN FREUD

Wildschwein mit Frischlingen, den Angriff von Wölfen erwartend.
Nach dem Gemälde von G. F. Rölig.

wie gestern abend, wo er ungehorsam und störrisch seinen diden Kopf durchgesetzt hätte, noch halb betrunken natürlich von seiner Verlobung her, denn sonst wäre es ja unerklärlich gewesen, daß er mit diesem unerhörten Benehmen gegen seine Gäste das schöne Geld sozusagen zur Thür hinausjagte! Und die Mutter sollte nur abwarten, wie alles noch kommen würde! Wenn sie erst die Herrschaft hier im Kruge abgegeben hätte, dann würde sie eines Tages froh sein, ihr Altenteil in dem behaglichen Heim ihrer Tochter verzehren zu dürfen, statt sich immerfort von diesem Kiekindiewelt anschreien und kommandieren zu lassen. Und da sollte sie doch beizeiten noch daran denken, ihrer Tochter etwas zuzuwenden, die ihr einmal die Fürsorge mit pflegender Liebe vergelten würde, statt alles an diesen groben Lauz zu hängen, der die eigene Mutter anschrie, wenn ihm gerade die Nase danach stand! Da hätte die Krugwirtin ihr gern erwidert, das ihr die Grobheiten ihres Jungen immer noch lieber wären als die verlogenen Zärtlichkeiten dieses Kreisausschußschreibers, aber von den Tropfen wurde ihr jedesmal ganz schläfrig zu Mute, so daß sie am liebsten wieder zu Bett gegangen wäre.

Zum Glück kam auch endlich der Briefträger mit der Post und den Zeitungen, der „Königsberger Hartungschen", der „Allgemeinen" und einer Berliner Zeitung, die erst seit ein paar Wochen gegründet war und jeder Gastwirtschaft im weiten Deutschen Reiche umsonst zugestellt wurde. In dieser Zeitung aber stand ein Roman — „Pistole und Feder" hieß er —, wie er spannender, gruseliger und schöner gar nicht gedacht werden konnte! Um den gab es jeden Morgen ein förmliches Gereiße, weil jeder ihn zuerst lesen wollte, sie, die Frau Kalinna, selbst, die Anna und das Mädchen, die Maria. Und an dem Dienstag, an dem des vorhergegangenen Montages wegen die Berliner Zeitung ausblieb, verschmähte es selbst die Krugwirtin nicht, sich mit dem Mädchen auf eine Unterhaltung darüber einzulassen, was die kommende Nummer wohl an neuen Ueberraschungen bringen würde. Heute aber überließ sie das Blatt willig ihrer Tochter, die dem Briefträger schon bis an die Thür entgegengegangen war, denn dadurch bekam sie endlich eine Weile lang Ruhe. Schon beim Zurückgehen nämlich von der Thür hatte die Anna angefangen zu lesen, und jetzt saß sie mit aufgestützten Armen an einem der langen Tische und vergaß über dem spannenden Schicksal der Romanheldin, daß sie vor kaum ein paar Minuten nun die Aufbesserung des eigenen einen hartnäckigen Kampf geführt hatte.

Unter den mannigfachen Geschäftsanpreisungen, die jede Post ins Haus zu bringen pflegte, befand sich auch ein rosafarbenes Briefstein, das auf der grünen russischen Marke den Poststempel Grajewo trug. Es duftete nach Rosen und Veilchen, war auf der Rückseite mit zwei in Papier gepreßten und sich schnäbelnden Tauben geschmückt, vorne aber stand mit etwas krakeligen Buchstaben geschrieben: „An Herrn Krugbesitzer Franz Kalinna, Hochwohlgeboren in Szybba bei Lyck". Da erriet die Mutter, von wem das duftende Briefstein stammte, und ihre Laune verbesserte sich um ein Bedeutendes. Es war doch eigentlich sehr nett von der Kaczorka, daß sie noch am selben Abend das Bedürfnis empfunden hatte, ihrem Verlobten einen Gruß zu senden, namentlich, wo der Sandelholz ihr doch sicherlich auf dem Heimwege den Inhalt seines Ablommens mit der zukünftigen Schwiegermutter mitgeteilt hatte. Daß nämlich die Kaczorka ihr ganzes Vermögen am Tage des öffentlichen Aufgebotes gegen hypothekarische Sicherstellung ihrem Bräutigam zur vollkommen freien Verfügung zu stellen hatte, ohne dafür etwas anderes beanspruchen zu dürfen, als daß an diesem selben Tage ein Testament auf Gegenseitigkeit aufgesetzt wurde. Das Briefstein da brachte sicherlich die Bestätigung, daß die Kaczorka bereit war, sich auch dieser Bedingung zu unterwerfen, und in der Freude, nun aller Sorgen überhoben zu sein, hätte Frau Kalinna es gerne geküsst und gelesen. Nachdem sie es aber eine Weile lang unschlüssig in der Hand gewogen hatte, legte sie es doch lieber fort, um jeder Versuchung aus dem Wege zu gehen. Wer konnte wissen, ob unter den neuen Moden, die der Junge aus Berlin heimgebracht hatte, sich nicht auch die befand, daß er der Mutter verwehrte, die an ihn gerichteten Briefe zu lesen? Aber da ihr die Neugierde fast das Herz abdrückte, setzte sie der Anna so lange zu, bis diese seufzend mitten in der Romanfortsetzung aufstand, um den Jungen herbeizurufen, der seit dem frühen Morgen in der Schlachtstube hantierte. Und weil die schmerzstillenden Tropfen nach der ersten einschläfernden Wirkung ein Wohlgefühl auszulösen pflegten, in dem man am liebsten jedem Menschen etwas Gutes angethan hätte, fügte sie der Mahnung hinzu: „So spring' doch, Annachen, liebes, spring'! Wer weiß denn, was in dem Brief drinsteht, und wenn die Kaczorka die Bedingung annimmt, dann ist über tausend Thaler mehr bei deiner Mitgift vielleicht zu reden."

Da sprang die Anna auf und eilte über den Hof um den Bruder zu holen . . .

Ein paar Minuten darauf stand der Gernsene in der großen Krugstube, und die Mutter reichte ihm den Brief.

„Da, mein Jungchen, mach' ihn auf und lies vor. Ich bin selbst neugierig, was die Kaczorka dir schreibt."

Der Junge zuckte nur mit den Achseln.

„Wenn du neugierig bist, Mutter, lies ihn doch selber!"

Frau Kalinna ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie nestelte die Lesebrille mit den großen runden Gläsern aus der Rocktasche, befestigte sie auf der kurzen Stumpfnase und riß den Briefumschlag auf. Schon nach dem ersten Blick lachte sie wohlgefällig auf und begann dann laut vorzulesen:

„Meine inniggeliebte Franz, Traum von meine Seele. Rückkommend auf unseren Gespräch von heute, will Dir nur mitteiln, daß ich mit Bedinggungen von Mutter heinverstanden bin.

Alle Geld soll Deine sein, weil Du mich so gut gefahlen hast, aber natürlich erst nach Verschreibung. Ich choffe auf eine Wiedersehn und bin mit vorzügliche Hochachtung Deine geliebte Bronislawa, verwitwete Kaczor, geborene Chrzeszinska, Krugbesitzerin in Grajewo."

Die Mutter nahm die Brille ab und legte den zusammengefalteten Brief auf den Tisch. Eine schwere Sorge war ihr vom Herzen genommen, und da die bösen Schmerzen ganz und gar verschwunden waren, ließ sie sich von Anna ein Kakaoschnäpschen holen, das sie so recht mit Behagen auf der Zunge zerrinnen ließ, obwohl ihr der Herr Kreisphysikus gesagt hatte, ein gut Teil ihres Leidens stamme aus diesen faulen etikettierten Fläschchen.

„Na, also sehr ihr, da haben wir's. Wir hätten die Kaczorka ja auch so genommen, ohne die Verschreibung, aber besser ist doch besser. Und es sind wirklich einundzwanzigtausend Rubel, die da mit einem Schlag ins Haus kommen, denn wie der Sandelholz mir gestern vormittag die Hypotheken und Bankausweise zeigte, da — könnt ihr euch wohl denken — hab' ich meine Augen offen gehalten, ob auch alles in Ordnung war."

„Na ja, Mutter, wer dir 'was vormachen will, der muß schon sehr frühzeitig aufstehen," fügte die Anna schmeichlerisch hinzu, denn sie hielt den Augenblick für günstig, die Erhöhung ihrer Mitgift durchzudrücken. „Und ich muß sagen, ich hab' die zukünftige Schwägerin schon ganz in mein Herz geschlossen. Sie hat so etwas Sympathisches an sich, und daß sie so generös über ihr Vermögen verfügt, ist doch geradezu scharmant!" Dabei blinzelte sie der Mutter zu und machte mit dem Kopfe eine deutliche Bewegung nach ihrem Bruder hin. Und in ihrer rosigen Stimmung nahm die Krugwirtin den Wink auf. Bei der großen Mitgift, die ihm seine Zukünftige einbrachte, konnte der Franz wirklich ein übriges thun und sich zu Gunsten seiner Schwester tausend Thaler mehr von seinem Erbteil abziehen lassen.

„Ja, du hast recht, mein Töchterchen, sie ist ein liebes Wesen, und ich hoffe, der Franz wird mit ihr recht glücklich werden. Und weil wir drei gerade so schön allein beisammen sind, so meine ich, ja, da ist es doch vielleicht ganz angebracht, wenn wir jetzt auch mal von der Zukunft der Anna sprechen. Sieh, Franzchen, du hast jetzt ausgesorgt für alle Zeiten, sie aber muß sich mit dem knappen Gehalt und den paar Groschen Zinsen einrichten, und bei den Ansprüchen, die heutzutage an die Beamten gestellt werden . . . ."

Franz hatte die ganze Zeit über sinnend dagestanden, die Unterlippe fest zwischen die Zähne geklemmt, als überlegte er, ob er den einmal gefaßten Entschluß schon jetzt ausführen oder noch eine Weile damit warten sollte. Eigentlich that es ihm leid,

die Mutter so aus allen ihren Himmeln zu reißen, denn mit allem, was sie that, meinte sie es ja nur gut mit ihm! Das gleißnerische Gebahr der Schwester aber, die überall nur einen Vorteil für sich zu erspähen suchte, trieb ihm die Zornröte in die Wangen. Jetzt trat er an den Tisch und griff nach dem Briefe.

„Ich versteh' schon, Mutter. Der Herr Kreisausschußschreiber will bei dem schönen Geschäft mit der Kaczorka auch etwas verdienen. Das aber ist meine Antwort!" Er riß den Brief samt dem Umschlage mitten durch und trug die Stücke zu dem flackernden Herdfeuer.

Die Krugwirtin war aufgesprungen, als wollte sie ihm in den Arm fallen.

„Ja um Gottes willen, Franzchen, was soll das heißen?!"

Die Brust des großen Jungen hob sich unter einem schweren Atemzuge.

„Was das heißen soll? Mutter. Ich hab' es dir schon gestern abend gesagt: Hier wird reingemacht!"

Die Anna schlug die Hände über dem Kopf zusammen und kreischte laut auf mit ihrer leidenden Stimme:

„Mutter, er ist übergeschnappt! Glatt verrückt geworden, sag' ich dir, seit er von Berlin zurück ist."

Franz fuhr herum und trat auf die Schwester zu.

„Gestern hattet ihr mich alle halb verrückt gemacht, und ein Wunder wär's gerade nicht gewesen, wenn ich über all den Gemeinheiten den Verstand verloren hätte. Heute aber hab' ich mich wieder, und wenn ich jetzt mal in den Spiegel seh, dann seh ich wieder einen anständigen Menschen!"

Die Krugwirtin hatte wie in einer Erstarrung gesessen. Die Luft war ihr fortgeblieben, und erst die von neuem einsetzenden Schmerzen in Händen und Füßen brachten sie wieder zu sich.

„Soll das alles heißen, daß du die Kaczorka nicht heiraten willst?"

„Ja, Mutter! Ich weiß, daß ich dir damit einen Kummer anthu', aber ich kann nicht anders. Ich müßte mir ja ehrlos vorkommen, wenn ich heute mit nüchternen Sinnen und klarem Kopf mich auf diese zusammengelappelte Heiraterei einlassen würde."

Die Mutter richtete sich auf, trotzdem ihr die Schmerzen fast Thränen in die Augen preßten.

„So, zusammengekuppelt nennst du das, wenn deine Mutter dir in Sorgen eine ordentliche Frau rausgesucht hat? Dann sag' ich dir: So lang du bist, so dumm bist du noch! und jetzt werd' ich mir's noch zweimal überlegen, ob ich solch' einem unverständigen Menschen, der heute Hüh sagt und morgen Hott, den Krug mit der Wirtschaft verschreib'. Ebensogut könnt' man ja 'nem kleinen Kind ein brennendes Licht in die Hand geben! Was aber die Kaczorka angeht, so wirst du dich sofort hinsetzen und ihr ein sehr nettes Briefchen zurückschreiben, und in sechs Wochen wird die Hochzeit sein! Das sag' ich, wird geschehen, so wahr ich . . . ."

Sie wollte sich heftig verschwören, aber bei der Aufregung hatten die Schmerzen so überhand genommen, daß sie mit einem Aechzen auf ihrem Stuhle zusammensank. Die Anna sprang diensteifrig zu, um sich bei der Mutter lieb Kind zu machen, und fuhr dabei den Bruder an:

„Geh', schäm' dich was, der Mutter solche Schmerzen zu bereiten. Von dem Aerger über dich hat sie sich's gestern abend überhaupt nur geholt. Und jetzt steh' nicht so faul herum, sondern spring und sieh zu, ob dem Schuster Augustin seine Frau zu Hause ist. Die soll sofort herüberkommen und die Mutter streichen und besprechen. Das schafft ihr wenigstens ein bißchen Linderung!" Und als Franz sich mit einem bedauernden Blick auf die Mutter aus der Thür schob, fuhr sie fort, ihren Vorteil wahrzunehmen und das Eisen zu schmieden, so lange es noch warm war. Also schenkte sie der Mutter zur Beruhigung ein Gläschen Kalaokrauntwein ein, sprang nach einem Kissen, um ihr den Rücken zu stützen, und bei all den Handreichungen streute sie allerhand aufbezende Worte aus. Daß die Mutter ja nun sähe, wofür sie sich all die Jahre über in Angst und Gefahr zersorgt hätte, aber daß ein Tag, wie der heutige, auch sein Gutes hätte, weil er sie erkennen lehrte, wo die wahre Kindesliebe und Dankbarkeit zu suchen wären. Und während sie so ihre glatte Zunge wie eine Flachsspindel schnurren ließ, um die Augenblicke des Alleinseins mit der Mutter auch gehörig auszunutzen, kam ihr mit einem Male ein erleuchteter Gedanke. Das war ja sonnenklar, dach der Franz sich in diese Margell, die Maria, verliebt hatte! Anders war sein Verhalten ja gar nicht zu erklären! Und die Freude, daß sie ihm damit bei der Mutter sozusagen den Rest geben konnte, ließ sie mitten in einem Satze innehalten und laut auflachen.

„Du, Mutter, jetzt weiß ich's. Er hat dir eine andere Schwiegertochter ausgelucht, die Pietschens Marie!"

„Du bist nicht recht bei Trost, Anna!"

„Nein, nein, Mutter, ich weiß es jetzt so genau, als wär' ich bei allem dabeigewesen! Und überleg' doch nur, was alles beim Kaffee passiert ist, und wie sie später ihrem eigenen Bräutigam in das blanke Messer gefaßt hat, daß sie nachher mit ganz blutigen Händen dastand, und . . . ."

Die Krugwirtin hatte sich mühsam erhoben.

„Es ist gut, mein Kind, du brauchst mir nichts weiter zu erzählen, ich weiß jetzt allein Bescheid. Ebenso weiß ich ja auch, weshalb du mir das alles in die Ohren bläst, aber weiß Gott, lieber verschreib' ich dir und deinem Kreisausschußschreiber den Krug, als diesem aufsässigen Jungen, der sich so weit unter seinem Stande vergißt!" Sie tastete sich unter Stöhnen am Tische entlang, um zu ihrem Zimmer zu gelangen, und die Anna sprang wiederum hilfsbereit zu, sie zu stützen.

„Na ja, Mutter, nicht wahr, das wär' ja noch schöner, wenn sich womöglich hier diese Diebsmargell breit machen wollte? . . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Die Klausenstrasse.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von J. C. Heer.

Kennen Sie die große neue Gebirgsstraße, die in der Schweiz zwischen Uner- und Glarnerland gebaut worden ist? Empfehlen Sie uns dieselbe zur Wanderschaft?"

So wurde ich als in Deutschland lebender Schweizer häufig gefragt. — Gewiß kenne ich sie, Jugenderedenken rankt sich mir um das Glarner- und Urnerland, und den Klausen; dort zog ich in unvergeßlich schönen Ferientagen auf meiner ersten Gebirgsreise, die Erinnerung an das erste Alpenrosenpflücken, an die erste Edelweißkletterei, an den ersten Schlaf im duftigen Berghen verbindet sich mir mit dem Klausen, der damals, vor einem Vierteljahrhundert, noch ein schlechter, steilenweise steiler und holpriger Gebirgsweg und durch lange Strecken ein Sumpfpfad war. Späterhin überschritt ich ihn bald in Sonne, bald in Sturm und bin auf seiner Höhe mit einem Wandergefährten in der „Guxeten" im Frühlingsschneesturm einmal beinahe erfroren. Was Wunder, wenn ich eine alte Liebe für den Klausen habe!

Man sprach schon damals, in den Siebziger Jahren, von der schönen großen Alpenstraße, die den schlecht gangbaren Saumweg ersetzen sollte, aber nur wie von einem schönen Traum.

Jetzt ist er in Erfüllung gegangen: die Klausenstraße ist in den Jahren 1893 bis 1899 mit einem Kostenaufwand von 4 140 000 Franken gebaut worden, wobei der Bund unter der großmütigen Annahme, sie sei eine wichtige Militärverbindung, die nächstbeteiligten Landschaften Uri und Glarus mit vier Fünfteln der Kosten unterstützte und so aus Mitteln des männermordenden Krieges ein Werk schuf, das, hundert gegen eins zu wetten, nur dem Frieden dienen wird. Als ein helles breites Band des Lebens zieht sich die Klausenstraße unter den Schneefeldern und Gletschergesimsen des Claridenstockes dahin, und wo sonst einzig die Hirten des Urnerbodens und leichtsinnige Fexe, die einen zehnstündigen Weg über Stock und Stein nicht scheuten, durch die Gebirgswildnis zogen, rollt jetzt mit hellem Geklingel

das Viergespann der eidgenössischen Postkutsche und hinter ihr die Menge der Reisewagen, die mit buntem Sommervolk aus aller Welt besetzt sind.

Lassen wir uns, wenn wir einmal von Italien nach Deutschland zu reisen im Begriffe sind, von seinem Beispiel anstecken,

Altdorf.

statt vom Gotthard unmittelbar nach Zürich zu fahren, steigen wir beim Flecken Altdorf aus und wandern über den Klausen! —

Ein frischer Sommermorgen! Der Gletscher im Erstfelder Thale blitzt, und die schneige Zackenkrone des Urirothstocks funkelt. Von wogender Baumüppigkeit halb verdeckt, lehnt sich der alte Ort, der Zeuge der ersten Geschicke des jetzigen Schweizerlandes gewesen ist, an den dunklen Bannwald, der den Flecken vor den Lawinen schirmt. An allen öffentlichen Gebäuden der Stier von Uri, an ihren Läden und Thüren die Landesfarben Schwarz und Gelb, auf dem Marktplatz das schöne Telldenkmal von A. Kißling, sein Opernheld mit prahlerischer Pose und wallender Hutfeder, sondern eine schlichte Kraftgestalt aus dem Volke des Gebirges, auch die geschmeidige Figur des Knaben könnte die eines Urner Geißbuben sein.

Wandernde Schulen haben ihre Kränze zu Füßen des Denkmals gelegt. Bis in das nahe Bürglen begleiten uns die Tell-Erinnerungen:

„Da braust der wilde Schächen
Hervor aus seiner Kluft
Und Fels und Tanne brechen
Auf seiner jähen Flucht!“

Aufstiebender Wasserstaub, wildes Rauschen bringen den ersten schneekühlen Gruß der Hochgebirgswelt, in die wir hinein wandern wollen. In dem wonnig und trotzig an einen Hügel hingebauten Dorf, wo uns die Berge Uhlands auf Tells Tod umklingen, steht ein Kirchlein an der Straße und nennt den Ort, wo er und seine wackere Hedwig hausgehalten haben. Hat Tell gelebt? Mit dem Schächenthaler Bauern, der sich eben das eherne Gesicht und die Arme wie Eichenäste am Brunnen wäscht, möchte ich darüber keinen Streit anfangen. Das Volk der Berge hält so treu zu seinem Tell wie zu Gott im Himmel, und selig sind, die da glauben! Ich denke immer noch daran, wie es den Jungen schmerzte, als mir höhere Weisheit klarlegte, daß Tell eine wenig glaubhafte Gestalt schwankender Sagenbildung sei. Das war wie ein Reif auf blühende Poesie!

Gut, daß sie sonst wieder ausgeschlagen hat! Sie ist auch ohne Tell in Bürglen. Jagende Wogen und klingende Sägewerke! Wenn der Föhn den Schächen schwellt, so lenken die Flößer mit Sparren und Stangen die Riesen des Bergwaldes auf dem Strom den Sägen des Dorfes zu, ein mühsames und gefährliches Tagewerk. Was hundert kurze Sommer, hundert Jahrringe gefügt, die ehrwürdige Alpentanne zersplittert in eine Menge Parkettbretter, über denen die Sorge der Städte schlurfen wird. Manchmal seufzt dann solch ein kleines Brett. Ein Traum vom fernen Alpenland lebt noch in den Fasern!

Eine Schächenthalerin in dunklem Kleid und breitem hellen Schattenhut entbietet uns einen Guten Tag und schwenkt, den Rosenkranz drehend, in das Niederthal.

Das Niederthal aber ist der Gnadenort, wohin die kinderlosen Frauen beten gehen.

Ueberall im Schächenthal giebt es kleine Wallfahrtsorte, auch die fensterlose Kapelle von Loretto, an der wir vorüberwandern, ist eines der Büßerziele; sie steht so düster da, als hätte Parricida darin auf seiner Flucht gerastet. Die Straße führt uns über eine neue stolze Brücke, neben der sich verwittert und von Epheu halb verhüllt eine alte niedrige duckt; hohe Berge schließen uns in einen immer engeren Rahmen der Romantik, im nächsten Vordergrund aber leuchtet uns ein wundersames Idyll, das Dörfchen Spiringen mit seinem roten Spitzhelm, entgegen.

Gasthaus „Loretto“ mit der Lorettokapelle.

Auch die Straße wird jetzt malerisch, auf gewaltigen Stützmauern, als sei sie für die Ewigkeit gebaut, steigt sie in das lichte von Bergahornen umschirmte Friedensbild brauner Häuser empor.

Auf der Höhe von Spiringen überblicken wir nicht nur den anmutigen Weg durch Wiesen und Gehölz, an Weilern und Gehöften vorbei, den wir von Bürglen gegangen sind, sondern auch schon die innerste Kammer des bloß drei Stunden langen Schächenthales, einen ruhigen grünen Kessel, wo der Fluß durch Matten plaudert, sich aus den sonnverbrannten Häusern des Dorfes Unterschächen die weißen Fronten eines

Spiringen.

Hotels erheben, ja, wir erspähen bereits den Silberfaden der Stäubi, eines Wasserfalles, der von den Vorwerken der Clariden aus grünem Tannenwald hinunterschwebt. In Pracht und Glanz steht das schöne Bergbild selbst vor uns, eine leuchtende Firnkrone auf dem Haupt, kleine Gletscher auf den Schultern, und linkshin ragen die gewaltigen Felsenhörner der Schächenthaler Windgälle, zwischen beiden gähnt eine Kluft, durch die der Oisthimmel herniederblaut. Dieses Himmelsfenster zwischen den hohen Bergen ist der Klausen!

Empor! Die hellen Windungen und Züge der Straße weisen uns den Weg. Nein, zuerst führt sie uns hinab nach Unterschächen, der von Feriengästen freundlich belebten Sommerfrische.

Ich habe Spiringen ein Friedensbild genannt. Das war es nicht immer. Gleich neben den letzten seiner Häuser liegt das Trümmerfeld eines Bergsturzes, der das Thal im Jahre 1887 mit seinen Donnern und seinen Staubwolken erfüllte und eine Anzahl Häuser begrub. Ich kam wenige Tage später des Weges. Von der „Spitzen", dem Berg jenseit des Schächen, rollte noch, wenn auch in schwächeren Stürzen, das morsche Gestein, das den Fluß schwellte. Auf dem Türmchen von Spiringen läutete die Feierabendglocke, an den Clariden glühte wie Alpenrosen der untergehende Tag. Als ich die Trümmerwüste überschritt, dämmerte es schon. Im Zwielicht krabbelte die Gestalt eines kleinen Mädchens vor mir auf. „Gute Nacht, Vater, gute Nacht, Mutter!" schluchzte es herzlich. „Wer bist du, Kleine?" fragte ich. „Ein armes Tschwypeli, der Berg hat die Eltern erschlagen, und die Leute sagen, ich sei ein dummes, mir wäre wohler geschehen, wenn ich bei der Mutter geblieben wäre!"

Unterschächen.

Strassenkehre auf der Balm mit Blick auf das Scheerhorn.

Ein kleiner Ausschnitt aus dem Volksleben der Berge. Grüß dich Gott, mein liebes Unterschächen! Da ziehen fröhlichere Erinnerungen herauf. Der menschenfreundliche Pfarrherr von Spiringen, mit dem die weiblichen Kurgäste von Unterschächen wegen seiner Vorräte köstlichsten Bergbonigs gern Freundschaft halten, sitzt im Gasthof „Zum Klausen" am Klavier und schlägt die Takte des „Bödelers", und die Aelpler und Aelplerinnen begegnen sich in jenem sonderbaren pantomimischen Tanz, der eine ganze Liebesgeschichte erzählt, das heimliche Sich-suchen und Sich-fliehen eines werbenden Liebespaares, das Sich-verstellen und Sich-finden, das Schmollen und Sich-versöhnen, selbst das Kinder-im-Arme-wiegen, bis in späten Tagen den Leutchen die Abendsonne scheint. Es giebt wahre Künstler und Künstlerinnen des Tanzes unter dem Aelplervolke, obgleich Lustbarkeiten in seinem stillen, ernsten Leben seltene Ausnahmen sind und es eigentlich nur eine große im Jahre giebt: die Spiringer Kirchweih! Da erflammt das Thal, dessen Bewohnerinnen sich sonst dunkel zu kleiden lieben, in hellen Trachten, zu denen ein brennend rotes Kopftuch mit weißen Tupfen gehört.

Sonst geht das Leben nach der Losung: Beten und arbeiten!

An einem steilen Gebirgserker dicht beim Dorfe reigen jähe Leitern zur Alpe! Wie die fremden Sommergastinnen erschauern, wenn die Schächenthalerinnen mit Kind und Kraxe den Schwindelpfad emporklettern! Was für ein beunruhigendes Schauspiel es ist, wenn ein Wildheuer mit seiner mächtigen Bürde Wildgras herniedersteigt!

Unter diesen Wildheuern sieht man schon noch Gestalten, würdig eines Tell.

Das Dorf selbst ist das Ideal einer Sommerfrische; bei der stimmungsvollen Kapelle auf kleinem Hügel, zur Seite des alten Beinhauses, geraten nicht nur die Dörfler, sondern auch die Fremden in andächtiges Träumen. Wundervoll ist namentlich der Blick ins Brunithal hinauf zu den Firnen des Ruchi, die wie Silber über das Dorf glänzen. Bachrauschen von hüben und drüben erfüllt das Thal, groß und still wandern die Lichter des Tages über die Berge, bis der Sonne hoch am Berg aus seiner Hütte tritt und durch den Milchrichter den Abendsegen über das Land ruft: „Behüte uns Gott — —", bis das Völklein, wo es eben geht und steht, betend niederkniet.

Um diese Zeit aber werden wir schon drüben im Glarnerland sein!

Unsere Straße steigt, wie eine Riesenblume öffnet sich vor uns die Bergwelt, ihr Grund ist das Schächenthal, darum her stehen als Blütenblätter die herrlichsten Berge der Urschweiz, die Windgälle, der Ruchen, das Scheerhorn, der Urirotstock, und andere fügen sich, den Kranz vervollständigend, dazwischen. Allein auch die Kunst will uns auf unserm Wege grüßen.

In der Kapelle des Dörfchens Urigen hängt die Pieta von einem

Der Stäubifall.

vlämischen Meister. Man muß sich einen ganzen Roman ausdenken, um sich zu erklären, wie das kostbare Gemälde von Bologna in die Bergeinsamkeit gelangte.

Wir sind an der Balmwand, tief unter uns blitzt und rauscht der Wasserfall der Stäubi, das frischeste Märchen des Gebirgs; aber nun wird die Welt um uns rauh, Wald und Grün bleiben wie eine schöne Erinnerung in der sonnenüberfluteten Tiefe, doch ist die Straße von Sommerfuhrwerken und Wanderern belebt und erregt im Seelithal unser Interesse durch ihre dem Gelände angepaßte Technik, besonders durch die Galerien, die sie vor Lawinen schützen.

Was für entzückende Ausblicke durch ihre Felsenfenster! Jedes ist der Rahmen eines zauberhaften Bildes mit strahlenden Hochgipfeln und grünem Grunde.

Ich aber muß einer früheren Wanderung in dieser Gegend gedenken. Hochgebirgssturm! Gespenstisch helles Sonnenleuchten, im nächsten Augenblick ein Schneefegen wie Nacht, das Gebirge rauscht und singt, als ziehe die wilde Jagd dahin. Plötzlich vor uns ein Totenzug wie Geistererscheinung. Die kleine Schar dunkler Männer senkt den Sarg, sie rasten, und wie wir selbst, verhüllen sie die Gesichter gegen den Sturm, und die Schneeflocken bedecken in ihrem Tanz Leute und Sarg.

Lawinengalerie im Seelithal.

Eine sonderbare Begegnung! Es sind Männer vom Urnerboden, die ein junges Weib nach Spiringen zu Grabe bringen wollen, dessen Leiche wegen der Unzugänglichkeit des Gebirges wochenlang unbeerdigt gelegen hat.

Das war damals, als ich mit einem Fremde in der schneeerfüllten schlechten Schuhhütte des Klausen fast umkam vor Frost. Heute aber lacht das Gebirge mit der ganzen Fülle seiner Sommerreize, aus den Felsen der Balmwand fliegen die Bergdohlen fröhlich aus, die blauen, tiefsinnigen Enzianen blühen weit und breit durch jede Felsenritze auf, Geklingel kommt aus der Höhe, Ziegen, die das magere Alpengras abweiden, steigen auf Felsblöcke, sie halten mit ihren bernsteingelben Augen neugierig Ausschau nach uns, der jähe Pfiff des Murmeltiers tönt durch die Stille. Und was war das? — Hoch an den Felsen der Claridenhat sich ein Stein gelöst und rast in gewaltigen Sätzen, bis er mit scharfem Aufschlag in die tausend Trümmer fällt, welche neben der Straße liegen. Selbst am ruhigsten Tag sind die Geister der Zerstörung im Gebirge geheimnisvoll am Werk und mahnen uns, daß auch die Berge vergänglich sind, die wir so gern die ewigen nennen.

Der Urnerboden.

Gebaut — wozu? — Zerstört — wozu?

Endlich haben wir den oberen Rand der Balmwand erreicht, aufatmend werfen wir einen Rückblick auf das Schächenthal, das bis nach Altdorf wie ein in sanften Tönen spielendes Relief unter uns liegt. Klaps! Im Eisling haben uns zwei Radlerinnen in ihre Kamera obstura gesperrt. Wer hätte das jemals gedacht: Radlerinnen auf dem Klausen! Und diese Ungeniertheit!

Die Paßhöhe liegt vor uns, ein sanfter Anstieg noch, wir haben das neue Schirmhaus erreicht, das ein kleiner Palast gegen den früheren Holzbau ist, wir sind 1952 Meter überm Meer, an der Wasserscheide zwischen Reuß und Linth. Wie erzürnte Brüder

Auf der Passhöhe, 1952 m überm Meeresspiegel.

gehen die Furchen der Quellen, etwas heimlich zuerst, später in polternden Stürzen, als möchten sie sich nie wieder sehen, auseinander; doch schon zu Füßen der altersgrauen Habsburg begegnen sie sich wieder, in gemeinsamem Wanderlied ziehen sie die Aare hinab in den Rhein und lange, ehe sie das Meer erreichen, sind die fröhlichen Brüder aus den Bergen still.

Eine erhabene Welt umgiebt uns auf der Klausenhöhe, Firn und Gletscher sind uns Nachbarn und senden strömendes Licht und kühlen Schneehauch hernieder.

In der östlichen Ferne stehen schon die Glarner Hochalpen. Der Niederitieg vom Klausen aber bringt eine große Ueberraschung. Uns will schon scheinen, daß wir durch nackte Felsen noch höher dringen müßen — da dehnt sich mit einem Schlage vor uns ein sanftes, grünes, ebenes Thal, besät mit hundert braunen Hüttchen, dazwischen als Kern und Stern ein weißes Kirchlein. Und von allen Seiten rauschen ihm milchfarbene Wasser zu.

Das ist der Urnerboden, eine mit grünem Sammet ausgelegte Falte zwischen herrlichen Bergen. Linkshin stehen die Jägerberge wie Orgelpfeifen, rechtshin die Teufelsstöcke, die wie schwarze, vermummte, in dramatischer Rede begrifene Gestalten seltsam genug in den Himmel ragen.

Darunter also das stille Alpenparadies mit seinem rauschenden Bach und dem Gelaute großer Rinderherden. Einst hatte der Urnerboden nur ein einziges Wirtshaus. Das hieß „Zum Wilhelm Tell“, und wenn die freundliche Wirtin Küchen hat, so mußte der Gast einen hochgehäuften Teller voll kosten und sein Urteil darüber abgeben. So war es wenigstens vor bald dreißig Jahren, wo ein wanderuder Gymnasiast die Zähne fest in die mit Beeren gefüllten Leckerbissen schlug. Jetzt giebt es mehrere Wirtshäuser, eines Tages wird man sogar von einem Hotel hören. — Das ist der Lauf der Welt in den Alpenthälern. Wie mögen aber die guten Leute auf dem Urnerboden, über den vorher nie ein Rad gegangen war, gestaunt haben, als der erste Zweispänner auf der neuen Straße fuhr! Ob sie nicht doch ein wenig stolz sind auf ihr Postbureau mit dem edgenössischen Kreuz? Die Bewohner des Urnerbodens sind Leute von Unterschächen

und Spiringen, die im Vorsommer mit ihrem Vieh und ihrer Habe auf die sonnige Alpe gezogen kommen und, wenn der Schnee auf die Berge fällt, wieder ins Thal steigen. Einzelne der ärmeren Familien jedoch schlagen sich mit der Milch ihrer Ziegen und etwas Kartoffeln, die sie am Südhang ziehen, auf dem Urnerboden selbst durch den Hochwinter; aber wenn gegen den Frühling hin das Wildheu und die Erdäpfel ausgehen und der Schnee nicht weichen will, da ist es ein Leben zum Gotterbarmen. Wie elend schauen die Kinder und die Ziegen aus! Allein das ist nicht einmal der größte Kummer der Einsamen, sondern: „So ganz ohne geistlichen Trost sein!"

Gewiß wird die Straße auch in das Winterleben der Alpe etwas mehr Behagen bringen. Anderthalb Stunden lang zieht sie sich topfeben durch das Hochthal, eines der schönsten Besitztümer des Kantons Uri. Weil aber seine Wasser gegen das Land Glarus abfließen, machte dieses in alter Zeit ebenfalls Anspruch auf den Urnerboden, und langwierige Streitigkeiten um die Herrschaft über den schönen Wiesenplan trübten die gute Nachbarschaft zwischen den beiden Ländern.

Eine anmutige Sage erzählt nun, wie die Grenze zwischen ihnen festgesetzt worden sei. Zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche sollte von Altdorf und Glarus auf den ersten Hahnenschrei ein Läufer abgehen, und da wo sie sich treffen, sollte die Grenze sein. Die Urner ließen nun ihren Hahn fasten, damit er recht früh krähe, die Glarner hofften, an das gleiche Ziel zu kommen, wenn sie den ihrigen stark fütterten. Siehe da! Im Morgengrauen krähte der Urner Hahn, der Glarner aber schlief in die Sonne. Wie der Glarner Läufer keuchend erst gegen den Urnerboden hinauf hasten will, jauchzt ihm schon der Läufer von Altdorf am Rand der Alpe entgegen und treunt tief ins Glarnerland hinab. Da bittet der Glarner: „Laß mich die Grenze etwas zurückverlegen, nur so weit ich dich auf dem Rücken aufwärts tragen kann." „Gut denn," erwidert der Urner, „trage mich!" Der Glarner stieg bis zum Rand des Urnerbodens mit seiner Bürde bergan, da sank er an einem Wässerlein tot nieder.

Linththal.

Wir stehen am „Scheidbächli", an der Marke der beiden Kantone, die jetzt durch eine stattliche Steinbrücke verbunden sind.

Welch ein Blick, wenn wir aus dem Alpenwalde treten! Ein grünes Thal, tief wie die Hölle, mitten drin ein weißes Kirchlein, drum her erhabenes Gebirge, Horn an Horn, Zacke an Zacke. Gott zum Gruß, alt frei Glarnerland! Zwei Augen genügen nun fast nicht, um alles Schöne zu sehen, was durch den frischen Buchenwald funkelt und strahlt, dann wieder frei vor uns daliegt wie Gottes Traun. Eine Stelle an der rasch niedersteigenden Straße ist besonders fesselnd, jene, wo man in den Hintergrund des Linththales blickt. Ringsum Felsenmauern bis in Himmelshöhe, ein Wall und Ring wie Weltenscheide, gekrönt von weißen Firnen. Es sind die Berge zwischen Glarner- und Bündnerland. „He, da hat man zu schauen und findet kein Ende!" meint grüßend ein alter Mann, der sich auf einen der Wehrsteine an der Straße gesetzt hat. Nein, man findet kein Ende!

Es ist, als führe der Selbstauft, der kühne, edle Riese, der den Vortritt vor den übrigen hat, stets neue Heldenscharen von Bergen heran. Jetzt schimmert im tiefen Grunde niedlich und zierlich, als hätte man die kleineren und größeren Häuser aus einer Nürnberger Spielzeugschachtel genommen, das Dorf Linththal mit seiner Perle, dem Bade Stachelberg, unter blauem Sommerduft.

Doch das schönste Schaustück kommt noch! Das sind die wassersmächtigen, prächtigen Stürze des Fätschbaches, der auf dem Urnerboden so friedlich einherplätschert und hier zwischen Felsen und Waldesgrün nichts als Donner, Staub und Regenbogen wird. Fall auf Fall, zusammen ihrer vier, halb in dunkler Kluft, halb im Geleucht der Sonne, ein unsäglich schönes Flut- und Lichterspiel mit silbernen Raketen und wehenden Schleiern, mit einem sich ewig erneuernden Regen von Funken! So schließt die Klausenstraße mit einem herzergreifenden Landschaftsstück. Unvermerkt sind wir in seinem Anblick zu Thal gekommen, ins Linththal! Und da duftet und schnaubt schon die Lokomotive, die bereit ist, uns nach Glarus und Zürich hinauszuführen.

Eine ruhsame Abendstunde bleibt uns noch in Linththal, das aus der Höhe nur wie Spielzeug aussah, jetzt aber als ein ansehnlicher Flecken mit großen Fabriken und vielen herrschaftlichen Häusern vor uns liegt. Eine Industriegemeinde im Herzen der Alpen, das ist das Eigenartige des Ortes, ein Industrieland im Gebirge, das ist das Besondere des Kantons Glarus, dessen Handel die Welt umspannt. Einst krähte in Uri der Hahn früher, jetzt hat man auch im Glarnerland früh aufstehen gelernt. In Uri altväterische, von frommen Bräuchen umgebene Behäbigkeit, die wenig über die Landmarken späht, in Glarus ein Völklein, das nach allen Erdteilen horcht, wie der Puls des Handels schlägt.

Mitten im emsigen Industrieleben ist ihm aber die Liebe zu den heimischen Bergen geblieben. Man findet das Sonntagsbild von Linththal kaum irgendwo wieder. Ueberall Wanderschritte durch die nächtliche Stille, und wenn der junge Tag die Firnen rötet, so lagern Fabrikantenfamilien zugleich mit den Scharen der Arbeiter auf den Höhen, Mann und Weib, Erwachsene und Kinder, und verbringen unter Liedergesang einen Tag in Lust und Sonne! Allein Linththal ist auch ein weitbekannter Kurort, besonders durch seine waldumrauschte Idylle, das schon genannte Bad Stachelberg. Sanfte und wilde Wasserstürze an den Thalgehängen, eine Bergumgebung, die an Zermatt erinnert, namentlich wenn wir der jungen Linth entgegenschreiten! Unter den Felswänden des Selbsanft hört die Fahrstraße auf, beginnen die Gemsjägersteige, da klettert kein Weg mehr über das Gebirge, den man ohne Führer gehen dürfte. Der Eingang in die Gletscherwelt über die Pantenbrücke ist auch so schauerlich großartig, daß gewöhnliche Menschenkinder von selbst die Furcht vor dem Geheimnisvollen überschleicht und sie die Schritte wenden. Drei schreckliche Schluchten, die der Linthquellen, stoßen dort am ahornumsäumten Uelialpli, einer kleinen Friedensoase, zusammen. In ihr Halbdunkel strahlt das Licht des Tödi, jenes herrlichen Schneeberges, der so hoch und frei in die Lüfte ragt, daß er nicht nur die ganze Nordschweiz, sondern noch weite deutsche Gaue jenseit des Rheins mit seinem Firnenglanze überleuchtet.

Im Linththal hat man den Zauber dieses gewaltigen Berges aus erster Hand. Darum ist es namentlich auch der Bergsteigern lieb. Glücklich, wer da wandern und steigen kann!

Uns aber führt die Lokomotive in etwa zwei Stunden hinaus an den Zürichsee, in die Stadt, deren Lichter sich in seinem Spiegel baden. Am Morgen aus dem Gotthardszug, eine Fahrt durch die Bergherrlichkeit des Klausen, des Urner- und Glarnerlandes, am Abend Musik in der Tonhalle Zürichs, zu der über den See her Rosenduft weht.

Das alles bringt man leicht in einen einzigen Reisetag zusammen!

Ueber die Verbreitung der Tuberkulose durch Nahrungsmittel.

Von Professor Dr. P. Baumgarten in Tübingen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von der Redaktion der „Gartenlaube“ aufgefordert, ihren Lesern einen kurzen Bericht über obige Frage nach dem heutigen Stande der Wissenschaft zu erstatten, will ich versuchen, in folgendem dieser Aufgabe zu entsprechen.

Zieht man die Möglichkeiten in Betracht, durch welche eine Uebertragung der Tuberkulose durch Nahrungsmittel auf den Menschen stattfinden kann, so wird man zwei Gruppen von Fällen zu trennen haben.

Erstens diejenigen Fälle, in welchen die Tuberkelbacillen zufällig von der Außenwelt her auf die Oberfläche oder in die Substanz von Nahrungsmitteln geraten, und zweitens diejenigen Fälle, in welchen sich diese Parasiten von Haus aus in den Nahrungsmitteln befinden, weil die letzteren aus dem Körper tuberkulöser Tiere stammen (Fleisch und Milch tuberkulöser Tiere). Eingeweide, wie Darm mit seinen Anhängen, Lunge ꝛc. lassen wir außer Betracht, weil diese Teile, wenn sie tuberkulös (perlsüchtig) sind, vom Fleischbeschauer, ja selbst vom Laien leicht als krank erkannt werden und dann kaum als Nahrungsmittel zur Verwertung kommen dürften.

Der erstgenannten Uebertragungsmöglichkeit dürfte eine erhebliche praktische Bedeutung nicht zuzusprechen sein, obwohl eine äußere Verunreinigung von Nahrungsmitteln mit Tuberkelbacillen wahrscheinlich ziemlich häufig stattfindet. In erster Linie ist hierbei zu denken an einen Bacillentransport durch Luftstaub, welcher verstäubte Teilchen von eingetrocknetem tuberkulösen Auswurf enthält, ferner durch Husten, Niesen oder Sprechen schwindsüchtiger Personen, in deren Mundspeichel sich nicht selten Tuberkelbacillen befinden, sowie durch Betastung seitens der Hände solcher Personen, weiterhin durch Fliegen, die auf dem Auswurf Schwindsüchtiger oder auf sonstigen bacillenhaltigen Stoffen gesessen und davon genascht haben. Es ist nachgewiesen, daß Fliegen nicht nur durch Füße und Rüssel, sondern auch durch ihren Kot Tuberkelbacillen verschleppen können. Aber ob durch die auf diesen Wegen auf oder in Nahrungsmittel übertragenen Tuberkelbacillen für diejenigen, welche solche Nahrungsmittel genießen, eine tuberkulöse Erkrankung herbeigeführt werden kann, ist nicht nur fraglich, sondern auch unwahrscheinlich. Denn, um eine tuberkulöse Erkrankung, namentlich vom Verdauungskanal aus zu veranlassen, ist nach den Ergebnissen der Tierexperimente sowohl eine gewisse Menge wie auch die noch vorhandene Ansteckungskraft (Virulenz) der Tuberkelbacillen notwendig. Nun ist aber die auf einem der vorher genannten Wege versprengte oder verschleppte Menge von Tuberkelbacillen meist sehr gering; überdies ist von der geringen Zahl von Tuberkelbacillen, welche sich, auf diese Weise an Nahrungsmittel gebunden, in den menschlichen Verdauungskanal verirren, der größere Teil abgetötet oder mehr oder minder in seiner Ansteckungskraft abgeschwächt, so daß von derartigen bacillären Einschleppungen für den menschlichen Organismus nichts Ernstliches zu befürchten sein dürfte.

Für weit gefährlicher wurde bis vor kurzem die Möglichkeit der Tuberkuloseübertragung durch die Milch und das Fleisch tuberkulöser Tiere angesehen. Diese Nahrungsstoffe enthalten nachgewiesenermaßen recht häufig Tuberkelbacillen, die, wie wir wissen, in der Regel wenigstens, nicht aus der Außenwelt, sondern direkt aus dem Körper der Tiere stammen, welche die Milch beziehungsweise das Fleisch geliefert haben. Da nun Milch und Fleisch sehr oft in rohem Zustande genossen werden, somit die darin vielleicht vorhandenen, aus dem tuberkulösen Tierkörper herrührenden Bacillen in demselben Grade der Ansteckungskraft, welchen sie im kranken Tiere besessen, in den menschlichen Organismus übergeführt werden, so erschien, selbst bei geringem Bacillengehalt, die Gefahr der tuberkulösen Ansteckung für den Menschen hier viel größer als in jenen ersteren Fällen, wo die Ansteckungskraft der Bacillen durch Eintrocknung ꝛc. mehr oder minder erheblich abgeschwächt war.

Besonders fürchtete man die Milch als eine häufige Quelle tuberkulöser Ansteckung, weniger das Fleisch. Denn die Erfahrung hatte gelehrt, daß die Milch nicht nur weit häufiger, sondern oft auch viel reichlichere Mengen von Tuberkelbacillen enthalten kann als das Fleisch. Es rührt dies namentlich daher, daß bei tuberkulösen Kühen die Brustdrüsen, das Euter, nicht allzu selten von Tuberkelknoten durchsetzt werden, welche einen mehr oder minder großen Teil der in ihnen befindlichen Tuberkelbacillen an das Drüsensekret, die Milch, abgeben können. Diese Eutertuberkel brauchen nun nicht so groß zu sein, daß sie äußerlich hervortreten oder sich beim Betasten leicht durchfühlen lassen.

Die Milchdrüse kann also für gesund gehalten werden und doch tuberkulös sein und eine tuberkelbacillenhaltige Milch liefern. Hierauf dürfte es wohl hauptsächlich zurückzuführen sein, daß auch noch in neuester Zeit, trotz der medizinalpolizeilichen Vorkehrungen gegen die Benutzung der Milch euterkranker Kühe, Milch, bezw. Butter in den Handel gekommen ist, welche stark mit ansteckungsfähigen Tuberkelbacillen verunreinigt war. Auch im Fleisch, in den Muskeln, tuberkulöser Rinder können sich Tuberkelknoten bilden; aber die Muskeltuberkulose ist erstens viel seltener als die Eutertuberkulose und zweitens beim Schlachtvieh so leicht festzustellen, daß bei den jetzigen gesetzlichen Bestimmungen der Fleischbeschau wohl nur äußerst selten tuberkelbacillenhaltiges Fleisch in den Verkehr gegeben wird. Hiernach erblickte man mit Recht in der Milch ein gefährlicheres Mittel der Tuberkuloseübertragung auf dem Nahrungswege als in dem Fleisch.

Freilich hat sich durch Untersuchungen der neueren Zeit herausgestellt, daß die Häufigkeit des Vorkommens von Tuberkelbacillen in der Kuhmilch stark überschätzt worden ist. Es finden sich nämlich in der Milch recht oft Bacillen, welche zwar der Form und Farbenreaktion nach eine sehr große Aehnlichkeit mit Tuberkelbacillen besitzen, so daß sie ohne Zuhilfenahme des künstlichen Kulturverfahrens oder des Tierexperimentes leicht mit letzteren verwechselt werden können, die aber doch keine Tuberkelbacillen sind, da ihnen die Fähigkeit, Tuberkulose zu erregen, gänzlich abgeht. Sie vermögen überhaupt, wenigstens beim Menschen, leiderlei Krankheitserscheinungen hervorzurufen, sie sind harmlose Saprophyten (Fäulnisschmarotzer), welche auf verschiedenen Gräsern, auf Mist ꝛc. ihr Dasein fristen und von diesen ihren Wohnstätten aus, sei es durch Vermittelung der Luft, sei es durch direkte Verunreinigung in die Milch geraten. Immerhin sind von maßgebenden Untersuchern wiederholt echte, ansiedungsfähige Tuberkelbacillen in der Marktmilch, sowie in der daraus hergestellten Butter angetroffen worden, wonach die Gefahr, durch den Genuß dieser Nahrungsmittel tuberkulös zu werden, noch groß genug erscheinen muß, um einen Gegenstand ernstlicher Sorge für die Bevölkerung zu bilden.

Ein ganz sicheres Mittel, jede Ansteckung durch den Genuß bacillär belasteter Milch zu vermeiden, gewährt ja allerdings das Kochen der Milch, weil die Tuberkelbacillen in dieser durch die Siedehitze binnen wenigen Minuten abgetötet werden. Aber wohl nur der kleinere Teil der in den Verkehr gebrachten Milch wird in abgekochtem Zustande genossen, und noch weniger ist dies der Fall bei der Butter.

Seitdem nun Robert Koch in dem von ihm aus Reinkulturen von Tuberkelbacillen hergestellten Tuberkulin ein Mittel gefunden hat, dessen Einspritzung eine im Körper des betreffenden Individuums vorhandene Tuberkulose, auch wenn sie wenig ausgedehnt ist und sich durch keinerlei wahrnehmbare Störungen der Gesundheit verrät, durch bestimmte nach der Einspritzung auftretende Kennzeichen (Fieber), namentlich bei Rindern, mit fast untrüglicher Sicherheit aufdeckt, ist es möglich geworden, die tuberkulösen Milchkühe von den nichttuberkulösen schon während des Lebens der Tiere mit Sicherheit zu unterscheiden, und es regte sich auf Grund dessen der Gedanke, durch fortgesetzte, gegen den Bestand tuberkulöser Kühe gerichtete Maßregeln die Quelle der tuberkulösen

In der Sommerfrische.
Nach dem Gemälde von H. Seeger.

Tiermilch zu verstopfen. Aber zu dem Schritt, die lediglich auf Tuberkulin reagierenden, übrigens aber gesund und kräftig erscheinenden Kühe von der Verwertung als Milchvieh auszuschließen, bezw. unter Entschädigung der Besitzer zur Schlachtung zu bestimmen, hat sich der Staat nicht entschließen können, weil sich auf Grund eingehender experimenteller Untersuchungen ergeben hat, daß die Milch dieser lediglich auf Tuberkulin reagierenden Kühe in der Regel frei von Tuberkelbacillen ist. In der Regel! Da nun aber doch Ausnahmen vorkommen, so schwebt, nach der bis vor kurzem allgemein und noch heute von vielen Seiten geteilten Ansicht, das Damoklesschwert der tuberkulösen Infektion über allen, welche ungekochte Kuhmilch oder Butter genießen.

Dieser Befürchtung aber tritt Robert Koch nach den neuesten experimentellen Untersuchungen, welche er in Gemeinschaft mit dem bekannten Berliner Veterinärpathologen Professor Schütz an einem großen Tiermaterial, namentlich jungen Rindern und Schweinen, angestellt hat, entschieden entgegen. Bei der hervorragenden Bedeutung, welche diese Versuche für unsere Frage haben, müssen wir auf den Thatbestand derselben hier etwas näher eingehen.

Daß die menschliche Tuberkulose nicht leicht auf Rinder übertragen werden kann, hatten schon frühere Versuche erkennen lassen, indem vielfach die Ueberimpfung oder Verfütterung von menschlichen Tuberkelmassen an Kälber völlig ergebnislos verlaufen war. Diesen negativ verlaufenen Versuchen standen indessen Angaben über positive bezügliche Erfolge gegenüber, und man war daher geneigt, die ersteren teils auf eine nicht genügende Ansteckungsfähigkeit der jeweilig zu den Versuchen verwendeten menschlichen Tuberkelstoffe, teils auf individuelle oder in der Rasse gelegene Widerstandsfähigkeit der betreffenden Versuchstiere gegen Tuberkulose zu beziehen. Den sehr zahlreichen und mannigfachen Versuchen von Koch und Schütz gegenüber waren jedoch die letzterwähnten Deutungen nicht mehr aufrecht zu erhalten. Nicht nur, daß die genannten Gelehrten zu ihren Versuchen Reinkulturen von (für Meerschweinchen und Kaninchen) hochvirulenten menschlichen Tuberkelbacillen benutzten, sondern sie stellten stets auch gleichzeitig Kontrollversuche mit Reinkulturen von Rindertuberkelbacillen (Perlsuchtbacillen) an gleichaltrigen, derselben Rasse, ja oft sogar demselben Wurf angehörigen Tieren an.

Während nun die mit Rindertuberkelbacillen ausgeführten Impf- und Fütterungsversuche ausnahmslos von starkem positiven Erfolg begleitet waren, fielen die gleichen Versuche mit an sich hochvirulenten menschlichen Tuberkelbacillen an gleichaltrigen Tieren derselben Rasse ausnahmslos negativ aus. Koch schließt hieraus, daß die menschlichen Tuberkelbacillen nicht auf die Rinder und andere größere Haustiere übertragbar sind, und daß mithin die menschliche Tuberkulose keine Quelle für die Verbreitung der Tuberkulose unter den Haustieren sein kann. Dieser Schluß erscheint unanfechtbar, und es ist auch kaum versucht worden, ihn anzufechten.

Die wichtigere Frage aber, ob nun auch umgekehrt die Rindertuberkelbacillen nicht auf den Menschen übertragbar sind, die Rindertuberkulose (und Haustiertuberkulose überhaupt) keine Quelle für die Verbreitung der menschlichen Tuberkulose sein könne, vermochte Koch nicht direkt zu beantworten, da bezügliche Experimente an Menschen, welche hierüber allein direkten Aufschluß hätte geben können, selbstverständlich nicht gestattet sind. In der Thatsache aber, daß beim Menschen eine primäre Tuberkulose der Verdauungswege außerordentlich selten vorkommt, erblickt Koch einen überzeugenden indirekten Beweis für die Nichtansteckungsfähigkeit der Milch und des Fleisches tuberkulöser Tiere, für die Nichtübertragbarkeit der Tuberkelbacillen der Tiere auf den Menschen. Durch einen merkwürdigen Zufall bin ich nun in die Lage gekommen, diese indirekte und als solche nicht absolut sichere, daher auch von verschiedenen Seiten angegriffene Beweisführung Robert Kochs durch Beobachtungen zu ergänzen, welche den direkten Beweis liefern, daß lebende und (für Kaninchen und Meerschweinchen) in hohem Grade ansteckungsfähige Rindertuberkelbacillen, selbst wenn sie in großen Mengen durch Verimpfung auf Menschen übertragen werden, bei diesen keine Tuberkulose hervorzurufen vermögen. Die betreffenden Versuche wurden vor nahezu zwanzig Jahren von einem hochangesehenen, jetzt verstorbenen Arzte an sonst unrettbar verlorenen Kranken in der Absicht ausgeführt, die Patienten möglicherweise dadurch zu heilen. Es handelte sich um an bösartigen Geschwülsten (Krebs) erkrankte Menschen, bei welchen die Geschwulstbildung bereits von dem ersterkrankten Organ aus auf verschiedene andere Organe durch sogenannte Metastase (Blutinfektion) sich ausgebreitet hatte, eine Operation also völlig zwecklos gewesen wäre und der tödliche Ausgang der Krankheit nach allen bisherigen Erfahrungen unausbleiblich erschien. Nun hatte der berühmte pathologische Anatom Rokitansky seiner Zeit auf Grund seiner Beobachtungen am Sektionstisch einen Ansichtsstoß von Krebs und Tuberkulose angenommen. Die jetzt noch mehr in den Vordergrund getretene Idee, daß auch der Krebs, wie die Tuberkulose, auf der Einwirkung von Bakterien oder ähnlichen niederen Organismen beruhe, hatte schon damals, namentlich unter den Chirurgen, viele Anhänger. Da man nun die Erfahrung gemacht hatte, daß solche krankheitserregende Mikroorganismen sich bisweilen gegenseitig verdrängen und unschädlich machen können, ließ es sich da nicht denken, daß jener Ausschluß der beiden genannten Krankheiten vielleicht in einer solchen Gegnerschaft (Antagonismus) der Tuberkelbakterien und der vermutlichen Krebsparasiten begründet sei? In der That war ja auch schon vielfach, und zum Teil mit glücklichem Erfolg, versucht worden, bösartige Geschwülste durch Bakterien zu heilen (sogenannte „Bakteriotherapie“).

Durfte man da nicht auch einen Versuch mit dem vielleicht nach Rokitanskys Beobachtungen speziell krebsfeindlich wirkenden Tuberkelbacillus unternehmen? So fragte sich der Operateur, und die Bejahung der Frage gab ihm den Mut zum Handeln. Da gerade keine besonders wirksamen Tuberkelbacillen vom Menschen zur Verfügung standen, wurden, von der damals herrschenden Annahme der Identität der menschlichen und tierischen Tuberkelbacillen ausgehend, Rindertuberkelbacillen zu den Versuchen verwendet, die sich bei gleichzeitig angestellten Kontrollversuchen an Kaninchen und Meerschweinchen für diese Tiere als hochvirulent erwiesen, d. h. mit unfehlbarer Sicherheit eine tödliche Tuberkulose bei diesen Tieren hervorriefen. Aber obwohl erhebliche Mengen dieser Bacillen den erwähnten Krebs-Patienten wiederholt unter die Haut eingespritzt wurden, so ist doch bei keinem dieser Kranken — die Versuche erstrecken sich fast auf ein Dutzend von Fällen — weder an den Impfstellen, noch (bei der Sektion) in den inneren Organen irgend ein Merkzeichen von Tuberkulose beobachtet worden. Die Versuche hatten also den Kranken sicher nichts geschadet, freilich auch nichts genützt, denn die Krankheit nahm ungehindert ihren weiteren Verlauf, die Kranken erlagen ihr sämtlich. Die Rindertuberkelbacillen waren, wie die genaueren Untersuchungen lehrten, in dem Körper der Kranken überhaupt gar nicht zur Entwicklung gekommen. Der Menschenkörper hatte sich also in diesen Versuchen den Rindertuberkelbacillen gegenüber ebenso unangreifbar erwiesen wie in den Koch-Schütz'schen Versuchen der Körper des Rindes den menschlichen Tuberkelbacillen gegenüber. Damals, als die Rokitanskyische Lehre von dem Antagonismus zwischen Krebs und Tuberkulose noch unangefochten Geltung hatte, war die Erklärung des Nichttuberkulöswerdens der so Behandelten zulässig, daß die Herrschaft der den Krebs erzeugenden oder von ihm herrührenden Elemente die Entwicklung der Tuberkelbacillen verhindere. Heute aber wissen wir, daß jener Rokitanskysche Satz ein Irrtum war, denn Krebs und Tuberkulose finden wir recht häufig in demselben Menschen, ja sogar in demselben Organe zusammen vorkommend. Heute also ist jene Deutung des Fehlschlagens nicht mehr zulässig. Heute dürfen wir vielmehr daraus, daß die krebskranken Menschen, die ebenso empfänglich sind für tuberkulöse Infektion wie alle anderen Menschen, nach reichlicher Injektion dieser kräftig virulenten Bacillen dennoch nicht an Tuberkulose erkrankten, schließen, daß diese Bacillen, d. h. die Tuberkulose-(Perlsucht-)Bacillen des Rindes nicht imstande waren, in den Menschen Tuberkulose zu erzeugen. Wenn ich wegen der verhältnismäßig geringen Zahl der hier gemachten Beobachtungen auch Bedenken trage, den Satz, daß Menschen durch Tuberkulose-(Perlsucht-)Bacillen des Rindes nicht infiziert werden können, als ganz allgemein gültig und bereits unwiderleglich bewiesen hinzustellen, so geben die genannten Versuche am Menschen doch eine sehr wesentliche Stütze für die Kochsche Ansicht, daß die

Rindertuberkulose höchstwahrscheinlich auf den Menschen nicht übertragbar ist.

Nach alledem haben wir guten Grund, jetzt keine allzugroße Furcht vor einer tuberkulösen Ansteckung durch Nahrungsmittel, besonders durch Milch, Butter und Fleisch, mehr zu hegen. Daß es berechtigt wäre, der früheren übertrieben Besorgnis nun eine absolute Sorglosigkeit im Verkehr mit den genannten Nahrungsmitteln folgen zu lassen, möchte ich jedoch nicht unterschreiben. Auch Robert Koch hat die Frage keineswegs für abgeschlossen erklärt, vielmehr Anregung dahin gegeben, daß von der deutschen Regierung eine Kommission ernannt worden ist, welche die Frage nach der wechselseitigen Uebertragbarkeit der menschlichen und tierischen Tuberkulose einer fortgesetzten Prüfung in weitestem Umfange unterziehen soll. Die betreffenden Untersuchungen, deren Plan in einer kürzlich stattgefundenen Beratung im Kaiserlichen Gesundheitsamte in Berlin definitiv festgestellt wurde, sind bereits im Gange. Solange aber noch kein endgültiges Ergebnis in dieser Frage erzielt ist, wird der Staat nicht wohl umhin können, die bisherigen Vorsichtsmaßregeln gegen eine eventuelle Verbreitung der menschlichen Tuberkulose durch den Genuß von Milch und Fleisch tuberkulöser Tiere aufrecht zu erhalten. Auch der einzelne möge fortfahren, sich selbst und die Seinigen soviel als möglich vor einer Einführung von Tuberkelbacillen tierischen Ursprunges in den Verdauungskanal zu schützen, indem er rohe Milch nur dann genießt resp. genießen läßt, wenn ihm Gewähr dafür gegeben ist, daß die Milch von Kühen stammt, welche die Tuberkulinprobe mit negativem Erfolg bestanden haben. Aehnliches findet eine sinngemäße Anwendung auf das Fleisch. Wo es sich, wie hier, um die Gesundheit, ja vielleicht um das Leben handelt, wird man im Zweifelsfalle lieber ein Zuviel als ein Zuwenig zu thun für richtig erachten müssen.

Wie sich die öffentliche und private Gesundheitspflege zu der Milch und dem Fleisch tuberkulöser Tiere zu stellen haben werden, wenn es einmal unbedingt entschieden sein wird, daß die tierische Tuberkulose unter keinen Umständen auf den Menschen übertragbar ist, wollen wir hier nicht erörtern. Das sind Zukunftsfragen. Als minderwertige oder verdorbene Nahrungsmittel würden die genannten Stoffe, namentlich wenn sie aus dem Körper von mit Muskel- oder Eutertuberkulose behafteten Tieren abstammen, wohl immer angesehen werden müssen.

Wenn man berücksichtigt, wie schwierig es aus den oben zum Teil kurz dargelegten Gründen ist, resp. vor dem Staate und von dem einzelnen angewandten und anzuwendenden Vorsichtsmaßregeln eine Einschleppung von lebenden Tuberkelbacillen mit den Nahrungsmitteln in den menschlichen Organismus vollständig und sicher zu vermeiden, so wird man es gewiß als einen großen Fortschritt begrüßen, daß Robert Koch durch seine in Gemeinschaft mit Prof. Schütz angestellten systematischen Versuche die als in positivem Sinne abgeschlossen betrachtete Frage nach der Uebertragbarkeit der Tuberkulose durch den Genuß von Milch und Fleisch tuberkulöser Tiere von neuem zur Diskussion gestellt hat. Durch die Resultate dieser Versuche hat der Gelehrte die Bahn zu der Ueberzeugung eröffnet, daß diese bisher als Haupthemmnis der Tuberkuloseverbreitung durch Nahrungsmittel erachtete Uebertragungsmöglichkeit höchstwahrscheinlich nicht existiert oder mindestens ohne erhebliche praktische Bedeutung ist. Nicht ohne guten Grund dürfen wir hoffen, durch wissenschaftliches Forschereiten auf der betretenen Bahn zu einer Wahrheit zu gelangen, vor deren Licht das Schreckgespenst, welches bisher die Bevölkerung beunruhigte, weichen wird. Das Verdienst darum wollen wir dankbar Robert Koch zuerkennen, ihm, der wie auch andere Forscher und Entdecker durch Irrtum zur Wahrheit durchdrang.*

* In seiner ersten epochemachenden Mitteilung: „Die Aetiologie der Tuberkulose", (1882), lehrte Robert Koch bestimmt eine Identität des menschlichen und des tierischen (Rinder-) Tuberkelbacillus, woraus sich dann die jetzt bestrittene Möglichkeit der Uebertragung der Tuberkulose vom Tiere auf den Menschen herleitete. Aber bereits in der ausführlichen Publikation im Jahre 1884 drückte er sich über die Identität mit Zurückhaltung aus, bis er schließlich durch die oben besprochenen Versuche an Rindern die Ueberzeugung von der Nichtidentität beider Bacillen gewann.

Wanderungen der Schuljugend.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

In unserm reiselustigen Zeitalter hat man auch den Wanderungen und Erholungsreisen der Schuljugend besondere Aufmerksamkeit geschenkt und für diesen Zweck Erleichterungen und wohlthätige Stiftungen geschaffen. Diese Wanderungen sind jedoch kein Ausfluß der modernen Richtung. Ihr Wert wurde schon von einsichtigen Pädagogen früherer Zeiten erkannt; die Philanthropisten des achtzehnten Jahrhunderts traten schon für diese Leib und Geist erfrischende Bethätigung ein. Basedow in Dessau und Salzmann in Schnepfenthal führten sie praktisch durch.

Auch die „Gartentaube" hat den hohen Wert solcher Wanderungen stets anerkannt und ihnen daher, wo irgend sich Gelegenheit geboten hat, das Wort gredet. So hat sie auch vor kaum erst Jahresfrist in dem Aufsatze von Dr. Oswald Reiherr „Tertianer in der Pfingstreise" den Verlauf einer munteren Schülerwanderung geschildert.

In dem soeben erschienenen elften Jahrgang des „Jahrbuchs für Volks- und Jugendspiele" (M. Voigtländers Verlag, Leipzig) ist auch den Wanderungen der Jugend Beachtung geschenkt worden. In einer Reihe trefflicher Abhandlungen teilen bewährte Pädagogen ihre Erfahrungen weiteren Kreisen mit. Wie man selbst mit geringen Mitteln den Volksschülern weitere mehrtägige Ausflüge ermöglichen kann, zeigt unter anderem Kantor Gropp aus Thale a. H., der seit 1897 alljährlich in den Sommerferien mit der 1. Knabenklasse dreitägige Schülerreisen ausgeführt hat. Die Reisen, welche zum Teil zu Fuß, zum Teil mit der Bahn zurückgelegt wurden, haben auch einen unterrichtlichen Wert gehabt, in geographischer, naturgeschichtlicher, geschichtlicher und kulturhistorischer Beziehung den Anschauungskreis der Kinder bedeutend erweitert. So lernten die Knaben eine Glashütte, zwei Gießereien, ein Denkmal mittelalterlicher Bankunst (Kloster Walkenried) kennen; sie bewunderten die Pracht der Kaiserpfalz in Goslar und staunten über die Großartigkeit des Kupfhäuserdenkmals. Sie sahen die Ruinen der Königsburg, am Zusammenfluß der warmen und kalten Bode bei Königshof; sie statteten dem Broken einen Besuch ab, sie lernten die Unterschiede in Sitten und Gebräuchen selbst in der engeren Heimat aus eigener Erfahrung kennen. Endlich haben die Kinder in manchen von der Natur bevorzugte Stückchen Erde geschaut, und von manchem hohen Bergesgipfel durften sie ihre Blicke weit in das Land hineinschweifen lassen, bald mit den Ihrigen, bald mit dem lauten Bekenntnis: „O wunderschön ist Gottes Erde und wert, darauf vergnügt zu sein!"

Dabei reisten die Knaben billig; die Gesamtkosten für eine dreitägige Reise betrugen 4 Mark 70 Pf. für das Kind. Für jede Wanderung wurde ein Standquartier gewählt, in dem zweimal übernachtet wurde. „Mit allen Wirten," schreibt Kantor Gropp, „bin ich auf denselben Preis einig geworden. Wir erhielten bei jedem gutes warmes Abendbrot (Braten oder Schmorwurst mit Salzkartoffeln oder Salat), reichlich trockenes Stroh zum Nachtlager und am Morgen Hausmannskost mit zwei ungeschriebenen Weißbrötchen. Je vier bis fünf Knaben bekamen außerdem ein Handtuch und ein Waschbecken. Die Herbeischaffung des Wassers zum Waschen besorgten die Knaben selbst. Für das alles zahlten wir pro Kopf 85 Pf. Bei der letzten Tour wurde dieser Preis auf 1 Mark erhöht; der Wirt begründete diesen Aufschlag mit den teuren Strohpreisen."

Alle Knaben, heißt es in den Mitteilungen weiter, haben einen (meist von der Mutter gefertigten) Rucksack oder Tornister. Derselbe enthält eine Brechdecke, ein Paar Strümpfe, ein Paar leichte Hausschuhe oder Hausschuhe, Nadeln, Zwirn, Knöpfe, Schmierbüchse und Lebensmittel, wenn nicht für alle drei, so doch mindestens für den ersten Tag. Verbandzeug, Hoffmannstropfen, Hetzwasser, Hirschtalg sind in der Truppe meistens vorhanden. In der großen Reisegesellschaft bilden je vier bis fünf Schüler wiederum eine Reisefamilie, deren einzelne Glieder die kleinen gemeinsamen Angelegenheiten auf der Wanderung möglichst selbständig regeln. So führt der eine ein Stück Seife, der andere eine Kleiderbürste, der dritte eine Wichsbürste, der vierte eine Aufrapbürste, der letzte einen Schuhanzieher mit sich. Diese kleinen Gruppen halten sich auch beim Aufsuchen des Strohlagers möglichst zusammen, und am Morgen haben sie sich beim Waschen und Stiefelputzen rc. gleichfalls zur Hand zu geben.

Die Ortschaften marschiren sie Gesellschaft geschlossen in Reih' und Glied mit einem fröhlichen Wanderliede oder unter den Schlägen der Tamboure. Außerhalb des Ortes bilden sich zwanglose Gruppen. An der Spitze und am Ende des Zuges marschieren einige zuverlässige Knaben, die darauf achten, daß alle innerhalb dieser Grenzen weitermarschieren. Gerastet wird möglichst im Walde.

Das Strohlager wird meist in einem Saale hergerichtet. Auf das aufgeschüttete Stroh wird die mitgebrachte Decke ausgebreitet, die Kinder legen ihre Kleider ab und wickeln sich in die Decke. Der Herr Kantor teilt mit den Schülern das gleiche Lager. Sollte einem Knaben während der Nacht etwas zustoßen, so hat er den Lehrer anzurufen.

Am frühen Morgen sind die Knaben wieder auf den Beinen. Es entwickelt sich ein buntes Leben wie in einer Kaserne. Bald ziehen die Jungen lauter zum Appell da; nach der Morgenandacht wird Kaffee getrunken, dann werden beim Fleischer und Bäcker Lebensmittel für den Tag eingekauft, und mit einem munteren Liede geht es in die frische Morgenluft hinein.

Wie werden die Mittel für diese Reise beschafft? Die Knaben

sparen in die Reisekasse von den Rücken, die sie bei der Feldarbeit, beim Mähenwerfen und dergleichen verdienen. Eine wichtige Einnahmequelle bilden die Gaben, die den Kindern für ihre Gesangsleistungen bei festlichen Anlässen, Hochzeiten und dergleichen geschenkt werden. Wenn sie einem beliebt situierten Brautpaare bei der Trauung eine Motette oder einen Psalm cristallen lassen, dann erhalten sie als Anerkennung ein Drei-, Fünf- oder gar ein Zehnmarkstück in ihr Reisekasse. Bei den letzten Reisen konnten zwei Drittel der Kosten aus dieser Kasse gedeckt werden. Es giebt auch Gönner im Orte und auswärts, die Beiträge stiften, damit auch unbemittelte Schüler an der Ferienreise teilnehmen können.

„Praktische Winke für Wanderungen von Volksschülern", betitelt Kantor Groppe seine Mitteilungen. Wir empfehlen sie weiterer Beachtung. Daß die Reisen Anklang gefunden haben, zeigt die Beteiligung: an der ersten hatten 16 Schüler teilgenommen, an den folgenden aber 55, 70, 50 und 60.

Ueber „Schülerreisen nach den Alpen" berichtet Oberlehrer Dr. K. Werner in Berlin. Es handelt sich hier um Wanderungen im Hochgebirge für kräftigere ausgelesene Jugendlichen. Mit einer solchen hat der Berichterstatter von Berlin aus mehrerholt Alpenfahrten unternommen. Die erste nahm z. B. folgenden Lauf: Berlin—München—Salzburg—Hallein —Berchtesgaden—Besteigung des Watzmann (Hoched)—Königssee—Steinernes Meer—Zell a. S.—Jenbach—Mayrhofen—Berliner Hütte—Breitlehner—Pomkuklhütte—Pfitscher Joch—Sterzing—Brenner—Innsbruck—München—Berlin. Sie dauerte 15 Tage und kostete alles in allem für jeden Knaben 110 Mark. Dabei wurden die Eltern erlucht, den Söhnen nicht mehr als 1ünf, höchstens zehn Mark „Taschengeld" mitzugeben, da für Verpflegung hinreichend gesorgt sei und der Lehrer ein Abonnenten bemittelterer Schüler nicht dulden könne. Die Verpflegung gestaltete sich an gewöhnlichen Marschtagen wie folgt: des Morgens Kaffee mit reichlichem Gebäck, zwei klappvollen als Frühstück mitgenommen, mittags meist ein warmer Imbiß (Eierspeise, Würstchen oder eine Schüssel Suppe — stets mit Brot), nachmittags Kaffee mit Butterbrot, abends die Hauptmahlzeit: Suppe, Braten mit Gemüse und Kompott, Käse. Als Getränk (außer dem herrlichen Quellwasser) in Oesterreich bei Tage Rotwein mit Wasser, abends auch wohl Bier, wo es billig zu haben war. In großen Städten oder bei Gipfelbesteigung änderte sich die Verpflegung natürlich nach den Umständen.

Ueber die Alpenfahrten der Schuljugend sind die Meinungen geteilt. Der Ansicht, daß sie nur ein Vergnügen sein sollten, widerspricht Dr. Werner. „Mehr noch als jede gewöhnliche Wanderung stählt die Wanderung im Hochgebirge die Kräfte. Und was haben die Wandergenossen auf dieser Reise nicht alles gelernt! Jetzt wissen sie, was ein wirklicher Gipfel ist, sind zum Ersten- und Letztenmale bis zu den Knien im Schnee gestanden und die eisgepanzerten Riesen der Hohen Tauern; auf Gletschern sind sie gegangen, Firnbecken und Moränen sind ihnen bekannt geworden, das Hervorbrechen der Flüsse aus den Eismassen haben sie beobachten können, auch Granaten haben sie gesucht und Edelweiß, Enzian und Alpenrosen pflücken können; Gemsen haben sie mehrmals gesehen, Forellen haben sie sogar — gegessen! Von der Art, wie die Alpen erschlossen worden sind, habe ich ihnen vieles erzählt und durch eigene Beobachtung klar gemacht; das Wirken der Alpenvereine ist ihnen verständlich geworden, die Tüchtigkeit der Führer haben sie kennengelernt. — Die großartige Anlage der Brennerbahn, die Zahnradbahn zum Achensee, die geschichtlichen Erinnerungen, die der Berg Isel und das Denkmal des Sandwirts von Passeier erwecken — sollte das alles umsonst genossen sein?"

Freilich bleiben die Alpenfahrten bei all ihrem Werte ein Luxus, den nicht alle Eltern ihren Söhnen bewilligen können. In gewissen Kreisen ist aber dieser einem andern vorzuziehen. Wie viele gesunde und tüchtige Jungen reisen nicht mit ihren Eltern ins Bad, wo sie die Promenaden mitmachen, an der Table d'hôte speisen. Eine Schülerreise, im Kreise tüchtiger Wandergenossen, eine Fahrt mit weniger Komfort, aber mit entsprechenden Anforderungen an Energieentfaltung wäre ihnen gewiß heilsamlicher.

So sind für alle Schichten des Volkes Wanderungen der Schuljugend von hohem erzieherischen und hygieinischen Nutzen. In einzelnen großen Städten Deutschlands hat man das wohl erkannt und übt, wie z. B. in Leipzig und in Hamburg, Kinder unbemittelter Eltern Ferienreisen unternehmen.

Leider droht diese ersprießliche Bewegung mehr und mehr ins Stocken zu geraten. Bei solchen Reisen bringt die Lehrerwelt dem Gemeinwohl Opfer. Nur an sehr wenigen Orten werden dem Lehrer seine Auslagen vergütet. Dagegen hat man in letzter Zeit die Hoffnlicht der Lehrer für etwaige Verunglückungen der Schüler auf Ausflügen und Wanderungen geltend gemacht. Natürlich wurde dadurch die Teilnahme der Lehrer für diese so ersprießliche und gemeinnützige Bewegung merklich abgekühlt. Es wäre dringend zu wünschen, daß für diesen Uebelstand bald Abhilfe geschaffen würde. Um so mehr müssen wir aber denjenigen Dank wissen, die trotz alledem die deutsche Jugend aus der Städte engen Mauern hinausführen in Gottes herrliche Natur.

Rolandbildsäulen.

Von G. Sello.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das glückliche Siegerpaar in der Konkurrenz für das Hamburger Bismarckdenkmal, Hugo Lederer, der Bildhauer, und Emil Schaudt, der Baumeister, hat den Heros des neuen Deutschen Reiches durch mittelalterlich-eisernes Kriegskleid als „eisernen" Kanzler zu charakterisieren versucht. Die Meister haben damit einen neuen Bismarcktypus aufgestellt und zugleich den Stoff zu einem vortrefflichen Schlagwortgeliefert. Im engen Kreise der Preisrichter gepriesen, ist es alsbald von der Tagespresse freudig begrüßt und mit geschichtlich-ästhetisch-patriotischen Kommentaren in alle Welt hinausgetragen worden: das Bismarckdenkmal eine Rolandsbildsäule: Bismarck ein Roland!

Die Gleichung wäre falsch, wenn man dabei an die alten Reckenbilder dieses Namens auf den Marktplätzen norddeutscher Städte und an den Mythus, welchen das Mittelalter um sie gewoben hat, denken wollte; sie ist richtig, wenn man nach ebenfalls uralter Redeweise „Roland" als Gattungsnamen für alles Riesenhafte in Natur und Kunst anwendet. Das 12. Jahrhundert bezeichnete so gut einen Berg als „Roland", wie das 17. Jahrhundert mit Bezug auf den Koloß zu Rhodos vom „Roland" zu Rhodos sprach.

Die Sage von Roland dem Riesen beruht auf der im Sinne großkörniger Spielmannsdichtung entwickelten Uebertreibung der riesengleichen Körperkraft Rolands im französischen und deutschen Epos bis zu riesenmäßiger Körpergröße und bedarf an sich keiner Erläuterung.

Der Mythus dagegen von Roland, dem mittelalterlichen Palladium sächsischer Städte, hat seit bald drei Jahrhunderten Gelehrte und Dilettanten unablässig beschäftigt. Wollte ich alle einzelnen Deutungen desselben, die wesentlich auf rechtshistorische oder auf mythologische Theorien hinauslaufen, auch nur kurz darlegen, so würde der zu Gebote stehende Raum bei weitem nicht genügen. Ich muß mich deswegen auf den Versuch beschränken, direkt in das historische Verständnis dieses anziehenden Kapitels norddeutscher Stadtkulturgeschichte einzuführen.

Heimat der städtischen Rolandbilder ist das linkselbische Sachsenland östlich und südlich des Harzes, Ostfalen; Westfalen kennt keine Rolande; den mittleren Teil Sachsens, Engern, vertritt allein der Bremer Roland mit seiner kleinen nordalbingischen Sippe. Eine etwas jüngere Sondergruppe bilden die Rolande des wendischen Kolonisationsgebietes im Einflußgebiete Magdeburg.

Ueber die erste Errichtung unserer Bildsäulen und deren Veranlassung fehlen die Nachrichten. Ihre früheste zusätzige urkundliche, einen Nachschluß auf das wahre Alter des Standbildes nicht gestattende Erwähnung findet sich in Hamburg z. J. 1342. Noch im 14. Jahrhundert folgen die Rolande zu Bremen, Zerbst, Berlin. Im 15. Jahrhundert mehrt sich ihre Zahl: nach dem Jahre ihrer ersten Nennung geordnet, sind es folgende: Brandenburg a. H. (Neustadt), Elbing, Nordhausen, Riga, Magdeburg, Neuhaldensleben, Angermünde, Calbe a. S., Halle, Halberstadt, Quedlinburg, Prenzlau. Von diesen dem Mittelalter entstammenden Statuen sind nicht mehr als sechs auch in ihrer mittelalterlichen Form erhalten: die zu Bremen und Zerbst (beide in Erneuerungen von 1404 bezw. 1445), Halberstadt, Quedlinburg, Prenzlau (Bruchstücke im Märkischen Museum zu Berlin) und Brandenburg. Nur sie, denen sich der Roland in Halle, als Nachbildung eines Originals aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts, zugesellt, kommen für die Frage nach Entstehung und Bedeutung der Bildsäulen in Betracht. Alle übrigen noch bestehenden Rolande sind spätere Erneuerungen im jeweiligen Zeitgeschmack.

Die Bildsäulen, mit denen wir es zu thun haben, stellen in überlebensgroßen Abmessungen einen in der Regel geharnischten, jugendlichen bartlosen, barhäuptigen Mann dar mit erhobenem Schwert, welches, da regelmäßig die Scheide fehlt, nicht ritterliche Kriegswaffe, sondern Zeichen der von Gott verliehenen königlichen Richtergewalt ist; den älteren von ihnen ist ein Mantel um die Schultern gelegt. Es ist dies die typische Erscheinung des im Namen des Königs Recht sprechenden Richters.

zugleich aber auch die in der mittelalterlich norddeutschen Kunst herkömmliche Darstellungsform des Fürsten. Da aber die ältesten der gesharnischten Rolande einen Schild mit dem Reichsadler führen, so handelt es sich nicht um einen Fürsten schlechthin, sondern um ein Bild des höchsten Herrn in deutschen Landen, des Königs selbst als Quelle und Hüter allen Rechts.

Dem widerstreitet anscheinend, daß zu Bremen im Anfange des 15. Jahrhunderts die Statue zweifellos als persönliches Bild Rolands, des Neffen Kaiser Karls, und als Wahrzeichen der von Karl selbst der Stadt verliehenen „Freiheit“ galt. Dietrich Engelhausen, ein niedersächsischer Chronist aus der ersten Hälfte desselben Jahrhunderts, erweitert schon die Bilder des karolingischen Paladins Roland zu Zeichen „kaiserlicher Freiheit“ der sächsischen Städte; spätere Sagen stimmen dem zu. Aeltere Nachrichten fehlen aus anderen Orten; in Bremen jedoch tritt uns Roland im Jahre 1366 abermals „persönlich“ als „Freiheits“-Zeichen entgegen. Kaiser Karls wird dabei nicht gedacht; wohl aber finden wir zu Ende des 12. Jahrhunderts wiederum in Bremen eine urkundliche Spur, daß ihm die Stadt „Freiheit“ zu danken habe. Diese Tradition ist aus der Verehrung entstanden, welche Karl als Stifter des Bistums Bremen und als sagenhafter Gründer der Stadt genoß; sie wurde gefördert durch die während des 11. und 12. Jahrhunderts von zahlreichen norddeutschen Chronisten weit verbreitete Erzählung vom Frieden zu Salz (803), in welchem Karl den besiegten Sachsen ihre „alte Freiheit“ zurückgegeben haben sollte.

Der Roland zu Bremen.

Der Bremer Mythus veranlaßte nicht die Errichtung des Standbildes in der Stadt Bremen, er heftete sich vielmehr nur an eine bereits vorhandene Bildsäule, welche seit der Väter Zeit als Wahrzeichen städtischer „Freiheit“ galt.

Das Vorhandensein solcher Bildsäulen in so früher Zeit ist mit Hilfe der magdeburgischen Rolandsage zu erweisen. Die Beziehungen der Rolandstädte Berlin (vor 1250 im Besitz eines Roland), Brandenburg-Neustadt (gegen Ende des 12. Jahrhunderts als deutsche Stadt eingerichtet), Stendal (um 1150 mit Magdeburger Recht bewidmet) zu Magdeburg geben die Gewißheit, daß in letzterer Stadt gegen das Jahr 1100 eine Bildsäule stand, welche damals weder an Karl den Großen anknüpfte, noch den später entstandenen und dann auch auf sie übertragenen Roland-Namen führte, sondern lediglich als „Stadtzeichen“ galt, als Zeichen des Besitzes derjenigen „Freiheit“, welche zum Begriff einer norddeutschen Stadt notwendig war.

Der Roland zu Zerbst.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph F. A. Schwartz in Berlin.

Die Magdeburger und die Bremer Bildsäule, beide in der typischen Form des Königs als Hüters des Rechts, müssen gleichen Ursprungs gewesen sein. Auf diesen weist eine Bremer Nachricht aus dem Ende des 11. Jahrhunderts, die nicht, wie die Tradition des 12. Jahrhunderts, Karl, sondern Kaiser Otto I als Begründer der dortigen „Freiheit“ nennt. In der That hat dieser den Herren beider Städte, den Erzbischöfen Adaldag und Adalbert, im Sommer 965 die wichtigen Privilegien, die „Freiheiten“, verliehen, welche die Grundlage der Größe ihrer Hauptstädte wurden. Otto I war also der eigentliche „Gründer“ beider Städte; ihm müssen jene alten Königsbilder mit dem bloßen Schwerte, welches dem fleißigen Bürger und Kaufmann Schutz der Arbeit und des Handels, sichere Handhabung der Justiz verhieß, gegolten haben. Nicht die Stadt, sondern der Stadtherr hat sie zuerst auf den Markt gestellt als ein der heimischen Kunstübung gemäßes und darum allseitig verständliches Mittel zu nachdrücklichster Kundgebung der neu erworbenen bedeutsamen „Freiheit“.

Bald aber kehrte sich diese historische Entwicklung in der Vorstellung der Bürgerschaft, welche keine Dokumente las, sondern Thatsachen erlebte, um. Nicht der Stadtherr, der Erzbischof, der überall der „Freiheit“ Fallstricke legte, sondern die Stadt selbst, welcher die „Freiheit“ goldene Ernte brachte, hatte jene Privilegien empfangen. Ihr, nicht dem „mißgängerischen“ Prälaten, war die „Freiheit“ vom Stadtgründer verliehen! Um sie gegen eine ränkevolle Pfaffheit zu schützen, stand das Bild mit dem Schwert auf dem Markte! Rasch verblaßte die Erinnerung an Otto I. In Magdeburg wurde sein altes Abbild zum unpersönlichen, auf die neuen Städtegründungen im Wendenlande übertragbaren Symbol der Stadtfreiheit; in Bremen verdrängte ihn der mächtigere Kaiser Karl. Hier führten die heimische Gründungssage, das sächsische National-Evangelium von der im Salzer Frieden wiedererlangten „Freiheit“, der gemeindeutsche Mythus von Karl als dem Vater allen Rechts allmählich diesen Umschwung herbei und formten den Bremer Mythus von Karl als Vater städtischer „Freiheit“. Aus dem Rolandliede des Pfaffen Conrad aber, welches zuerst (1131) die karolingische Heldensage aus ihrer französischen Heimat nach Deutschland verpflanzte und die Begeisterung für die ritterlichen Thaten des Frankenkaisers, Rolands und der übrigen Paladine zum Gemeingut machte, entstand der andere Bremer Mythus von Roland dem Wächter dieser Freiheit. Roland allein hatte die unbesiegbar scheinenden Sachsen bezwungen — so ließ der Dichter den Kaiser in seiner Totenklage von den gefallenen Helden rühmend verkünden; Roland, den Sachsensieger, hatte der dankbare Karl durch Denkmäler geehrt — so versicherte der reisende Kaufmann, welcher, auf der alten Bremerstraße in das Land Italia hinabsteigend, zu Verona, der sagenreichen Hauptstadt Dietrichs von Bern, an dem von Karl erbauten Dome das Bild des Paladins gesehen und an der Schwertinschrift desselben seine Echtheit erkannt hatte.

War denn das Bild auf dem Bremer Marktplatz als Zeichen der von Karl verliehenen „Freiheit“ denkbar ohne Roland den Sieger? Nein — gleich dem Denkmal im fernen Welschland war es errichtet zum Ruhme des Helden, zugleich auch zur Erinnerung an des Kaisers Großmut gegen die Besiegten, an die kaiserliche Ehrung der zu Gnaden aufgenommenen Stadt.

Der Bremer Mythus von Karl und Roland erwarb Heimatsrecht überall, wo etwa in sächsischen Städten gleichartige, nun auch Rolande genannte Bildwerke aus Ottonischer Zeit sich erhoben. Im Kampf der Städte mit den Fürsten, der im 15. Jahrhunderte heftiger entbrannte, galt es nicht mehr einzelne „Freiheiten“, es galt die Freiheit, die Unabhängigkeit von der Landesherrschaft. In diesem Sinne wurde jetzt der Mythus erweitert, wie uns

Der Roland zu Brandenburg.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph F. A. Schwartz in Berlin.

Der Roland am Rathaus zu Nordhausen.
Nach einer Aufnahme von R. Schlewack in Nordhausen.

Bremen, errichtete das vom Feinde (1366) verbrannte hölzerne Freiheitssymbol neu, prächtig, dauerhaft von Stein (1404) und schrieb auf den Schild die stolze Devise:

Vryheit do ik ju openbar,
de Karl und mennich vorst vorwar
desser stede ghegheven hat;
Des danket gode, is min rat!

Freiheit künd' ich euch offenbar,
Die Karl und mancher Fürst fürwahr
Einst dieser Stadt gegeben hat;
Dankt Gott dafür, dass ist mein Rat!

Im besiegten Quedlinburg dagegen wurde Roland von den triumphierenden Fürsten zertrümmert (1477)*, im gedemütigten Halle in ein enges verschlossenes Häuschen gesperrt (1481). Wie tief und fest diese Freiheitssymbolik wurzelte, zeigt das Beispiel des kleinen waldeckischen Städtchens Corbach. Noch im 17. Jahrhundert hielt dieses zum Beweise seiner Selbständigkeit einen Roland für notwendig; da es keinen besaß, versuchte es, die Figur eines ritterlichen Heiligen aus dem Mittelalter unterzuschieben. Und noch später fand manch rolandloser Ort harmlosen Trost für diesen schmerzlich empfundenen Mangel in der Erzählung, daß eine glücklichere Nachbarstadt ihm den Schutzpatron nächtlicherweile gestohlen hätte.

Als der Kampf des 15. Jahrhunderts im wesentlichen zu Gunsten der Fürsten entschieden war, ebbte die Hochflut des Rolandmythus rasch zurück. Von einem „teken der vriheit under des rikes schilde" (Zeichen der Freiheit unter des Reiches Schild) in dem Umfange, wie man ihn vorher erträumt hatte, war höchstens noch in Bremen die Rede, wo man denn auch im 17. Jahrhundert endlich das so lange erstrebte Ziel erreichte. Anderwärts beschränkte man sich darauf, des glücklich aus allen Gefahren geretteten Standbildes als von Kaiser Karl gesetzten Zeichens irgend eines mehr oder minder wichtigen Privilegs sich zu erfreuen. Diese allmählich sich entwickelnde, ungefährliche Vieldeutigkeit des Bildes bei dauernder Wertschätzung desselben ist der Grund dafür, daß Erneuerungen, ja offenbar Neuerrichtungen noch im 17. Jahrhundert häufig zu verzeichnen sind, und daß wir selbst geringe Ortschaften im Besitze von Rolandsstatuen sehen. Das Marktrecht z. B. konnten auch Flecken und Dörfer erwerben; wenn dem zum Zeichen Buch, Plötzky, Potzlow Rolande errichteten, so übten sie ein herkömmliches Recht, ohne sich auf einen höheren verfassungsrechtlichen Standpunkt erheben zu wollen. Da aber die Kostenfrage bei solchem Akte erheblich mitsprach, wird oft genug, wie in den beiden letzteren Orten, statt des Künstlers Meißel die Holzaxt des Zimmermanns das Bild geformt haben.

Das 18. Jahrhundert trug die ganze Rolandherrlichkeit zu Grabe. In Bremen freilich blieb das innige Verhältnis der Bürgerschaft zu ihrem Roland lebendig und frisch bis auf den heutigen Tag. Im übrigen Sachsenlande dagegen verdorrte der Freiheitsmythus, und anekdotenhafte Sagen und spießbürgerliche Histörchen traten an seine Stelle; die Bildsäulen selbst, inhaltsleer und stumm geworden, standen dem modernen Verkehr vielfach hindernd im Wege. Besonders in der Mark Brandenburg, wo zu dieser Zeit ein frischer Wind aus einer neuen Richtung zu wehen anfing, schien man des einst so hochgeschätzten Palladiums gänzlich überdrüssig zu werden. Gardelegen flickte mit den Trümmern seines Roland die Stadtmauer; die Gliedmaßen des vom Sturm zerschmetterten Prenzlauer Standbildes wurden zur Erde bestattet und der Rumpf zu einer Gedächtnispyramide auf diesem Grabe umgeformt (1742); der kopflose Leib der Zehdener Statue fand ein Asyl im Spritzenhause, und Burg besitzt seit 1823 nur noch den Rolandkopf.

Doch auch diese Periode gleichgültiger Nichtachtung ist wieder vorübergegangen. Den Recken, gegen den im 15. Jahrhundert die norddeutschen Fürsten mit Brechstange und Feuerbrand zu Felde zogen, hat das 20. Jahrhundert in Preußen hoffähig gemacht. In Berlin, am Ende der Siegesallee des Tiergartens, die Doppelreihe der brandenburgisch-preußischen Herrscher ritterlich abschließend, soll sich demnächst ein neuer Roland erheben, den der Künstler, abweichend von der Ueberlieferung, als den Helden von Roncesvalles, mit dem Helm auf dem Haupte, den sagenberühmten Horn Olivant in der Hand, gebildet hat. Auch sonst erfreuen sich die ehrwürdigen Veteranen statt früherer Vernachlässigung der besten Fürsorge in unserer Zeit. Mit besonderer Freude aber ist es zu begrüßen, daß der älteste, schönste, berühmteste aller Rolande, die noch heut' auf altsächsischer Erde stehen, „Roland der Ries am Rathaus zu Bremen", unter liebevollster und sachkundigster Leitung der städtischen Baubehörde seiner vollständigen würdigen Wiederherstellung entgegengeht und am fünfhundertjährigen Gedenktage seiner Errichtung (1904) seine lieben „Rolandskinder", die Bremer Bürgerschaft, vielleicht wieder im alten farbigen Feierkleide begrüßen darf.

Der Roland zu Potzlow.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph F. A. Schwartz in Berlin.

Der Roland zu Halle.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph F. A. Schwartz in Berlin.

* 1823 aus den wieder aufgefundenen Bruchstücken neu errichtet.

Der Rosengarten.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von **Adolf Wilbrandt.**

Die Talfer, die unter dem alten, felskrönenden Schloß Runkelstein aus ihrem Engthal hervortritt und zwischen Bozen und Gries dem Eisack zufließt, ist gewöhnlich nur ein rascher, aber schmaler Bach, der sich in seinem breiten, geröllbedeckten Bett fast verlieren kann. Zu Zeiten wird sie aber ein Wildbach, der, von Wolkenbrüchen und Wasserstürzen mächtig angeschwellt, das kostbare Rebengelände des „Bozener Bodens“ und den Kurort Gries zu seiner Rechten, die Stadt Bozen zur Linken mit verderblicher Ueberschwemmung bedroht. Darum hat man hier rechts und links steinerne Schutzmauern aufgeführt, mit schrägen Vorsprüngen auf der Stadtseite, die den Damm verstärken. Die Mauern sind so breit, daß man auf ihnen lustwandeln kann; und die lange Bozener Wassermauer, die von der einen Talferbrücke bis zur andern geht, ist einer der schönsten Spazierwege im herrlichen Südtirol. Ende Februar, Anfang März, wenn der Gunstschnaberg und die andern reichbesonnten, schneebefreiten, farbenglühenden Porphyrselermassen sich mit den ersten Blumen schmücken, die lange Mauer des Mendelgebirges, die noch schneeig silbernde, in ihrer edlen Schönheit das blaue Himmelsgewölbe trägt, und jenseits im Osten die wilde Pracht der zackigen Dolomiten, Schlern und Rosengarten, über dem Eisachthal emporsteigt, den Schimmer ihres gewaltigen Schneegürtels ausstrahlend: dann schlendert sich's gut auf der Wassermauer, von der Sonne durchwärmt, von der heiteren, vielstürmigen Stadt und den hoch bergan kletternden Dörfern, Kirchlein, Burgruinen gesellig unterhalten, südwärts vom sonnig duftigen Welschland gelockt, in das „die Ferne blauer Berge sehnend zieht“, wie der greise Goethe singt.

Am zweiten März eines dieser letzten Jahre stand der noch junge Doktor Richard Hallburg auf der Wassermauer, bei einer der Bänke, die zum Sitzen einladen, und sah über das grünlich violette Gerölle des Talferbetts nach Gries hinüber und auf das frische Grün der Wiesenflecke am Gunstschnaberg. Nach einem grauen Regentag hatte sich die Sonne noch durchgekämpft, kurz vor ihrem Untergang; mit etwas bleichem Licht hatte sie die östlichen Bergwände überflutet, auch noch ein wenig ins Thal gelugt; dann war sie, von dunkelblauem Gewölf verdeckt, hinter der Mauer des Mendelgebirges verschwunden, und es begann die Dämmerung. Richard beobachtete das langsame Schwinden des Lichts und die beginnende Verfärbung der Porphyrberge; endlich wandte er sich, um nach Bozen zurückzugehen. Ein merkwürdiger Anblick überraschte ihn. Aus der östlichen Dolomitenkette, deren kurze Besonnung und rasche, leichenhafte Erklarrung er vorhin gesehen hatte, leuchtete ihm jetzt der „Rosengarten“ entgegen, offenbar noch einmal im Sonnenlicht, aber märchenhaft, unbegreiflich; denn da, wo die Sonne versunken war, lagerte mächtiges Gewölk über den Bergen, es schien ganz unmöglich, daß über den blassen Goldsaum dieser Wolken noch ein einziger Strahl zum Rosengarten hinüber könnte. Es glühte auch von dem ganzen Gebirge nur dies eine Stück, wie eine Welt für sich; nicht rötlich, sondern golden, metallisch, als glühte es von innen heraus, durch eine Flamme im hohlen Berg. Der Himmel darüber war schwärzlich grau, die Berge umher farblos, tot. Um so geisterhafter, gespenstischer war das Leuchten des Rosengartens, der in seiner majestätischen Schönheit, mit dem gewölbten Gipfel und den drei Zinken daneben, in die Nacht der Wolken ragte.

Es geht ja mit rechten Dingen zu! dachte Richard Hallburg, über seine erste Verblüffung lächelnd. Er war Norddeutscher, war praktischer Arzt; es war selbstverständlich, daß er seinen Sinnen mißtraute; die alte Sonne weiß es besser, sie findet trotz all des Gewölks da über der Mendelwand doch noch ihren Weg! Ihn freute aber doch das scheinbare Wunder; es stimmte zu dieser Natur, zu diesem Land, in dem noch so viel Romantik und Poesie des Mittelalters heimelt. Alte Burgen, Schlösser, Ruinen schauen überall herab; alte Sagen auch. Gerade dieser Rosengarten, der so rätselhaft glühte, ist ein Sagenberg. Erst dieser Tage hatte Richard in einer Bozener Buchhandlung das alte Spielmannsgedicht vom Zwergkönig Laurin gekauft und irgendwo am Eisack gelesen; von dem wunderkleinen, aber zaubermächtigen Laurin, der im Hochgebirg Tirols einen weitberühmten Rosengarten pflegte, nur durch einen seidnen Faden umzirkt; wer aber den Faden zerriß, der mußte ihm „schweres Pfand geben“, nämlich den rechten Fuß und die linke Hand. Von Liebe zu einem Menschenkind überwunden, hat Laurin die schöne Künhild entführt, will sie zu seiner Königin machen; denn „alle Wildnis ist sein Land, die Gezwerge sind ihm unterthan“. Es brechen aber kühne Recken herein, unter ihnen der Held der Helden, Dietrich von Bern; sie verwüsten seinen Rosengarten, und nach schweren Kämpfen zerbricht ihm Dietrich seinen Zaubergürtel, der ihm Zwölfmännerkraft giebt, und nimmt ihn gefangen. Der Zwergkönig greift zur Hinterlist. Mit den Recken scheinbar seinen Frieden machend, Treu' und Freundschaft gelobend, führt er sie gastfreundlich in den „hohlen Berg“, zeigt ihnen seine unermeßlichen Schätze, seine blühende und glühende Pracht, bewirtet sie mit köstlichen Speisen, mit Sang und Klang, mit Met und Wein. Aber in den Trank thut er ein betäubend Kraut. Sie sinken nieder, er bindet ihnen „alle Viere zusammen“ und wirft sie in ein Felsverließ. —

Die sonderbare Glut auf dem Rosengarten war erloschen; auch dieses schönste Gebirg war nun kalt und tot. Richard wandte sich ab; er ging langsam weiter, der neuen großen Talferbrücke zu. Ihm war, als sähe er ihn, diesen wilden König der Zwerge; mit buschigen Brauen, strassem, schwarzem Haar, klug frechen und heißen Augen, aus denen nun die mörderische Freude des Triumphes leuchtet. Er meinte aber auch Künhild zu sehn, die schöne, hohe, lichte Gestalt; die, statt Laurins Weib und Opfer zu werden, ihren Heldenbruder Dietleib und die andern rettet. Sie befreit sie, mit Hilfe von Zauberringen. Ein letzter, entscheidender Kampf wirft die Zwerge nieder und giebt Laurin in Dietrichs Hand. Er muß mit ihnen ziehen, sein Reich verlieren, die Taufe empfangen; Künhild ist frei und wird eines tapferen Helden Weib.

„Der Rosengarten“! Richard war nicht zum erstenmal im Bozener Land; er kannte die wunderbaren Beleuchtungen dieses Dolomitengebirges in der Abendsonne, den rosigen Glanz des sogenannten Alpenglühens, der begreiflich macht, daß ihm die dichtende Phantasie diesen Namen gab. Man dichtet dann wohl gerne mit und meint ihn durch den Fels hindurchschimmern zu sehen, Laurins Rosengarten. Auch Richard war jung genug, um so mitzudichten. Die schöne, gefangene Jungfrau, die sich und die Recken befreit und den hohlen Wunderberg verläßt, ging ihm durch den Sinn. Sein Herz war unbewohnt und unbeschäftigt und zum Phantasieren bereit. So eine schlanke, blonde, germanische Schöne . . .

Auf einmal blieb er stehn, gradezu betroffen. Auf der Wassermauer kam ihm eine junge Dame entgegen, ungefähr wie er sie sich eben dachte; hoch und schlank gewachsen, in einem lichtgrauen Kleid, mit anfallend goldig blondem Haar; an der Brust mit ein paar Rosen geschmückt. Was ihn aber verblüffte, war der Mensch, der neben ihr ging; ein fast zwergenhaft kleiner Mann, mit auffegretem Gesicht und wildem, stechendem Blick der dunklen Augen. Sein schwarzes Haar hing schlicht herunter; seine Brust war breit, er schien muskelstark, Richard fühlte aber die leise Wölbung seines Rückens, ob er sie noch sah. Künhild und Laurin! fuhr ihm durch den schon etwas erregten Kopf. Die Beiden kamen langsam näher; die Dame sah starr vor sich hin, der Kleine sprach, seitwärts zu ihr aufblickend, mit gedämpfter Stimme in sie hinein. Es war eine harte, scharfe Stimme. Sie klang gereizt. Ueber die Züge der andern ging etwas wie Unmut oder Ungeduld, dann etwas Müdes, Schmerzvolles, wie ein tiefes Leiden. Richard sah nun erst, daß sie sehr regelmäßige, feine, edle Züge hatte; man konnte sie eine Schönheit nennen.

Sie waren an ihm vorübergegangen; er sah ihnen nach. Die Wassermauer war weithin leer, nur die Zwei bewegten sich auf ihr, der Kurze und die Lange. Der Gang der jungen Dame kam ihm elegisch schleppend, aber aristokratisch vor; ihr Buchs

gefiel ihm jetzt noch mehr als vorhin. Die Stimme des Mannes ward lauter, wenn Richard auch fast kein Wort verstand; nur daß sie deutsch sprach, erkannte er. Sie schien leidenschaftlicher, fordernder, drohender zu werden. Mit einem plötzlichen Entschluß kehrte Richard um, und statt nach Bozen zu gehn, ging er ihnen nach. War es Neugier? Anteil? Die Laurin-Phantasie? Er wußte es nicht, es kümmerte ihn auch nicht; er schritt hinterdrein.

Die Bozener Wassermauer ist ungleich, mehr oder weniger breit, aber schmal doch immer; nicht überall können drei Menschen einander ausweichen, wenigstens nicht ohne Gefahr, daß einer hinunterfällt. Hölzernes, steinernes oder eisernes Schutzgeländer begleitet sie, aber immer nur auf einer Seite; nur an ein paar Stellen ist sie rechts und links geschützt. Die Dame ging neben der Brustwehr hin, der Mann jetzt hart am offenen Rand. In seiner Aufregung — er war stehen geblieben — schien er ganz zu vergessen, daß er neben oder hinter sich keine Brüstung hatte und auf einer ziemlich hohen Mauer stand; zu der Dame gewendet, sprach er in sie hinein, fuchtelte mit dem Arm, trat auch hinter sich, und es sah aus, als werde er bei der nächsten Bewegung rücklings in die Tiefe stürzen.

Richard trat geschwind näher; „bitte, mein Herr!“ sagte er, „Sie sind in Gefahr, zu fallen. Bitte, sehen Sie hinter sich!“

Der Kleine, ohne diesen guten Rat zu befolgen, warf einen beleidigten, hochmütig zornigen Blick auf Richard, richtete sich auch zu seiner ganzen kurzen Länge auf. Durch die gelbe Haut seines offenbar erhitzten Gesichts schien eine dunkle Röte hindurch. „Ich brauche nicht hinter mich zu sehn,“ erwiderte seine harte Stimme. „Ich falle nicht!“

Der Ton war so unhöflich und schroff, Blick und Haltung auch, daß Richard etwas erwidern wollte; doch nach einem Blick auf das schöne, leidende Gesicht des Mädchens — oder der Frau? — zuckte er nur die Achseln und ging schweigend weiter, zwischen ihr und ihm vorbei.

„Laß uns doch umkehren!“ hörte er sie nach einigen Augenblicken sagen. „Sprechen wir zu Hause weiter — wenn es sein muß. Hier ist's nimmer schön.“

Eine angenehme, weiche Stimme! dachte Richard. — Aber wie viel Melancholie ist drin!

„Der Herr meinte dir's so gut,“ setzte sie nach einer Weile hinzu. Sie sprach diese Worte leiser, Richard konnte sie aber doch noch verstehn. Der andre brummte und murrte nur. Dann kehrten sie aber um, wie es schien. Richard hörte nichts mehr.

„Ich wollte ja auch nach Hause!“ murmelte er endlich. Er ging zurück, wieder den Beiden nach.

Der „Zwerg“ stand schon wieder still; seine Arme flügelten, sein vorgeschobener Kopf, sich zuweilen schüttelnd, sprach in das bleiche Gesicht der Dame hinein. Er stand wieder hart am Mauerrand; hier konnte allerdings sein Ellbogen einen Schutz hinter sich fühlen, denn gerade hier war Doppelgeländer. Es lief aber nur bis zu ihm, an einem der schrägen Vorsprünge der Mauer hin. Bei einer leidenschaftlichen Bewegung trat er etwas weiter weg und, sich wohl auf den Schutz verlassend, zu weit. Er fand kein Geländer mehr hinter sich und fiel rücklings hinunter.

Die junge Dame stieß einen Schrei aus. Richard lief herzu. Er sah den Kleinen neben dem Vorsprung an einem Geröllhaufen des Talserbachs auf dem Rücken liegen, fließendes Blut an der rechten Hand. Sofort sprang er ihm nach. Es war hier zum Glück weicher Schwemmsandboden, mit abgefallenem, totem Gestrüpp darüber, wie es an der Wassermauer in den Fugen wächst. An einem zerbrochenen Blechgefäß, das daneben lag, mußte sich der Mann aber im Fallen verletzt haben, denn das Blut schoß hervor. Im Schreck oder vor Ohnmacht hatte er die Augen geschlossen. Auf einmal fuhr Richard zusammen: er sah, die Pulsader am rechten Arm mußte durchschnitten sein, der rhythmisch aufspritzende Blutstrom verriet es. Dem Unglücklichen das Leben zu retten, ergriff er, hingekniet, seinen Arm und drückte den Daumen auf die Wunde, so fest wie er konnte; andre Mittel hatte er nicht zur Hand. „Sie müssen Hilfe schaffen!“ rief er dann zu der Dame hinauf, die wie erstarrt hinunterſah. „Schnell! Er verblutet sonst!“

„Um Gottes willen!“ rief sie. — „Was soll ich thun?“

Richard kannte diese Wassermauern, er hatte sie mit seinen offenen Naturforscheraugen auf und ab studiert. Er wußte, daß von Bozen her wohl ein paar hölzerne Stiegen hinaufführen, aber nur eine einzige Oeffnung unter ihr hindurchgeht: weiter aufwärts, wo dem steinigen Talserbett etwas Wiesenland abgewonnen ist, setzt sich eine Bozener Straße als Fahrweg auf diesen Weidegrund fort. Nur von da konnte leidlich rasche Hilfe kommen; aber nicht mit Pferd und Wagen, denn wo der Hingestürzte lag, war nichts als unfahrbares und durchrieselndes Gerölle; nur ein kleiner Handwagen konnte diesen Winkel erreichen. Richard rief das der Dame zu. Ein paar junge Burſche erschienen neben ihr auf der Mauer, sie hatten sie auf einer der kleinen Treppen erstiegen und den Schrei gehört. Schneller als die Dame, die noch wie verloren starrte und Richards Zurufe und Erklärungen schwer zu fassen schien, verschwanden sie wieder, offenbar um einen Handwagen herbeizuschaffen. Unterdessen hielt der junge Arzt den Daumen auf den Riß gepreßt, den herandrängenden Blutstrom hemmend. Der andre lag noch wie in tiefer Ohnmacht, mit blauen Lippen, ohne sich zu rühren.

Es dauerte grausam lange, bis Richard hinter dem Mauervorsprung Menschenschritte, Stimmen, holperig knarrende Räder hörte; so kräftig er war, die Anstrengung drohte ihn zu ermüden, der Daumen begann in leisem Krampf zu zittern. Endlich erschien der Handwagen, von seinem Eigentümer, einem grauhärtigen Alten, und den jungen Burschen über das Geröll gezogen, dann über den schmalen Talserarm hinübergehoben. Der Kleine, der eben völlig zu sich kam, ward in den Karren hineingesetzt, der sie seine kurzen Glieder reichte; Richard erhob sich, um nun nebenher zu gehn, immer die Wunde mit dem Daumen verschließend wie bisher. So arbeiteten sie sich durch das Talserbett, der Thoröffnung zu. Die junge Dame war wieder auf der Mauer erschienen und ging nebenher. Der Verwundete starrte seinen Retter mit weit aufgerissenen, blassen Augen an.

„Wohin sollen wir Sie bringen?“ fragte Richard. „Wo wohnen Sie?“

„In der Kaiserkrone,“ antwortete der Kleine. „Sie öffnen sich nicht auf, mein Herr!“

Richard schüttelte den Kopf. — „Nur meine Schuldigkeit. Ich bin Arzt.“

„Ah! Sie sind Arzt! — Sie werden mich am Leben erhalten?“

„Gewiß!“

„Ich — — ich hab' Sie vorhin wohl verletzt, Herr Doktor. Ich bedaure sehr. Ich — war nicht bei gutem Humor.“

„Das thut nichts. — Wenn Sie nur die Hand recht ruhig halten.“

„Zu Befehl, Herr Doktor,“ sagte der Kleine mit einem sonderbar gemacht vornehmen, aber beinahe geistreichen Lächeln. „Ich rühre sie nicht mehr. — — Ich kann jedes Honorar zahlen, das Sie nur verlangen!“

„Bitte, lassen Sie das,“ erwiderte Richard trocken. „Darauf kommt's nicht an!“

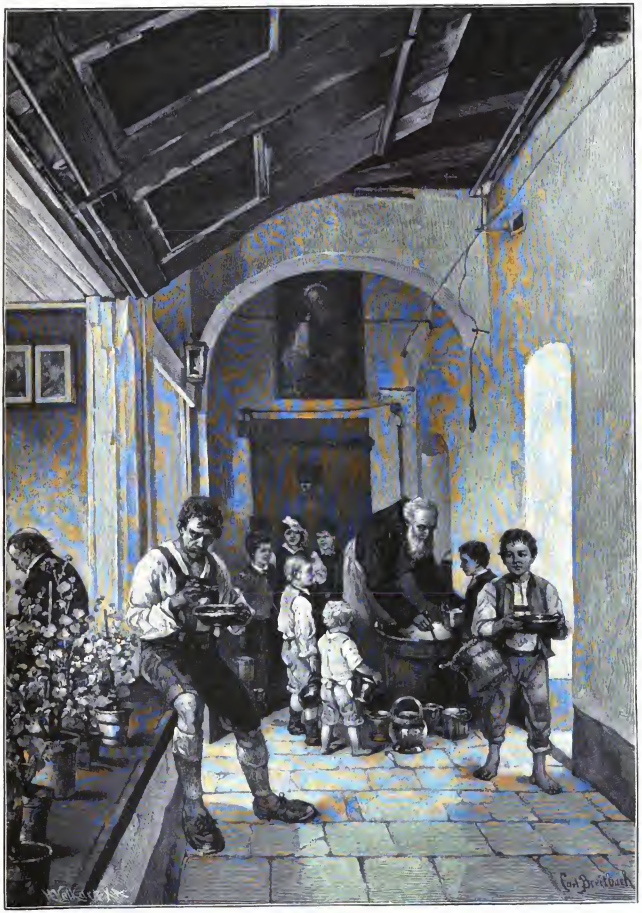
Er mochte nicht mehr sprechen; sein Daumen wollte nicht mehr, seine Nerven waren wie ausgeschöpft. Zuletzt hielten sie dann doch vor der „Kaiserkrone“. Man erwartete sie schon. Die Dame hatte einen Boten vorausgeschickt; der Wirt und ein herbeigeholter Arzt, mit Verbandzeug ausgerüstet, standen vor der Tür. Der Arzt stellte sich als solcher vor, Richard auch. Sie traten mit dem Verwundeten ins Haus, um ihm gemeinsam zu helfen.

* * *

Etwa zwei Stunden später saß Richard in einem der Prunkzimmer des Hotels der jungen Dame gegenüber; nebenan lag der Gerettete im Bett und schlief, die Thür zu ihm war geschlossen. Der Schreck, der Blutverlust, auch Schmerz in dem gequetschten linken Arm und am Hinterkopf hatten ihn entkräftet. Der Bozener Arzt war heimgegangen. Die Dame, noch immer blaß, nur zuweilen von einer schwachen Röte angeflogen, saß in einer Sofaecke, zurückgelehnt, wie auch ermattet. Ihre Wimpern zitterten.

„Er schläft schon, wirklich?“ fragte sie, die rein blauen, großen Augen auf Richard heftend. „Und es kann ihm nun nichts mehr geschehn?“

Er schüttelte den Kopf. „Die Gefahr mit der Pulsader,



Klostersuppe.
Nach dem Gemälde von Karl Breitbach.

die ist vorbei. Der Herr muß sich nur ruhig halten; und da kann er nichts Besseres thun als schlafen; und das thut er schon."

„Mein Onkel," sagte sie leise. „Ich bin seines Bruders Tochter. Irma Besenberg."

Also nicht seine Frau! dachte Richard; ihm war, als hätte er sie dafür gehalten, er wußte nicht, warum. Ihm war aber auch so noch wunderlich befangen ums Herz, er wußte wieder nicht, warum. Es fielen ihm an ihren Händen die kostbaren Juwelenringe auf, da sie die Handschuhe abgelegt hatte. Ganz so waren auch die Hände des „Onkels" geschmückt, fast noch üppiger; er hatte es gesehn, als er ihn gemeinsam mit dem Bozener Arzte entkleidet hatte, um die Verletzungen zu untersuchen. Es lag sogar ein mit Rubinen besetzter Goldreif um seinen rechten, haarigen Arm; ein sonderbarer Anblick. Sonst war aber keine Aehnlichkeit zwischen diesen Blutsverwandten; man hätte eher denken mögen, daß sie von verschiedenen Völkern stammten.

„Sie sind nur für wenige Tage hier?" fragte er, indem er ihre blasse Schönheit betrachtete; nur um etwas zu sagen, da sie wieder wie in sich versunkend schwieg.

Sie nickte. „Wir wohnen hier — irgendwo im Gebirg. Heut sind wir in die Stadt gekommen, um am Abend ins Theater zu gehn; das ist hier im Haus, in der „Kaiserkrone"."

„Sie lieben das Theater?"

„Ich?"

Sie stand plötzlich auf. Aus ihren Augen brach ein Blick hervor, der Richard so überraschte, daß es ihn überlief. Ihr Gesicht verzog sich. So einen unanfechtsamen, offenherzigen Leidensausdruck hatte er erst einmal in seinem Leben gesehn; auch an einer jungen Dame, in einem Wirtsgarten in Reichenhall. Die hatte da mit ihrer Herrin gesessen, einer vornehmen, kalten, harten Despotin, als Gesellschaftsdame; jedes Wort von der Herrin zu ihr war ein Nadelstich, ein Hinunterdenken. Als sie dann fortgingen, die Junge hinter der Alten her, blickte ihn die Märtyrerin mit Vorbeigehen an; sie hatte wohl schon lange das Mitgefühl in seinen herzlichen Augen entdeckt. O wenn du wüßtest, was ich leide! sagte ihr zum Erschrecken ehrliches Gesicht. O wenn du mich befreien, mich erlösen könntest!

So stand nun diese Irma da. „Das Theater lieben?" stieß sie hervor. „Ich lieb' nichts. Gar nichts!"

Sie ging von ihm hinweg, zu der halb offenen Thür, die in das dritte Zimmer, ihr eigenes, führte. Dort blieb sie stehn, hoch aufrecht, den Kopf zurückgelegt, von ihm abgewandt.

Richard blieb sitzen und schwieg. Fast mehr noch als die Worte hatte ihn der Klang ihrer Stimme erschüttert; es war so viel Tiefe des Leidens drin. Die schöne Gestalt ging ihm auf die Sinne; wie sie aber dastand, das schüttelte ihn.

„Entschuldigen Sie," murmelte sie nach einer tiefen Stille. „Wie komm' ich dazu, Ihnen das zu sagen? Sie halten mich wohl für halb verrückt? — Ach, bitte, sagen Sie nichts. Ich — muß immer schweigen, ich hab' niemand; das hält man nicht ewig aus! Da bricht einmal plötzlich — — Ihre Augen haben auch so was Fragendes — Teilnehmendes — Gutes. Und Sie haben so edel an ihm gehandelt — an ihm — an diesem —"

Sie sprach nicht weiter, sie zitterte; von einem Schander, wie es schien. Langsam ging dann ihre Schulter herum, und sie warf einen Blick auf des Onkels Thür, über den Richard fast erschrak. Furcht, Abscheu, Haß, Grauen, das schien alles darin zu sein. Ihre Lippen hatten sich halb geöffnet. Es lag jetzt etwas Medusenhaftes auf dem jungen Gesicht.

Richard stand auf und trat zu ihr. Er wußte noch nicht, was er sagen wollte; sie kam ihm auch zuvor. Mit noch mehr gedämpfter Stimme, eine Hand vorgestreckt — die Diamanten an den Ringen blitzten — sagte sie: „Bitte, leise, leise! Wenn er aufwacht und uns noch reden hört — — Zwar, Ihnen ist er jetzt dankbar, Sie haben ihm das Leben gerettet; an dem hängt er sehr. Aber er ist der eifersüchtigste Mensch, den es giebt. Er kann töten — glaub' ich."

„Mein Gott!" murmelte Richard, durch diese neue Enthüllung überrascht. Und doch fühlte er auch: ich hab's geahnt!

Sein Blick, sein Ausdruck schien ihr das Herz noch mehr zu öffnen; sie sah ihn sehr aufmerksam und dann wie eine Hilfeflehende, verzweiflungsvolles Vertrauen Schenkende an. „Sie sind ein Mensch!" sagte sie auf einmal. „Sie haben es gezeigt. Ich seh' es. Ich fühl's. Wenn Sie dem da geholfen haben — — o Gott, hülfen Sie mir doch auch! Von ihm weg! Er soll leben, so lang' er mag, er soll leben. Aber ohne mich. Ich kann nicht. Kann mit ihm nicht leben. Seine Frau — nein, nein! — So, nun wissen Sie's. Ich muß' alles sagen. Ich hielt's nicht mehr aus!"

Richard starrte ihr eine Weile in das erglühte, dann wieder erblassende, furchtbar erregte Gesicht. „Verzeihen Sie," fing er zögernd an. „Ich wär' Ihnen zu jeder menschenmöglichen Hilfe bereit, glauben Sie mir das. Aber — wenn Sie seine Frau nicht werden wollen — Sie müssen ja nicht."

„Ich bin seine Gefangene!" fuhr ihr so recht aus der Brust, wenn auch bang gedämpft.

„Verzeihen Sie: das versteh' ich nicht. Heutzutage —"

„Er hat die Macht über mich. Er hat sie gewonnen. Wo soll ich hin? Wo soll ich hin? — Sie kennen ihn nicht. — Ich bin das unglücklichste Geschöpf. Gefangen! In seiner Gewalt!"

Sie rang jetzt die Hände.

In Richard entstand das natürliche Gefühl des Mannes, der ein Mädchen so wehrlos leiden sieht: das Gefühl der Stärke, die den Schwachen zu führen hat. Auch der Arzt in ihm regte sich. Er trat noch näher an Irma heran und nahm ruhig, als verstehe sich das von selbst, ihre beiden Hände. „Bitte, fassen Sie sich!" sagte er mit derselben äußeren Ruhe; er selber hatte sich gefaßt. „Da Sie mir schon so vertrauen — thun Sie's ganz, ich bitte Sie. Ich hab' mehr Mitgefühl für Sie, als ich sagen kann. Setzen Sie sich; hier. So! Ich hier. Er schläft fest; wird wohl lange schlafen. Wir Aerzte sind ja Hefer! Wenn Ihr Atem nicht mehr so fliegt, Ihr Herz etwas sanfter schlägt, dann sagen Sie mir, bitte, wieso Sie gefangen sind und warum Sie sich den unglücklichsten Menschen nennen."

Der Beruf, der so viel reifer macht, hatte auch ihm ein Wesen und Thun gegeben über seine Jahre; es schien da nicht ein junger Mann zu sitzen, der einer jungen Schönen ritterlich helfen soll, sondern ein Arzt, der diesmal zur Seele spricht. Seine Stimme, so warm wie männlich, that dem Mädchen beschwichtigend wohl; ihr Herz schlug schon nicht mehr so wild. Die blauen Augen sahen ihn dankbar an. Sie ließ ihm die Hände. „Ich will Ihnen ja alles sagen," murmelte sie endlich.

„O thun Sie das!"

„Ich hab' ja sonst niemand auf der Welt! — Meine Eltern sind tot. Ich war das einzige Kind. Ach, so verzogen — verzärtelt — reicher Eltern Kind . . . Ach, wären sie arm gewesen und ich hätt' ordentlich leben gelernt! Sie ließen mich aber nur lernen, was man für den Luxus braucht; also fürs Leben nichts. Ich will sie damit nicht anklagen oder verdammen — nicht wahr, das glauben Sie nicht —"

Er schüttelte den Kopf.

„Die beiden Brüder waren reich, mein Vater und — und er. Sonst waren sie in allem verschieden . . . Mein Vater groß, schön, heiter, immer wohlgemut; alle Menschen hatten ihn gern: — er glaubte ihnen auch nur zu gern. Und so ist's gekommen — so hat man mir erzählt — daß er zuerst die eine Hälfte seines Vermögens, dann auch die andre verlor. Die Mutter war schon tot. Die Verzweiflung nahm ihm das Leben;" — Irma deutete nach des Oheims Thür: „Der da sagt, er selber hat's gethan: aber ich glaub's ihm nicht! — Ich war damals achtzehn alt. Ich kam in des Onkels Haus. Der ist reicher, viel reicher, als mein Vater jemals war; — ich will dich in Gold hüllen!' sagte er mir auch, in seinem feierlichen Goldstolz, als ich zu ihm kam. Denn schon damals begann ja mein größtes Unglück: er, der so einsam lebte, hängte sein Herz an mich — — sein Herz — — ach, wie soll ich's nennen. Hat er ein Herz? Ich weiß es nicht. Aber seit jenem Tag glaubt er, daß er mich liebt!"

„Und Sie können ihn —"

„Nicht lieben! O Gott! Nein, nein! Nicht nur weil seine Gestalt so — — Er ist schrecklich, schrecklich. Ich muß es Ihnen so offen sagen, sonst verstehn Sie ja mein Unglück, meine Verzweiflung nicht! — Er ist nicht nur menschenscheu: menschenfeindlich ist er. Wie wenn er nicht zu uns gehörte, wie wenn er von irgendwoher — — ich weiß es nicht. Nur sein ‚Gold' hat er lieb; und mich. Grenzenloser Stolz auf sein ‚Gold'! — Und nun zieht er schon drei Jahre und länger so mit mir herum; ohne Heim, ohne Freunde — nur sein Mathias

und die Köchin mit — bald hier, bald da in den Gebirgen versteckt, alte Schlösser, halbverfallen; er stattet sie prunkhaft, prächtig aus, setzt mich wie in einen Blumengarten; — auf einmal packt ihn die Unruhe, der Ueberdruß, und wir ziehn wieder fort. „Ich kämʼ zu gar Ruhe,ʻ sagt er, „wenn du endlich meinen Willen thätest! Werdʼ nur meine Frau, dann werdʼ ich still! Auf was wartʼst du noch? Du hast ja doch niemand als mich. Die alten sogenannten Freunde — seit ihr nichts mehr hattet, hattet ihr die auch nicht mehr. Und seit deines Vaters Tod — — du glaubst mir nicht, daß er sich schmählich umgebracht hat; aber die glauben es alle, alle, und verachten euch. Wenn du mir durchgehst, was hast du dann? Nicht ʻnen roten Heller. All der Schmutz ist mein! So lang' ich nicht dein Jawort habʼ, mein! Was hast du gelernt, um dich zu ernähren? Was kannst du? Nichts. Elend untergehn! Weiter nichts!ʻ — So redet er in mich hinein. Sie kennen seine Stimme. Und ich sitz' dann so verloren da. Denn er hat ja recht! Er hat ja recht!"

„Sie könnten sich in der Welt auf keine Weise —"

„Nicht wahr, Sie verachten mich," fiel sie ihm ins Wort. „Ich verachtʼ mich selbst. Aber mein Gott, was soll ich thun? Die haben mich so werden lassen. Und ich habʼ geglaubt: wir Reichen — mir kann nichts geschehn! Für uns arbeitet ja die ganze Welt! — Nun lieg' ich so da wie ein Fisch im Sand und kann mir nicht helfen. Da kauert ein greulicher Meerʼuʒ und sagt: Werdʼ mein, dann trag' ich dich ins Wasser zurück!— Aber mir graut vor ihm. Nein, nein, lieber sterben!"

Sie stand wieder auf. „O ja, wärʼ ich tot!" setzte sie nach einer Weile hinzu.

„Um Gottes willen!" stieß er hervor. Es war ihm wie ein Schlag auf die Brust. Er fühlte daran, wie tief sie ihn rührte.

Die drei Worte, von seiner Stimme, schienen ihr zu Herzen zu gehn; ein tiefer, seufzender Atemzug stieg ihr aus der Brust. Dann war's, als erschräke sie; mit geräuschlosen Schritten ging sie zu des Oheims Thür.

„Was ist?" fragte Richard leise.

„Ob er nicht eben aufgewacht —?"

Sie horchte. Bald schüttelte sie aber den Kopf. Wie sieht ihr alles gut! dachte Richard, der die schlanke, hohe, geschmeidige Gestalt mit dem schöngeformten Kopf und dem welligen „Goldhaar" nicht aus den Augen ließ. Sie kam langsam zurück. „Nein, er schläft noch; ich habʼs gehört; er schnarcht. — Aber er kann ja nun jeden, jeden Augenblick erwachen. Und wenn er dann hört, Sie sind noch hier — — Bitte, gehn Sie fort!"

Richard sah sie an, als erwachte man ihn aus einem tiefen Traum. „Ich — soll Sie schon verlassen?"

„Ach, es ist ja spät. Sie haben noch nicht zu Nacht gegessen."

„Denken Sie, das eilt mir?"

„Bitte, gehn Sie fort!" wiederholte sie, mit einem kindlich bangen Blick.

„Armes — liebes Fräulein. Und was soll ich für Sie thun?" Sie schloß die Augen. „Ich mein Gott! Sie können ja nichts thun. Man denkt nur, so in der Verzweiflung — — Hätt' ich doch das alles nicht erzählt! Wozu? — Und nun gehn Sie vielleicht hin und denken: aber was ist das für ein geschwätziges, mürbeloses, unweibliches Geschöpf? Wirft sich einem Unbekannten — —"

„Mein Fräulein! — Bitte, nicht so reden! Wie könnʼ ich so denken. — Uns hat auch das Schicksal so merkwürdig —"

„Ach, das riß mich ja fort! — Verachten Sie mich nicht. Und wenn Sie morgen wiederkommen — — Sie kommen wieder?"

„Gewiß! Schon aus Pflicht, als Arzt. Und dann —"

Er sagte ihr nur mit einem Blick, aber einem tiefen, aus den schönen grauen Augen, was ihn jetzt erfüllte: Helfen, wenn ich irgend kann!

Als hätte sie das in Worten gehört, schüttelte sie den Kopf. „Sie können mir nicht helfen. Sie sollen auch nicht. Was geht mein bißchen Unglück Sie an? Was liegt an mir, an meinem Leben! — Bitte, fragen Sie jetzt nichts mehr. Nur — mich nicht verachten. Gute Nacht! Gute Nacht!"

Sie trieb ihn mit beiden gehobenen Händen förmlich aus der Thür

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten.

Blankenese. (Zu dem Bilde S. 485.) Selten nur dürfte ein Besucher Hamburgs zu finden sein, der nicht auch das sogenannte „Fischerdorf" Blankenese an der Elbe, zwei kleine Meilen unterhalb der Hansastadt, besichtigt hat, denn das Programm für einigermaßen Aufenthalt in Hamburg lautet schon seit etwa einem Jahrhundert unverändert: „Morgens Hafenbesichtigung und Elbfahrt bis Blankenese, mittags Börse, nachmittags die Alsterbecken." An schönen Sommersonntagen erzieht sich aus Hamburg und den Nachbarstädten ein nach Tausenden zählender Menschenstrom nach dem reizenden Ort. Besonders die dort angelegenden Dampfer sind überfüllt, denn bis dorthin bietet das rechte Elbufer einen malerischen Anblick: Steil ansteigende waldartig belaubte Höhen, besetzt sowohl mit einer Reihe prächtiger Paläste der „königlichen Kaufleute", wie auch mit bescheidneren Landhäusern, alles eingerahmt vom Grün der Gärten und Parkanlagen. Jenseit ein meilenweiter Blick über die Elbinseln mit ihren Deichen und Kirchtürmchen bis zu den blauen Hügeln der „Haake", eines Waldes bei Harburg; ringsum das bunte, stets wechselnde Bild des Verkehrs auf dem Elbstrom, riesige „schwimmende Hotels" der überseeischen Linien, schmucke Segler wie Schwäne die Fluten entlang gleitend, tauchende schwarze Kohlendampfer, breite „Ewer" (Flußfahrzeuge) mit roten Segeln, zierliche Sportjachten und schlanke Ruderboote — sämtliche Fahrzeuge im Flaggenschmuck, auch am Ufer kein Flaggenstock leer . . . Dasalles erfreut Auge und Herz auf der Fahrt nach Blankenese. Und ist das Ziel erreicht, so ruht der Blick mit Wohlgefallen auf der reizvollen Landschaft, die unser Bild veranschaulicht: Am Abhang versteckte Häuser und Häuschen, ein Gemisch von Sommerwohnungen der Städter, von Gastwirtschaften und von Fischerhütten. Darüber erheben sich (links vom Beschauer) der Süllberg, 70 m hoch, dessen Gipfel eine weite Fernsicht gewährt, und der Bauersberg, 92 m, umgeben von dem verschwenderisch ausgestatteten Baurs Garten, dem Entzücken aller Freunde der Gartenbaukunst. — Blankenese zählt etwa 5000 Einwohner, ungerechnet die Sommerfrischler; es betreibt mit etwa 40 Dampfern und Seglern eine nicht unbeträchtliche eigene Rederei. Im übrigen leben die Einwohner vom Sommerbesuch, ganz nach Art der Heigoländer, mit deren Preisen auch diejenigen der Bewohner Blankeneses eine unverkennbare Familienähnlichkeit aufweisen. — Ein Teil der Blankeneserinnen hat noch eine altehrgebrachte Nationaltracht beibehalten. Mit der Fischerei befaßt man sich noch nebenbei; dafür zeugen die vor einigen Häuschen am Strande an langen Schnüren zum Trocknen in der Sonne aufgehängten „Staren" (Schollen). Das Fahrzeug links auf unserm Bilde (unter dem Süllberg) ist ein Blankeneser Fischerewer, denn die Segel tragen die Marke II 8, Holstein-Blankenese. — Die Blankeneser Jungen entwickeln noch eine besondere Industrie, am Strande umschwärmen sie den Besucher: „Gemeʼ de Herr en Groschen in de Grabbel," d. h.: Werfen Sie freundlichst einen Nickel auf die Erde zwischen uns, damit wir uns darum balgen. — Gehört der Süllberg Hamburg zu einer dort stattfindenden Tagung hochgeschätzter deutscher Männer, so wird er wahrscheinlich bei nächtlicher Heimkehr von der Elbfahrt Blankenese in strahlendem rieselfreischen und bengalischen Licht schauen, denn bei solchen Gelegenheiten lassen die Blankeneser ihre vaterländische Gesinnung im buchstäblichen Sinne des Wortes „leuchten".

G. L.

Selleriekultur in Kalifornien: Einschuhen der Pferde.

Die Selleriefelder in Kalifornien. (Zu den Bildern S. 511 u. 512.) Wie in England erfreut sich der Sellerie auch in Nordamerika einer besonderen Beliebtheit. Namentlich gilt dies von dem Bleich- oder Krausselerie, dessen zarte Stengel als Salat mit Salz oder Essig und Oel verspeist werden. Neuerdings hat die Kultur dieser Gemüsepflanze in Kalifornien einen großen Aufschwung genommen; sie wird dort nicht in Gemüsegärten

wie bei uns, sondern im Großbetrieb auf Feldern ausgeführt. Die Grafschaft Orange allein versendet jährlich über 1200 Waggonladungen Sellerie im Werte von etwa 1½ Millionen Mark. Das Land, auf dem jetzt der Sellerie gebaut wird, war ursprünglich ein sumpfiger Strich, auf dem wenige Menschen Torf als Brennmaterial gewannen. Der Wert des Bodens betief sich auf nur wenige Dollars für das Acre (40,5 Ar). Heute beträgt sich der Preis für das Acre auf etwa 100 Dollars, während der jährliche Ertrag zwischen 25 bis 40 Dollars schwankt. Zunächst wurde der sumpfige Boden drainiert und durch Gräben und einen Kanal entwässert. Der Sellerie wird in Furchen gepflanzt, die etwa in Abständen von vier Fuß angelegt sind. Während des Wachstums behäufelt man die Pflanzen, haben sie ihre volle Höhe erreicht, dann werden die Sellerieknollen eingebäumt; eine Art Pflug, banker genannt, wirft Erde auf die Pflanzen, so daß nur die Spitzen hervorragen. Unter dieser Decke ist der Sellerie, bis er völlig gebleicht und gereift ist, vor etwaigen Frösten geschützt. Die Ernte findet Ende Oktober statt. Mit breiten Holzschuhen versehene Pferde ziehen den harvester, die Schnittmaschine, durch das Feld. Dieselbe ist mit einem langen scharfen Meißer versehen, das die Pflanzen von den Wurzeln trennt. Der Maschine folgen Putzer, welche die Sellerieriesengel aus der Erde hervorziehen und zustutzen, und hinterher kommen die Sammler, welche die Ware in Bündel zum Versand fertig machen.

Markt in Antikoli. (Zu dem Bilde S. 488 und 489.) Im Gebiete des an landschaftlicher Schönheit und farbenfrohem Leben so überreichen Sabinergebirges liegt am linken Ufer des maierisch durch die Gestalte ziehenden Anio der kleine Flecken Antikoli, in den uns das bewegte Bild des Künstlers führt. Heute ist regen Treiben in dem kleinen Orte. Aus all den Dörfern und Flecken der Umgebung aus dem hochgelegenen Roviano am gegenüberliegenden Ufer des Flusses und aus den einzelnen Gehöften ringsumher sind die Bauern mit ihrer Last von Früchten, Gemüsen und was sie sonst zu Markte bringen wollen, schon seit dem Morgens nach Antikoli hereingekommen. Aber auch Händler haben sich auf dem sonnigen Marktplatze eingefunden. Rechts an der Mauer hat eine Geschirrhändlerin ihre Töpfereien aufgestellt, im Hintergrunde, vor dem Eingange zu dem Wirtshause, hält ein Krämer unter dem großen Schirme, der zum Schutze vor der schon heiß herniederstrahlenden Sonne aufgespannt ist, seine Waren und sein Stehzeug feil, links aber, dicht umlagert von schaulustiger Menge, steht auf einem Stuhle ein junger Taschenspieler, der mit lauten, munteren Scherzworten den Zuschauern seine besten

Sellerieskultur in Kalifornien: Eindämmen der Selleriezeilen.

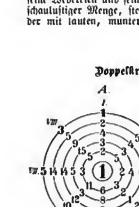
Kunststückchen vormacht. Der Trommler neben ihm und der schellenschlagende kleine Knabe vervollständigen das bunte Bild des Marktlebens in dem kleinen italienischen Flecken, sie sind der lebendige Beweis dafür, daß auch das Bergnügen seine Stätte haben will, wo die Menschen nach arbeitsschweren Tagen zu Geschäften, und doch auch wie zu einem kleinen Feste der Erholung zum Markte kommen.

Wildschwein mit Frischlingen, den Angriff von Wölfen erwartend. (Zu dem Bilde S. 493.) Es sind gar niedliche Geschöpfe, die fünf Frischlinge, welche die Bache zur „Suhle" geführt hat. Auf graurötlichem Grunde schön gelb gestreift und munter in ihren Bewegungen. Sie gesalten auch dem gierigen Isegrim, der Wildschweinfleisch nicht verachtet, und er naht in Meute. Doch schon ist der warnende Ruf der Alten ausgestoßen worden; zur Abwehr bereit steht sie da; es sträuben sich die „Federn" auf dem mächtigen Rücken, und der sonst geringelte Schwanz richtet sich bogenförmig auf. Die „Hauer" der Bache sind klein und bei weitem nicht so gefährlich wie die „Gewehre" des Ebers; trotzdem ist sie eine gefährliche Gegnerin. Sie läßt nicht ab von dem niedergerannten Feind, zertrampelt ihn mit den Füßen, und mit ihrem starken Gebiß reißt sie ihm ganze Fetzen Fleisch vom Leibe. Sie ist aber vor allem eine treue Mutter, die ihr Leben ohne Zaudern für ihre Jungen einsetzt. Wird ihr ein Frischling geraubt, so verfolgt sie den Feind, gleichviel ob es ein Mensch oder ein Tier ist, und läßt nicht ab von der Verfolgung, bis sie den Räuber ihr Junges abjagt oder ihn überwunden hat. Es ist sogar vorgekommen, daß eine Bache einen Reitersmann, der ihr einen Frischling raubte, so heftig verfolgte und sein Pferd so bedrohte, daß der Mann sich genötigt sah, seine Beute fallen zu lassen, welche die Bache zu den übrigen zurücktrug. Der schlaue Isegrim kennt die Gegnerin; allein hätte er mit ihr den Kampf nicht aufgenommen, aber heute jagt er wieder einmal in Gesellschaft, und er versteht es, klug, wie auch einem Plan, vorzugehen. Nichtsdestoweniger nähert sich die Meute mit großer Vorsicht dem gefährlichen Feinde. Die Spannung, welche die Gegner beherrscht, ist in dem Rötzlichen Bilde vortrefflich wiedergegeben.

Die Zeiten sind längst dahin, da in deutschen Wäldern und Sümpfen sich solche Scenen abspielten. Der Wolf ist bei uns ausgerottet, und wo er noch hier und dort in Grenzgebieten auftaucht, wagt er sich kaum an das wehrhafte Wildschwein heran; aber im fernen Osten, da hat das Schwarzwild auch heute noch nicht nur den Menschen, sondern auch den Luchs und den Wolf zu fürchten.

Allerlei Kurzweil.

Doppelkreisrätsel. Von Oscar Leede.



An Stelle der Zahlen in obenstehenden Kreisen sind Buchstaben zu setzen. Es entstehen alsdann acht Wörter zu je sechs Buchstaben, die alle vom Centrum aus nach der äußeren Kreislinie zu lesen sind, also immer mit einem und demselben Buchstaben, der jedoch bei A und B verschieden ist, beginnen. Die Wörter bezeichnen bei Figur A: I. ein oberägyptisches Dorf, II. einen Dichter, III. ein Gesetzig, IV. eine Stadt in Galizien, V. ein Metall, VI. eine preußische Kreisstadt, VII. eine Pflanze, VIII. einen Astronomen; bei Figur B: I. ein Gas, II. eine der Furien, III. einen Bildhauer, IV. einen Berg, V. ein Dorf in der bayrischen Rheinpfalz, VI. ein Tier, VII. einen König der Longobarden, VIII. eine Stadt in Böhmen. Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennt der Mittelpunkt den Anfangsbuchstaben des Vornamens, die Buchstaben des äußersten Kreises aber, in der gegebenen Reihenfolge gelesen den vollen Zunamen zweier berühmter deutscher Komponisten.

Homonym.

Was man am Hasen oft erblickt,
Wo mühsam es wird vorgenommen —
Das leis' ganz gern ins Haus sich kommen,
Wenn es ein guter Freund mir schickt.

F. Müller-Saalfeld.

Auflösung des Kryptogramms auf Seite 484.

Die Punkte in den einzelnen Abteilungen der Windungen des Schneckenhauses entsprechen den oben stehenden Buchstaben, und zwar je dem sovielten Buchstaben, als es Punkte sind. Man liest sie von unten an und von links nach rechts:

„Eile mit Weile".

Auflösung des Rösselsprungs auf Seite 484.

„Dem Kinde nicht den süßen Glauben,
Die Hoffnung nicht dem Jüngling rauben,
Dem Manne Mut und Thatkraft nähren,
Dem Greise stille Rast gewähren:
Das sind der Menschheit stille Büchten;
Nach ihnen wird die Gottheit richten."

Karl Zettel.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 484. Eibe („selbe" ohne Kopf).

Auflösung des Rätsels auf Seite 484. Anetse, Meise.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube
1. Beilage zu Heft 9, 1902.

Die Aufbahrung der Leiche König Alberts von Sachsen in der Hofkirche zu Dresden am 22. Juni 1902.
Nach einer Aufnahme von Kunstverlag & Cohen in Dresden.

Bilder aus der Gegenwart.

Der Leichenwagen auf dem Wege vom Schloss nach dem Bahnhof Sibyllenort.

Die Trauerfeierlichkeiten für König Albert von Sachsen, der fern von seiner Residenz in seinem stillen schlesischen Gartenschloß Sibyllenort dahingeschieden ist, legten beredtes Zeugnis ab für die Liebe, welche der verewigte Held und Fürst bei seinem Volke genossen hat. In Dresden waren die Stadtverordneten versammelt, als die Todesnachricht verkündet wurde. Sie drückten in innig warmen Worten der verwitweten Königin und dem neuen König ihr Beileid aus. Indessen vollzogen sich in Sibyllenort die letzten Trauerakte. Am Tage nach dem Ableben des Königs, am 20. Juni, fand im Anschluß an die Messe eine Trauerfeier im engsten Familienkreise statt. Dann wurde die Leiche eingesegnet, einbalsamiert und eingesargt. Der Einsegnung wohnte die gesamte Beamten- und Dienerschaft des Schlosses bei, und von weit her waren Pächter und schlichte Landleute gekommen, um den dahingegangenen König noch einmal zu sehen. Er ruhte auf einem mit Rosen überstreuten Sterbebett. Die Totenmaske wurde am nächsten Tage abgenommen. Gegen Mittag wurde die Leiche in dem schwarz ausgeschlagenen Sterbezimmer aufgebahrt. Bald darauf stellten sich die zur Trauerfeier kommandierten Truppen vor dem Schloß in Paradestellung auf. Der Sarg wurde geschlossen. Förster von Sibyllenort hoben ihn auf den mit sechs Pferden bespannten Leichenwagen. In feierlichem Zuge ging es vom Schloß zum Bahnhof. An der Spitze ritt eine Schwadron Leibkürassiere, der ein Bataillon Infanterie folgte. Dann kam der Leichenwagen, dem wieder eine Schwadron Leibkürassiere sich anschloß. Es folgten die Leibwagen, König Georg und die Königin-Witwe im ersten Wagen, der Kronprinz und die Kronprinzessin von Sachsen, Prinz Johann Georg von Sachsen, die Erbprinzlich-Meiningenschen Herrschaften und das Gefolge. Die Jäger von Delb bildeten zu beiden Seiten ein wandelndes Spalier. Am Bahnhof hatten die Truppen Paradeaufstellung genommen und empfingen den Kondukt mit präsentiertem Gewehr. Um vier Uhr nachmittags verließen der Sarg und das Gefolge Sibyllenort, um 9 Uhr 10 Minuten abends lief der Zug in Dresden auf dem Hauptbahnhof ein, auf dem seit langen Stunden Tausende sich in erwartungsvollem Ernst versammelt hatten. Die Truppen der Garnison bildeten vom Bahnhof bis zur Hofkirche Spalier. Alle bereits eingetroffenen fremden Fürstlichkeiten, die Spitzen der Behörden, die Generalität waren zur Stelle. Die Leiche befand sich im dritten Wagen des Zuges, König Georg im fünften. Acht Unteroffiziere hoben den Sarg aus dem Wagen. Kammerherr Graf Rex trug das einbalsamierte Herz des Königs. In dem feierlich geschmückten Pavillon des Bahnhofes wurde der Sarg niedergesetzt und von der Geistlichkeit eingesegnet. Dann nahmen ihn Unteroffiziere auf die Schultern, die Kapelle intonierte „Jesus, meine Zuversicht", die Truppen präsentierten, die Glocken läuteten. So brachte man, gefolgt von einem langen Zuge Trauernder, in dem ernst und in sich gekehrt König Georg und seine beiden ältesten Söhne zwischen den zahlreichen hohen Militärs, den Ministern, den Spitzen der Behörden und der Geistlichkeit daherschritten, unter dem ehrfurchtsvollen Schweigen der Menge, die sich in den Straßen drängte, den toten König in die Hofkirche, wo er die letzte Ruhestätte fand. Hier wurde die Leiche im offenen Sarge erhöht vor dem Hauptaltar aufgebahrt, umgeben von brennenden Kerzen in silbernen Kandelabern. Das Antlitz des Königs, der mit der Feldmarschallsuniform und mit dem grünen Band des Hausordens der Rautenkrone bekleidet war, zeigte die gewohnten freundlichen Züge des Dahingeschiedenen. Ein großer zu Füßen liegender Kranz der Königin Carola trug auf der Schleife die Inschrift: „Meinem einzig geliebten Mann!" Im Vordergrunde unseres Bildes erblicken wir auf einem Ständer den Behälter mit dem Herzen des Königs, links davon Szepter und Reichsapfel. Doppelposten der Gardereiter hielten die Leichenwacht, lautlos und tief ergriffen gab die trauernde Bewohnerschaft von Dresden in endlosem Zuge ihrem geliebten König den letzten Gruß. Am 23. Juni wurde die Leiche unter dem Gesange des Salve Regina und unter den militärischen Ehrensalven der Regimenter, die er zum Kampf und Sieg geführt hat, in die Herrschergruft hinabgesenkt, in der seit August dem Starken die sterblichen Ueberreste der sächsischen Könige ruhen. Kaiser Wilhelm mit der Kaiserin, Kaiser Franz Joseph, der Großherzog von Baden und sämtliche Familienangehörigen des sächsischen Königshauses wohnten dem Gottesdienste in der Hofkirche bei und erwiesen dem verewigten König die letzten Ehren.

Der Zug mit König Alberts Leiche von Sibyllenort nach Dresden.
Nach photographischen Aufnahmen von Paul Fischer in Breslau.

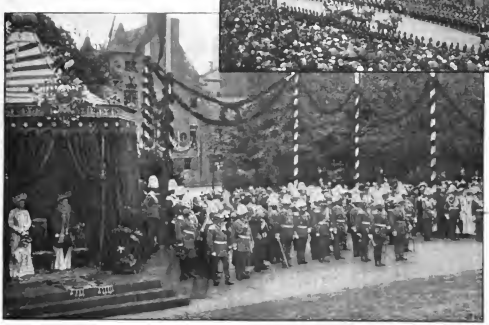
Einlass des Publikums in die Hofkirche zur Besichtigung der aufgebahrten Leiche König Alberts.
Nach einer Aufnahme von A. König & Co. in Berlin.

Der Untergang des Torpedobootes „S. 42". Die deutsche Kriegsmarine hat einen herben Verlust erlitten; in früher Morgenstunde des 24. Juni ist das Focher-Torpedoboot „S. 42" von dem englischen Dampfer „Fitzroy" unweit Cuxhaven angerannt und zum Sinken gebracht worden. Das Unglück wird um so herber empfunden, als leider nicht nur der Untergang des ausgezeichneten Schiffes, sondern auch der Verlust von fünf Menschenleben dabei zu beklagen ist. Der Kommandant des Torpedobootes, Kapitän-Leutnant Rosenstock von Rüdnick, der Obermaschinistenmaat März, Maschinistenmaat Kreitwagen, der Matrose Reimers und ein Heizer des Schiffes haben ihr Leben in den Fluten gendet.

Das bei Cuxhaven gesunkene Torpedoboot „S. 42".
Nach einer Aufnahme von A. Renard in Kiel.

Die übrige Besatzung des Schiffes sowie mehrere weitere Herren, die sich zur Zeit des Zusammenstoßes auf dem Torpedoboote befanden, konnten gerettet werden und wurden von dem Dampfer aufgenommen. Wie das furchtbare Unglück geschehen konnte, wird eine genaue Untersuchung, zu der die einleitenden Schritte sofort unternommen wurden, darlegen. Das Torpedoboot „S. 42" gehörte zu der Serie von Booten, die im Jahre 1889 auf der Schichau-Werft in Elbing vom Stapel gelassen wurden. Es besaß eine Länge von 44 m, war 5 m breit und hatte eine Wasserverdrängung von 145 t. Unsere Abbildung zeigt das schmucke Schiff, das mit einer Schnelligkeit von 22 Seemeilen lief und mit drei Torpedorohren ausgerüstet war. Wie alle Hochseeboote neuerer Konstruktion war auch „S. 42" ganz aus Stahl gebaut und durch Schotten in zahlreiche wasserdichte Abteilungen zerlegt. Daß das Boot dennoch zum Sinken kam, läßt auf die furchtbare Stärke des Anpralles bei dem Zusammenstoße schließen.

Die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg hat sich unter der Teilnahme des Kaisers, der Kaiserin, des Prinzregenten Luitpold, seiner Söhne Ludwig und Leopold, seiner Schwiegertochter der Prinzessin Gisela, des Königs von Württemberg, des Großherzogs von Baden und einer großen Zahl von Ministern, Diplomaten und Männern der Wissenschaft zu einem Aktevonungenswürdiger Bedeutung gestaltet. Am ersten Tage, dem 15. Juni, brachten Kultusminister, Universitätsprofessoren, Akademiker, Künstler ihre Grüße und Gaben. Der erste Direktor des Museums, Geheimrath Dr. von Bezold, nannte in seinem Gruß an die Gäste das Museum einen Ort, an dem die Deutschen sich zusammenfinden zu gemeinsamem Wirken, als einem Hort der deutschen Einigkeit. Bei dieser Gelegenheit wurden die zahlreichen Geschenke überreicht, die das Museum erhalten hat. Der Schrank des Kaisers mit den Siegeln der deutschen Kaiser bis hinauf zu Pipin dem Kurzen und Karl dem Großen, die Originalpartitur der „Meistersinger", die der Prinzregent gestiftet hatte, die Sammlung von Lichtbildern nach Denkmälern der Baukunst der preußischen westlichen Provinzen, welche der preußische Kultusminister im Namen der preußischen Unterrichtsverwaltung übergab, die von Württemberg und von Baden geschenkten Gipsabgüsse und die reiche Geldstiftung von A. W. Faber. Von den Rednern des Tages wurden am meisten gefeiert Prof. Schmid-Wien, Prof. Vetter-Bern und Prof. Dr. Francke von der Vereinigten Staaten-Universität Cambridge. Am zweiten Tage empfing der greise Prinzregent seine fürstlichen Gäste schon früh am Bahnhof. Um zwei Uhr war feierlicher Empfang im Museum, dann Besichtigung der Stadt. Auch Hans Sachs kam zu seinem Recht, der Nürnberger Turnverein führte zwei seiner Schwänke auf. Am Abend war Hofsaffel im Rathaus. Der Kaiser brachte dabei einen sehr bemerkenswerten Toast aus, dessen Inhalt sich eng mit den Reden vom Tage zuvor berührte.



Der Einzug des Kaisers in Nürnberg.

Kaiserin Prinzessin Gisela | König von Württemberg | Großherzog von Baden | Kaiser Prinz-Regent Luitpold. | Wilhelm II

Die anwesenden Fürstlichkeiten in Erwartung des Vorbeimarsches der Truppen.

Von den Feierlichkeiten zum 50jährigen Jubiläum des Germanischen Museums in Nürnberg.
Aufnahme von Gebr. Harren in Nürnberg.

Sidi Ali, der Bei und Besitzer des Königreiches Tunis, ist am 11. Juni in seinem Palais bei Tunis hochbetagt gestorben. Er war am 14. August 1817 geboren, hatte demnach, als er im Jahre 1882 nach dem Tode seines Bruders Sidi Saddok zur Regierung

Sidi Ali, Bei von Tunis †.

lam, bereits sein 65. Lebensjahr erreicht. Sidi Ali zeichnete sich als Regent durch Sparsamkeit und Wohlthätigkeit aus. Sein Sohn und Nachfolger, Bei Muhammed el Hadi, wurde noch am Todestage Sidi Alis im Namen Frankreichs feierlich eingesetzt und versprach, die Politik seines Vaters fortzusetzen. Auch Bei Muhammed el Hadi ist nicht mehr jung. Er wurde am 14. Juni 1855 geboren, steht also bereits im achtundvierzigsten Lebensjahre. Tunis erhielt im April 1861 unter Sidi Saddok eine konstitutionelle Verfassung, geriet aber durch den großen Aufwand dieses Herrschers derart in Schulden, daß sich im Jahre 1869 England, Italien und Preußen einmischten. Im Jahre 1881 rückten die Franzosen in Tunis ein und zwangen das Land unter ihr Protektorat. Die Verwaltung wurde nach französischem Muster eingerichtet, die Aemter mit Franzosen besetzt, der französische Generalresident wand als oberster Minister Herr des Landes. Eine französische Besatzung sichert den Besitz, der bisher ziemlich unangefochten geblieben ist. Im Jahre 1883 erhielt die französische Regierung vertragsmäßig auch die Postmacht zu allen Verfügungen und zur Regelung der Finanzen. Die Beis haben sonach nicht mehr viel in dem Lande zu sagen, das sie dereinst als Lehnsleute der Hohen Pforte Jahrhunderte lang beherrschten, nachdem der türkische Admiral Simon Baicha es 1574 den Spaniern abgenommen hatte. Tunis besitzt einen Flächeninhalt von 99 600 qkm und eine Bevölkerung von 1 906 000 Seelen, darunter 1 413 000 Mohammedaner. Die Armee zählt 15 968 Mann.

Ein Denkmal für H. W. Raiffeisen, den um die Darlehnskassen-Vereine so hochverdienten Volksfreund, wird in wenigen Wochen zu Heddesdorf-Neuwied enthüllt werden. Die Gestalt Vater Raiffeisens wird sich auf einem etwa drei Meter hohen Postament als weit überlebensgroßes Bronzestandbild erheben. Die Rechte ist kräftig vorgestreckt, die Linke leicht in die Hüfte gestützt; ein neben der Figur stehendes Postament trägt ein von Raiffeisen verfaßtes Werk über die Darlehnskassen-Vereine. An zwei Seiten des Granitsockels ist je ein Bronzerelief angebracht. Beide Reliefs ergänzen sich gegenseitig. Das eine schildert den ländlichen Nothstand und Raiffeisen als den Freund und Tröster des in Armut und Sorgen verzweifelnden, von allen verlassenen Bauern. Die Unterschrift lautet: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan." Das andere Relief hingegen zeigt uns denselben Bauern, der nun in Wohlstand und Familienglück den ihn besuchenden Vater Raiffeisen den Dank für den Beistand ausspricht. Hier lautet die Unterschrift: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!" — Dieses sinnige und schöne Denkmal, das von dem Bildhauer Arnold Künne in Berlin ausgeführt wurde, soll sich im Garten des Mutterhauses der Organisation zu Heddesdorf-Neuwied erheben.

Das Standbild des Raiffeisen-Denkmals in Heddesdorf-Neuwied.

Minister von Thielen. Mit dem Schluß der parlamentarischen Kampagne scheidet der Verkehrsminister Karl von Thielen aus der Verwaltung, mit ihm das älteste Mitglied des preußischen Staatsministeriums. Karl Thielen ist am 30. Januar 1832 geboren. Nach Vollendung seiner juristischen Studien wurde er am 9. Oktober 1854 als Auskultator vereidigt, war zunächst Regierungsassessor, dann Landrat im Regierungsbezirk Krefeld und Mitglied der Regierung in Coblenz. Am 1. Juli 1864 trat Thielen zur Staatseisenbauverwaltung über und verlieh im Jahre 1867 den Staatsdienst, um erster Vertreter des Spezialdirektors der damals noch nicht verstaatlichten Rheinischen Eisenbahn zu werden. Mit der Verstaatlichung der Bahn trat Thielen im Jahre 1880 in den Staatsdienst zurück, wurde Geheimer Regierungsrat und Abteilungsdirigent der Direktion der Rheinischen Eisenbahnen und am 1. November 1881 Präsident der Eisenbahndirektion in Elberfeld; dann Präsident der Direktion in Hannover und am 22. Juni 1891 als Nachfolger des Herrn von Maybach Minister der öffentlichen Arbeiten und Chef des Reichsamtes für die Verwaltung der Reichseisenbahnen. Am 1. Januar 1900 wurde Thielen geadelt. Am meisten machte er von sich reden durch die im Sommer 1901 erfolgte Einführung der Rückfahrtkarten mit 45tägiger Dauer, die einen starken Einfluß auch in Süddeutschland ausübte, wo man sich alsbald nachzufolgen entschloß. Auch die Kleinbahnen, die Privatbahnen, den Kanal- und Hafenbau hat er nach besten Kräften gefördert, und wenn er an dem Bau des Mittellandkanales scheiterte, so hat er der Erfüllung dieser Aufgabe doch mächtig vorgearbeitet. Ein Mann von weitem Blick und lauterem Charakter scheidet mit Karl von Thielen aus der preußischen Verwaltung.

Minister von Thielen.
Nach e. Aufnahme v. A. F. Wunder in Hannover.

Der deutsche Verein für Knabenhandarbeit hält seine diesjährige Hauptversammlung in Augsburg ab. Süddeutschland hat sich längst als ein besonders anhaltungsreiches Boden für die Bestrebungen des von Herrn v. Schenckendorff (Görlitz) mit so vielem Geschick geleiteten Vereines erwiesen. Auf der Tagesordnung der diesjährigen Hauptversammlung, die am 12. und 13. Juli abgehalten wird und am 12. nachmittags 5 Uhr mit einer Vorstandssitzung beginnt, stehen ein Vortrag von dem bekannten Schulinspektor Scherer (Worms): Der Werkunterricht und die gewerbliche Bildung der Jugend, ein Vortrag des Lehrers und Landtagsabgeordneten Kalb (Gera): Die Knabenhandarbeit in gesichtspunkten Erziehungs- und Anfangsstufen, endlich ein Vortrag des Seminardirektors Dr. Pabst (Leipzig): Die Knabenhandarbeit und die Jugendfürsorge. Der Vorstand des Vereins wie der Hauptausschuß in Augsburg laden zu zahlreicher Teilnahme an der Versammlung ein, insbesondere staatliche Behörden, Gemeinden, Schulen, Vereine, Korporationen. Programme sendet auf Wunsch Herr Stadtschulrat Dr. Löweneck in Augsburg.

Relief zum Raiffeisen-Denkmal: Armut.

Relief zum Raiffeisen-Denkmal: Wohlstand.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Heft 9, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Kronprinz Friedrich August von Sachsen. Mit der Thronbesteigung des Königs Georg ist dessen ältester Sohn Friedrich August Kronprinz im Sachsenlande geworden. Er ist am 25. Mai 1865 in Dresden geboren, somit zur Zeit 37 Jahre alt. Mit zwölf Jahren begann er bei dem 1. Leib-Grenadier-Regiment Nr. 100 in Dresden seine militärische Laufbahn. Im Frühjahre 1884 wurde diese dadurch unterbrochen, daß der Prinz auf zwei Jahre die Universität bezog, um zunächst in Straßburg i. E., dann in Leipzig Rechts- und Staatswissenschaften zu studieren. Nach seiner Rückkehr wurde er abermals in die Armee eingestellt, in der er am 22. September 1892 zum Oberst, 1894 zum Generalmajor befördert und mit dem Kommando der 45. Infanterie-Brigade betraut wurde. Nachdem Prinz Friedrich August durch Kaiser Wilhelm II zum Oberst ernannt und à la suite des Garde-Schützen-Bataillons gestellt war, gehörte er auch der preußischen Armee an. 1898 wurde er Generalleutnant und Kommandeur der 1. Sächsischen Division (Nr. 23). Er vermählte sich am 21. November 1891 mit der Erbprinzessin Luise Antoinette Maria von Oesterreich-Toscana. Aus dieser Ehe sind fünf Kinder, drei Knaben und zwei Mädchen, hervorgegangen. In der sächsischen Armee ist der Kronprinz Chef des 5. Infanterie-Regiments Prinz Friedrich August Nr. 104 und steht à la suite des 1. Leib-Grenadier-Regiments Nr. 100, sowie des Königs-Husaren-Regiments Nr. 18.

Kronprinzessin Luise von Sachsen.

Nach e. Aufnahme von Erwin Raupp Hofphotograph in Dresden.

Kronprinz Friedrich August von Sachsen.

Nach e. Aufnahme von Otto Mayer Hofphotograph in Dresden.

Scheffelfeier beim Wildkirchli. Auf der Ebenalp im Kanton Appenzell, in der Säntisgruppe befinden sich zwei Höhlen, deren eine bald als Keller, bald als Kapelle dient. Sie trägt den Namen das Wildkirchli und liegt in einer Höhe von 1499 m über dem Meere. In weiten Kreisen ist das Wildkirchli bekannt geworden, seit Scheffel, der unsterbliche Sänger des „Ekkehard", hier zwischen den stillen Bergen die letzten Kapitel seines berühmten Werkes ersann. Zu Ende des Juni waren nun Scheffels Freunde und Bewunderer zahlreich am Wildkirchli versammelt, um hier jene Erinnerungstafel zu enthüllen, welche unsere Leser aus der im Herbst 1901 an dieser Stelle veröffentlichten Abbildung schon kennen. Die Tafel trägt Scheffels Kopf im Relief, umrahmt von Eichenzweigen, und ist hoch oben an der steil ansteigenden Felswand befestigt. Das von den Touristen so gerne besuchte Wildkirchli hat durch diese Gedenktafel noch bedeutend an Reiz gewonnen.

Die Einweihung der Gedenktafel für Scheffel beim Wildkirchli auf der Ebenalp am Säntis.
Nach einer Aufnahme von A. Kreem in Zürich.

Der Reinhardsbrunnen in Straßburg i. E. Der schöne Gedanke des am 20. Februar 1897 verstorbenen Justizrates Dr. Reinhardt, in Straßburg, wonach sein Freund, der Bildhauer Professor Hildebrand der Stadt Straßburg einen monumentalen Brunnen für 150 000 Mark erbauen sollte, wenn der Künstler den Bau nach völlig freiem Ermessen gestalten dürfte, hat eine glückliche Erfüllung gefunden: der Meister hat ein vorzügliches Werk geschaffen. Auf einer erhöhten Anlage gliedern sich vier mächtige Becken aus Granit um einen gedrungenen Sockel, der das Standbild des „Vaters Rhein" trägt. Eine stattliche Wassermenge ergießt sich aus Zitzlöwen in diese Becken und schießt aus dem einen in prächtigem Sturz in ein langgestrecktes Bassin hinab. Der Boden desselben verläuft sich anfangs eben, und so entsteht eine heftige Bewegung des Wassers, die eine sehr gute Wirkung hervorbringt. Der „Vater Rhein" ist bei dem Standbild als kräftiger Fischer aufgefaßt. Er stützt sich mit der Linken auf einen Bootshaken und hält in der Rechten einen Fisch, offenbar einen guten Fang. Ein derber Humor charakterisiert das ganze Werk, das auf dem Broglieplatz dicht vor der Fassade des Theaters errichtet worden ist.

Der Reinhardsbrunnen zu Strassburg i. E.
Nach einer Aufnahme von Julius Manias in Straßburg.

Der Brunnenschrank mit einer Siegelsammlung, welchen der Kaiser dem Germanischen Museum in Nürnberg zu dem Ehrentage des fünfzigjährigen Bestehens gestiftet hat und dessen Außen- und Innenansicht wir hier abbilden, ist mit braun gebeiztem Eichenholz gearbeitet. Der Entwurf zu dem Schrank stammt vom Baurat Erhardt, dem Restaurator der Dome in Schleswig und Bremen, die Ausführung von O. L. Friedrich in Dresden. Der in romanischen Stilformen gearbeitete Schrank hat vier Thüren. Die untere Hälfte enthält in 56 Schubfächern die zeitlich geordnete Sammlung der Siegel von deutschen Kaisern, während in dem oberen Teile des Schranks, der für die Erweiterung der Sammlung Raum bietet, besonders interessante Stücke zur Schau gestellt sind, so die Siegel Pipins des Kurzen, Karls des Großen,

Innenansicht.

Ottos des Großen, Ludwigs des Bayern, Maximilians und anderer Kaiser. Der Schrank zeigt reiche Messingbeschläge. Diese sind graviert und gepunzt, dann galvanisch verkupfert und bronziert. Ueber den Thüren sieht man eine flach modellierte Kaiserkrone, darunter eine Metalltafel mit der Widmung: Museo Germanico Wilhelmus II Imperator Imperatorum Sigilla (Dem germanischen Museum stiftet Kaiser Wilhelm II die Siegel der Kaiser). Die Form der römischen Buchstaben der Inschrift ist denen des liber aureus, des Goldenen Buches, in Brünn, das aus dem 11. Jahrhundert stammt, nachgebildet. Den Abschluß der Inschrift macht das Verbindungswappen der Hohenzollernschen Burggrafen von Nürnberg. Die Siegel im Schrank sind Nachbildungen der von den deutschen Königen und Kaisern in der Zeit von 752 bis 1806 geführten Siegel, denen sich auch die der Siegel der Kaiserinnen, sowie der Reichsvikariate beigesellen und unter denen die Fälschungen eine besondere Abteilung bilden. Diese Abformungen wurden von dem sächsischen Staatsarchivar Oberregierungsrat Dr. Posse in Dresden in dreißigjähriger Sammlerarbeit zusammengebracht. Die Stücke sind nach den unmittelbar von den Siegeln genommenen Abdrücken auf galvanischem Wege hergestellt und echt versilbert. Es giebt keine derartige Sammlung von ähnlichem Wert. Die Kollektion ist ergänzt durch die Siegel der drei Kaiser seit Gründung des neuen Reiches und das Siegel des neuen Reichs selbst. Der die Sammlung einschließende, über 3 m hohe Schrank ist auf einer Estrade des neu eröffneten Waffensaales aufgestellt worden.

Innenansicht.

Der vom Kaiser für das Germanische Museum in Nürnberg gestiftete Schrank mit einer Siegelsammlung.

Anna Reinisch. Die Stuttgarter Königliche Hofoper, die sich infolge des Brandes ihres Stuttgarter Heimes in ihrem eigentlichen Wirkungskreise nicht betätigen kann, hat u. a. während des Monates Juni Gastspiele im Berliner Neuen königlichen Operntheater gegeben und mit „Hoffmanns Erzählungen" von Offenbach, der Volksoper „Der polnische Jude" von Karl Weis, der komischen Oper „Die kleinen Michus" von Andrés Messager und anderen Darbietungen große Erfolge erzielt. Wesentlich hat zu diesen Erfolgen Fräulein Anna Reinisch beigetragen, die wir unseren Lesern im Bilde vorführen und die vom 1. September an in den Verband des Berliner Königlichen Opernhauses tritt. Fräulein Reinisch hat übrigens schon einmal dieser Bühne angehört, von der sie zu mehrjähriger Thätigkeit an der Stuttgarter Hofbühne beurlaubt worden war. Dort hat sie eine sehr bedeutsame Entwicklung durchgemacht. Davon zeugen die Rollen, die sie in dem Stuttgarter Gastspiel vorführte. Fräulein Reinisch gab in „Hoffmanns Erzählungen" die Puppe Olympia und erntete reichen Beifall beim Publikum und bei der Kritik. Nicht minder gefiel sie in der flotten, zum Teil ausgezeichneten Darstellung der „Kleinen Michus". In dieser komischen Oper spielte sie neben Fräulein Sutter eine der beiden munteren Heldinnen.

Anna Reinisch.
Nach e. Aufnahme von Hofphotograph Th. Andersen in Stuttgart.

Kleine Mitteilungen.

„Der Handel", Relief aus Kupfer für die Treppenhalle des Schlosses zu Bukarest.

Ein Schmuck für das Königsschloß zu Bukarest. Das kunstsinnige Königspaar von Rumänien hat von Otto Rohloff, Lehrer am Kunstgewerbemuseum in Berlin, sechs große in Kupfer getriebene und vergoldete Reliefs herstellen lassen, die jetzt in die mit Marmor bekleidete Treppenhalle des Bukarester Schlosses eingefügt sind. Wir bieten dieser Darstellungen geben Bilder der Jahreszeiten, die beiden jüngst vollendeten, die wir unsern Lesern vorführen, veranschaulichen Handel und Kunst. Den Handel verkörpert die Gestalt des Hermes; sie ruht unter einem früchtereichen Apfelbaum und stützt sich mit dem rechten Arm, der den von Schlangen umzingelten Stab hält, auf einen Warenballen; das Auge richtet sich in die Ferne, nach jener wünschenswerten, unter König Karol geschaffenen Donaubrücke bei Zernowoda, über welche die Eisenbahn auf dem Scheinenstrange dahindonnert. Das zweite Relief zeigt Pallas Athene unter schattigem Lorbeer. Der Helm bedeckt ihr edles Haupt. Die rechte Hand ruht auf dem stehenden Gorgoneuschilde, während die linke den Speer gefaßt hält. Zur Seite tritt aus einem von Gebüsch und Cypressen eingefaßten Wege der Bau des Bukarester Athenäums hervor.

Eine Marinekunde für das Volk ist in unserer Zeit nahezu eine Notwendigkeit geworden. Die deutsche Flotte wächst alljährlich, ihre Entwickelung ist so glänzend in Handel und Wandel, daß im Grunde jedermann verpflichtet ist, sich mit den Marinefragen zu beschäftigen. Wie wollten nur ein Beispiel aus der allerneuesten Zeit beibringen. In Bangkok, der Hauptstadt von Siam, die durch den schiffbaren Menam-Strom mit dem Meere in unmittelbarer Verbindung steht, liefen 1899 477 Schiffe ein mit 350 554 Tonnen Gehalt. Davon kamen auf die britische Flagge 257 401 Tonnen, auf die deutsche 83 466 Tonnen. Zehn Jahre später, 1900, liefen in Bangkok ein: 168 englische Schiffe mit 141 370 Tonnen Gehalt, 194 deutsche mit 185 577 Tonnen, 1901 aber 151 englische mit 130 306, 272 deutsche mit 289 154 Tonnen. Verdankt wird dies Ergebnis, daß in zehn Jahren das Verhältnis zwischen dem englischen und dem deutschen Wettbewerb in dem sehr aufnahmefähigen Lande von Grund aus geändert hat, der weitsichtigen Verkehrspolitik des Norddeutschen Lloyd. In unsern deutschen Handelskreisen ist der alte Hansageist immer noch lebendig. So ist es denn auch durchaus verständlich, daß die Erweiterung der deutschen Kriegsflotte beim Volke trotz der Opfer, die sie fordert, den lebhaftesten Beifall gefunden hat. Zu einer die Erde umspannenden Handelspolitik gehört eine starke Flotte. Da Deutschland diese Politik betreibt, leidet es seine politische Stellung in der Welt wiedergefunden, kann es sich der Aufgabe, seine Flotte auszubilden, nicht entziehen. Und die Aufklärung dieser Entwickelung auf das Volksganze kann nur günstig sein, denn die Schiffahrt und der Weltverkehr weiten den Blick und führen ihn über die engen Pfähle der Heimat hinaus. Unser Bild, welches das Küstenpanzerschiff „Odin" im Feuer seiner Geschütze wiedergiebt, ist einem Werke entnommen, das ähnliche Erwägungen veranlaßt haben, der „Marine-Kunde" des Kapitäns zur See a. D. Foß, die eine populäre Darstellung des Wissenswerten auf dem Gebiete des Seewesens enthält und in vorzüglicher Ausstattung seitens der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart dargeboten wird. Die Thatsache, daß ein so umfangreiches Werk von über 600 Seiten in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebte, ist auch ein Beweis von dem lebhaften Interesse, das unsere Entwickelung auf dem Wasser in allen Kreisen des Volkes hervorgerufen hat. Der Flottentraum, den einst Hannibal Fischer so brutal zum Abschluß brachte, da er im Jahre 1852 im Auftrage des Bundestages die Deutsche Flotte versteigerte, war damit nicht vernichtet. Er lebte weiter im Volke wie die Hoffnung auf Einigung des Vaterlandes, und er mußte Wahrheit werden, als diese Wahrheit geworden war.

Das deutsche Küstenpanzerschiff „Odin" im Feuer.
Mit Genehmigung der Mutoskop- und Biograph-Gesellschaft m. b. H. in Berlin.

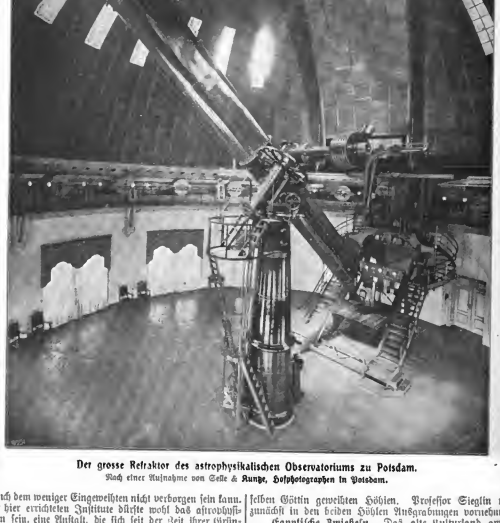
Das Münchener Mädchengymnasium. Seit dem Herbst 1900 besteht in München ein Mädchengymnasium, besser gesagt ein „Privat-Gymnasialunterricht für Damen", unter Leitung des Gymnasialprofessors und Rektors a. D. Adolf Sickenberger. Die Anstalt hat im vergangenen Jahre zwanzig junge Mädchen für das Universitätsstudium vorbereitet und findet immer mehr Anklang, denn es macht sich in vielen Familien, ganz abgesehen von dem Verlangen der jungen Mädchen nach akademischer Bildung, auch das Bedürfnis geltend, den Töchtern eine vertiefte Fortbildung, als sie die bestehenden Mädchenschulen und Institute gewähren können, zu geben. Mit dem nächsten Schuljahre ist die Anstalt vollständig im Betriebe. Sie hat dann drei volle Jahrgänge und nimmt die jungen Mädchen vom 16. Lebensjahre an auf. Näheres erfährt man von Professor Sickenberger.

„Die Kunst", Relief aus Kupfer für die Treppenhalle des Schlosses zu Bukarest.

Kleine Mitteilungen.

Die deutsche Buren-Zentrale giebt, nachdem der Friede zwischen England und den Buren geschlossen ist, die Sendung von Waren, Kleidern usw. nunmehr ganz auf, will aber, wenn die den Buren in Aussicht stehenden Entschädigungen nicht entsprechend ausfallen, ihnen weiter mit Geldgaben helfen. Ebenso will sie die mittellosen Kapburen, die nach Deutsch-Südwestafrika wandern, und die gefangenen deutschen Freiwilligen in Indien, Ceylon, Bermuda usw., die England mittellos höchstens bis an die europäische Küste bringen wird, mit Geld unterstützen. Es stehen der Zentrale noch 52 000 Mark für die Witwen und Waisen in Südafrika zur Verfügung, für weitere Unterstützungen, wie die erwähnten, sind weitere Geldmittel dringend von nöten, die man an das Chek-Conto 766 der Bayrischen Hypotheken- und Wechselbank richten wolle.

Das astrophysikalische Observatorium zu Potsdam. Die modernen Verkehrseinrichtungen, die unsern Großstädten im Verkehr der letzten fünfzig Jahre ein gänzlich verändertes Ansehen verliehen haben, sind mit ihrem Lärm und anderen störenden Begleiterscheinungen die Ursache gewesen, daß sich eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Instituten und Werkstätten an andere Orte zurückgezogen hat, die ihnen neben der dringend erforderlichen Ruhe auch die nicht weniger wichtige reine und möglichst dunstfreie Luft bieten. So ist vor allem die schöne Umgebung der Residenzstadt Potsdam zur Errichtung von wissenschaftlichen Anstalten gewählt worden, und die bewaldeten Höhen im Süden der Stadt zeigen dem mit der Eisenbahn sich nähernden Reisenden in der Ferne stolze Kuppeln und Türme, deren Bestimmung auch dem weniger Eingeweihten nicht verborgen sein kann. Das bekannteste der hier errichteten Institute dürfte wohl das astrophysikalische Observatorium sein, eine Anstalt, die sich seit der Zeit ihrer Verbindung im Jahre 1874 in den ganzen wissenschaftlichen Welt eine hervorragende Stellung erworben hat. Mit den vorzüglichsten Apparaten und Instrumenten aller Art ausgestattet, hat das Institut es verstanden, in dem von ihm gepflegten Zweige der Astronomie eine führende Stellung zu erringen und zu behaupten. Da ein näheres Eingehen auf die Einrichtungen des Observatoriums hier nicht angängig ist, wollen wir uns darauf beschränken, einige Erläuterungen zu der obenstehenden Abbildung zu geben. Das schöne Fernrohr, welches einem geräumigen Kuppelgebäude aufgestellt ist, gehört zu den größten, die es überhaupt giebt. Das 12 m lange Rohr trägt an dem einen Ende zwei Objektive, das eine, von 80 cm Oeffnung, für photographische Zwecke, das andere, von 50 cm Oeffnung, für direkte Beobachtung. Von der Größe und Massigkeit dieses Instruments erhält man eine Vorstellung, wenn man hört, daß die beiden Objektive mit ihren Fassungen gegen 10 Centner schwer sind, und daß das auf der Säule beweglich Rohr mit allen an und in ihm angebrachten Instrumententeilen rund 140 Centner wiegt. Die rund 4000 Centner schwere Kuppel des Gebäudes wird durch elektrische Kraft gedreht, und mit ihr dreht sich gleichzeitig der äußerst sinnreich gebaute Beobachtungsstuhl. In den nächsten Jahren wird der Refraktor in erster Linie dazu dienen, Sternspektra zu photographieren, besonders von Sternen, welche den bisherigen Instrumenten des Observatoriums wegen ihrer Lichtschwäche nicht zugänglich sind, und so weiteres Beobachtungsmaterial zu schaffen für eine der wichtigsten Aufgaben der Astrophysik: die Bestimmung der Bewegung der Gestirne in der Gesichtslinie. Ferner wird das Instrument zu Untersuchungen über Nebelflecken, Sternhaufen und Planeten verwendet werden, und es steht zu hoffen, daß es sich in vollstem Umfange als geeignetes Hilfsmittel zur Förderung der Astrophysik erweisen wird.



Der grosse Refraktor des astrophysikalischen Observatoriums zu Potsdam.
Nach einer Aufnahme von Selle & **Kunze, Hofphotographen in Potsdam.**

Ein Heiligtum der alten Iberer, jenes Urvolkes im südwestlichen Europa, dessen Nachkommen noch Wilhelm von Humboldt in Unterhandlungen die heutigen Basken sind, hat Professor W. Siegfried unweit Huelva entdeckt. Huelva ist die Hauptstadt der Provinz Huelva. Die Stadt liegt am linken Ufer des Odiel, der sich weiter unterhalb mit dem Rio Tinto vereinigt und in breiten Mündungsbusen als Rio de Huelva ins Meer ergießt. Das von Professor Siegfried entdeckte Heiligtum ist das älteste, von dem man bis jetzt Kunde hat. Es ist ein Tempel der Göttin der Unterwelt mit zwei derselben Göttin geweihten Höhlen. Professor Siegfried wird wahrscheinlich zunächst in den beiden Höhlen Ausgrabungen vornehmen.

Egyptische Zwiebeln. Das alte Kulturland am Nil hat sich in neuerer Zeit auf den Zwiebelbau gelegt; man spricht dort von einer Zwiebelsaison, die in die Monate März bis Juni fällt. Die egyptische Zwiebel ist auch bei uns keine Fremde mehr, von den auch der vorjährigen Ernte auf den Markt gebrachten 1 231 152 Sack, wovon 1 169 473 Sack ausgeführt sind, kamen 54 074 Sack nach Hamburg. Größe Mengen egyptischer Zwiebeln, nämlich 269 891 Sack, gingen nach Stettin und Triest; mit einer noch größeren Zahl erscheint der englische Hafen Liverpool mit 388 900 Sack. Hull bezog 215 596 Sack, Manchester 15 721 Sack, London 82 633 Sack. Die türkischen Häfen empfingen 66 521 Sack, Marseille 26 702 Sack, Genua und Venedig 12 896 Sack, Antwerpen 8811 Sack. Der egyptische Festtag verdient nicht viel an den Zwiebeln. Während der letzten Ernte betrug der Preis für den Kantar = 135 kg 15 bis 25 Tarifpiaster, d. i. 3 bis 5 Mark.

Die Gartenlaube

3. Beilage zu Heft 9, 1902.

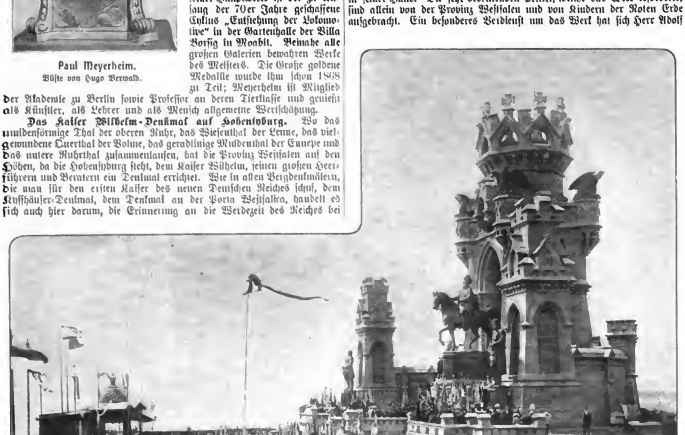
Bilder aus der Gegenwart.

Professor Paul Meyerheim in Berlin der treffliche, liebenswürdige Künstler, feiert am 13. Juli seinen sechzigsten Geburtstag. Ein Sohn des aus Danzig stammenden Gemmenmalers Eduard Meyerheim, bildete er sich von 1859 bis 1862 auf der Berliner Akademie und arbeitete dann weiter im Atelier seines Vaters. Seine Ausbildung vollendete er durch große Reisen und ein intimes Studium der Natur. Vor allem fesselte ihn von jeher die Tierwelt, und noch heute zählt er zu den fleißigsten und eifrigsten Freunden des Berliner Zoologischen Gartens. So wurde er der ausgezeichnete, launige Schilderer des Tierlebens, an denen meisterlichen Darstellungen sich jung und alt erfreuen. Paul Meyerheim hat sich aber nie auf dies eingelne, wenn auch unerschöpfliche Gebiet beschränkt, sondern mit flotter Technik und leuchtender Farbe auch gute Porträts, Genrebilder aller Art und landschaftliche Motive gemalt. Eines seiner Hauptwerke ist der zu Anfang der 70er Jahre geschaffene Cyklus „Entstehung der Lokomotive" in der Gartenhalle der Villa Borsig in Moabit. Beinahe alle großen Galerien bewahren Werke des Meisters. Die Große goldene Medaille wurde ihm schon 1898 zu Teil; Meyerheim ist Mitglied der Akademie zu Berlin sowie Professor an deren Tierklasse und geniest als Künstler, als Lehrer und als Mensch allgemeine Wertschätzung.

Paul Meyerheim.
Büste von Hugo Berwald.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal auf Hohensyburg. Wo das muldenförmige Thal der oberen Ruhr, das Wiesenthal der Lenne, das vielgewundene Querthal der Volme, das geradlinige Muldenthal der Ennepe und das untere Ruhrthal zusammenlaufen, hat die Provinz Westfalen auf den Höhen, da die Hohensyburg steht, dem Kaiser Wilhelm, seinen großen Heerführern und Beratern ein Denkmal errichtet. Wie in allen Bergdenkmälern, die man für den ersten Kaiser des neuen Deutschen Reiches schuf, dem Kyffhäuser-Denkmal, dem Denkmal an der Porta Westfalica, handelt es sich auch hier darum, die Erinnerung an die Werkzeuge des Reiches bei den kommenden Geschlechtern wachzuhalten. Das Denkmal hat eine lange Geschichte, die bis in die achtziger Jahre zurückreicht und in einer bei O. D. Baedeker in Essen erschienenen Festschrift, welche den Gymnasialdirektor Dr. E. J. Broicher zum Verfasser hat, in formvollendeter Weise dargestellt ist. Der gewaltige Bau, der am 30. Juni enthüllt wurde, ist ein Werk des Professors und Baurats Hubert Stier von der Technischen Hochschule in Hannover, dessen Projekt bereits am 3. Juli 1892 vor allen anderen vom Komitee einstimmig angenommen wurde. Die Figuren des Kaisers Wilhelm, des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl, Bismarcks und Moltkes sind von dem Stuttgarter Bildhauer Professor Adolf von Donndorf und von seinem Sohn Karl geschaffen worden. Der Entwurf des gewaltigen Werkes ist außerordentlich, zumal die Masse sehr groß genommen sind. Das Reiterdenkmal des Kaisers ist 7,50 m hoch, die Standbilder Bismarcks und Moltkes haben eine Höhe von je 5,25 m. Diese drei hat Adolf von Donndorf geschaffen. Die Oberleitung des gesamten Baues behielt Prof. Hubert Stier von Anfang bis zur Vollendung des Werkes in seiner Hand. Die sehr bedeutenden Mittel, welche das Werk erforderte, sind allein von der Provinz Westfalen und von Kindern der Roten Erde aufgebracht. Ein besonderes Verdienst um das Werk hat sich Herr Adolf

Robert Byr †.



Einweihung des Kaiser Wilhelm-Denkmals auf Hohensyburg.
Nach einer photographischen Aufnahme von F. Schmidt in Barop-Dortmund.

Overweg auf Reichsmark, der Vorsitzende des Komitees, erworben. Aber er hatte eine ganze Reihe eifriger Mitarbeiter, die alle zu nennen wir leider nicht im stande sind.

Robert Byr. Im Militärkurhaus zu Baden bei Wien ist am 30. Juni der Rittmeister Karl Robert von Bayer, der als Schriftsteller unter dem Namen Robert Byr bekannt geworden ist, 67 Jahre alt, gestorben. Am 15. April 1835 geboren, erhielt Robert von Bayer seine Erziehung in der Militärakademie zu Wiener-Neustadt, aus der er 1852 als Leutnant in die Armee eintrat. Im Jahre 1859 zum Rittmeister befördert, machte

Die Briefmarken-Börse auf den Elysäischen Feldern in Paris.
Nach einer Aufnahme von B. Gribayédoff in Paris.

er den Feldzug in Italien beim Generalstab mit. Nach dem Friedensschluß wandte er sich der litterarischen Thätigkeit zu, 1860 erschien in Prag sein Erstlingswerk, die „Kantonierungsbilder". Zwei Jahre später quittierte er den Militärdienst und siedelte nach seiner Heimatstadt Bregenz über, um fortan eine reiche Thätigkeit als Romanschriftsteller zu entfalten. Auf diesem Gebiete errang Byr nicht geringe Erfolge, während seine Dramen vereinzelte Versuche blieben. Seine früheren Romane verrieten sämtlich den ehemaligen Soldaten. So der vierbändige, 1863 in Hamburg erschienene Roman „Oesterreichische Garnisonen" und nicht minder die biographischen Bilder aus den deutschen Befreiungskriegen „Anno Neun und Dreizehn", die 1865 in Innsbruck herauskamen. Seitdem widmete sich Byr auch anderen Stoffen. Wir nennen davon: „Der heimliche Gast", „Castell Ursani", „Wozu?", „Rutschepeter", „Sternschnuppen". Byr war ein Schwager Alfred Meißners, und als Franz Hedrich seine vielbesprochenen Angriffe gegen den dahingeschiedenen Meißner richtete, nahm Byr sich des Schwagers mit Geist und Geschick an, indem er unter dem Titel „Die Antwort Alfred Meißners" im Jahre 1889 eine warme Verteidigung desselben erscheinen ließ.

Briefmarken-Börsen. Mit der Entwicklung des Postwesens ist die Briefmarke, d. h. das Postwertzeichen, mehr und mehr nicht nur ein Gegenstand der Sammelliebhaberei, sondern auch ein Handelsartikel geworden. Die „Philatelisten" haben ihre Fachzeitschriften, Vereine, Kongresse, Ausstellungen, Versteigerungen und auch — ihre Börsen. Zu verschiedenen Zeiten wurde in Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt am Main, Berlin, Wien, New York und Paris mit mehr oder minder günstigem Erfolg der Versuch gemacht, Börsen zum Kauf, Tausch und Verkauf von Postwertzeichen in wiederkehrenden Zusammenkünften zu veranstalten. In Berlin entstand eine Börse, an welcher ein lebendiger Verkehr von Hand zu Hand stattfand, unter der Leitung des „Vereins der Briefmarken-Sammler zu Berlin" am 12. Oktober 1887, die im Jahre 1897 ihr zehnjähriges Bestehen feiern konnte und in den Versteigerungen des „Internationalen Postwertzeichen-Händler-Vereins zu Berlin" eine Fortsetzung gefunden hat. Die Sitzungen dieses Vereins, der etwa 200 Berliner und auswärtige, Gewerbesteuer zahlende Mitglieder zählt, finden alle 14 Tage im „Badischen Hof", Unter den Linden 9, statt. An der Spitze stehen zur Zeit die Herren E. Waske, Dr. Hans Brendicke und Paul Lietzow, die auf unserem Bilde an dem Tische rechts zu sehen sind. In ihrem äußeren Gebahren völlig verschieden von dieser Berliner Börse gestaltet sich die Briefmarken-Börse auf den Elysäischen Feldern in Paris. „La Bourse des timbres-postes" wird dort unter freiem Himmel, von jung und alt, Donnerstags und Sonntags abgehalten. Wie es scheint, wird das Recht der Teilnahme dort von keiner Legitimation und von keinem Eintrittsgeld abhängig gemacht, freilich wird wohl auch weder von einem Vorstand noch von einem Makler für die Reellität Gewähr geleistet.

Tafelaufsatz von A. Schoenauer.
Ehrengabe des Senates von Hamburg für die Regatta auf der Unterelbe 1902.

Die Ehrengabe des Senats von Hamburg für die diesjährige Regatta auf der Unterelbe besteht in einem prächtigen Tafelaufsatz, der von Alexander Schoenauer entworfen und ausgeführt worden ist. Silberne Delphine mit Tritonen und Meerweibchen erheben sich aus den Wogen des Wassers und halten vier große Muscheln. Aus diesem korallengeschmückten Unterbau steigt ein algenumwundener Schaft aus Moosjaspis empor, der eine Schale aus dem gleichen Materiale trägt. Eine Statuette Neptuns krönt das wohlgelungene Werk, das sowohl durch die edle Formengebung wie auch durch die koloristische Wirkung des Materiales bemerkenswert ist.

Die Briefmarken-Börse in Berlin.
Nach einer Aufnahme von A. Hönig & Co. in Berlin.

Vom 20. Mitteldeutschen Bundesschiessen zu Schönholz bei Berlin: Der Protektor Prinz Friedrich Wilhelm von Preussen schreitet die Front der Schützen ab.
Nach einer Aufnahme von Hans Franke & Co. in Berlin.

Das zwanzigste Mitteldeutsche Bundesschiessen wurde Sonntag, den 6. Juli in dem Schlosspark zu Schönholz, dem herrlichen Gelände der alten Berliner Schützengilde eröffnet. Park und Schloß prangten in reichem Flaggenschmuck, und Festplatz wie Festwiese boten mit dem reich ausgeflatterten Gabentempel, mit Karussells und Schaubuden aller Art ein schönes, farbenfrohes Bild, als die Schützen unter klingendem Spiel von Pankow kommend, auf den Festplatz marschierten, wo gleichzeitig auch die zahlreichen Ehrengäste sich versammelten. Fanfarenklang meldete bald das Nahen des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, der das Protektorat über das Bundesschießen übernommen hatte. Begleitet von zahlreichen Schützen mit der nun hundert Jahre alten Standarte der Schützengilde betrat der Prinz das Ehrenzelt, wo er zahlreiche Gäste begrüßte. Gegenüber dem Zelte war eine Rednerbühne errichtet, von der aus der Vorsitzende des Hauptausschusses, Bankier Paul Wolf, eine gehaltvolle Begrüßungsrede hielt. Nachdem die Worte des Redners verhallt waren, sang man das „Heil Dir im Siegerkranz", und jeder Sohne lauschend schritt hierauf Prinz Friedrich Wilhelm die Front der Schützen ab. Unser Bild hält diese Szene fest. Mit einigen Schüssen, die er an den Schießständen abgab, eröffnete der Prinz hierauf das Bundesschießen. Bei dem großen Festmahle, das sich an diese Feier der Eröffnung schloß, bildete die Ehrentafel mit ihrem schönen Prunkgeräte und einem vom Kaiser gestifteten Pokal einen prächtigen Anblick.

Ein weiblicher Eisenbahnstations-Vorsteher. Fräulein Mizzi Horak, die unsere Leser hier in ihrer Amtstracht abgebildet sehen, ist seit kurzem Chef der Station Pitzjan an der Bozen-Meraner Bahn. Mizzi Horak ist ein Wiener Kind, noch nicht 24 Jahre alt. Sie hat in Wien die Volks- und Bürgerschule durchgemacht, dann den Handelskurs der Handelsschule des Schulvereins für Beamtentöchter besucht, sich als Kontoristin ihr Brot verdient und ist endlich zur Eisenbahn gegangen. Im vergangenen Jahre trat sie bei der Bozen-Meraner Bahn als Aspirant ein, und als das österreichische Eisenbahnministerium die Zulassung von Frauen zum Außendienst bewilligte, wurde Mizzi Horak 1901 von Wien nach Unterwais versetzt und im Jahre darauf festangestellt. Nachdem sie ihre Prüfungen im Telegraphen- und Verkehrswesen glänzend bestanden hatte, diente sie drei Monate zur Probe in Unterwais um dann die Station Pitzjan als selbständige Verkehrsleiterin zu übernehmen.

Fräulein Mizzi Horak, der weibliche Stationsvorsteher von Pitzjan in Südtirol.

Hauptportal und Verwaltungsgebäude der Oberlausitzer Industrie- und Gewerbeausstellung in Zittau.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Die Oberlausitzer Industrie- und Gewerbeausstellung. In Zittau wurde am 21. Juni die Oberlausitzer Gewerbe- und Industrieausstellung, verbunden mit Ausstellung für Gartenbau und Landwirtschaft, eröffnet. Sie giebt Zeugniß von dem hohen Stande der Industrie, des Gewerbes, des Gartenbaues und der Landwirtschaft in der Oberlausitz. Einen schönen Eindruck gewähren die Baulichkeiten der Ausstellung, von denen wir das mit Türmen und Freskenmalereien geschmückte Hauptportal mit dem angrenzenden Verwaltungsgebäude, ferner die Haupthalle und die mächtige Maschinenhalle nennen. Neben diesen Gebäuden fallen zahlreiche Pavillons und Kioske durch ihre geschmackvolle Ausstattung auf, und eine Fülle des Interessanten, Sehenswerten vereinigt sich, um den Besuch der wohlgelungenen Ausstellung zu lohnen. Besondere Anerkennung verdienen die gärtnerischen Anlagen, die durch Schönheit und Mannigfaltigkeit den Ruf Zittaus als Gartenstadt aufs glänzendste rechtfertigen.

Das Brunnendenkmal zu Kempten.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Das Brunnendenkmal zu Kempten. Mit seinem Entwurfe eines Brunnendenkmals für Kempten ist Georg Wrba, ein sehr talentvoller Münchener Bildhauer, siegreich als Sieger aus der Konkurrenz hervorgegangen. — Auf dem feingegliederten Unterbau stehen auf länglichen Postamenten, unter denen Wasserbecken angebracht sind, Steinbock, Edelhirsch, Hirschkuh und Einhorn, welche die Bronzegestalten unsichtbarlassender Meerweibchen tragen. — Ueber vier an ihren oberen Teilen reich geschmückten Säulen erhebt sich das Dach, welches den mittleren Teil des Brunnens überwölbt. Dort steht auch auf einem Pfeiler die markige, aus Erz gegossene Gestalt des Allgäuer Glaubensapostels und späteren Bischofs zu Kempten, des heil. Magnus. Eine Kindergestalt mit Wappenschild krönt den Baldachin.

Universität Bonn, hat am 1. Juli seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Zu Bernastel geboren, machte er seine medizinischen Studien in Würzburg und Bonn. Nachdem er 1855 zum Doktor promoviert war, wurde er Assistent an der Bonner Klinik. Kurze Zeit war er hierauf in Bonn als Arzt thätig, doch schon 1861 zog er nach Berlin, um bei Virchow im Pathologischen Institut und in Frerichs' Klinik zu wirken. Nach Bonn zurückgekehrt, wurde Binz 1862 Privatdocent für innere Medizin und Arzneimittellehre, 1868 außerordentlicher, 1873 ordentlicher Professor. Seine bisher vierzigjährige Lehrthätigkeit an der Bonner Universität wurde zweimal, durch seine Teilnahme an den Feldzügen 1866 und 1870/71, unterbrochen. Binz hat sich um die Wissenschaft der Medizin wie um ihre Pflege an der Universität Bonn große und bleibende Verdienste erworben. Schon 1869 rief er das Bonner Pharmakologische Laboratorium ins Leben, und aus diesem Laboratorium, dessen Leiter er blieb, ging eine Reihe hervorragender Mediziner hervor. Seine Studien über das Chinin, das Arsen, die Eisenkur, des Alkohols, der Salicylsäure, der ätherischen Oele, seine Grundzüge der Arzneimittellehre und seine medizingeschichtlichen Werke sind durchweg bedeutsame wissenschaftliche Leistungen.

Prof. Karl Binz.
Nach e. Aufnahme von Rumpff & Co. in Bonn.

Das australische Deutschthum hat einen schweren Verlust erlitten. Friedrich Basedow ist am 14. März dieses Jahres zu Adelaide gestorben. Basedow war im Lüneburgischen 1829 geboren. Im Jahre 1848 verließ er die Heimat, um in Australien sein Heil zu suchen. In Tanunda bei Adelaide, das fast nur deutsche Einwohner hat, gründete Basedow eine Schule, die schnell zur Blüte gelangte, sodaß er schon 1856 seine Eltern und seine Geschwister nachkommen lassen konnte. 1861 ging er unter die Schriftsteller und erwarb im Verein mit seinem Schwiegervater Dr. Mücke die „Australische Zeitung". Gleichzeitig siedelte er nach Adelaide über. 1876 wurde er ins Unterhaus, 1894 als Vertreter der Hauptstadt ins Oberhaus gewählt, nachdem er seit 1881 längere Zeit als Unterrichtsminister gewirkt hatte. Im Jahre 1891 gehörte Basedow zu den Vertretern Australiens beim Wiener Weltpostkongreß. Seine alte Heimat hat er nie vergessen. Er gründete den Deutschen Klub in Adelaide und weilte in den Jahren von 1890 bis 1893 mit seiner Familie in Deutschland.

Friedrich Basedow †.
Nach e. Aufnahme von Hofphotograph J. Löwy in Wien.

Das Düsseldorfer Hauptausstellungsgebäude ist das größte und interessanteste Bauwerk auf dem weiten Ausstellungsgelände. Es bedeckt eine Grundfläche von ungefähr 12200 qm bei einer Länge von 400 m und einer Tiefe von etwa 80 m. Das Gebäude besteht aus einem 21 m hohen Vorderschiff mit vorgelegtem Pultdach und 8 m hohen Hallenbauten. Die Entwürfe dazu rühren von dem inzwischen verstorbenen Architekten Georg Thielen, die Ausführung von Boswau & Knauer her. Die Hauptgruppe des Gebäudes bildet der 65 m hohe Kuppelbau mit seinen vier Giebelanbauten und zwei 35 m hohen flankierenden Türmen. Diese Baugruppe ist vorwiegend aus Eisen konstruiert. Das Innere des Kuppelbaues ist mit einem feuersichern Kuppelgewölbe überspannt, welches nach oben hin durch farbiges Oberlicht abgeschlossen, mit reichen Ornamenten und vor allem mit den von Professor Roeber geschaffenen Gemälden geschmückt ist.

Karl Binz, der berühmte Professor der Arzneimittellehre an der Friedrich Wilhelms-

Von der Düsseldorfer Industrie- und Gewerbe-Ausstellung: Der Haupteingang der Industriehalle.
Nach einer Aufnahme von O. Renard in Düsseldorf.

Die Gartenlaube

4. Beilage zu Heft 9, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Generalmajor Freiherr Karl von Feilitzsch, seit dem Jahre 1900 Kommandant der Festung Germersheim, ist am 18. Juni einem Schlaganfall erlegen. Mit ihm scheidet wieder einer aus der großen Zahl der Tapferen, die bei dem Ringen des Deutschen Reiches um sein Dasein mitgewirkt haben. Karl Freiherr von Feilitzsch wurde am 4. Juni 1844 auf Trogen in Oberfranken geboren. 1862 trat er als Kadett beim bayrischen 13. Infanterie-Regiment ein, 1865 wurde er zum Junker, 1866 zum Leutnant ernannt. Den Feldzug des Jahres 1866 machte er als Adjutant und Ordonnanzoffizier mit, in den Krieg des Jahres 1870 zog er als Oberleutnant und Bataillonsadjutant. An der Spitze einer Kompagnie des Leibregiments kämpfte er bei Wörth, bei Beaumont, bei Bazeilles, bei Sedan, Orleans, um und vor Paris, überall mit Auszeichnung und Heldenmut. Bei Loigny-Poupery traten ihn am 2. Dezember 1870 drei Kugeln. Eine davon hätte sicher sein Leben zerstört, wenn ihre Kraft nicht durch die dicke Adjutantenbriefstasche, die Feilitzsch auf dem Herzen trug, geschwächt worden wäre. Mit Orden reich geschmückt, kehrte Feilitzsch in die Heimat zurück. 1890 wurde er Major und Bataillons-Kommandeur, 1896 Oberst und Regiments-Kommandeur, 1900 Generalmajor.

General von Feilitzsch †.

Das Ende der Berliner Hundesperre.

Das Frühjahr 1902 war eine harte Zeit für alle Berliner Hunde. Und es giebt deren recht viele: Zughunde, Pudel, Pinscher und Teckel, Möpse, Terriers, Collis und Bologneser, die für groß und klein im Haus von größter Bedeutung sind. Da hatte irgend ein Artist auf einer Vorstadtbühne einen Pudel im Besitz, der nach Auslage eines Tierarztes Tollwutserscheinungen zeigte, und daraufhin wurde eine polizeiliche Anordnung erlassen, nach der alle Hunde der Stadt Berlin auf drei Monate an die Leine mußten. Würde irgend einer frei herumlaufend getroffen, so kam er ins Tierdepot des Deutschen Tierschutzvereins, wo traurige Tage der Haft seiner warteten. 560 Hunde wurden so in der dreimonatigen Sperrzeit im Tierdepot eingeliefert, davon wurden 451 geholt, 109 blieben eingesperrt. 59 davon wurden auf Antrag der Besitzer ausgeliefert, nachdem diese in ihren Wohnungen die zur Absperrung erforderlichen Räume nachgewiesen hatten, 50 wurden am 25. Juni, als die Sperre beendet war, abgeholt. Da gab's Wiedersehen und Freude genug! Man beschränkte die Hunde mit Kornblumen, schmückte sie mit Bandschleifen und trug sie zärtlich auf dem Arme nach Hause. Aber die Freude ging noch weiter; alle die anderen, die man glücklich vor dem Tierdepot bewahrt hatte, weil man sie sorglich an der Leine gehalten, sie waren jetzt los von der Leine, und man konnte sich gar nicht genug thun, um dies wichtige Faktum allseitig ereignis feierlich zu begehen.

Abholung der Hunde aus dem Tierdepot nach Beendigung der Hundesperre in Berlin.
Nach einer Skizze von E. Holang gezeichnet von H. Binde.

Vier Brüder.
Nach einer Aufnahme von P. Petz in Rudolstadt.

Vier Brüder. Die beiden kleinen Leute, die wir unseren Lesern zusammen mit zwei ihrer größeren Brüder im Bilde zeigen, gehören zu den kleinsten Männern der Welt, es sind Zwerge, deren einer 1 m 3 cm, während der andere gar nur 98 cm hoch ist, noch dazu in Stiefeln gemessen. Die kleinen Leute sind auch nicht sonderlich gewichtig, der größere wiegt 45, der kleinere 28 Pfund. Die Geburtsstätte der Brüder Franz und Carl Achtermeyer, das sind ihre Namen, ist Neuendorf bei Rudolstadt. Dort leben ihre Eltern heute noch, zwei gesunde, kräftige, durchaus normale Menschen, die neben diesen beiden noch zehn lebende normale Kinder haben. Nur eines von den anderen Geschwistern, ein Mädchen, hat etwas Zwergenhaftes an sich, ist aber bedeutend größer als seine kleinen Brüder, von denen der größere 25 Jahre, der kleinere 23 Jahre alt ist. Die Zwerge sind übrigens durchaus gesund und kräftig und geistig völlig normal entwickelt.

Der Neptunsbrunnen zu Nürnberg. Ein hervorragendes Werk Alt-Nürnberger Kunstfertigkeit wird mit dem wiedererstehenden Neptunsbrunnen dieser Stadt zurückgewonnen. Zu der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gab der kunstsinnende Rat der alten Reichsstadt dem Nürnberger Goldschmied und Bildhauer Christoph Ritter den Auftrag zur Herstellung eines Brunnens, der eine Erinnerung an den Friedensschluß von Osnabrück und Münster bilden sollte. Zur Ausstellung kam jedoch der von Ritter unter Beihilfe seines Landsmanns, des Bildhauers Georg Schweigger und dessen Schülers Jeremias Eißler modellierte Neptunsbrunnen in Nürnberg überhaupt nicht. Fehlte es zuletzt noch an den erforderlichen Mitteln oder stellten sich der Beschaffung der nötigen großen Wassermenge Schwierigkeiten entgegen — die letztere Annahme mag die zutreffendere sein — gleichviel, der Brunnen wurde, sorglich in Einzelteile gelegt, in den städtischen Bauhof geschafft. In diesem — der Peunt — verblieb er, im Volksmunde auch darum „Peunidrunnen" geheißen, 129 Jahre lang. — Als Kriegskontributionen und sonstige Lasten die Finanzverhältnisse der Reichsstadt erschütterten, überlieferte diese 1780 für die Summe von 66 000 Gulden den Monumentalbrunnen an Zaiser Paul I von Rußland, der ihn im Schloße Peterhof aufstellen ließ. — Jetzt wird durch die Opferfreudigkeit eines Nürnberger Bürgerpaares, des Kommerzienrats Ludwig Gerngroß und seiner Gattin, eine Nachbildung des Neptunsbrunnens auf dem ehedem ihm zugedachten Marktplatze geschaffen. — Daß Erzgießer Lenz-Nürnberg, der den Guß besorgt, ein Nachkommne des Glocken- und Geschützgießers Wolfgang Herold ist, welcher seiner Zeit das erste Brunnenwerk gegossen hat, mag erwähnenswert sein. — Der Brunnen führt Neptun auf einem mit Seemuscheln geschmückten, das reichsstädtische sowie die beiden Nürnberger Wappen aufweisenden Sockel stehend, vor. Zwei auf Seepferden reitende Götter, zwei träumerisch dreinblickende Wassernymphen, sowie allerliebste Tritonen vervollständigen das Bild des prächtigen Kunstwerkes.

Von der Gewerbe-Ausstellung in Bromberg. Mitte Juni sand in Bromberg ein Sanitätskolonnentag der nördlichen und östlichen Provinzen Deutschlands statt, an den sich eine Sanitäts-Ausstellung anschloß. Mit dieser verbunden war eine reich beschickte und gut besuchte

Das Hauptausstellungsgebäude der Gewerbe-Ausstellung zu Bromberg.
Nach einer Aufnahme von Fritz Linnarz in Bromberg.

Gewerbe-Ausstellung, deren Baulichkeiten durchweg wohl gelungen waren. Am meisten gefiel das ganz weiße Hauptausstellungsgebäude, das auf unserem Bilde wiedergegeben ist. Zu beiden Seiten des Baues erhebt sich je ein Turm. In der Mitte oben breitet eine Statue schützend ihre Arme aus, während sie zwei Lorbeerkränze in Händen hält. Darunter zur Rechten und Linken lesen wir das Citat aus Schillers „Glocke": „Arbeit ist des Bürgers Zierde — Segen ist der Mühe Preis." — Der Oberpräsident der Provinz Posen Dr. von Bitter gelangte gelegentlich der Besichtigung der Ausstellung zu der Ansicht, daß sich ein Bedürfnis nach einer Ausstellung größeren Stils besonders in Bromberg stark fühlbar machte, und er stellte eine Provinzialausstellung für das Jahr 1904 in Aussicht.

Der Neptunsbrunnen zu Nürnberg.

Ein neuer Weg für den Drahtverkehr von Indien nach Europa. Großbritannien hat mit Persien ein Abkommen getroffen, wonach sich Persien verpflichtet, unter britischer Oberaufsicht eine dreifache Telegraphenlinie von Kasan über Jezd und Kerman nach der Grenze von Beludschistan zu bauen. Persien verpachtet die Linie an die Indo-Europäische Telegraphengesellschaft. Großbritannien streckt die Baukosten ohne Zinsen vor, es hält auch die Linien instand und bezahlt die zu deren Schutz erforderlichen Bachmannschaften.

Kleine Mitteilungen.

„Frauennot und Frauendienst“ (Berlin-Zehlendorf, Verlag des Ev. Diakonievereins). Unter diesem Titel hat Prof. A. Zimmer, der thatkräftige Gründer des „Evangelischen Diakonie-Vereins“, die beiden großen Thatsachen zusammen, welche ihn zu dieser Gründung veranlaßten: den bekannten starken Mangel an Pflegediakonissen einerseits und den Wunsch nach einem befriedigenden Lebensinhalt vieler alleinstehender Frauen andrerseits. Es galt, eine Form zu finden, um letztere Kräfte ohne die für viele abschreckende Gebundenheit der Schwesternhäuser doch hinlänglich fest zu einem großen Verband zusammenzufassen oder, wie das Vereinsprogramm sagt: „ihnen durch Erziehung, Berufsbildung und, soweit sie es selbst wünschen, durch gesonderschaftliche An- und Sicherstellung für ihr Leben Anhalt, Unterhalt und Rückhalt zu gewähren und durch ihre Verwendung in der evangelischen Diakonie diese zu fördern.“ Es handelte sich also nicht so sehr um Gründung einzelner Anstalten, wiewohl auch diese heute der Verein an verschiedenen Orten besitzt, als um eine ganz Deutschland umfassende Gesamtorganisation und möglichst raschen Eintritt der Aufnahmebegehrenden in die Pflegeeinrichtungsdiakonie. Beides erreichte der 1896 in Elberfeld bei Gelegenheit des Evangelischen Kongresses gegründete Verein, indem er, grundsätzlich absehend von Erbauung eigener Anstalten, seine Zöglinge mittels Vertrags an schon bestehende große Krankenhäuser zur Ausbildung gab und somit deren Bedürfnis nach Pflegehilfspersonen aufs beste entgegenkam, während er zugleich die eigenen Mittel zusammenhielt und vermehrte. In den verschiedensten Kranken- und Irrenhäusern in Preußen und Sachsen, in Privatkliniken und Heilanstalten erwuchs der Grundstock tüchtiger Schwestern, welche heute dem großen Verband angehören und überallhin gelendet werden können, wo Frauennot Frauenhilfe verlangt. Inzwischen haben sich die Mittel des Diakonie-Vereins schon vermehrt: er besitzt zwei „Töchtervereine“ für Wirtschafts- und Lehrdiakonie in Kassel und seit 1899 ein eigenes Centralhaus in Zehlendorf bei Berlin, von welchem aus die Fäden des Zusammenhangs mit allen sonstigen dem Verein verbündeten Anstalten, Erziehungshäusern usw. gelenkt werden. Daß diese groß gedachte und lösin in Angriff genommene Organisation diringenden Zeitbedürfnissen gerecht wird, zeigt ihr rasches Aufblühen. Wer sich über ihre Wege und Ziele eingehend unterrichten will, der möge Professor Zimmers reichhaltiges und interessantes Buch zur Hand nehmen, es wird sicher viele auf den rechten Weg weisen, die heute noch zweifelnd: „Wo anfangen?“ fragen.

Der Elektromagnet als Lastträger.

Der Magnet als Lastträger. Für unsere Kinder lassen wir in den Spielwarenläden den bekannten kleinen hufeisenförmigen Magneten. Die packen ihm dann Stahlspäne, Nägel, Eisenfeile und sonstiges Eisenzeug hinein, das sie dann auf und hantieren so lange damit herum, bis er unbrauchbar geworden ist, weil sie seine Kraft überschüttet und ihm zu viel aufgebürdet haben. In der Industrie muß der Magnet aber noch ganz andere Dinge verrichten, man hat ihm, allerdings mit Hilfe der Elektrizität, zum wirklichen Lastträger befördert, und es kommt gar nicht vor, daß er den Dienst aufsagt, denn man weiß, was man ihm zumuten darf. Unser interessantes, dem Betriebe des großen Nürnberger Schuckertwerkes entnommenes Bild zeigt das deutlich. Nicht alle Lasten kann man mit dem Haken des Kranes, der heute in allen Fabrikbetrieben eine große Rolle spielt, fassen: Bleche, Eisenteile aller Art, Dynamomaschinen mag man oder kann man weder mit Tauen umschlingen, noch mit Haken hinaufziehen. Da stellt sich der Elektromagnet als Helfer ein. Er langt die Last an und trägt sie ebenso sicher an Ort und andere Beförderungsmittel. Was er dabei leistet, kann man aus dem Bilde ersehen, auf dem er eine ganze Anzahl Eisenbleche angehoben hat. Diese Arbeitsleistung geht vor sich ohne alle Anstrengung, ohne viele Mannschaft, der Kranführer taucht den Lastenträger Magnet ins Gewühl der Werkstatt, sucht das Stück aus, das er fassen will, und in wenigen Sekunden ist es an Ort und Stelle. Genau so schnell, wie sonst ein Tau herbeigebracht oder ein Haken befestigt wird, hat der Magnet die ganze Arbeit verrichtet. Zum Ausschalten, d. h. um die vom Magneten gefaßten Stücke wieder frei zu bekommen, dient ein Magnetschalter mit Kurzschlußkontakt, der unmittelbare nach Unterbrechung die Wicklung kurz schließt und so die Induktionsströme unschädlich macht. Die magnetische Leistung erspart nicht allein Zeit und Menschenkraft, sie ist anhrdem sehr billig, denn der Energieverbrauch eines Magneten, der 5 Tonnen (5000 kg) hebt, beträgt etwa 500 Watt.

Die deutschen Schutzgebiete in der Südsee, Neuguinea, Samoa, die Bismarckinseln, die Marshallinseln, die Karolinen, Marianen und Palauinseln, vereinigen sich zu einem nicht unbedeutenden Besitz. Allein der deutsche Anteil an Neuguinea ist etwa so groß wie das halbe Königreich Preußen. Das Innere der Insel ist bisher nur wenig durchforscht. Das Finschhafengebirge zwischen dem Huongolf und der Astrolabebai, dem ein etwa 1000 m hohes Küstengebirge vorgelagert ist, steigt bis zu 3500 m an. Der Reichsim des Landes an fischreichen Wasser ist sehr bedeutend. Der von Dr. Lauterbach, Dr. Kersing und E. Zappenbef geführten Expedition gelang es 1896, den schiffbaren Ramusfluß zu entdecken. Eine spätere Expedition stellte fest, daß der Ramu identisch ist mit dem Ottilienfluß, den der Dampfer „Johann Albrecht“ auf eine Strecke von mehr denn hundert Seemeilen befuhr. In die Astrolabebai fällt der Gogolfluß, in den Huongolf der Markhamfluß. Bei seinem ausgeprägt tropischen Klima ist Neuguinea eines der palmenreichsten Länder der Erde. Baumwolle und Tabak werden von Europäern mit Erfolg gebaut. Das Klima läßt aber zu wünschen übrig. Jedenfalls ist dasjenige des Bismarckarchipels noch ungesünder. Der Archipels äußelt der von Neuguinea. Die Bevölkerung Neuguineas, der Bismarckinseln und der Salomoninseln gehört zu den Melanesiern, die heute noch Menschenfresser sind. Auf den Marshallinseln, den Karolinen, den Marianen und den Palauinseln sitzen Mikronesier, auf den Samoainseln Polynesier. Auf allen Südseeinseln fehlen die höheren Säugetierformen, hingegen sind Fische und vielfarbige Vögel außerordentlich reich vertreten.

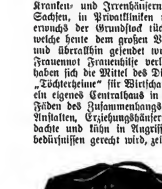


Fig. 1. Der Stereograph.

Fig. 2.

Der Stereograph. Das Stereoskop erfreut sich seit langem einer bekannten Beliebtheit. Es gewährt aber mehr Freude, wenn die Bilder, die durch dasselbe betrachtet werden, von eigenen photographischen Aufnahmen herrühren, Erinnerungen an Gesehenes und Erlebtes wachrufen. Es dürfte darum weiteren Kreisen ein neuer Apparat willkommen sein, der als photographische Kamera und als Stereoskop benutzt werden kann. Er wird unter dem Namen „Stereograph“ von der Firma Theodor Schröter, Leipzig-Connewitz, Friedrichstraße 5—7, in den Handel gebracht. Seine Größe ist 14×11×8½ cm, das Gewicht mit Kassette beträgt nur 400 g. Er ist für Momentund Zeitaufnahmen eingerichtet und mit einem Sucher sowie einer Mattscheibe ausgestattet. Fig. 1 zeigt ihn als Kamera. Nimmt man das Kopfstück (Fig. 2) ab, so werden die Objektivlinsen (vergl. Fig. 3) bloßgelegt; und klappt man eine der Seitenwände auf, so ist die Kamera in ein Stereoskop verwandelt. Fig. 4 zeigt die Kassette. Nach einer beigegebenen Anleitung kann man stereoskopische Kopierbilder oder auch transparente Glasbilder anfertigen. Die Ausstattung ist einfach (feste Pappe mit Dermatoidbezug), aber solid; dementsprechend ist auch der Preis mäßig. Der Stereograph ist eben ein Apparat, der für weitere Kreise bestimmt ist.

Fig. 3.

Fig. 4.

Kunst im Hause.

Remplierarbeit nennt sich eine sehr hübsche neue Technik, welche keine besonderen künstlerischen Fähigkeiten voraussetzt und die, wenn sie sorgfältig ausgeführt wird, eine feine, der Elfenbein-Intarsie verwandte Wirkung erreicht. Sie wird auf dunkel gebeizten Grund ausgeführt, — die Formen werden mit dem Schnitzmesser vertieft und diese Vertiefungen durch eine elfenbeingelbe, geschmeidige Masse wieder glatt ausgefüllt. Zur Verarbeitung eignen sich alle Arten von kleinen Gegenständen, vom einfachsten Lineal und Falzbein an, Ihren- und Markenkästchen, kleine Truhen, Photographierkruchen rc. mit glatten Flächen, aus feinem Holz. Wer geschickt und unternehmend ist, schreitet dann fort zur Dekoration von Möbeln rc. in der Art der orientalischen Elfenbeinarbeiten.

Das Material liefert die Erfinderin der Technik, Frl. M. v. Schlichtegroth (Privatschule f. häusl. Kunstgewerbe in Straßburg, Mühlenstraße), in nettem Kasten, nebst Anleitung und der Probe einer angefangenen Arbeit. Das Beizen der zu bearbeitenden Flächen geschieht nach Belieben, man löst die Beizen mit kochendem Wasser auf und übersteicht die Fläche mehrmals mit der Lösung, bis die gewünschte Stärke des Tons erreicht ist. Hat man Blattern zu beizen, so bestreicht man sie auch auf der Rückseite, um Verziehen zu verhindern, stellt sie auch nicht in die Nähe des Ofens zum Trocken. Eine Flasche mit „Brillantbohner" liegt bei; damit wird das Holz nach Pausen von je ½ Stunde überstrichen, worauf jedesmal nach einer Viertelstunde mit einem wollenen Lappen tüchtig nachgerieben ist. Dann erst legt man die Zeichnung auf, am besten durch Graphitpapier oder mittels eines feinernen Pausstiftes, der die Linien nur leicht ritzt. Man kann auch die Konturen der Deutlichkeit halber mit weißer Farbe fein nachziehen. Es muß bei dem nun folgenden Ausschneiden nur auf glatte Umrisse gesehen werden, wie tief oder flach man schneidet, kommt nicht in Betracht: ein feines Schnitzmesser, ähnlich wie zum Kerbschnitt, liegt hierfür bei, es sind auch die von der Nadgrinderarbeit her bekannten Instrumentchen verwendbar, besonders das Mittelisen zum Ausheben feinerer Stengel und Einfassungslinien. Den Feuchter muß bei fortschreitender Arbeit die gekennzeichneten Vertiefungen reichlich mit „Medium" an, holt einen kleinen Teil der Elfenbeinmasse aus dem Töpfchen, das man wieder schließt, nimmt mit dem Spachtel jedesmal so viel als für ein Blättchen rc. nötig sein wird, und füllt damit die Vertiefung; bei einiger Uebung sich das leicht selbst einrichten. Man drückt die Masse mit der Spitze des Spachtels gut hinein und den Rändern zu und streicht dann mit steigehaltener Spachtel fest darüber weg, um die Oberfläche zu glätten. Was von der Masse dabei etwa zu viel war und über den Rand weggestrichen wurde, ist sofort mit einem feuchten Läppchen, das mit Medium befeuchtet wurde, zu entfernen; es ist bei schmalen Zwischenräumen praktisch, das Läppchen um das Ende eines dünnen Pinselstiels zu wickeln, um nicht zu viel damit wegzuwischen. Die Masse ist sehr ausgiebig, muß gut verschlossen gehalten werden und wird, wenn sie dennoch steif geworden sein sollte, in der warmen Hand leicht wieder geschmeidig. Große Sauberkeit ist beim Arbeiten zu empfehlen, da die weiche Masse empfindlich ist. — Nach mehreren Tagen ist die eingestrichene Masse vollständig erhärtet, und man läßt den Gegenstand an einem staubfreien Ort trocknen; der Grund kann, wo er durch Ueberstreichen und Wegputzen etwa an Glanz und Farbe verloren hat, leicht mit der Nachbeize wieder übergangen werden. Nachdem auch diese gut getrocknet ist, überstreicht man das Ganze nochmals mit dem Brillantbohner oder läßt auch vom Tischler eine richtige Politur darüber legen.

Die Zeichnungen für solche Dekorationen sind leicht zu finden. Wir geben beispielsweise drei Motive: Abb. 1 für den Deckel eines Uhrenkästchens, Abb. 2 für ein Falzbein; die beiden Sträußchen wiederholen sich abwechselnd, können auch in größerem Abstand voneinander angebracht werden. Ebenso gut kann eines davon den Deckel eines schmalen Markenkästchens zieren. Aehnliche kleine Formen sind vielfach unter den Vorlagen für Porzellanmalerei und in japanischen Büchern vorhanden. Abb. 3 ist für ein Lineal gedacht, kann auch für einen schmalen Bilder- oder Spiegelrahmen Verwendung finden.

Außer den schwarzen und braunen Beizen, welche der Remplierkasten enthält, läßt sich natürlich noch eine Reihe anderer Töne, Mahagoni, Grün, Grau, anwenden; sie müssen nur, wie die obigen, in Wasser gelöst und gleichmäßig aufgetragen sein.

Die Materialien, welche zu der Arbeit gehören, werden auch einzeln nachgeliefert. J.

Fig. 1. Uhrkästchen in Remplierarbeit.

Fig. 3. Lineal oder Rahmen in Remplierarbeit.

Fig. 2. Falzbein in Remplierarbeit.

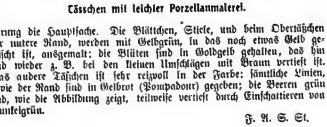
Postbretchen. In manchen größeren Haushaltungen ist ein Brettchen mit mehreren Fächern, das die posttägigen Briefe aufzunehmen hat, in Gebrauch. Es hängt im Korridor neben der Thür, und wer einen Brief abzusenden hat, steckt ihn hinein; wer ausgeht, nimmt die sämtlichen Postsachen mit und wirft sie in den nächsten Briefkasten, wodurch manche ärgerliche Verzögerung vermieden wird. Wir haben ein solches Brettchen in Brandarbeit, Schnitzerei, Lackmalerei oder Nagelarbeit, schon in manchem Haus gestiftet, und es wurde immer gern verwendet. Unser Modell mißt etwa 25 cm in die Länge, 20 cm in die Breite, die Querbretchen sind 14 cm lang und 4½ cm hoch, an der innern Kante abgeschrägt und mit einigen feinen Schrauben, welche von rückwärts durch die Platte gehokt werden, an dieser befestigt. Die Verzierung der Platte ist ornamental; auf hellem Holz setzen die eintauchenden Linien und Formen in einem grünlich grauen Ton, während die Rosette oben in der Mitte und die Blumen auf den schrägen Bretchen in einem lebhaften Goldgelb gehalten sind. Die kleinen Ecken zwischen den Blumenblättern der Rosetten können mit dem Zirkhraub- (Dreieck-) Stift durchgebohrt werden, auch die Laubsäge kann zur Anwendung kommen. Das rötliche Kirschbaumholz mit sehr dunkler, nur gebrannter Verzierung wirkt angenehm, besonders wenn der Grund hinter den Blumen dazu vergoldet ist. J.

Postbretchen.

Zwei Täschen mit leichter Porzellanmalerei. Wir bringen heute zwei Täschen, die in modernem Geschmack verziert sind. Ein vieles Familien ist es üblich, den Theetisch nicht mit einem Service zu decken, das durchgängig dasselbe Muster zeigt, sondern jedes Glied der Familie hat seine ihm gehörige, besonders geformte oder verzierte Tasse. Ein so gedeckter Theetisch macht nicht nur einen reizenden, lustigen Eindruck, sondern die Porzellanmalenden haben auch einen großen Vorteil davon. Sie sind dadurch imstande, einzelne gemalte Täschen zu verschenken, und brauchen nicht vor dem großen Mühe- und Zeitaufwand zurückzuschrecken, den ein ganzes, selbstgemaltes Service erfordert, wenn mit der kleinen Kunst eine Freude gemacht werden soll. Unsere beiden Täschen sind völlig verschieden von einander, stehen jedoch durch die Art der Verzierung in einer gewissen Harmonie, da sie beide in modernem Geschmack gehalten sind.

Wer etwas bewandert im Porzellanmalen ist, wird sie ohne Schwierigkeiten herstellen können. Sollte man nicht genau die gleichen Formen, wie unsere abgebildeten Täschen sie zeigen, erhalten, so läßt sich das Muster ohne große Schwierigkeiten verändern, etwas auseinanderziehen oder zusammenrücken.

Die Zeichnung wird zuerst mittels Graphitpapiers auf den durch Bestreichen mit Terpentinöl präparierten Grund aufgepaust. Darauf werden die Umrisse bei dem Täschchen mit Kleebläulichen mit Sepiabraun fein gemalt. Genauigkeit der Umrisse ist bei dieser Art der Verzierung die Hauptsache. Die Blättchen, Stiele, und beim Oberblühen der untere Rand, werden mit Goldgrün, in das noch etwas Gelb gemischt ist, angemalt: die Blüten sind in Goldgelb gehalten, das hin und wieder z. B. bei den kleinen Umschlägen mit Braun vertieft ist. Das andere Täschen ist sehr reizvoll in der Farbe: sämtliche Linien, sowie der Rand sind in Gelbrot (Pompadourt) gegeben; die Beeren grün und, wie die Abbildung zeigt, teilweise vertieft durch Einschattieren von Dunkelgrün.



Täschen mit leichter Porzellanmalerei.

F. A. S. St.

Halbheft 19. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ● Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

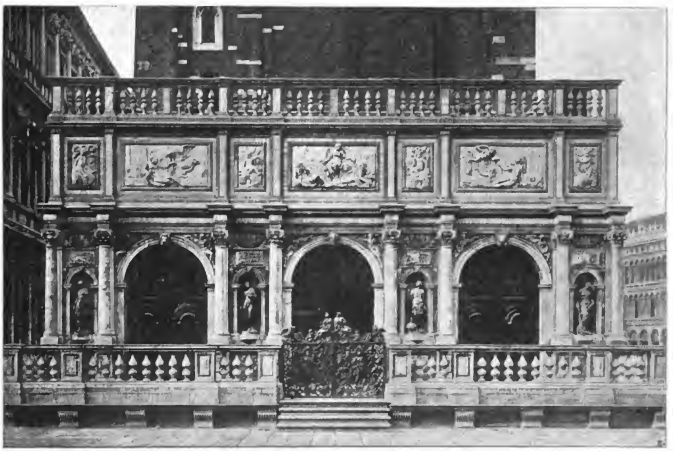
Das rote Haus.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(4. Fortsetzung.)

Roman von Richard Skowronnek.

Unter Schmerzen hatte Maria alle ihre Siebensachen in den Koffer gelegt, die Wäsche, Kleider und Schuhe und all den Tand und Flitterkram, bunten Jahrmarktsputz, mit dem sie die kahlen Wände ihrer Dachkammer ein bißchen heimlich und wohnlich gemacht hatte. Jetzt saß sie auf dem zugeschlagenen Deckel, starrte durch die engen Scheiben des kleinen Fensterleins in den rieselnden Regen und sann darüber, wie anders sich doch alles im Tageslichte ansnahm. Gestern abend war sie für ihn ohne Besinnen in das offene Messer gesprungen, und er hatte heute früh, als sie ihn über die Dielen des Bodens schreiten hörte, nicht einmal für nötig befunden, an die Thür zu klopfen und zu fragen, wie es ihr ginge. Sie hätte ihm ja natürlich nicht aufgemacht, vielleicht sogar nicht einmal geantwortet, aber er war ohne Zögern vorübergegangen, ganz als wenn er ihr hätte zeigen wollen, wie wenig er sich aus ihr machte. Nun sah sie erst wieder klar, welch eine Thörin sie war, daß sie sich in diesen



Die Loggetta auf dem Markusplatz zu Venedig vor ihrer Zerstörung.
Nach einer Aufnahme von Alinari & Lacroix in Mailand.

Tagen seit seiner Heimkehr mit allerhand Einbildungen getragen hatte. Weil sie immer an sich halten mußte, um sich ihm trotz all ihres herben Gebahens nicht gleich in die Arme zu werfen, hatte sie sich eingebildet, auch bei ihm könnte es nicht anders sein, die harten Worte, mit denen er sie anließ, wären eitel Verstellung und seine Verlobung, genau wie die ihrige, nichts als herausfordernde Spiegelfechterei, dazu bestimmt, dem andern zu zeigen, wie wenig man ihn brauchte, um glücklich zu werden. Jetzt freilich wußte sie, daß es ihm damit Ernst gewesen war. Wenn man eins lieb hatte, dann blieb man doch stehen und fragte einmal: Wie geht's und wie steht's? Er aber war an ihrer Hammerthür vorbeigegangen, ohne auch nur den Schritt zu verhalten, obwohl er wissen mußte, daß sie dahinter in Schmerzen lag. Der Schnitt quer über die Fläche der rechten Hand war fast bis auf den Knochen gegangen.

Aber er hatte ja recht, denn er war der Herr, und wie er's ansah, war es ihre Pflicht gewesen, dazwischen zu springen, als der Jan Podleschny gegen ihn das Messer hob. Wenn er die Kurfosten zahlte, waren sie amit! Sie aber war eine Närrin gewesen! Nicht nur gestern und vorgestern, sondern die ganze Zeit über, in der sie einem thörichten Kindertraum nachgehangen hatte. Wie auf den lieben Heiland hatte sie auf ihn gewartet die zwei Jahre lang, und als er endlich heimkehrte, da hatte sie nicht anders geglaubt, als er müßte jetzt auf sie zutreten und das Wort wahr machen, das er damals unter dem Kirschenbaum zu ihr gesprochen hatte. „Du gefällst mir eigentlich ganz gut," hatte er damals gesagt, „und wenn ich erst groß bin, dann werd' ich dich heiraten." Er, der Franz Kalinna, sie, Pietschens Marie! Wie einen kostbaren Edelstein hatte sie das Wort im Allerinnersten ihres Herzens bewahrt und, wenn sie in widerwärtigen Zeiten manchmal fast verzagen wollte, es hervorgeholt, sich darin gespiegelt und an ihm getröstet. Und jetzt sah sie, daß es ein wertloser Kiesel war, was ihr bisher als das köstlichste Kleinod gegolten hatte, und daß sie verloren hatte, was bis zu diesem Tage all ihren Reichtum, ihren Stolz und ihre Hoffnung ausmachte. Was waren denn diese Burschen alle, die sich um ihre Gunst bewarben, gegen den Einen, Guten und Herrlichen, der ihr gehörte von Anbeginn an, und auf den sie nur noch eine kurze Spanne Zeit zu warten brauchte, bis er sie holen kam? Ungeschlissene Bauern, die mit großen Händen nach ihr langten, als wäre sie herrenloses Gut, frei für jeden, der im Kruge eine Zeche machte. Und nun war er gekommen, der Eine, auf den sie harrte, und als sie ganz leise angefangen hatte, ihn an sein Versprechen zu mahnen, da hatte er gethan, als erinnerte er sich nicht. Gewiß, nachher, als sie sich ihm im dunklen Hausflur im Ueberschwang an den Hals geworfen, da hatte er ihren Mund gesucht und sie geküßt. Aber welcher junge Bursche greift nicht zu, wenn ein Paar weiche Mädchenarme sich ihm ungeboten um den Hals legen? Und vielleicht hatte er's gar nicht gemerkt, wen er da eigentlich im Dunklen in den Armen hielt und so herzhaft küßte, sonst wäre er ja heute früh schon längst gekommen und hätte sich mehr gefordert? . . . .

So saß sie und sann und sann, bis sie einsah, daß es nutzlos war, sich noch länger das Herz mit Vergangenem zu beschweren und darüber zu grübeln, was hätte kommen können, wenn's eben nicht anders gekommen wäre. Jetzt galt es, unter die thörichten Kindertränne einen dicken Strich zu ziehen und mit nüchternen Sinnen zu überlegen, was zu geschehen hatte.

Mit der Verlobung war es natürlich zu Ende, denn der Jan Podleschny hatte ja gemerkt, daß sie ihn nur zum besten gehabt hatte, als sie sich ihm versprach. Und sie machte sich gar kein Gewissen daraus, denn er hatte im letzten Grunde seinen thörichten Bauernstolz ja nur deshalb überwunden, weil er dadurch die Schuld seines Vaters zu sühnen hoffte, die Schuld, durch die ihr eigener Vater unschuldig ins Unglück geriet und mit ihm die Mutter und sie selbst! Die Ringe zu kaufen aber hatte er sich dann doch eigentlich erst entschlossen, als er sah, daß der Franz nach Hause gekommen war. Aus Eifersucht natürlich, denn sie hatte es ihm gesagt, daß sie in ihrem ganzen Leben nur diesem Einen gut sein würde. Sonst aber, ach du mein lieber Gott, war er nicht anders gesonnen als alle die andern, denen sie bis auf den Grund der Seele sah. Mit den Heiratsanträgen waren sie doch erst gekommen, als sie sahen, daß sie in ihrem Stolz sich anders hielt als all die andern Mädchen in der Runde, die um ein buntes Kopftuch und ein paar lockende Worte ihre Ehre drangaben. Also würde er sich vielleicht ein paar Wochen grämen, hinterher aber sich darauf besinnen, daß es doch gescheiter wäre, eine Besitzerstochter zu heiraten mit einer richtigen Mitgift in harten Thalern, die ihm zu gute kam, statt der, die sein Vater an der Himmelsthür vorzuzeigen gedachte. Und selbst wenn er wiedergekommen wäre trotz des gestrigen Abends, sie hätte ihm den Weg gewiesen, denn den Augenblick, in dem er das Messer herausriß, um den Franz heimtückisch von hinten zu überfallen, den konnte sie ihm nicht vergessen!

Wenn's aber mit der Verlobung aus war, was dann? Sich einen neuen Dienst suchen natürlich, das war das Einzige. Aber weder in der Stadt noch irgendwo in der Nähe, denn hier wäre sie doch von alledem nicht losgekommen, was jetzt, wie sie glaubte, überwunden hinter ihr lag. Das Beste war schon, sie setzte sich auf die Eisenbahn und fuhr weit fort, nach Berlin, wo er ja so lange gewesen war. Sechzig Thaler und mehr, so hatte man ihr erzählt, bekäme dort ein ordentliches und fleißiges Mädchen, und wenn man zwei Jahre aushielte und sparte, dann langte es zu der weiten Reise über das große Wasser. Da drüben galt nur der, der arbeiten wollte, und niemand fragte, woher man kam, oder ob man einen Vater hatte, der zeitlebens im Gefängnis saß. Und wenn sie's mit Fleiß und Tüchtigkeit zu Wohlstand gebracht hatte, dann wollte sie ganz heimlich einmal wiederkommen, um sich davon zu überzeugen, wie unglücklich er mit dieser Kaczorka geworden war. Daß er aber unglücklich werden mußte, der arme Bursch, den sie mit diesem Weib, das soviel älter war als er, verkuppelt hatten, lag klar auf der Hand! . . . Und als sie so weit gekommen war mit ihren trausen Gedanken, wurde ihr das Herz schwer von Mitleid, und die Thränen rollten ihr in großen Tropfen über die Wangen. Sie hätte ihm ja gerne geholfen, aber womit? Wenn einer so vernarrt war, daß er nicht sah, wie er in sein Unglück rannte, dem war mit Zureden nicht zu helfen. Und am Ende hätte er sich womöglich gar eingebildet, aus ihr sprächen nur der Neid und die Eifersucht. Das aber sollte er doch nicht erleben, daß sie sich so weit vor ihm vergaß und demütigte, und wenn er hundert Jahre alt wurde! Sie verging ja jetzt schon fast vor Scham, daß sie sich gestern in all der Erregung so vergessen hatte. Und darum mußte sie es auch so einrichten, daß er es gar nicht merkte, wenn sie aus dem Hause ging. Nur Abschied nehmen mußte sie natürlich von ihrer Dienstherrin, sich ein Zeugnis ausbitten und den Lohn für das letzte Vierteljahr auszahlen lassen; vielleicht hatte sie Glück, daß sie ihn dabei in der Krugstube nicht antraf . . .

Also stand sie auf, schloß ihr Kösserlein zu, kühlte die Augen ein wenig mit einem feuchten Tuche, damit man's ihr nicht ansehen sollte, daß sie geweint hatte, band einen frischen Streifen Leinwand um die verletzte Hand und ging hinunter. Wie spät es sein mochte, wußte sie nicht, aber es ging wohl schon auf Mittag, denn der alte Schmiegel kam mit einem großen Bund Heu über den Hof und ging nach dem Kuhstall, um zu füttern.

Zu Anfang traf es sich günstig. Die große Krugstube war leer, nur ein kleines Mädchen stand vor der Tombank und klagte sein Leid, daß es schon seit 'ner halben Stunde darauf wartete, ein paar Heringe und einen Stof Branntwein zu bekommen. Da vergaß sie, daß sie in der Wirtschaft doch eigentlich nichts mehr zu thun hatte, sprang rasch in den Schenkraum und fertigte das junge Mädchen ab. Gerade aber, als sie die Thür öffnete, um in den Wohnzimmern nachzusehen, ob sie vielleicht die Frau Kalinna ihres Anliegens wegen sprechen könnte, stand der, den sie eigentlich ausweichen wollte, vor ihr. Und da er bei ihrem Anblicke eine Bewegung machte, als wollte er nach ihrer Hand greifen, schlüpfte sie an ihm vorüber in die große Krugstube zurück, denn dort kam sie sich sicherer vor. Er aber ging ihr nach, stellte sich dicht vor sie hin und lachte. „Nanu, was ist denn los, beiß' ich dich vielleicht?"

Sie wurde mit einem Male ganz verlegen, und ein seltsam beklommenes Gefühl schnürte ihr den Hals zu. Jetzt, wo es Ernst wurde, merkte sie erst, wie schwer ihr der Abschied doch wurde von dem großen Jungen da und von all ihren thörichten Träumen, und sie mußte ordentlich schlucken, um die aufsteigenden Thränen nicht in die Höhe kommen zu lassen. So standen

sie eine ganze Weile lang schweigend, bis sie fühlte, daß sie endlich etwas sagen müßte, sonst merkte er's am Ende noch, wie es in ihr aussah. So nahm sie sich zusammen und sagte stockend: „Ja also . . . nämlich, weil ich doch ein Zeugnis haben muß, und auch den Lohn vom letzten Vierteljahr . . . ja, da wollte ich nämlich die Frau Kalinka sprechen. Denn zu Mittag, hatte sie mir gestern gesagt, soll ich doch den Dienst verlassen."

Er machte ein ganz ernsthaftes Gesicht, trat aber noch einen Schritt näher auf sie zu.

„Na, mit dem Zeugnis ist das so eine Sache. Meine Mutter liegt im Bett, und die Augustinsche sitzt neben ihr, macht heiße Kamillenumschläge und betet. Ich aber kann dir doch nicht gut ein Zeugnis schreiben, weil ich nicht weiß, ob du die zwei Jahre hier im Hause immer fleißig und ordentlich gewesen bist. Den Lohn aber sollst du haben, gleich und auf der Stelle!" Damit griff er jählings zu, ehe sie ausweichen konnte, und zog sie an sich. Mit der Linken aber faßte er ihren Kopf und bog ihr Gesicht in die Höhe. Sie wehrte sich zwar aus Leibeskräften, aber wo sie zudem noch die wunde Hand hatte, vermochte sie gegen seine groben Bärentatzen nichts auszurichten. So mußte sie es sich gefallen lassen, daß er da anknüpfte, wo er am Abend vorher aufgehört hatte. Und zuerst duldete sie nur widerstrebend, daß er sie küßte, dann aber schlang sie die gesunde Linke um seinen Hals und küßte ihn wieder. Es war ja doch das letzte Mal im Leben, und weshalb sollte sie diese eine selige Minute nicht auskosten? Wenn sie erst in Berlin saß, war ja noch Zeit genug zum Weinen! . . .

Endlich ließ er sie los, nachdem er mit seinen gewaltigen Armen ihr vor Zärtlichkeit fast die Schultern zerdrückt hatte, und trat einen Schritt zurück.

„Na, siehst du, jetzt brauchst du auch kein Zeugnis, denn an Fortgehen wirst du doch wohl nicht mehr denken!"

Ihr war so schwindelig zu Mute geworden, daß sie sich setzen mußte. Aber das kam selbstverständlich nur daher, weil sie in der Nacht so viel Blut verloren hatte! Und während sie mit geschlossenen Augen nach der nächsten Stuhllehne tastete, sprang er zu und küßte sie.

„Ja, Mariechen, was ist dir denn nur? Glaubst du mir vielleicht nicht? Ich will dich doch heiraten!"

Sie schlug die Augen auf und sah ihn fast erschrocken an.

„Richtig heiraten? Erst vor den Standesbeamten und dann in der Kirche vor dem Herrn Pfarrer?"

„Aber ja doch, Mariechen!"

„Na, und die Kaczorka?"

„Dummes Tierchen, da fragst du noch? Du hast es ja gleich durchschaut, daß ich dich bloß ärgern wollte. Wenn ich nur an das Parfüm denke, wird mir schon wieder schlecht."

Da jubelte sie auf und wollte sich ihm in die Arme werfen, gleich darauf aber zog es über ihr Gesicht wie zielbewußte Entsagung.

„Es ist ja doch alles Unsinn, junger Herr!"

„Weshalb ‚Unsinn', wenn ich dich heiraten will?"

Sie ließ die Arme schlaff herunterhängen und sah traurig zu Boden.

„Gewiß, Sie meinen es jetzt vielleicht ehrlich mit mir, junger Herr, aber was wird Ihre Frau Mutter dazu sagen?"

„Die Mutter? Na, die eine Hälfte hat sie schon weg, daß ich nämlich der Kaczorka schreib', ich hätt' mir's ohne Champagner anders überlegt. Und da sie mich deswegen allein schon enterben will, kann ihr die andere Hälfte von meinem Konto eigentlich ziemlich egal sein!"

Die Maria stand auf und strich sich mit der Linken die in Unordnung geratenen Haare zurecht.

„Ah nein, junger Herr, da sei Gott davor, daß ich eine solche Sünde auf mich nehm'! Mit seiner Mutter soll der Mensch in Frieden leben, auch wenn sie ihm wehtut."

Franz Kalinka lachte laut auf.

„Du bild'st dir doch nicht etwa ein, daß sie Ernst machen wird? Gewiß, sie wird sich wehren, aber was soll sie schließlich machen? Ich steh' hier in meinem väterlichen Erbteil, und wenn sie auch droht, sie will es meiner Schwester verschreiben, ich weiß, daß sie dazu kein Recht hat."

Das junge Mädchen schüttelte mit dem Kopfe.

„Nein, junger Herr, dazu bier' ich nicht die Hand, daß Sie sich mit Ihrer Mutter in Feindschaft setzen. Ich weiß es, daß ich nie mehr im Leben einem andern Menschen gut sein werde, aber ehe ich diese Sünde auf mich nehm', geh' ich lieber still fort, wie ich's mir ohnedies vorgenommen hab'. Wenn sich's leider Gottes nicht so gefügt hätte, dann hätten Sie mich überhaupt nicht mehr zu sehen bekommen!"

Jetzt wurde der lange Bursche ungeduldig.

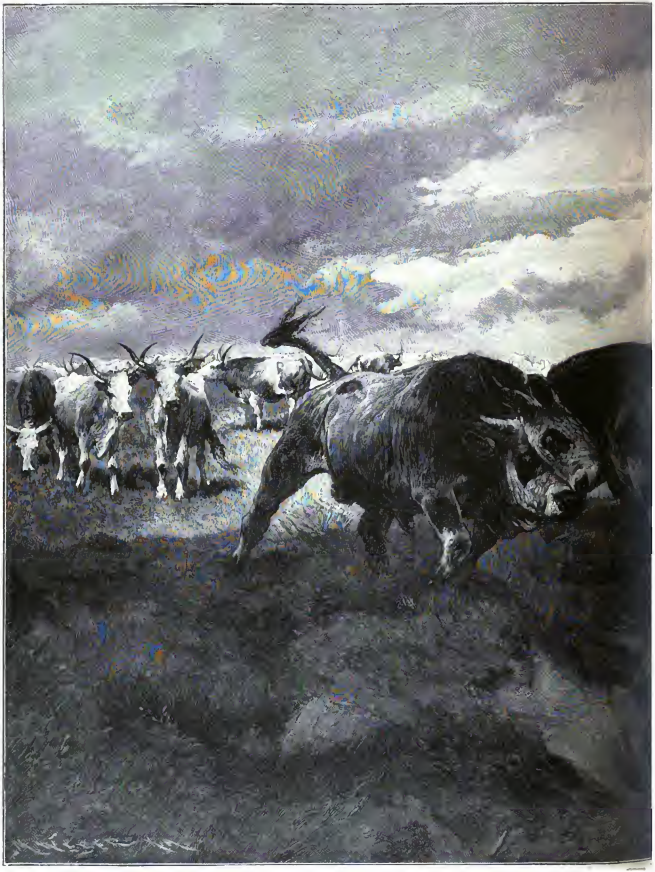
„Wenn ich mich damit abfind', kann es dir doch egal sein, wie sich die Mutter zu uns stellen wird! Und ich hab' es dir doch schon gesagt, daß sie am Ende klein beigeben wird. Was soll sie auch anders machen? Ich bin doch ihr Sohn und sie hat mich viel zu lieb!"

Einen Augenblick lang schwankte das junge Mädchen, denn er streckte ihr beide Arme entgegen, um sie nach der langen Auseinandersetzung wieder an sich zu ziehen. Dann aber wandte sie sich ab, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Junger Herr, es ist alles gekommen, wie ich es mir geträumt hatte, vielleicht ein bißchen anders, aber darum nicht weniger schön. Und ich will jetzt sagen, Ihre Frau Mutter sagt auch Ja und Amen, und wir gehen am Sonntag zum erstenmal als Brautleute in die Kirche. Werden Sie es sich da gefallen lassen, daß mein Vater mit dem Gesangbuch in der Hand neben uns geht?" Und als sie sah, daß Franz auf diese Worte den Kopf sinken ließ, sagte sie nur: „Na also" und schritt an ihm vorbei zur Thüre. Zu nächsten Augenblicke aber war er schon hinter ihr her, griff sie bei der Hand und führte sie trotz ihres Widerstrebens in die Stube zurück. Dort drückte er sie sanft, aber unwiderstehlich auf den Stuhl nieder, auf dem sie vorhin gesessen hatte, und stellte sich zwischen sie und die Thür. Dann begann er zu sprechen, und in sein Gesicht war mit einem Male ein fast männlicher Ernst getreten.

„Sieh, Mariechen, du hast recht, ich hätte ernsthaft zu dir sprechen sollen und dir alles hübsch der Reihe nach erklären, aber sprich du mal ernsthaft, wenn die in der Brust so drinnen lauter Lerchen singen! Und wenn ich mir jetzt alles überleg', kommt es mir fast wie ein Traum vor, daß ich heute hier vor dir steh' und dich ganz ernsthaft frag', ob du meine Frau werden willst. Vorgestern hab' ich dich gehaßt, gestern bildete ich mir ein, du hättest mich verhext und mir das Herz krank gemacht mit allerhand Teufelskünsten, und heute weiß ich, daß ich dich so lieb hab', daß ich mir ein Leid anthun müßte, wenn du von mir gehen würdest. Aber da ich glaube, daß wir beide lieber leben bleiben, so wollen wir uns heiraten. Und in der Nacht hab' ich mir alles wohl überlegt, wie es kommen wird. Die Mutter wird zanken und schimpfen, schließlich aber klein beigeben. Es ist mir ja nicht leicht, daß ich ihr Kummer machen soll, aber da wir beide, sie und ich, nur über die Art und Weise auseinander sind, wie ich am schnellsten und besten glücklich gemacht werden soll, so, hoffe ich, werden wir uns einigen. Bleibt sie aber bei ihrem Kopf und verschreibt der Anna den Krug, so werd' ich mit ihr natürlich keinen Prozeß anfangen, sondern mir nur mein Pflichtteil auszahlen lassen. Mir stößt es ja fast das Herz ab, wenn ich denk', daß ich hier mein Väterliches diesem windigen Schreiber lassen soll, aber wenn ich wählen muß, dann bist du mir lieber als das ganze Grundstück. Wir sind beide jung, und wenn wir uns tüchtig dranhalten, verdienen wir so viel, daß wir zum Leben mehr als genug haben. Ich hab' mir schon alles überlegt, wir fangen in der Stadt eine Fleischerei an, ganz nach Berliner Muster, mit einem offenen Laden, Fliesen am Boden, Messinghaken an den Kachelwänden und einer Tombank aus Marmor — du wirst schon dafür sorgen, daß alles nur so blänkert vor Sauberkeit. Ich aber werd' schlachten, und ich sag' dir, die Lyder werden sich um das Fleisch prügeln, denn die Kerle hier, die sich Fleischer schimpfen, die haben ja keinen Schimmer von Ahnung und Idee! Appetitlichkeit und saubere Aufmachung, das ist die Seele von dem ganzen Geschäft, und wenn so eine Hausfrau in den Laden kommt, um vielleicht ein halbes Pfundchen Karbonade zu kaufen, dann muß sie sich so verlecken, daß sie mit 'ner ganzen Kalbskeule 'rausgeht. So muß es gemacht werden, und das hab' ich in Berlin gelernt!"

Er hatte sich bei der Schilderung des zukünftigen Geschäftes so in Eifer geredet, daß er sich erst eine Weile lang besinnen



Kämpfende

Nach dem Gem

tastiere.

. v. Uago.

mußte, denn ihm war mit einem Male zu Mute, als wenn er seiner Braut eigentlich etwas anderes hätte sagen wollen. Zu richtig, jetzt hatte er's, die Geschichte mit dem Vater! Und da er annahm, daß in der Pause ihre Gedanken den gleichen Weg gewandert waren, setzte er ohne Uebergang oder Einleitung ein: „Bist du denn für ihn verantwortlich? Sollteſt du ihn vielleicht erziehen, oder er dich? Und auch das hab' ich mir überlegt, daß ich dich vorgeſtern eigentlich ganz gemein beleidigt hab' und ohne jeden Grund! Kannſt mir glauben, es hat mir ordentlich einen Stoß gegeben, wie ich dahinter kam; aber was hab' ich ſchon vor dir voraus? Dein Vater ſitzt im Gefängnis, und wenn man ſich's richtig überlegt, dann" — er brach ab und verbeſſerte ſich, denn die Anklage gegen die eigene Mutter wollte ihm doch nicht über die Lippen — „ja dann . . . na, wenn er ſchon wirklich neben uns zur Kirche geht, meinſt du, ich werd' mich deswegen ſchämen? Du haſt es mir geſtern ja ſelbſt geſagt, daß er das erſte Mal ganz unſchuldig zu ſitzen gekommen iſt. Und daß er nach dem Gefängnis keine Sehnſucht mehr kriegt, dafür wollen wir ſchon ſorgen. In der Werkſtatt iſt genug zu thun, und wer weiß, vielleicht kriegt er nachher auch im Haus Beſchäftigung — als Großvater nämlich!" Er ſchloß mit einem herzhaften Lachen und ſtreckte dem jungen Mädchen beide Hände hin.

Die Maria aber ſtand auf und hob ihr blaſſes Geſichtchen, über das unaufhaltſam die Thränen gefloſſen waren, in die Höhe. „O du . . . du . . . biſt ja viel zu gut für mich!" ſagte ſie, ſtammelnd vor Glück und Seligkeit. Er aber faßte ſie um die Hüften, hob ſie hoch empor und ſchwenkte ſie übermütig im Kreiſe. — — —

* * *

Je näher der alte Pietſch dem Dorfe kam, deſto mehr verlangſamte er ſeine Schritte. Der Regen hatte ſich ſtärker aufgemacht und war ihm längſt durch Rock und Hemd bis auf die Haut geſchlagen, aber er achtete kaum darauf. Beim Schuſter Auguſtin lag ihm im Koffer ja noch ein trockener Anzug, und den konnte er anziehen, wenn er erſt zu Hauſe war. Zu Hauſe! Er mußte ordentlich aufſachen, als er's in Gedanken ausſprach. Sein „zu Hauſe" lag drüben, auf der andern Seite des Sees, aber, wenn er ſich auch umwandte, er konnte es nicht mehr ſehen, denn der Regen hatte ſich wie eine dichte Wand über das Waſſer geſchoben und verwehrte den Ausblick. Aber wenn er es auch hätte ſehen können, was half es ihm ſchon? Die Thür, die ihm ausſperrte, war ins Schloß gefallen, und vor Wochen gab es keine Wiederkehr! . . .

Jetzt ſaßen ſie wohl ſchon längſt um den Mittagstiſch, der Herr Inſpektor und ſeine Familie — die Kartoffeln hatte natürlich irgend ein anderer fertig geſchält — und ſprachen von ihm. Wie leid es ihnen that, daß der Pietſch nicht mehr da war, wie ſchwer und unbequem es im ganzen Haushalt gehen würde, bis er wiederkam; aber er konnte ihnen nicht helfen, denn Begnadigung war eben Begnadigung. Und daran dachten die hohen Herren da oben natürlich nicht, daß es Leute geben konnte, denen eine ſolche unerbetene Gnade ſchlimmer als eine Strafe war. Woher ſollten ſie es auch wiſſen — ſie regierten doch nur ſo im ganzen und konnten ſich um den Einzelnen nicht kümmern! An ihm aber war es, die Folgen dieſer Begnadigung ſo raſch als möglich wieder gutzumachen. Und da war es wohl am beſten, er hielt ſich im Dorf erſt gar nicht auf, ſondern ging gleich weiter in den Wald bis zur erſten Stelle, wo er auf fertiges Aufholz traf. Da belud er ſich mit einer Birkenrolle und kehrte wieder um, den Herrn Förſter zu ſuchen. Diesmal würde der alte Herr vielleicht noch hereinfallen, denn er hatte ſich's ganz fein ausgedacht, wie er's anſtellen wollte. Nicht ihm ſo plump und dumm in den Weg laufen, damit er gleich den Braten merkte, ſondern ſich erſt ein paarmal anſchreien laſſen, dann aber den Klotzen Birkenholz fortwerfen und ſo thun, als wollte er ausreißen, um nicht erkannt zu werden. Nicht zu raſch natürlich, ſondern nur im Schunkeltrab, ſonſt wäre dem alten Herrn bei der Verfolgung vielleicht der Atem ausgegangen. Und höchſtens ein paar hundert Schritte, um dann ſtehen zu bleiben und zu ſagen: Nein aber auch, Herr Förſter, gegen Sie iſt nichts zu machen. Kein überall haben Sie Ihre Augen, und laufen können Sie noch wie der Jüngſte! Na, und wenn der alte Herr dann vorwurfsvoll fragte: Ja, ſag' mal, Pietſch, wirſt du dieſe verfluchte Stehlerei nicht endlich aufgeben? dann kratzte man ſich den Kopf und ſagte: Was iſt da ſchon zu machen, Herr Oberförſter! So lange ich leb', werd' ich dies gute Brotchen doch nicht aufgeben! Der aber zog ſein dickes Notizbuch heraus und ſchrieb hinein: Am ſiebenundzwanzigſten April den Gelegenheitsarbeiter Pruchnow, alias Pietſch, betroffen, als er eine Rolle Birkenholz von 0,7 Feſtmeter Inhalt in Jagen 14 von der Ablage geſtohlen hatte. Der p. p. Pruchnow wollte ſich ſeiner Feſtnahme durch die Flucht entziehen, wurde aber nach längerer Verfolgung von mir eingeholt, geſtellt und zur Beſtrafung notiert; das geſtohlene Nutzholz mußte er wieder zur Ablage unter meiner Aufſicht zurücktransportieren! Den Wortlaut ſolcher Protokolle kannte er aus ſeiner langjährigen Praxis ja ganz genau, und wenn es fertig geſchrieben war, dann hatten ſie beide eine Freude. Der Herr Förſter, daß er ſeinen Vorgeſetzten zeigen konnte, er wäre noch inſtande, ſelbſt einen flüchtig gewordenen Holzdieb einzuholen und zur Strecke zu bringen, und er, daß er vor der nächſten Strafkammer ganz ſicher ſeine fünf bis ſechs Monate bekam. Vielleicht auch, weil er ſich ſeiner Feſtnahme doch hatte durch die Flucht entziehen wollen, noch ein paar Monate mehr, ſo daß er geſichert war, ſelbſt wenn es den hohen Herrſchaften in Berlin wieder einmal beliebeu ſollte, aus irgend einem Grunde bis zu ſechs Monaten aufwärts eine Begnadigung zu erlaſſen! . . . .

So hatte er ſich's ganz wunderſchön ausgedacht, nur ein Fehler war in dem Rechenexempel: der böſe Regen! Bei ſo ſchlechtem Wetter ging der alte Herr nämlich nicht aus, ſondern ſaß in der warmen Stube und erledigte ſeine Schreibereien. Er aber konnte mit der Rolle Birkenholz doch nicht ſo lange vor der Förſterei auf und ab ſpazieren, bis es jenem einfiel, einmal an das Fenſter zu treten, ganz abgeſehen davon, daß auf dieſe Weiſe der beabſichtigte Wortlaut ſchwerlich zuſtande gekommen wäre. Alſo blieb ſchon nichts anderes übrig, als die Ausführung des ſchönen Planes auf eine gelegenere und günſtigere Zeit zu verſchieben und in den nächſten Tagen erſt mal ganz genau auszukundſchaften, wie der alte Herr ſeinen Weihſel einhielt: wann er zu ſeinen Arbeitern in die Forſtkultur ging und auf welchem Wege er um die Mittagszeit wieder zurückkehrte. —

Die Beiden in der großen Krugſtube hatten es gar nicht gemerkt, daß die Flurthür aufgegangen war und jemand beſchieden, wie es einem eben aus dem Gefängnis Entlaſſenen zukam, Guten Tag geſagt hatte. Sie hielten ſich in ſtummer Glückſeligkeit umſchlungen, hatten die Welt und die Menſchen vergeſſen und tauſchten einen Kuß um den andern. Erſt als der Eingetretene ein wenig ſeine Stimme erhob und fragte, ob er nicht ein Schnapslein und ein Stück Brot mit Speck für Geld und gute Worte haben dürfte, fuhren die Beiden erſchrocken auseinander. Der große junge Mann, der mit ſeinem breiten Rücken das Mädchen ganz verdeckte, wandte ſich um und machte ein verlegenes Geſicht.

„Ach ſo, Sie ſind das, Pietſch?"

„Ja ich, junger Herr, und entſchuldigen Sie vielmals, daß ich Sie in dieſer angenehmen Arbeit ſtöre, aber der Regen hat mich his auf die nennte Haut durchgeweicht und ich möchte mich gerne ein bißchen erwärmen." Er hatte die Mütze abgenommen und wollte im Nähertreten hinzufügen, daß er den jungen Herrn nicht lange aufhalten, ſondern gleich in ſein Quartier gehen würde, aber das Wort blieb ihm in der Kehle ſtecken: das junge Mädchen, das jetzt hinter dem Sohne der Krugwirtin hervortrat, war ſeine Tochter!

Jäh aufſteigender Zorn verdunkelte ihm faſt die Augen, er wollte die Ehrvergeſſene mit harten Worten anfahren, aber nur ein Aechzen kam aus ſeiner Bruſt. Wie ein Meſſerſtich war es ihm durchs Herz geſahren: wenn einer hier Strafe und Vorwürfe verdiente, war er es! Er hatte in ſeiner Selbſtſucht, die nur an das eigene Wohlergehen dachte, ſich all die Jahre um ſein Kind nicht bekümmert, weshalb durfte er ſich da jetzt alſo wundern, daß es auf ſchlechte Wege geraten war? Und da er ſich ſeiner Pflichten begeben hatte, wer gab ihm jetzt das Recht, dem Mädchen Vorwürfe zu machen? . . . Da blickte er zu Boden und wandte ſich ſtumm wieder nach der Thür, nur

mußte er sich dabei schwer auf seinen Stock stützen, denn die Füße wollten ihn kaum tragen.

Das junge Mädchen ging ihm rasch ein paar Schritte nach.

„Vater, hast du nicht ein einziges Wort für mich?“

Er griff nach der Klinke und sah sich nicht um.

„Nein, mein Kind, was soll ich auch sagen, ich hab' ja allein die Schuld. Nur . . . es thut . . . zu sehr weh!“ . . .

Jetzt trat Franz unwillig vor.

„Was fällt Ihnen denn ein, Peuchnow? Ich will die Maria doch heiraten!“

Der Alte wandte sich um und sah ihn feindselig und höhnisch an. „Was Sie sagen, junger Herr! Heiraten! Und das dumme Ding hat Ihnen tatürlich geglaubt, und“ . . . .

„Und wenn ich ihm geglaubt hab' — hatte ich vielleicht Einen, den ich um Rat fragen konnte?“

„Nein, nein, mein Kind, und laß nur, ich mach' dir ja auch keine Vorwürfe. Ich mußt' ja immer ins rote Haus gehen, hatt' also keine Zeit, mich um dich zu kümmern! Aber hab' keine Angst, es dauert nicht mehr lange, dann bin ich wieder dort, von wo ich heute herausgekommen bin“ . . . . Er war wieder ganz zusammengesunken, und seine Hand tastete zitternd nach der Thürklinke.

Seine Tochter trat zu ihm und umfaßte ihn.

„Sei mir nicht bös, Vater, das ist nur so über mich gekommen, weil du mich behandelt hast, als hätt' ich mich fortgeworfen. Aber bei Gott dem Allmächtigen schwör' ich dir, wenn heute die Mutter wieder aufstehen würde, ich brauchte vor ihr die Augen nicht unter mich zu schlagen!“

Und von der andern Seite trat Franz zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ja, ich weiß wirklich nicht, Vater Pruchnow, was Sie wollen! Ich hab' Ihnen doch gesagt, daß ich Ihre Tochter heiraten will, also wie dürfen Sie da an meinem Wort zweifeln? Oder haben Sie schon einmal mit mir solche Erfahrungen gemacht, daß Sie mich für einen Lügner halten dürfen?“

Das war zu viel für den Alten. Erst sah er fassungslos auf die Gesichter der Beiden, denen das helle Glück aus den Augen sprang, dann tastete er sich zu dem nächsten Stuhl und fing bitterlich an zu weinen. Der Uebergang war zu jäh gewesen, als daß er ihn hätte fassen können. Und es war ja auch gar nicht möglich, daß alles, was er seit dem heutigen Morgen erlebt hatte, wahre und richtige Wirklichkeit war. Erst diese plötzliche Entlastung aus dem roten Haus, dann das Wiedersehen mit der Tochter, und schließlich, daß der junge Herr Kalinna, der Erbe der großen Krugwirtschaft, sich nicht zu hoch dünkte, um seine, des alten Piesisch, Tochter in allen Ehren zu werben — das konnte nur ein närrischer Traum sein! Und ganz sicherlich dauerte es nur noch ein paar Minuten, bis es wieder zu Ende war! Dann läutete in allen Gängen des roten Hauses die Glocke zum Aufstehen, und wenn er sich die Augen rieb, lag er wieder auf dem Bett in seiner alten Zelle, zog sich an und ging an sein gewohntes Tagewerk. . . . Aber so deutlich konnte man doch gar nicht träumen! Das hier war die große Krugstube mit ihren gelbgetünchten Wänden, er saß auf einem richtigen Stuhl, in Kleidern, die von deutlichen Regen naß waren, der draußen an die Fenster schlug, und die beiden jungen Leute, die bei ihm standen, ihm den grauen Kopf streichelten und gut zuredeten, er sollte sich beruhigen, weil sie ihm die lautere Wahrheit gesagt hätten, das waren doch seine Tochter und der junge Herr Kalinna — er hatte ihn gleich auf den ersten Blick wiedererkannt, schon an der übermenschlich langen Gestalt. Da quoll es ihm heiß im Herzen empor, und ehe die Beiden es verhindern konnten, hatte er ihre Hände ergriffen und an seine Lippen gepreßt. Sie wollten ihn deswegen schelten, aber er sah sie ordentlich hilflos an.

„Laßt mich doch, Kinder, wie soll ich's euch jemals danken? Dir, meine goldene Einzige, daß du im Andenken an deine Mutter so gut geblieben bist, und Ihnen, junger Herr, daß Sie dem Kind da seinen Vater nicht angerechnet haben! Aber ihr sollt mir jetzt nicht nachlügen, daß ich nicht auch dankbar bin. Gott allein weiß, wie schwer es mir fällt, aber ich geh' noch heute über die Grenze nach Polen und such' mir da irgend einen Unterschlupf. Im roten Haus werd' ich ja fehlen wie ein Stückchen Brot, aber ich kann dem Herrn Inspektor nicht helfen. Ihr sollt euch nicht vor den Leuten zu schämen haben, daß einer Vater im Gefängnis sitzt!“

Dem großen Jungen waren die Augen feucht geworden. „Aber das ist natürlich Unsinn, Vater Pruchnow, was Sie da von Fortgehen reden. Sie kommen mit uns in unsere junge Wirtschaft, wie ich's mit der Maria ausgemacht hab'. Arbeit für Sie wird sich schon finden, und wem's nicht paßt, der braucht es ja nur zu sagen!“

Der alte Pruchnow war aufgestanden und umklammerte die Hand, die sich ihm entgegenstreckte.

„E nein, junger Herr, und das soll ich alles glauben? Eine richtige Heimat soll ich haben und einen Platz, von dem mich keiner fortjagen darf, auch wenn es wieder einmal Begnadigung' geben sollte?“ . . . Er wollte hinzufügen: Und wenn der liebe Gott seinen Segen schenkt, dann soll ich's womöglich noch erleben, daß meine alten Augen noch Enkelkinder zu sehen bekommen!, aber ein schrilles Auflachen von der Thombank her unterbrach ihn. Da stand die Anna Kalinna, ihre Augen funkelten nur so vor Schadenfreude, und sie bog sich fast vor Lachen.

„Nein, Mutter, komm nur, rasch, rasch, sonst versäumst du es noch! Da steht ja das junge Brautpaar, ganz wie ich's dir vorhergesagt habe. Und dicht dabei der Herr Schwiegervater Piesisch — extra aus dem roten Haus hergereist zur Verlobung!“ . . .

Da seufzte der Alte tief auf und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Er brauchte sich nur herzhaft über etwas zu freuen, und sofort kam es schon anders!

* * *

Die Krugwirtin, deren Schmerzen unter den heiltätigen Bemühungen der Schusterfrau rasch fast ganz nachgelassen hatten — ob es an den heißen Umschlägen, dem sanften Kneten und Streichen oder dem Bebrechen lag, war schwer zu sagen, jedenfalls wirkte alles drei zusammen wahre Wunder — kam auf die Mitteilung Annas über die Verlobung Marias mit Franz geradewegs durch die Thür des Herrenzimmers in die große Krugstube. So schnell die Füße sie nur tragen wollten, war sie durch die beiden Zimmer gelaufen. Was sie da eben von ihrem Sohne erfahren, hatte sie sorgeud längst durchgedacht, während die Schustersfrau ihr die Schmerzen aus den Gliedern strich, und es hatte gar nicht erst der spitzfindigen Erläuterungen bedurft, die Anna ihr gab, um ihr für die Ereignisse der beiden letzten Tage die richtigen Augen einzusetzen. Und zugleich hatte sie den unerschütterlichen Vorsatz gefaßt, den Jungen mit allem, was ihr zu Gebote stand, wieder zur Vernunft zu bringen. Das wäre ja noch schöner gewesen, wenn sie es sich ruhig hätte gefallen lassen, daß er um eines solchen thörichten Streiches willen alles über den Haufen warf, was sie für die Zukunft ihres Hauses in sorgenvollen Tagen und Nächten aufgebaut hatte! Nur ein bißchen vorsichtig und klug mußte es natürlich angefaßt werden, daß er gar nicht die Absicht merkte. Vielleicht dem Mädel, der Maria, einige zwanzig oder dreißig Thaler in die Hand gedrückt und dabei eindringlich vorgestellt, daß sie nur dem Glücke ihres Liebsten im Wege stand, denn an eine Einwilligung in diese geradezu lächerliche Verbindung wäre nicht zu denken. Die Maria hatte ja einen so eingebildeten und hochmütigen Charakter, daß sie auf eine solche Vermahnung hin sicherlich ihr Bündel schnürte und sich still davon machte auf Nimmerwiedersehen. Und den Jungen wollte sie schon langsam wieder zurechtkriegen, wenn ihm diese verführerische Person erst aus den Augen war. Mit der Kaczorka konnte man ebenfalls ein Wörtlein Deutsch reden, denn sie war ja kein empfindliches junges Mädchen mehr und hatte wohl auch schon gemerkt, daß sie ihren Bräutigam sich trotz der feierlich vollzogenen Verlobung erst richtig erobern mußte. Wenn aber schließlich das alles nichts half, so gab es noch ein allerletztes Mittel, den Jungen zur Vernunft zu bringen: man mußte ihn bei seiner Anhänglichkeit an das Väterliche fassen! Nur merken durfte er's natürlich nicht, daß es nur ein Schreckschuß war, wenn sie ihm im äußersten Notfalle mit Enterbung drohte! Und wenn sie selbst sich im Herzen auch wie eine Verbrecherin vorkam bei dem bloßen Gedanken, hier in den alten Kalinnaschen Hof den windigen Schreiber einzusetzen — er mußte an ihren

Ernst glauben! Eine gerichtliche Verschreibung mußte aufgesetzt werden zu gunsten der Anna und ihres zukünftigen Mannes, und wenn er dann klein beigab und sich fügte, wurde die Verschreibung wieder aufgehoben, denn in der Bedenkzeit war sie ja noch immer die Herrin und konnte eine frühere Einschließung zurücknehmen.

So hatte sie sich unter Schmerzen alles ausgedacht und einen richtigen Plan entworfen, in dem Ruhe, Besonnenheit und Klugheit als Hauptträumpfe standen. Als sie jetzt aber so plötzlich vor die vollzogene Thatsache gerufen wurde, deren Eintreten sie hatte verhindern wollen, fielen ihr diese drei Trümpfe aus der Hand, und der Zorn übermannte sie so, daß sie sich setzen mußte, um für ihre bebenden Glieder einen Halt zu haben. Und die Dirn in der Kreuzlinde thaten nicht einmal so, als fürchteten sie sich vor ihr! Der Junge stand ganz ruhig da, hatte den Arm um die Maria geschlungen, und das Mädel sah sie groß an, als wäre sie gekommen, ihren Segen zu erteilen. Nur der alte Pietsch drehte seine Mütze verlegen in den Händen, und da ihm die Pause des Schweigens wohl zu unheimlich vorkommen mochte, sagte er halblaut: „Mir wär's schon lieber, Frau Kalinna, Sie würden was reden, sonst rührt Sie am Ende noch der Schlag! Wenn man so einen kurzen Hals hat, soll man sich nicht allzusehr aufregen."

Der offenbare Hohn löste der Kreuzwirtin endlich die Sprache aus. Und da sie merkte, daß die Schnitterstrau neugierig in die offene Thür des Herrenzimmers getreten war, entlud sich der erste Schlag ihres Zorngewitters auf deren unschuldiges Haupt.

„Scheren Sie sich in mein Schlafzimmer zurück, Sie neugierige Person, und wenn ich merk', daß Sie von dem da auch nur ein Wort aus dem Hause tragen, dann hat sich's bei mir ausgestrichen! Verstanden? Für die Künste, die Sie können, krieg' ich noch zehn andere hier im Dorf!"

Das alte Weibsein duckte sich ängstlich zusammen und schlich aus der Stube. In der Pause aber, welche die Kreuzwirtin notgedrungen machen mußte, fand sie ein wenig ihre Ruhe wieder. Sie stand auf und ging ein paar Schritte in die Stube hinein.

„Sag mal, mein Schnchen, das ist wohl 'ne Berliner Mode, die du dir mitgebracht hast, sich jeden Tag eine neue Braut zu nehmen? Das Jahr ist lang, und wenn du so fortmachst, wirst du bald auf die Reise gehen müssen, denn hier in der Nähe wirst du nicht genug finden!" . . .

Dem großen Burschen verfinsterte sich die Stirn.

„Mutter, bei allem schuldigen Respekt, aber mir ist wahrhaftig nicht zum Scherzen zu Mute!"

„Mir auch nicht, mein Sohnchen, aber ich muß es doch wohl nur als einen Spaß ansehen, daß du die Margell immerfort im Arm hältst, und hast dich dabei gestern mit der Kaczorka richtig verlobt?!"

„Mutter, wie die Verlobung zu stand' gekommen ist, wirst du am besten, und ich hab' dir's schon heute früh gesagt, daß ich mich trotzdem für los und ledig ansehe. Hier aber steht die Maria — ich weiß es, daß ich ohne sie nicht leben kann — also geh', sei gut und gieb uns zusammen, denn ich hab' ihr versprochen, daß ich sie heiraten will!"

Die Kreuzwirtin stemmte die Arme ein.

„Ah nein, das hast du ihr versprochen? Richtig versprochen, ohne mich zu fragen, wie ich vielleicht darüber denk'?"

Jetzt hielt der alte Pruchnow den Zeitpunkt für gekommen, durch sein Eingreifen alles zum Guten zu wenden. Er glaubte nämlich zu wissen, was die stolze Frau Kalinna dachte, und daß er das Hauptwiderwis für ihre Einwilligung wäre. Er trat also einen Schritt vor, verneigte sich ein wenig und sagte so recht bescheiden: „Liebe Frau Wohlthäterin, ich weiß, es liegt nur an mir, daß ich nämlich immer im roten Haus sitz'. Aber das wird nicht mehr vorkommen, und mit den Kindern hab' ich schon alles abgesprochen. Ich geh' wieder über die Grenze zurück nach Polen, und kein Mensch wird wissen, wo ich geblieben bin."

„Was Sie sagen, Pietsch! Nach Polen wollen Sie? Na, dann Glück auf die Reise, aber meinen Sie, daß hier dadurch etwas anders wird? Glauben Sie vielleicht, Ihre Tochter wird dadurch zu ehrlicher Leute Kind, weil Sie mit einem Mate nur drüben siehlen wollen, statt hier bei uns Preußen?"

Das junge Mädchen zuckte zusammen, als hätte es einen Schlag ins Gesicht erhalten. „Frau Kalinna, hat mein Vater vielleicht schon bei Ihnen etwas gestohlen, daß Sie ihm solche Gemeinheiten sagen? Und wenn ich jetzt, wo ich erwachsen bin, ihm keine Vorwürfe mach', wer hat dann das Recht, auf ihn Dreck zu schimpfen? Er hat ja recht, wenn er immer wieder ins rote Haus zurückgeht, denn da versteht sich wenigstens keiner vor dem andern. Hier draußen aber läuft mancher herum und trägt den Kopf hoch, den sie vielleicht im roten Haus gar nicht aufnehmen würden, weil er ganz wo anders hingehört!"

Die Kreuzwirtin war ganz blaß geworden. Man sah es ihr an, daß sie sich nur mit Mühe zurückhielt, die unbotmäßige Dirne nicht auf der Stelle zu züchtigen. Sonst nämlich saß ihr die Hand recht locker im Gelenk, und mit einem aufsässigen Dienstmädel pflegte sie nicht lange Federlesens zu machen. Nur jetzt hielt sie eine dunkle Scheu zurück, die Maria könnte trotz aller Vorsicht doch mal etwas von dem heimlichen Betrieb zur Nachtzeit gemerkt haben, trotzdem sie vorher jedesmal die bewegte Bodenthür geschlossen hatte. Aber da trat ihr Junge als ein ungeschickter Vermittler dazwischen, und bei seinen Worten verließ sie der letzte Rest von Selbstbeherrschung. Was er eigentlich sagte, verstand sie kaum, nur so viel kam ihr in der Erregung zum Bewußtsein, daß er sie vermahnen wollte, nicht mit Steinen zu werfen, wo sie alle gewissermaßen im Glashause säßen. Da schoß sie ihn zur Seite und trat dicht vor Vater und Tochter hin.

„Raus sag' ich jetzt, raus auf der Stelle, ihr zwei! Dir, plachandrige Margell, werd' ich deinen Lohn mit der Feuerzang' 'nübertragen lassen, und Ihnen, Pietsch, sag' ich an, daß Sie sich mit Ihrer Tochter noch heute aus dem Dorf rauszuscheren haben, sonst lass' ich Sie mit dem Gendarm fortbringen! Haben Sie mich verstanden?"

Der Alte sah erst einen Augenblick lang zu dem jungen Herrn hinüber, ob der kein Wort der Abwehr für die seiner Braut angethane Schmach fände. Aber Franz Kalinna stand regungslos mit finsterem Gesicht, und seine fest zusammengebissenen Zähne thaten sich nicht auseinander. Da ließ der Alte den Kopf auf die Brust sinken, faßte nach der Hand seines Kindes und zog es mit sich fort. Sie folgte ihm willig, nur um ihre Mundwinkel zuckte es von verhaltenen Thränen, als auch sie sah, daß ihr Bräutigam nicht einmal die Hand rührte, sie zurückzuhalten. —

In der großen Kreuzlinde war es so still geworden, daß man die Regentropfen hören konnte, die draußen der Wind gegen die Fensterscheiben trieb. Frau Kalinna hatte sich, ganz außer Atem, auf den nächsten Stuhl fallen lassen, ihr Junge stand noch immer in dem seltsamen Schweigen, und die Anna hinter der Tombank hielt fast den Atem an, denn jedes unbedachte Wort konnte die Lage, die sich so glücklich zu ihren Gunsten gewandt hatte, verderben.

Jetzt hob der Junge den Kopf, und seine Stimme klang ordentlich weich, als er zu bitten anfing:

„Geh, Mutter, sei wieder gut, ich weiß ja, du bist sonst nicht so, und es ist nur, weil die Anna dich aufgehetzt hat, oder vielleicht haben wir's beide, die Maria und ich, nicht richtig mit dir angefangen. Wir hätten beisheiden zu dir kommen sollen und dir sagen, daß wir uns gut sind. Also erlaub' mir, daß ich die Beiden zurückrufen darf, und ich bin sicher, sie werden dir all die bösen Worte nicht nachtragen."

Die Mutter stand auf und machte die kurze Handbewegung an der Schürze herunter, die ein Zeichen war, daß jedes weitere Wort in einer Frage, die sie bei sich erledigt hatte, vom Uebel war. „Geh dir keine Mühe weiter, mein Sohnchen, in der Sach' werden wir nicht einig. Nur wundern muß ich mich, daß du so wenig Stolz in dir hast. Das Mädchen, das ich da eben zur Thür hinausgeschickt hab', ist doch die Pietschens Marie, und du immer noch — denk' ich — der junge Herr Kalinna?"

Die Brust des großen Jungen hob sich unter einem schweren Atemzuge. „Mutter, die beiden letzten Tage haben's so mit sich gebracht, daß ich mir darauf nichts mehr einbilde, du selbst hast dafür gesorgt, daß mir der Stolz vergangen ist! Aber um Gottes willen mißverstieh' mich nicht: ich will dir keine Vorwürfe machen, denn ich weiß ja, weshalb du's gethan hast: du hast geglaubt, arm sein wär' schwerer zu tragen als ein schlechtes Gewissen. Und nun bitt' ich dich zum letztenmal: Erlaub' mir, die Beiden in deinem Namen zurückzurufen, und es soll alles noch gut sein! Schlägst du es mir ab, dann geh' ich denselben Weg, den sie gegangen sind!" . . .

Der Kreuzwirtin war es dunkelrot im Gesicht emporgestiegen.

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München

DER KÖNIGSSEE

Nach dem Gemälde von F. Feldhütter

und die Stimme schlug ihr über. „Das sagst du deiner leiblichen Mutter ins Gesicht, daß sie sich mit dem Pietsch vergleichen soll? Daß ich dasselbe wär' wie er, weil ich mich in meiner Not auf Geschäfte eingelassen hab', die jeder andere in meiner Stelle auch gemacht hätt'? Was kann ich dafür, daß sie verboten sind? Setz' ich vielleicht die Zölle fest oder hab' ich die Grenze gemacht? Also geh' doch, wohin dich's zieht, nur eins sag' ich dir an: Wenn du die Thür hinter dir zugemacht hast, dann bist du aus deinem väterlichen Erbteil!" . . .

Und der Junge ging wirklich! Ohne sich auch nur einmal umzusehen, ging er hinaus, ganz als wenn ihm sein Väterliches gegen den Besitz dieses Mädchens so wertlos gewesen wäre, daß es sich kaum noch verlohnte, ein Wort darüber zu sprechen. Da reute es sie fast, daß sie ihn vor die Wahl gestellt hatte, denn er war doch ihr Einziger, und für ihn hatte sie all die Angst und Gefahren ausgestanden. Aber wenn ein Kind nicht von selbst einsah, wo sein Gutes lag, dann mußte man sich an seinen Eigensinn nicht kehren, sondern es mit Härte auf den rechten Weg führen. Also hielt sie das Wort zurück, das ihn schon wieder zurückrufen wollte; nur daß ihr über seinem Trotz dabei die Thränen kamen, das konnte ihr kein Mensch verwehren. —

Die Anna hatte sich die ganze Zeit über klüglich zurückgehalten, jetzt kam sie hinter der Tombank hervor und fing an, die Weinende auf ihre Art zu trösten. Sie sollte sich nur nicht grämen, denn sie und ihr Kreisausschußschreiber würden ihr den ungeratenen Sohn durch verdoppelte Liebe ersetzen und, falls sie sich nun entschlösse, ihnen beiden das Grundstück zu verschreiben, sie auch im Altenteil immer noch als das Haupt der Familie ansehen und ihren Befehlen mit Ehrerbietung nachkommen. Als aber die Mutter trotz aller Tröstungen nicht aufhörte zu weinen, da ging sie in ihrem Eifer, sich bei ihr lieb Kind zu machen, um einen erheblichen Schritt zu weit. Sie bildete sich nämlich ein, die Mutter weinte aus Zorn, daß sie, als die mächtige Frau Kalinna, diesem armseligen Tropf von Holzdieb und seiner Tochter im Grunde nichts anhaben könnte. Da funkelten ihr die Augen nur so von Bosheit und Listigkeit. „Ja, Mutter, ich versteh' dich wirklich nicht, warum du dich weiter so hast! Den Pietsch samt seiner Margell kannst du doch mit einem Wort hier auf den Schwung bringen!"

Die Krugwirtin hob den Kopf und trocknete sich die Thränen mit dem Schürzenzipfel.

„Wieso mit einem Wort, mein Töchterchen?"

„Na, du hast es doch vorhin selbst gesagt, Mutter, mit dem Gendarm! Der Pietsch ist immer noch Pole, und daß er seine Tochter hat naturalisieren lassen, ist doch sehr unwahrscheinlich. Na, und wenn du dem Wachtmeister Lissotzki nur ein Wort sagst, die Beiden hätten sich hier mißliebig gemacht und die öffentliche Sicherheit käme in Gefahr, dann fliegen sie in zwei Tagen über die Grenz'! Mein Ferdinand hat gesagt, alles, was polnisch ist, wird jetzt ausgewiesen, weil sich zu viel von diesem Volk in Preußen angesammelt hat, na, und wenn er sich dafür bei seinem Kollegen im Landratsamt verwendet, dann kann morgen mittag für den Pietsch und die Maria schon die Ausweisungsordre da sein. Er hat viel Einfluß im Landratsamt, der Ferdinand."

Frau Kalinna war aufgestanden und sah ihre Tochter mit einem merkwürdigen Blicke an. „Manchmal könnt' man sich rein schämen, daß man solch' einen abgefeimten Satansbraten in die Welt gesetzt hat! Von wem du es hast, weiß ich nicht, denn ich wär' auf eine so ausgetragene Niederträchtigkeit, weiß Gott, nicht gekommen. Und ich gönn' dich diesem Kreisausschußschreiber, denn er hat mich manchmal bis an die Gelbsucht geärgert! Aber der Gedanke ist gut, und vielleicht krieg' ich den Jungen damit wieder zur Räson zurück!" Und als sie sah, daß die Anna vor Aerger ganz blaß geworden war, fuhr sie lächelnd fort: „Na ja, spring' nur und hol' mir

Photographie im Verlag der Photographischen Union in München.

In den Katakomben.
Nach dem Gemälde von A. Vera.

mein Umschlagtuch. Ich will gleich zum Wachtmeister Wißotzki hinüber, denn so etwas soll man nicht erst kalt werden lassen!“

Die Tochter hätte sich am liebsten die Zunge abgebissen, aber was half es? Die Dummheit war einmal ausgesprochen, mit der sie dem Bruder vielleicht wieder in sein väterliches Erbteil verholfen hatte. So sagte sie mit süßsaurem Gesicht: „Gewiß, ja, gleich, liebes Mütterchen;“ als sie aber mit dem warmen Umschlagtuche wiederkam und zum Beweise ihrer Fürsorge noch die weiten Gummigaloschen mitgebracht hatte, strahlte sie wieder in alter Heiterkeit. Wenn die Mutter sich etwa einbildete, sie wäre ihr gewachsen, dann mußte sie schon um ein gut Teil früher aufstehen! Wozu hatte sie denn ihren Kreisausschußschreiber? Wenn er imstande war, die Ausfertigung der Anweisungsorder zu beschleunigen, konnte er seinen Einfluß doch ebensogut in der entgegengesetzten Richtung ausüben. So ein Schriftstück konnte für eine Weile in Verstoß geraten — aus Versehen natürlich — und wenn es wieder zum Vorschein kam, waren die Auswirkungen vielleicht längst nicht mehr Mode! — — —

Daß der Tag noch so schön werden könnte, hatte der Schuster Augustin sich nicht träumen lassen. Ganz trübselig, mit Regen, Scheltworten und Arbeit hatte er nämlich eingesetzt. Der Gattin war ein Waschtag in der Stadt abgesagt worden, und da er sich leider Gottes daran hatte gewöhnen müssen, seine Lebensaufsassung der ihrigen unterzuordnen, saß er seit dem Morgengrauen auf dem harten Schemel, neben ihm aber thürmte sich ein wahrer Berg von zerrissenen Stiefeln und Schuhen, die er alle bis zum Abend flicken sollte. Das Weib hatte ja gar keine Ahnung davon, was ein Arbeiter an einem einzigen Tage leisten konnte, zumal, wenn ihm vom Abend vorher noch die Haare schmerzten. Was an diesem Abend im Kruge vorgegangen war, hatte sie sich begierig und mit allen Einzelheiten gleich bei seiner Heimkehr erzählen lassen; daß man aber bei solchen aufregenden Erlebnissen nicht trocken dasitzen konnte, wollte sie natürlich nicht einsehen. Und in ihrem Unverstand bildete sie sich ein, am andern Tage könnte man, nur mit einem Topfe dünnen Kaffees im Magen, sich gleich wieder auf den Schusterschemel klemmen, ganz ohne Uebergang sich über all' die zerrissenen und schiefgetretenen Stiefel hermachen, deren Anblick ihm so wie so schon keine sonderliche Freude war. In solchen Fällen war es einem nachdenklichen Manne doch geradezu ein Bedürfnis, sich mit gleichgestimmten Seelen ein wenig auszusprechen und auch dem äußerlichen Menschen mit einem kräftigeren Getränke ins Gleichgewicht zu helfen, als dieser labbrige Kaffee es war. Aber dafür hatte dieses Weib leider Gottes kein Verständnis!

Einen kleinen Lichtblick hatte es allerdings schon gegeben, als der junge Herr Kalinna seine Aufpassern fortholte, damit sie der Krugwirtin das böse Reißen besprach. Da konnte er aufstehen, die steifen Glieder recken und aus dem sorglich gehüteten Versteck die kleine Flasche mit grünem Pfefferminz hervorholen. Viel war ja nicht drin, denn als der junge Herr gestern abend aufing, die Gäste aus der Krugstube hinaus zu werfen, hatte sich leider keine Gelegenheit mehr geboten, die Flasche neu füllen zu lassen, aber das Restchen genügte doch, einen auf andere Gedanken zu bringen. Von Hause zwar traute er sich nicht fort, denn wer konnte wissen, ob der Anfall der Krugwirtin nicht schon binnen kurzer Frist wieder behoben war; dafür aber durfte er sich's vergönnen, die Arbeit liegen zu lassen, denn in ihrer Eile hatte die sonst so kluge Gattin vergessen, sich zu merken, wie weit er mit der neu aufzunagelnden Sohle gekommen war!

Und jetzt war er frei, wie der Vogel in der Luft, hatte drei Silbergroschen bares Geld in der Tasche und brauchte vor dem späten Abend nicht nach Hause zu kommen. Aber nicht, daß er sich etwa heimlich fortgestohlen hätte, sondern man hatte ihm einen richtigen Auftrag gegeben, ohne freilich hinzuzufügen, wann er damit fertig sein sollte. In Wirklichkeit war es natürlich nur ein Vorwand, damit die Drei in der Schusterstube allein und unter sich bleiben konnten, der Pietsch, seine Tochter und der junge Herr aus dem Kruge. Er sollte den Koffer mit den Habseligkeiten der Maria herüberholen, indes seine Gattin die Kammer in Ordnung brachte, ein zweites Bett hineinstellte und die beiden kleinen Ferkelchen aus dem Verschlag in der Ecke nach dem Stalle hinüberschaffte. Also that er den Dreien eigentlich einen Gefallen, wenn er mit dem Koffer erst am späten Abend wiederkam! Und schon überlegte er, ob sich's nicht verlohnt hätte, mit den drei Silbergroschen, die er von der Maria für die Besorgung erhalten hatte, erst einen kleinen Abstecher in die Stadt zu machen, aber dann wäre ihm seine Frau bei der Verbreitung der geradezu unerhörten Neuigkeit sicherlich zuvorgekommen. Sie schaffte jetzt schon, daß ihr die Hände nur so flogen, aber den Triumph wollte er ihr doch nicht gönnen, daß sie ihm den Rang ablief. Ah nein, das gab es nicht! Gewiß, der grüne Pfefferminz, den man in der Stadt beim Kaufmann Zander bekam, besaß für einen wirklichen Kenner einen ganz andern Wohlgeschmack als der Kalinnasche, den die Krugwirtin mit reichlichem Wasser verdünnte; wo aber solche Interessen am Spiele standen, konnte man das kleine Opfer wohl bringen. Also sprang er nur rasch nach dem Kruge hinüber, um sich das Taschentüchlein neu füllen zu lassen, und machte dabei wieder einmal die Erfahrung, daß einem redlichen Manne ein solcher Verzicht zum Guten ausschlagen konnte. Das Fräulein Anna nämlich bediente ihn selber, goß ihm unaufgefordert einen großen Krausen ein, nachdem sie das Fläschchen gefüllt hatte, und verzichtete zum Schlusse auf Bezahlung und Anschreiben. Augenscheinlich war es der sonst so stolzen jungen Dame ein Bedürfnis, sich mit einem verständigen Menschen über den Kummer auszusprechen, den der junge Herr Franz der Mutter und ihr zugefügt hatte. Deshalb erzählte sie ihm auch ganz ausführlich, wie alles gekommen war, und daß dieses rothaarige Frauenzimmer sicherlich die Hauptschuld trug. Die hatte dem jungen Herrn mit ihren raffinierten Teufelskünsten den Kopf verdreht, aber vielleicht war es auch nur so eine aufsteigende Hitze, die vorübergeng, wenn er wieder zur Vernunft kam. Und dazu sollte er, der Schuster Augustin, aus alter Freundschaft für die Familie das Seinige thun, indem er diesen Sachverhalt in geschickter Weise unter die Leute brachte. Wenn's weiter nichts war, das wollte er schon besorgen, hatte er darauf dem Fräulein Anna versichert, und als er sich zu seinem Rundgange auf den Weg machte, kam er sich ordentlich stolz vor in seiner Mission. — — — — — — — — — — — —

Franz Kalinna war inzwischen wieder nach dem Kruge zurückgegangen, um noch einmal den Versuch zu machen, sich mit der Mutter in Ruhe und Güte auszusprechen. Die Maria hatte ihm, wie's unter Verliebten nun einmal Brauch war, das Geleit zu zärtlichem Abschied auf den Flur hinaus gegeben, und der Alte saß allein in der niedrigen Schusterstube, allein mit seinen Gedanken!

Das ließ er sich von den Kindern ja nicht ausreden, daß er allein daran schuld war, wenn die Mutter ihre Zustimmung zu der Verlobung verweigerte. Sie hatte es ja selbst gesagt: auch wenn er weit von hier fortginge und nie mehr zurückkehrte, würde es nichts helfen, und sie hatte recht, denn nahm er dadurch vielleicht den Makel von seinem Kinde? Achtzehn lange Jahre waren eben nicht so leicht aus einem Menschenleben zu streichen, wie man mit einem Schwamme ein verfehltes Rechenexempel von der Schiefertafel löschte! Ja, wenn er damals gewußt hätte, was ihm heute die Kinder zum Troste erzählt hatten, dann wäre freilich alles anders gekommen. Wenn er damals den wirklichen Schuldigen hätte vor die Richter bringen können und sagen: Da steht er, der den Viehhändler erschlagen hat! Und jetzt spricht mich richtig und ordentlich frei, wie einen, der unschuldig ist, nicht aber nur deshalb, weil ihr mir's nicht beweisen könnt — dann freilich wäre alles ganz anders gekommen! Dann hatte man's ihm auch nachgesehen, daß er sich bei seiner Verhaftung zur Wehr setzte, denn die ganze Anklage wegen des Widerstandes war ja nur ein Ausflüchtsmittel, ihn noch länger im Gefängnis zu behalten. Der Staatsanwalt hoffte noch immer, ihn zu überführen, also hielt er ihn mit allen seinen Mitteln fest, damit er ihm nicht etwa über die nahe Grenze entwichte. Noch am Tage der Gerichtsverhandlung wäre es Zeit gewesen, denn damals lebte sein Weib noch, saß mit zitterndem Herzen auf der Zeugenbank und war erst zusammengebrochen, als man ihn trotz des Freispruches wieder ins Gefängnis zurückführte. Das hatte ihr den letzten Stoß gegeben, denn als er endlich nach der Verhöhnung der neuen Strafe hinauskam ins Dorf, war sie gestorben, und die Nachbarn erzählten ihm, von dem Tage der Gerichtsverhandlung an hätte ihre Krankheit eigentlich erst angefangen! — — —

Also was nützte es ihm jetzt, wenn er sich auch auf die Gasse stellte und schrie: Der Bauer Podleschuh hat's eingestanden, auf seinem Sterbebette, und ich bin wirklich und wahrhaftig unschuldig?! Das war ja so gleichgültig, daß sich ihm selbst kaum das Herz darüber rührte. Wurde sein Weib darum vielleicht wieder lebendig, oder nahm er von seinem Kinde dadurch den Makel, daß er achtzehn Jahre lang hinterher kaum aus dem roten Hause herausgekommen war? Auch wenn er sich ganz still aus dem Leben schlich, wurde das nicht anders, denn nach ihm blieb ja sein Ruf, und der war nicht zu tilgen! So saß er und grübelte, wie er seinem Kinde wohl helfen könnte, aber nichts wollte ihm einfallen, was auch nur von weitem so aussehen hätte, als könnte es sie um einen Schritt näher zu ihrem Glücke bringen. Das Einzige, was bei allem Nachdenken übrig blieb, war immer dasselbe: er ging allein in die Verbannung nach Polen, und sie blieb hier zurück bei ihrem Liebsten, denn der hatte ihr ja noch eben mit tausend Eiden geschworen, er würde von ihr nicht lassen, selbst wenn auch der letzte Versuch, die Mutter im guten zu gewinnen, erfolglos bleiben sollte. Den Rückweg aber in seine eigentliche und liebste Heimat hatte er sich selbst abgeschnitten, denn das ging doch nicht an, daß er noch einmal nach dem roten Hause zurückkehrte. Es drückte ihm ja fast das Herz ab, daß er all die Menschen nicht mehr wiedersehen sollte, die ein Leben lang zu ihm gut und freundlich gewesen waren, aber er hatte es doch verschworen, und sein Wort mußte man halten. Und wer mochte wissen, ob er jetzt dort die Ruhe gefunden hätte, nachdem ihn der liebe Gott so nachdrücklich daran erinnert hatte, daß er auf dieser Welt noch andere Pflichten besaß, als nur an sich selbst zu denken. Mit dem Wiedersehen war auch all die Liebe aufgewacht, die in seinem Herzen nur geschlafen hatte, und jetzt hätten ihn die Sorgen vielleicht aufgefressen, wenn er wieder hinter der hohen Mauer saß und sich um das Schicksal seines Kindes nicht kümmern konnte! . . . .

Aber wie nur helfen, wie? Man kann sich ja ganz erbärmlich vor, hier so machtlos zu sitzen und sich das alles hineinzuwürgen, statt mit der geballten Faust dazwischen zu schlagen und das Weib zu zwingen, daß es sein Haus dem Mädchen sperrangelweit öffnete und obendrein noch froh war, wenn es nur die Gnade hatte, wieder einzutreten. Irgend etwas mußte es ja doch auch bei dieser stolzen Frau Kalinna geben, woran man sie fassen konnte und ihren Hochmut dämpfen, irgend eine Verfehlung oder gar mehr, so daß sie klein beigeben mußte, wenn man ihr drohte, es zur Anzeige zu bringen . . . Und während er so saß und grübelte, kam mit einem Male ordentlich eine Fröhlichkeit über ihn, so daß er's kaum erwarten konnte, bis die Tochter wieder in die Stube trat. Gewiß gab es doch ein Mittel, dieser Krugwirtin zu zeigen, daß man ihren Hochmut brechen könnte, und die Kinder wußten es, denn sie hatten vorhin allerlei gesprochen, wofür er jetzt die richtige Deutung zu haben glaubte, obwohl er nur mit halbem Ohre hingehört hatte. Der junge Herr Franz hatte gesagt, er hätte es der Mutter nun mal zugesagt und müßte sein Wort halten, besonders heute, um sie nicht noch mehr zu erzürnen und gegen seine Heirat aufzureizen, zu der sie vielleicht doch noch Ja und Amen sagte, wenn er ihr jetzt in dieser Sache den Willen thue. Aber das könnte er der Maria versprechen, daß es das erste und letzte Mal sein würde in seinem ganzen Leben. Die Maria hatte darauf mit einem Seufzer gemeint, hoffentlich würde der liebe Gott seine Hand über ihn halten, daß er glücklich davonkäme, im übrigen aber wäre es nicht so schlimm damit, sonst hätte schon längst etwas passieren müssen. Sie hätte es schon gleich in den ersten Wochen gemerkt und manchmal im stillen gelacht, wenn seine Mutter hinter ihr die doppelte Bodenthür verschloß, damit sie nicht hören sollte, was zur Nachtzeit unten in der Krugstube passierte! . . . Und wenn er weiter dachte, was der junge Herr am Vormittag seiner Mutter in der großen Krugstube gesagt hatte, daß sie nämlich gar keinen Grund hätten, sich vor andern Leuten zu überstehen, dann glaubte er jetzt ganz genau zu wissen, welcher Art die Geschäfte waren, die die Krugwirtin so ängstlich vor seiner Tochter versteckte. Waren brachte sie, ohne Zoll zu bezahlen, über die Grenze, bereicherte sich daran, daß sie dem Staate entzog und unterschlug, was er doch notwendig brauchte, wovon er das Militär unterhalten mußte, die Schulen und die Gefängnisse! Und das wußten diese Kinder, in ihrem Unverstande aber dachten sie natürlich nicht daran, welche Waffe sie in Händen hielten! . . .

Wahrhaftig, jetzt sah er's deutlich, daß der liebe Gott mit ihm doch etwas Besonderes vorgehabt hatte, als er ihn heute durch die Trübsal der Begnadigung aus dem Gefängnisse nach Hause schickte. Ganz zur rechten Zeit war er herausgekommen, um den Kindern die Augen zu öffnen oder vielmehr selbst vor diese hochmütige Krugwirtin hinzutreten und ihr drei kräftige Sprüchlein auf einmal zu sagen! Erstens nämlich, daß sie gar keinen Grund hätte, ihre Nase so hoch zu tragen, zweitens, daß sie jetzt sofort die beiden Kinder zusammengeben hätte, denn sonst wäre er drittens und letztens in einer knappen halben Stunde auf dem Hauptzollamte, um den Herrschaften dort ein ganz neues und großes Licht aufzustecken! — — —

Als die Maria endlich wieder in die Stube kam — ganz trübselig natürlich und niedergeschlagen, denn der Liebste war ja fort, und die Zeit des Bangens fing wieder an — trat er strahlend und vor heller Freude lachend auf sie zu. „Nun laß doch nicht so den Kopf hängen, mein Goldkind, mein einziges, ich hab' inzwischen etwas gefunden, was dir helfen wird!“ Und als die Maria nur verwundert den Kopf hob, fuhr er fort: „Ja, ja, sieh mich nur so an, als hätt' ich, während du draußen warst, den Verstand verloren! Ihr habt verliebte Worte gesprochen, aber ich hab' unterdessen als ein Vater für euch gesorgt. Und ich sage dir, du bist jetzt kein armes Mädchen mehr, sondern hast so viel Geld, daß die Frau Schwiegermutter sogar über deinen Vater ein Auge zudrücken wird.“

Die Maria faßte ihn angstvoll am Arm.

„Um Gottes willen, Vaterchen, was ist dir?“

„Nichts, mein Kind, nur lauter Freude, daß ich auch mal für dich etwas thun kann, nachdem ich alle die Jahre fast vergessen hatte, daß ich ein Kind hatte. Und nicht wahr, aber rasch, was du vorhin mit dem jungen Herrn gesprochen hast, das war doch wegen dem Grenzgeschäft, das die Kalinnaschke hat? Sag', ich hab' doch recht, schmuggeln thut sie, daß allen Grenzkontrolleuren die Haare zu Berge stehen würden, wenn sie es wüßten?“

„Gewiß, Vater, aber was hat das mit mir zu thun?“

„O du Kalschen Gottes, das fragst du? Weil all das Geld, das sie damit verdient hat, so gut als deine Mitgift ist! Wenn sie jetzt nicht in einer halben Stunde Ja gesagt hat, bin ich auf dem Weg nach dem Hauptzollamt!“

Die Maria hatte sich hoch aufgerichtet. „Und du glaubst, Vater, daß ich dazu meine Hand bieten werd'?“

Der alte Pruchnow sah seine Tochter verwundert an, aber ihm war nicht mehr so zuversichtlich zu Mute wie vorher. „Za natürlich, mein Kind, es wär' doch das einfachste, sie klein zu kriegen!“

„Vielleicht! Aber ich bin zu stolz dazu! Wenn ich einmal in das Haus komme, dann will ich die Hände rein haben und meinen Kopf hoch tragen. Sie aber soll mit Freude ihre Arme ausbreiten und mich von vorne hereinführen, statt durch ein schmutziges Hinterthürchen!“

Der Alte ließ ganz traurig die Arme sinken.

„Na ja, wenn du nicht willst? . . . Und am End möchten sie mir auf dem Zollamt gar nicht glauben, wenn ich mit der Anklage komm' und kann sie nicht beweisen!“ . . . Er schwieg eine ganze Weile lang und sah trübselig zu Boden. Das war schon eine alte Geschichte: er brauchte sich bloß von ganzem Herzen über etwas zu freuen! . . . Als er aber wieder zu sprechen begann, kamen ihm die Worte nur stockend von den Lippen: „Za, Za' einmal, Kindchen, liebes, was du da denn gesagt hast, das träumt man wohl einmal, wenn man so jung ist wie du, aber es geht nicht in Erfüllung. Zu alpa, möchtest du da nicht lieber mit mir kommen nach Polen? Ich hab' hinter Augustowo Verwandte zu wohnen — vielleicht leben sie noch. Wenn aber nicht, dann ist's auch noch so. Ich will gerne für uns beide arbeiten, wenn ich nur nicht allein zu bleiben brauch'!“ . . . Und als sie darauf nichts erwiderte, fragte er ganz leise: „Du hast ihn wohl sehr lieb, diesen jungen Herrn Franz?“

Sie nickte nur, und die hellen Thränen traten ihr in die Augen. Da wußte er Bescheid und ging still in seine Kammer. Es war Zeit, sich endlich umzuziehen. All die Stunden hatte er's nicht gespürt, daß er noch immer in seinen nassen Kleidern stand, aber jetzt, auf einmal, war's ihm kalt geworden. (Fortsetzung folgt.)

Die Entwicklung unserer chinesischen Kolonie Kiautschou.

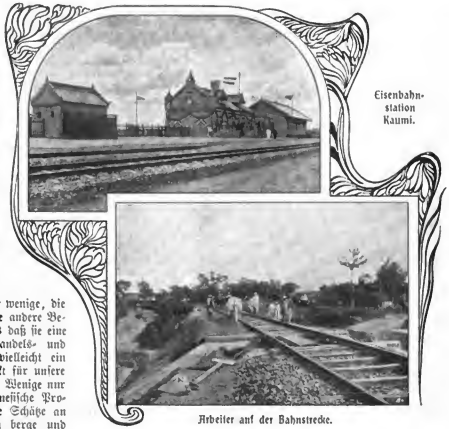
Von **V. v. Strantz.** Mit Illustrationen nach photographischen Aufnahmen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Als am 14. November 1897 der Admiral von Diederichs mit dem Landungskorps seines Geschwaders und seinen zum Feuern bereiten Schiffen Besitz von der Kiautschoubucht ergriffen hatte, wurde an einer vorspringenden Stelle des Hügelgeländes aus Felsstücken eine Kanzel erbaut und in die Rückwand derselben ein Reichsadler eingemeißelt, unter welchen die Worte tief eingegraben wurden:

„Der hier für Kaiser
ward und Reich rings-
um das Land,
Nach ihm sei dieser Fel-
sen Diederichsstein ge-
nannt."

Damals glaubte wohl niemand, daß innerhalb einiger Jahre in dem zerklüfteten und steilen Gelände an der einsamen Bucht eine moderne Stadt entstehen würde, denn nichts deutete darauf hin, daß hier gewisse Vorbedingungen für einen Handels- und Schiffahrtsplatz gegeben wären. Es waren wohl auch im deutschen Mutterlande nur wenige, die dieser Erwerbung eine andere Bedeutung beimaßen, als daß sie eine Kohlenstation für Handels- und Kriegsdampfer und vielleicht ein militärischer Stützpunkt für unsere Flotte werden könnte. Wenige nur wußten, daß die chinesische Provinz Schantung reiche Schätze an Kohlen und Metallen berge und auch sonst kein armes Land sei. — Wenn man heute auf die verflossenen fünf Jahre zurückblickt, dann kann man mit Recht sagen, daß die bisherige Entwicklung des neuen Schutzgebietes beredtes Zeugnis dafür ablegt, was deutscher Unternehmungsgeist und deutscher Fleiß auf überseeischem Boden zu leisten vermögen.



Eisenbahnstation Kaumi.

Arbeiter auf der Bahnstrecke.

Wo ein ärmliches Fischerdorf und einige dem Verfall preisgegebene Lager chinesischer Truppen den öden Strand umsäumten, sind heute Riesenanlagen entstanden, die im weiten Bogen das Land bedecken und ein fesselndes Bild reger menschlicher Thätigkeit und aufstrebender Kultur bieten. Schon jetzt verleihen die großen Hotels, Bank- und Direktionsgebäude, Kauf- und Lagerhäuser an der Quaistraße, die das Ufer umgeben, im Verein mit den Kasernen, Lazaretten, Schulen, den Eisenbahn- und Elektrizitätsanlagen, dem Panorama längs der Bucht, das Gepräge einer großen Hafenstadt. Umwälzungen und Neuschöpfungen, die sonst ein Menschenalter in Anspruch nahmen, vollzogen sich an dieser Stelle in der Spanne einiger Jahre, und niemand, der heute die menschenleeren Straßen von Alt-Tsingtau, der alten Chinesenstadt durchwandert, will es ohne weiteres möglich erscheinen, daß noch vor anderthalb Jahren der Hauptgeschäftsverkehr sich dort abwickelte.

Sehr viel hat die umsichtige und verständnisvolle Verwaltungspolitik der deutschen Marinebehörden dazu beigetragen, der Entwicklung der Kolonie einen gedeihlichen Aufschwung zu geben. — Von dem alten Erfahrungssatze ausgehend, daß die Gestaltung und Hebung eines Platzes an der chinesischen Küste wesentlich durch die Bethätigung des einheimischen Kaufmannselementes bedingt wird, das allein imstande ist, einen regen Verkehr mit dem Innern zu

Schule.

Bismarckstrasse mit der deutschen Schule in Tsingtau.

schaffen und aufrecht zu erhalten, hat man vor allem dahin gestrebt, einen kapitalkräftigen Handelsstand zur Ansiedelung zu bringen. Zu den Mitteln, mit welchen man die Interessen dieses Standes förderte, gehörte vor allem die Herstellung eines Verkehrs zwischen der See und dem Binnenlande, durch umfangreiche Hafenanlagen einerseits und durch den Bau einer Eisenbahn in das Innere andrerseits. Beide Erfordernisse sind der Erfüllung nahe gerückt. Für die Schiffahrt ist zunächst der kleine Hafen eröffnet worden, dessen Böschungs- und Ladeeinrichtungen die unmittelbare Verladung der Waren vom Schiff auf die Eisenbahn ermöglichen; der große Hafen für tiefgehende Seefahrzeuge wird im Laufe eines Jahres vollendet sein. Die in das Innere der Provinz Schantung von der neuerstehenden Stadt Tsingtau aus führende Schienenstraße ist bis zur Station Tschanling, d. h. bis auf eine Strecke von 128 km eröffnet und wurde am 1. Juni d. J. bis zur Hauptstation des Kohlenbeckens von Weihsien und bis zu dieser Stadt selbst in einer Gesamtlänge von 183 km fertiggestellt. Damit ist dem Erwerbsleben des neu gewonnenen Gebietes dann ein Rückhalt gegeben.

Eine Bürgschaft dafür, wie sehr diese Vorgänge von dem Chinesentum anerkannt werden, bietet der in neuerer Zeit erfolgte Zuzug von Schantungleuten in das deutsche Gebiet und die Erwerbung von Grundbesitz daselbst. Als Käufer von Land traten im letzten Jahre 42 Europäer und 83 Chinesen auf. Die meisten der letzteren kamen aus der Gegend von Tsiau, Liautschou und anderen Orten des Hinterlandes, einige auch aus den südlichen Hafenplätzen, um sich auf deutschem Boden niederzulassen. Die Freudigkeit, mit der diese Zuzügler sich dort ansiedeln, um im Handel mit den Deutschen ihren Unterhalt zu erwerben und sich dem Schutz der fremden Verwaltung anzuvertrauen, in einer Zeit, die infolge von Kriegswirren geeignet war, die Kluft zwischen Fremden und Einheimischen zu erweitern, ist ein nicht mißzuverstehendes Zeichen dafür, daß die deutsche Verwaltung des Kiautschougebietes in wenigen Jahren es vermocht hat, der mißtrauischen Bevölkerung Achtung und volles Zutrauen einzuflößen. Die Ansiedelung eines jeden Chinesen, der aus dem Hinterlande kommt, ist aber von großem Wert für die deutsche Kolonie, denn jeder ist durch zahllose Fäden mit seiner Heimat verknüpft, wirkt in seiner Heimat aufklärend über die Europäer und öffnet so dem Handel und Verkehr die Wege. Wie sehr die Chinesen die Vorteile zu würdigen wissen, welche sich ihnen durch Verlegung ihrer Geschäfte nach einem Platze wie Tsingtau erschließen, das zeigt sich in neuester Zeit auch darin, daß sie sich an allerhand gewerblichen Unternehmungen in der Kolonie beteiligen. So errichteten sie ein großes chinesisches Gasthaus in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes, so eröffneten sie auch eine Bank für den geschäftlichen Verkehr mit dem westlichen Schantung. Im Herbst 1901 hat sich auch ein einflußreiches, kapitalkräftiges Syndikat von Hingkingkaufleuten in Tsingtau niedergelassen, und chinesische Handwerker sind in so starker Zahl zugezogen, daß sich das Chinesenviertel Taupatou von Tsingtau zu einer stattlichen Ansiedelung entwickelt hat. — Die Bebauung und der Ausbau des Straßennetzes, teils durch Fortführung der Gouvernementsbauten, teils durch Errichtung von Privatgebäuden, hat inzwischen dem Bilde der Stadt mehr und mehr das Ansehen eines heranwachsenden Emporiums gegeben. Ringstraßenartig und gleich einer breiten Terrasse umfaßt der Quai, Wilhelmsufer genannt, den Meeresstrand der Bucht. Das Lazarett nebst dem bakteriologischen Museum, die Kasernen, das Artilleriegebäude erfuhren ihre Fertigstellung, die Hauptstraßen erhielten ihre Chaussierung, die Kanalisation des Regenwassers ward erweitert, die aus dem Haipothale der Stadt zugeführte Trinkwasserleitung so weit ausgebaut, daß gesundes Trinkwasser nun allenthalben zu haben ist. Von den Neubauten verdient besonders die einem wahren Lebensbedürfnis der Kolonie entsprechende Schule Erwähnung. Die Eröffnungsfeier am 2. September 1901 gestaltete sich zu einem nationalen Festtag für die deutsche Bevölkerung. In der einer Mittelschule angepaßten Anstalt können jetzt 30 Kinder unterrichtet werden, als weiteres Ziel, welches den Wünschen der Bürgerschaft Tsingtaus entspricht, wird angestrebt, die Schule wenn möglich zu einem Realgymnasium oder einer gleichberechtigten höheren Lehranstalt auszubilden. Das ist sowohl im Interesse der Entwicklung der Kolonie, als auch besonders aus nationalen Rücksichten zur Förderung deutschen Wesens und deutscher Bildung in Ostasien nötig. Diesen Gesichtspunkten war auch äußerlich bei der Einweihung ein festlicher Ausdruck gegeben. Am Morgen des 2. Septembers prangte der Bau der Schule im Flaggenschmuck; Guirlanden wanden sich an den

Ansicht von Weihsien und der östlichen Vorstadt.

Bohrarbeiten.

Säulen der Vorhalle empor, und im Innern war besonders die Auto aufs geschmackvollste mit Flaggen, Kränzen und gestickten Wandteppichen geschmückt. Dann folgte in Gegenwart der Behörden ein würdiger Weiheakt.

Dem Handelsverkehr der neuen Kolonie kommt schon jetzt die Ansiedelung vieler Kaufleute aus der Provinz Schantung zu gute, weil dieselben, wie schon erwähnt, meist ihre guten Verbindungen mit dem Hinterlande von der Küste aus verwerten. Die deutsche Einfuhr ist, abgesehen von Lebens- und Genußmitteln, sowie Baumaterial aller Art, noch sehr gering. Die eingeborne Bevölkerung ist überaus bedürfnislos, sie verlangt nur nach sehr billigen japanischen Sachen, welche von Chinesen aus Schanghai gebracht werden. Diese Art des Imports wird erst dann eine Aenderung erfahren, wenn regelmäßige Dampfer von Europa den Hafen von Tsingtau direkt anlaufen werden. Die Ausfuhr dagegen hat die besten Aussichten, die Konkurrenz der Chinesen zu besiegen, sowie erst die neue Bahn die Kohlen und Mineralschätze im Innern erreicht haben wird und die Steinkohlenlager durch den Schacht ihre Vorräte zu Tage fördern werden. Alsdann wird die Aufgabe zu lösen sein, die sich bietenden Handelsbeziehungen mit dem Inland geschickt zu benutzen und einen guten Absatzmarkt für die auszuführenden Waren zu sichern. Der Handel zwischen Schutzgebiet und Hinterland fängt an sich zu heben; er wird aber erst dann einen starken Aufschwung nehmen,

Maschinenbauwerkstatt und Schlosserei in der 63 m langen Baracke zu Tsingtau.

wenn die Chinesen infolge des Eisenbahnverkehres und der aufblühenden Kohlenindustrie das Bedürfnis nach feinerem Lebensgenuß und nach besseren Waren empfinden werden. Es ist bekannt, daß die Reformen bei den Chinesen stets den Charakter langsamer Bedächtigkeit tragen. Hingegen verschließen sich die Eingeborenen nicht Wandelungen, deren Nutzen sie aus eigener Anschauung erkennen und würdigen. — Die in den vorstehenden Zeilen schon mehrfach genannte Schantungeisenbahn, welche in Zukunft eine Hauptader des Verkehrs- und Erwerbslebens abgeben soll, führt über die Stationen Kiautschou (74 km) und Kaumi (100 km) zunächst bis Tschauling (128 km) und wurde am 1. Juni d. J. bis Weihsien (183 km) in Betrieb gestellt. Weihsien, das in der Mitte des Kohlenreviers liegt, zählt etwa 100000 Einwohner und ist die erste große Stadt der Provinz Schantung. Weiter wendet sich die Bahn in westlicher Richtung am Nordrand des Gebirges entlang, um unter Berührung der betriebsamen Stadt Tsingtschoufou und nahe an anderen volkreichen Orten vorüber Tsinanfu (420 km) zu erreichen. Eine kleine Zweigbahn geht nach dem Städtchen Poschan durch das Thal des Hsian fu ho und die daselbe ausfüllenden Kohlenfelder hindurch. Die gesamte Strecke mit Einbezug der Zweigbahn soll bis zum Jahre 1904 im Betrieb sein. Verläßt man mit dem Zuge die Ausgangsstation Tsingtau, so hat man zur Linken auf der ganzen Fahrt sichtbar die Bucht von Kiautschou, deren Hintergrund

Landung von Gütern für die Schantungbahn.

mächtige in blauer Ferne verschwindende Felsengruppen bilden. Zur Rechten erblickt man die Tsingtau vorgelagerten Berge, hinter denen in unbeschreiblicher Wildheit und Zerrissenheit, zugleich in finsterer Oede und mangelnder Vegetation das Lauschangebirge aufsteigt. — Später wird das Land flach und eben, Chinesendörfer folgen in größerer Anzahl aufeinander und bieten immer dasselbe Bild von niedrigen, aus Lehm erbauten Hütten in teilweise gut angebauten Ackerflächen. Aus diesen ragen hier und da eigentümliche graue Denksteine empor. Es sind Erinnerungsmale, die man zu Ehren tugendhafter Jungfrauen errichtet hat, welche ihr ganzes Leben der Pflege ihrer Eltern widmeten und deshalb der Ehe entsagten. Bei der Dichtigkeit der Bevölkerung von Schantung sind die Stationen der Bahn möglichst zahlreich und in thunlichst geringen Abständen vorgesehen, außer den größeren Stationen Kiautschou und Kaumi sind 13 Haltestellen vorhanden, so daß auf je 8 km ein Anhaltepunkt kommt.

Jenseit Kaumi tritt die Bahn auf chinesisches Gebiet, und hier werden die Erd- und Bauarbeiten von chinesischen Soldaten bewacht und geschützt. —

Welchen Eindruck die Eröffnung des Bahnbetriebes auf die Bevölkerung machte, das spiegelte sich deutlich bei der Einweihungsfeier im September 1901 wieder, wo die Bahnhöfe gerade von den Bewohnern derjenigen Dörfer, die sich während der chinesischen Wirren 1900/1901 am feindseligsten benommen hatten, auf ihre Kosten ausgeschmückt und die mit dem Zuge ankommenden Europäer mit Ehren- und Freundschaftsbezeigungen empfangen wurden. Nur mit einigem Zögern und Widerstreben folgten allerdings die Vorstände dieser Dörfer der Aufforderung, den Zug zu besteigen. Während der Fahrt und nachdem sie allmählich Vertrauen gewonnen hatten, befunden und erklärten sie dann, daß es sehr thöricht gewesen wäre, sich gegen eine so gute und wohlthätige Einrichtung einzustemmen zu lassen, und der Aelteste von ihnen sagte laut vor seinen Landsleuten und Amtsgenossen: „Wer hätte sich das alles so gedacht, was hat es nur für einen Sinn, den Aufwand gemacht zu haben?“ Ein anderer fügte in echt philosophischer Weise hinzu: „Die kein Geld haben, haben den Aufstand hervorgerufen, und die Geld haben, müssen jetzt dafür bezahlen!“

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die weiteren Vorarbeiten von Weißsen in der Richtung nach Tsinanfu ungestört unter der Leitung der deutschen Ingenieure und Baumeister fortschreiten, während der Oberbau der Strecke und die Maurerarbeiten durch chinesische Arbeiterkolonnen in bester Ordnung ausgeführt werden. Unter diesen letzteren befinden sich manche, die schon bei dem Bau chinesischer Bahnen thätig gewesen sind. —

Nach allem dürfte die Vollendung des großen Kulturwerkes der ersten deutschen Eisenbahn in China also bestimmt für die Mitte des Jahres 1904 in Aussicht stehen.

Eine Tochter Octavio Piccolominis.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Er ist aus alttombardischem Geschlecht,“ läßt Schiller seine Thella von dem Geliebten sagen. Allein hierin irrt sich der Dichter, denn die Piccolomini sind seit grauen Zeiten in Siena ansässig. Dort bezeugen die vielen Paläste und andere Baudenkmäler, die ihren Namen tragen, darunter vor allem die schöne von Pius II als Vereinigungsort für seine Familie erbaute Loggia (loggia del Papa), den Rang und Reichtum der Piccolomini. Der Name bedeutet ursprünglich Kleine Leute, und noch jetzt sagt der Italiener scherzweise von einem, der zu kurz geraten ist, er gehöre zur Familie Piccolomini.

An der Spitze ihres Stammbaumes steht im 11. Jahrhundert ein Piccolomo (Kleiner Mann), der eine Persönlichkeit von Gewicht gewesen sein muß, denn sein Vorname wiederholt sich nun so häufig in der Familie, daß er, wie dies in Italien oft geschah, durch Anhängung der Pluralform zum Familiennamen wurde. Der bedeutendste des Geschlechtes war der berühmte Gelehrte Aeneas Sylvius Piccolomini, Kanzler des Kaisers Friedrich III und späterer Papst Pius II. Mit ihm wäre seine Linie erloschen, wenn er nicht die Söhne seiner beiden Schwestern Laudomia und Caterina adoptiert hätte, die so den Namen Piccolomini fortpflanzten. Der Sohn Laudomias bestieg später als Pius III selbst den päpstlichen Stuhl, von Caterina, der jüngeren, stammt der Zweig, dem der aus Schillers „Wallenstein“ wohlbekannte Octavio Piccolomini angehört.

Das Konversationslexikon belehrt uns, daß Octavio kinderlos gestorben ist, und lange galt der dem deutschen Volke so tief ins Herz gewachsene Max Piccolomini für eine reine Phantasiegestalt. Beides ist unrichtig. Einen Sohn Octavios hat es freilich nie gegeben, und seine im Alter von 52 Jahren geschlossene Ehe mit der sechzehnjährigen Prinzessin Maria Benigna von Sachsen-Lauenburg blieb in Wahrheit kinderlos. Daß Octavio dennoch Vater gewesen ist, wiewohl er diesen Namen keine sonderliche Ehre machte, geht aus Urkunden des florentinischen Staatsarchivs hervor. In den dort befindlichen Papieren des Klosters della Concezione Immacolata (der unbefleckten Empfängnis), auch schlechtweg Monastero nuovo (neues Kloster) genannt, wird wiederholt eine Violante, „natürliche Tochter des Marschalls Octavio Piccolomini“ erwähnt, die mit ihrem Klosternamen Schwester Maria Octavia hieß. Sie war um 1627 geboren worden, ungefähr um die Zeit, wo ihr Vater nach rühmlichen Kämpfen auf italienischem Boden sein Regiment nach Deutschland führte und unter den Oberbefehl des Wallensteins trat. Das Kind wurde nach Octavios eigener Mutter Violante genannt, ein Name, der auch sonst vielfach in der Familie Piccolomini vorkam. Bei Octavios Schwägerin, Frau Caterina Adimari Piccolomini, der Witwe seines älteren Bruders Silvio Enea, wurde die „Violantina“, wie sie in Briefen heißt, aufgezogen. Die Dame hatte auf Montughi, einem Hügel bei Florenz, ihren Wohnsitz, denn dieser Zweig der Piccolomini war florentinisch geworden, da der Vater unter Großherzog Ferdinand die Würde eines General-Feldzeugmeisters der Toskana bekleidet hatte. Beide Söhne, zwischen denen noch ein dritter, Aseanio, später Erzbischof von Siena, stand, dienten von der Pike auf im Heer. Silvio Enea fiel als kaiserlicher Oberst in einer der ersten Schlachten des Dreißigjährigen Krieges auf böhmischem Boden; der bei weitem jüngere Octavio (geb. 1599), der als Achtzehnjähriger vom Großherzog mit toskanischen Hilfstruppen nach Ungarn geschickt worden war und dort seine ersten Proben abgelegt hatte, sollte in glanzvoller Laufbahn, die ihn über alle europäischen Schlachtfelder führte, von Stufe zu Stufe emporsteigen, um schließlich als deutscher Reichsfürst zu endigen. Durch seine bei Lützen bewiesene heldenmütige Tapferkeit wurde er der Vertrauensmann des Friedländers, der, von astrologischem Wahne verblendet, in dem Piccolomini seine letzte Stütze sah, weil beide den Planetenstand der Geburtsstunde miteinander gemein hatten. Wie Octavio heimlich des Herzogs hochverräterische Pläne nach Wien berichtete, die Regimenter von ihm abwendig machte und durch sein gewagtes doppeltes Spiel den Untergang des gewaltigen Kriegsfürsten herbeiführte, das ist der Inhalt der Schillerschen Tragödie. Nach der blutigen Katastrophe von Eger wurde er vom Kaiser mit der Herrschaft Nachod, einem Besitz des ermordeten Grafen Terzka, belohnt. Damals erlangte er auch den Feldmarschallsrang, doch war diese Auszeichnung nur die Vorbereitung auf Größeres, das ihm bevorstand.

Gerade um diese Zeit, wo der Stern des Vaters in so raschem Steigen war, wurde die arme, damals erst neunjährige Violante ins Kloster gebracht, das sie nicht wieder verlassen sollte. Eine Mitgift von 3000 Scudi nebst der Aussteuer war alles, was Octavio ihr aussetzte, und damit scheint der ruhmgekrönte Feldmarschall sich seiner Vaterpflichten für immer entledigt zu haben.

„Das war kein Heldenstück, Octavio!“ möchte man auch

hier sagen, wenn man nicht wüßte, wie allgemein damals die Gepflogenheit war, sich die Töchter, auch die legitimen, wenn sie der Familie zur Last fielen, auf diese Weise vom Halse zu schaffen. Das Kloster der „Unbefleckten Empfängnis“ war übrigens hocharistokratisch und sehr reich; seine in der Via della scala gelegenen prachtvollen, mit Malereien geschmückten Räume hatten in früheren Zeiten den Päpsten, die Florenz besuchten, zum Absteigequartier gedient. Es hing von dem zur Unterwerfung der Türken von Cosimo I gegründeten Ritterorden des hl. Stephanus von Pisa ab, und seine Nonnen, welche die Adelsrobe abgelegt haben mußten, genossen die Ehre, sich Cavaliere (Ritterinnen) zu schreiben.

Viel Mühe scheint man sich dort mit der Erziehung der kleinen Violante nicht gegeben zu haben, nach ihrem Prozeß zu urteilen, den sie mit siebzehn Jahren ablegte. Denn er ist von fremder Hand geschrieben und von ihr mit so kindisch unsicherer und ungeübter Schrift unterzeichnet, daß man aus diesem Schriftstück geradezu schließen muß, Schwester Maria Octavia sei die ungebildetste Nonne des ganzen Konvents gewesen.

Ihr Geschick steht im grellsten Gegensatz zu der Laufbahn des Vaters, die über die ganze Familie ihren Glanz ergoß. Woher diese Unterdrückung einer Tochter, die er nach der Sitte der Zeit hätte anerkennen dürfen, ohne in Tadel zu verfallen? Vielleicht, daß in dem Schloßarchiv von Nachod, das seine Korrespondenz mit Frau Caterina Adimari Piccolomini enthält, auch noch Briefe liegen, die über den innern Beweggrund dieser Handlungsweise Aufschluß gäben.

Hatte er der Schwägerin seine Tochter anvertraut, so vertrat er dagegen Vaterstelle bei deren ältestem Sohn. Und der Sohn, den er für die Violante eintauschte, ist kein anderer als jener Joseph Silvio Piccolomini, „genannt Max“, dem Schiller die Züge seines jungen Helden entlehnt hat. Denn daß der Max nicht, wie vordem geglaubt wurde, eine reine Erfindung der Schillerschen Muse ist, hat Freiherr von Weyhe-Cimte in seiner Schrift „Die historische Persönlichkeit des Max Piccolomini“ (Pisen 1870) nachgewiesen. Dieser Lieblingsheld der zärtlichen Herzen ist wirklich einmal im Fleisch und Bein gewandelt, wenn auch nicht als leiblicher Sohn des Octavio, so doch als sein Wahlsohn, auf den der ruhmvolle Kriegsheld „ob seines heroischen Gemüts seine ganze Speranza (Hoffnung) gesetzt hatte“. Der junge Toskaner muß ganz das Kind des Lagers gewesen sein, wie Schiller ihn zeichnet. Schon in frühester Jugend wurde er wegen seiner Tüchtigkeit zum Obersten ernannt, und er scheint der Dichtung auch Charakterzüge geliefert zu haben, nur daß die Daten völlig verändert sind.

Um seinetwillen verzichtete Octavio auf leibliche Erben. Dem Neffen sollten mit Uebergehung der natürlichen Tochter die großen Besitztümer zufallen, die der Verrat an Wallenstein — wenn man den Abfall von einem Verräter so bezeichnen darf — dem Oheim eingetragen hatte. Aber nichtig waren diese Voraussetzungen: mit dem frühen Tode seines Lieblings mußte Octavio dem Glücke, das ihm in allem gelächelt hatte, seine Schuld bezahlen. In der blutigen Schlacht von Jankau, am 6. März 1646, geriet der Oberst Piccolomini, der an der Spitze seines Kürassierregiments dem Feinde furchtbare Verluste beigebracht hatte, in die Gefangenschaft der Schweden, nachdem sein Roß unter ihm gefallen war. Von der nachdringenden kaiserlichen Reiterei wieder herausgehauen, fiel er bei einem neuen Angriff der Schweden dem Feinde schwerverwundet abermals in die Hände, und dieser, um seinen Gefangenen nicht zum zweitenmal zu verlieren, trug keine Scheu, den Wehrlosen zu ermorden. Es war also von so ritterlicher Gesinnung, wie Schiller sie dem Feind beim Tode des jungen Helden zuschreibt, keine Rede. Auch die Liebe des Max und der Thekla ist eine Erfindung des Dichters, denn beim Tode des Friedländers war dessen Tochter, die mit ihrem wahren Namen Marie Elisabeth hieß, noch ein Kind. In der Stadtkirche von Nachod ruhen die Gebeine des ritterlichen Jünglings; sein anziehendes Bild, „mit den großen, schwärmerischen Augen“, hängt im großen Piccolominisaale auf Schloß Nachod, und der Anblick dieses Porträts soll Schiller den ersten Gedanken an die lichte Gestalt seines Helden eingegeben haben, der über die düstere Welt des Wallensteinschen Lagers einen so hellen Schein gießt und nahe verwandt ist mit allem jugendlich Holden in Sage und Dichtung, das ein kurzes Leben hat.

Man pflegt im allgemeinen dem Dichter einen schlechten Dienst zu erweisen, wenn man, was er mit ordnender Hand zusammengefügt hat, wieder in seine historischen Bestandteile zerlegt. Im Falle der Piccolomini ist es anders: man kann nicht ohne erhöhte Bewunderung für den Schillerschen Genius die zerstreuten, zufällig datiegenden Steine betrachten, aus denen er sein herrliches Werk aufgeführt hat. Es war in einer seiner glücklichsten Stunden, daß ihm die fragwürdige Gestalt des korrekten, ehrenfesten Verräters Octavio aufging. Der historische Piccolomini will seiner Herzenskühle, seiner sicheren Gewandtheit auf dem gefährlichen Boden und der Fähigkeit der langen tiefen Verstellung ist der echte Enkel der italienischen Renaissance, zugleich aber auch der Sohn einer neueren Zeit, die kein Conditionierenwesen mehr dulden konnte und nur die legitime Gewalt verehrte.

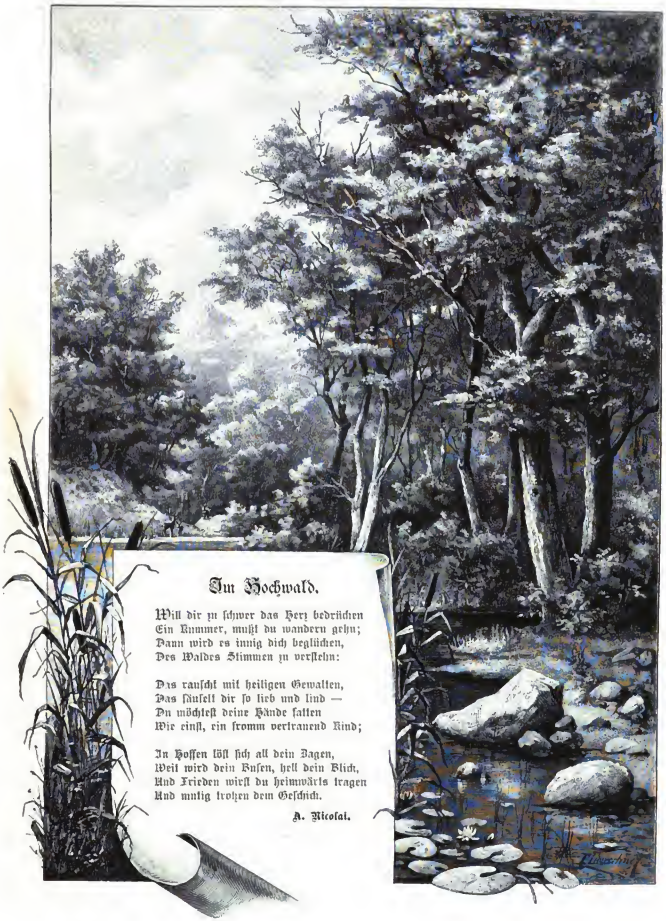
Diesen Charakter hat Schiller seinem deutschen Publikum dadurch verständlich gemacht, daß er den damals Fünfundbreißigjährigen in einen alten Mann verwandelte; so schuf er sich zugleich die Gelegenheit, ihm den Max als leiblichen Sohn zur Seite zu stellen — den reinen Jugendidealismus „faltenlos und leuchtend“ neben die krummen Wege des alten Weltmanns und Menschenkenners. Shakespeare hätte den Octavio vielleicht zum teuflischen Intriguanten gemacht. Schiller rettete in ihm die Würde der Menschheit, indem er seiner That die Soldatentreue gegen den Kaiser unterschob, nur mit einem leisen, uneingestandenen Nebenmotiv vermischt, das ihm aber Max als sein verkörpertes Gewissen ins Gesicht sagt:

„Du steigst durch seinen Fall. Octavio,
Das will mir nicht gefallen.“

Mit dem Tode dieses jungen Helden, der in Wahrheit erst elf Jahre später erfolgte, nahm Schiller die Sühne für den an Wallenstein begangenen Verrat voraus. Der Verlust des Max war auch für den historischen Octavio ein harter Schlag, denn sein Haus war nun in der That verödet. Fünf Monate zuvor hatte Violante in Florenz den Schleier genommen. Was nützte ihm nun der Titel eines Herzogs von Amalfi, den ihm der König von Spanien verliehen hatte, was der Reichsfürstenstand, in den ihn 1650 der Kaiser auf Ersuchen sämtlicher deutschen Fürsten erhob, zur Belohnung für „hochvernünftige, herumbe gute Conduniten“, „berosische Dapfferkeit, Prudenz und Vigilanz“ und vor allem für die „Weisvortrefflichste Dexterität“, mit der er den Westfälischen Frieden zum endlichen Abschluß gebracht hatte — wenn ihm für alle diese Würden und Ehren der Erbe fehlte? So entschloß er sich endlich zu der späten Ehe, die ihm aber keine Früchte mehr trug und die es nicht verhinderte, daß nach seinem 1656 erfolgten Tode der große fürstlich Piccolominische Besitz an entfernertere Verwandte fiel.

Im Jahre 1692 schloß zu Florenz die Tochter des Octavio Piccolomini als arme alte Nonne die Augen. Die Sparsamkeit, mit der sie zu Lebzeiten behandelt worden war, verleugnete sich auch bei ihrer Beerdigung nicht, denn die Rechnung für die dabei aufgewandten Kosten ist befremdend niedrig. Keine der andern Stephansritterinnen ist mit so geringem Aufwand an Kerzen, Messen ꝛc. zur Ruhe gebettet worden wie die Suor (Schwester) Maria Octavia Piccolomini. — Auf den wenigen Urkunden, die von ihr zeugen, gleißt noch der Silberstand, als ob er von gestern wäre, aber Violantens Leben liegt verschüttet und verschollen zwischen diesen Blättern. Unter den Nonnen des Monastero nuovo befanden sich übrigens zu ihrer Zeit noch zwei andere Piccolomini, und die Tante, die so große Eile gehabt hatte, das Kind dem Kloster zu überliefern, stiftete dort ewige Seelenmessen für sich und ihre Angehörigen. Das Neue Kloster wurde erst in Napoleonischer Zeit aufgehoben, die Räume, wo Schwester Maria Octavia wandelte und wo für Joseph Silvio Max Piccolomini die Seelenmessen gelesen wurden, dienen jetzt als Militär-Erziehungsanstalt. Die uralte zahlreiche Familie der Grafen Piccolomini blüht noch heute in Italien; die in Oesterreich angesiedelte gefürstete Linie ist seit 1757 erloschen.

Isolde Kurz.



Im Hochwald.

Will dir zu schwer das Herz bedrücken
Ein Kummer, mußt du wandern gehn;
Dann wird es innig dich beglücken,
Des Waldes Stimmen zu verstehn:

Das rauscht mit heiligen Gewalten,
Das säuselt dir so lieb und lind —
Du möchtest deine Hände falten
Wie einst, ein fromm vertrauend Kind;

In Hoffen löst sich all dein Zagen,
Weil wird dein Busen, hell dein Blick,
Und Frieden wirst du heimwärts tragen
Und mutig trotzen dem Geschick.

A. Nicolai.

Der Rosengarten.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Erzählung von **Adolf Wilbrandt.**

Als Richard am andern Morgen wieder in diesen Salon in der „Kaiserkrone“ trat, kam ihm der „Zwergkönig“, der „Laurin“, wie er ihn nun wirklich bei sich nannte, schon zur Thür entgegen; den rechten Arm in einer Binde, wie es sollte, um der Heilung möglichst viel Ruhe zu gönnen, aber sonst mit dem ganzen Stolz des aufrechten Mannes, den großen Kopf zurückgeworfen; bei seinem Wuchs ein komischer Anblick. „Ich begrüße Sie, Herr Lebensretter,“ sagte er mit einer gewissen feierlichen Heiterkeit, die er zu lieben schien. „Was hab' ich unterdessen gethan? Das Vernünftigste, was ich thun konnte: durchgeschlafen! Von gestern abend — ungegessen — bis vor einer Stunde! Ja, so macht's meine Natur. Vernunft, lauter Vernunft! Ich hab' auch schon wieder ein Gefühl, als wär' nichts geschehn. Noch 'ne Schwäche — na ja — nach dem Blutverlust. Ich verlor wohl ziemlich viel, Herr Doktor —“

„Nicht sehr lange, aber tüchtig!“ entgegnete Richard lächelnd. „Es kam ja wie ein Springbrunnen. Als das Talserwasser zum Eisack kam, wird sich der Eisack gewundert haben: wie rot doch heut' die Talser ist!“

„Laurin“ schmunzelte. Es schmeichelte ihm offenbar, daß sein Herzschlag „Springbrunnen“ machte, und daß er den Talserbach so rot gefärbt hatte. Er schlug seinem Doktor auf den Arm, die Schulter war ihm an dessen langer Gestalt zu hoch. „Sie sind mein Arzt; der andre nicht! Den hab' ich eben abgelohnt, ihm ein fürstliches Honorar geschickt. Denn ich lieb' sonst die Herren Doktoren nicht — und die Menschen nicht. Brauch' sie auch nicht. Brauch' ich Aerzte? Wozu? Ich bin gesund bis in die Knochen hinein. Lauter Vernunft und lauter Kraft! Fühlen Sie gefälligst! Hier!“

Er streckte ihm den linken Arm hin und spannte dessen Muskeln. Richard lächelte, that ihm aber den Gefallen, die Muskeln, insbesondere den „Biceps“, zu prüfen. Darauf machte er ein aufrichtig erstauntes Gesicht. Es war mehr Spannung und Fülle da, als er bei der kleinen Gestalt vermutet hatte. „Ich gratuliere!“ sagte er; fast hätte er „Herr Laurin“ gesagt.

„Da ist Leben; was? — Ich mach' aber auch meine täglichen Uebungen; und ich leb' nicht als Stubenhocker. Der rechte Arm ist allerdings nicht ganz so stark; ich bin links. Na, das kommt mir jetzt zu gute! — Und dann meine Heilkraft, Herr. Wie an meinem Körper die Wunden heilen, das glauben Sie nicht. Eins, zwei, drei! — — Und ich hätt' gestern doch verbluten können? Glauben Sie?“

Richard zuckte die Achseln. „Wenn ich nicht zufällig kam —“

„Und so hilfreich hinunterspran —“

„Der Springbrunnen, werter Herr. Die Gefahr war da.“

Der Kleine schüttelte sich. „Grauslicher Gedanke! — Da steht also ein Mensch, dem ich Dank schuldig bin; und wie! Werde nicht ermangeln; Albert Wesenberg ist keiner von denen, die sich lumpen lassen. Im Gegenteil, Sie werden —“

„Bitte, bitte, lassen Sie das,“ unterbrach ihn Richard ungeduldig, mit kaum verhehltem Unwillen.

„Gut, gut, gut; wie Sie wünschen. Ich hab' aber nicht nur das gemeint. Auch die wirkliche Herzensdankbarkeit. Sie sind eine Ausnahme unter den Menschen. Ich bin Ihnen dankbar! dankbar!“

Er nahm Richards rechte Hand mit seiner linken und schüttelte sie kräftig.

So herzhaft hätte er's wohl nicht gethan, wenn Irma, die Nichte, eine Minute früher eingetreten wäre; denn als sie jetzt vom Hausgang hereinkam und mit einem freudigen Lächeln dem jungen Doktor entgegenging, verfinsterte sich augenblicklich das scharfe, gelbliche Gesicht. Die tiefschwarzen Brauen zogen sich zusammen. Irma bemerkte es nun wohl, aber schon zu spät. Sie suchte das Zwiel der Freude aus ihren Zügen wegzuwischen und zog die Hand, die sie Richard zur Begrüßung darbot, kaum berührt wieder zurück. „Laurin“ blieb aber ernst, verdüstert. Seine dunklen, grünlich überschimmerten Augen gingen von Irma zu Richard und von ihm zu ihr.

Hinter dem Fräulein war ein Mann in südtirolischer Volkstracht eingetreten, der einen Haufen von Rosensträußen trug; er grüßte, dann stellte er einige der Sträuße in Vasen, die auf den Tischen standen, ging in Irmas Zimmer und kam mit leeren Händen zurück. Es war eine richtige Tirolergestalt, groß, breit, mit schönem Vollbart, etwas schweren Gliedern; in dem gutgeformten Gesicht eine Mischung von Frohmut, Biederkeit und Schlauheit. So hatten vielleicht die alten Goten in diesen Thälern schon ausgesehn. Der Kleine deutete mit der linken Hand auf ihn; sein Antlitz hatte sich inzwischen wieder aufgehellt. „Mein Mathias; mein Mädchen für alles,“ sagte er mit seinem Herrscherlächeln. „Er besorgt die Rosen, die Post, alle Einkäufe in der Stadt. Er kutschiert. Er spielt uns die Zither. Er singt. Er bewacht das Haus.“

Er bewacht mir die da! schien ein Blick auf das blonde Mädchen zu sagen.

Mathias lächelte; damit ging er in das Zimmer seines Herrn. „Wo ist das Haus?“ fragte Richard, so scheinbar unbefangen und gleichgültig, wie nur irgend möglich.

„Mein Haus?“

„Ja.“

„Ich hab' keins, Herr Doktor. — Ich leb' hier und da. — Wollen Sie den Verband erneuern?“

„Möcht' ihn untersuchen.“

„Sehr wohl. Gehn wir in mein Zimmer!“

Die Frage nach dem Haus war damit abgethan. Sie gingen dem Mathias nach; Irma blieb im Salon.

Als die Männer aber zurückkamen — Richard hatte die Wunde in bester Verfassung gefunden; Irma saß mit wieder bleichem Gesicht auf dem Sofa und las — so begann „Laurin“, der sich wieder seiner Heilthat gerühmt hatte, den Großmütigen, Vorurteilsfreien, Heiteren zu spielen. „Sehn Sie das Mädchen da,“ sagte er zu Richard; „sie hatte sich gestern aufs Theater gefreut. So eine Abwechselung thut ihr gut. Da spiel' ich ihr diesen Streich und fall' hintenüber, schlag mir an der versluchten scharfen Kante von dem Dings da die Schlagader entzwei! Nun hat sie nur den Schreck, sonst nichts.“

„Doch!“ nahm Irma das Wort, die offenbar allen guten Willen zusammenraffte. „Ich hab' jetzt die Freude, daß du gerettet bist; und Dankbarkeit gegen Gott und —“

„Und diesen Herrn Doktor,“ ergänzte der Oheim.

„Ja gewiß,“ erwiderte sie mutig. „Wie gut hat er das gemacht!“

Der Kleine lächelte: „Sehn Sie? Dankbarkeit! Wir sind Ihnen beide dankbar; sie auch! — Wir könnten meine glückliche Rettung feiern, wenn Sie wollen. Morgen wird wieder gespielt, sagt Mathias eben. Wie heißen: das Theater hier im Haus! Wollen wir so lange hier bleiben, Irma?“

„Sie werden wohl auch müssen,“ bemerkte Richard; „damit die Sache in Ruhe heilt.“

„Müssen? Ich muß nichts! Ich muß nie! — Aber wollen thu' ich, Irma, möchtest du?“

Sie nickte stumm.

„Und wollen Sie morgen, zur Feier, mit uns ins Theater gehn und dann hier mein Gast sein?“

Richard verneigte sich. Ein plötzlicher Anfall von Freude stieg ihm nur als Blutstrom ins Gesicht, sonst ließ er ihn aus Vorsicht nicht sehn. „Eine so liebenswürdige Einladung nehm' ich gerne an.“

Laurin lachte auf. „Liebenswürdig! Haha, ich bin liebenswürdig! — Das sagt man mir nicht oft. Du hörst aber, der Doktor sagt's. Der Herr — — Noch weiß ich Ihren Namen nicht. Lieber Herr, wie heißen Sie?“

„Richard Hallburg.“

„So. Ein guter Name. Klingt so deutsch. — Meiner auch: Albert Wesenberg. — Also Herr Doktor Richard Hallburg —

heut so gegen Abend, wenn's Ihnen recht ist, da schauen Sie wohl noch einmal nach dem Patienten. Da verabreden wir dann das Weitere. Schönen guten Morgen. Auf Wiedersehn!"

* * *

Was war zwischen Morgen und Abend geschehn? Hatte der „Menschenfeind", der eifersüchtige, tiefer nachgedacht? Oder hatte Irma zu viel Freude gezeigt? Als Richard gegen Abend wiederkam, war alles anders; der „Zwergkönig" ging mit harten Schritten und hartem Gesicht im Salon hin und her, ohne bei Richards Eintritt anzuhalten; das Mädchen saß am Tisch, von einer elektrischen Lampe beleuchtet, die Augen geschlossen, die sich, wie es schien, ungern öffneten. Erst nach einer Weile, als Richard nach Hummer Verwunderung frostig laut gegrüßt hatte, blieb der unhöfliche Kleine stehn. „Sie kommen nur noch zum Abschied," sagte er nach einer unbestimmten Gebärde, die wohl einen Willkomm vorstellen sollte. „Wie so oft im Leben — es fügt sich anders. Ich muß die Einladung zu morgen abend zurücknehmen, Herr Doktor Hallburg. Morgen sind wir fort."

Richards Augen gingen unwillkürlich zu Irma hin. Die Fassung, die er sich eben noch bewahrte, jetzt verlor er sie fast: auf dem so hell beleuchteten, edel zarten Mädchengesicht erschien wieder dieselbe verzweifelte, gleichsam um Rettung flehende Schwermut, die ihn gestern erschüttert hatte. In des andern Gegenwart? Sah denn der sie auch? — Nein, er konnte sie in diesem Augenblick nicht sehn: er wanderte schon wieder, von ihr hinweg. Richards Herz stand still. Erst allmählich kam ihm das Gefühl, daß sich's wieder rührte. Das Schwarze, das ihm vor die Augen getreten war, verlor sich. Er blickte dem Kleinen nach.

„Morgen sind Sie fort?" sagte er mit mannhafter Ruhe, mit höflichem Bedauern. „Darum, wenn ich fragen darf?"

„Es fügt sich so," wiederholte Laurin, der zurückkam. „Wie ich Ihnen sagte. Warum, das ist ja gleichgültig. Interessiert Sie nicht."

Er ging wieder weiter.

Richard warf einen raschen Blick zu Irma hinüber; einen Blick, in den er alles hineingab, was ihm auf der Seele lag. Ich verlaß' dich nicht, suchte er zu sagen. Ich bin zu jeder möglichen Hilfe bereit. Sag mir nur, wie ich helfen kann!

Der andre kam wieder zurück. „Interessiert Sie nicht," sagte er noch einmal. „Meine Entschlüsse wechseln oft rasch; die ist dran gewöhnt! — Mit der Heilung werd' ich nun auch ohne Sie fertig; zu Haus geht's am besten. Hab' ja mein Mädchen für alles, Mathias! — Dies ist also unsre letzte Begegnung, Herr Doktor."

„Sehr wohl. Nur der Wunde wegen: Sie fahren nicht lange, nicht weit?"

Der Kleine schüttelte den Kopf.

„Wie weit denn? Wohin?"

Der Kleine drehte sich herum, von ihm weg. „Wozu diese Frage, Herr Doktor?" antwortete er barsch. „Sie fragen zu viel! zu viel!"

Richard blickte in seiner Not auf Irma; er sah auf ihrem Gesicht die gleiche Not. Da der Oheim ihnen beiden den Rücken zeigte, hob sie geschwind den Zeigefinger; in die Luft zeichnete sie langsam, so deutlich wie möglich, einen Buchstaben hinein, ein großes deutsches T. Dann ein I. Ein E.

Sie mußte aufhören, Laurin, der in seine Brusttasche gegriffen hatte, wendete sich zurück, er konnte nun beide sehn. T, I, E, Tie, dachte Richard. Was kann daraus werden?

„Also noch einmal meinen Dank, Herr Doktor," sagte der Kleine trocken, kalt. „Werde nie vergessen, was Sie mir — — Für Ihre ärztlichen Bemühungen nehmen Sie, bitte, dies Couvert."

Er hielt ihm einen bläulichen Briefumschlag hin, auf den er mehrmals mit dem Daumen drückte, um zu zeigen: es ist was drin! und gewiß genug! Dabei wendete er sich ganz zu Richard hin. Diese letzten Augenblicke benutzte das Mädchen. Ihre Hand erhob sich wieder, Richard sah es; sie schrieb ein R in die Luft, dann ein S. Dann sank die Hand, wie um zu sagen: 's ist aus.

„Ich danke Ihnen," entgegnete Richard halb mechanisch, indem er den Umschlag nahm. „Hoffentlich sind Sie bald ganz wiederhergestellt."

„Hoffentlich? Ganz gewiß! — Leben Sie wohl!"

Sie drückten sich die Hand. Tiers! dachte Richard. Er verneigte sich gegen Irma, die aufgestanden war; „leben Sie wohl!" sagte er nur. Dann griff er nach seinem Hut. Wie er diesen Salon schon zweimal verlassen hatte: fortgeschickt — gestern von ihr, heut morgen von ihm — so ging er auch jetzt wieder hinaus.

* * *

Das Tiersee Thal ist eines der Engthäler nah bei Bozen, die sich gegen das Eisackthal öffnen; bei der Bahnstation Blumau ergießt sich sein stürzender Bach, der Breinbach, in den stürzenden Fluß. Er kommt vom Gebiet des „Rosengartens" her, ist so recht eigentlich das Rosengartenwasser, aus zwei Anfängen, dem Tschaminbach und dem Purgametschbach, vereint. Wie Richard in alle Thäler dieser Gegend hineingeschaut hatte, hatte er auch einen Blick in das Tiersethal geworfen; aber nicht viel mehr als einen Blick, etwa eine halbe Stunde thalauf. Von dem Hauptort Tiers wußte er nur den Namen, sonst nichts; er lag ihm zu tief ins Thal hinein, mehr als zwei Stunden weit. Tiers! Unanfechtbar deutlich hatte das Mädchen diese fünf Buchstaben in die Luft geschrieben. Wie kamen sie und ihr Laurin nach Tiers? und nun gar um diese Jahreszeit, wo in den Hochthälern noch Winter ist?

Schon in der letzten Nacht hatte Richard viel gewacht, an die beiden Menschen und ihr Schicksal denkend; in der Nacht, die nun kam, lag er fast schlummerlos da. Was thun? Wie ihr helfen? Es gab ja nur einen Weg. Sein entstammtes Herz wenigstens zeigte ihm nur den einen; und er ging ihn die ganze Nacht. Ihr die Hand anbieten! Ihr sagen: Um dich vor dem zu retten, nimm mich! — Ihr die Hand anbieten? Nehmen wird sie sie wohl, aus Verzweiflung, in ihrer Not. Ob mit Herzensfreude? weil er ihr gefällt? — Es scheint wohl so! dachte er, sich an dies und jenes Wort, an manche ihrer Blicke erinnernd. Aber Herr des Himmels, ich? ich selbst? Was ich für sie fühle, kann denn das schon Liebe sein? Oder wenn's so ist — es ist so — ja bei Gott, ich fühl's — seit wann kenn' ich sie? Was weiß ich von ihr? Nichts als was sie mir gesagt hat; gestern. Wie aus der Erde aufgestiegen und dann wieder hinunter. Mitleid! Ja, ja, ja, grenzenloses Mitleid; aber ist das für die Liebe und fürs Leben genug? Und woher weiß ich: nur er hat Schuld? Woher weiß ich: alles ist so, wie sie mir's sagt? Wenn sie übertrieben hätte — mich getäuscht — belogen . . .

Er richtete sich im Bett auf, er erhob sich, ging umher; „nein, nein, nein!" sagte er laut vor sich hin, „so ein Gesicht, das lügt nicht; so 'ne Stimme lügt nicht; ich schwöre auf jedes Wort!" Er fühlte mit Wonne, mit Seligkeit, wie er an sie glaubte. Es war ihm wie ein Märchen, aber ein wundervolles, daß er sie so gefunden hatte; daß das Schicksal ihm auferlegt, ein so holdes, herrliches, nur verkümmertes Geschöpf aus solchem Elend zu retten. Kühnlich — Laurin . . . Nüchtern, durchschnittsmäßig war sein Leben bisher dahingegangen; nun sah er sich auf einmal von Romantik, von Poesie umringt — wie die Recken, die den seidenen Faden zerreißen und in des Zwergkönigs Rosengarten treten.

Dann rissen ihn wieder die Zweifel hin, das Verlangen her; so verging die Nacht. Endlich sagte er sich: Gut, ich will nach Tiers, ich will sie suchen, ich muß; aber heut — unmöglich, zu früh, zu verdächtig. Ich muß warten; bis morgen gewiß! Morgen hin ich wieder vierundzwanzig Stunden älter. Vielleicht fühl' ich morgen, daß mir doch schon anders ist; daß die Glut nicht mehr so heiß ist, daß die Zweifel und Bedenken wachsen. Nun, dann — wart' ich weiter . . .

Er lächelte zwar: es wird nicht, es kann nicht sein! Aber er stürzte sich resolut in den Tag. Er fuhr auf der neuen, eben fertigen Bahn ins „Ueberetsch", nach Kaltern, und trieb sich im ganzen Eppan bis zu dem alten Wartturm des „Hocheppan"

herum. Die Belohnung folgte: nach dem Recht der Jugend vom Abend bis zum Morgen ein tiefer Schlaf. Frisch wie je erwachte er; die Sonne stand schon hoch. In ihm rührte sich aber nur eine Stimme: Nach Tiers! Er sah nur Irma, die Schöne, die Leidende; alles zog ihn zu ihr. Mit dem nächsten Zug — er ging erst um Elf — fuhr er nach Blumau, stieg aus und wanderte ins Tierser Thal hinein.

Dem Dolomitengebirg vorgelagert, sind diese wilden Schluchten, die auf den Eisack ausmünden, noch Porphyrmassen wie die Berge um Bozen her; röthliche, grünliche, violette Blöcke türmen sich im Bachbett auf, herrliche Felsgebilde begleiten seinen Weg. Steil und kahl oder von Buschwald wie von krausem Haar bedeckt steigen sie hoch auf; der schäumende Bach springt hin und her, der Weg ist bald rechts, bald links. Die Sonne brannte fröhlig herunter; auf der Seite, an der die Straße anstieg, hatte sie den Winterschnee weggetilgt. Drüben auf der Schattenseite ward es mit jeder Viertelstunde weißer; endlich blieben diese Schneeflecken und Schneefelder tief und tiefer unter Richard zurück, denn die Straße verließ den Bach und kletterte, sich langsam windend, seitwärts bergan. Tiers liege im Thal, am Wasser, hatte er gedacht; nun sah er seinen Irrtum. Als er die freie Höhe erreichte, war's, als sei er in die Schneeregion gekommen; weite weiße Felder glänzten in der Sonne; rechts tief unten rauschte der unsichtbare Bach. Der Weg ging im Bogen, um eine Ecke; auf einmal stand Richard vor Ueberraschung still. Ueber Tiers, dem Bergdorf, ragte der Rosengarten empor, in fast erschreckender Majestät; nur dasselbe Hauptstück, das an jenem Abend so geisterhaft geglüht hatte, aber damals fern, jetzt nah, wie zum Greifen, von ungeheurer Gewalt. Man konnte zugleich nichts Schöneres sehn: ein zart nebelnder Duft lag noch vor den Riesenformen, der erst jetzt langsam zerging; in dem lichten, weißlichen Glanz der edlen Kuppe und der drei Zinken blühten hier und da rötliche und rosige Töne; darunter das schimmernde Weiß des mächtigen Schneegürtels, in dem die vorwitzigen, schwarzen Fichten hoch hinaufstiegen, eine der andern nach; es schien, sie stiegen sich tot.

Wohnt er darum hier? dachte Richard, in diesen Anblick versunken. Weil er an den Bergen da hängt? — Es sollte nun schon so sein, daß er sich den Menschen als „Laurin", und nun auch in Beziehung zu dem Rosengarten dachte; das Märchen umwuchs ihn mehr und mehr . . . Endlich ging er näher, ins Dorf hinein. Die Straße war sehr ungleich geworden, Schnee, hart oder aufgeweicht, trocken gelounte Erde dazwischen; an dem hohen Abhang aber, unter dem das Dorf sich ausbreitete — die Häuser langhin verstreut, über, an und unter der Straße — an diesem Abhang war fast aller Schnee von der Sonne fortgeleckt. Ein paar Wässerchen stürzten von dort herunter, stürzten unter der Straße durch und zu dem jetzt sichtbaren Breinbach hinab, der lärmend rauschte. Jenseits stiegen fichtenbewachsene, schneebedeckte Berge auf; gradeaus, im Osten, überragte alles der breite Bau des Dolomitengebirgs, wild barocke Formen, aus denen der Rosengarten höchst vornehm, wie der wahre König dieser Bergwelt, in den Himmel wuchs. Richard ließ ihn nun aber fahren und spähte an den Häusern hin; wo das rechte sinden? Mitten im Dorf, dachte er, wird Laurin nicht wohnen: unterhalb der Straße auch nicht; nur weiter oben, wo er frei ins Ferne sieht! Ein paar Häuser standen gleich am Anfang in schöner Lage, ein Fahrweg stieg zu ihnen hinauf; beide hatten etwas Herrschaftliches, mit den andern verglichen, und schienen aus älterer Zeit zu sein. Von dort mußte man aus den Fenstern herrliche Blicke auf die Dolomiten haben; ebenso nach Westen auf die lange Kette der Oetzthaler Alpen, die Richard nun erst bemerkte und die, von der Sonne wunderbar beleuchtet, in silberig bläulichem Duft erglänzten.

Da! — Richard stuhr zusammen. An dem ersten der beiden Häuser über ihm wurde ein Fenster lebendig; eine weibliche Gestalt erschien. Ueber dunklem Kleid ein blonder Kopf . . . Irma! ohne Zweifel. Ihre Augen schienen in die Ferne zu sehn; den Mann da auf der Landstraße bemerkten sie offenbar nicht. Nach einer Weile schlossen sie sich. Vor Kummer, Trauer? Oder warum? Dann trat die Gestalt zurück und verschwand . . . Richard blieb noch stehn. Keine Uebereilung! sagte er sich, wie er sich's unterwegs schon öfter gesagt; Klug sein wie die Schlangen! Den Eintritt ins Haus mir vorbereiten! — Er spähte weiter, ins Dorf hinein. Vor der Kirche, der stattlichen, die mit einem rot gezwiebelten Turm in den Himmel ragte, fiel ihm ein weißes Haus in die Augen, gleich unterhalb der Straße; „Gasthaus zur Rose" stand darauf. Eine schlichtgekleidete Frau, unterjetzt, aber mit einem guten, klugen Kopf, wie es schien, trat dort in die Thür; offenbar die Wirtin. Rasch entschlossen ging er hin, grüßte sie sehr artig, verlangte ein Mittagsessen und trat mit ihr ins Haus.

In der Wirtsstube war viel Tabaksrauch und ein Haufe von Männern; einige aßen noch, andere tranken Bier und Wein, spielten oder plauderten. Eine junge Magd saß am Spinnrocken und spann; eine andre bediente die Gäste; ein feiner junger Bursch, wohl ein Haussohn, strich wie gelangweilt umher. Richard ließ sich Braten geben und trank roten Tiroler dazu. Er hoffte auf die Wirtin, deren weitklinger Charakterkopf ihm in der Nähe erst recht gefiel; bald trat sie denn auch zu ihm, der an einem Tisch allein saß, und wurde gesprächig, sowie er damit den Anfang machte. Er fragte nach allerlei, der Witterung, dem Klima dieses hochgelegenen Dorfs, und wie die Menschen hier lebten; und wunderte sich, wie viel stattliche Häuser man hier sehe. Sie gab auf alles klugen Bescheid. Es sei aber doch auch viel Armut hier: so viele aus dem Dorf gingen fort, ins Ausland, nach Amerika, manche kämen ohne Glück, ohne Geld zurück und fielen der Gemeinde zur Last. Das große Armenhaus sei voll genug! — Nachdem Richard sich satt gegessen und geplaudert hatte, zahlte er und ging: aber nicht ohne die Wirtin noch in ein letztes Gespräch zu verwickeln, so daß sie ihn gemütlich begleitete. Vor dem Haus, eh' er Abschied nahm, lächelte er und fragte: „Wo steht denn dieses Armenhaus, das so gut besucht ist?"

Sie zeigte auf eins der nächsten, an dem er vorhin vorbeigegangen war, ein stattliches Gebäude.

„Und was ist denn das da?" fragte er, noch nicht auf das Laurinsche Haus, sondern auf dessen Nachbar deutend, am Berg. „So ein großes, schönes Wappen ist auf das Haus gemalt; mir scheint, ein bischöfliches."

„Mag wohl noch vom Bischof von Brixen sein," antwortete die Wirtin. „Das ist jetzt das Schulhaus. Der Schulmeister wohnt im ersten Stock."

„Und das andre da?"

„Das ist privat."

„Wer wohnt denn da? Hat was Stattliches."

„Das ist jetzt vermietet."

„An wen?"

„An einen Herrn aus der Stadt oder wo; — das heißt, eigentlich an den Matthias, der ist aber nur der Diener. Der Herr Wesenberg hat gesagt, es gefallt ihm gut, er möcht's kaufen. Na, Geld dazu hat er wohl genug!"

„Wesenberg?" — Richard zwang sich, den Verwunderten zu spielen. „Ich kenn' einen Wesenberg, der — — Wissen Sie auch seinen Vornamen, Frau Wirtin?"

Sie nickte. „Ich hab' ihn auf Briefen gesehn. Albert Wesenberg."

„Albert! Dann ist er's gewiß! — Den hab' ich in Bozen gesehn; da hab' ich ihm eine Wunde am Arm verbunden; ich bin nämlich Doktor der Medizin. Jetzt steig' ich aber hier überall im Land herum; bin so auch nach Tiers gekommen; — und da muß er wohnen! — Aber wie wohnt denn der jetzt in Tiers?"

„Ist wohl ein etwas sonderlicher Herr, Herr Doktor. — Ja, mit dem Arm in einer Bind' ist er heimgekommen."

„Und das ist sein Haus? Da werd' ich doch einmal nachschauen, wie's dem Patienten geht, eh' ich wieder nach Blumau marschier'. — Ja, so ist die Welt: unverhofft kommt oft."

Sie lächelte gescheit: „Ja, so ist die Welt."

„Grüß' Sie Gott!"

„Grüß' Gott!"

Er drückte ihr die Hand und ging. Indem er den kurzen Fahrweg zu den beiden Häusern hinaufstieg, schaute er noch

Kriegsgeschichten.
Nach dem Gemälde von A. J. Franke.

vorsichtig umher, nach allen Seiten: vielleicht waren Mathias oder sein Herr irgendwo zu sehn? Ueber dem Dorf, am besonnten Berg, erschien eine kleine, breite Gestalt, noch fern; er konnte aber doch den großen Kopf, den auffallenden, und die schwarze Binde am Arm erkennen. Laurin! — Der Mann stand jetzt still und sah zu den Dolomiten hinauf. Schnell ging Richard weiter. Ich hab' Glück! dachte er. Bald kam er zum zweiten Haus, an dessen Reicheite der Fahrweg vorbeiging, und pochte an die geschlossene Thür.

Sie ging auf, und der „Gote", Mathias, trat mit seiner mächtigen Figur in ihren Rahmen hinein. Sehr verwundert sah er den Bozener Doktor an. „Guten Tag!" sagte Richard gemütlich. „Da hör' ich eben im Wirtshaus, der Herr Welenberg wohnt hier! Wollt' nun doch im Vorbeigehn fragen, wie's geht? was die Wunde macht?"

Mathias hob die Schultern; dann sagte er etwas kleinlaut, wie wenn er sich mitschuldig fühlte: „Gar so gut geht's noch nicht. Wird dem Herrn Welenberg lieb sein, daß Sie —"

„Ist's denn schlechter worden?"

„Das nicht. Aber der Verband — der liegt wohl nicht gut." Mathias kratzte sich an der Schläfe. „Jetzt ist er aber nicht zu Haus!"

„Nicht zu Haus? — Dann kann ich warten. Führen Sie mich nur zum Fräulein; der sag' ich Guten Tag und wart', bis der Herr Onkel kommt."

Zum Fräulein? — Mathias machte nun doch ein verdutztes, wunderliches Gesicht; so etwas war wohl noch nicht geschehen, seit er diesem Einsiedler diente. Er bedachte den Fall noch eine Weile, man sah es auf seinem hübschen Gesicht. Dann hatte er's mit sich abgemacht. Er ersuchte Richard, einzutreten, und führte ihn eine hölzerne Treppe hinauf.

Irma hatte die Beiden sprechen hören; sie stand oben auf dem Vorplatz an einer offenen Thür. Mit aufrichtigem Erstaunen starrte sie Richard an. Mathias sagte ein paar erklärende Worte; sie trat ins Zimmer zurück, Richard folgte ihr. Nun erst schlug sein Herz wie toll; er hatte sich bisher eine Art von dumpfer oder nachwandlerischer Ruhe bewahrt. Er sah sich mit ihr allein; in Tiers.

Sie stand in einem mittelgroßen, mit überraschender Pracht ausgestatteten und geschmückten Gemach: große Bilder nach berühmten Meistern an den Wänden, in prunkvollen Rahmen, schöne immergrüne Gewächse, Staffeleien, Riesenphotographien nach antiken Statuen. Die Möbel waren schlicht; doch meist mit orientalischen Decken und Teppichen behängt; überall leuchteten aber — was das Schönste war — rote und weiße Rosen aus Gefäßen aller Art hervor. In diesem starkduftenden Farbengewirr stand Irma wie in einem Garten. Sie selbst glühte mit; ihre Wangen waren rot, vor Freude oder Stannen oder noch andern Gefühlen. So schön hatte er sie noch nicht gesehn.

„Wie kommen Sie hierher?" sagte sie langsam, laut. „Wie kommen Sie hierher?" wiederholte sie dann in anderm Ton, aber leise, mit einem Blick auf die Thür, der offenbar vor Horchern warnte. „Wie haben Sie das möglich gemacht?"

Richard, die Stimme dämpfend, aber nicht zu sehr, sagte ihr mit fliegenden Worten, wie es ihm ergangen war: ihr Erscheinen am Fenster, dann das übrige. „O mein Fräulein," fuhr er dann fort, von seiner Bewegung fast überwältigt, aber durch den süßen Ausdruck ihres Gesichts mutig und stark gemacht. „Es hat mich hergetrieben, um Ihnen zu helfen; ich weiß nur nicht, ob —"

„Lassen Sie mich Ihnen erst drei Worte sagen!" unterbrach sie ihn. „Es ist mir so schrecklich nachgegangen, daß ich neulich so feig gesprochen hab': als ob ich mir draußen in der Welt gar nicht helfen könnt', ja gar nichts zu brauchen wär'; ‚wie ein Fisch im Sand'. Nun denken Sie wohl: was für ein weichliches, schwächliches, entnervtes Geschöpf! O Gott, ich wollt' ja arbeiten wie Eine; alles, alles lernen wollt' ich. Nur als Dienstmagd — das könnt' ich nicht; lieber nicht leben! Man muß ja nicht. Und sehn Sie mich an; warum nicht offen davon reden: wer nähm' mich, mit dieser Gestalt, als Magd? Oder wie lange ging' das gut? — Aber sonst — ich thät' ja alles. Buchhalterin; nur lernen müßt' ich's. Sekretärin; da muß man aber heutzutag' stenographieren können, und mechanische Schrift. Oder Lehrerin, im Französischen; aber ich parlier' nur so, hab' die Grammatik nicht fest; und ich müßt' auch erst lernen, wie man lehren soll. Und wie mach' ich das? So ganz allein in der Welt?"

Sie legte die Hände ineinander, die sich dann heftig drückten; wie ein Kind, das sich nicht zu helfen weiß.

Richard schüttelte den Kopf. „So sollen Sie's auch nicht machen," erwiderte er und lächelte, um seiner Erregung Herr zu werden. „Wenn Sie zu zweien — mit mir —! — Lassen Sie mich's nur recht sagen, Fräulein, sonst erstickt es mich. Es ist nicht nur Mitleid. Mein Herz hängt an Ihnen. Ich bin nicht viel. Ich hab' nicht viel. Ich hätt' aber — für Sie und mich genug. Und wie selig wär' ich — mein Gott — wenn Sie mir sagen könnten: Ja, du sollst mich retten, dich will ich zum Retter haben, fürs ganze Leben. Ja, ich werd' deine Frau!"

Irma antwortete nichts. Sie war blaß geworden. Ihre Hände hatten sich getrennt und hingen nieder. Große Tropfen rannen ihr aus den blauen Augen und rollten einander nach über das entfärbte Gesicht.

„Was ist —?" fragte er nach einem langen Schweigen, mit einem körperlichen Schmerz in der Brust. „Hab' ich — zu kühn, zu viel gehofft?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Fräulein Irma!"

Sie bewegte eine Hand gegen ihn, abwehrend, alles aufgebend. Ihre Augen schlossen sich.

„Warum schüttelten Sie denn eben den Kopf? Wenn Ihnen meine Werbung nicht zuwider ist — warum weinen Sie denn? und so?"

Die Thränen stürzten ihr jetzt rascher aus den Augen; das Gesicht war trostlos.

„Warum weinen Sie?"

Ihr Kopf sank auf den Nacken zurück, wie an dem ersten Abend in Bozen. „Ich bin ja gefangen!" stieß sie dann hervor. „Ich hab' ja geschworen!"

„Geschworen? Was?"

„Daß ich keines Menschen Frau werden will, wenn ich ihn nicht will."

„Herr mein Gott!" rief Richard, fast zu laut. „Wie kann man das schwören? Wie war das möglich?"

Ihre Augen sahen ihn irr und flüchtig an; dann schlossen sie sich wieder. „Sie kennen ja mein Leben nicht. Die ewigen Reden, die Todesqual! Und Sie kennen ihn nicht. Eines Abends sagte er mir: „Hier ist ein Papier, auf das hab' ich geschrieben, daß ich dir feierlich gelobe, fünf Jahre nach unserm Hochzeitstag aus der Welt zu gehn, mir das Leben zu nehmen, dir alles zu hinterlassen. Dann hab' ich mein Glück gehabt, und du bist frei, noch jung, reich, überreich, und kannst dir ein Leben schaffen ganz nach deinem Willen!' — Ich sagte: ‚Das ist gottlos; und ich nehm's nicht an, nie, nie.' Da lag er auf den Knien und bat und weinte und flehte, halbtoll: ‚So thu eins für mich! Schwör' mir: wenn du meine Frau nicht wirst, dann auch keines andern Frau!'"

„Und da schwuren Sie —"

„Um ihn still zu machen; ich konnt's nicht mehr hören. Was lag mir an meinem Leben, an meiner Zukunft — damals! Ich mocht' nicht mehr leben. Damals . . ."

Sie warf einen Blick auf ihn; in dem lag so viel, daß ihm das Herz unleidlich wuchs. Er sah, wie sie vor Kummer verging, um ihn. Es ward ihm dunkel in den Augen, vor Gram und vor Seligkeit. Als er wieder zu sich kam, war sie von ihm weggegangen — sie hatten immer gestanden — und sich in einen Lehnstuhl sinken lassen; da lag sie, von einer Fülle von dunklen und hellen Rosen umgeben, und weinte leise, die Hände auf der Brust.

O Gott, dachte er. Ja, ich hatte recht. Ja, die war die Rechte. Und nun ist's unmöglich!

Die Stille im Zimmer dauerte wohl zu lange; draußen an der Thür ensstand ein verdächtiges Geräusch. Irma hörte es

und sprang auf; „er horcht!“ warf sie halb flüsternd zu Richard hin. „Ich dacht's ja. Er ist ja eifersüchtig — wie der andre.“

„Mathias? Der auch?“

„Ja, so — lächerlich ist mein Schicksal. Zwischen diesen Beiden . . . Er macht die Musik im Haus, ist die „Hauskapelle“, wie der Onkel sagt. Er selber nennt sich meinen David, der mich aufheitert, mit Gesang und Spiel. Und nun fühlt er sich als Künstler, und schön dazu; und hat sich in mich verliebt und zeigt mir's — wenn auch ohne Frechheit. Aber ohne Hoffnung? Das glaub' ich nicht! Er weiß ja, wie arm ich bin, daß er reich ist gegen mich. Er weiß, daß eine Prinzessin einen Zigeuner, einen Geiger geheiratet hat. Und wenn nur sein strenger Herr nicht wäre, vor dem er sich fürchtet wie ein Hund —“

Plötzlich wurde es auf der Treppe laut; Irma trocknete sich geschwind Augen und Gesicht. Die Thür wurde aufgerissen, und der „strenge Herr“ trat ein. Jetzt war aber alles Herbe und Harte fort; er lächelte Richard an, dann nickte er ihm zu. „Ich weiß alles!“ fing er an und warf seinen Hut auf den Tisch. „Ich war bei der Wirtin! Sie stand vor der Thür, als ich vorüberkam, rief mich an, erzählte mir. Daß Sie mich entdeckt haben; durch einen kuriosen Zufall . . . Wie kamen Sie denn grade nach Tiers?“

„Ich war noch nicht hier oben,“ antwortete Richard; „und ich steig' überall herum.“

„Ja, das sagte sie. Ein Zufall, der mir gefällt! Denn dieser Esel von Mathias — — ‚ich kann alles‘, sagte er. Sehr von sich erfüllt! So 'nen Verband machen kann er aber nicht. Er hat die reine Dummheit gemacht! Die Wunde geniert mich; sie ist unruhig, gereizt — ich weiß nicht, wie. Hol' der Teufel diese — — Was haben Sie da?“

Richard hatte schon in seine Tasche gegriffen und holte aus einem ledernen Umschlag allerlei Handwerkszeug heraus. „Der Doktor ist zur Stelle,“ sagte er, mühsam lächelnd. „Lassen Sie gefälligst die Wunde sehn!“

„Verbandzeug? Das haben Sie jetzt alles da? Sie wußten ja doch nicht, daß Sie mich hier —“

„Nein.“

„Und neulich in Bozen hatten Sie nichts.“

„Eben drum! Hab' mich nun versorgt; wenn je so ein Fall wieder käme.“

Laurin sah Richard fast bewundernd an. „Das ist ja weise, Herr Doktor! Das — gefällt mir gut. — Also Sie wollen die Wunde sehn —“

„Ich bitte.“

„Dann essen Sie aber mit uns! Statt neulich — da wurd' es nichts! — Sie haben schon in der Rose' gegessen. Ich weiß. Aber wohl nicht lukullisch; was? Und jedenfalls trinken Sie mit.“ Der Kleine lief aus der Thür und rief: „Mathias! Der Herr Doktor bleibt zum Essen hier!“

„Zu Befehl!“ rief Mathias, offenbar von unten, zurück.

Laurin nahm Richards Arm und führte ihn in sein eigenes Zimmer. Sowie sie eintraten, wurde schon der „Rosengarten“ sichtbar: er schaute in seiner ganzen Herrlichkeit durch die Fenster herein, beinahe ebenso für sich und so märchenhaft, wie Richard ihn vorhin beim Kommen gesehen hatte. „Nu? Ist das schön?“ fragte Laurin, da er einen Laut der Ueberraschung und Bewunderung hörte; mit einem Stolz, als hätte er die Berge gemacht. „Das hab' ich hier so vor der Thür. Es schaut herein wie ein Kamerad. So schön seht ihr ihn nirgends, den Rosengarten; — darum bin ich hier. Das ist mein Rosengarten. Was geht mich der Schnee da draußen an, den Irma nicht mag? Die Zimmer sind geheizt. Die Sonne heizt mit. Und keine andern Wintergäste hier als wir! Kein Bozen, kein Gries, kein Meran, mit den tausend Fremden. Tiers ist mein! Ich bin Tiers!“

Richard lächelte einen Augenblick; ihm war sonst qualvoll elend zu Mut. An diesen Menschen hatte sie ihr Lebensglück weggeschworen; seines mit . . . Alles aus!

Er untersuchte die Wunde, wie man halb mechanisch das Gewohnte thut. Durch Mathias' ungeschickte Finger, wie es schien, war eine Reizung und Rötung entstanden, mehr nicht. Nur Laurins abergläubische Aengstlichkeit, wo es seine Gesundheit, sein Leben galt, hatte die Sache so ernst genommen. Richard beruhigte ihn, stillte die örtliche Empfindlichkeit, so gut er konnte, verband den Arm kunstgerecht und empfahl Ruhe.

„Erschlagen hätt' ich ihn mögen!“ rief der kleine Herrscher; „aber er taugt mir sonst so gut, der Mathias. Kann ihn nicht entbehren! Wo etwas mit dem Volk hier zu verhandeln ist, da thut er's für mich, womöglich im eigenen Namen; er ist einer von ihrer Art — und auch ebenso schlau wie sie. Was denken Sie, wie ich all die Bilder und Teppiche und Sachen herausgeschafft hab' — damit die Kerle, die Tiersер, nichts sehn und nicht denken sollten: Ha, da kommt ein Fürst, den erschlagen und berauben wir!? Auf meinen eigenen Ochsenwagen, in Kisten und Kasten, bei Nacht. Niemand hat ein Stück davon angerührt. Niemand als Mathias! Der hat alles ausgepackt, und er und ich haben's aufgestellt. Nur hier oben; unten ist nichts als Bauernmöbel und ganz schlichtes Zeug. Das sehen die Tiersер; hier herauf kommt keiner. Auch die Küchin nicht. Mathias für alles!“

Richard sah diesem scheuen Einsiedler in das scharfe, mißtrauische, melancholisch kluge Gesicht; in diesem Augenblick bedauerte er ihn. „Und wenn nun der Mathias —?“ fragte er mit halbem Lächeln.

„Wenn er was?“

„Der weiß ja, wie reich Sie sind.“

„Wenn der mich erschlagen wollt'? — Er weiß, ich hab' meine Gelder nicht hier, sondern weit draußen auf der Bank. Und er weiß auch, daß ich dort jährlich tausend Gulden für ihn anleg' und das fortsetzen werd', so lang' er bei mir bleibt. — Ich bin zwar kein Tiroler, Herr Doktor, aber doch auch nicht dumm!“

* * *

Sie saßen nach einer Viertelstunde beim Mahl; in demselben Zimmer, in dem Richard mit Irma geredet hatte. Dort hatte der Hausherr decken lassen, weil da die schönste Rosenpracht war, seine Lust und sein Stolz. Auf der Tafel prangte silbernes und goldenes Geschirr; eine künstlerisch verzierte Speisenkarte lag vor dem Gast, von Irma geschrieben; vornehmste Weine standen in fein gearbeiteten silbernen Gestellen. Mathias wartete auf, am Tisch saßen die Drei; vom Schicksal zusammengewürfelte, gegeneinander erregte, von ungestillten Wünschen gequälte Menschen, die sich nun den Anschein gaben, festlich gestimmt zu sein. Auch Irma bemühte sich, um den Abgrund ihres neuen Elends zu verbergen; Richard, um nicht etwa die letzte schwache Hoffnung zu vernichten, die noch in ihm aufglimmte; Laurin in seinem Gastgeberbehagen, das nach Richards Staunen und Neid verlangte. Er machte auf alles aufmerksam, was die Tafel schmückte; er sprach lebhaft, seine Worte überstürzten sich fast; lautes, hartes Lachen begleitete seine scherzhaften Reden und hämmerte auf Richards gereizte Nerven. Zu jedem Gang kam ein andrer Wein; dem Gast füllte der Wirt selber das Glas, und saß bis zum Rand. „Sie bewundern meine Rosen nicht!“ rief er endlich aus. „Wer hat jetzt solche Rosenpracht? Hier in Tiers wohl keiner!“ Er lachte.

„Auch in Meran, Gries und Bozen nicht,“ erwiderte Richard. „Ich bewunde diesen Ihren Rosengarten schon lange. Ich wundre mich aber auch, wie der hier oben möglich ist.“

„Ich sei' durch, was ich will!“ rief Laurin. „All die Rosen da — mein Rosengarten, sagen Sie — sehr gut! sehr gut!“ Er lachte wieder. „All die Rosen da kommen von Bozen herauf; der Gärtner dort bestellt sie aus Welschland, für mich. Jeden Morgen, in der Herrgottsfrühe, fährt Mathias mit dem Ochsenwagen nach Blumau, von da mit dem ersten Zug nach Bozen; und so geschwind, wie's geht, kommt er dann mit den Rosen zurück. Die Erde hat gute Sachen, Herr! Blumen und Pflanzen — alle Achtung — und edle Weine, wie den da — und in ihren Eingeweiden Edelsteine, wie diese hier, und Silber und Gold. Die Erde ist gut! Die Erde ist gut! Nur die Menschen nicht!“

„Warum wären nicht auch die Menschen gut?“ entgegnete Richard. „Sie sind doch auch einer. Erklären Sie sich für schlecht?“

Ueber diese Frage sprang Laurin hinweg; „haben Sie die Menschen gern?“ rief er aus. „Ich nicht! Sie treten als die Herren auf der Erde herum, und die ist doch besser als sie. Füchse

oder Wölfe sind sie! Sie haben auf den Schwachen und kriechen vor dem Mächtigen. Sie preisen und predigen die Tugend und scheuchen dann zum Laster, wie der Buß im Gebirg bei Nacht fensterin geht. Ihre Hochachtung geht nach der Elle: ist einer lang aufgeschossen, ah! vor Gold thun sie Respekt! Steht einer so g'rad', als hätt' er 'nen Ladstock verschluckt, das ist ihnen der rechte Mann!" — Laurin stand auf, den linken Arm hoch in der Luft, mit giftig stolzem Lächeln: „Faßt aber so einen Wenigerlangen, den sie sonst nicht achten, nur 'nen Berg voll Gold haben — hei, wie deuchen sie sich vor dem Gold! Wie liebäugeln sie mit dem Gold! Für Gold thun sie alles! alles!"

„Die einen, ja. Die andern nicht."

„Wo sind die andern? Man sieht sie nicht. Jeder hat seinen Preis! Bei den einen ist er niedrig, bei den andern hoch; das ist der Unterschied!"

Richard schüttelte unwillig den Kopf. „Sie irren. Ich zum Beispiel hab' keinen Preis."

Irma stand auf, von einer plötzlichen Angst getrieben. Sie hatte mit halb abwesender Seele dagesessen, kaum ein Wort gesprochen; jetzt zitterte sie vor einem drohenden Streit: wie wird der dann enden? dachte sie. „Ach, lassen wir jetzt die Menschen," sagte sie mit einem erzwungenen Lächeln, „hören wir Mathias. Da sieht er und wird schon ungeduldig: er möchte auch seine Künste zeigen, da das Mahl zu Ende ist."

„Ja, ja, ja!" rief Laurin, nun wieder der Gastgeber. „Zum Nachtisch, zur letzten Flasche macht er uns Musik. Das ist seine Pflicht und sein Recht. Wir trinken noch einen guten Tropfen dazu. Haustaxelle, vorwärts!"

Mathias setzte sich an einen Nebentisch, auf dem schon seine Zither lag. Er warf die Augen gen Himmel, dann auf die Noten, als holte er sich da seine Inspiration; darauf begann er zu spielen. Es waren schöne Volksmelodien aus Tirol, Steiermark, Kärnten; Richard kannte die meisten. Der „Künstler" trug sie etwas eitel, nicht ganz ohne Habung vor, aber mit vielem Geschick, auch nicht ohne Wärme. Dann begann sein Gesang, zur Zither. Sein frischer, kraftvoller Bariton konnte hoch hinauf und tief hinunter; er konnte Rührendes, auch Feierliches, dann bis zum Uebermut Lustiges mit überraschendem Ausdruck singen. Fast alles war Volksmusik, oder fürs Volk gedacht. Zuweilen warf Mathias, wenn das Lied in die Höhe stieg, einen Blick auf Irma, der wie eine Huldigung war; es hatte etwas Rührendes und Lächerliches zugleich. Der Hausherr schien es nicht zu sehn. Seine Augen, wenn er sie nicht horchend und genießend schloß, waren meist auf Richard gehetzet, als fragten sie: nun, wie gefällt die meine Hausmusik? Leb' ich hier nicht wie ein großer Herr? Tafelst du immer so gut?

Plötzlich stand er dann auf; der Sänger hatte eben ein Lied geendet. „So," sagte er, „nun ist's genug! Wir haben dem werten Gast, meinem Lebensretter, gezeigt, wie man in Tiers lebt; jetzt kommt meine Schlafenszeit. Ich schlumm're immer ein wenig nun diese Stunde. Herr Doktor; meine Nichte sitzt daneben und liest. Wenn Sie nun nach Hause kommen, so wissen Sie, es geht uns nicht schlecht! Auch dem Mädel nicht. Es lebt in lauter Schönheit, nicht wahr? Heraus aus der schlechten, häßlichen Welt, in Wohlbehagen und Blumenpracht und mit allem, was das Herz erfreut. Sie können nun in Ihrer Heimat, Herr Doktor, oder wohin Sie gehn, mit Freude an uns denken!"

Richard erwiderte nichts, er konnte nicht; diese neue, letzte Abfertigung, so plötzlich, warf sich ihm zu schwer aufs Herz. Es ging nun alles so rasch, er wußte nicht, wie; seine Sinne wachten kaum. Er hörte, daß Irma ihm ein halbersticktes Lebewohl sagte, und daß, wie sie durch eine Thür verschwand — als ertrüge sie einen längeren Abschied nicht. Das kam aber wie durch einen Nebel zu ihm. Dann sah er sich auf der Treppe; Schritte knarrten hinter ihm. Laurin öffnete ihm die Haustür, grinsend, wie es ihm vorkam; zwischen seinen widerstrebenden Fingern fühlte er dessen haarige, heiße Hand. Darauf stand er draußen, und die schwere Thür fiel laut ins Schloß. Ein Schlüssel drehte sich mit heiser schrillem Geräusch und wie triumphierend herum. Es war, als bliebe dieser Ton jene letzte glimmende Hoffnung aus.

Wie konnt' ich so unsinnig, so kindisch hoffen! dachte Richard, als er auf der Straße wieder hinunterstürmte, dem Eisachtal zu. Macht denn die Liebe immer dumm? Für möglich halten, daß dieser Zwerg an Seel' und Leib, dieses unheimliche Erdgewächs — da es mir hier fremdlich entgegenkam — weil es noch einmal meine Hilfe brauchte — daß es mir so gut werden könnte, um mir eines Tages diesen Schatz zu gönnen, an dem es mir all seinen Ichsaftern hängt? Ebenso leicht würd' er mir seine Millionen schenken. — Verzichten! Verzichten! Jeden Gedanken an Irma aus der Seele reißen — in den Bach da werfen — eher komm' ich nicht wieder zu Vernunft und Verstand!

Nein, jeden Gedanken an Irma nicht, fuhr ihm dann durch die wunde Brust, während er weiterging, in die beginnende Abenddämmerung hinein; nur an dieses Liebesglück! Aber sie verlassen, nicht mehr an ihre Rettung denken, weil ich sie nicht besitzen soll? — Sie taumelte offenbar hinaus, als wir schieden mußten. Sie bleibt nun doppelt trostlos zurück! „In Wohlbehagen und Blumenpracht", wie der Zwergkönig sagt: an ihrem jungen Leben verzweifelnd. Weil ich nun unglücklich bin, soll ich nicht mehr helfen?

Gedanken, Phantasien, Pläne, Möglichkeiten umflatterten ihn bald wie abendliche Fledermäuse auf dem einsamen Weg. Er kam nach Blumau, es ward Nacht; ohne anzuhalten wanderte er im Eisacktal abwärts, neben dem leiser oder lauter rauschenden Fluß. Bis Bozen war noch ein weiter Weg, zwei Stunden fast. Der Himmel entfaltete seine Sternenpracht, zugleich ein schwaches Licht für die breite Straße. Als Richard an dem Dorf Kardaun vorbeischritt, schreckte der Orion in herrlichen, zitternden Glanz über der alten Burg Karneid, von der nur ein schwarzes Stück Turm in den Himmel ragte; die Schönheit des gewaltigen Sternbilds leuchtete wie eine aufmunternde und mahnende Verheißung herab. Gegen halb Acht kam er wie aus einem dunklen Traum ins lichte Leben zurück: nach Rentsch, wo elektrische Glühlampen die Dorfstraße erhellten, dann nach Bozen, wo auch hohe, weiße Bogenlichter weithin schimmerten. Zu seinem Gasthaus, dem „Greif", warf er sich nach kurzem Nachtmahl ruhelos und doch müd' ins Bett.

Seine fragenden und sehnenden Gedanken folgten ihm auch in den Schlaf; nur daß sie sich in Märchen verwandelten. Er sah sich wieder in dem Rosenzimmer zu Tiers, vor die zitternde Irma hintreten, sie gegen den Oheim schützend, der sie in seine Arme reißen wollte. Aus dem Rosenzimmer war daraus der wirkliche Rosengarten Laurins geworden, in einer ungeheuren Höhle des Gebirgs; aus dem Oheim der Zwergkönig, in goldenem Panzer und Helm, mit blutrotem Beingewand, wie in dem alten Spielmannslied. Mathias saß in einer Rosenlaube, spielte die Zither und sang. Die goldhaarige Künhild, in einem altdeutschen, meergrünen Kleid, mit Irmas Gesicht, kauerte in einem Felsenspalt. Aber nun trat Richard hinzu; nicht Dietrich Richard Hallburg aus Wittenberge, sondern Dietleib der Recke, der Bruder der gefangenen Maid. Er schwang sein nacktes, blitzendes Schwert. Ihm entgegen blitzte der Zauberzwirbel Laurins; darüber die dunklen, lechzenden Augen, das scharfe, grimmige, gelbliche Gesicht des Zwergs. „Was willst du?" rief die harte, gellende Stimme. — „Sie befreien! Ich, der Bruder!" — Laurin that den ersten Schlag, es ging zum Schlagen . . .

Richard wachte auf. Es war dunkle Nacht.

Ja, dachte er, plötzlich tief gerührt, und wie zu einem Entschluß erwacht. Als Bruder! Als Bruder! — Er hatte es schon beim Wandern gefühlt, nur nicht mit diesem Wort.

* * *

Irma stand am nächsten Nachmittag in ihrem Zimmer am Fenster; um dieselbe Zeit, wo gestern die Qual des langen Festmahls geendet und Richard das Haus verlassen hatte. Der Oheim war in sein Zimmer gegangen und schlief wieder seinen tiefen, gesunden Nachmittagsschlaf. Sie hatte sich hinweggeschlichen, denn neben seinem Divan zu sitzen und zu lesen war ihr heut zu trostlos; draußen hatte sie Mathias gefunden und ihm gesagt, wie schon öfter in so schwarzen Stunden: „Bitte, setzen Sie sich in die Kammer und spielen Sie leise meine Lieblingsstücke; ich hör' Ihnen aus meinem Zimmer zu!" Mathias war immer bereit. Die Kammer lag neben ihrem Gemach. Er saß da, und die Zither erklang gedämpft durch die geschlossene Thür. Doch heut hörte ihre Seele nicht zu; sie verstand und

wußte nicht, was er spielte. Ein wildes Kämpfen war in ihr zwischen letzter Verzweiflung und letzter Hoffnung; ja, noch eine Hoffnung! Wahnsinnig! dachte sie, ganz verrückt! Aber mit der Kraft der lechzenden Jugend klammerte sie sich doch noch an dieses lebenbejahende Gefühl. Wenn er jetzt käme, noch einmal, ein letztes Mal, um ihr beizustehn! in dieser Stunde, wo der andre schlief! — Wie denn beistehn? Ach, sie wußte es nicht. Sie träumte nur, sie hoffte nur. Sie wollte nicht verzagen. Sonst hab' ich ja nichts mehr, dachte sie, als den rettenden Tod!

Von ihrem Fenster sah sie nach Westen, auf die ferne Kette der Oetzthaler Alpen; sie sah aber auch die halb verschneite, halb erdgelbe Straße, wie sie unter dem schneefreien Abhang herankam, aus dem Tiersee Thal herauf. Ochsenwagen mit frisch geschnittenen, leuchtenden Brettern zogen langsam dahin, zu Thal; ein „Frischfuhrwerk" kam ihnen entgegen, ein niedriges, zweirädriges Wägelchen, hinten in zwei Balken ausgehend, die auf dem Boden schleifen und als Hemmschuh wirken. Dieses Gestell trägt einen großen Korb; hier saßen vier Kinder darin, deren lustige Köpfe hervorguckten. Ein Mann ging als Wagenlenker nebenher, ein großes Pferd zog. Es war Irma, als hörte sie die Kinder jauchzen; das schnitt ihr durchs Herz. Wie oft hatte sie schon die fröhliche Tiersee Jugend beneidet, wenn sie in ihrem goldenen Kerker am Fenster stand ...

Auf einmal erbebte sie. Hinter dieser Korbschleife schritt eine schlanke, große Mannesgestalt heran, in städtischem Kleid; eine Gestalt, die sie nur einmal so in gehender Bewegung gesehen hatte; sie erkannte sie aber doch sofort. „Richard!" flüsterte sie vor sich hin: nur mit diesem Namen hatte sie ihn heute nacht in all ihren Thränen genannt. Auch jetzt zuckte es, wie zum Weinen, über ihr Gesicht; die jähe Freude erschütterte sie. Richard! dachte sie. Kommst du wirklich? wirklich? Hab' ich nicht umsonst gebetet? — Sie stannte. Sie zitterte. Nun fühlte sie erst, wie ihr Herz ihm entgegenschlug, wie heiß sie ihn liebte.

Sie öffnete das Fenster; er mußte sie sehn! Noch blickte er nicht herauf. Sie wagte mit ihrem Taschentuch zu winken; die Kinder im Korb möchten's wohl nicht merken. Das Frischfuhrwerk zog vorüber, sie beugte sich vor und winkte stärker, wie mit einer Fahne. Das schien endlich in Richards Augen zu fallen; er blieb stehn und hob den Kopf. Eine Weile wartete sie; dann glaubte sie deutlich zu sehn: ja, er schaut auf mich! Er nickte. Sie hob nun die Hand; deutete langsam auf sich, dann nach unten, wie um die Ecke zur Hausthür, dann auf ihn. Dann winkte sie ihn mit dem Finger heran. Ich öffne die das Haus! wollte sie ihm sagen. Es schien, daß er sie verstand. Er nickte wieder; darauf schritt er weiter.

Jetzt schloß sie das Fenster und horchte hinter sich; ja, Mathias spielte noch. Er wird ja weiterspielen, dachte sie, bis ich ihm sage: Es ist genug! Leise schlich sie hinaus, auf den Vorplatz. Neben der Treppe lag des Oheims Zimmer; von dort kam ein regelmäßig wiederkehrender Ton, sie kannte ihn, es war lautes Schnarchen. Geräuschlos ging sie die Treppe hinab. Die Köchin schien unten in ihrer Küche zu hantieren. Irma glitt zur Hausthür und öffnete sie. Noch stand niemand draußen. Aber es währte nicht lange, so kamen gedämpfte Schritte heran, und der jüngste, der beste Freund, den sie auf der Erde hatte, Richard Hallburg erschien.

Sie nahm sich nicht die Zeit, ihn wirklich anzuschauen oder zu begrüßen; nur still, still! sagte ihm der Finger auf ihrem Mund. „Folgen Sie mir!" flüsterte sie dann. „Aber keinen Laut!" Sie ließ ihn herein und schloß die Thür. Dann ging sie wie ein Geist voran, die Treppe hinauf. Er stieg ihr auf den Zehen nach. Oben schlich sie geradeaus bis zum Rosenzimmer. Erst als sie beide da drinnen standen, die Thür zu, Aug' in Auge, atmete sie tief auf; es fehlte ihr alle Luft in der Brust.

Im Spiegel.
Nach einer Marmorstatue von Fritz Heinemann.

„Ich will Ihnen jetzt nicht sagen," fing sie darauf mit wenig Stimme an, „wie furchtbar Ihr Kommen mich rührt; wir haben keine Zeit; nur wie's steht! Sie haben es getroffen, er schläft. Mathias spielt die Zither, in einer Kammer, bis ich ihn abrufe oder der Onkel kommt. Aber leise reden! O Gott, und nun sagen Sie mir, warum Sie sich noch einmal in die Höhle wagen; was, was wollen Sie thun?"

„Ich hab' viel in mir durchgemacht seit gestern, Fräulein," sagte Richard mit scheinbarer Ruhe; die tiefe Stimme mußte aber ein Zittern überwinden. „Nur so kurz wie möglich: was Sie ihm geschworen haben, muß mir heilig sein und ist mir heilig — so wahnsinnig es ist. Auf ein Lebensglück mit Ihnen hab' ich verzichtet. Sie sagten aber gestern: Buchhalterin — Sekretärin — Lehrerin oder was noch sonst. Wenn Sie noch so glühend nach Freiheit verlangen wie früher —"

„O Gott!" erwiderte sie nur, Kopf und Arme ein wenig hebend. Thränen traten ihr aber wieder in die großen Augen.

„Dann werden Sie sich nicht sträuben, die dazu nötige Hilfe von mir anzunehmen; da ich wie ein Bruder für Sie fühle — — wie ein Bruder, Fräulein Irma. Ich bin nicht reich, wie ich Ihnen sagte; aber alles, was Sie brauchen, um das zu lernen, was Sie lernen wollen — um in der Welt dann fortzukommen — kann ich Ihnen geben; und das soll meine größte Freude sein. Glauben Sie mir. Ein — ein himmlischer Trost! — Wenn Sie mündig sind — "

Sie nickte. „Einundzwanzig Jahre."

„Gut. Also dann hören Sie noch geschwind! Sie dürfen hier keine Nacht mehr bleiben; nicht eine Stunde mehr. Sie müssen mit mir fort, jetzt gleich; sonst sind Sie vor diesem Mann nicht sicher. Zu Fuß, bis nach Bozen. Können Sie das?"

Sie starrte ihm einige Augenblicke ins Gesicht, so überraschte es sie. „Gewiß!" sagte sie dann.

„Sie nehmen nur das Allernotwendigste mit für die nächsten Tage. Schickt Ihnen der Onkel das andere nach, gut; wenn er's aber aus Rache nicht thut — "

Sie nickte, um zu sagen: Nein, er wird's nicht thun!

„Dann kaufen wir in Bozen alles, was Sie brauchen — "

„Von Ihrem Geld!"

„Jetzt machen Sie so ein banges, stolzes Gesicht. Liebes, gutes Fräulein! Nehmen Sie es an oder nicht?"

Sie seufzte; dann erwiderte sie: „Geliehen, ja. Sobald ich kann, zahl' ich es zurück!"

„Wie Sie wollen. Gewiß. Also jetzt ans Werk — eh er kommt. Streifen Sie, bitte, die Ringe ab, da sie ihm gehören."

Irma zog sie stumm von den Fingern und legte sie auf einen Tisch. Sie atmete dann auf, wie von etwas befreit.

„Jetzt, was Sie für die nächsten Tage brauchen. So geschwind wie möglich: Sie müssen fertig sein, eh er kommt."

Sie nickte. „In zwei Minuten!"

„In eine Tasche oder ein Bündel! Ich trag's."

Leise, aber doch geschwind ging sie aus der Thür. Kaum war der östliche Vorbau des Turmes, die im Jahre 1540 von Jacopo Sansovino erbaute Loggetta. Ursprünglich zu einem Versammlungsort des venetianischen Patriziates bestimmt, war diese Loggia mit ihren drei mächtigen Rundbogen von dem aus Florenz stammenden Meister Jacopo Tatti — nach seinem Lehrer, dem Bildhauer Sansovino, genannt — glänzend ausgestattet worden. Wie in der nahgelegenen Bibliothek, so hat Sansovino auch in der Loggetta dem blühenden Venedig ein reizendes Werk in jenem venezianischen Renaissancestil geschenkt, der gerade in den Werken dieses Mannes seine lebensvollste Blüte erreicht hat. Besonderen Reiz verliehen der Loggetta neben ihrer rein architektonischen Schönheit vor allem die reichen Zuthaten an plastischem Schmuck, welche der Erbauer seinem Werke gab. Da waren die von Sansovinos Hand herrührenden Bronzestatuen des Friedens, Apollos, Merkurs und der Pallas Athene, sowie prächtige mythologische Reliefdarstellungen.

Ein Kunstwerk von höchstem Werte war das Bronzegitter, das die Loggia verschloß, und das in seinen übervollen, prunkenden Schmuckformen so recht als ein Zeugnis von Venedigs einstiger weltkaiserlicher Größe und Macht auf unsere Tage gekommen ist. Dieses herrliche Gitter ist glücklicherweise der völligen Zerstörung entgangen. Wohl ist es arg beschädigt durch den Anprall der niederstürzenden Trümmer des Campanile, wohl ist es in Schutt und Gesteins begraben worden, dennoch aber ist die sichere Hoffnung vorhanden, es wiederherzustellen und so einen Kunstschatz von unvergänglichem Werte der Nachwelt zu retten. In seinem Innern

später, als sie gezagt hatte, kam sie wieder, eine Reisetasche in der Hand, in die sie das Nötigste hineingeworfen hatte, den Hut auf dem Kopf, den Mantel überm Arm. Ihre Wangen glühten von der Eile und Erregung. „Ich glaube, er wacht," flüsterte sie. „Ich hab' ihn gehört."

„Nun, wir sind bereit! — Eh wir zu ihm gehn, zum Abschied, nur noch ein Wort. Sind Sie auch darauf gefaßt, wie's nun werden wird? Wenn die ersten Tage, die in Bozen, vorüber sind — wohin Sie dann auch gehn, wir können nicht zusammen bleiben; nicht nur weil meine Pflichten mich rufen — ich hielt's auch nicht aus. Sie gehn also in die Einsamkeit. Von Zeit zu Zeit denk' ich Sie zu sehn; wie oft — und wie ich's ertragen werd' — kann ich noch nicht wissen."

Sie sah ihn mit blassen, aber tapferen Augen an. „Ich werd' Ihnen dankbar sein für alles, wie Sie es auch machen. Und ich werd' mein Schicksal tragen, wie's kommt."

„Wohl. Dann gehen Sie mir die Tasche. Wir gehn."

Sie wandten sich zur Thür. Eh Richard sie öffnen konnte, ward sie aufgerissen; Lamrin trat ein, in einem Hauskleid, das schwarze Haar noch vom Schlaf verwirrt. (Schluß folgt.)

Ein Aufruf zur Pflege von Wilhelm Bauers Grab. Von dem Verband der Prinzregent-Luitpold-Kanoniere in München ist der „Gartenlaube" die Mitteilung geworden, daß das Grab des verdienstvollen deutschen Erfinders Wilhelm Bauer, der auf dem alten nördlichen Friedhofe in München zur letzten Ruhe gebettet ist, an mangelnder Pflege leidet. Mit dem Ableben der Witwe des genialen Mannes, dem wir das erste deutsche Unterseeboot und den Küstenbrander verdanken, ist seine Familie ausgestorben, und niemand ist geblieben, das Andenken Bauers durch eine würdige Pflege seines Grabes zu ehren. Die „Gartenlaube" hält es für die Pflicht des deutschen Volkes, das Grab des Mannes, dem es zu dauerndem Dank verbunden ist, auch dauernd vor dem Verfall zu bewahren. Sie richtet daher an ihre Leser die Bitte, freiwillige Beiträge, welche im Sinne dieses Aufrufes verwendet werden sollen, an den Verband der Prinzregent-Luitpold-Kanoniere zu München, Promenadeplatz 16b, III, zu richten, der sich bereit erklärt hat, die Sorge für die letzte Ruhestätte Bauers zu übernehmen, wenn ihm die Mittel hierzu überwiesen werden.

Die Loggetta des Jacopo Sansovino in Venedig. (Zu dem Bilde S. 513.) Der Einsturz des Campanile von San Marco am 14. Juli hat die herrliche schöne Lagunenstadt nicht nur des hoch autragenden Wahrzeichens beraubt, das durch viele Jahrhunderte Venedigs Schicksale miterlebte, er hat auch den Untergang einer Reihe von Kunstschätzen mit sich gebracht, deren Bedeutung unschätzbar ist. Das wertvollste dieser Kunstwerke, welche dem Zusammenbruch des Campanile zum Opfer fielen,

Naturstudien.
Nach dem Gemälde von P. Schad.

Erntesegen.

Nach einer photographischen Aufnahme von Dr. W. Meyer.

enthielt die Loggetta gleichfalls ein vortreffliches Werk Sansovinos, die in Thon gebrannte und vergoldete Gruppe der Madonna mit Johannes und dem Jesuskinde. Auch sie galt als eine der genialsten, reifsten Schöpfungen des vielseitigen Meisters, den man nicht ganz mit Unrecht auch als den venezianischen Michelangelo bezeichnet hat.

Wir haben erwähnt, daß die Loggetta ursprünglich als Versammlungsort der Nobili gedacht war. Schon im Jahre 1569 wurde ihr eine neue Bestimmung zu teil, denn von da ab wurde sie dem wachthabenden Prokurator von San Marco als Dienstlokal zugewiesen, und dieser hatte sich als Kommandant der Palastwache während der Senatssitzungen in der Loggetta aufzuhalten. Wechselvoll waren die späteren Schicksale von Sansovinos Werk — eines aber ist ihm treu geblieben durch beinahe ein halbes Jahrtausend: die Bewunderung all jener, deren Sinn erschlossen ist für Werke edler Kunst. Und alle diese unsern Zeitgenossen werden es mit Freude begrüßen, daß man in den maßgebenden Kreisen Italiens und im besonderen Venedigs alles daransetzen will, um unter Benutzung dessen, was aus dem Schutt des Campanile von Sansovinos Werk gerettet werden kann, die Loggetta in genauer Nachbildung ihrer ursprünglichen Gestalt aufs neue erstehen zu lassen.

Möge diesem schönen Plane ein glückliches Gelingen beschieden sein!

Verein für einfache Lebensweise. Prof. Dr. K. Pel, Rector magnificus der Universität Amsterdam, hat am 270. Stiftungstage dieser Hochschule einen sehr lehrreichen Vortrag gehalten: „Ueber die Kunst, gesund und glücklich zu leben und Krankheiten zu verhüten." Der Vortrag ist in deutscher Uebertragung im Verlag von Gustav Fischer, Jena, erschienen und verdient die weiteste Verbreitung. Unter anderm spricht Prof. Pel die Meinung aus, daß das Uebermaß einen so wichtigen Schaden unserer Zeit bilde, daß man die Uebertreibung beinahe als die Signatur unserer Tage bezeichnen könnte. Der Mißbrauch von Alkohol und Tabak, der übermäßige Fleischgenuß untergraben vielfach die Gesundheit und verkürzen das Leben. Die Hast und Uebereilung, womit alles unternommen zu werden pflegt, die Jagd nach Genuß, Bequemlichkeit und Luxus, die Forderungen des stets inquirirenden werdenden Umganges und des sogenannten geselligen Verkehrs, besonders in großen Städten, dies alles führt zur Ueberreizung und auf die Dauer zur Erschlaffung unseres Nervenlebens. Als Folgeerscheinung dieser Lebensrichtung wird dann auch das Uebermaß in der Arbeit mit allen seinen schweren Gefahren zur Notwendigkeit. Neben dem Mangel an Maßsinn giebt es noch ein anderes Leiden der heutigen Zeit, das ist der Mangel an Einfachheit. Eine einfachere Lebensweise würde die Freuden des Lebens und den wahren Lebensgenuß nicht wenig erhöhen, uns weniger Verpflichtungen auferlegen, weniger Opfer von uns fordern und unsere Gesundheit unversehrt lassen. Wichtiger als dies alles ist aber die erzieherische Kraft, die von ihr ausgehen und in erster Linie unserem Nervensystem zu gute kommen würde. „Wir leben," sagt Prof. Pel, „in einer Zeit, in welcher das sogenannte Vereinsleben üppig blüht; die Errichtung von Vereinen ist an der Tagesordnung, doch bis heute habe ich von einem Vereine, der die Beförderung eines einfachen Lebens bezweckt, noch nichts vernommen. Dennoch würde ein derartiger Verein, der sich vor Uebertreibung zu hüten und mit berechtigten Forderungen des guten Geschmacks und des Komforts zu rechnen weiß, mehr Nutzen stiften als mancher andere. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß als das beste Heilmittel gegen die Nervosität unseres Jahrhunderts und besonders als ein wahrer Talisman für die Kinder auf ihrem späteren Lebenswege, eine Vereinfachung der Lebensweise und Erziehung genannt werden muß."

In den Katakomben. (Zu dem Bilde S. 521.) Der Maler führt uns in die unterirdischen altchristlichen Begräbnisstätten, in denen von 1. bis 4. Jahrhundert n. Chr. die so vielen Verfolgungen ausgesetzten Anhänger des neuen Glaubens ihre Toten begruben. Die merkwürdigsten dieser Katakomben, von denen sich einzelne auch im Orient, in Sicilien und bei Neapel finden, sind jene in der Nähe Roms, und darunter ist die des heiligen Calixtus mit dem Grabe der heiligen Cäcilie und der Papstkrypta an der Via Appia die bedeutendste. Die Katakomben bestanden aus zahlreichen engen Gängen, in deren Wänden zu beiden Seiten neben- oder übereinander die Grabstätten eingehauen waren. Diese Gänge erweiterten sich bisweilen zu größeren Räumen, die eine Art von Familiengruft bildeten; Wände und Decken waren mit Freskomalereien verziert — vorzugsweise symbolischen Bildern, Pfauen, Genien und anderm mehr; der Anker, die Palme, die Taube mit dem Oelzweig wurde auch neben den Inschriften der Grabstätten oft angebracht. Die Grabstätten selbst waren längliche, viereckige Vertiefungen, die entweder durch Steinplatten oder durch Terracottatafeln geschlossen wurden; meist in mehreren Stockwerken übereinander, waren sie in den weichen Tuff eingeschnitten, aus dem die Hügel der römischen Campagna bestehen. Im 3. Jahrhundert hatte die römische Christengemeinde ungefähr 25 derartige unterirdische Friedhöfe; außerdem gab es noch 20 einzelne im Familienbesitz befindliche Grabstätten. Jetzt kennt man 54 Katakomben, deren einzelne Gänge aneinandergereiht eine Länge von 846 km ausmachen. Auf dem Bilde von A. Bern sehen wir eine pietätvolle Wanderin durch die unterirdischen Gräberwelt, die auf der Terracottatafel mit der Lampe, der unerläßlichen Begleiterin in den tiefdunklen Gängen, die Inschrift zu entziffern sucht, welche die Ruhestätte eines ihr teuren Familienmitgliedes bezeichnet. Deutlich erkennbar ist oben das Monogramm, in griechischen Buchstaben, welches den Namen

Aus Tierhäuten gefertigte, schwimmende Luftschläuche in Nordindien.

angefüllte Tierhaut. Solche Fahrzeuge sind heute noch in ganz Asien, auf dem Euphrat, dem Tigris von Mossul bis Bagdad ꝛc. im Gebrauch. Heute findet man am Tigris eine Anzahl mit Luft gefüllter Ziegenfelle zusammen, legt Balken und Bretter, Matten und Teppiche darauf, und das „Kelek", das Schlauchfloß, ist fertig. Die aufgeblasenen Schläuche sind eine Uebergangsform zwischen dem Floß und dem Hohlschiff. Sie sind in allen Wässern brauchbar, denn sie gleiten über die Stromschnellen mit Leichtigkeit hinab. In Südamerika haben die Spanier-Eroberer mehrere der Los Plata-Staaten nach der Einführung des Rindes sogar große, an den Rändern aufgebogene Rinderhäute als primitive Schiffe benutzt und damit die gewaltigen südamerikanischen Ströme überschritten. Den Fluß aufwärts ist das Fahrzeug freilich nicht zu verwenden. In Asien wird es gewöhnlich am Reiteziel auseinandergenommen und verkauft. Der Einzelschlauch, wie ihn unsere Abbildung zeigt, ist wohl nur zum Uebersetzen von einem Ufer zum anderen benutzt worden. Sein Gebrauch ist nicht ganz ungefährlich, denn wenn er platzt, hört seine Tragfähigkeit natürlich auf.

Der Königssee. (Zu unserer Kunstbeilage.) Mehrmals schon hat die „Gartenlaube" ihren Lesern Bilder dargeboten, welche den schönsten deutschen See, die Perle des Salzkammergutes, den Königssee in seiner unvergleichlichen Großartigkeit darstellten. Wenn wir trotzdem nun abermals ein neues Kunstblatt bringen, das den tiefgrün zwischen die steil anfteigenden Kalksteinwände gebetteten See zeigt, so geschieht dies, weil wir wissen, daß sich dem Reize dieser erhabenen Natur jedermann gern gefangen geben wird. Ist doch gerade der Königssee mit seiner bezaubernd schönen Umgebung ein Stückchen Erde, an dem kein Deutscher sich jemals wird „satt" sehen können, ein Stück von unserem Vaterlande,

Hamaitzentanz der Bilchula in Nordamerika.

das unsere Dichter stets besingen, unsere Künstler stets malen, wir alle aber stets bewundern und lieben werden.

„Christas" bedeutet. Die Gestalt der schönen Römerin hebt sich hell ab von dem düsteren Felsenhintergrunde. †

Aus der Urgeschichte der Kultur. Geheimbünde von Männern kannten schon in sehr früher Zeit häufig vor. Heinrich Schurtz spricht in seinem bedeutsamen Werke „Urgeschichte der Kultur", das im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig erschienen ist und dem wir die beiden Abbildungen auf dieser Seite entnehmen, von diesen Geheimbünden als einer neuen Entwicklungsform der Männergesellschaft, die als düstere und geheimnisvolle Macht der Masse des Volkes und vor allem den Frauen gegenüberstehen, und deren Blüte und Verfall man nirgend so klar übersehen kann wie in Melanesien und im westlichen Afrika. Im Männerbund entstand der Ahnenkult, aus ihm heraus der Schädelkult und die wilde Kopfjägerei indonesischer und melanesischer Stämme, die heute noch nicht ausgerottet ist. Aber auch im nordwestlichen Amerika umweht uns dieselbe Luft jenes sozialen Zustandes, der aus der Männergesellschaft die Geheimbünde emporsprossen läßt, obwohl Klima und Wirtschaftsweise gewaltige Unterschiede gegen das westliche Afrika bedingen. Die geheimen Gesellschaften der Kwakiutl z. B. lassen in dem charakteristischen Zuge, daß nur ihre Mitglieder an der Ratsversammlung des Stammes teilnehmen dürfen, noch ihre Herkunft aus dem allgemeinen Männerbund erkennen, während andrerseits der Brauch, daß nur durch Erbschaft oder Heirat ein Platz in ihnen zu erlangen ist, neue Einflüsse des sozialen Lebens wirksam zeigt. Die Einteilung in Ranglassen findet sich auch hier. Die richterliche Gewalt der geheimen Gesellschaften durch die Ratsversammlung ist schon zu geringem geschmert, als daß die Einschüchterung der Weiber und Sklaven, gegen die man anderweit die Geister herbeiriefe und in den Dienst der Geheimbünde stellte, noch nötig gewesen wäre. Im übrigen überwiegen die feierlichen Maskentänze, deren einen — den Hamaitzentanz der Bilchula — die abenstehende Abbildung darstellt. Die Mysterien der Griechen, das Haberfeldtreiben in Oberbayern, der „Pfingststimmel" in den deutschen Frühlingsspielen, sie scheinen alle demselben Boden entwachsen zu sein. Ein freundlicheres, dem Leben der Oeffentlichkeit, dem Verkehr zugewendetes Bild zeigt unsere erste Abbildung, ein uraltes Wasserfahrzeug, die mit Luft

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

Frau **E. R.** in **Darmstadt.** Es hat uns gefreut, in Ihnen eine so lebhafte Verehrerin des Dichters Heinrich Seidel kennenzulernen. Einen Ausflug, der den Dichter eingehender würdigt als unser kurzer Bericht, den wir gelegentlich seines sechzigsten Geburtstages brachten, finden Sie im Jahrgang 1900 der „Gartenlaube" aus der Feder Johannes Trojans.

Allerlei Kurzweil.

Rätsel.

Als ich an einem Sommertag
Vergnügter in der Ersten lag,
Flog all mir um den Kopf herum
Die Zweit' und Dritte mit Gesumm,
Indes des Ganzen munterer Sang
Von fernher an das Ohr mir klang. L.

Verwandlungsrätsel.

1. Bamberg | ·-·-·-·- | ·-·-·-·- | ·-·-·-·- | Apulien.
2. Schiras | ·-·-·-·- | ·-·-·-·- | ·-·-·-·- | Ravenna.

Mit Hilfe von je vier Zwischensilben, die richtige Hauptwörter sein müssen, suche man 1. von Bamberg nach Apulien und 2. von Schiras nach Ravenna zu gelangen. Es soll dabei jedes Wort aus dem vorangehenden durch Aenderung von drei Buchstaben entstehen, ohne daß die andern Buchstaben umgestellt werden. Die Silben deuten die zu ändernden Buchstaben an. A. St.

Formrätsel.

Die Buchstaben lassen sich so ordnen, daß in den einander entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautende Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. ein Denkstein, 2. ein vielbesuchter Ort im Kanton Wallis, 3. ein kostbares Mineral, 4. ein Nordseebad.

Scherzrätsel.

Welches Land hat, Leser, bitte,
Eine Achse in der Mitte? E. S.

Die Auflösungen der Rätsel und Aufgaben aus Halbheft 18 folgen im nächsten Halbheft.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Halbheft 20. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ● Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Runen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von E. Werner.

Die Erntezeit war gekommen. Ueberall auf den Feldern regte es sich, um den Sommersegen zu bergen, denn es war ein gesegnetes Jahr. Wo das Korn noch stand, wogte es von goldenen Aehren, und die Garben, die, schon gebunden, des Einfahrens harrten, waren kaum jemals so reich und voll gewesen. Die Augustsonne leuchtete hell über all dem frohen, emsigen Treiben, und an dem klaren Himmel des Spätsommertages zeigte sich kein Wölkchen. Es war prächtiges Erntewetter.

Die Landschaft bot freilich nur die bescheidenen Reize der norddeutschen Ebene, und das alte Herrenhaus, das inmitten der weiten Felder lag, erhielt nur durch den umfangreichen Park an der Rückseite einen wirkungsvollen Hintergrund. Es war ein großer, nüchterner Bau, aber er machte mit seiner langen Fensterreihe und dem hohen Ziegeldach immerhin einen stattlichen Eindruck. Guntersberg war für gewöhnlich unbewohnt, denn der Besitzer, Freiherr von Hohenfels, hatte das dazu gehörige Gut verpachtet, da er im Staatsdienste stand. Er pflegte nur im Sommer während seines Urlaubs auf einige Wochen hierherzukommen. Jetzt freilich deuteten die aufgezogenen Vorhänge und die geöffneten Fenster in einem Teil des ersten Stockwerkes darauf hin, daß er anwesend war.

Die Strahlen der Nachmittagsonne fielen hell in das große

Photographie im Verlag von J. Löwy in Wien.

Trappen auf dem Zuge.

Nach dem Gemälde von Ernst Otto.

Eckzimmer, dessen Einrichtung dem ganzen Charakter des Herrenhauses entsprach, alt, gediegen, aber steif und nüchtern. In den Vorhängen und den Polstern der Möbel herrschte ein schon etwas verblichenes Rot vor. Ein paar Familienbilder an den Wänden waren der einzige Schmuck, und eine alte Malerei über dem Kamin zeigte den Stammbaum derer von Hohenfels, in all seinen Verzweigungen.

Die beiden Herren, die sich in dem Gemach befanden, waren in lebhaftem Gespräch. Der eine, der am Fenster stand, ein Mann im Anfange der Vierzig, mit schon leicht ergrautem Haar, war eine vornehme Erscheinung, mit scharf und fest ausgeprägten Zügen. Es lag ein kalter Ernst darin, und die Augen hatten jenen durchdringenden Blick, der gewohnt ist, bei Menschen und Dingen bis auf den Grund zu schauen. Der andere, ungefähr in dem gleichen Alter, verriet in seinem ganzen Aeußeren den Landwirt. Er war von kräftiger, untersetzter Gestalt, mit dem Ausdruck vollster Behaglichkeit und Gutmütigkeit in dem sonnenverbrannten Gesicht. In höchst bequemer Haltung saß er in einem Lehnstuhl und sagte jetzt in einem etwas vorwurfsvollen Tone:

„Ja, es ist lange her, daß wir uns zum letztenmal gesehen haben! Seit einem Jahre bist du nicht hier gewesen, Hohenfels, und geschrieben hast du auch nicht. Freilich, die Herren von der Regierung haben ja nie Zeit für uns einfache Provinzleute."

„Ich habe in der That keine Zeit gehabt", entgegnete Hohenfels. „Du weißt, wie ich nach allen Seiten hin in Anspruch genommen bin, und Guntersberg ist in guten Händen."

„Gewiß, und dein Pächter ist ein tüchtiger Mann, der seine Sache versteht, aber mir würde das trotzdem nicht passen. Auf meiner Scholle, da will ich allein Herr und Meister sein und bleiben. An mein Ottendorf lasse ich keinen Pächter heran."

„Du bist eben anders geartet, Fernstein, du bist Landwirt mit Leib und Seele. Mir genügt es nun einmal nicht, den Gutsbesitzer und Majoratsherrn zu spielen."

Ein Achselzucken ergänzte diese Worte.

Fernstein, der nächste Gutsnachbar und Jugendfreund des Freiherrn, lachte, als er mit gutmütigem Spott antwortete:

„Ja, hier bei uns ist es nur gemütlich, und das war nie dein Fall. Bist ja auch die Hauptperson im Ministerium nach deiner Excellenz, und wirst nächstens wohl selbst Minister werden."

„Nächstens wohl noch nicht, aber dereinst — wahrscheinlich," war die ruhige Antwort. „Uebrigens weißt du noch gar nicht, was mich diesmal herführt — Joachim ist tot!"

Fernstein fuhr plötzlich aus seinem Lehnstuhl auf. „Joachim? Dein Bruder?"

„Schon seit drei Wochen. Es dauert immer so endlos lange, ehe die Nachrichten von da oben aus dem hohen Norden uns erreichen. Ein Unglück mit seinem eigenen Jagdgewehr, eine Unvorsichtigkeit — so schreibt man mir wenigstens. Ich werde ja wohl Näheres hören."

„Das also?" wiederholte Fernstein langsam. „Gestorben in der Fremde!"

„Ja — gestorben und verdorben!" erwiderte Hohenfels. „Wir war er ja längst gestorben. Er hat sich freiwillig geschieden von seiner Familie, von Vaterland und Freunden, in Haß geschieden. Da stirbt man dann auch allein in der Fremde."

„Ja, es war ein Kreuz für euch alle," gab Fernstein zu. „Aber ihr hättet ihn doch vielleicht anders behandeln sollen. Er vertrug nun einmal keine Strenge, und nun verbannte ihr ihn schließlich hierher nach Guntersberg und setztet jene Heirat durch. Das war das Ende. Wie sollte der Feuerkopf, der die ganze Welt stürmen wollte, es denn aushalten in dieser Abgeschiedenheit und in den Fesseln einer solchen Ehe!"

„Es war der letzte Versuch, Joachim für uns zu retten. Er hatte sich ja damals schon unmöglich gemacht bei seinem Regimente. Ein Hohenfels, der ganz offen mit den Umsturzlern sympathisiert! Wir hofften, er würde hier zur Besinnung kommen, und wollten ihn den gefährlichen Einflüssen entziehen, vor denen er in Berlin nicht zu hüten war. Der Plan scheiterte —"

„Und die von dir in bester Absicht zu stande gebrachte Heirat war wohl mit schuld daran," fiel Fernstein ein. „Der tolle, geniale Joachim und — nimm's mir nicht übel, Hohenfels — aber deine Schwägerin mit ihrem uralten Grafentitel war eine ausgemachte Gans."

Der Freiherr runzelte die Stirn, die derbe Bemerkung verletzte ihn offenbar, aber er erwiderte ruhig: „Sie war sechzehn Jahre alt bei ihrer Verlobung. Da nimmt man die geistigen Mängel noch für Schüchternheit, für Unbekanntschaft mit dem Leben — ich nahm sie auch dafür. Ich leugne nicht, daß der Plan von mir ausging, aber Joachim wußte nichts davon. So verliebte er sich in das hübsche, noch halb kindliche Mädchen und schwärmte davon, die noch unerschlossene Knospe zur Blüte zu bringen. Er mußte nun einmal alles von der exzentrischen Seite nehmen. Als er merkte, daß die Blüte ohne Duft war, da war es aus mit seiner Schwärmerei. Da hielt ihn weder das Band der Ehe, noch das Kind, das ihm geboren war — er stürmte blind und toll zum Abgrund. Wir mußten schließlich noch froh sein, daß er seinem Vaterlande den Rücken kehrte."

„Schade um ihn war es doch!" warf Fernstein halblaut ein.

„Der schöne, wilde Junge, der einst der Liebling aller Welt war!"

„Nun, er hat sie ja gefunden, die sogenannte Freiheit, der er alles opferte," sagte Hohenfels schneidend. „Er zerriß ja die Sklavenketten der Tradition, der Familie und Erziehung, und das Ergebnis war — eine Bauernexistenz unter Bauern da oben im Norden! Wie freilich das Ende erfolgte? Ich habe meine eigenen Gedanken bei diesem jähen Tode!"

Fernstein fuhr betroffen auf. „Du glaubst doch nicht etwa —?"

Er vollendete nicht, aber die Blicke der beiden Männer begegneten sich, und sie verstanden sich ohne Worte. Einige Sekunden lang schwiegen beide, dann begann der Freiherr wieder zu reden: „Ich habe nur die Nachricht erhalten. Der Pfarrer von Raasdal sandte mir kurz und förmlich die Anzeige. Er hat Joachims Heimat und Abstammung gekannt, denn der Brief trug meinen vollen Namen und die Adresse Guntersberg."

„Und der Junge? der Bernhard?" fragte Fernstein.

„Der gehört nun endlich wieder seiner Familie," erklärte Hohenfels mit vollem Nachdruck. „Schlimm genug, daß wir ihn überhaupt dem Vater lassen mußten!"

Er hielt inne, denn die Thür wurde zur Hälfte geöffnet und eine jugendliche Stimme fragte: „Darf ich hinein, Papa?"

Fernstein wandte sich rasch um. „Da ist mein Junge! Er holt mich mit dem Wagen ab. Komm nur herein, Kurt!"

Kurt Fernstein, der jetzt eintrat, war ein hübscher, schlanker Junge von etwa fünfzehn Jahren. Ein dunkler Krauskopf, mit frischen, offenen Zügen und blitzenden Augen. Ohne jede Scheu und Verlegenheit ging er auf den Freiherrn zu und gab ihm die Hand. „Guten Tag, Onkel Hohenfels!"

Dieser maß ihn mit einem höchst erstaunten Blick. „Du bist ja tüchtig emporgeschossen, Kurt. Das nenne ich wachsen!"

„Ja, du hast ihn seit zwei Jahren nicht gesehen," fiel der Vater ein. „So lange ist er in Rotenbach in der Bergerschen Erziehungsanstalt. Den Hauslehrern war er nun nachgerade entwachsen, und da die sogenannte höhere Bildung nun einmal verlangt wird bei unserer heutigen Jugend, habe ich ihn dorthin geschickt. Später muß er mir noch zwei Jahre lang auf die landwirtschaftliche Hochschule, damit er auch etwas Vernünftiges und Praktisches lernt. Er soll ja doch einmal Ottendorf übernehmen."

„Ich werde aber nicht Landwirt, das weißt du doch, Papa!" erklärte Kurt mit der größten Bestimmtheit.

„Fängst du schon wieder damit an?" fuhr Fernstein auf. „Du willst nicht Landwirt werden? Was denn sonst?" fragte Hohenfels.

„Ich gehe zur See!" rief Kurt triumphierend. „Die ganze weite Welt will ich sehen. Ich trete in unsere Marine, ich werde Admiral!"

„Seit der Junge bei meinem Schwager in Kiel zum Besuch gewesen ist, hat er nichts im Kopfe als die verwünschte See. Auf allen Schiffen ist er herumgetrochen, den halben Tag lang hat er draußen auf dem Segelboot gelegen, und jetzt will er durchaus hinaus aufs Meer. Aber ich leide es nicht, das habe ich dir schon zehnmal gesagt."

„Dann gehe ich durch, Papa," erklärte Kurt mit vollster Seelenruhe. „Und wenn ich Schiffsjunge werden müßte!"

„Unterstehʼ dichʼ!" drohte Fernstein heftig. „Mach Ottendorf gehörst du. Die Dummheiten verbitte ich mir — Punktum!"

„Gehʼ jetzt hinunter in den Park, Kurt," mischte sich Hohenfels ein. „Ich habe noch mit deinem Vater zu reden."

Kurt gehorchte und verließ das Zimmer.

„Dein Sohn scheint nicht viel Respekt vor dir zu haben," bemerkte Hohenfels nach einer Weile kühl, indem er seinen Platz am Fenster verließ und sich niedersetzte. „Ich gehe durch!" — das wagt er dir ins Gesicht zu sagen?"

„Pah, er wird sich hüten, das wirklich zu thun, und ich wollte es ihm auch nicht raten. Es ist eine tolle Knabenidee, nichts weiter. In dem Alter wollen sie alle hinaus. Ich hatte ihn schon fest, wenn es soweit ist."

„Das wird wohl auch nötig sein. Ich fürchte, dein Kurt ist auch einer von denen, die es auf der Scholle nicht aushalten. Warum giebst du übrigens seinem Wunsche nicht nach?"

„Das fehlte noch!" rief Fernstein, förmlich beleidigt durch die Frage. „Was soll denn dann aus Ottendorf werden, dem alten Erbgut unserer Familie, auf dem schon mein Großvater gesessen hat? Soll es etwa nach meinem Tode in fremde Hände kommen, soll es verkauft, verschleudert werden? Mein Mädel wird doch einmal heiraten, Gott weiß wohin; den Jungen behalte ich, und den werde ich mir schon zum Landwirt heranziehen. Respekt hat er freilich hinwenig."

„Ich würde ihn anders erziehen," meinte Hohenfels, „es ist ein kecker Bursche, voll Feuer und Leben. Wenn er mein wäre — ich gäbe viel darum!"

Die letzten Worte klangen in ausbrechender Bitterkeit. Fernstein nickte bedauernd. „Ja freilich, dir ist der Sohn versagt geblieben, und gerade bei dir kam so viel darauf an, das Gutersberg Majorat ist. — Wie geht es denn deiner Tochter?"

„Wie immer, sie ist eine stete Sorge für uns. Die Aerzte sprechen von einem äußerst empfindlichen Nervensystem, von Blutarmut und dergleichen. Sie vertrösten uns auf spätere Jahre, aber das Kind bleibt schwächlich — und es ist doch unser einziges!"

Die Stimme des Freiherrn verlor zum erstenmale ihren kalten, festen Klang, es bebte eine unterdrückte Bewegung darin, aber er brach schnell ab.

„Lassen wir das, es ist ja nicht zu ändern, und ich muß Dringendes mit dir besprechen. Ich habe meinen Sekretär, auf den ich mich in jeder Hinsicht verlassen kann, nach Raansdal geschickt, um Bernhard abzuholen, und erwarte ihn schon in der nächsten Woche. Aber gerade jetzt muß ich unerwartet fort — eine amtliche Reise, auf der ich den Minister vertreten soll — und meine Frau ist mit unserer Kleinen noch im Bade. Da wollte ich dich bitten, den Knaben einstweilen nach Ottendorf zu nehmen, bis ich zurück bin."

„Von Herzen gern," stimmte der Gutsherr bei. „Kurt hat ja jetzt Ferien, da findet dein Neffe gleich einen Kameraden. Ich fürchte nur, er ist arg verwildert. Die Erziehung des Vaters wird wohl danach gewesen sein!"

„Ich fürchte noch Schlimmeres, denn es scheint, daß er das Blut des Vaters geerbt hat. Gleichviel, er heißt Bernhard von Hohenfels."

„Nach dir! Du warst ja sein Taufpate."

„Und jetzt bin ich sein Vormund und werde sorgen, daß er nicht auch auf solche Wege gerät wie Joachim," sagte Hohenfels mit Nachdruck.

„Du hast deinen Bruder auch nicht zügeln können," warf Fernstein ein.

„Weil ihm der Zügel nicht rechtzeitig angelegt wurde. Er wurde ja von aller Welt verwöhnt und verzogen, er war der Liebling der Eltern, der sich alles erlauben durfte und auch alles erlaubte. Als seine Tollheiten anfingen gefährlich zu werden, da war es zu spät! Bernhard ist fünfzehn Jahre, ein Knabe ist noch zu zwingen, und ich werde ihn zwingen, wenn es not thut."

„Ja, er wird es bei dir wohl büßen müssen, daß er Joachims Sohn ist," sagte Fernstein mit derber Aufrichtigkeit. „Sei ehrlich, Bernhard, du hast deinen jüngeren Bruder nie geliebt."

Der Vorwurf mochte wohl begründet sein, denn zwischen den Augen des Freiherrn lag eine tiefe Falte, als er antwortete: „Wir waren zu grundverschieden, um uns je verstehen zu können. Joachim wild, unstet, ohne jedes Pflichtgefühl, immer von einem Extrem in das andere stürzend — ich von alledem das Gegenteil. Schon als wir noch Knaben waren, verlachte er mich, und später, als ich den Vater zu energischen Schritten gegen ihn bestimmte, da haßte er mich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Natur. Vielleicht war ich hart, aber ich habe nun einmal keine Nachsicht für die Art, wie er sich von uns losriß und alles, was uns teuer und heilig war, mit Füßen trat. Es ist ein schlimmes Erbteil, der Sohn eines solchen Vaters zu sein, und Bernhard ist jetzt der künftige Majoratsherr von Gruntersberg. Ich habe dafür einzustehen, daß er uns nicht auch verloren gehe. Hier hat der Tod ein Machtwort gesprochen — noch zur rechten Zeit!"

Das klang in der That hart und unversöhnlich, und in den Zügen Bernhards von Hohenfels lag kalte Ruhe. Er hatte für den Sohn des verstorbenen, verlorenen Bruders, der nun sein Erbe werden sollte, keine Regung von Liebe oder auch nur von Wohlwollen übrig. Wenn er den Knaben jetzt in seine Obhut nahm, so war das eben auch nur Pflichtgefühl, ein Opfer, das er dem Namen und der Zukunft seines Hauses brachte.

„Das kann nicht so fortgehen, Karl! Du mußt auf irgend eine Weise eingreifen und uns Ruhe schaffen, sonst erleben wir noch ein Unglück mit diesem Bürschen. Das ist ja eine fürchtbare Zumutung, die dein Freund uns da gestellt hat. Der Junge bleibt dabei, daß er fort will, und droht mit allen möglichen Gewaltstreichen, wenn man ihm nicht den Willen thut."

Es war Fräulein Fernstein, die Schwester des Gutsherrn von Ottendorf, die vor ihrem Bruder stand und eine längere Auseinandersetzung mit diesen Worten schloß. Sie schien ihm damit nichts Neues zu sagen, denn er sah wohl ärgerlich, aber keineswegs überrascht aus, als er antwortete:

„Nun, so schlimm wird es wohl nicht werden, aber arg genug ist die Geschichte. Wenn ich gewußt hätte, was für eine Bescherung Hohenfels uns in das Haus schickt, ich hätte mich bedankt dafür. Jetzt habe ich einmal mein Versprechen gegeben und muß es halten."

Das Fräulein, eine stattliche Dame in der Mitte der Vierzig, die ihrem verwitweten Bruder seit einigen Jahren den Haushalt führte, beruhigte sich durchaus nicht bei dieser Entscheidung.

„Er macht uns noch ganz Ottendorf rebellisch," klagte sie. „Kleiner von den Leuten will mit ihm zu thun haben! Und dabei kennst du wohl das Neueste noch nicht, was er heute morgen wieder angestellt hat, während du auf dem Felde warst! Da hat er sich den Fuchs aus dem Stall gezogen, ihm den Zaum angelegt, und nun heidi hinaus, ohne Sattel! Das Tier ist das ja nicht gewohnt, es wurde wild, es bäumte und schlug. Ich habe in Todesangst hier am Fenster gestanden und drüben vor dem Stall die Leute. Wir dachten, es müßte ein Unglück geben, aber da hätest du den Jungen sehen sollen! Maltraitiert hat er das arme Geschöpf so lange, bis es gehorchte, aber es zitterte am allen Gliedern!"

„Ja, er ist ein Tollkopf," bestätigte der Gutsherr, dem die wilde Rücksichtslosigkeit seines Pfleglings offenbar imponierte. „Hätte ich nur den Kurt nicht hinübergelassen zum Oberförster, aber ich habe Bernhard erst ein paar Tage später erwartet. Der Sekretär ist ja Tag und Nacht mit ihm gereist, um ihn nur loszuwerden, er scheint genug ausgestanden zu haben auf der Fahrt. Unser Junge muß übrigens gleich — da fährt eben der Wagen vor!"

Er trat an das Fenster. Es war in der That Kurt, der einige Tage lang bei den Söhnen des Oberförsters, seinen einstigen Spielkameraden, gewesen war und jetzt zurückkehrte. Er sprang aus dem Wagen und stürmte in das Zimmer, überfiel die Tante mit einer ungestümen Umarmung und eilte dann zum Vater.

„Da bin ich wieder, Papa! Ist Bernhard Hohenfels schon da? Ich habe mich schon die ganze Zeit über auf ihn gefreut."

„Ja, er ist da," sagte Fernstein trocken. „Aber wir haben unsere Not mit ihm. Frage nur die Tante, die ist ganz außer sich darüber."

„Ein Ungetüm ist er!" rief das Fräulein und begann sofort ein ganzes Sündenregister des neuen Ankömmlings aufzuzählen, der ihrer Versicherung nach in den paar Tagen seines Hierseins bereits ganz Ottendorf auf den Kopf gestellt hatte.

„Nimm dich nur ja in acht vor ihm, Kurt," schloß sie, „und reize ihn nicht etwa mit deiner gewohnten Spottlust."

Kurt lachte hell auf über diese Schilderung und über die

sichtbare Angst seiner Tante. „Zu acht soll ich mich nehmen? Das fehlte noch! Aber anschauen will ich es mir schleunigst, dies Ungetüm. Wo hauft es denn eigentlich?“

„Wir haben ihm das große Fremdenzimmer eingeräumt, und wenn er draußen keinen Unfug anrichtet, dann sitzt er da drinnen und grollt. Er will ja durchaus wieder fort.“

„So will ich gehen und den Strauß mit dem nordischen Bären ausfechten!“ rief Kurt übermütig. „Wenn ich nicht zurückkomme, dann hat er mich verschlungen mit Haut und Haar, dann weißt du Bescheid, Tante!“ Damit lief er davon.

Die Fremdenzimmer lagen drüben auf der anderen Seite des Hauses. Man machte einige Umstände mit dem Neffen des Freiherrn von Hohenfels und hatte ihm das größte und beste Gastzimmer eingeräumt, das nach dem Garten hinaus lag. Der neue Ankömmling schien diese Rücksicht aber gar nicht zu würdigen. Als der Sohn des Hauses die Thür öffnete, lag Bernhard Hohenfels der Länge nach auf dem Sofa, die Beine auf der gestickten Decke der Seitenlehne, und starrte unverwandt hinauf in den leuchtenden Sommerhimmel, der durch die weit offenstehenden Fenster hereinschaute. Er nahm nicht die mindeste Notiz von dem Eintretenden, obgleich er ihn kommen hörte.

„Guten Tag!“ sagte Kurt, vorläufig ganz freundschaftlich, aber er erhielt keine Antwort. Der junge Hohenfels wandte nicht einmal den Kopf nach ihm.

„Schläfst du etwa?“ fragte Kurt, indem er die Thür schloß und näher trat. „Hast ja die Augen weit offen. Ich sage dir Guten Tag — kannst du nicht antworten?“

„Was willst du hier?“ fragte Bernhard kurz und herrisch, indem er sich aufrichtete.

„Komische Frage, ich bin doch hier zu Hause! Ich bin Kurt Fernstein und komme eben von dem Besuche bei Oberförsters zurück. Ich habe es schon gehört, daß du da bist.“

„Laß mich in Ruhe!“ grollte der andere, aber Kurt ließ sich nicht stören. Er besah sich den Gast von allen Seiten so gründlich, als sei dieser eine ganz besondere Merkwürdigkeit. „Du sollst mich in Ruhe lassen,“ wiederholte Bernhard zornig. „Geh fort, ich will dich nicht!“

Das klang entschieden feindselig. Bernhard Hohenfels war, obgleich in demselben Alter wie Kurt, doch fast einen Kopf größer als dieser, eine kraftstrotzende Gestalt, mit mächtigen Gliedern. Aber kein Zug in seinem Gesicht verriet, daß er dem alten, stolzen Adelsgeschlecht angehörte, dessen Blut in seinen Adern wallte und dessen letzter Sprößling er war. Freilich hatten die Züge Bernhards noch ganz das Unreife und Unentwickelte des Knaben, aber alles war herb, regellos und abfallend in jeder Linie. Das dichte, blonde Haar fiel so tief in die Stirne, daß es sie fast bedeckte, und die blauen Augen blickten drohend und feindselig. Der junge Hohenfels sprach überdies ein ganz seltsames Deutsch, mit harter, fremdartiger Betonung. Man hörte es, daß er die Sprache nicht gewohnt war, wenn sie ihm auch geläufig zu sein schien.

„Du kannst ja nicht einmal ordentlich deutsch reden!“ spottete Kurt. „Man versteht dich kaum, und du bist doch hier in Guntersberg geboren und sollst nun bei uns bleiben.“

„Ich will aber nicht!“ erwiderte Bernhard trotzig. „Versucht es nur, mich festzuhalten! Ich gehe durch.“

„Durchgehen willst du?“ fragte Kurt, bei dem das Wort eine verwandte Saite berührte. „Das will ich eigentlich auch, aber erst später, denn jetzt nehmen sie mich noch gar nicht an bei der Marine. Aber warum willst du denn absolut wieder fort? Gefällt es dir nicht bei uns?“

„Nein,“ war die herbe Antwort. „Es ist nicht auszuhalten bei euch. Nichts als die sonnigen Felder mit den langweiligen Schnittern. Keine Berge und Wälder, keine Felsen und kein Meer, wie daheim in meinem Nordland! Da bin ich zu Hause und dahin will ich zurück!“

„Das laß deinen Onkel Hohenfels hören, der wird es dir schon beibringen, wo du zu Hause bist! Du gehörst jetzt nach Guntersberg, hat er gesagt, und was der will, das gilt.“

„Ich will aber nichts wissen von ihm und seinem Gunterstberg!“ brauste der wilde Knabe auf. „Ich hasse es, wie dies ganze erbärmliche Deutschland!“

„Höre, das läßt du bleiben!“ unterbrach ihn der andere gereizt. „Du sollteſt dich schämen, auf dein eigenes Vaterland zu schimpfen, und wenn du das noch einmal sagst —!“ Er hob drohend die Faust, aber Bernhard blickte verächtlich auf ihn nieder.

„Willst du etwa mit mir anfangen? Nimm dich in acht!“

„O ja, das können wir probieren,“ tönte es kampflustig zurück. „Unterstehʼ dich und sage das schändliche Wort noch einmal!“

„Erbärmlich ist es, euer Deutschland —“ weiter kam Bernhard nicht, denn jetzt fiel Kurt ohne weitere Kriegserklärung über ihn her, und in der nächsten Minute waren die Beiden handgemein geworden. Sie prügelten sich mit vollster Energie, und der gewandte, geschmeidige Kurt war unleugbar im Vorteil dabei. Mit seinen blitzschnellen Bewegungen wußte er stets rechtzeitig auszuweichen, während Bernhard blindlings zuschlug, meist ohne zu treffen; aber endlich bekam der junge Hohenfels doch die Oberhand. Er packte den Gegner, und als er ihn erst einmal gefaßt hatte, da half alle Gewandtheit nichts mehr. Kurt machte es ihm freilich schwer genug und rauſte wacker zur Ehre seines Vaterlandes, aber dieser Bärenstärke war er nicht gewachsen. Ein kurzes, wildes Ringen, dann lag er der Länge nach am Boden, und Bernhard stand über ihn gebeugt, mit leuchtender Brust. Er hatte offenbar seine ganze Kraft eingesetzt.

„So — da hast du es!“ rief er triumphierend, indem er von dem Gegner abließ, aber in Kampfbereitschaft blieb, für den Fall, daß dieser Lust zeigen sollte, wieder anzufangen.

Kurt sprang auf die Füße, grollend über seine Niederlage, aber er schaute doch mit einer Art von Bewunderung auf seinen Bezwinger. „Du hast ja eine schändliche Kraft in deinen Fäuſten! Nun weiß ich wenigstens, wie es die Berserker machen. Du bist auch so einer davon!“

Bernhard nahm das offenbar als ein Kompliment, und die Kraftprobe hatte entschieden beruhigend auf ihn gewirkt, denn er verſetzte großmütig: „Du verſtehſt es auch! Beinahe hättest du mich geworfen, und mich wirft sonst keiner, nicht einmal Harald Thorvik, und der ist doch weit älter als ich.“

„Harald Thorvik — wer ist das?“ fragte Kurt, indem er sich das linke Auge rieb.

Bernhard ward das Haar zurück und befühlte seine Stirn, wo sich eine beginnende Beule bemerklich machte. „Die Thorviks? Das sind unsere Nachbarn. Von Harald habe ich das Segeln gelernt, draußen auf der See.“

„Auf der See?“ Kurt fuhr plötzlich in die Höhe. „Ich denke, ihr habt in den Bergen gewohnt?“

„Am Fjord! Da giebt es schon Berg und Wald, aber wir brauchten nur ein paar Stunden, dann waren wir mit dem Boot draußen im offenen Meer.“

„O, das muß mir die erzählen!“ rief Kurt stürmisch. „Also an der See bist du aufgewachsen? Hast du schon Stürme durchgemacht? So erzähle doch!“

Er hatte plötzlich allen Groll über die Niederlage vergessen. Es war überhaupt nicht zu verkennen, daß die vorhergegangene Prügelſcene eine gegenseitige Hochachtung zurückgelaſſen hatte. Der finstere, feindselige Bernhard ließ sich wirklich herbei, Rede und Antwort zu geben. Anfangs geschah das noch zögernd und einsilbig, aber Kurt las ihm die Worte förmlich von den Lippen und fragte unaufhörlich, und das überwand die eigensinnige Zurückhaltung des jungen Hohenfels. Die Brücke des Verständnisses war endlich geschlagen.

Nach einer Stunde etwa sand Fernstein zu seiner Ueberraschung die Beiden ganz friedlich und freundschaftlich nebeneinander sitzen und in lebhafter Unterhaltung.

„Nun, habt ihr Bekanntschaft gemacht?“ fragte er.

Kurt sprang vergnügt auf. „Jawohl, Papa, wir sind schon die besten Freunde!“

„So? Und was habt ihr denn da im Gesicht?“ fragte der Gutsherr, indem er argwöhnisch von einem zum anderen blickte. Um Kurts linkes Auge spielte ein bläulicher Schimmer, während sich auf Bernhards Stirn die Beule in verheißungsvollen Umrissen abzeichnete.

„Ja, zuerst haben wir uns natürlich geprügelt,“ sagte Kurt, als sei das selbstverständlich. „Aber heut' nachmittag gehen wir zum Weiher und fischen. Bernhard will das einmal hier bei uns probieren, und er bleibt jetzt auch in Ottendorf, er hat es mir versprochen.“

Photogravure im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Der Antrag.
Nach dem Gemälde von W. Firle.

„So lange Kurt hier bleibt," bestätigte Bernhard. „Aber länger nicht."

„Nun, das wird sich finden," meinte Fernstein, der froh war, daß vom Aushörechen jetzt keine Rede mehr war. Bis dahin kam Hohenfels zurück, und der mochte zusehen, wie er mit seinem wilden Neffen fertig wurde.

Die beiden Söhne des verstorbenen Majoratsherrn von Guntersberg waren von jeher die schroffsten Gegensätze gewesen. Bernhard, der ältere, eine ernste, verschlossene Natur, wurde in seiner Jugend vielfach unterschätzt, sogar von den eigenen Eltern, die in ihm nur den Stammhalter sahen. Ihr bevorzugter Liebling war der jüngere Joachim, der „schöne, wilde Junge", mit seiner hinreißenden Liebenswürdigkeit.

Bernhard war mit Zustimmung des Vaters, der Guntersberg selbst bewirtschaftete, in den Staatsdienst getreten, aber mit der stillschweigenden Voraussetzung, daß er, wenn das Schicksal ihn dereinst zum Herrn machte, den Abschied nehmen und sich gleichfalls seinen Gütern widmen werde. Joachim hatte man für die militärische Laufbahn bestimmt, und der junge, glänzende Offizier wurde in den Berliner Kreisen ebenso verwöhnt wie einst daheim der Knabe. Er war auch anfangs sehr eingenommen für seinen Beruf, aber bei ihm dauerte eine solche Begeisterung nie lange. Was er heute vergötterte, davon wandte er sich morgen enttäuscht und ernüchtert ab. Er empfand die strengen Anforderungen des Dienstes und der Disziplin bald als unerträglich, und da er sich gewöhnlich von einem Extrem in das andere warf, begann er, sich für die sozialistische Lehre zu begeistern, die damals gerade anfing, eine Macht zu werden.

Er machte gar kein Hehl aus seiner „Bekehrung", wie er es nannte, und damit war natürlich seine militärische Laufbahn zu Ende. Er mußte den Abschied nehmen, und es wäre schon damals zu einem unheilbaren Zerwürfnisse gekommen, wenn nicht der ältere Bruder eingegriffen hätte. Sorglos und leichtsinnig, wie das nun einmal in seiner Natur lag, war Joachim nie ausgekommen mit den Summen, die ihm zur Verfügung standen. Er hatte stets Schulden, und die Eltern hatten diese stets ausgeglichen, ohne dem verwöhnten Liebling ernstlich zu zürnen. Jetzt wurde das verlagt, jetzt wurde ihm die Bedingung gestellt, nach Guntersberg zurückzukehren, um dort unter den Augen des Vaters zu leben, dort hatte man ja ein Mittel in Bereitschaft, um ihn zu halten — eine standesgemäße Heirat.

Der Plan schien über Erwarten zu gelingen, denn Joachim verliebte sich in die ihm bestimmte, noch sehr jugendliche Braut, die man ihm geschickt zu nähern wußte, ohne daß er die Absicht merkte. Man ließ ihm auch keine Zeit, sie erst näher kennenzulernen, sondern beschleunigte die Hochzeit. Aber gerade das, was ihn seiner Familie retten sollte, riß ihn auf immer los von ihr.

Die junge Frau war eine geistig sehr untergeordnete Natur, sie hatte auch nicht eine Regung gemein mit dem Gatten, geliebt hatte sie ihn überhaupt nie, und bald genug lernte sie seine maßlose Leidenschaftlichkeit fürchten. Er dagegen haßte schließlich die Frau, die ihn mit ihrer völligen Verständnislosigkeit und Oberflächlichkeit zur Verzweiflung trieb. Die Ehe war namenlos unglücklich, und endlich kam es zum Bruche. Joachim verließ Weib und Kind, ging in die weite Welt und blieb jahrelang verschollen für die Seinigen.

Da starb der alte Majoratsherr, dem seine Frau bereits im Tod vorangegangen war, und Bernhard von Hohenfels wurde Herr auf Guntersberg. Während sein Bruder trotz all der glänzenden Eigenschaften, die ihm das Schicksal verliehen hatte, sich Leben und Zukunft verschüttete, war er langsam aber sicher emporgestiegen und nahm jetzt bereits eine Stellung ein, die ihm eine bedeutende Zukunft verbürgte. Es überraschte daher kaum, daß er, anstatt den Abschied zu nehmen, Guntersberg verpachtete und in Berlin blieb.

Er hatte sich inzwischen auch vermählt — eine kühle, kluge Wahl, die Tochter eines altadligen Hauses, die ihm die einflußreichsten Familienverbindungen zubrachte. Diese Konvenienzehe war durchaus glücklich geworden. Nur eins blieb dem Paare versagt: der ersehnte Erbe, und der Freiherr empfand es besonders schwer und bitter, daß seine Tochter keinen Anspruch hatte auf Guntersberg, wo die ganze Vergangenheit seines Geschlechtes ruhte. Das Recht darauf stand Joachim zu und, wenn er verschollen blieb, seinem Sohne.

Da auf einmal kam Nachricht von dem längst Totgeglaubten, aus einem weltfernen Orte, hoch oben in Norwegen. Er schien nach langen Irrfahrten dort gelandet zu sein und sich eine Art Existenz gegründet zu haben, denn er forderte seinen Sohn, der mit der Mutter in Guntersberg lebte. Bernhard verweigerte im Namen seiner Schwägerin die Herausgabe des Knaben und versuchte, sich dessen Erziehung zu sichern; aber Joachim wartete die Entscheidung gar nicht ab. Wie im Sturmwind erschien er urplötzlich, bemächtigte sich seines Kindes und nahm es mit sich. Da war es freilich nicht mehr möglich, ihm sein Vaterrecht streitig zu machen, er blieb im Besitz seines Sohnes. Jetzt nach seinem Tode — die Frau war schon vor einigen Jahren gestorben — war der Oheim der natürliche Vormund seines Neffen, und er trat dies Amt mit unbeschränkter Machtvollkommenheit an. —

In Guntersberg wurde die Herrschaft erwartet. Frau von Hohenfels sollte mit ihrer kleinen Tochter im Laufe der nächsten Woche eintreffen, und Hohenfels selbst, der nur kurze Zeit in Berlin gewesen war, um dort Bericht zu erstatten, hatte bereits seinen Urlaub angetreten. Er saß am Morgen nach der Ankunft im Eckzimmer mit Fernstein, der von Ottendorf herübergekommen war, um seinen Schuldsbefohlenen dem Oheim zu übergeben. Die Schilderung, die er dabei von dem Sohne Joachims entwarf, war derart, daß sie jeden anderen erschreckt hätte. Der Freiherr hörte zu, ohne eine Miene zu verziehen.

„Das war vorauszusehen," sagte er am Schlusse. „Daß Joachim seinen Sohn nicht lehren würde, mich und seine Heimat zu lieben, wußte ich, aber daraus kommt es auch einsweilen nicht an. Er soll gehorchen lernen."

„Gehorchen — das Wort kennt er überhaupt nicht," versetzte Fernstein. „Er sollte ja als ‚freier Mensch' aufwachsen, ohne all die ‚Sklavenketten der Tradition und Erziehung'. Das ist ihm täglich vorgepredigt worden. Ich bin froh, daß ich ihn dir heil abliefern kann. Wäre Kurt nicht glücklicherweise dagewesen, ich hätte ihn gar nicht bändigen können."

„Die Knaben haben sich also befreundet? Das hoffte ich."

„Ja, aber sie haben das etwas merkwürdig angefangen. Gleich in der ersten Stunde prügelten sie sich, daß der eine blaue Flecken und der andere eine große Beule davontrug, und dann wurden sie Freunde auf Leben und Tod. Kurt hat eine ganz unbegreifliche Gewalt über den wilden Burschen, und dem zuliebe ist Bernhard auch in Ottendorf geblieben."

„Ich sah ihn zum letztenmal vor zehn Jahren," warf Hohenfels hin. „Er gleicht seinem Vater nicht, wie du sagst?"

„Nicht im mindesten, Joachim war in dem Alter ein bildschöner Junge, Bernhard ist geradezu abstoßend."

„Und seine geistige Entwicklung? Darin ist er natürlich auch weit zurück?"

Fernstein zuckte die Achseln. „Wie man es nehmen will! In manchen Dingen ist er von einer wahrhaft erschreckenden Frühreife. Der Vater scheint ihn als eine Art Kameraden behandelt und Dinge mit ihm besprochen zu haben, die noch gar nicht für sein Ohr paßten. Gelernt hat er freilich wenig genug, der Pfarrer von Raansdal hat ihn unterrichtet, und der Unterricht scheint nicht schlecht gewesen zu sein, aber der Junge hielt ja nicht aus dabei. Der trieb sich den ganzen Tag lang in den Bergen und auf dem Fjord umher, und von Zwang war natürlich keine Rede. Das habe ich alles erst nach und nach durch meinen Kurt erfahren, und den habe ich auch heute notgedrungen mitnehmen müssen, sonst wäre dein Herr Neffe überhaupt gar nicht gekommen. Er wollte durchaus nicht nach Guntersberg."

„Wollte nicht — wenn ich ihn herrufe?" fragte Hohenfels mit voller Schärfe. „Ihr scheint ihn arg verwöhnt zu haben in Ottendorf."

„Was sollte ich machen?" brummte Fernstein. „Der tolle Junge ist zu allem fähig, wenn man ihm nicht den Willen tut, und ich hatte doch nun einmal die Verantwortung übernommen."

„Nun, jetzt habe ich sie!" sagte der Freiherr kalt. „Vor allen Dingen will ich ihn sehen."

Er klingelte und gab dem eintretenden Diener die nötige

Weisung. Das geschah mit voller Gelassenheit, aber Fernstein schien doch eine gewisse Sorge zu hegen, als er in das Gesicht seines Freundes blickte, denn er lenkte ein.

„Sei nicht zu hart mit ihm. Ich fürchte, er verträgt die Strenge so wenig wie sein Vater, und schließlich kann er doch nicht für seine Erziehung. Was denkt du denn eigentlich mit ihm anzufangen? Willst du ihn nach Berlin mitnehmen?“

„Nein, dein Brief und der Bericht meines Sekretärs hatten mich bereits überzeugt, daß hier eine gründliche Erziehung notwendig ist. Er soll nach Rotenbach wie sein Kurt. Die Bergersche Anstalt genießt einen vorzüglichen Ruf. Hat sie strenge Disziplin?“

„Sehr strenge, ganz nach militärischem Muster. Meinem Saufewind kann das nicht schaden, aber Bernhard — ich will dir vorher sagen, was da geschieht. Der Junge geht durch, schon in den ersten acht Tagen!“

„Dem wird man vorbeugen,“ versetzte Hohenfels trocken. „Doch da sind sie!“

Die beiden Knaben traten ein, und Kurt begrüßte in seiner offenen, unbefangenen Weise den „Onkel Hohenfels“. Dieser reichte ihm die Hand und wandte sich dann zu seinem Neffen, der an der Thür stehen geblieben war. „Komm zu mir, Bernhard!“

Die Aufforderung hatte keinen Erfolg, der Knabe rührte sich nicht.

„Hast du nicht gehört? Du sollst zu mir kommen!“

Bernhard schien in der That nicht zu hören, denn er verharrte an seinem Platze. Da legte sich Kurt ins Mittel; er packte seinen Freund am Arme und zog ihn sehr energisch vorwärts, während er ihm zuraunte: „So sei doch manierlich! Du hast es mir doch versprochen!“

Das half einigermaßen, Bernhard widerstrebte wenigstens nicht. Er stand jetzt vor seinem Onkel, der ihn schweigend und scharf musterte, aber ohne ihm die Hand zu reichen. Vielleicht sah er die stumme Feindseligkeit in dem Blick des Knaben, der ihm dies Anschauen unverwandt zurückgab.

„Ich habe bisher die Gastfreundschaft von Ottendorf für dich in Anspruch nehmen müssen,“ begann er. „Jetzt aber denke ich längere Zeit hierzubleiben und erwarte demnächst meine Frau und Tochter. Du wirst daher jetzt zu uns nach Guntersberg übersiedeln.“

„Nein. Ich will nicht nach Guntersberg!“ lautete die trotzige Antwort.

„So, und wohin willst du denn?“

„Nach Hause! Nach Raunsdal!“

„Du bist nicht mehr in Raunsdal zu Hause,“ sagte Hohenfels mit kühler Ruhe. „Fortan ist Guntersberg deine Heimat.“

„Ich will aber fort!“ trotzte Bernhard. „Ich bleibe nur, so lange Kurt da ist; sind seine Ferien zu Ende, dann gehe ich auch.“

„Da hast du es — dabei bleibt er!“ sagte Fernstein leise zu seinem Freunde, der nur die Achseln zuckte.

„Bitte, laß uns allein! Nur eine halbe Stunde; so lange mußt du mich schon entschuldigen.“

„Komm, Kurt!“ Fernstein winkte seinem Sohne, aber er sandte einen etwas besorgten Blick zurück, während er das Zimmer verließ.

Als die Thür sich hinter den Beiden schloß, nahm Hohenfels wieder das Wort. „Du weißt doch, daß ich dein Onkel und Vormund bin. Was denkst du eigentlich zu erreichen mit diesem kindischen Trotz? Bildest du dir vielleicht ein, ich werde deinem: ‚Ich will nicht!‘ weichen?“

Bernhard gab keine Antwort, aber er stand kampfbereit da, und in seinen Zügen lag mehr als bloßer Knabentrotz; jene Frühreife, von der Fernstein gesprochen hatte, trat deutlich darin hervor. Dem Oheim entging das nicht, aber er sprach ruhig weiter:

„Du trittst jetzt in ganz andere Verhältnisse und Umgebungen und mußt fortan deinen Namen und deiner Familie Rechnung tragen. Du bist ein Freiherr von Hohenfels.“

„Nein, das bin ich nicht!“ erklärte der Knabe mit herber Entschiedenheit. „Mein Vater hat den Adel abgelegt, als er fortging. Er wollte nur ein freier Mann sein, und das will ich auch. Joachim Hohenfels hat er sich genannt, und ich heiße Bernhard Hohenfels — weiter nichts!“

„Was dein Vater gewollt und gethan hat, mußte er verantworten,“ sagte der Freiherr unbewegt. „Du aber hast noch nichts zu wollen. Einem Knaben übersläßt man nicht die Entscheidung über solche Dinge. Erst lerne es, ein Mann zu werden, und du hast noch viel zu lernen bis dahin. Wie ich höre, bist du weit zurück in allem, und bei uns ist die Unwissenheit eine Schande — merke dir das!“

Es lag etwas Zwingendes in dieser eisernen Ruhe und Bestimmtheit, etwas, das gebieterisch Gehorsam forderte. Der wilde Bursche spürte das wohl, aber gerade das vertrug er nicht, dagegen bäumte er sich auf mit seinem ganzen Trotze. Er legte es jetzt offenbar darauf an, seinen Onkel zu reizen.

„Ich brauche nichts mehr zu lernen!“ erklärte er hochfahrend. „Was ich kann und weiß, das ist genug für unser freies Leben da oben im Nordland, hat mein Vater gesagt. Was man bei euch hier lernt, das ist nur Lüge und Heuchelei, das erzieht die Menschen nur zu Sklaven.“

„Gut dressiert!“ sagte Hohenfels halb für sich. „Er hat es uns schwer gemacht, dein Vater! Nun höre, wer hier etwas sein will im Leben, der muß auch etwas können! Das weiß Kurt Fernstein recht gut, deshalb hält er aus beim Lernen, so schwer ihm das wird bei seiner quecksilbernen Natur. Du aber wirst es wohl nie über den Bauer hinausbringen. Dann steht du dereinst als Majoratsherr von Guntersberg auf einer Stufe mit deinen Knechten, und ich glaube, du schämtest dich nicht einmal darüber.“

Die Worte und der verächtliche Ausdruck verfehlten ihre Wirkung nicht. Bernhard richtete sich mit einer heftigen Bewegung empor. „Was Kurt kann, das kann ich auch!“

„So beweise es! Die Gelegenheit dazu sollst du haben. Es wird sich ja wohl zeigen, für welchen Beruf du tangst und Neigung hast, denn was du in Raunsdal getrieben hast, dies Jagen, Reiten und Segeln, das ist nur Müßiggang, den man sich höchstens einmal zur Erholung gestatten darf. Es wird dir freilich nicht leicht werden, dich in die strafe Disciplin von Rotenbach zu finden, du hast ja bisher nicht einmal das Wort gekannt, aber mir fehlt die Zeit, deine Erziehung zu leiten, also muß ich sie anderen Händen anvertrauen.“

Die Auseinandersetzung geschah in einem Tone, der jede Möglichkeit eines Widerspruches auszuschließen schien. Bernhard hörte mit starrem, unglaubigem Staunen zu. Er hatte freilich kaum eine Vorstellung von dem Leben in einer Erziehungsanstalt, aber er hatte manches von Kurt darüber gehört, und so viel begriff er doch, daß man ihm die zügellose Freiheit nehmen wollte, in der er aufgewachsen war, daß er lernen sollte, zu gehorchen und sich einem fremden Willen zu beugen. Das war genug, um ihn zur vollsten Gereiztheit zu stacheln.

„In eine Schule willst du mich sperren?“ brach er zornig aus. „Ich soll nicht mehr jagen und segeln dürfen, soll zwischen engen Mauern wohnen und tagelang über den Büchern sitzen wie Kurt?“

„Du wirst dich dem fügen, was ich beschlossen habe,“ war die gelassene Antwort.

„Nie und nimmermehr!“ Der Knabe stampfte wütend mit dem Fuße. „Ich will nicht! Hörst du, Onkel Bernhard — ich will nicht! Du knechtest ja alles, was in deine Hände gerät, das weiß ich von meinem Vater. Ihn wolltest du auch knechten, aber er zerriß die Ketten und warf sie dir vor die Füße, und so mache ich es auch! Gehaßt hat er dich, gehaßt hat er euch alle und das Land, wo er geboren war, und recht hat er gehabt — “

„Bube, jetzt höre auf, jetzt ist es genug!“ unterbrach ihn der Oheim drohend, indem er sich erhob.

Bernhard aber lachte laut und höhnisch auf.

„Du willst mich wohl gar züchtigen, wenn ich nicht gleich auf der Stelle zu Kreuze krieche? Das versuche einmal! Komm mir nicht nahe!“ schrie er außer sich. „Rühre mich nicht an! Wenn du nur die Hand gegen mich hebst, dann — “

„Was dann?“ fragte Hohenfels, auf ihn zuschreitend; aber mit einer blitzschnellen Bewegung wich ihm Bernhard aus und schwang sich auf die Brüstung des offenstehenden Fensters.

„Dann springe ich da hinab! Bei Gott, ich thue es!“

Das Zimmer, in dem die Beiden sich befanden, lag im ersten Stockwerk, ein Sprung von dieser Höhe auf den steingepflasterten Hof konnte den Tod oder zerschmetterte Glieder nach sich ziehen. Ein Drittes gab es da nicht, und es war dem Knaben Ernst mit seiner Drohung, das sah man. Er stand da oben mit geballten Fäusten, den Ausdruck wilder Entschlossenheit in den Zügen.

In dem Gesichte des Freiherrn von Hohenfels regte sich keine Muskel, aber er richtete das Auge fest auf seinen Neffen und sagte eisig: „Nun, so springe!“

Darauf schien Bernhard denn doch nicht gefaßt zu sein. Betroffen blickte er seinen Onkel an, der in dem gleichen Tone fortfuhr: „Denkst du mich vielleicht zu schrecken mit der vermeintlichen Heldenthat? Wenn du dir da unten auf den Steinen die Glieder zerschmettern und künftig als elender Krüppel durch das Leben kriechen willst, so thue es. Ich hindere dich nicht.“

Der Blick des Knaben glitt nieder zum Hof. Es mochte ihm jetzt doch klar werden, daß er nicht heil da unten anlangen würde, und an einen solchen Ausgang hatte er wohl nicht gedacht, als er bereit war, den Sprung in die Tiefe zu wagen.

„Komm herein!“ sagte Hohenfels jetzt streng und befehlend. „Mit solchen Drohungen und Gewaltstreichen ist bei mir nichts auszurichten, das siehst du doch. Oder willst du es vielleicht deinem Vater nachthun? Der ist auch einen solchen Weg gegangen!“

Mit einem Satze sprang Bernhard in das Zimmer zurück, aber Gehorsam war das nicht, er stand in ungebeugtem Trotze da.

„Sage nichts gegen meinen Vater!“ rief er grollend. „Ich leide es nicht! Er ist tot, aber er starb als freier Mann auf freiem Boden.“

„Und durch eigene Hand!“ ergänzte Hohenfels.

Bernhard stutzte unwillkürlich, obgleich er offenbar die Bedeutung des Wortes noch nicht verstand, aber er fühlte, daß etwas Unheilvolles darin lag.

„Nun ja! Wir waren auf der Jagd, und er hatte seine Büchse in der Hand. Da ging der Schuß los, und da geschah das Unglück.“

„Es war kein Unglück,“ sagte der Freiherr mit schwerer Betonung. „Es war ein Selbstmord!“

Der Knabe zuckte zusammen. Er wurde leichenblaß. „Das ist nicht wahr! Das ist eine Lüge!“ stieß er hervor. „Es war niemand dabei — Harald hat ihn tot gefunden.“

„Harald Thorvik ist Zeuge der That gewesen. Er trat unvermutet aus dem Gebüsch, und da sah er deinen Vater, sah, wie er die Büchse an den Boden setzte und die Mündung auf die eigene Brust richtete. Als der junge Mann herbeistürzte, krachte bereits der Schuß, und als er dich später herbeirief, war alles vorüber.“

Die Wirkung dieser Worte war furchtbar. Einige Sekunden lang stand Bernhard regungslos da, den Ausdruck des vollsten Entsetzens in den starren Augen, dann aber bäumte er sich auf gegen das, was ihm unmöglich, unfaßbar schien.

„Das kann nicht wahr sein! Du lügst, du willst mich nur schrecken damit. Harald hat mir gesagt, daß es ein Unglück war.“

Es lag eine wilde, namenlose Angst in dem Aufschrei, in dem Blicke, der den Widerruf zu fordern schien, aber Hohenfels schüttelte finster den Kopf. „Er hat dich schonen wollen. Der junge Thorvik hat überhaupt geschwiegen über das, was er sah. Nur dem Pastor gestand er es unter vier Augen, und der fühlte sich verpflichtet, mir die Wahrheit mitzuteilen.“

„Nein! Nein!“ wiederholte Bernhard, der sich noch immer verzweiflungsvoll wehrte gegen das Entsetzliche. „Das hat mein Vater nicht gethan, das konnte er mir nicht thun! Nie, nie wäre er von mir gegangen, wenn er nicht mußte.“

„Er ist gegangen — freiwillig! Du glaubst mir noch immer nicht? So schreibe an Harald Thorvik, schreibe an den Pastor. Wenn sie hören, daß du alles weißt, werden sie dir die Wahrheit nicht länger verhehlen. Einstweilen gebe ich dir mein Wort darauf.“

Die furchtbare Bestimmtheit dieser Worte schien den Knaben endlich zu überzeugen, aber keine Thräne kam in seine Augen, keine Silbe von seinen Lippen, nur ein dumpfer Laut, wie das Stöhnen eines verwundeten Tieres.

Es folgte ein langes Schweigen, und als Hohenfels endlich wieder das Wort nahm, lag eine gewaltsam unterdrückte Bewegung in seiner Stimme. Man sah es doch, wie das blutige Ende des einzigen Bruders ihn erschüttert hatte.

„Ich habe dich auch schonen wollen, aber dein unbändiger Trotz hat mir keine Wahl gelassen. Nun weißt du es! Es muß weit gekommen sein mit deinem Vater, daß er keinen anderen Weg mehr fand. Er hatte ja doch dich, und du bliebst ihm, wenn er auch sonst mit allem im Leben geschietert war. Aber der innere Zwiespalt, die Verzweiflung über den unheilbaren Bruch mit seiner ganzen Vergangenheit waren stärker und zwangen ihm die Todeswaffe in die Hand. — Ich will dich vor einem gleichen Schicksal bewahren. Du bist gewarnt!“

Es kam keine Antwort, und der Freiherr schien sie auch nicht zu erwarten. Langsam wandte er sich um und verließ das Zimmer.

Fernstein war mit seinem Sohne drüben im Salon und blickte überrascht auf, als Hohenfels allein eintrat.

„Wo ist denn Bernhard?“ fragte er.

„Er kommt später. Kurt, geh hinüber zu deinem Freunde, vielleicht braucht er dich jetzt.“

Kurt gehorchte und ging. Als er draußen war, fragte Fernstein: „Es hat wohl eine arge Scene gegeben? Bist du denn fertig geworden mit dem wilden Jungen?“

„Ja,“ entgegnete Hohenfels, der bereits wieder seine volle Ruhe hatte. „Ich habe allerdings ein Gewaltmittel anwenden müssen, aber ich denke, es hat geholfen!“

„Wenn du dich nur nicht täuschest! Für den Augenblick magst du ihn zu bezwungen haben, aber er wird dir noch zu schaffen machen. Er hat ja nichts als sein Raasdal im Kopfe.“

„Jetzt nicht mehr! Er wird schwerlich noch auf der Rückkehr bestehen. Jetzt schreckt ihn die Erinnerung.“

Fernstein stutzte. „Die Erinnerung? Er weiß doch nicht etwa —?“

„Wie sein Vater starb? Ja, ich habe es ihm gesagt.“

„Einem Knaben? Das war grausam!“

„Aber notwendig,“ sagte Hohenfels. „In dem Punkte ist er kein Knabe mehr, da ist er nur der Sohn seines Vaters. Mein Vater hat's gesagt! Mein Vater hat's gewollt!“ das war sein drittes Wort. Was der Vater sprach und that, war für ihn ein Evangelium, und Joachims tolles Abenteurerleben erschien ihm wie ein Heldentum. Ich habe ihm das Götzenbild zertrümmert, er weiß es jetzt, wohin dies Heldentum geführt hat. Nun ist Platz geschaffen für die Vernunft.“

„Mit solchen Mitteln?“ Fernstein schüttelte zweifelnd und unwillig den Kopf. „Er wird dich nur noch mehr hassen dafür.“

„Wahrscheinlich! Aber in dem Buben steckt etwas, was Joachim mit all seiner Leidenschaftlichkeit nie besessen hat — ein energischer Wille. Man muß ihn nur in die rechte Bahn lenken. Es wird vielleicht noch einen jahrelangen Kampf kosten, aber ich glaube, es lohnt die Mühe.“

In dem Ton lag eine Wärme, die Hohenfels noch nie verraten hatte, wenn er von seinem Neffen sprach. Er mochte es doch wohl gefühlt haben, daß in dem Knaben, den das Schicksal ihm nun einmal zum Erben bestimmt, und den er bisher beinahe gehaßt hatte, etwas von seinem Blute war. —

Kurt Fernstein war inzwischen nach dem Eckzimmer hinübergegangen. Dort fand er Bernhard auf den Knien vor einem der großen Lehnstühle, das Gesicht in den Polstern vergraben, wie niedergeworfen von einem Schlage. Und der Freund regte sich auch nicht, als Kurt auf ihn zutrat und ihn rüttelte.

„Was ist denn los? Was hast du denn?“

Er mußte die Frage zweimal wiederholen, ehe die Antwort kam, und sie war kaum hörbar: „Laß mich! Geh!“

„Aber so gieb doch Antwort!“ rief Kurt mit erwachender Angst. „Onkel Hohenfels schickt mich her! Was hat er dir denn gethan?“

Jetzt endlich hob Bernhard den Kopf und richtete sich langsam auf, aber es schien, als müßte er sich erst besinnen, wo er war und zu wem er sprach.

„Nichts, gar nichts! Ich will nur allein sein! Geh!“

Das klang nicht in der gewohnten, herrischen Art. Die Worte kamen dumpf und halb erstickt von den Lippen, und das war auch nicht mehr das herbe, trotzige Knabengesicht, es lag ein Zug darin, der es um Jahre gealtert erscheinen ließ.

Kurt erschrak, so hatte er seinen wilden Kameraden noch nie gesehen, und in einer Aufwallung von Zärtlichkeit legte er plötzlich beide Arme um Bernhards Schulter.

„Aber ich bin's ja, der Kurt! Mir kannst du es doch sagen!“

Es war ein so herzenswarmer Ton, und es sprach eine so angstvolle Teilnahme daraus, wie man sie dem übermütigen Jungen gar nicht zugetraut hätte, und das brach endlich das Eis.

„Mein Vater!“ schrie Bernhard auf. „Warum hat er mich allein gelassen?! Warum hat er mich dem da gelassen?“

Es lag eine drohende Anklage in den Worten, und dann legte er den Kopf auf Knrts Schulter und brach in ein wildes Schluchzen aus.

Sein Vater! Das war das einzige, was er geliebt hatte, an dem hing er mit der ganzen Leidenschaftlichkeit, die er von ihm geerbt, der hatte ihn an sich gekettet mit vollster Ausschließlichkeit. Und nun war der Vater von ihm gegangen, freiwillig, und er wußte es doch, daß sein Sohn allein in der Welt zurückblieb, daß er in die Hand des tiefgehaßten Bruders kam!

Er war dennoch gegangen, weil er es nicht mehr aushielt in dem Leben, das ihm zur Qual, zum Esel geworden war. Bernhards „Götzenbild“ war jäh und gewaltsam zertrümmert worden, aber wenn Hohenfels den Blick namenlosen Hasses gesehen hätte, der bei jener Anklage: warum hast du mich dem da gelassen? in den Augen seines Neffen aufsprühte — es würde ihm doch wohl klar geworden sein, daß es ein heißer Kampf werden möchte, der ihm bevorstand.

(Fortsetzung folgt.)

Das württembergische Landesarmeemuseum.

Von Gustav Levering. Mit Abbildungen nach Photographien.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der Uniformensaal.

Wie das deutsche Volk den öffentlichen Kunst- und Gewerbehausstellungen ein warmes Interesse entgegenbringt, so scheint es seine besondere Zuneigung jenen Armeemuseen, die als Erinnerungsstätten an ruhmvolle kriegerische Vergangenheit in den größten Städten des Reiches errichtet worden sind oder errichtet werden sollen.

Wahre Wallfahrten wälzen sich an Sonn- und Feiertagen zur „Ruhmeshalle“ im Berliner „Zeughaus“, in München aber geht ein Prachtbau für das bayrische Armeemuseum seiner Vollendung entgegen.

Eine der jüngsten Schöpfungen dieser Art ist das württembergische Landesarmeemuseum in Stuttgart, das, wenn auch naturgemäß an Umfang bescheiden, doch im Hinblick auf den Wert seines Inhaltes und das künstlerische Geschick seiner Anordnung sich ihnen würdig an die Seite stellen darf.

Aus der Anregung König Wilhelms II ist es hervorgegangen; dem fortdauernden warmen Interesse des Königs und seinen reichen Zuwendungen verdankt es die glückliche Vollendung.

Dem Kriegsministerium, das seiner Zeit mit der Ausführung dieses Gedankens von dem Könige beauftragt wurde, fiel keine leichte Aufgabe zu. Zwar befand sich im Zeughause in Ludwigsburg eine Fülle von Waffen und Trophäen aus älterer und neuerer Zeit, allein sie waren, wie der Inhalt und Zweck ganz anderer Art sie zusammengeführt hatten, weder geordnet, noch zugänglich für weitere Kreise; kostbare altertümliche Stücke waren zu Zeiten, als man ihren Wert noch nicht zu schätzen verstand, veräußert worden und konnten nur zum Teil und nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten wieder beschafft werden; es fehlte an Mitteln, um größere Erwerbungen zu machen, und die Erinnerungsstücke an den großen Krieg waren nur spärlich vertreten.

Der Thatkraft des früheren Chefs der Waffenabteilung, des Generalmajors von Ruoff und des Obersten von Scharpff, und der Umsicht ihres Assistenten, Majors Stroebel, ist es gelungen, die schwierige Aufgabe in drei Jahren zu bewältigen. Und während der Arbeit ist das Werk weit über die ursprüngliche Idee hinausgewachsen: aus der gewonnenen „Sammlung von Kriegsandenken“ ist das Landesarmeemuseum geworden.

In dem geschichtlich und architektonisch hoch interessanten „alten Schloß“, das mit seinen sagenumwobenen Türmen und Zinnen einem trutzigen Kastell gleicht, und das wohl das volkstümlichste Gebäude der schwäbischen Hauptstadt ist, hat das Museum eine Stätte gefunden, wie sie nicht passender gedacht werden kann. Durch den mit Galerien im Renaissancestil umgebenen Hof, in dessen Mitte das Reiterstandbild Herzogs Eberhard im Bart steht, führt uns ein alter Schloßdiener, selbst ein personifiziertes „Kriegsandenken“ — denn er trägt neben vielen Kriegsmedaillen das Eiserne Kreuz auf der Brust — zum Eingang des Museums.

Durch einen Vorraum, dessen Wände geschmackvoll mit Waffen und Wappen geschmückt sind, gelangen wir, an zwei mächtigen Kanonen vorüber, durch ein schön geschmiedetes Gitter in den Hauptraum des Erdgeschosses, die sogenannte Tyrnis. Lang gestreckt, durch Spitzbogenfenster erhellt, mit altertümlicher Balkendecke, ist sie so recht als Geschützhalle geeignet.

Ein Blick durch den Saal überzeugt uns, daß eine Künstlerhand hier gewaltet hat, so malerisch und harmonisch ist alles geordnet. Der Historienmaler Professor Haiberlin hat sich sein geringes Verdienst um das Museum erworben, indem er während einer Reihe von Monaten seine Zeit opferte, um aus dem Chaos der tausenderlei Gegenstände ein gefälliges, das Auge erfreuendes Ganzes zu schaffen; und nicht nur hierdurch: er hat dabei das Museum überdies noch durch Zuwendung kostbarer Stücke aus seiner eigenen Sammlung bereichert.

Gleich vom Eingang aus können wir den ganzen Saal bequem übersehen. Von beiden Längsseiten her gähnen uns die Mündungen von Geschützen entgegen; zunächst solche, wie sie die württembergischen Truppen 1870 im Kriege führten. Das Rohr des Sechspfünders, von welchem sich kein Stück mehr im Arsenal vorfand — die Bestände waren beim Beginn des Materials an ersetzen Mängel verkauft worden — ist ein Geschenk Kruppo, der es eigens für das Museum gießen ließ. Friedlich befindet sich daneben eine französische Mitrailleuse aus der Kriegsbeute von Sedsig. Ihr zur Seite stehen altertümliche Geschütze. Die ältesten, zwei sogenannte Böller, stammen aus dem Jahre 1554. Am Ende der Längswand steht ein bölzernes Modell der neuesten Zugnacht des Museums, der großes Interesse bei den Beschauern hervorruft. Aus der chinesischen Kriegsbeute wurden dem württembergischen Kontingent fünf chinesische Geschütze zugeteilt, es sind kleinkalibrige, ärmliche, roh gearbeitete und nutzlos anscheinbare Vorderlader; man begreift, daß der bezopfte Soldat mit ihnen den verbündeten Truppen Europas keinen großen Schaden zufügen konnte; ferner, außer weiteren acht Geschützrohren verschiedenen Kalibers und anderen Waffen, sieben chinesische Kriegsfahnen, von denen sind durch die 8. Kompagnie des 3. Ostasiatischen Infanterieregiments unter Hauptmann v. Knorzer im Gefecht bei Kuangschang erbeutet wurden.

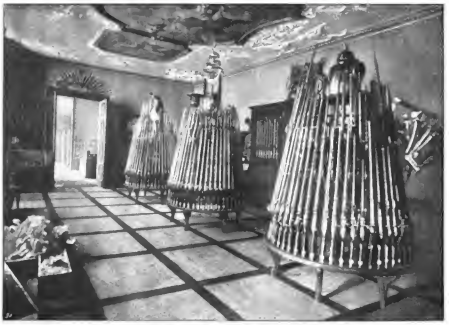
Eigentümlich mutet ein Arrangement württembergischer Feldzeichen an; sie erinnern mit ihrem vorbeerumkränzten W an die Gründerin der römischen Legionen. König Wilhelm I von Württemberg hatte sie nach den Befreiungskriegen an Stelle der Fahnen eingeführt; sie wurden jedoch nur kurze Zeit beibehalten. Von ihnen aus wird der Blick unwillkürlich zur Decke des Saales emporgelenkt, wo ein wahrer Wald bestlich gestickter und gemalter Fahnen an wagerechten Fahnenstangen sich dem Auge darbietet.

Wohl über manches kühne Stücklein könnten diese meist auf Sammet und Seide gestickten Fahnen berichten, von Kriegsschauplätzen in allen Weltteilen, von Ceylon, vom Kap der guten Hoffnung bis von den Ufergefilden Anßlands und von den Befreiungskriegen, wo überall die württembergischen Truppen mit gleicher Bravour gefochten haben. Sehr merkwürdig sind solche stark zerfetzte preußische Fahnen; sie stammen nachweislich aus den Festungsbesatzungen aus Metz, die im Jahre 1807 von württembergischen Truppen im Korps Bandammes belagert und zur Kapitulation gezwungen wurden.

Steigen wir aus der Tyrnis in die oberen Räume des Museums, so betreten wir zuerst den „Uniformensaal“.

Sofort fällt der Blick auf eine Reihe großer Uniformpuppen; sie sind künstlerisch schön gearbeitet und von höchster Lebenswahrheit. Diese Figuren bilden einen Teil der Gruppen deutscher Uniformen, welche auf der letzten Pariser Weltausstellung das lebhafte Interesse und die Bewunderung aller Besucher hervorriefen. Die hier befindlichen stellen selbstverständlich nur württembergische Typen dar, und zwar, mit Ausnahme des Schloßgardisten, nur solche aus früheren Zeiten. So malerisch und kriegerisch auch diese Uniformen wirken, so kann der moderne Soldat doch kaum begreifen, wie mit diesen unpraktischen, jede freie Bewegung hemmenden Anzügen große Märsche zurückgelegt und die Anstrengungen langer Feldzüge ertragen werden konnten. Und doch haben die in diesen Hüllen steckenden Soldaten den Ruhm der schwäbischen

Waffen, getreu ihrem Wappenspruch „Furchtlos und treu“, durch fast alle Länder der Erde getragen. Ein weiterer Glasschrank enthält die Sammlung der Uniformen, wie sie die württembergischen Truppen im Jahre 1870 trugen.



Der Handwaffensaal.

Durch den Modellsaal, der eine Fülle von minutiös äußerst bemerkenswerten Modellen von Kriegsmaschinen, Fahrzeugen und Festungsbauten enthält, gelangen wir in den Handwaffensaal. Er bildet einen der interessantesten Teile des Museums. Hier befindet sich die vielleicht vollständigste Sammlung von Gewehren der verschiedensten Konstruktionen seit Beginn des vorigen Jahrhunderts. In drei großen Pyramiden sind Handwaffen fast aller europäischen Staaten aufgestellt: Gewehre mit glatten und gezogenen Läufen, mit großen und kleinen Kalibern, mit Stein- und Perkussionsschlössern, Vorder- und Hinterlader; nicht allein geschmackvoll, sondern auch übersichtlich und streng systematisch geordnet ist die Sammlung, so daß dem Kundigen selbst die feinsten Unterschiede leicht erkennbar sind.

Eine wertvolle Bereicherung ist dem Museum durch den Waffenschrank der Oberndorfer Gewehrfabrik, ein Geschenk des Kommerzienrats Mauser, geworden. Er enthält sämtliche von Mauser erfundenen und konstruierten Gewehrmodelle. Den Schluß der Sammlung bildet eine neue Erfindung Mausers: ein Selbstlader, dessen Feuergeschwindigkeit alles darin bisher Geleistete weit übertreffen soll; und eine vollständige Sammlung von Pistolen und Revolvern Mauserscher Konstruktion. Gleichen Anspruch auf Vollständigkeit macht der vom Geheimen Kommerzienrat von Dutenhofer gestiftete Schrank mit Proben fast sämtlicher Pulversorten, welche die Vereinigten Köln-Rottweiler Fabriken angefertigt haben, von Schwarzpulver und dem prismatischen Pulver bis zum rauchschwachen Blättchen- und Röhrenpulver; der Laie würde manche dieser Formen niemals für Pulver halten; wie könnte er zum Beispiel vermuten, daß diese wie Maccaroni aussehenden langen Röhren das Geschoß aus der 30cm-Ringkanone eine Flugweite bis zu 7 km verleihen? Und eine solche Röhre verbrennt, in der Hand entzündet, vollständig gefahrlos. —

An den Handwaffensaal schließt sich der kleinste, aber weihevollste Raum des Museums an. Er enthält die Kriegsandenken an die Kriege von 1866 und 1870 und auch einzelne Stücke aus den Befreiungskriegen. Da hängt der Rock des Offiziersaspiranten Grafen Taube mit dem Kugelloch nahe dem Herzen. Der Wackere erhielt die Todeswunde, als er sich über seinen eben gefallenen Bruder beugte. Daneben hängt der Waffenrock, in dem Leutnant von Barnbüler bei Villiers vom tödlichen Blei getroffen fiel. Auch sein Bruder hat sein Leben im Dienste des Vaterlandes — in Ostafrika — geopfert; kurz vor seinem Tode hatte er noch das dem Hauptling Buschiri im Kampfe abgenommene, reich

Der Geschützsaal.

mit Eisenbein ausgelegte Gewehr als Trophäe heimgesandt; jetzt schmückt es als wehmütige Erinnerung den Handwaffensaal des Museums. Ueber der Thür des Kabinetts hängt ein Bild des Führers der württemb. Felddivision im ruhmreichen Kriege 1870/71, des Generals v. Obernitz, und außerdem in diesem Raume ein Oelgemälde des Schlachtenmalers Professor Braun in München. Es stellt den Augenblick dar, wo der Kommandeur des Ogarzigiments, Oberst von Berger, in der Schlacht bei Villiers, von einer vollen Mitrailleusensalve tödlich getroffen, dahinsinkt. Der Sohn dieses Helden, der in derselben Schlacht ebenfalls schwer verwundet wurde, ist jetzt der Kommandeur jenes von seinem Vater im Felde geführten Regimentes. Neben der Thür hängen die Bilder der im Jahre 1866 und 1870 gefallenen württembergischen Offiziere; sie sind mit Vorbeer geschmückt.

Wir betreten nun den schönsten Raum des Museums, einen runden, aus den Zeiten des Barockstils unverändert erhaltenen, durch zahlreiche große Fenster hell erleuchteten Saal, den sogenannten Turmsaal. In den Fensternischen und in den Medaillons der kuchenartigen Decke sind in prächtigen alten Oelgemälden die Thaten des Herkules dargestellt. Dieser Saal enthält hauptsächlich die außerordentlich zahlreichen und wertvollen Zuwendungen des Königs und der Mitglieder des königlichen Hauses, ferner Andenken an hervorragende Persönlichkeiten und die vom König dem Museum überwiesenen Waffen, Rüstungen ꝛc. aus dem ehemaligen Kunst- und Altertumskabinett. Wir beschränken uns darauf, einiges aus dem reichen Inhalt hervorzuheben. Nahe dem Eingang stehen wie Wachtposten, Ehrendegen und Kriegsorden des berühmten russischen Heerführers Herzog Eugen von Württemberg, des Siegers von Kulm, jener Schlacht, die im Jahre 1813 das Vorspiel zur Völkerschlacht bei Leipzig war. Daneben Andenken an den österreichischen Generalfeldzeugmeister Herzog Wilhelm von Württemberg, jenen wetterfesten Soldaten, der auf fast allen kriegsschauplätzen der neueren österreichischen Geschichte von Italien und Schleswig-Holstein bis Bosnien kämpfte. Wir sehen die kugeldurchlöcherte Hose, die er in der Schlacht bei Novara 1849, den durchbohrten Stiefel, den er bei Oeversee 1864 trug. Im nächsten Schrank hängt der Waffenrock des Prinzen Wilhelm von Württemberg, des jetzigen Königs, aus dem Jahre 1866 mit der schwarz-rot-gelben Binde der Bundestruppen des VIII. Armeekorps und der Rock, den er als Rittmeister des 3. Reiterregiments, jetzt Dragonerregiment König, 1870 in Frankreich trug; man sieht ihm die lange Campagne an. Daneben der Waffenrock unseres Heldenkaisers Wilhelm I. als Chef des 2. württembergischen Infanterieregiments. Hier befindet sich auch der Schlüssel der von den Württembergern drei Tage nach der Schlacht bei Wörth genommenen Bogeseneiserne Lichtenberg, der ersten französischen Festung, die in deutsche Hände fiel. Das Museum besitzt außerdem zwei Bruchstücke aus dieser Feste.

Vielleicht der wertvollste Teil des Museums, besonders für den Kunstkenner, ist die aus dem Königlichen Kunst- und Altertumskabinett überwiesene Sammlung. Teils in hübschen Glasschränken, teils auf einem in der Mitte des Saales errichteten Aufbau oder an den Wänden laden diese Kunstgegenstände förmlich zu genauem und eingehendem Studium ein. Wir sehen Ritter- und Landsknechtsschwerter, Morgensterne und Hellebarden, Helme und Schilde, Schlacht- und Turnierrüstungen für Mann und Roß; besonders ingenieuse Maximilianrüstungen und zahlreiche Halbrüstungen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Aus dem Tegernschrank, der manches wertvolle Stück enthält, sei ein Schwert Eberhard Ludwigs erwähnt, auf dem eine vollständige Familienchronik eingraviert ist; ferner der Degen Konrads von Widerhold, des tapferen Verteidigers der Feste Hohentwiel im Dreißigjährigen Krieg.

So ist das württembergische Landesarmeemuseum für die weitesten Kreise nicht allein eine Quelle der Belehrung, sondern auch eine weihevolle Stätte, in der die Erinnerung an vergangene große Zeiten und an die Thaten der Väter andachtsvoll gepflegt werden kann.

Das rote Haus.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(5. Fortsetzung.)

Roman von **Richard Skowronnek.**

Manche Tage sahen wirklich so aus, als hätte der liebe Gott die Hände in den Schoß gelegt und das Regiment dem leibhaftigen Satan überlassen! Was man auch anfassen mochte, alles ging verquer, und der Aerger nahm kein Ende. In der Küche hantierte die Nachfolgerin der Maria, die älteste Tochter des Töpfers Pigulla, die der Kruzwirtin von der Augustin als das Muster eines ordentlichen und anstelligen Mädchens empfohlen worden war. Zwei Stunden war sie erst im Hause, aber sie hatte es trotz der kurzen Zeit schon fertig gebracht, eine große Anrichtschüssel und eine Steingutkanne so kurz und klein zu schlagen, daß selbst der geschickteste Maurerabfaller mit den Scherben nichts anzufangen gewußt hätte. Das Geschirr rasselte ihr nur so zwischen den Händen, daß man beim bloßen Zuhören schon das Kribbeln in die Finger bekam. Die Kruzwirtin hatte ihr zwar schon ein paarmal von der Tombank her zugerufen: „Sachte, mein Tochterchen, sachte, du bist hier nicht in 'nem Porzellanladen, wo's auf ein Dutzend Teller oder zwei nicht ankommt, und wenn du so fortmachst, werden wir nicht lang' Freunde bleiben," aber von solchen Vermahnungen wurde es eher schlimmer als besser. Daß dieses Fräulein Pigulla in der Küche des Krruges nicht alt wurde, stand ja jetzt schon fest bei Frau Kalinna; bis sie jedoch für die Maria einen auch nur halbwegs brauchbaren Ersatz fand, konnten Wochen und Wochen vergehen, denn die wirklich guten Mädchen waren so rar wie frische Eier um Weihnachten. Und was sollte erst werden, wenn dieses unglückseelige Geschöpf Gottes, das er nur im Zorn zum Dienstmädchen gemacht haben konnte, am Abend ein paar Dutzend Gäste bedienen mußte? Die Kruzwirtin sah schon förmlich, wie die Aufwartebretter mit den teueren Gläsern nur so flogen; der Maria aber war es von der Hand gegangen, daß man seine helle Freude beim bloßen Zusehen hatte. Da durfte die ganze Kruzstube voll sitzen, in dem Herrenzimmer und der Putzstube die sämtlichen Herren Rettreudarinsse und jungen Oberlehrer, und alles durcheinander schreien: „Maria, mir dies und mir das!" und sie wurde im Handumdrehen mit allen fertig. Ja, so ein Mädel! In zehn Jahren bekam sie keins wieder, das sich mit dieser Maria auch nur im kleinen Finger hätte vergleichen können! . . .

Freilich, die Auguste Pigulla würde kaum in die Verlegenheit kommen, so viele Gäste auf einmal zu bedienen. Damit war es aus für alle Zeiten, und um den Schuster oder den paar Tagelöhnern das Achtelsüßchen Schnaps an den Tisch zu bringen, dazu reichte ihre Kunst wohl noch aus! — — —

Die Kruzwirtin strich sich die Haare aus der erhitzten Stirn und seufzte tief auf. Das wußte sie aus langer Erfahrung: wenn so ein Geschäft mal abgeschnitten war, fand es sich nie mehr wieder ein. Ja, hätte sie die Maria wieder nehmen können! An allen Ecken und Enden fehlte ihr das Mädel. Wenn im Schenkraum etwas aus dem Regal herunterzulangen war, wozu sie wegen ihrer kurzen Figur erst hätte auf die Trittleiter klettern müssen, stand die Maria schon da und reichte es ihr zu. Wollte sie mal eine Flasche anzischen, und der Pfropfen wollte nicht heraus, so fragte das Mädel nicht erst: Soll ich helfen, Frau Kalinna?, sondern griff zu, und der Pfropfen war draußen. Um die Außenwirtschaft aber brauchte sie sich schon gar nicht zu kümmern. Die Schweine bekamen ihr Futter, die Hühner wurden versorgt, in der Küche kochte das Essen, und alles, ohne daß man erst zu fragen oder zu erinnern brauchte. Wenn der Tag herum war, wurde Kasse gemacht, man sagte: Geh' schlafen, mein Tochterchen, und wußte, daß alles in Ordnung war! — —

Ach ja, es war schon ein rechter Jammer, und dabei fand man nicht einmal die Zeit, ordentlich nachzudenken, was nun eigentlich zu geschehen hatte!

In der Putzstube zankte sich die Anna mit ihrem Kreisanschauschreiber, daß man es durch alle Thüren hörte, obwohl sie dazu Klavier spielte; in der Küche war schon wieder ein Stück Geschirr mit Krachen auf die Steinstiesen geflogen, und vor der Tombank standen manchmal zwei und drei Tagelöhnerfrauen zu gleicher Zeit, und jede wollte zuerst bedient werden. Die eine bekam für fünf Pfennig Zwirn, die zweite einen Salzhering und die dritte ein Lot Kaffeebohnen — lauter Geschäfte, die kaum das Vergelt's Gott einbrachten, mit dem man das Geld einstrich. Und wenn sie glücklich abgefertigt waren, gaben sie die Thürklinke schon ihren Nachfolgerinnen in die Hand, als wenn sich das ganze Dorf verschworen hätte, ihr an diesem Nachmittag nicht einen einzigen Augenblick Ruhe zu gönnen. All die Weiber aber konnten von der Tombank nicht fortfinden, reckten den Hals in den Schenkraum und spionierten mit den Augen im Küchenverschlag und in der großen Kruzstube, als müßte dort heute ganz etwas Besonderes zu sehen sein. Und mit einem Male wußte die Kruzwirtin, wie sie sich diesen Andrang zu ihrem Krankladen zu erklären hatte. Irgend jemand war unterwegs im Dorfe und erzählte, was sich am Vormittag im Kruge zugetragen hatte! Wenn sie an die

Reihenfolge ihrer Käuferinnen zurückdachte, konnte sie ganz genau seinen Weg verfolgen, wie er die Dorfstraße entlang Haus bei Haus mit seiner Neuigkeit beschenkt hatte. Und nun tauchten alle, denen er's erzählt hatte, unter dem Vorwande eines kleinen Einkaufes gekommen, um sich noch einmal die Stätte all der merkwürdigen Ereignisse anzusehen, ganz als wenn dort an den Wänden, Tischen und Bänken noch etwas davon hängen geblieben sein müßte.

In gewöhnlichen Zeitläuften hätte die Krugwirtin vielleicht darüber gelacht und den neugierigen Weibern womöglich dazu noch einen Bären aufgebunden, denn sie war im Grunde von lustiger Gemütsart und verstand einen Spaß, selbst wenn er auf ihre Kosten gemacht wurde. Heute aber lief ihr fast die Galle über, denn es handelte sich doch um zu ernsthafte Dinge. Jetzt waren diese Klatschereien noch im Dorfe, morgen aber wanderten sie mit Siebenmeilenstiefeln über Land, und übermorgen wußte die Kaczorka genau dasselbe wie hier die Weiber im Dorfe, wußte, daß der „Traum von ihre Seele" ihr untreu geworden war, kaum daß sie den Rücken gesehen hatte. Das war ja nun schwer noch zu verhindern, aber vielleicht ließen sich die Folgen abschwächen, wenn man der Geschichte, die jetzt durch das Dorf lief, eine möglichst harmlose Erklärung auf die Fersen hetzte . . .

Die nächste Käuferin, die vor der Toubank erschien, war die Witwe des Tagelöhners Zaborowski, ein hageres Weib, braun im Gesicht, wie eine Zigeunerin, und mit einem Mundwerk begabt, das so rasch lief wie der Stein eines Scherenschleifers. Das war die Richtige, und mit der brauchte sie keine großen Umstände zu machen!

Frau Kalinna goß ein süßes Schnäpslein ein und legte ein blankes Markstück auf die Toubank.

„Zaborowska, wollen Sie sich einen ordentlichen Tagelohn verdienen?"

„Aber gewiß, Frau Wohlthäterin! Nur was den Schnaps betrifft, so müssen Sie schon so gut sein, ihn mir in 'nem Löffel zu geben, denn zu trinken hab' ich ihn abgeschworen."

„Unsinn, das ist ja kein Schnaps, das ist doch ‚Likör'!"

„Na, wenn's kein Schnaps ist, dann natürlich!" Drunten war er, und das Markstück in der Tasche.

„Also, meine liebe Zaborowska, wer rennt nun durchs Dorf und erzählt euch allen diese Lügengeschichte?"

„Der Schuster Augustin, Frau Wohlthäterin, gnädige, und ich hab' ihm ja gleich kein einziges Wort geglaubt, obwohl er . . ."

„Na ja, ist gut, Zaborowska! Und was erzählt er?"

„Ach Gott, Frau Wohlthäterin, so allerhand. Daß der junge Herr Franz diese Pietschens Marie heiraten will, daß er mit Ihnen geschrieen hat, wie es einem Sohn gegen die Mutter gar nicht zukommt, und daß er zuletzt dieser Margell nachgelaufen ist, obwohl er gesehen hat, daß Sie wie tot dalagen vor Aerger und Aufregung und erst die Augustinsche gerufen werden mußte, um Sie mit ihren Besprechungen wieder zu sich zu bringen. Und mit allen Worten erzählt er's, die gefallen sind, und sagt: was er weiß, hat ihm alles das gnädige Fräulein Anna gesagt, damit er's recht unter die Leute bringen soll. Vielleicht, daß sich nämlich der junge Herr die Schande zu Herzen nimmt und diese Margell wieder laufen läßt!"

Es dauerte ein paar Augenblicke, ehe die Krugwirtin antworten konnte. Das sah der Anna ähnlich, diesen Schuster mit der Geschichte auf die Mundreise zu schicken! Vielleicht hatte sie sogar auch schon der Kaczorka einen Brief geschrieben, nur damit die Verlobung nicht mehr wieder zu leimen war. Und der Appetit, so schien es, kam ihr beim Essen! Erst hatte sie bloß eine Zulage zu ihrer Aussteuer verlangt, jetzt aber, wo sie die Gelegenheit für günstig hielt, streckte sie die Hand nach dem ganzen Hof aus! Aber damit kam sie bei ihr ja an die Richtige! . . . So dachte sie im stillen, laut aber sagte sie: „Na, sehen Sie, meine liebe Zaborowska, dieses Lügenmaul, der Augustin! Oder — Sie kennen ja meine Tochter, wie stolz sie ist — also glauben Sie, daß sie sich mit diesem Schuster hinstellen wird und ihm solche Geschichten erzählen?"

Beluts
Nach dem Gem

„Nein, Frau Wohlthäterin, gnädigste, und ich hab' Ihnen ja gleich zu Anfang gesagt . . ."

„Na ja, ist gut, und ich weiß, meine Liebe! Ich aber will Ihnen erzählen, wie es eigentlich gewesen ist, und Sie werden sehen, alles ist ganz harmlos. Also daß ich mich mit dem Franz gestritten hab', ist richtig. Gott, Sie wissen ja, wie man sich mal so streitet. Ich wollte diese Margell, diese Pietschens Marie gleich an die Luft setzen nach der Keilerei von gestern abend, denn das paßt mir doch nicht, können Sie sich denken, wo der Herr Erste Staatsanwalt in meinem Hause verkehrt und all

nreiter.
1 R. D. Mackenzie.

die Herren Referendariusse. Der Junge aber meinte, wir könnten die vierzehn Tage doch ganz gut mitnehmen. Sie glauben gar nicht, meine liebe Zaborowska, wie er aufs Geschäft versessen ist — ja, na, und da gab's heute vormittag eine kleine Streitigkeit. Ich setzte dem Jungen den Kopf zurecht und machte ihm klar, daß er hier vorläufig noch gar nichts zu sagen hat, und die Margell flog natürlich! Aus dieser Mück' hat der Schuster sich den Elefanten gemacht, den er jetzt durchs Dorf treibt, und wie er lügt, können Sie allein schon daraus sehen, daß seine Frau nicht erst hinterher gerufen wurde, sondern schon längst bei mir war, mir das Reißen zu besprechen. So, das ist alles, meine liebe Zaborowska," schloß die Krugwirtin ihre Erzählung, in der sie der Wirklichkeit etwas nachgeholfen hatte, „und wenn Sie mir einen rechten Gefallen thun wollen, dann gehen Sie jetzt diesem verlogenen Schuster nach und erzählen überall, wie sich's richtig zugetragen hat. Mit Ihrem gesegneten Mundwerk wird's Ihnen ja nicht schwer fallen!"

Die verwittwete Zaborowska verneigte sich geschmeichelt und machte ein überzeugtes Gesicht, als glaubte sie das eben Gehörte bis aufs letzte Tüpfelchen.

„Aber gewiß, Frau Wohlthäterin, und gern, denn man könnte sagen, es wäre sogar ein gutes Werk! Nur Sie werden entschuldigen, zur Güte natürlich, ich versäum' doch einen halben Tag Arbeit, und wenn das Marktfüdchen in meiner Tasch' so allein bleibt, könnt' es sich am End' nach den andern bangen!"

Die Krugwirtin lachte und griff in die lederne Geldtasche nach einem harten Thaler.

„Na, weil Sie's sind, Zaborowska, und ich weiß, Sie meinen es herzlich gut mit mir. Wenn ich merk', daß Sie Ihre Schuldigkeit gethan haben, soll's auf mehr nicht ankommen!"

Die Frau Zaborowska küßte die Hand der „Frau Wohlthäterin", die den Thaler hervorgelangt hatte, und entfernte sich mit einem Schwall von Dankesworten. Im Fortgehen aber flog über ihr vertrocknetes Gesicht ein Lächeln. Wie wahr mußte die Erzählung des Schusters Augustin sein, wenn die Frau Kalinna für die Verbreitung des Gegenteils fast anderthalb Thaler opferte! Aber schließlich, was ging es sie an, auf welcher Seite weniger gelogen wurde? Sie hatte fast für eine halbe Woche zu leben, und das Vergnügen, sich vor den andern besser unterrichtet zu zeigen als dieser Schuster, war beinahe ebenso viel wert! . . .

Die Krugwirtin stand einen Augenblick lang überlegend da. Die Beiden in der Putzstube zankten sich noch immer bei Klavierbegleitung; man konnte ihre streitenden Stimmen deutlich vernehmen, wie sie sich gegenseitig zu überschreien versuchten. Wahrscheinlich war es nur eine Komödie, die sie aufführten, um unter dem Vorwande einer neuerlichen Entlohnung den letzten großen Schlag zu führen. Und so hatten sie es sich gewiß ausgedacht: die Mutter sollte zu dem Zank herbeikommen und so weit getrieben werden, daß sie als letztes Einigungsmittel den Beiden die Verschreibung der Wirtschaft zusagte. Denn was sollte sie machen, wenn der Kreisausschußschreiber erklärte, anders thäte er's nicht und müßte, falls sie sich weigerte, von der Verlobung zurücktreten? . . . Gewiß, den Gefallen, in die Putzstube zu kommen, wollte sie ihnen thun, aber wie hatte ihr Junge gestern abend gesagt, als er den Stuhl im Kreise schwang? „Jetzt wird hier ausgespielt!" . . . Das wollte auch sie jetzt besorgen, und zwar gründlich. Und während sie durch das Herrenzimmer nach der Putzstube ging, mußte sie unwillkürlich denken, woher es wohl kommen mochte, daß Bruder und Schwester so

verschieden geartet waren. Der eine warf mit einem Achselzucken sein väterliches Erbteil hin um ein Mädchen, das er lieb hatte, und die andere war vom Hasschteufel so besessen, daß sie allerhand hämartige Ränke spann. Bei dem Jungen brauchte man ja nicht lange zu suchen, denn der Vater war genau so gewesen, hatte aus schierer Gutmütigkeit ein ganzes Vermögen verthan, nur andern zu helfen. Woher aber die Tochter diesen bösen Charakter hatte, das mochte Gott allein wissen! Sie selbst, auf die man zuerst hätte raten müssen, war doch nicht so! Sie gönnte jedem das Seinige, und daß sie ein wenig aufs Verdienen aus war, das mußte doch sein! Wo wären sie sonst alle nach dem Tode des Vaters geblieben, wenn sie nicht wie ein ganzer Mann in die Bresche getreten wäre und all die schweren Verluste nicht nur ausgeglichen, sondern das Vermögen noch vermehrt hätte? . . . Aber was nutzten jetzt all diese Gedanken! Mit Kummer und Unbank lohnten ihr's beide, der Sohn und die Tochter. Und darum mußte man hart bleiben und den Weg allein gehen, den man als den richtigen erkannt hatte. Vielleicht, daß sie dann später einmal, wenn sie zu Vernunft kamen, es ihr dankten! — — —

Als die Krugwirtin die Thür der Putzstube öffnete, kamen ihr doch Bedenken, ob sie mit ihrer Annahme, die Beiden spielten nur eine abgekartete Komödie, recht hätte. Die Anna saß mit verweintem Gesicht vor dem Klavier, spielte, so gut es gehen wollte, das „Gebet einer Jungfrau", das Musikstück, das sie sich eigentlich für eine freudigere Veranlassung eingeübt hatte, und der kleine Kreisausschußschreiber rannte in dem Zimmer auf und ab, trug unter dem linken Arm ein in Zeitungspapier eingewickeltes Paket, fuchtelte mit dem rechten in der Luft herum und schrie ein über das andere Mal: „Das laß ich mir nicht gefallen, unter keinen Umständen, denn in erster Linie bin ich doch Beamter und muß auf meine Carriere Rücksicht nehmen!". . .

Die Frau Kalinna stand erst ein paar Takte lang still und hörte zu, denn die Beiden hatten es gar nicht gemerkt, daß die Thür aufgegangen war.

Jetzt trat sie näher.

„Was wollen Sie sich hier nicht gefallen lassen, lieber Ferdinand?"

Der Kreisausschußschreiber stutzte und rückte sich den Zwicker auf der Nase zurecht.

„Ach, Sie sind es, Frau Kalinna? Das ist recht, ich wollte so wie so mit Ihnen sprechen. Also wir passen die Inkonvenienzen nicht, die sich seit gestern in Ihrer werten Familie abgespielt haben!"

„Möchten Sie mir das nicht lieber auf deutsch sagen?"

„Aber gern, Frau Kalinna! Ich habe Ihrem Fräulein Tochter soeben erklärt, daß ich zu meinem Bedauern auf eine Aufrechterhaltung unserer bisherigen Beziehungen nicht reflektieren kann. Sie werden das begreiflich finden, Frau Kalinna, wenn ich Ihnen nur dies Eine sage: Es ist mit meiner Qualifikation als Beamter schlechterdings unvereinbar, einen gewissen Herrn Pruchnow, alias Pietsch, sozusagen als Onkel zu begrüßen, mir meine anzuheiratenden Verwandten gewissermaßen direkt aus dem roten Hause zu holen!" . . .

Die Krugwirtin konnte gar nicht antworten, so übermannte sie der Zorn über die Frechheit dieses windigen Schreibers. Wenn sie hätte handeln dürfen, wie ihr zu Mute war, dann hätte sie überhaupt kein Wort gesagt, sondern ihn beim Kragen gefaßt und mit einem einzigen Griff vor die Thür gesetzt. Aber leider ging das nicht, denn woher sollte sie für die Tochter einen neuen und so weitherzig denkenden Bräutigam nehmen? . . .

Jetzt hob die Anna das thränenüberströmte Gesicht.

„Wahrhaftigen Gott, Mutterchen, das sagt er nicht bloß so, sondern er meint es ehrlich, denn er hat sich von der Kommod' unter dem Spiegel schon die Brautgeschenke eingepackt. Aber vielleicht, wenn du uns die Wirtschaft verschreiben würdest, daß er dann noch einmal seinen Entschluß aufgeben würde!"

Das gab der Krugwirtin mit einem Schlage die Ruhe wieder. Und jetzt sah sie klar: die Anna meinte es leidlich ehrlich, und wer hier auf eigene Faust Komödie spielte, war nur dieser Kreisausschußschreiber.

„Ach nein, lieber Ferdinand, so gewiß wollen Sie zurücktreten, daß Sie schon Ihre lumpigen paar Bücher zusammengepackt haben? Bitte, geben Sie doch mal her!" Sie nahm ihm das Paket aus der Hand und wickelte das Zeitungspapier auseinander. „Elise Polkos ‚Dichtergrüße', ‚Pharus am Meere des Lebens' und wieder Gedichte und noch einmal Gedichte! Ei wie fein! Und wie praktisch! Nirgend ein Name oder Datum eingeschrieben, sondern nur immer ‚Meinem inniggeliebten Bräutchen zur Erinnerung an selige Stunden' — da braucht man nichts Neues zu kaufen, wenn man sich mit einer andern verlobt!" . . . Sie klappte die Bücher zusammen und richtete sich auf. „So! Jetzt legen Sie die goldene Uhr auf den Tisch, ziehen den Siegelring ab und die Krawattennadel, und über das andere werden Sie noch heute eine Rechnung kriegen!"

Der Kreisausschußschreiber sah sie verdutzt an.

„Was soll das heißen: Ueber das andere?"

„Na das, was Sie während Ihrem Brautstand hier gegessen, getrunken und verraucht haben. Meinen Sie, ich laß mir's gefallen, daß Sie sich fast ein Jahr lang hier dicke Backen angefuttert haben und jetzt sich den Mund wischen und meine Tochter sitzen lassen? . . . Nein, mein Bruderchen, das ist alles aufgeschrieben und wird eingeklagt! Und den Klimperkasten, den nichtsnutzigen, kriegen Sie auch auf die Rechnung gesetzt, denn auf Ihre Veranlassung ist er angeschafft!"

„Aber erlauben Sie mal, Frau Kalinna" . . .

Die Krugwirtin unterbrach ihn mit einer kurzen Handbewegung.

„Da ist nichts zu erlauben, ich gewinn' den Prozeß. An fünfhundert Mark macht Ihre Rechnung, ich hab' sie neulich mal zusammengezählt. Na und das Ihnen der Gerichtsvollzieher nicht eine ruhige Minute lassen wird, dazu kennen Sie mich doch jetzt schon lange genug!"

„Na, das werden wir doch erst einmal abwarten, wer von uns beiden den Prozeß gewinnt!"

Die Krugwirtin zuckte nur mit den Achseln.

„Gewiß, lieber Ferdinand, wir haben ja Zeit. Aber — wenn Sie das interessiert — ich hab' mich gleich nach eurer Verlobung bei einem Rechtsanwalt erkundigt, sonst glauben Sie doch wohl selbst nicht, daß ich ruhig zugesehen hätte, wie Sie sich hier die Cigarren nur so einsackten, von dem andern schon gar nicht zu reden. Also es giebt über unsern Fall eine Entscheidung vom Reichsgericht, und dagegen, werden Sie wohl wissen, ist nichts zu machen! Na, und wie wär's nun, wenn ihr euch wieder einmal versöhnen wolltet?" . . .

Der Kreisausschußschreiber gab sich einen energischen Ruck. Wenn er sich jetzt einschüchtern ließ, war's mit dem schönen Traum, in dem er sich schon als wohlbestallten Krugbesitzer gesehen hatte, ein für allemal zu Ende!

„Nein, meine liebe Frau Kalinna, es geht nicht. Mir zerreißt es das Herz, aber in erster Linie bin ich Beamter, und da müssen alle andern, menschlichen, Rücksichten schweigen. Ich darf einfach nicht in eine Familie hineinheiraten, zu der ein notorischer und gewohnheitsmäßiger Verbrecher in ein so nahes verwandtschaftliches Verhältnis tritt."

Der Krugwirtin legte sich zwischen die Augenbrauen eine unheilkündende Falte, aber noch blieb ihre Stimme leidlich ruhig.

„Ich in Ihrer Stelle würde doch erst abwarten, ob es auch wirklich dazu kommt, Herr Kreisausschußschreiber!"

„Ich bedaure sehr, Frau Kalinna, aber das bloße Gerücht ist schon genug, um mir in meiner Carriere zu schaden. Als ich heute nachmittag kaum den Fuß ins Dorf gesetzt hatte, grauscierte man mir schon zu der Verlobung Ihres Herrn Sohnes. Morgen früh aber klingert es natürlich durch die ganze Stadt, kommt meinen Vorgesetzten zu Ohren, und wenn ich nicht rechtzeitig meine Gegenmaßregeln ergreife, kann ich übermorgen im Interesse des Dienstes entlassen sein. Ich bin leider Gottes ja noch nicht definitiv angestellt. Um dem also vorzubeugen, werde ich noch heute im Kreisblatte eine Anzeige einrücken, daß ich die Verlobung mit Ihrem Fräulein Tochter von meiner Seite aus für aufgehoben erkläre!"

Die Anna warf sich laut aufschluchzend auf das Sofa, aber ihre Mutter blieb noch immer ganz ruhig.

„Siehst du, mein Töchterchen, das gönn' ich dir dafür, daß

du den Schuster Augustin so schön herumgeschickt hast.“ Und zu dem Kreisausschußschreiber gewandt, fuhr sie fort: „Also die Anzeige wollen Sie ins Kreisblatt setzen?“

Der Kreisausschußschreiber nahm eine möglichst schwermütige Miene an und bob bedauernd die Schultern.

„Ich will nicht, meine verehrte Frau Kalinna, sondern ich muß!“ Ja, wenn Sie mir ein Mittel an die Hand geben würden, daß ich in diesem Konflikt zwischen Pflicht und Liebe nur auf die Stimme meines Herzens zu hören brauchte, dann ließe sich vielleicht noch einmal darüber reden!“ . . . .

„Gewiß, lieber Ferdinand, gern, aber wie?“

„Na, wenn Sie z. B. der Anna die Wirtschaft verschreiben würden, so daß ich nicht mehr länger Beamter zu bleiben brauchte.“ . . . .

Sie ließ ihn gar nicht ausſprechen, denn jetzt hatte sie ihn endlich so weit, diesen habgierigen Schreiber. Zugleich aber kochte der so lang' zurückgehaltene Zorn über, daß die Worte ihr nur so von den Lippen sprudelten.

„Was pusten werd' ich euch, ihr rachgierige Bagage! Die Wirtschaft euch beiden verschreiben, damit ihr mich in drei Wochen hier rausgeekelt hättet, ans meinem Hause! Am liebsten hättet ihr mich wohl schon auf dem Kirchhof! Und wenn ich euch beide anseh', wie ihr mich anglupst, dann könnt' ich, weiß Gott, eher dieses rothaarige Frauenzimmer hier einsetzen, denn die ist im kleinen Finger mehr wert als ihr, um man hätt' wenigstens die Beruhigung, daß die Wirtschaft im Schwung bleiben würd'! Aber habt keine Angst, ihr kriegt sie nicht, und der Junge erst recht nicht! Ich hab' noch gar keine Lust, mich von euch bei lebendigem Leib begraben zu lassen, und wenn ihr mich weiter so ärgert, dann heirat' ich noch einmal! Ihr grient und meint, ich krieg' keinen mehr? Zehn für einen, sag' ich euch, ich brauch' nur die Hand auszustrecken! Und dann wird ein Testament auf Gegenseitigkeit gemacht, ihr aber könnt wie die Kirchenmäuse 'rauskriechen! Nicht einen Pfennig hab' ich euch 'rauszuzahlen, denn als euer Vater starb, war nicht ein Ziegel auf dem Dach da als Eigentum, nichts als Schulden, und ich hab' mich rackern und plagen müssen, damit es ein bißchen anders geworden ist. Ich ganz allein, denn kein Mensch hat mir geholfen! Und da soll ich mein sauer erworbenes Hab und Gut diesem rachgierigen Schreiber in den Hals schmeißen oder mich auf meine alten Tage wowöglich von dieser rothaarigen Margell kommandieren lassen, die springen mußte, wenn ich nur den Finger anhob? Nein, sag' ich, nein und in drei Deuwels Namen Nein!“ Sie mußte einen Augenblick lang einhalten, denn die Stimme war ihr übergeschlagen, und ihr Atem ging aus. Und ganz dunkelrot war sie im Gesicht geworden, so daß der Kreisausschußschreiber unwillkürlich sagte: „Um Gottes willen, Frau Kalinna, regen Sie sich doch bloß nicht so auf!“

Das war das Stichwort, das sie brauchte.

„Ach so, Sie meinen, der Schlag könnt' mich treffen? Haben Sie keine Angst, den Gefallen thut Ihnen der liebe Gott nicht! Und jetzt wird ein für allemal Schluß gemacht. Jetzt packen Sie Ihre Bücher ein, Herr Kreisausschußschreiber, legen die Geschenke auf den Tisch und basta! Uebermorgen haben Sie meinen Zahlungsbefehl, und für Ihre ‚Karriere‘ wünsch' ich Ihnen alles Gute! Du aber, meine Tochter, gehst sofort auf deine Kammer!“

Die Anna sprang auf und klammerte sich an ihren Arm.

„Um Gottes willen, Mutter, was soll das heißen?!“

„Daß ich euch beide satt habe mit eurem ewigen Geschwanke! Jede von euren Entlohnungen kostet mich tausend Thaler, denn mit achttausend habt ihr angefangen, und seid jetzt glücklich bei elfen!“

„Ja, Mutter, heute früh hast du aber doch noch selbst gesagt.“ . . . .

Das Gesicht der Kreugwirtin wurde noch um eine Schattierung dunkler.

„Das war heute früh, aber jetzt ist es fast schon Abend, und ich hab' mich anders besonnen. Und jetzt vertragt euch auf die alten Bedingungen oder geht auseinander, mir soll's egal sein, nur in einer halben Stunde will ich Bescheid haben!“ Damit ging sie hinaus und warf die Thür ins Schloß, daß die Bilder an den Wänden zitterten. Beinahe weinerlich war ihr vor Zorn und Ingrimm zu Mute, daß sie trotz allen Schreiens sich doch nicht so hatte Luft machen können, wie sie gerne gewollt hätte. Daß die Beiden in der Putzstube sich wieder vertragen würden, wußte sie ganz genau, denn dieser Schreiber hätte ja hundert Jahre alt werden müssen, um wieder eine Braut zu finden, die ihm eine solche Aussteuer mitbrachte, und da überlegte er sich's wohl noch einmal. Aber daß sie diesen heuchlerischen Komödianten, statt ihm bloß damit zu drohen, nicht wirklich und kurzerhand vor die Thür setzen durfte, das stieß ihr beinahe das Herz ab.

* * *

Der arme Junge, der Franz, hätte sich für die Ausſprache mit der Mutter keine unglücklichere Zeit aussuchen können. Im ersten Augenblicke freilich, als sie ihn in die Krugstube treten sah, war es ihr ordentlich warm ums Herz geworden, denn sie glaubte nicht anders, als er hätte sich eines Besseren besonnen und wäre reumütig zurückgekehrt, um ihre Verzeihung zu erbitten. Um so größer aber war die Enttäuschung. Sie sollte nachgeben, sollte mit ihm jetzt nach dem Hause des Schusters Augustin hinübergehen und das junge Mädchen samt dem Vater an der Hand in den künftigen Hausstand führen. Und wenn er diese Bitte auch in ganz bescheidenem Tone vorbrachte, die bloße Zumutung trieb ihr die Galle ins Blut. Da wollte sie heftig auffahren, aber auch diesmal mußte sie den Aerger hinunterwürgen und wenigstens äußerlich die Ruhe bewahren, wenn die Saat reifen sollte, die sie in der Stille ausgestreut hatte. Drei bis vier Tage, hatte der Wachtmeister Wysotzki gesagt, könnte es dauern, ehe die Ausweisung des Pietsch und seiner Tochter auf seine Eingabe hin vom Landratsamte verfügt würde, und so lange mußte der Junge hingehalten werden. Wie hinterlistig und falsch sie dabei handelte, kam ihr kaum zum Bewußtsein. Der Junge hatte ja selbst eben noch gesagt, es wäre über ihn gekommen wie eine Krankheit, und wenn er das Mädchen nicht bekäme, müßte er sterben. Na, und wenn ein Kind krank war, dann mußte man ihm vorreden, die bittere Latwerge, die es einnehmen sollte, wäre Honig! Wenn's nachher wieder gesund war, fragte es gar nicht mehr, wie die Medizin geschmeckt hatte, sondern war wieder lustig und guter Dinge. Und wenn's noch ein Mann gewesen wäre, der ihr das sagte, aber ihr Junge, den sie trotz seiner Länge noch immer in seinen ersten Hosen herumlaufen sah! Es war fast zum Lachen! Mit zweiundzwanzig Jahren stark sich's nicht so leicht an dem bißchen Herzdrücken! Sie hatte sich vor jenen fünfunddreißig oder vierzig Jahren — wie lange es her war, wußte sie gar nicht mehr genau — auch einmal eingebildet, sie könnte es nicht überleben, wenn sie den jungen Lehrer nicht bekäme, der so wunderschön auf der Flöte blies, daß einem beim Zuhören fast das Herz zerkömmt. Da waren aber ihre Eltern hergekommen, hatten im stillen dafür gesorgt, daß der junge Mensch, der offenbar nur auf ihre Mitgift spekulierte, ans andere Ende der Kreisschulinspektion versetzt wurde, und sie war nach ein paar Jahren mit ihrem seligen Kalinna so weit ganz glücklich geworden. Also war es jetzt auch nicht so schlimm, wenn der Junge sich so hatte. Der Fall war hier genau derselbe. Sie sorgte dafür, daß das Mädchen möglichst rasch über die Grenze kam, und er würde sich mit der Kaegorka schon eingewöhnen! . . . .

„Also, was hast du gesagt, mein Sohnchen? Ich soll selbst hinüberkommen und die Maria bitten?“

In den Augen des Jungen leuchtete es auf, denn er nahm die Frage schon für eine Zustimmung.

„Ja, Mutterchen, und du bist ja viel zu gut und gerecht, als daß du mir's abschlagen könntest. Du hast die Maria heute vormittag wie eine Bettlerin hier aus der Stube geschickt, also gehört es sich auch, daß du selbst sie wieder zurückholst.“

„So so, sie hat die wohl die Bedingung gestellt?“

„Nein, Mutterchen, wir haben gar nicht darüber gesprochen. Ich bitte dich darum, ich ganz allein, denn, nicht wahr, ich könnte sie doch gar nicht achten, wenn sie es anders thun würde?!“

„Mein Sohnchen, mir scheint, auch deine Ansprüche wachsen, denn heute vormittag wolltest du es billiger thun! . . . Na, und wenn ich nun nicht hinüberkomme, was dann?“

Die Brust des Jungen hob sich unter einem schweren Atemzuge.

„Dann muß ich eben wieder allein zu ihr zurückgehen! Und ebenso, wie ich mir alles andere überdacht habe, so auch dieses: ich bitte dich, mir mein Pflichtteil auszuzahlen, damit ich in der Stadt mir eine Fleischerei anfangen kann."

Einen Augenblick lang zog durch den starren Sinn der Mutter ein Schwanken. So lange der Junge bat, klang in ihrem Herzen eine andere Stimme an, die Stimme eines Mannes, der längst unter dem grünen Hügel auf dem Kirchhofe begraben lag; als er aber auf sein Recht pochte und forderte, war's wieder vorüber.

„Mein Sohn, was du nach deinem verstorbenen Vater als dein Pflichtteil zu verlangen hast, ist so viel wert wie ein schlechter polnischer Groschen!"

Einen Augenblick lang sah er sie betroffen an, dann beugte er sich hinab und zog ihre Hand an die Lippen.

„Verzeih', Mutter, ich hatte nur eben vergessen, daß du mir das schon gestern alles erklärt hast. Also dann werd' ich mich in der Stadt bei einem Meister als Gesell verdingen, und es wird eben ein paar Jahre länger dauern, bis ich mich selbständig machen kann."

„Ach so, du meinst, die Mutter klüger zu sein hatte als das in seiner Krankheit ungebärdige Kind.

„Na na, nur nicht so rasch, mein Sohnchen! Du stellst hier nur so in einem fort deine Bedingungen, und ich soll gleich immer antworten. Also wie wär's jetzt, wenn ich dir mal einen Vorschlag machte? Wir thun beide so, als wenn gar nichts passiert wär'. Du versprichst mir, daß du acht Tage lang die Maria nicht sehen, noch sprechen, noch durch einen Dritten mit ihr eine Botschaft tauschen willst, und ich versprech' dir, daß ich in diesen Tagen nicht Ja nud nicht Nein sagen werd'. Haltet ihr's beide aus, dann ist vielleicht mit mir zu reden!"

Der Junge riß sie fast in seine Arme und preßte sie, daß ihr der Atem verging.

„Mutter, wenn du willst, ein halbes Jahr!"

„Na na, mein Sohnchen! Zwei Tage ist deine ganze Liebe erst alt, und, wer weiß, in acht Tagen ist sie vielleicht schon vorbei. Aber nun mach' und spring' in den Keller! Da liegt hinter den Heringsfässern das Pack mit den goldenen Uhren, zweiundbreißig Stück. Zählt sie noch einmal genau nach und verteil sie einzeln in deine Taschen, immer Papier dazwischen, daß sie nicht klappern. Am Popieller Weg aber, wo das Bruch anfängt, wird von zehn Uhr ab der Woytek im Graben liegen, dem Sandelholz sein Vertrauensmann. Du singst so ein Liedchen vor dich hin, egal welches, und wenn einer auf dich zutritt und sagt: ‚Herr Wohlthäter, entschuldigen Sie zur Güte, aber wo geht hier der Weg nach Regelnitzen?', dann ist es richtig. Dann giebst du ihm die Uhren, aber, hörst du, nicht ohne die Quittung, die der Sandelholz ausgeschrieben hat. Denn, weißt du, das ist nämlich ein ganz Geriebener, und man muß bei ihm immer auf allerhand Schlechtigkeiten gefaßt sein, z. B. daß er behauptet, er hätt' die Uhren gar nicht bekommen. Und wenn man sie auch nicht zu ersehen braucht — natürlich nicht, denn die Exporteure tragen ja das Risiko — der Anteil geht doch verloren, und das sind für jede Uhr zwei Thaler oder drei Rubel, denn die Kopeken zählen wir nicht. So, und jetzt geh' mit Gott an deine Arbeit und komm mir gesund wieder!"

Der Junge hatte ihr aufmerksam zugehört. Dann küßte er sie herzhaft mitten auf den Mund, hob die Falltür auf, die von der Diele der Kruginstube in den großen Vorratskeller führte, und stieg hinab. In ihr aber war ein ganz seltsames Gefühl aufgestiegen, ganz neu und ungewohnt, während der Junge sie in seinen Armen hielt und auf den Mund küßte. Als wenn sie das Gesicht abwenden müßte, war ihr zu Mute gewesen, denn er vertraute ihr blindlings, wie ein Sohn seiner Mutter, und sie trug allerhand falsche Pläne im Herzen! . . . .

Aber das war natürlich Unsinn, denn was wußte der halbwüchsige Junge, was ihm gut war! Wenn eine Mutter es besser wußte, wie ein Kind glücklich zu machen war, dann durfte sie auch nicht davor zurückschrecken, ihre Pläne auf jede Gefahr hin auszuführen! — — — — — — — — (Schluß folgt.)

Unser Heim und seine Pflege.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Karl Rosner.

I.

Die in kurzer Zeit beinahe unübersehbar reich angewachsene Litteratur über hergebrachte und moderne Kunstbestrebungen hat wohl auf seinem Gebiete eine gleich große Verwirrung und Unklarheit in den weitesten Kreisen gezeitigt wie auf jenem der Kunstgewerbe. Zwei in ihren Grundgedanken völlig verschiedenartige Programme stehen sich hier schroff gegenüber, eine Thatsache, die in dem Umstande ihre Erklärung findet, daß sich das Kunsthandwerk nahezu völlig entzog, daß es von diesen erst von neuem erobert werden mußte.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, für eine der beiden Richtungen das Wort zu ergreifen oder die Thatsache der Ablösung eines Stiles, der sich im Anschlusse an die Formensprache der Renaissance zu bilden suchte, durch einen anderen, seine Eigenart direkt aus der Natur schöpfenden Stil aus der Geschichte unserer Zeit abzuleiten und zu erklären; die folgenden Ausführungen werden sich einzig darauf beschränken, die Pflege unseres Heimes, unseres Mobiliares und Gerätes nach Gesichtspunkten zu besprechen, deren Geltung unberührt bleibt vom Wandel der Zeiten, Stile, Moden und Launen: nach den Gesichtspunkten ihrer idealen Nützlichkeit und ihrer ästhetischen Schönheit.

Aus dem Bestreben, diese beiden Forderungen in höchstem Maße zu vereinen, sind von alters her jene kunsthandwerklichen Werke hervorgegangen, welche das Beste ihrer Zeit auf diesem Gebiete waren und die wir noch heute in den Museen und in anderen Pflegestätten alter oder fremdländischer Kunst bewundern.

Aber sehen wir uns, ehe wir auf die einzelnen Bestandteile und Geräte unseres Heimes näher eingehen, die beiden Forderungen doch noch etwas näher an, fragen wir uns vor allem, welche die wichtigere sei! Die Antwort zu finden, ist nicht schwer, steht doch in allen Dingen unseres Hauswesens der Wunsch nach einer idealen Nützlichkeitsform obenan. Wir können auch in Räumen, die des Schmuckes entbehren, uns behaglich fühlen, aber wir werden niemals zu Ruhe und Behagen kommen zwischen Dingen und Geräten, die unseren praktischen Bedürfnissen widersprechen. Der Mittelpunkt des Heimes ist der Mensch, er muß sich umgezwungen und bequem zwischen all seinen Geräte bewegen können, und dieses muß so beschaffen sein, daß jedes einzelne seinem Gebrauchszwecke voll entspricht, sich den Bedürfnissen und Formen des Menschen anpaßt und diese Thatsachen auch dem beschauenden Auge vermittelt. Erfüllt eine Einrichtung auch nur diese Bedingung ganz, so wird sie durch die all ihren Stücken gemeinsame Beziehung zu diesem Mittelpunkte auch innerhalb ihrer Sondergebilde eine Harmonie erreichen, die an sich schon ästhetisch ist. — Erst bei der Erfüllung dieser ersten Forderung setzt die zweite nach ästhetischer künstlerischer Durchbildung ein.

Sie erstreckt für all jene Dinge einen Schmuck, welcher sich aus der besonderen Gebrauchsform jedes derselben organisch entwickelt, der die konstruktiven Linien jedes einzelnen Gerätes verdeutlicht und die Eigenart des in jedem Falle angewendeten Materiales zu seiner vollen Wirkung bringt. —

Nach diesen kurzen Vorbemerkungen theoretischer Natur wollen wir uns dem Zimmer selbst zuwenden, um seine Bestandteile und Geräte einzeln zu besprechen. Trägt dieser

Photographie im Verlag von G. Brogi in Florenz

DIE DREI LEBENSALTER

Nach dem Gemälde von Lorenzo Lotto

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

„Edelweiss!“
Nach dem Gemälde von A. Eckardt.

Spaziergang durch unser Heim auch nur einiges dazu bei, die Irrtümer zu beseitigen, welche auf diesem Gebiete so üppig wuchern, und zu deren Beseitigung es vielleicht vielfach nur der Anregung bedarf; hat er zur Folge, daß die Freude an dem Schmuck und Ausbau der Wohnräume bei manchem der Leser erwacht oder erstarkt, dann hat er seinen Zweck erfüllt.

Wenn wir in der modernen Mietwohnung — und diese soll, als die verbreitetste im bürgerlichen Mittelstande, auch bei den folgenden Bemerkungen vor allem berücksichtigt werden — die Dinge, welche schließlich in ihrer Gesamtheit unser Heim bilden, betrachten, so ergiebt sich zwanglos eine Teilung derselben in zwei Gruppen. Sie zerfallen in solche, die als Eigentum des Hausherrn nur vorübergehend in unserm Besitz bleiben, und in solche, die wirklich unser Eigentum sind. Ist diese Teilung auch scheinbar rein äußerlich, so möge sie dennoch als Richtschnur für die weiteren Erörterungen dienen, indem wir, von einer Besprechung der immobilen Wohnungsteile ausgehend, auch jeweilS solcher Dinge gedenken wollen, die sich durch Bestimmung und Eigenart an jene knüpfen.

So beginnen wir mit der Besprechung von Wand und Decke unseres Heimes. Man hat sich gerade in unserm Mittelstande leider nahezu mit dem Gedanken abgefunden, daß der Zustand der Begrenzungsflächen unseres Zimmers in die Bestrebungen, welche auf eine ästhetische und künstlerische Durchbildung der Räume zielen, kaum eingeschlossen werden könnte. Die Weigerung der meisten Vermieter, in dieser Hinsicht Aenderungen oder Neugestaltungen auf ihre Kosten zu veranlassen, die Ungewißheit der Bewohner, ob sie auch wirklich lange genug in der Wohnung bleiben würden, daß es sich lohnte, größere Aufwendungen auf Teile derselben zu machen, die sie bei einem neuen Umzuge doch dem Vermieter zurücklassen müßten, haben zu dieser bedauerlichen Auffassung geführt. So glaubt man also vielfach, sich mit dem Zustande von Wand, Fußboden und Decke ohne weiteres vertragen zu müssen, trotzdem gerade hier unendlich viel gesündigt wird.

Betrachten wir zunächst die Wand! Sie stellt die flächenhafte seitliche Begrenzung unserer Räume dar, und die Wirkung der Fläche wird ihr daher unbedingt erhalten bleiben müssen. Wir rücken Möbelstücke mit schlechtaussehenden Rückwänden an sie und hängen Bilder an ihr auf: es ist also von vornherein jede Dekorationsmethode verwerflich, welche der Wand die Flächenwirkung raubt, und es sind vor allem jene so gebräuchlichen Tapetenornamente und Wandmalereien zu vermeiden, welche mit abgestuften Licht- und Schattenwirkungen und daher mit plastisch erscheinenden Effekten arbeiten. Hier sei der Grundsatz maßgebend: lieber eine ungeschmückte Wand, als eine falsch geschmückte, lieber ein Verzicht, als ein Schmucksurrogat, dessen Einfluß unter Umständen einen sonst hübsch eingerichteten Raum verdirbt. Auch die einfach und einfarbig mit Kalkfarbenanstrich versehene Wand, sei dieser nun weiß oder im Anschlusse an die Eigenart der für den Raum bestimmten Möbel getönt, kann eine hübsche warme Wirkung erzielen. Soll und kann andererseits doch zur Ornamentierung der Wand geschritten werden, so mache man sich zunächst klar, was später von Möbeln, Bildern und sonstigen Geräte in dem Zimmer untergebracht werden soll. Man bedenke, daß diese Dinge es sind, durch deren Formen und Farben der Charakter des Raumes am stärksten bestimmt wird und daß die Wand ihnen nur als Hintergrund dient, von dem sich die Umrisse des Wichtigeren abheben sollen. Sie soll das Auge des Beschauers nicht an sich fesseln, sondern es vielmehr auf das Bezeichnende des Raumes, auf die Möbel und Bilder, hinleiten. So wird also jene Ornamentierung der Wand die beste sein, welche diskret als Flächenfüllung wirkt, weder durch Kahlheit, noch durch Ausdringlichkeit das Auge auf sich zieht und die Möbel am besten zur Geltung bringt. Der ornamentale Schmuck einer Wand im Sinne der Flächenfüllung kann um so bescheidener sein, je reicher der Schmuck derselben durch Bilder oder andere Dinge ist. Wie stark die Einflußnahme der ornamental geschmückten Fläche auf ein an sich dekorativ wirkendes Stück ist, ersieht man am besten, wenn man die Wirkungen eines solchen, zum Beispiel eines Gemäldes, auf verschiedenartig ornamentierten Hintergründen erprobt und vergleicht. Man wird dann erkennen, daß eine aufdringliche Tapete oder Wandbemalung auch das beste Gemälde schwer beeinträchtigen kann. Aber nicht nur für das Kunstwerk an der Wand, auch für den ganzen Raum sind Farbe und Zeichnung des Ornamentes von größtem Einflusse, denn oft liegt es an ihnen allein, wenn ein Zimmer klein oder kahl oder drückend düster, kurz, unbehaglich erscheint. So wird ein kleiner Raum, dessen Wände mit einem großmusterigen Ornament versehen sind, noch kleiner erscheinen, denn mit dem Bilde des großen Musters verbindet sich beim Beschauer unwillkürlich auch der Gedanke an große Räume, und dieser läßt die vorliegenden engen Verhältnisse nur um so deutlicher fühlen. Umgekehrt wird ein großer Raum, der nicht anderweitig stark geschmückt ist, bei Verwendung kleinmusteriger Wandbemalung noch kahler aussehen. Aber auch die Farben haben Einfluß auf die scheinbare Größe der Zimmer, und zwar lassen dunkle Töne sie niedriger und kleiner, helle Färbungen aber höher und größer erscheinen.

Die Frage, ob die Wand tapeziert werden solle, d. h. ob man vorzieht, sie mit Papierstreifen zu bekleben, auf welche das Ornament gedruckt ist, oder ob man dieses lieber direkt auf den Kalkfarbenanstrich malen läßt, wird von Fall zu Fall die persönliche Vorliebe entscheiden müssen. Für die letztere Methode tritt die jüngere hygieinische Forschung mit Vorliebe ein, denn sie sieht in den meist stark leimhaltigen Tapetenpapieren, wie in dem Klebstoff, welcher deren Anhaften bewirkt, Faktoren, welche die natürliche Ventilation der Wände behindern. Wählt man aber die Tapete als Träger des Wandornaments, dann entscheide man sich für eine solche, die ihr Material nicht verleugnet, sondern die, wenn sie aus Papier besteht, thatsächlich wie Papier aussieht. Eine Papiertapete, welche Leder oder Damaststoff imitiert, ist genau so wenig würdig eines sonst gediegen ausgestatteten Raumes, wie etwa unechter Prunkschmuck eines gediegenen Menschen. Immer und überall soll die Eigenart des Materiales erkenntlich sein, und aus ihr soll sich die schmückende Schönheit entwickeln.

Aber nicht nur Wandbemalung und Tapete kommen als grundlegender Schmuck für unsere Wände in Frage, auch die Holzverkäfelung und der Stoffbezug werden hier mit schöner warmer Wirkung gerne angewendet. Bei der ersteren begeht man bisweilen den Fehler, sie an den Wänden zu hoch zu führen, wodurch der Raum dann, namentlich wenn auch noch eine Holzdecke dazu tritt, leicht den Eindruck eines großen Kastens macht. Das ist zu vermeiden. Man bemesse die Verkleidung etwa mannshoch, ziehe aber hierbei auch die Größenverhältnisse jener Möbelstücke, welche der Raum später aufzunehmen hat und deren Umrisse mit der Raublinie der Verschalung sich harmonisch vertragen sollen, in Betracht. Eine solche Verkäfelung wirkt namentlich in Räumen, denen eine traute, gemütliche Stimmung innewohnen soll, überaus reizvoll und läßt sich für nicht allzuviel Geld herstellen. Es ist durchaus nicht nötig, besonders kostbare Hölzer für sie zu verwenden: wer die schöne Wirkung gebeizten oder einfach lasierten fehlerfreien Kiefern- oder Tännchenholzes kennt, wird gewiß hierbei zunächst an diese heimatlichen und billigen Holzarten denken, deren natürliche Maserung in ihrer unwillkürlichen und anziehenden Schönheit auch verhältnismäßig große Flächen abwechslungsreich und edel zu beleben vermag. Durch Lasierung oder Beizen kann dieses natürliche Ornament leicht gehoben, beziehungsweise auf besondere Farbentöne gestimmt werden. Eine solche Behandlung des Holzes wird überall, handle es sich nun um eine Wandvertäfelung oder Decke, um Thüren oder Fensterkreuze, schöne Ergebnisse zeitigen, welche das Auge erfreuen durch die Art, wie hier das Wesen des Materiales zur besten Geltung gebracht wird. Aber ebenso erfreulich wie diese Behandlung der natürlichen Holzmaser, ebenso verwerflich ist es, das Holz dick mit Oelfarbe zu überstreichen und auf diesen Anstrich dann eine künstliche, der Struktur des Holzes zuwiderlaufende Maserung mit dunklerer Farbe aufzupinseln. Wünscht man Oelfarbe als Deckmittel für das Holz zu verwenden, und dieser Wunsch ist namentlich bei Dingen, welche den Witterungseinflüssen, starker Feuchtigkeit oder starker Abnutzung ausgesetzt sind (z. B. äußere Fensterrahmen, Fußböden rc.), sehr berechtigt, dann soll dieses Deckmittel auch als das erscheinen, was es ist, als Oelfarbenanstrich, der seinen eigenen Charakter hat und in seiner besonderen Eigenart ganz hübsch wirken kann.

Die Wandfläche oberhalb der Holzverschalung wird man am besten mit entkörigem Kalkfarbenanstrich versehen und nach der Decke vielleicht noch mittels eines Frieses von ornamentalem Wesen begrenzen.

Weniger verbreitet als die Holzvertäfelung ist bisher in Deutschland die Bekleidung der Wand mit Stoff, und es mag das Vorurteil gegen den Stoff als Staubfänger sein, das hieran Schuld trägt. Stichhaltig ist dieses Vorurteil nicht, denn auch in Bezug auf unsere Polstermöbel, Teppiche und Vorhänge setzen wir uns über dasselbe hinweg. Jedenfalls läßt sich durch Stoffbezug, sowohl dann, wenn man ihn als glatten Belag der Wand verwendet, wie auch dort, wo man die ornamentale Schönheit der Falten ausnutzt, eine eigenartige und reizvolle Wirkung erzielen. In letzterem Falle sieht auch die Verbindung einer etwa in Naumshöhe laufenden Holzborte mit von da ab gespanntem gefälteltem Stoff ein hübsches Bild. Nichtet man überdies die Art der Befestigung so ein, daß der Stoff zwecks Reinigung getrennlich von der Wand entfernt werden kann, so wird er gewiß gute Dienste thun. Die Befestigung erfolgt dann ähnlich wie bei den Treppenläufern.

Haben wir damit schon einen immerhin entfernbaren Wandschmuck besprochen, so wenden wir uns dem beweglichen Schmuck unserer Wände nun vollends zu. Unter ihm nimmt das Bild, das Kunstwerk im Rahmen, welches keinem Gebrauchszwecke dient, die höchste Stelle ein. Wenn wir ein gutes Bild an die Wand hängen, dann haben wir den Wunsch, es so zu hängen, daß es auf den Beschauer wirke, daß es den Menschen zur Betrachtung einlade und ihm ermöglicht, sich ungestört in den Anblick zu versenken. Damit ist treffend der Unterschied zwischen einem solchen Kunstwerke und einem Schmuckstücke der dekorativen Kunst (Wandornament) gekennzeichnet. Das künstlerische Gemälde soll die Augen auf sich ziehen, auf sich weilen lassen als auf dem edelsten Punkte der geschmückten Fläche. Haben wir gesehen, wie schon die Art der ornamentalen Schmückung der Wand hierzu beitragen kann, so gedenken wir nun eines zweiten Faktors, der fördernd wirken kann zur Hebung des Eindruckes, welchen das Gemälde macht — des Rahmens. Denn dieser dient nicht nur zum Schutze des Bildes gegen Verletzungen, sondern auch zum Schutze der Wirkung, welche dem Bilde innewohnt, gegen ablenkende oder störende Einflüsse aus seiner Umgebung. Und aus dieser Aufgabe, das Bild nach allen Seiten zu schützen, leitet sich seine umgreifende Form her, die dem Bilde zugleich einen Abschluß giebt, die es deutlich aus dem Hintergrunde hebt. Ist also der Rahmen ein Diener des Bildes, das er unterstützt, so muß auch sein besonderer Bau sich als dienend erweisen. Er soll den Blick nach dem Bilde lenken, er soll noch dem unschlossenen Bilde weisen, und ein Rahmen, welcher den Blick infolge falscher Profilierung nach außen lenkt, ist ebenso verwerflich wie ein solcher, der durch Massigkeit oder Ueberladung mit Ornament die Wirkung des Kunstwerkes schädigt.

Was für Bilder man in seine Wohnung hängen soll? Die Frage zweigt ab auf das Gebiet der freien Kunst, und doch kann sie hier nicht umgangen werden. Ihre Beantwortung liegt im Geschmack jedes einzelnen. Dennoch lassen sich auch hier einige, wenn auch teils nur negative Winke geben. Es giebt Bilder, die, sei es durch grelle Farbengebung, sei es durch die außerordentliche Eindringlichkeit, mit welcher sie einen Vorgang schildern, bei einmaliger Betrachtung sehr stark wirken. Solche Werke werden, falls man genötigt ist, sie Tag für Tag zu sehen, leicht lästig, und ein Gleiches gilt von manchen humoristischen Darstellungen, die uns schließlich wie eine täglich wiedererzählte Anekdote berühren. Andrerseits vermögen wir den Anblick einer schönen Landschaft, eines Tierstückes, eines edlen Porträts, kurz, jede Wiedergabe natürlicher Schönheit wohl ausnahmslos immer wieder ohne Ueberdruß zu genießen.

Auch der textile Wandbehang, jenes reizvolle Mittel zur Flächendekoration, das unter der Herrschaft der flandrischen und französischen Gobelinkunst im siebzehnten Jahrhunderte in so hoher Blüte stand, ist von unserer Zeit vielfach mit schönem Erfolge wieder aufgenommen worden, und auch seiner sei daher an dieser Stelle gedacht. Im Gegensatz zu der Gobelinweberei vergangener Zeiten sucht der textile Wandbehang unserer Zeit perspektivische, bildartige Wirkungen zu vermeiden. Er stellt sich die Aufgabe, breitere Flächen mit munteren Farben und der warmen Eigenart textiler Kunst zu beleben.

„Spieglein, Spieglein an der Wand —“ der Spruch aus dem Kindermärchen mahnt, auch des Spiegels nicht zu vergessen bei Betrachtung all der Dinge, die an der Wand des Zimmers ihre Stätte finden. Der Spiegel in unseren Wohnzimmern steht auf dem Aussterbeetat. Die Zeiten, da er dazu dienen mußte, durch seine Reflexe die mangelhaften Beleuchtungsmittel zu unterstützen, sind vorüber, und so ist er aus Gründen der Zweckmäßigkeit nun vielfach in das Schlafzimmer, in den Toilettenraum und in das Vorzimmer verbannt. Dort möge man ihn aber auch zur Wirkung kommen lassen, das heißt, ihn so aufhängen, daß seine Fläche mit dem Lichte liege. Nicht auf den Spiegel darf das Licht treffen, sondern auf dem muß es ruhen, der vor dem Spiegel steht. Dieser Satz scheint selbstverständlich, und doch wird er häufig mißachtet, ebenso wie man es vielfach liebt, den Spiegel quer zu hängen, obwohl die aufrechte menschliche Gestalt, der er dienen soll, entschieden für seine Anbringung mit senkrechter Längsachse spricht. Schließlich vermeide man es noch, dem Spiegel eine oben nach vorn geneigte Stellung zu geben. Ein in richtiger Höhe und mit dem Lichte angebrachter Spiegel zeigt deutlich auch ohne diese unästhetische Hilfe. Sie ist unästhetisch, weil durch sie das Bild, welches der Spiegel parallel zu seiner Fläche reflektiert, ebenfalls schief und vorgeneigt erscheint, weil es nicht auf einem wagrechten Boden, sondern auf einer abfallenden Fläche zu stehen scheint und daher eine unsichere Wirkung, einen falschen Eindruck giebt. — Schließlich noch ein Wort über die Uhr an der Wand, denn als solche, als „Regulator“, hat sie bei uns in Deutschland die Standuhr oder offene Pendeluhr beinahe ganz verdrängt. Hat nun der Regulator als standsichere Form der Uhr auch viele praktische Vorzüge vor anderen Bildungen derselben, so wird er doch darum vielen nicht als ein vollkommener Ersatz für andere Eigenschaften der offenen Pendeluhr erscheinen. Es ist vor allem der durch feine Glasscheibe gedämpfte Gleichklang des Pendels, den wir Deutsche an der Wanduhr lieben. Er belebt den Raum mit dem warmen Pulsschlag der Zeit, und er macht uns die Schwarzwälder Uhr lieb, gleich als wäre sie ein lebendiges Wesen. So mag, trotz ihres augenblicklichen Zurücktretens, die offene Pendeluhr doch noch eine schöne Zukunft haben, weil ihr in höherem Maße als jener anderen Form die Kraft zu eigen ist, unseren Räumen lebensvolle Stimmung zu geben. —

Und da mahnt uns ein Blick auf diese treue Hüterin der Stunden, daß es genug ist für heute. Ein nächstes Mal sei diese kleine Wanderung durch unser Heim dann fortgesetzt.

Tiere als Konservenfabrikanten.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Nicht immer leben die Tiere, unbekümmert um das Morgen, in den blauen Tag hinein. Verschiedene sammeln an guten Tagen für schlechte Zeiten. Ein vorbildliches Beispiel dieser Vorsorge ist der Hamster, der im Sommer Kornkammern für die schwere Winterszeit anlegt. Der Biber stapelt für die rauhen Monate ganze Hausen von Rindenstücken auf, die mitunter volle Karrenladungen ausmachen. Das flinke Eichhörnchen wird unruhig und besorgt, wenn die Herbstschauer einsetzen, es ahnt die kommende Zeit der Not und sammelt Vorräte, die es an verschiedene Stellen verteilt, in Baumlöchern, in Nester der Krähen und Elstern, unter Steine und in selbstgegrabene Löcher im Erdboden. Nebenlich verfährt unsere anmutige Spechtmeise, der Kleiber oder der Blauspecht. In Baumhöhlungen, Mauerritzen trägt er Haselnüsse, Bucheckern u. dgl. zusammen, und stets legt er mehrere Vorratskammern an. Das ist schon ein höherer Grad der Vorsorge, der Ueberfall und Diebstahl in Berechnung zieht. Eine Vorratskammer kann, vor hungrigen Genossen entdeckt, auf einmal völlig ausgeplündert werden; bei mehreren ist die Wahrscheinlichkeit des Ausspürens geringer.

Korn, Sämereien, Nüsse halten sich in der Regel den Winter über, ohne zu verderben. In einer schimmeren Lage befinden sich aber Tiere, die selbst oder deren Brut auf eine leicht und rasch verderbende Nahrung angewiesen sind. Einige derselben gehen nun bei der Aufstapelung der Lebensmittel derart zu Werke, daß man ihre Thätigkeit wohl als eine Konservenfabrikation bezeichnen kann.

Der Dung ist auch ein Nahrungsmittel. Wir Menschen legen auf

ihn ein großes Gewicht, verzehren ihn aber erst, wenn er durch die Pflanzen gegangen ist, in veredelter Form als Mehl und schönes Gemüse oder aromatische Erdbeeren. Es giebt aber Geschöpfe, die von dem frischen Dung leben. Bei ackerbautreibenden Völkern wurden sie deswegen nicht verachtet, sondern sogar als „heilige“ Tiere verehrt. Das ist der Fall bei dem Mistkäfer, Ateuchus sacer oder Scarabäus, der für seine Brut Pillen aus frischem Mist dreht. Nachbildungen des Scarabäus in Thon und Stein wurden in Aegypten angefertigt und waren als sinnbildlicher Schmuck bei vielen Völkern des Altertums, namentlich den Etruskern, beliebt. Auch bei uns leben Pillendreher, Käfer der Gattung Sisyphus, also genannt, weil sie, wie weiland der böse König Sisyphus von Ephyra zur Strafe in der Unterwelt es thun mußte, den größten Teil ihres Lebens mit Rollen schwerer Lasten verbringen. Finden sie frischen Kot, so nehmen sie ein Stückchen davon und wälzen es zu zweien so lange auf der Erde auf und ab, bis daraus eine Kugel entstanden ist. Diese vergraben sie in der Erde, und das Weibchen legt daneben ein Ei. Die Pille dient der ausschlüpfenden Larve als Nahrung. Dieses Pillendrehen ist aber als eine konservierende Arbeit aufzufassen. An der Erdoberfläche würde der Kot rasch verwittern oder austrocknen. Die feste Kruste der Pille und die Feuchtigkeit im Erdinnern erhalten ihn aber so lange frisch, bis die Larve ausschlüpft.

Noch sinnreicher verfahren Dungkäfer in warmen Ländern, wie z. B. die amerikanischen Arten Phanaeus Milon und Coprobius. Doch verwenden sie zu ihren Konserven nicht den Dung, sondern das Fleisch gefallener Tiere, verendeter Vögel u. dgl. Hat der Käfer eine Tierleiche entdeckt, so schafft er zunächst einen Klumpen Thon herbei, aus dem er eine Kugel mit einem Ansatz dreht, die wie eine Kalabasse oder eine Bocksbeutelflasche aussieht. Hierauf höhlt er die Kugel aus, nimmt Fleischstückchen von seinem Fund, knetet sie mit Thon zusammen und füllt damit die Kalabasse zur Hälfte oder zu zwei Dritteln ihres Inhalts aus. Dann schließt er die Fülle mit einer dünnen Schicht Lehm ab und legt in die freibleibende Höhle des Thonbehälters ein Ei. Nun wird auch die Oeffnung bis auf einen kleinen Luftkanal verschlossen, und die Konservenbüchse ist fertig. Bei manchen stattlicheren Käferarten, wie bei Phanaeus Milon, fällt die Leistung beträchtlich aus, denn die Kalabasse erreicht die Größe eines Hühnereis. Kriecht die Larve aus dem Ei, so durchbricht sie die dünne Thonschicht im Innern des Behälters und gelangt zu der Fleischpastete, welche die vorsorglichen Eltern für sie zurechtgemacht haben. So sind diese Dungkäfer Konservenfabrikanten, die nicht nur als Pastetenmacher, sondern auch als Töpfer Erstaunliches leisten. Sie sorgen sogar für ein gefälliges Aeußere ihrer Konservenbüchsen, denn die Oberfläche der fertigen Thonkugel wird von dem Weibchen sorgfältig geglättet und erscheint mit den Spuren der Fußeindrücke wie mit einem zierlichen Muster bedeckt.

Das Konservieren menschlicher Nahrungsmittel vermittelst antiseptischer Chemikalien ist von unseren Sanitätsbehörden zum größten Teil verpönt. Im Tierreich ist diese Kunst uralt, und seit unvordenklichen Zeiten erfreut der Mensch seinen Gaumen mit einer also zubereiteten tierischen Konserve. Die Werkstätte, aus der sie hervorgeht, ist der Bienenstock.

Schon vor Jahren hat Müllenhoff beobachtet, daß die Bienen, die auf den gefüllten Waben kurz vor der Bedeckelung auf und ab steigen, ihren Stachel hervorstrecken und ein Tröpfchen des Bienengiftes in den Honig abstreifen. Das Bienengift enthält aber neben anderen Bestandteilen Ameisensäure, und diese hat gärungswidrige Eigenschaften. Sie verhütet die Zersetzung zuckerhaltiger Flüssigkeiten sogar besser als die von unseren Hausfrauen benutzte Salicylsäure. Die chemische Untersuchung lehrt, daß der aus gedeckelten Zellen stammende Honig Ameisensäure enthält; er läßt sich jahrelang aufbewahren, ohne zu verderben. Will man ihn zur Gärung bringen, so muß man die Ameisensäure entfernen. Bei der Metbereitung wurde darum der Honig nicht nur mit Wasser versetzt, sondern auch gekocht; durch die Siedehitze wurde die Ameisensäure verflüchtigt. Anders verhält sich der aus ungedeckelten Zellen gewonnene Honig; er ist frei von Ameisensäure und gärt schon nach kurzer Zeit; er wird jedoch haltbar, wenn man ihm $^1/_{10}$ Prozent Ameisensäure zusetzt. Außerdem machen aber die Bienen noch eine andere Konserve und verfahren dabei ähnlich wie die Hausfrauen, die Früchte in Zucker einsetzen. Neben dem süßen Honig bereiten die Bienen auch ein herb schmeckendes Bienenbrot, mit dem die Brut gefüttert wird. Es besteht aus halbverdautem Pollen und was davon nicht sofort verbraucht wird, packen die Bienen fest in Zellen ein. Nicht selten geschieht es nun, daß sie die Zellen nur zur Hälfte mit Pollen füllen und darüber Honig tragen. Man könnte dieses Produkt Gemüsekonserven nennen.

Das ist ein hübsches friedliches Bild aus dem Leben der Insektenvegetarier. Jäger, die vom Fleisch leben, gehen gewaltthätiger vor. Die Sandwespen, die keine Kolonien bilden, sondern einsiedlerisch leben, ernähren ihre Brut mit Raupen, Spinnen u. dgl., die sie in das Brutnest als Nahrung für die ausschlüpfenden Larven eintragen. Nach älteren Mitteilungen sollten diese Wespen in recht grausamer Weise dafür sorgen, daß die Brut „frisches Fleisch“ oder lebende Nahrung erhält. Die Weibchen sollten ihre Beute durch einen Stich mit dem nicht abbrechenden glatten Stachel lähmen und wehrlos machen und in die Brutzellen schleppen, die hierauf zugemauert werden. Nach neueren Untersuchungen von G. und E. Peckham ist dies aber nicht der Fall. Die Wespen schleppen unterschiedlos völlig getötete oder nur gelähmte Beute herbei, und die Larven fressen sowohl tote wie lebende Beute. Von einem zielbewußten Lähmen der Beute durch die Wespen kann also nicht die Rede sein.

Mit einer solchen sozusagen „lebenden Fleischkonserve“ versorgt sich aber der Maulwurf für die Winterszeit. Von Maulwurfsfängern wurde schon seit langer Zeit behauptet, daß der gefräßige Geselle in seinem unterirdischen Lager Regenwürmer aufstapele und sie auch wohl verstümmele, um sie am Entschlüpfen zu verhindern. Nach einem Bericht von Barford in „Natur und Haus“ befindet sich im Zoologischen Museum zu Kiel das Lager eines Maulwurfes, welches kurz nach Eintritt des Tauwetters, im April, gefunden wurde. In den Röhren, welche die Lagerstätte umgaben, befand sich ein Nahrungsvorrat von 1280 Regenwürmern im Gewicht von 2 kg, und 18 Engerlingen. Ueber die Art der Verstümmelung gab neuerdings Professor J. Ritzema-Bos in Amsterdam genauere Auskunft. Von einem Lehrer wurden ihm gegen 300 Regenwürmer eingeliefert, welche ein Gärtner in einem Maulwurfsnest gefunden hatte. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß allen Würmern der Kopf fehlte; der Maulwurf hatte ihnen die vorderen zwei bis fünf Segmente abgebissen. Ueber dem verwundeten Körperteile hatte sich eine neue Haut gebildet; wegen der niedrigen Wintertemperatur konnte aber kein Ergänzungswachstum stattfinden.

Durch diese Verstümmelung werden die Tiere nur gelähmt, so daß sie nicht entrinnen können. Würde der Maulwurf die Würmer durch andere Verletzungen töten, so müßten sie in kurzer Zeit in Verwesung übergehen und der mit Fleiß gesammelte Vorrat für den schlauen Wühler nutzlos werden.

Nicht alle diese Bilder aus dem Tierleben sind gerade schön und anziehend, aber sie lehren, welche Summe von Fertigkeiten auch Tiere entwickeln, um vorsorglich ihre Nahrungsmittel zu konservieren.

C. Falkenhorst.

Der Rosengarten.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Erzählung von Adolf Wilbrandt.

Laurin sah die beiden Flüchtlinge, sein Mund öffnete sich vor Verblüfftheit und blieb so stehn. „Bitte, hören Sie drei Worte in Ruhe,“ begann Richard sofort; mit so männlicher Haltung und so festem Blick, daß der andre fast in sich zusammenfuhr. „Sie haben Ihrer Nichte einen Schwur abgerungen, daß sie keines Menschen Frau wird, wenn sie nicht die Ihre wird; aber Sie haben zum Glück nicht auch das von ihr erpreßt, daß sie nie von Ihnen fortgehn wird. Heut geht sie fort. Sie ist frei. Sie will sich selber ein Leben schaffen; dieses Nichtsthun, unter Ihrem Willen, hält sie nicht mehr aus. Ich begleite sie. Von irgendwo da draußen wird sie Ihnen schreiben, was dann weiter wird.“

„Was dann weiter wird? Was dann weiter wird?“ Laurin fand nun endlich Worte; er zitterte vor Wut. „Daß ihr miteinander lebt! ihr zwei! wenn nicht so, dann so!“

„Sie irren sehr. Durch diesen gottverdammten, erzwungenen, erlisteten Schwur haben Sie zwei Menschen getrennt, die auf Ehre halten. Mir ist dieses Mädchen heilig, das Sie an sich reißen wollten. Aber ich werd' ihr helfen, so lang' sie's braucht. Und da sie dann nichts von Ihnen braucht, und da Sie kein Recht haben, sie zurückzuhalten, so lassen Sie uns von Ihnen Abschied nehmen und gehn. Was Sie Kostbares an Ihre Nichte gehängt haben, bleibt hier. Da liegen Ihre Ringe. Leben Sie wohl!“

Richard ging zur Thür, die noch ein wenig offen stand. Laurin stellte sich davor und streckte nach rechts und links die Arme aus. „Wollen Sie uns aufhalten?“ sagte Richard. „Davor warn' ich Sie!“

Der Kopf des Kleinen ging hin und her. Aus seinem verzerrten Gesicht kam ein wunderliches, unsinniges Lachen; das Lachen ging in eine Art von Weinen über, das Richard sonderbar über die Haut lief. „Wie werd' ich euch halten?“ stieß er hervor, aber nun ohne Wut und Groll. „Ich hab' ja kein Recht dazu. Muß ja kuschen! kuschen! Aber daß ihr mir so davonrennen wollt — wie von einem Schuft — einem Feind! ‚Leben Sie wohl‘ und aus der Thür!“

„Was wollen Sie denn noch?. Wir gehen ja in Frieden.“

„Bin ich denn euer Feind?“ seufzte Laurin halb schluchzend auf und griff mit den Händen an sich herum. „Wenn ihr so in Ehren leben wollt — wie konnt' ich das wissen — wenn Sie's aber sagen, ich glaub's ja. Meine Ehre hab' ich auch,

Zwischendecker.

Nach einer Aufnahme aus dem Atelier Schaul in Hamburg.

Herr Doktor! Ich bin kein Ungeheuer! Ich kann auch verzichten! Sie soll gehn, sie soll gehn, wenn sie will. Da steht sie — reisefertig. Herr mein Gott, mein Gott! Ich kann sie nicht an die Wand schmieden, ich kann sie nicht halten!“

„Nein, das können Sie nicht —“

„Herr, ich will auch nicht! Ich geb' ihr meinen Segen: geh, geh! — Aber bin ich der Onkel oder nicht? Ist sie nicht meines Bruders Kind? mein Blut? Wollen Sie ihr helfen, ein fremder Mann? Tausend Gulden, Irma. O Gott! So läufst du mir davon. Tausend Gulden geb' ich dir — schick' ich dir. Und dann mehr, so lang' du brauchst!“

„Laß nur, laß nur, Onkel,“ sagte Irma, den Kopf schüttelnd. „Was ich brauch', bis ich was gelernt hab' und mir selber helfe, das will er mir leihn. Ich nehm's nur geliehen. Ich zahl's zurück.“

„Er! er! — Du willst nicht mein Geld? Mein Geld willst du nicht? — Dann renn' aber nicht so aus dem Haus, wie vor deinem Feind! ‚Wir gehn in Frieden,' sagt er. Ist denn das in Frieden? Kein letzter Trunk? Kein gutes Wort?“

„Die haben Sie uns schon gesagt,“ erwiderte Richard, „und wir danken Ihnen. Wir müssen fort; es wird Nacht.“

„Es wird noch nicht Nacht. Eine Stunde! Eine halbe Stunde! Dann sollt ihr ja gehn, in Gottes Namen. O wie ist das über mich gekommen … Einen letzten Trunk! Hier in deinem Rosenzimmer — deinem Rosengarten. Mathias! Mathias!“

Laurin lief aus der Thür. Mathias stand schon auf dem Vorplatz, er hatte das laute Reden gehört, er war ganz verwirrt. „Mathias, hier giebt's einen Abschied; davon später mehr. Gucken Sie nicht so gottverlassen. Bringen Sie Wein! vom besten und vom allerbesten!“

Mathias lief die Treppe hinunter. „Ihr rennt mir nicht davon!“ rief Laurin ins Rosenzimmer zurück. „Nicht ohne den Segenstrunk!“

Er hörte von Irma einen zustimmenden Laut und ging in sein Zimmer. Richard schloß die Augen. Er wäre lieber schnurstracks davongegangen, mit der Befreiten hinaus in die Himmelsluft. Ihn rührte auch Laurins prahlendes Tausendguldenbieten und Abschiedwinseln nicht. Dann blickte er aber wieder auf, zu Irma hin, und alles andre verging ihm. Er fühlte nur noch den schauerlichen Schmerz in der Brust: sie befreien, aber nicht für sich!

„Lassen wir ihm das,“ sagte Irma leise. „Er ist doch meines Vaters Bruder, und ich hab' so lang' bei ihm gelebt. Eine halbe Stunde, dann sind wir fort!“

„Ja, ja,“ sprach Richard so hin. Er fühlte nur, was er litt, dachte nur: Verzichten!

Nach ein paar Minuten kam Laurin zurück, den Beiden wehmütig zuköchelnd; gleich darauf erschien auch Mathias, der einen Korb mit Weinflaschen trug. Er öffnete zwei davon, auf Laurins Geheiß, und brachte schön geformte und gefärbte Gläser dazu. Laurin schickte ihn dann fort und schenkte ein.

„Wie kann man mich so verlassen; wie ein Blitz vom Himmel fällt. Aber ich muß es tragen, Herr mein Gott. Geh' dir's gut! Stoßt an!“

Sie stießen an und tranken.

„Ach, wie sie nippt. Und der Doktor auch! — Nein, so undeutsch trinken wir nicht! in der Abschiedsstunde! Wenn ihr den Besten nicht mögt, kommt der Allerbeste; der da.“ Laurin nahm die zweite Flasche und ging zu einem andern Tisch,

auf dem goldgrüne Römer standen. In die schenkte er ein, von den Beiden abgewandt, die sich in mühvoll verhaltener Bewegung, zwischen Ungeduld, Freude und Schwermut, in die Augen sahen. Mit den drei hochgefüllten Bechern kam Laurin zurück, stellte vor jeden sein Glas. „So, das wird der Segenstrunk; auf den thut mir aber richtig Bescheid! Austrinken; sonst meint ihr's nicht gut. Einem armen, verlassenen Mann. Meinen Segen über meines Bruders Kind!“

Er leerte seinen Becher. Irma folgte ihm; Richard auch. Dann verzog der aber das Gesicht ein wenig.

„Was ist?“ fragte Laurin.

„Entschuldigen Sie. Nur — ein Beigeschmack.“

„Ja, haben Sie das gespürt? Ich auch! Ein sonderbarer — — beinah' widrig. Irma, du auch?“

Sie nickte. „Aber nicht so sehr.“

„Aber das ist ja eine Infamie!“ rief Laurin. „Mein Allerbester!“ Er lief aus der Thür und schrie: „Mathias!“ — Der Diener stand drei Schritte von ihm. „Herein! Hier herein! Was haben Sie mir da gebracht? Ist das Wein? Ist das mein teuerster, edelster Wein?“

„Aber ja, gnädiger Herr,“ erwiderte Mathias. „Schauen Sie doch nur hin, was drauf steht.“

„Ja, die Etikette ist drauf. Das Papier ist geduldig! Aber wo ist der Wein gebliehen, der drin war? Wer hat den getrunken? Das da ist kein Wein!“

„Ich hab' ihn so herausgebracht, wie ihn der Kaufmann geschickt hat. Ich bin kein Dieb, gnädiger Herr. Ich bin kein Betrüger.“

„Sie sind kein Betrüger? — Wenn man sie reden hört, lauter Biedermänner! — Sie haben sich erlaubt, meinen Wein — — Aber davon reden wir noch; jetzt nicht. Oeffnen Sie die andre Flasche, vom Allerbesten! — So, nun können Sie gehn!“

„Also kein Betrüger!“ eiferte Laurin weiter, als Mathias draußen war. „Ebenso geduldig wie das Papier ist die Luft! — Das ist halt das Krenz, daß man nicht ohne die Menschen leben kann. Da sitzt so ein Weinpantscher in meinem Keller, ein Säufer, ein Giftmischer — und ich darf ihn nicht erschlagen, den Hund! — Wo willst du hin?“

Irma ging zur Thür; sie hielt es nicht mehr aus, ihn so schimpfen und schelten zu hören. „Ich hole noch was,“ sagte sie. „Hab' noch was vergessen.“

Sie verschwand, in ihr Zimmer. Laurin sah ihr blinzelnd nach; dann ging er einmal hin und her, die grünlich schimmernden, scharfen Augen von der Seite auf Richard gerichtet, der am Trinktisch saß. Nachdem er genug gesehen hatte, kam er zum Tisch zurück; „Sie wollen noch bis Bozen gehn?“ fragte er.

„Ja, so denken wir.“

„Bozen! Da fing's an!“

„Was fing an:“

„Mein Schicksal! Daß ich die Irma verlier'. Denn wenn Sie nicht auf der Wassermauer standen —“

„Und Sie nicht hinunterfielen —“

„Ja, ja, ja. Lebensretter!“ — Laurin lachte ein wenig auf. Es klang sonderbar in Richards Ohr: wie aus einiger Ferne, und doch stand Laurin vor ihm. Aber auch das ward unklar... „Ja, ich fiel hinunter! hinunter! Aber zuweilen richtet man sich wieder auf. Man weiß sich zu helfen. Corriger la fortune! verstehn Sie wohl. Das sind elende Kerle, die sich sogleich ins Bockshorn jagen lassen!“

„Corriger la fortune?“ fragte Richard mit schwerer, müder Stimme; ohne recht zu fühlen oder zu wissen, daß sie müde war. „Was wollen Sie damit sagen? Ich verstehe nicht.“

„Haben Sie Ihren Lessing nicht gelesen? Riccaut de la Marlinière? Minna von Barnhelm? — So ein lecker Bursch, der Riccaut. Hahaha! Der verbessert sein Glück. Darüber hab' ich schon als Bub gelacht. Denn wenn sich der Mensch nicht zu helfen wüßte . . . Was sagen Sie? Sie sagen nichts.“

„Ich — versteh' Sie nicht. — Das Fräulein kommt nicht wieder . . .“ — Er konnte nicht mehr sprechen, nicht denken.

* * *

Als Richard wieder zu sich kam, war er in demselben Zimmer, aber lang ausgestreckt; auf dem Rücken lag er. Es war nicht mehr Tag. Eine Lampe brannte. Er begriff allmählich, daß es so war; er wollte aufstehn, die Arme bewegen, beides gelang ihm nicht. In seinen Handgelenken erwachte ein Schmerzgefühl. Er merkte, daß sie unter seinen Rücken waren; dann, daß sie aneinander gefesselt waren. Auch seinen Rumpf hielt irgendwas fest. Nur den Kopf konnte er heben, nicht viel. Jetzt sah er zwei glühende Punkte auf sich gerichtet; er erkannte sie, es waren die Augen in Laurins Gesicht, der auf einem Stuhl saß, weit vorgebeugt, den Katzenblick auf Richard geheftet.

„Regen Sie sich nicht auf,“ sagte Laurin. „Das ist nun so. Heute mir, morgen dir! Ich hab' mein Glück verbessert; wer's kann, der thut's! In dem Wein war Ihr Schlaf; darum schmeckte er auch nicht gut. Ein rascher und tüchtiger Schlaf! Ich hab' dann eine gute Schnur genommen, die hält was aus; hab' mir erlaubt, Ihre Arme auf Ihren Rücken zu binden, und die Schnur an den Haken da. So liegen Sie schon 'ne hübsche Zeit. Mit mir müssen Sie nicht spaßen, Herr! Ich spaß' auch, und besser!“

Ein Entsetzen lag wie ein Alp auf Richards Brust. — „Wo ist sie?“ stieß er heraus.

„In ihrem Zimmer. Eingeschlafen wie Sie. Und eingeschlossen.“

„Was soll dies? Was wollen Sie?“

Laurin nahm ein Papier vom Tisch und legte den Zeigefinger darauf: „Das steht auf diesem Blatt! Hab's geschrieben, während Sie so prächtig schliefen. Hören Sie gefälligst zu! Ich Endesunterzeichneter' — das sind Sie — ‚erkläre hiermit aufs feierlichste und bei meiner Ehre, daß ich es aufgegeben habe, dem Fräulein Irma Wesenberg irgendwie zu helfen, im Guten oder im Bösen; daß ich mich ihr niemals mehr nähern, keine Annäherung von ihrer Seite dulden, keinerlei Mitteilung an sie schicken oder von ihr annehmen will, habe sie nun Gotteswert oder nicht. Dies gilt, so lange ich lebe. Handle ich in irgend einem Punkt anders, als wie hier geschrieben steht, so will ich ein nichtswürdiger, ehrloser Schurke sein, anzuspeien von jedermann.‘

„Das soll ich unterschreiben?“

„Ja.“

„Und wenn ich's nicht thue?“

„Dann so!“

Laurin stand auf und trat an den Diwan, auf dem Richard lag. Er hatte jetzt einen Revolver in der linken Hand. „In dem sind sechs Kugeln, Herr. Ganz moderne Waffe; sehr gut. Ich geb' Ihnen noch eine Stunde Zeit — das ist viel — um sich's zu bedenken. Weigern Sie sich dann, so schieß' ich.“

„So schießen Sie?“

„Ja, ich spaße nicht!“ Ein furchtbarer Ausdruck von Haß, Grimm und Feindschaft verbreitete sich, wie von den glimmenden Augen aus, über Laurins Gesicht. „Ich will Ihnen auch ein Ehrenwort geben: wenn die Stunde um ist und Sie nicht, unter dieser Mündung, unterschrieben haben, so seh' ich den Revolver an Ihre Stirn und schieße, bis Sie tot sind. Ich hab' dieses Mädel, sonst nichts auf der Welt. Die will ich behalten. Sie wird noch mein Weib. Wer sie mir nehmen will, der muß aus der Welt!“

„Herr, das wagen Sie nicht. Wir sind nicht auf einer wüsten Insel, sondern unter Menschen!“

„Es knallt nicht laut. Niemand hört's.“

„Aber auch ein toter Mensch ist noch auf der Welt!“

„Den schaffen wir fort; das ist hier nicht schwer. Mein Mathias und ich.“

„Ihr Mathias! Der Sie dann verrät.“

„Wird mich nicht verraten. Für Geld thun sie alles! alles! Wenn ich ihm sag': Hunderttausend Gulden kriegst du; schweig! so schweigt er sein Leben lang!“

„Und sie? Ihre Nichte?“

„Was weiß die? Nichts. Ich sag' ihr: ich hab' ihn gezwungen, dich zu verlassen, für immer, in dieser Nacht ist er fortgegangen; wirst nie mehr von ihm hören. Dann wird sie um Sie jammern — bis sie Sie vergißt.“ — Laurin sah auf seine Uhr. „Jetzt ist ausgeredet! Eine Stunde noch. Oder wollen Sie?“

Richard, in stummer, dumpfer Verzweiflung, schüttelte den Kopf.

„Vielleicht wollen Sie doch, eh die Stunde um ist. Ich warte.“

Laurin setzte sich wieder auf seinen Stuhl.

O Gott, dachte Richard, hätt' ich doch vorhin nicht in meiner Schwermut vergessen: Laurin! Der wirkliche Laurin! Er gab ihnen einen Schlummertrank! — Nun ergeht's uns ebenso. — Oder wär' ich doch damals auf der Wassermauer nicht umgekehrt! Er wär' hinuntergestürzt, ohne daß ich's merkte. Kein Mensch hätt' ihm geholfen, er hätt' sich verblutet. Irma wär' jetzt frei. Und ich läg' nicht hier!

* * *

Irma erwachte. Es war tiefes Dunkel um sie her. Sie wußte nicht, wo sie war; unbertastend merkte sie, daß sie auf dem Fußboden lag. Ihre Schlafstrunkenheit verging nach und nach; sie stand auf, suchte Feuerzeug, fand es auf dem Tischchen neben ihrem Bett, machte Licht. Nun sah sie auf ihre Uhr: es war Elf. Von Fünf bis Elf hatte sie geschlafen? auf der Erde? Wie war das gekommen? — Eine jähe, entsetzliche, ahnende Angst durchschauerte sie. Wo war Richard? — Sie lief zur Thür. Die war verschlossen. Sie rüttelte; umsonst. Sie pochte. Alles still. In der Welt kein Laut!

Doch, es schien sich nun etwas auf dem Vorplatz zu rühren, zu bewegen; leise, kaum vernehmbar. Sie horchte. Es schwieg wieder alles; dann kam ein unterdrücktes, dumpfes Geräusch, wie wenn jemand hüsteln muß und nicht will. „Mathias!“ sagte sie mit gedämpfter Stimme, den Mund an das Schlüsselloch ihrer Thür gedrückt. „Mathias! Ich bin eingeschlossen. Machen Sie auf!“

Leise Schritte kamen. Durch das Schlüsselloch, ganz nah, flüsterte etwas: „Ich darf nicht, Fräulein. — Darf nicht.“

„Mathias!“ sagte sie mit ihrer weichsten Stimme. „Hören Sie doch. Ich bin's. Warum dürfen Sie nicht?“

Mathias schwieg.

„Sie thun, was mein Onkel will? der Sie vorhin beschimpft hat, wie einen Dieb?“

Ein knurrender Ton kam durchs Schlüsselloch; aber weiter nichts.

In der Todesangst gab sie ihrer flehendsten Stimme den süßesten Ton: „Mathias! Sie waren mir immer gut. Ich war's Ihnen auch. Ich hab' für Sie gesprochen und gebeten, wie manches Mal! Mathias! Ich umarme Sie, wenn Sie mich hinauslassen und wenn ich mich rette!“

„Fräulein!“

„Ich umarme Sie aus Dankbarkeit. Aber nicht mehr zögern, Mathias!“

„Fräulein! Einen Kuß — “

„Ja, ja. Machen Sie auf!“

„Zwei Küsse!“

„In Gottes Namen. Machen Sie auf!“

Der Schlüssel drehte sich im Schloß, die Thür ward geöffnet. Irma sah die große, breite Gestalt draußen stehn, im Lampenlicht; Mathias' graue Augen leuchteten. Sie stürzte an ihm vorbei: „Wenn ich wiederkomme!“ Dann riß sie die Thür zum Rosenzimmer auf und fiel fast hinein.

Mit einem Blick sah sie aber doch, wie es stand. Auf dem Tisch, neben dem der Onkel saß, lag der Revolver; sie sprang hin und ergriff ihn. Dann trat sie zurück, die Waffe vor sich hin haltend, auf Laurin gerichtet. Eine wilde Raschheit, Entschlossenheit loderte in ihr auf, wie eine Flamme, ihr selber fremd. Der zuerst betäubte Laurin erhob sich; „rühr dich nicht!“ rief sie ihn an. „Sonst schieß' ich dich nieder, so wahr Gott mir helfe!“

„So wahr Gott mir helfe!“ sprach er ihr nach, sinnlos, ganz verstört.

Richard hob den Kopf; wie ein Märchen stand auf einmal dieses Mädchen da, hoch aufgerichtet, Feuer in den Augen, den Arm mit dem Revolver lang ausgestreckt. „Fräulein Irma!“ sagte er, sich in Eile fassend. „Verschließen Sie die Thür — ohne daß Sie ihn aus den Augen lassen. Er darf nicht hinaus, niemand darf herein!“

Sie that es.

„Ziehn Sie den Schlüssel ab!“

Sie zog ihn ab.

„Greifen Sie in meine Tasche — hier —“ sein Kopf deutete hin — „und ziehn Sie mein Messer heraus. Es ist frisch geschliffen. Schneiden Sie die Schnur durch, zwischen meinen Händen und an der Wand. Aber ihn nicht aus den Augen lassen, den Revolver nicht sinken lassen!“

„Nein, nein,“ sagte sie, mit einer wilden Ruhe, die sie selbst nicht verstand.

Sie fand das Messer, sie zerschnitt die Schnur; die Hand zitterte nicht. Ihren Befreier befreien! — Richard hatte sich, so gut er konnte, seitwärts gedreht. Sowie er sich frei sah, sprang er auf, nahm ihr die Waffe aus der Hand, trat hin und setzte sie Laurin auf die Brust. „Du hast morden wollen,“ sagte er mit einem Klang in der Stimme und mit einem Blick, daß der andre erzitterte. „Das kann ich auch — wenn's so einer ist wie du. Aber da du dein Leben lieb hast, so sprich mir nur nach, was ich dir vorspreche; dann leb meinetwegen noch hundert Jahr'!“

„Was soll ich nachsprechen?“ stöhnte Laurin.

„Ich erkläre hiermit vor Gott und euch, daß der Schwur, den ich diese meine Nichte Irma hab' schwören lassen, nicht mehr gelten soll; ich selbst widerruf' ihn. Frei soll sie gehn, wohin sie will, und heiraten, wen sie will.“ — Sprich's nach!“

„Eine Stunde Frist!“

„Nicht eine Minute. Sprich's nach, Mörder, oder ich mach' ein End'!“

„Ich hab' vergessen, was ich sagen soll.“

„Ich will's nochmals sagen. Sprich mit! Ich erkläre hiermit vor Gott und euch —'“

„Ich erkläre hiermit vor Gott und euch — “

„Daß der Schwur, den ich diese meine Nichte Irma hab' schwören lassen, nicht mehr gelten soll —'“

Laurin sprach es nach.

„Ich selbst widerruf' ihn. Frei soll sie gehn, wohin sie will, und heiraten, wen sie will.'“

„Frei soll sie gehen, wohin sie will —“

„Weiter!“

„Und heiraten, wen sie will.“

„Haben Sie's gehört, Fräulein Irma?“ fragte Richard, den Kopf zu ihr wendend, die in unendlicher Bewegung beim Divan stand.

Sie konnte nicht mehr reden; ihre beiden Hände legte sie auf die Brust.

„Da liegt Ihr Mantel, Ihr Hut. Ich nehm' Ihre Tasche. Wir gehn! — Dich schließ' ich hier ein; Mathias wird dir öffnen. Den Revolver nehm' ich mit, für alle Fälle; morgen schick' ich ihn.“

Er hat Irma durch einen Blick, hinaustreten, nachdem er die Thür aufgeschlossen hatte. Erst als sie auf dem Vorplatz standen, fragte er, jetzt mit weicher, warmer Stimme: „Können Sie so weit gehn? Durch die Nacht?“

„Alles, was Sie wollen!“ antwortete sie leise.

Auf einmal ward sie rot; sie sah Mathias neben ihrer Thür stehn — wie wenn er sie dort erwartete. „Wenn ich wiederkomme!“ hatte sie gesagt. Er wartete auf den verheißenen Lohn!

Es durchzuckte sie. Dann faßte sie sich. Sie erglühte wohl nochmals, und stärker, aber sie sah Richard und dann Mathias mit einem fliegenden, glückseligen Lächeln an: „Der hat uns befreit! Der sieht mich heraus. Dafür hab' ich ihm versprochen, ich will ihn umarmen. Guter Mathias! So! Und so!“ — Sie küßte ihn zweimal. Mathias seufzte vor Freude.

Dann seufzte er freilich nochmals, und anders, als sie Abschied nahm, die Treppe hinunterging.

Endlich standen sie unten auf der nächtlichen, öden Straße; die Sterne, auch der Orion, der seine Verheißung erfüllt hatte, flimmerten herab. Irma blieb stehn und sah Richard in die Augen. „Nun, und ich?“ sagte er, ihre Hände fassend; in einem traumhaften Rausch des Glücks. „Nun kannst du mich nehmen — wenn du willst. — Ja, sie will. — Wird mir's denn nicht auch so gut wie dem? dem Mathias?“

„Ach!“ sagte sie, einen Schmerz in der holden, nun wieder mädchenhaft weichen Stimme. „Das hätt' ich nie, nie gedacht, daß ich einen andern eher küssen würd' als den geliebten Mann — als dich!“

„Irma!“ sagte er nur. Dann umschlang er sie, als nähm' er auf einmal alles Glück der Welt in die Arme, suchte ihre Lippen mit Aug' und Mund, und konnte sie lange nicht lassen.

„Unten in Bozen — wenn's Tag wird —" fuhr er endlich fort — „da trennen wir uns: du in die ‚Kaiserkrone', ich zum ‚Greif'. Aber der Tag wird schon kommen, wo wir uns nicht trennen. — Glaubst du, daß du mich lieb hast? daß du glücklich wirst?"

„O du!" erwiderte sie. Jetzt konnte sie tächeln; als hätte sie schon alle Schauer dieser Nacht vergessen.

„Wenn ich dich nicht glücklich mache, dann geh' ich wieder nach Tiers und sterbe von deines Onkels Hand!"

* * *

Sie haben sich vermählt, leben in Norddeutschland, noch ohne Kind, aber in jugendfrischer, romantisch verklärter Liebesseligkeit. Laurin ist verschollen.

Alligatorjagd in Westafrika.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Graf Bernstorff, Korv.-Kapit. a. D.

Mit mühsamen, ruckartigen Schlägen der Riemen trieben die Neger das Boot flußaufwärts im Meme, doch trotz aller Anstrengung kamen wir nur langsam vorwärts, da eine harte Strömung entgegenlief. Unser kleines Dampfboot hatten wir gleich am Ausfluß des Meme in den Rio del Rey verlassen müssen, weil der Fluß nicht genügend Wasser für dasselbe führte, und saßen nun auf den aufgestapelten Kisten und Koffern, die fast das ganze Boot füllten, obwohl wir nur die notwendigsten Sachen mitgenommen hatten.

Glühend brannte die tropische Sonne auf das schmale Flußbett hernieder; doch vergebens warfen wir sehnsuchtsvolle Blicke zu den riesigen Palmen hinüber, welche zu beiden Seiten mit ihren ungeheuren, fächerartigen Blättern ein dichtes, schattenspendendes Dickicht bildeten. Gleich beim ersten Versuch, uns unter und zwischen ihnen hindurch einen Weg zu suchen, waren wir elend festgefahren, und es hatte fast eine Stunde gedauert, bis wir das Boot aus dem zähen, stinkenden Schlamm wieder losbekamen.

Seit vier Stunden schon ruderten unsere Neger in unaufhörlichem, unermüdlichem gleichmäßigen Takt. Stromweise floß ihnen der Schweiß über die nackten, dunkelbraun glänzenden Leiber. Wie schwer die Arbeit war, konnte ich besonders daran ermessen, daß die sonst stets heiter plaudernde und lachende Schar ganz still geworden war. Nur hin und wieder verzog sich ein breiter Mund zu freundlichem Grinsen, daß die schneeweißen Zähne zwischen den wulstigen Lippen hervorblitzten, wenn mein Fahrtgenosse, der Schwede Knudson, ihnen ein ermunterndes Wort zurief.

Nun bogen wir um eine scharf vorspringende Ecke, und ein allgemeiner Seufzer der Erleichterung ward hörbar.

Schatten! endlich Schatten!

Wir waren dem Bann der entsetzlich heißen, erstickend schwülen Sumpfniederung entronnen und in die Region des Urwaldes gelangt.

Steil stiegen zu beiden Seiten die Ufer an. Riesenhafte Baumwoll- und Eisenholzbäume wölbten ihre Kronen zu einem dichten Laubdach über dem Flußbett. In undurchdringlichem Gewirr schlangen sich lianenschlingende Lianen von Stamm zu Stamm, von Ast zu Ast und bildeten eine vollständige Wand.

Stahlblau schillernde Schwalben schossen mit hellem Gezwitscher, oft zum Greifen nah, über die Wasserfläche, und hoch oben in den Kronen der Bäume schwebte hin und wieder mit stolzem Flügelschlag einer der großen, dunkelblau glänzenden Falter.

Mit frischem Mut legten sich unsere schwarzen Jungens in die Riemen, und trotz der stärkeren Strömung kamen wir verhältnismäßig rasch vorwärts.

„Wann ankern wir?" fragte ich Knudson.

„In einer Stunde!" antwortete er. „Wir müssen heute nacht im Boot schlafen."

„Donnerwetter!" rief ich etwas mißmutig. „Das ist ja eine heitere Aussicht! Weshalb können wir nicht an Land geh'n?"

„Haben Sie Lust, mit einem Krokodil Bekanntschaft zu machen?" fragte er dagegen.

„Ja, gewiß!" entgegnete ich. „Aber nur durch Vermittelung meiner Büchse! Giebt es hier denn welche?"

„Viele!" lautete die Antwort. „Und man muß sich vor ihnen in acht nehmen. Passen Sie nur auf, wie sie heute nacht um das Boot herum brüllen werden."

„Dann schieße ich auf die Biester!" rief ich.

„Nutzt nichts! Sie kommen doch wieder. Außerdem wird es zum Schießen zu dunkel sein; wir haben keinen Mond."

„Sind die Racker am Tage nicht zu seh'n?" fragte ich weiter.

„Selten!" meinte Knudson. „Ich habe erst einmal eins erblickt, als ich an Land angetroffen. Das mußte dann allerdings dran glauben. Ich sagte ihm auf fünf Schritt eine Kugel ans meiner Elefantenbüchse in den Kopf. Das war ihm zu viel."

„Das will ich glauben," sagte ich lachend. „Aber schießen thu' ich heut' nacht auf alle Fälle!" Und ich setzte meine Büchse gleich in Bereitschaft.

Eine halbe Stunde darauf ankerten wir im Fluß neben einer kleinen Sandbank, die etwa zwanzig Schritt links von uns nur wenig über die Wasseroberfläche hervorragte, und kaum tag das Boot fest, so fing auch das Lachen und Schwatzen der Neger wieder an.

„Jetzt wollen wir essen," sagte Knudson.

„Nein, erst muß ich baden!" rief ich, warf meine Kleider ab und wollte über Bord springen, um nach der Sandbank hinüberzuschwimmen.

„Um Gottes willen nicht! Die Krokodile!" schrie Knudson.

„Ach was!" Mit einem Kopfsprung sauste ich ins Wasser und schwamm los, bis ich die Bank erreichte. Sie war nur wenige Quadratmeter groß; ich setzte mich hin und begann, in Ermangelung von Seife, mir den Körper mit dem feinen warmen Sand abzureiben. Knudson und die Neger beobachteten, im Boot stehend, mein Thun. Ich war so recht eifrig mit dem Scheuern beschäftigt und hatte die Krokodile längst vergessen, als Knudson mir gellend zurief: „Achtung! Hinter Ihnen!"

Ich sah mich um, schnellte wie von einer Feder getrieben empor und machte einen gewaltigen Satz, der mich fast bis an das andere Ende der kleinen Fläche brachte, wo ich einigermaßen bleich und gefaßt stehen blieb und zurückblickte. Ein riesiger Alligatorkopf schob sich drüben langsam empor. Die Augen starr auf mich gerichtet, mit halbgeöffneten Rachen kam das Untier heraufgekrochen. Seine freundliche Absicht, mich zum Abendessen zu verzehren, war unverkennbar!

Was sollte ich thun? — Ins Wasser springen? Dann hatte mich die Bestie erwischt, lange bevor ich das Boot erreichte!

Stehen bleiben? Das war ebenso gefährlich!

Blitzschnell zuckten mir die Gedanken durchs Hirn! Für Krokodilfutter hielt ich mich eigentlich zu gut! Aber ich war nicht imstande, ein Glied zu rühren! Schon war der Alligator mit dem halben Leibe aus dem Wasser und seine Schnauzenspitze nur noch fünf Fuß von meinen Beinen entfernt — da krachte der donnernde Hall eines Schusses, und mit einem furchtbaren Satz sich überschlagend, stürzte das Tier rücklings in den Fluß zurück, dessen blutigrot gefärbte Strömung es rasch davonführte.

„Das war höchste Zeit!" rief Knudson, die noch rauchende schwere Büchse in der Hand, zu mir herüber und erweckte mich aus der Betäubung, die mich befallen hatte. „Kommen Sie jetzt schnell zurück! Augenblicklich ist keine Gefahr!"

Ich verspürte nun zwar verzweifelt wenig Lust dazu, aber schließlich blieb mir doch nichts anderes übrig, wenn ich ins Boot zurück wollte, und so sprang ich ins Wasser und schwamm mit möglichster Eile hinüber. Dabei hatte ich aber immer das scheußliche Gefühl: jetzt packt dich einer am Bein!

Doch kam ich glücklich und ungefressen längsseit des Bootes,

in das ich von vier kräftigen Negerarmen mit einem Ruck hineingehoben wurde. Ich bedankte mich bei Knudson, der allerdings nichts davon hören wollte, und trank zur Stärkung meiner erschütterten Nerven zunächst einen ordentlichen Cognac, bevor ich mich anzog, während die Neger lebhaft gestikulierend und schwatzend den Vorfall besprachen. Zwar verstand ich ihre Worte nicht, mußte aber schließlich selber lachen, als einer der schwarzen Burschen meine Stellung auf der Sandbank in karikierter Weise täuschend nachmachte und die ganze Schar in ein wieherndes Gelächter ausbrach.

Besonders heldenhaft mochte ich wohl auch nicht ausgesehen haben.

Dann nahmen wir unser einfaches Abendbrot ein, bestehend aus einem Ende Wurst und einem Stück Hartbrot.

„Wo haben Sie das Krokodil getroffen?“ fragte ich Knudson.

„Ins Auge!“ erwiderte er lakonisch, als ob das selbstverständlich wäre.

„Wir machten beide keine schlechten Sätze! Erst ich, dann er!“ scherzte ich.

„Der springt nicht mehr!“ versetzte Knudson.

„Meinen Sie, daß er tot ist und daß wir ihn kriegen?“

Knudson schüttelte den Kopf. „Wenn wir ein Kanoe mithätten, würde ich ihn morgen früh suchen. Aber mit dem Boot nimmt das zu viel Zeit weg, und wenn wir nach vier Tagen wieder herunter kommen, ist er längst aufgefressen.“

Wir redeten dann noch eine Weile hin und her, wobei mir mein Reisegefährte vielerlei Interessantes aus seinem Aufenthalt in Afrika erzählte, bis er plötzlich abbrach.

„So! Nun wollen wir schlafen!“ Damit wickelte er sich in eine wollene Decke, streckte sich auf den Kisten und Koffern im Boot aus und schnarchte nach wenigen Augenblicken wie eine Sägemühle.

Ich versuchte, es ihm nachzumachen, doch die vorangegangene Aufregung, das harte Lager, sowie das Ungewohnte der ganzen Situation ließen mich lange Zeit keinen Schlaf finden. Auf dem Rücken liegend starrte ich hinauf in die dunklen Baumkronen, durch welche hier und da ein matter Sternenschimmer sichtbar war, horchte auf das gurgelnde Rauschen des Flusses am Bug unseres Bootes und die mannigfaltigen Töne, welche im nahen Urwalde laut wurden.

Hin und wieder klang ein seltsam heiser klingender Schrei durch die Stille, wie ein Hilferuf. Und meine Phantasie malte mir irgend etwas Schreckliches vor, was einem Lebewesen jenen Notschrei ausgepreßt hatte. Vielleicht war es ein von Raubtieren überfallener Neger, der in der Todesangst jenen Schrei ausgestoßen hatte!

Drei-, viermal fuhr ich empor, griff nach der neben mir liegenden Büchse und lauschte atemlos, während die übrigen Bootsinsassen ein wahres Schnarchkonzert aufführten; aber die auf jeden Schrei folgende Stille ließ mich wieder zurücksinken.

Es werden wohl Affen sein! beruhigte ich mich selber und nahm mir fest vor, nunmehr schleunigst einzuschlafen. Da raschelte und knackte es im dichten Unterholz! Ein Augenblick Stille! Da! — wieder! — lauter! — näher!

Halbaufgerichtet stierte ich mit weitoffenen Augen zum Ufer hinüber! Vergebens! Alles war in rabenschwarzes Dunkel gehüllt. Und immer noch raschelte und knackte es drüben! Ob ich Knudson wecke? Aber der hielt mich am Ende für furchtsam! Mindestens lachte er mich aus!

Und ich lag und spähte und lauschte, ohne mich zu regen.

Plötzlich erklang dicht über mir ein zischendes Fauchen, und ein kühler Luftstrom streifte mein Gesicht. Unwillkürlich griff ich mit der Hand in die Luft.

Irgend ein Nachtvogel oder eine Fledermaus mochte vorübergeflogen sein!

Schließlich überwältigte mich aber doch die Müdigkeit und ich schlief ein, fest, traumlos.

Wie lange ich geschlafen hatte, wußte ich nicht, als ich mich plötzlich aufrecht sitzend im Boot fand. Irgend ein Ton mußte mich geweckt haben. Ich horchte.

Da — da war er wieder! Ein dumpf gröhlendes Blöken! ganz in der Nähe! und gleichzeitig ging ein scharrendes Geräusch am Boot entlang, verbunden mit plätscherndem Rauschen! Ich stützte beide Hände auf den Bootsrand und starrte ins Wasser! Doch es war nichts zu sehen!

„Bö — öh!“ blökte es aufs neue, und der Ton wurde an verschiedenen Stellen wiederholt. Ich faßte Knudson am Arm.

„Was ist los!“ fragte er, sich aufrichtend.

„Hören Sie mal! Was ist das?“

Einen Augenblick horchte er. „Alligatoren!“ Bummst! lag er wieder und schnarchte weiter, während die Bestien einen Lärm vollführten, als ob eine ganze Herde alter Hammel sich um unser Boot versammelt hätte.

Ich gelobte ihnen innerlich, diese Störung meiner Nachtruhe bei Tagesanbruch mit einer Kugel dankend zu quittieren; jedoch bis dahin war es noch lang', und ich wollte eben den Versuch machen, auch wieder einzuschlafen, als dumpfes Stampfen, Rauschen und Knacken von Baumästen und ein schmetterndes Schnauben aus dem Urwald herüber klang. Dazwischen, wie aus weiter Ferne, wieder ein langgezogener heiserer Schrei.

„Knudson! Sie! Knudson! Hören Sie doch mal! Sind das —?“

„Elefanten!“ brummte er — und schnarchte weiter. Der Mann besaß eine beneidenswerte Ruhe!

Mit meinem Schlaf war es aber endgültig vorbei! So zündete ich mir eine Cigarre an und beschloß, den Morgen heranzuwachen. Es war jetzt ein Uhr, also noch drei Stunden, bis es dämmerte. Vielleicht glückte es mir ja auch, auf einen Elefanten zu Schuß zu kommen, und schon der Gedanke reichte hin, mich munter zu erhalten.

Inzwischen rumorten die Dickhäuter im Walde nach Herzenslust herum, und das Knacken und Brechen der Aeste nahm kein Ende. Unwillkürlich fiel mir der schöne Vers ein:

„Was müssen das für Bäumchen sein, wo die großen —
Elefanten spazieren geh'n, ohne sich zu stoßen!“

und ich summte leise die Melodie vor mich hin.

Langsam schwand die Zeit dahin. Die Herren Elefanten waren allmählich immer stiller geworden. Wahrscheinlich hatten sie sich waldeinwärts verzogen. Die Alligatoren aber brüllten und blökten ohne Aufhören weiter, und ich saß und wartete, wartete!

Endlich ein ganz schwacher Dämmerschein, der von oben durch die Baumkrone fiel. Leise stand ich auf, dehnte meine steifgewordenen Glieder und griff nach der Büchse, obwohl noch kein Büchsenlicht war.

„Bö—h!“ klang es dicht hinter dem Boot.

Ich zog den Kolben an die Wange und versuchte zu visieren. Vergebens! Nach wenigen Minuten wieder! Umsonst! Da stog's wie ein rosiger Schein über den Himmel, und nun war ich imstande, Visier und Korn zusammenzubringen. Wenn jetzt ein Krokodil kam —

„Böh!“

Ich riß die Büchse an den Kopf! Langsam glitt eine dunkle Masse kaum zwei Schritt am Boot vorüber. Eine Sekunde nur

Brandenburger Bürger aus der Hussitenzeit.
Bronzefigur von Fritz Heinemann im neuen Niederbarnimer Kreisgebäude zu Berlin.

tauchte ein langgestreckter Kopf auf, da war ich auch schon drauf und machte den Zeigefinger krumm!

Blitz und Rauch! Der scharfe Knall der Büchse, und in den rollenden Widerhall mischte sich ein brüllendes Stöhnen! Mit einem Riesensatz schnellte der Alligator hoch aus dem Wasser empor, fiel platschend wieder zurück, daß ein Sprühregen das ganze Boot überschüttete, und schoß in wilder Eile flußabwärts davon! Ich selbst war von dem heftigen Rückstoß der Büchse zurückgetaumelt und hatte Knudson auf die Hand getreten, der mit einem Fluch in die Höhe fuhr, während die ebenfalls aus tiefem Schlaf aufgeschreckten Neger dumm und verständnislos abwechselnd mich und das Wasser anglotzten.

„Was war los? Weßhalb haben Sie geschossen?“ schrie Knudson.

„Alligator!“ antwortete ich ruhig.

„Wo denn?“ fragte er.

„Hier! Zwei Schritt vom Boot!“

„Getroffen?“ forschte er weiter.

„Rechts von oben in den Schädel!“ entgegnete ich feelenvergnügt. „Und jetzt will ich essen!“

„Gott verdamm' mich!“ knurrte Knudson und setzte sich wieder hin. „U — ha! was ist die Uhr?“

„Gleich Vier oder Fünf! Ich weiß nicht!“ entgegnete ich, worauf jener seine Taschenuhr vom Umfang eines kleinen Tellers hervorholte und selber nachsah.

„Wahrhaftig! Gleich Fünf! Wir müssen weiter!“ Er rief den Negern einige Befehle zu, und nach kurzer Zeit setzten wir unsere mühselige Fahrt stromaufwärts fort, bis wir am Nachmittag eine Faktorei erreichten, von wo die Reise im Kanoe weiterging. Nach vier Tagen kamen wir zurück, und als wir die Sandbank passierten, spähte ich eifrig nach Krokodilen aus. Es war aber keins zu sehen!

Leise glitt das Kanoe, in welchem wir jetzt die ganze Fahrt zu Thal machten, in der Strömung dahin. Plötzlich faßte mich Knudson am Arm und zeigte auf das rechte Ufer hin.

Wahrhaftig, da lag ein Alligator! Im Nu hatten wir die Gewehre zur Hand! Ein Wink, und das Kanoe glitt dem Ufer zu.

„Achtung!“ flüsterte Knudson. Wir waren vielleicht noch zehn Schritt entfernt.

„Jetzt!“

Ein Doppelknall! „Hurra!“ schrie ich laut. „Der liegt!“ Und mit einem Satz sprang ich aus dem Boot an Land.

„Erst laden!“ rief Knudson, aber ich achtete nicht darauf, sondern stürmte zu unserer Beute hin, die keine Klaue mehr regte, als ich sie mit dem Fuß anstieß.

„Ist er tot?“ fragte Knudson auf schwedisch.

„Natürlich!“ rief ich. „Komm her!“

Er sprang ebenfalls an Land, und wir besichtigten den toten Alligator nun ganz genau, um zu sehen, wo wir ihn getroffen hatten. Beide Kugeln waren dicht hinter dem Auge eingedrungen und sofort tödlich gewesen.

„Stop!“ sagte Knudson, „da hat er schon einen Schuß gehabt,“ und er zeigte auf die Oberkante des Schädels.

„Donnerwetter, dann ist das am Ende derselbe, auf den ich vor vier Tagen geschossen habe!“ rief ich aus. „Laß mal sehen!“

Es stimmte genau! Die Kugel war rechts von oben eingedrungen, hatte den Knochen der Schnauze zersplittert, und als wir die Bestie umdrehten, fanden wir an der Unterseite des Rachens den Ausschußkanal. Ich hatte in der Aufregung etwas zu weit nach vorn gehalten.

„Können wir ihn nicht gleich ablebern?“ fragte ich. „Ich möchte gar zu gern die Haut haben.“

„N—e—eh!“ antwortete Knudson. „Das dauert zu lange.“

So konnte ich mir denn nur einige der größten Zähne aus den Kiefern ausbrechen lassen.

Diese bildeten meine einzige Trophäe, und zu Stiefeln aus dem Leder eines selbst geschossenen Alligators habe ich es daher nicht gebracht!

Blätter und Blüten.

Zum hundertsten Geburtstage von Nikolaus Lenau. (Mit den Bildern auf Seite 567.) Auf dem nach Schiller benannten Platze in Wien ergehen sich nebeneinander die Standbilder zweier Dichter, die im Leben Freunde waren: Anastasius Grün und Nikolaus Lenau. Mit ihren Lieder haben diese Beiden an dem großen Geistesklampfe teilgenommen, der die deutsche Welt von Fluche der Metternichschen Zwingherrschaft befreite, und es ist bezeichnend für die Zustände, die sie bekämpften, daß der Druck der Censur sie zwang, ihre Dichtungen außerhalb Oesterreichs unter angenommenen Namen erscheinen zu lassen: Graf Anton von Auersperg unter dem Namen Anastasius Grün, Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau unter dem Namen Nikolaus Lenau. Von beiden war Grün der bedeutendere Charakter; ihm fiel auch als Politiker in den Kämpfen jener Zeit eine führende Rolle zu; dagegen war Lenau als Dichter die hervorragendere Persönlichkeit. Ueber Lenaus Wirkung beim ersten Auftreten schrieb nach dessen tragischem Tod der tiefergriffene Freund in der Biographie, die von Cotta der Gesamtausgabe der Werke Lenaus vorangestellt wurde: „Ein neuer und großer Genius hatte sich dem deutschen Volke aufgeschlossen; diese Dichterweise war noch nicht dagewesen.“ Begeistert rühmt er den Rhythmus und Wohllaut der Sprache, den Reichtum an überraschend neuen, der Natur abgelauschten Bildern, die Männlichkeit der Gesinnung bei sensitiver Weichheit und Zartheit des Gefühls, die sich in Lenaus Gedichten wunderbarn harmonisch vereinigt fanden. Er hebt hervor, wie der Dichter durch seine Liebeslieder und Naturgedichte der Poesie ganz neue Gebiete eröffnet habe, wie seine süße träumerische Melancholie bezaubernd auf die Herzen wirke. Diese Wirkung üben die meisten von Lenaus Liedern und Gedichten in allen Fristhe noch heute aus, und nicht wenig trägt dazu bei ihr musikalischer Zauber, der wieder und wieder hervorragende Musiker zu ihrer Komposition begeistert hat. Die „Bitte“ („Weiß auf mir, du dunkles Auge“) ist über hundertmal, dos fünfte der „Schilflieder“ („Auf dem Teich, dem regungslosen“) über sechzigmal komponiert worden! Und berühmte Lenauliche Gedichte, wie „Die Werbung“ („Rings im Kreise saußt die Klinge“) und „Der Postillon“ („Lieblich war die Maiennacht“), sind ihrem Inhalte nach der Zaubermacht der Musik gewidmet. Lenau war selbst Musiker, ein Meister auf der Violine; die Musik Beethovens und Franz Schuberts hat nach seinem eigenen Geständnis ihn mächtig beeinflußt. Nicht minder aber hat dies auch die volkstümliche Zigeunermusik der Puszta gethan mit ihren bald feurigen, bald melancholischen Weisen.

Auf dem königlichen Kameralgute Csalad bei Temesvar in Ungarn kam der Dichter am 13. August 1802 zur Welt. Sein Geschlecht stammte aus Schlesien; mehrere der Niembsche hatten als Offiziere im österreichischen Heere gedient, Lenaus Großvater, Joseph von Niembsch, mit besonderer Auszeichnung. Auch dessen Sohn Franz stand bereits in einem Militärregiment, als seine Liebe zu Therese Maigraber, einer Ofner Bürgerstochter, ihn veranlaßte, den Abschied zu nehmen und sich dem Kameraldienst zu widmen. Die Ehe, aus welcher der Dichter entsproß, obgleich von leidenschaftlicher Liebe gekrönt, wurde leider sehr unglücklich. Der Vater, dem Spiel masloss ergeben, verschwendete die Mittel seiner Frau, der er auch die Treue nicht hielt, und noch ehe er an der Auszehrung starb, hatte die Unglückliche mit den Kindern Zuflucht bei ihrer Mutter gesucht. Die liebedürftige Frau widmete ihren „Nik“ die leidenschaftlichste Zärtlichkeit, und als die zustimmenden Eltern von Lenaus verstorbenem Vater den Enkel für sich verlangten, weigerte sie sich lange, dem Wunsche nachzugeben.

Unter diesen Eindrücken eines schwer gestörten Familienlebens entwickelte sich die große Empfindlichkeit des Dichters, aber zugleich auch ein ernster, sittlicher Zug. Auf Wunsch seiner Großeltern studierte er Juro, erst in Preßburg, dann in Wien; als der Großvater starb und dem Enkel ein Legat hinterließ, ging dieser nach Ungarisch-Altenburg, um Landwirtschaft zu studieren. Doch dies Studium weckte in ihm die Sehnsucht nach höherer Naturerkenntnis, und nun wandte er sich in Wien der Philosophie und Medizin zu. Hier verlockte ihn jugendliche Leidenschaft in ein Verhältnis, auf das er später mit tiefer Reue zurückblickte und aus deßen Fesseln ihn der Beistand der Mutter erlöste, die zu seinem tiefen Kummer bald darauf an einem Krebsleiden starb. In diesen Empfindungen und Verlusten wurzelte die Schwermut, die Lenaus Gemüt fortan nie wieder verließ und seiner Poesie ihren Charakter verlieh. Er hatte sich in Wien einem Kreise junger Dichter angeschlossen und fand in Anastasius Grün, J. G. Seidl, A. Frankl und seinem späteren Schwager Anton Schurz Freunde, die ihn in der Zeitennuis seines Dichterberufs bestärkten. Damals war das Cottasche Morgenblatt, das in Stuttgart erschien, eine berühmte Heimstätte für poetische Produktion; einigen Proben seiner Gedichte, die er im Sommer 1831 dem Redakteur Gustav Schwab sandte, folgte er bald in Person nach. Er fand im Württemberger Land bei Schwab, Karl Mayer und Gustav Pfizer die herzlichste Aufnahme; Uhland und Kerner schenkten ihm ihre Freundschaft, und Cotta, der Klassikerverleger, nahm die Gedichte unter den günstigsten Bedingungen in seinen Verlag.

Während dieses ersten Aufenthalts in Stuttgart, der ihm auch die dauernde Freundschaft der edlen Frauen Sophie Schwab und Emilie Reinbeck einträg, dichtete er die schwermutschönen „Schilflieder“; sie waren der Ausdruck seiner Neigung für Lotte Gmelin, um die er aber nicht warb, denn er trug sich bereits mit dem Plane, in das „Land der Freiheit“, Amerika, auszuwandern, den er auch bald ausführte.

Enttäuscht kehrte er von der abenteuerlichen Reise zurück, aber mit neuen Gedichten, die er dem Leben im Urwalde verdankte. In den nächsten Jahren lebte er abwechselnd in Wien und Stuttgart. Eine festvolle Wienerin, Sophie von Löwenthal, die Cousine seines Jugendfreundes Klette, setzte sich dem schnell berühmt Gewordenen gegenüber in der Rolle einer Charlotte von Stein; sie weckte und gewann seine Neigung, und ohne den Entschluß fassen zu können, ihre eigene Ehe zu lösen, um Lenau zu heiraten, stellte sie sich dem reisbaren, zweifelsüchtigen Dichter in den Weg, als ihn von anderer Seite das erlösende eheliche Glück winkte. Zweimal ließ Lenau, der seinen „Gedichten“ und „Neueren Gedichten“ die dramatische Dichtung „Faust“, die epischen Dichtungen „Savonarola“ und „Die Albigenser“ folgen ließ, aus Rücksicht auf die Wiener Freundin eine Verlobung zurückgehen: 1839 die mit der genialen Opernsängerin Karoline Unger, 1844 die mit der anmutigen Frankfurter Senatorentochter Marie Behrends. Anfangs hatte sein Talent unter den Herzenskämpfen, die ihm sein Verhältnis zu Sophie bereitete, nicht zu leiden; das beweist die poetische Farbenpracht und der hohe Gedankenschwung in den genannten größeren Dichtungen. Der Konflikt, in den er nach seiner zweiten Verlobung durch den Widerspruch Sophiens geriet, regte ihn aber dermaßen auf, daß ein Gehirnschlag ihn niederwarf, und dieser brachte die schreckliche Geisteskrankheit zum Ausbruch, welcher der unglückliche Dichter erst am 22. August 1850 in der Irrenanstalt Oberdöbling bei Wien erlegen ist.

Trappen. (Zu dem Bilde S. 541.) Der große Trappe ist ein echter Steppenvogel, der vor der vordringenden Bodenkultur immer mehr zurückweicht. In großeren Trupps lebt er jetzt noch in Ungarn, Rumänien, Südrußland und Asien. In Deutschland ist er schon recht selten geworden. Die vereinzelten Exemplare, die in Ostpreußen erlegt werden, sind verirrte Wanderer. Dagegen brütet der große Trappe noch auf den weiten Ebenen der Provinz Posen, wo er auf den Rittergütern seiner Seltenheit wegen geschont wird. Er ist nicht leicht zu erlegen, denn der einsaltende Trupp stellt genau so, wie es die Kraniche thun, einen Wachtposten aus, der seine Aufgabe höchst gewissenhaft erfüllt und so rechtzeitig warnt, daß die scheuesten Vögel sich aufschwingen und davonfliegen können. Nur im Sommer bei großer Hitze, wenn die Tiere sich in den Mittagsstunden im hohen Kartoffelkraut bergen, gelingt es dem Jäger manchmal, sich anzupirschen und ein paar beim Ausstehen mit starkem Schrotschuß herabzuholen. Gegen Abend erhebt sich der Trupp, der aus den beiden Alten und vier bis fünf Jungen besteht, und zieht lange unther, bis er den Platz findet, der ihm zur Nachtruhe geeignet erscheint. Der Flug des Trappen sieht wegen der regelmäßigen, in langsamem Tempo folgenden Flügelschläge schwerfällig aus, er erreicht aber eine ganz bedeutende Geschwindigkeit.

Beluschenreiter. (Zu dem Bilde S. 552 u. 553.) Auf der Landkarte zeigt sich Beludschistan recht ansehnlich. Sein Gebiet gleicht etwa dem des Königreichs Preußen. Aber die Bedeutung des asiatischen Reiches sinkt ungemein, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß seine Einwohnerzahl nur 400 000 beträgt. Die Küste ist verrufen, ein glühend heißer Streifen; der Nordwesten eine öde Wüste und der Nordosten gebirgig. Auf diesem weiten Gebiete giebt es nur zwei nambafte Städte: Kelat mit 14 000 und Quetta mit 4000 Einwohnern. Wo die Natur so unwirtlich ist, blüht nicht der sichere Frieden. Die Gewalthat bleibt hier leichter ungesühnt, da der Uebeltäter fliehen und in Einöden sich verbergen kann. Wüsten sind die besten Heimstätten des Faustrechts, und die Beludschen, namentlich die Stämme, die an der persischen Grenze hausen, sind als Räuber arg berüchtigt. Der Emir von Kelat gilt zwar als Oberhaupt des Landes, aber die Stämme erkennen die Oberherrschaft nur an, so lange sie ihnen bequem ist. Neuerdings haben die Engländer ihren Einfluß auf Beludschistan ausgedehnt, aber er reicht nicht weit über die Festungsmauern von Kelat und Quetta hinaus. So lebt der Beludsche nach altem Brauch. Ein tüchtiger Reiter, vom Kopf bis zur Zehe bewaffnet, wahrt er in der Wüste seine Unabhängigkeit.

Nikolaus Lenau.
Nach dem Gemälde von Karl Rahl.

Von der Kultur ist er fast völlig unberührt geblieben; seine gesitigen Bedürfnisse werden vollauf befriedigt durch die Lehren des Propheten. Eine Schar Beludschenreiter führt und das Volk von Dorderid-Nackenzie vor. Der Künstler hat sich unter vielen Entbehrungen und Gefahren jahrelang in den wilden Gegenden von Beludschistan aufgehalten und Land und Leute genau kennengelernt. So sind auch die einzelnen Typen der verwegenen Reiter originell und lebenswahr.

Zwischendecker. (Zu dem Bilde S. 561.) Der Strom der Auswanderung über die deutschen Häfen hat, der zeitweilig schwächer geworden war, beginnt gegenwärtig wieder stark zu fließen. Das ist insofern eine bedauerliche Erscheinung, als das Steigen der Auswanderung mit wirtschaftlichem Niedergang verknüpft zu sein pflegt. Uns Deutschen diene zum Trost, daß der weitaus größere Teil der „Europamüden“ aus östlichen Ländern kommt: Ueber Hamburg wanderten z. B. aus im Jahre 1900 72 411 Personen (49 668 männliche, 22 743 weibliche); darunter waren nur 7324 Deutsche. Von dem Rest kamen u. a. 36 395 aus Rußland, 14 128 aus Oesterreich, 12 806 aus Ungarn, 1277 aus Rumänien. — Von den auswandernden deutschen Reichsangehörigen kommen 902 aus Schleswig-Holstein, 843 aus Posen; ferner 842 aus Hamburg, 658 aus Berlin. — Manchmal tragen die Auswanderer schon in ihrer äußeren Weise den Weltverkehr, die Männer die Bunda, Opanken, Caamara, Kosinderjacke, die Weiber buntgestickte Röcke, hellfarbige Kopftücher, hohe Stiefel. Die Kamera unseres Photographen hat fast nur Menschenkinder in gewöhnlicher Kleidung erwischt, denn die gebwollenen Decken, in die sich Männlein und Weiblein zum Schutz gegen die frische Brise auf dem Verdeck gehüllt haben, sind ein Teil ihrer Ausrüstung für die Seereise. Mag's oben auf Deck auch kühl sein, man weilt doch lieber dort als im Zwischendeck, wo die Luft trotz aller Ventilationsvorrichtungen infolge des engen Beisammenseins dumpf und drückend ist. Uebrigens haben die Zwischendecker der Gegenwart vor denen, die zu Gerstäckers Zeiten das Weltmeer kreuzten, gar manches voraus; die Kost ist bedeutend besser geworden, die elektrische Beleuchtung unten hat ihre Vorteile vor den alten Oellampen, und die Reise, die sonst manche Woche dauerte, währt höchstens 14 Tage; das ist die Errungenschaft der Schnelldampfer.

Brandenburger Bürger aus der Luststenzeit. (Zu dem Bilde S. 565.) Der Sitzungssaal des neuen Niederbarnimer Kreispalastes zu Berlin hat mit staatlicher Unterstützung reichen künstlerischen Schmuck erhalten. Es sind zwei Wandgemälde von W. Friericich und eine Reihe von Bildwerken: die Statue des Kaisers, allegorische Verherrlichungen der Herrscherlugenden und endlich realistische Bürger- und Soldatengruppen. Diese Gestalten gehören gleich den Wandbildern zwei Epochen an, in denen einige Städte des Kreises eine Rolle spielten, der Luststenzeit im 15. Jahrhundert und den Regierungsjahren des Großen Kurfürsten, nach dessen Gemahlin Luise Henriette, der älteren Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, das Städtchen Oranienburg (früher Dorf Bötzow) benannt wurde. Unter

Lenaus Geburtshaus in Cstadt.
Nach einer Aufnahme von Julius Bierbaum in Cstadt.

den Skulpturen befindet sich auch die von uns abgebildete trefflich gelungene Bronzefigur eines Bürgers aus der Jugendzeit von Fritz Heinemann. Der Künstler hat hier einen ganz eigenartigen mittelalterlichen Charaktertypus geschaffen. Dieser Bürger in der Tracht seiner Zeit erscheint als ein energischer, wohlberechnender Kaufmann, der, kritisch prüfend, das Blatt in seiner Hand betrachtet, während die Linke sich in der am Gürtel hängenden Geldtasche verbirgt. Die Barenballen und das Lenimengewicht zu seinen Füßen weisen deutlich genug auf seinen Beruf hin. Aber die Gestalt ist zugleich so mannhaft und thatkräftig aufgefaßt, daß sie recht wohl zu jener Gilde tapferer Bernauer Bürger gezählt haben kann, die ihrer Stadt durch die Vertreibung der hussitischen Räuber im April 1432 denkwürdigen Ruhm erworben.

Die drei Lebensalter. (Zu unserer Kunstbeilage.) Es ist kein Zufall, daß der herrliche Geistesfrühling der italienischen Renaissance, der die antike Kunst wieder entdeckte und zuerst den Blick auf das rein Menschliche als auf ein ganz Neues, unwiderstehlich Begeisterndes richtete, auch das Porträt und das sogenannte Existenzbild hervorgebracht hat. Die aller Kunst innewohnende Freude an der menschlichen Gestalt und das Bemühen, sie wiederzugeben, hatten sich bei den unzähligen früheren Aufträgen der Kirchen und Klöster darauf beschränken müssen, um die ruhig thronende Madonna her einen immer größeren Kreis bewegter Heiligenfiguren und Engelsknaben zu scharen, sowie den Hintergrund mit allerhand der Werklichkeit entnommener Innenarchitektur und Geräthschaft zu schmücken. Aber jetzt erschien auf einmal der Mensch als solcher malenswert, das lebendige Individuum in seiner von allem übrigen unterschiedenen Eigenart, und nun begann das liebevollste Naturstudium, unterstützt durch die allgemeine Kunstfreude und den günstigen Zustand des damaligen öffentlichen Lebens. Auch man auch im Anfang nur besonders Ausgezeichnete, Päpste, Fürsten, Heerführer und große Gelehrte der Ehre eines Porträts würdig, so wollte bald jeder reiche Bürger sein eigenes Bild und das seiner Kinder erhalten, sehr oft in Gemeinschaft dargestellt, wie der Greis mit dem jungen Manne und Knaben auf dem Bild Lorenzo Lottos, das im Palazzo Pitti in Florenz hängt und von der Tradition „Die drei Lebensalter" genannt wird. Vielleicht irrtümlich, denn der Knabe ist kein Kind und der Jüngling kaum zum Manne gereift. Aber der Name ist Nebensache: es gehört zu den Perlen der Sammlung in seinen reichen, feinen Farbentönen und der lebensvollen Charakteristik der drei so verschiedenen Köpfe, vor allem des impofanten ernsten Greisengesichtes mit dem sinnend dem Beschauer zugewandten Blick.

Lorenzo Lotto aus Treviso (gest. 1556) stand wie die Größten der venetianischen Malerei in seiner Jugend unter dem Einfluß Giovanni Bellinis, er hat eine Reihe kirchlicher Gemälde geschaffen, war aber hauptsächlich als Porträtmaler geschätzt und ist in seinen besten Werken, zu welchen das Bild „die drei Lebensalter" gehört, den großen Namen Correggio und Giorgione ebenbürtig, ohne freilich den Wettstreit mit dem bald alle überragenden Tizian aufnehmen zu können.

Bn.

Allerlei Kurzweil.

Buchstabenräthsel.

Mit I, da stimmt es oft poetisch,
Wenn's flüsternd sich, vom Wind bewegt,
Am Rand des stillen Weihers regt.
Mit I, da zieht es majestätisch
Nach fernen Landen seine Bahn
Hin auf dem weiten Ocean.

L.

Leistenräthsel.

a	a	a	a	a	a	c
c		c		e		e
e	l	i	j	n	n	n
n		n		o		o
o	o	o	o	o	o	p
r		r		r		t
s	s	s	s	t	t	t

Die Buchstaben dieser Figur lassen sich so ordnen, daß die einander entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen bezeichnen: 1. eine Landschaft in Italien, 2. eine Stadt in Südtalien, 3. eine der Schicksalsgöttinnen, 4. die Hauptstadt eines deutschen Fürstentums.

A. St.

Silbenräthsel.

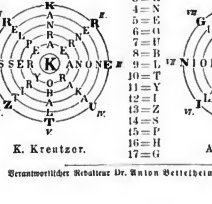
Die Erste hebt sich aus dem Meere,
Auf sie zieht mancher gern hinaus;
Die Zweite lobt sich volle Räume,
Sie ist nicht gern allein zu Haus;
Die Dritte zeigt uns manche Pflanze,
Man sieht an Säule sie und Lanze.

Eins-Zwei mit Stock und hohen Stiefeln
Durchwandert prüfend Flur und Feld;
Eins-Drei, vom Sonnenglanz umwoben,
Mit Finß und Wald ihm auch gefällt;
Und trifft am Wege er Zwei-Drei,
Dann geht er sicher nicht vorbei.

Das Ganze vielen tausend Händen
Stets Arbeit und Verdienst verschafft;
Auf ihm beruht seit alten Zeiten
Der Völker Wohlfahrt, Glück und Kraft.
In Deutschland sieht's in hellem Glanze:
Der Himmel segne stets das Ganze!

F. Müller-Saalfeld.

Auflösung des Doppelkreisrätsels auf Seite 512.



K. Kreutzer. A. Lortzing.

Kryptogramm „Der Wappenspruch". Von O. Weise.

Ergänzungsräthsel.

Am Mississippi war ein —; —
Sah dort im Wasser einen — —.

(Die beiden durch Striche angedeuteten Silben der ersten Zeile sind denen in der zweiten Zeile gleich; dort sind sie getrennt, hier verbunden.)

E. S.

Dreisilbige Charade.

Gewässer, Fläche, Wohnlaut —
Welch Städtchen ist so aufgebaut?

Scherzräthsel.

Das Ann're einer Frucht liegt wie ein Hauch
Auf ihrer Haut; kennst du die Frucht wohl auch?

Auflösung des Homonyms auf Seite 512. Einladung.

Auflösung des Räthsels auf Seite 540.

Gras, Mücke, Grasmücke.

Auflösung des Verwandlungsräthsels auf Seite 540.

1. Bamberg, Barbara, Barbier, Serbien, Arabien, Aputien.
2. Schiras, Schicht, Gericht, Gerinne, Gehenna, Ravenna.

Auflösung des Scherzräthsels auf Seite 540.

Sachsen.

Auflösung des Formrätsels auf Seite 540.

	O	Z		D	O	
O	b	e	l	i	s	k
Z	e	r	m	a	t	t
	l	m		m	e	
D	i	a	m	a	n	t
O	s	t	e	n	d	e
	k	t		t	e	

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Heft 10, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg †.

Graz, die Sängerbundesstadt von 1902, die liebliche Hauptstadt der grünen Steiermark, rüstet sich, um die reiche Zahl der sangesfrohen Gäste entgegenzunehmen, welche zum Sechsten Deutschen Sängerbundesfest an den Ufern der Mur zusammenströmen. Vom 29. bis 30. Juli soll das schöne echt deutsche Fest währen, zu dessen glücklichem, hohen Verlaufe die Steiermärker ihre beste Kraft einsetzen und dem sie alle mit gehobenem Gefühlen entgegensehen. Soll doch das Sängerbundesfest nicht nur eine Fülle von Sangesbrüdern aus dem engeren Bairlande der Grazer in die blühende Murstadt führen, sondern auch zahlreiche Genossen und Vereine aus dem Deutschen Reiche. Und die Gäste aus der Ferne werden sich wohlfühlen in der entzückend schönen Stadt, in der sich Stadtbild und Landromantik zu einem Ganzen von geradezu unlösbar vollem Reiz vereinen, und die nun alles aufgewendet hat, um ihren Gästen in den Tagen des Festes eine Stätte froher Behagens zu sein. Was an Quartieren irgend geeignet erschien, wurde zur Beherbergung der Sänger herangezogen — auch Schulen und Kasernen werden in den Festtagen von den vergnügten Solos gut gestimmter Sängerkehlen wiederhallen. Eine mächtig große Sängerhalle erhebt sich auf weitem Wiesenplane. Sie hat eine Länge von 96 m, ist 21½ m hoch und vermag etwa 8000 Sänger und ebensoviele Zuhörer zu fassen.

Die große Sängerhalle.

Graz mit dem Schloßberg.

Photographie im Verlag von Würthle & Sohn in Salzburg.

Prof. Julius v. Ficker †.

Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg, die hochbetagte Witwe des am 19. August 1863 verstorbenen Herzogs Alexander Karl von Anhalt-Bernburg, ist am 10. Juli zu Alexisbad im Harz verschieden. Mit ihr ist das älteste Mitglied der souveränen Fürstenhäuser Europas dahingegangen, denn Herzogin Friederike ist schon am 9. Oktober 1811 als Tochter des Herzogs Wilhelm von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg zu Gottorp geboren, hat also ein Alter von über 91 Jahren erreicht. Im Jahre 1834 vermählte sie sich mit dem Herzog Alexander Karl, mit dessen Tod die Linie Anhalt-Bernburg erlosch. Der Herzog, bei dem sich frühzeitig Zeichen von Geistesschwäche eingestellt hatten, wurde durch einen Kuratorengrat in den Regierungsgeschäften vertreten. Im Jahre 1855 wurde die Herzogin Friederike öffentl zur Mitregentin bestimmt, und es ist einer der interessantesten Züge aus ihrem Leben, daß sie sich den „roten Junker" des preußischen Abgeordnetenhauses, Bismarck, als Staatsminister von König Friedrich Wilhelm IV verschrieben hatte. Wenngleich Bismarck dem Auftrag der Herzogin damals gar nicht abwesend gegenüberstand, so siegten in ihm doch die Anhänglichkeit an den König und das Vaterhaus, sich im eigenen Lande zu betätigen. Mit dem Tode des Herzogs Alexander Karl fiel das Land 1863 an die Dessauer Linie. — Die Herzogin-Witwe Friederike lebte meist auf Schloß Ballenstedt im Harz oder in dem reizenden Alexisbad. Körperlich rüstig bis in ihr hohes Alter, hat die Heimgegangene, die nahe Familienbeziehungen mit so vielen Höfen Europas verbanden, sich auch ein lebhaftes Interesse an allen Vorgängen des öffentlichen Lebens bewahrt.

Prof. Julius v. Ficker. In Innsbruck, wo er seit 1852 als Universitätslehrer wirkte und dann im Ruhestande lebte, ist der bekannte Rechtshistoriker und Geschichtsforscher Julius Ficker, 76 Jahre alt, verstorben. Ficker, der 1826 zu Paderborn geboren wurde, studierte in Bonn, Münster und Berlin und wurde, nachdem er kurze Zeit in Bonn Privatdocent gewesen war, erst 26 Jahre alt, als ordentlicher Professor für allgemeine Geschichte an die Universität Innsbruck berufen. 1863, nach elfjähriger Thätigkeit in der philosophischen Fakultät, trat er zur juristischen Fakultät über und lehrte von nun ab deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte. Er beschloß 1879 seine von Erfolgen reich gekrönte akademische Lehrthätigkeit und lebte fortan nur seinen rechtshistorischen und historischen Studien. Ficker hat eine ganze Reihe bedeutsamer wissenschaftlicher Werke hinterlassen. Er bearbeitete für des Geschichtsforschers Böhmer großes Werk die Regesta imperii die Abteilung, welche die Jahre 1198 bis 1272 umfaßt, und gab im Verein mit einer Reihe jüngerer Forscher den gesamten Nachlaß Böhmers heraus. Ficker begann mit Forschungen über seine rheinisch-westfälische Heimat. Dann studierte er den „Sachsenspiegel" und den „Schwabenspiegel" und durchforschte eingehend das deutsche König- und Kaisertum. Auf diesem Boden erwuchsen eine Reihe gründlicher Arbeiten, deren wir nur einige hier nennen können: „Reinald von Dassel", „Ueber einen Spiegel deutscher Leute", „Vom Reichsfürstenstande", „Deutsches Königtum und Kaisertum" usw. Sein Hauptwerk sind die „Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens", das in den siebziger Jahren erschien.

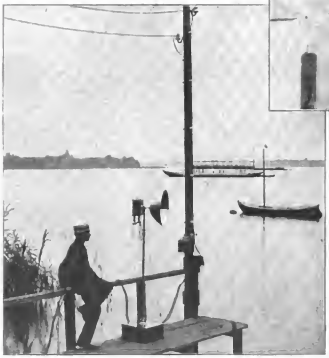
Der „Empfänger".

Der Schah von Persien in Karlsbad. Bis vor kurzem weilte Muzaffer-ed-Din, der Schah von Persien, zur Kräftigung seiner angegriffenen Gesundheit als Kurgast in Karlsbad. Er hatte die Reise nach dem berühmten böhmischen Kurort im Anschlusse an seinen Besuch in Berlin und am Berliner Hofe zur Zeit der jüngsten großen Frühjahrsparade unternommen. Damals konnten wir unseren Lesern ein Bild von dem Paradefeld darbieten, auf dem der Schah im Gespräche mit dem Kaiser zu sehen war. Unsere heutige Abbildung zeigt ihn als Karlsbader Kurgast, das Glas mit dem heilbringenden „Sprudel" in der Hand und umgeben von Herren seines Hofes und seiner Gesellschaft. Das Befinden des Schahs soll sich im Laufe seines Aufenthaltes in Karlsbad ganz wesentlich gebessert haben.

Der Schah von Persien als Kurgast in Karlsbad.
Nach einer photographischen Aufnahme von M. Adler in Karlsbad.

Drahtlose Telephonie. Die Erfindungen, die sich der Elektricität bedienen, häufen sich immer mehr. Nachdem wir kürzlich die elektrische Fernphotographie in Wort und Bild darstellten, können wir heute von einer neuen Methode, ohne Drahtleitung auf große Entfernungen Gespräche auszutauschen, berichten. Das Prinzip der interessanten Neuerung ist ziemlich einfach und besteht darin, daß das Licht einer sprechenden Bogenlampe vermittelst eines Scheinwerfers auf eine beliebig ferne Selenzelle geworfen wird. Die sprechende Bogenlampe, über die wir seiner Zeit schon berichtet haben, erregt dadurch Schallwellen, daß parallel mit ihrem sonst sehr ebenmäßigen Gleichstromkreise der verschiedenartig schwankende Strom eines Mikrophons fließt, der den gleichmäßigen Strom der Lampen irritiert und ihn zu denselben Schwankungen veranlaßt. Dadurch brennt der Lichtbogen verschieden hell und heiß, und er versetzt somit den Aether ringsum in jene Schwingungen, die sich als Lichtwellen fortpflanzen. Selbstverständlich entsprechen die Schwankungen des Lichtes den Schwingungsunterschieden der Mikrophonplatte. Schon seiner Zeit wurden, insbesondere seitens des Entdeckers dieser Erscheinung, Vorschläge laut, das differenzierte Licht zum Fernsprechen zu verwenden, aber erst Ernst Ruhmer nahm diese Versuche wieder auf. Er ersann verschiedene Verbesserungen und hat namentlich die Selenzellen des Empfängers, auf die das Scheinwerferlicht fällt, auf eine hohe Empfindlichkeit gebracht. Diese beeinflussen zufolge ihrer Veränderung des Leitungswiderstandes bei verschieden starker Belichtung den sie durchfließenden Gleichstrom einer Telephonanlage den Lichtschwankungen entsprechend und vermitteln dadurch dem Hörer die empfangenen Aetherschwingungen als Membranschwingungen, d. i. Töne. So konnte denn bei Versuchen, die unlängst am Wannsee bei Berlin stattfanden, am Ufer des Sees mit großer Deutlichkeit vernommen werden, was der ca. 4,5 km ferne, auf einem Boote untergebrachte Scheinwerfer sprach. Sobald diese neue Gesprächsvermittelung über 50 km erfolgreich funktioniert, was mit Hilfe größerer Energien bald erreicht sein wird, dürften die Apparate in Heer und Marine des Deutschen Reiches eingeführt werden.

Der Scheinwerfer auf dem Boote.



Der „Empfänger" am Ufer.
Versuche mit drahtloser Telephonie auf dem Wannsee bei Berlin.

Benjamin Bilse. In seiner Vaterstadt Liegnitz ist, nahezu 86 Jahre alt, am 13. Juli der berühmte Musikdirigent Benjamin Bilse gestorben. In Liegnitz giebt es eine sogenannte Stadtmusik, an deren Spitze jeweilig ein tüchtiger Musiker steht, der sich seine mitwirkenden Kräfte aus musikbegabten Knaben heranbildet. Auch Bilse genoß seine Lehre beim Liegnitzer Stadtmusikus, dessen Stelle er später selbst einnahm und durch 25 Jahre, von 1842 bis

Benjamin Bilse †.
Nach e. Aufnahme von Alt & Feder, Hofphotographen in Liegnitz.

Heinrich Bauer †.
Nach e. Aufnahme von Hofphotograph B. Brandt in Arensburg.

1867 mit großem Erfolge innehatte. Gelegentlich der 1867er Ausstellung erntete Bilse, der mittlerweile durch zahlreiche Kunstreisen bekannt geworden war, reichen Beifall in Paris. Bald darauf siedelte er nach Berlin über und hat sich dort zahlreichen um das Musikleben große Verdienste erworben. Die Bilse-Konzerte im alten Konzerthaus erfreuten sich größter Beliebtheit. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Anbildung zahlreicher jüngerer Musiker und dadurch, daß er einer Reihe von jungen Komponisten den Weg in die Oeffentlichkeit bahnte. 1884 zog er sich, der ehemalige Stadtmusikus, als Hofmusikdirektor ins Privatleben nach Liegnitz zurück.

Heinrich Bauer. Am 8. Juli verschied in Berlin nach langem Leiden im fünfundsechzigsten Lebensjahre der Schriftsteller Heinrich Bauer. Bauer war ein Württemberger, ein Sohn des bekannten schwäbischen Dichters Ludwig Bauer. Er bereitete sich auf das Studium der Theologie in dem Seminar Schöntal vor. Die Erinnerungen aus seiner Schulzeit hat er Jahre nachher zu einer Humoreske gestaltet, die er „Der verzauberte Apfel" benannte. Da Bauer gar keinen Beruf zum Theologen in sich fühlte, wandte er sich in Tübingen dem Studium der Philologie zu und trat bei der Mobilmachung des Jahres 1859 als Offizier in die württembergische Armee ein, vertauschte aber das Schwert bald mit der Feder. Als Schriftsteller traf ihn das Jahr 1866. Er redigierte damals die „Schwäbische Volkszeitung" in Stuttgart, das Organ der nationalgesinnten Württemberger, und es zeugt von seinem politischen Scharfblick ebenso wie von großem persönlichen Mut, daß er unentwegt für die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung eintrat. Mit der Schlacht bei Königgrätz war diese Frage entschieden. Bauer folgte unmittelbar nach der Beendigung des Krieges vom Jahre 1866 einem Rufe als Redakteur nach Hannover, ging dann nach Straßburg, Breslau, Posen, bis er schließlich in Berlin bei der „National-Zeitung" zu einer lange andauernden Thätigkeit gelangte, die sich über dreizehn Jahre erstreckte. Bauer war ein vorzüglicher Publizist, voll umfassender Kenntnisse, ein trefflicher Charakter. Nachdem er aus der Redaktion der „National-Zeitung" ausgetreten war, ist er an verschiedenen Blättern thätig gewesen, bis ihn ein schweres Leiden aufs Krankenlager warf. Ein ehrenvolles Andenken ist dem ausgezeichneten Manne, in dem auch die „Gartenlaube" einen treuen Mitarbeiter verliert, gewiß.

Ida Hiedler als Fidelio.
Nach e. Aufnahme v. J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.

Der millionste Besucher der Ausstellung in Düsseldorf. Einem interessanten Ereignisse sah die Düsseldorfer Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung am 12. Juli entgegen. Der bisherige Verlauf der Eintrittskarten hatte ergeben, daß an diesem Tage der millionste gahlende Besucher die Ausstellung betreten mußte, und diese Person — die man natürlich vorher nicht kennen konnte — sollte durch Ueberreichung einer wertvollen goldenen Taschenuhr geehrt werden. Die genaue Ermittelung des „Millionsten" erfolgte durch oft wiederholte Rundfragen unter den Künstlichen Kassenfräulein. Um neun Uhr wurde nun, wie das auf unserem Bilde dargestellt ist, an der Knipelhalle des Haupt-Industriegebäudes Zeichen und Nummer der millionsten Eintrittskarte durch Transparent bekannt gegeben, damit der Besitzer sich melde und die Gabe erhebe. Der Inhaber der bezeichneten Karte hatte um ½9 Uhr abends die Ausstellung betreten.

Die Bekanntgabe der Nummer der millionsten Eintrittskarte zur Düsseldorfer Ausstellung.
Nach dem Leben gezeichnet von Ewald Thiel.

Ida Hiedler. Unter den jüngeren Sängerinnen des Berliner Königlichen Opernverbandes nimmt Ida Hiedler einen hervorragenden Platz ein. Anmutige Darstellung und eine herrliche Stimme bekräftigen die Künstlerin in den höchsten braunschweigischen Leistungen. Sie weiß ebenso Lortzings Undine, wie Beethovens opfermutigen Fidelio mit ergreifend reichem Seelengehalt zu erfüllen. Ida Hiedler ist Wienerin. Sie ist am 25. August 1867 geboren und erhielt ihre Ausbildung in ihrer Vaterstadt. Seit dem Jahre 1887 gehört sie dem Berliner Opernhaus an.

Prof. Ludwig Passini.
Nach e. Aufnahme von W. Fechner in Berlin.

Ludwig Passini, der berühmte Genremaler, ist am 9. Juli 70 Jahre alt geworden. Passini ist ein Wiener Kind, der Sohn des Kupferstechers Johann Passini. Er besuchte die Wiener Akademie, siedelte 1850 mit seinen Eltern nach Triest, dann nach Venedig über und bildete sich dort unter Karl Werners Leitung zum Aquarellmaler aus. Mit Werner zusammen bereiste Passini Italien, ließ sich 1855 in Rom nieder und wandte sich dort der Genremalerei zu. Seine Gemälde zeugen sämtlich von eingehendem Studium des italienischen Volkslebens. Seit 1864 lebte Passini abwechselnd in Berlin und Rom, neuerdings auch in Venedig. Seine Hauptwerke sind die „Chorherren in der Peterskirche zu Rom" in der Berliner Nationalgalerie, die „Mädchenidylle in Rom", der „Tasso-Vorleser unter den Fischern von Chioggia", die „Kübsverkäufer in Venedig", die „Venezianerin am Brunnen" usw. Passini ist Mitglied der Akademien von Berlin, Wien, Venedig und besitzt die große goldene Medaille der Berliner, Wiener und Münchener Ausstellungen, die Berliner seit 30 Jahren.

Der Einsturz des Glockenturmes der Markuskirche in Venedig. Unter den vielen prächtigen Kirchen Venedigs ist die St. Markuskirche die berühmteste. Sie wurde 976 bis 1071 in byzantinisch-romanischem Stil erbaut und dem Evangelisten Markus geweiht. Vor der Markuskirche erhebt sich an der Ecke des Markusplatzes und der Piazzetta der 1178 vollendete, aber später vielfach veränderte, 98,6 m hohe viereckige Glockenturm, der Campanile von San Marco. Er trug einen Engel auf der Spitze und bot eine weite Aussicht dar bis weit hinaus zu den schneebedeckten Alpen. Unten lehnte sich an den Campanile die Loggetta an, eine von Jacopo Sansovino 1540 erbaute, mit kostbaren Bronzestatuen und Reliefs reich ausgestattete Marmorhalle. All diese Herrlichkeit wurde nun am 14. Juli in einen 20 m hohen Trümmerhaufen verwandelt, denn der Glockenturm stürzte am Morgen des genannten Tages zusammen. Mit ihm ist auch die Loggetta von Sansovino vernichtet worden, und auch der Bibliothekflügel des Königlichen Palastes auf der Seite nach dem Markusplatze und die neuen Prokuratien wurden beschädigt. Durch die Katastrophe ist ein Architekturbild vom Erdball verschwunden, das Jahrhunderte lang die Welt entzückte. Und jedermann kannte dieses Bild, hatte es's nicht in Venedig selbst gesehen, so konnte er es doch auch den über die ganze Welt verbreiteten Abbildungen. Und was hat dieser Turm alles erlebt! Das „schöne Venedig" beherrschte dereinst die Meere und den Handel, es sah die glänzendsten Feste und die schrecklichsten Greuel. Der Campanile aber diente als Glockenturm und als Wache; in der Neuzeit, wo alles sich so anders gestaltet, war oben auf dem Turm ein harmloser Wächter postiert, der nach Feuer und Licht Ausschau hielt. Er hatte viel Besuch in seinem hochgelegenen Quartier, denn wer nach Venedig kam, der stieg oder tilt gar wie Napoleon I., Lord Byron und andere die 57 schiefen Ebenen im Innern des Campanile, die als Treppe dienten, hinan um der herrlichen Aussicht willen, die man dort oben genießen konnte. Man hat sich alsbald daran gemacht, den Schutt, Staub und die Steintrümmer, die den Markusplatz weithin bedeckten und den Verkehr nach der Piazzetta verhinderten, aufzuräumen. Es ist leicht zu verstehen, daß der Zusammenbruch des Campanile den tiefsten Eindruck hervorgebracht und mit Venedig die ganz gebildete Welt erschüttert hat. Die für den geplanten Wiederaufbau des Glockenturmes und der Loggetta benötigte Summe wird auf sechs Millionen Lire geschätzt. Zahlreiche Spenden zu diesem Zwecke sind jetzt schon aus ganz Italien und auch aus Deutschland eingelaufen. Ein Trost für Venedig ist es bei all dem Unglück, daß der Einsturz des Campanile kein Menschenleben gefordert hat. Es kamen wohl einige Verletzungen vor, doch sind sie glücklicherweise alle nur harmloser Natur.

Der Campanile auf dem Markusplatze zu Venedig vor seinem Zusammensturz.
Reproduziert nach einer Original-Aufnahme der Photoglob Co. in Zürich.

Der Trümmerhaufen des eingestürzten Campanile zu Venedig.

Phot. Magyar.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Heft 10, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Ein schreckliches Schiffsunglück hat sich in der Nacht des 21. Juli auf der Unterelbe ereignet. Der kleine Raddampfer „Primus“ kehrte mit dem Elbecker Gesangverein „Treue“ an Bord unter den frohen Melodien einer Musikkapelle von einem Ausflug nach Buxtehude zurück und hatte eben das Fahrwasser an der Este-Mündung bei Krautz, gegenüber von Blankenese, verlassen, als er mit dem Schleppdampfer „Hansa“ der Hamburg-Amerikalinie zusammenstieß. Die „Hansa“ traf den „Primus“ mittschiffs, stieß durch den Radkasten in den Maschinenraum, und binnen 7 Minuten lag das Schiff, auf dem sich über 190 Personen in fröhlicher Stimmung befunden hatten, auf dem Grunde der Elbe. Herzzerreißende Scenen spielten sich während dieser Spanne Zeit ab, aber so thätig auch die „Hansa“, ein gerade vorbeifahrender Dampfer und zahlreiche Boote, die von den benachbarten Ufern herbeieilten, das Rettungswerk in Angriff nahmen, sind doch über hundert Menschen ertrunken. Eltern vermißen ihre Kinder, Kinder warteten vergebens auf die Rückkehr ihrer Eltern, ganze Familien sind der Katastrophe zum Opfer gefallen. Eine Hilfsaktion ist sofort in Hamburg eingeleitet worden, denn es sind meist kleine Leute, Elbecker Handwerker, die den fröhlichen Sonntag mit dem Leben bezahlt haben. Möge das Unglück auch anderwärts die Herzen rühren und zur Linderung der Not für die Hinterbliebenen allerorten beigesteuert werden. Unsere Bilder zeigen den Dampfer „Primus“, ein kleines altes, aber noch tüchtiges Fahrzeug, und eine Ufersene „die Bergung der Leichen“, die der Elbstrom sich wieder entreißen ließ. Fünfzig Leichen wurden im Laufe des ersten Tages geborgen. Ueber die Ursache der furchtbaren Katastrophe, ob die „Hansa“ oder der „Primus“ durch falsche Manöver den Zusammenstoß verschuldet, wird erst die Untersuchung durch das Seeamt Zuverlässiges ergeben. Dieses Schiffsunglück ist wohl eines der größten, die sich an der Elbemündung je ereignet haben, und der Name des Fischerortes Nienstedten, unweit von Altona, in dessen unmittelbarer Nähe die Katastrophe stattfand, ist hierdurch in tragischer Weise allbekannt geworden.

Der „Primus“ vor dem Untergang.

Bergung und Einsargung der Leichen an der Unglücksstätte.

Von dem Schiffszusammenstoss auf der Unterelbe bei Nienstedten.

Nach Aufnahmen aus dem Atelier Schaul in Hamburg.

Zwei Schützenfeste, die beide für weite Kreise von Interesse sind, wurden in jüngster Zeit gefeiert. Das eine davon wurde in Duderstadt abgehalten, wo die Schützengesellschaft das Jubiläum ihres 600jährigen Bestehens festlich begehen konnte. Duderstadt, die altehrwürdige Kreisstadt im Regierungsbezirk Hildesheim, ist schon um 701 nachzuweisen. Es ist eine uralte deutsche Siedelung, die zuerst den Namen Tuteistete trug und seiner Zeit auch Mitglied der Hansa war. Sie sah viele Herrschaften über sich, bis sie 1803 mit dem Eichsfelde an Preußen fiel, worauf sie 1808 an Westfalen, 1816 an Hannover und 1866 wieder an Preußen gelangte. Eine besondere Rolle spielt in Duderstadt das Schützenwesen. Seine Feste der Schützengilde um die Sonnenwendzeit können wahrscheinlich als Fortsetzungen der altgermanischen Motive in neuem Gewande angesehen werden. Man feierte diese Feste in Duderstadt seit 900 Jahren. Wahrlich ein Jubiläum ersten Ranges, als man in diesem Jahre vom 12. bis 15. Juli auf die alte Thalwiese hinauszog, um hier wie vor 900 Jahren beim Scheibenschießen, bei Tanz und Wettertag sich zu vergnügen. Man hatte einen Festzug veranstaltet, der an interessanten historischen und örtlichen

Vom Festzug zur 600-Jahrfeier der Schützengesellschaft zu Duderstadt: Der Hansa-Wagen.
Nach einer Aufnahme von F. Peß in Duderstadt.

Erinnerungen reich war. Auch der alten Zugehörigkeit zur Hansa hatte man nicht vergessen und einen Hansawagen in den Zug eingestellt, den unser Bild wiedergiebt. Die ganze Stadt nahm an der Feier teil, man wähnte sich zurückversetzt in das festfreudige Mittelalter, wo im 16. Jahrhundert die Schützenfeste den Mittelpunkt des Lebens der starken Bürgerwehr bildeten, welche die Städte, um sich ihrer Haut zu wehren, wesentlich erhalten mußten. — Das andere Schützenfest von Bedeutung wurde in der Woche vom 7. zum 13. Juli in Liegnitz gefeiert. Es ist das Mannschießfest, jenes bekannte, seit Jahrhunderten gefeierte Liegnitzer Volksfest, **dem nicht nur die Bewohner der alten Plätzenstadt, sondern die Bevölkerung von ganz Schlesien lebhafte Anteilnahme entgegenbringt.** Der geschichtliche Ausgangspunkt des Liegnitzer Mannschießens dürfte in den Übungen jener schlesischen Schützengilden ruhen, die sich ausleicht bewaffneten Bürgern schon zur Zeit der Plätzenfürsten bildeten und die damals wehrhaft und tapfer in zahlreichen Fehden für ihre Landesherren eintraten. Schon aus jener Zeit datieren denn auch Nachrichten über ein jährlich stattfindendes Lust- und Freischießen, wobei mit der Armbrust nach dem Vogel geschossen wurde. 1537 erließ Herzog Friedrich II von Liegnitz eine neue Schützenordnung, und als die Pest glücklich überstanden war, befahl Herzog Joachim Friedrich im Jahre 1600: „Zur Erheiterung der Gemüter soll am Montag nach Siebzehn Jahre später Trinitatis ein Mannschießen gehalten werden." hatte sich auch das Feuergewehr seinen Platz beim Mannschießen erobert. Ohne längere Unterbrechung ist das Fest dann bis 1870 regelmäßig veranstaltet worden. Von da ab unterblieb es, feierte aber um 1882 eine umso frohere Auferstehung. Das jüngste Mannschießen, das nun soeben abgehalten wurde, steht an glücklichem Gelingen seinen Vorgängern nach. Es sei in dem ganzen prächtigen Verlauf, namentlich durch den wohlgelungenen Festzug und nicht zum mindesten durch die Leistungen der Schützen gezeigt, daß die Teilnehmer den alten Ruhm des Festes würdig aufrecht halten. Das erste von unseren beiden Bildern aus dem festlichen Liegnitz zeigt „Alt-Liegnitz", eine für die Zeit des Festes erbaute Nachahmung eines Städtebildes, das Liegnitz einstmals bot, das zweite stellt die Bismarckgruppe aus dem Festzuge dar. Man sieht Bismarck als den Schmied des Reiches und hinter ihm thronend die Germania. Eine Tafel trägt das Wort: Wir Deutsche fürchten Gott, sonst Nichts auf der Welt.

Alt-Liegnitz.

Die Bismarckgruppe im Festzuge.

Vom Mannsschiessen in Liegnitz.

Heinrich Hofmann. Am 16. Juli ist in Großtabarz ein namhafter deutscher Komponist, Professor Heinrich Hofmann aus Berlin, gestorben. Hofmann ist am 13. Januar 1842 zu Berlin geboren und hat sich besonders durch schöne Vokal- und Instrumentalsachen bekannt gemacht. Seine bedeutendsten Werke sind eine „Ungarische Suite", eine „Frithjof-Symphonie" und das weltliche Oratorium „Prometheus". Auch seine gemischten und Männerchöre sind häufig auf den Programmen zu finden. Feinen Sinn für Klangschönheit und reiches Empfinden bekunden auch seine Opern, von denen „Aennchen von Tharau" den meisten Beifall gefunden hat.

Die Speisung von 500 000 Personen in London. Anläßlich seiner Krönungsfeier hatte König Eduard VII eine halbe Million von den ärmeren Bewohnern Londons zu einem Festmahle geladen. Trotz der Verschiebung der Krönung wurden diese 500 000 Gäste am 5. Juli in London festlich bewirtet. Speise, Trank und künstlerische Genüsse wurden dem geladenen Volke in reichem Maße geboten. An etwa 400 verschiedenen Stellen waren in der Riesenstadt Festtafeln errichtet, und unser Bild giebt eine dieser Speisehallen wieder.

Heinrich Hofmann †.
Nach e. Aufnahme aus dem Atelier „Victoria" in Berlin.

Die Borsig-Plakette für treue Arbeiter.

Die Borsig-Plakette für treue Arbeiter. Die berühmte Maschinenfabrik von August Borsig, die kürzlich die Vollendung ihrer 5000. Lokomotive feierte, hat soeben ein künstlerisch wertvolles Ehrenzeichen für ihre treuen Arbeiter geschaffen. Es ist eine von dem Bildhauer Bruno Kruse hergestellte Plakette, die in ihrem Hauptteil drei scharf wiedergegebene Profilbildnisse enthält: die Porträts der Herren Arnold, Ernst und Konrad Borsig. Dieses Triumvirat ist gegenwärtig an der Spitze der Firma Borsig; es hält die alten, guten Ueberlieferungen ihrer Vorgänger August und Albert Borsig voll Pietät aufrecht und ist dabei in Thatkraft bemüht, allem neuen, was die Zeit bringt, zu folgen und so auf der Höhe zu bleiben. Auf den Charakter des großen Betriebes deuten die im unteren Teil der Plakette befindlichen Maschinenteile, die von Eichenlaub umrahmt sind. Hier ist auch Platz für den Namen des Arbeiters, dem das Erinnerungszeichen „für 25jährige treue Pflichterfüllung" verliehen werden soll.

Prof. Richard Förster. In Breslau verstarb am 7. Juli der ordentliche Professor der Augenheilkunde und vormalige Direktor der dortigen Universitäts-Augenklinik Geheimrat Karl Friedrich Richard Förster, der sich als Augenarzt und als Organisator der Augenheilkunde in der Geschichte der Universität Breslau ein dauerndes Denkmal gesetzt hat. Zu Lissa im Jahre 1825 geboren, besuchte Förster das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1845 die Universität Breslau. Von dort ging er nach Heidelberg und nach Berlin. Nachdem er Doktor- und Staatsexamen bestanden hatte, widmete er sich der Privatpraxis. In der Mitte der fünfziger Jahre veröffentlichte er seine ersten Beiträge zur Augenheilkunde. 1857 wurde er Privatdocent der Augenheilkunde an der Universität Breslau, 1873 erhielt er die damals errichtete ordentliche Professur der Augenheilkunde und die damit verbundene Direktion der Augenklinik. Auch litterarisch war Förster hervorragend thätig. An erster Stelle müssen seine Arbeiten über Photometrie in der Augenheilkunde und seine Aufnahmen des Gesichtsfeldes genannt werden. Besonders hervorzuheben aber sind seine Studien über die Beziehungen der Augenkrankheiten zu den Allgemeinleiden. Im Jahre 1894 wurde Förster als Vertreter der Universität Breslau ins Herrenhaus berufen. 1896 trat er in den Ruhestand.

Prof. Rich. Förster †.
Nach e. Aufnahme von Hofphotograph N. Raschkow jr. in Breslau.

Von der Bewirtung der 500 000 Gäste König Eduard VII.

Geheimrat Dr. Fr. Wörishoffer, der bisherige Leiter der Großherzoglich badischen Fabrikinspektion, war erst kürzlich in den Ruhestand getreten, da seine geschwächte Gesundheit den Anstrengungen des Berufes nicht mehr gewachsen war. Kurz nach dieser Nachricht, die allgemein mit größtem Bedauern aufgenommen wurde, kommt nun die Kunde von seinem Tod. Am 18. Juli ist der ausgezeichnete Mann, der sich um die Entwicklung unserer sozialen Gesetzgebung die größten Verdienste erworben hat, gestorben. Wörishoffer ist im Jahre 1839 in Langenselbold im Regierungs-Bezirk Kassel geboren und hat am Karlsruher Polytechnikum studiert. Im Jahre 1879, Wörishoffer war damals Bezirksingenieur in Waldshut, erfolgte seine Berufung nach Karlsruhe als Fabrikinspektor. 1890 wurde er Regierungsrat, 1892, nachdem die Fabrikinspektion in eine selbständige Behörde umgewandelt war, deren Leiter. Selten hat ein Mann sein Amt so voll ausgefüllt wie Wörishoffer, denn er gab der Fabrikinspektion erst den sozialen Gehalt, dessen sie bedarf, wenn sie wirksam sein soll. Tagn dienten ihm neben der Aufsichtsthätigkeit vor allem seine Berichte. Sie waren alljährlich eine Art Ereignis auf sozialpolitischem Gebiete, und seine Schrift „Die soziale Lage der Zigarrenarbeiter im Großherzogtum Baden", die im Jahre 1891 erschien, ist in mancher Hinsicht geradezu bahnbrechend geworden. Warmes Empfinden für die Lage der Arbeiter, strenge Gerechtigkeit nach oben und unten und die Extenntnis, daß der soziale Organismus nur gedeihen kann, wenn die einzelnen Glieder in ihrer selbständigen Bethätigung geschützt und legte sich bei Slagen vor Anker. Kaiser Kap Lindesnäs an der Südspitze von Norwegen. Die Ueberfahrt war ausgezeichnet, das Wetter hitterkalt. Am 10. in der Morgen-

Geheimrat Dr. Fr. Wörishoffer †.
Nach e. Aufnahme von Th. Schuhmann & Sohn, Hofphotographen in Karlsruhe.

Prof. Karl Gerhardt †.
Nach e. Aufnahme von Hofphotograph J. C. Schaarwächter in Berlin

Der Kaiser nebst Gefolge in Lotelos.

Der Kaiser

Frühstück auf dem Moldeberg.

Von der Nordlandsreise des Kaisers.
Nach Aufnahmen von Th. Jürgensen an Bord der „Hohenzollern".

werden, das waren die Grundsätze, nach denen Wörishoffer seine Thätigkeit einrichtete. Er ist viel darum angefeindet worden, man suchte ihn von seinem einflußreichen Posten wegzudrängen, aber er hielt tapfer stand, und wenn heute der soziale Geist andere Bahnen eingeschlagen hat als vor zwanzig Jahren, Wörishoffer hat daran einen Anteil, der ihm nie vergessen werden wird. Die Universität Freiburg i. B. verlieh ihm den Doktortitel, der Großherzog von Baden ernannte ihn bei seinem Scheiden aus dem Dienst zum Geheimen Oberregierungsrat. Auch der Reichskommission für Arbeiterstatistik hat Wörishoffer lange Jahre angehört. Ein tüchtiger Mann, ein edler Mensch ist mit ihm dahingegangen.

Von der Nordlandsreise des deutschen Kaisers. Am 7. Juli dieses Jahres, mittags 10 Uhr, hat der Kaiser auf der „Hohenzollern" seine diesjährige Nordlandsreise angetreten. Die Fahrt ging von Travemünde ab durch das Kattegat. Schon am Abend des Abfahrtstages passierte die „Hohenzollern" Frederikshavn

Abend. 9 Uhr abends umfuhr der Kaiser das Feuerschiff Lindesnäs und ging dann in Richtung auf Kristiansand in See. Am 9. abends umfuhr der Kaiser Kap Lindesnäs an der Südspitze von Norwegen. Die Ueberfahrt war ausgezeichnet, das Wetter hitterkalt. Am 10. in der Morgen-

stunde kam man in Kopervik an der Westküste Norwegens an, und um 9½ vormittags ging das kaiserliche Geschwader in Odde vor Anker. Unterwegs begrüßte der Kaiser das Geschwader seines Bruders Heinrich. Der Weg von Kopervik nach Odde geht durch den Hardanger Fjord und den Sörfjord. Letzterer ist ein Seitenzweig des Hardanger Fjords, der sich weit nach Süden in das Hardanger Land hinein erstreckt. Die gewaltige Gebirgsmasse, welche den Hardanger Fjord vom Sörfjord trennt, trägt auf ihrem breiten Rücken das Firnfeld des Folgefonds. Im Nordosten des Fjords liegt der Hallingoder Hardanger Jökul, ein Gletscher von 1993 m Höhe. Von Odde, wo der Kaiser eine in der politischen Welt vielbesprochene Unterredung mit dem ehemaligen französischen Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau hatte, wandte sich die „Hohenzollern" südwärts nach Lotelos, das 1737 m hoch über dem Meere, unweit der Westgrenze der Landschaft Telemarken, liegt. Das eine unserer Bilder zeigt den Kaiser mit Gefolge in Lotelos, während das zweite ihn samt seiner Gesellschaft, in der sich unter anderen der Kommandant der „Hohenzollern", Contre-Admiral Graf Baudissin und der Marinemaler Salzmann befinden, beim Frühstück auf dem Moldeberg darstellt. Der Moldeberg liegt bei der Seestadt Molde, die etwa 2000 Einwohner zählt, am Moldefjord, nördlich von Lotelos. Die Umgebung ist von wunderbarer Schönheit. Des schlechten Wetters wegen konnte der Kaiser nicht viel davon genießen. Von Molde wurde die Reise am 21. Juli vormittags nach Trondhjem fortgesetzt. Der Fjord gleichen Namens, an dem die Stadt gelegen, ist 8 km breit und bietet einen ausgezeichneten Hafen.

Professor Karl Gerhardt, der ausgezeichnete Kliniker, ist am 21. Juli auf Schloß Gamburg in Baden, seinem Landsitz, nach langem, schwerem Leiden gestorben. Am 5. Mai 1833 zu Speyer geboren, hat Gerhardt zu Würzburg studiert, ist in Tübingen habilitiert, wurde 1861 nach Jena, 1873 als Kliniker nach Würzburg und 1885 als Nachfolger Frerichs' nach Berlin berufen. Gerhardt war ein vorzüglicher Lehrer und ausgezeichneter Diagnostiker. Die physikalischen Untersuchungsmethoden, Auskultation und Perkussion, sind von ihm systematisch ausgebildet worden. Von seinen Arbeiten sind vorzüglich die über Erkrankungen des Rehlkopfes zu nennen. Er war es auch, der den wahren Charakter der Krankheit des verstorbenen Kaisers Friedrich als erster erkannte. Hochgeschätzt war Gerhardt als Kinderarzt. Nicht vergessen seien seine hervorragenden menschlichen Eigenschaften.

Die Gartenlaube

3. Beilage zu Heft 10, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Professor Wilhelm Wundt. Leipzig ist die Stätte, von der die Psychologie, die Wissenschaft von den Gesetzen des seelischen Lebens, im Laufe des verflossenen Jahrhunderts wiederholt die wichtigsten Anregungen empfangen hat. Hier hat der berühmte Physiolog und Anatom Ernst Heinrich Weber zuerst genaue Messungen unserer Sinnesthätigkeit angestellt. Fechner setzte später diese Arbeiten fort und begründete einen neuen Wissenszweig, die Psychophysik, deren Aufgabe es sein sollte, auf dem Wege des Versuchs die gesetzmäßigen Beziehungen zu ermitteln, welche zwischen den Erregungen des Nervensystems und der Seelenthätigkeit bestehen. Im Jahre 1875 wurde an die Universität Leipzig der Mann berufen, dem es vorbehalten war, die neue Forschungsmethode auszubauen und eine neue Schule der experimentellen Psychologie zu gründen. Dieser Mann war Wilhelm Max Wundt. Am 16. August d. J. werden 70 Jahre vergangen sein, da er zu Neckarau in Baden das Licht der Welt erblickte. Er wandte sich ursprünglich dem Studium der Medizin zu und begann als Privat- docent der Physiologie in Heidelberg seine aka- demische Laufbahn. Das geschah im Jahre 1857, und 1864 wurde er daselbst zum außerordentlichen Professor ernannt. Im Jahre 1874 ging Wundt nach Zürich, und 1875 nach Leipzig. Im Winter 1879 richtete er über dem Komvlex zu Leipzig ein Zimmer ein, das ausdrücklich für psychologische Versuche bestimmt war. Ein bescheidener Anfang, aus dem bald ein großes, mit reichen technischen Mitteln ausgerüstetes Institut, das erste psychologische Laboratorium entstand. Aus aller Herren Ländern kamen Jünger der neuen Wissenschaft nach Leipzig und trugen die Lehren des Meisters weiter, und die Arbeiten Wundts und seiner Schüler sind in den „Philosophischen Studien" niedergelegt worden. Von den Werken Wundts müssen neben seiner „Logik" und „Methodenlehre" namentlich „Die Grundzüge der physiologischen Psychologie" hervorgehoben werden. Die Hygiene hat für das praktische Leben bereits die Thatsachen verwerten können, welche die experimentelle Psychologie über Arbeit und Ermüdung, über den Einfluß von Alkohol, Kaffee und Thee auf die geistige Arbeit ermittelt hat.

Professor Wilhelm Wundt.
Nach e. Aufnahme von Georg Brokesch in Leipzig.

Die neue Kriegsschule auf dem Brauhausberg bei Potsdam. In der Zeltower Wetlandt von Potsdam, am linken Ufer der Havel, liegen der Brauhausberg und der Telegraphenberg, auf dem das Reich unlängst eine Reihe wissenschaftlicher Institute erbaut hat. Jetzt hat auch der Brauhausberg, dessen Name auf seine Vergangenheit hinweist, seine besondere Bestimmung durch das Reich

Die Lange Brücke zu Potsdam mit der neuen Kriegsschule im Hintergrunde.
Nach Aufnahmen von Selle & Kunze, Hofphotographen in Potsdam.

erhalten. Wer von Werder her die Havel hinauffährt, sieht mächtige Steinbauten auf der Anhöhe sich erheben, die gut in die landschaftliche Scenerie hineinpassen und dem alten Brauhausberg, der im Laufe der Zeiten an Anziehungskraft verloren hatte, zu neuer Bedeutung verhelfen. Der gesamte Bau mutet an wie ein gewaltiges Schloß, dessen trutziger Insasse sich am Havelufer selbstgefällig hat, in der Absicht, dem Lande ringsum seine Gesetze zu diktieren. Aber wenn das Gebäude — es ist die neue Kriegsschule, die hierher verlegt worden ist — auch noch so trutzig sich nach außen dräut, es ist für andere Zwecke bestimmt: der Krieg wird hier zwar erlernt, aber nur, damit er nach dem alten Sprichwort den Frieden erhalte. Kriegsschulen wurden in Preußen zuerst im Jahre 1810 errichtet in Berlin, Königsberg und Breslau. Später machte man daraus eine Kriegsakademie, Brigade- und Divisionsschulen. Schließlich kam man nach einer gründlichen Umgestaltung des gesamten militärischen Schulwesens wieder auf den alten Namen Kriegsschule zurück, und es wurden solche Schulen in Potsdam, Metz, Engers, Kassel, Hannover, München, Ansbach, Glogau, Neisse, Danzig und Hersfeld unterhalten. Die Kurse dauern 35 Wochen, 50—100 Schüler nehmen an denselben Teil. Nur wer auf Grund eines vollgiltigen Abiturientenzeugnisses mindestens ein Jahr auf deutschen Hochschulen studiert hat, ist zum Besuch der Kriegsschule befreit, sonst muß jeder, der Offizier werden will, die letztere besucht haben. An der Spitze der Kriegsschule steht ein Stabsoffizier als Direktor, 8—12 Hauptleute wirken als Lehrer. Direktor der Potsdamer Kriegsschule, die bisher in einem nicht allzu verlockenden Gebäude untergebracht war und Anfang August ihre neuen prächtigen Räume auf dem Brauhausberg mit der herrlichen Aussicht auf die Stadt Potsdam und das Havelland bezieht, ist Oberst von Ziegler. Der Einzug in die neue Anstalt wird durch ein gemeinsames Festessen des Offizier- und Lehrerkörpers der Kriegsschule und der Schüler gefeiert, und der Brauhausberg wird mit seinen schönen Gebäuden für die deutsche Armee die gleiche Bedeutung gewinnen wie die früheren, weniger hervorragenden Stätten, welche die Kriegsschule getragen.

Vom X. deutschen Bundeskegelfest in Altona: Der Wagen „Gut holz" im Festzuge.
Nach einer Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

Das X. deutsche Bundeskegelfest in Altona. Die deutschen Kegler waren am 21. Juli in Altona zur Abhaltung des X. deutschen Bundeskegelfestes zusammengekommen. Altona hatte sich auf diesen Tag in Festschmuck gesworfen, und als sich der Festzug durch die Straßen der Stadt bewegte, streute man aus zahlreichen Fenstern Blumen auf die Teilnehmer des Wettspieles herab. Ueber 4000 Mann marschierten im Zuge, dem Fanfarenbläser in mittelalterlicher Tracht voranschritten. Ein vierspännige Wagen führte das Bundesbanner. Unter den Festwagen erregte einer, der das Kegelspiel durch lebendige Kegel versinnbildlichte, besonderes Aufmerksamkeit. Vier gelben das Gespann mit seinen neun munteren Insassen im Bilde wieder. Auf 32 Kegelbahnen wollten dann in unermüdlichem Wettstreit die Kugeln zum Ziel. Zu gleicher Zeit fand in der Festhalle die 10. Generalversammlung des Deutschen Kegelerbundes statt.

Ein Reiterstandbild König Alberts von Sachsen für Dresden. Kaum ist die Gruft, die den unvergeßlichen Sachsenkönig am 23. Juni aufnahm, geschlossen, so geht man auch schon daran, in einem Denkmal sein Bildnis für die Mit- und Nachwelt festzuhalten. Schon zu Lebzeiten des Königs, zu seinem 70. Geburtstage am 23. April 1898, veranstaltete die Bürgerschaft Dresdens eine Sammlung für ein solches Denkmal. Der in Berlin ansässige Bildhauer Max Baumbach, ein gebürtiger Sachse, ging als Sieger aus dem bezüglichen Wettbewerb hervor, und man übertrug ihm die Arbeit. Nun soll das Denkmal, das schon seit längerer Zeit fertiggestellt ist, seiner Bestimmung zugeführt werden. Es ist in erster Linie ein porträtgetreues und würdiges Standbild des gealterten, aber noch thatkräftig und rüstig ausblickenden Monarchen. Der Sockel, welcher die Reiterstatue trägt, zeigt auf der Vorderseite das von ornamentalem Bildwerk umrahmte, von der Krone überragte sächsische Wappen, während sich auf der Rückseite eine Widmungstafel der Stadt Dresden befindet. Die Aufstellung des Denkmals in Dresden soll noch im Laufe dieses Jahres erfolgen.

Die Baumbachsche Reiterstatue König Alberts für Dresden.
Photographie im Verlag des Korrespondenz-Bureaus Schaffer in Leipzig.

Die Hundertjahrfeier des sogen. „Eulbacher Marktes" ist als ein freundliches Volksfest an 20. und 21. Juli in dem romantisch gelegenen Odenwaldstädtchen Erbach abgehalten worden. Erbach ist ein alter Besitz des gleichnamigen fränkischen Grafengeschlechts, das seinen Stammbaum bis auf Einhard und dessen sagenhafte Gemahlin Emma, Karls des Großen Tochter, hinaufführt. Im Jahre 1802 sistete nun der regierende Graf Franz zu Erbach-Erbach ein Volksfest, das alle Jahre wiederholt werden sollte in der bestimmten Absicht, „den Frohsinn aller Bewohner des Odenwaldes dabei zu vereinigen". Der Markt ist denn auch durch ein Jahrhundert gehalten worden und wurde längst ein Volksfest, das für Erhaltung von Odenwälder Tracht und Sitte nicht ohne Bedeutung ist. Bei der heuer festlich begangenen Jahrhundertfeier des Eulbacher Marktes hielt der Enkel des Gründers, der regierende Graf Georg Albrecht, selbst die Gedächtnisrede, und dann entwickelte sich ein überaus fröhliches Volksleben, das in der Veranstaltung eines historischen Festzuges gipfelte. Eine der hübschesten Gruppen war der Odenwälder Hochzeitszug, den unser Bild zeigt. Der stattliche Hochzeiter und die zierlich gekünstelte Braut, das Geleite in der schönen alten Tracht — wahrlich, es ist echtes deutsches Volksleben, das da zu Tage tritt. In diesem Sinne ist, wie uns scheint, die Bedeutung des Eulbacher Marktes nicht gering zu schätzen, und wir möchten wünschen, daß die populäre Gründung des Grafen Franz auch das zwanzigste Jahrhundert noch überdauere.

Von der Hundertjahrfeier des sogen. Euldacher Marktes: Der Brautzug.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Chr. Herdt in Worms.

Eduard Henochs diamantenes Doktorjubiläum. Am 16. Juli waren sechzig Jahre dahingegangen, daß Eduard Henoch an der Universität Berlin mit einer Schrift über den Gehirnschwund promovierte. Schon diese erste Arbeit Henochs zeichnete sich durch all die Eigenschaften aus, die den Ruhm des großen Kinderarztes begründeten: schärfste, gewissenhafte Beobachtung und strenge Objektivität. Nach seiner Promotion trat Henoch bei der Universitäts-Poliklinik als Assistent ein. Gleichzeitig begann er 1850 seine Lehrthätigkeit an der Berliner Universität und veröffentlichte 1852 die „Klinik der Unterleibskrankheiten", ein an sorgfältigen Beobachtungen reiches Buch. Seine eigentliche Lebensarbeit begann mit dem Abgang von der Poliklinik. Henoch wurde Kinderarzt, ja mehr als das: er erhob die Kinderheilkunde zu einem Sonderfach der medizinischen Wissenschaft. 1850 habilitierte er sich als Privatdocent, wurde 1858 außerordentlicher Professor und trat 1872 als Direktor an die Spitze der Poliklinik für Kinderkrankheiten in der königlichen Charité. Henoch brachte diese Klinik nach vielen Kämpfen zu ihrer heutigen Bedeutung. Die letzte hervorragende That des verdienstvollen Arztes war die Errichtung des Pavillons für Kinder mit ansteckenden Krankheiten. Seine „Vorlesungen über Kinderkrankheiten" sind auch im Buchhandel erschienen, haben zahlreiche Auflagen erlebt und sind in der ganzen medizinischen Welt mit Achtung und Bewunderung aufgenommen worden. 1893 trat Henoch vom Lehramt zurück; er war damals 73 Jahre alt. Während er sein ganzes Arbeitsleben seiner Vaterstadt Berlin gewidmet hatte, zog der immer noch Rüstige zuerst nach Meran, dann aber nach Dresden, wo er jetzt in Ruhe und stiller Zurückgezogenheit seinen Lebensabend genießt.

Eduard Henoch.

Ein Heimatfest in Großenhain. Ein Fest, das durch die Vielseitigkeit des Programms, sowie durch seine Teilnehmerzahl weit über den Rahmen ähnlicher Veranstaltungen hinausging, war das vom 12. bis zum 14. Juli in Großenhain gefeierte, von dem dort lebenden Schriftsteller Herrn Johannes Biltz veranstaltete Heimatfest. Ungefähr 20 000 Menschen waren dem Städtchen zugeströmt, dessen herrliche Lage umweit der sächsisch-preußischen Grenzwälder Reichsitz und Schrebers das Touristen noch viel zu wenig bekannt ist. Das Fest selbst spielte sich in der Hauptsache in dem prächtigen Park Großenhains ab und bot außer den mannigfaltigen turnerischen und radfahrlichen Vorführungen, Wettschwimmen, Feuerwerk und Konzert einen Festzug, den 14 Prunkwagen schmückten.

Vom Heimatfest in Grossenhain: Aufstellung auf dem Markte.
Nach einer Aufnahme von Hugo Jungbans in Großenhain.

Das Sechste deutsche Sängerbundesfest in Graz. In den Tagen vom 27. bis 30. Juli fand in Graz das Sechste deutsche Sängerbundesfest statt in einem Glanze und mit einer Begeisterung, wie sie kaum noch erlebt wurden. 12 000 Sänger deutscher Zunge waren angemeldet, aber als man die Scharen zählte, die unter unbeschreiblichem Jubel in die herrlich geschmückte Stadt einzogen, da waren es 18 000! Mann, die von Nord und Süd, von Ost und West, ja von jenseit des Weltmeeres gekommen waren, das deutsche Lied zu feiern. Die Schwaben brachten das deutsche Liedes Haupt- und Sturmfahne, das Banner des deutschen Sängerbundes, das von den Stuttgartern in die Hut der Stadt Graz übergeben wurde, bis es dereinst zum Sieben Sängerbundesfest nach der neugewählten Feststadt Breslau getragen wird. In der Riesenfesthalle zu Füßen des ehrwürdigen Schloßberges tafelten an 30 000 Personen, über 200 000 Menschen aber jubelten dem Festzuge zu, der sich am letzten Julisonntag durch die Straßen bewegte. 1200 Vereine und 63 Sängerbünde waren vertreten, und der Fahnenwald umfaßte über 1000 Banner. Die 17 Festwagen boten eine wunderbare Augenweide, und hell auf brauste der Jubel, als der Bundesfestwagen „Austria und Germania", worüber kau, den wir hier abbilden. Die deutschen Handwerker von Graz hatten einen vielbewunderten Zunftwagen gestellt, den wir ebenso wie den ein prächtiges Stück fleirischen Volkslebens darstellenden Wagen des alpinen Vereins „Oberlandler" im Bilde wiedergeben. Gerechte Bewunderung fand auch der Wagen der Stadt Graz, auf dem der fleirische Minnesänger Ulrich von Liechtenstein „Frauenlob" sang. Es waren Ehren- und Freudenlage, die die deutsche Sangeskunst in Graz gefeiert hat, wie sie erhebender und volkstümlicher wohl kaum gedacht werden können.

Der Wagen der Oberlandler.
Nach einer Aufnahme von G. W. Gesmann in Graz.

Festwagen „Germania" und „Austria" mit dem Bundesbanner.

Festwagen des deutschen Handwerker-Vereins zu Graz.

Vom Sechsten deutschen Sängerbundesfest in Graz.
Nach Aufnahmen von Ernst Pampert in Graz.

Deutscher Kolonialkongreß 1902. Um die vielseitigen kolonialen und überseeischen Bestrebungen, die in Deutschland bisher von einander getrennt sich geltend machten, zusammenzufassen und dadurch die zu Grunde liegenden Gedanken zu verbreiten und den geistigen und wirtschaftlichen Zusammenschluß der Deutschen auf der Erde zu fördern, haben sich die auf diesem Gebiete arbeitenden sehr zahlreichen Vereinigungen und Institute zusammengeschlossen. Der äußerliche Ausdruck dieses Zusammenschlusses soll ein vom 16. bis 19. Oktober in Berlin abzuhaltender Kolonialkongreß werden, für den man vorläufig das folgende Programm aufgestellt hat:

Begrüßungsabend, Plenar- und Sektionssitzungen, Festmahl, Besuche des Botanischen Gartens und Museums, des Zoologischen Museums, des Museums für Völkerkunde und des Deutschen Kolonialmuseums unter sachkundiger Führung. Das Präsidium des Kongresses hat Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg übernommen, den Ausschüssen gehören an Vice-Admiral Valois, Kontreadmiral Strauch, Konsul Bohlen, die Professoren Dr. Engler, von Braunschweig, Dr. Alexander Tille, Hans Meyer u. a. Die programmatischen Verhandlungen des Kongresses sollen alle überseeischen Interessengebiete, sowohl ethischer wie materieller Natur umfassen. Die Teilnahme am Kongreß steht jedermann frei. Mitgliedskarten, für Herren wie Damen, sind gegen Zahlung von 10 Mark zu haben bei der Geschäftsstelle des Kongresses Berlin W., Schellingstraße 4. Dieselbe nimmt auch Anmeldungen zu Vorträgen entgegen.

Das Centralkomitee für Lungenheilstätten hat, um die Verbreitung der Kenntnisse von der Tuberkulose durch die Schulen zu fördern, von der von ihm herausgegebenen gemeinverständlichen Schrift über die Tuberkulose 150 000 Exemplare an die Schulen abgegeben. Die Schrift ist durch Vermittelung der Regierungen sämtlichen deutschen Volksschulklassen überwiesen worden. Zugleich haben die Schulbehörden angeordnet, daß die einschlägigen Fragen auf Grund der Schrift in den Schullonferenzen besprochen und erläutert werden, damit auch auf diese Weise das Verständnis für die Bekämpfung der Tuberkulose zunächst bei den Lehrern und durch sie in Schule und Haus immer mehr erweitert wird.

Die Gartenlaube

4. Beilage zu Heft 10, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

E. Werner. Unseren Lesern sind die überaus fesselnden und durch die reife Kunst des Vortrages gleichwie durch ihren ethischen Gehalt wertvollen Werke E. Werners bekannt, die in der „Gartenlaube“ schon erschienen sind. Gehört doch die beliebte Erzählerin seit einer langen Reihe von Jahren zu den treuen Mitarbeiterinnen der „Gartenlaube“, und ist es ihr doch wie wenigen gelungen, sich die Sympathie und das rege Interesse aller Leser in reichstem Maße zu erwerben und zu erhalten. So wird es gewiß ihren vielen Verehrern erwünscht sein, gleichzeitig mit dem Beginn ihres neuen Romans „Runen“ auch ein neues Bild der Verfasserin zu erhalten. Zugleich seien auch einige biographische Daten in Erinnerung gebracht. E. Werner — mit ihrem eigentlichen Namen Elisabeth Buerstenbinder — ist Berlinerin. Als Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns wurde sie am 25. November 1838 geboren, und die verständnisvolle Förderung, die ihr früh sich entfaltendes Talent im Kreise ihrer Familie fand, ließ sie bald über kleinere Arbeiten zu Schöpfungen von größerem Umfange fortschreiten. Seit 1870 zählt die „Gartenlaube“ E. Werner zu ihren Mitarbeitern. Und welch stattliche Reihe von wirkungsvollen Romanen und Erzählungen hat sie nicht im Laufe dieser Jahre hier veröffentlicht! Wir nennen, um aus der Fülle nur einiges anzuführen, die im Jahrgang 1870 erschienene Novelle „Hermann“, ihre erste Arbeit, dann die Romane „Ein Held der Feder“, „Am Altar“, „Gesprengte Fesseln“, „Vineta“, „Um hohen Preis“, „Flammenzeichen“, „Fata Morgana“.

E. Werner.
Nach einer Aufnahme von Ad. Baumann, Hofphotograph in München.

Die Heimkehr der gefangenen Buren. Seit Jahr und Tag lagen die Tapferen des Generals Cronje kriegsgefangen auf St. Helena. Kam von Zeit zu Zeit ein neuer Transport, so tauschte man Mitteilungen über den Krieg aus, der die Gebiete der beiden Republiken verheerte und Englands ganze militärische Macht fesselte. Hoffnungen wurden laut, man konnte und wollte es nicht fassen, daß die Unabhängigkeit in diesem Riesenkampfe von 50 000 Männern gegen die britische Weltmacht verloren gehen könnte. Da traf plötzlich die Nachricht vom Friedensschluß ein. Die Freiheit war den Gefangenen wiedergegeben, die Unabhängigkeit aber sollten sie verlieren. Es sind bittere Gefühle gewesen, welche die tapferen Leute bewegt haben, und doch brach die Freude, ihrer persönlichen Freiheit, ihrer Heimat, wiedergegeben zu werden, mächtig aus ihnen heraus. Die Lager leerten sich, unter den Felsenküsten St. Helenas ankerte die „Canada“, um die Befreiten an Bord zu nehmen. Ernst und gefaßt nahmen sie ihre Bündel auf und traten zum Abmarsch an. Diesen Augenblick hält unser Bild fest, und wer fühlt nicht mit denen, die hier auf dem sonnigen Platz vor der Kirche versammelt sind, um in die Heimat zurückzukehren, für die sie gekämpft und gelitten haben, und wer zweifelt daran, daß diese Männer das Bewußtsein ihrer Nationalität bewahrt haben und nun in friedlicher Arbeit die Zukunft ihres Landes aufbauen werden?

Die Freilassung der gefangenen Buren auf St. Helena.
Nach einer Aufnahme von A. L. Innes in St. Helena.

Deutscher Schachbund. Vom 19. Juli bis zum 9. August d. Js. fand in Hannover der 13. Kongreß des Deutschen Schachbundes statt. Gleichzeitig konnte der Bund, der am 18. Juli 1877 bei der von dem Leipziger Schachklub „Augustea“ veranstalteten Feier des 50jährigen Schachjubiläums Adolf Anderssens gegründet wurde, sein 25jähriges Stiftungsfest feiern. Um die Gründung, Ausbreitung und Erhaltung des Bundes hat sich **Hermann Zwanzig**, dessen Bild wir hier bringen, das größte Verdienst erworben. Bald seinem beim „Generalsekretär“ hätte man 1879 in Leipzig auf dem ersten deutschen Schachkongreß wählen können. Mit unermüdlicher Ausdauer wirkte Zwanzig auch auf seinem kaufmännischen Geschäftsreisen für die Entwickelung des Bundes; 1878 gehörten schon 34 Vereine dem Deutschen Schachbunde an. Als H. Zwanzig im Januar 1884 starb, übernahm der durch seine schriftstellerische Tätigkeit um das Schach verdiente Dr. M. Lange (gest. 8. Dezember 1899) in Leipzig Zwanzigs Amt, allein bereits 1896 schien der Bund nach kurzer Blüte zerfallen zu sollen. Nachdem aber der schon 1898 in Köln einge-

Hermann Zwanzig.
Der verstorbene erste Generalsekretär des Deutschen Schachbundes.

leitete innere Umbau des Bundes 1900 auf dem Schachkongreß in München durchgeführt worden ist, sind Friede und Eintracht unter den deutschen Schachjüngern wieder heimisch geworden. — Der Deutsche Schachbund ist nunmehr ein „eingetragener Verein“ und wird von einem aus 4 Mitgliedern bestehenden Vorstande gerichtlich und außergerichtlich vertreten, während früher die ganze Leitung und Verantwortlichkeit auf dem Schultern des Generalsekretärs lastete. Zur Pflege und Förderung des Schachspiels in Deutschland hat der Deutsche Schachbund bisher 13 — meist internationale — Schachkongresse mit Wettkämpfen im Partienspiel und in der Kompositionen von Problemen veranstaltet. Auf dem letzten Kongreß in Hannover, wo 32 Vereine mit 1287 Stimmen und außerdem 20 Einzelmitgliedern vertreten waren, wurde Herr Professor Dr. Gebhardt aus Coburg, der bereits seit dem 2. Juli 1901 die Geschäfte des Bundes geleitet hat, zum ersten Vorsitzenden gewählt. R. St.

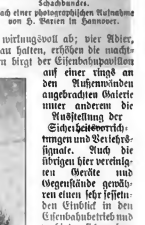
Der neue Monumentalbrunnen zu Rendsburg. Durch die Stiftung eines ihrer Mitbürger, des jetzt in Wiesbaden lebenden Herrn Pfahler, hat die Stadt Rendsburg einen Monumentalbrunnen erhalten, dessen Ausführung dem bekannten Bildhauer Professor Kuno von Uechtritz in Berlin übertragen wurde. Den Unterbau des Brunnens bildet ein rechteckiges Becken,

Der am 11. Juli enthüllte Monumentalbrunnen in Rendsburg.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph John Thiele in Hamburg.

Der Eisenbahnpavillon auf der Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung in Düsseldorf zählt entschieden zu den besseren Bauten auf dem weiten Ausstellungsgelände am Niederrhein. Der Pavillon, dessen Entwurf aus dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten stammt, vereinigt die von den königlichen Eisenbahndirektionen des Ausstellungsgebietes vorgezeigten Gegenstände. Eine festliche Freitreppe führt auf die Terrasse, über welcher sich der Pavillon erhebt. Ein doppelter, mit einer Krone geschmückter Kuppelaufsatz schließt den Bau nach oben wirkungsvoll ab; vier Adler, die nach den vier Himmelsrichtungen Ausschau halten, erhöhen die machtvolle dekorative Wirkung. In seinem Innern birgt der Eisenbahnpavillon auf einer längs an den Außenwänden angebrachten Galerie unter anderem die Ausstellung der Sicherheitsvorrichtungen und Verkehrssignale. Auch die übrigen hier vereinigten Geräte und Gegenstände gewähren einen sehr fesselnden Einblick in den Eisenbahnbetrieb und verbinden sich zu einer bedeutungsvollen Kollektivausstellung auf dem Gebiete des Verkehrswesens.

Der Eisenbahnpavillon auf der Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung in Düsseldorf.
Nach einer photographischen Aufnahme von O. Renard in Düsseldorf.

Unter den Linden in Berlin. Das war ein Wühlen, Hasten und Arbeiten Unter den Linden im Frühsommer d. J., als man endlich nach jahrelangen Beratungen und vielen Stimmen dazu kam, Hand und Werk zu legen und die schönste Straße Berlins, die „Linden“, wie sie der



Professor Dr. Gebhardt.
Erster Vorsitzender des Deutschen Schachbundes.
Nach einer photographischen Aufnahme von H. Barten in Hannover.

das durch seine runden Ausbuchtungen rechts und links eine elliptische Form gewinnt. Mitten in diesem Becken ruht ein Felsen, auf dem die Rendsburgia, eine schlanke Frauengestalt, in edler, freier Haltung steht. Sie trägt auf dem Kopfe die Mauerkrone, auf der rechten Schulter ein gerafftes Toppleget, das sie mit dem rechten Arme hält, während der linke Arm sich auf einen Schild stützt, der das Rendsburger Stadtwappen trägt. Rechts und links sind zwei Marmorbecken, auf deren Rand jugendliche Gestalten sitzen. Die rechte, ein Mädchen, stellt die Eider dar, sie läßt ein Segelschiff ins Wasser ablaufen, die linke, ein jugendlicher Merkur mit einem Dampfschiff, weist auf den Kaiser Wilhelm-Kanal. Zu den beiden Seiten des Felsens lagern zwei Delphine, die in hohen Bogen das Wasser in die Marmorbecken spritzen. Das ganze Werk macht in der mit monumentalen Gebäuden besetzten Umgebung einen sehr guten Eindruck. Der Bürgermeister übernahm das Denkmal, indem er der Hoffnung Ausdruck gab, daß es allezeit zu die Pflege deutscher Bürgertugenden gemahnen möge.

Erdarbeiten.

Legung von Kanalisationsröhren.

Volksmund kurzweg nennt, der „Neuzeit entsprechend“ umzugestalten. Das Trottoir zu beiden Seiten genügte längst nicht mehr dem zu gewissen Tageszeiten gewaltig anschwellenden Fußgängerverkehr, die Fahrbahnen waren zu schmal, die Mittelpromenade war durch alte Barrieren, Verkaufsbuden usw. beengt, und so erfüllte die 60,6 m breite Straße eigentlich nicht mehr zur Genüge ihren Zweck. Wollte man sie wieder „auf die Höhe“ bringen, so mußte man von den vier Baumreihen, welche je zweie die Mittelpromenade zu beiden Seiten säumten, je eine opfern. Damit erlangte die Straße einen durchaus neuen Charakter. Man konnte nun die Trottoirs verbreitern, konnte den thatsächlich engen Fahrweg, der beiderseits, nördlich und südlich, neben der Mittelpromenade herläuft, um mehrere Meter erweitern und erzielte damit ein Straßenbild, wie es sich in unserer untersten Illustration in würdiger Form darstellt. Allerdings ist das Bild noch nicht vollständig. Es fehlen die neu zu pflanzenden Baumreihen an den Rändern der Trottoirs, die sich rechts und links nach der Innenseite zu zeigen werden, sobald der gesamte Umbau vollendet ist. Alsdann werden sich die „Linden“ also darstellen: rechts und links die gewaltigen Palaste, Hotels und Geschäftshäuser, die der prächtigen Straße eigen sind, davor nach innen zu beiderseits die breiten Trottoirs mit ihren Baumreihen, dann die Fahrwege, ferner rechts, d. i. nördlich, der Reitweg, weiter nach der Mitte zu die Rasenstreifen, hübsch eingefaßt mit Granitschwellen, in ihnen die erhaltenen zwei Baumreihen, und endlich in deren Mitte die Promenade. Man kann heute schon sagen, die Arbeiten sind in unglaublich kurzer Zeit zu Ende geführt worden, die „Linden“ haben an vornehmem Aussehen gewonnen. Sie bleiben die schönste Straße der Stadt und werden dereinst ein würdiges Stück der großen Prachtstraße darstellen, die vom königlichen Schloß bis an die Havel meilenweit sich erstrecken und den Zitzig überschreiten soll, um in Döberitz zu enden. Welche Mühe die Umgestaltung machte, kann man aus den Bildern ersehen. Das Berlin unter und über der Straße verlangte seine Rechte. Gas-, Wasserleitungs-, Kanalisationsröhren-, Telephon- und Telegraphenleitungen, elektrische Leitungen unten, Omnibus, Droschken, Reiter, Fußgänger oben, keines durfte in seinem Wirken gestört werden. Und trotzdem vollzieht der Bau glatt und programmgemäß, wie sich eine Theatervorstellung vollzieht, welche Regisseur und Direktor gut vorbereitet haben.

Cement- und Asphaltlegung.

An der Wilhelmstraße nach dem Umbau.

Die Umgestaltung der Straße „Unter den Linden“ zu Berlin.

Nach photographischen Aufnahmen von Hugo Rudolphy in Berlin.

August Klughardt. Unerwartet und vor der Zeit ist mitten aus vollem Schaffen am 3. August ein Tonkünstler abgerufen worden, der zu den sympathischsten Gestalten unter den modernen Komponisten gehört hat. August Klughardt, der herzogliche Hofkapellmeister in Dessau, stand erst im 55. Lebensjahre und seine kunstvolle Erscheinung, seine Arbeitsfreudigkeit und sein immer reicher sich entfaltendes Talent ließen den Gedanken, daß dieser Mann am Ende seiner Tage sei, gar nicht aufkommen. Er war am 30. November 1847 zu Köthen geboren, studierte in Dresden bei Wasmann und Reichel und wandte sich dann der Kapellmeisterlaufbahn zu. Er wirkte als Dirigent in Posen, Lübeck, Weimar und Neustrelitz und wurde 1882 als Hofkapellmeister nach Dessau berufen, dessen Theater- und Konzertmusik er auf eine hohe Stufe künstlerischer Entwickelung gebracht hat. Als Komponist hat Klughardt vor allem die Kammermusik gepflegt und auf diesem Gebiete eine Reihe vorzüglicher, gedankenreicher und formschöner Werke geschaffen. Wir nennen hier nur seine Quartette, die auf dem Programm des Joachim-Quartetts figurieren, und seine „Schilflieder" für Klavier, Oboe und Bratsche. Klughardt hat ferner drei große Symphonien und einige Opern geschrieben, die erfolgreich zur Aufführung gelangt sind. Den größten Wurf aber hat der Komponist mit seinem letzten Werke, dem Oratorium „Die Zerstörung Jerusalems", das unter den modernen Chorwerken eine erste Stelle beanspruchen darf. Die ergreifenden Klänge dieses Werkes reifer Meisterschaft sollten das Letzte sein, was Klughardt der Welt zu schenken hatte.

Dichter und Komponisten des Sechsten deutschen Sängerbundesfestes. Das glänzende Sängerfest, das Graz den deutschen Sängern bereitet hat, sah auch Ehrungen deutscher Dichter und Komponisten. Peter Rosegger, der in Graz zu Hause ist, wurde stürmisch gefeiert. Auf unserem Bilde sehen wir den Reichen Dichter, dessen gemütvolle Dichtungen in aller Händen sind; um ihn reihen sich im Halbkreis von links nach rechts die Komponisten Heinrich Zöllner, der Komponist von Hauptmanns „Versunkener Glocke", Wilhelm Kienzl, der Komponist des „Evangelimannes", dann folgen die berühmten Tonsetzer wirkungsvoller Männerchöre Bodbecdidtz, Joseph Gauby und Hugo Jüngst.

Peter Rosegger mit den Komponisten des Sechsten deutschen Sängerbundesfestes in Graz.

Photographie im Verlag der Photo-Illustration von Hans Franke & Co. in Berlin.

August Klughardt †.

Nach einer photographischen Aufnahme von Robert Hahn in Magdeburg.

Joseph Kürschner. Ein Schriftsteller von hervorragendem Sammlertalent war der Geheime Hofrat Professor Joseph Kürschner, der am 29. Juli im Alter von erst 49 Jahren plötzlich gestorben ist. Kürschner wurde am 20. September 1853 zu Gotha geboren und machte eine vierjährige Lehre als Mechaniker durch, ehe er sich der Schriftstellerei zuwandte. In seinem neunzehnten Jahre trat er bereits mit einer theatergeschichtlichen Broschüre hervor. Das Gebiet der Theatergeschichte pflegte er dann während einer Reihe von Jahren, bis er 1881 die Redaktion der Monatsschrift „Vom Fels zum Meer" und bald darauf auch die Herausgabe der „Deutschen Nationalliteratur" übernahm. Dies letztgenannte, vorzügliche Sammelwerk ist unter seiner Leitung auf mehr als 200 Bände gediehen. In Schriftstellerkreisen allbekannt wurde Kürschner durch seinen „Deutschen Litteraturkalender". Kürschner hat ferner die 7. Auflage des Pierer'schen Konversationslexikons redigiert, ein „Universal-Konversationslexikon", ein „Taschenlexikon", das „Staats-, Hof- und Kommunal-Handbuch", sowie Handbücher für den deutschen Reichstag, das preußische Abgeordnetenhaus u. a. herausgegeben. Lange Zeit in Stuttgart thätig, lebte er die letzten Jahre auf seiner Besitzung bei Eisenach. Die Stadt Eisenach hatte ihn zum Dank für seine Verdienste um das dortige Wagner- und Reuter-Museum zum Direktor dieses Museums auf Lebenszeit ernannt. Der Verstorbene war von einem unermüdlichen Arbeitseifer beseelt, und daß seine rastlose, vielseitige Thätigkeit nicht ohne schädigende Einwirkung auf seine Gesundheit geblieben ist, möchte man wohl annehmen, wenn man die Nachricht von seinem jähen Tode erwägt. Auf einer Ferienreise in Tirol begriffen, beabsichtigte Kürschner eine Besteigung des Großvenedigers, aber noch auf der Wagenfahrt von Windisch-Matrei nach Huben traf ihn ein Herzschlag, der seinem Leben sofort ein Ende machte.

Joseph Kürschner †.

Das Wrack des „Primus", mit dem über hundert Menschen in die Tiefe gerissen sind, ist gehoben und wieder auf den Kiel gestellt worden. Auf unserem Bilde sieht man den zu Tage beförderten Rumpf des Schiffes. Hinter dem Abdichten ist die „Hansa" in den Schiffsleib eingedrungen und hat dem „Primus" die tödliche Wunde geschlagen. Der Stoß war so furchtbar, daß das Schiff sich sofort auf die Seite legte und dann, als die „Hansa" freikam, kieloben in die Tiefe sank. Die Verhandlungen des Seeamts haben bekanntlich ergeben, daß den Kapitän des „Primus" die Hauptschuld trifft, weil er sich im falschen Fahrwasser gehalten und zudem ein unrichtiges Manöver ausgeführt hatte, indem er plötzlich quer vor der „Hansa" auf die Nienstedter Landungsbrücke zusteuerte, wodurch das gräßliche Unglück entstand. Die Sammlungen für die Hinterlassenen der bei der Katastrophe Verunglückten werden fortgesetzt und haben schon eine ansehnliche Höhe erreicht, ohne indes den Bedürfnissen voll zu genügen. Es sei daher an dieser Stelle und angesichts des Unglücksschiffes nochmals an gütige Herzen appelliert.

Der „Primus" nach der Hebung.

Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

Halbheft 21. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Runen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.)

Roman von E. Werner.

Das stürmische Wehen der letzten Tage und Nächte war vorüber. Jetzt lag sonnige Ruhe draußen auf dem Meere, und rings herrschte das klare Licht eines nordischen Sommertages, der in seiner Mittagshöhe stand. Der Dampfer, der von Bergen kam und seinen Kurs nach Norden richtete, fuhr in unmittelbarer Nähe der Küste hin. Er war jetzt, in der Hauptzeit des Verkehrs, voll besetzt, und die Reisenden saßen und standen in Gruppen auf dem Verdeck. Die Küstenlandschaft bot nichts Besonderes, felsige Ufer mit niedrigen, kahlen Bergen, an denen einzelne Höfe lagen, kaum hier und da eine größere Ortschaft. Treiben auf der Seeseite ein ganzes Gewirr von kleinen Inseln, die bald einzeln, bald gruppenweise aus der Flut emporlauchten, meist öde Felsgestein, mit Gestrüpp bewachsen. Nur im Norden, aber noch ziemlich fern, stiegen hohe, dunkle Berge auf.

Im Manöver.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Auf dem vorderen Deck standen zwei junge Männer, von denen der eine die Uniform der deutschen Marine trug, während der andere, in Reisejoppe und Gamaschen, offenbar zu den Touristen gehörte. Sie plauderten lebhaft, denn es waren zwei ehemalige Schulkameraden, die sich jahrelang nicht gesehen hatten, und die der Zufall nun hier an Bord des nordischen Dampfers zusammengeführt hatte.

„Nimmt denn diese Küstenbummelei noch immer kein Ende?“ fragte der junge Seemann ungeduldig. „In sehen ist nichts, und das Meer da draußen rührt sich nicht.“

„Gott sei Dank!“ fiel der andere ein. „Es hat sich genug gerührt bei der Ueberfahrt. Wir hatten ja Tag und Nacht Sturm.“

„Warum nicht gar Sturm! Das bißchen Wehen auf der Nordsee war nicht der Rede wert. Da solltest du erst den Ocean sehen, wenn er ungnädig ist. Dich hat freilich das Bißchen schon schlimm mitgenommen! Du lagst ja in der Kabine zwischen Leben und Sterben und brauchtest dann noch einen ganzen Tag, um dich von der Seekrankheit zu erholen! Man kann erst jetzt ein vernünftiges Wort mit dir reden. Also, wie ist es dir ergangen in all der Zeit, Philipp? Wir haben uns ja nicht gesehen, seit wir Rotenbach verließen, und das ist Jahre her.“

„Volle sechs Jahre,“ bestätigte Philipp. „Dich brauche ich allerdings nicht zu fragen, Kurt, dir ist es natürlich gut gegangen, das sieht man.“

„So ziemlich, ja. Ich habe mich inzwischen auf allen möglichen Meeren herumgetrieben und bin gegenwärtig — Respekt, Herr Philipp Röder! — Leutnant auf Seiner Majestät Schiff ‚Bineta‘.“ Er richtete sich stramm auf und salutierte. Aus dem hübschen, schlanken Jungen, der durchaus Admiral werden wollte, war vorläufig ein nicht minder hübscher Marineleutnant geworden, der mit seinen dunklen Augen gerade so keck und lustig in die Welt blickte wie einst der Knabe. Das gebrämte Amtlich verriet, daß er bereits mit der Tropensonne Bekanntschaft gemacht hatte, und zu dem dunklen Kraushaar, das sich unter der Mütze hervordrängte, hatte sich ein Bärtchen auf der Oberlippe gesellt. Auch Philipp Röder war eine angenehme Erscheinung, aber er verlor doch sehr neben dem keken, frischen Seemann. Das etwas blasse Gesicht hatte einen gewissen wehmütigen Zug und die Augen einen Ausdruck von Melancholie, der gar nicht zu seiner Jugend stimmte. Die Haltung war ein wenig vorgebeugt, die Sprache leise und langsam; und doch machte das Aeußere des jungen Mannes keineswegs den Eindruck der Kränklichkeit.

„Ja, du warst immer ein Glückskind,“ sagte er. „Du warst in Rotenbach der allgemeine Liebling — ich habe keinen Freund dort gehabt.“

„Weil du dich mit keinem vertrugst,“ ergänzte Kurt. „Wenn dir einer von den Kameraden eine Ohrfeige gab, dann fühltest du dich tiefgekränkt in deiner Menschenwürde, setztest dich grollend in eine Ecke und dachtest stundenlang über die Schlechtigkeit der Welt nach. Ich machte das weit einfacher. Ich gab zwei Ohrfeigen zurück, manchmal auch drei, und dann vertrugen wir uns wieder. Aber mit den Ohrfeigen war es nicht immer getan. Wie oft habe ich mich nicht mit meinem besten Freunde, dem Bernhard Hohenfels, geprügelt! Du erinnerst dich seiner doch noch?“

„O ja!“ Bei Röder schien der Name gewisse schmerzhafte Erinnerungen zu erwecken, denn er verzog das Gesicht. „Der tolle Junge, dem kein Mensch nahe kommen durfte, er schlug immer gleich zu. Du warst der einzige, der mit ihm auskam, und ihr beide waret unzertrennlich. Hohenfels ging ja zur Marine, und das war wohl auch das, wozu er am ehesten paßte. Aber du solltest ja durchaus Landwirt werden? Also hat dein Vater schließlich doch nachgegeben?“

„Das gerade nicht, aber ich bin durchgegangen. Ich habe meinem Papa ja oft genug damit gedroht, aber er hat es nie geglaubt, daß ich Ernst mache. Bernhard ging mit Zustimmung seines Onkels von Rotenbach direkt zur Marine; dem wurden alle Wege geebnet — ich sollte nach Berlin, um mein freiwilliges Jahr abzudienen! Aber wir hatten beide unseren Kriegsplan schon für und fertig. Papa hatte mich vorsorglich mit allen nötigen Papieren ausgerüstet und damit ging ich einfach zu Bernhard und meldete mich mit ihm für den Seedienst. Dann schrieb ich nach Hause und zeigte hochachtungsvoll und ergebenst an, daß ich mich nicht bei den Gardedragonern, sondern bei der Marine gemeldet hätte und nun meinen Herrn Papa um die gütige Zusendung der weiteren noch notwendigen Papiere ersuchte. Das hat einen Lärm gegeben in Ottendorf! Papa wollte sich sporenstreichs aufmachen und mich zurückholen, aber er besann sich schließlich doch und ich hatte auch gleichzeitig an Onkel Hohenfels geschrieben. Der hielt mir zwar brieflich eine fürchterliche Standrede über meinen Ungehorsam, aber ich glaube, im geheimen war er auf meiner Seite. Jedenfalls brachte er den Papa zur Vernunft.“

„Du meinst den Minister?“ fragte Philipp. „Bist du nahe mit ihm verwandt?“

„Wir sind überhaupt nicht verwandt, aber er ist ein Jugendfreund meines Vaters und unser nächster Gutsnachbar, daher stammt die Onkelschaft. Doch nun zu dir, Philipp! Welche einflußreiche Charge bekleidest du denn eigentlich im Staate? Du wolltest ja Jura studieren.“

„Gewiß, und das habe ich auch gethan, aber von irgend einer Stellung habe ich abgesehen. Die Dienstverhältnisse bei uns sagten mir nicht zu.“

„Und deshalb zogst du es vor, gar nichts zu werden? Nun, deine Mittel erlauben dir das allerdings, aber mir wäre es langweilig, so ziel- und zwecklos durch die Welt zu bummeln, das ist doch kein Vergnügen.“

„Vergnügen!“ wiederholte Röder mit einem tiefen Seufzer. „Ist denn das Leben überhaupt ein Vergnügen? Mir hat es nur Enttäuschungen und Bitterkeiten gebracht.“

„Mit deinen fünfundzwanzig Jahren?“ spottete Kurt. „Ja, du hielst dich immer für ein Stiefkind des Schicksals, während es dir doch sträflich gut ging. Ich denke, du bist glücklicher Bräutigam oder Ehemann? Ich habe doch einmal irgendwo deine Verlobungsanzeige gelesen.“

„Spricht mir nicht davon — das ist vorbei!“ unterbrach ihn Röder düster. „Ja, ich war verlobt, aber meine Braut verriet mich — sie nahm einen anderen.“

„Da hätte ich mir schleunigst auch eine andere genommen,“ sagte der junge Seemann mit voller Seelenruhe.

Philipp fuhr gereizt auf. „Das ist wieder deine alte Herzlosigkeit! Du mußt über alles spotten!“

„Ich habe das tiefste Mitgefühl,“ versicherte Kurt, der leider ganz ungerührt aussah. „Also verraten hat dich deine Braut? Ja, wieso denn?“

„Weil ihre Eltern sie überredet, gedrängt hatten zu der Verlobung. Sie hatte eine andere Neigung, eine ganz aussichtslose Geschichte! Ein armer Schlucker, der gar nichts besaß; aber sie behauptete schließlich, sie könnte ihn nicht vergessen, und diesem Menschen wurde ich geopfert!“

„Das kommt davon, wenn man so viel Geld hat wie du,“ bemerkte der junge Fernstein philosophisch. „Die Eltern kapern dann schleunigst die gute Partie, und das Fräulein Tochter rebelliert dagegen. Nimm's nicht so schwer, Philipp, nimm dir eine andere!“

„Niemals!“ erklärte Philipp mit düsterer Ergebung. „Ich habe das Vertrauen, den Glauben verloren, die Frauen existieren hinfort nicht mehr für mich.“

„Das ist schade, für mich existieren sie noch sehr. Aber wir werden uns nun bald trennen müssen, denn ich steige auf der nächsten Station aus.“

„Was? Du fährst nicht mit nach Drontheim?“

„Nein, ich gehe nach Raansdal. Der Name ist dir wohl fremd? Das glaube ich, es liegt ganz abseits von den Touristenwegen. Ich will Bernhard Hohenfels besuchen.“

Röder machte ein höchst verwundertes Gesicht. „Hier in Norwegen? Ich denke, er ist bei der Marine, wie du?“

„Gewesen!“ Ueber das Gesicht Kurts flog ein Schatten. „Er hatte je immer Heimweh nach Norwegen und wollte zurück um jeden Preis. So lange sein Onkel die Vormundschaft führte, mußte er notgedrungen aushalten bei uns, und später, als er mündig wurde, war es doch einfach Ehrensache, noch ein paar Jahre als Offizier zu dienen. Unsere vorletzte große Fahrt auf der ‚Bineta‘ hat er noch mitgemacht, dann nahm er den Abschied, und seit einem Jahre ist er wieder in Raansdal.“ — Er berichtete das etwas kurz und hastig und brach dann schnell ab.

„Komm, Philipp, da drüben treten die Hochgipfel näher heran, dort muß sich der Fjord öffnen, und am Eingange liegt

die Station. Die Landschaft scheint endlich interessant zu werden."

Sie schritten nach dem Hauptdeck, wo sich der größte Teil der Reisenden befand. Kurt wandte seine ganze Aufmerksamkeit den Bergen zu, deren Umriß sich jetzt klar und deutlich aus dem Duft der Ferne lösten. Röder richtete gleichfalls sein Fernglas dorthin, dann aber begann er die Reisegesellschaft zu mustern, in der er irgend etwas zu suchen und schließlich auch gefunden zu haben schien, denn seine Blicke kehrten immer wieder zu einem bestimmten Punkte zurück.

Abseits von den übrigen hatte sich ein Paar niedergelassen, das vielleicht absichtlich diesen Platz gewählt hatte, um allein zu bleiben. Die Dame, eine zierliche Gestalt in hellem Reisekleide, konnte höchstens zwanzig Jahre alt sein. Das Gesicht, mit den rosigen Farben der Jugend und den hellbraunen Augen, war ziemlich unregelmäßig in seinen Linien, aber ungemein pikant und fesselnd, und auf der Stirn, die der Strohhut freiließ, kräuselte sich ein Gewirr von lichtbraunen Löckchen. Der Herr neben ihr, auch noch ziemlich jung, war keine besonders sympathische Erscheinung. Sehr lang, sehr blond und sehr steif und nüchtern, saß er wie eine Wache neben seiner Begleiterin, die über Langeweile zu sein schien. Seine Bemerkungen, mit denen er eine Unterhaltung versuchte, wurden kurz und ungnädig beantwortet, und eine Tasse Bouillon, die er bestellt hatte, ward mit einer ungeduldigen Bewegung abgelehnt. Als er vollends, da die Sonne ihn belästigte, seinen Feldstuhl dicht heranrücken wollte, wurde unpolitisch der Sonnenschirm aufgespannt, mit einem hörbaren Ruck und mit solcher Energie, daß der Arme zurückfuhr. Er blieb fortan in respektvoller Entfernung und tröstete sich damit, daß er die verschmähte Bouillon nun selbst austrank.

Die beiden Schulfreunde hatten die kleine Szene beobachtet. Kurt unterdrückte mühsam das Lachen, während Philipp haldlaut fragte: „Hast du die Beiden auch schon bemerkt? Sie kamen erst in Bergen an Bord. Ich versuchte vorhin, die junge Frau anzureden, doch da stellte sich mir sofort dieser Ehemann in den Weg und machte mir pantomimisch klar, daß sie kein Deutsch verständen. Er ließ mich gar nicht heran an seine Frau, und dann brachte er sie schleunigst dort drüben in Sicherheit. Einmanngegenunser Mensch!"

Kurt musterte die Gruppe mit kritischem Blick. „Du hättst die Beiden für ein Ehepaar?"

„Gewiß, für was denn sonst? Aber sie behandelt ihn beinahe feindselig, und er bewacht sie förmlich."

„Du bist ja ganz Eifer und Aufregung!" sagte der junge Seemann lachend. „Ich denke, die Frauen existieren nicht mehr für dich, nach der bewußten Erfahrung?"

Röder geriet einen Augenblick in Verlegenheit, aber er faßte sich schnell und erwiderte gefühlvoll: „Aber alles, was leidet, existiert für mich, weil ich selbst gelitten habe. Diese junge Frau ist zweifellos auch ein Opfer der Verhältnisse. Gott weiß, wie sie zu diesem Manne gekommen ist!"

„Vielleicht wie deine verlobene Braut zu dir," spottete Kurt. „Aber das ganze Drama, das du dir da zusammenbraust, ist Einbildung. Erstlich ist das kein Ehepaar, denn — — aber still, da kommen sie!"

Die Dame hatte sich in der That erhoben und kam gerade auf die Stelle zu, wo die Beiden standen, während der Herr ihr wie ein Schatten folgte. Sie lehnte sich über die Brüstung, schaute nach den Bergen hinüber und schien irgend etwas von ihrem Begleiter zu verlangen, was dieser nicht gewähren konnte, denn er zuckte bedauernd die Achseln. Da nahm Kurt ohne weiteres seinem Schulfreunde das Fernglas aus der Hand, überreichte es mit einer artigen Verbeugung und sagte in geläufigem Norwegisch: „Hier, mein Fräulein! Das Glas ist vorzüglich, ich darf es Ihnen wohl anbieten?"

Die junge Dame sah sehr überrascht aus, als der deutsche Marineoffizier sie in der Sprache ihres Landes anredete; aber sie nahm das Glas und richtete es sofort auf einen bestimmten Punkt, während ihr Begleiter fragte: „Was suchen Sie denn eigentlich da drüben, Fräulein Inga?"

„Ich will sehen, ob der Fjorddampfer dort liegt."

„Natürlich liegt er dort. Es ist die Station für die Reisenden, die nach Naandsdal wollen, aber das interessiert uns doch nicht, wir fahren ja nach Drontheim."

Fräulein Inga sah ihn an, und es blitzte etwas wie Schadenfreude in ihren Augen, als sie erwiderte: „Ich hoffe, es wird Ihnen in Drontheim recht gefallen, Herr Hansen." Dann aber wandte sie sich zu dem jungen Seemann und gab ihm das Glas zurück.

„Ich danke, mein Herr! Sie sprechen norwegisch, da sind Sie jedenfalls schon öfter in unserem Lande gewesen?"

„Nein, mein Fräulein. Ich beabsichtige hier einen Freund aufzusuchen, aber ich spreche Norwegen zum erstenmal."

Inga wandte sich nun an Röder mit der Frage: „Und Sie, mein Herr? Sind Sie auch zum erstenmal hier?"

Philipp hatte bisher aufmerksam zugehört, obgleich er kein Wort verstanden hatte. Bei dieser direkten Anrede aber geriet er in peinliche Verlegenheit und blickte hilfesuchend zu Kurt hinüber, der sich denn auch zu erklären beeilte, daß sein Gefährte kein Norwegisch verstehe.

„Das bedauere ich!" sagte die junge Dame wohlwollend, „sagen Sie ihm das!"

Und Kurt, dem der Schalk aus den Augen blitzte, wandte sich auf Deutsch an seinen Schulfreund: „Fräulein Inga bedauert es ungemein, daß du kein Norwegisch verstehst," dolmetschte er. „Sie würde sich gern mit dir unterhalten, denn sie findet dich äußerst interessant. Du scheinst einen tiefen Eindruck auf sie gemacht zu haben!"

Philipp errötete vor Vergnügen. Er hatte keine Ahnung von den Freiheiten, die der Dolmetscher sich erlaubte, und verbeugte sich mit einem ganz verklärten Ausdruck. Der lange Herr Hansen hörte inzwischen mit deutlichem Mißvergnügen der Unterhaltung zu, von der er nur das Norwegische verstand, war aber offenbar sehr befriedigt, als der junge Seemann sich endlich mit einer Verneigung verabschiedete. „Ich muß mich Ihnen jetzt empfehlen, mein Fräulein. Ich will nach meinem Gepäck sehen, denn ich steige hier aus und gehe nach Naandsdal."

Inga stutzte bei dem Namen und warf dem Sprechenden einen merkwürdig fragenden Blick zu, dann aber neigte sie mit flüchtigem Gruße das Haupt und kehrte zu ihrem Sitze zurück wohin Hansen ihr schleunig folgte.

„Nun spricht du gar norwegisch!" sagte Röder mit neidischem Tone.

„Das habe ich natürlich von Bernhard gelernt. Er nahm mich gleich anfangs in die Schule, nun nur seine Norddialektsprache reden zu können. Wir haben das oft genug gethan, und die Uebung kommt mir jetzt zu statten. — Doch da wird schon mein Gepäck heraufgebracht! Wir werden gleich anhalten."

Der Dampfer, der nur an den großen Stationen anlegte, hatte ein Signal nach dem Lande hinübergesandt und mäßigte jetzt seine Fahrt, um das Boot zu erwarten, das von drüben herbeikam.

Kurt warf einen bedauernden Blick hinüber nach der anderen Seite. „Eigentlich ist es schade, daß ich gerade jetzt fort muß. Die Fahrt fing eben an interessant zu werden mit dieser Reisebekanntschaft!"

„Sie heißt Inga? Welch ein schöner Name!" rief Philipp mit einem schwärmerischen Anflug.

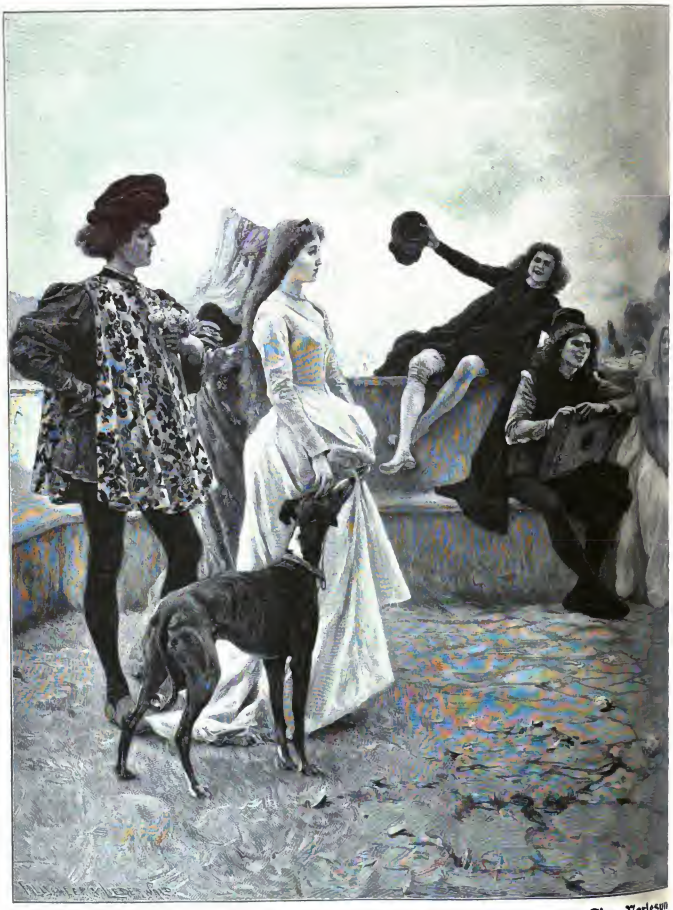
„Und sie ist unvermählt!" ergänzte Kurt. „Du hast also freie Bahn und hast noch die ganze Fahrt bis Drontheim vor dir, um den bewußten Eindruck zu vervollständigen, denn deine Absage an das gesamte weibliche Geschlecht scheint doch Ausnahmen zuzulassen."

Röder schüttelte mit düsterer Ergebung den Kopf. „Das ist wieder mein altes Schicksal! Ich kann mich ja nicht einmal mit ihr verständigen, und du bist nicht mehr da, um auszuhelfen!"

„Versuche es doch mit der Pantomime, im Notfall geht das auch. Doch da ist das Boot, ich muß fort. Leb' wohl, Philipp! Vielleicht treffen wir uns noch einmal unterwegs. Ich will mit Bernhard einen Anstoß nach dem Norden machen, und dahin geht du ja auch. Gute Fahrt!"

Er schüttelte dem Schulfreunde die Hand und schritt nach der Schiffstreppe, die eben herumtergelassen wurde.

Der Dampfer hielt, und das Boot legte an, um die Passagiere, die hier auszusteigen, aufzunehmen. Dicht an der Treppe stand Fräulein Inga, sie hatte ihren Plaid über dem Arm und eine kleine Reisetasche in der Hand, und neben ihr stand der unvermeidliche Herr Hansen. Er sah mit sehr behaglicher Miene zu, wie das Gepäck ausgeladen wurde; auf einmal aber fuhr



Eine Vorlesun

Nach dem Gemäl

Copyright 1900 by Franz Hanfstaengl in München.

aus Petrarca.

von T. Andreotti.

er in die Höhe und rief den Matrosen an, der eben einen größeren Koffer hinab beförderte: „Halt! Das ist ein Irrtum! Der Koffer bleibt hier, der geht ja nach Drontheim."

Er wollte einschreiten, aber da faßte ihn eine kleine Hand und hielt ihn sehr energisch am Rockschoß fest. „Bitte, es ist ganz in der Ordnung. Ich habe das schon bei der Abfahrt bestellt."

„Aber — aber es ist ja Ihr Koffer, Fräulein Inga!"

„Jawohl, ich fleige auch hier aus. Ich gehe nach Raansdal."

„Raansdal?" wiederholte Hansen, der das augenscheinlich nicht begriff. Mit offenem Munde starrte er seine Reisegefährtin an, die ruhig fortfuhr: „Ja, zu meinem Onkel, dem Pastor Eriksen. Meine Eltern wissen bereits Bescheid, ich habe ihnen von Bergen aus geschrieben. Es thut mir leid, aber Sie müssen schon allein nach Drontheim."

Der Koffer war inzwischen glücklich hinabgelangt. Kurt, der sich bereits auf der Treppe befand, war überrascht stehengeblieben, aber er begriff schneller als Herr Hansen. Er flieg flink hinunter, um Platz zu machen, und bot der jungen Dame, die ihm schleunigst folgte, die Hand zum Einsteigen. Sie sprang in das Boot, setzte sich nieder und sah dabei ungeheuer vergnügt aus.

Hansen stand noch immer wie versteinert da; erst als er sah, daß das Tau gelöst wurde, kamen ihm Sprache und Bewegung zurück. Er stürzte nach der Treppe und rief in verzweifeltem Tone: „Aber, Fräulein Inga! Um Gottes willen!"

Sie nickte ihm mit vernichtender Freundlichkeit zu.

„Adieu! Amüsieren Sie sich gut in Drontheim, es ist sehr hübsch bei uns. Ich werde erst in vier Wochen zurückkommen oder noch später, und dann sind Sie wohl längst wieder fort. Grüßen Sie meine Eltern! Glückliche Reise!"

Philipp Röder, der natürlich nicht eine Silbe verstand und sich die Szene nicht erklären konnte, war auch an die Brüstung getreten und rief jetzt hinunter: „Kurt, ich bitte dich, was soll denn das bedeuten?" Kurt schamte zu ihm herauf, gleichfalls ungeheuer vergnügt.

„Das Fräulein geht auch nach Raansdal, wir machen die Fahrt zusammen. Adieu, Philipp! Glückliche Reise!"

Die Schiffstreppe war bereits wieder in die Höhe gezogen, der Dampfer setzte zur Fahrt ein, und in den Wellen, die er aufwarf, begann das kleine Schiffchen lustig zu tanzen. Inga trieb die Bosheit so weit, ihr Taschentuch hervorzuziehen und zu winken, als gälte es einen zärtlichen Abschied, und Kurt folgte ihrem Beispiel, er ließ gleichfalls sein Tuch flattern. So steuerten sie dem Lande zu, während der Dampfer seinen Kurs wieder aufnahm.

Oben auf dem Deck standen die beiden Verlassenen und starrten dem Boote nach, so lange es sichtbar war, dann aber fuhr sich Hansen mit beiden Händen in die strohblonden Haare und wankte förmlich zurück nach seinem Sitze, Philipp Röder aber versank in düstere Schweremut. —

Das kleine Boot hatte noch eine ziemliche Strecke bis zum Lande zurückzulegen, aber die junge Dame bezeigte keine Lust zur Unterhaltung. Als der Dampfer sich entfernt und sie ihren Triumph ob des glücklich gelungenen Streiches genossen hatte, spannte sie sofort wieder den Sonnenschirm auf und verschwand völlig dahinter. Kurt aber ließ sich dadurch nicht abschrecken, er hatte ihr gegenüber Platz genommen und begann nun das Gespräch:

„Da wären wir also Reisegefährten!"

Fräulein Inga schien verstummt zu sein. Sie schwieg einige Minuten lang, dann fragte sie plötzlich im Tone eines Inquisitors: „Wie heißt der Freund, den Sie in Raansdal aufsuchen wollen?"

„Bernhard Hohenfels."

„Ah!" rief das junge Mädchen überrascht und kam zur Hälfte hinter dem Schirm hervor.

„Sie kennen ihn?"

„Nicht persönlich, er war noch nicht in Raansdal, als ich das letzte Mal dort war. Sie wissen jedenfalls, daß er verlobt ist?"

„Ja — seit drei Monaten," sagte Kurt langsam, und über sein Gesicht glitt wieder derselbe Schatten wie vorhin, als er dem Schulfreunde berichtete, daß Bernhard seinen Abschied genommen hatte.

„Und seine Braut, Hildur Eriksen, ist meine Base."

„In der That? Ich hörte Sie schon auf dem Dampfer den Namen erwähnen. Da ergeben sich ja ganz unvermutete Beziehungen zwischen uns!"

„Zwischen uns?" Inga rümpfte das Näschen und sah ihn von oben bis unten an. „Sind Sie verwandt mit Herrn Hohenfels?"

„Nein, aber eng befreundet."

In der nun folgenden Pause schaute Kurt unausgesetzt hinüber nach dem Lande. Dort vor der Station, einer unbedeutenden Ortschaft, lag der kleine Fjorddampfer, der den Verkehr vermittelte. Er ging nur zweimal in der Woche und wurde fast nur von Einheimischen benutzt. Nicht weit davon stand eine Gruppe von Leuten, die das Boot erwarteten, und jetzt löste sich aus ihrer Mitte die hohe Gestalt eines Mannes, der dicht ans Ufer trat und herüberwinkte. Kurt sprang plötzlich auf, so stürmisch, daß das Schiffchen ins Schwanken geriet.

„Bernhard! Da ist er!"

„Da bin ich! — Willkommen! —" klang es jubelnd zurück. Dann, ehe noch das Boot antegte, sprang der junge Seemann mit einem Satze ans Land, und in demselben Augenblick umschlossen ihn zwei Arme heiß und fest.

„Kurt, mein Junge! Endlich!" Es klang wie ein Freudenschrei.

Inga sah erst verwundert, dann gekränkt dieser leidenschaftlichen Begrüßung zu, dann nun ihr wurde gar keine Notiz genommen. Niemand kümmerte sich um sie, es blieb ihr nichts übrig, als einen der Schiffer herbeizuwinken und ihm ihren Koffer zu übergeben, dann schritt sie allein nach dem Dampfer hinüber, der nur einige hundert Schritt entfernt lag.

Endlich, nachdem die ersten Fragen und Antworten gewechselt waren, sah Kurt sich um und bemerkte, daß das Boot leer war. „Mein Gott — wo ist sie denn geblieben?" rief er.

„Sie? Wen meinst du?"

„Meine Reisegefährtin. Sie wird vielleicht schon drüben auf dem Dampfer sein, und ich bin so unritterlich gewesen, mich gar nicht um sie zu kümmern!"

„Noch immer der alte Kurt!" spottete Bernhard. „Du mußt nun einmal den Liebenswürdigen spielen."

„Diese junge Dame geht dich ja auch einigermaßen an, denn sie will nach Raansdal zu ihrem Onkel, dem Pastor Eriksen. Weißt du denn nichts davon?"

„Nein," sagte Bernhard gleichgültig. „Ich war ein paar Tage draußen auf dem Meere und bin gleich hiergeblieben, um dich mitzunehmen. Möglich, daß sie daheim jemand erwarten."

„Ich weiß bis jetzt nur ihren Vornamen, Inga, und höre, daß sie mit ihren Eltern in Drontheim lebt."

„Jedenfalls Inga Lundgren, die Nichte des Pastors. Ich kenne sie übrigens noch gar nicht."

„Nun, da kannst du hier ihre Bekanntschaft machen. Wir fahren wohl auch mit dem Dampfer?"

Bernhard zuckte verächtlich die Achseln. „Warum nicht gar! Das ist eine Schneckenfahrt, bei der überall angetegt wird. Ich hätte dich gern mit meiner „Freya" geholt. Gestern und vorgestern, bei dem scharfen Wehen, hat sie sich lustig da draußen auf der See getummelt, aber bei dieser Windstille kommen wir ja nicht vorwärts mit der Segelzacht. Komm, drüben steht mein Wagen."

„Ich muß mich wohl deiner Führung überlassen," sagte Kurt etwas enttäuscht. „Aber du wirst doch deine künftige Verwandte begrüßen, und ich möchte auch —"

„Wozu denn das?" unterbrach ihn Bernhard ungeduldig. „Dazu ist ja in Raansdal Zeit genug. Sie ist überdies längst auf dem Dampfer, und der fährt gleich ab. Komm, wir nehmen den Weg über die Berge, da brauchen wir nur ein paar Stunden zu der Fahrt."

Er zog ihn fort zu dem Wagen, der ganz in der Nähe stand, ließ Kurts Gepäck besorgen, nahm dann dem Jungen die Zügel aus der Hand, ließ seinen Freund aufsteigen und setzte sich an dessen Seite. Im vollen Trabe ging es davon, und bald lagen der Strand und die Häuser hinter ihnen.

Die lustige Fahrt ging gradeswegs hinein in die Berge. Der leichte, offene Wagen, der nur für zwei Personen Raum bot, flog nur so dahin, und das kleine, graue Pferdchen mit der buschigen Mähne und den klugen Augen griff so munter aus, als wäre der scharfe Trab ihm nur ein Spiel.

Die beiden jungen Männer achteten freilich nicht viel auf Weg und Landschaft, denn dies Wiedersehen hatte ihnen erst gezeigt, wie sehr sie aneinander hingen. Sie waren ja unzertrennlich gewesen seit ihren Knabenjahren. Sie hatten zusammen getollt und gelernt, zusammen die ganze Lehrzeit im Seedienst durchgemacht und waren als junge Offiziere auf das gleiche Schiff gekommen. Erst das letzte Jahr hatte ihnen die Trennung gebracht, als Bernhard den Abschied nahm. Da gab es nun freilich viel zu fragen und zu berichten, und Kurt erzählte mit seinem gewohnten Uebermut von allerlei Erlebnissen und von Ottendorf, wo er nur acht Tage lang gewesen war.

„Papa war freilich sehr ungehalten darüber," sagte er. „Er rechnete darauf, daß ich meinen ganzen Urlaub bei ihm zubringen würde, wie gewöhnlich, aber ich hatte dir doch versprochen, zu kommen."

„Und ich hätte dich auch festgehalten bei deinem Versprechen," fiel Bernhard ein. „Es steht doch alles gut in Ottendorf?"

„Mehr als gut, denn es winkt Ersatz für den durchgegangenen Sohn und Thronfolger. Papa hat sich ja allerdings in das Unabänderliche gefunden, aber ich hatte doch bisweilen Gewissensbisse, wenn ich sah, wie bitter ihm der Gedanke war, daß sein altes Stammgut dereinst verwaist sein sollte. Jetzt ist, Gott sei Dank, ein agrarischer Schwiegersohn in Sicht. Seit einem halben Jahre ist ein Volontär da, ein hübscher Junge, aus guter Familie, der sich mit den Landverhältnissen bei uns vertraut machen soll, um sich später selbst anzukaufen. Daraus wird aber wohl nichts werden. Er steuert nämlich mit vollen Segeln auf Käthchen, meine Schwester, los, und sie scheint ihm gar nicht abgeneigt zu sein. Papa hilft ihn für ein landwirtschaftliches Genie und lang mir bereits sein Lob in allen Tonarten, natürlich mit Randbemerkungen, die auf mich gemünzt waren. Kurz, die Sache ist im Zuge. Ich erwarte demnächst die Verlobung und habe im voraus feierlichst meinen Segen dazu gegeben."

„Das glaube ich, denn das wäre die allerbeste Lösung," sagte Bernhard. „Hoffentlich thut Käthchen dir den Gefallen, Ja zu sagen, dann ist der alte Streit mit deinem Vater ein für allemal erledigt. Er hängt nun einmal mit Leib und Seele an seinem Ottendorf, und auf diese Weise bleibt es in der Familie."

„Du bist ja nun auch Bräutigam," hob Kurt mit einem gewissen Zögern wieder an. „Ich habe dir schon briefl ich meinen Glückwunsch gesandt, jetzt kann ich ihn mündlich wiederholen."

„Ich danke," war die ruhige Antwort. „Du wirst Hildur ja kennenlernen. Sie war noch ein Kind, als ich damals fortging, kaum vierzehn Jahre alt, aber wir waren fast täglich beisammen, denn ihr Vater unterrichtete uns beide gemeinsam. Du warst überrascht von der Nachricht. Ich las es zwischen den Zeilen deines Briefes."

„Wir waren es alle, niemand hat geglaubt, daß du dich so schnell binden würdest. Du bist aus dem Dienst getreten, weil du behauptetest, er sei dir ein Zwang und eine Fessel, du wolltest frei sein, ganz frei, und kaum ist ein Jahr vergangen, da bindest du dich — für das ganze Leben!"

In Bernhards Stirn grub sich eine Falte, aber er erwiderte mit voller Bestimmtheit:

„Das versteht du nicht, Kurt. Hier in unserer Einsamkeit, da braucht man eine Frau, eine Familie. Im Sommer geht es ja, da habe ich die Jagd und meine See da draußen, aber im Winter dauert der Tag bei uns nur ein paar Stunden. Da werden wir vom Schnee förmlich belagert, und die Nordstürme, die oben aus dem Eismeere hervorbrechen, toben oft wochenlang an unseren Küsten, so daß man nicht hinaus kann aus dem Fjord. Diese endlos langen Winterabende, wo man allein ist in den öden Hause, ganz allein mit seinen Gedanken —" er brach plötzlich ab und schloß dann rasch: „Ich habe das einmal ausgehalten, auf die Dauer geht es nicht!"

„Ach so, du brauchst eine Frau?" sagte Kurt, mit einem langen Blick auf den Freund. „Ich habe an irgend eine Leidenschaft geglaubt, denn diese Heirat kostet dich das Majorat. Euer Familiengesetz fordert ja den Verzicht in solchem Falle."

Die Falte auf der Stirn des jungen Hohenfels vertiefte sich, und in seiner Stimme verriet sich einige Gereiztheit.

„Ich frage nichts nach dem Majorat. Das Vermögen meiner Mutter macht mich glücklicherweise unabhängig davon und von dem ‚Chef der Familie'. Natürlich liebe ich meine Braut, sonst hätte ich sie nicht gewählt, aber ich brenne nicht immer gleich lichterloh, wie andere, und Hildur ist gerade die Frau, die ich brauche. Man scheint übrigens bei euch da drüben zu glauben, daß ich hier eine Art Bauernregiment führe — nun du wirst ihnen ja berichten können, daß ich nicht schlimmer dran bin als eure Gutsherren, nur daß es bei uns einfacher und urwüchsiger zugeht. Ich habe es leichter gehabt als mein Vater, der nur das mitbrachte, was er drüben in Amerika in schwerem Ringen erworben hatte, und das war wenig genug. Damals haben wir freilich nicht viel anders gelebt als die Naansbaler Bauern, wir hatten gerade nur das Notwendige. Ich aber konnte mit dem mütterlichen Erbteil ein Gebiet erwerben, das fast so groß ist wie Gutersberg. Ich habe es dir ja briefl ich ausführlich geschildert, mein Edsviken."

„Zawohl, und der Kaufpreis war unglaublich niedrig. Man scheint hier den Bodenwert noch gar nicht zu kennen."

„Nein, man schätzt ihn kaum, und in Edsviken bin ich Herr, viel unumschränkter, als ich es je in Guntersberg geworden wäre. Du sollst nur erst die Jagd in unseren Bergwäldern kennenlernen, die ist nicht so zahm wie bei euch, hier hat man noch die volle Lust am Weidwerk. Und sobald der Wind sich wieder aufmacht, segeln wir mit meiner ‚Freya' gen Norden. Du hast auf deinen Fahrten nur den Süden kennengelernt, da oben thut sich dir eine ganz andere Welt auf. Ja, es ist etwas Schönes um solch ein freies Leben!"

Seine Augen blitzten, und er reckte sich höher empor, aber Kurt blieb ziemlich kühl bei der begeisterten Schilderung. „Und dann kommt der Winter," ergänzte er. „Der lange, endlose Winter, wie du ihn vorhin schilderte!" — das muß doch recht einförmig sein?"

„Bis dahin habe ich meine Frau," sagte Bernhard kurz. „Da werde ich es diesmal wohl besser aushalten. Unsere Hochzeit ist auf den Herbst festgesetzt."

Sie waren bereits inmitten der Berge, die Fahrt ging durch dichte Tannenwälder, über ödes Steingeröll und dann wieder durch einsame Felsenthäler, von deren Höhen die Wasser niederschäumten. Bisweilen blinkte der Spiegel des Fjords auf und verschwand wieder, wenn sich Wälder und Felsen dazwischen schoben, und immer näher und dunkler stiegen die Gipfel empor. Bernhard hielt die Zügel nur lose in der Hand und lenkte trotzdem mit voller Sicherheit den Wagen, was bei den schlechten Wege mit seinen jähen Abstürzen und steilen Senkungen viel Kraft und Uebung forderte.

Bernhard Hohenfels war noch immer der volle Gegensatz zu dem schlanken, hübschen Kurt, den er mit seiner hohen Gestalt überragte; aber die neun Jahre, die er in seinem Vaterlande und später im Marinedienst zugebracht, hatten ihn doch verändert, wenn sie auch das ursprüngliche Gepräge seiner Natur nur gemildert, nicht verwischt hatten. Er machte noch immer den Eindruck einer trotzigen, fast gebändigten Kraft, paßte noch immer nicht in den Rahmen des Gewohnten und Hergebrachten; aber das Rohe, Bäurische, das ihm einst anhaftete, war verschwunden. In der straffen Haltung, dem ganzen Wesen machte sich jetzt der frühere Seeoffizier geltend, der jahrelang seiner Stellung hatte Rechnung tragen müssen. Das dichte, blonde Haar, das sich so lange der vorgeschriebenen Ordnung bequemt hatte, wuchs jedoch wieder üppig und regellos, nur daß es Stirn und Schläfe freiließ. Die Züge waren freilich nicht regelmäßiger und nicht schöner geworden, aber fester und ausdrucksvoller, und ein charakteristischer Zug war geblieben, das trotzige „Ich will!", das der Knabe stets im Munde führte, stand auch jetzt noch eingegraben in seinem Gesicht, ein harter, energischer Wille, den weder die Jahre, noch die Erziehung hatten brechen können. Der junge Hohenfels war in seiner herben Eigenart eine von jenen Erscheinungen, die weit mehr abstoßen als anziehen und trotz alledem fesseln, weil sich in ihnen eine überlegene Natur kundgiebt.

„Wie steht es denn auf der ‚Vineta'?" fragte er jetzt wie beiläufig. „Sie ist ja erst vor drei Wochen wieder in Kiel eingelaufen. Wie war die letzte Fahrt?"

„Alles wohl an Bord!" sagte Kurt einsilbig.

„Und — Kapitän Werdeck?"

„Nun, der ist noch der alte schneidige Kommandant und der alte Bär mit seiner Grobheit wie immer."

„Wußte er, daß du zu mir gingst?" Die Frage klang eigentümlich hastig und gepreßt.

„Natürlich, das wußten sie alle. Als ich mich bei ihm beurlaubte, habe ich noch eigens erwähnt, daß die Kameraden mir Grüße aufgetragen hätten. Ich dachte, er würde es auch thun, weil du doch einmal sein Liebling gewesen bist, aber da kam ich schön an. Er machte sein grimmigstes Gesicht und brummte mich an: ‚Was wollen Sie denn eigentlich da oben, Leutnant Fernstein? Ihrem Bureaufreunde helfen, Eisbären schießen und Seehunde fangen? Oder wollen Sie sich vielleicht auch von ihm zur Fahnenflucht verleiten lassen? Nehmen Sie sich in acht!' Und damit kehrte er mir grollend den Rücken."

Bernhard lachte laut auf, aber es war ein hartes, bitteres Lachen. „Fahnenflucht! Jawohl, er hat mich wie einen Deserteur behandelt, als ich mich von ihm verabschiedete. Als ob ich nicht jahrelang meine Schuldigkeit gethan hätte, von der Stunde an, wo ich als Kadett eintrat — als ob es mir nicht freistand, als Offizier zu gehen oder zu bleiben! Damals, als ich in Westindien meine erste Probe bestand, da hat er mir die Hand gereicht vor den Kameraden und der ganzen Mannschaft und mich stolz gemacht mit seinem Lobe. Und nun solch ein Abschied! Wäre mir die Disciplin nicht so lange eingetrichtert worden, ich wäre losgebrochen in der Minute. Ich war ja schon nicht mehr im Dienst und er nicht mehr mein Vorgesetzter. Aber ich habe eine harte Schule durchgemacht bei euch da drüben und mein Pensum gründlich gelernt. Er war mein Kapitän gewesen — da biß ich die Zähne zusammen und schwieg, aber ich habe ihm das bis auf diese Stunde nicht vergeben."

„Und er dir auch nicht!" ergänzte Kurt. „So wenig wie dein Onkel Hohenfels."

Bernhards Augen flammten auf. Es war noch der alte Haß, der da wieder aufprühte, wie damals, als der Knabe zum erstenmal die eiserne Hand spürte, die ihn zwang.

„Mein Onkel!" wiederholte er. „Ja, dem war das nun vollends eine Todsünde. Ich habe es ihm ja gesagt, daß ich mich frei machen würde um jeden Preis, sobald seine Macht zu Ende sei, aber er glaubte mich zahm gemacht zu haben mit seiner Erziehung, weil ich schwieg und warten gelernt hatte. Er glaubte, ich hätte den jahrelangen Kampf zwischen uns vergessen, in dem er mich immer wieder niederzwang — da hat er mich aber schlecht gekannt! Das bleibt eingegraben für das Leben! Der und Werdeck! Das sind so die echten Vertreter des gepriesenen Systems in eurem Deutschland! Gehorchen und immer nur gehorchen und sich knechten lassen von allen möglichen Pflichten! Keiner hat eine Ahnung davon, was es heißt, sein eigener, freier Herr zu sein. Was wissen die denn von Freiheit überhaupt!"

Es war ein Ausbruch der vollsten, leidenschaftlichen Bitterkeit, und die „Ketten" waren doch jetzt zerrissen und die schrankenlose Freiheit geschert!

Kurt schien anderer Meinung zu sein, denn er versetzte trocken:

„Nun, Herren sind sie wenigstens in ihrem Kreise. Wenn wir da draußen auf dem Meere schwimmen, dann gehorcht unsere ‚Vineta', mit allem, was darauf ist, nur Einem — dem Kapitän. Und Onkel Hohenfels, der steht jetzt am Staatsruder und kommandiert das ganze Schiff. Es lohnt sich schon, eine Weile zu gehorchen, wenn man es so weit bringt. Du hättest es vielleicht gekonnt, Werdeck wenigstens hat es dir zugetraut, darum war er eben so wütend, als du deine Laufbahn so jäh und gewaltsam abbrachest."

„Meinetwegen, ich frage nichts danach!" rief Bernhard heftig. „Aber du, Kurt, du hast mir damals auch den Boden heiß gemacht. Du warst drauf und dran, mir die Freundschaft aufzusagen deswegen, und hast es mir noch heut' nicht verziehen."

„Nein!" sagte der junge Seemann kalt und ernst.

Bernhard biß die Zähne aufeinander. Nun schwiegen beide, und erst nach einer Weile hob Kurt von neuem an:

„Ich glaube, wir müssen den Punkt ein für allemal beiseite lassen. Es war der erste ernstliche Streit zwischen uns, und wir standen damals in der That beinahe vor dem Bruch unserer Freundschaft. Wir wollen die Gefahr nicht wieder heraufbeschwören. Aber noch eins, Bernhard — gieb mir nicht immer dies: ‚Bei euch da drüben!' und ‚In euerem gepriesenen Deutschland!' anzuhören. Wenn du dich losgesagt hast — mach' es mit dir selber aus, du hast ja nie zu uns gehören wollen, aber ich bin deutscher Seemann und Offizier, und den Ton verbitte ich mir. Bleibst du dabei, dann bleibe ich nicht, dann reise ich sofort wieder ab."

Bernhard fuhr auf, einen Augenblick lang schien es, als wollte er losbrechen, doch es kam nicht dazu. Er zwang es nieder und antwortete leise Silbe, aber seine Stirne glich einer Wetterwolke.

Keiner von den beiden jungen Männer zeigte nun Lust, die Unterhaltung wieder zu beginnen. In die helle Freude ihres Wiedersehens war ein Mißton gedrungen. —

Der Weg, der sich während der letzten halben Stunde steil emporgewunden hatte, erreichte jetzt die Höhe, und hier öffnete sich der Blick auf den Fjord in seiner ganzen Weite. Tief unten lag der Wasserspiegel, sonnenbeglänzt und regungslos, aber nach allen Seiten hin öffneten sich tiefe Buchten, verzweigten sich enge Thäler, welche die Flut fast ganz ausfüllte. Auf den schmalen Uferstrecken hatten sich einzelne Höfe und Häuschen angesiedelt, einsame Wohnstätten, wohin zur Winterszeit kein Laut des Lebens drang. Nur im Norden, wo der Fjord endigte, bot ein breiteres Vorland Raum für eine größere Ortschaft, die sich dort erhob. Man unterschied trotz der noch ziemlich weiten Entfernung deutlich die Kirche, die umliegenden Häuser und einzelne Gehöfte, die außerhalb des Ortes lagen. Unmittelbar hinter der jetzt sommerlich grünen Matte stiegen die Berge wieder auf, und hoch oben schimmerten die Schneefelder der Hochgipfel, die mit ihren mächtigen Formen den Hintergrund abschlossen.

Bernhard hielt das Pferd an, um seinem Gefährten den vollen Anblick zu gönnen, und wies hinüber.

„Das ist Raansdal und dort rechts am Berge, auf dem Vorsprung, liegt mein Erdvitter."

„Ein prächtiges Bild!" sagte Kurt, dessen Blick bewundernd daran hing. „Etwas ernst und düster, aber mächtig und großartig!"

„Nicht wahr, es ist schön, unser Nordland?" fiel Bernhard ein. „Begreift du es nun, daß ich Heimweh gehabt habe nach diesen Felsen und Wäldern und Fluten?"

Er brach plötzlich ab und fuhr dann leiser fort: „Kurt, war es dir Ernst mit deiner Drohung vorhin? Wolltest du wirklich wieder fort?"

„Wenn du mich selbst vertreibst —!" war die vorwurfsvolle Antwort.

„Ich — dich vertreiben!"

„Nun, du legst es doch förmlich darauf an, und ich habe mich so gefreut auf diese Reise und auf dies Wiedersehen!"

„Aber nicht so wie ich!" unterbrach ihn Bernhard stürmisch. „Ich habe ja die Tage und Stunden gezählt bis zu deiner Ankunft. Bleib' bei mir, Kurt, gönne mir doch die paar Wochen, du ahnst nicht, wie ich dich brauche!"

Es lag eine so leidenschaftliche Bitte in den Worten, daß Kurt ihn betroffen anschaute. Das waren noch die blauen Augen des Knaben, die so feindlich aufsprühen konnten, wenn er gereizt wurde; aber jetzt barg sich etwas anderes dahinter, etwas, das wie ein schwerer, düsterer Schatten in der Tiefe des Auges lag. Der junge Seemann, der forschend und ernst in das Gesicht des Freundes blickte, sah es zum erstenmal, und plötzlich streckte er ihm die Hand hin.

„Ich bleibe!" sagte er mit der alten Herzlichkeit. „Wenn du mich brauchst, bin ich immer da — trotz alledem!"

Bernhard atmete auf, als wäre ihm mit der Zusage eine Last von der Brust genommen. Er antwortete nur mit einem Händedruck, es lag ein wortloser Dank darin und eine wortlose Abbitte. Dann trieb er das Pferd an, und in voller Fahrt rollte der Wagen wieder bergabwärts, dem Ziele zu.

(Fortsetzung folgt.)

MUTTER UND KIND

Nach einem Gemälde von F. von Lenbach

Der Nil bei Wadihalfa.
Nach einer Originalzeichnung von W. Gentz.

Eine Schule des Absehens für Schwerhörige und Taube.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die „Gartenlaube" brachte in Nr. 4 dieses Jahrganges einen kleinen Aufsatz über „Das Ablesen von den Lippen", welchen wohl alle Schwerhörigen mit besonderem Interesse gelesen haben dürften. Giebt er doch den einzigen Weg an, um aus der bitteren Vereinsamung, den vielen kleinen Demütigungen und großen Verzichten dieses traurigen Leidens herauszukommen und zuversichtlich in die bisher so oft schen gemiedene Unterhaltung mit anderen wieder einzutreten. Das Hörrohr gewährt, wie alle Schwerhörigen wissen, eine unzulängliche Hilfe: im Zwiegespräch gut und unentbehrlich, versagt es schon auf kurze Entfernung; überdies greift es oft die Hörorgane an und setzt immer eine Hand außer Thätigkeit, so daß z. B. während der Mahlzeit ein Schwerhöriger das Hörrohr nicht benutzen kann und dadurch vom Tischgespräch ausgeschlossen ist. Eine unüberwindliche Scheu, das Leiden öffentlich zu zeigen, hält die meisten auch noch ab, das Hörrohr auf der Straße und an Vergnügungsorten zu gebrauchen, so daß sie gerade dort auf Unterhaltung oerzichten müssen, wo andere sich zwanglos erholen. Wie sehr die vielen derartigen Erfahrungen auf die Stimmung drücken, wie sich der ganze Charakter des Menschen allmählich dadurch verändert, das weiß der Leidende selbst, und besser noch seine Umgebung. Wie sollten also beide nicht einen Ausweg willkommen heißen, der unter günstigen Bedingungen der Begabung und Ausdauer zum erfreulichsten Ziele führt und auch bei geringeren Lernzeitalten die Verständigung des Leidenden mit seiner nächsten Umgebung in ganz ungeahnter Weise erleichtert?

„Aber wo und wie," wird sich mancher Leser jenes Aufsatzes gefragt haben, „soll ich diese schwere Kunst erlernen?" ... Ein Kursus bei einem Taubstummenlehrer scheint die nächste Auskunft zu bieten, er führt aber schwerlich zum gewünschten Ziel, weil die Methode des Taubstummenunterrichtes nur in einigen Punkten mit dem Absehenlehren für Schwerhörige zusammenfallen kann. Dort handelt es sich darum, mit dem Verstehen zugleich sprechen zu lernen, also langsam vorgesprochene, scharf accentnierte Worte zu unterscheiden, hier um das Ablesen der gewöhnlichen schnellen Konversationssprache, die dem Lernenden ja schon geläufig ist. Der Taubstumme lernt die bis zur Uebertriebenheit deutlichen Mundstellungen des Lehrers unterscheiden, die nicht allzu rasch aufeinander folgen dürfen, wenn er die Rede noch verstehen soll: der Schwerhörige aber muß lernen, die vielen unscheinbaren Mundbewegungen, die fortwährenden raschen Uebergänge von Stellung zu Stellung zu erfassen. Also besteht die Aufgabe des Lehrers, welcher natürlich mit der Lautphysiologie genau bekannt sein muß, darin, daß er seinen Schülern durch systematische, unermüdlich wiederholte Uebungen die Lautbildungen in ihren charakteristischen, an Lippen, Zähnen, Zunge, Wangen und Kiefern sichtbaren Merkmalen setzt einprägt, so daß dann bald Wort- und Satzbilder sicher gesehen und mühlos verstanden werden.

Ein ehemaliger Taubstummenlehrer, Julius Müller in Berlin, ist zuerst darauf verfallen, auf diesen Grundlagen einen ganz eigenartigen, nur für Schwerhörige bestimmten Unterrichtsgang aufzubauen. Die hierzu nötigen wissenschaftlichen Hilfsmittel verschaffte ihm das Studium der Physiologie und Sprache auf der Heidelberger Universität, dann legte er seine neue Methode in einem vortrefflich geschriebenen Buche nieder (Berlin, Selbstverlag des Verfassers), dessen zweite Auflage durch ein Vorwort des berühmten Berliner Ohrenarztes Professor Lucae ausgezeichnet wurde. Es soll dem Selbstunterricht, bezw. dem Vorsprechen an Schwerhörige dienen, indem es in klarer Darstellung und mit vielen Uebungsstücken die Lektionenfolge vom Beginn bis zum Ablesen ganzer Sätze und Erzählungen aneinander reiht. Besonders Begabte und Ausdauernde werden dabei auch Erfolg haben; für die meisten aber dürfte es raksamer sein, die fünfwöchigen Lehrkurse der nunmehr von Herrn J. Müller in Gemeinschaft mit seinem Bruder Friedrich und mehreren Hilfslehrern geführten Lehranstalt für Schwerhörige in Berlin (Würzburgerstraße 22, Berlin W. 50) zu besuchen oder sich zu einem Kurs zu vereinigen, den die Herren auch in anderen Städten abhalten, falls sich mindestens zehn Teilnehmer zusammenfinden. Kein noch so intelligenter und geduldiger Privatvorsprechender kann die außerordentliche Geschicklichkeit und Erfahrung dieser geübten Lehrer ersetzen, welche grundsätzlich stets mit ihren Hilfskräften arbeiten, damit der Schüler sich gleich von vornherein an verschiedene Lippenpaare gewöhne.

Auch die zwanglose Unterhaltung der Kursgenossen, die meistens nach der zwölften Stunde schon ganz lebhaft wird, erheitert die Verzagten und flößt den Zweifelnden frische Hoffnung ein, so daß sie mit stets wachsender Freudigkeit sich den vielen notwendigen, wenn auch manchmal ermüdenden Wiederholungen der Uebungen unterziehen. Gelegentlich eintretende Besuche von Verwandten der Schüler oder sonstigen Interessenten werden sofort zum Vorsprechen benützt, so daß schon nach den ersten beiden Wochen Gelegenheit geboten ist, dieselben Wörter und Sätze von den verschiedensten Lippen zu lesen und sich dadurch an rascheres Auffassen zu gewöhnen.

Der Unterricht beginnt mit den Vokalen und den am leichtesten zu sehenden Verbindungen derselben mit Konsonanten. Nach der dritten Stunde hat der Schüler schon einen kleinen Schatz bezeichnender Wörter, die in kurzen Sätzen ausgesagt, fragend, verneinend wiederholt und variiert werden. Dabei sieht der Lehrer bald, bald sitzt er, bewegt sich, wendet dem Schüler auch nur die Seite zu oder verdeckt für einen Augenblick seine Oberlippe oder den ganzen Mund, so daß jener an der Bewegung der Wangen und Kiefern den gesprochenen Laut erkennen muß.

Allmählich erweitert sich der Kreis der Wörter, es werden kleine Geschichten erzählt, Erlebnisse berichtet, und die meisten Schüler vermögen bereits der längeren Rede zu folgen. Nichtverstandenes wird aufgeschrieben und wiederholt. Dann kommen die großen Schwierigkeiten, deren Bewältigung viel längere Zeit in Anspruch nimmt, als auch der längste Kurs dauern könnte: die vielen kleinen, unscheinbaren, unterwandet ähnlichen Wörter, die wenig Lippenbewegungen erfordern und manche ganz im Innern des Mundes gebildete Konsonanten in Verbindung mit dem immer schwer zu sehenden Buchstaben E enthalten. Da heißt es, scharf auffassen, blitzschnell kombinieren, oft genug raten. Daß dabei auch häufig daneben getroffen wird, darf nicht wundern, denn der Wortschatz der Sprache ist so ganz außerordentlich reich, die Verbindung der Einzelsilben unabsehbar, das Einüben bestimmter Sätze und Wortfolgen deshalb ganz wertlos. Es gilt eben, immer sicherer und deutlicher jene Verbindungen unterscheiden zu lernen, so daß man endlich dahin kommt, auch längere Reden so anzuweifelhaft deutlich zu verstehen, als dies mit kurzeren schon nach der Hälfte des Kurses möglich ist, so, „als ob man sie wirklich höre", wie alle gut Ablesenden versichern, also ganz mühelos und ohne Nervenanstrengung. Das Auge des gewöhnlichen Lesers einer Druckschrift ist ja auch gewöhnt, in einem Nu eine Masse von Buchstaben zu überfliegen und zu verstehen, die freilich als getrennte Wörter erscheinen. J. Müller vergleicht in seiner Vorrede die Aufgabe des Absehenden mit derjenigen, einen ohne Lücken gedruckten Satz zu lesen, der zugleich von rechts nach links am Auge vorüber gezogen wird, so daß das Satzbild gleich einer Bewegung dem Blick entschwindet. Er wählt als Beispiel den Satz: „Dieses buch handelt von absehen unterricht für schwerhörige." Es scheint unmöglich, diesen Satz auf die angegebene Weise rasch zu lesen. Dabei ist indessen wohl zu beachten, daß niemand einen solchen Satz ganz eintönig, ohne Wechsel der Länge und Stärke spricht. In Wirklichkeit würde sich der Satz, auch lückenlos gedruckt, nach der natürlichen Sprechweise aussehen, wie folgt: „Dieses buch handelt von absehen unterricht für schwerhörige", und er würde durch die Gruppen der fettgedruckten Buchstaben viel leichter lesbar scheinen.

Schwer ist die Aufgabe, das ist nicht zu leugnen, aber die Möglichkeit ihrer Bewältigung steht lebendig in Person einzelner da, die so ausgezeichnet absehen, daß man völlig vergißt, einen Schwerhörigen vor sich zu haben. Nicht alle können auf ein solches Resultat hoffen, da schon Alter, geistige Anlage und Nervenbeschaffenheit bestimmenden Einfluß üben, aber jeder kann

bei Fleiß und gutem Willen soweit kommen, mit seiner nächsten Umgebung, deren Lippenbewegungen ihm bald geläufig werden, bei Tisch, auf der Straße und im Eisenbahnecoupé ohne Hörrohr zu verkehren, und das ist schon viel mehr, als er vor kurzem noch hoffen konnte. Die Begabung der einzelnen ist ja so verschieden wie ihre Willensenergie, mit beiden aber muß ein Unterricht rechnen, der nicht mechanisch eingetrichtert werden kann und auch nicht mit einer Heilmethode zu vergleichen ist, sondern noch am meisten Aehnlichkeit hat etwa mit dem Erlernen einer fremden Sprache oder dem Ueben des raschen Klavierspiels vom Blatt. Er zeigt nur den Weg: gehen muß ihn jeder Lernende aus eigener Kraft, und er muß noch allerhand mitbringen: gutes Sehvermögen, ruhige Nerven, Kombinationsgabe, Fleiß, Ausdauer und guten Willen. Auch seine Umgebung muß fähig und gewillt sein, in täglicher Uebung das Gelernte festzulegen und noch monatelang nach Aufhören des Kurses unermüdlich mit Vorsprechen und Unterhaltung fortzufahren. Das schnlich gehoffte Endergebnis, die mühelose Unterhaltung mit jedermann, pflegt erst nach Jahr und Tag einzutreten. Mag es nun ganz oder teilweise erreicht werden: schon das Streben, die überraschende Schnelligkeit der ersten Fortschritte, die Dentbarkeit der früher ganz unverständlichen Lippenbewegungen, die Hoffnung auf mehr — alles dies zusammen reißt den armen Schwerhörigen aus seiner melancholischen Gedrücktheit, flößt ihm neuen Mut ein und bereichert den so traurig enge gewordenen Kreis seiner Lebensbethätigungen um eine ganz neue Reihe von Gedanken und Erlebnissen. Es wird ihn beglücken, nun mehr und mehr am allgemeinen Gespräch wieder teilnehmen zu können, statt es verständnislos anzusehen und nur das davon zu erfahren, was ihm die Rücksicht einer liebevollen Umgebung so gut als möglich mitzuteilen sucht.

Bis jetzt steht die Lehranstalt der Brüder Müller, die nun auf zehnjährige, durch viele Dankesungsschreiben beglaubigte Erfolge zurückblickt, als einzige ihrer Art in Deutschland da, aber hoffentlich findet der Vorgang der verdienten Begründer anderwärts Nachahmung. Es könnten und sollten in jeder deutschen Stadt derartige Kurse gehalten werden, denn die Zahl der Schwerhörigen ist ja außerordentlich groß, und leider vermag die Heilkunde nur einem sehr kleinen Teil derselben wirkliche Hilfe zu bringen.

Auch ein neuer aussichtsreicher Frauenberuf wäre in der Gründung solcher Absehkurse zu finden. Die notwendigen Eigenschaften zu diesem eigentümlichen Unterricht: Gedankenschnelle, Geschicklichkeit und Anpassungsvermögen, Geduld und Findigkeit sind ja das Erbteil weiblicher Natur; zum wissenschaftlichen Studium stehen heute die Pforten offen, und die notwendige praktische Uebung, wie sie z. B. die weiblichen Hilfslehrer der Müllerschen Anstalt in ausgezeichneter Weise besitzen, läßt sich innerhalb weniger Jahre erwerben.

Unsere Zeit ist reich an Wohlfahrtseinrichtungen, die früher unerhört gewesen wären: technische Forschritte und gründliches wissenschaftliches Denken haben große Hilfsträfte geschaffen und zu immer genauer angepaßten, eigentümlichen Leistungen in den Dienst der leidenden Menschheit gestellt. Die Erfindung des Absehunterrichts für Schwerhörige gehört auch dazu, sie verdient, in den weitesten Kreisen bekannt zu werden, und wird hoffentlich immer zahlreicheren Leidenden ein bisher schweres Leben erleichtern und sie mit neuem Mut erfüllen helfen!

R. Artaria.

Gewitter im Mai.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Ludwig Ganghofer.**

Wie schön das war: dieses stille Rasten, fern von aller Unruh da draußen, nach langen Jahren wieder in der Heimat, an solchem Morgen, in der linden Maiensonne!

Ohne sich zu regen, die gebräunten Hände im Schoß, an die weißglänzende Mauer gelehnt, das Lächeln stiller Wohligkeit um die Lippen, die der blonde Flaum umkränselte, und wunschlos träumenden Glanz in den blauen Jünglingsaugen, saß er zwischen Thür und Fenster auf der Hausbank und trank mit tiefen, ruhigen Atemzügen alle Schönheit in sich, die der Mai seiner Heimat um ihn herschüttete.

Ueber dem vorspringenden Hausdach, dessen Ränder sich in der Sonne wie goldflimmernde Linien vom zartblauen Himmel abhoben, zwitscherte ein Schwalbenpärchen, das vom Nestban ein wenig ruhte. Lockende Finkenrufe klangen im Garten von den alten Ulmen her, deren weitgespannte Zweige schimmerig überfät waren mit den jungen Blättchen, mit tausend kleinen, blaßgrünen Herzen, die sich zitternd sehnten, in die große Sommerfreude ihres kurzen Lebens hineinzuwachsen. Und manchmal hörte man einen süßen Amselschlag in der schwarzgrünen, von zahllosen jungen Trieben licht übersprenkelten Fichtenhecke, die wie eine hohe, lebende Mauer den Hof und Garten des Forsthauses umzog, als wär' das eine abgeschlossene Welt für sich. Alles, was über der Hecke draußen war, schien ferner zu sein, weil es halb versunken lag: das ganze Dorf unter, die Nachbarhäuser, von denen man nur die braunroten Dächer mit den rauchenden Schornsteinen sah, die Kronen der blühenden Apfelbäume, die wie weiße Schneehügel über die Hecke hereinlugten, und die breite, zierlich ausgezahnte Wipfelreihe des Waldes, der zwischen Dorf und Bergen das Thal erfüllte. Nur der Kirchturm streckte lang seinen roten Hals und guckte von oben herab über die Hecke her, wie ein Neugieriger, der alles sehen will.

Und in weitem Kreis die ergrünenden Berge, über deren höchsten Wäldern und Felsen der Schnee noch lag, übergossen vom Duft des Morgens, eine blau erstarrte Riesenwoge neben der anderen — und je weiter sich die Höhen hinaufschwangen in die Ferne, um so blauer wurden sie, bis sie ganz mit dem Himmel verschwammen, als wäre das letzte Felsgewänd in durchsichtige Luft verwandelt.

Rufende Stimmen klangen aus dem Dorf, Gebell der Hunde, Wagengerassel und der rastlose Hammerklang einer Schmiede — doch all diese Laute nur halb verständlich bei dem sanften Rauschen des jungen Laubes und bei dem spielenden Geplätscher, mit dem der glitzernde See seine kleinen, vom Morgenwind geschirrten Wellen dicht vor der Hecke des Forsthauses an das kiesige Ufer spülte. Vieles gaukelnde Klingen der Welten — das war wie die Triolerstimme eines Sängers, der sich bei schönem Wandern eines heiteren Liedes halb erinnert, immer wieder von vorne beginnt und das Ende nicht finden kann.

Und der ganze, weite See schien trunken von Sonne. Das Spiel seiner Wellen war wie ein Zaubertanz von Millionen weißer Flämmchen. Jeden anderen hätte dieses Glitzern und Gleißen geblendet. Doch der lächelnde Träumer dort an der leuchtenden Mauer sah mit ruhigem Blick über all das strahlende Gestimmer hinaus, denn seine Augen waren gewöhnt an den brennenden Glanz des Wassers. Und da lachte er plötzlich auf, als hätte ihn irgend etwas belustigt — irgend etwas an diesem lieblichen Gezitter und Geglitzer, mit dem sich der See in die blaue Ferne dehnte.

Die Handvoll Wasser da . . . und das Meer!

Wieder lachte er.

Dieses kindliche Geländel der kleinen Wellen — und der Teisun, gegen den sein Schiff drei Tage hatte ringen müssen, bis es mit kasierten Masten unter dem Rostlauer den Hafen gewann! Und sieben Mann waren über Bord gegangen — mit ihnen sein bester Kamerad, Fritze Radspeiler, der Sohn eines Rostocker Reeders.

„Min leiwe Jung!"

Dem lachenden Träumer grub sich eine ernste Furche in die braune Stirn.

Und während er hinausblickte über das sonnige Spiel der Wellen, stiegen die Bilder aller Gefahr vor ihm auf, die er überstanden hatte, da draußen in fernen Welten.

Der Schiffbruch an der kalifornischen Küste — auf seiner ersten Fahrt als Leichtmatros. Sieben Tage im Boot! Und nach der Rettung das Gelbe Fieber!

Und das Jahr darauf, als er schon die volle Heuer hatte, die Revolte im chinesischen Theater zu Hongkong — die tausend bezopften Zuschauer in schreiender Wut gegen die vier deutschen

Jungen, die beim Anblick dieser absonderlichen Kunst ein bißchen lustig und übermütig wurden. Wollten sie nicht erschlagen werden, so mußten sie sich mit dem blanken Messer einen Weg bahnen!

Und die Tigerjagd in Indien, auf die der Prinz den jungen Försterssohn als Büchsenspanner mitgenommen hatte! Als der angeschossene Tiger, gereizt durch die Feuerbrände und den Paukenlärm der Treiber, dem Elefanten, der den Prinzen trug, auf die Schulter sprang — da hatte es gegolten, in allem Aufruhr einen sicher treffenden Schuß zu thun!

Und im Garten der Navigationsschule jener böse Sturz vom Top des Flaggenmastes! Und dieses traurige halbe Jahr auf dem Krankenbett! Und die Freude der Genesung! Dazu noch der Stolz auf die goldene Borte, als ihn Fritze Radspeelers Vater als dritten Offizier für die „Tenderah“ angemustert hatte!

Und gleich auf der ersten Fahrt wieder die furchtbarste aller Gefahren — jene grauenvolle Nacht im Kanal, auf brennendem Schiff . . .

So stieg ein Bild um das andere vor ihm auf — doch alles mit gemildertem Schatten, alles in die warme, linde Sonne dieses Morgens getaucht, der das vergangene Dunkel so schön und blau machte wie die Berge da draußen in der Ferne.

In verklärendem Glanz und mit heiterem Gestimmer, wie die spielenden Wellen im See, glitt alles an seinen Augen vorüber, was er erlebt hatte in diesen sieben Jahren, seit ein unüberwindlicher Widerwille gegen die Schulbank und dazu die abenteuerlichen Bücher, die er als Bub verschlungen; den Fünfzehnjährigen aus der Heimat fortgetrieben und dem Seemannsberufe zugeführt hatten.

Und jetzt die stolze Freude: so heimzukehren, mit der Offiziersborte, als gemachter Mann, der einen schönen Lebensweg vor sich hat — und eine Stellung, die was trägt!

Das hatte er sich geschworen: nur so wieder heimzukehren. Und er hatte seinen Schwur gehalten — ob ihm das Heimweh in der Brust auch gebrannt hatte wie gehrendes Feuer!

Und diese zitternde Erwartung während der langen Bahnfahrt! Von Rostock bis in die Berge, eine Nacht und einen ganzen Tag! Und dieses Gehämmer in seinem Herzen, dieses Glühen im Blut, als er am vergangenen Abend bei sinkender Dämmerung die dunkelblauen Grate und Gipfel der heimatlichen Berge unterschied! Und jetzt daheim! „Vater! Mutter!“ Wie schnell sich das machte, diese Versöhnung nach sieben Jahren — unter Lachen und Thränen! Und dann das Sitzen in der lieben Stube, deren weiße Mauern übergittert waren von den Schatten der Hirschgeweihe! Und all das Erzählen bis in die späte Nacht hinein — und alle lauschend und mit großen Augen um den Tisch herum, die Eltern, der alte Forstwart und die neuen Jagdgehilfen, der weißhaarige Dekan und der Schulmeister, der vor zwölf und fünfzehn Jahren am Förstner-Poldi seine dichten Haselnußstecken entzweigepredigt hatte. Und die merkwürdigen Augen, die sie machten zu seinem Durcheinander von heimischem Dialekt und seemännischem Platt, das er sich an Bord von den Matrosen angewöhnt hatte! Das war das einzige, was dem Vater an seinem Buben nicht gefiel. „Ist alles recht,“ meinte der Alte, „aber kein Vogel soll das Gsangl vergessen, das er gelernt hat in seinem Nest!“ Da hatte sich Poldi alle Mühe gegeben, beim Erzählen die Sprache der Heimat wiederzufinden. Aber das wollte ihm nicht gleich gelingen. Damals vor sieben Jahren, als er an Bord gekommen, hatten ihn die andern wegen seiner heimatlichen Sprache immer gehänselt und hatten ihm, weil er so gern von seiner Mutter redete, den Spitznamen „Mutterl“ gegeben, wobei sie das „u—a“ in die Länge zogen, als wär's ein Gähnen. Um diesem Spott zu entgehen, der ihn oft die Thränen des Zornes in die Augen trieb, hatte er seine Zunge gemartert, bis sie sich an das Platt der andern zu gewöhnen begann. Und die jahrelange Gewohnheit dieses fremden Klanges sollte er nun in der ersten Stunde unter dem Dach seiner Eltern wieder abwerfen, weil sich der Vater ärgerte über diese Sprache, die er nur halb verstand, und weil die Mutter so wehmütig lächelte bei diesen fremden Lauten, die ihr nur an das Ohr klangen, doch nicht ins Herz! Ihr zuliebe plagte sich Poldi redlich die ganze Nacht, bis zwei Uhr morgens, um wieder so reden zu lernen, wie er einst daheim als Bub geschwatzt und geplaudert hatte. Und wenn er laugsam sprach, gelang es ihm auch. Doch wenn er beim Erzählen in Erregung geriet, dann trat ihm wider Willen immer wieder das gewohnte Platt auf die Zunge, so daß die Mutter fragen mußte: „Was, Bub? Was hast gesagt?“ Aber das Streicheln seiner Hände, den frohen und zärtlichen Blick seiner Augen verstand sie leicht und ganz. Und wenn er sie mit solchen Augen ansah, fühlte sie auch in ihrem Herzen: diese fremde Sprache, das ist nur ein äußerliches Ding, das hat mit seiner Liebe zu Mutter und Vater, mit seinem Festhalten an der Heimat nichts zu schaffen. „Bist halt doch mein Bub noch, gelt?“ Diese Erkenntnis machte sie wieder froh — und wie Poldi sich plagte, so zu reden, daß ihn die Mutter verstehen möchte, so gab die Mutter sich alle Mühe, ihren Buben so zu verstehen, wie er redete. Der Vater brummte und lachte dazu — und so löste sich für Poldi der unbehagliche Mißton, der seine Rückkehr ins Elternhaus schon bedroht hatte, zu glücklicher Heiterkeit.

Und dann dieser feste, gute Schlaf in dem Stübchen seiner Schwjezit, in dem alten Bett mit den geblumten Kissen!

Und jetzt dieser zaubervolle Morgen! Und Urlaub für zwei herrliche Wochen! Nur rasten — nichts anderes wollte er — nur rasten, so recht mit Behagen und von Herzen die Ruhe in der Heimat genießen, die linde Sonne trinken, die Berge schauen, nur immer so sitzen wie jetzt!

Wie schön das war! Dieses lächelnde Träumen unter dem leuchtenden Maienhimmel, wunschlos und fern von aller Unruh in der Welt da draußen, jede Minute wie ein ganzer Tag in stillen Herrlichkeiten!

Auf dem Hausdach zwitscherte das Schwalbenpärchen. Doch plötzlich schwiegen die zärtlichen und huschten unter den Vorsprung des Daches, wo das halbgebaute Nest an der Mauer hing.

Ein Sperber war vom Walde her über das Haus geflattert.

Auch in den Ulmen, in der Fichtenhede, überall schwiegen die Vogelstimmen. Doch nicht lange. Nach einem Weilchen tönte schon wieder von allen Ecken und Enden das zärtliche Gepfeif, das Locken und Schlagen.

Aus dem offenen Hausflur klang die lebhaft heitere Stimme der Försterin, die sich in der Küche um die Leibspeisen ihres Buben sorgte und der alten Köchin von Madagaskar erzählte, von den Elefanten auf Ceylon und von den indischen Tigern.

Und in der Kanzlei, deren Fenster offen stand, brummte der Förster mit einer Bäuerin, weil sie Waldhirn in einer jungen Schonung gerecht hatte. Ein doppelter Forstfrevel! Denn erstens ist das Streurechen im Frühjahr überhaupt schon ein Kapitalverbrechen am Wald, der in frischen Safttrieb und bei den gefährlichen Nachtfrösten feine sichere Bodendecke braucht. „Dir thät's auch nicht langen, wenn du bei der ärgsten Kälten im warmen Bett liegst, und es reißt dir einer die Zudeck weg!“ Und zweitens gehört der Staatswald nicht den Bauern — und was einem anderen gehört, das soll man in Ruh' lassen!

Diese alte Weisheit unterstrich der Förster mit so kräftigem Ton, daß der lächelnde Träumer, der draußen unter dem offenen Fenster saß, aus seinen schauenden Gedanken erwachte. Er that einen Blick in die Runde und legte die Arme auseinander, als stünde der schöne, sonnige Frühlingsmorgen wie ein Glück vor ihm, das sich umarmen ließe.

„Freilich, ja,“ meinte die Bäuerin in der Kanzlei, „aber wenn die Kuh ihr Sach halt haben will! Und wenn's schon so ist in der Welt, daß das Beste allweil einem andern gehört!“

„So? Und da muß man gleich stehlen, meinst?“ Nette Grundsätz! Brav! Jetzt mach, daß du weiter kommst, gelt! Und sei froh, daß gestern mein Bub heimgekommen ist und daß ich eine Freud im Hause hab! Sonst thät ich die Anzeig' machen, und du könntest für acht Tag ins Loch spazieren! Soll's halt gut sein für heut! Punktum und Strenland drauf!“

Die Bäuerin kam aus der Hausthür, machte vor dem jungen Seemann ein Bucket, als wär's der hochwürdige Herr Dekan, und sagte demütig: „Vergelt's Gott, Herr Poldi, weil wieder daheim bist!“

Poldi lachte, ohne den schlau vergnügten Blick zu gewahren, den die Bäuerin über das Kanzleifenster huschen ließ. Im Glanz dieses Morgens wurde alles für ihn zu traulicher Schönheit, und die alte verschimpfte Waldbeichin verwandelte sich in ein liebes,

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Unbelauscht.
Nach dem Gemälde von D. Pennachini.

freundliches Menschenkind, mit dem sich herzlich und heiter schwatzen ließ.

Dann wieder dieses wohlige Ruhen, dieses lächelnde Träumen, das trinkende Schauen über den glitzernden See hinaus und in die blauen Berge — bis ihm eine linde, schmeichelnde Hand über das lockige Blondhaar streifte.

Die Mutter stand vor ihm, halb städtisch und halb wie eine Bäuerin gekleidet, mit der weißen Küchenschürze. Ihr Haar war grau, doch in der Sonne schien es noch blonden Schimmer zu haben. Keine alte Frau. Sie hatte kaum ein paar Jährchen über die Vierzig. Aber in ihrem Leben waren Jahre, die doppelt und dreifach zählten. Sieben Jahre des Harrens, sieben Jahre der Sorge um ihren Buben hatten sich mit scharfen Linien in ihr Gesicht geschrieben und ihre Augen schwermütig und ernst gemacht. Doch an diesem Morgen sah sie aus, als wäre ihr mit dem Sohn auch ein Stücklein der eigenen Jugend wieder zurückgekommen. Stolz und Freude glänzten ihr aus den Augen, und eine Zärtlichkeit wie mildes, wärmendes Feuer war in ihren Worten, als sie sagte:

„Gelt, Bubele, daheim ist's halt am schönsten?“

Er nahm ihre Hände und sah mit glücklichem Lächeln an ihr hinauf. „Ja, Mutting!“ Doch er merkte gleich, daß sie das fremde Wort nicht gerne gehört hatte — und drückte ihre Hände an seine Wange. „Mutterl, mein gutes!“ Und nach einer Weile sagte er: „Weißt, meine Kameraden an Bord . . . wenn die von daheim so gesprochen haben . . . bei denen heißt es halt: Mutting. Dat is mi so im Ohr bleiwen. Und tausendmal hab ich es gesagt . . . so oft ich heim hab denken müssen.“

Da strich sie ihm wieder mit der Hand übers Haar, zärtlich und langsam. „Sag halt, wie du magst! Ist der rechte Klang drin, schau, so ist jedes Wörtl gut.“ Sie setzte sich zu ihm auf die Bank und fing zu erzählen an, vom Haus, das man hatte umbauen müssen, weil der Regen überall durch das morsche Dach gegangen war — und vom Garten, der vor sieben Jahren ganz anders ausgesehen hatte wie heute. Die hohe Fichtenhecke war damals noch eine magere Reihe kleiner Pflanzen gewesen, junge Setzlinge hatten sich inzwischen zu schattenden Bäumchen ausgewachsen, und von den Ulmen des Gartens hatte man eine vierhundertjährige fällen müssen, denn die Jagdgehilfen hatten, um ihre Büchsen einzuschießen, eine Scheibe an den Stamm genagelt, und schließlich war der Baum mit Bleistangeln so gespickt, daß die Krone dürr wurde.

Mit aufgeregtem Gesicht erschien die alte Köchin unter der Hausthür: die Frau Försterin möchte doch nachsehen, ob der Teig für den Apfelstrudel dünn genug ausgezogen wäre.

„Leg ein Zeitungsblättl drunter! Kann man durchlesen, so ist der Teig gut!“

Aber besser war's doch, wenn die Försterin selber Nachschau hielt; denn an dieses erste Mittagsmahl in der Heimat, an diesen Parademarsch aller Leibspeisen, sollte ihr Bub noch denken müssen, „da hinten in Mexiko und da drüben in der Japanei!“

Sie erhob sich und nahm den Blondkopf des Sohnes zwischen die Hände. „Laß dir halt die Zeit nicht lang werden, gelt! Ein Stündl muß ich schon in der Kuchl bleiben. Und der Vater hat Kanzleitag heut! Was thust denn derweil?“

„So sitzen halt! Und schauen! Was Lieberes weiß ich mir nicht!“

„Magst denn nicht ein bißl ins Dorf gehen?“ Sie meinte in ihrem glücklichen Stolz: Daß doch die Leut meinen Buben sehen! Aber sie sagte: „Daß doch schauen kannst, was deine Kameraden machen! Ja, Bub, die sind große Mannsbilder worden, alle! Dem Schmiedmeister der seinig! Und der Fischernaz! Und 's Nagelschmieds Domini! Den, mein' ich, freut's am meisten. Schau, dem sind Vater und Mutter derweil gestorben.“

„Geh!“ Er sagte viel mit diesem kurzen, bekümmerten Wörtchen. „Na, Mutter, hast recht! Da möt* ick hinschauen, zum Dom'ni! Und gleich!“

Sie lief in den Hausflur und brachte ihm die Schirmmütze mit der Goldborte — ganz vorsichtig, zwischen den Fingerspitzen, trug sie dieses kostbare Ding. Und dann blieb sie in der flimmernden Morgensonne auf der Hausschwelle stehen und sah in

* muß.

ihrem Glück und Stolz dem Buben nach, der über den leuchtenden Kiesweg auf das Thor der Hecke zuging.

Wie schmuck er aussah in seiner knapp sitzenden dunkelblauen Seemannstracht, in der kurzen Jacke mit den blitzenden Goldknöpfen, die schimmernde Mützenborte um das Blondhaar! Das hübsche Gesicht, in dem sich heitere Gutmütigkeit seltsam mischte mit jenem strengen Ernst, den die Stunden dunkler Gefahr in junge Gesichter zeichnen, war von der Tropensonne so dunkel gebräunt, daß das Bärtchen auf der Lippe und der leicht gekräuselte Flaum der Wangen fast weiß erschienen. Etwas ruhig Wiegendes war in der Art, wie er sich hielt — der Schritt energisch, und doch der Gang ein wenig schwerfällig, wie man sich das an Bord eines rollenden Schiffes so angewöhnt.

Als er an der Hecke das Gatter öffnete und auf die Straße trat, kam der Vater aus dem Haus und blieb neben der Mutter stehen — in brauner Lodenjoppe mit dem goldenen Eichenlaub auf grünem Stehkragen, ein derbknochiger Mann, im groben Wetter der Berge gehärtet, mit grauem Vollbart, und über der furchigen Stirn einen dicken Haarschopf, der sich im Aerger der Kanzleistunden wie elektrisch gesträubt hatte. Dem Gesicht war es anzusehen, daß Beruf und Leben dem Förster Hohenteitner mehr Verdruß als Freude bereitet hatten. Aber das Vaterglück dieses Tages hatte auch in diesen müd verdrossenen Augen einen hellen, heiteren Schimmer geweckt.

„Wo geht er denn hin?“

„Ein bißl ins Dorf halt. Dem Domini Grüßgott sagen.“

Poldi war schon auf der Straße verschwunden. Doch die Beiden hörten noch seinen Schritt und ließen die Augen in freudigem Betrachten über die Hecke hingleiten, als wäre sie durchsichtig. Und schmunzelnd legte Hohenteitner den Arm um den Hals seiner Frau: „Gelt, Mutter, jetzt hat's der Herrgott halt doch mit unserem Buben noch gut und recht gemacht!“

„Halt ja! . . . Freust dich, Xaverl?“

„Und wie!“

Sie schmiegten sich aneinander wie junge Liebesleute. Und lauschten. Denn vom Nachbarhaus herüber hörten sie die Stimmen, die ihren Buben begrüßten.

Was das ein Aufsehen gab: der Förstner-Poldi wieder daheim! Mit einer Goldborte! Wie der Bezirksamtmann am Fronleichnamstag!

Poldi brauchte eine Stunde, bis er an den paar nächsten Häusern vorüberkam. Ueberall rannten die Leute an die Zäune und schwatzten mit ihm und wollten gleich was erzählt bekommen. Und immer stand ein Häuflein Kinder um ihn her, die mit großen, staunenden Augen an ihm hinaufguckten, denn sie sahen nicht nur den Förstner-Poldi und die Goldborte, sie sahen ein riesenhaftes Schiff mit weißen Segeln, Wasserwogen wie Berge, Neger und Löwen, Haifische und Indianer.

Auch in Poldi begann etwas zu erwachen, das der Märchenstimmung glich, die aus den Augen der Kinder leuchtete. Die Freude und Freundlichkeit, mit der ihn alle Leute begrüßten, wärmte sein Herz, und das Gefühl, daß er für das Dorf eine Hauptperson geworden, um die sich alles zu drehen anfing, wekte etwas wohlig Heißes in seinem Blut, einen heiter glücklichen Stolz. Und wie die Augen der Kinder bei Poldis Anblick in märchenhafte Ferne schauten, so blickten seine eigenen Augen auf Schritt und Tritt zurück in die lieben Märchen der entschwundenen Kinderzeit.

Da stand die Linde, in deren Gezweig er seine ersten Kletterversuche gemacht und sein erstes Höschen zerrissen hatte! Da standen die Apfelbäume, von denen er heimlich die verbotenen Früchte genascht — die erste Sünde seines Lebens. Das waren die Zäune, durch die er geschlüpft, die Wiesen, in deren üppigem Gras er gelegen, wenn ihm von Spiel und Lauf die Wangen glühten. Dieses schmale Sträßlein zwischen Zäunen und See, das war der Weg zur Schule, dieser rauhe Kriegspfad seiner Knabenzeit! Und am Ufer kannte er jeden Fleck — hier, in der kleinen Bucht hinter dem alten Badehäuschen, hatte er am liebsten mit der Angelrute gestanden — hier, wo das Wasser seicht wurde über weißem Kies, war er mit aufgestülpten Höschen an jedem Sommertag in den See gewatet, um die flachen Kiesel für seine Schleuder zu suchen, oder um das Schifflein, das er aus einer Borkenrinde geschnitten und mit weißen Lappen ausgetakelt hatte, in den Wind zu setzen für eine Fahrt, die immer mit einem Schiffbruch endete! Dort stand des Nagelschmieds Schiffshütte, das geheimnisvolle Paradies seiner Knabenfreuden, die „Räuberhöhle“ und „Festung“, die er mit seinem „Blutbruder“ Domini gegen alle feindlichen Mächte siegreich verteidigt hatte. Und da drüben vor dem Garten des Altwirtes schwamm das große Fährfloß, bei dem er das kleine Ueber-Dorfe aus dem Wasser gezogen hatte. Die Fähre war schon seit Jahren außer Dienst gestellt, denn Kielboote und Motoren vermittelten den gesteigerten Verkehr zwischen den Ufern — aber das alte Fährfloß mit den schwarzen, schlüpfrigen Balken schwamm noch immer im See.

Auch sonst war vieles anders und neu geworden im Dorf. Die Häuser hatten sich verändert, um dem Geschmack der Städter zu dienen, fast an jedem Hause hing ein großer Zettel mit der Inschrift: „Sommerwohnung“ und „Fremdenzimmer“, neue Villen mit roten Ziegeldächern lugten zwischen den Baumkronen hervor, an der Seestraße entlang erhoben sich die Stangen mit den Telephon- und Telegraphendrähten, und über alle Dächer hinaus ragten die plumpen, grüngestrichenen Masten der elektrischen Leitung.

Den klugen Einfall, die gute und billige Wasserkraft der Ache für die Erzeugung elektrischen Lichtes nutzbar zu machen, hatte Nagelschmieds Domini gehabt. In einem langen, arbeitslosen Winter hatte der junge Bursch alles Eisenzeug für die Anlage und Leitung mit eigener Hand geschmiedet — und hatte seine Trauer um Vater und Mutter, die damals im Herbst gestorben waren, in das glühende Eisen hineingehämmert. Zuerst hatte man im Dorf über den „neumodischen Planer“ gelacht — bis der Erfolg die Leute bekehrte. Nach drei Jahren waren alle Schulden, die Domini für die Anschaffung der Dynamomaschine hatte machen müssen, bis auf den letzten Heller abgezahlt. Und im vergangenen Winter hatten sie den „Lichtschmied“, wie man ihn zu nennen anfing, in den Gemeinderat gewählt — der erste Fall, daß man einem ledigen Burschen so ernste Würde übertrug.

Als sich Poldi auf dem Seesträßlein der Nagelschmiede näherte, aus deren Werkstätte der rastlose Schlag der Hämmer tönte, konnte er's dem alten Haus auch von außen ansehen, daß unter dem Dach des Domini der Wohlstand einzukehren begann. Die Mauern waren frisch getüncht, Hausthür und Fensterladen neu gestrichen, milchblau mit roten Linien, und im Garten waren Taglöhner beschäftigt, um den Zaun zu bessern, die neu angelegten Wege zu befestigen, Bäumchen zu setzen und die Beete umzugraben. Das Haus, das vor sieben Jahren ein verwahrloster und drückiger Bau gewesen war, schien wie für ein neues, festliches Leben aufgeputzt, wie geschmückt für ein wartendes Glück, das seinen Einzug halten wollte! Und über dem Dach die strahlende Sonne, der Himmel in seinem reinen Blau, um die Mauern her ein Kranz von blühenden Obstbäumen — und das alles spiegelte sich im See, der sich mit einer windstillen Bucht bis an den Zaun des Gartens herabbog.

In der warmen Sonnenfreude, die der schöne Morgen in Poldis Blut und Herz hineingeleuchtet hatte, kam beim Anblick dieses verwandelten Hauses noch die Freude über das werdende Glück des Freundes, der ihm von allen Kameraden immer der liebste gewesen, obwohl sie im Alter um fünf Jahre auseinander waren.

Er machte raschere Schritte, als könnte er den Augenblick nicht erwarten, in dem er die Hände des Freundes in den seinen halten und zu ihm sagen durfte: Gelt, Domini, aus dir und mir ist was geworden! Jetzt hat ein jeder von uns sein gutes Glück in der Hand . . . aber das beinige ist das bessere, weil es daheim ist . . . das meinige liegt in der Welt da draußen!

Schon wollte er von der Seestraße in den Fußweg einbiegen, der über eine mit Butterblumen gelb übersäte Wiese zur Nagelschmiede führte.

Da ging ein junges Mädchen an ihm vorüber, das mit einem großen steinernen Henkelkrug vom Altwirt kam — eine Gestalt, so zierlich schlank, als wäre eine zarte Städterin in dieses grobe, mit wenig Kunst geschneiderte Wollfleid verpuschen. Der derbe, braun und blau karierte Stoff wollte sich nicht in Falten schmiegen, und dennoch erkannte man die feinen Linien

des jugendlichen Körpers, der sich unter dem Gewicht des schweren Kruges elastisch gegen den freien Arm zur Seite neigte. Ein weißes Kopftuch war offen um die Zöpfe gelegt, und unter dem Dächlein des Tuches tugte aus goldigem Schatten ein schmales, sanftes Gesichtchen hervor, mit rosigen Farben, mit spielenden Grübchen in den Wangen, einem freudig verlegenen Lächeln um den roten Mund und erregtem Glanz in den nußbraunen Augen, über denen sich ein widerspenstiges Ringelchen des dunklen Haars in die weiße Stirne tockte.

Sie zögerte ein wenig und machte kleinere Schritte, als möchte sie angesprochen werden — doch Poldi stand nur und schaute — und da wurde sie noch verlegener, grüßte ganz leise und ging vorüber.

Er sah ihr nach — „Herr Gott, wat en smucke Mäten!“ das war ihm so auf die Lippen gekommen, er wußte nicht wie!

Wer war das Mädel?

Er meinte sie zu kennen — —

Und jetzt stand sie da drüben still und sah sich um — nur ein wenig, mit halbem Gesicht, für einen flüchtigen Blick nur — dann ging sie mit hastigen Schritten weiter und verschwand hinter einer Hecke, über deren grünen Saum ihr schimmerndes Kopftuch hinglitt wie ein silberweißes Täubchen, das über die Zweige trippelt.

Wer war das Mädel?

Immer suchte er in seiner Erinnerung und konnte dieses Gesichtchen nicht finden.

War's eine Fremde im Dorf? Und hatte ihre Neugier nur seinem blauen Tuch und der Goldborte an seiner Mütze gegolten?

Warum aber war sie so seltsam verlegen? So merkwürdig erregt?

„De möt mi kennen!“

Er suchte und suchte — —

Wie alt sie wohl sein mochte? Zwanzig? Oder neunzehn erst?

Kannte sie ihn, und war sie im Dorf daheim, so mußte sie damals, als er die Heimat verlassen hatte, ein zwölfjähriges Dingelchen gewesen sein!

Alle die Kindergesichter, an die er sich erinnerte, ließ er an seinem Blick vorübergleiten — immer suchte und suchte er — — und als er in der Nagelschmiede unter die Thür der Werkstatte trat, hatte er völlig vergessen, daß er dem Dominl sagen wollte: Aus dir und mir ist was geworden! Du und ich, von uns beiden hat jeder sein Glück in der Hand!

Ganz verträumt, noch immer mit suchenden Augen, blickte er in den dämmerigen Raum mit den geschwärzten Mauern, der von der großen, glutstrahlenden Esse mehr Licht empfing als von den kleinen Fenstern und der halb geöffneten Thür.

Helles Klingen und hastiger Hammerschlag, dazu das schwere Fauchen des Blasbalges, der die Glut der Kohlen schürte, und das Sausen des Schwungrades, dessen Treibriemen durch zwei Mauerlöcher hinaustief in die Turbinenkammer. Und draußen das Rauschen und Geplätscher der Ache und der schütternde Lärm des Wasserwerkes.

Alle Ecken des Raumes waren mit langen Eisenstangen angefüllt, und rings um die Mauern standen vier Gesellen vor den Nagelbänken, jeder bei einer kleinen Esse, jeder Gesell in der Linken das glühende Stabeisen und in der Rechten den rastlosen Hammer. Immer ein Dutzend flinker Schläge, und der fertige Nagel, noch ein wenig glühend, federte aus dem Kopfloch heraus und sprang in eine Eisenschale, um sich auszukühlen und geduldig abzuwarten, wem er dienen würde: dem Tischler, der für ein junges Glück den Hausrat bosselt, oder dem Schreiner, der die Särge macht?

Vor der großen Esse, aus deren Höhle der rote Glutschein leuchtete, stand ein mächtiger Ambos inmitten des Raumes. Ein Lehrbub hielt in langer Zange einen weißglühenden Eisenklumpen, und Dominl, mit nackten, rußgeschwärzten Armen, in dunklem Wollhemd, eine blauleinene Ueberhose über dem Beinkleid und mit dem ledernen Schurzfell, schwang über dem glühenden Eisen den schweren Strechhammer. Bei jedem Schlag ging ein Sprühregen blitzender Funken nach allen Seiten aus — das war über dem Ambos wie das Bild einer Sonne, während an den Nagelbänken nur kleine Sterne aufloderten.

Schweigend legte Poldi seine Hand auf die Schulter des jungen Schmiedes. (Fortsetzung folgt.)

Mehr Obst!

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Ueber die Verbreitung des Obstbaues in Deutschland sind wir jetzt dank der Obstbaumzählung vom 1. Dezember 1900 genau unterrichtet, insoweit es sich um die vier wichtigsten Arten, die Apfel-, Birn-, Pflaumen- und Kirschbäume handelt. Wollte man sie unter die Einwohner des Deutschen Reiches verteilen, so würde auf einen jeden je ein Pflaumen- und Apfelbaum entfallen, während sich in die Nutznießung je eines Birn- und Kirschbaumes etwa zwei Personen teilen müßten; denn die Zahl der Obstbäume in Deutschland beträgt insgesamt 168,9 Millionen. Darunter sind die Pflaumenbäume mit 69,9 Millionen am stärksten vertreten, an Apfelbäumen stehen uns 52,3 Millionen zur Verfügung; etwa halb so groß ist die Zahl der Birnbäume, die 25,1 Millionen beträgt, und die geringste Ziffer, 21,6 Millionen Stück, weisen die Kirschbäume auf.

Dieser stattliche Wald von fruchttragenden Bäumen genügt aber nicht, um das Verlangen des deutschen Volkes nach Obst zu stillen. Die Handelsstatistik lehrt uns, daß wir nur wenig Obst nach dem Ausland verkaufen, sehr viel aber von diesem beziehen. Die deutsche Obsternte muß alljährlich durch Mehreinfuhr ergänzt werden, und diese Ergänzung kostet uns einen schönen Posten Geld. Ziehen wir nun die vier obenerwähnten Obstsorten in Betracht, so erfahren wir, daß der Wert der Mehreinfuhr an frischen oder einfach bereiteten (gedörrten rc.) Aepfeln, Birnen, Zwetschgen und Kirschen im Jahre 1900 mehr als 36 Millionen und im Jahre 1901 über 39 Millionen Mark betrug. Der Apfel ist dabei die gesuchteste Frucht, denn in den beiden letzten Jahren haben wir aus Ausland für frische Aepfel allein 23 Millionen Mark entrichtet.

Diese Zahlen zeigen uns, daß der Ruf „Pflanzet mehr Obstbäume!“ sehr berechtigt ist. Wollten wir uns von dem alljährlichen Tribut ans Ausland frei machen, so müßten wir laut einer Berechnung des statistischen Amtes unseren Vorrat an Obstbäumen um 15 Millionen Stück vermehren. Dieses Ziel erscheint wohl erreichbar, denn die 15 Millionen Obstbäume bilden ja kaum 10% des Bestpes, dessen wir uns bereits erfreuen. Dabei aber muß noch hervorgehoben werden, daß der Obstverbrauch sich bedeutend heben kann, wenn die Obsternte richtig behandelt wird. Das Obst gehört zu den rascher verderbenden Nahrungs- und Genußmitteln. Ist der Ernteegen reichlich ausgefallen, so sucht man es zu billigen Preisen möglichst rasch abzustoßen. Ein Teil der Ernte geht auch infolge mangelhaften Aufbewahrens verloren, und wie groß dieser Verlust ist, weiß jedermann, der die Märkte besucht und in unsern altbergebrachten Obstkommern Umschau gehalten hat. Man strebt allerdings durch Bereitung von allerlei Konserven, Dörren, Einkochen zu Mus u. dgl., einen großen Teil der Ernte vor Verderben zu schützen. Wertvoller als die beste Konserve ist aber immer frisches Obst, und darum verdienen die Mittel unsere größte Beachtung, die uns in stand setzen, das Obst möglichst lange frisch zu erhalten.

Unter allen diesen Mitteln, die bis jetzt bekannt geworden sind, steht die Kälte obenan. Schon vor zwanzig Jahren hat Heinrich Semler, der bewährte Vorkämpfer für richtige Obstverwertung, den Obstzüchtern die Anlage eines Eisberges oder Eishauses dringend empfohlen. Die Anlage besteht aus einem großen Kasten, der auf einem Holzrofte steht und mit einer Thür versehen ist. Zur Winterszeit wird um den Kasten derart Eis geschichtet, daß nur die Thür frei bleibt. Durch teilweises Zerstoßen des Eises und Uebergießen mit Wasser sorgt man dafür, daß der Eismantel zu einem festen Block zusammenfriert. Dann wird der kegelförmig gestaltete Eisberg mit Moos, Nadelwaldstreu,

Stroh u. dergl. zugedeckt und mit Tüchern verhangen. Das Eis hält sich den Sommer über bis zum nächsten Winter, und der Obstzüchter ist in der angenehmen Lage, in der heißen Jahreszeit das Beerenobst, wie Erd-, Stachel- und Himbeeren, längere Zeit aufbewahren zu können, während er später ein Eisbaus zur Aufbewahrung des Steinobstes benutzt. An vielen Orten, auf Gütern u. s. w., wird sich eine derartige Anlage auch heute brauchbar und vortheilhaft erweisen.

Unsere Zeit zeichnet sich aber durch den Großbetrieb aus, und dieser ist auch für den Obstverkehr maßgebend. Nach den Großstädten müssen große Mengen Obst verbracht und hier auch zweckmäßig aufgestapelt werden. Da genügen die kleinen Eisberge nicht, und auch der Obsttransport muß sich den gefrierten Bedürfnissen anpassen. In dieser Hinsicht ist man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bahnbrechend vorgegangen.

Zunächst handelte es sich dort darum, frisches Obst auf weite Strecken mit der Bahn zu versenden. Man suchte es dabei auf verschiedene Weise vor Verderben zu schützen, so z. B. durch Beförderung in ventilirten Waggons, die mit Schnellzugsgeschwindigkeit fuhren. So gelang es wohl, Obst von Kalifornien nach New York in gutem Zustande zu bringen, allein diese Methode war nicht für alle Obstsorten brauchbar. Eine Umwälzung fand aber auf dem Gebiete der Versendung statt, als F. A. Thomas in Chicago den Transport in Eiswaggons besonders einrichtete und durch Anlegung von Eisstationen längs der Bahnstrecke dafür Sorge trug, daß das Eis in den Eiswaggons während der Fahrt nicht ausging. Diese Methode bewährte sich selbst für empfindliche Früchte, und schon im Jahre 1888 wurden Erdbeeren aus Florida und Kirschen und Aprikosen aus Kalifornien nach New York gebracht. Gegenwärtig ist die Obstbeförderung in Amerika im großen Stile geregelt, und zwischen Mexiko, den Vereinigten Staaten und Kanada laufen zur Zeit gegen 60000 refrigerator-cars, um den Obstverkehr zu vermitteln. Heute sendet der Süden seine ersten Erdbeeren nach dem Norden, und wenn im Süden die Ernte vorüber ist, wird er von dem Norden mit dessen spätgereiften Früchten versorgt. So wird schon durch die Regelung des Obstverkehrs das Absatzgebiet erweitert und die Obstzeit im ganzen Lande verlängert.

Damit ist aber erst die Hälfte der Aufgabe gelöst. Das kalt gelagerte Obst verdirbt, wenn es der Wärme ausgesetzt wird, verhältnismäßig rasch. Der Händler muß also dafür sorgen, daß er es auch in der Stadt kalt aufbewahren kann, um den Vorrat je nach Bedarf nach und nach auf den Markt zu bringen. Dies geschieht in den Kaltlagerhäusern (cold storage houses), die eine Ergänzung der Eiswaggons bilden. Der erste, der ein Kaltlagerhaus im großen Stil gebaut hat, war Benjamin M. Rice, Geistlicher und auch Chemiker von Beruf. Die Decke des Kalkraumes bestand aus Eisenplatten, auf welche Eis gebracht wurde, dieses kühlte die darunter befindliche Luft ab. Der Raum, in welchem das Obst lagerte, wurde durch Chlorcalcium trocken gehalten, ein Salz, das die Feuchtigkeit aus der Luft begierig auffängt. Im Jahre 1870 lasste Rice 4000 Bushel Aepfel für den billigen Preis von 60 Cents für das Bushel und verkaufte sie im Frühling für einen viermal so hohen Preis. Seit jener Zeit hat man an den Kaltlagerhäusern allerlei Verbesserungen angebracht und vielfach an Stelle des Eises die Abkühlung durch komprimierte Gase eingeführt. Die Handhabung ist dadurch sauberer, die Regelung der Temperatur viel leichter geworden. Im vorigen Jahre gab es in den Vereinigten Staaten bereits 600 solcher mittels komprimierter Gase abgekühlter Lagerhäuser und eine noch größere Anzahl kleinerer, bei denen Eis verwendet wurde. Die Winterlagerung kommt namentlich den Aepfeln zu gute, gerade die feinsten Sorten reifen in der Kälte am besten nach. In den Kaltlagerhäusern der Vereinigten Staaten werden gegenwärtig jährlich etwa anderthalb Millionen Barrel Aepfel überwintert.

Trotz der großartigen Entwicklung steckt die Methode der Kaltlagerung des Obstes noch in den Kinderschuhen. Sie kann und wird noch bedeutend vervollkommnet werden. Es harren auf diesem Gebiete noch viele Fragen ihrer Lösung. Da ist zunächst zu prüfen, welche Kältegrade sich zur Frischerhaltung bestimmter Obstsorten am besten eignen und bei welcher Temperatur die Nachreife sich am günstigsten vollzieht. Auch über die Dauer der Konservierung müssen noch Erfahrungen gesammelt werden. Für Aepfel ist die Kaltlagerung monatelang zulässig, so daß man das ganze Jahr hindurch frische Aepfel genießen kann. Die Birnen sind empfindlicher, und man sollte sie nicht länger als sechs Wochen bis zwei Monate in der Kälte aufbewahren. Nach amerikanischen Erfahrungen soll die Erdbeere die empfindlichste Frucht sein und sich nicht länger als fünf Tage halten, darum ist der Erdbeerentransport von Kalifornien nach New York und von Amerika nach England nicht gut möglich. Für Pflaumen und Pfirsiche hält man in Amerika etwa acht Tage als den längsten zulässigen Aufbewahrungstermin.

Der Großverkehr geht naturgemäß beim Transport und bei der Lagerung mit dem Obst etwas roh um. Behandelt man aber empfindliche Ware aber sorgfältiger, so werden viel bessere Erfolge erzielt. Sehr interessant sind in dieser Hinsicht Versuche, die man im vorigen Jahre in Frankreich gemacht hat. Dort haben Vorblin und Douane einen Kühlapparat konstruiert, der mit einer Kältemaschine verbunden ist und zur Aufbewahrung von kleineren Mengen Obst, auch von Butter u. dgl., dienen soll. In diesem Apparat haben sich Pfirsiche nicht etwa acht Tage, sondern drei Monate lang vorzüglich frisch erhalten, ohne an Wohlgeschmack und Aroma einzubüßen.

Hoffen wir, daß auch bei uns die modernen Methoden des Obsttransportes und der Obstaufbewahrung mehr und mehr Eingang finden werden. Die Sicherung der Ernte vor Verderben, die Erweiterung des Absatzgebietes werden ihre belebende Wirkung auf den Obstbau nicht verfehlen. Fröhlicher werden wir alsdann die noch fehlenden 15 Millionen Obstbäume pflanzen, aber auch sonst werden wir mehr Obst zur Verfügung haben, wenn bei richtiger, planmäßiger Aufbewahrung weit weniger Früchte durch Fäulnis zu Grunde gehen oder in schlechten Obstkammern während des Winters erfrieren.

M. Hagenau.

Krankendisciplin.

Mit Illustrationen von **Max Fabian.**

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es ist schwer, die neueste Richtung der modernen Heilkunst, die über die materialistische Anschauung und die mechanische Behandlung des Kranken hinausstrebt, mit einem kurzen Schlagwort zu charakterisieren. Der Ausdruck „Krankendisciplin", den Professor v. Leyden geprägt hat, ist zu eng gefaßt, weil er die höheren und edleren Ziele dieser Richtung nicht in sich begreift, er kennzeichnet aber sehr deutlich die Anschauung, von der sie ausgegangen ist, nämlich die Erkenntnis, daß der Mensch aus Körper und Seele besteht, die in so innigen Beziehungen zu einander stehen, daß die Erkrankung des einen Teiles auch den anderen mehr oder minder beeinflußt. Eigentlich wird damit nur ein Wissenssatz zu neuem Leben erweckt, der ebenso alt ist wie die ärztliche Kunst, der aber verloren zu gehen drohte, weil die materialistische Weltanschauung die Heilwirkung als einen rein mechanischen Prozeß betrachtete, der sich bei Verabreichung der richtigen Arznei im menschlichen Körper abzuspielen habe. Der Arzt hat dann nichts weiter zu thun, als die richtige Diagnose zu stellen, das richtige Heilmittel zu wählen und den Gesundungsprozeß zu überwachen.

Die neue Richtung stellt dem Arzt höhere Aufgaben. Sie verlangt von ihm, daß er gleichgeltig das Seelenleben des von seinem Leiden niedergedrückten Kranken zum Angriffspunkt heilkräftiger Beeinflussung mache. Wie sehr die Gemütsstimmung den Verlauf eines körperlichen Leidens beeinflussen kann, ist seit vielen Jahrhunderten bekannt. Es handelt sich dabei um Einflüsse, deren Wirkung alle fünf Sinne unterworfen sind. Der Beispiele, die jedermann verständlich sind, giebt es in Hülle und Fülle. Es sei nur an die Macht der Musik, an die Wirkung froher, heller Farben und der Wohlgerüche erinnert. Wie oft wird nicht der ganzliche Mangel an Appetit durch eine anreizende Einteilung der Speise überwunden! Und wenn alle diese Dinge schon auf den gesunden Menschen einen greifbaren Einfluß ausüben, wie viel mehr werden sie auf den Kranken wirken, dessen Empfindsamkeit so sehr gesteigert ist!

Das ist in ganz kurzen Strichen die Vorstellungsreihe, aus der heraus Stabsarzt Dr. Butterlaz zu dem Entschluß gekommen ist, auch das Seelenleben der Kranken und Genesenden einer entsprechenden Behandlung zu unterwerfen. Und zwar nach drei Richtungen hin: durch

Erheiterung, Beschäftigung und Entlastung von drückenden, quälenden Sorgen. Von vornherein sei bemerkt, daß diese Versuche das tastende Anfangsstadium überwunden und eine Reihe von Erfolgen gezeitigt haben, die dringend zur Nachahmung auffordern.

Dem ersten Ziel, der Erheiterung der Kranken und Genesenden, dienen Musik und Deklamation. Eine hallständische Künstlerin, Fräulein van Tilden-Barnewitz, war die erste, die sich in den Dienst der neuen Idee stellte. Sie sang in den Sälen der Berliner Charité, und andachtsvoll lauschten die Kranken den Tönen, die ihre Schmerzen verstummen ließen und ihre Seele mit neuen wundervollen Eindrücken füllten. Dann ist man einen Schritt weiter gegangen und hat in der neuen Kapelle desselben Krankenhauses Kirchenkonzerte unter Mitwirkung von Geige, Cello, Harfe und Orgel, sowie einer Frauenchores veranstaltet. Das Konzert vom 1. Dezember v. J. brachte u. a. ein Larghetto für Cello und Orgel von Mozart, „Consolations“ für Harfe von Liszt, „Meditation für Violine, Cello, Harfe und Orgel“ von Bach-Gounaud und acht gut gewählte Vorträge des Frauenchors.

Dem Ort entsprechend, trugen die Darbietungen einen ernsten Charakter. Auf heitere Musikstücke, die dem Zweck der Veranstaltung wohl noch besser entsprechen würden, mußte man leider verzichten. Vielleicht gelingt es anderswo, auch diese Gattung der Tonkunst mit ihrer seelenlösenden und belebenden Kraft in den Dienst der neuen Idee zu stellen.

Manche Hindernisse sind dabei zu überwinden. Künstler sind zu werben, die ihre Kunst unentgeltlich spenden; die Vorbereitungen, so geringfügig sie erscheinen mögen, erfordern viel Mühewaltung, und schließlich ist das Widerstreben der Aerzte zu überwinden, die der neuen Idee vielfach ablehnenden gegenüberstehen, als man eigentlich erwarten sollte.

Sehr gut bewährt haben sich die Rezitationen kurzer Gedichte heiteren Inhalts, die, von einem Menschenfreund auf den einzelnen Stationen kunstvoll vorgetragen, ihren Zweck, die Kranken zu erheben und zu ermuntern, nie verfehlen. Sie verkörpern die neue Idee am einfachsten und können daher überall leicht eingeführt werden.

Beschäftigung der Kranken mit Handarbeit.

Wesentlich weiter ist das Ziel gesteckt, das mit der Beschäftigung der Patienten und Rekonvaleszenten verfolgt wird. Nach alter Erfahrung erzeugt das Nichtsthun ein Gefühl des Unbefriedigtseins, also ein herabstimmendes Unlustgefühl, das die Entstehung quälender Gedanken, nicht zum mindesten solcher über die Bedeutung und Schwere des Leidens, begünstigt. Ein weiterer Gesichtspunkt ist auch die Gewöhnung jeder Beschäftigung, die bei chronischen Erkrankungen von längerer Dauer es vielen Menschen schwer, ja manchmal unmöglich macht, die Energie zur andauernden, regelmäßigen Berufsarbeit wiederzufinden. Schließlich kommt für die Heilbehandlung noch das Fehlen jeder Muskeltätigkeit in Betracht, die für den gesamten Haushalt des Körpers, für die Blutbereitung und Blutzirkulation, für die Verdauung ꝛc. von großem Werte ist. Und jeder Tag hat vierundzwanzig Stunden, die dem ganzlich unbeschäftigten Patienten doppelt lang erscheinen müssen. Eine leichte Beschäftigung gewinnt unter diesen Umständen die Bedeutung eines Heilmittels, namentlich bei Besinnungslosen, Nervenkrankheiten, Alkoholismus und bei Tuberkulose in ihren Anfangsstadien. Natürlich muß die Beschäftigung, die man den Patienten zumutet, leicht sein und anregend wirken. Jeder Zwang zur Arbeit ist selbstverständlich ausgeschlossen. Auch das „Was“ ist nebensächlich, wenn überhaupt nur etwas geleistet wird. Dr. Butterjack bevorzugt Zeichnen, Modellieren in Ton, Holzschnitzereien, Pappearbeiten und ähnliche Beschäftigungen, die wenig Anstrengung erfordern und der Phantasie und Gestaltungskraft freien Spielraum gewähren. Den weiblichen Patienten in Berlin ist auf diesem Gebiet eine Helferin und Trösterin erstanden, deren Wirksamkeit sich nach mehr als einer Richtung segensreich erweist. Ihr Name braucht nicht verschwiegen zu werden: eine junge Dame ist es, Fräulein Klausener, die sich in selbstloser Weise der Mühewaltung unterzieht, die weiblichen Kranken zu allerlei Handarbeiten, wie sie der Eigenart der Frau entsprechen, anzuleiten. Freudig wird die Anregung und Anleitung namentlich von den Frauen der Arbeiterbevölkerung dazu benutzt, sich Handfertigkeiten anzueignen, die ihnen bei dem frühzeitigen Eintritt in das Erwerbsleben unbekannt geblieben sind. Wünschenswert wäre es, wenn diese Anleitung auch auf die Praxis der Hauswirtschaft ausgedehnt werden könnte, deren Kenntnis bei den Arbeiterfrauen, die in frühester Jugend sich der Fabrikarbeit zugewandt haben, oft sehr mangelhaft ist.

Eine Sammlung solcher Arbeiten in der Charité unter dem stolzen Namen „Arbeitsmuseum“ giebt Kunde davon, mit welchem Eifer und Geschick sich die Patientinnen beschäftigen. Bei diesem Punkt wäre vielleicht das leise Bedenken am Platz, daß darin in Anstalten, die mit besonderen Machtmitteln ausgerüstet sind wie in Militärlazaretten, leicht ein Zwiel eintreten könnte. Da heißt es, streng an dem Grundgedanken festzuhalten, daß allein die Beschäftigung der Kranken und nicht der Wert der Arbeitsleistung der Zweck dieser Maßregel sein darf.

Kann man diese beiden Punkte mühelos unter den Begriff „Krankendisziplin“ bringen, so greift der dritte, die Entlastung der Patienten von nagenden, bezquälenden Sorgen, weit darüber hinaus, mitten hinein in die sozialen Bestrebungen der Gegenwart. Es gilt, die Schädigungen abzuwehren, welche der schwere Kummer um das Schicksal der des Ernährers beraubten Familie, die nagende Sorge um neue Erwerbsgelegenheit nach Wiedererlangung der Gesundheit dem Heilungsprozeß zufügen. Da muß man das Vertrauen des Patienten zu gewinnen suchen, damit er seine Lebensverhältnisse offenbare, und dann die richtigen Mittel zur Abhilfe zu finden.

Der Vorleser.

Eine Anzahl hochherziger Frauen hat sich bisher dem mühevollen Amt unterzogen, das ihnen innere Pflichten auferlegt. Wie oft lernen sie nicht dabei Verhältnisse kennen, von denen der gebildete Mensch und wie viel mehr noch die feinfühlige Frau sich schaudernd abwendet; aber der Dienst einer hohen Idee verlangt starke Nerven. Und wie viel Segen ist nicht schon aus dieser Thätigkeit entsprungen! Wie hat es auf den Patienten gewirkt, wenn er wußte, daß seine Lieben daheim unter sicherer Obhut vor Not geschützt waren, daß er, genesen, Arbeit und Lohnerden Verdienst finden würde!

Aber dieser Punkt darf nicht der privaten Thätigkeit überlassen werden, die dazu milde Spenden in Anspruch nimmt. Hier muß die Gesamtheit mit ihrer ganzen Kraft einsetzen! Um seine Familie so lange als möglich vor Not zu schützen, quält sich der Arbeiter, den der furchtbare Würgengel, die Lungentuberkulose, befallen hat, bis das Werkzeug seinen kraftlosen Händen entsinkt. Wird ihm diese Sorge abgenommen, dann wird er rechtzeitig die Hilfe des Arztes aufsuchen, dessen Kunst diese Krankheit, sofern sie noch nicht zu weit vorgeschritten ist, heute bereits durch geeignete Pflege und Arznei zu überwinden vermag. Die sozialpolitische Gesetzgebung hat diesen Gedanken schon aufgegriffen und Schritte zu seiner Ausführung gethan — wohl der beste Beweis, daß Dr. Butterjack mit seiner Anregung einen Weg gewiesen hat, auf dem ihm die Menschheit mit Freuden folgen darf.

Dr. F. S.

Das rote Haus.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Roman von **Richard Skowronnek.**

Es waren herzlich saure Amtsgeschäfte, die der alte Wachtmeister Wisotzki in diesen Zeitläuften zu verrichten hatte. Sein Bezirk war zwar einer der größten an der Grenze, aber der alte Beamte hatte vier Fußgendarmen unter sich, und wenn er das Revier in der Woche zweimal abritt, konnte er in der Zwischenzeit ein leidlich ruhiges Leben führen, wie es einem Mann mit mehr als vierzig Dienstjahren zukam. Jetzt aber saß er schon seit Monaten tagtäglich im Sattel, denn er hatte die Transporte der Ausgewiesenen jedesmal persönlich zu leiten, und ein Ende war noch gar nicht abzusehen. Immer wieder stellte sich heraus, daß noch irgendwo in einem Dorfwinkel einer saß, den man übersehen hatte, und fast jeder Tag brachte neue Anzeigen. Ganz von oben her war nämlich verfügt worden, daß alle russischen Unterthanen aus Preußen ausgewiesen werden sollten, und die Maßregel war gut, denn in den Grenzbezirken hatte sich im Laufe der Jahre allerhand unnützes und überflüssiges Volk angesammelt, das den Beamten bei dem immerwährenden Hin und Her über die Grenze rechte Scherereien verursachte.

Wohin die Maßregel eigentlich zielte, hatte ihnen der Herr Generalkommandeur und Oberstwachtmeister damals bei dem Instruktionsappell auseinandergesetzt. Die staatsgefährlichen Umtriebe der polnischen Emissäre in Schlesien, Posen und Westpreußen waren so bedrohlich geworden, daß die Regierung sich hatte entschließen müssen, diese Schädlinge samt ihrem Anhang mit einem eisernen Besen aus dem Lande zu kehren. Und das war wohlgethan, denn wer das Gastrecht mißbrauchte, dem gehörte, daß er vor die Thür gesetzt wurde. Wie vernagelt aber das polnische Volk in diesen Gegenden war, das wußte der alte Wachtmeister noch vom letzten Aufstande her, wo er als Reserveunteroffizier bei den Totenkopfhusaren die Grenzbesetzung im Posenschen mitgemacht hatte. All die Wohlthaten, die ihnen die preußische Herrschaft gebracht hatte, nahmen sie als ein Selbstverständliches hin, aber daß sie dafür auch etwas zu leisten hätten, kam ihnen nicht in den Sinn. Sie durften ihre Religion und Muttersprache behalten; wem's beliebte, der konnte seine Konsederatka, die hohe polnische Mütze mit dem viereckigen Deckel, tragen und den polnischen Schnurenrock, nichts wurde von ihnen verlangt, als daß sie dem Könige von Preußen die Treue hielten. Dafür bekamen sie Eisenbahnen und Chausseen gebaut, durften ihre Kinder in ordentliche Schulen schicken, fanden ihr Recht vor einem unparteiischen Richter; wem's in der Wirtschaft schlecht ging, der fand Unterstützung bei den landwirtschaftlichen Darlehenskassen, den soldenen Dorfengels wurde beim Militär Haltung und Sinn für Ordnung beigebracht — aber nichts half, wie verwöhnte Kinder verlangten sie immer mehr. Wahrscheinlich konnten sie es nicht ertragen, daß es ihnen so gut ging, denn als drüben in Rußland die Fahne der Revolution aufgerollt wurde, da liefen sie in Scharen über die Grenze, um für einen König zu fechten, unter dessen Herrschaft sie den Robot wiedergefunden hätten und all die drückenden Mißstände, von denen sie der König von Preußen glücklich befreit hatte. Dafür aber hätten sie den Schnaps wieder „Kontuszezowka" nennen und an nationalen Feiertagen ihr „Noch ist Polen nicht verloren" singen dürfen. Dann hatten sie's aber! . . .

Der große und allgemeine Gesichtspunkt, unter dem die Ausweisung angeordnet war, traf für das masurische Ländchen nicht zu. Aber auch hier war eine gründliche Aushehe von nöten, denn unter dem polnischen Volk, das sich diesseit der Grenze angesiedelt hatte, fand sich viel nichtsnutziges Gesindel, das die Heimat nur verlassen hatte, weil ihm dort irgend eine Strafe drohte, oder weil es sich dem Militärdienst entziehen wollte. Und das nahm den Einheimischen nur die Arbeit fort, unterbot sie in der Lohnforderung, denn der polnische Tagelöhner lebte um ein Beträchtliches armseliger als der masurische. Wenn dieser für sich zu dem täglichen Kartoffelgericht zum wenigsten ein Stückchen Speck oder Hering verlangte, so war jener schon zufrieden, wenn er nur das Salz zum Eintunken hatte. Schnaps aber tranken sie alle beide dazu. . . .

Wie alle solche allgemeinen Maßregeln traf aber auch die Ausweisung Gerechte und Ungerechte. Zammern thaten sie alle, wenn man sie an den Schlagbaum führte; aber zuweilen waren doch manche darunter, bei denen einen die Pflicht sauer genug ankam: ruhige und ordentliche Leute, die sich als Bauern in Preußen seßhaft gemacht und vielleicht nur vergessen hatten, sich zugleich auch in den Unterthanenverband aufnehmen zu lassen. Die mußten dann ihr sauer erworbenes Hab und Gut zu einem Spottpreis verschleudern, und die jammerten am wenigsten, vielleicht weil ihnen das plötzliche Unglück so ungeheuerlich vorkam, daß sie es gar nicht zu fassen vermochten. Diese Stillen aber dauerten einen am meisten, denn wer schreien und weinen kann, der ist schon halb getröstet. . . .

Also hätte man zuweilen unter den Ausgewiesenen den einen oder andern gerne wieder umkehren lassen; als Beamter aber hatte man nur dem empfangenen Befehl zu gehorchen, und dieser Befehl lautete: Wer sich nicht als preußischer Unterthan legitimieren kann, wird an die Grenze geschafft! Oder wenn man wirklich daran gedacht hätte, in einem ganz besonderen Falle ein Auge zuzudrücken, da kamen dann die Anzeigen, und man konnte schon um der eigenen Sicherheit willen keine Ausnahme machen. Wem zum Beispiel that der alte Pietsch etwas zuleide? Gewiß, er war kein Musterbürger, denn er stahl Holz von der Ablage, kam daß er den Fuß aus dem Gefängnis gesetzt hatte, aber das that er doch nur, um aus seinem ruhigen Lebenswandel nicht herauszukommen! Gerade ihn hätte der alte Wisotzki gern „übersehen". Sie kannten sich seit zwanzig Jahren, und wenn der Wachtmeister an den Tag zurückdachte, wo er ihn mit dem Säbelhieb über den rechten Arm hatte kampfunfähig machen müssen, dann war ihm immer zu Mute, als müßte der preußische Staat gerade diesem Manne für die damals erlittene Unbill etwas nachsehen und ihm das Gnadenbrot, das er sich im roten Hause verdiente, bis an sein Lebensende belassen. Und erst vor ein paar Wochen, als er einen Tagelöhner aus Sordachen wegen eines gestohlenen Schweins im Gefängnis abgeliefert, hatte ihm der Herr Inspektor gesagt: „Sie, Wisotzki, daß Sie mir den Pietsch nicht etwa ausweisen, sonst kriegen Sie's mit meinen Jungens und meiner Frau zu thun!" Da hatte er gelacht und geantwortet: „Ich weiß, Herr Gefängnisinspektor, ich weiß. Und nicht wahr, unfehlbar ist man doch nicht, also kann man wohl mal einen vergessen!" . . .

Und nun war auch das nicht zu machen, selbst wenn er dem Herrn Inspektor sein Wort hätte halten wollen, denn zu Mittag war die Frau Kalinna gekommen, in einer einzigen Angst und Auflösung, und hatte gegen den Pietsch und seine Tochter die Ausweisung beantragt. Weshalb, wußte er wohl, denn der Schuster Angustin hatte mit seiner Neuigkeit am Nachmittag auf einen Sprung auch in der Küche seiner Frau vorgesprochen. Da ekelte es ihn sast, daß sein Amt ihn zwang, den ganz privaten Rachegefühlen dieser Krugtoirtin als Vollstrecker zu dienen, aber Amt war Amt und Instruktion Instruktion. Also strich er sich nur ingrimmig den weißen Wrangelschnurrbart in die Höhe, nahm den Mantel um und griff nach dem Helm. „Wart' noch ein paar Minuten mit dem Abendbrot, Mutter, ich geh' gerade bloß über die Straße, den alten Pietsch ausweisen!" — — — —

* * *

Die Schustersfrau war auf die Suche nach ihrem Manne gegangen, Pietsch tramte noch immer zwischen seinen Siebensachen in der Kammer — wahrscheinlich rüstete er sich schon zu der geplanten Ueberfiedlung nach Rußland — und die Maria saß allein in der niedrigen Stube, saß an dem in allen Regenbogenfarben schillernden Fenster und wartete. Ihr Liebster hatte ihr zu verbrechen, daß er wiederkommen würde, und sein Wort hielt er, das wußte sie. Stunden und Stunden waren vergangen, in der Stube war es schon so dunkel, daß man kaum von einer Wand zur andern sehen konnte, aber was

verschlug es, er kam schon wieder, denn er hatte es versprochen! Draußen rann der Regen in riefelnden Strähnen, die Pfütze im Wagengeleise wurde immer breiter und das Stück Dorfstraße, das sie durch die blinden Fensterscheiben überblicken konnte, immer kürzer; aber was schadete es, er kam schon wieder! Vielleicht dauerte die Aussprache mit der Mutter so lange, oder am Ende hatte er vor dem Gang nach der Grenze seine Zeit mehr gefunden, bei ihr vorzusprechen, denn den Mond deckten ja die dicken Regenwolken, und wer konnte wissen, ob bei dem guten Wetter der Sandholz nicht eine dringende Verabredung geschickt hatte. Also, wenn er jetzt nicht kam, dann kam er spät in der Nacht, denn er hatte es ja versprochen!

Wie eine einzige und selige Gewißheit war es in ihr, nachdem sie in der Trübsal des Vormittags die Freude erlebt hatte, daß er ihnen nachkam. Den ganzen Weg vom Kruge her hatte der Vater gebrodigt: „Siehst du, ich hab's mir gleich gedacht, als ich euch stehen sah: man soll sich mit diesem Herrschaftsvolk nicht einlassen! Nicht die Hand hat er aufgehoben, um uns zurückzuhalten!“ Und kaum fünf Minuten später hatte er in der niedrigen Stube gestanden, in der er sich bücken mußte, damit er nicht oben an die Decke stieß, und hatte sie in die Arme geschlossen. Danach aber, das wußte sie, konnte ihr nichts mehr geschehen. Und wenn die Welt einbrach, er mußte wiederkommen, denn er hatte es ja versprochen!

Wie durch einen Schleier sah sie die andern Menschen, die nicht zu ihr gehörten, und sie entsann sich kaum, daß irgendwann am Nachmittag hier in der Stube der Jan Podleschny gestanden hatte. Der hatte allerhand gesprochen, sie wußte nicht mehr was, bis sie aufgestanden war und ihm unter Lachen gesagt hatte, daß sie von der Verlobung genug hätte. Da war er gegangen, und ob er zum Abschied geweint hatte oder gedroht, das wußte sie nicht mehr zu sagen, denn sie hatte es vergessen. Was lag auch daran! . . .

Da drinnen in der Kammer rüstete der Vater zum Abschied.

Sie hatte ihm schon ein paarmal gesagt, er sollte es lassen, denn der Franz hatte doch versprochen, ihn in sein Haus zu nehmen, und an dessen Wort gab es keinen Zweifel. Oder vielleicht hatte sie es nur gedacht, denn in ihrem Glücke war es wie eine selige Ermattung über sie gekommen, in der sie nicht Hand noch Fuß zu rühren vermochte. Nichts denken, nichts sprechen, nur warten und träumen! . . .

Und da, jetzt, auf der Straße, nahte die Erfüllung ihrer Träume. Statt des Geliebten kam die Mutter, sie in ihr Haus zu führen. Zusammen würden sie über die Straße gehen, drüben aber auf der Schwelle, da würde einer stehen mit ausgebreiteten Armen, und sie sprachen dann nichts, sondern hielten sich nur umschlungen, um nie mehr voneinander zu lassen! . . .

Und jetzt standen sie sich in der dämmerigen Stube gegenüber, die Frau, die über die Straße gekommen war, und sie. Zwischen ihnen auf dem Tische lag eine ganze Handvoll zerknitterter und schmutziger Scheine, die Frau sprach und sprach, aber die Maria verstand es kaum, nur eines hörte sie immer wieder, daß die Scheine ein Abstandsgeld sein sollten, und daß der Franz sich anders besonnen hätte. Da wollte sie auflachen, weil sie es ja besser wußte, aber das Lachen kam wie ein Schrei aus ihrer Brust. Dann stand mit einem Male ihr Vater in der Stube, mit einem Licht in der Hand, und dieses Licht begann vor ihren Augen zu flimmern und auf und nieder zu tanzen. Der Vater sagte: „Entschuldigen Sie, Frau Kalinna, aber die Hand, mit der sie dem Jan Podleschny ins Messer faßte, die hat vorhin nämlich wieder zu bluten angefangen, und es wollte gar nicht aufhören — ganze Schüsseln voll hab' ich hinausgetragen, bis die Schustersfrau es mit Besprechen zum Stehen brachte. Und gegessen hat sie auch nichts den ganzen Tag, ihr Mittagsbrot steht noch da, unangerührt, auf dem Tische.“ Da wollte auch sie etwas sagen, aber sie bekam die Lippen nicht auseinander. In ihren Ohren war plötzlich ein Singen und Klingen, das Licht und die Stube verschwanden vor ihren Augen, und irgend wer trug sie weit fort, irgendwohin ins Dunkle. — — —

Der alte Pruchnow hatte seine Tochter aufgehoben und in der Kammer sorglam gebettet. In einer Flasche fand sich ein Restchen Branntwein, mit dem rieb er ihr die Schläfen, bis sie wieder zu atmen anfing. Dann deckte er sie zu und kehrte in die Stube zurück. Die Schmach, die seinem Kinde angethan worden war, kroß ihm am Herzen, denn er hatte das Geld wohl gesehen, das auf dem Tische lag. Und seinetwegen mußte das Mädchen das alles erdulden, denn wäre er nicht gewesen, hätte das hochmütige Weib ja gar nicht gewagt, dem Kinde für seine Liebe eine Handvoll schmutziger Rubelscheine zu bieten! . . . Aber war er denn ein Hund, daß er sich dagegen nicht aufstehnen durfte? All die Jahre hatte er sich still gebuckt, den Groll in sich hineingefressen und war immer wieder in den Winkel zurückgekrochen, wo er sein Futter fand und niemand ihn scheel ansah. Jetzt aber war es aus damit! Auch ein Hund schnappt mal nach der Hand, die ihr schlug, und wer wollte ihn hindern, wenn er das Weib da jetzt vor den Richter schleppte? . . . „Da seht her. so sehen die aus, die mir ins Gesicht gespeen und mich mit Füßen getreten haben!“ . . . Gewiß, dann hatte er seine Rache, und wenn er fortging würde das Weib da weinen und wehklagen, er aber lachen, daß er's allen in dieser einen heimgezahlt hatte! . . . Nur eins war dabei: wenn er jetzt zuschlug, traf er sein eigenes Kind. Der junge Herr hatte ja gesagt, daß er es heiraten würde, auch gegen den Willen der Mutter, und was sollte werden, wenn er es zwang, gegen diese Mutter Zeugnis abzulegen? . . . Da stöhnte er auf, und die schon erhobene Hand sank ihm wieder herunter. Mußte er denn mit allem, was er that, diesem Kinde da im Wege sein? . . . Und konnte er ihm nicht ein einziges Mal helfen? . . . .

„Es thut mir ja leid, Pietsch,“ sagte jetzt die Kruzwirtin, „aber Sie werden einsehen, es geht nicht anders. Oder haben Sie auch nur einen Augenblick geglaubt, ich würd' Ihre Maria als meine Schwiegertochter ins Haus nehmen?“

Er seufzte tief auf. Na ja, da hatte er's wieder, es lag nur an ihm!

„Gnädigste Frau Wohlthäterin, ich weiß! Aber wenn ich nun fortgehen würde, weit fort, bis hinter Bialystok meinetwegen, und nie in meinem Leben mehr wiederkommen, glauben Sie nicht, daß es dann anders werden könnt'? . . . Ich denk', in ein paar Jahren schon würden sich die Leute gar nicht mehr auf mich besinnen!“

Die Kruzwirtin mußte lachen.

„Pietsch, Sie sind mit Ihren grauen Haaren noch genau so ein überspanntes Menschenkind wie Ihre Tochter, immer mit dem Kopf in den Wolken! Wenn zwei Kinder in ihrem Unverstand sich so etwas ausdenken, dann lacht man darüber. Aber Sie, ein Mensch mit fast fünfundfünfzig Jahren?“ . . .

„Sie haben recht, Frau Kalinna, eher könnte ja das Wasser den Berg in die Höhe laufen, als daß auf dieser Welt ein voller Gutsbesitzer mit einem Bettelsack zusammenkommen würde. Nur entschuldigen Sie zur Güte, aber Ihr Herr Sohn hat es doch meiner Tochter versprochen.“ . . .

Sie zuckte mit den Achseln. „Pietsch, Sie reden wirklich so, als wären Sie erst gestern auf die Welt gekommen. Wenn die Meineide alle bestraft würden, die ein junger Mensch in diesen Jahren schwört — so viel Zuchthäuser giebt es ja gar nicht!“

„Frau Wohlthäterin, vielleicht thun Sie Ihrem Herrn Sohn diesmal unrecht, denn ich hab' gehört, was er zu meinem Kind alles gesprochen hat.“

„Na ja, Pietsch, weil sie ihm auch den Kopf verdreht hat wie allen andern. Aber da sieh' ich doch noch davor, als Mutter, daß ich meinen Kopf klar behalt' und ruhig. Und kann ich was dafür, daß sie sich die gute Partie mit diesem Bauer Podleschny verdorben hat?“

Dem Alten zuckte es im Arm, aber er bezwang sich, denn er stand ja nicht für sich da, sondern für sein Kind, und vielleicht hätte er ihm durch Heftigkeit etwas verdorben.

„Sie haben recht, Frau Kalinna, es hat sie niemand gezwungen, in das Messer zu fassen, das der Jan Podleschny gegen Ihren Herrn Sohn gezogen hatte. Aber vielleicht denken Sie jetzt daran, daß er nicht mehr gesund auf seinen Füßen stehen würde, wenn sie nicht dazwischen gesprungen wäre!“

Der Kruzwirtin flog es wie ein Stich durch das Herz, denn daran hatte sie wirklich noch gar nicht gedacht, daß ihr Junge vielleicht jetzt still und bleich daläge, wenn das Mädchen sich nicht zwischen ihn und das scharfe Messer geworfen hätte . . . Aber war sie vielleicht hierher gekommen, um sich von diesem

alten Maueratzeialler mit listig gesetzten Worten das Herz weich machen zu lassen? Dann hätte sie ja gleich Ja sagen können, vorhin, als der Junge sie in seine Arme nahm und so beweglich bat, daß ihr fast die Thränen in die Augen gekommen waren! . . .

„Na ja, Pietsch, die hundert Rubel, die da auf dem Tisch liegen, die sollen auch gewissermaßen ein Schmerzensgeld sein. Und damit ihr beide mich nachher nicht anschreien sollt vor den Leuten, ich hätte mich lumpen lassen, da — sehen Sie her — ohne zu zählen!“ Sie griff in ihre lederne Geldtasche und legte eine ganze Handvoll zerknitterter Scheine zu den übrigen auf den Tisch. Es mochten vierzig oder fünfzig Rubel sein, das sah sie auf einen Blick, aber sie wollte in diesem Augenblicke wirklich nicht zählen.

„Frau Katinna, ich und meine Tochter sind ja weniger als ein Nichts gegen Sie, aber ich, in Ihrer Stelle würde mich schämen, auch nur zu denken, daß so etwas mit Geld könnte gutgemacht werden. Und eins weiß ich genau: wenn Ihr Herr Sohn jetzt hier wäre, er würde das meinem Kind nicht anthun!“

Sie mußte unwillkürlich die Augen niederschlagen, und es fiel ihr schwer, zu antworten:

„Gott, wie viel ich euch bieten soll, hat er ja nicht gesagt, nur daß ich's gutmachen möchte. Denn nämlich, daß Sie's nur wissen, Pietsch, unter meinem Zureden hat er sich wieder besonnen!“

„Das ist nicht wahr, Frau Katinna, was Sie da eben sagen!“ . . . Er war ganz dicht an den Tisch getreten und sah sie fest an. „So kann sich kein Mensch verstellen!“ . . .

Die Krugwirtin schwieg einen Augenblick lang. So leicht, wie sie sich's gedacht hatte, war's doch nicht, ihren Jungen von dem Volk da loszureißen. Und der alte Pietsch, den konnte man, weiß Gott, mit dem Sandelholz zusammenspannen, so geschickt wußte er seine Rede zu führen. Ja, wenn ihr der liebe Gott jetzt ein Paar Augen in den Kopf gesetzt hätte, die das Echte vom Falschen unterschieden! Wenn sie ganz genau gewußt hätte, daß bei alledem kein Eigennutz im Spiele war, daß das Mädchen ebenso ehrlich dachte wie ihr Junge, dann hätte sie sich jetzt vielleicht erweichen lassen und es an der Hand in ihr Haus geführt, wie er's von ihr verlangte! Schon, um bloß das Gesicht zu sehen, das der Kreisaeschichtschreiber machte, und diesem Trotz zu zeigen, wie viel ihr die geschwollenen Redensarten von seiner „Carriere“ wert waren. Nur, sie kannte die Maria doch seit zwei Jahren wie einen alten preußischen Silbergroschen, und da sollte sie sich mit einmal vormachen lassen, daß die vor Liebe zu ihrem Jungen nicht leben noch sterben könnte? Sie hatte ja oft genug gesehen, wie wenig sich das Mädel aus allem Mannsvolk machte, und da sollte sozusagen über Nacht eine so gewaltige Liebe daraus geworden sein? Ah nein, so leicht ließ sie sich denn doch nicht fangen! Um ihr Geld ging es, hier wie dort, nur daß diese Komödie hier um ein gut Teil geschickter eingefädelt war! . . .

Und sie fuhr fort: „Wer sagt denn, Pietsch, daß er sich verstellt hat? In dem Augenblick hat er's vielleicht so gemeint, nur nachher hab' ich ihn in die Hände bekommen, und da hat er sich wieder besonnen. Und jetzt denken Sie mal nach, Pietsch! Wann ist der junge Herr von hier fortgegangen?“

„Ja, genau weiß ich's auch nicht mehr, aber ich glaub', es war so um Vesper.“

„Na, sehen Sie, und jetzt ist es später Abend. Wenn er sich also nicht anders besonnen hätt', dann — das werden Sie einsehen — wär' er doch schon längst selbst wiedergekommen, statt mich zu schicken, nicht wahr?“

Der Alte ließ den Kopf sinken.

„Sie haben recht, Frau Katinna, man könnte es fast glauben. Nur, ich bitte Sie, sprechen Sie nicht so laut, sonst könnte das arme Wurm da in der Kammer vielleicht etwas hören.“

Die Krugwirtin atmete erleichtert auf, jetzt hatte sie Oberwasser! Und wenn man's genau besah, hatte sie eigentlich — bis auf ein paar Kleinigkeiten — bei der Wahrheit bleiben dürfen.

„Na, sehen Sie, Pietsch, mit Ihnen läßt sich doch reden! Und nun rasch: also wie viel muß ich noch zulegen, damit Sie gleich heute abend mit Ihrer Tochter über die Grenz' gehen, statt erst in ein paar Tagen?“

Der Alte wandte sich ab, denn er wollte es dem Weib da drüben nicht zeigen, daß ihm die Augen naß geworden waren.

„Ich geh' allein, Frau Katinna, meine Tochter kommt nicht mit. Und sie hat recht, denn wo ich mich all die Jahre nicht um sie gekümmert hab'!“ . . . Er mußte aufhören zu sprechen, denn die Stimme kam ihm ins Schwanken. Die Krugwirtin aber lachte laut auf.

„Ach nein, sie bildet sich doch nicht ein, daß mit ihr eine Ausnahme gemacht wird?“

„Wieso Ausnahme, Frau Katinna?“

„Na, ihr seid doch Polen!“

„Entschuldigen Sie, Frau Wohlthäterin, aber wenn man im roten Haus sitzt, kümmert man sich wenig um das, was draußen in der Welt vorgeht. Also was ist schon, wenn wir Polen sind, meine Tochter und ich?“

„Was mit euch ist? Ausgewiesen werdet ihr, vom Gendarm an die Grenz' gebracht und rüber über den Schlagbaum! Also wenn ihr vernünftig seid, dann nehmt ihr das Geld und wartet nicht erst auf die Ordre, sondern geht gleich heute abend.“

„Ah nein, Frau Katinna, sagen Sie jetzt: Sie machen bloß einen schlechten Witz mit uns armen Menschen?! Zwanzig Jahre fast hab' ich hier in Frieden gelebt, bin allen Menschen aus dem Weg gegangen und soll mit einem Male ausgewiesen werden? Und mein Kind mit mir?“

Die Krugwirtin zuckte mit den Achseln. „Wenn der Gendarm kommt, werden Sie's vielleicht glauben.“

In den Augen des Alten glomm ein seltsames Leuchten auf, und seine schwielige Faust klammerte sich um die nächste Stuhllehne. „Und das ist so gewiß wahr, Frau Katinna, wie das, was Sie vorhin von Ihrem Sohn gesagt haben?“

Das konnte sie mit gutem Gewissen beschwören, denn von ihrem Sohn hatte sie ja mancherlei gesprochen am heutigen Abend.

„So wahr ich hier auf diesem Fleck stehe,“ schwor sie also, that aber doch, zur Sicherheit, einen ganz kleinen Schritt zur Seite, ohne daß der alte Gauner da drüben, der sie fangen wollte, es merkte.

Die Brust des Alten hob sich unter einem schweren Atemzuge.

„Na, dann kann ich ja, Gott sei Dank, nichts verderben. Und jetzt werd' ich einmal mit Ausweisen anfangen. Also vorwärts, Frau Katinna, nehmen Sie Ihr Geld und marsch aus dieser Stube!“ Er streckte die Hand aus und wies nach der Thür.

Die Krugwirtin sah ihn ganz fassungslos an. „Sie sind wohl mit einem Male verrückt geworden, Pietsch?“

„Vielleicht, Frau Katinna! Vielleicht hat mich die Freude närrisch gemacht, daß ich nun nicht mehr allein von hier fortzugehen brauch'!“ . . .

„Na ja, bewegen können Sie aber doch das schöne Geld einstecken, wenn Sie sich nämlich noch heute abend auf die Reis' machen, ja, und überhaupt, was soll das heißen, daß Sie sich hier solche Unverschämtheiten erlauben, wie die Thür zeigen und so weiter? Vergessen Sie doch gefälligst nicht, wen Sie vor sich haben!“ Sie richtete sich auf und sah ihn zurechtweisend an. Für alle Fälle aber und zur Sicherheit nahm sie das Geld wieder an sich, denn es schien wirklich, als hätte er mit einem Male den Verstand verloren. Mit dem Munde lachte er, und aus den Augen kollerten ihm die hellen Thränen . . .

„Wen ich vor mir habe, Frau Katinna? Das weiß ich ganz genau, aber jetzt sag' ich's Ihnen noch nicht, das verspar' ich mir auf später! Und das Geld soll ich einstecken? . . . Ah nein, das glauben Sie doch selbst nicht! Ich bin ja jetzt so reich, daß ich Ihnen noch was drauflegen kann, nur um die Freude, Sie ebenso rauswerfen zu dürfen, wie Sie heute früh mich und mein Kind rausgeworfen haben. Sie sollen auch wissen, wie es einem zu Mute ist, den man vor die Thür sagt wie einen lästigen Hund. Da ist die Thür und nun mach', daß du rauskommst!“ . . . Er trat auf sie zu und hob die Hand, als ob er sie mit Gewalt aus der Stube bringen würde, wenn sie nicht gutwillig ging.

Da hob die Krugwirtin den Kopf und sah ihn verächtlich von oben bis unten an.

„Sie bilden sich ein, Pietsch, Sie könnten mich beleidigen? Was Sie da reden, das ist mir gerade so viel wert!“ Sie blies in die Luft, als wollte sie eine Flaumfeder fortblasen, schlug die Thür hinter sich zu und ging ehrlich entrüstet hinaus.

Copyright 1900 by Franz Hanfstaengl in München.

Erwartung.
Nach dem Gemälde von P. Wild.

Das hatte man davon, wenn man solchem Volke Gutes thun wollte! Und weßhalb war sie eigentlich hinübergegangen? Das Verbrechen ihres Jungen hatte sie ja, also was tag daran, ob es mit der Ausweisung ein paar Tage länger dauerte? Dieses Volk bildete sich nur ein, man brauchte es, wenn man ihm eine Wohlthat erwies, und wurde hinterher frech! Oder vielleicht hatte dieser alte Verbrecher gedacht, wenn er recht aufstrumpfte, würde sie klein beigeben und ihm ein kleines Vermögen in den Hals werfen? Ah nein, dazu war das liebe Geld doch zu schade! Und jetzt sah er ja, wohin es führte, wenn man die Unverschämtheit zu weit trieb. Jetzt ging er mit leeren Händen über die Grenze, und wenn er in seiner Nachsucht vielleicht die Kaczorka anfhetzte, wozu hatte sie denn ihren alten Geschäftsfreund Sandelholz? Noch heute nacht sollte an ihn mit einem der zurückkehrenden Träger ein vertrautes Briefchen abgehen, wie er der Kaczorka die ganze Angelegenheit darzustellen hätte. Und überhaupt! Zu zimperlich brauchte man mit dieser Person auch nicht umzugehen, denn mit ihren achtundzwanzig oder dreißig Jahren bildete sie sich doch hoffentlich nicht ein, die Verlobung von gestern nachmittag wäre durch eine Liebe auf den ersten Blick zustande gekommen? Wie sie den Sandelholz kannte, nahm er auch von der Kaczorka Provente, also konnte er mit ihr wohl schon ein Wörtlein auf deutsch sprechen!

* * *

Der Wachtmeister Wisopki faltete die vergilbten Papiere wieder zusammen. „Na, sehen Sie, Pietsch, da steht es ja in Ihrem letzten Entlassungsschein: ‚Der russische Unterthan Martin Ladislaus Benedikt Pruchnow.‘ Also da ist beim besten Willen nichts zu machen. Wer ‚russischer Unterthan‘ in seinem Nationale hat, wird ausgewiesen!“

Der alte Pruchnow that die Papiere wieder in die abgegriffene Brieftasche, in der alle Dokumente, die man ihm während seines Lebens ausgestellt hatte, wohlgeordnet nebeneinanderlagen, die Verurteilungen immer neben den dazugehörigen Quittungen über die verbüßte Strafe.

„Und, was ich noch fragen wollte, Herr Wachtmeister: Meine Tochter wird ganz gewiß mit mir zusammen ausgewiesen?“

„Ja, wenn Sie bei der Anmeldung auf dem Standesamt nicht erklärt haben, daß das Kind in den preußischen Unterthanenverband aufgenommen werden soll?“ . . .

„Nein, nein, Herr Wachtmeister, das ist gewiß nicht geschehen. Sie war überhaupt, glaub' ich, schon auf der Welt, als ich mit meiner verstorbenen Frau aus Polen kam, hier Arbeit zu suchen.“

„Na, dann kann ich ihr auch nicht helfen,“ sagte der Wachtmeister und notierte die beiden neuen „Fälle“ in seinem dicken Notizbuche. „Ich hätte dem Herrn Gefängnisinspektor ja gerne den Gefallen gethan, aber wo die Anzeige gegen Euch gekommen ist, muß ich meine Pflicht thun. Und mir scheint, Sie machen sich gar nicht so viel daraus?“

Der Alte hatte nur das eine Wort „Anzeige“ verstanden. Zu seinen Augen blitzte es auf, aber er senkte gleich wieder den Kopf und nahm die ihm schon zur zweiten Natur gewordene unterwürfige Haltung an.

„Entschuldigen Sie, lieber, guter Herr Wachtmeister, aber Sie sagen ‚Anzeige‘? Wer hat uns hier zur Ausweisung angezeigt, mich und mein Kind?“

„Das darf ich Ihnen nicht sagen, Pietsch, aber wenn Sie ein bißchen Ihren Denkapparat anstrengen, werden Sie schon darauf kommen. Na, und nun Gott befohlen, Pietsch, und wenn Sie hier noch was zu besorgen haben, beeilen Sie sich damit. In drei oder vier Tagen wird wohl die Ordre für Sie da sein.“

Der alte Pruchnow sprang dienstfertig zu, um dem Beamten über den dunklen Flur zu leuchten.

„Ich danke sehr, Herr Wachtmeister, und bitte, nehmen Sie sich in acht, da ist ein Balken, daß Sie sich nicht dran stoßen!“ . . . Als aber die Thür des kleinen Vorgartens ins Schloß gefallen war und die sporenklirrenden Schritte sich auf der Straße entfernten, recke er sich heraus, und aus seiner Brust kam ein lautes Lachen.

„Und ob ich hier noch ‚was zu besorgen hab', Herr Wachtmeister! Und gehen Sie lieber erst gar nicht schlafen, denn es wird für Sie noch heute nacht reichliche Arbeit geben, aber nicht mit Ausweisen, sondern mit Einsperren!“ — — —

Die Maria war aufgestanden und hatte sich mühsam aus der Kammer zum Tische geschleppt.

„Ich hab' alles gehört, Vater.“ . . . .

„Na, dann ist's gut, dann brauch' ich dir ja erst keine langen Geschichten zu erzählen: jetzt wirst du mir endlich glauben, daß sich unsereins mit diesem Herrschaftsvolk nicht einlassen soll. Und jetzt iß und trink, mein Kind, und zieh' dein Sonntagskleid an. Wenn es Zeit ist, werden wir in den Krug 'rüber gehen, ‚Verlobung‘ feiern!“

„Um Gottes willen, Vaterchen, liebes, was ist dir?“

„Ach so, du wunderst dich, daß ein Hund, der achtzehn Jahre das Bellen verlernt hat, auf einmal die Zähne zeigt? Hab' keine Angst, mein Kind, ich bin so gesund im Kopf wie nur einer! . . . Auf den Knien soll sie vor uns liegen und um Gnade betteln, aber da giebt es keine Gnade, sie muß da hinein, wo ich gewesen bin: ins rote Haus!“ . . .

Die Maria stützte sich schwer auf den Tisch und sah ihn aus entsetzten Augen an.

„Vater, und der Franz?“

Der Alte lachte hohnisch auf.

„Dein Herr Bräutigam? Hast ja gehört, daß er sich wieder ‚besonnen‘ hat, besonnen, dich laufen zu lassen und dir für die zerschnittene Hand ein ‚Schmerzensgeld‘ mitzugeben! Aber wenn sie seiner Mutter all das zusammengeschmuggelte Geld werden konfisziert haben und sie arm wie 'ne Kirchenmaus aus dem roten Haus wieder zurückkommt, vielleicht daß ihr dann endlich zu einander passen werdet, die Diebstochter und der Schmugglerssohn!“ . . . .

Die Maria hatte beide Hände auf die Brust gepreßt und sah hilflos um sich. Einen Augenblick lang stand sie so da, dann ging durch ihren schlanken Leib ein Anspannen, wie wenn jemand, dessen Seele stärker ist als sein Körper, die letzten Kräfte zu einer Entscheidung sammelt. Und ehe der Alte auch nur die Hand heben konnte, stand sie schon in der offenen Thür.

„Mach, was du willst, Vater, ich geh' meinen eignen Weg!“ . . . .

Der alte Pruchnow starrte eine ganze Weile lang auf die Thür, die sich hinter seinem Kinde geschlossen hatte. Erst hatte er ihm nacheilen wollen, dann ließ er sich schwer auf den nächsten Stuhl sinken und bedeckte die Augen mit der Hand.

Sie ging ihren eigenen Weg, die Maria. Zu denen, die ihn beschimpften und mißhandelten. Aber ihm geschah damit nichts weiter als sein Recht. Wie durfte er verlangen, ein Kind zu haben, wenn er achtzehn Jahre lang nichts weiter gethan hatte, als alle paar Monate mal nachzusehen, ob es noch auf der Welt war? . . . .

* * *

Auf dem Flur in Augustins Hause erhob sich ein gewaltiges Zetern und Schimpfen. Die Schusterstrau hatte endlich ihren Herrn Eheliebsten erwischt, nachdem sie ihn im ganzen Dorfe gesucht hatte, und führte ihn nun nach Hause, um ihn mit einer gründlichen Predigt zu Bett zu bringen.

„Da sehen Sie, Pruchnow, was man mit diesem Menschen seine Last hat! Am Vormittag ist er fortgegangen, und jetzt hab' ich ihn glücklich wieder. Bis zu dem Bahnwärterhaus mußt' ich ihm bei dem Wetter nachlaufen, ganz oben am Wald, denn überall, wo ich im Dorf nachfragte, war er schon weitergegangen. Und da, sehen Sie mal her, wie er sich ausgeputzt hat. Wenn man ihn neben die Straße stellt, ist er von 'nem Zaunspfahl nicht zu unterscheiden!“

Der Schuster, der auf seinem Rundgange anscheinend einen längeren Aufenthalt im Chausseegraben genommen hatte, lehnte am Thürpfosten und sah seine Frau mit einem verklärten Lächeln an. Das Sprechen bereitete ihm schon erhebliche Schwierigkeiten.

„Na ja, l . . . liebes L . . . Lottchen, alle haben sie mir zu trinken gegeben, w . . . wo ich hingekommen bin. Und du, du ärgerst dich ja b . . . bloß, daß du nicht d . . . dabei gewesen bist!“ Er ließ seine verglasten Augen durchs Zimmer wandern,

und da dämmerte ihm eine Ahnung, weshalb er eigentlich am Vormittag fortgegangen war.

„Ja, r . . . richtig, der P . . . Pietsch. Sei nicht bös, B . . . Bruderherz, den K . . . Koffer hol' ich m . . . morgen! Und weißt du schon die g . . . große Neuigkeit? Der junge Herr K . . . Kalinna hat sich mit der Pietschens M . . . Maria . . . ja, richtig, du bist ja der B . . . Vater!" . . . .

Der Alte stand auf und rat auf ihn zu. Ueber dem Grübeln und Brüten war es gegen elf Uhr geworden. Es war Zeit, den aufgesparten und halt ausgerechneten Schlag zu thun.

„Augustin, bist du noch klar genug im Kopf, mir bei einer wichtigen Sach' als Zeuge zu helfen?"

„Aber gewiß doch, B . . . Bruderherz! Im K . . . Kopf bin ich ganz nüchtern, nur die B . . . Beine haben zu viel gekriegt."

„Na, denn komm!" Er faßte ihn unter den Arm, um ihn fortzuführen, die Schusterstrau aber warf sich ganz entsetzt dazwischen. „Um Gottes willen, Pietsch, Sie werden mir meinen Mann doch nicht zum Stehlen verführen?"

Der alte Pruchnow lachte ingrimmig auf.

„Haben Sie keine Angst, Frau Augustin, ich liefer' ihn genau so ehrlich ab, wie er mitgegangen ist. Aber wenn er mir hilft, Eine ins rote Haus zu bringen, die schon längst dahin gehört, dann soll er Zeugengebühren verdienen, daß ihr für ein halbes Jahr genug habt!"

In dem trunkenen Hirn des Schusters regte sich ein beseligendes Mißverständnis. Sein Lottchen sollte ins rote Haus? Wahrhaftig, der Pietsch hatte recht, die gehörte schon längst dahin für all den Kummer, den sie ihm angethan hatte. Er wollte seine Bereitwilligkeit ausdrücken, bei dem guten Werke zu helfen, aber er brachte nichts weiter heraus, als ein aus tiefstem Herzensgrund kommendes „Bruderherz!" Seine Frau aber rückte ihm die verschobene Mütze zurecht und säuberte seine Kleider. Sie dachte sich schon ihr Teil, wen der Pietsch mit dieser Einen meinte, die er ins rote Haus zu bringen gedachte, und mit einem Male bekam sie ordentlich Respekt vor ihrem Mieter.

„Wissen Sie denn etwas von ihr, Pietsch?"

Der alte Pruchnow faßte seinen Bundesgenossen kräftig an und geleitete ihn durch den dunklen Flur auf die Straße.

„Ich denke, es wird reichen, Frau Augustin."

Der Schuster aber winkte nach rückwärts mit der Hand.

„L . . . laß man, L . . . Lottchen, ich werd' ihm schon alles sagen. Und du wirst dich w . . . wundern!" . . . .

Die Schusterstrau lachte und warf ihnen mit dem rechten Fuß den Holzpantoffel nach, damit ihr Vorhaben zu einem glücklichen Ende gedeihe. Und während sie auf dem linken wie eine Krähe über die nasse Straße hüpfte, ihn wiederzuholen, rief sie den Beiden nach: „Was du schon weißt, du alter Luderjahn! Aber wenn was Ordentliches dran zu verdienen ist, will ich heute noch mal ein Auge zudrücken und dir die Predigt schenken!" . . . .

Der Regen hatte aufgehört, nur von den Bäumen fielen noch einzelne Tropfenschauer, wenn der leise Frühlingswind an die schweren Kronen rührte. Am Himmel trieben die Wolken in mächtigen Bänken und schoben sich langsam vorwärts, um mit dem kommenden Tag ihren Segen weiter über die durstige Erde zu tragen. So dicht waren die Wolken geballt, daß an der Stelle des Mondes sich kaum ein Schimmer zeigte; zwischen den Bäumen aber war es so dunkel, daß man nur mit dem tastenden Fuße unterscheiden konnte, ob man noch auf dem hartgetretenen Steige ging oder schon auf weichem Moosboden. Und nur wo die Straße breiter wurde, zeigte ein zwischen den Wipfeln stehender hellerer Streif die Richtung an, die man zu nehmen hatte.

So eine rechte Frühlingsnacht war es, in der träumlichrote Wiesengründe auf einen Schlag sich mit grünem Schimmer überzogen und die kaum aus dem Knospen ingenden Blättchen an Birken und Erlen ihre Hüllen sprengten und die kahlen Aeste mit einer einzigen prangenden Herrlichkeit umkleideten. Ueberall zwischen Büschen und Sträuchern hub ein heimliches Hasten und Jagen, ein brünstiges Werben und Gewähren an, und aus der dampfenden Muttererde stieg mit schwülem Hauch die Verheißung kommenden Segens.

Dem langen Burschen, der auf dem schmalen Fußsteige neben der Landstraße dahinschritt, weiteten sich Herz und Sinne. Die Vorsicht, mit der er die erste halbe Stunde lang seinen gefährlichen Weg zurückgelegt hatte, war längst von ihm gewichen, denn er hatte jetzt, weiß Gott, besseres zu denken, als daß am Torfbruch im Straßengraben einer auf ihn wartete, dem er eine ganze Last goldener Uhren abliefern sollte. Indem, den Papieller Weg kannte er wie seine eigene Tasche, denn tausendmal reichten wohl kaum, daß er ihn gegangen war, um mit den Försterssöhnen den Dohnensteig am Rande des Bruches auszuheben. Zuweilen wohl stolperte sein Fuß über eine in den Weg gewachsene Baumwurzel, und manchmal mußte er stehen bleiben, um sich zu vergewissern, daß er in seinen der zahlreichen Kreuzwege abbog, aber nach kurzem Suchen fand er sich immer zurecht, denn neben dem Fußsteige lief ja der tiefe Graben, den er fühlen konnte, wenn er einen halben Schritt zur Linken trat.

Acht Tage, hatte die Mutter gesagt, sollte die Prüfungszeit dauern, und er fügte in fröhlichen Gedanken hinzu: Acht Tage und sechs Wochen. So lange brauchte man schon, bis das Aufgebot bestellt und die Aussteuer gerüstet war, aber vielleicht ließ die Frist sich auch kürzen! Heutzutage war man ja Gott sei Dank so weit, daß die Braut nicht mehr alles selbst zu spinnen brauchte, sondern man ging in einen Laden und kaufte die ganze Ausstattung auf einen einzigen Stand. Und er mußte ordentlich lachen, wenn er daran dachte, was für eine große Brautsteuer sein Schatz ihm schon mitbringen würde. Einen roten Mund, ein Paar dunkle Augen und einen ganzen Reichtum an Liebe. So viel Liebe gab's überhaupt nicht mehr auf der ganzen Welt, wie sie besaßen, wenn sie ihren Reichtum zusammen thaten. Und was waren dagegen die vierzigtausend Rubel dieser Kaczorka? Die hatte sich mit ihren goldenen Ringen auf den Wagen gesetzt und war fortgefahren, die andere aber war für ihn, ohne zu zaudern, mit der bloßen Hand in das offene Messer gesprungen! Und das sollte er, meinte die Mutter, in acht kurzen Tagen vergessen? . . .

Vor ihm auf der Straße klangen Stimmen, und einen Augenblick lang blieb er lauschend stehen. Zwei Männer waren es, die sich unterhielten, und sie sprachen hochdeutsch miteinander, denn er hörte ganz deutlich, wie der eine sagte: „Wenn das so weiter geht, laß' ich mich nach Schlesien versetzen. Man kommt sich ja wie ein angemalter Grasaffe vor in dieser stillen Gegend!" Da lachte er im stillen kurz auf. Zwei Grenzer waren es, die von einem erfolglosen Patrouillengange heimkehrten, und wenn er sich jenseit des Grabens lang an einen Kiefernbaum drückte, konnte er sie auf zwei Schritte passieren lassen. Da tauchte kurz vor ihm ein struppiger Kopf aus der Dunkelheit, sah ihn aus grünlich schimmernden Lichtern an und stellte ihn mit einem feindseligen Knurren. Zugleich aber schrieen die Grenzer auf der Straße: „Halt, stehenbleiben, oder es giebt Feuer!"

Einen Augenblick lang stand er wie gelähmt, dann zog er die Mütze tief ins Gesicht und schwang sich über den Graben. Wenn er den Hund los wurde, konnten die Beiden lang' hinter ihm herlaufen! Zwei Schüsse krachten, die sachligen Zweige des Unterholzes peitschten ihm trotz des vorgehaltenen Armes das Gesicht blutig, hinter ihm her aber fuhr der hochbeinige Köter mit zornigem Gebell und wies den Verfolgern die Fährte. Und alle Augenblicke hing er sich ihm mit scharfen Zähnen in die Kleider und war kaum mit Schlägen und Stößen abzuschütteln. Da wandte Franz sich um, denn der Jagd mußte ein Ende gemacht werden. Der tapfere Kerl that ihm fast leid, aber hier ging es um Tod und Leben. Mit der Linken griff er jäh in den jappenden Fang, die Rechte aber spannte sich mit eisernr Klammer um die Kehle und ließ nicht eher nach, als bis der zuckende Körper sich lang ausstreckte. Schon hörte er auf zwanzig Schritte Abstand die Verfolger durch das Unterholz brechen, da warf er den Hund zu Boden, schlug einen Haken zur Straße und rannte wie ein gehetzter Hirsch den Weg zurück, den er gekommen war.

Wohl ein dutzendmal verfing er sich mit dem Fuße in vorstehenden Baumwurzeln, schlug lang hin, daß er beim Aufstehen tausend blanke Funken vor den Augen tanzen sah, der Straßenschlamm spritzte ihm ins Gesicht und klebte an Kleidern und Händen, aber immer weiter ging's, obwohl ihn der Atem schon zu verlassen drohte. Die Grenzaufseher hatten den Hund wieder

zu sich gebracht, und wenn Franz lauschend still stand, hörte er deutlich die lauten Zurufe, mit denen sie ihn anfeuerten, auf der angenommenen Spur weiter zu arbeiten. Da wußte er, daß er verloren war, denn weit und breit gab es keinen Wasserlauf, den er hätte annehmen können, um dem Hunde die Fährte zu vergrämen. Einen Augenblick lang lehnte er sich gegen den riesigen Stamm einer Kiefer, und eine Art bitteren Trotzes schnürte ihm die Kehle zu. Fast gönnte er's der Mutter, daß ihn jetzt die Grenzwächter fingen, und wie er gesonnen war, wäre er am liebsten umgekehrt und hätte durch einen Kampf Mann gegen Mann den ganzen Fall noch schwerer gemacht. Wenn sie ihn dann auf ein Jahr oder länger einsperrten, dann sah sie's einmal, wohin es ging, wenn man an nichts anderes dachte, als nur immer Geld zusammenzuscharren! . . . Und schon bückte er sich, um aus einem der Reisighaufen neben der Straße eine handliche Waffe zu ziehen, da hörte er, keine zwanzig Schritte weit auf dem Wege, ein leises Rufen unterwischt mit Weinen: „O du barmherzige Mutter Gottes, hilf, daß ich ihn finde!"

Dem großen Jungen quoll es heiß im Herzen empor, noch ein paar weite Schritte, und er hielt das Mädchen in seinen Armen. „Maria, du?!"

Einen Augenblick lang schmiegte sie ihren zitternden Körper an ihn, dann raffte sie sich auf. „Hörst du? Kaum fünfhundert Schritt sind sie von uns fort, aber wenn du hier durch die hohen Kiefern läufst, dahinter ist die Försterswiese, und sie steht ganz unter Wasser."

„Na, dann komm!"

„Ich? Ah nein! Ich würd' dich nur hindern, denn meine Füße haben mich kaum noch bis hierher getragen."

Er lachte nur kurz auf und hob sie mit einem raschen Griff in seine Arme.

„Die beiden Krämper da hinten sollen sich wundern. Jetzt wird Laufschritt mit Gehäck geübt, und wenn wir erst auf der andern Seite vom Wasser sind, können sie sich ihren Köter einsalzen!" — — —

* * *

Der Kreisausschußschreiber war zur Stadt zurückgegangen, nachdem er sich auf energisches Zureden der Krugwirtin mit seinem „Bräutchen" wieder vertragen hatte, und Frau Kalinna saß hinter der Tombank. Sie hatte die große Hornbrille auf die Nase geklemmt und machte beim Schein einer Stearinkerze Auszüge aus ihrem Kontobuche. Die große Hängelampe an der Decke blakte und brannte trübe, denn das Fräulein Pigulla hatte natürlich keine Ahnung, wie der Mechanismus mit den vielen Dochten und dem Glühstempel in der Mitte des bauchigen Cylinders zu behandeln war, aber die Wirtin war es überdrüssig, sich an dem heutigen Tage noch über irgend etwas zu ärgern. Eine Garnitur Nerven hatte der Mensch doch nur, und auch ihre Kräfte nahmen mal ein Ende! Ueberhaupt, wenn sie sich's richtig überlegte, was hatte sie schon von ihrem bisherigen Leben? Nichts als Arbeit, Mühe und Sorgen, Aufregungen aller Art und Aerger. Und eines Tages war es zu Ende. Dann wurde man mit den Füßen voran hinausgetragen, und die Kinder dankten es einem vielleicht nicht mal, daß man sich für sie aufgeopfert hatte. Man verschlug sich um sie die Ruhe seiner letzten Stunde, sie aber blieben unzufrieden und trugen einem den Groll womöglich bis über das Grab nach. — Und hatte sie es denn so sicher, ob der liebe Gott ihr's einmal anrechnete, daß sie all die trummen Wege nur für ihre Kinder gegangen war? Wer mochte wissen, ob ihr Blatt in seinem großen Kontobuche nicht bloß auf der Debetseite beschrieben war, die andere Seite aber nur leeres Papier zeigte? Sie hatte es ja hundertmal in der Kirche gehört, daß man mit dem lieben Gott nicht zu feilschen oder zu handeln hatte oder ihm gar vorrechnen durfte, wieviel er bei einer Vergebung an gutgemeinter Absicht abzuziehen hätte. Und dann stand man da als arme Sünderin, versuchte sich zu verantworten, aber der liebe Gott zeigte nur mit dem Finger nach unten und sagte: Da sieh hin, wie es deinen Kindern ausgeschlagen ist. Die eine jammert, weil sie sich für überworfen hält, und der andere verwünscht den Tag, an dem du ihm dieses Weib an den Hals gelogen hast. Beweis' es ihm doch jetzt, daß er mit der andern, die er sich ausgesucht hat, vielleicht nicht glücklich geworden wär'! Und hör' nur, wie er's dir dankt, daß du so mit Lügen für ihn gesorgt hast! Das aber soll deine Strafe sein, daß du hier oben stehen mußt hundert Jahre lang und alles sehen, nicht nur was sie thun, sondern auch was sie eins gegen das andere fühlen und denken . . .

Die hellen Schweißperlen waren ihr auf die Stirn getreten, und sie mußte aufstehen, um sich mit einem Kakaoschnäpslein ein wenig zu beruhigen.

Ob das vielleicht eine Warnung war, daß ihr jetzt öfter solche merkwürdigen Gedanken kamen? Ging es mit ihr zu Ende, und der liebe Gott schickte ihr kurz vorher seine Sendboten, damit sie nicht unbußfertig dahinfuhr? Ganz von selbst flog so etwas einem doch nicht an, wie neulich am Abend der Schreck über das rote Haus, oder heute diese komischen Gedanken? Daß sie sich überhaupt über solche Fragen mit Skrupeln trug, ging schon nicht mit rechten Dingen zu, denn früher war es ihr doch niemals beigefallen, zu fragen, ob sie irgendwohin auf einem geraden oder krummen Wege ging. . . .

Aber mußte der Böse auch gerade jetzt noch vor kaum einer halben Stunde diesen alten Pietsch hierherbringen, damit er ihr mit seinen spitzfindigen Worten noch mehr einheizte? Unter dem Vorwande, daß er für sein respektwidriges Benehmen um Entschuldigung bitten wollte, hatte er sich eingeschmuggelt, sonst hätte sie ihn ja gar nicht hereingelassen samt diesem betrunkenen Schuster, der nicht mehr gerade auf seinen Beinen stehen konnte. Und dann hatte er sich hingestellt und ihr allerhand Spitzfindigkeiten zu schmecken gegeben, daß immer die Aengste sie hoben, er könnte vielleicht irgend etwas gemerkt haben von ihren stillen Geschäften und kühlte jetzt sein Mütchen an ihr, ehe er hinging, sie bei der Behörde zur Anzeige zu bringen.

Das war es vielleicht auch nur, was sie so aus der Ordnung gebracht hatte, und wenn sie sich jetzt besann, wie er seine lästigen Augen überall hatte umherwandern lassen, als spähte er nach einem verdächtigen Zeichen, dann lief es ihr wieder eiskalt über den Rücken. Aber das war natürlich Unsinn, denn sie hatte den Beiden ja gleich die Auguste Pigulla nachgeschickt, um festzustellen, wo sie blieben. Und die hatte ihr doch gemeldet, daß sie ihnen bis fast an den Windmühlenberg nachgegangen war, also waren die Beiden wohl wirklich in die Stadt gezogen, wie sie's gesagt hatten, um zum Abschied noch einen Ordentlichen zu trinken?! Wenn der Pietsch etwas Böses im Sinn hatte, wäre er doch gleich zu dem Gendarm gegangen, das war doch klar! Also weshalb brauchte sie sich jetzt so zu ängstigen? Und morgen früh konnte ihr kein Mensch mehr etwas beweisen, denn dann hatte sie die Waren längst zu Seidenberg geschafft und konnte es getrost auf ein ganzes Untersuchungsverfahren ankommen lassen! . . .

Aber Gedanken waren wie die Fliegen. Man konnte nach ihnen schlagen, sie ein dutzendmal fortjagen, und immer kamen sie wieder. Und je mehr sie sich selbst mit tausend Vernunftgründen ihre thörichte Angst auszureden versuchte, desto beklommener wurde ihr zu Mute. Zuletzt wußte sie sich nicht mehr anders zu helfen, als daß sie die Hände faltete und mit lauter Stimme zu beten anfing:

„Lieber Gott, du hast recht, aber hilf mir nur dies eine einzige Mal noch, und es soll hier anders werden. Gewiß, ich hab' in den Franz belogen, aber wenn's schon nicht anders sein soll, dann kann er sich dieses Mädchen ja auch aus Polen wieder holen, denn Polen liegt ja nicht aus der Welt und" . . .

Vom Garten her kam ein leises Pfeifen, aber sie sagte gewissenhaft erst „Amen", ehe sie aufsprang, um den Leuten des Sandelholz die Thür zu öffnen. Und ordentlich leicht wurde ihr ums Herz, denn, Gott sei dank, jetzt gab's doch endlich was zu thun und man brauchte nicht so grüblerisch still zu sitzen! . . . .

Die erste Partie mit zwölf Ballen war glücklich drinnen, die beiden andern sollten in Abständen von dreiviertel Stunden folgen. Und nichts war geschehen, alles war gut gegangen, der letzte der zwölf Mann schickte sich schon an, durch die Falthür im Dielenboden der Krugstube in den Keller hinabzusteigen, da donnerten dröhnende Faustschläge draußen gegen die verschlossene Hausthür. „Aufgemacht, im Namen des Gesetzes!" . . . .

Der Krugwirtin fiel vor Schreck fast das Licht aus der Hand. Jetzt wußte sie mit einem Male, was all die bösen Ahnungen zu bedeuten hatten, denn sie glaubte ganz deutlich die brummige Stimme des alten Wachtmeisters Wisotzki erkannt zu haben.

x

Einen Augenblick stand sie ratlos, aber es gab kein langes Besinnen; wenn sie nicht sofort öffnete, hatte sie vor dem Einlaß fordernden Beamten nur einen um so schwereren Stand. Also rief sie laut: „Gleich, gleich, Herr Wachtmeister, ich muß mir nur erst etwas anziehen, denn, wahrhaftigen Gott, ich wollte schon schlafen gehen", dem in der offenen Kellerthür stehenden Schmuggler aber rannte sie zu: „Wie die Mäuse sitzt ihr mir da unten, und keiner spricht ein Wort. Ich werd' mit dem Wachtmeister schon fertig werden." Vor dem Gang zur Thür hob sie noch einmal das Licht, um den durch dichtschließende Fensterladen gegen jeden unberufenen Blick von außen geschützten Raum zu durchmustern. . . . Ach du mein lieber Gott, einer der Kerle hatte ja seinen Ballen auf der Bank liegen lassen! Ganz breitbreit, so daß ihn jeder, der zur Thür hereinkam, auf den ersten Blick sehen mußte. Da sank sie fast in die Knie vor Angst, aber die Kellerthür noch einmal aufzuheben, ging nicht mehr, denn die Faustschläge draußen nahmen kein Ende, und mit ihren zitternden Händen konnte sie den Schlüssel zu der Krampe in der Kleidertasche nicht finden. Da kam etwas wie eine stumpfe Verzweiflung über sie, sie schob den Ballen gerade nur so in einen dunklen Winkel und ging durch den Hausflur zur Thür, um zu öffnen. — —

„Ja, Pietsch, sind Sie denn ganz verrückt geworden, hier solch einen Spektakel aufzuführen? Wenn Sie betrunken sind, gehen Sie nach Hause und legen sich schlafen!" Sie wollte ihm die Thür vor der Nase zuschlagen, aber er hatte schon den Fuß dazwischen gesetzt und schob sie mit leichter Mühe beiseite.

„Entschuldigen Sie, Frau Kalinna, wir werden gleich abrechnen. Du aber, Augustin, spring' rüber zum Herrn Wachtmeister, richt' einen schönen Gruß aus und sag', er würd' hier Arbeit finden!"

„Allem . . . mal, Bruderherz," sagte der Schuster, „und immer derjenige w . . . welcher!"

Die Krugwirtin hörte, wie er mit schwankenden Schritten über den Hof stolperte, sie wollte ihn zurückrufen, ihm Geld bieten, wenn er umkehrte, aber sie stand wie gelähmt und konnte die Lippen nicht auseinander bringen.

Der alte Pietsch war in die Krugstube vorangegangen, hatte die große Hängelampe hell geschraubt und sah ihr jetzt mit einem höhnischen Lächeln entgegen.

„Sehen Sie, meine liebe Frau Kalinna, wie rasch das eingetroffen ist, was ich Ihnen vor kaum einer Stunde prophezeit habe? Manchmal kriegt man seine Auszahlung schon hier unten und braucht nicht erst auf den Himmel zu warten!"

Sie hatte sich mit ihrer letzten Kraft zu einem Stuhl geschleppt und saß wie geistesabwesend da, er aber ging mit großen Schritten auf und ab, und die höhnenden Worte sprudelten ihm nur so von den Lippen. „Sehen Sie, meine liebe Frau Kalinna, die ganze Zeit über hab' ich mir den Kopf zerbrochen, was der Herr Gefängnisinspektor und seine liebe Familie nur ohne mich anfangen werden, und auf einmal haben wir den schönsten Ersatz! Denn, nicht wahr, so Kartoffeln schrapen und auf dem Markt einkaufen, das verstehen Sie doch viel besser als ich! Und wenn ich dem Herrn Inspektor ein gutes Wort für Sie sag', giebt er Ihnen meine alte Ell', denn sie liegt mitten im Garten, und wenn Sie auf den Tisch steigen, können Sie weit über den See hier bis zu Ihrem Haus sehen. Das kommt ja auf die Gant, wegen der hohen Geldstrafe, aber schadet nichts, Sie können wenigstens zusehen, wie es versteigert wird."

Die Krugwirtin fing allmählich an, wieder zu sich zu kommen, und das Erste, was sie sagen konnte, war eine aus tiefstem Herzensgrund aufsteigende Verwünschung: „O, Sie Lumpenkerl, infamer, niederträchtiger!"

Er aber lachte nur und stellte sich breitbeinig vor sie hin. „Ist recht, Frau Kalinna, schimpfen Sie nur, sonst ersticken Sie mir noch, und ich komm' um meine Freude. O, was werd' ich lachen, wenn der Herr Wachtmeister Sie abführen wird, ich aber lauf' voran und schrei' in alle Fenster und Thüren: Da, sperrt die Augen auf, genau so wird sie abgeführt wie ich vor jenen Jahren!" . . . .

Die Krugwirtin stand auf und lachte, denn mit einem Male war ihr der Gedanke gekommen, daß dies alles nur eine abgekartete Komödie war, damit sie ihre Einwilligung geben sollte.

„O nein, Pietsch, wie Sie sich verstellen können, und fast hätt' ich Ihnen geglaubt. Dumm wollt' ihr mich machen, und darum ist der Junge bloß noch nicht zurückgekommen, weil er draußen steht und wartet, bis Sie mich hier breitgeschlagen haben! Aber, hören Sie, mit Gewalt laß ich mir nichts abtrotzen. Gutwillig hätt' ich vielleicht Ja gesagt, aber auf dem Weg kommt mir Ihre Tochter hier nicht herein! Um mein Geld geht's euch, Banditenvolk, und die mit ihrer zerschnittenen Hand ist genau so eine Komödienspielerin wie Sie mit Ihren Drohungen!" Sie wollte sich heftig verschwören, aber da sprang die Flurthür auf, und die Beiden, die jetzt hereinkamen, sahen nicht aus, als ob sie eine Komödie aufführen wollten: der Junge mit Schmutz und Schlamm bespritzt, daß man von seinem Gesicht kaum noch die Augen sah, das Mädchen aber, blaß wie der Tod, hing nur so in seinen Armen. Dem Jungen kamen die Worte nur stoßweise aus der keuchenden Brust:

„Mutter . . . uns Himmels willen, versteck' mich! . . . Die Grenzer . . . und sie haben einen Hund bei sich . . . wir sind durch die Försterswiese gelaufen, aber sie haben gleich einen Bogen geschlagen . . . und in ein paar Minuten müssen sie hier sein!" . . .

Arbeiter bei der Moosverarbeitung in Louisiana.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Der Krugwirtin schnürte der Schreck die Kehle zu. Sie wollte etwas sagen, aber sie vermochte nur die Hand zu heben und auf den Alten zu deuten, der hochaufgerichtet mitten in der Stube stand.

Jetzt löste sich das junge Mädchen aus den Armen, die sie noch immer umschlossen hielten, und trat mit weit aufgerissenen Augen auf ihn zu. „Vater, du? . . . Du hast wirklich?" . . .

Er senkte den Blick und sah scheu zur Seite. „Nein, mein Kind, an dem, was du meinst, bin ich unschuldig! Nur dem Weib da wollte ich's auszahlen für all seine Schlechtigkeiten!" . . .

Die Maria hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und lehnte an der Bombant, die Krugwirtin sah ratlos auf ihrem Stuhle, nur der Junge richtete sich auf und sagte mit einem traurigen Blick auf die Mutter: „Vater Pruchnow, ich kann's Ihnen nicht verdenken. Die Maria hat mir genug erzählt von heute abend."

Der alte Pietsch sah einen Augenblick lang von seinem Kind auf den jungen Mann, dann reckte er die Arme, und seine Stimme klang ordentlich beseligend:

„Nun hör' aber auf mit Weinen, dummes Ding, wir haben nicht mehr viel Zeit zu vertrödeln. Sag' dem jungen Herrn da, er soll sich seine Stiefel ausziehen, und dann deck' ihn in

der Einfahrt mit Stroh zu, daß er kaum noch Luft bekommt.“ Und als sie nicht gleich gehorchte, sondern ihn aus erstaunten Augen ansah, trat er ärgerlich auf den großen Burschen zu.

„Runter mit den Stiefeln, hab' ich gesagt, junger Herr, denn ich brauch' sie!“ Er drückte ihn auf die nächste Bank, zog ihm fast mit Gewalt von den Füßen und schob ihn samt seiner Tochter zur Thür hinaus.

„Pruchnow,“ sagte die Krugwirtin leise und wischte sich die Thränen aus den Augen, denn sie hatte ihn verstanden, „Pruchnow, können Sie mir einmal im Leben die Gemeinheiten vergessen?“ . . .

Er zuckte nur mit den Achseln und beeilte sich, die vom Wasser aufgeweichten Stiefel auf die Füße zu zwängen.

„Was für verdammt kleines Schuhwerk Ihr Herr Sohn trägt, es quetscht einem fast die Zehen ab! Und ja, Sie bilden sich doch nicht ein, daß ich für euch alle hier auch nur einen Finger heben würde? Das ist nur, weil der Herr Gefängnisinspektor sich zu sehr grämen müßte, wenn ich mit einem Male nicht wiederkäm'. Ueber Sie aber, Frau Kalinna, muß ich lachen, wie schön Sie mit der Anweisung reingefallen sind!“ . . .

„O nein, Pietsch, ich sag', noch auf Ihrem Sterbebett werden Sie nicht aufhören, schlechte Witze zu machen!“

„Vielleicht, Frau Kalinna! Mein ganzes Leben ist doch nichts weiter gewesen als ein einziger schlechter Witz, den sich die Menschen mit mir gemacht haben!“ . . .

Er war hinaus auf den Hof gegangen und kehrte nach wenigen Augenblicken naß vom Kopf bis zu den Füßen zurück, ging in den Küchenverschlag, um sich mit einer Hand voll Ruß das Gesicht zu schwärzen, und als er schon eine ganze Weile lang im dunkelsten Winkel an der Wand gestanden hatte, wie einer, der sich dort drücken wollte, sagte er leise: „Aber vielleicht könnten auch wir beide uns noch mal vertragen, wenn Sie nämlich meinen Kind . . .“

Die Krugwirtin bot beide Hände zum Himmel.

„Pruchnow, der liebe Gott soll mich in meiner letzten Stund' verlassen, wenn ich Ihr Kind nicht wie meine eigene Tochter und wie meinen Augapfel hat!'“

„Na ja, ist recht, schwören Sie nur, Frau Katinna, denn euch Krämervolk ist nicht übern Weg zu trauen. Jetzt aber gehen Sie hinter die Tombant, denn ich hör' die Grenzjäger schon kommen. Und machen Sie dasselbe dumme Gesicht wie vorhin, als ich den Fuß in die Thür setzte, sonst glauben uns die Herren am Ende nicht, daß sie wirklich den Richtigen erwischt haben!“ . . .

* * *

Ein paar Augenblicke, und es war alles vorüber.

Der alte Pruchnow stand mitten in der Stube, der eine der beiden Grenzjäger legte ihm die Handschellen an, während der andere nur mit Mühe den Hund zurückhielt, der mit gesträubten Zähnen und knurrend am Riemen zerrte.

„Na, sehen Sie, alter Freund, die Reuerei hätten Sie sich und uns sparen können! Gegen die Nase von dem Hund giebt's kein Mittel. Das dauerte keine fünf Minuten, und wir hatten auf der andern Seite von der Wiese die Spur wieder. Und entschuldigen Sie, Frau Kalinna, daß wir Ihnen Ungelegenheiten bereiten, aber nicht wahr, da können wir auch nichts dafür, daß der Kerl gerade zu Ihnen reingerannt ist?“

„Nein, gewiß nicht, Herr Kontrolleur, und wie ist es, möchten Sie nicht auf die Aufregung ein Gläschen Bier trinken?“

Der alte Pietsch hatte sie erst ganz wild ansehen müssen, damit sie überhaupt die passende Antwort fand. Er selbst aber hütete sich, auch nur ein einziges Wort zu sprechen, denn er wußte ja nicht, ob der junge Herr mit den Beiden nicht vielleicht in einen Wortwechsel geraten war . . .

Die beiden Grenzjäger standen vor der Tombant, leerten im Vollgefühl der erfüllten Pflicht ihr Gläschen Bier und erzählten der Krugwirtin die Einzelheiten der glücklich gelungenen Jagd. Und weil sie an dem mit Beschlag belegten Ballen Thee reichlich zehn Mark Prämie verdienten, ließen sie sich zu dem Bier noch einen Kognak kommen, um ihn, wie sie sagten, „auf den Dienstteid zu nehmen“.

Die Krugwirtin mußte sich zusammennehmen, daß ihr beim Einschenken nicht die Hände zitterten. „Und wie viel glauben Sie, meine Herren, daß der arme Teufel da kriegen wird?“

„Na, zum wenigsten sieben bis acht Monate, die Untersuchungshaft nicht gerechnet, natürlich, denn sehen Sie, Frau Kalinna, er hat uns den Hund ja fast abgewürgt! Und wenn die Vorschriften nicht so streng wären, daß man diese Kerle zufassen muß mit Glacehandschuhen anfassen muß, dann könnt' er für den Hund was erleben!“

Der alte Pruchnow mußte an sich halten, um nicht laut aufzulachen. Es war nur gut, daß der Grenzjäger selbst ihm erzählte, was bei seiner Verfolgung geschehen war! Und wie hatte er gesagt? Sieben bis acht Monate konnte es dauern, die Untersuchungshaft gar nicht gerechnet? Wer ihm das vor einer halben Stunde gesagt hätte, daß er heute noch so glücklich werden sollte, dem hätte er ja ins Gesicht gelacht! . . . Und die Augen erst, die der Herr Inspektor machen würde, wenn er morgen früh vorgeführt wurde. „Was, Donnerwetter, Pietsch, du bist schon wieder da? Wie in drei Deuwels Namen hast du das nur angestellt?“ . . . Dann lachte er natürlich bloß still vor sich hin, denn die richtige Wahrheit konnte er dem Herrn Inspektor doch nicht sagen. Vielleicht, als Beamter, hätte er's übelgenommen, wenn er sich als Mensch auch freute. Und wenn er daran dachte, wie die Frau Inspektor ihm die Hand schütteln würde, die kleinen Kinderchen aber sich um seine Knie drängten: „Pietsch, Pietsch, bist du wieder da?“ . . . Dann konnte er's kaum fassen, daß ihm der liebe Gott nach all der Trübsal noch eine solche Gnade erwies. Und die beiden Grenzjäger drückten sich an der Tombant herum, als wenn sie Lust gehabt hätten, noch ein Glas Bier zu trinken, aber womöglich im Krug zu übernachten. Und da, jetzt, kam der Umschlag. Ganz natürlich war es eigentlich, und gar nicht zu verwundern, denn er brauchte sich nur von Herzen auf etwas zu freuen! . . .

Im Hausflur erhob sich ein Stampfen und Poltern, die Thür sprang auf, und an den einen Pfosten klammerte sich der Schuster. Seine verglasten Augen blinzelten erstaunt in die helle Stube, und er brauchte eine ganze Weile, um sich zu besinnen, weshalb er eigentlich unterwegs war.

„Ja, r . . . richtig, Frau Kalinna, nämlich der Gendarm schlief schon, und seine F . . . Frau sagt, wegen mir be . . . betrunkenen F . . . Ferkel wird' sie ihn nicht w . . . wecken!“ . . .

Der alte Pruchnow atmete erleichtert auf. Gott sei Dank, es war noch einmal vorübergegangen!

Der eine der Grenzjäger bob den Finger an den Mützenschirm. „Er sieht da, Frau Kalinna, Sie hatten auch schon nach dem Gendarm geschickt? Na, entschuldigen Sie schon, wenn wir diesmal so frei sind, uns die Prämie zu verdienen!“

„Ja,“ fügte der andere hinzu, „und sozusagen ernten, was wir gesäet haben. Denn, nicht wahr, das könnte Ihnen so passen, wo wir die ganze Hetzjagd gemacht haben! Also Adieu, Frau Kalinna! Bezahlen werden wir morgen, wenn wir mit dem Herrn Oberkontrolleur Spezies Fatsi aufnehmen!“ . . .

Die Stube war leer, wie ein Spuk war alles vorübergezogen.

Durch die Mittelthür kam Eine gegangen, sah sich mit suchenden Augen um und fing leise an zu weinen. Die Krugwirtin schluchzte laut auf, trat zu ihr und schloß sie in die Arme. „Laß gut sein, mein Tochterchen, er thut sich nicht weh. Uns aber hat der liebe Gott gezeigt, daß wir zusammengehören!“ — —

Der Schuster hatte mit einem Kopfschütteln das ganze Schauspiel angesehen. Jetzt rückte er an der Mütze und trat näher.

„Entschuldigen Sie, F . . . Frau Kalinna, aber der P . . . Pietsch hat gesagt, ich sollte als Z . . . Zeuge . . . wegen meiner Frau nämlich, daß sie in das r . . . rote Haus sollte!“ . . .

Da mußte die Krugwirtin schon wieder lachen.

„Sie haben was geträumt, Augustin! Aber da, kommen Sie her und nehmen Sie einen Pfefferminz, daß Sie wieder klare Augen kriegen!“

„Na ja, Frau K . . . Kalinna, von Pf . . . Pfefferminz bin ich kein Feind! Aber daß sie nu auf einm . . . mal statt meiner F . . . Frau diesen Pietsch abgeführt haben, da muß man sich doch w . . . wundern!“ . . .

* * *

Elf Monate im ganzen hatte es getragen, mit der Untersuchungshaft, und weil er bei der Verhandlung so verstockt gewesen war, daß er um keinen Preis gestehen wollte, in wessen Auftrag er den Ballen getragen und wohin er ihn hatte bringen

sollen. Als der Herr Vorsteher das harte Urteil verkündete, sprach er mißbilligende Worte über die Renitenz des Inkulpaten, aber der Herr Oberkontrolleur, der als Sachverständiger der Gerichtssitzung beiwohnte, tröstete ihn nachher. „Ich glaube, Herr Präsident," so sagte er, „daß ich schon in kurzer Zeit die ganzen Fäden in der Hand haben werde. Die beiden tüchtigen Beamten, die dieses Individuum festgenommen haben, sind Tag und Nacht unterwegs, und wenn ich mich auch vorerst hier nur auf Andeutungen beschränken muß, so kann ich doch so viel schon behaupten, daß ein gewisser Schuster Augustin sich stark verdächtig gemacht hat. Nur jetzt natürlich, bei der scharfen Kontrolle, ist er mißtrauisch geworden und hält sich zurück, aber wenn wir uns eine Zeitlang den Anschein geben, wir beobachteten seine Gänge nicht mehr, wird er uns schon ins Garn laufen!" . . . .

Elf ganze Monate!

Zuerst hatte Pietsch geglaubt, eine solche Zeit könnte überhaupt kein Ende mehr nehmen. Aber jeden Morgen, den der liebe Gott werden ließ, ging die Sonne über der Stadt auf, wanderte den Himmel entlang, versank weit hinten im Wasser des Sees, und jedesmal war ein ganzer Tag herum. Und die Tage reihten sich zu Wochen, die Wochen aber zu Monaten, und wiedermm kam einmal ein Tag, wo er im roten Hause alle Hände schüttelte, die zu schütteln waren, und an dem — zum allerletzten Male — die große Thür in der Mauer hinter ihm ins Schloß fiel. Auch diesmal zuckte er über den dummen Rekruten, der draußen auf Posten stand, die Achseln und wandte sich mit einem Seufzer auf den Weg, der durch die Stadt und am Seeufer entlang nach dem Dorfe führte. Sogar das Wetter schien ihm daselbe, denn wenn er sich recht entsann, war auch damals ein feiner Frühjahrsregen vom Himmel gekommen. —

Der Empfang freilich in der Krugstube war ein anderer.

Ein junges Weib trat ihm mit lachenden Augen entgegen und trug ein Kind auf dem Arm, von dem es lächerlicherweise verlangte, es sollte „Großvater" auf ihn sagen, obwohl das ganze Wurm mit Gottes Hilfe vielleicht vier Wochen alt war! Ein langer Mensch, dem in der Zwischenzeit der Schnurrbart gewachsen war, so daß er ordentlich nicht mehr wie ein Junge aussah, preßte ihn in die Arme, daß ihm fast der Atem ausging, und sprach allerhand von immer dableiben und ewiger Dankbarkeit. Sogar die Krugwirtin kam auf ihn zu gewalzt — sie ersticke fast im Fett, seit er sie nicht mehr gesehen hatte — schüttelte ihm die Hand, und es fehlte nicht viel, daß sie ihm vor Rührung einen Kuß gegeben hätte. Er aber konnte bei alledem so die rechte Freude nicht finden. Schon daß sie von den elf Monaten so viel Aufhebens machten, war ihm eigentlich zuwider, denn als ein ehrlicher Mensch mußte er ihnen doch sagen, daß er damals nur um seinetwillen sich für den Schmuggler ausgegeben hatte, weil ihm statt der Ausweisung durch einen glücklichen Zufall seine alte Heimat winkte. Aber das wollten sie ihm alle nicht glauben, zwinkerten sich gegenseitig mit den Augen zu und überhäuften ihn von neuem mit ihren Dankesbezeigungen. . . .

Allmählich freilich mußte er sich schon daran gewöhnen, als ein Wohlthäter der ganzen Familie angesehen zu werden, und als ein paar Monate ins Land gegangen waren, fand er sich mit der neuen Lebensweise so leidlich zurecht. Arbeit gab es genug für ihn in der großen Wirtschaft, denn sein Schwiegervater hatte die Fleischlieferung für das ganze Infanterieregiment bekommen, das seit einem halben Jahr aus dem Elsaß in die Stadt verlegt worden war. Da gab's reichlich zu thun beim Vieheinkauf und Ausschlachten und Abliefern in den Kantinen, und allmählich gewöhnte er sich daran, daß die Leute vor ihm die Mütze abzogen und nicht mehr Pietsch auf ihn sagten, sondern Herr Pruchnow. In der ersten Zeit hatte er immer aufgehorcht, denn sein richtiger Name war ihm in den langen Jahren fast abhanden gekommen. Aber nun war er ja der Schwiegervater des Herrn Krugbesitzers Kalinna, und da gehörte es sich wohl, daß er nicht mehr mit dem Namen gerufen wurde, den er vor Zeiten als Kaffaktor im Gefängnis getragen hatte! . . . .

So gingen die Jahre ins Land, der Schuster Augustin schüttelte nicht mehr mit dem Kopf, wie er's in der ersten Zeit gethan hatte, wenn er ihm begegnete, und ganz allmählich fing bei Pruchnow auch das Heimweh nach dem roten Hause an zu verblassen, das ihn fast jeden Abend überfallen hatte, wenn er müßig im Hofthor stand und über den See blickte. In den ersten Monaten hatte er alle vierzehn Tage einmal drüben vorgesprochen, um nachzusehen, ob noch alles beim alten war. Später aber fand man im Drange der Geschäfte nicht immer die Zeit, und schließlich hörten die Besuche ganz auf. Die alten Aufseher waren fortgekommen, mit denen man von vergangenen Tagen plaudern konnte, schließlich war auch der Herr Inspektor versetzt worden, als Direktor an die Strafanstalt in Allenstein, und seit die lieben Menschen fort waren, fand er sich in dem weitläufigen Gebäude kaum noch zurecht. Ganz als ob ihm das Haus mit einem Male fremd geworden wäre, das ihm mehr als ein halbes Menschenalter fast wie eine Heimat erschienen war. — Das war nun für immer vorüber. Besaß er doch jetzt eine richtige Heimat, in welcher er gehegt und gepflegt wurde, aus der ihm keine Ausweisung mehr drohte bis an sein Ende.

Blätter und Blüten.

Vorlesung aus Petrarca. (Zu dem Bilde S. 572 u. 573.) Wir sehen in die Glanzzeit der florentinischen Geselligkeit zurück, in einen jener schattenreichen Villengärten, wohin die Geistesfreundschaft eines Edeln eine Auszahl schöner Frauen und geistvoller Männer zum freudenreichen Landaufenthalt geladen hat. Während drunten über der gelben Arnofluth noch flimmernde Hitze brütet, kreicht hier gegen Abend der Bergwind erquickend über die große Terrasse, den altadendischen Sammelplatz der heiteren Gesellschaft, und die länger werdenden Schatten verkünden allen eine erwünschte Stunde. In den Einleitungen altitalienischer Novellenbücher findet man oft die Schilderung solcher reizenden Tamenhöfe mit ihrer zur höchsten Kunst entwickelten Konversation und der unbedingten Herrschaft seiner höflicher Sitte bei sehr weitgehender Freiheit der Rede wie Erzählung und scherzhaftem Wortgefecht. Dies alles entspradh der Wirklichkeit, wie sie sich für die Beborzugten auf den herrlichen Villen der Medicer und vornehmen Humanisten gestaltete. So wie hier auf unserem Bilde genoß die Gesellschaft gemeinsam eine philosophische Auseinanderiegung, eine Beschreibung der neuen sabelhaften Reisen und Weltwunder oder am liebsten den rhythmischen Vortrag eines schönen Gedichtes.

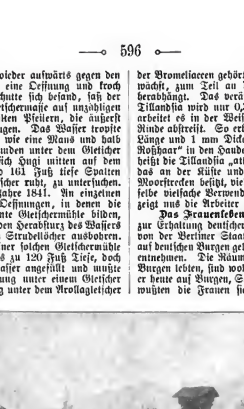
Gab es keine eigenen neuen Verse, so nahm der beste Recitator Petrarcas „Rime" zur Hand, das ewig junge Buch der Liebe, in diesen metodischen Versreihen sich manches verschwiegene eigene Gefühl kühn ans Tageslicht wagen durfte. Offenbar ist dies der Fall bei dem jungen Gelehrten, der soeben mit schwungvoller Handbewegung ausruft:

„Beglückte Erdensfluren,
Die einst ihr Fuß betreten,
Wie reizenden die Welt ihn nie beseffen,
Gönnt mir, auf euren Spuren
Im Geist sie anzubeten,
Und tastt mich meines Schicksals hier vergessen!"

Zu diesem Augenblick betritt sie selbst ahnungslos die Terrasse, gefolgt von einem, der gewohnt ist, weibliche Herzen im Sturme zu erobern, und eine Handvoll eben von ihr erhaltener Rosen an seine Brust drückt. Kühl genug blickt das Auge der Schönen auf den blassen Dotor im schwarzen Talar. Ein schalkhaftes Lächeln geht bei diesem Zusammentreffen über die Gesichter der zurückweichenden Damen, selbst der gütige alte Gastgeber kann sich eines gewissen Schmunzelns nicht erwehren, und das plötzliche mutwillige „Evviva" des jungen Fants auf der Mauer wird schnell das Lachen entfesseln, das bei diesem leichtlebigen, stets zum Scherz aufgelegten Volke eine ebenso große Rolle spielte wie die Begeisterung für Dichter und ihre Werke. Bn.

Bauderungen unter dem Eis von Alpengletschern. Am 7. Juli 1781 stürzte der Grindelwalder Wirt Christian Bohren in eine 64 Fuß tiefe Spalte des oberen Grindelwaldgletschers und drang dabei einen Arm. In der Tiefe fand er zu seinem Erstaunen, daß die Eismassen des Gletschers nicht unmittelbar auf dem Boden ruhten, sondern niedrige Höhlungen freiließen, in denen große Felsstücke lagen, auch floß durch diese Höhlungen ein Bach. Kriechend folgte er dem Wasser, und es gelang ihm, eine Oeffnung zu finden, durch die er sich ins Freie rettete. Dieser unliebsamen Wanderung unter einem Gletscher folgten später beabsichtigte. Der erste, der zu wissenschaftlichen Zwecken unter einem Gletscher vordrang, war der Alpenforscher F. J. Hugi. Er unternahm seine gefahrliche Wanderung im September 1826 unter dem Unteraargletscher in einer Höhlung, durch die sonst das Wasser eines Baches floß, der sich bei Regen und Schneeschmelze vom Sattel des Titlis herabstürzt. „Da kein Wasser floß," so erzählt Hugi, „lieg ich in das Loch hinab und begann die Reise unter dem Gletscher. Der ganze Grund besteht aus Steingetrümmer, aus dem hier und da einzelne Granitmassen hervorragen. Der Gletscher war an dieser Stelle nur 30 Fuß dick und schmolz an der Unterfläche fortwährend ab. Ich wanderte unter ihm bis zum entgegengesetzten Ende.

ja ich aber keinen Ausweg fand, mußte ich wieder aufwärts gegen den Titlis. Auf halbem Wege fand ich jedoch eine Oeffnung und hoch durch sie zu Tage. Wo ein Felsblock im Schutte sich befand, sah der Gletscher auf ihm fest; so ruhte die ganze Gletschermasse auf unzähligen großeren und kleineren unregelmäßig verteilten Pfeilern, die äußerst wunderbar tausend Kuppen und Gewölbe trugen. Das Wasser tropfte aus allen diesen Gewölben, so daß ich, daß wir eine Mauß und halb erfroren, herauskroch, nachdem ich 1¾ Stunden unter dem Gletscher gewandert war." Vier Jahre später ließ sich Hugi mitten auf dem Grindelwaldgletscher an Seilen in 114 und 161 Fuß tiefe Spalten hinab, um den Felsboden, auf dem der Gletscher ruht, zu untersuchen. Ein weiteres Versuch machte Agassiz im Jahre 1841. Von diesen Stellen finden sich auf den Gletschern tiefe Oeffnungen, in denen die Schmelzwasser der Oberfläche eine sogenannte Gletschermühle bilden, wobei auf dem Boden liegende Steine durch den Herabsturz des Wassers in drehende Bewegung gesetzt und dadurch Strudellöcher ausbohren. Auf dem Unteraargletscher ließ Agassiz in einer solchen Gletschermühle den Bach ableiten und gelangte, angeseilt, bis zu 120 Fuß Tiefe, doch traf er dort die Mühle noch mit tiefem Wasser angefüllt und mußte den Versuch aufgeben. Die längste Wanderung unter einem Gletscher hat F. A. Forel im Juli 1886 in einer Höhlung unter dem Arollagletscher ausgeführt. Diese Höhlung zeigte sich 18 bis 36 Fuß breit, stellenweise noch viel breiter und 6 bis 9 Fuß hoch; sie teilte sich weiterhin in zwei Teile. Forel drang mit seinen Begleitern 800 Fuß weit unter dem Gletscher vor. Versuche aus neuerer Zeit sind nicht bekannt. St.



Hungriges Volk.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Der Alt bei Baalbalsa. (Zu dem Bilde S. 577.) Nur ein geringer Teil der Reisenden, die Aegypten besuchen, dringt über Assuan hinaus. Hier ist die natürliche Grenze des Landes der Pharaonen; das breite Tal, durch das der Nil seine Fluten ruhig dem Meere entgegenträgt, hat sein Ende erreicht. Die wilde Landschaft Nubiens beginnt, und man sieht den Strom zwischen zahllosen Felsenmassen sich rauschend Bahn brechen. Inmitten dieser Trümmer eines vor Jahrtausenden gewaltigen Königs liegt die Insel Philä mit dem berühmten Tempel; in dieser Gegend erheben sich auch die Dämme für das neue Nilreservoir, das die Milliardenwiesen regeln soll. Jenseit dieses ersten Kataraktes fließt der Strom auf weite Strecken wieder ruhig dahin; mit der Bahn kann heute der Reisende durch wüstenartige Strecken bis zu dem Dorfe Wadibalfa vordringen, das lange den Grenzpunkt ägyptischer und englischer Macht gegen das Innere Afrikas gebildet hat. Südlich davon zerteilt sich der Strom wieder in ein Wirrsal von Fels und Wasser, den zweiten Nilkatarakt, eine gewaltige Stromschnelle, die sich etwa 15 km lang erstreckt. In diesen „Felsenthal der Schiffer" sieht das Auge gewöhnlich nur Himmel, Wasser und Felsen. Die Wüste tritt unmittelbar an die Ufer heran, nur an wenigen geschützten Buchten erfreut das Grün einiger Bäume und Sträucher den Blick. Diese Gegend ist vielleicht der ödeste Landstrich des ganzen Nilgebiets. Großartig wirkt aber ihr Anblick bei hohem Wasserstande. Dann brausen und zischen die Wogen zwischen den zahllosen Felseninseln und brechen sich an den senkrecht am Ufer aufsteigenden Felsen mit solcher Macht, daß von ihrem Rauschen die menschliche Stimme übertönt wird. Dürftig ist hier das Tierleben, spärlich die Bevölkerung, und wer durch dieses Felsenthal reist, nahmt sich zur Eile, um bald die fruchtbaren Gefilde Mittelnubiens zu erreichen.

Moosverarbeitung in Louisiana. (Zu dem Bilde S. 593.) Man kennt im Süden der nordamerikanischen Union verschiedenes Moos. Ein Polstermaterial, das auch nach Europa kommt, wird dort Neu Orleansmoos genannt. Es stammt aber von einer Pflanze, die zu der Familie der Bromeliaceen gehört, von der Tillandsia usneoides, die auf Bäumen wächst, zum Teil an den Stämmen emporrankt, zum Teil von ihnen herabhängt. Das verästelte, mit grauen Blättchen besetzte Gespinst der Tillandsia wird nur 0,3 bis 0,5 cm dick und etwa 1 m lang. Man verarbeitet es in der Weise, daß man es im Wasser röstet und dann die Rinde abstreift. So erhält man schwarzbraune Fasern von etwa 35 cm Länge und 1 mm Dicke, die vielfach unter dem Namen „vegetabilisches Roßhaar" in den Handel gebracht werden. Auf den westindischen Inseln heißt die Tillandsia „alt'n Mannes Bart". Außerdem wird in Louisiana, das an der Küste und in den Niederungen ausgedehnte Sumpf- und Moorstrecken besitzt, viel Sumpfmoos gewonnen. Getrocknet findet dasselbe vielfache Verwendung, namentlich zu Matratzen. Unser Bild zeigt uns die Arbeiter in einer dortigen „mossfactory".

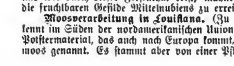
*

Das Frauenleben auf deutschen Burgen. In der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen hat der kgl. Bibliothekar Dr. J. Lutbe von der Berliner Staatsbibliothek einen Vortrag über das Frauenleben auf deutschen Burgen gehalten, dem wir für unsere Leserinnen das Folgende entnehmen. Die Räume, in welchen die Frauen im Mittelalter auf den Burgen lebten, sind wohl nicht mit jenem Luxus ausgestattet gewesen, wie er heute auf Burgen, Schlössern und anderwärts aufgewendet wird, dennoch wußten die Frauen sie anheimelnd auszustatten. Die Wände waren weiß getüncht oder gemalt, in dem oberen Teil mit Darstellungen, im unteren Teil mit Ornamenten geschmückt. Bei Festen wurden sie mit Teppichen behängt. Die Decken waren gewölbt oder flach, von Balken durchzogen, der Fußboden aus gehärtetem Lehm oder mit Fliesen belegt. In den Fensternischen, die zumeist eine prachtvolle Fernsicht und einen angenehmen Aufenthalt gewährten, stand eine Steinbank, im Wohngemach gab es Polsterstühle mit und ohne Lehne und Schemel. Das Tageslicht fiel gedämpft durch Marienglas oder geöltes Pergament ins Zimmer, oft aber waren die Fenster auch nur mit Holzläden verschen. Viele Burgen hatten auch eigene Badezimmer. Für die Magde waren besondere Arbeitszimmern vorhanden. Dazu gab es Wirtschaftskammern, außerdem Feuerstellen und Roste, auf denen offene Flammen brannten. Küchengerät war reichlich vorhanden. Die Burgfrau sühlte sich als Gluts- und Lebensherrin und war vielfach in ihrer Wirtschaft thätig. Wie in unseren Tagen, so gab es auch schon im Mittelalter eine Dienstbotenfrage, denn außer der leibeigenen Dienerschaft pflegte man auch bezahlte Dienstboten zu halten. Bei der Lösung dieser Frage spielten allerdings zu jenen Zeiten Ohrfeigen und Schläge noch eine große Rolle. Nur auf die Pflege eines Dienstboten waren harte Strafen gesetzt. Daß so etwas trotzdem vorkam, und leider nicht allzu selten, beweist eben der Strafsodex. War die Wirtschaft erledigt, so setzte sich die Frau an den Spinnrocken oder den Webstuhl. Aber sie webte nur feine Gewebe, die grobe Arbeit verrichteten die Mägde. Die Erziehung der jungen Mädchen war sorgfältig. Bis zum siebenten Lebensjahre blieb das Mädchen in der Kinderstube und durfte nicht einmal bei den Mahlzeiten der Eltern erscheinen. Dann wurde es entweder auf der eigenen Burg erzogen oder zu dem Zwecke auf andere Burgen geschickt, bis es heranzewachsen war. Die Erziehung leiteten die Mutter und zumeist geistliche Lehrer. Die Frauen waren den Männern an Kenntnissen weit voraus, sie konnten zumeist lesen und schreiben, was selbst Wolfram von Eschenbach nicht konnte. Außerdem lernten sie fremde Sprachen, singen und das Saitenspiel. Sie malten, spielten Schach, Ball und andere Spiele. Auch Jagen und Reiten war eine beliebte Uebung. Waren die Mädchen heiratsfähig, so suchten die Eltern nach einem passenden Gatten, zumeist ohne die Wahl der Tochter zu beschränken. Das Familienleben war im ganzen glücklich geartet

Allerlei Kurzweil.

Skataufgabe. Von J. Kühn.

Hinterhand hat folgende Karten:



spielt Grün-Solo und gewinnt. Es liegt weder Daus, noch Zehn, noch Trumpf im Skat. Wie ist die Verteilung der anderen Karten? Wie ist der Spielgang? Was liegt im Skat?

Silbenrätsel.

Schwarz ist die Erste — mit leisem Tritte
Steigt sie hernieder vom Himmelszelt;
Schwarz auch sind die Zweite und Dritte,
Schneien dahin über Flur und Feld.
„Das Ganze," so droht man wohl dem Kind,
„Wird kommen, schläfst du nicht ein geschwind!"
Doch wird dem Ganzen der Fuß genommen,
Wird ein Heeresteil zum Vorschein kommen.

Die Auflösungen der Rätsel und Aufgaben aus Halbheft 20 folgen im nächsten Halbheft.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Halbheft 22. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Runen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.)

Roman von **E. Werner.**

Raansdal lag in der That in weltferner Abgeschiedenheit, abseits von den großen Verkehrsstraßen, von all den Hauptpunkten, wohin sich im Sommer der Zug der Reisenden zu richten pflegte. Es war die einzige größere Ortschaft am Fjord, wo sonst nur einzelne Höfe und Wohnstätten an den Ufern zerstreut lagen; darin bestand aber auch seine ganze Bedeutung. Die Verbindung mit der Küste war höchst mangelhaft, und die Wege durch und über die Berge ließen nun vollends einen regelmäßigen Fremdenverkehr nicht zu. Infolgedessen blieb Raansdal größtenteils unbekannt. Nur hier und da kam einmal ein versprengter Tourist über die Berge. Die Raansdaler suchten und wünschten auch gar keinen Verkehr mit der Außenwelt. In ihrer starren Eigenart verhielten sie sich abwehrend und mißtrauisch gegen jeden Fremden und lebten unter sich, wie sie es von alter Zeit her gewohnt waren. Was ging sie die Welt da draußen an!

Es sah hier noch gerade so aus wie vor zwanzig Jahren, als der Fremde, der Deutsche, hergekommen war. Joachim Hohenfels hatte nach dem Bruch mit seiner Familie zunächst einige Jahre lang ein unstetes Abenteurerleben in Amerika geführt. Im Lande der Freiheit suchte er das, was ihm Freiheit hieß, aber er hatte es auch dort nicht gefunden. Enttäuscht kehrte er nach Europa zurück. Da warf ihn ein Zufall an die norwegische Küste, nach Raansdal, und dort blieb er. Er stand damals erst in der Mitte der Dreißig, aber der Wilde, Ruhelose hatte bereits den Inhalt eines ganzen Lebens erschöpft, und aus dem einstigen Himmelsstürmer, der für die Ideale der Menschheit geschwärmt hatte, war ein verbitterter Sonderling geworden, der im Haß gegen Heimat und Vergangenheit förmlich versteinerte.

Aus der guten alten Zeit.
Nach einer Originalzeichnung von W. Caspari.

Er war nicht ganz ohne Mittel aus Amerika zurückgekehrt. Was er besaß, wäre dem einstigen Baron Hohenfels freilich als ein Bettelpfennig erschienen, für die Verhältnisse in Raansdal reichte es aus, denn hier führten selbst die Wohlhabenden eine Art Bauernexistenz. Joachim lebte in der gleichen derben Einfachheit wie sie, aber heimisch wurde er nie unter ihnen. Sie verstanden ihn und sein Wesen nicht, er blieb ihnen „der Fremde“ bis zu seinem Tode.

Mit seinem Jungen, dem Bernhard, den er sich aus Deutschland herübergeholt hatte, war das freilich anders. Der wuchs auf in Raansdal und wuchs hinein in die dortigen Verhältnisse, der kannte und wußte nichts anderes, denn die paar Kindheitserinnerungen, die er mitgebracht hatte,

waren bald vergessen. Er gehörte mit Leib und Seele der neuen nordischen Heimat. Nach dem Tode des Vaters forderte die Familie ihn zwar zurück, aber er versprach, wiederzukommen, gelobte es dem Harald Thorvik in die Hand, und er hielt Wort, sobald er sein eigener Herr war.

Die Rechte, die Bernhard Hohenfels als künftiger Erbe von Guntersberg besaß, traten allerdings erst nach dem Tode seines Onkels in Kraft, aber das Vermögen seiner Mutter war ihm, als er mündig wurde, zur Verfügung gestellt worden. Es war nicht gerade bedeutend, aber es sicherte ihm die volle Unabhängigkeit und die Freiheit, zu leben, wie es ihm gefiel. Hier in Raansdal war es ein Reichtum, und der Besitz, den er damit erwarb, gab ihm Anspruch auf eine erste Stellung im Orte. Sie wurde ihm auch allseitig zugestanden, trotz seiner Jugend: denn den Raansdalern galt er für ebenbürtig. Sie wußten freilich nicht viel von der Stellung eines deutschen Barons und Majoratsherrn, sie hatten höchstens einiges Verständnis für den Marineoffizier, aber daß dieser alles, wozu seine Geburt und spätere Erziehung ihn berechtigte, über Bord warf, um zu ihnen zurückzukehren, das rechneten sie ihm hoch an. Damit bewies er, daß er zu ihnen gehörte und nicht zu denen „da drüben", die ihn einst als ihr Eigentum in Anspruch genommen hatten. Er hatte jetzt frei gewählt, und die Wahl war gut gewesen! —

Dicht neben der Kirche lag das Haus des Pfarrers Eriksen, ein Holzbau wie all die anderen, mit niedrigen, aber breiten Fenstern, die fast die ganze Vorderseite einnahmen. Die innere Einrichtung des Pfarrhauses war einfach, aber behaglich. Das Wohnzimmer, ein ziemlich großer, aber niedriger Raum, machte mit den weißen Fenstervorhängen, mit den Bildern an den Holzwänden und den geblümten Polstermöbeln einen sehr wohnlichen Eindruck, zumal jetzt, da das helle Sommerlicht hereinflutete. Die beiden jungen Mädchen, die am Fenster saßen, waren im Geplauder begriffen, das heißt, eigentlich sprach nur eine, Inga Lundgren, die andere, die Tochter des Hauses, beschränkte sich mehr auf das Zuhören. Sie hatte einen Korb voll Wäsche neben sich stehen, mit deren Ausbessern sie beschäftigt war.

Hildur Eriksen mochte drei oder vier Jahre älter sein als ihre Base. Sie war unleugbar ein schönes Mädchen, aber von jener schlichten, ernsten Schönheit, die nur gewinnen, nicht hinreißen kann. Die Gestalt erschien fast zu groß und kraftvoll für eine Frau, man sah es ihr an, daß sie, wie daheim die Nadel, draußen im Boote auch das Ruder führen konnte. Das blonde Haar, ganz einfach geordnet, legte sich in zwei dicken Flechten um den Kopf und umrahmte ein Gesicht von blühender Frische, mit festen, regelmäßigen Zügen und klaren, hellen Augen. Es fehlte nur eins darin: die zarte Anmut der Jugend. In der ganzen Erscheinung des Mädchens lag ernste Ruhe, ein Zug von Strenge, der fast erkältend wirkte. Hildur war der volle Gegensatz zu der kleinen, zierlichen Inga.

Diese erzählte soeben von dem Zusammentreffen auf der Landungsstation und betonte mit Entrüstung, daß sie allein und gänzlich unbeachtet nach dem Dampfer hatte hinübergehen müssen.

„Bernhard kennt mich ja noch gar nicht," warf Hildur ein. „Er wußte nicht einmal, daß du auf dem Wege nach Raansdal warst. Jetzt aber sage mir endlich, welchem Umstand wir deinen Besuch eigentlich verdanken. Du wolltest ja gar nicht nach uns sehen in diesem Sommer, und auf einmal schreibst du uns zu unserer freudigen Ueberraschung aus Bergen, du würdest mit dem nächsten Dampfer kommen und einige Wochen bei uns bleiben. Was du gestern abend meinem Vater erzählt'st, war doch jedenfalls nur ein Vorwand."

„Natürlich," versetzte Inga. „Ich werde mich hüten, dem Onkel die Wahrheit zu sagen. Der würde mich ja womöglich sofort nach Hause schicken — ich bin nämlich durchgegangen."

Hildur blickte halb betroffen, halb unwillig auf. „Aber Inga!"

„Durchgegangen!" wiederholte diese mit vollem Nachdruck. „Was blieb mir denn sonst übrig? Denke nur, sie wollten mich hinterrücks verheiraten! Eine abgekartete Sache, ein Kompagniegeschäft zwischen den Häusern Lundgren und Hansen, aber ich habe ihnen einen Strich durch ihre Rechnung gemacht!"

„Warum hast du denn nicht einfach Nein gesagt?"

„Habe ich ja, aber erst ahnte ich nichts von dem ganzen Komplott, denn ein Komplott war es wirklich. Herr Hansen ist ein langjähriger Geschäftsfreund meines Vaters, er kommt oft nach Drontheim, und da habe ich Gnade gefunden vor seinen Augen. Er hielt mich für außerordentlich passend zur Schwiegertochter und zur Frau für seinen Sohn und Erben, den dummen Axel. Meine Eltern fanden das auch — die Hansens sind nämlich reich, eine alte, angesehene Firma in Bergen. Kurz, die Sache wurde hinter meinem Rücken abgemacht, und dann wurde ich zu einem Besuche eingeladen. Frau Hansen empfing mich mit der größten Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit, und ich amüsierte mich köstlich in den ersten Wochen. Ich merkte freilich schon zu Anfang, daß Axel Hansen immer um mich herumging und verliebte Augen machte. Er hat nämlich wasserblaue Augen und strohblondes Haar, und dabei ist er so dumm, so grenzenlos dumm! Mir machte die Geschichte Spaß, bis ich eines Tages entdeckte, daß sie Ernst werden sollte. Ich schrieb schleunigst nach Hause — was antwortet mir die Mama? Sie hätten mir den Plan nur verschwiegen, um mir meine ‚Unbefangenheit' zu wahren. Der gute brave Axel liebe mich schon ganz bedeutend, und ich würde ihn auch lieben, wenn ich ihn nur erst näher kennenlernte. Wir würden ein sehr glückliches Paar werden, und so weiter. — Ich hatte aber nicht die mindeste Lust, die Hälfte zu dem glücklichen Paar abzugeben, sondern bestand auf der sofortigen Abreise und setzte das auch durch. Aber Axel mit seiner ganz bedeutenden Liebe fuhr mit. Da riß mir die Geduld, und ich ging durch!"

„War denn die Sache nicht anders zu lösen?" fragte Hildur, die den Streich sozusagen zu mißbilligen schien.

„Nein, denn Frau Hansen behauptete, ich könnte die Reise nicht allein machen. Natürlich sollte Axel dann solange in Drontheim bleiben und all seine schönen Eigenschaften entwickeln, bis ich einwilligte, seine Frau zu werden. Ich wurde feierlichst seinem Schutze übergeben, und er hat auch brav Schildwache gestanden und keinen Menschen an mich herangelassen, aber ich hatte meinen Plan schon bereit. Du hättest sein Gesicht sehen sollen, als ich ihm urplötzlich ankündigte, daß ich nach Raansdal ginge. Er begriff die Geschichte erst, als ich schon im Boote davonfuhr. Nun bin ich hier, und ihr werdet mich nicht eher wieder los, als bis die Lust in Drontheim rein ist!"

Das junge Mädchen hatte die ganze Erzählung mit der gewohnten Lebendigkeit hervorgesprudelt. Aber Hildur schüttelte den Kopf und sagte: „Deine Eltern werden dich zurückfordern."

„Das werden sie bleiben lassen," lachte Inga mit der ganzen Unversehrtheit des verwöhnten Kindes. „Wenn ich nicht will, dann will ich eben nicht, und wenn sich ganz Drontheim auf den Kopf stellt! Das weiß Papa, deshalb wird er den guten, braven Axel ruhig wieder nach Hause schicken und froh sein, wenn ich zurückkomme. Aber nun genug von dieser mißglückten Brautschaft, jetzt will ich mir eine wirkliche anschauen. Laß dich einmal ordentlich betrachten, Hildur! Wie sieht's eigentlich als Braut aus?"

Ueber die ernsten Züge der jungen Braut zog ein flüchtiges Lächeln. „Wie soll ich denn aussehen?"

„Nun, ich dachte mir, so gewissermaßen verklärt, aber du bist noch gerade so ernsthaft und gelassen wie sonst, und du hast deinen Bräutigam doch aus Liebe genommen."

„Gewiß, aber wir nehmen beide die Liebe und die Ehe ernster, als du es zu thun scheinst."

Den leichten Tadel, der in diesen Worten lag, beachtete Inga nicht. „Das wird eine sehr ideale Ehe werden!" bemerkte sie, „aber etwas Vergnügen muß doch beim Heiraten sein, sonst danke ich dafür! Weißt du, daß deine Verlobung förmlich Aufsehen gemacht hat in Drontheim? Unser ganzer Kreis kennt dich ja von deinen Besuchen bei uns, aber wir glaubten alle, du würdest auch einmal eine ehrenwerte Pfarrersfrau werden, wie deine selige Mutter. Und nun ist dein Bräutigam ein deutscher Baron und Majoratsherr und Gott weiß was noch alles!"

„Was du nicht alles weißt!" sagte Hildur. „Ich habe dir doch nichts geschrieben von all diesen Dingen."

„Gott bewahre, aus Raansdal erfuhren wir natürlich nichts! Der Onkel zeigte uns einfach deine Verlobung mit Bernhard Hohenfels an, und du meldetest ebenso lakonisch: ‚Ein Jugendfreund, ein junger Deutscher, der hier aufgewachsen und jetzt nach

längerer Abwesenheit zurückgekehrt ist" — Punktum! Das war alles, keine Silbe davon, daß besagter Bernhard der leibliche Neffe und dereinstige Erbe des Ministers Hohenfels ist, von dem jetzt alle Zeitungen reden. Aber wir haben es doch erfahren. Und da vergrämt sich dein Bräutigam hier in Raansdal, während drüben in seiner Heimat eine ganze Herrschaft auf ihn wartet? Es heißt zwar, er stände nicht gut mit seinem Onkel, aber wenn ein Mann in solcher Lebensstellung ist —"

„So muß man ihm den Hof machen, meinst du?" unterbrach Hildur sie in herbem Tone. „Bernhard denkt glücklicherweise anders darüber! Er hat sich seine volle Unabhängigkeit gewahrt, und sein Erbanspruch auf das Familiengut erlischt überhaupt mit unserer Heirat. Der Majoratsherr von Guntersberg darf nur eine ‚Ebenbürtige' zur Frau haben, und ich bin nur eine einfache Pastorstochter — das ist es, was ihm der Minister nicht verzeiht!"

Inga machte große Augen bei dieser Eröffnung. Wie mußte dieser Bernhard Hohenfels seine Braut lieben, daß er ihr das ganze Majorat opferte! Die junge Dame fand das höchst romantisch und interessant.

„Also deshalb hat er sich mit seinem Onkel überworfen?" fragte sie. „Stehen sie sich denn so feindlich gegenüber?"

„Das weiß ich nicht," war die kühle Antwort. „Bernhard spricht nur sehr selten und äußerst ungern von seinen Familienbeziehungen, und ich dränge mich nicht in sein Vertrauen. Die Verhältnisse von Guntersberg hat er mir und dem Vater ausführlich auseinandergesetzt, weil das unsere Heirat betraf, im übrigen weiß ich nicht mehr als andere."

Da ertönten draußen Schritte, Bernhard Hohenfels und Kurt Fernstein gingen an den Fenster vorüber, grüßten und traten gleich darauf in das Zimmer. Sie wurden allerdings heute erwartet. Man wußte ja im Pfarrhause, daß Bernhard bei der Rückkehr von seinem Ausflug mit der Segelyacht seinen Freund in Empfang nehmen und mit ihm nach Raansdal kommen würde. Immerhin hatte sich das Brautpaar fünf Tage lang nicht gesehen, aber sie begrüßten sich, als hätten sie sich erst gestern abend getrennt. Hildur stand auf und ging ihrem Verlobten entgegen, der sie auf die Stirn küßte und ihr dann Kurt vorstellte. Sie reichte diesem mit ruhiger Freundlichkeit die Hand.

Inzwischen war Bernhard auf Inga zugetreten. „Fräulein Lundgren, nicht wahr?" fragte er, „ich darf Sie wohl als künftige Verwandte begrüßen."

Inga blickte mit unendlicher Neugier zu dem Manne auf, der ihr nach allem, was sie von ihm gehört hatte, als eine Art Romanheld erschien. Eigentlich sah er gar nicht so aus, ja eigentlich gefiel er ihr überhaupt nicht. Das Herbe, Herrische in seinem Wesen, das sich trotz der artigen Begrüßung nicht verleugnete, schüchterte sie ein. Der junge Marineleutnant war doch viel hübscher und hatte viel verbindlichere Formen. Trotzdem wurde er ziemlich ungnädig behandelt, als er die Bekanntschaft von gestern erneuerte. Erst als er sich entschuldigte und versicherte, er wäre ganz heiniet gewesen, als er bei der Rückkehr zum Boote seine Reisegefährtin nicht mehr fand, ließ diese Gnade für Recht ergehen. Der Vergleich zwischen den beiden Mädchen drängte sich dem jungen Seemann unwillkürlich auf. Hildur war zweifellos schöner, aber schweigsam und zurückhaltend, ihr fehlten die leichten Formen des Umganges, man merkte es, daß sie selten mit Fremden verkehrte. Ihr Anzug, von derber Einfachheit, verriet, daß sie gewohnt war, überall in der Wirtschaft selbst zuzugreifen. Das Kleid war sehr praktisch, aber kleidsam war es nicht. Sie hatte es doch gewußt, daß ihr Bräutigam heute kommen und seinen Freund mitbringen würde, aber sie trug ihr gewöhnliches Hauskleid und ließ sich durch die Gegenwart des jungen Offiziers in ihrer Arbeit nicht stören, obgleich Bernhard mit einem kaum verhehlten Mißfallen darauf blickte.

Inga, die von allem möglichen plauderte, erzählte eben von Christiania, wo sie einige Jahre lang zur Erziehung in einem Institute gewesen war, als Pastor Erisen eintrat. Er war ein Mann in vorgerückten Jahren, mit schon ergrautem Haar, schlicht und einfach in seinem Aeußeren. Er begrüßte seinen künftigen Schwiegersohn, hieß dessen Gast freundlich willkommen und beteiligte sich dann an der Unterhaltung, die jetzt eine andere Richtung nahm. Der Pfarrer erkundigte sich nach den Fahrten des jungen Seemanns, überhaupt nach den deutschen Marineverhältnissen, für die er sich zu interessieren schien. Kurt gab bereitwillig Rede und Antwort, aber er entdeckte mit Befremden, daß weder Vater, noch Tochter irgendwie darüber unterrichtet waren — und der junge Hohenfels hatte doch jahrelang im Seedienst gestanden. Bernhard nahm auch jetzt fast gar keinen Anteil an dem Gespräch; er war an das Fenster zu seiner Braut getreten und blickte zerstreut hinaus, indem er lues verdüsterte, daß er gestern mittag den Freund mit dem Wagen gleich direkt nach Edsviken gebracht hatte. Dabei schob er, wie um sich Platz zu machen, den Korb mit der Wäsche, an welcher seine Braut ausgebessert hatte, beiseite, so daß Hildur ihn nicht mehr erreichen konnte.

„Hat denn Harald Thorvik noch immer nichts von sich hören lassen?" fragte er dann plötzlich, mitten in die Unterhaltung hinein. „Ich habe ihm schon vor drei Monaten meine Verlobung mitgeteilt, aber keine Antwort erhalten und weiß gar nicht, wo er augenblicklich ist."

„Haralds Mutter hat vorgestern einen Brief von ihm bekommen," sagte der Pastor. „Er ist noch in Hamburg, kommt aber wahrscheinlich schon in der nächsten Zeit nach Raansdal, mit der Jacht des deutschen Prinzen, die er als Steuermann führt."

„Ich wundere mich, daß er auf einem deutschen Schiff Dienste nimmt. Er spricht das Deutsche ja einigermaßen und kann sich darin verständigen, aber mit dem Kapitän und der Besatzung wird sich der Starrkopf schwer vertragen."

„Die Bedingungen werden wohl glänzend sein," meinte der Pfarrer. „Uebrigens hat er sich nur bis zum Herbst gebunden. Der Prinz verlangte für seinen diesjährigen Ausflug einen norwegischen Steuermann, der in unseren Gewässern genau Bescheid weiß, und da ist ihm Thorvik empfohlen worden. Jedenfalls kommt er demnächst mit dem ‚Seeadler'."

Kurt, der schon bei den ersten Worten aufmerksam geworden war, stutzte bei dem Namen.

„Der ‚Seeadler'?" wiederholte er. „Ist vielleicht von dem Prinzen Alfred Sassenburg die Rede? Seine Jacht wurde in Hamburg gerade seeklar gemacht, als ich abfuhr. Ein prächtiges Schiff!"

„Jawohl, er war auch im vorigen Jahre hier," sagte Bernhard. „Kennst du den Prinzen?"

„Nein, aber ich habe zu Hause viel von ihm gehört, denn er war erst kürzlich als Gast in Guntersberg gewesen, und da lernte ihn mein Vater kennen."

„Prinz Sassenburg hat ein großes Jagdgebiet oben in den Raansdaler Bergen," berichtete Pastor Erisen. „Er bringt regelmäßig einige Wochen dort zu und kreuzt dann mit seinem ‚Seeadler' in unseren Gewässern. Er ist ein wohlbekannter Gast bei uns."

Kurt schien eine Bemerkung auf den Lippen zu haben, unterdrückte sie aber und ließ das Gespräch fallen. Er wandte sich an Inga mit der Frage, ob sie Edsviken, den Wohnsitz seines Freundes, kenne, was sie verneinte.

„Ich habe es mir nur von außen angesehaut, denn vor zwei Jahren, als ich hier war, lebte der frühere Besitzer noch, aber der Onkel sagt, es wäre ein alter, nordischer Hof mit historischer Vergangenheit."

„So ist es," bestätigte der Pfarrer. „Ich habe während meiner langjährigen Amtsführung allerlei Nachrichten und Aufzeichnungen über Raansdal gesammelt. Sie stammen zum Teil noch aus früherer Zeit, und da wird Edsviken schon als einstiger Herrensitz genannt. Später kam es dann in die Hände einer Bauernfamilie, die es bis vor kurzem behauptet hat. Der letzte Besitzer starb kinderlos, und da fügte es ein glücklicher Zufall, daß der Hof gerade zum Verkauf stand, als Bernhard zurückkam. In meinem Zimmer hängt ein altes Bild unseres Ortes, das ich durch Zufall entdeckte. Ich kann es Ihnen zeigen, Herr Leutnant, wenn Sie sich dafür interessieren."

Kurt bat darum, und Inga, die das betreffende Bild auch noch nicht kannte, schloß sich ihnen an. In der Tür wandte sie sich aber noch einmal um, mit einem schelmisch fragenden Blick. Sie erwartete offenbar, das Brautpaar werde dies Alleinsein zu den üblichen Zärtlichkeiten benutzen, die es sich in Gegenwart anderer zu versagen schien. Doch es geschah nichts

dergleichen, Hildur stand nur auf und wollte ein neues Stück Wäsche aus dem Korbe nehmen, aber Bernhard hinderte sie daran.

„Bitte, laß das!“ sagte er ungeduldig. „Du brauchtest in Kurts Gegenwart nicht gerade diese Arbeit vorzunehmen.“

Sie sah ihn verwundert an. „Warum denn nicht? Ich thue es ja stets in deiner Gegenwart.“

„Da waren wir allein; wenn Gäste da sind, ist es etwas anderes. Glaubst du, daß deine Cousine Inga dergleichen thut, wenn Besuch bei ihren Eltern ist?“

„Inga ist das Kind reicher Eltern und ein sehr verwöhntes Kind, das sich überhaupt nicht mit solchen Dingen abgiebt. Ich habe die Näherei für das Haus stets selbst besorgt, und bei uns ist es auch nothwendig.“

„In meinem Hause wirst du das nicht nötig haben,“ erklärte Bernhard. „Jedenfalls bitte ich, daß es unterbleibt, wenn Kurt zugegen ist. Hörst du, Hildur, ich bitte darum! Er soll nicht glauben, daß du dergleichen gesellschaftliche Rücksichten nicht verstehst.“

„Ich verstehe sie auch nicht,“ sagte Hildur ruhig. „Bist du so abhängig von seiner Meinung?“

Das sollte kein Vorwurf sein, aber Bernhard nahm es dafür und entgegnete mit unterdrückter Gereiztheit:

„Ich glaube dir und auch allen doch bewiesen zu haben, daß ich selbständig zu denken und zu handeln weiß, aber Kurts Meinung ist mir in der That nicht gleichgültig. Bei uns nimmt man nun einmal Anstoß an solchen Dingen, und man braucht es in Guntersberg nicht zu wissen, daß meine Braut im Hause ihres Vaters die schadhafte Wäsche ausbessert.“

Hildur sah mehr erstaunt als verletzt aus bei dieser Zurechtweisung, der ersten derartigen, die sie erhielt, und die sie sich nicht erklären konnte. Bernhard verkehrte doch schon länger als ein Jahr im Hause ihres Vaters und hatte sie stets bei solchen Arbeiten gefunden, auch nach der Verlobung, ohne Anstoß daran zu nehmen. Jetzt schien er das auf einmal als eine Art Erniedrigung zu empfinden, und zum erstenmal gebrauchte er den Ausdruck: „bei uns!“ Wenn er das sonst aussprach, meinte er Raansdal, heute meinte er Guntersberg. In der Braut begann sich eine unklare, aber peinliche Empfindung zu regen, doch sie fand nicht Zeit, darüber nachzudenken, denn ihr Vater kehrte bereits mit den beiden anderen zurück, und diese sorgten schon dafür, daß die Unterhaltung nicht ins Stocken geriet.

Diesmal nahm auch Bernhard mit voller Lebhaftigkeit teil daran, und Hildur gab sich wenigstens Mühe, es zu thun, aber es wollte ihr nicht recht gelingen. Alles, was sie sagte, kam so schwer und ernsthaft heraus, und jene unklare Empfindung regte sich stärker, als sie sah, daß ihr Bräutigam in Gegenwart seines Freundes so ganz anders war als sonst. Sie kannte nur den herben, streng verschlossenen Bernhard Hohenfels, und sie hatte seine scheue Art hingenommen als eine Eigentümlichkeit seines Charakters, mit der man nicht rechten durfte. Jetzt flammte er förmlich auf, und als Kurt einige gemeinsame Erlebnisse aus früherer Zeit berührte, da konnte er auch erzählen, schildern, da schien es, als wäre auf einmal ein Druck von ihm genommen. In den stillen, ernsten Räumen des Pfarrhauses war es vielleicht noch nie so lebhaft zugegangen wie heute, und Ingas helles Lachen tönte immer wieder hinein in das Gespräch. Pastor Eriksen verdroß das nicht, er fand vielmehr Vergnügen an der Munterkeit seiner jungen Gäste.

Die beiden Herren waren zu Tische geblieben und traten erst in den Nachmittagsstunden den Heimweg an. Edsviken lag etwa eine halbe Stunde entfernt, und der Weg, der am Ufer entlang führte, bot einen schönen Blick auf den Fjord. Kurt, den die nordische Landschaft ungemein anzog, erkundigte sich nach jedem Felsgipfel und jeder Bucht, die das Auge erreichen konnte, aber als sie jetzt ein kleines Gehölz betraten und die Aussicht für einige Minuten verschwand, fragte er plötzlich:

„Warum hast du denn deiner Braut verraten, daß wir gestern schon am frühen Nachmittag in Raansdal gewesen sind? Nun wird sie mir natürlich die Schuld an deinem verspäteten Besuche beimessen, und ich drängte dich doch gestern, noch in das Pfarrhaus zu gehen, aber du bestandest darauf, mir erst dein Edsvikfen zu zeigen.“

Bernhard sah ihn im ersten Augenblick ganz verwundert an, dann lachte er.

„Ach so! Du meinst, Hildur hätte das übelgenommen? Nein, so sentimental sind wir nicht in Raansdal. Hier sind es die Frauen gewohnt, daß die Männer tagelang draußen auf dem Meere weilen, da werden nicht viel Umstände gemacht bei der Heimkehr. Man ist eben wieder da und wird willkommen geheißen, das ist alles.“

„Nun ja, bei den Schiffern und Fischern, die ihr Beruf hinausführt. Aber du warst doch nur zu deinem Vergnügen draußen, und vorläufig sind wir noch Bräutigam.“

„Aber für den Minnedienst war ich nie angelegt. Glücklicherweise erwartet Hildur dergleichen auch gar nicht, sie würde es sehr komisch finden, wenn ich ihr nach einer Trennung von ein paar Tagen von allerlei seufzschtsvollen Stunden auf der See erzählen wollte.“

Kurt zuckte nachdenklich die Achseln. „Fräulein Lundgren hätte ihrem Bräutigam das nicht verziehen, verlaß dich darauf!“

„Sie ist auch in der Stadt aufgewachsen und in Christiania erzogen, überdies als einzige Tochter eines reichen Großkaufmannes und Reeders eine vielbegehrte Partie, das hat die kleine natürlich übermütig gemacht. Ich könnte solch ein zartes, verwöhntes Püppchen nicht brauchen, ich habe mich besser vorgesehen. Hildur hat nach dem Tode ihrer Mutter schon früh ernste, strenge Pflichten übernehmen müssen. Sie nimmt das Leben und die Ehe, wie sie wirklich sind. Das giebt tüchtige, kraftvolle Frauen, wie sie allein hier taugen, und das giebt eine gute Ehe. — Doch da ist ja endlich meine ‚Freya‘! Ich habe sie schon heute morgen erwartet, aber sie wird nicht vorwärts gekommen sein bei der Windstille.“

Sie waren aus dem Gehölz getreten, vor ihnen lag Edsviken, und in der kleinen Bucht vor dem Hofe ankerte die Segeljacht. Sie mußte soeben erst angelegt haben, denn zwei Matrosen waren noch mit dem Ankertau beschäftigt, und ein dritter, der bereits am Lande stand, schwenkte grüßend die Mütze, als er seinen Herrn von fern gewahrte.

„Deine ‚Freya‘?“ rief Kurt lebhaft. „Da müssen wir hinunter! Ich muß unverweilt die Bekanntschaft dieser nordischen Schönheit machen.“

„Ich werde dich ihr sogleich vorstellen. Es ist ja nur ein kleines Schiff, drei Mann Besatzung und ich als Kapitän, aber du solltest sie einmal sehen, meine ‚Freya‘, wenn sie da draußen auf hoher See die Schwingen entfaltet. Da schießt sie wie ein Sturmvogel durch die brandenden Wogen und gehorcht dem leisesten Steuerdruck. Ich tauschte sie nicht gegen den viel gerühmten ‚Seeadler‘! Der schleppt ja den ganzen Luxus mit, den Prinz Sassenburg selbst für eine Nordlandsfahrt nicht entbehren kann.“

„Ja, es ist ein kleiner, schwimmender Palast!“ stimmte Kurt bei. „Ich habe in Hamburg die Gelegenheit benutzt, mir die Dampfjacht anzusehen. Ein solches Schiff kann sich allerdings nur ein Fürst gestatten. Kennst du ihn denn persönlich?“

„Nur flüchtig, er hat mich im vorigen Sommer einmal aufgesucht — als ein Hohenfels hatte ich zu Anspruch auf die Ehre, beachtet zu werden — und ich habe den Besuch selbstverständlich erwidert. Damit waren unsere Beziehungen zu Ende, und ich beabsichtige auch nicht, sie wieder aufzunehmen.“

„Hat dir Prinz Alfred nicht gefallen? Er gilt für geistreich. Papa war sehr eingenommen von ihm.“

„Möglich, daß er Geist hat. Wir haben eigentlich nur von der Jagd und von seinem Allsheim gesprochen, dem Wohnsitz, den er sich da oben gebaut hat. Ich habe nun einmal keine Sympathie für Menschen, die alles ausgelostet haben, mit allem fertig sind und jetzt nur noch nach irgend einem Anreiz suchen für ihre abgestumpften Nerven. Er kam ja auch nur aus Neugier, um zu sehen, wie ich mich denn eigentlich hier unter den Bauern ausnehme. Ich habe aber keine Lust, ihm zur Unterhaltung zu dienen, und werde diesmal jedem Verkehr ausweichen.“

„Wenn du das nur kannst!“ warf der junge Seemann halblaut ein.

Hohenfels sah ihn befremdet an. „Warum soll ich es denn nicht können? Ich habe doch keine Rücksichten auf Sassenburg zu nehmen.“

Ein Schrecken der Herde.
Nach einer Originalzeichnung von Ul. Kuhnert.

Kurt war im Begriff, zu antworten, aber sie hatten jetzt die Bucht erreicht, und der Matrose, der sie vorhin gegrüßt hatte, kam ihnen entgegen. Er mußte es wohl bereits wissen, wer der Gast seines Herrn war, denn beim Anblick desselben richtete er sich stramm auf, machte Front und salutierte.

„Sieh da, hast du das auf deiner ‚Freya' eingeführt?" fragte Kurt lachend. „Der Junge macht ja ganz vorschriftsmäßig die Honneurs. Das ist doch aber nun und nimmermehr ein norwegisches Gesicht!"

„Nein, es ist ein echter Holsteiner," entgegnete Bernhard. „Da bist du ja, Christian! Ihr seid spät gekommen, habt wohl schlechte Fahrt gehabt?"

Der Angeredete war ein kräftiger Bursche von siebzehn oder achtzehn Jahren, mit einem frischen, offenen Gesicht und treuherzigen blauen Augen, die mit einer Art von Ehrfurcht auf dem fremden jungen Marineoffizier ruhten.

„Schändliche Fahrt, Herr Kapitän!" antwortete er im echten holsteinischen Platt. „Nicht die kleinste Brise unterwegs, wir sind kaum von der Stelle gekommen."

„Das dachte ich mir!" nickte Bernhard. „Geh' jetzt voran, Christian, der Herr Leutnant will sich die ‚Freya' ansehen. Es ist doch alles in Ordnung?"

„Zu Befehl!" versetzte Christian und marschierte voran. Kurt sah ihm wohlgefällig nach.

„Ein hübscher, strammer Junge! Wo hast du denn den aufgegriffen?"

„In Kiel, wo ich noch einige Wochen bleiben mußte, ehe ich Deutschland verließ . . . Es gab noch allerlei Geschäftliches zu erledigen, und dann handelte es sich auch um den Ankauf und die Ausrüstung meiner ‚Freya', die mir möglichst bald nachkommen sollte. Da hat mich der Christian Kunz täglich gerudert, und der lustige, aufgeweckte Bursche gefiel mir. Sein älterer Bruder dient als Matrose bei der Marine, und er sollte demnächst als Schiffsjunge eintreten, denn als Schiffer kann wollte er natürlich auch zur See. Der Junge klettete sich mit einer förmlichen Leidenschaft an mich, und als es zur Trennung kommen sollte, beadhm er sich so trostlos, daß ich ihm vorschlug, mitzugehen und in meinen Dienst zu treten. Er griff natürlich mit beiden Händen zu. Bei mir hat er es ja weit leichter, da that er gleich Matrosendienste und bekam die entsprechende Löhnung, auch die Eltern waren sehr einverstanden damit."

„Und er hält hier aus in Raansdal?"

„Warum denn nicht? Er hat in dem einen Jahre schon ganz leidlich Norwegisch gelernt. Wenn die ‚Freya' am Lande liegt, benutze ich ihn zu allerlei persönlichen Diensten im Hause. Der flinke, gescheite Junge versteht alles, ich kann mich ganz auf ihn verlassen. Die Honneurs hat er sich schon in Kiel angewöhnt, und die sind ihm nicht wieder aus dem Kopfe zu bringen, ebensowenig wie der ‚Kapitän', der ich als Schiffsherr in seinen Augen nun einmal bin und bleibe. Im Anfange habe ich es ihm verboten, aber er war so totunglücklich darüber, daß ich es jetzt hingehen lasse."

Sie hatten inzwischen den Landungssteg überschritten und betraten jetzt das Deck des Schiffes, wo Christian Kunz sie bereits erwartete. Die ‚Freya' war in der That nur ein kleines Fahrzeug, aber von schlanken, zierlichen Formen, mit einer äußerst behaglich eingerichteten Kajüte und überhaupt mit allem Nötigen für eine längere Seefahrt versehen. Sie mußte einen hübschen Anblick gewähren, wenn sie unter Segel war. Bernhards Augen frohlten in freudiger Genugthuung, während er das Schiff in all seinen Einzelheiten zeigte und von seinen Fahrten durch die nordischen Meere erzählte, aber Kurt machte im stillen die Bemerkung, daß sein Freund recht rastlos geworden war im Laufe des letzten Jahres. Er schien ja fast immer draußen auf der See zu sein und es kaum ein paar Wochen auszuhalten in seinem Ebbsiken.

Die beiden norwegischen Matrosen kümmerten sich nicht viel um den Besuch, sie grüßten, beantworteten einige Fragen, die Kurt an sie richtete, in ihrer ernsten, wortkargen Art und gingen dann wieder ihrer Arbeit nach. Christian Kunz dagegen wich den beiden Herren nicht von der Seite, räumte die Taue aus dem Wege, öffnete jede Thür in den unteren Räumen und zeigte ein Triumphgesicht, als der junge Offizier das Schiff lobte. Es kam ihm sichtlich sehr ungelegen, als die Kameraden ihn herbeiriefen, um bei der Arbeit zu helfen.

Die Herren standen noch plaudernd auf dem Deck. Bernhard sprach von den geplanten gemeinsamen Ausflüge nach dem Norden, aber Kurt gab nur zerstreute Antworten, und auf einmal fragte er ganz unvermittelt:

„Wie bist du eigentlich mit deinem Onkel auseinandergekommen? Ich meine damals, als du den Dienst verließest. Du schriebst ihm ja von Weltindien aus, aber du hast mir nie seine Antwort zeigen wollen."

„Weil es nicht der Mühe lohnte," versetzte Bernhard achselzuckend. „Ich teilte ihm damals mit, daß ich meinen Abschied eingereicht hatte. Die Sache kam ihm ganz unerwartet, ich weiß es, er glaubte mich genügend festgekettet zu haben; aber wenn mein Brief kalt und höflich war, so war der seinige eisig. Er stellte mir mein mütterliches Vermögen zur Verfügung — du weißt ja, daß er auch nach meiner Mündigkeit noch die Verwaltung führte, weil wir zwei Jahre lang auswärts waren mit der ‚Wineta', und schickte mir die sämtlichen Abrechnungen und Belege. Der Brief war ein reiner Geschäftsbrief — kein Wort über meinen Entschluß, nicht ein einziges, das wurde einfach totgeschwiegen. Das ist so seine Art, wenn er treffen will! Pah, was kümmert es mich! Wir sehen uns doch niemals wieder im Leben."

Der tiefgereizte Ton des jungen Mannes verriet, daß dieses verächtliche Schweigen, in dem die Vernichtung seines Entschlusses lag, ihn trotzdem schwer getroffen hatte. Kurt zögerte noch einige Sekunden, dann sagte er ernst:

„Ich werde dich wohl vorbereiten müssen, Bernhard. Ich habe erst vorhin im Pfarrhause erfahren, daß die Besitzung des Prinzen Sassenburg in einen Berger liegt und daß er selbst herkommt, sonst hätte ich dir schon früher einen Wink gegeben. Du wirst dich da auf eine mehr oder weniger peinliche Begegnung gefaßt machen müssen, denn der ‚Seeadler' hat Gäste an Bord — Onkel Hohenfels und Sylvia."

Bernhard fuhr in jäher Ueberraschung auf, mit sprühenden Augen. „Sie kommen hierher? Nach Raansdal?"

„Vermutlich schon in der nächsten Woche, denn sie sind unmittelbar nach mir abgefahren."

„Woher weißt du das?"

„Von meinem Vater. Ich war noch in Ottendorf, als der Minister ihm schrieb, er habe die Einladung Sassenburgs für sich und Sylvia angenommen und würde demnächst abreisen. Da wirst du ein Wiedersehen wohl kaum vermeiden können, es sind doch immerhin deine nächsten Verwandten."

Bernhard stand mit tief verfinstertem Gesichte da, man sah es, wie peinlich ihn die Nachricht berührte. Dann aber warf er trotzig den Kopf zurück.

„Nun, da heißt es eben standhalten! Am liebsten freilich ginge ich jetzt mit dir und mit der ‚Freya' auf und davon, nach dem Norden, aber das würde mir sicher als Flucht ausgelegt. Den Triumph gönne ich meinem Onkel doch nicht, zu glauben, ich wagte es nicht, ihm wieder unter die Augen zu treten. Und er würde es glauben. Ich begreife nur nicht, daß Onkel Bernhard überhaupt Zeit hat zu solchen Ausflügen. Er mit seiner Arbeitsmanie hat sich ja nie dergleichen gegönnt, er ging höchstens auf einige Wochen nach Gmntersberg."

„Er thut es auch heute nicht freiwillig," sagte Kurt, „aber er ist eben auch zu Ende mit seiner bis jetzt unverwüstlichen Arbeitskraft. In der letzten Zeit hat er sich entschieden zu viel zugemutet. Jetzt haben ihm die Aerzte klar gemacht, daß er nur die Wahl habe zwischen einem drohenden ernsten Nervenleiden oder einem völligen Ausspannen für einige Monate. Da hat er sich denn gefügt, widerwillig genug, wie er dem Papa schrieb."

„Also deshalb hat er die Einladung Sassenburgs angenommen?" fragte Bernhard.

„Jawohl, und er konnte gar nichts Besseres thun, denn hier, auf dem ‚Seeadler', ist er fern von all den tausend Beziehungen, die sich an ihn heranbrängen und ihn in irgend einem Kurort doch um die Ruhe bringen würden."

Es trat ein längeres Schweigen ein, der junge Seemann schien froh zu sein, daß er die Sache vom Herzen hatte.

Bernhard stand mit verschränkten Armen und finsterer Stirn da, aber sein Ton klang ziemlich ruhig, als er jetzt von neuem begann:

„Und Sylvia kommt auch mit? Was will denn dies schwächliche, kränkliche Geschöpfchen hier in unserem rauhen Norden?“

„Sylvia ist mit ihren neunzehn Jahren wohl kein ‚Geschöpfchen‘ mehr. Ueberdies soll sie jetzt völlig gesund sein.“

„Wahrhaftig, sie muß schon neunzehn Jahre sein! Ich habe immer noch das Kind vor Augen. So lange ich noch unter allerhöchstem Befehl stand, mußte ich stets in den Ferien nach Guntersberg, das wurde mir nie erlassen; mein einziger Trost war dann, daß auch du gleichzeitig nach Ottendorf gingst und wir beisammen blieben. Aber im Schlosse durften wir uns nicht rühren, wenn Sylvia krank war, und sie war ja immer krank. Jeder Luftzug schadete ihr, jede Erregung zog ihr Nervenkrämpfe zu, und dabei vergötterte sie der Vater förmlich, und was er überhaupt an Herz besaß, das hing an diesem kleinen Jammerwesen. Ist es denn wirklich gesund geworden?“

Die Frage klang sehr unglündig; Kurt zuckte die Achseln.

„Es heißt wenigstens so. Ich habe Sylvia ja auch seit ihrer Kinderzeit nicht gesehen, aber Papa behauptet, sie sei förmlich aufgeblüht in den letzten drei oder vier Jahren. Jedenfalls muß die Genesung Thatsache sein, denn es verlautet allerlei von gewissen Heiratsplänen.“

„Wirklich?“ fragte Bernhard gleichgültig. „Nun, eine sogenannte Partie ist Sylvia ja nicht. Auf Guntersberg hat sie keinen Anspruch, und sonst besitzt der Onkel sein nennenswertes Vermögen, so viel ich weiß; aber es ist immerhin etwas wert, der Schwiegersohn des leitenden Ministers zu sein. Das hilft vorwärts in der Carriere. Es wird sich schon irgend jemand finden, der damit zu rechnen weiß und das Mädchen dafür in Kauf nimmt.“

„Da bist du gründlich im Irrtum,“ lachte Kurt. „Onkel Hohenfels will höher hinaus mit seiner einzigen Tochter, für Sylvia erstrebt er eine Fürstenkrone!“

„Eine Fürstenkrone? Du meinst Saffenburg?“

„Allerdings. Schon bei seinem Besuche in Guntersberg, im Frühjahre, wurde davon gesprochen, und diese Einladung und ihre Annahme scheint das Gerücht zu bestätigen.“

„Aber der Prinz ist über die Mitte der Vierzig hinaus, er muß fast dreißig Jahre älter sein als Sylvia.“

„Das kommt bei dem Minister wohl nicht in Betracht; der rechnet einzig mit dem Glanze dieser Partie, und Sylvia wird sich vermutlich auch damit abfinden. Sonst giebt es wohl kaum ein Hindernis. Prinz Alfred gehört einer Seitenlinie des regierenden Hauses an und hat gar keine dynastischen Rücksichten zu nehmen. Er ist sehr reich, völlig unabhängig, und ihr Hohenfels gehört ja zum alten, erbeingesessenen Adel. Papa meinte auch, es würde da wohl schon ein ganz bestimmter Plan vorliegen, und die Reise würde neben dem ausgesprochenen Zweck noch den geheimen haben, Gelegenheit zu einem täglichen, ungestörten Beisammensein zu geben.“

„Nun, dann wird der Ehrgeiz des Onkels wohl endlich befriedigt sein!“ sagte Bernhard mit Bitterkeit. „Dann ersticht sein Name wenigstens in einem Fürstenwappen, denn ich zähle ja nicht mehr mit bei ihm im Stammbaum der Hohenfels.“

„Vorläufig sind das ja noch bloße Gerüchte,“ meinte Kurt abbrechend. „Wer weiß, ob sie sich bestätigen!“

Christian Kunz, der Kieler Matrose auf der „Freya“, hatte, sobald er mit der Arbeit fertig war, auf dem Deck Posten gefaßt. Sein ganzes Gesicht strahlte, als Leutnant Fernstein jetzt auf ihn zuschritt. Er machte schleunigst wieder die Honneurs.

„Ganz vorschriftsmäßig!“ lobte der junge Offizier. „Wo hast du denn das gelernt?“

„Von meinem Bruder, Herr Leutnant,“ war die stolze Antwort. „Mein Bruder Hinrich dient als Matrose auf der ‚Tetis‘, und ich wollte ja eigentlich auch zur Marine.“

„Und statt dessen bist du auf die ‚Freya‘ und nach Norwegen gekommen. Gefällt es dir denn hier?“

„O gewiß!“ versicherte Christian eifrig, in seinem gemütlichen Platt. „Ich hab' leichte Arbeit und schönen Lohn, und der Herr Kapitän ist so gut mit mir. So gut hätt' ich es nirgends. Hinrich sagt auch, es sei ein großes Glück, — und mein Vater meint das auch. Ja, es gefällt mir sehr!“ schloß er, mit einem Nachdruck, als gälte es, einem Widerspruch zu begegnen.

„Bis auf das Heimweh!“ sagte Kurt, mit einem scharfen, prüfenden Blick in das Gesicht des jungen Burschen.

„Ja — bis auf das Heimweh!“ gab dieser kleinlaut zu. „Manchmal packt es mich ganz arg. Der Herr Kapitän sagt, das wäre Einbildung; wenn ich bei der Marine wäre, dann wäre ich ja auch nie daheim. Er hat schon recht, aber er ist doch der einzige, der hier deutsch mit mir redet.“

„Aber du kannst dich doch wenigstens verständigen mit deinen Kameraden?“ fragte der Leutnant, indem er auf die beiden Matrosen wies, die gleichfalls mit der Arbeit fertig waren und nun auf die Erlaubnis warteten, an Land zu gehen.

„Das schon,“ versetzte Christian mißvergnügt. „Ich hab's gelernt, aber ein Vergnügen ist das nicht mit dem fremden Volk. Ihre Sache verstehen sie ja, aber so recht lustig sein, das kennen sie hier nicht in Raansdal!“

„Nun,“ tröstete Kurt, „in der nächsten Woche kommt der ‚Seeadler‘, ein deutsches Schiff, mit deutscher Besatzung, bis auf den norwegischen Steuermann. Da kannst du wieder einmal Landsleute begrüßen.“

„Der ‚Seeadler‘?“ Christian fuhr wie elektrisiert in die Höhe. „O, den kenne ich gut, der war ja schon im vorigen Sommer hier und hat vier Wochen lang in unserm Fjord gelegen.“

„Das wird wohl auch diesmal der Fall sein, denn Prinz Saffenburg nimmt wieder Aufenthalt in seinem Jagdgebiet da oben. Ueberdies hat er nahe Verwandte deines Kapitäns an Bord. Der Minister Excellenz Hohenfels kommt mit seiner Tochter nach Raansdal, als Gast des Prinzen, und da wird sich die ‚Freya‘ wohl bequemen, auch einmal die deutschen Farben zu zeigen. Ihr führt nur die norwegische Flagge, wie ich sehe.“

Christians Gesicht wurde auf einmal ernst und trübselig, er senkte wie beschämt den Kopf. „Ach, Herr Leutnant, wir haben ja gar keine deutsche Flagge,“ gestand er zerknirscht.

„Was? Nicht einmal zum Gruße?“

„Nein, der Herr Kapitän sagt, die ‚Freya‘ wäre ein norwegisches Schiff, sie führte nur die nordischen Farben!“

Kurt schwieg, aber es war kein freundschaftlicher Blick, der zu seinem Freunde hinüberflog.

Bernhard lehnte noch am Steuer und wandte den Beiden den Rücken. Er war doch tiefer und peinlicher erregt, als er zeigen wollte. Er glaubte, die Rechnung mit der Vergangenheit und mit seinem Onkel ein für allemal abgeschlossen zu haben, als er ihm mit jenem trotzigen Entschluß die Früchte einer langjährigen Erziehung vor die Füße warf, als er sich lossrib von einer Welt des Zwanges und der Formen, von der „Sklaverei des Dienstes“, um seinen unbändigen Freiheitsdrange zu folgen. Nun genoß er sie ja seit einem vollen Jahre, diese schrankenlose Freiheit, und doch war etwas wie innerer Kampf in seinen Zügen, in dem Blick, der weit hinausschweifte, dorthin, wo der Fjord sich gegen das Meer öffnete. Dort lag die Welt, die verlassene, aufgegebene! Er hatte sich ja selbst davon geschieden, wie einst sein Vater es gethan, aber jetzt sandte sie einen Boten in seine kerne Einsamkeit. Mit dem „Seeadler“ und dem, was er an Bord führte, da kamen die Erinnerungen, kam die ganze Vergangenheit zurück, da knüpften sich all die zerrissenen Fäden wieder an. Bernhard biß die Zähne zusammen. Mit vollem Trotz bäumte er sich auf gegen diese Erinnerungen und diese Vergangenheit.

Haßte er sie wirklich so sehr oder — fürchtete er sie?

In Raansdal, wo sich das Leben sonst in den immer gleichen, ruhigen Formen abspann, herrschte heute eine gewisse Bewegung, denn die Jacht des Prinzen Saffenburg sollte gegen Mittag eintreffen. Die Raansdaler fragten zwar sonst nicht viel nach dem, was von „draußen“ kam, aber als Seeleute, die sie zu größtenteils waren, interessierten sie sich für jedes Schiff, und der „Seeadler“ war überdies seit fünf oder sechs Jahren ein regelmäßiger

Gast in ihren Gewässern. Bei dem wochenlangen Aufenthalt verkehrte die Mannschaft natürlich am Lande und mit den Einwohnern, so weit das eben möglich war. Die Verschiedenheit der Sprache ließ kein näheres Verhältnis aufkommen, und der fürstliche Haushalt da oben in Alfheim hielt sich stets in vornehmer Abgeschlossenheit und kam gar nicht in Berührung mit dem Orte. Trotzdem war die Ankunft der Jacht ein Ereignis für Raasdal, wo meist nur Fischerboote verkehrten und wo schon das Eintreffen des Marktschiffes, das zweimal in der Woche kam, als etwas Besonderes galt.

Auf dem Wege, der von Edsviken am Fjord entlang führte, schritten Bernhard Hohenfels und Kurt Fernstein dahin. Der letztere war heute in voller Marineuniform. Der Pfarrer pflegte bei festlichen Gelegenheiten in seinem Amtskleide zu erscheinen, die anderen in ihrer heimischen, halb bäurischen Tracht. Hohenfels hatte das Jagdkleid gewählt.

Hinter den Beiden marschierte Christian Kunz mit ungeheurem Selbstbewußtsein, denn der Herr Leutnant hatte es durchgesetzt, daß er an dem Empfange auf dem „Seeadler“ teilnehmen durfte und er war nicht wenig stolz darauf. Sein strahlendes Gesicht bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu der finsteren, gereizten Miene seines Herrn, der halblaut, aber in offenbarer Erregung zu seinem Freunde sprach:

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich von der Sache denken soll! Ich sagte es dir ja, meine Bekanntschaft mit Sassenburg war eine ganz flüchtige, die ich durchaus nicht weiter ausdehnen wollte, und jetzt auf einmal schreibt er mir in einem Tone, als ob wir die besten Freunde wären. Er teilt mir mit, daß er meine Verwandten an Bord seines ‚Seadlers‘ habe — was ich ja auch durch deine Mitteilungen schon weiß — meldet mir Tag und Stunde seiner Ankunft, freut sich darauf, dich kennenzulernen, denn er hat natürlich von dem Onkel erfahren, daß du bei mir bist — was soll denn das alles heißen?“

„Ich kann es mir auch nicht erklären,“ entgegnete Kurt nachdenklich. „Jedenfalls blieb uns nichts übrig, als in voller Gala zum Empfange anzutreten. Sollte die Sache von deinem Onkel ausgehen?“

„Nein, wir beide sind fertig miteinander!“ war die mit voller Bestimmtheit gegebene Antwort. „Er verzeiht es mir nie, daß ich den Marinedienst verließ, daß ich Heimat und Familie aufgab. Darin kenne ich ihn.“

„Es sieht aber trotz alledem aus wie ein Versuch zur Annäherung, zu dem der Prinz jedenfalls nur die Hand bietet. Vielleicht steckt Sylvia dahinter?“

„Sylvia? Was fällt dir ein! Sie wird sich meiner kaum noch erinnern, und unsere Kindheitserinnerungen sind überhaupt nicht freundschaftlicher Natur. Ich war der einzige, der sich wehrte, wenn sie mit ihren kindischen Launen das ganze Haus tyrannisierte, und wurde infolgedessen von aller Welt für einen fühllosen Barbaren gehalten.“

„Nun, liebenswürdig bist du allerdings gegen deine Cousine damals nicht gewesen, das kann ich bezeugen.“

„Ich habe nun einmal einen Widerwillen gegen alles Schwächliche, und Sylvia mit ihren unnatürlich großen Augen — man war wie unter einem Bann, wenn man hineinblickte. Sie merkte recht gut, daß mich das ärgerte und reizte, deshalb starrte sie mich fortwährend an, wenn wir allein waren. Sie verstand es schon, zu quälen, und ich ließ mich nicht quälen, wie die andern — das verzieh mir der Onkel vollends nicht.“

„Nein, er schickte dich sogar einmal in vollster Ungnade zu uns nach Ottendorf,“ fiel Kurt ein. „Du warst höchst verpönt über diese Verbannung. Was hatte es denn eigentlich damals gegeben? Ich erinnere mich nur noch dunkel der Sache.“

„Eine Kinderei!“ sagte Bernhard verächtlich. „Anderswo hätte man kein Wort darüber verloren. Sylvia lag in ihrem kleinen Fahrstuhl auf der Terrasse, und ich mußte auf sie acht geben. Ich war wütend darüber, denn ich wollte zu dir und sollte statt dessen den Kinderwärter spielen. Und nun plagte sie mich auch noch mit allen möglichen Fragen. Ich sollte ihr erzählen, wie es in Raasdal wäre, wie das Meer aussähe, wie mein Schiff heißen würde, von dem ich immer prahlte. Ich fing an, ihr einen Sturm zu beschreiben, eigentlich nur, um sie zu ängstigen und ihr das Fragen zu verleiden. Da streckt das elende, kleine Wesen, das kaum gehen konnte ohne Unterstützung, auf einmal die Arme aus und ruft: ‚Das ist schön! Da will ich auch hin! Ich will mit auf dein Schiff und mit dir im Sturme fahren!‘ — Da riß mir die Geduld, und ich sagte spottend: ‚Ich danke! Solch ein schwächliches, gebrechliches Ding wie dich kann man dabei nicht brauchen. Das gehört nicht auf ein Schiff im Sturm, sondern hinunter zu den Nixen und Trollen!‘ Es war eben ein Kindergezänk — in dem Alter ist man nun einmal nicht ritterlich gegen kleine Mädchen. Aber Sylvia machte einen Aufstand, als ob sie daran sterben wollte! Zuerst sah sie mich nur an mit ihren Gespensteraugen, ganz starr und stumm. Dann, als der Onkel gerade herausstrat, schrie sie auf: ‚Papa! Er will mich in das Meer werfen, zu den Nixen und Trollen!‘ Und dann kam ein Weinkrampf, daß wir glaubten, das Kind würde vergehen. Der Vater trug sie hinein, die Mutter, die Wärterin wurde gerufen, und ich wurde wie eine Art Verbrecher behandelt. — Seitdem waren wir geschworene Feinde.“

Sie hatten eben wieder das kleine Gehölz durchschritten und sahen nun in einiger Entfernung die ersten Häuser von Raasdal. Drüben, von der Weg von den Bergen herabkam, stand ein Wagen, eins der landesüblichen Karriols, die nur Platz für den Reisenden und den Skydsjungen bieten. Der erstere hatte sich umgewandt und sprach mit dem Jungen, das heißt sie schrien beide mit der vollsten Kraft ihrer Lungen, verstanden sich aber trotzdem nicht, weil der eine deutsch und der andere norwegisch sprach. Kurt hupfte beim Klange der Stimmen, sah scharf hinüber und lachte dann laut auf.

„Wahrhaftig, das ist er! Der Philipp in leibhaftiger Person!“

„Wer?“ fragte Bernhard, der jetzt auch aufmerksam wurde.

„Philipp Röder, unser Wehrunskamerad aus Rotenbach. Ich erzählte dir ja, daß wir die Ueberfahrt zusammen gemacht haben.“

„Aber ich denke, er wollte nach Drontheim und von da weiter nach dem Norden. Wie kommt er denn hierher?“

„Das weiß der Himmel! Aber der Unglücksmensch kann sich wieder einmal nicht verständigen — da werde ich wohl als Retter eintreten müssen. Geh voran, Bernhard, ich komme nach.“

Damit eilte der junge Seemann hinüber zu dem Wagen, wo der Reisende eben eine geradezu verzweifelte Pantomime zu Hilfe nahm, um das Verständnis zu fördern. Als Kurt sich dem Wagen näherte, erkannte Röder den früheren Schulkameraden.

„Kurt! Gott sei Dank!“ rief er wie mit einem Erlösungsschrei. „Endlich ein Mensch in der Wildnis!“

„Das schmeichle ich mir allerdings zu sein. Aber wo kommst du denn her?“

„Von Drontheim, über die Berge!“ Philipp kletterte hastig aus dem Wagen, und nun rekte er die Glieder, als wäre er aus einer Zwangsjacke befreit.

„Wenigstens ist nichts zerbrochen!“ stöhnte er. „An diese dreitägige Marterfahrt werde ich denken mein Leben lang! Bald gerädert auf dieser schändlichen Karre und halb verhungert, denn ich konnte mich ja nirgends verständlich machen. Und das nennt sich Wagen, das nennt sich Weg hier zu Lande! Hätte es noch einen einzigen Tag länger gedauert, ich wäre als Leiche nach Raasdal gekommen.“

„Aber wer hieß dich denn in die Wildnis gehen? Warum bist du nicht in Drontheim geblieben, wo es behagliche Hotels und deutsch redende Kellner giebt?“

„Ich wollte Natur haben. Ich bin doch nicht nach Norwegen gekommen, um nur in den Städten zu sitzen und alte Domkirchen anzuschauen. Ich wollte Berge, Wasserstürze, nordische Romantik, aber ich habe nicht geglaubt, daß das so angreifend ist. Und dieser Dummkopf von Skydsjunge! Er begriff es absolut nicht, daß ich nach dem Gasthause wollte — es giebt doch hoffentlich eins hier am Orte?“

„Wenigstens ein Ding, das sich so nennt. Komm, ich bringe dich hinüber, es ist gar nicht weit.“

Leutnant Fernstein gab dem kleinen Kutscher die Weisung, mit dem Wagen und dem Gepäck nachzukommen, dann nahm er seinen Schulfreund unter den Arm und schritt mit ihm dem Orte zu, während er fortfuhr: „Ich war gerade unterwegs mit Bernhard. Wir kamen von Edsviken, so heißt nämlich sein Wohnsitz, eine halbe Stunde von hier. Du wirst ihn doch aufsuchen?“

Photogravüre im Verlag von Rud. Schuster in Berlin

BIRKEN AM BACHE

Nach dem Gemälde von C. L. Fahrbach

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Hausmusik.

Nach dem Gemälde von E. Rau.

„Wenn ich ihm nur willkommen bin!“ versetzte Röder etwas unsicher, dann aber begann er schleunigst auf das loszusteuern, was ihm jetzt vor allen Dingen am Herzen lag.

„Als wir uns bei der Ankunft in Raansdal auf dem Schiffe trennten — damals erwartete dich ja wohl Hohenfels auf der Landungsstation?“ fragte er. „Und es stieg ja auch noch jemand in das Boot, das zum Schiffe kam. Eine junge Dame, die auch nach Raansdal wollte — mein Gott, Kurt, so besinne dich doch! Es ging eine ganz merkwürdige Scene vorher, mit einem gewissen Hansen, der dann mit mir nach Drontheim fuhr. Du hast ja noch den Dolmetscher gemacht zwischen mir und Fräulein Inga. Hast du denn das alles vergessen?“

Der junge Seemann schüttelte wie ratlos den Kopf. Ihm ging jetzt allerdings ein Licht auf über die wahre Veranlassung dieser merkwürdigen Reise. „Ach so, du meinst Fräulein Lundgren! Ja, die ist hier, bei ihrem Onkel, dem Pastor Erikson.“

„Dem Pfarrer? Das ist wohl eine Hauptperson in Raansdal? Dem könnte man doch einen Besuch machen als Fremder. Kennst du ihn?“

„Natürlich, denn Bernhard ist mit seiner Tochter verlobt. Wir sind sehr oft im Pfarrhause, aber sie sprechen dort nur norwegisch, und wenn du so verzweifelte Gesten machst wie vorhin mit deinem Skhdsjungen, dann glauben sie sicher, du kommest direkt aus irgend einem deutschen Irrenhause.“

Trotz dieser wenig schmeichelhaften Annahme verklärte sich Philipps Gesicht derartig, daß kein Zweifel mehr bestand: der Magnet, der ihn hergezogen hatte, saß im Pfarrhause.

„Ich gehe natürlich mit dir hin,“ erklärte er. „Du mußt mich einführen, und überdies habe ich mir in Drontheim eine norwegische Grammatik gekauft. Es geht doch hier nicht ohne Kenntnis der Sprache, das sehe ich ein.“

Da kam Christian Kunz gelaufen, ganz rot vor freudigem Eifer. „Herr Leutnant, der ‚Seeadler‘ kommt in Sicht! Er fährt mit vollem Dampf, in einer halben Stunde ist er hier!“

„Was? Der spricht ja auch deutsch, platt sogar!“ rief Philipp in hellem Entzücken. „Das ist ein Landsmann aus meiner holsteinischen Heimat! Landsmann, wie kommen Sie hierher?“

Jetzt war die Reihe des Entzückens an Christian, aber Leutnant Fernstein machte den beginnenden Erklärungen und Auseinandersetzungen rasch ein Ende.

„Dazu haben wir jetzt keine Zeit,“ sagte er. „Ich komme sogleich, Christian, ich will den Herrn nur erst im Gasthause unterbringen. Komm, Philipp, wir müssen uns beeilen, ich muß zur Stelle sein, wenn der ‚Seeadler‘ landet.“

„Der ‚Seeadler‘? Ein deutsches Schiff?“ fragte Röder.

„Jawohl, die Jacht des Prinzen Sassenburg, und außer dem Prinzen ist noch Minister Hohenfels mit seiner Tochter an Bord. Wir wollen sie empfangen, du siehst es ja, daß ich in Uniform bin.“

Dem guten Philipp Röder wirbelte der Kopf, aber es war ein höchst angenehmer Wirbel. Aus der Wildnis war er gekommen und hatte hier auch nichts anderes zu finden erwartet, und nun tauchten an allen Ecken und Enden Landsleute auf, nun ergaben sich ganz ungeahnte, aber höchst wünschenswerte Beziehungen zum Pfarrhause, nun kam gar der „Seeadler“ mit seinen vornehmen Insassen. Raansdal erschien dem Ankömmling auf einmal im rosigsten Lichte, hier ging er fürs erste nicht wieder fort.

Auf dem stillen, sonnenbeglänzten Wasserspiegel zog der „Seeadler“ heran. Schlank und weiß wie ein riesiger Schwan, teilte er mit kaum sichtbaren Bewegungen die Flut, einen breiten, silberleuchtenden Streifen darin zurücklassend.

Die Jacht war in der That ein kleiner schwimmender Palast, äußerlich mit allem ausgestattet, was die moderne Technik an Sicherheit und Bequemlichkeit nur erfunden hatte, und in den inneren Räumen mit einem Luxus eingerichtet, der selbst den verwöhntesten Geschmack befriedigen mußte. Die Mannschaft befand sich auf Deck, und der Kapitän sprach gerade mit dem Steuermann, der an seinem Ruder stand. Der letztere beantwortete die erhaltenen Weisungen, die die Landung betrafen, nur mit einem kurzen Nicken, aber das fiel nicht weiter auf. Man wußte es bereits auf dem Schiffe, daß der Norweger ein verschlossener, wortkarger Geselle war, der, obgleich er das Deutsche ziemlich gut verstand und sprach, doch nur das Notwendigste redete und jeden Versuch zu einer Annäherung kurz und schroff abwies.

Das obere Deck, das die Mannschaft für gewöhnlich nicht betrat, war für den Aufenthalt im Freien hergerichtet. Es bot die volle Aussicht nach allen Seiten hin und wurde durch ein breites Sonnendach geschützt. Kleine Sessel und Tische, leichte Bambusstühle mit dunkelroten Kissen waren überall verteilt, und ein farbiger Teppich bedeckte den Boden. Es war eine Art offener Salon, der an Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ und bei schönem Wetter fast den ganzen Tag benutzt wurde.

Augenblicklich befanden sich nur der Herr des Schiffes und Freiherr von Hohenfels hier oben. Der nunmehrige Minister hatte sich wenig verändert während des letzten Jahrzehnts. Zwar war sein Haar völlig grau geworden, und in die Stirn gruben sich ein paar tiefe Falten, aber die Haltung war ungebeugt, nur noch stolzer, selbstbewußter, der scharfe, durchdringende Blick ungetrübt. Das nervöse Leiden, das ihn zu dieser nordischen Reise bestimmt hatte, verriet sich kaum in irgend einem äußern Anzeichen.

Prinz Sassenburg, der ihm gegenüber in halb liegender Stellung in einem der Bambusstühle ruhte, mochte sechs- oder siebenundvierzig Jahre alt sein. Er war eine schlanke, vornehme Erscheinung, in das braune Haar mischte sich noch kein Silberfaden, aber die zahlreichen Linien auf der Stirn und an den Schläfen verrieten doch sein Alter. Das etwas blasse Gesicht hatte feine, durchgeistigte Züge und ein paar träumerische, dunkelgraue Augen, die schön gewesen wären ohne den Ausdruck tiefer Müdigkeit, der darin lag; und dieselbe Müdigkeit und Abspannung lag in dem Antlitz, in der ganzen Haltung. Da war keine Kraft und kein Leben mehr, nichts von jener energischen, stolzen Ruhe, die das Aeußere des Ministers kennzeichnete, und dieser war doch mindestens sechs bis sieben Jahr älter.

In dem Gespräch der beiden Herren war eine längere Pause eingetreten, sie gaben sich schweigend der Betrachtung der Landschaft hin. Eben öffnete sich die letzte Windung des Fjord, man sah Raansdal auf seiner grünen Matte, mit dem Hintergrund seiner mächtigen Berge. Hohenfels war offenbar gefesselt von dem Anblick. „Sehr schön!“ sagte er halblaut. „Dort oben in jenen Bergen liegt also Ihr nordisches Daskulum? Einsam und weltfern genug scheint es zu sein.“

„Ja, dort kann man noch träumen und vergessen, daß es überhaupt eine Welt giebt,“ entgegnete Sassenburg, ohne seine Stellung zu ändern. „In Alfheim sind wir noch sicher vor den Touristenschwärmen, die sonst alles überströmen. Die schlechten Wege und Unterkunftsverhältnisse drohen schützen uns davor. — Raansdal liegt von hier aus gesehen sehr malerisch, nicht wahr? Und das Gehöft an der kleinen Bucht dort, die eben zum Vorschein kommt, ist Edsvikten, der Wohnsitz Ihres Neffen.“

Hohenfels nahm das Fernglas, das vor ihm auf dem Tische lag, und richtete es nach dem bezeichneten Punkte, dann legte er es wieder hin, ohne ein Wort zu sprechen.

„Ich bin in Ungnade bei Ihnen, Excellenz, seit dem Geständnis von heut morgen, ich sehe es,“ hob der Prinz wieder an. „Mein Gott, es war ja nur ein einfacher Brief an Herrn von Hohenfels, für den ich allein die Verantwortung trage. Wer weiß, ob er überhaupt kommt?“

„Er wird kommen!“ Die Antwort klang allerdings ziemlich ungnädig. „So vollständig wird er die Formen wohl nicht verlernt haben in den einen Jahr, um fernzubleiben, wenn Sie ihm eigens unsere Ankunft melden. Das wäre ja wohl auch unterblieben, wenn nicht Sylvia das Ganze angeblitzt hätte.“

„Die Idee ging allerdings von Baronesß Sylvia aus, aber ich bekenne mich als Mitschuldigen, denn ich interessiere mich nun einmal für Ihren Neffen. Er verhielt sich ja spröde genug, als ich ihn im vorigen Sommer aufsuchte; aber gleichviel, dieser Bernhard ist eine Vollnatur, und denen begegnet man jetzt selten genug im Leben.“

„Ein unsinniger Starrkopf ist er, weiter nichts! Oder nehmen Sie seinen Trotz und Eigensinn wirklich für Charakter?“

„Nun, es liegt doch Energie genug in diesem Starrsinn.“

„Und wo bleibt die Pflicht?“ fragte der Minister scharf. „Die Pflicht gegen sein Vaterland, gegen das Leben überhaupt?

Bernhard war jung, in vollster Kraft, war hochbegabt, das zeigte sich erst, als man in Rotenbach aus dem rohen, verwilderten Buben einen Menschen gemacht hatte; das hat mir später sein Kapitän bestätigt. Der Weg war begonnen, die Zukunft offen, vielleicht eine große, glänzende Zukunft — und nun wirst er das alles hin, für ein Leben hier in Raansdal! Damit hat er sich selbst gerichtet, ich habe nichts mehr zu schaffen mit ihm."

Es lag eine eisige, aber tiefe Erbitterung in den Worten. Der Prinz schwieg, er wußte es bereits, daß sich in diesem Punkte mit dem Minister nicht rechten ließ. Erst nach einigen Minuten begann er wieder: „Ihr Bruder Joachim und ich waren Jugendfreunde, obwohl er einige Jahre älter war, das wissen Sie ja. Damals, da er als junger Offizier in Berlin lebte, haben wir uns sehr nahe gestanden, bis er sich von uns allen schied. Die Erinnerung an ihn war es, die mich nach Raansdal führte, als ich zum erstenmal nach Norwegen kam. Ich wollte den Ort kennenlernen, wo er sich wie ein wundes Tier vor der Welt verkroch, wo er zuletzt lebte und starb — es soll ja ein Jagdunfall gewesen sein."

„Ja!" sagte Hohenfels kurz, indem er nach dem Ufer hinüberblickte.

„Auch für Sie, Exzellenz?"

„Warum nicht für mich?"

„Ich weiß nicht, ich habe immer meine eigenen Gedanken, wenn ich höre, daß ein geübter Jäger verunglückt ist, daß eine Hand, die mit unfehlbarer Sicherheit die Waffe führt, auf einmal so ungeschickt wird. Wer so weit war wie Joachim, der konnte auch selbst ein Ende machen. Es ist eigentlich die beste und anständigste Art, sich aus dem Leben zu stehlen, wenn man nichts mehr darin zu suchen hat. Man erspart sich noch über das Grab hinaus das unleidende Mitleid, den Klatsch, die Verleumdungen. Ich würde den Weg auch wählen, wenn ich einmal in den Fall käme."

Der Minister wandte sich um und sah ihn unwillig an.

„Was soll das heißen? Man soll nicht einmal spielen mit solchen Gedanken. Der Selbstmord ist und bleibt eine Feigheit unter allen Umständen."

„Feigheit? Darüber ließe sich streiten. — Doch da drüben versammelt sich schon ganz Raansdal, um den ‚Seeadler' ankommen zu sehen. Das ist ein Ereignis in dem kleinen Ort."

Sie waren dem Lande schon ganz nahe. Man unterschied mit bloßem Auge die Kirche, die Häuser und die einzelnen Gruppen von Leuten, die am Ufer standen. Prinz Alfred erhob sich plötzlich aus seiner bequemen Stellung, wie mit einem Schlage verschwanden die Müdigkeit und Abspannung aus seinen Zügen. Mit einem Lächeln, das ihm sehr gut stand, trat er der jungen Dame entgegen, die jetzt auf dem Deck erschien.

„Wo bist du denn gewesen, Sylvia?" sagte Hohenfels.

„Ich glaube gar, du hast eigens Toilette gemacht für die Landung! Für wen denn hier, in aller Welt?"

Sylvia lachte. „Für Raansdal, Papa, ich habe ihm die Ehre erwiesen. Werden wir bald landen, Durchlaucht?"

„In zehn Minuten, mein gnädiges Fräulein, aber die Jacht selbst bleibt draußen im Fjord liegen, ihr Tiefgang gestattet keine direkte Landung. Wir müssen in Booten hinüber."

Die junge Dame trat an die andere Brüstung, wohin Sassenburg ihr folgte. Er begann ihr dies und jenes zu erklären, aber sie unterbrach ihn mit einem leisen, erwartungsvollen: „Nun?" Er lächelte und reichte ihr das Fernglas.

„Er ist da — selbstverständlich! Dort, rechts am Ufer, wo das einzelne Boot liegt, die hohe Gestalt, und der andere an seiner Seite ist jedenfalls der junge Fernstein. Aber ich habe heut' von Ihrem Vater schon ein paar recht ungnädige Bemerkungen hinnehmen müssen über unseren Staatsstreich. Ihnen wird er natürlich verzeihen — mir nicht."

„Es blieb uns doch sonst nichts übrig. Papa ist völlig unzugänglich in diesem Punkte, und ich will ihn nun einmal sehen, diesen nordischen Bärenvetter, von dem ich nur noch eine dunkle Erinnerung habe. Sie meinten ja selbst, daß er unter keiner Bedingung nach Altheim kommen würde."

„So lange Ihr Vater dort ist, gewiß nicht, da blieb nur der Versuch, das Wild bei der Landung zu stellen, und das ist geglückt, wie Sie sehen. Ich rechne nun aber auch auf Anerkennung für meine ergebenen Dienste."

Sylvia antwortete nicht, denn in diesem Augenblick wurde bereits das Zeichen zum Halten gegeben. Die ganze Mannschaft kam in Bewegung, von unten her hörte man die Kommandoworte des Kapitäns, und die Ankerketten rasselten nieder. Gleichzeitig stieß das eingelne Boot drüben ab und steuerte auf die Jacht zu. Christian Kunz, in voller Matrosengala, ruderte, und schon nach wenigen Minuten legte das kleine Schiff bei dem „Seeadler" an.

Prinz Sassenburg empfing seine Gäste an der Schiffstreppe. Er war sehr artig und verbindlich, freute sich, die Bekanntschaft mit Herrn von Hohenfels zu erneuern, ließ sich den Leutnant Fernstein vorstellen und geleitete dann die Herren nach dem Oberdeck, wo sie nur den Minister fanden.

Onkel und Neffe hatten sich seit drei Jahren nicht gesehen; der letztere, der damals eben erst Offizier geworden war, kam zur Verabschiedung nach Berlin, ehe er die Fahrt mit der „Vineta" antrat. Bei der Rückkehr führte er dann den Entschluß aus, den er längst im stillen gefaßt hatte und der ihn so tief und dauernd mit seinem Vormund entzweite. Die Begegnung der Beiden fiel unter diesen Umständen kalt und förmlich aus. Wäre nicht die verwandtschaftliche Anrede gewesen, man hätte geglaubt, daß zwei völlig Fremde sich begrüßten.

Das trat noch mehr hervor, als der Minister sich zu Kurt Fernstein wandte, den er auch jahrelang nicht gesehen hatte. Den begrüßte er mit der alten Vertraulichkeit, den reichte er die Hand, mit so viel Wärme und Herzlichkeit, als seine Natur überhaupt zuließ, und er lehnte auch sofort das respektvolle „Exzellenz" ab, mit dem der junge Offizier ihn anredete.

„Laß das, Kurt," sagte er. „Ich bin und bleibe dein Onkel Hohenfels. Du hörst ja, ich gebe dir noch das alte Du und wünsche es auch von dir zu hören."

Es war eine Demonstration in schärfster Form, und sie wurde verstanden, auch von Sassenburg, den man jetzt sein eigenmächtiges Eingreifen büßen ließ. Er schickte einen halb bittenden, halb ungeduldigen Blick hinüber nach jenem Teile des Decks, wo man zum Schutz gegen den Wind einen Schirm aufgestellt hatte. Von dort aus hatte Sylvia die Begrüßung mit angesehen, ohne selbst bemerkt zu werden. Nun fand auch sie sich endlich bewogen, hervorzutreten.

Bernhard sprach gerade mit dem Prinzen und drehte jener Stelle den Rücken zu, da rauschte ein Frauenkleid hinter ihnen, und eine Stimme sagte:

„Wollen wir uns nicht auch begrüßen, Vetter Bernhard?"

Er wandte sich um und trat in jäher, beinahe schreckensvoller Ueberraschung einen Schritt zurück. Die Anrede ließ ihm keinen Zweifel darüber, wen er vor sich hatte, aber seine Augen hingen mit starrem, ungläubigem Staunen an der jungen Verwandten, die jetzt in ein leises, spöttisches Lachen ausbrach.

„Er kennt mich wirklich nicht mehr, Papa! Hast du Sylvia ganz vergessen?"

Bernhard stand noch immer regungslos da, wie an den Boden gewurzelt. Sylvia? „Das kleine, häßliche Ding?" das „Zammerweiben" — und nun diese Erscheinung!

Vor ihm stand eine schlanke Gestalt im weißen Lodenkleide. Unter der kleinen Reisemütze, die nur den oberen Teil des Kopfes bedeckte, drängte sich reiches, tiefschwarzes Haar hervor und ließ die Weiße der Hautfarbe noch mehr auffallen. Es war jenes matte Weiß, das ein Antlitz bleich erscheinen läßt, ohne ihm die Jugendfrische zu nehmen. Die Linien der Züge, die leise Röte auf den Wangen, die feingezeichneten, dunklen Brauen, das alles war von einer Zartheit, wie sie nur der Jugend, der noch nicht voll erschlossenen Knospe eigen ist. Das Gesicht selbst fesselte beim ersten Blick, und es bestrickte, wenn man länger und tiefer hineinschaute. Unter langen, schwarzen Wimpern entschleierten sich ein paar große Augen auf feuchtschimmerndem Grunde. Sie waren von unbeschreibter Farbe, bald schien es ein mattes Blau zu sein, dann wieder ein tiefes, dunkles Grau. Es lag etwas Verschleiertes in dem Blick, und doch barg sich dahinter etwas wie leidenschaftliche, aber verhaltene Glut. Die Augen gehörten gar nicht in das Gesicht eines neunzehnjährigen Mädchens, sie hatten nichts von der Unbefangenheit, der Harmlosigkeit der Jugend, und doch waren sie unsagbar schön.

Bernhards Verstummen dauerte freilich nur wenige

Augenblicke, dann richtete er sich empor, mit einer Bewegung, als wäre er einen lähmenden Zwang ab, und antwortete:

„Ich hätte dich in der That nicht wieder erkannt. Du warst nicht in Berlin, als ich das letzte Mal dorthin kam, wir haben uns seit mehr als sechs Jahren nicht gesehen."

„Und damals war ich noch ein krankes Kind!" Es glitt wie ein dunkler Schatten über Sylvias Züge, dann aber lächelte sie wieder. „Das ist ja jetzt überwunden!"

Hohenfels, dessen Blick mit unverkennbarem Vaterstolz auf seiner schönen Tochter ruhte, nickte zu Sylvias Worten. „Ja, noch mit fünfzehn Jahren war sie ein Angst- und Sorgenkind, und dann auf einmal fing sie an, aufzublühen, und es vollzog sich ein förmliches Wunder vor unseren Augen. — Kurt, du wirst dich wohl erst vorstellen müssen. Du bist zwar in den Ferien mehr in Gesellschaft als im Vaterhause gewesen, aber in deiner Uniform bist du doch eine ganz neue Erscheinung für deine einstige Jugendgespielin."

Kurt ließ sich das nicht zweimal sagen. Er war nicht weniger erstaunt gewesen als sein Freund bei diesem Wiedersehen, aber er pflegte sich mit angenehmen Ueberraschungen sehr schnell abzufinden, und daß es eine solche für ihn war, verriet sein Gesicht, als er schleunigst herbeitam und der jungen Dame ritterlich die Hand küßte.

„Darf ich die alten Jugenderinnerungen noch geltend machen, gnädiges Fräulein?" fragte er. „Oder sind die vergessen?"

„Doch nicht so ganz, dafür hat Ihre Schwester Käthchen gesorgt," war die scherzende Antwort. „Sie zeigte mir gewissenhaft jedes Bild, das ihr Herr Bruder nach Hause sandte, und schwärmte mir fortwährend vor von den künftigen Thaten des Marineleben."

„Sehr schmeichelhaft!" Kurt salutierte. „Vorläufig noch Unterleutnant auf der ‚Bineta'."

„Und dereinstiger Admiral unserer Flotte!" fiel der Minister ein. „Mache nur das Knabenwort wahr, Kurt! Nur immer das Ziel vor Augen, nur immer vorwärts, aufwärts! Das allein ist Leben!"

Die Worte waren an Kurt gerichtet, aber sie galten einem anderen, der seitwärts stand und den Stachel darin fühlte. Er hatte freilich keine Laufbahn und keine Zukunft mehr, das gab es in Raansdal nicht, und es wurde ihm schonungslos klargemacht, daß er nicht mehr mitzählte bei seinem Onkel, für den Leben gleichbedeutend mit Wirken war.

Es war ein Glück, daß Sylvias Anwesenheit einigermaßen die peinliche Spannung milderte. Sie plauderte mit der vollsten Unbefangenheit, als wäre diese Begegnung die friedlichste und freundschaftlichste, zeigte überhaupt eine für ein so junges Mädchen staunenswerte Sicherheit und Beherrschung der Formen. Man sah es, daß sie gewohnt war, nach dem schon vor Jahren erfolgten Tode der Mutter die erste Rolle im Hause ihres Vaters zu spielen. So stand sie auch hier im Vordergrunde und führte die Unterhaltung in leichtem, spielendem Tone. Der Prinz und Kurt beteiligten sich lebhaft daran, nur Bernhard blieb kühl und förmlich. Die Versuche seiner Cousine, ihn tiefer ins Gespräch zu ziehen und mit verwandtschaftlicher Vertraulichkeit zu behandeln, scheiterten völlig an seiner Unzugänglichkeit. Er sprach nur so viel, als unumgänglich nötig war, und nach zehn Minuten mahnte er schon zum Aufbruch. „Die Herrschaften wollen an Land, Kurt. Wir dürfen sie nicht länger aufhalten, und ich möchte auch noch einen Freund begrüßen auf Ihrem Schiffe, Durchlaucht."

„Den Kapitän?" fragte Sassenburg, „ich werde ihn sofort bitten lassen —"

„Nein, den Steuermann," unterbrach ihn Bernhard. „Wir sind Jugendfreunde und haben uns seit einem Jahre nicht gesehen."

Der Prinz machte ein verwundertes Gesicht. Für ihn blieb der junge Hohenfels trotz seiner seltsamen Schrullen der Freiherr und Neffe des Ministers, und der Steuermann gehörte zur Mannschaft. Sylvia aber rief lebhaft:

„Ach, der Norweger! Unser Sturmvogel, wie ich ihn getauft habe, denn er sagte den Sturm, der uns in der Nordsee faßte, mit einer unheimlichen Sicherheit voraus. Ein seltsamer Mensch! Er genießt höchstens Befehle von dem Kapitän anzunehmen, wir anderen, auch der Prinz, sind in seinen Augen höchst überflüssig auf dem ‚Steadler'. Mich besonders sah er im Anfange immer so verächtlich an, als wollte er sagen: Was willst du weißes, flatterndes Nichts denn hier auf unserm Schiff?"

„Weil Sie ihn reizten," warf Sassenburg ein, „als Sie damals so schonungslos über das Meer spotteten. Wir standen ja ganz in seiner Nähe, und Sie wußten, daß er Deutsch verstand."

„Ja, er nahm das als persönliche Beleidigung," lachte die junge Dame, „aber ich war wirklich entsäuscht. Wir waren bereits auf offener See, kein Land mehr zu erblicken, und nun sollte ich das Meer bewundern, das ich zum erstenmal sah. Diese graue, mattschimmernde Fläche, die in träger Ruhe dalag, und darüber stiller, grauer Himmel und in der Ferne Nebel — auch dies Grau! Es war zum Verzweifeln, und ich erklärte es für todentod langweilig. Das nahm der Herr Steuermann übel, denn er sagte plötzlich mitten in unser Gespräch hinein, in seinem harten, fremdartigen Deutsch: ‚In zwei Stunden haben wir Sturm!' Ich lachte, und der Prinz schüttelte den Kopf, denn es war nicht das leiseste Anzeichen vorhanden, aber genau in zwei Stunden brach das Unwetter los und stürzte sich wie ein Raubtier auf den ‚Steadler'."

„Es war Gewitterſturm," erklärte Sassenburg, zu den beiden jungen Männern gewandt, „und wir gerieten mitten hinein."

„Und da hatte mein Fräulein Tochter den Einfall, sich das vom Deck aus anzusehen," sagte der Minister in strafendem Ton. „Ich büßte das Wetter mit einem Anfall von Seekrankheit, der Prinz war in seiner Kajüte, und wir glaubten Sylvia natürlich in der ihrigen. Statt dessen ist sie hier oben gewesen."

„Das war aber ein Vagnis, gnädiges Fräulein," mischte sich Kurt ein. „Unseren ist bertei ja gewohnt, aber eine zarte Dame bringt sich thatsächlich in Gefahr dabei."

Sylvia warf verächtlich die Lippen auf. „Gefahr? Möglich, aber ich wollte es nun einmal sehen! Ich fand am Eingange den Wettermantel des Prinzen und kroch schleunigst in das wasserdichte Ungetüm, zog die Kapuze über den Kopf und schlich mich auf das Deck. Der Kapitän war auf der Kommandobrücke, die Mannschaft in voller Arbeit, sie hatten glücklicherweise keine Zeit, sich nach mir umzusehen. Mich ich nur der Steuermann, und der starrte mich an, als ob ein Gespenst vor ihm auftauchte, ich mag auch so ausgesehen haben in der unförmlichen Hülle!"

„Wie die Sturmnixe sahen Sie aus!" fiel Sassenburg ein. „Ich sah es ja noch, als ich auf das Deck kam. Leutnant Fernstein hat recht, es war eine Gefahr, und es war unverantwortlich von dem Steuermann, daß er das duldete."

Seine Worte klangen vorwurfsvoll, aber seine Augen redeten eine andere Sprache. Er war überhaupt ein ganz anderer in Sylvias Gegenwart als vorhin in seiner müden Gleichgültigkeit.

„O, der Steuermann!" rief Sylvia, „der wartete mit grimmigem Behagen nur darauf, daß ich über Bord gewebt würde, ich glaube, er hätte nicht die Hand gerührt, um mich zu retten. Ich habe eine schaurig schöne Stunde hier oben verlebt! Und dann kamen wir heraus aus dem Unwetter, und Durchlaucht kam auf das Deck und fuhr ganz entsetzt zurück, als er mich gewahrte. Papa hielt mir nachträglich eine Strafpredigt, aber der Steuermann behandelt mich seitdem mit unbegreifter Hochachtung."

Sie erzählte das alles in einem spöttisch übermütigen Tone, der verriet, daß sie in der Gefahr nur ein Spiel gesehen hatte, ohne deren vollen Ernst zu ermessen. Jetzt aber wurden die Boote des „Steadlers" herabgelassen, und Bernhard benutzte das, um nochmals zum Aufbruch zu drängen. Der Abschied zwischen ihm und seinem Onkel war nicht wärmer als vorhin die Begrüßung, eine starre Förmlichkeit von beiden Seiten. Dann trat Bernhard zu seiner jungen Verwandten.

„Leb' wohl, Sylvia!"

„Und auf Wiedersehen!" ergänzte sie. „Der Prinz hat dich und deinen Freund ja dringend eingeladen — ihr werdet doch nach Alsheim kommen?"

„Ich bedauere," war die kalte Antwort. „Wir wollen einen Ausflug nach dem Norden machen und segeln wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen ab."

Sie trat ihm einen Schritt näher und sagte leise: „Kurt Fernstein würde kommen — du willst nicht!"

Letzte Strahlen.
Nach dem Gemälde von Hans Dahl.

„Ueberrascht dich das vielleicht?“

Sylvia zuckte leicht die Achseln. „Papa ist gereizt gegen dich und hat dich das fühlen lassen. Später wird sich das ausgleichen.“

„Schwerlich! Ich habe den Onkel pflichtgemäß begrüßt bei der Landung, mehr wünscht und erwartet er wohl nicht.“

„Aber ich wünsche es. — Also auf Wiedersehen!“

Er zog die Stirne kraus, und ein gereizter Blick fiel auf die junge Dame, die es versuchte, ihn ihren Launen dienstbar zu machen. Sie lächelte mit voller Liebenswürdigkeit und reichte ihm die Hand, aber dabei glomm in ihren Augen wieder derselbe rätselhafte Funke wie vorhin. Bernhard hatte genau die gleiche Empfindung wie in dem Augenblick, als er zum erstenmal hineinschaute — als müßte er gewaltsam einen Zwang abschütteln.

„Leb' wohl!“ sagte er schroff und trat zu Kurt, der sich inzwischen von dem Minister verabschiedet hatte.

Prinz Alfred hatte die kleine Scene beobachtet und lächelte nun etwas spöttisch. Vielleicht gönnte er der jungen Dame die Niederlage, aber er geleitete mit gewohnter Artigkeit seine Gäste nach dem unteren Deck und stellte dort den Kapitän und Leutnant Fernstein einander vor, während Bernhard den Steuermann aufsuchte.

Die ganze Mannschaft war bereits in Bewegung. Man traf die Vorbereitungen zur Landung, nur der Norweger schien gar keine Eile zu haben, an Land zu kommen, obgleich Raansdal seine Heimat war. Er stand allein und abseits an der Brüstung und schaute gleichgültig auf das Treiben ringsum.

Harald Thorvik war eine echte Seemannserscheinung, ein Mann von etwa dreißig Jahren, nur mittelgroß, aber eine kraftvolle Gestalt, mit Gliedern, denen man es ansah, daß sie eiserne Muskeln hatten. Das braune, von Wind und Wetter gebräunte Gesicht hatte nicht unschöne, aber herbe Züge, und Haar und Augen waren dunkler, als man sie sonst im Norden findet. Er sah den jungen Hohenfels kommen, aber er gab kein Zeichen von Ueberraschung oder Freude und regte sich kaum.

„Willkommen, Harald!“ sagte Bernhard, indem er herantrat und ihm die Hand bot. „Ich konnte nicht eher loskommen, nun dich aufzusuchen.“

„Hat ja keine Eile,“ versetzte Harald trocken. „Ich wundere mich, daß du überhaupt gekommen bist.“

„Du wunderst dich? Ich wußte es ja, daß du auf dem ‚Seeadler‘ bist.“

„Als Steuermann! Und du warst bei den Exzellenzen und Durchlauchten — gehörst ja auch zu ihnen!“

„Du weißt am besten, wohin ich gehöre und wie ich mit meinen Verwandten stehe,“ entgegnete Bernhard kurz. „Dieser Begegnung aber konnte und wollte ich mich nicht entziehen.“

Er legte einen hörbaren Nachdruck auf das Wort.

Harald zuckte gleichmütig die Schultern. „Glaube ich dir. Das hält sich, kommt immer wieder zum Vorschein. — Nun, mich geht es nichts an.“

„Nein, das geht allerdings nur mich allein an. Warum hast du mir denn nicht geantwortet? Es sind drei Monate her, daß ich dir schrieb. Hast du meinen Brief nicht erhalten?“

Thorvik lehnte sich an die Brüstung und blickte nach dem Ufer hinüber. „Ja — in Hamburg!“

„Ich meldete dir darin meine Verlobung mit Hildur Eriksen. Sie ist ja mit uns aufgewachsen, und da durften wir wohl einen Glückwunsch von dir erwarten.“

Harald preßte die Lippen zusammen. Es vergingen einige Sekunden, ehe seine Antwort kam, und sie klang beinahe höhnisch:

„Ist es so eilig damit? Ich wußte ja, daß ich nach Raansdal kam, da habe ich mir Zeit gelassen. — Viel Glück zu eurer Ehe!“

Sie sprachen selbstverständlich norwegisch miteinander, aber es war ein ganz anderes Wiedersehen, als vor acht Tagen mit Kurt Fernstein. Da waren sich die Beiden in jubelnder, stürmischer Freude um den Hals gefallen — hier reichten sich die beiden Jugendgenossen kaum die Hand, und es klang ein seltsamer Ton auf in ihrer Begrüßung. Der eine stachelte gleich mit den ersten Worten, und der andere ertrug das mit kaum verhehlter Ungeduld.

„Du bist der Alte geblieben,“ sagte Bernhard unwillig, „bist womöglich noch schroffer und rücksichtsloser geworden.“

„Ich sollte wohl Manieren lernen auf dem fürstlichen Schiff?“ spottete Thorvik. „Vornehm genug ist es ja hier. Was solch ein Prinz nicht alles braucht, wenn er die See einmal beehrt mit seiner Gegenwart!“

„Warum hast du den Posten denn überhaupt angenommen?“ fragte Bernhard. „Ich wunderte mich gleich, als ich es hörte, denn ich kenne deine Ansichten zur Genüge. Es heißt ja, die Bedingungen wären glänzend, aber danach fragst du doch nicht, wenn du dir dafür Zwang auferlegen mußt.“

Harald lachte kurz auf. „Ich habe aber diesmal danach gefragt. Das wundert dich? Ja, es kommt nicht jeder mit einem Vermögen nach Raansdal zurück, wie du, und setzt sich als Herr und Gebieter hin auf Edsviken. Unsereins muß sich erst jede Krone zusammenrackern und zusammensparen. Ich habe das auch einmal probieren wollen. Es war eine Dummheit und hat jetzt gar keinen Zweck mehr, aber ich habe mich gebunden auf sechs Monate.“

Bernhard verstand die letzten Andeutungen nicht, gab sich auch keine Mühe, sie zu ergründen, denn der Ton verletzte und reizte ihn. Er brach das Gespräch kurz ab.

„Mein Boot wartet, ich muß fort. Wie ich höre, bleibt der ‚Seeadler‘ einige Zeit hier liegen. Also auf Wiedersehen am Lande!“

Damit ging er, der Steuermann blickte ihm stumm und finster nach, erst nach einer ganzen Weile begann er, seine Sachen für die Landung bereit zu stellen. —

Inzwischen stieß das Boot ab, in dem sich die beiden jungen Männer befanden. Bernhard war auffallend schweigsam, er sprach kaum eine Silbe während der ersten Minuten, Kurt zeigte sich um so redseliger.

„Das war eine Ueberraschung!“ sagte er. „Ich wußte es ja längst von Papa und meiner Schwester, daß Sylvia gesund ist, schon seit Jahren, aber darauf war ich denn doch nicht gefaßt. Ist das Mädchen schön geworden! Und der Einfall, sich die tobende See vom Deck aus anzusehen! Dich sieht das freilich nicht an, und du hast wieder in deiner berühmten Eigenschaft als Eiszapfen geglänzt.“

„Dafür bist du ja Feuer und Flamme!“ spottete Bernhard. „Sylvia scheint im Fluge eine Eroberung an dir gemacht zu haben. Nimm dich in acht, da kommst du Seiner Durchlaucht ins Gehege. Es ist etwas an jenen Gerüchten, die du erwähntest, wenigstens so weit sie ihn betreffen.“

Kurt lachte. „Bei alledem bin ich froh, daß diese Zusammenkunft überstanden ist, denn es war gerade kein erquicklicher Anblick, dich und deinen Onkel beisammen zu sehen.“

Ueber Bernhards Züge flog ein Ausdruck tiefster Bitterkeit.

„Nun, du wurdest dafür um so gnädiger behandelt — um mir zu zeigen, daß ich eigentlich gar nicht mehr existiere für ihn. Er hat es sogar unterlassen, als der Prinz dich nach Alfheim einlud. Du bist übrigens ganz frei in deinen Entschlüssen, Kurt, wenn du die Einladung annehmen willst, so thue es, ohne jede Rücksicht auf mich.“

Kurt hatte augenscheinlich die allergrößte Lust dazu, aber er erwiderte etwas zögernd: „Vielleicht war es eine bloße Höflichkeit — du gehst natürlich nicht nach Alfheim?“

„Nein, das ist doch selbstverständlich. Aber du hast von jeher gut gestanden mit dem Onkel, und dein Vater ist sein Jugendfreund. Du wirst ein willkommener Gast sein.“

„Wir werden ja sehen,“ meinte der junge Seemann ausweichend. „Es eilt wohl nicht mit unserem Ausflug nach dem Norden, wir können uns Zeit lassen.“

Er erhob sich und sprang ans Ufer, wohin Bernhard ihm folgte, denn eben landete das Boot. Drüben harrten bereits die Bergwagen, die den Prinzen, seine Gäste und die Dienerschaft nach Alfheim bringen sollten, und auf dem „Seeadler“ waren inzwischen auch die Boote ausgesetzt worden. In dem ersten stand Prinz Alfred und hob eben eine schlanke, weiße Gestalt von der Schiffstreppe zu sich herüber.

„Nun? Kommst du nicht?“ mahnte Kurt seinen Freund, der wie festgewurzelt stand und nach dem Schiffe hinüberblickte — erst bei der Anrede fuhr er wie erwachend auf.

„Ja so! — Du kannst nach Hause rudern, Christian, wir kommen zu Fuß nach."

„Nach Edsviken? Ich denke, wir wollen nach dem Pfarrhause," erinnerte der junge Offizier.

„Später — jetzt nicht!" war die kurze Antwort.

„Aber sie erwarten dich dort. Deine Braut und ihr Vater werden doch wissen wollen, wie diese Begegnung verlaufen ist."

„Ich kann aber jetzt nicht!" brach Bernhard mit auflodernder Heftigkeit aus. „Ich bin nicht in der Stimmung, mich über alles mögliche ausfragen zu lassen. Vielleicht heut' abend, vielleicht morgen — komm!"

Damit schlug er ohne weiteres den Weg nach Edsviken ein. Kurt folgte ihm, aber er schüttelte den Kopf.

„Du erziehst dir deine künftige Frau zur Anspruchslosigkeit, das muß man sagen," bemerkte er. „Wenn sie es sich nur auf die Dauer gefallen läßt!"

Bernhard antwortete nicht, er schritt mit ungewohnter Hast vorwärts und wendete sich nicht ein einziges Mal wieder um.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung durch die Düsseldorfer Ausstellung.

Von **Heinrich Frauberger.**

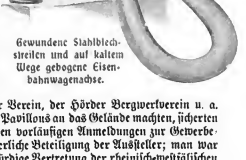
Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Illustrationen nach Photographien und nach Zeichnungen von **Ewald Thiel.**

Auf kaltem Wege gebogene Eisenbahnschiene.

Zu einer Zeit, als infolge der besonders günstigen allgemeinen Geschäfts- und Erwerbsverhältnisse Gründungen von wirtschaftlichen Unternehmungen an der Tagesordnung standen und Geld für alles zu haben war, was einigermaßen Aussicht auf Erfolg hatte, wurde von dem Vorsitzenden der wohlgelungenen Düsseldorfer Ausstellung des Jahres 1880 angeregt, eine ähnliche, aber der großartigen Entwicklung der rheinisch-westfälischen Industrie angepaßte, größere Veranstaltung zu wagen. Der Gedanke fiel auf guten Boden. Die Großindustrie Westdeutschlands, die sich auf dem in Paris für das Deutsche Reich karg bemessenen Raume nicht entsprechend hatte ausbreiten können, fürchtete eine Schädigung ihres Ansehens durch die Pariser Ausstellung und war bereit, ihrer Bedeutung entsprechend mitzuwirken; der Gewerbestand begrüßte die Gelegenheit, sein Bestes zu zeigen, mit lebhafter Freude, die Künstlerschaft, die hoffen durfte, zu dem langersehnten dauernden Kunstausstellungsgebäude zu gelangen, stellte sofort ihre besten Kräfte in den Dienst der Sache.

Den einmütigen Beschluß der drei wirtschaftlichen Vereine, im Jahre 1902 eine Industrie- und Gewerbeausstellung für Rheinland, Westfalen und benachbarte Bezirke, verbunden mit einer deutsch-nationalen Kunstausstellung, in Düsseldorf abzuhalten, fassen die Stadt Düsseldorf ein geeignetes Terrain zur Verfügung stellte und die Bürgerschaft einen ausreichenden Garantiefond zeichnete, beantwortete die Stadtverordnetenversammlung damit, daß sie in einer Sitzung erst vier Millionen Mark zur Vorschiebung der Rheinwerft und Erbauung der Stromstraße, dann 1 600 000 Mark zur Aufschüttung der unterhalb gelegenen Golzheimer Insel, wodurch diese zu einem ausreichend großen, hochwasserfreien Terrain für die Ausstellung gemacht werden konnte, ferner ein Terrain im Werte von 800 000 Mark für die Errichtung eines dauernden Kunstausstellungsgebäudes und überdies 150 000 Mark zu den Baukosten ohne Debatte einstimmig bewilligte. Die Düsseldorfer Bürgerschaft, welche gebeten worden war, einen Garantiefond von zwei Millionen Mark zu zeichnen, stellte innerhalb vierzehn Tagen drei Millionen zur Verfügung.



Gewundene Stahlblechstreifen und auf kaltem Wege gebogene Eisenbahnwagenachse.

Die Ansprüche, welche die Gußstahlfabrik Friedr. Krupp in Essen, die Gutehoffnungshütte zu Oberhausen, der Bochumer Verein, der Hörder Bergwerksverein u. a. zur Errichtung eigener Pavillons an das Gelände machten, sicherten in Gemeinschaft mit den vorläufigen Anmeldungen zur Gewerbeausstellung die erforderliche Beteiligung der Aussteller; man war bald berechtigt, eine würdige Vertretung der rheinisch-westfälischen Industrie zu erwarten, einer Ausstellung von ganz hervorragender Bedeutung entgegenzusehen. Allerdings zeigte auch der Kostenanschlag in der Höhe von sieben Millionen Mark, daß die Anspannung aller Kräfte und die Ausnutzung aller Einnahmequellen nötig wäre, um das groß angelegte Unternehmen zu gutem Ende zu führen. Ueber eine große Anzahl fähiger, arbeitslustiger Personen, welche, ohne an eigenen Vorteil zu denken, ihre Zeit und ihr Können zu einer gemeinnützigen Leistung verwenden, verfügt man in Düsseldorf jederzeit; mehr als tausend Bürger waren ehrenamtlich bemüht, die großen Gesichtspunkte der Ausstellungsleitung in bester Weise durchzuführen. — Inzwischen hatte die Pariser Weltausstellung einen großen Erfolg der deutschen Industrie gebracht; leider war aber bald nach Schluß der Pariser Veranstaltung ein wesentlicher Rückgang der Geschäfte zu verzeichnen. Trotzdem nahmen die Vorbereitungen für die Düsseldorfer Ausstellung ohne jede Schwierigkeit ihren Fortgang, und es konnten sogar für das dauernde Kunstausstellungsgebäude, für das anfänglich eine halbe Million vorgesehen war, infolge von Beiträgen und Geschenken ein und eine Viertel Million aufgewendet werden.

Zu der großen Maschinenhalle ebenso wie zum Hauptausstellungsgebäude mußten Erweiterungsbauten gemacht und doch die bei der Anmeldung

Ein viergeschossiger Förderkorb.

gewünschten Flächen wesentlich verkürzt werden, um die Aussteller mit Plätzen zu versehen. Die Stadt mußte einen Teil des Hofgartens als Ausstellungsterrain überlassen, wodurch ein prächtiger Eingang wie in einen Park geschaffen wurde, und am andern Ende des ausgedehnten Geländes wurde eine große Fläche zu einem Vergnügungspark hergerichtet, in dem die Errungenschaften der modernen Technik zu allerlei vergnüglichen Experimenten Verwendung finden konnten, ohne den ernsten, lehrreichen Charakter der gesamten Ausstellung zu schädigen.

Am 1. Mai, dem Eröffnungstage, war das dauernde Kunstausstellungsgebäude und in demselben die deutsch-nationale Kunstausstellung und die kunsthistorische Ausstellung samt den Katalogen fertig; die Maschinenhalle, die Hauptindustriehalle in den meisten Teilen, eine große Zahl von Pavillons waren vollständig eingerichtet. Man war berechtigt, zu sagen, daß die Ausstellung rechtzeitig fertig geworden sei, denn die wenigen Vollendungsarbeiten, welche in den nächsten Wochen noch ausgeführt wurden, dienten nur mehr der Verschönerung und Verbesserung. Die Zeit war nun gekommen, wo durch den Besuch die großen Auslagen für das Unternehmen wieder hereingebracht

Pavillon des Bergbaulichen Vereins.

Die Festhalle.

Die Maschinenhalle.
Nach Aufnahmen von O. Renard in Düsseldorf.

werden sollten. Aber Jupiter Pluvius herrschte im „schönen" Monat Mai! Seitdem ist freilich alles anders geworden. Schon vor längerer Zeit ist, wie die Leser der „Gartenlaube" bereits wissen, der millionste Besucher in der Ausstellung gewesen, und der Käufer des millionsten Loses dürfte demnächst noch vor der Ziehung den sicheren Gewinn von tausend Mark einstreichen. Auch der Durst der Besucher läßt nichts zu wünschen übrig, denn obwohl bisher wenig warme Tage waren und Alkoholgegner wie Temperenzler zunehmen, wird es nicht mehr lange dauern, bis innerhalb der Ausstellung die millionste Flasche Wein geleert sein wird . . . .

Die Ausstellungsleitung und die große Schar von Mitarbeitern haben alle Sorgfalt aufgewendet, um eine wahrhaft bedeutungsvolle Veranstaltung darzubieten; sie haben aber nun auch die Freude, für die allseitige Anerkennung danken zu dürfen, die ihnen für das Geleistete zu teil wird. Mehr als 125 Kongresse, darunter viele internationale, tagen während der Ausstellung in den Mauern der Stadt. Aus allen Gauen Deutschlands, aus dem nahen Belgien und Holland, von Frankreich, England und den Vereinigten Staaten, aus Oesterreich und Italien kommen Besucher, einzeln und in vereinsmäßiger Gemeinschaft, und sie alle veranlassen wieder ihre Freunde zum Besuche durch ihre Berichte über das Gesehnte. Viele Fürstlichkeiten besahen die Ausstellung; auch der Kaiser hat die Ausstellung besucht und sehr beifällig darüber geurteilt.

Am Rhein bringen die Dampfer, von der Landseite die mit einem Aufwande von nahezu zwei Millionen errichtete Ausstellungsbahn, von der Stadtseite am andern Ende die elektrischen Straßenbahnen täglich die Besucher herbei. Hier ist auch der Haupteingang; er führt durch eine Allee und auf schattigen Wegen an blumigen Wiesen vorbei nach der Ausstellungsstadt. Da versteckt sich eine Gartenhauhalle aus Glas und bemaltem Eisen hinter Baum und Busch, dort tritt aus den Boskets ein bunter Fliesenpavillon hervor. An einer andern Stelle nähert sich die Allee dem mit Jagdbeute reich geschmückten und selbst in seinem Aeußeren schön geschnitzten Jagdpavillon, und an die Brückenrampe lehnt sich das Panorama der Künstler Wendling und Ungewitter, Blüchers Uebergang über den Rhein bei Caub darstellend.

Von hier aus schweift der Blick über eine aus alten, mit großen Schwierigkeiten hierher geschafften Bäumen gebildete Allee, zu deren Seiten größere und kleinere Bauten mit Bastionen, Türmen, Kuppeln, Erkern und Vorsprüngen aller Art ein lustiges, leider nur für kurze Dauer berechnetes Architekturbild von großem Reize geben. Zur Rechten erstreckt sich der mächtige Pavillon der Firma Fried. Krupp in Essen mit den verschiedenartigsten Kanonen und Panzerplatten, mit tadellos gearbeiteten Schiffswellen von ungeheurer Länge und mit äußerst genau gebauten Schiffsmodellen von größter Zierlichkeit.

Crefelder Teppichknüpflerinnen.

Daneben zeigt in einem großen Kuppelpavillon der Hörder Bergwerks- und Hüttenverein riesig lange Schienen, Bleche von außerordentlichen Größenverhältnissen und imponierende Schiffsschrauben. Er belehrt auch über die vorzügliche Qualität seines Materiales durch Vorführung von Eisenbahnwagen-Achsen, die in kaltem Zustande gebogen sind, ohne zu reißen, und über die Widerstandsfähigkeit von Stahlblechstreifen gegen unerwartete Biegungen. Das folgende große Arrangement der deutschen Betonwerke giebt die verschiedensten Verwendungsarten dieses Materiales von den einfachsten technischen bis zu den höchsten künstlerischen Aufgaben. Die Anlage erhebt sich nur so wenig über die Straße, daß die schöne Fassade des gegenüberliegenden dauernden Kunstausstellungsgebäudes vom Rhein aus voll genossen werden kann. Dieser Bau enthält eine reiche Ausstellung von prächtigen Kunstwerken aus Deutschland und Deutsch-Oesterreich in einer Reihe größerer und kleinerer Räume, in denen es den einzelnen Gruppen möglich blieb, gesondert ihre Eigenartigkeit zu zeigen. Und obendrein findet sich das Herrlichste, was die westdeutsche Kunst während des Mittelalters geschaffen hat, in den der kunsthistorischen Ausstellung eingeräumten Sälen.

Hinter der abgebildeten Fassade der nahe dabei befindlichen Maschinenhalle ist in einem an 300 m langen und an 80 m breiten, dreischiffigen, aus Eisen und Glas errichteten Palast eine Fülle von neuartigen, lehrreichen und äußerst wirksamen Maschinen untergebracht, die alle dazu dienen, das Eisen zu bearbeiten, zu feilen, zu bohren, zu drehen, zu pressen, zu schneiden und zu schlagen. Ebenso sieht man dort auch auf bescheidenem Raume Maschinen mit außerordentlichen Kräften für die Bedürfnisse an elektrischem Licht und elektrischem Antrieb. All das Leben in der ausgedehnten Maschinenhalle, in dem Pavillon Krupp, in der einen Hälfte der Haupthalle, wo die für praktische Zwecke bestimmten Maschinen Kraft nötig haben, der stete Rundlauf der elektrischen Bahn um das Ausstellungsgelände, der Glockenklang im Pavillon und Turm des Bochumer Vereins, das Lichtmeer auf dem Ausstellungsplatze, die farbigen Fontänen sind auf die Thätigkeit dieser in ihrer Bauart und Leistung überaus sehenswerten Maschinen zurückzuführen. Feiert doch auch die Elektricität auf der Düsseldorfer Ausstellung Triumphe. Was wäre — ja wäre überhaupt diese Herrlichkeit möglich ohne Eisen und Kohle? Wenige Schritte, und man gelangt in den ausgedehnten Pavillon des Bergbaulichen Vereines, in dem jedermann in verständlicher Weise Aufschluß erhält über die außerordentlichen Mühen der Gewinnung und Hebung dieser kostbaren Bodenschätze, die zuweilen aus großen Tiefen in Förderkörben heraufgebracht werden müssen. Besonderes und berechtigtes Aufsehen erregt ein viergeschossiger Förderkorb; eine von unseren Abbildungen bringt das interessante Bauwerk — denn so kann man den riesigen Korb wohl nennen — zur Anschauung.

Rutschbahn im Panorama „Zillerthal und Suldenthal".

Es folgt die unseren Lesern durch eine Abbildung schon bekannte, mächtige Haupthalle, die vollgefüllt ist mit Werken der Industrie, des Gewerbes und Kunsthandwerks; sie alle sind zu künstlerischen und wirkungsvollen Gruppen angeordnet. Ab und zu sind diese Vereinigungen von gemeinsamen Objekten durch Betriebe unterbrochen, welche die Herstellung der betreffenden Gegenstände vor Augen führen. Da wird gezeigt, wie Edelsteine geschliffen, dort wie Zierglässer geblasen, an einer dritten Stelle, wie Knüpfteppiche hergestellt werden. Auch sonst ist manche Sonderdarbietung einzelner Aussteller zu bewundern; so hat — um ein Beispiel zu nennen — die Firma Gebr. Stollwerck in Köln nach dem Entwurfe des Tenkmalkünstlers Bruno Schmitz den Riesenkopf der Erde aus dem Boden hervorwachsen lassen, schokoladebraun, von süßen Genien umgaukelt.

Glänzende Kunstwerke, geschmackvolle Zimmereinrichtungen, schimmernde Stoffe, prunkende Gewänder, prächtige Equipagen, verführerische Lebensmittel, merkwürdige Chemikalien erschöpfen noch lange nicht das Sehenswerte. Man hat kaum diesen 26 000 qm großen Bau verlassen, so gelangt man in eine Halle, deren Inhalt die Bedeutung des Bau- und Ingenieurwesens zeigt, von da in eine Reihe von Bauten, die in übersichtlicher Weise das Eisenbahnwesen, die neuzeitlichen Aufgaben des Waggonbaues illustrieren, und kurz vor den Eingängen zu den Marineschauspielen und dem Vergnügungspark findet sich ein sehr sehenswerter Bau der Osnabrücker Hütte, mit einem Museum, das einzig in seiner Art ist. Es stellt die Geschichte der Verkehrswege, den Straßen-, insbesondere den Schienen-Straßenbau von den frühesten Zeiten an dar. Was für ein Unterschied zwischen den Schienen von 1789 und denen von heute, zwischen der damaligen und der jetzigen Leistung auf dem Gebiete des Verkehrs! In der Mitte des Haupthallengebäudes führt ein mächtiges Portal in eine

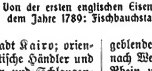
„Riesenkopf der Erde" aus Schokolade.
1902

Kairo.

bildgeschmückte Kuppel. Geht man von diesem Portal ins Freie, dann hat man vor sich einen großen Teich mit bunten, springenden Wassern, umgeben von einem Platz, auf dem sich bequem 20 000 Menschen bewegen können, und diese Fläche ist wieder umgeben von Restaurationen aller Art. Einander gegenüber stehen auf künstlich erhöhtem Terrain die Festhalle, ein Speisehaus, das Raum bietet zur gleichzeitigen Aufnahme von 3000 Gästen, und das Hauptweinrestaurant. Wer nach dem vielen Sehen, Verg'sichen und Preisen müde darin ausruht, dem verwirren sich bald bei dem köstlichen Naß die Sinne; denn merkwürdig: gegen Norden zeigt sich die prächtige Kaiserstadt Kairo; orientalisches Volksleben lockt, arabische und ägyptische Händler und Handwerker bieten ihre Waren aus, Zauberer und Schlangenbändiger treiben ihr Wesen und auf buntgeschmücktem Kamel trabt eine rheinische Schöne durch die künstliche Wüste.

Gegen Osten aber erhebt sich die Ortlergruppe mit dem Großglockner, mit dem durch seine kurze, glatte Rutschbahn bei Damen und Herren rasch beliebt gewordenen Panorama Zillerthal und Sudenthal. Dieses Stück Alpenwelt ist in die Mitte des ganzen Ausstellungsbildes gerückt. In überraschender Naturtreue sind von den Künstlerhänden des Theatermalers Hader die blauen Bergspitzen, die schimmernden Firnen vor uns aufgebaut. Von einer Fernsicht zur andern geht es in dieser Welt des schönen Scheins, vom Achensee durch das Innthal, am Sonnwendjoch vorüber nach Zell und Mairhofen, hinauf zur Düsseldorfer Hütte mit dem Blick auf die Ortlergruppe. Und wendet man das geblendete Auge von dieser Alpenansicht ab, besinnt sich und blickt nach Westen, so findet man sich plötzlich wieder am rebenfrohen Rhein, und vergeblich summt drüben in der Setkellerei von Deinhard & Co. und aus der schwarzen Steinburg von Rüdesheim die poetische Warnung:

„Mein Sohn, mein Sohn, zieh' nicht an den Rhein!"



Von der ersten englischen Eisenbahn aus dem Jahre 1789: Fischbauchstahlschiene.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Gewitter im Mai.

Novelle von **Ludwig Ganghofer.**

(1. Fortsetzung.)

Domini ließ den Hammer rasten und drehte den Kopf. Als er den Freund erkannte, nickte er und lachte — in seinem berußten Gesichte blinkten die weißen Zähne wie beim Lachen eines Negers. Und Domini schien einer von den Menschen zu sein, in denen die Freude langsam wächst. Die paar zögernden Worte, die er sagte, blieben unverständlich bei dem Hammerschlag der Gesellen und bei all dem Lärm, der in der Schmiede herrschte. Dann aber glänzte es in seinen Augen auf, und er machte eine Bewegung, wie um den Freund an die Brust zu schießen. Doch lachend sah er seine Hände und sein Schurzfell an — und weil nun auch von den Gesellen einer nach dem andern den Hammer ruhen ließ, um in Neugier den Gast und die Goldborte an seiner Mütze zu betrachten, konnte Poldi verstehen, wie Domini zu dem Lehrbuben sagte: „Thu das Eisen in die Glut!" Lachend ging der Schmied dann auf einen Wasserbottich zu und begann die Hände und das Gesicht zu waschen.

Alle Hämmer schwiegen. Nur der Blasbalg fauchte, mit Rauschen fuhr der Luftstrom durch die wachsende Glut der Esse, und draußen brummte die Turbine.

Domini trocknete sich mit einem Handtuch, das er wie ein Mensch, der an Ordnung gewöhnt ist, wieder an den Nagel hängte. Dann kam er auf Poldi zugegangen. Dabei sah man, daß er mit dem rechten Fuß ein wenig hinkte — vor zehn Jahren, als er bei seinem Vater in der Lehre gestanden, war einem Gesellen bei der Arbeit der Stiel des Streckhammers entzweigebrochen, und das schwere Eisen hatte dem Buben das Schienbein zerschlagen. Ganz war der Schaden nicht wieder gut geworden — und Dominis Vater und die anderen im Dorfe hatten damals gelagt: „Was der Bub ein Glück hat! Jetzt muß er nimmer Soldat werden und kann daheimbleiben!"

Lachend streckte der Schmied dem jungen Seemann die beiden Hände hin. „Grüß dich, Poldi! Die Freud, daß du wieder daheim bist! Ich wär schon gestern auf den Abend gern hinunterg'kommen, Grüßgott sagen. Aber weißt, ich hab zur Weberin hinauf müssen." Es war etwas Langsames in seiner Art zu reden. Als dächte er sich bei jedem Wort viel mehr, als er sagte. „Und heut in der Früh hat die Arbeit wieder angehoben. Die Leut, die pressieren halt. Aber allweil ist mir's fürgangen: Du kommst! Und Vergeltsgott halt, daß du denkt hast an mich! Gelt, bist mir noch allweil gut?"

Poldi sagte kein Wort. Er lachte nur und drückte die Hand des Kameraden.

„Aber geh, komm!" fuhr der Schmied fort, „jetzt setzen wir uns ein bißl hinaus in die Sonn. Arbeit ist freilich da wie Wasser beim Regen. Aber die z'lieb leidet's schon ein Feierstündl! Und draußen hast ein leichters Reden!"

Als sie zur Thüre gingen, drehte Domini das Gesicht nach den Gesellen zurück. „Machts weiter, Leut!"

Wieder klangen die Hämmer.

Die Beiden traten hinaus in den Glanz der Sonne, in den Duft der blühenden Apfelbäume, in allen Maienzauber des schönen Morgens.

„Wart ein bißl!" sagte Domini und wischte sorgfältig mit dem Schurzfell die Hausbank ab. „Daß dir keinen Schaden thust an deiner nobligen Montur . . . Herr Kapitän!"

„Kapitän! So weit sind wir noch lang nicht! Aber was nicht is, kann ja noch werden!"

Nun lachten sie alle beide, Poldi über seine Kapitänswürde und Domini über die fremdklingende Sprache, die er da zu hören bekam.

Eine Weile saßen sie schweigend auf der Bank, und einer sah dem anderen in die Augen. Und Poldi nickte, als gefiele ihm, was er sah. Denn er merkte gleich: aus dem übermütigen Kameraden von einst war ein ruhiger und ernster Mensch geworden, der weiß, was er will im Leben, und der was vorwärts bringt.

Domini ging ins achtundzwanzigste Jahr. Doch er sah älter aus. All diese Jahre der Arbeit und Sorge, bis der Erfolg erzwungen war, hatten sich mit einer Furche auf seine Stirn und mit Gewicht auf seine Schultern gelegt. Aber das war ein Buckel, der schon was tragen konnte — eine Gestalt, gesund und fest, als hätte sie was von dem Eisen angenommen, das diese Fäuste schmiedeten. Und dazu der richtige Mannskopf, nicht hübsch, und doch ein Kopf, den man gern betrachtete. Das braune Haar war kurz geschoren und das Gesicht rasiert, denn der Rnß einer Schmiede hängt sich in Haar und Bart, daß man den ganzen Tag zu waschen hätte und doch nicht sauber würde. Aber so ernst dieses glatte Gesicht auch war — wenn Domini lachte, bekamen seine harten Züge etwas Gutmütiges. Oder ging das von seinen Augen aus, die so klug zu schauen wußten und so hellen Schimmer hatten? Das waren die Augen eines Glücklichen, der die Freude seines Lebens gefischert weiß. Und dieser Glanz in seinen Augen wurde auch nicht trüb, als er sagte: „Gelt, einschichtig ist's worden bei mir im Haus! Vater und Mutter sind nimmer da."

Poldi legte die Hand auf Dominis Arm. „Gott lab de ollen Lüt selig rauhn!"

Ein tiefer Atemzug hob die breite Brust des jungen Schmiedes, obwohl er ganz ruhig sprach. „Unser Herrgott soll's selig haben! Sind gute Leut gewesen, der Vater und die Mutter! Und hart ist mir's worden in der ersten Zeit, so einschichtig weiterhausen. Ein Trost, daß ich schaffen und würgen hab müssen wie ein Narr. Sonst wär mir 's Häusl und 's Geschäft auf der Gant hinuntergerutscht ins Wasser. Der Vater hat sich aufs Fanten nicht verstanden . . . weißt ja selber, wie er gewesen ist, so viel gut, jeder hat ihn anschmieren können . . . und auf die Leut, die ihm schuldig gewesen sind, hat er allweil vergessen. Wie

ich 's Haus übernommen hab, ist's ein Elend gewesen vom Keller bis naus ins Dach! Aber jetzt, Gott Lob, jetzt geht's aufwärts!"

Seine glänzenden Augen sahen über die blühenden Apfelbäume weg, als wäre da draußen in blauer Ferne etwas wunderlam Schönes zu sehen. Dann lachte er plötzlich und faßte Poldis Hände.

„Schau, so viel freut's mich, daß wieder daheim bist! Aber geh, derzählt doch ein bißl! Wie hat's dir denn allweil gangen? Und was bist denn jetzt? Ausschauen thust wie am Feiertag die goldige Herrgottsfrueh in der Kirch! Und deine lieben Augen von unserer Bubenzeit, die hast noch allweil! . . . Aber geh, so red doch ein bißl!"

Poldi begann zu erzählen. Zuerst wie einer, der an andere Dinge denkt. Aber Dominis Lachen verscheuchte schließlich diese seltsam zerstreute und verträumte Stimmung, so daß es bald ein lustiges Schwatzen zwischen den Beiden wurde. Und ihre Sprache kam sich immer näher. Weil Domini das Platt mur halb verstand und immer „ausgedeutscht" haben wollte, was der andere sagte, gab sich Poldi, wie am vergangenen Abend daheim, wieder alle Mühe, den Schnabel laufen zu lassen, wie er ihm einst in der Heimat gewachsen war. Und immer näher rückten die Beiden aneinander, mit den Schultern wie mit den Herzen. Auch was sie sprachen, drängte vom weiten Meer da draußen und aus dem Gluthauch der Tropensonne in die Heimat zurück. Alle tollen Streiche ihrer Knabenzeit wurden aus der großen Schachtel der Erinnerung herausgekramt. Das gab ein so fröhliches Lachen, daß die Schmiedgesellen, die ihren Meister so lustig noch nie gesehen hatten, mit neugierigen Gesichtern durch die verstaubten Fenster der Werkstätte herausguckten.

„Gelt, Domini?" Poldi legte den Arm um den Hals des Kameraden. „Gelt, wir sind noch allweil die Alten, wir zwei?"

„Ja, Bub, da hast recht!"

„Und jeden Tag komm ich auf tau di . . ."

„Ja, Bub, jeden Tag mußt kommen . . . weißt, wann Feierabend ist! Oder ich komm zu dir ins Forsthaus nunter!"

„Ih, nicks nich! Du mußt schaffen! Aber ich hab Zeit! Ich komm zu dir! Un da sollst mal seihn . . . paß auf, Dom'ni, was für eine lustige Zeit das wird, so lang ich im Urlaub bin!"

Dann mußte wieder der Domini erzählen. Der aber wollte lieber zeigen, als vom Ersolg seiner Arbeit schwatzen. „Geh, komm, meine Maschinen, die mußt dir anschauen! Und den Akkumelater! Der funkzaniert schon großartig!"

Durch die Werkstätte gingen sie in einen Neubau, den Domini den „Kichststadel" nannte. Eine weißgetünchte Halle war's, die Decke von zwei eisernen Säulen getragen. Hier stand die Dynamomaschine und sauste. Von den kupfernen Drahtbürsten, die auf der Leitungsrolle schleiften, stoben mit blauem Schein die elektrischen Funken auf. Und ein Geruch wie nach Essig erfüllte die Halle. Der kam von den Accumulatoren her, in deren großen Plattenkufen die Säure unter der Spannung des Stromes kochte.

Umständlich, jeden Satz mit ein paar verstümmelten Fremdwörtern spickend, sing Domini zu erklären an, wie der elektrische Strom in der Maschine erzeugt und in den Accumulatoren für den Gebrauch des Abends gesammelt würde, um in zehn Leitungsschlingen über das ganze Dorf zu laufen: „Unterdorf, Wechsel Nummero eins bis viere . . . Oberdorf, Wechsel Nummero eins bis sechse." Poldi verstand das alles vom Schiff her zur Genüge; aber er wollte dem Freund eine Freude machen, stellte sich neugierig und ließ sich belehren. Sah er doch, wie dem Domini der Stolz auf dieses Werk, das er zur Hälfte mit eigenen Händen geschaffen hatte, aus den Augen leuchtete und auf den Wangen brannte.

Als sie den schmalen Gang zwischen den Plattenkufen durchschritten und Poldi sich schwabend umdrehte, drückte ihm Domini ganz erschroden die Arme an den Leib: „Jesus, Bub! Jetzt wärst mir aber schier mit dem Ellbogen an die Dräht ankommen! Du, da hättst dich schön auszahlen können!"

Poldi lachte. „Ach je, so gefährlich is dat nich!"

„So? Meinst?" Domini wurde ganz ernst. „Das verstehst ich besser, weißt! Da könnt einer hin sein! Der Elektri, der hat eine Kraft wie vierzehn Roß. Wenn da einmal die Verbindigung da ist, schau, da geht's wie mit der Lieb . . . da laßt's nimmer aus! Und da braucht's bloß ein einzigs Rührerl an den richtigen Draht. Das ist mir allweil die ärgste Sorg, daß im Ort einmal was passieren könnt . . . weil d'Leut halt so viel unverständig sind! Und ich ist ein Kurzschluß da, oder fehlt was an der Leitung, da renn ich allweil gleich wie ein Narr, daß alles wieder in Ordnung kommt." In seiner Sorge ließ er Poldis Arme nicht mehr aus den Händen und schob ihn so zur Thüre. „Machen wir lieber, daß wir nauskommen! Und weißt, mein Gaxtl, das mußt auch noch ein bißl anschauen! Gelt?"

Nun standen sie wieder draußen in der Sonne, in dem grünenden Garten hinter der Werkstätte, und Poldi mußte das Sommerhäuschen bewundern, das Domini an den Feierabenden der letzten Wochen gezimmert hatte, mußte von jedem Beet, das die Taglöhner umgruben, die Blumen erfahren, die da wachsen sollten, und von jedem blühenden Apfelbaum die Sorte kennen, die da reifen würde. „Die Blüt könnt heuer nicht schöner sein!" sagte Domini mit seinem glücklichen Lachen. „Und kommt mir kein Wetter und kein Reif mehr in die Blühzeit, so giebt's ein Aepfelzahr heuer wie schon lang keins gewesen ist! . . . Freilich, heuer halt! . . . Wird schon wissen, der Herrgott, warum's grad heuer gar so schön maiet!" Als hätte er dem Freund ein Geheimnis anzuvertrauen, schlang er Poldis Arm unter den seinen und dämpfte die Stimme: „Komm, jetzt muß ich dir noch mein Stübert zeigen!"

Sie kamen durch eine kleine Küche in den Hausflur, in dem eine Magd die Dielen scheuerte, und traten in eine große, helle Stube. Die Wände blendend weiß, mit alten Gweihen und Bildern in neuen Rahmen. Auf den Fenstergesimsen standen Epheutöpfe, deren Ranken man erst vor kurzer Zeit an den Mauern hinaufgebunden hatte, denn die Blätter trauerten noch ein wenig. Alle Möbel, in schmucken Formen aus Zirbenholz gefertigt, waren neu und glänzten im frischen Firniß. Eine allerliebste Stube! Nur etwas Kaltes hatte sie noch — es fehlte ihr die Behaglichkeit, die erst der Gebrauch einem Raume giebt. Aber reizend sah sie aus. Und Poldi hielt auch mit seinem Lob nicht zurück und setzte sich gleich gemütlich in einen Lehnstuhl, dessen naturfarbenes Leder noch kein Fleckiein hatte.

Ein bißchen erschrocken hatte Domini die Hand gestreckt, als möchte er hindern, daß sich Poldi niedersetzte. Aber dann lächelte er. „Du darfst sitzen da! Weil Du's bist, weißt! Ich selber hab mich noch nie in den Sessel gesetzt."

Poldi, der mit seinen fröhlichen Augen immer in der Stube herumgucte, schien nicht zu hören, was Domini sagte. Und lachend meinte er: „Dat Stüwel sieht ja aus wie fertig zur Hochzeit! Dom'ni, da kannst heiraten, wann du magst. Alles ist da! Fehlt nur noch 'ne Lütte, nette Fru!"

Dem jungen Schmied fuhr es dunkelrot über das ganze Gesicht. Dann kam er, mit jenem strahlenden Glanz in den Augen und doch mit verlegenem Lächeln, auf Poldi zugegangen und streifte ihm mit der Hand übers Haar, fast so zärtlich, wie es am Morgen die Mutter gethan hatte. Und beugte sich nieder zu ihm und flüsterte: „Dir sag ich's, Poldi! Du bist der einzig . . ."

Draußen im Hausflur ließen sich schlorpende Tritte hören, und der Lehrbub machte die Thür auf. „Meister . . ."

„Bleib draußen!" rief ihm Domini geärgert zu. „Tragst mir ja den ganzen Kohlstaub in die neue Stub herein! . . . Was ist denn schon wieder?"

„Der Zimmermann ist da und will seine Bolzen haben! Der schimpft wie narrisch!"

Und richtig, von der Werkstätte herüber hörte man eine scheltende Männerstimme.

„Jesus Maria!" Domini fuhr sich mit der Hand über den Scheitel. „Und recht hat er! Ich hab's ihm versprochen auf Zehne." Mit hastigen Schritten, bei denen er merklicher hinkte, eilte er zur Stube hinaus.

Poldi blieb im Lehnstuhl sitzen, um zu warten, bis Domini zurückkäme. Eine Weile sah er immer die geschlossene Thür an, guckte wieder im Stübchen herum und schwatzte mit heiterem Lachen zu sich hin: „Jung, din Lewen is gaud un recht in de Schuling!"*

Ein eigenes Haus, schmud und fest, ein gutes Geschäft, ein freier Mensch — kann man's besser haben im Leben? In jeder Stunde konnte der Domini sein Glück da hereintragen in die neue Stube! Und in Aussicht schien er auch schon was zu

* Sicher vor bösen Winden.

haben — so „'ne nette, lütte Frau!“ Wer's auch so haben könnte, daß man nur zu sagen brauchte: Heut will ich glücklich sein! Oder morgen!

Träumend blickte Poldi zum Fenster hinaus, durch das die Sonne vier goldgelbe Felder auf die weiße Tischplatte malte.

Wer nur das Mädel sein mochte? Diese nußbraunen Augen schienen so vertraulich zu fragen: Kennst du mich denn nimmer?

Das schoß ihm so durch den Kopf. Und plötzlich war er mit seinen Gedanken wieder Gott weiß wo! Weit draußen auf wogendem Meer! Und saß an der Reeling des gleitenden Schiffes. Rings um ihn her die gaukelnden Bordlaternen mit ihren weißen, roten und grünen Lichtern — unter ihm das Rauschen der Kielwoge, und draußen die Nacht, das schwarze Meer, die uferlose Ferne. Und wieder träumte er, was er hundertmal schon geträumt hatte: ein kleines rotes Haus in grünem Garten, die Sonne drüber, und am Fenster ein weißes, liebes Gesichtchen, mit Augen, die in Sorge und Sehnsucht nach den silbernen Wölklein am blauen Himmel spähten und zu fragen schienen: „Hat er wohl gute Fahrt? Wann kommt er heim? Wann hab ich ihn wieder?“

Die Sonne, die so warm und goldig durch die Fenster leuchtete, schien schwüle Luft in der Stube zu machen. Denn Poldi schob die Mütze zurück und schlug die Jacke auseinander, als möchte er's ein bißchen luftiger haben. So heiß war ihm das Blut geworden.

Er lachte. Aber das klang nicht heiter. „Ach jo, dat is doch Unsinn!“

Ein Seemann — und ein Haus! Sein Haus ist das Schiff. Die Schwalbe hat Flügel, und ein Haus hat die Schnecke. Und ein Seemann hat's im Leben am leichtesten, wenn er allein bleibt! Oder ist das vielleicht ein Glück: ein Weib haben, das ein halb Jahr einsam sitzen und trauern muß, um vier Wochen lachen zu dürfen, wenn der Mann daheim ist im Urlaub?

Und es geht nicht jede Fahrt wieder heim, die hinaus geht. Da muß man stehen können auf dem Fleck seiner Pflicht, wie der deutsche Seemann sie versteht — und sterben — und lachen dazu — wie der Hanne Schmitt, sein Kapitän, damals bei dem Schiffbruch an der kalifornischen Küste! Der war ein lediger Mann gewesen. Aber hat einer Weib und Kind daheim, dem wird das Sterben hart und das Lachen noch härter. Einsam — so ist's für den Seemann am besten, für alle Fälle. Seemannsglück — das heißt: an Land und in die fremde Stadt hinein, und zum Abend ein Mädel in den Arm genommen, an das man am Morgen noch nicht dachte — und am nächsten Tag: „Abjüs, en annermal wedder!“

Das wird er wohl auch noch lernen können — so, wie's die andern treiben. Die lachten ihn immer aus, wenn ihm die Schamröte ins Gesicht fuhr und wenn ihn der Ekel faßte — weil er meinte: man muß doch eins lieb haben, um es an sein Herz zu reißen.

Aber wer das Mädel nur sein mochte? Immer sah er diese braunen Augen wieder glänzen.

„Ick will den Dom'ni fragen . . .“

Aber wo der Domini nur blieb? Das war doch schon eine halbe Stunde, daß Poldi so allein da in der Stube saß!

Als er aufhorchte, konnte er von der Werkstatt herüber in all dem kleinen Hammerschlag auch den Klang des schweren Streckhammers hören. Er ging zur Thüre, ging hinüber in die Werkstätte — und da staud der Domini vor dem Ambos und schlug auf das glühende Eisen los, das sich unter dem Strahlenkranz der aufsprühenden Funken zu einem zeuer langen Bolzen streckte, mit denen man die Dachsparren aneinander schraubt.

Lachend klatschte Poldi dem jungen Schmied die Hand auf den Rücken. „Brav, min Jung! Din Hammer fleiht äwer gaud!“*

Erschrocken ließ Domini den Hammer sinken, und das Gesicht brannte ihm vor Verlegenheit. „Jesus Maria! Vor lauter Arbeit hab ich jetzt ganz vergessen . . .“ Er wollte den Hammer fortlegen.

Aber Poldi sagte lachend: „Nee! Slagg man tau! Arbeit geiht allem vör. Abjüs! Un hüt abend kumm runner tau mi! Denn wulln wi snacken** mitnanner! Geit?“ Und lachend ging er.

Domini warf den Hammer fort, wusch die Hände und rannte in den Hof hinaus. Doch Poldi war schon weit auf der Wiese draußen. Und da rief ihm Domini durch die gehöhlten Hände nach: „Recht, ja, auf 'n Abend komm ich nunter zu dir! Gelt?“

Poldi wandte sich in der Sonne, die auf der offenen Wiese um ihn her war, winkte mit der Hand und lachte. Dann schritt er weiter, gegen das Oberdorf hinauf. Und immer wieder mußte er vor sich hinkichern, weil der Domini vor lauter Arbeit völlig vergessen hatte, daß ein Gast in der neuen Stube war.

Zwischen Wiesen ging er, zwischen Weißdornhecken und Bretterzäunen, zwischen Gärten und blühenden Apfelbäumen, hinter denen halbversteckt die Häuser lagen. Ueberall riefen ihn wieder die Leute an, freuten sich mit ihm und lachten über das „Auslandrische“ seiner Sprache. Doch Poldi ließ sich nur immer ein paar Minuten halten. Es ging schon auf elf Uhr, und wenn er zu den Leibspeisen, die ihm die Mutter kochte, rechtzeitig heimkommen wollte, blieb ihm nur noch ein halbes Stündchen für seinen Besuch bei Schulmeisters Muckel. Der war ein Bildschnitzer geworden. Ob der wohl auch an einem Hirschkopf bosseln und dabei vergessen würde, daß der Poldi da war?

„Jesses, jesses, der Förstnerpoldi! Da ist er ja! Schau!“ Das rief eine alte, flink bewegliche Frau mit heiterem Gesicht unter den grauen, dünn gewordenen Zöpfen. Und in Freude kam sie auf die Hecke zugelaufen, an welcher Poldi gerade vorüberging. Das war die Wittib des Webers, der vor zehn Jahren bei einer Treibjagd verunglückt war. Poldi erkannte sie gleich. Denn die Weberin hatte sich in den sieben Jahren nicht viel verändert. So graue Haare hatte sie schon früher bekommen, gleich nach ihres Mannes Tod. Aber die verweinten Augen von damals waren wieder hell und heiter geworden. Und man sah es der Weberin auch sonst noch an, daß es ihr gut ging mit Haus und Geschäft — ein rundliches Frauerl, und sauber gekleidet.

Bei ihrem Anblick fiel dem Poldi auch gleich das kleine Dorle wieder ein, das er vor acht Jahren beim Fährfloß aus dem See gezogen. Da hatte er mit anderen Buben auf dem Floß geangelt, und Kinder waren dabeigestanden, auch das elfjährige Dorle — und bei dem heftigen Ruck, mit dem die Fähre an den Floß gestoßen, hatte das Kind einen Purzelbaum ins Wasser gemacht. Die anderen Kinder waren im ersten Schreck mit Geschrei davongelaufen — und bis der Schiffsknecht mit seiner Stange aus der Fähre gekommen wäre, hätte das Dorle ertrinken können, wenn nicht Poldi dem Kind gleich nachgesprungen wäre. Aber der Knecht mit seiner Stange mußte noch helfen, denn die Strömung des Wassers drohte den Buben, der selber schon zu schlucken anfing und doch das Dorle nicht aus den Armen ließ, unter die Floßbalken hinunterzuziehen.

Da war's nun freilich kein Wunder, daß die alte Weberin den jungen Seemann, dem sie das Leben ihres Mädels verdankte, mit solcher Freude begrüßte. Gar nicht zu Wort ließ sie ihn kommen. Ueber der Hecke hielt sie seine Hand gefangen, schwatzte und schwatzte, stellte eine Frage um die andere, ohne die Antwort abzuwarten — und wie sich Poldi auch sträubte, sie that's nicht anders: er mußte „auf ein Sprüngerl“ hereinkommen ins Haus, um ihr „die Ehr zu geben“ und ein „Stamperl“ von ihrem „Johannisbeerenen“ zu kosten.

Inmitten eines mit Sorgfalt gepflegten Gärtchens stand das Weberhaus, die kleinen Fenster halb verdunken hinter grünen Blumengittern, deren Stöcke zu blühen begannen. Aus einem Anbau hörte man das Geklapper der Webstühle, und durch verstaubte Scheiben sah man undeutlich ein Gewirre beweglicher Latten und die Gestalten der Gesellen, die bei Schwung und Fang der Webspule hin und her wackelten, als hätten sie auf ihren Sesseln das Gleichgewicht verloren.

Im Hausflur konnte man sich kaum umdrehen — so eng machten ihn die Hunderte von Garnbündeln, die an den Mauern entlang von hölzernen Zapfen herunterhingen, jedes Bündel mit einem Strick umschnürt, an dem ein hölzernes Täfelchen mit dem Namen des Eigentümers hing. Aus all diesen Garnen strömte ein starker Geruch, der an Oel und Blumen erinnerte.

Doch in der Stube merkte man ihn nimmer. Da dufteten nur die Blumen, die überall im Licht der Fenster standen. Ein Stübchen, so nieder, daß Poldi mit dem Scheitel fast an die Decke reichte. Und wie ein Kramladen der Gemütlichkeit war's.

* schlägt aber gut. ** lustig schwatzen.

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Vereinsamt.

Nach dem Gemälde von Rud. Eichstädt.

Jedes Fleckleln an der Wand, jedes Winkelchen der Mauern mit irgend einem freundlichen Tand geſchmückt und angeräumt: klein gebosſelte Kirchen und Almhütten, Wetterhäuschen und Holzſigürchen, Rehgeweihe und kleine Ehrenſcheiben von Zimmerſtutzenſchießen, Heiligenbilder und Reliquienkäſtchen, bunte Rempelchen und kleine Zinnleuchter — und an einem Balken, der unter der Decke durchlief, war ein altes Gewehr und ein Revolver feſtgenagelt: Erinnerungen an den Vater. Hinter dem grünen Kachelofen ſtand ein Ledersofa, und um die beiden Fenſterwände lief eine abgewehte Holzbank. An allem Gerät war der weiße Anſtrich vor Alter ſchon gelb geworden, die Farben der auf die Schraukthüren gemalten Blumen und Herzen waren ſchon verblichen. Doch ſo gemütlich war alles! So ſauber! Die blank geſcheuerten Dielen in die Kreuz und Quer mit Läufern aus grobem grauen Leinen belegt. Und nicht nur ein Stübchen war das — zugleich auch ein Vogelheim und ein Wintergarten, denn von den Fenſtern zog ſich alter, großblättriger Epheu über die ganze Stube hin. Allen Schmuck der Mauern, die Geſimſe der Käſten, alles Gebälk der Decke hatte er umſponnen und ſchickte von oben, wie grüne Franſen, Hunderte von jungen Trieben herab, die ſich alle ſchnſüchtig nach dem Licht der kleinen Fenſter ſtreckten. Und überall in den Lauben des Epheus hingen kleine Vogelkäfige, an die zwanzig, mit Kanarienvögeln, Meiſen, Finken, Schwarzplättchen und Grasmücken — und das war ein Gezwitſcher und Gepiepſer, ein Getrüller und Geſchmetter, als wäre der ganze Liederfrühling eines großen Waldes hereingeflattert in die kleine Stube da.

„Herr Jeſus," ſagte Poldi und bückte ſich ein wenig, weil ihn die von der Decke niederhängenden Epheutriebe an der Stirne kitzelten, „dat Stüwel iſ jo aß en lüttes leiwes Wunner!" Und Augen machte er, als hätte ihm das freundliche Märchen dieſes kleinen Lebens einen warmen, träumeriſchen Hauch ins Herz geatmet.

Die Weberin hatte ſeine Worte nur halb verſtanden und fragte mit luſtiger Neugier: „Was iſt mein Stübert?"

„Ein liebes, kleines Wunder."

Lachend legte die alte Frau ihre Hände über die Schürze. „Gelt, ja! 's Dorle halt, weißt! Das Mädel iſt wie ein Spatz, der alles ins Neſtl tragt. Allbot bringt ſie was daher und hängt's in der Stuben auf, bald ein Bildl und bald wieder ein Vögerl. Oft krieg ich völlig Kopfweh vor lauter Pfeiferei da herinn! Aber was will ich denn machen? Wenn 's Dorle halt ihr Freud dran hat!"

Da ſchlug die alte Standuhr hinter dem Ofen mit feinem und raſchem Glockenton die elfte Stunde. Ein Spielwerk ſetzte ein und zwitſcherte in leiſen Klängen irgend ein längſt vergeſſenes Liedchen aus der Großmutterzeit. Ein paar Augenblicke ſchwiegen die Vögel in ihren Käfigen — und dann, als wäre der Klang der Spieluhr ein Kommando für ſie, erhoben ſie plötzlich alle zuſammen ein lautes Trillern und Geſchmetter. Bei dieſem Klang und Sang und Gezwitſcher wurde die Stubenthür geöffnet, und auf der Schwelle ſtand das junge Mädchen, das drunten am See mit dem ſchweren Krug an Poldi vorübergegangen war. Wieder glühte ihr ſchmales Geſichtchen vor Verlegenheit, auf ihren Wangen ſpielten und zitterten die rotzgen Grübchen, und wieder war in ihren braunen Augen dieſer erregte Glanz der Freude. Zwiſchen den Händen hielt ſie einen kleinen Roſenſtock, dem ſie friſche Erde gegeben hatte — und weil ſie nicht wußte, wohin ſie, um nur flink die Hände frei zu bekommen, den Blumentopf ſtellen ſollte, machte ſie in ihrer ratloſen Verlegenheit ein paar ſo unbeholfene Bewegungen, daß die Mutter laut zu lachen begann.

Aber Poldi lachte nicht mit. Er machte Augen, als hätte ſich nun wirklich das ganze Stübchen in ein liebliches Wunder für ihn verwandelt. Er ſchüttelte den Kopf, als könnte er's gar nicht begreifen: wie das möglich war, daß er ſie nicht gleich erkannt hatte, auf den erſten Blick? (Fortſetzung folgt.)

Der Tenneboss.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Skizze aus dem Waldviertler Volksleben.

Von Hans Kerschbaum.

Fast zum Tanzen wär's, so rhythmisch hallt es durchs Dorf, und die Kinder rufen dazu:

„Eins — zwei — drei:
Stich d' Katz' ab! — Stich d' Katz' ab!"

So dreschen nämlich die Kleinbauern. Und wenn man um die Sache Bescheid weiß, dann unterscheidet man am Schlage der Dreschflegel den größeren Bauer vom Kleinhäusler ganz deutlich, denn wenn der große drischt, rufen die Kinder ein anderes Sprüchlein, und dieses heißt:

„Eins — zwei — drei — vier:
Sierz* in d' Schüssel! — Sierz in d' Schüssel!"

Wenn aber gar ein halb Dutzend Dresch'r die Flegel schwingen, dann klingt der Text wahrhaft verlockend:

„Knödel und Fleisch in d' Schüssel! —
Knödel und Fleisch in d' Schüssel!"

Kommt man im Herbst, zur Zeit, da der Erntesegen unter Dach gebracht ist, auf ein Dorf zu, so kann man diese eigenartige Musik aus den Scheunen dringen hören. In den Waldhörfern des Viertels ob dem Manhartsberge im Lande Niederösterreich, das wegen seines Waldreichtums das „Waldviertel" genannt wird, sind noch die Kleinbauern daheim, die ihre Kornfrucht mit dem hölzernen Dreschflegel ausklopfen, während im Flachlande Niederösterreichs, wo der wohlhabende Bauer wirtschaftet, meist die Maschine die Arbeit besorgt.

Diese Maschine will dem Waldviertler Kleinbauer gar nicht behagen, und lange Zeit hat mancher es gar nicht glauben wollen, daß ein solches Ding das Dreschen sollte besorgen können. Als man sich auch noch zu erzählen anfing, daß so eine Maschine die Arbeit rascher vollbrächte als sechs Dresch'r, die von Michaeli bis Lichtmeß nicht fertig wurden, obwohl ihnen die Bäuerin die Woche dreimal schwere Mehlknödel vorsetze, da kratzte sich der Bauer erst recht ungläubig hinterm Ohr. Ja, das war allerdings noch eine schöne Zeit, als die Leute ihre Arbeit angriffen, als wäre sie nur ein Zeitvertreib! Sie thaten sich nicht weh daran, und dabei fiel ihnen mancher Spaß ein, und es entstanden wunderliche Bräuche und Schwänke, wie solche heute nicht mehr recht gedeihen wollen bei der tollen Lebenshatz, wo nichts schnell genug mehr von statten gehen kann, wo einer den andern zu überflügeln trachtet. Von dieser guten alten Zeit her ist in den Walddörfern wohl noch manches übrig geblieben, und das will der Waldviertler auch behüten. Diese alten Bräuche wollen sie ihm nachgerade bei Putz und Stengel ausrotten, die gescheiten Leute, die alles besser verstehen wollen von der Landwirtschaft als er, der die Sachen noch von seinem Vater und Großvater her hat! Sollen sie nur einführen, die eisernen Arbeiter, wenn sie Lust haben, die reichen Bauern im Flachland — Handarbeit bleibt doch Handarbeit! So in der Weise etwa denkt der Waldviertler Bauer nicht nur, sondern so spricht er auch; das ist seine Meinung, und so lieb und nicht mehr hält er auch von der Dreschmaschine.

Ei, das ist doch ein schöner Brauch, wenn's um den „Tenneboß"** geht! Wochenlang haben sie schon gedroschen, die Dresch'r und Dresch'rinnen; anfangs haben sie die regnerischen Tage dazu gewählt, an denen die Arbeit im Freien ruhen mußte, dann sind die nebligen Mintage gekommen, wo der Schnee gestöbert hat, wenn sie am Morgen beim Laternenschein an die Arbeit gegangen sind. Beim Dreschen ist ihnen recht warm gewordn, und beim Schwätzen ist ihnen die Zeit vergangen. Es ist freilich ein hartes Arbeiten, aber wenn beim „Abschabesn"*** einmal herumgedroschen ist und die Dresch'r und Dresch'rinnen niederknieen, um die Strohschichtt auf die ungedroschene Seite zu legen, da giebt es manchen Spaß, und das macht den Dresch'rn schon ein Hauptvergnügen, wenn sie beim „Garbenauflegen" die kreischenden Dresch'rinnen in den weichen „Troadstock" hineinwerfen können. Einen Spaß muß es eben bei solchen Arbeiten geben, sonst kommt unter dem einförmigen: „Eins — zwei — drei: Stich d' Katz' ab!" rc. die Langeweile, und die sieht der Bauer selber nicht gern. Da ist es ihm schon lieber, wenn seine Dresch'r immer bei guter Laune sind, „dabei geht die Arbeit frischer vom Fleck".

Bis Weihnachten soll „ausgedroschen" werden; so erfordert's die alte Sitte und jede ordentliche Wirtschaft; wer bis dahin nicht fertig wird, ist ein „lahmlatziger Brodter", sagt die Leute, und dem müsse ein Spott angethan werden. Ein solcher langsamer Bauer findet eines Morgens eine zerzauste Strohpuppe, mit alten Kleidern angethan, auf seinem Dachfirst vor. „Ui jegerl, der Hansbauer hat's Dreschermandl kriegt!" rufen die Kinder und eilen mit der Kunde schadenfroh durch das Dorf. Wie den Bauer das insgeheim ergrimmt, daß die vorwitzigen Dorfburschen nächtlicher Weile ihm aufs Dach gestiegen sind und ihm das „Dreschermandl" zum Spotte des Dorfvolkes auf den First gesetzt haben! Das ist noch so etwas wie öffentlicher Pranger und Volksjustiz aus dem Mittelalter; und im sicheren Hinterhalt reiben die Missethäter sich die Hände vor lauter Vergnügen. Das muß man wissen, was für ein Schandfleck so ein zaustges Dreschermandl auf dem Dach für den Bauer und sein Haus ist!

Vor jenem Tage, an dem der „Tenneboß" geschlagen wird, geht schon längere Zeit ein geheimnisvolles Gestüster unter den Dresch'rn herum. „Wer wird das Hendl kriegen?" fragt man schon und lacht sich gegenseitig verschmitzt an. Das „Hendl" bekommt derjenige, der beim Ausdreschen den letzten Flegelschlag thut. Zu früheren Zeiten soll das eine gar schöne Sache gewesen sein, denn wer den letzten Schlag mit dem Dreschflegel that, galt als der fleißigste Dresch'r, und für seinen Fleiß wurde er von der Bäuerin mit einem lebendigen Kikeriki belohnt, den er sich heimtragen durfte. Dieser Brauch aber hat sich im Laufe der Zeiten ganz und gar verändert, denn es ist ein Streit entstanden, ob der wirklich der fleißigste Dresch'r wäre, der den letzten Drischelschlag thäte, und man ist zu der Ansicht gekommen, daß dieser Dresch'r doch eher ein „Tappnachi" wäre, das heißt einer, der bei der Arbeit zuletzt dran käme. Bei dieser Auffassung ist es bis heute geblieben. So behält die Bäuerin den Kikeriki für sich; dafür wird aber derjenige, welcher das Hendl — nicht kriegt, von den Leuten tüchtig ausgelacht und gehänselt.

Der Tag des Ausdreschens ist also herangekommen, und die Bäuerin möchte wohl gerne wissen, wann die Dresch'r mit ihrer Arbeit fertig werden, aber die Leute hüten sich, das zu sagen; nur beim Mittagsmahl reden sie so ein wenig herum vom „Hendl" oder von der „Maus", wie man an manchen Orten sagt; gerade so viel, damit die Bäuerin erfährt, daß sie zum Abend das „Dreschermahl" zu bereiten habe. Warum die Bäuerin so neugierig ist, auf die Zeit des Ausdreschens? Das werden wir auch noch erfahren!

Wenn der letzte Flegelschlag auf die Tenne gefallen ist, läuft der Großknecht eiligst zum Nachbar, wo die Leute noch ahnungslos drauf losschlagen, und führt mit seinem Dreschflegel ein paar derbe Schläge gegen das Scheunenthor, daß die Leute wohl erschrocken aufsahren und dem Störenfried in tollen Sprüngen nachjagen. „Holla! Der Tenneboß g'hört uns!" hat der Bursche zum Thor hineingeschrieen, dann aber hat er sich schnell umgedreht und ist davongesprungen, hinterher die Dresch'r des Nachbars; wenn der Bursch ihnen entrinnt, dann ist es gut für ihn; anders aber, wenn er noch rechtzeitig erwischt wird, dann soll er sich seines Lebens freuen! In diesem Falle treiben die Dresch'r

---

* Sierz = Mehlspeise.

** Tenneboß oder auch Tennlboß ist gleichbedeutend mit Tennschlag (boßen = schlagen), d. h. dreschen auf der Scheunentenne mittels Flegeln; den Schluß des Dreschens nennt man deshalb kurz Tenneboß.

*** Abschabesn = Abschaufeln, d. i. das Abdreschen der gebundenen Garben, die durch diese Prozedur zu „Schaubern" werden, welche beim weiteren Dreschen gelöst und auf der Tenne zu einer Schicht ausgebreitet werden. Diese Arbeit wird in der Regel bald nach der Ernte verrichtet, um das reifste Korn zu gewinnen.

ihren Spaß mit ihm, und die Späße klobiger Dreſcher und Bauernknechte muß man kennen! Wenn der Burſch nur tüchtig ins Stroh geworfen wird, daß er seine Knochen fühlt, oder ihm das Geſicht fingerdick mit Kienruß bestrichen wird, dann darf er noch von Glück sagen. Auf die Wiederkehr des Knechts warten indessen die Dreſcher und Hausleute daheim mit einer gewissen Spannung; ist ihm seine Mission gut gelungen, dann heimst er viel Lob und Ehr ein für seine Pfiffigkeit; kommt er aber blaugeprügelt oder schwarz bestrichen — na, dann mag er auch hier noch etwas einstecken, wegen seiner Ungeschicklichkeit!

Und jenem, der beim Ausdreſchen das „Hendl“ bekommen hat, dem kann etwas Aehnliches passieren. Die Dreſcher schmücken ihm seinen Dreſchflegel mit Strohbändern, und damit muß er an die Hausthür eilen, dort dreimal anschlagen, und dazu rufen:

„Eins — zwei — drei:
Der Tenneboß g'hört mei'!“

Da kommt nun plötzlich ein kalter Waſſerstrahl aus der Thüre hervor, und wenn dieser nicht fehlgeht, so eilt der Ueberbringer der frohen Kunde vom „Tenneboß“ unter dem lauten Lachen der Haus- und Dreſcherleute pudelnaß von dannen. Da hinten hat nämlich die Bäuerin mit einem Topf kalten Waſſers gestanden und auf den Dreſcher gelauert. Der über und über naſſe Knecht tröſtet sich jedoch bald beim warmen Ofen in der Bauernstube und erst gar beim Nachtessen, denn da giebt es an diesem Tage etwas! Nur das eine möchte er wohl gerne wissen, wer es denn der Bäuerin „g'ſteckt“ hat, wann der „Tenneboß“ geschlagen wird — aber das erfährt er nicht.

Zu Abend wird wacker gegessen, denn die Dreſcher haben rechtſchaffen Hunger; da giebt es ein „Bratel“, manchmal sogar Schmalzkrapfen und einen Krug Wein, je nachdem der Besitz des Bauern das verträgt. Dann ist man lustig und erzählt sich allerhand Schnurren und Schwänke, wenn man nicht gar flink die Stühle zur Seite schiebt und einen Tanz anhebt. Und dies nennt man im Waldviertel den „Tenneboß“.

Feuer-Schutz und -Trutz.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wiener Feuerwehrmann mit dem Rauchschutzapparate.

Hand in Hand mit den großen Errungenschaften der Wiſſenschaft und Technik stieg im vergangenen Jahrhundert das Feuerlöschwesen zu einer immer vollkommeneren Stufe empor. Der Dampf und die Elektricität wurden in seinen Dienst gestellt, die Löschapparate vervollkommnet und Rettungsgeräte in großer Zahl geschaffen. Einen erhebenden Ueberblick über diese rastlose Thätigkeit zum Schutz des Lebens und des Eigentums der Mitmenschen bietet uns ein kürzlich erschienenes Buch: „Feuer-Schutz und -Trutz“ von Molitor (Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart). Auf der Höhe des neuesten Fortſchritts stehend, bildet es ein treffliches Handbuch für Berufs- und freiwillige Feuerwehren, enthält aber auch vieles, was für die weitesten Kreise von Interesse sein muß. Dazu zählen auch die Apparate, welche den Feuerwehrmann in stand setzen, der größten Glut zu trotzen und in Räume einzudringen, die mit qualmendem Rauch und giftigen Gasen gefüllt sind.

Unsere erste Abbildung, die wir dem genannten Buche entnehmen, zeigt uns einen Wiener Feuerwehrmann mit dem Rauchschutzapparate. Der Apparat beſteht aus einer Haube und der mit einem Druckverminderungsventil verbundenen Sauerstoffflaſche. Nach dem Aufſetzen der Haube wird der kurze Verbindungsſchlauch angeſchraubt, das Flaſchenventil völlig, das Druckventil mit einer Viertelsdrehung geöffnet, worauf der Apparat betriebsfähig ist. Vor den Augen des Mannes befindet sich eine Glimmerplatte, welche durch ein Drahtnetz gegen Beſchädigungen geſchützt ist. In der an Hals und Schultern dicht schließenden Haube atmet der Mann reinen Sauerstoff, von welchem er einen für mindestens eine halbe Stunde reichenden Vorrat hat. So verwahrt, kann er in alle mit Rauch oder giftigen Gasen erfüllten Räume eindringen und dort sein Rettungswerk vollbringen.

Feuerschutzanzug.

In vielen Fällen, wie z. B. bei Bränden von Spiritus- und Holzlagern, ist die Hitze oft so groß, daß die Feuerwehr näher an den Brandherd nicht vordringen kann. Um nun den Rohrführer bei seiner Löscharbeit vor der strahlenden Hitze zu schützen, hat man Asbeſtschirme eingeführt, hinter welchen der Mann längere Zeit ausharren kann. Unsere zweite Abbildung zeigt uns einen solchen Asbeſtschirm der Stettiner Feuerwehr.

Zum Eindringen mitten in das Flammenmeer hinein befähigen die Feuerschutzanzüge. Bei ihnen (vergl. die obenstehende Abbildung) sind die Beinkleider über den Stiefeln mit Riemen dicht geschlossen, Handschuhe und Kopfhaube mit dem Oberkleide fest verbunden. Auf der Haube befindet sich eine Brause, die mit dem Spritzenschlauch durch ein Zweigrohr in Verbindung gebracht wird. Durch die Haube kann der Feuerwehrmann, wenn er in die Glut vordringt, einen schwächeren oder stärkeren Waſſerstrom über seinen Anzug herabrieseln lassen. Ein Schauglas vor dem Geſicht ermöglicht ihm den erforderlichen Ausblick.

Stettiner Asbestschirm.

Auch die Löschgeräte, namentlich die Feuerſpritze, wurden fortwährend verbeſſert und neuen Bedingungen angepaßt.

Beachtenswert ist die Umwandlung der Handdruckspritze in eine Tretspritze (vergl. die nebenstehende Abbildung). Das Arbeiten mit den gewöhnlichen Handdruckspritzen ist für die Pumpmannschaft deshalb sehr anstrengend, weil die Leute mit den Armen große Bewegungen ausführen müssen, bei welchen der Brustkorb und die Lungen bei jedem Hub ganz ausgedehnt und ganz zusammengedrückt werden.

Bei der Tretspritze stellt sich die Pumpmannschaft auf die Spritze hinauf und tritt, ähnlich wie Radfahrer, abwechselnd auf verschiedene in Längsrichtung des Wagens gelagerte Trethretter. Die Bewegung wird aber dadurch wesentlich erleichtert, daß sich die Leute mit beiden Armen auf passend angebrachte Geländer stützen. Sie arbeiten also mit Armen und Beinen, machen aber kleine, ruhige Bewegungen, so daß ihre ganze Kraft unter günstigen Verhältnissen ausgenutzt wird.

Magirus-Löschzug mit Tretspritze in Arbeitsstellung.

Von anderen neueren Spritzen, die uns das Werk vorführt, seien Benzin- und Elektromotorspritzen besonders erwähnt. Die Löschbereitschaft wurde aber in den letzten Jahren vor allem durch die Einführung der Kohlensäurespritzen erhöht. Bei ihnen liefert die in Flaschen mitgeführte flüssige Kohlensäure die treibende Kraft für den Wasserstrahl.

Der Blutnachweis.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Wissenschaft hat der Justiz beim Aufstellen dunkler Verbrechen oft die wichtigsten Dienste geleistet. Was der gerichtliche Chemiker, der Arzt, der wissenschaftliche Photograph beim Untersuchen geringfügiger Spuren zu entdecken vermögen, ist erstaunlich. Aber die Sachverständigen sind nicht allwissend. Es giebt Fälle, in denen sie nicht imstande sind, die an sie gerichteten Fragen zu beantworten. In diese Lage geraten sie u. a., wenn sie über Blutspuren Auskunft geben sollen.

Blutflecke auf Kleidern, an Werkzeugen u. dgl. veranlaßten je nach der Zeit und den Einflüssen, denen sie ausgesetzt wurden, ihr Aussehen; sie sind nicht immer von braunroter Farbe, sondern sie können alle möglichen Farben annehmen, sie können hellolivengrün, hellrata und fast farblos erscheinen. Nach bloßem Augenschein läßt sich ihre Natur nicht bestimmen, der Sachverständige ist aber wohl imstande, mit Hilfe verschiedener Methoden den eigenartigen Blutfarbstoff zu erkennen und mit Bestimmtheit auszusagen, ob der Fleck durch Blut entstanden sei oder nicht. Da aber der Blutfarbstoff bei allen Wirbeltieren gleich ist, so giebt die chemische Untersuchung darüber keine Auskunft, von welcher Art das Blut in den besonderen Falle sei. Ein Arzt kann ebenso gut wie einem Fisch, einem Vogel wie von Menschen herkommen. Bei der näheren Bestimmung der Herkunft des Blutes in einer Blutspur muß man darum einen Teil derselben mikroskopisch untersuchen. Fische, Amphibien, Vögel besitzen rote Blutkörperchen von anderer Form, bei den Säugetieren haben die Blutkörperchen die Form einer kreisrunden, in der Mitte eingedrückten Scheibe; man kann darum sehr wohl ermitteln, ob es sich im vorliegenden Falle um Säugetierblut handle oder nicht. Schon eine solche Auskunft kann von hohem Wert sein. So wurde eine Frau beschuldigt, ein Kind mit einem Beil erschlagen zu haben, an dem sich Blutspuren vorfanden. Sie beteuerte, daß sie mit jenem Beile ein Huhn geschlachtet hätte und daß die Blutspuren davon herrührten. Der Sachverständige fand in den Blutspuren Reste unserer Blutkörperchen, und diese bezeugten damit, daß die Aussage der Frau auf Wahrheit beruhte.

In der Regel aber möchte der Gerichtshof die bestimmte Auskunft haben, ob die betreffende Blutspur von menschlichem Blut herrühre, und da gerät der Sachverständige in eine schwierige Lage. Allerdings zeichnen sich die roten Blutkörperchen des Menschen vor solchen der meisten anderen Tiere durch ihre Größe aus. Sie haben im Durchschnitt einen Durchmesser von 7,7 Mikrommillimeter (1 Mikrommillimeter = $\frac{1}{1000}$ Millimeter). So große Blutkörperchen findet man sonst nur noch beim Elefanten und Seehund, deren Blut bei Untersuchung von Blutspuren in unseren Verhältnissen nicht in Frage kommen kann. Andere Säugetiere, namentlich unsere Haustiere, haben durchweg kleinere Blutkörperchen. Der durchschnittliche Durchmesser der Blutkörperchen des Hundes beträgt 6,7 Mikrommillimeter, beim Kaninchen sinkt diese Größe auf 6,4, beim Schweine auf 6,2, beim Rinde auf 5,8, beim Pferde auf 5,7 Mikrommillimeter. Die Zahlen sind aber nur Durchschnittsgrößen; bei einem und demselben Individuum sind nicht alle Blutkörperchen gleich groß, wir finden kleinere neben größeren; so schwankt ihr Durchmesser beim Menschen zwischen 7,4 bis 8,0 Mikrommillimeter und beim Hunde zwischen 6,0 bis 7,4 Mikrommillimeter. Die größten Blutkörperchen des Hundes sind also ebenso groß wie die kleinsten des Menschen. Die Untersuchung wird aber noch schwieriger, wenn es sich nicht um verhältnismäßig frische, sondern um sehr alte, verrottete Blutspuren handelt, denn in diesen können die Blutkörperchen einschrumpfen, ihre Gestalt verändern. Kann man auf Grund so subtiler Messungen, bei denen es sich um Zehntausendstel eines Millimeters handelt, ein bestimmtes Gutachten abgeben, von dem Ehre und Freiheit eines vielleicht unschuldig Verdächtigten abhängen? Die Mehrzahl der Sachverständigen vertraut unter diesen Umständen die Ansicht, daß es bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht möglich wäre, in Blutspuren Menschenblut von dem der Säugetiere zu unterscheiden.

So standen die Dinge, als zu Anfang des vorigen Jahres von verschiedenen Seiten veröffentlicht wurde, daß es nunmehr gelungen wäre, eine Methode zu finden, welche den bestimmten Blutnachweis ermögliche. Die Entdeckung wurde bei Untersuchungen gemacht, die sich auf die Natur der verschiedenen Eiweißkörper im Blute bezogen. Für die gerichtliche Praxis ist an ihr folgendes von Bedeutung:

Wird einem Kaninchen Menschenblut oder Blutserum vom Menschen in die Bauchhöhle oder in die Adern wiederholt eingespritzt, so erleidet das Kaninchenblut im Laufe einiger Wochen eigenartige Veränderungen. Gewinnt man von ihm Blutserum und schüttet einige Tropfen davon in klare Menschenblutauflösung, so entsteht in der letzteren eine Trübung, die durch kleine Eiweißflöckchen verursacht wird. Allmählich sinken die letzteren nach unten und bilden einen schwachen Bodensatz. Dieses Serum von Kaninchen, die mit Menschenblut vorbehandelt wurden, erzeugt dagegen gar keine Trübung in Blutlösungen, die von andern Tieren stammen. Blutlösungen vom Hund, Rind rc. bleiben auch beim Zusatz jenes Serums völlig klar. Diese Entdeckung wurde fast gleichzeitig von Dr. Uhlenhuth in Greifswald und Dr. Wassermann in Berlin gemacht. Natürlich gab sie Anlaß zu zahlreichen weiteren Nachprüfungen. Wird das Kaninchen mit Rinderblut vorbehandelt, so erzeugt sein Serum nur in einer Lösung von Rinderblut eine Trübung, alle anderen Blutarten bleiben dagegen klar. Die Methode schien sehr scharf zu sein, denn gleich im Anfang bestand Dr. Uhlenhuth glänzend eine Probe. Mit dem Serum eines Kaninchens, das mit Rinderblut vorbehandelt war, fällte er unter 19 verschiedenen Blutproben eine heraus[sic], die Rinderblut enthielt, und das gelang ihm in kürzester Zeit. Im Laufe der Untersuchungen fand man allerdings, daß auch das Blut nahe verwandter Tierarten bei dieser Behandlung sich trübte.

Mit dem für das Menschenblut wirksamen Serum wurde auch eine Lösung des Asservblutes, wenn auch schwächer und nach längerer Zeit, getrübt. Für die gerichtliche Praxis erschien die Thatsache belangloß; wichtiger war es, daß es gelang, selbst in alten, eingetrockneten Blutflecken Menschenblut nachzuweisen, wenn man die Blutspuren in Wasser, das mit etwas Kochsalz oder Soda versetzt wurde, aufweichte und zum Teil auflöste. Eine lange Reihe diesbezüglicher Versuche wurde von Dr. Ziemke in der Unterrichtsanstalt für Staatsarzneikunde in Berlin unter der Leitung von Prof. Dr. Strassmann ausgestellt. Man untersuchte frisches, trockenes und faules Blut, Blutflecke in Geweben, Menschenblut auf Instrumenten, von der Kaltwand eines Kellers, auf Holz rc. Viele Proben waren sehr alt; ausgewaschene Menschenblutflecken, die in der Leinwand nach als schwach gelb gefärbte Flecken sichtbar waren, stammten z. B. aus dem Jahre 1883! Zu diesen Untersuchungen benutzte Dr. Ziemke Serum von zwei Kaninchen, von denen das eine durch einen längeren, das andere durch einen kürzeren Zeitraum mit Menschenblut vorbehandelt worden war. Das Serum des ersteren zeigte sich wirksamer; es verlangte nur bei einer Probe, bei Blutflecken in Shirting, die 18 Jahre alt waren. Das Serum des andern Kaninchens wirkte schwächer, es versagte in sieben Fällen. Völlig sicher

Heimkehr vom Fischfang.
Nach dem Gemälde von C. Billet.

war also die neue Methode des Blutnachweises doch nicht. Neuerdings wurden aber noch andere Erfahrungen gemacht. Als Dr. Straube, Gerichtsarzt in Bremen, einmal ein Serum, das nach der Vorbehandlung für Menschenblut spezifisch sein sollte, mit einer Meerschweinblutlösung mischte, war er nicht wenig erstaunt, als sich das letztere trübte, ja er fand bei weiteren Versuchen, daß dieses Serum auch in Affen-, Hühner-, Schweine-, Kälber-, Hunde-, Ziegen- und Hammelblutlösungen Trübungen erzeugte. Aehnliche Beobachtungen wurden auch von anderen Forschern gemacht. Die trübende Kraft des Serums scheint je nach der Vorbehandlung der Kaninchen verschieden zu sein.

Bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft ist also auch diese Methode des Blutnachweises nicht unanfechtbar. Weitere Untersuchungen sind noch nötig, aber die Aussicht ist wohl vorhanden, daß es auf diesem Wege gelingen werde, ein Mittel zu finden, das den Gerichtsarzt in stand setzen wird, das Vorhandensein von Menschenblut in fraglichen Blutspuren mit Bestimmtheit nachzuweisen.

Blätter und Blüten.

Die roten Augen. Mit Bezug auf das unter dem angeführten Titel in Nummer 25 der „Gartenlaube" abgedruckte Gedicht von Heinrich Seidel erhielten wir die nachstehende humorvolle „Berichtigung", die wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten, und die ihnen hoffentlich ebensoviel Freude macht wie uns und wie dem Dichter der „Roten Augen".

Die Redaktion.

„An die hochl. Redaktion der ‚Gartenlaube'.

Laut § so und so des Preßgesetzes ersucht der Maulwurf, der sich infolge des Gedichtes von Heinrich Seidel in Nr. 25 der ‚Gartenlaube' von 1902 von der Kröte beleidigt fühlt, um Aufnahme seiner Verteidigung, da er nicht die Absicht hat, sich diese Beleidigungen gefallen zu lassen. Der Gekränkte hat mich mit der Abfassung dieser, nun hier beigefügten Verteidigungsschrift betraut.

Hochachtungsvoll

Schmiedefeld im August 1902. J. Haertel
als Anwalt des Maulwurfs."

Maulwurf und Kröte.

'Ren Kriechinsloch und Wühlingrund,
Ja, schlimmer als alles: einen Hund —
Vom Hausfultoser zu reden nich —
Schimpfte die greuliche Kröte mich,
Weil ich „Frau Breitfuß" sie tituliert,
Denn das hat sie richtig noch gekrirt,
Daß es Spott war, die dumme Wachtel!
„Breitmaul", das paßt für die alte Schachtel!
In meinen „Schachten" sitzt das Laster
Den ganzen Tag, hat den Leib voll Pflaster
Und pflegt sich in meinen Wandelgängen.
Ich kenn' ihre Art, sich aufzudrängen,
Sie giebt mir im Besseln andrer Damen
Die allersüßesten Schmeichelnamen:
„Herr Tunnelbaurat," so flötet die Vettel,
Ich aber mach's jetzt bekannt im Städtel,
Daß sie 'ne faule Schrumpel ist,
Von der kein Hund mehr 'nen Bissen frißt.
Der Laubfrosch, der windige Kletterasse,
In meinen Augen ein ganz grüner Laffe
Der Lurchfuß, der Quarrkopf, der Peter,
Der will ihr bloß schmeichelnd mit seinem Gezeter,
Möcht' von den Leckerbissen was haschen,
Die sie herumschleppt in ihren Taschen,
Die sie mir wegstiehlt spät und früh,
Drum wird sie so dick, das greuliche Vieh!
Die „roten Augen" der Neid ihr brennt,
Weil sie keinem den Bissen im Munde gönnt,
Sei es nun mit oder ohne Butter —
Die paßte zu Teufels Schwiegermutter!
Da ist ein Gärtner in Schmiedefeld —
Der Ort liegt mitten in der Welt —
Den möcht' ich wohl zum Anwalt haben.
Der kennt die Maulwürf' in Bayern und Schwaben,
In Schlesien und in der ganzen Welt —
Der weiß auch, „daß kein einziger bellt!"
Ich wühlt' ihm zwar manchmal im Sonnebeet,
Doch ist er ein Mann, der Spaß versteht.
Und hat er mich mal an die Luft gesetzt,
Er hat mir doch nie meinen Sammtrock verletzt,
In dem ich der Kröte so imponiert,
Wenn ich meine Frau mal spazieren geführt.
Und da er mich kennt als Edelmann,
So nimmt er sich meiner Sache wohl an
Und macht sie öffentlich bekannt.
Dann wissen die Leute im ganzen Land
Des Lästermauls abscheuliche Worte,
Dann haßt man die Kröte an jedem Orte.
Mich aber ehrt man als das, was ich bin,
Und so sey' ich hier meinen Titel hin —
Der Herr zum Trotze nenn ich mich g'rad:
„Unterirdischer Oberordnungsrat!"

Catalina, ein Weltseebadeort des Stillen Oceans.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Die Kasemattе Fritz Reuters auf dem Silberberg und die Erhaltung des Silberberges. (Mit Abbildungen.) Am Eulengebirge, einem Gliede des Glatzer Gebirgssystems innerhalb der Sudeten, erbaute der Alte Fritz 1765 bis 1777 die Festung Silberberg zum Schutz der neu erworbenen schlesischen Lande. Der Bau kostete acht Millionen Thaler. Silberberg war eine jener Festungen, die in den schweren Tagen des Jahres 1807 gehalten wurden. Im Jahre 1895 sollte Silberberg geschleift werden, man überließ die Werke der kleinen Stadt, die sie im Jahre 1899 durch Tauschvertrag in ihren Besitz brachte und sich in Verbindung mit dem Eulengebirgsverein um die Erhaltung der Werke und um die wirtschaftliche Förderung des Eulengebirges verdient gemacht hat. Die Festung ist ein gewaltiges Bauwerk, namentlich die Kern, der Donjon, d. i. der turmartige innere Aufbau (Donjon heißt eigentlich Bergfried), ist von hohem malerischen Reiz, und er birgt eine Erinnerung von schmerzlichster Art, die Kasemattе, in der Fritz Reuter, nachdem er eine einjährige Untersuchungshaft in der Stadt- und Hausvogtei zu Berlin durchgemacht hatte, mit 22 Jahren seine berühmte Leidenszeit in preußischen Festungen begann. Zweiundeinviertel Jahre, bis zum Februar 1837, saß Fritz Reuter in der Kasemattе, die unser erstes Bild genau in der Form zeigt, in welcher der Dichter sie fand und verließ. Wir verdanken das Bild der Freundlichkeit des Apothekers Reder in Silberberg, des Vorsitzenden des Eulengebirgsvereins. Im ganzen ging es Reuter auf dem Silberberg bekanntlich nicht allzu schlecht, jedenfalls besser als in Glogau, Magdeburg und Graudenz. Man kann das am besten bei ihm selbst nachsehen. Schon um dieser Kasemattе willen sollte man die Festung, so weit noch möglich, erhalten. In der Kasemattе ist alles echt aus der Reuterschen Zeit, vor allem die Bettstelle und der Tisch. Die Stube stammen von Bürgern der Stadt, sie sind auch echt in gemütlichem Sinne, denn es war den politischen Gefangenen gestattet, sich Möbel aus der Stadt zu leihen, wie ein Schicksalsgenosse Reuters, der Geheime Justizrat Wachsmuth in Kroſſen, bezeugt. Auf dem Tische steht Reuters Kaffeemaschine, „min kolbarsted Stück Möbel“ nennt er es, und zwei alte Nachtleuchter. Ueber dem Tisch hat man des Dichters wohlgetroffenes Bild und an der Wand links auf einem Karton die in der „Festungszeit“ liegende auf die Kasemattе bezügliche Beschreibung und ein Dokument angebracht, das ihre Echtheit bescheinigt. Diese Bleistiftzeichnung ist ein Dokument der Anerkennung, die Reuter in Silberberg fand und verließ. Wir verdanken das Bild der Freundlichkeit des Apothekers Reder in Silberberg, des Vorsitzenden des Eulengebirgsvereins. Im ganzen ging es Reuter auf dem Silberberg bekanntlich nicht allzu schlecht, jedenfalls besser als in Glogau, Magdeburg und Graudenz. Man kann das am besten bei ihm selbst nachsehen. Schon um dieser Kasemattе willen sollte man die Festung, so weit noch möglich, erhalten. In der Kasemattе ist alles echt aus der Reuterschen Zeit, vor allem die Bettstelle und der Tisch. Die Stube stammen von Bürgern der Stadt, sie sind auch echt in gemütlichem Sinne, denn es war den politischen Gefangenen gestattet, sich Möbel aus der Stadt zu leihen, wie ein Schicksalsgenosse Reuters, der Geheime Justizrat Wachsmuth in Kroſſen, bezeugt. Auf dem Tische steht Reuters Kaffeemaschine, „min kolbarsted Stück Möbel“ nennt er es, und zwei alte Nachtleuchter. Ueber dem Tisch hat man des Dichters wohlgetroffenes Bild und an der Wand links auf einem Karton die in der „Festungszeit“ liegende auf die Kasemattе bezügliche Beschreibung und ein Dokument angebracht, das ihre Echtheit bescheinigt. Diese Bleistiftzeichnung ist ein Dokument der Anerkennung, die Reuter in Silberberg fand und verließ.

Die Kasemattе Fritz Reuters auf dem Silberberg.

Die Festung Silberberg in Schlesien.
Nach einer Aufnahme der Kunstanstalt R. Fabian & Comp. in Breslau.

Die Festung Silberberg in Schlesien. Nach einer Aufnahme der Kunstanstalt R. Fabian & Comp. in Breslau.

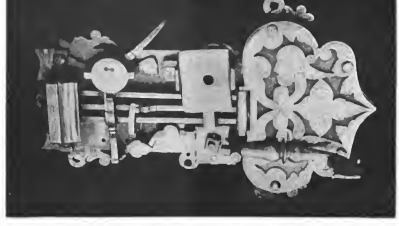
Catalina, ein Welterfeadoort des Stillen Oceans. (Zu dem Bilde auf S. 622.) Dem südkalifornischen Küstenorte Los Angelos gegenüber liegt die Insel Catalina, eins der herrlichsten Eilande des Stillen Oceans. Im Jahre 1542 von Cabrillos entdeckt, ging sie später aus spanischem Besitz an den Gouverneur von Mexiko über und wurde dann bei der Annexion Kaliforniens an die Vereinigten Staaten von Nordamerika abgetreten. Seit einiger Zeit ist sie im Privatbesitz; zwei amerikanische Brüder kauften sie für 110 000 Dollar der Union ab. Als Weltbad ist die Insel, deren Hauptort Avalon jährlich etwa 60 000 Gäste besuchen, von großer Bedeutung; neuerdings hat sie ein ganz besonderes Interesse dadurch erhalten, daß auf ihr die erste Station für drahtlose Telegraphie errichtet wurde. Von ihr aus wurde die erste Depesche ohne Drahtverbindung nach dem Festland Kaliforniens abgesandt. Das herrlich schöne Catalina kann das Capri des Westens Nordamerikas genannt werden, es ist überreich an Naturschönheiten aller Art und bietet sowohl dem Altertumsforscher als auch dem Zoologen und Botaniker eine Fülle des Interessanten.

Ein Schrecken der Herde. (Zu dem Bilde S. 601.) Während in unseren Zoologischen Gärten Löwen fleißig gezüchtet werden, geht man ihnen in ihrer Heimat unermüdlich mit Pulver und Blei zu Leibe. Ein Krieg ist im Gange, dessen Endziel, die Ausrottung des frei lebenden Löwen, von der Menschheit aufs innigste gewünscht wird. Sein Gebiet ist schon wesentlich eingeschränkt worden. In den Atlasländern ist der durch seine Bauchmähne charakteristische nordafrikanische Löwe sehr selten geworden. Als die Holländer sich im Kapland niederließen, waren dort die Löwen ungemein zahlreich. Heute ist die Kapkolonie und auch der Oranje-Freistaat von Löwen gesäubert, nur im nördlichen Transvaal kommen sie noch vor. In Deutsch-Ostafrika sind sie aber häufig. Senken, wie B. Kuhnert deren eine entgegen sich heut auf dem Bilde S. 601 so lebenswahr wiedergibt, gehören gar nicht selten, und in einigen Gebieten unserer Kolonie ist der Löwe nicht nur ein Schrecken der Herden, sondern sogar ein Schrecken der Menschen. Im Inneren des Landes greift der Löwe, wenn er nicht gereizt wird, den Menschen fast nie an; er beginnt sich mit tierischer Beute. In dem Küstengebiete ist aber das Wild scheu geworden, und in der Notlage sind hat sich der Löwe zum Menschenfresser entwickelt. Er hat wohl gemerkt, daß schlafende Neger leichter zu erschleichen sind als die scharfhörende Antilope; mit einem Tatzenschlag erzwingt er sich den Eingang zu der leicht gebauten Hütte der Eingeborenen, durchbricht auch das Dach und stürzt sich von oben auf die ahnungslosen Schläfer. Das deutsche Bezirksamt hat infolgedessen an die Schulzen der Dörfer, in denen sich die Ueberfälle ereigneten, Vorderladestinten und Munition verteilen lassen. Die Tage der „menschenfressenden Küstenlöwen“ dürften also gezählt sein. Wenn das 20. Jahrhundert im Jahre 2000 seine Bilanz zieht, wird auf der Liste der ausgerotteten Tiere wahrscheinlich auch der Löwe stehen.

Ueber die Entstehung der Steinkohle hat der bekannte Meteorologe Professor Julius Hann sich in einer ebenso geistreichen als annehmbaren Hypothese geäußert. Hann meint, zur Zeit der Entstehung der Steinkohle sei das Klima auf der ganzen Erde dasselbe gewesen, da die Steinkohlen an verschiedenen Stellen der Erde aus denselben Pflanzen entstanden sind. Damals fehlten noch die Kontinente, die Erde war vielmehr von einem großen Ocean bedeckt, aus dem einige Inseln hervorragten. Auf diesem Ocean gab es keine Stürme, es war ein ruhiges, durch nichts bewegtes Meer. So konnten sich schwimmende Algendecken darauf bilden. Diese Pflanzendecke verlorte, Bäume und Tiere lebten darauf, bis endlich nach geraumer Zeit alles versank, um unten auf dem Meeresgrund ein Kohlenflötz zu bilden. Oben entstand eine neue Algendecke, das Spiel begann von neuem. Derartige Algeninseln, die schließlich Gräser, Binsen, Stauden und Sträucher trugen, über welche Menschen und Tiere dahingehen, bis sie endlich zu schwer werden und versinken, entstehen nach Hann noch heute in Südrußland auf zahlreichen kleinen Seen, in Deutschland auf dem Steinhuder Meer.

Dieselben Zustände, die zur Zeit der Entstehung der Kohlen auf der Erde herrschten, sind nach Hanns Ansicht heute auf dem Mars zu finden. Seine gesamte Oberfläche ist ein von einer Algenschicht bedecktes Meer. Die Kanäle, welche man auf dem Mars beobachtet, werden durch Meeresströmungen hervorgerufen, welche die Algendecke zerreißen. Zusammentreffende Strömungen, welche größere Stücke der Algendecke wegspülten, bilden die sogenannten Meere, Strömungen und parallele Gegenströmungen sind die Ursache für die merkwürdige Verdoppelung der Kanäle — immer vorausgesetzt, daß Professor Hann recht hat. D. R.

Ein altes Thürschloß. (Mit Abbildung.) Die Kulturgeschichte beachtet auch das Kleinste in dem Wirkungskreis der vergangenen Geschlechter; sie sucht das Besondere von dem Typischen, das Hervortragende von der Durchschnittsleistung zu unterscheiden. So sollte auch das abgebildete, aus einem Lausitzer Bauernhause stammende Thürschloß aus dem Typischen heraus und wird zu einer Besonderheit in mehrfacher Hinsicht. Im 16. Jahrhundert, in dem dieses Schloß geschaffen worden ist, hatte der wendische Bauernhaus vermutlich simreich konstruierte Holzschlösser, wie man sie auch heute noch vereinzelt findet. Von solchen Verschlüssen hebt sich das vorliegende Schloß in künstlerischer und konstruktiver Hinsicht derart ab, daß der Verdacht rege wird, es habe ursprünglich eine andere — städtische oder schloßbauliche — Thür geschmückt. An dem verzierten Schubbrett (der offene Teil war ehedem von dem Thürholz bedeckt) sehen zwei bärtige Köpfe nach der Richtung des Schließbakens. In ihnen kommt der Rest einer uralten germanischen Ornamentvorstellung zum Vorschein, die häufig gerade an den Brunkschlössern der Renaissance zu finden ist, nur daß hier die Köpfe vielfach als Drachenhäupter dargestellt sind. Die besonders Süddeutschland reich an solchen Thürverschlüssen ist, so ist es nicht unmöglich, daß auch unser Vorbild von dort her gekommen ist. Eine andere auffallende Erscheinung bietet die Konstruktion. Durch einen schrägen, in der Abbildung erkennbaren Hebel lassen sich — unabhängig von dem mittleren, durch die Klinke bewegliehen — die beiden äußeren Schließhaken vorschieben, so daß dadurch ein dauernder Verschluß herzustellen ist. Die alten Meister jener Zeit liebten es, in einer möglichst ausgeklügelten Konstruktion ihren Scharfsinn zu üben; es hatte jeder etwas von einem Peter Hele an sich, der ja auf diesem Wege die Taschenuhr erfand. Robert Mielke.



Altes Thürschloss aus einem Bauernhause in der Lausitz.
Original im Museum für deutsche Volkstrachten in Berlin.

Heimkehr vom Fischfang. (Zu dem Bilde S. 621.) Die nordfranzösische Küste, an deren steilen Ufergelein die Wogen des Oceans und des Kanals sich brechen, ist ein Land, das noch alte Tracht und Sitte bewahrt hat. Die Bevölkerung lebt meist vom Fischfang. Tagelang — wenn es sich um den Walfischfang handelt, monate- und jahrelang — kreuzen die Schiffe auf der See, und an der Küste bauen nur Frauen, Greise und Kinder, mit dem Flicken der Netze beschäftigt, und warten auf die Heimkehrenden. Eines Tages sichtet man Segel, und bald füllt sich der Strand mit Frauen und Mädchen, die sich bereit machen, die Beute der See in Empfang zu nehmen. Die Boote landen, und der Handel um die Fische beginnt, wobei, wie auf unserem Bilde ersichtlich, zur Bezeichnung des Preises auch die Fingersprache angewendet wird. Ist der Fang unlergebracht, das Geschäft besorgt, so erzählt der heimgekehrte Fischer den ausdrechenden Frauen von den Fahrnissen, die er bestanden hat, und weckt Stimmen und Furcht. Besitzt doch der Normanne wie der Bretone bei allem zurückhaltenden Wesen eine lebhafte poetische Einbildungskraft, und mancherlei Sagen und Seespuk werden in Liedern und Balladen getreulich überliefert. Aber dieses Volk ist bei aller Neigung zur Phantasie ein fernbleibes und wenn auch rohes, so doch redliches Geschlecht, das im Hauch der salzigen See zu Kraft und eigenartiger Schönheit gedeiht.

Eine Hamsterplage in Belgien. Der Hamster, auch Kornferetel genannt, bewohnt die nordeutsche und russische Tiefebene, die im Süden von dem uralisch-baltischen Höhenzug begrenzt wird, selbt aber merkwürdigerweise in Ostund in Westpreußen. Seine Erstenz verträgt sich nicht mit einer intensiv betriebenen Landwirtschaft, denn das plump gebaute Tier von der Größe einer Ratte gräbt sich in Getreidefeldern unterirdische Gänge und mit geräumigen Vorratskammern, in denen es für den Winter bis zu einem Zentner Getreide aufspeichert. Diese energische Fürsorge ist ja seit alten Zeiten sprichwörtlich. Wo er sich einmal eingenistet hat, ist er schwer zu vertreiben, denn das Weibchen wirft jährlich zweimal im Jahre, im Mai und Juli, 6 bis 18 Junge, die schon nach wenigen Wochen in den Feldern großen Schaden anrichten, denn der Hamster frißt nicht nur Getreide, sondern auch Bohnen und Leinsamen. In den letzten drei Jahren haben sich nun die Hamster in einigen belgischen Provinzen so stark vermehrt, daß seitens der Regierung Prämien für jedes getötete Tier ausgesetzt wurden. In der Provinz Limburg sind im vergangenen Jahr gegen 5000 Hamster getötet worden. Gegenwärtig breiten sie sich trotz aller Verfolgungen in der reichen Getreidelandschaft zwischen Tongeren und Ocreye aus. Die einzige Zeit, in der man dem Hamster beikommen kann, ist der Herbst. Man treibt mit Hilfe des Frettchens aus dem Bau und erlegt ihn durch einige Stockschläge. Diese Jagd ist nicht ganz gefahrlos, denn der Hamster stürzt sich, wenn er gereizt wird, zuweilen auf den Menschen und bringt ihm mit seinen großen Nagezähnen unangenehme Wunden bei. In Belgien wird die Jagd auf das „Kornferkel" von der ärmeren Bevölkerung mit großer Vorliebe betrieben, denn jeder Bau, der aufgegraben wird, liefert eine ganze Menge Getreide, das die aufgewandte Mühe reichlich lohnt.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel „Die Schwalbe".
Von Al. Weiterbaum.

An Stelle der Perlen im Texte sind die noch fehlenden Buchstaben zu setzen.

Auflösung des Silbenrätsels auf Seite 596. Nachtrabe, Nachtrab.

Auflösung des Buchstabenrätsels auf Seite 568. Schiff, Schiff.

Auflösung des Silbenrätsels auf Seite 568. Landwirtschaft.

Auflösung des Ergänzungsrätsels auf Seite 568. Kai man, Kaiman.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 568.

Pflaume, Flaum (P — flaum — e).

Auflösung der dreisilbigen Charade auf Seite 568. Bach — ar — ach.

Auflösung des Kryptogramms „Der Wappenspruch" auf Seite 568.

Man teilt die im Wappen ringsum stehenden Buchstaben in Gruppen von je vier ein und liest die Buchstaben jeder Gruppe in der Reihenfolge, wie die Jahreszahl sie angiebt, ab, also erst den ersten, dann den vierten, den dritten und zuletzt den zweiten Buchstaben:

„Viel Feind', viel Ehr'!"

Auflösung der Skataufgabe auf Seite 596.

Vorhand hat: e8, e9, sD., sZ., s8, gZ., gK., gO., rK., r9.
Mittelhand: eW., eD., eZ., eO., gD., g8, sO., s9, rZ., rO.
Spiegang: 1. sD., sO. (— 14); — 2. sZ., s9, s8 (+ 10); — 3. sW., gZ., eW. (— 14); — 4. eD., e7, e8 (— 11); — 5. eZ., g7, e9 (+ 10). — Hinterhand erhält noch: gW., rW., gD., gK., gO., rD., rO. + 36, also zusammen + 56, Skat: eK., sK. + 8 = + 64 Augen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Heft 11, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Rudolf von Bennigsen. Am 7. August ist Rudolf von Bennigsen auf seinem Familiengute Bennigsen am Deisterzuge gestorben, einer jener großen Männer, die an der Wiedergeburt des Deutschen Reiches mitgearbeitet haben, ein glühender Patriot und ein Mensch von markhaft vornehmem Charakter. Als Bennigsen am 10. Juli 1824 in Lüneburg geboren wurde, wo sein Vater als Offizier in Garnison stand, da hatte noch die Heilige Allianz Geltung, und von einer neuen geheimlichen Entwicklung zu höheren nationalen Zielen konnte in deutschen Landen nicht die Rede sein. Als er 1842 die Göttinger Universität bezog, um Jura und Kameralia zu studieren, da waren hingegen schon stürmische Hoffnungen auf ein einigeres Vaterland geweckt worden. Nach Beendigung seiner Studien trat der junge Hannoveraner in den Justizdienst seines Landes. 1854 wurde er Richter in Göttingen, und schon im nächsten Jahre lockte ihn die Stadt Aurich in die Zweite Kammer. Der Justizminister aber verweigerte ihm den zum Eintritt in die Volksvertretung erforderlichen Urlaub. Bennigsen nahm darauf unverzüglich seinen Abschied, widmete sich der Pflege seines väterlichen Gutes und trat, 1857 zum zweiten Male gewählt, in der Kammer an die Spitze der liberalen Opposition. Die Einheitsbestrebungen waren unterdessen von der Erstillung überschwenglicher, einer ruhigen Entwicklung vergeselliger Hoffnungen zurückgekommen und in gemäßigtere Bahnen gelenkt worden. In diesem Geiste handelte Bennigsen. Im Jahre 1859, ein Jahr nachdem Wilhelm I. in Preußen die Regentschaft angetreten hatte, ergriff Rudolf von Bennigsen die Initiative zur Gründung eines Vereins, der die Errichtung eines größern deutschen Vaterlandes mit einem gemeinsamen deutschen Parlament und einer starken Centralgewalt forderte. Am 15. und 16. September 1859 ist der Deutsche Nationalverein unter Bennigsens Vorsitz und im Verein mit Schulze-Delitzsch, Mey, Riesser, Miquel, Fries, Streit u. a. in Frankfurt a. M. gegründet worden. Es ist und bleibt Bennigsens unsterbliches Verdienst, daß er zu dieser wichtigen historischen Verbindung die erste Anregung gegeben und den einzig richtigen Weg zur Erlangung der deutschen Einheit gezeigt hat. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß Hannover im Kampfe zwischen Preußen und Oesterreich seine Neutralität bewahren müsse, bemühte er sich 1866 vergeblich, den König Georg von dem Bündnis mit Oesterreich abzudringen. Nach der Einverleibung trat er mit all seiner Begabung und seiner Begeisterung rückhaltlos für die neuen Verhältnisse ein. Unter seiner Führung entstand die nationalliberale Partei, die ihm von 1867 an als ihren ersten Leiter ehrte. 1873 bis 1878 war Bennigsen Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, 1883 wurde er Oberpräsident von Hannover, 1889 Wirklicher Geheimer Rat. 1897 trat er in den Ruhestand und legte das Jahr darauf, nachdem er den Wahlkreis Otterndorf-Neuhaus mit kurzer Unterbrechung nahezu 30 Jahre im Reichstage vertreten hatte, auch sein Reichstagsmandat nieder.

Rudolf von Bennigsen †.
Nach e. Aufnahme von Hofphotograph W. Höffert in Hannover.

Rudolf von Bennigsen hat während seiner langen politischen Thätigkeit weder seine Ueberzeugung noch seinen Charakter verleugnet. Makellos vom Scheitel bis zur Sohle, hat er auch der Stimme eines falschen Ehrgeizes nie Gehör geschenkt, sondern stets im Interesse seiner Partei und der Allgemeinheit gehandelt. Nach der Konsolidierung der parlamentarischen Verhältnisse in den 70er Jahren winkte ihm die höchste politische Machtfülle. Bismarck ward um ihn für ein Ministerportefeuille, aber der Führer der nationalliberalen Partei trachtete nicht nach dem Amt, sondern suchte vor allem nach Wirksamkeit dafür, daß er seine liberalen Ideen im Ministerium fördern könnte. Da er diese Garantien nicht erhielt, blieb er, wo er war, und als man ihn späterhin zum Oberpräsidenten seiner Heimatprovinz machte, zauderte er auch in dieser hohen amtlichen Stellung keinen Augenblick, die ganze Macht seiner Persönlichkeit und seinen weitreichenden Einfluß gegen die konfessionelle Vergewaltigung der Volksschule, die Graf Zedlitz beabsichtigte, in die Wagschale zu werfen. Bennigsen war einer der glänzendsten Redner des Reichstages, kein stürmischer, impulsiver Sprecher, sondern ein Mann, dessen Worte jene innere Wärme besaßen, die aus lauterer Gesinnung und gefestigter Ueberzeugung fließt. Er sah seine Aufgabe in einer vermittelnden Thätigkeit zwischen Volksvertretung und Reichsregierung und ist im besten Sinne des Wortes ein Opportunist gewesen. Seiner Mitwirkung verdankt Deutschland die verfassungsmäßige Grundlage seiner heutigen Existenz, die Heeresorganisation, die Justizgesetze und manches andere. Bennigsen war ein Mann, dem allzeit nur das Beste für sein Volk gut genug erschien und durch dessen gesamtes Wesen ein starker Hauch eines echten Idealismus wehte. Als der verdienstvolle Politiker aus dem öffentlichen Leben schied, nahm er die Achtung und Liebe aller mit sich. Die Nähe, nach der er sich für sein Alter sehnte, hat er leider nicht lange genießen dürfen. Zwei seiner Söhne fanden einen jähen Tod, seine Gattin starb vor einigen Wochen nach langen Leiden, und nun ist er selbst dahin gegangen, 78 Jahre alt, betrauert von den Seinen, betrauert vom ganzen deutschen Volke. „Sein Name wird mit der Geschichte der deutschen nationalen Wiedergeburt stets verknüpft bleiben", so hat der Kaiser an einen der überlebenden Söhne des Dahingeschiedenen, dem er sein Beileid ausdrückte, telegraphiert. Man kann dem nichts hinzufügen.

Das Römisch-Germanische Central-Museum in Mainz. Die Nürnberg das fünfzigjährige Bestehen des Germanischen Nationalmuseums, so kann das Goldene Mainz in diesem Jahre den halbhundertjährigen Bestand von Ludwig Lindenschmits bedeutsamer Schöpfung, seinem Römisch-Germanischen Central-Museum, feiern. Dieses Museum, das in vollendeten Nachbildungen eine vorzügliche Darstellung der bedeutendsten germanischen und römischen Denkmale und Grabfunde Deutschlands und der Nachbarländer von der vorgeschichtlichen Zeit bis zum Mittelalter giebt, ist gewissermaßen eine Ergänzung des Nürnberger Nationalmuseums nach rückwärts. Es wurde 1852 von dem Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer im Bunde mit dem Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine ins Leben gerufen und hat seit jener Zeit gehalten, was es damals versprach. Das Hauptverdienst an den Erfolgen des Museums hat Ludwig Lindenschmit, der vierzig Jahre lang an der Spitze der Anstalt gestanden hat, deren Sammlungen bei seinem Tode i. J. 1893 schon 14 000 Nummern zählten. „Von einer lediglich örtlichen Sammlung ausgehend," schreibt der Kunsthistoriker Dr. Schneider, „hast sich diese Centralstelle systematischer Erforschung unserer nationalen Altertümer bereits aus, die den geschichtlichen Anfängen germanischer Kultur bis zum Beginn des eigentlichen Mittelalters gewidmet ist. Plan und Einteilung des Unternehmens haben seitdem des Deutschen Reiches Billigung, Anerkennung und thatkräftige Unterstützung gefunden. Unter Zustimmung des Bundesrates hat der deutsche Reichstag bereits i. J. 1872 eine jährliche Beihilfe von 9000 Mark bewilligt, die seit 1877 auf 15 000 Mark erhöht worden ist." Nächst Ludwig Lindenschmit, dessen Sohn Ludwig heute das Werk des Vaters fortsetzt, und nächst dem Reiche verdankt das Central-Museum das Meiste der Stadt Mainz, die mit Aufwendung beträchtlicher Mittel die Säle zur Aufstellung der Sammlungen wie die für die Verwaltung und den Betrieb erforderlichen Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt hat. Namentlich der jetzige Oberbürgermeister von Mainz, Dr. Gaßner, ist ein eifriger und verdienstvoller Förderer des Museums.

Die Krönung in England. Die düsteren Prophezeihungen, die man hier und da an die Aufschiebung der Krönung König Eduards VII geknüpft hat, sind zu nichte geworden. Der von schwerer Krankheit und einem ernsten operativen Eingriff überraschend schnell genesene Monarch ist am 9. August in der Westminsterabtei unter peinlicher Beobachtung des herkömmlichen Ceremoniells vom Erzbischof von Canterbury gekrönt worden. Der Festzug stellte den ganzen

Der Krönungszug.
Nach e. photogr. Aufnahme von N. Lagarnick in New York.

Der König und die Königin von England im goldenen Wagen.

Von den Krönungsfeierlichkeiten in London.
Nach einer photographischen Aufnahme von Robert & Ehteld in London.

Prunk des königlichen Hauses und des englischen Hochadels zur Schau. In der goldenen Staatskarosse saß König Eduard im Hermelin neben seiner schönen Gemahlin, Königin Alexandra, und die Londoner begrüßten das Königspaar mit endlosem Jubel. Freudig wurden auch Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen empfangen, die der Krönung als Vertreter des Deutschen Kaisers beiwohnten.

Eine furchtbare Feuersbrunst hat am 17. Juli den Ort Oberstadtfeld im Kreise Daun heimgesucht. In einer halben Stunde sind 17 Wohnhäuser nebst Scheunen und Stallungen zerstört worden; Hausgerät, Kleider und Futtervorräte fielen dem Brand zum Opfer, nur das Vieh konnte gerettet werden. Die Not ist groß, denn nur ein geringer Teil des abgebrannten Gutes war versichert, und die so schwer Heimgesuchten sind einzig und allein auf die Barmherzigkeit ihrer Nebenmenschen angewiesen. Möchte der Schrei um Hilfe und Erbarmen nicht ungehört verhallen, möchten recht viele von unseren Lesern der unverschuldet ins Unglück geratenen freundlich gedenken! Milde Gaben nehmen entgegen: von Ehrenberg, Königl. Landrat des Kreises Daun, Bürgermeister Schramm, und Pfarrer Brend zu Niederstadtfeld und Ortsvorsteher Haaß zu Oberstadtfeld.

Die Kaiserzusammenkunft in Reval. Am 6. August trafen die Herrscher der beiden

Kaiser Wilhelm II empfängt den Zaren Nikolaus II auf der „Hohenzollern" vor Reval.
Nach einer photographischen Aufnahme von Th. Jürgensen an Bord der „Hohenzollern".

großen Nachbarreiche. Kaiser Wilhelm II und Nikolaus II auf der Reede von Reval zusammen, um erneute Freundschaftsbezeigungen zu wechseln. Kaiser Wilhelm wohnte am 7. und 8. August den Manövern der russischen Flotte bei, die einen prächtigen Verlauf nahmen. Die beiden Monarchen verkehrten in der herzlichsten Weise miteinander und tauschten zum Zeichen ihrer persönlichen Freundschaft ihre Fangschnüre aus. Wilhelm II weilte längere Zeit an Bord der russischen Kaiserjacht „Standart"; später empfing er auf der „Hohenzollern" den Besuch des Zaren. Der russische Minister des Aeußern und der Reichskanzler Graf Bülow hatten längere Besprechungen, und es ist anzunehmen, daß der Gedankenaustausch zwischen den Monarchen und ihren Ministern dazu beiträgt, den Weltfrieden aufs neue zu befestigen.

Für Julius Sturm soll in seinem Heimatsstädtchen, dem freundlichen Badeorte Köstritz, ein Denkmal errichtet werden. Zu dem Zwecke hat sich unter dem Protektorate des Fürsten Heinrich XIV Reuß j. L. eine Vereinigung gebildet, die zur Spendung von Beiträgen auffordert. Geldsendungen sind an Herrn Apotheker Gareis in Köstritz zu richten.

Rudolf von Alt.
Nach einer photographischen Aufnahme von R. Krziwanek in Wien.

Rudolf von Alt. Am 28. August feiert Rudolf von Alt, der ausgezeichnete Aquarellmaler, seinen neunzigsten Geburtstag. Er ist in Wien als Sohn des Landschafts- und Architekturmalers Jakob Alt, der 1789 bis 1872 lebte, im Jahre 1812 geboren. Nach gründlicher Vorbildung besuchte Alt die Akademie der bildenden Künste in Wien und unternahm als junger Mann weite Fußwanderungen durch die reizvollen Gebiete der österreichischen Alpenwelt und Norditaliens. So kam Alt, dessen Talent früh erkannt und gepflegt worden war, zur Landschaftsmalerei. Nachdem er im Jahre 1833 Venedig und die Nachbarstädte des sonnigen Oberitaliens besucht hatte, begann er auch Architekturstudien, Straßenbilder von eigenem Reiz und glänzenden Farben zu malen. Was ihn schon als Landschafter auszeichnete, der scharfe Blick und das schnelle Auffassen der charakteristischen Eigenschaften einer Landschaft, deren Eigentümlichkeiten er treffend wiederzugeben wußte, das blieb auch dem Architekturmaler treu. Immer wußte er das Bezeichnende im Aufbau, in der Beleuchtung wie in der Staffage zu treffen. Nachdem Alt lange in Rom und Neapel verweilt hatte, besuchte er die Seen der Lombardei, ferner Galizien, Böhmen, Dalmatien und Bayern, wieder und wieder Italien, dann 1863 die Krim und 1867 Sizilien. Sein Hauptwerk ist der Cyklus „Wien einst und jetzt", der sich im Besitze des Kaisers von Oesterreich befindet. Alt, der in seiner Vaterstadt lebt, erfreut sich bei seinen 90 Jahren noch großer geistiger und körperlicher Rüstigkeit.

Das Haldenwang-Denkmal in Buttenhausen. Die schwäbische Ortschaft Buttenhausen hat es sich angelegen sein lassen, das Andenken ihres besten Sohnes, des Generals der Infanterie Otto v. Haldenwang, durch Errichtung eines Denkmals zu ehren. Das Standbild ist am 3. August in feierlicher Weise enthüllt worden. Der Militärverein von Buttenhausen-Hundersingen, der die Anregung zur Errichtung des Denkmals gegeben hatte, beging zugleich die Feier seines 25jährigen Bestehens. Der Ort hatte sich in ein festliches Gewand geworfen, und ein Zug von 1200 Mann bewegte sich mit Fahnen und Musik durch die Straßen zur Enthüllung des Denksteins, dessen Schöpfer der Bildhauer Karl Merz von Blaubeuren ist. Otto Haldenwang ist am 18. August 1828 als Sohn des damaligen Pfarrers zu Buttenhausen geboren, trat 1845 in die Offiziersbildungsanstalt zu Ludwigsburg und wurde 1848 zum Leutnant im 3. württembergischen Infanterie-Regiment ernannt. Den Krieg von 1866 machte er als Hauptmann mit und wurde 1870 zum Major und Kommandeur des 1. Bataillons des 1. Infanterie-Regiments befördert. Er führte das Bataillon im Kriege mit Auszeichnung; insbesondere an der blutigen Schlacht bei Villiers am 30. November, wo die Württemberger den großen Ausfall der Pariser zurückschlugen, hatte er hervorragenden Anteil. Die Olgagrenadiere haben bei Villiers am 30. November und 1. Dezember einen Verlust von 23 Offizieren und 580 Mann erlitten. Haldenwang wurde mit dem Militärverdienstorden und dem Eisernen Kreuz I. Klasse geschmückt. Der tapfere und befähigte Offizier war zuletzt Generalleutnant und Kommandeur der 27. (2. württemb.) Division. 1890 trat er mit dem Charakter als General der Infanterie in den Ruhestand. Am 30. November 1895, dem 25. Jahrestag der Schlacht von Villiers, wurde ihm vom König von Württemberg der erbliche Adel verliehen. Am 18. April 1897 ist der verdiente General gestorben.

Das Denkmal des Generals Otto von Haldenwang in Buttenhausen.
Nach e. photographischen Aufnahme v. G. Schmid in Urach-Münsingen.

Ludwig Beckmann †.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. Julius Staegemann in Düsseldorf.

Ludwig Beckmann. In Düsseldorf ist am 1. August der bekannte Tiermaler Ludwig Beckmann im Alter von 80 Jahren gestorben. Beckmann war ein sehr tüchtiger Künstler, der seinen Weg aus eigener Kraft gegangen ist. Am 21. Dezember 1822 zu Hannover geboren, war er anfangs Wagenbauer und schrieb über diesen Beruf ein Buch, das mehrere Auflagen erlebt hat. Als leidenschaftlicher Jäger versuchte er sich nebenbei in der Tiermalerei, mit der er zugleich zoologische Studien verband. In der ersten Zeit war er illustrativ thätig, später siedelte er nach Düsseldorf über, um sich ganz der Tiermalerei zu widmen. Sehr bekannt wurde der Künstler durch seine

Die neuen Schutzhallen für hamburgische Ferienkolonisten auf Wattershof: Knaben bei der Mahlzeit.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

Die Ankunft des Präsidenten M. Th. Steijn vor der Villa „Norma" in Scheveningen.
Nach einer Aufnahme von R. H. Wolf in Rotterdam.

Zeichnungen für Brehms „Tierleben". Beckmann gehörte auch zu den ältesten Mitarbeitern der „Gartenlaube", die ihm eine Reihe trefflicher Bilder aus dem Tierleben zu verdanken hat.

Die Hamburger Ferienkolonie auf Waltershof. Mit dem Wachstum der Großstädte ist das Bedürfnis, auch den unbemittelten Stadtkindern alljährlich einen Landaufenthalt zu ermöglichen, dringender geworden. So wurde es denn guter Brauch, die Kinder der Großstadt in Ferienkolonien zu vereinigen. Da diese Ferienkolonien nur durch freiwillig aufgebrachte Mittel erhalten werden können, so sei wieder einmal auf die segensreiche Einrichtung hingewiesen. Unser Bild zeigt die Hamburger Stadtkolonisten, die aus der Hansastadt nach der idyllischen Elbinsel Waltershof ausgesandt worden sind, in einer für die Kinder eigens erbauten Schutz- und Speisehalle.

Lukas Meyer. Der Krieg fordert seine Opfer. Der Friedensvertrag ist zwar längst schon unterzeichnet, und die tapferen Streiter in „Busch und Veldt" haben abgesattelt; aber mit dieser Ruhe ist auch die Anspannung dahin, die jedes Herz belebte. Diesem Rückschlage hat der ehemalige Präsident des Orangefreistaates, M. Th. Steijn, der schwerkrank in Scheveningen Heilung sucht, Tribut zollen müssen. Wie tief der Präsident getroffen ist, zeigt unser Bild. Gebrochen ruht er auf einem Krankenstuhl in dem Wagen, der ihn vor die Villa „Norma" gebracht hat. Und auf belgischem Boden ist jetzt General Lukas Meyer von einem Herzschlag dahingerafft worden. Mit ihm scheidet einer der meistgenannten Burenführer aus dem Leben. Schon 1881 kämpfte er gegen die Engländer und wurde bei Ingogo schwer verwundet. Im Oktober 1899 befehligte Lukas Meyer eins der transvaalschen Kommandos bei dem Vormarsch nach Natal und focht bei Ladysmith und am Tugelafluß. Während des Guerillakrieges nach der Besetzung Bloemfonteins und Pretorias, trat der General in den Hintergrund, denn damals schon hatte sich das Herzleiden geltend gemacht, dem Lukas Meyer jetzt erlegen ist. Mit bitteren Gefühlen setzte auch er seinen Namen unter die Urkunde, die seinem Lande Fahne und Freiheit nahm. Nach einem kurzen Aufenthalt in England reiste er nach Brüssel, um von hier Frau und Tochter nach Dresden zu begleiten, wo die Familie des Generals Asyl gesucht hatte. Am 8. August ist der tüchtige Mann plötzlich verschieden.

Der Burengeneral Lukas Meyer †.

Die Jahrtausendfeier Ravensburgs. Heimattreue und historischer Sinn sind dem deutschen Volke von altersher ein teures Vermächtnis. Das äußert sich in pietätvoll veranstalteten Gedenkfeiern. Ein Fest dieser Art, ihr 1000jähriges Bestehen, feierte jüngst die oberschwäbische Stadt Ravensburg. An ihrer Stelle stand ursprünglich eine Welfenburg, um diese wurden dann Siedelungen errichtet, und etwa um 900 war der Burgflecken entstanden, der um das Jahr 1000 städtisches Aussehen gewann. Die Burg selbst ist 1647 einem Brand zum Opfer gefallen. Die Stadt aber war schon unter Rudolf von Habsburg zur Freien Reichsstadt erhoben worden. Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges und das 18. Jahrhundert brachten große Bedrängnis über sie, aber lebenskräftig rang sie sich immer wieder empor und konnte sich im 19. Jahrhundert einer ungestörten Entwicklung unter schwäbischem Schirm (sie war 1810 an Württemberg gefallen) erfreuen. Heuer hat die alte Stadt in jugendlichem Glanze ihr 1000jähriges Bestehen gefeiert. Am 3. August bewegte sich der glänzende historische Festzug, 29 Gruppen stark, durch die geschmückten Straßen. Von der Urzeit bis auf die Tage des deutsch-französischen Krieges führte der Zug die Geschichte der Gegend und der alten „Ravenspurg" vor Augen. Der König und die Königin von Württemberg waren zur Feier erschienen und wohnten dem Turniere bei, das nach dem Muster eines 1311 zu Ravensburg gehaltenen veranstaltet war. Aus dem Festzug gelangen nebenstehend zwei Gruppen zur Abbildung, der Wagen der Reichsstadt Ravensburg mit der edlen Gestalt der „Ravensburgia" und die Gruppe „Handel im Mittelalter".

Der Festwagen „Ravensburgia".

Handel im Mittelalter.
Von der Jahrtausendfeier der Stadt Ravensburg.
Nach photographischen Aufnahmen von Peter Scherer in Ravensburg.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Heft 11, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Zwei rastlose Vorkämpfer und Veteranen der Stenographie, Männer, die sich um die Durchbildung und Einführung der Gabelsbergerschen Schnellschrift außerordentlich verdient gemacht haben, sind Geh. Rat Hugo Häye und Hofrat Professor Dr. Zeibig. Beide leben in Dresden.

Hugo Häye wurde am 23. Mai 1818 in Ebersdorf bei Lobenstein geboren, bezog 1838 die Leipziger Universität und studierte Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft. Nach Abschluß der Studien arbeitete Häye noch einige Jahre (1843 bis 1845) bei einem Leipziger Rechtsanwalt, wurde dann aber nach Dresden berufen, um für die Königliche „Leipziger Zeitung“ über die damaligen Landtagsverhandlungen zu berichten. Schon 1847 war Häye unter Professor Dr. Heydes Leitung in die Kunst der Stenographie eingeführt worden. Das Sturmjahr 1848 hatte ihn völlig von den ursprünglichen Zielen abgedrängt, und so ließ er sich 1849 in Dresden als Rechtsanwalt nieder; doch schon nach vier Jahren erhielt er einen Ruf als Regierungs- und vortragender Rat in das Ministerium des Innern, wurde 1882 Geheimrat und trat im Jahre 1894 in den Ruhestand. Seit dem 30. Oktober 1854 führte Häye die Vorstandsgeschäfte des Königlichen Stenographischen Instituts in Dresden und war hier unermüdlich und mit großen Erfolgen thätig. Noch heute besteht das „Korrespondenzblatt“, das 1857 zur Zentralisierung dieser Bestrebungen gegründet wurde, und Hayes Werk „Die Stenographie als Unterrichtsgegenstand“ hat seine Bedeutung behalten. — Hofrat Professor Dr. Julius Wohlmar Zeibig ist als Praktiker des Gabelsbergerschen Systems der älteste noch lebende Stenograph. Er wurde am 22. Juli 1819 in Dresden geboren, bezog 1842 die Leipziger Universität, um Jura zu studieren und wurde 1845 als Burschenschafter in die von den deutschen Regierungen eingeleiteten kriminellen Verfolgungen verwickelt. Schon vorher, 1841 bis 1842, hatte Zeibig seine stenographischen Studien bei Wigard abgeschlossen. Die stenographische Praxis blieb nun, seitdem Zeibig die Hochschule verlassen hatte, sein Lebensberuf. 1848 bis 1849 war er Mitglied des für das Frankfurter Parlament gebildeten Stenographenbureaus, folgte dem Parlament nach Stuttgart, stenographierte 1850 in Anhalt-Bernburg, im Erfurter Parlament, 1850 bis 1856 die Verhandlungen der Oldenburger Stände. 1857 trat Zeibig in das Dresdener stenographische Institut und nahm an den fruchtbringenden Arbeiten Hugo Hayes an einer Systemklärung und am Zusammenschluß aller, namentlich der Wiener und Bayrischen Stenographen, teil. Zeibig trat 1897 als Ehrenmitglied des Königlich Sächsischen Stenographischen Instituts in den Ruhestand. Interessant ist die von Zeibig herausgegebene Schrift „Der letzte Stenograph der Nationalversammlung zu Frankfurt“.

Geh. Rat Hugo Häye.
Aufnahme a. d. Atelier „Phönix“ in Dresden.

Hofrat Dr. Zeibig.
Aufnahme von Hofphotograph Erwin Raupp in Dresden.

Präsident Krüger in Scheveningen. Am 6. August traf der greise Präsident Krüger in Scheveningen ein, wo sein treuer Bundesgenosse, der Präsident des Oranjefreistaates, Steijn, Genesung sucht. Krüger begab sich an das Krankenbett des tapferen Mannes, ihm wortlos

Präsident Krüger hält eine Rede bei seinem Besuche in der zu Gunsten der Buren veranstalteten Ausstellung zu Scheveningen.

Scene aus Theodor Körners „Nachtwächter".

Vom Theater der Taubstummen in Leipzig.

die Hand zu drücken. An Tage nach diesem erschütternden Wiedersehen beehrte Krüger die internationale Ausstellung von Kunstwerken, die zu Gunsten der Burenwitwen und -Waisen in Scheveningen veranstaltet worden ist. Vor dem Medaillonporträt des kranken Freundes Stefan hielt Ohm Krüger eine Ansprache, in der er all jener gedachte, die in Südafrika für die Freiheit gefallen sind; auch der Freischärler, die aus aller Herren Ländern nach Transvaal geeilt waren unter das vierfarbige Banner der Burenrepubliken. Eine Fülle köstlicher Rosen war entblättert auf den Weg des Präsidenten gestreut worden. Es war ein herzergreifender Anblick, den alten Mann mit dem unerschütterlichen Gottvertrauen hier mitten zwischen tausend Zeichen der Sympathie stehen zu sehen. Unter den Kunstwerken, die zum Besten der Burenwitwen und -Waisen verkauft werden, befanden sich über 1200 von deutschen Künstlern.

Das Theater der Taubstummen zu Leipzig, dessen Mitglieder wir in den Rollen von Theodor Körners „Nachtwächter" im Bilde bringen, besteht seit April 1901 unter Leitung des Taubstummenlehrers G. Ruster in Leipzig. Die Mitglieder dieses Theaters sind fast durchweg frühere Schüler der Leipziger Taubstummenanstalt. Sie haben sich die Aufgabe gestellt, zur Unterhaltung, Belehrung und Weiterbildung der erwachsenen Taubstummen beizutragen, durch nur wohlvorbereitete Aufführungen die hörenden Mitmenschen über das Wesen und Können gebildeter Taubstummen aufzuklären und dem Fonds zur Gründung eines Heims für altersschwache und erwerbsunfähige Taubstumme beider Geschlechts stetig neue Mittel zuzuführen. Die erste öffentliche Aufführung in Leipzig fand am 6. Juli dieses Jahres statt. Dieser waren vor nur geladenen, tauben und hörenden Publikum mehrere Vorstellungen vorausgegangen, in welchen wiederholt Theodor Körners „Nachtwächter" und Feodor Wehls Lustspiel „Ein Bedürftiger, der seine Braut verheiratet" aufgeführt wurden. Der „Nachtwächter" wurde in Laut- und Gebärdensprache gegeben, während das zweite Stück nur als Pantomime zur Darstellung kam.

Kriegsminister Edler von der Planitz. Die deutsche Armee hat einen herben Verlust erlitten, insbesondere die sächsischen Truppen werden den Tod ihres Kriegsministers, des Generals der Infanterie Karl Paul Edler von der Planitz betrauern. Nach langen Leiden ist der hervorragende Offizier am 19. August in Hosterwitz gestorben. Er war am 7. Oktober 1837 in Hohengrüln bei Auerbach geboren, wurde 1856 Artillerieoffizier und 1861 in den Generalstab berufen. Im sächsischen Bundeskontingent nahm er 1864 an der Besetzung Holsteins teil, 1866 focht er gegen Preußen und wurde dann zum Adjutanten des Kronprinzen Albert ernannt. Den deutsch-französischen Krieg machte er als Hauptmann und Generalstabsoffizier des XII. (sächsischen) Armeekorps mit. In dieser Stellung hatte er Gelegenheit sich mehrfach auszuzeichnen, so am 18. August in der Schlacht von Gravelotte durch einen wichtigen Patrouillenritt auf dem linken Flügel bei St. Marie aux Chênes. Mit dem eisernen Kreuz I. Klasse geschmückt, kehrte er aus dem Kriege zurück und wurde 1874 Major und sächsischer Militärbevollmächtigter in Berlin. 1883 wurde der mittlerweile zum Obersten Beförderte an die Spitze des sächsischen Generalstabs berufen, 1889 Generalmajor und Kommandeur der 45. Infanterie-Brigade in Dresden; im Jahre 1891 erfolgte seine Ernennung zum Kriegsminister.

Der sächsische Kriegsminister Edler von der Planitz †.
Aufnahme von Hofphotograph Otto Mayer in Dresden.

Das Heine-Relief in Berlin. An dem Hause Tauben straße 32, das durch eine Spenntafel mit Inschrift schon als einstige Wohnung Heines gekennzeichnet ist, soll nun auch ein Relief des großen Dichters angebracht werden. Die Plakette ist nach dem Modell des Bildhauers Hugo Berwald-Schwerin in Bronze gegossen und zeigt in liebevollendungsvolle das Bild des jugendlichen Dichters. So mag Heine ausgesehen haben, als er im Jahre 1823 in diesem Hause aus- und einging! Das Gesicht ist noch hartlos, das Haar fällt auf die hohe Stirn, das feine Profil hebt sich eindrucksvoll von dem mit Eichenzweigen geschmückten Hintergrund ab. Als Inschrift sind zwei Zeilen aus Heines Gedicht „Nachtgedanken" gewählt:

„Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land" —

Hugo Berwald bemüht sich Vorlagen zu seinen wohlgelungenen Werke die Originalbronze von Rauch O'Angers und eine alte, nach dem Leben gefertigte Radierung von Ludwig Emil Grimm.

Das Heinrich Heine-Relief für Berlin.

Das internationale Kriegs- und Friedensmuseum in Luzern, welches der bekannte russische Friedensagitator, der im Januar verstorbene Staatsrat Johann von Bloch errichtet hat, ist am 7. Juni eröffnet worden. Es enthält eigentlich sehr wenig über den Frieden, sondern führt vornehmlich alle Phasen des Krieges und der Bewaffnungskunst vor Augen: es soll gewissermaßen abschreckend wirken. Man sieht die Entwicklung der Schußwaffen aller Arten, der Geschosse sowie auch deren Wirkungen unter bestimmten Verhältnissen dargestellt, die Geschichte der Kriegführung, der Taktik und der Heeresorganisationen, besonders ausführlich das Befestigungswesen und endlich den Seekrieg. Blochs hauptsächlichste Mitarbeiter, die das großartige Werk auch nach seinem Ableben zur Vollendung brachten, waren der schweizerische Armeearzt Oberst Bircher und Generalstabsmajor Egli.

Das internationale Kriegs- und Friedensmuseum zu Luzern.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Krenn in Zürich.

Kleine Mitteilungen.

Frauen im Staats- und anderen Dienst. Wir konnten kürzlich über die Anstellung einer Frau als Stationsvorsteherin in Wilhelmina in Südtirol berichten. In England ist die Beschäftigung von Frauen als Stationsvorsteherinnen längst nichts Befremdliches mehr, denn eine ganze Anzahl kleinerer Bahnhöfe befindet sich in der Obhut von Frauen. Im Betriebe der australischen Staatsbahn — Australien ist in dieser Hinsicht das vorgeschrittenste Land der Erde — sind eine ganze Anzahl von Frauen thätig, und im Staate Victoria giebt es nicht weniger als 200 Bahnhofsvorsteherinnen. Im Dorfe Bitten in Gloucestershire versieht eine alte Frau seit sechzig Jahren den Dienst als Briefträgerin. Ein Gefängnisgeistlicher in Neuschottland unterstellt weiblicher Leitung. Weibliche Direktoren aller Branchen giebt es in England sowie in Amerika, und eine der reichsten Frauen Englands ist Mitglied des Direktoriums eines der ersten Bankhäuser. Das britische Handelsamt verteidigt die See noch gegen die Töchter Evas und hat Lady Ernestine Brudenelle Bruce das Kapitänszertifikat verweigert, die verwitwete Lady Clifford besitzt aber ein solches Certifikat und segelt mit ihrer eigenen Jacht im Mittelmeer. Die englische Postbeamtin beschäftigt etwa 30 000 Frauen im Postdienst, und 5000 bis 6000 Postämter Englands werden von Frauen verwaltet. In Neuseeland sind jetzt Frauen auch auf den Amtsschreiberposten gelangen, und zwar in der Stadt Nelson. Eine Frau kaufte eine Droschke und begann ihren männlichen Kollegen Konkurrenz zu machen. Es soll nur eine Frage der Zeit sein, daß in Nelson die Frauen auch als Lenkerinnen von Omnibussen und Pferdebahnen in Wirksamkeit treten. Uebrigens ist das Waggenlenken auch bei uns zu Lande nicht selten in Frauenhänden.

Preisgekrönter Bogenlichtkandelaber. Als die Elektricität ihre ersten Triumphe feierte und das elektrische Licht seinen Einzug hielt, da hatte die Technik allein das Wort. Die Stangen und Träger, an denen das Bogenlicht befestigt wurde, entbehrten noch jeder künstlerischen Ausbildung. Jetzt aber, da das Versuchsstadium längst überwunden und die Einführung des elektrischen Lichtes, wenn auch noch nicht allgemein, so doch durchaus etwas gewöhnliches ist, jetzt verlangt auch die Aesthetik ihre Rechte. Die schmucklosen, steifen Masten müssen architektonisch ausgebildeten Kandelabern weichen. In richtiger Erkenntnis dieser neuen Aufgabe haben die Berliner Elektricitäts-Werke unter den Mitgliedern der Vereinigung Berliner Architekten einen Wettbewerb ausgeschrieben für die architektonische Ausbildung von Bogenlichtkandelabern, die für auf öffentlichen Plätzen zu errichtende Säule aufgestellt werden sollen. Der preisgekrönte Kandelaber soll der Stadt Berlin zur Verfügung stehen. Das Preisgericht hat nun von etwa 20 eingegangenen Entwürfen 6 als preiswürdig ausgewählt. Von diesen erhielten die von den Berliner Stadtbaumeistern Högg, Schneegans und von Architekt H. A. Krause herrührenden, die ausgesetzten Preise. Den mit dem ersten Preis ausgezeichneten Entwurf, der eine hervorragende künstlerische Leistung darstellt, geben wir im Bilde wieder. Derselbe rührt von dem Stadt- und Regierungsbaumeister Emil Högg.

Der preisgekrönte Bogenlichtkandelaber von Emil Högg in Berlin.

Die Grenzen des egyptischen Sudans. In Afrika ist die Welt noch immer nicht völlig weggegeben, und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß es demnächst, wie jetzt über den Besitz von Transvaal, noch über andere weite Landstriche des ungeheuren Kontinentes, dessen Gebrechtum sich durchaus nicht auf den Bilwatersrand beschränkt, zu gewaltigen Kriegen kommt. Einstweilen hat der Hunger nach afrikanischem Land unter der Spitzmarke der Grenzregulierung eine Kulturthat gezeitigt. Die Engländer haben zur Feststellung der Grenzen des Sudans, die jedoch, nebenher bemerkt, nicht erledigt worden ist, von 1899 bis 1901 sehr mühselige Aufnahmen der weiten Gebiete herstellen, eine Landestriangulation in Innerafrika vornehmen lassen. Zwei englische Offiziere, die Majors Austin und Gwynn, haben sich in die Arbeit geteilt. Nach einer Reihe von Vorarbeiten hat Major Austin im vorigen Jahre das Stück südlich vom Sobat bis in die Gegend des Rudolfsees vermessen. Austin verließ im Dezember 1900 Omdurman und ging zunächst den Sobat hinauf bis Nasser. Von hier marschierte er am Pibor entlang bis zu der Stelle, wo der Akobo in den Pibor mündet. Am Rande des Akobo hinunterschreitend nach Südosten zu, kam er im Mai 1901 an das Nordende des Rudolfsees. Die Expedition kostete ihn drei Viertel seiner Leute, die infolge der Entbehrungen in dem Sumpf- und Wüstenland, das nach Westen hin den Rudolfsee abgrenzt, zu Grunde gingen. Major Gwynn leitete die Vermessung des Grenzgebietes nördlich vom Sobat, der auch Baro genannt wird, über den Blauen Nil hinaus bis an den Albann. Das Londoner „Geographical Journal“ brachte im Dezember vergangenen Jahres eine gute Karte des weiten Gebietes. Gwynn war vom Dezember 1899 bis März 1900 von Famaka am Blauen Nil bis zum Baro gewandert. Im März 1901 ging er von Akdis Abeba nach Westen, überschritt den Didessa und zog im Westen des oberen Blauen Nils und diesem parallel nach Famaka. Von Famaka wanderte Gwynn in nordöstlicher Richtung bis zum Schnittpunkt des 12. Breiten- und 36. Längengrades, durch ein bisher nur sehr wenig bekanntes Gebiet. Schließlich zog er nordwärts, setzte über den Galabat und gelangte nach Gedaref, d. i. bis in die Nähe der Grenze Abessiniens gegen Erythrea. Erleichtert wurde die Arbeit durch König Menelik von Abessinien. Menelik ist ein großer Freund von Landkarten. Daher seine Vorliebe für die englischen Arbeiten. Ob er mit den weiteren Folgen dieser Arbeiten ebenso einverstanden sein wird, muß die Zeit lehren.

Eine Riesenhöhle, vielleicht die schönste in Europa, ist in der Schweiz zum erstenmale vor kurzem durchforscht worden. Wo die Berge des Waad- und alpenreiche Mutoathal bildet, aus dem sie sich durch eine enge Schlucht hinaustwängt, nicht weit von Schuzz am Fuße des Pragel, des 1543 m hohen Passes nach den Klönsthal, liegt bei dem Dorfe Staden der Eingang zu der Höhle. Man kannte den Eingang längst und wußte auch von der Höhle: man war auch schon lange mit dem Plan beschäftigt, sie zu erforschen, aber die Wasermengen, die Steilheit der Hänge und das niederstürzende Gestein hatten bisher alle Forscher zurückgeschreckt. Jetzt haben hier tühne Alpinisten von Zürich eine Entdeckungsreise in die Höhle gemacht. Sie rüsteten sich mit Lebensmitteln für acht Tage aus, mit 5000 m langen Seilen, mit Leitern und Acetylenlampen. So stiegen sie am 27. Juni in die dunkle Tiefe, um erst am 29. mittags zurückzukehren. Schon schickte man sich in Staden an, nach ihnen zu suchen, denn man glaubte sie verloren. Indessen hatten sich die tapferen Zürcher von Schlund zu Schlund, von Stufe zu Stufe vorgearbeitet und schließlich eine Entfernung von $2^3/_4$ km vom Eingang zurückgelegt. So waren sie sechsundvierzig Stunden unterwegs und entdeckten eine geradezu großartige Fülle von Naturschönheiten, Säle mit wundervollen Tropfsteinen geschmückt, Wasserfälle, mächtig genug, um Sägewerke zu treiben. Natürlich war die Reise an Anstrengungen und Gefahren reich, aber der Lohn war der Mühe wert.

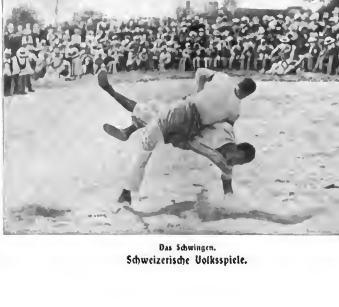
Bewegungen des Meeresbodens. In englischen Blättern wird die Entstehung und das Wiederverschwinden einer Schlammiusel in der südwestafrikanischen Walfischbai geschildert. Die Bucht ist sehr leicht, nur 6 bis 15 Meter tief, und verläuft nach Süden in Sümpfe. Der Grund besteht aus dunklem Schlamm, der Metalle führen soll. Die Insel wurde zuerst am 1. Juni 1900 bemerkt; sie war etwa 50 Meter lang, 30 Meter breit und erhob sich 5 Meter über den Wasserspiegel. Ihre Seiten fielen fast senkrecht unter den Wasser bis zu einer Tiefe von 13 bis 15 Metern ab, oben waren sie teilweise vom Meere zerfressen. Ueber dem Gangen lagerte ein Geruch von Schwefelwasserstoffgas, am Nordende schien sich Dampf zu erheben. Das Wasser ringsum war kalt, nur zeitweise aufsteigende Blasen stiegen auf. Am 7. Juni war die Schlammiusel wieder verschwunden. Als Entstehungsursache nimmt man große Gasmengen an, die sich im Schlamm durch Verwesen von tierischen Stoffen gebildet haben müssen. Eine auf natürliche Ursachen zurückzuführende Erschütterung des Meeresbodens hat dann das Aufreißen der Schlamminsel durch die Gase veranlaßt. Das Verschwinden läßt sich durch das Entweichen der Gase leicht erklären.

Kleine Mitteilungen.

Weibliche Architekten in Amerika. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wirkt eine ganze Anzahl Frauen als Architekten, und einige derselben haben es zu sehr bemerkenswerten Leistungen in ihrem Fach gebracht. Fräulein Ida Anna Ahyan zeichnete, wie die „Dokumente der Frauen" berichten, schon in der ersten Zeit ihres Studiums mit Vorliebe Dampfäne. Einige Jahre später gewann sie für eine schon in der dritten Klasse entworfenen Plan einen ersten Preis. Daraufhin wurde sie eingeladen, sich mit ihren Kollegen von der höchsten Klasse um den Preis der schönen Künste zu bewerben. Sie erhielt den zweiten Preis. Gegenwärtig wirkt sie als Architekt in Waltham (Massachusetts). — In New York wirken die Frauen Hands & Gannon als eine sehr bekannte Architektenfirma. Ihr Hauptwerk ist ein Plan für Muster-Arbeiterwohnungen, mit dem sie geradezu Epoche gemacht haben. Sie studierten das Problem in sehr zweckentsprechender Weise. Nachdem sie Jahrelang darüber gegrübelt, setzten sie den Entschluß, in ein Fabrikviertel übersiedeln und dort genau wie Fabrikarbeiterinnen zu leben. Auf diesem Wege fanden sie die Hauptübel der Arbeiterwohnungen heraus und konstruierten daraufhin einen Plan. Dieser stellt ein etwa 28 m in der Front langes Haus dar mit einem ziegelgedeckten Eingang und einem Flur mit Porzellanwänden. Inmitten des Gebäudes liegt ein Hof. Jedes Zimmer hat seinen eigenen Ballon. Eine im Hof aufgestellte elektrische Bogenlampe erleuchtet sämtliche Zimmer. Das Dach des Hauses ist mit einem 2,5 m hohen Geländer versehen und dient als Erholungsstätte. Für Reinlichkeit und Gesundheitspflege ist überall gesorgt. Eine Gesellschaft hat im Westen New Yorks ein Grundstück angekauft, um den Plan der beiden Frauen in Wirklichkeit umzusetzen. Uebrigens hat die Firma Hands & Gannon die Pläne zu dem Florence-Krankenhaus in San Francisko geliefert und für einen Herrn Johnson in Kalifornien eine Villa nach dem Zarenpalast zu Livadia erbaut. — Die Firma E. E. Holman in Philadelphia ist bereits seit neun Jahren in allen Staaten der Union thätig. Sie baut alles: Theater, Hotels, Stadt- und Landhäuser, vor allem bequeme und billige Cottages. Inhaber und Leiter der Firma ist Frau Elisabeth Holman. Nur wenige ihrer zahlreichen Kunden wissen, daß ihr Architekt, der seine Thätigkeit bis nach Jamaika hin erstreckt, eine Frau ist. — Frau Minerva Parker-Nichols in Brooklyn war ein ganz hervorragender Architekt, namentlich für Wohnhäuser, in denen sie alle für Frauen und Kinder nur möglichen Bequemlichkeiten schuf. Sie zeichnete nicht allein die Pläne, sondern leitete auch die Bauten selbst, und die Poliere erklärten, sie hätten noch keinen Baumeister gehabt, der sein Geschäft so gründlich verstand. Frau Barker hat es gleichwohl aufgegeben, als sie sich — verheiratete. — Nicht minder thätig und tüchtig ist Frau Wagner in Pittsburg. Sie zeichnet und baut gleichfalls allein. Sie hat Schulen, Universitäten, Kirchen, Kapellen gebaut, baut aber am liebsten Wohnhäuser. Das imposante Frauenportal auf der Ausstellung zu Atlanta war ihr Werk. Die Beispiele genügen, um zu zeigen, daß auf diesem Gebiete sie tüchtig vorgebildete und mit Talent begabte Frauen sich ein schönes Feld eröffnet.

Fahnenschwingen.

Schweizerische Volksspiele. Drei Dinge sind es, denen der Schweizer leidenschaftlich huldigt: Turnen, Singen und Schießen. Jedes Dorf hat seinen Turn-, Gesangs- und Schützenverein, und zum größten Teil sind es die nämlichen Personen, welche die Mitgliedschaft dieser Vereine ausmachen. Auf diese Weise trifft auf jedes Jahr ein Fest, obwohl die einzelnen Kategorien nur alle drei Jahre eine größere Veranstaltung geben. Das Turnen wird in der Schweiz sehr eifrig gepflegt, desgleichen werden auch Spiele und Kraftübungen veranstaltet, welche den Sinnen auf den Alpen abgelernt sind, wie Schwingen, Steinstoßen, Fahnenschwingen usw. Das Schwingen erfordert außerordentliches Geschick und große Gewandtheit. Die beiden Gegner stecken in kurzen Schwinghosen, an denen sie sich halten, und versuchen nun, einander auf den Rücken zu werfen. Ruhig und bedächtig sassen sie sich an, und langsam spannt sich jede Muskel, bis die Griffe lassen, dann folgt ein oft minutenlanges langsames Hin- und Herdrängen, um eine schwache Seite des Gegners auszuspähen. Dann ein plötzlicher Ruck, ein Körper wirbelt durch die Luft, und im nächsten Augenblick liegt er regelrecht am Boden. Oft kommt es aber auch vor, daß sich ein Schwinger nur scheinbar eine Blöße giebt, um den Gegner zum Angriff zu verleiten, und auf einmal ist dieser dann selbst der Angegriffene. Unzählig sind die verschiedenen Bilder eines solchen Kampfes, der, wenn er regelrecht geführt wird, ein schönes Schaustpiel gewährt. Es giebt nur wenige Feste in der Schweiz, an denen sich nicht die Schwingübungen, die Sennen, und die Amateure, die Turner, gegenüberstehen. Jeder Teil setzt dann sein ganzes Können ein, um seiner Partei den Sieg zu sichern; meist tragen aber die kräftigen Aelpler den Sieg davon. Das Fahnenschwingen ist eine Kunst, die nur von Aelplern geübt wird; sie ist schwieriger, als es den Anschein hat. Nach dem Takte der Musik muß eine ziemlich große Fahne in schönen rhythmischen Bewegungen um den Körper und unter den Beinen weggezogen oder hoch in die Luft geworfen werden, wobei aber die Fahne nie gefaltet sein darf, sondern stets frei ausgebreitet bleiben muß. Einzelne Appenzeller Fahnenschwinger sind wahre Meister in dieser Kunst. Auf schweizerischen Turn- und Volksfesten kann man diese Spiele noch mit Muße bewundern, wie überhaupt hier der Pflege des Althergebrachten und Volkstümlichen große Aufmerksamkeit gewidmet wird.



Das Schwingen.
Schweizerische Volksspiele.

Seefischerschulen. Seit langer Zeit bestehen in jedem deutschen Küstenstaat Navigationsschulen, in denen die Schiffer die technische Beherrschung ihres Fahrzeuges, ein Fahrzeug zu führen. Mit dem Aufschwung der deutschen Seefischerei hat sich aber das Bedürfnis herausgestellt, noch eine andere Art von Schulen einzurichten, die das praktische Können der Seefischer durch theoretische Kenntnisse erweitern. Die Aufgabe, solche Schulen zu gründen, hat der Deutsche Seefischerei-Verein übernommen und an 18 Orten Seefischerschulen innerhalb eines Jahrzehntes eingerichtet. Davon liegen an der Ostsee Memel, Pillau, Neufähr, Lebo, dicht daneben Wittenburg, Stolpmünde, Dievenow, Oktermothafen, Rügen, Kiel, Karlshagen und Stralsund. An der Nordsee Tönning, Büsum, Blankenese, Altona, Finkenwärder, Altenwärder und Geestemünde. Als Leitsaden dient ein alljährlich vom Seefischereiverein herausgegebener Almanach. Der Unterricht, der im Winter erteilt wird, ist kostenlos. Er wird von den Fischern, die seinen Wert richtig erkannt haben, gern und regelmäßig besucht.

Die Gartenlaube

3. Beilage zu Heft 11, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Herzogin Margarete Sophia von Württemberg.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. H. Brandseph in Stuttgart.

Herzogin Margarete Sophia von Württemberg. Im Alter von 32 Jahren ist am 24. August in Gmunden die Gemahlin des Herzogs Albrecht, des präsumtiven Thronfolgers von Württemberg, an Herzkrämpfen gestorben, nachdem sie sich kurz vorher einer schweren Operation hatte unterziehen müssen. Die Herzogin Margarete Sophia, eine österreichische Erzherzogin, war eine gewinnende Erscheinung, eine liebevolle und aufopfernde Gattin und Mutter, deren frühes Hinscheiden unsomehr Teilnahme erregt, als mit dem Gatten sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter, an ihrem Sarge trauern. Ein anderes Töchterchen ist ihr vor zwei Jahren im Tod vorangegangen. Die Armen und Notleidenden verlieren in der gütigen Fürstin eine stets hilfsbereite Wohlthäterin.

Der Rolandbrunnen in Berlin. Der Kaiser hat zum Abschluß der Siegesallee einen Rolandbrunnen gestiftet, der am 25. August enthüllt worden ist. Dekorativ sehr wirkungsvoll erhebt sich das Monument nach dem Kemperplatz. Aus einem rechteckigen Becken, das sich auf Stufen ausbaut und mit gotischen Türmchen und einem umlaufenden Wappenfries alter Berliner Bürgergeschlechter geschmückt ist, wächst der viereckige Sockel empor, auf dem die Kolossalstatue des Roland Aufstellung gefunden hat. Wie schon in dem jüngst in der „Gartenlaube" erschienenen Artikel „Rolandbildsäulen" von G. Sello erwähnt ist, ist dieser Roland nicht als Hüter des Rechtes und ein Sinnbild städtischer Freiheit darhaupt und mit dem Schwert als Zeichen der höchsten Gerichtsbarkeit dargestellt, sondern der Künstler Otto Lessing hat sich an die Sage von dem Paladin Karls des Großen angelehnt und die Gestalt als den Helden von Roncesvalles charakterisiert. Das Haupt ist mit dem Helm bedeckt und die Linke hält das Hifthorn Olivant, dessen letzter Klang das Ohr Karls des Großen erreichte. Die Statue hat eine Höhe von 3¾ m und ist aus norwegischem Granit gemeißelt. Das Eisenschwert ist vergoldet. Am Sockel, zwischen den Säulen, sind figürliche Reliefs angebracht. Humoristisch aufgefaßt sind die Fröschе, die das Wasser in die Brunnenbecken speien.

Franz Sigel. Hochbetagt ist in New York ein Mann gestorben, der in gährender Zeit auf deutschem Boden eine bedeutende Rolle gespielt hat, Franz Sigel, ein alter Achtundvierziger. Geboren am 18. November 1824 zu Sinsheim in Baden, trat Sigel 1844 als Leutnant in das badische Heer ein, nahm aber schon nach drei Jahren seinen Abschied, um die Rechte zu studieren. Der Märzsturm des Jahres 1848 riß auch ihn mit, und im idealen Streben dem Vaterland freiheitliche Institutionen zu erkämpfen, stellte er sich an die Spitze der badischen Bewegung. Am 18. Mai 1849 ernannte ihn die provisorische Regierung in Baden zum Kriegsminister und Kommandanten der Insurrektionstruppen. Aber schon nach wenigen Tagen mußte er hinter dem Polen Mieroslawski zurücktreten, unter dem er dann gegen die preußische Occupationsarmee kämpfte. Nach dem Zusammenbruch des Widerstandes gelang es Sigel die Reste der Freischärler über die Schweizer Grenze zu retten. Gleich anderen Gesinnungsgenossen wandte er sich nun nach Nordamerika, war dort als Lehrer und Kaufmann thätig, bis ihn der Sezessionskrieg 1861 wieder ins Feld rief. Er ward für die Nordstaaten eine deutsche Legion, mit der er erst im Thal des Missouri, dann als Kommandant eines Armeekorps der Virginiaarmee im Shenandoahthal focht. Sigel hat am 5. Juli 1861 das erste siegreiche Treffen geliefert. Seine größte Waffenthat war der Sieg, den er am 7. und 8. März 1862 bei Pea Ridge errang. 1865 schied Sigel aus der Armee und ließ sich zwei Jahre später in New York nieder, wo er anfangs journalistisch, später in der städtischen Verwaltung thätig war. Der Kongreß zu Washington hatte dem General in Anerkennung seiner Verdienste ein Jahrgehalt bewilligt. Der einstige Freiheitskämpfer ist auch dem alten Vaterland mit treuer Liebe zugethan geblieben, dessen Einigung er auf anderen Wegen sich vollziehen sah. Unter den Deutsch-Amerikanern hat die tapfere Veteran eine hervorragende Stellung eingenommen. Die „Gartenlaube" verliert mit ihm einen alten Mitarbeiter.

General F. Sigel †.

Der Rolandbrunnen in Berlin.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hugo Rudolphy in Berlin.

Ein Ehrendenkmal für Ludwig Bechstein. Der Vorstand des Hennebergischen altertumsforschenden Vereins macht in einem Aufruf mit Recht darauf aufmerksam, daß Ludwig Bechstein bis heute noch kein Denkmal in deutschen Landen hat. Seine Sagen und Märchen sind längst Eigentum des gesamten Volkes. Kein Nachfolger hat Ludwig Bechstein, dem neben den Brüdern Grimm der erste Platz unter unseren Märchendichtern gebührt, aus dem deutschen Boden zu verdrängen vermocht. 42 Jahre ist der sinnige Poet bereits tot, am 24. November 1901 konnte man seinen 100jährigen Geburtstag feiern, aber die Ehrenschuld, dem Dichter ein Denkmal zu setzen, wurde bisher nicht eingelöst. Die Hennebergische Gesellschaft ist hierzu besonders berufen, diese Ehrenschuld einzulösen, denn Ludwig Bechstein war ihr Gründer und ist ihr bis zum Tode treu geblieben.

Das Kaiser Friedrich-Denkmal in Cronberg.
Nach einer photogr. Aufnahme von Fr. Schilling in Königstein.

Das Denkmal soll in Meiningen errichtet werden — geboren ist Bechstein in Weimar — in Meiningen, wo er erzogen wurde, wo er die Schule besuchte, wo er im Jahre 1831 seine Lebensstellung als Herzogl. Bibliothekar und sein Lebensglück fand. In Meiningen hat er seine Märchen geschrieben und auch dort seine Ruhestätte gefunden. Der Vorstand der Henneberg'schen Gesellschaft hat sich als Denkmalsausschuß konstituiert und bittet nun alle Freunde und Verehrer des Dichters um ihre Beihilfe. Gaben sind an den Kassierer der Gesellschaft, Mal Fichtner in Meiningen, oder an die Filiale der Deutschen Hypothekenbank Meiningen in Berlin, Behrenstr. 3, zu richten.

Die neuen Denkmäler zu Homburg und Cronberg. In Homburg v. d. Höhe, wo die verwitwete Kaiserin Friedrich so gern weilte, ist das erste Denkmal der edlen Fürstin errichtet worden. Die Enthüllung fand am 19. August in Gegenwart des Kaisers statt, der dabei seiner geliebten Mutter einen warmen Nachruf hielt. Das Denkmal, von dem wir eine Abbildung geben, ist ein Werk des Bildhauers Uphues, des Schöpfers des Standbildes Friedrichs des Großen in der Siegesallee zu Berlin. Der Entwurf zu dem Denkmal rührt indes vom Kaiser Wilhelm II selbst her. In sprechender Aehnlichkeit zeigt das Antlitz die charaktervollen Züge der Kaiserin Friedrich. Mit der Rechten zieht die Fürstin das Spitzentuch über der Brust zusammen, in der Linken hält sie eine vollständige Rose. „Victoria, Kaiserin Friedrich" steht auf dem Piedestallament. Vortrefflich stimmt zu dem Denkmal das dunkle Grün der Anlagen. Am Tage nach der Einweihung, am 20. August, wurde in Cronberg das Denkmal Kaiser Friedrichs enthüllt. Im grünen Thalgrunde zwischen dem Taunusort Cronberg und dem Witwensitz der Kaiserin Friedrich, Schloß Friedrichshof, hat das Denkmal Kaiser Friedrichs III einen ungewöhnlich schönen Standort. Das Kaiserpaar war, von Homburg kommend, zur Feier erschienen. Auch der Großherzog und die Großherzogin von Baden wohnten dem festlichen Akte bei. Kaiser Friedrich ist in der Uniform der Pasewalker Kürassiere in Ueberlebensgröße dargestellt. Die Rechte hält den Marschallstab, die Linke stützt sich auf den Pallasch und von den Schultern wallt der Mantel des schwarzen Adlerordens nieder. Auf dem Steinsockel, der das Bronzestandbild trägt, stehen die Worte: „Friedrich III. Deutscher Kaiser und König von Preußen." Gegen das Thal wird das Denkmal durch eine schöngeschwungene Balustrade abgeschlossen, vor der sich ein Becken befindet, das von einer unter der Brüstung angebrachten wasserspeienden Reliefmaske gespeist wird. Den wirkungsvollen Hintergrund zum Denkmal giebt ein prächtiger Park. Der Schöpfer des Denkmals ist ebenfalls Professor Uphues.

Das Kaiserin Friedrich-Denkmal in Homburg v. d. Höhe.
Nach einer photogr. Aufnahme von Gorhan & Delius in Berlin.

Die Burengenerale in Holland. Unter unbeschreiblicher Begeisterung der holländischen Bevölkerung haben die Tapfersten der Tapferen, die Burengenerale Louis Botha, Delarey und Dewet den niederländischen Boden betreten. Am 19. August erschien das Schiff mit den Generalen vor Rotterdam und alsbald umschwoll die Landenden eine so stürmisch sich äußernde Begeisterung, daß sie sich kaum freie Bahn machen konnten. Erschütternd war ihr Gang zu dem greisen Präsidenten Krüger nach Utrecht, zu dem kranken Steijn nach Scheveningen und Bothas Wiedersehen seiner Kinder in Brüssel. Die schwerblütigen Holländer haben mit den beweglicheren Brüssern in Kundgebungen der Sympathie und Bewunderung gewetteifert, und mehr als einmal zuckte es verräterisch in den Zügen der drei Männer, die sich jahrelang im Kampf gegen ein Weltreich behauptet haben und mit Waffen nicht besiegt worden konnten. Und wo sie jetzt das Wort ergriffen haben, um für den Empfang auf niederländischer Erde zu danken, stets äußerten sie sich mit einer wundervollen Beschiedenheit und einer Tiefe patriotischer Empfindung, die für diese heldenhaften Burenführer charakteristisch ist.

Die Buren-Generale in der zu Gunsten der Buren veranstalteten Ausstellung zu Scheveningen.

Otto Gildemeister. In Bremen ist am 26. August ein Mann gestorben, der sich auf den verschiedensten Gebieten große Verdienste erworben hat. Otto Gildemeister, der langjährige bremische Bürgermeister und treffliche Uebersetzer klassischer englischer Dichter, geboren am 13. März 1823 zu Bremen, studierte zu Berlin und Bonn und trat 1845 in die Redaktion der „Weser-Zeitung“ ein. 1852 wurde er zum Sekretär des Bremer Senats ernannt und entfaltete nun eine ersprießliche Thätigkeit im Dienste der alten Hansastadt, die ihn 1871 zum ersten Mal, im ganzen dreimal während je vier Jahren als Bürgermeister an die Spitze der Geschäfte stellte. Von 1867 bis 1890 vertrat Gildemeister seine Vaterstadt im Bundesrate. Litterarisch ist er vor allem als trefflicher Uebersetzer Byrons hervorgetreten, von dessen sämtlichen Werken er eine klassische Uebertragung geliefert hat. Auch an der von Bodenstedt herausgegebenen Uebersetzung der dramatischen Werke Shakespeares war Gildemeister hervorragend beteiligt. Von ihm rührt die Uebertragung der Königsdramen, sowie die verschiedener Lustspiele und des „Julius Cäsar“ her. Ferner übersetzte er Shakespeares Sonette und aus der italienischen Litteratur Ariosts „Rasenden Roland“ und Dantes „Göttliche Komödie“.

Otto Gildemeister †.
Nach einer photographischen Aufnahme von L. O. Grelenwald in Bremen.

Der König von Italien in Berlin. Am 26. August trat König Victor Emanuel III die Reise aus dem sonnigen Süden nach dem Norden an, die ihn zum erstenmal seit seiner Thronbesteigung als Gast des Deutschen Kaisers und des deutschen Volkes nach Berlin führte. Die Ankunft am kaiserlichen Hoflager zu Potsdam erfolgte am Abend des 27. August. Auf der Rampe des Neuen Palais stand die Leibkompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß, die der Kaiser mit seinem Gast, der die Uniform seines Husarenregiments (1. Kurhessisches) Nr. 13 angelegt hatte, abschritt. Am folgenden Morgen, der im Glanze prächtigen Kaiserwetters angebrochen war, hielt der König von Italien an der Seite seines erhabenen Verbündeten seinen Einzug in die Reichshauptstadt. Nach neun Uhr trafen die Monarchen am Potsdamer Bahnhof ein, das prächtigste zu einer porta triumphalis ausgeschmückt worden war. Der glänzende Zug bewegte sich nach dem Brandenburger Thor, das auf Die Säulen und der Aufbau waren zum Teil vergoldet, große Blumenaltäre errichtet, goldbronzierte Flaggenmasten aufgepflanzt, und in der hellen Augustsonne wogten tausend Fahnen in den deutschen und italienischen Farben. Vor dem Brandenburger Thor wurde der König von den städtischen Behörden begrüßt, in deren Namen Oberbürgermeister Kirschner Worte des Willkommens sprach. Dann fuhren die Monarchen mit dem glänzenden Gefolge und reitiger Eskorte die prächtig geschmückte Straße „Unter den Linden“ entlang durch das von den Garderegimentern gebildete Spalier nach dem königlichen Schlosse. Auf dem ganzen Wege wurden ihnen stürmische Huldigungen zu teil, und lebhaft machte sich die Sympathie für den Sohn des auf so tragische Weise dahingerafften Königs Humbert geltend. Kurz nach der Ankunft fand in der Ruhmeshalle in Gegenwart der beiden Monarchen die Nagelung und Weihe von neuen Fahnen statt.

Abschreiten der Ehrenkompagnie vor dem Neuen Palais in Potsdam. — Die Begrüßung des Königs durch den Oberbürgermeister von Berlin.

König Victor Emanuel III von Italien in Potsdam und Berlin.
Nach Aufnahmen von Hofphotographen Selle & Kunze in Potsdam und Hugo Rudolphy in Berlin.

Einsturz der Cornelius-Brücke in München. Am 26. August ist die im Bau begriffene Cornelius-Brücke in München, die bei der Corneliusstraße über die Isar nach der Vorstadt Au führt, zum Teil eingestürzt. Von den zwei Bogen, aus denen das monumentale Bauwerk besteht, ist der rechte, 35,50 m lange und 18,50 m breite Bogen kurz vor der Vollendung, als eben die letzten Betonschichten gelegt werden sollten, die Arbeiter mit sich reißend, zusammengebrochen. Zwei Tote, zahlreiche Schwer- und Leichtverletzte wurden aus den Trümmern geholt. Das eingestürzte Mauerwerk liegt samt dem Gerüst der Länge nach im Flußbett, wie auf unserem Bilde deutlich zu sehen ist.

Die eingestürzte neue Corneliusbrücke in München.
Nach einer photographischen Aufnahme von G. Stuffler in München.

Die Erfurter Jahrhundertfeier. Erfurt, die alte Metropole Thüringens, hat am 21. August das Fest der hundertjährigen Zugehörigkeit zu Preußen gefeiert. Erst dem Erzbischof von Mainz verpfändet, ist Erfurt mit dem Eichsfeld 1802 im Frieden von Lunéville an Preußen gekommen. Die Feier vom 21. August gipfelte in einem prächtigen Festzug. Lieblich stellte sich vor allem der Wagen der Erfurter Gärtner dar, den wir im Bilde bringen. Erfurts Gartenkultur, deren Begründer Christian Reichardt war, genießt ja einen vorzüglichen Ruf, und als wahre Künstler haben sich die Erfurter Gärtner bei der Jahrhundertfeier bewährt.

Fechterinnen-Kurse der Viktoria-Fortbildungs-Schule zu Berlin. Die außerordentlich stark besuchten Lehrerinnen-Kurse dieser Schule sollen von diesem Herbst ab eine erhebliche Erweiterung erfahren, und zwar wird der kaufmännische Fachkursus künftig folgende Fächer umfassen: Handelsrecht, Handelslehre mit Wechselkunde, Buchführung, Kontorübungen mit Korrespondenz, Rechnen, Stenographie, Maschinenschreiben, kaufmännisches Schreiben, französische und englische Handelskorrespondenz. Der gewerbliche Fachkursus umschließt: Schneidern, Maschinennähen, Wäschezuschneiden, Putzmachen, Kunsthandarbeit, Maschinenstricken, Zeichnen. An diese beiden Unterrichts-Gruppen schließen sich die Vortrag-Kurse über „Einführung in die Theorie und Praxis der Fortbildungsschule", „Einführung in die soziale Gesetzgebung", „Grundzüge der Volkswirtschaftslehre" an, auch „Pädagogische Psychologie" und „Rechtskunde" werden auf besonderen Wunsch behandelt. Anmeldungen zu dem Kursus, der am 13. Oktober beginnt und ein halbes Jahr dauert, sind bis 15. September an Fräulein Margarethe Heuschke, Berlin W., Derfflingerstraße 16, erbeten.

Zum „Ende des Burenkrieges". Der Artikel des Herrn Prof. Egelhaaf über „Das Ende des Burenkrieges" in der „Gartenlaube" hat, wie wir zu unserer Befriedigung wahrnehmen dürfen, in den weitesten Kreisen unserer Leser Beachtung und freudige Zustimmung gefunden. Eine Zuschrift an die Redaktion sagt über ihn: „Der schöne Artikel wird noch manchmal nachgelesen werden von denen, die über das grausige Drama in Südafrika nicht einfach mit dem Gedanken hinwegsehen, daß es ja nun glücklicherweise aus sei." Der Herr Einsender fügt bei, es scheine ihm wünschenswert, daß der Artikel, gerade wegen seiner hohen Bedeutung, im einzelnen noch ergänzt werde. Gern kommen wir diesem Wunsche nach, den Angaben des geschätzten Einsenders folgend:

England bezahlt 60 Millionen nicht für den Wiederaufbau der Farmen, sondern für die im Kriege ausgegebenen Noten, Quittungen und für den Wiederaufbau der Farmen zusammen. Darlehen gewährt England nicht auf zwei Jahre zu 3 Prozent, sondern auf zwei Jahre zinslos und für die weitere Zeit zu 3 Prozent. —

Die erste Anregung zu Friedensbesprechungen ging von Lord Kitchener aus; dies konstatieren auch die englischen amtlichen Berichte. Die Zusammenkunft fand am 12. April statt. Die Vertreter der Buren waren Schall Burger, Louis Botha und Steijn. —

Nicht der Bauernblick, sondern Holländisch — wie das auch bisher der Fall war — wird nach dem Friedensvertrag in den Schulen gelehrt.

Die Buren sollen nicht mit die Gemeinen allemal laufen, sondern auch die Offiziere.

Gründung des Gartenbaues 1700.

Von dem Festzuge zur Feier der hundertjährigen Zugehörigkeit Erfurts zu Preussen.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Louis Held in Weimar.

Die Gartenlaube

4. Beilage zu Heft 11. 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Die Denkmalfeier in der Sachsenklemme. Am 15. August sind in Tirol die Erinnerungen an die glorreiche Zeit des Freiheitskampfes von 1809 mächtig aufgelebt. Auf Anregung des Bauer Andreas Hofer-Veteranenvereins war die Aufstellung eines würdigen Denkmals in der Sachsenklemme bei Sterzing beschlossen worden. Die eigentliche Feststadt war das Städtchen Sterzing. Hier hatte am 3. August 1809 die französische Division Rouyer gestanden. Die Vorhut der Division, die sich aus sächsischen und bairischen Truppen zusammensetzte, die als Rheinbündler mit gegen Oesterreich fochten, erhielt Befehl durch die Schlucht der Eisack weiter vorzurücken. In dieser Enge ereilte sie das Schicksal. Landsturm gesammelt und ließ die fürchterlichen Steinlawinen auf die Tapferen herab. In der waldumschlossenen Enge zwischen Sterzing und Brixen kämpften sie in mörderischem Kampfe, Deutsche gegen Deutsche, bis die letzten Sachsen und Bayern, von dem französischen Marschall im Stich gelassen, zwischen Granittrümmern eingeklemmt, sich ergaben. Aus Nord- und Südtirol, aus den bayrischen Grenzlanden, aus Wien und Niederösterreich waren die Teilnehmer an der Denkmalfeier, Landvolk in Tracht, Kriegervereine mit Fahnen, wie unsere Bilder zeigen, zusammengeströmt. Das Hauptdenkmal, das am 15. August enthüllt wurde, erhebt sich in Gestalt eines beinahe 8 m hohen Obelisken von Granit auf einem Bisenplan am Schlachtort, dicht an der rauschenden Eisack. Die Broncewappen von Tirol, Sachsen und Bayern schmücken den Stein, denn das Denkmal ist nicht nur zum Ruhm der siegreichen Tiroler, sondern auch zum Gedächtnis und zur Ehrung der Besiegten errichtet worden. Am gleichen Tage wurde bei Obrau, oberhalb

Bauern aus Rigaud als Festteilnehmer bei der Denkmalweihe.

der Sachsenklemme das sogenannte Kapitänsdenkmal enthüllt zur Erinnerung an zwei hier gefallene sächsische Brüderpaare. Unweit davon, am Rande des „Sachsenackers“ wurde ferner ein Granitkreuz errichtet an Stelle des alten Kreuzes, das bis auf diesen Tag die Gebeine von 200 hier gefallenen Thüringern bezeichnet hat, und endlich wurde auch am Hause des tirolischen Volkshelden Peter Mayr zu Unterau, am Ende der Schlucht, eine Gedenktafel angebracht.

Das Deutschmeister-Corps legt einen Kranz nieder.

Von der Enthüllung des Krieger-Denkmals in der Sachsenklemme.

Nach photographischen Aufnahmen von Rudolf Lorgajolli in Brixen.

Das Michel Mort-Denkmal in Kreuznach. Zu gesegneten, reben-reichen Rahethal liegt da, wo der Fluß sich durch das Gebirge Bahn gebrochen hat und in die Ebene des „Bandes“ eintritt, um dem Rhein zuzueilen, die alte malerische Badestadt Kreuznach. Heute noch hat Kreuznach sich vielfach das Aussehen einer wehrhaften mittelalterlichen Stadt bewahrt. Die Nahewiesen, auf der die berühmte Elisabethquelle entspringt und wo eine moderne Villen- und Hotelstadt sich anbaut, hat zwar diesen Charakter nicht; wer aber über die Alte Brücke geht, die weiter unterhalb die auf beiden Flußufern liegende Altstadt verbindet, der sieht materische alte Brückenhäuser sich im Flusse spiegeln. Kreuznach hat, wie jede alte deutsche Stadt, eine interessante Ortsgeschichte und Ueberlieferungen, die mit Eifer gepflegt werden. Ein Denkmal, das eine der lebhaftesten Episoden aus der Kreuznacher Chronik feiert, ist kürzlich auf dem Eisermarkt dieser Stadt errichtet worden: das Michel

Michel Mort-Denkmal in Kreuznach.

Mort-Denkmal, geschaffen von dem in Kreuznach lebenden Bildhauer Robert Cauer. Michel Mort war ein Kreuznacher Fleischergeselle, der mit gegen den Erzbischof von Mainz aufdrückte, als das Feldzeichen des Mainzer Kirchenfürsten mit dem silbernen Rad in rotem Feld sich im Jahre 1279 wieder einmal gegen die Kreuznacher wandte. Mit Mut und der Tapferkeit der Kreuznacher, Graf Sponheim, in der Schlacht bei Sprendlingen verwundet zusammenbrach und die Aufgebote des Erzbischofs sich seiner zu bemächtigen suchten, da hieß sich der Kreuznacher Fleischer zu dem Führer Bahn, nahm ihn auf und trug ihn durch Schwert und Speer aus dem Gewimmel. Dem wackeren Mann ist nun das schöne Standbild errichtet worden, das wohl mit Recht ein würdiges Denkmal deutscher Treue genannt werden darf.

Feierlichkeiten gelegentlich der hundertjährigen Zugehörigkeit zur Krone Preußen wurden in den ersten Tagen des Monats August in einer ganzen Reihe ursprünglich reichsunmittelbarer Teile unseres Vaterlandes festlich begangen. So brachte auch die ehemalige freie Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen am 3. August dieses Jahres die Erinnerung an ihre Einverleibung in den preußischen Staat durch eine würdige Hundertjahrfeier zu frohem Ausdruck. Den Mittelpunkt dieser schönen Feier bildete ein historischer Festzug. Elf Festwagen unterbrachen wirkungsvoll die lange nach Tausenden zählende Reihe der Zugteilnehmer. Unser Bild zeigt den Wagen der vereinigten Krieger- und Militärvereine. Er versinnbildlicht die Erhebung des deutschen Volkes im Jahre 1813. Vor seinem Zelte inmitten des Feldlagers steht Marschall Blücher mit seinem getreuen Gneisenau am Kartentische und weist gebieterisch nach „Vorwärts“. Den Wagen begleiten Lützower freiwillige Jäger, Landwehrleute und anderes kriegerisches Volk. Strahlender Sonnenschein begünstigte die schöne Feier, an der die festliche Feststimme bei den Teilnehmern wie bei den Zuschauern aufs vergnüglichste zur Geltung kam. — Auch der Kreis Heiligenstadt feierte in den Tagen vom 1. bis 4. August die hundertjährige Zugehörigkeit des Eichsfeldes zur Krone Preußen. Aus diesem Anlasse wurde am Rathause von Heiligenstadt eine Gedenktafel enthüllt, welche sich auf die Anwesenheit der Königin Luise in Heiligenstadt gelegentlich ihrer sechzehnten Reise von Weimar nach Berlin am 14. und 15. Oktober 1806 bezieht. Die Gedenktafel zeigt in Medaillonform das Reliefbildnis der Königin und darunter die Inschrift: „Zur Erinnerung an den Aufenthalt der Königin Luise in Heiligenstadt am 14. und 15. Oktober 1806. — Hundert Jahre unter preußischem Scepter, während dieses Zeichen ehrfurchtsvoller Liebe am 3. August 1902 die allzeit getreue Stadt Heiligenstadt.“

Die Königin Luise-Gedenktafel am Rathaus zu Heiligenstadt.

Nach e. ph. togr. Aufn. von F. Pelz in Duderstadt.

Das größte Textilunternehmen der Welt soll in Kanada (Nordamerika) entstehen. Es wird ausgerüstet mit 500 000 Spindeln, 12 000 Webstühlen und 4000 Arbeitern. Die Spinnerei wird 175 000 Ballen Baumwolle im Jahre verarbeiten und 75 000 000 englische Pfund (27 000 000 kg) erzeugen. Die ganze Baumwollernte von Oklahoma wird allein von dieser Fabrik beansprucht.

Preußische Landwehr im Festzuge.

Von der Hundertjahrfeier der Zugehörigkeit Mühlhausens i. Th. zu Preussen.

Nach einer photographischen Aufnahme von Fr. Schneider in Mühlhausen i. Th.

Kleine Mitteilungen.

Kriegergräber aus der Schlacht bei Spichern vom 6. August 1870. Fernab vom Wege, den die meisten Besucher des Schlachtfeldes von Spichern einzuschlagen pflegen, dort wo der rechte Flügel der deutschen Armee auf Stieringen und seine stark verschanzten Eisenwerke vorging, treffen wir in einsamen Buchenwäldern und in Wiesengründen zahlreiche Kriegergräber an. Wo die Tapferen einst fielen, da fanden sie auch ihre letzte Ruhestätte, und es müssen gewichtige Gründe vorliegen, wenn ausnahmsweise eine Umbettung erlaubt wird. Die Ausbreitung eines von der Burbacher Eisenhütte angelegten Schlackenberges bis hart an die Kriegergräber heran konnte als hinreichende Begründung zur Entfernung derselben von den Behörden nicht anerkannt werden, weil die Gräber vor Anlage des Schlackenbergs vorhanden waren, und so sah sich die Burbacher Hütte veranlaßt, ihren Schlackenberg in anderer Richtung auszudehnen, die bedrohten Kriegergräber aber durch eine Schutzanlage zu sichern. Ich welch hervorragender Weise letzteres geschehen ist, lassen unsere Abbildungen der Kriegergräber Nr. 74 und 77 ersehen.

Die für das Kaiser Wilhelm-Denkmal zu Hamburg bestimmten eisernen Flaggenstangen auf dem Transport.

Besonders das Grab Nr. 74 ist durch einen umfangreichen und sorgfältigen Einbau in den Schlackenberg geschützt worden. Gleichzeitig sind um die Gräber gärtnerische Anlagen geschaffen worden, deren Unterhaltung sich das genannte Eisenwerk verdienstvoller Weise angelegen sein läßt.

32 m hohe Flaggenmasten. Zumeist seltener wird das Holz zu Zwecken der Schiffsausrüstung verwendet. Stahl und Eisen sind an seine Stelle getreten. Auch die Masten, zu denen einst ausschließlich die Fichte für elektrisches Holz bezahlt, werden heute häufig aus Eisenblech oder Stahlblech hergestellt. Zu Flaggenmasten, wie sie an Aussichtspunkten und zu dekorativen Zwecken auf Plätzen usw. Verwendung finden, hat man indes meist noch Holz genommen, zumal, wenn es sich nicht um Stangen von größerer Länge handelte. Anders bei den Masten, die für das Kaiser Wilhelm-Denkmal auf dem Rathausmarkt zu Hamburg bestimmt sind. Die nicht weniger als 32 m hohen Flaggenstangen sind aus Blech gefertigt, und zwar ist jeder Mast aus einzelnen Teilen durch Wasserguß zu einem Stück zusammengeschweißt, so daß keine Naht daran ist. Diese Masten haben am Fuße einen Durchmesser von 50 und am oberen Ende einen Durchmesser von 30 cm. Die Stärke des Blechs beträgt 15 mm. Unser Bild zeigt, wie die Masten, die von der Aktiengesellschaft Ferrum (vorm. Rhein & Co.) in Kattowitz hergestellt wurden sind, auf der Eisenbahn transportiert wurden.

Der Verein deutscher Reichsangehöriger in Moskau hat soeben seinen zweiundzwanzigsten Jahresbericht herausgegeben. Er hat auch im letzten Jahre wiederum zahlreichen bedürftigen Deutschen geholfen und sehr viel Gutes getan. Es wurden 229 Personen unterstützt. Davon stammen 169 aus Preußen. Unter den anderen deutschen Bundesstaaten war Sachsen mit 12, Bayern mit 10 vertreten. Von den deutschen Städten kamen die meisten Unterstützten, 28, auf Berlin, auf Königsberg 15, Memel 9, Danzig 5. In den Berufen überwiegen bei den Frauen die Erzieherinnen (37) und die Wirtschafterinnen (13), bei den Männern die Kanzleute (24), die Schlosser und Metallarbeiter (17), die Landwirte und Gärtner (je 8), die Musiker (7), Zeichner (6), Artisten (4). Handwerker sind außer den genannten nur

Grab Nr. 77.

Grab Nr. 74.

Kriegergräber auf dem Schlachtfelde von Spichern.

vereinzelt unter den Hilfsbedürftigen. 23 Personen wurden auf Vereinsbillets je nach ihrem Wunsch und ihren Bedürfnissen nach der deutschen Grenze oder nach anderen russischen Städten befördert. Im Friedrich Wilhelm-Viktoria-Stift in Moskau, an dessen Mittagstafel jeder arme Reichsangehörige teilnehmen kann, wurden 90 Personen verpflegt. In dem Stift sind auch vier mit allem Notwendigen gut ausgestattete Zimmer für Durchreisende, die deren bezehren, eingerichtet. Mag der Verein deutscher Reichsangehöriger in Moskau nur so weiter arbeiten wie bisher, er wird dann Segen die Hülle und Fülle stiften.

Kleine Mitteilungen.

Ein neuer Schlafwagen. Die von dem belgischen Ingenieur Georg Nagelmackers im Jahre 1873 gegründete Internationale Schlafwagen-Gesellschaft hat soeben einen neuen Schlafwagen in Dienst gestellt. Die alten bewährten Einrichtungen dieser Wagen, die besonderen Fahr- oder Dachgestelle, die elastische Aufhängung, die bequeme Anordnung der Abteile, die Beleuchtung, Heizung und Lüftung sind beibehalten worden, doch hat man in dem neuen Wagen eine ganze Reihe praktischer Neuerungen durchgeführt. So wurden oberhalb des Waschtisches Fenster angebracht, damit der Schaffner des Schlafwagens auf Wunsch dem Reisenden vom Gange aus jedwede Handbietung leisten kann. Der Diener kann auf diese Weise auch die Reinigung des Waschtisches, den Wechsel der Handtücher usw. vornehmen, ohne in ein Abteil eintreten und die Reisenden hören zu müssen. Auch bei der Lüftung der Wagen ist eine wirksame Neuerung angebracht, Ventilationsschieber oberhalb und unterhalb der Abteileingangstüren. Diese Ventilationsschieber fördern außer den in dem Oberlichtaufbau angebrachten Torpedoventilatoren den Wechsel der Luft und gestatten während der Nacht der guten Luft jederzeit Zutritt in den Schlafraum. Die wohltätigen Neuerungen sind jedoch Sicherheitsvorkehrungen. Auf Verordnung des Ministers der öffentlichen Arbeiten getroffen wurden. Die bisher fest angebrachten Fenster im Seitengang wurden in nach innen zu öffnende zweiflügelige Fenster umgewandelt, so daß im Falle der Gefahr die Reisenden leicht aus dem Wagen hinausklommen können. Die in den Abteilen vorhandenen Fenster wurden gleichzeitig so groß gemacht, daß man, nachdem man sie hinaufgeschoben, bequem durch die Oeffnung ins Freie gelangen kann. Oberhalb der beweglichen Fenster wurden Handgriffe angebracht, an denen der Passagier sich beim Hinausklettern festhalten kann. Die Verkleidung der Heizungsrohre diente ihm dabei als Tritt. Unser Bild zeigt den Vorgang des Kletterns durch ein solches Waggonfenster. Um auch von außen in Fällen der Gefahr leicht in das Innere des Wagens gelangen zu können, sind Handgriffe unterhalb der Fenster am Wagenkasten und außerdem Tritte angebracht worden, auch ist jedem Wagen eine Leiter zum Einsteigen in den Wagen beigegeben worden. Der neue Wagen, der 68000 Mark gekostet hat, wurde in Deutschland hergestellt.

Ein neuer Schlafwagen.
Nach einer Aufnahme von Georg Buste in Berlin.

Wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande. Wiederholt schon hat die „Gartenlaube“ die Gründung solcher Schulen angezeigt, deren erste im Jahre 1897 durch Fräulein von Kortzfleisch in Hessen eröffnet wurde. Diese Schule hat sich eine gesunde wirtschaftliche Ausbildung junger Mädchen zur Aufgabe gestellt und ist inzwischen unter Beihilfe der preußischen Regierung nach Reifenstein in Thüringen verlegt worden. Eine zweite Schule in Osterode ist ebenfalls gut besucht. Neuerdings hat sich nun auch in Bayern ein Verein zur Gründung solcher Anstalten gebildet, da kein Zweifel darüber bestehen kann, in welchem Maße sich hier das Bedürfnis nach geschulten Haushalts- und Wirtschaftspositionen mit der Berufsarbeit so vieler Mädchen begegnet. Der städtische Haushalt genügt die Gegenzeit zur gründlichen Ausbildung in allen Zweigen der Wirtschaft nicht mehr, es ist also dringend notwendig, daß es da und dort eine Anstalt gebe, wo in gesunder Landluft bei frischer Thätigkeit unsere Stadtmädchen körperlich erstarken und die vielen praktischen Fertigkeiten erlernen, welche auch heute noch die rationelle Führung jedes größeren Wirtschaftswesens erfordert. Die Posten dafür sind unendlich leichter zu finden als die durch das wissenschaftliche Studium erstrebten und entsprechen der Begabung der Mehrzahl sicherer als jene. Der bayrische Verein hofft, schon im nächsten Jahr seine erste Wirtschaftsschule in der Umgebung Münchens zu eröffnen. Anfragen, Meldungen und Beitrittserklärungen sind zu richten an die erste Vorsitzende Frau Dr. Kolb, Konradstraße 9 in München.

Ein schwimmendes Kloster. Der östliche Zipfel der türkischen Halbinsel Chalkidike am Aegäischen Meer, der Heilige Berg Athos, beherbergt in einigen zwanzig Klöstern, die auf seinen Abhängen zerstreut liegen, über 6000 Mönche, die unter einer obersten Leitung eine Republik für sich im Reiche des Sultans bilden, dem sie natürlich tributpflichtig sind. Der Tribut, den sie alljährlich an Abdul Hamid zu zahlen haben, ist keineswegs niedrig bemessen. Er wird aber leicht aufgebracht, denn die Mönchsrepublik ist sehr reich, und in ihren Klöstern steckt mancher Millionär. Als selbständiges Gemeinwesen unterhält die Republik auch ein eigenes Schiff, einen Segler, der den Namen „Pokrov Prejwjatnya Bogorotzizy“ führt. Das Schiff legte kürzlich an der südrussischen Hauptstadt Taganrog an. Es ist in Wirklichkeit ein schwimmendes Kloster. Schwarz angestrichen, zeigt es an seinem Bug das große Kreuz des Panteleimonklosters auf dem Berge Athos. Der Kapitän, Pater Gerasim, und die ganze Besatzung sind Mönche vom Athosberge und tragen die Mönchstracht. Pater Gerasim trägt auch auf dem Schiff, dessen Ladung aus gewaltigen Oel von Rosenöl für das Panteleimonkloster in Moskau bestand, alle Abzeichen seiner geistlichen Würde. Daß es auf dem Schiffe eine Kirche giebt, ist ebenso selbstverständlich, wie daß alle Klosterregeln von den Mönchsmatrosen beachtet und daß weibliche Personen auf dem Schiffe nicht zugelassen werden.

Japanische Elfenbeinarbeiten. Die Verwendung des Elfenbeins zu Kunstarbeiten ist mult. Die ältesten Schnitzereien, die unter Zunden aus vorgeschichtlicher Zeit vertreten sind, bestehen aus Horn und Elfenbein. In Europa blühte dieser Zweig des Kunstgewerbes im Anfang des Mittelalters und im 17. Jahrhundert, auf deutschem Boden namentlich in Nürnberg und Augsburg. In Mosten begonnt man oft schönen oder eigenartigen Elfenbeinarbeiten aus jener Zeit. Heute wird dieser Teil der Schnitzerei in Europa weniger gepflegt, in Asien blüht er aber nach wie vor. Die chinesischen Fächer, Kästchen, Becher u. dgl. sind sehr vollkommen ausgeführt und zeugen von der großen Sorgfalt und unermüdlichen Geduld ihrer Hersteller. Von China aus fand die vollendetere Technik der Elfenbeinschnitzerei über Korea den Eingang nach Japan.

Japanische Elfenbeinarbeiter.

Die Bewohner des ostasiatischen Inselreichs begnügten sich aber keineswegs mit der bloßen Nachahmung der Chinesen. Sie paßten auch die Elfenbeinschnitzerei ihrer eigenartigen Kunst an und brachten in dieselbe eine Fülle neuer Motive, unter denen auch humoristische Darstellungen einen breiten Raum einnehmen. Das Geschick und die Geduld der japanischen Gewerbekünstler sind nicht minder groß wie die der Chinesen, während ihr Geschmack viel feiner ausgebildet ist. So trug das alles dazu bei, daß die japanischen Elfenbeinarbeiten nicht nur zu den besten der Welt zählen, sondern auch in künstlerischer Beziehung das Meiste übertreffen, was andere Länder, Europa nicht ausgenommen, auf diesem Gebiete geschaffen haben. Japan hat in jüngster Zeit seine Industrie vielfach nach europäischen Muster umgestaltet, aber Menschen und Großbetrieb haben diese Zweige des Kunstgewerbes nicht beeinflußt. Die Werkstätten, aus denen die schönsten Porzellanmalereien und Schnitzereien hervorgehen, sind zumeist recht klein. In kleinen Häusern und engen Räumen sitzen unter Leitung eines geübten Meisters einige junge Leute, Männer und Mädchen, die für einen geringen Lohn bei mehr als zehnstündiger Tagesarbeit die reizenden Kunstsachen mit großer Handfertigkeit herstellen. Einer Mädchen gewährt einen Einblick in ein solches Atelier im Reiche des Mikado. Im großen und ganzen brauchen die europäischen Gewerbekünstler aber ihre Kollegen im fernen Osten um ihr Los nicht zu beneiden.

Halbheft 23. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Runen.

Roman von E. Werner.

(3. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Im Pfarrhause von Raansdal war mit Fräulein Inga Lundgren eine Art Kobold eingezogen. Sie war bald draußen, bald drinnen, lachte und trällerte, guckte in alles hinein und neckte alles, was in ihre Nähe kam. Der Pastor, so nachsichtig er sonst war, schüttelte doch bisweilen den Kopf, und Hildur machte Vorstellungen, aber eins half so wenig wie das andere. Wenn nun vollends Kurt Fernstein kam, der es nie versäumte, seinen Freund zu begleiten, wurde das sonst so ruhige, gleichmäßige Leben im Hause bisweilen geradezu auf den Kopf gestellt.

Die Beiden befanden sich in einem fortwährenden Kriegszustande, und das „Temperament" der jungen Dame kam dann meist in sehr lebhafter Weise zum Vorschein.

In der letzten Zeit war noch ein dritter Gast im Pfarrhause aufgetaucht, Philipp Röder, der sich im Gasthofe seßhaft gemacht hatte und von Kurt bei dem Pastor Erikssen eingeführt worden war. Seine Besuche waren allerdings noch vorwiegend pantomimisch. Er hatte zwar aus Drontheim eine umfangreiche norwegische Grammatik mitgebracht, aber das Lernen war nun einmal Philipps schwache Seite. Da mußte Kurt dann wieder den Dolmetscher machen, und er that das mit der größten Bereitwilligkeit, besonders wenn es sich um ein Gespräch mit Fräulein Inga handelte, welcher er gleich anfangs im tiefsten Vertrauen mitgeteilt hatte, sein armer Freund wäre infolge einer unglücklichen Liebe sehr nervös, manchmal bis zur Unzurechnungsfähigkeit. Er wäre eigens nach dem Norden gekommen, um seine Nerven wieder herzustellen, und man dürfte es ihm nicht übelnehmen, wenn er bisweilen etwas verrückt erschiene.

Im Garten.
Nach dem Gemälde von H. Bacon.

Inga fand das sehr rührend, sie hatte tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen und behandelte ihn äußerst zart und schonend. Philipp feinerseits hielt den Behmutskharakter krampfhaft fest, denn Kurt versicherte ihm wiederholt, man finde das höchst interessant an ihm.

Auch sonst hatte Röder alle Ursache, mit seinem Aufenthalt in Raansdal zufrieden zu sein. Die Verhältnisse in seinem Gasthofe waren zwar sehr einfach, aber immerhin annehmbar, und bei seinem Besuch in Edsviken hatte Bernhard Hohenfels den einstigen Schulfreund freundlich aufgenommen. Ueberdies kam der Kapitän des „Seeadlers“ täglich ans Land und empfing sehr gern auf seinem Schiffe Besuche, die ihm halfen, die Langeweile dieser unfreiwilligen Muße zu verkürzen. Auf dem „Seeadler“ aber sprach alles deutsch, und dann war ja noch der Hofsteiner da, der junge Matrose, der ein so gemütliches Platt redete, kurz, man fühlte sich ganz heimisch hier, und zu Philipps Glück fehlte nur eins: die Möglichkeit einer direkten Verständigung mit der Dame seines Herzens.

Der glückliche Mensch in ganz Raansdal aber war zept Christian Kunz, der in den verschiedenen Landsmannschaften formlich schwelgte. Er hatte allerlei alte Bekanntschaften an Bord des „Seeadlers“ wieder aufgefrischt und hielt sich nun schadlos für die schweigsame Vergangenheit. Er schwatzte den ganzen Tag, und zu seiner höchsten Genugthuung wurde jetzt auch in Edsviken deutsch gesprochen. Kurt hatte das sehr ruhig, aber sehr beharrlich durchgesetzt. Wenn Bernhard norwegisch sprach, so antwortete er deutsch oder antwortete auch gar nicht, bis sein Freund sich zu der Muttersprache bequemte, und das war bald zur Gewohnheit geworden.

Leutnant Fernstein war überhaupt eine Art Ideal für Christian, der ihn mit einer wahren Begeisterung bediente. Vor seinem Herrn hatte er trotz aller Anhänglichkeit doch eine gewisse Scheu, dem Leutnant aber vertraute er all seine Leiden und Freuden an, und der verschaffte ihm auch täglich Urlaub, um zu dem „Herrn“ Landsmann zu gehen, wie er Röder respektvoll nannte. Dieser wollte nämlich von ihm Norwegisch lernen, da er mit der Grammatik allein nicht vorwärts kam, aber statt dessen redeten sie in den Sprachstunden gemütlich das heimische Platt. Philipp kannte es von den Dienstleuten in seinem Elternhause her, ihm war das eine liebe Jugenderinnerung, und Christian war glücklich bei den heimischen Lauten. Kurt erkundigte sich öfter angelegentlich nach diesen Sprachstudien, er wollte wissen, ob man seine Thätigkeit als Dolmetscher etwa kontrollieren könnte, aber er erhielt stets die beruhigende Versicherung, daß Herr Röder noch gar nichts könne und wohl auch nie norwegisch lernen werde.

Der geplante Ausflug nach dem Norden war einstweilen verschoben worden, denn Kurt, der sich anfangs so darauf gefreut hatte, erhob jetzt allerlei Einwendungen. Sein Urlaub erstreckte sich ja noch über den ganzen nächsten Monat, dann war die Jahreszeit jedenfalls noch günstiger, und vor allen Dingen müsste man doch Raansdal und seine Umgebung näher kennenlernen.

„Ich sehe es, du hast keine Lust!“ sagte Bernhard endlich etwas gereizt. „Meinetwegen, mir ist es gleich, ob wir ein paar Wochen früher oder später abfegeln. Ich komme ja nicht in Verührung mit Aitheim, und das ist mir die Hauptsache.“ Und dabei war es geblieben. —

Es war gegen Abend, der Pastor hatte mit Inga einen größeren Spaziergang unternommen, und Hildur war zu Hause geblieben, weil sie ihren Bräutigam erwartete. Sie stickte bunte Arabesken in den Saum einer Tischdecke, die für den künftigen Haushalt in Edsviken bestimmt war, aber die fleißigen Hände ruhten oft, und auf dem Gesicht des Mädchens lag ein nachdenklich grübelnder Ausdruck, der diesen klaren, festen Zügen sonst gar nicht eigen war.

In der ersten Zeit ihrer Verlobung war alles so klar und fest gewesen in ihrem Innern, ein stilles, wolkenloses Glück, und äußerlich hatte sich ja nichts geändert, es war eigentlich auch jetzt kein Grund zu thörichten Grübeleien vorhanden. Aber trotz alledem fühlte Hildur, daß seit dem Erscheinen Kurts, und mehr noch seit der Ankunft des Ministers, etwas zwischen ihr und dem Bräutigam stand, etwas, dem sie keinen Namen zu geben wußte, von dem sie nur empfand, daß es fremd und feindlich war. Bernhard war erst am nächsten Tage nach jener Begegnung zu ihr gekommen, hatte so kurz und einsilbig wie nur möglich Dardur berichtet und schließlich abgebrochen mit der Bemerkung: „Erlaß mir das Weitere! Ich bin froh, daß die Sache abgethan ist, und möchte am liebsten gar nicht mehr daran erinnert sein.“ Aber seine tiefe Verstimmung war nicht abgethan, und zum ersten Male drängte sich seiner Braut der Gedanke auf, daß ihr künftiger Gatte sie doch eigentlich von allem ausschloß, was ihn näher anging und tiefer berührte.

Da wurde die Thür geöffnet — die Umständlichkeit der Anmeldung gab es in Raansdal nicht — und der Steuermann des „Seeadlers“ trat ein. Hildur sah überrascht auf.

„Harald! Läßt du dich endlich bei uns sehen? Und grade heut' findest du den Vater nicht zu Hause.“

„Habe es schon draußen gehört,“ antwortete Harald, der mit kurzem Gruße näher trat. „Du bist allein — ist mir auch recht.“

Sie hatten das alte vertraute Du der Kinderzeit beibehalten, sie waren ja zusammen aufgewachsen mit Bernhard Hohenfels, und dieser hatte bei seiner Rückkehr im vorletzten Frühjahr den Jugendgenossen noch gefunden. Harald besand sich gerade bei seiner Mutter, ging aber schon vier Wochen später zu seinem Schiffe ab und war seitdem nicht wieder in der Heimat gewesen.

Hildur stand auf und reichte ihm die Hand, aber dabei sagte sie vorwurfsvoll: „Wir haben dich längst erwartet. Sonst, wenn du zurückkamst, war dein erster Gang nach dem Pfarrhause, diesmal bist du schon zwei Tage hier und hast vorerst nur Bernhard getroffen.“

„Ja — auf dem „Seeadler“. Er hat mich gemahnt, daß ich euch beiden noch meinen Glückwunsch schuldig bin. Bei ihm habe ich das schon nachgeholt und komme nun zu dir herwegen.“

„Ich danke,“ war die unbefangene Antwort. „Aber du hättest immerhin schreiben können auf eine solche Nachricht. Sie hat dich wohl überrascht?“

„Ja!“ Das Wort klang eigentümlich herb, aber dem jungen Mädchen sie das nicht weiter auf. Sie kannte hinreichend die Art und Weise Thorvits. Sie hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen und begann nun von dem Besuch aus Trondheim zu erzählen, aber Harald, der neben ihr Platz genommen hatte, hörte kaum zu, und plötzlich unterbrach er sie mit der Frage: „Also im Herbst wollt ihr Hochzeit machen? Meine Mutter sagt es wenigstens. Ein stattliches Nest, dies Edsviken, und du wirst ja nun die erste und reichste Frau im Orte. Er kann dir das bieten, ein anderer hätte es nicht gekonnt, aber vielleicht wärst du besser gefahren mit einem anderen. Jetzt ist er jahrelang drüben gewesen, unter seiner vornehmen Sippschaft, und als Offizier in der deutschen Marine. Er kam als ein ganz anderer zurück, ich habe es gespürt, wenn wir auch nur ein paar Wochen beisammen waren; du wirst es auch noch spüren.“

Auf der Stirn Hildurs zeigte sich eine Falte des Unwillens, und ihre Erwiderung klang gereizt.

„Bernhard ist mir recht, gerade so wie er ist, und mir hat er den größten Beweis seiner Liebe gegeben, denn seine Wahl kostete ihn den Familienbesitz. Er verliert den Anspruch auf Guntersberg, wenn er mir die Hand reicht.“

Harald zuckte nur die Achseln. „Ich weiß, er hat es mir geschrieben. Ja, nach Geld und Gut fragt er nicht viel, wenn er seinen Willen durchsetzen will. Dich wollte er, also mußte er dich haben, um jeden Preis — das ist so Herrenart!“

Das junge Mädchen schob mit einer heftigen Bewegung die Arbeit beiseite. „Was ist das für ein Ton, Harald! Du sagst, du bist gekommen, um mir Glück zu wünschen, aber du scheinst uns dies Glück nicht zu gönnen. Bernhard hat um mich geworben, und ich habe Ja gesagt, das ist unsere Sache. Was geht es dich an?“

„Was es mich angeht?“ wiederholte Thorvik mit einem bitteren Auflachen. „Freilich, ich habe nichts dreinzureden in euer Glück. Warum habe ich Dummkopf auch nicht zu rechter Zeit geredet, damals vor einem Jahre! Als Steuermann hätte ich es zur Not riskieren können, bei dir und deinem Vater anzufragen, und es hätte so auch nicht so ewig lange gedauert, bis ich Kapitän war. Aber ich ging ruhig wieder davon und ließ Bernhard das Feld, nicht im Traume fiel es mir ein, daß er ein Auge auf dich werfen könnte!“

„Du, Harald?“ Hildur blickte ihn betroffen, fast bestürzt an. „Du wolltest um mich werben? Aber du hast mir das ja nie mit einem Wort oder auch nur mit einem Blick gezeigt.“

„Weil ich dir noch nichts zu bieten hatte! Das durfte, kleine Haus meiner Mutter konnte ich dir doch nicht anbieten, du bist es anders gewohnt als Pfarrerskind. Da wollte ich erst arbeiten und sparen und ein Heim schaffen, wie es sich für dich gehörte. Ich hab's gethan, Jahr und Tag lang, habe mir nur das Notwendigste gegönnt und mich geizig schelten lassen. Weshalb glaubst du denn, daß ich auf den „Seeadler“ gegangen bin? Es ist ein fremdes Schiff, und das vornehme Getreide und Gethune da an Bord ist mir in der Seele zuwider. Ich habe es voraus gewußt, aber der Prinz bezahlt die Fahrt doppelt, und dann war ich im Herbst soweit und konnte ein Nest bauen, wenn es auch gerade kein Edsviken war. Ich sagte zu, und die Geschichte war gerade abgemacht, da kam der Brief mit der Nachricht von eurer Verlobung!“

Er sprach halblaut, aber in einem dumpfen, grollenden Tone, der verriet, wie bitter ernst es ihm mit jener Hoffnung gewesen war. Hildur war bleich geworden, sie erhob sich plötzlich, ihre Antwort klang ernst und vorwurfsvoll:

„Und weshalb sagst du mir das jetzt, da du doch weißt, daß ich einem anderen gehöre? Hast du so lange geschwiegen, mußtest du es auch ferner thun. Wozu mir das Herz schwer machen mit deinem Geständnis?“

„Der glücklichen Braut?“ spottete Harald. „Es wird dich viel kümmern, wie ich dabei fahre! Hast ja deinen Bräutigam, und der fragt vollends nicht danach.“

„Bernhard hat keine Ahnung gehabt von deiner Neigung, so wenig wie ich selbst. Er glaubte dir eine frohe Nachricht zu senden.“

„Das weiß ich! Sonst hätte ich auch abgerechnet mit ihm, und die Abrechnung wäre vielleicht schlimm ausgefallen. Wenn er es gewußt hätte und wäre dir doch nahe gekommen, nur mit einem einzigen Liebeswort, dann —“

„Was dann?“ unterbrach ihn das Mädchen energisch. „Dann hatte ich doch wohl allein zu entscheiden. Glaubst du, daß ich meinen Willen nicht zu behaupten weiß?“

„Das wirst du auch nötig haben in Edsviken,“ sagte Thorvik. „Dein künftiger Mann versteht es, den Herrn zu spielen, das liegt ihm nun einmal im Blut, und er wird es auch bei dir versuchen, sobald die Brautzeit vorüber ist. Verlaß dich darauf!“

„Und von ihm würde ich es vielleicht ertragen!“ Ein leises, glückliches Lächeln stahl sich in das Antlitz des jungen Mädchens, „von ihm allein! Wo zwei zusammengehören fürs Leben wie wir beide, wer fragt da noch nach dem eigenen Willen?“

„Du liebst ihn wohl sehr, deinen Bernhard?“ sagte Harald langsam, das Auge unverwandt auf sie gerichtet. Es lag etwas Höhnisches, Herausforderndes in der Frage, und das reizte Hildur offenbar.

„Wenn du es denn wissen willst — mehr als mein Leben! Mehr als alles, alles auf der Welt!“

Das brach hervor wie ein jähes Aufflammen aus dem stillen, ernsten Mädchen, wie eine lang' verhaltene und nun stürmisch aufwogende Leidenschaft. Das war keine zahme, ruhige Alltagsneigung, das fühlte jetzt auch der Mann, der sie anschaute, ohne eine Silbe zu erwidern, und sich dann schweigend zum Gehen wandte. Erst an der Thüre sah er sich noch einmal um.

„Da wären wir ja nun fertig miteinander! Du hast ganz recht, es war eine Dummheit, daß ich überhaupt davon anfing. Nimm's mir nicht übel, du wirst es nie wieder von mir hören. Viel Glück zu deiner Heirat und Gott befohlen!“

Er ging, und als er in das Freie trat, waren seine Züge kalt und finster wie immer, nur in seinen Augen glimmte es seltsam und unheimlich, als er vorwärts schritt.

Er war ein Raandaler Kind wie Hildur, der Sohn eines Kapitäns, der alljährlich einen Walfischfänger nach dem hohen Norden führte und den Winter daheim bei Weib und Kind zubrachte, bis ihn sein Geschick ereilte. In einem Sturme ging er samt seinem Schiffe zu Grunde, und die Witwe blieb in sehr bedrängten Verhältnissen zurück. Aber man brauchte nicht viel in Raansdal, und in einigen Jahren war der Sohn herangewachsen und konnte für die Mutter sorgen. Da durfte er freilich nicht an einen eigenen Haushalt denken, aber er galt bald für den tüchtigen und tüchtigsten Seemann am ganzen Fjord. Und dann wurde er Steuermann und konnte endlich anfangen zu sparen und zu arbeiten für sein eigenes Nest. Und er arbeitete und arbeitete. Dann war der Schlag gefallen, plötzlich, dicht vor dem ersehnten Ziele — und es war aus, für immer!

„Hallo, Harald! Woran denkst du denn eigentlich? Du hättest uns ja beinahe umgerannt!“ tönte in diesem Augenblick eine Stimme.

Thorvik blickte auf. Bernhard und Kurt Fernstein standen in der That dicht vor ihm. Er hatte damals auf dem „Seeadler“ den jungen Offizier nicht gesehen, und dieser kam ihm jetzt bei der Vorstellung sehr freundlich entgegen, während er mit offenbarem Interesse den Norweger musterte, der in dem Jugendleben seines Freundes eine Hauptrolle gespielt hatte. Das fand jedoch keine Erwiderung, Harald war womöglich noch wortkarger und unverbindlicher als sonst und ergriff den ersten besten Vorwand, um das Gespräch abzubrechen und sich loszumachen. Kurt sah ihm befremdet nach.

„Das ist also Harald Thorvik! Dem muß man ja jedes Wort erst herauspumpen. Ein merkwürdiger Freund, den du dir da ausgesucht hast!“

„Ich und Harald sind nie Freunde gewesen, nur Jugendgenossen,“ versetzte Bernhard kühl. „Wir sind eben zusammen aufgewachsen und haben alles miteinander geteilt, sogar den Unterricht bei meinem jetzigen Schwiegervater. Wir waren ja die Einzigen im Orte, die nicht zu den Bauernkindern gehörten. Harald war fünf Jahre älter als ich, und ich hatte noch alles von ihm zu lernen, was hier not that. Er wußte überall Bescheid, und ich, als sieben- oder achtjähriger Junge, hielt es für eine Ehre, daß der stärkste und kühnste Bursche in ganz Raansdal sich mit mir abgab und mich in die Schule nahm. Das hat ihm von Anfang an ein Uebergewicht gegeben, und er hat es immer mißbraucht. Sobald ich mich dagegen auflehnte, bekam ich sofort den „Herrensohn“ zu hören, denn die Vornehmheit noch im Blute steckte, der nicht taugte für ein freies Leben unter den Freien. Ich wollte aber dafür taugen, und damit zwang er mich immer wieder. Ich war noch viel zu jung, um den Zügel zu spüren, an dem er mich leitete. Jetzt kenne ich ihn, jetzt lasse ich mich nicht mehr zügeln, und das vergiebt er mir nicht.“

„Ich habe mir diesen Thorvik anders vorgestellt nach deiner Schilderung,“ erklärte der junge Seemann. „Offen gestanden, er hat für mich etwas Unheimliches, der finstere, einsige Gesell. Ich glaube, er kann niemals warm werden.“

„Meinst du?“ fragte Bernhard, „da bist du sehr im Irrtum. Für gewöhnlich ist er eine schwere, träge Natur; wenn ihn aber irgend eine Leidenschaft packt, dann kennt er weder Freund noch Feind, dann geht er blind los gegen alles, was ihn hindert, und fragt nicht danach, ob er selbst zu Grunde geht.“

„Dann nimm dich in acht!“ sagte Kurt, plötzlich ernst werdend. „Er hat etwas gegen dich.“

„Wer? Harald? Nun ja, er ärgert sich, daß er bei mir nicht mehr den Ton angeben kann wie früher.“

„Ich meine etwas anderes. Vorhin, als wir ihm begegneten und du ihn so plötzlich anriefst, da fuhr er auf und schoß einen Blick auf dich — das war nicht bloßer Aerger, sondern Haß. Nimm dich in acht vor ihm!“

„Unsinn! Weshalb sollte er mich hassen, es ist ja nicht das geringste vorgefallen zwischen uns. Das ist eben seine Art. Mir macht der Verkehr wahrhaftig keine Freude mehr, ich muß ja fortwährend seinen Stachelreden standhalten, aber aufgeben kann ich ihn nicht, wenn wir am selben Orte sind. Soll ich mir vielleicht vorwerfen lassen, daß ich mich scheue, den Steuermann des „Seeadlers“ Freund zu nennen, wenn der Prinz und mein Onkel hier sind? Das geht nicht, Kurt, ich muß den alten Beziehungen Rechnung tragen, wenn wir uns auch innerlich fremd geworden sind!“

Sie hatten inzwischen das Pfarrhaus erreicht, und Hildur empfing sie in ihrer gewohnten, schlichten Art.

* * *

Die Berge, die dicht hinter dem grünen Vorland von Raansdal aufstiegen, gehörten schon ganz dem Hochgebirge an, und je höher man hinauf kam, desto mächtiger und wilder wurde

die Landschaft. In dieser Berges- und Waldeseinsamkeit, eine Stunde oberhalb des Fjord, lag das Jagdgebiet des Prinzen Sassenburg und sein „nordisches Tuskulum", das er sich dort erbaut und „Alfheim" getauft hatte.

Es war ein Holzbau, bei dem man den einheimischen Charakter des Jagdhauses gewahrt hatte, im nordischen Stil gehalten. Die nötige Dienerschaft war vom Schiff mit heraufgebracht worden, hier lebten die Herrschaften in völliger Abgeschlossenheit. Weder der Prinz, noch seine Gäste hatten seit der Landung Raansdal wieder betreten.

Die erste Woche des Aufenthaltes hatte nur klare Sonnentage gebracht, der Tag nahm ja überhaupt kein Ende um diese Jahreszeit. Nur für zwei kurze Stunden verschwand die Sonne hinter den hohen Gipfeln, um dann im vollen Glanze wieder aufzusteigen. Heute zum erstenmal zeigte sich der Himmel verschleiert. Nebel und Wolken wallten in den Bergen, und die Sonne verlichte es vergebens, sie zu durchbrechen. Nur von Zeit zu Zeit sandte sie einen ihrer Lichtblitze über die Erde hin. Es war ein rauher, düsterer Tag, der ein beinahe herbstliches Gepräge trug.

Der große Salon im oberen Stock von Alfheim war ein äußerst behaglicher Raum, Wände und Decke kunstvoll getäfelt, die Möbel mit reichem Schnitzwerk versehen, und das matte Hellgrün der Vorhänge und Polster stimmte vorzüglich zu dem lichten, rötlichen Ton der verwendeten Holzarten. Auch hier ließ sich überall das Bestreben erkennen, die Einrichtung mit dem Charakter der Landschaft draußen in Einklang zu bringen. Die Glasthür zwischen den beiden Fenstern führte auf einen Altan, dessen Säulen und Brüstung aus dunklem Holzwerk bestanden, er bot einen weiten Blick über die tiefergelegenen Wälder und Thäler bis hinab zum Fjord.

Die Bewohner von Alfheim fanden sich meist in diesem Gemach zusammen, und auch heute hatten sie es nach dem Frühstück aufgesucht. Sassenburg und der Minister standen im Gespräch am Fenster, während Sylvia in einem Lehnstuhl saß und sich mit einem prächtigen Leonberger beschäftigte, der den schönen Kopf in ihren Schoß gelegt hatte und sich ihre Liebkosungen offenbar mit großem Behagen gefallen ließ.

„Ich muß leider als Kläger bei Ihnen auftreten, Excellenz," sagte der Prinz, in einem halb scherzenden, halb vorwurfsvollen Tone. „Ich kann es wirklich nicht zugeben, daß die Baronesse so ganz allein herumstreift: die Gegend ist ihr fremd, sie ist überhaupt zum ersten Male in den Bergen, und die hiesigen sind gefährlich für den Unkundigen. Ich habe vergebens meine Begleitung angeboten, ich habe gebeten und Vorstellungen gemacht und bin ausgelacht worden! Da bleibt wirklich nichts übrig, als daß ich Sie zu Hilfe rufe."

„Das ist wider die Abrede, Sylvia," sagte Hohenfels strafend. „Du hast mir die Erlaubnis zu diesen einsamen Morgenspaziergängen abgeschmeichelt, aber sie gilt selbstverständlich nur für die nächste Umgebung, und du scheinst sie sehr weit ausgedehnt zu haben."

Sylvia machte eine ungeduldige Bewegung. „Muß ich denn auf Schritt und Tritt behütet werden? Ich bin nicht furchtsam, und die Berge sind sicher, das hat uns der Prinz selbst gesagt. Man braucht keinen Schutz hier im Norden."

„Nein; aber einen Führer," warf Sassenburg ein. „Hier giebt es keine Wegweiser, und man kann stundenlang wandern, ohne einem Menschen zu begegnen. Wenn Sie sich nun verirren, wenn Sie stürzen und keine Hilfe in der Nähe ist?"

„Wenn — wenn — das ist das langweiligste Wort, das ich kenne! Mein Fuß ist sicher und mein Kopf schwindelfrei, das habe ich bereits erprobt in den acht Tagen, und das schützt mich am besten."

„Gleichviel, dies einsame Herumstreifen ist und bleibt gefährlich," entschied Hohenfels. „Künftig wird dich der Prinz begleiten, ich bitte darum, Alfred. Ich habe Sie ja schon zum Kavalier meiner Tochter ernannt auf all den Ausflügen, wo die Bergwagen nicht zu benutzen sind, denn ich leide gar nichts im Zufwandern. Wollten Sie Sylvia nicht heut' nach Jsdal führen? Bei dem unfreundlichen Wetter wird das wohl unterbleiben? In welcher Richtung liegt es denn eigentlich?"

„Dorthin!" Sassenburg wies nach Norden. „Da würde das gnädige Fräulein allerdings gerufen müssen, meine Begleitung anzunehmen, denn das Thal ist nur von einer Seite zugänglich, und man muß den Weg kennen, um ihn zu finden."

Er blickte zu Sylvia hinüber, die jedoch nicht antwortete, sondern in ihrem Spiel mit dem Hunde fortfuhr. Der Minister aber fragte: „Jsdal — das bedeutet ja wohl Eisthal? Vermutlich eine Gletscherscenerie. Jst der Ort schön?"

„Nein, nur mächtig, übermächtig sogar. Es ist eine unserer wildesten Felsenlandschaften, und man begreift es, daß sich da eine Sage von Tod und Vernichtung gestalten konnte."

„Richtig, Sie sprachen ja gestern davon! Sie erzählten es Sylvia, ich hörte nicht genau zu, weil ich gerade in die Zeitungen vertieft war."

„Zum Glück für mich!" ergänzte der Prinz. „Ihr Spottlächeln bringt mich sonst stets aus dem Konzept. Ich weiß ja, daß Sie ein geistvorener Gegner der ganzen Sagenwelt sind."

„Gegner! Ich meine nur, man soll die Märchen der Kinderstube lassen," war die kühle Antwort. „Das stammt aus einer Zeit, wo die Völker noch in der Kindheit waren, wo ihnen das Walten der Naturmächte noch als Geisterspuk erschien. Für uns haben diese Mächte keine Rätsel mehr, wir modernen Menschen sind mündig, was soll uns da diese ‚Traum- und Zauberspähre'? Wir haben es einzig und allein mit der Wirklichkeit zu thun."

„Zu Hause, in den Städten wohl," erwiderte Sassenburg, „aber nicht hier in den Raansdaler Bergen. Da steht die Natur noch vor uns wie ein großes, düsteres Rätsel, jede Felslinie, jedes Waldesdunkel birgt Geheimnisse, und im Volke lebt noch immer etwas von dem alten Glauben der Vorzeit. Die Raansdaler sind alle gute Christen und würden es sehr übelnehmen, wenn man an ihrem Christentum zweifelte, aber tief im Jnnersten ihrer Herzen, da hat er noch eine Stätte, der uralte Landes- und Volksgott Norwegens, der gewaltige Thor. Der Pfarrer darf es nicht wissen: aber wenn sie Glück und Schutz erflehen zu einer weiten Seefahrt, wenn Haus und Hof gefährdet ist, oder es gar Leben und Sterben gilt, dann steigt so mancher heimlich hinauf in das Jsdal und stellt beim Runenstein die verhängnisvolle Frage an das Schicksal."

Hohenfels, der zerstreut in die umschleierte Ferne blickte, wurde aufmerksam bei den letzten Worten. „Sie haben einen Runenstein hier in der Nähe? Aus welcher Zeit?"

„Jedenfalls aus der ältesten. Jnteressieren Sie sich denn dafür, Excellenz?"

„Gewiß, als historische Denkmäler lasse ich diese Steine unbedingt gelten. Wir verdanken ihnen vieles, seit man gelernt hat, die Jnschriften zu enträtseln."

„Diese Runen sind aber nicht zu enträtseln, obgleich man es hier versucht hat, und der Stein ist überhaupt nicht von Menschenhand aufgerichtet. Er ist eins der riesigen Trümmerstücke des Bergsturzes, der einst vor Jahrhunderten das Thal verheert hat, sonst hätte man ihn wohl längst fortgeschleppt in die Museen. Den Stein müssen sie notgedrungen stehen lassen."

„Dann ist es vermutlich ein Grabmal?" warf Hohenfels ein.

„Vielleicht! Die Spuren eines Grabes hat man aber nicht gefunden, so wenig wie den Schlüssel zu der Runenschrift. Der Sage nach hat Thor selbst sie in den Fels gegraben, als er weichen mußte von seiner einstigen Opferstätte. Aber der Volksglaube tötet das Geheimnis der alten Zauberzeichen. Wer die rechte Stunde kennt und das rechte Wort dazu spricht, der liest klar und deutlich die Schrift und liest sein Schicksal darin. — Da ist wieder Ihr spöttisches Lächeln! Ihnen ist das natürlich nur ein kindlicher Aberglaube, aber es liegt doch mehr darin. Es ist die Nachwirkung einer großen, machtvollen Vergangenheit, wo jeder Freie noch ein Kämpfer war, ein Herr auf seiner Scholle, wo die Natur, die Gottheit, oder wie sie es nun nannten, noch Antwort gab auf ihre Fragen, wo sie noch verkehrten mit den Mächten, die sie ehrten oder fürchteten. Das war einmal — und es muß schön gewesen sein! Was giebt uns die Gegenwart dafür?"

„Das Leben und seine Aufgaben!" sagte der Minister mit vollem Nachdruck. Der Prinz lächelte, aber in seinem Gesicht lag wieder jener müde, trümmerische Ausdruck, der in so schroiem Gegentag zu den energischen Zügen des älteren Mannes stand.

„Wenn man diesen Aufgaben gewachsen ist — aber das ist

Gute Nachbarschaft.
Nach dem Gemälde von A. Lüben.

nicht jeder. Sie sind eben ein Mann der Gegenwart, ganz auf die Wirklichkeit gestellt. Ich flüchte nur zu gern aus ihrem grellen, unbarmherzigen Lichte zurück in die alte „Traum- und Zauberssphäre“ — und hier ist die Grenze nahe genug.“

„Man soll aber nicht flüchten, sondern standhalten, wo und wie es auch sei,“ war die scharfe Antwort. „Monatelang in dieser Abgeschiedenheit weilen, wo das Leben völlig still steht, wo man gar nicht weiß, daß es noch eine Welt da draußen giebt, das brächte ich nicht fertig und das begreife ich auch nicht.“

„Was sagen Sie dazu, Baronesß? Würden Sie es einen Sommer lang hier aushalten?“ wandte sich der Prinz an Sylvia. Es war ein erneuter Versuch, sie in das Gespräch zu ziehen, denn sie sich so beharrlich fernhielt, aber er glückte auch diesmal nicht, die Antwort war kurz und abweisend.

„Ich finde, daß Papa recht hat. Ich könnte auch die Welt nicht entbehren.“

Sassenburg schwieg und biß sich auf die Lippen, der Minister aber sagte abbrechend, mit einem Blick durch das Fenster:

„Also mit der Partie nach Isdal ist es für heute nichts. Sie sollten sich überhaupt nicht weit hinaus wagen mit Sylvia, es droht ja fortwährend zu regnen.“

Damit trat er zu dem Tische, wo Journale und Zeitungen lagen, und begann darin zu blättern. Sassenburg zögerte noch eine Minute lang, dann ging er zu Sylvia hinüber und beugte sich über ihren Sitz. „Sie sind mir böse?“ fragte er halblaut.

Sie schien in der That übler Laune zu sein, denn sie sah ihn nicht an, sondern zauste spielend das weiche Fell des Hundes, als sie in dem gleichen Ton erwiderte:

„Weshalb haben Sie mich denunziert bei Papa? Er hätte nichts erfahren von meinen Streifereien, denn er bleibt morgens stets in seinen Zimmern.“

„Weil ich mich ängstigte um Sie und ein Gehör bei Ihnen fand. Sie kennen nicht die Gefahr auf unseren steilen, oft unwegsamen Bergpfaden — und ich habe mich so darauf gefreut, Ihnen selbst die Umgebungen meines Alpheims zu zeigen!“

„Das thun Sie ja immer bei unseren Ausflügen, aber diese Morgenstunden gehören mir. Da will ich allein sein, da stört mich jede Begleitung.“

„Auch die meinige?“ fragte Alfred, sich tief zu ihr niederbeugend, und als er keine Antwort erhielt, wiederholte er dringender:

„Auch die meine, Sylvia?“

Sie hob den Kopf und sah ihn an, dann sagte sie kühl und bestimmt: „Ja, Durchlaucht, auch die Ihrige.“

Er richtete sich rasch und offenbar verletzt empor.

„Stören will ich Sie nicht, mein gnädiges Fräulein, selbst auf den ausgesprochenen Wunsch Ihres Vaters nicht. Ich werde künftig erst Ihren Befehl abwarten zu der Begleitung.“

Er verneigte sich und verließ das Zimmer. Hohenfels, der das leise geführte Gespräch nicht gehört hatte, sah ihm befremdet nach.

„Was ist denn? Was hat Alfred?“

„Durchlaucht geruhten empfindlich zu sein — das muß er sich abgewöhnen,“ sagte die junge Dame spöttisch.

Der Minister zog die Stirne kraus. „Ich fürchte, da ist er im Recht, du quälst ihn oft genug mit deinen Launen. Nimm dich in acht! Alfred ist ja keine energische Natur — leider — aber zum willenlosen Sklaven ist er nicht geschaffen.“

Sylvia lachte. „Weißt du das so gewiß, Papa? Du nimmst immer seine Partei, und du nennst ihn jetzt auch nur Alfred.“

„Auf seine ausdrückliche Bitte — und wann wirst du ihn so nennen?“

„Das weiß ich nicht. Eilt es denn so damit?“

„Sylvia, komm zu mir!“ sagte der Vater ernst. Er hatte sich niedergesetzt und zog sie an seine Seite, während er fortfuhr:

„Sassenburg hat sich mir schon in Guntersberg erklärt, das weißt du. Er hatte dich damals erst einige Male gesehen, du schienst sehr wenig berührt von seinen Aufmerksamkeiten, und ich hatte überhaupt meine Gründe, ihm nicht sofort eine endgültige Antwort zu geben. Die Annahme dieser Einladung ist allerdings schon eine Art Zusage und wird auch als solche aufgefaßt. Ich habe dir keinen Zweifel darüber gelassen, aber ich habe deiner Entscheidung auch nicht vorgegriffen. Wir können diese wochenlange Gastfreundschaft nur annehmen, wenn du als Alfreds Braut zurückkehrst.“

„Ich weiß, Papa,“ sagte Sylvia ruhig. „Es ist ja auch dein ausdrücklicher Wunsch.“

„Ja, ich wünsche es, denn das allein sichert dir eine Zukunft, die dir sonst nicht gesichert ist. So lange ich lebe, kann ich dir die Stellung geben, die du jetzt einnimmst, aber wenn ich früher oder später abgerufen werde —“

„Papa, nicht so reden!“ unterbrach ihn die Tochter schmeichelnd. „Du stehst erst im Anfang der Fünfzig, auf der Höhe des Lebens —“

„Aber nicht mehr auf der Höhe meiner Kraft! Die Erkrankung im Frühjahr war eine ernste Mahnung. Du spielst jetzt eine Rolle in der Gesellschaft, trotz deiner Jugend, man gesteht sie der Tochter des Ministers zu, den man in vielen Dingen für allmächtig hält, aber mit meinem Tode würde das aufhören, da würdest du überhaupt in ganz andere, einfache Verhältnisse treten, für die du nicht geschaffen bist. Auf Guntersberg hast du keinen Anspruch, und mein sonstiges Vermögen ist unbedeutend. Sassenburg bietet dir eine Fürstenkrone, und es soll meine Sorge sein, dir seiner Familie gegenüber die Stellung zu wahren. Du bist eine Hohenfels und du bist meine Tochter, das muß die Wage halten bei der fürstlichen Verwandtschaft. An Alfreds Seite wird dich aller Glanz des Lebens umgeben, und er liebt dich! Ich denke, da giebt es überhaupt keine Wahl.“

Sylvia hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen und ohne irgend eine Erregung zu verraten. Die Sache wurde ja nicht zum erstenmal erörtert zwischen ihnen. Der Vater hatte sich nicht mit bloßen Andeutungen begnügt, sondern ihr einen klaren Einblick in die Verhältnisse gegeben, um einer etwaigen Laune vorzubeugen, die seine Wünsche gefährden konnte. Es hatte auch nicht einmal der Ueberredung bedurft, die junge Dame war von Anfang an vollkommen einverstanden gewesen. Auch für sie gab es hier keine Wahl. Trotzdem sagte sie mit einem Anflug von Ungeduld: „Wenn er nur nicht immer so müde und gleichgültig wäre! Ich glaube, es giebt überhaupt nichts mehr auf der Welt, was ihn interessiert.“

„In deiner Gegenwart ist er es doch nicht,“ warf Hohenfels ein. „Da ist er ein Anderer.“

„Ja, er giebt sich wenigstens Mühe, aber es gelingt ihm auch nicht immer, er fällt oft genug zurück in seine Träumerei, wie du es nennst — ich glaube, es ist nur Langeweile.“

Der Minister schwieg, erst nach einigen Sekunden entgegnete er ausweichend: „Alfreds Verhängnis ist seine Abkunft gewesen! Für die einzige Laufbahn, die ihm offen stand, die militärische, paßte er nicht, seiner ganzen Charakteranlage nach. Da hat er immer nur seinen Neigungen gelebt und alle möglichen Gebiete gestreift, ohne sich in eines zu vertiefen. Ihm hat von jeher ein festes Ziel, ein Lebenszweck gefehlt, das rächt sich in späteren Jahren. Jetzt beherrscht ihn diese nordische Passion, und nun sitzt er jeden Sommer hier oben unter seinen Felsen und Runensteinen. Ich habe ihm ja vorhin erst deswegen den Text gelesen, aber es wird nicht viel helfen. Ich rechne auf deinen Einfluß, Sylvia. Du wirst ihn losreißen von diesem haltlosen Hinträumen und ihn zurückführen in das Leben. Es ist die höchste Zeit.“

Sylvia schien sehr wenig begeistert für die ihr gestellte Aufgabe, aber sie erklärte mit der größten Bestimmtheit:

„Wir werden jedenfalls unseren Wohnsitz in Berlin nehmen, denn ich trenne mich nicht von dir, Papa, auf keinen Fall.“ Der Prinz verabschiedet den Aufenthalt in der Großstadt, ich weiß es. Er kreuzte am liebsten während der einen Hälfte des Jahres mit seinem „Seadoter“ auf allen möglichen Meeren, und während der anderen legte er sich und mir eine Art Klausur auf, hier in seinem Alfheim — das muß er aufgeben. Ich will in deiner Nähe bleiben!“

Hohenfels lächelte flüchtig. „Du verfügst ja schon sehr souverän über ihn. Ich will! — Er muß! — und wenn er nun nicht will?“

Die junge Dame sah sehr erstaunt aus bei dem Einwurf, der Gedanke war ihr offenbar ganz neu, dann aber lächelte sie und fragte in neckendem Tone:

„Wollen wir die Probe machen, Papa? Ich werde ihm die Bedingung stellen, glaubst du, daß er sich weigert? Ich nicht!“

„Sylvia, nicht diesen Ton!“ sagte der Vater verweisend. „Du hast eine gefährliche Neigung, mit allem zu spielen, was in deine Nähe kommt. Aber mit dem künftigen Gatten spielt man nicht — merke dir das!“

Sylvia schwieg, sie kannte diesen Ton und wußte, daß es da keinen Widerspruch gab. Die Autorität des Vaters war die einzige, der sie sich beugte, aber da geschah es auch unbedingt. Der Eintritt eines Dieners, der die eben angelangten Postsachen brachte, machte dem Gespräch ein Ende. Der Minister überblickte flüchtig die Adressen der Briefe, die seinen Namen trugen — es war eine ganze Anzahl — und stand dann auf, um sie mit nach seinem Zimmer zu nehmen.

„Also du gehst nicht wieder allein und ohne Begleitung in die Berge, ich bitte ausdrücklich darum,“ wandte er sich noch einmal an seine Tochter. „Der Prinz hat ganz recht, bei deiner Unbekanntschaft mit der Gegend kann das zu einer Gefahr werden. Du wirst es mir versprechen, Sylvia!“

Sie legte salutierend die Hand an die Stirn. „Zu Befehl, Excellenz! Wenn mein gestrenger Herr Papa einen Ukas erläßt, muß ich ja immer gehorchen. Das weiß ich längst, und nun will ich dir gleich Lebewohl sagen. Du wirst nicht gern gestört bei deiner Korrespondenz, und ich mache mich jetzt fertig zum Ausgehen.“

Sie legte die Arme um den Hals des Vaters und schmiegte sich an ihn. Es war eine unendlich schmeichelnde Bewegung, und dabei fragte sie leise, ganz leise und bittend:

„Bin ich wirklich so schlimm? Du hast mich so gescholten, Papa!“

Hohenfels sah auf sie nieder, und der Ernst und die Strenge verschwanden aus seinen Zügen, er lächelte.

„Ja, sehr schlimm!“ sagte er. „Du machst es mir oft schwer genug, du böses, eigenwilliges Kind!“

Es war ein Ton der vollsten Zärtlichkeit, und die Art, wie er seine Tochter jetzt an sich zog und sie küßte, zeigte, daß sie trotz alledem das Glück seines ganzen Lebens war. —

Etwa eine Stunde später trat Saffenburg bei seinem Gaste ein, der er am Schreibtische fand. Das Gebot der Aerzte, sich der Arbeit fern zu halten, wurde nur teilweise befolgt und konnte bei der Stellung des Ministers auch füglich nicht mit voller Strenge aufrecht erhalten werden. Hohenfels war eben dabei, die heutigen Eingänge durchzusehen und blickte überrascht auf bei der Unterbrechung.

„Schon zurück von dem Spaziergange?“ fragte er. „Ist er diesmal so kurz gewesen?“

„Ich habe leider darauf verzichten müssen,“ war die Antwort. „Verzeihung, wenn ich störe, Excellenz. Ich wußte nicht, daß Sie schon bei der Arbeit waren.“

„Das hat Zeit,“ erklärte der Minister, indem er die Papiere von sich schob, denn der Ton und das Gesicht des Prinzen sagten ihm, daß irgend etwas nicht in der Ordnung war. „Wo ist denn Sylvia?“

„Unterwegs! Schon seit einer halben Stunde!“

„Allein? Das hatte ich ihr doch verboten.“

„Und Ihr Verbot ist auch befolgt worden. Sie hat einen meiner Jäger mitgenommen, den Rolf, der jeden Weg und Steg kennt, da ist eine Gefahr allerdings ausgeschlossen.“

Die Stirn des Vaters umwölkte sich, er schien durchaus nicht geneigt, die buchstäbliche Auslegung gelten zu lassen, die seine Tochter dem Verbot gegeben hatte. „Was ist denn vorgefallen?“ fragte er. Saffenburg zuckte die Achseln.

„Nichts von Bedeutung! Ich war genötigt, mich wegen des Spazierganges bei der Baronesse entschuldigen zu lassen — ein heftiger nervöser Kopfschmerz, der mich oft ganz plötzlich überfällt — und ließ zugleich melden, daß ich das Wetter für höchst unsicher hielte, es sei ratsam, im Hause zu bleiben. Darauf wurde Rolf zur Begleitung befohlen, und es scheint ein längerer Ausflug geplant zu sein, vielleicht nach dem Isdal.“

„Welch ein Einfall!“ fuhr Hohenfels unwillig auf. „Bei diesem Wetter? Und Sylvia weiß ja, daß Sie da ihren Führer machen wollten.“

„Eben deshalb! Das gnädige Fräulein hat mir vorhin erst mitgeteilt, daß meine Begleitung sie störe. Meine Absage war ihr jedenfalls willkommen. Der Jäger scheint sie nicht zu stören.“

Die Worte klangen in vollster Bitterkeit. Der Versuch des Prinzen, den Beleidigten zu spielen und auch einmal sich energisch zu zeigen, war entschieden mißglückt, die junge Dame ging mit souveräner Gleichgültigkeit darüber hinweg. Der Minister war offenbar sehr unangenehm berührt von der Sache, aber er hielt es für besser, das nicht zu zeigen.

„Und da sind Sie einfach fern geblieben?“ fragte er. „Damit erreichen Sie gar nichts. Sie mußten unter allen Umständen auf der Begleitung bestehen, die ich ausdrücklich bestimmt hatte.“

„Soll ich mich vielleicht zudrängen? Da muten Sie mir wirklich zuviel zu, Excellenz!“

„Bah! Wie können Sie eine Kleinigkeit so ernst nehmen! Sylvia hat bisweilen Einfälle und Launen wie ein Kind. Sie werden sie noch teilweise erziehen müssen.“

„Glauben Sie, daß ich dieser Aufgabe gewachsen bin?“ fragte der Prinz.

„Wie Sie jetzt sind, Alfred — nein!“ sagte Hohenfels mit herber Aufrichtigkeit.

„Jetzt? In meinen Jahren ändert man sich nicht mehr.“

„Auch nicht, wenn es gilt, die Liebe einer jungen Frau zu erringen?“

„Liebe!“ wiederholte Alfred düster. „Ihr Vater ist wohl der einzige, für den Sylvia empfinden kann. Für alle anderen ist sie ein Bild ohne Gnade. Im Anfange habe ich freilich davon geträumt, bei meinem jungen Weibe einst alles zu erwecken, was, wie ich meinte, nur im Schlafe lag. Jetzt weiß ich längst, daß das nie geschehen wird. Ich muß so oft an die Nixen der alten Märchen denken. Lockend und kalt wie die Flut, der sie entstammen, können sie berücken, zum Wahnsinn treiben — und lächeln dazu. Lieben können sie nicht, denn sie haben ja keine Seele!“

„Sehr poetisch, aber sehr wenig schmeichelhaft für meine Tochter!“ sagte der Minister kalt. „Wenn Sie Furcht haben vor dieser Nixennatur — Sie sind ja vollkommen frei, Durchlaucht. Noch ist das bindende Wort nicht gesprochen, und es braucht überhaupt nicht gesprochen zu werden. Ich stelle es Ihnen anheim —“

„Sie mißverstehen mich!“ fuhr Saffenburg mit heftiger Abwehr auf. „Sie waren es, der mir dies Warten als Bedingung stellte, der mir einstweilen noch Schweigen auferlegte, als ich um Sylvia warb. Sie soll mein Weib werden — darf ich da nicht einmal aufrichtig sein?“

„Soviel Sie wollen,“ versetzte Hohenfels, noch immer kühl und verletzt, „aber wenn Sie sich so klar darüber sind, weshalb werben Sie dann noch um das ‚Bild ohne Gnade‘?“

Das bleiche Gesicht Alfreds begann sich zu röten, und die Augen gewannen Feuer und Leben.

„Weil ich muß! Weil ich nicht loskann davon und von dem Wahne, es könne sich doch noch einmal regen! Sylvia ist mein Schicksal, das ich annehmen muß, wie es auch falle!“

Der Minister schüttelte halb unwillig, halb versöhnt den Kopf, er begriff eine solche Leidenschaft nicht, aber es schmeichelte ihm doch, daß sie seiner Tochter galt.

„Nun, dann stellen Sie doch die Frage an Ihr Schicksal, Alfred,“ entgegnete er, zu dem früheren, vertraulichen Ton zurückkehrend. „Es steht Ihnen kein anderer im Wege, mein Wort darauf! Meine Einwilligung haben Sie, und Sylvias Jawort wird sich erreichen lassen, wenn Sie ernstlich wollen.“

Um die Lippen des Prinzen zuckte ein bitterer Ausdruck, und er erhob sich rasch.

„Vielleicht! — Aber nun will ich Sie wirklich nicht länger stören, ich muß Sie wohl endlich Ihrer Arbeit lassen. Auf Wiedersehen!“

Er ging. Hohenfels blickte ihm nach und zuckte die Achseln.

„Phantasterei! In seinen Jahren und mit seinen Erfahrungen sollte er doch endlich darüber hinaus sein, aber es giebt Menschen, die nie damit fertig werden. Er und Joachim! Die taugten beide nicht für das Leben!“

Es lag ein halb mitleidiger, halb verächtlicher Ausdruck in den letzten Worten, und dann vertiefte sich der Minister wieder in seine Arbeit, die ihm eigentlich verboten war, und die er gerade hier am wenigsten entbehren konnte. Der energische, rastlos thätige Mann hätte es in der Einsamkeit von Alfheim nicht ausgehalten, ohne diese täglichen Berührungen mit der Welt, in der er mit seinem ganzen Sein und Wesen wurzelte.

(Fortsetzung folgt.)

Bergstürze und Lawinen in den Alpen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von J. V. Widmann.
Mit Illustrationen von A. Heilmann.

Ich setzte mich des folgenden Tages von Bex wieder in Bewegung und sammelte zu der fürchterlichen Reise nach den Eisgebirgen alle meine Entschlossenheit und Herzhaftigkeit zusammen." So schrieb im Sommer 1776 der biedere G. S. Gruner, dessen zweibändiges Buch: „Reisen durch die merkwürdigsten Gegenden Helvetiens" hauptsächlich durch den Gegensatz zu modernen Reiseverhältnissen in der Schweiz und auch zu unserem modernen Empfinden dem Leser gute Unterhaltung gewährt. Die „fürchterliche" Reise, zu der Gruner alle seine Entschlossenheit und Herzhaftigkeit sammeln mußte, ging über den Col de Balm aus dem Wallis ins Chamounithal und wird heute allgemein in der Touristenwelt als ein angenehmer Spaziergang angesehen, der gerade hinreichend lang ist, einen vollen Sommertag zu beanspruchen. Viel anstrengendere Touren als diese Wanderung auf dem Saumpfad eines im Sommer durchaus schneefreien Bergpasses werden heutzutage selbst von Damen ausgeführt, und kein Gedanke an Lebensgefahr oder an die Notwendigkeit, besonderen Mut aufzubieten, mischt sich sogar in Wanderungen, welche viele Stunden lang über Eis und Schnee hingehen.

Durchsich eines Lawinenkegels.

Das Reisen in den Alpen, welche wir nicht mehr, wie Gruner, „scheußliche Gebirge" nennen, hat vornehmlich dadurch, daß überall in kurzen Entfernungen gute Wirtshäuser und zuverlässige Führer gefunden werden, ferner infolge der Verbesserung der Wege und sonstiger Verkehrsmittel, sowie einfach durch den Umstand, daß ganze Schwärme von Touristen im Sommer die Einsamkeit der Berge beleben, längst den Charakter eines gefunden Vergnügens angenommen, und selbst der auf die Hochgipfel gerichtete Sport liefert eigentlich im Verhältnis zu den zahllosen Besteigungen jedes Jahr nur einen kleinen Prozentsatz von Unglücksfällen. Andererseits darf man aber auch nicht außer acht lassen, daß immerhin in den Alpen die Natur unvermuteter Weise dem Menschen plötzlich Verletzungsthaten, ja Lebensgefahr bereiten kann.

Und zwar lauert das Schlimmste in der Höhe. Schon ein kaum faustgroßer Stein, den der Fuß einer weidenden Bergziege gelockert hat und der nun in gewaltigen Sätzen über den grasbewachsenen Abhang niedersaust, kann den Tod bringen; wie aber vollends soll der schwache Mensch sich schützen, wenn ganze Bergeshäupter ins Wanken kommen und der scheinbar unerschütterliche Fels, älter als Menschengedenken, ein Landeswahrzeichen, lange bevor das Land bewohnt war, sich ins Thal hinunterwälzt? In der That gestattet ein solches Ereignis nicht einmal nachträgliche Rettungsversuche für das Leben der unter dem Schutt Begrabenen. Lawinenschnee mag von den herbeigeeilten Hilfsmannschaften benachbarter Dörfer weggeschaufelt werden, obschon auch da meistens nur Leichen zu Tage gefördert werden; wo aber hausgroße Felsblöcke ein unglückliches Dorf bedeckt haben, da erlahmt auch der mit den besten Werkzeugen bewaffnete Arm des Menschen vor der übermächtigen Naturgewalt. Der ins Thal gestürzte Riese bleibt da liegen, wohin er fiel, und unter ihm das erdrückte und erstickte Leben. Die Reisenden der Gotthardbahn können sich davon überzeugen, wenn sie, selbst mit dem Schnellzug reichlich fünf Minuten lang, in der Gegend des Zugersees hinterm Rigi durch die Trümmer des Bergsturzes von Goldau fahren. Am 2. September 1806 kam dort der Roßberg herunter, eine Felsenmasse von mehreren Millionen Kubikklaftern, haushohe Gebirgsbrocken mit aufrecht darauf stehenden Tannen saustenz wie von dämonischen Fäusten geschleudert, hoch durch die Luft und begruben in wenigen Minuten vierhundert und siebenundfünfzig Menschen samt deren Wohnungen und Vieh. Unverändert liegen diese gigantischen Blöcke an derselben Stelle, wo sie damals gleich Verwegeschossen einer Titanenschlacht eingeschlagen hatten.

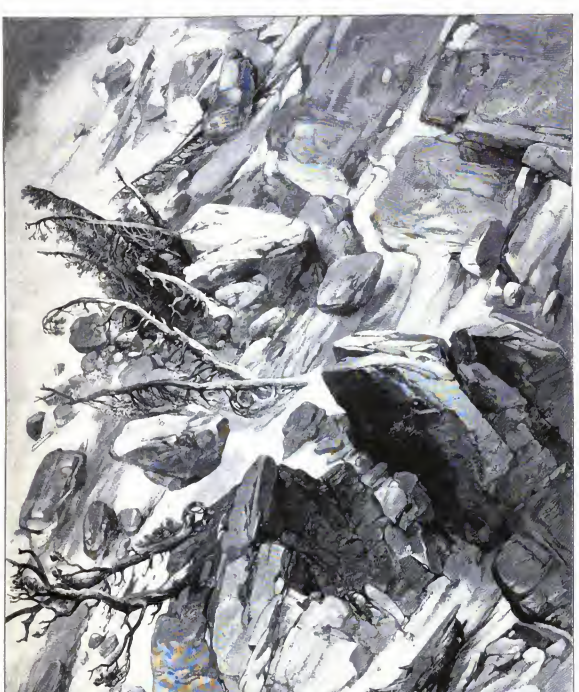
Bevor hier von einigen anderen besonders furchtbaren Bergstürzen die Rede sein soll, dürfte die Frage nach der Ursache solcher Katastrophen gestellt werden. Sie ist in dem ununterbrochenen Zertrümmerungsprozeß der Erdoberfläche zu suchen. Jedes Gestein, auch das härteste, verwittert; das immerwährende Arbeiten von Luft und Sonne, die Regengüsse, das Schmelzen des Frühlingsschnees, der Druck der Gletscher — das sind unüberwindliche Mächte, denen der passive Widerstand der Materie auf die Dauer erliegt.

Obschon nun aber dieser Verwitterungsprozeß der Berge daran schuld ist, daß alljährlich eine Unzahl Gesteintrümmer zu Thal gelangen, bei Gewittern vornehmlich als „Runse", „Steinrieseln" mit schlammigem Schutt an den Abhängen niedergleitend und großen Schaden anrichtend, wird doch der eigentliche Bergsturz, der mit diesen gewissermaßen regelmäßigen Verwüstungen nicht zu verwechseln ist, noch durch ganz besondere Verhältnisse bedingt. Entweder nämlich lagern überhaupt mehrere Gesteinschichten verschiedener Art in nur geringem Zusammenhang übereinander, so daß es oft nur eines kleinen Anstoßes bedarf, um diesen Zusammenhang ganz aufzuheben, oder bei zwar einheitlichem Fels hat das Wasser im Lauf der Zeit sich, anfangs nur tropfenweise, in unbedeutende Spalten eingeschlichen und dasselbst, im Winter gefrierend, mit der Kraft eines Keils gewirkt. Langsam aber sicher werden Felsmassen unterhöhlt, vom

Photographie im Verlag von G. Brogi in Florenz

ALBRECHT DÜRER

Selbstbildnis



Einstürzende Bergwand.

Muttergestein abgesprengt, bis der Augenblick gekommen ist, wo sie, dem Gesetz der Schwere folgend, ihr Gleichgewicht verlieren und zu Thal stürzen. „Ganz besonders," sagt G. A. Berlepsch in seinem Buche: „Die Alpen in Natur- und Lebensbildern", „ist dies bei denjenigen Gebirgen der Fall, deren unterste Gesteinslage aus einer kompakten, wenig porösen Masse besteht, die das in die Tiefe eindringende Wasser nur in sehr geringem Grade aufsaugt, wie z. B. harte Leberfelsschichten, Thonschiefer, derbe Kalke u. a. Liegt nun auf dieser ein faulendes, leicht verwitterbares Gebirgsmaterial und über diesem wieder eine mächtige Schicht anderen Gesteins von geringer Dichtigkeit wie Sandstein, Nagelfluh oder überhaupt eine das Wasser gern durchlassende Felsart, so ist es eine ganz natürliche Folge, daß das Wasser entweder so lange durchsickert, bis es auf die unterste, dichteste Gesteinslage kommt und in unterirdischen Kanälen und Ritzen, der Abdachung der Felsen folgend, hinabrinnt, um als Quelle wieder irgendwo zu Tage zu treten, oder, wenn es solchen Abzug sich nicht verschaffen kann, zersetzt und löst es allmählich die leicht verwitterbare Mittelschicht und verwandelt sie in einen zähen Schlammbrei. . . . Nun reißen die auf solcher Schlammlage stark geneigt ruhenden

Gesteinsschichten vermöge eigener Schwere und Wucht sich los und glitschen auf dem schmierigen Erdreich der Tiefe zu."

Indem Bergstürze solchergestalt durch ganz allmählich wirkende Einflüsse zustande kommen, liegt es in der Natur der Sache, daß sich in der Regel durch allerlei Anzeichen den Bewohnern der Gegend das Herannahen der Katastrophe verkündet. Da verriegen plötzlich Brunnen und Quellen oder neue brechen an ungewohnter Stelle hervor, oder ein langsames Rutschen eines ganzen waldbewachsenen Fleckes wird bemerkbar; hier bringt ein Hirt ins Thal hinab die Kunde, daß seine Tiere an einem gewissen Abhang des Berges nicht mehr fressen wollen, daß neulich, als sie droben grasten, ein dumpfes Rollen im Innern der Erde sie erschreckt habe; dort weiß ein Gemsjäger zu melden von Spalten im Gestein, die früher nicht dagewesen seien, von Rissen einer ganzen Fluh entlang. Auch der Bergsturz von Elm im Glarnerlande am 12. September 1881 ist durch derartige Vorzeichen verkündet worden. Schon im Jahr 1879 hatten die alten Risse der Felswand am steilen Gehänge des südlich über Elm gelegenen Tschingelwaldes sich erweitert, eine neue Quelle kam zum Vorschein. Waldhüter, Arbeiter in den Schieferbrüchen berichteten übereinstimmend, wie der Hauptriß in der Felswand immerfort sich ausdehne, an manchen Stellen schon eine Weite von 2 bis 3 m besitze und daß der unterhalb liegende Boden sich um 4 bis 5 m gesenkt habe. Alle Leute waren sicher, daß der Berg kommen würde. Vier Tage vor der Hauptkatastrophe ereigneten sich grössere Steinstürze; am 8. September wurden die Gruben am Plattenberg von den Arbeitern verlassen, da diese im Berg ein fortwährendes Knistern hörten. Am 10. September hätten auf dem Berge noch Bäume sollen gefällt werden, doch gestattete dies Kreisförster Matti nicht, da er die nahe Gefahr bereits ahnte. Am 11. September, einem Sonntag, hörten die Leute im Dorfe seit Mittag ein Tosen im Berg. Gegen vier Uhr nachmittags senkten sich die obersten Tannenreihen des Waldes nach rückwärts in die Felsspalten. Um fünf Uhr fünfzehn Minuten fand der erste Sturz statt, der zweite eine Viertelstunde später, der dritte vier Minuten nach diesem, das ganze Ereignis in einem Zeitraum von einundzwanzig Minuten; sie genügten, 115 Menschen des Lebens zu berauben und einen Teil des blühenden Bergdorfes Elm in einen Schutthaufen zu verwandeln. Den meisten Schaden richteten übrigens nicht die Trümmer des Berges an, sondern der durch den Fall erzeugte Luftdruck. Er war es, der den Wald niederlegte, die mächtigsten Stämme zersplitterte, er riß die Behausungen auseinander, so daß die Dächer durch die Luft flogen und das Gebälk wie dürres Laub fortgeweht wurde. Er stellte die eiserne Seilbrücke zuerst aufrecht, drehte sie dann um und warf sie ans Ufer. Und wenn später auf dem Schuttkegel des Berges oben zerschellte Ueberbleibsel von Häusern, von Zimmereinrichtungen gefunden wurden, so hatte nicht der direkte Druck, sondern der Gegendruck von der gegenüberliegenden Thalseite diese Gegenstände emporgewirbelt und dort hinaufgetragen. Dieser Luftdruck war es auch, der beim dritten Sturz die Unglücklichen einholte, welche nach dem ersten Sturz auf der andern Thalseite bergan geflohen waren. Wie sie da in angstvoller Eile flüchteten, wurden sie emporgehoben, durch die Luft geschleudert und zurückgeworfen in das niedersausende Gewirr von Felsblöcken.

Windwurf durch den Lawinenstrich einer Lawine.

Wie bei dieser Katastrophe von Elm die Vorzeichen dagewesen waren, aber nicht die nötige Beachtung gefunden hatten, so zeigt sich auch bei allen früheren berühmten Bergstürzen dieselbe Erscheinung. Niemals fehlte es an Warnern und Warnungen, wohl aber an der Fähigkeit der Bewohner, den entsprechenden, freilich schweren Entschluß zu fassen, ihre Heimstätten an eine sichere Stelle zu verlegen. Einerseits stumpft der fortwährende Anblick eines drohenden Unheils ab, andrerseits ist die Liebe zur heimatlichen Scholle bei einfachen, mit der Natur im innigsten Zusammenhang lebenden Menschen überaus groß. So ist denn auch das Dörfchen Elm wieder aufgebaut worden, obschon ein neuer Bergsturz dort große Wahrscheinlichkeit für sich hat; man machte sogar den allerdings erfolglosen Versuch, einen solchen künstlich zu erzwingen, damit nicht fortwährend das Damoklesschwert des Verderbens über dem Thale schwebe. Freilich teilt das glarnerische Dorf diesen Zustand mit gar mancher anderen Ortschaft des Alpengebietes. Namen aufzuzählen, würde zu weit führen. Nur des einzigen Tessiner Dorfes Brontallo im oberen Maggiathal sei hier gedacht. Auf lustiger Berghalde oberhalb Bignosco ist es gelegen, über ihm aber eine starre braune Felswand, die schon längst im Verdacht steht, sich allmählich vom Hauptstock abzulösen. Geschähe dies, so würde von dem schönen Brontallo mit seinen hübschen Landhäusern wohl wenig übrig bleiben!

Schwerlich ist jemals in den Alpenländern Europas ein Jahrzehnt vergangen ohne irgend einen größeren Bergsturz. Glücklicherweise ereignen sich viele derselben in der Wildnis, ohne großen Schaden anzurichten. Wo aber Dörfer, ja Städte dabei zu Grunde gingen, da hat die Chronik von ihnen Notiz genommen. Aelteste bekannte Ereignisse dieser Art sind der Sturz eines Berges oberhalb Bouveret in den Genfersee (563 n. Chr.); die hierdurch erzeugte Grundwelle spülte tief hinein ins gegenüberliegende Land und vernichtete viele Dörfer, ihre Bewohner und ihre Felder. 883 stürzte im Erischthal bei Roveredo eine gewaltige Felsmasse nieder, die das Thal so stante, daß die bei Verona vorbeifließende Etsch (Adige) einen Tag lang ganz ausblieb. Im

Puschlav bezeichnet der Name „Millemorti“ (tausend Tote) die Stätte eines uralten Bergsturzes. Am Thuner See im Berner Oberland soll ein Bergsturz vom Stockhornergrat herab die Stadt Aalt zerstört haben, von der in der That keine Spur mehr gefunden wird. Am 4. März 1584 stürzte das über Yvorne, wo der beste Waadtländer Wein wächst, gelegene Dorf Corbeyrier in die Tiefe. Der Sohn des Reformators Bullinger, der sich damals dort befand, giebt den Verlust an Menschenleben, Vieh und Eigentum folgendermaßen an: 206 Menschen, 159 Pferde, 364 Stück Rindvieh, 181 Schafe, 203 Häuser, 318 Fässer Wein und 240 Juchart bebauten Landes. In ähnlicher Weise wurde im Jahr 1597 das Dorf Simpeln zerstört.

Das gewaltigste Ereignis dieser Art ist aber unstreitig der Untergang der Stadt Plurs im Bergell, oberhalb Chiavenna, am 4. September 1618. Plurs, auf italienisch Plurio, war durch den Transithandel aus Italien nach der Schweiz außerordentlich wohlhabend geworden. So viel ist gewiß, daß Plurs eine ganze Anzahl prächtiger Palazzi im italienischen Stil hatte und sich mit seinen Gärten in dem schönen, kastanienreichen Thale weithin ausbreitete. So ergriff sein plötzlicher Untergang die Gemüter der Zeitgenossen mit besonderer Gewalt. Wie viele Menschen in Plurs umkamen, ob wirklich einige tausend oder, wie der bündnerische Kommissär und Geschichtschreiber Fortunat Sprecher angiebt, 930 — wird nicht mehr ermittelt werden. Alle Versuche, in die begrabene Stadt einzudringen, Versuche, die in späteren Jahrhunderten mit der Hoffnung auf ergiebige Schatzgräberei fortgesetzt wurden, haben sich als vergeblich herausgestellt, da zu mächtige Felstrümmer die Stätte bedecken.

Die vielen anderen Fels- und Bergstürze der letzten zwei Jahrhunderte zählen wir hier nicht auf, nur bemerken wir, daß sich ihrer besonders viele immer im Monat September ereignet haben. Und auffallend ist es doch gewiß, daß die drei verderblichsten, der von Plurs, der von Goldau und der von Elm, eben diesem Monat angehören, während der Bergsturz des Sasso rosso oberhalb Airolos im Dezember stattfand, in der Nacht des 27. auf den 28. Dezember 1898. Drei Menschen verloren dabei ihr Leben, und viel Vieh ging in den eingedrückten Ställen zu Grunde. Auch das Hotel Airolo wurde von den Felstrümmern erreicht und zerstört. Jahrelang noch nach der Katastrophe konnte man aus den Eisenbahnwagen der Gotthardbahn die die steile Schutthalde deutlich sehen, die den Weg bezeichnete, den die Abbruchmassen in jener Winternacht nahmen.

Im Vergleich zu den Bergstürzen scheinen die Lawinen ein weniger ernst zu nehmendes Phänomen der Gebirgswelt. Ob die Berge selbst ins Wanken kommen, oder ob nur Schnee oder (bei Gletscherlawinen) Eis an abschüssigen Stellen zu Thal fährt, das sind auch wirklich wesentlich verschiedene Dinge. Gleichwohl ist die augenblickliche verderbliche Wirkung der Lawinen oft ebenso furchtbar wie die eines Bergsturzes. Auch die Lawine ist imstande, einzig und allein durch den Luftdruck einen gegenüberstehenden Wald, den die Schneemassen gar nicht erreichen, in Zeit einer halben Minute völlig niederzulegen (vgl. die Abbildung: Windwurf durch den Luftdruck einer Lawine); auch die Lawine verschüttet unter Umständen ein ganzes Dorf, und daß den Lawinen unendlich mehr Menschenleben schon zum Opfer gefallen sind als den Bergstürzen, hat nichts Besremdendes, wenn man bedenkt, daß auf jeden Frühlings- und Sommertag in den mitteleuropäischen Alpen viele hundert Schneelawinen kommen. Wer z. B. im Juli oder im August um die Mittagsstunde auf Wengernalp weilt, kann sich daselbst auf eine der Bänke vor dem Gasthof wie in eine Theaterloge hinsetzen, um einer „Lawinenvorstellung“ beizuwohnen, und darf mit Sicherheit darauf rechnen, daß er am gegenüberliegenden Abfall der Schneefelder des Mönchsjoches und der Jungfrau Lawinen wenigstens hören, meistens auch sehen wird. Denn unaufhörlich ist in diesen wärmsten Monaten unter dem Einfluß der mittäglichen Sonnenstrahlen der Schnee in Bewegung, ein fortwährendes Abschmelzen findet statt, und es braucht ein verhältnismäßig nur kleiner Schneeball, oder ein kleines Eisstück des Gletschers von einer höheren Felsterrasse auf die nächste untere zu fallen, um auf dieser letzteren, besonders wenn sie stark abschüssig ist, sofort die dort befindlichen Schneemassen in Bewegung zu setzen und nun mit denselben dem nächsten Abgrunde sich zuzuwälzen als immerfort wachsender Ball. Nun im hohen Sprung über diesen Abgrund in die Schlucht und von dort weiter unter Donnergetöse, das rings an den Felswänden des Eiger, des Mönchs und der Jungfrau widerhallt.

Diese Wengernalp-Lawinen sind nun freilich, so wie man von Salontirolern spricht, gleichsam Salonlawinen.

Das ist — im Gegensatz zu den Bergstürzen — das Unheimliche an den Lawinen, daß man nie genau weiß, wann sie kommen. Freilich hat fast jedes Hochthal in den Alpen seine bekannten und in der Regel mit dem Namen des betreffenden Berges benannten Lawinen, die alljährlich ungefähr um dieselbe Zeit im Frühjahr und meistens auch an derselben Stelle niedergehen. Immerhin handelt es sich, was die Zeit angeht, doch oft um einen Spielraum von acht, ja vierzehn Tagen, je nachdem der Frühling früh oder spät eintritt und der Föhn mehr oder weniger mächtig seinen heißen Atem ins Thal hinein bläst. In solcher Zeit ist gar mancher Weg in den Alpen, selbst manche Poststraße unheimlich; ein furchtbarer Drache lauert eben an der Bergeshalde, und kein unten Vorübergehender, kein vorbeifahrender Schlitten oder Wagen ist sicher, ob nicht eben jetzt das Ungetüm sich herabstürzen wird. Besonders schlimm war für die Alpengebiete das Jahr 1888.

Auch das Jahr 1895 brachte Lawinennot und zwar mitten im Winter, im Januar. Dasselbe Airolo, das im Winter des Jahres 1898 den bereits erwähnten Bergsturz des Sasso rosso auszuhalten hatte, wurde bei Föhnwetter von einer gewaltigen Schneelawine erfaßt, welche mehrere Häuser weghlies oder zerschmetterte und einige Frauen tötete.

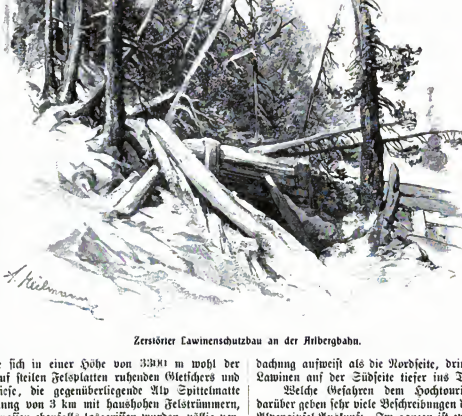
Man sieht schon an diesem Beispiele, wo eine Lawine bis in die Nähe des Bahnhofes der Gotthardbahn niedergang, daß Lawinengefahr sich nicht etwa nur auf die wenig begangenen Saumpfade in großer Höhe beschränkt; auch die Poststraßen in der Thalsohle werden in vielen Gegenden der Schweiz und Tirols von den Lawinen heimgesucht. Zahlreiche Kreuze an derartigen Straßen melden, wie dieser oder jener an einer Stelle, wo man es kaum für möglich halten sollte (z. B. ein paar Minuten oberhalb des Dörfchens Rehalp, an der Furka-Poststraße), durch eine Frühjahrslawine den Tod gefunden hat. Im Frühsommer wurde auf dem Flüelapaß einst ein eidgenössischer Postillon mit mehreren Postpferden von einer Lawine in den Abgrund gerissen. Auch die Straße, die das Rhonethal aufwärts von Brieg nach dem Rhonegletscher und der Furka führt, hat ihre regelmäßigen Lawinen, zu deren Durchsitsch (vgl. die Abbildung S. 632) oft ganze Dorfschaften aufgeboten werden. Schreiber dieser Zeilen hat auf der Rhonethalstraße selbst Ende Juni noch die Leute am Durchbrechen einer Lawine arbeiten sehen, die oberhalb Gletsch die Poststraße versperrte. Man hatte in den Kegel einen Tunnel gegraben, durch den die Post fuhr.

Aber menschliche Mühe und Arbeit richtet doch wenigstens den Lawinen gegenüber etwas aus, was gegenüber großen Bergstürzen nicht der Fall ist. Der Schnee ist immerhin eine weniger furchtbare Elementargewalt als niederkrachende Felsen. Schon der Umstand, daß gegen gewisse, von nicht zu großer Höhe herunterstürzende Frühjahrslawinen sehr viele Alpendörfer sich durch einen Bannwald zu schützen wissen, weist darauf hin. In einem solchen Wald darf kein Baum gefällt werden, er ist unverletzlich, ja heilig als treuer Hüter des Dorfes. An seinem Wall dichter Stämme bricht sich die Gewalt der andrängenden Schneemasse.

Im oberen Maggiathal sah ich unterhalb des Dorfes Brogsio einen Kastanienwald, der die Aufgabe hat, die Poststraße von Fusio nach Bignasco an dieser Stelle vor der Frühjahrslawine zu schützen: das Fallen eines dieser Kastanienbäume ist sogar, gemäß einem noch aus dem Mittelalter stammenden Gesetze, das mit der schweizerischen Bundesverfassung im Widerspruch steht, mit sirchlicher Exkommunikation belegt. Ebenso wie man sich vor Lawinen eher schützen kann, als vor Bergstürzen, erfolgt auch die Rettung aus Lawinen viel häufiger, namentlich die Rettung aus Staublawinen, bei denen der Zusammenhang der Schneemasse kein so fester ist. Es ist uns ein Fall bekannt, wo auf dem Szaletta (Graubünden) eine ganze Karawane von 52 kleinen Schlitten teils von der Lawine verschüttet, teils in die Tiefe geschleudert wurde. Da es aber lockerer sandiger

Schnee war, konnten Mensch und Vieh sich wieder herausarbeiten, und das Abenteuer brachte keinem der Beteiligten den Tod. Im Jahr 1800 wurde am Südabhang des Spitzgen ein Tambour der unter General Macdonald über den Paß ziehenden französischen Armee von einer Lawine in den Abgrund geweht. Auch er mochte unversehrt in der Tiefe angelangt sein, denn man hörte ihn tapfer trommeln und das mehrere Stunden lang; doch war es unmöglich, ihm Hilfe zu senden, und so mußte der Aermste vor Hunger und Kälte umkommen, nachdem die Lawine sein Leben verschont hatte. Am 14. Januar 1719 wurde das Dorf Leukerbad von einer Staublawine verschüttet; eine so ungeheure Schneelast lag auf den Hütten, daß es acht Tage dauerte, bis man wieder in die Wohnungen gelangen konnte. 55 Tote fand man in den teilweise eingedrückten Häusern. Nur in einer Hütte war ein Knabe, Stephan Noth, ohne Speise und Trank, am Leben geblieben. Er sollte noch einmal das Tageslicht sehen, nicht für lange jedoch. Ungeachtet aller Pflege starb er in der nächsten Woche. Ebenfalls Bürger von Leuk waren es, welche durch den Abbruch eines Drittels des Aletschgletschers teils getötet, teils durch den Tod ihres auf der Alp befindlichen Viehes schwer geschädigt wurden. Das Ereignis fand gegen 5 Uhr morgens am 11. September 1895 statt und zwar auf der Berner Seite des Gemmipasses, der von Kandersteg nach Leuk hinüberführt. Am Aletsch, einem der Bergriesen des Berner Oberlandes, löste sich in einer Höhe von 3300 m wohl der dritte Teil des auf steilen Felsplatten ruhenden Gletschers und stürzte in die Tiefe, die gegenüberliegende Alp Spittelmatte in einer Ausdehnung von 3 km mit haushohen Felstrümmern, die durch die Eismassen ebenfalls losgerissen wurden, völlig verschüttend. Wohlgemerkt! nicht direkt fielen diese Eis- und Steinmassen auf die Alphütten der Spittelmatt, in denen sie 6 Walliser Hirten und 137 Stück Vieh begruben, sondern die Verschüttung der Alp fand nur durch den Rückschlag an der dem Aletsgipfel gegenüberliegenden Felswand statt, und der dabei erzeugte Luftdruck war so stark, daß er einen großen Lärchenwald glatt wegrasierte und das Vieh von der einen Thalmulde in die andere hinüber- und wieder zurückwirbelte. Gerade an jenem verhängnisvollen 11. September hätte ein paar Stunden später die Alpfahrt von der Alp stattfinden sollen. So war es auch hundert Jahre vorher geschehen: ebenfalls an dem Tage, der für die Alpabfahrt festgesetzt war — damals am 18. August 1782 — löste sich vom selben Aletsgletscher eine Eismasse und tötete durch Zudecken 4 Menschen und 60 Stück Vieh. Wie groß übrigens die Abbruchmasse im Jahre 1895 war, davon bekommt man am besten einen Begriff, wenn man erfährt, daß gute Augen die Stelle am Aletsgletscher, wo das Eis in halbkreisförmigen Bogen sich abgelöst hatte, von der Stadt Bern aus, also auf stark zehn Stunden in gerader Luftlinie, deutlich wahrnahmen. Und am Morgen des 12. Septembers bemerkte ein Dampfschiffkapitän des Thuner Sees, der von Gunten nach Spiez hinüberfuhr und von der erfolgten Katastrophe noch nichts wissen konnte, sehr wohl eine Veränderung an der Außenfläche des schneeweißen fernen Gebirgsstockes, und äußerte Passagieren gegenüber seine Verwunderung, was dort oben wohl in dieser Nacht passiert sein möchte.

Die Anlage der Alpenstraßen und — in den letzten Jahrzehnten — der Alpenbahnen hat auf die Lawinengefahr wohlweislich Rücksicht genommen. Auf allen Alpenstraßen sind diejenigen Partien, wo Lawinen niederzugehen pflegen, durch sogenannte Galerien — Straßentunnels — geschützt; ebenso fährt die Alpenbahn (z. B. die Gotthardbahn) gar oft durch Tunnels nicht etwa, weil ein Berg oder Fels sich in den Weg gedrängt hätte, sondern einfach der Sicherheit wegen, indem über denselben Abhang, durch den der Tunnel angelegt ist, die Lawinen, nun unschädlich für die Bahn, zu Thal rollen. Wirklich hat sich bis jetzt auf keiner unserer europäischen Alpenbahnen ein durch Lawinen veranlaßter Unglücksfall zugetragen; nur gelegentliche Verkehrsstörungen durch Lawinen ereignen sich mitunter im Frühling und im Frühsommer. Da die Südseite unserer Alpen durchweg eine viel steilere Abdachung aufweist als die Nordseite, dringen im allgemeinen die Lawinen auf der Südseite tiefer ins Thal hinab.



Zerstörter Lawinenschutzbau an der Arlbergbahn.

Welche Gefahren dem Hochtouristen Lawinen bereiten, darüber geben sehr viele Beschreibungen der Ersteigung berühmter Alpengipfel Auskunft. Im ganzen ist zwar, je höher man steigt, der Schnee desto fester gefroren; andererseits muß man bedenken, daß die meisten Erstleigungen in die heißesten Sommermonate fallen. Da löst sich gar leicht von einem Felsgipfel eine überhängende Schneekuppe und stürzt als gefürchtete sogenannte Schildlawine in die Tiefe. Bergführer und geübte Steiger werden es daher auch immer so einzurichten suchen, daß sie den Hochgipfel in früher Vormittagsstunde betreten und lange vor Mittag sich wieder außerhalb des Bereiches einer solchen Schneekuppe befinden.

Der jüngste Gletscherssturz von großartigem Umfang war der Eisgratbruch am Fletschhorn, der am 19. März 1901 die Alpweiden des Dorfes Simpeln am Simplonpaß auf lange Zeit hinaus mit Schutt und Felstrümmern bedeckte. Seine Eismassen zerstörten auch den uralten Lärchenwald der Roßbodenalp auf der linken Thalseite, sowie den jungen Lärchenwald auf dem gegenüberliegenden Hang.

Wir gebieten hier unserer Feder Stillstand, obschon noch bei weitem nicht alles gesagt ist, was über Lawinen und Bergstürze

zu melden wäre. Nur noch eine Bemerkung gestatten wir uns, daß nämlich im Hinblick auf Lawinen und Bergstürze, wozu noch die Wildbachüberschwemmungen kommen, die Alpenländer Europas wohl als die am stärksten besteuerten, von der Natur direkt besteuerten Länder müssen angesehen werden. Irren wir nicht, so hat schon Montesquieu auf diese Thatsache hingewiesen: eine gerechte Ausgleichung dieses Steuerdrucks liegt aber darin, daß die harte Herrin auch die schöne Herrin ist, daß dieselbe wilde Natur, welche oft so schonungslos die ihr zu Füßen liegenden Gefilde verwüstet, weit in alle Lande hinaus jenes verführerische Lächeln erglänzen läßt, das alljährlich viele Tausende von Bewohnern der Ebene zu den funkelnden Schneefirnen der Alpen emporlockt.

Schneelawine am Arlberg.

Ein deutscher Mann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Benedikt Waldeck.

Von Prof. Dr. Hans Prutz.

Es war am 19. Mai 1862. Die hochgespannten Erwartungen, welche die neue Aera weithin erweckt hatte, waren trüber Enttäuschung und ernsten Besorgnissen gewichen: gewitterschwer lagerten die Wolken des drohenden Konflikts über Preußen und ließen auch den gehofften Wandel in der Entwicklung Deutschlands wieder in weite Ferne gerückt erscheinen. Vor dem Portal des Berliner Schlosses, nach dem Lustgarten hin, stand eine neugierige Menge, um die Abgeordneten von der Eröffnung des neugewählten Landtages im Weißen Saale herauskommen zu sehen. Eine freudige Bewegung ging durch das Volk beim Anblick eines auffallenden Paares, das Arm in Arm einherschritt: einen kleinen, rundlichen Greis, dem das Gehen schon schwer wurde, sorgsam geleitend, erhob sich hochragend, breitschultrig und in stolz entschlossener Haltung die mächtige Figur eines Mannes, dessen vorzeitig gebleichtes Haar zusammen mit den scharf ausgeprägten, fast harten Zügen und dem leuchtenden Blick des blauen Auges erkennen ließ, daß schwere Stürme über ihn hinweggegangen waren, aber seine hochgemute Kraft und seine Zuversicht nicht zu brechen vermocht hatten. Ehrfurchtsvoll entblößte man das Haupt, und hier und da ertönte der Ruf: „Hoch Waldeck! Hoch Taddel!“

Denn diese beiden waren es, die Männer, deren Namen im Gedächtnis der älteren Generation fortlebten als die der tapferen Vorkämpfer für Recht und Freiheit gegenüber dem schmachvollsten Gewaltstreich, durch den in der Zeit ihres siegreichen Aufsteigens die einst allmächtige Reaktion mit Hilfe von Lügen und Fälschungen die Sache des Volks seines tapfersten und einflußreichsten Führers zu berauben gedacht hatte. Es waren Waldeck, welchen Freund und Feind als „Vater der preußischen Verfassung“ bezeichneten und der eben deshalb 1849 zu einem gewissenlosen Verschwörer hatte gestempelt und so vernichtet werden sollen, und Taddel, der den Prozeß Waldeck als Vorsitzender des Schwurgerichtshofes mit höchster Sachlichkeit geleitet hatte. Durch Taddel war das zum Verderben eines Ehrenmannes geschmiedete schurkische Komplott vereitelt und so die Ehre des preußischen Richterstandes vor unheilvoller Schädigung bewahrt worden. Ihm so gut wie Waldeck hatte der begeisterte Jubel gegolten, mit dem die Berliner Bürgerschaft am 3. Dezember 1849 den nach mehr als halbjähriger Haft von einer nur im Dienst des politischen Hasses erhobenen, völlig haltlosen Anklage Freigesprochenen zu seinem Hause und in den Schoß seiner Familie geleitete. Auch die jüngere Generation ehrte damals pietätvoll den großen Volksmann. Als dieser, der in dem erneuten Preußen nie ganz heimisch geworden war, doch aber die gemachten Fortschritte dankbar anerkannte, acht Jahre später sein Leben beschloß, da wurde ihm von der Bevölkerung der preußischen Hauptstadt eine Leichenfeier bereitet von einer so ergreifenden Großartigkeit, wie sie nur wahren Volksheiden zu teil zu werden pflegt.

Nicht nur den großen Toten, auch sich selbst ehrte das Volk damit: huldigend bekannte es sich zu den Grundsätzen begeisterter Vaterlands- und Freiheitsliebe, für die Waldeck gelebt und gelitten hatte. Wer freilich Verdienst und Bedeutung geschichtlicher Persönlichkeiten nur nach dem Erfolge ihres Wirkens beurteilt, der wird auch mit Waldeck schnell fertig sein im Hinblick auf den schließlichen Ausgang des mehr als zwanzigjährigen Ringens um die künftige Gestaltung des preußischen Staates, in dessen ersten, stürmisch bewegten Stadien er eine unvergleichlich hervorragende Stellung eingenommen hatte, während er in den letzten Jahren als Vertreter einer unterlegenen Sache auch den Gegnern Achtung abnötigte. Aber selbst für diesen Standpunkt bietet doch die geistige Entwicklung Waldecks an sich ein hohes Interesse. Er war ein strenggläubiger Katholik, der fest in dem Boden seiner Kirche

wurzelte und der sein Leben lang allen kirchlichen Pflichten mit kindlicher Frömmigkeit nachkam. Entsprechend der Geistesrichtung der Zeit, in die seine Jugend fiel, nach Denken und Fühlen ein ausgesprochener Romantiker, hat Waldeck durch die Verketzung ungesucht an ihn heranretretender Verhältnisse sich zu dem konsequentesten Vertreter demokratischer Grundsätze entwickelt. Diese hat er in stürmisch bewegter Zeit mit ebensoviel Folgerichtigkeit wie moralischem Mut verfochten, weder rechts noch links schauend oder gar zu Zugeständnissen auf ihre Kosten bereit. So war er ein Mann des Volkes, wie es in Preußen keinen zweiten gegeben, unfähig jeder Schmeichelei gegen die Menge, vielmehr auch ihr gegenüber stolz und unabhängig in der Vertretung des als recht Erkannten und daher befähigt, sie nicht bloß zu leiten, sondern auch zu erziehen, sittlich zu erheben und ihr Streben auf höhere Ziele zu richten. Darin vorwiegend wird das geschichtliche Verdienst und die bleibende Bedeutung Waldecks zu sehen sein. Fest wurzelnd in dem für ihn in der Religion begründeten Sittengesetz und dem politischen Prinzip, das sein zu Abstraktionen geneigter Idealismus allein als das berechtigte gelten ließ, hat er in Zeiten ratloser Verwirrung durch das unverbrüchliche Einhalten der einen bestimmten Richtung auch solchen, die andere Kurse suchten, die Versolgung ihres Weges und die Erreichung ihres Zieles wenn nicht überhaupt erst ermöglicht, so doch wesentlich erleichtert. Das Verdienst, das er sich dadurch um die politische Entwicklung seines Vaterlandes erworben hat, darf um so höher angeschlagen werden, je größere Unreife und Unklarheit auf diesem Gebiete damals noch herrschten. Die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages, der am letzten Juli gefeiert worden ist, wird es daher rechtfertigen, wenn das Gedächtnis des Volksmannes, den an sittlicher Größe keiner der Epigonen überragt, auch an dieser Stelle erneut und dabei vornehmlich auf die Entwicklung nicht sowohl des Politikers als überhaupt des Menschen Rückschi genommen wird. Wird doch so erst auch die heute manchem unverständliche extreme Richtung, die er vertreten, psychologisch erklärt und begreiflich gemacht werden — besonders aber die untergeschichte Einheit seines wie aus einem Guß erstandenen Wesens in der vorbildlichen und erzieherischen Bedeutung zu Tage treten.

Benedikt Waldeck war, am 31. Juli 1802 zu Münster geboren, ein echter Sohn der roten Erde. Wie seine äußere Erscheinung, das Bild gedrungener Kraft und stolzer Selbständigkeit, gemessener Ruhe und überlegener Besonnenheit, den Westfalen erkennen ließ, so waren ihm auch die geistigen Eigentümlichkeiten seines Stammes voll zu eigen: zugleich mit seinen hervorragenden Eigenschaften entsprangen hier auch gewisse ihm anhaftende Besonderheiten, die sich selbst in den größten Augenblicken seines Lebens nicht verleugneten. Nicht mit Unrecht hat man ihn daher mit jener westfälischen Bauerngestalt Immermanns verglichen, die der Dichter als eine kompakte Mischung von Schlauheit und Ehrwürdigkeit und von Vernunft und Eigensinn gezeichnet hat. Das erklärt auch den Einfluß, den er auf seine Landsleute gewann und den diese in ihrer Weise anerkannten, indem sie ihm den Ehrennamen des Bauernkönigs beilegten. Dieser Einfluß wurde das Fundament, auf das sich Waldecks politische Bedeutung selbst in den Zeiten seines umfassendsten Wirkens unerschütterlich gründete.

Der Vater, früher Professor in der nachher aufgehobenen juristischen Fakultät der Akademie und dann als Mitbegründer und Leiter der höheren Provinzialgewerbeschule zu Münster und um seiner verdienstvollen Thätigkeit willen in der ganzen Provinz hochangesehen, gab ihm eine ausgezeichnete Erziehung, die den Geist des reich veranlagten und frühreifen Knaben zeitig auf alles Gute und Schöne richtete. Im Verkehr mit gleichgearteten und ähnlich strebenden Genossen entwickelte Benedikt namentlich ausgesprochene Neigung für die schöne Litteratur und bewies nicht gewöhnliche Anlage für die poetische Produktion. Daneben aber wirkten zwei Momente nachhaltig auf seine Entwicklung ein, einmal die freie Religiosität, die entsprechend der Geistesrichtung der Münsterländer in dem elterlichen Hause herrschte, und dann das republikanische Selbstgefühl der Bürger der alten Bischofsstadt, die sich unter dem Bischof Freiherrn von Fürstenberg eines fridricianisch aufgeklärten Regimentes erfreut hatte. Auch der Freiheitskampf der Jahre 1813 und 14 mußte auf den Knaben tiefen Eindruck machen. Eigentümlich verquickt erscheinen diese Elemente in der Geistesart des Jünglings und in der Auffassung, die er im Beginn männlicher Reife Menschen und Dingen entgegenbrachte. Die 1817 in Münster begonnenen juristischen Studien setzte er seit 1818 in Göttingen fort und beendete sie dort 1821 mit der Erwerbung der Würde eines Doktors der Rechte. Nachdem er die Prüfungen mit Auszeichnung bestanden hatte, trat er in die juristische Praxis ein und wurde zunächst 1828 in Halberstadt, dann und in Paderborn beschäftigt, um bereits 1832 dem Land- und Stadtgericht zu Minden als Direktor vorgesetzt zu werden.

Es ist von hohem Interesse, an der Hand der Erinnerungen einiger ihm eng verbundener Freunde und seiner durch sie bekannt gewordenen Briefe und Gedichte Waldecks Entwicklung in diesen Jahren zu verfolgen: Alles läßt sich eher in ihm ahnen als der künftige Führer der Linken in der preußischen Nationalversammlung. Suchte damals der künftige Jurist sich eine möglichst umfassende allgemeine Bildung zu erwerben, indem er nicht bloß die für tiefere Erfassung seines Faches unentbehrliche Geschichte, sondern namentlich auch die Philosophie in den Kreis seiner Studien zog, so ging Waldeck noch darüber hinaus und blieb daneben auch selbst seinen allgemein litterarischen und poetischen Neigungen treu. Und da zeigt er sich als echten Romantiker: ein glänbiger Sohn der katholischen Kirche, schwärmt er für die Herrlichkeit des Mittelalters, die deutsche Kaiserzeit und die Kreuzzüge. Daneben vertieft er sich in das Studium Goethes, namentlich des „Faust“. In den eigenen poetischen Versuchen offenbart er neben tiefem Gemüt und sinniger Betrachtungsweise sichere Herrschaft über die Sprache und ungewöhnliche Gewandtheit in der poetischen Form, die freilich nirgends Originat ist, durchweg aber ein verständnisvolles Studium der besten Vorbilder erkennen läßt. Auch der deutsch-patriotische Zug kommt darin kraftvoll zur Geltung, nicht minder jugendliche Freiheitsschwärmerei. Von ihr erfüllt, dramatisiert der Sechzehnjährige eine Münsterische Schnitzage, nach der ein „Symtagrit“ die ungerechte Härte eines übersteigenen Lehrers durch dessen Ermordung gerächt haben soll, und ergeht sich dabei in hochtönenden Phrasen, nach denen man in ihm den künftigen Lobredner des Tyrannenmords hätte vermuten können, obgleich er den Gang seines Helden zum Schaffot zu einer enthusiastischen Verherrlichung der wunderwirkenden Gnadenmittel seiner Kirche ausgestaltet hatte. In antiken Metren preist er die Schweiz als das Land der Freiheit, zu dessen Bergen die anderen in Knechtschaft lebenden Völker sehnsuchtsvoll hinaufblicken. Schmerzlich beklagt er 1820 das Schicksal Deutschlands, auf dem damals der unwürdige Druck der Karlsbader Beschlüsse lastete. Friedlich erbtändende Freiheit für sein Vaterland, für sich selbst die Möglichkeit, „in irgend einem Stande für des Volkes Wohl zu glühen“, und die Gewinnung eines Weibes, „beschieden, von hohem züchtigen Gemüt“, das sind „die drei Wünsche“, die er hegt, aber nicht für erfüllbar hält, wenn er schließt:

„Doch kehrt die Freiheit nicht im Frieden
Zu unserm deutschen Volk zurück,
Ist nur dem Kampf der Sieg beschieden,
Dann gönne, Himmel, mir das Glück,
Daß ich die Morgenröte sehe
Des Kampfes für das höchste Gut,
Und, liegen wir nicht, unterjochte
Mit Freudigkeit und festem Mut.“

In ganz andern Sinne, als der jugendliche Dichter es damals ahnen konnte, sollte dieser Wunsch in Erfüllung gehen. Nichts lag ihm, scheint es, damals ferner als der Gedanke an den Eintritt in eine von aufreibenden Kämpfen erfüllte politische Thätigkeit. Was ihm das Amt an Muße ließ, gehörte der unablässigen Arbeit an seiner allgemeinen Bildung, und den ersten Platz behaupteten auch da noch die litterarischen und insbesondere die poetischen Interessen. Ja, in dem Kreise der ihm besonders vertrauten Freunde erwartete man von ihm sogar hervorragende dichterische Leistungen. Einer von diesen, der in Bonn die Bekanntschaft des dann nach Göttingen übersiedelnden Heinrich Heine gemacht hatte, vermittelte dort Waldecks Bekanntschaft mit dem Dichter. Auch Heine schätzt Waldecks dichterische Begabung nicht gering an. „Waldeck,“ urteilte er, „ist ein sehr guter Poet und wird dereinst viel leisten. Er hat mit sichtbarem Vorteil seinen Goethe gelesen und weiß, was schön ist. Durch

Wort und Beispiel habe ich ihn tüchtig angespornt, dahin meine Ansichten über Poesie sachlich entwickelt und glaube, daß dieser Same wuchern und gute Früchte tragen wird." Aus dem Briefwechsel mit seinen Freunden geht hervor, daß Waldeck — was kaum sehr nach Heines Sinn gewesen sein dürfte — sich damals namentlich auch mit Begeisterung in das Nibelungenlied vertiefte. Es genügte ihm nicht, die Hauptgestalten der Dichtung in knapp umrissenen poetischen Charakterbildern zu veranschaulichen, sondern er machte den Anfang mit einer freien Bearbeitung derselben in Stanzen.

Charakteristisch für seine Richtung ist auch der bittere Spott, mit dem er sich über die Schicksalstragödien ergeht und namentlich sich gegen Müllners „Schuld" und Grillparzers „Ahnfrau" wendet. Er zeigt da, wie in anderen ähnlichen Versuchen, eine ungewöhnliche Begabung für die Satire, die er nachmals im parlamentarischen Redekampfe auch politischen Widersachern gegenüber meisterhaft zu handhaben gewußt hat. So kann es nicht Wunder nehmen, wenn Waldeck auch noch als Auskultator in Halberstadt vor allem den dort wurzelnden litterarischen Erinnerungen nachgeht und sich von den Geistern Göckings und Lichtwehrs und im Hinblick auf das benachbarte Quedlinburg von denen Klopstocks und Gleims umschwebt fühlt. Seit der Rückkehr nach Münster mit einigen Freunden im Bunde der „Siebener" zu einem sich allsonnabendlich versammelnden litterarischen Thee vereinigt, wurde er der Mittelpunkt eines Kreises, der sich in allen Richtungen über das öffentliche Leben, die Wissenschaft und die Kunst gemeinsam zu unterrichten strebte und namentlich die neuen Produkte der belletristischen Litteratur, wie die Werke E. T. A. Hoffmanns und Chamissos, aber auch Fichtes, Hegels und Hallers, studierte. Doch verloren die Freunde auch die besonderen Verhältnisse der geliebten westfälischen Heimat nicht aus dem Auge: gemeinsam unternahm man eine Sammlung westfälischer Märchen und Sagen, zu der auch Waldeck einige wohlgelungene Beiträge im westfälischen Dialekte lieferte. Aber das hinderte ihn nicht, sich auch in das Studium der Werke der Frau von Staël zu vertiefen und an dem der Komödien des Dänen Holberg sich zu erfreuen.

Leider reicht nun das bisher vorliegende Material nicht aus, um die Momente mit Sicherheit zu erkennen, welche den radikalen Wandel in Waldecks ganzer Geistesrichtung herbeiführten, ohne den er nie das hätte werden können, als was die Geschichte ihn kennt. Jedenfalls wurde aus dem Romantiker, der eine Zeit lang sogar im Begriff gewesen war, die äußersten Konsequenzen aus dieser Richtung zu ziehen, ein Mann selbstloser, hingebender Arbeit im Dienst des scheinbar so unpoetischen bürgerlichen und praktischen Lebens; freilich nahm er aus der schwärmerischen Jugend zugleich mit der unerschütterlichen Anhänglichkeit an den Glauben seiner Kirche einen begründeten Idealismus in diese Thätigkeit hinüber. Von der Beschäftigung mit den Sagen seiner erinnerungsreichen westfälischen Heimat und mit dem Nibelungenliede lag der Uebergang zu geschichtlichen Studien nahe genug. Von jeher hatte Waldeck sich zur Geschichte hingezogen gefühlt, in der er entsprechend der sittlichen Grundrichtung seines Wesens vor allem die Hüterin der lauteren Wahrheit sah.

„Heil'ge Klio, könnt' ich deine Bücher
Mit geweihtem Sinne all' eriorschen, —
Aus dem Leben wird' ich Weisheit lernen."

hatte er einst gesungen: aus dem Geschehenen meinte er für das gegenwärtige Leben erst das rechte Verständnis gewinnen zu können. Freilich hat er sich dabei im Suchen nach dem rechten Weg vorübergehend in wunderliche Extreme verirrt. Der Lobredner der schweizer Freiheitshelden wird zum Bewunderer Napoleons, dessen übermenschliche Größe ihn mit solcher Gewalt ergriff, daß er nur noch für ihn Sinn zu haben meinte. Auch poetisch bethätigte er diesen im Grunde ebenfalls durchaus romantischen Heldenkultus. Aber die Beschäftigung mit der Geschichte Napoleons führte ihn dann weiter zu der französischen Revolution. Doch wurde er dadurch zunächst nach der entgegengesetzten Seite hingeworfen. Obgleich 1830 die Julirevolution und die Erhebung Belgiens und Polens tiefen Eindruck auf ihn machten, erschien ihm Frankreich nun doch vollends als das Land, wo das Geschick der Welt in intellektueller sowie in physischer Hinsicht entschieden werde. Dort sah er einen Kampf entbrennen um die Lebensfrage der Gesellschaft in ihrer damaligen Gestalt, um die Erblichkeit des Eigentums überhaupt und um das Dasein des Christentums. Und er bekennt sich dann einem vertrauten Freunde gegenüber als Verehrer der rechtsphilosophischen Lehren Hallers, auf welche Restauration und Reaktion sich theoretisch gründeten, und als Bewunderer des „grandiosen Abbé Lamennais", eines „Napoleon in der Theologie", der nach seiner Meinung „die Fahne des Katholizismus schwingt mit der unwiderstehlichen Logik echter Beredsamkeit und der glühenden Wärme des Glaubens." Mächtig aber ziehen ihn zugleich die Lehren St. Simons an, denen er eine große praktische Bedeutung für die Zukunft zuerkennt. Auch in dieser widerspruchsvollen inneren Gärung dachte er, was ihn erfüllte, poetisch zum Ausdruck zu bringen, um Ruhe und Klarheit zu gewinnen: er entwarf den Plan zu einer großen, all diese socialen und politischen Ideen veranschaulichenden Novelle. Ja, noch ein paar Jahre später dachte er an die Gründung einer groß angelegten Zeitschrift, die, etwa „Katholisches Institut" genannt, alles mit dem katholischen Dogma Unvereinbare ausschließen, sonst aber alle Ansichten in unbedingtester Freiheit vertreten sollte.

So unklar und widerspruchsvoll rang dieser großangelegte, hochgebildete und bei aller Kirchlichkeit doch Freiheit ersehnende Geist nach einer befriedigenden Bethätigung der gewaltigen Kraft, die er in sich fühlte. Dazu hatte ihm in etwas der sich verschärfende Gegensatz zu der auf Deutschland lastenden Reaktion. Ihr gegenüber war es ihm ein Trost: „den Geist können die Herren ja doch nicht proskribieren oder bannen, und wollen es auch nicht, sonst müßten sie bei den Schulen anfangen, wie die Russen es richtig thun; das übrige ist ja nur Popanz für Leute, die sich gern schrecken lassen. Bilde sich jeder geistig so aus, wie es seine Anlagen zulassen, halte sein Gewissen rein und stärke seine Willenskraft: dann wird er einen solchen Wall gegen alle Geistesunterdrückung in sich fühlen, den keine Kunde und kein Bajonett stürmen kann." Auch das Behagen an dem neugegründeten und fröhlich gedeihenden eignen Hause und einer ihn voll befriedigenden, allseitig anerkannten amtlichen Wirksamkeit in dem reizend gelegenen Weserstädtchen Blotho half ihm allmählich das Gleichgewicht des Gemüts gewinnen. „Das unbegrenzte und unbefriedigte Umherschweifen meiner Weltansicht," schreibt er am 22. März 1834 einem Jugendfreunde, „hat eine feste Grenze erreicht. Liebe, Häuslichkeit, Thätigkeit und ruhiges Streben hat mir den Glauben bofsentlich für mein ganzes künftiges Leben zurückgebracht, und die katholische Weltanschauung im freiesten, weitesten, echt liberalsten Sinn wird die meinige für immer bleiben." In sich beruhigt und geklärt, erlebnt er eine höher geartete Thätigkeit. „Ich selbst empfinde," schreibt er weiter in dem angeführten Briefe, „die brennendste Begierde, der großen Sache der Menschheit auch thätig zu dienen, und glaube, daß ich, wenn auch nicht im philosophischen, doch im historischen, juridischen oder oratorischen Fache hierzu auch wohl imstande sein würde." Und da war es eine glückliche Fügung, daß ihm dieser Weg erschlossen wurde von der Seite ernster, sich vertiefender amtlicher Praxis, die ihn zu wichtigen Fragen des politischen und socialen Lebens der Zeit Stellung zu nehmen nötigte. Auch dabei hielt er die religiöse Grundlage fest. Denn in seinem Ideenkreis „ging, wie er noch im November 1859 einem Freunde schrieb, die eigentliche Entfaltung des Christentums wesentlich zusammen auch mit der politischen Freiheit, insbesondere mit jenen Freiheiten des Individuums, deren gebildete Nationen, wenn sie nicht in den Schaum der Gemeinheit versinken wollen, nicht entbehren können, und welche daher in den Verfassungen, einem unwiderstehlichen Drange gemäß, selbst von solchen anerkannt werden müssen, welche sie nicht lieben und gern verkümmern lassen." Wenn er für diese Freiheiten eintrat, größtenteils ohne Aussicht auf Erfolg, immer ohne Aussicht auf eigenen Nutzen, so geschah das lediglich, wie er erklären durfte, „wegen der absoluten Güte der Sache selbst." Daß ihm das vergönnt war, hat er allezeit als den größten Segen gepriesen, den der Himmel ihm verliehen konnte.

Seit 1836 gehörte Waldeck als Rat dem Oberlandesgericht zu Hamm an, wo er namentlich die Aufsicht über die Untergerichte zu führen und das Anstellungswesen zu bearbeiten hatte, bald hochangesehen wegen seines unbeugsamen Gerechtigkeitssinns

und, insofe seiner Berichte über legislative Fragen, anerkannt wegen der Gründlichkeit seines Wissens und seines juristischen Scharfsinns. Bekannter wurde er zuerst 1841 durch die Schrift „Über das bürgerliche Erbfolgegesetz für die Provinz Westfalen". Freimütig trat er darin auf Grund des alten, bisher durchaus bewährten Brauchs seiner Heimat gegen die diesen bedrohenden gesetzgeberischen Pläne der Regierung ein für das uneingeschränkte Recht der Bauern zur Teilung ihres Grundbesitzes. Namentlich um ihretwillen wurde er als Bauernkönig gefeiert. Seine Mitbürger wählten ihn zum Stadtverordneten und betrauten ihn mit ihrer Vertretung bei den Kreisständen. Ebenfalls 1841 verfocht er in einer Abhandlung „Über die Art des Votierens bei Erlassung der Erkenntnisse" das Prinzip, daß die Abstimmungen der Richterkollegien sich immer nur auf das Urteil selbst, nicht aber auf die Begründung beziehen könne, damit verteidigte er die Freiheit und Unabhängigkeit des einzelnen Richters in den Gerichtshöfen gegen die Ansichten, die sein Präsident und im Einverständnis mit diesem der Justizminister von Mühler in einem besonderen Falle ihm gegenüber vertreten hatten. Aufs lebhafteste endlich wurden alle juristischen Kreise durch die Rede bewegt, die er am 1. Oktober 1843 zu Soest bei Gelegenheit der Feier hielt, durch die man auf seine Anregung die vor zehn Jahren erfolgte Einführung des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens beging. In großen Zügen entwickelte er darin seine Gedanken über die Vorzüge und Unbilden der Rechtspflege und erhob dabei die Forderung auch der Aufhebung des eximierten Gerichtsstandes und der Patrimonialgerichte. Obgleich man an maßgebender Stelle im Prinzip mit ihm einverstanden war, machte man doch aus dem Mißfallen über sein Auftreten kein Hehl, konnte aber doch nicht umhin, einen Mann von solchen Gaben und solchem Wissen in den höchsten preußischen Gerichtshof zu berufen: 1844 kam Waldeck als Hilfsarbeiter an das Obertribunal, in dessen Kollegium er bald so allgemeine Anerkennung fand, daß er ihm 1846, trotz des Gegenwirkens einiger Mitglieder des hohen westfälischen Adels, als ordentliches Mitglied endgültig beigesellt wurde.

Zwei Jahre später führte die Revolution ihn in den Brennpunkt des stürmischen politischen Lebens. Auch das suchte er nicht: Freunde drangen in ihn, sich im zweiten Berliner Wahlbezirk als Kandidaten für die zur Vereinbarung der Verfassung berufene Nationalversammlung aufstellen zu lassen. Leicht besiegte er das Mißtrauen, das die Wählerschaft ihm im ersten Augenblick entgegenbrachte, als ob auch er einer von den damals so häufigen Gemäßigten wäre, die über Nacht konstitutionell geworden. Seine Wahlrede im Mai 1848 zeigte, daß er wußte, was er wollte, und sich klar darüber war, was Preußen zu einer schnellen Lösung der inneren Krisis not that. Er verlangte im Ausbau der im März gemachten Zugeständnisse volle, redliche Freiheit der Presse, verbürgt durch wohlorganisierte Geschworenengerichte, freies Recht der Versammlung, Sicherheit der Person und Gleichheit aller vor dem Gesetze, durchzuführen in der Nationalvertretung, der Gerichts- und der Gemeindeverfassung: dazu bedürfe es vor allem der Charakterfestigkeit und der Mäßigung. Schon daß er ein festes Programm hatte, gab ihm bei der sonst herrschenden Programmlosigkeit von Anfang an eine leitende Stellung, an welcher die der anderen, nach rechts oder links abweichenden Politiker gemessen wurde. Was das auch in den Augen des Volkes bedeutete, bewies, daß er nicht bloß in Berlin, sondern außerdem noch in seiner westfälischen Heimat viermal gewählt wurde.

Es ist hier nicht der Ort, Waldecks Thätigkeit in der konstituierenden Nationalversammlung oder gar in den parlamentarischen Körperschaften, denen er in der Folge angehörte, im einzelnen zu verfolgen: es muß genügen, sie im großen und ganzen zu charakterisieren und das, was daran unvergänglich und auch für unsere Tage und für die Zukunft noch von Wert ist, von dem mehr Zufälligen und Nebensächlichen zu sondern.

Als Vorsitzender der auf seinen Antrag bestellten Kommission zur Umarbeitung des von der Regierung vorgelegten Verfassungsentwurfes und dabei Verfasser des Abschnitts über die Grundrechte und fast der gesamten Motive hat er auf den Gang der Verhandlungen einen Einfluß geübt, der dauernd nachgewirkt hat. Sein Ziel war die demokratische Monarchie, mit nur einer Kammer und freiem Versammlungsrecht und Preßfreiheit nach englischem Muster. Dazu wollte er vor allem, daß das Feudalwesen und die Büreaukratie, welche die Märztage zu Fall gebracht hatten, für alle Zeit unschädlich gemacht würden durch eine wahrhaft liberale Neuorganisation der gesamten Verwaltung und des Rechtswesens. Es war ein Verhängnis für Preußen, daß diese Neuordnung der Dinge damals nicht zu stande kam und der Verfassung daher der breite Unterbau fehlte, dessen sie vor allem bedurfte, um wirklich lebendig zu werden. Um so augenfälliger und besorglicher war deshalb der Kontrast zwischen den in der Verfassung proklamierten Prinzipien und dem thatsächlichen Zustand des preußischen Staates. Auch hat die unerbittliche Logik und die schneidende Schärfe, womit Waldeck für jene Grundsätze eintrat, nicht nur ihre ausgesprochenen Gegner vollends herausgefordert, sondern auch manche Gemäßigte irre gemacht und mit Sorge erfüllt.

Aber die Kritik ist auf diesem Gebiete ja leicht, zumal angesichts der später eingetretenen Entwicklung, und wird deshalb oft genug ungerecht. Welche Schwächen neben allen großen Eigenschaften Waldeck als Politiker anhafteten, ist heute nicht schwer zu erkennen. Es war nicht bloß Idealismus, was ihn mit der so ganz anders gearteten Wirklichkeit zu rechnen hinderte, und nicht bloß starres Festhalten an den Gesetzen der formalen Logik, was ihn die in der praktischen Politik zum Erfolge kann entbehrliche Schmiegsamkeit unmöglich machte. Er brachte, als er in den Kampf eintrat, auch ein fest in sich geschlossenes politisches System mit, das tief im Grunde der Moral wurzelte und streng folgerichtig auf für ihn nicht diskutierbaren Prinzipien aufgebaut war, und das rücksichtslos zu vertreten für ihn daher ein sittliches Gebot war, welches jede Vermittlung mit einem andern Standpunkt verbot. Nur im vollen Siege oder in ehrenvoller Niederlage konnte dieses System demnach bewährt werden. Auch hatte Waldeck für die besondere Entwicklung des preußischen Staates, die eigentlich auf der immer erneuten Ueberwindung unausgleichbar scheinender Gegensätze beruhte, doch kein hinreichend klares geschichtliches Verständnis, um die Preußen danach für die Gegenwart gegebenen Bedingungen unbefangen zu würdigen und ihnen vorsichtig abwägend Rechnung zu tragen. Andererseits aber hatte er doch ein lebhaftes Gefühl für die Eigenart und das ihr entsprungende besondere Recht Preußens und hätte diesem gern auf seine Weise durchgreifend Geltung verschafft. Es war gar nicht nach seinem Sinn, daß die Beschlüsse des Frankfurter Parlamentes über innere Angelegenheiten der Einzelstaaten ohne weiteres auch für Preußen verpflichtend sein sollten. Der Volksstaat, der ihm als politisches Ideal vorschwebte, war freilich, wie die Dinge nun einmal lagen, durch eine friedlich fortschreitende Entwicklung nicht zu verwirklichen, so wenig das Volkswerk, in dem er zugleich die beste Gewähr für die Verfassung geschaffen sehen wollte, als Träger der nationalen Wehrkraft ins Leben gerufen werden konnte. Ja, auf diesem Gebiet begegnet man bei dem ernsten, tiefen Denker gelegentlich fast naiven Anschauungen.

Der Kreis derjenigen, die Waldecks konsequent demokratische Gesinnung teilen, ist heute wohl noch kleiner als 1848 und 49. Bei unbefangener Prüfung aber wird diesem doch niemand die Anerkennung versagen, daß er seinen Standpunkt mit einer Hingebung und Ritterlichkeit, einer Sachlichkeit, Besonnenheit und Mäßigung, vor allem aber völlig unabhängig von allen der Sache fremden Momenten mit einer Begeisterung vertreten hat, wie sie jedem Politiker, welcher Partei er auch angehören mag, nur zur höchsten Ehre gereichen kann. Bei ihm als gläubigen Katholiken war auch sein politisches Handeln auf die dem heilig gehaltenen Sittengesetz entsprungene Erkenntnis der Pflicht gegründet, die es vor Gott und Menschen unverbrüchlich zu erfüllen galt. Das war es, was an Waldeck den Zeitgenossen vor allem imponierte und ihm, der um die Gunst der Menge zu buhlen als Selbstunwürdigung angesehen hätte, über die so leicht bewegliche Masse eine unvergleichliche Autorität verlieh. Auch war es in jenen stürmischen Tagen jungen politischen Lebens ein erhebendes Schauspiel, zu sehen, wie einer der höchsten Richter des preußischen Staates, dessen Amtsführung vor jeder Prüfung glänzend bestand, eine politische Ueberzeugung vertrat, welche die landläufige Anschauung mit einer solchen Stellung für

Hochseetorpedoboote in Fahrt.
Nach einer Aufnahme von A. Renard in Kiel.

unvereinbar hielt. Wirksamer noch als durch seine klaren und eindringlichen, gelegentlich aber auch leidenschaftlichen Reden, die, von zwingender Logik, doch immer stark lehrhaft waren, machte Waldeck für diese politische Ueberzeugung durch die imponierende Wucht seiner im höchsten Maße sittlichen Persönlichkeit Propaganda. Dadurch vornehmlich wurde er eine Macht, die in ehrlichem Kampf zu überwinden die erbittertsten Gegner verzagten. Um daher das in ihm gleichsam verkörperte politische Prinzip zu vernichten, wollten sie ihn moralisch zu Grunde richten. Da das diesem makellosen Manne gegenüber mit legalen Mitteln nicht möglich war, nahmen sie zu den allernichtswürdigsten ihre Zuflucht. Vorher schon war er vom Obertribunal vergeblich zur Niederlegung seines Amtes aufgefordert worden, dessen pflichtgemäße Wahrnehmung mit seiner politischen Ueberzeugung unvereinbar sein sollte. Waldeck hatte das Ansinnen aber ebenso würdig wie scharf zurückgewiesen. In den Augen der Reaktion und ihrer dienstbeflissenen Gehilfen galt kurzweg jeder Demokrat für einen gewissenlosen Schurken und Verschwörer: auch Waldeck sollte nun als solcher erwiesen werden. Hier liegt der Ursprung des 1849 gegen ihn in Scene gesetzten Prozesses, wohl des dunkelsten Blattes aus der Geschichte der Reaktion in Preußen.

Die Komplikation mit der deutschen Frage hatte die Krisis in Preußen aufs äußerste verschärft, die Ablehnung der Kaiserkrone und die Verwerfung des Frankfurter Verfassungswerks machten den Gegensatz zwischen dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel und der liberalen Mehrheit der die octroyierte Verfassung beratenden Versammlung vollends unausgleichbar: niemand hatte das so schneidend und scharf zum Ausdruck gebracht als Waldeck. Da wurde er am 16. Mai verhaftet unter der lächerlichen Anklage, er habe die Herstellung einer einigen, unteilbaren socialdemokratischen Republik in Deutschland verschwörerisch betrieben. Der Streich kam nicht völlig überraschend: geheimnisvolle Andeutungen und dunkle Anschuldigungen, die Manteuffel einige Tage vorher in der Kammer vorgebracht hatte, ließen ahnen, was man im Schilde führte. Daß Manteuffel das Vorhaben im allgemeinen gekannt und gebilligt hat, kann danach nicht bezweifelt werden, mag er auch über die Einzelheiten nicht unterrichtet gewesen sein, durch welche die unsauberen Gehilfen der betreffenden höheren Beamten ihr Ziel zu erreichen dachten. Am liebsten hätte man Waldeck auf Grund des noch herrschenden Belagerungszustandes vor ein Kriegsgericht gestellt: dann wäre man des Ausgangs allerdings sicher gewesen. Doch ergaben seine mit Beschlag belegten Papiere auch nicht die Spur eines Beweises. So wurde die Anklage schließlich dahin formuliert, er habe um eine hochverräterische Unternehmung gewußt und unterlassen, davon die schuldige Anzeige zu machen.

Den Rat besorgter Freunde, sich durch die Flucht der drohenden Vergewaltigung zu entziehen, hatte Waldeck zurückgewiesen: in dem Bewußtsein der Unschuld und im Glauben an den Sieg des Rechts ertrug er die Untersuchungshaft in der Hausvogtei, die man durch allerhand illegale Mittel möglichst lange zu erstrecken wußte. Denn inzwischen war die Kammer aufgelöst und auf Grund eines rechtswidrig octroyierten Wahlgesetzes die Neuwahl vorgenommen worden, bei der der gefeierte Führer der Linken natürlich nicht berücksichtigt werden konnte. Aber das war auch der einzige Erfolg, welcher der Reaktion in diesem dunklen Handel beschieden war. Denn der Prozeß endete mit einer furchtbaren moralischen Niederlage der Regierung. Er enthüllte den zum Schein mitangeklagten ehemaligen Handlungsgehilfen Ohm als Spitzel und Denunzianten der schmutzigsten Art und stellte die an der Intrigue beteiligten Behörden, die der Polizeipräsident von Hinckeldey vergeblich durch brüskes Auftreten zu decken suchte, beispiellos bloß: Briefschaften, die auf den ersten Blick als plumpe Fälschungen erkennbar waren, da Waldeck danach nicht einmal orthographisch richtig hätte schreiben können, hatten sie um des Zwecks willen als Beweisstücke gelten lassen.

Der Staatsanwalt selbst mußte die Anklage für völlig unhaltbar erklären und brandmarkte sie als ein Bubenstück, durch das ein Mann habe vernichtet werden sollen. Von jeder Schuld freigesprochen, wurde Waldeck am Abend des 3. Dezember von seinen jubelnden Mitbürgern wie ein Triumphator nach Hause geleitet.

Aber seine politische Rolle war doch ausgespielt. Die Reaktion der folgenden Jahre machte ihre Wiederaufnahme unmöglich, selbst wenn er Lust und Neigung dazu gehabt hätte. Ehrfurchtsvoll aber blickten nun gerade in jenen trüben Jahren alle, denen die Ehre Preußens und insbesondere der preußischen Rechtspflege am Herzen lag, auf die hochragende Gestalt des einsamen Mannes, dessen Haar Gefängnis und Verfolgung zwar gebleicht hatten, dessen stolzer Freiheitssinn, unerschütterliche Ueberzeugungstreue und zuversichtlicher Glaube an den einstigen Sieg seiner Sache aber dadurch nicht gebrochen worden waren. Auch als dann zehn Jahre später mit der neuen Aera wieder ein regeres und hoffnungsfreudigeres politisches Leben begann, war doch für einen Mann, der gleichsam als die Verkörperung eines politischen Prinzipes gelten konnte, eine erfolgreiche Thätigkeit kaum möglich. Erst der Kampf um die Militärorganisation und der Konflikt boten wieder Gelegenheit zu eindrucksvoller Bethätigung der in seinem politischen Charakter vorwiegenden Negation, die unverändert auf dem einmal eingenommenen Standpunkt verharrt und es ablehnt, einen möglichen Ausgleich auch nur durch einen Schritt des Entgegenkommens anzubahnen. So gehörte Waldeck denn auch 1866 zu den Gegnern der Indemnitätsbewilligung, die dem langjährigen Streit zwischen Volksvertretung und Regierung angesichts der von Grund aus gewandelten Verhältnisse ein für beide Teile befriedigendes und ehrenvolles Ziel setzte. Auch fernerhin bekämpfte er die Kompromißpolitik, auf welcher der Ausbau des neuen Deutschland in den nächsten Jahren beruhte. Gewisse Ergebnisse des Jahres 1866 aber fanden doch, so viel er an der angewandten Methode auszusetzen haben mochte, seine freudige Zustimmung. Das hing zusammen mit seiner eigentümlichen Stellung in der deutschen Frage.

Besonderes Verständnis für diese hat er nie gehabt, und ein Schwärmer für die deutsche Einheit in dem herkömmlichen Sinn war er nie gewesen. Ihm ging einmal die Freiheit unbedingt über die Einheit: ein wirklich freies Preußen aber hatte nach seiner idealistischen Ansicht das Recht auf die Herrschaft in ganz Deutschland. In diesem Demokraten lebte ein hochgesteigertes preußisches Selbstgefühl. Während er zunächst kein Bedenken getragen hätte, die Leitung Deutschlands zwischen Preußen und Oesterreich wechseln zu lassen, war Deutschland zu einigen für ihn doch allein Preußen berufen und fähig, und er dachte nicht daran, das Schwert Friedrichs des Großen etwa einem Reichsverweser anzuvertrauen: Deutscher Kaiser konnte demnach für ihn nur der König von Preußen sein. Ueberhaupt sah er den Beruf der Hohenzollern in der Ausführung des alten Reichs: der Neubau war nicht ihre Sache, und dem norddeutschen Bundesstaate hätte er den Einheitsstaat schlechterdings vorgezogen. Daher machte er sich lustig über die „Augustenburgerei“, war von Anfang an für die Eroberung der Elbherzogtümer für Preußen, billigte 1866 die Annexionen, zumal da durch jene Hannovers seine geliebte westfälische Heimat endlich politisch wieder geeinigt wurde, und wollte nichts wissen von Zugeständnissen an die neuen Provinzen. Er hoffte in der Stille, es solle weiterhin nicht ein „Ausbau“, sondern der „Aufbau“ der Bundesverfassung erfolgen.

Wie Waldeck sich demnach zu der Errichtung des Deutschen Reiches gestellt haben würde, ist schwer zu sagen. Der stark realpolitische Zug, der seit 1866 auch an ihm hervortrat, würde ihm die Verständigung mit der neuen Ordnung vielleicht erleichtert haben. Er hat die Entscheidung nicht mehr zu treffen gehabt. Wenige Wochen vor dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich, in Hinblick auf den auch er die Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten aufrichtig willkommen geheißen hatte, ist er am 12. Mai 1870 nach längerem Leiden an Entkräftung gestorben. Neunzehn Jahre später wurde ihm im Dranienpark zu Berlin ein Denkmal errichtet: auch unter den so völlig gewandelten, neuen Verhältnissen gedachte mit dem preußischen Volke die Hauptstadt des großen Volksmanns, der durch Ueberzeugungstreue, Makellosigkeit und Festigkeit, durch Vaterlandsliebe, Freiheitssinn und ideales Streben Mit- und Nachlebenden ein unvergängliches Vorbild gegeben hatte in all den Tugenden, ohne die ein gesundes und gesegnetes politisches Leben überall und zu allen Zeiten auf die Dauer unmöglich ist.

Gewitter im Mai.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.)

Novelle von **Ludwig Ganghofer.**

Langsam die Hände streckend, kam Poldi auf Dorle zugegangen. In wachsender Verlegenheit und Freude that sie ihm ein Schrittlein entgegen, stellte hurtig der Mutter den Blumenstock auf die Arme und fuhr mit den zitternden Händen über die Schürze hinunter.

Nun hielt er sie fest und drückte ihre Hände, daß sie vor Schmerz ein wenig zuckte — und stand vor ihr und schaute sie immer an, mit großen Augen, lächelnd. Und so leise, daß man bei dem lauten Getriller der Vögel und bei dem Klang der Spieluhr kaum seine Stimme hörte, sagte er: „Weiß Gott, dat Kind is in de Jahren kamen . . . un wär ick damals nich in 't Water sprungen, so wär die Welt um wat Leiwes ärmer!“

Dorle und die Weberin hatten nur halb verstanden. Aber wie Poldi, so dachten auch die Beiden an das Fährstoß drunten im See. Und die Mutter puffte das Dorle, weil es noch immer nicht reden konnte, lachend an die Schulter. „So geh, du Dschapert! So red doch ein Wörtl! Jetzt ist er doch da! Die ganzen Jahr her hast dir's allweil gewunschen, daß ihm dein Vergeltsgott sürs Leben sagen könntest einmal! Und seit vom Almirt daheim bist, allweil hast geredt davon! Und jetzt stehst da und machst den Schnalex ja wie 's Zeiserl, wann der Schnee fallt! So red doch! Und sag's ihm!“

Zögernd, in ihrer scheuen Freude, sah Dorle an dem jungen Seemann hinauf und lispelte: „Vergeltsgott halt!“ Wie glücklich sie war, wie sie sich ihres geretteten Lebens freute, ihrer blühenden Jugend und dieser Stunde — das alles sagte sie ihm mit diesem kleinen Wort.

Die Spieluhr schwieg, und in dem alten Gehäuse that's einen leisen Knag, als wäre eine Feder eingeschnappt. Die Vögel wurden still, und nur ein Schwarzblättchen zwitscherte noch schlichtern, während man aus den anderen Käfigen ein hurtiges Klipp und Klapp vernahm, wenn die stumm gewordenen Sänger von einem Stäbchen zum andern hüpften.

Poldi hatte Dorles Hände aus den seinen gelassen und die Mühe mit der Goldborte auf die Bank gelegt. Dann standen die Beiden wieder voreinander, sahen sich lächelnd an, als möchte jedes in den Augen des anderen die vergangenen Zeiten finden. Aber so stumm sie auch waren, diese zwei — es ging doch kein Engel durch die Stube, denn die Weberin schwatzte lustig drauf los, während sie aus einem Schrank die Flasche mit dem „Johannisbeerenen“ und drei kleine, dicke Gläschen hervorholte. Dann brachte sie noch einen geblumten Teller mit dünn geschnittenem Guglhupf — nun saßen sie alle drei um den Tisch herum — und da wurde Poldi plötzlich so gesprächig, als hätte er von den Gläschen, die eben erst vollgeschenkt wurden, schon eines über den Durst getrunken.

Dorle, deren Wangen immer heißer glühten, lauschte mit erregten Augen, weiß sie von allem, was Poldi plauderte, kaum das zehnte Wort verstand.

„So,“ sagte die Weberin und stellte die Flasche nieder, „jetzt trinken wir eins zum lustigen Gruhgott!“

Da gab's auch wirklich gleich ein heiteres Lachen, denn ehe man die Gläschen heben konnte, mußte man den Kopf bucken und was absaugen — die Weberin hatte es mit dem Einschenken so gut gemeint, daß sich in jedem Gläschen von dem roten Likör noch ein Buckelchen über den Rand erhob.

„Zum Wohlsein!“ lispelte Dorle, und ihre Augen glänzten. Sie stießen an — aber die kleinen, dicken Dinger aus grobem

Preßglas hatten keinen Klang. Und beim Trinken hätte sich Poldi fast „verschluckt“, weil er lachen mußte — denn als er den Kopf zurückneigte, um das Gläschen zu stürzen, sah er über dem Tisch an der Stubendecke, halb versteckt zwischen den hängenden Efeuranken, die Glasbirne des elektrischen Lichtes. Mit jäher Komik hatte dieser Gegensatz auf ihn gewirkt: das Stübchen des Dorle — und Edisons Erfindergeist! Hüben und drüben — die alte Welt und die neue! Wie das zusammenkommt! Und während er so erheitert zu der gläsernen Birne hinauflachte, fiel ihm noch was anderes ein: daß aus Dorles Stübchen ein Draht hinüberlief in die „Lichtschmiede“ — er brauchte nur in die Leitung da an der Wand zu greifen und einen festen Ruck zu machen — dann gab's eine Störung in der „Verbindigung“, und der Domini würde „wie ein Narr“ gelaufen kommen, um ein Unglück zu verhüten.

„Gelt, jetzt haben wir 's Elektri!“ sagte die Weberin. „Wir haben's billig, weißt! Sonst wär ich beim Petroli blieben. Aber kamod ist der Elektri, ja, gar arg kamod! Bloß ein Druckerl dürft machen!“ Sie griff in die Fensternische und drehte den schwarzen Knopf der Leitung. „Da schau, jetzt brennt's.“

Beim hellen Sonnenschein des Mittags merkte man freilich nicht viel davon. Nur die mattgeschliffene Glasbirne bekam einen gelben Schein, als wäre sie vergoldet, im Gewirr der Efeuranken hellten sich die Schatten auf, und dem Dorle, das plötzlich so seltsam still und nachdenklich wurde, fiel ein Schimmer über das braune Haar.

„Ja, ja, kamod is der Elektri schon!“ Die Weberin drehte das Licht wieder ab. „Und der Epheu wachst auch viel besser, dergeit er auf'n Abend allweil das schöne Licht hat an der Decken droben . . . 's Petroli hat er gar nicht gut vertragen. Mein, so ein Pflanzl ist halt grad so wie der Mensch . . . 's Bessere gefallt ihm allweil gleich, da braucht's nicht viel.“ Sie schenkte das Gläschen wieder voll, das Poldi geleert hatte. „Gelt, gut ist er, mein Johannisbeerener? Ja, du, den hab ich fein selber angesetzt. Der Domini trinkt ihn auch allweil gern.“ Lachend schob sie ihm das Gläschen hin. „So! Und jetzt mußt uns aber auch ein bißl was verzählen! 's Dorle ist eh schon ganz stad geworden . . . die möcht halt was hören, weißt!“

Langsam griff er über den Tisch hinüber, faßte Dorles Hand, und lächelnd, mit seinen leuchtenden Augen, sah er das Mädchen an.

Sie zuckte ein wenig, als möchte sie ihm die Hand entziehen — aber sie that es nicht. Und ganz rot wurde sie, bis unter die Haare hinauf.

Lachend fragte er, ob sich das Dorle wohl denken könnte, wann er draußen in der Welt zum erstenmal an sie gedacht hätte! Das wäre auf seiner zweiten Fahrt als Schiffsjunge gewesen. Da hätte ihn bei grober See eine Sturzwelle über Bord gespült. Damals wäre er noch kein sonderlicher Schwimmer gewesen — und mitten im ersten Schreck, als es ihn hinunterriß in das tosende Gespredel, wäre ihm völlig spaßhaft der Gedanke durch den Kopf gefahren: jetzt könnte er auch so einen brauchen . . . wie das Dorle . . . einen, der hurtig nachspringt!

Bei dem halben Platt, das er redete, verstand sie nicht gleich und sah ihn erst eine Weile an, bis sie den Sinn seiner Worte faßte. Dann wurde sie ganz bleich und klammerte ihre Hand um die seine, als wäre nun wirklich an ihr die Reihe, zu helfen.

Heiter lachte er über den Schreck, den er aus ihren Augen las — und erzählte, wie ihm beim Anstauchen die Rettungsleine vor die Nase geflogen wäre, und wie sie ihn nach dieser ersten Seetaufe glücklich wieder herausgelost hätten an Bord des Schiffes, wo er nach dem Schreck auch noch den Spott zu überstehen hatte.

Da atmete sie auf und lachte mit.

Wie man einem Kind erzählt, so schwatze er weiter, von allerlei gruseligen Dingen, von Haifischen und Wasserhosen, von Klabautermännlein und vom Seegelpenst, von Tigern und Paradiesvögeln, von den gelben Chinesen und vom ersten Indianer, den er gesehen — der wäre aber nicht im Schmuck der Adlerfedern auf dem Kriegspfad gewandelt, sondern hätte einen schwarzen Frack mit weißer Kravatte getragen und wäre Kellner in einem Hafencafé gewesen.

Dem Dorle wurde ganz heiß vor Staunen und Aufregung über all die exotischen Dinge, die da aus blauer Weltenferne hereinspazierten in das kleine, grüne Stübchen der Weberin.

Und weil das Dorle immer wieder fragen mußte, wenn sie nicht verstand, gab sich Poldi alle Mühe, das Platt zu vermeiden und den Dialekt der Heimat zu schwatzen. Und weil er sah, wie sie sich ängstigte um ganz verstörte Augen bekam, wenn er von schweren Gefahren und harten Stunden erzählte, wollte er sie nimmer quälen und begann ein lustiges Erlebnis nach dem anderen auszukramen. Als hätte die Stunde in diesem grünen Stübchen ein heißes Feuer in ihm entzündet, so sprudelte er von übermütiger Laune. Die Weberin lachte, daß sie immer wieder die Thränen von ihren Backen wischen mußte — das Dorle wende so feelenvergnügt, als hätte sie süßen Wein getrunken — und wenn die Drei so lustig zusammen kicherten, glaubten auch die Vögel in ihren Käfigen zu dieser Heiterkeit was beitragen zu müssen und erhoben ein Pfeifen und Trillern, daß die Weberin ein paarmal mit der Faust auf den Tisch klopfte und lachend rief: „Kreuz Teixel! So seids doch stad da droben! Man hört ja schon bald sein eigens Wörtl nimmer!“ Dann schwiegen die Vögel. Doch wenn um den Tisch das Lachen wieder begann, ging auch in den Käfigen das Getriller wieder los.

Noch mehr, als Dorle und die Mutter über Poldis lustige Geschichten, lachten Poldi und Dorle über die drolligen Fragen der Weberin. Alles Mögliche und Unmögliche wollte sie wissen — und ganz besonders interessierte sie sich für alles Weibliche in der fernen Welt da draußen. Ob es denn wirklich wahr wäre, daß die Buschweiber ihren ganzen Hausrat in der Frisur unterbringen? Und daß die Chinesinnen ihre „Zuckerln“ zustutzten, wie die Schnallinger den Griffel? Und daß die Japanerinnen so feine „Hasserln“ hätten, daß sie immer nur ein einziges Reiskorn schlucken könnten — und auch das nur ganz weich gekocht?

Natürlich! Das wäre alles wahr, so wahr wie das Gelbe im Ei! Und ganz andere Dinge könnte man in der Fremde noch sehen! Und von allen Frauenzimmern da draußen und da drunten die allermerkwürdigsten, das wären die Gockelfrauen von Lugalonien. Die kämen mit einem Gockelschweif auf die Welt, den sie ganz an der gleichen Stelle hätten, wo der Henne die längsten Federn wachsen. Und dieser nützliche Federbusch wäre ihr Um und Auf für das ganze Leben. Ist es heiß, so haben sie gleich einen Fächer, mit dem sie sich kühlen können. Wird das Wetter naß, so machen sie mit den Federn ein Rad und schlagen es von rückwärts als Regenschirm über den Kopf herauf. Unter der Woche lehren sie mit ihrem Gockelbusch die Stuben aus, und immer für den Sonntag wird ein Federl ausgerissen, schön gekräuselt und ins Haar gesteckt.

Die Weberin schien nicht recht zu wissen, ob sie lachen oder staunen sollte. Aber schließlich hielt sie doch das Lachen für das Richtige — und Dorle, unter lustigem Gekicher, gab dem Poldi einen leichten Schlag auf die Hand und schmollte:

„Geh! Du! Gar so blau darfst die Mutter nicht anlaufen lassen!“

„Ah, so einer! Wie der einen anlugt!“ Die Weberin konnte vor Lachen kaum reden. „So einer! Den schau mir an! Und wer weiß, was er alles verzählen könnt von die Weiberleut da draußen . . . wann er bei der Wahrheit bleiben möcht! Weiß der Kuckuck, wo er überall in der Welt umeinander so ein Schatzerl sitzen hat, so ein heimliches, von dem er nicht gern verzählt! . . . Gelt, ja?“

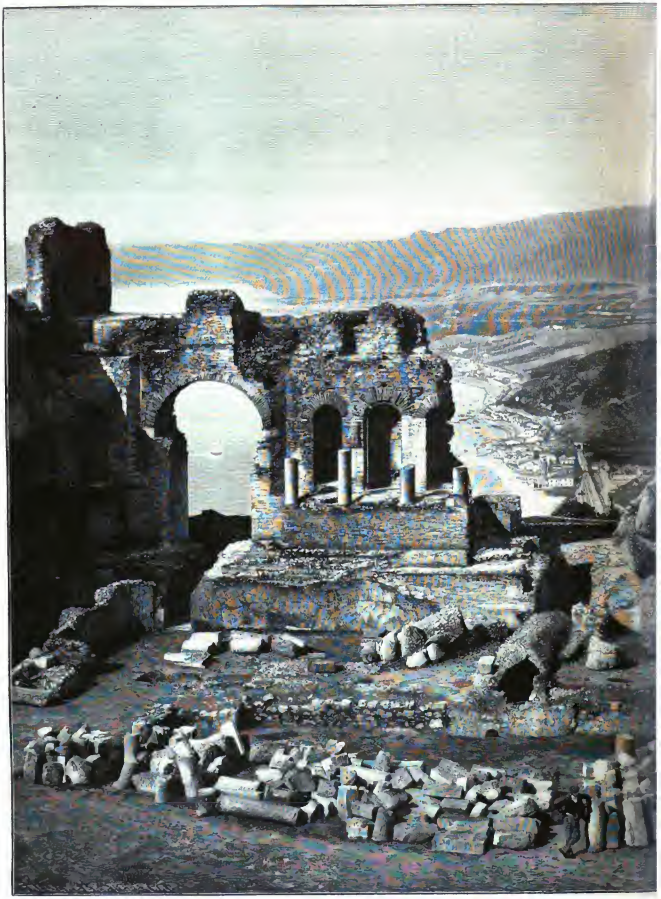
Halb noch lächelnd, doch mit ernsten Augen sah Dorle zu Poldi auf. Der lachte und schüttelte den Kopf.

„Nø ja,“ meinte die Weberin, „von die Kohlrappenschwarzen wirst dir freilich keine ausgesucht haben. Und von die Gockeljumpfern hat dir wohl auch keine dein Herzl gestohlen. Aber in der Welt draußt, mein' ich, giebt's viel Mütter, die liebe Kinder haben? Gelt, jetzt lachst?“

„Nee, Mutter Wewerin . . .“

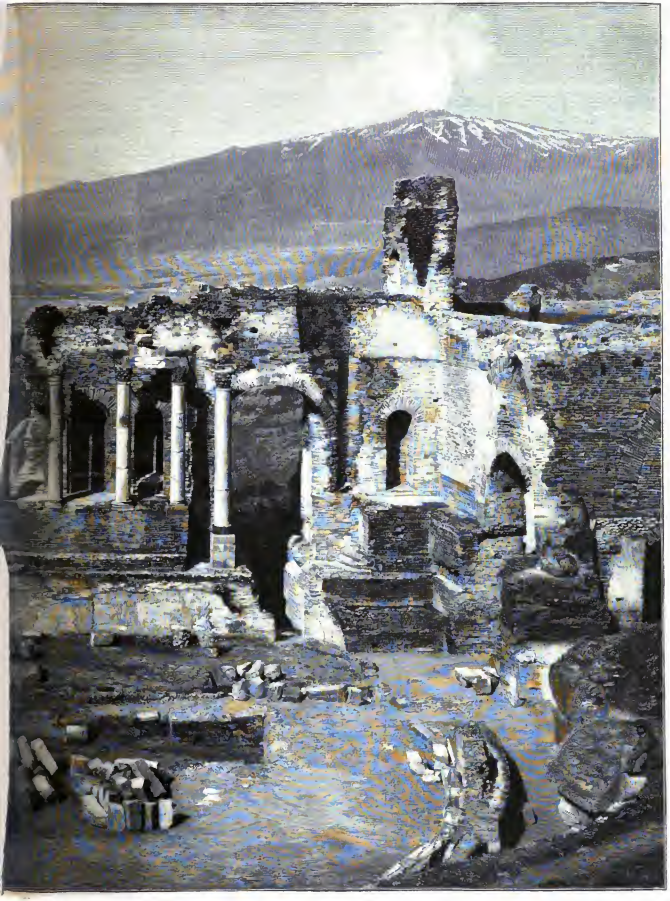
„Ja ja, wirst schon bei einer so ein kleins Herzzipferl lassen haben . . . bei so einer amerikanischen Millanärin . . . oder bei so einer englischen Miß Werfeein Buckstin?“

„Nee, Mutter Wewerin! Mir hat noch nie ein Mädel gefallen!“ sagte Poldi mit Lachen. Dann sah er das Dorle an. „Noch nie?“ Seine Augen leuchteten. „Nee, Dorle, dat kann



Das Amphith

Nach einer phot



in Taormina.

ischen Aufnahme.

ick hüt nümmer seggen." Immer, wenn etwas lief aus ihm heraus kam, fiel er wider Willen in die Sprache, an die er gewöhnt war seit sieben Jahren.

Dorle hatte seine Worte nur halb verstanden. Doch ganz verstand sie seinen Blick, und da schoß ihr das Blut mit heißer Welle ins Gesicht.

Sie blieben still, die Beiden — und während die Weberin noch immer über die Miß Werufein Buckskin zu lachen hatte, ging die Thür auf, und der Förster trat in die Stube. „Richtig! Da bist ja!" sagte er mit einer Lustigkeit, aus der es ein bischen wie Aerger brummte. „Bub, denkst denn nimmer an die Mutter? Es ist ja schon bald Zwölfe, und die Mutter daheim verzwaelt aus lauter Angst um ihren Aepfelstrudel!"

„Herr Jeling!" lachte Poldi und schob sich aus der Bank heraus.

Nun gab's einen flinken Abschied. An die Weberin, die mit dem Förster zu schwatzen anfing, dachte Poldi gar nicht mehr. Nur dem Dorle reichte er die Hand, tauchte den Blick in ihre seltsam scheuen Augen und sagte: „Adjüs, Dorle!" Er zögerte ein wenig, um nach Worten zu suchen, die sie verstand. „Ich komm bald wieder, gelt? Morgen ist Sonntag . . ."

Da fuhr ihm der Vater in die Rede. „Thu mir den Gefallen, Bub, und versprich nichts für morgen! Weißt, morgen wird's Leut geben bei uns. Und die Mutter will dich auch ein bißl haben. Dein Urlaub wird eh geschwinder vorbei sein, als man's denkt. Und jetzt komm! Sonst brennt deiner Mutter der Aepfelstrudel an!"

Bei der Thüre konnte Poldi dem Dorle noch zuflüstern: „Uebermorgen!" Dann schritt er mit dem Vater aus dem engen, dunklen Flur hinaus in die Mittagssonne. Als er sich noch einmal umguckte mit seinen leuchtenden Augen, sah er zwischen den Blumenzweigen des kleinen Fensters etwas Weißes, als wär's ein Gesichtchen, das sich verstecken wollte. Und im Flur hörte er einen der Webergesellen mit unwilliger Stimme fragen: „Was ist denn, Meisterin? Die Lent warten aufs Essen!" Halb verständlich hörte man die Weberin noch zusammen: „Jesses, jesses, ganz versaumt haben wir uns! Dorle! Jetzt aber flink . . ."

Da fing der Vater zu reden an, während sie durch den Garten hinausgingen zur Straße: daß die Mutter schon um elf Uhr „das Aufgeregte bekommen" hätte, und daß er schon beim Domini und beim Lehrer gewesen wäre, um den Buben zu suchen.

Poldi nickte zu allem, was der Vater sagte, und blickte mit heiter träumenden Augen von der Wiesenhöhe über den glitzernden See und über das grüne Thal hinaus. Das schien im Glanz des Mittags in die Breite gewachsen, denn der flimmernde Sonnenduft ließ die Berge ferner erscheinen, weil alle Schatten in diesem goldblauen Schimmer ihre Schärfe verloren.

Ein leichter Windhauch hatte sich erhoben und trug die kleinen, schneeigen Blättchen der Apfelblüte spielend über die Hecken hin.

„Vater! Wie schön das ist!"

„Was denn?"

„Alles . . . bei uns daheim! Schau, Vadder, ick hewp . . . schau, ich hab doch den ewigen Sommer in den Tropen gesehen. Aber schöner ist mir die Welt noch nie gewesen als heut . . . so bei uns daheim . . . so im Maien, weißt!"

„Hast recht, Bub! So was wird wohl schön sein! Und Gott Lob, daß man wieder Frühjahr hat! Sechs Monat Bergwinter, das ist harte Zeit!"

Da klang eine Stimme aus den Lüften: „So, Herr Förstner! Habts ihn gefunden, den Poldi?"

Hohenleitner guckte ins Blaue hinauf. „Jetzt weiß ich nicht, hat der heilige Geist geredt, oder . . ." Er lachte. „Natürlich, da hockt er schon wieder droben auf der Lichtstang!"

Domini, mit den sichelförmigen Klettereisen an den Schuhen, saß ganz zu oberst auf einem Maste der elektrischen Leitung, die quer über die Straße ging, und hantierte mit einer Zange am Draht.

„Fehlt schon wieder was?" fragte der Förster.

„Ja, der Draht hat ein bißl nachlassen. Und da hab ich ihn lieber gleich wieder gestrickt, eh daß er mir reißt. Einen andern laß ich nicht gern über so was . . . da mach ich's schon lieber selber. Könnt leicht ein Unglück passieren mit 'm Elektri . . . wo der Draht über d' Straßen lauft! Aber ist schon wieder alls in der Ordnung!"

Domini schob die Zange in eine Ledertasche, die er um die Hüften geschnallt trug, und stieg, mit den Klettereisen greifend, vorsichtig den Mast herunter.

„Wie ein Krebs schaut er aus, der d' Schaaren an die Füß hat!" sagte der Förster lachend und ging davon.

Poldi wollte dem Vater folgen. Aber da rief ihm der Lichtschmied zu: „Geh, wart ein bißl!" Er kam zu Boden. Wegen der sichelförmigen Eisen, die er an den Schuhen hatte, mußte er mit weitgespreizten Füßen gehen. Das sah so drollig aus, daß Poldi lachen mußte. Und Domini lachte mit. „Drollig, mit die Eisen marschiert man schlecht!" Er streckte dem jungen Seemann die Hand hin und sagte herzlich: „Bist mir harb, Poldi?"

„Harb? Warum?"

„Weil ich heut in der Früh vor lauter Arbeit vergessen hab, daß du in der Stuben bist?"

„Nee, Dom'ni! Dat makt nix nich! Dat kat man sin!"

Domini zog die Brauen zusammen, als müßte er schärfer horchen: „Was meinst?"

„Das ist lang schon verschmerzt!" Poldi lachte. „Und das ist ganz gut gewesen so! Hättest du nicht vergessen auf mich, so wär ich noch lang bei dir blewen . . ." er sah über die Schulter zurück, „un id hadd nich sinnen, wat id sinnen hewp."

Aufmerksam sah Domini in Poldis Gesicht. Und lächelte. „Was hast denn, Bub? Augen machst, so glanzig, als hättst eine liebe Freud in der Seel?"

„Dei hewp id, jo!"

„Was sagst?"

Da legte Poldi dem Lichtschmied die Hand auf die Schulter. „Denk dir, Dom'ni . . . dat Mäten . . . aber du weißt ja noch gar nicht . . . ich hab dich noch fragen wollen, aber du bist ja nimmer gekommen!"

„Was fragen?"

„Drunten am See, da ist mir ein Mädel begegnet . . . und allweil hab ich mich fragen müssen, wer das Mädel nur sein könnt. Und jetzt hab ich sie wiedergefunden. Das Mädel, Dom'ni, das war min lüttes Dorle, dei id mi un'n Vater togen hewp vor sewen Johr! Dom'ni, ein Mädel . . . so was Liebes und Herzigs! Die hat mir gefallen! Un id hewp ihr . . ." Verwundert sah Poldi den Lichtschmied an. „Dom'ni?" Er lachte. „Was er für Augen macht!"

Da klang über die Hecken her die ärgerliche Stimme des Försters: „Aber, Bub? Was ist denn? Wo bleibst denn so lang?"

„Gleich, Vater!" rief Poldi. Und in seiner lachenden Freude schlang er den Arm um Dominis Hals und flüsterte ihm ins Ohr, als wär's ein Geheimnis, das sonst keiner hören dürfte als nur der Domini, sein „Blutbruder" und liebster Kamerad: „Das Dorle ist die Meine für mich! Das gib so 'ne lütte, nette Fru! Die nehm ich mit!" Und lachend eilte er zwischen den Hecken hinunter, dem Vater nach.

Mit versörtem Blick — wie einer, der dunkel ein Unglück kommen sieht und nicht recht begreifen will — stand Domini neben der Hecke und starrte hinter dem jungen Seemann drein.

„Poldi . . . Jesus Maria . . ."

Er machte einen hastigen Schritt, verwickelte sich mit den Füßen in die Sicheln der Klettereisen und wäre zu Boden gestürzt, wenn er sich nicht rasch noch an den Mast der elektrischen Leitung geklammert hätte.

So stand er eine Weile, sah mit brütenden Augen vor sich nieder und schüttelte immer wieder den Kopf. Dann setzte er sich in den Straßengraben und schnallte mit zitternden Händen die eisernen Sicheln von den Füßen.

Als die Eisen bei der Zange in der Ledertasche waren, hatte er nichts mehr zu schaffen an der Stelle da — doch immer noch blieb er sitzen und schüttelte immer wieder den Kopf, als möchte er einen Gedanken von sich abwehren, der ihn peinigte. Und trieben ihm die spielenden Lüfte ein weißes Blättlein der

Apfelblüte ins Gesicht, dann streifte er das kleine, schneeige Ding von sich ab wie ein widerliches Insekt.

Plötzlich erhob er sich. Er schien zu einem Entschluß gekommen, schien ruhig geworden. Achtsam versteckte er die Ledertasche hinter dem jungen Grün der Hecke, sah noch einmal zum Mast der elektrischen Leitung hinauf, ob dort oben alles in Ordnung wäre, und ging der Straße nach, dem Haus der Weberin entgegen. Immer rascher wurde sein Gang — und je längere Schritte er machte, desto merklicher hinkte er.

Als er in den kleinen Garten trat, schlug es Mittag auf dem Kirchturm, und die große Glocke begann zu läuten. Zwischen ihren hallenden Schlägen konnte Domini aus dem Stübchen der Weberin das helle, feine Gezirp der Spielzuhr und das Getriller der Vögel hören. Und beim ersten Schritt in den Hausflur vernahm er die Stimme des Dorte.

Zwischen den Garnen blieb er stehen, daß alle Sonne, die zur Hausthüre hereingefallen, durch ihn abgehalten wurde.

Aber die in der Küche beim Mittagsessen um den Tisch saßen — Dorle und die Mutter, das Hausmädel, die vier Webergesellen und der Lehrbub — die merkten nicht, daß es in dem dunklen Flur noch dunkler geworden war. Das erregte Stimmchen des Dorte lief wie ein Rädlein, das sich immer drehen muß, weil es getrieben wird vom Zug einer versteckten Feder — nur selten schwatzte die Mutter ein Wort dazwischen — und die anderen, während sie mit den Löffeln klapperten, lauschten alle auf die merkwürdigen Dinge, von denen das Dorle zu erzählen hatte: von Haifischen und Paradiesvögeln, von den Seegespenstern und vom Kalabantermännlein, von den Chinesinnen mit ihren zugespitzten Füßerln und von den Gockeljungfern, die mit einem angewachsenen Regenschirm auf die Welt kommen. Und wie im Glanz der Mittagssonne das Thal viel größer und weiter geworden, so wurde alles, was Poldi in dem grünen Stübchen erzählt hatte, in Dorles Erinnerung viel größer noch, viel merkwürdiger und wundersamer.

Als Dorle die vielseitige Verwendung des Federbusches der Gockelfrauen schilderte und ihr erregtes Stimmchen übertönt wurde vom Gelächter der Gesellen, griff Domini im dunklen Flur mit zuckender Faust in eines der Garnbündel.

„Der ist noch allweil da! Der redt aus dem Dorle heraus!"

Ueber das Gelächter hob sich die Stimme eines Gesellen: „Sakra! Von deine Gockeljungfern möcht ich mir eine zum Rupfen ausänchen! Das wären die richtigen Federln für mein Feiertagshütl! Da könnt ich Staat machen!"

Wieder gab's ein Gelächter. Und Domini trat in die Küche. Er nickte wie sonst, wenn er kam, und sagte mit dem gleichen ruhigen Ton: „Grüß Gott beinander!"

Einer von den Gesellen meinte, jetzt käme der Schmied gerade recht zum roten Eisen — da gäb' es was Lustiges zu hören, und da könnte er mitlachen.

Aber plötzlich wußte das Dorle nichts mehr zu erzählen. „Grüß dich, Domini!" latte sie gesagt und dabei den Teller fortgeschoben.

Die Weberin zog noch einen Sessel an den Tisch. „Geh, setz dich ein bißl her! Magst nicht mithalten? Viel ist freilich nimmer da."

„Vergelts Gott! Bei mir ist d' Mahlzeit schon vorbei!" Domini ließ sich auf den Sessel nieder — und fragte, was er jedesmal zu fragen pflegte, so oft er kam: „Ist der Elektri in der Ordnung?"

Die Weberin nickte und sagte mit vollem Mund: „Ah ja! Da fehlt kein Stäuberl! Wie der Förstner-Poldi da war, hat's nobel brennt."

„So so . . . brennt hat's? . . . Am Tag?"

„Weißt, weil ich's ihm halt zeigt hab, ja, wie kamod der Elektri ist."

Dann wurde wieder vom Förstner-Poldi geredet — und das dauerte, bis die Schüssel leer war. Nun standen sie alle auf und sprachen mit lauten Stimmen das Gebet. Auch der Lichtschmied betete mit. Dabei sah er immer das Dorle an, während die anderen in den Winkel guckten, in dem das Kruzifix mit den Palmenzweigen hing.

Als die Weberin nach dem Amen das Kreuz machte, sagte sie zum Domini: „Aber ein' Johannisbeerenen gelt, den magst?"

„Ja, Mutter! Und z'reden hätt ich auch ein bißl was."

Sie gingen zur Stube. Im Flur drehte Domini das Gesicht und sah, wie das Dorle mit erregter Hast dem Hausmädel behilflich war, das Geschirr abzuräumen.

Auf dem Tisch in der Stube standen noch die drei Gläschen und die Flasche mit dem „Johannisbeerenen". Die Weberin wollte eins von den Gläschen füllen. Aber der Lichtschmied sagte: „Mutter, das Glas ist braucht."

„So heitig bist?" fragte sie lachend und holte ein frisches Gläschen.

Als es gefüllt war, schob sie es dem Lichtschmied hin. Doch er trank nicht. Und während er das Gläschen immer zwischen den Händen drehte, zitterten ihm die Finger.

Die Weberin rückte in die Bank und legte die Arme über den Tisch. „Also, was giebt's?"

„Schau, Mutter . . . wie wir an Weihnachten den Versprunch gehalten haben . . . schau, da hab ich doch selber gemeint, wir sollten die Sach noch ein Jahrl unter uns lassen . . ."

„Freilich! Weil halt 's Madl noch so viel jung ist. Und deintwegen hast du's ja auch verlangt."

„Weil ich mir denkt hab: ich will erst 's Haus ein bißl in der Ordnung haben . . . und will mit dem Geschäft noch ein bißl aufwärts kommen. Aber nicht meintwegen, Mutter! Gott bewahr! Bloß dem Dorle z'lieb! Damit sie's recht gut haben sollt bei mir!"

„Ja, ja, ich weiß schon! Und 's Madl macht ihr Glück mit dir. Besser hätt sie's ja nimmer treffen können."

Domini atmete auf und griff nach der Hand der Weberin. „Gelt, Mutter . . . gelt, das glaubst? Und 's Dorle . . . gelt, Mutter . . . 's Dorle hat auch kein andern Glauben? Gelt?"

Verwundert sah ihm die Weberin ins Gesicht. „Aber Bub! Was hast denn heut? Was bringst denn jetzt da für Sachen daher? Und umeinanddrucken thust mit jedem Wörtl . . . was hast denn? Warum redst dir denn gar so schwer?"

„Na, na, Mutter, ich hab nichts . . . und red, wie ich allweil red! Aber . . ." Domini unterbrach sich und zog die Brauen zusammen. „Aber ihn mir den Gesellen, Mutter, und räum die drei Gläsln da fort!"

„Jesses, jesses . . ." Die Weberin schien nicht zu wissen, ob sie lachen oder ob sie sich ärgern sollte. „So ein Ordnungsvedanti, wie du einer bist! . . . No also, meintwegen!" Sie trug die drei gebrauchten Gläschen zum Geschirrkasten hinüber und wischte dann noch mit der Schürze die Likörflecken vom Tisch. „Ist dir jetzt wohler?"

„Ja, Mutter!" Domini versuchte zu lachen. „Und schau, im Haus daheim, da hab ich schon lang alles fertig . . . der Verdienst laßt sich allweil besser an . . ." Wieder unterbrach er sich und warf einen Blick des Unbehagens zu den Käfigen hinauf, in denen die Vögel so lustig pfiffen und zwitscherten wie zuvor, als der andere am Tisch gesessen war.

„Was hast denn schon wieder?"

Domini schüttelte den Kopf. „Na, na, Mutter . . . mein, die singen halt so! Da wird's einem freilich ein bißl hart mit'm Reden."

„Ja, da hast recht!" Jetzt lachte die Weberin. „Völlig brummen thut mir der Schädel oft vor lauter Pfeifered da herinn. Aber da wirst dich dran gewöhnen müssen. Ohne ihre Vogerln geht dir 's Dorle einmal nicht nüber zu dir."

Wieder blickte Domini zu den Käfigen hinauf — aber jetzt mit ganz anderen Augen — und nickte dazu.

Schmunzelnd strich ihm die Weberin mit der Hand über das kurzgeschorene Haar. „Gelt, denkst dir: wenn s' nur schon drüben wären bei dir, die Vogerln . . . und 's Dorle!"

Da sah er mit ernstem Blick zu ihr auf. Und atmete tief. „Ja, Mutter, das hab ich mir denkt!"

„No schau, so ein Jahrl ist bald vorbei."

„Freilich, ja . . . aber . . . und weißt, im Herbst, da hab ich mir halt auch noch allweil Sorgen gemacht mit 'm Elektri. Oft hab ich mir denkt: jetzt ist alles in der Ordnung . . . und da ist d' Störung wieder drin gewesen über Nacht. Aber jetzt bin ich geschult drauf und versteh die Sach . . . jetzt funtzaniert er, daß man seine Freud dran haben kann. So wär halt alls in der Ordnung, ja!" Er sprach immer rascher. „Und schau,

seit Ostern hat 's Dorle ihre neunzehn Jahr . . . auf was warten wir denn eigentlich noch? 's Glück wird nicht besser, wenn's später kommt . . . und so was Heimlichs allweil . . . da könnt sich ein Schaden rausstoachsen, man weiß nicht wie!" Seine Stimme wurde ganz rauh. „Und geadraus, Mutter . . . heut hab ich mir dentt: weil morgen grad Sonntag ist . . . wann ich mit'm Dorle heut noch zum Herrn Dekan ging, daß er uns morgen 's erst Mal verkündigen thät, so könnten wir Hochzeit machen über drei Wochen."

Vor Verblüffung geriet die Weberin ganz aus dem Häuschen. „Mar' und Josef!" Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Bub! Bist narrisch worden von gestern auf heut? Ja was fallt dir denn ein? Na, Bub, na! Heiraten, wie sich der Spaß die Spatzin ins Nestl pfeift . . . na na, Bub! So preßieren thut's nicht! Ich dant schön! Das könnt ein' netten Tratsch abgeben in der ganzen Gegend!"

Domini erhob sich, und der Zorn blitzte in seinen Augen. „Mutter! . . . Mich kennt man im Ort! 's Dorle und ich . . . da traut sich der Schlechtest kein Wörtl reden!"

„No ja, no ja . . ." Verlegen und eingeschüchtert guckte die Weberin auf die Seite — man merkte ihr an, daß sie nach einer Ausrede suchte. „Das geht nicht, schau . . . jetzt haben wir erst an Lichtmeß angefangen mit der Nahterei . . ."

„Ich nimm 's Dorle, wie's geht und steht. Ich hab das Mädl so viel gern, Mutter . . . und g'erst will mein Herz sein Sach haben, fest und sicher . . . was in die Kästen gehört, das laßt sich allweil noch einhausen."

„Na, Bub, na! Alles, was recht ist! Aber . . ."

Er ging auf die Weberin zu und faßte sie am Arm — das war ein harter Griff — wie ein Schmied das Eisen faßt.

„Sakra! Bub! Was machst denn? Laß aus!"

„Mutter!" Seine Stimme klang wie zerdrückt. „Ich könnt ohne 's Dorle nimmer schnaufen! Thu mir den Gefallen, Mutter . . . sag: Ja! Mir hängt Leben und Seel dran, Mutter!"

Erschrocken sah sie ihm in das erregte Gesicht, in die brennenden Augen und auf die zitternden Lippen. „Jesus, Bub! In dir ist ja 's Glück, daß man sich fürchten könnt!" Sie befreite den Arm und rieb ihn mit der Hand. „Meintwegen, du Kraftsepp! Mir kann's ja gleich sein, ob's heuer sein muß oder übers Jahr . . . ob ich 's Anwesen heut verkauf oder morgen! Wärst mir nicht der Best für mein Mädl, so hätt ich an Weihnachten auch nicht Ja gesagt. Und daß ich mein Stüberl krieg bei dir und mein' ruhsamen Austrag hab . . . das wird ja doch alles bleiben, wie wir's ausgemacht haben?"

„Das bleibt, Mutter! Und gut sollst es haben!"

„In Gottes Namen! Will ich dir halt 's Mädl holen . . . die muß doch auch noch ein bißl gefragt werden!" Die Weberin ging zur Thüre. „Dorle! Geh, komm eini!"

Die Hände mit der Schürze trocknend, erschien das Mädchen auf der Schwelle.

„No also," brummte die Weberin, „jetzt red!" Sie zog das Dorle tiefer in die Stube und drückte die Thüre zu.

„Was ist denn?" Dorle sah zuerst die Mutter an, dann den Lichtschmied.

Der stammelte: „Geh, Mutter, sag's ihr du!"

„Zum Dekan sollst auffi mit ihm . . . und über drei Wochen will er Hochzeit machen."

„Jesus . . ."

Dieser erloschene Laut — das war nicht Freude. Doch auch nicht Schreck. Nur die Ratlosigkeit der ersten Ueberraschung.

Und plötzlich war es ganz still in dem grünen Stübchen. Alle Vögel schwiegen. Ein Weilchen hörte man nur das dünne Ticken der alten Spieluhr. Und dann war's ein Schwarzblättchen, das wieder zu pfispern begann.

Domini war bleich geworden. Seine Augen waren groß, fast ohne Glanz, und die harten Züge seines Gesichtes verschärften sich noch. Mit ein paar hinkenden Schritten ging er auf das Mädchen zu.

„Dorle! . . . Was sagst für ein Wörtl? . . . Was sagst für eins?"

Sie sah zu ihm auf. Und schien wieder ruhig. „Wenn du's haben willst . . . und wenn's der Mutter recht ist, so . . . da hab ich doch auch kein Wörtl dagegen. Ich weiß ja doch, wie gut als ich's kriegen soll . . . bei dir! Bist ja der Bravst und der Best im Ort. Und die Mutter hat mir's doch allweil gesagt, was für ein Glück als ich mach!"

„Das ist deiner Mutter Red!" Seine Stimme klang heiser. Doch der Liebreiz ihres feinen, roigen Gesichtchens, der halb ängstlich scheue, halb täckelnde Blick ihrer Kinderaugen schien zu beschwichtigen, was in ihm kochte. „Aber du, Dorle?" Da wurde seine Stimme weich und zärtlich. Und wie ein furchtsames Betteln war es in seinem Blick. „Was hast denn du für ein Wörtl . . . du, aus dir selber, weißt?"

„Ich versteh nicht, Domini . . . wie bist denn nur heut?" Zögernd reichte sie ihm die Hand hin. Und in der Stube trillerten schon wieder alle Vögel, so laut, daß man das leise Stimmchen des Dorle kaum noch hörte. „Ich bin dir doch allweil gut gewesen? Das weißt ja doch!"

Wie Sonne in tiefes Dunkel fällt — so hell schien es plötzlich im Domini geworden. Seine Augen hatten wieder den glücklichen Glanz, den Poldi an ihnen gesehen. Als hätt' er ein Vögelchen zu fassen, das man nicht drücken durfte — so nahm er Dorles Hand zwischen seine groben Fäuste.

„Vergelts Gott, Schatzl! Und jetzt ist alls wieder gut!"

Und gleich auf der Stelle wollte er hinüberlaufen zum Herrn Dekan — und fragen, um wieviel Uhr sie kommen dürften, das Dorle und er.

Lachend packte er seinen Hut und war schon bei der Thüre.

„He, du," rief die Weberin, „Narrenschüppel, verlierst! Dein Glast trinkt aus!"

Und das Dorle, mit einem ganz merkwürdig verlorenen Blick, machte eine Bewegung, als hätte sie etwas zu sagen vergessen.

Aber der Lichtschmied war schon draußen. Quer über die Wiesen eilig er den Weg zum Pfarrhof ein.

Sonst merkte man kaum, daß ihm der rechte Fuß ein bißchen kürzer war. Doch jetzt, bei dieser Eile, hinkte er so stark, daß ein Bauer, der ihm begegnete, sich umguckte und sagte: „Was hat er denn, daß er gar so knappen thut?"

Domini hatte den halben Weg zum Pfarrhof schon zurückgelegt, als ihm plötzlich seine Lebertasche hinter der Hecke einfiel. Die durfte er nicht liegen lassen. Klettereisen und Streczange — das waren für den Lichtschmied die unentbehrlichsten Werkzeuge — die mußte er jede Stunde zur Hand haben. Denn jede Stunde konnte eine Störung in der Leitung bringen.

Er kehrte um, holte die Tasche und nahm sie mit in den Pfarrhof.

(Fortsetzung folgt.)

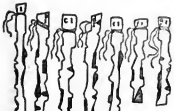
Aus der Blindenbibliothek.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Im Jahre 1786 erschien das erste für Blinde gedruckte Buch. Bis dahin konnten die Blinden den Inhalt der Bücher nur dadurch kennenlernen, daß sie sich vorlesen ließen. Es fehlte auch an Methoden, die ihnen das Schreiben möglich machten. Wiederholt erfannen sich verschiedene dieser Unglücklichen zu diesem Zwecke eigenartige Behelfe. So ersetzte eine junge blinde Dame die Schrift auf folgende Weise. Sie ließ sich eine Anzahl mit Buchstaben beschriebener Pappblättchen anfertigen, die in einem Fächerkasten genau geordnet waren. Wollte sie einen „Brief schreiben", so faßelte sie die erforderlichen Buchstaben in der richtigen Reihenfolge auf einen starken Faden und schickte nach Beendigung ihrer Mitteilungen die Schnur an die betreffende Person, der ihre Mitteilungen galten, und diese konnte durch Aneinanderlegen der Blättchen den Brief zusammenstellen und lesen. Noch eigenartiger war die Schrift eines Mannes, der unter dem Namen der „blinde Jakob" bekannt wurde und als Schäfer seinen Unterhalt verdiente. Er fertigte sich Holzstäbe an, die er nach nur ihm bekannten Regeln einkerbte; dabei arbeitete er so schnell, daß er einem langsamen Vorleser ganz gut folgen konnte. Mit Gewandtheit las er dann seine Stäbe ab. Der Schäfer verstand auch Arzneien zu bereiten und verlieh die Medizinflaschen, um sie nicht zu verwechseln, mit Stabzeichen, von deren Beschaffenheit uns die beigegebene Abbildung eine Probe zeigt. Diese Stabschrift erinnert wohl an die Quippu, die Knotenschrift der alten Peruaner. Die Sammlung der Niederschriften des blinden Jakob wuchs mit der Zeit zu einer umfangreichen

Bibliothek an. Nach seinem Tode nützte sie niemand, und es wurde mit ihr eingeheizt. Die ersten Bücher für Blinde stellte man in der Weise her, daß man die Buchstabenzeichen auf nachgiebiger Unterlage in das Papier hineinpreßte, sie erschienen alsdann als erhabenes Relief, das der Blinde durch Betasten mit dem Finger erkennen konnte. Die Buchstabenzeichen, die für den Gesichtssinn berechnet sind, lassen sich aber durch den Tastsinn nicht so gut voneinander unterscheiden. Sie wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts durch die Punktschrift ersetzt, um deren Vervollkommnung ein Blinder, Louis Braille, sich besonders verdient gemacht hat. Sie besteht aus verschieden gruppierten Punkten; der Name des Erfinders gestaltet sich in dieser Punktschrift folgendermaßen:

Die Punkte werden mittels eines Griffels in das Papier hineingepreßt und erscheinen als erhabene Kuppen, die der Blinde betasten kann.



Die Stadtschrift des „blinden Jakob".

Die Brailleſche Punktschrift hat sich heute die ganze Blindenwelt erobert und ist von allen Völkern mit entsprechenden, durch die Sprache bedingten, Aenderungen für ihre Muttersprechenden angenommen worden. So konnte man daran schreiten, das Lesebedürfnis der Blinden zu befriedigen und auch Blindenbibliotheken zu gründen.

Einen interessanten Einblick in eine solche gewährt uns eine vom Blinden-Erziehungsinstitut in Wien herausgegebene Schrift „Blinde Leser". Da die Herstellung der Blindenbücher sich verhältnismäßig teuer gestaltet, erließ die Wiener Anstalt im Jahre 1893 eine Veröffentlichung, in der Damen und Herren, welche müßige Stunden durch eine sehr wohltätige Beschäftigung ausfüllen wollen, innig gebeten wurden, sich mit der Herstellung von Büchern für Blinde zu befassen und dadurch die Gründung und Erhaltung einer Leihbibliothek für Blinde zu fördern.

Die Anstalt erbot sich, alle nötigen Utensilien zu liefern und den nötigen Unterricht in der Blindenschrift zu erteilen. Der Erfolg war sehr günstig. Mehr als siebzig gebildete Personen erklärten sich zur Mitarbeit bereit.

Bei der Herstellung solcher Bücher muß man verschiedene Rücksichten nehmen, die Schrift soll sich dem Tastsinn anpassen und diesen möglichst schonen. Schon vor achtzig und mehr Jahren hat man auf dünnes Papier gedruckt und dann das Papier durch Leim, Harzlösungen ꝛc. steif gemacht. Mitunter geschieht das noch heute, aber alle die Härtungsſubstanzen verdichten sich in den Vertiefungen der Punkte zu scharfen spitzen Rändern und thun dem blinden Leser weh. Solche Bücher schädigen den Tastsinn, und dieser muß bei den Blinden mit allen Mitteln geschont werden. Es empfahl sich darum, ein besonderes dickes Papier zu wählen, das die Schrift voll und schön, glatt und weich im Relief wiedergab. Es zeigte sich auch wünschenswert, das Format größer zu wählen, damit die Blinden nicht zu oft das Blatt zu wenden brauchten. Die Leitung der Anstalt entschied sich für das Format von 24:27 cm, wobei 21 Zeilen mit je 28 Formen auf die Seite kommen. Ein mittelmäßiger blinder Leser vermag 30 bis 40 solcher Seiten in einer Stunde zu lesen, besonders geübte können bis 60 Seiten in einer Stunde bewältigen. Es zeigte sich darum wünschenswert, die Bände nicht zu klein zu machen, etwa 120 bis 150 Blatt zu einem Bande zu vereinigen. Die Blindenbücher fallen aus diesen Gründen umfangreich aus. Die untenstehende Abbildung zeigt uns ein Werk, und zwar Gustav Freytags Roman „Soll und Haben", wohlgezählte starke 24 Bände, von denen jeder 130 bis 140 Blatt aufweist. Die zwei kleinen Bände vor den dicken Büchern sind die Ausgabe des Romans in gewöhnlichem Buchdruck. Wollten wir die oden auf dem Regal aufgestellte kleine Bibliothek ersetzender Werke für die Blinden abdrucken, so würden wir 600 bis 800 so große Bände herstellen müssen, wie sie unten gruppiert sind. Ein gut und sorgfältig hergestelltes Blindenbuch kann mehrere hundertmal gelesen werden, ohne daß die Schrift abgegriffen wird.

Der Blinde liest in der Regel so, daß er den Zeigefinger der rechten Hand als Leſefinger benutzt, während der Zeigefinger der linken Hand als Orientierungsfinger dient und namentlich das Aufsinden der nächsten Zeile erleichtern soll. Die Fingerkuppe ist dabei der hauptsächlich tastende Teil, und die Form der Finger ist von Einfluß auf die Leſegeläufigkeit. Spitze, zarte Finger lesen sehr gut, große und breite dagegen schwer, und zwar um so schwerer, je kleiner die Schrift ist. Ist die Haut durch schwere Arbeit verdickt, dann wird die Empfindlichkeit herabgesetzt, und die Punktschriftzeichen müssen die möglichste Deutlichkeit besitzen. Bei Anschaffung oder Herstellung von Leihbibliotheksbüchern für Blinde muß dieser Umstand besonders berücksichtigt werden. Dazu kommt noch, daß die Fähigkeit der Blinden, zu lesen, zeitlich begrenzt ist. Nach längerem ununterbrochenen Lesen tritt in den Fingern ein sogenanntes „Stumpfgefühl" ein; die Beschaffenheit der Schrift oder des Druckes ist auf diese Ueberreizung und Ermüdung des Tastsinnes von Einfluß. Spitze Punkte machen z. B., da sie sich scharf anfühlen, manchem Leser nach einiger Zeit schon Kopfweh. Je deutlicher, glatter und runder die Punkte sind, desto länger kann gelesen werden. Sehr gute Leser können aber auch dann höchstens bis zu vier Stunden hintereinander lesen. Der Blinde ist also in der Lektüre auch unter den günstigsten Umständen an gewisse Grenzen gebunden.

Aus diesen Beispielen, die wir der beachtenswerten Schrift des Wiener Blindeninstituts entnommen haben, ist zu ersehen, wie mannigfaltig die Umstände sind, die ein Blindenbibliothekar zu berücksichtigen hat. Seine Mühe wird allerdings reichlich belohnt durch die erhebenden geistigen Freuden, die er den Blinden bereitet. Er bedarf aber der Unterstützung edeldenkender und opferwilliger Kreise. Sicher wird diese auch in der Zukunft nicht erlahmen, sondern mehr und mehr noch zunehmen und zu erfreulichem Wachstum der Blindenbibliotheken beitragen.

E. F.

Ein blindes Mädchen liest sitzend.

Gustav Freytags „Soll und Haben" in Blindenschrift.

Hochseetorpedoboote in Fahrt. (Zu dem Bilde S. 641.) Ueber die See bin weht ein leichter Hauch — nicht stark genug, um sie zu fröhlich brausenden und schäumenden Wellen empor zu treiben. Nur leise kräuselt sich die Oberfläche, daß sich das Sonnenlicht in funkelnden Wiederschein millionenfach drin spiegelt. Plötzlich, fern am Horizont — da taucht es auf! Schwarz, düster! Wie dunkle Wolken jäh aufsteigender Gewitterwand! Und wie ein Ungewitter kommen sie herangebraust, in schnaubender, jagender Fahrt: die deutschen Torpedoboote! Messerscharf durchschneidet der Bug zischend die See. Zwei und zwei nebeneinander kommen die Boote herangesegt. Nur wenige Meter Abstand trennt Bord von Bord. Da durchschneidet scharf, gellend ein Sirenenton die Luft, und blitzschnell entsteht im Weiterjagen eine einzige lange Linie von Booten. Kaum vier Minuten sind vergangen, seit sie am Horizont auftauchten, und ebenso rasch sind sie wieder verschwunden! Achtundzwanzig Seemeilen Fahrt pro Stunde, das macht vierzehn Meter in der Sekunde! Und am Heck weht die deutsche Flagge über deutschen Booten, die auf deutscher Werft gebaut. Wahrlich, wir können stolz sein auf unsere Wasserbursenen! v. B.

Das Amphitheater in Taormina. (Zu dem Bilde S. 644 und 645.) „Wenn man die Höhe der Felswände erstiegen hat," so schrieb Goethe in Taormina, „welche unsern des Meeresstrandes in die Höhe steigen, findet man zwei Gipfel durch ein Halbrund verbunden. Was dies auch von Natur sie eine Gestalt gehabt haben mag, die Kunst hat nachgeholfen und daraus den amphitheatralischen Halbzirkel für Zuschauer gebildet; Mauern und andere Angebäude von Ziegelsteinen, sich anschließend, supplierten die nötigen Gänge und Hallen. Am Fuße des stufenartigen Halbzirkels erbaute man die Scene quer vor, verband dadurch die beiden Felsen und vollendete das ungeheuerste Natur- und Kunstwerk."

Die Griechen waren es, die dieses Theater auf Sizilien gründeten, die Römer haben es umgebaut; und wenn auch die Stufen in dem halbkreisförmigen Zuschauerraum im Laufe der Jahrhunderte ausgeglichen sind und „wie die sich abtenkenden glatten Wände einer großen Schale erscheinen", so ist doch nächst der von Alpendos in Pamphylien keine antike Bühne so gut erhalten wie diese. Durch die drei Türen der abschließenden Mauer traten die Schauspieler, aus den Seitenhallen die Festzüge ein. In den Wandflächen zwischen den drei Türen waren in acht säulenumgebenen Nischen Statuen aufgestellt. Unter der Bühne, deren Fläche durch Ausgrabungen freigelegt wurde, lief ein Kanal.

Gegenüber den Ruinen steigt in langen Linien der gewaltige, schneeige, rauchende Aetna aus dem Meere empor. Ringsum Berg und Tal, Felsegel mit Ruinen von Burgen und Türmen. Und dazu das weite, farbenprächtige Meer, aus dem in der Ferne Kalabrien auftaucht, und die wundervolle Küste mit ihren Gosten und Vorgebirgen. W. Hörsel.

Aber den Nährwert des Obstes hat jetzt der französische Chemiker Balland beachtenswerte Untersuchungen veröffentlicht, die beweisen, daß Früchte nur Genuß- und Reizmittel, nicht aber Nahrungsmittel sind. Balland untersuchte u. a. Kirschen, Aepfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, Apfelsinen, Johannis-, Erd- und Himbeeren, Nüsse und Mandeln, Datteln, Feigen, Bananen 2c. und fand zunächst, daß der Hauptbestandteil aller dieser Früchte im Zustande der Reife Wasser (72 bis 92 Prozent) ist. Durch das Trocknen der Früchte zu Dörrobst vermindert sich naturgemäß der Wassergehalt beträchtlich, und Prünellen, Rosinen und getrocknete Feigen z. B. enthalten nur noch 33, Mandeln und Nüsse sogar nur noch 10 Prozent Wasser. „Vegetabilisches Eiweiß", d. h. stickstoffreiche Substanz, enthalten Nüsse und Mandeln etwa 15 bis 20, Bananen etwa 1,5 und Birnen nur noch 0,25 Prozent. Noch geringer ist der Gehalt an Fetten und ätherischen Oelen; Ausnahmen bilden nur die Oliven, Nüsse und Mandeln, die bis 68 Prozent Oel in der Trockenwbstanz enthalten können. Als Nährstoffe kommen hier eigentlich nur der Zucker und die sogenannten Extraktivstoffe, wie Stärke, Dextrin, Gummi und verzuckerbare Cellulose, in Betracht; aber selbst Zucker tritt nur in wenigen Früchten, wie Bananen, Feigen und Datteln, in solchen Mengen auf, daß man sie als Nahrungsmittel aus der Klasse der Kohlehydrate bezeichnen darf. Von Obstfrüchten unseres Klimas sind an zuckerreichsten die Weintraube mit 14,5, die Birne mit 8,3 und der Apfel mit 7,2 Prozent. Bis zu 60 Prozent kann der Zuckergehalt in den Obstkonserven, so namentlich in den Bozener und Rheinischen Früchten, steigen; diese stellen also echte Nahrungsmittel dar. Im Säuregehalt stehen Pflaumen, Himbeeren und Johannisbeeren mit 1,25 bis 1,5 Prozent an erster Stelle; Aepfel enthalten nur 0,8, Birnen gar nur 0,2 Prozent Fruchtsäure. — Eine interessante Beobachtung über die Wirkung gekelterten Weins mag hier noch mitgeteilt sein. Der Wein hat nach diesen Versuchen eine überaus anregende Wirkung auf die Atmungstätigkeit. Nun stärksten war diese, wenn die Versuchsperson vorher gänzlich nüchtern war, aber auch, wenn sie durch den Weingenuß schläfrig geworden, sank die Atmungsgröße nur um ein Geringes, niemals aber bis zur Norm herab.

Photographie im Verlag der Photo-Illustration von Haas Franke & Co. in Berlin.

Der erste Strumpf.

Die Königliche Meute im Jagdschloß Glienicke. (Mit Abbildungen.) Die preußischen Herrscher haben die Parforcejagd mit der Meute, obwohl sie fast alle leidenschaftliche Jäger und ausgezeichnete Reiter waren, nie mit großem Eifer betrieben. Friedrich Wilhelm III interessierte sich so wenig dafür, daß er nach dem unglücklichen Kriege von 1806/1807 die Meute völlig abschaffte.

Erst im Jahre 1828 erwarben seine vier Söhne wieder einen Stamm von Hunden, um die Parforcejagd betreiben zu können, und am 8. Februar 1828 fand die erste Parforcejagd im Grunewald mit 44 Hunden statt. Ein fünfzehnjähriges Hauptschwein kam zur Strecke, es wurde von dem Prinzen Karl abgefangen. Jetzt finden in den vier Monaten September bis Dezember alljährlich 60 Jagden, 36 Wildjagden und 24 Schleppjagden statt. Der Betrieb untersteht dem Hofjagdamt, „Master" ist Oberst Graf Hohenau. Die Meute besteht aus 72 Hunden, unter denen acht Koppeln, gleich 16 Stück, Jährlinge sind. Außerdem werden alljährlich 28 junge Hunde für das nächste Jahr erzogen. Dabei kommt es vor, daß ein Säugling seine Mutter verliert. Dann greift Oberpiqueur Palm, dem die Meute unterstellt ist, zur Flasche voll Milch, streift einen Gummisauger auf, wie ihn die Menschenkinder benutzen, und ernährt das Waisenkind nach allen Regeln der Hygiene. Der Säugling auf unserem Bilde ist inzwischen ein strammer Rüter geworden, der demnächst „auf Festung" geschickt wird. Alle jungen Hunde der Meute kommen für einige Zeit auf Festung, d. h. nach Spandau auf die Abdeckerei, wo sie ein Jahr mit Pferdefleisch ernährt werden, weil sie bei dieser Art Nahrung die Krankheiten, die jeden jungen Hund zu befallen pflegen, am leichtesten überstehen. Für jeden Hund, der nach zweimonatiger Verpflegung gesund abgeliefert wird, erhält der Besitzer der Spandauer Abdeckerei 75 Mark. Die Meute im Jagdschloß Glienicke erhält kein Pferdefleisch, sie wird mit Reis, Grütze, Hafergrütze und Fleischfaserkuchen gefüttert. Fast in jedem Jahr wird zur Auffrischung des Blutes eine Anzahl junger Hunde aus England eingeführt.

Ein Säugling.

In diesem Jahr sind acht starke Rüden angekauft worden, die in offenen Käfigen auf Deck des Schiffes eine sehr stürmische Ueberfahrt zu bestehen hatten. Früh morgens um 6 Uhr und abends um 5 Uhr wird die Meute gefüttert. Mit jubelndem Gebell ergießt sich die Schar durch die geöffnete Thür des Zwingers in den Hof, benimmt sich dann aber so gesittet, daß die Peitsche fast gar nicht angewendet zu werden braucht. Die Dressur der Meute erfordert viel Mühe und Ausdauer, um die Hunde wild- und haltenrein zu machen. Die Hauptsache thut wohl das Beispiel der älteren Genossen, von denen die jungen auch die Bedeutung der geblasenen Signale kennenlernen. Bereits zeitig im Frühjahr beginnen die Uebungsjagden, an denen nur die Piqueure unter Führung des Oberpiqueurs Palm teilnehmen. Erst später werden dazu einige Jagdgäste eingeladen, um die Hunde an den Trubel zu gewöhnen. Die Rieselfelder haben die Parforcejagden in der Umgegend Berlins unmöglich gemacht, diese werden jetzt nur noch auf dem Uebungsplatz des Gardekorps in Döberitz abgehalten. Im Grunewald dürften die letzten Jagden im nächsten Winter abgehalten werden, weil dieses ganze Revier nach Entfernung der Wildzäune den Berlinern als Erholungspark geöffnet wird. F. St.

Albrecht Dürer. (Zu unserer Kunstbeilage.) Das „Erkenne dich selbst" des griechischen Weisen ist für keinen Menschen von größerer Bedeutung als für den Künstler. Und unter den Künstlern hat keiner sich selbst emsiger studiert als der große deutsche Maler an der Wende des 16. Jahrhunderts, der unvergeßliche Albrecht Dürer, der zugleich Maler, Kupferstecher, Zeichner für den von ihm zur Kunst erhobenen Holzschnitt, Architekt, Bildhauer und Schriftsteller war.

Wie der Maler sich selbst studiert hat, beweisen seine Selbstbildnisse, deren anmutigstes wir unseren Lesern als Kunstbeilage bieten. Zum erstenmal sah Dürer sich als 13jähriger Knabe im Spiegel und zeichnete damals, im Jahre 1484, mit dem Silberstift ein Brustbild, das durch seine künstlerische Auffassung verblüfft. Das Pergamentblatt befindet sich in der Albertina zu Wien. Ein zweites Selbstporträt malte Dürer im Jahre 1493, in seiner Wanderzeit, als er das Elsaß und Basel besuchte. In Basel ist wahrscheinlich jenes Bild entstanden, das den Maler als jungen Mann mit noch weichen Zügen und bartlosem Mund zeigt.

Das dritte Selbstporträt hat der junge Nürnberger Meister in einer Zeit gemalt, da er seine erste Italienreise unternommen und den Glanz, der venetianischen Malerschule mit empfänglichem Gemüt hatte auf sich wirken lassen. Es ist die Zeit seiner künstlerischen Reife, und das Bild, das er von sich entwirft, bezeugt das aufs deutlichste. In den Uffizien zu Florenz hängt das Original dieses herrlichen Selbstporträts. Es zeigt den Meister in modischer Kleidung, deren Behandlung ihm interessante malerische Aufgaben gestellt hatte. Sinnend, aber mit einem Ausdruck ruhiger Heiterkeit blickt er aus dem Bilde. Die dunkellockigen Locken fließen ihm in reicher Fülle auf den entblößten Hals. Dieses Werk, das unsere Kunstbeilage wiedergiebt, hängt in der Sammlung der Malerbildnisse in den Uffizien. „Das malt' ich nach meiner Gestalt, ich war jez und zwanzig Jar alt", schrieb der Maler auf das Bild. Um 1500 hat Dürer sich dann noch einmal gemessen und das Selbstporträt geschaffen, das sich in der Pinakothek zu München befindet; es stellt den Künstler in gerader Vorderansicht dar, mit einem wunderbaren konzentrierten Blick der glänzenden Augen und einem gefestigten, charaktervollen Zug um den Mund. Dürers Lebenswerk zu berühren, ist hier nicht der Ort. Von der Tiefe der Charakterstift und der Größe der Auffassung und des Stils, die seiner Kunst eigentümlich waren, giebt das Selbstporträt beredte Kunde.

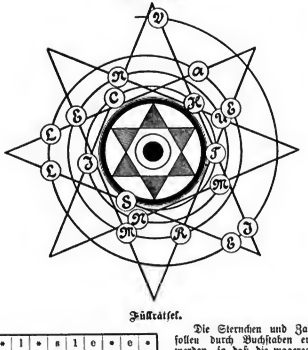
Fütterung.

Von der Königlichen Meute im Jagdschloss Glienicke.

Nach photographischen Aufnahmen von Selle & Kuntze, Hofphotographen in Potsdam.

Allerlei Kurzweil.

Kryptogramm.



Füllrätsel.

•	l	•	s	l	e	•	e	•
•	e	•	16	e	2	•	e	•
•	l	15	i	•	e	3	e	•
•	14	e	•	•	•	u	4	•
13	•	r	•	m	•	e	•	5
•	12	t	•	•	•	h	6	•
•	u	11	i	•	u	7	d	•
•	n	•	10	r	8	•	s	•
•	e	•	•	9	o	•	e	•

Die Sternchen und Zahlen sollen durch Buchstaben ersetzt werden, so daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. eine elektrische Erscheinung, 2. eine Waffe der Alten, 3. einen Gewerbetreibenden, 4. einen französischen Kriegshafen, 5. eine Mischung, die in der Photographie Verwendung findet, 6. eine Stadt an der Wolga, 7. einen Frauennamen, 8. eine Stadt in Schottland, 9. einen Komponisten. — Die für die Zahlen eingesetzten Buchstaben nennen nach richtiger Lösung ein Drama von Gerhart Hauptmann.

A. St.

Silbenrätsel.

Selten läßt bei Eins und Zwei
Sehen sich die Silbe Drei,
Weil sie meist in dunkler Nacht
Heimlich ihren Raubzug macht.
Doch das Ganze, frech und frei,
Sieht man auch bei Eins und Zwei.

F. Müller-Saalfeld.

Scherzrätsel.

Zuerst ein Zischen — und zuletzt:
Nennt ihr die Wasserstraße jetzt?

E. S.

Dominoaufgabe.

A, B, C und D nehmen je sechs Steine auf. Vier Steine mit 26 Augen bleiben verdeckt im Talon. C hat auf seinen Steinen 2 Augen mehr als B, aber 9 Augen weniger als D. Es wird nicht gelaust.

A hat:

A setzt Doppel-Fünf aus und gewinnt dadurch, daß er seine Steine zuerst los wird. Als letzten Stein setzt er Zwei-Sechs. B kann nur in der zweiten und fünften, C nur in der zweiten, dritten und fünften Runde ansetzen. D muß in der dritten und vierten Runde passen. B behält vier Steine mit 20 Augen übrig; die von C angelegten Steine haben der Reihe nach 10, 7 und 5 Augen. — Die 14 Steine der Partie haben 96 Augen.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine behielten C und D übrig? Wie ist der Gang der Partie?

Buchstabenrätsel.

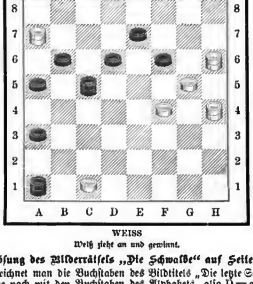
Tritt es mit e in Thätigkeit,
Wird es mit ä die Jahreszeit.

L.

Damenspielaufgabe.

Von **A. Gladenow** in Berlin.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und gewinnt.

Auflösung des Bilderrätsels „Die Schwalbe" auf Seite 624.

Bezeichnet man die Buchstaben des Bildtitels „Die letzte Schwalbe" der Reihe nach mit den Buchstaben des Alphabets, also D = a, I = b, E = c ꝛc., und verwandelt dementsprechend die Buchstaben des Textes in die richtigen Buchstaben, so ergeben sich, nach Einsetzung der noch fehlenden Buchstaben an Stelle der Perlen, die Worte:

„Lebt wohl! Wir sehen uns wieder."

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

E. Werners Gesammelte Romane und Novellen

Illustrierte Ausgabe * Neue Folge

Zweiter Band: **„Flammenzeichen."** Mit Illustrationen von W. Claudius.

Die Band-Ausgabe der neuen Romanserie von E. Werner erscheint vollständig in 6 reichillustrierten Bänden zum Preise von je 3 Mark elegant gebettet, 4 Mark elegant gebunden und wird folgende Romane und Novellen enthalten:

Freie Bahn! — Flammenzeichen — Auf Ehrenwort — Erinnerung — Wähle! Warum? — Der Wilddieb — Befreit — Der Egoist — Fata Morgana Hexengold — Der höhere Standpunkt — Der Lebensquell — Edelwild Ein Gottesurteil — Adlerflug.

Auch in 45 Lieferungen zum Preise von je 40 Pfennig zu beziehen. (Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung.) Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf die neue Folge von E. Werners illustrierten Schriften entgegen und senden auf Wunsch die erste Lieferung oder den ersten Band zur Ansicht. Wo der Bezug auf Hindernisse stösst, wende man sich direkt an die

Verlagsbuchhandlung: Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Halbheft 24. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Runen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(4. Fortsetzung.)

Roman von E. Werner.

Auf einem schmalen, felsigen Pfade, der durch dichtes Tannendunkel führte, schritt Sylvia Hohenfels mit ihrem Begleiter, der ihr Regenmantel und Schirm trug. Der alte, wetterfeste Norweger gehörte zum Jagdpersonal und mußte sich mit den andern Jägern in Alfheim zur Verfügung des Prinzen halten, wenn dieser dort war. Im Verkehr mit der Dienerschaft hatte er etwas Deutsch gelernt, wenigstens so viel, um sich zur Not verständlich zu machen, allerdings mit Hindernissen. Oft genug fehlten ihm die deutschen Wörter, er mußte zum Norwegischen seine Zuflucht nehmen, und seine ungeschickten Versuche, sich dann begreiflich zu machen, riefen mehr als einmal die laute Heiterkeit der jungen Dame hervor. Aber Rolf nahm das nicht übel.

Die eigentümliche Macht, die Sylvias Erscheinung und Wesen auf alle ausübte, die in ihre Nähe kamen, bewährte sich auch hier. Der sonst ziemlich bärbeißige Führer befleißigte sich einer gewissen rauhen Ritterlichkeit, die sich allerdings komisch ausnahm. Er bewunderte offenbar seine junge Begleiterin. Das zarte, vornehme Ding lief ja mit seinen kleinen, zierlichen Füßen so tapfer über Geröll und Baumwurzeln und kümmerte sich keinen Deut um die drohenden Wolken da oben.

Sylvia schien in der That Talent für Bergwanderungen zu haben, obgleich sie zum erstenmal im Hochgebirge weilte. Seit sie erwachsen war, brachte der Vater den kurzen Urlaub, den er sich im Sommer gönnte, stets mit ihr in Guntersberg zu. Er trennte sich überhaupt nicht von seiner Tochter, sie kannte nur das Wogen und Treiben Berlins und als Gegensatz dazu die Stille und Abgeschlossenheit des Landlebens auf dem Familiengute. Dies Umherstreifen in der fremden, nordischen Umgebung Alfheims

Ein Meisterwerk gotischer Bildschnitzerei: der Altar der Templerkirche zu Zielenzig.
Nach einer photographischen Aufnahme.

war für sie ebenso neu als reizvoll, aber nun so mehr nahm sie es dem Prinzen übel, daß er ihre einsamen Morgenspaziergänge dem Vater verriet. Er wollte damit natürlich nur seine eigene stete Begleitung erzwingen und sollte nun die Erfahrung machen, daß seine künftige Frau Gemahlin sich überhaupt nicht zwingen ließ. Als er sich nun vollends empfindlich zeigte, beschloß sie, ihm eine Lehre zu geben. Sie war wirklich auf dem Wege nach Isdal, das er ihr doch selbst hatte zeigen wollen.

Der Weg, der fast während der ganzen Wanderung durch den Wald geführt hatte und nur ausnahmsweise einen Ausblick frei ließ, lenkte sich jetzt bergabwärts. Sie gingen einem fernen, dumpfen Brausen nach, das sich schon längere Zeit vernehmen ließ und immer näher und lauter klang. Da plötzlich hörte der Pfad auf, die Tannen lichteten sich, und sie standen am Eingange eines mächtigen Felsenthales, dessen Boden ganz mit gewaltigen Steintrümmern bedeckt war. Wo es sich schloß, stürzte ein Wasserfall von steiler Höhe nieder und erfüllte mit seinem Brausen das ganze Thal, durch das er dann als tobender Wildbach schäumte. Ueberall von den Gipfeln und zwischen den Felsen schimmerte blauweißes Gletschereis, bis tief hinab in die Klüfte.

Sylvia blieb unwillkürlich stehen, gefesselt von dem Anblick, und das helle Lachen, das ihr eben noch eine drollige Bemerkung Rolfs entlockt hatte, verstummte.

„Ist das Isdal?“ fragte sie rasch.

Der Jäger bestätigte es; sie waren am Ziele, und er wollte nun noch allerlei Erklärungen geben, aber die junge Dame unterbrach ihn: „Ich weiß, der Prinz hat mir den Ort ganz genau geschildert, und ich finde den Weg zum Wasserfall schon allein. Bleiben Sie nur hier zurück, Rolf, und erwarten Sie mich!“

Der alte Jäger sah etwas verwundert aus bei dem Befehl, aber viel Nachdenken und Grübeln war seine Sache nicht. Wenn das Fräulein allein zum Wasserfall wollte, ihm konnte es recht sein. Weit war es ja nicht, und der Weg war nicht zu verfehlen. So ließ sich der Norweger dem behaglich auf einem der Steine nieder.

Sylvia schritt allein vorwärts, sie folgte dem Laufe des Wildwassers, an dem eine Art Jägersteig entlang führte, sonst wäre es auch nicht möglich gewesen, einen Weg durch dieses Stein- und Felsenmeer zu finden. Moos und Flechten hatten es dicht umsponnen, Tannen wurzelten dazwischen, aber trotzdem trug noch alles den Stempel der Oede wie damals, als vor Jahrhunderten der Bergsturz hereinbrach, der alles Leben vernichtete.

Damals mochte auch die Sage entstanden sein, die jedes Kind in den Raandaler Bergen kannte, und die dem Volke noch immer mehr als Sage war. Auch Sylvia kannte sie, Prinz Alfred hatte sie ihr gestern ausführlich erzählt: Isdal war einst, vor uralter Zeit, ein blühendes Alpenthal gewesen, mit grünen Matten, rauschenden Wäldern und zahlreichen Wohnstätten, das reichste und schönste im ganzen Gau, denn sein Schützer war der gewaltige Donnerer Thor, der Riesentöter, der alle feindlichen Gewalten fernhielt. In diesem Thal lag in grauer Vorzeit eine Opferstätte, die ihm geheiligt war.

Da kam das Christentum in das Land, und die alten Götter mußten dem neuen Glauben weichen. Die Tempel und Opfersteine wurden gebrochen, die heiligen Bäume gefällt und an ihrer Stelle das Kreuz aufgerichtet. Auch in den Raandaler Bergen wurde Thors Heiligtum vernichtet, und das Volk kam herbei und beugte sich vor dem Zeichen des Erlösers.

Aber der alte nordische Gott, dessen Zeit und Macht nun zu Ende war, nahm Rache an den Menschen, die ihn verließen, und an der Stätte, die hinfort einem anderen Glauben dienen sollte. Der Donner rollte, die Blitze zuckten und der höchste der ragenden Gipfel ringsumm stürzte nieder in das Thal, zerschmettert von Thors gewaltiger Hand. Die stürzenden Felsenmassen begruben alles Leben, nichts entging der Vernichtung, die Wälder brachen, und die Matten versanken im öden Schuttgeröll. Und dann kamen die Frost- und Nebelriesen gezogen, denen jetzt keine schützende Macht mehr wehrte, und nahmen Besitz von den verheerten Stätten, wo nur noch der Tod und die Vernichtung hausten. Die einst waldgekrönten Berge erstarrten zu Eis, und in den Spalten und Klüften nisteten sich die Wolken ein, droben, wo der höchste Gipfel gethront hatte, schimmerte jetzt ein weites Schneefeld, und aus ihm hervor brach ein wilder Gletscherstrom — die Raan — die sich über die Wand stürzte und sich dann schäumend und tosend ihren Weg zur Tiefe suchte, um schließlich bei Raandal in den Fjord zu münden.

An der Stelle aber, wo sich einst die Opferstätte des Donnerers erhob, stand eins der riesigen Felstrümmer, wie ein Malzeichen, und es trug die Runen, die keiner enträtseln konnte. Thor selbst hatte sie eingegraben, als er auf immer wich von seinem zerstörten Heiligtum, und das Thal mit dem eisumstarrten Höhen hieß fortan Isdal im Munde des Volkes. —

Sylvia hatte der Erzählung Alfreds gestern zugehört ohne irgend ein tieferes Interesse; erst hier, in dieser Umgebung, kam ihr das Drohende, Geheimnisvolle des alten Märchens zum Bewußtsein. Fassenburg hatte recht: schön war Isdal nicht, aber gewaltig, übermächtig. Es legte sich förmlich beklemmend auf die Brust, je weiter man hineinschritt in diese Oede.

Für verwöhnte Füße war der Steig am Gletscherbach nicht gemacht, und er war auch nicht ganz gefahrlos, denn das Wasser schäumte oft bis an den Rand, ein Fehltritt konnte da verhängnisvoll werden. Die junge Dame kümmerte sich nicht darum, sondern schritt furchtlos weiter. Plötzlich aber blieb sie überrascht stehen, denn sie war nicht allein in dieser Einsamkeit, wie sie geglaubt hatte. Einige hundert Schritte entfernt stand ein Mann in Jagdkleidung, der ihr den Rücken zuwandte. Vielleicht ein Jäger auf dem Anstande, weil er so regungslos an seinem Platze verharrte — aber er stand ja frei und ungedeckt von allen Seiten, und jetzt bemerkte Sylvia auch, daß er die Büchse über der Schulter trug. Die hohe Gestalt war ihr schon beim ersten Blick aufgefallen, sie hatte etwas Bekanntes, und unter dem Hute drängte sich dichtes, blondes Haar hervor — kein Zweifel, es war der „nordische Bärenbetter!“

Bernhard stand abseits vom Wege, am Fuße eines Felsens, wo irgend etwas seine ganze Aufmerksamkeit zu fesseln schien. Er hörte nicht den leichten Schritt der Näherkommenden, den das Brausen des Wassers völlig verschlang, bis sie dicht hinter ihm stand und seinen Namen nannte: „Bernhard!“

Er zuckte zusammen bei dem leisen Ruf, aber es dauerte einige Sekunden, ehe er sich umwandte, langsam, gögernd, und dabei trug sein Gesicht einen seltsamen Ausdruck. Es stand etwas wie geheimes Grauen darin, das erst wich, als er seine junge Verwandte erkannte.

„Sylvia — du?“ rief er überrascht, aber mit einem tiefen Atemzuge.

„Du erschrickst ja, als hätte eine Geisterstimme dich angerufen!“ neckte sie. „Hast du geglaubt, es stände irgend ein Gespenst hinter dir, als du dich umwandtest?“

Bernhard hatte sich bereits wieder gefaßt, aber er ging nicht auf die Neckerei ein. „Wie kommst du nach Isdal?“ fragte er mit sichtbarem Befremden. „Und bist du allein hier?“

„Nicht so ganz, dort drüben sitzt der Jäger aus Alfheim, der mich hergeführt hat. Ich wollte nur allein zum Wasserfall, oder vielmehr zum — ah, da ist er ja, der sagenhafte Runenstein! Ich erkenne ihn nach der Beschreibung.“

Sie hatte zufällig zu dem Felsen emporgeblickt, an dem sie beide standen. Er war auch eins der Trümmer des Bergsturzes, aber er stand aufrecht wie ein Malzeichen, all die anderen überragend, zerklüftet und zerrissen wie sie. Nur die Vorderseite zeigte eine breite, ebene Fläche, und durch das dunkle, verwitterte Gestein schlangen sich allerlei seltsame Linien und Zeichen — die alte, geheimnisvolle Runenschrift.

„Prinz Alfred hat mir gestern die Sage von Isdal erzählt,“ fuhr Sylvia fort, während sie näher trat, um die Zeichen zu betrachten. „Du kennst sie natürlich auch?“

„Zuwohl,“ sagte er flüchtig. „Wir haben hier einen Ueberfluß an Berg- und Meeressagen — aber du wolltest ja zum Wasserfall. Wenn es dir recht ist, führe ich dich hinüber!“

„Später; erst will ich mir das Vermächtnis Thors ansehen. Ist es wahr, daß der Schlüssel zu diesen Runen noch immer nicht gefunden ist?“

Bernhard zuckte gleichgültig die Achseln. „Es heißt wenigstens so. Die Herren Gelehrten haben sie ja eingehend untersucht und Abbildungen mitgenommen, aber sie zerbrechen sich noch immer die Köpfe darüber. Wahrscheinlich ist das krause Zeug überhaupt nicht lesbar, und uns Laien geht es vollends nichts an.“

„Du interessierst dich nicht dafür?“ fragte Sylvia befremdet.

„Offen gestanden — nein! Der Wasserfall da drüben ist jedenfalls weit schöner. Komm, ich zeige dir eine Stelle, wo du ihn in seiner ganzen Mächtigkeit siehst, ohne durchnäßt zu werden. Es ist der Mühe wert, ich versichere es dir!“

Das klang eigentümlich hastig und ungeduldig, und er wandte sich bereits, um vorauszugehen, aber gerade dies Drängen machte Sylvia aufmerksam. Es schien beinahe, als wollte er sie entfernen von der Stelle, auf der er doch vorhin wie angewurzelt stand. Warum? Der Gedanke war hinreichend, um sie zum Widerstande zu reizen. Anstatt zu folgen, setzte sie sich auf einen der umliegenden Steine.

„Nein, ich bin müde, und der Fall nimmt sich von hier sehr schön aus. Ich ziehe es vor, hierzubleiben.“

Bernhard schwieg und blieb stehen, aber sie sah deutlich den Ausdruck verhaltener Gereiztheit in seinen Zügen bei ihrer Weigerung. Was war es mit diesem Nunenfels, daß man ihre Nähe hier nicht dulden wollte?

Sylvia gridelte darüber nach, während sie anscheinend den Wasserfall betrachtete. Sie war heute sehr einsam gelleidet, wie es die Bergwanderung und das Wetter erforderten. Das schlichte, hellgraue Reiseleid war leicht geschürzt, und ein ebenso schlichtes, graues Hütchen, mit wehendem Schleier, saß auf dem dunkeln Haar. Dazu hatte höchstens ein Sträußchen von frisch gepflückten Waldblumen gepaßt; statt dessen trug sie zwei Rosen an der Brust, duftige, eben erst erschlossene Blüten, von seltener Pracht. Sie stammten aus Alfheim, Prinz Alfred hatte sie gesandt, als er sich wegen des Spazierganges entschuldigen ließ. Es war Absage und Abbitte zugleich, aber die Arrigkeit half ihm nichts. Die junge Dame schmückte sich mit seinen Rosen und ging damit nach Jodal — ohne ihn.

Es war die einzige Zierde ihrer heutigen Toilette, die nicht schmuckloser sein konnte, und das kalte graue Licht des Nebeltages war auch keine günstige Beleuchtung. Aber wie das Mädchen so dasaß auf dem Steine, in nachlässiger und doch höchst anmutiger Haltung, die Arme leicht um die Knie geschlungen, den Kopf zurückgebogen, um nach der Höhe zu blicken, war ihre Erscheinung von demselben bestrickenden Reiz wie dort auf dem „Steadler“, wo sie im weißen Kleide, vom hellen Sonnenschein umflutet, auf dem Deck gestanden hatte.

„Wir haben uns ja seit der Landung in Raansdal nicht wieder gesehen,“ hob sie von neuem an. „Du hast uns freilich schon damals angekündigt, daß wir nicht auf deinen Besuch rechnen dürften; aber auch Kurt Fernstein scheint gemeinsee Weisung von dir zu haben, Alfheim zu meiden. Er hat sich auch noch nicht sehen lassen.“

„Es ist mir nicht eingefallen, Kurt Vorschriften zu machen,“ war die kurze Antwort. „Er kommt wahrscheinlich morgen, wenigstens sprach er davon.“

„Und du bleibst natürlich in Edsviken? Der Prinz sagt, es wäre ein interessanter, alter Hof, den du nach der langen Bauernwirtschaft seiner Bestimmung als Herrensitz zurückgegeben hättest. Ich habe wirklich Lust, dich einmal dort zu besuchen.“

Bernhard streifte sie mit einem raschen Blick, er schien im Zweifel, ob dies Scherz oder Ernst sei.

„Wozu?“ fragte er scharf.

Sylvia brach in ein lautes Lachen aus.

„Herr Vetter, Sie sind wirklich ein Muster von Galanterie! Ich stelle dir meinen Besuch in Aussicht und du fragst: ‚Wozu?‘ in einem Tone, als wäre das eine Art von Belästigung.“

„Verzeih, aber ich vermag den Grund wirklich nicht zu erraten,“ versetzte er kühl. „Ueberdies würde es dir dein Vater nicht gestatten. Ich habe keinen Anspruch mehr auf eine solche Auszeichnung.“

„Warum nicht? Ich werde doch wohl meinen Vetter besuchen dürfen? Wir sind ja alte Freunde — schon von der Kinderzeit her.“

„Alte Feinde, meinst du — jawohl!“

Sylvia lächelte. „Ach, das waren Kindereien! Du warst eben ein wilder Junge, und ich — ein schwächliches, gebrechliches Ding. Das kann man nicht brauchen in einem starken, freien Norden, das trägt man in das Meer, wo es am tiefsten ist, und wirft es hinunter zu den Nixen und Trollen!“

Bernhard biß sich auf die Lippen.

„Hast du das noch nicht vergessen?“

„Nein!“ Sie blickte noch immer lächelnd zu ihm empor, aber in ihren Augen lag etwas Drohendes, Unheimliches. Sie waren tiefdunkel in diesem Augenblick, die „Hexenseteraugen“, die der Knabe so gehaßt hatte. Jetzt sah er es freilich, wie schön diese Augen geworden waren, aber sie hatten noch die alte, quälende Macht.

„Nun, ich habe die Unart ja damals büßen müssen,“ sagte er spottend. „Uebrigens leiste ich dir jetzt Abbitte, du hast es gezeigt, daß du das Meer und seine Stürme nicht fürchtest. Du hast ja auf dem ‚Seeadler‘ selbst ‚Sturmnixe‘ gespielt, wie Prinz Sassenburg sich so ungemein poetisch ausdrückte.“

„Ja, er hat oft geistreiche und poetische Einfälle — du giebst dich wohl nicht ab damit?“

„Nein. Ich habe weder Anlage noch Zeit dazu.“

Das klang sehr unverbindlich. Bernhard hielt nur mit kaum verhehlter Ungeduld dem Gespräche stand. Er wehrte sich längst schon wieder gegen jene rätselhafte, dunkle Empfindung, die er schon bei der ersten Begegnung hatte bekämpfen müssen; aber diesmal ließ sie sich nicht so leicht abschütteln. Er fühlte es deutlich, wie sie ihn immer dichter umspann, und vielleicht war es gerade dies Gefühl, was seine Haltung so schroff und abweisend machte seiner schönen Cousine gegenüber. Sie merkte recht gut, wie lästig ihm das Zusammentreffen war, aber sie gab ihn nicht frei.

„Sag', Vetter Bernhard, bist du immer so liebenswürdig wie heute?“ fragte sie neckend. „Oder genieße nur ich den Vorzug, dich in deiner ganzen nordischen Entwickelung kennenzulernen? Du bist hier unter deinen Eisbergen und Runensteinen etwas bärenhaft geworden, du wirst einen recht unbequemen Ehemann abgeben! — Warum hast du uns denn deine Braut nicht vorgestellt? Wir kennen sie noch immer nicht.“

Es war das erste Mal, daß die Sache überhaupt erwähnt wurde. Damals auf dem „Seeadler“ war sie mit keiner Silbe berührt worden, und der stolze, empfindliche Mann hatte das nur zu gut verstanden, das verriet sich in seiner bitteren Antwort: „Traut ihr mir im Ernste eine solche Taktlosigkeit zu?“

„Taktlosigkeit? Wir sind doch deine nächsten Verwandten.“

„Die meine Verlobung bisher völlig ignoriert haben! Ich habe sie damals dem Onkel in aller Form gemeldet, ebenso wie meinen Austritt aus dem Marinedienst. Er hat von beidem keine Notiz genommen, auch nicht mit einem einzigen Worte — es existiert einfach nicht für ihn!“

Sylvia zuckte nur die Achseln bei dem Vorwurf.

„Du bist unbotmäßig gewesen, das verzeiht Papa nun einmal nicht, und was deine Wahl betrifft, so geht Gunterberg dadurch der Hohenfelsschen Linie verloren, deren letzter Sproß du bist, du kannst doch nicht verlangen, daß er sich darüber freuen soll. Aber trotzdem — Papa ist Kavalier, er würde deine Braut mit aller Rücksicht als künftige Verwandte empfangen haben.“

„Vermutlich mit derselben Rücksicht wie mich bei der Landung in Raansdal. Davor wollte ich Hildur denn doch bewahren. Es war genug, daß ich es aushalten mußte!“

Die junge Dame zog die Stirne kraus: einen Vorwurf gegen ihren Vater durfte man sich nicht erlauben in ihrer Gegenwart. Dieser eigensinnige Starrkopf da, den man erst hatte zwingen müssen, seine Verwandten wiederzusehen, trug doch allein die Schuld an dem ganzen Zerwürfnis, und jetzt trotzte er noch und that, als sei ihm Unrecht geschehen. Die eisige Abwehr, die aus seiner ganzen Haltung sprach, sagte deutlicher als Worte: Laßt mich in Ruhe! Ich gehöre nicht mehr zu euch!

Das Gespräch, das immer mehr einen gereizten Ton angenommen hatte, verstummte. Man hörte nur noch das Brausen und Donnern des Wasserfalls, aber er füllte die ganze Oede ringsum aus mit seiner gewaltigen Stimme.

Bernhard brach endlich das Schweigen, das minutenlang gewährt hatte.

„Du wirst an die Heimkehr denken müssen, Sylvia!“ mahnte er. „Alfheim ist über zwei Stunden weit, so lange wird sich das Wetter kaum halten, und du bist ohne schützende Hülle —“

„Mein hat meinen Schirm und Regenmantel,“ unterbrach sie ihn. „Die schützen mich vollkommen.“

„Es wird auch nötig sein, wir haben Regensturm zu erwarten. Wo hast du den Jäger gelassen? Vermutlich drüben

Ueb

Nach dem Ge

chung.

Copyright 1898 by Gustav Schauer in Berlin.

n Hermann Koch.

am Eingange von Isdal? Ich möchte dich hinübergeleiten, der Steig an der Raan ist schlüpfrig. Wollen wir aufbrechen?“

Das klang wieder so ungedulbig und drängend wie im Anfange. Sylvia erhob sich, aber es spielte ein leiser Hohn um ihre Lippen.

„Also ich soll um jeden Preis fort von dieser Stelle! Hast du allein ein Anrecht daraus?“

„Was fällt dir ein?“ fuhr er auf. „Ich habe doch nicht daran gedacht —“

„Mich fortzutreiben? Es scheint aber doch dein dringender Wunsch zu sein, daß ich gehe. Du willst wohl allein sein mit deinem geheimnisvollen Runenstein? Vorhin, als ich kam, warst du ganz versunken in seine Betrachtung, und da stört dich natürlich meine profane Gegenwart.“

Bernhard gab keine Antwort, der Scherz verletzte ihn offenbar, und als die junge Dame jetzt Miene machte, die Runen nochmals zu betrachten, trat er mit einer raschen Bewegung zwischen sie und den Felsen, als wollte er ihr den Anblick wehren. Das entfesselte nun vollends ihren Spott.

„Wahrhaftig, Bernhard, du bist abergläubisch!“ rief sie. „Du glaubst an die alte Bauernsage, sie scheint dir ein förmliches Heiligtum zu sein — o, das ist köstlich!“

Die Augen des jungen Mannes flammten auf. „Lache nicht, Sylvia! Das ist nichts für deine Spöttereien,“ sagte er schroff, während es wie verbissener Zorn oder Schmerz in seinem Antlitz zuckte. Jede andere hätte jetzt wohl abgelassen, aber bei Sylvia regte sich wieder die Lust zu stacheln und zu quälen, die alte Feindschaft aus der Kinderzeit. Endlich war ein verwundbarer Punkt gefunden bei diesem unzugänglichen Manne.

„Wie grimmig du aussiehst,“ spottete sie. „Wie der Donnerer höchstselbst, und dabei steht du da, als müßtest du sein Vermächtnis auf Leben und Tod verteidigen. Ich denke, diese rätselumwobenen Runen sind unlösbar? Nur wer die rechte Stunde kennt und das rechte Wort dazu spricht, dem werden sie plötzlich klar, und er liest sein eigenes Schicksal darin? Du siehst, ich bin völlig eingeweiht in die Sage. Hast du vielleicht die Schicksalsfrage schon gestellt? Hast du die Schrift gelesen?“

Sie hob die Augen zu ihm empor, diese rätselhaften Augen, von denen man nie wußte, ob sie schmeichelten oder drohten.

Seine Antwort klang ebenso schroff und finster wie vorhin das Verbot.

„Nein. Aber ich kannte einen, der sie gelesen hat.“

„Ah — und was las er darin?“

„Den Tod!“

Das düstere Wort, in diesem Tone und dieser Umgebung gesprochen, hatte etwas, was jeden Spott zu Boden schlug. Auch Sylvias Uebermut verstummte davor, und es wehte sie wie ein kalter Schauer an; aber schon in der nächsten Minute erhob sie sich mit vollem Trotze gegen die umgewohnte Empfindung, und jenes leise Lachen, das so lieblich klang und so verletzend war, kam wieder von ihren Lippen.

„Du willst mich wohl schrecken mit deinen grausigen Märchen, wie damals, als du mir den Sturm schilderteſt? Das war gefehlt, es erweckte mir nun gerade Lust, einen Sturm zu erleben, und jetzt macht du mir die Sage erst interessant. Ich bin zwar gar nicht angelegt für diese ‚Traum- und Zauberſphäre‘, wie Prinz Alfred es nennt, aber ein rechter Zauber bezwingt auch den Ungläubigen. Hoffentlich ist Thor galant und läßt mich Beſseres lesen als deinen Fremd. — Mein Gott, Bernhard, du machst ein Gesicht zum Fürchten! Ich glaube, es ist heut' gefährlich in deiner Nähe. Einstweilen nehme ich mir ein Pfand, das wirst du doch allergnädigst erlauben?“

Sie beugte sich nieder zu dem Moos, das mit seinem dunklen Grün den Fuß des Felsens dicht umwucherte, und wollte etwas davon loslösen, aber da faßte Bernhard ihre Hand mit hartem Griff und riß sie zurück.

„Laß das!“ stieß er mit wilder Heftigkeit hervor. „Rühre den Stein nicht an! Es sind blutige Runen, die da geschrieben stehen — hier an dieser Stelle fiel mein Vater!“

Ein halb unterdrückter Aufschrei entrang sich den Lippen des jungen Mädchens, das entsetzt zurückwich.

„Onkel Joachim?“

„Ja! Dort auf dem Moose lag er, in Blut gebadet — die starren, gebrochenen Augen nach aufwärts gerichtet — die Zeichen da waren das Letzte, was er gesehen hat!“

„Und das — das sagst du mir erst jetzt?“ fragte Sylvia mit stockendem Atem.

„Weil du mich gezwungen hast. Willst du nun noch deinen Spott damit treiben?“

Sylvia war bleich geworden, langsam und scheu trat sie noch weiter zurück.

„Und mein Vater — weiß er es?“

„Nein! Er weiß nur, daß sein Bruder auf dem Friedhofe von Raansdal begraben liegt. Nur ich und Harald Thorvik kennen die Stelle — wir haben ihn aufgehoben und hinabgetragen.“

„Es war ein Unglück mit seinem Jagdgewehre, ich weiß,“ sagte Sylvia leise. „Warst du dabei, als es geschah?“

Bernhard schüttelte finster den Kopf und wandte sich ab. Er schien bereits das Geständnis zu bereuen, das ihm nur die äußerste Gereiztheit entrissen hatte.

„Nein! Ich streifte da unten im Walde herum mit meiner Büchse. Harald stieg auf zum Isdal, und dann kam er gestürzt und rief mich — zu einem Toten!“

Die Worte kamen halblaut, widerwillig von den Lippen des jungen Mannes, als müßte er sich zu jedem einzelnen erst zwingen, aber was darin bebte, war nicht Schmerz, sondern dumpfer Groll. Zehn Jahre waren vergangen, seit dem Knaben sein „Götzenbild“ zertrümmert wurde, seit er erfuhr, daß der Vater, der ihm alles gewesen, freiwillig von ihm gegangen war und ihn allein gelassen hatte — er hatte das noch heute nicht überwunden.

Lauter tönte das Brausen und Donnern des Wasserſturzes herüber, und das Tosen der Raan in der Tiefe. Der Wind, der bisher nur das Gewölk gejagt und die Gipfel umweht hatte, fand jetzt den Eingang zum Thal und ſtrich an den Felſenwänden hin, in langgezogenen, ſiſchenden Tönen. Die Oede ringsum war vorhin so leer und tot gewesen, jetzt erwachte ein unheimliches Leben darin. Aus diesem Brausen und Zischen und Tosen klang es wie geiſterhafte Stimmen, die zu raunen und zu flüſtern schienen. Ein wilder, unheimlicher Chor, geheimnisvoll und drohend, wie die alten Zauberzeichen da auf dem Runenſtein.

Bernhard ſtand noch immer halb abgewandt, mit verſchränkten Armen. Ihm waren diese Stimmen nicht fremd, er hatte ſie oft genug gehört, wenn er zur Todesſtätte ſeines Vaters kam, aber auch Sylvia vernahm ſie heute. Mit leisem Grauen und doch unwiderſtehlich gefeſſelt lauſchte ſie diesen Elementarlauten, die zu ihr zu reden ſchienen in einer fremden, nie gehörten Sprache. Es lag etwas Scheues, Bellommenes in ihrem Tone, als ſie jetzt wieder das Wort nahm.

„Und er hat allein ſterben müſſen? Du konnteſt nicht einmal bei ihm ſein, in ſeiner letzten Stunde?“

Bernhard biß die Zähne zuſammen, die Worte wurden ja ahnungslos geſprochen, aber für ihn waren ſie eine Folter wie dies ganze Geſpräch. Er wollte ihm um jeden Preis ein Ende machen, und da nahm er ſeine Zuflucht wieder zu der alten Schroffheit.

„Laß das ruhen!“ ſagte er in feindſeligem Tone. „Du haſt ihn ja nicht einmal gekannt — was geht es dich an, wie er ſtarb?“

„Was es mich angeht? Er war der einzige Bruder meines Vaters.“

„Und ein Verfemter, Ausgeſtoßener, deſſen Name in der Familie nur genannt wurde als der eines Verlorenen. Das hat dir dein Vater wohl oft genug erzählt. Er ging ja ſehr liebevoll um mit ſeinem einzigen Bruder! Er war es, der den jungen Feuerkopf mit ſeinem ungeſtümen Freiheitsdrange binden und knechten wollte in dem ſtillen, ehrbaren Guntersberg, er hetzte ihn hinein in eine unglückliche Ehe, er ſtachelte die Eltern immer wieder auf gegen den einſtigen Liebling. Nun, er hat es ja auch erreicht, er hat —“

„Sage nichts gegen meinen Vater!“ unterbrach ihn Sylvia plötzlich in heftiger Aufwallung. „Er hat verſucht, ſeinen Bruder der Heimat und der Familie zu retten, er hat das auch bei dir verſucht. Ihr habt nicht gewollt, das war eure Sache, aber ihr dürft nicht wagen, einen Vorwurf gegen ihn auszuſprechen. Ich dulde es nicht!“

Bernhard ſah ſie im erſten Augenblick ganz befremdet an, er hatte ihr eine ſo energiſche Parteinahme gar nicht zugetraut. Dann aber lachte er kurz und höhniſch auf.

„Ich soll ihm wohl noch danken für seine „väterliche“ Erziehung? Ich war ein wilder, freier Bursche, am Meer und in den Bergen aufgewachsen, ich konnte keine Fesseln und keine Mauern. Er sperrte mich in das Gefängniß von Rotenbach, in dieses Muster von einer Drillanstalt, wo wilde Vögel zahm gemacht werden, nöthigenfalls mit Gewalt. Er sorgte dafür, daß ich diese Gewalt zu kosten bekam; aber zahm bin ich nicht geworden, ich habe nur schweigen und warten gelernt, bis mir die Stunde der Freiheit schlug. Er hat sich ja immer allmächtig gedünkt. Jedem wollte er den Weg vorschreiben. Jedem seinen Willen aufzwingen, aber an mir und meinem Vater scheiterte seine Allmacht. Der beinge sich nicht vor dem Herrn Minister, der das jetzt im großen Stile forstept und mit seinem Lande zugleich die halbe Welt regieren möchte. Beinahe hat er es ja soweit gebracht. Er spricht überall mit in der Welt — du kannst stolz sein auf deinen Vater!“

Es war ein unbezähmbarer Ausbruch rachsüchtiger Gereiztheit, Rache für die herzlosen Spöttereien vorhin. Wenn der Spott auch ahnungslos gewesen war, er hatte doch ein wildes Weh wachgerufen in dem Sohne, jetzt wollte er auch wehe thun, und das gelang. Sylvia richtete sich mit sprühenden Augen empor.

„O ja, ich bin stolz auf meinen Vater! Er hat dem Namen Hohenfels einen Klang gegeben, der überall wiederhallt, der ihn und sein Geschlecht überdauern wird. Alle blicken sie zu ihm, ihrem Führer, auf. Alle vertrauen, folgen ihm. Versuche es nur, ihn zu schmähen, das ganze Land wird dir die Antwort darauf geben! Gewiß, ich bin sehr stolz und glücklich, seine Tochter zu heißen! Was hat denn Vater denn erreicht im Leben, und du — was bist du hier in deinem Raansdal, wo du leben und sterben willst?“

Bernhard war unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten. War denn das noch das berückende, lachende, spottende Mädchen, hinter dessen Schönheit die Tücke zu lauern schien, das in einem Atem schmeichelte und stachelte? Sie stand ja auf einmal als eine ganz andere vor ihm, mit diesen flammenden Stolze, mit diesem jähen Hervorbrechen einer stürmischen Empfindung, die er nie in ihr gesucht hätte. Erst bei den letzten Worten zuckte er auf.

„Was bist du?“ Dieselbe verächtliche Frage hatte wortlos im Antlitz des Ministers gestanden bei jener Begegnung. Das war es ja, was noch immer in dem jungen Manne wühlte, was seine furchtbare Gereiztheit gegen den Onkel verschuldete. Hier wurde es ihm offen ins Gesicht geschleudert, und hier ertrug er es vollends nicht. Er wollte sich dagegen aufbäumen und fand doch keine Antwort, keine Waffe gegen die Wahrheit. Was war er denn hier in Raansdal? Einer von der großen Menge, den keiner kennt, nach dem keiner fragt — und ein anderer Bernhard Hohenfels stand auf dem höchsten Gipfel des Lebens!

„Wollen wir etwa den Streit unserer Väter fortsetzen?“ fragte er herb. „Der wurde ausgefochten, ehe du geboren warst, und als ich nach Deutschland kam, warst du ein Kind. Was weißt du davon, was dein Vater mir angethan hat? Ich weiß es, ich habe ihn kennengelernt!“

„Du kennst ihn nicht!“ fiel Sylvia ein. „Du hast ihn ja immer nur gezwungen, mit dir zu kämpfen. Weißt du denn, ob ihm das leicht geworden ist? Du warst ja doch der Letzte seines Namens. Er hatte keinen Sohn, ich war sein Einziges gebieben, das ihm nur Sorge und Kummer machte mit dem elenden, siechen Dasein. Meine Mutter — nun, die war eine Weltdame, die nur für die Gesellschaft lebte, für mich hatte sie nie Zeit. Ich habe sie oft tagelang nicht gesehen, es war ihr sehr unbequem, ein krankes Kind zu haben, und ich hatte ja meine Bonnen und Wärterinnen.“

Es lag eine tief aufquellende Bitterkeit in den Worten, aber dann auf einmal wurde die erregte Stimme des Mädchens milder und nahm einen seltsam weichen Klang an:

„Aber mein Vater — der hat mich das nie entgelten lassen, nie! Wie oft ist er, spät nach Mitternacht, vom Schreibtisch noch in mein Zimmer gekommen und hat sich über mein Bettchen gebeugt. Ich fühlte es im Halbschlaf, daß er da war, und wenn ich dann seine Hand umklammerte und sie nicht losließ, dann wartete er geduldig, bis ich wieder fest eingeschlafen war. Er, der sich mit seiner Arbeitslast kaum ein paar Stunden Nachtruhe gönnte! Jetzt freilich, seit ich gesund bin, ist er oft fremd gegen mich, aber von ihm nehme ich alles hin!“

Sie sprach wie in vollster Selbstvergessenheit. Es klang ein Ton darin auf, der sich bis zur leidenschaftlichen Zunigkeit steigerte, und die Augen schimmerten feucht. Aber sie erhielt keine Antwort. Bernhard sah sie unverwandt an, als stände er vor einem Rätsel.

Sein Verstummen machte Sylvia aufmerksam. Es schien ihr jetzt erst zum Bewußtsein zu kommen, daß sie sich ebensoweit hatte fortreißen lassen wie er. Mit einer raschen, halb unwilligen Bewegung warf sie den Kopf zurück und brach das Gespräch ab.

„Wir wollen den Punkt künftig besser meiden lassen. Ich ertrage nun einmal kein Wort gegen meinen Vater, und du wirst deinen ererbten Groll nicht fahren lassen, das sehe ich an deinem hartnäckigen Schweigen.“

„Ich schweige nur aus Ueberraschung,“ sagte Bernhard langsam. „Du scheinst die Verwandlungen zu lieben, ich habe soeben eine Probe davon gesehen. Welches Gesicht ist das wahre?“

Sie lächelte, aber es war wieder das alte, böse Lächeln.

„Das schlimme, Vetter Bernhard, also hüte dich vor mir!“

„Ich bin nicht furchtsam!“ war die kalte Antwort.

„Um so besser! — Ah, wie schön, da bricht die Sonne durch! Sieh nur!“

Es war in der That ein überraschender Anblick. Das jagende Gewölk war dichter und dunkler geworden, aber plötzlich lichtete es sich, und noch einmal kämpfte sich die Sonne durch, nicht wie vorhin in einzelnen, verirrten Strahlen, sie zeigte voll und klar ihr Antlitz. Minutenlang standen die drohenden Felsgipfel, die nur halb sichtbar aus den Wolken hervorblickten, und die Steinwüste mit dem brausenden Wildwasser in feurigem Lichte. Die wehenden Staubbäche hoch über den Klippen sprühten auf in funkelnder Pracht. Das Eis des Gletscherfeldes, dem die Raan entspringt, strahlte im schillernden Blaugrün, blendend weiß leuchtete der Wasserfurz herüber, und in dem feuchten Nebeldunst, der ihn umgab, stand ein Regenbogen.

Aber das alles dauerte nur Minuten, dann erlosch das Licht, und schwere, dunkle Schatten legten sich über das ganze Isdal.

Da tönte ein lauter Ruf, und in einiger Entfernung tauchte der alte Jäger zwischen den Steintrümmern auf. Er war unruhig geworden, als seine Schutzbefohlene so lange ausblieb, und hatte sich aufgemacht, um sie zu suchen. Jetzt gewahrte er sie und neben ihr den Herrn von Edsviken.

„Ich komme, Rolf!“ rief Sylvia hinüber, indem sie ihm winkte, dort zu bleiben, dann wandte sie sich an ihren Vetter.

„Du brauchst mich nicht zu geleiten, Rolf kommt mir ja entgegen. Leb' wohl, Bernhard!“

„Leb' wohl!“ versetzte er einsilbig und trat zurück, um ihr den Weg freizugeben. Sylvia streifte nochmals mit einem langen Blick die Runenschrift, dann nahm sie die beiden Rosen von der Brust und legte sie schweigend auf das Moos am Fuß des Felsens nieder. Es war eine stumme, aber in ihrer Wortlosigkeit ergreifende Abbitte.

Dann ging sie, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen.

Gleich darauf verschwand sie mit Rolf zwischen den Felstrümmern.

Bernhard Hohenfels stand noch immer regungslos an seinem Platze. Dunkel und drohend ragte der Runenstein vor ihm auf, mit den alten Räthselzeichen, die sich durch das verwitterte Gestein schlangen. Dort aber, wo einst das Haupt des Unglücklichen gelegen hatte, der hier seine Todesrunen las, dufteten jetzt die zarten Rosenblüten, und der Sohn Joachims blickte so starr und unverwandt darauf hin, als könnte er den Blick nicht davon losreißen.

Tiefer und tiefer senkte sich das Gewölk, die Berggipfel umschleierten sich völlig, und aus den Schluchten quoll es dichter empor. Das Gletscherfeld der Raan verschwand im Nebel, und nur undeutlich, kaum sichtbar, schimmerte der Wasserfurz hindurch. Das ganze Thal füllte sich mit einem Wolkenweben, das bald zu steigen, bald zu sinken schien, daraus hervor aber tönte immer noch jenes Brausen, jenes Raunen und Flüstern, das eine so unheimliche Sprache hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Im Kampf um Südafrika.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wir freuen uns, den Lesern der „Gartenlaube“ unter diesem Titel eine Reihe von Artikeln darbieten zu können, die des größten Interesses in allen Kreisen sicher sein dürfen.

Es ist der „Gartenlaube“ gelungen, das Recht zur Veröffentlichung der ersten deutschen Mitteilungen aus den Werken einiger Männer zu erwerben, deren Wirken im Kampfe um Südafrika von weltgeschichtlicher Bedeutung ist, und die nun, nach Abschluß des Friedens, zur Feder gegriffen haben, um ihre Erlebnisse zu schildern. Es handelt sich um die Aufzeichnungen des Burengenerals Ben Viljoen über den Transvaaler im Krieg gegen England, um die Kriegsberichte und -schilderungen eines hervorragenden Führers im Kampfe in der Kapkolonie, des Kommandanten Andries De Wet, und vor allem um die Lebenserinnerungen des greisen Präsidenten der Südafrikanischen Republik, Paul Krüger.

Aus all diesen Werken und unter Zugrundelegung der Originalmanuskripte werden wir das Wichtigste in einer Reihe von Artikeln zusammenfassen. Die „Gartenlaube“ wird das einzige deutsche Blatt sein, das in der Lage ist, vor dem Erscheinen der Buchausgaben ausführliche autorisierte Mitteilungen über den Inhalt der Werke zu geben. Wir eröffnen diese Folge von Aufsätzen mit einer Arbeit des Pfarrers A. Schowalter, der als Bearbeiter und Ueberseger der Lebenserinnerungen des Präsidenten diesem persönlich nahesteht. Nach diesem einleitenden Beitrage werden die nächsten Nummern der „Gartenlaube“ die weiteren Artikel bringen.

Die Redaktion.

Der zweieinhalbjährige Krieg in Südafrika, der am 31. Mai durch den Frieden von Pretoria sein Ende gefunden, hat die Gemüter der ganzen Welt aufs tiefste erregt. Was an Begeisterung für Freiheit und Recht, an Liebe zur Macht und politischen Größe in unserer Kulturwelt lebt, wurde davon erschüttert. Es giebt keine ethische und politische Größe, die nicht Mühe gehabt hätte, sich mit den Ergebnissen jenes Krieges abzufinden, und die nicht gezwungen worden wäre, daraus ihre Konsequenzen zu ziehen. Das südafrikanische Drama wird auch fernerhin noch für lange Zeit im Mittelpunkt des Interesses stehen. Wenn der Zorn längst verraucht ist und die Empörung sich gelegt hat, wenn der Streit über Recht oder Unrecht der Politik, die zum Burenkriege geführt hat, oder über die Menschlichkeit und Unmenschlichkeit der Grundsätze, die in dem Kriege zur Anwendung kamen, verstummt sein wird, und wenn die Untersuchungen über die physiologischen Wirkungen auf die beiden am Kriege beteiligten Völker sowohl wie auf die Zuschauer abgeschlossen sein werden, dann wird immer noch Eines bleiben, was groß genug ist, unser Interesse in Anspruch zu nehmen — der Kampf um Südafrika. Der Krieg in Südafrika ist aus, der Kampf um Südafrika geht weiter.

Seit hundert Jahren kämpfen die zwei Völker, die wir im Burenkriege einander gegenüberstehen sahen, um Südafrika. Das eine bewußt, das andere unbewußt, das eine aus politischem Interesse, das andere kraft einer natürlichen Sendung. Und so lange diese beiden Völker, das eine in seinem kühnen Herrschaftsdrange, das andere in seinem stolzen Freiheitsverlangen bestehen und ihre Eigenart pflegen, so lange wird der Kampf auch weiter dauern. Es braucht nicht ein Kampf mit Waffen, es kann ein friedlicher Rivalitätskampf sein; nur so viel ist gewiß, daß er seine endgültige Lösung noch nicht gefunden hat. Die Zeit nach dem Frieden von Pretoria wird unter der Losung stehen, die der sonst so schweigsame General De la Rey vor seiner Abreise nach Europa gesprochen hat, und deren geheimnißvolles Dunkel heute die englischen Staatsmänner quält: „Unsere Flagge und unsere Waffen haben wir begraben, aber nicht unsere Traditionen.“ Welches diese Traditionen sind, braucht man nicht zu fragen, wenn man Paul Krüger kennt, der jahrzehntelang die Verkörperung und der Repräsentant seines Volkes zugleich gewesen ist. Frei will der Bur sein und herrschen will er in seinem Lande. Seine Freiheit ist ihm beides: rechtmäßig erworbenes und von Gott anvertrautes Gut. Wer sie nicht hütet, giebt Gerechtigkeit und Gottesfurcht, die Grundpfeiler des burischen Volkstums, preis. Wer das Volkstum erhalten will, muß darum auch für das alte Ideal weiter kämpfen. Zu dem Friedensvertrage, an dessen Schließung Präsident Krüger nicht teilnahm, haben die Burenführer eine Kundgebung erlassen, in der sie einmütig bedauern, daß ihrem Volke nicht gewährt wird, worauf es auf Grund seiner Vergangenheit und seiner im gegenwärtigen Kriege gebrachten Opfer „gerechten Anspruch“ zu haben glaubt — nämlich die Unabhängigkeit. Solche Forderungen können nicht zurückgenommen und in ihrer Wirkung nicht abgeschwächt werden, solange die Geschichte und die Opfer, auf welche diese Männer ihre Forderung gründen, nicht weggeschafft oder vergessen sind. Und das ist unmöglich.

Die alte Generation der Buren hat ihre Kämpfe nie von dem Gesichtspunkte des Kampfes um Südafrika, sondern nur von dem des Kampfes um eine Heimat in Südafrika betrachtet. Das hat sich im letzten großen Kriege als der schwerste politische und militärische Fehler auf seiten der Buren erwiesen. Die jüngere Generation hätte gern gleich von Anfang an den Kampfruf erhoben: „Afrika den Afrikanern vom Sambesi bis zum Tafelberg.“ Die Alten aber überschritten mit Herzklopfen die Grenze des Landes, das einem fremden Eigentümer gehörte, und Joubert sah auf seiner Natalexpedition in wiederholten starken Gewittern den Finger Gottes, der ihn warnte vor fernerem Eindringen in dieses Land. Wie können die Bedenken verstehen und ehren, welche die ältere Generation gegen eine Taktik hatte, durch die sie fürchtete, vor Gott und den Menschen ins Unrecht gesetzt zu werden, aber politisch klug waren sie nicht.

England hatte ihnen gegenüber den gewaltigen Vorteil, daß seine Politik sich nicht mit Gewissensskrupeln abquälte. Auch verkannte es niemals, daß ein so freiheitliebendes, so fest in seinem Heimatboden wurzelndes, an tüchtigen Elementen so reiches Volk wie das der Buren bei nationaler Selbständigkeit bewußt oder unbewußt, mit und gegen seinen Willen immer eine Gefahr bilden werde für die von England seit einem Jahrhundert in Anspruch genommene Herrschaft oder auch nur Oberherrschaft über Südafrika. So haben die britischen Staatsmänner auf die Vernichtung des Gegners als auf ein als notwendig erkanntes Ziel hingearbeitet. Vielleicht hat Lord Salisbury zu Beginn des Krieges wirklich ehrlich erklärt, England denke nicht daran, seinen Landbesitz zu vergrößern, aber Chamberlain war sicher keinen Augenblick im Zweifel, ob er eine Verständigung mit den Buren oder ihre Unterdrückung erstreben solle. England hat diesen Krieg als staatsmännische That gewollt, die Buren haben ihn als ein uneutrinbares Verhängnis erlebt.

Aber die zielbewußte englische Politik ist nicht ohne Wirkung geblieben auf das Volk, an dem diese Politik ihr Meisterstück machte. Die Buren haben aus ihr gelernt, sie sind durch sie, gerade infolge des unglücklichen Ausgangs des letzten Krieges, in ihrem Nationalgefühle gestärkt worden. Sie haben eingesehen, daß ihr Existenzkampf zugleich der Kampf um die Herrschaft über Südafrika sein muß. Die Flaggen von Transvaal und Freistaat sind begraben, aber welche Flagge einst über Südafrika wehen wird, ist noch nicht entschieden. Daß ein Entscheidungskampf auf den letzten Krieg folgen muß, ist sicher; wie er aussehen wird, kann niemand voraussagen. Nur so viel ist gewiß, daß es noch keine Zeit gab, in welcher den Buren Südafrikas so wie heute die Möglichkeit gegeben und die Notwendigkeit auferlegt war, ihre ganze Volkskraft, wie sie zu einem solchen Entscheidungskampf nötig ist, zusammenzufassen. Die Triumphreise der „besiegten“ Burengenerale durch die Kapkolonie hat bewiesen, daß dort die Afrikaner sich eins fühlen mit ihren Brüdern in Transvaal und im Freistaat. Die Helden des Burenkrieges sind auch ihre Helden. Jener Siege sind auch ihre Siege, und jener Not ist auch ihre Not. Wie ganz anders war das von den Tagen der ersten Burenansiedlungen an bis in die jüngste Zeit! Neid, Streit, Argwohn und Eifersucht haben jahrzehntelang die Buren Südafrikas voneinander getrennt. Sie hatten weder gemeinsame Helden, noch gemeinsame Vertrauensleute oder ein gemeinsames Ziel, darum aber auch kein gemeinschaftliches Arbeiten.

HOLLÄNDISCHE MÄDCHEN

Nach dem Gemälde von Rud. Possin

Abendfrieden.
Nach dem Gemälde von C. Holzapfel.

Der Transvaaler wollte vom Freistaater, der Kapkoloniale aber von Beiden nichts wissen, und es war etwas ganz Unerhörtes, als der Freistaat das Schutz- und Trutzbündnis mit Transvaal schloß. Die „Lebenserinnerungen“ des Präsidenten Krüger, deren Herausgabe (im Verlage von J. F. Lehmann in München) ich eben vorbereite, werden zeigen, wie ungeheuer schwer es jahrzehntelang war, auch nur in irgend einer nationalen Frage eine Gemeinsamkeit des Handelns zu erzielen. In dieser Hinsicht wird sicher eine bessere Zeit eintreten.

Noch im Anfange des letzten Krieges hatten die Freistaater Angst, sie würden mehr thun für die Transvaaler als diese für sie, und die Transvaaler fürchteten, ein übriges zu thun, wenn sie für die Verteidigung der Hauptstadt des Freistaates ihr Leben einsetzten. Und an gegenseitigen Vorwürfen fehlte es auch nicht. Zwei Jahre später stimmte De Wet mit seinen Leuten, die nur aus Bundestreue ins Feld gezogen waren, einem Frieden zu, der seinem Lande die Freiheit nahm, obwohl er unmittelbar vorher bei allen Kommandos erklärt hatte, an Nachgeben wäre nicht zu denken, und obwohl er thatsächlich sich noch mindestens ein halbes Jahr hätte halten können. Er that es im Interesse der Einigkeit; er that es für den Bundesgenossen, für den er die Waffe ergriffen hatte, und der nicht mehr weiterkämpfen konnte. Und statt Streit und Zank, wie er in einem solchen Falle früher unausbleiblich gewesen wäre, hört man kein Wort der Klage oder des Vorwurfes. Ist das nicht ein Volk, zusammengeschmiedet mit Blut und Eisen? Sind das nicht Männer, die noch eine Zukunft sehen für ihr Volk?

In völliger Verkennung der Triebfedern in der Geschichte Südafrikas und der Persönlichkeit Paul Krügers hat man oft geglaubt, daß er aus persönlicher Herrschsucht oder aus Mißtrauen und Gehässigkeit gegen England die Seele des Kampfes in Südafrika geworden wäre. Er in seiner „Unversöhnlichkeit“ soll das eigentliche Hindernis für eine friedliche Einigung Südafrikas gewesen sein. Mit einer Zuversichtlichkeit, wie sie nur aus dem Drang, etwas zu sagen, und der Verlegenheit, nichts zu wissen, geboren werden kann, hat diesen Satz noch vor kurzem Dr. Carl Peters in der Londoner „Finanzchronik“ verfochten. Nein, nicht Krüger ist die Seele des Widerstandes gegen die Alleinherrschaft Englands in Südafrika, sondern die Seele seines Volkes empört sich gegen die Fremdherrschaft. Auch in dieser Beziehung werden Krügers „Lebenserinnerungen“ in ihrer schlichten Darstellung aufklärend wirken und zeigen, wie er gerade der Mann war, der den Haß gegen England zurückdämmte, der eine Verständigung suchte, der das Unmögliche möglich zu machen und ein friedliches Zusammenarbeiten zwischen Buren und Briten anzubahnen bestrebt war.

Ich weiß, wie er selbst noch nach Beendigung des letzten Krieges, der ihn zum heimatlosen Flüchtling machte und die Arbeit seines Lebens über den Haufen warf, einem Burenführer, der seiner Entrüstung über England Ausdruck gab, die Worte zurief: „Du mußt nicht den Haß wachrufen gegen ein ganzes Volk,“ und wie ihn dieser Burenführer nur dadurch zum Schweigen brachte, daß er ihn hinwies auf die vor dem Präsidenten aufgeschlagene Heilige Schrift, welche doch selbst sage, daß dem Unbußfertigen nicht vergeben werde, und daß das englische Volk, soweit es hinter der Chamberlainschen Politik stände, zweifellos unter die Unbußfertigen falle. Ich weiß ferner von ihm, daß ihm England als eine Zuchtrute Gottes erscheint im Dienste desselben Gottes, von dem er sich mit der Aufgabe betraut fühlte, für die Freiheit seines Volkes zu arbeiten. Beider Werk ist nach seiner Auffassung gethan, wenn Gottes Pläne erfüllt sind. Eben darum auch konnte ihm nicht persönliche Leidenschaft, sondern nur Berufspflicht den Kampf gegen England aufdringen.

Auch wenn er jetzt seine Lebenserinnerungen herausgeben läßt, so thut er's nicht, um andere in seinen Kampf einzuschwören und ihnen die Wege zu weisen, oder gar sie zu zwingen, die Wege zu gehen, die er gegangen ist. Im Gegenteil, er hat sich gesträubt bis zum letzten Augenblick gegen eine solche Veröffentlichung, da er fürchtete, daß dadurch der Diener zum Herrn und der Knecht zum Meister gemacht werde. Jahrelanges Andrängen war vergebens gewesen, bis er jetzt endlich in der

Zeit der erzwungenen Ruhe sich dazu verstand, vertrauten Freunden seine Erinnerungen zu diktieren.

Er hat eben weder das Bedürfnis, sich zu rechtfertigen, noch das andere, zu erziehen. Gott wird sorgen für die Leute, die er braucht: das ist sein Vertrauen, das sich auf die ganze Geschichte seines Volkes gründet; und seine eigene Rechtfertigung würde er am liebsten bei allen seinen Handlungen in die gleichen Worte zusammenfassen: „Ich fühlte mich dazu von Gott verpflichtet!“ Dazu weiß jedermann, der Krüger kennt, wie ungern er — abgesehen von feierlichen Gelegenheiten — über Prinzipielles, über „Gesichtspunkte“ redet, so lebhaft er auch über praktische Fragen disputiert. So viele haben ihn über solche Dinge auszuholen versucht und sind mit langen Gesichtern wieder abgezogen, weil sie nur ein trockenes „Ja“ oder „Nein“ oder sonst eine Antwort bekommen haben, von der sie nicht wußten, ob sie zu ihren Fragen überhaupt in Beziehung stand oder nicht. Und wer nicht von der kurz hervorgestoßenen rauhen Sprechweise des Präsidenten und dem Mangel der sonst üblichen Liebenswürdigkeiten abgestoßen wird, der vergißt gewöhnlich über dem ausdruckslos in die Ferne gerichteten Blick und dem unbeweglichen Gesichte all die Fragen, die er sich länderlich aufgeschrieben hat — ohne daß ihm Ohm Paul deshalb gram wäre. Ein Lehrbuch über Politik darf man also vom Präsidenten Krüger nicht erwarten: eine Vorschrift, ob, und eine Anweisung über die Art, wie der Kampf um Südafrika fortgeseyt werden soll, ebensowenig. Er schildert einfach, was er erlebt hat, und wie er es erlebt hat, und ich will meinem Schöpfer danken, wenn er mir auf alle die Fragen Antwort giebt, die sich bei der litterarischen Bearbeitung der vorhandenen Aufzeichnungen ergeben.

Paul Krüger stand gleichsam als Bindeglied zwischen dem alten und dem jungen Geschlechte seines Volkes, aus dem alten Geschlechte stammend und mit ihm fühlend und denkend, dem neuen Geschlechte durch seine geschichtliche Größe und innere Kraft imponierend, mit ihm ringend und mit ihm Verständigung suchend. Solange er war, konnte kein anderer Führer neben ihm aufkommen. Heute ist er ein fast 80jähriger Greis; im Kriege sind andere Führer emporgekommen, die nicht zu den „Alten“, zu den „Aristokraten“ des Volkes gehörten. Aber die alten Traditionen werden sie, wie De la Rey betonte, hoch halten. Kann Krüger mehr wollen? Nicht sein Werk will er ja fortgesetzt haben, sondern das Werk, das er sich von Gott übertragen fühlte. Werden die neuen Führer in dem alten Geiste arbeiten?

Ich will statt Vermutungen Thatsachen aufführen. Die Burengeneräle De Wet, Botha, De la Rey sind auf der Reise in Europa — nicht zur Erholung oder zum Vergnügen, sondern im Kampfe um das Dasein ihres Volkes. Sie verlangen zunächst die Erfüllung der Versprechungen, die ihnen gegeben worden sind. Von der Unterzeichnung eines Treueides, der den Buren an die englische Krone bindet, war nichts ausgemacht; bezüglich der Behandlung der „Rebellen“ in der Kapkolonie sind bestimmte, bisher unerfüllte, Zusagen gegeben, deren sich Generalkommandantsofsiizier Smuts persönlich versichert hat: der Ausschluß der Ausländer, die unmittelbar vor Beginn des Krieges oder während desselben Bürger geworden sind, läßt sich in seiner Weise rechtfertigen, außer wenn man eine Ueberflutung des Burenlandes mit englischen Unterthanen plant und den Zuzug aller Elemente fernzuhalten versucht, die den Kampf um Südafrika möglicherweise neu beleben könnten. In allen diesen Dingen kämpfen die Burengenerale für ihr Volk und für die, welche ihr Volk im Kampfe mit den Waffen unterstützt haben. Sie suchen weiter finanzielle Hilfe, damit nicht internationales Kapital die nationale Kraft breche; damit nicht ihr Volk im Kampf ums kärgliche tägliche Brot aus einem Herrenvolk zu einem Volke von Taglöhnern herabsinke. Nur ein Herrenvolk kann um die Herrschaft in Südafrika kämpfen.

Zu alledem: ich habe die Generäle selbst kennengelernt; in ihnen allen ist keine Spur von Niedergeschlagenheit, sie fühlen sich nicht besiegt. Dagegen zeigen sie alle einen gesunden Humor, und Humor ist der Lebensgrund der Kampfesfreudigkeit. Dieser Krieg hätte dem Kampf um Südafrika ein Ende machen können — wenigstens für ein Jahrhundert lang — wenn die Engländer entweder, wie es Präsident Steijn anbot, ein Schutz- und Trutzbündnis mit den Burenstaaten geschlossen und sie durch Großmut verpflichtet hätten, oder wenn die Buren völlig geschlagen worden wären. Das Erste geschah so wenig wie das Zweite; es giebt keinen Buren unter denen, die bis zuletzt aushielten, der sich nicht mehreren Engländern zugleich gewachsen fühlte. Der Krieg hat ihm die Thatsache täglich vor Augen geführt.

Was haben sie alle geleistet — oder von ihrem Standpunkte aus gesprochen: wie wunderbar wurden sie alle geführt — die Männer, die da kürzlich im Haag beisammen waren und die Einladung nach Deutschland, die ich ihnen namens des Deutschen Burenhilfsbundes überbrachte, dankbar annahmen! Da ist De la Rey, äußerlich so ernst und doch im Gespräch so freundlich, mit scharfgeschnittenem Gesichte, leidenden Zügen, tiefliegenden Augen, die ihm ein so strenges Aussehen geben, und sorgfältig abgewogenen Worten. Seinem etwas steifen Gange und der Bedächtigkeit, mit der er die Brille aufsetzt, sieht man den kühnen Reiterführer nicht an, der mit 80 Mann den ersten, mit 300 den zweiten Angriff auf die 2000 Söldner Methuens machen ließ und dann mit dem Reste seiner Truppen, 400 Mann, den Feind in Grund und Boden ritt. Er gleicht — zumal in seinem schwarzen Gehrock — einem älteren Professor. Hiermit ist er mit wenigen Mann unter Tausenden von Engländern gewesen, und niemand haben ihm dann seine Besonnenheit und die sicheren Schüsse seiner Begleiter den Weg zur Freiheit wieder gebahnt. Da ist De Wet, der weltbekannte Freistaatgeneral, nicht groß wie die alten Burenreden, aber rasch und gewandt, bestimmt im Reden und Handeln, trotz seines Sprechfehlers ein guter Redner, im ganzen Bau ein Mann, zu Strapazen geschaffen; milden, gleichgültigen Aussehens, solange die schweren Augenlider fast das ganze Auge bedecken, kühn und energisch blickend, sobald er die Augen auf einen bestimmten Punkt richtet, frei und heiter, wenn er im Gespräch keine Gefahren wittert, die Deckung erheischen, lässig im Gang zu Hause, rasch und entschieden, sobald er den Ausgebrochnen hat. Was er alles erlebt hat, klingt schlechthin wunderbar. Und wie heiter er lacht, wenn er davon redet, wie „de Engelsche“ ihn „versolgt“ haben! Weniger bekannt als De Wet, aber von dem Triumvirat am meisten in die Augen fallend ist die imposante Persönlichkeit Bothas, ein Bild männlicher Kraft, voll Energie in dem breitknochigen starken Gesichte, aber im Gespräch mit seiner weichen breiten Aussprache alles, nur keinen Höchstkommandierenden verratend. Er ist kein Mann der Pose, aber die Buren wissen, was sie an ihm haben. Zu diesen Helden kommen weiter der edle Märtyrer, Präsident Steijn, den ein gütiges Geschick vor der Unterzeichnung des Friedensvertrages bewahrte, und der Dichter des Afrikanertumes, der feurige, alles opfernde Staatssekretär Reitz, der Heimat, Wirkungskreis und Beruf aufgab, um ganz dem Kampfe um Südafrika sein Leben zu weihen. Sollte nicht schon der Stolz auf diese Helden und auf die Waffenthaten dieses Krieges allein genügen, um die Buren als Volk zu erhalten? Denn ein stolzes Volk beugt sich nicht auf die Dauer vor einem Gegner, dem es sich innerlich überlegen fühlt, zumal wenn es überzeugt ist, daß der Gegner seine augenblickliche Ueberlegenheit nur einer unwürdigen Handlungsweise verdankt. Und davon sind die heutigen Führer der Buren überzeugt; sie haben sogar ausdrücklich mit dem Hinweis auf diese Handlungsweise ihre Bereitwilligkeit zum Friedensschlusse begründet. Die Rücksicht auf 6000 bis 7000 Frauen, die hilflos und hungernd zwischen den feindlichen Linien und den Kommandos der Bürger umherirrten, hat den Ausschlag gegeben. Und als einige der Abgeordneten meinten, dann sollte man doch lieber die Waffen niederlegen, ohne irgend welche Bedingungen anzunehmen oder zu fordern, da war es die Angst um die Familien in den Kampen, die Besorgnis vor roher Behandlung, welche den Männern des Krieges die Feder in die Hand drückte zur Unterzeichnung eines Traktates, den sie als einen Schlag ins Gesicht empfanden.

An seiner Geschichte hat ein Volk einen starken Halt und einen Wegweiser; die Geschichte des Burenvolkes ist durch den letzten Krieg ungeheuer bereichert worden. Und dieser Größe wird sich jeder Bur bewußt bleiben, wenn er die Erinnerungen der Männer liest, die in dieser großen Zeit im Mittelpunkt der Ereignisse standen. Es ist darum von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß neben Krüger auch De Wet, Botha, De la Rey, Viljoen und andere ihre Erinnerungen veröffentlichen, die den selbstbewußten Buren in seinem Vertrauen stärken und dem gottesfürchtigen Buren die Gewißheit geben werden, daß Gott

in seiner Geschichte waltet und seinem Volke noch eine Aufgabe zugewiesen hat. Zunächst sollen in dem angegebenen Verlage unter dem Titel unseres Aufsatzes aus der Feder Christian De Wets die Freistaater, aus der Ben Viljoens die Transvaaler und aus der Andries De Wets die Kapkolonialen in ihrer Teilnahme am letzten Kriege geschildert werden.

Viljoen und De Wet geben nur ihre persönlichen Erfahrungen, während eine Art von Generalstabswerk später, vielleicht nach einem Jahre, von Botha und De la Rey geschrieben werden soll. Viljoen, einer der interessantesten Männer Südafrikas, gefürchtet um seiner scharfen Zunge willen, von abenteuerlicher Laufbahn auf dem äußersten demokratischen und freisinnigen Flügel stehend, hat seine Erinnerungen in der Gefangenschaft auf St. Helena geschrieben, nachdem er drei Monate vor Beendigung des Krieges in Feindes Hand gefallen war. In der Gefangenschaft elend mißhandelt, hat er doch Unbefangenheit genug, um alles auf englischer Seite anzuerkennen, was irgend anerkannt werden kann. Er geht hierin vielleicht eher zu weit, während er in der Kritik der Verhältnisse seines eigenen Landes keine Schonung kennt. Aber gerade um seiner kühnen, eigenartigen Persönlichkeit willen ist sein Buch ganz besonders interessant, und es besteht kein Zweifel darüber, daß General Viljoen im Kampfe um Südafrika noch eine Rolle spielen wird.

A. Schowalter.

Dorfschwalben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der Tag erlischt, schon schimmert fern
Im blassen Aether der Abendstern
Ueber den silbernen Weiden.
Die erntereifen Felder ruh'n,
Es kommt die Nacht auf weichen Schuh'n,
In Schatten sie zu kleiden.

Der Abendglocke Ton verhallt,
Von ferner Mädchensingen schallt,
Schwermütig weiche Weisen.
Nur um des Dörfleins Kirchturm hoch
Die schlanken, blauen Schwalben noch
In weitem Fluge kreisen.

Noch einmal rechts, noch einmal links,
Und dann hinab zur Tiefe ging's,
Hinein in die stille Gasse.
Die liegt so verlassen und menschenleer,
Und her und hin und hin und her
Durchschiessen sie jirpend die Strasse.

Schon wünschen die Nachbarn sich gute Ruh'
Und klappen die Fensterladen zu,
Schon schweigt das ferne Singen.
Nur unter der Linde noch flüstert es leis',
Da tauchen neugierig sie, heimlicherweis',
Ins Dunkel die flüchtigen Schwingen.

Und immer tiefer geht der Flug,
Am Brunnenbecken noch einen Zug
Thun die durstigen, kleinen Gäste.
Der Mond bejehl die Himmelswacht,
Da jiegen sie schläfrig: „Gute Nacht!"
Und liegen ans Hausdach zu Neste.

Adelheid Stier.

Das Ausstopfen von Tieren.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Oberstudienrat Dr. Kurt Lampert.
Mit Abbildungen von E. L. Ostermayer.

In weiten Sälen sind in unseren zoologischen Sammlungen die Tiere der Heimat und fremder Welteile aufgestellt, um dem schaulustigen und wissensdurstigen Publikum einen Ueberblick zu geben über die Tierwelt unserer Erde. Ein großer Teil der Präparate kann in Spiritus oder einem anderen flüssigen Konservierungsmittel aufbewahrt werden; für Säugetiere aber und Vögel wird, da es sich hier meist um größere Objekte handelt, die trockene Konservierungsmethode angewendet. Die Tiere werden „ausgestopft". Das hat zugleich den entschiedenen Vorteil, daß sich der Laie ein besseres Bild machen kann von der Erscheinung des Tieres, wie es im Leben sich darstellt.

Mischen wir uns an einem Tag, da die Sammlung stark besucht ist, unter das Publikum, welches die weiten Räume durchwandert. Manche mehr oder weniger treffende Bemerkung über dieses oder jenes sonderbare Tier erreicht unser Ohr; hier und da wird auch Kritik geübt an den einzelnen Exemplaren und der Art, wie sie dargestellt sind. Kaum aber hören wir ein Wort, das sich als eine Würdigung der Kunst des Präparators deuten ließe, dem die oft großen wirkungsvollen Tiergruppen, oder die einzelnen Stücke ihr Dasein verdanken. Benutzen wir die Gelegenheit, eine Frage zu stellen oder Aufklärung zu geben, so finden wir, daß kaum ein Besucher unter den vielen Tausenden eine Vorstellung hat, welche Mühe, Sorgfalt und vor allem auch Kunstfertigkeit die Herstellung eines solchen Präparates erfordert.

In welchem Zustand gelangen die Tiere, die wir in den Museen aufgestellt finden, in den Besitz des Präparators, dem die Aufstellung derselben obliegt? Nur in seltenen Fällen wird das Tier, wenigstens so weit es sich um ausländische Objekte handelt, „im Fleisch", d. h. als Kadaver, eingeliefert. In Tiergärten und Menagerien zu Grunde gegangene Tiere bilden solche Ausnahmen. In den allermeisten Fällen aber erhält der Präparator nur das getrocknete Fell. Der Laie vermag sich kaum vorzustellen, daß mit diesen getrockneten Häuten, die meist eine starke Aehnlichkeit mit den auf den Markt kommenden getrockneten Ochsenhäuten haben, noch irgend etwas anzufangen sei; auch der Präparator betrachtet oft mit sorgendem Blick das seiner Geschicklichkeit anvertraute Stück. Nicht daß die Haut zusammengeschrumpft, vielleicht zu einem Bündel zusammengeschnürt, so sogar etwa in Stücke geschnitten ist, kümmert ihn; allein ängstlich späht er, ob keine „Faulstelle" vorhanden sind; an diesen Stellen würden die Haare ausgehen und demzufolge an dem ausgestopften Tier kahle Stellen sich zeigen. Handelt es sich um kostbare Stücke, so darf freilich auch dies kein Hinderungsgrund sein, das Tier fertig zu stellen, und einem Meister in seinem Fach wird es sogar gelingen, die Schäden zu verdecken.

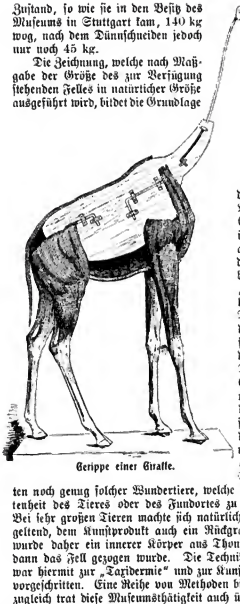
Die Schwierigkeit, die Felle so abzuziehen und aufzubewahren, daß sie vor Fäulnis geschützt sind, ist meist Schuld daran, daß von manchen durchaus nicht seltenen Tieren doch gute Exemplare schwer zu erlangen sind. Besonders in den Tropen gehen tote Tiere so rasch in Verwesung über, daß es selbst bei aller Mühe und Sachkenntnis häufig kaum möglich ist, ein Fell vor dem Verderben zu bewahren. Manches Tier fällt der Kugel zum Opfer, und der glückliche Schütze weiß auch, welche Freude er dem heimischen Museum mit diesem seltenen Stück bereiten könnte, allein alle Mühe ist umsonst; das sauber abgezogene, sorgfältig bewahrte Stück geht doch zu Grunde. So ist es erklärlich, daß wenigstens größere Säugetierfelle meist nur von Jägern, die im besonderen diesen Zweck verfolgen und von sachmännisch ausgerüsteten Expeditionen nach Europa gebracht werden.

Jahre, vielleicht Jahrzehnte bemüht sich ein Museum umsonst, ein seltenes und wertvolles Stück zu erlangen, sagen wir eine Giraffe. Da kommt unverhofft ein Freund und Gönner, der diese Sehnsucht zu stillen in der Lage ist und von seinen Reisen in Ostafrika als stolze Jagdbeute das ersehnte wertwürdige Tier mitbringt. Nun gilt es, das wertvolle Geschenk in entsprechender Weise aufzustellen.

Das erste Erfordernis ist, die Größe des Felles auszumessen. Zu diesem Zwecke wird die Haut eingeweicht, damit eine Zeichnung angefertigt werden kann. Zugleich wird das Fell bei dieser Gelegenheit dünn geschnitten. Wie der Gerber für seine Zwecke die überflüssige Hautschicht am Fell durch Abschneiden entfernt, so verfährt auch der Präparator. Bei großen Tieren handelt es sich hier um ganz bedeutende Teile der Haut. So sei nur als Beispiel erwähnt, daß die Haut eines Flußpferdes in getrocknetem

Zustand, so wie sie in den Besitz des Museums in Stuttgart kam, 140 kg wog, nach dem Dünnschneiden jedoch nur noch 45 kg.

Die Zeichnung, welche nach Maßgabe der Größe des zur Verfügung stehenden Felles in natürlicher Größe ausgeführt wird, bildet die Grundlage für die weiteren Arbeiten des Präparators. Diese sind mannigfacher Art und stellen die verschiedensten Anforderungen an dessen Wissen und Können. Eine frühere Zeit war in ihren Ansprüchen an diese Kunst bescheidener, schon der gebräuchliche Ausdruck „Ausstopfen" legt hiervon Zeugnis ab. Thatsächlich bestand die ganze Prozedur früher nicht selten darin, das Fell des Tieres in einer der Gestalt des Tieres ungefähr entsprechenden Art und Weise zusammenzunähen und dann dieses Gebilde mit Stroh oder Heu auszustopfen. Aeltere Sammlungen enthalten noch genug solcher Wundertiere, welche die Pietät, die Seltenheit des Tieres oder des Fundortes zu entfernen verbietet. Bei sehr großen Tieren machte sich natürlich bald das Bedürfnis geltend, dem Kunstprodukt auch ein Rückgrat zu geben; vielfach wurde daher ein innerer Körper aus Thon geformt, über den dann das Fell gezogen wurde. Die Technik des „Ausstopfens" war hiermit zur „Taxidermie" und zur Kunst der „Dermoplastik" vorgeschritten. Eine Reihe von Methoden bildeten sich aus, aber zugleich trat diese Museumsthätigkeit auch über den Rahmen des Handwerksmäßigen hinaus, und wir können wohl sagen, nur wenige sind es auch heute, welche alle die Anforderungen zu erfüllen vermögen, die wir jetzt zu stellen berechtigt sind. Schon die Wahl der Stellung, die der Präparator dem Tier zu geben beabsichtigt, erfordert einen künstlerischen Blick und ein gewisses Vertrautsein mit den Gewohnheiten des Tieres; bei der weiteren Arbeit aber muß sich gründliche Kenntnis des anatomischen Aufbaues des Tieres vereinen mit der künstlerischen Fähigkeit des Zeichnens und Modellierens.



Gerippe einer Giraffe.

Verfolgen wir nun die Arbeiten bei der Fertigstellung eines großen Säugetieres und nehmen als Beispiel eine Giraffe, die kürzlich im Naturalienkabinett in Stuttgart von der Meisterhand des Inspektors Kerz daselbst aufgestellt worden ist.

Nach Fertigstellung der Zeichnung geht der Präparator daran, das Gerüst aufzubauen, welches dem künstlichen Körper inneren Halt verleihen soll. Die erste von unseren Abbildungen zeigt uns diese Arbeit. Ein Brett ersetzt die Wirbelsäule; von diesem gehen starke Eisenstangen aus, welche die Extremitäten und den Hals durchziehen und natürlich in der Form gebogen sind, die der Künstler diesen Teilen des Körpers zu geben wünscht.

In der weiteren Behandlung scheiden sich wohl vielfach die Wege; bald wird der künstliche Körper aus Torf geformt, bald aus Thon oder einer ähnlichen Masse. Das von Inspektor Kerz verwendete Material ist Heu und Stroh; hieraus baut er in eigener Methode plastisch den Körper des Tieres in einer formvollendeten Weise auf, die seinen Namen in allen zoologischen Kreisen als ersten auf diesem Gebiet bekannt gemacht hat und die von ihm geschaffenen Stücke zu den Schaustücken eines jeden Museums zählen läßt.

Unsere erste Abbildung läßt diese Methode erkennen. In dünnen Lagen werden kleine Bündel Heu und Stroh aufgenäht, wobei natürlich nur feines Material verwendet werden kann. Die Kunst hierbei ist, daß die Muskulatur des Körpers durch dieses Verfahren gleich nachgebildet wird; die einzelnen Muskeln werden sorgsam herausgearbeitet, und schließlich steht der ganze Körper des Tieres in seiner charakteristischen Stellung und in plastischer Nachbildung fertig da, wie dies die zweite Abbildung zeigt.

Noch hätten wir von dem Kopfe des Tieres zu sprechen. In den meisten Fällen erhalten die Sammlungen mit dem Fell auch den dazugehörigen Schädel, und ausgestopfte Tiere älteren Datums zeigen, daß die Präparatoren den Schädel benützten, um die Gestalt des Kopfes für das ausgestopfte Tier zu erhalten. Der Schädel „blieb drinnen", wie der technische Ausdruck lautete. War kein Schädel vorhanden, so half man sich wohl auch mit dem Schädel eines verwandten Tieres, steckte einen Pferdeschädel in die Kopfhaut eines Zebras, auch wenn er nicht ganz genau paßte. Selbst heute noch wird manchmal der Schädel beim Ausstopfen eines Tieres verwendet, eine Praxis, die aber entschieden zu verwerfen ist. Der Schädel ist ein wissenschaftlich viel zu wertvolles Stück, als daß er durch Verwendung beim Ausstopfen der Möglichkeit einer Untersuchung entzogen werden dürfte. Mit Recht legen alle größeren Sammlungen großen Wert auf eine Auswahl von Schädeln, die gar nicht umfangreich genug sein kann; denn je größer das Vergleichsmaterial, um so wertvoller die darauf basierende Untersuchung. Es gibt also für den Schädel des auszustopfenden Tieres Ersatz zu schaffen. Auch hier gibt es verschiedene Methoden. Wohl zu den besten zählt das bei unserer Giraffe zur Anwendung gekommene und überhaupt von Kerz geübte Verfahren, den Schädel aus Torf nachzubilden. Freilich stellt diese Art auch die meisten Anforderungen, denn sie greift hinüber in die Thätigkeit des Bildhauers. Wie dieser aus dem Steinblod die lebensvolle Büste herausarbeitet, so wird hier aus dem Stück Torf der Kopf des Tieres geschnitzt; und auch das Tier hat seine charakteristischen Züge, die sich in mannigfachen Falten und Fältchen aussprägen und zusammen mit der ganzen Gestalt des Schädels, mit dem Abfall der Stirn, der Höhe und Breite des Kopfes diesem die typische Gestalt verleihen. Alles dies muß in dem aus Torf nachgebildeten Kopf den richtigen Ausdruck finden.

Die Augen werden bekanntlich aus Glas hergestellt, aber auch hier ist wissenschaftliche Genauigkeit am Platz, gegen die nicht selten gesündigt wird. Nicht nur die Pupille ist bei den einzelnen Tieren verschieden, bei den einen rund, bei den anderen schmal, sondern zugleich ist es auch die Größe und die verschiedene Farbe derselben, welche den Augen der Tiere ein so verschiedenes Aussehen verleiht. Wie ganz anders wirkt das funkelnde Raubtierauge und die braunen, tiefen Lichter des Rehs! Es giebt mehrere Glasfabriken, die sich mit der wissenschaftlich genauen Herstellung von Tieraugen beschäftigen und die über ein reiches Lager künstlicher Augen verfügen, von

Ueberhäutetes Gerippe einer Giraffe.

den Augen des Löwen an bis zu denen des Hasen und der Maus, der verschiedenen Vogelaugen nicht zu gedenken. Giraffenaugen freilich sind kein besonders gangbarer Artikel, sie müssen besonders angefertigt werden.

Ist der Kopf fertiggestellt, so wird er mit flüssigem Wachs getränkt, damit er nicht Feuchtigkeit anzieht.

Ein großes Stück der Arbeit ist mit der Herstellung des Körpers in der geschilderten Weise gethan, allein nicht weniger bedeutungsvoll ist, was noch zu thun übrig bleibt. Zunächst wird das ganze Modell einschließlich des Kopfes mit einer dünnen Schicht feinen Modellierthones überzogen, wobei natürlich entsprechend der vorhandenen plastischen Gestalt die einzelnen Partien nochmals fein herausmodelliert werden, und nun ist der wichtige Augenblick gekommen, das Fell über den künstlichen Körper zu spannen. Wird die Größe des Modells der Größe des Fells entsprechen? Wird es nicht zu groß geraten sein und die Haut am Ende zu seiner Umhüllung gar nicht reichen oder wenigstens so gedehnt werden müssen, daß leicht Risse entstehen und das Fell unnatürlich gespannt erscheint? Oder wird die Haut zu groß sein, so daß sich unnatürliche Falten bilden, ja am Ende sogar Hautstücke herausgeschnitten werden müssen?

In völlig nassem Zustand wird das Fell um den künstlichen Körper gelegt, und so rasch wie möglich, ehe es eintrocknet, muß es genäht werden. Ein größeres Tier und besonders ein so gewaltiges Exemplar, wie eine 4,30 m hohe Giraffe, erfordert angestrengteste Thätigkeit, die ein Mann allein nicht bewältigen kann. Aber selbst bei Mitwirkung von Gehilfen reicht ein Tag nicht aus, die tausend und aber tausend nötigen Stiche zu machen. In den frühesten Morgenstunden beginnt die Arbeit, um bis in den späten Abend fortzudauern, und an diesem langen Tag müssen selbst die berechtigten Wünsche nach einem ordentlichen Mittagessen zurückgestellt werden. Was giebt es aber auch alles zu thun, bis das Fell richtig sitzt! Da wird es zunächst, wenn wir so sagen dürfen, oberflächlich um den Körper geschlagen. Besondere Anstrengung erfordert es sodann, die Haut mittels stumpfer Instrumente in richtiger Weise zwischen die Weichen hineinzuschieben, zu spannen und zu glätten, wo sie glatt anliegen soll, und hinwiederum die oft kleineren oder größeren Fältchen herauszuarbeiten, die so charakteristisch für die Gesamterscheinung des Tieres sind. Dabei gilt es ferner, das Fell wieder zusammenzunähen. Ist es sorgfältig und richtig abgezogen, so ist das Fell in einer von der Mitte der Lippe bis zur Schwanzspitze sich erstreckenden Schnittlinie getrennt. Ferner sind natürlich Vorderfüße wie Hinterfüße bis zu den Hufen hinab aufgeschnitten. Es sind also bei einer Giraffe ganz gewaltige Längen, welche wieder mit eng aneinandergesetzten Stichen zusammengefügt werden müssen. Nicht selten ist es nötig, noch andere Schnitte, die sich in der Haut finden, wieder zuzunähen.

Ist das Fell nicht tadellos, so erwächst dem Präparator eine neue Aufgabe. Faustecke müssen möglichst verdeckt werden, ja vielleicht muß die Kunst auch hier etwas nachhelfen; ich glaube nicht, daß es ein Museum giebt, in dem nicht größere oder kleinere Defekte der Haut dieses oder jenes Präparats durch Einsatz entsprechender Stücke eines anderen Felles verdeckt sind. Nicht selten müssen sogar Stücke aus dem Fell eines anderen Tieres benutzt werden, um ein formvollendetes Exemplar einer besonders seltenen Art ausstellen zu können.

Fertige Giraffe.

Derglei chen Kunstgriffe werden nie ganz vermieden werden können, und es dürfte auch nichts dagegen zu sagen sein, wenn nicht gerade bei einem ausgestopften Tier nur der geringere Teil der Haut thatsächlich der dargestellten Art angehört, der größere Teil aber von andern Tieren entlehnt ist. In solchen Fällen könnte man allerdings beinahe sagen, daß Kunst, Natur und Wissenschaft sich zur Herstellung eines Falsifikats vereinigt haben.

Unsere Giraffe aber ist vollständig von der Schnauze bis zur Schwanzspitze. In voller majestätischer Größe steht sie nun da, und schon beginnt die nasse Haut zu trocknen und sich hierbei den plastischen Körperformen anzuschmiegen. Damit dies aufs genaueste geschieht, wird das Fell längs der Muskulatur mit vielen Hunderten von Stecknadeln festgesteckt und ihm hiermit gewissermaßen eine Richtung vorgeschrieben, in welcher es sich beim Eintrocknen anzulegen hat. Besonders der Kopf mit den vielen Runzeln und Falten sieht wie gefwickt aus, und es ist keine Kleinigkeit, in der Höhe von über 4 m in dieser Weise die letzte Hand an die Fertigstellung zu legen. Noch einige Tage und die Nadeln können wieder entfernt werden. Das prächtige Tier steht nun völlig fertig, naturgetreu nachgebildet vor unsern Augen, als eine dauernde Erinnerung an den freigebigen Schenker des Prachtstücks, wie nicht minder an den, der es verstanden, dasselbe in so lebensvoller Weise zur Belehrung der Tausende von Besuchern aufzustellen.

Selten genug wird wohl ein Museum Gelegenheit haben, ein derartiges großes Stück fertigstellen zu lassen. Aber auch kleinere Sachen erfordern die ganze Tüchtigkeit des Präparators. Bei kleinen Säugetieren und Vögeln vereinfacht sich nur die Aufgabe in der Weise, daß hier der ganze Körper aus Torf geschnitzt werden kann. Um die Lage der Federn während des Trocknens in der gewünschten Weise zu erhalten, z. B. bei

ausgespannten Flügeln, werden dieselben durch Papierstreifen zusammengehalten und der ganze Körper mit Fäden umwickelt, so daß der derartig bandagierte Vogel einen höchst originellen Anblick bietet.

Große Museen, die über weite Räume verfügen, werden bemüht sein, wenigstens eine Anzahl der Tiere, vielleicht besonders die heimischen, in Gruppen, biologisch, d. h. in ihrer charakteristischen Umgebung, z. B. Sumpfvögel in Sumpflandschaft, aufzustellen, womöglich mit ihren Nestern, brütend, die Jungen atzend, um dem Beschauer zu gleicher Zeit ein Bild zu geben von ihrem ganzen Thun und Treiben. Dem Präparator erwächst hiermit die neue Aufgabe, die „Landschaft“ in möglichst getreuer Weise nachzubilden. Schon hat sich ein eigener Industriezweig besonders der Herstellung von künstlichen Blättern und ganzen Pflanzen für diese Zwecke gewidmet. Sache des Präparators aber wird es immer sein, auf Grund genauer anatomischer Kenntnisse, mit künstlerischem Verständnis und vollendeter Technik die Tiere in der Weise „auszustopfen“, wenn wir diesen einmal gebräuchlichen Ausdruck nochmals verwenden wollen, daß der Beschauer den vollen Eindruck natürlicher Wiedergabe empfängt.

Rudolf Virchow.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Worte der Erinnerung.

Von Prof. Dr. Carl Posner (Berlin).

Am 6. Januar d. J., wenige Wochen, nachdem unter der glückwünschenden Teilnahme der ganzen Welt Rudolf Virchow seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert hatte, befand ich mich im Eisenbahnzuge auf einer Fahrt nach Rußland. Auf einer Station nahe bei Gatschina war ein Herr aus unserem Coupé gestiegen, um eine Petersburger Zeitung zu kaufen. Kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, so wandte er sich an mich mit dem Bemerken, hier stehe eine Nachricht, die mich als Deutschen wohl interessieren werde: Herr Geheimrat Virchow sei durch Sturz beim Verlassen eines Wagens der elektrischen Straßenbahn verunglückt und habe einen Schenkelbruch erlitten. Ich werde diesen Augenblick sprachloser Erschütterung niemals vergessen. Drei Tage vorher hatte ich mich bei ihm verabschiedet und mich seiner körperlichen Rüstigkeit, seiner geistigen Frische gefreut, hatte als Zeichen seines besonderen Wohlwollens zwei Schreiben in Empfang nehmen dürfen, in denen er durch mich den beiden großen, damals in Petersburg und Moskau tagenden russischen Gelehrten-Kongressen seine Grüße übersandte — und nun sollte ich mir den verehrten Mann als Opfer eines so banalen Zufalles, auf dem Krankenlager vorstellen! Wohin uns unser Weg in den nächsten Tagen und Wochen führte — überall die gleiche, innige Teilnahme. Freilich lauteten die ersten Nachrichten beruhigend; ich selbst empfing noch in Petersburg ein Telegramm, in dem er mit objektivster Ruhe seinen Zustand schilderte: „Befinden langweilig, gänzlich einbandagiert — Fractura colli femoris“ (Schenkelhalsbruch). Aber wer mochte sich verhehlen, daß dieser Unfall bei dem hohen Alter des Patienten von den schwersten Folgen begleitet sein könnte! Weder Erwarten fast hat der krastvolle Organismus des Greises die zunächst bedrohlichen Erscheinungen überwunden: die Reubildung des Knochens vollzog sich in überraschender Schnelligkeit und Festigkeit; und diesem lokalen Uebel gegenüber hätte er sich wohl — um einen Ausdruck zu gebrauchen, den er selbst einst Du Bois Reymond gegenüber anwandte — „mit einer Verkürzung abgefunden.“ Aber, wenn die Heilkraft der Natur und die Kunst seiner Aerzte hier einen günstigen Verlauf verhießen — nur zu bald machte sich eine Abnahme der gesamten Lebensenergie geltend. Der an rastlose Thätigkeit gewöhnte Mann, der bis dahin den Jahren getrotzt, der aus steter Bewegung immer neue Kraft gewonnen hatte — er erlag der erzwungenen Ruhe des Krankenbettes. Zu wechselndem Verlauf, aber doch mit nur zu deutlicher Richtung gegen das Ende hin, verflossen die nächsten Monde; schien eine Teplitzer Kur zunächst noch einmal Besserung zu verheißen, so nahm doch bald die Schwäche überhand. Nicht leicht ergab sich dieser kampfgestählte Geist, dieser zähe Körper. Nach langem Ringen erst ward auch hier die Zeit Herr — kam auch für ihn, der ein letztes Glück bei jener großen Feier noch in vollen Zügen genossen hatte, der letzte Tag!

Die Empfindung, die uns dem Hingange dieses Mannes gegenüber befällt, kann ich in ihrer Art nur vergleichen dem allgemeinen Eindruck des Stillstehens aller Begebnisse, der die Zeitgenossen bei Goethes Tode beherrscht haben mag. Beider Männer größte, schaffensfreudigste Zeit war lange vorbei; sie standen nicht mehr in der Bewegung mit der Kraft energischer Triebfedern, aber sie standen über der Bewegung, als Lenker, als Steuerer, als Mäßiger. Virchow war bis in seine spätesten Tage hinein die Verkörperung des Gewissens der modernen Medicin. Viele schalten ihn — den politisch Liberalen! — konservativ, ja rückschrittlich, weil er den kühnen Neuerungen, wie sie namentlich die bakteriologische Richtung der Neuzeit Tag für Tag fördert, sich zunächst kühl, fast ablehnend gegenüberstellte. Aber es handelte sich hier immer nur um die Deutung, nicht um die Thatsache. Nur den Verallgemeinerungen und überschnellen Folgerungen gegenüber bewahrte er selber seine zurückhaltende, kritische Ruhe, forderte er auch immer von neuem zur Vorsicht auf. Diese mäßigende, hemmende Thätigkeit hat, man darf das heut' wohl schon widerspruchslos behaupten, viel Gutes gestiftet und namentlich die große Menge, die immer noch weiter drängt als die Führenden zu geben wünschen, vor manchem Fehlschlag zu früh erweckter Hoffnungen, vor manchem folgenschweren Irrtum rechtzeitig bewahrt. Daß man bei den Ergebnissen, die er selber in arbeitsreicher Jugend festgelegt hatte, sich endgültig beruhigen solle, hat er nie vorausgesetzt; was er forderte, war nur, daß die von ihm seit seiner Frühzeit angewandten Prinzipien naturwissenschaftlicher Beobachtung und Methodik nicht preisgegeben würden. Hierauf kam er immer wieder zurück; hierin allein duldete er keine, bewußte oder unbewußte, Abirrung. Wenn die Studenten klagten, daß er als Examinator von übertriebener Härte sei, daß er sie oft durch seine sarkastischen Bemerkungen einschüchtere, so ergab sich doch stets das gleiche: nicht so sehr der Mangel an positivem Wissen, noch weniger etwa das Bekenntnis zu einer abweichenden wissenschaftlichen Ansicht hatte die Katastrophe herbeigeführt, als vielmehr die Entdeckung, daß der Examinandus des Beobachtungsvermögens oder der Logik entbehrte — wo er dies feststellte, blieb er freilich unerbittlich! Und wenn in der Medizinischen Gesellschaft in Berlin sich einmal ein Vortragender auf wenige, unsicher begründete Erfahrungen hin in Verallgemeinerungen und theoretischen Spekulationen verlor, so genügte ein leichtes Wenden des Kopfes nach dem Redner zu, ein Blick unter der Brille hervor aus den stählernen Augen, um nicht nur diesem, sondern der ganzen Versammlung aufs unzweideutigste Virchows Meinung kund zu thun. Ein jeder, der in diesem Verein oder sonst in einer von Virchow geleiteten Sitzung zu sprechen hatte, empfand die bloße Anwesenheit des großen Kritikers immer als eine besonders eindringliche Mahnung zur Vorsicht und Zurückhaltung. Natürlich konnte er nicht die Details aller dort zur Sprache kommenden Dinge beherrschen — aber jede kurze Diskussionsbemerkung, die er anschloß, zeigte, daß er stets den springenden Punkt erfaßt, daß er namentlich jeden methodischen Mangel aufs schärfste entdeckt hatte.

Eben diese Eigenschaft machte ihn denn auch zum „geborenen Präsidenten“ aller der Vereine, denen er angehörte. Seine parlamentarische Schulung und Erfahrung kamen dazu. Man kann sich alle diese wissenschaftlichen Versammlungen kaum mehr anders vorstellen, als mit diesem, stets bei seinem Erscheinen mit einer gewissen Ehrfurcht begrüßten Spiritus rector an der Spitze. Stellte er als Redner, namentlich, als in den letzten Jahren sein Organ gelegentlich der Stärke und Eindringlichkeit entbehrte, oft wohl zu große Anforderungen an Fassungskraft

und Ausdauer seiner Zuhörer, so wuchs seine imponierende Bedeutung als Präsident mit der Größe der zu lösenden Aufgabe. Wer die Naturforscherversammlung zu Berlin 1886 miterlebt hat, wird nie den Augenblick vergessen, als er von der Freitreppe des Pergamontempels im Ausstellungspark die vieltausendköpfige Menge begrüßte; und wer gedächte nicht der Huldigungen, die ihm am Schluß des Berliner Internationalen Medicinischen Kongresses dargebracht wurden, als Guido Baccelli zu ihm auf die Tribüne eilte, um ihm, als Repräsentant aller fremden Nationen, in stürmischer Umarmung den Dank für seine unermüdliche und erfolgreiche Leitung auszudrücken!

Virchow selber hat einmal, als die Medicinische Gesellschaft eines seiner Jubiläen beging, mit leichter Selbstironie seinen Dank dafür ausgesprochen, daß man seine Geschäftsführung trotz ihrer „Pedanterie“ so freundlich anerkenne; wir dürfen heute sagen, daß sie gerade durch diese ihre minutiöse Genauigkeit so mustergültig war. Denn eben dieses Eingehen in die Einzelheiten, dieses absolute Beherrschen alles Thatsächlichen bedingte seine einzige Stellung hier wie überall da, wo seine Arbeit eingriff. Daß ganz besonders im Vereinsleben seine Bedeutung hervortrat, lag in einer bestimmten Richtung seines Geistes begründet, die in allen Aeußerungen seiner vielseitigen Thätigkeit sich dokumentierte: überall wirkte er für den Zusammenschluß, für die freie, aber feste Organisation. Dies zeigt sich in seiner wissenschaftlichen und Lehrthätigkeit so gut wie in seinen politischen und kommunalen Bestrebungen: überall gilt ihm am höchsten die treue, vorurteilslose Arbeit des Einzelnen, aufgefaßt als Teilbestrebung zum Ausbau und zum Vorteil des Ganzen. Aus diesem Gesichtspunkt hat er nicht nur sein weltberühmtes „Archiv“ begründet, seine „Jahresberichte“ geleitet, sondern auch bis in die spätesten Tage immer wieder durch Demonstrationen und Vorträge gewirkt und gelehrt; nie verlor er, auch bei den subtilsten Untersuchungen, den Zusammenhang mit dem Allgemeinen aus den Augen.

Wie kam es auch sonst, daß die Aerzte, die doch im wesentlichen ihr Augenmerk auf das Praktische, unmittelbar zu Verwertende richten, ihn, den Theoretiker, doch neid- und vorbehaltlos als ihr Haupt und ihren Meister anerkannten? Gewiß, er hat auch selbst mit sicherer Hand einzelne Krankheitsbilder gezeichnet, die für den Diagnostiker und Therapeuten direkt verwertbar waren — so z. B. durch die genaue Schilderung der „Leukämie“ oder Weißblütigkeit, die er zuerst von der Eitervergiftung des Blutes abtrennen lehrte. Aber das Entscheidende war doch, daß er dem Arzte die Grundbegriffe für jegliche Anschauung von Leben und Krankheit klar machte, daß er uns alle erst richtig und begründet medicinisch denken gelehrt hat. Natürlich sind auch seine Lehren nicht fertig seinem Haupt entsprungen. Er hat selber stets auf seine großen Vorarbeiter, auf Harvey, Paracelsus, Bichat hingewiesen und einem derselben, dem wenig gekannten Glisson, in seiner Astley-Cooper-Rede zu London ein schönes Denkmal gesetzt; er hat auch gewiß seiner unmittelbaren Lehrer — insbesondere Johannes Müllers — und Mitarbeiter, namentlich des allzufrüh verstorbenen Reinhardt, stets in Dankbarkeit gedacht. Sein unvergänglicher und durch niemanden zu schmälernder Ruhm wird bleiben, daß er zuerst den wirklichen, auf Thatsachen gestützten Nachweis liefern konnte, wie die Krankheit nichts weiter ist als ein geänderter, gestörter Ablauf der normalen Lebensvorgänge, daß sie abhängig ist von der Thätigkeit der gleichen elementaren Körperteile, der Zellen, wie jene selbst. Diesen Nachweis brachte er durch unzählige Einzelstudien; in das allgemeine Bewußtsein der Aerzte ging er erst über, nachdem er diese in seinem bewundernswerten, unvergänglichen Werk über die „Cellularpathologie“ im Zusammenhange dargestellt hatte. Von hier datiert die neue, die naturwissenschaftliche Aera der Medicin. Man hat diese recht verfehlt eine Zeitlang bereits für abgeschlossen gehalten, als die glänzenden Entdeckungen der Bakteriologen, insbesondere Robert Kochs, uns mit den belebten Krankheitserregern bekannt machten — man glaubte damals die anatomischen, cellularen Vorgänge als geringfügig ansehen zu dürfen und wandte sein Interesse gar einseitig nur den Bakterien als den wahren Krankheitsursachen zu. Dieser Irrtum hat nicht lange vorgehalten. Alsbald stellte sich doch heraus, daß den Bakterien immer nur die Bedeutung der äußeren Reize zukam, deren Notwendigkeit zur Krankheitsauslösung Virchow selber ja stets betont hatte, daß das eigentlich Entscheidende jedoch eben in der Reaktion der Zellen gegen diese Erreger lag. Und gerade die letzten Ergebnisse der Forschung, die Entdeckungen Behrings und namentlich Ehrlichs über das Verhalten der Zellen gegenüber diesen Reizen, über die Bildung von Immunkörpern im Organismus und über Heilsera knüpfen mit aller Deutlichkeit wieder an die Zellenlehre an. Hiermit hat sich diese — freilich in einem Sinne, den Virchow selber bei seinen grundlegenden Forschungen noch nicht hatte ahnen können — als auch für die natürlichen Heilbestrebungen des Körpers und die künstlichen Heilverfuche des Arztes überaus fruchtbar erwiesen!

In wie hohem Maße Virchow von vornherein „den Blick auf das Ganze gerichtet“ hatte, lehrt der weitere Entwicklungsgang seiner eigenen Arbeiten. Schon seine ersten Untersuchungen auf dem Gebiet der Zellenlehre treten ja eigentlich aus dem Rahmen des engeren Specialfaches insofern heraus, als schon in ihnen das Bestreben obwaltete, nicht nur die Krankheitsprozesse selbst, sondern aus ihnen heraus wiederum die Lebensvorgänge verständlich zu machen. Vielleicht trug ein äußerer Anstoß dazu bei, daß die Beschäftigung mit dem Menschen und seiner Stellung zu den äußeren, umgebenden Dingen Virchow mehr und mehr in Anspruch nahm: von seiner im amtlichen Auftrage unternommenen Reise in die oberschlesischen Gebiete, in welchen der „Hungertyphus“ wütete, datiert, wie er selbst wiederholt betont hat, seine Arbeit in politischen und sozialen Fragen. Die Studien über „Krieg, Hunger und Pestilenz“ lenkten seinen Blick vom Individuum auf die Art, vom Einzelwesen auf das Volk und seine Lage. Es ist zunächst die Hygieine, die öffentliche Gesundheitspflege, die seine Anstrengungen fesselt; und wenn wir ihn sonst als vorwiegenden Theoretiker bezeichnen durften — hier hat sich ihm ein nicht eben kleines Feld segensvollster praktischer Thätigkeit eröffnet. Es ist dabei in erster Linie seiner Verdienste um die Stadtverwaltung Berlins zu gedenken; und hier wiederum rückt ihn eine Leistung in die vorderste Reihe der Männer, die sich um das Aufblühen der Reichshauptstadt unvergängliche Verdienste erworben haben: die Durchführung der Kanalisation, durch welche Berlin mit einem Schlage in die Reihe der gesundesten Städte eintrat. Ebenso war das Krankenhauswesen Gegenstand seiner unablässigen Fürsorge; seiner eigensten Initiative entsprang die Begründung des Kaiser und Kaiserin Friedrich-Kinderkrankenhauses. Nicht umsonst hat ihm bei seinem 80. Geburtstage die Stadt Berlin ein stolzes Denkmal durch den Beschluß gesetzt, das neu erbaute IV. städtische Krankenhaus auf seinen Namen zu taufen — das „Rudolf Virchow-Krankenhaus“ wird noch kommenden Geschlechtern in immer neue Erinnerung rufen, wie unermüdlich bis in seine letzten Tage dieser Ehrenbürger Berlins an der Wohlfahrt seiner Heimatstadt gearbeitet hat!

Aber nicht nur die Stellung des Menschen zu den augenblicklich ihn umgebenden Natur- und Kulturverhältnissen, wie die Hygieine sie uns betrachten lehrt — auch die Entwicklung des Menschengeschlechts in körperlicher Hinsicht bis zu seiner gegenwärtigen Höhe nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Als Endziel aller Arbeit hat er selber in einem berühmten Aufsatz „Ueber die Einheitsbestrebungen in der wissenschaftlichen Medicin“ hingestellt: „die wissenschaftliche Selbsterkenntnis, hervorgegangen aus der Mannigfaltigkeit der Beziehungen des einzelnen denkenden Menschen zu der immer wechselnden Außenwelt.“ Hieraus ergab sich ein ganz neuer Sinn des alten Wortes „Anthropologie“; und in diesem neuen Lichte erst gewann für Virchow, aber besser gesagt durch Virchow auch dieser Wissenszweig ein eigenes, kraftvolles Leben. Auch hier galt es zuerst, Kritik anzulegen und die anthropologischen Studien auf einen exakt wissenschaftlichen Weg zu leiten — man darf ohne Uebertreibung sagen, daß die Anthropologie als Wissenschaft erst von dem Augenblicke an datiert, als Virchow seine schöpferische Kraft in ihren Dienst stellte. Wiederum mußte er damit beginnen, in unermüdlicher Einzelarbeit Beobachtung an Beobachtung zu reihen, Methoden zu prüfen und festzustellen; erst sehr allmählich hat sich hieraus ein wissenschaftlich gefügter Bau erhoben. Und auch für dieses Fach hat er insbesondere sich gemüht, die Arbeitsgenossen zu gemeinsamer Thätigkeit zu sammeln: Die Zeitschrift für Anthropologie, weiter die Berliner und die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie und

Urgeschichte verdanken ihm ihr Dasein — und es mag sich der Teilnehmer des Deutschen Anthropologentages wohl tiefe Rührung bemächtigt haben, als sie ihn in diesem Jahr zum überhaupt erstenmal bei ihrer Jahresversammlung vermißten! Es ist diese Entwicklung nicht ohne Kampf abgegangen: seitens der Historiker von Fach wurde manches Bedenken laut gegen die etwas autodidaktische Art, mit der die junge Lehre sich auf eigene Füße stellte — insbesondere ist der warme Eifer, mit dem Virchow an der Deutung der Schliemannschen Funde teilnahm, anfangs sogar Gegenstand mannigfachen Spottes geworden, bis denn doch gerade hier sein scharfsinniger, die Bedeutung dieses Mannes und seiner Bestrebungen richtig abschätzender Blick Recht behalten hat. Und auf der andern Seite ist ihm seine Stellungnahme gegenüber dem Darwinismus vielfach verdacht worden, während doch schließlich auch hier sich nur sein Bedenken geltend machte, immer die noch so verlockende Hypothese als solche zu kennzeichnen, zu ihrer Anerkennung als wissenschaftlich begründete Lehre aber eine zwingende Beweiskette von Thatsachen zu verlangen. Noch in einem Vortrage aus den letzten Jahren sprach er sich dahin aus, daß die von Darwin verlangte Abänderungsfähigkeit der Arten nach unsern wirklichen Beobachtungen doch nur in sehr beschränkten Maße existiere, und wo sie überhaupt greifbar uns entgegentrete, bereits in das Gebiet des Pathologischen falle. — Unter allen Umständen aber ist es für die Größe des Mannes bezeichnend und in der Geschichte der Naturwissenschaften wohl ohne Beispiel, daß ein einziger Forscher, nachdem er in jungen Jahren als grundstürzender und grundlegender Reformator eines Faches aufgetreten, nochmals eine ganz neue Disciplin ins Dasein gerufen und mit unermüdlichem Fleiße sich an ihrem Ausbau beteiligt hat!

Daß ein Mann von so ungewöhnlicher Vielseitigkeit des Schaffens — nicht annähernd kann aller der Dinge gedacht werden, die in den Bereich seiner Interessen fielen — einen Kreis von Schülern und Verehrern zählte, der weit über die Grenzen seiner Heimat sich erstreckte, kann nicht Wunder nehmen. Aber es bildete sich doch im Lauf der Jahre ein ganz eigenartiges Verhältnis dieser über alle Lande verstreuten Gemeinde zum Meister heraus. Viele der jetzt berühmtesten Forscher aller Nationen hatten direkt als Lernende zu seinen Füßen gesessen; auch ihre Schüler wiederum blickten zu ihm als ihrem großen Lehrer auf; mit anderen verbanden ihn die gleichsinnigen Bestrebungen auf sachlichem Gebiete. Er nahm allmählich die unbestrittene Stellung eines Praeceptor totius orbis, eines Weltmeisters ein. Daß diese Stellung auch eine ganz persönliche Färbung bekam, ist namentlich auch den vielen Reisen zuzuschreiben, die ihn zu Kongressen und wissenschaftlichen Forschungen durch Deutschland und in die Fremde führten, — Reisen, die zugleich seine einzige Erholung, man darf sagen, seinen einzigen Luxus bildeten. Ueberall war man stolz, ihn zu empfangen — überall war er mit einem Schlage der gefeiertste, der populärste aller Anwesenden. Wer gesehen hat, wie ihn die Moskauer Studenten im Triumph durch die von festlicher Menge durchwogten Riesengalerien der „großen Handelsreihen“ trugen, wer Zeuge der tiefen Bewegung war, als in der ungeheuren salle des fetes der jüngsten Pariser Ausstellung die schon altersgebeugte Gestalt des Gelehrten auf der Rednertribüne inmitten der nach Tausenden zählenden Hörer erschien, mußte selber eine stolze Freude empfinden, ein Landsmann des also Gefeierten zu sein. Und wer vermöchte namentlich jemals den Anblick zu vergessen, den bei der Feier seines 80. Geburtstages der prangend geschmückte Saal des preußischen Abgeordnetenhauses bot, als sich die Deputationen der fremden Nationen glückwünschend vor ihm neigten, als neben den heimatlichen Würdenträgern, den Ministern Graf Posadowski, Studt, neben seinen speciellen Kollegen, wie Waldeyer, v. Bergmann, v. Leyden, Gerhardt, seinen Schülern, v. Recklinghausen, Orth, Posner u. a., auch die größten Zierden der ausländischen Gelehrtenwelt, Lord Lister, Baccelli, Cornil, Toldt, Armauer, Hansen an ihrer Spitze, erschienen, dem Festtage Glanz und Weihe zu geben!

Und doch — als er in einem Dankeswort an seine Freunde, wohl dem letzten, was seiner Feder entflossen, sich selber einen Rechenschaftsbericht über die Eindrücke dieser Feier gab, hob er mit besonderer Rührung zwei Huldigungen hervor, die sein Herz vor allen anderen getroffen hatten: eine Festhymne des von ihm mitbegründeten Berliner Handwerkervereins, und die ihm zum Gruße veranstaltete Beleuchtung aller Häuser der stillen Straße, in der sein Haus stand — eine Ovation, an der alle Anwohner ausnahmslos teilnahmen und in deren Folge sich seither alle Kinder der Gegend, wenn er ausging, um ihn drängten, ihn mit einem freundlichen „Guten Tag, Herr Virchow!“ zu begrüßen! Hier tritt uns, neben dem großen Gelehrten, dem Fürsten der Wissenschaft, der einfache, schlichte Mann entgegen, der er allezeit geblieben: sein redliches Mühen zum Besten seiner Mitbürger, sein warmes Herz auch für die Geringsten und Kleinsten, die Treue, die er hielt und der Dank für die Treue, die ihm gebracht wurde.

Und so ganz besonders wird er weiter leben in der Erinnerung derer, die das unschätzbare Glück hatten, ihm persönlich näher zu treten. Er wird vor uns stehen, wie er in seinem engen Arbeitsraum im Pathologischen Institut, umringt von Schädeln, Präparaten und Schriftstücken nach der Vorlesung bei frugalem Imbiß mit seinen Assistenten plauderte; wie er im neuerbauten Museum, seiner endlich vollendeten Lieblingsschöpfung, von Schrank zu Schrank ging, die Gläser musterend, deren fast jedes von ihm selber bezeichnet und eingeordnet war; wir werden au seinem Heim in der Schellingstraße nicht vorbeigehen können, ohne uns zu vergegenwärtigen, wie er, aus seiner Bibliothek tretend, den Besucher im attmodischen, bürgerlich einfachen Wohnzimmer begrüßte und zum Gespräch auf einen der grünen Plüschsessel nötigte. Es war sonst nicht so leicht, des Vielbeschäftigten habhaft zu werden; allzuviel Anforderungen brachte ihm der Tag, allzuviele, oft anscheinend unbedeutenderen Dingen mußte er seine Zeit widmen, seiner Lehrthätigkeit, seinen vielen amtlichen Sitzungen in der Akademie und Fakultät, der Stadtverwaltung, der wissenschaftlichen Deputation, seiner redaktionellen Arbeit, die ihn noch oft mit Korrekturen die Nacht hindurch am Schreibtisch festhielt. Aber wenn er dann einmal eine Stunde schenkte — und wie oft hatte ich in den letzten Jahren die Freude, ihn zur Dämmerzeit aufsuchen zu dürfen! — der hatte dann immer die volle Empfindung, daß gerade der Gegenstand, den man mit ihm zu besprechen hatte, sein ungeteiltes Interesse erwecke, ihm ganz besonders am Herzen lag. Da blickten die sonst so strengen Augen mild und gütig; da gab es kein Eilen, keine oberflächliche Hast — jede Einzelheit wurde aufs genaueste besprochen, und gern ließ er sich zu solcher Stunde wohl auch gehen und lenkte das Gespräch auf Ereignisse des Tages, der Wissenschaft und Politik — bis dann doch schließlich wieder die Zeit mahnte und ihn zur Arbeit in die Bibliothek rief; dorthin zog er sich dann allein zurück, und Gesellschaft leistete ihm da nur als einziges Lebewesen seine kleine schwarze Katze, der er vorzugsweise eine Schelle um den Hals gehunden hatte, damit er sie, wenn sie einmal in dem Labyrinth aufgeschichteter Bücherstöße sich verloren hatte, klingeln hörte und aus ihrem Gefängnis befreien konnte.

Nur wer ihn so im Hause beobachten durfte, in all der Anspruchslosigkeit seiner täglichen Lebensführung, hat die wundervolle Ergänzung des Bildes gewonnen, welches der Außenwelt der große Genius darbot. Es sind keine fremden oder neuen Züge, die in seiner Erscheinung hiermit hervortraten — sie beruhen vielmehr alle auf dem gleichen Grunde treuer Charakterfestigkeit, strenger Selbstzucht; aber sie tragen doch wesentlich dazu bei, die Harmonie und Geschlossenheit seines Wesens zu vollenden. In seinem stillen Familienleben, wie wenig auch namentlich seine treuforgende, nur um sein Ergehen bemühte Gattin in die Oeffentlichkeit trat, lagen doch die stärksten Wurzeln seiner Kraft: hier vor allem lernte man ihn kennen als das, was er zeitlebens geblieben: das Urbild des „deutschen Professors“ in des Wortes edelstem Sinne; ein echter Mann aus einem Guß!

Bei einem Mahl, welches der deutsche Reichskanzler, Graf Bülow, gelegentlich seiner letzten Geburtstagsfeier veranstaltete, fand er das schöne Wort, daß er oft gerade in der Fremde es als Stolz empfunden habe, der Nation anzugehören, der auch ein Mann wie Virchow eigen sei. Was, so lange er lebte, unser aller Stolz war, hat sich nun in Trauer gewandelt; auch jeder Unterschied der Partei schweige an seiner Bahre. Ein unauslöschliches Gefühl der dankbaren Erinnerung, inniger Verehrung für alles, was er uns war und was er uns gegeben hat, folgt ihm über das Grab hinaus!

tz

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Die Waisen.

Nach dem Gemälde von St. Csók.

Wie Grönland zu seiner Zeitung kam.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Otto Schlotke.

Aus Grönland kam vor kurzem die betrübende Nachricht nach Deutschland, daß Lars Möller, der „nördlichste Redakteur", der Besitzer wohl der merkwürdigsten Druckerei der Erde, an der Stätte seiner Wirksamkeit, in Godthaab gestorben sei. Mit ihm ist ein Mann dahingegangen, der als ein wackerer Kulturpionier die Aufgabe seines Lebens darin gefunden hat, hoch oben in den Eis- und Schneewüsten Grönlands den Eskimos die Errungenschaften unserer Zeit durch eine Druckerei und eine Zeitung zu vermitteln. So verlohnt es wohl, von dem Leben und Wirken Lars Mölleres, der im Vereine mit seiner Frau Louise und seinem Sohne Stephen auf der ersten Abbildung beigestellt ist, ein wenig ausführlicher zu berichten.

Redakteur Möller mit Familie.

Die Kolonie Godthaab in Südwestgrönland, auch der Lars Möller stammt, ist in wundervoller Gegend in einer kleinen Ebene gelegen und von allen Seiten, ausgenommen der Seeseite, von hohen Felsen umgeben; sie besitzt etwa 100 Wohnhäuser und 3- bis 400 Einwohner, von denen ungefähr 20 bis 25 Dänen sind. Die Ansiedelung hat eine hübsche Kirche, ein umfangreiches Proviantmagazin und eine kleine Brauerei. Mit Interesse beobachten die dänischen Beamten alle Eigentümlichkeiten der unter ihrer Aufsicht stehenden Eingeborenen, und fördernd greifen sie ein, wo sie bei jenen ein Talent oder eine Fertigkeit finden. In solcher Weise wurde nun auch Lars Möller, dessen über das Durchschnittsmaß der Eingeborren weit hinausgehende geistigen Fähigkeiten sich bald zeigten, unterstützt. Er ging nach Kopenhagen, um die Buchdruckerkunst zu erlernen, und schon gegen Ende der fünfziger Jahre war er imstande, eine Buchdruckerei zu gründen. Diese mit den primitivsten Einrichtungen versehene Anstalt wurde bald darauf schon in Petermanns Geographischen Mitteilungen einer ausführlicheren Besprechung für würdig erachtet. Es ist in der Besprechung die Rede von den ersten in Godthaab gedruckten Buch, das eine Sammlung grönländischer Sagen mit Holzschnittillustrationen enthält. Außerdem umfaßt dieses Werk sogar schon acht Lieder mit Text und Musik und setzt durch die Art seiner gelungen Ausstattung in Erstaunen. Als Probe der Leistungsfähigkeit, die Lars Möllers Druckerei schon früh erreicht hatte, mögen jene von unseren Abbildungen dienen, welche einem im Besitze des Ethnographischen Museums zu Hamburg befindlichen Buche entnommen sind. Das interessante Werk hat die Größe eines Quartheftes, umfaßt 54 Seiten und wurde im Jahre 1860 in Godthaab gedruckt. Sein Titel lautet: „Kalâtdlit Assilialiait — oder Zeichnungen, gezeichnet und geschnitten in Holz von Eskimos in Grönland. Godthaab. Gedruckt bei dem Gouvernour von Südgrönland von L. Möller und A. Berthelsen. 1860."

Aus dem kurzen Vorworte des Büchleins ersieht man, daß die abgebildeten Schnitte das Ergebnis von Versuchen bilden, welche angestellt wurden, um zu erkennen, ob die Eskimos Talent zur Anfertigung von Zeichnungen und Holzschnitten haben. —

Jedermann, der die charakteristisch aufgefaßten Abbildungen sieht, wird diese Frage entschieden bejahen. Wie anschaulich ist doch die junge Eskimoschöne im Festschmuck, wie mannigfaltig bewegt ist das Bild, das uns die Wohnung einer reichen Eskimofamilie zeigt! Frauen sind mit häuslicher Arbeit beschäftigt, Männer rauchen und lesen. Merkwürdig ist auch das Bild, das Kenade, den durch Hautvermittel für Europäer unsichtbaren und unverwundbaren Eskimo, darstellt. In naiver Weise ist diese Unverwundbarkeit dadurch veranschaulicht, daß Kenade, der von französischen Matrosen umgeben ist, sein Obergewand aufhebt und die Mündung eines der Gewehre an seinen Leib hält. —

Eine weitere Errungenschaft von Lars Möllers Werkstätte war eine illustrierte Zeitschrift, welche in Eskimosprache erschien und den Titel „Atuagagdliutit", d. h. Lektüre, führte. Für dieses Unternehmen hat der Herausgeber selbst Zeichnungen, Gedichte ꝛc. geliefert, so daß er unmehr außer Buchdrucker auch noch Verleger, Redakteur, Poet und Zeichner wurde. Unsere letzte Abbildung zeigt den „Kopf" dieser nördlichsten Zeitung.

Interessante Mitteilungen über die Godthaaber Druckerei finden wir auch in dem Buche des berühmten Polarreisenden Prof. Nordenskjöld „Grönland, seine Eiswüsten im Innern und seine Küste" (Brockhaus 1886). Es heißt darin: „Unter den uns folgenden echten und Halbblut-eskimos befand sich auch ein Zeitungskorrespondent, nämlich der Redakteur der in Godthaab erscheinenden illustrierten Eskimozeitung „Atuagagdliutit", der Buchdrucker und Eskimopoet L. Möller. Dieser war ein intelligenter, heiterer Mann, der auch recht hübsch zeichnete. Er hatte die Absicht, seiner Zeitung illustrierte Berichte über unsere Reise zu schicken, und ich betrachte es als schuldige Dankbarkeit, hier das Bild des einzigen Zeitungskorrespondenten ex professo mitzuteilen, der mich auf meiner Polarwanderung begleitet hat. Wenn die Schilderungen mit der Feder ebenso naturgetreu sind wie die mit dem Zeichenstift, so bewarer sie ohnstreitig, nicht in der Lage gewesen zu sein, von den Inhalte seiner Korrespondenzen Kenntnis zu nehmen."

Eine Eskimofrau.

Das von Nordenskjöld gegebene Porträt unseres vielseitigen Eskimos zeigt gleich dem von uns einganys wiedergegebenen Bilde Lars Möllers einen interessanten Kopf, der wohl alle Merkmale der Eskimorasse zeigt, aus dem aber unverkennbar Klugheit und Gutmütigkeit, scharfer Verstand und Wohlwollen sprechen.

Die Gründung einer illustrierten Zeitschrift in diesen Eisgegenden war gewiß ein kühnes Unternehmen, zumal dem Verleger nur eine Handvoll Abnehmer zu Gebote stand und noch dazu in Ermangelung regelmäßiger Verbindung mit civilisierten Gegenden der Stoff leicht ausgehen mußte. Aber unser unternehmender Eskimo hatte auch daran noch nicht genug, und so hörte man in den letzten Jahren, daß er sich auch ein photographisches Atelier eingerichtet habe und daß die Bewohner des grönländischen Photographen in jeder Weise auch strengeren Anforderungen entsprochen hätten. Die photographische Camree, welche Lars Möller sich aus Dänemark verschrieb, war zwar von einfacher praktischer Konstruktion, aber durch unermüdlichen Fleiß hatte er es doch zu guten Aufnahmen gebracht. Mehrere Jahre hindurch arbeitete er mit nassen Platten, und als einen großen Fortschritt konnte er es betrachten, als ihm in den letzten Jahren gelegentlich ein Schiff aus Kopenhagen Trockenplatten mitbrachte.

Inneres der Wohnung einer reichen Eskimofamilie.

Natürlich sind die Schwierigkeiten, welche sich der Photographie in diesen Gegenden entgegenstellen,

ungeheure. Das Arbeiten im Freien ist im Hinblick auf die Kürze der Zeit des hellen Lichtes auf wenige Monate des Jahres beschränkt, und gerade diese helle Zeit wird noch verkürzt durch die in Südgrönland während der Sommermonate häufig auftretenden dichten Nebel. Aber jeden lichten Augenblick am Himmel hatte Möller benutzt, um die herrliche Szenerie des wilden, eisumgebenen Landes zu photographieren; die fertigen Bilder wurden dann nach Kopenhagen zum Verkauf gesandt.

Nun sind aber bekanntlich die guten Eskimos außerordentlich eitle und leidenschaftliche Leute, und es machte sich denn bald das dringende Bedürfnis bei seinen Landsleuten geltend, ein Konterfei von ihrer eigenen werten Person zu besitzen — und auch dafür wußte unser Tausendkünstler Rat; er richtete ein Zimmer seiner Wohnung als „Atelier“ ein. Einfach genug sah dieses Atelier allerdings aus, und Oberlicht hatte es natürlich nicht. Fiel das Licht nicht hell genug durch die Fenster, so wurde der Kunde im Freien photographiert,

Der unverwundbare Eskimo Kenake.

und dann bildete die Wand des Hauses den Hintergrund. — Man sieht, Lars Möller hat eine Fülle von Errungenschaften unserer Zeit unter schwierigen Verhältnissen in Grönland seinen Landsleuten nutzbar gemacht. Er war ein eigenartiger Kopf, ein kluger, thatkräftiger Mann, und er verdient es, daß sein Name in dankbarer Erinnerung bleibe.

Kopf der Möllerschen Zeitung.

Gewitter im Mai.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(3. Fortsetzung.)

Novelle von Ludwig Ganghofer.

Das war im Försterhaus ein lachender Nachmittag. Immer die Stube voller Leute. Wenn einer ging, war gleich ein anderer da, der sich auf den freigewordenen Sessel setzte. Wer nur halbwegs ein Recht hatte, der Försterin in die Stube zu kommen, wartete nicht erst den Sonntag ab, um den Poldi zu sehen und von seinen Reisen was zu hören. Doch einer, der am vergangenen Abend fest versprochen hatte, zu einem Schälchen Kaffee zu kommen — der Herr Dekan — der war ausgeblieben. Aber in diesem lustigen Trubel merkte niemand, daß er fehlte. Auch ohne den Herrn Dekan wurde die Försterin ihren Kaffee los — dreimal mußte frisch gekocht werden, um die leergewordene Kanne wieder zu füllen. In ihrem Stolz, in dieser seligen Freude über ihren Buben schleppte die Försterin alles herbei, was Keller und Speisekammer nur zu geben hatten. Und der Förster kam immer wieder aus seiner Kanzlei herüber und stellte sich hinter den Sessel seines Buben, um ein Viertelstündchen mitzulachen. Kam ein Holzhauer und mußte der Förster wieder ins „Geschirr“, dann brummte er jedesmal — so ungern verließ er die Stube. Und da traf er im Flur einmal mit seiner Frau zusammen, die mit einem frischgebackenen Gugelhupf aus der Küche geschossen kam.

„Xaver!“ Sie lachte ihn an mit ihren junggewordenen Mutteraugen. „Was sagst? Unser Bub!“

„Hast recht! Unser Freud können wir haben! Gestern am Abend hat man's noch gar nicht so gemerkt . . . heut taut er erst auf! Ganz narrisch macht er die Leut mit seiner Lustigkeit! Der hat 's Leben in ihm wie ein Brünndl, das am liebsten aufspringen möcht bis in d' Sonn.“ Lachend trat der Förster in die Kanzle! und konnte noch, als seine Frau die Stubenthür öffnete, den vergnügten Jubel hören, der rings um seinen Buben war.

Nicht nur in seiner Laune, auch in allem, was Poldi erzählte, war's wie ein Brunnen, der immer sprudeln mußte. Und alles Harte dieser vergangenen Jahre, alle Gefahr, all dieser ernste Kampf da draußen, alles wurde zu einem heiteren Erlebnis, über das die Gäste mit Lachen kein Ende fanden. Und wie sie sich über dieses Durcheinandergewirre seines heimatlichen Dialektes und seiner Seemannssprache belustigten! Immer voller und übermütiger wurde seine Laune. Und die Freude, die wie Most der Jugend in ihm schäumte, gab seinen Augen einen Glanz, so froh, so hell und strahlend, wie die Maiensonne am Morgen gewesen.

Die Leute wollten gar nicht mehr aus der Stube gehen. Am Abend, gegen sechs Uhr, mußte die Försterin mit dem Zaunpfahl winken und Kehraus machen — um in die Küche zu kommen, wie sie sagte.

Als der letzte der Gäste draußen war, griff Poldi nach seiner Mütze. „Adjüs, Mutting!“

Sie machte ein enttäuschtes Gesicht — denn sie hatte gehofft, ihren Buben ein Stündchen für sich allein zu haben. Am Abend, das wußte sie, würde ihn der Vater wieder mitnehmen wollen in die Schützengesellschaft. „Gehst denn noch fort?“

„Ein bißl auf den See will ich! Lust möt ich hewwen!“

Aber versprechen mußte er, daß er bis acht Uhr wieder daheim wäre — es gäbe was Gutes für ihn.

Lachend ging er davon. Ein Liedchen trällernd, machte er lange Sprünge durch den Garten. Vor der Schilfhütte, als er die Thür schon öffnen wollte, besann er sich — eine andere Absicht schien ihm durch den Sinn zu fahren — doch lächelnd schüttelte er den Kopf und trat in die dunkle Hütte. Unter langen, kräftigen Ruderzügen ließ er den Nachen hinausgleiten über das leuchtende Wasser.

Ein wundervoller Abend war's. Nur ein bißchen kühl, denn der Wind kam über die Berge herabgezogen und übergoß das grünende Thal mit einem Hauch der Winterluft, die dort oben noch um die verschneiten Gipfel fröstelte. Doch in dieser Kühle bekamen alle Farben klare Kraft. Tief über dem See, in der niederen Thalscharte gegen Westen, stand die Sonne: eine große rotglühende Scheibe. Alle Ufer und die Waldgehänge waren von rotem Schein überflutet, die höheren Berge brannten wie Fenster, in denen sich Feuer spiegelt, und der Himmel über ihnen hatte tiefes Blau, das sich gegen die Sonne hin in glühendes Gelb verwandelte. All diese Farben strahlte der See wieder in seinem leichten Wellengeschaukel, das sich anfaß wie ein ruheloses Durcheinandergleiten von roten, gelben und blauen Scheln. Und wohin der Nachen glitt, überall folgte ihm das ausgebänderte Spiegelbild der sinkenden Sonne wie ein breiter gaukelnder Feuerstreif. Gleich schimmernden Blutstropfen fiel's von den Rudern, wenn sie sich hoben, und die rauschende Kielwelle war wie ein Gerinne funkelnder Krystalle.

Der den Nachen trieb, schien seine helle Freude an diesem Feuerspiel zu haben. Wollte sein Boot hinausgleiten aus der Glut, so trieb er es immer wieder mit einem kräftigen Ruderschlage mitten hinein in diese Flammenstraße der Sonne. Wie ein strahlender Schein war es um ihn her, während seine Gestalt und sein Boot ganz schwarz erschienen inmitten dieses Glanzes.

Nun ließ er die Ruder fallen und lehnte sich auf die Bank zurück. Mit Gluchsen schlugen die kleinen Wellen an den Nachen und trieben ihn langsam weiter. In Träumen lächelnd, spähte Poldi über die Dächer der am Ufer stehenden Häuser hinauf gegen

die Wiesen des Oberdorfes. Zwischen den runden, vom Abendglanz der Sonne rosig angehauchten Kronen der blühenden Apfelbäume sah er dort oben den First eines Schindeldaches.

Das mußte das Häuschen der Weberin sein — denn gleich in der Nähe stand jener Mast der elektrischen Leitung.

„Dorle . . . min Stütte, leiwe Fru . . .“ Uebermütig lachte er auf und wollte nach den Nudern greifen. Da sah er zwei Menschen über die Wiese hinter der Lichtschmiede hinaufgehen. Und trotz der weiten Entfernung erkannte er das Mädchen gleich.

Die Mütze schwinged, sprang er auf und schrie einen klingenden Jauchzer in den Glanz des Abends hinaus. Das Mädchen dort oben blieb stehen und hob die Hand über die Augen.

Poldi winkte mit der Mütze und jauchzte wieder — und sah, wie der andere, der mit dem Dorle ging, das Mädchen bei der Hand nahm und mit sich fortzog — ein langer Mensch in einem schwarzen Feiertagsrock — und mit dem rechten Fuß trat er so merkwürdig auf. —

„Herr Jeking, dat is so . . .“ Als die Beiden dort oben hinter den Hecken verschwanden, kam von den Bergen ein Echo des Jauchzers zurück, ganz matt und ohne Klang, wie ein Seufzer fast, der im Geplauder der Wellen kaum noch zu hören war.

Poldi ließ sich nieder und faßte die Ruder. Doch er that keinen Schlag. Nachdenklich blickte er noch immer gegen die Wiesen hinauf — und ein Gedanke, halb lustig, halb ärgerlich, fuhr ihm durch den Kopf: „Der Domini wird doch nicht schwatzen, wird doch nicht ausplaudern, was ich ihm heut ins Ohr gewhiert?“

Da wurde er plötzlich, daß der Nachen heftiger zu schaukeln und sich zu drehen begann — er war in die Strömung der Ache geraten, die sich mit Gewirbel aus dem Turbinenkanal der Lichtschmiede in den See ergoß.

Ein paar feste Ruderschläge brachten das Boot aus dem Zug der Strömung. Wieder trieb Poldi den Nachen dem halb schon erlöschenden Glanz entgegen.

Ein Viertelstündchen noch, und die Sonne war drunten, alle Glut gedämpft zu einem kalten, bleichen Schein. Nur auf den Bergen war's noch rot. Und auch das erlosch.

Als es zu dämmern anfing und eine weiche Glocke zu läuten begann, strahlte plötzlich am ganzen Ufer hin eine dünn gereihte Kette heller Sterne auf — und über dem Marktplatz flimmerte der weiße Glanz einer Bogenlampe. ‘Das Licht des Domini!

„Nu kommt hei wull bald!“ Mit raschen Schlägen trieb Poldi den Nachen in die Schiffhütte, in der es schon ganz finster war. Beim Eintritt in die Stube fand er unter dem elektrischen Licht schon den Tisch gedeckt — Vater und Mutter warteten schon.

Nun gab's bei der Mahlzeit ein gemütliches Schwatzen — war's doch die erste Stunde, in der die Drei für sich allein waren, die beiden Alten mit ihrem Buben.

Aber als die Teller abgeräumt wurden, seufzte die Mutter. Denn sie wußte, was kommen würde. Und das kam auch.

„Nimm dein Kavel, Bub! Jetzt schauen wir noch ein Stündl nauf in die Schützengesellschaft! D' Mutter, scheint mir, brummt ein bißl, aber . . . heut möcht ich Staat machen mit dir!“ Lachend füllte der Förster die Cigarrentasche. „Sieben Jahr lang haben I' mich allweil gefragt, wo mein Bub in der Welt umeinanderfahrt! Heut kannst es ihnen erzählen!“

Poldi wäre lieber daheim geblieben — und so merkwürdig erregt war er, als er sagte: „Der Dom'ni hat mir versprochen, daß er kommen will.“

„Der ist ja Mitglied in der Gesellschaft! Soll ihm d' Mutter halt sagen, daß er nachkommt.“

Die Försterin nickte nur. Als aber Poldi die Mutter um den Hals nahm und ihr zärtlich die Wange küßte, wurden ihr die Augen wieder hell. „Gelt, Xaverl, bleib nur nicht gar so lang mit'm Buben! Zwei Tag hat er fahren müssen!“

Unter der Hausthür blieb sie stehen und lauschte in die Nacht hinaus, so lange sie die Stimmen der Beiden und ihren Schritt noch hören konnte. Dann setzte sie sich mit der Lampe zum Koffer ihres Buben und begann seine Wäsche durchzusehen. „Herr du mein lieber Gott!“ Wie das alles aussah! Was neu war, lag sauber eingeräumt im Koffer. Aber das alte Zeug! „O mein, o mein!“ Auf dem Schiff, da müssen sie sich aufs Flicken und Stopfen verstehen, wie man die Pfannen flickt! Mit Draht! Denn viel dünner war das Garn nicht, mit dem die Löcher im Unterzeug auf einen Knoten zusammengezogen waren. Aus Sorge, daß sie in zwei kurzen Wochen mit all dieser vielen Arbeit nicht zustande kommen würde, fing sie gleich jetzt in der Nacht noch an mit Flicken und Nähen.

Was sie wohl alles hineindachte in diese hastigen Stiche? Glück und Segen, alle verschwenderischen Wünsche eines mütterlichen Herzens! Und einmal drückte sie das Gesicht in ein Stücklein Wäsche — und ließ so ein ganzes Weilchen.

Dann nähte sie wieder hastig drauf los. Und ehe sie sich umsah, war's Mitternacht geworden. Und die Beiden waren noch immer nicht daheim! Und der Domini war nicht gekommen.

Sie ging zu Bett, aber sie konnte nicht schlafen. Ein Uhr hörte sie schlagen, zwei Uhr — endlich, gegen drei Uhr morgens kamen die Beiden, und die Mutter konnte sie draußen im Flur noch lachen und schwatzen hören. Als der Vater zu ihr in die Schlafstube kam, sagte sie: „Aber geh, Xaverl! So spät!“

Er lachte, hatte einen kleinen Stich, war kreuzfidel und setzte sich noch zu ihr aufs Bett, um zu erzählen, wie „fein“ es gewesen, wie die guten Schützenbrüder Maul und Augen aufgerissen hätten, und daß der Bub gewesen wäre wie ein lustiges Buch. Aber daß der Domini nicht gekommen, das hätte ihn verdrossen. „So ein Lack! Wann er's dem Buben doch versprochen hat, daß er kommt!“ So oft jemand ins Zimmer getreten wäre, hätte Poldi nach der Thür geguckt. Aber schließlich wäre der Bub so vergnügt geworden, daß es in der Schützengesellschaft ein Lachen und Kneipen abgesetzt hätte, als wär' das hundertjährige Stiftungsfest.

„No ja, is ja alles gut . . . aber wie der Bub morgen am Sonntag ausschlafen wird! Nach so einer Durchnacht!“

Doch diese Sorge der Försterin war überflüssig. Denn am Morgen sah Poldi aus wie das blühende Leben, frisch und lachend wie der schöne Tag, der mit Sonnenschein und blauem Himmel über See und Bergen glänzte.

Und so fromm schien er zu sein! Daß er's kaum erwarten konnte, bis man zur Kirche ging! Und wie fein er sich machte für den lieben Herrgott! Immer hatte er an sich zu bürsten, immer wieder an seiner großen schwarzen Seidenkravatte was zu knoten!

Der Weg zur Kirche, zwischen all den Leuten mit ihrem Geschau und ihrem Grüßen — das war für die beiden Alten wie ein Festzug: die Försterin in ihrem schwarzen Seidenkleid, der Vater in seiner neuen Uniform mit dem Hirschfänger — und Poldi zwischen ihnen, wie aus dem Ei gepellt, mit den blighblanken Knöpfen an der blauen Jacke, mit der goldenen Ankernadel in der Krawatte, und über den lachenden Augen die Mütze mit der schimmernden Borte.

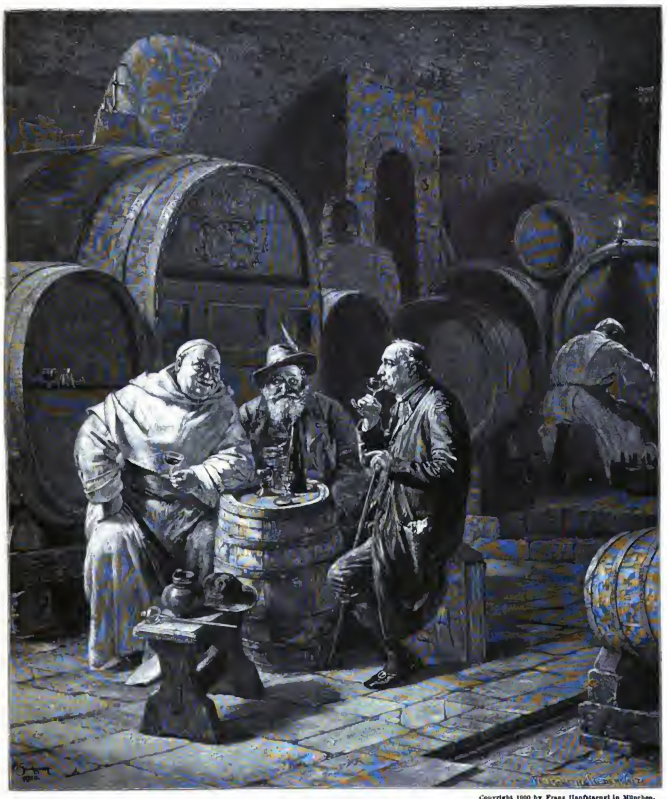
Im Kirchhof wurde noch unter der schönen, milden Sonne mit dem Doktor, dem Bürgermeister und anderen Honoratioren ein „Standerling“ geschwatzt — und da ging gerade die Weberin mit dem Dorle vorüber, Mutter und Tochter im besten Staat, als wäre das heut ein hoher Feiertag auch für diese Beiden.

„Gu'n Morgen, Dorle!“ Die Hände ihr entgegenstreckend, ging Poldi auf das Mädchen zu, alle Sonne seiner Freude in den Augen.

Dorle nickte, als hätte ihr Eile, in die Kirche zu kommen, und sibelte erregt und verlegen einen leisen Gruß. Und während ihr brennende Röte das Gesichtchen überjuhr, zog sie die Mutter mit sich fort, die verwunderte Augen machte und sichtlich mit dem Förstner-Poldi gern ein paar Wörtchen gepflaudert hätte.

Lächelnd sah Poldi dem Mädchen nach. „Wie rot sie geworden ist!“ flüsterte er vor sich hin, und seine Augen blickten noch heller und sonniger als zuvor.

Nun ging's in die Kirche, nicht zu den Betstühlen im großen Schiff, sondern durch die Sakristei hinauf zu dem kleinen „Beautenchörle“, in dem die Honoratioren ihren Platz hatten. Durch ein zierlich vergittertes Fenster konnte man hinunterschen zum Altar und zu den Betstühlen, die schon gefüllt waren. Hier am Fenster, zwischen seiner Mutter und der Doktorin, mußte Poldi seinen Platz nehmen. Er sträubte sich nicht gegen diesen Ehrenplatz, denn da konnten seine Augen drunten in der Kirche suchen, was sie finden wollten. Gar lange brauchte er auch nicht zu schauen, bis er das Dorle fand. Neben der Weberin stand sie im vierten Bettstuhl, hatte schon das Gebetbuch geöffnet und das Näschen dreingesteckt, als wäre in ihrem Herzen eine Andacht, die nur



Copyright 1900 by Franz Hanfstaengl in München.

Ein guter Jahrgang.

Nach dem Gemälde von Ed. Grützner.

den lieben Herrgott sah, keinen Menschen in der Kirche. Nicht ein einziges Mal guckte sie auf. Aber so frühlingskühl es auch in der Kirche war — dem Dorle brannte das Gesichtchen heiß und rot.

Mit seiner sanften, müden Greisenstimme begann der Herr Dekan die Predigt auf der Kanzel. Er hatte kein Evangelium gelesen. Vom blühenden Frühling begann er zu sprechen, als einem Bild der menschlichen Jugend, deren duftende Blüten im Sommer eines arbeitsfrohen und gottesfürchtigen Lebens reifen sollen zu schönen Früchten. Das alles klang wie eine freundliche Anspielung auf ein junges Glück. Und Poldi, bei seinem träumenden Lächeln, dachte sich: Wäre das Dorle heut meine Braut geworden, so könnte der Herr Dekan uns beiden nicht herzlicher predigen! Bei solchen Gedanken sah er immer das Dorle an, das ohne Bewegung im Betstuhl saß und das tief geneigte Gesichtchen halb in das seidene Miedertuch vergraben hatte. Immer sah er hinunter — und es schien ihm, als wäre ein leises Zittern in ihren Händen, die im Schoße das kleine Gebetbuch umklammert hielten.

Da sprach der Herr Dekan das Amen seiner Predigt. Doch er verließ die Kanzel nicht, sondern zog aus dem Brevier ein kleines Blättchen heraus, hob es dicht vor die Augen und las: „Verkündigung. Zum heiligen Sakrament der Ehe haben sich versprochen . . .“

Als er den Namen des Domini nannte, hoben alle Leute die Gesichter. Denn daß der Lichtschmied heiraten wollte — diese Neuigkeit fiel wie vom Himmel herunter.

Und das Dorle! Das Dorle!

Was das für ein Aufsehen in der Kirche gab, ein Gewisper und Geschau! Die einen streckten die Hälse, um die Braut in ihrem Bestuhl zu sehen, die anderen drehten die Gesichter, um nach dem Domini zu gucken, der droben bei der Orgel war, weil er in der Kirchenmusik die Baritonstimme sang.

Auch auf dem Beamtenchörle hub ein leises Schwatzen an. „Schau nur, das Dorle," sagte die Försterin, „was die für ein Glück macht!" Und der Doktor lachte: „Einen guten Geschmack hat der Domini!"

Nur einer schwatzte nicht mit. Der stand ganz regungslos vor dem Betschemel und starrte in das Schiff der Kirche hinunter. Aber nur rattoses Erstaunen war in seinen Augen — nichts anderes. Doch während er so stand und schaute, hörte er hinter sich den Doktor leise zum Vater sagen: „Ein Schlaumeier, der Lichtschmied. Der weiß, was er nimmt! Ich hab das Mädel im Winter behandelt . . . die hat ein Körperl wie von Marzipan!"

Da drehte Poldi das Gesicht und zog die Brauen zusammen, als hätte er einen Schmerz in sich — —

Die Sakristeiglocke läutete, die Orgel setzte ein, und der Priester ging mit dem Kelch zum Altar, um das Hochamt zu beginnen. Die Kirchenmusik ließ sich hören — mehr Lärm, als Musik — und manchmal unterschied man auch deutlich die Stimme des Domini — eine schöne Stimme — aber ein bißchen falsch sang er, und unsicher.

Während die Försterin mit den Augen bei ihrem Gebetbuch war, hörte sie plötzlich den Buben an ihrer Seite ganz erloschen vor sich hinmurmeln: „Dat Wurd, dat hadd hei mi seggen müßt!"

Sie sah ihn an. Aber sie sah nicht viel, denn er hatte die Ellbogen aufgestützt und hielt wie in tiefer Andacht die Stirn auf die verklammerten Hände gedrückt.

Was sie da gehört und nicht verstanden hatte — das waren wohl ein paar Worte aus einem Gebet, wie es die Seelente sprechen.

Und da hörte sie's zum zweitenmal: „Dat Wurd, dat hadd hei mi seggen müßt!" Sie stieß ihn leise mit dem Ellbogen an und flüsterte: „Bet doch ein bißl stader, Bub!"

Er rührte sich nimmer, kein Laut mehr zitterte über seine Lippen. Dann kam in der Kirchenmusik die Solostelle des Domini — das Benedictus. Man merkte, wie er sich Mühe gab, recht feierlich zu singen. Und es war auch, trotz aller Unsicherheit des Tones, etwas tief Ergreifendes in seiner Stimme, als er sang: „Benedictus, qui venit . . ."

So viel war in Poldi vom Latein seiner Knabenzeit noch hängen geblieben, daß er wußte, was das hieß: „Gesegnet sei, der da kommt . . ."

Er hob das Gesicht, das sich zu einem Lachen verzerrte. Dann beugte er die Stirne wieder auf die verschlungenen Hände, und so blieb er, bis das Hochamt zu Ende war.

Als drunten in der Kirche das Gehen begann, blickte er hastig auf, wie ein Erwachender — und sah die Weberin mit dem Dorle aus dem Bestuhl treten. Das Mädchen machte das Zeichen des Kreuzes, kniete gegen den Altar — und als sie sich aufrichtete, warf sie einen schnellen, scheuen Blick zum Chörle hinauf.

Der Förster war mit dem Doktor schon das steile Trepplein zur Sakristei hinuntergegangen, die Frauen wollten folgen — aber Poldi kniete noch immer, mit der Brust auf den Händen, mit vorgestrecktem Kopf.

„Bub!" rief ihm die Mutter flüsternd zu. Er hörte nicht. Geduldig wartete sie ein Weilchen, dann ging sie zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter.

Schwer atmend erhob er sich. Und als die Mutter sein Gesicht sah, erschrak sie. „Jesus, Bub, was hast denn? Ist dir nicht gut?"

„Wat di innsallt, Mutting!" sagte er mit hartem Lachen. „Mi sahlt nicks nich! . . ." Er schüttelte sich und ging zur Treppe.

Als sie aus der Sakristei hinaustraten in die schöne, warme Sonne, gab es beim Friedhofthor ein Gedränge — dort gingen der Domini und das Dorle, und ein Dutzend schwatzender Leute war um das verlobte Paar.

Der Förster mit den Seinen hatte anderen Weg, zu einem Seitenthürlein des Kirchhofs hinaus.

Während des ganzen Heimwegs redete Poldi kein Wort — aber zu allem, was der Vater schwatzte, lachte er. Und die Mutter in ihrer Sorge guckte immer wieder an dem Buben hinauf.

Daheim gab's eine verdrießliche Mahlzeit. Jetzt fing auch der Vater zu fragen an: „Bub, was ist denn mit dir?"

Poldi schüttelte den Kopf. „Nicks nich!" Und dann legte er plötzlich Messer und Gabel nieder und ging aus der Stube.

Mit verdutztem Blick sah ihm der Vater nach. „Jetzt da schau . . ."

Der Försterin schossen die Thränen in die Augen. „Da hait es jetzt! Mit deiner Schützengesellschaft! Jetzt kann ihm übet sein den ganzen Tag! Und so viel hab ich mich gefreut auf heut . . . wo nach 'm Essen aus der ganzen Gegend her die Freundschaft kommt! . . . Jetzt hast es, Xaverl!"

„Ja, freilich, ja," Xaverl kaute sich schuldbewußt hinter den Ohren, „ein bißl früher hätten wir schon heimgehn können!" Dann fing er zu brummen an. „Die Seeleut, heißt's allweil, trinken den steifsten Grog wie's Wasser . . . und da können s' ein paar Halbe Bier nimmer vertragen!"

Die Mutter ging hinaus, um den Buben wieder hereinzuholen. Unter der offenen Hausthür stand er, mit aufgerissener Krawatte

„Gelt, es ist dir ein bißl besser in der Luft?"

Poldi nickte.

„Magst bleiben? Ich bring dir 's Essen aufs Bankl raus?"

Er schüttelte den Kopf und ging mit der Mutter in die Stube zurück.

„Iß nur fest!" riet ihm der Vater. „Ein schwacher Magen muß Unterstützung haben. Da wird's gleich besser . . . das weiß ich von mir."

Ehe der Tisch noch abgeräumt war, kamen schon die ersten Gäste. Und bis es zwei Uhr wurde, hatte die Försterin die ganze Stube voll mit Leuten. Aber heute war's anders als am vergangenen Nachmittag — heut schwatzten die Gäste, und Poldi schwieg. Und jeder neue, der kam, sprach wieder vom Domini und vom Dorle.

Die Mutter meinte zu merken, wie schlecht ihrem Buben der Cigarren- und Pfeifenqualm bekam, der die Stube dick erfüllte. „Geh doch ein bißl hinaus in die Luft," flüsterte sie ihm zu, „und setz dich ein Viertelstündl in die Sonn!"

Er nickte und ging. Im Garten suchte er sich einen Platz, so weit vom Haus, daß er den schwatzenden Lärm in der Stube nicht mehr hören konnte: im halben Schatten einer alten Ulme, deren kleine, junge Blättchen noch so zart waren, daß die Sonne durchschimmerte und in das frische Grün einen Goldton hauchte.

Alles zitterte von Licht, der Duft der ersten Blumen war um ihn her, und wie seine Musik war in der Luft das Gesumm der Bienen, die um die blühenden Apfelbäume schwärmten.

Hier saß er, den Arm um die Lehne der Bank geschlungen, starrte wie mit erloschenen Gedanken vor sich hin und sah den Ameisen zu, die im Sande krabbelten, so hastig, als wüßten sie: unser Leben währt nur einen kurzen Sommer — den müssen wir nützen.

Da knirschte auf dem Gartenweg ein schwerer, langsamer Schritt. Als Poldi aufblickte, stand der Lichtschmied vor ihm.

Domini brachte kein Wort heraus — und griff nach seinem Hut, um Poldi zu grüßen.

Das erste, was in Poldi lebendig wurde, war eine Regung des Spottes. Er lachte. Denn Domini, in seinem langen, schwarzen Sonntagsrock und mit dem bleichen, rasierten Gesicht unter dem städtischen Hut, sah wirklich eher komisch als feierlich aus. Doch als der Schmied den anderen so lachen hörte, fuhr ihm das heiße Blut in die Wangen. Und wie Trauer war es in seinen Augen, als er sagte: „Poldi . . . das ist mir ein harter Weg worden . . . aber schau, ich hab her müssen zu dir . . ."

Da fuhr der andere auf, in Zorn: „Mi lat in Rauh! Du!"

„Geh, Poldi, so laß dir doch sagen . . ."

„In Rauh sallst mi laten! Ick wüll nicks nich witten!" Poldi ging ein paar Schritte von der Bank, und seine Augen blitzten, als er über die Schulter sagte: „Wat ick weit, dat is mi naug,* dat gaht mi an 't innerst Lewen . . . un dor brukst du nich för uptunkamen** . . . du!" Schwer atmend warf er sich wieder auf die Bank und drehte das Gesicht gegen den Stamm der Ulme.

* genug. ** dafür brauchst du nicht aufzukommen.

Domini nahm den Hut ab und fuhr sich mit dem Aermel über die Stirn, als wäre ihm schwül geworden. Und ratlos sah er den andern an. „Herr du mein . . . da ist fürlich ein hartes Reden! Schau, Poldi, ich versteh ja bloß zur Halbscheid, was d' sagst!“

Poldi machte eine Bewegung, als wollte er heftig erwidern. Doch er schwieg und drehte das Gesicht wieder auf die Seite.

„Da weiß ich ja gar nimmer, was ich sagen muß! Du thust ja grad, als ob ich weiß Gott was für ein Unrecht an dir verübt hätt, weil ich mich heut mit 'm Dorle hab verkündigen lassen! Ich bin doch mit dem Mädl schon im Versprech seit Weihnachten!“

Langsam hob Poldi die brennenden Augen. „Und vor hadd kin Minsch . . . das hätt kein Mensch im Ort gewußt? Mein Vater nicht? Und meine Mutter nicht? Un de Doktor nich . . . de entsamte Kirl, de! Und de Herr Dekan nich? Und niemand, niemand hätt das gewußt?“

Domini schüttelte den Kopf. „Wir haben's ausgemacht an Weihnachten, daß wir's unter uns behalten, weil ich gern noch warten hätt mögen ein Jahrl. Aber dir, Poldi, dir hätt ich's verraten . . . mein Glück, mein liebs . . . und gestern in der Früh . . . wie dich neingetzt hast in meinen guten Sessel . . . schau, da hab ich dir's sagen wollen . . .“

„Ja, Dom'ni,“ Poldi stand auf, „dat Wurd, dat haddst du mi seggen müßt!“

Der Lichtschmied nickte und strich mit der schweren Hand über die Bürste seiner kurzgeschornen Haare. „Ich weiß nicht, was ich gäb drum, wenn der Zimmermeister nicht kommen wär! Aber d' Arbeit . . . schau, das ist halt so bei mir . . . hat's mich, so laßt's mich nimmer aus . . . und kaum daß ich mich besinnen hab können, bist ja schon draußen gewesen zur Stub. Und wie wir uns nachher trosten haben . . . bei der Lichtstang droben . . . und wie ich so gahlings merken hab müssen, was dir im Blut ist . . . schau, Poldi, wie da da erschroden bin, das kann ich dir gar nicht sagen . . .“

„Nu verstah ich! Nu verstah ich!“ Mit jähem Schritt auf Domini zutretend, faßte Poldi den Lichtschmied mit beiden Fäusten an den Klappen des schwarzen Rockes. „Ás ich rute* kam ut Dorles Hus, as ick mit all min säuten Drom** . . .“ Ein Würgen kam in seine Stimme, und wie in Zorn über die eigene Sprache schüttelte er den Kopf. „Du willst ja doch auch verstehen! Du! Da muß ich doch reden, daß du verstehst! Denn ich versteh, Dom'ni! Ich versteh! Was du mir sagen hättst müssen, das hast du mir nicht gesagt . . . weil du Nägel hast schmieden müssen . . . und als ich mein Dorle sunnen hadd . . . un as ick in dat leiwe Stüwel kam, dor hett“ . . . Wieder unterbrach er sich, und seine Stimme wurde ein zerdrücktes Schreien: „. . . da hat von uns drei kein einzigs, nicht das Dorle und nicht ihr Mutter, und keins hat dran gedacht, was der Lichtschmied will übers Jahr . . . und dem Dorle sind die Augen gewesen wie Sonn und Freud . . . und mir ist das Glück in die Seel gefallen . . . und ich komm zu dir und seh: dat is min Dom'ni, dat is min best Fründ . . . das ist mir der liebste, dem muß ich es sagen, noch eh' ich's der Mutter und dem Vater sag . . . und ehrlich hab ich dir mein Herz in die Hände gelegt . . . und da bist du gelaufen, von mir weg bist du hinterrücks zum Dorle gelaufen und hast ihr gesagt: Nicht übers Jahr, Dorle, morgen, dat möt morgen sin . . . daß er hören muß in der Kirch, was mein ist . . . und hast das Dorle zum Pfarrhof gejührt . . . und wie ich geschrieen hab in meiner Freud, auf dem See da draußen, und wie das Dorle hat schauen wollen nach mir . . . da hast du sie fortgezogen und . . . und hast . . .“ Seine Fäuste schüttelten den Lichtschmied. „Jit das wahr, Dom'ni? Is dat wohr odder nich?“

„Ja, Bub, das ist wahr!“ sagte Domini mit bleichem Gesicht und suchte diese zerrenden Hände von sich fortzuschieben, während sich ein harter Zug um seine Lippen grub. „Mein Glück, das hab ich mir sichern müssen! Denn daß ich aus Gutzigkeit grad alles laufen laß, wie's gestern hätt laufen mögen . . . für so dumm darfst mich nicht halten, Bobi!“

„Jo, dat was klauk! Dat was hellschen klauk***!“ Unter heiserem Lachen stieß Poldi den Lichtschmied von sich. „Un nu bliw mi vom Liw! Mit so 'n klauken Minschen, as du, will ick nicks mihr tau daukn hewwen!“

Domini hatte die Worte nicht verstanden — aber diesen Stoß begriff er, dieses höhnende Lachen. Seine Augen begannen zu brennen, und das Blut stieg ihm zu Kopf. „Gieb acht, du!“ Er zwang sich zur Ruhe. Doch seine Stimme blieb rauh und hart. „Im guten bin ich her zu dir . . . und gehen muß ich halt, wie du mich schickst! Ich hab dir gestern ein Wörtl verschwiegen, das ich dir sagen hätt müssen . . . und drum hast meinem Glück einen schiechen Brocken ins lichte Wasser geworfen . . . denn 's Dorle . . .“ Ein Schwanken kam in seine Stimme, und er sprach nicht zu Ende, was er hatte sagen wollen. „Aber jetzt sind wir wett miteinander! Ja, Poldi . . . meintwegen, jetzt lach! Du bist du, und ich bin ich, und zwischen dir und mir ist ein tiefer Graben. Und das bißl Glück, das ich noch allweil hab, das will ich mir hüten . . . verstehst?“

Poldi sah, wie sich Dominis Hände zu Fäusten schlossen. Er lachte, schob die Daumen in die Hosentaschen und ging auf ihn zu. „Mach Fäust, wie du magst! Ich fürcht mich nicht. Nc, min Jung! Ick hewww schon annre Ding in de Welt tau seihn kregen, as en Smidd, wat Nägel kloppen möt . . . un de hewwen mi of nich grugelin* maken.“

„Ja, ja, schon gut!“ Der Lichtschmied wandte sich ruhig ab. „Wo einer den andern nicht versteht, da ist kein Reden nimmer!“ Er wollte gehen.

Diese abweisende Ruhe weckte in Poldi den Jähzorn. Er sprang dem Schmied in den Weg und sah ihn mit funkelnden Augen an. „Wart, du! Ick will di noch ein Wörtl sagen . . . und eines, das du verstehst!“

„Was denn für eins?“

„Daß du dein Glück noch allweil nicht in der kalten Stub hakst!“ schrie ihm Poldi wie von Sinnen ins Gesicht.

Dem Schmied ging ein Zucken über die Stirn. Doch ruhig sagte er: „Hast recht, ja, drei Wochen muß ich noch warten!“ Und mit dem Arm schob er den andern aus seinem Weg.

Erbleichend machte Poldi eine Bewegung mit der Hand —

Da klang vom Haus herüber eine Stimme: „Bub! . . . Wo bist denn? . . . Bub!“

Die Stimme seiner Mutter! Das brachte ihn zur Besinnung — und er sah, daß er die Hand an der Hüfte hatte, wo sein Messer stak. Hinter den Büschen konnte er noch den schweren, knappenden Schritt des Schmiedes hören. Mit zitternden Händen griff er an seine Stirn und fiel auf die Bank.

„Ick was wull en beten sitte ut dem Hüschen . . .“** Unter schluchzendem Laut warf er sich gegen die Lehne der Bank und grub das Gesicht in die Arme.

So fand ihn die Mutter. Auf all ihr Jammern und Fragen hatte er keine Antwort, hielt nur immer die Stirn mit den Händen. Und da zog ihn die Mutter mit sich ins Haus, in die Küche, und rührte ihm ein Brausepulver an, mit Citronensaft — „Ne, Mutting, dat hilft mi nich, lat gaud sin!“ — Doch er mußte trinken, ob er wollte oder nicht. Auch in die Stube durfte er nicht mehr hinein, in diesen Qualm und Lärm, sondern mußte hinauf in seine Kammer, mußte sich niederlegen und bekam einen kalten Umschlag um die Stirn. Schließlich wehrte er sich nimmer und ließ sich alles gefallen, was die Mutter haben wollte. Und als sie in der Kammer die Fensterläden geschlossen hatte und auf den Fußspitzen zur Thür hinausgegangen war, grub er das Gesicht ins Kissen und stöhnte: „Ick? Ick? Ne! Hei hett mi en Steen in't Water smeten, wat so klar was, dat sick Jed un Hewen*** in em speigeln kunn!“

Dann lag er, ohne sich zu regen — und stellte sich schlafend, so oft die Mutter das vorsichtige Naseinpfeifen zur Thür hereinschob.

Als man den Abendgruß läutete, wurde es drunten in der Stube still. Die Gäste waren heimgegangen. In Pantoffeln kam der Vater zur Kammer herauf und fragte durch einen Spalt der Thüre: „Schlafst, Bub?“ Als er keine Antwort hörte, ging er wieder davon. Dann kam noch die Mutter, um eine Schale Thee zu bringen. Doch weil sich der Bub nicht rührte, trug sie die Tasse wieder fort.

Als sie draußen war, setzte sich Poldi auf und drückte das

---

* heraus. ** süßen Traum. *** höllisch klug.

* grusein. ** ein bißchen sehr aus dem Häuschen. *** Erde und Himmel.

Gesicht in die Hände. „Dat möt ick utriten* ut min Hart! Ick möt! Ick möt! Dat is nu so un nich anners."

Wieder grub er die Augen in das Kissen. Und fand keinen Schlaf. Jeden Glockenschlag konnte er zählen. Gegen zwei Uhr morgens rührte sich was im Haus, und eine Weile später kam der Vater, völlig angekleidet, mit einem Licht in die Kammer. „Komm, Bub, ‚ſteh auf'! Ich nimm dich mit auf'n Spielhahnfalz. Auf der Schneid droben geht ein ſcharfs und ein gesundes Lüftl. Das blast dir den ganzen Kummer wieder naus aus 'm Kopfl!"

Poldi ſtand auf und kleidete ſich in das warme Lodenzeug, das ihm der Vater gebracht hatte. Drunten in der Stube hatte die Mutter ſchon das Frühſtück parat. Und dann ging's unter ſtimmernden Sternen den ſchwarzen Bergen zu.

Der Vater trug eine Laterne, denn alle Wege waren finſter — das Licht des Dominі brannte nicht mehr.

Sie kamen an der Schmiede vorüber. Da waren die Fenſter dunkel. Aber die Turbine, die ſchon wieder für das Licht des folgenden Abends ſorgte, brummte mit tiefem Ton.

Ueber die Wieſen ging's hinauf durch das Oberdorf.

Am Haus der Weberin war ein Fenſterchen hell. „Da ſchau," ſagte der Vater und lachte, „'s Dorle, ſcheint mir, laßt ihrem Glück ein Kerzl brennen, damit ſie's in der Nacht auch noch ein bißl betrachten kann!"

Schweigend hatte Poldi in die Hecke gegriffen und eine Handvoll der jungen Blätter von den dünnen Zweigen geriſſen.

Und weiter. Durch den ſchwarzen Wald. Dann aufwärts, bis der Schnee begann. — —

Gegen acht Uhr morgens, im Glanz der Sonne, kamen ſie wieder heim: der Vater mit brummendem Aerger, weil der Bub den Hahn auf dreißig Schritte gefehlt hatte — und Poldi ſo todmüde, daß ihm die Lider wie Blei waren.

Jetzt konnte er ſchlafen, ſo feſt, daß ihn die Mittagsglocke gar nicht wecke. Erſt ſpät am Nachmittag erwachte er. Als er ſich in den Kiſſen aufſetzte und vor den Fenſtern den Goldſchein der Sonne ſlimmern ſah und die Schwalben zwiſchiern hörte, war ihm ganz leicht ums Herz — als wäre all das Graue von geſtern nur ein ſchwerer Traum geweſen.

Der war vergangen mit dem Schlaf. Und Poldi atmete auf. Er konnte lächeln. Nichts anderes war in ihm, als dieſe halbgeſtillte Müdigkeit, dieſes leiſe Rieſeln in allen Gliedern. Kein Gedanke in ſeinem Kopf! Keine Qual in ſeinem Herzen! Nichts! Nichts!

Wie glücklich die Förſterin an dieſem Abend war! Ihr Bub hatte wieder ſeinen hellen Kopf! Und immer ſaß er bei ihr! Zuerſt auf der Hausbank draußen, ſo lange die Sonne noch nicht drunten war. Schwatzen mußte freilich ſie ſelber das meiſte — aber daß er ſo ſtill war, immer ſo kurze Antwort gab, das ſchrieb ſie ſeiner Müdigkeit zu — ſolch eine ſcharfe Bergtour und das Waten im „altbackenen" Schnee muß man gewöhnt ſein, oder man ſpürt's noch lang in allen Knochen. Und über den Spielhahn, den er gefehlt hatte, „ſinnierte" er wohl auch ein bißerl — weil er ſo verträumt hinausguckte ja den Bergen! Dabei hielt er einen blühenden Zweig in der Hand, den er immer zwiſchen den Fingern drehte oder über die Wangen und über die Augen ſtrich. Sie lachte darüber, daß er dieſes Spiel gar nicht faſt bekam — und während ſie, wie ſie ſelber ſagte: „dem Teufel ein Ohrwaſchl vom Kopf ſchwatzte", ſtichelte und nähte ſie am Zeug ihres Buben, bis es zu dämmern anfing. Dann wurde in der Stube das Gühlicht aufgedreht. Und nach dem Eſſen ſetzte ſich die Mutter wieder zu ihrer „Nahterei", der Vater brannte die Pfeife an, nahm ſein „Schlagregiſter" vor und begann zu addieren, halb im Kopf und halb mit den Fingern. Denn zu „Adam Ries" ſtand Vater Xaverl in etwas gespanntem Verhältnis, und hatte er ſich mit ihm zu raufen, ſo war's ihm gerade recht, wenn nicht viel geſchwatzt wurde — da vergaß er immer, was „umwillkommt" von einer Kolumne zur andern. Das wußte die Mutter, und drum war ein Lächeln, ein zärtliches Nicken oder ein Augenblinzeln faſt die ganze Unterhaltung, die ſie mit ihrem Buben führte. Der ſaß im Lehnſtuhl — und neben ſeinem Bierkrug lag das blühende Zweiglein auf dem Tiſch, mit müd gewordenen Blümchen.

Solch eine Bergtour, wie die am Morgen war, macht dürſten. Immer wieder griff Poldi nach dem Krug — bis die Mutter ſagte: „Schau, Bubele, es iſt dir ja vergönnt! Aber heut ſollteſt dich doch ein bißl . . ."

„So laß ihn doch, wann's ihm ſchmeckt!" brummte der Vater und blies eine dicke Rauchwolke über die Zahlen hin. „Da ſchlafe er drauf! Und 's Bier iſt gut. Das hat ihm auch nichts geſchadet am Samstag! Der Dampf halt, weißt, den ſie allweil machen in der Geſellſchaft! Meine geöhrten Schützenbrüder rauchen niemal ein recht ein' Zwiefelſtarken. Ein paar hab ich eh' im Verdacht, daß ihr Havanna auf'm Kartoffelacker wachſt! Oder auf der Roßkaſtani!"

Poldi lachte — ein Lachen, ſo merkwürdig, daß ihn die Mutter anſah. Dabei gewahrte ſie, daß er ſchon wieder die Hand ſo über die Augen deckte — wie zum Schutz gegen das weiße, grelle Licht der Glasbirne. Haſtig legte ſie das Näh̃zeug nieder, ging aus der Stube, brachte eine Petroleumlampe mit grüner Glocke, ſtellte ſie auf den Tiſch und drehte das Gühlicht ab.

Vater Xaverl machte ein verdutztes Geſicht. „Aber, Mutter! Was ſollt ihr denn ein'! So ſparen brauchen wir ja doch nicht, daß wir 's Petroli brennen müſſen! Und wenn man ſich gewöhnt hat an 's Elektri, kann man ſo ein Grabllicht gar nimmer haben!"

„Wenn aber 's Elektri dem Buben in die Augen weh thut!"

„Geh, du! Den verzärtelſt aber ſchön!" Der Förſter lachte. „Möcht wiſſen, wer ihm auf 'n Aequator 's Petroli nachtragt und die Tropenſonn abbrennt?"

Poldi ſagte kein Wort — und dankte der Mutter nicht. Aber als ſie ſchlafen gingen, ſchlang er draußen im dunklen Flur den Arm um ihren Hals, mit ſo heißem Ungeſtüm, daß ſie vor Schreck und Schmerz beinah geſchrieen hätte.

Und dieſe wilde Zärtlichkeit ihres Buben that ihr doch ſo wohl! Die halbe Nacht, bis ſie einſchlief, konnte ſie zehren daran.

Aber am Morgen — dieſe Sorge wieder! Die harte Bergtour da in den Schnee hinauf war ihrem Buben doch wohl über die müde Kraft gegangen. Tiefe, blaue Ringe hatte er um die Augen.

Und gerade heut' wär es der Förſterin lieb geweſen, wenn ihr Bub wieder ſo friſch und prächtig, ſo geſund und lachend ausgeſehen hätte wie am Samstag, als er heim kam von ſeinem erſten Weg ins Dorf. Denn heute mußte er dieſen Beſuch machen, den er nicht länger verſchieben durfte — ſie war überzeugt, daß ſich der Herr Dekan nur deshalb nicht mehr im Förſterhaus hatte ſehen laſſen. Der hatte den Poldi gewiß ſchon am Sonntag erwartet — und war getäuſcht.

Gegen zehn Uhr machte ſich Poldi auf den Weg.

Ein Morgen — ſo ſchön! Aber Poldi ſah nur die Straße, nur immer das Fleckſein, auf das ſein Fuß gerade hintrat.

Und wieder rieſen ihn aus allen Gärten die Leute an. Aber Poldi nickte nur einen ſtummen Gruß und ging vorüber.

„So ein hochmütiger Kerl, wie der iſt!" brummte man hinter ihm her. „Weil er ein goldenes Dörtl auf'm Kappl hat, meint er ſchon weiß Gott was!"

Poldis Weg ging an der Lichtſchmiede vorbei.

Mit dem Gepolter des Waſſerwerks miſchte ſich der klingende Hammerſchlag. Doch man hörte nur die kleinen Nagelhämmer der Geſellen, nicht den großen Strechhammer des jungen Meiſters. Der war wohl in ſeinem „Lichtſtadel". Oder hatte er ſich um andere Dinge zu ſorgen? Denn überall im Garten wurde gearbeitet, und in den Stuben, deren Fenſter offen ſtanden, ſah man Handwerksleute, die beſchäftigt waren.

Poldi machte langſamere Schritte. Man geht am Hauſe eines Menſchen, den man haßt, nicht ſchnell vorüber. Was ſich der ſonſt denken möchte!

Nach allen Fenſtern ſah er, nach dem Thor der Werkſtätte, nach jedem Winkel des Gartens. Und ein hartes Lächeln war um ſeinen Mund, ein heißer Wille im Blick ſeiner Augen.

Doch als er vorüber war und wieder zwiſchen gleichgültigen Hecken hinſchritt, ſah er nur wieder die Straße und ihre Steine — nichts anderes. Und wenn ihm der laue Frühlingswind ſolch ein weißes Blütenſtöcklein ins Geſicht wehte, ſtreifte er's von ſich ab — wie es der Dominі bei der Lichtſtange getan.

Er hatte den Pfarrhof erreicht, ein kaltes und ſtilles Haus, das mitten in einem großen, dicht verwachſenen Garten ſtand.

Schon wollte er die Glocke ziehen. Doch er zögerte — als wäre in ihm ein dunkles Gefühl: dieſe Stunde wird mir Schmerzen

x

* ausreißen.

Aus der Schlacht bei Fochkirch.
Nach dem Gemälde von Georg Schöbel.

bringen. Und wie dann hinter der schweren Thür, in dem gewölbten Korridor mit den Steinfliesen, die alte große Glocke schrie und bellte — das war ihm unbehaglich zu hören. Das erinnerte ihn an bittere Stunden seiner Knabenzeit: wenn ihn die anderen im Pfarrhofe wegen eines übermütigen Streiches verklatscht hatten, mußte er immer kommen, vor dieser Thür stehen und die Glocke ziehen.

Die Widumshausherin öffnete ihm. Sie sah noch immer wie damals aus — so weit und alt, daß sieben Jahre keinen Unterschied machten. Nur daß sie ihn heute freundlich empfing und seinen Besuch als eine Ehre zu betrachten schien.

Als die Thüre hinter ihm zufiel, bellte die Glocke wieder.

Ueber dem stillen Garten zitterte die Maiensonne, und in ihrer Wärme dampften die frisch besandeten Wege. Auf dem Rasen blühten die Himmelsschlüssel und kleine, kurzgestielte Genzianen, deren blaue Glocken wie Kinderaugen aus dem handhohen Gras hervorlugten. Ein kleiner Hügel mit künstlichen Steingruppen war wie mit Gold überstreut: von hundert und hundert Dolden der gelben Bergarnikel, deren süßer Wohlgeruch um den Hügel her die Luft erfüllte und von überall die Bienen rief. Als hinge mit Geglitzer ein fein beweglicher Schleier über dem Goldhügel — so war's über ihm von all den zahllosen, schwärmenden Trinkern.

Wenn Gott den Honig der Blumen für die Bienen schuf, die ihn saugen dürfen — warum nicht auch das Glück für Menschenherzen, die nach ihm dürsten? —

Fast eine Stunde war vergangen, als am Pfarrhof die Glocke wieder tönte und die Thür sich öffnete.

Poldi trat in den Garten heraus, die Mütze in der Hand, und mit ihm der alte Dekan im Hauskäppchen, unter dem das weiße Haar mit ein paar dünnen Strähnen hervorquoll, und in einem abgetragenen Talar, der einen hageren, gebeugten Körper umschlotterte.

Welch eine Kluft des Lebens zwischen diesen Beiden: zwischen diesem Dreiundzwanzigjährigen in aller Kraft und mit allen heißen Wünschen seiner Jugend, und doch mit einem Gesichte, so bleich, mit Augen, so verstört, als läge hinter ihm eine Stunde voll unerträglicher Qual — und zwischen diesem Greis in der müden Schwäche seines Alters, mit dem ruhigen Faltengesicht, mit diesem zufriedenen Lächeln nach erfüllter Pflicht, mit diesen stillen Augen, die klug waren, weil sie ohne Wunsch geworden und Schmerzen der Seele nur noch bei anderen sahen!

„Ein schöner Tag, heut! So ein schöner Tag!“ sagte der alte Herr und nickte dem blauen Himmel zu, dem jungen Grün und den sprossenden Blumen. „Schau nur, wie die warme Sonn' seit ein paar Tagen das Gras hat wachsen lassen! Da werden meine guten Bauern doch wieder einmal zufrieden sein mit dem lieben Herrgott! Ja, ja!“ In seiner Stimme war ein milder, herzlicher Ton, der etwas Absichtliches hatte, als möchte er sagen: Was wir in der Stube da drin miteinander reden mußten, das ist erledigt, und jetzt wollen wir gemütlich miteinander schwatzen, von ganz was anderem, gelt?

Vor einem Fliederstock blieb der Dekan stehen und streifte sanft mit der welken Hand über die Zweigspitzen. „Der kommt jetzt auch schon! Ja, ja, schön langsam nach der Reih' wird alles wieder lebendig, alles Tote wird wieder seine Blüt haben! Steckt man so mitten drin in der kalten, harten Zeit . . . das weiß ich ja von mir selber . . . so möcht man schier denken, daß man den warmen, tröstenden Frühling gar nimmer erlebt! Und doch kommt er! Doch! . . . Gelt, ja?“

Es zuckte um Poldis bleichen Mund. Ein Wort schien ihm auf der Zunge zu liegen, doch er schwieg.

„Aber geh, setz doch dein Kappl auf!“ Der alte Herr lachte ein bißchen. „Freilich, wenn man das Kraushaar noch so dick auf dem Dächlein hat, da kann man Luft und Sonne vertragen. Aber bei mir da droben hat der Förster Zeit einen ‚Radikalhieb‘ durch das Waldherl geschlagen . . . wie dein lustiger Vater allweil sagt. Ich darf ohne Kappl nimmer zur Hausthür hinaus, da hat's mich gleich! . . . Aber schau, der Schlehdorn wird auch bald blühen!“

So gingen die Beiden langsam über die weißen, sonnigen Wege hin, und unter freundlichem Schwatzen deutete der alte Herr auf alles junge Grün, auf jeden blühenden Zweig, auf jede Blume, auf all diese tröstenden Zeichen froher Wiedergeburt des erfrorenen Lebens.

„Und jetzt geh halt heim!“ sagte er, als sie zum Zaunthürchen gekommen waren. „Grüß mir deine Leut recht schön! Vielleicht komm ich am Nachmittag ein bißl hinunter zu euch. Und dann mußt du mir was erzählen! Gelt?“

Poldi nahm die Hand, die der alte Herr ihm reichte. „Adjüs, Hochwürden!“

Vorsichtig blickte der Dekan über den Zaun hin — draußen die Straße war still und leer — und da sagte er leis und eindringlich: „Wirst du auch halten, was du mir versprochen hast?“

„Dat will ich halten! Ja! Weil ich es versprochen hab, und . . .“ ein müdes, wehes Lächeln irrte um Poldis bleiche Lippen, „und weil mir das Dorfe zu lieb ist, als daß ich ihr einen Stein ins klare Wasser werfen könnte.“

Freundlich streichelte der alte Herr die zitternde Hand, die er in der seinen hielt. „Das war ein gutes und schönes Wort! Und schau, jetzt thu gleich noch ein Schrittl weiter! Sei nicht nur ein braver Mensch, sondern auch ein guter Christ . . . und trag's dem Dominі nicht nach, weil er mir in seinem Herzenskummer alles so offen gesagt hat . . . und wenn du vorbeikommst an seinem Haus, so geh ein bisserl hinein zu ihm . . .“

Poldi fuhr auf, als hätte er einen Stoß vor die Brust erhalten. Er wollte seine Hand befreien — doch der alte Herr hielt sie fest.

„So schau doch! Sollst ihm ja nicht um den Hals fallen. Aber in der Werkstatt kannst dich doch ein bißl unters Thor stellen . . . und sagen: ‚Gelt, heut macht's einen schönen Tag?‘ . . . und kannst ihm dabei die Hand geben?“

„Ne, Hochwürden! Dat kann ich nich!“

„Warum denn nicht?“

„Dat kann ich nich!“

„Wenn's zu viel ist, in Gottes Namen, so geh halt vorbei an seinem Haus!“

„Dat will ich dauhn! Adjüs, Hochwürden!“

Dem alten Pfarrer sprach die Sorge aus den Augen, daß er mit diesem Rat viel mehr verdorben hätte, als gutgemacht.

Und wie heiß die Erregung in Poldi wühlte, das sah man dem Schritt an, den er einschlug — mit vorgebeugtem Kopf, wie man anschreitet gegen brausenden Sturm. Und es rührte sich nicht das leiseste Lüftchen in der schönen Sonne.

Als er zur Lichtschmiede kam, blieb er stehen — und lachte.

Es war ihm eingefallen, wie entrüstet damals vor den sieben Jahren der Dominі immer gewesen war, wenn einer „seinen“ Poldi im Pfarrhof oder beim Schulmeister verklatscht hatte!

„Un nu heit hei sülwen mi verkladdert!“

Wie er lachte! Und daß er so lachen konnte, das that ihm wohl. Denn die Lichtschmiede und der in ihr hauste — die lagen jetzt hinter ihm! — Einer, der klatscht! — Jetzt war er fertig mit dem Dominі! Jetzt erst! Da würde ihn kein Gedanke, keine Reue, keine Sorge mehr quälen! — Und wie hatte ihn das gemartert in diesen beiden Nächten! Daß er aufgestanden war in der letzten Nacht und das Messer über den Garten hinausgeschleudert hatte in den See!

Aber dieses Gefühl der Erleichterung, in dem er lachen konnte, dauerte nicht lange. Als er hinunterkam zur Seestraße, war schon wieder diese tiefe Furche in seine Stirn gegraben.

Wie ihn diese schwatzenden Leute quälten, ihre Freundlichkeit, ihr lustiges Grüßen! Und einer faßte ihn mit Lachen an der Jacke und hielt ihn fest. Der hatte was läuten hören über die Gockelfrauen von Lugalonien. Und wollte wissen, ob das wahr wäre, daß diese hahnenfiedrigen Jungfern das teuere Geld für Sonnen- und Regenschirme sparen könnten? „Sag mir's ehrlich! Ist jetzt das wirklich wahr?“

„Ja, Mensch, das ist wahr!“ Poldi schob den Schwätzer aus seinem Weg. „So wahr wie ander Ding, an de id all min Dag nich globen habd mögt!“ Seine Stimme zitterte.

Die Erinnerung an diesen kindischen Scherz, der mit den flinken Füßen, auf denen alle Dummheit läuft, im Dorf schon umherzuwandern begann, hatte plötzlich wie greifbare Wirklichkeit alles in ihm wachgerufen: diese ganze Stunde in dem grünen

Stübchen, das Getriller der Vögel, den zirpenden Klang der Spieluhr, die Wärme des kleinen, linden Händchens, das er so fest umschlossen hielt, dieses liebe, süße Gesichtlein mit den strahlenden Augen und dem verlegenen Lächeln der Freude — alles, alles, alles — das ganze lachende Glück, das ihm ins Herz gefallen war, wie im Maien die Sonne ins offene Herz der Erde fällt!

Und da fuhr es ihm plötzlich mit heißem Schreck durch jede Fiber seines Lebens — denn das Dorle stand vor ihm, mit dem steinernen Krug in der Hand, mit dem weißen Kopftuch über dem Haar, ratlose Angst in den großen Augen, und um den lieben Mund das hilflose Lächeln einer bekommenen Sorge.

„Gu'n . . ."

Er hatte sagen wollen: Guten Morgen, Dorle! Aber die Erregung zerdrückte ihm das Wort in der Kehle.

Stumm und ratlos standen sie vor einander — bis Boldi die zitternde Hand nach seiner Mütze hob. Jetzt brachte er's heraus: „Gu'n Morgen, Dorle!" Und das Wasser schoß ihm in die Augen, als er sich hastig abwandte und davonging.

Ein paar Schritte war sein Gang so taumelig, als hätte er zu viel getrunken. Und mit der Faust wischte er die zwei Thränen fort, die ihm auf die Wangen geronnen waren. Und ging — und ging — immer schneller —

Das Dorle sah ihm nicht nach — nicht ein bißchen drehte sie das Gesicht. Langsam war ihr das Köpfchen auf die Brust gesunken, so tief, daß ihr das Kopftuch mit seinem Dächlein ganz die Augen verdeckte. Und der schwere Steinkrug zog ihr den Arm immer tiefer hinunter. Dann fing sie zu gehen an, mit kleinen Schritten — und die wurden nicht schneller, sondern immer müder.

Als sie zum Altwirt kam und die steinerne Freitreppe zur Hausthür hinaufstieg, mußte sie sich am eisernen Geländer stützen.

Sie trat in den Flur und blickte langsam über die Schulter zurück, bevor sie beim Ausschank die Glocke zog.

Von innen wurde das Schubfenster gehoben, man hörte das lustige Schwatzen von ein paar Gästen, die in der Wirtsstube waren, und im Guckloch des Ausschanks erschien das derbe, rote Gesicht der Kellnerin. „So, Dorle, bist da? Hab schon gemeint, du kommst heut gar nimmer und bist uns mit der Kundschaft ausgestanden." Lachend zog die Kellnerin den Steinkrug durchs Fenster in die Schenke. „Wie viel denn?"

„Wie allweil!" Ganz erloschen klang diese Stimme.

Das braune Brünnlein sprudelte und füllte schäumend den Krug. „So! Vier Maß! Und besser gemessen, als wie der Neuwirt mißt!" Die Kellnerin stellte den schweren Krug auf das steinerne Gesims — aber draußen streckte sich keine Hand, um den Krug zu fassen.

„He! Dorle! Wo bist denn?" Verwundert schob die Kellnerin den Kopf zum Fenster hinaus und sah das Dorle mit kreideweißem Gesicht auf der Treppe sitzen, die neben dem Ausschank in den ersten Stock hinaufführte. „Ja du Heiliger! Madl! Was hast denn?" Erschrocken rannte sie aus der Schenke und machte in der Stube ein Geschrei, das die Wirtin und alle Gäste in Aufruhr brachte. Aber als das Häuflein Leute mit Lärm in den Flur herausgelaufen kam, stand das Dorle beim Ausschank und legte die paar Münzen für das Bier auf das Gesimse. Sie wollte den Krug nehmen und gehen. Doch da drängten sich die Leute um sie her, mit Fragen, in denen die Neugier größer war als die Sorge. Dorle mit ihren nassen, verstörten Augen sah die schwatzenden Menschen an und bettelte: „Jesus Maria! Ich bitt schön . . . laßts mich doch gehen!"

Die behäbige Wirtin legte sich ins Mittel. „Gehts weiter, Leut, laßts das Madl in Ruh! Die jungen Bräutln haben allweil solchene Sachen!" Sie lachte. „Das weiß ich von meiner Zeit her. Und nach der Hochzeit ist alles in Ordnung gewesen."

Unter dem Lachen der anderen trat Dorle ins Freie. Vor der Thüre blieb sie wieder stehen und blickte mit angstvollen Augen über die Straße hinunter.

Auf dem Kirchturme sing die Elfuhrglocke zu läuten an. Wie klingende Träume schwammen in der sonnigen Mittagsstille die Glockentöne über die Dächer und Gärten hin, über den blauen, spiegelglatten See hinaus und den Bergen entgegen. Jeder einzelne Schlag der Glocke weckte ein Echo in der Ferne — und das klang mit Hall und Wiederhall, als stünden zwei Türme im Thal, jeder mit einem tönenden Herzen in seiner steinernen Brust — zwei klingende Seelen, die aus weiter Ferne mit einander redeten: die eine in hallender Kraft, die andere ganz leise, in scheuer Sehnsucht.

Die Kahlsteine bei Hemmrich.

Immer tönten die beiden Glocken, während Dorle, mühsam an dem schweren Steinkrug schleppend, mit hastigen Schritten die Straße hinunterging. Und als sie den Seitenweg erreichte, der gegen die Wiesen einbog, fing sie zu laufen an, als wäre etwas Entsetzliches hinter ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten.

Ein Meisterw- gotischer Altschnitzerei ist jahrhundertlanger Vergessenheit entrissen und dem deutschen Volke neu geschenkt worden in dem Altar der alten Templerkirche zu Zielenzig, die mit einem Kostenaufwand von 85 000 Mark in fast zweijähriger, mühevoller Arbeit umgebaut und erweitert worden ist, unter Beibehaltung aller künstlerisch wertvollen Inventeile. Zielenzig, die Kreisstadt des Ost-Sternberger Landes, wurde vom Grafen Mrachko im Jahre 1241 als Bollwerk gegen das Slaventum errichtet, 1244 dem Templerorden geschenkt und kam nach dessen Aufhebung an den Johanniterorden, welcher im Sternberger Lande eine Anzahl Kirchen erbaute und die alte Templerkirche in Zielenzig erweiterte, worauf diese 1369 neu geweiht wurde. Seit 1544 war dann kaum noch etwas zu ihrer Erhaltung gethan worden. Erst durch den jetzt erfolgten Umbau wurde die Aufmerksamkeit wieder auf das ehrwürdige Bauwerk gelenkt, das unvergängliche Schätze aus der Blütezeit der Gotik birgt. Das wertvollste Stück aus dem Inventarium der Johanniterkirche ist der in gotischer Holzschnitzerei ausgeführte Altar, dessen Bild wir heute bringen. Durch Zufall von einem Geistlichen entdeckt, wurde er auf Befehl des Kaisers und auf Kosten seiner Privatschatulle von dem Kirchenmaler Oettken in Berlin in vollendeter Weise wieder hergestellt. Es ist ein sogenannter Klappaltar, dessen Thüren außen auf blauem Grunde die Bilder der Apostel zeigen, während er auf der Innenseite acht Darstellungen aus dem Leben der Maria birgt. Eine wahre Perle gotischer Holzbildnerei ist das gekrönte und reich bemalte Mittelstück, eine Verherrlichung der triumphierenden Himmelskönigin. Wertvoll ist auch das Sockelgemälde des Altaraufsatzes, drei Figuren, die man als Johannes den Täufer, einen besiegten Wendenfürsten und Adalbert, den Apostel der Preußen,

deutet, während nach anderer Auslegung die Mittelfigur den Abraham darstellen soll, an dessen Seite zwei Bischöfe stehen. Eine spätere Arbeit, wielleicht aus dem 17. Jahrhundert stammend, ist die Schnitzerei im Barockstil, die jetzt den gotischen Schrein umgiebt. Wappen und Medaillons im gleichen Stile, die Bilder der Stifter enthaltend, sind zu den Seiten des Altars angebracht.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die „Dicke Eiche" im Hasbruch. (Mit Abbildung.) Auf der Delmenhorster Geest, im Großherzogtum Oldenburg, liegt ein mächtiger Wald, der Hasbruch oder richtiger „Hasbrok". Es ist ein uralter Eichenwald, der teilweise forstmäßig behandelt ist, vielfach aber noch vollkommen den Urwaldcharakter zeigt. Machtvolle Baumrieseu finden wir im Innern des herrlichen Waldes, Eichen, die an Größe und Gestalt in Deutschland einzig dastehen. Meistens stehen die knorrigen Riesen auf den herausgehauenen Wegen oder auf kleinen Lichtungen; die schonende Hand des Forstmannes ließ sie nicht nur unberührt, sondern verschaffte ihnen auch noch Licht und Raum zur freien Entfaltung. So tragen denn diese nachweislich mehr als tausendjährigen Bäume allsommerlich noch dichte grüne Kronen. Die bekanntesten Eichen des Hasbrof sind die „Amalien-" und „Friedrichseiche", die „Hohle Eiche" und die „Dicke Eiche". Am berühmtesten und besuchtesten ist die hier abgebildete „Dicke Eiche". In über 1000 Jahren wuchs sie heran mit ihren dicken Aesten, wunderlichen Knorren und Auswüchsen, und trotz des weiten Maßes, der an dem Baume herumklettert und von einem fürchterlichen Blitzschlage erzählt, treibt die „Große Eiche", wie sie wohl auch genannt wird, jeden Sommer frische Blätter und wölbt ihr grünes Dach in neuer Lebensfülle. Nur ein mächtiger Zweig ist abgestorben infolge des Blitzschlages, der den Baum getroffen hat. Der Stamm hat in Brusthöhe einen Umfang von etwa 12 m.

Hans Müller-Brauel.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die „Dicke Eiche" im Hasbruch.

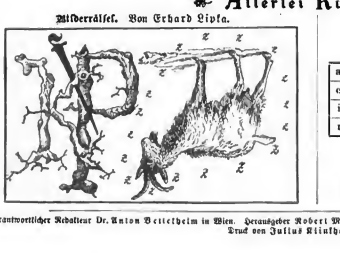
Nach einer Aufnahme von Hans Müller-Brauel in Zeven.

Aus der Schlacht bei Kochkirch. (Zu dem Bilde auf S. 677.) Die Schreckensnacht des 14. Oktober 1758, der Ueberfall bei Hochkirch, gehört zu den unheilvollsten Ereignissen des Siebenjährigen Krieges, und der Eigensinn des großen Königs, der die Schuld an diesem Unglück trug, fand hier eine harte Strafe. Im Angesicht des Feindes, des Feldmarschalls Daun, schlug König Friedrich sein Lager auf; der Quartiermeister Marwitz weigerte sich, es abzustecken, er kam dafür ins Gefängnis. Friedrichs Generäle, Zieten, Seydlitz, Keith, beschworen den König, davon abzusehen; doch im Vertrauen auf sein Glück, auf Dauns Langsamkeit und auf die falschen Berichte eines von den Oesterreichern bestochenen Spions beharrte Friedrich bei seinem Befehl. Drei Tage lang hatten die Preußen ruhig im Lager gestanden; am vierten wollten sie abmarschieren; da brach das Unheil am Morgen dieses Tages über sie herein. Der Feind hatte sich in der Dunkelheit heimlich dem Lager genähert; um fünf Uhr morgens begann der Angriff. Die Vorposten wurden niedergeschossen, der Feind bemächtigte sich der preußischen Batterie, welche die Hauptstraße beherrschte, und alle Preußen, die sich dort sammeln wollten, wurden zu Boden geschmettert; grenzenlos war das Gedränge und die Verwirrung. Das Dorf geriet in Flammen; der Feldmarschall Keith und andere Generäle fielen. Zietens Reiterei war gegen den Befehl des Königs gerüstet geblieben; sie schwärmte draußen umher, hieb viele Feinde nieder, machte viele Gefangene. Der Dorffirchhof wurde von einer tapferen Schar von 600 Mann gegen acht österreichische Grenadierbataillone verteidigt, und diese Schar unterlag erst, als vierzehn andere Grenadierbataillone heranrückten. Mit Mühe rettete des Lagers, des Gepäcks, der Geschütze mußte Friedrich den Rückzug antreten; doch ging dieser in solcher Ordnung vor sich, daß die Oesterreicher keinen Angriff wagten. Der Mater Georg Schöbel stellt auf seinem lebensvollen Gemälde dar, wie die in einem Bauernhofe einquartierten Grenadiere, durch den Kanonendonner vor dem Dorfe überrascht, halb angekleidet von ihren Lagerstätten aufspringen, und da sie nicht mehr das Freie erreichen können, sich in dem Hause gegen den andringenden Feind verteidigen. Möbel und Betten sind vor das Fenster geworfen. Draußen brennt es bereits lichterloh. Dem einen erschossenen Grenadier nimmt man die Patronen, Pulver und Blei aus der Tasche. Vorn sitzt verzweifelt der Bauer des Gehöftes bei seiner zu Boden gesunkenen Tochter.

Die Kalksteine bei Hemmrich. (Zu dem Bilde S. 679.) Die malerische Felsgruppe, die wir unseren Lesern im Bilde vorführen, befindet sich in dem an landschaftlichen Schönheiten reichen Ziergebirge, das von den Touristen noch lange nicht nach Gebühr gekannt und gewürdigt ist. Wer von der Kalksteig-Hemmrich aus den sanft anteigenden Fußpfad zum Hemmrichberg verfolgt, steht plötzlich in einer Höhe von 659 m vor den hohen Kalkfelsen, im Volksmund auch Teufelsschachteln genannt, vier riesigen Felstürmen aus Granit, die von unzähligen kleineren Blöcken umgeben sind. Von der Nordseite her kann man mit Hilfe des Bürzeigeflechts in einer schmalen, steilen Rinne bis zum höchsten Felsen links emporklimmen, gegen Süden fallen die Wände 30 bis 40 m steil ab. Wenn der wendigen Kletterer oben auch keine vollkommene Rundschau lohnt, so ist der Blick über den Nesselberg und Grubberg in das reizende Görsbachthal, in das Wittigthal mit seinen zahlreichen Forschasten und die in Duft verschwimmende schlesische Ebene doch reizvoll und lohnend genug. Breite Gassen und Höhlen sind zwischen den einzelnen Kuppen, in drei Stein gemeißelte Kreuze und eine Jahreszahl erinnern an frühere Besteigungen der trotzigen Steinberge. Wen es lockt, ein Stück jener in Böhmen gelegenen und doch durch und durch deutsch gesinnten Gebirgsgegend durch eigene Anschauung kennenzulernen, wende sich an den 1884 gegründeten Deutschen Gebirgsverein in Reichenberg, der zu jeder Auskunft gern bereit ist.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel. Von Erhard Lipka.



Kreuzrätsel.

Die Buchstaben lassen sich so ordnen, daß die einander entsprechenden wagrechten und senkrechten Reihen bezeichnen:

1. ein Schloß bei Triest,
2. einen spartanischen Feldherrn,
3. eine Hafenstadt von Aegypten,
4. einen südlichen Beamten.

A. St.

Die Auflösungen der Rätsel und Aufgaben aus Halbheft 23 folgen im nächsten Halbheft.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Heft 12, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Rudolf Virchow. Seit Wochen und Monaten kamen Berichte, die von dem Befinden des greisen Gelehrten Kunde gaben, bald Besserung verhießen, dann wieder die Zunahme schlimmer Erscheinungen feststellend. Und nun ist die Todesbotschaft eingetroffen. Die Lebenssamme eines Mannes, die so lange in hellstem Glanze geleuchtet, ist in sich zusammengesunken und endlich, ein zitterndes Flämklein, erloschen. Am 31. August ist der Kranke von Harzburg nach Berlin gebracht worden. Hier ist er am 5. September, umgeben von den Seinen, friedlich entschlafen. Rudolf Virchow, der große Gelehrte und ausgezeichnete Mensch, hat ein Alter von 81 Jahren erreicht. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier in wenigen Zeilen das Leben und Wirken dieses Mannes darzulegen, das bleibt einem ausführlichen Nachruf aus der Feder eines Fachgenossen und Schülers des Verstorbenen, des Professors Carl Posner, überlassen. Eines aber darf füglich heute schon gesagt werden: daß die wissenschaftliche Welt einen ihrer Größten, Deutschland einen seiner besten Söhne und vornehmsten Geister verloren hat!

Eine deutsche Gesellschaft für die Erforschung Anatoliens ist vor kurzem in Berlin gegründet worden. Zum Ehrenpräsidenten wurde Rudolf Virchow ernannt, der, die eigentliche Seele des Unternehmens, durch seine Erkrankung verhindert war, der Begründung der Gesellschaft beizuwohnen. So trifft Virchows Tod nun auch die des Unternehmens schwer. Die Hauptaufgabe der Gesellschaft soll sein, einen Sammelpunkt aller auf Anatolien gerichteten wissenschaftlichen Bestrebungen und Arbeiten zu bilden. In erster Linie sollen Ausgrabungen an geeigneten Plätzen vorgenommen und dazu die Erlaubnis der türkischen Regierung eingeholt werden. In den Vorstand sind Dr. Beick als Vorsitzender, Dr. Lepsius, Pfarrer Lohmann, Prof. Dr. Sahlmann, Prof. Steglin, Prof. Dr. Nowmann, Dr. Albrecht Wirth und Dr. Zimmer gewählt worden. Der Jahresbeitrag ist auf 20 Mark, der einmalige Beitrag auf 500 Mark festgesetzt worden. Alles weitere ist zu erfahren bei Dr. Beick in Frankfurt a. M. Dort werden auch Anmeldungen entgegengenommen.

Ein neuer Beruf ist den Frauen durch die aktive Teilnahme an der gesetzlich geregelten Gewerbeaufsicht eröffnet worden. Es konnte von vornherein keinem Zweifel unterliegen, daß die weibliche Thätigkeit auf diesem Gebiete außerordentlich erwünscht war. Die industrielle Beschäftigung der Frau als Arbeiterin ist sehr stark. Hier giebt es im Grunde keine Frauenfrage. Das Mädchen, die Frau gehen in die Fabrik, weil die soziale Lage es verlangt. Man muß, also geschieht's. Nun haben sich im allgemeinen aus der Beschäftigung der Frauen in Fabriken weder moralische, noch gesundheitliche Schäden ergeben. Alles, was in dieser Beziehung behauptet wird, ist zum guten Teile übertrieben. Wird ein Fabrikbetrieb mit der nötigen Rücksichtnahme und unter den vom Gesetz festgestellten Bestimmungen geleitet, so ist die Frauenarbeit durchaus nicht zu beanstanden. Anders liegt die Frage, wenn es sich um verheiratete Frauen handelt. Aber auch hier kann man nicht ohne weiteres bestimmen: die verheiratete Frau darf nicht in die Fabrik. Auch hier hat sich oft genug gezeigt, daß die verheiratete Frau ein Segen für die Fabrik war. Der Ton und die Arbeitsgewohnheiten beiderlei sich ganz wesentlich unter ihrem Einfluß. Je weniger man danach die Fabrikarbeit der Frauen abschaffen kann, desto mehr muß man auf eine strenge Befolgung der zu ihrem Schutze erlassenen Gesetze sehen. Dieser aber ist nur gesichert, wenn die Frauen ihr Herz ohne jeden Hinterhalt ausschütten können. Dazu bedarf es in vielen Fällen einer Frau. Die Einstellung von Frauen als Aufsichtsbeamte in Fabriken und gewerblichen Anstalten ist noch neuen Datums, aber die Praxis hat sie glänzend gerechtfertigt. Der erste für das Jahr 1901 vorliegende staatliche Bericht über die Thätigkeit der Aufsichtsbeamten kommt zu dem Schluß, daß sich die Arbeiterinnen, welche es bis jetzt noch großenteils als dem wünschenswerten Interesse für die weiblichen Beamten fehlen lassen, den letzteren allmählich in stärkerem Maße annähern werden. Gut Ding will Weile haben. Für den Anfang genügen die Erfolge, die man, wie aus diesen Berichte hervorgeht, erzielt hat, durchaus. Strebsamen Frauen aber ist in dem Beruf der socialen staatlichen Fürsorge ein, wenngleich begrenztes so doch überaus schönes und fruchtbringendes Thätigkeitsfeld eröffnet.

Fürsorge für Eisenbahnbedienstete während der Dienst- und Arbeitspausen. Die preußische Eisenbahnverwaltung widmet denjenigen von ihren Leuten, welche die Dienstpausen fern von ihren Familien oder Angehörigen verbringen müssen, sowie denen, welche bei Ausübung ihres Dienstes den Unbilden der Witterung besonders ausgesetzt sind, eine weitgehende Fürsorge. So sind für das Fahrpersonal seit Jahren zweckmäßig ausgestattete und sauber gehaltene Uebernachtungs- und Aufenthaltsräume hergerichtet, welche fortwährend nach Möglichkeit verbessert werden. Für die Uebernachtenden stehen bequeme Lagerstätten zur Verfügung; die Benutzung führt jeder Bedienstete in einem Reisekal bei sich. Die Aufenthaltsräume bieten außer Ruhestätten Koch- und oft auch Badegelegenheit; auch fehlt es nicht an kleinen Bücherein zur Unterhaltung und Belehrung. Den in den Bahnhöfen Bediensteten hat man kleine Unterkunftsräume hergerichtet, in denen sie sich während der Ruhezeiten aufhalten und ihre Mahlzeiten einnehmen können. Ebenso ist Fürsorge getroffen für die zahlreichen Arbeiter, welche den Bahnunterhaltungs- und Beseitigungsdienst draußen auf freier Strecke versehen. Schließlich wurden auf einzelnen Bahnhöfen und in einzelnen Werkstätten, wo dies nothat, Kantinen zur Entnahme von Speise und Trank eingerichtet, in denen sich das Personal mit dem Notwendigsten versorgen kann. Spirituosen sind ausgeschlossen.

Der Kaiserturm auf der „Alteburg" bei Arnstadt.

Der Kaiserturm zu Arnstadt, der von patriotisch gesinnten Bürgern und Bürgerinnen zum Gedächtnis großer Tage gestiftet und am 10. August feierlich eingeweiht wurde, erhebt sich auf hoher Warte als Wahrzeichen begeisterter Dankbarkeit für die Helden unserer Zeit und gewährt einen herrlichen Rundblick über die Thüringer Lande. Hoch droben auf der „Alteburg" — an deren Fuße auch E. Martitts schön gelegene Villa erbaut ist — ragt das über 23 m hohe neue Denkmal über einen Wald von Grün empor. Der Bauplan für den Turm stammt von Professor Hartung in Dresden und wurde von Arnstädter Meistern ausgeführt. Ueber der Eingangshalle ist eine Gedenktafel angebracht, auf welcher in schwarzer Schrift die Worte stehen: „Zum Gedächtnis an die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches durch Kaiser Wilhelm I in den ruhmreichen Jahren 1870 und 1871 errichtete diesen Kaiserturm Arnstadts Bürgerschaft." Diese Tafel wird demnächst durch eine solche aus Bronze ersetzt werden. Die drei Fenster der unteren Halle zeigen die Bildnisse Kaiser Wilhelms I und seiner Paladine Moltke und Bismarck in Glasmalerei, und zwar in der Weise, daß Kaiser Wilhelms I Bild im Fenster nach Süden, Bismarcks Bild nach Westen und dasjenige Moltkes nach Osten hin eingesetzt ist. Auf die Anhöhe des eingeebneten freien Platzes führen einfache, stufenartige Absätze und vor dem Turme sind zwei große Geschütze auf hohen Lafetten — ein Geschenk des Arnstädter Offiziervereins — aufgestellt worden.

Ein gebratener Ochse. Im Jahre 1881 eröffnete die Stadt Berlin einen großartigen städtischen Viehhof mit Schlachthäusern an der Eldenaer Straße vor dem Frankfurter Thore mit einem Flächeninhalt von rund 40 Hektar. Man glaubte, damit für lange Zeit hinreichend Vorsorge getroffen zu haben. Aber es währte nicht lange, da mußte man erweitern und wieder erweitern, und eben jetzt sind neue große Erweiterungen im Plane. Es wurden aber auch schon 1898/99 auf dem Viehhof geschlachtet 153 675 Rinder, 659 553 Schweine, 150 202 Kälber, 409 302 Hammel, während der Auftrieb an Schlachtvieh sich auf 223 072 Rinder, 832 178 Schweine, 175 624 Kälber und 562 797 Hammel belief. Dazu sind natürlich große Einrichtungen notwendig, von denen unser Bild nur wenig erzählen kann, wenngleich es sich in diesem Falle weniger ums Schlachten handelt, als ums Braten. Wie man sieht, geht die Braterei gleich ins Große. Man hat einen ganzen Ochsen zwar nicht, wie anderweit, an den Spieß gesteckt, sondern in einem besonderen Bratapparat, der den verlockenden Namen „Lucullus" trägt und mit moderner Gasfeuerung versehen ist, untergebracht. Die erste Braterei erfolgte auf der anfangs Mai in Berlin veranstalteten Mastviehausstellung. Am 24. August wurde dann dieses Schauspiel wiederholt. An Zuschauern hat es nicht gefehlt, an Essern ebenso wenig. Solche Ochsenbratereien waren in Deutschland von je beliebt. Bei Turnieren, öffentlichen Festlichkeiten usw. brieten schon unsere Voreltern einen ganzen Ochsen, um die Unzahl der Esser zu befriedigen. Bei besonders festlichen Gelegenheiten floß dazu noch Wein aus einem Brunnen. Auch in München beim Oktoberfest wird alljährlich ein ganzer Ochse gebraten. In Berlin war der Brauch verloren gegangen, bis er auf dem Schlachthof nunmehr zu neuem Leben erweckt wurde.

Ein zwanzigstöckiges Haus in New York.

Ein neuer Wolkenkratzer in New York, der nicht nur durch seine Höhe von zwanzig Stockwerken, sondern auch durch seine eigenartige, von dem Zug zweier Straßen bedingte Form auffällt, ist das Flat-iron Building südlich vom Schnittpunkt des Broadway und der Fifth Avenue. Der Bau hat geradezu eine beängstigende Höhe, die infolge der eigentümlichen Gestaltung der Basis nur noch mehr zur Geltung kommt. Auf einer schmalen, keilförmigen Grundfläche, die der Platte eines Bügeleisens vergleichbar ist, und auf deren Form sich auch die Bezeichnung Flat-iron Building — Bügeleisenbau — zurückführt, erhebt sich der Koloß, der 400 Räume umfaßt und zu dessen Herstellung rund 4000 Tonnen Stahl und drei Millionen Backsteine verwendet wurden. Sechs Fahrstühle vermitteln den Verkehr innerhalb des Hauses, das nicht für Privatwohnungen, sondern nur für Bureaus bestimmt ist. Anlaß zu der außerordentlichen Höhe des Flat-iron Building hat, wie bei den meisten Wolkenkratzern der ungeheuer gesteigerte Bodenpreis gegeben, der möglichste Ausnützung des teuren Baugrundes erforderte.

Das Braten eines ganzen Ochsen.

Nach einer photographischen Aufnahme von A. Hönig & Co. in Berlin.

Die Einweihung des Münchner Hauses am Wiesbachhorn. Am 16. August ist das Münchner Haus am Wiesbachhorn in Tirol eingeweiht worden. Ein tragischer Zufall wollte, daß der Erbauer des Hauses, der Münchner Alpinist Heinrich Schwaiger, am Tage zuvor einer Lungenentzündung erlegen war, die ihn bei dem letzten Aufstieg zu der Hütte befallen hatte. Auf dem Moserboden, wo Schwaiger gestorben ist, wurde die Feldmesse gehalten und von hier aus auch das Haus geweiht. Dann stiegen die Alpinisten zur Hütte empor. Es war ein heller, von Sonnenglanz überstrahlter Tag und der Blick vom Wiesbachhornhaus auf die Gletscherwelt ein überwältigender. Von fernher, aus Mainz, Wien, Gleiwitz und München hatten sich die Teilnehmer an der Einweihung eingefunden. Das Festmahl wurde im Hotel Moserboden, 2000 m übern Meer, gehalten. Die Sektion München des Alpenvereins darf auf ihr neues Haus am Wiesbachhorn stolz sein.

Das Münchner Haus am Wiesbachhorn.
Nach einer photographischen Aufnahme von Anton Karg in Kufstein.

Das Kalliwoda-Denkmal in Donaueschingen. Dem Komponisten Johannes Wenzeslaus Kalliwoda ist in Donaueschingen ein Denkmal errichtet worden: in stimmungsvollem landschaftlichen Rahmen ein Stein mit dem Medaillonporträt des Tondichters und einer schlichten Inschrift, die Namen, Geburts- und Todestag angiebt. Kalliwoda ist am 21. Februar 1801 zu Prag geboren, wurde 1823 Kapellmeister des Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen und hat in dieser Stellung 30 Jahre gewirkt. Dann zog sich der Komponist nach Karlsruhe zurück, wo er am 3. Dezember 1866 gestorben ist. Als Tondichter trat Kalliwoda mit feinsinnigen Kompositionen für Klavier und Violine hervor, auch eine Reihe größerer Werke, wie Symphonien und Ouvertüren, sind ihm gelungen. Seine Popularität aber gewann Kalliwoda durch das allen Männerchören vertraute „Deutsche Lied der Oesterreicher", das lange Jahre gewissermaßen die Nationalhymne aller Deutschen gewesen ist.

Das Kalliwoda-Denkmal in Donaueschingen.

Anna Schramm, die bekannte Berliner Hofschauspielerin und ausgezeichnete Vertreterin der „Komischen Mütter", kam im Jahre 1861, eben zwanzig Jahre alt, an das Berliner Wallner-Theater und wurde hier alsbald neben Neumann, Heinerding, Meusche, Formes usw. eine Hauptstütze der Berliner Lokalposse. Anna Schramm hat jene glänzende Periode der Berliner Posse vom Jahre 1861 bis zum Beginn der siebziger Jahre teils am Wallner-Theater, teils am Friedrich Wilhelmstädtischen Theater aktiv mit erlebt, sie hat all die prächtigen, auf dem Leben gegriffenen Frauencharaktere von L'Arronge, Hugo Müller, Jacobsohn u. a. dargestellt. Im Jahre 1876 heiratete Anna Schramm und zog sich von der Bühne zurück; vier Jahre später betrat sie jedoch die weltbedeutenden Bretter aufs neue, wenngleich sie nunmehr allmählich aus den jugendlichen Rollen zu ernsteren Kunstleistungen überging. Sie wirkte auch in diesem neuen Fache am Wallner-Theater, war daneben aber auch viel auf Gastspielreisen. Die Wirksamkeit am Wallner-Theater konnte ihr die alte Befriedigung nicht mehr bieten. So war es für die Künstlerin eine schöne Genugtuung, daß sie 1890 ans Berliner Schauspielhaus als Nachfolgerin der Frieb-Blumauer berufen wurde. Hier hat sie die Stätte gefunden, in der ihre Daja („Nathan der Weise"), ihre Martha Schwerdtlein („Faust"), und ihre Amme („Romeo und Julia") richtig gewürdigt worden, wo ihre Kunst sich zu edlen Aufgaben bewährt.

Anna Schramm als Marthe Schwerdtlein.
Nach e. Aufnahme von Hofphotogr. J. C. Scharnweber in Berlin.

Die deutsche Turnerei. Das Turnen wird in Deutschland, mehr aber Volkssache. Das ist danach gering. Getwurt wurde im Jahre 1901 an 637 162 Abenden von 14 681 690 Turnern, während im Jahre 1900 an 616 386 Abenden von 13 896 631 Turnern geturnt wurde. Die Zahl der Turnabende ist um 3,5, die der Turner um 5,6 Prozent gestiegen. Zum erstenmal wird auch über die Knaben- und Mädchenabteilungen berichtet. Im ganzen pflegen 591 Vereine mit einer Teilnahme von 33 299 Knaben und 9947 Mädchen das Turnen der schulpflichtigen Jugend. Zum Militärdienst ein berufen wurden 27 639 Mitglieder der deutschen Turnerschaft.

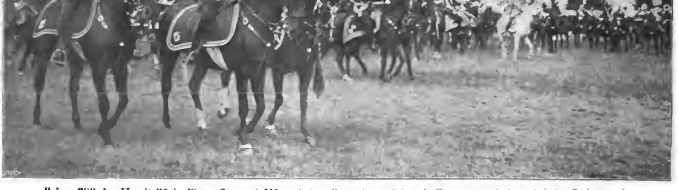
Hopfenpflücker in Bayern. Nebnlich dem Tiroler Krautschneider ist in Bayern der Hopfenpflücker eine typische Persönlichkeit. Wenn man in Betracht zieht, daß etwa 58 Prozent der Anbaufläche aller Handelspflanzen in Bayern auf den Hopfen entfallen (250 000 bis 260 000 Zentner Gesamtertrag jährlich), so wird auch die Bedeutung des Hopfenpflückers klar. Er muß die heimischen Kräfte nach Möglichkeit unterstützen. Aus allen Gegenden des bayrischen Landes strömen die Hopfenpflücker zur Erntezeit herbei. Die bayrische Staatsbahn gewährt ihnen eine Reiseerleichterung, indem sie sie auf Vorlage eines entsprechenden Ausweises zum Fahrpreis für Kinder befördert. Es giebt augenblicklich 90 Hopfenstationen, nach und von denen diese Vergünstigung gewährt wird.

Die Herbstparade auf dem Tempelhofer Feld. Die Herbstparade des Gardekorps auf dem Tempelhofer Feld hat am Sonnabend, 30. August, vor dem Kaiser und seinen königlichen Gäste, Victor Emanuel III, stattgefunden. Das schönste militärische Schauspiel, das Berlin einem Gaste zu bieten vermag, ist glänzend verlaufen. Kaiser Wilhelm nahm die Parade an der Seite des Königs von Italien und des Kronprinzen Friedrich August von Sachsen ab. Der Kaiser trug die Uniform des 1. Garderegiments zu Fuß, König Victor Emanuel die Uniform seines kurhessischen Husarenregiments. Auch die Kaiserin war zu Pferd gefolgt und sah in der Uniform ihres Kürassierregiments mit dem Zweispitz vortrefflich aus. Der Parademarsch vollzog sich tadellos; die Fußtruppen marschierten in Regimentskolonnen vorbei, die selbständigen Bataillone in Kompagniefronten, die Kavallerie in Eskadronsfronten, die Eskadron Garde-Jäger zu Pferde in Zügen und die Artillerie in Bbteilungsfronten. Als das 1. Garderegiment antrat, sprengte der Kaiser, mit dem Marschallstab in der Rechten, zu dem Regiment hinüber und führte es an dem König vorbei. Der Kronprinz von Sachsen setzte sich an die Spitze des Gardeschützenbataillons, dessen Uniform er trug. — Es fand nur ein einmaliger Vorbeimarsch statt. Der Parademarsch des Gardekorps war prächtig gelungen und der König von Italien gab seiner Bewunderung der schönen Truppen lauten Ausdruck. Nach der Parade zogen Kaiser Wilhelm und König Victor Emanuel an der Spitze der Fahnen und Standarten in die Stadt ein. Durch die Bellealliance- und Friedrichstraße ging der glänzende Zug nach dem Schlosse. Mauerdicht standen die Zuschauer, welche die vorbeireitenden Monarchen mit Jubel begrüßten.

Die Kaiserin auf dem Paradefeld.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hugo Rudolphi in Berlin.

Das Wiesbadener Ozonwasserwerk. In Wiesbaden ist vor kurzem eine Anlage in Betrieb genommen worden, die dazu bestimmt ist, das aus Tiefbrunnen entnommene Wasser zu reinigen, sodaß es dem bisher dort als Trinkwasser benutzten Tauruswasser in Bezug auf Reinheit gleichgestellt werden kann. Während nun bisher für eine solche Reinigung des Wassers die Sandfiltration angewendet wurde, hat man bei der Wiesbadener Anlage ein in der Praxis noch nicht benutztes Verfahren zu Hilfe genommen, nämlich die Reinigung des Wassers mittels Ozon. Dieses Verfahren, das von Siemens & Halske stammt und von dieser Firma in langjährigen ausgedehnten Versuchen bis zu seiner praktischen Verwendbarkeit ausgearbeitet worden ist, zeigt sich dem Sandfiltrationsverfahren darin überlegen, daß es mit unbedingter Sicherheit die krankheiterregenden Bakterien abtötet und unschädlich macht, während die Sandfilter unter Umständen neben harmlosen Keimen auch gefährliche durchschlüpfen lassen. Der Sauerstoff der Luft verwandelt sich nämlich teilweise in Ozon, wenn die Luft der Einwirkung hochgespannter Elektrizität ausgesetzt wird. Es sind nun in der Wiesbadener Anlage eine Anzahl solcher Apparate, Ozonisatoren, aufgestellt, welche die mittels Ventilator hindurchgeführte Luft ozonisieren. Die ozonisierte Luft wird von unten her in Türme geleitet, die mit groben Kiesseln angefüllt sind. Von oben her fließt das zu reinigende Wasser in die Türme und rieselt dabei über die Kiesel nach unten. Die aufsteigende ozonisierte Luft kommt mit der dünnen Wasserhaut, welche die Steine bedeckt, in innige Berührung und das Ozon gelangt an alle Wasserteilchen. Da es für die Bakterien und gerade für die gefährlichen Keime ein tödliches Gift ist, so müssen diese unter seiner Einwirkung absterben und können nicht mehr schaden. Hat das Ozon seine Wirkung getban, so verwandelt es sich wieder in den harmlosen Sauerstoff und das Wasser ist wie vordem, nur daß es jetzt unschädlich und hygieinisch rein geworden ist.

Die Deutsche Nationalschule in Wertheim a. M. Die von badischen Männern aller Berufskreise, Konfessionen und Parteien gegründete, und von den badischen Behörden zur Subventionierung in Vorschlag gebrachte Deutsche Nationalschule in Wertheim a. M. wird ihre Thätigkeit am 11. September beziehungsweise 1. November d. J. aufnehmen. Die Schule setzt es sich in erster Linie zur Aufgabe, Knaben, die sich einem weltwirtschaftlichen Berufe zuwenden, die sich also voraussichtlich dereinst im Ausland aufhalten sollen, entsprechend auszubilden, sie zu selbstvertrauender Tüchtigkeit, zu allgemeiner Brauchbarkeit zu erziehen. Die Deutsche Nationalschule ist eine Vollanstalt mit neunjährigem Kursus, sie besteht aus Unterbau und Oberbau und nimmt Knaben von 9 bis 17 Jahren auf, letztere unter der Bedingung, daß sie genügende Vorkenntnisse nachweisen. Der Unterricht erstreckt sich neben den wissenschaftlichen Fächern, in denen deutsche Litteratur, deutsche Geschichte und Kulturgeschichte besonders berücksichtigt werden, auf Hygieine, Wirtschaftslehre, Leibesübungen usw. Die Zöglinge des Oberbaues werden in einem Internate gemeinschaftlich erzogen, die Zöglinge des Unterbaues werden in sogenannten Pflegefamilien untergebracht. Die Gebühren für Schule und Pension schwanken zwischen 700 und 1600 Mark. Alles Nähere ist aus den vom Anstaltsdirektor Dr. Kapff unentgeltlich zu beziehenden Prospekten zu ersehen.



Kaiser Wilhelm II mit König Victor Emanuel III und dem Kronprinzen Friedrich August von Sachsen bei der Herbstparade auf dem Tempelhofer Feld.
Nach einer photographischen Aufnahme von Ottomar Anschütz in Berlin.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Heft 12, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Korvettenkapitän Eckermann.
Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin und Hamburg.

Dem deutschen Kanonenboot „Panther" und seinem Kommandanten Korvettenkapitän Eckermann war es in diesen Tagen beschieden, für die dreiste Handlung eines haitianischen Rebellenschiffes die entsprechende Sühne zu fordern. Der Hamburger Dampfer „Markomannia" befand sich mit einer Ladung Waffen und Munition, die für die haitianische Regierung bestimmt war, auf dem Wege nach Port au Prince, als er von dem Kanonenboote „Crête à Pierrot" gekapert und seiner Ladung beraubt wurde. Die Handlung der „Crête à Pierrot", die zu der Flotte des haitianischen Rebellengenerals Firmin gehört, stellte sich, da dieser nicht als kriegführende Macht anerkannt ist, als „Seeraub" dar, und so wurde dem Kommandanten von S. M. S. „Panther", dem Korvettenkapitän Eckermann, der Befehl erteilt, das seeräuberische Kanonenboot aufzubringen. Zu diesem Zwecke begab sich der „Panther" von Port au Prince nach Gonaives, wo er die „Crête à Pierrot" überraschte und in Gefechtsbereitschaft ein Ultimatum stellte. Dieses Ultimatum wurde von den Seeräubern angenommen, die Flagge der „Crête à Pierrot" wurde gestrichen, und die Mannschaft verließ das Schiff. Als aber der „Panther" das feindliche Fahrzeug nun in Schlepp nehmen wollte, erfolgte auf diesen eine Explosion der hinteren Pulverkammer, die das Schiff in Brand setzte. Da weitere Explosionen zu befürchten waren und überdies in dieser durch die Mannschaft verursachten Brandlegung ein feindlicher Akt erblickt werden mußte, ließ Kommandant Eckermann das Schiff unter Granatfeuer nehmen, worauf das Rebellenschiff sank.

Das Kanonenboot „Panther".
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Renard in Kiel.

Rudolf Virchow ist am Dienstag, 9. September, von der Stadt Berlin, deren Ehrenbürger der große Forscher war, in feierlicher Weise zur Ruhe bestattet worden. Die Leiche wurde im Festsaal des Rathauses aufgebahrt: „Zu Häupten des Sarges ein Palmenhain, zu seinen Füßen eine Fülle prächtiger Kränze, rechts das Portrait des Verstorbenen, links flormumhüllt das Banner der Stadt Berlin. Hohe Kandelaber warfen den Schein der Kerzen über den Katafalk, vor dem Professor Waldeyer, Oberbürgermeister Kirschner, Reichstagspräsident Albert Träger und Prediger Dr. Kirmß dem Heimgegangenen den Nachruf hielten. Dann bewegte sich der riesige Leichenzug, dem sich die Bevölkerung Berlins in dichten Scharen angeschlossen hatte, langsam durch die Straßen der Stadt nach dem stillen St. Matthäikirchhof.

Die Aufbahrung der Leiche Rudolf Virchows im Rathaus zu Berlin.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Hönig & Co. in Berlin.

Die „Tatarenpost“ im Reichspostmuseum in Berlin.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hugo Rudolphy in Berlin.

Die „Tatarenpost“ im Reichspostmuseum. Vor kurzem ist das Reichspostmuseum in Berlin, eine Schöpfung des Generalpostmeisters v. Stephan, um ein interessantes Kunstwerk bereichert worden. Es ist dies eine in Holz ausgeführte Nachbildung einer Tatarenpost. Dargestellt ist die Post, wie sie heute noch zwischen Kataman und Atep in der asiatischen Türkei verkehrt. Bewaffnete geleiten die auf Saumpferde gepackte Post, die durch unwirtliche Gebirgsgegenden zieht, wo der Straßenraub von der Bevölkerung noch zu den lobenswerten Thaten gerechnet wird. Die plastische Gruppe ist vom Bildhauer Kähler in Berlin ausgeführt worden.

Maxim Gorki.
Nach einer photogr. Aufnahme von Scherer & Nabholz in Moskau.

Maxim Gorki. Von den russischen Schriftstellern unserer Zeit, deren Name längst die Grenzen ihres Heimatlandes überschritten haben und deren Werke auch in Westeuropa steigenden Beifall finden, ist neben Leo Tolstoi und Anton Tschechow Maxim Gorki wohl der bedeutendste. In vielen deutschen Ausgaben sind seine stimmungsvollen kurzen Lebensbilder und Novellen erschienen, und gerade gegenwärtig beginnt ein Schauspiel aus seiner Feder „Die Kleinbürger“ seinen Siegeslauf über die deutschen Bühnen. Und Maxim Gorki verdient den reichen Erfolg, den er als Schaffender findet, denn was er erzählt und vorbringt ist dichterisch erfaßtes Leben, ist echte Kunst. Schwer und herb hat das Dasein dem Manne, der heute vierunddreißig Jahre zählt, und dessen eigentlicher Name Alexei Peschkow lautet, schon mitgespielt. Das Gefühl dieses Schicksales mag es gewesen sein, das den Dichter bewog, den Namen Gorki — das heißt „bitter“ — anzunehmen. Alexei Peschkow stammt aus Nischnij-Nowgorod und ist der Sohn eines Färbers. Bei seinem Großvater lernte er lesen und schreiben. Früh schon verlor er seine Eltern, und so begann der in jungen Jahren Heimatlose ein Wanderleben, das ihn durch zahlreiche Berufe und durch sein weites Vaterland führte. Er war in dieser Zeit Wand- und Heiligenbildmaler, Schiffsküchenjunge auf einem Wolgadampfer und Gärtnerbursche. Auch als Holzhäcker, als Lastträger, Obsthändler und Schreiberschlag er sich durch, und als einem Armen erschlossen sich ihm auf allen diesen Wander- und Vagabundenfahrten die Herzen derer, mit denen er in Berührung kam, der Armen im russischen Volke. So ist Gorki, als er zu Anfang der neunziger Jahre zu Kräften auf Anraten eines Freundes die ersten Eindrücke aus seinem Leben niederschrieb, ein „Volksgänger“ gewesen, einer von jenen, die des russischen Volkes Leben kennen und deren Herz den Leiden dieser Armen warm entgegenschlägt. Und hierin, in dieser treuen Liebe zu den Gedrückten, liegt Gorkis Größe. Unter der zerlumpten Hülle des Barfüßers, unter dem verbitterten Wesen des Geknechteten sucht er und weiß er das tief Menschliche zu finden, das uns diese Armen nahe bringt. Heute zählt der Sohn des armen Färbers in Nischnij-Nowgorod zu den größten Dichtern seines Vaterlandes.

Dr. Albert Fränkel. Im Alter von 82 Jahren ist in Leipzig, an der Stätte seines langjährigen Wirkens, der Schriftsteller Dr. Albert Fränkel, einer der bewährtesten Mitarbeiter des Gründers und Herausgebers der „Gartenlaube“, Ernst Keil, gestorben. Fränkel war am 29. August 1822 zu Pessau geboren, studierte Philosophie und wandte sich dann der Journalistik zu. Keil gewann ihn 1865 für die Redaktion des litterarisch-politischen Beiblattes der „Gartenlaube“, der „Deutschen Blätter“. Auch an der Redaktion des Hauptblattes bethätigte sich Fränkel in hervorragender Weise. Bis an Keils Lebensende blieb ihm Dr. Fränkel ein treuer Mitarbeiter, und ihm fiel nach Keils Tod die Aufgabe zu, den Nachruf zu schreiben, der von der Persönlichkeit, dem Leben und Wirken des Gründers der „Gartenlaube“ ein so fesselndes Bild entwarf.

Dr. Albert Fränkel †.

Das neue Stadttheater in Köln. Die kunstfreundliche Bevölkerung der rheinischen Metropole hat am 6. September eine neue Kunststätte, das vom Regierungsbaumeister Moritz erbaute Stadttheater, eingeweiht. Schon lange war in Köln der Bau einer zweiten großen Bühne notwendig geworden. Heute steht das stolze Gebäude, für das 4½ Millionen Mark aufgewendet wurden, vollendet da. Es ist ein schöner Barockbau, dessen dekorative Innenausstattung besonderes Lob verdient. Das Haus umfaßt 1606 Sitzplätze. Die Bühne ist 33 Meter breit und 20 Meter tief. Dazu kommt noch eine Hinterbühne mit 12 Meter Breite und 19 Meter Tiefe, welche bei Massenszenen außerordentliche Wirkungen ermöglichen hilft. Die Einweihung versammelte alles, was Köln an geistiger Elite beitzt, in den schönen Räumen des neuen Hauses, das alle Errungenschaften der Neuzeit im Theaterbau in sich vereinigt.

Das neue Stadttheater in Köln.
Nach einer photographischen Aufnahme von E. Hermann in Köln.

Kleine Mitteilungen.

Die Not der Weber im Böhmerwalde. Die „Gartenlaube" hat schon oft das Wort ergriffen im Interesse der schlesischen und thüringer Weber, sie möchte heute die Aufmerksamkeit ihrer Leser in Anspruch nehmen für die armen Leinweber des südlichen Böhmerwaldes, die bei angestrengter Arbeit von früh bis spät doch kaum das tägliche Brot für sich und die Ihrigen beschaffen können. 442 Familien sind auf den Hungerlohn angewiesen, den der Webstuhl auch dem fleißigsten Arbeiter nur gewährt. An Lohn entfallen auf den Mann 6 Kreuzer für die Stunde, und wenn er auch nicht acht, sondern thatsächlich 18 Stunden täglich am Webstuhl sitzt, so langt der Verdienst doch nicht hin, ihm ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen, Frau und Kinder vor Not zu bewahren. Der Staat hat nicht die Mittel, solchem Elend zu steuern, und wenn auch, dank dem energischen Eintreten des Deutschen Böhmerwaldbundes und der werkthätigen Hilfe Einheimischer in Deutsch-Reichenau, Bezirk Hohenfurth, eine Webereigenossenschaft gegründet und eine staatliche Unterstützung erreicht worden ist, so bleibt doch noch genug des Elends zu bannen. An die erbarmende Nächstenliebe wendet sich daher die Bundesleitung des Deutschen Böhmerwaldbundes und bittet, Geldspenden an seine Adresse nach Budweis senden zu wollen.

Allgäuer Radhaube. Von dem hochentwickelten guten Geschmack des schwäbischen Landvolkes früherer Zeiten dürfte die in unserer Abbildung gezeigte „Radhaube" Zeugnis ablegen. Die Hauben der reichen Bäuerinnen waren ganz aus Gold oder Silber gewirkt, auch aus beidem gemischt; bei Halbtrauer wurden Hauben von dunkelblauer Farbe getragen und bei tiefer Trauer solche in Schwarz. Es muß ein hübscher Anblick gewesen sein, an einem schönen Sonntag vor der Kirche die rotbackigen Bäuerinnen und Mädchen mit den mächtig großen, prunkenden Rad- oder Reginahauben einherstolzieren zu sehen, namentlich, wenn man des heute gebräuchlichen südtirolischen Kopfputzes, der mit Papierrosen und Flitter aus Kiel, Messing oder Glasperlen geschmückten Hüte, gedenkt. Auch die Kunststickerei der Radhaube ist höchst interessant, alles ist echt und originell, alles stilgemäß und dem Material entsprechend durchgebildet. Und das Merkwürdige: jede Haube zeigt ein anderes Muster; nirgends eine Spur der heute leider so allgemein üblichen Schablone.

Eine Radhaube.

Die neuen Trockendocks auf der Kaiserlichen Werft in Kiel. Die Kaiserliche Werft in Kiel besitzt vier Trockendocks und ein Schwimmdock. Da dieselben aber nicht mehr im stande waren, unsere größten Schiffe aufzunehmen, so mußte die Kaiserliche Werft darauf bedacht sein, Neubauten von zwei Trockendocks zu fordern. Das Reich bewilligte 5 000 000 Mark, und im Jahre 1897 wurde mit dem Bau von den Docks 5 und 6 begonnen. Diese keineswegs leichte Arbeit wurde der Firma Philipp Holzmann & Co. übertragen, welche zunächst mit dem unter Wasser auszuführten Bau eines Umschließungsdammes begann. Dieser hatte den Zweck, den im Kieler Hafen befindlichen Schlamm am Eindringen zu verhindern. Die darauffolgenden Baggerarbeiten hatten einen Moorboden von 18 m Tiefe zu bewältigen; es wurden im Verlaufe der Arbeiten etwa 1 500 000 cbm Boden ausgehoben. Alsdann begann man, unter Zuhilfenahme der für den Bau eigens hergestellten Taucherglocke mit der Betonierung der Sohle. Nachdem weiter die beiden Seitenwangen hergestellt und der große eiserne, von der Firma Harkort hergestellte Panton in das Dockhaupt eingesetzt war, galt es das 200 m lange und 30 m breite Dock leer zu pumpen. Unser Bild zeigt das Dock 5, aus welchem die letzten Reste Wasser und Schlamm entfernt werden. Das Dock wird noch in diesem Jahre in Betrieb genommen.

Das neue Dock 5 der Kaiserlichen Werft in Kiel.
Nach einer Aufnahme von A. Renard in Kiel.

Kleine Mitteilungen.

Deutsche Schiffahrt in Südamerika. Der mächtigste Strom der Erde ist der Amazonenstrom in Südamerika. Sein Umfang beträgt etwa 7 Millionen Quadratkilometer. Davon gehört über die Hälfte Brasilien, der Rest Kolumbien, Ecuador, Peru und Bolivia an. Der Amazonenstrom entsteht aus der Vereinigung des Maranon und Ucayali. Nach der Vereinigung nimmt der Amazonenstrom, der etwa 5340 km lang ist, mehr als 200 Nebenflüsse auf. Davon sind 100 schiffbar, 17 Ströme ersten Ranges, 6 übertreffen den Rhein an Stromentwicklung und Wasserreichtum. Der Amazonenstrom ist bis zu 80 km breit, die Tiefe im Unterlauf beträgt auf weite Strecken 100 m. Der Wasserreichtum des Stromes ist ganz außerordentlich. Nach Martius' Schätzung ergießt der Strom in jeder Sekunde 5 Millionen Kubikfuß Wasser, so daß bei seiner Mündung in den Atlantischen Ocean das schlammige Flußwasser des Salzwasser des Meeres mehrere hundert Kilometer weit in den Ozean hinaus überflutet. Die Schiffahrt auf diesem gewaltigen Strom ist selbst für Segelschiffe nicht beschwerlich, für Dampfboote ist der Strom bis zu den Kordilleren schiffbar, und auch die Nebenflüsse können auf weite Strecken hinauf von großen Schiffen befahren werden. Schon 1873 betrug die Länge der von brasilianischen Dampfern befahrenen Wasserwege 9960 km. Da die Schiffahrt vertragsmäßig für alle Staaten frei ist, so hat die deutsche Hamburg-Amerika-Linie den Strom schon längere Zeit befahren und will ihre Linie nach und auf dem Amazonenstrom demnächst durch beträchtliche Vermehrung der Fahrten ausbauen. In Brasilien sieht man darin ein für das Land wichtiges Ereignis, Hamburg aber dürfte damit eine noch größere Bedeutung als Gummimarkt erlangen. Es scheint überhaupt, als ob die Hamburg-Amerika-Linie immer mehr bestrebt ist, die englischen Verkehrter, die bisher auch den Gummi hauptsächlich nach Europa schleppten, ins Hintertreffen zu drücken. So hat vor kurzem der Dampfer „Bonaria" der Hamburg-Amerika-Linie den Hafen von Bahia Blanca mit der größten Schiffsladung Wolle verlassen, die je von Argentinien verschifft worden ist, mit 10800 Ballen, das sind ca. 2 160 000 kg Wolle. Auch die größte Ladung Kaffee, die je von Brasilien nach Europa verschifft wurde, 130 166 Sack, d. i. 28,6 Millionen Liter Kaffee, hat kürzlich der Dampfer „Silvia" der Hamburg-Amerika-Linie verfrachtet. Für den Kaffeehandel hat die Hamburger Schiffahrt überhaupt die allergrößte Bedeutung gewonnen. In der „Brazilian Review" liegt die Ausfuhrstatistik der großen Kaffeehäfen Santos und Rio de Janeiro für den Dezember 1901 vor. Danach wurden allein in Santos verschifft 1 076 451 Sack Kaffee, das sind 236,8 Millionen Liter. Davon entfielen 266 194 Sack auf die Hamburg-Amerika-Linie, 208 269 Sack auf die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft, außerdem 80 273 Sack auf den Norddeutschen Lloyd, so daß von der Verladung in Santos mehr als die Hälfte, 554 736 Sack, 121 Millionen Liter, allein auf diese drei deutschen Gesellschaften, es sind noch andere kleinere deutsche Gesellschaften beteiligt, fallen. In Rio de Janeiro wurden 396 452 Sack verladen, davon allein 290 088 Sack nach New York. Unter den Verladern steht hier eine amerikanische Firma obenan, dann folgen aber wieder unmittelbar die beiden Hamburger Gesellschaften, die in Santos an der Spitze der Verfrachtung stehen.

Die Traube.

Prunkpokale aus dem Ratsschatze von Osnabrück befinden sich gegenwärtig in der kunsthistorischen Abteilung der Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung zu Düsseldorf und bilden dort einen Hauptanziehungspunkt für die kunstverständigen Besucher. Da ist zunächst der berühmte Kaiserpokal aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, eine reich ornamentierte, herrliche Arbeit aus gediegenem Silber. Der Knauf des Deckels trägt eine bekrönte Figur, während inmitten der Schale das Wappen eingraviert ist. Rothschild in Frankfurt a. M. hat der Stadt Osnabrück vor einer Reihe von Jahren für diesen Pokal die Summe von einer Viertelmillion Mark angeboten; das prächtige Stück verblieb jedoch im Besitze der Stadt, und sowohl Kaiser Wilhelm I wie auch Fürst Bismarck haben nachher aus dem kunstvollen Gefäße getrunken. Zugleich mit diesem Kaiserpokale hätten wir auch die beiden anderen Osnabrücker Prunkbecher ab, die gegenwärtig auf der Düsseldorfer Ausstellung zu sehen sind: die „Traube", ein höchst kostbares, reich gedecktes Werk mittelalterlicher Kunst, und den „Deldbügge", der seine Bezeichnung nach dem Namen des Verfertigers, eines Osnabrücker Meisters aus dem sechzehnten Jahrhundert trägt.

Der Kaiserpokal.

Aus dem Osnabrücker Ratsschatze.
Nach Aufn. v. Hofphotograph Jul. Söhn in Düsseldorf.

Die Frauen an der Berliner Universität. Die Zahl der im laufenden Sommerhalbjahr an der Berliner Universität zum Hören zugelassenen Frauen hat gegen die früheren Sommersemester eine erhebliche Steigerung erfahren. Sie beträgt zur Zeit 365 und dürfte sich noch weiter steigern. Im vorigen Sommer waren es 303 Zuhörerinnen. Die höchste Zahl wurde bisher im Wintersemester 1901/1902 mit 611 Hörerinnen erreicht. Die Gesamtentwicklung des Frauenstudiums an der Berliner Universität ergiebt sich aus folgenden Zahlen: Sommerhalbjahr 1896 40, 1897 116, 1898 169, 1899 186, 1900 301, 1901 303, 1902 bisher 365, Winterhalbjahr 1896/97 96, 1897/98 193, 1898/99 241, 1899/1900 431, 1900/1901 439, 1901/1902 611.

Der Deldbügge.

Wie Flavio Gioia den Kompaß erfand. Die Italiener rüsten sich, in Amalfi, der Vaterstadt Flavio Gioias, eigentlich stammte er aus Positano bei Amalfi, den Tag zu feiern, da vor 600 Jahren der Kompaß erfunden wurde. Freilich haben die Chinesen den Kompaß schon etwa 1500 Jahre früher erfunden, aber ganz ohne Verdienst um den Kompaß ist Gioia trotzdem keineswegs. Es war die Liebe, die ihn zum Erfinder machte. Gioia war seines Zeichens Handwerker, er fertigte den berühmten Damascener Stahl zu den im Mittelalter allgemein gebrauchten Damaskener Klingen. Mario, der Fischer, hatte eine schöne Tochter Angela, und diese hatte es Gioia angetan. Aber Mario wollte seine Tochter nur einem Seemann geben. So wurde Gioia Seemann, und als er eines Tages gar das gefürchtete Castelletto auf dem kürzesten Wege, ohne von der geraden Linie abzuweichen, erreichte, da gab der alte Mario nach, Angela wurde Gioias Frau. Den Erfolg aber dankte er seinem Kompaß, einer Stahlnadel, die er frei beweglich auf einem Stück Kork befestigt hatte. Zuerst hielt man ihn freilich für einen Hexenmeister, aber der alte Mario sah bald, daß die Sache sehr natürlich zugegangen war, der Kompaß war kein Teufelswisch, sondern ein nützliches Instrument, das auch die Fischer von Amalfi bald zu gebrauchen verstanden.

Die Gartenlaube

3. Beilage zu Heft 12, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Professor Ernst Dümmler †.

Ernst Dümmler. Am 13. September ist in Friedrichroda der Leiter der Centraldirektion der „Monumenta Germaniae historica", Geheimer Oberregierungsrat Professor Ernst Dümmler, gestorben. Dümmler war am 2. Januar 1830 zu Berlin geboren, studierte in Berlin und Bonn und wandte sich dann der Geschichtsforschung zu. 1855 habilitierte er sich in Halle, wo er bis zu seiner Berufung an die Spitze der Monumenta Germaniae im Jahre 1888 thätig war. Dieses große nationale Werk, in dem das gesamte Quellenmaterial zur Geschichte Deutschlands im Mittelalter vereinigt wird, ist durch Dümmler mit Hingebung und Sachkenntnis gefördert worden. Von Dümmlers Schriften sei als sein Hauptwerk die „Geschichte des ostfränkischen Reichs" genannt.

Das Denkmal des Grafen Adolf von Berg. Der Westen Deutschlands ist reich an alten Burgen, die vor dem Verfall bewahrt oder in neuem Glanze wieder erstanden sind. Das Rheinthal und die Seitenthäler dieses schönen Stromes bergen eine Unzahl solcher stattlicher, romantischer Edelsitze. Eine der bemerkenswertesten Bauten dieser Art ist die Stammburg des bergischen Fürstenhauses im Wupperthal. Sie ist in den neunziger Jahren nach Plänen des Baumeisters G. A. Fischer in Barmen vollständig rekonstruiert worden und heute in altem Glanze neu erstanden. Die „Gartenlaube" hat im Jahre 1897 ein Bild des romantischen Schlosses gebracht, das nun wieder wie vor dem Dreißigjährigen Kriege, den es wie so viele andere Bauwerke in deutschen Landen zum Opfer gefallen war, trutzig und weithin ins Thal blickt. Im Jahre 1899 hat Kaiser Wilhelm II das Schloß besucht. Zur Erinnerung an den Aufenthalt des Monarchen auf Schloß Burg hat nun Kommerzienrat Frhr. von der Heydt in Elberfeld ein Denkmal des Erbauers dieses Schlosses, des Grafen Adolf, gestiftet, das am 20. September enthüllt worden ist. Das Denkmal hat auf dem Schloßhof Aufstellung gefunden; es zeigt die recken-haste Gestalt des ritterlichen Grafen in kriegerischer Rüstung. Die Bronzefigur steht auf einem Sockel, der als Brunnen ausgebaut ist. Ein inschriftendes Spruchband erinnert an den Aufenthalt Kaiser Wilhelms II auf Schloß Burg. Der Schöpfer des Denkmals ist der Düsseldorfer Bildhauer Friedrich Lauenstein.

Die Regulierung des Oberrheins. Nachdem die Schweiz gemeinsam mit Oesterreich mit großem Kostenaufwand das Rheinbett bis zum Eintritt in den Bodensee reguliert hat, soll jetzt eine weitere großartige Verbesserung des Rheines oder vielmehr des Rheinfahrwassers vorgenommen werden. Ueber jene „Rheinregulierung am Bodensee" hat im Jahrgange 1900 der „Gartenlaube" J. C. Heer eingehend berichtet. Bei den neuerlichen Regulierungsarbeiten handelt es sich um das Stück Rhein zwischen Sondernheim und Straßburg. Da an den Ufergeländen dieser Strecke drei deutsche Lande beteiligt sind, Baden, Bayern und Elsaß-Lothringen, so mußte der praktischen Arbeit zuvörderst eine diplomatische Einleitung in Gestalt eines Staatsvertrages gegeben werden. Dieser Vertrag ist Ende des vorigen Jahres in aller Form zustande gekommen. Inzwischen haben ihn auch die Volksvertretungen gutgeheißen, sodaß das Werk gesichert ist. Es handelt sich darum, das Rheinfahrwasser so zu verbessern, daß die Großschiffahrt, welche bisher in der Hauptsache bei Mannheim und Ludwigshafen aufhörte, in Zukunft regelmäßig bis Straßburg hinauf betrieben werden kann. Zu dem Zwecke will man eine dauernde Mindest-Wassertiefe von zwei Metern schaffen, indem man in den Strom ein Niederwasserbett einbaut. Die Ausführung wird für die untere Strecke an beiden Ufern von Baden, für die obere von Elsaß-Lothringen übernommen. Bayern ist an der Ausführung nicht beteiligt, ist aber in der Kommission vertreten, welche die Ausführung überwacht. Die Dauer des Baues ist auf neun Jahre berechnet. Eigentlich sind es aber vierzehn, da die Nacharbeiten fünf Jahre in Anspruch nehmen. An der Länge der Zeit, die man für die Ausführung vorsieht, gemessen, sind die Kosten des Unternehmens mit 13 Millionen Mark gering. Davon bringt Baden 5,2 Millionen, Bayern 0,8 Millionen auf, während der Rest mit allem, was etwa noch nachkommt, auf Elsaß-Lothringen fällt, das dabei eine große Opferwilligkeit im Dienste des deutschen Verkehrs beweist.

Der Kaiser Wilhelm-Brunnen mit dem Denkmal des Grafen Adolf von Berg auf Schloss Burg a. d. Wupper.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Carl Scholz in Alba-Deutz.

August Junkermann. Unter den Veteranen der deutschen Schauspielerwelt nimmt August Junkermann, der am 15. Dezember dieses Jahres 70 Jahre alt wird, eine hervorragende Stelle ein. Sein köstlicher Humor, seine echt realistische Auffassung und Verkörperung der von ihm dargestellten Figuren, seine feine Charakteristik, all das sind Eigenschaften, die Junkermann unter die Ersten der deutschen Bühnenwelt einreihen. August Junkermann ist zu Bielefeld geboren. Ursprünglich hatte er die Absicht, Soldat zu werden, und trat bei der Artillerie ein. Aber schon 1853, im Alter von 20 Jahren, quittierte er den Militärdienst und ging zur Bühne. In dem altehrwürdigen Trier begann er seine schauspielerische Laufbahn. Er kam also bald nach seinem siebzigsten Geburtstag sein fünfzigjähriges Schauspielerjubiläum feiern. Von Trier aus wandte sich Junkermann nach Norddeutschland. Er wirkte in Berlin, Bremen, Stettin, dann in Weimar, Wien und anderorts, bis er im Jahre 1871 Mitglied des Hoftheaters in Stuttgart wurde, dem er 13 Jahre hindurch angehörte. Seit dem Jahre 1884 machte er entweder allein oder mit von ihm gebildeten Schauspielgesellschaften Gastspielreisen. So kam er fast in alle bedeutenderen deutschen Städte, hatte überall namhafte Erfolge und erstreckte seine Reisen schließlich auch nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in denen er ebensolche Beifall erntete wie bei uns zu Lande. Der eigenartige Humor Junkermanns führte ihn mit Notwendigkeit zu Fritz Reuter. Reuters Komgestalten, vor allem Onkel Bräsig, waren wie geschaffen für Junkermanns Darstellungsgabe. Eingelne Werke Reuters hat Junkermann entweder selbst dramatisiert oder von anderen für sich dramatisieren lassen, und wenn Fritz Reuter heute auch in Süddeutschland und Oesterreich eine große Gemeinde hat, so ist das zum guten Teil das Verdienst August Junkermanns. Auch sonst ist Junkermann litterarisch thätig gewesen. Seine „Memoiren eines Hofschauspielers", die er 1889 in Stuttgart veröffentlichte, haben großen Beifall gefunden, und zwei Sammlungen heiterer Vortragsstücke erlebten mehrere Auflagen.

August Junkermann.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph M. Meyer in Stettin.

Der neue Leuchtturm auf Helgoland. Fährt man mit dem Dampfer von Hamburg nach Helgoland, so ist man überrascht über die große Zahl der gestrandeten oder gesunkenen Wracks, welche man im Elbstrom und in der Elbmündung sieht. Schon gleich nach der Abfahrt liegt am Südufer Oevelgönne — einem Stadtteil Altonas — gegenüber ein Rest der „Pithaabsha", welcher eine Leuchtbake trägt. Schon nach kurzer Zeit muß das Dampfschiff wieder ganz langsam fahren, um die Beschädigungsarbeiten am Kennow'-Wrack nicht zu stören, das bei Nienstedten, oberhalb Blankenese, mitten im Strom liegt. Etwas oberhalb von Brunshausen (Estedt) sieht man an der Nordseite die Ueberreste eines großen Vollschiffes, die Krautsand umweit von Glückstadt arbeitet man seit längerer Zeit an der Hebung der „Valkyrie", und bei Cuxhaven, dicht bei der Alten Liebe, liegt ein Wrack auf dem Grund, während gegenüber in den Nordergründen die Masten eines Vollschiffes aus dem Wasser ragen. Weiter draußen bei Scharhörn, einem gefährlichen Riff der Elbmündung, sieht man wieder die Masten einer Bisga, beim zweiten Feuerschiff auf Groß Vogelsand das Wrack eines Vollschiffes und bei Ankunft in Helgoland mitten zwischen Insel und Düne das Wrack eines großen eisernen Schiffes, welches im vorigen Jahr im Sturm hier unterging. Während nun die meisten zwischen Hamburg und Cuxhaven zu Grunde gegangenen Schiffe durch Kollision beschädigt und dann gekunken sind, haben die unterhalb Cuxhaven verunglückten Schiffe ausnahmslos ihren Untergang durch Sturm oder Nebel gefunden, sie sind gestrandet und durchgestoßen und dann gesunken. Die Behörden sind daher eifrig bemüht, das Fahrwasser zu verbessern und die Stromrinne durch Tonnen und Leitfeuer besser zu kennzeichnen. So hat die deutsche Regierung neuerdings unweit des in der Mitte des 19. Jahrhunderts errichteten sogenannten neuen (jetzt alten) Leuchtturmes, dessen Licht bis zu 29 Seemeilen sichtbar ist, einen höheren Leuchtturm mit mächtigerer Lichtwirkung erbaut. Das Feuer dieses Turmes ist 30 Seemeilen weit sichtbar, sodaß nicht Nebel oder Schneesturm dies verhindern.

Der alte und der neue Leuchtturm auf Helgoland.
Nach einer photographischen Aufnahme von Strumpet & Co. in Hamburg.

Hermann Kaulbachs Heim in Schliersee.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Franke & Co. in Berlin.

Ein Malerheim in Schliersee. In dem Villenkranz, der heute die früher so rein bäuerlichen Ufer der bayrischen Seen umgiebt, finden sich in großer Zahl die Heimstätten der Münchener Künstler. Auch Hermann Kaulbach nennt hier ein Haus im Gebirgsstil sein eigen, es steht von ansehnlicher Höhe auf den grünen Schlierseer mit seinen waldumgebenen Ufern und dem Hintergrund mächtiger Berge herab. Hier verbringt der unseren Lesern durch manches schöne Bild ja wohlbekannte Sohn Wilhelm von Kaulbachs nach dem Arbeitswinter im Münchener Atelier glückliche Ferienzeiten mit seiner Familie und sieht jetzt bereits Enkel aufwachsen. Unser Bild zeigt einen Teil der Familie um den Ofenherd versammelt; in der „Herrgottsecke" unter dem Kruzifix, das in seiner Bauernstube fehlen darf, sitzt der Hausherr, ein noch jugendlich blickender Großvater, neben dem auf dem Arm seiner Mutter ruhenden Enkelsöhnchen. An der Thüre lehnt in der ebenso hübschen wie bequemen Gebirgstracht die von einer Reihe junger Städter getragen wird, der Stammhalter des Hauses, während dessen Mutter am Spinnrad sitzt, das die weibliche Jugend von heutzutage nur noch vom Hörensagen kennt — aber Frau Professor Kaulbach ist Meisterin im Spinnen.

Telephonanlage im Manöver.
Nach einer photographischen Aufnahme von W. Jacobi in Metz.

Feldtelegraphie für Kavallerie. Auf seinem Gebiete der Militärtechnik sind in letzter Zeit so umfangreiche und wichtige Fortschritte gemacht worden wie auf dem der Kriegstelegraphie. Während man sich noch vor wenigen Jahrzehnten damit begnügen mußte, die höheren Kommandostellen mit einander zu verbinden, spielt der Telegraph heute unausgesetzt auf der ganzen Vorpostenkette, und neuerdings wird selbst bei den am weitesten vorgeschobenen Erkundungstrupps auch vom Telephon der ausgiebigste Gebrauch gemacht. Seit einiger Zeit ist auch noch die Telegraphie ohne Draht hinzugekommen, die jetzt bei der Verständigung des Hauptquartiers mit den höheren Kommandostellen eine besonders wichtige Rolle spielt. Deutschland, das bis vor wenigen Jahren nur im Kriege besondere Feldtelegraphenabteilungen vorgesehen hatte, entschloß sich deshalb neuerdings ebenfalls, dem Beispiel anderer Staaten zu folgen und schon im Frieden selbständige Telegraphenbataillone aufzustellen, die sich in den letzten Manövern vortrefflich bewährt und mit überraschender Schnelligkeit überall die Verbindungen vermittelt haben. Bei der großen Bewegungsfähigkeit aber, die heutzutage für das Gelingen militärischer Operationen Vorbedingung ist, reicht selbst die Thätigkeit dieser Fachtruppen nicht aus. Es ist daher der Kavallerie, die oft viele Meilen weit in das feindliche Gebiet vorgeschoben wird, um zu erkunden und aufzuklären, die Aufgabe zugefallen, über mit einzugreifen. Sie ist jetzt ebenfalls mit Material zur Herstellung von Feldleitungen für Telegraph und Telephon ausgerüstet, zu deren Handhabung einzelne Mannschaften in der Kavallerie-Telegraphenschule besonders ausgebildet werden. Bis dicht an den Feind heran, ja oft tief in ihn hinein bringen die mit tragbaren Vorpostentelegraphen ausgestatteten Kavalleriepatrouillen vor. Und wie die Spinne ihren Faden hinter sich zieht, so legen sie ihre isolierten Leitungsdrähte aus, die sie jeder Zeit beschlagen, die hinter ihnen stehenden Truppen von dem zu verständigen, was vorn beobachtet werden kann. Mit großem Geschick wissen sie die Drähte dabei so anzubringen, daß sie wenig oder gar nicht auffallen; im Notfalle werden sie über dünne Stangen mit gabelförmigen Spitzen gelegt, die zusammengeschoben und leicht mitgeführt werden können. Im Nu ist z. B., wie auf unserem Bilde dargestellt, an irgend einem versteckt liegenden Baum eine Telephonanlage angebracht, durch die man Nachrichten geben oder Befehle empfangen kann, die natürlich für den Aufklärungsdienst von höchstem Nutzen sind. Schlimm steht es allerdings, wenn etwa durch den Feind die Leitung entdeckt wird und durch Anlegen seiner Empfangsapparate die Gespräche belauscht und ausgenutzt werden.

Die Katakomben von Paris. Wo am linken Ufer der Seine sich das Gebiet von Saint-Germain erstreckt, befindet sich tief unter dem rastlosen Treiben der Weltstadt ein weites Labyrinth von Totengassen, die Katakomben von Paris. Ursprünglich stellen die vielverzweigten, unterirdischen Gänge dieser Nekropole die Steinbrüche und Stollenbauten eines längst aufgegebenen Bergwerkes dar, seit 1786 dienen sie dem Zwecke, die Gebeine all derer aufzunehmen, deren Grabstätten auf den Pariser Friedhöfen neuen Platzanforderungen weichen mußten. Gegenwärtig dürften in den Katakomben von Paris die Gebeine von etwa sieben Millionen Menschen ruhen. All diese Knochenreste sind in sorgfältig geschichteten und durch eine Kalkverbindung befestigten Wänden aufgehäuft. Reihen von fahlen Schädeln durchziehen diese Knochenmauern und betrönen sie, so daß die Katakomben, in denen auch zahlreiche Kreuze, Grabschriften und Grabmäler angebracht sind, einen überaus düsteren, ernsten Eindruck machen, wenn das flackernde rote Licht des Führers sie erhellt. — Aber auch hier in der Tiefe, in die sie von den aufgelassenen Gräbern und Friedhöfen der Weltstadt gebracht wurden, finden manchmal die Gebeine nicht ihre letzte Stätte — auch bis hierher dringt das Leben der mächtig sich dehnenden Stadt. Ein Beispiel dafür bietet das von uns abgebildete Beinhaus aus den Katakomben, das, gleich mehreren anderen, dem Gleise einer neuen Pariser Untergrundbahn weichen mußte. Die in diesen Beinhäusern untergebrachten Knochen werden in einem anderen Gange der Katakomben beigesetzt werden, an dem Orte aber, wo so lange grabesstille Ruhe herrschte, wird das Leben wieder zu Worte kommen.

Ein Verein alter deutscher Studenten für Amerika hat sich in New York gebildet. Er unterhält Zweigvereine überall, wo eine größere Anzahl deutscher Studenten ansässig ist. Zweck des Vereins ist Anbahnung eines persönlichen, sowie eines geistigen Verkehrs zwischen früheren Kommilitonen, die Förderung der deutschen Sprache, deutscher Literatur, Kunst und Wissenschaft. Zur Mitgliedschaft werden nur alte Studenten zugelassen, die auf deutschen Universitäten und Hochschulen studiert haben. Bei allen Versammlungen und Sitzungen des Vorstandes soll Deutsch Geschäftssprache sein, aber jedes Mitglied ist berechtigt, sich für seine Person der Landessprache zu bedienen. Als Vereinsblatt soll vorläufig die Vierteljahrsschrift „Americana Germanica" dienen.

Ein Beinhaus in den Pariser Katakomben.
Nach einer photographischen Aufnahme von B. Erlbacher in Paris.

Prof. Eduard Schwoyer †.
Nach e. Aufnahme von Hofphotograph O. Reitmayer in München.

Eduard Schwoiser. Am 4. September ist in München der Historienmaler Professor Eduard Schwoiser im Alter von 77 Jahren gestorben. Schwoiser war aus Brüssau in Mähren gebürtig und kam in den siebziger Jahren nach München, wo er sich anfänglich zum Maler ausbildete. Anfänglich malte er Genrebilder; er erregte das Interesse des Königs Maximilian und schuf nun in dessen Auftrag eine Anzahl großer Historienbilder und Fresken. Das bekannteste Gemälde aus dieser Periode seines Schaffens ist das Historienbild „Kaiser Heinrich IV in Kanossa". 1871 ernannte Ludwig II den Künstler zu seinem Hofmaler. Bis zum Tode des unglücklichen Fürsten war Schwoiser in den Königsschlössern thätig, die er mit seinempfundenen Fresken schmückte. Erwähnt seien die Deckengemälde in den Schlössern Herrenchiemsee und Linderhof.

Heinrich Wild. In Zürich ist Anfang September der hervorragende Physiker und Meteorologe Professor Heinrich Wild gestorben. Wild ist im Jahre 1833 zu Uster im Kanton Zürich geboren, studierte in Zürich, Königsberg und Heidelberg und habilitierte sich 1858 an der Universität zu Zürich als Privatdocent. Kurz darauf erhielt der junge Gelehrte einen Ruf als Professor der Physik und Director der Sternwarte nach Bern. Hier entfaltete Wild eine ungemein fruchtbare Thätigkeit, die für die ganze Schweiz von Bedeutung wurde, als es ihm gelang, den Wetterbeobachtungsdienst im Alpenland zu organisieren. Auch die Neuordnung ihres Maßwesens hat die Schweiz dem Züricher Gelehrten übertragen. Die Einrichtung des Wetterbeobachtungsdienstes leitete die Aufmerksamkeit der russischen Regierung auf Wild, der nun als Leiter des russischen physikalischen Centralobservatoriums nach Petersburg berufen wurde. Die Einrichtung einer Reihe von Wetterwarten, sowie die Organisation des gesamten Dienstes in dem gewaltigen Zarenreiche ist dem schweizerischen Gelehrten zu danken. 1895 nahm der verdienstvolle Mann seinen Abschied, um die letzten Jahre seines Lebens in seiner Heimat zuzubringen.

Pache-Denkmal in Limbach bei Chemnitz. Am 20. Juli wurde in Limbach bei Chemnitz ein Denkmal für den Komponisten und ehemaligen Kantor von Limbach, Johannes Pache, enthüllt. Pache hat sich hohe Verdienste um das deutsche Lied erworben, und zahlreiche Werke halten das Andenken an ihn wach. Viele seiner wirkungsvollen Männerchöre erfreuen sich großer Verbreitung und Beliebtheit, und zwar nicht bloß in Deutschland, sondern auch im Auslande; seine tiefen, an Gefühl reichen Lieder haben sich weite Kreise erobert und selbst in Amerika als Preisgesänge hohen Anklang gefunden. Auch einzelne seiner gemischten Chöre, z. B. „Die Spinnstube", sind weit verbreitet. Seine bekanntesten Lieder sind „Der liebe Herrgott hält die Wacht", „Waldeinsamkeit", „Stilles Gedenken", „Im Abendrot erglüht der Wald", „Klar die Berge, grün die Auen", „Da die Stunde kam". Das Denkmal besteht aus Schandauer Sandstein und ist drei Meter 30 Centimeter hoch. Unterhalb der Spitze ist das in Erz gegossene Bildnis des Komponisten angebracht. Darunter befinden sich die Embleme der Musik, Lyra und Notenblatt, mit der ersten Zeile des Liedes „Der liebe Herrgott hält die Wacht". Schlicht gehalten, wird das Denkmal seinen Zweck erfüllen, die Verdienste des vor nun nahezu fünf Jahren Dahingeschiedenen der Nachwelt ins Gedächtnis zurückzurufen.

Das Denkmal für Johannes Pache in Limbach.

Das Arbeiter-Rekonvaleszentenheim in Reindlitz bei Aussig. Mancher Tourist, der von Dresden kommend, die sächsisch-böhmische Schweiz mit ihren wundervollen Steingebilden besucht, läßt sich mit dem Dampfschiff auf den Fluten der Elbe tiefer in das Elbethal hineinführen. An den grünen Hängen liegen vor dem Beschauer zerstreut die sauberen Häuschen mit den blinkenden Fensterscheiben, umflimmt von duftigen Fichtenwaldungen oder reichtragenden Obstbäumen. Hier ist die „Kornkammer Oesterreichs". Und dann erreicht man die industriereiche Stadt Aussig, wo der „schwarze Diamant" mit der Eisenbahn und zu Schiff eingeschmuggelt wird. Da der Raum von Aussig nun und oberhalb der Dampfschiffstation Neslowitz liegt ableits von dem Verkehr in einem lieblichen Seitenthale der Elbe das Dorf Reindlitz. Durchrauscht von den murmelnden Thierbach und begrenzt von dichten Waldungen, atmet das Thal eine Fülle von Waldpoesie. Hier finden wir das Arbeiter-Rekonvaleszentenheim, das, auf einer kleinen Anhöhe erbaut, sanftlich aus dem frischen Grün ragt. Nach einem in Deutschland gegebenen Beispiele bildete sich vor Jahren in der Industriestadt Aussig ein Verein, der die Errichtung eines Genesungsheimes für Arbeiter als sein Ziel anstrebte. Im Jahre 1898 konnte sodann das Genesungsheim in Reindlitz schon seiner Bestimmung übergeben werden, und bereits im Jahre 1901 war eine Vergrößerung des Heims durch Zubau notwendig geworden. Das Grundstück selbst liegt frei und sonnig an der südlichen Thalseite, etwa 50 m über der Thalsohle, ist durch die Abhänge des Blankensteins völlig geschützt vor rauhen Nordwinden und gewährt höchst malerische Ausblicke in die romantische Umgebung. Das Heim bietet den Genesung suchenden Arbeitern angenehmen Aufenthalt; der Belegraum ist für 48 Pfleglinge berechnet, ein großer Garten, sowie die Promenadewege im Walde gewähren herrlichen Aufenthalt in freier Natur, und träumend lauscht der Genesung Suchende hier dem Schlag der Drossel oder dem geheimnisvollen Rauschen und Raunen des Waldes.

Ein Arbeiter-Rekonvaleszentenheim.

Prof. Heinrich Wild †.
Nach e. photographischen Aufnahme von E. Vogler & Co. in Zürich.

Professor Dr. Franz Wüllner, der verdienstvolle Kapellmeister und Direktor des Konservatoriums in Köln, dessen Porträt wir unseren Lesern gezeigt, feiert am 7. September nach langem Krankenlager in Braunfels an der Lahn gestorben. Mit ihm ist ein Mann dahingegangen, dessen Bild und Wirken lebendig bleiben wird in Herzen zahlloser Schüler, die er auf musikalischem Gebiete gefördert hat, und vieler Musikfreunde, die seine wohlgelungenen Tonschöpfungen genießen. Ein Sohn des Heimgegangenen ist der berühmte Konzertsänger Dr. Ludw. Wüllner.

Die Gartenlaube

4. Beilage zu Heft 12. 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Das Luitpold-Denkmal für Füssen.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Das „Luitpold-Denkmal in Füssen. In der oberbayrischen Stadt Füssen wird dem greisen Verweser des Königreiches Bayern ein Denkmal gesetzt werden, das durch seine packende Naturwahrheit die Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade auf sich lenkt. Das lebensvolle Standbild, das den Prinz-Regenten in schlichtem, bürgerlichem Rock darstellt, ist ein trefflich gelungenes Werk des bekannten Münchener Bildhauers Alois Mayer.

Der angerammte norwegische Dampfer „Bremen" zur Reparatur auf der Werft. Jetzt, da die anfangs häufigen Unfälle im Betriebe des Kaiser Wilhelm-Kanals durch praktische Maßnahmen der Kanalbehörden und vorsichtiges Hantieren der Verkehrenden immer seltener geworden sind, kann man von einer erfreulichen Sicherheit im Betriebe des Kanals reden. Trotzdem kommen hin und wieder infolge Zusammentreffens verschiedener unglücklicher Umstände noch Unfälle und Zusammenstöße von Schiffen vor. Nicht selten wird die geringe Manövrierfähigkeit eines der beiden Schiffe die Schuld tragen. Es kann aber auch die Schuld darin zu suchen sein, daß ein Schiff der Böschung zu nahe kommt und, von dieser abgestoßen, quer in den Kanal und in das ihm entgegenkommende Schiff läuft. Natürlich geschieht ein derartiger Zusammenstoß mit großer Kraft. Welch' bedeutender Schaden dann entstehen kann, zeigt unsere Abbildung, die den Bug des norwegischen Dampfers „Bremen" von Fredrikstadt auf der Schiffswerft von Stocks & Kolbe in Wellingdorf bei Kiel darstellt. Auf der Reise von England nach Stettin wurde dieses Schiff durch den deutschen Dampfer „Luise" von Wismar dermaßen angerammt, daß der Vordersteven der „Luise" in den Bug der „Bremen" bis an den Kiel hineindrang. Während der „Luise" nur einige Platten und der Vordersteven leicht beschädigt wurden, erhielt „Bremen" eine sehr bedeutende Havarie, die manches Schiff zum Sinken gebracht hätte. Der Dampfer hielt jedoch dank der Dichtigkeit seines Kollisionsschottes schwimmen, konnte nach Kiel weiter dampfen und seine Ladung löschen, um hernach auf der Werft von Stocks & Kolbe auf Land gesteppt und wieder ausgebessert zu werden.

Der angerammte norwegische Dampfer „Bremen" auf der Werft von Stocks & Kolbe in Wellingdorf bei Kiel.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Renard in Kiel.

Die neue Baugewerkschule in Holzminden. In der Weserstadt Holzminden erhebt sich seit Jahresfrist ein stolzer Neubau. Es ist dies das neue Unterrichtsgebäude für die Herzogliche Baugewerkschule daselbst, eine Anstalt, die sich aus den kleinsten Anfängen emporgearbeitet hat. Sie wurde im Jahre 1831 von dem Herzoglichen Kreisbaumeister F. L. Haarmann gegründet und ist in den letzten Winterhalbjahren von 900 Schülern besucht worden. Nun hat man ihr in dem schönen Neubau ein neues Heim geschaffen. Am 16. August d. J. fand die festliche Einweihung des Hauses in Anwesenheit des braunschweiglichen Staatsministers sowie unter reger Beteiligung der früheren und jetzigen Lehrer und Schüler der Anstalt und der Bürgerschaft statt. Das Gebäude ohne innere Einrichtung ist mit einem Kostenaufwand von 450 000 Mark von der Stadt Holzminden unter Staatsbeihilfe erbaut. Schöpfer des Hauses ist der Architekt und Baugewerkschullehrer Carl Opitz in Holzminden, nach dessen Plänen und unter dessen Leitung der schöne Bau errichtet worden ist.

Die Baugewerksschule in Holzminden.

Maschinengewehre. Eine der wichtigsten Verbesserungen in der Ausrüstung der Maschinengewehr-Abteilungen betrifft die Anspropung der Maschine, die früher wie ein gewöhnliches Gestütz gesahren wurde, während sie jetzt so eingerichtet ist, daß sie von den Rädern abgenommen und in Stellung getragen werden kann. Unser Bild läßt die hierfür getroffenen Vorrichtungen deutlich erkennen. Der Vorteil der neuen Einrichtung besteht vor allem darin, daß sowohl die Maschine mit ihrer Bedienungsmannschaft, als auch die Progen mit ihren Zugtieren und Pferden besser in Deckung gebracht werden können, während sie früher dem Feinde ebenso gute Ziele boten, wie auftahrende und in Stellung befindliche Artillerie. Die kleine Maschine ragt jetzt nur wenig über den Erdboden hervor und ist schon auf wenige 100 m selbst mit gutem Glase kaum noch zu sehen. Eine in Stellung gehende Maschinengewehr-Abteilung kann sich also in Ruhe einrichten, ohne vom Gegner beheltigt zu werden. Beginnt sie zu schießen, so verrät sie sich freilich durch ihr schreckliches Geknatter bald. Aber dann ist die Gefahr nicht mehr so groß und der Zweck, anrückende Kolonnen überraschend mit Geschossen zu überschütten, meist schon erfüllt. Der Kugelregen, den die Maschinengewehre abgeben, kann dem Gegner in kürzester Zeit die empfindlichsten Verluste zufügen.

Maschinengewehre in Stellung.
Nach einer photographischen Aufnahme von W. Jacobi in Metz.

Zu 70jähriger Ehe leben im meerumrauschten ostfriesischen Land, im preußischen Regierungsbezirk Aurich, zwei rüstige alte Leutchen, Heinr. A. Arnold und seine Frau in Neßmersiel. Der Jubilar ist im Jahre 1806 geboren und war ein tüchtiger Seemann, der Nord- und Ostsee und das Mittelländische Meer als Kapitän befahren hat. Seit 1869 lebt er mit seiner um 6 Jahre jüngeren Ehefrau in seinem Heimatort Neßmersiel im Ruhestand. Das alte Paar hat sein Leblag nichts von Krankheit gewußt und darf hoffen, auch noch weitere Jahre in treuer Ehegemeinschaft den Feierabends sich zu freuen. Zur Feier des 70jährigen Ehestandes, an der 4 Kinder, 16 Enkelkinder und 8 Urenkel teilnahmen, ließ der Kaiser dem Jubelpaar die goldene Ehejubiläumsmedaille mit der Zahl 70 überreichen.

Kapitän Arnold und Frau.
Nach e. photogr. Aufn. von P. Paulsen in Norden.

Der Düsseldorfer Kunstpalast. Von den Gebäuden der Düsseldorfer Ausstellung wird eins dauernd erhalten bleiben, der prächtige Kunstpalast, der der Düsseldorfer Künstlerschaft ein Heim bietet, das als Ausstellungsgebäude allen Anforderungen in vollstem Maße genügt. Das monumentale Bauwerk liegt im Norden der Stadt auf der sogen. Golzheimer Insel, dicht am Hofgarten. Es ist nach einem Entwurf des Architekten A. Bender erbaut und präsentiert sich in prächtigem Barockstil mit schön gegliederter Façade und ausgezeichnet angeordneten Räumen. Das Gebäude umschließt einen zu einem Ehrenhof ausgestalteten Raum, dessen Architektur mit ihren schönen Säulen- und Bogenstellungen wundervolle Wirkungen erzielt. Eine mit Kupfer gedeckte Kuppel krönt den ganzen Bau, der mit seiner 132 m langen Hauptfront die umbaute Fläche beträgt 8000 qm) den Charakter eines Palastes aufweist. Und ein Palast der Kunst ist er geworden und wird als solcher der Stadt Düsseldorf zur Zierde und der Künstlerschaft Düsseldorfs, die seit Jahren ein bündiges Ausstellungslokal großen Stils entbehren mußte und unter diesem Mangel empfindlich litt, zum Segen gereichen.

Der Kunstpalast auf der Düsseldorfer Ausstellung.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph O. Renard in Düsseldorf.

Ein Denkmal für August Becker, den Dichter, Schriftsteller und Journalisten, soll in seiner Heimatstadt Klingenmünster in der Pfalz errichtet werden. Becker hat ein wechselvolles Leben geführt. Neunzehn Jahre alt bezog er 1847 die Universität München, der er bis zum Jahre 1852 angehörte. Fast ununterbrochen nach seinen Studien wandte er sich der Dichtkunst zu und kam dabei mit Liedern und Novellen, die großen Beifall fanden, an die Oeffentlichkeit. In seiner dichterischen Thätigkeit nimmt die Pfälzer Heimat die erste Stelle ein. Sein Epos „Jung-Friedel, der Spielmann", das 1854 in Stuttgart erschien, ist heute noch in aller Pfälzer Gedächtnis. „Wohl lieb ich dich, mein Heimatthal," sang er darin mit innigem Ausdruck und Gefühl. Und in dem Werke „Die Pfalz und die Pfälzer" setzte er der Heimat ein bleibendes Denkmal. Dies Skizzenbuch und seine Mitarbeit an der „Allgemeinen Zeitung" führten August Becker zur Politik. Von 1859 bis zum Juli 1864 vertrat er in der von ihm herausgegebenen „Isar-Zeitung" mit Kolb und anderen die großdeutsche Partei in München. Von seinen Romanen ist in weiteren Kreisen am bekanntesten „Des Rabbi Vermächtnis," ein sechsbändiges Werk, das 1866 bis 1867 in Berlin erschien. Der Roman „Versehmt" (1868) trieb Becker nach der bayerischen Hauptstadt. Man sah in den Romanfiguren lebende Persönlichkeiten des bayrischen Hofes. Um allen Weiterungen zu entgehen, siedelte Becker nach Eisenach über, wo er eine reiche Thätigkeit entwickelte, bis ihn der Tod am 23. März 1891 abberief. Das von dem Bürgermeister Werner in Klingenmünster und dem Bezirksamtmann Büllinger in Bergzabern in Verbindung mit dem Landeskomee in Klingenmünster, dem Litterarischen Verein der Pfalz und dem Pfälzischen Verschönerungsverein geplante Denkmal soll in dem Berggelände von Klingenmünster zu Füßen der sagenumwobenen Burg Landeck errichtet werden. Die Gemeinde Klingenmünster hat den Platz bereitwillig zur Verfügung gestellt, die Pfalz und die Pfälzer und andere gute Deutsche werden das schöne Werk ebenso bereitwillig fördern. Die Spenden sind an den Landeskomerein in Klingenmünster zu richten.

Kleine Mitteilungen.

Von langsfahrenden und anderen Lokomotiven. Es giebt Menschen, die jeder dahinfahrenden Lokomotive nachschauen. Dies Wunderwerk der Technik hat auch seine besonderen Reize. Man wird darum auch nicht darüber staunen, wenn alles, was auf die Lokomotive Bezug hat, in unserer Zeit mit großer Gründlichkeit behandelt wird. Den Weltrekord haben wieder einmal die Amerikaner erzielt mit einem Lokomotivmonstrum, den die New York-Central-bahngesellschaft in Camden, New Jersey, angelegt hat. Auf diesem Friedhof werden alle alten ausrangierten Lokomotiven untergebracht, und man erhält damit eine lebendige Geschichte der Entwicklung der Lokomotive, die allerdings nicht allzu weit zurückreicht, denn die älteste auf dem Friedhof untergebrachte Lokomotive ist nur fünfzig Jahre alt. Sie ist trotzdem ein recht interessantes Modell, das, wie unser Bild zeigt, alle Formen der neueren Lokomotiven in sehr primitiver Gestaltung aufweist. Diese Lokomotive ist, wenn die Altersangabe stimmt, um so merkwürdiger, als sie in der gesamten Konstruktion ihrer Teile hinter dem „Adler", der am 5. Dezember 1835 in Nürnberg-Fürth in Aktion trat, stark zurückbleibt. Der „Adler" ist zwar die erste in Deutschland thätig gewesene Lokomotive, man kann ihn aber insofern nicht als die erste deutsche Lokomotive bezeichnen, als er von England bezogen und nicht in Deutschland gebaut wurde. Die erste in Deutschland gebaute Lokomotive stammt aus dem sächsischen Dorfe Hebigau, das unweit Dresden an der Elbe liegt. Sie wurde 1837 für die Leipzig-Dresdener Bahn gebaut und erhielt den Namen „Saxonia". Auch die zweite deutsche Lokomotive, der „Phönix", stammt aus Uebigau. Deutschland, das heute 20 Lokomotivfabriken besitzt und im Jahre 1700—1800 Lokomotiven herstellt, die den englischen Fabrikaten durchaus gleichstehen, war zu Beginn der Entwicklung ganz von England abhängig. Hier hatte nach den Versuchen von Evans in Philadelphia und Trevithik in London, die ziemlich resultatlos blieben, zuerst Blenkinsop 1811, dann Blacket 1812 und Hetdley unmittelbar darauf brauchbare Lokomotivengeliefert. Die von Stephenson, der alle seine Vorgänger aus dem Felde schlug, erbauten Lokomotiven verliefen zuerst die Anwendung von Zahnrädern. Nachdem es gelungen war, im Jahre 1820 schmiedeeiserne gewalzte Schienen herzustellen, bekam die Lokomotive ihre Bedeutung für die Personenbeförderung. Die in der Folge von England und Nord-Amerika für Deutschland gelieferten Maschinen haben sich vorzüglich bewährt. So bauten Gebrüder Sharp in Manchester für die Main-Neckarbahn im Jahre 1846 8 Personenzuglokomotiven, die für die Strecke Heidelberg-Frankfurt am Main 1847 in Betrieb genommen wurden, im Jahre 1866 neue Kessel und Cylinder, im Jahre 1875/76 zum Teil, vier an Zahl, zweifachgekuppelte Achsen erhielten. Zwei davon sind heute noch thätig, sie besorgen freilich keinen internationalen Verkehr, sondern verbinden Friedrichsfeld mit Mannheim und mit Schwetzingen. Die vier anderen Lokomotiven wurden in zweifach gekuppelte Güterzugsmaschinen umgebaut. Selbst davon sind zwei heute noch thätig. Auch Berlin war anfangs in Bezug auf Lokomotiven ganz von England und Amerika abhängig. Die Berlin-Potsdamer Bahn, die 1838 eröffnet wurde, bestellte im Sommer 1837 in der Stephensonschen Fabrik in Newcastle sechs „Dampfwagen bester Qualität" zum Preise von 14000 Thalern das Stück. Die Wagen gleichen ziemlich genau den auf unserem Bilde dargestellten „Adler". Die Berlin-Stettiner Eisenbahn, die am 15. August 1843 vollständig dem Betrieb übergeben wurde, bezog 6 Lokomotiven, und zwar zwei von Sharp, Robert & Co. in Manchester, zwei von Norris in Philadelphia und zwei von A. Borsig, der nun bald die ausländische Konkurrenz verdrängte. Die Lokomotiven für die Ostbahn, eröffnet bis Königsberg am 12. October 1857, wurden im Anfange bereits allein von A. Borsig bezogen, deren Maschinen mit denen von Schichau, Egells und Wöhlert alsbald den deutschen Markt beherrschten. Was der deutsche Markt heute leisten kann, geht daraus hervor, daß die preußische Eisenbahnverwaltung, um der herrschenden Arbeitsnot zu steuern, mit einem Male den Bau von über 700 Lokomotiven in Auftrag gegeben hat. Lokomotiven, die mit Tender je 51 000 bis 52 000 Mark kosten, eine größte Geschwindigkeit von 90 km in der Stunde und eine größte Leistung von 800 Pferdestärken besitzen.

Die älteste Maschine auf dem Lokomotivenfriedhof in Camden.

Die erste deutsche Lokomotive „Der Adler", aus dem Jahre 1835.

Heinz Krieger.

Ein Negerdorf. Leichte Nebel brauen über dem Spiegel des Niania, und Stille herrscht an seinen Ufern. Es ist ein weltverlorener Winkel im Herzen des dunklen Weltteils, in dem die Schar der Schwarzen ihr Dorf errichtet hat. Da werden plötzlich die Pforten aus ihrer Ruhe aufgerüttelt. Eine Karawane ist erschienen, Männer in langen weißen Gewändern sind ihre Führer, arabische Händler, die von der Mrima, der Meeresküste, kommen. Mit geteilten Gefühlen werden sie begrüßt, denn schon oft haben sich, noch vor kurzer Zeit erst, die anfangs friedlichen Händler als Elfenbeinräuber und Sklavenhändler entpuppt. Die Furcht war jedoch diesmal unbegründet, die Fremden sind wirklich ehrliche Händler; allmählich sassen die Eingeborenen Vertrauen. Aus Bastecken werden die kostbaren Elefantenzähne hervorgeholt und gegen Stoffe, Perlen und Eisengeräte ausgetauscht. Dann löst der Führer der Karawane seine Waren aufstapeln und zieht weiter. Jetzt erst, da sie wieder unter sich sind, können die Dörfler sich unbelangt an ihrem Handelsgewinn erfreuen. Die reich die Ausbeute an Elfenbein ist, die solche Handelskarawanen aus dem Inneren des Landes bringen, das erhellt am besten durch einen Blick auf die Gesamtmenge von Afrikas Ausfuhr. Diese beträgt allein an der Ostküste jährlich etwa 800000 kg Elfenbein, und zwar werden von diesen 200000 kg über Sansibar, 150000 über Egypten und 100000 über Mozambique befördert. Der Rest verteilt sich auf verschiedene Ausfuhrstellen. Der größte Teil dieser Mengen geht nach Bombay und von da nach London. Das aus dem Kongostaate stammende Elfenbein wird meist nach Antwerpen verladen.

Ein Negerdorf.

Kunst im Hause.

Kompottschalen und -Teller mit Porzellanmalerei. Die Verzierung unseres kleinen Services ist so angeordnet, daß jedes Tellerchen und jede Schale ein anderes Blumenornament aufweist. Die Tellerchen mit ihren gewellten Rändern sind im Durchmesser 16 cm groß. Die Sechsteilung derselben bietet Gelegenheit, auch die Zeichnungen hierzu so einzuteilen. So wird denn hier jedes Stück ein Sechstel auf Pausbogen gezeichnet und die Zeichnung in bekannter Weise auf das Porzellan übertragen. Genau so verfährt man bei den Schalen, nur ist hier anzuempfehlen, vor dem Aufpausen jeden Viertels von den Ecken aus nach innen Diagonalen einzuzeichnen, damit beim Auflegen der Pause eine Verschiebung derselben, die hier infolge der Wölbung der Form leichter eintritt, rasch zu korrigieren ist.

Die Malerei ist nun auf folgende Weise ausgeführt:

1. Tellerchen mit Heckenröschen: Die Blüten sind zart rosa (Rosenpurpur) und nach unten etwas heller getönt, der Mittelpunkt derselben gelb und die Staubfädchen braun (Sepia). Die Blätter sind gelbgrün, die Stiele braun und Blüten und Blätter mit Braun zart umrissen.

2. Tellerchen mit Hahnenfuß: Ein frisches Gelb (Dunkelgelb) wie in der Natur haben die Blüten, die Knospen und Blätter sind gelbgrün, die Stiele grünbraun (Mischung von Sepia und Grün), ebenso die Kontur der Formen.

3. Tellerchen mit Sauerklee: Die Knospen haben ein zartes Rotilla, das der Spitze zu heller getönt ist, die Blätter sind blaugrün, die Kontur und die Stiele grünbraun.

4. Tellerchen mit Felsennelken: Die Blüten sind mit Rosenpurpur gemalt, die Staubfädchen braun, Blütenkelch, Blätter und Knospen haben ein frisches Grün (Gelbgrün), die Stile sind oliv.

5. Tellerchen mit Fingerkraut: Nuchhier sind die Blüten wie in der Natur gelb mit grüner Mitte, die Blumenblättchen mit feinen braunen Strichen ausgearbeitet, leicht schattiert und braun umzogen. Die Blätter sind saftig grün, die kleinen, nach innen gebenden Blättchen etwas zarter in derselben Farbe, die Knospen grüngelb und die Stiele braunrot. (Sepia dünn aufgetragen.)

6. Tellerchen mit Glockenblumen: Die Blüten sind zart rotilla mit feinster hellgrüner Kontur, ebenso die Knospen. Kelchblättchen und Stiele sind olivgrün, die Blätter gelbgrün mit ebensalls grüner Kontur.

Die eine der beiden Schalen ist verziert mit wilden Rosen. Hier haben die Blätter eine braunrote Farbe, die dem Blattgrund zu ins Grüne übergeht, die Beerchen sind heller und dunkler grün und die Stengel blaurot. (Mischung von Grün und Rosenpurpur). — Die andere Schale zieren Erdbeerchen. In den Ecken sind die Beeren hellrot mit kleinen braunen Punkten, an den Seitenteilen gelbgrün. Die Blätter beginnen an den Spitzen hellgrün und gehen langsam in einen Olivton über. Die Stiele sind alle hellbraun, wie auch die Umrisse der Blätter.

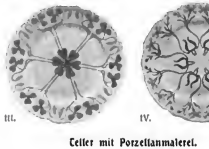
Denen, welche sich mit dieser reizvollen Technik gerne beschäftigen, macht die Herstellung solch kleinen Services gewiß viele Freude.

F. A. S. St.

Die Glas-Radierarbeit ist eine der ersten von den zahlreich aufgetauchten Liebhaberkünsten, wird aber leider oft nicht als solche betrachtet und nur stiefmütterlich seitens der Dilettanten behandelt. Das ist besonders darum sehr zu bedauern, weil auch diese Technik eine ungemein mannigfaltige durch reizvolle Ausführungsweise gestattet und durchaus nicht immer nur das Ansetzen eines auf schwarzen Lack-Grund ausradierten und mit Silber-Staniolpapier hinterlegten Musters zu haben braucht, wie vielfach angenommen wird. Vielmehr kann man als Grund-Lack auch jede andere Farbe benutzen, selbst Marmor damit imitieren usw., zum Hinterlegen außer dem silbernen auch rotes, grünes, blaues, goldenes Staniolpapier, ferner Perlmutterblättchen und Glimmerpulver verwenden; man kann auch schließlich das Muster mit laserenden Farben bemalen, mit Goldlinien umrändern usw. — kurz, bis zu wirklichen Kunstwerken vermag eine geschickte Hand die Glas-Radierarbeit zu bringen, wie man auch schon an den überaus prächtigen Glas-Fenstergemälden erkennen kann, die gewöhnlich sehr teuer bezahlt werden müssen.

I. II.

Teller mit Porzellanmalerei.



III. IV.

Teller mit Porzellanmalerei.

V. VI.

Teller mit Porzellanmalerei.

Als eine der effektvollsten Ausführungen z. B. eines Tabletts, Brodtellers usw. möchten wir diejenige mit weißem Untergrund bezeichnen, und dem ein Muster mit Meißner Zwiebel-Motiven austradiert, die Umrisse sodann mit Goldlinien umrandet und schließlich das Ganze mit blauem, klein zerknittertem Staniolpapier hinterlegt wurde. Noch schöner würde diese Ausführung sein, wenn der weiße Grund von einem durch eine Goldlinie von einander getrennten hellgrauen Rand umgeben wäre.

Zur Ausführung der Glas-Radierarbeit, welche sich für alle möglichen Gegenstände: Vieberrahmen, Füllungen in Pancele, Möbel und Thüren, Tischplatten usw. eignet, sofern diese nur überhaupt die Einlage einer Glasplatte zulassen, reinigt man die vorher genau zugeschnittene Glasplatte peinlich sauber und übersirnicht dann eine Seite derselben dünn mit der gewünschten Oelfarbe, zu deren Bereitung jedoch nicht Firnis, sondern Kreatzu verwendet wurde. Nach dem Trocknen trägt man eine zweite, ganz dünne Schicht in genau derselben Nüance auf und erforderlichenfalls noch eine dritte, bis der Grundton völlig gleichmäßig aussieht und keine Wolken und Pinselstriche mehr aufweist. Das zwei- oder mehrmalige dünne Auftragen der schnelltrocknenden Farbe kann binnen 6 bis 8 Stunden geschehen, ist also einmaligem, dickem Auftrage vorzuziehen, weil dieser erst in einigen Tagen festtrocknen würde. Das Uebertragen des zuvor auf Papier zu entwerfenden Musters, als welches sich ebensowohl Blumen und Zweige, wie auch stilisierte und ornamentale Motive jeder Art benutzen lassen, geschieht in üblicher Weise mit Indigo- oder Graphitpapier. Nunmehr beginnt das Radieren, indem man zunächst alle Umrisse und einfachen Linien mit einem handlichen, spitzen Messer nachstichrt und ausbeßt, „vorript". Diese Arbeit mache man möglichst bald nach dem Trocknen, das Radieren der größeren Flächen kann dann auf Wochen verschoben werden, ohne daß man ein Abspringen oder Splittern des Lacks an den Grenzen zu fürchten hätte. Die breiten Flächen werden durch Schaben mit dem Messer entfernt und müssen nachher mit einem nur ganz wenig gelegten feuchten Läppchen von den Farbresten und Flecken so lange gereinigt werden, bis das Glas an diesen Stellen klar durchsichtig ist. Sodann werden die Goldlinien aufgetragen, indem man Siccativ mit einer Feder aufzeichnet und vou sind zu fünf Minuten die inzwischen kreig gewordenen Linien mit Gold-Bronze übersiebt. Schließlich findet das etwa geplante Ausmalen und Schattieren mit dünnen Oelfarben statt (Anilinfarben bleichen sehr schnell!), wobei jedoch Adern und namentlich die beleuchteten Seiten unbedeckt bleiben müssen, soll an diesen Stellen das untergelegte Staniolpapier voll und klar hindurchleuchten soll. Damit letzteres nicht zerdrückt werde und so das wunderbare durch Lichtbrechung hervorgerufene Schimmern nicht verloren gehe, klebt man an den Rändern der Glasplatte ca. 1 cm breite Papierstreifen auf, so daß die Glasplatte etwas hoch zu liegen kommt. Staniolstücke verschiedener Farbe werden ganz locker hinter die einzelnen Formen gelegt, ebenso Perlmutter, das jedoch, um besser zu wirken, schwarz zu hintermalen ist. Beim Einlegen der Glasplatte achte man darauf, daß diese noch genug Spielraum behält, da sich Glas bekanntlich in der Wärme ausdehnt und in der Kälte zusammenzieht. Es wäre bei der leichten Ausführbarkeit und Schönheit der Glas-Radierarbeit sehr zu wünschen, daß dieselbe recht eifrig betrieben würde.

Kompottschalen mit Porzellanmalerei.

Halbheft 25. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Runen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von E. Werner.

(5. Fortsetzung.)

Kurt Fernstein war in Allsheim gewesen und hatte dort mit den Grüßen seines Vaters zugleich die Nachricht von der Verlobung seiner Schwester überbracht. Der junge Volontär, in dem er lange schon ahnungsvoll den künftigen agrarischen Schwager vermutet hatte, war als Bewerber aufgetreten und hatte das Jawort erhalten. Fernstein war glücklich darüber, daß er mit diesem Schwiegersohne nun endlich Ersatz bekam für seinen durchgegangenen Sohn und Thronerben. Er hatte dem Minister einen langen Brief geschrieben, voll des Lobes über den Bräutigam seiner Tochter: der war ein Mann nach seinem Herzen, Landwirt mit Leib und Seele, und brachte überdies ein sehr ansehnliches Kapital mit nach Ottendorf, das er natürlich dereinst übernehmen sollte.

In Allsheim wurde die Neuigkeit mit lebhaftem Anteil besprochen. Sylvia und die junge Braut, Käthchen Fernstein, hatten stets miteinander verkehrt, und Hohenfels wußte ja, wie sehr die Zukunft des alten Erbgutes seinem Jugendfreunde am Herzen lag. Jetzt blieb es doch immerhin in der Familie! Im Innern des Ministers regte sich eine tiefe Bitterkeit, als er seinen Glückwunsch aussprach. Sein Gutsherzberg kam dereinst in fremde Hand! ja zurück von seinem Rechte. Sobald

General Ben Viljoen.

Der nächste Erbe trat Bernhards Verbindung mit Hildur Eriksen vollzogen war, erlosch sein Anspruch. Dann fiel das Majorat an eine Seitenlinie, an entfernte Verwandte, die Hohenfels kaum kannte, die nicht einmal seinen Namen trugen.

Von Bernhard war bei jenem Besuche in Allsheim kaum die Rede gewesen. Kurt entschuldigte seinen Freund bei dem Hausherrn mit einem Vorwande, den der Prinz artig gelten ließ. Sylvia erwähnte ihres Vetters nur mit einigen flüchtigen Worten, sie schien die gestrige Begegnung in Isdal verschwiegen zu haben. —

Es war einige Tage später, an einem Sonntagmorgen, Bernhard und Kurt waren nach Raansdal gekommen, und Philipp Röder, der gerade aus seinem Gasthofe trat, als sie vorübergingen, hatte sich ihnen angeschlossen zu dem Kirchenbesuch. Er versäumte diesen nie, obgleich er von der norwegischen Predigt kein Wort verstand, und saß dann eine volle Stunde lang im Kirchstuhl neben Inga Lundgren; das entschädigte ihn reichlich. Es war heute noch ziemlich früh, und Bernhard wollte erst noch zu Harald Thorvik, der beurlaubt

war, solange der „Steadler“ vor Anker lag, und bei seiner Mutter wohnte. Der starkköpfige Norweger war nicht in Eßviken gewesen, sondern ließ es darauf ankommen, daß man ihn aufsuchte. Und Bernhard, der sich nicht zum zweitenmal sagen lassen wollte, daß ihm der Steuermann Thorvik nicht vornehm genug wäre, that ihm den Willen. Er kam also, aber er richtete es so ein, daß ihm der Gottesdienst den Vorwand gab, schon nach einer Viertelstunde wieder zu gehen.

Herrn Philipp Röder kam dieser Besuch sehr gelegen. Kaum war er mit dem Leutnant Fernstein allein, als er sich seiner bemächtigte und in feierlichem Tone begann:

„Gut, daß wir einmal unter vier Augen sind, Kurt! Ich muß da eine Sache zur Sprache bringen, die, gelinde gesagt sehr befremdlich ist. Du scheinst dir ganz merkwürdige Dinge erlaubt zu haben. Ich bitte mir eine Erklärung darüber aus.“

„Was ist denn los?“ fragte Kurt überrascht. „Merkwürdige Dinge? — Erklärung? — Deiner Rede Sinn ist mir völlig dunkel.“

„Du hast dich gegen Fräulein Lundgren und mich höchst sonderbar benommen und ihr Dinge übersetzt, die ich gar nicht gesagt habe!“

„Woher weißt du denn das alles?“ unterbrach ihn Kurt. „Ist dir urplötzlich das Verständnis des Norwegischen aufgegangen? Du konntest ja nicht einmal die Vokabeln behalten, und im Pfarrhause spricht niemand deutsch.“

„Aber der Christian spricht beide Sprachen, und der übersetzt wenigstens wortgetreu, sagt Fräulein Lundgren.“

„Ach so!“ Dem jungen Seemann begann jetzt der Zusammenhang klar zu werden. Inga hatte schließlich doch Verdacht geschöpft und sich in ihrer energischen Weise Aufklärung verschafft, indem sie Christian kam, der oft mit Aufträgen seines Herrn von Edsviken kam, als Dolmetscher benutzte. Da war Röder natürlich examiniert worden, was er eigentlich gesagt und was man ihm gesagt hatte, und dabei waren die „freien“ Uebersetzungen zum Vorschein gekommen. Philipp schien freilich erst halb im klaren über die Sache zu sein, aber er fuhr gereizt fort:

„Du hast ihr fortwährend von meiner verratenen Liebe und meinem grenzenlosen Unglück darüber erzählt. Zum Kuckuck, ich bin ja gar nicht mehr unglücklich! Ich habe die Geschichte längst überwunden und schon halb vergessen.“

„Du eröffnest mir da einen höchst betrübenden Einblick in dein Innerstes,“ sagte Kurt strafend. „Noch nicht vier Wochen sind es her, da erklärtest du mir feierlich, du würdest nie wieder lieben, das weibliche Geschlecht existierte überhaupt nicht mehr für dich, seit die Eine dich verriet, und nun steuerst du ganz vergnügt auf die Zweite los! Ich habe dich für einen Charakter gehalten — was du aber nun sagst, ist ja geradezu frivol! Philipp! Philipp! Das hätte ich wahrlich nicht von dir erwartet!“

Kurt machte dabei ein sehr ernstes Gesicht, obwohl er Mühe hatte, das Lachen zu unterdrücken.

„Soll ich etwa auf jedes Lebensglück verzichten,“ brauste Philipp auf, „weil ich einmal getäuscht worden bin? Fällt mir gar nicht ein! Das habe ich auch Fräulein Inga gesagt — natürlich durch Christian. Und ich habe sie auch erraten lassen, wo ich Trost gefunden und wo ich jetzt mein Glück allein zu finden hoffe. Sie weiß das nun.“

„So, und wie nahm sie es auf?“ fragte Kurt, in dem urplötzlich ein wirkliches Interesse zu erwachen schien.

„O, weit über Erwarten!“ triumphierte Philipp. „Sie war tief gerührt, als sie mir die Hand reichte und sagte: Ihnen zürne ich nicht, Herr Röder. Sie sind nur das Opfer gewesen, Sie sind ein guter Mensch!‘ Das hat sie wörtlich gesagt, Christian hat es mir später noch zweimal übersetzen müssen.“

„Ja, du bist ein guter Mensch!“ stimmte Kurt gleichfalls mit gerührter Miene bei. „Also dir zürnt sie nicht — da wird ihr ganzer Unwille sich wohl auf mich konzentrieren?“

Philipp lächelte nur schadenfroh, er wußte zwar noch immer nicht, was sein Schulfreund sich eigentlich erlaubt hatte, denn Inga hatte sich zu keiner Erklärung herbeigelassen, als sie erfuhr, in welcher Weise man ihre Antworten übersetzte. Aber sie hatte sich auf die Lippen gebissen und die kleinen Hände geballt und einmal sogar mit dem Fuße gestampft. Der Kurt konnte sich freuen, dem wurde jetzt grümlich der Text gelesen!

Das verdiente Schicksal ereilte Kurt zwar nicht sofort, denn bei ihrer Ankunft im Pfarrhause fanden sie die beiden jungen Mädchen schon zum Kirchgange bereit, aber die Art, wie Inga den jungen Marineoffizier empfing oder vielmehr nicht empfing, zeigte doch, was ihm drohte. Sie reichte Herrn Röder mit demonstrativer Freundlichkeit die Hand und sagte ihm in liebenswürdigstem Ton einige Worte, die er leider nicht verstand. Leutnant Fernstein dagegen wurde keines Blickes und keines Wortes gewürdigt. Sie schien seine Anrede nicht zu hören und sah über ihn hinweg, als ob er gar nicht da wäre.

Er betrachtete sie um so genauer, während er berichtete, daß und weshalb Bernhard erst nachkommen würde, denn sie sah heute wirklich allerliebst aus. Die kleine Inga hatte nämlich einen großen Koffer mitgebracht mit all den Toiletten, die für den Aufenthalt in Bergen bestimmt gewesen waren. Jetzt wurden diese hier spazieren geführt, zur Verwunderung der Raansdaler und zur leisen Mißbilligung des Pfarrers.

Hildur trug ihren schlichten Sonntagsanzug von schwarzer Seide und einen hellen Strohhut mit einfachen Bändern, ihre junge Verwandte dagegen ein leichtes Batistkleid, das auf weißem Grunde ein zartes Rosenmuster zeigte.

Auch Philipp ließ die Augen nicht von dem jungen Mädchen und machte krampfhafte, aber leider vergebliche Versuche, mittels seiner paar norwegischen Brocken ein Gespräch anzuknüpfen. Es ging durchaus nicht, obwohl Inga eine wahrhaft rührende Geduld bei seinen Bemühungen, sich zu verständigen, zeigte. Sie lächelte ihm ermutigend zu und behandelte ihn mit auffallender Liebenswürdigkeit. Kurt wußte sie, daß das alles nur geschah, um ihn zu ärgern, aber merkwürdig — er ärgerte sich trotzdem!

Jetzt erschien der Pastor, im Talar, und man trat gemeinsam den Weg zur nahen Kirche an.

Die Gemeinde war bereits versammelt, nur Bernhard verspätete sich etwas. Er kam mit Harald Thorvik erst, als Orgelspiel und Gesang schon begonnen hatten. Um nicht zu stören, blieben die Beiden einstweilen an der inneren Kirchenthür stehen.

Inzwischen rollte ein Wagen im scharfen Trabe durch den menschenleeren Ort. Es war einer jener leichten, bequemen Bergwagen, über die nur Allyheim verfüge; der Prinz lenkte selbst die ausgesucht schönen Pferde. Neben ihm saß Sylvia, und hinter den Beiden ein Diener in Saffenburgischer Livree. Sie hielten vor der Kirche, der Prinz stieg ab, warf dem Diener die Zügel zu und half Sylvia beim Aussteigen; dann schritten sie rasch über den Friedhof nach dem Gotteshause.

Drinnen wurde eben der zweite Vers des Liedes gesungen, als die Thür sich leise öffnete. Harald, der dem Eingang den Rücken zukehrte, achtete nicht darauf, aber er sah, wie Bernhard auf einmal zusammenzuckte und mitten im Gesang abbrach; jetzt wandte auch er sich um und gewahrte den Prinzen Saffenburg und Baronesß Hohenfels, die leise eintraten. Die Kirche war fast ganz gefüllt, aber dicht vor der Kanzel, im ersten Kirchstuhl, den gewöhnlich nur die Familie des Pfarrers benutzte, waren zwei Plätze noch frei, und der Prinz führte Sylvia ohne Zögern dorthin.

Bernhard konnte sich den Besuch der Beiden nicht erklären. Saffenburg war noch nie in der Raansdaler Kirche gewesen, und für Sylvia mußte die norwegische Predigt unverständlich bleiben. Sie wußten doch beide, daß Pastor Erikken den Gottesdienst hielt, dem seine Tochter selbstverständlich beiwohnte, und trotzdem kamen sie — oder vielleicht gerade deswegen?

Harald schien den gleichen Gedanken zu hegen, denn er sagte leise und höhnisch: „Das gilt wohl deiner Braut und dem Pastor? Sieht ja aus wie eine allerhöchste Anerkennung — spät genug!“

„Still! Wir sind in der Kirche!“ unterbrach ihn Bernhard ebenso leise, aber mit einem zornigen Blick. Harald schwieg, aber sein Blick ruhte mit einem seltsam durchbohrenden Ausdruck auf dem Jugendgesichten. Dieser kümmerte sich nicht darum: in der kurzen Pause, die dem Gesange folgte, schritt er rasch durch die Kirche und stellte sich dicht neben seine Braut. Es lag etwas wie Trotz in seinem Thun, als wollte er aller Welt zeigen, wo sein Platz wäre.

Jetzt betrat der Pfarrer die Kanzel. Er hatte schon vorhin die beiden fremden Gäste gesehen, er kannte ja den Prinzen und

erriet, wer die junge Dame an seiner Seite war, aber für ihn war das eine freudige Ueberraschung, er legte es sich als ein Friedenszeichen aus.

Die Gemeinde von Raansdal war ziemlich groß, denn all die einzelnen Höfe und Wohnstätten, die an dem oberen Fjord zerstreut lagen, gehörten mit zu ihr. Die Kirche dagegen war nur ein einfacher Holzbau, ganz schmucklos außen und innen, mit hohen, hellen Fenstern zu beiden Seiten und einem Altaraufsatze von geringem künstlerischen Wert als einziger Zierde. Die Männer und Frauen, die das bescheidene Gotteshaus füllten, waren derbe, meist kraftvolle, wetterfeste Gestalten, denen man ansah, daß sie in harter Arbeit ihr tägliches Brot gewannen. Viele von ihnen mußten sich selbst diesen sonntäglichen Kirchenbesuch erst mit einer langen Autofahrt erkaufen. In ihrer dunklen Sonntagstracht saßen sie still und ernst auf ihren Bänken, die Augen auf ihren Pfarrer gerichtet, und der Sonnenschein, der durch die Fenster hereinflutete, wob ein warmes, goldiges Licht um dieses in all seiner Schlichtheit ergreifende Bild.

Ebenso schlicht und einfach war die Predigt des Pfarrers über den Text: „Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht!“ Pastor Eriksen war kein begabter Redner, und der fast dreißigjährige Aufenthalt in Raansdal hatte seinen Horizont nicht erweitert, aber was seine Bauern brauchten, das wußte und verstand er, und das gab er ihnen mit Wort und That. Die Mahnung zur Liebe und Friedfertigkeit that wohl bisweilen not bei diesem starren Volke, das im ewigen Kampfe mit seiner Bergnatur und seinem Meere rauh und hart geworden war, dem weiche, versöhnliche Regungen als Schwäche galten. Dort, an der Kirchthür, stand einer, der dies Volk verkörperte in seiner trotzigen Eigenart, um dessen Lippen es bitter und höhnisch zuckte bei den Worten des Pfarrers.

Als der Gottesdienst zu Ende war, verließen Prinz Alfred und Sylvia die Kirche, aber sie schritten so langsam über den Friedhof, daß sie von den später Nachfolgenden eingeholt werden mußten. Harald Thorvik, der mit einem Teil der Männer bereits draußen stand, grüßte, der Prinz war ja sein Schiffsherr, und Baroneß Hohenfels erfreute sich seiner Hochachtung, seit sie dem Sturme damals so tollkühn Trotz geboten hatte. Aber heute lag ein finsteres Forschen in dem Blick, mit dem er sie während des Grußes streifte, und dann wandte sich dieser Blick auf Bernhard, der eben mit seiner Braut herauskrat.

In der Kirche selbst war eine Annäherung natürlich unterblieben, hier draußen ließ sie sich nicht vermeiden. Bernhard begrüßte den Prinzen und seine Cousine, und diese bot ihm so unbefangen die Hand, als wäre dies Zusammentreffen ein bloßer Zufall. Dann wandte sie sich zu Hildur.

„Die Braut meines Vetters, nicht wahr? Muß ich mich erst nennen? Sylvia Hohenfels, die nun ein freundliches Willkommen bittet.“

Bernhard wollte den Dolmetscher machen, aber Sassenburg kam ihm zuvor und übersetzte die Worte. Hildurs Antwort verriet keine Verlegenheit, aber sie war etwas zurückhaltend dieser warmen Begrüßung gegenüber.

„Ich kann Ihnen das Willkommen leider nicht in Ihrer Sprache bieten, Fräulein von Hohenfels. Sie müssen es schon in der meinigen annehmen.“

Sylvia lächelte. „Fräulein von Hohenfels? Aber Hildur, wir werden als nahe Verwandte doch nicht so förmlich sein! Ich bitte wenigstens um meinen Vornamen, wenn Sie mir noch nichts anderes zugestehen wollen.“

Das klang sehr liebenswürdig, und während sie sprach, hafteten ihre Augen unverwandt auf dem Gesicht Hildurs, die dies Anschauen ruhig und ernst erwiderte. Die junge Baroneß war heute ganz in zartes, duftiges Weiß gekleidet. Der Anzug erschien sehr einfach und war im Grunde doch recht kostbar durch den reichen Spitzenbesatz. Hildur sah das freilich nicht, ihr fehlte der Maßstab für solche Toiletten, aber sie sah das schöne Antlitz unter dem dunklen Haar, die großen, feuchtschimmernden Augen, den ganzen unsagbaren Reiz, der von dieser Erscheinung ausging — und da war es plötzlich wieder, das dunkle, beklemmende Gefühl, das sich zuerst bei der Ankunft Kurts geregt hatte, die Ahnung, als nahte ihr etwas Feindseliges, Drohendes; und es war doch so lieblich und berückend, was da vor ihr stand.

Jetzt kam auch Inga mit den beiden Herren; mit ihr bot die Verständigung keine Schwierigkeit, sie sprach zwar nicht deutsch, aber ebenso fließend englisch wie der Prinz und Sylvia, weshalb Bernhard, der das wußte, die Vorstellung in dieser Sprache übernahm. Man war im Gespräch bis zum Ausgange gekommen, wo der Wagen harrte. Der Diener stand bereits da, mit den Zügeln in der Hand, um sie seinem Herrn zu überreichen, aber dieser gab ihm einen Wink, zu warten, und sagte dann flüchtig zu Bernhard:

„Ich bin dein Herrn Pastor eigentlich noch einen Besuch schuldig, und auch Fräulein von Hohenfels wünscht ihn kennenzulernen. Dürfen wir vielleicht heute —?“

„Bitte, Durchlaucht, wir werden sehr erfreut sein,“ war die höfliche Antwort, aber es lag dieselbe Zurückhaltung darin, wie vorhin in der Erwiderung Hildurs.

Sassenburg schien das nicht zu bemerken, er war kein fremder Gast im Pfarrhause, denn er pflegte stets bei der Ankunft dem Pastor von Raansdal einen kurzen Besuch zu machen. Das führte zu seinem weiteren Verkehr, war aber eine Gewohnheit geworden; diesmal war es unterblieben, mit Rücksicht auf die Stellung, die der Minister zu der Verlobung seines Neffen einnahm.

Um so überraschender erschien diese Annäherung.

Als Eriksen aus der Kirche kam, fand er im Wohnzimmer die beiden Gäste und machte kein Hehl aus seinem freudigen Erstaunen. Das Familienzerwürfnis hatte stets auf ihm gelastet und oft genug schwere Bedenken in ihm erregt, ob er auch recht gethan hatte mit seiner Einwilligung, denn er schrieb den Zwist allein der Verlobung Bernhards mit seiner Tochter zu. Von dem viel schwereren und tieferen Konflikt, der zwischen dem Minister und seinem Neffen schon seit Jahren bestand und eigentlich immer bestanden hatte, wußte er nichts. Bernhard sprach ja nie von seinen Verwandten, wenn er nicht mußte, und teilte auch dann nur das Allernotwendigste mit. Jetzt endlich schien sich die Sache auszugleichen, und der erste Schritt geschah von jener Seite!

Die Unterhaltung, die sich nun entspann, hatte ein etwas merkwürdiges Gepräge, denn da schwirrten drei Sprachen durcheinander. Der Pastor redete hauptsächlich mit dem Prinzen und seinem künftigen Schwiegersohn, Inga plauderte bald englisch mit den beiden Gästen, bald norwegisch mit ihren Verwandten, und dabei zeigte sie die vollste Sicherheit und Unbefangenheit den Fremden gegenüber, die doch aus einer ganz anderen Lebenssphäre kamen. Sassenburg, der sich sehr oft an sie wandte, schien ebenso angenehm berührt von der Bekanntschaft wie Sylvia, und Kurt bemerkte das mit heimlicher Genugthuung. Er wurde zwar noch immer keiner Beachtung gewürdigt, und all seine Versuche, zu zeigen, daß er auch noch da sei, mißglückten bei der jungen Dame, die das Talent hatte, ihn für Luft zu halten.

Im Vordergrunde der Unterhaltung stand Sylvia, die sichtlich bemüht war, auch Hildur hineinzuziehen, aber hier erwies sich die Verschiedenheit der Sprache doch als ein großes Hindernis. Zwar traten Bernhard und Sassenburg hilfsbereit ein, aber jede Aeußerung mußte doch erst übersetzt werden, und das gab dem Gespräch etwas Fremdes, Gezwungenes. Sylvia trug keine Schuld daran, sie war heute von einer bestrickenden Liebenswürdigkeit. Schon in der ersten Viertelstunde hatte sie den Pfarrer und Inga völlig gewonnen. Philipp Röder, der natürlich mitgegangen war, staunte sie nur bewundernd an, und auch Kurt sah sie zum erstenmal in dieser sonnigen Liebenswürdigkeit, die auch den Prinzen fortzureißen schien, denn er zeigte sich ungewöhnlich lebhaft.

Nur Einer blieb unberührt von diesem Zauber. Bernhard nahm an dem Gespräch teil wie die anderen und wahrte vollkommen die Höflichkeit, die die Gäste erwarten durften, aber er blieb kalt und unzugänglich, und bisweilen hafteten seine Augen mit einem rätselhaften Ausdruck auf den beiden jungen Mädchen, die da nebeneinander saßen: Sylvia, wie ein lichtes Elfenkind, aus irgend einem Märchenlande in die Menschenwohnung verweht, ganz Duft und Glanz, Hildur, in ihrem schwarzfeinen Kleide, wie die schlichte Wirklichkeit, die nichts von Elfenspuk und Märchenträumen weiß. Aber das schöne, blonde Mädchen mit den festen, ernsten Zügen behauptete sich selbst in dieser Nähe in seiner kraftvollen Eigenart. Sie war schweigsam, wie immer

An

Nach dem

erdfeuer.

ilde von B. Winter.

bei dem ungewohnten Verkehr mit Fremden, aber weder befangen noch unsicher. Die Braut Bernhards fühlte, daß sie gerade hier ihre künftige Stellung wahren müßte, und sie that das mit ruhigem Stolze.

Nach einer halben Stunde machten die Gäste Anstalt, aufzubrechen. Bernhard war an das Fenster getreten, um nach dem Wagen zu sehen, und Sassenburg folgte ihm, anscheinend absichtslos, dabei aber sagte er leise und bedeutsam:

„Wir glaubten willkommen zu sein mit unserem Besuche — bei Ihnen sind wir es nicht, Herr von Hohenfels."

Dieser verteidigte sich nicht gegen den Vorwurf, aber auch er senkte die Stimme bei der Erwiderung: „Ich weiß nur nicht, wie ich diesen Besuch deuten soll. Weiß mein Onkel darum?"

„Nein, aber er wird davon erfahren, wenn wir zurückkommen."

„Und dann werden Sie und Sylvia es vertreten müssen."

„Allerdings, darauf sind wir gefaßt. Es ist ja nicht das erste Mal, daß wir einen Staatsstreich machen, wenn wir zufällig anderer Meinung sind als Seine Excellenz."

„Ah so!" Bernhard biß sich auf die Lippen. „Dann wor es vermutlich auch ein solcher ‚Staatsstreich', als ich auf den ‚Seeadler' eingeladen wurde."

„Eingeladen?" wiederholte der Prinz mit leichter Verlegenheit. „Ich gab Ihnen ja nur Nachricht von der Ankunft Ihrer Verwandten. Ich fühlte mich verpflichtet — "

„Bitte, Durchlaucht, seien Sie aufrichtig," unterbrach ihn Hohenfels. „Unsere Bekanntschaft vom vorigen Sommer war viel zu flüchtig, um mir Anspruch auf eine solche Artigkeit zu geben. Ich werde sie wohl Sylvia allein verdanken."

„Sie treiben mich ja förmlich in die Enge," sagte Sassenburg lachend. „Nun denn, ja! Baronesß Sylvia wollte ihren Vetter wiedersehen, und heute wollte sie dessen Braut kennenlernen. Das sind doch sehr berechtigte und natürliche Wünsche."

Bernhard zuckte spöttisch die Achseln, als er antwortete:

„Es ist eine unendliche Mühe, zwischen mir und meinem Onkel Frieden zu stiften. Er verzieht es mir nicht, daß ich mein Leben nach eigenem Willen gestaltet habe, ohne Rücksicht auf den seinigen, und ich bedarf seiner Verzeihung nicht. Er kehrt ja auch bald nach Deutschland zurück, und ich bleibe in Norwegen, da werden wir uns wohl überhaupt nicht wiedersehen."

„Wissen Sie das so genau?" fragte Sassenburg mit einem Blick auf Sylvia, die sich eben erhob. „Ich hoffe doch auf die Wiederkehr meiner lieben Gäste."

Bernhard stutzte, er verstand die Anspielung auf die künftige Gemahlin. Und obwohl ihm das Gerücht von dieser geplanten Verbindung nicht neu war, trafen ihn diese Worte jetzt doch mit zäher Ueberraschung, fast wie ein Stich im Innern.

Jetzt löste sich die Gruppe drüben auf. Sylvia trat zu ihnen und bot ihrem Vetter die Hand zum Abschiede, wie vorhin zur Begrüßung, und einige Sekunden lang standen sie sich allein gegenüber. Bis dahin hatte kein Wort, kein Blick an die Begegnung in Isdal erinnert. Jetzt aber schien die alte Feindseligkeit wieder aufzustammen in den Beiden. In Bernhards Blick stand deutlich die finstere Frage, die er nicht aussprach: Was wolltest du hier?, in Sylvias Augen aber glimmte wieder jener seltsame Ausdruck, den er sich nicht zu deuten wußte. Dann wandte sie sich rasch von ihm ab und zu seiner Braut.

„Leben Sie wohl, Hildur — werden Sie glücklich!"

Hildur fühlte einen Kuß auf ihrer Wange, Inga erhielt ein Lächeln und ein paar Abschiedsworte, und der Pfarrer eines Händedruck, dann schritt Sylvia aus dem Pfarrhause hinaus ins Freie, und Sassenburg folgte ihr.

Kurt und Bernhard hatten die Gäste bis zum Wagen begleitet, und der erstere fragte jetzt mit einem verwunderten Kopfschütteln: „Da, was soll denn das alles bedeuten?"

„Eine Laune — weiter nichts!" war die im herbsten Tone gegebene Antwort. „Komm, Kurt! Wollen wir etwa noch länger hier stehen und Seiner Durchlaucht nachschauen? Komm!"

Das klang bitter und höhnisch, und doch war es Bernhard, der, als sie jetzt in das Haus traten, sich auf der Schwelle umwandte und einen langen Blick dem Wagen nachschickte, der eben zwischen den Häusern von Raandal verschwand. —

Die Fahrt ging noch eine Strecke am Fjord entlang, ehe der Weg sich bergaufwärts wandte, und Sassenburg ließ die Pferde ausgreifen, daß das Gefährt nur so dahinflog, sagte dabei aber in einem halb vorwurfsvollen Tone: „Nun haben Sie Ihren Willen! Welch ein Empfang aber unserer wartet, wenn wir in Altheim beichten müssen, das ist eine andere Frage."

Sylvia zuckte leicht die Achseln. „Ich wollte die Raandaler Kirche und den norwegischen Gottesdienst kennenlernen, und ich kann doch an meinem Vetter und seiner Braut nicht als eine Fremde vorübergehen, wenn ich sie zufällig dort treffe."

„Zufällig?" spottete der Prinz. „Meinen Sie, daß man uns das glauben wird?"

„Papa hätte unseren Besuch verboten, das weiß ich. Aber ich wollte nun einmal Hildur Eriksen kennenlernen."

„Und nun Sie sie kennen?"

Sylvia antwortete erst nach einigen Sekunden: „Ich habe sie mir anders gedacht — ganz anders!" sagte sie langsam.

Das Gespräch wurde mit Rücksicht auf den hinter ihnen sitzenden Diener englisch geführt. Für den Prinzen war Hildur keine neue Bekanntschaft, er hatte sie bei seinen Besuchen im Pfarrhause stets gesehen, wenn auch meist nur flüchtig, jetzt sagte er ernst: „Das Mädchen ist schön und wohl auch gut. Sie wird Ihrem Vetter eine tüchtige, stattliche Hausfrau sein in Edsvilen, und mehr verlangt er ja nicht, wie es scheint."

„Er muß sie doch lieben, wenn er es auch nicht zeigt," warf Sylvia ein. „Aber ich habe mir ein anderes Bild von dieser Hildur gemacht. Mein Vater konnte den wilden Sohn seines Bruders nicht bändigen, mit all seiner Energie, er riß sich schließlich doch los. Sie hat ihn so gebändigt, daß er geduldig die Eheffeseln auf sich nimmt! Ich habe mir ein stolzes, mächtiges Weib gedacht, eine Art Wikingerbraut, die im Sturme mit ihm und seinem Schiffe hinausfegelt. Aber dies stille, schlichte Mädchen mit den ernsten blauen Augen —"

„Ist vielleicht gerade die rechte Frau für ihn!" ergänzte Sassenburg. „Naturen wie er wollen nur Frieden und Ruhe daheim, wenn sie sich da draußen ausgestürmt haben, und er ist ja fast immer draußen auf dem Meere. Ihr Vetter braucht eine Frau, die ihm darin keinen Zügel anlegt und geduldig auf die Wiederkehr des Gatten harrt. Begreifen Sie das nicht?"

„O ja! Ich begreife, daß man eine solche Frau wählen kann — aber man liebt sie nicht!"

Das klang so seltsam gereizt, daß Sassenburg sie befremdet anblickte, dann aber zuckte er die Achseln, und nach einer Weile meinte er ruhig:

„Unsere Annäherung wurde übrigens sehr undankbar aufgenommen, von seiner Seite wenigstens, und wir werden deswegen doch einen Sturm aushalten müssen."

Um die Lippen der jungen Dame spielte ein halb spöttischer, halb verächtlicher Ausdruck. „Haben Sie Furcht davor? Ich werde es meinem Vater sagen, daß Sie sich anfangs entschieden weigerten, mich zu begleiten, daß Sie erst nachgaben, als ich erklärte, im Notfall allein zu gehen. Dann sind Sie entlastet."

„Bitte, ich nehme das volle Recht als Mitschuldiger in Anspruch und meinen vollen Anteil an dem Strafgericht. Aber wir wollen und doch nicht darüber täuschen, daß die Sache diesmal anders liegt als bei der harmlosen Einladung auf den ‚Seeadler'. Wir haben demonstriert vor der ganzen Raandaler Gemeinde, die es gesehen hat, wie wir das Brautpaar begrüßten und dann mit nach dem Pfarrhause hinübergingen. Das ist so viel wie eine Anerkennung und wird auch dafür genommen. Diesmal ist uns die volle Ungnade Ihres Vaters gewiß, und er hat nicht einmal unrecht darin."

Sylvia kam es wohl jetzt erst zum vollen Bewußtsein, wie sehr sie mit ihrem Vorgehen den Zorn des Vaters herausgefordert hatte. Gleichviel — jetzt hieß es, standhalten.

Sassenburg mochte diese Gedanken wohl in ihrem Gesichte lesen, denn nach einer kurzen Pause bob er wieder an: „Ein Mittel giebt es, den Sturm zu beschwören. Lassen Sie mich bei Ihrem Vater eintreten und ihm sagen, daß er Ihnen keinen Vorwurf machen darf, daß ich Ihnen ausdrücklich gestattet habe, was er unbedingt versagt hätte, und daß ich das Recht dazu habe. Aber dies Recht muß ich mir doch erst holen von Ihnen."

Die Worte waren nicht mißzuverstehen, und Sylvia verstand sie nur zu gut, aber sie antwortete nicht darauf. Alfred neigte

sich näher zu ihr, und seine Stimme gewann einen heißen, bebenden Klang, als er fortfuhr: „Ich harre schon so lange darauf. Wollen Sie es mir denn nicht endlich zugestehen? Sylvia — "

Er wollte ihre Hand ergreifen, aber sie entzog sie ihm rasch.

„Durchlaucht, ich bitte Sie! Wir sind nicht allein!"

Das war nicht der gewohnte höfische Uebermut, mit dem sie bisher jeder Erklärung ausgewichen war. Es klang unsicher, gepreßt, und das ermutigte den Prinzen. Er dämpfte die Sprache, aber sie klang nur um so leidenschaftlicher.

„Hier sind wir es nicht, aber wir können den Wagen vorausſenden. Ich möchte Ihnen so gern den Waldweg dort zeigen, der bis zur oberen Raanbrücke führt. Darf ich?"

Sylvia schwieg noch immer, sie sah ihn nicht an, sondern blickte in die Ferne, aber es lag ein starrer, düsterer Ausdruck in ihren Augen. Jetzt hielt Saſſenburg die Pferde an, er war entschlossen, zum Ziele zu kommen, und während er dem Diener die Zügel übergab, sagte er laut und bestimmt: „Wir steigen hier aus und gehen zu Fuß durch den Wald. Du fährst voraus und wartest an der oberen Brücke. — Darf ich Sie bitten, Baroneß?"

Sie wandte sich ihm langsam zu, noch immer mit jenem starren, beinahe unheimlichen Ausdruck. Er war bereits abgestiegen und streckte die Arme empor, um sie herabzuheben. Nur einen Augenblick lang hielt er die schlanke, weiße Gestalt im Arm, dann sprang sie rasch auf den Boden.

„Nun, so lassen Sie uns gehen!"

Ein Aufstammen ging über Alfreds Züge, endlich hielt sie ihm Stand. Sie verließen die breite, sonnige Landstraße, auf welcher der Wagen weiterfuhr, und wandten sich seitwärts, wo der Tannenwald ihnen kühl und duftig entgegenranschte, hatb noch im Tau des Morgens und halb schon durchleuchtet vom Sonnenschein. Sylvia schritt voran auf dem schmalen Fußwege, aber schon in der nächsten Minute war Alfred dicht an ihrer Seite.

„Sieh mich an, Sylvia!" bat er leise. „Laß mich zuerst in deinen Augen meine Schicksalsrunen lesen!"

Sie bebte unwillkürlich zusammen. Schicksalsrunen! Das Wort weckte eine jähe Erinnerung an jene Stunde in Isdal, wo sie mit ahnungslosem Spott gefragt hatte, welches Schicksal die Runen jener Rätselschrift ihrem unglücklichen Oheim verkündet hatte n, und an Bernhards herbe, finstere Antwort: „Den Tod!"

Wie damals durchrieselte sie ein Schauer. Ihr war, als müßte sie umkehren, flüchten, als klänge aus jenen grünen Waldestiefen wie ein feines Echo das unheimliche Wort zurück. Aber jetzt war es zu spät. Es war auch ein Schicksalswog, den die Beiden gingen, denn da fiel das Los über zwei Menschenleben.

Im Pfarrhause war der überraschende Besuch Sylvias und des Prinzen mit geteilten Gefühlen aufgenommen worden. Nur Pastor Erikſen war von Herzen froh darüber, er setzte natürlich das Einverständnis des Ministers voraus und sah darin das Ende des Familienzwistes. Er begriff nur nicht, daß sich sein künftiger Schwiegersohn so gleichgültig benahm bei diesem Entgegenkommen seiner Verwandten und jeder näheren Erörterung darüber auswich. Dafür schüttete der Pastor nun sein Herz gegen Kurt aus, der ihm notgedrungen standhalten mußte, obgleich er ganz andere Dinge im Kopfe hatte.

Von der Studierstube des Pfarrers, wo sie beide saßen, übersah man nämlich das Gärtchen an der Rückseite des Hauſes, und dort setzten Fräulein Inga Lundgren und Herr Philipp Röder ihre Verständigungsversuche fort. Sie kamen allerdings nicht zustande damit, denn nach einer Weile wurde Christian Kunz herbeigerufen, der am Sonntag stets mit seinem Herrn von Ebdviken herüberkam, um die Kirche zu besuchen, und nun ging das Dolmetschen flott von statten, wie es schien. Kurt war so sehr mit seinen Beobachtungen beschäftigt, daß er bisweilen gar nicht zuhörte und ganz verkehrte Antworten gab. Er hatte die größte Lust, unter irgend einem Vorwande in den Garten einzubrechen und diesen Sprachstudien ein Ende zu machen, aber der Pastor ließ ihn vorläufig nicht los.

Inzwischen befand sich das Brautpaar im Wohnzimmer. Bernhard stand mit verschränkten Armen am Fenster, Hildur ordnete hier und dort noch etwas in dem Gemach. Endlich aber trat sie zu ihrem Bräutigam und sagte halblaut:

„Du bist so verstimmt, Bernhard! Der Besuch scheint dir keine Freude gemacht zu haben."

„Hat er dir Freude gemacht?" fragte er, ohne seine Stellung zu ändern.

Sie umging die Antwort. „Deine Cousine war sehr liebenswürdig gegen mich, und ich hätte das wohl wärmer erwidern müssen, aber wir können nicht von Mund zu Mund reden, und das hat mich so schweigsam gemacht."

Es klang wie eine Entschuldigung, Bernhard wandte sich um und legte den Arm um seine Braut.

„Du hast das Rechte gethan, du bist meine Linge, stolze Hildur. Nicht einen Schritt bist du ihr gewichen — ich danke dir!"

Es war ein Lob, das er aussprach, aber sein Ton war seltsam erregt und gereizt dabei, und plötzlich zog er Hildur mit einer stürmischen Bewegung an sich, und ein paar heiße Küsse brannten auf ihren Lippen. Ueberrascht, fast bestürzt machte sie sich los.

„Bernhard — was soll denn das?"

„Was das soll? Darf ich meine Braut nicht küssen?"

„So hast du mich noch nie geküßt!" sagte sie leise. Freilich, der kühle, flüchtige Kuß, den sie stets von dem Bräutigam beim Kommen und Gehen empfing, war etwas anderes als diese beinahe wilde Liebkosung.

Er aber versetzte mit erzwungenem Scherz: „Du mußt mich schon so nehmen, wie ich nun einmal bin. Ich lange nicht zum galanten Ritter, wie Prinz Saſſenburg, der sich ganz in den Dienst seiner Dame stellt."

„Seiner Dame? Ja, er begleitete Sylvia, als hätte er ein Recht dazu. Ist er mit ihr verlobt?"

„Für den Augenblick wohl noch nicht, aber die Sache selbst scheint zweifellos. Aber genug davon! Ich habe eine Bitte an dich, Hildur, eine große Bitte. Willst du sie mir erfüllen?"

„Gern, wenn ich es kann," entgegnete sie, etwas verwundert über dies jähe Abbrechen.

„Gewiß kannst du es! Unsere Hochzeit ist für Ende Oktober festgesetzt, aber wozu denn eigentlich dies lange Warten? Was hindert uns, schon in vier Wochen zu heiraten? Ich mache jetzt mit Kurt den längst geplanten Ausflug nach dem Norden, inzwischen kann in Ebdviken alles eingerichtet werden, und sobald ich zurück bin, feiern wir die Hochzeit. Du bist einverstanden, nicht wahr?"

Das kam alles hastig, überstürzt heraus, die Worte jagten sich förmlich.

Hildur war so erstaunt, daß sie im ersten Augenblick gar keine Antwort fand. Er hatte ja gemeinsam mit ihr und dem Vater den Hochzeitstag festgesetzt und nie den Wunsch nach einer Beschleunigung kundgegeben.

„Aber weshalb denn?" fragte sie endlich. „Aus welchem Grunde?"

„Weil — weil Kurt dann noch unserer Traumng beiwohnen kann. Er ist mein liebster Freund, ich möchte ihn nicht missen an dem Tage."

„Kurt Fernstein hat ja nur noch vier Wochen Urlaub, und so lange wolltet ihr auf der Fahrt bleiben?"

„Nun, dann kommen wir eben früher zurück. Sage nur Ja, und alles übrige wird sich finden."

Aber Hildur sagte ruhig und bestimmt: „Nein, Bernhard, das geht nicht!"

„Warum nicht?" fiel er mit unterdrückter Heftigkeit ein. „Liegen dir etwa die Nähereien und Stickereien deiner Ausſtattung so am Herzen? Was jetzt nicht fertig wird, kann ja später gemacht werden, als Frau hast du Zeit genug dazu, und die Einrichtung von Ebdviken habe ich übernommen. Die Sachen sind längst bestellt, ich brauche nur nach Drontheim zu schreiben, daß man sie früher absenden soll. Laß mich doch nicht allein in den langen, düsteren Herbstmonaten, das halte ich nicht aus! Du gehörst mir ja schon, nun will ich dich auch ganz haben!"

Es war ein freilich mehr fieberhaftes als zärtliches Drängen; eine andere Braut hätte es wohl zum Nachgeben bestimmt, aber Hildur beharrte auf ihrer Ablehnung.

„Es geht nicht," wiederholte sie mit voller Entschiedenheit. „Wir haben schon bei der Verlobung den Tag festgesetzt, den

Geburtstag des Vaters, den er diesmal mit unserer Traumung feiern will. Ganz Raansdal weiß das. Was würde mau sagen, wenn wir das so plötzlich ändern und die Hochzeit förmlich überstürzen wollten, ohne irgend einen stichhaltigen Grund!“

„Was kümmert mich das Geschwätz der Raansdaler Bauern!“ fuhr Bernhard auf. „Laß sie reden, soviel sie wollen, dann haben sie doch etwas zu thun in ihrem Erdwinkel. Was geht das mich an!“

Er ahnte es wohl selbst nicht, wie viel diese herben Worte verrieten. Sie zeigten deutlich, was ihm seine Umgebung wert war. Hildur war bleich geworden, als sie anscheinend ruhig erwiderte:

„Aber mich und meinen Vater geht es an. Er ist der Pfarrer, und ihm kann es nicht gleichgültig sein, wenn sie die Köpfe zusammenstecken und allerlei Verumtungen anstellen, so wenig wie mir. Ich bin auch ein Raansdaler Kind —“

„Nun ja, das weiß ich!“ unterbrach er sie ungeduldig. „Du weichst mir aus, Hildur, aber ich will eine Antwort. Ich habe nun einmal den Wunsch, nenne es Laune, Eigensinn, nenne es, wie du willst, aber wenn ich dich jetzt bitte, in vier Wochen meine Frau zu werden, wenn ich es fordere von dir — —“

„So frage ich dich — warum?“

Es war eine so einfache, so selbstverständliche Frage, aber Bernhard schien ihr nicht standhalten zu können, und seine lang verhaltene Gereiztheit ließ sich nicht länger bändigen. In herrischem Tone brach er los:

„Weil ich es will! Hörst du, Hildur, ich will es!“

Sie sah ihn an, mit den ernsten, blauen Augen, es lag ein stummer, schwerer Vorwurf darin, dann aber richtete sie sich empor, und kalt und fest kam es von ihren Lippen:

„Und ich will es nicht! Da hast du die Antwort!“

Bernhard trat unwillkürlich einen Schritt zurück. War das noch seine stille, anspruchslose Braut, die ganz aufging in ihren häuslichen Pflichten, die immer einverstanden war, wenn er irgend etwas wünschte oder forderte? Hildur sollte allerdings die erste Stelle in seinem Hause einnehmen — nach ihm! Und jetzt auf einmal gab sie ihren Willen so entschieden kund, gegen den seinigen — was sollte das heißen?

„Also das Gerede fürchtest du?“ sagte er mit verächtlichem Spott. „Ich hätte dich für stolzer gehalten. Ich gestehe diesem Volk nicht das Recht zu, mein Thun und Lassen zu beurteilen.“

„Sprich nicht so verächtlich von diesem Volk!“ rief sie aufflammend. „Du bist aufgewachsen unter den Raansdaler Bauern und hast freiwillig deine Heimat gewählt in ihrem ‚Erdwinkel‘.“

„Aber ich habe nie auf gleich und gleich mit ihnen verkehrt. Mit Harald habe ich verkehrt, und der hat nie zu ihnen gehört, so wenig wie ich selber.“

„Er will aber zu ihnen gehören und setzt seinen Stolz darein. Gerade Harald wirft dir vor, daß dir das Herrengeschlecht noch allzutief im Blute steckt, und daß du nun nicht mehr los kannst von einer Vergangenheit, die dein Vater einst von sich geworfen hat. Ich fürchte, er hatte recht mit seiner Warnung.“

Bernhard biß sich auf die Lippen.

„Also Harald hat dich gewarnt? Vor mir gewarnt? Und meine Braut hat die Warnung angenommen?“

Hildur schwieg, sie konnte ihm doch nicht sagen, was die Veranlassung jenes Gespräches und jener Warnung gewesen war. Er durfte nichts ahnen von dem Geständnis Thorvits, sollte es nicht Unheil geben zwischen den beiden. Sie sah ja, wie schon der Vorwurf ihn verletzte, denn er stampfte leise, aber heftig mit dem Fuße.

„Das alte Lied Haralds! Er hat es mir oft genug gesungen in früheren Zeiten, und jetzt möchte er dich anstiften, daß du mich auch noch stachelst damit. Aber merke es dir, Hildur, das vertrage ich nicht mehr. Wie ich mit meiner alten Heimat und meiner Familie stehe, das ist meine Sache, das geht mich allein an, und darüber stehe ich keinem Rede.“

„Auch nicht deinem künftigen Weibe?“ fragte Hildur, die Augen fest auf ihn gerichtet.

„Nein! — Du willigst also nicht in die Beschleunigung unserer Hochzeit?“

„Nein!“ Das Wort klang ebenso hart und schroff wie das seinige. Einige Sekunden lang standen sie so, Auge in Auge, dann sagte Bernhard kalt:

„Nun, dann bleibt es eben beim alten. Verzeih, daß ich dich behelligt habe mit der Bitte.“

Er trat wieder an das Fenster, als wäre die Sache damit abgethan; aber sie war es nicht für den Mann, der da so finster hinausstarrte in den hellen Sonnenschein. Er hatte ja flüchten wollen in diese Ehe, flüchten vor etwas, das er sich selbst nicht eingestand, von dem er nur fühlte, daß es mit unheimlicher Gewalt immer mehr Besitz nahm von ihm und seinem ganzen Wesen. Er hatte Furcht vor der Zeit, da Kurt nicht mehr bei ihm war, Furcht vor dem Alleinsein mit seinen Gedanken und Träumen, sie quälten ihn schon jetzt genug. Aber das wurde besser, wenn Hildur nur erst in seinem Hause und an seiner Seite war, mußte besser werden! Dann stand die Pflicht wie eine Schutzmauer zwischen ihm und all den tollen, unsinnigen Träumereien, dann mahnte ihn die Nähe seines Weibes stündlich daran, daß er ihr sein Wort und seine Treue verpfändet hatte.

Hildur hatte keine Silbe geantwortet und wollte jetzt schweigend das Zimmer verlassen; da sah sie das Gesicht ihres Bräutigams; obgleich er halb abgewandt stand, sah sie die verhaltene Qual, die darin zuckte, und da wurde ihr plötzlich klar, daß sein herrisches Verlangen nicht der Laune oder dem Eigensinn entstammte, daß sich etwas Anderes, Schweres dahinter barg.

Mehr bedurfte es nicht, um sie zu entwaffnen. Sie trat zu ihm und legte die Hand auf seinen Arm.

„Bernhard!“

Er blickte auf und in die Augen, die mit banger Sorge die seinigen suchten, und plötzlich zog er das Mädchen wieder an sich, so wild und stürmisch wie vorhin.

„Vergieb, Hildur! Du hast ja recht, ganz recht. Ich sehe es ein, aber — du weißt nicht, wie mir zu Mute ist!“

Diesmal entzog sich Hildur ihm nicht, aber sie fragte auch nicht, sondern lehnte nur den Kopf an seine Schulter und sagte leise: „Ich wollte — deine Verwandten wären nicht gekommen!“

Er preßte sie noch fester an sich, während er düster entgegnete: „Ich wollte es auch!“

Da trat der Pastor ein und lächelte, als er sah, wie Bernhard die Braut rasch aus seinen Armen ließ. Ja, wenn zwei Liebesleute allein waren, gab es immer Zärtlichkeiten, und er fand das auch ganz in der Ordnung. Er merkte nichts von der Stimmung der Beiden und erkundigte sich harmlos nach dem Mittagessen. Hildur ging, um danach zu sehen, aber das Herz war ihr schwer, während sie draußen in gewohnter Weise schaffte.

Warum mußten sie auch kommen, diese Fremden! Mit ihnen kam für Bernhard die ganze Vergangenheit zurück, die er da drüben gelassen hatte, mit all ihren Erinnerungen, und Harald hatte recht, sie ließ ihn noch immer nicht los. — Die Vergangenheit! Hildur ahnte ja nicht, daß es die Gegenwart war, die sie und ihr Glück bedrohte. — —

Als Kurt endlich von dem Pastor freigegeben worden war richtete er seinen Kurs schleunigst nach dem Garten. Er war heute ins reine mit sich gekommen über eine Sache, die ihn schon seit längerer Zeit im Kopfe herumging, nämlich, daß sich Fräulein Inga Lundgren außerordentlich zur künftigen Frau Admiral Fernstein eignen würde.

Sie sah heute gar zu reizend aus, in dem rosigen Kleide, und wie allerliebst war es, wenn sie sich so urplötzlich aus einer Sprache in die andere warf oder in so neckischer Unbefangenheit mit Sylvia und dem Prinzen verkehrte. Sie paßte in jeder Beziehung für die bewußte hohe Charge, die freilich noch in einiger Entfernung lag und verschiedene Zwischenstationen aufwies.

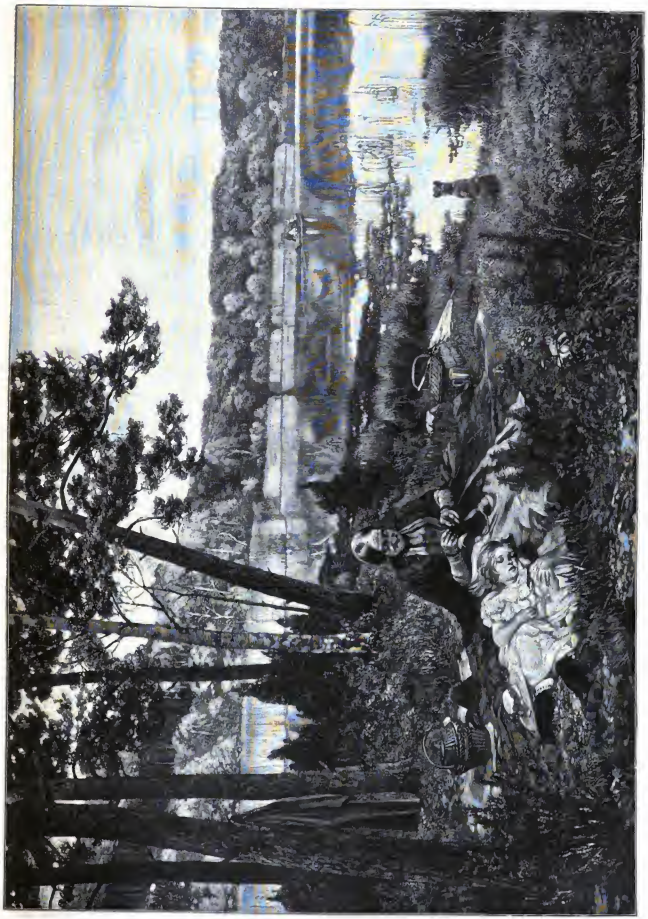
Der Herr Leutnant hielt es trotzdem für praktisch, sich die Admiralin schon jetzt zu sichern. Allerdings war er für den Augenblick noch in höchster Ungnade, aber das gab mit Abbitte und Versöhnung gerade Gelegenheit zur Erklärung. Also vorwärts!

Jetzt galt es nur, Philipp Röder wegzuschaffen, der dabei sehr überflüssig war, und das hatte seine Schwierigkeiten, denn Philipp war ausdauernd. Wenn es ihm irgendwo gefiel, dann blieb er und war nicht wieder fortzubringen, und im Pfarrhause gefiel es ihm leider allzugut.

(Fortsetzung folgt.)

HERBST

Nach dem Gemälde von Franz Hoffmann Fallersleben



An einem märkischen Waldsee.
Nach dem Gemälde von C. Schwabe.

Im Kampf um Südafrika.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Transvaaler im Krieg mit England.

Von General **Ben Viljoen.***

Die Ereignisse des Krieges bis zur Einnahme von Ladysmith.

Es war in einer Sitzung des zweiten Volksraads am 28. September 1899, da übergab mir ein Bote ein offizielles Schreiben mit den Worten: „Herr, die Ordonnanz des Generals Joubert, welche den Brief brachte, sagt, der Herr General lasse Sie noch ausdrücklich ersuchen, sich zu beeilen!“

Ich öffnete den Brief in einiger Aufregung, weil ich den Inhalt beinahe vermuten konnte. Einige meiner Kollegen, die in der Nähe saßen, fragten mich voll Neugier flüsternd: „Ist etwas nicht in Ordnung?“

Es war natürlich bekannt, daß nach dem gespannten Zustand, welcher seit Monaten zwischen unserer und der englischen Regierung herrschte, und nach dem bis dahin veröffentlichten diplomatischen Briefwechsel zwischen beiden Ländern, in dem sich die Sachen immer mehr zuspitzten, früher oder später ein Zusammenstoß eintreten mußte. Da ich nun Kommandant für den Bezirk der Witwatersrand-Goldfelder und also Offizier im Transvaalheere war, so war es natürlich, daß meine Bewegung das Interesse aller anderen im Sitzungssaal anwesenden Kollegen erweckte.

Als ich die Botschaft gelesen hatte, antwortete ich sehr erregt: „Jo, Kollegen, ich muß an die Natalgrenze ausrücken und habe dazu nur noch Zeit bis morgen nachmittag. Ich muß die Sitzung verlassen, vielleicht, um nie wieder diesen Saal zu betreten! Doch, da ihr mir auch wohl bald zur Front folgen werdet, wollen wir immer noch sagen: ‚Auf Wiedersehen!‘“

Der Wortlaut des Befehles Seiner Exzellenz** des kommandierenden Generals, durch den ich zum ersten Schritt in diesem zweiten Kriege der Engländer gegen die Buren berufen wurde, war folgender:

„Sie erhalten hiedurch Befehl, morgen (Freitag) abend um 8 Uhr mit dem Johannesburger Kommando nach Volksrust auszurücken. Die Ihnen unterstellten Feldkornetts haben schon die nötigen Instruktionen, die notwendige Anzahl Bürger mit Pferden, Wagen, Ausrüstung ꝛc. zusammenrufen. Ebenso sind Anordnungen getroffen, daß Ihnen die zur Beförderung Ihres Kommandos notwendigen Eisenbahnwagen zur Verfügung stehen. Weitere Befehle werden Sie später empfangen.“

Am folgenden Morgen mußte ich vor meiner Abreise aus Pretoria noch einmal auf das Bureau des Kommandantengerichts kommen, und bei dieser Begegnung war es, daß mir Joubert als Antwort auf meine bezügliche Frage sagte:

„Noch ist von keiner Seite die Kriegserklärung ausgesprochen, und die Feindseligkeiten sind noch nicht eröffnet. Das müssen die Offiziere besonders beachten, denn möglicherweise kommt noch alles in Ordnung. Wir ziehen nur aus, um unsere Grenzen zu besetzen, weil die Haltung der Engländer so sehr herausfordernd ist. Vielleicht werden sie, wenn sie sehen, daß wir zum Kampf bereit und nicht bange sind vor ihren Drohungen, noch einmal Vernunft annehmen und sich bedenken, den Krieg zu beginnen. Auch wollen wir vorbereitet sein, um die Wiederholung eines Jameson-Einfalles mit mehr Kraft unterdrücken oder ihr zuvorkommen zu können.“

Eine Stunde später saß ich im Zuge nach Johannesburg in Gesellschaft des Generals P. A. Cronje und seiner Gattin. Der reiste nach dem Westen der Republik, wo er den Befehl über verschiedene Kommandos aus der Gegend von Potschefstrom bei Lichtenburg übernehmen sollte. Auf dem Bahnhofe zu Johannesburg nahm ich von General Cronje und seiner Gemahlin Abschied. Dies war am 29. September 1899 und erst am 25. März 1902 sah ich die Beiden wieder, und zwar als Mit-Kriegsgefangene auf St. Helena.

Zuerst suchte ich dann die mir unterstellten verschiedenen Feldkornetts auf. Gegen vier Uhr nachmittags meinte ich, daß das Kommando nun wohl fertig zum Auszuge sei. Ich sage „fertig!“ Aber leider stand dies „fertig“ nur auf dem Papier, wie sich nur zu bald herausstellte. Die drei Feldkornetts waren verpflichtet, 900 berittene und bewaffnete Männer mit voller Ausrüstung zusammenzubringen. Nur stimmberechtigte Bürger der Südafrikanischen Republik konnten zum Kriegsdienst kommandiert werden. Da aber in Johannesburg Angehörige aller Nationen, welche durch Naturalisation das Stimmrecht erhalten hatten, zum Dienst befohlen wurden, so war das Johannesburger Kommando das bunteste von allen.

Es würde zu weit gehen, die Aufregung und Verwirrung zu beschreiben, welche in Johannesburg herrschte. Ich will nur erwähnen, daß Tausende von Ausländern das Land verließen, einige gezwungen, andere freiwillig, voll ängstlicher Hast, nur fort zu kommen. In den Straßen wimmelte es von Bürgern, die sich rüsteten, noch am Abend zur Front zu gehen, und von Flüchtlingen. An einer Ecke wurde um Pferde gehandelt, an einer anderen um Wagen, hier um Munitiere, dort um Proviant, und alle Menschen waren mehr oder weniger aufgeregt.

Nach kurzer Zeit hatte es sich herumgesprochen, daß ich in der Stadt war, und bald glich die Umgebung meines Zimmers im „North Western Hotel“ einem Bienenkorb, so sumnte und schwirrte es von verschiedenen Menschen, die alle kamen, um sich bei mir über irgend etwas zu beklagen. Denn nachdem sie sich mit ihren Klagen vergeblich an den sogen. „Kommandiermann“*** gewandt hatten, der vom Feldkornett dazu angestellt ist, um in seinem Namen die Bürger mit ihren Pferden, Munitieren ꝛc. zusammenzubringen, und darauf ebenso vergeblich bei dem Feldkornett Rat gesucht, kamen sie schließlich immer alle zu mir. Und was waren da alles für Beschwerden! Der eine beklagte sich darüber, daß man ihm von seinen vier Pferden zwei für den Kriegsdienst ausgehoben, während er angeblich seiner großen Familie unbedingt alle vier behalten müsse, um mit den Pferden das Nötige für den Unterhalt der Seinen zu verdienen. Ein zweiter beklagte sich in demselben Sinne über die Wegnahme seiner Wagen und Maulesel. Ein dritter hatte einen Herzfehler oder litt an einer anderen „eingebildeten Krankheit“ und wollte darum lieber nicht zur Front. Auch verschiedene Frauen kamen. Viele sprachen für ihre Männer, andere für einen Sohn, einige selbst für ihre Brüder und führten eine endlose Reihe von Gründen an, infolge deren ihre betreffenden Verwandten vom Frontdienst befreit werden müßten. Es war wahrhaftig keine Kleinigkeit, all diese klagenden und sich beklagenden Leute zufrieden zu stellen, hatte ich es doch hier mit einer Minenbevölkerung zu thun, die aus aller Herren Ländern zusammengewürfelt war, und mit einem Kommando, welches aus freien Bürgern bestand, die noch keine Ahnung von Disciplin hatten.

Am Abend des 29. Septembers fuhr ich mit meinem Johannesburger Kommando in zwei Zügen ab. Wir fuhren die Nacht durch und erreichten am folgenden Mittag Standerton. Hier empfing ich ein Telegramm von General Joubert, mit dem Befehl, meine Truppe auszuladen und mich mit der Truppe des Kommandanten Schiel, dem sogenannten Deutschen

---

* Die Kriegserinnerungen des Burengenerals Ben Viljoen, mit denen wir jene Reihe von Publikationen eröffnen, die aus den Federn führender Männer im Kampfe um Südafrika geflossen sind, wurden im Mai des Jahres 1902 auf Sankt Helena geschrieben. Dort auf der fernen Felseninsel, wo einstmals auch der stolze Zing des großen Korsen endete, landete General Ben Viljoen als englischer Kriegsgefangener, nachdem er seit Beginn des Krieges über zwei Jahre im Felde gestanden und den Freiheitskampf seines Volkes in führender Stellung und mit schönen Erfolgen mitgefochten hatte. General Viljoen, der gegenwärtig 34 Jahre zählt, will mit seinen Aufzeichnungen keine herzerschütternde Erzählung geben — was er anstrebt, ist, objektiv und schlicht eine Reihe von Bildern hinzustellen „aus dem blutigen Trauerspiel ‚Südafrika‘“, in welchem auch ihm das schwere Los zufiel, eine erste Rolle zu spielen.

** Der Titel „Exzellenz“ ist nicht Originaltitel, da die Buren keine Exzellenzen hatten, aber das „Zijne Edel Gestrenge“, das dem Generalkommandanten zukam, ist für uns unübersetzbar.

*** Etwa unser Zeugfeldwebel.

Korps, unter den Befehl des alten Herrn J. Kod, Mitglieds des Ausführenden Rates, zu stellen, der als ein alterfahrener Kämpfer von der Regierung zum General ernannt worden war.

Mein Lazarett war, wiewohl nicht vollkommen, so doch ganz gut eingerichtet und stand unter der Leitung dreier Aerzte, der Herren Visser, Marais und Shaw. Die Pflege unserer Seelen hatten die Pastoren Nek und Martinß übernommen. Indes wurde den Herren das Leben im Felde bald zu beschwerlich, und sie überließen es uns, allein für die Rettung unserer Seelen zu sorgen, gerade wie die großen Mächte, die uns alle im Kampf für unsere Freiheit verließen. Doch hat wohl keiner in unserem Kommando die beiden geistlichen Herren zu sehr vermißt. Hier sei noch bemerkt, daß von meinen drei Feldkornetts, die zum Auszug verpflichtet waren, nur ein einziger, der nun schon heimgegangene Pieter Joubert, aus dem Kreis Zeppesdorp, persönlich gekommen war. Die beiden anderen hatten Stellvertreter gesandt, vielleicht konnten die Stadtherrchen die frische Landluft nicht gut vertragen.

Am folgenden Tag kam General Kod mit einem großen Stab und in Begleitung des Deutschen Korps. Wir zogen nun zusammen über Paardenkop* nach dem Klipflusse im Oranje-Freistaat. Von hier sandte mich unser General mit einer kleinen Zahl Bürger als Eskorte nach Harrysmith, wo ich eine regelmäßige Verbindung zwischen uns und den Freistaaten herstellen sollte. Nach meiner Rückkehr fand ich am Klipflusse die verschiedenen Kommandos zum Aufbruch nach Bothas Paß bereit. Dort betamen wir am 11. Oktober durch einen Depeschenreiter Nachricht von unserer Regierung, daß sie England ein Ultimatum gesandt, England aber die zur Antwort darin festgesetzte Frist habe verfallen lassen, und daß darum die Feindseligkeiten beginnen könnten. Wir erhielten zugleich den Befehl, über die Grenze in Natal einzufallen, und befolgten diesen Befehl noch an demselben Mittag.

Ich bekam dabei den ehrenden Auftrag, mit einer Patrouille von 50 Mann die Spitze unserer Truppe zu bilden. So sollte ich zuerst die Grenze von „Ihrer Majestät Kolonie Natal“ überschreiten. Der unaufhörliche Regen, der damals fiel, und der eisige Wind, der von den Drakensbergen herabwehte, bewirkten, daß der erste Eindruck, den wir vom Kriegsleben erhielten, für manchen entmutigend war. Einige Tage später stieß noch das Holländische Korps zu uns, geführt von Kommandant J. Lombaard.

Unser Marsch ging nun weiter bis Newcastle, wo die meisten Kommandos sich zusammenfanden. Unter dem Vorsitze des Kommandierenden Generals Joubert und hier ein Kriegsrat statt. So viel ich mich erinnere, wurde beschlossen, daß die Generale Lukas Meyer und D. Erasmus mit ihren Kommandos Dundee angreifen sollten, während General Kod die Aufgabe erhielt, mit uns den Paß in den Biggarsbergen zu besetzen.

Unser Zug ging immer tiefer ins feindliche Land hinein, viel weiter als in jenem Kriegsrat beschlossen war. Einem meiner Feldkornetts riet der Teufel, zusammen mit einem Feldkornett des Deutschen Korps auf einem Patrouilleritt bis zur Station Elandslaagte vorzudringen. Gerade kam ein großer Güterzug dort an, den diese beiden Draufgänger sofort angriffen und auch glücklich eroberten. Mein Feldkornett sandte mir dann Bericht, daß er im Besitz der Station Elandslaagte und des Güterzuges wäre. Ich war sehr unzufrieden und sandte ihm einen Meldereiter mit dem schriftlichen Befehl, die Eisenbahn zu zerstören und sofort zum Gros zurückzukehren. Aber noch an demselben Abend empfing ich einen Befehl von General Kod, ich solle mit 200 Mann und einem Geschütz Elandslaagte besetzen. Gleichzeitig schrieb der General, daß Kommandant Schiel mit seinem Kommando schon dorthin aufgebrochen wäre.

Trotz der im Kriegsrat getroffenen Abmachungen drangen wir also immer weiter vor, ohne im geringsten mit unseren Kommandos in Fühlung zu bleiben. Wir standen so völlig isoliert, daß wir Gefahr liefen, von einer feindlichen Macht von allen Seiten erdrückt zu werden. Ich ging darum zum General Kod und teilte ihm meine Bedenken gegen unser zu schnelles Vorgehen mit, aber er erwiderte mir: „Vorwärts, mein Junge!“

In einem heftigen Regensturm rückte ich denn vor und besetzte die Kopjes östlich von Elandslaagte, wo zwei Tage später das für uns so unglückliche Gefecht stattfand. —

Am frühen Morgen des 21. Oktober 1899 brachten mir einige Späher, welche in der Nacht in der Richtung nach Ladysmith hin rekognosciert hatten, die Meldung, daß die Ithakis im Anzug wären. Sofort wurde nun den Bürgern befohlen, sich zum Kampf bereit zu halten, und gleich nach Sonnenaufgang feuerte der Feind den ersten Kanonenschuß ab, den ich in diesem Kriege hörte. Bald konnten wir auch seine Truppen auf den Hügeln südlich vom Bahnhof erblicken. Der erste Schuß aus dem einen unserer beiden Geschütze war so gut gezielt, daß die Kanoniere sofort genau die Entfernung abschätzen konnten, und der zweite und dritte Schuß trafen mitten in die feindlichen Linien.

Als der Feind sah, daß wir auch Kanonen hatten und mit den Dingern sogar treffen konnten, verschwand er in der Richtung nach Ladysmith. Um 10 Uhr machte der Kommandant des Holländischen Korps unserem General die Meldung, daß die Engländer sich hinter die Mauern von Ladysmith zurückgezogen hätten. Hierdurch irregeführt, ließ der General das Gros meiner Vorposten zurückziehen und nur etliche Späher und eine Feldkornettschaft (200 Mann) als Vorposten zurückbleiben.

Gegen zwei Uhr nachmittags meldeten die Späher, daß die Engländer eifrig und eilig eine Menge Truppen mit der Bahn nach Modderspruit brächten und dort ausluden. Bald darauf kam mir eine Ordonnanz in voller Karriere entgegengesprengt und rief: „Kommandant, die Engländer rücken vor. Sie haben große Uebermacht! Sieh, dort fliehen unsere Leute, denn die englische Kavallerie umzingelt sie schon!“ Und wirklich konnte ich durch meinen Feldstecher deutlich sehen, wie der Feldkornett, den ich auf dem Kopje* zurückgelassen hatte, mit seinen Leuten abzog. Die Taktik des Feindes war mir sofort klar. In der Mitte standen die Infanterie und drei Batterien reitende Artillerie mit Fünfzehnpfündern, den rechten und linken Flügel bildete Kavallerie mit Maxinegeschützen. So zogen sie in der Form eines Halbmondes heran, mit der Absicht, unsere Stellungen mit ihren beiden Flügeln zu umklammern.

Es war schwer, die Stärke der anrückenden Massen zu schätzen. Ich schätzte sie auf rund 5000 bis 6000 Mann, und das Herz klopfte mir, wenn ich an unsere nur 800 Mann und die beiden Geschütze dachte, die wir dieser Uebermacht entgegenstellen konnten. Daß der Feind es jetzt erster meinte als am Morgen, war klar. Darum eilten wir, unsere geringe Macht so gut wie möglich aufzustellen. Unglücklicherweise besanden sich unsere Geschütze in so schlechter Deckung, daß sie nur so bald von ihren großen englischen Konkurrenten zum Schweigen gebracht wurden.

Wir hatten unser Bestes, dem Feind standzuhalten, aber die Uebermacht war zu groß. Bald lagen überall tote und verwundete Bürger. Freilich, als der Feind unsere Stellungen zu stürmen begann und damit in den Bereich unserer „Mauser“ kam, ließen auch wir ihn unsere Gegenwart recht peinlich fühlen, und an manchen Stelle sahen wir seine Glieder dünner werden. Aber sie kamen mit großer Sicherheit, ohne zu wanken, doch immer näher. Zum ersten-, aber auch zum letztenmal in diesem Krieg hörte ich da ein englisches Musikkorps spielen, um die stürmenden Tommies anzufeuern und zu ermutigen.

Ich weiß nicht, warum die Engländer im weiteren Verlaufe des Krieges nie mehr mit wehenden Fahnen und Standarten in den Kampf zogen, auch nie mehr unter den Klängen der Musik zum Sturm schritten. Vielleicht waren sie bange, daß ihre ruhmbedeckten Feldzeichen in unsere Hände fielen?

Ungefähr eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang erreichte das Gefecht seinen Höhepunkt, da der Feind überall bis in die nächste Nähe unserer Stellungen vorgedrungen war. Wie kapfer auch der Reß unserer Leute dem Feinde widerstand, die Hoffnung, ihn zurückzuschlagen, war verschwunden.

Die Sonne ging unter, und die Dämmerung zog ihren Schleier über das blutige Schauspiel. Deutsche, Holländer, Franzosen, Iren, Amerikaner, Australier und Russen hatten mit den Buren Seite an Seite gekämpft, und viele von ihnen lagen tot oder verwundet auf dem Schlachtfeld.

Durch einen letzten Ansturm drang der Feind in alle unsere Stellungen und nahm unsere beiden Kanonen. Die Schlacht von Elandslaagte war geschlagen und für uns verloren! —

Noch einen Blick warf ich auf das blutige Schauspiel, dann machte ich mich daran, das Schlachtfeld zu verlassen, so schwer

* „Kop“ ein runder Berg.

* Verkleinerungsform von „Kop“.

es mir auch fiel, vor dem Feinde zu fliehen und die verwundeten Kameraden im Stiche zu lassen. Mit einem meiner Adjutanten und mit meinem farbigen Diener, der während des Gefechtes meine Pferde besorgt hatte, jagte ich davon.

Hinter uns brüllten einige englische Soldaten: „Stopp, stopp! Halt, du verfl . . . . . Bur!“ und sandten uns einige Lee-Metfordkugeln nach, von denen aber glücklicherweise keine einzige traf. Die Dämmerung half uns entschlüpfen, aber plötzlich stießen wir auf einen Trupp englischer Ulanen, die zur Verfolgung der fliehenden Bürger ausritten. Sofort schlugen wir eine andere Richtung ein, doch unglücklicherweise hatten einige der Ulanen uns entdeckt, und alsbald hatten wir die ganze Bande auf dem Hals. Es war ein schwieriger Ritt durch die Finsternis. Hier und da hörten wir deutlich das Geschrei und Fliehen von Bürgern, welche durch die Ulanen erschossen wurden.

Mein Diener und ich hatten vorzügliche und schnelle Pferde, diejenigen der Ulanen waren schwerfällige Gäule und konnten uns darum nicht einholen. Mein Adjutant war leider weniger glücklich dran, er hatte ein schwaches Pferd, wurde eingeholt und gefangen genommen. Fortwährend feuerte man die Revolver auf uns ab, und einige Male wurde der Abstand zwischen uns und unsern Verfolgern so klein, daß ich deutlich verstehen konnte, wie sie hinter mir herriefen: „Halt oder ich schieße dich tot!“ oder „Halt, ver . . . . . Bur, oder ich jage dir meine Lanze zwischen die Rippen!“ Ich hatte jedoch keine Zeit, auf die Zurufe zu achten. Unaufhaltsam weiter ging der Ritt um die Freiheit. Wenn ich mich umsah, unterschied ich deutlich die Ulanen mit ihren langen Lanzen wie jagende Gespenster hinter mir. Das Schnauben ihrer Rosse, das sich mit dem Geklapper der Hufe, dem Rasseln der Säbel mischte und nur unterbrochen wurde durch den scharfen Knall der Revolverschüsse, bildete eine Musik, als ob die Hölle hinter mir losgelassen wäre. Meine ganze Hoffnung auf Rettung war und blieb mein starker Burenpony „Wesman“. Er hat meine Erwartung nicht getäuscht, und ihm hatte ich es zu verdanken, daß ich nicht in die Hände der Feinde fiel.

Nach einem unangenehmen Zusammenstoße mit Kaffern erreichte ich endlich die Eisenbahn, die von Glencoe nach Elandslaagte führt, und nur mein Revolver bewahrte mich hier vor dem Schicksale, von englischen Bahnbeamten gefangen zu werden.

Als die Sonne mit ihren ersten Strahlen die gewaltigen Kuppen der Biggarsberge vergoldete und die ganze romantische Wildheit der Felsen auf einmal in Licht getaucht war, befand ich mich gut 12 Meilen nördlich von Elandslaagte. Ermattet und halb verhungert setzte ich mich auf einen alten Ameisenhaufen, der am Wege lag. Es waren gerade 24 Stunden vergangen, seit ich den letzten Bissen genossen hatte, so daß ich körperlich völlig erschöpft war.

Da plötzlich sah ich in der Ferne einige 30 Reiter ankommen. Sie kamen auf demselben Wege, den ich gegangen war, von Elandslaagte her, und sehr bald merkte ich, daß ich Buren auf dem Kriegspfade vor mir hatte. In der That stellte sich heraus, daß alles Bürger waren, die mit bei Elandslaagte gefochten hatten und glücklich entkommen waren. Wer war froher als ich! Von ihnen erhielt ich auch eine halbe Büchse konserviertes Fleisch, mit dem ich den quälenden Hunger stillte.

Langsam ritten wir weiter und trafen überall auf dem Wege kleine Gruppen von Bürgern, die sich uns anschlossen. Auch jenseit der Biggarsberge stießen wir noch auf eine ganze Anzahl der Unsrigen, von denen ich hörte, daß der kommandierende General (Joubert) sein Hauptquartier bei Station Danhauser hätte. So zog auch ich denn dorthin, und als ich da ankam, hatte ich schon 120 Bürger beisammen.

Als ich mich am Abend entkleidete, fand ich an meinem linken Bein verschiedene kleine Wunden, welche nur von Granatsplittern oder abgesprungenen Felsstückchen herrühren konnten. In der Hitze des Gefechtes hatte ich wenig darauf geachtet, obwohl ich einige Male fühlte, daß mein Bein getroffen wurde.

Am folgenden Morgen meldete ich mich bei Seiner Excellenz dem kommandierenden General. Er empfing mich sehr kühl, und ehe ich noch ein Wort gesagt hatte, fragte er tadelnd: „Warum haben Sie nicht ausgeführt, was im Kriegsrat beschlossen war, und bei den Biggarsbergen Halt gemacht?“

Ich dachte: Donnerwetter, das fängt gut an! „Ja, General,“ antwortete ich dann ganz langsam, „wie Sie wissen, bin ich einer der Kommandanten, welche unter dem General Kock standen. Ich mußte also ausführen, was er befahl, und sein Befehl lautete immer: „Vorwärts!“ Wie ich gehört habe, ist General Kock verwundet in die Hände der Engländer gefallen.“

Seine Excellenz wurde allmählich ruhiger und sprach etwas freundlicher mit mir, obwohl er mir deutlich zu verstehen gab, daß er von der Tapferkeit meines Johannesburger Kommandos keine hohe Meinung habe. Ich erwiderte, daß meine Leute bei Elandslaagte sich sehr tapfer geschlagen hätten, und sprach die Hoffnung aus, daß uns bald Gelegenheit geboten würde, die Scharte auszuwetzen.

„Jawohl,“ antwortete mein Chef, „ein Teil Ihrer Leute ist mit Kommandant Pienaar bis New Castle gelaufen. Ich habe eben an den tapferen Kommandanten telegraphiert, er solle dort etwas warten, ich würde ihm einen Eisenbahnzug schicken, mit dem er seine Flucht rascher fortsetzen könnte. Und die Deutschen und Holländer, die entkommen sind, sollen alle nach Johannesburg zurück, ich will sie hier nicht mehr sehen!“

Ich antwortete: „General, das ist nicht billig. Die Männer sind freiwillig mit uns in den Kampf gezogen und haben ihr Leben für unsere Sache aufs Spiel gesetzt, da dürfen wir sie nicht wie Feiglinge wieder nach Hause schicken.“

Als ich schwieg, blickte mich Seine Excellenz mit seinen kleinen funkelnden Augen zu wütend an, als ob er mich mit dem Blick durchbohren wollte. „Ja,“ fing er wieder an, „bei Dundee haben wir ebenso schlecht abgeschnitten. General Lukas Meyer machte den Angriff zu schlapp, während General D. Erasmus, der nach unserer Abmachung dem Feind in den Rücken fallen sollte, einfach ausblieb. Die Folge war, daß wir am Ende des Tages die große Zahl von 130 Toten und Verwundeten hatten und General Meyer über den Büffelfluß fliehen mußte. Und nun kommt zu den einen Schlag als zweiter noch Elandslaagte! All das haben allein die Hauptoffiziere mit ihrem Ungehorsam und ihrer Nachlässigkeit verschuldet!“

Und so knotterte der alte Herr immer weiter.

Schon wollte ich das Zelt verlassen, da rief mir der alte Brummbär noch nach: „Kommandant, reorganisieren Sie Ihr Kommando so schnell wie möglich und melden Sie sich, wenn Sie wieder zum Kampf bereit sind!“

„Danke, General,“ lautete meine Antwort, „darf ich dann die Deutschen und Holländer aus den Kommandos, deren Offiziere gefallen sind, in mein Kommando nehmen?“

„Meinetwegen,“ erwiderte der General, „ich will keinen Aerger mehr von ihnen haben.“

Seine Excellenz hatte kein günstiges Urteil über das Deutsche und das Holländische Korps. Der Grund dazu schien mir nur eine rein persönliche Abneigung gegen die betreffenden Offiziere zu sein. Leider kam dieser Fall öfter vor, sicher nicht zum Vorteil unseres Heeres und unserer Kriegführung!

Der Kommandant des Holländischen Korps, Lombaard, war bei Elandslaagte mit dem Leben davongekommen, während sein Hauptmann gefangen war. Der Kommandant des Deutschen Korps, A. Schiel, war verwundet in die Hände des Feindes gefallen. Von den Offizieren, die den Heldenzug geitorben sind, mögen noch genannt werden J. C. Bodenstein, Dr. H. J. Colter, Graf Zeppelin, P. Joubert, Major Hall und Schutzinspektor de Jonge.

Nach der Unterredung mit General Jonbert ließ ich die Mannschaften, welche ich mitgebracht hatte, bei der Station Danhauser unter dem Befehl eines Feldkornets. Ich selbst fuhr mit der Bahn nach New Castle, um dort die Bürger zu sammeln und unser Gepäck zu ergänzen. Ich ließ die Bürger, welche ich in New Castle vorfand, zusammenrufen und hielt zuerst eine Ansprache, in der ich darauf hinwies, daß wir so schnell wie möglich wieder zur Front abrücken müßten, um unsere in den Augen unserer Mitbürger durch unsere Flucht verletzte Ehre wieder herzustellen.

Ich bemerkte bald in der Versammlung ein Häuflein Bürger, bei denen die Lust zum Weiterkämpfen nur sehr gering zu sein schien. Es hätte uns wenig genützt, wenn wir sie dazu gezwungen hätten. Ich forderte darum dazu auf, daß diejenigen Bürger, denen der Mut zum Weiterfechten fehlte, vortreten sollten. Darauf traten etwa dreißig Mann zur Seite, die von

Photogravüre im Verlag von Fritz Gurlitt in Berlin.

Nach hartem Kampfe.
Nach dem Gemälde von M. Pischon.

den übrigen sofort verhöhnt und verspottet wurden. Indes, der Schreck von Elandslaagte war für sie zu groß gewesen, sie waren blind und taub für alle Beleidigungen und hatten alle nur den einen Gedanken: „Zurück nach Hause!“ Ich stellte also jedem einen Urlaubspaß aus, der folgenden Wortlaut hatte: „Urlaub für N. N. nach Johannesburg wegen Feigheit. Freie Fahrt auf Regierungsstoffen.“

Alle steckten sonder Arg den Paß ein und brachen schleunigst auf, um mit dem ersten Zug abzudampfen. Die dreißig Feiglinge waren aber gottlob nur ein Bruchteil der Johannesburger, die große Mehrzahl von ihnen war gleich bereit, sofort wieder gegen den Feind zu ziehen. Am folgenden Morgen waren wir alle marschfertig und rückten sofort nach der Station Danhauser aus.

Unser Johannesburger Kommando zählte jetzt 485 gut berittene Leute, die mit allem Nötigen ausgerüstet waren. Als wir an der Station Glencoe ankamen, fand ich dort ein Telegramm von General Joubert, der mir mitteilte, daß er am selben Tage, dem 30. Oktober, den Feind bei Ladysmith geschlagen und 1300 Gefangene gemacht habe. Er gab mir den Befehl, die Gefangenen, welche am folgenden Morgen ankommen würden, unter Eskorte nach Pretoria zu bringen.

Das war ja ein schmeichelhafter Auftrag: Kriegsgefangene, welche andere Bürger gemacht, abzuführen! Der General hielt uns also nur noch für geeignet, Polizei zu spielen! Ich beauftragte einen meiner Offiziere, mit vierzig Mann die Gefangenen nach Pretoria zu bringen, teilte Seiner Excellenz mit, daß sein Befehl ausgeführt werde, und bat um weitere Weisung, ob und wohin ich mit meinem Kommando vorrücken könnte. Darauf erhielt ich einen zweiten, ähnlich ehrenvollen Auftrag. Es war klar, mein Chef hatte die Absicht, mich nicht mehr nachkommen zu lassen, er hielt sein Wort nicht, daß er meinem armen Kommando Gelegenheit geben wollte, so bald wie möglich die Scharte von Elandslaagte auszuwetzen.

Ich war fest entschlossen, mir so etwas nicht bieten zu lassen, und gab den Befehl zum Vormarsch nach Ladysmith. Wenn der General mich nicht mehr im offenen Gefecht haben wollte, dann wollte ich nicht mehr Offizier bleiben. Ein anderer Weg zur Rettung meiner Ehre stand mir nicht offen.

Am 1. November 1899 kamen wir im Hauptquartier vor Ladysmith an. Da ich es für das Beste hielt, den Stier bei den Hörnern zu packen, begab ich mich sofort zu General Joubert, um ihm unsere Anwesenheit zu melden und zu erklären, daß wir kämpfen und nicht hinter der Linie Polizei spielen wollten.

Der General war zuerst wütend, doch nachdem er mit seiner hohen Stimme das Blaue vom Himmel heruntergekeifschimpft hatte, gab er mir schließlich den Befehl, mich der Truppe des Generals Schalk Burger anzuschließen, der in der Nähe des Lombaardskop in der Belagerungslinie um Ladysmith stand.

Noch an demselben Abend zog ich mit meinem Kommando nach der angewiesenen Stelle. Wir waren alle fest entschlossen, unser Heftes zu thun, um die Schmach, die man uns mit Unrecht anthat, wieder loszuwerden. Nach Ablauf von vierzehn Tagen wurde mir befohlen, mit meinem Kommando eine Stellung zu besetzen, die im Südwesten von Ladysmith lag.

In jenen Tagen unternahm General Louis Botha, der an Stelle des krank nach Hause entlassenen Lukas Meyer getreten war, einen Zug nach Estcourt, tief im Südosten von Natal. Hieran beteiligten sich auch 50 von meinen Leuten unter Befehl von Feldkornett J. Kock. Besonders erwähnenswert scheint mir die Thatsache, daß General Joubert diesen Zug nach Estcourt unnötigerweise begleitete. Wäre Seine Excellenz nicht mitgegangen, dann würde — davon bin ich fest überzeugt — General Botha mindestens bis Pietermaritzburg vorgedrungen sein. Aber General Joubert befahl in Estcourt schon den Rückzug, obwohl unsere Bürger auf dem Zuge in mehreren Gefechten immer Sieger geblieben waren. Der einzige Grund, welchen General Joubert je für seinen Befehl zum Rückzug angegeben hat, war dieser: In der Nähe von Estcourt war die Truppe zwei Nächte hintereinander von schweren Gewittern überrascht, und zwei Bürger waren vom Blitz getroffen worden. Man sollte es kaum für möglich halten, aber es ist Thatsache — hierin sah Seine Excellenz einen deutlichen Fingerzeig des Allerhöchsten, daß die Kommandos nicht weiterziehen dürften!

Ich selbst erhielt bald darauf die Weisung, mit meinem Kommando nach Pont- oder Potgietersdrift am oberen Tugela, in der Nähe des Spionkops, aufzubrechen. Ich sollte mich dort unter den Befehl des Herrn Andries Cronjé stellen, der damals im Oranjefreistaatheere die Stellung eines Generals innehatte. Am 14. Dezember 1899 erhielt ich Befehl, schleunigst mit 200 Mann nach Colenso zu reiten, um dort die Front zu verstärken, da alle Aussicht auf ein Gefecht vorhanden wäre. Unter General Cronjés Führung erreichten wir am folgenden Morgen bei Tagesanbruch unseren Bestimmungsort. Sehr bald nach unserer Ankunft begann das Gefecht, welches unter dem Namen der Schlacht von Colenso allgemein bekannt ist, und in dem der Angriff des Feindes abgeschlagen wurde, so daß General Buller sich nach Chieveley zurückziehen mußte. — Es ist sehr zu beklagen, daß der Feind nicht sofort verfolgt wurde, und ich glaube behaupten zu können, daß, wenn wir hier und bei anderen Gefechten unsere Erfolge besser ausgenutzt hätten, der ganze Krieg einen anderen und besseren Ausgang genommen hätte.

Nach Beendigung des Kampfes halfen wir zuerst zehn Kanonen, die an anderer Stelle in unsere Hände gefallen waren, über den Tugela bringen. Wir erhielten dann Befehl, bei Colenso Stellungen einzunehmen.

Nun folgten einige Wochen der Unthätigkeit. Jeden Tag schossen die Engländer ein paar Dutzend Granaten aus ihren schweren (4,7 zöll.) Schiffskanonen in unsere Stellungen. Unsere Geschütze waren von kleinerem Kaliber und reichten nicht so weit. Wir lagen gewöhnlich in den Hängen und tiefen Schützengräben, einer stand zum Ausguck auf dem Wall und rief, sobald er den Feuerstrahl eines englischen Geschützes aufleuchten sah: „Da blitzt er wieder!“ oder „Aufgewalt!“ Alle suchten dann sofort möglichste Deckung, und nur sehr selten thaten uns die Granaten irgend welchen Schaden. Einmal fiel einer der großen Zuckerhüte mitten in eine Gruppe von vierzehn Bürgern, die gerade beim Mittagsessen saßen. Obwohl die Granate derart auf einen Felsen schlug, daß sie zerbarst und der gelbe Lyddit herausrieselte, erfolgte keine Explosion — der Zünder mußte schlecht gewesen sein.

Bald erhielt ich Befehl, eine Stellung in dem Dreieck zu besetzen, welches durch den Zusammenfluß des großen und kleinen Tugelas gebildet wird, zwischen Spionkop und Colenso. Hier feierten wir das erste Christfest im Felde. Unsere Freunde in Johannesburg schickten uns dazu durch den Prokureur Raaff eine Menge Geschenke, wie Kuchen, Cigarren, Cigaretten, Tabak und allerlei Leckerbissen. Auf den Feldern und Gütern, die längs des Tugelas lagen und deren Besitzer alle geflohen waren, fanden wir viel Gemüse, Hühner, Truthühne u. dergl. Davon machten wir nun auch eine tüchtige „Anleihe“, und unser ganzes Kommando traktierte sich an einem herrlichen Weihnachtsessen.

General Buller war aber noch nicht fertig mit uns, und um uns seine Anwesenheit wieder fühlen zu lassen, machte er in der Zeit einmal einen Scheinangriff, der aber ohne irgendwelche Folgen blieb. Um uns glauben zu machen, er wollte sich bei Potgietersdrift durchsichlagen, ließ er alle Hügel und Abhänge an der Flußseite besetzen, so daß wir unsere Stellungen gegenüber auch verstärken mußten. Ich war deshalb gezwungen, mit meinem Kommando nach Potgietersdrift zurück zu gehen. Bald spielten die Schiffskanonen des Feindes wieder den bekannten Brummbaß, und es schien in der That, als wollte Buller erst alle Buren mit Lyddit zerschmettern, um dann in aller Gemütlichkeit den „Spaziergang nach Ladysmith“ zu beendigen. Dieser Scheinangriff hatte aber nur den Zweck, unsere Aufmerksamkeit davon abzuleiten, daß General Buller seine Hauptmacht gegen den Spionkop zusammenzog.

Am 21. Januar 1900 begann das Gefecht um den Spionkop am oberen Tugela. Auf unserer Seite führte General A. Cronje den Oberbefehl bei Spionkop. In seiner Unterstützung hatte er die Generale Erasmus und Schalk Burger mit ihren Kommandos. Das Gefecht dauerte den ganzen Tag und begann am folgenden Morgen mit erneuter Kraft. Glücklicherweise kam da noch General Botha auf den Schauplatz und griff so kräftig ein, daß der Feind überall gut bekämpft und zurückgehalten wurde.

Ich sollte mit meinem Kommando die Stellung bei Potgietersdrift verteidigen. Aber der Kampf um den Spionkop wurde so heftig und unsere Lage so ernst, daß ich erst eine

Feldkornettschaft und bald noch eine zweite zur Verstärkung dorthin schicken mußte. Dadurch nahmen zweihundert Johannesburger an dem schweren Kampfe teil. Unter großen Verlusten war es trotz unseres Widerstandes dem Feinde am Abend des zweiten Tages gelungen, bis zur Kuppe des Berges vorzudringen. Einer unserer „Generale“ verlor nun so sehr den Mut, daß er seinen Wagen und sein Gepäck schleunigst forschickte und selbst das Schlachtfeld verließ. General Botha aber hielt mutig Stand mit den Getreuen, welche nun schon zwei Tage lang alle Phasen dieses schweren Kampfes durchgemacht hatten. Und welche Ueberraschung war es für die tapferen Verteidiger des Spionkops, als sie am anderen Morgen sahen, daß die Engländer den Rückzug angetreten und das weite Schlachtfeld mit Hunderten von Toten und Verwundeten in unseren Händen zurückgelassen hatten.

Trotz der schweren Niederlage, die er sich am Spionkop geholt hatte, versuchte General Buller bald zum drittenmal, unsere Linien zu durchbrechen. Die dringenden Bitten um Hilfe, welche aus dem eingeschlossenen Ladysmith an ihn gelangten, und die Ermahnungen von Lord Roberts werden ihn wohl zu besonderer Eile getrieben haben. Diesmal traf die ganze Wucht seines Angriffes meine Stellung. Schon mehrere Tage vorher hatte ich deutlich seinen Plan durchschaut. Vergeblich hatte ich den General Joubert telegraphisch um Verstärkungen gebeten, mußte ich doch mit meinen 490 Mann eine Linie von fast fünf Kilometern Länge verteidigen! Das einzige, was ich mit vieler Mühe nach langwierigem Hin- und Hertelegraphieren erreichte, war, daß Seine Exzellenz mir eine unserer unter dem Namen „Long Tom“ bekannten großen Kanonen sandte, die derart aufgestellt wurde, daß sie das Terrain vor dem Baalkraus bestreichen konnte.

Anstatt mir Verstärkungen zu schicken, hatte Seine Exzellenz erst an General Lukas Meyer, der bei Colenso stand, telegraphiert und ihn ersucht, zu mir zu gehen und mir Mut zuzusprechen, denn es habe ihm den Anschein, als ob mein „Glaube ins Wanken gekommen“ sei. Um wirklich kam Lukas Meyer angeritten, um zu sehen, ob der meinem Glauben nicht ein wenig auf die Beine helfen konnte. Ich zeigte ihm sofort meine Stellung und machte ihm klar, daß es mir unmöglich sein würde, den Angriff des Feindes auf die Dauer auszuhalten. Ich bat nochmals um schleunigste Hersendung von Verstärkungen, doch diese kam nicht, obwohl ich Seiner Exzellenz noch ausdrücklich bestellen ließ, daß hier ein Glaube so groß wie der Amajuhaberg nichts helfen würde, wenn nicht ausreichende Mannschaften kämen. Der einzige Erfolg des Besuches von Lukas Meyer war, daß man mir noch einen zweiten „Long Tom“ schickte.

Im Morgengrauen des 5. Februars 1900 wurde meine Stellung überaus heftig mit Granaten beschossen. Der Feind hatte seine Schiffsgeschütze auf dem sogenannten „Zwartkop“ postiert. Ich befand mich mit 95 Bürgern und einem Pompomgeschütz auf der rechten Seite unserer Stellung, während auf der linken Kommandant-Assistent Japie du Preez den Befehl führte.

Der Feind schlug nun zwei Schiffsbrücken über den Tugela, über die von 10 Uhr morgens an die Truppen in gewaltigen Mengen an unser Ufer strömten. Sein ganzes Artilleriefeuer — 73 Geschütze — konzentrierte sich auf meine Stellung. Wir schlugen die Feinde, welche unter dem Schutze der Artillerie vorgingen, zurück, aber sie stürmten immer wieder vor. Die Anzahl meiner Leute verminderte sich schnell. Ich hatte das heftigste Bombardement des ganzen Krieges auszuhalten. Die großen Geschütze schickten uns unaufhörlich die gewaltigen Lyddit granaten, und aus der Nähe sandten ohne Unterlaß etwa 50 Feldgeschütze ihren verderbenbringenden Eisenhagel.

Endlich — nach qualvollem Warten ein gewaltiger Kanonenschlag in unserm Rücken: ein „Long Tom“ begann, ein Lebenszeichen von sich zu geben! Doch wehe! Man hatte keinen sicheren Platz für den Pulvervorrat ausgesucht, eine Lyddit granate schlug hinein, und alles verbrannte! So mußten wir erst aus dem Hauptlager neues Pulver holen, worüber wieder einige Stunden vergingen.

Ich sah mich um, wie denn unsere Lage war. Ein Bild des Grauens und der Zerstörung überall! Auch unser Pompomgeschütz schwieg. Und die Infanterie des Feindes rückte immer weiter vor! Ich legte mich wieder in die Reihe mehrerer Bürger hinter einen Felsblock, und wir beschossen den Feind auf 300 Meter. Aber obwohl wir manch armen Tommy ins Gras beißen ließen, war doch das Feuer der wenigen übrig gebliebenen Bürger zu schwach, um den Feind im Vorrücken aufzuhalten.

Da platzte eine Lyddit granate gerade über uns. Vier der neben mir liegenden Bürger wurden zerschmettert, mein Gewehr in Stücke geschlagen. Es war, als ob ein Topf voll siedenden Fettes über uns zerspru gen wäre, und ich verlor für kurze Zeit das Bewußtsein. Als man mir ein paar Schluck Cognak mit Wasser aus meiner Feldflasche einflößte, kam ich rasch wieder zu mir. Ich schaute auf: der Feind hatte von drei Seiten mein „Kopje“ erstiegen und war nur ein paar hundert Schritte noch von uns entfernt. Ich gab den Befehl zum Rückzug und übernahm es selbst, unser Pompomgeschütz in Sicherheit zu bringen. Unter heftigstem Feuer zogen wir uns zurück. Als ich in der neuen Stellung, welche wir nun etwa 1500 Meter rückwärts eingenommen hatten, einen Augenblick zur Ruhe kam, fühlte ich heftige Schmerzen im Kopfe, und Blut floß mir aus Nase und Ohren. Doch ich achtete nicht darauf.

Aus unserer neuen Stellung beschossen wir den Feind, der unsere alte Stellung eingenommen hatte, sofort wieder mit dem Pompom. Auch aus anderen unserer Gesch ütze erhielt er nun Feuer, so daß wir ihm ein wenig mehr einheizten als vorher. Die linke Seite meiner Stellung hielt Japie du Preez mit dem Rest meines Kommandos noch stets tapfer fest, er verlor nur 4 Mann, während an meiner Seite von 95 Bürgern 29 fielen und 24 verwundet wurden.

Allmählich sank die Nacht herab, und das Getöse des Kampfes verstummte. Doch am folgenden Morgen fing der Tanz wieder an. Diesmal aber spielte „Long Tom“ die erste Violine in dem schaurigen Konzert und brachte dem Feind manchen Verlust bei. Au diesem Tage tobte hauptsächlich nur ein Artilleriekampf. „Long Tom“ schoß mit viel Erfolg und hat uns hier die besten Dienste im ganzen Kriege geleistet. Meine Kopfschmerzen wurden immer schlimmer, und ich bekam Sechs Fieber.

Inzwischen war General Botha mit Verstärkungen angekommen, und am Abend stand die Sache für uns besser. Ich aber verlor zum zweitenmal die Besinnung, wurde ins Lazarett gebracht und blieb mehrere Tage bewußtlos. Später hörte ich, daß ich bei dem Platzen der Lyddit bombe einen „leichten Schädelbruch“ bekommen hatte. Nach 10 Tagen konnte ich das Bett wieder verlassen.

In derselben Nacht, in welcher man mich bewußtlos ins Lazarett geschafft hatte, waren die Engländer wieder über den Tugela zurückgegangen. So sahen sich unsere Bürger am Morgen des 7. Februars wieder als Herren des Baalkraus.*

Wie ich aus den offiziellen Berichten der Engländer ersehe, haben sie damals ungefähr 400 Mann verloren. Unser Verlust betrug 62 Tote und Verwundete.

Der Kampf um den Baalkrans war für mich und mein Johannesburger Kommando unzweifelhaft das größte und heftigste Gefecht in diesem Krieg. Und obwohl wir einen Punkt unserer Stellung verloren, so glaube ich doch, daß wir auf unsere Verteidigung stolz sein können. Denn fast zwei Drittel (53 von 95) von den Verteidigern meiner Stellung waren verwundet oder gefallen, ehe es dem Feind gelang, uns zu vertreiben. Jeder, der am Tage nach dem Gefecht das Kopje besuchte, welches wir verteidigt hatten, mußte zugeben, daß dort die handgreiflichsten Beweise zu sehen waren für eines der heftigsten Gefechte in Natal. Denn alle Bäume waren durch die Granaten zerschmettert, große Felsstücke durch die gewaltigen Lyddit bomben losgerissen und vom Lyddit gelb gefärbt, und überall lagen noch die Leichen von Briten und Buren.

Während meiner Behandlung im Lazarett von Dr. Shaw beehrte mich auch unser General Joubert mit seinem Besuch. Er kam, um mich zu der, wie er es nannte, „prächtigen Verteidigung des Baalkraus“ zu beglückwünschen, und gab auch seinem tiefen Bedauern über unsere schweren Verluste Ausdruck.

Da ich im Lazarett immer noch kränkelte und keine Aussicht auf baldige Besserung vorhanden war, begab ich mich auf Anraten des Arztes für eine Zeitlang nach Hause, das heißt nach Roodepoort bei Krügersdorp, wo meine Familie damals wohnte. Dort kam ich, dank der guten ärztlichen Behandlung und der

* „Kraus“ eine jäh abfallende Bergwand

liebevollen Pflege meiner Frau, bald wieder zu Kräften. Am 25. Februar erhielt ich Bericht, daß General Buller seine Streitmacht wiederum bei Colenso konzentriert habe, und daß auch schon heftige Kämpfe stattgefunden hätten. An demselben Abend erhielt ich ein Telegramm des Präsidenten, worin dieser mich dringend ersuchte, angesichts unserer kritischen Lage doch so bald wie möglich zu meinem Kommando zurückzukehren, wenn es mein Gesundheitszustand gestattete. Auch kam eine Meldung aus dem Freistaat, General Piet Cronje sei bei Paardeberg umzingelt, und es habe den Anschein, daß er wohl bald durch die gewaltige Uebermacht zur Kapitulation gezwungen werden würde.

Schon in der Frühe des folgenden Morgens fuhr ich mit dem Schnellzuge nach Natal zurück. Hier hörte ich, daß mein Stellvertreter mit 150 Mann als Verstärkung nach Pietershoogte beordert und schon in ein heftiges Gefecht verwickelt war. Am späten Abend des 27. Februars kam ich im Hauptquartier zu Modderspruit an. Ich ritt die ganze Nacht durch nach meinem Lager zu Potgietersdrift, kam jedoch erst am anderen Morgen mit Tagesanbruch dort an. Das Erste, was ich traf, war ein gerade angekommener Wagen mit zehn Verwundeten, alle ganz gelb von Lyddit. Es waren Bürger, die eben aus dem Gefecht bei Pietershoogte kamen.

Ich fragte, was denn los wäre, und wie die ganze Sache stünde.

„Ach, Kommandant," antwortete mir der Feldkornett, „unsere Sache steht miserabel! Der stellvertretende Kommandant du Preez und ich wurden mit unseren Leuten vor drei Tagen nach Pietershoogte gerufen, da der Feind dort durchzubrechen suche. Der Feind stürmte wiederholt, aber wir hielten kräftig aus und schossen die Angreifer auf 50 Schritt immer wieder zurück. Unaufhörlich feuerten die englischen Batterien und thaten uns manchen Schaden. Am Sonntag erbat der Feind einen Waffenstillstand, um seine Toten zu begraben, welche oft so nahe an unseren Stellungen lagen, daß während des Gefechts niemand beikommen konnte. Auch lagen viele ihrer Verwundeten da, manche schon 24 Stunden ohne Hilfe, und ihr Jammer und Stöhnen waren schrecklich. Wir gewährten den Waffenstillstand bis nachmittags 6 Uhr."

Nebenbei bemerkt: dieser Waffenstillstand wurde den Engländern an demselben Tage und zu derselben Stunde gewährt, wo Lord Roberts einen solchen dem General Cronje zu Paardeberg verweigerte, der auch nur seine Toten begraben wollte.

„Gestern nun," fuhr der Feldkornett fort, „ist es dem Feinde gelungen, an verschiedenen Punkten durchzubrechen. Dabei wurden der stellvertretende Kommandant du Preez und Feldkornett Mostert schwer verwundet. Außer diesen Beiden sind von unserm Kommando noch 42 Mann gefallen, verwundet oder gefangen worden. Auch unsere Nachbarn, die Krügersdorper, haben schwer gelitten. Der Durchbruch ist dem Feind geglückt, und ich vermute, daß unsere Bürger nun auf den Bergketten bei Onderbroekspruit Stellung nehmen."

Das war ja ein prächtiger Stand der Dinge! Doch jetzt war keine Zeit, über die neuen Verluste meines Kommandos zu trauern, denn gleich darauf erhielt ich die Nachricht, daß General Piet Cronje mit 4000 Mann gefangen war. Ein zweiter Bericht sagte, daß der Feind bei Onderbroekspruit durchgebrochen sei, in Eilmärschen vorrücke, und daß unsere Leute sich bis hinter Ladysmith zurückzögen. Meine Späher aber meldeten, daß auf die Freistaat-Kommandos, welche Ladysmith im Süden belagert hatten, in der Richtung des von Reenenspasses abzögen, und daß man den Feind dem Dorfe näherkommen und eine große Abteilung Kavallerie direkt auf uns zukommen sähe. Meine Bürger wurden unruhig und fragten, warum alle anderen Kommandos abzögen, nur wir nicht. Die Uebergabe Cronjes hatte wie ein Blitzstrahl eingeschlagen; es hatte geradezu eine Panik unter den Leuten Platz gegriffen.

Um einen Ueberblick über den Stand unserer Truppen zu erhalten, ritt ich auf die Spitze eines hohen Kopjes. Da sah ich im Gelände vor mir das ganze Freistaatheer im vollen Rückzug, mit gut 500 Wagen in einer Linie und einer großen Menge Schlachtvieh, alles in dichte Staubwolken gehüllt. Auch rechts von Ladysmith sah ich ein ähnlich trauriges Bild des Rückzuges unserer Bürger. Rückwärts schauend, erblickte ich die Engländer in dichten Haufen. Sie kamen immer näher, wenn auch langsam und vorsichtig. Eine zweite, noch größere Macht konnte ich hinter der ersten britischen Heeressäule heranjagen sehen, ebenfalls in der Richtung nach Ladysmith.

Ich hatte jetzt keine Wahl mehr. Ich gab den Befehl zum Aufsatteln, und wir folgten dem Vorbild der andern Kommandos. Ich meldete meinen Abzug durch Telegramm dem Generalkommandanten und erhielt von ihm die Antwort, daß allgemeiner Rückzug befohlen wäre, die meisten Kommandos Ladysmith bereits hinter sich hätten und St. Excellenz bereits nach Glencoe vorausgegangen sei.

Gegen Sonnenuntergang verließ ich die Tugela-Stellungen. Wie lange hatten wir sie mit Erfolg verteidigt und das britische Heer dadurch gehindert, Ladysmith zu befreien! Wie viele teure Kameraden hatten dort ihr Leben gelassen für Vaterland und Volk! Es war traurig zu sehen, wie unsere Kommandos nun nach allen Richtungen hin in Unordnung abzogen.

Vom Guerillakampf in der zweiten Hälfte des Jahres 1901: Die Erstürmung von Blockhäusern an der Eisenbahn zwischen Balmoral und Brugspruit.

Da sich für uns die Notwendigkeit ergeben hatte, die stark befestigte Eisenbahn zwischen Balmoral und Brugspruit mit unseren Wagen zu passieren, so näherten wir uns der Bahnlinie in der Nacht des 26. Juni 1901 soweit als möglich und kampierten dann in einer Mulde. Hier blieben wir am folgenden Tag, denn unser Plan ging dahin, die Eisenbahn erst wieder bei Einbruch der Dunkelheit zu kreuzen. Die Blockhäuser an der Bahn waren hier nur 1000 Schritt voneinander entfernt, und wenn wir die Linie unter Mitnahme unserer Wagen überschreiten wollten, dann gab es dafür nur einen Weg, nämlich den, zwei Blockhäuser im Sturm zu nehmen und dann die Wagen und alle unsere Bagage zwischen den zwei eroberten Blockhäusern hindurchzuführen. Wie wir erkundet hatten, war die Linie hier eben und weder durch aufgeworfene Erdwälle, noch durch Gräben geschützt. In dieser Hinsicht bot sich uns also kein Hindernis.

Am Abend des 27. Juni setzten wir uns in Bewegung. Der Mond schien hell, was kein Vorteil für uns war, und der Abend war still. Der Feind konnte uns also an dem Rasseln der Wagen von weit her kommen hören und uns lange, ehe wir in Schußweite kamen, sehen. Kommandant Groenwald sollte das Blockhaus zur Rechten und Kommandant Visjoen das zur Linken stürmen. Jeder hatte etwa 75 Mann zur Verfügung. Ungefähr 1000 Schritt von der Bahn entfernt, machte das Lager Halt; die zwei erwähnten Kommandanten mit ihren Bürgern ließen hier ihre Pferde zurück und marschierten in zerstreuter Ordnung auf die Blockhäuser zu. Der Feind hatte telephonisch die Stationen zu Brugspruit und Balmoral rechtzeitig warnen können, und alle Posten auf der ganzen Bahnstrecke, soweit man dachte, daß sie für den Uebergang in Frage kommen könnten, waren verstärkt. Die Bürger marschierten flink drauf los, und als sie noch ungefähr 150 Schritt von den Blockhäusern entfernt waren, eröffnete der Feind in den Forts und hinter dem Bahndamm hervor das Feuer. Ueber einen Abstand von fast vier Meilen dröhnten und summten die Lee-Metford-Kugeln. Als der Feind das Feuer eröffnete, stürmten unsere Bürger so rasch wie möglich vorwärts. Eine zweite Salve begrüßte uns, ehe wir die Bahn erreicht hatten. Wir ließen uns nun platt zur Erde fallen. Der größte Teil des hier stationierten Detachements befand sich in den Blockhäusern und beschoß uns von da unaufhörlich. Die Soldaten, welche längs der Bahn in Deckung lagen, hielten es nicht so lange aus und flüchteten mit Zurücklassung einiger Toter und Verwundeter.

Das Blockhaus, welches Kommandant Visjoen stürmte, leistete ungefähr 25 Minuten Widerstand. Die Bürger steckten ihre Gewehre durch die Schießlöcher und schossen in das Haus, wobei sie „hands up!" riefen. Die Tommies antworteten darauf prahlerisch: „Ihr müßt nicht denken, daß ihr es mit den Viktoria-Mounted-Mites zu thun habt!" Aber bald wurde ihnen so eingeheizt, daß sie ihre Großsprecherei vergaßen und um Gnade flehten. Wir hatten drei Tote und einige Verwundete, als Tommy von innen zu schreien begann: „Wir ergeben uns ja, hört nur auf zu schießen." Der tapfere G. Wijburgh, der bis an das Blockhaus gedrungen war, erwiderte: „Nun gut, kommt heraus!" „Wir kommen," lautete die Antwort. Der Feldkornett

Am Kochbrunnen in Wiesbaden.
Nach einer photographischen Aufnahme von G. Busse in Berlin.

ging nun auf die Thür oder den Eingang zu, während wir mit Schießen aufhörten. Als er dicht am Eingang war, traf ihn ein Schuß aus dem Hause in den Magen, und er brach tödlich getroffen zusammen. Gleichzeitig liefen die Soldaten unbewaffnet, die Hände in die Luft gestreckt, heraus. Die Bürger waren wütend und wollten die ganze Gesellschaft totschießen. Der Sergeant und alle die anderen Tommies schworen aber bei allem, was ihnen heilig war, daß der Schuß nur ein Unglücksfall gewesen und das Gewehr losgegangen sei in dem Augenblick, als einer der Tommies sein Gewehr auf die Erde gesetzt habe. Im ersten Augenblick war auch ich sehr erregt über diesen Vorfall, denn vor mir lag einer der tapfersten Offiziere, die ich je gekannt habe, tot und noch dazu auf so verräterische Weise ermordet. Aber ich kann nicht anders sagen, als daß der Tommy, der eingestand, den Schuß abgefeuert zu haben, wie ein Kind weinte und die Hände seines Opfers küßte. Es war keine Zeit zu verlieren, und wir mußten sofort entscheiden. Nach kurzer Beratung mit einigen Offizieren beschlossen wir, den Mann freizulassen, indem wir ihm auf sein Wort glaubten, daß nur ein Unglücksfall vorläge.

Inzwischen war der Kampf um das andere Blockhaus immer noch im Gang. Kommandant Groenwald berichtete mir, daß er vor dem Blockhaus stehe, aber keine Möglichkeit sehe, es zu erobern. Dieses Haus war eine aus Steinen gebaute, für Kriegszwecke befestigte frühere Aufseherwohnung und also solche von der Südafrikanischen Eisenbahngesellschaft ganz besonders solide erbaut worden. Schon waren verschiedene Bürger des Kommandanten Groenwald verwundet, und außerdem war ein gepanzerter Zug mit einem Suchlicht von Brugspruit her im Anzuge. Ich ließ das Lager vorrücken bis zu dem eroberten Blockhaus, entdeckte aber hier, daß jenseit der Bahn ein Graben von fast drei Fuß Tiefe und drei Fuß Breite war. Wir mußten diesen Graben erst ausfüllen, ehe wir die Wagen hinüberbringen konnten. Als der fünfte Wagen bereits drüben war und der sechste auf den Schienen stand, kam der Zug in schneller Fahrt heran. Wir hatten kein Dynamit, um die Bahn zu sprengen, und ob wir auch heftig auf den Zug feuerten, er dampfte bis an die Stelle, wo wir den Uebergang vollziehen wollten. Ein Gespann Maultiere wurde zerrissen und unsere Leute voneinander getreunt. Die Soldaten in dem Zug suchten mit dem Scheinwerfer die Gegend ab und eröffneten das Feuer mit Gewehr, Maxingeschützen und Kanonen. Die letzteren schossen mit Schrot, d. h. mit Schrot gefüllte Schrapnells. Wir mußten das eroberte Blockhaus im Stiche lassen und dem Zug, der uns unverbereitet überfiel, die Strecke freigeben. Die meisten Bürger hatten bereits mit ihren Handpferden die Bahn überschritten und flüchteten weiter, während die übrigen mit dem Bombenmaxim und den Wagen zurückfliehen mußten. Ich hatte nicht geglaubt, daß der Zug so keck auf uns zukommen würde, und daß ruhig auf meinem Pferd, dicht bei dem eroberten Blockhaus, als der Zug höchstens vier Schritt von mir entfernt stillhielt und sein Licht auf die in Verwirrung flüchtenden Bürger richtete. Das Suchlicht erkenchtete die ganze Umgebung taghell, und es war ein schreckliches Schauspiel, was ich da vor mir sah: Bürger zu Pferde und zu Fuß, Vieh, das sich losgerissen hatte, Wagen, Karren und die Bombenmaxims stoben nach allen Himmelsrichtungen auseinander, während die feindlichen Bomben und Kugeln alles und alle in Staub hüllten. Eine Reihe von Bürgern wurden verwundet, einige fielen. Unser ganzer Train gegangen, mit Ausnahme eines Wagens und zweier Karren, konnte gerettet werden. Zum Unglück für mich war einer der zwei Karren, die in des Feindes Hand fielen, der meinige. Er war ein Geschenk des Präsidenten und barg alle meine irdischen Güter, Kleider, Decken ꝛc. Es war das vierte Mal in diesem Krieg, daß ich so geschoren wurde.

Die beiden Kommandanten waren nun mit der einen Hälfte der Kommandos im Süden und ich mit der anderen im Norden der Bahnlinie. Das Schlimmste war, daß ich gerade all die guten „Flucht[s]oldaten“ bei mir hatte. Am folgenden Morgen begruben wir unsere gefallenen Kameraden, und am Abend sandte ich den beiden Kommandanten Bericht, daß sie am folgenden Abend die Bahn bei Station Uitkhi in der Nähe von Middelburg im Südwesten dieses Ortes überschreiten müßten, und daß Kapitän Hindon in der Nähe der Station unter die Eisenbahn eine Mine legen werde, so daß der gepanzerte Zug, falls wieder ein solcher sich sehen ließe, eine Luftreise antreten werde. Dieser Plan kam auch zur Ausführung. Dem Rest des Lagers glückte es, bei Uitkpf ohne viel Widerstand über die Bahn zu kommen. Die Tommies schossen zwar wieder heftig aus den Blockhäusern, und der Zug, der ihnen zu Hilfe kam, hatte bei Middelburg noch sehr stolz gepfiffen, als wollte er uns warnen: „Paß auf, Bauer, ich komme!“ Und er war auch gekommen, in voller Fahrt gekommen, aber nicht weiter als bis an die Stelle, wo unsere Mine lag. Da flog er in die Luft, und seine Pfeife war verstummt. Am folgenden Morgen waren wir wieder alle vereinigt und schlugen ein Lager auf bei Rooihoogte.

Im Norden der Bahn. — Flüchtende Frauen. — Landesverräter, und wie wir sie fingen.

Im Monat Juli 1901 befanden wir uns wieder auf unserm alten Kampfplatz im Norden der Bahn. In welchem Zustand wir das Land wiederfanden, kann man sich vorstellen, wenn ich sage, daß 30000 Soldaten fast drei Wochen lang es nach allen Richtungen durchstreift und alles, was überhaupt zu ernähren war, so sorgfältig wie möglich vernichtet hatten. Die ganze Gegend war für uns einfach unbewohnbar gemacht. Vom militärischen Gesichtspunkt aus konnten wir von den Engländern kein anderes Vorgehen erwarten. Was aber die Grausamkeit dieser Streifzüge, welche der Feind „sweeps“ (Reinemachen) oder „drives“ (Treiben) nannte, vermehrte, war das Elend, das dadurch über Frauen und Kinder gebracht wurde. Da war z. B. eine gewisse Frau Lindeque, die bei Roossenekal durch eine feindliche Kugel den Tod fand. Die Soldaten führten zu ihrer Entschuldigung an, daß die Frau gegen den Befehl durch die Außenposten gelaufen wäre. Andere Frauen und Kinder kamen zu Schaden dadurch, daß der Feind die Wagen, in denen sie weggeführt wurden, umwarf. Eine Reihe von Familien flüchtete denn auch bei der Annäherung des Feindes unter Zurücklassung ihrer Kleider, Decken und Nahrung mit ihren Wagen von Hause weg, um nur nicht in seine Hände zu fallen. Ihre Häuser wurden dann von den Engländern verbrannt. Wir fanden mitunter solche Familien in den allertraurigsten Verhältnissen. Die halbverhungerten Frauen zu sehen in ihren zerrissenen Röcken, oft bloß mit Lappen bedeckt, das war für uns das Bitterste im ganzen Kriege. Wir thaten für die Leute, was wir nur konnten. Mancher Mann traf hier seine Frau, für die er sorgte, und seinen andere Hilflose nahmen sich andere Familienangehörige an. Selbstverständlich kann man nicht erwarten, daß diese Sorge sich so weit erstrecke wie in Friedenszeiten, aber es war herzerhebend zu sehen, wie zuzieden und glücklich diese Familien mit ihrem Loje waren, wenn sie nur unter ihren eigenen Leuten bleiben durften.

Unser Kommando war allmählich ziemlich abgemattet, und auch unsere Tiere hatten Ruhe nötig nach all den Wanderzügen im Süden der Bahn. Ich ließ deshalb meinen Assistenten General Müller bei den Cobaltminen nahe am Olifantsfluss — in der Nähe der Wagenfurt — zurück, während ich selbst mit 100 Mann und einem Pompompgeschütz nach Witpoort und Windhoek zwischen Roossenekal und Dullstroom ging, um die Bürger, die dort noch überall herumschwärmten, zu sammeln, das Kommando zu reorganisieren und für Futter zu sorgen. Zu Witpoort hatten die Leute des früheren Feldkornetts Kriege, die der feindlichen Umklammerung entkommen waren, die von den Engländern in die Luft gesprengte Mühle wieder hergestellt, so daß sie ebenso gut mahlte wie früher. Ein beträchtlicher Vorrat von Mais, den wir vor unserer Flucht versteckt hatten, war vom Feinde unentdeckt geblieben, und wir waren also nicht auf das Entgegenkommen unserer Buschreiter* angewiesen.

Dennoch war nicht alles rosig. Viele Unregelmäßigkeiten fanden statt, viel Unheil wurde von unreifen Bürgern verursacht, und die Gesetzlosigkeit hatte ihren Höhepunkt erreicht. Wir kamen also gerade recht, um einen allgemeinen Zusammenbruch in diesen Gegenden zu verhindern: ganz offen ritten bereits Bürger zum Feinde hinüber und wieder zurück, und obwohl die Getreuen, die übriggeblieben waren, ihr Bestes thaten, um das zu verhindern, schienen sie doch nicht die Macht dazu zu haben. Hier mußte also mit Entschiedenheit und Nachdruck aufgetreten werden.

* Buschreiter = Buren, die mit ihren Herden stiehend im Lande umherzogen.

Innerhalb einer Woche nach unserer Ankunft saß denn auch ein halbes Dutzend Personen wegen Hochverrats im Gefängnis zu Roosfenekal. Eine völlige Umwälzung in Bezug auf die Verhältnisse trat ein. Die alten Offiziere und Führer wurden entlassen und ihre Plätze mit jüngeren und eifrigeren Männern besetzt.

Vier Familien ließen uns ganz besonders zur Last. Als der Feind das letzte Mal durchgekommen war, hatten sie keine Möglichkeit gehabt, mit ihrem Vieh zu ihm überzugehen. Nun aber der Feind wiedergekommen war, suchten diese Leute — ich will sie der Einfachheit halber einmal „Steenkamps“ nennen — mit Wagen, Vieh und allem, was sie hatten, direkt nach dem englischen Lager in Middelburg zu ziehen. Die treuen Burger, welche das sahen, drohten nun, das Vieh wegzunehmen und zu konfiszieren. Als die Steenkamps merkten, daß sie Gefahr liefen, ihr Vieh zu verlieren, blieben sie zu Dullstroom und nahmen ihre Wohnung in der Kirche, dem einzigen Gebäude, das noch nicht vernichtet war, wenn auch Thüren, Fenster und Kanzel längst verschwunden waren. Hier warteten sie natürlich eine Gelegenheit ab, um heimlich zum Feinde überzugehen. Aber wir konnten ihnen ihre verrätterischen Absichten nicht offen nachweisen. Der Ort, an dem sie sich befanden, lag nur 9 bis 12 Meilen von der englischen Garnison zu Belfast entfernt, und zwischen diesen beiden Punkten war kaum irgendwelche Bewachung. Wir hatten allen Grund, diesen Leuten zu mißtrauen, und waren auch innerlich von ihren schlechten Absichten überzeugt. Aber sie hatten glatte Zungen und wußten hoch und heilig zu beteuern, daß sie sich nie dem Feind ergeben würden. Unser Interesse erstreckte sich nicht so sehr auf sie als vielmehr auf die Tiere, auf ihre Schafe und Rinder, die wir gern geschlachtet hätten. Ihre Wagen nebst den nötigen Ochsen dazu oder ein Reitpferd versuchten wir vergeblich von ihnen zu bekommen, dagegen waren sie bereit, das alles dem Feinde zuzuführen.

Ich verstehe, wenn auch nur in Kürze, das Verhalten der Steenkamps und ihre Pläne, die wir später kennenlernten, zu zeichnen, um zu beweisen, mit wie gefährlichen Elementen wir außerhalb des britischen Heeres zu kämpfen hatten, und wie tief ein Burger fallen kann, wenn er sich einmal vorgenommen hat, sich seiner heiligsten Pflicht zu entziehen, und sich soweit bringen läßt, die Waffen, mit denen er gestern noch sein Land verteidigt hat, gegen seine eigenen Brüder und Landsleute zu richten.

Wir wurden nicht lange in Ruhe gelassen. Inmitten all der Arbeit, die sich durch das Reorganisieren der Kommandos und das Säubern unserer Umgebung von Verrätern ergab, zog der Feind von Helvetia gegen uns und kam über den Bakenkop in der Richtung auf Wimbhoek heran. Ein Teil der Bürger unter Kapitän Du Toit, einem uns ernannten Offizier, der aus Bürgern der Distrikte Lydenburg und Middelburg ein tüchtiges Korps gebildet hatte, legte sich dem Feind zwischen dem Bakenkop und Dullstroom vor. Es fand ein heißes Gefecht statt, in dem wir einige Bürger verloren. Aber der Feind wurde an diesem Tage wenigstens aufgehalten. Mit größerer Verstärkung rückte er am folgenden Tag weiter. Nun mußten die Bürger den Weg frei geben, und der Feind schlug an diesem Abend bei Panneetjes, 3 Meilen von Dullstroom entfernt, sein Lager auf.

Wie man gemerkt haben wird, war nun der Feind dicht bei unseren Freunden, den Steenkamps, die in ängstlicher Spannung dem Augenblick entgegensahen, wo sie die ruhmreiche Heldenthat des „hands up“ (des Ergebens) würden ausführen können. Dieses Quartett kämpfte natürlich schon lange nicht mehr. Der eine hatte ein Nierenleiden, der andere einen Bruch, und sie stöhnten und seufzten, solange ein Burenkämpfer in ihrer Nähe war. Den ganzen Tag über saßen sie auf den Kopjes bei Dullstroom und sahen sich das Gefecht und alle Bewegungen an, einander beglückwünschend, daß der Feind uns vertrieben hatte und näherrückte. Aber nun hatte auch ihre Stunde geschlagen. Wer mich einige Augenblicke in Gedanken begleiten will, der begebe sich mit mir nach der Kirche in Dullstroom, wo sich diesen Abend eine lustiges Drama abspielte. Hunderte solcher Scenen hat dieser Krieg gesehen. Hier aber wurde der Vorgang tragisch und komisch zugleich dadurch, daß es sich abspielte zwischen Simili-Engländern und Simili-Hands-uppers. Die Letzteren fingen sich, wie sich gleich zeigen wird, an diesem Abend in der Falle, die ihnen die Offiziere meines Stabes gestellt hatten.

Die Adjutanten Bester, Redelinghuis und J. Vilsoen hatten Befehl erhalten, sich möglichst vollständig in Khaki zu kleiden, nach Dullstroom zu gehen, die Familie Steenkamp aufzusuchen, sich da als Engländer aufzuspielen und zu sehen, ob die Steenkamps sich freiwillig ergeben und unter den Schutz der britischen Flagge stellen wollten. Da das englische Lager ganz dicht bei Dullstroom stand, so war zu hoffen, daß es keinen Argwohn erregen würde, wenn einige englische Offiziere bei der Kirche von Dullstroom auftauchten, zumal nach unseren Erkundigungen die Steenkamps die Engländer bereits davon verständigt hatten, daß sie sie dort erwarteten, um sich zu übergeben. Bester gab sich als Kolonel Bullock aus, Redelinghuis hieß Jack, Vilsoen, der zugleich den Dolmetscher spielte, Cooper. Gegen 9 Uhr abends kam dieses Trio bei der Kirche zu Dullstroom an. Es war bereits alles dunkel in dem Gebäude, und die Bewohner waren schon schlafengegangen. Cooper, der Dolmetscher, klopfte, worauf ein junger Bur der Rest, der mit seinem Bruder in dieser Nacht da schlief und am Abend vor dem Gesecht angekommen war, öffnete. Cooper sagte: „Guten Abend, ist Herr Steenkamp zu Hause? Hier ist ein Offizier, der Herrn Roux, den Schwager des Herrn Steenkamp, gern sprechen möchte, mein Name ist Cooper.“ Van der Nest wurde totenbleich, lief schnell in das Haus und stammelte: „Ohm Jan, da sind Leute an der Thür,“ dann weckte er seinen Bruder und rannte ihm zu: „Um Gottes willen, Junge, die Engländer sind hier.“ Beide Brüder flüchteten eiligst halb angezogen mit Zurücklassung von Schuhen und Jacken zur Hinterthür hinaus. Das waren also Bürger, die noch fechten wollten.

Jetzt kam auch Roux — so will ich ihn einmal nennen — zum Vorschein, machte eine demütige Verbeugung und sagte mit verschmitztem Lächeln: „Guten Abend, Sir!“ Kolonel Bullock erwiderte: „Guten Abend!“ und wandte sich dann an Cooper, den Dolmetscher: „Sage dem Herrn Roux, daß wir Bericht empfangen haben, er wolle sich mit seinen Freunden, die hier seien, ergeben.“ Ehe Cooper beginnen konnte, diese Worte zu übersetzen, rief Roux dazwischen: „Oh, ich verstehe sehr gut. Ich und mein Schwager warten schon zwölf Monate auf eine günstige Gelegenheit, und wir sind so dankbar, daß die Befreiung endlich gekommen ist!“

Kolonel Bullock fuhr fort: „Ah, ah, ich verstehe, lassen Sie Ihre Freunde alle hierher kommen.“

Roux machte aufs neue seine Verbeugung, grüßte, eilte dann ins Haus und kam bald mit seinen drei Kameraden zurück, die mit ausgestreckten Händen auf Kolonel Bullock zuliefen. Dieser reichte ihnen aber die Hand nicht, sondern beantwortete ihren Gruß mit kurzem Nicken. Dann frug er: „Können diese Leute englisch sprechen?“

Roux, der nun den Wortführer spielte, erwiderte: „Nein, Sir!“

Kolonel Bullock: „Fragen Sie, ob sie bereit sind, sich freiwillig dem Könige von England zu unterwerfen.“

Das war kaum übersetzt, da riefen sie im Chor: „Ja, gern doch, wir sind ja so froh!“

Roux sprach nun namens der anderen: „Wir haben schon lange auf eine Gelegenheit gewartet, um uns zu übergeben, aber die Buren haben uns so streng bewacht, daß wir mit unseren Familien und unserem Vieh nicht durchkommen konnten. Wir haben nie gegen Sie gefochten, mein Herr.“

Kolonel Bullock: „Allright, holt eure Waffen und übergebt sie meinen Leuten.“

Das ganze Klübchen lief nun ins Haus, d. h. in die Kirche, und tauchte bald wieder mit Mausern und Bandelieren auf, die sie den „Tommies“ aushändigten. Kolonel Bullock that, als ob er sich Bemerkungen in sein Taschenbuch machte, um sich so noch mehr den Anschein zu geben, als wäre er wirklich englischer Beamter. Es war zwar Nacht, und kein Licht brannte, aber er schrieb doch. Als die Gewehre ausgehändigt waren, sagte Roux zu Kolonel Bullock: „Sir, darf ich diesen Revolver behalten? Es sind hier ein paar Holländer in der Nähe in einer kleinen Hütte. Sie haben gedroht, sie würden uns erschießen, wenn wir uns übergäben, und Sie wissen, Sir, daß es gerade diese Holländer sind, welche dem Bur zureden, weiterzufechten, und das ist's ja, warum dieser Krieg immer noch fortdauert. Warum

gehen Sie nicht hin, um sie zu saugen? Ich will Ihnen den Weg zeigen."

Kolonel Bullock: „Allright, behaltet den Revolver, ich werde die Holländer morgen früh schon bekommen."

Roux (nervös): „Sir, Sie müssen vorsichtig sein, denn Ben Viljoen sieht mit einem Kommando und einem Pompom bei Wittpoort."

Kolonel Bullock (hochmütig): „Beunruhigt Euch nur darüber nicht, meine Kolonnen werden ihn bald umzingelt haben, und diesmal wird er mir nicht entkommen." Nun kamen auch die Frauen aus dem Haus und schlossen sich der Gesellschaft an. Sie schlugen die Hände zusammen und riefen: „O, wie froh sind wir über diese Erlösung. Jannie" — das war der Vorname von Roux — „frag' einmal den Offizier, ob er nicht hereinkommen und etwas zu sich nehmen will. Thee oder Kaffee." „Kolonel Bullock" ließ sich das erst übersetzen und dankte dann herzlich. Mit einem Mal sagte eine der Frauen: „Sind denn das nicht Lente von Ben Viljoen, die uns foppen?" Aber der weise Roux antwortete: „Still, Frau, was versteht ihr Weibsleute; könnt ihr denn nicht sehen, daß das ein hoher englischer Offizier ist?" — worauf sich dann die ganze Gesellschaft wieder in Freudenbezeigungen erging.

Kolonel Bullock sprach nun: „Herr Roux, ich werde Ihre Rinder und Ihre Schafe der Sicherheit halber in Verwahrung nehmen." Und sofort sandte Roux zwei seiner Kameraden ab, um alles Vieh aus dem Kraal zu holen und den beiden „Tommies" zu überliefern. Ein Kaffer sollte noch mitgehen, um das Vieh bis zum englischen Kamp zu treiben.

Kolonel Bullock frug nun Roux: „Seid Ihr bereit, mit uns zu gehen und uns zu zeigen, wo die Buren ihr Lager haben?"

Roux: „Oh yes, Sir, gern, aber bringen Sie mich gefälligst nicht an gefährliche Stellen."

Kolonel Bullock: „Gut so, Herr Roux, wann soll ich nun die Wagen senden für die Familien, und wie viel werden nötig sein?"

Roux: „Danke Ihnen, Sir, es ist heute abend so kalt, es wird besser sein, wenn Sie die Wagen morgen früh senden, wir sind vier Familien, senden Sie uns also gefälligst vier Wagen."

Einer von den Steenkamps frug noch, was der „geehrte Herr Offizier" gesagt habe, worauf ihm Cooper alles übersetzte. Steenkamp begann aufs neue: „Frage den Offizier, ob wir die Wagen auch sicher morgen früh erwarten können," worauf Kolonel Bullock antwortete: „Gewiß!" Darauf fuhr Steenkamp fort: „Wir werden heute Nacht noch alles zusammenpacken und morgen früh bei Sonnenaufgang bereit sein zum Weggehen. Ich hoffe, wir werden morgen im englischen Lager zusammen einen Whisky trinken."

Kolonel Bullock (zu Cooper): „Allright, ich werde mich freuen, sie zu sehen. Fragt sie nun noch, ob sie auch Kohlarbeiten oder Geld haben, damit ich das sicherheitshalber auch gleich mitnehmen kann."

Auch hier bewährte sich wieder das alte Sprichwort: „Schlag lieber den Buren auf das Herz als auf seinen Beutel," denn im Chor rief die ganze Gesellschaft: „Danke Ihnen, Herr Offizier, für unser Geld habeu wir schon Vorsorge getroffen, das ist so gut versteckt, daß die Buren es nicht finden werden."

Cooper und Jad grüßten die Damen nun sehr vertraulich, streichelten ihnen die Wangen, und die Damen wehrten lachend: „Geht weg, ihr dreisen Tommies," und dann riefen alle zugleich: „Gute Nacht, Herr Offizier!"

Der „Kolonel" auf seinem großen, schlappen englischen Pferde mit seinem Kommando von zwei Mann wollte nun seine Opfer ebenso stolz verlassen, wie er gekommen war; er und seine Leute gaben also ihren Pferden die Sporen, daß die Tiere, die Köpfe schüttelnd, als trenten sie sich über den Gewinn, den England an der Familie Steenkamp gemacht habe, sich in scharfen Trapp setzten. Aber Hochmut kommt vor dem Fall. Das Pferd des Herrn „Kolonel" brauchte nur über ein Bündel Stacheldraht, das im Weg lag, und das weder der arme „Kolonel", noch sein Pferd gesehen hatte. Das Tier stürzte, und der „Kolonel" lag auf Knien und Ellbogen. In diesem peinlichen Augenblick konnte er leider einen holländischen Fluch nicht unterdrücken, aber ehe er Zeit hatte, noch mehr Holländisch zu sprechen und sich zu verraten, liefen alle Steenkamps herbei und halfen unter einer Flut von Sympathiebezeigungen dem „Herrn Offizier" auf sein Pferd, während sie zugleich die Hosen und die Reitstiefel des „Kolonels" mit ihren Taschentüchern abklopften.

Als sie fragen später Beter (Kolonel Bullock) scherzend, ob das akrobatische Kunststück seines Pferdes auch zu seiner Rolle gehört habe, worauf er antwortete: „Gewiß, das war gerade echt englisch und für die Steenkamps vielleicht der stärkste Beweis, daß sie es mit einem Engländer und nicht mit einem Buren zu thun hatten."

Am folgenden Morgen kamen die drei Adjutanten mit vier neuen Mansern, je 100 Patronen, ungefähr 300 Schafen und Rindern und einem prächtigen Pony im Lager an. Wir hatten also all den Genuß und die Steenkamps all den Schaden von dieser Komödie. Am demselben Morgen noch sandte ich Feldkornett Young mit einigen Leuten ab, um das tapfere Quartett zu verhaften. Als der Feldkornett dahin kam, fand er die ganzen Habseligkeiten zusammengepackt und die Lente selbst in ängstlicher Erwartung der Wagen, die „Kolonel Bullock" senden sollte. Es war natürlich ein allerliebstes Tableau, als der Vorhang aufging und an Stelle eines Engländers ein Burenoffizier mit seinem breiten Lachen auf dem Gesichte vor ihnen stand. Sie hatten eine Menge Entschuldigungen und Ausreden und erzählten in aller Unschuld, sie wären am vorigen Abend in der Kirche von 30 Soldaten, die mit Säbeln und Lanzen bewaffnet gewesen wären, umzingelt worden; man hatte ihnen die Gewehrmündung auf die Brust gesetzt und sie zur Uebergabe gezwungen ꝛc. Einer von den Buren, der noch am Abend vorher vor dem englischen Offizier so fein schwanzelt hatte, war nun so krank, daß er dem Feldkornett ungefähr 20 Zeugnisse von Doktoren und alten Hebammen vorlegen konnte, wonach er ein Herzleiden, ein Nierenleiden und die Schwindsucht hatte. Er wußte sich auch thatsächlich so anzustellen, daß der Feldkornett ihn laufen ließ und mir die drei anderen mitnahm. Diese wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und, soviel ich weiß, zu drei Monaten Zwangsarbeit verurteilt, während zugleich ihre Güter konfisziert wurden.

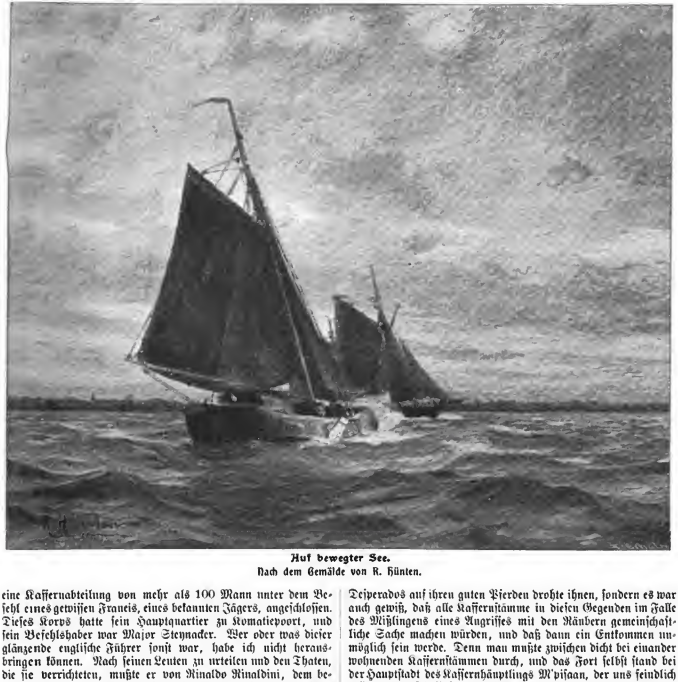
Zwei Tage danach stand das englische Lager in Dullstroom und nahm auch den „krauken" Steenkamp und die Frauen, die bei ihm waren, auf, so daß diese also schließlich doch noch zu ihrer Erlösung kamen.

Die Eroberung eines Räubernestes. Steynackers Reiterei.

Mitte Juli 1901 verließ ich General Müller am Olifantsflusse und ging in Begleitung von zehn Adjutanten und Rapportreitern über Witpoort nach Pilgrimsrust im nördlichen Lydenburg, um die Kommandos in diesen Gegenden zu besuchen und die Unzufriedenheit, die dort infolge der neuen Organisation entstanden war, durch eine neue Regelung der Verhältnisse so weit als möglich zu beseitigen.

Ich zog alsdann mit den dort neu gebildeten Kommandos von Schoemann und Moll in östlicher Richtung bis zum Witflusse in der Nähe des Logiershops und kampierte da ein paar Tage. In der Zwischenzeit waren wir damit beschäftigt, die feindliche Stellung längs der Delagoabahn auszuklären, um den geeignetsten Ort für einen Angriff auszusuchen.

Wir hatten gerade beschlossen, am Abend des 1. August 1901 die Station Krokodilpoort anzugreifen, als einer unserer Späher Bericht brachte, daß die Besatzung von M'pisaanstad am Witflusse unterhalb der Mauchberge im Buschfeld zwischen uns und Leydendorp mit einer Masse erbeuteten Viehes sich in der Richtung auf Komatiepoort bewege. Der geplante Angriff auf die Station Krokodilpoort wurde also fallen gelassen, und ich gab Befehl, daß fünfzig Bürger von jeder Kommandantschaft sofort aufbrechen sollten, um den Haufen Strauchräuber zu M'pisaanstad anzugreifen. Ein solcher gemeinschaftlicher Angriff konnte mehr als irgend etwas anderes ein gutes Verhältnis zwischen den beiden Parteien anbahnen. Ich muß hier gleich bemerken, daß das Fort, gegen das ich die Bürger sandte, von der sogenannten „Steynackers Horde" (Steynackers Reiterei) besetzt war, einem Korps, das sich aus allerhand Desperados, Kaffernhändlern, Jägern, Schmugglern und dem schlimmsten Abschaum der nördlichen Wildnis zusammensetzte. Außerdem hatte sich ihm



Auf bewegter See.
Nach dem Gemälde von R. Hünten.

eine Kaffernabteilung von mehr als 100 Mann unter dem Befehl eines gewissen Franeis, eines bekannten Jägers, angeschlossen. Dieses Korps hatte sein Hauptquartier zu Komatiepoort, und sein Befehlshaber war Major Steynacker. Wer oder was dieser glänzende englische Führer sonst war, habe ich nicht herausbringen können. Nach seinen Leuten zu urteilen und den Thaten, die sie verrichteten, mußte er von Rinaldo Rinaldini, dem berüchtigten Haupt der italienischen Banditen, abstammen. Ihm war wahrscheinlich die Bewachung der portugiesischen Grenze anvertraut, aber er muß daneben „carte blanche“ gehabt haben; wenigstens schien seine Vollmacht unbegrenzt zu sein. Er legte es mit seinem Korps drauf an, möglichst viel Beute zu machen, und hatte uns schon viel Leid verursacht. Die Kaffern, die zu diesem Korps gehörten, waren Angehörige der rohen Stämme im Buschfeld und wurden als Späher, Kämpfer und Mörder verwendet. Sie hatten bereits im Norden von Lydenburg verschiedene Familien auf abgelegenen Farmen überfallen, zehn davon ermordet und ihr Vieh weggeführt. Ich wiederhole: „ermordet“, denn die Weißen, welche diese Raubzüge leiteten, ließen es zu, daß die Kaffern mit Assegay und Beil die Bürger abschlachteten, wie das z. B. in diesen Gegenden mit den Familien von Kommandant Lombaard, Vermaak, Rudolf und Stolz geschehen ist. Wir wollten diese Bande nicht ungestraft lassen.

Das Kommando, das ich abgesandt hatte, mußte 2 Tage angestrengt marschieren, um M'pisaansad zu erreichen, und die Bürger wußten, daß sie keine leichte Aufgabe vor sich hatten. Sie hatten Befehl erhalten, das Fort zu nehmen. Wenn ihnen der Angriff mißglückte, dann mußten sie darauf gefaßt sein, daß die Hölle auf sie losstürmte. Nicht allein die Verfolgung der Desperados auf ihren guten Pferden drohte ihnen, sondern es war auch gewiß, daß alle Kaffernstämme in diesen Gegenden im Falle des Mißlingens eines Angriffes mit den Räubern gemeinschaftliche Sache machen würden, und daß dann ein Entkommen unmöglich sein werde. Denn man mußte zwischen dicht bei einander wohnenden Kaffernstämmen durch, und das Fort selbst stand bei der Hauptstadt des Kaffernhäuptlings M'pisaan, der uns feindlich gesinnt war. Die Besatzung des Forts war den Bürgern nicht durch ihre große Anzahl gefährlich, denn sie zählte bloß 25 bis 30 Weiße; die Hauptgefahr bestand in der verräterischen Weise, in welcher diese Bande mit dem Rattenkönig von Kaffernstämmen zusammenarbeitete, die unter Anführung von Weißen die gefährlichsten Meuchelmörder und die größten Räuber in diesen Gegenden geworden waren. Im allgemeinen betrachteten wir den Kaffer in diesem Kriege als neutrales Wesen, außer wenn er bewaffnet in unsern Lagern oder zwischen unsern Linien gefunden wurde und nicht gute Gründe für seine Anwesenheit hatte. Die Kaffern, die bei ihrem Kraal wohnten, haben wir nie belästigt. Die feindlichen Kaffern hielten sich allerdings tagsüber auch in dem oder jenem Kraal auf, erkundeten aber nachts unsere Stellungen. Sie krochen bis in unsere Lager, und ihrem Auge entging nichts, so daß sie die besten Späher des Feindes waren. Diese Kaffern sind auch besser als sonst jemand imstande, den Feind auf Fußpfaden zu führen, die kein Weißer kennt. Giebt man einem Kaffern ein Gewehr, so vergißt er sich sofort, denn er weiß nichts von „hands up“ und von „Quartier geben“, sondern nur von Töten. Die Zahl der bewaffneten Kaffern unter dem Befehl von Weißen betrug in diesen Gegenden mehrere Hundert. Was sie raubten und plünderten, durften sie fast ganz unter sich verteilen, die

englische Regierung empfing nur 25 Prozent davon. Darum haben sie aber auch das Leben keines Menschen, sei er weiß oder schwarz, sei er Mann oder Frau, geschont.

Ich bin von meinem Thema etwas abgewichen, aber ich mußte es thun, um ein Bild von den Truppen zu geben, mit denen wir zu thun hatten. Ich erkläre auch ausdrücklich, daß ich keinen Grund habe, zu glauben, daß der britische Oberbefehlshaber keine Kenntnis gehabt hätte von dem Charakter und der Art der Operationen, die in diesen abgelegenen Landesteilen von diesen Prachtexemplaren von Menschen ausgeführt wurden.

Als am frühen Morgen des 6. August das anbrechende Tageslicht in roter Glut über den Spitzen der Lebombaberge aufstauchte und dann langsam seine silbernen Strahlen über das düstere, dürre Buschfeld ergoß, hatten sich die Kommandos unter den Kommandanten Moll und Schoemann dem rieligen Fort bis auf ein paar hundert Schritte genähert. Die Pferde wurden hier zurückgelassen, und in aufgelösten Reihen schlichen sich die Bürger an das Fort heran. Keiner von ihnen war mit der Bauart des Forts, keiner auch mit seiner strategischen Lage bekannt. Die Bürger hatten darum Befehl erhalten, so leise als möglich bis dicht heranzuschleichen und auf ein verabredetes Zeichen — einen Pfiff — zu stürmen. Im Fort war alles totenstill, so daß unsere Leute schon dachten, die Besatzung wäre ausgeflogen. Aber noch etwa 70 Schritt von der ersten Befestigung entfernt, sahen die Offiziere, daß sich in einem Graben außerhalb des Forts Menschen bewegten. Das Zeichen ward gegeben, und mit einem „Vorwärts" aus 100 Kehlen stürmten die Bürger. Aus dem Graben begrüßte sie eine Salve nach der anderen, aber sie wankten nicht. Als die Stürmenden den Graben erreicht hatten, flüchteten die Engländer auf geheimen oder wenigstens für uns unsichtbaren Gängen in das Fort und schossen durch die Schießscharten heftig von drinnen heraus. Mehrere unserer Bürger waren bereits gefallen. „Springt über die Fortmauern," rief da der wackere Kommandant Moll. Man berichtete es: die Bürger klommen die 12 Fuß hohen Mauern empor, nicht ohne daß der Feind das sofort gewahr wurde und ein tödliches Feuer auf die Stürmer eröffnete. Kommandant Moll und sechs andere Bürger brachen schwer verwundet zusammen, ehe einer die Mauer überstiegen hatte. An Stelle von Moll übernahm sofort Kapitän Malan den Befehl über die Abteilung. Es bedurfte nur noch einer kleinen Ermutigung, und die Bürger sprangen in das Fort zwischen den Feind. Verzweifelt wehrte sich der feindliche Anführer, Kapitän Franeis, bis er selbst tödlich getroffen wurde und die ganze Bande sich ergab. Um das Fort lagen 6 Bürger tot, der Kommandant und 12 andere waren verwundet. Im Fort fanden wir einen Toten und 2 verwundete Weiße und 20 tote und verwundete Kaffern. Kriegsgefangen machten wir 24 Weiße und etwa 50 Kaffern. Von diesen Weißen kann ich nur wiederholen, daß sie die traurigsten Exemplare von Menschen waren, die ich jemals gesehen habe . .

In der Nähe des Forts fanden wir ungefähr 20 kleine Hütten mit einer Schar Kaffernmädchen, die, wie sie sagten, die „Missies" der „Maiogas" (Soldaten) waren.

Das Gefecht auf dem Fort war gerade vorbei, und die Kriegsgefangenen waren kaum entwaffnet, da rief die Wache, die auf der Mauer saß: „Da kommt ein Kafferukommando!" „Heraus, Kerls!" lautete der Befehl. Schon war ein starkes Kafferukommando bis auf 100 Schritt herangekommen und eröffnete sofort das Feuer. Es dauerte nicht lange, so erwiderten die Bürger die Schüsse, und eine beträchtliche Anzahl der Eingeborenen bißins Gras. Wie die Gefangenen sagten, war es M'pisaan selbst, der herangekommen war, um seine Brüder zu befreien.

Außer Munition und anderen Dingen fanden wir im Lager auch die „Administration" dieser Bande, wie sie es nannten. Daraus ergab sich zum Ueberfluß noch deutlicher, was für eine Sorte von Soldaten es war, die da systematisch auf Mord- und Raubverpeditionen aussogen, und wie die Kaffern angeworben und belohnt wurden. Eine lange und wichtige Korrespondenz zwischen dem englischen Befehlshaber und mir entstand über diese Frage. Ich wollte von Lord Kitchener wissen, ob diese Bande einen Teil des britischen Heeres ausmachte, weil wir die Gefangenen anderenfalls als Strauchräuber würden behandeln müssen. Nach langem Zaudern schrieb Kitchener zurück, daß das Soldaten von Sr. Majestät Armee wären. Hierauf wollte ich von ihm wissen, ob er die Verantwortung für die Missethaten auf sich nehmen wollte, welche diese Kerle verübt hatten. In diesem Falle wäre ich geneigt, ihm die Gefangenen auszuliefern. Hierauf empfing ich eine verneinende Antwort. Die Korrespondenz führte schließlich zu einer Begegnung zwischen General Blood und mir zu Lydenburg. Die Korrespondenz selbst befindet sich in Händen meiner Regierung. Das Resultat war, daß wir die Kaffern vor Gericht stellten und jeden nach der Art seiner Missethat bestraften. Die 24 Engländer wurden später ausgeliefert, nachdem sie das Versprechen abgelegt hatten, daß sie nicht wieder unter die Barbaren zurückkehren oder sich an ähnlichen Missethaten beteiligen würden. Wie weit sie ihr Versprechen gehalten haben, weiß ich nicht. Ich gebe auf ihr Wort nur wenig, weil ich daran zweifle, ob sie auch nur eine Ahnung davon haben, was ein Ehrenwort bedeutet. Mindestens war das der Eindruck, den ich von ihren Thaten und ihrer persönlichen Erscheinung empfing.

Die geraubten Herden, die wir im Fort wiedergufinden hofften, waren bereits einige Tage, ehe wir den Angriff machten, nach Komatiepoort weggeführt worden und hatten nicht weniger als 4000 Rinder gezählt.

Eine zweite Abteilung von „Steynackers Horse" erfuhr zu ungefähr gleicher Zeit das gleiche Schicksal in Bremersdorp im Swasieland. Da wehrten sie sich aber nicht so verzweifelt. Die Bürger von Ermelo, welche dort das Nest ausheben, erbeuteten zugleich 2 gute Colt- (kleine) Maxims und 2 Frachten Waffen und Munition, die wahrscheinlich dazu bestimmt waren, die Swasies zu bewaffnen.

Innerhalb der englischen Linie. Beschwerden gegen die Art der englischen Kriegsführung.

Gegen Ende August 1901 traf ich General Sir Bindon Blood zu Lydenburg. Wir hatten diese Zusammenkunft verabredet, um eine Reihe schwebender Fragen zu erledigen, in denen wir bei schriftlicher Unterhandlung nicht zum Ziele kommen konnten.

Es handelte sich um Beschuldigungen, die wir gegen die englische Art der Kriegsführung erhoben hatten. Unsere erste Anklage war die, daß die Engländer barbarische Kaffern gegen uns ins Feld führten. Die zweite, daß sie die weiße Flagge mißbrauchten, um Offiziere durch unsere Linien zu senden mit Proklamationen, die von uns nicht anerkannt wurden, da sie Proklamationen der britischen Regierung waren und die britische Regierung nicht die Regierung der Republik war, sondern wir nur unsere eigene Regierung anerkannten. Diese Proklamationen, die uns Abbruch thun sollten, wurden nun in den von uns besetzten Gebieten dadurch bekannt, daß man sie unter dem Schutze der weißen Flagge durch unsere Linien schmuggelte. Unsere dritte Anklage war die, daß von den Engländern Frauen ebenfalls unter dem Schutze der weißen Flagge mit solchen Proklamationen ausgesandt wurden, und daß man diese Frauen, die aus den Konzentrationslagern genommen wurden, feierlich geloben ließ, ihr Bestes zu thun, um ihre Gatten, die sich auf Kommando befanden, zur Uebergabe zu überreden. Wir betrachteten eine solche Handlungsweise als gemein. Außerdem hatten wir einige Fragen in Beziehung auf das Rote Kreuz zu besprechen.

Ich ging nach den englischen Linien in Begleitung meiner Adjutanten Nel und Redelinghuis und meines Sekretärs Leutnant W. Malan. Zu Potloodspruit, 4 Meilen von Lydenburg entfernt, kam uns der Offizier vom Stabe des Generals Blood entgegen, der uns nach Lydenburg begleiten sollte. Am Eingang des Dorfes stand eine Ehrenwache, die uns die militärischen Ehrenbezeigungen erwies. Die Straßen standen zu beiden Seiten voll von Neugierigen aus allen Klassen und Farben. Ich begriff nicht, warum so viel Aufsehens gemacht wurde, und empfand mit großem Unbehagen, daß ich der Mittelpunkt des Interesses war.

Ungefähr halbwegs vom Dorfe machten wir vor einem kleinen, sauberen Hause halt. Hier war, wie man mir sagte, das Quartier des Generals Blood. Am Eingang kam mir der General entgegen, ein freundlicher, gut gebauter Mann von ungefähr 50 Jahren, ein echter Soldat, der mich sehr höflich empfing und in seiner Sprache sofort seine irische Abstammung verriet. Da meine Zeit sehr beschränkt war, traten wir

ohne Verzug in die Unterhandlungen ein. Ich glaube nicht, daß es von Bedeutung sein wird, einen Abriß zu geben von dem Gang dieser Besprechung, denn von Wert konnte nur das Resultat sein, und dieses war von Bloods Seite der Zustimmung Lord Kitcheners und meinerseits der Billigung des Generalkommandanten unterworfen. Immerhin erreichte ich, daß er versprach, die Aussendung von Frauen sowohl wie von Offizieren mit Proklamationen zu unterlassen. Die Fragen betreffs des Roten Kreuzes wurden zur Zufriedenheit erledigt. Die Frage der Anwerbung von Kaffern wurde offen gelassen. Das Einzige, was General Blood in dieser Hinsicht versprach, war, daß er sofort die Kaffernhäuptlinge rund um Lydenburg warnen werde, sich auf Krieg einzulassen und sich von ihren Kraalen zu entfernen. Noch am Abend vor unserer Begegnung waren zwei Brüder Namens Swart zu Doornhoek ermordet worden durch Kaffern, welche behaupteten, in englischen Diensten zu stehen.

Die Unterredung dauerte ungefähr eine Stunde. Von englischer Seite wohnte ihr Kolonel Curen, von meiner Seite mein Sekretär Leutnant Malan bei. Blood mit seinem Stabe gab mir das Geleit bis Potgodsspruit, wo wir voneinander Abschied nahmen. Die weiße Flagge wurde wieder ersetzt durch das Getwehr, und jeder kehrte zu seinem Arbeitsfelde zurück.

Unser drittes Weihnachtsfest im Felde.

Auch der Monat Dezember ging vorbei, ohne daß sich irgend etwas von größerer Bedeutung ereignet hätte. Einige Wagehälse, darunter Mellema und der bekannte Jordaan, sprengten die feindliche Mühle dicht bei Lydenburg in die Luft. Der Feind übte Vergeltung dadurch, daß er mit Hilfe von zwei Kaffern unsere Mühle bei Pitgrimsrust vernichtete. Jordaan und Mellema konnten das lange nicht verwinden und ruhten nicht, bis es ihnen nach mehreren Versuchen glückte, sich nachts durch die feindlichen Linien zu schleichen und die große Mühle von Schurink im Dorfe Lydenburg mit Dynamit zu sprengen. Es war ein fürchterlicher Knall, aber welche Wirkung die Explosion auf das Dorf hatte, habe ich nie erfahren können. Ferner hatten wir einige Scharmützel mit der Besatzung von Wittlip im Süden von Lydenburg und erbeuteten auch einige Viehherden. So ging das dritte Jahr, in dem wir unter Waffen standen, zu Ende, der Krieg dauerte fort, und wir mußten auch noch das dritte Weihnachtsfest im Felde feiern.

Trotzdem noch kein Friede in Sicht war, murrten wir nicht über unser Los und beschlossen, das Weihnachtsfest so fröhlich und vergnügt wie möglich zu begehen. Der Feind schien nicht die Absicht zu haben, uns dabei zu stören, und da unsere Tiere nun in gutem Zustand waren, wurde von den Offizieren beschlossen, zur Feier des Tages Sportturniere und Wettrennen abzuhalten. Das ganze Kommando mit Ausnahme der Wachen auf unseren Vorposten konnte daran teilnehmen. Um es kurz zu sagen: es war ein vergnügter Tag, und alles lief prächtig ab. Es gab gymnastische Spiele, Lansen, Weit- und Hochspringen, dann Pferdewettrennen und schließlich, zur allgemeinen Erheiterung, auch ein Wettrennen mit Maultieren. Daß er die Dauer der Anspruchen beschränkt habe. Eine ganze Weise blieb ich dann im Gang. Was ernst war in meiner Ansprache, kam, soviel ich mich noch erinnere, darauf hinaus, daß die Kinder von Pitgrimsrust glücklich sein könnten, in dieser Kriegszeit noch unter der freien Flagge der Republik wohnen zu dürfen, und daß sie in dieser Beziehung einen Vorzug genossen vor Tausenden ihrer kleinen Kameraden, die, aus ihren Wohnungen gerissen und ihrer Freiheit beraubt, in den Konzentrationslagern eingeschlossen saßen.

Auf mich folgte Se. Ehrwürden, der mich herauswiß, indem er in seiner Ansprache behauptete, ich hätte schon alles gesagt, was überhaupt zu sagen wäre. Ich beschuldige nicht gern einen Geistlichen einer Unwahrheit, aber ich glaube doch, daß Se. Ehrwürden sich entweder hier absicht der Wahrheit hielt oder sehr sarkastisch war. Andere wünschten mir zu meiner „ergreifenden" Ansprache Glück. Auch diese Komplimente rechne ich zu den gewöhnlichen Artigkeiten im Verkehr, zumal ja dieselben Versicherungen jedem General gegeben werden, wenn er gesprochen hat, auch wenn er die dümmsten Dinge von der Welt gesagt hat.

Ich glaube, wenn man unsere außergewöhnlichen Verhältnisse mit in Betracht zieht, muß man sagen, daß wir ein sehr

für das, was wir für unsere heiligsten Rechte hielten und mit unserem Leben zu bezahlen bereit waren: für die Freiheit und Unabhängigkeit unseres teuren Vaterlandes. Ob ich es ein Glück nennen darf, daß ich lange genug verschont geblieben bin, um von ihren Heldenthaten erzählen zu können, das muß die Zeit erst noch lehren. Ich muß immer noch daran denken, daß der verstorbene General Joubert im Jahre 1899 zu Modderspruit bei Ladysmith im Kriege zu verschiedenen Offizieren sagte: „Glücklich der Afrikaner, der das Ende dieses Krieges nicht sieht!" Die Zukunft wird zeigen, ob seine Prophezeiung begründet war.

Die Weihnachtsfeier selbst wurde durch die Aufstellung eines Christbaumes für die Kinder in der eisernen Kirche zu Pitgrimsrust gefeiert. Wo man alle die Geschenke herbekommen hat, mit denen der Christbaum so reich beladen war, weiß ich nicht. Es wurde eben alles benutzt, was überhaupt verwendbar war. Irgendwo hatten wir eine alte Zauberlaterne erbeutet, die hergerichtet wurde und für ein Dutzend Vorstellungen ausgezeichnete Dienste that. Die Kirche war gestopft voll. Mindestens neunzig Kinder mit ihren Müttern und Freunden waren da versammelt.

Zur Eröffnung der Feier sang ein Chor, den der Lehrer aus den Schulkindern gebildet hatte und mit dem Harmonium begleitete, geistliche Lieder. Wir fiel die Aufgabe zu, eine Eröffnungsansprache zu halten, welcher eine kurze Ansprache von Pfarrer Neethling folgen sollte. Sein Bruder, der den Vorsitz führte, ermahnte den Pfarrer und mich, es kurz zu machen. Daß diese Warnung, was mich betrifft, überflüssig war, brauche ich wohl kaum zu versichern. Um vor Bürgern eine Rede über Landesangelegenheiten zu halten, hätte ich, wenn auch nicht das nötige Talent, so doch jedenfalls das nötige Selbstvertrauen gehabt, aber unerwarteterweise auf die Rednertribüne gerufen zu werden, um vor Kindern zu sprechen über Dinge, wie sie für diesen Tag paßten, mit einer ganzen Reihe von Damen vor mir, die mit offenen Ohren und gespannten Blicken vor mir standen, als wollten sie zu mir sagen: Ha, nun kommt der General ans Reden, nun hören wir sicher etwas besonders Gescheites! daran war ich denn doch nicht gewöhnt. Ich beruhigte mich aber damit, daß der Pfarrer, der hinter mir saß, schon dafür sorgen würde, daß ich nicht allzuweit von dem geistlichen Wege abirren würde.

Welche Freude ist es doch, General zu sein, dachte ich, als ich die Tribüne bestieg. Mich weigern, zu sprechen, durfte ich nicht, und was ich sagen sollte, wußte ich nicht. Wie ich aber auf die Tribüne kam und mich dem Publikum zuwandte, wurde mir gleich zugeflüstert. Diese Zurufe, die einige Minuten dauerten, gaben mir die gewünschte Gelegenheit, Atem zu schöpfen und die Verlegenheit zu überwinden. Warum mir aber zugeflüstert wurde, weiß ich nicht. Immerhin: Höflichkeit verpflichtet. Ich nahm also eine sichere Haltung an, setzte eine Miene auf — wenigstens versuchte ich das zu thun — als ob ich mich hier vollkommen in meinem Elemente fühlte, und begann dann mit Dankesworten gegenüber dem Vorsitzenden für die Freundlichkeit, daß er die Dauer der Ansprachen beschränkt habe. Eine ganze Weise blieb ich dann im Gang. Was ernst war in meiner Ansprache, kam, soviel ich mich noch erinnere, darauf hinaus, daß die Kinder von Pitgrimsrust glücklich sein könnten, in dieser Kriegszeit noch unter der freien Flagge der Republik wohnen zu dürfen, und daß sie in dieser Beziehung einen Vorzug genossen vor Tausenden ihrer kleinen Kameraden, die, aus ihren Wohnungen gerissen und ihrer Freiheit beraubt, in den Konzentrationslagern eingeschlossen saßen.

Auf mich folgte Se. Ehrwürden, der mich herauswiß, indem er in seiner Ansprache behauptete, ich hätte schon alles gesagt, was überhaupt zu sagen wäre. Ich beschuldige nicht gern einen Geistlichen einer Unwahrheit, aber ich glaube doch, daß Se. Ehrwürden sich entweder hier absicht der Wahrheit hielt oder sehr sarkastisch war. Andere wünschten mir zu meiner „ergreifenden" Ansprache Glück. Auch diese Komplimente rechne ich zu den gewöhnlichen Artigkeiten im Verkehr, zumal ja dieselben Versicherungen jedem General gegeben werden, wenn er gesprochen hat, auch wenn er die dümmsten Dinge von der Welt gesagt hat.

Ich glaube, wenn man unsere außergewöhnlichen Verhältnisse mit in Betracht zieht, muß man sagen, daß wir ein sehr

vergnügtes Weihnachtsfest gefeiert haben, und daß wir in vieler Hinsicht anderen Kommandos voraus waren — eine Thatsache, die viel dazu beitrug, uns das Feldleben während der Regenzeit erträglich zu machen.

Wie viele Berichte wir aus den verschiedenen Quellen über den bevorstehenden Frieden und das Ende des Krieges empfingen, kann man beurteilen, wenn ich sage, daß solche Berichte oder Gerüchte fast täglich kamen. Heute vertieften die Engländer das Land, weil sie kein Geld mehr hatten; ein andermal war eine Intervention von seiten Rußlands und Frankreichs zustande gekommen; ein drittes Mal war Lord Kitchener von De Wet gefangen genommen und wieder frei gegeben worden unter dem Versprechen, daß er das Land verlassen werde. Ja, General Botha sollte sogar von den Engländern eine Depesche empfangen haben, daß er mit der Regierung nach Pretoria kommen solle, um Frieden zu schließen. Daß wir im Felde sehnsüchtig nach der frohen Friedensbotschaft verlangten, wird sicher niemand bezweifeln. Daß wir des langen schweren Streites müde waren, ist ebenso sicher, als daß wir fest entschlossen waren, treu unsere Pflicht zu thun bis zu dem Tag, wo unsere Regierungen und unser Generalkommandant uns sagen würden, daß wir das Schwert wieder in die Scheide stecken sollten.

Gewitter im Mai.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(4. Fortsetzung.)

Novelle von **Ludwig Ganghofer.**

Die Woche verging, ein Tag immer schöner als der andere. Wie fröhlich in so schöner Zeit die Leute wurden! Ueberall in den Gärten, überall auf den Feldern hörte man sie singen. Dem einen blühte in seinem Garten ein Baum, der reiche Früchte versprach — dem andern wuchs das Gras auf den Wiesen, die Saat auf den Feldern.

Im höheren Bergwald begann nun auch das Sprossen, und die Lärchen wurden grün. Aber Vater Xavert, obwohl er seinen Wald nicht weniger liebte als der Bauer seinen Acker, machte kein fröhliches Gesicht. War er draußen im Pflanzgarten oder auf den Holzschlägen, so bekamen die Arbeitsleute seine üble Laune hart zu spüren. Und daheim brummte er mit der Frau, weil sie immer wieder „das Sorgenhaferl aufrühren“ mußte. Stundenlang stand sie bei Vater Xavert in der Kanzlei, und hatten sie sich abends niedergelegt, so ließ sie ihn die halbe Nacht nicht schlafen, mit ihrem ruhelosen Gegrübel: „Was er nur haben muß, der Bub?“

Aus ihm selber brachten sie nichts heraus — für all ihre Fragen hatte Poldi immer das gleiche müde Lächeln, das gleiche ruhige Wort: „Nix, Vater, ne, Mutting, mi fahlt nicks nicht!“

Aber daß ihm was fehlen mußte, das stand ihm doch im Gesicht geschrieben — das verrieten die schlaflosen Nächte, von denen seine heißen Augen an jedem Morgen erzählten — das verriet die gereizte Unruhe, mit der es ihn den ganzen Tag umhertrieb, vom Haus in den Garten, vom Garten ins Haus, hinaus auf den See und aus dem Boot wieder heim in die Stube.

Wollte die Mutter den Buben daheim haben, so nahm er die Mütze und rannte fort, Gott weiß wohin — aber nie ins Dorf, immer in den Wald hinaus, den Bergen zu. Und wollte ihn der Vater mitnehmen, auf einen Wachgang, zum Abendschoppen oder in die Schützengesellschaft, dann schüttelte Poldi den Kopf und blieb bei der Mutter. Wenn sie aber allein mit ihm bei der Lampe saß — immer bei dieser Lampe mit der grünen Glocke, weil doch Poldis Augen das „Elektri“ so schlecht vertrugen — und wenn sie das Alleinsein benutzen wollte, um aus dem Buben was herauszubringen, dann schien er so unide, daß die Ruhe in seiner Kammer droben für ihn das Beste war.

Der alte Dekan, dem die Försterin ihren Jammer klagte, suchte ihr alle Sorge auszureden. Die Sache hätte keine Gefahr, denn das wäre nur die „Luftkrankheit“ — im Tiefland draußen und auf dem Meer, da wäre die Luft viel dicker und schwerer als im Bergland daheim, wo schon der Seebiegel seine achthundert Meter Höhe über dem Meer hätte. Drum wäre da die Luft viel dünner und leichter. Und wenn nun einer, der sich an die schwere Meerluft gewöhnt hätte, nach langer Zeit so plötzlich hereinkäme ins Gebirg, in diese leichte Luft, so gäbe das in seiner Natur einen Aufruhr, gerade wie beim Kochen. „Siegt ein schwerer Deckel auf dem Pfanndl, so thut das Wasser nur stille wallen . . . hebt man aber den Deckel auf, so geht der Dampf in die Höh, und das Wasser brodelt.“ Genau so wäre das bei der Luftkrankheit im Blut. Von den Norddeutschen, die das erste Mal ins Gebirge kommen, hätten viele darunter zu leiden. Kommen sie aber das zweite und dritte Mal, dann sind sie an die dünne Luft gewöhnt!

„So wird's auch beim Poldi sein! Bis er das nächste Mal wieder heimkommt, hat er alles überstanden. Und da wird er wieder Euer lustiger Bub sein! Und lachen! Aber jetzt . . . freilich, jetzt hat er halt die Krankheit im Blut! Und da muß man ein bisserl Geduld mit ihm haben, muß recht lieb und gut zu ihm sein, muß ihn nicht viel mit Fragen seficren, die nichts heißen, und muß ihm schon seine Ruh lassen! Gelt?“

Die Försterin begriff ein bißchen schwer, wieso ihr Bub sich der heimatlichen Luft so völlig hatte entwöhnen können. Aber war ihm denn nicht auch die heimatliche Sprache fast ganz von der Zunge gefallen?

„Freilich, ja!“

Dieses Argument überzeugte sie. Und der geistliche Herr mußte recht haben — denn sie merkte gleich, daß das angeratene Mittel wirkte: je weniger sie den Buben mit Fragen quälte, je herzlicher sie in ihrer stillen Sorge mit ihm war, desto ruhiger wurde die Krankheit in seinem Blut, desto lieber saß er bei der Mutter daheim in der Stube. Und befiel ihn dann plötzlich wieder solch ein luftkranker Rappel, daß er die Mütze packte und davonrannte, dann ließ sie ihn ruhig gehen, obwohl die Sorge in ihr jammerte: O du Jesu mein! Jetzt hat er doch die Luftkrankheit . . . und da rennt er mir noch allweil hinaus in die Luft!

Am Samstagabend, als gerade vom sonntägigen Kirchgang die Rede war — die Försterin hatte für die Gesundheit ihres Buben zwei pfundschwere Wachskerzen zum Hochaltar gestiftet — äußerte sich die Krankheit in einem so schweren Anfall wachsender Erregung, daß die Försterin in ihrer Sorge zum Doktor schickte, ohne daß sie ihrem Buben das davon sagte. Und das hatte eine böse Wirkung. Denn als der Doktor, einen zufälligen Besuch vorschützend, in die Stube trat, fuhr Poldi aus dem Lehnstuhl auf, mit funkelndem Zorn in den Augen, und ging aus der Stube, ohne ein Wort zu sagen, ohne auf ein Wort zu hören.

Und dieser Besuch hatte eine schlimme Wirkung auch auf die Mutter — er setzte ihr wieder den Zweifel ins Herz.

„Luftkrankheit?“ Dazu hatte der Doktor gelacht. „Das ist doch Unsinn! Die kann man sich auf einem Gletscher holen, dreitausend Meter hoch! Aber bei uns da unten? Wer Euch das eingeredet hat, Frau Försterin, das muß ein schönes Kamel sein!“

In ihrem ersten Schreck hatte die Försterin gar nicht den Mut, zu bekennen, daß der Herr Dekan dieses — diese medizinische Autorität wäre.

Aber hat der Bub nicht die Luftkrankheit, was hat er dann?

Vater Xavert, dem die Sache „zu dumm“ wurde, begann wie ein Rohrspatz loszuschimpfen. „Will er nicht eingeritzchen, wo ihn der Stiefel druckt, so soll er's halt bleiben lassen! Wenn er den Wehdam nimmer derleidet, wird er schon sagen, was ihm fehlt!“ Doch bei allem Schimpfen verschwieg er den Verdacht, der in ihm aufgeflogen war — den Verdacht: der Bub hat Schulden, traut sich nicht heraus damit, und die Unruh treibt ihn so herum, weil er doch selber weiß, daß seines Vaters Geldbeutel mit einem mageren Faden gebunden ist! In dieser auftauchenden Sorge suchte Vater Xavert vor allem das eigene Gemüt zu beschwichtigen. Drum füllte er die Cigarrentasche, nahm seinen Hut und ging in die Schützengesellschaft.

Nun saß die Mutter wieder allein — bei der Petroleumlampe mit dem grünen Schirm. Und während sie an dem Weißzeug ihres Buben nähte, während ihr ein Thränlein ums andere auf die Leinwand und auf die Finger tropfte, keimte

auch in ihr ein Verdacht, der ihr das Herz wie mit kalter Eisenhand umkrampfte — der Verdacht, daß ihr Bub gar nicht krank wäre. Der hat nur Langweil daheim! Und die treibt ihn so herum! Und macht ihn so gallig und müd! Er ist den Eltern ein Fremder worden — und in der Heimat hat er Heimweh nach der fremden Welt da draußen! Und spürt, daß das ein Unrecht ist — weil er Vater und Mutter noch allweil lieb hat — und das wirft ihm diesen ruhelosen Streit ins Herz!

Da hörte sie draußen seinen Schritt. — Doch er kam nicht in die Stube herein. Ohne sich um das Nachtmahl zu kümmern, das auf ihn wartete, ging er in seine Kammer hinauf.

Am anderen Morgen, gegen sechs Uhr — während Vater Xaverl noch schlief und den „Qualm" verschnarchte, den er in der Schützengesellschaft hatte schlucken müssen — hörte die Mutter den Buben das Haus verlassen.

Als es Zeit zum Kirchgang wurde, war er noch immer nicht daheim. Der Vater in seinem Katzenjammer und in seiner verdrossenen Art fing wieder zu schelten an. Aber die Mutter hoißte den Buben in der Kirche zu finden. Doch da war er nicht — und während die Försterin auf dem Chörle am Fenster kniete, lauschte sie immer gegen die Treppe zur Sakristei hinunter, hörte kein Wort von der Predigt, hörte nicht, daß der Domini und das Dorle „zum anderenmal" verkündigt wurden, und hörte nicht, wie falsch der Lichtschmied das Benedictus sang — er hatte zu tief eingesetzt, und das hielt er mit eiserner Zähigkeit fest durch das ganze Solo, ohne sich um die Musik der anderen zu kümmern.

Der Bannerträger.
Nach einer Originalzeichnung von Ernst Liebermann.

Nun dem Heimweg rannte die Försterin in ihrer Sorge dem Vater voraus — und fand den Buben daheim in der Stube.

„Ja Bub! Wo bist denn gewesen!"

Er hätte in der schwülen Kammer die ganze Nacht kein Auge geschlossen, wäre in den Wald hinaus und hätte in der guten Luft einen Schlaf gefunden, so fest, daß ihn auch die Kirchenglocke nicht geweckt hätte.

„Gott sei Lob und Dank . . . wenn's nichts anderes ist!"

Und der liebe Herrgott, meinte sie, wird einen gesunden Schlaf ihres Buben im Wald draußen für eine bessere Andacht gelten lassen, als ein müdes Vaterunser in der Kirche.

Aber wenn ihm nur — jetzt glaubte sie plötzlich wieder an die Lufttrankheit — wenn ihm nur das lange Liegen in der dünnen Luft nicht mehr geschadet hat, als der Schlaf ihm nützte?

Mit dieser Sorge schien es zu gehen wie mit dem Wolf, den man nicht nennen darf. Denn es wurde mit dem Buben schlimmer von Tag zu Tag. Je schöner diese Tage waren — Tage, als hätte die Zeit in Sehnsucht nach dem Sommer einen Monat übersprungen — um so grauer hing die Schwermut um dieses verstörte junge Leben her.

Am Mittwoch nach dem Essen, als Poldi wieder seine Mütze genommen hatte, erwischte ihn der Vater unter der Hausthür beim Aermel und zog ihn mit in die Kanzlei.

„So ein Zustand muß einmal ein End haben!" Xaverl machte grimmige Augen und blies die Backen auf, daß sich der graue Schnurrbart sträubte, als wären's Igelstacheln, nicht Haare. „Bub! . . . Hast Schulden? . . . In Gotts Namen, so sag's halt! Müssen wir halt schauen, was wir machen! Ein paar lausige Pfandbrief haben wir noch, d'Mutter und ich! Die müssen wir halt verklopfen! . . . Sag's! Hast Schulden?"

Mit großen Augen sah Poldi den Vater an. „Ich? Un Schulden? Ne, Vater! Ich hab mir siebenhundert Mark erspart. Die hat mir Herr Rabspeeler up Zinsen leggt."

Jetzt war Vater Xaverl mit seiner Weisheit zu Ende. Ganz perplex guckte er drein und schien nicht zu wissen, ob er sich über diesen schönen Sparpfennig freuen oder über das unbegreifliche Wesen seines Buben ärgern sollte. Vermutlich entschied er sich für das letztere, denn er drückte die Fäuste aufs Haar und begann zu schreien: „Ja, Himmel Kreuz Teufel . . ." Doch er hätte die Rede, die er mit diesem christlichen Stoßseufzer beginnen wollte, an die Wand hin halten müssen. Denn Poldi war aus der Stube gegangen.

Den ganzen Nachmittag saßen die beiden Alten in der Kanzlei beisammen. Wenn ein Arbeiter aus dem Saatkamp oder ein Holzbauer kam, wurde er zum Teufel geschickt, denn Vater Xaverl meinte, daß man „ein einzigsmal im Leben" auch für sich selber ein Stünderl nötig hätte. Doch nach all dem stundenlangen Reden waren die Beiden so ratlos wie zuvor.

Als es auf den Abend zuging, hatte die Mutter in ihrem Gemüsgarten die jungen Pflanzen zu begießen, denn der wolkenlose Tag war heiß gewesen. Und da sah sie ihren Buben, von dem sie meinte, er wäre auf den See hinausgefahren, bei einer Ulme lang ausgestreckt im Gras liegen, das Gesicht in die Arme gedrückt.

Sie ging zu ihm. Wie ein Schlafender lag er da, und seine Schultern hoben und senkten sich unter schweren Atemzügen. Er schien den Schritt der Mutter nicht zu hören und machte keine Bewegung, als sie sich an seiner Seite niedersetzte ins Gras. — Ueberall in den Bäumen das zärtliche Locken der Vögel, das Gezwitscher bei ihren Nestern. Und durch das grüne Gezweig und durch die Lücken der Fichtenhecke fielen von der tiefstehenden Sonne die goldenen Lichter über die Beiden her, ein wenig zitternd, weil alles Grün sich im lauen Wind ein bißchen rührte.

Sich niederbeugend, ganz leise, streifte ihm die Mutter mit der Hand übers Haar.

Poldi fuhr auf, halb wie in Schreck und halb wie in Freude — doch es schien, als wäre ein anderer Gedanke in ihm gewesen, nicht der Gedanke an die Mutter. Er sah sie so seltsam an. Dann fuhr er sich langsam mit der Hand über die Stirne, atmete tief und ließ sich halb wieder ins Gras sinken.

Da nahm die Mutter seinen Kopf zwischen ihre Hände und sah ihm in die Augen. „Bubele! Um Taufendgottswillen! So sag mir's doch endlich! Was hast denn? Schau, das bringt mich ja schier um, daß ich dich allweil so sehen muß!"

Was ihn bezwang — war es die weiche Stimmung des Augenblicks, der zärtliche Klang in der Stimme seiner Mutter, die schwimmende Sorge in ihrem Blick? Vor seinem verschlossenen Herzen wollte der Riegel springen, und schluchzend grub er das Gesicht in der Mutter Schoß. „Ach, Mutter, Mutter, ich bin krank . . ."

„O du lieber Herrgott!" stammelte sie und versuchte seinen Kopf an ihre Brust heranzuziehen. „Ja sag doch, Bub! Ja sag mir doch . . ."

„Ick kann 't nimmer ulhollen! Min Hart, dat springt mi binah vor Weh, mi schüddt as Fewer dörch de Knaken, un min Leiwen is mitten utenanner flömt!“

„O heilige Mutter . . .“ Mit beiden Armen umklammerte sie den Hals ihres Buben, küßte sein Haar und sah in ratloser Angst auf ihn nieder. Denn sie hatte kaum ein Wort verstanden, wußte nicht, was der Bub ihr sagen wollte — und verstand doch den Schrei seiner Qual, die Verzweiflung seines Herzens. „Bub! Mein Bub! So sag mir doch . . . schau, ich versteh ja kein Wörtl . . .“

Er umschlang sie und drückte das Gesicht an ihre Brust. „Ick kann 't nich seggen! Mi wullen de Würd nich rut. Newer so kann dat nich wider gahn! Ick möt furt, Mutting! Furt! Furt! Furt! Wir würde de Tid tau lang . . . dat holl ick jo nimmer ut . . . ick wull, ick wir up min Schipp!“

Fort will er? Und die Zeit wird ihm zu lang? Und daheim hält er's nimmer aus? Und möchte schon gerne wieder auf seinem Schiff sein? Das hatte sie verstanden! Was seit vier Tagen immer wie eine scheue Angst in ihr gewesen — jetzt hatte er's ausgesprochen! Und so quälend war in ihm das Heimweh nach da draußen, daß es ihn ganz von Sinnen brachte, seine Gesundheit zerstörte und sein Gesicht entstellte? Doch ehe dieser Gedanke noch recht in ihr lebendig geworden, jagte sie ihn schon wieder aus ihrem erschrockenen Herzen hinaus. Ein Bub, den es fortreibt von seiner Mutter, klammert doch nicht so die Arme um ihren Hals!

Sein Widerstreben überwindend, hob sie sein Gesicht von ihrer Brust, wischte ihm die Thränen aus den Augen und preßte ihre Wange an die seine. „Schau, Bubele . . . schau, ich weiß doch, daß ich dich falsch verstanden hab! Hängst ja doch an Vater und Mutter, gelt? So viel Langweil kannst doch nicht haben daheim, daß du von der Mutter weg willst . . . und wieder fort auf dein Schiff . . . und gern?“

Er sah sie an. Und verstand. Und preßte die Mutter an sich — und da fand er auch plötzlich die Sprache seiner Heimat. „Aber geh, Mutterl! Wie kannst denn nur so was denken!“ Unter müden, traurigem Lächeln strich er das feuchte Haar von seiner Stirne zurück. „Jetzt darf ich dir's nimmer verschweigen . . . und muß dir schon alles sagen!“ Ganz in sich versunken, drückte er das Gesicht in die Hände. „Mutter . . . ich hab das Dorle lieb!“

„Mar' und Josef!“ stotterte die Försterin im ersten Schreck. „Der Weberin ihr Dorle?“ Er nickte.

„Aber die ist ja doch mit . . .“ Sie hatte sagen wollen: mit dem Domini verkündigt! Aber das brachte sie nicht heraus. Und ratlos saß sie neben ihrem Buben im Gras, bis sie ihre aus den Fugen geratenen fünf Sinne so weit wieder beisammen hatte, daß sie fragen konnte: „Und 's Dorle? . . . Was sagt denn 's Dorle dazu?“ Er schwieg, immer das Gesicht in den Händen.

Aber wie hätte es für die Försterin auf der Welt ein Mädel geben können, dem ihr Bub nicht gefiele?

„'s Dorle wird dich halt auch mögen, gelt?“

Poldi schüttelte den Kopf. „Dat weiß ick nich! Wie das erste Glück so gewesen ist in mir, da hab ich mir's eingebildet, daß sie mir gut sein könnt! Aber thät mich das Dorle mögen . . . sie hätt sich doch mit dem Anneren nich verkünden lassen!“

„Jesus, Jesus! Bub! Wie hast denn so anrumpeln können!“ Die Försterin fand in ihrer ratlosen Sorge kein klügeres Wort.

„Das ist so schön gewesen! So schön!“

Die Arme auf den Knien, den Kopf zwischen den Händen, sing er mit leiser Stimme zu erzählen an, während das Blut der niedergehenden Sonne über Thal und Berge floß.

Von der ersten Begegnung auf der Straße erzählte er — wie ihm das gleich so merkwürdig ins Blut gefallen wäre, daß es gar nimmer von ihm hätte lassen wollen — und von der lieben Stunde in dem grünen Stübchen, von dem Getriller der Vögel, von der Spieluhr, von dem Glanz in Dorles Augen und von all dem frohen, lachenden Glück, das er in seinem Herzen mit heimgetragen hatte — von der Falschheit des „Anderen“, dessen Name nicht über seine Lippen wollte — und von aller Qual, die damals in der Kirche begonnen hatte, um zu wachsen mit jeder schlaflosen Nacht, mit jedem unerträglichen Tag.

Die Försterin war so gerührt, daß ihr immer die Thränen auf das Halstuch hinunterkollerten. Wie sollten auch einer Mutter, die das Herz ihres Buben bluten sieht, die Augen nicht überlaufen! Aber ganz begriff sie diese traurige Liebe nicht, die ihrem Buben ins Herz geschlagen hatte, wie der Blitz in den Baum. Wie kann denn nur so was über einen Menschen kommen . . . in einer einzigen Stunde, sah sie den ersten Blick? Das verstand sie nicht. Fängt man an, einen Menschen gut zu werden, so überlegt man doch erst, und schaut, und rechnet auch ein bißerl! Sie hatte ihren Xaverl doch auch von Herzen lieb gehabt, als sie mit ihm zur Kirche gegangen — aber das hatte drei Jahre gedauert, bis das so gekommen war, immer ein Fünklein zum Fünklein, bis ein schönes und warmes Feuerchen daraus geworden. — Aber was sie nicht verstand, das fühlte sie doch mit banger Sorge: daß dieses Unglück ihrem Buben ans Leben ging. Doch sie war so ratlos, daß sie nichts anderes wußte, als seinen Kopf an ihre Brust zu drücken, sein müdes, verstörtes Gesicht zu streicheln und sein Haar zu küssen. (Schluß folgt.)

Heilwirkung der Röntgenstrahlen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Siegmund Saubermann.

Hand in Hand mit den Fortschritten der Technik, Chemie und ihrer verwandten Wissenszweige geht die Entwicklung der Heilkunde, der die letzten Jahre eine ganze Reihe von sensationellen Erfolgen verdanken. Es seien aus der großen Zahl dieser Erfolge nur die Serumtherapie des Diphtheritis und des Wundstarrkrampfes, die lebensrettenden Herzkuperoperationen und das Empfindungslosmachen der unteren Körperhälfte mittels örtlicher Cocaineinspritzungen in das Rückenmark herausgegriffen. Nachdem schon seit einigen Jahren die Finsensche Lichtbehandlungstherapie der Chirurgie eines ihrer eigensten Gebiete, die Behandlung von Hautlupuskrankheiten, teilweise erfolgreich abgenommen hat, ist es dem bekannten Wiener Universitätsprofessor E. Schiff in seinem Institute für Radio- und Röntgentherapie, das sich staatlicher Unterstützung erfreut, und in dem Kollegien für Aerzte gelesen werden, gelungen, eine ganze Anzahl schwerer Fälle von Hauttuberkulose und Gesichtskrebs, die bereits in einem solch vorgeschrittenen Stadium waren, daß die Behandlung mit ultravioletten Sonnen- und Bogenlichtstrahlen sicherlich ergebnislos geblieben wäre, vollkommen zu heilen und dabei jedem durch die Krankheit unbeschreiblich verunstalteten Angeklagten ein menschenwürdiges Aussehen wiederzugeben. Selbstverständlich stehen diese Versuche nicht vereinzelt da; die bekannten Radiotherapeutiker Stenbeck und Sjögren berichten über vollständige Lupus- und Gesichtskrebsheilungen, und Professor J. E. Gilman von der Chicagoer Fakultät hat schon über 50 derartige Erkrankungen, darunter sehr schwere Affektionen, gleichfalls mit Röntgenstrahlen zum Schwinden gebracht. Auch von vielen anderen Seiten kommt ähnlich lautende Kunde und läßt erkennen, daß der schon 1897 von Schiff erbrachte Nachweis der Heilwirkung von

Behandlung von Lupus mit Röntgenstrahlen.

Röggenstrahlen auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Allerdings hat es dieser langen Zeit bedurft, ehe ein etwandfreies und unwiderlegliches Urteil gefällt werden konnte, denn abgesehen davon, daß man erst nach mehreren Jahren das Fehlen eines Rückfalles feststellen konnte, spielte das neue Mittel dem behandelnden Arzte manch höhen Streich durch Erregung von Entzündungen und einer Art von Verbrennung. Erst später lehrte die Erfahrung, worauf allerdings von Schiff schon früher hingewiesen worden war, das sogenannte Meditament wie jedes andere zu dosieren, indem man die Stärke der von der Röntgenröhre ausgehenden Strahlung durch Regelung der elektrischen Energie beliebig veränderte, die Dauer der „Belichtungen" dem jeweiligen Stande der Krankheit entsprechend bemaß und die nicht erkrankten Zellen des Gesichts resp. des Körpers durch bleierne Masken schützte. Ebenso wie die Finsenmethode, deren Kenntnis bereits ganz allgemein geworden ist, verdient auch die noch radikaler wirkende Methode Schiffs die ernsteste Beachtung. Denn abgesehen von den Vorteilen, welche die stete Bereitschaft der Apparate, die beliebige Vergrößerung des Strahlenfeldes, die Variationsmöglichkeit der Belichtung und nicht zuletzt der gegen die Bogenlampe ganz erheblich geringere Stromverbrauch darbieten, besitzen die Röntgenstrahlen ein weitaus größeres Durchdringungsvermögen als die violetten und ultravioletten Strahlen des Sonnen- und Bogenlichtes. Das kann man mit Leichtigkeit daran erkennen, daß der Fluorescenzschirm aus Barnumplatincyanür, hinter das durchleuchtete Medium gehalten, zwar gleichfalls intensiver aufleuchtet und nicht nur das ganze Gerippe, sondern auch die Bewegung der Organe genau beobachten läßt, was übrigens die bekannten Röntgenphotographien beweisen. Diesem Tiefeindringen entspricht natürlich, daß auch die tiefliegenden Mikroben durch die Belichtung abgetötet werden können, denn es ist durch tausend unwiderlegliche Beispiele festgestellt, daß die meisten der entsetzlichen, weil dem freien Auge unsichtbaren Feinde der Menschheit die Licht genannte Energie der schwingenden Aetherwellen nicht vertragen, und daß schon die ziemlich langwelligen Strahlen der Sonne überall dort, wo sie direkt einwirken können, desinfizierend wirken. Sie sind es ja auch, die das meiste beitragen zu der bekannten Selbstreinigung der Flüsse, indes sich überall, wo nur wenig oder kein Licht hinfällt, die üppigsten Bevölkerungen und zahlreichsten Kolonien der mikroskopischen Spaltpilze und anders veranlagter, dem tierischen Organismus verderblicher Kleinlebewesen vorfinden. Es ist ferner — wie schon das starke Ueberwiegen der chemischen und physiologischen Kraft der kurzen „violetten" und „ultravioletten" Strahlen über die langwelligen „roten" Strahlen zeigt — klar, daß die Wirksamkeit des Lichtes mit der Kürze seiner Aetherschwingungen steigt. Demzufolge muß auch die Theorie den Ergebnissen der Praxis beipflichten, daß die infolge ihrer Kleinheit nicht meßbaren — aber sicherlich wohl fünfzehn- bis zwanzigmal weniger als die kleinsten Schumannschen ultravioletten Strahlen des Wasserstoffspektrums messenden — Wellen der Röntgenenergie begreiflicherweise noch größere Kraft entfalten. Darum werden sie außer zu der erwähnten Behandlung auch zur Heilung der fürchterlich aussehenden Pilzerkrankungen der Haut, sowie zur Vertreibung der verschiedenen Flechten, zur Entfernung von verunstaltenden Muttermälern und ebensolchem Haarwuchs angewendet. Namentlich für letzteren, der zum Schrecken der davon betroffenen Mädchen und Frauen werden kann, bilden sie das einzig sicher wirkende und doch völlig schmerzlose und gefahrlose Mittel, das auch jeden Nachwuchs für immer zerstört. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es vielleicht mit ihrer Hilfe gelingen wird, einst auch der Tuberkulosebazillen, der schrecklichen, ein Siebentel aller Todesfälle verursachenden Volkskrankheit beizukommen; bezügliche Untersuchungen sind schon seit langem im Gange. Ebenso solche, die den Einfluß der von hochgespannten elektrischen Wechselströmen erregten elektrischen Wellen auf die genannten und andere Uebel feststellen sollen. Es muß jedoch sehr betont werden, daß die Anwendung der Röntgenstrahlen in der Hand des Unkundigen eine große Gefahr für den Patienten werden kann und daß sie nur seitens eines genügsam Vertrauten erfolgen soll. Die Bilder veranschaulichen den Vorgang bei der Behandlung, und zwar zeigt das erste Bild die Belichtung der linken Gesichtshälfte einer Patientin durch eine am Stativ befestigte und am bahinter befindlichen Induktorium angeschlossene Röntgenröhre. Rechts in der Ecke steht der Schaltkasten mit den Widerständen und dem Stromunterbrecher, daneben der behandelnde Arzt. Links im Vordergrunde sieht man einen vollständigen Finsenapparat. Das zweite Bild veranschaulicht die Art und Weise, wie ein Patient der Einwirkung von elektrischen Wellen ausgesetzt wird. Durch die Drähte des Gestelles fließt ein 5 Millionen Volt hoch gespannter Wechselstrom, wodurch Lähmungen zu befürchten sind.

Behandlung mit ausserordentlich hochgespanntem Wechselstrom.

Belichtung der unteren kranken Gesichtshälfte eines Patienten mittels einer Röntgenröhre.

Das dritte Bild ermöglicht den Anblick einer Behandlung, wie sie auf der ersten Abbildung beschrieben ist, von vorne. Der Patient trägt eine Bleimaske zum Schutze der gesunden Gesichtsteile.

Blatter und Blüten.

Am Herdfeuer. (Zu dem Bilde S. 684 und 685.) Das freie, offene Herdfeuer bildet den Mittelpunkt, gleichsam das Allerheiligste unserer altehrwürdigen niedersächsischen Bauernhäuser. Es befindet sich im „Unterschlage", dem Raume zwischen der langen „Diele" oder Tenne und den Wohnzimmern und zwar auf einem runden, ein wenig erhöhten Platze. In der „Herdstatt" (dem Feuerloch) brennt vom frühesten Morgen bis zur Schlafenszeit ein helles, großes Torf- und Holzfeuer. Ueber diesem, nahe der Decke, befindet sich eine schüttenartige, glänzend schwarz angeräucherte hölzerne Schutzvorrichtung, der sogenannte „Ramen", zu dem der blaue Rauch emporzieht. Von der Mitte des Rameds, über dem Feuer, hängt der Kesselhaken mit dem „Kopfeekdeel" oder dem Kochtopfe herab. An der mit holländischen Fliesen ausgelegten Hinterwand erblicken wir einen Bord mit blankem Zinngeschirr, wie Schüsseln, Teller, Löffel, Kannen 2c., gleich daneben einen offenen Schaftschrank, „Alkoven", aus dem das Oberbett hervorschaut.

Es ist Winterabend; die „Krüselampe", die gleichfalls von der Decke niederhängt, ist bereits angezündet. Sämtliche Hausgenossen haben sich um die gesellig flackernde Flamme des Herdes versammelt, von dem nun Licht und Wärme ausstrahlt. Herr und Knecht, Frau und Magd sitzen gemütlich patriarchalisch ums Feuer. Sie ruhen aus von des Tages Arbeit, sind aber doch alle beschäftigt. Den Ehrenplatz gleich hinterm Herde nimmt eine hochbejahrte Großmutter ein, die eben eine fesselnde Geschichte aus „alen Tieden" erzählt, der alle lauschen: unmittelbar rechts von ihr der Hausherr („de Buer"), ihr ältester Sohn, der mit dem Drehen eines Taues beschäftigt ist, und in dessen Mienen sich gespannte Erwartung ausdrückt. Gleich neben ihm sitzt die Bäuerin; sie hat Spinnrocken und Haspel bestellt gestellt, um ihr schlafendes Töchterlein im Schoße zu halten. Links vom Großmütterchen sind „Antrin" und „Gesch-Lene", die Mägde, mit Flachsspinnen beschäftigt. Vor ihnen auf niederem Stuhl hockt, Kartoffeln schälend, „Geerd-Dhm", ein „alter Junge". „Die Jungens" nennt man die Brüder des Grunderben, die häufig zeitlebens als Junggesellen im elterlichen Hause bleiben und

ihrem älteren Bruder dienen wie Knechte. Weiter rechts sehen wir den Großzucht „Jau-Diebert“ einen Korb flechten, und am äußersten Flügel schneidet der Kleinknecht „Hinnert“ Hackerling. Wie gespannt lauscht er, in der Arbeit innehaltend, den Worten der alten Großmutter! Ueberhaupt geht allen, so emsig sie arbeiten, von der Erzählung kein Wort verloren. Denn Großmutter ist die Seele des Hauses, reich an Gemüt und Lebensklugheit. — Das ist die Poesie des offenen Herdfeuers. In trüben wie in trüben Tagen ist der Herd Sammelplatz des Hauses. Wie sprüht und flackert sein Feuer bei Hochzeiten und Kindtaufen! Wie brodelt und dampft der Kessel, wenn Freundesbesuch erwartet wird! Wie sinkt die Glut schweigend in Asche zusammen, wenn ein Hausgenosse schwer erkrankt daniederliegt oder gar auf ewig die Augen geschlossen hat! — Leider verschwindet das Herdfeuer immermehr aus unseren Bauernhäusern, da in den neumodischen Bauten nur noch geschlossene Küchen und Sparherde angetroffen werden. Um so höher ist das Verdienst Bernhard Winters zu schätzen, der in seinen genialitvollen Bildern, die an die Gemälde altholländischer Meister erinnern, die Poesie des norddeutschen Familien- und Dorfherdes für kommende Zeiten festzuhalten bestrebt ist.

Franz Poppe.

Wilde Waldmenschen im Innern von Celebes. Die Insel Celebes von der Größe der Provinz Hannover umfaßt 188 135 Quadratkilometer, auf denen etwa eine Million Menschen, von wenigen Europäern und Chinesen abgesehen sämtlich malayischen Stammes, wohnen. Jetzt haben die Celebesforscher Dr. Paul und Dr. Fritz Sarasin auf Celebes wilde Waldmenschen entdeckt. Schon bei ihrer Ankunft in Makassar vernahmen die beiden Forscher, daß in den Bergen von Bont wilde Menschen lebten, die so scheu wären, daß man sie überhaupt nicht zu sehen bekäme. Sie trieben selbst ihren Handel nur des Nachts. In Malassar glaubte man nicht an diese Kunde, die Leitern Sarasins aber waren anderer Ansicht. Sie gingen der Sache nach und vernahmen weiter, daß die Waldmenschen To-Ala genannt würden und im Distrikt von Lamonjong hausten. Der dortige Rajah führe die Aufsicht über die To-Ala. Es seien aber keine Waldmenschen, sondern nur in die Wälder geflüchtete Bedrecher.

Die Sarasin suchten daraufhin den Rajah auf und bewogen ihn durch Geschenke, einige To-Ala zangen zu lassen. Man brachte ihnen einen Mann, zwei Frauen und ein Kind, die ohne Zweifel einer scheuen Bevölkerungsschicht von Celebes angehören, als alle bisher bekannten Rassen. Sie leben in Einehe in den wilden Waldgebirgen von Lamontjong, pflanzen etwas Reis, können nicht zählen und kennen die Lüge nicht. Der Rajah versicherte, daß die den Forschern vorgeführten To-Ala bald zahm wären. Es gebe aber noch ganz wilde, die sich mit Steinwürfen wehrten, wenn man sich ihnen näherte. Eine genauere Untersuchung der To-Ala und des bisher größtenteils unbekannten Mittel-Celebes, welche die beiden Sarasin demnächstigen, verspricht danach große Erfolge.

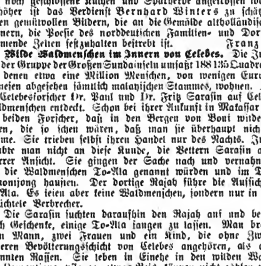
Der Kochbrunnen in Wiesbaden. (Zu dem Bilde S. 697.) Das Taunusbad Wiesbaden hat in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen und steht heute Schaven von Kurgästen aus aller Welt an seinen gesundheitspendenden Quellen sich versammeln. Die bekannteste Wiesbadener Heilquelle ist der Kochbrunnen. Vor dem Kochbrunnen pflegen sich die Kurgäste während der Frühstunden zu ergehen und das heilkräftige Wasser zu trinken, während die Musik ihre Klänge ertönen läßt. Es ist eine internationale Gesellschaft, die sich hier zusammenfindet.

Blinde Passagiere. Welche Bedeutung dem modernen Schiffsverkehr für die Verbreitung der Tiere zukommt, wird durch eine jüngst von Kraepelin veröffentlichte Statistik der auf solche Art unfreiwillig nach Hamburg eingeschleppten Tiere treffend veranschaulicht. Nicht weniger als 500 Tierarten konnten in einem Zeitraum von drei Jahren als blinde Passagiere beobachtet werden. Von den mikroskopisch kleinen Lebewesen ganz abgesehen, sind so ziemlich alle größeren Gruppen der Landtiere in der Liste vertreten. Obenan stehen die Käfer mit 95 Arten, es folgen die Spinnen mit 76 Arten, die Schildläuse mit 37, die Ameisen mit 30, die Regenwürmer mit 21 Arten u. s. f., und selbst die Wirbeltiere stellen 13 Repräsentanten ihres Kreises. Verhältnismäßig selten nur sieht das eingeschleppte Tier in seiner näheren Beziehung zu der verfrachteten Ware, ist also ganz zufällig eingeführt; meist ist es an das Erdreich gebunden, das mit verwurzelten, lebenden Pflanzen nach Europa gebracht wird. Und namentlich sind es auch Tierformen, die als Pflanzenfresser auf den Sträuchern und Bäumen, den frischen und getrockneten Pflanzen die Reise mitmachen. Von Schmarotzertieren, die auf oder in dem Wirte nach Hamburg gelangen, kennt die Liste nur sehr wenige. Sie machen ebenso wie Fliegen und Schmetterlinge gewöhnlich als Larven „den Mist um die Welt“, während die meisten andern Tierarten als erwachsene Passagiere reisen. Beinahe der sechste Teil aller Reisenden sind wahre Kosmopoliten, zahlreiche andere mindestens in zwei bis drei Erdteilen zu Hause. Interessant ist es, daß eine ganze Reihe von Tierarten, gleichsam von Heimweh nach der deutschen Heimat befallen, auch wenn sie sich in fremden Landen angesiedelt haben, wieder zu Schiff zurückkehren. Etwa fünf Prozent der gesamten „Importen“ bürgern sich nach Kraepelin bei uns ein, ein verhältnismäßig hoher Prozentsatz, der aber insofern eine bedeutungsvolle Einschränkung erfährt, als nur die wenigsten dieser Ausländer sich völlig in Deutschland akklimatisieren

Dr. A. K.

Allerlei Kurzweil.

Silberrätsel „Rose und Dornen“. Von Al. Weixelbaum.



Scherzrätsel.

Mein Rätselwort nennt einen Fluß —
Ob meine Leser es wohl finden?
Man fängt es richtig an; es muß
Bei gutem Raten richtig enden.

E. S.

Auflösung der Dominoaufgabe auf Seite 652.

Der Gang der Partie war: I. A 5/5, B —, C —, D 5/4; II. A 4/0, B 0/6, C 6/4, D 4/3; III. A 3/6, B —, C 6/1, D —; IV. A 1/5, B —, C —, D —; V. A 5/0, B 0/3, C 3/2, D 2/2; VI. A 2/6 (= 93).

Rätsel.

Wenn man aus einer Haut ein Zeichen nimmt,
So bleibt ein Städtename; ob das stimmt?

Buchstabenrätsel.

Was am Himmelsbogen
Hell mit 1 erblinkt,
Ist mit e entflogen,
Wenn das Heute winkt.

L.

Auflösung des Buchstabenrätsels auf Seite 652.

Reiter, Leiter.

Auflösung des Silbenrätsels auf Seite 652. Tagebieb.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 652. Sund.

Auflösung des Kryptogramms auf Seite 652.

Man beginnt an der oberen Spitze, geht der Spirale nach und setzt die Buchstaben ab, wo dieselbe in ihrem Laufe von außen nach innen die Seiten des Sternes schneidet:

Viel Lärmen um nichts.

Auflösung des Kreuzrätsels auf Seite 680.

		M	B	D	S	
		i	r	a	t	
M	i	r	a	m	a	r	e
B	r	a	s	i	d	a	s
D	a	m	i	e	t	t	e
S	t	a	d	t	r	a	t
		r	a	t	a		
		c	s	e	t		

Auflösung des Füllrätsels auf Seite 652.

E	l	m	s	**F**	e	u	e	r
S	c	h	l	**c**	u	d	e	r
F	l	e	i	s	c	**h**	e	r
C	**h**	e	r	b	o	u	r	**g**
C	b	r	o	m	l	e	i	**m**
A	s	t	r	a	c	**h**	a	**n**
K	u	n	i	g	u	**n**	d	e
I	n	v	e	**r**	n	e	s	s
B	e	e	t	**H**	o	v	e	n

Fuhrmann Henschel.

Auflösung der Damespielaufgabe auf Seite 652.

1. Dh 4 — e 1, f 6 × h 4,
2. De 1 — b 4, a 5 × c 3,
3. f 4 — e 5, d 6 × f 4,
4. Dh 6 × d 2 × a 5 × d 8 × g 5!, h 4 × f 6,
5. Da 7 × d 4 × h 8 und gewinnt.

Auflösung des Silberrätsels auf Seite 680.

Durch Kampf zum Sieg.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Halbheft 26. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ● Begründet von Ernst Keil 1853

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Runen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(6. Fortsetzung.)

Roman von E. Werner.

Im Hausflur traf Kurt zunächst mit Christian Kunz zusammen, der sehr vergnügt war, denn sein Herr Landsmann pflegte seine Hilfsbereitschaft stets mit klingender Münze zu lohnen.

Leutnant Fernstein aber fuhr den ahnungslosen Jungen ohne weiteres an: „Du hast mir eine schöne Geschichte angerichtet! Bist wohl fest angestellt als vereideter Dolmetscher bei den Herrschaften da draußen? Der Kuckuck hole dich und dein Norwegisch!“

„Ich habe doch nur übersetzt, was Herr Röder und das Fräulein sagten,“ verteidigte sich Christian gekränkt. „Sie können ja allein nicht fertig werden.“

„Und was haben sie denn gesagt? Ich meine das erste Mal, als du mit deinen Sprachkenntnissen geglänzt hast,“ fragte Kurt, der wenigstens darüber ins klare kommen wollte.

Der junge Matrose machte ein verlegenes Gesicht. „Ja, daraus bin ich eigentlich nicht klug geworden, und ich glaube, mein Herr Landsmann auch nicht. Es war ganz schnuriges Zeug, aber das Fräulein war sehr, sehr böse. Sie hat gesagt: ‚Das ist eine Infamie!‘“

Dem Zuhörer wurde etwas heiß bei diesem Bericht, aber er setzte das Examen fort:

„Und was sprachen sie heute?“

„Heute —“

Christian stockte. Die heutige Unterredung mußte wohl etwas verfänglich gewesen sein, denn er wollte nicht heraus mit der Sprache und umging schließlich die Antwort.

„Herr Röder will das Norwegische jetzt bei dem Fräulein lernen,“ sagte er.

Der Dom zu Lübeck.

Nach einer Aufnahme aus dem Atelier Schaul in Hamburg.

„So?“ rief Kurt wütend, und damit schoß er förmlich hinaus in den Garten.

Hier kam ihm beim ersten Schritt schon Philipp entgegen, höchst befriedigt von dem Verlauf des heutigen Vormittags. Er war einem leidhaftigen Prinzen und der Tochter des gefeierten Ministers vorgestellt worden, und das Gespräch mit Inga hielt er für bedeutungsvoll, denn er strahlte vor Vergnügen. Leider hatte man ihn diesmal nicht zum Essen eingeladen, und da die Mittagsstunde nahte, blieb ihm nichts übrig, als nach Hause zu gehen.

„Wo hast du denn gesteckt, Kurt?“ fragte er mit schadenfroher Miene. „Ich war im Garten mit Fräulein Lundgren. Wir haben uns vorzüglich unterhalten.“

„Und trotzdem willst du schon fort?“

„O, ich komme am Nachmittag wieder,“ beeilte sich Röder zu versichern. „Ich lerne nämlich jetzt Norwegisch bei Fräulein Inga, und da wollen wir gleich heut' anfangen.“

„Wozu denn, du hast ja den Christian!“ spottete

der junge Seemann, „der bringt im Notfall auch eine Liebeserklärung zustande, wenn du sie ihm gehörig eintrichterst, und du fällst dazu auf die Knie und läßt die üblichen Blicke und Seufzer los. Teilung der Arbeit — ganz modern!“

„Deine Bosheiten lassen mich ganz kalt,“ sagte Philipp großartig. „Du mißgönnst mir meine Erfolge bei der jungen Dame, das habe ich längst gewußt. Adieu, lieber Kurt! Gewöhne dir den Neid ab, man kann gar nicht wissen, was hier in Naundorf geschieht in den nächsten Wochen.“

Er ging mit hocherhobenem Haupte und nickte seinem Schulfreunde gönnerhaft zu. Dieser sah ihm nach und sprach nur die inhaltsschweren Worte: „Du Schaf!“ Dann ging er auch, zu seiner Gerichtsstelle.

Der Garten des Pfarrhauses war klein und bescheiden, er lag ja auch während der größeren Hälfte des Jahres im Schnee begraben, aber jetzt, im Hochsommer, grünte und blühte alles auf diesem Fleckchen Erde.

Kurt wandte sich nach der Laube am Ende des Gärtchens, wo er ein rosiges Kleid schimmern sah; dort saß Inga und hatte vor sich auf dem Tische frischgepflückte Blumen, die sie zu einem Strauß zusammenband. Sie nahm keine Notiz von dem Kommenden, diesmal aber war er entschlossen, sich die Beachtung zu erzwingen.

„Darf ich eintreten?“ fragte er. „Oder störe ich Sie, mein Fräulein?“

„Ja!“ kam es kurz zurück.

„Ich bitte trotzdem um Gehör. Wollen Sie einem Angeklagten nicht einmal gestatten, sich zu verteidigen?“

„Ich habe Sie weder angeklagt, noch wünsche ich Ihre Verteidigung zu hören.“

Das klang so kalt und abweisend, daß Kurts kecke Zuversicht doch einigermaßen ins Wanken kam; dennoch trat er ein.

„Ich weiß, weshalb Sie mir zürnen, und bekenne mich ohne weiteres als schuldig. Ich komme als ein reuiger Sünder, der um Gnade bittet. Wird sie mir verweigert?“

Es erfolgte keine Antwort, aber man sah, wie erregt das junge Mädchen war. Die kleinen Hände bebten, während sie in nervöser Hast die Blumen zusammenfügten.

„Inga!“

„Ich heiße Fräulein Landgren. Bitte, Herr Leutnant, lassen Sie mich allein!“

„Sobald ich begnadigt bin — eher nicht.“

„Nun, dann werde ich gehen!“

Sie raffte die Blumen zusammen und machte wirklich Miene, zu gehen; jetzt aber stellte sich Kurt vor den Eingang.

„Sie behandeln mich ja wie einen Verbrecher!“ sagte er vorwurfsvoll. „Was habe ich denn so Schlimmes gethan? Ihre Worte in etwas allgufreier Uebersetzung wiedergegeben, um Philipp Röder einen Streich zu spielen. Das ist eine alte, leidige Angewohnheit, noch aus unserer Knabenzeit. Aber gegen Sie war das doch nicht gerichtet, und Sie kann es nicht verletzen, wenn —“

Er hielt plötzlich inne, denn Inga sah ihn an, zum erstenmal während des Gespräches, aber es war ein stolzer, finsterer Blick in den sonst so neckischen braunen Augen.

„Wenn Sie Ihrem Jugendfreunde die Ueberzeugung beibringen, daß ich — nun ja, daß ich mich in ihn verliebt habe!“ ergänzte sie schneidend. „Daß ich ihm in einer geradezu beschämenden Weise entgegengekommen bin! Sie müssen eine eigentümliche Vorstellung von dem Stolze eines Mädchens haben, wenn Sie das nicht für verletzend halten.“

Blick und Ton verrieten, wie ernst sie die Sache nahm. Kurt war betroffen, fast bestürzt. Er hatte erwartet, daß sie zornig aufsprühen, ihn mit Vorwürfen überschütten werde, und nun stand sie vor ihm mit dieser eisigen Miene und gab ihm Dinge anzuhören, an die er in seinem Uebermut gar nicht gedacht hatte. Seine Stimme klang etwas unsicher, als er entgegnete:

„Wie können Sie einen Scherz so auffassen, er war wahrhaftig nicht schlimm gemeint. Und was den Philipp betrifft, so kommt es gar nicht darauf an, ob er sich noch eine Dummheit mehr in seinen Kopf setzt. Sie werden ihn auslachen und fortschicken, dann weiß er Bescheid.“

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich das thun werde? Er ist völlig schuldlos, und er weiß bereits Bescheid. Ich habe ihm vorhin die Augen geöffnet.“

Kurt biß sich auf die Lippen.

„Sie haben die Sache zur Sprache gebracht? Durch Christian vermutlich.“

„Allerdings durch Christian. Sie haben mich ja gezwungen, Dinge, die man sonst nur unter vier Augen erörtert, einem Dritten preiszugeben. Zum Glück verlebt der ehrliche, unerfahrene Junge nicht viel von dem, was er übersetzt. Ich habe Herrn Röder darüber aufgeklärt, daß das, was er für Entgegenkommen hielt, nur Mitleid war mit ihm und seiner Hilflosigkeit. Bei ihm haben Sie Ihren Zweck nur zu gut erreicht, und er zeigte mir das in einer so rührenden Weise, daß ich nicht das Herz habe, ihn deswegen zu zürnen. Die Sache könnte doch anders enden, als Sie voraussetzen.“

Die Worte ließen nur eine Deutung zu, und die Angst stieg dem jungen Manne plötzlich heiß zu Kopfe.

„Mein Fräulein, das — das kann nicht Ihr Ernst sein!“ sagte er gepreßt. „Schelten Sie mich, strafen Sie mich wie Sie wollen, aber drohen Sie mir nicht mit einer solchen Rache.“

Inga zuckte die Achseln und beugte sich über ihre Blumen.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Leutnant. Eine Rache? Was geht denn Sie das an?“

„Was es mich angeht?“ brach Kurt aus. „Aber wissen Sie denn wirklich nicht — ich glaubte, Sie hätten es längst erraten. Ich fühle ja, daß ich gerade jetzt kein Recht habe, zu sprechen, aber wenn Sie mir mit einer solchen Möglichkeit drohen, dann rede ich, auf alle Gefahr hin.“

Er trat ihr einen Schritt näher, und seine Stimme gewann einen weichen, innigen Klang.

„Ich habe Sie lieb gehabt, Inga, von der Stunde an, wo wir zusammen in dem kleinen Boote nach der Küste Ihrer Heimat steuerten. Es lag wie eine Ahnung in mir, daß es mein Glück war, das da mit mir fuhr und mit mir landete, und ich lernte es bald genug erkennen, dies Glück. In all dem Uebermut wuchs es empor, dies heiße, tiefe Gefühl, und das ist Wahrheit, Sie dürfen es mir glauben. Lassen Sie mich doch den dummen Streich nicht so hart büßen, stehen Sie nicht so vor mir, mit dieser fremden, eisigen Miene! Ich wage es ja sonst gar nicht, um Sie zu werben. Und ich möchte doch so gern diese Hand fassen und festhalten fürs ganze Leben — darf ich?“

Es klang ein voller Herzenston in seinen Worten, aber jetzt kam er zu spät. Das junge Mädchen wich zurück, und die braunen Augen sprühten auf in hellem Zorne.

„Sie sind sehr gütig, Leutnant Ferstein, aber ich verlange denn doch mehr Achtung von meinem künftigen Gatten, als Sie mir bewiesen. Sie behaupten, mich zu lieben, und lassen mich eine so tief beschämende Rolle spielen vor Ihrem Freunde, die Rolle eines Mädchens, das um jeden Preis den Mann erobern will, dessen Frau sie werden möchte — nur weil Sie Ihren Spaß haben wollen mit uns beiden. Suchen Sie sich eine andere, die Ihnen das verzeiht und mit Ihnen darüber lacht, ich verzeihe es Ihnen nie! Und nach dieser Beleidigung wagen Sie noch, um meine Hand zu bitten? Nun ja, Sie sollen Antwort haben. Sehen Sie, so werfe ich Ihnen Ihren Antrag vor die Füße!“

Damit schleuderte sie ihm wirklich den halbvollendeten Strauß vor die Füße.

Kurt war bleich geworden, einen solchen Ausgang hatte er denn doch nicht erwartet, aber jetzt bäumte sich auch sein ganzer Mannesstolz empor.

„Mein Fräulein,“ sagte er, sich mühsam zur äußeren Ruhe zwingend, „es war nicht nötig, daß Sie mir die Antwort in dieser Form gaben. Ich habe Abbitte geleistet für die vermeinte Beleidigung, und mein Antrag war ernst gemeint. Sie konnten ihn zurückweisen, aber eine solche Behandlung habe ich nicht verdient. Jetzt habe ich allerdings nichts anderes mehr zu thun, als Ihnen in Zukunft fern zu bleiben. — Leben Sie wohl!“

Er wandte sich zum Gehen und sandte doch noch einen langen, vorwurfsvollen Blick zurück.

Inga stand da, beide Hände auf die Brust gepreßt, als müßte sie irgend etwas niederzwingen. Sie war erschreckend bleich und kämpfte mit Thränen, die vielleicht nicht mehr Thränen des Zornes waren. Kurt sah das und zögerte noch eine volle Minute lang, er wartete auf ein Wort, ein Zeichen, das ihn bleiben hieß, aber es kam nicht, und mit trotzigem Entschluß richtete er sich auf und verließ die Laube.

Es war ein so kecker, sieges gewisser Uebermut gewesen, mit dem der junge Seemann dem „Gericht“ entgegengegangen war. Er war ja fest überzeugt, daß mit einer Abbitte alles abgethan und vergessen wäre. Dann wollte er seine Werbung vorbringen und sein Bräutchen in die Arme schließen — und nun?

Das war Ernst gewesen, bitterer Ernst! Er hatte die junge Norwegerin doch unterschätzt, sie neckte und ließ sich necken, aber spielen durfte man nicht mit ihr, das zeigte sie ihm jetzt. Und gerade jetzt fühlte er, wie tief die Liebe zu ihr in seinem Herzen saß! Aber was half das alles? Es war zu Ende! Sollte er sich zum zweitenmal so beleidigen lassen? Nun und nimmermehr! Aber wenn Inga nun Ernst machte mit der angedrohten Rache? Zuzutrauen war es ihr schon, sie wußte ja jetzt, wie das traf! Den jungen Seemann durchzuckte eine namenlose Wut bei dem Gedanken, und während er ins Haus trat, knirschte er vor sich hin: „Dann gnade Gott dem Pfiffikopf! Dann drehe ich ihm noch vor der Trauung den Hals um!“

Die „Freya“ lag segelfertig in der Bucht von Edsviken. Christian brachte soeben das Gepäck seines Herrn und des Leutnants Fernstein an Bord, und die beiden Matrosen trafen die letzten Vorbereitungen für die Ausfahrt. Die längst geplante Reise nach dem Norden sollte heute noch angetreten werden, und Bernhard und Kurt waren nach Raansdal gegangen, um sich im Pfarrhause zu verabschieden.

Dort war es in der letzten Zeit recht still geworden, denn der junge Gast aus Drontheim, der eines Tages ganz unerwartet hergeflogen kam und wochentang mit seinem lustigen Geplauder und seiner sonnigen Heiterkeit das stille Haus belebt hatte, war ebenso unerwartet wieder davongeflattert. Inga hatte urplötzlich Heimweh bekommen und erklärt, nicht länger bleiben zu können. Freilich befand sich Axel Hansen längst wieder in Bergen, und die Eltern hatten dem verwöhnten Liebling den Streich natürlich verziehen und warteten ungeduldig auf die Rückkehr der Tochter. Sie fuhr also ab, und zwei Tage später folgte ihr getreuer Ritter. Pfiffikopf Röder, der sich in Raansdal festgesetzt, als ob er nie wieder fortgehen wollte, und es für den schönsten Ort der Welt erklärt hatte, machte ebenso urplötzlich die Entdeckung, daß es sehr langweilig und daß sein eigentliches Reiseziel ja das Nordkap wäre.

Es war die höchste Zeit, dahin aufzubrechen! Er ging vorläufig nicht nach Drontheim. Inga hatte ihm mitgeteilt, daß ihre Eltern gegenwärtig auf ihrem Landgute weilten, das einige Meilen von der Stadt entfernt lag, und daß sie gleichfalls dorthin reiste. Da konnte man nun freilich nicht folgen ohne direkte Einladung, und da gab es auch voraussichtlich keinen hilfsbereiten Dolmetscher.

Röder sah ein, daß er jetzt um jeden Preis Norwegisch lernen mußte. Eine Liebeserklärung mit Stellvertretung ging doch nicht an, und es entstand dann auch die Frage, ob die künftigen Schwiegereltern einen Freier annehmen würden, der nur pantomimisch und mit allerlei unverständlichen Lauten um ihre Tochter warb. Er nahm deshalb seinen ursprünglichen Reiseplan wieder auf, nur mit der Aenderung, daß er statt der großen Schnelldampfer, die ganz deutsch eingerichtet waren, eins der norwegischen Touristenschiffe benutzen wollte. Dort war man gewissermaßen gezwungen, die verwünschte Sprache zu lernen auf der wochenlangen Fahrt. Wenn er dann bei der Rückkehr in Drontheim landete, hatte er die genügende nordische Bildung erworben und konnte sich dem Herrn Großhändler Lundgren als würdiger Schwiegersohn vorstellen. —

Während die drei Matrosen noch eifrig auf der „Freya“ schafften, kam einer der Bergwagen von Alfheim herab. Neben dem Kutscher saß der Jäger Rolf, der damals die junge Baronesse nach Isdal geleitet hatte, und im Wagen selbst ein älterer Herr, der eine Strecke vor dem Orte halten ließ und mit dem Jäger ausstieg. Dieser mußte schon seine Weisungen haben, denn er führte ihn nicht durch Raansdal selbst, sondern einen Weg, der sich außerhalb entlang zog und nur einige der kleinsten Häuser berührte. Erst in der Nähe der Kirche bogen sie ein und betraten durch die hintere Pforte den Friedhof.

Rolf ging voran und blickte sich suchend um, dann wies er auf eines der Gräber und sagte halblaut, in seinem gebrochenen Deutsch: „Da ist es! Und da steht auch der Name!“

Sein Begleiter, der langsamer folgte, blieb stehen und gab ihm einen Wink, sich zu entfernen.

„Warten Sie draußen vor dem Friedhofe, und wenn einer der Raansdaler Sie anspricht — ich wünsche nicht, daß mein Hiersein bemerkt wird.“

Der Jäger grüßte äußerst respektvoll und ging, während der Herr zu der bezeichneten Grabstätte trat. Es war ein einfacher, grüner Hügel, auf dem sich ein großes Kreuz aus dunklem Stein erhob. Nur zwei Worte standen auf dem Denkmal, der Name: Joachim Hohenfels.

Freiherr von Hohenfels blickte lange und stumm auf das Grab seines Bruders, dann wandten sich seine Augen mit einem seltsam bitteren Ausdruck nach dem nahen Pfarrhause, aus dem er damals die Todesnachricht erhalten hatte, und aus dem sich jetzt der Sohn des Verstorbenen sein Weib holte.

Dort wurde gerade in dieser Stunde Abschied genommen. Bernhard blieb freilich nur einige Wochen auswärts, aber Kurt kehrte nicht mehr nach Raansdal zurück, sondern wollte gleich von der Küste aus die Heimreise antreten.

Der Pastor entließ den jungen Seemann, den er liebgewonnen hatte, mit voller Herzlichkeit, schüttelte ihm und Bernhard die Hand und wünschte ihnen frohe Fahrt und glückliche Heimkehr. Er blieb zurück, während Hildur die beiden jungen Männer bis in den Garten begleitete, den nur eine ganz niedrige Mauer von dem Friedhofe trennte. Sie wäre gern mit dem Vater nach Edsviken gekommen, um die Abfahrt der „Freya“ zu sehen und ihr ein Lebewohl nachzuwinken, aber Bernhard hatte darüber gejpottet, daß man um der paar Wochen willen einen so feierlichen Abschied nehmen wollte, und da hatte sie natürlich auf ihren Wunsch verzichtet.

Er ging in der That, als wenn es sich nur um eine Trennung von ein paar Tagen handelte. Er schloß mit der gewohnten kühlen Ruhe seine Braut in die Arme, küßte sie und sagte ihr ein paar freundliche Abschiedsworte. Dann winkten die beiden jungen Männer noch einen flüchtigen Gruß zurück und schritten den näheren Weg über den Friedhof hin, ohne den Fremden zu bemerken, der rasch hinter das hohe Kreuz getreten war. Jetzt aber reckte sich Bernhard hoch empor, seine Augen blitzten, und sein ganzes Wesen schien aufzuflammen, während er stürmisch jubelnd ausrief:

„Nun sind wir frei, Kurt, ganz frei für die nächsten Wochen! Nun geht es hinaus auf unsere schöne, blaue, wogende See! Nun fliegen wir mit der „Freya“ gen Norden! Und da wollen wir alles andere hier zurücklassen und wieder die lustigen blauen Jungen sein wie auf unserer „Vineta“. Hurra!“

Kurt lachte, und die Wolke, die heut' auf seiner sonst so hellen Stirn lag, verschwand.

„Du bist ja wieder ganz der Alte! Ich sehe dich zum erstenmal so, seit ich hier bin. Hast recht! Auf die See gehören wir, da sind wir zu Hause. Glück auf zu unserer Fahrt!“

Sie schritten nach dem Ausgange, da blieb Bernhard plötzlich stehen und sagte ernster:

„Geh voran, Kurt! Ich will nur noch auf ein paar Minuten zum Grabe meines Vaters. Ich komme gleich nach.“

Kurt nickte und ging, während sein Freund den Weg nach der Grabstätte einschlug. Mit Verwunderung sah er, daß jemand dort stand, der eben hinter dem Kreuz hervorgetreten war, aber schon in der nächsten Minute erkannte er den Fremden und fuhr in jäher Ueberraschung auf: „Onkel Bernhard! Du hier?“

„Nun Grabe meines Bruders — das ist doch wohl natürlich,“ war die ruhige Antwort. „Du bist noch in Raansdal? Ihr wolltet ja schon gestern fort. Kurt sagte es mir wenigstens, als er in Alfheim war, um sich zu verabschieden.“

„Wir haben auf günstigen Wind gewartet. Jetzt ist er da, und in zwei Stunden segeln wir ab.“

Es trat eine kurze Pause ein. Die unerwartete Begegnung schien beiden gleich peinlich zu sein; der Minister wäre wohl heut' schwerlich nach Raansdal gekommen, wenn er gewußt hätte, daß die Abfahrt der „Freya“ verschoben war. Aber seine Züge hatten den gewohnten, verschlossenen Ausdruck, als er wieder das Wort nahm:

„Wir wollen ja auch einen Ausflug mit dem ‚Seeadler‘ machen, werden uns aber kaum da oben begegnen. Alfred besteht darauf, uns den Norden zu zeigen.“

„Alfred? Du meinst den Prinzen Sassenburg, er scheint dir sehr nahe getreten zu sein.“

„Gewiß, er hat jetzt Sohnesrechte, denn seit acht Tagen ist Sylvia seine Braut. Ueberrascht dich das so?“

Der Blick des Ministers streifte mit Befremden das Gesicht seines Neffen. Er konnte sich das plötzliche Aufzucken darin nicht erklären, aber die Antwort klang völlig unbewegt:

„Nein. Kurt sprach mir schon bei seiner Ankunft davon, es wurde wohl erwartet in euren Kreisen. Darf ich bitten, dem Brautpaar meinen Glückwunsch zu sagen?“

Hohenfels neigte flüchtig das Haupt. „Ich danke! Wir werden die Verlobung erst nach der Rückkehr in Berlin veröffentlichen. Dir teile ich sie heute schon mit. Du hast mir allerdings damals eine äußerst formvolle Anzeige der deinigen gesandt.“

„Auf die ich keine Antwort erhalten habe.“

„Mein Schweigen war auch eine Antwort. Oder sollte ich dir vielleicht Glück wünschen zu dieser Verbindung?“

„Das erwartete ich in der That nicht, denn in deinen Augen ist es natürlich eine Erniedrigung, wenn der letzte Sproß der Hohenfels die Tochter des Pfarrers von Raansdal heiratet.“

„Nein!“ sagte der Minister kalt. „Nicht deine Wahl mache ich dir zum Vorwurf, aber das Opfer, das du ihr bringst, unseren angestammten alten Familiensitz, der seit Jahrhunderten bei den Hohenfels ist. In Guntersberg wurzelt die ganze Vergangenheit unseres Geschlechts, das ist verwachsen mit seinem Wohl und Wehe, und das sollte die heilig sein, auch wenn du es nicht lieben kannst. Du giebst es gleichgültig in fremde Hand, wirfst es fort — um eines Mädchens willen!“

„Dies Mädchen ist meine künftige Gattin!“ stammte der junge Mann auf. „Verzeih, Onkel, aber auf diesem Gebiete bist du doch wohl fremd. Du stehst ja hoch genug in der Welt und bist auch vermählt gewesen, aber wo es sich um Gefühle handelt, da wirst du uns anderen wohl das Wort lassen müssen.“

Hohenfels nahm die sehr deutliche Anspielung auf seine eigene Konvenienzehe höchst gelassen hin. Er schien sie nicht einmal als Vorwurf aufzufassen, denn seine Antwort war beinahe zustimmend.

„Ich bin allerdings kein Gefühlsmensch und bin es nie gewesen, aber ich habe zu oft die Macht der Leidenschaft bei anderen gesehen, um sie zu unterschätzen. In deinen Jahren und bei Naturen, wie die deinige, hat sie gewöhnlich das erste Wort, und das würde ich begreifen. — Liebst du deine Braut?“

Die Frage kam so plötzlich und war so seltsam nach dem Vorhergegangenen, daß Bernhard verstummte; aber schon im nächsten Augenblick faßte er sich und entgegnete:

„Ich habe sie gewählt! Das ist wohl die beste Antwort auf deine Frage.“

„Warum sagst du nicht einfach Ja?“ warf der Minister ein. „Ich stand schon eine Weile hier am Grabe, und da wurde ich unfreiwillig Zeuge eures Abschiedes da drüben. Der Abschied eines Bräutigams war das nicht, und als du mit Kurt hier vorübergingst, da jubeltest du auf — wie ein Gefangener, dem man die Kette löst!“

Die Worte trafen, und eben deshalb reizten sie. Die Augen des jungen Mannes sprühten. „Ich trage keine Ketten, das weißt du doch am besten!“ brach er heftig aus. „Das ist ja der alte Streit zwischen uns. Du wolltest mich festhalten darin, und ich wollte — frei werden!“

„Nun, jetzt hast du sie ja, die ersehnte Freiheit — bist du glücklich darin?“

„Ja!“ Das Wort klang in trotziger Entschiedenheit, aber Hohenfels schüttelte den Kopf.

„Dein Auge sagt Nein, und dem glaube ich.“

Es lag ein unerbittliches Forschen in dem Blick, der mit durchbohrender Schärfe auf dem Gesicht des jungen Mannes haftete. Dieser stand da, mit einer Miene, als müßte er sich

Spitzennäherinnen

Nach dem Gi

wehren gegen diese Augen, die mit so unbarmherziger Klarheit in seiner Seele Dinge lasen, die er sich selbst kaum eingestand. Seine Antwort war eine finstere Abwehr.

„Laß das, Onkel, wir verstehen uns ja doch nicht! Als ich dir damals schrieb, daß ich meinen Abschied gefordert habe, da wußte ich, daß es aus war zwischen uns. Dir war das ein Verrat an meinem Geburtslande, mir war es mein Recht, das ich mir nahm. Und wenn uns das trennte — wir haben uns ja nie geliebt!"

„Oder vielmehr: du hast mich gehaßt," ergänzte der Minister, „weil ich dich zügeln und bändigen mußte. Du warst ja unmöglich für die Welt, als du aus Raansdal kamst. Dem Menschen gemacht hast, der wird es! Drauf los gehen thut er ja wie ein richtiger Berserker, aber in seinem Kopfe hat er noch mehr als in seiner Faust. Der Junge soll uns noch einmal Ehre machen, und wenn er hält, was er jetzt verspricht, dann wird er, so Gott will, das auf der See, was du auf dem Lande bist!"

Bernhard hörte mit weit geöffneten Augen und fliegendem Atem zu. Er wußte, was dies Lob bedeutete bei dem starren Vorgesetzten, und einen Augenblick lang schien sein ganzes Wesen aufzuflammen in glühendem, freudigem Stolze. Dann aber wurde er totenbleich.

„Und das — das hat mein Kapitän geschrieben — von mir?"

„So Gott will!" wiederholte Hohenfels, mit tiefer Bitterkeit. „Du hast es nicht gewollt!"

Der junge Mann zuckte leise zusammen, und seine Augen suchten den Boden.

„Weshalb sagst du mir das jetzt?" stieß er endlich hervor.

„Wo es zu spät ist, meinst du? Ich hätte es dir damals schon gesagt! Die ‚Vineta' war auf dem Heimwege, und ich erwartete dich. Da sollte die Schranke fallen zwischen uns, da wollte ich dir sagen: ‚Ich habe keinen Sohn, und du hast den Vater verloren, sei mein Sohn!' Statt deiner kam der Brief, der alles, woran ich zehn Jahre lang gebaut hatte, in Trümmer schlug — aus Rache! Das war es ja doch allein, was dich trieb, denn du wußtest, wie es mich traf. Ich fürchte nur, du hast dich selbst noch schwerer getroffen. Mir hast du nur wehgethan!"

„Dir?" Bernhard hob langsam, wie mit einer ungläubigen Frage die Augen empor, und da las er in den sonst so kalten, festen Zügen seines Onkels die Bestätigung. Ja, es hatte dem Manne wehgethan!

Bei anderen hätte diese Scene wohl zur Versöhnung geführt, aber diese beiden Naturen waren zu starr und hart, um den weicheren Regungen einer Stunde nachzugeben. Wohl zögerten und warteten sie beide, aber keiner streckte die Hand aus, keiner sprach das erlösende Wort. Es war, als ob der Tote, dessen Grab zwischen ihnen lag, sie jetzt noch trennte mit seinem Haß. Endlich nahm Hohenfels wieder das Wort und deutete auf den Hügel.

„Denke an deinen Vater!" sagte er tieferust. „Er starb in der Fremde, und wir wissen es beide, wie er gestorben ist. Du bist den gleichen Weg gegangen — hüte dich vor seinem Ende!"

Er ging, ohne Lebewohl, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen. Draußen vor dem Friedhofe erwartete ihn Rolf und führte ihn den gleichen Weg zurück, zu dem harrenden Wagen. Die kurze Anwesenheit des Ministers in Raansdal war in der That von niemand bemerkt worden.

Bernhard stand allein, und jetzt, da er seine Züge nicht mehr bewachte, sah man, wie es in seinem Innersten stürmte. Das hatte sein Kapitän von ihm erwartet! Der Alte, mit der grimmigen Außenseite und dem sicheren Urteil, der prophezeite ihm die höchste Zukunft — und er hatte sie sich verschüttet!

Dies Raansdal war dem Knaben wie ein Paradies der Freiheit erschienen mit seinen Bergen, seinem Meere, wo man

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Burano bei Venedig.

von E. F. Ulrich.

Knaben habe ich den Haß nicht übelgenommen, denn der spürte nur den Zwang und die Zucht; aber ich glaubte, der Mann würde es mir einst danken, und auf den setzte ich meine Hoffnungen. Damals, als du mit Kurt auf der ‚Vineta' dientest und mein alter Freund Werdeck mir über euch beide berichtete — weißt du, was er mir da geschrieben hat?"

„Nein," sagte Bernhard, sichtlich gepeinigt durch diese Wendung des Gespräches.

„Nun, so magst du es jetzt hören — seine eigenen Worte: ‚Kurt Fernstein ist ein braver Junge und wird auch einmal ein tüchtiger Seemann, ein Erster wird er nicht. Aber dein wilder Berserker von da oben, den du mit Not und Mühe zum

zügellos ruhmerschwiesse und aufjauchzte in wilder Lebenslust! So hatte es in seiner Erinnerung gestanden, nun kam der Mann zurück und fand die Wirklichkeit, einen Erdwinkel, der für die Welt verschollen war, und Menschen, deren Interessen sich nur in den engsten Kreisen bewegten. Kein Hauch von dem großen, mächtigen Leben, das da draußen flutete, und von dem nur selten ein Ton herüber drang.

Bernhard wußte ja längst, was er gethan hatte; die langen Abende, die endlosen, schlaflosen Nächte des Winters hatten es ihm gezeigt, und als das Frühjahr kam, da hatte er um Hildur geworben, weil er es nicht allein aushielt in seinem Edsviken, weil er jemand brauchte, der ihm dies Leben tragen half — die Liebe hatte nicht mitgesprochen bei dieser Werbung. Der wilde Freiheitsstürmer hatte sich die Kette selbst um die Arme geschlungen, er fühlte jetzt schon ihren Druck, noch ehe sie fest geschmiedet war.

„Sei mein Sohn!“ Warum klang das Wort denn immer wieder auf in seinem Innern! Es gab ja jetzt Einen, der Sohnesrechte hatte, den künftigen Gatten Sylvias. Aber wenn ein anderer früher gekommen wäre, damals, als man ihn erwartete, wenn er gesehen hätte, was er zu spät sah — nein, nein, das war ja Wahnsinn — das führte dahin, wohin der Vater gekommen war!

Lange stand Bernhard Hohenfels in finsteres Brüten versunken. Dann aber richtete er sich plötzlich auf, mit seiner ganzen alten trotzigen Energie. Und laut und hart sagte er:

„Gleichviel! Ich habe es gewollt — nun werde ich es auch tragen!“

(Fortsetzung folgt.)

Im Kampf um Südafrika.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Transvaaler im Krieg mit England.

Von General Ben Viljoen.

II.*

Wie wir unsere Kommandos verproviantierten und kleideten.

Bereits im März 1901 fühlten wir die Schwierigkeit, unsere Kommandos regelmäßig mit Lebensmitteln zu versehen. Im September des vorhergehenden Jahres hatten wir uns zu Hektorssprut von dem Kommissariat getrennt, und von dieser Zeit an wurde die Verproviantierung unserer Leute für uns eine ernste und eine der sorgenvollsten Fragen. Wir hatten kein regelrechtes Proviantamt mehr. Wozu auch? Es gab ja keine Quelle mehr, aus welcher Güter für uns ein- oder zugeführt werden konnten. Jeder Kommandant mußte nun selbst dafür sorgen, daß sein Kommando mit dem Nötigsten versehen wurde. Er stellte also einige Personen an, welche die Aufgabe hatten, fortwährend umherzureisen und Proviant anzukaufen. Der Verkäufer bekam eine Quittung, die von Feldkornett, Kommandant und General gegengezeichnet wurde, und auf deren Vorweis die Kaufsumme von der Regierung ausgezahlt wurde — gewöhnlich ein Drittel in bar und den Rest in Regierungsnoten. Den größten Teil der Republik hatte aber der Feind bereits heimgesucht und ausgeplogen. Alles, was er an Lebensmitteln gefunden hatte, war weggeführt oder vernichtet, das Vieh war meistens geraubt, und überall herrschte Teuerung. Korn, Mehl, Kaffee, Zucker ꝛc. waren für uns Dinge, an die wir dachten als an Leckerbissen, die wir vor langer, langer Zeit einmal gekannt hatten. Das Salz war auch längst auf die Neige gegangen. Wir hatten uns im Anfang gedacht, daß wir ohne Salz nicht würden leben können, und daß wir uns beim Mangel an solchem mindestens die Keime von Skorbut oder was weiß ich noch alles zuziehen würden. Ich will gleich hier sagen, daß diese Befürchtung vollständig unnötig war.

Die Nahrung, von der wir hauptsächlich leben mußten, war Mais und Fleisch. Und wenn wir hier und da einmal Kartoffeln und Gemüse fanden, so wurde das als ein seltener Glücksfall angesehen. Der Mais wurde zu Mehl gemahlen in Kaffeemühlen, wenn es keine anderen Mühlen gab, und daraus ein Brei gekocht, und zwar auf folgende einfache Weise: man that so viel Wasser in den Topf, als man nötig hatte, setzte das Wasser auf das Feuer, und sobald es zu kochen begann, wurde das Maismehl langsam hineingerührt, bis der Brei steif genug war. Nach halbstündigem Kochen war der Brei dann fertig. Saßen die Khakis uns auf den Fersen, so wickelte sich dieser Prozeß noch viel rascher ab, natürlich wurde der Brei dadurch nicht schmackhafter. Wie oft ist es nicht geschehen, daß ein Lager oder ein vereinzelter Haufen von Bürgern, durch die Engländer überrascht, das Hasenpanier ergreifen mußte und die ganze Bagage bis zu den brodelnden Maistöpfen in die Hände des Feindes fiel! Wie müssen sich dann die Soldaten amüsiert haben, wenn sie unsere Küchengeräte fanden und unsere abwechslungsreiche Kost kennenlernten. Natürlich war Tommys Auswahl an Lebensmitteln im Felde auch ziemlich beschränkt und erstreckte sich auch oft nicht weiter als auf Corned beef und „Backsteine“ (d. h. Zwieback). Aber er fand auf den Burenfarmen doch oft noch Federvieh, Schweine ꝛc., lauter Dinge, die er ohne Bedenken erbeutete. Auch hatte er Salz, Zucker und Kaffee im Ueberfluß, und seine Kochgeräte waren nicht so primitiv wie die, mit denen wir uns behelfen mußten.

Fleisch bekamen wir immer in genügender Menge. Viele Buren flüchteten lediglich mit ihrem Vieh, und ich muß zugeben, daß ich sie oft bewundert habe um der Schlauheit willen, mit der sie sich nebst ihren Herden dem Bereiche des Feindes zu entziehen wußten. Wir waren gerade durch diese Leute in stand gesetzt, uns das nötige Fleisch zu verschaffen. Denn wenn es auch noch so hart hielt, von einem Bauern ein Stück Schlachtvieh herauszubekommen, und wenn wir selbst einmal Gewalt gebrauchen mußten, wir bekamen es eben doch. „Buschreiter“, welche ohne weiteres bereit gewesen wären, uns von ihrem Vieh etwas abzutreten, fanden wir so gut wie nie. Frug man sie, ob sie ihr Vieh verkaufen wollten, so lautete die Antwort fast ausnahmslos: „Ich muß so hart flüchten und heimatlos herumziehen mit meinem Vieh, das Beste habt ihr mir bereits abgenommen, und die Engländer haben auch schon einen Teil genommen; nun kann ich das Wenige, was ich noch habe, doch nicht auch noch missen!“ Die Viehkäufer wußten das nötige Schlachtvieh trotzdem immer wieder von ihnen loszubekommen.

Wie jedermann wissen wird, ist es für den Buren eine schwere Prüfung, wenn er ohne Kaffee leben muß. Als dieses Nationalgetränk vom Menu der kämpfenden Buren ganz verschwunden war, mußte es durch Maiskaffee ersetzt werden. Maismehl wurde zu diesem Zwecke in Kaffee verwandelt, und das geschah auf folgende einfache Weise: sobald abgefattelt war, begannen wie auf Kommando die kleinen Haudmühlen ihr Werk. Der erste Becher Mehl, der aus jeder Mühle kam, wurde in eine Pfanne oder, falls es daran mangelte, in einen Topfdeckel geschüttet und auf das Feuer gesetzt, wo es dann beständig umgerührt wurde, bis es schwarz gebrannt war; hierauf wurde es in einen Kessel mit Wasser gethan, das die ganze Zeit über bereits kochte, und genau wie gewöhnlicher Kaffee behandelt. Mit Milch konnte man diesen Kaffee noch mit Appetit trinken, ohne Milch hatte er jedoch einen herben Geschmack, war aber immerhin noch genießbar.

Das Fleisch wurde mitunter gekocht, meist aber auf offenem Feuer gebraten, denn ohne Salz ist gebratenes Fleisch immer noch schmackhafter als gekochtes. Wenn ein Schaf oder ein Rind geschlachtet wurde, bekam natürlich jeder Bürger seinen Teil, ebenso wie jeder auch seinen Teil Mais oder Maismehl empfing. Für die Zubereitung hatte jeder selber zu sorgen.

Mais ernteten wir mitunter selber auf den Feldern, mitunter fanden wir ihn in Höhlen verborgen oder in Kraalen und bei abgebrannten Häusern vergraben. Zuweilen bekamen wir ihn

* In diesem dritten Artikel sind General Viljoens Mitteilungen über einige allgemeine Fragen aus der Kriegführung im Kampfe um Südafrika zusammengefaßt. Das Werk General Viljoens wird in nächster Zeit im Verlage von J. F. Lehmann in München als Buch erscheinen.

von den Farbigen, sei es für Geld, sei es im Umtausch für Vieh. Jeder General sorgte so viel als möglich dafür, daß innerhalb seines Gebietes Mais gesät wurde, wenn die Zeit dazu da war, und so hatten wir nie Mangel an dieser Frucht, trotzdem der Feind die Felder oft so verwüstete, daß wenig übrig blieb.

Von jedem Bürger wurde erwartet, daß er, wenn er Lebensmittel irgend welcher Art antraf, sich und so viel als möglich auch seine Kameraden damit versah. In dieser Hinsicht brauchten die Offiziere sich keine Sorge zu machen, denn ein Afrikaner braucht nur einmal Hunger gelitten zu haben, und er wird von selbst dafür sorgen, daß ihn ein solches Unglück nicht zum zweitenmal überkommt.

Ich habe bereits gesagt, daß wir bei einer Ueberraschung durch den Feind mitunter unser Hab und Gut, wie z. B. Töpfe, Kessel ꝛc., im Stiche lassen mußten. War dies geschehen, so entstand die Frage: wie nun wieder andere Töpfe und Kessel bekommen? Der eine suchte sich dann eine leere Teerkanne, und der andere erwischte eine alte Fleischbüchse; beides wurde sauber geputzt und mit Eisendraht ein kleiner Henkel angebracht. Das war dann Topf, Kessel und Pfanne und was man noch weiter auf diesem Gebiet nötig hatte. Eine Teerkanne entsprach noch ziemlich gut allen Anforderungen, die man an einen Topf stellen kann; anders war es mit der Fleischbüchse, denn wenn sie einmal ein paar Tage im Gebrauch war, schmolz das Blei oder das Zinn, mit dem die Fugen verlötet waren, und das Blech wurde unbrauchbar. Mitunter glückte es uns auch, eine Zuhuhr des Feindes zu erbeuten, aber die Wagen waren oft leer oder nur mit Heu und Pferdebutter beladen. Fand man aber Lebensmittel auf ihnen, dann war es gewöhnlich Corned beef und Zwieback — Dinge, die ein Bur nur in der höchsten Not genießt. In der Regel wurde der Inhalt eines solchen Zuges verbrannt oder einfach abgeladen, und nur die Wagen wurden mitgenommen. Aehnlich war es, wenn wir ein Lager oder ein Fort eroberten. Man nahm dann nichts mit als Kaffee, Zucker und was die Bürger sonst noch auf ihren Pferden weghringen konnten.

Die Bekleidung unserer Kommandos war ebenso eigenartig wie ihre Verproviantierung. Wir kauften Segeltücher, wo wir sie nur bekommen konnten, und machten Hosen daraus. Schaffelle wurden gegerbt und zu Kleidern verarbeitet oder dazu verwendet, andere Kleider zu flicken. Ebenso wurden Rinder- und Pferdehäute gegerbt und zu Schuhen verarbeitet — ich meine natürlich nur Häute von solchen Pferden, die eingegangen waren, nicht als ob Pferde besonders für diesen Zweck geschlachtet worden wären. Wir überließen es Baden-Powell und General White, Pferde zu schlachten und Wurst davon zu machen, statt mit den Reitkieren durch die Linien des Feindes zu brechen.

Eine zweite Bezugsquelle für Kleider war das britische Heer. Man verzeihe mir, wenn ich das auch anführe, ich thue es nicht, um sarkastisch zu sein, wenn ich überhaupt keine Anlage habe. Ich stelle nur die einfache Thatsache fest, daß wir von erbeuteten Zufuhren und aus eroberten Forts immer wieder unsere Kleidervorräte ergänzen konnten. Im Beginn des Krieges hatten die Buren einen starken Widerwillen gegen alles, was nach Khaki aussah, aber später war es ihnen völlig gleichgültig, ob es Khaki oder ein anderer Stoff war. Wenn wir Kriegsgefangene machten, wurden in der Regel die Kleider der Buren und Engländer getauscht, und es war oft eine erheiternde Komödie, zu sehen, wie ein fein herausgeputzter Brite nach dem Umtauschungsprozeß im zerfetzten Burengewande hinwegzog.

Ich habe immer das systematische Plündern der Kleiderbestände Tommys mit aller Kraft zu verhindern gesucht, und es unterblieb auch in meiner Gegenwart oder meiner Nähe, aber geschehen ist es doch. Und kann man es dem armem Bürger auch übelnehmen, wenn man bedenkt, daß er zerrissene Kleider hat und keine neuen sich kaufen kann, selbst wenn er den doppelten Preis dafür bezahlen will, während Tommy einfach nach seinem Lager zurückgeht und sich mit einer neuen Ausrüstung versehen läßt? Sehr unangenehm machte sich der Mangel an Streichhölzern fühlbar. Als dieser so notwendige Artikel vergriffen war, mußten wir unsere Zuflucht zu dem alten Feuereisen mit Schwamm nehmen. Das ist zwar nur ein schwacher Ersatz für Streichhölzer, aber in jedem Falle besser als Mangel an allen Mitteln, Feuer zu machen.

Wie wir Eisenbahnzüge erbeuteten.

Züge abzufangen, indem man die Maschine mit Hilfe von Dynamit zum Entgleisen bringt, so daß der Zug zum Stillstand kommt und erstürmt und erobert werden kann, scheint bei oberflächlicher Betrachtung keine feine Beschäftigung zu sein. Aber Krieg ist nun einmal eine so unglückliche und grausame Art, Differenzen zu begleichen, und die Partei, durch welche die eine Partei die andere zu schädigen suchen muß, sind so verschiedenartig und mitunter auch so fremdartig, daß man in diesen Dingen nicht so sentimental urteilen darf. Auch es sür die meisten unserer Leute eine höchst unangenehme Pflicht war, Züge abfangen zu müssen, davon darf man überzeugt sein. Ich erinnere mich noch, daß ich Lord Kitchener auf eine Beschwerde über die Zerstörung irgend eines Zuges die schriftliche Antwort sandte: „Das Sprengen und Vernichten von Zügen ist für mich ebenso unangenehm und unerfreulich, als es, wie ich hoffe, die Vernichtung unserer Häuser durch Feuer und Dynamit und die Wegführung unserer Familien in die Kampen gegen ihren Willen für Ew. Excellenz ist."

Ich will nun beschreiben, wie wir zu Werke gingen, wenn wir einen Zug zum Entgleisen bringen oder, wie wir es nannten, „fangen" wollten. Das beste wird sein, wenn ich zu diesem Zweck einen Fall beschreibe, der sich im Monat März 1901 auf der Delagoabahn zwischen den Stationen Belfast und Wonderfontein ereignete.

Diese beiden Stationen sind ungefähr 12 Meilen voneinander entfernt. In jeder lag eine Garnison, die über einen genanzerten Zug verfügte, und gepanzerte Züge führen gewöhnlich zweikanonen mit sich. Dieser gepanzerte Zug stand immer in Bereitschaft, um, wenn irgend ein Zwischenfall sich auf der Bahnlinie ereignete, nach dem Ort des Unfalls abdampfen und Verstärkung bringen zu können. Auf dem Weg zwischen diesen beiden Stationen stand dazu noch eine Anzahl von Blockhäusern, deren Besatzung die Bahnlinie bewachen und zu diesem Zwecke ständig auf und ab patrouillieren mußte. Jeden Morgen, ehe ein Zug abfuhr, wurde die ganze Linie eingehend untersucht. Nachts war an einen Verkehr der Züge überhaupt nicht zu denken, weil man dann fast sicher sein konnte daß sie abgefangen wurden.

Als wir im März 1901 in den Steenkampsbergen kampierten und zu mehrwöchiger Unthätigkeit gezwungen waren, wurde eine Feldkornetschaft von ungefähr 100 Mann beauftragt, den Versuch zu machen, einen Zug abzufangen. Ich hatte die Gegend selbst aufgeklärt und sandte den Feldkornett ab, um die Mine an einem ihm bezeichneten Platz zu legen, der mir als der günstigste erschienen war. Nun wurde ein Martini-Henrygewehr genommen und ungefähr vier Daumen vor und vier Daumen hinter dem Schloß abgesägt. Der Bügel, der den Abzug schützt, wurde abgefeilt, so daß der letztere völlig frei lag. Das ist dann das Instrument, mit dem die Sprengungen gewöhnlich vorgenommen wurden.

Das Kommando zieht nun nach der Station und nähert sich ihr, so weit es das kann, ohne von den Wachen gesehen zu werden. Zwei der tüchtigsten Bürger gehen mit Einbruch der Dunkelheit mit dem erwähnten Gewehrstück und einem Päckchen Dynamit an die Eisenbahn bis zu der bezeichneten Stelle, wobei sie eine Strecke weit auf den Schienen laufen, um keine Fußspuren zu hinterlassen. Alsdann nehmen sie behutsam die obersten Steinchen weg und sammeln sie in einer Tasche, um sie später, wenn sie fertig sind, wieder zur Ausfüllung der Stelle zu gebrauchen, wo das Sprengeinstrument nun liegt. Dann wird soviel Erde weggenommen, als nötig ist, um das Gewehrschloß unter die Schienen schieben zu können und zwar mit dem Abzug, der gerade die Schienen berühren muß, nach oben. Das Gewehr ist mit einer Patrone ohne Kugel geladen, und vor die Mündung des Gewehrschlosses wird das Dynamit gelegt. Wenn nun der Zug über die Schiene hinläuft und diese sich unter dem Gewicht der Maschine biegt, so muß sie den Abzug berühren, und es erfolgt der Schuß, der dann die Explosion des Dynamits bewirkt. Die so gelegte Mine wird nun wieder sorgfältig zugedeckt, so daß jeder Stein wieder an seinen früheren Ort zu liegen kommt und so alle Spuren des Werkes vermischt werden. Die zwei Bürger gehen nun zusammen mit den Wachen, die während dieser Arbeit nach beiden Seiten hin ausgestellt waren, zurück, und zwar wieder ein Stück auf den Schienen, immer sorgfältig darauf

bedacht, keine Spuren ihres Aufenthaltes zurückzulassen. Zurückgelehrt, melden sie dem Feldkornett, daß alles in Ordnung ist.

Während der Nacht, in der unser erwähnter Anschlag vorbereitet wurde, faßte der Feldkornett mit seinem Kommando Posto hinter einem kleinen Randje,* eine Meile von der Bahnlinie entfernt, und die Bürger versteckten sich und ihre Pferde so, daß sie am folgenden Morgen nicht gesehen werden konnten. Nach unserer Erkundung sollte der erste Zug, der am folgenden Morgen vorbeikommen mußte, der Postzug mit der europäischen Post sein. Wenn unser Plan glückte, mußten wir suchen, so viel Kleidung und Nahrung zu erbeuten, als wir überhaupt wegführen zu können Aussicht hatten. Am folgenden Morgen fand wie gewöhnlich die haarscharfe Untersuchung der Bahn durch die feindlichen Späher statt. Sie entdeckten die Falle, die wir ihnen gelegt hatten, nicht. Zwei Bürger, die Wache stehen mußten, lagen oben auf dem Randje im Gras, von wo aus sie die ganze Bahnlinie übersehen konnten, und teilten dem Feldkornett mit, was vorging. Es wurde 10 Uhr morgens, und noch kam kein Zug. Die Mannschaften begannen bereits zu murren, denn sie hatten kein Essen fertig und durften auch kein Feuer machen, um etwas zu kochen, da die feindlichen Spione leicht irgend welche Bewegung hinter dem Randje hätten sehen und so den ganzen Plan vereiteln können. Die Pferde der Bürger standen bereits seit dem vorhergehenden Tage unter Satzel. Die feindlichen Späher hatten nun schon drei- oder viermal die ganze Linie zu Fuß und mit einem Wagen untersucht. Die Bürger dachten bereits, man hätte die Mine entdeckt oder ihre Anwesenheit erraten.

Es war für uns eine schwere Prüfung, wie Heringe aneinandergepackt, fast 24 Stunden lang an einem Orte liegen zu müssen.

Plötzlich um 4 Uhr mittags schrie die Brandwache: „Wir sehen ein Rauchwölkchen, das immer näher kommt!“ und nach einer Weile: „Wir sehen schon den Schornstein des Zuges, er kommt in aller Eile an. Macht euch fertig, Kerels!“

Alles stieg zu Pferde und wartete ruhig die Explosion ab. Man hielt den Atem an: konnte der Feind nicht noch im letzten Augenblick die Mine entdecken und entfernen? Dann wäre alle Mühe vergebens gewesen! Oder konnte nicht eine starke Abteilung Soldaten mit Kanonen auf dem Zuge sein, so daß wir auf die Hosen bekamen? — „Er ist nun ganz in der Nähe, Kerels!“ rief da eine der Wachen, und kaum hatte der Mann die Worte gesprochen, da entlud sich auch schon unsere Mine mit einem gewaltigen Schlage. Die Bürger stürmten nun gegen den Zug an, der zum Stillstand gekommen war. Die Lokomotive war umgeworfen, der Zug selbst aber unversehrt. „Vorsichtig, Kerels, jagt auseinander!“ hörte man rufen.

Als wir bis auf 500 Schritte herangekommen waren, gab der Feind eine Salve auf uns ab. An den Schüssen konnten wir hören, daß es nicht viele Schützen waren, und diese wenigen schossen überdies so schlecht und ins Blaue hinein, daß die Bürger zu rufen anfingen: „Stürmt rasch, Kerels, die Tommies sind noch voll Schreck über die Explosion und schießen vorbei!“ Etwa 100 Schritte vom Zug entfernt, sprangen die Bürger von den Pferden und eröffneten ihr Feuer auf die Verteidiger des Zuges. Es dauerte nicht lange, so stieg die weiße Flagge hinter dem Eisenbahndamme auf. Das Schießen wurde eingestellt, und der Zug war ohne viele Mühe erobert. Leutnant Crawsby vom Remonteamt war der Träger der weißen Flagge und übergab sich mit 20 Tommies.

Die Tommies wurden freigelassen, nachdem sie entwaffnet worden waren, und nur der Leutnant wurde kriegsgefangen gehalten und 6 anderen gefangenen Offizieren zu Roosfenekal beigegeben. Von dem Zuge konnte nur ein Teil vernichtet werden, denn im anderen Teile saßen Frauen und Kinder, die nach den Konzentrationslagern übergeführt werden sollten.

Die Eroberung dieses Zuges war unser zweiter Erfolg innerhalb eines kurzen Zeitraumes, denn wir hatten eben erst in der Nähe der Station Van einen Zug erbeutet, wobei wir auch einige Wagen voll Christgeschenke bekommen hatten, die ursprünglich für Tommies bestimmt waren. Die Geschenke bestanden aus Kuchen, Puddings und anderen Leckerbissen, und es war ein Genuß, zuzusehen, wie die Buren mit Kuchen und Puddings „Geburtstag“ feierten.

Einige Wochen später versuchten wir wiederum einen Zug bei der Station Wonderfontein abzufangen. Alles ging gut, bis wir nach der Explosion aufstürmten. Damen aber eröffnete der Feind mit 2 Kanonen das Feuer auf uns. Wir mußten über eine offene Fläche stürmen und standen nicht nur dem Kanonenfeuer, sondern auch den Gewehrschüssen von 100 Tommies preisgegeben. Es war ein gepanzerter Zug, mit dem wir diesmal zu thun hatten, und die Wagen, auf welchen die Kanonen standen, waren bei der Entgleisung unbeschädigt geblieben. Nachdem wir vergeblich versucht hatten, den Zug im Sturm zu nehmen, mußten wir uns mit dem Verlust von 3 Toten zurückziehen. Man sieht also auch hier wieder, daß das „Züge fangen“ nicht immer Kuchen und Puddings brachte.

Der britische Soldat und der Bur als Kriegsmann.

Den britischen Soldaten als Offizier lernte ich in verschiedenen Charakteren und Temperamenten kennen. Der Offizier der regulären Truppen war jederzeit bereit, offen auszusprechen, daß er von dem Offizier der irregulären Truppen nicht viel hielt, und der Offizier der Freiwilligen war ebenso bereit, rückhaltlos zu erklären, welche geringe Meinung er von dem regulären Offiziere hatte. Wenn ich ehrlich sein soll, so muß ich den regulären Offizier den Vorzug geben. Ich fand ihn selbständiger, praktischer und weniger affektiert als seinen Kollegen, den irregulären Offizier. Im allgemeinen hatte ich den britischen Offizier für tapfer, wenn ich auch der Meinung bin, daß er oft eine unpraktische Tapferkeit an den Tag legt, und daß vor allem die gar zu jungen Offiziere, von Ehrsucht getrieben, sich verzweifelte und tollkühne Stücke leisten, denen großenteils der schwere Verlust an Offizieren im britischen Heere während dieses Krieges zuzuschreiben ist. Seit ich in die Hände der Engländer gefallen bin, habe ich ersahren, daß mich gerade die Offiziere, gegen welche ich gefochten hatte, am edelmütigsten behandelten. Ich kann nach persönlicher Bekanntschaft mit einer beträchtlichen Anzahl von Offizieren verschiedener Regimenter ruhig erklären, daß der britische Offizier nur in zwei Kategorien angetroffen wird: er ist entweder ein Gentleman oder ein gemeiner Kerl („cad“). Der erstere ist geneigt, gegen seinen Widersacher edelmütig zu sein, und tritt in der Regel ruhig und gesetzlich auf, während der „cad“ alle schlechten Eigenschaften besitzt und nicht allein in den Augen des Gegners ein widerwärtiger Mensch, sondern auch in seiner eigenen Umgebung verachtet ist. Fehler haben die britischen Offiziere in diesem Kriege sicher gemacht, und es giebt Fälle, in denen durch die Schuld der Anführer, z. B. von General Gatacre — sast jeder Schritt zu neuen Niederlagen führte. Ich bin aber nicht der Meinung, daß diese Fehler alle notwendigerweise der Dummheit, Feigheit oder Indisktretion zugeschrieben werden müssen, weil meiner Ansicht nach der Erfolg eines Heerführers auch sehr viel vom Glück abhängt.

Der britische Soldat oder der Tommy, der für geringen Taglohn unendlich viel Dienste leistet, ist bereit, unter allen Umständen aufopfernd seine Pflicht oder das, was er als Pflicht gegen Land und Volk betrachtet, zu thun. Wird Tommy durch den einen oder anderen Vorfall aus den Verhältnissen herausgerissen, in denen er seine Routine erworben hat, dann ist er ein äußerst hilfloses Geschöpf, und diese Hilflosigkeit — meines Erachtens durch die Ueberspannung der Disziplin hervorgerufen, welche Tommy weder selbständig denken, noch für sich selbst sorgen läßt — ist unzweifelhaft eins der Gebrechen, welches die Engländer in diesem Kriege selbst gefühlt haben müssen. In Bezug auf den Charakter des gewöhnlichen Soldaten kann ich nur nochmals sagen, daß er ein williger und treuer Kriegsmann ist, und an seine Willigkeit und seinen Patriotismus sind alle Erfolge des britischen Heeres gebunden. Daß Tommy tapfer ist, unterliegt keinem Zweifel, wenn es auch Ausnahmen giebt. Von den britischen Soldaten, mit denen mich mein Los in Berührung brachte, fand ich, daß die Iren und Schotten die weitaus besten Kriegsleute waren. Wäre Tommy bei seiner Tapferkeit ein guter Schütze, so wäre er sicher doppelt gefährlich. Im allgemeinen ist Tommy ein humaner Mann, doch gilt es hier genau

k

* „Rand“ ein langgestreckter Berg; „Randje“ ist die Verkleinerungsform.

Photographie im Verlag von Braun, Clement & Cie. in Dornach im Els. u. Paris.

BACCHANTIN

Nach dem Gemälde von G. Seignac

Das Stilfser Joch.
Nach dem Gemälde von Jos. Rummelspacher.

zu unterscheiden zwischen dem regulären und dem eigens angeworbenen Tommy. Letzterer ist weniger geneigt, menschlich zu sein, und läßt sich oft Ausschreitungen zu schulden kommen. Das hat er bei dem „Einsammeln“ von Frauen und Kindern und dem Plündern von kriegsgefangenen Buren oft nur allzu deutlich bewiesen. Mit unseren Verwundeten hatte Tommy in der Regel Mitleid und half gern einem verwundeten Feinde.

Die englische Infanterie hat in diesem Krieg, vornehmlich in der ersten Periode desselben, die schwerste und mühsamste Arbeit verrichtet. Wo der Kavallerie der Durchbruch nicht gelang, mußte die Infanterie in die Lücke treten und den Weg bahnen. Die Infanteristen sind schwerer zurückzuschlagen, weil sie, wenigstens wenn sie in aufgelöster Ordnung ankommen, ein schlechtes Ziel abgeben. Außerdem können sie sich immer wieder sollen lassen, vermögen überall Deckung zu suchen und zu finden, und es ist, wenn sie von Artillerie unterstützt werden, schwer, mit ihnen fertig zu werden, während die Kavallerie gegen gute Schützen, wenn diese in ihrer Stellung sie erwarten, überhaupt keine Chancen hat. Sie bildet mit ihren Pferden ein so gutes Ziel, daß man es fast gar nicht fehlen kann. Von unendlich größerer Bedeutung als die Kavallerie ist die berittene Infanterie. Natürlich hängt alles ab von der Qualität von Mann und Pferd. Ist der Mann ein guter Schütze und weiß er mit Gewehr und Pferd umzugehen, ist er im Sattel zu Hause und seines Reittieres in vollem Maße Herr, ist das Pferd, das er reitet, nicht ein plumper Gaul, sondern leistungsfähig und ausdauernd, wie der afrikanische oder Basuto-Pony, so wird die Leistung des berittenen Infanteristen auch entsprechend gut sein.

Zwischen einem **Burenoffizier** und einem **gewöhnlichen Buren** besteht in Friedenszeiten kein Unterschied, so daß das Verhältnis zwischen dem Bürger und seinem Offizier himmelweit verschieden ist von dem Verhältnis zwischen dem englischen Soldaten und seinem Offizier. Beinahe jeder Bürger ist ein unabhängiger Bauer, der eine auf großem Fuße, der andere auf kleinem. Beide stehen aber im Heere einander völlig gleich. Sobald das Kriegsgesetz verkündet ist, wird die ganze Bevölkerung dienstpflichtig. Man findet dann im Heere jeden Stand vertreten, alle werden auf dieselbe Art behandelt, und aus ihrer Mitte wird der Offizier gewählt. Es kommt vor, daß ein Bürger heute noch inmitten seiner Kameraden als gewöhnlicher Soldat kämpft, und morgen wird er zum Feldkornett oder Kommandanten gewählt, und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß er nach ein paar Tagen bereits General wird. Der Offizier stammt aus demselben Distrikt wie seine Bürger, sie kennen einander aus dem alltäglichen Leben. Fällt ein Bürger in einem Gefecht, dann weiß der Offizier, daß ein Bekannter oder Freund hinweggenommen ist, dessen Familie er, wenn er am Leben bleibt, nach dem Kriege als Witwe und Waisen in Trauer versunken wiedersehen wird. In derselben Weise nimmt der Bürger teil an dem Geschick seines Offiziers.

Unsere Offiziere können in zwei Klassen geteilt werden, in tapfere und ängstliche. Der tapfere Offizier stellt sich gewöhnlich, wo und wann er kann, zum Kampf, während der ängstliche Offizier immer erst auf Befehle wartet, viele Pläne macht, wie sich ein Gefecht vermeiden läßt, und es gewöhnlich fertig bringt, der Gefahr fern zu bleiben. Dabei kommt es noch oft vor, daß die Bürger ein solches Hasenherz auf den Händen tragen; „denn,“ sagen sie, „er bewahrt uns vor der Gefahr.“ Meine Erfahrung kann ich in die Worte zusammenfassen: „Wie der Offizier, so sind auch seine Bürger.“ Wenn einzelne Kommandos einen schlechten Ruf belamen, so tragen unzweifelhaft die Offiziere die Schuld daran. Während der Jahre 1901 bis 1902 haben fast lauter junge Offiziere die Plätze der alten eingenommen. Viele von diesen Alten waren müde geworden und hatten sich dem Feinde ergeben. Andere hatte man des Kommandos enthoben müssen, weil die Zustände nun verändert waren und die jungen Bürger besser imstande waren, mit ihrer Zeit gleichen Schritt zu halten und sich den Umständen anzupassen. Zudem ist der junge Offizier eifriger, setzt dem Feinde energischer zu, ist leichter bereit, einen Angriff zu wagen, und weniger geneigt, zurückzuweichen oder zu flüchten.

Wenn es auch Fälle gegeben haben mag, wo Offiziere im Verkehr mit ihren Gefangenen nicht völlig die Etikette gewahrt haben, so kann ich doch ohne Zögern behaupten, daß, soviel mir bekannt ist, kein Burenoffizier irgend welche gemeine That begangen, vielmehr im allgemeinen menschlich und edelmütig an seinem Gegner gehandelt hat.

Als Kriegsmann hat fast jeder Bürger den Vorteil, daß er von Jugend auf mit Gewehr und Pferd umzugehen gelernt hat und demnach ein guter Schütze und ein vollkommener Reiter ist. Er kann in der Regel den Abstand, auf den er schießen muß, mit dem ersten Blicke schätzen. Er schießt nicht ohne Ziel und hat von dem Tage ab, da er als Jüngling mit sehr wenig Munition in der Tasche im Feld sagen ging, mit seiner Munition sparsam umzugehen gelernt. Der Bürger, der sein Pferd als besten Freund und Kameraden schätzt, weiß sein Tier auch gut zu behandeln.

Tapfer ist der Bürger sicherlich, ebenso ist er human und mitleidig gegen seinen kriegsgefangenen Feind und besonders gegen Verwundete.

Fällt der Offizier in einem Gefecht, dann ist der Bürger nicht hilflos wie der Tommy in gleicher Lage. Jeder einzelne weiß mehr oder weniger selbständig zu handeln. Wenn also der Fall eines tapferen Offiziers auch große Veränderungen bringt, so wird doch das Kommando dadurch nicht auseinandergerissen oder verwaist, denn das stolze Unabhängigkeitsgefühl des einzelnen bewahrt ihn davor, sich völlig abhängig zu fühlen von seinem Offizier, und es ist keiner, der nicht in allen Verhältnissen nach eigenem Gutdünken zu handeln wüßte, bis wieder Ordnung geschaffen ist.

Was den kriegerischen Geist der Bürger betrifft, so verweise ich wohl am besten auf die vielmals festgestellte Thatsache, daß dieselben Bürger, welche an einem Tage geschlagen worden waren, schon am folgenden Tage wiederum dem Feind entgegenzogen, und ferner darauf, daß die Bürger trotz all der großen Entbehrungen doch fast drei Jahre stand hielten. Ich glaube, selbst unser ärgster Feind wird mir zustimmen, wenn ich sage, daß der Bur, der bis zum letzten Augenblick seinem Lande treu geblieben ist, ein Mann ist von selbständigem Charakter und von edelsten Grundsätzen. Hätte nicht so vielen unserer Bürger gefehlt, was bei dem britischen Heere in so reichlichem Maße gefunden wurde, nämlich Patriotismus und Nationalitätsgefühl: welches Volk würde dann die Afrikaner übertroffen haben!

Ich behaupte, daß in diesem Krieg der Patriotismus ebensoviel zum Erfolg auf der einen, wie zum Mißerfolg auf der anderen Seite beigetragen hat. Aber dabei steigt doch unwillkürlich die Frage in mir auf: Wenn nun die Engländer an unserer Stelle und wir an ihrer Stelle gewesen wären; wenn wir London und andere große Städte im Besitz gehabt hätten; wenn das englische Volk in den Bergen hätte herumflüchten und Mäuslein und Fleisch ohne Salz hätte essen und ohne Zelte hätte „treffen“ müssen; wenn seine Kleider zerrissen und seine Wohnungen verbrannt gewesen wären; wenn seine Frauen und Kinder in Feindeshand gewesen und in Konzentrationslager weggeführt worden wären, und wenn seine kämpfenden Männer heute aus diesem, morgen aus jenem Kamp den Bericht erhalten hätten, daß täglich zwei, drei oder vier Schlachtopfer, von fremden Händen in rohe Holzkisten gelegt, nach ihren Gräbern getragen worden seien — Berichte, die auch das Herz des stärksten Bürgers unter den Waffen entmutigten —: würde dann nicht auch ein großer Teil der Engländer in seiner Standhaftigkeit wankend geworden und zur Gegenpartei übergelaufen sein? Es ist für mich schwer, diese Frage zu beantworten, aber eines ist sicher, daß man nämlich den Kern und den Patriotismus eines Volkes erst dann recht kennenlernt, wenn es auf die äußerste Probe gestellt worden ist. Und das war bei England nicht der Fall.

Etwas über die Waffen, die in diesem Kriege zur Verwendung kamen.

Das Gewehr. Ich erinnere mich noch an die Zeit, da das Schnellfeuergewehr unsere Waffe war und wir damals dachten, es könnte nie übertroffen werden. Später wurde es durch das Martini-Henrygewehr ersetzt, das nun als das Mustermodell betrachtet wurde, an dem niemand mehr eine Verbesserung werde anbringen können. Im Jahre 1895 wurde das Guidesgewehr von unserem Kriegsamt eingeführt, um das

Martini-Henrygewehr zu ersetzen. Noch kein Jahr war vergangen, da kam das Mausergewehr aufs Tapet, und das Guidesgewehr verschwand in dem Strom der Popularität, der das Mausergewehr in die Höhe trug. In diesem Kriege ist das Mausergewehr unsere Waffe gewesen, solange wir Munition dafür hatten. Als diese erschöpft war und uns alle Einfuhrhäfen abgeschnitten waren, kam das Lee-Metfordgewehr in Gebrauch. Denn von Zeit zu Zeit fanden wir Lee-Metfords in Ueberfluß bei den gefangenen Engländern und auf den Zufuhren, die wir das Glück hatten in die Hände zu bekommen. Auf dieselbe Weise bekamen wir auch immer noch genug Munition, um den Kampf fortzusetzen. Das Mausergewehr sowohl als das Lee-Metfordgewehr sind gut, und ihr Unterschied in Vorzügen und Mängeln ist so gering, daß nicht leicht zu entscheiden ist, welches von ihnen den ersten Preis verdient. Aber trotzdem muß ich auf Grund einer reichen Erfahrung das Mausergewehr für das beste erklären, sowohl für Kriegszwecke als auch für Scheibenschießen. Im großen und ganzen ist das Mausergewehr sehr sorgfältig gearbeitet. Im Gefecht kann man mit ihm mehr Schüsse abfeuern als mit dem Lee-Metford, denn wenn das Magazin des Lee-Metfordgewehres leergeschossen ist, so bekommt man im Gefechte keine Zeit mehr, es wieder mit zehn Patronen zu füllen, und muß sich darum zufrieden geben, die Patronen eine nach der anderen in den Lauf zu stecken und abzuschießen. Das Magazin des Mausergewehres dagegen ist zwar nur für fünf Patronen eingerichtet, aber sobald es leer ist, können schnell wieder fünf neue eingeschoben werden. Den Mauserrevolver habe ich die ganze Zeit über, da ich im Felde stand, gebraucht, und ich kann die Erklärung abgeben, daß ihm der Webly — oder sonst ein anderer Revolver — nicht gleichkommt.

Lanze und Säbel haben, was Südafrika betrifft, unzweifelhaft ihre Laufbahn beendigt, und als Kriegswaffen müssen meines Erachtens Säbel und Lanze auf dieselbe Stufe gestellt werden wie Pfeil und Bogen bei den Naturvölkern. Diese Behauptung wird zwar als eine Ungeheuerlichkeit betrachtet werden, denn ich weiß, wie der moderne Soldat an Säbel und Lanze hängt. Aber man betrachte einmal die Wahrheit in ihrer ganzen Nacktheit und sage mir dann, welche Chancen Säbel und Lanze gegenüber dem Mauser- oder Lee-Metfordgewehr haben, wenn dieses in der Hand eines Mannes ist, der tüchtig schießen kann. Als Zierat in Friedenszeiten und besonders auf Paraden mögen immerhin — das gebe ich zu — Lanze und Säbel dazu beitragen, dem Soldaten ein heldenhaftes Aussehen zu geben, aber damit ist dann auch der Wert, den ich den beiden Waffen zuschreiben kann, erschöpft.

Ich habe nicht viel mit dem Bajonett fechten sehen. Zweimal geschah es wohl, daß wir beim Sturm auf feindliche Stellungen mit den Bajonetten auf den Gewehren bekämpft wurden, aber beide Male war es Nacht, so daß nicht viel davon zu sehen war; doch weiß ich, daß das Bajonett uns sehr wenig Schaden zugefügt hat. Ich bin aber geneigt zuzugeben, daß das Bajonett auf dem Gewehr dem Infanteristen von großem Nutzen sein kann, wenn auch nur in vereinzelten Fällen, und daß das Bajonett ihm mehr Vertrauen in die Unwiderstehlichkeit seiner Ausrüstung giebt.

Schlummerlied.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dunkelheit umfangen,
Von Träumen eingewiegt,
Mein Bübchen in den Kissen,
Ein schlaland Knöspchen, liegt.
Ich schaue still hernieder,
Wie's so verloren lacht —
O du, mein blühend Leben,
Schlaf süss: die Mutter wacht!

Die Tage geh'n und kommen
Dir noch mit gleichem Schritt,
Bringt jeder dir ein Liebes
Und Lust und Lachen mit.
Es kommt die Zeit, da schreiten
Die Sorgen durch die Nacht —
O du, mein blühend Leben,
Schlaf süss, die Mutter wacht!

Oft, wenn ich selbst bekümmert
Und recht verlassen bin,
Knie ich an deinem Bettchen,
Mein Liebling, weinend hin.
Bis mich dein sanfter Atem
Getrost und ruhig macht —
Dann bist du, Kind, der Engel,
Der meinen Weg bewacht!

Anna Ritter

Zeitlose Blumen, Gemüse und Früchte.

Von Max Hesdörffer.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wie der Prophet bekanntlich nichts in seinem Vaterlande gilt, so gelten auch Blumen, Gemüse und Früchte nichts oder nur recht wenig in der ihnen von der Natur vorgeschriebenen Vegetationsszeit. Eine gewisse Ueberkultur, welche in manchen Dingen die Gegenwart beherrscht, hat auch die Züchter von Zier- und Nutzgewächsen erfaßt, und sie tragen ihr Rechnung in ihren Leistungen.

Recht eingehargert ist diese Ueberkultur schon auf dem Gebiete der Blumenzucht. Mag man sie auch in mancher Hinsicht bedauerlich finden, so hat sie doch zur Hebung des deutschen Gartenbaues wesentlich beigetragen und das Interesse für schöne und seltene Blumen in weiteren Kreisen gefördert. Aber die Zeit, zu welcher bestimmte Blumenarten für die einzelnen Monate bezeichnend waren, das Veilchen für den März, Tazette und Narcisse für den April, Maiglöckchen und Flieder für den Mai, die Rose für den Juni rc. ist längst entschwunden. Heute ist unser Veilchen eine der gewöhnlichsten Alltagsblumen, und nur im Winter haben die duftenden Treibhausveilchen noch einigen Wert, die großen, aber duftlosen Princesse de Galles-Veilchen der Riviera sind längst dem Straßenhandel verfallen. —

Erst seit Eröffnung des Gotthardtunnels haben sich neben den südfranzösischen Blumen auch die obertalienischen den deutschen Markt erobert, den sie im Winter mit billigem, dafür auch schlechtem Material versorgen; jedenfalls waren sie die ersten zeitlosen Blumen, welche in Massen angeboten wurden. Während die deutschen Gartner anfangs ruhig die fremde Konkurrenz über sich ergehen ließen, nahmen sie sich doch bald mit großer Thatkraft und mit wachsendem Erfolge der Winterkultur von Frühlings- und Sommerblumen an. Mit den mannigfachsten Hilfsmitteln der modernen Technik ausgestattete Treibhäuser erlegen heute in unseren kalten Klima den ewig sonnigen Himmel des Südens. Die schon lange bekannten fremdländischen Pflanzen, deren natürliche Blütezeit in unsere blumenarmen Monate fällt, sind durch Neuzüchtungen verbessert, durch Neueinführungen vermehrt worden. Es sei hier nur an die Orchideen erinnert, die in mehreren tausend Arten zu Millionen, namentlich aus Südamerika, eingeführt wurden. Die meisten der zeitlosen, heute den Blumenmarkt beherrschenden Blüten verdanken aber verschiedenen Zwangskulturen ihre Entstehung.

Neueren Datums ist das Verfahren, gewisse Pflanzen durch niedere Temperatur gewaltsam in der Entwicklung zurückzuhalten, um sie zu ganz außergewöhnlichen Zeiten zur Blüte zu bringen, zu welchen sie als Seltenheiten hoch im Preise stehen. Diese gewaltsame Aufzwingung eines um Monate verlängerten Winterschlafes lassen sich freilich viele Pflanzenarten nicht gefallen, und bei anderen liefert sie dem Züchter keinen finanziellen Vorteil. Heute wird das „Eisverfahren", wie man es nennt, im großen wesentlich bei zwei Pflanzen erfolgreich angewendet, bei den aus Japan eingeführten Lilien und bei den Maiglöckchen. Die künstlich in der Vegetation zurückgehaltenen Lilienzwiebeln erzielt man zu Winterblühern, während die „Eismaiblumen", wie sie im Handel heißen, vom Juli ab bis zum Schlusse des Jahres den Blumenmarkt beherrschen. Meist erfolgt die Lagerung bei Maiblumenkeime und Lilienzwiebeln in den Kühlhäusern, welche in den letzten Jahren vielfach durch Gesellschaften, natürlich vorzugsweise für andere Zwecke, in den großen Handelsstädten errichtet wurden. Die Treibkeime der Maiblumen werden für diese Kaltlagerung zu je 2- bis 5000 dicht gedrängt in Kisten verpackt, in welchen sie zu einem einzigen Block gefrieren. Diese Eismaiblumen bilden einen bedeutenden Handelsartikel, sie werden von Deutschland aus nicht nur nach anderen europäischen Ländern, sondern auch zu Hunderttausenden nach Nordamerika ausgeführt. Wenn eine im Hochsommer dem Hamburger Kühlhause entnommene Maiblumenkiste in Amerika eintrifft, bildet der Kern ihres Inhaltes noch eine festgefrorene Masse. Eine einzige Firma in Hamburg konserviert jährlich 6 000 000 Maiblumen durch das Eisverfahren.

Werden die künstlich zurückgehaltenen Pflanzen aus der eisigen Umarmung befreit und milder Temperatur ausgesetzt, so beginnt das lange zurückgehaltene Leben bald mächtig in ihnen zu pulsieren, und sie

gelangen in verhältnismäßig kurzer Zeit zur Blüte. — In direktem Gegensatz zu diesem auf eine Verlängerung der Ruhezeit berechneten Eisverfahren steht das die Ruheperiode meistenteils verkürzende Treibverfahren. Eine sehr beträchtliche Anzahl der schönsten Blüher des Frühlings und Vorsommers läßt sich — oft freilich erst nach mehr oder weniger umständlicher Vorkultur — durch unsere Blumengärtner um ihren Winterschlaf betrügen. Von minderem, für dieses Verfahren in Betracht kommenden Blühern sind hier an erster Stelle wieder die Maiglöckchen, dann Flieder, Rosen, Schneeball, Veilchen u. a. zu nennen. Manche hassen beim Treiben den Sonnenschein und erwidern in der Hauptsache nur hohe, feuchtwarme Temperatur von 25 bis 35 Grad Celsius, so Maiglöckchen, Flieder und Schneeball, andere wollen gemäßigtere Wärme in Verbindung mit der Wintersonne, wie Veilchen und Vergißmeinnicht, und das Treiben der Rose, welches auch Sonnenschein erfordert, beginnt bei niederer Temperatur, die mit fortschreitender Entwicklung bis zu einer Höchstwärme von etwa 18 Grad Celsius gesteigert wird, während die Sonne natürlich vorübergehend höhere Wärmegrade im Glashause hervorruft. Hat der Gärtner diejenigen Treibgewächse, welche nur Wärme ohne Sonnenschein verlangen, ganz in seiner Gewalt, so ist er bei den übrigen von der Laune des Himmels abhängig. Dies ist die Ursache, daß alle im November und Dezember auf den Markt kommenden Rosen aus dem Süden stammen. Die ersten deutschen Rosen wurden in diesem Jahre gegen Mitte Januar geerntet; sie sind sofort an ihrem Duft, ihrer Schönheit und Frische freilich kenntlich und werden bisweilen in schönen Exemplaren mit 2 bis 3 Mark das Stück bezahlt, in einer Zeit, in welcher das ganze Dutzend italienischer Rosen kaum einen Handelswert von einer Mark besitzt. Zur Hauptsaison werden in den großen Berliner Rosentreibereien täglich mehrere tausend Blüten geschnitten.

Ein ganz neues Verfahren ist das Betäuben der Treibpflanzen mit Äther- oder Chloroformdämpfen, durch welches das Treiben ohne jeden vorausgegangenen Winterschlaf ermöglicht wird. Dieses von Professor Johannsen in Kopenhagen erfundene Verfahren, über das C. Fattendarth den Lesern der „Gartenlaube“ schon im Jahrgang 1900 in dem Artikel „Aetherisierte Friederblüten“ berichtete, hat sich bisher nur beim Flieder bewährt.

Ausgangs September oder Oktober, wenn die Pflanzen kaum ihre Vegetationsperiode beendet haben, werden sie in lufticht verschließbarem Raum 48 Stunden lang den betäubenden Aetherdämpfen ausgesetzt und unmittelbar danach in das warme Treibhaus gebracht, in welchem sie nun in kurzer Zeit zur Blütenbildung gelangen. Die sich bald darbietenden Verfahren und überhaupt die bei frühesten Treiberei unterzugehenden Gewächse sind natürlich nach dem Abblühen völlig erschöpft und für fernere Kulturzwecke nahezu oder ganz wertlos.

Es sei noch erwähnt, daß nicht alle Winterblumen, die wir früher nur als Blüher anderer Jahreszeiten kannten, künstlich getrieben sind; von Nelken, Veilchen, Vergißmeinnicht u. a. giebt es jetzt auch Arten bezw. Sorten, deren natürliche Blütezeit in unsere Wintermonate fällt.

Neben zeitlosen Blumen gezogen wir regelmäßig auch zeitlosen Gemüsen und Früchten, die als willkommene Bereicherung der Speisekarte gern gesehen werden. Die meisten zeitlosen Gemüse sind Dauergemüse, die in ganz naturgemäßer Weise gezogen und dann in geeigneten Kellerräumen konserviert wurden. Diese Räume werden lediglich frostfrei gehalten, denn Kältegrade wirken manche Gemüsearten schädigen, daneben wird in ihnen aber in erster Linie auf die Erhaltung gesunder Luft gesehen. So konserviert man von seinen Gemüsen die Winterendivie, einen geschnitzten Salat, den englischen oder Bleichsellerie, der rah gegessen wird, Schwarzwurzeln, Teltower Rübchen, den Knollenzieft, der als kleine Delikatesse gilt, u. a. Aus Italien erhalten wir die kleinen Blumenkohlköpfe, Artischaken, Melonen und gegen den Frühling hin Tomaten. Der dünne, grüne, aber äußerst zarte Spargel, der vom Februar ab bei uns erscheint, kommt aus den berühmten Spargeltreibereien von Argenteuil bei Paris, während die frühesten der zarten Treibhausgurken aus England stammen.

Im komplexen Verhältnis, in welchem sich die Blumentreiberei bei uns in Deutschland entwickelt hat, ist leider die Gemüsetreiberei zurückgegangen. Die Einfuhr seiner Gemüsearten aus von der Natur begünstigteren Ländern hat das Treiben der Frühgemüse unlohnend gestaltet, obwohl die bei uns unter Glas gezogenen Gemüse am zartesten und wohlschmeckendsten sind. Radieschen, Karotten, Salat, Kohlrabi, Mistbeet- und Treibhausgurken werden noch am häufigsten getrieben und gelangen im Frühling auf die Märkte, im Winter wird dann auch die Champignonkultur hie und da, namentlich in der Umgebung von Berlin, in großen betrieben.

Gewitter im Mai.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Ludwig Ganghofer.

(Schluß.)

Und da stand Vater Xaverl plötzlich vor Poldi und seiner Mutter, mit verdutzten Augen und ärgerlich gereizt. „Was habts denn ihr zwei miteinand? Der Bub ist doch keine drei Jahr mehr! Wie kann man denn einen ausgewachsenen Menschen so verkindeln!“ An Poldis Gesicht und am Blick der Mutter schien er zu merken, daß er eine Beichtstunde unterbrochen hatte. „So so? . . . No ja, aber jetzt möcht ich schon bald auch einmal wissen, was denn eigentlich los ist, daß man gar kein Fried nimmer hat im Haus! Oder muß ich allweil der Letzt sein, der was erfahrt?“

Die Mutter, in Erinnerung an frühere Zeiten, schien einen bösen Ausstritt zwischen Vater und Sohn zu befürchten. „Bubele, sei gescheit!“ flüsterte sie Poldi ins Ohr und strich ihm noch einmal mit der Hand übers Haar, während sie sich aus dem Gras aufrappelte. Dann nahm sie den Vater beim Arm. „Jetzt weißt, daß du allweil der Letzte bist im Haus, das ist doch ein bißl übertrieben!“ Sie zog ihn mit sich fort. „Geh, komm! Und laß den Buben in Frieh!“

Zu der Kanzlei sagte sie ihm alles. Aber bei Vater Xaverl war's mit der Rührung nicht gar weit her. Im Gegenteil, er schien erleichtert aufzuatmen, weil hinter dem verstörten Wesen seines Buben nichts anderes stecke als solch eine „Narretei“, bei der ohnehin nichts Vernünftiges herausgeschaut hätte. „Gott sei Lob und Dank, daß es die Katz wieder einmal auf die Füß gefallen!“ meinte er, „'s reine Glück für uns, daß der Bub mit seiner narrischen Lieb ein verrieglets Stadelthor gefunden hat, und daß das Mädel schon in Nummero Sicher ist . . . denn wann der Domini was hat in der Faust, so laßt er nimmer aus. Sonst hätten wir schöne Streich erleben können. Der Bub in seiner Narretei wär imstand gewesen und hätt sein ganze Narrehri über den Haufen geworfen und hätt so ein Mädel geheirat', die . . . na, ich will nichts sagen! Was wahr ist, soll wahr sein . . . 's Dorle ist ein bravs und ein liebs Dingerl! Aber unser Bub, der in fünf, sechs Jahr den Kapitän hat, der kann sich was Besseres aussuchen! . . . Gott sei Lob und Dank, daß die Sach erledigt ist!“

Die Försterin meinte mit einem Seufzer: so ganz erledigt wäre die Sache noch immer nicht! „Schau nur den Buben an! Was er für Augen hat!“

„Jetzt sei zufrieden, Alte! Und mach dir keine Sorgen nimmer! Müssen wir halt die paar Tag, die er noch da ist, recht gut sein mit dem Buben. Das macht's ihm leichter. Und wann er fort ist, hat er 's Aergste überstanden. Die Zeit wird ihm den hohlen Liebszahn schon langsam lupfen . . . und bis er wieder einmal in Urlaub kommt, lacht er selber drüber.“

Da fiel der Försterin ein, was der Dekan ihr gesagt hatte, und nun glaubte sie zu verstehen, wie sein Trost wegen der „Unsitkantheit“ gemeint war! Und wie gerne hätte sie sich trösten lassen! Wie gerne wäre sie ruhig und zufrieden gewesen! Aber eine bange, dunkle Sorge wühlte in ihrem Herzen. „Xaverl,“ warnte sie, „nimm's nicht so leicht!“ Und wieder sagte sie das gleiche Wort: „Schau dir den Buben nur an! Was er für Augen hat!“

„Augen halt, wie sie der Frisch macht, wann er geschnapxt hat und in der glanzigen Fliegen den Haken spürt! Aber unser Bub ist gesund! Der macht einen festen Zuck . . . und: Guten Morgen, Herr Fischer! Hat er 's klare Wasser wieder, so schaut er ganz anders drein!“

„Xaverl! Mir ist so viel angst! Ich sag dir's, dem Buben reißt's am Leben!“

„Geh, du!“ Der Förster mußte lachen. „So was! Wie d' Weiberleut aber alles gleich übertreiben müssen!“ Er setzte sich an den Schreibtisch. „Ich hab dich gewiß auch gern gehabt . . . aber wann ich dich nicht kriegt hätt, deswegen hätt ich noch lang nicht sterben müssen!“

Es lag ihr auf der Zunge: Du! Und der Bub! Das ist doch was anders! Aber sie verschwieg das, weil sie ihren Xaverl nicht kränken wollte. Und trug ihre wühlende Sorge in den schönen Abend hinaus.

Auf dem See draußen sah sie ihren Buben im Nachen sitzen und rudern, daß vor dem Kiel das Wasser aufging, so weiß wie Schnee.

Er ruderte, daß ihm der Schweiß auf die Stirne trat —

ruderte immer den See hinauf, als möchte er das sinkende Licht mit Gewalt noch einholen. Aber der rote Feuerstreif auf den Wellen war schon erloschen, die Sonne schon hinuntergegangen.

Es fing an zu dämmern, und ehe noch am mattblauen Himmel sich die ersten Sterne zeigten, flammte pünktlich mit dem Abendläuten am ganzen Ufer hin das Licht des Domini auf.

An diesem Abend wußte die Försterin, warum die Augen ihres Buben das grelle Licht so schwer vertrugen — und warum es ihn immer vom See hereintrieb in die Stube, sobald die Glocke zu läuten begann.

Als sie auf dem gedeckten Tisch das grüne Glas über die Petroleumlampe hob, da hörte sie schon im Garten draußen seinen Schritt. Auch die Kanzleithür hörte sie gehen.

bis zum kalten Grab." Wieder lachend, befreite er sich aus dem Arm des Vaters und trat in die Stube.

Vater Xaverl nahm diese Antwort nicht gar so ernst. Und nun seinen Buben aufzuheitern, erzählte er beim Abendessen und bei der qualmenden Pfeife alle lustigen Jagdgeschichten, die er in dreißig Jahren erlebt hatte. Und als ihm nichts Erlebtes mehr einfiel, that er einen tiefen Griff ins „Lateinische". Dabei amüsierte er sich so gut, daß er ein ums andere Mal bei allen Heiligen schwor, er hätte in seinem ganzen Leben noch nie so viel gelacht wie an diesem lustigen Abend.

Doch je lauter der Vater lachte, desto tiefer grub sich auf Poldis Stirn die Falte ein, die zwischen seinen Brauen lag.

Und die Mutter hatte alle paar Minuten was in der Küche

Jugendlicher Uebermut.
Nach dem Gemälde von Otto Goldmann.

Im dunklen Hausflur faßte Vater Xaverl den Buben ab, legte ihm den Arm um die Schultern und rüttelte ihn mit derber Zärtlichkeit, als hätte er einen Schlafenden aufzuwecken. „Sei gescheit, Mannbele! Die Mutter hat mir alles gesagt. Und jetzt sei mir ein bißl vernünftig! Denk dir: du bist nicht der Erst, der mit der Lieb den Postwagen versäumt hat! In Gotts Namen, setzt man sich halt hin am Weg und laßt sich 's Warten nicht verdrießen . . . es kommt schon wieder ein Wagen . . . einer, auf dem man viel besser sitzt. Und schau . . . wenn du dir die ganze dumme Geschicht mit Verstand überlegst, mußt dir doch selber sagen, daß da nichts rausgeschaut hätt dabei!"

„Ne, Vater, nicks nich!" sagte Poldi, mit leisem Beben in der Stimme. „Nicks nich . . . als bloß ein schönes und gutes Glück!" Er lachte. „Aber wozu braucht der Mensch auch ein Glück! Ne, Vater! Dat möt nich sin! Der Mensch hat für Leben und Sterben ander Ding genug! Damit langt er gut

zu schaffen — um vor ihrem Buben die Thränen zu verbergen, die ihr immer wieder in die Augen traten.

* * *

Die schönen Tage begannen schwül zu werden — so schwül unter dem Dach des Försterhauses wie draußen unter dem freien Himmel mit seiner heißen Sonne.

Von der „dummen Geschicht", wie Vater Xaverl den Herzenskummer seines Buben zu nennen pflegte, wurde im Försterhaus nur gesprochen, wenn Vater und Mutter allein waren. Saß aber der Bub bei ihnen, dann schwatzte man von hundert Dingen, nur von dem einzigen nicht, an das sie alle dachten. Und das war immer ein tröpfelndes Reden, ein müdes Lachen, ein beklommenes Verstummen.

Wie lang ihnen allen solch ein Abend wurde — bei der trüb brennenden Petroleumlampe, um die noch Vater Xaverls Pfeife die grauen Schleier ihres Qualmes spann!

Doch am Freitag abend — am letzten Abend vor Poldis Abreise — da wurde allen dreien das Schwatzen ein bißchen leichter. Jedes von ihnen schien zu denken: morgen ist's überstanden!

Die Alten sprachen immer vom nächsten Urlaub ihres Buben, Vater Xaverl braute einen Punsch, und da blieben sie lange sitzen — denn die Mutter hatte noch bis spät in die Nacht hinein zu nähen, um das Zeug ihres Buben völlig in Ordnung zu bringen, und am andern Morgen, gleich in aller Frühe, gedachten sie den Koffer zu packen — Poldi mußte wohl erst am Abend gegen zehn Uhr von zu Hause fortfahren, um in der nächsten, eine Stunde vom Dorf entfernten Bahnstation den Anschluß an den nach Mitternacht von München abgehenden Personenzug zu erreichen — aber wenn der Koffer am Morgen schon fertig stünde, dann könnte man sich „Zeit lassen", meinte die Mutter. „Und man hat sich doch noch ein bißl!"

Als sie schlafen gingen, war Vater Xaverl vom Punsch so fidel geworden, als käme er aus der Schützengesellschaft. Er machte sich's in den Federn bequem und lachte und schwatzte, während die Mutter noch immer was zu kramen hatte. Aber schließlich wurde er still, und als er zu sägen anfing, schlich die Försterin auf den Zehen aus der Stube und ging zur Kammer ihres Buben hinaus.

An der Thüre lauschte sie ein Weilchen. Alles war still da drinnen, doch es schimmerte noch Licht durch die Ritzen der Thüre heraus — und als sie in die Kammer trat, sah sie ihren Buben halb entkleidet neben dem flackernden Herzenlicht am offenen Fenster sitzen.

Wortlos, wie von einem schmerzenden Krampf geschüttelt, streckte er der Mutter die Arme entgegen und zog sie auf seinen Schoß und hielt sie umklammert und preßte das Gesicht an ihren Hals.

Auch die Mutter brauchte eine Weile, bis sie sprechen konnte. Dann begann sie ihn mit leisen Worten zu trösten und redete immerzu, so lange, bis er ruhig wurde. „Und schau, Bubele, jetzt vergönn dir doch auch ein bißl Schlaf! Morgen mußt ja die ganze Nacht durch fahren! . . . Geh, thust dich niederlegen?"

Er nickte. „Gut Nacht, Mutterl!"

Draußen vor der Thüre wartete sie, bis das Licht erlosch. Dann ging sie nochmals hinein in die Kammer, die vom Mondschein matt erleuchtet war, tauchte die Finger in das Weihbrunnkesselchen, das neben der Thüre hing, besprengte mit dem geweihten Wasser das Gesicht ihres Buben und küßte ihn auf die Wange. „Schau, so viel hart wird's mir morgen! Aber komm mir nur gesund wieder heim . . . und alles ist recht!"

„Ja, Mutting!"

Sich bekreuzend, mit einem geflüsterten Segenswunsch, verließ ihn die Mutter.

Am andern Morgen waren sie alle drei ganz ruhig. Nur Vater Xaverl hatte Ursache, manchmal an seine Stirn zu greifen — er hatte zu viel Zucker in den Punsch gegeben!

Gegen acht Uhr, als Poldis Koffer gepackt war, setzten sie sich zum Frühstück vors Haus, in den Schatten des vorspringenden Daches. Der Tisch war gedeckt wie zu einem Fest. Die Mutter hatte einen großen Blumenstrauß zwischen die Tassen und Teller gestellt und hatte Schinken, Eier, Kuchen und Guglhupf so reichlich aufgetragen, daß Vater Xaverl lachend fragte: „Kriegen wir denn heut Einquartierung?"

Während sie saßen, mußten sie mit dem Tisch immer rücken, um der Sonne auszuweichen. Die brannte am frühen Morgen schon so heiß, als wär's die Julisonne.

Niederen Fluges schossen die Schwalben über die Wiesen und am Ufer hin. Und wenn ein Wagen die Seestraße hinunterfuhr, dampften graue Staubnebel langsam über das spiegelglatte Wasser hinaus. Kein Windhauch rührte sich — und doch war Bewegung am Himmel — denn weiße, faserige Wolken wuchsen aus dem Blau heraus, töten sich wieder auf und bildeten sich an anderer Stelle wieder von neuem. Es war etwas Schwüles, Müdes und Lauerndes in der ganzen Natur.

„Heut will mir's Wetter gar nicht gefallen!" meinte Vater Xaverl.

Und Poldi nickte. „Ja, Vater! Heut kommt noch was!" Aber es blieb immer im Gleichen, von Stunde zu Stunde.

Gegen Mittag hatte die Mutter einen Weg ins Dorf zu machen, um für den Buben noch was einzukaufen: Nadeln, Faden, Litzen und Hafte — denn sie wollte ihm eine Räßschachtel zusammenrichten, damit er auf dem Schiff sein Zeug immer ordentlich ausbessern könnte. Und als sie von diesem Weg wieder heimkam, war es ihr anzumerken, daß irgend etwas geschehen war. Ganz aufgeregt war sie. Und Poldi fragte auch gleich: „Mutter, was hast du?"

Sie erschrak vor seinem merkwürdigen Blick, wollte ihn beruhigen und redete ein Weilchen so herum, von ihrer Angst vor einem bösen Wetter, und vom Krämer, dessen „Aneritth"* seit gestern einen „Purzelbaum" nach der schlechten Seite gemacht hätte, und wie aufgeregt sie darüber wäre, daß das große Wetter gerade jetzt beginnen sollte, wo ihr Bub wieder aufs Schiff müßte. Und so schwatze sie, bis Poldi die Hand um ihren Arm klammerte und mit zerdrückter Stimme sagte: „Ne, Mutting! Dat möt wat anners sin! Und das sollst du mir sagen! . . . Hast du das Dorle gesehen?"

„Aber, Bub, was fallt dir denn ein? Du mußt dir ja Sachen denken . . . geh, sei doch ein bißl gescheit! Und wenn schon meinst, du mußt es wissen . . . no ja, in Gotts Namen: der Domini ist mir halt begegnet."

„Der Dom'ni? . . . So?"

„Und gefragt hat er mich halt, wie lang' du noch bleibst. Und wie ich ihm gesagt hab, du fahrst heut am Abend um Zehne, da hat er aufgeschnauft . . . und schau, Bub, da hat er mich derbarmt! Und angeschaut hat er mich, so verkimmert . . . und grad wie einer, der sich was Gutes derbetteln, so hat er mich gefragt, ob er nach'm Essen nicht kommen dürft . . ." Mit angstvollen Augen sah die Mutter zu ihrem Buben auf und strich ihm mit der Hand über die Stirn, als möchte sie diese harte Furche glätten. „Geh, Bubele, sei gescheit! Schau, ich hab's ihm verlaubt, daß er kommt . . . weil ich mir denkt hab, es wär für dich und für uns alle am besten, daß man im Guten auseinander geht. Und wann er kommt und sagt dir in aller Güt ein ehrlichs Pfüegott . . . schau, da kannst ihm doch die Hand geben . . ."

Poldi schüttelte den Kopf. „Ne, Mutting, dat kann ick nich. Der Dom'ni und ich, wir haben einander nichts mehr zu sagen!"

Dabei blieb er, wie die Mutter auch bettelte. Und gleich nach dem Mittagessen nahm er seine Mütze, ging zur Schiffshütte hinunter, löste das Boot und fuhr auf den See hinaus — weit hinaus. Draußen ließ er die Ruder sinken. Gebeugt, mit den Fäusten auf den Knien, saß er im Kahn und spähte immer gegen die Seestraße.

Bald brannte die Sonne mit schwüler Glut auf ihn nieder, bald wieder glitt ein grauer Schatten der Wolken über ihn hin, die sich mit lugeligen Formen immer dichter am Himmel zusammenzogen.

Einen um den anderen sah er die Seestraße herunterkommen — aber keiner trug den langen Sonntagsrock, keiner hatte den knappenden Schritt des Schmiedes.

Bei diesem Spähen überkam ihn plötzlich ein quälendes Gefühl — der andere, wenn er käme, sollte ihn auf dem offenen Wasser nicht sehen, sollte nicht merken: der weicht mir aus.

Mit hastigen Ruderschlägen, die das Wasser rauschen machten, trieb er das Boot der nächsten Waldbucht zu. Aufatmend sprang er ans Ufer und zog den Nachen bis zum halben Kiel aufs Land.

Ohne des Weges zu achten, den er einschlug, schritt er in den schwülen, schweigenden Wald hinein. Nirgends konnte er bleiben — wie eine brennende Unruh war's in ihm, die ihn trieb und trieb. Und als der Waldgrund zu steigen begann, überfiel es ihn mit irrsinniger Sehnsucht: hinauf, hinauf, nur immer hinauf — um so rascher, je steiler das Gehänge wurde! Wie wohl ihm das that: sich so abzuquälen, bis ihm der Atem verging und die Kraft erlahmte!

Da lichtete sich der Wald zu einer weiten, wellig geneigten Weidefläche. Das war eine Niederalm — und dicht am Waldrand stand die Sennhütte. Zwei lachende Stimmen klangen aus dem niederen Blockhaus, dünne Rauchwolken kräuselten sich

* Aneroid.

wie blauer Nebel aus den Lücken des steinbeschwerten Schindeldaches, und vor der offenen, von mattem Feuerschein umzitterten Thüre stand ein leerer Handkarren — da hatte wohl der Bauer das Almgerät heraufgefahren, um die Hütte häuslich einzurichten für die nahe Sennzeit.

Eine Weile stand Poldi am Waldsaum und blickte zu der rauchenden Hütte hinüber, aus der die Stimmen klangen — die Stimmen eines Mannes und eines Weibes — und so fröhlich! Die Beiden lachten, als säße das Glück bei ihnen am hellen Feuer!

Um den Mund ein bitteres Lächeln, wandte sich Poldi in den Wald zurück. Ganz langsam ging er — ohne zu schauen, wohin. Immer wieder griff er in die grünen Zweige, nach einem Stamme, nach einem Fels — als hätte er eine Stütze nötig. Dieses sinnlose Auswärtsstehen hatte ihn so müde gemacht, daß sein Gang wie das Taumeln eines Trunkenen wurde.

Zwischen moosigen Steinen, wo der Schatten des jungen Laubes durchwebt war von hundert flimmernden Lichtern, warf er sich zu Boden.

Kleine Meisen flogen mit erregtem Pfeifen hin und her, als hätte der Anblick dieses einsamen Menschen ihre Neugier geweckt. Und tiefer im Walde fing ein Kuckuck zu rufen an. Wer da das Waldorakel hätte befragen wollen: Wie lange leb' ich noch? . . . der hätte seine Freude gehabt! Denn der Kuckuck wollte mit Rufen kein Ende finden und schien die Jahre des Methusalem zählen zu wollen.

Doch Poldi hörte nicht. Ohne sich zu bewegen, saß er, mit den schlaffen Armen über den Knien, und starrte immer vor sich hin.

Die flimmernden Lichter um ihn her erloschen — eine dichte Wolke hatte sich vor die Sonne geschoben — und der grüne Wald wurde grau.

Poldi hob das Gesicht, mit Augen, als wüßte er nicht, weshalb er plötzlich so schauen mußte — und als wüßte er nicht, wo er wäre und wieso er da her gekommen.

Er lachte heiser. Und pflückte eine Grasschmehle. Die sah er immer an und zog sie langsam durch die Finger — immer wieder.

Der Kuckuck, der ein Weilchen geschwiegen hatte, fing etwas ferner wieder zu rufen an. Dann wurde er stumm, mitten im halben Ruf, und lieh mit jenem gackernden Geräusche durch den Wald hinunter, das der Kuckuck immer hören läßt, wenn ihn der Schritt eines Menschen oder eines Wildes aufschendt.

In der dumpfen, grauen Schwüle ging ein langsames Rauschen über die Kronen der Buchen hin — und aus der Ferne hörte man etwas wie das Brausen eines mächtigen Wildbaches.

Bei dem kühlen Hauch, der vom Thal her über den Berghang hinaufwehte, kam plötzlich eine milde Süßigkeit in die Luft — der Wohlgeruch des blühenden Waldmeisters und der weißen Maiblumen.

Tiefatmend trank der Einsame den wehenden Duft in seine Brust. Und jählings — als wäre bei diesem Frühlingstrinken alle Sehnsucht seines Herzens schreiend geworden — warf er sich mit dem Gesicht ins Moos und brach in Thränen aus.

Es dauerte lange, bis dieser zuckende Krampf seines Körpers sich beruhigte. Und immer blieb er noch liegen, das Gesicht in die Arme gewühlt — und hörte nicht, daß jemand kam.

Erst war's nur wie ein heller Schimmer, ferne, zwischen den Bäumen. Doch immer näher kam's — ein Mädchen, mit weißer Schürze und weißem Kopftuch. Langsam schreitend, ein Körbchen in der linken Hand, blickte sie suchend umher. Manchmal bückte sie sich und schob das grüne Stäudlein, das sie gepflückt hatte, unter den Deckel des Körbchens. Und das alles that sie so seltsam müde.

Da fuhr ein Windstoß über den Wald hin. Nur ein kurzes, dumpfes Rauschen — und gleich wieder Stille. Doch alle Zweige hatten sich bewegt, alle Wipfel sich gebogen, und das schwankte noch immer, als in den Lüften schon wieder die Ruhe war. Und wieder hörte man dieses Brausen in der Ferne, stärker als zuvor.

Langsam hob das Mädchen die Augen und machte ein paar Schrittlein hin und her, um durch die Kronen der Buchen einen Ausblick nach dem Himmel zu finden. Was sie dort oben sah, das schien ihr nicht zu gefallen. Den Deckel des Körbchens fester schließend, begann sie rasche Schritte zu machen und wollte durch den Wald hinunter ins Thal.

Das Dorle war's — aber nicht mehr mit dem rosigen Gesichtlein und den freudig glänzenden Augen wie damals im grünen Stübchen, als die Spieluhr zirpte und die Vögel trillerten. Sie hatte schmale, blasse Wangen, einen müden und traurigen Blick und um den Mund einen schmerzhaft ängstlichen Zug — wie ein Kind, das gerne weinen möchte und doch nicht den Mut seiner Thränen hat, weil es den Aerger der Mutter fürchtet.

Immer hastiger ging sie — und da stockte ihr plötzlich der Fuß. Erschrocken blickte sie auf den Menschen nieder, der mit verhülltem Gesicht auf der Erde lag und zu schlummern schien. Aus ihren Zügen sprach es wie ratlose Angst — und doch wie Sehnsucht auch, die ihre Augen glänzen machte. Sie wagte eine Weile gar nicht sich zu rühren. Dann schien diese hilflose Angst in ihr das Stärkere zu werden — und als hätte eine große Faust sie von der Stelle gestoßen, begann sie durch den Wald hinunter zu flüchten.

Da klang ein Laut.

War es ihr Name, den dürstende Sehnsucht stammelte? Oder war's nur ein erstickter Schrei ohne Sinn?

Der Klang dieser Stimme lähmte ihr alle Glieder — sie konnte nicht weiter, mußte bleiben — und als sie langsam das weiße Gesichtlein wandte, stand er schon vor ihr, mit den verstörten Augen, mit dem zerwühlten Haar, in dessen Ringeln grüne Moosfäden und kleinzerknickte Reiser hingen, und auf den brennenden Wangen die grauen Striche der eingetrockneten Thränen.

„Dorle? Wat heww ick di tau Leden dahn?" Die Erregung zerdrückte ihm jedes Wort, daß er kaum zu sprechen vermochte. „Segg mi dat blot, wat id di tau Leden heww dahn . . . dat du Furcht hewwen möst vör mi, as wir ick en wildes Tier?"

Sie verstand nicht, was er sagte. Aber wäre ihr seine Sprache auch verständlich gewesen, sie hätte ihm doch nicht Antwort geben können — so zu Tod erschrocken stand sie vor dem Kummer, der aus seinem entstellten Gesicht zu ihr redete.

„Segg mi, Dorle . . ." Das klang, als hätte ihr Schweigen seinen Zorn gerizt. „Segg mi . . . oder versteihst du mich schon wieder nicht? Sagen sollst mir, wat ick dir gethan hab, daß du so hast davonlaufen müssen vor mir? Warum, Dorle . . . warum thust du mir noch so weh?" Der harte Klang seiner Stimme zerbrach, und das Wasser schoß ihm in die Augen. „Was hab ich dir denn gethan . . . als bloß das einzige, daß du mir lieb bist? Und das thut doch mir selber wehe . . . als dir!" Er lachte. „Odder heww id wull min Wurd nich gehalten, das ich dem Herrn Dekan hab geben müssen, weil . . . weil mich der Auner verklabdert hat? Sag mir, Dorle . . . bin ich zu dir in dein Haus gekommen? Heww ick di nich in Nauh laten? Heww ick di im Dorf drunten einen Weg abgepaßt? Bin ich nicht auf der Seestraß vorbei an dir . . . und hab mein Herz in die Fäust genommen, daß es bluten hat müssen! Ist das wahr oder nicht? Un nu segg mi, Dorle . . . sag mir das einzige, warum du mich fürchten mußt? Warum, Dorle? Warum bist du vor mir davongelaufen? Warum?"

„Weil . . ." Sie konnte nicht weitersprechen, denn alles zitterte an ihr, die Stimme, die Hände — das ganze, kleine, zarte Ding war zitterndes Leben, zitternde Angst. So stand sie vor ihm und hing mit ihrem ratlosen Blick an seinen nassen Augen. „Weil . . . so geh doch, schau, ich bin ja nur so gelaufen, weil . . ." Wie schwer es ihr wurde, diese Ursach zu finden: „Weil ein arges Wetter kommt!"

„Ein Wetter? So?" Er sah nicht zum Himmel auf, an dem sich die Wolken finster über dem jungen Maienleben des Waldes zusammenzogen — und sah nicht, daß sich rauschend unter einem Windstoß alle Laubkronen bewegten. Nur diese großen, angstvollen Augen sah er, die so starr an den seinen hingen. „Ein Wetter? So?" Und wieder lachte er. „Herr Jeking, jo . . . freilich, da mußt du laufen . . . bat is hellichen wohr! So lauf doch, lauf! Sonst könnt sich einer sorgen um dich . . . bei dem argen Wetter . . . einer, den du lieb hast!"

Sie sah ihn an und schwieg, als hätte sie nicht verstanden. Und er hatte doch bald die Sprache der Heimat geredet.

„So lauf doch, lauf! Oder der Dom'ni wird bös werden . . . weil du nicht daheim geblieben bist . . . bei so einem Wetter . . ."

„Aber geh!" Sie hatte eine Stimme, die gar so klang

wie sonst. „Der Domini ist's ja doch selber gewesen . . . der hat mich doch fortgeschickt, daß ich Waldmeister such . . . zum Ansehen, weißt . . . weil der Waldmeister ein Heilkräutl ist . . ."

„Der Dom'ni?" Jene harte Furche grub sich in seine Stirn. „Der hat dich suchen geschickt?"

„Der Domini, ja! Vor dem Essen ist er gekommen, ich weiß nicht, wie, ganz siedig ist er gewesen vor lauter Lausen, und . . . und auf der Stell hab ich fort müssen, und . . . und Waldmeister suchen." Zunner an seinen Augen hängend, mit stockendem Atem und zitternd, sagte sie das her, wie ein Kind die auswendig gelernten Stunden aufsagt, wenn es das erste Mal zur Beichte geht. „Die Mutter hat gemeint, ein Wetter thät kommen, und hat gescholten und hat mich nicht fortlassen wollen. Aber da ist der Domini ganz bös worden, und fort hab ich müssen, gleich auf der Stell . . . und das Wetter, hat er gesagt, das thät gar nimmer kommen, und morgen wär alles wieder gut! Und viel sollt ich suchen, recht viel, weißt, weil der Waldmeister so ein gutes Heilkräutl ist . . . und sollt nur ja um kein Aichtl früher heimkommen, eh's nicht Abend ist und eh' nicht sein Licht wieder brennt!" So hastig hatte sie das hergestottert, daß ihr der Atem erloschen war wie beim Lauf über eine steile Höhe hinauf. „Aber schau nur, was für ein Wetter als kommt! Schau, da muß ich doch heim!"

In heiseres Lachen ausbrechend, so lustig, als hätte man ihm die drolligste Geschichte der Welt berichtet, schlug Poldi immerzu mit beiden Händen auf seine Knie los.

„Jesus Maria!" stammelte Dorle erschrocken. „Poldi? Was hast denn?"

„Nu verstah ick! Nu verstah ick! Nu is mi allens klor!" Er lachte, daß ihm die Thränen kamen. „Schau nur, schau, wat de Dom'ni en klauker Mensch is! Seggt tau min Mutterl, dat hei kommen will . . . damit ick daheim bleib bis zum Abend und allweil wart auf ihn . . . und ist so klug doch, daß er Angst hat, ick könnt in der letzten Stund mein Herz nimmer zwingen, daß ich hinlaufen müßt zu dir und deine lieben Händ fassen . . ." Er streckte die Arme, und seine braunen Fäuste klammerten sich um Dorles kleine Hand. Das Lachen war ihm plötzlich vergangen — doch die Thränen dieses Lachens, graue Tropfen, rannen ihm über die verhärmten Wangen, über den zuckenden Mund. „Und schau, Dorle . . . deswegen hat er dich in den Wald geschickt . . . bei so einem Wetter, Dorle . . . daß du nicht daheim wärst, wenn ich kommen müßt und allem, was mir lieb ist, noch das letzte Wort sagen: Adjüs, Dorle, adjüs, adjüs . . ."

Zitternd, mit bleichem Gesicht und großen Augen, stammelte sie einen Laut, der im dumpfen Sausen erlosch, mit dem der Sturm begann.

„Und schau, Dorle . . . jetzt hat dich der Dom'ni mit seiner Klugheit hergeschickt zu mir . . . und jetzt kann ich dir das sagen . . . mein letztes liebes Wort: Adjüs, Dorle —"

Seine Stimme brach — und einer von den grauen Tropfen kollerte ihm über die Backe herunter und fiel auf Dorles Hand.

Sie zuckte zusammen, als wäre das Tröpflein Wasser ein brennender Funke.

„Adjüs, Dorle! Adjüs!" Da fand er dieses wehe, bittere Lachen wieder. „Und der kluge Dom'ni soll recht behalten . . . und morgen . . . morgen, wenn ich fort bin, soll alles wieder gut sein . . . un de Dom'ni sall . . . der soll seine Ruh wieder haben . . . und dich . . . und all mein süßes Glück . . . das alles soll er haben . . . morgen! Und ich, Dorle . . . ich hab mein totes Herz und mein totes Leben . . . un allens is gand . . ."

„Jesus Maria . . ." Sie wollte sprechen und brachte keinen Laut mehr aus der Kehle.

„Gelt, jo . . . un allens is gand . . ." Er hatte das Gesicht von ihr abgewandt und wollte ihre Hand lassen.

Doch dieses kleine, zitternde Händchen klammerte sich um seine Finger, mit solcher Kraft, daß es ganz weiß wurde an den Knöcheln.

„Jesus Maria . . ." stammelte sie wieder. Wie ein Krampf beiel es ihr Köpfchen, ihre Schultern — daß ihr das weiße Tuch vom Haar in den Nacken glitt — und das ganze zarte Körperchen überkam ein Schauern und Schüttern, als stünd' es mit feierendem Leben im tiefen Schnee. „O Jesus Maria . . ."

Da sah er sie an. „Dorle . . .!"

Das war wie ein Schrei, der jubeln möchte und doch den Mut seiner Freude nicht hat — und das war wie der Blick eines Menschen, der aus bösem Traum erwacht und sieht: das ist der Tag, der helle Tag und die warme Sonne!

„Dorle . . .!"

Sie konnte nicht sprechen — und sie hätte auch gar nicht die Zeit zu einem Wort gefunden. Aus ihrem Zittern, aus ihrem verstörten und seligen Lächeln, aus ihren nassen und glänzenden Augen las er den Schrei, die Angst und alle Sehnsucht einer brennenden Liebe — und wie von Stunen riß er das Mädchen in seine Arme, an seine Brust, und hielt sie umklammert, während der wachsende Sturm über die Kronen der Buchen brauste.

Das Köbchen, das sie hatte fallen lassen, kollerte über den Hang hinunter — von dem gesammelten Waldmeister flog ein Büschelchen ums andere heraus und streute sich zwischen die Steine — der Deckel hatte sich gelöst, rollte als kreisende Scheibe thalab und machte hohe Sprünge, bis ihn der Sturmwind faßte und in die Büsche schleuderte.

Die Beiden hielten sich umschlungen — zwei Leben, die in dieser Stunde in eins verwachsen waren.

Es wurde finster im Wald, und wirbelnd flogen die jungen Blätter und die dürren Reiser umher, die der Sturm von den rauschenden Bäumen brach.

„Dorle! Mein Dorle!" Er weinte vor Glück. Und wollte sich lustigmachen über sich selbst. „Schau nur, Dorle, wi wird tau Sinn, als wär ick en Kind!" Zögernd ließ er sie aus seinen Armen und nahm ihre beiden Hände. „Komm, Dorle . . . komm doch, schau . . . komm, setz di tau mi in dat Gras!" Er zog sie zu sich nieder, an seine Seite, lag auf den Knien vor ihr, hielt ihr glühendes Gesichtchen zwischen den Händen und sah ihr in die leuchtenden Augen. „Dorle . . . dat möst du mi seggen . . . sag mir, Dorle . . . sag mir's, ob du mir gut bist!"

Noch ehe sie reden konnte, sprach schon ihr glänzender Blick, ihr frohes Lächeln. „Ich hab dich ja doch so lieb . . . schau, so lieb hab ich dich . . ."

Er lachte in seiner Freude. Und schrie: „Nu heww ick wunnen! Hurrah, nu heww ick wunnen!" Und riß sie wieder in seine Arme und trank ihre Küsse — trank sie mit dem unersättlichen Durst, den die Sehnsucht all dieser schlummerlosen Nächte in ihm entzündet hatte.

Da wurden die Lüfte dunkel, und mit klatschen und Gepraffel fiel es über die rauschenden Buchenkronen.

„Dorle! Herr Jesing!"

Lustig erschrocken sprang er auf, hob sie von der Erde und zog sie mit sich fort. „Dat Wetter kommt! Nu aber flink, Dorle, flink!" Er raffte im Lauf seine Mütze vom Boden. „Da droben weiß ick en lüttes Hus, da wollen wir unterstehen!"

Hand in Hand, Schulter an Schulter drängend, rannten sie durch den brausenden Sturm den Waldhang hinauf, in der Kraft ihrer Jugend so leicht wie flüchtende Rehe, und immer lachend, in seligem Uebermut, als hätte ihnen das böse Wetter, das sie kommen wollte, alles Glück und alle Freude dieser Stunde gewürzt und süßer gemacht.

Unter den Baumkronen spürte man den Regen noch wenig, obwohl er mit Rauschen auf die Blätter niederging. Aber draußen auf dem offenen Almfeld gab es keinen Schutz mehr gegen diesen strömenden Wasserſturz. Dicht und grau kam es niedergepraſselt aus dem jagenden Gewölk — und doch mit einem Schimmer von Licht. Denn von irgendwo fiel noch ein verlorener Sonnenstrahl unter den Wolken her und zog durch den Regen einen glänzenden Streif, als hätten sich alle die tausend stürzenden Waſſertropfen für eine blitzende Sekunde verwandelt in leuchtende Goldperlen.

„Dorle, da müssen wir durch!"

Lachend riß Poldi die blaue Jacke herunter, hüllte sie um Dorles Schulter, schlang den Arm um das Mädchen — und nun sprangen sie los. Wie das lustig war! Von den zerstäubenden Tropfen, die auf die Beiden niederklatschten, war's wie ein weißlicher Schimmer um sie her. Und kam eine Pfütze, ein rinnendes Bächlein — „Hopsa!" — und sie waren drüben mit Lachen und Gekicher.

In einer alten Antwerpener Buchhandlung.
Nach dem Gemälde von A. Wirth.

Jetzt hatten sie die Hütte erreicht. Aber die Thüre war geschlossen. Auch jener leere Karren stand nicht mehr da.

Während sich Dorle in den Schutz des vorspringenden Daches schmiegte und die Regentropfen von sich abschüttelte, schlug Poldi mit beiden Fäusten an die Thür. „He do, Lüt! Upmaken! Upmaken!“ Doch niemand öffnete, und in der Hütte war's still.

Immer schwerer strömte der Regen, ein fahler Schein durchhuschte das gießende Grau, und aus der Ferne hörte man grollenden Donner.

Unter Lachen und Schelten rüttelte Poldi am Schloß der Thüre und stemmte mit aller Kraft die Schulter an. Da gaben die Bretter so plötzlich nach, daß Poldi beinah kopfüber in das Dunkel der Hütte gepurzelt wäre. „Komm, Dorle, nu hewwen wi en Dach!“ Er haschte ihre Hand. „Da kann di dat Wetter nicks nich tau Schaden daunn!“ Hastig zog er sie in die Hütte, weil der Sturm schon den Regen unter das Dach hereinpeitschte.

Ein hölzerner Riegel klapperte hinter der geschlossenen Thür, und Poldis heitere Stimme klang: „So, min Mäken, min leitwes, nu sett di hir mal her, un denn will ick Füer maken!“ Es polterte wie von Scheiten, die auf steinerne Fliesen geworfen wurden. Dann ein helles glückliches Lachen, das im wachsenden Rauschen des Regens und im Sausen des Sturmes unterging.

Wie mit tausend Hämmern trommelte die fallende Flut auf das Schindeldach der Hütte. Die aufschlagenden Tropfen spritzten hoch empor, und es wurde von diesem Gewirr des Wasserstaubes und von der im Sturm zerflatternden Traufe rings um das Dach und die Balkenmauern so weiß, als hätte eine große, wehende Welle die ganze Hütte verschlungen.

Der Himmel schien die Erde ertränken zu wollen — so fiel der Regen. Und unter den Ruten des Sturmes stöhnte und brauste der junge Wald. Manchmal flatterte aus dem weißen Gesprüh, das die Hütte umhüllte, etwas Dunkles in die Lüfte — wie eine graue Möwe, die auf brandendem See den Schaum durchtaucht — eine morsche Schindel, die der Sturm davontrug.

Und immer wieder im Schleier des stürzenden Regens dieses

salbe Leuchten — immer wieder dieses dumpfe Rollen und Grollen, näher und näher.

Da zuckte ein scharfer Strahl über den Wald hin — für Sekunden schien das weite Altmfeld, die fallende Flut, die verschleierte Hütte und alles, alles in eine Hölle von wogendem Feuer verwandelt — und ein tötendes, prasselndes Krachen folgte, als wäre in den Wolken ein Berg gebrochen und hätte die Lawine seiner Steine zur Erde geschleudert.

Der Blitz hatte in den Wald geschlagen und hatte gezündet. Geld, wie eine ins Riesenhafte gewachsene Aehre, stieg das Feuer des brennenden Baumes in den grauen Regen hinauf — und erlosch in Nacht, erstickt von den stürzenden Wassern, noch ehe der Wiederhall des Donnerschlages zwischen den Bergen verstummen wollte.

Blitz auf Blitz, Donner und Echo — zwei brüllende Löwen, die sich Antwort gaben im Kampf der Lüfte. Doch immer schwächer klang es, immer ferner. Aber der Regen rauschte, rauschte und rauschte nieder, Stunde um Stunde.

Durch dieses Brausen und Sausen klang aus dem tieferen Wald herauf eine schreiende Männerstimme. Immer war es der gleiche Laut — als schriee der Suchende dort unten einen Namen. Und immer schwächer klang die Stimme, immer ferner, erstickt vom Rauschen des Regens, übertönt vom rollenden Donner, der wieder näher klang.

Wie ein gefangenes Raubtier den Raum des eisernen Käfigs umwandert, so umkreiste das von den Bergen eingeschlossene Gewitter den weiten Kessel des Thales. Und kam zurück. Wieder flammten die Blitze über den triefenden Wald hin, wieder rasselte der Donner wie stürzende Felsen — und als sollte nicht der dämmernde Abend kommen, sondern ein bleicher Morgen, so wurde plötzlich das Grau des Regens heller und wurde gelb. In den Lüften wuchs ein knatterndes Geräusch — wie der Lärm eines Bahnzuges, der schwankend auf ausgefahrenen Schienen gleitet. Und jetzt ein Gepraffel über allem Laub, ein Geraffel auf allem Grund — und alles wurde weiß vom wirbelnden Tanz der Hagelkörner, die so dröhnend fielen, daß man den Donner nicht mehr hörte. Nur die Blitze sah man. Und ihr Licht war blau — und das flammte immer schwächer in dieses kalte Weiß.

Als der Hagel dünner fiel und versiegen wollte, klang das Rollen des Donners schon in weiter Ferne. Durch eine Scharte der Berge zog das Gewitter über den See hinaus in das ebene Land.

Und da war es Abend worden. Ein grauer, schwüler, schwermütiger Abend. Ueber den Bergen die Wolken wie eine liegende Mauer. Und die Erde: wie ein Frühling, der ihrsinnig geworden und sich einbildete, daß er der Winter wäre! Handhoch lag der Hagel über dem Gras, durchwürfelt mit grünen Blättern, denn die Buchen standen halb entlaubt — ihre jubelnde Maienfreude war zerschlagen und verwüstet.

Das erste, was sich dunkel aus dem weißen Grunde hob, war das Dach der Semphütte. Auf der flachen Schindeldecke waren die Hagelkörner schon wieder zerschmolzen, und durch die Ritzen des Daches quoll ein dünner, bläulicher Rauch. Der wollte sich in der dunstgetränkten Luft nicht zerteilen und hüllte sich um das ganze Dach, wie der Nebel sich um eine Bergkuppe legt.

An der Hütte wurde die Thür geöffnet, langsam, und Poldi trat über die Schwelle. Er deckte die Hände über die Augen, als hätte dieser trübe Abend so grelles Licht, daß es ihn blendete. So stand er eine Weile. Doch als er tief atmend die Arme sinken ließ, war ein frohes, glückliches Leuchten in seinem Blick. Lächelnd sah er über den weißen Grund hin und zum Himmel hinauf.

„Allens is wedder gaub!“ rief er mit halbem Lachen in das Dunkel der Hütte zurück. „Aber schau, Dorle . . . der Mai ist Winter worden!“

In der Hütte kein Laut.

„Dorle? . . . So komm doch!“

Aber das Dorle kam nicht. Und Poldi trat in die Hütte.

Auch auf der Erde begannen die Hagelkörner zu schmelzen, und überall auf dem Almfeld tauchten die grünen Buckeln aus dem Weiß hervor.

Bleiche Nebel, zu langen Bändern ausgezogen, schwebten aus den Wäldern und krochen über die Wipfel hin, als lägen im Walde hundert Feuerstätten verborgen, die sich mit steigendem Rauch verrieten.

All die Regenbäche, die von den Berggehängen niederrannen in die Thäler, erfüllten die Luft mit einem Rauschen, so eintönig, daß es wie Stille wirkte.

Am Himmel war das träge Gewölk in leichte Bewegung geraten. Es schien sich lüften zu wollen. Und draußen im Westen mußte die gesunkene Sonne noch einen Weg gefunden haben für einen letzten leuchtenden Gruß an die Berge, denn über die Wolken schwamm ein purpurner Schimmer hin, wie der Abglanz einer Feuersbrunst.

Dieser Glanz der Wolken warf einen rötlichen Schein auch über den zerschlagenen Wald, über den weißen Hagel, der noch in allen Mulden des Almfeldes lag, über das rauchende Schindeldach der Hütte und über die beiden stillen Menschen, die aus der Thüre traten.

Sie hielten sich eng umschlungen, und während sie langsam hinunterschritten gegen den Waldweg, drängte sich Dorle zitternd an die Brust des Geliebten und schmiegte sich in seinen schützenden Arm, als wäre ihr Weg nicht fester, sicherer Boden, sondern ein schmaler und gefahrlicher Steg, unter dessen schwankenden Balken eine finstere Tiefe gähnte.

Als die Beiden, die das Glück so schweigsam machte, den dämmerigen Wald erreichten, flog ein Leuchtkäferchen aus den triefenden Büschen, gaukelte über den Weg hinunter und zog dabei so seltsame Linien, als möcht' es mit dem matten, blauen Fünklein seines Lebens irgend ein Geheimnis in den sinkenden Abend schreiben.

„Schau, Dorle!“

Sie blieben stehen — unter dem Fall der schweren Tropfen, die von den Bäumen niederklatschten — und blickten dem taumelnden Lichtlein nach, bis es im Dunkel des Waldes verschwunden war. Dann küßten sie sich und schritten weiter.

Bei einer Biegung des Weges konnten sie durch eine breite Waldgasse weit hinausschauen über das dämmernde Thal.

Dort unten war alles weiß — als läge noch überall der Hagel. Aber das war der See im Schaum seiner Wellen — und was so weiß über allen Gärten lag, das waren die Apfelblüten, die der Hagel von den Bäumen geschlagen. Es sollte an ihren Aesten keine Frucht mehr reifen in diesem Jahre.

Der Lärm des Dorfes tönte schon mit dem Rauschen der Wellen über den Wald herauf. Und wo sich der See mit breiter Bucht in den Wald hineinschob, dort unten klangen schreiende Stimmen, aus deren erregtem Hall es wie Angst und Sorge zitterte.

Doch die Beiden, die so still und langsam durch den Wald hinunterstiegen, eins an das andere gedrängt — die Beiden hörten nicht.

Der rote Schein der Wolken war erloschen. Doch manchmal leuchtete im Geklüft der ziehenden Nebel ein fahles Blau, und manchmal zeigte sich in einer Spalte des Gewölkes ein heller Streif — doch nur für kurze Dauer — dann woben sich wieder die grauen Schleier darüber.

Und immer schwiegen die Beiden. Nur ihre Augen sprachen, die sich immer wieder suchten.

Doch plötzlich, als begänne ihn dieses Schweigen zu quälen, sagte Poldi mit beklommenem Lachen: „De Unnerhollung geibt man swack vonstatten!“ Zärtlich preßte er die Geliebte an sich und schmiegte die Wange an ihr Haar. Und bettelte: „Dorle . . . sag mir ein liebes Wort!“

Sie schwieg — und vergrub das Gesicht an seiner Brust und umklammerte ihn mit zitternden Armen.

Er hob ihr das Köpfchen und küßte sie auf beide Augen. Und schweigend gingen sie wieder.

Der Weg verlor sich unter dunkle Tannen. Dann sah man wie durch ein großes, schwarzes Thor auf das graue Thal hinaus, auf den weißen See hinunter und auf die Häuser des Dorfes.

Eine Glocke begann zu läuten, und drunten am See, in weitem Bogen um das Ufer, flammte eine Reihe strahlender Sterne auf.

Dorle zuckte zusammen. „Jesus! . . . Sein Licht!“

Sie schlug die Hände vor die Augen, als könnte sie den Glanz dieser Sterne nicht ertragen.

„Dat lat man sin, Dorle!“ sagte er mit schwankender Stimme. „Das Licht soll brennen, wie es mag! Der Dom'ni . . .“ Er verschwieg, was er hatte sagen wollen. „Nein, Dorle! Du bist mein, und mein Leben ist dein! Un allens is gut!“ Er wollte ihr die Hände von den Augen ziehen. „Komm, Dorle! Mußt

nicht Furcht haben! Was soll dir das dumme Licht da schaden? Schau mutig hinein in unser Glück! Dat is so fest und stark wie süß. Und sein Licht ist schöner wie dem Domini seins! Komm, Dorle . . .“

Aber sie ließ die Hände nicht von den Augen und brach in Schluchzen aus.

„Dorle?“

Sie hörte den Schmerz in seiner Stimme zittern. Und stammelte: „Schau nur, schau . . . ich will dir ja doch nicht wehthun . . . schau, ich muß halt weinen!“ Das nasse Gesicht an seinem Hals vergrabend, umschlang sie ihn, wie ein sinkendes Leben den letzten Halt umklammert.

Langsam führte Poldi das Mädchen über die offenen Wiesen hinunter und sprach zu ihr, leise, doch mit aller Glut und Herzlichkeit seiner Liebe. Und wie er sich Mühe gab, nur die Sprache der Heimat zu reden! Damit sie nur ja jedes Wort verstünde, das er ihr zu sagen hatte.

In zwei Stunden, um zehn Uhr, mußte er reisen! Das war nicht zu ändern — das war beschworene Pflicht — er mußte auf seinem Schiff stehen, wenn es den Anker lichtete. Doch es galt nur eine kurze Fahrt, nur nach England hinüber, mit Eisen an Bord. In vier Wochen war er zurück, und dann in zwei Tagen daheim — bei ihr! Und gleich in der ersten Stunde, wenn er nach Rostock käme, wollte er mit seinem Reeder sprechen. Herr Radspeeler — so ein guter Mann wie der — nein, der würde ihm das nicht abschlagen.

„Und wie er lachen wird, wenn ich dich bring, Dorle . . . so ne lütte, nette Frn!“

Aber sollte das wider Erwarten doch so kommen, daß Herr Radspeeler den Kopf schüttelte — dann gab's noch andere Wege zum Glück! Und noch andere Reeder! Und wenn es sein müßte, konnte er auch die blaue Jacke an den Nagel hängen!

„Für dich, Dorle . . . für dich thu ich das auch! Für dich kann ich alles!“

Ein Mensch, der jung und nicht dumm ist und schaffen will für sein liebes Glück, kann vieles anfangen in der Welt. Und das wäre gleich kein schlechter Gedanke: auf den See da drunten ein Dampfschiff hinstellen, für den wachsenden Fremdenverkehr. Siebenhundert Mark hatte er doch selber schon erspart, und „kluge Menschen“ würden schon dazugeben, was noch nötig wäre. Viel war's freilich, was man dazu noch brauchte — an die Dreißigtausend —

„Jesus Maria!“ stotterte das Dorle im Schreck vor dieser Zahl. Und dann sagte sie mit zögernder Scheu: „Die Mutter, weißt, die hat schon auch ein bißl mithelfen!“ Das Geschäft und Anwesen der Weberin war doch auf Zwölftehalbtausend geschätzt.

„Herr Jeking!“ Lachend drückte er das Dorle an sich. „Da hab ich ja neue Braut! Dat heww ick jo gor nich wußt!“

Aber nein — die Mutter Weberin, die sollte das Ihre nur schön behalten! Nur seiner eigenen Arbeit wollte er all sein Glück verdanken. Und wenn ihm alle Pläne fehlschlügen, konnte er noch immer zum niederen Forstdienst gehen. Viel war da freilich nicht zu holen — aber Menschen, die sich liebhaben, nähren sich von ihrem Lachen. Und Vater und Mutter sind doch auch immer glücklich gewesen! Aber er brauchte ja so weit noch gar nicht zu denken! Herr Radspeeler war doch so ein guter Mann — und er wird's nicht vergessen haben, daß sein einziger Sohn der liebste Kamerad des Poldi gewesen!

Und wie schön das sein wird: in Rostock, vor der Stadt draußen, in einem kleinen Garten, solch ein rotes Häuschen mit grünen Läden, und hinter der blanken Fensterscheibe solch ein rosiges, liebes, süßes Gesichtlein —

Als Gedankenfrisch hinter dieses glückliche Traumbild wurde ein Kuß gesetzt, der nicht enden wollte.

Wie ruhig und heiter sie geworden waren, alle beide!

In der sinkenden Dämmerung des Abends hatten sie noch eine letzte Wiese zu überschreiten, bis die Planken der Dorfgärten begannen. Kein Baum stand auf der graugrünen Fläche — und dennoch lag es mit zerstreutem Weiß über dem nassen, verwüsteten Grase: Tausende von den Kelchblättern der zerschlagenen Apfelblüten, die der Sturm von den Gärten hergeweht hatte.

In dem Graben neben dem Fußweg lag noch ein dünner Streif des Hagels. Und über der Wiese drüben stand ein Mast der elektrischen Leitung. Wie ein Arm, der greifen wollte, bog sich der eiserne Träger des Glühlichtes aus dem Baum.

Aber jetzt konnte das Dorle ohne Schreck und Angst hinausblicken zu diesem strahlenden Stern.

Und doch — je näher sie dem Kreis dieser weißen, kalten Helle kam, desto schwerer wurde ihr das Atmen. Und als sie den Schritt verhielt und zu Poldi aufblickte, lag eine bange Frage in ihren Augen.

Er verstand sie. Noch enger preßte er den Arm um ihre Schultern und sagte: „Ja, Dorle, dat möt noch sin! Das muß ich noch auf gleich bringen. Eher darf ich nich fort! Jetzt führ ich dich heim, und dann geh ich zum Herrn Dekan.“ Er neigte die Lippen zu ihrem Ohr und dämpfte die Stimme. „Dem muß ich alles sagen!“ Hastig kützte er sie, als sie sprechen wollte, und richtete sich wieder auf. „Und vom Pfarrhaus muß ich zum Dom'ni gehn . . .“

„Jesus!“ Erschrocken schlug sie die Arme um seinen Hals, zitternd in Sorge. „Alles, Bub, alles, alles . . . schau, alles soll mir recht sein . . . aber geh mir dem Domini nicht ins Haus! Das gäb ein . . . Jesus Maria!“ Sie konnte nicht weitersprechen und brauchte eine Weile, bis sie das heraus brachte: „Die Mutter und der hochwürdig Herr, schau, die thun's für uns, und die machen unser Glück! Aber geh dem Domini aus dem Weg! Das mußt mir thun! Aus Lieb, schau! Aus Lieb zu mir! Versprich mir's, Bub! Versprich mir's!“

Er preßte sie an sich. Doch er schüttelte den Kopf und sagte ernst: „Dorle, das muß ich! Er hat gesagt zu mir: Das ist mein! Jetzt will ich ihm sagen: Mein ist das, und was ich hab, das hab ich!“

Aber sie hing an seinem Hals und bettelte unter Thränen und Küssen: „Versprich mir's! Versprich mir's!“ Immer dieie zwei gleichen Worte, bis die Sorge, die aus ihnen zitterte, seinen Willen wanken machte.

„Dorle,“ sagte er zögernd, „das thu ich nicht gern . . .“

Sie nahm das schon als Erfüllung und lachte in ihrer Freude, weil er sie erlöst hatte von dieser bangen Angst. Und streckte sich an ihm hinauf, nahm sein Gesicht zwischen die Hände und sah ihm in die Augen, ganz nahe — weil es schon so dunkel war, trotz der weißen, kalten Helle da drüben. „Vergelt's gott tausendmal! Und jetzt ist alles gut! Und alles bist mir, du! Alles, alles! Glück und Leben und alles! Und gar nicht ein bissel thu ich mich sorgen, weil du fort mußt! Denn schau, an dich glaub ich wie an Stein und Baum und Herrgott!“ Sie küßte ihn heiß auf den Mund. Dann lachte sie wieder und sagte mit dem Ton eines sorgenden Mütterchens: „Aber jetzt mach, Bub, daß du heimkommst. Thust dich ja sonst verkümmen!“

„Ne, Dorle, ich bring dich zu deiner Mutter . . .“

„Du Närrle, was denkst dir denn, so ein Umweg!“ schalt sie. Und die Glocke half ihr, die auf dem Kirchturm die neunte Stunde schlug. „Hörst? So spät schon! Mach weiter, Bub!“ Weil sie merkte, daß er selbst erschrocken war und mit der Stunde rechnen mußte, schlang sie zum Abschied die Arme um seinen Hals.

Er drückte sie an sich, daß sie stöhnte. Und fast erstickten wollte er sie mit seinen Küssen — bis sie, besonnener als er, sich energisch aus seinen Armen löste.

Da mußte er lachen. Wie viel Kraft in dem kleinen, zarten Dingelchen steckte!

Er wollte ihre Hände wieder haschen, aber sie sprang schon über die graue Wiese hinüber. Bei den schwarzen Hecken blieb sie stehen, ganz umflossen vom Dunkel, und hob die Arme.

„Alles Glück, Bub!“ rief sie mit schwankendem Stimmlein, als wären ihr die Thränen nahe. „Alles Glück! Und komm mir nur gut wieder heim!“

Poldi sprang über den Graben und ein Stück in die Wiese hinein, als möchte er das Dorle noch einholen. Aber da sah er, daß sie durch die Hecke huschte und in der Nacht verschwand. Mit beiden Händen griff er in die Luft und schrie: „Geh mit Gott, Dorle! Und leb wohl, du mein einziges Glück! Und über vier Wochen hewwen wi uns wedder!“

Das hatte er mit so hallender Stimme gerufen, daß in der rauschenden Stille des Abends von den Bergen ein Echo klang.

Die eigenen Hände küssend, als hielte er sein Glück noch in

ihnen, stand er in der Wiese und lauschte — nicht auf das Echo — auf eine lebendige Antwort, die er noch zu hören hoffte.

Doch vom Dorle kein Laut mehr. Kein Schimmer ihres weißen Tüchleins. Da drüben hinter den schwarzen Hecken war alles still und alles finster.

Und immer noch blieb er in der Wiese stehen, mit den Händen an den Lippen.

Ein Glockenschlag.

„Herr Jeking!“ Und Poldi fing zu rennen an, gegen die Seestraße hinunter, auf den Pfarrhof zu.

Zwischen den ersten Häusern blieb er stehen. Sein Boot war ihm eingefallen, das dort dem schäumenden See da drüben in der schwarzen Waldbucht lag. Und die Eltern! Was sich die wohl dachten?

Halb lachend und halb in Sorge, begann er wieder zu rennen. Und so oft er an einem Mast der elektrischen Leitung vorbeisagte, glitzerten in dem kalten Licht die Goldbuchstaben an seiner Mütze und jeder blanke Knopf seiner Jacke.

Da war das Pfarrhaus! Mit trüb erleuchteten Fenstern in schwarzem Garten. Die dunkle Luft erfüllt vom starken Wohlgeruch der Blumen, die der Hagel zerschlagen hatte, und die nun sterbend allen Duft ihrer kleinen Seelchen in die Finsternis hauchten.

Wie das bellte und rasselte, als er an der Widumsthür die alte Glocke zog!

Er stürmte in den dunklen Flur. Und blieb nicht lange im Haus. Ein paar Minuten nur. Und jagte wieder durch den Garten davon, während die dunkle Gestalt des alten Herrn mit ausgestreckten Armen in der matterleuchteten Hausthür erschien.

„Poldi! Poldi!“ klang die erregte Stimme des Delans, als hätte er drin in der Stube das Wichtigste zu sagen vergessen. Tastend zappelte er über die steinernen Stufen herunter. „Poldi! Poldi!“

„Ich hab nimmer Zeit, Hochwürden! Adjüs! Adjüs!“

Das Zaunthürchen zuwerfend, rannte Poldi die vom Regen ausgeschwemmte Straße hinunter und machte einen hohen Sprung, so oft eine Pfütze kam. Und lachte mit übermütigem Frohsinn vor sich hin. „Dat Gesicht, dat hei makt hett!“ Er schüttelte sich vor Lachen. Und rannte, rannte. Doch bei der Lichtschmiede war es, als hätte sich unsichtbar ein Balken vor seine Eile geschoben — mit so jähem Ruck hielt es ihn fest.

„Ne! Ne! Dat hewow ick dem Dorle nich versproken! Wat sin möt, möt sin! Ick süllwen möt ehm dat jeggen! Ick möt! Ick möt!“

Er schwang sich über den Gartenzaun und eilte auf die Lichtschmiede zu, in deren Hof eine Bogenlampe strahlte. Ein Gewirr von erregten und ärgerlichen Stimmen klang ihm entgegen. An die zwanzig Menschen, grell beleuchtet und mit schwarzen Schatten, standen vor dem stillen, verschlossenen Haus. Einer trommelte mit den Fäusten an die Thüre, einer stieß mit dem Nagelschuh an das Thor der Werkstätte, einer pochte an das dunkle Stubenfenster — und alle schrieen sie nach dem Lichtschmied — und immer wieder kam ein neuer gelaufen, in dessen Haus der „Elektri“ heute nicht brennen wollte.

Doch an der Schmiede wurde die Hausthür nicht geöffnet — der Domini war nicht daheim.

Und einer, der den Förstner-Poldi durch den Garten kommen sah, meinte, das wäre der Lichtschmied, und lief ihm entgegen. Doch als er im Schein der Bogenlampe die Goldborte flimmern und die Knöpfe funkeln sah, erkannte er den jungen Seemann und rief: „Jesses, Herr Poldi, machen S' um Gottes willen, daß S' heimkommen, d' Mutter ist ganz auseinander vor lauter Angst ... und der Förstner sucht Ihnen schon den ganzen Abend!“

Poldi sah noch hinüber zur Lichtschmiede, vor deren geschlossener Thür die Leute schalten und lärmten — dann eilte er gegen die Seestraße hinunter, dem Haus seiner Eltern zu.

Als er am Ufer zu der Stelle kam, wo das alte Fährfloß im Wasser lag, umplätschert von den kleingewordenen Wellen, schoß ihm die Erinnerung mit heißer Freude durch das Herz. An dieser Stelle hatte er sich sein Glück aus dem Wasser gezogen! Dieser Gedanke wurde ihm zu einem hellen, frohen Lachen — und er schrie einen klingenden Jauchzer in das kalte Licht, das ihn auf der Straße umzitterte.

Das hörten sie, die in Sorge auf ihn gewartet hatten.

Bei den Schiffshütten klang eine kreischende Stimme: „Da kommt er, Frau Förstnerin! Gread kommt er!“

Und dann der frohe Schrei seiner Mutter: „Jesus! Bub!“ Sie kam die Straße hergelaufen, so flink, als hätte die Erlösung aus aller Marter dieses Tages ihre müden Kräfte versüngt, und warf ihm die Arme um den Hals, mit einer Freude, als wäre er nicht vor vierzehn Tagen in die Heimat zurückgekehrt, sondern jetzt erst, in dieser dunklen Stunde seines Abschieds.

Vater Xaverl brummte natürlich — und brummte so laut, daß es alle Nachbarsleute hören konnten, die schwatzend bei den Zäunen standen.

Doch Poldi lachte zu allem: zu den glücklichen Thränen der Mutter, wie zu der scheltenden Freude des Vaters. Immer fröhlicher lachte er, je mehr sie ihm von der Sorge erzählten, die sie ausgestanden, als das „grobe“ Wetter gekommen war, und von dem Schreck, der ihnen beiden ins Herz gefahren, als sie draußen auf dem weißen See den leeren Nachen schwimmen sahen, den die Wellen da drüben in der Waldbucht vom Ufer losgerissen hatten. Was das ein Aufruhr wurde in der ganzen Nachbarschaft! Und als sich das Wetter vertobt hatte, waren sie gleich hinüberzgefahren und hatten geschrieen im Wald, immer nach ihm geschrieen — bis der Vater auf dem Boden ein paar Fußstapfen fand, die der Regen nicht verwaschen hatte. Und nun die Hoffnung: bei solchem Wetter ist der Bub so gescheit gewesen, hat den Weg übers Wasser gemieden, hat den weiten Umweg um das Ufer gemacht — und bis sie heimkommen, sitzt er schon gemütlich und sicher in der Stube. Aber als sie heimkamen in der Dämmerung, war der Bub nicht da!

„Herr Jesus im Himmel!“ Wieder schlang ihm die Mutter die Arme um den Hals. „Bub! Was hab ich ausgestanden! Und da kommst mir jetzt heim, so seelenvergnügt und lustig ...“ Sie verstummte, und beim Schein des Glühlichtes, in dessen hellem Kreis sie auf der Straße standen, guckte sie betroffen an ihrem Buben hinauf — denn auch an jenem ersten schönen Morgen nach seiner Heimkehr hatte sie ihn nicht so glücklich und heiter gesehen wie jetzt! „Bub? ... Was hast denn?“

Auch in Vater Xaverl schien sich ein Verdacht zu regen. Er strich mit der Faust den Schnurrbart zu Borsten auf und fragte: „Manudele? Bist narrisch? Oder ...“

Poldi lachte. Und mit diesem glücklichen Lachen nahm er die Alten bei der Hand — so kräftig, daß Xaverl brummte: „Sakra! Was druckst denn so?“

„Vater! Mutter!“ sagte der Bub. Und da war er plötzlich ganz ernst geworden. „Nu is alles gaub! Nu kommt mal herein ins Haus mit mir ... jetzt muß ich euch etwas sagen!“

Die Alten schwiegen. Aber sie tauschten einen Blick.

Und an dem Wagen vorüber, der schon vor dem Zaunthor stand und wartete, gingen sie in den Garten und traten ins Haus.

* * *

Hinter der schwarzen Hecke, durch deren zerschlagenes Gezweig sich das Dorle gedrängt hatte, war alles still geblieben, alles finster. Im Dunkel des Abends hatte kein Schimmer ihres weißen Tüchleins mehr geleuchtet — denn der Stamm eines kahl gewordenen Apfelbaumes verdeckte sie ganz, als sie zitternd stand und auf Poldis Stimme lauschte, auf diesen letzten Schrei seiner Liebe: „Geh mit Gott, Dorle! Und leb wohl, du mein einziges Glück!“

Wie selig sie in all ihrem Schmerz hinausstächelte in die Nacht, mit den Händen auf ihrem pochenden Herzen!

So stand sie noch immer, als sie auf dem harten, steinigen Weg dort unten den Hall der eilenden Schritte hörte. Das pochte so flink wie das Herz in ihrer Brust.

Doch ihr Herz schlug immer weiter — aber die Schritte dort unten wurden still, ihr Hall erloschen in der Ferne.

Und schluchzend fiel das Dorle in die Knie, umklammerte den Stamm des entblühtenden Baumes und preßte das Gesicht an seine Rinde, als wär's die Brust des Geliebten.

Zwei Glockenschläge.

Dorle erhob sich, müd und taumelnd. Mit der Schürze die Augen trocknend, schritt sie langsam über die Wiese. Das Gras war so triefend naß, als ginge sie durch Wasser. Aber das merkte sie gar nicht.

Sie mußte in der Dunkelheit über eine Bretterplanke steigen,

Im Festschmuck.
Nach dem Gemälde von J. Comerre-Paton.

um auf das schmale Sträßlein zu kommen. Das führte über einen Wiesenbuckel hinüber, gegen das Oberdorf.

Hinter ihr, bei der Seestraße drunten und in den Gassen des Unterdorfes, war heller Schein. Doch wo sie ging, war alles finster. Kein Glühlicht brannte über dem Sträßlein — und sie ging doch soeben an einem Mast der elektrischen Leitung vorüber!

Nur da und dort an einem Hause, dessen Dach und Mauern man gar nicht sah in der Dunkelheit, glimmerte um kleine Fenster eine trübe Helle, wie von einem Kerzenlicht oder einer schlecht brennenden Lollampe. Dieses rötliche Glosten drang nicht weit in die Nacht. Aber Dorle merkte gar nicht, wie finster es war auf ihrem Wege.

Da klangen ihr Stimmen entgegen. Und etwas Närrisches kam die Straße daher. Wie zwei kleine, gelbe Sterne war's, die sich eine Heimat auf der Erde erwandern wollten, weil sie am wolkenverschlossenen Himmel keinen Platz zum Leuchten mehr gefunden. Der eine wanderte ganz auf dem Boden, der andere gaukelte hoch in der Luft — und gaukelte so ungeschickt wie ein Schmetterling, der eben erst aus der Puppe schlüpfte.

„Dorle!“ schrie von den drei Stimmen eine. „Dorle? Bist du's?“

Sie erschrak, daß sie nicht Antwort geben konnte. Aber da stand der Lichtschmied schon vor ihr, hob die Laterne, die er in der Hand trug, und leuchtete dem Dorle ins Gesicht.

„Gott sei Lob und Dank!“ Das kam wie ein Lachen aus schwerem Herzen. „Weil nur da bist! Mar' und Josef . . . was hat die Mutter ausgestanden! Und ich erst!“ Wenn er sich bewegte, klirrten die eisernen Werkzeuge in der Ledertasche, die er um die Hüften trug — und an seinem Körper klatschten die Kleider vor Nässe. „Mensch!“ Er meinte den Lehrbuben, der bei ihm war. „Jetzt lauf! Und sag's der Mutter! Das Dorle ist da!“ Der Bub rannte davon. Und Domini lachte. „Weißt, wie das Wetter angehoben hat, hab ich mich gleich auf die Füß gemacht und hab dich suchen wollen im Holz. Und völlig die Seel hab ich mir aus dem Hals geschrieen.“ Das konnte man an seiner Stimme hören — ganz heiser war sie. „Ja sag mir nur, wo bist denn gewesen? Was hast denn angefangen? Bei so einem Wetter! Mar' und Josef! Mach nur, Schatzl, daß du heimkommst! Mußt ja naß sein bis aufs letzte Fadel!“ Er griff nach dem Aermel ihres Jäckleins. Der fühlte sich leidlich trocken an. „Dorle? . . . Wo bist denn gewesen, dertweil's gewettert hat?“

Sie wich zurück vor ihm und klammerte die Hand um einen Pfahl des Bretterzaunes. „Ich bin halt. . . bin untergestanden, weißt.“

„Ja wo denn?“

„. . . . . Im Buchwaldhüttl.“

Er hob die Laterne wieder, als könnte er bei besserem Lichte sehen, was denn so Merkwürdiges an ihrer Stimme wäre. „Na also, Gott sei Lob und Dank!“ Er lachte. „Da hab ich lang suchen können im Holz! Aber gottlob . . . weil du nur gut unter Dach warst! So ein Wetter, wie das gewesen ist!“ Jetzt wurde der Lichtschmied ernst. „Was mir das für einen schrecken Schaden gemacht hat! Bei mir im Gartl daheim ist alles hin. Meine schönen Aepfelbäum! Heuer im Winter, Dorle, essen wir zwei keinen süßen Apfel! Und im Elektri fehlt's. Und ich renn allweil und such, wo die Störung ist . . . Aber, Dorle, wo hast du denn dein Blumenkörbl?“

Sie sah ihre leeren Hände an.

„Das hast halt droben lassen im Buchwaldhüttl, gelt?“ Er konnte wieder lachen. „Meintwegen, soll's halt sein, wo's ist!“ In seine Stimme, so heiser sie war, kam ein zärtlicher Klang. „Und schau, es hätt's gar nicht braucht, daß du Waldmeister suchst! Und morgen ist alles gut! Und schau nur, Schatzl, daß du heimkommst! Ich muß an d' Arbeit, weißt. Im ganzen Oberdorf ist der Elektri verloschen . . . die Störung muß in die Dräht wo sein. Da muß ich mich tummeln . . .“ Er wollte gehen — und zögerte, als hätte er noch etwas zu sagen — und schlang den Arm um Dorles Schultern und zog sie an seine Brust.

Sie wehrte sich mit beiden Fäusten gegen seinen Kuß. Aber ein Schmied hat Eisen im Arm.

„Sakra, da ist hart zuschauen!“ lachte der Gesell, der hinter dem Domini stand, mit einer haushohen Stange, an deren schwankender Spitze eine Laterne baumelte.

Der Lichtschmied lachte mit. „Gut Nacht, Schatzl!“ Er knappte davon, der elektrischen Leitung und dem nächsten Mast entgegen, an dem das Glühlicht heute nicht brennen wollte — und sah nicht mehr, daß das Dorle im Dunkel an der Bretterplanke stehen blieb und die zitternde Hand streckte, als möcht' es den Domini festhalten, ihm etwas sagen.

Die zwei gelben Sterne wanderten, der eine ganz am Boden, der andere hoch in der schwarzen Luft.

„Da, leucht auffi!“ sagte der Lichtschmied, als er den Mast erreicht.

Der Gesell hob die Stange mit der Laterne — und man sah die Drähte funkeln, die sich quer über die Straße spannten.

„Alls in der Ordnung!“

Domini öffnete an der Bretterplanke ein Thürchen, und die zwei gelben Sterne wanderten in die Wiese hinein, der eine hoch in der Luft, der andere tief am Boden.

„Da! Schau!“

Eine Heckenfichte, die der Sturm zu Boden geworfen, hatte einen Mast der elektrischen Leitung niedergedrückt und die Drähte entzweigerissen.

„Jetzt lauf aber, Mensch!“ Domini stellte die Laterne zu Boden, nahm dem Gesellen die Stange ab und bohrte sie in den Wiesengrund. „Lauf! Und heim! Und dreh mir den Wechsel ab . . . Oberdorf, Wechsel nummero viere!“

Mit ein paar hastigen Sprüngen war der Gesell in der Finsternis verschwunden.

Domini nahm eine lange Eisenzange aus der Ledertasche, hob die Laterne vom Boden, und während er kleine, vorsichtige Schritte machte, leuchtete er überall hin ins Gras.

Da legte sich eine Hand auf seinen Arm.

Der Lichtschmied fuhr auf und wurde grob. „Zum Teufel! Wer ist denn da? Und weg, sag ich!“ Beim Schein der Laterne erkannte er das Dorle, und erschrocken stammelte er: „Mar' und Josef! Mädl! Schau, daß du weiter kommst! Ich kann dich nicht haben, da!“

Sie stand und zitterte. „Domini . . . ich muß dir was sagen . . .“

„Fort! Fort! Fort! Geh zur Mutter heim!“ Mit der Eisenzange schob er sie zurück.

„Ich muß dir was sagen, Domini!“ Ihre Stimme klang nicht mehr so scheu und erloschen wie zuvor, sondern hell und ruhig.

„Aber Schatzl, um Gotts willen . . .“

„Das muß ich dir sagen! Und heut noch! Oder ich thät keine ruhige Stund nimmer haben!“

Von ihrem Ton betroffen, hob er langsam die Laterne, um ihr Gesicht zu sehen.

Das war ein stilles, ruhiges Gesicht — ein bißchen Angst in den großen, glänzenden Augen, doch ein frohes, träumendes Lächeln um den Kindermund.

„Dorle!“

Wie das heiser klang!

„Ja, Domini, das muß ich dir sagen. Du und ich . . . das kann nimmer sein. Du mußt mich freigeben.“

Langsam ließ der Lichtschmied die Laterne sinken. „So so? . . . Meinst? . . . Und warum denn?“

„Weil ich den Poldi mag.“

Domini blieb ruhig — und schwieg.

Ohne sich zu regen, standen sie voreinander, von den Knien hinauf ganz schwarz, denn die Laterne leuchtete ihnen nur um die Füße her — und das gelbe Sternlein, das da drüben auf der hohen Stange schwankte, machte die Finsternis über den Beiden nicht heller.

Ein Laut, wie ein harter Atemzug — fast ein Laut, als hätte der Lichtschmied gelacht.

Dann sagte er mit einer Stimme, der man die Mühsal ihrer Ruhe anmerkte: „So so? . . . Schau, Dorle, ich hab mir schon allweil denkt, daß ich so was hören muß einmal. Ich kenn dich doch. In dir ist alles hell und ehrlich wie der liebe Tag. Und was du mir da sagst, das ist mir nichts Neues. Daß dir der Poldi das Köpfl ein bißl verdreht hat, das weiß ich schon lang. Und daß ich's merken hab müssen . . . schau, das hat mir das beste Blüml aus meinem Glück gerissen. Aber

schlechter bist mir drum nicht worden. Und mein Glück mit dir . . . Dorle, das ist von meinem Leben die Seel!“ Seine Stimme schwankte. „Und seine Seel, die hebt ein jeder, so lang wie's geht . . . ob sie gesund ist, oder ob sie einen Weh hat kriegen müssen . . . ist alles eins! Und Rauch verfliegt. Deswegen kann alles bleiben zwischen dir und mir, wie's ist!“

„Domini . . .“

„Daß gut sein, Dorle! Hat mir halt 's Wetter eine Blüt von meiner Freud geschlagen. Aber hundert sind noch übrig . . . und allweil ein ich noch besser dran wie heut meine Aepfelbäum! Geh heim, Dorle! Zur Mutter! Die thut sich ängsten, weißt!“

„Domini . . . du machst mir's hart! So viel gut bist mir . . . und so viel weh muß ich dir thun! Aber ich muß, Domini!“

„Ja, ja, Dorle, hast recht! Und geh halt heim!“ Er schob sie wieder mit der Eisenzange ein Schrittlein von der Stelle. „Morgen soll mir alles gut sein! Ein halbes Stündl noch, und der Poldi ist draußen zum Ort. Und bis wir Hochzeit machen, hast alles vergessen!“

„Domini . . .“

„Daß du ihm gefallen hast müssen . . . schau, Dorle, das versteht keiner besser als ich. Aber morgen haben wir unser Ruh wieder! Und schau, ich will dir's aufrichtig sagen . . . ich hab dich heut ins Holz gescheucht, Waldmeister suchen, weil in mir die Angst gewesen ist, daß dir der Poldi auf die Letzt noch über den Weg rennt und macht dir das Herzl siedig.“

„Domini! Da hättst mich daheim lassen müssen!“ Ihre Stimme klang, als wäre sie das Kind nicht mehr, das sie noch am Morgen gewesen, als wäre sie in dieser Stunde älter geworden um ein reifes Jahr. „Denn im Holz, wo du mich hingeschickt hast, bin ich dem Poldi begegnet. Und wie's gewettert hat, bin ich untergestanden . . . im Buchwaldhüttl . . . und der Poldi ist bei mir gewesen. Und jetzt haben wir uns lieb. Und wir lassen nimmer voneinander. Und über vier Wochen ist der Poldi wieder daheim. Und wir haben uns wieder.“

Dem Lichtschmied fiel die Laterne aus der Hand. Sie fiel ohne Laut in das dicke, nasse Gras und legte sich auf die Seite. Doch sie verlosch nicht. Die Kerze brannte weiter und berußte das Glas, das mit leisem Ton zersprang.

Erschrocken war Dorle zurückgewichen. Denn der Lichtschmied hatte mit einem Fluch die eiserne Zange gehoben.

Jetzt warf die Laterne ihren trüben Schein nach oben, an Domini hinauf. Und Dorle sah sein entstelltes Gesicht.

„Der! . . . Der soll mir's büßen!“ keuchte er und that mit der Zange einen Streich. „Vom Wagen schlag ich ihn noch herunter . . . vom Wagen! Der soll mir nicht lebig zum Ort hinaus!“ Die Zange wieder hebend, machte er einen taumelnden Schritt und trat in seiner Blindheit auf die Laterne.

Das Glas zersplitterte, das Licht erlosch.

„Jesus!“ schrie das Dorle. Und in der Herzensangst um den Menschen, den sie liebte, stürzte sie auf den Lichtschmied zu, riß ihm die Zange aus der Hand, stieß ihn mit der Faust zurück und wollte ihm zuvorkommen.

Ihre Röcke flatterten — so rannte sie — an dem liegenden Baum vorüber, den der Sturm gebrochen hatte.

„Dorle! Mar' und Josef! Dorle! Dorle!“ kreischte Domini, als hätte er plötzlich die Stimme eines Weibes bekommen.

Ein klirrender Laut im Gras — und dem Dorle ringelte sich etwas um die Füße, wie ein eiserner Schlänglein. Sie strauchelte und stürzte zu Boden. Zwei bläuliche Funken blitzten — als möchten in der Nacht zwei große, schöne Leuchtkäfer aus den Gräsern fliegen.

Das Dorle seufzte. Und stand nicht wieder auf.

Als der Lichtschmied, schreiend und schluchzend, die Regungslose an den Kleidern faßte und von der Stelle riß, leuchteten die zwei blauen Käfer wieder.

Mit dem Dorle auf den Armen, rannte der Domini über die schwarze Wiese gegen das Sträßlein hinaus. Sein Ellbogen streifte die Stange, an deren Spitze die Laterne hing. Die Stange neigte sich — der gelbe Stern fiel langsam auf die Erde nieder, zerklirrte auf dem Boden und erlosch im Gras.

Domini rannte. Und schrie, daß die Leute aus den Häusern gelaufen kamen. „Zum Doktor!“ keuchte er, als ihm in der Finsternis jemand in den Weg trat. „Lauf zum Doktor! Lauf, Mensch, lauf, um Gottschristi willen! Er soll zur Weberin kommen . . . zum Dorle . . .“

Die Leute, die aus den Häusern kamen, trabten mit lärmenden Fragen hinter dem Lichtschmied her.

Der rannte und rannte. „Mutter! Mutter!“ schrie er, als er den Garten der Weberin erreichte. Das Haus stand offen, und im dunklen Flur, den der ölige Geruch der Garne erfüllte, wurde vor dem Domini die Thüre des grünen Stübchens aufgerissen. Eine rauchende Petroleumlampe brannte auf dem Tisch, eine Kerze flackerte auf der Platte des Geschirrkastens, und so spärliches Licht erfüllte die Stube, daß die Epheutriebe wie hundert schwarze Fäden von der Decke niederhingen.

Ein finsterer Schatten, stand die Weberin in der offenen Thüre.

„Mutter! Mutter! Unser Dorle . . . schau . . .“

Hinter dem Domini drängten sich fremde Leute in die Stube, und die Webergesellen kamen barfüßig und in Hemdärmeln aus ihren Kammern gelaufen, weil sie die Meisterin so schreien und jammern hörten.

Von dem Lärm und all den Stimmen, die in der Stube waren, erwachten die schlummernden Vögel. Die einen flatterten scheu in ihren Käfigen umher, andere duckten mit zahmer Neugier aus den Dräthen und begannen zu zwitschern, zu trillern und zu schlagen, als wollte schon der Morgen kommen.

Während der Altgesell die Leute aus der Stube drängte, versuchten die Weberin und der Lichtschmied am Dorle jedes Mittel, das ihnen einfiel in ihrem ratlosen Jammer.

Das Dorle lag auf dem Lederjoha, mit einem geblumten Kissen unter dem Nacken. Ihr durchnäßtes Röckein hing auf die Dielen nieder und hatte handbreit einen weißlichen Saum — von den klebenden Apfelblüten, die das nasse Kleid aus den Gräsern getreift hatte.

Ihre Glieder waren regungslos, wie versteint, die kleinen Fäuste hart geschlossen. Doch in dem krampfhaft entstellten Gesichtlein kämpfte noch eine Spur des Lebens, und in den weitgeöffneten Augen war ein angstvoll suchender Blick, wie eine quälende Sorge, die gerne reden möchte und nimmer kann.

Da schlug mit seinen und hurtigen Glockentönen die alte Standuhr hinter dem Ofen die zehnte Stunde. Das Spielwerk setzte ein und zirpte mit verschwommenen Klängen, in denen keine klare Melodie mehr war, ein altes Liedchen, das man vor langen Jahren gerne gesungen hatte, in der Großmutterzeit. Bei diesen heiteren Klängen wurden auch die scheu gewordenen Vögel vertraut und erhoben wie die anderen ihr helles Trillern und Geschmetter.

Das Dorle hatte die Augen geschlossen, aus ihrem Gesichtlein war der entstellende Krampf gewichen, und wie ein Lächeln, leis und zufrieden, lag es um den bleichen Kindermund.

Als der Doktor kam, sagte er dem Domini und der Weberin, daß das Dorle tot wäre.

Und als er ging, weil nichts mehr zu helfen war, schimmerte bei dem trüben Schein der Lampe etwas Weißes auf den Dielen, auf dem Tisch und auf den Fenstergesimsen — weiß, wie frisches Linnen. Es war der Mondschein, der durch die Fenster fiel.

Wohl erstickten draußen am Himmel die verziehenden Wetterwolken immer wieder den weißen Schein. Doch immer dünner wurden die gleitenden Nebel, immer heller und leuchtender die Silbersäume der Wolken, immer breiter die luftigen Klüfte, über die der Mond mit voller Scheibe langsam hinüberschwamm.

Als der Doktor zwischen den Bretterplanken hinunterschritt gegen das Unterdorf, war's über dem schmalen Sträßlein so hell, daß man das erloschene Licht des Domini nicht vermißte.

Und nie licht war die Nacht geworden! Kein Hauch mehr in der kühlen Luft. Die Regenbäche hatten sich verlaufen, kaum noch vernehmlich rauschte der benäßigte See — und in dieser träumenden Stille hörte man von weit her über das Wasser her ganz deutlich das flinke Rädergerassel eines Wagens, der Eile hatte.

Da fuhr ein Fröhlicher davon, die Freude im Blut und hoffendes Glück im Herzen.

Wie schön das war: in solcher Nacht zu reisen! Mit dem leichten Gepäck der lachenden Träume, die was Liebes in die Lüfte bauten — kein goldenes Schloß — nur ein kleines, rotes Häuschen mit grünen Läden, und hinter blauen Scheiben ein süßes, rosiges Gesichtlein!

So zu reisen — wie schön das war! Selige Zukunft in der Ferne — und aller Zauber stiller Mondnacht ringsumher!

Der Himmel klärte sich. Wie diese Wolken am Morgen aus der Luft gewachsen und aus Nichts entstanden waren, so lösten sie sich wieder auf ins Leere. Und die Scheibe des Mondes schwebte rein im grauen Blau.

Die breite Straße leuchtete weiß. Nur die Schatten der Bäume, die am Wegrain standen, wuchsen wie schwarze Riesenpilze in diese bleiche Helle. Leises Glucksen und Flüstern ging durch das Schilf am Ufer. Ein feines Lichtgezitter war über den See gestreut. Manchmal blitzten lange, silberne Streifen auf — und erloschen wieder. Und drüben, hinter den schwarzen Wäldern, waren die Berge von grauem Dust umwoben.

Die Räder des Wagens, der es so eilig hatte, rasselten in der stillen Nacht. Der Kutscher hätte gerne ein bißchen geschwatzt, hätte gerne was gehört über Haifische und Indianer, über Tiger und Elefanten, und über die Gockelfrauen von Lugalonien.

Doch Poldi hörte nicht. In die Lederkissen der leichten Kutsche zurückgelehnt, träumte er mit glänzenden Augen hinaus in diesen bleichen Schein der Nacht. Und immer wieder drehte er das Gesicht, um noch ein Stücklein der Heimat zu sehen, wo das liebe Glück auf ihn wartete. So sicher! Denn der scheußende Widerstand des Vaters, der sich für seinen Buben „was Besseres“ ausgerechnet hatte, war durch Poldis Festigkeit besiegt — und die Mutter war froh und zufrieden, weil sie ihren Buben so in Freude und so glücklich sah. Und morgen in aller Frühe — das hatte sie ihm fest versprochen — wollte sie in ihrem besten Staat, in ihrem schwarzen Seidenkleid, zur Weberin gehen — und zum Dorle.

Poldi hatte den Arm über den Koffer gelegt, der hinter dem Wagen aufgebunden war. Und immer blickte er zurück nach der dunklen Heimat, bis ihre letzten schwarzen Wälder hinuntertauchten hinter die Hügel des Ufers.

„Mein Dorle!“ Er hob das Gesicht, denn fern im Grau der Straße, zwischen den schwarzen Baumschatten, meinte er was gesehen zu haben — wie einen winkenden Menschen, der hinter dem Wagen herlief, um ihn einzuholen.

„Halt mal ein beten!“ rief er dem Kutscher zu. „Da will noch wer mit!“

Der Wagen hielt. Aber niemand kam — die Straße war leer. „Dat is doch narrschen! Jetzt weiß ich selber nicht, was ich da gesehen hab!“ Poldi lachte. „Fahr zu!“

Der Wagen rasselte in der stillen Mondnacht.

Und dem Poldi war etwas Ernstes eingefallen — er schob die Mütze zurück und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„De Dom'ni!“

Seltsam, daß er den Domini nicht anders sehen konnte! Wie damals an jenem schönen Morgen, an dem sein Glück in dem grünen Stübchen begonnen hatte, beim Getriller der Vögel und beim zirpenden Klang der Spieluhr — wie damals, genau so sah er ihn jetzt: hoch droben auf einer Lichtstange, mit den sichelförmigen Kletteresen an den Füßen, in der Hand die schwere Streckzange, mit der der Lichtschmied die Drähte spannte. Nur daß die Sonne nicht schien, sondern der bleiche Mond! Ganz grau war der Domini.

Poldi schüttelte sich, wie um einen quälenden Gedanken von sich abzuwehren.

„Hei het sin Licht . . . ick hewp min Glick!“

Die Straße verlief bei See und verlor sich in schwarzem Wald.

Dann flosteten rote Lichter. Ein dumpfes Sausen, das sich aus der Ferne näherte. Und jetzt der schrille, langgezogene Pfiff einer Lokomotive.

Der Kutscher peitschte auf die Pferde los. Und gerade noch rechtzeitig erreichte der Wagen den Bahnhof.

Das letzte Glockenzeichen. Und die jagende Reise durch die Nacht begann. Wohin?

Aus dem Rauch-Museum.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Abbildungen nach Photographien von Hans Franke & Komp. in Berlin.

Die Ueberlieferung hat häufig den Charakter einer örtlich ausgeübten Kunstpflege bestimmt. So ist Nürnberg seit den Tagen der Vischer und Dürer die Stadt der Kleinkunst geblieben; München hat den Ruf als Stadt der Architekten nicht verloren; von Weimar her ist die deutsche Kunst nur durch Malwerke berichert worden, und Berlin hat seinen Charakter als Sitz einer eigenen bildnerischen Kunstentwicklung behalten. Es ist eine der fesselndsten Aufgaben der Kunstgeschichte, die Beziehungen zu erforschen, welche zu der besonderen Pflege der einzelnen örtlich begünstigten Kunstzweige geführt haben. Ist es dem Stammescharakter, der Landschaft, oder ist es zufälligen geschichtlichen Ereignissen zu verdanken? Jedenfalls sind die letzteren am leichtesten wahrzunehmen, wenn sie auch nicht die einzigen Ursachen sind. Berlins Anfänge als Stadt der Plastik gehen bis auf den Großen Kurfürsten zurück. Namen wie Eggers, Schlüter, Jacoby, Glume, Schadow, Rauch, Kiß, Begas u. a. stehen in dieser Entwicklungsreihe. Unter diesen Umständen ist es nur eine Pflicht dankbarer Erinnerung, wenn Berlin den künstlerischen Nachlaß des Mannes behütet, der als Bildhauer wohl den größten Einfluß auf die Kunst seines Jahrhunderts ausgeübt hat: Christian David Rauch. Er war von Geburt kein Berliner, doch liegt der Schwerpunkt seines an Arbeit überaus reichen Lebens in der Stadt der preußischen Könige. Hier hat er die aus dem Studium der Alten gewonnene Harmonie der Form mit dem Realismus einer anders denkenden Zeit zu vereinigen gewußt. Sein älterer Zeitgenosse Gottfried Schadow — als Mensch und Künstler so recht der Typus des Berliners — vermochte nicht, den letzten Schritt zu thun, der ihn an die Spitze der deutschen Künstler gestellt hätte. Rauch trat mit offenerem Blick und mit geklärterer Auffassung in die Kunstarena, um der deutschen Bildnerei neue Anregungen zu geben. Schadow blieb im weitesten Sinne der preußische — noch besser der brandenburgische — Künstler, sein künstlerisches Wirken gehört in die Kulturgeschichte des brandenburg-preußischen Staates; Rauchs Schaffen dagegen fällt zusammen mit jenen geistigen und politischen Strömungen, die von Preußen zu Deutschland führen

Kronprinz Friedrich Wilhelm (Friedrich Wilhelm IV) 1823. — König Friedrich Wilhelm III 1826. — Prinz Wilhelm (Kaiser Wilhelm I) 1825.

sollten. Es ist zu bedauern, daß Schadow nicht auch ein gleiches Denkmal seiner Wirksamkeit in Berlin gefunden hat, wie es Rauch im Rauch-Museum beschieden war. Könnte man Schadows Lebenswerk mit dem seines jüngeren Zeitgenossen Christian Rauch unmittelbar vergleichen, dann würde auch in diesen beiden künstlerischen Welten zum Ausdruck gelangen, was die brandenburg-preußische Ueberlieferung abhebt von der größeren deutschen, die sich über ein halbes Jahrhundert nach dem Einbruch des Korsen einstellte. Wir könnten hineinsehen in den künstlerischen Spiegel einer großen Zeitwende. Vielleicht kommt es einmal dahin. Fürs erste müssen wir dankbar sein, daß in dem Rauch-Museum wenigstens der größte deutsche Bildhauer des 19. Jahrhunderts sein Denkmal gefunden hat.

Prinzessin Charlotte, spätere Kaiserin Alexandra von Russland (1816). Königin Luise (1817). Königin Luise (1816).

Obwohl den Zeitgenossen die Bedeutung Rauchs für die deutsche Kunst nicht verborgen geblieben war, ist das Museum doch nicht ohne weiteres nach seinem Hingang geschaffen worden. Erst acht Jahre nach dem 1857 erfolgten Tode des achtzigjährigen Künstlers wurde das seinem Andenken geweihte Institut unter der persönlichen Anteilnahme des preußischen Königs eröffnet, und zwar in den Räumen des geschichtlich bedeutsamen „Lagerhauses", in welchen die meisten Werke des Künstlers entstanden waren. Aber nur wenige Jahre blieben sie hier. Als zu Anfang der siebziger Jahre das königliche Staatsarchiv die Räume in Anspruch nahm, wurde die Sammlung in den benachbarten Flügel gebracht, in dem sie sich zur Zeit noch befindet. In der Person eines der bedeutenderen Schüler Rauchs, Hugo Hagen, erhielt das Museum einen Vorsteher, der sich bemühte, die Werke des Meisters in Gipsabgüssen nach Möglichkeit zu vervollständigen. Nach seinem 1870 erfolgten Abgange trat Professor Dr. Rudolf Siemering in die Stellung ein, ein Mann, welcher der geistigen Größe Rauchs nahekommt. Das nebenstehende Bild stellt den gegenwärtigen Leiter des Rauch-Museums dar.

So reich die Sammlung an Werken des Künstlers auch ist — vollständig ist sie nicht. Von den etwa 400 Werken Rauchs, welche die Kunstgeschichte aufzählt, konnten bisher zwei Drittel vereinigt werden. Sie gewähren aber immerhin einen Einblick in die Schaffenswerkstatt des Bildhauers, wie er für den Künstler und den Kunstfreund nicht besser geboten werden kann.

Rauchs Bedeutung liegt auf zwei Gebieten. Als selbständig schaffender Künstler hat er der deutschen Kunst neue Wege gewiesen, auf denen diese der Kunst anderer Völker ebenbürtig wurde; als Zeitgenosse des größten deutschen Kampfes aber war er berufen, die Helden dieses Krieges durch seine Werke dauernd zu verherrlichen. Und diejenige That, die ihn weit über die Enge eines nur wenig Gebildeten zugänglichen Kreises hinweghob und zugleich den Empfindungen eines ganzen Volkes künstlerischen Ausdruck lieh — die Herstellung des Sarkophages für die Königin Luise, mußte ihm um so näher liegen, als er einst sieben Jahre als Kammerdiener in der unmittelbaren Umgebung des Königpaares gewesen war. Die verklärte Gestalt jener königlichen Dulderin im Mausoleum zu Charlottenburg und das Schlüterſche Standbild des Großen Kurfürsten sind ja die einzigen plastischen Bildwerke, die wirklich volkstümlich geworden sind, seit die gemütvolle Holzskulptur der Gotik und der Frührenaissance von fremden Einflüssen erdrückt worden ist.

Professor Dr. R. Siemering, der jetzige Direktor des Rauch-Museums.

Vielleicht ist auch Rauchs Denkmal des „Alten Fritz" — dessen Modell man auf nebenstehender Abbildung hinter der Gestalt Professor Siemerings sieht — hier noch als Beispiel einer volkstümlichen Großbildnerei anzureihen, obwohl die Kunstwissenschaft dies nicht anerkennen will. Indessen — das Volk sieht mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande! Von dem Sarkophage der Königin ist leider kein Abguß in der Sammlung vorhanden; hingegen sind mehrere andere Darstellungen der Königin vertreten, von denen wir die Büsten aus den Jahren 1816 und 1817 im Bilde reproduzieren.

Wenn man die natürlichen Beziehungen, die eine Zeit und ihre bedeutendsten Männer verbinden,

im Auge behält, dann konnten auch die Helden der Befreiungskriege, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Bülow u. a., von keinem andern Bildhauer besser dargestellt werden als von Christian Rauch. Als seelenvoller Schilderer offenbart sich uns Rauch in seinen Porträtbüsten, besser und wahrer noch als der nächterne, kühle Franz Krüger, der als malender Porträtist im damaligen Berlin einen ungemein großen Wirkungskreis gefunden hatte. Das preußische Königshaus insbesondere hat in Rauch seinen Bildhauer gewonnen, der immer wieder — oft in vielfachen Wiederholungen — die Mitglieder darstellte. Auf dem Bilde Seite 732 findet der Leser die Büsten des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (Friedrich Wilhelm IV), des Königs Friedrich Wilhelm III, des Prinzen Wilhelm (Kaiser Wilhelm I). Die erste Abbildung auf Seite 733 zeigt neben den beiden schon erwähnten Büsten der Königin Luise auch jene der Prinzessin Charlotte, der späteren Kaiserin Alexandra Feodorowna, der Gattin des Kaisers Nikolaus I von Rußland.

Wie in Kopenhagen das Thorwaldsen-, in Brüssel das Wiertz-, in Dresden das Rietschel- und in München das Schwanthaler-Museum nicht nur kunstgeschichtliche Sammlungen, sondern in höherem Sinne Denkmäler bedeutender Künstler sind, so dient das Rauch-Museum dem Andenken seines Schöpfers. Während jene aber von der Kunstgeschichte jetzt mit wesentlich anderm Maßstabe gemessen werden als vor mehr als einem Menschenalter, hat Christian Rauch in der Schätzung seiner Kunst nichts eingebüßt. Zwar verliert sich nur selten ein Besucher nach den abseits vom Verkehrswege gelegenen stillen Räumen der Klosterstraße, aber zu bedauern ist dies am Ende wohl nicht. Die anspruchslosen Zimmer, welche zwei Drittel von dem Lebenswerk eines der größten deutschen Künstler bergen, bedürfen ebenso der Ruhe und Intimität wie jene weihevollen Räume Weimars, in denen der größte deutsche Dichter lebte, dichtete und starb. Wer in das Rauch-Museum geht — sei er nun ein kunstverständiger Bewunderer des Bildhauers, oder sei er ein nachstrebender Künstler — der wird die Unruhe gerne missen, die mit den Massenbesuchen Schaulustiger verbunden ist. In der Stille dieser Räume wird man leichter und inniger zu den Schöpfungen des Meisters in Beziehung treten und zu den Kunstwerken ein persönlicheres Verhältnis finden, als dies in einer vielbesuchten Ausstellung möglich ist.

Robert Mielke.

Turnvater Jahn. (Mit Bildnis.) Fünfzig Jahre sind es am 15. Oktober, daß Friedrich Ludwig Jahn, der Begründer und Schöpfer des deutschen Turnwesens, zu Freyburg an der Unstrut im Alter von über 74 Jahren entschlafen ist. Und so wie seit dem Jahre ihrer Gründung die „Gartenlaube“ keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne die Leser auf den großen deutschen Patrioten hinzuweisen, so möchte sie auch diesen Tag der Erinnerung nicht verstreichen lassen, ohne seiner in treuer Dankbarkeit in Wort und Bild zu gedenken. — Eine Stätte besonderen Kultes der Erinnerung an den großen Toten ist seit vielen Jahren die Stadt Freyburg an der Unstrut, in welcher der Turnvater verschieden ist. Dort wurde ihm schon bald nach seinem Tode, im Jahre 1859, ein Denkmal auf dem Hügel seines Grabes aufgerichtet. Es ist eine Bronzebüste, eine Wert Schillings, das den charakteristischen Kopf Jahns getreu und lebensvoll wiedergiebt. Später fand in derselben Stadt auch eine Erinnerungshalle und ein Jahnmuseum von den deutschen Turnern errichtet worden, wo Jahns Geheime dann beigesetzt wurden. In dem Museum befindet sich das Original des Bildes, das wir den Lesern heute bieten. Es zeigt Jahn in der Vollkraft seines Lebens und läßt ein Anflug erkennen, in dem sich edle Güte mit männlicher Kraft und starkem Wesse paart. Was das deutsche Volk dem Vater Jahn verdankt, soll nicht neuerdings gewürdigt werden. Die Erkenntnis seiner Verdienste lebt frisch im Herzen des Volkes, und sein Erbe ist fruchtbar geworden in unserem Vaterlande. Zahlose Turnerschaften und Turnvereine werden den Gedenktag in würdevoller Feier begehen, Kränze werden an den Denkmälern des Toten liegen, und Reden werden seine Thaten und sein Wirken preisen. Wir aber wollen hier zur Feier und zur Ehre Vater Jahns nur der Hoffnung Ausdruck geben, daß seines Lebens Werk so wie bisher auch in aller Zukunft blühen möge, zum unvergänglichen Ruhme seines Namens und zum Heile des Vaterlandes.

Turnvater Jahn.
Nach dem Gemälde von L. Heine.

Der Dom zu Lübeck. (Zu dem Bilde auf S. 709.) Zu den malerischsten und interessantesten deutschen Städten gehört die alte Hansestadt Lübeck. Eines der schönsten Lübecker Bauwerke ist die 1173 von Heinrich dem Löwen gegründete, 1335 vollendete Domkirche mit den schlank aufstrebenden 120 m hohen Türmen. Stimmungsvoll ist vor allem der Blick auf den Dom vom Mühlenteich aus, wie ihn unser Bild zeigt. Die Türme wachen, vom Spätlerroth angeglüht, wie Riesen aus gefeben, über den Monumentalbau des 1892 vollendeten, von Schwining in gotischem Stil erbauten Museums empor. Das Innere des Domes ist reich an mittelalterlichen Kunstwerken, den Hochaltar schmückt eine Kreuzigung von Tischbein, eine Kapelle enthält ein Altarbild von Hans Memling. Von besonderem Kunstwert ist das innere mit Laubgewinden und Tiergestalten geschmückte Portal der nördlichen Vorhalle. Das Museum enthält die Sammlungen der Stadt, Denkmäler Lübeckischer Baukunst und Profanbildnerei, das Gewerbemuseum, ein ethnographisches und naturhistorisches Museum u. a.

Spitzenklöppelnerinnen in Burano. (Zu dem Bilde S. 712 und 713.) Die Kunst, mit Nadel und Faden allein, ohne Stoffuntergrund, Figuren zu bilden und den dazwischen liegenden Raum mit feinen Fäustchen zum Spitzengrund zu verdichten, ist sehr alt. Weltberühmt waren die herrlichen venetianischen Spitzen mit ihren reichen Renaissancemustern, und die Nachfrage danach war so lange sehr groß, als Frankreich und England noch keine eigene Industrie hatten. Als die letztere aufblühte und die allgewaltige Maschine überall in Thätigkeit trat, geriet die Herstellung der alten, kostbaren Venetianer Spitzen fast in Vergessenheit. Nur auf der kleinen Insel Burano, nahe bei Venedig, hatte sich die Spitzennäherei als Hausindustrie erhalten, aber von allen Frauen war es zum Beginn der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts nur noch eine, Lencia Scarparola, die den berühmten „Punto di Venezia“, den echten, alten Spitzenstich, herstellen konnte. Es kamen schwere Zeiten und Hungersnot über das

arme Fischerdorf, da faßte eine hochherzige Frau, die Gräfin Marcello aus Venedig, den Plan, eine Spitzenschule zur Neuerweckung der alten Kunst zu gründen und damit den Frauen und Mädchen lohnenden Verdienst zu schaffen. Jene Cencia wurde zur Lehrerin bestellt, sie begann mit zwölf jungen Arbeiterinnen. Heute, da längst die kunstreiche Handarbeit als über jedem Maschinenerzeugnis stehend gilt, ist die Nachfrage der ganzen Welt nach den teueren Spitzen von Burano so groß, daß 500 Arbeiterinnen in der Schule beschäftigt sind, nach alten Zeichnungen die wundervollen Renaissancemuster mit ihren mannigfachen und kunstreichen Füllstichen herzustellen. Von den schmalen, 10 bis 18 cm breiten Spitzen kosten der Meter 100 bis 150 Franken. Was zuerst die Schule lehrte, übt das Haus weiter fort, und so sitzen die Frauen und Mädchen von Burano überall zu zweien und mehreren in den Fischerhäusern beisammen, fleißig arbeitend und lustig plaudernd, ganz, wie sie unser Bild den Lesern zeigt. Bn.

Neue Nachrichten über das „Okapi". (Mit Abbildung.) Kaum eine andere Entdeckung auf dem Gebiete der Tierkunde hat in den letzten Jahren so gewaltiges Aufsehen erregt wie die Auffindung eines großen, bisher unbekannten Huftieres in Afrika. Sonderbar wie der Name „Okapi" sind auch die verwandtschaftlichen Beziehungen dieses von Sir Harry Johnston, dem Gouverneur von Uganda, entdeckten, als neue Gattung „Okapia" beschriebenen Wiederkäuers. Als P. L. Sclater, der Direktor des Londoner Zootogischen Gartens, vor zwei Jahren die ersten Nachrichten über das wunderſame Geſchöpf der „Zoological Society" mitteilte, war er der Anſicht, daß die ihm vorliegenden Fellſtücke einer neuen Art des Zigerpferdes angehörten, welches er Equus Johnstoni nannte. Später gelangten nach London zwei Schädel und ein ganzes Fell dieſes neuen Tieres. Man erkannte, daß man es nicht mit einem Einhufer, ſondern mit einem Wiederkäuer zu thun habe. Aus dem Bau des Schädels ging hervor, daß das Tier zu der Giraffe in innigeren Beziehungen ſteht als zu irgend einer anderen heute vertretenen Gattung, und daß vielerlei Aehnlichkeiten auch zwiſchen ihm und einer vorweltlichen Tierform obwalten, welche als Helladotherium aus tertiären Ablagerungen des Mittelmeergebietes beſchrieben war. Das Helladatherium gehört zur Familie der Giraffen, unterſcheidet ſich aber von den jetzt lebenden Formen durch erheblich kürzeren Hals und viel kürzere Beine. Die bisher unterſuchten „Okapi" waren junge Tiere; man konnte deshalb vorläufig nicht feſtſtellen, ob auf dem Schädel erwachſener Tiere ſich Knochenzapfen erheben und ob dieſe mit Hörnern oder Haaren bedeckt ſind.

Nun hat Forſyth Major, der berühmte Paläontologe, in „La Belgique Coloniale" neuere und ſehr intereſſante Nachrichten über das rätſelhafte Tier veröffentlicht. Im Muſeum von Tervueren iſt ein faſt vollſtändiges Skelett und eine Haut des Okapi eingetroffen. Hierdurch wird erwieſen, daß das aufgewachſene, männliche Okapi zwei nach hinten gerichtete Stirnzapfen trägt, welche mit behaarter Haut bedeckt ſind, und ferner, daß bei dem Weibchen dieſe Hörner kleiner ſind und faſt ſenkrecht ſtehen. Wir können vorläufig als ſicher feſtſtellen, daß wir es hier mit einem Tiere zu thun haben, welches in ähnlicher Weiſe zwiſchen den hörnertragenden Wiederkäuern und der Giraffe vermittelt, wie die Gabelantilope zwiſchen den erſteren und den Hirſchen.

Wie iſt aufgefallen, daß der Schädel des neuen Säugetieres mit demjenigen der indiſchen Nylgan-Antilope eine unverkennbare Aehnlichkeit hat. Kein anderes Huftier beſitzt ein ſo lang ausgezogenes, oben flaches Hinterhaupt. Die Nylgan-Antilope zeigt ſogar Spuren von vorderen Hörnern, die Zähne ſind denen der Giraffe nicht unähnlich, und die Knochenzapfen verwachſen erſt ſpät mit dem Schädel. Merkwürdig iſt auch die Stellung der Hörner über den Augen, die genau

Das Okapi, ein neu aufgefundenes, bisher unbekanntes Huftier.

Nach einer Originalzeichnung von Paul Neumann.

derjenigen entſpricht, wie ſie das weibliche Okapi zeigt. Ich möchte faſt glauben, daß zwiſchen der Nylgan-Antilope und dem Okapi mehr verwandtſchaftliche Beziehungen beſtehen als zwiſchen ihr und irgend einer echten Antilope.

Auf Veranlaſſung der „Gartenlaube" hat der unſeren Leſern wohlbekannte Tiermaler Paul Neumann unter meiner Anleitung den Verſuch gemacht, das rätſelhafte Tier zu zeichnen, und ich glaube, daß die hier veröffentlichte Abbildung die natürliche Erſcheinung des ſonderbaren Huftieres erheblich beſſer darſtellt als irgend ein vordem bekanntes Bild. Sehr eigentümlich iſt die Färbung des Okapi. Wir kennen unter den Huftieren kein anderes, welches eine ſolche Zebraſtreifung an den Gliedmaßen aufweiſt. Es giebt allerdings eine kleine Schopfantilope in Weſtafrika, deren Decke mit parallelen Querbinden gegliedert iſt; auch einige Elenantilopen, ferner die Buſchböcke, Schierantilopen, Sumpfantilopen und die rieſige Diſchornantilope tragen ein geſtreiftes Kleid. Bei allen dieſen Formen ſind aber die Beine nicht in dieſer auffallenden Weiſe geſtreift, wie es bei dem Okapi der Fall iſt. Ueber die Lebensweiſe des neu entdeckten Geſchöpfes wiſſen wir nur ſehr wenig; es ſoll den Urwald bewohnen. Matſchie.

Das Hilffer Joch. (Zu dem Bilde S. 717.) Zu den großartigſten Alpenſcenerien gehört der Jochpaß des Stilfſer Joches in Tirol. Eine kühne Straßenanlage, 1820 bis 1824 von Franz I erbaut, führt durch die

erhabenste Natur der Centralalpen zur Höhe, wo eine Säule die Grenze zwischen Oesterreich und Italien bezeichnet. Die Straße ist die höchste aller fahrbaren Alpenstraßen und nur im August schneefrei. Auf dem Grenzsteine ist die Höhe mit 2814 m angegeben. Dufours Alpenkarte, die viel von Touristen benutzt wird, verzeichnet 2791 m.

In einer alten Antwerpener Buchhandlung. (Zu dem Bilde S. 725.) Als die Reformation ihren Einzug in die Niederlande gehalten hatte, begann sich die Malerei von der ausschließlichen Behandlung religiöser Motive zu befreien und außer dem Porträt auch das tägliche Leben in den Bereich ihrer Darstellung zu ziehen. Die niederländische Genremalerei insbesondere wuchs zu jener Durchbildung heran, die heute noch die Bewunderung erregt. Um nur einen Namen zu erwähnen, sei hier an Gerhard Terborch erinnert, der im Porträtfach und im intimen Genrebild Vorzügliches geleistet hat. Auf seinen Bildern wandelt auch die Malerin N. Bjerk, deren fein empfindende und sorgfältig abgewogene Genreszene wir unseren Lesern heute bieten. Sie zeigt uns ein holländisches Interieur, das mit hartem lokalen Stimmungsreiz ausgestattet ist, charakteristisch ist auch der alte Buchhändler, der dem jungen vornehmen Herrn seine Schätze zeigt. Auch der Tracht nach weist das Bild in die Blütezeit niederländischer Genremalerei zurück, also in das 17. Jahrhundert.

Drahtlose Telephonie in jedem Hause. Wenn das Armstrong-Orling-System wirklich hält, was englische Zeitungen davon versprechen, so wird die drahtlose Telephonie und Telegraphie geradezu märchenhaften Leistungen entgegen. Schon im Herbst des Jahres 1901 veranstalteten Armstrong und Orling vor Vertretern der englischen Presse auf einem offenen Platze in Buckinghamshire mit ihren Apparaten höchst interessante Versuche. Sie trieben elektrische Wellen ohne Draht durch den Erdboden von einem Ort zum andern. Von festen Stangen und Gerüsten als Wellensendern war dabei keine Rede. Der drahtlos arbeitende Apparat bewegte aber auf 750 m Entfernung die Steuermaschine eines Torpedos. Eine elektrische Lampe, die weit im Felde auf hoher Stange aufgestellt war, wurde angezündet und wieder ausgelöscht. Der elektrische Strom wurde zu dem Zwecke in einer gewöhnlichen Bunsenbatterie erzeugt, durch den Uebertrager in den Erdboden geleitet, die elektrischen Wellen gelangten zu ihrem Bestimmungsort, wo der Empfänger am andern Ende des Feldes sie aufnahm. Natürlich blieb das eigentliche Wesen der Apparate Geheimnis der Erfinder. Jetzt wollen Armstrong und Orling ihre Apparate so weit verbessert haben, daß sie auf 8 km durch den Erdboden telegraphieren und telephonieren ohne jede besondere Einrichtung, ohne Stangen und Gerüste, ohne Drähte, und sie wollen binnen kurzem Apparate verkaufen, mit denen man überall hin und überall her innerhalb einer Entfernung von 40 km telegraphieren oder telephonieren kann. Als Leiter dient der Erdboden. Man verbindet in seinem Zimmer den Uebertrager oder den Empfänger mit dem nächsten Gas- oder Wasserrohr, das den Strom nach der Erde leitet, und alles ist zur Herstellung telegraphischer oder telephonischer Verbindung bereit. Mauern, Häuser ꝛc. bilden kein Hindernis für die Fortpflanzung der elektrischen Ströme.

Tischler bei der Arbeit.
Nach einer Aufnahme von Carl Garnich in Düsseldorf.

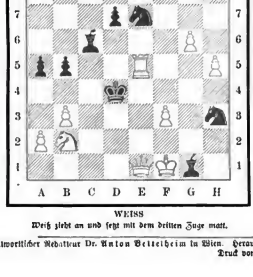
Bienen auf Reisen. Eine der ausgiebigsten Honigweiden ist die Lüneburger Heide und ihre nächste Umgebung, die Gegend, welche von dem Dreieck Lüneburg — Uelzen — Bremen begrenzt wird und deren Mittelpunkt etwa bei der Station Schneverdingen der dieses Dreieck von Norden nach Süden durchschneidenden Bahnlinie Buchholz — Soltau liegt. Um diese Honiggründe abzuweiden, findet alljährlich ein Zug fremder Bienen statt, und zwar wird dieser in ganz moderner Weise durch die Eisenbahn vermittelt. Die „Salon“ beginnt anfangs Juli, wenn das Heidekraut seine rötlichen Blumen treibt. Nachts, wenn das Bienenvolk der Ruhe pflegt und Kühle herrscht, beginnt die Reise, welche noch vor Tagesanbruch beendet sein muß. Die Bienen fahren in großer Gesellschaft gleich millionenweise in ihren Körben in Sonderzügen. Aus den verschiedensten Teilen des deutschen Landes und der benachbarten Provinzen, so von Minden im Westen und von Schönhausen u. a. von Osten der, treffen die mit Bienen beladenen Wagen an bestimmten Sammelpunkten ein, um vereint weiterbefördert zu werden, bis sich der Sonderzug allmählich wieder auflöst. Solcher Züge wurden im Juli 1902 mehr als ein halbes Dutzend befördert. Die Abfertigung muß außerordentlich pünktlich erfolgen, und es bedarf großer Umsicht, damit alles klappt. Ein Bienentransport bei Tage ist ausgeschlossen.

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe.

Von **B. Hösten** in Recq.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Buchstabenrätsel.

Aus drei Buchstaben ein Wort besteht:
In der Schweiz ihr freundlich es schimmern seht.
Wenn an dies Wort ein Zeichen man stellt,
Man einen trefflichen Fisch erhält.

Hängt noch ein Zeichen dem Worte an,
Ein feines Gericht nennt es alsdann.

Wird noch ein Zeichen ihm eingefügt,
Es kräftig schmeckt und nach Knoblauch riecht.

Hängt noch ein Zeichen ihr an dem Wort,
Dann nennt's einen alten Schlachtenort.

F. Müller-Saalfeld.

Auflösung des Buchstabenrätsels auf Seite 708. Gestirn, gestern.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 708.

Manzanares (Man — zanar — es).

Auflösung des Rätsels auf Seite 708. Leder, Leer.

Auflösung des Bilderrätsels „Rose und Dornen“ auf Seite 708.

Man beginnt unten links von der Wurzel des Dornstrauches und geht entlang der zu unterst ausbiegenden Ranke bis zu deren Ende, dabei alle an den Dornen dieser Ranke stehenden Buchstaben ablesend; ebenso thut man dies, wieder unten links anfangend, bei der zweitnächsten (mittleren) Ranke und bei der dritten Ranke. In derselben Weise werden alle drei Rankenzweige der rechten Seite behandelt. Die so verbundenen Buchstaben geben die Worte von Goethe:

„Die späte Rose blüht uns doppelt schön.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Heft 13, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Polarforscher R. E. Peary und sein Schiff „Windward".

Polarforscher O. N. Sverdrup und sein Schiff „Fram".

Heimgekehrte Polarforscher. Zwei kühne Nordpolforscher, die beide mit ihren Expeditionen durch lange Jahre in den Gebieten des Polareises weilten, sind in der Mitte des Monats September in die Welt der Kultur zurückgekehrt, Leutnant Peary und Otto N. Sverdrup. Leutnant Robert E. Peary, der am 18. September auf dem Schiffe „Windward" in Sidney auf der Insel Cap Breton eingetroffen ist, begründete seinen Ruf als Nordpolforscher durch die in den Jahren 1891 bis 1892 ausgeführte Expedition. Er drang an der Westküste Grönlands vor, überwinterte in der Mac-Cormicks Bai, und es gelang ihm, die Insularnatur Grönlands festzustellen. In den Jahren 1895 und 1896 unternahm er weitere Reisen zu demselben Gebiete und rüstete sich dann zu einer großen Expedition nach dem Nordpol. 1897 holte er einen der riesigen Meteoreisenblöcke, die früher in der Nähe von Cap York an der Westküste Grönlands gefunden worden waren. Auf dem Schiffe „Windward" rückte er dann im Smith-Sund vor und blieb, während das Schiff zurückkehrte, im hohen Norden. Als das Schiff im Sommer 1900 mit Lebensmitteln für die Expedition wieder nach Nordgrönland fuhr, reiste auch die Gattin Pearys mit, um ihren Mann zu sehen. Das Schiff traf ein, und erst im Jahre 1901 trafen die Ehegatten zusammen. Peary blieb noch einen weiteren Winter im hohen Norden. Den Nordpol hat auch er nicht erreicht, die höchste nördliche Breite, bis zu der er vorgedrungen ist, beträgt 84° 17'. In dieser Hinsicht ist er hinter Kapitän Cagni-Eudoxa von der Expedition des Herzogs der Abruzzen zurückgeblieben, der bisher die höchste nördliche Breite, 86° 33', erreicht hat. Peary soll aber eine reiche Ausbeute an wissenschaftlichen Beobachtungen mitbringen. — Auch Otto N. Sverdrup war über vier Jahre — seit dem 27. Juni 1898 — auf seiner jüngsten Nordlandreise unterwegs. An dem genannten Tage ging der kühne Forscher, der sich schon als Begleiter Nansens hervorgethan hatte, zu Christiania in See. Der Staat Norwegen hatte Sverdrup die „Fram" zu der Reise überlassen, und auf dem guten, erprobten Schiffe wollte der Forscher im Westen Grönlands durch den Smith-Sund nach Norden vordringen. Die Expedition war auf drei Jahre berechnet — die letzte Nachricht aber, die von Sverdrup nach Europa kam, datierte vom August 1899. So hatte nach und nach lebhafte Besorgnis um das Schicksal der Expedition platzgegriffen. Um so freudiger empfing man nun die Botschaft von der Rückkehr der „Fram", die am 19. September bei der Insel Ulsire landete und dann bei Stavanger vor Anker ging. In einer langen Depesche hat Sverdrup von Stavanger aus der Regierung angezeigt, daß das Arbeitsfeld der Expedition die Süd- und Westküste von Ellesmereland sowie die westlich davon gelegenen bisher unbekannten Gebiete gewesen sind. Der Schiffsarzt und ein Heizer sind den Strapazen des Unternehmens erlegen, die anderen Teilnehmer kehren wohlbehalten zurück. Man darf begierig sein auf die weiteren Nachrichten, die Sverdrup über den wissenschaftlichen Erfolg seiner Reise veröffentlichen wird. — Die Karte, welche wir unseren Lesern darbieten, zeigt neben den nördlichen Breiten, bis zu denen die Expeditionen des Herzogs der Abruzzen (Cagni) und Frithjof Nansens vorgedrungen, auch die Operationsgebiete, auf denen Peary und Sverdrup thätig waren.

Karte der letzten Nordpolreisen Pearys und Sverdrups.

Professor Christof Ernst Luthardt. Es war in diesem Frühjahre, wir unseren Lesern das Bild des hochverdienten Theologen Professors Christof Ernst Luthardt darboten, der nach sinnumdreißigjähriger Lehrthätigkeit an der Universität Leipzig in den Ruhestand trat. Allzubald ist Luthardt nun am 21. September im Alter von beinahe achtzig Jahren aus den Reihen der Lebenden geschieden. Mit ihm ging eine der interessantesten Erscheinungen der Leipziger Hochschule dahin, ein rastloser Vorkämpfer der lutherischen Lehre, der sich in seinen zahlreichen erbaulichen und dogmatischen Werken ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

Das Denkmal für Dr. Bernhard Adler in Franzensbad. Am 20. d. M. fand in Franzensbad in Anwesenheit des Centralvereins deutscher Aerzte in Böhmen — der an diesem Tage seine Hauptversammlung abhielt — die festliche Enthüllung des Denkmals für den Gründer des heute weltberühmten Kurortes, Dr. Bernhard Adler statt. Im Jahre 1785 zum Stadtarzt in seiner Geburtsstadt Eger ernannt, war er es, der den Anstoß zur Gründung und zum Aufbau des Kurortes gab. Er hat es verstanden, die Bedeutung der eine Stunde von Eger entfernten Heilquellen — genannt „Egerbrunn" — zu würdigen und die maßgebenden Kreise der Regierung und Bevölkerung für die Hebung derselben zu gewinnen. Die ganze Begeisterung seiner schaffensfreudigen Jugend widmete er der Verwirklichung eines im Herzen längst gehegten Wunsches. Im August 1791 bewog er den Egerer Magistrat, daß der „Egerbrunn", der damals in äußerst vernachlässigtem Zustande, ohne Bedachung der Ununft der Witterung und unwilligen Verunreinigungen ausgesetzt war, mit einem auf vier runden Holzsäulen ruhenden Tempelchen überdacht und mit einem Lattenzaun eingehegt wurde. An die Zerstörung dieses Tempelchens durch Egerer Weiber, die bis dahin das heilkräftige Wasser zum Verkauf nach Eger gebracht hatten, knüpft sich die Entstehung des Kurortes, welche von dem Dekret der Cameral-Hofkanzlei vom 27. April 1793 datiert. Mit Genehmigung des Kaisers erhielt der dann rasch erstandene Ort den Namen „Franzensbad". Dr. Bernhard Adler wurde im Jahre 1795 zum landesfürstlichen Brunnenarzt ernannt. Er siedelte nach Franzensbad über und wirkte daselbst in der segensreichsten Weise bis 1810. Aus seiner Feder stammt u. a. die „chemisch-medizinische Abhandlung von Egerschen Gesundbrunnen. Eger 1785." Das Denkmal ist eine treffliche Arbeit des Egerer Meisters Wisser und steht vor dem Mittelbau der Salzquellenkolonnade.

Das Denkmal für Dr. Bernhard Adler in Franzensbad.

Das Pflegehaus des Baterländischen Frauen-Vereins in Riga. Der Zweigverein „Riga" des Vaterländischen Frauen-Vereins veröffentlichte kürzlich seinen 20. Jahresbericht, und wir möchten bei dieser Gelegenheit das Interesse unserer Leser auf das „Pflegehaus" des Vereins in Riga hinwenden, das schon sehr vielen zum Segen geworden ist und hoffentlich immer mehr Kranken Zuflucht und Erholung gewähren kann. Zu dem Hause, das vom 1. November bis 1. Mai geöffnet ist, finden deutsche Reichsangehörige, die Erholungsbedürftig und weniger bemittelt sind, bei verhältnismäßig sehr billigem Preis ein gutes Unterkommen. Aufnahmegesuche sind an die Präsidentin des Vereins Frau von Zetewitz-Denzin in Lauenburg in Pommern zu richten.

Der Schädel des Naturhistorischen Museums in Paris. Unter den großen naturwissenschaftlichen Anstalten der Erde nimmt das Pariser Museum für Naturgeschichte eine der ersten Stellen ein. Es ist heute kaum mehr möglich, zu entscheiden, welches Museum das reichhaltigste genannt werden muß; jede große Sammlung ist auf irgend einem Gebiete besonders stark. Schwächen auf dem einen Felde werden durch große Vorzüge auf dem anderen ausgeglichen. Das größte zoologische Museum Frankreichs zeichnet sich unter anderem durch seinen Reichtum an chinesischen und tibetanischen Tieren aus. Noch fesselt in der Erinnerung steht mir der einmalige Eindruck, den die prächtigen Reihen der lunerasiatischen Antilopen, Hirsche und Raubtiere auf mich gemacht haben, als ich im Jahre 1895 diese schönen Sammlungen unterlichen durfte. Das Musée d'Histoire Naturelle ist in ähnlicher Weise wie das Hamburger Naturhistorische Museum gebaut. Einen Lichthof umschließen zahlreiche Galerien. In diesem Lichthofe sind die größeren Säugetiere aufgestellt. Dort hat man die Möglichkeit, mit einem einzigen Blick die gewaltigen Größenunterschiede zwischen den Riesen unserer heutigen Tierwelt zu vergleichen. Wie klein erscheinen die im Vordergrunde unseres Bildes hervortretenden Elefanten gegenüber den großen Wasserelefanten im Hintergrunde, und wie riesenhaft andererseits überragen sie die doch gewiß nicht kleinen Nashörner und Flußpferde, welche sie umgeben. Und diese Elefanten sind, wenigstens der am rechten links stehende Afrikaner, nur halbwüchsige Tiere. Man vergleiche nur seine Stoßzähne mit dem in der Mitte der Elfenbeinsammlung aufgestellten Zahn, der mindestens dreimal so lang und dick ist. Sehr merkwürdig ist das auf dem Bilde links unten zwischen den beiden großen Flußpferden stehende dunkle Zwergflußpferd aus Liberia, das in vorgeschichtlichen Zeiten auch in Madagaskar vertreten war. Hinter den Dickhäutern wird ein großes Viereck von Wiederkäuern eingenommen. Wir sehen in der Mitte zwei Sudangraffen, vor ihnen Tapire, Elchhirsche, weiter zurück die prächtigen Reihen der asiatischen, an den Wapiti erinnernden Rothirsche, Rinder, Kamele und Einhufer. Das Pariser Museum hat immer eine große Rolle in der Zoologie gespielt; hier haben Buffon, F. und G. Cuvier, die drei Geoffroy Saint-Hilaire, Desmarest, Lesson, die beiden Milne-Edwards u. a. gewirkt, von hier aus hat die Paläontologie ihren Siegeslauf angetreten. Heute leitet M. Perrier, einer der bedeutendsten Naturforscher Frankreichs, das Institut; er ist seinen deutschen Kollegen bekannt durch seine Reden auf den V. Internationalen Zoologen-Kongreß in Berlin 1901, wo er an der Spitze der französischen Delegation stand. Matschie.

Der Lichthof des Naturhistorischen Museums in Paris.

Die Königin Marie Henriette von Belgien, geb. Erzherzogin von Oesterreich und Cousine Kaiser Franz Josephs, ist am 19. September, abends 8 Uhr, auf ihrem Schlosse zu Spaa nach langem und schwerem Leiden sanft entschlafen. Die Verstorbene, für die der Tod in mehr als einer Beziehung eine Erlösung war, hat ein an Schicksalsschlägen und Kummer reiches Leben hinter sich. Im Alter von 17 Jahren dem König der Belgier, dem damaligen Kronprinzen Leopold, Herzog von Brabant, vermählt, fand sie in dieser Ehe nicht das erhoffte Glück, auch mußte sie den Verlust des einzigen Sohnes erfahren. An zweien ihrer Töchter, der unglücklichen Prinzessin Luise von Koburg und der auf so tragische Weise Witwe gewordenen Kronprinzessin Stephanie, erlebte sie gleichfalls manches Leid. Sehr nahe ging ihr wohl auch das Schicksal ihrer Schwägerin, der unglücklichen Ex-Kaiserin Charlotte von Mexiko. Königin Henriette, deren anbegangene Energie und überraschende Willensstärke allgemein bekannt und bewundert war, starb, aufrichtig betrauert von ihrem Volke.

Königin Marie Henriette von Belgien †.

Joh. Jos. Abert, der verdienstvolle Komponist und frühere langjährige Hofkapellmeister in Stuttgart, hat am 21. September seinen 70. Geburtstag begangen. Mit seinen Opern, unter welchen vor allem „Ekkehard" hervorragen und viel gegeben wurden, sowie mit seinen trefflichen Sinfonien — besonders der in fast allen Konzertsälen gepflegten „Columbus"- und der „Frühlings"-Sinfonie" — nimmt er einen ehrenvollen Platz in der Reihe jener Komponisten ein, die vor dem Siegeslauf des großen Neuerers Richard Wagner das deutsche Musikleben beherrschten und als deren Senior Franz Lachner in München galt. — Auch von den jetzt zurückgedrängten Werken dieser Künstler wird mit der Zeit manches wieder auferleben und dem großen deutschen Musikschatze dauernd erhalten bleiben.

J. J. Abert.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograf H. Brandseph in Stuttgart.

Ueber den Korrespondenzeifer der Völker Europas finden wir eine interessante Notiz in den von Professor Dr. v. Juraschek herausgegebenen „Geographisch-statistischen Tabellen", die im Verlage von Heinrich Keller in Frankfurt a. M. erschienen sind. Im Briefschreiben steht England obenan. Es erhält dort jeder Einwohner des Jahr im Durchschnitt 67 Briefe; die Schweiz folgt mit 64 Briefen knapp auf England. An dritter Stelle steht der Deutsche, der im Jahre 50 Briefe empfängt. Der Oesterreicher begnügt sich mit 40, der Däne mit 36, der Franzose mit 27 Briefen im Jahr. Der Italiener erhält im Durchschnitt jeden Monat nur einen Brief, der Russe sogar nur knapp in jedem Quartal einen. Die wenigsten Briefe schreibt in Europa der Grieche, nicht viel mehr als 3 im Jahre. Nehmlich verhält es sich mit der Benutzung des Telegraphen. Auf 100 Einwohner kommen im Jahr zur Verwendung in England 222, in der Schweiz 119, in Frankreich 116, in Deutschland 76, in Oesterreich 52, in Italien 31 und in Rußland nur 14 Telegramme.

Das Friedenskirchlein an der Kaiserwand des Sloderzinkens im Ennsthal.

Frauen als Erfinder. In England lebt zur Zeit eine ganze Anzahl Erfinderinnen. Frau Harrison hat ein Patent auf das Entschwefeln gewisser Erze genommen. Frau Anes Lyede besitzt ausgedehnte Werke in Thornsbaw, Norfolk, in denen die schönen Thore von Saudringham gearbeitet wurden; die Dame beaufsichtigt nicht allein die Arbeit, sondern berechnet alle Entwürfe selbst vor. Sie hat viele neue und eigenartige Muster, sowie mehrere Verfahren erfunden zum Zusammenschweißen der verschiedenen Teile, aus denen ihre kunstreichen Werke bestehen. Ihr Ruhm ist bereits so gegründet, daß sie für den königlichen Pavillon auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 einen Auftrag erhielt. Eine andere Erfinderin ist Frau Colebrooke. Sie ist als Bildschnitzerin bekannt und hat sich dem Zimmerhandwerk gewidmet. Jede Woche versammelt sie die Frauen und Mädchen aus der Gegend ihrer Heimat in Abington um sich und lehrt sie Handarbeit und Zimmerei. Eine in Twickenham wohnende Frau hat beim Patentamt eine Kinderwagen-Hängematte angemeldet. Sie ist eine Vereinigung von Wiege und Kinderwagen, nimmt wenig Raum ein, bringt allem Rütteln und Knarren vor und ist so konstruiert, daß das in der Hängematte liegende Kind völlig gegen kalte Luft und Zug geschützt ist. Fräulein S. Murphy hat gar ein sogenanntes Alumiiniumschild erfunden. Eine Regierung hat bei der Dame, die soviel Interesse an exzegerstehen Dingen nimmt, bereits wegen Lieferung einer großen Anzahl solcher Brustschilde angefragt. Eine Frau Wetham erfand ein neues Löschverfahren, und eine andere Frau sieht sich ein Zelt von eigenartiger, besonders praktischer Bauart gesetzlich schützen.

Robert Waldmüller, der liebenswürdige Dichter, dem das deutsche Lesepublikum eine große Reihe fesselnder Romane und Novellen verdankt, konnte am 17. September die Feier seines achtzigsten Geburtstages im Kreise seiner Angehörigen zu Dresden-Strehlen begehen. Waldmüller, dessen eigentlicher Name Charles Edouard Duboc lautet, ist in Hamburg geboren und war ursprünglich für den Kaufmannsstand bestimmt. In diesem Berufe machte er mehrere weite Reisen, die seinen Gesichtskreis erweiterten. Dann wurde er Maler. Gemeinsam mit Knaus und Vautier unternahm der junge Landschafter Studienfahrten in den Schwarzwald und nach der Schweiz. Erst als fünfunddreißigjähriger Mann, im Jahre 1857, wandte sich Waldmüller, der wenige Jahre früher mit seinen ersten dichterischen Versuchen an die Oeffentlichkeit getreten war, ganz der Poesie zu. Durch die Anschaulichkeit seiner Schilderungen und das echte Gefühl seiner Verse gewann er sich auf diesem Gebiete bald einen Kreis von Verehrern. Von seinen erzählenden Werken seien der spanische Abenteurerroman „Don Roque", „Schloß Roncanet" und „Um eine Perle" hier genannt. Von seinen zahlreichen Gedichten gelten die „Dorfidyllen" als die besten. Auch als Dramatiker und als Uebersetzer ist Waldmüller hervorgetreten. Sehr verbreitet ist seine treffliche Uebersetzung von Tennysons „Enoch Arden". Der greise Dichter beging seinen Ehrentag in schöner Frische und Rüstigkeit.

Robert Waldmüller.
Nach e. Aufnahme von W. Höffert, Hofphotograph in Berlin.

Das Friedenskirchlein auf dem Sloderzinken im Ennsthale. Im obersteirischen Gebirge, hoch oben zwischen wilden Felsenwänden, wurde in 2000 m Höhe ein Friedenskirchlein erbaut, dessen Glockenklänge die Gebirgs- und Thalbewohner zum Frieden mahnen. Sonntag, den 31. August, fand die Weihe des Gotteshauses statt; gegen 400 Menschen, hauptsächlich Gebirgsbauern, waren zu der Feier erschienen. Das Innere des Kirchleins schmückt ein von Prof. Brandstetter gemeißeltes Heiland. Emil Ritter v. Horstig, der Schöpfer des Friedens- und Glaubensdenkmals, das von der Höhe der steirischen Berge hinausgrüßt in die Welt, hielt eine begeisterte Rede, in der er unter anderem sagte: „Es ist kein katholische Kirchle, es ist keine katholische Kapelle, es ist unseres lieben Heilands Ausnahmsstüberl, in welchem er allen Frieden predigt, allen Trost und Segen spendet, der sich ihm vertrauensvoll nahen." Der 4. und 5. September waren noch Festtage, die sich der Eröffnungsfeier anschlossen. Peter Rosegger kam aus Krieglach herauf, und während am Tage vorher ungünstige Witterung geherrscht hatte, strahlten nun die Gipfel im Sonnenglanz. Rosegger schrieb in das Gedenkbuch: „Was soll ich schreiben, mir fällt nichts ein bei diesen Bergen voll Sonnenschein — als in Ehrfurcht schweigen und selig sein."

Ein Denkmal für die Großherzogin Alice von Hessen, die am 14. Dezember des Jahres 1878 verstorbene Mutter des regierenden Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen, ist am 12. September zu Darmstadt unter großen Feierlichkeiten enthüllt worden. Das eigenartige Standbild zeigt auf einem breiten, sockelartigen Unterbau vier Frauengestalten, die unter dem Gezweige von reliefartig behandelten Lorbeerstämmen stehen. Zwischen den Zweigen zweier dieser Bäume ist das Medaillonbildnis der Großherzogin Alice angebracht, auf die auch die Widmungsinschrift des Sockels „Der unvergeßlichen Großherzogin von Hessen und bei Rhein" hinweist. Ueber den Lorbeerbäumen vereinigt sich das Standbild zu einem hochaufragenden Obelisk. Bei der Enthüllungsfeier, der auch der Großherzog und der Schöpfer des Denkmals, Professor Habich beiwohnten, hielt Fräulein Dr. Ella Mensch die Festrede, in der sie eine pietätvolle Schilderung des Lebens und Wirkens der Großherzogin namentlich auf den Gebieten der Frauenfrage und der Wohlthätigkeitspflege bot. Durch das schöne Standbild, das vor dem großherzoglichen Palais Aufstellung gefunden hat, ist Darmstadt um ein neues wohlgelungenes Werk der architektonischen Bildhauerkunst bereichert worden.

Das Denkmal für die Grossherzogin Alice von Hessen in Darmstadt.
Nach einer photographischen Aufnahme von Lauz & Bayer in Darmstadt.

Amalie Lauchert. Im Jahre 1873 ist in der „Gartenlaube" eine Erzählung „Künstler und Fürstenkind" von August Lienhardt erschienen, die ein ungewöhnliches Interesse entfesselte, denn sie hatte ein Herzensverhältnis zum Gegenstand, das Ende der fünfziger Jahre in Deutschland großes Aufsehen erregt hatte. Das Vorbild zu dieser Erzählung, die Heldin jenes Herzensromans, ist zu Beginn des Herbstes in Gotha gestorben. Es ist die Prinzessin Amalie zu Hohenlohe, eine jüngere Schwester des verewigten Reichskanzlers, die, allen Standesvorurteilen trotzend, 1857 dem Maler Lauchert die Hand reichte. Nach elfjähriger glücklichster Ehe wurde der Bund, dem drei Kinder entsprossen sind, durch den Tod des Professors Lauchert zerrissen. Amalie Lauchert hat ein Alter von 80 Jahren erreicht.

Von der Kaiserparade bei Frankfurt a. O. Die diesjährigen Kaisermanöver, die zwischen dem V und dem durch eine Gardeinfanterie-Division verstärkten III Korps stattfanden, spielten sich zwischen den Städtchen Zielenzig und Meseritz ab. Sie erhielten ihr besonderes Gepräge durch die Teilnahme vieler Prinzen aus dem Hause Battenberg und die Anwesenheit englischer und amerikanischer Heeresführer, die in den letzten Jahren das Kriegshandwerk in Südafrika und auf Cuba im Ernstfall erprobt hatten. Die Manöver wurden durch eine Parade des III Armeekorps eingeleitet, die bei Frankfurt a. O. stattfand. Um 9 Uhr traf das Kaiserpaar mit dem Kronprinzen auf der Haltestelle Markendorf ein. Der Kaiser stieg sofort zu Pferde und setzte sich an die Spitze der Fahnenkompagnie, während die Kaiserin im offenen Wagen sich auf das Paradefeld begab. Dort begrüßte der Kaiser die fremdländischen Gäste, die englischen Generale Earl Roberts, Kelly-Kenny, French, Hamilton und Staatssekretär Brodrick. Dann zog er auch die amerikanischen Generale Corbin und Young ins Gespräch und unterhielt sich einige Minuten mit dem amerikanischen Leutnant Mac Kinley, einem Neffen des ermordeten Präsidenten der Vereinigten Staaten. Der noch junge Offizier, hat den Krieg auf Cuba mitgemacht und sich dort mehrfach ausgezeichnet. Unser Bild zeigt den Kaiser, im Gespräche mit dem jungen Amerikaner, während die Kaiserin vom Wagen aus die Szene beobachtet. Das Publikum, das sich zahlreich zur Kaiserparade eingefunden hatte, konnte von diesen Vorgängen nichts sehen, denn die Tribüne war zu weit vom Schauplatz der Ereignisse erbaut, aber dem Photographen gelang es, den Augenblick auf seiner Platte festzuhalten.

Der Wagen der Kaiserin. Der Kaiser spricht mit Leutnant Mac Kinley.
Von der Kaiserparade bei Frankfurt a. O.
Nach einer photographischen Aufnahme von G. Schoppmeyer in Küstrin.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Heft 13, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Kapitän Sverdrup an Bord der „Fram" nach der Ankunft in Stavanger.
Nach einer photographischen Aufnahme.

An Bord der „Fram", des starken und bewährten Polarschiffes, auf dem schon Fridtjof Nansen seine letzte Fahrt in die Regionen des ewigen Eises unternahm und das nun O. N. Sverdrup auf seiner Reise nach dem Norden trug, führt unser Bild. Die „Fram", die schon so oft zwischen andrängenden Eismassen eingekeilt gewesen, liegt nun friedlich im Hafen der südnorwegischen Stadt Stavanger, gleichwie als ruhte sie aus von den Strapazen der jüngsten Jahre. Otto N. Sverdrup aber, ihr kühner Führer, den man auf unserem Bilde deutlich sieht, er lehnt in der Kajütenthür, wird nun wohl Mütze finden, das reiche wissenschaftliche Material, das er von seiner Reise heimgebracht, zu sichten und der Mitwelt darzubieten.

Der Rowland-Telegraph wird, nachdem er sich bei allen Versuchen vorzüglich bewährt hat, für die Verbindung von Berlin und Hamburg endgültig eingeführt. Mit dem Rowland-Apparat können in jeder Richtung gleichzeitig vier Telegramme, also acht Telegramme auf einmal abgegeben werden. Bei mäßigem Tempo kann man mit dem Rowland-Apparat 300 bis 350 Wörter in der Minute befördern, während Baudot nur 145, Hughes 40 bis 70 Wörter befördert. Für den Verkehr zwischen großen Städten ist der Apparat somit ganz besonders brauchbar, umsomehr, als das Arbeiten daran nicht so anstrengend ist wie an anderen Typendruckern. Die Arbeit kann am Geber zu jeder Zeit angefangen und unterbrochen werden. Am Empfänger können gleichzeitig bis zu drei Telegrammabschriften durch Einziehen weiterer Papierstreifen mit dazwischen gelegtem Blaupapier gewonnen werden. Längere Telegramme lassen sich bequem teilen und gelangen an verschiedenen Gebern gleichzeitig zur Abgabe.

An den Schützenwettkämpfen, welche in der zweiten Hälfte des September zu Wien auf den Militärschießständen abgehalten wurden, haben sich nicht nur Schützen aus allen Teilen Oesterreichs, sondern auch zahlreiche Freunde des Schießsportes aus dem Deutschen Reiche beteiligt. Die Wettkämpfe gestalteten sich durch ihre Vielseitigkeit sehr interessant, denn es kamen im Verlaufe des Schützenfestes beinahe alle modernen Feuerwaffen zur Verwendung. Besonders hervorzuheben sind aus dem reichhaltigen Programme das Preisschießen auf Fünflandert, laufende Hasen, Hirsche, Wildschweine (durchwegs Scheiben) mit Militärgewehren und Armeerevolvern. Auch das Schießen auf die Rundscheibe fand lebhaftes Interesse. Der Kaiser Franz Joseph besuchte das wohlgelungene Fest und zeichnete zahlreiche Teilnehmer, darunter auch mehrere Schützen aus dem Deutschen Reiche, durch Ansprachen aus. Unser Bild zeigt den Kaiser auf dem Festplatze im Gespräche mit dem Statthalter Grafen Kielmannsegg.

Kaiser Franz Joseph II auf dem Festplatze.

Von den Schützenwettkämpfen in Wien.
Nach einer Aufnahme von R. Lechner (W. Müller), Hofmanufaktur für Photographie, in Wien.

Das Denkmal des Grossen Kurfürsten in Herford.

Das Denkmal des Großen Kurfürsten in Herford. In Gegenwart des Kronprinzen beging die einstige Hansa- und Freie Reichsstadt Herford i. W. den 250. Jahrestag ihrer Zugehörigkeit zu Kurbrandenburg-Preußen durch die Enthüllung eines Denkmals des Großen Kurfürsten. Der zielbewußte Herrscher, dem man einst am 26. September 1652 widerstrebend gehuldigt hatte, ward der Erneuerer der durch den 30jährigen Krieg arg verwüsteten Stadt. Das stolze Denkmal erhebt sich auf dem durch den Bahnhofsneubau entstandenen Platze. Die äußere Erscheinung des kraftvollen Hohenzollern vereinigt sich mit dem wuchtigen Granitsockel zu echt monumentaler Wirkung. Das Bronzestandbild bringt die auch Herford gegenüber bekundete Energie des Kurfürsten zu vollem Ausdruck: seine rechte Hand ruht auf der mit dem Stadtwappen und der Inschrift „Hie Hansa“ geschmückten Zinnenmauer, die linke faßt den Degen. Die Widmungsinschrift lautet: „Dem Großen Kurfürsten die Bürger der Stadt Herford.“ Auf der Rückseite liest man aus den Ehrengaben den besonderen Anlaß für die Errichtung des Denkmals. Der Schöpfer des Werkes ist Bildhauer Heinrich Wefing in Berlin, der aus der Nachbarschaft Herfords stammt und für diese Stadt bereits das Reiterdenkmal Wittekinds gefertigt hat.

Gustav v. Goßler. Einer der treuesten Mitarbeiter Bismarcks, der langjährige Kultusminister Gustav v. Goßler, ist am 29. September in Danzig nach schwerem Leiden gestorben. Als Sohn des 1885 verstorbenen einstigen Kanzlers des Königreichs Preußen am 13. April 1838 zu Naumburg geboren, studierte Gustav v. Goßler Jurisprudenz und trat 1859 in den preußischen Justizdienst. Im Jahre 1874 wurde er als Hilfsarbeiter ins Ministerium des Innern berufen, 1879 übernahm er den Posten des Unterstaatssekretärs im Kultusministerium. Seit 1878 Reichstagsabgeordneter, wurde Goßler schon bald darauf zum Präsidenten des Reichstages gewählt. Am 17. Juni 1881 ernannte ihn König Wilhelm I an Puttkamers Stelle zum Kultusminister. In dieser Stellung hat v. Goßler zehn Jahre gewirkt und eine besonders in kirchenpolitischen und nationalen Fragen erfolgreiche Tätigkeit entfaltet. Nach seinem Rücktritt wurde ihm die Oberpräsidentschaft der Provinz Westpreußen zu teil. Das Vaterland verliert in ihm einen seiner treuesten und arbeitsfreudigsten Söhne.

Emil Zola. Ein tragischer Tod hat eine der namhaftesten Persönlichkeiten unserer Zeit, den Führer einer ganzen Litteraturepoche, die man die naturalistische genannt hat, plötzlich abgerufen. Emil Zola ist das Opfer einer Rauchvergiftung geworden, die durch den schadhaften Kamin des Schlafzimmers verschuldet war. Während die Gattin des Dichters dem Leben wiedergegeben werden konnte, ist Zola nicht wieder zum Bewußtsein gelangt. Er hat ein Alter von 62 Jahren erreicht. Geboren als Sohn eines Ingenieurs zu Paris, war Zola zum Buchhändler bestimmt, wandte sich aber frühzeitig der Litteratur zu und bildete sich autodidaktisch zu dem kenntnisreichen Romanschriftsteller aus, der seine Werke auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufbaute. Das Prinzip der Naturwahrheit in der Kunst vertretend, schuf er jene Reihe von Romanen, in denen das Leben mit peinlicher Treue auch in seinen unerfreulichsten Aeußerungen festgehalten wurde. Aber auch der Bekenner einer anderen Kunstauffassung muß die plastische Kraft und Wucht dieser Dichtungen gelten lassen, die in der Weltlitteratur einen geschätzten Platz erhalten haben. Ist Zolas litterarische Persönlichkeit lange und heftig umstritten worden, so hat er als Mensch stets ungeteilte Achtung genossen, und unvergessen ist sein Eintreten für die Unschuld des Hauptmanns Dreyfus. Nun ist der unermüdliche Dichter mitten aus Entwürfen zu neuen Arbeiten abgerufen worden.

Der Felssturz bei Ersfeld. Wo die Reuß in das breitere Thal eintritt, durch das sie in reichem Lauf den kleinen See zueilt, liegt auf dem linken Ufer des Flusses, dicht am Fuße des steil aufstrebenden Schwandsberges, der Ort Ersfeld, als Station allen Gotthardreisenden wohlbekannt, denn hier wird den Zügen die schwere Bergslokomotive vorgespannt, welche die Steigungen bis zur Höhe zu überwinden hat. Der stattliche Ort war von einem Schicksal bedroht, dem schon mehr als ein blühendes Alpendorf erlegen ist. Am 11. September löste sich in der Morgenfrühe plötzlich hoch oben am Berg ein gewaltiger Felsblock und stürzte in Trümmern, eine Schutthalde nach sich reißend, in die Tiefe. Eine dichte Staubwolke lag über dem Dorfe, und man glaubte einen Teil der Ortschaft verloren. Glücklicherweise hatte sich aber die Bucht des Falles an einer Felsverengerung gebrochen, so daß nur die Dorfwiesen und die Gärten bis wenige Meter an die Häuser heran mit Felsstücken übersäet wurden, von denen manche die Größe eines Häuschens haben. Auf unserer Abbildung ist die Bruchstelle an der Bergwand kenntlich gemacht.

Abbruchstelle.

Der Felssturz bei Ersfeld.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Krenn in Zürich.

Oberpräsident G. von Gossler †.
Nach e. photographischen Aufnahme von G. Fost in Danzig.

Emil Zola †.

Kleine Mitteilungen.

Das neue Berliner Fernsprechamt IV. Das neue Berliner Fernsprechamt IV ist seiner Anschlußzahl nach eines der größten der Welt, da es für die Bedienung von 14 000 Teilnehmern ausgebaut ist. Die Vermittlung der Verbindung zwischen den Teilnehmern und zwischen diesen und anderen Fernsprechämtern wird nach dem sogenannten Vielfachschaltersysteme bewirkt, bei welchem jede Beamtin die ihr zur besonderen Bedienung zugeteilten Teilnehmer ohne weiteres mit jedem anderen Teilnehmer des Amtes oder mit einem anderen Amte verbinden kann. In dem System Siemens & Halske, nach welchem das Amt IV ausgebaut ist und das für die weiterhin neu zu erbauenden Aemter der Reichspost allgemein angewendet werden wird, befinden sich die Anschlußvorrichtungen, die sogenannten Klinken, auf einer wagerechten Tischplatte,

Vom Berliner Fernsprechamt IV: Der Hauptsaal.

und jede solche Platte ist mit 14 000 Klinken ausgestattet. An den Tischen sitzen die Beamtinnen, welche die ihnen zur Bedienung zugeteilten Teilnehmer mit einem gewünschten Teilnehmer verbinden. Unter den vielen Verbesserungen, welche das neue System enthält, ist für das Publikum insbesondere das selbstthätige Schlußzeichen von großer Bedeutung. Sobald nämlich nach Beendigung eines Gespräches der anrufende Teilnehmer seinen Hörapparat an das Telephon anhängt, erscheint in einem Fensterchen auf dem Arbeitsplatz der Beamtin eine rote Scheibe und zeigt dieser an, daß die entsprechende Verbindung gelöst werden soll. Das lästige und unwirksame Abklingeln ist also endlich überflüssig geworden. Um einen Begriff davon zu geben, welche gewaltige Arbeit in einem solchen Fernsprechamte steckt, wollen wir erwähnen, daß im Amt IV nicht weniger als 412 180 Klinken, von denen jede aus einer Anzahl Teilen besteht und die aufs allergenaueste gearbeitet sein müssen, einmontiert sind, daß die Gesamtlänge der Leitungen im Amte beim fertigen Ausbau 6800 km beträgt, was ungefähr der Länge eines transatlantischen Kabels gleichkommt, und daß bei der Montage über anderthalb Millionen Lötstellen herzustellen waren, für welche 12 Centner Lötzinn verbraucht wurden. Das neue System arbeitet sehr schnell und zuverlässig und hat sich in der Praxis vortrefflich bewährt.

Düsseldorf als Industriestadt. Die Leistungen der rheinisch-westfälischen Industrie in der Düsseldorfer Ausstellung haben freudiges Erstaunen und vielseitige Ueberraschung hervorgerufen und gezeigt, daß man hierüber bisher nicht genügend unterrichtet gewesen ist. Der Regierungsbezirk Düsseldorf, in dem die Städte Barmen, Duisburg, Düsseldorf, Elberfeld, Essen, Gladbach, Crefeld, Solingen liegen, steht an industrieller Thätigkeit allen anderen Regierungsbezirken des preußischen Staates und des Deutschen Reiches weit voran. Nur acht Regierungsbezirke haben in Preußen mehr als 100 000 industrielle Arbeiter: Arnsberg, Berlin-Charlottenburg, Breslau, Cöln, Düsseldorf, Liegnitz, Oppeln, Potsdam. Zwei davon kommen nach der Zählung vom Jahre 1900 über 200 000 hinaus, und zwar Berlin-Charlottenburg mit 229 228, Düsseldorf mit 353 697 Industriearbeitern. Die Rheinprovinz weist aber auch die größte Dichtigkeit der Bevölkerung im preußischen Staate auf. Es kommen auf den Quadratkilometer 213,3 Personen, während im Durchschnitt des Reiches nur 104,2 Einwohner auf den Quadratkilometer kommen. Von den besonderen Verhältnissen der drei Hansestädte sehen wir dabei ab. Die Zunahme der Bevölkerung im Rheinland ist außerordentlich stark. Sie betrug für die Jahre 1890/95 in der Rheinprovinz 11,2 Prozent, 1895/1900 12,79 Prozent, in Berlin 9,0 und 12,33, in Preußen 7,8 und 8,19, im Deutschen Reich 7,2 und 7,78, in den rheinischen Städten Ruhrort 1890/95 23,7, Essen Stadt 22,1, Essen Land 21,4, Düsseldorf Stadt 21,7, Düsseldorf Land 13,5, im Regierungsbezirk Düsseldorf 1895/1900 18,63 Prozent. Die Vermögens- und Einkommensverhältnisse der Stadt Düsseldorf kommen den Berliner Verhältnissen nahe. Düsseldorf zahlte 1896/97 an Einkommensteuer bei einer Bevölkerung von 170 000 Einwohnern 1,7 Millionen Mark, Berlin bei 1 700 000 Einwohnern 20,5 Millionen Mark; zur Ergänzungssteuer, die nur das Vermögen trifft, waren in Düsseldorf veranlagt 6882 Personen mit einem Vermögen von 735,4 Millionen Mark, in Berlin 53 782 Personen mit 7311,6 Millionen Mark. Danach ist das Einkommensteuererträgnis im Verhältnis zur Einwohnerzahl in Berlin etwas größer, das Vermögenssteuererträgnis etwas geringer als in Düsseldorf. Wir kommen also zu dem Ergebnis, daß eine Provinzialstadt, die im Verhältnis zur Reichshauptstadt eine kleine Stadt ist, allein durch die industrielle Entwicklung instand gesetzt wird, vergleichsweise dieselben, ja größere Leistungen auf den Kopf der Bevölkerung aufzubringen als die Hauptstadt. Daß dazu eine energische und erfolgreiche Thätigkeit gehört, wie sie die Düsseldorfer Ausstellung so glänzend bekundet, versteht sich ganz von selbst. Hz. Kr.

Kunst im Hause.

Brettchenweberei. Eine uralte Technik führen wir heute unseren Leserinnen vor, eine Handarbeit, die in den ältesten nordischen Heldensagen schon erwähnt ist und vielleicht den Anfang aller Webekunst darstellt. Fräulein M. Lehmann-Filhés hat sich das Verdienst erworben, sie und neu zu schenken und unsern modernen Bedürfnissen dienstbar zu machen. Ihr Buch „Ueber Brettchenweberei“ (Berlin, 1901, bei Dietr. Reimer [Ernst Vohsen]) enthält einen eingehenden Bericht über Herkunft, Geschichte und Verbreitung dieser Webart und erläutert sie mit Hilfe von vielen guten Abbildungen so klar, daß sich die einfacheren der wiedergegebenen Bänder und Borten ohne Schwierigkeit nachweben lassen.

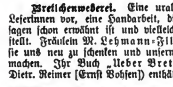


Abb. 1.
Schnurbändchen aus einem alten peruanischen Grabe.

Ich habe nach aufmerksamem Lesen des Buches im Lauf einer Vierteistunde das Material zu einem Börtchen zusammengesucht und vorbereitet, eine halbe Stunde später hatte ich ein 20 cm langes Stück eines nett gemusterten Bandes in der Art der ersten Abbildung bereits fertig. Für so viele, die ihrer Augen wegen weder viel lesen noch feine Arbeiten machen dürfen und die gemeinsame Unthätigkeit lästig empfinden, würde sich dieses Weben besonders eignen, da man es sofort in den Griff bekommt und fast ohne genaues Hinsehen ausführen kann, wenn man auf kompliziertere Muster verzichtet. Die auf diese Art gewebten Bänder lassen sich in der verschiedensten Weise verwenden, als Besatzborten aller Art, als Randabschluß für gehäkelte Decken und Kissen, zu denen man so oft seine gut in der Farbe passenden Börtchen zu kaufen bekommt. Auch kann man kleine Taschen, Sachets, stoffüberzogene Truhen damit montieren; in der Kinderstube sind lange bunte Leinen zum Pferdetheniveln sehr beliebt; auch die feinsten Gürtelbänder lassen sich aus Seiden- und Metallfäden weben.

Abb. 3. Angefangene Brettchenweberei.

Das genannte Buch zeigt als Lesezeichen ein mit Brettchen gewebtes schmales Band als praktisches Beispiel für die Art der Ausführung und enthält unter den 82 Abbildungen eine Reihe der verschiedenartigsten Bänder rc. Die meisten stammen aus dem Orient, wo der farbenprächtige, oft mit Fransen gezierte lange Gürtel einen wichtigen Bestandteil des Anzugs bildet. Wir finden Spruchbänder mit den kunstvollsten Mustern und Inschriften durchwebt, ein Kamelhalfter, das Zaumzeug für einen Esel aus solchen bunten Borten hergestellt.

Die Verfasserin berichtet sehr anziehend, wie sie den dürftigsten Nachrichten über eine halb vergessene Technik auf Island nachgetendt, in unermüdlichem Forschen und Versuchen die alte Kunstfertigkeit neu erfand.

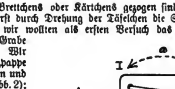
Sie erzählt, daß in den ältesten isländischen Sagen-Dichtungen einzelnen vornehmen Frauen die Kunst, mit Brettchen zu weben, nachgerühmt wird, und erwähnt, daß der Gürtel eines Gewandes aus der Bronzezeit im Nationalmuseum zu Kopenhagen wahrscheinlich auf ähnliche Weise angefertigt ist. Aus altägyptischen Gräbern sind solche Bänder zum Vorschein gekommen; erst kürzlich konnte die „Gartenlaube“ den Lesern von einem Gräberfund in Antinoë berichten („Ein Frauenherz von sechzehnhundert Jahren“), wobei das Mädchen einer ägyptischen Dame, der Schneiderin Enpthemia, auch Licht kam; bei dem leicht erkennbaren Gerüst lag eine Anzahl viereckiger Täfelchen aus Sykomorenholz, die an den vier Ecken durchlöchert waren. Thatsächlich sind diese kleinen Holztafeln zur Brettchenweberei verwendet worden, die im alten Aegypten üblich war und in Kleinasien es heute noch ist.

Abb. 4. Schnurband aus Grabfunden in Akhmim.

Die Form der Brettchen ist dieselbe geblieben; die zweite Abbildung stellt ein solches dar in der Größe von 5 cm im Quadrat; auch das Weben selbst geschieht noch auf dieselbe Weise, nur die Art, wie der Webende sich die Arbeit im ganzen einrichtet und bequem macht, wechselt bei den verschiedenen Völkern.

Das Wesen der Technik besteht darin, daß eine Anzahl von langen Schnüren (Kettenfäden) durch einen dazwischen hin- und hergeführten Querfaden (Einschlag) zu einem flachen Bande vereinigt wird. Jede dieser feinen Schnüre besteht wieder aus vier einzelnen Fäden, die durch die vier Eckföcher des Brettchens oder Kärtchens gezogen sind; während der Arbeit bilden sich erst durch Drehung der Täfelchen die Schnüre.

Nehmen wir an, wir wollten als ersten Versuch das Band aus einem altperuanischen Grabe nachweben (Abb. 1). Wir schneiden aus festem Holzpappe acht gleichgroße Täfelchen und durchbohren die Ecken (Abb. 2); dann ziehen wir durch vier Täfelchen je vier dunkelbraune Wollfäden, jeden 1 m lang; durch zwei Täfelchen je vier hellbraune; durch zwei Täfelchen je drei hellbraune und einen weißen. Sind alle Brettchen „eingefädelt“, so binden wir die oberen Enden der Fäden zusammen und befestigen sie an einer Thürklinke, einem Hafen rc.; die unteren, ebenfalls zusammengebundenen Enden wickeln wir etwa um eine Stuhllehne. Nun ordnen wir die straff gespannten Fäden der Farbe nach richtig an, so daß die hellbraunen Fäden nach außen, die hellbraun und weißen in die Mitte zu hängen kommen, und achten darauf, daß bei den beiden letzteren das Loch mit dem weißen Faden nach vorn und oben zu steht, da sonst die beiden weißen Maschen nicht zusammentreffen würden. Wir schieben die Brettchen so, daß sie sich nebeneinander hängen, wie es Abb. 3 zeigt. Vor und hinter den Brettchen bildet sich nun ein dreieckiger freier Raum, das „Fach“. In den oberen Knoten haben wir einen festen langen Leinenfaden mit eingeknüpft, den Einschlag, welcher auf eine sämtliche Spule gewickelt, die Arbeit ausführt. Wir ziehen nun die Spule mit dem Faden dicht über den Brettchen durch das Fach und schieben ihn mit Hilfe eines Stifts oder Lineals so weit wie möglich fach hinaus zum Anfangsknoten. Nun kommt das Eigentümlichste der Technik: ist der erste Faden gezogen, so werden die Brettchen gedreht, d. h. man bewegt jedes einzelne (bei größerer Uebung dreht man den ganzen Pack auf einmal) nach vorwärts, gegen den Anfang zu. Jedes Brettchen macht eine Viertelsdrehung, ohne seine Richtung zu verändern, nur so, daß Punkt 2 an die Stelle von Punkt 1 rückt (s. Abb. 2), während 1 jetzt unten liegt statt 4. Durch die Drehung der Brettchen hat sich nun ein neues Fach gebildet, durch dieses führen wir die Spule zurück, ohne den Faden scharf anzuziehen. Wir drehen wieder, so daß Eck 3 nach vorn liegt, ziehen wieder durch, drehen nochmal und bringen Eck 4 nach vorn, führen den Faden zurück, den wir jedesmal nach oben schieben, so daß sich eine Tour der andern gut und glatt anlegt. Nach der vierten Drehung steht wieder Eck 1 wie zu Anfang. Bei unserm Vorbild erscheint dann der weiße Faden wieder oben und bildet das kleine Muster. Es ist klar, daß schon mit wenig Berechnung die hübschesten kleinen Muster ausgeführt werden können, Muster, die für ein Randbörtchen zu allerlei Handarbeiten schon genügen würden.



(a = Richtung der Drehung, b = Richtung des Einschlagfadens, c = Fach.)

Abb. 2. Eingeschaltes Brettchen.

Wenn wir nun diese Drehungen eine Zeit lang fortgesetzt haben, immer in derselben Richtung, so stellt sich ein Uebelstand heraus. Die Fäden drehen sich natürlich zwischen den Brettchen auch zwischen den Windungen heraus und verengen den Raum um die Brettchen. Man könnte nun von Zeit zu Zeit das untere Ende aufbinden und die Fäden wieder glattstreichen, aber eine viel feinere Lösung bietet die Technik selbst: die sogenannte „Umkehr“. Man braucht nur die Brettchen, die man bisher nach vorwärts, nach dem Anfangsknoten zu gedreht hat, ebenso rückwärts zu drehen, so kommen die Fäden ganz allmählich wieder in ihre erste glatte Lage zurück, und das Muster „kehrt um“, wie es Abb. 4 zeigt. Hier ist, wie dies so oft im Kunstgewerbe geschieht, aus der technischen, praktischen Notwendigkeit ein Reiz geworden, ein Anlaß zu den besten Erfindungen. Die hier gegebene Anleitung umfaßt natürlich nur das Wichtigste der schönen Technik. Es sei noch bemerkt, daß die wirklichen Brettchen mit glatten, etwas abgerundeten Ecken und Kanten sich ungleich leichter drehen als die selbst zugeschnittenen Pappstückchen.

J. Braun.

Die Gartenlaube

3. Beilage zu Heft 13, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Ein neuer Monumentalbrunnen in Wien. Die herrliche Kaiserstadt an der Donau ist um einen neuen Monumentalbrunnen von ganz hervorragender Schönheit bereichert worden. Das Monumentalwerk, das ganz aus weißem Laaser Marmor gebildet ist und in seinem Aufbau und seiner Formengebung überaus edel wirkt, hat auf dem Franzensringe vor der Auffahrtrampe des Parlamentsgebäudes Aufstellung gefunden. Auf dem Kapitäle einer hohen kannelierten Säule erhebt sich die von dem Wiener Bildhauer Professor Karl Kundmann geschaffene Gestalt einer Minerva. Die Göttin hat mit der Linken einen vergoldeten Speer umgriffen, während die Rechte eine gleichfalls vergoldete Siegesgöttin hält. Auch Helm und Panzer der Gestalt sind vergoldet. Zu Füßen der Säule sitzen zwei Gestalten, die das Gesetz und die Gerechtigkeit versinnbilden. Sie sind von dem Wiener Bildhauer Professor Josef Tautenhayn sen. entworfen und schließen sich mit den tiefer auf dem Sockel und im Becken angebrachten Brunnenfiguren zu der vollen und schönen Gesamtwirkung des Werkes zusammen. Wien, im besonderen der an architektonischen und bildnerischen Schönheiten schon so reiche Franzensring, hat mit diesem Brunnen einen weiteren Schmuck von höchstem Reiz erhalten.

Die Brunnengruppe mit der Minerva.

Der Deutsch-Evangelische Frauenbund will das Gebiet seiner segensreichen sozialen Thätigkeit um ein neues Arbeitsfeld bereichern, in dem er eine Centrale der Stellenvermittlung für gebildete Frauen und Mädchen ins Leben ruft, die eine gewissenhafte Vermittlung von Angebot und Nachfrage bezweckt. Genügend vorgebildeten Frauen werden Stellungen an Anstalten der inneren Mission, an Haushaltungsschulen, Privatkrankenhäusern usw. nachgewiesen, andern, welche die notwendigen Kenntnisse noch nicht besitzen, will der Bund die Möglichkeit einer passenden Ausbildung nachweisen. Um das Unternehmen möglichst zu fördern, bittet der Bund alle im Erwerbsleben stehende Frauen, seine Vermittlung in Anspruch nehmen zu wollen. Die Bundesvorsitzende, Fräulein Paula Müller, Hannover, Holzgraben 2, ist zu jeder gewünschten Auskunft bereit.

Der Minervabrunnen vor dem Parlamentsgebäude in Wien.
Nach photographischen Aufnahmen von A. Lechner (M. Müller) in Wien.

Johannes Orth. Zum Nachfolger Rudolf Virchows ist einer seiner Schüler, Professor Johannes Orth in Göttingen, gewählt worden, der die Berliner ordentliche Professur der pathologischen Anatomie und die Leitung der pathologischen Universitätsanstalt übernehmen wird. Orth ist 1847 als Sohn eines Arztes zu Wallmerod in Nassau geboren, studierte zu Bonn und Berlin und wurde 1871 Assistent an der Bonner pathologischen Anstalt unter Eduard Rindfleisch. Ein Jahr später wurde der junge Gelehrte in das Virchowsche Institut nach Berlin berufen. In dieser Stellung entfaltete Orth eine reiche Thätigkeit. 1878 wurde er als ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie und der allgemeinen Pathologie nach Göttingen berufen. Zu besonderen hat sich Orth um die Erforschung der Tuberkulose verdient gemacht. Er ist auch ein vorzüglicher Lehrer, dessen „Kompendium der pathologisch anatomischen Diagnostik" als Lehrmittel allenthalben großes Ansehen genießt. Seit Jahren ist

Prof. Johannes Orth.
Nach e. photographischen Aufnahm. von Fr. Steudtmeyer in Göttingen.

Professor Orth mit der Ausarbeitung eines großangelegten „Lehrbuches der pathologischen Anatomie" beschäftigt.

Richard Voigtel. Als im Jahre 1880 die Feier der Vollendung des Kölner Domes stattfand, war eine der mit Recht gefeierten Persönlichkeiten der Dombaumeister Richard Voigtel, der damals ein Werk abgeschlossen sah, an dem er seit 1855 mitgearbeitet hatte. Jetzt ist der alte Dombaumeister in Köln gestorben, und die Glocken der Westtürme, die nach seinen Plänen gebaut worden sind, haben ihm ins Grab geläutet. Richard Voigtel ist in Jahre 1829 zu Magdeburg geboren, studierte an der Berliner Akademie und wurde schon mit 26 Jahren als Gehilfe des Dombaumeisters Zwirner nach Köln berufen. Nach Zwirners Tode wurde Meister Voigtel mit der Oberleitung des Baues betraut, den er zur Vollendung hat führen können.

Dombaumeister Rich. Voigtel †.

Ein Denkmal für den luxemburgischen Nationaldichter N. H. Pierret. Am Sonntag, dem 4. August 1902 fand auf dem Liebfrauenkirchhofe zu Luxemburg die Einweihung des aus Nationalbeiträgen errichteten Denkmals des luxemburgischen Dichters Nikolaus Stefsen statt, der unter dem Namen N. S. Pierret schrieb. Ein schlichter Arbeiter, wußte er durch seine in Luxemburger Mundart geschriebenen Theaterstücke sich die Herzen seiner Landsleute zu gewinnen. Auch hat Pierret viele Märchen in schriftdeutscher Sprache verfaßt, und auf seine schriftstellerische Thätigkeit ist die Entstehung der Arbeiterhilfskassen in Luxemburg zurückzuführen. Seine Schreibweise war einfach und kräftig. Die Inschrift,

welche auf dem Denkmal des heimgegangenen Dichters angebracht wurde, zeigt einige in Luxemburger Mundart niedergeschriebene Verse, die Pierret selbst verfaßt hat.

Die Einweihung von Roseggers Waldschule in Krieglach-Aspel hat Sonntag am 28. September in Gegenwart von Hunderten von Festgästen stattgefunden. In eindrucksvoller Rede gab Rosegger der Freude darüber Ausdruck, daß es ihm nun gelungen sei, ein Jugendideal zu erfüllen, seiner Heimatstätte Krieglach-Aspel eine Schule und ein Schulhaus zu schaffen. Dann gab der Dichter einen kurzen Rückblick auf die Schulverhältnisse der Gegend, die bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts ohne jede Schule gewesen ist. Erst im Revolutionsjahre 1848 kam ein alter Schullehrer, den man ob seines humanen Freisinns aus der Bahn seiner bisherigen Thätigkeit gedrängt hatte, nach Aspel, und dieser tüchtige Mann — er hieß Michel Patterer — hat dann gegen Dach und Kost die Bauernkinder unterrichtet. Von ihm hat auch Rosegger lesen und schreiben gelernt. Nach Patterers Tod waren nur vorübergehend Lehrer in Aspel, und die Kinder mußten oft mit Gehöfte für Gemeindheit und Leben in stundenweit entfernte Nachbarschulen gehen. — Nun endlich ist all diesen Schwierigkeiten durch Roseggers Waldschule abgeholfen. Nach seiner Rede übergab der Dichter den Schlüssel des Hauses und die Schenkungsurkunde dem Bürgermeister von Krieglach.

Die Einweihung von Roseggers Waldschule in Krieglach-Aspel.
Nach einer photographischen Aufnahme von Fr. Jos. Böhm in Mürzzuschlag.

Das neue „Linienschiff „Zähringen". Das Panzerschiff „Wettin", das als erstes der Wittelsbachklasse fürzlich in Ploggenwerde dem Dienst der deutschen Marine übergeben worden ist, hat nun in dem Linienschiff „Zähringen" ein Schwesterschiff von gleichem Typus erhalten. Stolze, mit furchtbaren Angriffs- und Schutzwaffen versehene Fahrzeuge sind diese neuen Schlachtschiffe, und keinen schöneren Anblick giebt es für Seemannsaugen, als einen dieser prächtigen Panzer zu sehen, wie er „Volldampf voraus" mit 18 Knoten Fahrt die Wogen durchschneidet. „Zähringen" ist ein schwergepanzertes und -bestücktes Schlachtschiff, hat 11 800 t Wasserverdrängung, eine gewaltige Artillerie, darunter 4 Schnellfeuergeschütze von 24 cm Kaliber und 8 von 15 cm. Außerdem ist das Schiff mit 6 Torpedorohren ausgerüstet. Die Maschinen leisten 15 000 indizierte Pferdekräfte. Bei 120 m Länge und 20,8 m Breite hat „Zähringen" einen Tiefgang von 7,6 m. Die Besatzung beträgt 660 Mann. Das Schiff ist 1899 auf der Germaniawerft in Kiel auf Stapel gelegt und programmgemäß im September 1902 vollendet worden.

Das Denkmal für D. S. Pierret in Luxemburg.
Nach einer photogr. Aufnahme von C. Brandeburg Sohn in Luxemburg.

Der deutsche Hilfsverein in Paris (86 rue de Bondy) begleitet in seinem Jahresbericht für 1901 das Jahr als ein günstiges. Von deutschen Fürsten und Regierungen gingen ein 8454 Francs, von 26 deutschen Städten 4698 Francs. Die regelmäßigen Beiträge ergaben 19 778 Francs. Diese Beiträge haben sich gehoben, ebenso die Zahl der Mitglieder. Der bei der Reichsbank in Berlin hinterlegte Hospitalfonds hat die Höhe von 752 000 Mk. erreicht, der Reservefonds beziffert sich auf 90 368 Mark. Für Unterstützungen in bar wurden ausgegeben 32 345 Francs, außerdem 3665 Francs für Nahrungsmittel, Kohlen usw. Für Arzneimittel, Bäder, Honorare der Aerzte wurden 8566 Francs, für Miete 7658 Francs und zur Weihnachtsfeier die ansehnliche Summe von 5800 Francs zum Besten verwandt.

Das neue Linienschiff „Zähringen" in voller Fahrt.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Renard in Kiel.

Das deutsche Hospital auf Samoa.
Nach einer photographischen Aufnahme von J. Davis, Samoa.

Das deutsche Hospital auf Samoa. Nicht mit Unrecht ist unsere Kolonie Samoa des öfteren schon ein Paradies auf Erden genannt worden. Die glücklichen klimatischen Verhältnisse der Inseln, die herrliche Vegetation, die Fruchtbarkeit des Bodens, das fast vollständige Fehlen der gefürchteten Tropenkrankheiten und die Schönheit und gute Veranlagung der Bewohner rechtfertigen eine derartige Bezeichnung. Die immer mehr anwachsende Bevölkerung Samoas und die Einschleppung fremder Krankheiten — Masern, Scharlach, Influenza, Keuchhusten, Blatternocken, Tuberkulose und Gelenkrheumatismus — haben indeß auch für Samoa den Bau eines modern eingerichteten, den dortigen Anforderungen entsprechenden Hospitals wünschenswerter gemacht. Ein solches aus eigenen Kräften zu beschaffen, war der Kolonie nicht möglich. Samoa besitzt jedoch einen bemittelten Gönner, den früheren Hamburger Großkaufmann, jetzigen Privatier O. Kunst, den Besitzer riesiger Ländereien auf Samoa. In richtiger Würdigung der Sachlage hat Herr Kunst der Kolonie ein mit allem europäischen Komfort ausgestattetes Hospital zum Geschenk gemacht, das wir unsern Lesern im Bilde vorführen. Das Hospital befindet sich in Motootua, dem Villenviertel von Apia. Die Leitung des Baues lag in den Händen des früheren Polizeichefs von Apia, F. Marquardt, die ärztliche Direktion hat Stabsarzt a. D. Dr. Schwesinger übernommen.

Justus Brinckmann. Am 25. September wurde in Hamburg ein Jubiläum begangen, an dem ein Förderer des modernen deutschen Kunstgewerbes, Justus Brinckmann, zu Ehren kam. Es waren an diesem Tage 25 Jahre verflossen, seit Brinckmann zum Direktor des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe ernannt wurde, und die glänzende Entfaltung, die das Kunstgewerbe in der Hansastadt genommen hat, ist wesentlich durch Brinckmanns erziehe-rische Thätigkeit in dieser Stellung beeinflußt worden. Der Jubilar erhielt an seinem Ehrentage große Ehrungen. Der Senat gab ihm eine größere Summe für das Museum, der Gewerbeverein eine in Erz getriebene Gedenktafel; ferner wurde ihm eine nach einem Entwurf Br. Kruses geprägte Medaille mit dem Bildnis Brinckmanns überreicht, die wir hier abbilden.

Justus Brinckmann-Medaille von Br. Kruse.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

Sarah Bernhardt in Berlin. Zu den interessantesten Künstlererscheinungen gehört unstreitig die französische Tragödin Sarah Bernhardt. Im Jahre 1843 in Paris geboren, ging sie mit 16 Jahren zur Bühne und wurde schon nach wenigen Jahren als Frankreichs erste Tragödin gefeiert. Nachdem sie jahrelang der Stern des „Französischen Theaters“ gewesen, begab sie sich auf Gastreisen, die sie im Triumph durch die ganze Welt führten, nur nicht nach Berlin, denn patriotischer Schmerz verbot aber etwas exzentrisch veranlagten Künstlerin, in der Hauptstadt des Deutscher Reiches aufzutreten. Aber die Zeit hat auch hierin Wandel geschaffen, und heute ist Sarah Bernhardt zu einem Gastspiel am Königlichen Schauspielhaus nach Berlin gekommen. Unser Bild zeigt die Künstlerin im Wagen (Sarah Bernhardt sitzt rechts, nach vorn gewendet) vor dem Königlichen Schauspielhaus, wo die Darstellerin sich vorgestellt hatte.

Sarah Bernhardt in Berlin.
Nach einer photographischen Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Die Gartenlaube

4. Beilage zu Heft 13, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Dr. Hans Hoffmann ist an Stelle des verstorbenen Dichters Julius Grosse zum Sekretär der Schillerstiftung gewählt worden. Hoffmann wird demzufolge seinen Wohnsitz von Wernigerode nach Weimar verlegen. Der gemüt- und humorvolle Novellist steht im 54. Lebensjahre. Geboren zu Stettin, studierte er in Bonn, Berlin und Halle, machte wiederholt größere Reisen und wirkte längere Zeit als Gymnasiallehrer in Stolp und Danzig. Dann nahm er seinen Wohnsitz in Berlin, später in Bozen und lebte seit 1894 im Harzstädtchen Wernigerode. Sein großer historischer Roman „Der eiserne Rittmeister" giebt ein vorzügliches Bild aus der Zeit der Okkupation Preußens durch Napoleon I. Von seinen Werken nennen wir noch die prächtigen „Bozener Märchen und Mären", die „Elfenmärchen", die Kurzgeschichten und den Roman „Wider den Großen Kurfürsten".

Dr. Hans Hoffmann.
Nach einer photographischen Aufnahme von H. Stadelmann in Wernigerode.

Der amerikanische Botschafterwechsel in Berlin. Nach fünfjähriger Thätigkeit als Botschafter der Vereinigten Staaten am Berliner Hof tritt Andrew Dickson White zurück, um Charlemagne Tower Platz zu machen, der bisher den Botschafterposten in St. Petersburg versehen hat. White ist 1832 zu Homer im Staate New York geboren und hat seine diplomatische Laufbahn als Attaché in Petersburg begonnen. Dann hörte er an der Universität in Berlin Geschichte und erhielt 1857 eine Professur in seinem Heimatland. 1878 war White Vertreter der Union bei der Pariser Weltausstellung, 1879 bis 1881 Gesandter in Berlin, 1892 bis 1894 Gesandter in Petersburg und von 1897 bis 1902 Botschafter in Berlin. Er hat eine Reihe geschätzter historischer und kulturgeschichtlicher Schriften veröffentlicht. White's Nachfolger, Charlemagne Tower, ist 1848 in Philadelphia geboren, studierte Geschichte und Litteratur, wandte sich dann der Technik zu und hatte an dem Aufblühen Minnesotas, als in den achtziger Jahren dort die großen Eisenerzfunde gemacht worden waren, bedeutenden Anteil. Im Jahre 1897 ernannte ihn Mac Kinley zum Gesandten in Wien, zwei Jahre später zum Botschafter in Petersburg, von wo er jetzt nach Berlin übersiedelt, da White sich in den Ruhestand zurückzieht. Tower ist als Historiker mit einem großen Werk über Lafayettes Teilnahme an der amerikanischen Revolution hervorgetreten.

Andrew D. White.

Charlemagne Tower.

Zur fünften Versammlung des Verbandes deutscher Bahnärzte, die vom 18. bis 20. September in München abgehalten wurde, hatten sich über 700 Aerzte aus allen Gauen Deutschlands eingefunden. Den Vorsitz führte Sanitätsrat Dr. Schwechten-Berlin, 2. Vorsitzender war Dr. Blume-Pützpohung. Die Verhandlungen, denen Vertreter des Staatsministeriums und vieler auch außerbayrischer Betriebsdirektionen anwohnten, brachten neben Erörterungen, die sich direkt auf den bahnärztlichen Dienst bezogen, die Mitteilung einer großen statistischen Arbeit Dr. Feilmanns-München, welcher die Einwirkung der Altersverteilung und der Art des Dienstes auf die Erkrankungen zeigte; derartige Untersuchungen gehen in medizinisch-wissenschaftlicher wie praktischer Beziehung die wertvollsten Aufschlüsse und die notwendigen Grundlagen zu vielen Verwaltungsmaßnahmen. Ferner wurden die Rettungseinrichtungen verschiedener deutscher Eisenbahnverwaltungen besprochen und hierbei der preußische Arztwagen und der — auch auf unserem Bilde sichtbare — außerordentlich praktische bayrische Rettungswagen vorgeführt. Ein Ausflug nach dem romantisch gelegenen Kufstein schloß den Verbandstag, der einen prächtigen Verlauf nahm und jeden Teilnehmer vollauf befriedigte.

Vom V. deutschen Bahnärztetag in München.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Franke & Co. in Berlin.

Ein Automobil-Blumenkorso in Düsseldorf. Zum 21. September hatte der Rheinisch-westfälische Automobil-Klub die deutschen Automobilfahrer zu einem Blumenkorso nach Düsseldorf eingeladen. Von den in Verbindung mit der Düsseldorfer Ausstellung getroffenen Veranstaltungen war diese wohl eine der interessantesten. Prächtiges Wetter begünstigte das Fest, und von nah und fern waren die Motorwagen in ihrem reichen Blumenschmucke herbeigeeilt. Es galt diesmal, nicht durch Schnelligkeit, sondern durch die Schönheit der Dekoration einen Preis zu erringen. Punkt drei Uhr forderte eine schmetternde Fanfare auf, die Motoren anzudrehen, und gleich darauf setzten sich die 55 Wagen — darunter nicht weniger als 47 dekorierte — unter Führung einer ebenfalls auf einem Motorwagen untergebrachten Militärkapelle in Bewegung. Nur mühsam konnte eine enge Fahrstraße von dem nach Tausenden zählenden Publikum freigehalten werden. Die Fahrt ging durch die schönsten

I. Preis.

II. Preis.

Vom Automobil-Blumenkorso in Düsseldorf.
Nach photographischen Aufnahmen von C. v. Braden in Düsseldorf

Straßen der Stadt zur Ausstellung, wo vor der Haupttribünehalle die Preisrichter Aufstellung genommen hatten. Abends fand im Hauptweinrestaurant der Ausstellung ein Festessen statt, an welchem über 200 Personen teilnahmen und bei dem auch die Preisverteilung erfolgte. Unser Bild stellt die beiden mit den ersten Preisen gekrönten Wagen dar.

Eine Hochschule für Frauenkunst. Der Architekt und Schriftsteller Beenke Behrendt will in Hamburg eine Hochschule ins Leben rufen, die im Verein mit den schon bestehenden Fachkunstkursen, der Malschule 2c., den Frauen Gelegenheit geben soll, ohne eigentlichen Schulzwang sich die zum Studium der Kunst und Kunstgeschichte erforderlichen wissenschaftlichen Vorkenntnisse zu erwerben. Der Unterrichtsplan wird folgende Lehrfächer und Vorträge umfassen: Zeichnen und Entwerfen von Mustern zu Gebrauchsgegenständen und Kostümen 2c., Zeichnen und Malen nach Gegenständen und Modell, Projektion und Perspektive, Aktlehre, Physiognomik und Charakteristik, Vortragslehre und schriftstellerische Uebung, Kunstgeschichte und Stillehre, Farben- und Materiallehre, Anatomie, Kostümkunde, die Architektur in der Kunst, Plakatkunst, Plastik, Handarbeiten und Liebhaberkünste, Kunsterziehung und Heimatkunde, häusliche Kunst in Geschichte, Wort und Bild. Zu den Lehrkräften der Schule, die vor allem das Interesse an echter Kunst wachrufen soll, gehören Landschaftsmaler Anton Rösmüsen, Kunst- und Dekorationsmaler H. de Bruycker, Bildhauer E. Barlach, Lehrer Carl Goethe, Dr. med. Ivan Michael, Maler Wilhelm Nintzel, Maler C. Roth, Kunstschriftsteller Oskar Schwindrazheim, Architekt Arthur Biel, sowie die Damen Emilie Berger, Marga Köhler und Clara Porthun.

Seeschiffbau am Rhein. Das stolze Seeschiff, das unser Bild auf Stapel liegend zeigt, ist am Ufer des Rheins auf der Schiffswerft von Christoph Ruthof bei Kassel gebaut worden. Am 25. September fand die Taufe statt; der Augenblick, da, von schöner Hand geworfen, die Champagnerflasche am Bug des Schiffes zerschellt, ist von der Kamera des Photographen festgehalten worden. Das stattliche Fahrzeug, das auf den Namen „Senator" getauft wurde, ist für die Petroleumgesellschaft „Pure Oil Company Hamburg" bestimmt; es ist 60 m lang, 10 m breit und hat eine Ladefähigkeit von 1600 Tons = 32 000 Centnern Petroleum.

Die Taufe des Seeschiffes „Senator".
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Karl Schipper in Wiesbaden.

Kleine Mitteilungen.

Zur Warnung für deutsche Erzieherinnen in Sicilien. Hunderte von deutschen Erzieherinnen gehen alljährlich ins Ausland, teils um sich selbst in fremden Sprachen zu vervollkommnen, teils um das in der Heimat Erlernte zu verwerten. Die wenigsten von diesen jungen Mädchen haben eine Ahnung von den Gefahren, die ihnen da draußen drohen, die wenigsten sind durch ihre Erziehung genügend vorbereitet auf den Kampf, der sie erwartet, es fehlt ihnen die Selbstständigkeit und Sicherheit des Auftretens, die ihren amerikanischen, englischen, französischen Geschlechtsgenossinnen meist eigen ist. Und doch tritt oft Furchtbares an diese in die Fremde gegangenen Mädchen heran. Die Enthüllungen einer mutigen, in Sicilien lebenden Frau geben ein Bild von dem Elend, das die lockende Ferne oft bereit hält für die mit tausend Hoffnungen Ausgezogenen. Auf die Enthüllungen der genannten Dame und auf das Zeugnis des früher in Sicilien angestellten Pfarrers Hartwich hin, der bereit ist, seine Aussagen zu beschwören, hat Fräulein Heiene Lange, die tapfere und energische Führerin der Frauenbewegung, sich in ihrer Eigenschaft als Vorsitzende des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins, mit einer — durch alle darauf bezüglichen Dokumente unterstützten — Eingabe an das Auswärtige Amt in Berlin gewandt, um dieses für die Sache zu gewinnen. Immerhin erscheint es dringend notwendig, in der Presse und persönlich alle, die eine Erzieherinnenstelle im Auslande annehmen wollen, darauf hinzuweisen, daß sie Verträge nur unterschreiben sollten, nachdem sie sich bei den überall errichteten Auskunftsstellen genau über die ihrer harrenden Verhältnisse erkundigt haben. Besonders dringend erscheint solche Vorsicht in Italien und in den Balkanländern. Nachstehend seien die dem Verband des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins angeschlossenen Vereine genannt, die gern bereit sind, einschlägige Fragen zu beantworten. Es sind dies der Verein Deutscher Lehrerinnen in England, 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W., in Frankreich: Rue de Villejuif, Paris, in Nordamerika: 46 West 83 th Street, New York, in Südamerika: 1464 calle Rodriguez, Peña, Buenos-Aires, Rep. Argentina S. N., in Italien: Via dei Serragli 110, Florenz. Um Auskunft für das übrige Ausland wolle man sich an die Centralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W., Culmstr. 5, wenden.

Das elektrische Licht im Kampfe mit dem Feuer. Die großen Feuersbrünste in den Städten der nordamerikanischen Union, die bei der Höhe der Häuser und bei der Beschaffenheit der Straßen ungleich verheerender zu wirken pflegen als bei uns zu Lande, haben zu einer eigenartigen, aber sehr beachtenswerten Anwendung des elektrischen Lichtes geführt. Man weiß auch bei uns nur zu gut, welche Gefahren dunkle Flure und Treppenhäuser für den Feuerwehrmann bei seinem Rettungswerke bergen. Im Feuerdepartement von New York hat man diesen Gefahren durch die Anwendung starker Scheinwerfer zu steuern gesucht. Zu dem Zwecke kuppelte man eine Dynamomaschine mit einer kleinen, vielkräftigen Dampfmaschine. Die Dampfmaschine liefert die Kraft, die Dynamomaschine setzt sie in strahlendes Licht um, das von einer Art Scheinwerfer gesammelt und auf die dunklen Stellen gerichtet wird. Der leicht fortgestellte Apparat ist überall zu verwerten. Das sehr starke Licht durchdringt die stärkste Finsternis und erleuchtet tageshell selbst raucherfüllte dunkle Räume. Die Amerikaner nennen den Apparat nicht Scheinwerfer, sondern elektrische Lichtbündelmaschine, und der Augenschein lehrt, daß sie recht haben. Es handelt sich nicht um einen Scheinwerfer, sondern um eine vollständige Lichtmaschine. Die das erforderliche Licht nicht von einer fremden Lichtquelle bezieht, sondern selbst erzeugt. Wie nützlich die Maschine bei der Rettung in Feuersgefahr werden kann, ist aus dem Bilde ohne weiteres zu ersehen.

Elektrische Beleuchtung einer Brandstätte in New York.
Nach einer Zeichnung von H. Ranjon.

Die Seemoosfischerei an der deutschen Nordsee. Das Seemoos, das sich neuerdings als Schmuck an kleinen Ampeln, Körben und Muscheln im deutschen Hause eingebürgert hat, ist gar kein Moos, sondern das Gehäuse winziger Polypen, die der Naturforscher Sertularia argentea nennt. Die Tierchen haften am Meeresboden auf Steinen und Muscheln und bilden durch Knospenteilung kleine, grüne Bäumchen, die weite Strecken des Wattenmeeres der Nordsee wie mit Wiesengrün überziehen. In England hat man bereits im achtzehnten Jahrhundert die zierlichen Sertularienstöcke als Zimmerschmuck verwendet. Aber erst seit einigen Jahrzehnten sind sie in den Handel gekommen. In Deutschland bezog man sie als Seemoos lange von Frankreich und England, bis man entdeckte, daß auch an der deutschen Nordseeküste, namentlich bei Cuxhaven und Büsum, große Mengen von Sertularienstöcken zu finden sind. Seitdem gewann man das Seemoos auch in Deutschland, ursprünglich in sehr primitiver Art, dann aber in planmäßigem Betrieb, indem man das beim Krabbenfang benutzte Grundschleppnetz gestellt, den sogenannten Kürren, zum Losreißen der Sertularien einrichtete. So bringt ein Kutter täglich bis zu fünfzig Kilo Seemoos an die Oberfläche. Da das Kilo trockenes Moos mit 3 Mark und mehr bezahlt wird, ist für die Bevölkerung der holsteinischen Nordseeküste mit der Seemoosfischerei ein neuer lohnender Erwerbszweig entstanden.

Gymnasialklassen für Mädchen in Köln. Der preußische Kultusminister hat dem Verein „Mädchengymnasium“ in Köln gestattet, zunächst versuchsweise einen sechsjährigen Lehrgang für Mädchen einzurichten, der zu den Zielen des Gymnasiums führt. Die Anstalt ist dem Königlichen Provinzialschulkollegium zu unterstellen und soll die Bezeichnung „Gymnasialklassen für Mädchen“ tragen. Die aufzunehmenden Schülerinnen müssen die Reife für die Oberstufe einer höheren Mädchenschule nach dem Lehrplan vom 31. Mai 1894 nachweisen und beim Beginn des Schuljahres das zwölfte Lebensjahr vollendet haben.

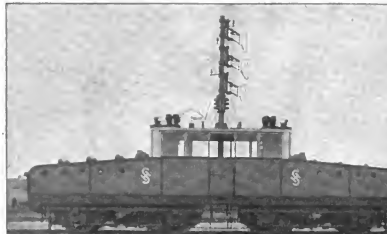
Kleine Mitteilungen.

Das Gravieren in Glas ist eine Kunstfertigkeit, deren Pflege ebenso sehr der ruhigen sicheren Hand wie des klaren Auges und reicher Erfahrung bedarf. Seit etwa zweihundert Jahren ist sie im Gange, und gerade das Wiederaufblühen unseres Kunstgewerbes in den jüngsten Jahren hat auch sie wieder hoch zu Ehren gebracht. Unser Bild zeigt einen Meister dieses Faches bei der Arbeit. Mittelst ganz kleiner, rotierender schmirgelbestrichener Kupfer- und Stahlrädchen graviert er vertiefte Ornamente in das Glas. Diese Technik ist auch darum besonders schwierig, weil sowohl das Glas, wie die Rädchen fortwährend von Schmirgel so sehr bedeckt sind, daß der Künstler sich bei der Bildung seines Werkes mehr auf das Gefühl seiner Hände als auf das Auge verlassen muß. Nach der Fertigstellung erscheint das eingravierte Ornament in mattem Glanze inmitten der durchsichtig klaren Fläche des Glases. Wie schon aus dieser kurzen Beschreibung hervorgeht, erfordert das Gravieren in Glas nicht nur gründliche Fachkenntnisse, sondern auch große Umsicht und Ruhe. Der kleinste Fehler, jedes Ausgleiten der Hand vor dem rotierenden Rädchen, kann ein Werk, das vielleicht schon die mühevolle Arbeit von Tagen und Wochen gekostet hat, auf nimmer wieder gut zu machende Weise entstellen oder ganz verderben.

Gravieren in Glas.

Zur Frauenbewegung. Der Verband fortschrittlicher Frauenvereine hatte sich an den Rat und die Stadtverordnetenversammlung von Dresden mit dem Ersuchen gewendet, es möge in Dresden eine städtische Oberrealschule für Mädchen errichtet oder es mögen die Mädchen zum Besuch der höheren Knabenschulen zugelassen werden. Die städtischen Körperschaften der sächsischen Residenz haben diese Gesuche abgelehnt.

Die neue Drehstromlokomotive von Siemens & Halske, die der Oberingenieur Walter Reichel entworfen hat, ist das Ergebnis der eingehenden wissenschaftlichen und technischen Versuche, die im Hause Siemens & Halske bei der Konstruktion des Schnellbahnwagens angestellt wurden. Es handelte sich darum, durch Aufschaltung der Transformatoren, die beim Schnellbahnwagen ein Gewicht von 20 Tonnen ausmachten, den hochgespannten Drehstrom von 10 000 Volt den Motoren ohne Umwandlung auf niedere Spannung unmittelbar zuzuführen.



Die neue Drehstrom-Lokomotive von Siemens & Halske.

Der kühne Versuch, der zum erstenmale vor über zwei Jahren gewagt wurde, ist nach den auf der Militärbahn unternommenen Probefahrten mit der neuen Drehstromlokomotive, die im Juni dieses Jahres in Anwesenheit der Mitglieder der Studiengesellschaft und einer großen Anzahl von Offizieren der Militärbahn ausgeführt wurden, vollständig geglückt. Damit ist ein weiterer sehr bedeutender Schritt in der Frage der Anwendung des elektrischen Stromes für Fernbahnen getan. Das Gewicht der elektrischen Ausrüstung wurde bisher als Haupthindernis der Einführung des elektrischen Betriebes für Fernbahnen angesehen. Jetzt ist dieses Gewicht durch die direkte Zuführung des Drehstromes mit einem Schlage derart vermindert, daß der Dampf nicht mehr konkurrieren kann; er muß unter gleichen Verhältnissen bei einer Beförderung von 100 Personen für die beförderte Person 1800 kg Gewicht leisten, während bei der Drehstromlokomotive nur 1200 kg herauskommen. Damit sind die Anlagekosten, die Unterhaltungskosten bei elektrischem Betrieb entsprechend geringer geworden; man wird in nicht allzu ferner Zeit der Drehstromlokomotive das ihr gebührende Feld einräumen müssen. Die neue Lokomotive ist bemerkenswert und mit zwei Motoren versehen, die für eine Höchstleistung von 400 Pferdestärken gearbeitet sind und sich bei den Probefahrten außerordentlich bewährt haben. Die Maschine stellt einen großen, ganz aus Eisen hergestellten Kasten von 12½ m Länge und 2,8 m Breite dar, der gewissermaßen in drei Teile zerfällt, zwei Vorder- oder Hinterteile und einen mittleren Teil, dessen Aufbau die anderen Teile übertragt. Dieser Oberkasten ruht mit zwei Drehgestellen auf zwei Drehgestellen, deren jedes mit zwei Achsen ausgerüstet ist. Die Achsen haben normale Spur und einen Raddurchmesser von 1250 mm. Der Achsenabstand ist 3½ m. Die Drehgestelle bieten Raum zur Aufnahme von je zwei Motoren. Der Oberkasten ist in den zwei niedrigeren Teilen 4¼ m lang und 1- bis 1,2 m hoch. Diese beiden Teile, in deren Innerem Anlasser und Widerstände untergebracht sind, stoßen an den mittleren Teil, der 4 m lang und 2,3 m hoch ist. In diesem mittleren Teil hat der Führer seinen Platz. Es ist ein großer Glaskasten mit Fenstern nach allen Seiten, die den Ausblick überaltlich ermöglichen. In dem mittleren Teil sind alle für die Steuerung des Fahrzeuges notwendigen Apparate untergebracht, Schaltapparate, Bremsen usw. Das Untergestell ist aus kräftigen U-Eisen hergestellt, die fest mit einander verbunden sind. Auch das Dach der Lokomotive besteht aus kräftigen Eisenbändern und Winkeleisen. Das Gewicht der Maschine beträgt 24 000 kg, mit der elektrischen Ausrüstung 40 000 kg, eine Dampflokomotive mit Tender wiegt 96 000 kg. Bei dem letzten Versuch mit der neuen Drehstromlokomotive, der am 26. Juni mit 11 000 Volt und mit Benutzung eines angehängten Personenwagens von 31 000 kg Gewicht stattfand, wurde eine höchste Geschwindigkeit von 105 km in der Stunde erreicht. Die Motoren arbeiteten ohne jeden Anstand mit voller Spannung, Lokomotive wie Anhängewagen liefen sehr ruhig. Der Energieverbrauch stellte sich auf 200 Kilowatt. Das entspricht einer Leistung von 280 Pferdestärken. Bei einem Anzugsverbuch setzte die Lokomotive den 90 Tonnen schweren Schnellbahnwagen von Siemens & Halske, also ein Gewicht von 130 Tonnen, in Bewegung. Die deutsche elektrische Industrie ist mit dieser neuen Drehstromlokomotive allen andern Ländern vorausgeeilt.

Heinz Krieger.

Deutschtum in Mexiko. Einer Regierungsverfügung zufolge soll vom nächsten Jahre ab in sämtlichen höheren Lehranstalten Mexikos neben der englischen auch die deutsche Sprache als obligatorischer Unterrichtsgegenstand eingeführt werden. Wir verdanken die erfreulichen Maßnahmen wohl vor allem der Ausbreitung des deutschen Handels, der besonders große Erfolge in Mexiko zu verzeichnen hat und den englischen Einfluß im Wirtschaftsleben mehr und mehr verdrängt.

Halbheft 27. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ● Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Söhne des Reichslands.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Hermann Stegemann.

Die Julisonne stand über dem Vogesenthal, und ihr heißer Hauch zitterte über den Getreidefeldern, aus denen der Mohn purpurn aufleuchtete. Die Kartoffeläcker tauchten dunkelgrün aus den Kornzeilen, und von den Hängen der Berge trug ein müder, warmer Wind den Duft der Tannenwälder über die Rebenhügel in das altertümliche Städtchen am fiesigen Flußbett, in dem das letzte Wässerchen schon von Stein zu Stein tastete. Nur in dem Mühlenkanal zog die gesammelte Flut mit starkem Drang der Klostermühle zu, die mit dem schweren, weitausladenden Dach und dem ummauerten Hof wie eine Festung anzusehen war und gleich einem Vorwerk der alten Reichsstadt in dem friedlichen Thale lag.

Wenige Flügelschläge nur trugen den Storch, der auf dem Mühlendach nistete, von dem Gehöft zum Städtchen, das sich in der zerfallenden, übergrünten Ringmauer zusammendrängte, als dürfte auch heute noch kein Bürger sich des schützenden Ringes begeben und am freien Rain zwischen Rebgärten und Hagrosen sein Haus errichten. Vom Dachreiter des alten Klosters aber, das wie die Mühle jenseit des Flusses lag, klang die atemlose Stimme des Glöckleins, und das Sausen der Webstühle, das mit dem Rauschen des Mühlenwehrs gewetteifert hatte, verstummte plötzlich. Nicht fromme Klosterfrauen zogen aus dem Thore dem alten Münster zu, sondern blasse Mädchen kamen, den Strickstrumpf in den arbeitharten Händen, mit Flausen von Baumwolle in den Haaren, aus dem zur Fabrik umgewandelten Kloster. Es war Mittagszeit, die Sonne brannte, und müde schritten die Arbeiterinnen dem Städtchen zu; hinter den Männern, die nach den Frauen die Fabrik verließen, fuhr das alte Thor donnernd ins Schloß.

Eine Wetterwolke stieg über dem schwarzbewaldeten Gipfel empor, der sein Haupt höher trug als die Nachbarberge und das Thal gegen Westen verrammelte. Ein Gewitter zitterte im Dunst der Erntesonne. Betäubend dufteten Rosen und Jasmin in den Vorgärtchen des kleinen Hauses, das an die alte Stadtmauer angeklebt war wie ein Schwalbennest. Die Sterne der Holunderblüten rieselten von dem Strauch, der auf der Höhe der Mauer Wurzel geschlagen hatte, auf das rote Ziegeldach und bedeckten das Gesims des Fensters.

Photographie im Verlag von Rud. Schuster in Berlin.

Der erste Liebesbrief.

Nach dem Gemälde von B. Vautier.

Ursula beugte sich hinaus und schöpfte die weiße Landstraße hinab.

„Nun, Kind, siehst du sie noch nicht?“ fragte die müde Stimme in der Tiefe des Zimmers.

„Nein, noch nicht,“ erwiderte das junge Mädchen und legte die Hand über die Augen, denn die Sonne blendete.

„Ist das Fabrikthor geschlossen, Ursula?“

„Ja, Mutter, es ist noch geschlossen, und auch von der Mühle her kommt noch niemand. Es ist ja erst Mittagszeit.“

„Aber die Sonne vergeht schon,“ klagte die Kranke und fuhr mit den welken Händen unruhig über die Bettdecke.

Da trat Ursula in die Stube zurück. Sie beugte

sich über das Bett und ordnete beschwichtigend die Kissen. Nach einer Weile aber fuhr die Kranke, deren feines, blasses Gesicht unruhig zuckte, mit angstvollem Tone wieder auf: „Und die Sonne vergeht wirklich schon. Ist Abend draußen, oder sind's meine Augen, Ursula?"

„Keines von beiden, Mutter, nur die Sonne scheint weiß und trüb, als wollt' es wettern."

„Wettern?" erwiderte jene und hob sich in den Kissen. So vermochte sie durch das Fenster ins Freie zu schauen.

Ein heißer Wirbelwind tollte die Straße herab und drehte Staubtrichter im Tanze. Ein hochgeschichteter Heuwagen bog um die Ecke der Klostermühle und verschwand in dem Hofthor.

„Ja, es kommt ein Wetter, und sie kommen noch immer nicht. Und doch spür' ich's, daß ich keine Zeit mehr übrig hab'. Das Herz, das thut, als sollt' ich an ihm ersticken." Schweratmend sank sie zurück, und die Not des Erstickungskrampfes verzerrte ihre Züge. Da fuhr auch Ursula die Aufregung purpurn in die Wangen, und mit angstvollen Händen reichte sie der Leidenden den beruhigenden Trank.

„Schlaf' ein wenig, Mutter, ich weck' dich zur Zeit, wenn sie kommen, und kommen sie heut' nicht, wohl weil das Wetter droht und man nicht weiß, was es nach wochenlanger Dürre bringen mag, so wird's morgen gewiß um so bessere Zeit sein."

„Morgen?- Nein heute, hörst du, Kind, heute! Ob ich morgen noch bin oder im Totenbunne liege, wer will's wissen?"

Keuchend stieß sie die Worte hervor, aber nicht die Furcht vor dem Sterben war's, die ihr das Herz erschütterte, sondern die Angst, sie könnte das Werk nicht mehr verrichten, das sie sich als letzte Lebenspflicht gesetzt hatte. Und als sie wieder zu Atem gekommen war, faßte sie Ursulas Hand und schloß die Augen. Aber so heftig war die Vergangenheit in ihr aufgeruhrt, daß sie in Erwartung der Verwandten, die sich heute vor ihrem Bett versammeln und die alte Zwietracht begraben sollten, von dem Schwall der Erinnerungen abschütten mußte, um sich der drängenden Flut zu erwehren. Fest hielt sie Ursulas Hand, und wie im Traum fielen die Worte von ihren Lippen. Das Mädchen hörte ihr zu, aber sein Blick wanderte von dem lieben Gesicht ins Freie und spähte die Straße hinab. Nicht Tag noch Dämerung war draußen, sondern ein fellsames, fahles Licht, und der Wind war entschlafen.

Schweißperlen lagen auf der Stirn der Kranken. Sie schlug die Augen auf; der Wiederschein des Wetterhimmels lag im Gemach, und sie flüsterte:

„Und das Wetter war wie heute, hier saß ich am Fenster. Da kam deine Mutter zu mir. Ich sah sie aus der Mühle treten. Wie sie so schwer ging! Und im Städtchen war Lausen und Rennen, und der Gendarm ritt über Feld; tief bückte er sich über das Pferd, daß der bunte zweispitzige Hut schier auf dem Kopf des Braunen saß, als ich ihm nachblickte. Da verstellte ihm deine Mutter den Weg. Ich sah sie die Hände um seinen Steigbügel krampfen, aber er machte eine Bewegung mit dem Arm, als wollte er den Himmel anrufen, dann ließ sie los, und er sprengte fort. Deine Mutter aber brach, die Hände vor den Augen, in die Knie. Ich habe sie holen müssen."

„Weiter, Mutter, weiter!"

Ursulas Hände umklammerten die kalten Finger. So lebendig und schmerzlich deutlich hatte man ihr bisher noch nie von jenem furchtbaren Tag berichtet.

„Ja, Mutter, so nennst du mich, Kind, mich, das alte Zimgferle."

Die tiefliegenden Augen strahlten in feuchtem Glanze. „Bist ja auch hier geboren. In diesem Zimmer, auf meinem Bett hat dich deine Mutter an jenem Augusttag mir zugeschoben, mit ihrer letzten Kraft, und dann fiel sie ins Fieber, aus dem sie nur noch einmal aufwachte. Da hat sie dich und mich festgehalten, ganz fest und seinen Namen gesprochen, immer nur seinen Namen ... Er ist tot — drüben im Lothringischen ist er gefallen!"

„Mein Vater!"

Schluchzend lag Ursula vor dem Bett.

„Weine nicht, Kind, weine nicht so! Der Tag von Saint-Privat hat neun Witwen gemacht in unsrem Thal, und deine Mutter ist darüber gestorben. Dich haben sie mir zurückgelassen, mein armes, mein liebes Kind!"

„O, Mutter Madeleine!" schrie das Mädchen.

Das alte Fräulein streichelte ihr die vollen Haare und blickte still in das Dämmerlicht des Zimmers.

„Mutter Madeleine," so nannte sie das Kind, seit es sprechen gelernt hatte, und so war das Kind Georgs das ihre geworden. Sein Kind! Ein wehmütiges Lächeln flog über das versallene Gesicht, und unwillkürlich preßte sie die schlanke Gestalt fester an sich.

Da fuhr die Gartenpforte mit klirrendem Laut ins Schloß. Ursula schrak empor, und als Stimmen im Garten ertönten, mußte sie sich erst auf die Zusammenkunft der Sigwalds und Fernys besinnen, so sehr war ihr über der Vergangenheit die Gegenwart entschwunden.

Madeleine hatte sich aufgerichtet. „Sie kommen, sie sind da!"

Ein fernes Gewittergrollen schien zu antworten, aber die Frauen achteten nicht auf die Wetterzeichen, und Ursula öffnete die Thüre, auf die der Blick der Kranken sich angst- und hoffnungsvoll gehestet hatte.

„Endlich," murmelte sie, als die Gestalten im Rahmen sichtbar wurden. Der Müller trat zuerst über die Schwelle. Auf seiner breiten, gefurchten Stirn stand der Schweiß in lichten Tropfen, und er atmete schwer. Schweigend näherte er sich dem Bett und reichte der Schwester die Hand.

„Es hat dich hart angepackt," sprach er leise, und in seinem bräunlichen Gesicht zuckte es. Madeleine aber erwiderte lächelnd: „Gut, daß du kommst, Joseph, ich hab' euch so lange nicht mehr bei einander gesehen." Da erstarrten seine Züge wieder in düsterm Trotz. Er fuhr mit der Rechten über das graue Haar und trat, ohne zu antworten, beiseite, in die Fensternische, von wo aus er in das Thal blicken konnte.

Madeleine aber sandte ihm einen Seufzer nach und ließ sich dann von der Schwägerin umarmen. Die kleine zarte Frau flüsterte ihr dabei zu: „O, es hat Mühe gekostet, ihn herzubringen; wär's nicht deinetwegen, glaube mir, er hätte einen Schritt gethan, um mit den Klosterleuten wieder zusammenzukommen."

„Ist er hier, so wird er auch die Versöhnung nicht abweisen, Marianne. Ich kenne ihn ja so gut, den harten Kopf, aber besser noch sein Herz."

Eine Weile war es still im Zimmer. Plötzlich machte Joseph Sigwald eine schroffe Bewegung und wandte dem Fenster den Rücken. Er hatte den Wagen bemerkt, der soeben aus dem Fabrikthor ins Freie rollte und flußaufwärts der Brücke zufuhr. Und dann sprach er kurz, gedämpften Tones: „Warum hast du uns hierzu überredet, Madeleine? Soll ich auf die alten Tage noch heucheln lernen, oder glaubst du, wir könnten zusammenkommen? Wir, die Mühle und das Kloster?" Er lachte lautlos, eine Wetterfalte zwischen den Brauen, die düster über den scharfen, kühnen Augen lagen. Und wie er dastand im falben Licht, den eckigen Kopf mit dem kurzgeschorenen Haar und den straffen Zügen in die Helle getaucht, da sah er seinem Ahnen, dem alten Klostermüller, der noch für das Kloster sein Korn gemahlen und gefront hatte, erschreckend ähnlich.

Sigwald wartete auf Madeleines Antwort. Sie aber sah ihn an mit einem versonnenen Blick und schwieg. Da sprach Marianne, und was sie so lange bedrückt hatte, kam jetzt von ihren Lippen: „Sei nicht so trotzig, Joseph, sieh, wir sind doch einander nicht fremd. Es ist ja vom gleichen Blut in uns und jenen. Und was willst du ihm zürnen, weil sie im Kloster als Herren sitzen und wir das Wasser mit ihnen teilen müssen? Reicht's nicht für ihre Maschinen und für unsere Räder?"

„Das Wasser, das Wasser!" brauste der Müller auf, „das trennt uns nicht! Freilich, weil's über dem Wasserrecht zwischen dem Fabrikanten und dem Müller zum Prozeß kam, deshalb meint ihr Weiber, das sei auch die Ursach' zu all dem anderen. Nein, das Wasser trennt uns nicht, es sitzt tiefer, das Blut ist's, was uns trennt. Ich hab' nicht gelernt, von einem Tag auf den anderen aus einem Franzosen ein Preuß zu werden und den Rücken krumm zu machen. Aber freilich, die Fernys haben Uebung im Changieren. Der Vater hat's erst mit der Republik,

dann mit dem dritten Napoleon gehalten, und sein Sohn, mein Herr Vetter, ist nach 1870 gar leicht ein Freund der neuen Herrschaft geworden. Er ist Gemeinderat und lieb Kind bei der Regierung. Und er findet seinen Vorteil dabei. — Ah, ich will fort — ich habe nichts verloren hier!"

Er hatte sich in grimmen Zorn geredet, riß nun den Hut vom Stuhl und schritt rasch auf den Ausgang zu. Da kam ein Schrei des Schmerzes vom Krankenlager, und zugleich eilte Ursula zur Thüre und breitete die Arme aus, den Jähzornigen zurückzuhalten.

„Jesus Maria, sie stirbt!" rief Marianne und suchte ungeschickt Madeleine zu stützen, die ein Herzkrampf hinwegzuraffen drohte. Noch stand Sigwald unschlüssig, da flog Ursula an ihm vorüber, der Leidenden zu Hilfe. Nur ein anklagender, schmerzlicher Blick aus ihren dunklen Augen streifte den Mann; der aber schüttelte den Zorn ab und setzte sich schwerfällig auf den Stuhl zu Füßen des Bettes. Weit vornübergebeugt, suchte und faßte er die Hand der alten Schwester. Es war eine kleine, welke, aber zarte Hand, die sich krampfhaft um seine warmen Finger legte. Und er starrte worlos auf die Dulderin, die jetzt erschöpft, mit wächsernen Zügen in den Kissen lag. Sie schlug die Augen auf. Es währte einige Augenblicke, bis ihr die Stimme wiederkehrte, und es war nur ein Hauch, als sie flüsterte:

„Bleib', bleib', Joseph, um meinetwillen!"

Er wagte nicht Nein zu sagen, aber auf seiner Stirn schwoll die blaue Ader. Da winkte Madeleine den Frauen mit matter Hand, zu gehen, und Ursula nahm Mariannes Arm.

Die Geschwister waren allein.

Ein fernes Rollen tönte an das krankhaft geschärfte Ohr Madeleines. Doch sie wußte nicht, ob es das Echo des Donners in den Bergen war oder das Geräusch des nahenden Wagens. Um so mehr aber eilte sie, zu Ende zu kommen.

„Joseph!"

Er nickte nur mit dem Kopfe.

„Joseph, denk' an den Tag, da mir dein Stolz das Herz zerbrochen hat. Du weißt, daß es seitdem nicht mehr recht hat schlagen können. Weißt du noch, wie du neben den Vater getreten bist und ihm recht gegeben hast, als ich dich als Fürbitter brauchen wollte in meiner Not. Aber auch dir war der Georg Brion nicht gut genug für Madeleine Sigwald. Er war ja nur ein Senn und lag von Pfingsten bis Michaelis hoch oben in den Bergen. Als Melker auf der Mühle war er euch gut genug gewesen, wir hadt ihr den Buben spottschlecht gemacht."

Sie brach ab, und wie verklärt leuchtete ihr Gesicht im sanften, von der Zeit beschwichtigten Schmerz. Joseph aber glaubte etwas sagen zu müssen und murmelte:

„Und er hat eine andere genommen."

Da ging ein Zucken durch die hinfällige Gestalt. Sie hob sich und zog sich an der Hand des Bruders in die Höhe. „Ja, er hat eine andere genommen, aber ich schelt' ihn nicht darum, Joseph. Er hat die blonde Ursula Hügelin lieb gehabt wie mich. Auch das thut mir nicht weh. Hätt' er sie uns Geld oder im Rausch gefreit, dann hätt' ich's ihm nachgetragen. Und die Ursula" — eine sanfte Ironie kräuselte ihre Lippen — „die war ja gut genug für ihn. Sie war ja nur Magd auf der Mühle, keine Demoiselle."

„Und warum kramst du heut' in den alten Zeiten?" unterbrach er sie schroff, während der Ausdruck seines Gesichts sich veränderte.

Madeleine sah die strengen Linien weicher werden. Ein Druck ihrer Hand, und sie fuhr fort: „Weil du mir heut' noch einmal, nur ein einziges Mal den Willen thun sollst. Du und der Georg, ihr habt miteinander den Steden durch das Bündel geschoben und seid ins Frankreich hinein zur Armee. Du hast ihn in der Ferne La Folie tot zurücklassen müssen vor den Preußen, und er ist in einem Stall gestorben."

„Ja, in einem Stall, Madeleine, in einem Stall, in den wir Schießscharten gebrochen hatten. Das Chassepot an der Backe, haben wir hinter den Mauern gelegen, und über uns platzten und splitterten die Granaten. Dreimal kamen sie gegen uns an, dreimal wetterten wir es durch. Da brach's durch die Wand und schlug ein. Als ich aufraumelte mit zerrissener Backe aus Schutt und Staub, sah ich den Georg vor mir liegen."

Wie Wetterleuchten ging's über das Gesicht des Mannes, und rot brannte die Narbe auf der Wange. Seine Faust zuckte in Madeleines Händen.

Da beschwor ihn die Schwester: „Und bei seinem Ende bitt' ich dich, Joseph, laß allen Groll fahren, haltet zusammen, ihr auf der Mühle und die im Kloster. Alles ist zurückgegangen, seit ihr im Unfrieden lebt. Jeder drückt auf den andern, öffnet die Schleusen, wenn er glaubt, daß es dem Nachbar schade, und staut das Wasser, wenn jener es nicht wehren kann. Und im Gemeinderat sieht ihr gegeneinander, hitziger als die bittersten Blutsfeinde. Was der eine will, verwirft der andere, was dich verdrießt, freut jenen. Und dann, Joseph, die Kinder! Sollen die sich hassen lernen?"

„Besser als sich lieben!"

Er war aufgestanden. Das Rollen des Donners war verklungen, die Luft aber war schwer und trüb, und jetzt da sie schwiegen, ging ein seltsames Geräusch, ein Stöhnen, wie von weither durch das Thal.

„Joseph, hast du's gehört? Das ist —"

Madeleine unterbrach sich. Sie lauschten. Wieder erklang das Stöhnen durch das Thal. Da löste Joseph langsam seine Hand aus den Fingern der Kranken und sagte: „Laß mich, ich muß heim, eh' das Wetter losbricht."

Madeleine aber sah die Versöhnung wieder gescheitert, um die sie sich seit Jahren mühte mit zäher Beharrlichkeit. Nein, diesmal durfte ihr die Gelegenheit, die Feindlichen zu versöhnen, nicht entrinnen! Und hastig, fieberud vor Aufregung, stieß sie hervor:

„Bleib', Joseph, bleib'!"

Sigwald aber trat an das Fenster, das nach Westen wies, und sah das Gewölk um die Höhen streichen. Wie die Leiber unbekannter Ungeheuer schoben sich die Wolkenzüge heran. Der Hohenek war im Getümmel verschwunden, um den Staufen rollten die ersten Ballen, und von den Felsen flatterten braunschwarze Wolkengebilde wie Mäntel im Sturm über das Thal.

„Laß mich, Madeleine, du weißt, was das Stöhnen des Berges bedeutet. Ein Wetter kommt, bei dem uns St. Gregorius gnädig sei, sonst schlägt es und die Ernte bis auf das letzte Glückshämpfele in den Boden."

Sigwald trat wieder an das Krankenbett und reichte der Schwester die Hand zum Abschied. Madeleines Hoffnungen waren von der Schwäche, die sie befiel, erdrückt worden, und klagend fand sie nur die eine Antwort:

„Das Glückshämpfele, Joseph? Hat es dir denn in den letzten Jahren Freude gemacht, es zu schneiden?" Und sie gedachte der frommen Sitte, daß die ganze Blutsfreundschaft am letzten Erntetag zusammen aufs Feld geht, das Paternoster betet, wenn das Jüngste mit der Sichel die letzten Halme schneidet. „Hat's dich gefreut", fuhr sie fort, „wenn du, Marianne und deine beiden Kinder allein zwischen den Aehren knieten und 's Phinele das Glückshämpfele schnitt? Das letzte, das wir alleſamt geschnitten, hängt dort über dem Christus. Es ist so hier, daß Ursula sich nicht mehr traut, es anzurühren. Und die Körner sind lange schon aus den Aehren gefallen. Wetter, Schlossen und Sturm haben dir leider schon manchen Acker zerschlagen. Denk' daran und mach' deinen Frieden mit uns allen."

Ehe Joseph antwortete, klopfte es an die Thüre. Da stieß er heftig hervor: „Ich will's überschlafen, leb' wohl, Madeleine!" Aber es war zu spät; im Rahmen der Thür erschien Ursula und meldete: „Mutter, Monsieur Ferny ist da!"

Krampfhaft packte Madeleine die Hand des Bruders, um ihn festzuhalten. Einen Augenblick später standen sich die beiden Männer gegenüber. Auf der Schwelle aber lehnte blaß und verschüchtert Marianne Sigwald und ließ Ursula nicht frei, die sich ihr vergeblich zu entziehen suchte.

Etienne Ferny fand als der Gewandtere zuerst Worte. Er ging leisen Schrittes auf die Geschwister zu und sagte: „Ich komme zu spät, Madeleine, aber das ist mir lieb, denn ich muß mich nun entschuldigen und euch dabei wohl die Hand geben. Und wir — wir sollen ja Frieden machen, nicht wahr, Vetter?"

Es war totenstill nach diesen Worten. Die Blicke der Frauen hingen an Sigwalds Zügen. Ferny war mit ausgestreckter

Hand auf ihn zugetreten. Um seinen vom dunklen Bart beschatteten Mund lag ein liebenswürdiges, ernstes Lächeln, und die lebhaften, schwarzen Augen ruhten fragend auf Sigwalds Gesicht. Das war wie aus Stein gemeißelt. Fernys Hand blieb in der Schwebe, aber sein Blick wurde unruhig, und ein nervöser Zug trat an Stelle des Lächelns. Da hastete, sich weit vornüberbeugend, mit einer Kraftanstrengung, die über jedes Maß ging, Madeleine nach der ausgestreckten Hand des Vetters. Beinahe wäre sie darüber zu Fall gekommen, aber mit der letzten Kraft riß sie die Männer dicht an das Bett und fügte ihre Hände ineinander. Dann sank sie ohnmächtig hintenüber. Die Hände, die sich kaum berührt hatten, lösten sich wieder und suchten die Kranke zu stützen. Die Frauen eilten herbei, und eine Weile waren alle um die Leidende beschäftigt. Draußen rollte der erste laute Donner, und schwarze Schatten jagten über die Landschaft. Ein Blitz züngelte mit unruhigem Schein ins Gemach. Jetzt kam Madeleine wieder zu sich. Da flüsterte sie mit einem glücklichen Lächeln: „Nun wird alles gut. — Und dich werden sie auch nicht verlassen, Ursula."

Joseph Sigwald stand regungslos. Er hielt die Hand der Schwester. Ferny fragte sie leise, ob sie sich besser fühlte. Da kehrte ihre Angst wieder, und sie hauchte: „Gebt mir Sicherheit, euer Wort!"

Die Männer blickten sich an. Ferny zögerte, denn er wollte seine Bereitwilligkeit nicht noch einmal aluzusehr an den Tag legen. Sigwald aber forschte in den Zügen des Vetters. Fremder als je war ihm ihr Ausdruck: keine Linie, die an den Großvater erinnert hätte, von dem sie beide abstammten, und auch der Mutter, die doch eine Sigwald gewesen war bis in die Fingerspitzen, glich der schlanke Mann nicht. Daß sie Geschwisterkinder waren, der Fabrikant, der im alten Cistercienserkloster wohnte, und der Müller, der auf der Mühle saß, stand ihnen nicht im Gesicht geschrieben. Und das drängte Joseph Sigwald die Worte auf die Lippen: „Gut denn — feind wollen wir einander nicht mehr sein, aber fremd!"

Doch der Donnerschlag, der das Haus erschütterte, verschlang das „aber", und unberührt von allem Zorn der Elemente sank Madeleine Sigwald tief ermattet in einen Schlummer mit den versiegenden Worten: „Nicht mehr feind, dann ist alles gut, und die Kinder . . ."

Ursula begleitete die Gäste bis auf die Schwelle. Hier nahmen sie Abschied, und Ferny sagte: „Auf Wiedersehen, sie liebe barmherzige Schwester, und denken Sie daran, daß wir immer zur Stelle sein werden, wenn Sie unser bedürfen."

Das junge Mädchen neigte dankend den Kopf. Sigwald schüttelte ihr stumm die Hand, lüftete den Hut und schritt dann, ohne umzusehen, durch das Gärtchen auf die Straße. Marianne aber flüsterte ihr zu:

„Morgen schicke ich dir unser Pfhinele, und am Abend komm' ich dann selber. Sie ist gar schwach, die gute Madeleine."

Und wieder fand Ursula leine Worte. Als sie schon ins Haus zurückgetreten war, begannen die ersten großen Regentropfen zu fallen.

Fernys Wagen stand unter den Linden am Thor und kam jetzt heran. Etienne aber wandte sich zu Marianne, die neben ihm herging. „Wollt ihr nicht mitfahren bis zum Kloster?" Der Wagen hielt, und er trat zurück, um Marianne einsteigen zu lassen. Sie zauderte. Da rief die Stimme Sigwalds, der schon voraus war: „Komm, Marianne, eh's da oben losbricht, müssen wir die paar hundert Schritt daheim sein!" Und er wies auf die draungelbe Wolkenlast, die über dem Thal hing.

Marianne holte sich bei Ferny Mut durch einen Blick und erwiderte, indem sie den Fuß auf den Wagentritt setzte: „Komm du, wir fahren! Etienne . . ." Ein Blitz schnitt ihr das Wort vom Mund; zugleich fuhr der Donner drein, und wie eine Sündflut stürzte der Regen herab. Dazwischen sprangen weiße Schlossen und klapperten auf den Wagenrädern. Der Kutscher riß die unruhigen Pferde zusammen, Ferny hob rasch die bestürzte Frau in die Kalesche und schwang sich selbst nach ihr hinein. Der Kutscher ließ die Pferde, die nicht mehr zu halten waren, im Schritt angehen, und jetzt hatten sie den Voranschreitenden erreicht.

„So steig' doch ein, schnell!" Ferny rief's ihm dicht ins Ohr im Tosen des Regens. Da wandte sich Joseph Sigwald und antwortete: „Freund hab' ich gesagt, und dabei bleibt's!"

Und er kehrte sich um und ging weiter, dem Fluß zu, zwischen dessen Geröll es anfing lebendig zu werden.

„Eisenschädel!" stieß Etienne Ferny zwischen den Zähnen hervor und warf sich zurück. Im angstbeflügelten Lauf jagten die Pferde dahin. Frau Sigwald saß stumm, verschüchtert in der Ecke und sehnte das Ende der Fahrt herbei. Sie fuhren über die Brücke, erreichten die große Thalstraße, und Ferny hieß den Kutscher an der Fabrik vorbei weiter fahren bis zu dem Feldweg, der die Mühle mit der Straße verband. Als Marianne das Gefährt verließ, schoß der Regen stromgleich hernieder. Atemlos erreichte sie das Haus. Am Schleusensteg traf sie den Sohn, der ihrer wartete.

„Du kommst allein, Mutter?"

„Der Vater muß gleich da sein. Dort kommt er."

Sie hatte ihn gesehen, als der Regenvorhang, von einem hellen Blitz gespalten, das Flußbett freiließ. Durch die Furt, über die sich schon die gelben Wellen hurtig hinwegschnellten, schritt der Müller auf das diesseitige Ufer zu. Weiter abwärts tobte das Wasser aus den geöffneten Mühlenschleusen in das Flußbett, und jetzt, eben als Sigwald das Ufergebüsch erreichte, kam auch die überschüssige Flut des Fabrikkanals, der, von dem großen Mühlenkanal abzweigend, die Maschinen trieb und oberhalb der Furt in den Fluß zurückkehrte, brüllend angeschossen.

Jacques eilte, dem Vater die Böschung erklimmen zu helfen. Aber Sigwald stand schon auf der Höhe. Er spähte angestrengt nach der Fabrik hin. Da erklang dort das Arbeitsglöcklein, unbekümmert um Wetter und Wind. Schroff wandte sich der Vater ab und ging auf das Haus zu. Doch als er in der Schlafstube unter dem Giebeldach den nassen Rock auszog und durch das Fenster auf die gezwüchten Getreidefelder blickte, durch die Sturm, Regen und Hagel tanzten, da lachte er grimmig auf. Im Kloster ließen die Maschinen, gleichviel ob die Ernte von Flegeln oder Schlossen ausgedroschen wurde; da bedurfte es des geweihten Glückshämpfeles nicht, das vom jüngsten Blut des Geschlechtes geschmitten und als Unterpfand der künftigen Ernte unter dem Kruzifix bewahrt werden mußte.

Sein wildes Lachen ließ Marianne zusammenfahren, und als sie ihn um die Ursache fragte, brach der Zorn aus Sigwald heraus. Alles, was ihn von jenen im Kloster schied, den Bauer vom Industriellen, den Ueberzeugungsstarren, Unversöhnlichen von jenem, den er als Renegaten betrachtete, alles das rang nach Ausdruck.

„Wär's nicht um der Schwester willen, der ich die letzte Stund' nicht schwer machen wollte, ich hätt' auch das nicht gethan", schloß er.

„Wer weiß, vielleicht ist's zu unser aller Glück!" antwortete die Mutter schüchtern.

„Ja, was thut man nicht um ein Hämpsele Glück!" rief Sigwald bitter.

Lange noch sah er regungslos in das wandernde Wetter, das schon weit gen Osten gezogen war, ehe es noch sein Aergstes hatte thun können. Das Mühlrad begann sich wieder zu drehen, und das Gebäude erbebte über seiner emsigen Arbeit.

* * *

Etienne Ferny stand auf dem Balkon des kleinen Hauses, das er an der Klostermauer erbaut hatte, um der Fabrik näher zu sein. Mit dem blauen Schieferdach und den weinumrankten Balkon lag die kleine Villa wie ein kecles, junges Ding neben dem altertümlichen Bau. Eine breite Brücke sprang über den Mühlenkanal, der die große Krümmung des Flusses abschnitt, und der so eine Insel von beträchtlicher Ausdehnung bildete. Die Insel aber wurde durch das vom Hauptkanal abzweigende Fabrikwasser wieder in zwei Teile geschieden. Dieser Wasserlauf war zugleich auch die Grenze zwischen Fernyschem und Sigwaldschem Besitz.

Ein schwerer Frachtwagen, mit Warenballen beladen, verließ den Hofraum der Fabrik, rollte über die Brücke und gewann langsam, unter Schellenlärm und Peitschenknallen, die Thalstraße. Ferny sah dem Gefährt nach. Der weiße Leinwandüberzug, auf dem in großen Lettern sein Name stand, leuchtete in der Sonne, und die roten Kummete der Pferde

Ueber der Stadt.
Nach dem Gemälde von Robert Haug.

glänzten wie der Mohn im Felde. Langsam zogen die kräftigen Belgier den Wagen der fernen Eisenbahn zu. Der Pfiff der Lokomotive war noch nicht in das stille Vogesenthal gedrungen.

Fernh fuhr plötzlich hastig aus seiner lässigen Stellung auf. Er hatte den Wagen verfolgt, bis er an der Straßenkehre nahe der Mühle seinen Blicken zu entschwinden drohte. Nun trat er entschlossen ins Zimmer zurück und zog die Klingelschnur. „Mein Sohn!“ bekahl er kurz dem alten Fräulein, das auf den Ruf der Schelle erschien.

Nervös blieb Fernh dann vor seinem Schreibtisch einen Augenblick stehen und wühlte in den Papieren, die auf der Tischplatte zerstreut lagen. Er hatte sie unwirsch durcheinander geworfen, bevor er atemschöpfend auf den Balkon hinausgetreten war. Jetzt hielt er den Brief wieder in der Hand, der ihm schon zwei Nächte vergällt hatte. Und es war wirklich sein bester Kunde, der ihm in aller Form die Lösung ihres Geschäftsverkehrs mitteilte. Er warf das Schreiben wieder hin.

„Der Anfang vom Ende,“ murmelte er und trommelte zerstreut auf der Stuhllehne.

Auf der Treppe ertönte ein lustiges Pfeifen. Hastig fuhr sich Fernh über das Gesicht. Als André eintrat, glitt der Blick des Vaters prüfend über ihn hin.

„Nun, Papa, du bist doch nicht schlechter Laune?“

Das Nein des Vaters klang eigentümlich gepreßt. Je länger aber sein Auge auf dem schlanken, jungen Mann mit dem hübschen, lebensfrohen Gesicht ruhte, desto mehr entwölkte sich seine Stirn, und plötzlich schlug er ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Ich habe mit dir zu reden.“

„Ich habe keine Schulden, wenigstens kaum der Rede wert,“ erwiderte der Sohn hastig und strich dem Vater begütigend über den Aermel.

„Das fehlte auch noch, schon wieder Schulden! Ich möchte wissen, wo du neue machen könntest, seit ich dich glücklich wieder daheim habe. In Nancy hast du doch genug zuwege gebracht.“

Fernys Gesicht hatte sich verfinstert. Aufgeregt nahm er den Gang durch das Zimmer wieder auf, und so oft er an dem Sohn vorbeikam, warf er ihm einen unruhigen Blick zu.

„Deine Mutter ist zu früh gestorben. Auch für mich. Da sitzt man und webt Baumwolle jahraus, jahrein.“

Er verstummte, blieb stehen und starrte vor sich hin. Die Sorge, die er nie gefürchtet hatte, lag ihm schwer auf dem Herzen.

„Vater!“

„Ja, André, daß du's weißt, wir sind schlecht dran im Geschäft.“

Er wollte es gleichmütig sagen, aber die Stimme gehorchte ihm nicht. Es klang wie ein ersticker Schrei.

„Mein Gott, Papa, du meinst doch nicht — die Maschinen laufen ja!“

„Ja, sie laufen, aber die Ware bleibt liegen. Zu teuer, zu lange Lieferungsfristen — da, hier — Orban frères treten auch zurück.“

Er griff den Brief von dem Tische auf und warf ihn dann wieder hin.

André las ihn nicht, er war aus allen Himmeln gestürzt, denn von Sorgen hatte er nichts gewußt.

„Und es ist alles zu Ende, du bist — wir sind ruiniert?“

Keine Antwort auf die gestammelte Frage. Nervös den Spitzbart zwirbelnd, lehnte Fernh am Schreibtisch. André trat dicht an ihn heran. Sein blasses Gesicht mit dem schwarzen Flaum auf der Lippe und den weichen Zügen war wie verzerrt vor Angst.

„Papa!“ Er faßte ihn am Aermel, legte die Hand auf seine Schulter. Aber immer noch starrte Fernh ins Leere. Da wiederholte André noch einmal leise, als fürchtete er den Klang der eigenen Stimme: „Ruiniert, Vater?“

„Vielleicht!“

Die Antwort hatte dem Manne Mühe gekostet, aber kaum war sie gesprochen, so begann ihn selbst die Hoffnung zu erheben, die er in das Wort gelegt hatte, und zugleich schalt er sich einen Schwarzseher.

„Vielleicht! Kommt ist also noch nicht alles verloren?“

Fernh blickte auf. Ein ironisches Zucken erschien in seinen Mundwinkeln. „Das kommt auf andere an. Ich weiß es noch nicht.“

„Auf andere, Vater?“

Einen Augenblick noch zögerte Fernh, dann richtete er sich in die Höhe, schlug die Arme auseinander, als wollte er Luft schöpfen, und erwiderte: „Ja, André, erstens auf die Regierung, zweitens auf dich und drittens —“

Aber nein, das durfte er nicht aussprechen, das war nur ein verzweifelter Gedanke. Er wandte sich hastig ab, um nicht in Versuchung zu kommen, nach der Mühle hinüberzublicken. Die Eisenbahn war's, die mußte ihm neue Kraft für die Zukunft zuführen, aber das war noch nicht entschieden, ein Lastgelenk.

„Was soll ich dabei, Papa, und wo bleibt der dritte Fall?“

„Drittens ist nichts, mein Sohn, du aber sollst vernünftig werden — du bist alt genug dazu. Du mußt noch Militärdienst thun, ich weiß. Aber das eine Jahr ist schnell abgedient.“

„Bei den Deutschen, Vater?“

Die Frage klang zögernd, ungewiß.

„Natürlich, wo denn sonst? Willst du alles im Stich lassen und nach Frankreich hinüber? Unsinn! Dien' dein Jahr ab, du wirst kein anderer dadurch, und dann heirate!“

Da lachte André trotz seiner Besürchtungen fröhlich auf. Aber der Vater schien das Gelächter nicht vernommen zu haben. Und auf einmal schämte sich der Sohn des heiteren Auflachens, ein träumerischer Ausdruck flog über sein Gesicht, und dann flüsterte er: „Ist es dein Ernst, Papa? Fünfundzwanzig Jahre und heiraten, heiraten, um Glück zu machen?“

„Glück zu machen.“ Fernh sprach's achselzuckend. Was dem Jungen einfiel! Wußte er denn nicht, daß das Glück am Wege lag? Glücklich werden so leicht war? Und während er die Feder einnachte, sprach er über die Schulter mit einem spitzbübischen Lächeln, das der Sohn kannte. „Wüßte ich nicht, daß in deinem Fall Glück machen und glücklich werden Eins ist, ich hätte geschwiegen.“

André richtete sich hastig auf. Das Blut schoß ihm nach dem Herzen, aber er kam nicht mehr zu Wort, der Vater sprach weiter: „Die gute Madeleine hat uns Brücken gebaut. Sigwald will sie zwar nicht betreten, aber was thut's! Geh du nur zu, du wirst schon hinüberkommen.“

Die Feder lief über das Papier, und immer noch stand der Sohn hinter dem Sessel des Vaters. Seine lebendige Einbildungskraft zauberte ihm verblaßte Bilder vor.

Er sah sich mit Jacques und dem Phinele im Mühlenwerk herumstöbern, mehlbestaubt wie einst, als die Kluft zwischen den Vätern noch nicht geöffnet war. Im Flußbett waren sie über die Kiesel getanzt, und jenseit des Wasserlaufes stand die kleine Ursula und neidete ihnen das Vergnügen. Dann hatte das Verbot des Müllers ihn aus der Mühle gescheucht, und als die Mutter gestorben war und Madeleine ihn trösten kam, da war es so einsam gewesen in den hallenden Räumen des Klosters, daß der halbwüchsige Knabe eines Tages in toller Flucht über die Mauer gestiegen war und am Flußufer lag bis in die späte Nacht. Sie hatten ihn gesucht; die Arbeiter waren aufgeboten worden, bis an die Schleuse hinab fischten sie mit Stangen und Netzen. Er aber hörte nicht auf die Rufe der Suchenden, sondern lag im Weidicht und schluchzte herzbrechend. Auf einmal tappte etwas neben ihm durch's Gestäude, und packte ihn und hob ihn auf. Ohne ein Wort zu sprechen, trug ihn der Müller bis an das Brücklein, das zierlich im Bogen über das Fabrikwasser sprang, und setzte ihn dort ab.

„Geh' heim, Andrésle, sie suchen dich!“

In der Erinnerung klang ihm die barsche Stimme des Müllers im Ohr. —

Der Vater legte die Feder hin. Die Sonne war vorgerückt und warf eine breite Bahn durch die Balkonthüre. „Geh nur, mein Junge, geh hinaus und laß dir die Sonne scheinen. Du hast ja das Thal kaum recht wiedergesehen, seit du zurück bist. Und — vergiß nicht, dich haben sie zu zum Glückshämpfele geladen.“

Weit zurückgelehnt in den Sessel, tauchte Fernh die Blicke in den Sonnenglanz, der düsteschwer über die Schwelle strömte. Einen Augenblick noch zögerte André, aber ein starkes Heimatgefühl war plötzlich in ihm aufgestiegen, und endlich verließ er stumm das Zimmer.

Als sein Schritt auf der Brücke klang, fuhr Fernh auf. Der weiche Zug schwand aus seinem Gesicht, und bald arbeitete sein gewandter Geist in mannigfaltigen Erwägungen.

* * *

André Ferny schritt in den goldenen Tag hinaus. Ueber den Kuppen des Kammgebirges ruhte ein violetter Schein, zart, wie hingehaucht. Die Berge, die das Thal begrenzten, schienen zu schlummern in der satten Sommersonne. Um den viereckigen Turm der Burgruine, die den nahen Hügel krönte, zog ein Weiß seine Kreise. Beinahe schwarz stand der Turm in der blauen Luft, und schwärzer noch floß der Tannenwald über die Flanken des Hügels. Wo die Weinberge als äußerste Ausläufer des Randgebirges in die Ebene hinabstiegen, schimmerte die rötliche Erde zwischen den Rebenzeilen.

Längst war das Pochen der Maschinen und das Pusten des Dampfrohres hinter André verklungen. Er schritt an der Mühle vorüber.

Sollte er eintreten? Der Vater hatte ihm erzählt, daß Mutter Madeleine eine Aussöhnung zustande gebracht habe. Aber als er ihn wenige Tage später fragte, warum denn der Weg zwischen Kloster und Mühle gleichwohl unbegangen bleibe, da hatte er die Achseln gezuckt und geantwortet: „Mein Gott — das gleicht sich nicht so schnell aus, André! Vor vierzehn Tagen haben wir uns vertragen. Dann kamst du heim, und jetzt liegt die Ernte auf den Stoppeln. Man muß Geduld haben mit dem harten Kopf."

Und seitdem waren wiederum acht Tage verflossen, aber immer noch war der Bann nicht gebrochen, als trennte sie immer noch der Kampf um das Wasserrecht.

Zum Glückhämpfele hatte Mutter Madeleine eingeladen, nicht der Müller. Es sollte heute noch geschnitten werden. Nein, er ging nicht hin. Er schritt schneller aus, bog in den Feldweg ein und atmete auf, als der Schleehdorn seine grüne Wand vor die Mühle schob. Achtlos trat er in die tiefen, spröden Furchen des Feldweges. Er befand sich mitten im Thale. Die Weizenernte war eingefahren. In der Ferne bewegten sich die Aehrenleserinnen in ihren weißen und roten Kopftüchern über die Stoppeln. Plötzlich stockte Andrés Fuß. Ueber einen Hagrosenstrauch hinweg blickte er auf das benachbarte Feld. Dort, unter dem alten, breitästigen Nußbaum, an dem ein Muttergottesbildchen hing, standen die Mäher, und André erkannte in dem breitschultrigen Alten den Klostermüller. Dann suchte er die anderen Gestalten zu erkennen. Auch Mutter Marianne fand er wieder; zwischen den beiden Mädchen aber irrte sein Blick zweifelnd und vergleichend hin und her, und dabei klopfte ihm plötzlich das Herz. Er wollte sich selbst verlachen. Da stand er nun unschlüssig hinter dem Rosenbusch. Seine Keckheit und sein Ueberlegenheitsgefühl hatten ihn völlig verlassen.

Und jetzt wurde er gewahr, daß jene nicht allein waren. Der eine junge Mann war Jacques Sigwald, er sah ihn die blanke Sichel glätten. Ein anderer aber im Tuchrock, schmächtig, mit schwarzem, gewelltem Haar und blassen Zügen, stand zwischen den beiden Mädchen, und nun lachten sie auf. Lustig klang's in die heiße Sommersonne.

Da brannte dem Lauscher plötzlich das Herz, das Blut tief ihm wie Feuer durch die Adern. Ein übermächtiges Verlangen trieb ihn vorwärts. Er biß die Zähne zusammen, atmete tief und sprang jählings über den Wegrain auf den Acker. Die Augen fest auf die Gruppe gerichtet, ging er hastig über die knisternden Stoppeln auf den Nußbaum zu, dessen schwarzer Schatten sich ihm entgegenreckte.

Gesprächt und Lachen waren verstummt. Sie blickten auf den Ankömmling, der unversehens aus dem Busch getaucht war. Joseph Sigwald stand auf die Sense gestützt. Ein Zucken lief über seine Stirn. Er hatte den Sohn Fernys erkannt, schien doch Etienne Ferny selbst auf ihn zuzukommen, jung, mit sehrendem Schritt.

„André!"

Jacques hatte den Namen genannt, und unwillkürlich trat er aus dem Schatten, dem Jugendgespielen entgegen.

„Bleib!" stieß der Klostermüller zwischen den Zähnen hervor. „Er kommt ungeladen."

Da hob Ursula das schmale, vom Krankenwachen blasse Antlitz und erwiderte rasch, die jener sie erreichte: „Aber Mutter Madeleine hat die Fernys bei Euerm Wort gemahnt, aufs Feld zu kommen. Ihr werdet ihr's heut' nicht schwer machen wollen, On'kel." Sie sah ihn furchtlos an; die goldbraunen Augen schimmerten in dem weißen Gesicht, in das nun langsam eine feine Röte stieg.

Der Klostermüller wollte auffahren, aber auf einmal kehrte er sich wortlos um und machte sich mit der Sense zu schaffen.

André war in den Schatten getreten. Jetzt stand er dicht vor den Mädchen. Das erste Wort sprang ihm noch, als Marianne in überschäumender Freude darüber, daß der feindliche Bann gebrochen schien, ihm plötzlich die Arme um die Schultern warf und rief: „Endlich, endlich, Andrésle, o, wie mich das freut!"

Und sie schluchzte vor Aufregung.

„Daß das deine Mutter noch erlebt hätt', Andrésle! Und hier" — sie schwenkte ihn glückselig im Kreise — „hier ist Josephine, das Phinele, wie es heute noch heißt, dort Ursula Brion, und den da wirst du wohl auch wiedererkennen, deinen Vetter Jakobe!"

„Das Phinele," murmelte er, und ein Lächeln eigener Art, weich und gerührt, huschte über sein Gesicht.

Er streckte dem Mädchen die Hand entgegen, und sie legte ihre kühle, braunrosige Rechte hinein und fragte lebhaft: „In Mülhausen warst du auf der Spinnschule und dann drüben in Frankreich, in Nancy — ist's nicht so?"

Er antwortete, ihre Hand in der seinen: „Freilich ist's so, Phinele!"

„Siehst du, Ursula, ich hab' recht. In Nancy war er — in Frankreich — ach, in Frankreich!"

Wie ein sehnsüchtiger Seufzer kam das letzte Wort über ihre roten Lippen.

„Und wie schön du französisch sprechen wirst," fügte sie hinzu und sah ihn wieder bewundernd an.

„Phinele!"

Sie schrak auf und entzog ihm die Hand.

Der Vater hatte gerufen, und jetzt setzte er sarkastisch hinzu: „Das französisch Parlieren macht's nicht."

André schoß das Blut ins Gesicht.

„Nein," entgegnete er rasch, „das macht's nicht, und unser Elsässer Deutsch ist mir gleich lieb." Daß er es seit Jahren kaum noch gesprochen hatte, fiel ihm nicht ein. Aber hier auf dem Feld war's ihm plötzlich wieder lieb geworden.

Nun sand sich André Ursula gegenüber. Doch das Wiedersehen, das zwischen ihm und Josephine sofort ein Wiedererlernen geworden war, verlief mit ihr ganz anders. André suchte vergebens das hagere Kind mit den eckigen Bewegungen in der hohen, schlanken Gestalt, die ihm mit einem ernsten Lächeln entgegentrat. Das braune, unbedeckte Haar schimmerte wie dunkles Gold, und wie ein goldener Hauch lag es auch auf dem blassen Antlitz. Eine schmale Hand streckte sich ihm entgegen, und André ergriff sie mit einem seltsamen Gefühl. Er wagte das junge Mädchen nicht vertraulich zu begrüßen, und doch sträubte sich etwas in ihm gegen eine förmliche Anrede. Da murmelte er ihren Namen, und sie neigte den Kopf und ließ seine Hand los. Jetzt aber, als sie von ihm zurücktrat, jetzt reute ihn seine Besangenheit, und hätte er's gewagt, er hätte ihre Hand wieder ergriffen und sie festgehalten. Unwillkürlich machte er eine Gebärde, als wollte er sie zurückhalten, doch da schob sich Jacques mit einer heftigen, wie von verhaltener Aufregung eingegebenen Bewegung zwischen Ursula und ihn. Seine Stimme klang gepreßt:

„Nun ist's an mir, André! Willkommen im Thal!"

„Jacques, bist du's?"

Sie maßen sich, suchten die Knabengesichter von einst und standen sich fremd gegenüber. Jakob Sigwald war hochgewachsen, und der lange, krause Blondbart, der, dritz zugeschnitten, Wangen und Kinn umfloß, ließ ihn älter erscheinen, als er war. Unter dem Schnurrbart aber schimmerte ein jugendlicher Mund, auf der breiten, weißen Stirn war feine Furche zu sehen, außer der Zornesfalte, die er vom Vater geerbt hatte.

„Ist er nicht stattlich geworden, ein Mann, unser Jacques?" sprach die Mutter stolz und brach mit diesen Worten das Schweigen, das dem Handschlag gefolgt war. „Und er war doch so krank vor ein paar Jahren, er hatte sich verkühlt über dem Heuen, daß sie ihn ganz ausgelost haben bei der Rekrutenziehung."

„Zurückgestellt meinst du, Mutter," verbesserte Jacques, um etwas zu sagen. „Und du," fuhr er plötzlich fort, „du hast schon gedient? Nicht? Ja so, du bist Einjähriger."

André wußte nicht, ob Neid oder Spott aus den Worten

des Vetters klang, der sich wieder über die Sichel bückte und und den blanken Stahl rieb, daß er weiß glänzte.

„Es ist Zeit, die Sonne ist oben, und sie rüsten sich wohl schon zum Mittagläuten," sprach Joseph Sigwald ruhig. Er hatte die Sense an den Baum gelehnt und griff nach der Sichel, die ihm der Sohn reichte.

Das Glückshämpfele Mühle geschnitten werden. Unweit des Nußbaumes, mitten im gemähten Feld, stand es noch aufrecht, ein Häuflein niedender Aehren, so viel wie eine Hand umspannen kann. Sie waren mit einer Widenranke leicht zusammengebunden, so daß sie sich wie über einem Versteck schlossen.

In der Ferne hielt der letzte Erntewagen. Die Garben waren geschichtet, Mutter und Mägde lagen im Schatten, den die Korulast warf, und ihr Lachen schallte herüber. Eine feierliche Stimmung bemächtigte sich der unter dem Nußbaum Versammelten. Sigwald warf noch einen Blick in die Runde; da zauderte er und wendete sich an den schmächtigen jungen Mann im Tuchrocke, der sich eben still beiseite drücken wollte.

„Je nun, bleibt nur hier, Mʼsieu Schimper. Wenn Ihr hier abseits unter dem Baum bleibt, so seid Ihr als Geschlechtsfremder fern genug."

Aber Schimper ließ sich nicht halten. Er nahm Abschied, wurde verwirrt, als Phinele ihn neckisch fragte, ob er jetzt darüber eine Poesie machen werde, und wäre beinahe in die Sense gerannt, die am Nußbaum lehnte.

„Wer ist das?" fragte André leise das Bäschen, und als sie erwiderte, der Lehrer seiʼs, der als Poet und Orgelspieler im Städtchen bekannt sei, da gab er sich zufrieden.

Sie traten auf das Feld hinaus vor das Aehrenhäuflein. Auch bei dem Erntewagen war es still geworden. Die Sonne stand im Scheitelpunkt, und jetzt schlugen im Städtchen die Glocken an. Vom anderen Berghang klang die Antwort der Nachbardörfer. Marianne kniete schon in den Stoppeln, neben ihr Ursula. Jetzt ließ sich auch Jacques auf das Knie nieder, und unwillkürlich folgte André dem Beispiel. Nur Sigwald und das Phinele standen noch aufrecht. Ursulas Antlitz war ernst, sie schaute nach dem Städtchen hinüber, das die Glocken rührte. Dort lag Mutter Madeleine zu Tod geschwächt und betete im Stillen mit ihnen drei Vaterunser und drei Ave über das Glückshämpfele. Und Joseph Sigwald legte die heilig gehaltene Sichel in die Hand seiner Tochter, der jüngsten unter ihnen, und sprach: „So laßt uns denn in den drei höchsten Namen das letzte Hämpflein der Ernte schneiden und den Heiligen weihen, daß uns die Frucht gedeihe, heut' und übers Jahr!"

Unvermögend, den hohen schweren Leib ins Knie zu fügen, neigte er nur den Nacken, lüftete den Hut und begann die Gebete zu sprechen. Sie beteten, aber Andreʼs Blick lag auf Ursulas Antlitz, und als er zerstreut aufsuhr, flammten Jacques' Augen in die seinen. Josephine aber sah neugierig in das Aehrenbüschel und konnte kaum das Amen erwarten, um die Frucht zu fällen.

Die Glocken hatten ausgeläutet. Zum letztenmal sprachen die Frauen laut das Ave Maria. Dann schnitt die Sichel das goldene Korn. Ursula nahm das Glückshämpfele aus der unbeholfenen Hand des Phinele, das nun mit eifererotem Wangen in die Stoppeln griff, wo sein Glücksgeschenk liegen mußte. Und als es eine Kette mit einem goldenen Herzlein daran aus den Halmen zog, da blieb es in seliger Lust auf den Knien liegen, bis die Mutter es mahnte.

Sie gingen heim. Ursula trug das Glückshämpfele. Neben ihr schritt Jacques, in Hemdärmeln, die Sense über der Schulter. Phinele hatte sich an Andreʼs Arm gehängt und schaute zu ihm auf, stolz im Schmuck ihres Geschenkes, das auf dem weißen Brusttuch blühte. Aber Andreʼ war wortkarg. Sein Blick haftete an Ursula, an ihrer schlanken, anmutig schreitenden Gestalt. Wenn sie sich wandte, um auf einen Ruf der anderen zu antworten, schlug Andreʼ das Herz.

„Aber du hörst ja gar nicht auf mich, ist mein Französisch dir nicht gut genug?" schmollte Phinele.

Er sah auf sie nieder. Ihr blondes Kraushaar zitterte unter seinem Hauch, als er antwortete: „Dein Französisch? Was denkst du auch!"

„Zwei Jahre war ich wie Ursula in Kolmar im französischen Pensionat, und jetzt bin ich achtzehn," entgegnete sie. — „Und Französisch bin ich mit Leib und Seele!" setzte sie trotzig hinzu. Er schwieg, denn Ursula sprach, und er lauschte auf den Klang ihrer Stimme. Da verzog Josephine den roten Mund, dann wurde sie schweigsam.

Sie hatten die Mühle erreicht. Marianne nahm das Glückshämpfele in Empfang, und Ursula verabschiedete sich. Sie sorgte sich um Mutter Madeleine. Der Müller war ins Haus gegangen ohne ein Wort des Abschieds. Jacques aber hing die Sense an die Scheunenwand und sagte hastig: „Ich begleite dich, Ursula."

Da wandte sich André bittend an das Mädchen. „Und ich, wenn ich darf."

„Du, André?" kam es leise von Jacques' Lippen. Er atmete schwer.

Ihre Blicke kreuzten sich, und sie erkannten auf einen Schlag, wie fremd sie einander geworden waren. Ursula aber entschied, daß sie allein gehen werde. „Adieu, Jacques!" sprach sie sanft und reichte ihm die Hand.

Er griff mit beiden danach und murmelte: „Adieu, Ursula!"

Dann wandte sich das Mädchen zu Andreʼ und sagte:

„Ich gehe am Kanal unter den Pappeln hin. Das ist mein Weg. Auf Wiedersehen, Andreʼ!"

Und „Auf Wiedersehen!" stammelte er, stolz auf das Wort, und ließ sie gehen.

Sie blickten ihr eine Weile nach. Keiner rührte sich von der Stelle, bis die helle Gestalt unter den Weiden und hinter den Stämmen der Pappeln verschwunden war. Auch Mutter Sigwald und Josephine waren ins Haus getreten, und niemand sah, wie die beiden Brüder voneinander Abschied nahmen.

* * *

Das Glückshämpfele steckte hinter dem Kruzifix; auf den leeren Feldern sprangen die Heuschrecken, und in den Nächten war es kühl, bis gegen Morgen ein weißer Duft sich auf das Thal senkte, der erst von der Sonne in glänzenden Tau aufgelöst wurde. Es war schon Starenlärm in den Weinbergen, obgleich die Trauben noch hart und blind unter dem Laube hingen. Nur an den Spalieren röteten sich schon die Beeren, und über Madeleines Schwelle schimmerten sie reif unter den Gazeschleiern, die Ursula auf das Geranie gedeckt hatte.

„Du hast Sorgen, Etienne," fragte Madeleine leise und streichelte die Hand Fernys, der an ihrem Bette saß.

„Sorgen, nun ja, ein wenig, wie jeder. Aber das geht vorüber."

„Und ihr seid immer noch nicht zusammengekommen, Joseph und du?"

„O doch, im Gemeinderat. Auch schon aneinandergekommen, wie schon oft. Aber er grüßt, das ist doch ein Fortschritt. Die Kinder werden die Fäden schon enger ziehen. Gestern erst ist das Phinele über das Brückein gehuscht. Laß sie nur machen!"

Ein glückliches Lächeln flog über das durchsichtig blasse Gesicht des alten Fräuleins.

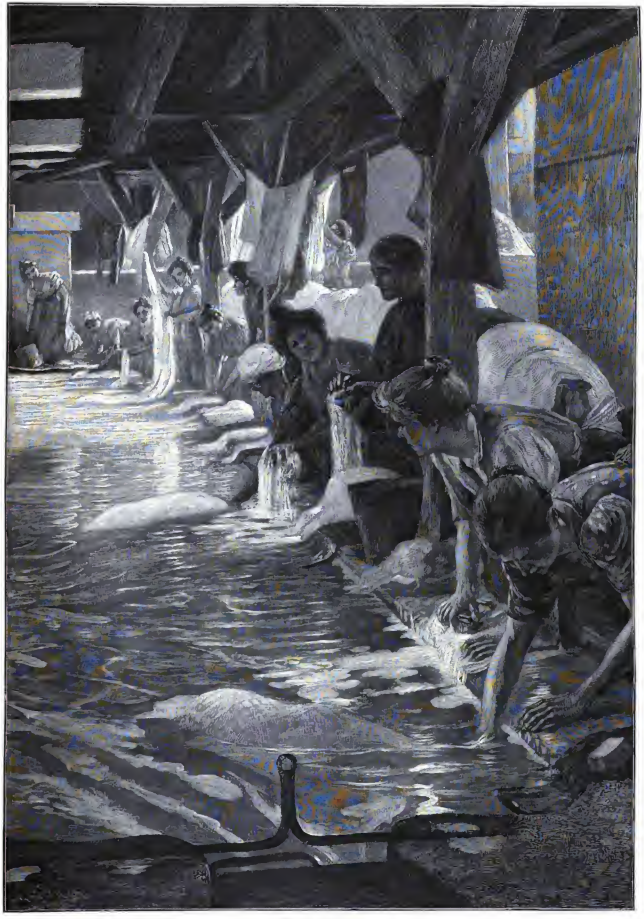
„Das Phinele," flüsterte sie nach einer Weile, „das Phinele und Andreʼ!"

Eine helle Trompetenfanfare fuhr über den freien Platz und drang stark in die Krankenstube.

„Der Tanzruf, Etienne!"

Wie ein Hauch kam es von ihren Lippen. Er erwiderte nichts, und still saßen sie beieinander. Es war Kirchweih, die Fabrik feierte, das Mühlrad stand, und unter den Linden vor dem Thor war der Tanzboden aufgeschlagen. Fahnenstangen, buntbekränzt, ragende Triumphbogen, Blumenaltäre an den Straßenecken und ein Summen wie von schwärmenden Bienen. Jetzt klang eine Polka herüber, ein Völkerschuß knallte in den Weinbergen, und Madeleines Finger zitterten in Etiennes Hand.

In seiner Unruhe hatte sich Ferny an das Krankenbett gestüchtet, als es ihn in dem stillen, toten Kloster nicht mehr gelitten hatte. Alles im Werden und doch alles brüchig wie vor dem Stürzen. Noch schnurrten die Spindeln, aber er glaubte, den Tag schon bestimmen zu können, da der aufgewickelte Faden die Spule nicht mehr nachziehen, sondern reißen werde. Dann hörten die Spindeln auf sich zu drehen, der Spulwagen bewegte sich nicht mehr auf und nieder, und die Treibriemen schwirrten nicht mehr. Die



Im Waschhause.
Nach dem Gemälde von Paul Hoeniger.

Drosselmaschinen, die tagaus, tagein gesungen hatten im Refectorium der Grauen Brüder, standen dann still, und im Mühlenkanal zog das Wasser klar und voll dahin.

„Etienne,“ sprach Madeleine sanft und riß ihn aus den bösen Gedanken. Er blickte auf, und auf einmal wurde es ihm eng in dem verdunkelten Zimmer. Er wollte hinaus, ein lachendes Gesicht aufsehen und das Gerücht verscheuchen, das ihm Sorgen nachlagte.

„Du bist müde, Madeleine, ich will dir Ursula rufen und dann einmal über den Platz gehen. Sie werden alle dort sein und tanzen.“

„Tanzen? Siehst du, da nimmst du mir ein Wort vom Mund. Ruf sie nicht, die Ursula, lad' sie lieber ein! Sie thut's sonst nicht. Und sie ist doch jung und rührt die Füße gern im Tanz. Nimm sie mit, Etienne!“

Zugleich zog sie das gestickte Schellenband, das dicht neben dem Bett angebracht war. Ursula erschien. Fermy sah prüfend auf sie, und er fand sie anmutig wie nie zuvor. Da bat er sie galant zum Tanze. Rasch floß ihm das Blut, die Sorgenmotte war wieder entflogen, und unternehmend strich er den Spitzbart. Ursula wehrte sich, aber auf ihren Wangen brannte das Verlangen.

„Geh nur, Kind, mir ist wohl, ganz wohl! Ich mache die Augen zu und seh dich dann tanzen. Geh und tritt dem auf den Schuh, den du am liebsten magst, damit er dich freit übers Jahr am gleichen Tag!“

Noch einmal neigte sich Ursula über das feine, von Fältchen überspannene Gesicht, dann flog sie, sich anzukleiden.

Fermy nahm Abschied.

„Leb wohl, Madeleine, und auf Wiedersehen!“

„Laß es beim Adieu, Vetter, es ist sicherer.“

Das klang beinahe scherzhaft, und als er an der Thür nochmals den Kopf wandte, winkte sie ihm mit den Augen Lebewohl.

Dann lag sie allein, und die Geigen sangen, die Trompeten riefen, und ein sanfter Herbstwind kicherte im Weinlaub am Fenster.

Das zarte Gewölk war von der Sonne verscheucht worden, und der Glanz des späten Nachmittags floß über den Tanzplatz. Etienne Fermy schritt elastisch über den Platz, während seine Augen von heiterer Laune blitzten. Sie grüßten ihn alle, und jeder Gruß hob sein sanguinisches Temperament. Fester preßte er Ursulas Arm, und sie folgte ihm schwebenden Schrittes. Schon waren sie mitten im Getümmel, mitten unter tanzglühender Jugend.

„Ursula, du, und noch dazu am Arm des Klosterherrn?“

Phineles rosiges Gesicht lachte sie an. Fermy aber sah mit frohem Blick auf den Sohn, der sich mit Josephine durch die Menge drängte. Kein Zweifel, das Glück war unterwegs. Und galant flüsterte er Ursula zu: „Den Tanz, den Walzer, bitte!“

Sie lächelte. Hintereinander, André und Phinele vorans, betraten sie den Tanzboden, und Fermy bemerkte wohl, daß die Zuschauer an den Schranken sich zunickten und zischelten. Das galt ihm!

Die Musik setzte ein. Sie tanzten. Ursula fühlte sich sicher geführt, und ihr war, als schwebte sie zum erstenmal seit den Frühlingstagen wieder frei und leicht über die Erde. Seit Mutter Madeleine im Bett lag, seit drei Monden also, war Ursulas Leben das einer barmherzigen Schwester gewesen. Sie that es gern, ihrem stillen, verhaltenen Wesen war laute Freude fremd, jetzt aber glich sich der langsame Schritt, den die Zeit seit Monaten für sie angeschlagen hatte, im beschwingten Walzertakt aus. Rascher floß ihr Blut. Und da, als sie dicht an den Schranken entlang glitten, erblickte sie plötzlich, wie im Traum, vor sich ein jugendliches, männliches Gesicht. Zwei dunkelblaue Augen waren in die ihren getaucht mit einem herrischen und doch zärtlichen Blick. Es war nur eine flüchtige Erscheinung gewesen und im drehenden Tanz ihr jäh wieder entschwunden, aber als sie die Stelle wieder erreichten, hob sie den Kopf von der Schulter ihres Tänzers und spähte hinüber.

Fermy fühlte, wie sie plötzlich schwerer wurde in seinem Arm, und fragte, ob sie ruhen wollte. Sie nickte nur. Sie wußte selbst nicht, was auf einmal über sie gekommen war, eine Müdigkeit, ein Gefühl der Schwäche, das aber dennoch nicht schmerzhaft war. Sie gingen an den Tischen vorüber, an denen die Alten saßen. Fermy erkannte den Klostermüller. Er saß zuoberst an dem Tisch, an dem der Weg sie dicht vorbei führte. Er beschloß, ihn zu begrüßen, als wäre nie ein Schatten zwischen sie getreten. Aber eine Menschenwelle, die vom Tanzboden nachdrängte, wo die Musik verstummt war, warf ihn mit seiner Begleiterin schneller an den Tisch, als er geglaubt hatte, und von hinten stob das Phinele mit wogender Brust heran, faßte ihn am Aermel und flüsterte atemlos:

„Jetzt mußt du Ursula uns überlassen! Komm, sei dich zum Vater!“

Und sie fuhr auf den jungen Mann zu, der neben Joseph Sigwald saß, gab ihm einen leichten Stoß und rief: „Aber, Herr Lehrer, Sie sitzen ja bei den Alten. Machen Sie geschwind Platz! Und wenn Sie wollen — ich bin frei!“

Das klang so harmlos, sie lachte ihn an, daß das Schelmengrübchen auf der linken Wange sichtbar wurde, und Heinrich Schimper vergaß, daß er mitten im eifrigsten politischen Gespräch unterbrochen worden war, und erwiderte befangen:

„Aber ich kann nur im Dreischritt hüpfen, Jungfer Phinele.“

„Das macht nichts; ich halt' Sie schon im Takt.“

Und ehe er sich dessen versah, stand er aufrecht, und sie schob ihm ihre Hand in die Armbeuge, während sie Fermy mit den Augen zuwinkte, sich des freigewordenen Platzes zu bemächtigen.

„Guten Tag, Vetter!“ sprach Fermy und ließ sich nieder.

Joseph Sigwald nahm die kurze Pfeife aus dem Mundwinkel und erwiderte kurz: „Guten Abend!“ Dann schwiegen sie und schauten in den Wein. Das Phinele aber hatte die Hand Ursulas ergriffen, die sich plötzlich im Stich gelassen sah. Doch kränkte sie das nicht, sondern gewohnt, sich mit Madeleines Sorgen und Freuden zu tragen, blickte sie froh auf die beiden stillen Zecher.

Der Schulmeister aber sah sich unversehens zwischen zwei schönen Mädchen. Seine schmale, enghrüstige Gestalt streckte sich, ein berauschendes Gefühl erfüllte ihn. Fest hielt er die gekrümmten Arme an den Leib geklemmt und wandelte dergestalt durch die Menge.

„Aber, Phinele, was wird dann aus mir?“ klagte da jemand hinter ihnen, als sie dem Gedränge entronnen waren und über den Wiesenplan schritten. Heinrich, aus seligen Träumen gestört, blieb so plötzlich stehen, daß die Hände der Mädchen sich von seinen Armen lösten. Josephine aber zögerte einen Augenblick, schaute Andrè prüfend an und erwiderte dann entschlossen: „Du engagierst Ursula. Ich erlaube es dir.“

Und stolz auf ihren Edelmut, warf sie sich jählings an Ursulas Brust und küßte sie.

Dann legte sie ihre Hand wieder in Schimpers Arm, und noch einen Blick auf Andrè werfend, ging sie mit dem Lehrer dem Tanzplatz zu. Die Musikanten eröffneten den nächsten Tanz.

Stumm bot Andrè Ursula den Arm, und als ihn ihre Hand leicht und warm berührte, ergriff ihn ein lebhaftes Gefühl, so daß er unwillkürlich die schlanke Gestalt näher an sich zog. Sie sah ihn überrascht an. Ein herber Ausdruck zuckte um ihren Mund. Da stammelte er: „Pardon, Ursula, ich wollte dich nicht kränken!“ Sie lächelte schon wieder. Als sie den Tanzboden betraten, schwang sich Phinele bereits lustig im Kreise um Heinrich Schimper, der gewissenhaft die Füße im Takt hob. Aber er hätte das größte Unheil unter den Tanzenden angerichtet, wäre er nicht von seiner Tänzerin geschickt durch die Lücken gesteuert worden. Just kamen sie vorüber. Schimper erkannte niemand, sondern tanzte mit weitgeöffneten Augen ernsthaft und beglückt seine unsichere Bahn. Josephine aber rief dem Pärchen über die Schulter zu: „Endlich, ihr versäumt ja den halben Tanz!“

Wieder schwebte Ursula bei den Tanzweisen der Musik dahin. Wieder fühlte sie sich sicher geführt und kunstvoll bewegt. Aber als sie an der Stelle vorüberglitten, wo Jacques Sigwalds Anblick sie erschreckt hatte, atmete sie heftiger, verlangsamte den Schritt und suchte unter den Zuschauern. Er war nicht mehr zu sehen. Da verging ihr die Lust am Tanz, und der polternde Paukenschlag, der auf einmal den andern Instrumenten das Wort abschnitt und die Polka schloß, kam ihr nur erwünscht.

„Schade!“ sprach Andrè, als sie langsam dem Ausgang zuschritten, und „Schade!“ lachte auch das Phinele und setzte boshaft hinzu: „Sie tanzen gar nicht so schlecht, Herr Lehrer, nur ein wenig steif, ein wenig preußisch.“

„O, ich bin ein guter Elsässer, Monsieur Phinele," verteidigte er sich. „Ich hab' das Elsaß gerade so lieb wie Ihr Vater, aber ich hab's doppelt lieb, weil es wieder deutsch ist."

Blitzschnell flog ihr Arm aus dem seinen. Sie hatten als die letzten eben den Tanzboden verlassen wollen. Vor ihnen drängten sich am schmalen Durchgang die Paare. Und unbekümmert um den weithin sichtbaren Standpunkt, sprach die streitbare Elsässerin: „Sie lieben es doppelt, weil es deutsch ist? Nun schön, ich auch, denn es hat es doppelt notwendig!"

Und rundum drehte sie sich auf dem hohen Absatz ihres Goldkäferschuhs, und ehe der Schulmeister sich besinnen versah, stand er allein und verblüfft auf dem leeren Tanzplatz. Er eilte hastig dem Flüchtling nach, der sich schon im Gedränge befand, und fest wurzelte in ihm der Entschluß, seine Ueberzeugung von dem Segen des Deutschtums sich nicht abtrotzen, nicht wegspotten zu lassen. Er wollte sie belehren, nicht heute, nicht jetzt, aber später.

Josephine blickte sich nicht mehr nach ihm um, sondern schloß sich André und Ursula an, die vor ihr hergingen.

Und der Lehrer wagte nicht den Trotz des Mädchens noch einmal herauszufordern. Immer noch den Blick auf ihre Gestalt heftend, ging er weiter. Sacht schob Phinele ihre Hand unter Andrés Arm, und Heinrich sah, wie er ihr zuflüsterte, zärtlich, wie ihn dünkte. Da wurde Schimpf auf einmal wehmütig gestimmt, und heimlich stahl er sich fort, unter den Bäumen hin, dem Städtchen zu. Er wollte allein sein. Das Herz schlug ihm hart an das dickleibige Notizbuch, das auch heute seine Gefühle in Versen festhalten sollte.

Josephine hatte ihn aus dem Gewühl tauchen und über den Wiesenplan schreiten sehen. Eine gewisse Gereiztheit lag ihr auf den Lippen, und als sie Andre wenig geneigt fand, sich ihr zuzuwenden, stieg ihr ein jäher Schauer vom Herzen auf, und sie sagte lachend: „Monsieur Henri sucht die Einsamkeit. Der Tanz war zu viel für ihn!"

Ursula aber entgegnete: „Es ist ein schöner Abend. Sieh nur, wie golden die Sonne über den Bergen steht. Das ganze Thal ist wie vergoldet von ihrem Schein."

Sie standen unter den letzten Bäumen, wo die Zuckerstände aufgestellt waren und die Wespen um das Naschwerk flogen. Hinter ihnen war der Festlärm verhallt, vor ihnen lag der Fluß, der zwischen den silbergrauen Weiden verschwand, und drüben das Kloster, in dessen Fenstern die Sonne brannte.

Da sagte André leise: „Wollen wir eine Weile ins Thal hinaus gehen?"

„Ja, ja, laß uns gehen!" erwiderte Ursula rasch, und wieder befiel sie das eigentümliche Gefühl, als bedrückte, bedrohte sie etwas. Jetzt glaubte sie es hinter sich zu lassen auf dem Tanzplatz. Schon schritt sie, Andrés Arm freigebend, dem Leinpfad zu.

Ein Laut, sie wußte nicht, war's ein Ruf, ein Seufzer oder ein ersticktes Schluchzen, schlug an ihr Ohr. Sie wandte sich hastig um. Vor ihr stand Josephine, blaß bis in die Lippen, zwei große runde Thränen in den Wimpern.

„Mein Gott, was ist dir, Phinele?"

Und André ergriff ihre Hand. „Was ist dir, sag', was ist dir?"

Heftig schleuderte sie Andrés Hand fort.

„Geht nur, geht!" stieß sie hervor, „die Ursula nimm an der Hand, nicht mich! Ich — ich laß euch ja gern, furchtbar gern allein."

André stand fassungslos. Ueber Ursulas Wangen aber breitete sich langsam eine purpurne Röte.

„Phinele," ihre Stimme klang dunkel und von Erregung durchzittert — „du weißt nicht, was du sprichst."

Und noch einmal tief aufatmend, kehrte sie sich ab und ging dem Flusse zu.

André zauderte einen Augenblick; es trieb ihn etwas zu Josephine hin, die ruhig, regungslos der Enteilenden nachblickte.

„Komm mit, Phinele," bat er, „und red' nicht so häßlich!"

Aber sie schüttelte nur stumm den Kopf. Sie konnte nicht sprechen, ihr erstes Wort wäre ein fassungsloses Weinen geworden. Und als er trotzig den Kopf in den Nacken warf und nach einem letzten Zaudern der Voranschreitenden nacheilte, versuchte sie zu lächeln. Doch auch das Lächeln mißglückte, und da schlug sie beide Hände vors Gesicht und lehnte sich müde gegen den Lindenstamm. So stand sie eine kurze Weile, dann sanken die Hände herab, trotzig hob auch sie das Haupt, und sie kehrte zum Tanzplatz zurück, um zu tanzen, lustig, rastlos zu tanzen.

Sie hatte sich nicht mehr umgeblickt, nicht gesehen, wie André Ursula am Flußufer einholte. Hier warfen die silbergrau schimmernden Weiden lange Schatten, Brennesseln wucherten an der sanft abfallenden Böschung, und der Flußlattich bedeckte mit seinen großen Blättern weite Strecken. Ursulas Kleid rauschte über das Blattwerk.

„Ursula —" hat Andrés Stimme.

Ueberrascht, unwillig wandte sie sich um. Er sah den herben Mund, die goldbraunen Augen, in denen eine stille Feuchte glänzte, sah, wie sie stritt, um das wogende Gefühl zu bezwingen. Und nun faßte er Mut, wilden, verwegenen Mut, wie er ihn ihr gegenüber noch nie besessen. Er haschte nach ihrer Hand. Dicht beieinander standen sie auf dem laubverhangenen Pfad.

Aber Ursula trat zurück, tief in das Kraut hinein, das ihr bis an die Knie reichte.

„Warum verfolgst du mich, André? Muß ich dir sagen, daß du das nicht darfst, jetzt erst recht nicht mehr? Darf ich denn nicht allein sein? Ich bin's ja gewohnt. Geh, laß mich allein!"

Leidenschaftlich quollen Schmerz und Sehnsucht aus ihrem Herzen empor. Verwaist von Geburt, auch ihrer Mutter Madeleine nicht so mit allen Regungen vertrauend, wie es der eigenen Mutter gegenüber hätte geschehen können, war Ursula aufgewachsen, und ihr Leben war nach innen gegangen. Tief hatte sie stets ihr Empfinden zurückgedrängt.

André erschrak. Ihr Gesicht hatte einen herben Ausdruck, und ihre Hand zuckte fieberisch in der seinen. Da verließ ihn seine Kühnheit, eine jähe Scheu vor ihrem Wesen ergriff ihn, und er murmelte: „Zürne mir nicht. Ich thue, wie du willst."

Sie sah an ihm vorbei in das Gewirr der Zweige.

„Geh zurück zu dem thörichten Kind, André!" fügte sie milder hinzu und suchte ihre Hand zu lösen.

„Und du bist mir nicht böse, Ursula?"

Einen Augenblick ruhte ihr Auge auf seinem hübschen Gesicht. Ein Lächeln glitt über ihre Züge.

„Böse? Nein!"

Da drückte er sich achtungsvoll über ihre Hand und küßte sie schnell, und ehe sie darüber zu Atem gekommen, war er aus dem Unterholz ins Freie gesprungen. Er ging und suchte Phinele unter den Tanzenden.

Gedankenvoll strich Ursula mit der linken Hand über die Rechte, auf der seine Lippen ihren Hauch zurückgelassen hatten. Ein Handkuß. Sie war nicht verwirrt, nur überrascht, und schon dachte sie nicht mehr daran. Unstet schweiften ihre Gedanken umher, wie schon oft in den letzten Tagen und Wochen, und unwillkürlich schritt sie weiter auf dem schmalen Uferpfad, über dem sich Weiden und Erlen wie ein Laubgang aufbauten. Und wieder ruckte es in den Aesten, schnellten die schwanken Ruten auf und nieder, und als das Mädchen aufblickte, stand Jaeques vor ihr. Ein leiser Schrei war ihr entschlüpft, denn ihre Gedanken schienen ihn hergezaubert zu haben. „Jaeques, du?"

Ihre Stimme zitterte leise über dem Pochen ihres Herzens.

„Ja, ich auch!" Er wollte es hinausschreien, aber es fiel tonlos von seinen Lippen, und nun sah sie, wie er erblaßte und errötete, wie auf seiner Stirn die Ader schwoll.

„Was ist dir, Jaeques?" fragte sie unruhig.

„O, du, du!" brach's aus seinem Mund. „Weißt du denn nicht, daß ich dich lieb hab', seit ich denken kann? Daß ich's nur nicht öfter die Lippen gebracht habe. Und nun das!"

Einen Augenblick setzte ihr Herz aus. Sie fühlte, wie ihre Arme sich heben wollten. Ihre Unruhe war verschwunden. Blitzschnell erhellte sich ihr auf einmal der Weg, den sie gegangen war, unbewußt, mit geschlossenen Augen, eine Blinde. Aber das letzte Wort haftete in ihrem Ohr, und sie stammelte: „Und jetzt?"

Er packte sie an den Handgelenken. Der starke Mann bebte, seine Brust atmete schwer.

„Jetzt tanzest du, gehst von mir weg, und wie ich mich fortstehle, hierhin ins Gebüsch, da kommst du mit dem dort gegangen und ich sehe, sehe, wie du —"

„Jaeques!"

Der Ruf erstickte ihm das Wort im Munde. Blaß stand

sie vor ihm, und unwillkürlich ließ er ihre Hände los. Die sanken leblos aus der Umklammerung. Plötzlich aber machte sie eine rasche, wilde Bewegung zur Flucht. Er fuhr auf und wollte sie zurückhalten. Kein Wort kam mehr von ihren Lippen. Nur fort, fort! Sie rang mit ihm und hörte nicht, wie er wirre Worte um Verzeihung, Worte der Liebe stammelte. Nur fort, allein sein, weinen dürfen, heim! Ein Blick traf ihn aus ihren Augen, wund, weh und achtunggebietend. Da sanken seine Arme von ihren Schultern. Sie ging. Ohne umzublicken, wie im Traum, für keinen Laut, für nichts empfänglich, ging sie aufs Geratewohl über die Wiese, auf dem Feldweg, über die Straße, den Platz und auf das Haus zu.

Jacques hatte eine Weile wie angewurzelt gestanden, dann ging er ihr nach. Ganz mechanisch, immer in der gleichen Entfernung, die Augen auf die schlanke, helle Gestalt geheftet, die vor ihm über den fahlen, im Wiederschein des Himmels rötlich brennenden Rasen schritt.

Am Gartenthor blieb sie stehen. Sie schien zu zögern, legte alsbald aber die Hand auf die Klinke, trat ein und verschwand unter dem Nebengang, der die Schwelle überschattete. Kühl und dämmerig war's im Flur, kein Laut zu hören. Die Magd war zum Tanz gegangen. Und Ursula stieg leise die Treppe hinauf, schneller, immer schneller, tastete nach der Thüre und trat in das Krankenzimmer. Die goldene Stubuhr auf der Marmorkonsole funkelte im Zwielicht, weiß stand das Bett mitten im Zimmer. Ursula flog über den Teppich, beugte sich über die Bettstatt und suchte Mutter Madeleines Hand.

Aber plötzlich fuhr sie auf, zuckte mit den Händen noch einmal nach den Fingern des alten Fräuleins, fühlte, tastete, rief ihren Namen, erst leise, dann lauter, suchte in dem Gesicht, das friedlich schlummernd sich zur Seite neigte, nach Leben und suchte vergebens. Ein einziger Schrei zerriß ihr die Brust, dann brach sie in die Knie, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

Der Schrei war durch das geöffnete Fenster ans Ohr des Mannes gedrungen, der, von Selbstvorwürfen gefoltert, an der Gartenpforte lehnte. Einen Augenblick lauschte er noch. Er starrte zu den geöffneten Fenstern hinauf. In den grauen Abendschatten verschwamm alles vor seinen Blicken, und eine heimliche Angst packte ihn. Er stieß die Thüre auf, tappte die Treppe hinauf und fuhr mit den Händen an der Wand hin, die Zimmerthüre zu finden. Jetzt lag die Klinke in seiner Hand. Er trat ein.

„Tante Madeleine — Ursula, hat jemand gerufen?“ Eine Weile kam keine Antwort von dem Bett her, wo er das Mädchen knien sah, beide Arme über die Liegende gebreitet. Und da wußte er, daß etwas Schweres geschehen, daß der Tod durch das Zimmer geschritten war.

Als seine Hand leise ihre Schulter berührte, flog ein Schauer über Ursulas Leib, und sie stand auf.

„Mutter Madeleine ist heimgegangen.“

Sie sagte es, ohne den Blick von dem altfraulichen Gesicht zu wenden, auf dem ein Lächeln lag, ein Ausdruck unzerstörbaren Friedens. Aber als Jacques leise antwortete, er wollte die Eltern holen und den Arzt, da nickte sie.

Er zögerte, trat an das Fußende des Bettes und schaute mit brennenden Augen auf die Tote, die sich heimlich, still, wie sie gelebt, von der Sonne hatte mitnehmen lassen über die Berge. Er wußte kein Trostwort, er empfand nur, daß es gerade heut' nicht hätte geschehen dürfen.

Als er auf dem Kirchweihplatz anlam, hingen schon die bunten Papierlaternen im Gezweig der Linden. Joseph Sigwald und Etienne Ferny saßen wortkarg vor den Schlafcrin. Der Müller zuckte nicht mit der Wimper bei der Todesnachricht. „Gehen wir also!“ sagte er nur und stand auf. Marianne nahm den Arm ihres Sohnes, und Ferny ging den Arzt zu suchen, den er soeben erst unter den Nachbarn erblickt hatte. Das Pfunele und Andrè waren nicht zu finden.

Bald standen die anderen um das Sterbebett. Schon brannten zwei Lichter zu Häupten des Lagers. Ursula lehnte thränenlos am Fenster. Der Arzt kam. Er neigte sich über die stille Schläferin.

„Sie ist sanft entschlafen,“ sprach er leise. Da schluchzte Marianne laut auf und streckte die Arme nach Ursula aus. „Komm, Kind, komm zu uns!“

Der Klostermüller setzte hinzu, kurz und rauh: „Natürlich, sie soll heim zu uns!“

Ursula aber schnellte aus ihrem dumpfen Schmerz auf. Ihr thränenloser Blick flog von dem Bild der Toten zu Sigwald hinüber. Und da traf er Jacques' Augen, die auf ihrem Antlitz hafteten. Ein Schwall von Gedanken und Gefühlen brach in ihr auf. Unwillkürlich flüchtete sie fort von jenen, und als Etienne Ferny, der sie mitleidig beobachtet und diesen seltsamen Blick des Mädchens aufgefangen hatte, leise sagte: „Darf ich dich auch fragen, Kind, und dir ein Heim bieten? Ich bin freilich allein,“ da starrte sie ihn angstvoll an. Er sah gealtert aus. Graue Haare drängten sich an den Schläfen. Sie zauderte noch. Doch jetzt wurden Schritte laut, das Pfunele trat atemlos, die Augen voll Thränen, über die Schwelle, und rasch ergriff Ursula da die Hand Fernys und erwiderte: „Ich bin ja auch allein, da passen wir gut zu einander.“

Dann aber jammerte sie laut: „O, Mutter, liebe Mutter Madeleine!“ und die Thränen überströmten, befreiend, lösend, ihre Wangen. Niemand sprach, nur der Klostermüller warf Ferny einen Blick zu, in dem es feindselig flimmerte. Jacques aber tastete nach der Thüre und stürzte hinaus in den Herbstabend, fort aus dem Trauerhaus und aus der Nähe der Tanzenden fort, denen die Musikanten immer noch lustig aufspielten. Trunkene jauchzten, scheue Pärlein schlichen sich ins Dunkel. Ueber den Bergen schimmerten die ersten blassen Sterne, und in weiter Ferne, jenseit der Rheinebene, wo der Schwarzwald seine blauen Linien zog, spielte ein Wetterleuchten. (Fortsetzung folgt.)

Im Kampf um Südafrika.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Aus den „Lebenserinnerungen“ des Präsidenten Paul Krüger, von ihm selbst erzählt.

I.*

Ein Land mit ehrlichen Mitteln für sein Volk erwerben, es bewohnbar machen, ihm eine geordnete Regierung schaffen und die Freiheit des „von Gott geschenkten Landes“ schützen zu helfen vor äußeren Feinden, das war die Lebensaufgabe Paul Krügers. Die inneren Kulturaufgaben mußten dabei mehr zurückstehen, als ihm lieb war. Ehe er sie mit ganzer Kraft erfassen oder einem Nachfolger übergeben konnte, war sein Land wieder verloren. Der folgende Auszug aus seinen „Lebenserinnerungen“ wird demnach zeigen, wie Krüger im Kampf mit wilden Tieren und in der Verteidigung gegen wilde Volksstämme sich und seinem Volke eine Heimat erworben, diese dann durch sein maßvolles Eingreifen in die inneren Zwistigkeiten gesichert und wie er die neue Heimat schließlich gegenüber den indirekten und direkten Angriffen der „Vormacht“ Südafrikas — Englands — verteidigt hat. —

Schritt für Schritt mußte sich der Auswanderertzug, dem sich Krügers Vater angeschlossen hatte, den Boden erkämpfen, ringsum mußte das Land für die großen Herden, welche die „Trekker“ als ihren einzigen Reichtum mit sich führten, gesäubert

* Seine „Lebenserinnerungen“ hat Paul Krüger — wie Pfarrer A. Schowalter in seiner Einleitung zu unserer Artikelreihe „Im Kampf um Südafrika“ (Halbheft 24 der „Gartenlaube“) schon mitteilte — vertrauten Freunden in der erzwungenen Ruhe zu Oranjeinft in Utrecht diktiert. Nach diesem holländischen Diktat hat Pfarrer A. Schowalter, der Herausgeber der demnächst im Verlag von J. F. Lehmann in München als Buch erscheinenden „Lebenserinnerungen“, die folgenden Auszüge angefertigt, die in gedrängter Form eine Fülle bedeutungsvoller Mitteilungen aus dem interessanten Werke zusammenfassen. Die Redaktion.

werden, und der junge Krüger, der im Alter von 9 Jahren diesen „Trek“ mitmachte, half hierbei wacker mit. Wie viel Raubtiere er auf diesen jahrelangen Zügen erlegt hat, weiß er, der Präsident, heute nicht mehr, denn es ist jetzt fast 50 Jahre her, seitdem er nicht mehr auf größeren Jagdzügen war. Aber einiger Episoden erinnert er sich sehr gut, und wir geben zwei davon mit seinen eigenen Worten wieder, denn sie illustrieren besser als jede ausführliche Beschreibung, wie es mit der Kultur Südafrikas stand, als die Trekker das Land bezogen:

„Meinen ersten Löwen“ — erzählt der Präsident — „schoß ich im Jahre 1839. Ich war damals 14 Jahre alt. Unsere Herden weideten am Rhenosterflusse im heutigen Oranjefreistaat, als ein Löwe uns nacheinander mehrere Rinder raubte. Zu sechsen — ich war zwar der Siebente, zählte aber nicht mit — machten wir uns auf, den Löwen zu suchen. Wir waren alle zu Pferd und ritten zu drei und drei in größerer Entfernung voneinander. Als wir den Löwen endlich zu Gesicht bekamen, hatte er auch uns schon erblickt und stürmte sofort auf uns los. Die drei Erwachsenen, die ich begleitete, mein Vater, mein Oheim und mein Bruder, banden rasch die Pferde aneinander und drehten sie herum, daß ihre Köpfe von dem Löwen abgewendet waren — etwas, was wir bei der Löwenjagd regelmäßig thun. Denn wenn die Pferde den Löwen sehen, so ist immer Gefahr, daß sie erschrecken und die Flucht ergreifen.

Meine Angehörigen verteilten die Plätze. Ich blieb hinter — oder vom Löwen aus gerechnet: vor — den Pferden ihnen, das Gewehr auf den Löwen gerichtet, der auf uns zukam. Als das Tier dicht an mich herangekommen war, duckte es sich zum Sprung, um, wie es mir schien, an mir vorbei auf die Pferde zu springen. Ich schoß auf den Löwen im Sprung und traf ihn glücklicherweise tödlich, so daß er beinahe auf mich fiel. Meine Begleiter ließen sofort herbei, um mir zu helfen. Aber es war unnötig, der Löwe war bereits tot. Es war ein starkes Tier.

Auf den Schuß hin jagten dann auch die drei übrigen Jagdgefährten herzu, und nun stand alles um den Löwen herum, um das Geschehene zu besprechen. Ein gewisser Hugo kniete vor dem Löwen nieder, um seine Zähne zu messen, die auffallend groß waren. Ich trat bei der Betrachtung des Tieres, ohne etwas Böses zu denken, dem Löwen auf den Bauch, und da gab dieser mit einem Male ein mächtiges Brüllen von sich, so daß Hugo das Zähnemessen vergaß und vor Schreck auf den Rücken fiel. Die anderen schüttelten sich vor Lachen, denn es ist eine jedem Jäger bekannte Thatsache, daß ein geschossener Löwe einige Zeit nach seinem Tode bei einem Tritt auf den Leib noch einmal ein kurzes Gebrüll ausstößt, gleich als ob er noch lebe. Der Atem, der noch in dem Löwen ist und bei dem Stoß auf den Bauch sich gewaltsam einen Weg durch die Kehle erzwingt, bringt diesen Ton hervor. Hugo wußte das natürlich auch, aber er hatte nicht daran gedacht und schämte sich nun über sein Erschrecken. Zornig stürzte er auf mich los, um mich durchzuprügeln. Aber lachend wehrten es ihm die anderen, indem sie ihm klar machten, daß ich ihm nur in meiner Unwissenheit diesen Schreck eingejagt habe. —

Schlimmer ging es mir auf einer meiner letzten Nashornjagden, die ich in Begleitung meines treuen Jagdgenossen, meines Schwagers N. Theunissen, unternahm. Ich muß vorausschicken, daß wir eine Absprache getroffen hatten, wonach jeder von uns berechtigt war, den anderen tüchtig durchzuprügeln, falls dieser entweder zu unvorsichtig handelte oder aus Feigheit ein angeschossenes Stück Wild entkommen ließe. An dem Morgen, an dem wir auf die Jagd gingen, war mein Gewehr unglücklicherweise in Unordnung. Ich mußte darum ein anderes (zweiläufiges) mitnehmen, von dessen Lauf ein Stück abgefeilt war, so daß seine Treibkraft sehr vermindert war. Ich wußte also im voraus, daß ein Schuß z. B. auf ein Nashorn ziemlich wirkungslos bleiben mußte, wenn er nicht gerade die Stelle traf, wo die Haut am dünnsten war.

Phot. J. F. Lehmann, München 1902.

Wir bekamen drei Nashörner, einen Bullen und zwei Kühe von den sogenannten „Witharnosiern“*, also von der gefährlichsten Sorte, zu Gesicht. Die Verfolgung der zwei Kühe übertrug ich Theunissen und befahl ihm, sie ja nicht aus dem Auge zu verlieren. Ich selbst übernahm es, zuerst den Bullen zu töten und dann bei der Verfolgung der Kühe zu helfen. Wegen des dichten Buschwaldes mußte mein Kamerad von Zeit zu Zeit Schüsse abgeben, damit ich wußte, wo er sich befand. Ich jagte nun an meinem Nashorn vorbei und sprang dann ab, um zu schießen. Ich stellte mich so, daß es ungefähr auf 10 Schritte an mir vorbei mußte, um so eine gute Gelegenheit zu haben, es an einer geeigneten Stelle zu treffen. Mein Schuß war denn auch direkt tödlich. Sofort sprang ich wieder aufs Pferd und eilte in der Richtung, aus der ich Theunissen schießen hörte. Unter dem Jagen lud ich mein Gewehr aufs neue. Gerade wie ich ihn erreichte, brachte er einen zweiten Schuß auf das eine seiner beiden Nashörner an, das bereits einen Schuß hatte. Das Tier blieb stehen, dagegen sah ich, da das Gestrüpp hier nicht so besonders dicht war, das zweite Nashorn weglaufen und begab mich sofort auf die Verfolgung. Wie ich an meinem Gefährten vorbeiritt, rief er mir zu: ‚Steige ja nicht vor dem Tier ab, denn es ist sehr wild und läuft sehr rasch!‘ Ich legte jedoch kein Gewicht auf diese Warnung, da Theunissen immer etwas sehr vorsichtig war, sprang von meinem

* Das Wort „Harnoster“ ist entstellt aus „Rhenoster“, dem Burenausdruck für Rhinoceros. „Witharnoster“ ist ein weißes Rhinoceros.

Pferd ab und lief an dem Rhinoceros schief vorbei. Kaum hatte dieses mich gesehen, so nahm es die Richtung nach mir und stürmte wütend an. Ich ließ es auf 3 oder 4 Meter herankommen und drückte dann los, aber das Zündhütchen versagte, und zu einem zweiten Schuß war keine Zeit. Das Tier war dicht an mir, und mir blieb nichts übrig, als umzudrehen und zu flüchten, aber dabei verfing sich mein Fuß in dem Dornengestrüpp auf der Erde, ich schlug hin und lag auf dem Gesicht. Im Falle hatte mich das wilde Tier schon erreicht. Der erste Stoß mit seinem gefährlichen Horn strich mir gerade über den Rücken hin. Mit der Nase drückte es mich auf den Boden fest und wollte mich zerstampfen. In demselben Augenblick drehte ich mich aber unter dem Tiere um und schoß ihm aus dem zweiten Lauf unter das Blatt gerade ins Herz. Es war meine Rettung gewesen, daß ich in dem Augenblick der größten Gefahr mein Gewehr nicht aus der Hand gelassen hatte. Das Nashorn sprang von mir weg, fiel aber einige Meter weiter tot nieder.

Mein Schwager Themmisen tauchte nun auch auf dem Schauplatz auf, sprang in einer Entfernung von ungefähr 50 Metern vom Pferde und lief, was er konnte, auf mich zu, indem er nicht anders dachte, als daß sich bei dem Kampfe auf Leben und Tod mein Gewehr entladen und mich selbst tödlich verletzt hätte. Wie er aber näher kam und sah, daß ich aufstand und noch lebte, faßte er nach seinem Sjambok (Ochsenpeitsche) und begann — wie er sagte, unserer Verabredung gemäß — mich damit zu bearbeiten, weil ich zu unvorsichtig gehandelt und seine Warnung mißachtet hätte. Was ich ihm auch für gute Worte gab und zu meiner Rechtfertigung vorbrachte, es half nichts; auch nicht, als ich ihn darauf hinwies, daß mich das Tier bereits so getreten und gequetscht hätte, daß er mir die verdiente Strafe wohl schenken könnte. Ich mußte mich schließlich hinter den Dornbüschen verschanzen. Das war aber auch das erste und letzte Mal, daß er Gelegenheit fand, mich zu hauen!“ —

Die Kämpfe, welche die Buren mit den schwarzen Urbewohnern zu bestehen hatten, begannen an dem Tage, da die Trekker in Berührung mit dem grausamen Matabelefürsten Moselikats kamen, und dauerten, wenn auch nur noch vereinzelt, bis in die letzten Jahre Südafrikanischen Republik. Die Kämpfe vor seiner Präsidentschaft hat Krüger mit Ausnahme von zweien alle mitgekämpft. Er erzählt davon also:

„Als der große Auswanderzug des Jahres 1836 in der Nähe des Caledonflusses zu uns gestoßen war, wurde sofort eine Versammlung abgehalten, in der eine Art Regierung gewählt und Bestimmungen festgelegt wurden, denen sich alle Trekker zu unterwerfen hatten. Darunter fand sich auch die Bestimmung, daß man weder Grund und Boden, noch sonst etwas den Eingeborenen mit Gewalt wegnehmen dürfe, sondern daß alles, was gebraucht werde, entweder gekauft oder eingetauscht werden müsse. Ferner wurde hier beschlossen, daß auf den so erworbenen Gebieten keine Sklaverei geduldet werden dürfe. Von hier zog man weiter in der Richtung auf den Vetfluß (im heutigen Oranjefreistaat), wo man die Gründe zwischen diesem Flusse und dem Baal von dem dort regierenden Kaffernkapitän (Matwana) gegen Vieh, Ochsen, Kühe 2c. eintauschte. Als aber der Zug bis zum Rhenoster- und zum Baalfluß gekommen war, fiel Moselikats (auch Selikats oder Moselikatse genannt) über uns her.

Dieser Zuluhäuptling war damals in dem Gebiete westlich der Lebombo- und Drakensberge Herr und Meister. Alle Matabelen- und Matalesekaffernstämme hatten sich ihm unterworfen. Moselikats behandelte seine Unterthanen als Hunde und nannte sie auch so; wenn z. B. Ausvögel über seine ‚Stadt‘ hinflogen, gab er Befehl, ein paar alte Frauen und Männer abzuschlachten und sie den Ausvögeln, die er seine Kinder nannte, als Nahrung vorzuwerfen. Als er nun hörte, daß Menschen von weißer Gesichtsfarbe aus dem Süden gekommen wären, sandte er ein paar tausend seiner Krieger ab mit dem Befehl, die Eindringlinge niederzumetzeln. Viele Treckerlagerten längs des Rhenoster- und des Baalflusses. Sie waren in kleine Trupps verteilt, was um ihrer großen Herde willen nötig war. Unerwartet wurden diese armen Menschen von den Kriegern Moselikats überfallen, und viele von ihnen wurden ermordet.

Nach dieser Mordthat kehrten die Matabele unter Mitnahme alles Viehes in ihre Stadt zurück, kamen aber fünfzehn Tage später in großen Massen aufs neue und fielen die Auswanderer am Bechfluß (im Oranjefreistaat) an. Hier hatte aber Sarel Celliers ein festes Lager bauen lassen und schlug mit den 33 Mann, die ihm zur Verfügung blieben, die ungestümen Angriffe der Zulus auf seine Wagenburg zurück, wobei er den Angreifern schwere Verluste beibrachte. Frauen und Kinder hatten den Verteidigern des Lagers wacker zur Seite gestanden, indem sie Kugeln gossen, die Gewehre luden und in einzelnen Fällen auch selbst das Gewehr in die Hand nahmen, um den Feind niederzuschießen. Bei ihrem Rückzug nach dem Selikatspasse (in der Nähe von Pretoria) und nach Marico, zweien ihrer Hauptplätze, schleppten die Kaffern alles Vieh der Auswanderer, das natürlich in das befestigte Lager nicht hatte aufgenommen werden können, weg, dazu nahmen sie zwei weiße Kinder und drei Bastards mit, von denen man nie mehr etwas gehört hat.

Um diese Uebelthat zu rächen, zog Potgieter der Führer dieses Auswandererzuges mit einem Kommando über den Vaalfluß. Er wollte Moselikats selbst aufsuchen und züchtigen. An dieser Expedition nahm auch ich teil. In Wonderfontein im Distrikte Potchefstroom ließ Potgieter das Wagenlager zurück und setzte mit einem Reiterkommando dem Zuluhäuptling nach. Bei Klein-Büffelshök in den Magaliesbergen nahe bei dem bekannten Olifantsflusse fand Potgieter in den dortigen Höhlen den Häuptling Magato, der später in der Nähe von Rustenburg wohnte und in der Geschichte der Auswanderer eine große Rolle spielte. Er hatte nur ein kleines Gefolge bei sich, und auf die Frage Potgieters, wo sich Moselikats befände, antwortete er, dieser wäre bereits über den Krokodilfluß gezogen. Auf die weitere Frage, warum er denn zurückgeblieben wäre und sich hier versteckt hielte, sagte er, er wäre nächtlicherweile bei dem Zuge nach dem Norden von Moselikats weggelaufen und hielte sich nun versteckt aus Furcht vor den zurückgebliebenen grausamen Banden, welche noch am Selikatspasse lagerten. Da nun Moselikats selbst nicht mehr einzuholen und ein Angriff auf die feste Stellung am Selikatspasse nicht möglich war, so kehrte das Kommando um und zog wieder nach den Frauenlagern am Rhenoster- und Baalflusse zurück. Das Gebiet Moselikats' wurde annektiert, und die Häuptlinge, die sich ihm aus Furcht unterworfen hatten, stellten sich unter den Schutz der Buren, denen sie für ihre Befreiung dankten. —

Ein Amt von Bedeutung übernahm Krüger* im Jahre 1852, als er zum wirklichen Feldkornett gewählt wurde. Als solcher begleitete er in diesem Jahre den alten Generalkommandanten A. W. J. Pretorius nach dem Zandflusse, wo der wohlbekannte Zandvliertraktat geschlossen wurde.

Noch in demselben Jahre fand der Feldzug gegen den Häuptling Sechiel (auch ‚Setyili‘ oder ‚Setschele‘) statt, an dem Krüger als Kommandant teilnahm. Dieser Sechiel gewährte einem anderen Kaffernhäuptling mit Namen Moselief (auch ‚Mosele‘ genannt), der in der Südafrikanischen Republik Mordthaten verübt hatte, Unterschlupf und weigerte sich, ihn auszuliefern. Das Ersuchen um Auslieferung beantwortete er mit der brutalen Erklärung: wer Moselief haben wolle, müsse ihn aus seinem Magen holen. Er wollte damit sagen, bei ihm sei Moselief so sicher geborgen wie die Speise, die er gegessen habe. Ein Kommando unter Befehl des Hauptkommandanten Scholtz und des neugewählten Kommandanten Paul Krüger wurde abgesandt, um ihn zu züchtigen. Als das Kommando vor Sechiels Stadt ankam, sandte der Kaffernhäuptling an den Kommandanten Scholtz einen Boten und ließ ihm sagen, er wolle ihm morgen nichts thun, denn da wäre Sonntag; aber am Montag wolle er ordentlich mit ihm abrechnen. Zugleich ließ er ganz naiv — wahrscheinlich für die Gefälligkeit, daß er uns den Sonntag über ‚verschonte‘ — um etwas Kaffee und Zucker ersuchen. Kommandant Scholtz ließ Sechiel zurückjagen, er hätte wohl Kaffee und Zucker, aber nicht zum Verschenken. Er würde ihm aber am Montag dafür Paprika schicken!

Am Montagmorgen begann der Sturm. Krüger war

* Wir lassen Krüger von der Zeit an, da er amtlich auftritt, in dritter Person reden. Auch in seinem Originaldiktate spricht der Präsident hier von sich immer in Form einer dritten Person. Es hängt dies, wie nach unserem einleitenden Artikel wohl zu begreifen ist, mit Krügers Bescheidenheit und seiner Abneigung, von sich selbst viel zu sprechen, zusammen.

A. Schowalter.

einer der ersten und schoß mit seinem Gewehr, das er mit grobem Schrot geladen hatte, viele Kaffern nieder. Als der Berg, auf dem Sechiels Stadt lag, bereits teilweise erobert war, schoß Louw du Plessis, der die Kanone bediente, gegen einen großen Stein, und die zurückprallende Kugel streifte das Haupt Krügers so stark, daß er bewußtlos niedersiel und ihm ein gewisser van Rooyen, der ihm zugleich auch ein Tuch um den schmerzenden Kopf legte, wieder auf die Beine helfen mußte. Während Krüger bewußtlos lag und van Rooyen um ihn beschäftigt war, hielt ein Hottentottenjunge seines Bruders, der herangelaufen kam, durch sein sicheres Schießen die Kaffern im nötigen Abstand. Als Krüger wieder zu sich kam, sah er gerade, wie die Kaffern hinter Felsen und Geröll sich anschlichen, und erkannte die Gefahr, welcher seine Bürger preisgegeben waren, wenn sie nicht rechtzeitig gewarnt wurden. Sofort erhob er sich, um den Angriff auf die gefährlichen Punkte zu leiten, obwohl er wegen seiner Verwundung selbst noch sein Gewehr führen konnte. Die Kaffern schossen noch immer gewaltig aus allen Schluchten und Löchern, aber nach einem harten Gefecht glückte es den Bürgern, sie vom Berge zu verjagen.

Noch einmal war Krüger während dieses Gefechtes in Todesgefahr. Eine feindliche Kugel aus einem enorm großen Gewehr streifte ihn an der Brust und riß ihm seine Jacke auf. Der schlaue Sechiek erzählte später, er hätte es bis zuletzt in seiner Hand gehabt, Krüger zurückzuwerfen, aber von dem Augenblicke an, wo dieser Gelegenheit gefunden hätte, zu seiner Schnapsflasche zu gelangen, wäre er unwiderstehlich gewesen. Dabei hat Krüger niemals einen Tropfen Branntwein getrunken!

Nach Beendigung des Gefechtes sandte Kommandant Scholy nach dem Hause des englischen Missionars Livingstone, das nicht weit von der Kafferstadt entfernt war. Hier fand Theunis Pretorius eine völlige Werkstatt zur Reparatur von Gewehren und eine Menge von Kriegsmaterialien, die Livingstone für Sechiels Bedarf aufbewahrte. Das war eine Verletzung des Zanzibiveritraktates von 1852, worin bestimmt war, daß den Kaffern weder Waffen noch Munition verschafft werden dürften, noch auch zugelassen werden dürfte, daß sie sich selbst das eine oder andere verschaffen. Scholtz konfiszierte demgemäß das Kriegsarsenal des Missionars, wofür dann die Buren durch Livingstone in England beschimpft und verlästert wurden. —

Kurz nachdem der Oranjefreistaat seine Unabhängigkeit erlangt hatte, wurde er in einen Krieg mit den Basutos verwickelt. Masus, das Haupt der Basutos, war ein nicht zu verachtender Gegner und verfügte über eine starke Kriegsmacht. Seine Banden durchstreiften denn auch raubend und plündernd den ganzen südlichen Teil des Oranjefreistaates. Sobald Krüger davon hörte, beschloß er, nach dem Freistaate zu gehen und der Regierung seine Hilfe anzubieten.

Der junge Pretorius, der Sohn des alten Generalkommandanten A. W. J. Pretorius, der inzwischen zum Staatspräsidenten der Südafrikanischen Republik gewählt war, begleitete Krüger mit etwa 50 Mann unter Feldkornett Boonstein. Zu Cospruit am oberen Jandflusse traf man auf das erste Lager der Freistaater. In derselben Nacht zuvüten die Kaffern die Herden dieses Lagers. Krüger sandte Feldkornett Boonstein mit seinen Leuten hinter ihnen her, und es glückte diesem, den Kaffern das Vieh wieder abzunehmen. Von hier zog Krüger mit seinen Leuten über Winburg nach Bloemfontein.

Hier angekommen, erbot er sich, persönlich zu Masus zu gehen und einen Frieden mit ihm zu vermitteln. Die Regierung des Oranjefreistaates nahm dieses Angebot an und gab ihm General Fick und Marthinus Schoemann zur Begleitung mit. Masus wohnte auf dem Berg Thaba Bosigo. Am Fuße dieses Berges angekommen, sandte Krüger Botschaft hinauf zu Masus, daß er ihn zu sprechen wünschte. Masus ließ zurückjagen: ‚Ich werde sofort kommen, um mit dem Herrn Krüger zu sprechen.‘ Krüger aber dauerte das zu lange, und er ritteg sofort den Berg, um direkt nach Masus' Stadt zu gehen. Als er mit seinen Begleitern die Höhe erreicht hatte, kam ihm Masus gerade entgegen. Der Kaffernkaptain Magato aus der Nähe von Rustenburg, den wir früher schon kennengelernt hatten, und der sich bei Masus befand, stellte Krüger vor, indem er sagte: ‚Das ist Paul Krüger,‘ worauf Masus ihm die Hand reichte und sprach: ‚Ist das Paul Krüger? Wie ist denn das möglich? Ich habe doch bereits so viele Jahre von ihm reden hören und bin nun so alt. Wie kann er da noch so jung sein?‘ Dann faßte er Krüger beim Arm und führte ihn nach seinem Hause in ein Zimmer, das kein Schwarzer betreten durfte, sondern das stets für den Empfang von Weißen bereit stand.

Nachdem einige Erfrischungen eingenommen waren, trat man sofort in die Verhandlungen ein. Krüger begann: ‚Warum schießt ihr einander doch wegen einer solchen Kleinigkeit tot? Warum setzt ihr euch nicht lieber friedlich auseinander? Ihr müßt doch einsehen, daß der Krieg euch selber Schaden bringt. Ihr verspert dadurch die großen Fahrstraßen auch für die anderen Nationen, mit denen ihr in Frieden lebt.‘ Nach vielem Hin- und Herreden sagte Masus endlich: ‚Es ist wahr, was du sagst, denn alles, was ich hier in meinem Hause brauche, muß ich von anderen Nationen beziehen. Und wenn die Wege durch den Krieg versperrt sind, kann ich natürlich auch nichts bekommen.‘ Hierauf fing er von etwas Neuem an. ‚Bist du der Mann,‘ fragte er Krüger, ‚welcher Mapela von seinem Berge geholt hat?‘ Krüger antwortete: ‚Ja‘. Nun sagte Masus nach einer kleinen Pause: ‚Du mußt nicht denken, daß es deine Tapferkeit war, die den Mapela von seinem Berge geholt hat, sondern es war Gottes Fügung, die Mapela bestraft hat.‘

Da nun Masus bei jeder Gelegenheit von Gottes Fügung redete und fromme Worte gebrauchte, so sagte Krüger: ‚Aber wenn du so gläubig bist, wie kommt es dann, daß du mehr als eine Frau hast?‘ Masus antwortete: ‚Ja, ich habe so ungefähr zweihundert, aber das ist noch nicht halb so viel, als Salomo hatte.‘ Darauf Krüger: ‚Ja, aber weißt du denn nicht, daß seit Christus und nach dem Neuen Testamente ein Mann nur eine Frau haben darf?‘ Masus überlegte und erwiderte dann: ‚Ja, was soll ich dir sagen? . . . es ist eben die Natur.‘

Am Abend ließ Krüger noch einmal Masus zu sich rufen, und hierauf wurde zwischen ihnen eine Uebereinkunft getroffen, wonach der Krieg sofort aufhören sollte. Masus versicherte sich, seine Kaffern zurückzurufen, sobald er Mitteilung bekommen hätte, daß der Oranjefreistaat das Uebereinkommen annähme. Ein Friedensdokument wurde aufgesetzt und am folgenden Morgen unterzeichnet . . . .

Masus lud Krüger ein, noch etwas bei ihm zu verweilen, da er ihm ein schönes Reitpferd ausjuchen wollte. Krüger nahm die Einladung an, obwohl seine Begleiter Fick und Schoemann nicht länger warten wollten und allein abreisten. Majus brachte dann ein ausgezeichnetes Reitpferd als Geschenk. Die Regierung des Oranjefreistaates genehmigte später den Vertrag, den Krüger mit Masus entworfen hatte. Damit war der erste Basutokrieg beendigt — — —‘

In den Ich-Ton fallend, erzählt Krüger an anderer Stelle seiner „Lebenserinnerungen“ eine weitere interessante Episode aus dem Kaffernkriege, die hier folgen möge:

„Generak Potgieter, ein Vetter des gräßlich ermordeten Hermann Potgieter, zog im Jahre 1853 mit 100 Mann von Zoutpansberg aus, um die Ermordung seines Verwandten zu rächen. Gleichzeitig mit ihm brach Generalkommandant Pretorius mit 300 Mann zu demselben Zwecke von Pretoria auf. Im Kommando des Letzteren befand sich mich als Unterführer. Ehe diese beiden Kommandos sich vereinigt hatten, griffen die Kaffern nächtlicherweile das Lager von Potgieter an, wurden aber glücklicherweise zurückgeschlagen. Nach Vereinigung der beiden Kommandos wurden die Kaffern in ihre Berge getrieben, wo sie sich in Höhlen und Schlupfen zurückzogen. In diesen Höhlen wurden sie von dem vereinigten Kommando festgehalten, um durch Hunger zur Uebergabe gezwungen zu werden.

Nachdem die Kaffern bereits lange Zeit hier festgelegen und schon viel Verluste durch die Hungersnot erlitten hatten, ohne daß wir dem Ziel näher kommen konnten, versuchte ich ‘ein Ende herbeizuführen und durch List eine Uebergabe zu erreichen. Ich kroch zu diesem Zwecke in der Dunkelheit, ohne daß mich jemand gewahr wurde, in die Höhle, in der sich die Kaffern befanden. Mitten unter ihnen sitzend, redete ich se dann in ihrer eigenen Sprache an, als wäre ich einer der Ihrigen, und meinte, es wäre doch besser, sich zu ergeben, als vor Hunger zu sterben. Ich sagte weiter, die Weißen würden uns sicher nicht töten, und bot mich

selbst an, hinaus zu gehen zu den Weißen und mit ihnen darüber zu unterhandeln. Da mit einem Male rief ein bewaffneter Kaffer: ‚Magoa!‘ (d. h. weißer Mann). Aber auch dieser gefährliche Augenblick ging vorüber, denn sowie der Kaffer ‚Magoa!‘ rief und die anderen tiefer in die Höhle flüchteten, sprang ich auch auf und flüchtete mitten unter ihnen ebenfalls in den Hintergrund der Höhle. Die Kaffern suchten nun überall nach dem weißen Mann, nur da nicht, wo er war, nämlich in ihrer eigenen Mitte. Nachdem sie sich etwas beruhigt hatten, redete ich ihnen wiederum in ihrer eigenen Sprache zu, sich doch zu ergeben. Schließlich glückte es mir, 170 bis 180 Frauen und Kinder mit mir hinausnehmen zu dürfen; und erst als ich draußen war, merkten sie, daß es ich war und kein Kaffer, der zu ihnen gesprochen hatte. Mein Plan war eigentlich gewesen, durch freiwillige Uebergabe der Kaffern ihre schuldigen Kapitäne in unsere Hände zu bekommen. Aber das war nicht zu erreichen gewesen, und wir waren gezwungen, die Belagerung fortzusetzen. — —“

Die vorstehenden kleinen Episoden aus den Kaffernkriegen beweisen einerseits, wie die Buren ihr Versprechen gehalten haben, kein Land unrechtmäßigerweise zu erwerben, und mit welcher Kühnheit und Besonnenheit zugleich Paul Krüger seinem Volke in den Schwierigkeiten mit den Eingeborenen zur Seite gestanden hat. Mit derselben Mäßigung, mit der er immer auf Vermeidung von Blutvergießen bedacht war, griff er auch in den Bürgerkrieg (1861 bis 1864) ein, an dem ihm so viel Schuld gegeben wird, und dessen Verlängerung man sogar direkt seiner kirchlichen Partei, den „Doppern“, in die Schuhe schieben will. Krügers „Lebenserinnerungen“ sind die ersten authentischen Veröffentlichungen über diese unglückselige Zeit der Bürgerwirren. Für einen Draußenstehenden mag dabei Krüger ja allerdings starrsinnig erscheinen, aber er hat von Anfang an klar erkannt, daß in einem so republikanisch freien Staatswesen Ruhe und Ordnung nur durch unbedingte Anerkennung einer Gewalt, nämlich des Volkswillens in seiner Allgemeinheit oder seiner Vertretung, des Volksrates, geschaffen werden können. Dieser Grundsatz hat ihn in Gegensatz gebracht mit der Partei des Präsidenten Pretorius, mit Präsident Burgers und später mit England — aber die Schuld lag nicht an dem Grundsatze.

Im Anfang wollte sich Krüger überhaupt nicht an den Streitigkeiten beteiligen; aber nachdem er einmal mitten darin stand, ruhte er auch nicht eher, als bis er der Volksmeinung ihr Recht verschafft hatte. Er sagt darüber:

„Als nach der Sitzung des ersten Volksrats, welcher die Differenzen ausgeglichen hatte, die Partei des früheren Generalkommandanten Schoemann die Beschlüsse nicht anerkannte, den mit der Untersuchung der Sache betrauten Höchsten Gerichtshof gewaltsam an seiner Thätigkeit verhinderte und so neue Verwicklungen begannen, befand sich Krüger auf einem Jagdzug am Krokodilfluße. Man schickte nach ihm aus, um ihn zu retten. Nun hatten aber während der vorhergehenden Streitigkeiten manche Glieder der ‚Hervormden-Kirche‘ Krüger vorgeworfen, daß er überhaupt kein Recht hätte, sich mit öffentlichen Dingen zu beschäftigen, denn nach der Verfassung der Republik wäre die ‚Hervormden-Kirche‘ die Staatskirche, deren Gliedern allein der Einfluß auf das öffentliche Leben zustünde. Er wäre nicht Glied der ‚Hervormden-Kirche‘, also auch nicht stimmberechtigter Bürger. Krüger gehörte nämlich zu der kurz vorher, im Jahre 1859 von Pfarrer Postma zu Rustenburg gegründeten ‚Christelijk Gerevormeerden-Kirche‘, die in Südafrika allgemein bekannt ist als die ‚Dopper-Kirche‘ (Muckerkirche). Woher das Wort ‚Dopper‘ eigentlich kommt, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Zur damaligen Zeit leitete man es ab von dem Worte ‚Dop‘ = ‚Dompel‘, dem Lichtbütchen, mit dem man eine Kerze auslöscht. Die Bedeutung wäre dann, daß ebenso wie ein ‚Dop‘ eine Kerze erstickt, die ‚Dopper‘ alle neuen Gedanken erstickten und dem Fortschritt entgegenarbeiteten. Die Eigenart der ‚Dopper-Kirche‘ beruht darin, daß ihre Lehre sich streng an die Beschlüsse der Synode von Dordrecht (1618 und 1619) hält und den dort festgestellten Standpunkt teilt. Der Gottesdienst unterscheidet sich dadurch von dem der anderen evangelischen Gemeinden, daß keine anderen Lieder als Psalmen gesungen werden. Die Glieder dieser Kirche waren in der Verfassung nicht berücksichtigt, da sie zur Zeit, da die Verfassung entstand, noch keine selbständige Gemeinschaft bildeten.

Wie man nun Krüger in den neuen Streitigkeiten zu Hilfe rief, antwortete er, man müßte sich eben bei Schoemanns That beruhigen. Jedenfalls würde er nichts dagegen thun oder beantragen, denn er hätte ja kein Stimmrecht. Infolgedessen ließ der (von Krügers Partei gewählte) stellvertretende Präsident von Rensburg den Kirchenrat der ‚Hervormden-Kirche‘ zusammenkommen und einen Beschluß fassen, wonach auch Bürger, die zu anderen protestantischen Kirchen gehörten, stimmberechtigt sein sollten. Sobald Krüger von diesem Beschlusse, der später auch von dem Volksrat bestätigt wurde, in Kenntnis gesetzt war, ritt er nach Pretoria, wo er Präsident von Rensburg mit einem Teil seiner Leute sowohl als Schoemann mit einer Anzahl seiner Anhänger vorfand.

Beide Parteien standen sich hier feindlich gegenüber. Krüger ging sofort zu Schoemanns Leuten, um sie zu einer friedlichen Verständigung zu bewegen. Er schlug vor, eine Versammlung von Bürgern der ganzen Republik auszuschreiben und sich dann dem Beschlusse der Mehrheit einer solchen Versammlung zu fügen. Beide Parteien stimmten diesem Vorschlag zu, und die Versammlung wurde nach Pretoria einberufen. Hier kamen denn auch eine Menge von Bürgern aus allen Teilen der Republik zusammen, und mit großer Mehrheit wurde beschlossen, den vom Volksrat bereits angenommenen Antrag, daß der Landesgerichtshof über die einzelnen Fragen entscheiden sollte, durchzuführen. Schoemann widersetzte sich aber diesem Beschluß und rief alle seine Leute, die noch außerhalb Pretorias waren, auf, sich zu ihm zu scharen, worauf nun von Rensburg dem Generalkommandanten Smijman auch Befehl gab, einen Kriegsrat zu berufen. Zugleich ließ er Schildwachen ausstellen, damit Schoemann keine weiteren Boten hinausſenden könnte.

An verschiedenen Punkten in der Umgebung des Dorfes (Pretoria) wurden nun Wachen ausgestellt, darunter eine sehr starke am Aapjesfluße, wo jetzt der Vorort Arkadia liegt. Der alte Jakob Malan war Kommandant dieser Wache. Er ließ am folgenden Tag dem Generalkommandanten sagen, daß er unnötig hier stünde, denn die Rapportreiter Schoemanns jagten mitten zwischen ihnen durch und ritten die Leute zusammen, wenn sie nicht aus dem Wege gingen. Nun gab Smijman Befehl, wenn wieder ein Rapportreiter Schoemanns käme und auf wiederholten Anruf nicht stehen bliebe, sollte ihm die Wache das Pferd erschießen. Kurz nachdem dieser Befehl ergangen war, kam ein Rapportreiter angesprengt, der sich um die Haltrufe nicht scherte. Der Wachtposten schoß darauf mit grobem Schrot auf das Pferd. Der Rapportreiter machte kehrt, aber unterwegs brach sein Pferd zusammen. Er selbst war durch ein Schrot am Arme verwundet worden. So war denn der erste Schuß gefallen, welcher den Bürgerkrieg eröffnete.

Als es schließlich so weit kam, daß man sich mit den Waffen in der Hand gegenüberstand, begann man den Streit wieder auf das kirchliche Gebiet hinüberzuspielen.

Schoemanns Partei verbreitete nun das Gerücht, Paul Krüger wäre mit einem Kommando im Anmarsch, um seiner, d. h. der ‚Christelijk Gerevormeerden-Kirche‘ die Anerkennung als Staatskirche an Stelle der ‚Hervormden-Kirche‘ zu erzwingen. Diese Ausstreuungen waren für viele die Veranlassung, sich an Schoemann anzuschließen. Selbst im Distrikte Marico bekam Schoemann Anhänger, darunter Jan Viljoen, den Kommandanten dieses Distriktes. Sobald das Regierungskommando, das ungefähr 500 bis 600 Mann stark war, vor Potchefstroom anlangte, schickte Präsident van Rensburg an Schoemann Botschaft mit dem Vorschlage, aus beiden Parteien eine gemeinschaftliche Kommission zu wählen, die einen Ausweg aus den Schwierigkeiten suchen sollte. Schoemann stimmte diesem Vorschlag zu und ordnete von seiner Seite Jan Kock, den Vater des im letzten Kriege gefallenen Generals Kock, nebst einigen anderen Bürgern zu diesem Zwecke ab, während von der Regierungspartei Krüger nebst einigen anderen mit den Friedensverhandlungen betraut wurde. Die Abgeordneten trafen sich halbwegs zwischen den beiden Lagern. Kaum begegneten sie sich, so redete Jan Kock Krüger an: ‚Ihr wollt also Eure Kirche zur Hauptkirche machen?‘ Ruhig antwortete ihm Krüger: ‚Ohm Jan, ich brauche mich nicht zu

Photographie im Verlag von G. Brogi in Florenz

REMBRANDT VAN RYN

Selbstbildnis

Juden an der „Klagemauer" zu Jerusalem.
Nach dem Gemälde von Ch. Kalli.

ereifern, um Euch zu widersprechen. Wenn Ihr ein bischen nachdenkt, müßt Ihr selbst einsehen, daß das eine Unwahrheit sein muß. Hier steht das Regierungslager. Der Präsident, sowie alle Offiziere gehören der „Hervormden-Kirche“ an, und ich weiß nicht, ob unter den 500 bis 600 Mann auch nur 20 sind, die zu meiner Kirche gehören. Was Ihr also da von den Kirchen redet, kann nicht wahr sein.‘ Später fügte Krüger noch hinzu: ‚Ich habe nie daran gedacht, die Kirche, zu der ich gehöre, zur Staatskirche zu machen. Aber selbst wenn Ihr mir das anbieten würdet, so würde ich es ganz entschieden ablehnen, weil unser Prinzip das ist, daß Christus und niemand anders das Haupt der Kirche sein soll.‘ Die Kommission konnte im übrigen zu keinem Beschlusse kommen, und man ging unverrichteter Sache auseinander.

Wiederum kam es nun zu Gefechten, und schließlich stand man sich zum Entscheidungskampfe an den Zwartkopjes am Krokodilflusse gegenüber. Präsident van Rensburg mit einem Teile seiner Leute lagerte bereits da, als Krüger, der inzwischen im Freistaate gewesen war und eine Zeitlang den Plan gehabt hatte, wegen der ewigen Streitigkeiten überhaupt nicht mehr zurückzukehren, wieder zu ihm stieß, um ihm gegen ein starkes Kommando der Gegner beizustehen.

Am Tage nach seiner Ankunft, es war an einem Dienstage, kam das Kommando der Gegenpartei in Sicht. Der Feind schien zu beabsichtigen, die Zwartkopjes zu besetzen, darum beeilten sich Krügers Leute, ihnen zuvor zu kommen und zuerst auf den Kopjes Stellung zu nehmen. Von beiden Seiten begann nun ein Wettlauf nach dem nächsten Kopje, und auf seiner Höhe stießen beide Parteien zusammen. Krüger war mit einem gewissen Enslin voran. Als er vom Pferde stieg, war Enslin bereits schußfertig, aber von der Gegenpartei rief man herüber: ‚Müßt nicht schießen, laßt uns miteinander reden, wozu brauchen wir einander tot zu schießen?‘ Enslin ließ sein Gewehr sinken, bekam aber unmittelbar darauf eine Kugel und fiel tot in die Arme Krügers. Daraufhin entwickelte sich ein allgemeines Gefecht, aber es hatte noch keine halbe Stunde gedauert, als die Gegenpartei ihre Pferde aufsuchte und in der Richtung nach Pretoria flüchtete.

Krügers Burger bestiegen nun auch ihre Pferde, um die Gegenpartei zu verfolgen, aber Krüger hinderte sie daran, indem er darauf hinwies, daß es sich doch nicht um Feinde, sondern um Brüder handelte. Wenn man auch sehr unzufrieden darüber war, so hörte man doch auf seine Gründe. Als die Burger auf der Gegenpartei sahen, daß sie nicht verfolgt wurden, kehrten sie zurück, um auch ihre Wagen in Sicherheit zu bringen. Sie schlugen ein Lager bei einer Gruppe von Kopjes einige tausend Schritt von Krügers Leuten entfernt auf.

In dieser Nacht kam Expräsident Pretorius im Lager der Gegenpartei an und übersandte sofort eine Botschaft an Krüger, worin er ihn um eine Zusammenkunft zu friedlicher Besprechung ersuchte. Da Krüger denselben Plan gehabt hatte, stimmte er bereitwillig zu. Nun wurden von beiden Seiten Abgeordnete für diese Besprechung gewählt, und zwar von seiten der Regierung Krüger, Grobler und Prinsloo, von der Seite der Gegenpartei Expräsident Pretorius, Menitjes und Fourie. Sobald man zusammen kam, schlug Krüger wiederum, wie schon bei früheren Besprechungen, vor, daß die gewählte Regierung gemäß der Verfassung des Landes von dem Volkstrat als gesetzmäßig erst anerkannt werden müßte. Nach mehrtägigen Verhandlungen einigte man sich auf folgende Punkte:

1. Die Regierung bedarf der Anerkennung durch den Volkstrat.

2. Eine neue Präsidentenwahl soll stattfinden.

3. Die noch strittigen Punkte sollen einem Schiedsgericht unterworfen werden, das sich aus Richtern des Freistaates zusammensetzt. Es soll zu diesem Zweck an den Freistaat ein Ersuchen um die nötigen Richter gerichtet werden.

Gleichzeitig wurden Krüger und Fourie mit Jan Kraey als Sekretär nach dem Oranjefreistaat abgeordnet, um von der Regierung dieses Staates die Richter zu erbitten, welche gemäß der Uebereinkunft den Gerichtshof bilden sollten.

Die Burger zerstreuten sich nun und gingen nach Hause. Als die Gesandtschaft nach dem Oranjefreistaat kam, wo gerade Präsident Brand seinen Amtseid geschworen hatte, riet dieser den beiden Männern, doch lieber die Sache friedlich zu erledigen, als sie vor Gerichtshof über zu viele Burger Strafe verhängen müßte, und dadurch darum eine gegenseitige Verständigung viel besser wäre; schließlich weigerte er sich sogar, Richtern seines Landes diese Sache zu übertragen. Krüger suchte nun nach, ob nicht ein Präcedenzfall vorhanden wäre für eine solche Erledigung der Sache, und fand schließlich heraus, daß ein alter Rechtsgelehrter den Grundsatz festgelegt habe, daß mit gegenseitiger Einwilligung die Anklage auf Rebellion in einem durch einen Burgerkrieg aufgewühlten Lande durch allgemeine Amnestie erledigt werden könnte und nur die Hauptpersonen aus ihren Aemtern entlassen werden müßten. Der Volkstrat faßte denn auch einen Beschluß in diesem Sinn, und so wurde die Ruhe wieder vollkommen hergestellt. Ebenso stimmte der Volkstrat dem Antrage zu, eine neue Präsidentenwahl abzuhalten. Gleichzeitig fand auch auf Ersuchen von Krüger, der dieses Amt bekleidete, die Neuwahl eines Generalkommandanten statt, weil er den Burgern eine Gelegenheit geben wollte, sich einen anderen Generalkommandanten zu wählen, wenn sie mit ihm unzufrieden wären. Er bekam aber bei dieser Wahl mehr als zwei Drittel aller Stimmen — — —“

Im Jahre 1871 mußte Präsident Pretorius, der aus dem Bürgerkriege wiederum als Präsident hervorgegangen war, sein Amt niederlegen, weil er sich in dem Streite um die Diamantgruben Kimberleys dem Schiedsspruche des Gouverneurs von Natal fügte. An seine Stelle trat Th. F. Bürgers, ein Mann, der in allem das Gegenteil von Krüger war. Krüger schildert seinen Gegner und die Vorgänge bei dessen Wahl also:

„Infolge des Rücktritts des Präsidenten Pretorius mußte eine neue Präsidentenwahl stattfinden. Eine große Anzahl von Bürgern ersuchten Krüger, sich als Kandidaten aufstellen zu lassen. Er lehnte das aber ab und unterstützte mit seiner Partei den Präsidentschaftskandidaten Robinson. Der Gegenkandidat war Thomas François Bürgers. Dieser hatte kurz zuvor eine Rundreise durch das Land gemacht und wurde auch mit großer Mehrheit als Staatspräsident gewählt, obwohl Krüger alle Kraft einsetzte, um Robinson zum Sieg zu verhelfen. Die Bereidigung des neuen Präsidenten fand im alten Regierungsgebäude zu Pretoria statt.

Krüger war dabei gegenwärtig. Nachdem der Präsident den Amtseid abgelegt hatte, nahm Krüger das Wort und redete ihn also an: ‚Hochedler Herr, ich habe mein Aeußerstes gethan, um Ihrer Wahl entgegen zu arbeiten. Hauptsächlich um Ihrer meines Erachtens verletzten religiösen Auffassung willen. Aber nachdem Sie nun durch die Mehrheit gewählt worden sind, unterwerfe ich mich als guter Republikaner diesem Votum des Volkes in dem Vertrauen, daß Sie gläubiger sind, als ich dachte, in welchem Falle ich Ihnen von Herzen Glück wünschen werde.‘ Der Präsident antwortete darauf: ‚Bürger, die ihr gegen mich gestimmt habt eures Gewissens willen, ihr seid mir ebenso lieb wie diejenigen, die für mich gestimmt haben.‘ Viele Bürger kamen nun auf Krüger zu und sprachen ihm ihre Freude aus, daß er so offenherzig gesprochen hatte.

Präsident Bürgers war unzweifelhaft ein Mann von scharfem Verstande und sehr großen Gaben. Er versuchte so rasch als möglich die Regierung des Landes zu verbessern und Handelsbeziehungen mit dem Ausland anzuknüpfen. Das Einzige, was man gegen die Regierung Bürgers‘ anführen könnte, war, daß er in seinen Ansichten zu sehr von seinen Bürgern verschieden war. Und das war nicht allein der Fall in religiösen Fragen, sondern auch bei anderen Dingen.

So erstanden ihm sehr bald zahlreiche Gegner. Die Ursache aber, daß er so gut wie allen Einfluß verlor und bei der Mehrheit der Bürger geradezu unmöglich wurde, war der unglückliche Sekuknikrieg vom Jahre 1876.

Die letzte Zeit der Präsidentschaft Bürgers‘ ist zugleich der Anfang des offenen Kampfes mit England. Theophilus Shepstone, der nach dem Sekukunikrieg mit Vollmachten der britischen Regierung nach Pretoria kam, um infolge der ‚für den britischen Besitz in Südafrika Gefahr bringenden inneren Schwäche der Südafrikanischen Republik‘ zur Annexion dieses zum Widerstand gegen die Eingeborenen zu ‚schwachen‘ Gebietes zu schreiten, fand bei Bürgers nur matten Widerstand.

Sheystone erschien mit einem Gefolge von 25 Mann, um, wie er vorgab, mit der Regierung der Republik über die Kaffernschwierigkeiten und andere Fragen zu verhandeln. Dabei sprach er offen aus, die Thatsache, daß die Republik Sekukuni nicht besiegt hätte, wäre für andere Kaffernstämme, auch für solche im britischen Gebiet, eine Anreizung, ebenfalls Aufruhr zu machen. Krüger, der die Absicht des Mannes sehr wohl einsah, forderte von Präsident Bürgers, Sheystone mit seiner bewaffneten Leibwache nicht in die Stadt kommen zu lassen, außer unter dem Geleite einer bewaffneten Bürgereskorte. Dieser Vorstellung gab aber Präsident Bürgers kein Gehör.

Das war in derselben Zeit, als die Amtsdauer des Präsidenten abgelaufen war und eine neue Präsidentenwahl stattfinden mußte. Eine Menge Bürger ersuchten Krüger, sich als Kandidaten aufstellen zu lassen, und obwohl er sich erst geweigert hatte, gab er schließlich doch nach, um der Unzufriedenheit ein Ende zu machen, welche die Bürger über diese Weigerung bezeigt hatten. Er stellte aber die Bedingung an die Wahlkomitees, daß seine Wähler, wenn Bürgers die Mehrheit bekäme, sich damit zufrieden geben und dem gewählten Präsidenten den schuldigen Gehorsam erzeigen müßten, um nicht offene Zwietracht entstehen zu lassen und den Engländern einen neuen Vorwand für ihren Annexionsplan zu liefern. Bereits in der ersten Woche, in welcher die Stimmlisten der Parteien (also noch nicht die offizielle Wahl) im Umlauf waren, erwies sich, daß Krüger eine starke Mehrheit hatte. Daraufhin ging er zu Präsident Bürgers und sagte zu ihm: „Präsident, ich versprache Ihnen, die Mehrheit der Bürger auf Ihre Seite zu bringen, wenn Sie mir zusichern, kräftige Maßregeln gegen die Annexion zu ergreifen und die Unabhängigkeit zu verteidigen. Ist das Ihre Absicht, so müssen Sie das aber auch deutlich zeigen, damit ich die Bürger mit Nachdruck auf die Thatsache verweisen kann, daß die Unabhängigkeit unseres Landes kräftig gewahrt wird. Anderenfalls werden natürlich meine Argumente keinen Eindruck machen. Ich gebe meine Hand darauf, daß ich dann thun werde, was ich angeboten habe.'

Ehe es jedoch zu Neuwahlen kam, wehte die Flagge Englands über der einstmals freien Republik!"

Runen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(7. Fortsetzung.)

Roman von **E. Werner.**

Durch die dunklen, schaumgekrönten Wogen des nordischen Meeres zog ein schlankes, weißes Schiff, das die deutsche Flagge führte. Die See war bewegt, ohne stürmisch zu sein, der Wind frisch, und in der Luft lag trotz des hellen Sonnenscheins jener kalte Hauch, der mitten im Hochsommer daran erinnerte, daß man sich jenseit des Polarkreises befand.

Der „Steadler" hatte auf seiner Fahrt nach dem Norden eine sehr günstige Reise gehabt, mit hellem Wetter und ruhiger See. All die wechselnden Bilder, die mächtigen Felsenlandschaften der Küste zeigten sich in voller Klarheit, und wenn die vorgelagerten Inseln zurücktraten, that sich das freie Meer auf in seiner sonnigen Weite.

Neben dem großen Salon, wo die Reisenden sich gewöhnlich zusammenfanden, wenn das Deck nicht benutzt wurde, lag ein kleinerer Raum, der nicht so prunkvoll, aber ungemein geschmackvoll eingerichtet war. Die Wände waren in zarten, hellen Farben gehalten, und in den Vorhängen und Möbeln herrschte das Lichtblau vor. Es war das reizendste Boudoir, mit allen nur möglichen Bequemlichkeiten ausgestattet. Prinz Sassenburg hatte es erst für diese Reise einrichten lassen und ausschließlich für seine jetzige Braut bestimmt, an deren Schlafzimmer es grenzte.

Sylvia lag auf dem Ruhebette, die Hände unter dem Kopfe verschränkt. Durch das offene Fenster kam der frische Atem des Meeres, und das Zischen und Brausen der Flut tönten herauf, die sich an den Schiffswänden brach. Man sah nur schwarzblaue Wogen und weiße Wellenkämme, bisweilen schoß eine Möve darüber hin und tauchte in den Schaum nieder, und am Himmel zogen einzelne weiße Wolken vom Winde gejagt, nach Norden. Der Blick des jungen Mädchens hing träumerisch an dem einförmigen und doch so fesselnden Bilde, das sich da in dem engen Rahmen des Fensters zeigte, aber es war nicht die Träumerei einer jungen Braut, die so viel stilles, heimliches Glück birgt. Die Augen, die dem Fluge der Möven und dem Zuge der Wolken folgten, hatten einen verschleierten Ausdruck, allein von Glück lag nichts darin. Plötzlich schreckte Sylvia auf, denn die Thür wurde geöffnet, und ihr Vater trat ein.

„Bleibe ruhig, mein Kind!" sagte er, mit einer abwehrenden Bewegung, als sie sich aufrichtete. „Alfred sagte mir eben, als ich auf Deck kam, du wärest nicht wohl und hättest dich zurückgezogen. Es ist doch hoffentlich nicht von Bedeutung?"

„Durchaus nicht, Papa. Ich bin nur übermüdet und abgespannt."

„Uebermüdet?" Hohenfels sah seine Tochter prüfend und ungläubig an. „Das pflegst du doch sonst nicht zu kennen."

„Aber hier lernt man es, hier oben wird es ja niemals Nacht. Immer dieser ewige Tag mit seinem grellen Lichte! Ich habe eine förmliche Sehnsucht nach der Nacht und ihrem Sternenhimmel, ich wollte, wir wären erst wieder daheim!"

Der Minister zog einen Sessel heran und ließ sich nieder.

„Was hat es gegeben?" fragte er halblaut. „Alfred war in ganz verzweifelter Stimmung. Hast du ihn wieder gequält?"

„Nein!" war die ungeduldige Antwort. „Aber er quält mich, mit seiner unsteten Leidenschaft, mit seinem Drängen und Fordern nach Erwiderung. Ich bin nun einmal nicht angelegt dafür, das weiß er doch! Warum will er denn durchaus erzwingen, was ich ihm nicht geben kann?"

„Ich habe mir eure Beziehungen anders gedacht," sagte Hohenfels, in dessen Stirn sich eine tiefe Falte grub. „Als ihr damals von Naansdal zurücktamt und mich mit eurer Verlobung überraschtet, als du mir damit die Verzeihung abschmeicheltest für den eigenmächtigen Besuch im Pfarrhause, da glaubte ich, ihr hättet euch nun endlich gefunden, und alles, was noch fremd und trennend zwischen euch stand, wäre versunken. Aber es wächst immer wieder empor, und wer trägt die Schuld daran? Alfred liebt dich nur zu sehr, er hat ja kaum noch einen Willen dir gegenüber. Du giebst ihm wenig genug dafür, er fordert nur sein Recht, wenn er mehr fordert."

Sylvia erhob sich mit einer heftigen Bewegung.

„Willst du mich schelten, Papa? Ich habe dir doch deinen Lieblingswunsch erfüllt. Ich weiß, wie sehr er dir am Herzen lag."

„Mir? Ich will dich im Glück und im Glanze sehen, doch die Entscheidung habe ich dir überlassen — du weißt es!"

„Aber ich habe nicht gewußt, daß es so schwer, so furchtbar schwer ist, gebunden zu sein!" stieß Sylvia leidenschaftlich heraus.

„Was soll das heißen?" fragte Hohenfels mit voller Schärfe. „Du hast es ja monatelang gewußt, daß Alfred um dich wirbt, und ich habe es dir schon einmal gesagt: mit solchen Dingen spielt man nicht. Jede Frau opfert ihre Freiheit in der Ehe, aber nicht jede tauscht so viel dafür ein wie du. Diese Phantasterein sind wenig schmeichelhaft für deinen künftigen Gatten. Wenn er sie erträgt, um so schlimmer für ihn, ich aber will sie nicht wieder hören. Du hast gewählt — nun ist es entschieden! Ein Zurück giebt es nicht mehr."

Das war der Ton, mit dem er die Tochter stets zu zwingen wußte, dem sie sonst unbedingt gehorchte: aber heute schien er seine Macht zu verlieren. Sylvia warf sich plötzlich an die Brust des Vaters und umschlang ihn mit beiden Armen.

„Warum muß ich mich denn vermählen? Warum willst du mich von dir lassen? Ich habe ja doch nur dich lieb, dich allein auf der ganzen Welt, und ich bin doch dein Einziges!

Was soll da Alfred zwischen uns? Ich habe ihm mein Wort gegeben, ja, aber ich kann nicht — kann nicht!“

In dem Gesicht des Ministers zeigte sich ein tiefes Erschrecken bei diesem verzweifelten Ausbruch. Das war keine Laune mehr. Es klang ja wie Todesangst aus den Worten des Mädchens, das sich an ihn klammerte, als wollte es bei ihm Schutz und Hilfe suchen, und da gingen Strenge und Vorwurf unter in der Angst des Vaters. Er schloß sein Kind in die Arme.

„Du kannst nicht? Was kannst du nicht?“

„Ihn lieben!“ stieß Sylvia hervor. „Ich habe Furcht vor dieser Ehe, vor Alfreds Leidenschaft, die oft so unheimlich aufflammt und dann wieder zurücksinkt in die alte Müdigkeit. Mir ist immer, als gebe es noch einmal ein Unglück zwischen uns, als sei er imstande, sich und mich zu vernichten, wenn er entdeckt —“ sie brach plötzlich ab.

„Wenn er was entdeckt? Ich verstehe dich nicht, Sylvia.“ Betroffen sah Hohenfels auf seine Tochter nieder. Sie hatte die Werbung des Prinzen, die Verlobung in gewohnter Weise hingenommen, spielend, übermütig und im Grund recht gleichgültig. Sie war ganz einverstanden gewesen mit dem Vater, der nur in dieser Ehe die glänzende Zukunft sah, und nun solch eine Scene! Ihr ganzer Körper bebte ja in seinen Armen, und statt einer Antwort hörte er nur ihr krampfhaftes Weinen.

„Besinne dich, Sylvia!“ mahnte er. „Du bist ja ganz außer dir. So habe ich dich nicht gesehen seit deiner Kinderzeit, seit jenem Tage, wo Bernhards roher Uebermut dir den Nervenanfall zuzog, der dich fast das Leben kostete.“

Sylvia zuckte zusammen, ihr Schluchzen hörte auf, und sie richtete sich empor. Noch standen die Thränen in ihren Augen, aber um die Lippen legte sich ein Zug trotziger Energie, und ihre Stimme klang kalt und hart, als sie erwiderte:

„Du hast recht, Papa, das sind alles nur Phantasterein. Vergieb, daß ich dich damit gequält habe. Es ist schon vorüber — ich will nicht länger träumen!“

Der Rückschlag kam so jäh und unvermittelt, daß der Vater sie mit äußerstem Befremden anblickte. Eben noch ein förmlicher Verzweiflungsausbruch, und nun plötzlich diese Ruhe! Aber gleichviel, wenn sie sich nur auf ihre Pflicht besann!

„Träumereien sind immer gefährlich, wenn man mit der Wirklichkeit zu rechnen hat,“ sagte er ernst. „Du bist Alfreds Braut, bist es freiwillig geworden, und dein Wort ist heilig. Es ist natürlich, daß ihr euch noch nicht versteht. Er ist ein gereifter Mann, und du bist noch sehr jung und unerfahren. Lerne ihn nur erst begreifen, dann wirst du ihn auch lieben lernen!“

Er küßte seine Tochter und ging, aber es war ein Blick tiefer Sorge, den er zurückfandte. Sein ehrgeiziger Wunsch erfüllte sich ja nun, und um dieses Wunsches willen hatte er nicht hören wollen, was die innere Stimme ihm warnend zugeflüstert hatte: daß Sassenburg fast dreißig Jahre älter war als die junge Braut, daß er längst fertig war mit dem Leben, während es für sie erst begann, und daß er überhaupt nicht der Mann war, ein Weiben wie Sylvia zu fesseln. Aber jetzt, nach dieser Scene, erhob sich jene Stimme wieder laut und mahnend und sagte ihm, daß er ein gefährliches Spiel gewagt hatte. —

Auf dem unteren Deck stand Prinz Sassenburg, mit dem Fernglase in der Hand, und beobachtete einen größeren Dampfer, der sich in unmittelbarer Nähe befand. Er war schon gegen Mittag in Sicht gekommen und ziemlich weit voraus, aber der schnelle „Seadler“ hatte ihn eingeholt. Jetzt sah man, daß er eine Touristengesellschaft an Bord hatte, die sich größtenteils auf Deck befand und neugierig die nahende Jacht musterte. Der Prinz bemerkte das mit sichtlichem Mißfallen und wandte sich an den Kapitän, der an seiner Seite stand.

„Lassen Sie Volldampf geben, damit wir den Dampfer da möglichst weit zurücklassen,“ befahl er. „Wir müssen mindestens eine Stunde früher am Kap landen, sonst stören uns diese Touristen mit ihrem lärmenden Treiben den ganzen Ausflug.“

Der Kapitän ging, um die nötigen Weisungen zu geben, und gleich darauf setzte der „Seeadler“ zur schnellsten Fahrt ein. Wie ein Pfeil schoß er durch die schäumenden Wogen, ganz dicht an dem Dampfer vorbei. Von drüben her grüßte ein Herr mit eifrigem Hutschwenken, Sassenburg dankte flüchtig, er erkannte den jungen Deutschen, der ihm damals im Pfarrhause von Raansdal vorgestellt worden war. Schon in der nächsten Minute waren die Schiffe aneinander vorüber, und das größere blieb zurück.

Harald Thorvil, der auf seinem Posten am Steuer stand, hatte mit einiger Verwunderung den Befehl zur Beschleunigung der Fahrt vernommen und rief nun einen der Matrosen an:

„Warum wird denn auf einmal Volldampf gegeben?“

„Befehl von Durchlaucht!“ lautete die Antwort. „Wir sollen dem Dampfer vorkommen und früher landen. Die Herrschaften wollen da oben am Kap nicht gestört sein von den Touristen.“

Harald lachte in seiner kurzen, trockenen Art.

„Ja so, Durchlaucht will auch die Aussicht für sich allein haben! Wie kann sich denn dies Touristenvolk unterstehen, auch etwas sehen zu wollen, wenn ein Prinz unterwegs ist!“

„Wahren Sie Ihre Zunge, Thorvil!“ sagte der Kapitän, der eben vorüberging und die Aeußerung gehört hatte. „Sie scheinen zu vergessen, daß der Prinz Ihr Schiffsherr ist.“

„Am Steuer thue ich meine Pflicht!“ war die schroffe Antwort.

„Es ist nicht das erste Mal, daß Sie solche respektwidrige Bemerkungen machen. Mir gegenüber geschieht es freilich nicht, ich würde es Ihnen auch nicht raten, aber ich höre genug davon durch die Mannschaft.“

„Haben sie mich angegeben?“ fragte Harald mit einem finstern Blick auf den Matrosen. „Ich konnte es mir denken!“

Der Kapitän gab dem Manne einen Wink, zu gehen, dann trat er dicht an den Steuermann heran und fuhr mit gerunzelter Stirn fort: „Ich habe schon längst mit Ihnen reden wollen, Thorvil, das kann nicht so fortgehen, Sie leben ja in einem förmlichen Krieg mit allem, was an Bord ist. Ihr meinen Leuten liegt die Schuld nicht, die sind Ihnen kameradschaftlich entgegengekommen, aber Sie legen es geradezu darauf an, sich überall Feinde zu machen. Da dürfen Sie sich auch nicht beklagen, wenn man Ihnen schlimme Streiche spielt. Erst vorgestern ist das wieder geschehen. Ich weiß das alles, kann es aber nicht ändern.“

„Habe es auch noch nicht verlangt, Herr Kapitän,“ versetzte Thorvil kalt. „Ich wehre mich schon allein, und wenn ich es ihnen auch nicht gleich heimgebe — es bleibt ihnen sicher!“

„Was soll das heißen?“ fragte der Kapitän scharf. „Soll das etwa eine Drohung sein? Nehmen Sie sich in acht! Ich habe den Prinzen bisher nicht mit der Sache behelligen wollen, wenn Sie aber so fortfahren, dann bin ich genötigt, ihm zu sagen, daß Sie uns den ganzen Frieden an Bord gefährden und ich nicht dafür einstehe, daß die allgemeine Gereiztheit gegen Sie sich nicht einmal in schlimmster Weise Luft macht. Wollen Sie es darauf ankommen lassen?“

Der Steuermann wollte antworten, aber in diesem Augenblick kam Sassenburg selbst auf das hintere Deck und blieb in einiger Entfernung stehen. Der Kapitän brach rasch das Gespräch ab, ging mit einem Gruße an ihm vorüber und bestieg die Kommandobrücke.

Die Verlobung des Prinzen war auf dem „Seeadler“ natürlich kein Geheimnis mehr, man sah ihn und seine Braut ja täglich und hörte die vertraulichen Anreden, aber er sah nicht aus wie ein glücklicher Bräutigam. Sein Gesicht erschien bleich und müde, als er sich auf die Brüstung lehnte und in das Meer hinausblickte. Es war ein Blick voll finsterer Träumerei, der sich dort in die Weite verlor.

Da kam Sylvia aus der Kajüte und nahte sich ihrem Verlobten, der sie erst gewahrte, als sie neben ihm stand und die Hand auf seinen Arm legte. „Alfred!“

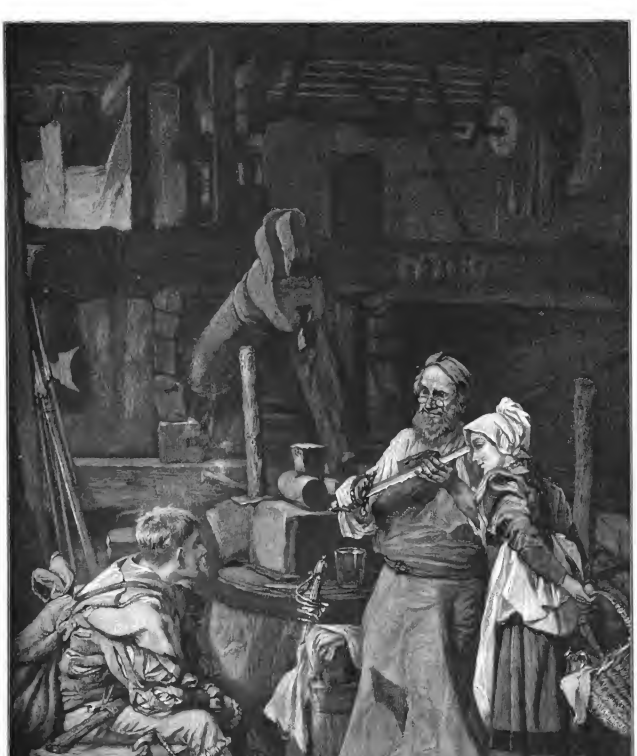
Er fuhr auf und wandte sich um.

„Ah, du bist es! Ich habe nicht gewagt, dich zu stören mit einer Frage nach deinem Befinden, du wolltest ja allein sein.“

„O, ich bin wieder ganz wohl,“ sagte Sylvia leichthin. „Es wird ein kleiner Anfall von Ermüdung gewesen sein.“

Sie stand frisch und lächelnd vor ihm, keine Spur mehr von den vergossenen Thränen, von der stürmischen Erregung, mit der sie sich vorhin in die Arme des Vaters geworfen, und ihre Stimme hatte den alten neckischen Klang, als sie fortfuhr:

„Sieh doch nicht so tragisch aus, Alfred! Willst du mit mir schmollen, weil ich vorhin unartig gewesen bin? Soll ich vielleicht abbitten?“



Beim Waffenschmied.
Nach dem Gemälde von E. v. Häberlin.

Sassenburg hatte sich emporgerichtet, er sah jetzt nicht mehr bleich und müde aus, es lag ein Zug fieberhafter Spannung in seinem Gesicht, seinem ganzen Wesen, von dem Augenblicke an, da seine Braut erschienen war, und jetzt fragte er statt aller Antwort:

„Der Papa ist wohl bei dir gewesen?“

„Ja, vor einer halben Stunde. Warum?“

„Ich wollte nur wissen, wem ich diesen plötzlichen Sonnenschein verdanke.“

„Ja, Papa hat mir den Text gelesen, er nimmt ja immer deine Partei,“ sagte Sylvia, ohne die Bitterkeit der Worte bemerken zu wollen. „Also auf allerhöchsten Befehl — wir sollen Frieden schließen und feierlich geloben, ihn zu halten. Da werden wir wohl gehorchen müssen, oder willst du in Wehr und Waffen bleiben? Ich bin zum Frieden bereit!“

Das klang so einschmeichelnd liebenswürdig, daß Alfreds Widerstand völlig erlahmte. Er unterlag bereits wieder dem Zauber, gegen den er sich eben noch gewehrt hatte, und ergriff mit einer leidenschaftlichen Bewegung die dargebotene Hand.

„Sylvia — warum mußt du mich denn immer quälen?“

„Warum läßt du dich quälen?“ neckte sie. „Ihr Männer wollt ja immer unsere Gebieter sein. Nun, so versuche es doch, zeige mir den Herrn und Meister!“

Sie lächelte dabei, und doch war wieder der dunkle Blick in ihrem Auge, der beinahe drohende Ausdruck, der zu sagen schien: Wage es nur!

„Wozu? Du kannst ja doch nicht lieben!“ erwiderte Alfred mit vollster Bitterkeit. „Ich habe es ja gewußt von Anfang an und habe es doch nicht lassen können, immer und immer wieder zu hoffen. Ich wähnte, wenn du nur erst mein wärst, dann müßte es aus meiner Seele hinüberloben in die deinige und dich erwärmen zu Glut und Leben. Ich glaubte, das erzwingen zu können — umsonst!“

„Alfred, ich bitte dich!“ Sie zog heftig ihre Hand aus der seinigen. „Wir sind nicht allein — der Steuermann!“

Sassenburg wandte sich um und sah jetzt auch, daß der Steuermann sie beobachtete. Dieser stand zu fern, um etwas von dem Gespräch zu hören, aber seine Augen waren fest auf die Beiden gerichtet.

„Unerträglich!“ stieß der Prinz gereizt hervor. „Ist man denn nirgends sicher vor diesen Leuten? Aber wenigstens das Oberdeck habe ich ihnen verbieten lassen. Komm, Sylvia!“

Die junge Dame zögerte, es schien beinahe, als fürchtete sie ein Alleinsein mit ihrem Verlobten, und als wären ihr die Zeugen erwünscht, die ihm so lästig waren. Sie trat wie zufällig in die Nähe des Steuers und machte eine Bemerkung über den Dampfer, der schon weit zurückblieb.

„Ja, ich habe Volldampf geben lassen,“ sagte Sassenburg, der ihr gefolgt war. „Sonst geraten wir mitten in den Touristenlärm hinein. Jetzt werden wir eine Stunde früher am Kap landen und hoffentlich allein sein da oben, es ist ja sonst kein Schiff in der Nähe.“

„Doch, der kleine Segler da vorn!“ warf Sylvia ein. „Er steuert gleichfalls nach Norden.“

„Das wird irgend ein Walfischfänger sein, der ins Polarmeer hinausgeht.“

„Nicht doch! Das sind schwere, plumpe Boote, wir sind ihnen ja oft genug begegnet. Sieh nur dies schlanke Schiff, mit seinen weißen Segeln! Es fliegt nur so hin vor dem Winde!“

Der Prinz hob gleichgültig das Fernglas an die Augen. „Was meinen Sie, Thorvik,“ fragte er. „Ist es ein Walfischfänger?“

„Nein, Durchlaucht,“ war die bestimmte Antwort des Steuermanns. „Es ist die ‚Freya‘ von Edsvikten.“

Er sprach zu dem Prinzen, aber er schaute dabei dessen Braut an, und da sah er wieder, was er schon einmal gesehen hatte in einem anderen Gesicht: das jähe Aufzucken, das Erbleichen und das seltsame Aufflammen in dem Blick, der sich so starr und groß auf einen Punkt heftete. Harald Thorvik verstand sich sonst wenig auf die Beobachtung von Seelenzuständen, gab sich auch nicht ab damit, aber damals, in der Kirche von Raansdal, hatte der Instinkt der Eifersucht ihn scharfsichtig gemacht, und jetzt flog ein Ausdruck des Hohnes über seine Züge, während er dachte: Sie auch! —

Sassenburg war mit dem Fernglase beschäftigt und hatte nichts bemerkt, aber sein Interesse war erwacht, und er sagte lebhaft: „Da können Sie recht haben. Die ‚Freya‘ ist uns ja vorausgegangen nach dem Norden. Mich wunderte es, daß wir sie nirgends trafen.“

„Sie ist schon ein paarmal in unserer Nähe gewesen,“ erklärte Thorvik. „Aber jedesmal, wenn sie den ‚Seeadler‘ in Sicht bekam, wurde der Kurs geändert, dann ging es hinaus in das offene Meer. Das Schiff hat uns vielleicht nicht treffen wollen.“

„Das sieht diesem Bernhard ähnlich!“ wandte sich der Prinz an seine Braut. „Da hilft keine Liebenswürdigkeit, er bleibt bei seinem alten Groll. Du hörst es, er ist jedesmal ausgewichen, wenn er in Gefahr kam, uns zu begegnen, aber jetzt haben wir ihn! Es ist wirklich die ‚Freya‘, ich sehe es jetzt auch. Wir wollen Jagd auf sie machen!“

Er hatte englisch gesprochen, um von dem Steuermann nicht verstanden zu werden, und Sylvia antwortete in derselben Sprache, aber ihre Stimme klang unsicher und gepreßt:

„Nein, Alfred, das dürfen wir dem Papa nicht zumuten, damit verderben wir ihm die ganze Laune, und Bernhard hat es sicher nicht vergessen, daß er ihn damals bei der Begegnung in Raansdal eine so peinliche Rolle spielen ließ. Darum ist er uns ausgewichen — es ist besser, wir vermeiden ihn auch.“

Alfred sah sie befremdet an. Sie hatte nicht nach solchen Rücksichten gefragt, als sie jene Zusammenkunft und später den Besuch im Pfarrhause durchsetzte. Aber er war viel zu sehr gewöhnt an die Launen seiner Braut, als daß ihm der Widerspruch besonders aufgefallen wäre. Er zuckte nur die Achseln.

„Vermeiden können wir uns diesmal nicht, dazu sind wir uns zu nahe. Sie wissen es jedenfalls schon auf der ‚Freya‘, daß sie gesehen worden sind und wir sie am Kap einholen. Hast du das Interesse für deinen ‚Bärenvetter‘ schon wieder verloren? Ich habe ihn doch zweimal ausdrücklich stellen müssen auf deinen Befehl, jetzt thut es der Zufall.“

Sylvia antwortete nicht, aber ihre Augen hingen noch immer an dem schlanken Schiff, das mit vollem Wind in den Segeln vor ihnen herzog. Da trat der Kapitän heran und meldete, das Kap komme eben in Sicht. Ob die Herrschaften nicht nach dem Oberdeck wollten, wo der Ausblick ganz frei wäre.

„Ja, gewiß — darf ich dich bitten?“ sagte Sassenburg, mit einer Handbewegung nach der Treppe hin, die hinaufführte. Als Sylvia aber zufällig den Kopf wandte, sah sie wieder die scharfen, grauen Augen des Steuermanns, die sie förmlich zu bewachen schienen. Auch sie fühlte jetzt, daß etwas anderes als bloße Neugier in dem beobachtenden Wesen dieses Mannes lag.

Harald sah ihnen nach, und seine Stirn zog sich finster und drohend zusammen, während er murrte: „Was soll denn das werden? Und was Hildur wohl dazu sagen wird! Dem Bernhard stecken ganz andere Dinge im Kopf, als sie glaubt. Ich werde ihr die Augen öffnen, wenn wir heimkommen!“ —

Die „Freya“ zeigte sich als wackerer Segler. Sie hatte allerdings einen ziemlichen Vorsprung, aber sie behauptete sich gegen den „Seeadler“, der mit voller Dampfkraft fuhr und sie trotzdem erst am Kap einholte. Sie lag bereits vor Anker in der kleinen Landungsbucht, als die Jacht des Prinzen einlief, die ihres Tiefganges wegen weiter draußen bleiben mußte. Der Minister durfte sich größere Anstrengungen, wie diesen Ausflug, nicht zumuten, er blieb an Bord und winkte vom Deck aus einen Gruß dem Boote nach, in dem Sassenburg mit seiner Braut und dem Kapitän an Land fuhren. Dort trafen sie Christian Kunz, der auf dem grünen Abhange umherspazierte und seine ganze Strammheit entwickelte, um die Herrschaften respektvollst zu begrüßen. Von ihm erfuhren sie, daß sein Herr und Leutnant Fernstein sich sofort ausgeschifft hatten und bereits auf dem Wege zum Kap waren. Auch der Prinz und seine Begleiter unternahmen unverzüglich den ziemlich beschwerlichen Aufstieg, der über eine Stunde dauerte.

Inzwischen feierte Christian ein fröhliches Wiedersehen mit den Bootsleuten des „Seeadlers“. Er hatte auf der wochenlangen Fahrt schmerzlich die Landsleute vermißt, mit denen er während

der letzten Zeit in Raansdal fast täglich verkehrt hatte. Mit seinen beiden norwegischen Kameraden von der „Freya“ konnte er nicht viel anfangen, vom vielen Reden waren sie beide keine Freunde. Das besorgte der junge Holsteiner jetzt gründlich, er schwatzte sich förmlich fest mit den Bootsleuten, während sie gemeinsam auf ihre Herren warteten.

Da erfuhr er denn zunächst die große Neuigkeit von der Verlobung des Prinzen mit Baronesse Hohenfels und dann die neuesten Bestimmungen über den „Seeadler“. Der kehrte vorläufig nach Raansdal zurück, da die Herrschaften noch einige Wochen in Aitheim zubringen wollten. In den ersten Herbsttagen sollte er Norwegen verlassen, und dann ging es heim nach Deutschland, mit dem Brautpaar an Bord, eine lustige Brautfahrt durch die Nordsee!

„Ja, dann geht es heim!“ wiederholte Christian, mit einem brunnentiefen Seufzer. „Ihr habt es gut, ihr kommt nach Hause und ich bleibe hier, bei den Felsen und Fischen. Die einen sind so stumm wie die anderen, und wenn der Herr Leutnant erst wieder fort ist, wird auch in Edsviken kein Deutsch mehr gesprochen! Man verlernt sein bißchen Muttersprache noch ganz und wird zuletzt so brummig wie der Olaf, oder so dumm wie der Niels. — Ich wollte, ich könnte mit!“

Mächtig und dunkel hob sich die hohe Felsenküste des Nordkaps empor und grenzte sich in scharfen Umrissen ab gegen den klaren, nordischen Himmel, der noch das volle Tageslicht zeigte, obgleich es kurz vor Mitternacht war.

Droben auf der Höhe standen Bernhard Hohenfels und Kurt Fernstein. Sie wußten natürlich, daß der „Seeadler“ ihnen unmittelbar folgte und gleich nach ihnen landen mußte, und man sah es an dem Gesicht Bernhards, wie ihn die bevorstehende unvermeidliche Begegnung verstimmte. Er achtete kaum auf die Aussicht, sondern blickte mit umwölkter Stirn und finsteren Augen auf das Meer hinaus, während Kurt ihm Vorwürfe machte.

„Da hast du es nun! Was half es uns, daß wir zweimal ausgebrochen sind und Hals über Kopf seewärts gingen, sobald sich der ‚Seeadler‘ nur mit der Nasenspitze zeigte. Beim dritten Male hat er uns erwischt, und wir müssen dem Onkel Hohenfels hochachtungsvoll und ergebenst unsere Aufwartung machen. Ich begreife nicht, warum du eigentlich so wütend darüber bist. Er hat dich allerdings nicht liebenswürdig behandelt, damals in Raansdal, aber du warst auch nicht gerade rücksichtsvoll, als du ihm so unverschämt mit deinem Abschiedsgesuch über den Hals kamst, und eine halbstündige Audienz bei Seiner Gestrengen wird doch wohl noch auszuhalten sein. Den Prinzen und Sylvia treffen wir jedenfalls noch hier oben.“

„Ja, sie werden uns wohl folgen,“ sagte Bernhard, indem er langsam den Blick hinüberwandte nach jener Stelle, wo der Felsweg die Höhe erreichte.

„Nun, dann thu' mir wenigstens den Gefallen und mach' ein anderes Gesicht. Du bist überhaupt in einer schändlichen Reiselaune gewesen.“

„Warst du denn etwa vergnügter?“ fragte Bernhard mit Achselzucken. „Ich meine, wir haben uns darin nichts vorzuwerfen.“

„Ich? Nun ja, so etwas ist ansteckend, ich geriet schließlich auch in üble Stimmung. Wie haben wir uns beide gefreut auf diese Fahrt! Wir wollten ja alles andere über Bord werfen und wieder die lustigen blauen Jungen sein, wie auf unserer ‚Vineta‘. Statt dessen sind wir ein paar recht trübselige Gesellen geworden, mitten in all der nordischen Herrlichkeit. Ich glaube, eine von euren Nixen oder Trollen hat uns die ganze Reise verhext.“

„Ich glaube eher, daß dir die Raansdaler Geschichte im Kopfe steckt, die du noch immer nicht losgewonden bist. Und wenn es dann doch eine Nixe sein soll, die dich verhext hat, so heißt sie wohl Inga?“

„Unsinn! Das ist vorbei!“ widersprach Kurt heftig. „Ich habe dir ja beichten müssen, denn du hattest etwas gemerkt an jenem Sonntag. Aber du weißt auch, daß die Sache ein für allemal zu Ende ist.“

„Ich weiß nur, daß du ein völlig anderer bist seit jener Zeit. Was wir auch unternahmen auf der Fahrt, du bist immer nur mit halbem Herzen dabei gewesen und wärst am liebsten auf und davon gegangen — nach Drontheim.“

„Was fällt dir ein!“ fuhr Kurt auf. „Denkst du, ich werde mir meine Liebe noch einmal so vor die Füße werfen lassen? Wenn du sie nur gesehen hättest! Wenn du nur wüßtest, wie ich behandelt worden bin von dem kleinen Sprühteufel!“

„Und wie hast du sie behandelt?“ fragte Bernhard ernst. „Die kleine Inga hat eben doch viel mehr Stolz und Selbstgefühl, als wir beide ihr zutrauten. Du dachtest dir nichts Schlimmes bei dem übermütigen Spiel, gewiß, aber ein zartfühlendes Mädchen mußte es tief verletzen.“

„Du hast gut predigen!“ rief Kurt gereizt. „Deine Hildur ist eben eine Musterbraut, die hat dir sicher Werbung und Verlobung nicht schwer gemacht. Ich bin an ein Stachelröschen geraten, das sich wehrt und sticht. Aber ich habe nun genug von den Dornen. Ich schlage mir die Sache aus dem Sinn, und wenn ich nur erst wieder auf meiner ‚Vineta‘ bin, dann ist sie begraben und vergessen — Punktum!“

Der junge Hohenfels schwieg, aber er schien nicht recht an dies „Punktum“ zu glauben. Er kannte seinen Freund viel zu gut, um nicht zu wissen, daß dessen zur Schau getragener Gleichmut erzwungen war, daß er sich damit nur wehrte gegen eine übermächtige Empfindung. Aber gegen eine solche Empfindung half kein Wehren und Sträuben, das wußte Bernhard am besten. Er freilich hatte nicht gebeichtet, er ließ sich auch ruhig verspotten und ausschelten wegen der Flucht vor „Seiner Gestrengen“, dem Onkel Hohenfels. War es doch etwas ganz anderes, vor dem er floh, und dem er jetzt wieder standhalten mußte!

„Da kommen sie!“ sagte Kurt und wies hinüber nach der andern Seite des Plateaus, wo eben die Erwarteten aufstanchten. „Wir werden ihnen wohl entgegengehen müssen.“

Und unseren Glückwunsch abstatten,“ ergänzte Bernhard. „Die Verlobung ist ja jetzt eine Thatsache. Ich werde den Vorzug haben, eine durchlauchtige Cousine zu besitzen.“

„Laß doch die Spöttereien!“ schalt Kurt. „Was hast du eigentlich gegen Sassenburg? Dir ist er stets liebenswürdig entgegengekommen, und wenn er Sylvias Geschmack ist — “

„Ihr Geschmack ist die Fürstenkrone und der Glanz, der die künftige Prinzessin umgiebt, nicht Alfred Sassenburg! Was hat ein Mann wie er denn noch zu geben? Da ist keine Kraft mehr, kein Feuer, kein Leben, nur ausgebrannte Asche.“

„Wer weiß! Er wäre nicht der Erste, der noch einmal aufflammte in einer späten Leidenschaft, und Sylvia ist ganz danach, sie zu entfachen, mit ihren ‚Gespensteraugen‘, wie du sie zu nennen geruhst. Das sind Augen, die einen Mann toll machen können, wenn er nicht zufällig gefeit ist durch ein anderes Band. Nun, das bist du ja, du ehrenfester Bräutigam — danke Gott dafür!“

Bernhard erwiderte nichts, aber sein Blick war unverwandt auf die Näherkommenden gerichtet. Die schlanke Gestalt Sylvias, in dem dunkelblauen, pelzbesetzten Reisekleide, ein Pelzmützchen auf dem dunklen Haar, hob sich wie eine Silhouette ab von den lichten Hintergrund. Sie ging zwischen ihrem Verlobten und dem Kapitän, während ein Diener mit den Mänteln ihnen folgte; und jetzt, als die beiden jungen Männer schon aus der Ferne grüßten, neigte sie das Haupt mit jener eigenartigen Grazie, die in jeder ihrer Bewegungen zum Ausdruck kam.

Man traf und begrüßte sich auf halbem Wege und wechselte die üblichen Fragen und Erkundigungen. Sassenburg nahm die Glückwünsche in seiner matten, aber verbindlichen Art auf, Sylvia lächelte nur dazu. Dann kehrte man gemeinsam nach dem Aussichtspunkte zurück.

„Wir haben da unten die Bekanntschaft Ihrer ‚Freya‘ gemacht,“ sagte der Prinz. „Ein prächtiger kleiner Segler! Er hat uns den Rang abgelaufen beim Landen.“

„Ja, Bernhard, du bist nur so vor uns hergesogen,“ fiel Sylvia ein. „Es sah ganz märchenhaft aus, wie das Schiff mit seinen weißen Segeln immer auf und nieder tauchte in der Flut, wie ein Meergeschöpf, das sich tummelt in seinem Elemente. Das muß eine Fahrt gewesen sein!“

„Da hören Sie es! Der ‚Seeadler‘ ist in Ungnade gefallen bei meiner Braut,“ scherzte Sassenburg.

Sie hatten inzwischen die vordere Höhe erreicht, und es war

ein mächtiges Bild, das sich hier dem Auge bot. Das freie, offene Meer, das sich nach Norden hin in endlose Ferne verlor, darüber der weite Himmel, in leuchtender Klarheit, und dort im Westen die dunkelglühende Sonnenscheibe, die dicht über der Flut zu schweben schien.

Der Wind hatte sich gegen Abend gelegt, aber die See war noch stark bewegt, und hier oben auf der freien Höhe war es empfindlich kalt. Der Prinz winkte den Diener herbei, nahm ihm einen der Mäntel ab und trat damit zu seiner Braut, die ungeduldig abwehrte:

„Danke, Alfred! Ich friere durchaus nicht."

„Aber du wirst dich erkälten, wenn wir länger hier oben verweilen. Ich bitte dich, Sylvia!"

Sie zuckte die Achseln und ließ es geschehen, daß er den Mantel um ihre Schultern legte und sich dann tröstend in den seinigen hüllte, aber ihr Blick glitt unwillkürlich zu ihrem Vetter hinüber, der nur den Matrosenanzug trug, wie immer, wenn er auf seiner „Freya" war.

Man sprach von der Aussicht und dem Wetter, eine Unterhaltung, wie sie meist an solchen Punkten geführt wird, aber die Augen des Prinzen ruhten mit einem eigentümlich forschenden Ausdruck auf den Zügen des jungen Mannes, der dicht neben ihm stand, und plötzlich sagte er ganz unvermittelt:

„Sie gleichen Ihrem Vater gar nicht, Herr von Hohenfels. Kein Zug von ihm! Und Sie haben doch so viel von seinem Temperament und seinem Charakter."

Bernhard stutzte und sah ihn befremdet an.

„Kannten Sie denn meinen Vater, Durchlaucht?"

„Gewiß, wir waren Jugendfreunde. Wußten Sie das nicht? Hat er Ihnen nie von mir gesprochen?"

„Nein, niemals! Ich dörte Ihren Namen zum erstenmal, als Sie mit Ihrem ‚Steadler' nach Naandsdal kamen."

Ein halb bitterer, halb schmerzlicher Ausdruck glitt über das Gesicht Alfreds. Also auch das hatte er vergessen oder vergessen wollen!

Das Gespräch wurde in halblautem Tone geführt.

Kurt stand mit dem Kapitän des „Secadlers" drüben auf der anderen Seite und erörterte mit ihm irgend ein seemännisches Thema. Sylvia hatte sich auf einen Stein niedergesetzt und ordnete ein Sträußchen, das sie während des Aufstieges gepflückt hatte, blasse, zarte Blumen, die unten, im sonnigen Thale, schon der erste Frühling weckte, und die hier oben, auf der kalten, einsamen Höhe, sich erst im Hochsommer erschlossen. Sie schien nicht auf das Gespräch zu achten und folgte ihm doch mit plötzlich erwachtem Interesse, als ihr Oheim genannt wurde. Seit jener Stunde in Zdal hatte er erst Bedeutung für sie gewonnen, aber weder Alfred noch ihr Vater wußten von der dortigen Begegnung. Sie hatte darüber geschwiegen, ohne sich Rechenschaft zu geben, weshalb sie ein Geheimnis daraus machte.

„Es gab eine Zeit, wo Ihr Vater und ich unzertrennlich waren," hob Sassenburg wieder an, und seine Augen hatten einen träumerisch düsteren Blick, als schaute er zurück in jene ferne Zeit. „Wir waren beide jung, leidenschaftlich, und beide nicht von gewöhnlichem Schlage, aber er, Joachim, war doch immer der Stürmer, ich der Träumer. Ich habe ihn oft beneidet um die wilde Kraft, mit der er sich aufbäumte gegen alles, was ihm als Zwang und Fessel erschien. Ich habe das nie gekonnt, ich blieb im Banne der Tradition, aber wir wurden Freunde auf Leben und Tod, wie man das so nennt. Nun, das Leben riß uns bald genug auseinander, auf Nimmerwiedersehen, und der Tod — es war ja wohl ein Jagdunfall, dem er zum Opfer fiel?"

„Ja!" sagte Bernhard kurz, ohne den Fragenden anzusehen.

„Ich weiß und ich kenne auch sein Grab auf dem Naandsdaler Friedhofe, aber nicht seine Todesstätte. Wo ist er denn gestorben?"

Es war wieder das geheime, scharfe Forschen in dem Ton und dem Blick, der nicht von dem Gesichte des jungen Mannes wich; aber dort war nichts zu lesen, und die Antwort klang in eisiger Ruhe: „Auf einer Jagdstreiferei — irgendwo in den Naandsdaler Bergen — so sagte man mir wenigstens. Ich war ja noch ein Knabe damals."

„Ja, Sie waren kaum fünfzehn Jahre," sagte der Prinz langsam. „Aber ich habe noch eine Bitte an Sie, Bernhard! Wir werden jetzt nahe Verwandte, da sollten wir doch die förmlichen Anreden beiseite lassen und uns wenigstens die Vornamen geben. Wollen Sie, lieber Vetter?"

Das Anerbieten geschah mit voller Liebenswürdigkeit, aber es wurde zögernd und kühl angenommen.

„Wenn Sie es wünschen, Durchlaucht."

„Nennen Sie mich Alfred! Ich bitte darum. Wenn Sie es dem neuen Vetter nicht gewähren wollen, so gestehen Sie es dem alten Freunde des Vaters zu. Er ist mir einst sehr, sehr teuer gewesen, und da möchte ich seinem Sohne doch nicht so fremd bleiben."

Es war ein Klang in den Worten, der endlich Bernhards starre Zurückhaltung überwand, er ergriff die dargebotene Hand.

„Sie beschämen mich — Alfred! Ich ahnte nicht, daß Sie meinem Vater so nahe standen, sonst —"

„Wären Sie vielleicht weniger spröde und ablehnend gewesen," ergänzte Sassenburg. „Nun, jetzt wissen Sie wenigstens, was es war, das mich zu Ihnen zog. Lassen Sie es auch in Zukunft gelten!"

Sie wurden unterbrochen, die beiden anderen Herren kamen von drüben und berichteten, daß dort im Südwesten, bei den letzten Inseln, ein großes Schiff in Sicht gekommen wäre, dem Anschein nach ein Kreuzer. Hier im hohen Norden, wo man nur den Walfischfängern oder einem Touristendampfer begegnete, war das Erscheinen eines Kriegsschiffes ein Ereignis, das auch den Prinzen lebhaft interessierte, während Kurt ganz erregt war.

„Ich wollte darauf schwören, daß es unsere ‚Thetis' ist!" rief er. „Ich kenne sie genau, wir sind auf der letzten Fahrt zusammengetroffen und haben ein paar Wochen mit ihr im Hafen von Rio gelegen. Die Flagge läßt sich ja noch nicht erkennen, aber ich bleibe dabei, es ist die ‚Thetis'!"

„Darf ich Ihnen mein Glas anbieten, Durchlaucht, es trägt weiter als das Ihrige," sagte der Kapitän, „aber wir müssen dort hinüber, wo ich vorhin mit Leutnant Fernstein stand, hier sieht man nichts."

„Entschuldige mich auf ein paar Minuten," wandte sich Sassenburg an seine Braut. „Wollen Sie nicht mit, Bernhard? Nein? Nun, dann leisten Sie Ihrer Cousine Gesellschaft. Kommen Sie, meine Herren!"

Sie schritten hinüber nach der anderen Seite, wo man, nach Süden blickend, einen Teil der Küste und die nördlichste der Inselgruppen übersah, aber aus den paar Minuten wurde mehr als eine Viertelstunde. Die Herren beobachteten und erörterten die Sache sehr ausführlich und schienen zu keinem Resultat zu kommen.

Bernhard war zurückgeblieben, er, der sonst so eifrige Seemann, schien gar kein Interesse daran zu nehmen. Was ging ihn auch noch die „Thetis" an, was überhaupt noch ein deutsches Schiff! Er war ja ein freier Mann auf seiner „Freya" und hatte den Zwang des Dienstes von sich geworfen. Es lag nur ein so unendlich bitterer Zug um seine Lippen, und er schien nicht in der Laune, seine Cousine zu unterhalten, die sich jetzt erhob und an seine Seite trat. „Du hast wohl vorhin dein Schiff selbst geführt, Bernhard?"

„Ja gewiß — weshalb?" fragte er, etwas verwundert.

„Weil wir dich nicht erreichen konnten — ich dachte es mir!"

Er lächelte flüchtig. „Das Komptiment mußt du meiner ‚Freya' machen, nicht mir. Mit einem anderen Schiffe hätte ich es nicht erzwungen, und Olaf hätte es auch nicht gekonnt."

„Du scheinst sie aber auch sehr zu lieben, deine ‚Freya'?"

„Ob ich sie liebe!" rief Bernhard, sich völlig vergessend. „Ich bin ja nur glücklich, wenn ich mit ihr hinausfliege ins Weite und alles andere hinter mir lassen kann! Kurt neckt mich oft genug mit dieser Leidenschaft, aber er hat recht: sie ist mir nach ihm das Liebste auf der Welt!"

„Das Liebste?" wiederholte Sylvia betroffen. „Und deine Braut?"

Er biß sich auf die Lippen. „Nun, Hildur ist natürlich ausgenommen, das versteht sich von selbst. — Aber wir haben es heut' sehr günstig getroffen mit der Aussicht. Als ich das letzte Mal hier oben war, steckte die Mitternachtssonne fast ganz in den Wolken, und der Norden lag im Nebel, heut' ist der Blick frei."

Das hastige Abbrechen sollte vielleicht den Eindruck jener unvorsichtigen Worte verwischen. Ob es gelang, ließ sich nicht entscheiden, denn Sylvia erwiderte nichts, sondern schien ihr ganzes Interesse der Aussicht zuzuwenden, die sich allerdings in voller Klarheit zeigte.

Die schwarzgrauen, zerklüfteten Felsenmassen des Kaps mit ihren starren Schroffen standen dunkel und drohend in dem Lichte, das sie von allen Seiten umflutete. In jähem Absturze fiel die mächtige Wand gegen das Polarmeer ab, das zu ihren Füßen brandete. Schwarzblaue Wogen und blendendweiße Schaumkronen, soweit das Auge reichte.

Es war ein Bild voll düsterer, einsamer Größe, aber der Eishauch des Nordens lag darauf, in dem die Farben kalt und leblos erschienen. Nur im Westen, wo die Sonne stand, flammte Glut und Leben. Sie schien jetzt den Rand der Flut zu berühren, aber sie tauchte nicht nieder, und ihr Licht erlosch nicht. Eine große, purpurflammende Kugel, schwebte sie dort, und so weit ihre Strahlen reichten, schimmerten die Wellen im roten Lichte. Etwas höher stand ein langer, weißer Wolkenzug mit leuchtenden Rändern, wie eine ferne Insel, mitten in der Meereswüste, aus der sie emporgestiegen zu sein schien.

Bernhard und Sylvia standen schweigend, in den Anblick verloren, jetzt aber wandte sich das Mädchen um und sah zu den drei Herren hinüber, die eifrig mit ihren Ferngläsern beschäftigt waren, dann sagte sie rasch und leise:

„Bernhard, ich habe eine Frage an dich!"

Er blickte auf. „Bitte, ich stehe zur Verfügung!"

„Du hast Alfred auf seine Frage die Todesstätte deines Vaters nicht genannt. Ich aber kenne sie. Wir haben ja beide dort gestanden, am Runenstein, und da entfuhr dir ein Wort, das mich schon damals so unheimlich berührte, wenn ich es auch nicht begriff. „Hier fiel mein Vater!" sagtest du. Er fiel? Was soll das bedeuten?"

Bernhard gab keine Antwort, er konnte hier nicht lügen, aber seine Lippen preßten sich fest zusammen, als wollten sie das unselige Wort verschließen, und in seinem Gesicht stand wieder der Zug verbissenen Schmerzes, wie in jener Stunde.

„Du willst mir nichts sagen?" hob Sylvia wieder an. „Ich bin doch auch eine Hohenfels, und wenn dein Vater uns entfremdet war, wir sind doch aus einem Blute! Bernhard, um Gotteswillen — wie ist er gestorben?"

Es lag ein angstvolles Forschen in ihrem Ton, eine Ahnung des Furchtbaren, das man ihr so lange verschwiegen hatte, und das jetzt doch den Weg zu ihr fand. Es half nichts mehr, es abzuleugnen, Bernhard fühlte das, und plötzlich sagte er kurz und rauh:

Mutter und Sohn.

Nach dem Gemälde von Ad. Lins.

„Er hat sich erschossen!"

Sylvia bebte zusammen. „Allmächtiger Gott!"

„Nun weißt du es! Nun quäle mich nicht länger!" stieß er hervor und wandte sich heftig ab. „Du wirst begreifen, daß das eine Folter für mich ist!"

Sie begriff es allerdings, und es vergingen Minuten, ehe sie wieder sprach. Dann kam eine scheue, zögernde Frage von ihren Lippen: „Und von wem hast du es erfahren?"

„Von deinem Vater — als ich zuerst nach Guntersberg kam."

„Damals schon? Da bist du ja noch ein Knabe gewesen!"

„Zuweilen, und einem Knaben sagt man für gewöhnlich solche Dinge nicht. Harald Thorvik wenigstens hat es nicht gethan. Der starre, harte Bursche hatte nicht das Herz, mir die Wahrheit zu sagen. Er ließ mich an ein Unglück glauben. Onkel Bernhard war es, der mir die Augen öffnete."

„Aber warum denn? Was wollte er damit?“

„Mich bändigen!“ stieß Bernhard mit vollster Bitterkeit heraus. „Es mag ja damals nicht leicht gewesen sein. Ich war wie ein Gefangener nach Deutschland gebracht worden und drohte, mit Gewalt auszubrechen, wenn man mich nicht losließe. Ich hatte ein so wildes Heimweh nach Naansdal mit seinen Felsen und Fluten, eine so verzweifelte Sehnsucht nach meinem Vater, der mir alles gewesen war. Mir war, als wäre er mir immer noch nahe, wenn ich zurückkehrte, und zurück wollte ich, und wenn sie mich mit Ketten gebunden hätten! Das wußte Onkel Bernhard, und da griff er zu einem Radikalmittel und sagte mir alles — schonungslos. Da erfuhr ich, daß der Vater mich verlassen, freiwillig, daß er mich auf Gnade und Ungnade dem überlassen hatte, den er so tief gehaßt, den zu hassen er auch mich gelehrt hatte. Ich brauchte ja noch einen Vormund nach dem Gesetz. Nun, das Mittel half! Jetzt graute mir vor der Rückkehr, vor dem Grabe auf dem Naansdaler Friedhof, und ich habe Jahre gebraucht, ehe ich das Grauen überwand. Jetzt war mir das Andenken des Vaters vergiftet, besindelt, ich habe ihn nicht mehr lieben können von der Stunde an. Ich wehrte mich nicht mehr, als ich nach Rotenbach gebracht wurde, und da wurde ich denn vollends ‚gebändigt‘!“

Er hatte erst in gedämpftem Tone gesprochen, zuletzt aber waren die Worte nur so von seinen Lippen gestürzt, während der alte Haß, der Groll gegen den Mann, dessen eiserne Hand ihn den Gehorsam gelehrt hatte, wieder heiß in seinen Augen flammte. Damals in Jädal hatte Sylvia sich so leidenschaftlich dagegen erhoben. Heute schwieg sie und legte nur leise ihre Hand auf den Arm des jungen Mannes.

„Armer Bernhard!“

Er fuhr auf und sah sie betroffen, fragend an. Die Worte galten doch ihrem Vater, er wußte, wie sie das reizte, und war auch jetzt auf feindseligen Widerspruch gefaßt. Was sollte dieser Ton, der so weich und süß zu seinem Ohre drang?

„Und das hast du allein mit dir herumgetragen, in der ganzen Jugendzeit, diese furchtbare Erinnerung? Und ich habe dich immer noch gequält, wenn du nach Guntersberg kamst! Ich wußte ja nicht, was dich so rauh und wild machte, und hätte ich es gewußt — ich hätte es nicht verstanden!“

Es war eine Abbitte, und sie klang in jenen weichen, bebenden Lauten, die er nur einmal aus ihrem Munde gehört hatte: damals, als sie ihren Vater verteidigte, als sie von seiner Liebe zu dem kranken Kinde sprach. Da war ihm zuerst die Ahnung gekommen, daß dies schöne, lockende, schmeichelnde Geschöpf ein tiefes, leidenschaftliches Empfinden in seinem Innern berge. Sie hatte es freilich schon in der nächsten Minute weggelacht und weggeschottet und auf seine Frage, welches Gesicht ihr wohres sei, höhnend geantwortet: Das schlimme — also hüte dich vor mir! Und dann hatte sie die Rosen von der Brust genommen und sie an der Todesstätte ihres Oheims niedergelegt. War denn dies Mädchen nur ein Widerspruch und ein Rätsel? Fast unwillkürlich kam es über die Lippen des jungen Mannes:

„Sylvia — ich möchte dich nur einmal sehen, wie du wirklich bist!“

Sie neigte sich näher zu ihm und sagte leise:

„Nun, so sieh mich an!“

Er sah sie an, so lange und unverwandt, als könnte er den Blick nicht wieder losreißen, sah in die Augen, die groß und voll aufgeschlagen waren. In diesem Augenblick schimmerten sie leuchtend hell, aber sie schimmerten durch Thränen.

Im Westen stand noch immer die Sonne in tiefroter Glut, aber nun löste sie sich von dem Flutensaum, auf dem sie zu ruhen schien, und begann langsam wieder emporzusteigen. Jetzt verschwand sie hinter jenem weißschimmernden Wolkenzuge, der plötzlich aufleuchtete, erst rosig, dann in flammender Pracht. Es war, als sei die alte Seemannssage lebendig geworden, jene Sage von der fernen, fernen Insel, die dem Schiffer bisweilen erscheint, wenn er allein ist auf Odem, wüstem Meer. Jenes selige Eiland, wo sich das Glück hingeflüchtet hat aus einer Welt voll Streit und Kampf und Weh, wo man es noch erreichen und umfassen kann. Wie eine Lichterscheinung stand es dort, über ihm der kalte Himmel des Nordens und unter ihm die dunklen, schäumenden Wogen des Polarmeeres.

Die Beiden, die dort oben von der Felsenhöhe in das Meer hinausblickten, wußten jetzt auch, wo das Glück war! Auch ihnen war eine Runenschrift, die so lange dunkel und unverstanden geblieben, plötzlich klar und deutlich geworden, und sie lasen ihr Schicksal darin — einen harten, unerbittlichen Spruch. Sie hatten ja beide ihr Geschick gewählt, nun war es zu spät zum Glücke!

Es war minutenlang kein Wort gesprochen worden, aber es lag eine Gefahr in diesem Schweigen und dieser Nähe, das mochte Bernhard fühlen, denn plötzlich hob er wieder an:

„Ich werde den Onkel wohl aufsuchen müssen, ehe wir uns trennen. Ich komme mit Kurt noch nach dem ‚Steadler‘.“

Sylvia wußte auch, daß das unvermeidlich war, wenn er ihren Vater nicht beleidigen wollte, aber jetzt fürchtete sie diese Begegnung, die sie einst im spielenden Uebermut erzwungen hatte, und die Besorgnis verriet sich in ihrer Antwort.

„Wenn ihr euch nur nicht immer so gegenüberstehen wolltet, du und der Papa! Wie zwei Gegner, die nur auf den Augenblick warten, um die Klingen zu kreuzen.“

„Ist das meine Schuld?“ fragte Bernhard finster. „Was dein Vater mir damals anzuhören gab, während er anscheinend mit Kurt redete, das ertrage ich nicht noch einmal, da werde ich antworten.“

„Bernhard — das wirst du nicht thun!“

„Auf jeden Fall! Warum nicht?“

„Weil ich dich darum bitte!“

„Sylvia —!“

„Weil ich dich bitte!“ wiederholte sie. „Papa kann hart sein, wenn es eine Pflicht gilt. Er hat dich damals losreißen wollen, um jeden Preis, von den Erinnerungen, die dich uns und der Heimat entfremdeten, er hat dich für uns retten wollen. Daran wirst du denken — versprich es mir!“

Das war wieder der Ton, vor dem Trotz und Bitterkeit des jungen Mannes machtlos zusammensanken. Er schloß plötzlich die Hand, die noch auf seinem Arme lag, in die seinige, mit heißem, wildem Druck, und mit einem tiefen Atemzuge sagte er:

„Ich will es versuchen!“

Die Sonne stieg langsam empor aus dem Wolkenschleier, ihr dunkles Rot wandelte sich in goldigen Schein, und ihre Strahlen blitzten auf. Aber für jene Märcheninsel war das Licht erloschen. Dort in der Ferne schwamm nur noch grauweißes, gestaltloses Gewölk, und unter ihm bäumten sich finster und drohend die Wellen. (Fortsetzung folgt.)

Neuere Errungenschaften der Augenheilkunde.

Von Prof. Dr. med. et phil. **Hermann Cohn** in Breslau.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Man hat der populären Medizin oft mit Recht den Vorwurf gemacht, daß sie Hypochondrie und Halbwissen erzeuge. Das darf uns aber nicht abhalten, wenn in der Heilkunst große und sichere Fortschritte gemacht wurden, das gebildete große Publikum von ihnen in Kenntnis zu setzen. Der Nutzen solcher Mitteilungen liegt unverkennbar darin, daß Tausende von Leidenden auf die Möglichkeit der leichteren oder sicheren Heilung von Krankheiten, die bisher als kaum heilbar galten, aufmerksam werden und nunmehr rechtzeitig ärztliche Hilfe aufsuchen.

Von diesem Gesichtspunkte ging ich aus, als ich den Lesern der so weitverbreiteten „Gartenlaube“ Mitteilung machte über schmerzlose Augenoperationen bei Kokain-Anwendung (1885), über den Kampf gegen die Bakterien des Auges (1891), über die Mittel zur Verhütung der Blendung des Auges (1894), über Brillen (1895), über die operative Heilung der Kurzsichtigkeit (1896) und über die Prüfungsmethoden der Sehschärfe (1898).

Da in den letzten Jahren die Kunst, kranke Augen zu heilen, wieder einige sehr wertvolle Bereicherungen erfahren hat, so folge

ich gern der Aufforderung der Redaktion der „Gartenlaube“, diese neuen Errungenschaften hier kurz zusammenzustellen.

Gleich nachdem Dr. Koller in Wien im Jahre 1884 die wichtige Thatsache entdeckt hatte, daß das aus den Kokablättern gewonnene Kokain die Bindehaut des Auges blaß und unempfindlich mache, stimmten alle Augenärzte darin überein, daß eine neue Aera in der operativen Augenheilkunde eingetreten wäre, da nunmehr das immerhin gefährliche Chloroform entbehrlich geworden. In der That können sich die jüngeren Aerzte gar nicht mehr in die Zeit hineindenken, in der man ohne Kokain auskommen mußte. Um ein Eisensplitterchen oder ein Stäubchen aus der Hornhaut zu entfernen, konnte man doch den Menschen nicht chloroformieren, und jedermann weiß, welch feine Nerven gerade auf der Bindehaut und Hornhaut enden, so daß jede Berührung mit Fingern oder Instrumenten überaus schmerzhaft ist. Und heute genügen wenige Tropfen einer zweiprozentigen Kokainlösung, um das Auge für 10 bis 15 Minuten so empfindungslos zu machen, daß der Kranke während der größten Augenoperationen völlig still liegt. Ja, wir dürfen eine solche Kokainlösung getrost für jede Hausapotheke empfehlen, da fast bei allen Augenentzündungen zwei Tropfen den Zustand lindern und namentlich, wenn kleine Stäubchen unter das Augenlid oder auf die Hornhaut geraten sind, die oft fürchterlichen Schmerzen beseitigen, bis der Arzt den Fremdkörper herausnimmt.

Ich bin freilich der Ansicht, daß einem jeden Menschen der kleine Handgriff beigebracht werden kann, wie er ein Augenlid umdrehen und ein unter dasselbe geratenes Stäubchen entfernen muß, und ich lasse diesen Handgriff seit 30 Jahren in meinem öffentlichen populären Kolleg „über Hygieine des Auges“ von allen Zuhörern einüben. Das ganze Geheimnis des Gelingens liegt nur darin, daß man, während man das obere Augenlid umdreht, beständig den Kranken ermahnt, nach unten zu blicken, da sonst auch der geschickteste Arzt das Lid nicht umstülpen kann. Wenn man aber bei fortwährendem Kommando „Nach unten sehen“ mit dem Daumen und Zeigefinger seiner linken Hand das obere Lid an den Wimpern anfaßt, nach unten zieht und mit einem wagerecht gehaltenen Bleistift mit der rechten Hand den oberen Rand des Oberlides nach hinten drückt, so gelingt es ganz leicht, das Lid umzuschlagen, den Fremdkörper zu fassen und fortzuwischen.

Die Figur 1 stellt einen senkrechten Schnitt durch das Auge und die Augenlider dar. Man sieht, daß die Rückseite der Augenlider und die Vorderseite des Augapfels bedeckt sind von einer hier schraffiert gezeichneten Schleimhaut, der Bindehaut, so genannt, weil sie die Lider und das Auge verbindet; sie bildet also oben und unten einen Sack b, in welchem die Fremdkörper sich gern verstecken.

Hat man einen Tropfen Kokain eingegossen, so läßt sich das Umdrehen des Oberlides noch leichter ausführen. Der einzige Uebelstand dabei ist der, daß sich die Pupille durch das Kokain etwas erweitert; man suchte daher neuerdings das Kokain durch andere, ihm chemisch nahestehende Mittel zu verdrängen, durch das Eukain und das Holokain, die jedoch weder andere Schattenseiten zeigen.

Das Kokain hat auch den großen Vorzug, daß es ein sehr gerötetes Auge schnell ganz blaß erscheinen läßt, weil es die Blutgefäße der Bindehaut zusammenzieht, wobei aber, wie gesagt, die Pupille vergrößert wird.

Nun ist vor drei Jahren ein neuer interessanter Körper entdeckt worden, der ein gerötetes Auge sogleich blaß macht, ohne die Pupille zu erweitern. Dieser Stoff ist das Arrabitin oder Suprarenin.

Oberhalb jeder Niere findet man ein abgeplattetes halbmondförmiges Gebilde, eine Drüse, deren Funktion noch völlig unbekannt ist; dieses Organ nennt man Nebenniere (Glandula, Drüse; suprarenalis von ren, Niere; suprarenalis, über der Niere gelegen). Wenn man ein Extrakt aus den Nebennieren von Tieren herstellt, so genügen, wie Dr. Radzejewski in Berlin und Dr. Königstein in Wien zeigten, zwei Tropfen eines zehnprozentigen solchen Extraktes, um, in ein sehr gerötetes Auge geträufelt, dasselbe für einige Stunden völlig blaß zu machen. Das Suprarenin wirkt demnach nicht nur entzündungswidrig, sondern auch kosmetisch. Schauspieler, Sänger, Künstler, die nicht mit einem roten Auge vor das Publikum treten wollen, Damen, die nicht so zum Balle gehen wollen, gießen sich also vor der Vorstellung oder vor dem Balle einige Tropfen ein. Dabei schmerzt die Flüssigkeit nicht, ruft weder Pupillenerweiterung, noch Unempfindlichkeit des Auges hervor und soll, wie Dr. Wolffberg in Breslau fand, müde, vom Weinen oder vom Wein gerötete Augen neu beleben und verjüngen. Dieser Arzt hat auch das Suprarenin, welches sich früher leicht zersetzte, in eine haltbare Lösung gebracht und das Mittel Atrabilin genannt, da die Nebenniere auch Capsula atrabilia heißt. —

Während das Kokain sofort nach seiner Entdeckung ungeteilte Anerkennung fand, galt nicht das Gleiche von der im Jahre 1894 von Dr. Fukala in Wien erfundenen Methode, die Kurzsichtigkeit durch Operation zu heilen. Ich hatte meinen Aufsatz darüber in der „Gartenlaube“ mit dem Satze geschlossen: Genug, zu den großen Wohlthätern der Augen der Menschheit, zu Helmholtz, welcher den Augenspiegel erfand, zu Albrecht von Graefe, welcher die Heilung des Grünen Staars erfand, zu Koller, welcher das Kokain erfand, zu Credé, welcher die Verhütung der Augenentzündung der Neugeborenen erfand, zu Lister, welcher die Antisepsis erfand, gesellt sich ebenbürtig Vincenz Fukala.

Eine Reihe meiner Fachgenossen war anfangs sehr verdrießlich, weil ich schon damals das Verdienst Fukalas so hoch pries. Sie hatten eben nicht gleich seine Operation nachgeprüft, während ich sehr bald die besten Resultate durch dieselbe erhielt. Aber von Jahr zu Jahr mehrten sich die Anerkennungen der Methode, und heute giebt es wohl keinen tüchtigen Augenarzt, der nicht bei den hohen Graden von Kurzsichtigkeit mit großem Erfolge die Krystalllinse nach der Methode Fukalas aus dem Auge herausnimmt. Jährlich werden Tausende von Kurzsichtigen glücklich gemacht, indem ihnen, die niemals mehr als wenige Centimeter weit etwas erkennen konnten, eine neue Welt erschlossen wird. Inzwischen haben die vielen Erfahrungen seit der Erfindung dieser Methode bestätigt, daß leider nur die sehr hohen Grade von Kurzsichtigkeit die schönsten Resultate liefern, jene Formen, für die niemals eine brauchbare Brille gefunden werden kann. Jemand, der eine schwächere Myopie hat, als durch Meterbrille lokav 14,0 ausgeglichen werden kann, unterlasse es, sich der Operation zu unterziehen! Wer jedoch stärkere Gläser braucht, aber noch keinen dunklen Fleck auf der Schrift und die Zeilen nicht krumm sieht, der lasse sich beizeiten nach Fukalas Methode die Linse aus dem Auge entfernen; denn je jünger er sich der Operation unterzieht, desto herrlicher wird ihr Erfolg. Bei der heutigen Antisepsis sind, wie ich mich gleich vielen anderen Operateuren überzeugt habe, die Gefahren der Erblindung durch die Operation bei jungen Personen nur äußerst gering. Doch möge kein Kranker vergessen, daß ein Kaufmann wohl für reine Seide oder reine Wolle, der Arzt aber, selbst der hervorragendste, erfahrungsreichste und geschickteste Operateur auch beim kleinsten Eingriff niemals für die Heilung garantieren kann! Ich pflege meinen Kranken zu sagen: Jede Operation ist eine Lotterie; oft hat eine Lotterie zwei Gewinne auf 98 Nieten; bei Fukalas Operation der Kurzsichtigkeit jedoch kommen zwei Nieten auf 98 Gewinne — und in einer solchen Lotterie kann man schon ein Spiel wagen.

Man darf jetzt um so mehr zur Operation raten, als sich noch herausgestellt hat, daß die mit Recht so gefürchteten Folgen der hochgradigen Kurzsichtigkeit, die Trübungen des Glaskörpers, die Ablösung der Netzhaut und die centrale Blutung der Netzhaut, welche den Ruin des Auges verursachen, in den operierten Augen seltener vorkommen als in den nicht operierten. —

Diese letztgenannten Krankheiten widerstanden bisher meist unseren medikamentösen und operativen Bemühungen. Neuerdings ist aber auch hierin ein dankenswerter Fortschritt zu verzeichnen. Schon im Jahre 1866 hatte Professor v. Nothmund in München beobachtet, daß, wenn man eine schwache Kochsalzlösung unter die Bindehaut (s. Fig. 1) des Augapfels einspritzte, Trübungen der Hornhaut (h) sich mehr aufhellten, das Sehen dieser Augen sich also besserte. Diese Thatsache geriet aber in Vergessenheit, und erst vor zehn Jahren begannen die französischen Aerzte Abadie und Darier wieder mit Einspritzungen unter die Bindehaut; doch glaubten sie, daß das bacillenfeindliche Sublimat bei tieferen Augenentzündungen noch bessere Wirkungen als Salz ausüben würde. Allein diese und andere energische Mittel verursachten doch Schmerzen und Reizungen des Auges,

und so ist man in Deutschland seit einigen Jahren, besonders infolge der Erfahrungen von Professor Mellinger in Basel, wieder zum einfachen Kochsalz zurückgekehrt.

Durch sehr feine Versuche bei Tieren hatte Professor Heidenhain in Breslau schon vor Jahren festgestellt, daß die Menge der produzierten Lymphe ganz beträchtlich steigt, wenn man den Tieren Kochsalz in die Blutadern einspritzt; dabei aber wird das Blut nicht etwa ärmer an Wasser, sondern eher wässriger; die Hauptmenge der erzeugten Lymphflüssigkeit muß daher aus den Zellen der Gewebe stammen. Es üben also Salzeinspritzungen einen sehr großen Einfluß auf den Stoffwechsel der Zellen. Und in der That, man sieht großartige Heilerfolge, wenn man namentlich bei tieferen Augenkrankheiten alle zwei bis drei Tage nur einen Kubikzentimeter einer zwei- bis vierprozentigen Kochsalzlösung unter die Bindehaut einspritzt. Die Operation ist völlig schmerzlos, sobald man zwei Tropfen Kokain vorher einträufelt. Die Bindehaut ist so locker auf der unter ihr liegenden Lederhaut des Auges befestigt, daß durch die Einspritzung eine weiße wallartige Erhebung um die Hornhaut herum entsteht, die unter einem mäßigen Druckverbande in zwei bis drei Stunden verschwindet. Der durch die völlig gefahrlosen Einspritzungen sehr erhöhte Stoffwechsel bewirkt oft überaus schnelle Verringerung von Glaskörpertrübungen, von Blutungen und selbst von Ablösungen der Netzhaut. Auch ist der Eingriff so unbedeutend, daß ein längerer Aufenthalt in einer Augenklinik nicht notwendig wird. Bei vielen Entzündungen in den vorderen Teilen des Auges haben sich diese Kochsalzeinspritzungen ebenfalls bewährt; nie ist ein Schaden beobachtet worden, obgleich jetzt Tausende solcher Operationen ausgeführt werden. —

Häufig sehen wir allerdings, daß tiefe Augenleiden nicht spontan, sondern durch ins Auge springende Fremdkörper erzeugt werden; wir erblicken diese im Inneren des Auges. Die Augenärzte sind in dem Augenspiegel, den H. v. Helmholtz vor nun gerade 50 Jahren erfand, in die glückliche Lage versetzt, alle Krankheiten in der Tiefe des Augapfels direkt vor sich sehen zu können; die außerordentliche Entdeckung der Röntgenstrahlen erschloß uns also weniger Neues als den Aerzten, welche undurchsichtige Organe behandeln. Nur in dem Falle, daß die Pupille, wie bei Hornhauttrübungen, bei Grauem Staar oder bei Entzündungen der Regenbogenhaut, verschlossen ist, so daß man mit dem Spiegel nichts sehen kann, bringen die Röntgenstrahlen Klarheit über Fremdkörper in der Tiefe des Auges, ja sie sind das einzige Mittel, um uns über die Lage von Schrotkugeln in der Augenhöhle zu unterrichten.

Bei Eisensplittern, die ja Metallarbeitern leider so oft in die tieferen Teile des Auges hineinspringen, hat man für die Entdeckung derselben im Siderostop und für die Entfernung derselben im Elektromagneten neuerdings ganz vorzügliche Hilfsmittel. Da Blei nicht magnetisch ist, sind diese Instrumente bei Schrotschußverletzungen leider nicht verwendbar.

Es ist das Verdienst des Dr. Asmus in Düsseldorf, einen Apparat erfunden zu haben, bei dessen Annäherung an den Augapfel sich das kleinste Eisensplitterchen in der Tiefe desselben verrät.

Das Eisen heißt auf Griechisch Sideros; daher nannte Asmus das Instrument Siderostop, Eisenspäher. Das Wesentliche desselben ist eine sehr empfindliche Magnetnadel, welche bei Annäherung eines Eisensplitters einen Ausschlag giebt. Indem man feststellt, an welcher Stelle der Augapfeloberfläche der Ausschlag der Nadel am bedeutendsten ist, kann man ungefähr die Lage des verborgenen Splitters bestimmen. Leider stören bei diesen sehr feinen Bestimmungen jetzt häufig die in der Nähe der Augenkliniken befindlichen elektrischen Bahnen, so daß man mitunter den Versuch erst in der Nacht vornehmen kann, wenn jene außer Betrieb sind.

Es ist traurig, daß noch immer so viele Verletzungen durch Eisen namentlich in den Fabriken vorkommen. Ich habe schon im Jahre 1868 festgestellt, daß von 1283 Metallarbeitern (meist Schlossern, Schmieden, Drehern, Bohrern) in sechs Fabriken jeder durchschnittlich zwei bis drei Verletzungen im Jahre, wenn auch oft nur durch kleine Späne, erlitt, daß 49 Prozent der Arbeiter ärztliche Hilfe nötig hatten, daß diese 4726 Tage arbeitsunfähig waren, daß 28 unter 1000 einen Teil ihres Sehvermögens und 16 ein Auge vollkommen verloren hatten.

Seitdem sind aus allen Industriestädten ähnliche Besunde jahraus, jahrein mitgeteilt worden; wir haben in populären Vorlesungen und Schriften immer wieder von neuem auf die großen Gefahren der Verletzungen durch Eisensplitter aufmerksam gemacht und auf die Notwendigkeit der Benutzung von Schutzbrillen immer wieder hingewiesen, — und trotzdem nehmen die Verletzungen leider nicht ab. Warum? Weil die Metallarbeiter eine unbesiegbare Abneigung gegen jede Brille haben, sei dieselbe nun aus Glas, Glimmer oder Drahtgeflecht. Sie behaupten, sie könnten damit ebenso wenig arbeiten wie mit Handschuhen. Die Fabriken liefern den Arbeitern die Brillen umsonst, — und trotzdem werden diese leider nicht benutzt. Nur ein Gesetz, das die Anlegung der Brillen erzwingt, könnte hier helfen, und nur so, glaube ich, würden die tagtäglich vorkommenden, oft so schweren Verletzungen verringert werden!

Fig. 1. Durchschnitt eines Auges.

Freilich läßt sich heute so manches verletzte Auge retten, das vor einem Menschenalter verloren gegangen wäre. Schon im Jahre 1874 hat Mac Keown zum erstenmal einen Magnetstab durch einen Einschnitt in den Glaskörper eingeführt und mit demselben einen Eisensplitter herausgezogen. Aber erst seit Prof. Hirschberg in Berlin den Elektromagneten eine bequeme, handliche Form gegeben und die Technik der Operation vortrefflich ausgebildet hat, werden allerwärts viele Augen, in welche größere oder kleinere Eisensplitter tief hineingesprungen sind, gerettet. Entweder geht man durch die ursprüngliche oder durch eine in der Hornhaut oder Lederhaut neu angelegte Wunde in der Gegend, auf welche das Siderostop vorher hingewiesen, in die Tiefe des Augapfels mit dem Hirschbergschen Magneten ein, und meist gelingt es, an seiner Spitze das Eisensplitterchen, das man gar nicht gesehen, hervorzuziehen. Der Magnet ist ein Stab von weichem Eisen, um den sich eine Spirale von Kupferdraht windet, dessen Enden mit einem Bunsenschen Elemente verbunden werden; der Stab, der durch den ihn umkreisenden elektrischen Strom so stark magnetisch wird, daß er einen kleinen Schlüssel bequem emporzieht, hat neben eine stumpfe gekrümmte Spitze, welche, in den Augapfel eingeführt, den Splitter, der meist nur wenige Milligramme wiegt, mit Leichtigkeit an sich zieht.

Fig. 2 und 3. Müllers künstliche Reformaugen.

In gewissen Fällen, wo man über den Ort des Splitters nicht ins klare kommen kann, bedient man sich eines sehr großen, mächtigen Elektromagneten, wie ihn Prof. Haab in Zürich für diesen Zweck angegeben hat. Derselbe ist auf einem Gestell befestigt und so stark, daß er, auch ohne daß man ihn ins Auge führt, den Splitter mit größter Kraft aus der Tiefe des Auges nach vorn zieht, wenn man nur das Auge nahe an ihn heranbringt.

Da ein im Augapfel zurückbleibender Eisensplitter für diesen, sowie häufig später für das andere Auge durch die sogenannte sympathische Augenerkrankung höchst gefahrvoll werden kann, so sind diese beiden Magnete als sehr dankenswerte Errungenschaften anzuerkennen. —

Allerdings gelingt es nicht immer, durch den Magneten das Auge zu retten, wenn eben die Zerstörung, welche das Eisen hervorgerufen hat, zu arg ist, oder wenn die Hilfe zu spät angerufen wird. Dann bleibt doch oft nichts anderes übrig, als früher oder später das verletzte Auge aus der Höhle ganz herauszuschälen. Diese Operation ist heute gefahrlos, mit Kokain und Chloroform schmerzlos, sichert das andere Auge und giebt die besten Bedingungen für die Einlegung eines guten Glasauges.

Es handelt sich dabei keineswegs nur um die Schönheit; ein durch Verletzung oder Krankheit geschrumpftes, kleines oder mattes, meist schielendes Auge hindert den Kranken oft sehr bei der Bewerbung um Arbeit oder Anstellung. Ein gut passendes, bewegliches Glasauge ist daher in vielen Fällen ein wichtiges Mittel für das weitere Fortkommen.

Die besten Glasaugen bezogen wir, wie anhangsweise hier erwähnt sei, noch vor vierzig Jahren aus Paris von Boissonnean; seit dreißig Jahren aber sind die von dem Glaskünstler F. Ad. Müller in Wiesbaden gefertigten ebenso ausgezeichnet und viel billiger als die französischen; allein sie hatten bei aller Aehnlichkeit in der Farbe doch den Nachteil, daß sie nur aus dünnen, leicht zerbrechlichen Glasschalen bestanden, welche oft nicht genug vortraten und sich mit dem beweglichen, hinter ihnen liegenden Stumpf nicht ergiebig genug mitbewegen konnten.

Nun haben die Söhne des Herrn Müller in neuester Zeit durch ihre Reformaugen eine sehr bedeutende Verbesserung gebracht. Statt dünner Glasschalen arbeiten sie dickere, solide Schalen, welche das Auge mehr hervortreten lassen und die Bewegungen des Stumpfes besser mitmachen. Auch kann man diese Reformaugen auf verkleinerte, geschrumpfte Stümpfe von erblindeten Augen setzen, ohne daß diese Stümpfe vom Arzte vorher herausgenommen zu werden brauchen. Daß die Brüder Müller im Laufe des Jahres alle größeren Städte Deutschlands bereisen und dort den Einäugigen mit größtem Geschick schnell und billig zupassende Reformaugen anfertigen, ist auch als wirklicher Fortschritt zu begrüßen. Es ist höchst interessant, in zwanzig Minuten unter ihrer Hand aus einem Stückchen Glasrohr die schönsten Augen entstehen zu sehen. Man verfäume nicht, diese Fabrikation zu betrachten, wenn sich passende Gelegenheit bietet. —

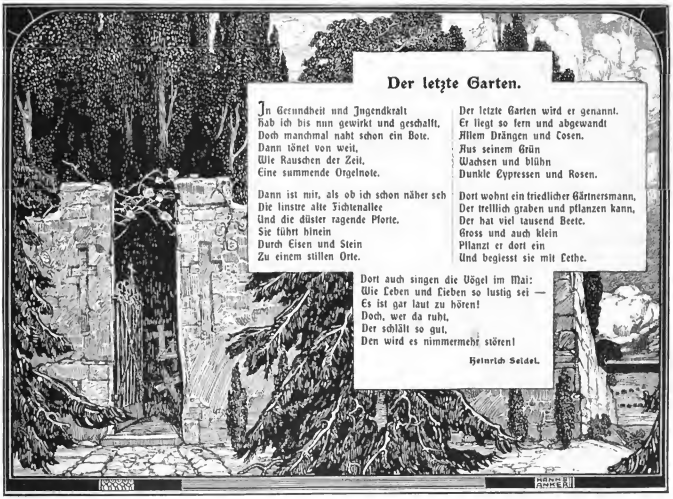
Daß noch immer so viele Augen in Deutschland erblinden, ist besonders darum traurig, weil, wie ich vor einiger Zeit in einem Vortrage auf dem Blindenlehrerkongresse zu Breslau nachgewiesen habe, bei 3000 Kindern deutscher Blindenanstalten 44 Prozent Erblindungen sicher abwendbar waren.

Noch immer führt die Augenentzündung der Neugeborenen und eine Reihe von Verletzungen, die durch Unvorsichtigkeit, Spielereien, Roheit und Bosheit entstehen, zum Verluste des Sehvermögens. An Augeneiterung dürfte kein Kind mehr erblinden, wenn gleich nach der Geburt dem ausgezeichneten Rate Credés gemäß jedem Neugeborenen ein Tropfen Höllenstein eingeträufelt würde; andererseits wären die Verletzungen durch Vorsicht, Aufsicht bei der Erziehung und durch Schutzbrillen zu verhüten. Würde hierauf strenger geachtet, dann würden wir statt 37682 nur 22609 Blinde in Deutschland haben!

Früher wurde allerdings nur schlecht für die blinden Kinder gesorgt; heute werden die meisten in guten Unterrichtsanstalten erzogen. Diese haben jedoch nur den Lehrplan der Volksschulen. Es fehlt aber nicht an Blinden, die sich noch einer höheren Bildung sehnen. Auch für solche ist jetzt gesorgt.

Der Dr. phil. Emil Sommer, welcher Naturwissenschaften in Kiel studierte, hatte das Unglück, mit dreißig Jahren selbst zu erblinden; er bildete sich darauf in der Blindenanstalt durch die Erlernung der Braillesschen Blindenschrift — über die die Leser der „Gartenlaube“ erst ganz kürzlich ausführliche Mitteilungen erhielten — der Schreibmaschine, der französischen und englischen Blindenkurzschrift und in allen Fragen des Blindenwesens aus. Dann ging er nach London und Havre, um fließend englisch und französisch sprechen zu lernen, und erteilte in der Hamburger Blindenanstalt bereits Unterricht. Auch war er noch als Sehender Lehrer der alten und neuen Sprachen und ist musikalisch gebildet. Er versteht als Blindgewordener das Seelenleben der Blinden gewiß besser als ein sehender Lehrer. Dr. Sommer hat jetzt in Bergedorf bei Hamburg ein Pensions- und Erziehungsinstitut für blinde und schwachsichtige Kinder, verbunden mit einem Heim für erwachsene Blinde eröffnet, welches von ihm und seiner Frau geleitet wird und einem längst gehegten Bedürfnisse Rechnung trägt.

Hoffen wir, daß es nicht allein der populären Medizin gelingen möge, die 44 Prozent der vermeidbaren Erblindungen durch wiederholte Belehrungen des Publikums aus der Welt zu schaffen, sondern daß es auch der Augenheilkunde gelingen werde, die Zahl der bisher noch unvermeidbaren Erblindungen durch weitere Fortschritte immer mehr zu verringern!



Steirische Hochzeitsgebräuche. (Mit Abbildungen.) Zum „Herzeltauschen" kommen die jungen Leute gar fein drunt in der grünen, eisernen Mark, in dem Lande der Herzlichkeit und Gemütlichkeit, wie der weiland Reichsverweser Erzherzog Johann dieses herrliche Kronland Oesterreichs genannt hat. Unzählige Schnaderhüpfel, Gassteine und Fensterreime geben den Beweis davon, und vor im Frühjahre durch eines der prächtigen steirischen Alpenthäler wandert und abseits vom Wege die Höhen emporklimmt, hört nicht nur den anregenden und schleifenden großen und kleinen Lodyn, der hört auch das Schießen und Jauchzen und Singen närrisch verliebter Gastfreunde.

Ein richtiger Bauernhof braucht auch eine richtige Bäuerin. Und so wird denn der Brautwerber, der „Bittelmann", ausgeschickt und, wenn der seinen Korb bekommen, auf die „Bichan" gegangen, wie dies in ähnlicher Weise nicht nur im Alpenlande zu geschehen pflegt. Bei diesen „Beschaugungen" wird alles aufs beste und einladendste hergerichtet, auch ein guter Imbiß aufgeleyt. Ist der Heiratsvorrtrag abgethan, so kommt's zur Verlobung und endlich zum Hochzeitsfeste. Die Einladungen werden durch die „Bittelmänner" in Begleitung des Bräutigams, oder durch die Hochzeitsbitter, „Ladner", besorgt, die meist gereimte Ladersprüche herzagen. Holt der Bräutigam die Braut ab, so kommt auch im Steirischen der weitverzweigte Brauch vor, dem Bräutigam zuerst allerhand andere Teandeln oder Weiber vorzuführen.

Dem Hochzeitszuge wird durch Spannen von Seilen gern der Weg versperrt, und die Brautleute müssen sich bei den „Fürzieherr" durch ein Trinkgeld auskaufen. Auch das „Brautstehlen" kommt da und dort vor. Braut und Bräutigam, Kranzeljungfern, Ladner und Gäste sind mit Blumenkränzen und Bändern geschmückt, die Jungfrau Braut prangt in dem Brautkranze, der ihr in der Admonter Gegend nach dem sogenannten „Muspotschen", einem steirischen Ländler, im Tanzsaale nach einem ganz eigenartigen Brauttanze, wenn alle Kerzen in der Gaststube ausgelöscht sind, abgenommen wird. Musikanten spielen beim Kirchgange, beim Mahle und beim Tanze lustige Weisen, „denn a Hoagat ohni Musi is a Lieb ohni Freud." Die Zieler der heimatlichen Schießstätte erwerben sich durch mörderisches Kanonieren und Böllern eine klingende Vergeltung. Bei der Hochzeitstafel sitzt die Braut meist zwischen einer Kranzeljungfer und der Brautmutter und wird auch durch diese beiden bedient.

Auf dem Murboden darf der Bräutigam erst nach dem Ehrentanze sich zur Braut setzen. Im Gunsthale muß die Braut „das Kraut salzen". Unter den aufgetischten Speisen darf der Gugelhupf nicht fehlen. In der Gegend von Radegund setzen die Kranzeljungfern die eigens gebackenen und mit Kerzchen besteckten Gerstenzeltkranen (Gersa-Heln) auf den Kopf und tanzen dann, bis die Kerzchen niedergebrannt sind. Die sodann abgenommenen Gugelhupfe werden zerschnitten und unter die Gäste verteilt; unsere obere Abbildung bringt diesen Tanz zur Darstellung. Gesungt wird, „was Platz hat". Im Gunsthale trifft der Bräutigam mit der Braut drei Ehrentänze allein tanzend, das Reigenspiel.

Außer den bereits früher genannten Tänzen und Bräuchen wäre noch das „Moahmeschneiden", „Krapfenverteilen", „Brautsiedern" und das „Bierzehnholzstudern" anzuführen.

In Obersteier holt man ein Tannenbäumchen aus dem Walde, das man mit Bändern und Bäckereien schmückt und vor die Thür des jungen Paares legt. Da und dort wird diese Maie auch beim Kirchgange vorangetragen. Nach Beendigung des Hochzeitsmahles hält der Bittelmann die Taufansprache. Ist dann auch der Tanz vorüber, so wird den Jungvermählten das „Wiegenlied" gepfeift und darauf ihnen, sowie „besseren" Gästen „heimgeblasen".

O. St.

Der Hochzeitszug.

Tanz der Kranzeljungfern.

Steirische Hochzeitsgebräuche.
Nach Originalzeichnungen von F. Schlegel.

Wien. (Zu dem Bilde Seite 741.) Mit Bergfried und Soller überragt die Burg die alte Reichsstadt, und von den Lauben und dem Treppengang fliegt der Blick über die spitzen Giebeldächer, über Mauern und Zinnen ins Weite. Die beiden Junker sehen von der hohen Wacht ins Gewirr der Gassen hinab. Eine friedliche Stimmung herrscht, tiefe Ruhe ist über das intim entsprechende Bild aus alter Zeit gebreitet, das Robert Haug, den bekannten schwäbischen Meister, zum Schöpfer hat. Haug ist 1857 in Stuttgart geboren und jetzt Direktor an der Kunstschule Lefebvre. Seine Genrebilder aus dem deutschen Soldaten- und Volksleben der Vergangenheit sind von großem zeitgeschichtlichen Reiz und fein und stimmungsvoll empfunden.

Der „Klageplatz" der Juden zu Jerusalem. (Zu dem Bilde Seite 753.) Hinter den schmutzigen Quartieren der Mogrebiner, jener Mohammedaner aus dem nordwestlichen Afrika, deren Fanatismus weit über Jerusalems Grenzen hinaus bekannt und berüchtigt ist, liegt an der westlichen Außenmauer des geheiligten Bezirkes Haram esch-Scherif der Klageplatz der Juden. In gewaltigem Umfange und machtvoller Erscheinung erhebt sich eine 18 m hohe Mauer, deren unterer Teil aus großen, zum Teil schon stark verwitterten Quadern gefügt ist, und deren Bau zurückreicht bis in die Herodianische Zeit. Hier finden sich an den Festtagen des Nachmittags um ein Uhr die Juden ein, um ihre Gebete zu lesen, die Steine zu küssen und laut zu klagen um den Niedergang Jerusalems. Sie schreiben die Worte ihrer Klage an die Mauern und vertiefen sich sinnend und trauernd in das Alte Testament. Fanatisch gebärden sich die einen, dumpf und düster brüten die anderen vor sich hin, oder sie träumen von der Erfüllung ihrer Sehnsucht. Das

Fütterung der indischen Hutschlange oder Riesengiftschlange.

Nach einer Zeichnung von P. Neumann.

kung des Schlangengiftes aufheben. enthalten sind, können auch als Heilmittel gegen den Schlangenbiß verwertet werden. Man braucht nur von dem so vorbehandelten Tiere das Blutserum zu gewinnen und es einem von einer Giftschlange gebissenen Menschen einzuspritzen. Der Erfolg ist sicher, wenn zwischen dem Biß und der Einspritzung kein zu langer Zeitraum verflossen ist.

Um die Ausbildung dieses Verfahrens hat sich besonders Dr. Calmette verdient gemacht, der früher in Saigon thätig war und gegenwärtig als Direktor des Pasteur-Instituts in Lille wirkt. Er hat u. a. auch ermittelt, daß das Gift der verschiedenen Schlangenarten gleicher Art ist und nur in seiner Stärke sich unterscheidet. Daraus folgt, daß ein Heilserum sich gegen den Biß aller Giftschlangen wirksam erweist.

In seinem Institut hat Dr. Calmette Anstalten getroffen, um das neue Heilmittel in größeren Mengen zu gewinnen und es nach Ländern, die besonders unter der Plage der Giftschlangen zu leiden haben, zu

ist das Bild, wie es sich seit Jahrhunderten nun an der Klagemauer immer wieder zeigt, ein Bild, in dem nur die Figuren sich verändern im Wechsel der Geschlechter, das aber durch den Ausbruch tiefen Schmerzes und heißer Sehnsucht auch heute noch jeden ergreift, der es mit ansieht.

Das Heilserum gegen Schlangengift. (Mit Abbildungen.) Reisende erzählen, daß die Eingeborenen in verschiedenen Gegenden Asiens Giftschlangen verzehren, um dadurch gegen Schlangenbisse gefeit zu sein. Die Wissenschaft hat in jüngster Zeit gezeigt, daß es wohl möglich sei, eine solche Giftfestigkeit zu erlangen. Impft man einem Versuchstiere, z. B. einem Kaninchen, zuerst sehr geringe, dann immer größere Mengen des Schlangengiftes ein, dann gewöhnt es sich an das Gift und erreicht eine solche Festigkeit, daß es zuletzt einen sonst sicher tödlichen Biß ohne Schaden verträgt. Der Körper des Versuchstieres erzeugt dabei Schutzstoffe, welche die Wirkung des Giftes aufheben. Diese Stoffe, die im Blutserum enthalten sind, können auch als Heilmittel gegen den Schlangenbiß verwertet werden. Man braucht nur von dem so vorbehandelten Tiere das Blutserum zu gewinnen und es einem von einer Giftschlange gebissenen Menschen einzuspritzen. Der Erfolg ist sicher, wenn zwischen dem Biß und der Einspritzung kein zu langer Zeitraum verflossen ist.

Um die Ausbildung dieses Verfahrens hat sich besonders Dr. Calmette verdient gemacht, der früher in Saigon thätig war und gegenwärtig als Direktor des Pasteur-Instituts in Lille wirkt. Er hat u. a. auch ermittelt, daß das Gift der verschiedenen Schlangenarten gleicher Art ist und nur in seiner Stärke sich unterscheidet. Daraus folgt, daß ein Heilserum sich gegen den Biß aller Giftschlangen wirksam erweist.

In seinem Institut hat Dr. Calmette Anstalten getroffen, um das neue Heilmittel in größeren Mengen zu gewinnen und es nach Ländern, die besonders unter der Plage der Giftschlangen zu leiden haben, zu versenden. Zu diesem Zwecke werden in einem Warmhause die gefährlichsten dieser Reptilien, ägyptische Hornvipern und indische Hut- und Brillenschlangen, gehalten. Da die Tiere in der Gefangenschaft nicht fressen, müssen sie künstlich ernährt werden. Dies geschieht auf die Weise, daß der Schlange ein Trichter in den Rachen geschoben und in diesen der Inhalt von zwei bis drei Meerschweinchenspeiseröhren eingeschüttet wird. Von Zeit zu Zeit wird den Schlangen Gift entnommen. Sie werden mit einer Zange hervorgeholt und von Dr. Calmette am Halse gepackt. Ein Assistent schiebt ein Uhrglas zwischen die Kiefer der Schlange, und in dieses wird das Gift durch einen Druck auf die Giftdrüsen entleert.

Diese Arbeiten sind natürlich mit Gefahr verbunden. In der That wurde Dr. Calmette einmal von einer seiner giftigsten Schlangen gebissen. Durch sofortige Anwendung des Heilserums bildete sich aber die Anschwellung an der Wunde rasch zurück, so daß Dr. Calmette wenige Stunden nach dem Unfall eine Urlaubsreise antreten konnte.

Das Gift wird unter der Glocke einer Luftpumpe getrocknet und später zur Impfung von Pferden benutzt, von denen das Heilserum gewonnen wird. Nach einer etwa 16 Monate dauernden Behandlung kann ein Pferd so giftfest gemacht werden, daß es anstandslos eine Menge von Schlangengift verträgt, die sonst sicher 200 nicht vorbehandelte Pferde töten würde. Das Heilserum wird in Fläschchen von 10 Kubikzentimetern Inhalt verschickt. Nach zahlreichen ärztlichen Berichten aus Indien, Südamerika und Australien hat sich die Heilkraft des Serums aufs beste bewährt.

Entnahme des Giftes der Brillenschlange.

Nach einer Zeichnung von P. Neumann.

Die Burgen von Manderscheid. (Mit Abbildung.) Eigenartige landschaftliche Stimmung atmet die Eifel, jene auch geologisch so interessante Gebirgsgegend, wo kahle Hochplateaus mit waldigen Thälern

Die Burgen von Manderscheid.

Nach einer photographischen Aufnahme von Carl Garnich in Düsseldorf.

abwechseln, die Maare, geheimnisvolle Kraterseen, in die Felsen eingebettet liegen und jahrreiche Ruinen auf den die Flußthäler begrenzenden Hügeln vom Glanz vergangener Tage erzählen. Bei Manderscheid erheben sich auf zackigen, von der tiefeingeschnittenen Lieser umflossenen Schieferfelsen zwei Burgen, in ihren Trümmern noch gut erhalten, vom Laubwald wirkungsvoll umrahmt. Das Landschaftsbild ist eines der schönsten und malerischsten, die der Eifelwanderer zu sehen bekommt. Das reichsfreie Geschlecht der Grafen von Manderscheid, das 1780 ausgestorben ist, nannte einst die Burgen sein eigen.

Glückschweinchen unter der Haut zu tragen, ist nach den Mitteilungen des englischen Anthropologen Bing Roth eine weit verbreitete Sitte in Birma. Diese Hloung-beht-tet genannten Amulette bestehen aus runden Blättchen von Gold, Silber oder auch Blei, außenen, umgeben von gewissen mystischen Zeichen, ein Schweinchen eingraviert ist. Bisweilen sind diese Glückschweinchen auch aus Schildpatt, Horn und bei den Reichen aus allerlei Edelsteinen gebildet. Gewöhnlich binden Brust und Arme zur Aufnahme der etwa 1 mm dicken und 9½ mm im Durchmesser fassenden Talismane, von außen verraten sich die unter der Haut eingeheilten als feste, derbe Knoten. Wie Schwan Yeo, ein birmanischer Schriftsteller, erzählt, besitzen berüchtigte Banditen oft ganze Reihen solcher Knoten auf der Brust. Dr. A. H.

Rembrandts Selbstbildnis. (Zu unserer Kunstbeilage.) Im Apollosaal des Pittipalastes zu Florenz hängt ein Selbstbildnis Rembrandts, das den großen niederländischen Porträtisten in der glücklichsten Zeit seines bewegten Lebens zeigt. Gemalt um 1635, zur Zeit, da er die schöne Saskia heimgeführt hatte, die er so oft im Bilde verherrlichte, stellt das Selbstporträt den Maler in ritterlicher Kleidung dar, das Samtbarett auf den Locken, mit Ringkragen, den Mantel auf der Schulter.

Der dreißigjährige Meister war damals in seine erste hohe Glanzperiode getreten. Ein warmer Goldton begann seine Bilder zu überfluten, um allmählich in eine duftige Dämmerung überzugehen, die sich dann zu dem berühmten Rembrandtschen Helldunkel entwickelte. Zu welcher Wirkung er diese Helldunkelmalerei in goldigen Tönen brachte, zeigt eines seiner Hauptwerke, die sogenannte „Nachtwache“, ein Bild, das durch Nachdunklung der Schatten verändert erscheint und eigentlich den Anzug der Amsterdamer Schützengilde bei Tage darstellt. Im Jahre 1642 ist Saskia von Uylenburgh gestorben, und von diesem die Schatten des Leben des Meisters zu verdüstern; um so größer und leuchtender aber entfaltet sich das Genie, das noch in den letzten Werken „Die Judenbraut“, „Josephs Heimkehr“ und „Geißelung Christi“ Unvergängliches geschaffen hat. Als Rembrandt 1669, ein Jahr nach dem Tode seines einzigen Sohnes Titus, starb, umfaßte sein Lebenswerk über vierhundert Bilder, der zahlreichen, wundervollen Radierungen und Zeichnungen gar nicht zu gedenken. Als der empfindungsreichste und persönlichste unter den Niederländern, der das Porträt wie das Sittenbild meisterte und die biblischen Motive ins sinnlichste Leben umsetzte, spricht Rembrandt Harmensz van Rijn, der Sohn des Müllers Harmen Gerritsz, zu uns, und wir bewundern in allen seinen Schöpfungen jene poetische Auffassung, durch welche die charakteristische Wirklichkeit verklärt wird, die der Pinsel des Meisters so nachdrucksvoll zum Ausdruck bringt. Ob er sich selbst malt, die geliebte Saskia in ihrer Schönheit zeigt, die Leidensgeschichte des Herrn darstellt oder das Volksleben seiner Heimat in prächtigen Gestalten festhält, stets haben wir den Eindruck höchster Künstlerschaft. Ein reiches Innenleben hat sich in diesen Werken den schönsten Ausdruck geschaffen. Und wie Rembrandt über sich hinausgewachsen ist, beweisen die nach 1642 entstandenen Schöpfungen, als der Meister sein Haus verwaist sah und in unginstige Verhältnisse geriet, als seine Sammlungen versteigert wurden und er schließlich bei seinem Sohne Obdach suchen mußte. Seine Kunst ist über alles Mitgeschick Herr geworden, ein unvergänglicher Schatz der Nachwelt.

Ein leckeres Frühstück.
Nach dem Gemälde von F. Bail.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel. Von O. Weise.

Rätsel.

Viele können nimmermehr
Meiner Silben erste sein.
Meine zweite kann nur schwer
Sich vom Modezwang befreien.
Meinem Ganzen muß gelingen,
Kunst und Hader zu bezwingen. Th. Biedermann.

Auflösung der Schachaufgabe auf Seite 736.

1. D e1—a1, K d4—e5:, A. 1. . . ., K d4—c3,
2. S b2—d3+, beliebig, 2. D a1—c1+, beliebig,
3. D a1—e5 matt. 3. D c5, S d3 matt.

Auf 1. . . ., L e6—e4, folgt 2. S b2—d1+, K d4—d3,
3. D e3 matt; nach 1. . . ., S e7—d5 (L d5), geschieht
2. S b2—a4+, beliebig, 3. D e3:, d1 matt. Alle andern Gegenzüge von Schwarz widerlegt 2. S b2—a4+ oder 2. S b2—d1+ mit nachfolgendem 3. D d1 oder D e3 matt.

Auflösung des Buchstabenrätsels auf Seite 736.

Alm, Salm, Salmi, Salami, Salamis. ta

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Halbheft 28. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Söhne des Reichslands.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.)

Erzählung von Hermann Stegemann.

Wenn die „Kilbe“, das Fest der Kirchweih, vorüber war, stiegen die Winzer in die Keller und klopften an den Tauben. Die Küfer zogen mit niedrigen Wägelchen von Thür zu Thür, und durch das Städtchen schallte der Schlag ihrer Hämmer, drang der scharfe Geruch der Schwefelfäden beim Räuchern der Fässer.

Der Klang ihrer Schlegel fiel mit dem Hammerschlag zusammen, der Mutter Madeleines Sarg schloß. Die Marienkinder folgten dem Geleit. Die Jungfernkrone lag auf dem Totenbaum, aber an der Spitze der Frauen schritt Ursula Briou und trauerte wie um ihre leibliche Mutter. Der Schulmeister spielte die Orgel. Es war eine Tochter aus dem alten Mühlengeschlecht, die da begraben wurde, und in der Kirche blieb keine Bank leer.

In der Mühle war das Leichenmahl gerüstet. Schimper saß Ursula gegenüber. Sie war ernst, aber gefaßt. Joseph Sigwald sah die Fernys zum erstenmal seit Jahren unter seinem Dach, und finster blickte er vor sich hin. Die Fenster waren weit geöffnet, und das Rauschen des Wassers drang herein. Ein

Das neue Rathaus in Aachen.

Nach einer Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

Regen war angebrochen, wie Staub so fein, und verschleierte die Aussicht. Unten am Tische, wo die entfernten Verwandten saßen, floß die Rede lebhafter, und unwillkürlich lauschten die Vettern auf das Gespräch. Auch die Söhne waren schweigsam, und eine bange Schwüle war's, die banger als Traurigkeit auf ihnen lastete.

Auf einmal hoben Sigwald und Ferny gleichzeitig den Blick und schauten sich an. Unten am Tische war das Gespräch auf das Eisenbahnprojekt gekommen, das seit einigen Wochen die Gemüter bewegte. „Morgen ist's am Gemeinderat, Beschluß zu fassen. Ottersbach, Walheim und Gottesthal haben schon subventioniert." So sprach eine Stimme aus der Verwandtschaft, und Etienne Ferny, der Sigwalds Blick immer noch auf sich gerichtet sah, erwiderte:

„Sie sind uns zuvorgekommen, aber die Stadt wird nicht zurückbleiben wollen. Die Eisenbahn muß gebaut werden."

„Muß?" Der Müller stieß es heftig hervor, und seine Stimme grollte.

Es wurde still an der Tafel. Auch die Frauen, die noch in Gedanken bei dem braunen Erdhügel geweilt hatten, schraken auf. Da raffte Ferny seine ganze Spannkraft zusammen, und obgleich ihm das Herz klopfte, lächelte er, als er erwiderte: „Das ist doch keine Frage, Vetter. Wir, du und ich, haben ja Gäule genug, unsere Ware in die Ebene zu schaffen, aber du weißt so gut wie einer, daß wir hier abseits liegen. Was ins Thal hereinkommt, ist teuer, was hinausgeht, ist teuerer. In den anderen Thälern ist Leben und Thätigkeit, die Schienen laufen wie Pulsadern bis in die hintersten Weiler und führen ihnen neues Lebensblut zu. Geh', zähl' die Schornsteine, die Wasserwerke im Gebweiler Thal und sieh zu, ob hier nicht alles auch so sein könnte. Der Fluß schleicht ungedämmt, der Wein liegt im Felsenkeller begraben; wer in der Ebene zu thun hat, rüstet sich zu einer ganzen Tagesfahrt, und den Turm des Straßburger Münsters sehen wir hoch vom Berg herab wie ein unerreichbares Phantom im Gewölk schwimmen."

Er hatte sich in Eifer geſprochen, zuerst deutsch, dann französisch, und wie ein Zauber ging es von ihm aus. Seine wohllautende Stimme, seine lebhaft bewegten Züge, ein Hauch vornehmer Liebenswürdigkeit und eine herzliche Wärme rissen die Männer am Tisch zu leisem Beifallsmurmeln hin. Daß sein Herz ängstlich und erregt klopfte, daß er zugleich für sein Leben sprach, wußten sie nicht.

Nur Joseph Sigwald blieb ungerührt. Tiefer gruben sich die Linien um den Mund, und seine Faust lag geballt auf dem Tischtuch. „Leben im Thal! Ei freilich, Mord und Totschlag! Die Industrie kommt auf, und der Bauer kommt um. Farbwasser soll den Fluß heraufließen, daß Fisch und Krebs auf dem Rücken treiben, und großprahlende Commis Voyageurs aus Berlin und Leipzig fahren wie die Tobten in unsere Häuser. Kein Mädchen ist mehr sicher aus Feierabend, wenn die Fabriken das Thor aufsperren. Und die Eisenbahn, die bricht wie ein Maulwurf durch unsere Matten, unsere Felder. Ob ich dran hänge', ob mein Großvater dem Acker den Namen gegeben, ihn gerodet und unter den Pflug gebracht hat — wer achtet's groß? Querdurch stützt die Bahn und reißt mir mein Eigentum in Fetzen."

Er brach ab, die Falten zitterten auf seiner Stirn. Einen Augenblick war es still, dann schrie unten am Tisch einer: „Recht hat er!" und wuchtete mit der Faust auf die Platte, daß die Gläser tanzten.

Die Frauen kamen in Bewegung, und Marianne trat zu ihrem Mann und flüsterte ihm zu: „Ich bitt' dich, Joseph, laß das heut'!"

Er schüttelte die Hand ab, die sie ihm auf die Schulter gelegt hatte, und entgegnete: „Es geht uns allen an die Nieren, und ich glaub', es schändet das Andenken der Schwester nicht, wenn man davon redet, dem Thal, in dem sie gelebt, seinen Frieden zu erhalten."

Da tönte auf einmal Ursulas Stimme in das Gespräch: „Glück und Frieden kommt nicht von außen, und wer jehnmal das Glückshämpfele schneidet und den Frieden nicht in sich hat, wird ihn nie aus den Aehren auflesen."

Sie hatte tagelang geschwiegen, jetzt aber war ihr in dunklen Worten über die Lippen getreten, was sie bekümmert hatte. Und jeder fühlte einen Vorwurf heraus, weil ihm ein Schuldbewußtsein das Ohr schärfte.

Joseph Sigwald dachte daran, daß er mitschuldig gewesen war an Madeleines einsamem Leben; er starrte stumm ins Weite, durch die Fensteröffnung in das Weidengebüsch, in dem der Regen sang. Sein Sohn aber fühlte eine heiße Röte vom Herzen in die Wangen steigen, und sein stehender Blick suchte Ursulas Auge. Neben ihm saß das Phinele und griff unwillkürlich nach dem goldenen Herzchen, das sie versteckt unter dem Mieder trug, während sie heimlich zu Andrè hinüberspähte, der Ursula lächelnd zunickte. Er fand die Worte so hübsch, und der Erntetag stieg vor ihm auf, da er Ursula zum erstenmal gesehen hatte. Es war ihm, als wäre das schon lange Monate her, und jetzt zog Phinele's Blick ihn an, sie schauten sich an und erschraken beide darob. Etienne Ferny aber stand langsam auf und sprach: „Du hast uns ein gutes Wort gesagt, liebes Kind; wir wollen's dabei lassen."

Doch die beiden Vettern wechselten darüber einen Blick, prüfend, wie zwei Fechter, die ein wenig ruhen und die Kraft meſſen wollen, die dem Gegner noch geblieben. Sie empfanden beide, daß sich unter der Meinungsverschiedenheit ein neuer Bruch barg, tiefer als jener, den die Verstorbene glaubte geheilt zu haben.

Als Ursula von Marianne Abschied nahm, versuchte Frau Sigwald noch einmal, das Mädchen, dem sie von klein auf zugethan war, an die Mühle zu fesseln.

„Willst du wahrhaftig in das Kloster übersiedeln? Das Häuschen Madeleines gehört doch nun dir, sie hat dir zu alles verschrieben. Und hier thät' es dir doch gewiß auch gefallen, hier ist das Phinele, dem du immer wie eine ältere Schwester warst."

„Du bist gut, Tante, aber es ist besser so. Andrè tritt im Oktober in die Armee ein, dann ist Monseur Ferny ganz allein auf dem Kloster."

Marianne blickte sie forschend an. „Willst du vielleicht einem andern aus dem Weg gehen, Kind?"

Eine flammende Röte überflutete Ursulas Antlitz, aber stolz den Kopf in den Nacken werfend, antwortete sie: „Ich weiß nicht, was du meinst. Es hat mir ja niemand den Weg vertreten."

Und sie nahm hastig Abschied und folgte Etienne Ferny auf den Flur. Die klugen Augen der alten Frau blickten ihr nach und suchten dann den Sohn, der in der Fensternische stand und mit gerunzelten Brauen in den silbernen Duft schaute, der von den Bergen herabglitt.

Auf dem schmalen Pfad, der früher viel begangen, jetzt grasüberwachsen von dem Mühlengut zur Fabrik führte, schritten Ferny und Ursula. Drüben, jenseit des Kanals, auf der Straße, gingen die andern, eine versprengte, schwarze Schar, dem Städtchen zu. Der Regen hatte nachgelassen, und die Abendsonne funkelte über dem Smaragdgrün der runden Kuppen.

Eilige Schritte klangen hinter den Beiden auf dem Fußweg. Es war Heinrich Schimper. Der feurige Rapvolsweiler Riesling hatte sein Blut in stärkere Wallung gebracht und ihn aus seiner scheuen Art herausgeschleudert. „Herr Ferny, ich fühle mich gedrängt, Ihnen zu sagen, daß Sie in meinen Augen den richtigen Standpunkt vertreten haben," begann er.

Etienne sah ihn einen Augenblick überrascht an. Was half ihm die Meinung des Lehrers, was wog sie ihm? Schimper hatte weder Sitz noch Stimme im Gemeinderat. Ein trübes Lächeln erschien in Etiennes Mundwinkeln, aber auf einmal flammte die Auffregung in ihm auf, und dankbar für das Wort, das jener ihm gesprendet hatte, ergriff er die Hand des Schulmeisters und erwiderte: „Ich danke Ihnen recht sehr, Herr Schimper. Sie sehen eben mit den Augen des jüngeren Geschlechts."

„Ja, dazu rechne ich mich ganz, viele sind wir zwar noch nicht, viele sehen noch die Welt in andern Farben, auch unter den Jungen im Elsaß."

Wieder erschien in Fernys Mienen der verlegene Ausdruck, der ihn befiel, wenn er gewissermaßen aufgefordert wurde, deutlich seinen Standpunkt in der großen nationalen Frage erkennen zu geben, die das Land seit nun über zwanzig Jahren bewegte.

„Ich weiß, was Sie meinen, lieber Freund," sagte er, „aber sehen Sie: zu sehr, so mit Herz und Hand, kann ich mich nicht für das Neue engagieren. Was wollen Sie? Ich kann meine Erziehung nicht verleugnen, und wenn ich zu Hause an den Wänden die Porträts Gambettas und Thiers' sehe, so habe ich tief innen ein warmes Gefühl. Das fehlt mir noch bei dem

Anblick des Bildes, das Sie im Klassenzimmer hängen haben und der Kreisdirektor über seinem Schreibtisch und in seinem Salon."

„So sind Sie nicht früh noch Fleisch?" stieß Heinrich aufgeregt hervor.

Ein bitteres Lächeln kräuselte Etiennes Lippen. „Ein Verdauungsprodukt, mein Freund; ich kann aus der alten Haut nicht heraus, bemühe mich aber, korrekt zu bleiben," erwiderte er.

Die Männer brachen das Gespräch ab, in Fermy aber ließ es einen Stachel zurück. Er fühlte, daß ihm in einer entscheidenden Stunde, jetzt, da es sich um seine Existenz handelte, der feste Halt innerer Ueberzeugung fehlte. Und es stieg etwas wie Neid in ihm auf, wenn er des eisernen Trotzes in der Mühle gedachte, und auch den jungen Eiferer im Dienst der neuen Sache beneidete er um dessen Glauben und offenes Bekenntnis.

Er lüftete den Hut und ging weiter, schneller, immer schneller, als fürchtete er, Joseph Sigwald oder Heinrich Schimper könnte ihn einholen und stellen. So erreichte er die eiserne Bogenbrücke und eigenen Grund und Boden. Ihm bangte vor dem morgigen Tag, und doch galt es, fest zu dem Plan zu stehen. Die Eisenbahn trug sein Glück, seine Ehre und die Zukunft seines Sohnes, ja mehr noch. Und es war seine innerste Ueberzeugung: ihr erster Pfiff rüttelte das Thal aus dumpfem Schlaf zu neuem Leben auf. Er hatte Ursula, die während seines Gesprächs mit Schimper etwas zurückgeblieben war, völlig vergessen.

Als er sich jetzt umblickte, sah er sie mit Schimper langsam des Weges kommen. Andere war noch in der Mühle geblieben. Diese Wahrnehmung verscheuchte plötzlich wieder seine Unruhe, und tief aufatmend trat er ins Haus.

Ursula, die wohl fühlte, was ihn bewegte, sah ihm voll Teilnahme nach. „Sie haben ihm wehgethan, Herr Schimper."

Ein paar Augenblicke schritten sie wortlos weiter. Da rauschte hinter ihnen ein Kleid, und Josephine Sigwalds Stimme klang an ihr Ohr: „So, hier ist die Grenze, André!"

Sie standen am Brücklein. Ursula hatte dem Mädchen längst vergeben, was vor drei Abenden am Kirchweihtag geschehen war, und Phinele hatte es vergessen.

„Die Grenze giebt es nicht mehr," sprach André und trat beiseite, um den beiden Mädchen den Portritt auf der Brücke zu lassen. Phinele aber schüttelte den Kopf und wiederholte ernst: „Doch, doch, hier ist die Grenze. Und heute spring' ich nicht hinüber."

Sie stockte, schaute schnell zu den Fenstern des Hauses hinauf, und als sie dort nur einen Vorhang im Wind flattern sah, sandte sie noch einen Blick nach der Mühle zurück. Die lag breit und massig im Gebüsch, und niemand war sichtbar. Da sprach sie: „Habt ihr's nicht gemacht: heute ist der Friede wieder in Scherben gegangen. Und ich hab's geahnt, denn heute früh, als ich aufstand, lag das Glückshämpfele am Boden. Ich hob's heimlich wieder hinter das Kreuz geschoben, denn die Mutter hätte einen Todschrecken davon gehabt."

Sie schwiegen, und selbst dem Schulmeister erstarb das Lächeln auf den Lippen, das ihm der Aberglaube entlockt hatte. Oben am Fenster aber griff eine nervöse Hand in den Vorhang, und hastig trat Fermy in die Nische zurück. Die Worte hatten sein Ohr erreicht. Eine unheimliche Angst stieg in ihm auf. Es war still um ihn her, die Maschinen liefen nicht, das Dampfrohr keuchte nicht, geräuschvoll floß nur die Flut, und er vergaß, daß das Begräbnis Madeleines ihn veranlaßt hatte, am Nachmittag zu feiern. Es war, als sei alles bereits erstorben.

Er sah, wie die am Steg sich trennten, hörte, wie Ursula über den Flur schritt, und ging ihr freundlich entgegen, um sie zu der Haushälterin zu führen. Dann trieb es ihn wieder, allein zu sein. Er spähte über den Pfad, durch Gebüsch und Gestämme zu der Mühle hinüber, deren weiße Mauern hier und da sichtbar wurden. Der Sonnenblick war mit der Dämmerung erloschen, und der Regen setzte wieder ein, langsam, leise, in einschläfernden Rauschen. Ob er Minuten oder Stunden so gestanden hatte, wußte er nicht, als ihm ein Schlag durch die Glieder fuhr. Dort durch die sanften, grauen Schatten kam jemand auf das Haus zu, kam näher und zauderte an der Brücke. Fermys Unruhe schwand, eine starre Ruhe bannte Blut und Nerven, und mit einem Ruck riß er den Vorhang zurück und sprach: „Du willst zu mir, Vetter Sigwald? Ich komme dir entgegen." Der Müller stand auf der Brücke, ballte die Fäuste um das verschnörkelte schmiedeiserne Geländer und maß das zierliche Häuschen vom Giebel bis zur Schwelle.

„Gut, ich komme," murmelte er und schritt über die tönenden Eisenplatten.

Auf der Schwelle erwartete ihn Fermy. Schweigend stiegen sie in das erste Stockwerk hinauf und betraten das Balkonzimmer. Es war dunkel geworden, und Fermy zündete die Kerzen des dreiarmigen Leuchters an. Der unruhige Kerzenschein strahlte aus dem Spiegelglas zurück und malte wechselnde Schatten in die Gesichter der Männer. Sigwald hatte den Stuhl abgelehnt. Aufrecht stand er, die Rechte schwer auf den Tisch gestützt. Da blieb auch Etienne stehen und lehnte sich mit dem Rücken an den Schreibtisch. Zwischen ihnen war ein kurzer Raum.

Sigwald räusperte sich und begann: „Ich komme, um Klarheit zu schaffen. Gestrkets Glas hält schlecht, und besser ist's, wir bleiben einander ganz fern, als dieses Hin und Her."

Ruhig wie er sprach auch Fermy: „Wir sind länger als zwölf Jahre aneinander vorbeigegangen. Wir waren nie ein Herz und eine Seele gewesen, so wenig wie unsere Väter, aber seit dem Krieg gerieten wir noch weiter voneinander ab. Ich habe die Freundschaft nicht aufgekündet, aber du. Und so bitter hast du gesprochen, mir Dinge gesagt — genug, das ist vorbei. Madeleine hat uns zusammengeführt, nun, da die Kinder groß und wir grau sind. Ich bin dir gern entgegengegangen, aber du hast den Pakt anders ausgelegt, und nun ist's nicht Freundschaft, noch offene Ablage, nun ist es beinahe ein Betrug vor den Kindern und der Welt."

Er war doch heftiger geworden, und bitter klang der Schluß seiner Rede. Sigwald aber nickte mit dem mächtigen Haupte und wiederholte: „Du hast recht, es ist ein Betrug. Du hast dich damit betrogen, daß du annahmst, ich hätte anders denken gelernt, und ich hab' gegtaubt, es käme mich jetzt leichter an, über deine Umtriebe hinwegzusehen."

„Meine Umtriebe?" fuhr Fermy auf, aber sein Blick irrte von dem klaren Auge des andern ab, und dieser fuhr fort zu reden: „Ich bin nur ein Bauer, Etienne, bin Müller geblieben, weil es der Vater war. Der Großvater hat mit dem Eulogius Schneider hier im Thal den Freiheitsbaum gepflanzt und die Mühle aus der Klosterfron gelöst. Er hat den Boden ringsum von der Nation gekauft, und so sind wir Bauern geworden. Die Mühle mahlt jetzt nur noch Knudenkorn, weil wir zweihundert Jahre darauf sitzen und das Rad nicht still stehen soll, das uns ernährt hat. Ich habe den Freiheitsbaum mit der Mühe im Gedächtnis behalten, der Pfaffen, Fron, Zehnten und Brotwucher aus dem Land geschreckt hat. Du aber bist anders mit der Zeit gegangen, du bist — —"

Fermy unterbrach ihn erregt; er war sehr blaß geworden: „Was willst du von mir wissen, warum bin ich hergekommen?"

„Ich will wissen, wie wir zu einander stehen. Und da sagt mir eines alles: du willst, daß die Eisenbahn gebaut wird?"

Einen Augenblick zögerte Etienne mit der Antwort. Er wußte, daß sie in einem Wort alles entschied. Sagte er Ja, so standen sie einander feindlich gegenüber, er auf seiten der Regierung, die den Bahnbau aus strategischen Rücksichten förderte, aber dem Thale die Initiative zugeschoben hatte, Sigwald auf der andern Seite, wo eine Mauer jede Beziehung zu dem deutschen Regiment abschnitt. Er zauderte.

„Also Ja?" fragte Sigwald leise.

Da warf er den Kopf zurück. „Ja!"

Eine Weile schwiegen sie. Fermy hatte sich aufgerichtet. Sigwalds Hand lag fester auf dem Tisch. Auf einmal aber hob er die Faust, trat einen schweren Schritt auf den Vetter zu, packte dessen Handgelenk und sprach: „Ist das dein letztes Wort? Die Eisenbahn heißt's heute, morgen heißt's anders, aber immer ist es das Fremde, das uns über den Leib kommt. Bedenk', was du thust, Etienne! Es ist deine Gesinnung, die ich erkennen will, die Sache selbst schert mich wenig, denn die Bahn wird gebaut ohne meine und ohne deine Stimme."

„Laß los, Joseph, es ändert nichts. Ich muß Ja sagen. Ich sage Ja vor dem Gemeinderat wie vor dir."

„Du mußt?"

Röte und Blässe wechselten auf Etiennes Gesicht.

„Ich muß, ich bin engagiert."

Sigwalds Atem ging schwer. Schweißtropfen netzten seine Stirn, und nach kurzem Kampfe fuhr er fort: „Ich habe letzthin in Kolmar Worte aufgelesen, du stündest in schlechten Schuhen, Etienne. Ist's das, was dir Ja und Amen abpreßt, so sag's! Ich faß' deine Hand nicht gern, weil du verleugnest, was ich heilig halte, aber ich will Hypothek auf Haus und Hof nehmen und dir aufhelfen, damit du frei Nein stimmen kannst."

Die Worte hämmerten in Fernys heißen Schläfen; aber da bäumte sich plötzlich sein Stolz, seine Eitelkeit in ihm auf. Er schämte sich vor dem Mann, und zugleich sah er sich ertappt, fühlte sich wie verraten in seinen Plänen. Und ohne sich selbst genau Rechenschaft geben zu können, warum er es that, antwortete er leichthin: „Man täuscht sich. Ich hab' die letzte Baumwolle noch nicht versponnen. Und das Ja laß ich mir nicht abkaufen."

Da schleuderte Joseph Sigwald die weiße, schlanke Hand von sich und schrie mit heftiger, schallender Stimme: „Nicht abkaufen? Zum Teufel, glaubst du, ich handle mit Stimmen und Gewissen?! Wir sind geschieden, Ferny, und Kinder und Kindeskinder kommen nicht mehr zusammen!" Er riß die Thüre auf, daß die Kerzen zuckend im Zugwind flackerten. Etienne aber stieg der Trotz ins Hirn. „Halt, Joseph, so gehst du nicht von meiner Schwelle! Ich kann ohne deinen Gruß leben, aber zwischen den Kindern reiße ich keine Fäden mehr ab. Verbiet' du, ich erlaube. Und wenn sie zusammenkommen, über Fabrikwasser und Mühlenbach hinüber, ich geb' ihnen gern meinen Segen."

„Das Phinele springt nicht über dein Brücklein und netzt keinen Schuh für deinen Buben. Ich kenn' mein Kind," sprach Sigwald spöttisch über die Schulter.

Da zuckte ein Lächeln über Fernys Gesicht, scharf wie ein Blitz, und er raunte leise, denn die Thüre stand offen:

Psalm

Nach dem Gemä

„Du hast auch einen Sohn — Jacques."

Sigwalds Faust sank von der Klinke. „Ich versteh' dich nicht."

„Und ich habe jetzt Ursula, die ich übernommen habe von der, die wir heute begruben, und die ich wie meine Tochter halten will."

Sigwald starrte an ihm vorüber ins Weite, in die graue Nacht, die draußen umging. Ursula Briou, Madeleines Pflegekind, das wie ein wildes Kraut im Mühlengarten aufgewachsen war, gelitten, aber nicht berechtigt, zu wurzeln! Und jetzt lebte sie unter Fernys Dach, sah mit seinen Augen, hörte mit seinen

Ohren. Hatte sie nicht heute schon ihm Trotz geboten am eigenen Tisch! Härter noch blickten seine Augen, und eigensinniger noch steifte er den Nacken, als er erwiderte: „Gut, halt' sie wie deine Tochter, es giebt kein besseres Mittel, ihr den Tritt über meine Schwelle zu wehren."

Die Thüre fuhr ins Schloß. Im Dunkel tappte Sigwald die Treppe hinunter. Laut hallte sein schwerer Tritt auf der eisernen Brücke, und der Regen schlug in sein erhitztes Gesicht, perlte im grauen Bart und sickerte zwischen Hemd und Kragen in den breiten, starren Nacken.

Eintönig rauschte der Regen die ganze Nacht und spann Kloster und Mühle, Stadt und Thal in grauen Dust.

* * *

Der Wald ist erwacht. Die Eichkätzchen fahren die Bäume herab, die roten Wegschnecken glänzen im Morgenschein wie Purpur und ziehen über die gelben Waldwege den Moosbänken zu. Ein Wasser springt hurtig über glattes Gestein, schießt in eine hölzerne Brunnenröhre, rauscht in den großen Steintrog und fließt über, weithin auf der Bergstraße einen feuchten Kreis bildend.

Klänge.

Copyright 1908 by Franz Hanfstaengl in München.

l von W. Spatz.

An der Biegung, wo der Pfad den letzten Blick auf Kloster und Villa gewährte, prallte der Müller an eine dunkle Gestalt.

„Jacques, du?!"

„Ja, Vater, ich."

„Was stehst du hier und wie lange schon? Das Wasser fließt dir ja aus dem Rock."

Jacques schwieg. Da zuckte eine böse Ahnung durch Sigwalds Hirn. „Jacques, Bub, thu mir das nicht an!"

Er rüttelte ihn an den Schultern, halb im Zorn, halb im Schmerz, und riß ihn mit fort, der Mühle zu.

Jacques Sigwald steigt den steilen Treppengang aufwärts, zwischen den Rebbergen hin, die im Tau erschauern. Schon schimmern in den Beeren die gelben Kerne, und mit Brausen fährt eine Sperlingsschar von der süßen Atzung auf. Ein Flintenschuß knallt, Gefieder stiebt im Morgenwind, hart schlägt ein getroffener Vogel ins Brombeergesträuch, das die Weghalde überwuchert.

Der Knall hat Jacques aus schweren Sinnen aufgeschreckt. Da erscheint auf der Höhe des Mäuerleins, das den Rebgarten zur Rechten stützt, der Feldhüter, die alte Schrotflinte in der Hand.

„Ah, Ihr seid's, Mßieu Jacques!"

„Ja, ich, und Ihr seid früh auf mit dem Chassepot.“

Der alte Bannwart lacht und zupft heftig an den Bartspitzen.

„Ein Chassepot ist's justament nicht, aber für das Spatzenvolk und andere Rebenschelme langen Salz und Schrot auch. Das Chassepot hab' ich zerschlagen drüben in Metz an der Porte Mazelle. Es war am 29. Oktober, da hat uns Bazaine geliefert. Pah — das ist lange her.“ Er schob ein Priemchen Tabak in den Mund und blinzelte vergnügt mit den scharfen Augen über die Reben hin. „Wenn nur der Wein wird — und der wird heuer, M'sieu Jacques.“

Jacques antwortete nicht. Er war die Stufen hinaufgestiegen, die zu dem Weinberg führten, und stand nun neben dem Flurschützen auf der Höhe. Die Sonne war aufgegangen, und bunt leuchtete der herbstliche Wald am Berghang. Um sie her aber reifte der Wein im dörrenden Laub, und aus dem Städtchen heranf, das tief unter ihnen lag, klang deutlich der Hammerschlag der Küfer. Jacques suchte die Mühle und das Kloster. Nur eine Spanne weit voneinander entfernt schienen die beiden Besitzungen von der Höhe, und doch war der Weg so weit von einem zum andern, daß ihn niemand mehr ging. Der Vater hatte Wort gehalten.

„Und was thut Ihr so früh in den Reben, M'sieu Sigwald?“ fragte der Bannwart.

„Ich?“

Er zögerte. Da bohrte ihm der Alte den Ellbogen in die Rippen und lachte lautlos. Die Frühsonne färbte seine Nase rötlich, und in der Backe schwoll ihm der Tabak.

„Wollt Ihr am End' die Reben beschauen, die Jungfer Sigwald gehört haben und jetzt der Mamsell Briou zu eigen sind?“ Und wieder prustete er los, daß er sich verschluckte und krähend hustete.

Ueber Jacques' Antlitz zog eine dunkle Röte.

„Hausnarr!“ stieß er heftig hervor und wandte sich ab.

„Nun, nun, M'sieu Jacques, macht doch nicht gleich einen Trotzkopf wie Euer Alter. Es ist nicht so bös gemeint. Und daß Ihr der Ursula Briou zu Gefallen geht, das weiß der alte Jean-Baptiste so gewiß, als nicht alle Heiligen im Kalender Platz haben.“

Der junge Mann kehrte sich dem Feldhüter wieder zu. Eine drohende Falte wetterte zwischen seinen Brauen. „Was wißt Ihr? Redet Euch nicht um Eure gesunden Glieder, Mann!“

„Sapperlot, M'sieu Jacques, Ihr rückt ja gleich mit der Artillerie auf! Aber, ich will's Euch sagen, und wir sind ja immer gut miteinander ausgekommen, seit ich Euch auf den Knien hab' tanzen lassen unten in der Mühle. Also, Ihr wißt, ich bin kein Brüllleger, der alles über die Dächer schreit, was er sieht.“

„Was habt Ihr gesehen?“ fragte Jacques.

Der Alte lächelte, ein gutmütiges Lächeln, das sein verwittertes Gesicht erhellte. „An der Kilbe habe ich ein wenig viel Türkheimer Brand getrunken, und da bekam ich einen rechten Türkenschädel, mit einem Turban — oh la la!“

Er schnalzte mit den Fingern und vergaß weiter zu erzählen, so überwahm ihn die selige Erinnerung an den durstigen Tag.

„Und dann?“ Jacques rüttelte ihn wach.

„Dann bin ich so gegen Abend schön gemütlich an den Fluß gegangen, wo es frisch und schattig ist unter den Weiden, und dort auf einmal —“

„Es ist gut, Ihr könnt's genug sein lassen.“

Die Hand Sigwalds sank von der Schulter des Mannes.

Der sah ihn von der Seite an und pfiff leise durch die Zähne.

Jacques blickte ins Thal hinab. Schwer lag's auf ihm, und plötzlich packten ihn Schmerz und Zorn, daß er laut aufstöhnte: „Ich wollt', ich wär' am End' der Welt.“

„Aber, Jacques, leib' ihr doch's Herz nicht aus! Ein Junge wie du!“ Und der Alte klopfte ihm liebreich auf den Rücken, und als jener stumm, mit düsteren Augen ins Thal starrte, begann der Tröster seine Lebenserfahrungen auszubreiten und allerlei Erinnerungen auszukramen.

Jacques ließ ihn reden, aber obwohl er nicht auf die Ermahnungen achtete, that ihm die Teilnahme des Alten in seinem zornigen Schmerze wohl. Er hatte sich tage-, wochenlang damit getragen. Es war nie seine Art gewesen, sich auszusprechen, tief saß bei ihm alles, so daß es nicht leicht den Weg über die Lippen fand. Er hatte das Mädchen nur aus der Ferne, nur im Vorübergehen wiedergesehen; sie hatte den Kopf abgewandt und kaum den Gruß erwidert, der ihm gepreßt vom Munde kam. In der Kalesche war sie an ihm vorbei gefahren, als er über die Wasserwage gebückt stand und die neuen Entwässerungsgräben der Klosterwiese berechnete. Er that seine Arbeit, aber er ward des Besitzes nicht froh, auf dem er waltete. Der Vater, der finster im Hause saß und kaum das Mahlgut ansah, war blind für seine Not, und der Mutter versuchte er ein heiteres Gesicht zu zeigen. Sie litt ohnedies genug unter dem neuen, tiefen Zwist, der über dem Grab Madeleines ausgebrochen war.

„Ho, M'sieu Jacques, Kopf hoch! Und plagt Euch nicht so mit dem Frauenzimmer. Es giebt ihrer doch wahrhaftig genug auf der Welt. Und jetzt gehe ich, über die Reben der Jungfer wachen. Glaubt mir, Ihr bekommt sie doch noch als Weibergut mit in die Ehe. Aber auf der Hochzeit, da holt sich der alte Jean-Baptiste einen Türkenkopf. Was? Gilt das?“

Er setzte das Käppi aufs Ohr und stieg höher, den schmalen Fußweg zwischen den traubenschweren Rebstöcken entlang.

Jacques sah ihm nach. Da wandte sich der alte Knabe um und rief: „Uns End der Welt kommt Ihr immer noch. Wer weiß, wohin Euch die Preußen hedieren, als Grenadier nach Glatz, wo ich kriegsgefangen war, oder ins Polnische, wo sie den Essig Wein heißen und das Bier Champagner.“ Und fort war er, nur seine schmutzig-weißen Gamaschen wurden zuweilen zwischen dem Rebengrün sichtbar, bis sein Schritt verklang und Jacques allein im Herbstwind auf dem Hügel stand.

Da litt es ihn nicht länger. Er stieg zu Thal. Die letzten Worte des alten Troupiers hatten ihn übel aufgestört. Im Drang der Tage hatte er die Erinnerung an die Musterung erst von sich geschoben, dann vergessen. Jetzt fiel ihm auf die Seele, daß er im Frühling tauglich befunden und in die Liste eingetragen worden war. Als Infanterist, zu den Siebenundfünfzigern in Wesel, irgendwo weit unten am Rhein. Er hörte die Stimme noch, die ihm die Weisung gab. Und wie er so über Geröll und Gebörn dem Städtchen zuging, sah er sich im Saale des Kornhauses, wo ihrer zweihundert auf den Bänken saßen und sich fröstelnd entkleideten. Die Unteroffiziere gingen ab und zu, auf den Steinfliesen der Halle klangen die Kolben der Posten. Er war hereingekommen, taziert, gemessen, eingestellt worden. Noch schüttelte ihn der Widerwille, wenn er daran dachte. Der Vater aber hatte gelagt: „Du, zu den Preußen? Kein Wort davon!“ Und die Mutter hatte ihn unwillig und gestiftert: „Schweig, laß ihn reden, der Herbst ist noch nicht da.“

Jetzt war er da, ein sonniger, fruchtschwerer Herbst. Jacques lachte herb und ging langsamer. Schon hallte sein Schritt unter dem alten Thorbogen, und vor ihm lag die Gasse mit den schmalen, hochgiebeligen Häusern, auf deren verblaßten, zerstückelten Farbenzieraten und Malereien die Sonne spielte.

Das Ratsglöcklein begann zu läuten, als Jacques über den Marktplatz schritt. Die Sitzung war aufgehoben, die Stadtväter kamen die Holztreppe herab, die morsch und verwittert an der Fassade des schiefensterigen alten Baues klebte. Der Vater war der Erste, der auf die Gasse trat. Er sah nicht rechts, nicht links, hatte den Kopf gesenkt, daß der Kinnbart den Hemdstreif verdeckte, und ging schweren Schrittes dem Flußthor zu. Im Dunkel des Thores holte Jacques ihn ein. „Guten Tag, Vater!“

Der Müller blieb stehen, sah ihn einen Augenblick fremd an, packte ihn dann an den Armen und sprach heiser: „Sie haben's erreicht. — Und er hat das große Wort geführt: Fürsorge der Regierung, väterliche Verwaltung, was weiß ich!“

„Die Eisenbahn, Vater?“ fragte Jacques, aber seine Gedanken waren bei Ferny und stürmten von diesem zu Ursula.

„Ja, die Eisenbahn! Ein Eisenstrick, der uns an Deutschland bindet und uns die Aecker abschmürt! Und warum? Damit sie ihre Soldaten schneller an die Grenze werfen können. Ich seh' den Tag schon, da die roten Kragen und die Pickelhauben hier einmarschieren und regieren.“

Er brach ab, zog den Sohn am Aermel fort und murmelte: „Komm heim!“

Eine Weile gingen sie schweigend ihres Weges, bis Jacques auf einmal, er wußte selbst nicht, was ihn trieb, an die letzten Worte des Vaters anknüpfend, sagte: „Rote Kragen und blanke Knöpfe, die warten auch auf mich.“

„Laß sie warten!“ stieß der Müller trotzig hervor und versenkte sich wieder in seine bitteren Betrachtungen.

Sie überschritten die Brücke. Drei Frachtwagen der Fabrik rollten aus dem Klosterhof, und Sigwald lachte höhnisch auf, als er die schweren Gäule sah. Eine schlanke, schwarze Gestalt erging sich im Klostergarten zwischen den Beeten. Jacques spürte einen zuckenden Herzschlag, aber sein Schritt blieb gleichmäßig, sein Antlitz unbewegt.

„Die Prinzessin,“ murmelte der Alte, der Ursula erblickt hatte, und ein zornmütiger Blick brach aus seinen Augen.

Da sagte Jacques ruhig, mit klangloser Stimme: „Du bist ungerecht, Vater.“

Der Müller fuhr auf, und im Weitergehen stieß er böse Worte hervor, die ihn von dem verhaltenen Zorn befreiten. Der Sohn aber wiederholte hartnäckig ein über das andere Mal: „Du bist ungerecht.“

An der Hofschwelle blieb der Vater stehen. Er stampfte mit dem Fuß. „Prinzessin, sag' ich! Und du, du gehst ihr nach, wie ein Bettler um Almosen.“

„Vater!“

Sie maßen sich mit trotzigem Blick. Aber tief im Augenstern des Jüngeren brannte ein Schmerzfünkchen, und als der Vater das gewahr wurde, zuckte er die Schultern und murmelte: „Na ja — du hattest sie halt lieb.“

„Ich hab' sie lieb — aber —“

Er vollendete nicht, atmete auf, wie einer, der eine Last abschütteln will, und ging schnell über den Hof.

Kopfschüttelnd, ein mitleidig verächtliches Lächeln in den Mundwinkeln, folgte ihm der Vater. Sie sprachen den Tag über kein Wort mehr miteinander.

Das Phinele fuhr unruhig im Hause herum. Bald saß es in der Stube bei der Mutter, bald klang sein Schritt auf dem Estrich, wo die Mägde Weischkorn ankernten. Dann streckte es den Kopf in die Kammer des Bruders. Er saß in der Dämmerung vor dem Tisch, das Kinn aufgestützt, und sann.

Sie trat zu ihm, unruhig, machte sich um ihn zu schaffen. Endlich konnte sie nicht mehr anders, sie sprach: „Weißt du's schon?“

„Was, Phinele?“

Er hörte kaum hin, es stieß und drängte in seinem Herzen und in seinen Gedanken. Langsam, schwerfällig rang er nach Befreiung, nach einem Entschluß.

„Er tritt in Straßburg ein, bei den Sachsen, gestern abend hat er es mir gesagt.“

Jacques ließ die Hände sinken. Er hob die Stirn.

„Wer tritt ein?“

„Wie dumm du fragst! Ei, André! Ein Jahr als Volontär bei den Sachsen.“

Wie helles Feuer schlug's Jacques ins Gesicht; er sprang auf, stieß den Stuhl zurück, der krachend auf die Diele schlug, und leuchte: „Ah, André Ferny! Er tritt als Volontär ins Heer und dient nur ein Jahr. Ein Jahr in Straßburg, im Elsaß, so nah daheim, ganz daheim. Und ich, ich schlepp' mich mit allen Plagen in der Fremde herum! Er, er so nah, daß ihn die Eisenbahn im Hui ins Thal bringt, und zu ihr! Und ich dort unten unter den Preußen, fremd außen und innen.“

Josephine war ängstlich von ihm zurückgewichen. Schweiß perlte auf seiner Stirn, der Kragen würgte ihn, und mit fieberndem Fingern riß er die Binde vom Hals.

„Jacques, du bist nicht bei Sinnen!“

„Und woher weißt du das alles?“ lachte er zwischen Schmerz und Wut und ergriff ihre Hände. Doch ehe sie antworten konnte, stammelte er wieder in einem Augenblick fassungsloser Zärtlichkeit: „Ach, Phinele, ich wollt', ich wär' am End der Welt!“

Eine Sehnsucht nach etwas Phantastischem, Abenteuerlichem, wo er sich und alles vergessen konnte im Rausch der Lust und im Drange der Gefahr, ein Verlangen, That und Heimat zu verlassen, war über ihn gekommen, so mächtig, daß die Aufregung ihn wie im Fieber schüttelte.

Die Schwester aber sah ihn mit klugen Augen an.

„Dir fehlt etwas, Jacques,“ sprach sie ernst.

„Fehlen, nein, mir fehlt nichts.“

Er hatte sich wieder in der Gewalt. Und nun zog er sie an sich und blickte ihr in die Augen und fragte: „Woher weißt du das alles?“

„Von ihm selbst.“

Dicht vor ihm stehend, das Haupt beugend, so daß er nur ihren blonden Scheitel sah, erzählte sie, daß sie André gestern abend am Wasser getroffen habe.

„Das Wasser war zwischen uns. Er drüben, ich hüben. Es giebt ein Lied, in dem heißt es: Sie konnten nicht zusammenkommen, weil das Wasser viel zu tief war. Das ist dumm, Jacques. Im Kanal ist Tiefe genug, aber wenn zwei sich recht lieb haben, kommen sie doch hinüber, er oder ich.“

„So, so!“

Beschämt blickte sie auf, als der Bruder die beiden Silben in ihre Rede warf. Sie hatte in den Tag hinein geschwatzt und stand nun verwirrt. Aber rasch schoß auch ihr der Trotz in das Köpfchen.

„Ja, so ist's. Nun geh, klag's dem Vater!“

Jacques aber lächelte ernst, zog sie noch näher an sich, neigte sich und flüsterte: „Also, du hast ihn gern?“

„Ich — hab' ich das gesagt?“ stotterte sie.

Aber ein überlieferes Gefühl sagte ihr das Blut zum Herzen, und sie wußte auf einmal, daß sie ihn wirklich und wahrhaftig liebte.

„Und er?“ fragte Jacques, und seine Hände umschlossen ihre Finger heiß und fest. Sein Auge hing an ihren Lippen, die heimlich zitterten. Er fragte für sich und für sie. Da erlosch der Purpur auf ihrem Antlitz. Zwischen ihnen erschien Ursulas Bild, und die Schwester erhob den Blick fragend, als ob der Bruder bessere Antwort wüßte, und erwiderte angstvoll:

„Ich weiß es nicht.“

„Phinele!“

Er ließ sie los, ging ans Fenster und sprach kein Wort mehr. Leise, schüchtern trat sie neben ihn und schmiegte die Wange an seine Schulter. Er bewegte sich nicht. Die Thränen stiegen ihr in die Augen, aber sie zerdrückte die Verräter zwischen den Wimpern und verließ still die Kammer. (Fortsetzung folgt.)

Im Kampf um Südafrika.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aus den „Lebenserinnerungen“ des Präsidenten Paul Krüger, von ihm selbst erzählt.

II.

Von dem Tage an, da die Trekker ihre alte Heimat verließen, fühlten sie sich von England bedroht. Und auch nachdem Transvaal (1852) und der Freistaat (1854) sich in dem Besitze eines durch feierliche Verträge gegen jeden Eingriff sichergestellten Gebietes sahen, spürten sie in einer Reihe von Kämpfen mit den Eingeborenen die Hand Englands, die den Schwarzen stärkte, um den weißen Rivalen nicht zu mächtig werden zu lassen. Ein stiller Kampf zwischen beiden Nationen zieht sich durch die ganze zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zum offenen Kampfe kam es erst nach der Annexion. Krüger hat vor dieser Annexion gewarnt, er hat sie mit allen Mitteln der Ueberredung und friedlichen Verhandlung rückgängig machen wollen, er ist zweimal nach London gereist, um die englische Regierung über die Stimmung seines Volkes aufzuklären. Alles vergebens. Im Jahre 1879 fanden drei große Volksversammlungen zu Wondersontein und Kleinfontein statt, teils um dem englischen Kommissar Gelegenheit zu geben, sich gegenüber der Behauptung, daß die Bürger selbst die Annexion wünschten, von der wahren Volksstimmung zu überzeugen, teils, um zu beschließen, was nun geschehen sollte.

Die erste dieser Versammlungen war am 10. Januar 1879, und das Volk erklärte hier einmütig, es werde sich bei dem Beschlusse der englischen Regierung, welche die Annexion für

unwiderruflich erklärt hatte, nicht beruhigen. Zugleich wurde vereinbart, Piet Joubert zu Sir Bartle Frere nach Natal zu senden und diesem von dem Volksbeschlusse Kenntnis zu geben. Eine weitere Versammlung, zu der man auch an Sir Bartle Frere eine Einladung ergehen ließ, fand dann am 18. März 1879 bei der Farm Kleinfontein statt. Hier waren vier- bis fünftausend Bürger zusammengeströmt, und es bedurfte der ganzen Umsicht und mahnenden Ruhe Paul Krügers, um die erhitzten Gemüter zu abwartendem Ausharren zu veranlassen. Als das Komitee daraufhin eine neue Versammlung zu Bonderfontein in Aussicht nahm, erließ der englische Kommissar Sir Garnet Wolseley ein Manifest, das die Bestrafung wegen Hochverrates für alle Teilnehmer an dieser Versammlung in Aussicht stellte. Trotzdem war auch diese Versammlung, die am 10. Dezember 1879 tagte, von gegen sechstausend Bürgern besucht. Und hier, in dieser dritten Zusammenkunft, in der auch Krüger noch einmal seine Stimme besänftigend und warnend erhob, wurde ein Volksbeschluß gefaßt, der feststellte, daß das Volk frei und unabhängig zu bleiben verlangte, daß es die Wiederherstellung seiner unabhängigen Verfassung und Wiedereinsetzung eines Volksrates forderte. Der Volksrat sollte zugleich die nötigen Schritte zur Sicherung der Unabhängigkeit unternehmen. Den Kommissar Sir Garnet Wolseley setzte man durch die Abgeordneten Pretorius und Bof von dem Beschlusse in Kenntnis. Obwohl daraufhin die englische Behörde allenthalben Kundgebungen ihrer Regierung verlesen ließ, in der die Bürger aufgefordert wurden, sich zu unterwerfen, und in denen man sogar den gegenwärtigen Zustand als eine Brücke zur Selbstregierung zu bezeichnen wagte, scheiterten doch alle diese Versuche, die Bürger von dem eingeschlagenen Wege abzuleiten, an deren Entschlossenheit, den Kampf um die Unabhängigkeit aufs neue aufzunehmen.

Kurze Zeit nach diesen Ereignissen gelang es den Transvaalern auch, einen Föderationsplan von Südafrika, der im Kapparlamente zur Beratung kommen sollte, zum Scheitern zu bringen. Dieser Erfolg war darum von größter Bedeutung, weil bei dem Zustandekommen eines „Vereinigten Südafrikas“ unter englischer Flagge eine Widerrufung der Annexion Transvaals kaum jemals noch hätte erfolgen können.

Während Krüger und Joubert zur Hinterteibung dieses gefährlichen Föderationsplanes in Kapstadt weilten, sprach eines Tages ein Parlamentsmitglied bei ihnen vor und lud sie zum Besuche bei Sir Bartle Frere ein. Die Einladung wurde erst rundweg abgelehnt. „Als aber die Einladung“ — wir citieren hier Paul Krügers* eigene Worte — „wiederholt wurde mit den Zusatze, Sir Frere wünsche die Herren privatim zu sprechen, da erklärte Krüger: ‚Ich werde kommen, wenn Sie mir sagen können, welcher Sir Bartle Frere es ist, der nach uns verlangt, denn ich kenne deren bis jetzt vier. Der erste kam zu uns nach Kleinfontein und versicherte uns, er sei nicht gekommen unter englischer Flagge mit dem Schwert, sondern als Bote des Friedens. Später erfuhr ich aus einem englischen Blaubuch, daß an demselben Tage ebenfalls ein Sir Bartle Frere, also ein zweiter, an die englische Regierung geschrieben hat: „Hätte ich nur genug Kanonen und Soldaten gehabt, so hätte ich die Aufrührmacher rasch auseinander gejagt gehabt.“ Den dritten Sir Bartle Frere lernte ich gelegentlich der Beantwortung unserer Bittschrift um Zurücknahme der Annexion kennen; er sagte damals, er habe der britischen Regierung mitgeteilt, daß er in Kleinfontein etwa 5000 der besten Buren getroffen habe und deren Petition zur ernstesten Erwägung empfehle; später habe ich aus den englischen Blaubüchern ersehen, daß an demselben Tage ein Sir Bartle Frere, also offenbar ein vierter, der britischen Regierung mitgeteilt hat, es sei nur ein Haufen von Aufrührern gewesen, den er getroffen habe. Das alles kann doch unmöglich ein und derselbe Mann sein; wenn Sie mir also sagen können, welcher von diesen vier Sir Bartle Freres es ist, mit dem zu sprechen will, so können wir uns die Sache ja einmal überlegen.‘“

Natürlich ist auf Grund dieser Erwägung aus dem Besuche bei dem vielseitigen Sir Bartle Frere nichts geworden!

* Wir erinnern nochmals daran, daß Krüger aus persönlichen Gründen nicht in erster Person spricht. Unsere Leser brauchen seine Sätze aber bloß in die erste Person zu übertragen, um seine eigenen Worte zu haben. Die Red.

Das „Volkskomitee“, in dessen Händen nun die Angelegenheit lag, that im Jahre 1880 noch alle möglichen Schritte, um von England die Zurücknahme der Annexionsproklamation zu erlangen. Als Gladstone Ministerpräsident wurde, lebten die Hoffnungen auf eine Verständigung aufs neue auf. Man wandte sich an ihn persönlich. Als aber auch diese Aussicht durch einen Brief Gladstones vom 8. Juni 1880 zerstört wurde, gab man alle weiteren Versuche auf. Eine letzte Versammlung zu Paardekraal, die auf 8. Januar 1881 festgesetzt wurde, sollte die Entscheidung bringen. Da griff Piet Cronje (der spätere General) ein, dem die Sache zu lange dauerte und das stete Zögern des Volkskomitees verdächtig war; und nachdem er zu Protcheftroom am 11. November gewaltsam eine Gerichtshandlung (Zwangsversteigerung wegen Steuerverweigerung) unterbrochen hatte, mußte die Versammlung in Paardekraal so rasch wie möglich stattfinden. Hier wurde am 13. Dezember die alte Regierung wieder hergestellt, und sofort marschierten die Truppen der Buren gegen Heidelberg, nahmen es ohne Kampf ein und machten es zum Regierungssitze.

Der Freiheitskrieg selbst und seine berühmtesten Gefechte sind allgemein bekannt. Der Friede von 1881 machte dem offenen Kriege ein Ende, aber der stille Kampf ging weiter, denn die Diplomaten hatten es verstanden, das Burenland in Fesseln zu schlagen, die ein junq aufstrebendes kräftiges Volk nicht ertragen kann. Im Jahre 1883 ging deshalb Krüger mit einer Deputation nach London, um eine Abänderung der Konvention von Prätoria zu erlangen gegen eine Regulierung der Westgrenze im englischen Sinne. Schon ein Jahr später wurde dann eine Konvention unterzeichnet, die der Republik die volle Unabhängigkeit wiedergab. Jede Suzeränität wurde durch diese Konvention von 1884 aufgehoben, einzig der sogenannte „Artikel IV“ blieb bestehen, und er fesselte auch in der Folge die ausländische Politik der Republik.—

Die treibenden Kräfte in dem letzten Akte des Dramas „Südafrika“ waren Rhodes, die Transvaal-National-Union („Reformer“), Chamberlain und Milner. Wir gehen hier wieder, was Krüger über die Männer sagt, die Transvaal zum Verzweiflungskriege getrieben haben.

Ueber Rhodes und seine Kompagnie schreibt Krüger: „Für das Verständnis der neuesten Geschichte Südafrikas ist die Kenntnis der „Chartered Company“ unentbehrlich, und ihre Erwähnung bringt mich von selbst auf den Mann, der am meisten zu dem Unheile beigetragen hat, das Südafrika getroffen hat; der, was seine Bewunderer auch sagen mögen, zu den gewissenlosesten Personen gehört, die jemals gelebt haben. Dieser Mann ist der Fluch von Südafrika gewesen; es ist Cecil John Rhodes. Seinen Reichtum hatte er durch Diamantspekulationen in Kimberley gewonnen, und durch die Vereinigung der Kimberleyer Diamantminen hatte er sich sehr großen Einfluß in der Geldwelt erworben. Später wurde er zum Mitglied des Kapparlamentes gewählt, und endlich im Jahre 1890 wurde er erster Minister in der Kapkolonie. Bereits früher hatte dieser Mann sein Auge auf die Binnenländer Südafrikas gerichtet. Durch sein Ziel vor war die Einverleibung von Land Gosen und Stellaland in die Kapkolonie zustande gekommen. Er betrachtete nämlich dieses Gebiet als den gegebenen Weg nach den Binnenländern von Südafrika.

Bereits im Jahre 1888 kam auf seine Veranlassung ein Traktat zustande zwischen Sir Hercules Robinson, dem damaligen Hohen Kommissar, und dem Matabelehäuptling Lobengula. Kurz danach wußte er für sich selbst eine Konzession von Lobengula zu bekommen. Obwohl ihm diese Konzession nur das Recht gab, Gold und andere Metalle im Lande zu suchen, benutzte er sie ausschließlich dazu, festen Fuß im Matabeleland zu fassen und die Ausbreitung der Südafrikanischen Republik nach dieser Richtung hin zu verhindern. Sehr bald sah er ein, daß er dieses Ziel nur unter dem Schutze Englands erreichen könnte, darum begab er sich nach England, um eine sogenannte Chariet (d. h. einen Brief oder eine Urkunde, welche bestimmte Rechte, hier das Recht auf selbständige Verwaltung und bestimmte Monopole, sichert) zu erlangen. Das glückte ihm auch ohne große Mühe; es ist unzweifelhaft, daß viele der höchsten Personen in England Anteil an seiner Chartered Company bekamen.

Rhodes erhielt seine Charter, obwohl man fragen könnte, welches Recht denn eigentlich die englische Regierung auf dieses

WINTER

Nach dem Gemälde von Hugo Mühlig

Fähre am Dnjestr.
Nach dem Gemälde von Ch. v. Rybkowski.

Gebiet hatte, für das sie Rhodes eine Charter verlieh, und eine Gesellschaft wurde gebildet mit einem Kapital von einer Million Pfund Sterling. Kurz darauf, im Jahre 1890, rüstete Rhodes eine Expedition aus, um ‚sein' neues Gebiet in Besitz zu nehmen. Der Protest des Matabelekönigs, der sich dem Eindringen der Rhodesexpedition widersetzte, kümmerte ihn nicht. Er nahm Maschonaland in Besitz und hatte da einige Forts. Es zeigte sich aber bald, daß Maschonaland weder für Landbau oder Viehzucht reutierte, noch als Goldland Bedeutung hatte. Er mußte also auf Mittel sinnen, um sich des Matabelelandes zu bemächtigen, das, wie er dachte, reiche Goldfelder barg. Zu diesem Zwecke mußte er Lobengula in einen Krieg zu verwickeln suchen, und das glückte ihm nur zu gut. In Afrika wird behauptet, daß er es war, der — und zwar durch seinen Gouverneur — Lobengula mitteilen ließ, die Maschonas hätten Vieh gestohlen, und Lobengula müsse sie züchtigen. Daraufhin sandte Lobengula sofort einen Impi (Häuptling oder Offizier) ab, wie das in solchen Fällen immer geschah, um für den Raub Sühne zu heischen. Rhodes aber benutzte diese Sendung eines Impi als Vorwand, um nun die Bestrafung Lobengulas zu fordern, weil er die Maschonas ermorden ließe. Wie dem auch sei, Rhodes erreichte sein Ziel, d. h. es kam zum Krieg. Dr. Jameson rüstete ein Kommando, welches die Matabele rasch auseinander trieb und mit Maxims zu Hunderten niederkartätschte. Lobengula soll auf seiner Flucht nahe am Sambesi gestorben sein. Was müssen die Gedanken dieses schwarzen Potentaten in seinen letzten Lebensstunden über eine sogenannte Christemnation gewesen sein? Doch das konnte einen Rhodes nicht rühren. Er ließ sofort das Matabeleland nach allen Richtungen nach Gold durchsuchen, und als diese Untersuchungen nur ärmliche Resultate lieferten, stieg bei ihm der Gedanke auf, sich der reichen Goldfelder der Südafrikanischen Republik und damit zugleich der Republik selbst zu bemächtigen. Auch diese That brachte er später zur Ausführung."

Auf Rhodes' Veranlassung kommt der Raubzug von 1896, der den Grund zu einem unausrottbaren Mißtrauen gegen die Engländer gelegt hat. Der „Jamesonritt" endigte fast als Komödie.

„Gerade als die Gärung in Johannesburg ihren Höhepunkt erreicht hatte, war es, daß Präsident Krüger in Pretoria, gelegentlich der Ueberreichung einer Adresse durch die Bürger, gegenüber ihrem Drängen auf Bestrafung der aufrührerischen Elemente die Worte gebrauchte: ‚Man muß der Schildkröte erst Zeit geben, ihren Kopf herauszustrecken, ehe man sie fassen kann.' Aus diesen Worten wollte man den Beweis herleiten, daß Krüger von der Vorbereitung des Jamesoneinfalles gewußt und mit der Schildkröte Jameson bezeichnet habe. Diese Behauptung ist aber völlig unbegründet. Weder Krüger, noch sonst jemand von den transvaalischen Behörden hatte damals eine solche That für möglich gehalten, noch viel weniger wurde sie erwartet.

Was der Präsident mit der Schildkröte meinte, bezog sich auf die National-Union, die beständig auf die Regierung schalt und drohte, Gewalt zu gebrauchen, um Abstellung ihrer Beschwerden zu erreichen. Er wollte damit sagen, man sollte die Bewegung ruhig weitergehen lassen, bis sie ihren wahren Charakter unverhüllt zeigte und sich so unzweifelhaft schuldig gemacht habe, daß die Regierung die vornehmsten Mitglieder, also die eigentlichen Aufrührer, wegen Hochverrats strafen könnte. Bei einem früheren Eingreifen könnten diese Leute immerhin noch den Versuch machen, ihre Schuld zu leugnen, und sie wären dann vielleicht nicht vor aller Augen zu überführen. — —

Als der Ueberfall der Republik durch Dr. Jamesons Schar bekannt wurde, gerieten die Bürger mit ihren Kommandanten in große Aufregung. In der Versammlung der Kommandanten, in welcher über das Geschick Jamesons entschieden werden sollte, hatte Krüger einen sehr harten Stand. Er hatte nämlich den Plan, und dieser Plan hatte bereits die Zustimmung des Ausführenden Rates gefunden, Jameson und die Seinen der englischen Regierung auszuliefern, damit diese Uebelthäter durch ihre eigene Regierung nach ihren eigenen Gesetzen gestraft würden. Schließlich glückte es ihm, die Zustimmung der Kommandanten zu erhalten, daß diese Sache der Regierung überlassen bleibe. —

Im Jahre 1897 wurde Sir Alfred Milner von Chamberlain zum Gouverneur der Kapkolonie und Hohen Kommissar für Südafrika ernannt. Daß Chamberlain Sir Alfred Milner nur in der Absicht ernannte, die Dinge in Südafrika auf die Spitze zu treiben, ist ohne allen Zweifel. Milners Ernennung wurde von den Jingos mit lautem Jubel empfangen. Grundzug und Ziel seiner Politik ergeben sich aus dem Worte, das er einem vornehmen Afrikaner gegenüber gesprochen hatte: ‚Die Macht des Afrikanertums muß gebrochen werden.' Dieses Werkzeug Chamberlains hat denn auch seinen Auftrag treu ausgeführt und hat heute die Genugthuung, Südafrika zu einer Wildnis gemacht und Tausende von Unschuldigen ihres Lebens beraubt zu haben. Sir Alfred Milner ist der Typus eines Jingos, autokratisch bis zur Unerträglichkeit und voll Verachtung für alles, was nicht englisch ist. . . . Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, die Republik zu quälen und ihr den Fuß auf den Nacken zu setzen.

Im Jahre vor den Neuwahlen (1893), die Krüger zum drittenmal an die Spitze des Staatswesens stellten, hatte sich in Johannesburg die sogenannte ‚Transvaal National-Union' gebildet, die sich zur Aufgabe machte, die Bevölkerung von Johannesburg stetig in Gärung zu erhalten und Beschwerden gegen die Regierung zusammenzuklauben. Daß auch hier Rhodes seine Hand im Spiele hatte, haben die späteren Ereignisse bewiesen.

Die erste Gelegenheit, die sich bot, enthüllte den aufrührerischen Geist dieser ‚Nationalen Union' deutlich und klar. Und das war bei Gelegenheit des Krieges gegen die Kaffern in den Blaunsbergen, deren Häuptling Malapoch es so arg trieb, daß die Regierung sich gezwungen sah, ein Kommando gegen ihn aufzubieten. Er war so weit gegangen in seiner Frechheit, daß er seine Untergebenen, die rings um die Wohnungen der Europäer wohnten, entwaffnen ließ, wenn sie sie nicht nach dem Gesetze obliegenden Steuern an die Regierung der Republik abführten.

General Joubert ließ nun die jungen Männer der Stadt Pretoria zu einer Expedition gegen Malapoch aufrufen. Unter diesen jungen Leuten befanden sich natürlich Unterthanen fremder Mächte, aber alle kamen mit der größten Bereitwilligkeit dem Rufe des Feldkornetts nach, mit Ausnahme der Engländer.

Diese hielten sich als ‚British Subjects' (britische Unterthanen) für viel zu vornehm, um für die verachteten Buren zu kämpfen. Englische Geistliche mischten sich auch in die Sache, hielten Ansprachen und reizten die Gemüter auf. Der Feldkornett war endlich gezwungen, gemäß des Kriegsgesetzes fünf der Widerspenstigen zu arretieren. Diese reichten sofort eine Beschwerde beim höchsten Gerichtshof ein, der aber entschied, daß sie gezwungen seien, Kriegsdienst zu thun. Inzwischen hatte die sogenannte National-Union allerlei herausfordernde Beschlüsse gegen die Regierung gefaßt. Die englische Regierung beauftragte auch Sir Henry Loch, sich nach Pretoria zu begeben, um diese Frage mit der Regierung der Republik zu besprechen.

Bei seiner Ankunft veranstalteten die Engländer einen Auflauf, und sobald der Präsident mit dem Gouverneur im Wagen Platz genommen hatte, spannten die Jingos die Pferde aus und zogen den Wagen unter dem Abjingen von ordinären englischen Spottliedern nach dem ‚Transvaalhotel'. Einer der Leithämmel sprang mit einer großen englischen Flagge auf den Bock. Vor dem ‚Transvaalhotel' angekommen, ließen sie den Wagen stehen und verlasen eine Adresse an Sir Henry Loch. Eine Anzahl transvaalischer Bürger, die inzwischen bemerkt hatten, was im Werke war, faßten nun den Wagen, in dem der Präsident saß, und zogen ihn nach dem Regierungspalast. Daß dieser Vorgang dem Haß gegen die Ausländer, insonderheit gegen die Engländer, neue Nahrung gab, braucht nicht gesagt zu werden.

Inzwischen arbeitete die sogenannte ‚National-Union' weiter. Sie lud Sir Henry Loch zu einem Besuch nach Johannesburg ein, da sie wohl wußte, daß in Johannesburg mehr Aussicht als in Pretoria bestand, einen Aufruhr ins Werk zu setzen, bei dem man auf eine Intervention von England rechnen konnte. Präsident Krüger, der wohl einsah, daß ein Besuch des Hohen Kommissars in Johannesburg nur zu Verwicklungen führen könnte, riet ihm aufs dringendste von diesem Besuch ab. Dieser sah infolgedessen von dem beabsichtigten Besuch ab, und auch im übrigen war sein Verhalten in der Oeffentlichkeit durchaus korrekt. Aber was that er im geheimen? Als die ‚National-Union' sah, daß der geplante Besuch in Johannesburg nicht zur Ausführung kam, sandte sie einige ihrer Mitglieder, darunter Tudhope und Leonard, mit einer für die Regierung wie für den Volksrat

beleidigenden Adresse an Sir Henry Loch nach Pretoria. Oeffentlich riet Sir Henry Loch der Deputation an, ihre Beschwerden in Ruhe vor den Volksrat zu bringen, im geheimen aber fragte er sie, wieviel Gewehre und Patronen sie in Johannesburg hatten, und wie lange man der Regierung Widerstand leisten könnte, bis er imstande wäre, mit englischen Truppen von außen her zu Hilfe zu kommen.

Man kann sagen, daß Sir Henrys Verhalten charakteristisch ist für die ganze englische Politik in Südafrika. Daß die Johannesburger damals die Ermunterung zu einem Aufstand, die in der Frage Sir Henry Lochs lag, nicht benutzten, ist bloß der Thatsache zu danken, daß es an Gewehren und Munition fehlte.—

Der Anschlag auf die Unabhängigkeit der Republik war also mißglückt. Aber nun ging Minister Chamberlain aus Werk, um zu sehen, ob er selbst nicht mehr Erfolg hätte. Sein erstes war, den Präsidenten einzuladen, nach England zu kommen, um dort mit ihm transvaalsche Angelegenheiten zu besprechen, und das, obwohl, wie er auch bald deutlich erklärte, nicht über den bereits erwähnten Artikel IV der Londoner Konvention zu verhandeln war. Angesichts einer solchen Einladung hätte man wirklich denken sollen, es wäre nicht England, sondern die Republik, die etwas gutzumachen hätte.

Gleichzeitig sandte Chamberlain eine andere Depesche, in welcher er unter anderem vorsichtig, an Johannesburg eine Art von Home Rule (Selbstverwaltung) zu geben, und publizierte diese Depesche im Londoner Staatsanzeiger, noch ehe sie der Präsident empfangen hatte. Die Regierung der Südafrikanischen Republik empfing zunächst nur einen kurzen Auszug aus dieser Depesche mit Erwähnung der hauptsächlichsten Punkte — während sie in dem Londoner Staatsanzeiger bereits ihrem ganzen Wortlaute nach veröffentlicht war — und antwortete darauf kurz, daß sie es für unerwünscht und unrathsam erachte, im voraus bereits die Ratschläge zu veröffentlichen, welche die britische Regierung der Republik zu geben für nötig befände, daß außerdem die Republik eine Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten nicht zulassen könne. Die Antwort wurde nun auch sofort im Staatsanzeiger der Südafrikanischen Republik veröffentlicht. Kurz nach Empfang dieser Antwort sandte Chamberlain eine Depesche, worin er erklärte, wenn seine Vorschläge nicht gut aufgenommen worden sei, so ziehe er ihn zurück. Daraufhin gab der Präsident telegraphisch die Bedingungen an, unter denen er bereit sei, nach England zu kommen. Der Hauptpunkt war für ihn, Ersetzung der Londoner Konvention durch einen Friedens-, Handels- und Freundschaftsvertrag. Davon wollte aber Chamberlain nichts wissen. Er sprach von nichts als von auerkannten Beschwerden, die abgestellt werden müßten, da dieses für England als die Vormacht von Südafrika von größter Bedeutung sei. Was Artikel IV der genannten Konvention anlangte, so erklärte er, daß dieser auf jeden Fall in eine neue Uebereinkunft wieder aufgenommen werden müßte. Was sollte also die beschwerliche Reise für einen Sinn haben, und wozu sollte ein Ersatz der früheren Konvention dienen, wenn der einzige Artikel, durch den die Unabhängigkeit der Republik noch einigermaßen beschränkt war, wieder aufgenommen werden sollte? Als Chamberlain sah, daß er den Präsidenten nicht nach England bekommen könnte, ohne ihm eine Bürgschaft dafür zu geben, daß die Reise nicht nutlos sein würde, zog er seine Einladung zurück.

Inzwischen war der Regierung der Republik klargeworden, daß sie sich vorbereiten müßte auf mögliche Ereignisse, und man machte nun den Anfang mit dem Ankauf von Munition, Gewehren und Kanonen. Das war um so nötiger, als der Zollvereinfall die Republik so gut wie wehrlos gefunden hatte. Noch größere Mengen Munition, Gewehre und Kanonen wurden bestellt nach der Untersuchung der sogenannten Südafrikanischen parlamentarischen Kommission in London, denn dabei kamen Dinge an den Tag, welche bewiesen, daß Chamberlain an dem Raubzug nicht so unschuldig war, als er sich stellte. Dazu kam, daß Chamberlain kurz nach der Untersuchung im Unterhause erklärte, Rhodes wäre ein ehrlicher und anständiger Mann, und es wäre nichts geschehen, was den Charakter dieses Mannes beflecken könnte. Man konnte hieraus keine andere Folgerung ziehen, als die, daß Chamberlain der Mitschuldige von Rhodes war und Rhodes öffentlich verteidigte, weil er fürchtete, dieser könnte Dinge offenbaren, die für den Herrn Minister alles, nur nicht angenehm wären. Zum mindesten war das die Auffassung der Republik. — Kurz nachdem die Südafrikanische Untersuchungskommission ihr Werk beendet hatte, begann Chamberlain jene ununterbrochene Reihe von Depeschen, die andauernte bis zum Ausbruch des offenen Krieges, und wobei er keine andere Absicht hatte als die, das Volk Englands gegen die Republik zu verbittern und ihm vorzumachen, daß die Republik sich fortwährend gegen England verfündigte.

In den Vordergrund schob er dabei die Stimmrechtsfrage, in der jedoch bereits seit Anfang 1899 von Krüger Reformen eingeleitet waren. Diese Thatsache hat vermutlich Chamberlain und Milner aufgeschreckt und so die Krisis beschleunigt. Fest entschlossen wie sie waren, die Republik zum Krieg zu zwingen, sahen diese beiden Männer, daß sie keine Zeit mehr verlieren dürften, nachdem Krüger selbst einmal mit Reformen begonnen hatte, die ihnen später ihren Kriegsvorwand nehmen könnten. Sir Alfred Milner war in dieser Zeit in England und hat seinen Aufenthalt dort sicherlich ausgenutzt zu einer Verabredung mit Chamberlain. Als er zurückkam, war die ganze Sache gereget und abgesprochen.

Die Liga in Johannesburg eröffnete den Streit, indem sie an die Königin von England eine Petition richtete, in der eine Masse von Beschwerden aufgezählt war, die man als britische Unterthanen gegen die Republik zu haben meinte, und eine Intervention der britischen Regierung erbeten wurde. Der stellvertretende britische „Agent" in Pretoria, Herr Fraser, weigerte sich, diese Petition in Empfang zu nehmen. Dafür klopfte ihm Minister Chamberlain auf die Finger, so daß der eigentliche Geschäftsträger der britischen Krone in Pretoria, Conyngham Greene, der mit Milner zusammen in England gewesen war, bei einer späteren Gelegenheit wohl wußte, was er zu thun hatte.

Eine zweite Petition wurde nun von der Liga ins Werk gesetzt und von 21 684 britischen Unterthanen unterzeichnet. Die Unterschriften waren durch Lug und Trug zusammengebracht worden. Die Regierung der Republik bekam viele vereidigte Erklärungen, welche aussagten, daß eine Person so viel Namen unterschrieb, als sie gerade im Kopfe hatte. Ebenso wurden die Namen von Verstorbenen und Abwesenden auf die Listen gesetzt. Das ist um so begreiflicher, wenn man weiß, daß die Leute, welche mit den Listen herumgingen, nach der Zahl der Namen, die sie mitbrachten, bezahlt wurden. Ein paar Tage darauf liefen bei der Regierung in Pretoria Petitionen mit 23 000 Unterschriften ein, worin die Unterzeichner, Ausländer von allen Nationalitäten, erklärten, daß sie mit der Verwaltung des Landes zufrieden seien. Aber es kam Chamberlain nicht darauf an, eine echte Petition zu haben, wenn er nur eine Waffe in die Hand betam, um damit die Republik anzugreifen, und diese Waffe verschaffte ihm die genannte Petition."

Die Stimmrechtsfrage ist dann bis zum Ausbruche des Krieges die Frage geblieben, die Chamberlain Anlaß gab zu fortgesetzten Drohungen und Eingriffen in die Rechte der Südafrikanischen Republik. In Wirklichkeit hatte in der Südafrikanischen Republik das Volk allein zu entscheiden, und über alle wichtigen Gesetzesentwürfe mußte ein Votum des Volkes eingeholt werden, so daß nicht die Zahl der Abgeordneten, sondern die Zahl der stimmberechtigten Bürger entschied. Darum war die Stimmrechtsfrage so heitel, und doch gab Krüger Schritt für Schritt nach, gab schließlich mehr, als man von ihm gefordert hatte, und brachte nach harten Kämpfen auch seine Bürger dahin, seinen Zugeständnissen ihre Billigung zu erteilen. Er verlangte nur eines als Gegengabe für die äußersten Zugeständnisse: daß man nämlich englischerseits nicht mehr Rechte geltend mache, als durch die Konvention von 1884 der Königin von Großbritannien und Irland reserviert seien. Alles vergebens. Einmal hieß es, die Zugeständnisse genügten noch nicht, ein andermal, es lägen auch noch andere Beschwerden vor, sie könnten aber erst dargelegt werden, wenn die Stimmrechtsfrage befriedigend erledigt sei, und schließlich wurden auch die Rechte, die sich England im Vertrag von 1881 gesichert hatte, wieder in Anspruch genommen. Bei alledem wurden Truppen gegen die Grenzen der Südafrikanischen Republik vorgeschoben, bis schließlich war die Republik gezwungen, einen Termin zu stellen, bis zu dem sie die Zurückziehung der Truppen forderte, widrigenfalls sie annehmen müßte, daß England den Krieg erklärt habe.

Wir wissen, daß der in diesem Ultimatum gestellte Termin

am 11. Oktober ablief, ohne daß die britische Regierung eine andere Erklärung abgab als die, sie könnte über diese Bedingungen überhaupt nicht reden. Und so ist, wie Krüger fortfährt, „trotz aller Zugeständnisse, trotz aller Verträglichkeit und Nachgiebigkeit von seiten der Republik der Krieg ausgebrochen."

Mit den Waffen in der Hand konnte Krüger an diesem Streite um die Freiheit seines Landes nicht teilnehmen. Aber ungeheure Anforderungen wurden an seine Arbeitskraft gestellt. Alles wollte von ihm Anweisungen, Rat oder Trost. Es gab für ihn keine Nacht, in der er ungestört hätte schlafen können. Als die Zeit der Entmutigung über die Bürger kam, eilte er selbst zu den Kommandos, um die Zuversicht der Kämpfer zu stärken.

Der Krieg selbst hat er nicht bloß als Zeitereignis, sondern auch als Zeichen seiner Zeit angesehen — in welchem Geiste, das zeigt die nachfolgende Depesche, die er am 20. Juni 1900 von Machadodorp aus an alle Offiziere verfandte:

„Mankt doch nicht und fallt nicht in Unglauben, es ist die Zeit, da Gottes Volk wird geläutert werden. Das Tier wird Macht bekommen, um die Christen zu verfolgen, und die aus dem Glauben fallen, werden draußen bleiben und nicht in den herrlichen Kirchenstaat eingehen, so also auch ausgeschlossen werden aus dem Himmelreich, wenn die Kirche nach der Offenbarung geschlossen wird. Aber die im Glauben beharren und im Namen des Herrn streiten, werden die Krone erlangen und in den herrlichen tausendjährigen Kirchenstaat und damit auch in die ewige Herrlichkeit eingehen. Brüder, Brüder, ich bitte euch, fallt nicht aus dem Glauben, sondern bleibt im Glauben und streitet im Namen des Herrn. Fragt euer eigenes Herz: wenn ihr so feige seid und flüchtet, so geschieht das, weil ihr nicht mehr glaubt, daß ein Gott im Himmel ist, und dann werdet ihr völlige Gotteslegner. Aber ich sage euch auf Grund von Gottes Wort, da kann nichts geschehen ohne seinen Willen. Die Ueberwindung und das Schwert ist in seiner Hand, und er giebt es an diejenigen, die in seinem Namen kämpfen. — —

Aber wer in Unglauben fällt, gerät in das Dunkel und glaubt nicht mehr an das Wort des Herrn und geht dadurch in seinem Unglauben zu Grunde. — — Es ist noch derselbe Gott, der Daniel in der Löwengrube bewahrte, daß die Löwen ihn nicht auffraßen, und wie der König die Verfolger Daniels hineinwarf, wurden sie zerrissen und von den Löwen aufgefressen. Ist es nicht noch derselbe Gott, der auf den Wogen der See wandelte und Petrus gebot, zu ihm zu kommen, so daß Petrus auf der See auf ihn zuging im Glauben? Und sobald er vor den Wogen sich zu fürchten begann und sein Glaube nachließ, sank er, bis der Herr ihn an der Hand ergriff, ihn aufrichtete und für seinen Unglauben bestrafte. — — Ist es nicht noch derselbe Gott, unser Seligmacher, der zu seinen Jüngern sagte: Euer Herz erschrecke nicht, ihr glaubt an Gott und an mich, ich will euch nicht als Waisen zurücklassen, noch für immer verlassen — und der uns vorausgesagt hat, daß Krieg und Kriegsgerichte kommen werden, damit wir nicht erschrecken, denn diese Dinge müssen geschehen? Ist es nicht unser selbiger Seligmacher, der den Tod auf sich genommen hat und den dritten Tag auferstanden und 40 Tage unter den Menschen geblieben ist, obschon ihn die Welt nicht gesehen hat? Aber sie haben ihn gesehen, und er ist vor ihren Augen zum Himmel aufgefahren mit dem Befehle: Kämpft den wahren Kampf, und ich werde wiederum zu euch kommen, gerade so, wie ihr mich nicht gesehen habt. Und dieser selbe Gott hat uns aus der Heimat geführt und durch Wundertaten uns unsere Freiheit gegeben, und glaubt ihr, daß er seine Sache, die er einmal begonnen hat, fallen liese? Nein, er wird sie nicht fallen lassen! Ich sage, es ist noch derselbe Gott, der Gideon und seinen Dreihundert tapfer beigestanden hat und sie geleitet und im Kampf gestärkt hat, und in diesen Hand jeder Sieg liegt.

Liebe Brüder, liebe Brüder, ich bitte euch, fallt nicht in den Unglauben, steht fest für euch selbst und streitet im Namen des Herrn. Ich höre, daß jeder (d. h. jeder Kommandant mit seinen Leuten) nach seinem Distrikt gehen will, um dort zu kämpfen. Das bringt Verwirrung, und der Kampf bleibt resultatlos. Jeder, wo er auch ist und unter welchem Offizier er auch steht, stehe fest und sei mutig, denn Gehorsam und Treue ist die Ueberwindung. Liebe Brüder, ich ermahne euch nochmals, seid euren Offizieren gehorsam, und sie seien gehorsam dem Generalkommandanten, denn wie ich oben bemerkte, Gehorsam und Treue ist der Sieg. Achtet auf die guten Berichte unserer Kommission aus Europa! Achtet auf die Proklamation von Roberts, die er im Oranjefreistaat erlassen hat! Diese Proklamation ist nichts als ein Lockvogel. Nach Psalm 83 fagen die Feinde von alters her, daß dieses Volk im Reiche Christi nicht bestehen darf, und Salisbury und Chamberlain haben dasselbe in ihrer Erklärung gesagt, wie ihr selbst gelesen habt: wir sollen nicht bestehen. Aber der Herr sagt, dieses Volk wird bestehen, Christus ist unser Obergeneral, der uns durch sein Wort leitet. Liebe Brüder, ich bitte euch nochmals, laßt uns nicht ungläubig werden, sondern seinen Befehlen folgen, die er uns vorschreibt. Er führt seine Kinder oft durch die dürre Wüste, wo es scheint, daß niemand durchkommen kann. Aber ich versichere euch, er wird uns hindurchführen, wenn wir fest auf ihn vertrauen. Wer auf Gottes Schutz wartet, wird von dem höchsten König beschirmt und beschützt in dunkler Nacht. Sein Wort ist wahrhaftig. Seht Psalm 92.

Lest dieses allen Offizieren und Bürgern vor, denn was wir leiden in der Gegenwart, ist nichts im Vergleiche gegen die ewige Herrlichkeit. Laßt uns unserem Seligmacher gehorsam sein." — —

Auch das traurige Ende des Krieges hat Krüger nicht entmutigt, und er schließt seine Erinnerungen mit den Worten: „Ich bin überzeugt, daß Gott die Seinen nicht verläßt, auch wenn es oft so scheint, und ich ergebe mich in den Willen des-Herrn, da ich weiß, daß er das bedrängte Volk nicht untergehen lassen wird. Der Herr hat alle Herzen in seiner Hand und führt sie, wohin er will."

Zur Geschichte der „Gartenlaube".*

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

V.*

Wie die „Gartenlaube" im Jahre 1870 es sich angelegen sein ließ, zwischen den Vätern und Söhnen im Feld und den Familien daheim ein Organ der Vermittelung zu bilden, das ist gewiß allen Lesern erinnerlich, welche jene große Zeit miterlebt haben. Gleich die Nummer 32, in welcher der Ausbruch des Krieges die erste Besprechung und die von ihm entzündete vaterländische Begeisterung den ersten frischen Wiederhall fand, ließ klar und bestimmt die schöne Mission hervortreten, die gerade unser „deutsches Familienblatt" während des Krieges erfüllen konnte und auch treu erfüllte.

„Ein einig' Deutschland!" — das war das Losungswort, mit dem das Gedicht „Wider Bonaparte!" von Emil Rittershaus einsetzte, das Losungswort für die Begeisterung, die alle teilten — die ins Feld ziehenden Soldaten und ihre daheim bleibenden Familien! Es nannte den Siegespreis, um den gekämpft werden sollte, es bot eine Verheißung, für deren Erfüllung die ganze Nation die höchsten Opfer bringen wollte. Mit der Schilderung einer Trauungsfeier eröffnete Friedrich Hofmann den ersten Bericht in der Artikelreihe „Der letzte Krieg um den Rhein", der den Sondertitel „Aus der Stadt des achtzehnten Oktober" führte. Von einer der „Trauungen ohne Aufgebot" erzählte er, die nach der Einberufung der Truppen zu Tausenden in Deutschland unter Genehmigung der Behörden stattfanden. Das Herz und die Not trieben die Verlobten mit gleicher Gewalt zum Altar: die Braut erschien im Schmuck des Kranzes, der Bräutigam feldmäßig marschbereit im Waffenschmuck. So schlossen sie den Bund für die Ewigkeit in dem Augenblicke, da der Ruf des Vaterlandes sie, vielleicht für immer, auseinanderriß. In ergreifenden Bildern führte der Artikel den Lesern vors Auge, wie viel Menschen-, wie viel Familienglück mit opferfreudiger Hingebung eingesetzt ward für den Krieg, der ausgekämpft werden mußte für jenes hohe, längst ersehnte, mit allen Mitteln des Friedens vergeblich erstrebte Ideal, dessen Verwirklichung Frankreich nicht dulden wollte. „Ein Trost in blutiger Zeit" war ein

* Vergl. Seite 423 dieses Jahrgangs.

anderer Aufsatz überschrieben. Der Trost bestand in dem Hinweis auf die Fortschritte des modernen Sanitätswesens, auf den Segen der „Internationalen Hilfsthätigkeit im Krieg“, die im Zeichen des Roten Kreuzes wirkt. Er stellte praktische Gesichtspunkte auf für die Verwundeten- und Krankenpflege im Felde, an der dann die deutsche Frauenwelt einen so hervorragenden Anteil nahm. Einen Blick in die furchtbare Tragik des Krieges eröffnete ein Aufruf. „Der Marschbefehl,“ hieß es darin, „reißt den Gatten vom Weibe, den Vater von den Kindern, den Ernährer vom häuslichen, nur durch seinen Fleiß gewärmten Herd. Hier ist die allererste Hilfe nötig! Hier gilt's nicht nur der augenblicklichen Not und dieser nur nothürftig steuern, nein, hier gilt's, daß die allgemeine Liebe die des Vaters und Gatten ersetze, damit dem scheidenden Manne das Herz unter dem Waffenrocke, das der Jammer über das Verlassen der Lieben schon tief genug drückt, wenigstens frei sei von der ärgsten Sorge um sie.“

So wurde die Sammlung „für die Frauen und Kinder unsrer unbemittelten Wehrlente“ eingeleitet, an der bald die gesamte Presse teilnahm und für die in der Redaktion der „Gartenlaube“ namentlich auch Beiträge aus den fernsten Gegenden des Auslandes zusammenflossen, von überall her, wo Deutsche wohnten. Natürlich wurde auch für die Verwundeten gesammelt. Als aber die Weihnachtszeit herantam, da ward noch eine Sammlung besonderer Art von Hofmann ins Werk gesetzt. „Eine große Bitte an alle deutschen Kinder“ rief die Schutzkinder zum Sammelnvon Geldund Bescherungssachen auf „für das Christfest der armen Kinder und Waisen des Krieges“. „Während ihr im Schooße eurer Eltern jubelt, streckeu sie vergeblich die Händchen nach dem Vater aus, der im fernen Grabe liegt. Während eure Mütter euch den Christbaum schmücken, ringen die Mütter der armen Wehrmannskinder jammernd die Hände, die nun das harte Brod allein für sie erwerben sollen. Und wenn nun für euch Alle der Weihnacht Engelgruß erschallt: ‚Vom Himmel hoch da komm' ich her‘ — wer wird den armen Wehrmannswaisen das Christbäumchen aufpflanzen und die Lichtlein der Freude anzünden? Ihr, glückliche, elternfeiige Kinder, ihr sollt es thun! Ihr sollt die Weihnachtsengel eurer armen Kameraden sein! Herbei mit den Sparbüchsen und ausgeleert den ganzen Schatz . . .!“ Auch dieses Unternehmen hatte den schönsten Erfolg. In zahlreichen Dörfern und Städten bildeten sich Schutzlinderkomitées, die nach den praktischen Ratschlägen Hofmanns unter Beihilfe der Eltern und Lehrer Weihnachtsbescherungen herrichteten für die Kinder unbemittelter Landwehrleute und die Waisen solcher, die im fernen Frankreich den Ehrentod fürs Vaterland gefunden hatten. Wie manche nun längst verheiratete und eigner braver Kinder sich erfreuende Frau denkt heute nicht mit stiller Rührung und freudigem Stolz an jene Tage zurück, da sie infolge jenes Aufrufs als schüchternes Kind zum erstenmal in den Dienst des Gemeinwohls und der Wohlthätigkeit trat!

Konnte die „Gartenlaube“ während des Kriegs bei ihrem nur wöchentlichen Erscheinen mit der Tagespresse an Schnelligkeit der Berichterstattung nicht wetteifern, so konnte sie sich dafür um so eher auf völlig richtige, litterarisch wertvolle Berichte beschränken. Die Jahrgänge 1870 und 1871 mit den anschaulichen Schilderungen aus dem Marsch-, Feld- und Kriegsleben der deutschen Truppen, den Charakterbildern ihrer Führer wurden zu einer lebensvollen Chronik jener glorreichen Zeit. Als Berichterstatter vom Kriegsschauplatz waren u. a. Otto von Corvin, Georg Horn, Ludwig Pietsch, J. Zöller, gelegentlich auch Gerstäcker und Friedr. Hofmann für die „Gartenlaube“ thätig. Viele der Illustrationen, die W. Camphausen, E. Döpler, F. W. Heine, A. Neumann, Fritz Schulz, Christian Sell, Paul Thumann u. a. von Kriegsschauplatz lieferten, hatten wahrhaft künstlerische und historische Bedeutung.

Das Gutz Muths-Denkmal für Quedlinburg.
Entworfen von Prof. Richard Anders.

Von besonderer Wichtigkeit für die Geschichte der „Gartenlaube“ sind zwei der Briefe, die der Veteran der achtundvierziger Volkserhebung, Otto von Corvin, „aus dem Lager unserer Heere“ schrieb. Einem altangesessenen ostpreußischen Geschlecht entstammend, hatte Corvin als junger Leutnant in der ärgsten Reaktionszeit der dreißiger Jahre aus Freiheitsdrang den Degen mit der Feder des Zeitschriftstellers vertauscht und 1849 als einer der Hauptführer der Revolutionstruppen in Baden gegen die Preußen gekämpft. In Rastatt gefangen, wurde er zum Tode verurteilt. Später zu sechsjähriger Einzelhaft begnadigt, war er nach Wiederverlangung seiner Freiheit in England und Amerika als Schriftsteller thätig gewesen. Nach dem nordamerikanischen Bürgerkrieg, den er als Berichterstatter großer englischer und deutscher Zeitungen mitmachte, war er in Washington Oberst im Kriegsministerium geworden. Schon in den Jahren, da nur von den Vorkämpfern der Freiheit in Deutschland der nationale Gedanke hochgehalten wurde, hatte er zu den Mitarbeitern Gust Keils gezählt. In Amerika, wo er in den Kreisen der hervorragenden deutschen Flüchtlinge aus der achtundvierziger Zeit freundliche Aufnahme fand, hatte er mit Genugthuung erlebt, welchen günstigen Eindruck der Aufschwung

Deutschlands seit 1866 bewirkte. Jetzt war er heimgekehrt, um sein militärisches Wissen als Berichterstatter über den Krieg Deutschlands gegen Frankreich zu verwerten. In Köln, Koblenz, Mainz ward er Zeuge des großartigen Zusammenströmens der Truppen vor dem Einmarsch in Frankreich und der Begrüßung derselben durch die Bevölkerung am Rhein.

„Eine so allgemeine Begeisterung des Volkes," schrieb er von diesen Eindrücken, „ist in der Geschichte noch nicht dagewesen, wenigstens nicht in solcher Ausdehnung und Plötzlichkeit. Andere Nationen werden staunen und am meisten darüber, daß die Deutschen, die dafür leider bekannt sind, daß sie beständig untereinander zanken und hadern, wie ein Mann sich erheben, sobald ihre nationale Unabhängigkeit bedroht wird. Der Baier, der Sachse, der Hannoveraner und sogar der unversöhnlichste Frankfurter vergißt das Jahr 1866 mit seinen Bitterkeiten und reicht dem tapfern Preußen die deutsche Bruderhand. Jeder hilft, daß dieser Krieg ein gerechter, ein nationaler ist." „Das große intelligente deutsche Volk," hieß es weiter in dem Artikel, „ist endlich im Begriff, die Stelle in der Reihe der europäischen Nationen einzunehmen, die ihm von Rechts wegen gebührt; eine Stelle, die es schon lange eingenommen haben würde, wenn alle seine Stämme vereinigt gewesen wären und die Politik der alten Zeit sie nicht gegeneinander gehetzt hätte. Daß freilich die frühere Zersplitterung Deutschlands andererseits wieder das deutsche Volk zum gebildetsten und intelligentesten der Erde gemacht hat, indem jeder der hundert kleinen fürstlichen Höfe als Centralpunkt Bildung und Intelligenz ausstrahlte, ist bekannt. Und wenn trotz alledem manche Nationen, unter denen die häufig genug durch die Schuld ihrer Fürsten in alle Welt gejagten Deutschen lebten, diese mit einer halb pöbelhaften, halb mitleidigen Geringschätzung behandelten, — so geschah dies nur wegen der politischen Unbedeutendheit und Ohnmacht einer so großen Nation, die eine Sprache redete, allein deren Stämme sich gegenseitig als Fremde, wo nicht als Feinde betrachteten. . . . So schmerzlich im Jahr 1866 der Localpatriotismus mancher Deutschen verletzt sein mochte, so freute sich doch Jeder über die gesteigerte politische Bedeutung der Deutschen, und die Sehnsucht nach vollkommener Vereinigung aller Stämme wurde mit jedem Jahre dringender und allgemeiner. Die mehrmals versuchten Einmischungen Napoleons in deutsche Angelegenheiten und das verrückte Rheingelüste der Franzosen — verrückt, weil die Rheinufer von deutschredenden Menschen bewohnt werden — hatte die deutsche Nation schon längst ungeduldig gemacht, und die Frechheit, mit welcher Napoleon gegen das Oberhaupt des Nordbundes anstrat, verletzte nicht nur die Angehörigen dieses Bundes, sondern alle Deutschen. Jeder fühlte sich persönlich beleidigt und bedroht, und die Kriegserklärung Frankreichs wurde überall mit Jubel aufgenommen: man war allgemein froh, daß das Ungewitter endlich zum Ausbruch kam, und empfand, dieser Krieg werde geführt um die nationale Ehre und Existenz der deutschen Nation — um den Frieden. Siegt Deutschland, so darf keine Nation Europas es wagen, den Frieden zu stören ohne den Willen Deutschlands, und Deutschland will nie Krieg aus bloßer Kriegs- und Eroberungslust."

Corvins siebenter Brief schilderte das Hauptquartier König Wilhelms in Versailles. Der König wohnte im Präfekturgebäude, Moltke hatte sein Quartier in der Rue neuve, Bismarck in der Rue de Provence. Bei ihm wohnte auch Lothar Bucher, einst, 1849, ein verfolgter Demokrat, der nach London geflohen war, jetzt als Vortragender Rat in der Bundeskanzlei Bismarcks rechte Hand. Von der Zeit des Londoner Exils her war er mit Corvin befreundet. Bei einem der Besuche, die dieser jetzt als Kriegsberichterstatter wichtiger Blätter dem alten Freund machte, erschien Graf Bismarck in dem Zimmer. Von dieser Begegnung mit dem Bundeskanzler entwarf jener Brief aus Versailles in der „Gartenlaube" ein lebendiges Bild.

„Wie häufig," schrieb Corvin, „bin ich mit hohen Beamten zusammengekommen und von ihnen halb und halb als ehemaliger Zuchthaussträfling traktiert worden! Wie anders behandelte mich Graf Bismarck! Er verstand mich durch und durch, und mit einer Liebenswürdigkeit und Zartheit, von der mir auch nicht die kleinste Nüance entging, gab er mir das zu erkennen, indem er gewissermaßen eine Parallele in dem Entwicklungsgange unserer politischen Ansichten zog. Er bemerkte, daß wir Beide ungefähr unter denselben Verhältnissen und unter dem Einfluß derselben Ideen auferzogen worden seien, und wie er sich einerseits von diesem Einfluß freigemacht habe, während andererseits Erziehung und Gewohnheit ihr Recht behaupteten. Schon im Jahre 1832 sei die Einheit Deutschlands sein Lieblingsgedanke gewesen. — Er habe immer freisinnige Ansichten gehabt und sei besonders nie ein Freund der Bundeskanzlei gewesen." Am Schluß aber sagte Bismarck, der in jenen Versailler Wintertagen bereits im Begriff war, den Bau der deutschen Einheit zu vollenden, zu dem Vertreter der „Gartenlaube", dem einstigen Revolutionär: „Ja — Sie haben diese Gesinnungen ins Gefängniß und mich haben sie in die Stellung geführt, die ich jetzt einnehme."

Hellen Wiederhall fand natürlich in der „Gartenlaube" der Jubel, mit dem die Proklamation des deutschen Kaiserreichs in Frankreichs Kaiserschloß zu Versailles, der Wiedergewinn Elsaß-Lothringens und endlich der Friede im nun geeinten Vaterlande begrüßt wurde. Am Schlusse der Nummer 12 des Jahrgangs 1871 erschien die Erklärung: „Der große Krieg ist zu Ende, wir feiern die Feste des Friedens, und bald werden unsere Landwehrmänner, die nicht ein Grab in fremder Erde gefunden, zu ihren Lieben zurückkehren. Ist uns die Sorge für letztere dadurch erleichtert, so tritt dafür die nicht weniger dringende für die Tausende ein, welche als Verwundete, als Krüppel und Kranke die Heimat wiedersehen. Ihnen dürfen wir unsere Hilfe so lange nicht entziehen, bis der Staat die Erfüllung der Ehrenpflicht gegen sie übernommen hat. Lassen wir in der Opferfreudigkeit nicht nach! Verdienen sich unsere Leser auch nie ihren besten Dank, den ihre bisherige Teilnahme für die armen Witwen und Waisen unserer Landwehrmänner ihnen so reichlich eingebracht hat! Die Gaben der Leser der „Gartenlaube" haben bisher hingereicht, nicht weniger als vierzehnhundert Frauen und Witwen mit allwöchentlichen Unterstützungen zu bedenken, und diese wie viele einmalige Unterstützungen an Verwundete und Witwen gingen in die verschiedensten Gaue des Vaterlandes ab." — Die Sammlungen der „Gartenlaube" für die Opfer des Kriegs ergaben an barem Geld allein gegen 120 000 Mark. —

Sieben Jahre waren nach der Wiedererrichtung des Deutschen Reichs dem Gründer der „Gartenlaube" vergönnt, um auf dem gewonnenen sicheren Boden sein Blatt in Blüte zu erhalten. Die achtzehn Jahre vorher waren für dieses eine Aera des Kampfes gewesen, nun folgte auch für die „Gartenlaube" eine Aera des Friedens, des frohen Sicheinlebens in die neuen Verhältnisse, der fördernden Mitarbeit an deren Kräftigung.

Als ein „Familienblatt", ein Organ der Volksbildung in unterhaltend belehrender und belehrend unterhaltender Form, war die „Gartenlaube" ins Leben getreten und als solches in den trüben Zeiten der neuerstarkten Polizei- und Kleinstaaterei zur Bannerträgerin des deutschen Gedankens geworden. In der Hitze des Kampfes gegen die feindlichen Mächte, welche der Volksaufklärung, der deutschen Einheit und Freiheit entgegen waren, mußte Kiel bisweilen die Grenzen überschreiten, die einem Familienblatt seiner Natur nach gezogen sind. Jetzt lenkte er wieder ein in ruhigeres Fahrwasser. Aber das „deutsche Blatt" blieb die „Gartenlaube" auch weiterhin; in allen großen, die gesamte Nation bewegenden Angelegenheiten stellte sie auch ferner das Interesse des Vaterlands allen Parteirücksichten voran, in allen Fragen des fortschreitenden Gemeinwohls kehrte sie wie immer ihre „freisinnigen Humanitätstendenzen" hervor. Für die Freiheit der Wissenschaft wie des Gewissens griff sie in den Kulturkampf ein — wir gedenken hier der Gedichte von Ernst Scherenberg und der historischen und naturwissenschaftlichen Aufsätze von Scherr, Bod, Brehm, Vogt, Carus Sterne (E. Krause) u. a. —, sie wandte sich mahnend und warnend gegen die Korruption des Gründertums und die drohende Entartung der berechtigten Freude am Reich in Byzantinismus. Eine besondere Aufgabe sah sie in der Pflege der Erinnerung an die tapfere Pionierarbeit jener Männer, welche die Wege bahnten für die bessere Gegenwart. Die letzten Aufsätze, die Ernst Keil vor seinem Tode noch selbst für den Druck vorbereiten konnte, schilderten das Leben Robert Blums und das des Fürsten Otto von Bismarck.

Im allgemeinen aber nahm das Blatt in diesen Jahren

an Stelle des früheren politischen mehr einen litterarischen Charakter an. Bezeichnend dafür waren die größeren Aufsatzfolgen „Goethe, sein Leben und Dichten“ von Johannes Scherr, Wilh. Jordans „Epische Briefe“, Rudolf Gottschalls „Litteraturbriefe an eine Dame“, die sich weiter durch viele Jahrgänge erstreckten, „Deutsches Frauenleben im Mittelalter“ von Friedrich Helbig. Vor allem aber richtete Keil sein Augenmerk auf gute spannende Erzählungen für das deutsche Haus. Die beispiellose Beliebtheit, welche die ersten Romane der Marlitt in der deutschen Frauenwelt gewonnen hatten, wies ihm bei der Auswahl die Richtung. Dasselbe gute Glück, das ihm die Verfasserin der „Goldelse“ zugeführt hatte, ließ ihn gerade zu der Zeit, in welcher Eugenie John durch Krankheit an der Vollendung des „Heidevrinzesschens“ verhindert war, in E. Werner eine neue Mitarbeiterin finden, deren kräftig herbe Denk- und Empfindungsweise in einen interessanten Gegensatz trat zu der mehr idealistisch-sentimentalen Stimmungswelt der Marlitt. E. Werners Romane „Ein Held der Feder“, „Am Altar“, „Glücklos“, mit ihrem Kultus der Thatkraft, fanden in noch innigerem Bezug zu den Zeitereignissen und Zeitfragen, welche die damalige Gegenwart bewegten. Bald darauf konnte die Anknüpfung mit W. Heimburg (Bertha Behrens) erfolgen, deren jugendliches zukunftreiches Talent die liebenswürdigen Eigenschaften der Marlitt mit ursprünglicher Frische vereinte. Derselbe warme Enthusiasmus, mit welchem das schwärmerische Gemüt der Aelteren dem Freiheitskampf der Achtundvierziger zugestimmt hatte, beseelte die Tochter eines jüngern Geschlechts für die Helden des Jahres Siebzig. Keil erwarb noch die erste Erzählung, die von ihr in der „Gartenlaube“ erschien, „Lumpenmüllers Lieschen“, früh genug, um sie mit E. Marlitts „Im Schillingshof“ und E. Werners „Um hohen Preis“ für den Jahrgang 1878 ankündigen zu können. Es geschah am Schlusse des 25. Jahrgangs, der zur Feier des Jubiläums mit „Aus gärender Zeit“ von Victor Blüthgen eröffnet wurde. Dieser Roman spiegelte die Achtundvierziger Bewegung in einem dramatisch bewegten Familienbild aus dem Rheinland.

Noch war Ernst Keil die Seele des Ganzen, aber schon zehrte ein schmerzhaftes Gallenleiden an seiner Lebenskraft. Der plötzliche Tod seines einzigen Sohnes Alfred im Winter 1871 hatte ihm zugleich den einst unzerstörbaren Frohmut geraubt. Das Hinsterben seiner ältesten Mitarbeiter — 1872 folgte dem treuen Gerstäcker Ferdinand Stolle ins Grab, am 19. Februar 1874 starb Karl Bock — versetzte ihn wieder und wieder in Trauer. Am 18. März 1876 fand auch Freiligrath die ewige Ruhe. G. Beta, der einst für die ersten Jahrgänge der „Gartenlaube“ Berichte aus London geschrieben hatte, faßte jetzt seine Erinnerungen in einem Nachruf für den Verstorbenen zusammen. Als er den Beitrag an Keil sandte, schloß er den Begleitbrief mit der Klage: „So sinken sie Alle hinab, Einer nach dem Andern“ und mit dem Bekenntnis, er selbst finde Trost in Goethes Worten „Warte nur, balde ruhest du auch.“ Wenige Wochen später mußte Keil auch den Tod dieses alten Mitarbeiters den Lesern mitteilen. Da griff er selbst zur Feder und widmete dem Veteranen einen herzlichen Nachruf, wobei er an die schweren Zeiten erinnerte, als es galt, im „Leuchtthurm“ unter dem furchtbaren Druck der Censur „alle die Forderungen der Freiheit anzuregen, welche noch halb bewußt und unklar im Volke gärten, und deren Verwirklichung nach einigen Jahren schon durch die siegreiche Erhebung des Volkes erkämpft werden sollte“. Er gedachte der Anfänge der „Gartenlaube“, da sie noch eine „sehr kleine und schwache Anpflanzung“ war, und schloß wehmutsvoll mit den Worten: „Von allen Mitarbeitern des ersten Jahrgangs leben zur Stunde nur zwei noch: Ludwig Storch und der Schreiber dieser Zeilen. Wie lange noch — und auch für uns gelten die Schlußzeilen des Betaschen Briefes:

„Warte nur, balde ruhest du auch.“

Nur zu bald sollte sich die Todesahnung, soweit sie ihn betraf, erfüllen! Wohl sah ihn am 1. Januar 1878 der engere Kreis seiner Freunde und Mitarbeiter das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seines Blattes „wohlaussehend, geistesfrisch und munterbeweglich“ begehen. Aber schon wenige Wochen später, am 23. März, schloß der im Wesen noch so Rüstige für immer die Augen. Ein heftiger Anfall seines Gallenleidens war die Ursache seines verhältnismäßig frühen Todes. Außerordentlich groß war die Teilnahme, welche die Trauerkunde in allen Teilen des Vaterlandes erregte. An Keils Sarge gab ihr Albert Traeger ergreifenden Ausdruck. In Nummer 14 brachte die „Gartenlaube“ die Todesanzeige, eine Schilderung des Begräbnisses und das Gedicht Albert Traegers „Am Grabe Ernst Keils“. „In ihm,“ sagte der Nachruf, „hat die deutsche Litteratur einen ihrer machtvollsten Beschützer, der nationale Journalismus einen seiner verdienstvollsten Vertreter und großartigsten Förderer, das deutsche Vaterland aber einen seiner besten Bürger verloren.“ Ein ausgeführtes Lebens- und Charakterbild widmete ihm Albert Fränkel in Nummer 35 des gleichen Jahrgangs.

Da der einzige Sohn, der Keils Nachfolger hatte werden sollen, dem Vater im Tod vorangegangen war, sah sich die in tiefe Trauer versetzte Witwe genötigt, für eine würdige Weiterführung des Blattes durch fremde Hand zu sorgen. Die alten Mitarbeiter des Verstorbenen in der Redaktion, Dr. Hofmann und Dr. Fränkel, blieben derselben erhalten, während die verantwortliche Leitung an ein jüngeres Mitglied der Redaktion, Dr. Ernst Ziel aus Rostock, überging, dessen hervorragendes lyrisches Talent sich in der „Gartenlaube“ entfaltete. An seine Seite wurde noch Victor Blüthgen, einer der erfolgreichsten unter den jüngeren Novellisten jener Tage, aus Kreseld berufen. Das gemeinsame Streben der Vier war darauf gerichtet, dem Blatt seinen Charakter zu wahren, ihm vor allem die Mitarbeiter zu erhalten, auf deren Beiträge Ernst Keil den größten Wert gelegt hatte. Die alten Freunde Keils blieben fast alle auch seinem Blatte treu. Schwieriger war es dann, für manche Lücke, die auch unter ihnen der Tod riß, Ersatz zu gewinnen. Als Reiseschriftsteller bewährte sich R. Cronau, neben Gottschall schrieb Wilhelm Goldbaum litterarische Charakterbilder, über das Wachstum Berlins berichtete Franz Dunder, über Wiener Zustände Max Wirth und Balduin Groller. Mit manchem frisch sich regenden Erzähltalent wurden Verbindungen angeknüpft; die mit Ernst Eckstein, Stephanie Keyser, Anton Ohorn, H. Rosenthal-Bonin, Hermine Villinger waren solche von Dauer.

Runen.

Roman von **E. Werner.**

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(8. Fortsetzung.)

Nun, meine Herrschaften, sind Sie fertig mit Ihrer Naturschwärmerei?“ fragte Sassenburg, der jetzt mit den anderen beiden Herren von dem Ausguck zurückkam. „Wir haben inzwischen interessante Beobachtungen angestellt. Es ist zweifellos ein deutsches Schiff, das dort bei den Inseln kreuzt. Wir haben die Flagge erkannt, und vermutlich hat Leutnant Fernstein recht. Es wird die „Thetis“ sein, die ja eine Fahrt nach dem Norden antreten sollte. Uebrigens denke ich, wir brechen jetzt auf!“

Bernhard und Sylvia stimmten rasch bei, und man trat gemeinsam den Rückweg an. Drüben, auf der anderen Seite des Plateaus, erschienen bereits die ersten der Touristengesellschaft. Es waren über hundert Personen, die mit ihren lebhaften Gesprächen und ihrem fröhlichen, aber ziemlich lauten Treiben jetzt von der einsamen Höhe Besitz nahmen. Der Abstieg war nicht ganz unbedenklich, Kurt und Bernhard gingen voraus, dann folgte Sassenburg, der sich öfter umwandte, um seiner Braut die Hand zur Stütze zu bieten, was sie jedoch nie annahm, und den Beschluß machte der Kapitän.

Sie hatten ungefähr zwei Drittel des Weges zurückgelegt, als Kurt, der eine Strecke voraus war, eine Gestalt erblickte, die mitten auf dem schmalen, steilen Felspfade saß, ohne sich zu regen, und auch auf seinen wiederholten Zuruf keine Antwort

machte, diesen merkwürdigen Standpunkt aufzugeben. Aergerlich darüber beschleunigte er seine Schritte, um dem Nächstkostenlosen klar zu machen, daß er für andere den Weg verperrte, aber beim Näherkommen sah er, daß hier von keiner Unhöflichkeit die Rede war. Der junge Mann, offenbar ein Tourist, kauerte mit geschlossenen Augen am Boden und hielt dabei krampfhaft mit beiden Händen das Drahtseil umfaßt, das die hier ziemlich bedenkliche Stelle sicherte. Er schien nicht zu sehen und zu hören, bis Kurt an seiner Seite war und ihn bei den Schultern faßte.

„Philipp! Unglücksmensch! Was hab du denn schon wieder?“ rief er, ihn erkennend. Philipp schlug die Augen auf beim Klange der bekannten Stimme und bot das leichenblasse, mit kaltem Schweiß bedeckte Gesicht empor.

„Hilf mir, Kurt!“ stöhnte er. „Ich kann nicht weiter!“

„Warum denn nicht, in Kuckucks Namen, und wie siehst du aus? Du kannst doch hier auf dem Felsen nicht seekrank geworden sein.“

„Aber schwindlig bin ich geworden!“ jammerte Röder. „Der Aufstieg war mir zu steil, ich blieb zurück — wollte wieder hinunter — da packte mich der Schwindel —“ Er ließ plötzlich das Drahtseil los und umklammerte statt dessen den jungen Seemann mit beiden Armen und mit solcher Heftigkeit, daß dieser ins Wanken geriet.

„Oho, ich bin kein Zaunpfahl!“ rief er ärgerlich. „Laß mich gefälligst los, sonst purzeln wir beide hinunter. Warum bist du nicht zu Hause geblieben? Auf dem Meere wirst du seekrank, auf dem Lande wirst du schwindlig, das Fahren im Karriol kannst du nicht vertragen — du bist ein Tourist, daß Gott erbarm!“

Da erschien Bernhard an der oberen Biegung des Weges. „Was giebt es denn? Wen hast du da?“ rief er hinunter.

„Den Philipp natürlich, der ist zur Abwechslung schwindlig geworden!“ rief Kurt zurück, und dann faßte er den Armen wieder bei den Schultern und schüttelte ihn derb. „So nimm dich doch zusammen! Da kommen Prinz Sassenburg und Baronesß Hohenfels, sie können nicht vorbei, wenn wir nicht Platz machen. Hörst du nicht?“

„Nicht so schütteln!“ stöhnte Röder, dem jetzt vollends übel wurde. „Ich kann nicht!“

Er konnte sich wirklich nicht von der Stelle rühren, der junge Seemann sah es, und rasch entschlossen packte er ihn und schleppte ihn eine kleine Strecke bergabwärts, wo sich glücklicherweise, dicht am Wege, ein felsiger Vorsprung befand, dort faßte er Posto mit seiner Last. Bernhard hatte die anderen rasch verständigt, der Prinz und Sylvia gingen mit einigen Worten des Bedauerns und der Teilnahme an dem jungen Manne vorüber, der ihnen ja von Raansdal her bekannt war, und Kurt blieb allein zurück mit seinem Schutzbefohlenen.

Ein besonderes Vergnügen schien ihm das nicht zu machen, denn seit der Drohung Ingas, aus dem Spiele Ernst zu machen, war Philipp Röder, dies „höhere Schaf“, wie er ihn in zarter Ausdrucksweise nannte, zum Range eines Nebenbuhlers emporgestiegen. Und den sollte er sorglam und hilfreich hinabgeleiten, während er ihn am liebsten kopfüber die Felsen hinuntergeworfen hätte! Allerdings blieb es bei dem bösen Gelüst, die Menschlichkeit siegte, aber Kurt nahm sich seines Schutzfreundes in einer Weise an, daß diesem bisweilen Hören und Sehen verging.

Endlich kamen sie unten an, Saßenburg und Bernhard, die dort warteten, sahen jetzt, daß alles glücklich abgegangen war, und schritten voran nach den Booten, die am Ufer harrten, aber Kurt folgte nicht sogleich. Er hatte noch etwas auf dem Herzen und wartete, bis der Gerettete, der auf einen kleinen Rasenhügel niedergesunken war, sich etwas erholt hatte, dann hob er im grollenden Tone an: „Nun sage mir, wie in aller Welt kommst du nach dem Nordkap? Ich denke, du bist längst in Drontheim, statt dessen schwindelst du hier auf den Felsen umher. Bist du überhaupt nicht dort gewesen?“

Philipp, dessen Lebensgeister merkwürdig schnell zurückkehrten, als er sich wieder auf ebenem Boden wußte, schüttelte den Kopf.

„Was sollte ich denn in der Stadt anfangen? Die Lundgrens sind ja die ganze Zeit über auf ihrem Landgut gewesen, da habe ich inzwischen die Touristensahrt gemacht und habe Norwegisch gelernt!“

„Da wirst du dich wohl nun schleunigst bei Fräulein Lundgren vorstellen, in deinem neuen, norwegischen Glanze?“

Es lag ein unruhiges Forschen in der Frage. Philipp, in dessen Gesicht die Farbe zurückgekehrt war, suchte jetzt wieder sein ganzes Selbstbewußtsein hervor und lächelte vielsagend.

„Natürlich, sie hat mich in der liebenswürdigsten Weise eingeladen und wird jetzt wohl wieder in der Stadt sein. Unser Dampfer geht von hier direkt nach Drontheim, in drei Tagen bin ich dort.“

„Nun da wünsche ich dir viel Vergnügen. Adieu!“

Damit kehrte Kurt ihm den Rücken und ging im Sturmschritt nach den Booten. Philipp sah ihm mit unendlicher Ueberlegenheit nach. Es war ihm nicht einmal eingefallen, dem Jugendfreunde für die geleistete Hilfe zu danken, aber er freute sich über dessen Aerger. Jawohl, man mißbrunte ihm seine Eroberung, man neidete ihm sein Glück! Kurt Fernstein sollte der erste sein, der die Verlobungsanzeige erhielt.

Die beiden Boote legten inzwischen bei dem „Seeadler“ an, wo der Minister die Heimkehrenden empfing. Er war noch nicht zur Ruhe gegangen, weil er seine Tochter erwarten wollte, und die „Rudienz bei Seiner Gestrengen“, wie Kurt sich ausdrückte, konnte nun sofort stattfinden. Man blieb auf Deck, denn der Sonnenschein lag bereits wieder hell auf dem Meere, und um diese Jahreszeit galt ja Nacht und Tag gleich. Die Begegnung verlief nicht ganz so förmlich wie jene erste in Raansdal, Bernhard hielt sein Versprechen, er zeigte dem Onkel gegenüber eine kühle, aber im ganzen tadellose Artigkeit, und alles schien friedlich zu verlaufen.

Augenblicklich sprachen die Beiden allein miteinander. Sylvia stand mit dem Prinzen und Kurt an der Brüstung und schaute nach dem Kap hinauf. In respektvollster Entfernung von den Herrschaften, aber doch ziemlich nahe, stand Christian Kunz, der mit an Bord gekommen war. Er wollte um jeden Preis einmal „unseren Minister“ sehen, für den sein Bruder Hinrich so begeistert war, den Mann, „der uns Respekt schaffte außen und innen“. Damals in Raansdal war es ihm nicht geglückt, aber heute, als er die beiden Herren nach dem „Seeadler“ hinüberwerte, hatte er sich auf Deck geschmuggelt und schaute nun ehrfurchtsvoll zu dem Freiherrn hinüber.

„Wir sind am Ziele unserer Reise und treten heute noch die Rückfahrt an,“ sagte Hohenfels, während er im Gespräch mit seinem Neffen langsam auf und nieder schritt. „Ihr wollt gleichfalls schon zurück? Ich glaubte, ihr hättet noch Spitzbergen in Aussicht genommen.“

„Für diesmal nicht,“ versetzte Bernhard. „Wir sind an die Zeit gebunden. Kurts Urlaub ist bald zu Ende, und ich möchte ihm noch verschiedene Punkte der Küste zeigen. Er tritt dann von Bergen aus die Heimreise an.“

„Wir gedenken noch einige Wochen in Altheim zuzubringen,“ warf der Freiherr hin. „Ich soll ja, auf strengen ärztlichen Befehl, volle zwei Monate hier im Norden bleiben und mir Ruhe gönnen. Davon wird mir nichts erlassen, aber der Erfolg scheint auch vollständig zu sein. Ich fühle mich schon jetzt fast ganz genesen und hoffe nach der Rückkehr mit frischer Kraft wieder an die Arbeit gehen zu können.“

Sie waren jetzt in die unmittelbare Nähe des jungen Holsteinerß gekommen, der den Minister bewundernd anstarrte; dieser bemerkte das und musterte ihn flüchtig. „Das ist ja ein ganz neues Gesicht,“ sagte er. „Ich kenne doch so ziemlich unsere Mannschaft. Du gehörst wohl nicht zum „Seeadler“?“

Christian machte schneidig Front und salutierte: „Zu Befehl, nein, Excellenz! Ich gehöre zur „Freya“, Kapitän Hohenfels.“

„So so! Kapitän Hohenfels,“ sagte der Freiherr mit einem leisen, spöttischen Lächeln. Bernhard biß sich auf die Lippen und schickte einen zornig verbietenden Blick zu Christian hinüber, aber dieser hatte nur Augen und Ohren für den Minister, der stehengeblieben war und ihn jetzt nach Namen und Herkunft fragte.

„Also ein Kieler Junge!“ bemerkte er. „Da bist du ja bei unserer Marine aufgewachsen.“

„Zu Befehl, Excellenz!“ war die stolze Antwort. „Mein Bruder Hinrich ist ja auch bei der Marine, Matrose auf der ‚Thetis‘, und ich wollte eigentlich Schiffsjunge werden, aber da kam der Herr Kapitän und hat mich mitgenommen.“

„Und jetzt dienst du auf einem Norweger,“ ergänzte Hohenfels, mit scharfem Nachdruck, und blickte nach der „Freya“ hinüber,

Tischgebet.

Nach dem Gemälde von R. H. Armbruster.

an deren Mast die Landesflagge wehte. „Hast sie wohl schon ganz vergessen, die Heimat da drüben?“

Dem armen Jungen schoß es heiß in den Kopf, aber er wollte das Heimweh, das ihn packte, um keinen Preis vor seinem Herrn verraten, der so seltsam finster und drohend zu ihm herüber sah. Er schaute stumm zu Boden und schüttelte nur den Kopf.

„Nicht?“ fragte der Minister, dessen durchdringende Augen fest auf seinem Gesichte ruhten. „Nun, da behalte sie nur im Herzen! Der Mensch hat nichts Besseres und Heiligeres als die Liebe zur Heimat. Weißt du denn schon, daß die ‚Thetis‘ ganz in unserer Nähe ist? Sie kreuzt da draußen bei den Inseln, und wir treffen sie vermutlich im nächsten Hafen.“

Christian fuhr auf, er hatte keine Ahnung davon, denn hier unten sah man nichts von den Inseln. „Die ‚Thetis‘?“ stammelte er. „Mein Bruder Hinrich? Unsere Leute?“ Und plötzlich schossen ihm die hellen Thränen in die blauen Augen. Er war zu Tode erschrocken über diese Ungehörigkeit und erwartete eine scharfe Rüge, statt dessen sagte der Minister im wohlwollendsten Tone:

„Nun, du brauchst dich nicht zu schämen. Es ist keine Schande, wenn dir bei den heimatlichen Erinnerungen die Augen naß werden, das kann auch Männern passieren. Leutnant Fernstein wird wohl seine Kameraden aufsuchen, und da erhältst du hoffentlich auch Urlaub, um deinen Bruder zu sehen. Gott befohlen, mein Junge!“ Er nickte ihm freundlich zu und ging, während Christian ganz beseligt zurückblieb.

„Ein tüchtiger Junge!“ sagte der Minister, während sie weiter schritten. „Er hat Herz und Mund auf dem rechten Fleck und scheint sehr an seinem ‚Kapitän‘ zu hängen.“

Das Wort wurde mit derselben leisen Ironie ausgesprochen wie vorhin, Bernhard hatte es mit verbissenem Zorn ertragen, aber jetzt war seine Geduld zu Ende. Es lag wieder einmal ein Gewitter zwischen ihm und seinem Onkel, und es grollte deutlich genug in seiner Stimme bei der Antwort.

„Ich werde es dem Jungen gründlich austreiben, mich so zu nennen. Ich habe es ihm oft genug verboten, aber er bringt den ‚Kapitän‘ nicht heraus aus seinem dummen Kopfe!“

„Nicht doch, Bernhard! Du hast ja das vollste Recht dazu, als Herr und Führer deiner ‚Freya‘. Ich dachte nur daran, welch eine Summe von Lernen, Wissen und Erfahrungen nötig ist, ehe man bei unserer Marine so weit kommt. Kurt wird an die zwanzig Jahre dazu brauchen, du hast es die bequemer gemacht, hast freilich die Zukunft dafür geopfert — das ist nicht jedermanns Sache.“

„Gewiß, das ist meine Sache allein!“ brach Bernhard jetzt mit vollster Heftigkeit los.

Er verstummte plötzlich, die flammende Röte des Zornes erlosch, und die Augen, die eben noch so feindselig sprühten, richteten sich mit einem ganz anderen Ausdruck auf einen Punkt. Befremdet folgte Hohenfels jenem Blick — seine Tochter trat soeben heran.

Sylvia hatte die Beiden nicht aus den Augen gelassen, während sie mit den anderen sprach. Sie kannte das Gesicht ihres Vaters, wenn er mit dieser kalten, vernichtenden Ruhe irgend etwas Unbotmäßiges niederzwang, und sie sah auch, wie die blauen Adern an den Schläfen Bernhards immer drohender anschwollen. Das Wetter wollte losbrechen, da trat sie rasch dazwischen.

„Bernhard!“ Es lag eine Mahnung, ein Vorwurf in dem einen Worte, und es wirkte in überraschender Weise. Bernhard zwang die wilde Erregung nieder, schwer genug, man sah, wie er damit kämpfte, aber als er sich wieder zu seinem Onkel wandte, beherrschte er die Stimme vollständig:

„Du mußt es schon verzeihen, Onkel, wenn bei mir hier und da noch die alte Unbändigkeit hervorbricht. Sylvia hat recht, bei unserem kurzen Zusammensein wenigstens sollte sie nicht die Oberhand gewinnen.“

Der Minister traute seinen Ohren nicht, diese Nachgiebigkeit war ihm völlig neu bei seinem Neffen. Sie hatten sich oft genug so gegenübergestanden, aber wenn es dann wirklich nicht zum offenen Streite kam, pflegte sich Bernhard stets hinter einen

finsteren Trotz zu verschanzen. Heute ließ er sich zu einer förmlichen Abbitte herab — seltsam!

Jetzt kamen auch Saksenburg und Kurt herbei, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Es dauerte freilich nicht mehr lange, denn es war fast drei Uhr morgens, und man mußte endlich daran denken, zur Ruhe zu gehen. Die beiden jungen Männer verabschiedeten sich, und der Prinz geleitete sie mit gewohnter Artigkeit bis zur Schiffstreppe. Kaum waren sie außer Hörweite, so fragte Hohenfels halblaut:

„Was war das mit Bernhard?“

Sylvia folgte den Davonschreitenden mit den Augen.

„Was meinst du, Papa?“

„Ich meine deine Mahnung, als er wieder in gewohnter Heftigkeit losbrechen wollte. Seid ihr so vertraut? Ich glaubte, ihr ständet ziemlich fremd zu einander.“

Es lag ein scharfes Forschen in dem Tone. Sylvia bob langsam und vorwurfsvoll die Augen zu ihm empor.

„Papa, warum hast du mir verschwiegen, wie Onkel Joachim gestorben ist?“ fragte sie statt aller Antwort.

Der Minister stutzte. „Du weißt es?“

„Ja — seit einer Stunde.“

„Und von Bernhard? Er erträgt sonst keine Berührung dieses Punktes, und dir hat er es anvertraut?“

„Freiwillig that er es nicht, aber es fiel eine Aeußerung, die mich die Wahrheit ahnen ließ, und da mußte er mir Rede stehen.“

„Er hätte schweigen sollen!“ sagte Hohenfels finster. „Du solltest nichts erfahren von dieser düsteren Tragödie in unserer Familie. Ich habe sie dir mit voller Absicht verschwiegen.“

„Und ihm, dem Knaben, hast du sie enthüllt! Als er mit seinem heißen, wehen Herzen vom Grabe seines Vaters kam, da sagtest du ihm, daß dieser ein Selbstmörder war. Das durftest du nicht, Papa! Warum warst du so grausam?“

„Weil er nicht anders zu zwingen war!“ erklärte der Minister, scheinbar unbewegt. Im Anfange war er nur befremdet gewesen, aber bei dieser leidenschaftlichen Parteinahme seiner Tochter tauchte eine unheilvolle Ahnung in ihm auf, die er freilich schon in der nächsten Minute von sich wies.

„Still, da kommt Alfred!“ sagte er rasch. „Weiß er es?“

„Nein, aber ich glaube, er ahnt etwas.“

„So schweige einstweilen gegen ihn!“

Das Verbot war überflüssig, Sylvia hätte nicht gesprochen.

„Dieser Bernhard ist doch eine unverwüstliche Natur,“ sagte Alfred, als er näher kam. „Da will er jetzt im Boote hinausfahren, um Seevögel zu schießen. Sogar dem Leutnant Fernstein ist das zu viel, der will endlich einmal schlafen, und ich denke, wir gehen jetzt auch zur Ruhe. Darf ich dich bitten, Sylvia?“

Er bot seiner Braut den Arm, um sie hinabzuführen, und auch Hohenfels zog sich jetzt zurück, aber die Sorge ließ ihn nicht einschlafen. Die Scene heute nachmittag im Boudoir seiner Tochter war ihm ein Rätsel gewesen, aber an diese Lösung konnte und wollte er nicht glauben. Die Beiden hatten sich ja kaum einige Male gesehen! Er wußte freilich nichts von jener Begegnung in Jsdal, wußte nicht, daß es Stunden giebt, die einen wochen- und mondenlangen Verkehr aufwiegen. Aber der Argwohn war einmal erwacht und wollte nicht wieder weichen.

Auf dem Verdeck der „Freya“ stand Bernhard mit seinem Freunde. Er hatte sich nur seine Flinte geholt und schickte sich nun an, auf die Vogeljagd zu gehen.

„Du willst also nicht mit?“ sagte er. „Wie war es denn mit dem Phitipp? Wird er nach der „Freya“ kommen? Wir bleiben ja noch zwei Stunden hier liegen.“

„Ich habe ihn gar nicht eingeladen,“ versetzte Kurt. „Er hätte auch schwerlich Zeit gehabt. Der fährt jetzt direkt nach Drontheim und legt sich dort seiner Angebeteten zu Füßen.“

Bernhard sah ihn scharf an. „So! Und du?“

„Ich? Was geht das mich an!“ sagte Kurt gereizt. „Meinetwegen mag sich der Phitipp verloben — mir ist's gleich!“

Bernhard zuckte die Achseln und sah Kurt fragend von der Seite an. — „Also auf Wiedersehen!“ sagte er dann, „ich komme rechtzeitig zurück.“

Damit ging er, und gleich darauf stieß das Boot ab, das er selbst führte. Kurt hatte erklärt, er wäre zu müde, um sich an der Vogeljagd zu beteiligen, aber trotzdem dachte er nicht daran, zur Ruhe zu gehen. Er wollte es sich nicht eingestehen, wie jämmerlich die Sehnsucht ihn plagte, er wollte um jeden Preis seinen Trotz, seinen Mannesstolz behaupten — aber wohl war ihm nicht dabei zu Mute.

Ueber die See hin rollte Kanonendonner, dem mit etwas schwächerem Hall die Antwort folgte. Die „Thetis“ wechselte Salutschüsse mit dem „Seeadler“, der eben in den Hafen einfuhr. Man hatte erfahren, daß Minister von Hohenfels an Bord war, und begrüßte den gefeierten politischen Führer des Heimatlandes. Auf dem Deck des Kreuzers, bei den Offizieren, stand Leutnant Fernstein, und bei der Mannschaft, neben seinem Bruder, Christian Klunz. Sie stimmten aus voller Kehle in das Hurra ein, das die vorbeidampfende Jacht empfing.

Die kleine nordische Stadt, mit ihrem Hafen, ihren vorwiegend aus Holz gebauten Häusern und den beiden Kirchen, lag im Mittagssonnenschein schlicht und freundlich da. Sonst verlebten hier nur die Handels- und Postschiffe, und die Touristendampfer legten gewöhnlich für einige Stunden an, aber heute gab es mehr zu sehen für die Bewohner. Den kleinen, flinken Segler mit der norwegischen Flagge kannten sie zwar schon, ebenso wie die fürstliche Jacht, beide waren bereits verschiedene Male hier gewesen, aber die Ankunft eines deutschen Kriegsschiffes war ein ungewöhnliches Ereignis.

Bernhard Hohenfels hätte freilich gern die Begegnung vermieden, aber die Stadt stand auf dem Reiseprogramm, und Kurt freute sich auf das Wiedersehen der Kameraden, mit denen er damals in Rio wochenlang verkehrt hatte. Die „Freya“ war schon in den Morgenstunden angelangt, denn sie kam in direkter Fahrt vom Kap, während der „Seeadler“, der unterwegs noch eine Station gemacht hatte, erst jetzt einfuhr.

Bernhard und Kurt hatten den Kapitän und die Offiziere des Kreuzers schon heute vormittag am Lande getroffen, und Leutnant Fernstein war freudigst begrüßt worden. Sein Freund wurde als ehemaliger Marineoffizier selbstverständlich auch von ihnen als Kamerad behandelt. Sie bedauerten nur, daß er ihrer Einladung auf die „Thetis“ nicht folgen konnte, aber er hatte dem Konsul, mit dem er bekannt war, einen Besuch versprochen und wurde bestimmt erwartet; dafür nahmen sie Kurt in Beschlag. Der fuhr also mit ihnen hinüber, kam dem freudestrahlenden Christian.

Es war schon ziemlich spät, als Bernhard aus der Stadt zurücklam. Er kannte den Konsul eigentlich nur oberflächlich und hätte ihn unter anderen Umständen vielleicht gar nicht aufgesucht, aber der Vorwand mußte doch aufrecht erhalten werden, und deshalb hatte er die Einladung des gastfreien Norwegers angenommen. Der sonst ziemlich stille Ort war ungewöhnlich belebt. Ein Teil der Mannschaft des Kreuzers hatte Landurlaub erhalten und lehrte nun in einzelnen Trupps an Bord zurück. Der junge Hohenfels begegnete ihnen auf dem Wege, und da traf er auch Christian, der Arm in Arm mit seinem Bruder ging und die Gelegenheit benutzte, um diesen vorzustellen. Bernhard musterte mit flüchtigem Wohlgefallen den kräftigen, sonnverbrannten Mann, der einige Jahre älter war als der jüngere Bruder, that ein paar Fragen, sagte ihm einige freundliche Worte und setzte dann seinen Weg fort. Die Beiden blieben stehen und steckten hinter seinem Rücken die Köpfe zusammen. Sie schienen irgend etwas Geheimes zu haben, aber Christian sah ganz verzweifelt aus dabei, bis Hinrich ihm einen brüderlichen Puff gab und ermunternd sagte:

„Ja, das hilft nichts! Du bist nun einmal so weit, also heraus mit der Geschichte! Fressen wird er dich ja nicht, dein Kapitän, sag's ihm gleich auf der Stelle, dann bist du es los!“

„Wenn's nur nicht so schwer wäre!“ seufzte Christian mit einem scheuen Blick nach dem Voranschreitenden. „Ich glaube, ich bring' es nicht heraus. Du bleibst doch hier, bis ich dir Bescheid sage?“

Hinrich nickte. „Versteht sich! Ich warte da drüben bei unseren Booten auf dich.“

Er marschierte ab, nach der bezeichneten Richtung, während Christian seinem Herrn nacheilte und sich ihm anschloß.

„Ich möchte gern" — fing er an, „ich hätt' was mit Ihnen zu reden, Herr Hohensels."

„Hier am Strande? Hat das nicht Zeit, bis wir auf der Freya' sind?"

„Wenn's sein muß. Aber der Hinrich wartet da drüben, ich soll ihm Bescheid bringen."

„Nun, so spricht!" sagte Bernhard ungeduldig.

Christian holte tief Atem und setzte auch an zum Reden, aber er kam nicht dazu und blickte statt dessen seinen Herrn mit so trostloser Miene an, daß dieser aufmerksam wurde.

„Was hait du denn?" fragte er. „Du siehst ja aus wie ein armer Sünder! Es ist ihr doch nichts Schlimmes passiert?"

„Eigentlich nicht, aber es könnt' schon kommen," verteste Christian, „das heißt, es ist gar nicht so schlimm — sagt Hinrich — aber, aber —" Er fing an zu stottern, wurde dunkelrot im Gesicht und verstummte wieder.

„Nun, so komm doch endlich heraus mit der Sprache," ermutigte Bernhard den Burschen. „Du wirst dich doch nicht fürchten vor mir?"

„Nein, gewiß nicht!" versicherte Christian. „Sie sind ja immer so gut mit mir gewesen, Herr Hohensels. Ich hab' es so gut gehabt auf der ‚Freya' und in Edsviken, so bekomme ich es nie wieder in der ganzen Welt. Auf unseren Schiffen, da ist's anders, sagt mein Bruder Hinrich, da giebt's schwere Arbeit. Die Schiffsjungen würden geschnrigelt und angeschnauzt und dürften nicht mucksen. Wie gut ist's mir dagegen gegangen!"

Er betonte das immer wieder, vermied es aber dabei hartnäckig, seinen Herrn anzusehen, der jetzt die Geduld verlor.

„Was soll denn das alles heißen?" rief er ärgerlich. „Du brauchst es mir doch nicht erst auseinanderzusetzen, daß du zufrieden bist mit deiner Stellung und dich wohl fühlst bei mir."

„Ja, aber ich hatte es nicht mehr aus!" brach der Junge plötzlich mit verzweiflungsvoller Energie los. „Nein, ich hatte es wahrhaftig nicht aus, das gute Leben! Lieber will ich mich schurigeln und anschnauzen lassen, aber ich muß — muß zurück!"

Bernhard stutzte, er begriff jetzt, um was es sich handelte.

„Wohin?" fragte er kurz. „Nach Kiel?"

„Zur Marine!" stieß Christian hervor. „Dann ist's gleich, ob ich in Kiel bin oder anderswo — bei unserer Flagge sind wir immer daheim, sagt der Herr Leutnant, wo wir auch schwimmen. Ich hab' es nicht sagen wollen, ich hab's immer wieder versucht, aber ich tauge nun einmal nicht unter die Fremden, wo ich kein deutsches Wort höre. Den letzten Winter, als wir eingeschneit waren in Edsviken, da hat's mich bald umgebracht. Fortrennen hätt' ich mögen, wer weiß wie weit! Das mache ich nicht wieder durch. Wenn Herr Leutnant Fernstein erst fort ist und der ‚Seeadler' abjährt mit den Landsleuten, dann können sie mich nur gleich begraben in Knaasdal, — so weit ist's mit mir!"

Es vergingen einige Minuten, dann sagte Bernhard scheinbar gelassen: „Also du willst fort von mir? Du bist ja freiwillig mitgekommen und hast volle Freiheit, zu gehen, wenn du willst. Ich sicht dich nicht!"

Christian atmete auf, er wagte es zum ersten Male wieder, seinen Herrn anzusehen, der ganz ruhig vor ihm stand, aber trotzdem lag in dessen Gesicht und Ton etwas, das er sich nicht erklären konnte. Er fing auf einmal an, alle möglichen Gründe aufzuzählen, die er förmlich krampfhaft hervorsuchte.

„Hinrich meint, ich wäre noch nicht achtzehn Jahr, da nähmen sie mich noch in Kiel, und die Schiffsarbeit hätte ich ja gelernt auf der ‚Freya', da hätte ich es leichter — und nun ist auch noch die ‚Thetis' gekommen, mit unseren Leuten. Als ich heut' morgen drüben war, da war's mir g'rade, als wäre ich daheim und — wenn Sie mir nur nicht böse sind!"

„Nein, ich bin dir nicht böse," sagte Bernhard. „Sobald wir wieder in Knaasdal sind, kannst du gehen, und ich werde dafür sorgen, daß du nicht ohne Mittel nach Kiel kommst, du wirst ja noch manches brauchen zum Eintritt."

Er schnitt jedes weitere Gespräch ab, indem er sich abwandte und davonschritt, während Christian zurückblieb und ihm mit einem wahren Jammergesicht nachsah.

Bernhard war an Bord seines Schiffes gegangen. Mit verschränkten Armen lehnte er am Mast und blickte hinaus in den stillen, klaren Abend. Also auch Christian wollte ihn nun verlassen, der damals so gern und freudig mitgegangen war! Er hielt es nicht mehr aus, das gute Leben unter den Fremden, er wollte „heim" und würde doch künftig nur auf den Schiffsplanken zu Hause sein. Aber freilich, das war deutscher Boden unter der heimischen Flagge, und am Mast der „Freya" wehten die fremden Farben. Es war ja nur ein Untergebener, ein halberwachsener Bursche, aber mit seinem frischen, fröhlichen Gesicht, dem gemütlichen holsteinischen Platt und der rührenden Anhänglichkeit war er immer noch ein Stück der Heimat da drüben gewesen. Nun löste sich auch das ab — für immer!

Es war spät am Abend. Die „Thetis" lag ziemlich weit draußen, aber ihre Masten und Raaen zeichneten sich in voller Schärfe ab gegen den lichten Hintergrund, und ihre Flagge war deutlich zu erkennen. Eben fuhr das Boot vorüber, das Hinrich und seine Kameraden an Bord brachte. Sie sangen lustig im Chore, ein allbekanntes deutsches Lied, das die Matrosen auf der „Vineta" oft gesungen hatten. Drüben bei der Stadt ankerte der „Seeadler", nahe genug, daß Bernhard die Vorgänge auf Deck unterscheiden konnte. Dort zeigte sich die hohe Gestalt des Ministers, der im Gespräch mit dem Kommandanten der „Thetis" auf und nieder schritt, und im Kreise der Offiziere schimmerte das helle Kleid Sylvias. Auch Kurt war ja drüben, und bisweilen drangen durch die tiefe Abendstille einzelne Laute herüber, Lachen, Plaudern, ein Hoch, das ausgebracht wurde und begeisterte Zustimmung fand. Es schien ein sehr heiteres Beisammensein zu sein.

Freilich, es waren ja Kinder eines Landes. Sie hatten sich vorher nie gesehen, und in der nächsten Stunde gingen sie auseinander, um sich vielleicht nie wieder zu begegnen im Leben, aber sie gehörten doch zusammen, die Heimat schlang ein festes Band um sie alle, und der einsame Mann da auf seinem Schiffe kam sich vor wie ein Ausgestoßener.

Drüben auf der Jacht rüstete man sich jetzt zum Aufbruch, die Offiziere fuhren nach der „Thetis" zurück, man sah die Boote absahren. Gleich darauf kam Kurt an Bord und berichtete von dem improvisierten Fest.

„Es ist geradezu glänzend verlaufen. Onkel Hohensels hatte einen Anfall von Liebenswürdigkeit, der bei ihm selten ist. Sie haben ihn freilich genug gefeiert und wie eine Art Souverän behandelt. Sylvia hat natürlich die Herzen der jüngeren Herren in helle Flammen gesetzt. Sie sah auch reizend aus."

„Und Sassenburg?"

„Der war verbindlich und artig wie immer, aber ich glaube, er langweilte sich etwas bei der Geschichte. Warum bist du übrigens nicht mitgekommen? Es fiel allgemein auf."

„Ich gehöre nicht mehr zu ernem Kreise."

„Du hast aber doch dazu gehört und als Offizier in aller Form den Abschied genommen. Den Besuch auf der ‚Thetis' hättest du wenigstens machen können, da brauchtest du doch keine liebevollen Anspielungen des Onkels zu fürchten."

Bernhard schwieg, er konnte doch nicht sagen, daß er die Erinnerungen gefürchtet hatte; statt dessen fragte er:

„Du hast mich doch entschuldigt auf dem ‚Seeadler'?"

„Ja, ich habe die Einladung des Konsuls vorgeschützt und erklärt, du würdest morgen früh noch auf eine Viertelstunde an Bord kommen."

„Das werde ich allerdings müssen, wir wollen doch morgen früh fort. Du kennst ja unser Reiseprogramm, in acht Tagen, denke ich, sind wir in Bergen."

„So?" sagte Kurt in einem eigentümlich gedehnten Tone. Er stützte sich mit beiden Armen auf die Brüstung und blickte angelegentlich nach der „Thetis" hinüber, wo eben die Boote antegten, dann sprach er plötzlich, ohne sich umzuwenden:

„Bernhard, ich möchte dir einen Vorschlag machen."

„Nun?"

„Wie wäre es, wenn wir — nun ja, wenn wir direkt nach Dromheim segelten?"

Bernhard fuhr überrascht auf. „Du willst —"

„Ich will nicht — ich muß!" brach der junge Seemann aus. „Ich habe mich ja lange genug dagegen gewehrt, aber seit ich den Philipp da oben getroffen habe und weiß, was er im Schilde führt, habe ich keine Ruhe mehr. Kurz und gut, ich muß nach Dromheim, und sollte ich hinschwimmen! — So, nun lache mich aus!"

Aber der Freund lachte nicht, er sagte nur halblaut:

„Also so weit bist du?“

„Ja, so weit bin ich!“ bestätigte Kurt, mit einer Art von verzweifeltem Humor. „Wenn ich daran denke, daß der Prahlhans, der Philipp, mir das süße Geschöpf vielleicht vor der Nase wegschnappt, und ich sitze hier auf der ‚Freya‘ und rühre nicht die Hand — zum Kuckuck mit dem Stolz und Trotz! Das ist ja alles Unsinn, wenn das Lebensglück auf dem Spiele steht. Ich laufe noch einmal Sturm!“

Bernhard lächelte flüchtig. „Das habe ich längst gewußt, aber man durfte ja nicht rühren an den Punkt. Jetzt hast du dem Philipp einen Vorsprung gelassen, vermutlich ist er schon dort.“

„Nun, er wird sich doch vom Dampfer nicht direkt in die Verlobung stürzen!“ rief der junge Seemann wütend. „Also, wir segeln nach Drontheim?“

„Natürlich, und bei günstigem Winde sind wir in zwei Tagen dort.“

Kurt that einen tiefen Atemzug, man sah, wie schwer ihm das Geständnis geworden war, nun er es aber vom Herzen hatte, kehrte die alte, frohe Zuversicht zurück. Es ging wie ein helles Leuchten über seine Züge, als er leise sagte: „Ein wenig lieb hat sie mich ja doch, die kleine Inga, das weiß ich, und darauf baue ich. Also vorwärts! — Kommst du mit hinunter?“

„Ich komme gleich, ich will dem Olaf nur noch Bescheid sagen,“ entgegnete Bernhard, aber seine Augen folgten dem Freunde, der jetzt in die Kajüte hinabging.

Also auch der erlag einer übermächtigen Empfindung, wo Stolz und Trotz nicht Stand hielten, er ergab sich bedingungslos. Zum ersten Male tauchte in der Seele Bernhards ein Gedanke auf, den er freilich sofort wieder von sich warf. „Niemals!“ Er richtete sich mit einer wilden Entschlossenheit auf.

Das Wetter hatte sich während der Nacht geändert. Dem klaren milden Abend folgte ein trüber, kalter Morgen, der Himmel war bewölkt, die See lag im Nebel, und der Wind wehte scharf aus Nordwest.

Es war noch ziemlich früh, als Bernhard Hohenfels an Bord des „Seeadlers“ kam. Er hatte die Morgenstunden gewählt, um die Förmlichkeit dieses Besuches abzumachen, ohne jemand zu treffen, und das glückte ihm auch. Von den Herrschaften war noch niemand sichtbar, er sprach nur den Kapitän, der ihm mitteilte, daß er Befehl hätte, mit der Jacht bis Drontheim vorauszufahren, der Prinz und seine Gäste beabsichtigten, die landschaftlich sehr schöne Strecke zu Wagen zu machen. Es war ein Ausflug von zwei Tagen, und sie wollten gleich nach dem Frühstück aufbrechen. Bernhard bedauerte, nicht warten zu können, seine „Freya“ sei zur Absahrt fertig und müsse den günstigen Wind benutzen. Er bat, das mit seinen Grüßen zu bestellen, und sagte, schon im Begriff, sich zu verabschieden:

„Ich will nur noch auf ein paar Minuten zu Harald Thorvik. Oder ist er etwa am Lande?“

„Nein, er ist an Bord,“ versetzte der Kapitän, in dessen Gesicht sich eine unverkennbare Verlegenheit zeigte. „Aber es ist da etwas Unangenehmes passiert, etwas sehr Unangenehmes — gestern, als die Herren von der ‚Thetis‘ fort waren.“

„Was ist denn vorgefallen?“ fragte Bernhard betroffen. „Doch nichts Ernstes?“

„Es war immerhin ernst genug. Es ist so weit gekommen, daß der Steuermann zum Messer griff, und das machte die anderen vollends wild, sie warfen sich sämtlich auf ihn. Ich kam gerade noch rechtzeitig, um das Aergste zu verhüten. Ein paar Minuten später, und es hätte ein Unglück gegeben.“

„Aber warum denn? Aus welchem Anlaß?“

Der Kapitän zuckte die Achseln. „Der Anlaß wird wohl geringfügig gewesen sein, es war eben der Ausbruch einer längst bestehenden Feindschaft, die mir leider nicht unbekannt war.“

„Zwischen Thorvik und der Mannschaft?“

„Jawohl! Ich weiß, daß Sie mit ihm befreundet sind, Herr von Hohenfels, aber ich muß Ihnen doch sagen, daß er allein die Schuld trägt. Unser Verhältnis zu den Norwegern ist sonst das beste, wir sind ja immer monatelang hier oben und verkehren in freundschaftlichster Weise mit ihnen, aber von dem Tage an, da Thorvik an Bord kam, war der Krieg erklärt. Er wies jedes Entgegenkommen schroff und verletzend zurück und nahm der Mannschaft gegenüber einen Ton an, als wäre er der Herr auf dem ‚Seeadler‘. Das gab böses Blut, und zuletzt artete es in einen förmlichen Haß aus. So etwas pflegt sich schließlich in elementarer Weise Luft zu machen, und das ist gestern geschehen.“

Bernhard hörte in steigender Besorgnis zu, er kannte ja seinen Jugendgenossen und dessen Rücksichtslosigkeit.

„Und was sagt Harald?“ fragte er rasch. „Sie haben ihn doch zur Rede gestellt?“

„Gewiß, aber er steht eben keinem Rede, sondern hüllt sich in trotziges Schweigen. Von dem Hergang weiß ich selbst nicht viel. Unsere Mannschaft hatte gestern auch ein kleines Fest — der Prinz ist sehr freigebig bei solchen Gelegenheiten. Die Leute waren vielleicht nicht mehr ganz nüchtern, und der Steuermann scheint sie mit seinen Bemerkungen gestachelt und gereizt zu haben. Als ich dazwischen kam, lag er bereits am Boden, die anderen alle über ihn her, das Messer hatten sie ihm entrissen, aber er wehrte sich noch immer mit den Fäusten. Ich brauchte meine ganze Autorität, um Ruhe zu schaffen.“

„Um Gottes willen!“ fiel Bernhard Hohenfels ein. „Sie haben ihn doch nicht etwa thätlich mißhandelt?“

„Das haben sie allerdings gethan, er trägt die Spuren davon noch im Gesicht, die anderen freilich auch. Wie ein angeschossener Bär hat er gegen sie gewütet, bis er der Uebermacht unterlag.“

„Und er ist trotzdem auf dem Schiffe geblieben?“ Der Kapitän sah den Fragenden verwundert an. „Selbstverständlich, er kann doch seinen Posten nicht verlassen, aber sein Verhältnis zur Mannschaft wird sich künftig mehr als peinlich gestalten.“

Bernhard schwieg, er wußte, daß dies Verhältnis überhaupt unmöglich war: Harald Thorvik war nicht der Mann, einen solchen Schimpf zu ertragen und zu vergessen.

„Die Herrschaften waren zum Glück schon in ihren Kabinen,“ fuhr der Kapitän fort. „Sie haben nichts gehört oder es für freudigen Lärm gehalten. Die ganze Sache spielte sich ja in ein paar Minuten ab, aber ich werde sie dem Prinzen nicht verschweigen dürfen. Er ist nur leider sehr empfindlich, wenn irgend etwas auf seinem ‚Seeadler‘ vorfällt, ich fürchte, ich verderbe ihm den ganzen Ausflug damit.“

„Ich werde mit Thorvik sprechen,“ sagte Bernhard nach einer kurzen Pause. „Vielleicht steht er mir Rede. Wo ist er?“

„In seiner Kabine. Es wäre mir allerdings lieb, Herr von Hohenfels, wenn Sie da eingriffen. Offen gestanden, mir kommt der Mann ganz unheimlich vor.“

Der junge Mann nickte nur und trat einige Minuten später bei Harald Thorvik ein, der am Fenster seiner Kabine stand und hinaus starrte. Er trug eine Binde um die Stirn, und sein Gesicht wies Spuren auf, die auf einen förmlichen Kampf schließen ließen. Beim Oeffnen der Thür wandte er sich langsam um, gab aber kein Zeichen von Ueberraschung, als er Bernhard eintreten sah, der sich ihm mit der hastigen Frage nahte:

„Harald — was ist denn geschehen?“

„Das wirst du ja wohl wissen,“ war die kalte Antwort. „Sonst wärst du nicht gekommen.“

„Doch, ich sagte dem Kapitän, daß ich zu dir wollte, und da erfuhr ich von ihm, was vorgefallen ist. Du hast das Messer gezogen? Bist du denn ganz von Sinnen gewesen?“

„Kommst du mir auch mit der Geschichte!“ fuhr Harald gereizt auf. „Was geht es dich an? Das ist meine Sache!“

„Die du wirst vertreten müssen! Du kennst doch das Seerecht, und wenn der Kapitän den Vorfall meldet —“

„Er wird sich hüten!“ fiel Thorvik ein. „Der hat heilloje Angst, seinem Prinzen etwas Unangenehmes zu sagen. Auf dem Schiffe kann es Mord und Totschlag geben, wenn nur Durchlaucht nicht gestört wird dadurch.“

„Es scheint auch beinahe soweit gekommen zu sein,“ sagte Bernhard mit herbem Vorwurf. „Du wirst die Leute bis aufs Blut gereizt haben, und da sind sie schließlich über dich hergefallen.“

„Jawohl!“ Harald lachte kurz und bitter auf. „Wie die losgelassene Meute über das Wild! Leicht habe ich es ihnen nicht gemacht, mich unterzukriegen! Wozu übrigens das Reden. die Geschichte ist ja zu Ende.“

Copyright 1897 by Photographische Gesellschaft.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Neckerei.

Nach dem Gemälde von M. Goodman.

„Für dich doch nicht, oder ich müßte dich nicht kennen. Du kannst unmöglich auf dem ‚Seeadler' bleiben nach dem, was geschehen ist, und wirst auch nicht bleiben."

„Warum denn nicht?" fragte Thorvik spöttisch, aber dabei schoß ein drohender Blitz aus seinen Augen. „Ich bin ja Steuermann, muß meinen Dienst leisten, und ich werde ihn leisten, verlaß dich darauf!"

„Ihr liegt vor der Stadt," warf Bernhard ein. „Vielleicht wäre hier Ersatz zu schaffen. Wenn du einen Vertreter stellst und gehen willst — der Kapitän wird dich nicht halten."

„Das glaube ich!" Wieder kam das kurze, trockene Lachen von Haralds Lippen. „Der war nie mein Freund und nahm immer die Partei seiner Leute. Und was er mir da gestern sagte, als ich wieder zu Atem kam, vor der ganzen Mannschaft sagte, das vergesse ich ihm nicht!"

Bernhard sah einige Sekunden lang schweigend und fest auf ihn, dann fragte er plötzlich:

„Was hast du vor?"

„Ich? Merkwürdige Frage! Ich führe den ‚Seeadler' nach Raansdal — das habe ich vor."

„Gut, so gieb mir die Hand darauf!"

Er streckte die Hand aus, aber Harald zog die seinige zurück.

„Unsinn! Was soll denn das heißen? Denkst du, ich kenne die Fahrt nicht?"

„Daß du die Fahrt kennst, weiß ich! Warum willst du mir die Hand nicht geben?"

„Weil ich die Farben nicht leiden kann," murrte Thorvik, aber er wandte sich plötzlich ab und trat an das Fenster.

„Also, du bleibst auf dem Schiffe?" fragte Bernhard nach einer Pause.

„Natürlich bleibe ich. — Wann segelst du ab?"

„In einer Stunde!"

„So — gute Fahrt!"

„Die wünsche ich euch auch, und noch eins, Harald! Nimm dich in acht vor mir — und vor dir selber!"

Er sprach die letzten Worte langsam und bedeutsam, es lag eine unverkennbare Drohung darin, aber die Antwort klang in voller Schroffheit:

„Laß mich in Ruhe! Ich verstehe dich nicht."

Bernhard blickte noch einmal auf den Steuermann, der augenscheinlich entschlossen war, das Gespräch zu beendigen.

„Leb' wohl!" sagte er dann kurz und ging. —

Drüben auf der „Freya" erwartete ihn Kurt schon ungeduldig. Er hatte jetzt nichts als Drontheim im Kopfe.

„Da bist du ja endlich, nun wollen wir keine Zeit mehr vertieren! Der Wind kann gar nicht günstiger sein — also los!"

„Wir müssen noch eine oder zwei Stunden warten," erklärte Bernhard mit voller Bestimmtheit. „Die Sache hat sich überhaupt geändert, Kurt. Du mußt die „Freya" allein nach Drontheim führen. Ich bleibe hier."

„Hierbleiben willst du?" fragte der junge Offizier erstaunt. „Am Lande?"

„Nein — auf dem ‚Seeadler'!"

Kurt sah ihn mit der äußersten Betroffenheit an.

„Bernhard, ist das Scherz oder —?"

„Es ist voller Ernst, aber hier oben kann ich dir das nicht erklären, komm mit unter Deck."

Fast eine halbe Stunde lang saßen die beiden jungen Männer in der Kajüte, und man sah an ihren Gesichtern, daß sie Ernstes besprachen. Bernhard berichtete ausführlich, und Kurt hörte aufmerksam zu, aber er schüttelte ungläubig den Kopf.

„Du siehst Gespenster!" sagte er. „Der Vorfall mag ja schlimm gewesen sein, aber schließlich ist es doch die Sache des Kapitäns, Ordnung auf seinem Schiff zu schaffen. Und überdies ist die Sache ja vorbei. Was fürchtest du denn eigentlich?"

„Das weiß ich nicht," erklärte Bernhard in erregtem Tone. „Ich weiß nur, daß Harald einen derartigen Schimpf nicht erträgt. Sie haben ihn überwältigt und mißhandelt. Wenn er zehnmal selbst die Schuld trägt — sie werden es büßen müssen. Und — das Schiff ist in seine Hand gegeben!"

„Das Schiff?" fuhr der junge Offizier auf. „Hältst du ihn etwa fähig zu einem Schurkenstreich?"

„Wenn er bei klarer Besinnung ist — nein! Aber das ist er jetzt nicht mehr. Erinnerst du dich, was ich dir sagte, als du ihn zum erstenmal sahst? Da brennt Feuer unter dem Eise, und ist die Eisrinde einmal gesprengt, dann loht es wild auf, dann vernichtet er, was ihm in den Weg kommt. Ich fürchte, er ist so weit — ich kenne diese Miene und diesen Blick."

„Dann hättest du den Kapitän warnen müssen. Hast du ihm nichts gesagt?"

„Nein!" entgegnete Bernhard finster. „Soll ich auf einen Verdacht, einen bloßen Argwohn hin meinen Jugendgenossen preisgeben? Wovor soll ich denn warnen? Sie würden ihn auf Tritt und Schritt bewachen oder ihn in beleidigender Weise zur Rede stellen, und das würde ihn vollends rasend machen. Da hilft nur eins: ich muß selbst hinüber und Wache halten."

„Aber unter welchem Vorwande?" warf Kurt ein. „Du kannst doch nicht eine Spazierfahrt auf dem ‚Seeadler' machen?"

„Der Vorwand ist schon gefunden. Ich gebe eine Depesche vor, die mich hier noch im letzten Augenblick erreicht hat und mich schleunigst nach Drontheim ruft. Die „Freya" braucht mindestens zwei Tage zu der Fahrt, die Dampfjacht macht sie in zwanzig Stunden. Wenn ich dem Kapitän erkläre, daß es sich um Dringendes handelt, und daß mir viel daran liegt, früher anzukommen, wird er mir das Gastrecht nicht verlagen."

„Gewiß nicht, und er glaubt dir vielleicht auch, aber Saffenburg und der Onkel werden das jedenfalls nicht thun. Du hast den ‚Seeadler' bisher förmlich gestohlen, daß du ihn jetzt aufsuchst, in ihrer Abwesenheit —"

„Das werden sie überhaupt erst in Drontheim erfahren!" fiel Bernhard ein. „Ich warte natürlich, bis sie fort sind, und dort werde ich auf irgend eine Weise Rat schaffen. Entweder Harald kommt zur Besinnung und sieht mir Rede, oder ich ziehe Saffenburg ins Vertrauen und bestimme ihn, seinen Steuermann zu entlassen. Solange ich auf dem Schiffe bin, passiert nichts. Harald weiß, daß ich ihn durchschaue, in meiner Gegenwart wagt er keinen Gewaltstreich. — Da kommen schon die Wagen! Es wird nicht mehr lange dauern."

Er erhob sich und trat an das Fenster der Kajüte, wo man nach dem Strande hinübersah. Dort fuhren soeben die Wagen vor, ein größerer, der offenbar für die Herrschaften bestimmt war, und zwei kleinere für die Dienerschaft. Es wurde auch bereits leichtes Reisegepäck vom „Seeadler" herübergebracht.

„Also ich soll wirklich allein mit der „Freya" nach Drontheim?" fragte Kurt, der ihm gefolgt war.

„Gewiß, es bleibt dabei. Du kannst dem Olaf ruhig das Steuer überlassen, er versteht seine Sache und kennt die Strecke ganz genau. Also gute Fahrt — und glückliche Brautfahrt!"

„So Gott will!" rief Kurt, herzhaft in die dargebotene Hand einschlagend. „Ich werde Inga fragen, ob sie das Herz hat, mich wieder fortzuschicken, und hat sie es nicht — dann giebt es einen glücklichen Menschen mehr unter der Sonne!"

Der „Seeadler" fuhr gegen Mittag ab und überholte schon nach einigen Stunden die „Freya", die vorangegangen war. Das Wetter war auf dem Lande kühl, aber ziemlich klar, auf See dagegen wurde der Nebel immer dichter, die Küste zeigte sich nur in undeutlichen Umrissen, obgleich das Schiff ihr ziemlich nahe blieb, und verschwand endlich ganz, man sah kaum einige hundert Schritt weit.

Der Kapitän des „Seadlers" war etwas überrascht, als Herr von Hohenfels gleich nach der Abfahrt des Prinzen nochmals an Bord kam und die Fahrt mitzumachen wünschte, aber er zweifelte nicht an Bernhards Angaben und gewährte mit Vergnügen die erbetene Gefälligkeit. Die Mannschaft war auch nicht verwundert über den unerwarteten Gast, denn sie hatte den Grund seiner Gegenwart erfahren. Nur Harald Thorvik trat in jäher Ueberraschung einen Schritt zurück, als er an Deck kam und Bernhard erblickte, der ihm kurz und bestimmt erklärte, er fahre mit bis Drontheim. Aber schon in der nächsten Minute hatte der Steuermann seine eiserne, unbeirrbringliche Ruhe wieder.

„So — nun, morgen früh sind wir da!" Das war alles, was er sagte, dann ging er wieder an seinen Posten. —

Es war Mitternacht geworden, aber noch immer nicht völlig dunkel. Hier herrschte nur jene tiefe Dämmerung, die anderswo dem Einbruch der Nacht unmittelbar vorangeht. Auf dem Meere lagerte der Nebel dicht und schwer, wie eine undurchdringliche Wand, und der schlanke, weiße „Seadler", dem sonst jeder Blick bewundernd folgte, wenn er mit flatterndem Wimpel und wehender Flagge dahinzog, glitt schattenhaft, wie ein Gespensterschiff durch den grauen Dunst.

An Bord selbst herrschte tiefe Stille. Der Kapitän hatte sich in seine Kajüte zurückgezogen; sie besorgen nur nichts, trotz des Wetters, denn die Fahrt war glatt, und das Steuer lag in sicherer Hand. Nur die Wache befand sich auf ihrem Posten, und der Steuermann stand an seinem Platz. Man hörte nichts als das Arbeiten der Maschine und das Rauschen der Flut, die man nicht sah. So ging es vorwärts durch Nacht und Wogen.

Da kam eine hohe, dunkle Gestalt von der anderen Seite des Schiffes und trat zu dem Steuermann. Bernhard Hohenfels trug auch den Wettermantel, von dem der Nebel in einzelnen schweren Tropfen niederrann, er machte einige Bemerkungen über das Wetter, die kurz und einsilbig beantwortet wurden, dann folgte ein längeres Schweigen. Endlich sagte Harald:

„Ich dachte, du wärst längst zu Bett!"

„Ich kann nicht schlafen — da leiste ich dir lieber Gesellschaft."

„Meinetwegen! Willst du etwa die ganze Nacht hier oben bleiben?"

„Vielleicht! Oder ist dir das nicht recht?"

Harald zuckte die Achseln. „Mir? Ich meine nur, das ist kein Vergnügen, wenn man nicht auf Deck sein muß."

„Ich bin Seemann," sagte Bernhard, dessen Blick unruhig auf dem Dunstgewoge haftete, als wollte er es durchdringen. „Mir macht das Wetter so wenig aus wie dir. — Welchen Kurs steuerst du denn eigentlich?"

„Den richtigen!" war die schroffe Antwort.

„Bist du ganz gewiß, daß es der richtige ist?"

„Bin ich Steuermann oder du?"

Die beiden Männer standen Auge in Auge, das Licht über ihnen schimmerte trübe, mit gelbem, dunstigem Schein, der Nebel schien es förmlich aufzusaugen, aber es war doch immerhin hell genug, um die Gesichter der beiden zu erkennen. Sie maßen sich wie zwei Gegner, aber plötzlich wandte sich Bernhard seitwärts und lauschte.

„Was ist das für ein Ton? Hörst du nichts?"

„Nein!" sagte Harald unbewegt.

„Aber ich höre es. Das klingt ja wie Geläut! Wir können unmöglich so nahe am Lande sein, und um Mitternacht läutet doch keine Kirche?"

Es kam allerdings ein Laut herüber wie aus weiter Ferne. Jetzt verstummte er, dann klang er wieder auf, halb verweht von Wind und Wellenrauschen — ein ferner Glockenruf, der leise und geheimnisvoll durch den Nebel drang.

„Harald — wohin steuerst du?" Die Frage klang scharf und drohend.

„Nach Drontheim!" kam es hart und fest zurück.

Bernhard beugte sich weit vor, in atemlosem Lauschen — da war der Laut wieder, aber viel näher und deutlicher. Es war zweifellos eine Glockenstimme, aber sie hatte nichts von dem ernsten, milden Klang ihrer Schwestern am Lande. In unregelmäßigen Zwischenräumen ertönte und verstummte sie, dumpf und mahnend, und plötzlich fuhr Hohenfels auf, er hatte den Ton erkannt.

Das war das Warnungszeichen von den Trollklippen, die Boje mit der Meeresglocke, die, vom Wellenschlag bewegt, die Nähe der tückischen Felsenbank verriet. Die Flut selbst warnte die Schiffe, die in der Nacht oder im Nebel die Gefahr nicht erkannten. Schon in der nächsten Sekunde ergaße Bernhard mit eisernem Griff den Arm des Steuermanns.

„Das ist die Klingelboje von den Trollklippen! Wir sind in unmittelbarer Nähe! Du mußt den Kurs ändern — augenblicklich! Hörst du nicht, Harald?"

Thorvik schien in der That nichts zu hören und nichts zu sehen als das Steuerrad, an dem er wie festgewachsen stand. Seine Augen starrten weitgeöffnet in den Nebel, und aus seinem Gesicht schien alles Blut gewichen, aber die Hand lag fest am Steuer.

„Zurück vom Rade!" herrschte ihn Bernhard halblaut, aber mit furchtbarer Energie an. „Du bist toll, und einem Tollen vertraut man kein Schiff an. Zurück! Oder ich rufe den Kapitän, rufe die ganze Mannschaft zusammen und lasse dich festnehmen!"

Er riß ihn wirklich zurück, drängte ihn seitwärts und gab dem Steuerrad selbst die entgegengesetzte Richtung. Langsam begann das Schiff sich zu wenden, langsam nahm es den ihm gewiesenen Kurs auf. Bald klang die Warnungsstimme ferner und leiser, dann kamen nur noch einzelne Töne wie verloren herüber, endlich verstummten auch sie — die Gefahr war vorüber!

Harald war wild aufgefahren bei jenem Eingriff und machte eine Bewegung, als wollte er sich auf seinen Gefährten stürzen, doch der wandte sich um und sah ihn an, mit einem festen, drohenden Blick, als gälte es wirklich, einen Wahnsinnigen zu bändigen. Die Augen des Steuermannes sahen schen zu Boden.

Da ertönten Schritte, der Kapitän, der das Wetter und den Kurs prüfen wollte, erschien auf Deck und war sichtlich erstaunt, seinen Gast hier zu finden, von dem er glaubte, er wäre längst zur Ruhe gegangen.

„Sie hier oben, Herr von Hohenfels?"

„Ich wollte nach dem Wetter sehen," sagte dieser, mit anscheinender Ruhe. „Aber ich bin im vollen Streit mit Harald Thorvik, der durchaus nicht eingestehen will, daß er ernstlich unwohl ist. Die Wunde da an seinem Kopfe scheint doch nicht so unbedeutend zu sein, wie er vorgiebt. Er kämpft fortwährend mit einem Ohnmachtsanfall und will doch nicht von seinem Posten weichen."

„Aber Thorvik, warum haben Sie denn das nicht gemeldet?" rief der Kapitän. „Sie behaupteten ja, es wäre eine bloße Schramme, und wiesen hartnäckig jeden Beistand zurück."

„Er vertraut eben auf seine Riesennatur!" fiel Bernhard ein. „Aber die hat schließlich auch ihre Grenze. Lassen Sie ihn ablösen, ich bitte darum — er muß sich schonen."

„Natürlich, sofort!" stimmte der Kapitän bei, der trotz des ungewissen Lichtes sah, wie bleich und entstellt das Gesicht des Steuermanns war. Er rief die Wache herbei und gab die nötigen Befehle. Thorvik schien sich anfangs weigern zu wollen, aber die Hand Bernhards lag mit schwerem, bedeutsamem Druck auf seinem Arm und zwang ihn, wie vorhin der Blick. Als die Ablösung kam, fügte er sich und ging hinunter. —

Gegen Morgen begann der Nebel zu fallen, die Dämmerung wich der vollen Tageshelle, es wurde klarer mit jeder Stunde, und um acht Uhr kam Drontheim in Sicht. Auf dem Schiffe war schon alles in Bewegung für die Landung, als der junge Hohenfels bei dem Steuermann eintrat, der sich in den Kleidern auf sein Bett geworfen hatte.

„Hast du geschlafen, Harald?" fragte er.

Harald warf sich herum und sah ihn an.

„Hast du etwa geschlafen? Denkst du, ich weiß nicht, daß du die ganze Nacht vor meiner Thür Wache gestanden hast?"

„Du warst krank, und Kranke muß man behüten. Jetzt sind wir in Drontheim, du kannst und willst doch wohl nicht auf dem ‚Seadler' bleiben — nach dieser Nacht?"

„Nein!" sagte Thorvik dumpf.

„Das habe ich vorausgesehen! Du wirst dich also für dienstunfähig erklären und an Land gehen. Das Schiff bleibt zu liegen, bis der Prinz eintrifft, und dann ist es nur noch eine Tagesfahrt bis Kraansdal. Da kannst du leicht entbehrt werden. In ein paar Tagen kommst du nach und forderst deine Entlassung. Die Wunde an deinem Kopfe muß den Vorwand dazu herleihen, es braucht ja niemand zu wissen, daß sie ungefährlich ist."

„Du prägst mir die Lektion ja sehr genau ein," sagte Harald mit bitterem Hohn. „Ich habe sie nur auswendig zu lernen. Wenn ich nur nichts davon vergesse! Du behandelst mich wie einen Unzurechnungsfähigen!"

„Wärst du etwa zurechnungsfähig in dieser Nacht?" fragte Bernhard ernst.

Thorvik gab keine Antwort, nach einer sekundenlangen Pause erklärte er:

„Ich werde mit dem Kapitän sprechen."

„Das habe ich bereits gethan. Er ist auch der Meinung, daß nach dem, was vorgestern abend zwischen dir und der Mannschaft vorfiel, kein dauernder Friede möglich ist, und will es bei dem Prinzen vertreten, wenn du früher gehst, als ursprünglich bestimmt war. Zu diesem Falle wird er den ganzen Vorfall verschweigen. Ich gehe gleichfalls an Land und erwarte Kurt, der morgen mit der „Freya" eintrifft."

Harald Thorvik hatte sich erhoben, aber es blitzte ein wilder Haß in dem Blick, mit dem er den Jugendgefährten maß.

„Hast du wieder einmal gesiegt? Freilich, du siegst ja immer und überall! — Also in Raasdal sehen wir uns wieder!"

„Und da dankst du es mir vielleicht, daß ich dir zur Seite war, in einer solchen Stunde! Leb' wohl!"

Damit ging Bernhard, um sich von dem Kapitän zu verabschieden, der so wenig wie seine Leute ahnte, daß der „Seeadler" in dieser Nacht einen Wächter gehabt hatte, ohne den er rettungslos verloren gewesen wäre. (Fortsetzung folgt.)

Der Letteverein und sein neues Heim.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Mit Abbildungen nach Photographien von **Hugo Rudolphy** in Berlin.

Am 1. Oktober bezog der Letteverein sein neues prächtiges Heim am Viktoria-Luiseplatz, in der vornehmsten Gegend von Berlin. Die alten Räume an der Königgrätzer Straße und anderweit waren längst unzureichend geworden. Die Ziele und Aufgaben des Vereins hatten sich in den 35 Jahren seines Bestehens von Jahr zu Jahr erweitert, seine große und segensreiche Wirksamkeit war weit, vielleicht nicht über die Ideen seiner Gründer, wohl aber über ihr Vermögen hinausgewachsen. Tausenden von Frauen hat der Letteverein in diesen 35 Jahren eine eigene Existenz gesichert, Tausenden den socialen Boden bereitet, auf dem sie sich selbst leben und eine selbständige Kraft aus sich heraus entwickeln konnten. Aber nicht bloß diese Tausende sind ihm zu Dank verpflichtet, nein, wenn man heute im gesamten deutschen Vaterlande die Frau als erwerbsthätiges Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft ehrt und achtet, so ist der Letteverein bei diesem gewaltigen Wandel der Anschauungen, dem die Frau das Recht auf Selbständigkeit verdankt, ein Machtfaktor ersten Ranges gewesen. Er lehrte die Frau, sich selber regen, und als man sie erst einmal bei der Arbeit sah, da erzwang sie sich die Anerkennung im socialen Organismus, deren jedes Wesen bedarf, das vorwärts strebt. Wilhelm Adolf Lette hatte wie Fritz Reuter und andere gelitten, er litt ein zweites Mal für seine Ueberzeugung, als die Reaktion den tapferen Anhänger Steins aus seinen hohen Aemtern im preußischen Staatsdienste entfernte. Damals gründete Lette den volkswirtschaftlichen Kongreß und kurz darauf, im Jahre 1865, den Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes, der heute seinen Namen trägt. Zu dem großartigen Neubau, den der Verein nunmehr bezieht und der einen Aufwand von 2,5 Millionen Mark erforderte, hat der Kaiser aus seiner Privatschatulle ein Kapital von 300 000 Mark hergeliehen. Kann man den Wandel der Anschauungen, der sich vollzogen hat, besser kennzeichnen als durch Zusammenstellung dieser Daten?

Für einen Verein, der so umfangreiche und weitverzweigte socialwirtschaftliche Bestrebungen verfolgt wie der Letteverein, dessen Organisation ein so weites Gebiet der Frauenthätigkeit umfassen soll,

Haushaltungsschule.

Baumkuchenbäckerei.

Die Kochschule.

ein praktisches und zugleich schönes, neues Heim zu schaffen, das allen Bedürfnissen entspricht, das ist keine einfache Aufgabe. Es kam hinzu, daß das neue Heim den Verein nicht allzu stark belasten durfte, um ihm nicht die Mittel für seine socialwirtschaftlichen und humanitären Aufgaben zu entziehen. Man kann sagen, daß bei der Gründung des neuen Heims ein guter Stern über dem Vereine gewaltet hat. Nicht allein, daß er eine Baustätte gefunden, die sich für seine Zwecke eignete, er fand auch in Professor Messel den Architekten, der diese Stätte zu benutzen verstand. So sind auf dem weiten Terrain, das 7500 Quadratmeter Fläche umfaßt und an zwei Straßen angrenzt, eigentlich drei großartige Bauten entstanden: am Viktoria-Luisenplatz ein Wohnhaus von vornehmstem Stil, 4 Stockwerk hoch, mit 8 Wohnungen zu je 10 Zimmern, einem großen Geschäftsladen und einer kleineren Wohnung, an der neuen Bayreuther Straße ein zweites Wohnhaus und inmitten dieser Gebäude mit breiter Front ausladend das Haus des Lettevereins, das mit seinen weiten, lichten Räumen, Gärten, Turnplatz rc. 2300 Quadratmeter Fläche einnimmt.

Man weiß, daß im Lettevereine eine ganze Reihe von Anstalten vereinigt sind. Da ist eine Handelsschule, eine Gewerbeschule, ein Atelier für Anfertigung von Kunstarbeiten, eine Wasch- und Plättanstalt, eine Speiseanstalt, eine Haushaltungsschule, eine Seyerinnenschule, ein Stellenvermittelungsbureau, dazu ein Pensionat, das unter dem Namen „Viktoriastift“ bekannt ist. All diese Anstalten, die bisher an verschiedenen Stätten untergebracht waren, werden in dem neuen Heim vereinigt. Hinzu kommt eine Photographische Lehranstalt und eine neu gegründete Buchbinderei. Diese soll von einer jungen Dame geleitet werden, die auf Kosten und auf Veranlassung des Lettevereins seit Jahren in Berlin, London, Düsseldorf und Hamburg als Geselle thätig war und vor kurzem in Hamburg ihre Meisterprüfung bestanden hat. Das Arbeitsziel all dieser Einrichtungen wird schon durch die Namen erläutert. Die Thätigkeit des Lettevereins ist aber damit nicht erschöpft. Bezeichnend ist vor allem die Verbindung von Unterricht, von Wohnung und Beköstigung, Stellenvermittelung und Erziehung, sowie die aufklärende Thätigkeit, die der Verein gegenüber den Vorurteilen entwickelt, welche die Frau im Erwerbsleben zu überwinden hat. Er sorgt da nicht allein in geistiger Richtung vor, indem er die moralische und intellektuelle Widerstandsfähigkeit seiner Schülerinnen durch Lehre und Erziehung hebt, er tritt auch finanziell als Darlehnsgeber auf und sucht gerade Minderbemittelten den Weg ins Leben und den Gang durchs Leben in jeder Hinsicht zu erleichtern. Um nun der Frau auch über die Kreise der Lette-Schülerinnen hinaus

Die Kunststickerei.

Anhalt und Häuslichkeit zu gewähren, unterhält er Küchen, Restaurations-, Speiseräume, Pensionen, die wiederum als Kernobjekte von der größten Bedeutung für die Schülerinnen sind.

Wenn man sich einige der Schulen näher ansieht, entdeckt man auch alsbald, daß hier von Oberflächlichkeit und Dilettantismus keine Rede sein kann. Da ist zum Beispiel die Handelsschule. Sie zerfällt in 2 Klassen, eine Vorbereitungsklasse und eine Klasse, in welcher der eigentliche kaufmännische Unterricht erteilt wird. Die Aufnahme für jede dieser Klassen hängt von einer Prüfung ab. Zur ersten Klasse werden nur Schülerinnen zugelassen, die das 16. Lebensjahr vollendet haben und das Abgangszeugnis von einer höheren Töchterschule besitzen. Es wird geprüft schriftlich und mündlich in Deutsch, Französisch, Englisch, Rechnen. Im Deutschen wird namentlich auf die Fähigkeit, sich über Gelesenes zusammenhängend auszusprechen, Wert gelegt. In der Klasse selbst kommen 14 Stunden auf handelswissenschaftliche Fächer (kaufmännische Handschrift, Stenographie, Schreibmaschine — kaufmännisches Rechnen — Comptoirarbeiten und Korrespondenz — Buchhaltung, Waren-, Handels- und Gewerbekunde, Geld- und Wechselwesen), 6 Stunden auf französische und englische Sprache, Korrespondenz und Konversation, 4 Stunden auf Deutsch, 2 auf Geographie, macht zusammen 26 Stunden wöchentlich. Alle Lehrgegenstände sind obligatorisch. Das Schulgeld beträgt für die erste Klasse jährlich 200 Mark, für die zweite 160 Mark. Reifezeugnisse werden nur nach vollständigem Besuch des Kursus der ersten Klasse erteilt.

Ein Wohnzimmer.

Man sieht an dem Beispiel: da ist ein praktisch gedachter und ausgeführter Plan. Noch mannigfaltig reichhaltiger ist die Ausgestaltung der Gewerbeschule. Hier giebt es nicht weniger als 19 Unterrichtsgegenstände: Handarbeit, Maschinennähen, Schneidern, Wäscheanfertigung, Putz, Frisieren, Waschen, Plätten, Spitzenwäsche, Kochen, Kurse für Krankenkost, für Krankenpflegerinnen, dieselben für Aerzte, einzelne Kochkurse für Hospitantinnen, Serviertursus, Obst- und Gemüseverwertung, Kunsthandarbeit, Einrichtung für Kunsthandarbeiten, Kunststickerei auf der Nähmaschine, Ornamentzeichnen. So werden hier Handarbeitslehrerinnen, Industrielehrerinnen, Haushaltslehrerinnen, Kochlehrerinnen, Wirtschafterinnen, Kammerjungfern herangebildet, welche die Schule besuchen oder ganz im Lettehause wohnen, je nachdem es ihre Bedürfnisse erfordern.

Für alle diese zahlreichen Bedürfnisse mußte also in dem neuen Heim gesorgt werden. Wir können auch hier nur einzelnes herausheben. Da liegen im Erdgeschoß hier geräumige Küchen. Inmitten des saalartigen Raumes befindet sich ein großer Kochherd, in dem mit Kohlen gefeuert wird. Ringsum an den mit grünen Kachelu getäfelten Wänden sind die Garküchen. Ueberall schließen sich Abwaschräume an, Anrichteräume, Putzräume und was sonst dazu gehört. Nicht minder geräumig, hell und gesund sind alle Lehrzimmer, große weite Gemächer, aufs beste eingerichtet. Ganz hervorragend schön ist die Aula, ein hoher, in zarten Tönen gehaltener Raum, in dem seierliche Akte, musikalische Vorstellungen, physikalische und sonstige Experimente veranstaltet werden können. Ringsum gruppieren sich Konversations-, Eß- und Lesezimmer. Sehr behaglich sind die Wohn- und Schlafräume des Viktoriastifts. Entweder schlafen die jungen Mädchen einzeln oder zu zweien in kleineren Zimmern, oder sie schlafen je zu zehn in großen Sälen, deren wir einige ausgemessen haben. Bei einer Höhe von 3,80 bis 4 m, hatten sie Breiten von 5,93 und 6 m und Längen von 10 und 14 m. Große hohe Fenster sorgen für Luft und Licht. Neben jedem Schlafsaal hat eine Lehrerin ihr besonderes Zimmer, welche die Aufsicht im Schlafsaal führt. Badezimmer und Toiletten sind in unmittelbarer Nähe. Eine angenehme Wärme durchströmt den ganzen weiten Raum, man vermeint in einem großen Familienhaus zu verweilen. Und das ist ja auch die grundlegende Idee des Ganzen: der Frau beim Beginn des Lebenskampfes im Rahmen eines Hauses, einer großen Familie das notwendige Rüstzeug zu vermitteln, deren sie bedarf, um in dem socialen Organismus ihre Stellung zu bewahren. Möge der gute Stern, der über dem alten Hause gewaltet, der bei der Einrichtung des neuen am Himmel stand, weiter über dem Lettehaus leuchten, möge die soziale Hilfsarbeit, die hier geleistet wird, und die schon lange eine Hauptarbeit geworden ist, Segen stiften bis zu den Kindern und Kindeskindern!

Heinz Krieger.

Das neue Rathaus in Aachen. (Zu dem Bilde auf S. 769.) Das Aachener Rathaus, dessen mit 54 Kaiserstandbildern geschmückte Front am Markte nach der durch den Brand von 1883 notwendig gewordenen Wiederherstellung bereits im Jahrgang 1901 der „Gartenlaube" abgebildet wurde, hat jetzt durch den rückwärts gelegenen monumentalen Anbau am Chorusplatze seine endgültige Gestalt erhalten. Da der Hauptbau wegen des Kaisersaales nur im Erdgeschosse für Verwaltungszwecke verwendet werden konnte, so mußte für die zahlreichen Bureaus ein besonderer Bau geschossen werden, der das Bindeglied zwischen dem alten Rathause und dem Münster bildet und mit ersterem durch eine Brücke verbunden ist. Die Rückseite des alten Rathauses am Chorusplatze zeigt über den offenen Arkaden des Erdgeschosses eine prächtige Galerie mit Balustrade. Der Mitte ist ein massiver, von einem Dachreiter gekrönter Turmbau vorgelagert, aus dessen Front im ersten Stockwerk ein doppeltiefiger geschlossener Erker vorspringt. Vor den Arkaden und dem Turme, etwas höher als der Chorusplatz, liegt eine Terrasse, deren Futtermauer ein zierliches Steingeländer abschließt. Dieser Neugestaltung des alten Baues schließt der Neubau sich glücklich an. Er zeigt im Erdgeschoß an zwei Seiten Laubengänge mit darüberliegenden offenen Bolkonen. Die geschlossenen Erker an der Kopfseite, die offenen Eckbalkone am Dachgeschosse und der Dachreiter auf dem hohen Dache geben dem Bau ein derartig monumentales Gepräge, daß man seine Bureaus- und Aktenzimmer dahinter vermutet. J. L. Algermissen.

Jahre am Dnjestr. (Zu dem Bilde S. 777.) Zu den schönsten Strömen des südöstlichen Europas zählt der gewaltige Dnjestr, der an dem Nordabhange der Karpaten im Kreise Sambor in Galizien entspringt und dessen Länge bis zu seiner Mündung ins Schwarze Meer 1372 Kilometer beträgt. Galizien und Bessarabien, Podolien und Cherson werden von seinen dunklen Wassern berührt, und von großartig malerischer Pracht ist die Mündungsbucht, welche er an der Nordwestküste des Schwarzen Meeres bildet. Eine reizvolle Scene aus dem Leben auf dem Dnjestr hat Thoddäus von Ajdukowski in

seinem Gemälde festgehalten. Der Maler, dem die Kunst schon manch vortreffliches Werk verdankt und der ein Ziel darin erblickt, bei aller malerischen Wirkung in seinen Bildern auch das ethnographisch und kulturgeschichtlich Interessante klar festzuhalten, führt uns hier an den Strom, wo dieser Ostgalizien durchflutet. Hier wird das Fährwesen seit unvordenklicher Zeit in gleicher Weise betrieben. Eine Jagdgesellschaft, die eben von munterem Weidwerk kommt, hat mit den Pferden und Hunden auf der breiten Fähre Platz gefunden. Nun gleitet das plumpe Fahrzeug, das von den beiden starken Seilen gehalten wird, dem Stangenstoße seiner Führer folgend, in den Strom hinaus. Und da legt sich ernstes Schweigen über die meisten Teilnehmer der eben noch so munteren Gesellschaft — sie alle wissen, daß der Strom, dem sie sich anvertrauen, schon manches Opfer verschlang, daß die Seile alt sind und daß die morsche Fähre sich ihrem Halt entreißen kann, die langsam über die breite Wasserfläche dem anderen Ufer zustrebt.

Das Burgthor.

Die Burg Regenstein — drei Viertelstunden von Blankenburg am Harz — läßt in ihren Trümmern heute noch erkennen, welch trotziges Bollwerk sie einstmals gewesen ist. Der größte Teil der unteren Gemächer ist aus den Sandsteinfelsen des Bergkegels herausgebrochen, eine Arbeit, die, wenn sie auch unter Benutzung vorhandener Höhlen geschah, doch lange Jahre in Anspruch genommen haben dürfte. Die ältesten unverbürgten Nachrichten geben als Gründungsjahr der Burg das Jahr 479 an; der „Konig Meiverikus to doringk“ (von Thüringen) gab sie damals einem seiner tapfersten Streiter zum Lehen. Andere Chronisten bezeichnen Heinrich den Finkler als ihren Erbauer. Vielfache Sagen knüpfen sich an die Burg, besonders ein Name ist es, mit dem der Volksmund alles, was sich um und auf dem Regenstein ereignet haben soll, in Verbindung bringt: der Name des Grafen Albrecht von Regenstein, eines fehdelustigen Rittersmannes, dem Julius Wolff in seinem „Raubgrafen“ ein litterarisches Denkmal gesetzt hat. Die Chronik berichtet von zahllosen Kämpfen, die Graf Albrecht gegen den ihm verhaßten Klerus, die alte Bischofsstadt Quedlinburg und die Halberstädter geführt, von wagehalsigen Raubzügen ins bischöfliche Gebiet, bis ihn dann das Schicksal ereilte und er auf der Flucht von den ihm nachsetzenden Städtern gefangen genommen wurde. Achtzehn Monate lang wurde der Graf in einen eisenbeschlagenen Kasten — der noch heute als „Raubgrafenkäfig“ gezeigt wird — gesperrt, dann unterzeichnete er endlich die schweren Friedensbedingungen und durfte zu den Seinen zurückkehren. Manchen Raubzug unternahm später noch der gräfliche Haudegen, welcher dem Halberstädter Bischof die angethane Schmach nie vergessen konnte, bis er in der Christnacht des Jahres 1347 sein Ende fand. Im Handgemenge eines Scharmützels erstach der bischöfliche Hauptmann Rudolph von Dorstadt den alternden Grafen „und band ihn an einen Spieß, als were er daran gehangen“.

Mit seinem Tode nimmt der Niedergang des stolzen Geschlechts der Regensteiner seinen Anfang — bereits 1599 starb der Letzte ihres Stammes, und die Burg kam an Braunschweig. Nach wechselvollen Zwischenfällen nahm später das Kurhaus Brandenburg von der Grafschaft Besitz und legte auf dem Regenstein eine Festung an. Im Siebenjährigen Kriege eroberten die Franzosen das Felsennest; nachher wurde die Feste aufgegeben.

Das Guts Muths-Denkmal für Quedlinburg. (Zu der Abbildung S. 781.) Die Stadt Quedlinburg errichtet im Verein mit den Turnerkreisen einem ihrer Söhne, dem Pädagogen Johann Christoph Friedrich Guts Muths, ein Denkmal. Guts Muths (1759 bis 1839) ist der eigentliche Begründer der Turnkunst, der er in seiner „Gymnastik für die Jugend“ (1793) das erste Lehrbuch gewidmet hat. Auch die Geographie verdankt ihm ein Handbuch und eine zweckmäßigere Methode des Unterrichts. So ist es kein Zufall, daß der Lieblingsschüler von Guts Muths einer der bedeutendsten Geographen wurde: Karl Ritter, auch ein Quedlinburger Kind. Es erscheint daher als ein recht glücklicher Gedanke, daß Professor Richard Anders, der Schöpfer des Denkmals, der Gestalt Guts Muths' als jugendlichen Begleiter den kleinen Ritter beigegeben hat; damit hat er eine ungemein reizvolle, sympathische Gruppe geschaffen.

Professor Anders, der selbst der altberühmten Stadt Heinrichs des Voglestellers und Klopstocks entstammt, hat das Hilfsmodell zu diesem Denkmal vollendet, von dem wir eine Abbildung geben. Dr. A. R.

Taschen-Sonnenuhren. (Mit Abbildungen S. 796.) Zur Zeit, da die ersten Taschenuhren, die sogenannten Nürnberger Eier, noch selten und kostspielig waren, bediente man sich zur Bestimmung der Tagesstunden einfacherer und billiger Apparate. Man trug Taschen-Sonnenuhren mit sich, deren Gebrauch in verschiedenen Gegenden beim Landvolke sich noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten hatte. Ueber diese Uhren berichtet Barford in einer der letzten Nummern des „Prometheus“.

Der einfachste Apparat dieser Art war der Sonnenring (vgl. Abbildung 2). Er bestand aus einem 8 bis 16 mm breiten Metallstreifen, der zu einem kreisrunden Ringe zusammengeschlossen wurde. An einem Punkte des Ringes war eine zur Aufhängung bestimmte Oese angelötet. Der dem Aufhängungspunkt anliegende Quadrant des Ringes (a) war geschlitzt, und über ihn konnte ein schmälerer Ring (d) mittels eines Zäpfchens (b) hinweg gedreht werden. In dem schmalen Ringe befand sich eine Oeffnung (c). An dieser Stelle war auf dem breiteren äußeren Ringe eine Skala angebracht, welche die Monate des Jahres bezeichnete. Wollte man nun erfahren, wieviel Uhr es war, so verfuhr man

Die Burg Regenstein im Harz.
Nach Aufnahmen von W. Dreesen in Flensburg.

folgendermaßen: man schob den schmäleren Ring so lange vor, bis die Oeffnung auf die Stelle zu stehen kam, auf welcher der Name des Monats, in dem man sich befand, eingetragen war. Dann drehte man den Apparat, der an einem Kettchen oder einer Schnur hing, mit der geschlossenen Seite gegen die Sonne. Durch die Oeffnung fiel nun ein Lichtstrahl auf die untere innere Seite des Ringes, und hier waren in einer bestimmten Ordnung die Uhrzeiten eingetragen. Die beleuchtete Ziffer gab die Tagesstunde an. Freilich war diese nur dann genau, wenn der Aufhängepunkt genau in der Polhöhe des Ortes angebracht war.

Eine bessere und feinere Taschen-Sonnenuhr, die aus der Werkstatt des Kompaßmachers Andreas Vogler in Augsburg in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hervorgegangen ist, zeigt unsere erste Abbildung. Offnet man das Etui, so bemerkt man zu unterst einen Kompaß, auf dessen Windrose die Deklination durch einen Pfeil angedeutet ist. Darüber kommt ein mittels Schraubes befestigter Stundenring, auf dem aber die Zahlen der Nacht von 10 bis 3 Uhr fortgelassen sind. Im Durchmesser des Ringes befindet sich ein um jene Achse drehbarer Querstab mit einem Zeiger, der senkrecht aufgerichtet werden kann. Der dritte Teil der Sonnenuhr besteht in einem Quadranten mit der Einteilung von 0 bis 90°, der das Einstellen des Stundenringes auf die Polhöhe des Ortes ermöglicht.

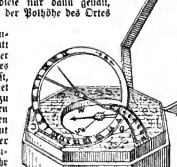


Fig. 1. Eine Taschen-Sonnenuhr aus dem 18. Jahrhundert aus der Werkstatt des Kompassmachers Andreas Vogler in Augsburg.

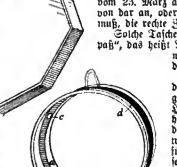


Fig. 2. Ein Sonnenring.

Dieser Taschen-Sonnenuhr wurde von dem Fabrikanten folgende Gebrauchsanweisung beigegeben: „Erstlich drehet man den Stundenring in die Höhe, schlieset solchen vermittelst des Einschnittes an demjenen mit dem Quadranten aneinander, richtet sodann den Ring auf den beliebigen Grad der Polus-Höhe nach dem Quadranten, alse zum Exempel vor Augsburg 48, vor Regensburg 49, vor Prag den 50. Grad, und so ferner; sodann drehet man den Kompaß in den Sonnenschein so lang die Pfeil auf Pfeil stehet, oder die beweglihe Magnetnadel just auf den gestochenen Mageetpfeile verweiset, welcher unten auf der gestochenen Magnetplatte befindlich, so wird der Zeiger in dem Ring, welcher vom 23. März an bis zum 22. September aufrecht, von der an, aber im Winter unter sich gerichtet sein muß, die rechte Zeit und Stunde anzeigen."

Solche Taschen-Sonnenuhren nannte man „Compaß", das heißt Mitgänger, später ist diese Bezeichnung auf die mit den Uhren verbundene Magnetnadel übergegangen. *

Im Kampf um Südafrika. Nachdem die Mitteilungen aus Paul Krügers „Lebenserinnerungen" in diesem Juliheft ihren Abschluß gefunden haben, werden wir unseren Lesern demnächst weitere Artikel darbieten, welche interessante Episoden aus dem südafrikanischen Kriege behandeln. Unsere Leser werden dadurch in stand gesetzt, sich von dem großen Heldenkampfe, der in Südafrika von den Buren bis ganz kürzlich geführt worden ist, ein Bild zu machen, zu dem die Wirklichkeit selbst die Farben geliehen hat. Das Interesse an diesen Schilderungen wird nicht mit dem Tage sich verflüchtigen, sondern dauernd in den Herzen derer lebendig bleiben, die in diesem Kriege eine weltgeschichtliche That und in dem Untergang der beiden Burenstaaten eine Tragödie erblicken, in der dem Burenvolk das Mitgefühl der ganzen Welt geschenkt wird.

Allerlei Kurzweil.

Perlenausfädelrätsel „Der Geldsack". Von Al. Weirelbaum.

Bei der Auszählung der Buchstaben ist auf die verkehrt liegenden Münzen Bedacht zu nehmen.

Treis kai deka. Die Zahl der Brettfelde ist um ein sehr anregendes verrendet worden. Es nennt sich Scala oder Treis kai deka, d. h. Dreizehn und ist in einschlägigen Handlungen zu haben. Als Spielmittel gebraucht man dazu ein Spielbrett, 52 Kartensteine und 26 Steinhülsen. Das Spielbrett hat 13 × 13 = 169 quadratische Felder, die abwechselnd schwarz und weiß sind. In jeder Ecke des Brettes ist durch eine farbige Linie ein kleineres Quadrat von 25 Feldern abgeteilt. Die runden Spielsteine haben auf der Oberseite die Zeichen der Whistfarben, so daß es alle 4 Kartensteinarten und in jeder Art 13 Steine giebt. Die Anordnung ist in jeder Steinart genau so wie in den Farben der Whiststarke. Bei der Berechnung gilt im allgemeinen ein As 1 Punkt, ein König 4, eine Dame 3, ein Bube 2 und jeder andere Stein so viel Punkte, als er Zeichen hat. Die Steinhülsen sind kleine Näpfchen, in die gerade ein Stein hineinpaßt; sie werden nur bei einigen Spielarten benutzt.

Am Treis kai deka können sich 2 bis 4 Personen beteiligen. Jeder Spieler erhält eine bestimmte Steinart, deren Steine er zunächst in einer bestimmten (für die einzelnen Spielarten vorgeschriebenen) Anordnung auf die schwarzen Felder des Eckquadrats stellt, vor dem er sitzt. Das Ziel, das er dann zu erreichen strebt, ist verschieden nach den 5 Spielarten. In den Turnierspielen sucht jeder seine Steine in das seinem Aufstellungsquadrat schräg gegenüberliegende Quadrat zu führen und gleichzeitig gegnerische Steine zu schlagen oder in ihrem Aufstellungsquadrat festzuhalten. Bei den Besetzungsspielen handelt es sich darum, ein vorher freies Quadrat im Verlaufe des Spieles mit recht vielen hochbewerteten Steinen zu besetzen. In den Nullspielen gewinnt, wer, wie bei der „Schlagdame", seine Steine zuerst los wird. Matadorspiele heißen die Spielarten, in denen von 2 Teilnehmern der „Spieler" seine Könige, Damen und Buben, die hier als „Matadore" einen besonderen Zählwert haben, in das seinem Aufstellungsquadrat gegenüberliegende „Freiquadrat" zu bringen sucht, die „Gegner" aber die Lösung der Aufgabe zu hindern bestrebt sind. Wenn beschickte Matadore getten, nimmt der Matadorführer zu seiner Steinart noch den König, die Dame und den Buben der vierten Steinart herein und legt seine drei niedrigsten Steine weg. Im Damen-Matadorspiel erhält der Spieler außer seiner Steinart noch die 3 Damen der anderen Steinarten, so daß er auch hier die 3 niedrigsten Steine weglegen muß, die „Gegner" aber nur 12 Steine behalten. Beim Doppellauf erhält jeder der beiden Spieler, die hier nebeneinander sitzen, eine Kartensteinart und dazu noch 13 Hüllen von gleicher Farbe. Die Hullen stellt er in seinem Quadrate auf, die Kartensteine aber in dem gegenüberliegenden Quadrate; mit Hilfe der Steinhüllen sucht er dann recht viele hochbewertete Kartensteine in das Quadrat seiner Hohlsteine herüberzuholen. — Gewinn und Verlust werden bei den Nullspielen aus der Summe der Verlustpunkte aller Gegner, bei den anderen Spielarten aus dem Unterschiede der Gewinnpunkte der Spieler berechnet.

Die Bewegung der Steine geschieht nur auf den schwarzen Feldern. Durch Ziehen gelangt ein Stein auf ein leeres Nachbarfeld, das sein Standfeld in einer Ecke berührt. Beim Springen wird ein Stein über einen anderen, hinter dem sich ein leeres Feld befindet, hinweggesetzt. Der übersprungene Stein bleibt stehen. Das Schlagen ist ein Springen über gegnerische Steine, die jedoch zum Brett entfernt werden. Jeder Stein kann nur die niedrigeren Steine der Gegner schlagen; bloß im Matadorspiel schlagen die Steine des Spielers auch die gleichwertigen Steine der Gegner. Springen und Schlagen dürfen in derselben Zuge so oft wiederholt werden, als sich Gelegenheit dazu bietet. Ohne weiteres besteht kein Zwang zum Schlagen, aber in den Nullspielen kann man „Schlagen anjagen", indem man durch die Bewegung eines Steines eine Schlagstellung herbeiführt und dem Gegner mitteilt, welchen Steine er im nächsten Zuge schlagen muß. Steine, die das erstrebte Quadrat erreicht haben, dürfen noch überspungen, aber nicht mehr geschlagen werden; sie vertieren diesen Schutz, wenn sie, was ihnen freisteht, durch Ziehen, Springen oder Schlagen das Zielquadrat verlassen. Die Spieler ziehen abwechselnd; wer sich übrigeben läßt, darf erst in der nächsten Runde wieder ziehen. Wer außer den ins Zielquadrat geführten Steinen keinen Stein bewegen kann, muß passen, bis er einen bewegungsfähigen Stein bekommt. Ein Nullspiel ist aus, sobald ein Spieler alle Steine los ist; die anderen Spielarten sind beendet, wenn die noch vorhandenen Steine eines Spielers oder (bei 4 Teilnehmern) dreier Spieler in das Zielquadrat gelangt sind oder das umstrittene Quadrat voll besetzt ist. In einem der folgenden Hefte wird eine Aufgabe für dieses sehr interessante Spiel erscheinen.

A. Skabenow.

Auflösung des Rätsels auf Seite 768.
Hast du gehorchen gelernt, so wirst du zu herrschen verstehn.

Auflösung des Rätsels auf Seite 768. Eintracht.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

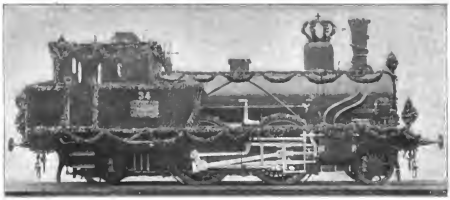
1. Beilage zu Heft 14, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Die Buren-Generale in Berlin. Am Donnerstag, den 16. Oktober sind die Vorkämpfer und Fürbitter der Buren, die Generale Botha, Dewet und Delarey in Berlin eingetroffen. Es war gegen 6 Uhr abends, als der Zug im Bahnhof Zoologischer Garten einlief, und kaum hatten die drei Männer, die mit dem Hute in der Hand durch die Welt gehen, um für ihr zertretenes Volk zu wirken, wie sie jahrelang mit der Bittste im Arm für ihre Freiheit gekämpft haben, — kaum hatten sie den Fuß auf Berliner Boden gesetzt, so jubelten ihnen Tausende und Abertausende zu. Eine riesgehende Bewegung beherrschte die Massen, die sich auf dem Wege vom Bahnhof bis ins Hotel Prinz Albrecht in der Prinz Albrechtstraße drängten und nicht müde wurden, den selbstlosen, heroischen Männern ihre Bewunderung und ihre Sympathien in lauten Zurufen kund zu thun. Im Hotel fand alsdann der feierliche Empfang durch das Komitee des deutschen Burenhilfsbundes statt. Johannes Trojan sprach das Begrüßungsgedicht, und General Botha antwortete in bewegten Worten, indem er betonte, daß ihre Sendung nur philanthropische Ziele im Auge habe. Auf der Straße aber riefen Tausende immer wieder nach den Burenführern, bis die drei Männer auf den erkenntlichen Balkon hinaustraten und Worte des Dankes an die Menge richteten. Eine reine, heilige Begeisterung erfüllte die Teilnehmer an diesem schönen Akte. Im Saal folgte dann die Ueberreichung der Spenden, die das deutsche Volk zur Linderung der Not des tapferen Burenvolkes gesammelt hat. Unser Bild zeigt die Begrüßung der Generale, die jeder unserer Leser nach früheren Bildern leicht erkennen wird, im Hotel Prinz Albrecht.

Ein Fest der Arbeit. Die 6000ste Lokomotive hat die Maschinenfabrik Henschel & Sohn in Kassel vor kurzem hergestellt. Es ist eine 2/4 gekuppelte Personenzug-Tender-Lokomotive mit vorderer und hinterer Laufachse, die ein Leergewicht von 40500 kg hat und die die Schienen der Luxemburger Prinz Heinrich-Bahn befahren wird. Die Lokomotive ist nach Bauart, Leistungsfähigkeit und Zahl ein Beweis, welchen gewaltigen Aufschwung der Lokomotivbau in Deutschland genommen hat. In der Fabrik werden jährlich 350 bis 400 Lokomotiven fertig, dazu kommen Dampfkessel bis zu 500 Stück das Jahr, Arbeitsmaschinen usw. Die Werke beziehen heute aus zwei räumlich getrennten Abteilungen, der Maschinenfabrik in Kassel und der Hammer- und Kesselschmiede in dem zwei Kilometer von Kassel entfernten Vororte Rothenditmold. Die Anlage hat auf einem Flächenraum von 28 ha, von denen 9 ha überbaut sind, einen einheitlichen elektrischen Betrieb mittelst Gruppenantriebes durch insgesamt etwa 120 Elektromotoren von einer Stärke bis zu 60 Pferdekräften. Die Zahl der Arbeiter und Beamten beträgt 2500, wovon 250 Beamte und Werkmeister. Wer fünfzig Jahre dem Werke gedient hat, tritt unbeschadet seiner Kassenansprüche usw. mit einer Jahrespension von oben beschriebenen 1000 Mark in den Ruhestand. Die Fertigstellung der 6000sten Lokomotive, die vor einigen Wochen abgeliefert wurde, gestaltete sich denn

Begrüssung der Buren-Generale im Hotel Prinz Albrecht zu Berlin.
Nach einer photographischen Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.



Die 6000ste Lokomotive der Maschinenfabrik Henschel & Sohn in Kassel.

auch zu einer Art Familienfeier, bei der das neu entstandene Werk, wie unser Bild zeigt, in üppigen Blumenschmuck gehüllt war.

Prof. Carl Otto. Der Historienmaler Carl Otto ist am 2. Oktober in Schleißheim bei München gestorben. Mit ihm ist einer der letzten Vertreter der alten Münchener Schule, einer der befähigtsten Schüler Pilotys dahingegangen. Otto ist ein Mann aus eigener Kraft, der sich vom Handwerk zur Kunst die Bahn geöffnet hat. Im Atelier Pilotys sind seine ersten Werke entstanden, von denen der „Todesgang der Maria Stuart" bekannt geworden ist. Dann malte Otto drei große Wandbilder im alten Nationalmuseum zu München, Bilder von trefflicher Komposition, die mit historischer Treue Motive aus der bayrischen Geschichte behandeln. Ottos beste Werke sind das für die Sammlung König Maximilians im Maximilianeum gemalte „Gastmahl Belsazars" und die „Huldigung der Hofdamen vor Maria Antoinette", die König Ludwig I erwarb. Die letzten Jahre seines Lebens hat der Künstler in Schleißheim in stiller Zurückgezogenheit verbracht.

Carl Otto †.

Max Staegemann, der verdienstvolle langjährige Direktor des Leipziger Stadttheaters, feiert in diesem Jahre sein vierzigjähriges Bühnenjubiläum. Er blickt auf eine ruhmreiche künstlerische Vergangenheit zurück und war einst einer der gefeiertsten „Marschner-Sänger". Seit 1876 widmete Max Staegemann sich direktorialer Thätigkeit, zuerst am Stadttheater zu Königsberg i. Pr., wo man noch heute mit unverminderter Begeisterung seiner Direktionsführung gedenkt, und von 1882 an beim Leipziger Stadttheater, dessen hervorragende Stellung unter den großen städtischen Bühnen Deutschlands er allzeit zu wahren wohl verstanden hat. Der Jubilar steht in seiner besten Schaffenskraft, und man wird von ihm noch manche Bethätigung seines künstlerischen Sinnes und seines unternehmenden Geistes erwarten dürfen.

Bundestag deutscher Frauenvereine. Alle zwei Jahre versammelt die große Centralorganisation der politisch und konfessionell unabhängigen deutschen Frauenbewegung die Vertreterinnen ihrer nunmehr 157 Bundesvereine, um in gemeinsamer Beratung Wege und Ziele ihrer verschiedenen Arbeitsgebiete klarzustellen. Die diesjährige Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine fand vom 4. bis 7. Oktober in Wiesbaden statt und nahm unter regster Beteiligung einen glänzenden Verlauf. Schon der offizielle Begrüßungsabend am 3. Oktober, den Fräulein v. Doemming durch einen Willkommensgruß des Wiesbadener Lokalkomitees eröffnete, bot ein buntes und bewegtes Bild. Man bemerkte unter den ca. 150 auswärtigen Delegierten und 200 anderen Teilnehmerinnen der Versammlung viele der hervorragendsten Frauenrechtlerinnen, wie Henriette Goldschmidt, Helene Lange, Lina Morgenstern, Dr. Käthe Windscheid, Dr. Ella Mensch, Frau Marie Stritt u. a. m. Die viertägigen Kongreßversammlungen waren folgenden Fragen gewidmet: Erziehung, Kinderschutz, Hebung der Sittlichkeit, Bekämpfung des Alkoholismus, Arbeiterinnenschutz, Dienstbotenreform usw. An drei Abenden fanden außerdem je zwei öffentliche Vorträge über Frauenfragen statt. Am ersten dieser Abende sprachen Fräulein Helene Lange über „Wissen und sittliche Kultur", Fräulein Mathilde Plank über „Die Reform der höheren Mädchenschule". Die Themata des zweiten Abends waren „Die wirtschaftlichen Ursachen der Prostitution" und „Die Gefährdung der Jugend und die Fürsorge-Erziehung", behandelt von Fräulein Anna Pappritz und Frau Dr. Bieber. Der dritte Abend gehörte Fräulein Alice Salomon, die über „Das Vereins- und Versammlungsrecht" referierte, und Frau Marie Stritt, der Vorsitzenden des Bundes, die sich das Thema „Die Politik und die Frauen" gewählt hatte. Die Reihe der interessanten und gediegenen Vorträge, die oft eine lebhafte Diskussion hervorriefen, beschloß Fräulein Helene Lange, indem sie an die Anwesenden die ernste Bitte richtete, die auf dem Bundestag empfangenen Anregungen zu verwerten zu Nutz und Frommen der deutschen Frauenbewegung.

Max Staegemann.
Nach e. Aufnahme von Hofphotograph W. Höffert in Leipzig.

Marianne Weber — Ottilie Hoffmann — Hanna Bieber-Böhm — Alice Salomon — Marie Stritt i. Vorst. — Helene Lange — Helene v. Forster

Vom Kongress der deutschen Frauenvereine in Wiesbaden: Die erste Geschäftssitzung.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Karl Schipper in Wiesbaden.

Drei neue Theater sind vor kurzem eingeweiht worden. Das neue Theater in **Aachen,** eigentlich nur ein Umbau des 1823 bis 1824 errichteten Schauspielhauses mit seiner im Schinkelschen Geiste und in klassischen Formen erbauten Fassade, giebt der Perspektive der Hoch- und Theaterstraße der alten Kaiserstadt einen passenden Abschluß. Theaterbaumeister Seeling in Berlin hat die frühere unscheinbare Rückseite durch einen architektonisch bedeutsamen Vorbau mit der Inschrift „Der darstellenden Kunst" ersetzt, war aber durch die engen Grenzen des Platzes — 65 m Länge bei 26 m Breite — und die beschränkte Bausumme von 600 000 Mark gezwungen, die alten Fassaden der Langseiten beizubehalten. Er konnte seine Kunst nur in der Höherführung des Baues, der geschickten Ausnutzung des vorhandenen Raumes und der künstlerischen Verbindung des Alten mit dem Neuen bethätigen, was ihm in vollem Maße gelungen ist. Die niedrige, von acht ionischen Säulen gebildete Vorhalle mit Apollo und den Musen im Giebelfelde erscheint durch den hochragenden, von zwei stumpfen Türmen flankierten Hinterbau jetzt bedeutend höher als früher und als das, was sie sein soll, als der Eingang zu einem Monumentalbau.

Das neue Stadttheater zu **Fürth i. B.** verdankt sein Entstehen zum Teil der Opferwilligkeit der kunstsinnigen Bürgerschaft, welche zu den Gesamtkosten von

Das Interimstheater in Stuttgart.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Hirrlinger in Stuttgart.

Das neue Theater in Aachen.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

ca. 750 000 Mark allein schon 300 000 Mark durch freiwillige Beiträge aufgebracht hat. So ist nun in der sich mächtig aufschwingenden Industriestadt durch diesen Theaterbau einem seit Jahrzehnten empfundenen Bedürfnisse Rechnung getragen worden. Der schöne Bau ehrt seine Erbauer, die Architekten Fellner & Helmer in Wien. Die Hauptfassade ist in Sitzformen ausgeführt, die an die Architektur der französischen Renaissance gemahnen. Das Hauptportal flankieren mutzige Doppelsäulen mit korinthischen Kapitälen. Die beiden Ansahrtsrampen werden durch zwei reich ornamentierte Kandelaber gegiert; eine gärtnerische Anlage unter diesen bildet einen vermittelnden Uebergang zur Straße. Vom überaus starker Wirkung ist die gewaltige Giebelgruppe des Wiener Bildhauers Ernst Hegenbarth. In allgemein verständlicher Allegorie stellt die Gruppe den Sieg des Wahren, Guten und Schönen über Lüge, Heuchelei und Häßlichkeit dar. Die Fensteröffnungsbekrönungen tragen die Reliefbüsten von Schiller und Mozart, während die Büsten von Beethoven und Lessing, Goethe und Richard Wagner die Portale der Seitenfassaden schmücken. Der Zuschauerraum macht durch seine äußerst wirkungsvolle Ausstattung einen sehr günstigen Eindruck, alle hilfswissenschaftlichen Einrichtungen stehen gleichfalls auf der Höhe der Zeit, so daß auch in dieser Beziehung nichts zu wünschen bleibt.

Das neue Stadttheater in Fürth.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Ein drittes neues Theater ist dieser Tage in **Stuttgart** eingeweiht worden. Man erinnert sich noch des verheerenden Brandes, dem das alte Stuttgarter Hoftheater in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1902 zum Opfer gefallen ist. Mit überraschender Schnelligkeit ist an anderer Stelle ein neuer Bau, wenn auch nur als Interimstheater entstanden. Das Theater ist nach dem Plane der Architekten Eisenlohr und Weigle aus Eisen und Backstein als sogenannter Putzbau ausgeführt, 55 m tief und 40 m breit. Der Zuschauerraum faßt in Parkett und zwei Rängen 1100 Personen und zeichnet sich durch feinsinnige dekorative Ausstattung in modernem Stil aus; die Dekoration ist in Mattgrün gehalten, auf den bemalten Vorhang hat man zu Gunsten einer grünen Seidengardine Verzicht geleistet. Das halbversenkte Orchester bietet 70 Musikern Platz. Die Bühne ist 20 m breit und 14 m tief. Die Hinterbühne weist eine Breite von 12 m und eine Tiefe von 7 m

Der neue Hamburger Hafen auf Kuhwärder.
Nach einer photographischen Aufnahme von Strumper & Co. in Hamburg.

auf. Zahlreiche Ausgänge und Rettungsterrassen gewähren größtmögliche Sicherheit, und auf Ventilation und Feuerlöscheinrichtungen ist besondere Aufmerksamkeit verwendet worden. Nicht unerwähnt bleibe das schöne Fest, das den Arbeitern zur Feier der Vollendung des Baus bereitet wurde; mit ihren Angehörigen wurden sie zu einer Vorstellung des „Tannhäuser“ geladen, die einzig für sie in Scene ging. Am Tage darauf fand dann eine zweite Aufführung des Werkes als Festvorstellung in Gegenwart des Königspaares statt, die einen glänzenden Verlauf nahm. Dabei erwies sich die Beleuchtung, die hauptsächlich von 6 sternförmig an der Saaldecke angebrachten Bogenlampen ausgeht, wie die Akustik als sehr günstig. Singstimmen und Orchester klangen prächtig in dem schönen Raume, in dem nun auf Jahre hinaus den Musen ein Heim bereitet ist, bis die Frage des Neubaus eine endgiltige Lösung gefunden hat.

Der neue Hamburger Hafen auf Kuhwärder. Die großartige Entwicklung, welche der Verkehr im Hamburger Hafen besonders in den letzten zehn Jahren genommen hat, bewirkt, daß die nach dem Zollanschluß (1888) erbauten großen Hafen auf dem Kleinen Grasbrook nicht mehr genügen. Auf Kuhwärder, hinter der großen Werft von Blohm & Voß, sind nun drei neue große Hafenbassins erbaut worden. Dieselben haben eine Quailänge von ca. 5 km und genügende Tiefe, um auch bei niedriger Ebbe die größten Oceandampfer aufzunehmen, deren Tiefgang es jetzt schon in den meisten Fällen 8 m übersteigt. Das mittlere dieser vorläufig noch mit A, B und C bezeichneten großen Bassins, sowie der größte Teil des C-Hafens ist von der Hamburg-Amerika-Linie in Pacht genommen, welche nach Fertigstellung, also im nächsten Frühjahr, ihren gesamten Betrieb hierher verlegen wird. Aus diesem Grunde ist der ganze Hafen gleich vollständig mit Quaischuppen bebaut worden; die gesamte bebaute Fläche erreicht den außerordentlichen Umfang von 129 015 qm. Die Länge der eingelegten Schuppen beträgt 290 bis 310 m, bei einer Breite von je 46 m.

Das Russalka-Denkmal in Reval, dessen feierliche Einweihung am 7. September nach russischem Kalender, also am 20. September nach unserer Zeitrechnung stattfand, erinnert an eine der beklagenswertesten Episoden aus der Geschichte der russischen Kriegsmarine. Genau neun Jahre waren am Tage dieser feierlichen Denkmalsweihe verflossen, seit der zum russischen Artillerieübungsgeschwader gehörende Küstenpanzerlinger „Russalka“ von der Revaler Rhede nach Kronstadt auslief. Die Besatzung des Panzerschiffes bestand aus dem Kommandeur, elf Offizieren und 165 Mannschaften. Im Finnischen Meerbusen geriet das Schiff in einen furchtbaren Sturm, in dem es verloren ging, so daß auch nicht ein Mann der Besatzung am Leben blieb. Keinerlei Nachricht über das letzte Schicksal der „Russalka“ ist jemals an das Land gedrungen. Sechs Jahre nach dieser schrecklichen Katastrophe entstand der Plan, dem Andenken der in so tragischer Weise aus Leben Geschiedenen ein Standbild der Erinnerung zu weihen, und nach weiteren drei Jahren konnte dieses nun der Oeffentlichkeit übergeben werden. Das Denkmal — ein Werk des Bildhauers A. J. Adamson — erhebt sich am Strande beim Katharinenthalschen Park in Reval. Dort pflegen sich beim Abgange der Schiffe die Freunde und Verwandten der Ausreisenden meist zusammenzufinden, um ihre Lieben zum letztenmal zu sehen. Adamsons Denkmal zeigt auf einem breiten sockelartigen Unterbau einen mächtigen Menschen aus rotem Granit, auf dem sich die Gestalt eines Engels mit dem Kreuze in der erhobenen Rechten erhebt. Der Engel ist mit dem Angesicht dem Meere zugewendet, so daß die sogenannte Gebärde nach den unbekannten Gräbe der Verunglückten weist. Zu seinen Füßen ist in den Granit eine Nische gehauen, in der ein vergoldetes Grabkreuz angebracht ist. Dieser unten findet sich eine Inschrift, die über den Untergang der „Russalka“ berichtet. Die Plattform auf dem Sockel ist mit Ankern und Kanonenröhren, die durch Ketten verbunden sind, wirkungsvoll geschmückt.

Das Russalka-Denkmal in Reval.
Nach einer photographischen Aufnahme von N. v. Bendixen in Reval.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Heft 14, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Ferdinand von Saar. Am 30. September trat der österreichische Dichter Ferdinand von Saar in voller Rüstigkeit und unverminderter Schaffensfreude in sein 70. Lebensjahr; zahlreiche Ehrungen wurden dem feinsinnigen Novellisten und empfindungsreichen Lyriker an diesem Tage erwiesen. Wiener Freunde und Verehrer ließen von dem Medailleur C. M. Schwerdtner eine Erinnerungsmedaille schlagen, deren Vorderseite mit dem Porträt des Dichters wir im Bilde zeigen. Auf der Kehrseite ist eine Idealfigur dargestellt, die von erhöhtem Standort lose Blumen über die aus der Vogelschau sichtbare Stadt Wien streut, eine sinnige Anspielung auf Saars „Wiener Elegien", die der Sänger einst der Kaiserstadt an der Donau gewidmet hat.

Eduard Lempelitzy.

Nach e. Aufnahme von Hofphotograph J. C. Schaarschuchter in Berlin.

Die Saar-Medaille.

Eduard Lempelitzy. Am 13. Oktober feierte Eduard Lempelitzy, der langjährige Intendant des koburgischen Hoftheaters und vertraute Berater des Herzogs Ernst II von Koburg-Gotha, seinen 70. Geburtstag. Lempelitzy ist ein Berliner Kind, studierte Philologie und Geschichte, war dann Redakteur und machte sich 1857 durch sein Trauerspiel „Rhytümnestra", das vom Burgtheater in Wien und dann von vielen deutschen Bühnen unter großem Beifall aufgeführt wurde, allgemein bekannt. Herzog Ernst berief ihn 1861 nach Koburg, verlieh ihm den Titel eines Kabinettsrates und übertrug ihm die Leitung des Theaters. Bis zum Tode des Fürsten blieb Lempelitzy diesem nahe, dann zog er sich ins Privatleben zurück. Von seinen poetischen Werken fanden noch das vaterländische Drama „Hie Welf — hie Waiblingen" und der Liederkranz „Marienaaru" eine warme Aufnahme.

Der Monumentalbrunnen in Husum. Die alte Friesenstadt am Meer ist um einen künstlerischen Schmuck bereichert worden, der sich dem Stadtbild Husums in überraschend schöner Weise einfügt. Es ist der Monumentalbrunnen, den Professor Adolf Brütt, gleich dem Dichter Theodor Storm ein Husumer Kind, geschaffen hat. In Ueberlebensgröße ist eine Fischerin in nordfriesischer Tracht dargestellt, eine Gestalt von wunderbarer Linienführung, die mit dem Ruder in der Hand Ausschau hält auf die graue See. Der Brunnen hat auf dem Marktplatz einen Standort gefunden, der das Bildwerk in allen seinen Teilen vortrefflich zur Geltung kommen läßt.

Der Monumentalbrunnen in Husum.

Nach einer Aufnahme von John Thiele, Hofphotograph in Hamburg.

Fritz Steinbach. Am 24. September beging der Historiker Karl Lohmeyer, Professor an der Universität zu Königsberg, seinen 70. Geburtstag. Lohmeyer ist in Gumbinnen geboren und hat es verstanden, sich ungeachtet eines körperlichen Mangels (er ist ohne Arme geboren) eine geachtete Stellung als akademischer Lehrer und Forscher zu erringen. Mit besonderem Erfolg ist Lohmeyer als Geschichtschreiber des Herzogtums Preußen thätig gewesen. Ihm ist auch die Gründung des „Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen" zu danken.

Fritz Steinbach. Am 17. Juni 1855 freut sich der Genannte in deutschen Musikkreisen wie im Auslande eines glänzenden Rufes als Musiker und Orchesterleiter. Am 17. Juni 1855 zu Grünsfeld in Baden geboren, besuchte Steinbach 1871 bis 1873 das Leipziger Konservatorium und studierte später noch bei Rheinberger, Lachner in Karlsruhe. Seine ersten Sporen verdiente sich der jugendliche Kapellmeister bei seinem älteren Bruder Emil Steinbach in Mainz, und zwar als Dirigent der Konzerte der Stadtkapelle. Kurze Zeit sehen wir ihn dann als Lehrer am Raffschen Konservatorium in Frankfurt am Main thätig, bis ihn Herzog Georg von Meiningen im Jahre 1886 als Nachfolger Hans von Bülows in die Stellung eines ersten Hofkapellmeisters nach seiner Residenz berief. Hier entfaltete Steinbach sehr bald eine rege künstlerische Wirksamkeit. Als Dirigent der Meiningenschen Landesmusikfeste machte der Künstler viel von sich reden, und bald begann die berühmte Kapelle unter seiner Führung wiederum jene ausgedehnten Konzertreisen, die ihr einst unter Hans von Bülow ihren europäischen Ruf eingetragen hatten. Steinbachs wiederholtes Auftreten in Berlin, die große Brahmsfeier in Meiningen und das Eisenacher Beethovenfest haben den Dirigenten als einen der vorzüglichsten deutschen Musiker erkennen lassen. Mit Recht darf man daher an die Berufung Steinbachs nach Köln für das reiche Musikleben der Rheinstadt die schönsten Hoffnungen knüpfen.

Fritz Steinbach.

Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. L. O. Weber in Meiningen.

Der Feldbergturm im Taunus. Ein mächtiger, architektonisch ansprechender Bauwerk von monumentalem Charakter ist der Aussichtsturm, den der Taunusklub Frankfurt auf dem Großen Feldberg errichtet und kürzlich eingeweiht hat. Der Feldberg bietet eine herrliche Aussicht über das grüne Bergland, auf das nun der Turm wie eine kriegerische Hochwarte aus alter Zeit herabsieht. Der Einweihung wohnten zahlreiche Vereine und Behörden bei. Die Festrede hielt der Oberbürgermeister von Frankfurt, Dr. Adickes. Der Turm mit seinem breiten, burgartig ausgebauten Unterteil, seinen Säulen und Bastionen hat 60 000 Mark gekostet.

Der Aussichtsturm auf dem Grossen Feldberg im Taunus.
Nach einer photographischen Aufnahme v. n. Fr. Rehrer in Königstein.

Robert Waldmüller, der liebenswürdige Novellist, feierte, wie wir unsern Lesern vor kurzem mitgeteilt haben, am 17. September seinen 80. Geburtstag. Infolge eines von dritter Seite gemachten Versehens haben wir jenem Artikel ein Bild des durch seine schriftstellerische Thätigkeit ebenfalls bekannten jüngeren Bruders Julius Duboc beigegeben. Wir fühlen uns nun verpflichtet, nachträglich noch das Bildnis Charles Ed. Duboc's (Robert Waldmüllers) zu bringen, der damals seine 80 Jahre mit nicht geringerer Frische und Rüstigkeit trägt als Julius Duboc seine 73 Lenze.

Kontrollversammlung. Bei seiner Gelegenheit kommt der Begriff des Volksheeres, des Volks in Waffen, anschaulicher zum Ausdruck als bei den Kontrollversammlungen, zu denen alljährlich im Frühjahr und Herbst die Angehörigen der Reserve und der Landwehr ersten Aufgebots der einzelnen Bezirkskommandos sich zusammenfinden. Während der aktiven Dienstzeit sind sie nur Soldaten, sie tragen Uniformen, und nichts erinnert daran, daß sie vor ihrer Einstellung einem bürgerlichen Berufe angehörten, zu dem sie nach ihrer Entlassung meist zurückkehren. Bei den Kontrollversammlungen dagegen erscheinen sie in ihrer bürgerlichen Tracht, oft sogar in ihrer Arbeitskleidung. Man sieht es ihnen häufig auf den ersten Blick an, welchem Berufe sie nachgehen. Der Diener trägt Livree, der Schutzmann seine Pickelhaube, der Straßenbahnkutscher und der Briefträger seine Uniform, und der Maurergeselle hat nur schnell einen besseren Rock über sein Arbeitsgewand gezogen, als er für ein paar Stunden den Bau verließ, um seiner militärischen Pflicht zu genügen. Und doch stehen sie alle an diesem Tage unter denselben Militärgesetzen, sie sind für 24 Stunden wieder Soldaten und fühlen sich auch als solche. Unwillkürlich strecken sich ihre Glieder, die Hände rücken ganz von selbst an die Hosennaht, die Hacken schließen sich, sobald ein Kommando ertönt oder ein Vorgesetzter herantritt, und ohne Mühe wird in den einzelnen Reihen die „Richtung" hergestellt, obwohl manches Bäuchlein von der Wahrheit des alten Soldatenliedes zeugt: „Reserve hat Ruh", — Unser Bild zeigt eine Kontrollversammlung der Garde-Landwehr in Berlin. Der Namensaufruf ist schon beendet, in mehreren Gliedern stehen die „Mauschalten" aufmarschiert, gegenüber vor der Front die Unteroffiziere und dahinter, etwas abseits, die „Herren Offiziere"; der Bezirksoffizier, hinter dem mit der Liste der angehende Bezirksfeldwebel — noch ist er nur Sergeant — steht, ist eben dabei, den Leuten die wichtigsten Kriegsartikel ins Gedächtnis zurückzurufen und vielleicht ein paar ermahnende Worte daran zu knüpfen, sie möchten auch im bürgerlichen Leben stets ihres Soldatenehres und ihrer Soldatentreue eingedenk bleiben. Damit pflegt die Kontrollversammlung meist zu schließen. Das Kommando „Wegtreten!" ertönt, und nach allen Himmelsrichtungen strömen die Landwehrmänner wieder auseinander ihrer bürgerlichen Thätigkeit zu.

R. Schott.

Prof. K. Lohmeyer.
Nach e. photographischen Aufnahme von O. Roesler in Königsberg i. Pr.

Charles Ed. Duboc
(Robert Waldmüller.)
Nach e. Aufnahme von W. Höffert. Hofphotograph in Dresden.

Kontrollversammlung der Garde-Landwehr.
Nach einer Aufnahme von Selle & Kunze, Hofphotographen in Potsdam.

Das Brahmsdenkmal, das man in Wien errichtet, wird von dem Bildhauer Rudolf Weyr geschaffen, dessen Entwurf bei dem Wettbewerb mit dem ersten Preis bedacht und zur Ausführung bestimmt worden ist. Der Künstler hat den Komponisten sitzend, einen Mantel in Falten über den Unterkörper gelegt, dargestellt. Sinnend blickt der Meister vor sich hin. Das Denkmal wirkt in seiner schlichten Anlage durchaus vornehm. Es wird in der Nähe der evangelischen Schule, gegenüber dem Raschmarkt, seine Aufstellung finden und mit gärtnerischem Schmuck umgeben werden. Professor Weyr ist den Wienern schon durch sein herrliches, im Volksgarten errichtetes Grillparzerdenkmal lieb geworden.

Der Cyklon auf Sicilien. In der Nacht vom 26. auf 27. September ist Sicilien von einem verderblichen Wirbelsturm und Wolkenbruch heimgesucht worden. Weite Strecken Kulturland sind in Einöde verwandelt und viele hundert Menschen dahingerafft worden. Am heftigsten wütete der Orkan über der Stadt Modica, die im Mittelpunkt des Unwetters tag. Etwa 20 Kilometer von der Südküste entfernt, ist der Ort hart am Gebirge erbaut und wird von zwei Bergbächen durchflossen. In der Frühe des 27. September brach das Verhängnis herein. Ein gewaltiger Orkan fegte einzelne, dichte Häuser ab und entwurzelte die Bäume, und zugleich kam eine furchtbare Flut, mit Steingeröll und Schlamm untermischt, den Berg herabgeschossen und zerstörte fast die ganze Stadt. 138 Häuser stürzten gänzlich ein, viele andere wurden in Ruinen verwandelt, weiterhin deckte das Geröll die verwüsteten Straßen. Ueber 500 Menschen haben in Modica ihr Leben verloren. Heimgesucht wurden auch andere Ortschaften Siziliens, und der Verlust an Menschenleben ist mit Sicherheit noch nicht festzustellen gewesen. Die betroffenen Gegenden sind auf Jahre verwüstet.

Das Damenkomitee des Berlin-Brandenburger Heilstättenvereins ist auf eine sehr glückliche Idee verfallen, die der Nachahmung wert ist. Man will eine Verlosung veranstalten, aus deren Ertrag unbemittelten Kurgästen der Belziger Lungenheil-Anstalt Freistellen, Verlängerungen der Kur, Zuzahlungen usw. bewilligt werden sollen. In Belzig ist im laufenden Jahr eine Lungenheilanstalt größten Stiles aus den Mitteln der Landesversicherungsanstalt Berlin in paradiesisch schöner Gegend eröffnet worden. Bei der geplanten Verlosung kostet das Los 10 Mark. Lose sind von Frau Geheimrat von Leyden, Berlin, Bendlerstraße 30, zu beziehen. Auf diese Lose gewinnt niemand bares Geld, dagegen wird er zum Wohlthäter armer Kranker, die in Belzig Heilung finden sollen. So erhält der erste Gewinner einen Wert von 10 000 Mark, indem er Stifter eines lebenslänglichen Freibettes in der Belziger Heilstätte wird und gleichzeitig das Recht erwirbt, alljährlich für drei Monate über ein Freibett zu Gunsten eines Kranken zu verfügen. Es folgen fünf Gewinne im Werte von je 325 Mark. Die Gewinner erhalten das Recht, über eine einmalige Freistelle in Belzig für die Zeit von drei Monaten zu verfügen. Danach kommen zehn Gewinne im Werte von je 215 Mk., die zur Verfügung über eine einmalige Freistelle in Belzig für die Zeit von zwei Monaten berechtigen. Es gewinnt also bei dieser glücklich erdachten Lotterie eigentlich jeder, der Gewinner als Stifter und der Nietenzieher als Mitstifter. Jeder hat das Wohlgefühl, mit seinem Lose etwas Gutes gethan zu haben. Die Ziehung findet am 26. Januar 1903 in Berlin, Bendlerstraße 30, statt.

Die Einweihung des neuen Lettehauses in Berlin fand am 18. Oktober in Gegenwart der Kaiserin statt und gestaltete sich, dank der reichen Ausschmückung des imposanten Neubaus und dem lieblichen Anblick vorig gekleideter, Blumen tragender Mädchen, zu einer schönen, stimmungsvollen Feier. Von den Schülerinnen des Lettevereins jubelnd begrüßt, wurde die Kaiserin in die Aula geleitet, wo der Lettegesangschor und ein Posaunenquartett die erhebende Feier einleiteten, die allen Teilnehmern in froher und dankbarer Erinnerung bleiben wird. Die Weiherede hielt Prediger Dr. Scholz. Wir werden in einem illustrierten Artikel auf das neue Lettehaus zurückkommen, das mit seinem behaglichen Pensionsheim, der Ausstellungs- und Kochschule, der photographischen Musteranstalt und den aufs gediegenste eingerichteten Wirtschaftsräumen einzig in seiner Art ist.

Die Buren-Generale in Berlin. Die Herzlichkeit, mit der die Buren-Generale bei ihrer Ankunft in Berlin begrüßt worden sind, hat während des Aufenthaltes der tapferen Männer in der Reichshauptstadt am 17. und 18. Oktober nichts von ihrer Wärme und Unmittelbarkeit eingebüßt. Vor dem Hotel „Prinz Albrecht" sammelten sich immerwieder Menschenmengen, die den Gästen aus Südafrika Huldigungen darbrachten und nicht nachließen, bis Botha, Devet und Delarey auf den Balkon traten. Dann wurden auf der Straße die Hüte geschwenkt, Frauen winkten mit den Taschentüchern zu den Vertretern des Burenvolkes hinauf, und die Hochrufe wollten kein Ende nehmen. Großartig verlief die Versamm-

Der preisgekrönte Entwurf für das Wiener Brahmsdenkmal von Rud. Weyr.
Nach einer photographischen Aufnahme von R. Lechner (Wm. Müller) in Wien.

Die Verheerung in Modica auf Sicilien.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Die Einweihung des neuen Lettehauses in Berlin.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hugo Rudolphy in Berlin.

lung in der Philharmonie, wo die Burenführer in würdiger Rede um Mittel baten, ihrem armen, von allem entblößten Volk wieder eine Existenz zu sichern. Ergreifend war der Abschied, der ihnen bereitet wurde, als sie am Sonnabend in später Stunde Berlin verließen; noch einmal brausten ihnen die Hochrufe des Volkes nach, als die Generale durch die Straßen zum Bahnhof fuhren. General Dewet trat die Fahrt vor Botha und Delarey an, da er direkt nach dem Haag reiste. Eine Stunde später brachen die beiden anderen Generale auf, die nach Brüssel fuhren. Tiefbewegt von den Huldigungen, die ihnen bis zum letzten Augenblick dargebracht wurden, vermochten sie nur immer wieder dankend zu grüßen. Sie werden die Berliner Tage, die ohne jeden Mißton verlaufen sind, nicht vergessen.

Die Buren-Generale auf dem Balkon des Hotels „Prinz Albrecht" zu Berlin.
Nach einer photographischen Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Die Gartenlaube

3. Beilage zu Heft 14, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Bundesrat Hauser. Die schweizerische Eidgenossenschaft hat einen ihrer tüchtigsten Männer verloren, den Bundesrat Walther Hauser, der das Finanzdepartement lange Jahre hindurch als sorgsamer Säckelmeister des Landes verwaltet hat, und dem die ausgezeichnete Finanzwirtschaft der Schweiz zum großen Teil zu danken ist. Walther Hauser ist im Jahre 1837 in dem Städtchen Wädenswil am Züricher See geboren, wandte sich einem kaufmännischen Berufe zu und trat bald in seiner engern Heimat in das öffentliche Leben. Als Vertreter Zürichs in das Parlament nach Bern entsandt, errang er durch seine mannhafte Persönlichkeit und hervorragenden Fähigkeiten großen Einfluß und wurde 1889 in die oberste Behörde, den Bundesrat, gewählt. Als Finanzminister hatte Hauser eine riesige Arbeitslast zu tragen, und sein rascher Tod — er ist am 22. Oktober einem Hirnschlag erlegen — wird einer Ueberarbeitung zugeschrieben. Zweimal hat Hauser die Würde eines Bundespräsidenten bekleidet.

Walther Hauser †.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Wicky in Bern.

Siegmund Hinrichsen. In Hamburg ist am 22. Oktober der Präsident der Bürgerschaft der Freien Stadt, Siegmund Hinrichsen, gestorben. Während einer Geschäftssitzung ist er mitten in den Verhandlungen auf seinem Präsidentensitz von einem Herzschlag getroffen worden und kurz darauf verschieden. Hinrichsen, ein Sohn des ehemaligen Reichstagsabgeordneten M. W. Hinrichsen, war Mitinhaber der Bankfirma Hardy & Hinrichsen und hat seiner Vaterstadt seit mehr als 30 Jahren im öffentlichen Leben gedient. Seit 1871 war er Mitglied der Bürgerschaft, der gesetzgebenden Körperschaft, die verfassungsgemäß dem Senat als Regierungssukzessor zur Seite steht. 1892 wurde Hinrichsen zum Präsidenten dieser Behörde gewählt und hat das Ehrenamt ununterbrochen bis zu seinem Tode und zwar musterhaft verwaltet. Die Hansastadt verliert in ihm einen ihrer besten Söhne.

Siegmund Hinrichsen †.
Nach einer photographischen Aufnahme von W. Wilcke in Hamburg.

Der Foucaultsche Pendelversuch. Durch seinen berühmten Pendelversuch, den Foucault im Jahre 1852 im Pantheon zu Paris mit einem Pendel von 67 m Länge und einem Messinggewicht von 28 kg ausführte, lieferte der bekannte französische Physiker den augenscheinlichen Beweis für die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Achse von Westen nach Osten. Ein schwingendes Pendel hat nach dem Trägheitsgesetz das Bestreben, in seiner Schwingungsebene zu verharren, und hält dieses auch der Umdrehung der Erde gegenüber

Der Foucaultsche Pendelversuch im Pantheon von Paris.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Das Lutherdenkmal in Speyer.

fest. Denkt man sich ein Pendel über dem Nordpol der Erde aufgehängt, so behält die Schwingungsebene des Pendels ihre Richtung im Raume bei, während die Erde samt dem auf ihr stehenden Beobachter sich unter dem Pendel von Westen nach Osten dreht. Der Beobachter, der seinen Standpunkt für fest hält, wird daher die Schwingungsrichtung des Pendels in Bezug auf die Erdoberfläche von Osten über Süden nach Westen, also nach rechts hin, sich drehen und in 24 Stunden einen ganzen Umlauf vollenden sehen. Wenn der Versuch gelingen soll, muß man ein Pendel von großer Trägheit wählen, welches, einmal in Bewegung gesetzt, lange Zeit fortschwingt, also eine schwere Metallmasse an langem, dünnem Draht in einem hohen Raume aufgehängt. So wurde auch der Foucaultsche Versuch vor fünfzig Jahren ausgeführt. Jetzt führt der Pariser Physiker Camille Flammarion dem großen Publikum mit Genehmigung des Unterrichtsministers an einem neuen Pendelversuch die Umdrehung der Erde vor Augen. Das diesem Zwecke dienende Pendel besteht aus einer 28 kg schweren Bleikugel. Diese Kugel ist an einer 64 m langen dünnen Klaviersaite, die in dieser Länge schon an sich eine Seltenheit ist, befestigt. Als Versuchsstätte dient wiederum wie vor fünfzig Jahren das Pantheon. Die Schwingungsdauer des Pendels beträgt hin und her 16 Sekunden. Der heute allgegenwärtige Photograph hat, wie unser Bild zeigt, diesen neuen Pendelversuch aufgenommen. An der Ballustrade drängt sich das Publikum, und auch die Kugel ist, an der Saite heftigst, deutlich sichtbar. Nach der Einführungsrede Flammarions verbannte der Unterrichtsminister Chaumié mit einem Zündhölzchen den Faden, der die Kugel festlich zurückhielt, und dann setzte sich das Pendel in Bewegung und schwang über dem mit orientierenden Schnittlinien versehenen großen Holzrund hin und her. Nach genau 54 Minuten beschrieb der aus der Kugel hervorragende Stift die erste der vorgesehenen Kreuzungslinien.

Das Lutherdenkmal in Speyer. Der Bau der „Protestationskirche", die zur Erinnerung an die feierliche Bekräftigung ihres evangelischen Glaubens durch die protestantischen Reichsstände auf dem Reichstag von 1529 in Speyer errichtet wird, geht der Vollendung entgegen. Im Vorderraum dieses Gotteshauses soll nun die Statue des großen Reformators Aufstellung finden, die wir im nebenstehenden Bilde bringen. Mit welcher charakteristischen Haltung und Gebärde der Künstler den kühnen Dr. Luther, der den versammelten Reichsständen, geistlicher und weltlicher Gewalt Trotz geboten im heiligen Glaubensdrange, dargestellt hat, wird auf den ersten Blick offenbar. Schöpfer des Werkes ist der Münchener Bildhauer Hermann Hahn.

Das Jahndenkmal in Hamm.
Nach e. photogr. Aufnahme von H. Schmidt in Hamm.

Das Jahndenkmal in Hamm. Dem Turnvater Jahn ist am 3. August in der westfälischen Industriestadt Hamm ein Denkmal gesetzt worden in Gestalt eines Monumentalbrunnens mit Porträtbüste, dessen Schöpfer der Berliner Bildhauer Arnold Künne ist. Mitten im Arbeiterviertel Hammis erhebt sich das schlichte, würdige Denkmal, dessen Kosten von der Arbeiterschaft und von dieser nahestehenden turnfreundlichen Kreisen aufgebracht worden sind.

Die neuen Hochschulen für die bildenden Künste und für Musik, an der Hardenbergstraße in Charlottenburg gelegen, vollenden zu ihrem Teile den Prozeß, der diesen stillen Erdenwinkel aus seiner beschaulichen Ruhe in das Getriebe der Großstadt hineingezogen hat. Die neue Ent-

Die neuen Gebäude der Hochschulen für die bildenden Künste und für Musik in Charlottenburg.
Nach einer photographischen Aufnahme von W. Dixenthaler in Berlin.

wicklung der Stadt, der Bahnhof Zoologischer Garten, dieser Garten selbst und die Bedürfnisse einer Verbindung des Nordens und des Südens von Charlottenburg, sie vertrugen sich nicht mit Ruhe und Abgeschlossenheit. Die Straße verlor ihre Gärten, sie wurde eine breite Promenade, in der oben die Straßenbahn, unten die Untergrundbahn von der Kaiser Wilhelms-Gedächtniskirche bis zum „Knie“ verläuft. Man sieht die Arbeiten an der Bahn auf dem Bild bereits der Vollendung nahen, vorn ist der Tunnel schon wieder mit Erdreich bedeckt, aber der Charakter der Straße, die eine sehr ansehnliche Breite erhält, ist noch nicht zu erkennen. Die Umwandlung derselben in eine breite Verbindungsstraße mit stark flutendem Verkehr kam dem Fiskus für seine weiten Gelände, die sich im Anschluß an die Technische Hochschule von der Berliner Straße in Charlottenburg bis zum Bahnhof Zoologischer Garten hinziehen, außerordentlich gelegen. Neben anderen monumentalen Gebäuden für staatliche Zwecke, so der Artillerie- und Ingenieurschule, der Kommandantur, errichtete er auf dem Terrain zwischen Kunstlerstenallee und Hardenbergstraße gegenüber dem Steinplatz die Hochschule für bildende Künste, der er die Front nach dem Steinplatz bestimmte, und daneben die Hochschule für Musik, deren Hauptfront gleichfalls dem Steinplatz zugewendet ist, während die hauptsächlichste Entwicklung des Gebäudes nach der Querstraße zu liegt, die sich als eine Verlängerung der Fasanenstraße darstellt. Die Hochschule für bildende Künste besand sich früher in der alten Akademie unter den Linden in recht unzulänglichen Räumen. Das neue schöne Gebäude schafft der akademischen Jugend Licht und Luft, die sie vor allem braucht. Es ist durchaus in edlen Formen gehalten und vorzüglich eingerichtet. Die Akademie der Tonkunst war bisher in der Potsdamer Straße untergebracht. Auch die jungen Musiker machen einen guten Tausch, indem sie nun in das neue Heim am Steinplatz übersiedeln.

Ein Tierbrunnen, der durch seine humoristische künstlerische Gestaltung besonderes Interesse erregt, ist in dem freundlichen Weißenfels aufgestellt worden. Schöpfer des Brunnens ist der Bildhauer Paul Juckoff aus Merseburg, der aus der Preiskonkurrenz als Sieger hervorging. Ein frischer Humor durchweht die ganze Arbeit und zeugt von dem glücklichen Kompositionstalente des Künstlers. Mitten auf der architektonisch gegliederten Rückwand des Brunnens speit eine Männerfratze mit dem Ausdruck gleichgültigster Ruhe Wasser in ein Becken. Ein kecker, zu dummen Streichen aufgelegter Junge kann sich einer übermütigen Eingebung nicht erwehren. Er bereitt den Rand des Beckens, um den Ausfluß mit einem Grasbüschel zu verstopfen. Eine jener kleinen köstlichen und darum so gut verstandenen Episoden aus unserem Jugendleben; denn wer hat sich nicht schon einmal den unwiderstehlichen Reize hingegeben, einen Wasserlauf mit einem Stein oder mit der Hand zu verstopfen. Hier folgt aber der That die Strafe auf dem Fuße. Von allen Seiten ergießen sich nach der Freiheit Wasserstrahlen auf den mutwilligen Knaben.

Tierbrunnen in Weissenfels.
Nach einer photographischen Aufnahme von M. Schön in Merseburg.

Das 400jährige Jubiläum der Universität Wittenberg-Halle. Vor nunmehr 400 Jahren, am 18. Oktober 1502, wurde in Wittenberg die von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen gegründete neue Universität eingeweiht. Der Franziskaner D. Feld deutete in der Festpredigt, die er in der nachmals so bedeutungsvoll gewordenen Schloßkirche hielt, den Namen Wittenberg (Witer Berg) als „Berg der Weisheit“, von dem sich viele Ströme der Weisheit in alle Welt ergießen würden. Wie herrlich hat sich diese Prophezeiung erfüllt! 300 Jahre lang war die Universität Wittenberg eine leuchtende Bildungsanstalt für Deutschlands Jugend, bis im Juli 1813 Napoleons Machtspruch anordnete: „Wittenberg hat aufzuhören, eine Bildungsstätte für junge Leute zu sein.“ 1815 festsetzte eine Kabinettsordre die Auflösung, und zwei Jahre später wurde die Universität Wittenberg mit der Halleschen formell vereinigt. Name, Fonds, Sammlungen und zum großen Teile auch die Lehrer gingen an die dortige Friedrichsuniversität über. Wittenberg erhielt als Ersatz für die Universität in den ehemaligen Universitätsräumen 1817 das Königliche Predigerseminar, in dem zwanzig junge Theologen nach Vollendung ihrer Studien zwei Jahre verbringen, damit das Seminar werde „eine Lebens-, Gebets- und Studiengemeinschaft zur nächsten und besten Vorbereitung für das evangelische Seelsorgeramt“. Das alte Universitätsgebäude dient jetzt als Kaserne. — In Wittenberg ist der 400jährige Gründungstag der Universität still vorübergegangen. Die alma mater Fridericiana in Halle aber veranstaltete am 1. November einen Festakt. In Verbindung mit diesem Feste wurde das neben der Universität aufgeführte schmucke, neue Auditoriumsgebäude eingeweiht.

Das Predigerseminar in Wittenberg.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Atmsfeld in Wittenberg.

Das neue Auditoriumsgebäude der Universität in Halle a. S.
Nach einer photographischen Aufnahme von F. Stimpage in Halle a. S.

Die Skowronnecks. Unser Bild zeigt einen 80jährigen, rüstigen Vater im Kreise seiner vier Söhne. Es ist der königliche Förster Adam Skowronnek in Sybba, der hier noch aufrecht mit scharfen Jägeraugen vor seinem zur Feier seines 80. Geburtstages geschmückten Häuschen steht, um ihn seine Söhne, ihm zur Rechten (vom Beschauer aus links) die beiden Schriftsteller Fritz und Richard Skowronnek, von denen sich der erste, der auf dem Bilde mit einem Stocke versehene, durch waidmännische Schriften einen Namen gemacht hat, während Richard als Dramatiker und Romanschriftsteller Vortreffliches leistet und unsern Lesern im besonderen als der Verfasser der Romane „Der Bruchhof“ und „Das rote Haus“ bekannt geworden ist. Links vom Vater stehen Willy, der Pastor und Max, der Bierbrauer. Die Heimat der Skowronneks ist das unweit des Lyker Sees in Ostpreußen gelegene Dorf Sybba.

Das Burggrafler Winzerfest. An den Hohen, welche von den Ufern der Passer aufsteigen, dort, wo das schöne Meran liegt, wächst ein feuriger Wein. Kein Wunder, daß die Zeit der Traubenlese hier fröhlichen Festen hold ist. So wurde am 19. Oktober auf dem internationalen Sportplatze Meran-Maia ein Winzerfest abgehalten, das eine Reihe freundlicher Bilder entrollte und in einem hübschen Festzug gipfelte. Wohl war der sonst in südlicher Bläue strahlende Himmel bewölkt, aber die Natur entschädigte trotzdem so viele Reize, die Zurüstungen waren so gut getroffen, daß man den Sonnenglanz missen konnte. Da zogen sie fröhlich einher, die bildhaubern Dirndeln und kräftigen Burschen, geschmückte, von kundiger Hand in schattige Lauben verwandelte Wagen führen auf, in allen Gesichtern lachte die Freude. Besonders reizvoll stellte sich das Gefährt dar, auf dem eine „Burschenschaft“ errichtet war, wo „Anjser und Kölln“ feilgeboten wurden; neuer Wein und gebratene Kastanien meinte das Schild, das vorn aufgesteckt ist und die mundartliche Zuschrift trägt. Und lustig sind alle die Festteilnehmer, sie trinken, spielen Guitarre und singen heitere Ostanzen. Ist das Dirndel nicht hübsch mit dem Tiroterhütl im Nacken, geht nicht von dem Bilde ein Hauch herzlicher Fröhlichkeit aus? Nach dem Festzug wurde eine Obst- und Traubenausstellung eröffnet, und der Tag endete im heitern Trubel eines Volksfestes.

Der achtzigjährige Förster Adam Skowronnek mit seinen vier Söhnen.
Nach einer photographischen Aufnahme von Joh. Feron in Dpl.

Zu den hauptsächlichsten Schiffahrtsländern von Europa und Amerika sind zur Zeit 14 077 Seedampfer mit 20 342 028 Registertonnen Ladefähigkeit vorhanden, wenn man die Schiffe unter 100 Tonnen unberücksichtigt läßt. Davon kommen auf England 7930 Dampfer mit 12 149 096 Bruttotonnen. England allein mit seinen Kolonien, die von diesen Dampfern 910 mit 535 331 Tonnen besitzen, hat drei Fünftel der gesamten Seedampfer. Gleich hinter England, freilich in sehr weitem Abstande, kommt Deutschland. Dasselbe hat 1209 Dampfer mit 2 159 919 Tonnen, also etwa ein Zehntel. Frankreich hat 662 Dampfer mit 1 052 193 Tonnen, die Vereinigten Staaten haben 690 Seedampfer mit 878 564 Tonnen. Darin sind allerdings die sehr zahlreichen großen Schiffe, die auf den gewaltigen amerikanischen Binnenseen verkehren, nicht eingerechnet. Der fünfte in der Reihe ist Norwegen mit 806 Dampfern und 764 683 Tonnen. Es folgen Spanien mit 422 Dampfern und 540 349 Tonnen, Rußland mit 496 und 469 496, Holland mit 289 und 467 209, Schweden mit 678 und 418 550, Dänemark mit 369 und 412 273 und Oesterreich Ungarn mit 214 Dampfern und 387 471 Tonnen. Die Hamburg-Amerika-Linie rangiert vor Italien, Rußland, Holland, Schweden, Dänemark und Oesterreich-Ungarn. Rechnet man ihren gesamten Tonnengehalt, oben sind nur Seedampfertonnen gezählt, so ist sie mit 668 000 Dampfertonnen auch Spanien voraus und würde demnach, in die Reihe der Schiffahrtländer Europas gestellt, die sechste Stelle einnehmen.

Vom Burggräfler Winzerfest zu Meran in Tirol.
Nach einer Aufnahme von Holzphotography H. v. Perckhammer in Meran.

Die Gartenlaube

4. Beilage zu Heft 14, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

König Georg von Sachsen in Leipzig. Zum erstenmal nach seiner Thronbesteigung besuchte König Georg am 4. November die Stadt Leipzig, die reichen Schmuck angelegt hatte, um dem Landesherrn zu huldigen. Die Einzugspforte am Bahnhof war mit festlich dekorierten Masten besetzt; auf dem Georgiring und dem Augustusplatz standen gegen anderthalbhundert Flaggenstangen. Wo die Feststraße auf den Augustusplatz einbiegt, ragten vier hohe mit den Farben Wettins gezierte Masten. Auf dem Augustusplatze selbst erhob sich in einer Höhe von 13 Metern ein imponierender Triumphbogen zwischen zwei Obelisken, auf seiner Spitze trug er das sächsische Wappen unter goldener Krone; in den Bogenwölbungen waren, aus gelben und blauen Blumen gewunden, die Initialen des königlichen Namens angebracht. Die Gestalt einer Saxonia mit dem Lorbeerkranz und eine Lipsia, mit einem Lindenkranz, große Figuren, erhoben sich auf zwei Postamenten an den Obelisken; auf der andern der Stadt zugekehrten Seite der Ehrenpforte fanden sich große Wasserbecken mit Delphingestalten. Um 3 Uhr nachmittags traf König Georg auf dem Dresdener Bahnhof in Leipzig ein und hielt unter dem Jubel der Bevölkerung seinen festlichen Einzug in die größte Stadt seines Landes. Die Feststraße entlang bildeten die Kriegervereine und andere Korporationen, die Volksschulen und Jungmannschaften. Der König fuhr in einem Wagen mit dem Staatsminister v. Metzsch, ein Geleit von Ulanen ritt ihm voraus, eine weitere Abteilung ritt hinter dem Wagen; Minister und der Hofstaat folgten in anderen Equipagen. Vor dem Postgebäude hatten die Beamten der Reichspost Stellung genommen. Hier begrüßte der Oberpostdirektor Roerig den Monarchen. Durch den Triumphbogen und die reichgeschmückte Grimmaische Straße ging der Zug nach dem festlich dekorierten Rathause, wo der König die Huldigung des Rates entgegennahm. Oberbürgermeister Dr. Tröndlin hielt die Begrüßungsrede. Der zweite Tag der Anwesenheit des Königs gehörte der Universität, deren rector magnificentissimus er ist. Studenten zu Pferde holten ihn um 2 Uhr aus seinem Palais ab in die Hochschule, wo ihn Rektor, Senat, die Professoren und Beamten der Universität ehrfurchtsvoll begrüßten. Abends ging ein großer Fackelzug der Leipziger Studentenschaft über die Promenade auf den Rossplatz, wo der König im Gebäude der Kreishauptmannschaft abgestiegen war.

König Georg von Sachsen in Leipzig: Einzug durch den Triumphbogen auf dem Augustusplatz.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Die Altenburg bei Bamberg. In unmittelbarer Nähe der fränkischen Bischofsstadt Bamberg liegt malerisch auf einer Anhöhe die Altenburg, als weithinsehende Feste „Babenburg“ einst das Besitztum deutscher Kaiser, deren einer — Kaiser Heinrich der Heilige — sie zu Anfang des 11. Jahrhunderts dem Bistume Bamberg zu eigen gab. Das glänzende Leben, welches unter dem Regimente der Bamberger Fürstbischöfe, die auf der Babenburg ihren Wohnsitz aufschlugen, sich hier abspielte, fand durch kriegerische Ereignisse mehrmals Unterbrechung. So wurde noch im Jahre 1553 nach einer Belagerung durch Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg die Babenburg nach gründlicher Plünderung angezündet und der Zerstörung überliefert. Später wurde sie teilweise wieder aufgebaut, doch geriet sie durch Elementarereignisse und ungünstige Zeitläufte allmählich mehr und mehr in Verfall, und erst als Fürstbischof Christoph Franz von Buseck das Schloß seinem Leibarzte Hofrat Dr. Markus käuflich überzogen, wurde es von dem kunstverständigen Gelehrten einigermaßen wieder in Stand gesetzt. Nach Markus' Tode aber unternahm es der eigens zu diesem Zwecke (1818) gegründete Verein zur Erhaltung der Babenburg bei Bamberg, die weitere Restaurierung des von ihm erworbenen Schloßhauses in die Wege zu leiten. Die heute noch bestehende Vereinigung — an ihrer Spitze Kommerzienrat Mayr-Bamberg — machte sich die gründlichste Ausgestaltung der Altenburg zur Lebensaufgabe. An Stelle der ehemaligen Fürstenwohnung entstand der stattliche Neubau des hier im Bilde vorgeführten Herrenhauses mit seinem romantischen Burghofe und seinen traulich anheimelnden, im Geiste vergangener Zeiten ausgestatteten Innenräumen. Ein herrlicher Festsaal, ein mit Balkon versehenes Fürstenzimmer, mehrere Wirtsräume und Fremdenzimmer haben die altehrwürdige Babenburg zu einer Stätte der Erholung umgewandelt. Die Fernsicht, welche man von hier, besonders auch von dem hochragenden Bartturme aus auf das herrliche Mainthal, die umliegenden Berge und Schlösser genießt, ist eine köstliche Augenweide.

Der Burghof des neuerbauten Herrenhauses der Altenburg.

Das neuerbaute Herrenhaus der Altenburg bei Bamberg.

Die sogenannte Traubenlese im Hamburger Freihafen, die wir im untenstehenden Bilde unseren Lesern vorführen, gestaltet sich nicht so poesievoll wie diejenige in den Weinbergen, sondern sie verläuft in nüchternster Prosa, aber sie ist trotzdem einer der wichtigsten Momente im Großhandel des Traubengeschäftes. — Während der Zeit der Traubeneinfuhr, spielt sich dieser Vorgang an jedem Mittwochvormittag ab. — Sobald die ziemlich regelmäßig einlaufenden Dampfer ihre von Italien und Spanien mitgebrachten Traubenladungen gelöscht haben, beginnt im Südfruchtschuppen das reihenweise Aufstellen von Probefässern der verschiedenen Marken. Diese Fässer werden geöffnet, und sowie sich eine Anzahl der benachrichtigten Kaufleute und Makler zu dem obengenannten Termin eingefunden hat, nehmen diese in einem Halbkreis Platz und das sogenannte Vorfüllten beginnt. Mit schnellem Kennerblick überfliegt der Kaufmann die vorgeschütteten Trauben, und emsig macht er sich auf einem vorgedruckten Bogen seine Notizen. Nachdem die Trauben so vorgezeigen, werden sie in den Tuch, auf welches sie geschüttet wurden, samt dem dazu gehörenden Fasse wieder an ihren Standort getragen, um dort von den Interessenten nochmals genauer geprüft, beziehungsweise gekostet werden zu können. Auch hierbei werden wieder neue Notizen hinzugemacht. Die eigentliche Versteigerung wird in einem besonderen Raum abgehalten und erfolgt regelmäßig gleich nach der eben beschriebenen Ruhrle. Welchen Umfang die „Traubenlese“ erreicht, wird man am besten beurteilen, wenn man bedenkt daß z. B. an einem der letzten Oktobertage eine Sendung von 17 000 Faß zum Verkaufe kam.

Die „Traubenlese“ im Hamburger Freihafen.
Nach einer photographischen Aufnahme von J. Hamann in Hamburg.

Dressierte Ponies im Cirkus Schumann in Berlin.
Nach einer Skizze von E. Hosang gezeichnet von Fritz Gehrke.

Der Lettenverein in Berlin hat, wie wir unseren Lesern an anderer Stelle dieses Blattes ausführlich mittheilten, in Berlin-Charlottenburg am Viktoria-Luisenplatz ein neues Heim für seine zahlreichen, gemeinnützigen Wirken gewidmeten Anstalten errichtet. Unser Bild zeigt den Gebäudekomplex des neuen „Lettehauses". Das turmgekrönte Gebäude stellt den Mittelbau des Schulhauses mit dem Hauptportale dar. An diesen Bau, der Direktionszimmer, Beratungssäle, Aula rechts vom Beschauer die Haushaltungsschule und das Pensionat und links jener Flügel, der Schulsäle, Schlafsäle, Wohnzimmer, die Räume des Viktoriastiftes und der photographischen Anstalt enthält, an. Im Vordergrunde sieht man die reizvollen Gartenanlagen des Vereins.

Ein interessantes Dressurstück, das allabendlich Stürme des Beifalls im Publikum erweckt, wird gegenwärtig im Cirkus Schumann in Berlin dargeboten. Wie man aus unserer Abbildung ersieht, handelt es sich dabei um die Vorführung von mehreren allerliebsten Ponies, die zwischen den Beinen eines großen Pferdes und zwischen den Speichen eines hochrädrigen Wagens in kalkulirtester, zur Musik gestimmter Gangart hindurchtanzen, während der große Wagen in der Cirkusmanege auf- und abfährt. Die Dressur des großen Pferdes und der Ponies, die sich so sinnig und munter in der scheinbar so gefährlichen Situation bewegen, erregt stets Bewunderung.

Ein Deutsch-Amerikaner, Herr Julius Hasche, hat einen Apparat erfunden, welcher aus einer einzigen, mit Elektricität geladenen Kohle besteht, und es sollen 50 Volt Stromstärke genügen, um mit dem Apparat 20 Zoll dicke Panzerplatten in zwei Stunden zu durchlöchern. Damit wäre also kein Tresor mehr diebessicher; wozu sonst sechs Männer vier Tage mit Sägen, Meißeln und Bohrer gebrauchten, das macht Herr Hasche in zwei Stunden. Eine Probe seiner Erfindung hat der Erfinder bereits gegeben. Er löste nämlich den Boden eines großen Kessels mittels seines Apparates in nur fünf Minuten ab. Man könnte es danach verstehen, wenn die Hüter des amerikanischen Staatsschatzes zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß sandsteine Tresorwände nicht mehr genügen und daß man sich nur noch durch ein ganzes Heer von Wächtern und durch Batterien selbstthätiger Alarmsignale vor schlimmen Erfahrungen schützen kann. Die neue Erfindung wird wohl noch viel von sich reden machen.

Das neue Lettehaus in Berlin.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hugo Rudolphy in Berlin.

Gustav Frenssen, der sich als Schriftsteller schon früher durch seine Romane „Die Sandgräfin“ und „Die drei Getreuen“ vorteilhaft in der Litteratur bekannt gemacht hat, wurde nunmehr für sein überall mit größtem Beifall aufgenommenes jüngstes Werk, den Roman „Jörn Uhl“, aus dem Ertragnis des Kapitales der „Bauernfeld-Stiftung“ in Wien mit einer Ehrengabe von zweitausend Kronen bedacht. Der Dichter, der sich mit seinem „Jörn Uhl“ in die Reihen der besten deutschen Erzähler gestellt hat, ist ein geborener Dithmarsche. Er kam als Sohn eines Tischlers am 19. Oktober 1863 zu Barlt in Süderdithmarschen zur Welt, besuchte die Gymnasien zu Meldorf und Husum und studierte dann in Tübingen, Berlin und Kiel Theologie. Nach Beendigung seiner Studien hat Frenssen durch dreizehn Jahre als Pfarrer gewirkt, zuletzt während eines Jahrzehntes zu Hemme in Norderdithmarschen. Vor kurzem hat der Dichter, der sich in Zukunft ganz der litterarischen Thätigkeit widmen will, sein Pfarramt niedergelegt. Er gedenkt sich nunmehr bleibend in seinem Heimatsdorfe Barlt ansässig zu machen.

Gustav Frenssen.
Nach einer photographischen Aufnahme von H. Carstens in Wesselburen.

Frdr. Dr. E. v. Riedel.
Nach e. Aufnahme von Hofphotograph A. Baumann in München.

Emil Freiherr von Riedel, der verdienstvolle bayrische Finanzminister, der auch als juristischer Fachschriftsteller sich hohe Verdienste erworben hat, kann im November in voller Rüstigkeit und Frische die Feier seiner siebenundzwanzigjährigen Ministerzeit als Finanzminister begehen. Riedel, der in jungen Jahren in München die Rechte studiert hat, trat schon im Jahre 1859 als Beamter in das bayrische Ministerium des Innern ein und hat seitdem ununterbrochen im Dienste seines engeren Vaterlandes gewirkt. Am 26. November 1877 übernahm er die Leitung des Finanzministeriums, das er seitdem in hervorragender Weise geführt hat. Das bayrische Königshaus hat wiederholt den Mann geehrt, dessen große Verdienste es dankbar anerkannte; Emil von Riedel wurde 1890 vom Prinzregenten der erbliche Freiherrnstand verliehen, und sein 70. Geburtstag hat ihm gezeigt, wie weit auch im Volke die Verehrung geht, die er als schönsten Lohn seiner Laufbahn errungen hat.

Heinrich Rickert, der auch bei politischen Gegnern persönlich geschätzte Führer der Freisinnigen Vereinigung, ist am 3. November in Berlin gestorben. Im Jahre 1833 zu Putzig bei Danzig geboren, widmete er sich dem journalistischen Beruf und wurde 1870 in das preußische Abgeordnetenhaus, 1874 in den Reichstag gewählt, wo er sich der Nationalliberalen Partei anschloß. Das eifrige Studium der Finanzverhältnisse befähigte Rickert bald, in Fragen des Staatshaushalts seinen Einfluß geltend zu machen. 1878 wurde er zum Landesdirektor der Provinz Preußen gewählt, trat aber schon zwei Jahre später, als die Provinz geteilt wurde, von diesem Amte zurück. Die Spaltung, die sich 1880 in der Nationalliberalen Partei vollzog, führte Rickert nach linksaus Liberalen Vereinigung, die sich bald darauf mit der Fortschrittspartei vereinigte. Als im Schoße der Deutschen Freisinnigen Partei im Jahre 1893 jene Scheidung erfolgte, welche die Bildung des rechten Flügels zu einer neuen Gruppe, der Freisinnigen Vereinigung, nach sich zog, trat Rickert an die Spitze dieser Fraktion und übte in dieser Stellung bis zuletzt einen bedeutenden Einfluß aus.

Heinrich Rickert †
Nach einer photographischen Aufnahme von O. Becker & Maaß in Berlin.

Nach der denkwürdigen Einweihung der Neubauten der akademischen Hochschulen für die bildenden Künste und für Musik zu Berlin-Charlottenburg legten die Studierenden den Weg von der alten zur neuen Akademie am Abend des 2. November im Lichte der Fackeln zurück. Die Kommilitonen aller Berliner Hochschulen hatten sich ihnen angeschlossen, und so bewegte sich ein Zug von 100 Wagen mit Chargierten und Bannern und von etwa 1000 Fackelträgern unter den Klängen der Musik durch die von der Menge dicht umsäumten Straßen. Am Künstlerhause in der Bellevuestraße hielt der Zug. Dort standen auf der Rampe die beiden Direktoren, vom Lehrkörper und anderen Teilnehmern des Festes umgeben. Unser Bild stellt den Augenblick dar, als der studentische Führer seine Ansprache beendet hat und nun die Speere zusammenklingen, um das jubelnde Hoch auf Werner und Joachim zu begleiten. Besonders fesselte die malerische Studentracht der jungen Kunststudierenden.

1 Direktor Prof. A. v. Werner, 2 Direktor Prof. J. Joachim, 3 Prof. Paul Meyerheim, 4 Prof. Ernst Herter.

Huldigung der Studierenden der Hochschulen für bildende Künste und Musik für die beiden Direktoren.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hugo Rudolphy in Berlin.

Halbheft 29. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 **Halbheften** zu **25 Pf.** oder in 16 **Heften** zu **50 Pf.**

Söhne des Reichslands.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.)

Erzählung von **Hermann Stegemann.**

Auf dem Hofe der Mühle schrieen die Gänse und fuhren fauchend, wie ihr Geschlecht hier seit Jahren gewohnt war, auf den Briefträger los, der steifbeinig über die Schwelle schritt. Das Phinele nahm ihm das Kreisblatt aus der Hand, und er brummelte: „Güet Nacht, Mamsell Phinele!“ und ging wieder vom Hof, wobei er dem Gänserich mit seinem Stock einen leichten Schlag über den Schnabel gab. Gereizt zischte das zänkische Tier hinter ihm drein, und das Mädchen rief lachend: „Fort in den Stall mit dir, du wüstes Schwäble!“ Schwäble hieß der stattliche Gesell, weil sein Ahn aus schwäbischem Gänsegeschlecht stammte.

Als Josephine in die Stube trat, ging der Vater auf und ab. Er nahm die Zeitung und vermochte zu lesen. Aber der Abend war gekommen, die Buchstaben verschwammen vor seinen weitsichtigen Augen. Die Mutter sah sorgenvoll zu ihm hinüber.

Da bot er der Tochter das Blatt. „Sieh zu, ob etwas darin steht.“

Das Phinele wußte nicht, was er meinte. Die Mutter aber flüsterte ihr zu: „Die Eisenbahn.“

„Freilich, Vater, da steht's.“

„Was? Lies!“

Das Königliche Schloss zu Berlin.

Bei Mondschein photographisch aufgenommen von Hugo Rudolphy in Berlin.

Und Josephine las: „Wie man uns schreibt, ist das St. Annenthal dem Projekt so günstig gesinnt, daß der Bau mit Hilfe der seitens der Thalgemeinden bewilligten Subventionen in kürzester Frist begonnen werden wird. Die Trace ist bereits im allgemeinen festgestellt. Heute wird der Gemeinderat von Thalkirch in der Angelegenheit Beschluß fassen. An einem günstigen Entscheid ist um so weniger zu zweifeln, als der größte Ort, wo industrielle Unternehmungen und lebhafter Weinhandel nur einer Bahnverbindung bedürfen, um sich mächtig zu entwickeln, ein ganz besonderes Interesse am Gelingen des Projektes hat. Die Regierung hat sich in der That den Dank unserer Thalschaft erworben."

Aufatmend ruhte die Leserin von den Perioden des Berichterstatters. Joseph Sigwald aber hatte mit einem grimmigen Humor die Lektüre über sich ergehen lassen.

„Recht so, der Schreiber hat gestern schon gewußt, was wir heute beschließen! Gottes Wunder, daß er die Stimmenzahl noch nicht angegeben hat; mit neun Stimmen gegen zwei eine Subvention von sechzigtausend Mark! Thalkirch ist ja reich, was verschlägt's, ob wir im Gemeindewald holzen bis an den Kühberg! Jeder Schlitten, der künftig dort oben herunterkommt und heulend über die Stufen ins Thal fährt, hochgeladen mit Tannenscheitern, der schafft für die Eisenbahn."

„Vater, hier steht noch etwas."

„Fahr fort, Kind, es geht in einem hin!"

Er sog an der kurzen Pfeife, die er aus der Joppentasche gekramt hatte.

„Wie wir vernehmen, ist Herrn Fabrikant Ferny in Thalkirch ein erhebliches Verdienst um das Zustandekommen des Bahnprojekts zuzuschreiben. Herr Ferny hat in Kolmar und Straßburg persönlich die leitenden Kreise für den Bahnbau zu interessieren gewußt und mit großem Takt die Regierung auf die idealen politischen Folgen aufmerksam gemacht, die sich aus dem Anschluß des Thales an das Bahnnetz Elsaß-Lothringens und Deutschlands ergeben müssen."

Mit einem Fluch schleuderte Sigwald die kalte Pfeife auf den Tisch. Dunkel drang ihm das Blut ins Gesicht.

„Das ist's, das ist das Rechte! Der Zeitungsschreiber leert den Sack. Monsieur Ferny, der für die Regierung arbeitet, für Preußen — der Verräter!"

Er ließ sich auf den Stuhl nieder, als wäre ihm plötzlich die Kraft entschwunden.

Das Phinele aber stand und las immer noch im Kreisblättchen, und nun schlich es zur Mutter, die müßig im Sessel saß und den bekümmerten Blick auf den Mann geheftet hielt. „Schau, Mutter, der Schulmeister hat wieder ein Gedicht im Blättle."

Marianne nahm, froh über diese Ablenkung, die Zeitung aus der Hand der Tochter, und obwohl es schon so dunkel war, daß der Druck grau ineinanderfloß, erwiderte sie: „Ja, ja, du hast recht."

Aber dann brachte sie gewissenhaft, um nicht leichtfertig zu erscheinen, das Blatt dicht vor die Augen und folgte dem Zeigefinger Phinetes, der auf das Gedicht wies.

„Ja, da steht aber ein ganz anderer Name, Kind," sagte sie plötzlich und buchstabierte mühsam: „Heinrich Teuerdank."

„Das ist sein Dichtername, Mutter."

„So, und woher weißt du denn das?"

„Das weiß ich schon lange, überhaupt, ich kenne die Poesien schier schon vorher. Er liest sie mir vor."

„Lug da, Phinele, das ist mir aber sehr zum Verwundern."

Die Mutter hatte das Blatt sinken lassen. Ihr Blick war unruhig; aber ein warmes Gefühl erfüllte ihre Brust, und sie zog das Phinele an sich.

„Und hörst du ihm gern zu, dem Schulmeister?"

„Ja, sehr gern," erwiderte das Mädchen unbefangen, aber träumerisch ging sein Blick in die Dämmerung. Und dann kauerte es sich nieder und flüsterte: „Weißt du, Mutter, man kann so schön denken dabei. Ich meine da inwendig," und sie legte die Hand auf die Brust, wo ihr Herz lebhaft klopfte.

Die Mutter schwieg, schlang den Arm um die schlanke Gestalt und spann an heimlichen Dingen. Der Schulmeister, den sie kaum recht angesehen, stand auf einmal als ein Bekannter vor ihr, und unwillkürlich ging ihr Blick zu Joseph hinüber. Was der wohl dazu sagen würde? Doch Sigwald saß am entferntesten Fenster und hielt sich unbeweglich. Seine dunkle Gestalt hob sich scharf im letzten Zwielicht ab, das hinter den Bergen niederging.

Das Mädchen aber atmete ruhig und tief wie im Schlafe. Ein Lied von Abschied und Scheiden hatte der Schulmeister zu Papier gebracht. Sie erinnerte sich, daß sie einmal gelagt hatte, das Abschiednehmen sei doch immer zum Weinen und Dichten recht. Und morgen über acht Tage war der Tag, da André das Thal verließ. Heinrich Teuerdanks Gedicht müßte in ihren Gedanken. Um eines andern willen hatte sie es auswendig gelernt. Leise sprach sie es der Mutter ins Ohr, und die lauschte gebuldig. Der Vater vernahm das Raunen nicht, aber ihnen in der Kammer aber klangen die Schritte des Sohnes. Josephine sprach:

„Sie hatten sich nie gesagt,
Daß sie sich lieben,
Nicht geherzt, nicht geküßt, nicht gefragt
Und waren sich treu geblieben.

Sie sahen die Sonne hell
Zu ihren Häupten stehen,
Die weißen Wolken schnell
Ueber den Himmel gehen.

Da wollten König und Welt,
Daß er sie lasse,
Die Fahnen flogen ins Feld,
Die Trommel klang auf der Gasse.

Und als er nun vor sie trat,
Da hielten sie sich umfangen,
Und küßten sich, nun es zu spat,
Denn die Zeit, die Zeit war vergangen."

* * *

Die Zeit verging im Fluge. Als Jaeques eines Tages vom Feld heim kam, wo er den Knechten die Arbeit zugeteilt hatte, saß die Mutter in Thränen in der Küche.

„Jetzt muß du fort, Jaeques," jammerte sie und hielt ihm den Zettel hin, der ihn am folgenden Tag in die Kreisstadt rief. Er sprach kein Wort, nahm das Papier und ging in seine Kammer.

Das Phinele aber suchte die Mutter zu trösten, indem es sagte: „Morgen geht auch André."

„Ja, der André, der hat's lang' gut," zürnte Marianne, „der kommt nach Straßburg, aber unser Jaeques muß ins hinterste Preußenland. Was soll denn um Jesu willen ein Elsässer unter den wildfremden Prussiens!"

„Wenn's nur der Vater schon wüßte!" seufzte die Tochter.

„Ja, der Vater! Der ist die Tage her so schon wie Pulver, Phinele. Ein einziger Funken, dann giebt's ein Unglück."

Und nun wußten Mutter und Tochter, der Müllerburich und Knechte und Mägde, daß der Hausjohn morgen zum Heer einrückte. Vor dem Vater aber schwiegen sie, und leiser ging heute die Arbeit von der Hand. Selbst die Gänse schienen den Huf leichter zu heben, und der Eberknecht lüpfte den Pflug, daß er nicht über den Hof rasselte.

Bei Tische sprach niemand ein Wort. Joseph Sigwald saß zu oberst und sah in den Teller. Der Sohn ließ sich die Firlorge der Mutter still gefallen, die ihm einmal über das andere die Schüssel zuschob, als müßte er sich für die mageren Jahre der Militärzeit im voraus sättigen. Unten am Tische fuhren Knechte und Mägde eifertig in die Speisen, um beizeiten die Stühle rücken zu können. Ueber der Tafel aber, an der braungetäfelten Wand, hing unter Glas und Rahmen das Bild, das der Vater vor zwanzig Jahren in Belfort gekauft hatte: die Elsässerin im schwarzen Trauerkleid, an der breiten Haarschleife die blauweißrote Kokarde. Das Phinele blickte zu dem Bild auf, aber seltsam, es fühlte plötzlich etwas wie Haß gegen die Trauer, die ihr stets so zu Herzen gesprochen hatte. Unter dem Schatten dieser Allegorie waren sie aufgewachsen, aber jetzt, da die lebendige Gegenwart den Bruder und den Geliebten für eine Weile forderte, jetzt drohte auch die Duldrin auf dem Pergamentpapier lebendig zu werden und die Seelen für sich zu heischen.

Was that es denn, daß André nach Straßburg ging und das Gewehr schulterte? Was that ihr das anders zuleide, als

daß sie weinte, weil er von ihr gehen mußte? Ob nach Straßburg, ob nach Deutschland oder ins Welschland — eins war nicht bitterer als das andere. Das Bild da an der Wand hatte keinen Grund zu weinen, sie aber, Josephine Sigwald, erschauerte in verhaltenem Thränen, denn Andrée ging fort, und sie wußte, daß sie ihn liebte.

Sie schluchzte laut auf. Da erschrak der ganze Tisch. Das Gesinde hielt den Atem an, und der Melker legte die Gabel hin und schob den letzten Bissen Brot so hastig in den Mund, daß er schier daran erstickt wäre.

Das Mädchen stand auf und verließ die Stube. Der Vater blickte ihr nach, dann fragte er die Mutter mit gerunzelten Brauen: „Was ist dem Kind?“

Aber statt aller Antwort begann auch Marianne laut aufzuschluchzen, führte den Zipfel ihrer schwarzen Schürze an die Augen und eilte aus dem Zimmer. Und gleich als wäre das ein Zeichen, rückten Knechte und Mägde die Stühle, schlugen schnell das Kreuz über Stirn und Brust, murmelten die drei höchsten Namen und drängten aus dem Gemach.

Einen Augenblick saß Sigwald verblüfft, dann stieß ihn der Aerger an, und er schrie: „Ist denn ein toller Hund unter den Tischpfosten, daß alle wie die Schafe aus der Thüre rennen?“

Da lächelte Jacques.

„Nein, Vater, sie treibt etwas anderes. Du wirst fortan allein wirtschaften müssen auf der Klostermühle, das macht sie weich.“

„Allein wirtschaften? Du willst von uns gehen? Liegt dir das Mädchen da drüben im Kloster so am Herzen?“

Jacques atmete tief. Der Vater hatte ihr Bild aufgerufen, und nun stand Ursula vor ihm, blickte ihn an mit den Augen des Bildes, das über dem Haupt des Vaters an der Wand hing. Der herbe Schmerzenszug, der stolze Trotz, er erkannte sie wieder im Antlitz der Elsässerin, unter deren Bildnis der Vater einst mit harten, jetzt grau verblaßten Schriftzügen geschrieben hatte: „Elle attend.“ Und als der Vater abermals fragte: „Du gehst fort?“ und plötzlich aufsprang: „Sie haben dich eingeschworen, du hast deine Stellungsordre erhalten?“, da ersaßte ihn der widerspenstige Geist, der ihnen im Blut lag, und er erwiderte: „Ja, ich soll mich morgen in Kolmar stellen. Es geht zu den Preußen.“

„Zu den Preußen!“ wiederholte Josefh Sigwald klanglos. Es war wie ein Echo. Und beiden klangen Wort und Sinn so fremd.

Ihre Blicke trafen sich. Der Vater sprach leise:

„Zu den Preußen! Ich habe sie gesehen, als du noch nicht fünf Jahre auf der Welt warst. Auge in Auge, Jacques: bei Bornu, bei Rezonville und bei St. Privat. Ich habe als junger Konskribierter die Weißröcke bei Magenta klopfen helfen und die Medaille aus Italien heimgebracht, du kennst sie, die blanken Zeichen, die über meinem Bett im Glaskästlein hängen. Es ist Blut darauf gespritzt, und dann haben die Preußen uns den weißen Stab in die Hand gedrückt, und wir sind ausgezogen aus Metz als Kriegsgefangene. Als ich heim kam, hing ein anderes Wappen an der Mairie, und eine schwarzweißrote Fahnenstange reckte sich vom Balkon. Drüben über den Vogesen war der alte Geist lebendig geworden, die Republik war wieder erwacht, und ich, der den Ruf vom Vater und Großvater gelernt hatte, ich war über Nacht ein Unterthan des Deutschen Kaisers geworden. Aus einem Unterthan Louis Napoleons ein Unterthan Wilhelms. Und das ungefragt! Sollte ich Haus und Hof verlassen, heimziehen nach Frankreich? Man kann die Heimat nicht auf den Rücken nehmen. Der Bauer schlägt Wurzel im Ackergrund und lebt und stirbt und verdirbt mit ihm. An Kirchhof von Magenta hat mich ein Oesterreicher durch die Schulter geschossen, aber so brannte das Kugelloch im schlimmsten Fieber nicht, wie heute noch die Schramme brennt, die mir die Granate im Stall von La Fotie in die Backe riß.“

Jacques sah das zackige Mal, das jetzt purpurn aufflammte, und jählings fuhr er auf und sprach:

„Und ich, dein Sohn, soll —“

Er brach ab. Der Vater stand auf, sah ihm fest in die Augen und erwiderte: „Geh zu den Preußen!“

Es war ein Befehl dem Wort nach, aber der Sinn lautete: Sieh zu, ob du es über dich gewinnst, die Waffen für jene zu tragen!

Joseph Sigwald verließ die Stube.

„Laß das Rad angehen!“ schallte sein Ruf im Flur, und gleich darauf schoß das Wasser in die Radzellen, und die Mühlsteine begannen zu mahlen.

Die Mutter huschte in die Stube, und als ihre Hand des Sohnes Schulter berührte, fuhr Jacques auf und sprach: „Ja, du hast recht, Mutter, ich muß fort!“

Doch die kleine Frau, die in Thränen umhergegangen war, solange der Vater noch nichts gewußt hatte von der Einberufung des Sohnes, war jetzt ruhig und gefaßt und erwiderte mit einem sanften, traurigen Lächeln: „Ja, freilich mußt du fort, Jacques, aber du kommst ja wieder. Und wir, wir denken ja alle Tage, alle Stund' an dich. Es wird dich niemand vergessen.“

Mit ihrer rauhen, kleinen Hand strich sie zaghaft über seinen Scheitel. Als er zusammenzuckte, zog sie ängstlich die Hand zurück, wie wenn sie fürchtete, ihm wehgethan zu haben.

„Nein, niemand, Mutter,“ sprach er ruhig und ergriff ihre Hand, um sie zu streicheln, damit sie nicht etwa glaubte, die Liebkosung wäre ihm unlieb gewesen. So wenig er sonst zärtlichen Gefühlen Ausdruck lieh, jetzt that ihm die Liebe der Mutter wohl.

Die Mutter entfernte sich. Sie stieg in die Schlafkammer des Sohnes hinauf, ging auf den Boden, wo die großen Schränke standen, und kramte in Jacques' Kleidungsstücken, bis ihr einfiel, daß er nichts brauchte, weil der Rock, den er tragen mußte, von andrem Tuch war. Da saß sie unglücklicher als zuvor mitten unter den Wäschestücken und vergaß aller ihrer Pflichten.

Jacques war in den Hof hinausgegangen. Unter dem Vordach der Scheune standen die großen Weinbutten. An der Dielenwand hingen die Sensen, und er ergriff die „Mähe“, die er seit Jahren führte, mit der er schnelleren Schlages als der Oberknecht so manchen Mähder „ausgemäht“ hatte. Schmal ausgeschliffen war die bläuliche Klinge, und er fuhr mit dem Finger über die Schneide. Als sie die letzte Heuernte geschnitten hatten, war Ursula unter den Mädchen gewesen und hatte mit kräftiger Hand, geschickt wie die beste Magd, die Wendgabel geführt. Unter dem breitkrämpigen Schattenhut hatte ihr Antlitz rötlich gefärbt, und weiß sprangen die Arme aus dem Spitzenhemd des ärmellosen Mattenkleides. Und als der Wagen geladen war, sechs Wische hoch, daß die Henlast mit überquellendem Bauch schier die Erde streifte, da hatte Ursula neben ihm auf der Höhe gesessen. Zwischen ihnen lief der Wiesbaum durch; sie saßen rechts und links am Hinterende des Baumes, wo der Ehrenplatz ist. Und das Phinele lachte und sprach: „Ihr sitzet da wie Bauer und Bäuerin“.

Er erinnerte sich noch, wie froh er über den Ruf des Fuhrmanns gewesen war, der in diesem Augenblick vom Sattelpferd herübergerufen hatte: „Seid ihr's?“ Und auf diese Worte, die fragten, ob alle auf dem Heu untergekommen waren, hatten Ursula und er gleich eifrig geantwortet: „Ja, ja, wir sind's. Als fort!“

Das war im Hemmond gewesen. Jetzt lachte der Wein in den Trauben, und das Glückshämpfele war schon so dürr, daß die Mutter allmorgendlich die Körner auflas, die über Nacht aus den Aehren fielen.

„Ja, ja, als fort!“ Er hing die Mähe wieder an den Riegel und ging über den Hof.

Den Leinpfad einschlagend, schritt er durch das Gestäude. Der Fluß lief mit geringen Wellen, bläulich schillerte das Abwasser der Fabrik zwischen dem Geröll. An der Schleuse blieb Jacques stehen. Drüben, im wohlgepflegten Garten, blühten noch die Balsaminen. Ursula sah er nicht. Eine Weile stand er hinter den Haselstauden, dann kehrte er sich ab und ging hastig zurück, unbekümmert um das Gezwiege, das ihm das Antlitz peitschte. An einer Wendung des Weges prallte er an die Schwester.

„Wohin gehst du, Phinele?“

„Woher kommst du, Jacques?“

Ihre Fragen kreuzten sich, und beiden fiel es aufs Herz, daß sie dem Vater versprochen hatten, das Haus im Klosterschatten zu meiden. So oft sie einzeln auch den Weg gegangen waren, jetzt erst, als sie einander gegenüberstanden, regte sich ihr Gewissen, und Jacques sagte:

„Das geht nicht so weiter. Der Vater muß darum wissen!“

„Gut, morgen geht André ja doch fort, da ist's besser, Vater weiß, daß ich ihn gern habe. Er muß mir ja schreiben.“

Jacques ergriff ihre Hand.

„Schreiben? Du hast mir doch gesagt, du wüßtest nicht, ob er dich liebt!“

„Nun, so frag' ich ihn!“

„Phinele!“

Aber schon war ihr Blick erloschen. Sie lächelte mühsam und wich aus, indem sie fragte: „Und du, Jacques?“

„Ich — ich geh' fort.“

Da klangen plötzlich Stimmen vom Klostergarten herüber. Sie schrieen auf.

„Komm, Schwester!“

Aber Phinele riß sich los. „Laß mich hier bleiben. Sieh, nur gerade hier. Ich gehe keinen Schritt weiter dorthin.“

„So bleib' denn!“ murmelte er mitleidig, als er ihre Angst sah, und ging.

Josephine aber lauerte sich auf den Stumpf der Pappel zwischen das wilde Gestäude, das aus den Wurzelknorren aufgeschossen war, und horchte. Die Worte, die dort gewechselt wurden, waren ihr gleichgültig, sie lauschte nur auf den Klang der Stimmen. Es kam wie ein Traum über sie. Da wurden Schritte laut, und ehe sie sich erheben konnte, stand André Ferun vor ihr.

„André, du?“ stammelte sie und strich mit den Händen die krausen Härchen hinter die Ohren, als hätte er sie über dem Putz überrascht.

„Ja, ich, Phinele, Ursula schickt mich.“

„Sie schickt dich zu mir?“

Ihr Stammen war wie ein Erleuchten. Ihr rosiges Gesicht lächelte, das Grübchen in der Wange wurde sichtbar. André nahm leise ihre Hand.

„Ja, ja, Phinele, sie schickt mich zu dir. Aber ich wär' auch ohne Befehl gekommen.“

„Und gehst du wirklich fort?“

„Ich muß, Phinele.“

Wie oft er ihren Namen aussprach! Aber ihm war, als läge ein süßer Reiz in diesem abgekürzten Namen. Und als er sah, wie sich ihr Lächeln verlor, fuhr er fort: „Es ist ja nicht am End' der Welt. Wenn mir auch der Rock das Herz nicht wärmt, so muß es doch sein. Und ich will mich halten, damit ich oft auf Urlaub kommen darf.“

„Und Ursula?“

Er verstand nicht sogleich, was die Frage sollte. Auf einmal aber glitt ein Hauch der Verlegenheit über sein Gesicht, und er sprach hastend: „O, das war nur — — du — du bist mir ja viel lieber!“

„André!“

Es war ein Schrei, Jubel, Scham und Angst zugleich. Er aber, als müßte er sich vor sich selbst entschuldigen wegen der einfachen Liebe, die wie der Wein im Gelände langsam unmerklich zur Süße gereift war, beteuerte noch einmal:

„Ich kann nichts dafür, Phinele, aber ich habe dich arg lieb.“

„Und ich erst,“ entgegnete sie und ließ es geschehen, daß er sie an sich zog. Und während er gar nicht mehr daran dachte, daß er vor einiger Zeit jenseit des Flusses der ernsten Ursula die Hand geküßt hatte, und nichts als die holde Gegenwart genoß, freute sich Josephine doppelt der Liebe, die sie mit eifersüchtigen Thränen genetzt hatte.

Nach dem Gemäl

Aber jetzt regte sich auch das Mitleid mit dem Bruder in ihr. Sie sah mitten in ihrer Seligkeit auf einmal klar und sprach:

„Wenn Jacques nur auch glücklich wird!“

Aber André, egoistischer in seinem Glück als das Mädchen, gab keine Antwort, sondern küßte es auf den Mund. In diesem Augenblick begann drüben das Fabrikglöcklein zu läuten. Hell rief es zur Arbeit und in ihren Traum. Sie stoben auseinander, und in die Wirklichkeit zurückgeschleudert, stammelte das Mädchen:

„Du mußt ja morgen fort!“

„Und dein Vater, Phinele!“

Eine Weile standen sie verstört. Dann überlegten sie verständig, was zu thun sei. Und beide waren stolz auf die

gelassene Ruhe, mit der sie in diesem seligen Augenblick ihr Schicksal erwogen. Mitklug wie zwei Kinder sprachen sie über den Zwist, der die Väter trennte, aber jedesmal, wenn sie herausgefunden hatten, daß der Gegensatz schroff, die Kluft breit und tief war, sahen sie sich in die Augen, als könnten sie es doch nicht begreifen. Sie standen ja so dicht, so glücklich bei einander, hielten ja ihr Glück in der Hand und hatten sich doch vor zwei Monaten erst wiedergesehen unter dem Nußbaum, wo Phinele das goldene Herzlein aus dem Glückshämpfele griff. Endlich kamen sie überein, heute und morgen noch nichts zu sagen,

ler.
n W. v. Diez.

sondern das Geheimnis zu wahren bis auf bessere Zeit. Sie thaten so, als geschähe das nur, um Vater Sigwalds Zorn und Aufregung, der Mutter Schmerz und Andres Vater neue Kämpfe zu ersparen.

Sie trennten sich.

„Auf Wiedersehen, Phinele!“

„Morgen oder nach Wochen, ich will's erwarten!“ flüsterte sie, und als sie ging, war ihr Herzschlag ruhig, aber die Welle des Blutes kreiste stark und voll durch ihre Adern, und der Himmel stand noch einmal so hoch über der Erde.

Jacques war der erste, der ihr begegnete, und ihm entging der glückliche Ausdruck ihres Gesichtes nicht, aber er fragte nicht, denn das Herz brannte ihm, als er den Wiederschein der Liebe in ihren Augen erblickte. Phinele aber hing sich an seinen Arm und sprach leise: „Armer Bub!“

„Laß mich!“

Er riß sich los und stürmte fort, die Straße hinunter, der Brücke und der Stadt zu. Laut lachte er auf, ein bitteres, zorniges Lachen. Warum hatte er so viel Feingefühl, so viel inneres Leben mitbekommen auf seinen Weg? Warum so viel Bildung aufgelesen in dem Lyceum? Daß ihm jetzt jede Granne wie ein Stachel durch die Haut drang! Um Bauer zu bleiben, hätte ihm die landwirtschaftliche Schule zu Rufach genügt. Jetzt wandelte er zwischen zwei Ständen. Und morgen zog er aus, das Bündel am Stecken, um zwei, drei Jahre lang hinter dem Kalbfell herzulaufen!

Fernys Kalesche rollte an ihm vorbei. Der Fabrikant saß in die Polster gelehnt und grübelte. Als er den jungen Mann erblickte, rief er ihn an mit einem Lächeln und ließ halten.

„Guten Tag, Jacques!“

Jacques zauderte, lüftete aber den Hut.

„Morgen, nicht wahr?“ fragte Ferny teilnahmsvoll.

„Ja, morgen.“

„Und dein Vater?“

„Mein Vater, ich glaub', der säh' mich lieber in der Fremdenlegion als bei den Preußen.“

„Ja, ja, Jacques, er hält am Alten, und wenn auch die Welt sich schüttelte, daß alles in Scherben ginge darüber.“

Er strich nervös über den Bart. Die Unterredung mit dem Regierungsrat, der in Sachen der Eisenbahn mit ihm verhandelt hatte, wirkte in ihm nach. Als müßte er sich rechtfertigen, lehnte er sich über den Kutschenschlag und raunte so leise, damit es der Kutscher nicht verstehe: „Wenn er nur Vernunft annähme! Lieber Gott, ich fühl's auch hinter den Rippen klopfen, wenn von der Vergangenheit die Rede ist, und im Innersten halt' ich die Erinnerung heilig wie keiner. Aber heute und im Leben um uns her gilt das nicht. Augen und Ohren schließen, sich abkehren von allem, die neuen Verhältnisse leugnen, das ist vielleicht Heroismus, sicher aber Thorheit. Siehst du, Jacques, deshalb laß ich auch meinen Sohn seelenruhig einrücken. Und Krieg — daran ist nicht zu denken. Wir sind grau und ihr seid groß geworden über dem Warten. Frankreich hat nicht die Kraft, uns zurückzuerkämpfen — und so schlimm ist das doch auch nicht!“

Auf offener Landstraße, zwischen Mittag und Abend rechtfertigte er so sein Thun und war dem stillen Hörer dankbar. Wie eine Last sank es ihm von der Brust, und der Abschied von dem eigenen Sohn dünkte ihn jetzt minder schmerzlich, die Kluft, die zwischen der Mühle und dem Kloster klaffte, nicht mehr so breit.

„Leb wohl, Jacques!“

Er streckte ihm die Hand hin.

Jacques trat zurück.

„Die Hand nicht, Monsieur Fernu, der Sohn muß zum Vater halten. Aber den Gruß geb' ich gerne wieder. Und — grüßt mir den André!"

Fernu zog die Hand zurück. Er war nicht beleidigt, der versonnene Blick des anderen spiegelte keine Feindschaft und keine Verachtung.

„Du hast den Kopf deines Vaters. Und sonst soll ich niemand von dir grüßen?"

„Nein!"

Das klang scharf und laut, daß der Kutscher unwillkürlich in die Zügel griff. Die Pferde zogen an. Jacques ging weiter.

* * *

Laut hallte der Lärm trunkener Stimmen über den Marktplatz. Mit langen bunten Bändern an den Hüten, von denen glitzernde Sträuße aus Federn und Metallplättchen nickten, die Brust mit Schildern geschmückt, auf denen die Waffengattung genannt war, der sie zugeteilt waren, so zogen die Burschen die Gassen auf und ab und sangen. Jacques trug kein Band am Hut. Er setzte sich an den Tisch, der vor der Haustüre des Gasthofes „Au petit Turenne" unter den Oleanderbäumen stand. Der Ortsweibel, der auf die Hausschwelle getreten war, als die Rekruten ein gellendes Jauchzen anhoben, stieg mit steifen Beinen die steinerne Vortreppe hinab und grüßte ihn.

„Die thun wieder wie toll. Wenn's nur kein Mordio giebt, wie vor zwei Jahren." Er nahm die große Tellermütze ab und wischte sich mit dem Schnupftuch, das er darin verwahrt hatte, den blanken Schädel.

„Meint man nicht, sie spazierten morgen ins Paradies?" brummte er in den überhängenden grauen Schnurrbart.

Da sagte Jacques, indem er dem Weibel das Glas füllte, das wie hingezaubert plötzlich neben dem seinigen auf dem Tisch stand: „Sie überschreiten ihr Heimweh und den Abschied, das ist alles."

„Ja, ja, M'sieu Jacques, so war's in der alten Zeit auch." Tief tauchte er den Bart in den Wein.

Näher und näher kamen, Arm in Arm, die Burschen. Ein zweiter Trupp drängte zum Thor herein.

„Aha, das sind die Veilchen von Eschelmer hinten im Thal," murmelte der Weibel. „Laßt sie nur singen."

Jetzt erreichten die ersten das Wirtshaus.

„Hier logiert man zu Pferd und zu Fuß," las einer laut von der Hauswand ab. „Bravaris' Buben, da ist ja Platz für Kavallerie und Infanterie." Einige klotterten die Treppe hinauf, andere hämmerten auf die Tische vor der Haustüre. Jacques stand auf.

„Ihr wollt fort, M'sieu Jacques? Aber Ihr seid doch auch von der Partie?" fragte der Weibel und sog noch einmal an dem leeren Glas.

Da trat einer der wilden, lustigen Buben auf den Sprecher zu, suchte sich Haltung zu geben, sich holzengerade aufzurichten, und schrie hochdeutsch: „Ich melde mich, Herr Polizeiwachtmeischter!"

Einen Augenblick schnob ihn der alte knickheinige Stadtjergeant grimmig durch den Schnurrbart an, wie ein Kater, der aus dem Schlummer gestört wird, dann aber lächelte er gutmütig. „Gut, gut, mein Junge, sitz' jetzt nur ab und trink' ein Schöpple Wein!"

Der Trunkene aber schrie hartnäckig noch einmal: „Ich melde mich, Herr Wachtmeischter!" Aber über der Anrede verlor er die Haltung, und da er die Hände krampfhaft an die Hosennaht gepreßt hatte, fam er um das Gleichgewicht und schlug rückwärts in die Zweige des Oleanderbaumes. Im Fall riß er den Tisch mit, der den Weibel mit Wucht auf die Kniescheibe traf.

Fluchend hüpfte der auf dem anderen Bein und rieb sich die schmerzende Stelle. Der Uebelthäter aber lag im Gezweig und strampelte mit Armen und Beinen. Da packte ihn Jacques am Genick und stellte ihn auf die Füße. Aber statt zu danken, fing jener an zu schimpfen und zu schmähen, und die anderen drängten sich lärmend herzu.

Jacques kehrte ihnen achselzuckend den Rücken. Der Weibel aber schrie: „So, jetzt ist's aber genug! Wer jetzt nicht Ruhe giebt, spaziert ins Loch!"

Ein lautes Gelächter antwortete seiner Drohung. Der Wirt ging beschwichtigend umher und flüsterte dem Stadtdiener zu: „Laßt sie gehen, sie müssen ja zu den Preußen!"

„Das ist wahr," brummte der Alte, aber auf einmal richtete er sich auf und rief: „Ruhe, ihr Buben, die Gendarmen kommen!"

Die Straße herauf kamen vier Gendarmen, und unter dem Thorgang schallte Hufschlag. Ein berittener Gendarm war den Rekruten gefolgt, die aus dem welschen Vogesendörfchen abgezogen waren. Man konnte nicht wissen, was sie unterwegs trieben! Jacques hatte sich ungeblickt bei der Warnung des Polizeidieners. Der Knäuel der Burschen ballte sich um ihn zusammen.

„Ach was, Gendarmen!" schrie einer, „das sagt uns nicht ins Ofenloch!"

Und auf einmal schrillte aus dem Haufen ein lauter, trunkenjauchzender Ruf: „Vive la France!"

Einen Augenblick herrschte lautlose Stille. Der Weibel war kreideweiß geworden vor Schrecken. Dann jauchzten die bebänderten Burschen auf; aber der als aufrührerisch geltende Ruf war weit über den Platz gefahren, und schon brachen die Gendarmen sich Bahn, und ferner prasselten die Hufschläge des Pferdes über das Pflaster. Ein wildes Getümmel entstand. Der Oleanderbaum schlug um, und in seinen Aesten kamen einige zu Fall. Die Rauferei war erwacht. Die Gendarmen sahndeten nach dem, der den bösen Ruf ausgestoßen hatte, aber schon klang trotziges Geschrei um sie her, und sie hoben die Kolben, um Ruhe zu schaffen. Da stürzte auf einmal, von einer Faust in die Herzgrube getroffen, ein Gendarm schwerfällig zu Boden. Jacques, mitten im Getümmel, unfähig, sich zu befreien, fühlte, wie ihm der Jähzorn die Adern schwellte, und als sich plötzlich ein Pferdeleib über ihn rekte, rechts und links die Besitzergeschlenderten aufs Pflaster taumelten und ein Hieb mit flacher Klinge ihm dröhnend aufs Haupt fuhr, da stieß er einen wilden Schrei aus, packte den Gaul mit der Rechten am Gebiß, schlug ihm die Finger der Linken in die Nüstern und drängte ihn in gewaltigem Stoß zurück. Das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, Geschrei klang um ihn her, aber er ließ nicht los. Ein Kampfzorn war über ihn gekommen, der ihn taub und blind machte. Unter durch die Menge, über den Platz, drängte er das ängstlich schnaubende, des Atems beraubte Tier, dessen Reiter den Steigbügel verloren hatte und unsicher mit der Klinge nach dem Angreifer stieß.

Da traf ein kurzer, schwerer Schlag Jacques' linken Arm. Ein Knall, ein knatterndes Echo lief an den Hausern hin. Der Arm sank, warm floß es den Aermel hinab. Und jetzt ein Schrei, eine Salve zerriß vor Jacques' Gedanken. Er wußte, daß geschossen worden war. Und wenn der Gedanke: Fort! Nicht zusammenbrechen, nicht in ihre Hände fallen! Nur fort, fort! Er wollte sich umschauen, aber der Platz, die Menschen, Uniformen, glitzernde Helme, buntgeschmückte Hüte drehten sich im Kreise. Nur eins sah er deutlich, das Pferd war auf die Vorderhand niedergebrochen, und Blut lief ihm den Hals hinab, auf dem die Adern wie dicke Stränge lagen. Er machte einen Schritt, preßte den pendelnden linken Arm mit der rechten Hand krampfhaft an sich und stürmte dem Thor zu. Hinter ihm war Fluchen und Rennen, dazwischen langen andere schon wieder ein Soldatenlied, als ob nichts geschehen wäre.

Vor dem Thor wandte er sich links, lief geradeswegs durch die Furt zu und sprang die Böschung hinunter. Drüben hingen die Weiden ins Wasser. Er fühlte, wie der getroffene Arm bleischwer jede Bewegung verweigerte. Unsicher tappte er über das glatte, grünliche Gestein, durchwatete den Wasserlauf und tauchte mit der letzten, schwindenden Kraft hinter den grünen Vorhang, den das Gebüsch des Klostergartens vor das Ufer gezogen hatte. Auf der obersten Raiesstufe des Deichtreppleins, das er als Knabe so oft hinabgeschritten war, brach er nieder. Die Sinne vergingen ihm. Durch rote Nebel sah er die Abendsonne wie ein flüssiges Feuermeer aufeinander fließen. Dieses Meer aber war's, das ihn hob und trug und schaukelte. Da blitzte ein letzter Gedanke in ihm auf. Wenn sie das Ufer absuchten und ihn fänden! Er wollte rufen, einen Namen, aber es lag ihm kein einziger auf der Zunge, und da that er einen Schrei und sank vornüber auf die rechte Schulter.

Der Schrei, der ihm schier die Brust gesprengt hatte, klang schwach, mehr ein Verhauf, ein Seufzer als ein trotziger Notschrei in den stillen Herbsttag hinaus. Das sanfte Rauschen des

Wassers, das oberhalb der Fabrik, am Anfang der großen Flußschleife über das Wehr stürzte, verschlang den Hall der Stimme, und nur im Garten fing ihn der Wind und trug ihn über die nächsten Beete.

Ursula blickte das Wirtschaftsfräulein fragend an. „Haben Sie nichts gehört, Jungfer Christine?“

Die sah erstaunt auf, ließ das Nähgarn fallen und antwortete: „Gehört, hier in der Laube? Nein, Mademoiselle, nur die Schnaken hör' ich singen.“

Ursula zauderte, schüttelte unwillkürlich den Kopf über die Ohrentäuschung und nahm dann die Näharbeit wieder auf. Aber nach einigen Minuten fleißigen Schweigens legte sie den Faden und Nadel hin. Es war ein Seufzer, ein leiser Hilferuf gewesen, sie hätte darauf schwören mögen. Ihre Finger fuhren unruhig über den Stoff, an dem sie nähte. Plötzlich warf sie entschlossen die Arbeit beiseite und stand auf.

„Ich geh' ein wenig im Garten auf und ab, Christine, bleiben Sie ruhig sitzen.“

Sie trat ins Freie hinaus und sah sich hastig um. Aber alles war ruhig, nur das Summen der Fabrik tönte leise in der Luft, und vom Städchen herüber klang wildes Jauchzen. Sie schritt an dem Mäuerchen entlang, über das der Epheu in den Fabrikkanal hing. An der Mündung angelangt, blieb sie stehen und bog die Zweige auseinander, um über die Böschung in den Fluß hinabzuspähen. Auch das Flußbett lag still, nur die Bachstelzen schritten über die Kiesel. Langsam ging Ursula weiter aufwärts den schmalen Pfad entlang. Die Libellen gaukelten vor ihr her. Eine Hummel brummte vor ihrem Fuß im Gras, flog schwerfällig auf und plumpste einige Schritte weiter ins Farrenkraut, das seine großen Wedel schwenkte. Ursula war dem ungefügen Insekt mit den Augen gefolgt. Da stockte ihr plötzlich das Herz. Atemlos stand sie vornübergebeugt, die Hände vorgestreckt. Aus dem Lichtgrün der Farren hob sich ein blasses Haupt, von blondem, krausem Haar umrahmt.

„Jacques!“

Ein Hauch nur war's, der lautlos über ihre Lippen flog, und neben ihm sank sie auf das Knie. Er lag mit dem Oberleib auf der obersten Stufe der Treppe, war vornübergestürzt und dann über die rechte Schulter nach rückwärts gefallen. Schlaff hing der linke Arm. Eine Blutspur zog sich quer über die weiße Hemdbrust, und auch die linke Hand war mit geronnenem Blut bedeckt. Einen Augenblick lag Ursula fassungslos über ihn geneigt und tastete mit den Händen nach seinem Haupt. Sie fragte sich nicht, was geschehen war. Jetzt warf sie sich zurück, schnellte auf und rief Christine.

„Mein Gott — was ist, Mademoiselle? — Ihre Stimme klingt so sonderbar —“

„Still, nicht aufschreien!“ Sie hatte ihr den Gestürzten verborgen, jetzt trat sie beiseite. Christine fuhr zurück, aber sie faßte sich.

„Monsieur Jacques! Ist er tot?“

„Nein, nicht tot — um Gott! — nur nicht tot!“

Da bewegte sich der wunde Mann, als habe er die Worte gehört. Der Arm fiel nach vorn, die Brauen zuckten.

Ursula flog die Stufen hinunter, tauchte das Taschentuch ins Wasser und eilte, ihm das Gesicht zu netzen. Da stieß er, ohne die Augen zu öffnen, mühsam die Worte hervor: „Fort, sie kommen, die Gendarmen, die Gendarmen!“

Ursula sprach es nach, und der Befehl, Hilfe und den Arzt zu holen, der ihr auf der Zunge gelegen hatte, kam nicht zum Ausdruck. Sie suchte den Quell, aus dem das Blut geflossen. Aber er schien zum Stillstand gelangt, und als sie den wunden Arm vorsichtig wieder sinken ließ, flüsterte Christine: „Er ist bei sich. Er sieht Sie an.“

Sie blickte in seine Augen. Und da begann sie auf einmal zu schluchzen. „Jacques, Jacques, wer hat dir das gethan?“

„Ursula!“ Der Name glitt über seine Lippen. Seine Gedanken kehrten zurück. Er hob den Kopf. Nickendes Grün um ihn her, matter Abendschein und die beiden Frauen. Da sprach er: „Verrate mich nicht, ich muß fort! Die Gendarmen, die Preußen, es hat so sein müssen.“

In ihre Arme sank er zurück. Ursula glaubte ihn verstanden zu haben. So viel wußte sie gewiß, daß Gefahr im Verzug war, daß er verborgen, gerettet werden mußte. Und ihr Geist gehorchte ihr mit fieberndster Eile. „Christine, Sie haben die Schlüssel zum Waschhaus. Dort sucht uns niemand.“

„Aber Mademoiselle, soll ich nicht Hilfe holen, den Herrn oder —“

Jacques bewegte sich. „Nein, niemand,“ stieß er hervor. „Ich muß fort. Nur die Eltern sollen wissen, daß ich nicht schlimm dran bin. Weiter nichts. Nur fort!“

„Ja, Jacques,“ erwiderte Ursula leise, und ihre Stimme war so voller Liebe, daß es ihm zu Herzen ging. Ein Zucken, ein Leuchten huschte über sein Gesicht. Er wollte den Kopf heben, um sie anzublicken.

Da sagte sie leise: „Lieg' still, sonst bricht das Blut wieder auf.“

Er lag still, die bärtige Wange an ihre Brust geschmiegt.

„Sie haben auf mich geschossen,“ murmelte er, und da drückte sie sein Haupt fester an sich.

Christine ging zu dem Waschhaus hinüber. Ursula hatte recht: hier suchte ihn niemand. Auch war es leicht, den Verwundeten ungesehen hineinzuschaffen, und aus Wäschestücken war schnell ein Lager im Bügelraum bereitet. Christine hatte ihre hausmütterliche Ruhe und Besonnenheit wiedergefunden. Unauffällig sorgte sie für alles und trug auch den Verbandkasten der Fabrik herbei, der ihr anvertraut war, während Ursula im Beidicht kauerte und den Wunden hütete. Als die Schatten der Berge ins Thal wuchsen, schwankte er, auf ihren Arm gestützt, von dem buschigen Hexgesträuch verdeckt, über die Schwelle. Kaum war die Thüre ins Schloß gefallen, so läutete das Fabrikglöcklein Feierabend, und die Schleuse spie das Abwasser aus, das ins Flußbett hinunterschoß. Ein weißer, von Blutstropfen gerölteter Kiesel rollte im Wirbel thalwärts.

Es war Abend geworden, feine Farben nahm der Himmel, und alles auf einen sanften, hellgrauen Ton gestimmt. Die Mühle tauchte der kurzen Gespinsts.

Christine ging durch den Garten auf das Haus zu und warf forschende Blicke um sich. Aber selbst der Lärm der abziehenden Arbeiter war schon verstummt. Alles still. Da gab sie das verabredete Zeichen, indem sie das leichte Spitzentuch, das sie auf dem grauen Haar trug, abnahm und über den Arm hing. Ursula sah es vom Fensterchen des Waschhauses aus.

Sie wandte sich um.

„Schlaf, Jacques, sie suchen dich nicht, ich stehe dir für alles.“

Er that, wie sie geheißen. Im Fieber aber murmelte er immer wieder: „Nur fort, fort!“

* * *

In der Mühle brannte schon Licht, als Ursula den Uferpfad hinstrich. Wie ein scheuer Vogel lief sie und blieb nur einen Augenblick stehen, ehe sie an der Hofmauer entlang den Eingang gewann. Da bemerkte sie auf der Thalstraße zwei Gestalten, und im Zwielicht unterschied sie metallischen Glanz. Sie horchte, taktfeste Schritte — die Gendarmen! Wie ein Schatten huschte sie an der Mauer hin über den Hof und den Flur. Nur um wenige Schritte war sie jenen voraus.

Sie trat rasch, ohne anzuklopfen, in die Stube. Sigwald saß im Sessel, düster, wortkarg, wie meist in der letzten Zeit.

„Du — Ihr, Jungfer Briou?“

Aber sie achtete nicht auf die abweisende Anrede, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte schnell: „Still, verrat' dich nicht, Onkel! Jacques hat Unglück gehabt, Streit im Ort. Die Gendarmen suchen ihn. Sie sind schon vor der Thüre.“

„Die Gendarmen? Ich versteh' dich nicht.“

Mit wenigen Worten klärte sie ihn auf, ohne aber den Zufluchtsort Jacques' näher zu bezeichnen.

„Ist Mutter Sigwald in der Küche? Ich gehe zu ihr. Bleib' ruhig! Verrat dich nicht!“

„Geschossen, angeschossen! Ah, diese Bande!“

„Still, Onkel, das sind sie, schweig!“

Sie drückte den aufgeregten Mann auf den Sitz nieder und schlüpfte durch die Nebenthüre in die Küche, um die Mutter vorzubereiten. Sie sagte ihr nicht, daß den Sohn ein Schuß getroffen, aber Marianne brach dennoch in Thränen aus. Aber als die Gendarmen die Hausdurchsuchung vornahmen, fuhr sie schnell mit dem Schürzenzipfel in die Augen, ließ sie brennend trocken und hielt sich ruhig und würdig.

„Einen Kerzenstock, Mutter, den Herren zu leuchten!“ rief Sigwald mit starker Stimme in die dunkle Küche.

„Es war eine höllisch ungeschickte Affaire, Herr Sigwald, Ihr Sohn war mitten drin, und mit dem Messer haben sie auch nicht lang' zugewartet. Na, da ging's man nicht anders. Aber daß er auch gerade den Gaul anpacken und den Wachtmeister an die Wand drücken mußte, das war zu viel. Da hat der Lublinski abgebrannt. Der lag Ihnen nämlich auf dem Pflaster und kriegte es mit der Wut, als sie auf ihm herumtrampelten. Da ging das Spielzeug wie von selbst los. Dabei hat der Gaul die blaue Bohne zuguterletzt auch noch abgekriegt. Sie ist ihm durch den Hals geschlagen.“

Sigwald erwiderte kein Wort. Marianne aber sagte leise: „Sie sind ja schon so lang' hier im Thal, Herr Bernicke, und Sie wissen doch, daß die Buben hitzig sind, aber gewiß nicht bösartig. Und Jacques gar! Fehlt ihm was?“ setzte sie in plötzlich ausbrechender Angst hinzu.

„Fehlen? I wo, Madame, wir suchen ihn ja.“ Er war verlegen. „Aber die Rekrutierung!“ fuhr er dann hastig fort. „Da heißt's, auf dem Posten sein! Es gehen uns schon zu viele durch die Lappen, und jetzt — entschuldigen Sie — die Pflicht —“

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und wandte sich an seinen Kameraden: „Vorwärts, Schider, wir müssen uns sputen! Finden werden wir den Mann ja nicht, das sieht man den Leuten schon an.“

Schwerfällig stieg Joseph Sigwald die Treppen hinauf und hinunter. Seine Lippen lagen fest aufeinander, seine Fäuste zuckte in seinem Gesicht, und die Faust schloß sich wie Eisen um den massiven Kupferleuchter, aber den hat das Stearin rann.

Sie fanden Jacques Sigwald nicht, obwohl sie vom Boden bis in die Rauchstube und in Scheuer und Stall Umschau hielten. Als die Hausdurchung beendet war, sagte Bernicke, indem er den großen roten Schnurrbart durch die Finger laufen ließ und den Müller schlau anblinzelte: „Das war vorauszusehen, Herr Sigwald. Können Sie mir nun über den Aufenthaltsort Ihres Sohnes bessere Auskunft geben?“

„Nein!“

„Hm, ich muß schon dringender werden. Weit kann er nicht sein. Unter dem Thor war noch deutliche Spur, dann freilich verlor sie sich, und wir hatten mit den Kerlen genug zu thun, bis wir daran denken konnten, hierherzukommen. Also, ich frage noch einmal!“

Sie standen auf dem Hof. Die Nacht war angebrochen. Die Laterne, die über der Stallthüre hing, verbreitete eine unsichere Helle. Sigwalds Gesicht aber war von dem Flackerschein der Kerze beleuchtet, die er noch in der Hand hielt.

„Ich habe Ihnen nichts zu sagen, Herr Gendarm.“

„Aber seien Sie doch nicht so widerborstig, Herr Sigwald,“ versetzte Bernicke gemütlich. „Besser wird ja die Sache dadurch nicht. Oder ist er Ihnen etwa ausgerückt, der Grenze zu?“

Sigwald fuhr auf. Sein Auge blitzte, seine Gestalt straffte sich. „Ich wollt', er wär's!“

„Vater!“ stieß Marianne ängstlich hervor. Aber er bereute das Wort nicht.

Die Gendarmen sahen sich bedeutsam an. Da wurden alle auf Wagenlärm aufmerksam, der lauter als gewöhnlich auf der Thalstraße erklang. Windlichter tauchten auf, Zurufe und Peitschenknallen wurden laut und jetzt auch Hufschlag und das Klirren von Säbelscheiden und Steigbügeln.

„Aha, das Kommando!“

Kaum hatte Schilder die Worte gesprochen, so rollten zwei mit Jnfanteristen besetzte Leiterwagen auf der Thalstraße vorüber. Gewehre und Helme blitzten im Schein der Laternen. Und nun stob Hufschlag näher. Ein Reiter erschien in der Thoreinfahrt.

„Sehe da Helme! Gendarmerie hier?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

Der Offizier kam näher, musterte die Gruppe und winkte dann Bernicke heran. Sigwald stand unbeweglich. Jm Hintergrund drängten sich Knechte und Mägde.

„Es ist gut, Sie können abtreten, Gendarm! Und nun zu Jhnen —“

Das war der scharfe Kommandoton, der Sigwald stets ins Blut ging. Er trat langsam näher. „Sie wünschen, Monsieur?“

Der Premierleutnant blickte in das markante Gesicht, sah die Narbe, den martialischen Knebelbart und sagte:

„Sie haben gedient?“

„Ja, ich habe gedient, 1859 gegen die Oesterreicher und nach den ersten Augusttagen 1870 freiwillig eingerückt als Sergeant, gegen die Preußen.“

„Dekoriert?“

„Und blessiert.“

Frage und Antwort folgten einander wie Ausfall und Parade. Jetzt bog sich der Offizier herab. Sein Blick konzentrierte sich mit aller Schärfe, und die Zügelhand zuckte nervös, als er sagte: „So geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie nicht wissen, wo der junge Mann —“

„Mein Ehrenwort?! Das geb' ich nicht, Herr Leutnant. Aber nicht, weil ich weiß, wo Jacques ist — denn ich weiß es, Gott sei Dank, nicht! — sondern weil auch ein Feind den Vater nicht damit fangen sollte.“

Der Leutnant schwieg einen Augenblick betroffen. Dann ging eine eigentümliche Bewegung über sein Gesicht, er räusperte sich. „Ihr Sohn? Dann allerdings — das wußt' ich nicht. Jch bitte um Entschuldigung.“

Er bob die Hand an den Helm und verneigte sich leicht im Sattel. Und als er nun nach einem kurzen Befehl an die Gendarmen den Hof verließ, grüßte er noch einmal, und sein Gesicht hatte einen frischen, jugendlichen Ausdruck.

Auch die Gendarmen hatten sich entfernt. Da warf Sigwald den Leuchter mit Wucht in den Brunnentrog. Aufzischend erloschen das Licht, ein Wasserschwall klatschte auf den Hofgrund. Und jetzt begann Marianne laut zu schluchzen.

„Wo ist er? Sag' mir, wo er ist!“

„Frag' die da!“ Er wies auf Ursula, die sich unter dem Gesinde verborgen gehalten hatte.

„Wenn alles sicher ist, frag' ich euch zu ihm,“ antwortete das Mädchen leise.

Sie warteten noch eine Weile. Sigwald stieg in die Schlafstube hinauf und strich ein Zündholz an. Der irre Schein zuckte über den Feuerwehrhelm, der auf dem Schrank stand. Mit sicherer Hand griff Sigwald in das geheime Fach des Schrankes und steckte die Barschaft zu sich, die er da vorfand. Dann rief er den Oberknecht, schloß sich mit ihm ein und sagte: „Jch brauch' dein Sonntagsgewand für ihn. Er muß fort.“

Der Knecht besann sich keinen Augenblick, nickte und antwortete knapp: „Natürlich! Ich geh's holen.“

Die Nacht war mild, der Himmel wie schwarzer Sammet und silbern gestirnt. Ursula ging voraus, und hinter ihr tastete die Mutter durch das rauschende Unkraut. Der Müller ließ ihr den Vortritt und wartete, wie verabredet, eine Weile am Hofthor, ehe er den Uferpfad einschlug. Pfiuele stand neben ihm. Er hörte das Klopfen ihres Herzens. Da fiel er einen Augenblick aus seiner starren, entschlossenen Schweigsamkeit, fuhr ihr rauh, aber zärtlich über die Wange und murmelte:

„Ruhig, Kind, es ist zu seinem Glück gewesen.“

Das Wasser schoß in starkem Zug durch das Schleusenthor, und Marianne klammerte sich an Ursulas Hand, als sie im Dunkel über den schmalen Steg schritten. Der Garten lag schwarz vor ihnen, Bosketts und Zierbäume drohten wie finstere Wegelagerer zu ihnen herüber. Das Waschhaus war nur als ein undeutlimmbares, weniger schwarzes Etwas im Schatten der Klostermauern zu erkennen. Ursula klopfte viermal, zwei schnelle und zwei langsame Schläge. Knirschend erschloß sich die Thüre.

„Sind Sie's, Mademoiselle?“

Ursula zog Marianne über die Schwelle in die dunkle Waschküche. Es roch nach Ruß.

„Ich bin's, Christine. Schläft er noch?“

„Nein, er ist wach und hat fast kein Fieber.“

„Kein Fieber?“ stammelte die Mutter und suchte in der Finsternis Ursulas Hand. „Ihr habt mir etwas verschwiegen, Jacques ist krank.“

„Nein, krank nicht, nur ein wenig verletzt.“

„Wo ist er? Jch muß zu ihm!“ Sie hatte ihre Energie wiedergefunden. Ursula führte sie zu der Thüre des Bügelzimmers.

„Das Fenster ist verhängt, das Licht könnte uns verraten.“ Und rasch schob sie die kleine Frau über die Schwelle und

GLÜCKLICH

Nach dem Gemälde von A. Schröder

Aus dem neuen „Gartenlaube-Bilderbuch. Der deutschen Jugend gewidmet"

Bilder aus dem Zoologischen Garten zu Hannover.
Nach photographischen Aufnahmen.

schloß die Thüre wieder, lehnte sich mit dem Rücken dagegen und verharrte in dieser Stellung.

„Gehen Sie, Christine!“ flüsterte sie.

Das Fräulein verließ leise das Häuschen.

Unsicher war Frau Sigwald an der Thüre stehen geblieben. Jetzt machte sie eine hastige Bewegung, und da rief auch schon die Stimme des Sohnes: „Du bist's, Mutter?“

„Ja, ich bin's, Jacques!“

Sie eilte mit jugendlicher Lebendigkeit auf das improvisierte Lager zu, auf dem sich Jacques mühsam aufgerichtet hatte. Er barg den wunden Arm unter dem Leintuch, aber die Mutter erriet halb und halb, was ihm fehlte, sie ergriff seine gesunde Hand, lauerte sich am niedrigen Bett nieder und stellte tausend ängstliche Fragen.

„Es ist nichts, Mutter. Die Kugel ist mir nur durch das Fleisch gegangen. Der Arm bleibt heil.“

Auf einmal aber wurde er fiebrig aufgeregt.

„Ursula, Mutter, Ursula hat mich gerettet. Und ich muß fort, denn jetzt geh' ich nicht mehr zu den Preußen.“

Sie suchte ihn zu beschwichtigen.

„Heute und morgen nicht, Jacques. Es muß zu heimlich geschehen, und du kannst dich nicht auf den Füßen halten.“

„Ich kann nicht?“ rief er und lachte trotzig. „Nein, ich muß, Mutter, ich will niemand zur Gefahr und zur Last sein.“

Die Klinke der Thüre schnappte auf. Ursula hatte auf ihrem Wachtposten die laut hervorgestoßenen Worte gehört, und unwillkürlich glitt ihre Hand vom Griff. Ein erkältendes Gefühl fuhr ihr in die Brust. Er wollte ihr nicht verpflichtet sein. Und dies that ihr plötzlich so wehe, daß sie ihre Selbstbeherrschung vertor und den Posten flüchtig verließ. Zum erstenmal, seit sie den Verwundeten am Ufer aufgefunden hatte, überkam sie eine Schwäche, und die gespannten Nerven erschlafften. Auf einer Bank des Gartens saß sie und konnte keinen Gedanken fassen. Drüben tönten die Stimmen Fernys und Andrés vom Bakkon. Sie achtete nicht darauf, und als Christine leise zu ihr trat und berichtete, daß man sie vermißte, nickte sie nur mechanisch und wies das Fräulein von sich. Da rief eine vorsichtig gedämpfte Stimme ihren Namen. Sie schrak auf und ging langsam, müde auf den Schleusensteg zu. Hier stand Sigwald.

„Ich trek' nicht gern auf Klosterboden, aber es muß sein.“

„Komm!“ erwiderte sie und schritt ihm voraus. Der Klostermüller trat leise auf. In der Hand hielt er das Kleiderbündel und tappte im Dunkel durch die Waschküche auf die Thüre zu. Als er eintrat, saß die Mutter bei dem Sohne und tröstete den, daß noch alles gut werde.

„Geh hinaus, Marianne! Es ist besser, wenn nur zwei reden. Auch zu horchen braucht niemand.“

Marianne sah ihn unruhig an. „Was willst du, Joseph?“

„Geh nur, es muß doch jemand ausschauen. Wer weiß, ob sie nicht das Ufer abstreifen.“

Die Mutter kannte den entschlossenen Zug, der jetzt zwischen Sigwalds Augen stand, und sie ging, ohne weitere Fragen zu stellen.

Sigwald lauschte, bis es wieder still geworden war, dann fragte er kurz: „Wann kannst du fort?“

Sein Blick aber flimmerte, und die Hand, die wie zerstreut die Rechte des Sohnes ergriff, zitterte. Sie hatten auf ihn geschossen, ihn beinahe zum Krüppel geschossen! Und als Jacques antwortete: „Fort? Wohin und wie, Vater?“, da übermannte ihn plötzlich der Schmerz, und er beugte sich zu dem Sohn nieder, legte ihm die Hand auf die heiße Stirn und flüsterte: „Sei ruhig, mein Bub, ich geb' dich nicht von mir!“

Und Jacques lächelte gerührt über den Widerspruch, in dem sich das Herz des Vaters gefangen hatte. Dann erzählte er den Verlauf des Streites, in den er gerissen worden war.

„Ja, ja, ‚Vive la France!‘ ist ein Verbrechen geworden; aber auch der ist ein Verbrecher, der den Ruf im Rausch und aus Nichtsnutzigkeit ausstößt,“ sprach der Vater.

„Mir aber bleibt nun nichts anderes übrig als dieser Ruf, wenn ich nicht büßen will für heute. Und ehrlich gesagt, Vater, ich geh' lieber mit ganzem Herzen über die Berge, als mit halbem nach Deutschland.“

Ein schwärmerisches Gefühl war in ihm aufgestiegen und brannte nun in seinen Augen. Sigwald aber reckte sich plötzlich zur vollen Höhe auf. „Das Wort ist mir wie ein Segen von oben, Jacques. Ja, wir sind treu. Und du gehst nun über die Berge, heim über die Berge.“

„Nicht nur über die Berge, auch übers Wasser, Vater.“

Einen Augenblick schwiegen sie. Sigwald stand aufrecht und hielt die Hand des Sohnes. Ueber sein Gesicht spielte der gedämpfte Schein des Lämpchens, das in einer Ecke aufgestellt war. Und nun begann er zu sprechen, die Augen blicktos ins Weite gerichtet, alles wie im Traum, ohne Zusammenhang.

„Ja, Jacques, auch übers Wasser. In die Fremdenlegion . . . die Elsässer sind immer ihre besten Soldaten gewesen . . . Sie schätzen uns noch. Offiziere und Generäle sind genug aus dem Elsaß erwachsen. Die Trikolore, Jacques, die Trikolore! . . . Und die Marseillaise! . . . Ich bin niemals drüben gewesen in Algier, aber es ist ja nicht am End' der Welt. Ganze Dörfer von Elsässern sind dort, mit dem Kirchturm in der Mitte, weiten Reckern, den Hühnern auf dem braunen Mist, wie bei uns. Die Fremdenlegion . . . Du kannst Offizier dort werden . . . Lüpf die Kappe, wenn du die erste Trikolore siehst, Jacques! Dein Urgroßvater hat sie auf das Klostertürmchen gesteckt, und da sind wir freigeworden und gleich vor dem Gesetz. Mein Vater und ich — grüß' mir Frankreich!“

Noch stand er im Banne seiner fanatischen Anhänglichkeit und bewegte die Lippen. Eng drückten rings die Wände, vor ihm, auf zusammengelegten Bügeldecken und Wäschestücken lag sein Sohn, aber der Mann sah und hörte nichts. Da öffnete sich die Thüre, und scheu blickte die Mutter in den Raum.

„Ich bin so allein, ich will bei ihm sein,“ sprach sie entschuldigend und zögerte auf der Schwelle. Ursula stand am Herd und zuh durch den Spalt auf Jacques, der ruhig dalag. Sigwald fuhr auf, strich sich über die Stirn und sagte mit kräftiger Stimme: „Komm nur, Mutter! Es ist alles in Ordnung. Er geht nach Algier.“

„Nach Algier, in die Fremdenlegion?“ Sie schrie's, aber mit unterdrückter Stimme, und warf sich über den Sohn.

„Nein, Jacques, nicht in die Legion! Sie gehen ja alle zu schanden dort. Und du bist doch mein Bub!“

Der Sohn erwiderte sanft: „Sorg' dich nicht, es muß sein Besser dort als bei den Preußen.“

„Bei den Preußen! O, das schlimme Wort! Das hat dir dein Vater eingeredet. Was frag' ich nach Preuß' oder Franzos! Aber nach Algier sollst du nicht gehen! Geh' lieber, zehntausendmal lieber zu den Preußen als dorthin!“

„Du verstehst das nicht, Marianne. Mach' ihm den Abschied nicht schwer,“ warf Sigwald ein, aber der Ton war unsicher, er schluckte an den Worten.

Da richtete sich die Mutter auf. „Verstehen, meinst du, Joseph? Ich sühl's nur, daß es dem Kind sein Unglück wird. Du denkst nur an das Alte zurück, meinst, der junge Baum müßte wachsen wie das alte Holz. Treib' ihn nicht aus dem Land, ich ertrüg's nicht, wenn's zu seinem Unglück wär'!“

„Aber, Mutter, es muß ja sein. Soll ich um ein gnädiges Gericht betteln? Ich geh' ja gern. Fort, nur fort!“

„Und wie willst du fort?“ fragte sie heftig und froh, einen Einwand gefunden zu haben. „Du bist ja krank, zerschossen. Und wer soll mit dir gehen? Du mußt doch heimlich über die Grenze!“

„Ich geh' allein.“

Er richtete sich auf, biß die Zähne zusammen, schüttelte die Decke ab und trat auf den Boden. Er stand. Das Zimmer lud mit seinen vier Wänden im Kreise um ihn her, aber er blieb stehen.

„Siehst du, Mutter, es geht.“

Sie stutzte ihn. Der Vater faßte seine Hand, und an der Thüre bewegte sich Ursulas Schatten. Jacques wartete einen Augenblick, bis der erste Schwindel vorüber war. Der Arm hing schwer in der Binde, und in der Schulter klopfte das Blut. Aber er zwang seine Schwäche. „Es muß gehen! Sie finden mich sonst. Morgen muß ich fort sein.“

„Und wer soll mit dir gehen, du thörichter Bub?“ jammerte die Mutter, die das Zittern seiner Knie gewahrte. „Der Vater kann nicht fort, es lág' ja klar am Tag, wohin er wär'. Ich auch nicht, niemand von uns.“

„Ja, Jacques, da hat die Mutter recht,“ murmelte Sigwald.

„Aber ich will, ich muß!“ stieß er aufgeregt hervor und ließ sich langsam auf das Kopfende des Lagers nieder.

Da schlug Ursula die Thüre auf. Sie war blaß, aber ihre Stimme klang ruhig: „Ich geh' mit ihm.“

„Du, Ursula, du?“

Ihre Stimmen riefen durcheinander, und jählings traf Jacques eine neue Schwäche. Er taftete, ließ sich gleiten und sank auf das Lager zurück.

Mutter Marianne aber hing an Ursulas Hals und schluchzte: „Ja, geh' du mit ihm, du bist mir die Allerliebste.“

Jacques war verstummt. Eine große Traurigkeit war über ihn gekommen, von der er sich keine Rechenschaft geben konnte. Wenn er Ursulas Blick suchte, wich sie ihm aus und ließ sich vom Vater den besten Weg über die Berge weisen. Eine Bittfahrt nach dem Vogesenwallfahrtsort „Drei Aehren“ sollte Ursulas Gang vor Ferny erklären.

„Nun dank' ich's Mutter Madeleine, daß sie mich so oft auf Florimont in den Sommer geschickt hat. Ich bring' ihn auf Weg und Steg, über Labaroche am Hohenad und am Schwarzen See hin sicher nach der Grenze.“

Da pochte es an Fensterlädchen.

„Man sucht mich,“ schloß sie hastig. „Auch ihr müßt heim. Nicht daß uns noch in letzter Stunde der Gendarm den Plan zertritt.“

Und Vater und Mutter nahmen Abschied. Immer wieder kehrte die Mutter zu dem Sohn zurück, streichelte ihn, küßte ihn mit zitternden Lippen und schluchzte: „Bleib' mir gesund, mein Bub! Schreib' mir bald und laß mich's wissen, wenn du Kummer hast unter den Mohren. Ich flicke das Pfühele nach, es soll dir ein Gebetbüchle bringen. Leb' wohl, mein Bub! O, Jacques, Jacques, bleib' mir gesund!“

Und der Vater wühlte mit nervösen Fingern in seinem grauen Bart, schnäuzte sich und sprach: „Vorwärts, vorwärts, Mutter, er geht ja nicht aus der Welt. Er ist ja daheim dort drüben, von Gott und Rechts wegen. Sie dürfen ihn nicht verderben lassen!“

Dann schob er dem Sohn die Barschaft in die Brieftasche, wies ihm das Kleiderbündel und fuhr fort:

„Also am anderen Morgen in der Frühe, eh' es hell wird. Bis dahin muß er Kraft schöpfen. Komme nur gut hinüber! Und nun leb' wohl, Jacques, mein Junge, und auf Wiedersehen!“

Er schüttelte ihm die gesunde Hand, lehrte sich ab und faßte die Mutter am Arm. „Komm jetzt, einmal muß es sein!“

Sie folgte ihm weinend. Schon waren sie in dem dunklen Waschraum, da kehrte er ihren Arm los, und ehe er sich dessen bewußt war, stand er noch einmal vor dem Sohn, nahm ihn vorsichtig in die Arme, drückte den bärtigen Mund auf seine heiße Stirn und flüsterte: „Nimm meinen Segen mit, du mein lieber Bub!“

Marianne hatte nicht mehr die Kraft gehabt, ihm zu folgen, und ging, von Ursula geleitet, in stillen, unaufhaltsam fließenden Thränen ihres Weges. An der Schleuse warteten die Frauen auf den Vater. Dann tauchte Sigwalds dunkle Gestalt auf, und in dumpfem Schweigen ging er neben der kleinen tief schluchzenden Frau der Mühle zu.

Ursula sah die Beiden im Dunkel verschwinden, dann schritt sie rasch nach der Villa zurück. Sie war trotz allem ruhig und von einem eigentümlich heiteren Mut erfüllt.

Am Fensterlädchen des Vogelzimmers hielt sie einen Augenblick inne und pochte an. Gleich darauf tönte von innen ein Klopfen. Jacques gab ihr ein beruhigendes Zeichen. Und zum erstenmal seit jenem Kirchweihtag hegten beide das Gefühl, sich näher gekommen zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Zoologischen Garten zu Hannover.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Direktor Dr. **Ernst Schäff.**

(Zu dem Bilde S. 805.)

Gezähmte und dressierte Elefanten, Löwen, Tiger, Bären und sonstige große Tiere verschiedener Art, von abgerichteten Affen und Hunden ganz zu schweigen, hat wohl jeder ein oder das andere Mal gesehen. Cirkusse und wandernde Menagerien, sowie die in neuerer Zeit seltener werdenden Affentheater erzielen mit derartigen Schaustellungen immer nach Erfolge, und auch in den Variété-Theatern pflegen die „Dressurnummern, in welchen kleinere Tiere, wie Kakadus, Katzen, Ratten, Hühner, ja sogar Schweine, Gänse u. dergl., auftreten, zum festen Repertoire zu gehören. Was man aber in keinem Cirkus und in keinem Theater und sonst auch nur höchst selten zu sehen bekommt, das ist ein gezähmtes und abgerichtetes Wildtier, dieser unförmige, auf kürzeren furzen Beinstummeln ruhende Fettklumpen mit der unglaublich stumpfsinnigen Physiognomie und dem blöden, alles andere eher als Geist, wenn auch nur im bescheidensten Maße, verratenden Auge. Und doch läßt sich auch der „Behemoth“ (aus dem Buch Hiob, Kap. 40, 10 bis 19) dahin bringen, daß er seinem Wärter willig folgt und auf einen Wink eine Reihe einfacher Produktionen ausführt. Der mit unterirdische Zoologische Garten zu Hannover besitzt seit längerer Zeit einen Hippopotamus, den in seinen jungen Jahren von seinem früheren Wärter ein leidlicher Grad von Zahmheit und allerlei kleine Künste beigebracht worden sind, die das schon durch sein Aeußeres interessante Tier für die Besucher des Gartens doppelt anziehend machen. Jetzo — dies ist der Name unseres Nilpferdes, der mit hinsichtlich seiner Etymologie noch dunkler ist als sein Verjungungsheiet, der dunkle Erdteil — verläßt auf ein Zeichen des Wärters sofort das Wasserbecken, in dem es sich den größten Teil des Tages einer behaglichen und beschaulichen Muße hingiebt, und zeigt sich dem staunenden Publikum in seiner ganzen Größe und Schönheit — gleich der dem Meer entstiegenen Venus Anadyomene, wie ich einmal jemand äußern hörte, ein Vergleich, der aber nur in dem einen Punkte zutrifft, daß auch unser Nilpferd dem schöneren Geschlecht angehört. Wenn man auch nach allgemeinen ästhetischen Anschauungen ein Nilpferd nicht gerade als „schön“ bezeichnen kann, so muß doch vom zoologischen Standpunkte jeder Kenner unsere Jelo ein schönes Tier nennen. Auf einen weiteren Wink hebt sie das mehr durch Masse als durch Eleganz ausgezeichnete Haupt und blickt mit wahrhaft schwärmerischem Augenaufschlag gen Himmel — dem unbeschreiblich komischen Blick. Dann wird eine Balle im Schritt und Trab ausgeführt, und endlich muß sich Jelo dazu bequemen, ihrem Wärter als Ruhesitz zu dienen. Hiernach wird ihr gestattet, das geliebte feuchte Element wieder aufzusuchen, wo sie dann aber nach durch Beispielen veranlaßt wird, das geradezu unheimlich große und breite Maul aufzureißen „wie ein Scheunenthor“. Wenn irgendwo, dann paßt dieser Vergleich auf den Nilpferdrachen. In Antwerpen sah ich vor einigen Jahren ein großes männliches Nilpferd, das ebenfalls völlig zahm war, und dem sogar der Wärter den halben Arm in den Rachen steckte, ein Experiment, das ich doch nicht für ganz unbedenklich halte. Man sieht aus dem Beispiel unserer Jelo wieder einmal, daß man sich nicht durch Aeußerlichkeiten täuschen lassen soll, und daß unter einer häßlichen Schale doch ein braunbarer Kern stecken kann. Unsere beiden Nilpferdbilder bedürfen nach dem eben Gesagten keiner Erläuterung mehr.

Zu den beiden Raubtierbildern bemerke ich, daß der auf dem einen Bilde allein vor dem Bärier stehende junge Bär und der auf dem anderen beben der jungen Löwin befindliche Geschwister sind, aber verschiedenen Jahrgängen angehören. Wir zünften allsährlich junge braune Bären, meist zwei, selten drei, die letzten beiden Jahre nur je einen. Diese sehr klein und wenig entwickelt im Januar geborenen kleinen Pelze lassen wir 9 bis 10 Wochen bei der Mutter, dann nehmen wir sie fort und ziehen sie mit der Flasche groß. Dies geschieht einerseits, weil wir mit Käfigräumen im Bärenzwinger sehr beschränkt sind und nicht gut die Bärin mit den Jungen in einem für längere Zeit angemessenen Raum so lange absperren können, wie es erforderlich wäre, um die Bärenkinder gegen den gelegentlich auf den eigenen Nachwuchs gerichteten unnatürlichen Appetit des Vaters zu schützen. Andererseits aber pflegt es für die kleinen und großen Besucher unseres Zoologischen Gartens stets ein ergötzendes und beliebtes Schauspiel zu sein, wenn die jungen Bären ihre Flasche bekommen. Diese lernen es sehr leicht, sich nach Art ihrer menschlichen Altersgenossen (oder dach — leider! — vielen derselben) zu ernähren, und werden im Laufe des Sommers weißlich von dem Raubtierräuber dahin gebracht, ihre Flasche selbst in den Vorderpranken zu halten, was jedesmal lauten Jubel und wahre Lachsalven erregt.

Unser letztes Bild zeigt neben dem diesjährigen kleinen Bären seine Spielgefährtin, eine etwas jüngere Löwin, die mit ihm zusammen aufgezogen wird. Pelz mattrütiert seine Genossin manchmal in echt bärenhafter und in zartbesaiteten Gemütern Entsetzen und Unwillen erregender Weise, aber trotzdem lieben sich die beiden Raubtierkinder außerordentlich, und zwar mit gegenseitiger Zuneigung. Denn als wir einmal, weil Pelz wirklich zu handgreiflich mit seinen Zärtlichkeiten wurde, eine Trennung eintreten ließen, erhoben die beiden armen Würmer ein so durchdringendes und anhaltendes, wahrhaft erbärmliches Wehgeheul, daß wir sie wohl oder übel wieder vereinigen mußten, worauf beide zufrieden und ruhig waren. Einig kann übrigens der zarte Bund nicht dauern. „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,“ wird es auch hier heißen. Pelz wird voraussichtlich zuerst hinaus in die Welt ziehen und höchst wahrscheinlich das Los seiner meisten älteren Geschwister teilen, die fast alle von slovenischen und bosniakischen Bärenführern gekauft wurden und mit diesen auf Kunstreisen gingen. Eine ganze Reihe von herumziehenden Tanzbären, die angeblich tief aus Rußland oder aus den wilden Karpathenwäldern stammen, sind geborene Hannoveraner. Auch die Tiere haben ihre Schicksale!

Das „Gartenlaube-Bilderbuch".

Wer den regen Eifer beachtet, mit dem das deutsche Volk seit einer Reihe von Jahren all das empfängt und aufnimmt, was mit der bildenden Kunst zusammenhängt, der wird sich der Einsicht nicht verschließen können, daß hierwie auch auf vielen anderen Gebieten ein starker zukunftsvoller Aufschwung unsere Kultur beherrscht. Das Volk der Dichter und Denker, das früher an den Werken bildender Kunst allzusehr nur vorüberging, als handelte es sich um Luxusdinge, beginnt zu fühlen, daß die Kunst im Leben jedes Menschen ihren angestammten Platz hat und ausfüllen muß, und daß ein Etwas in dem Leben leer und inhaltlos bliebe, wenn die Kunst gebannt wäre aus ihm. Eine Fülle kraftvoller Bestrebungen sind dem Drange zu danken, der durch so lange Jahre ein wenig stiefmütterlich beiseite gelegten Kunst ihr Recht im Leben jedes Menschen wiederzugewinnen. Man hat Vereinigungen gegründet, deren Ziel es ist, die Kunst und ihre Werke dem Volke entgegenzubringen, man hat der dekorativen Kunst besondere Sorgfalt zugewendet, damit der Künstler Wert in unserem Heime Boden finde und so durch seine stete Gegenwart verdelnd und erfreuend wirke. Schließlich aber hat man auch versucht, den Samen künstlerischer Bildung schon in die Herzen unserer Jugend einzustreuen. „Kinderkunst" und „Kunsterziehung" sind längst keine leeren Schlagworte mehr, es sind Begriffe, mit denen sich für den modernen Pädagogen ein ganz bestimmter, bedeutungsvoller Inhalt verbindet. Er denkt dabei an jene keineswegs phantastischen Ideen, wie sie in den letzten Septembertagen des Jahres 1901 auf dem „Kunsterziehungstage" in Dresden zum Ausdruck gebracht wurden, an die lichtvollen Ausführungen über Kunst in der Schule und im Kinderzimmer, die dort im Zusammenhange als ein schönes Erziehungsprogramm entwickelt worden sind.

„Kunst in der Kinderstube?" höre ich fragen. „Soll man die armen Kleinen schon mit Kunstgeschichte quälen?"

Nein! Die Kunsterziehung bei den Kindern soll andere Wege gehen. Sie will als Spielerziehung ganz zwanglos sich die Herzen unserer Kleinen bilden. Sie will, während das Kind über sein Spielzeug jubelt, während es still mit roten Backen den Versen aus dem Bilderbuche lauscht und während es dann frohen Auges die Bilder in dem schmucken Buch betrachtet, die erste Prägung des Geschmacks, den Sinn für Schönes, das Verständnis für das Gute dem Kinderherzen geben.

Im Spiele lebt das Kind, und durch die rege Phantasie führen die Wege zu der Kinderseele. Wer diese Wege geht, dem wird die junge Seele gern Einlaß geben, der wird dem Kinde Freund und Lehrer sein zugleich.

So ist es denn ein Ziel der Kunsterziehung, Spielzeug und Bilderbuch mit künstlerischen Mitteln zu gestalten und namentlich das letztere auf die denkbar höchste Stufe zu stellen. Das alte Wahrwort „Für die Jugend ist das Beste gut genug" soll praktisch als die Richtschnur dieses Strebens dienen, die Besten sollen ihre Kraft dem schönen Werke leihen, das Edle aufzuwecken in der Phantasie der jungen Menschenknospen.

Titelvignette.

Originalzeichnung von Hanns Anker.

Vom Mäuslein Thunichtgut.

Nach einer Originalzeichnung von F. Flinzer.

Daß es gerade mit Bezug auf die Pflege des Bilderbuches durch viele Jahre schlimm bestellt war — kann nicht geleugnet werden. Das Werk, das Meister Ludwig Richter einst geschaffen, hat später nur recht wenige nennenswerte und gleich liebevolle Fortleger gefunden. Wohl ragen einige Künstler als vollwertige Zeichner schöner Kinderbücher durch all die späteren Jahre rühmlich hervor, im ganzen aber hat das „Bilderbuch" die Pflege nicht gefunden, die es verdient. Es galt als Buchwert zweiter Ordnung; was von dem Tisch der Großen fiel, schien noch gerade gut genug dafür.

Erst in jüngster Zeit setzte hier ein Wandel ein, und zu dem Besten, was auf dieser neuen Bahn bis jetzt geschaffen wurde, möchten wir das „Gartenlaube-Bilderbuch" zählen, das im Ernst Keil'schen Verlag soeben erschienen ist, und das die „Gartenlaube" anläßlich ihres fünfzigjährigen Bestehens der deutschen Jugend gewidmet hat.

Schokoladenschloss.

Nach einer Originalzeichnung von B. Thielmann.

Wenn irgend je, dann ist es hier einer Vereinigung von Erzählern, Dichtern und Künstlern gelungen, bei einem Kinderbuche das

Das Eisenbahnspiel.

Nach einer Originalzeichnung von A. Hausdoler

Muttersöhnchen.
Originalzeichnung von Fritz Reiß.

wahrhaft Kindliche, das Sonnige und Herzerfreuende zu treffen und zugleich das wahrhaft Bildende mit zu erfassen. Es wird genügen, wenn wir aus der langen Reihe derer, die ihre Feder in den Dienst des „Gartenlaube-Bilderbuches" stellten, Namen wie Helene Binder, Victor Blüthgen, Max Haushofer, W. Heimburg, Hans Hoffmann, Anna Ritter, Heinrich Seidel und Johannes Trojan nennen. Was alle die und diese andere, deren Namen nicht minder guten Klanges sind, für das Buch beigesteuert haben, giebt eine solche Fülle echter Poesie in Vers und Prosa, wie sie ein deutsches Kinderbuch gleich reich an Abwechselung wohl noch kaum geboten hat. Ernst wechselt mit warmherzigem Humor,

Seifenblasen.
Nach dem Gemälde von G. Roeßler.

dem kleinen Sinngedichte folgt das Lied oder das Märchen, dazwischen finden sich kleine Erzählungen von bedeutungsvollem Gehalt, aber auch an übermütigen Schnurren und an munteren Spielen ist kein Mangel. Und gleichermaßen wie der Text ist auch der Bilderschmuck des Buches reich und doch erlesen. Lag bei den dichterischen Gaben als erster Grundsatz der Gedanke vor, nichts aufzunehmen, was nicht Widerhall erwecken mußte in der Kinderseele, nur das zu bringen, was der jungen Phantasie ganz klar und sicher faßlich war, so daß der Stoff bei aller dichterischer Führung doch niemals aus der Welt der Kinderspiele tritt, so waren ähnliche Erwägungen auch bestimmend für den Bilderschmuck des Buches. Was hier vor allem überrascht und fesselt, das ist der große Farbenreiz, der all den Bildern innewohnt. Auch in diesem Punkte hat das „Gartenlaube-Bilderbuch" einem Verlangen Rechnung getragen, das die Kunsterziehung in Bezug auf die Bilderbücher für die Jugend ausgesprochen hat. Nicht die stane unbestimmte Buntheit der früher so beliebten Farbendrucke ist den Bildern dieses Kinderbuches eigen, nein, hier leuchten, ohne viel Schatten und Halbtöne, kräftige lebhafte Farben auf, die klar und wirkungsvoll zu dem Beschauer sprechen. Da ist in Färbung und in Zeichnung jede charakterlose Süßlichkeit, jede Verschwommenheit vermieden.

Ein paar kleine Proben dieser Illustration, wie wir sie hier in verkleinerter Wiedergabe den Lesern der „Gartenlaube" bieten, vermögen natürlich nur einen unvollkommenen Begriff von der Wirkung der Bilder in dem Buche zu vermitteln, denn was die meisten dort von Farbenreiz an sich tragen, kann hier nicht mitgegeben werden. Auch von dem Reichtum und der Vielseitigkeit der Illustration geben diese wenigen verkleinerten Bildchen natürlich keine ganz entsprechende Vorstellung. Da ist zunächst Hanns Antons feinsinnige Vignette, die das Titelblatt des Bilderbuches ziert, A. Haushofers Bild „Beim Seifenbildspiel", zu dem der Dichter Max Haushofer — der Vater des Künstlers — prächtige Verse beigesteuert hat, und eine Abbildung W. Thielmanns zu Hans Hoffmanns Märchen „Das Schokoladenschiff". Allerliebste Bilder und so recht aus dem Kinderleben für das Kinderleben geschaffen sind weiter G. Roeßlers Gemälde „Seifenblasen" — mit einem Gedichte von Klara Viebrock — und Fritz Reiß' „Muttersöhnchen" mit den hübschen Versen der auch den Lesern der „Gartenlaube" so lieb gewordenen Dichterin Anna Ritter.

Fügen wir noch hinzu, daß die Mausmame, die so ängstlich auf der Mausfalle sitzt und nach dem gefangenen Kindchen blickt, eine der feinen Zeichnungen Meister Fedor Flinzers zu Helene Binders Gedicht „Vom Mäuslein Tauschgut" ist, daß Walter Caspars lustiges Bildchen „Großes Freikanzert" nicht minder lustige Verse Hans Hoffmanns illustriert, und daß das Bild des Warpsweder Künstlers Hermann Bogeler zu einer wirksamen Erzählung von Agnes Hoffmann gehört, so haben wir damit jene wenigen Bilder, die wir hier auf dem uns zur Verfügung stehenden beschränkten Raum wiedergeben können, erwähnt. Ueber die Art der Ausstattung des Buches sagt vielleicht die Kunstbeilage dieses Heftes den Lesern mehr; auch sie entstammt dem „Gartenlaube-Bilderbuche". — Ob es nötig ist, nach all dem Gesagten auch noch besonders darauf hinzuweisen, daß Druck und Papier des neuen Bilderbuches alles Lob verdienen? Wohl kaum. Aber eines anderen Umstandes soll hier noch besonders gedacht sein, der, wenn er gleich nur äußerlich ist, dem Buche doch erst seinen vollen Wert als Volksbuch und Familienbuch, als wahres „Prachtwerk für die Kinderstube" giebt: des Preises. Das „Gartenlaube-Bilderbuch" kostet nur drei Mark und ist infolge dessen auch allen jenen zugänglich, die allzu große Mittel für das „Weihnachts-Bilderbuch" nicht opfern können. Hierin liegt, wie gesagt, ein ganz besonderer Vorzug der künstlerisch hervorragenden Gabe: denn was will alles künstlerische Streben sagen, wenn seine Früchte nicht so dargeboten werden können, daß sie auch dem schlichten Bürger, daß sie jedem Deutschen erreichbar sind! Möge das „Gartenlaube-Bilderbuch" jrohe Aufnahme finden unter dem brennenden Weihnachtsbaume, es wird sicher überall reiche Freude bringen und Gutes stiften in den Kinderherzen!

Wie Fritzchen zum erstenmal einkaufte.
Originalzeichnung von H. Bogeler.

Im Kampf um Südafrika.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aus den Aufzeichnungen des Feldpredigers J. D. Kestell.*

Zur gleichen Zeit, da im Norden von Natal die Transvaaler die Grenze überschritten, wobei Ben Viljoen, wie erinnerlich, die Vorhut führte, brachen die Kommandos des Oranjefreistaates im Westen auf, um über die Drakensberge in Natal einzufallen und sich vor Ladysmith mit den Brüdern zu vereinigen. Mit diesen Kommandos zog Prediger Kestell ins Feld, um ihnen geistlichen Zuspruch und Handreichungen bei Verwundungen zu teil werden zu lassen. Er schloß sich den Bürgern von Harrysmith an, die drei Meilen westlich von Ladysmith lagerten, und erzählt nun, wie es dort zuging:

„Es waren lauter Reiterkommandos, und sie hatten keine Wagen bei sich, abgesehen von zweien oder dreien, von denen einer der Munitionswagen war. Es überraschte mich, wie anders es hier aussah als in den großen Lagern auf den Drakensbergen, wo jedes umschlossen war von einem großen Kreis von Wagen. Hier sah man nur die kleinen Zelt chen aus braunem Segeltuch, welche die Freistaatregierung geliefert hatte, und die etwas größeren (eroberten) Feldzelt chen der englischen Dragoner. Die Sättel lagen überall umher und die Bürger in Gruppen hier und dort bei den Sätteln oder im Schatten großer Felsen und der Zelt chen. Wie muß man doch, so dachte ich, bei einem ‚Pferdekommando' mit dem Geringsten fürlieb nehmen! Das Leben unter solchen Umständen hinzubringen, dünkte mir wenig anziehend, besonders für jemand, der mehr Zeit zwischen den vier Wänden eines Studierzimmers als auf den endlosen Ebenen unter dem freien Sternenhimmel zugebracht hat. Ja, so dachte ich damals. Und die Zeit sollte kommen, wo wir nicht einmal mehr Feldzelt chen hatten!

Am 30. Oktober fand der Kampf bei Nichotions Nek statt. Christian Dewet befehligte an dem Tage den Rang eines stellvertretenden Kommandanten, leitete den Sturm auf den Berg, der später von den Kommandos Klein-Majuba genannt wurde, und nahm dort 800 Engländer gefangen. Die Transvaaler machten 400 Gefangene, so daß 1200 in unsere Hände fielen. Ich war nicht zugegen und sah nur von weitem, wie die Granaten und Kartätschen über dem Schlachtfelde platzten, und kann deshalb von diesem denkwürdigen Gefecht keine Beschreibung geben.

Pfarrer Paul Roux, der später als ‚Fechtgeneral' angestellt wurde, begegnete mir am folgenden Morgen. Er war gleich nach Ablauf des Gefechtes auf dem Kampfplatz gewesen und erzählte mir, daß der Anblick der Verwundeten gräßlich gewesen wäre. Auch hätte er einige englische Offiziere gesprochen. Einer von ihnen hatte mürrisch gesagt: „This is only a beginning" (Das ist nur der Anfang.) Pfarrer Roux hatte darauf erwidert: „Yes, and we are quite satisfied with it." (Gewiß, und wir sind ganz zufrieden damit.) Wenige Wochen danach wurde der stellvertretende Kommandant Christian Dewet zum Fechtgeneral ernannt und gleichfalls an die Westgrenze abkommandiert. Durch seine Thaten am Nicholsonspaße hatte er die Blicke des Kriegsrates auf sich gezogen; nun hatte ihn dieser zu dem Range und dem wichtigen Amte eines Generals berufen. Ich ahnte damals nicht, daß Christian Dewet damit die Laufbahn betrat, durch welche er berühmt werden sollte in Südafrika, was sage ich? in der ganzen Welt!"

Bis jetzt hatte man fast ausschließlich mit dem Feinde in Ladysmith zu thun gehabt. Aber am 28. November tauchten im Süden andere Gegner auf. Buller rückte zum Entsatz heran. Die Buren begannen den Tugelaabschnitt zu befestigen, um den Engländern hier am Fluß die Spitze zu bieten. Der Tag von Colenso sollte für Louis Botha das werden, was Nicholsons Nek für Christian Dewet gewesen war: der Beginn einer ruhmreichen Laufbahn in diesem Kriege.

„Die ersten Tage des Dezember gingen vorüber, und wenn auch kein Angriff erfolgte, so waren doch Anzeichen vorhanden, daß der Feind sich in Bereitschaft setzte, und man hielt sich deshalb auch gefechtsbereit.

Zwei oder drei Tage vor dem 15. Dezember desertierte einer der Transvaalschen Kanoniere, ein Engländer, und man mußte nun fürchten, daß er den Feind mit allen unseren Vorbereitungen zur Abwehr eines Angriffs bekannt machen würde. Aus diesem Grunde veränderte General L. Botha die Stellung der Kanonen und ließ die Mannschaften auch andere Gräben aufwerfen und Schanzen errichten. Diese Gräben wurden auf dem ebenen Boden zwischen den Erdwellen und dem Flusse ausgehoben. Waren nun schon die früheren Positionen da angelegt, wo der Feind sie nicht vermuten konnte, so waren es die jetzigen noch viel mehr. Es zeigte sich in der That, daß der Feind in völliger Unkenntnis über die Stellung unserer Truppen den Angriff unternahm.

Am 14. Dezember ritt Kommandant de Villiers in der Richtung nach Colenso aus, um zu sehen, ob etwas Neues von den Vorbereitungen des Feindes zu entdecken wäre. Er kam bis auf den hohen Berg zwischen den Burenlagern bei Ladysmith und dem Dorfe Colenso und sah von dort aus, daß die englischen Truppen schon gegen dieses Dörfchen hin im Anzuge waren. Er schätzte sie auf mindestens 10000 Mann.

‚Morgen,' sagte er, als er ins Lager zurückkam, ‚wird sicher ein Schlacht stattfinden.'

Früh am folgenden Morgen, am 15. Dezember, hörten wir das Donnern der großen Schiffskanonen. Kommandant de Villiers hatte sich nicht verrechnet. Die Schlacht hatte begonnen. Ich ließ mein Pferd satteln und ritt mit einigen Bürgern auf den Berg. Da lag der kleine Weiler Colenso, 5000 Meter vor uns, und in der Ebene flutete der Strom Tugela still und ruhig dahin. Aber an seinen Ufern war es nicht ruhig. Die Erde dröhnte, als ob sie bersten wollte vom Donnern der großen Kanonen allerorts auf beiden Ufern des Flusses, und über Buren und Briten platzten Granaten und explodierten Kartätschen.

Fern am Horizonte, sieben oder acht Meilen vor uns, gerade im Westen von der Eisenbahnlinie, sah ich Plantagen von Black Wattle-Bäumen gleich die großen Lager stehen, welche die Truppen am Morgen verlassen hatten. Ungefähr zwei Meilen diesseit des Lagers standen in einem unregelmäßigen Halbkreise die schweren Geschütze der englischen Batterien, und vor diesen wiederum war die ganze Ebene etwa 3 Meilen westlich und 1½ Meilen östlich von der Bahn mit Truppen bedeckt, nicht in dichten Kolonnen, sondern auseinandergezogen. Es war Fußvolk und Kavallerie.

Von den Kanonen stiegen nicht wie bei unsern Kruppschen Geschützen bei jedem Schusse Rauchwolken auf, und man konnte deshalb nicht daraus ersehen, wann gefeuert wurde; aber man sah fortwährend kleine Lichter, wir nannten sie Blitze, und dann wähnten wir jedesmal, daß sie schossen, — auch folgte auf die Lichter stets ein entsetzlicher Knall, wenn die Granaten platzten.

Ueber den Truppen und den Kanonen da in der Ebene krepierten auch unsere Projektile. Unaufhörlich sah ich unsere Granaten und Kartätschen dort explodieren. Auch die kleinen Bomben unserer Nordenfeldt-Maxims schlugen ein, und durch den Feldtecher konnte ich deutlich Tausende von Staubwölkchen sehen, wie sie die ersten großen Regentropfen eines Gewitters auf einem staubigen Wege erzeugen. Ich wußte, daß diese Staubwölkchen aufstiegen, wo unsere Maxkruzeln in das trockene Erdreich einschlugen.

Beständig veränderte sich das Schauspiel. Was mich überraschte, war auch, daß die Hunderte kleiner Gegenstände da unten in der Ebene, die nichts anderes als Soldaten waren, von Zeit zu Zeit verschwanden und dann wieder zum Vorschein

* Im dritten Band des groß angelegten Werkes, das unter dem Titel „Im Kampf um Südafrika" im Verlag von J. F. Lehmann in München erscheint, nimmt als einziger Feldprediger J. D. Kestell das Wort, der den Krieg zuerst in Natal, dann im Gefolge Christian Dewets und des Präsidenten Steijn im Oranjefreistaat mitgemacht hat. Dieser dritte Band der interessanten zeitgeschichtlichen Publikation, aus der wir schon so viel Bedeutungsvolles mitteilten, enthält ferner eine Schilderung von Steijns Leben und Wirken durch Friedr. Rompel.

kamen. Ich konnte dieses anfangs nicht verstehen, aber bald begriff ich, daß dies jedesmal geschah, wenn sie einen Sprung vorwärts machten. Sprangen sie auf und liefen sie ein Stück, so regneten die Kugeln so vernichtend auf sie herab, daß sie sich niederwerfen mußten — und dann eben verschwanden sie. Dann kamen sie wieder zum Vorschein, und so ging es weiter.

So sah es aus, als ich auf den Berg kam. Ich muß nunmehr einiges nachholen, was bis dahin bereits passiert war.

General Buller hatte in der Frühe dieses Morgens vier Brigaden befohlen, unter dem Schutze großer Schiffs- und anderer Kanonen uns anzugreifen in der Absicht, unsere Linien zu durchbrechen und sich einen Weg nach Ladysmith zu bahnen.

Die Truppen hatten kaum ihren Aufmarsch begonnen, als General Botha es bemerkte und befahl, alle Pferde den Leuten wegzunehmen und sie ganz aus den Stellungen wegzubringen. Auch gab er den strengen Befehl, daß niemand einen Schuß abgeben sollte, bevor er nicht durch einen Kanonenschuß von einem der Hügel hinter den Bürgern das Zeichen dazu gäbe.

Es war kaum hell, als sie die Engländer in einer Linie von fast acht Meilen Breite herankommen sahen: der eine Flügel ungefähr vier Meilen westlich und der andere etwa drei Meilen östlich über Colenso sich ausdehnend. Die englischen Kanonen eröffneten ein entsetzliches Feuer auf die Hügelketten hinter den Bürgern, und die Granaten platzten überall mit schrecklichem Getöse. Das Gedonner war ohrenbetäubend; aber von uns erfolgte keine Antwort.

Die Engländer rückten vor. Die Flügel kamen schon dichter an das Centrum heran, und von unsern Offizieren sandten welche zu Botha, um ihm sagen zu lassen, er möge doch nur Befehl zum Feuern geben. Aber noch gab er den Befehl nicht; er ließ die Engländer näher und näher herankommen.

Und vor ihnen war keine Spur von einem Burr zu sehen. Sie wurden übermütig. Die Buren waren jedenfalls gefloh'n und hatten den Weg nach Ladysmith freigelassen!

Da gab General Botha Befehl. Das Geschütz donnerte zum Zeichen. Ein entsetzlicher Hagel von Blei entlud sich auf die übermütigen Soldaten. Das hatten sie nicht erwartet; der Schreck war entsetzlich. Dennoch kamen sie wieder heran und drangen vor, aber nur, um durch das schreckliche Feuer unserer Mauser weggemäht zu werden. Jetzt hatten die Engländer entdeckt, wo unsere Bürger lagen, und ein entsetzliches Bombardement brach über diese herein, richtete jedoch, wie wunderbar es auch war, fast gar keinen Schaden an.

Endlich stellte der welsche Flügel den Angriff ein. So weit war es, als ich auf meinem Beobachtungsposten eintraf. Im Centrum versuchte man immer noch durchzubrechen, und hierbei kam der Feind (und zwar bei dem Dorfe, östlich von der Eisenbahn) so nahe an die Stellung der Buren heran, daß er mit zwölf Kanonen aus einer Entfernung von noch nicht 500 Metern die Leibwache von General Botha und die Krügersdorper beschießen konnte. Die Unsrigen eröffneten ein entsetzliches Kleingewehrfeuer auf die Artillerie, und nach einigen Augenblicken war alles still. Keine Kanone feuerte mehr, und die Engländer sahen ein, daß sie die 12 Geschütze bis zu einem Punkte vorgeschoben hatten, von wo sie dieselben nicht mehr zurückbringen konnten. Nichtsdestoweniger stürmten sie herbei, um die Stücke zu retten. Von der Höhe herab sah ich, wie es zuging, und ich glaube nicht, daß in dem ganzen Kriege eine heldenmütigere Scene vorgekommen ist als dieser Sturm der Engländer zur Rettung der Kanonen von Colenso. Es war prächtig anzusehen. Ein Gespann Pferde nach dem andern sah ich hintereinander herbeigalopppieren. Ich sah aber auch, wie sie unbarmherzig von Mauserkugeln und Nordenfeldt-Maximbomben überschüttet wurden. Ich sah, wie man trotzdem immer neue Anstrengungen machte, bis endlich der Versuch eingestellt wurde. Ich konnte im Augenblick nicht begreifen, was das zu bedeuten hatte, und glaubte, die Engländer versuchten eine Stellung einzunehmen, um dann von da über die Brücke durchzubrechen. Erst am Abend erfuhr ich, daß das großartige Wagestück unternommen worden war, um die Kanonen zu retten.

Zwei von den 12 Kanonen wurden auch gerettet, aber mehr konnten die Engländer nicht mitnehmen. General Botha hatte es verhindert, indem er Leute durch den Fluß schickte. Diese Männer wateten bis an die Brust im Wasser durch den Strom und nahmen ihre Stellung so dicht bei den englischen Geschützen, daß es für den Feind einfach unmöglich wurde, noch weitere Anstrengungen zu machen, und so fielen 10 von den 12 Kanonen mit einer Anzahl der Bedienungsmannschaften in unsere Hände.

General Louis Botha war die Seele des Ganzen in dieser großen Schlacht. Er ging von Stellung zu Stellung und feuerte seine tapferen Transvaaler an. Hier gab er Anweisung zum Schießen, und dort brachte er Verstärkung herbei. Einige Tage später sprach ich den Colonel de Villebois, der auch in der Schlacht zugegen war. Er sagte mir: „General Botha ist ein geborener General. Ich sah dies in der Schlacht bei Colenso. Bemerkte ich hier oder dort eine Schwäche in der Burenstellung, so hatte sie General Botha auch schon entdeckt und war bereits dabei, sie zu verstärken. Er ist wirklich ein General.“

Kurz nach Mittag war alles vorüber. Sir Redvers Buller ließ zum Sammeln blasen. Er hatte einen großartigen Plan gehabt, seine Truppen hatten tapfer gekämpft, aber sie hatten keinen Erfolg. Die Buren dagegen hatten den schrecklichen Angriff abgeschlagen. — Doch rechneten sie es nicht sich selbst zu. Nein, General Botha telegraphierte an diesem Abend an seine Regierung: „Der Gott unserer Väter hat uns einen glänzenden Sieg verliehen.“

Unsere Verluste beliefen sich, wie unglaublich es auch klingt, auf 7 Tote und 20 Verwundete, und es waren nicht mehr als 3000 Mann in den Stellungen, von denen aus man die Engländer zurückgeschlagen hatte.“

Die Schlachten bei Colenso, am Spionskop und am Vaalkranz waren die schwersten Schläge, die auf dem Kriegsschauplatze in Natal gefallen sind. Kurz darauf machte sich der Einfluß der Operationen, die Lord Roberts im Westen gegen Cronje ausführte, auch vor Ladysmith bemerkbar, und kein anderer als General Ben Viljoen hat mit starkem Wirklichkeitssinn geschildert, wie daraufhin der Widerstand der Buren am Tugela ermattete und schließlich zusammenbrach. Der Krieg nahm jene tragische Wendung, die im Rückzug über den Vaal und der Preisgabe Pretorias und aller Eisenbahnlinien gipfelte. Da aber flammte er plötzlich neu auf, und auf einen Schlag sehen wir die Buren den Guerillakrieg in größtem Maßstab aufnehmen, sehen Männer wie Botha, Dewet und Delarey als Organisatoren und Taktiker ihre verblüffenden Erfolge erringen und noch monate-, ja jahrelang Englands ganze Wehrkraft in Anspruch nehmen und bis zuletzt das Feld halten.

Dewets Kampfgebiet war der Oranjefreistaat, vornehmlich der gebirgige Distrikt von Lindley und Heidelberg, wo der „schwarze Christian“ immer wieder neue Kommandos aufbrachte und trotz Blockhauslinien und großen Kesseltreiben sich siegreich behauptete. Kestell hat diese Züge mitgemacht und schildert mit den Farben der Wahrheit diese glänzende Thätigkeit des volkstümlichen Burengenerals. Er erzählt, wie die Blockhauslinien sich enger und enger zogen, so daß im Dezember 1901 die Strecke Harrysmith-Bethlehem schon den Ring um Dewet zu schließen drohte. 850 Mann unter Major Williams standen als vorderste Abteilung der Engländer bei Tweefontein im Distrikt Bethlehem auf dem Groenkop verschanzt. Ihr galt Dewets Schlag, den wir Kestell erzählen lassen.

„Dewet selbst erkundete die Stellung der Abteilung und kam zu dem Entschluß, den Angriff in der Nacht zwischen dem 24. und 25. Dezember auszuführen. Dazu gab er die nötigen Befehle aus, und tief in der Nacht des 24. Dezember rückten General Prinsloo und die Kommandanten der anderen Bürger mit ihm gegen das Lager vor. Es war heller Mondschein, und die Besorgnis war berechtigt, daß die anrückende Abteilung gesehen werden könnte, lange bevor das Lager erstiegen war. Aber glücklicherweise jagten Wolken am Himmel und warfen überall dunkle Schatten auf die Fläche, über die das Kommando vorging. Es waren Gräben an dem Fuß des Hügels. Diese wurden glücklich durchritten, und eine kurze Strecke weiter stiegen die Bürger von den Pferden und begannen den Hügel zu erklimmen. Es war gegen zwei Uhr morgens.

Die Bürger aus Heilbronn und Kroonstad, unter den Kommandanten van Coller und de Villiers, rückten gen Norden auf dem linken Flügel und die Bürger aus Bethlehem, unter General

Prinsloo und dem Kommandanten Olivier, auf dem rechten Flügel vor. Die Mitte bildeten die Bürger aus Brede und Harrysmith unter den Kommandanten Hermann Botha und Jan Jacobsz, ferner Kommandant Mears mit seiner Abteilung. Mit großem Kampfeseifer erklommen die Bürger den Hügel, der eine an dem andern vorbeistürmend. Es war prächtig zu sehen, wie sie stürmten, erzählte mir einer; sie kletterten wie ein ‚Fußvolk von Heuschrecken'.

Es waren drei Saudsteinterrassen zu überwinden, ehe sie auf die Höhe kamen. Ueber die erste Terrasse waren die Bürger schon geklettert, als das bekannte ‚Halt!' wer da?' erscholl. Dann hörte man einen Pfiff, und unmittelbar darauf begann der Feind zu schießen. Unsere Bürger gingen mit desto größerer Entschlossenheit vor und sprangen auf die Verschanzungen. Die Engländer schossen zweimal mit Kartätschen und einigemal mit dem Maxim-Nordenfeldt; aber die Geschützbedienung wurde niedergemacht, verwundet oder zur Uebergabe gezwungen, wie es mit einigen Leuten geschah, die gerade ein Maxim-Nordenfeldt bedienen wollten.

‚Innerhalb einer halben Stunde,' so schrieb der Hauptkommandant in seinem Bericht, ‚waren alle Schanzen genommen, die Geschütze im ganzen Lager in unseren Händen … Kämpfend floh der Feind bis auf 200 bis 300 Yards aus dem Lager, so daß das Gefecht noch anderthalb Stunden dauerte… Ich muß sagen, daß ich noch nie gegen eine verschanzte Stellung tapferer kämpfen sah. Unsere Offiziere und Bürger durchbrachen buchstäblich das Lager.'

Erbeutet wurden 1 fünfzehnpfündige Armstrong-Kanone, 1 Maxim-Nordenfeldt, 1 Maxim und viele Lee Medford-Gewehre; ferner eine große Menge Munition, 27 Wagen mit allerlei Proviant, Kleidungsstücke, Decken und ungefähr 500 Pferde und Maultiere."

Um den Widerstand der Buren lahmzulegen, haben die Engländer bekanntlich das Land systematisch in eine Einöde verwandelt. Wo ihre fliegenden Kolonnen hinkamen und nicht etwa Christian Dewet vor sich oder auf den Fersen hatten, zerstörten sie die Farmen und verwüsteten die Felder. In den Distrikten östlich von Lindley war dies hauptsächlich in den Monaten Januar und Februar 1902 der Fall. Ihre Greueltaten nahmen auf entsetzliche Weise zu.

Dies geschah vor allem überall dort, wo die Kolonne des Obersten Rimington durchtam.

„Rimington zog zu dieser Zeit durch die Gegend von Bethlehem und Harrysmith in die Umgebung von Reitz. Kam er zu einer Wohnstätte, so waren die ersten Fragen seiner Offiziere und Soldaten an die Frau, die sie da fanden: ‚Wo ist Ihr Mann? Wo ist Dewet? Wo ist Steijn? Wo sind die Buren?'

Die Frau konnte ehrlich antworten, daß sie das nicht wisse; es half nichts, man drohte ihr, das Haus in Brand zu stecken, wenn sie die Auskunft verweigere. Während die Frau noch sprach, um zu erklären, wie unmöglich es sei, ihren Wunsch zu erfüllen, wurde ihr kurz befohlen, das Bettzeug hinauszutragen, und dann drangen die Soldaten mit geladenen Gewehren und gefällten Bajonetten ein, um nach Buren unter den Betten und in den Kleiderkasten zu suchen. Sie zerbrachen die Spiegel, damit die Buren mit diesen keine heliographischen Nachrichten geben könnten. Sie nahmen ferner alles mit, was ihnen gefiel: Kissenbezüge als kleine Säcke, um Frucht hineinzuthun, Betttücher, Messer und Gabeln, alles wurde mit den Betten hinausgetragen. Töpfe und Pfannen wurden einer Frau in keinem Falle gelassen, und alle Schüsseln und Teller wurden in Stücke geschlagen. Aber was noch schlimmer war, die Frau wurde aller ihrer Nahrungsmittel beraubt. Was die Soldaten nicht essen konnten, z. B. Mehl, wurde auf die Erde geworfen und in Grund und Boden getreten. Auch das Brot wurde nicht geschont. Aus dem Brotkasten, vom Tisch, warm aus dem Ofen wurde es gerissen, und kein Brotkrümchen wurde übrig gelassen. Das Fleisch im Topf auf dem Feuer wurde samt Topf und Pfanne weggenommen. Und ebenso nahmen die Soldaten den Kindern das Essen vor dem Munde weg. Die Mutter blieb ganz ohne Nahrungsmittel zurück. Fragte sie dann, was sie ihren zwei, vier, sechs Kindern zu essen geben solle, so bekam sie die rohe Antwort:

‚Fragt doch Dewet!'

‚Nichts,' sagte mir eine Frau, ‚wurde mir so schwer, als daß ich meinen Kindern nichts zu essen geben konnte, wenn sie nach Nahrung schrieen.'

Und dann zitten die rohen Zerstörer weiter, um bei dem nächsten Hause ebenso zu verfahren. Die arme Frau blieb bei den Trümmern ihres Heims zurück, nahm die Zinkplatten des Daches, lehnte sie gegen die Wand ihres verwüsteten Hauses und blieb da, so gut es ging, bis ihr Mann kam, ihr Essen brachte und versuchte, ihr wieder eine elende Wohnstätte zu bereiten.

Acht Tage lang ist Dewets Kommando im Distrikt Heilbronn marschiert, und um die Reiter her war alles öde und verlassen. Keine Seele war auf den Gehöften anzutreffen. Alle Häuser, an denen wir vorüberzogen, waren abgebrannt oder verwüstet. Wir hatten nicht ein einziges Pferd oder Rind oder Schaf zu Gesicht bekommen. Prächtig stand zwar das Feld; das Gras wogte im Wind; aber es gab kein Vieh mehr, das darauf hätte weiden können. Es war, als ob wir eine Wildnis durchquert hätten, und nur die Schutthaufen der Gehöfte verrieten die Spuren einer früheren Bevölkerung."

So suchte England, die Gegner, deren es mit den Waffen nicht Herr zu werden vermochte, mit der Brandfackel zu besiegen. Wie bis zuletzt die Buren gesochten, ja daß sie gerade während der letzten Kriegsmonate am tapfersten und erfolgreichsten gekämpft, zeigen Delareys Waffenthaten im westlichen Transvaal. Im März 1902 war Dewet mit Steijn nach Transvaal durchgebrochen, um Delarey aufzusuchen. Zu Jendelingfontein kam die Vereinigung zu stande.

„Hier erfuhr ich Einzelheiten über General Delareys Erfolg. Zwei Gefechte hatten stattgefunden, das erste derselben am 25. Februar bei Ijzerspruit, und zwar nahm er hierbei dem Feind zwei Armstronganonen, ein Maxim-Nordenfeldt, 153 bespannte und beladene Wagen, 23 schottische, 4 gewöhnliche und 5 Wasserkarren, 460 Stück Vieh, 200 Pferde und 1500 Maultiere ab. Außerdem nahm er 241 Mann, unter denen sich 10 Offiziere befanden, gefangen. Gegen 200 Engländer waren gefallen oder verwundet. Unser Verlust betrug 12 Tote und 26 Verwundete.

Das zweite Gefecht fand am 7. März statt. Generalleutnant Lord Methuen hatte sich beeilen wollen, seine Geschütze wieder zurückzuerobern; aber seine Truppen wurden bei Klipdrift, am Hartsrivier durch die Bürger überrascht. Sie fielen, 1500 Mann stark, in die Hände General Delareys. Vier Armstronganonen, 75 bespannte Wagen, 38 Karren und 518 Pferde wurden erbeutet. 400 Mann waren gefallen oder verwundet, und 859 Mann wurden gefangen genommen. Mit ihnen der am Bein verwundete Lord Methuen. Er und General Delarey waren sich seit Magersfontein gegenübergestanden und hatten sich mit wechselndem Glück bekämpft. Hier siegte Delarey.

Auf unserer Seite waren nur 9 Mann gefallen und 25 verwundet.

Nach beiden Gefechten wurden die Gefangenen freigegeben. General Delarey hatte an Lord Methuen alles gethan, was in seiner Kraft lag, und gestattete ihm, sich nach Klerksdorp bringen zu lassen. Hiegegen protestierten die Bürger und meinten, das mindeste, was General Delarey thun könnte, wäre, Lord Methuen gefangen zu halten, da ja der Feind mit unseren Gefangenen auch anders verfahre. Hierbei wurde der Name des Generals Scheepers in der Kapkolonie fallen gelassen. General Delarey brachte die Angelegenheit vor den Kriegsrat und legte dar, daß, während es selbstverständlich seine Pflicht gewesen wäre, einen unverwundeten höheren Offizier gefangen zu halten, es die menschlichen Gefühle geboten, einem Verwundeten gegenüber alle zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden. Da die anderen Offiziere dieser Ansicht beistimmten, wurde Lord Methuen, der infolge des Protestes seitens der Bürger auf dem Weg nach Klerksdorp angehalten worden war, freigelassen."

So handelte der Mann an dem feindlichen General, der ihm die Farm niedergebrannt und Weib und Kinder ins Konzentrationslager geschleppt hatte.

Wilhelm Hauff.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages (29. November 1802).

Von Hans Hofmann.

Hundert Jahre werden es in diesen Tagen, daß zu Stuttgart jener liebenswürdige Dichter ins Leben trat, den man weit über Schwabens Grenzen hinaus als den Verfasser des „Lichtensteins“, der „Phantasien im Bremer Ratskeller“, der Märchen vom Kalif Storch und vom kleinen Muck kennt und liebt. Zwiste man die große Volkstümlichkeit, die der Name Hauff seit vielen Jahrzehnten genießt, auch zu einem guten Teil dem allzufrühen Tod des Dichters zuschreiben, so hat sich doch in diesen 75 Jahren seit dem 18. November 1827, der ihn aus entriß, der Nimbus nicht verflüchtigt, der sich um das Bild des Dichterjünglings webt: in ungeschwächtem Glanze strahlt sein Werk noch heute, und wir können sagen, die meisten seiner Schöpfungen haben die Probe der unerbittlich richtenden Zeit bestanden.

Aber seltsam: während fast in keinem deutschen Bürgerhause sein „Lichtenstein“ und seine Märchen fehlen, während Jugend wie Alter dem anmutigen Erzähler noch heute willig lauschen, ist die Kunde von des Dichters Leben und Schicksal und von dem erquickenden Menschen Hauff noch recht wenig verbreitet. Gewiß, man weiß, daß er so frühe, in der Vollkraft seines Wirkens und auf der Höhe seines Glückes dahingerafft wurde, sowie daß er zu Tübingen (wo auch Sturmfeder, der Held seines „Lichtensteins“, den Studien obgelegen hat) studierte; daß er auf romantische Art gefreit und seine erste Liebe heimgeführt habe, erzählt man gerne weiter; endlich daß er fast alle seine Werke in zwei bis drei Jahren aufs Papier geworfen, während er dabei Hauslehrer und später Redakteur gewesen, so wissen viele hinzuzufügen.

Wilhelm Hauff.
Nach dem Gemälde von J. M. Hold.r.

Gustav Schwab hat der gleich nach Hauffs Tod veranstalteten Ausgabe seiner sämtlichen Werke nur einen kurzen Lebensabriß vorausgeschickt, und er wollte damals noch nicht alles sagen, was er wußte. Andere Darstellungen seines Lebens, die seitdem erschienen, sind großenteils nicht in weitere Kreise gedrungen. Und doch verdient es Hauff, seinem Volke auch menschlich näher gebracht zu werden. — Aus Oesterreich stammten seine Vorfahren, gleichwie die Justinus Kerners und des ebenfalls in Stuttgart geborenen Philosophen Hegel. Oesterreichische Leichtigkeit und Beweglichkeit des Geistes mischte sich glücklich in seinem Wesen mit schwäbischer Tiefgründigkeit, Gemütswärme und Beharrlichkeit. Unruhige Zeiten sahen seine Vorfahren auch in der neuen Heimat: sein Großvater, Johann Wolfgang, war ein ehrenfester altwürttembergischer Beamter, sein Vater machte sich unter dem jähmütigen ersten König von Württemberg, Friedrich, sogar des Hochverrats verdächtig und vermehrte die lange Reihe der Märtyrer, die wegen politischer Vergehen auf dem Asperg schmachten mußten. Dieser bei Stuttgart unweit der zweiten Residenz Ludwigsburg gelegene Berg wurde damals noch als Festung benutzt und diente zugleich als Staatsgefängnis. Bei Nacht und Nebel wurde Hauffs Vater (1800) von seiner Familie weg verhaftet, um auf den Asperg abgeführt zu werden. Neun Monate blieb er seiner Familie entzogen, bis sich seine Unschuld herausgestellt hatte. Als Wilhelm geboren wurde, lagen diese schweren Tage erst kurze Zeit hinter der hartgeprüften Familie.

Ein Lichtstrahl war für die wiedervereinigten Eltern zunächst die Geburt ihres Erstgeborenen, Hermann, im Oktober des genannten Jahres, der zwei Jahre darauf die Geburt Wilhelms folgte. Ganz nahe der Stätte, da Schiller seine „Räuber“ vollendete und seine Lieder an Laura schrieb, in derselben Straße — der zum ältesten Stuttgart gehörenden Eberhardsstraße — ist unser Dichter geboren. Gewiß fiel schon frühe ein Strahl von Schillers weitum leuchtender Sonne in das Gemüt des phantasiebegabten Knaben, gewiß hat man ihm schon früh von den kühnen Regimentsmedisus erzählt, der da nur ein paar Häuser weit entfernt im Sturm und Drang erster Dichterglut gehaust hatte. — Hauffs Vater sollte sich nicht lange der erneuerten Gnade seines Landesherrn erfreuen, denn schon acht Jahre nach seiner Freilassung starb der durch die Schmach einer unverdienten Haft gebrochene Mann, gerade als sich ihm mit seiner Berufung auf einen Posten im Ministerium des Aeußern, durch die der König sein Unrecht gutzumachen suchte, große Aussichten eröffneten. Man führte den sechsjährigen Wilhelm an einem Februarmorgen hinein zu „einem wohlbekannten Mann“, dessen Gesicht so blaß geworden war, dessen Hand er weinend küßte, weinend, ohne zu wissen, warum. Doch Kindertränen trocknen schnell. Eine „Wonnezeit voll holder Träume, reich behängt mit Bilderbüchern, Christbäumen, Mutterliebe, Osterwochen und Ostereiern, mit Blumen und Vögeln, Armeen aus Blei und Papier“ nennt der Dichter selbst seine Kindheit, und erst viel später mag er begriffen haben, was er mit dem Vater verloren hatte.

So ragt mancherlei Romantik in die erste Jugend des werdenden Dichters hinein. Sein Fabulierlatent regt sich früh. Als die Mutter 1809 sich und ihre verwaisten Kinder unter den Schutz ihres Vaters, des Großvaters Elsäßer in Tübingen, stellt, da nimmt die altwürttembergische Lateinschule den zwar schnell auffassenden, aber wenig nachhaltigen dunkelhaarigen Knaben in ihre strenge Zucht: aus der Oesterbergschule zu Tübingen wandert er 1817 in das niedere Seminar Blaubeuren bei Ulm im romantischen Blauthal, und als er auch diese Station der wissenschaftlichen Laufbahn, die übrigens den Grund zu einer gediegenen sprachlichen Bildung bei ihm legte, hinter sich hat, öffnen sich ihm zur Vollendung seines Studiums die alten Klostermauern des Tübinger Stifts, jener eigenartigen Studienanstalt, in der so mancher hervorragende Schwabe gebildet wurde. Mehr aus praktischen Rücksichten als aus inneren Gründen hat die Mutter ihn für die Gottesgelahrtheit bestimmt; doch er läßt sich seinen köstlichen Frohsinn weder durch Philosophengrill, noch durch theologische Streitereien verkümmern, wenn er auch rücksichtslos von den „Zeutzerjahren zu Tübingen“, vom „Klosterpferch“ spricht, wie er es in Blaubeuren beklagt hatte, daß er „die herrlichen Sonnenaufgänge nur durch das Gitter seines kläfigs bewundern“ konnte. Wie bei Schiller, weckt auch bei ihm die Einschließung den schlummernden Genius; wenige Eindrücke, die der darbende Künstlersinn um so begieriger und fester aufnimmt, genügen, ihm ein Bild der Welt zu schaffen. Die reichste Welt trägt er ja in sich, und zum Staunen seiner Umgebung soll sie sich bald entfalten. Ein Ferienbesuch bei einer befreundeten Familie zu Rosswag klingt noch lange in seinem Gemüt nach und führt einen längere Zeit fortgesponnenen Briefwechsel mit einer der Töchter jenes Pfarrhauses herbei; das aus Liebe und Mitleid gemischte Gefühl für die einem frühen Grabe zuwellende Nane Klaiber fügt zum ersteumal seinem sonnenhellen Wesen einen Einschlag sanfter Melancholie hinzu.

Eine schon während der Schulzeit in Tübingen einsetzende Kränklichkeit hatte den schmächtigen Jungen nach Blaubeuren begleitet; sie war durch die rauhe, kräftigende Luft des Albthales günstig beeinflußt worden; aber noch der Student wird von einem Rückfalle des Brustleidens heimgesucht. Dieser Umstand verschafft ihm jedoch mehr Freiheit, da ihm gestattet wird, außerhalb des Stiftes bei der Mutter zu wohnen, und nun kann er sich lebhafter und ungezwungener allen Freuden des Burschenlebens hingeben. Die Studentenstreiche fehlen nicht und kündigen den aller Neckereien vollen Hauff der letzten Jahre an, jenes enfant terrible der Litteratur, das den „Mann im Mond" verbrochen hat: so wenn er an einem Markttage dem abwesenden Freunde die sämtliche Garderobe zum Fenster hinaus feilbietet oder dem heiligen Georg auf dem Stadtbrunnen die Beine rot bemalt. Die akademische Welt wird recht eigentlich der Nährboden seines Talents; die Waterloo-Feste, die von der Burschenschaft hoch gefeiert werden, da man Waterloo als den eigentlichen und endgültigen Ausgangspunkt der deutschen Freiheit betrachtete, sehen die Knospe seiner Dichtergabe springen, denn dort tritt er als Festdichter schon vor Hunderten begeisterter Jünglinge auf. Dunkel ahnt man das Morgenrot einer künftigen, besseren Zeit. Als nach Vollendung des Studiums der kaum zweiundzwanzigjährige Kandidat — der auf einer frischfröhlichen Reise nach dem Glück mit 21 Jahren sich schon ein liebliches Bräutchen von 17 Lenzen in seiner Cousine Luise errungen hatte, der Tochter des verstorbenen Hofrats und Oberamtmanns Haug in Weiltingen bei Nördlingen — im Jahr 1824 in das Haus des Kriegsratspräsidenten Freiherrn von Hügel als Hauslehrer eintritt und damit in die Vaterstadt zurückkehrt, da nimmt er schon die Anerkennung der Besten mit sich. Sein Freund Moritz Pfaff schildert ihn in jener Tübinger Zeit als einen Jüngling, der sich durch sein in prächtigen blauen Augen sich spiegelndes, geistvolles Wesen und seinen heitern Sinn angenehm bemerkbar gemacht habe; und der nachmals berühmt gewordene Kirchenhistoriker Karl Hase, damals Privatdocent in Tübingen, der zeitweise mit dem Kandidaten den Mittagstisch teilte, erzählt uns in seinen „Idealen und Irrtümern", daß Hauff damals schon „voll seiner poetischen Entwürfe" war, und weiß auch seinerseits seinen Tischgenossen als „angenehme Erscheinung" zu rühmen. Den Schriftsteller Hauff sieht aber erst Stuttgart so recht ersehen. In dem stillen, rückwärts gelegenen Stübchen des zweiten Stockes im noch jetzt unverändert bestehenden Gebäude des Kriegsministeriums müssen wir ihn uns denken, bald seiner Guitarre die Sehnsucht nach der fernen Geliebten klagend, bald das Treiben der Nachbarn aufmerksam belauschend und dann wieder sinnend mit innigem Heimatsgefühl nach den umbuschten Höhen des Bopser hinüberblickend, wo einst Schiller den aufbrechenden Genossen seine „Räuber" vorgelesen hat. Er ist so glücklich, früh eine Gönnerin zu finden, die ihn mit weiblichem Feingefühl leitet: die Frau des Hauses regt ihn zu den ersten Veröffentlichungen an. Mit Glück macht er sich das Beste, was die neuen Kreise ihm bieten konnten, zu eigen, jene elegante Diktion und weltmännische Sicherheit, der man die Schulung des Salons ankühlt. Streithaft ist sein erstes Eintreten in die Litteratur: davidkühn fällt er mit seinem zur Parodie gestempelten „Mann im Mond" einen Modegötzen der Zeit an, den Berliner Hofrat Heun, einen seichten und schlüpfrigen Erzähler, den er alsbald mundtot macht; — in den „Memoiren des Satans" bläst er durch die staubigen Perücken theologischer Katheder weisheit, verspottet die kleinliche Demagogenschnüffelei und läßt das welke Laub ältlicher Hofratslitteratur fröstelnd erzittern.

Und nun sein Hauptwerk, der „Lichtenstein"! Das war ein Schuß ins Schwarze, diese in seinen schwäbischen Bergen spielende Erzählung vom vertriebenen und zurückkehrenden Herzog Ulrich. Meisterhaft ist gleich der Anfang des Romans, ein Hauch von Frische und Lenz durchweht ihn: der Dichter führt uns in den Beginn des geistig so reich bewegten Reformationsjahrhunderts, wir blicken in die Morgenröte einer neuen Zeit und hinaus in eine weitausgreifende Aktion, und dazu stehen wir in den ersten Tagen des sich regenden Frühlings der Natur — all das giebt zusammen mit dem Eindruck des jugendlichen, im Lenz des Lebens stehenden Helden, in dem der Dichter sich selbst und seine Liebe zeichnet, eine solch prächtige Ouverture ab, daß der Leser schon gewonnen ist, wenn er nur erst das Eingangskapitel gelesen hat. Und dieses Werk verbürgt uns, daß der Dichter uns noch viel Schönes hätte schenken können, wenn ihm die neidische Parze den Lebensfaden nicht gekürzt hätte.

Aber noch einmal, trotz all dieser Erfolge und Triumphe, verschiebt der immer Strebende die Verwirklichung seines Herzenswunsches, die Heimführung der Geliebten, seiner Ausbildung zuliebe; er will die Welt sehen, als ahnte er, wie kurz nur er noch ein Gast auf Erden sein sollte. Paris, Brüssel, Gent, Hamburg, Bremen, Berlin, Leipzig und Dresden lernt er im Fluge kennen; in Berlin, wo er mit der Vorlesung seiner Streitpredigt gegen den alten Gegner Clauren-Heun die Sache des guten Geschmacks führt, wird er hoch gefeiert; und mit neuen Stoffen reich bereichert, kehrt er in die traute schwäbische Enge zurück, wo er nun bald sein junges Weib heimführen darf. Wie wehmütig berührt es, wenn der im ersten Glücke junger Häuslichkeit Schwelgende ausruft: „Nein, er hatte einen unseligen Glauben, jener alte König von Samos! Nicht von mir werfen will ich die schönsten meiner Güter, um den Neid der Götter zu versöhnen, sondern an mich ziehen immer enger, um meines Glückes bewußter und würdiger zu sein!" — Er konnte uns noch jene herrlichen Weinschmelgerphantasien aus dem Bremer Ratskeller und seine beste Novelle, „Das Bild des Kaisers", schenken, dann raffte eine in wenigen Wochen verlaufende Krankheit den erst Fünfundzwanzigjährigen hinweg.

Er wußte, daß er sterben mußte. „Er fühle mehr, als er sagen könne," — „er wolle zeigen, wie man sterben müsse," waren Aeußerungen von ihm in den letzten Tagen. Sein Töchterchen Wilhelmine durfte er noch auf den Armen halten. Bitter waren seine Klagen, daß er sein junges, innigstgeliebtes Weib schon verlassen und einer schönen Zukunft entsagen mußte. Aber gerade dieses Sterben zeigt, wie er rasch zu einem großen Charakter herangereift war. Mit Recht konnte ihn der Nachruf des „Morgenblattes", an dem er gewirkt, einen Frühvollendeten nennen.

Noch heute singen wir seine Lieder; noch heute führt er die Jugend in das selige Reich erster Liebe ein. Als ein Jüngling wandelt er nun immerfort vor dem geistigen Auge, ein Ewigjunger bleibt er dem Gedächtnis seines Volkes. An einem Sonntag war er geboren, an einem Sonntag-Mittag entschlief er, ein reiches geistiges Erbe hinterlassend. Seine Tochter folgte ihm früh, schon mit siebzehn Jahren. Seine Frau überlebte ihn, treu sein Andenken hütend, um 40 Jahre. Er hat die Forderung erfüllt, die er, dreiundzwanzigjährig, seinem treuesten Freund, Heinrich Riecke, ins Stammbuch schrieb: „Mensch, sei ein Mensch, daß, wenn man deinen Leib begräbt, dein Werk und dein Gedächtnis lebt!" Wilhelm Hauff ist ein Liebling der Nation geworden, und das wird er bleiben auch in kommenden Jahrhunderten.

Trost zur Nacht.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Sonne neigt sich müd und still zur Ruh,
Da schliesst die Blume sich erschauernd zu.

Den letzten Strahl noch schlürft sie heimlich ein,
Dass nachts er sie durchglüh mit sanftem Schein.

O Herz, nur Einen Strahl vom ewgen Licht!
Dann schreckt die Nacht, die tiefste Nacht, dich nicht!

Reinhard Volker.

Runen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(9. Fortsetzung.)

Roman von **S. Werner.**

Das Haus des Großhändlers und Schiffsreeders Lundgren lag im vornehmsten Teile von Drontheim, ein großes, stattliches Gebäude, das außen und innen von dem soliden Reichtum des Besitzers zeugte. Im Erdgeschoß befanden sich die Geschäftsräume, im oberen Stockwerk die Wohnung der Familie, und gerade gegenüber lag ein größeres Hotel, in dem sich Herr Philipp Röder häuslich niedergelassen hatte.

Er war bereits seit drei Tagen hier und langweilte sich fürchtlich, denn Inga und ihre Eltern waren noch immer nicht zurückgekehrt. Ein liebsten wäre er nach Lärkholm gefahren, dem Landgut Lundgrens, das nur ein paar Meilen entfernt lag, aber erstens hatte man ihn nicht dorthin eingeladen — Inga hatte ihn nur aufgefordert, sie in der Stadt aufzusuchen — und dann machte er auch die betrübende Entdeckung, daß sein Norwegisch, auf das er so stolz war, von keinem Menschen verstanden wurde. Es blieb also nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen, und das that Röder denn auch. Endlich am vierten Tage wurde sein Warten belohnt: der Korrespondent der Firma Lundgren hatte ihm soeben mitgeteilt, daß Herr Lundgren mit Frau und Tochter morgen mittag eintreffen werde. In sehr gehobener Stimmung schlenderte er die Straße hinunter, die zum Hafen führte, und prallte an der nächsten Ecke mit Kurt Fernstein zusammen, der ihn beinahe umgerannt hätte. Dieser trieselte im Sturmschritt dem Lundgrenschen Hause zu, das man dem jungen Offizier auf seine Frage sofort gewiesen hatte.

„Kurt! Seid ihr schon da mit eurer ‚Freya'?" rief Philipp überrascht. „Da seid ihr aber schnell gesegelt!"

Kurt schien nicht sehr erfreut über die Begegnung und stand im Begriff, sie kurz abzubrechen, als ihm einfiel, daß er ja hier die allerbeste Quelle habe für die Erkundigungen, die ihm am Herzen lagen. Er blieb also stehen und entgegnete:

„Ja, die ‚Freya' liegt seit einer Stunde im Hafen. Du bist also glücklich hier angelangt und scheinst schon ganz heimisch zu sein?"

„Jawohl, ich wohne in dem Hotel da drüben, gegenüber den Lundgrenschen Hause. Ich sehe gerade in die Fenster hinein."

„Und da spielst du wohl tagtäglich den Ritter Toggenburg?" spottete der junge Seemann. „Du wartest wohl auch

„bis das Fenster klang — bis die Liebliche sich zeigte" —

Thut sie dir den Gefallen?"

Philipp zuckte die Achseln. „Sie sind ja noch gar nicht da. Inga kommt mit ihren Eltern erst morgen von Lärkholm zurück."

„Lärkholm — das ist wohl der Sommersitz der Familie? Ist er weit von hier?"

„Nur drei Stunden mit dem Wagen. Ich habe es mir aber versagt, hinüberzufahren. Man will doch nicht zudringlich erscheinen, wenn man auch nicht gerade unwillkommen wäre."

Die Worte klangen wieder in jenem prahlenden Selbstbewußtsein, das den jungen Seemann jedesmal bis zur Wut reizte; auch jetzt brach er im vollen Aerger los: „Nun, so warte in Gottes Namen! Aber ich muß jetzt fort, ich habe etwas Dringendes zu erledigen. Adieu, Philipp!"

Damit ging er, und Röder setzte seinen Weg fort, denn er hatte auch Dringendes zu erledigen. Zunächst suchte er einen Gärtner auf und bestellte einen prächtigen Blumenstrauß für morgen, dann vervollständigte er seine Besuchstoilette durch eine neue Krawatte und helle Handschuhe, und schließlich kehrte er in sein Hotel zurück, um sich dort ins Fenster zu legen und zuzusehen, wie drüben im Lundgrenschen Hause die Läden geöffnet und die Zimmer in Stand gesetzt wurden.

Währenddessen fuhr ein leichtes Karriol im vollen Trabe zur Stadt hinaus, und darin saß Leutnant Fernstein. —

Es war ein sehr warmer Sommertag im August, als der fremde Gast an die Thür von Lärkholm pochte; aber er erhielt den Bescheid, daß niemand zu Hause wäre, Herr und Frau Lundgren machten einen Abschiedsbesuch in der Nachbarschaft, und Fräulein Inga wäre spazieren gegangen. Eigentlich war Kurt diese Auskunft nicht unerwünscht, denn wenn Inga zu Hause gewesen wäre, hätte sie ihn vielleicht abweisen lassen, jetzt galt es, sie zu finden und womöglich zu überraschen. Auf den Wegen, die sich überall durch die Wiesen und Felder schlängelten, war kein Mensch zu erblicken — wer ging denn auch in der heißen Mittagssonne spazieren! So blieb nur der nahe Wald übrig, und der junge Mann lenkte ohne Besinnen seine Schritte dorthin.

Ein heller, lustiger Birkenwald, ganz durchleuchtet vom Sonnengolde, nahm Kurt auf. Er schlug aufs Geratewohl den breiten, gut erhaltenen Hauptweg ein, und dieser leitete ihn richtig auf die Spur. Nach kaum einer Viertelstunde sah er ein helles Kleid durch die Bäume schimmern und gewahrte Inga, die in ziemlicher Entfernung auf einem der moosbedeckten Steine saß und ihm den Rücken zuwendete. Vorsichtig schlich er näher. Es war so still im Walde, der zu träumen schien in der schwülen Mittagsstunde. Zwischen den schlanken, weißen Stämmen webte der Sonnenschein, er schimmerte durch die lichten, grünen Schleier der Birken und lag in einzelnen goldigen Strahlen auf dem moosigen Boden, wo das Farnkraut üppig emporwuchs. Man vernahm nichts als das Summen und Schwirren der Insekten.

Kurt war glücklich bis in die Nähe des jungen Mädchens gekommen, ohne sich zu verraten; jetzt aber trat er rasch hinter den Stamm eines Baumes, denn Inga machte eine leichte Wendung, die ihm gestattete, ihr Gesicht wenigstens zum Teil zu sehen. Sie saß halb zurückgelehnt, die Hände im Schoß verschlungen, und schien jenem leisen Summen und Weben zu lauschen. Er sah deutlich die feine Gestalt, das zierliche Köpfchen, aber der neckisch übermütige Ausdruck war es nicht mehr. Ein eigentümlich weher Zug lag um ihren Mund, der sonst nur Lachen und Scherz gekannt hatte, und die braunen Augen blickten ernst und traurig auf das sonnige Bild ringsum.

Da war es vorbei mit der Vorsicht und Zurückhaltung Kurts, er verließ seine Deckung und drang so ungestüm vor, daß er schon nach wenigen Augenblicken die erschrocken Auffahrende erreichte.

„Inga!"

Sie stand bebend, völlig fassungslos da, als der, an den sie eben noch gedacht hatte, unvermutet von ihrer Seite war; und als sie zur Besinnung kam und sich zur Flucht wenden wollte, da war es zu spät, er hatte schon ihre beiden Hände ergriffen.

„Leutnant Fernstein, was wollen — wie kommen Sie hierher?" rief das junge Mädchen, mit einem Versuch, sich loszumachen. Aber er hielt sie fest.

„Ich habe es ja nicht mehr ausgehalten!" rief er leidenschaftlich aus. „Inga, soll ich denn den dummen Streich, den ich damals begangen habe, mit meinem ganzen Lebensglück bezahlen?"

Es lag eine heiße, innige Bitte in den Worten, und diesmal verhallte sie nicht ungehört. Die kleine, trotzige Inga war auch in sich gegangen, auch ihr hatten Reue und Sehnsucht in den letzten Wochen so arg zugesetzt wie dem Missethäter, der da vor ihr stand und bettelte. Sie wies ihn nicht wieder von sich, sondern sagte nur leise: „Sie haben mir so bitter wehegethan!"

„Wirklich?" rief Kurt aufflammend. „Dann war ich Ihnen also nicht gleichgültig, dann hast du mich schon damals ein wenig lieb gehabt! Inga!"

Mit einem Jubelruf schloß Kurt sie in die Arme. — —

Sie vergaßen die Zeit und alles andere, bis Inga endlich mahnte: „Wir müssen nach Hause, sonst wird ganz Lärkholm aufgeboten, um mich zu suchen. Aber was werden Papa und Mama sagen, wenn ich einen wildfremden Menschen aus dem Walde mitbringe und ihn als Schwiegersohn vorstelle? Ich habe deinen Namen ja kaum ein- oder zweimal genannt in meinen Briefen aus Raansdal."

„Nun, irgend einen Schwiegersohn müssen sie doch schließlich haben," sagte Kurt, „und ihre eigene Wahl in dieser Hinsicht war nicht gerade glücklich. Meinst du nicht, daß ich ihnen besser gefallen werde als der lange, strohblonde Axel Hansen?"

Inga sah ihn an und rümpfte das Näschen, dann versetzte sie mit einer allerliebsten Bosheit:

„Das ist noch sehr die Frage. — Laß mich los, Kurt! Du darfst mich nicht so respektlos küssen, ich bin noch gar nicht deine Braut, und ich lasse mir nichts gefallen, das weißt du doch jetzt."

„O, ich werde den ungeheuersten Reipelt haben!“ versicherte Kurt, während er unbekümmert das „reipeltlose Küssen“ fortsetzte.

Herr und Frau Lundgren waren allerdings sehr erstaunt, als ihre Tochter ihnen den besagten „Bildsrenden“ vorstellte, mit der Erklärung, es wäre ihr Bräutigam. Sie hatten keine Ahnung von dem Roman, der in Raansdal gespielt hatte, und waren durchaus nicht geneigt, so Hals über Kopf einzuwilligen.

Aber das junge Paar ging strategisch vor. Kurt nahm Ingas Vater auf sich und rückte dort mit dem schweren Geschütz der Auseinandersetzungen und Erklärungen vor. Er berichtete ausführlich über seine Familie, seinen Vater, dessen Vermögensverhältnisse und berief sich schließlich auf „Onkel Hohenfels“, der morgen in Trondheim erwartet würde. Das letztere schlug durch, denn der norwegische Kaufmann hegte eine unbegrenzte Bewunderung für den geseierten deutschen Minister.

Inga machte die Sache weit kürzer ab, als sie mit ihrer Mutter allein war. „Mama,“ sagte sie, „du weißt, den Axel Hansen habe ich nicht gewollt, und den hätte ich auch nie genommen. Aber meinen Kurt will ich, den liebe ich und den nehme ich unter allen Umständen. Also sagt nur lieber gleich Ja: es hilft euch nichts, wenn ihr Nein sagt, denn wir heiraten uns auf jeden Fall!“

Diese ebenso bindige wie energische Erklärung wurde allerdings sehr unterstützt durch den Eindruck, den die Persönlichkeit des jungen Offiziers machte. Frau Lundgren gefiand sich im stillen, daß er doch eine ganz andere Erscheinung wäre als ihr Schützling Axel, auch sie ergab sich nach kurzem Widerstande, so daß am Abend eine fröhliche Verlobung in Lärkholm gefeiert wurde.

Es war in den Vormittagsstunden des nächsten Tages. Philipp Röder befand sich in seinem Hotel und in jener feierlichen Stimmung, die einem großen Ereignis voranzugehen pflegt. Auf dem Tische stand der bewußte Blumenstrauß, daneben lagen die Handschuhe und die noch immer unentbehrliche norwegische Grammatik. Er selbst schritt erwartungsvoll auf und nieder, im tadellosen Gesellschaftsanzug, und verstämmte nie, einen Blick in den großen Spiegel zu werfen, wenn er an ihm vorüberkam.

Philipp hatte beschlossen, sofort nach der Ankunft der Herrschaften mit dem Blumenstrauß hinüberzugehen und Inga als erster in der Heimat zu begrüßen, es würde dann sicher eine Einladung erfolgen, und dann ergab sich das übrige von selbst!

Nach langem Warten zeigte sich am andern Ende der Straße ein Wagen, ein offener Landauer, mit zwei Fäßchen bespannt. Auf dem Hinterbock saß mancherlei zwei aufgespannte Sonnenschirme, auf dem Rücksitz war das Verdeck halb aufgeschlagen, vermutlich um den Staub abzuhalten, der die Damen auf der langen Fahrt belästigt hätte. Der Wagen kam im raschen Trabe näher und hielt vor dem Hause draben, der Diener trat heran und öffnete den Schlag. Jetzt — Philipp lag mit beiden Armen auf der Fensterbrüstung und drehte sich fast den Kopf aus dem Genick — jetzt stieg Herr Lundgren aus, dann folgte seine Gattin, und nun kam „sie“!

Nein, noch nicht! Nun sprang eine schlanke, jugendliche Gestalt mit einem Satze aus dem Wagen, bob die junge Dame heraus, bot ihr den Arm und führte sie den Eltern nach ins Haus. Dem armen Röder wurde es schwarz vor Augen, er taumelte zurück und hatte gerade noch so viel Besinnung, das Fenster zuzuwerfen, dann stand er starr und mühte sich, zu enträtseln, ob das denn wirklich Kurt, Kurt Fernstein war oder eine höllische Vision?!

Er sollte nicht lange im Zweifel darüber bleiben, denn drüben war die Familie in den Salon getreten, und Herr Lundgren schien den jungen Offizier feierlichst in seinem Heim zu bewillkommen. Er schüttelte ihm die Hand, Frau Lundgren führte gerührt das Taschentuch an die Augen, und Kurt umfaßte plötzlich Inga und küßte sie, während sie beide Arme um seinen Hals schlang.

Es war also Wirklichkeit!

In dem Hotelzimmer spielte sich nunmehr eine dramatisch bewegte Szene ab, denn der übertriebene Freier tobte förmlich umher, warf den nun gänzlich überflüssigen Blumenstrauß in eine Ecke und schleuderte dann den einen Handschuh rechts in die Gardinen und den andern links auf den Ofen. Die unglückliche norwegische Grammatik flog gleichfalls auf den Boden, dann stürzte Philipp nach der Klingel und läutete Sturm.

Der herbeieilende Kellner stand ganz entsetzt da, er glaubte, der sonst so stille, höfliche Gast wäre verrückt geworden, aber dieser schrie ihn an, er wollte augenblicklich die Rechnung haben, er bliebe keinen Tag, keine Stunde länger in dieser verdammten Stadt und diesem verwünschten Lande, mit dem nächsten Dampfer wollte er fort.

Eine Stunde später suhr Philipp Röder ab, nach dem Hafen. Er that zum zweitenmal das gesamte weibliche Geschlecht in Acht und Bann.

In Raansdal ging inzwischen alles seinen alten Gang. Ereignisse gab es hier nicht, und was überhaupt geschah, vollzog sich in gewohnter Ruhe und Regelmäßigkeit. Seit einigen Tagen war Bernhard zurück und hatte die Nachricht von Kurts Verlobung mitgebracht, welche die Raansdaler Verwandten zwar sehr überraschte, aber freudige Zustimmung fand.

Der „Seeadler“ lag wieder im Fjord, da Prinz Sassenburg mit seinen Gästen nach Alsheim zurückgekehrt war, und vorläufig befand sich auch Christian Knuz noch in Edsviken. Er sollte die Ueberfahrt nach Hamburg auf der fürstlichen Jacht machen und war sehr stolz auf diese Vergünstigung. Uebrigens war der „Seeadler“ mit einem frischen Steuermann eingetroffen. Harald Thorvik hatte sich, wie man erfuhr, durch einen Sturz eine nicht unbedeutende Wunde am Kopfe zugezogen, die ihn einstweilen dienstunfähig machte, und war in Trondheim zurückgeblieben.

Der Anfang des September brachte eine Reihe von warmen, sonnigen Tagen, eine Art Spätsommer, der die nordische Landschaft noch einmal in ihrer ganzen Schönheit zeigte, ehe die Herbststürme sie durchbrausen. Im Garten des Pfarrhauses blühten Astern und Georginen, und Hildur, die schon einige davon abgeschnitten hatte, ging langsam von einem Beet zum anderen, nun den Strauß zu vervollständigen, aber sie that das fast mechanisch, wie in Gedanken verloren.

Heute morgen war ein Brief von Inga gekommen, ihre Antwort auf die Glückwünsche, und jede Zeile darin verriet das überströmende Glück der jungen Braut. Kurt hatte eine Nachschrift hinzugefügt, um die neuen Verwandten zu begrüßen, und auch daraus klang es wie heller Jubel. Hildur mußte unwillkürlich an ihre eigene Verlobung denken — da war es anders zugegangen. Bernhards Werbung, ihr Zawort, der Segen des Vaters, das alles hatte sich still und ernst vollzogen, und doch flutete damals eine so tiefe, überwältigende Glückseligkeit durch ihr Inneres. Sie dürfte sich so unermeßlich reich im Besitze des geliebten Mannes und hätte mit keiner anderen in der ganzen Welt getauscht. Dieser Mann sollte nun ihr Gatte werden, schon in sechs Wochen sollte sie mit ihm vor den Altar treten — was aber war aus jener stolzen, freudigen Zuversicht geworden?! Warum konnte sie sich denn jetzt nicht mehr freuen auf das stille, gesicherte Glück, das in Edsviken ihrer harrte?

Bernhard war so ernst und düster von seiner Reise zurückgekehrt, nur über Kurt und Inga hatte er ausführlich berichtet, in allem anderen blieb er verschlossen und wortkarg. Sie und ihr Vater erfuhren nur, daß die „Freya“ auf der Fahrt zweimal mit dem „Seeadler“ zusammengetroffen war, und daß man sich gegrüßt und gesprochen hatte. Das schien freilich Bernhards Bestimmung zu erklären, denn jede Begegnung mit seinem Onkel reizte ihn von neuem. Diese Begegnungen nahmen ja nun bald ein Ende, denn in acht Tagen wollten die fremden Gäste nach Deutschland zurückkehren — ob dann auch der Schatten weichen würde, der mit ihnen gekommen war?

Da ertönten Schritte, Harald Thorvik kam über den Friedhof. Er wollte wohl nicht in das Pfarrhaus, denn er stutzte beim Anblick des jungen Mädchens, das überrascht aus seinem Sinnen aufsuhr. „Harald! Bist du wieder in Raansdal?“

„Erst seit gestern abend,“ versetzte er und kam langsam näher.

„Wir haben von deinem Unfall gehört. Du hast in Trondheim zurückbleiben müssen wegen des Sturzes? Geschah es auf dem Schiffe?“

„Nein, an Land. Hat aber nicht viel zu sagen, es ist schon vorbei.“

Hildur sah ihn an; auf seiner Stirn zeigte sich allerdings eine frische, rote Narbe, aber sie war nicht groß, eigentlich nur eine Schramme, und Harald pflegte sonst kein Aufhebens von solchen Dingen zu machen.

„Willst du nicht näherreten?“ fragte sie, aber er schüttelte den Kopf.

Der kleine Vorleser.
Nach dem Gemälde von K. Müller.

„Nein, ich habe nicht viel Zeit. Bin übrigens froh, daß ich wieder zu Hause und bei der Mutter bin."

„Du bleibst aber doch nur acht Tage? Es heißt ja, daß der ‚Seeadler' dann wieder fortgeht."

„Jawohl, aber ich bleibe hier — habe schon in Drontheim meine Entlassung genommen."

„Du fährst das Schiff nicht zurück nach Hamburg?"

„Nein! Ich war ja eigentlich nur für Norwegen verpflichtet. Jetzt brauchen sie mich nicht mehr, haben ja auch schon einen anderen Steuermann. Der bringt sie durch die Nordsee."

Hildur hörte mit steigendem Erstaunen zu. Es sah Thorvik so gar nicht ähnlich, daß er das Schiff, das er einmal übernommen hatte, durch einen anderen in den Hafen führen ließ. Er hielt sonst mit Zähigkeit fest an seinen Rechten wie an seinen Pflichten. Er schien ihr Erstaunen aber nicht zu bemerken und fragte abbrechend: „Du hast wohl jetzt viel zu thun mit deiner Aussteuer? Wann macht ihr denn Hochzeit?"

„In sechs Wochen. Am Geburtstage des Vaters."

„So spät erst? Schade, da kommt ihr um die Ehre, die vornehmen Verwandten als Hochzeitsgäste zu haben. Jetzt ist ja wohl zwischen euch alles Friede und Freundschaft?"

„Bernhard verkehrt mit seinen Verwandten nur, wenn er muß," sagte Hildur ruhig und bestimmt. „Er hat sie kaum dreioder viermal gesehen während der ganzen Zeit."

„Und das war vielleicht schon zu viel!" murmelte Harald; aber das junge Mädchen hörte die halblaute Bemerkung und fandte ihm einen unwilligen Blick zu.

„Laß das, Harald! Das sind Familiensachen, die nur Bernhard und mich angehen. Ihr seid zwar Jugendfreunde —"

„Gewesen!" unterbrach er sie im herben Tone. „Jetzt sind wir fertig damit, eigentlich waren wir es schon längst, und gerade deshalb wird es mir schwer, zu sprechen. Es ist überhaupt ein schändliches Geschäft, das Angeben, und du wirst natürlich denken, ich habe meine eigenen Gründe dabei. Sei ruhig, dazu kenne ich dich viel zu gut! Ich gewinne nichts bei dir, das weiß ich, aber ich sage dir trop alledem: Halte die Augen offen!"

„Weshalb? Was meinst du damit?" fragte Hildur betroffen, aber völlig ahnungslos. Thorvik antwortete nicht, er schien mit sich zu kämpfen, ob er reden oder schweigen sollte, endlich hob er wieder an: „Wir haben auch ein Brautpaar an Bord gehabt. Der Prinz hat sich verlobt."

„Mit Sylvia Hohenfels, ich weiß," fiel das junge Mädchen ein. „Sie verlobten sich schon in Alfheim, vor der Abfahrt. Sylvia wird eine schöne, stolze Braut sein, ich kenne sie ja!"

„Du kennst sie nicht!" sagte Harald mit vollem Nachdruck. „Was hast du denn von ihr gesehen? Das weiße, lustige Ding, das da nach der Kirche zu euch ins Pfarrhaus kam und euch allesamt beherzte mit seinem Schmeicheln. Ich habe sie anders gesehen, damals auf der Nordsee, als uns der Gewitterſturm packte und sie auf Deck kam, ganz allein, vom Kopf bis zu den Füßen eingewickelt in den Wettermantel. Sturmnixe — sagte der poetische Prinz! Nun, er zwingt sie nicht, die Sturmnixe, mit seinen schlafzigen Augen. Dazu gehört ein anderer, und er ist vielleicht nicht weit. Ich sage es dir noch einmal: Halte die Augen offen!"

Hildur hörte noch immer verständnislos zu; aber es begann sich doch jetzt in ihr eine unbestimmte Ahnung zu regen. Ihre Antwort klang unruhig: „Was sollen diese Andeutungen, Harald? Ich verstehe sie nicht. Sprich deutlicher, wenn ich dich begreifen soll!"

Harald schaute sie an, mit einem halb finsteren, halb schmerzlichen Ausdruck. Man sah es, den Mann trieb keine gemeine Rache, und das „schändliche Geschäft des Angebens" widerstrebte ihm in tiefster Seele. Er mußte sich zwingen zum Reden, und doch redete er, mit jener harten, starren Aufrichtigkeit, die nicht danach fragt, ob sie sich und anderen wehethue.

„Ich sollte vielleicht stillschweigen und dich in deiner Ruhe lassen, und wenn du wärest wie all die anderen, dann thäte ich es auch. Ein Schurke ist er ja nicht, er wird thun, was seine Pflicht und Schuldigkeit ist, und sie wird fortgehen mit ihrem Prinzen; aber wissen mußt du es doch! Ich habe es schon damals in der Kirche gemerkt, als er zusammenfuhr, wie sie eintrat, und genau so machte sie es auf dem ‚Seeadler', als sie hörte, daß die ‚Freya' in der Nähe war. Art läßt nicht von Art! Der sitzt nicht ruhig und friedlich mit dir in Edsviken und vergißt das Leben, das er da draußen gelebt hat — jetzt vollends nicht. Den wird es hinaustreiben, fort von dir und uns allen, ob er will oder nicht. Er gehört nun einmal nicht zu uns, und wenn er dann festliegt an der Kette, dann wirst du es büßen müssen, daß er sich festgeschmiedet hat!"

Hildur war bleich geworden, allmählich sing sie an zu begreifen, ohne daß ein Name genannt wurde, und endlich kam ihr das Verständnis. Mit einem halb unterdrückten Aufschrei fuhr sie empor. „Bernhard? Sylvia? Nein, das ist nicht wahr, das kann nicht sein! Harald, du willst dich nur rächen, du gestehst es ja ein, daß du Bernhard haſſest. Sage, daß es nicht wahr ist — ängstige mich doch nicht so namenlos — Harald, ich bitte dich!"

Es war ein Flehen wie in Todesangst, aber Thorvik schüttelte nur finster den Kopf. „Du glaubst mir nicht? — So sieh selber zu! Frage ihn! Mit dem Lügen hat er sich sonst nie abgegeben und wird es auch jetzt nicht thun, aber er sagt dir vielleicht, daß es vorübergeht, daß er die andere ja doch dem Prinzen lassen muß, daß er dich braucht, um sie zu vergessen. Wenn du dich darein finden kannst, dann ist's ja gut, aber ich glaube es nicht."

Hildur erwiderte keine Silbe, nur ihre Hand öffnete sich wie mechanisch und ließ den eben gepflückten Strauß zu Boden fallen, die bunte Herbstpracht flatterte nach allen Seiten hin, und das Mädchen stand regungslos, die Augen groß und starr ins Leere gerichtet. Dann wandte sie sich ohne ein Wort, ohne Gruß langsam um und schritt dem Hause zu. Erst als sie allein im Wohnzimmer stand, wich die Betäubung, erst jetzt fing sie wieder an, klar zu denken.

Nun war es da, was wie eine dunkle Furcht in ihrem Innern gelegen hatte, von dem Tage an, da die Fremden in Raansdal gelandet waren; nun stand es vor ihr und zeigte ihr ganz, ganz andere Züge, als sie geahnt hatte. Die Vergangenheit hatte sie gefürchtet, die Erinnerungen an das große, bewegte Leben da draußen, das Bernhard vergessen mußte in dem stillen Edsvikен, an ihrer Seite, aber der Glaube an seine Liebe hatte trotzdem festen Fuß in ihrer Seele. Nun lag er zertrümmert, vernichtet!

Hildur zweifelte nicht mehr an den Worten Horalds, wenn sie sich auch im ersten Augenblick dagegen gewehrt hatte: mit unerbittlicher Macht drängte sich ihr die Wahrheit auf: „Art läßt nicht von Art!" Bernhard hatte ihr nie gehört, die andere war von seiner Art, die gehörte zu ihm! Und Hildur, das stolze, ernste Mädchen, um das er geworben hatte, das sein Weib werden sollte, sank auf die Knie in einem wilden, fassungslosen Ausbruch der Verzweiflung und begrub sein Glück.

Harald hatte sich nur schwer entschlossen, den Weg nach Raansdal weiter zu schreiten. Er hatte es gewußt, wie schwer der Schlag Hildur treffen würde, und ihn doch gestoßen. Aber er hatte wahr gesprochen: von eigenem Wünschen und Hoffen war nichts dabei. Wo ein anderer so tief im Herzen saß, da war nicht Raum für eine zweite Liebe, und kein Mädchen verzeiht es, wenn man ihm so erbarmungslos die Augen öffnet und sein Glück vernichtet.

Wie Harald nun an den Strand hinunter kam, fand er dort reges Treiben, denn eben legte der Fjorddampfer an. Hier auf der letzten Station stiegen fast nur Raansdaler aus, aber in der Küstenstadt war großer Markt gewesen, und die Bauern und Schiffer sauſ ihren Frauen kehrten mit ihren Einkäufen zurück.

Nur ein Fremder schritt über die Landungsbrücke, ein älterer Herr, mit weißgrauem Haar und Bart, aber mit einem frischen, sonnenverbrannten Gesicht und jugendlicher Rüstigkeit in den Bewegungen. Er blieb eine Minute stehen und sah sich suchend um. Da trat ein Diener in der Sassenburgschen Livree heran und sragte, ob er Herrn Rittergutsbesitzer Fernstein vor sich hätte. Durchlaucht seien auf der Jagd gewesen, als die Depesche eintraf, deshalb stände nur der Wagen zur Verfügung. Fernstein nickte und folgte zu dem seitwärts haltenden Wagen, der Lakai schwang sich auf den Bock neben den Kutscher, und ohne weiteren Aufenthalt ging es fort.

Die Sonne war bereits untergegangen, und über Raansdal, das im Schatten der Berge lag, webte schon eine leichte Dämmerung, der Weg nach Alfheim aber, der emporführte, hatte noch volles Tageslicht. Fernstein saß bequem zurückgelehnt und besah sich die Umgebung. Plötzlich richtete er sich mit einem

Ruck aus seiner bequemen Stellung auf, blickte scharf nach dem Saume des Waldes und schickte „dann ein laut schallendes „Halo!“ hinüber. Der Jäger, dem der Ruf galt, lugte und blieb stehen. Er schien wohl den Ungarn und die Birke zu erkennen, aber nicht den Insassen; da rief dieser dem Kutscher zu, er möchte halten, stieg rasch aus und schritt dem anderen entgegen.

„Bernhard! Da erwische ich dich gleich in der ersten Stunde! Ja, schau mich nur an, ich bin's, leibhaftig!“

„Onkel Fernstein! Wo kommst du her?“ rief der junge Mann in grenzenloser Ueberraschung.

„Aus Drontheim, wohin mich der verwünschte Junge, der Kurt, gesprengt hat mit seiner Depesche, und da ich einmal so weit war, wollte ich meinen alten Freund Hohenfels besuchen. Steig' ein und fahre mit, ich will nach Alfheim!“

„Nach Alfheim?“ Bernhard runzelte die Stirn. „Wäre es nicht besser, Onkel, du kämest in den nächsten Tagen nach Edsviken? Ich habe wenig Zeit.“

Fernstein lachte. „Denkst du, ich will mich hier gleich auf Wochen seßhaft machen? Ich bleibe nur einen Tag und muß übermorgen wieder fort. Du willst nicht mit nach Alfheim? Natürlich, siehst ja immer noch so nett mit deinem Onkel wie früher, aber wenn ich dich jetzt loslasse, bekomme ich dich überhaupt nicht wieder zu Gesicht. Also du fährst mit, Punktum!“

Bernhard zauderte noch, es lag ihm freilich daran, den Zusammenhang zu erfahren, denn als er Kurt vor acht Tagen verließ, hatte dieser noch keine Ahnung von der Ankunft seines Vaters.

„Nun denn, auf eine halbe Stunde!“ sagte er. „Solange, bis Alfheim in Sicht kommt, dann aber muß ich aussteigen, ich habe wirklich heut' keine Zeit.“

„Also endlich bekommt man dich wieder zu sehen, du Durchgänger!“ hob Fernstein an, als sie zusammen im Wagen saßen und weiterfuhren. „Eine schöne Geschichte, die du uns damals angerichtet hast mit deinen verrückten norwegischen Ideen! Dein Onkel war ganz aus dem Häuschen, gesagt hat er ja nicht viel, das thut er nie in solchen Fällen, aber er sah immer aus wie das jüngste Gericht, wenn von dir die Rede war.“

Bernhard zuckte nur die Achseln, und indem er dann die Hand des alten Herrn ergriff, führte er das Gespräch auf ein anderes Gebiet.

„Laß dir zunächst herzlich gratulieren, lieber Onkel, zu der doppelten Verlobung, Käthchen und Kurt.“

„Ja, mein Käthchen, die war immer ein braves Kind!“ erklärte der Vater gerührt. „Wenn sie nicht so vernünftig gewesen wäre bei ihrer Wahl, dann käme Ottendorf dereinst in fremde Hand. Aber der Junge, der Kurt! Erst geht er mir durch zur Marine, und dann verplempert er sich hier oben in Norwegen, verlobt sich, ohne mich zu fragen, ohne daß ich weiß, ob er eine Lappenjungfrau oder sonst ein Ungetüm hier aufgegriffen hat und mir uns Haus bringen will. Denkst du, ich werde mir das gefallen lassen? Sporenstreichs bin ich abgereist.“

„Deshalb also? Aber hat Kurt dir denn nicht geschrieben?“

„Telegraphiert hat er, aus Drontheim, eine ganz verrückte Depesche! Lieber Papa, habe mich soeben verlobt, habe hier oben bei den Eisbären meine Braut und das Glück meines Lebens gefunden. Brief unterwegs, um den väterlichen Segen bitten Kurt und Inga!“ Ich denke, mich trifft der Schlag, habe den Brief gar nicht abgewartet, sondern bin mit dem Eilzug nach Hamburg gefahren und von da mit dem nächsten Dampfer nach Drontheim.“

„Da wärst du jedenfalls zu spät gekommen,“ warf Bernhard ein. „Was wolltest du denn eigentlich dort?“

„Skandal wollte ich machen!“ rief Fernstein mit grimmiger Genugthuung. „Wie ein Donnerwetter wollte ich über den Jungen kommen, und das hätte ich auch gethan, wenn nicht — ja eigentlich läßt sich ja die Geschichte ganz vernünftig an.“

„Das ist sie auch, in jeder Hinsicht. Bei Kurt handelt es sich freilich um eine Herzensneigung, aber die Partie ist auch äußerlich ganz glänzend. Lundgren ist der erste Reeder und Handelsherr in Drontheim, seine Beziehungen reichen durch den ganzen Norden, und Inga ist das einzige Kind, die Erbin des sehr bedeutenden Vermögens. Ueberdies ist sie, ihrem ganzen Wesen nach, wie geschaffen für Kurt.“

„Das konnte ich doch nicht wissen, das stand ja alles erst in dem Briefe, der jetzt in Ottendorf liegt,“ brummte Fernstein, aber sein Brummen klang äußerst behaglich. „Also, ich laude in Drontheim, und das Erste, was ich sehe, ist mein Herr Sohn, der da mit einer kleinen Person am Arme am Hafen herumspaziert. Ich rufe ihn an und denke, er wird wenigstens erschrecken; statt dessen stürzt er mit einem förmlichen Hurra auf mich los, drückt und küßt mich und schreit: „Inga, das ist mein Papa, dein Papa!“ und ehe ich noch weiß, wie, habe ich die kleine Person im Arme. Eine Lappenjungfrau war es nicht, die er sich ausgesucht hatte, das sah ich, aber Deutsch konnte sie nicht, denn sie fing sofort an, norwegisch zu plappern. Darüber war ich nun natürlich wütend und wollte ihr klarmachen, daß ich durchaus nicht als fegnender Vater käme, wie sie sich einzubilden schien.“

„Hast du es denn gethan?“ fragte der junge Mann, mit einem verdächtigen Zucken der Lippen.

„Nein!“ war die etwas verlegene Antwort. „Erstens hätte sie es ja gar nicht verstanden, und dann war sie wirklich zu hübsch, als daß ich gleich in der ersten Minute böse grob werden konnen. Sie ließen mich auch gar nicht zu Atem kommen, sondern schlepptен mich schleunigst zu den Eltern. Nun, als ich das Haus sah, den riesigen Verkehr in den Geschäftsräumen da unten und die Einrichtung der Wohnung und die Lundgrens selbst, alles sehr gediegen, da merkte ich, daß der Streich meines Jungen gar nicht so dumm war, und dann klärte Kurt mich vollends auf. Wir feierten also noch einmal Verlobung, die erste hat in Lärkholm stattgefunden, aber etwas merkwürdig war unser Verkehr. Sie reden ja nur norwegisch und allenfalls englisch, und mein Englisch beschränkt sich fast nur auf Yes und No. Kurt mußte fortwährend den Dolmetscher machen, aber es ging ganz gut. Eigentlich haben wir uns nur die Hände gedrückt und angestoßen, auf das Brautpaar, auf unser gegenseitiges Wohl, auf Käthchen und ihren Bräutigam. Und dann nichten wir uns zu und stießen wieder an, auf alles mögliche. Nebrigens lernt Inga jetzt Deutsch, vorläufig bei Kurt, und wenn er fort ist, wird sie Unterricht nehmen. Du hättest es nur hören sollen, wie sie mir beim Abschied radebrechte: „Ich lerne alles, lieber Papa! Ich kann schon vieles Deutsch von meinem Kurt!“ Und dabei sah sie mich an mit ihren schelmischen braunen Augen, daß ich sie beim Kopf genommen und abgeküßt habe, die süße, kleine Hexe!“

Fernstein war offenbar ganz verliebt in seine künftige Schwiegertochter, die er erst als Lappenjungfrau hatte verstoßen wollen. Bernhard lächelte stillchig, er war ein ziemlich schweigsamer Zuhörer gewesen, der nur dann und wann eine Bemerkung dazwischen warf, auch jetzt sagte er nur: „Warum hast du Kurt denn nicht mitgebracht? Sein Urlaub ist ja beinahe zu Ende, er hat höchstens zwei Tage noch zur Verfügung, und ihr konntet die Rückreise zusammen machen.“

Der Gutsherr zuckte die Achseln. „Das habe ich ihm auch zu Gemüt geführt, aber er wollte durchaus nicht mit und bis zur letzten Minute bei seiner Inga sitzen. Verliebt ist er bis über beide Ohren, aber übermorgen muß er fort. Wir treffen uns in Bergen und fahren zusammen nach Kiel. Nun aber zu dir, Bernhard! Von dir haben wir ja noch gar nicht gesprochen.“

„Von mir — da ist nicht viel zu reden!“ versetzte der junge Mann mit einem eigentümlich müden Ausdruck.

„Nicht? Ich denke, du willst schon in sechs Wochen Hochzeit machen, und darüber soll nichts zu reden sein?“

„Wenigstens nicht mit dir, Onkel, du warst immer gegen meine Verlobung, das wareet ihr überhaupt alle, sogar Kurt.“

„Sollten wir uns vielleicht freuen über die Dummheit, die du da gemacht hast?“ polterte Fernstein. „Nun fahre nur nicht gleich auf wie toll, oder ist es vielleicht nicht eine Dummheit, daß du Guntersberg hingiebst dafür? Ist so etwas erhört? Das Majorat, den alten angestammten Familiensitz, den wirst du fort wie einen Pappenstiel. Ich sage dir, du wirst es noch bereuen, hundertmal!“

„Das ist meine Sache!“ rief Bernhard in aufloderndem

Gereiztheit. „Ich wußte ganz genau, was ich that, unser Familiengesetz ist klar und deutlich genug, da giebt es nur ein Entweder — Oder. Ich habe Hildur gewählt, trotz alledem!“

Das Klang in schärfster Abwehr.

Aber anstatt weiter zu predigen, legte der Gutsherr plötzlich seine Hand auf den Arm des jungen Mannes und sagte ernst:

„Bernhard, Junge, sei einmal aufrichtig und sage mir, glaubst du denn wirklich, daß du es dein Leben lang aushältst hier in diesem Raansdal? Malerisch liegt das Nest ja, aber davon allein kann man doch nicht existieren. Du bist jung, du gehörst in die Welt, in das Leben und willst dich hier begraben bei lebendigem Leibe? Ich sage dir, du hältst es nicht aus!“

Es lag so viel Herzlichkeit, so viel ehrliche Sorge in den Worten, daß Bernhard die Schroffheit nicht wiederfand, mit der er sonst eine derartige Einmischung zurückwies, er machte nur seinen Arm frei und wandte sich ab.

„Laß das, Onkel! Wir wollen uns doch nicht in vollem Streit trennen, und da drüben bei der Biegung muß ich aussteigen, ich muß nach Edsvilen zurück.“

Sie waren auf der Höhe, wo Alfheim lag, und als sie die Biegung des Weges erreichten, lag das Schlößchen vor ihnen, dessen engeres Gebiet hier begann. Zugleich bemerkten sie aber auch den Prinzen Alfred, der in geringer Entfernung stand und mit zweien seiner Jäger sprach, aber beim Anblick des Wagens sie stehen ließ und rasch näher kam. Fernstein hatte von Dronthelm aus telegraphisch angefragt, ob sein Besuch willkommen wäre, und eine ungehende Einladung des Prinzen erhalten, den er ja von Gruntersberg her kannte. Bernhard biß sich auf die Lippen, jetzt konnte er nicht mehr unbemerkt verschwinden, wie es seine Absicht gewesen war, er mußte wenigstens der Begrüßung standhalten. Zwar machte er einen Versuch, sich vor dem Schlosse zu verabschieden, aber Fernstein vereitelte das.

„Lassen Sie ihn nicht los, Durchlaucht,“ sagte er lachend. „Er ist eine volle Stunde lang in aller Gemütlichkeit mit mir gefahren, da wird er wohl auch noch länger Zeit haben, Edsvilen läuft ihm nicht davon.“

„Haben Sie nicht einmal einen Abend für uns übrig, Bernhard?“ fragte Sassenburg vorwurfsvoll. „Da stehen Papa und Sylvia auf dem Altan, Sie sind bereits gesehen worden, Sie müssen mit hinein!“

Es blieb allerdings nichts übrig, als sich zu fügen, eine Weigerung wäre eine direkte Unart gewesen. — — —

Die Dunkelheit war längst hereingebrochen, als Bernhard Hohenfels sich verabschiedete, um heimzukehren. Sylvia hatte sich gleich nach Tische zurückgezogen, sie erklärte, Kopfschmerz zu haben, die Herren waren also unter sich, und da sorgte Fernstein mit seiner unverwüstlichen Laune dafür, daß kein Unbehagen aufkam.

Dennoch atmete der junge Mann auf, als er aus dem Hause trat. Er hatte den Wagen zurückgewiesen, den man ihm anbot, und wollte zu Fuß nach Edsvilen. Er kannte ja hier überall Weg und Steg, und der Mond, der bereits aufgegangen war, leuchtete in voller Klarheit. Bernhard hatte die nächste Umgebung Alfheims hinter sich gelassen und schlug einen Seitenweg ein, der die oberen Windungen der Fahrstraße abkürzte. Er mußte an einem kleinen, offenen Pavillon vorüber, der seitwärts lag und als Aussichtspunkt diente; der Blick in die Raansdaler Berge war von hier aus noch malerischer und umfassender als vom Hauptaltan des Schlosses. Dort an der Brüstung lehnte etwas Weißes, man erkannte die Umrisse einer hellen Gestalt. Er blieb wie angewurzelt stehen.

„Sylvia — du?“ fragte er, noch halb ungewiß.

„Bernhard, bist du auf dem Heimwege?“ klang es zurück.

„Jawohl!“

„Nun denn — Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Er hatte ja gewußt, daß der Kopfschmerz nur ein Vorwand war, um seine Nähe zu vermeiden, und es ihr gedankt. Sie kannten jetzt beide die Gefahr dieser Nähe, aber es giebt Augenblicke, wo Vernunft und Ueberlegung nicht standhalten. Statt zu gehen, schritt Bernhard die Stufen hinauf, Sylvia machte eine Bewegung, als wollte sie zurückweichen, dann aber blieb sie sich besinnend stehen. Sie hatte ein leichtes weißes Tuch über Kopf und Schultern geworfen, aber der junge Mann sah jeden Zug ihres Gesichtes in der Mondhelle.

„Nur eine Frage,“ sagte er halblaut. „Du warst heut' in Jsdal?“

„Ich — warum?“ fragte sie zögernd.

„Am Runensteis lag ein Kranz von Tannenzweigen und Waldblumen, ganz frisch gebrochen. Der kam von deiner Hand, du bist dort gewesen!“

„Ja — heut' morgen.“

„Und allein?“

„Ganz allein! Alfred war auf der Jagd, da war ich frei in den Morgenstunden.“

„Hat dir denn nicht gegraut vor dem Orte? Du kennst ja doch seine Bedeutung.“

Sylvia schauerte zusammen — jawohl, ihr hatte gegraut vor der düsteren Einsamkeit, aber sie erwiderte nur leise:

„Du hast es uns so bitter vorgeworfen, daß Joachim Hohenfels ein Verschmäher, Ausgestoßener war bei seiner eigenen Familie, daß sie ihn hinausgetrieben hat in das unstete, friedlose Leben. Da wollte ich ihm doch noch einen Abschiedsgruß bringen. Es war mein Oheim — und dein Vater!“

Dein Vater! Das Wort verriet mehr, als es verraten sollte, und Bernhard verstand es. Mit einem tiefen Atemzuge sagte er: „Ich danke dir!“

Sie sprachen halblaut, gedämpft, und es war doch kein Lauschen in der Nähe, eingsum nur Nacht und Stille, die ernste, ruhige Schönheit einer nordischen Sommernacht. Am Himmel leuchteten die großen Sternbilder, so hoch, so endlos weit, all die kleineren Gestirne erblichen in dem Mondlicht, das den Himmel wie die Erde überströmte. Die ganze Raansdaler Bergwelt stand klar in diesem Lichte, jeder Gipfel trat scharf und deutlich hervor.

„Du gehst so oft nach Jsdal,“ hob Sylvia wieder an. „Warum denn immer dorthin? Wozu fortwährend die furchtbare Erinnerung aufwühlen, laß sie doch endlich schlafen!“

„Ich kann nicht,“ sagte Bernhard mit finsterer Ruhe. „Denkst du, es sind gute Stunden, die ich in Jsdal verlebe? Und doch zieht es mich immer wieder hin. Dein Vater sagte es mir auf dem Friedhofe: Du bist denselben Weg gegangen, hüte dich vor seinem Ende! Er hat ja immer recht, und ich — ich habe schon mehr als einmal an dies Ende gedacht.“

Sylvia fuhr mit einem halbunterdrückten Ausschrei empor.

„Bernhard, um Gottes willen! So weit bist du gekommen?“

„Ja!“ sagte er dumpf und schwer. Der stolze, trotzige Mann, der seinem Onkel gegenüber jeden inneren Kampf geleugnet hatte, der das Geschehene vor seiner Braut verschloß wie ein Geheimnis, hier bekannte er die Wahrheit, vor den Augen, die wie in Todesangst zu ihm aufblickten. Aber seine Stimme milderte sich bis zur Weichheit, als er dann fragte: „Würde dir das wehe thun, Sylvia? Würdest du um mich weinen?“

Es kam wie ein Aufschluchzen aus ihrer Brust, und mit beiden Händen umklammerte sie seinen Arm, als wollte sie ihn schützen und festhalten.

„Du mußt fort, Bernhard! Fort aus dieser Umgebung, diesem Lande! Reiße dich los, um jeden Preis!“

„Von wem? Etwa von dem Mädchen, dem ich Wort und Treue verpfändet habe, das mir vertraut mit ganzer Seele?“

Sylvias Hände glitten langsam nieder von seinem Arme.

„Hast du Hildur Erisien geliebt?“

„Nein!“ erklärte er mit herber Aufrichtigkeit. „Aber ich konnte dies Leben allein nicht mehr aushalten, ich brauchte jemand, der es mir tragen half, und da habe ich mich festgekettet. Gleichviel, sie wird mein Weib und Herrin in Edsvilen, dann ist wenigstens meine Schuld bezahlt.“

Seine Augen wandten sich mit einem seltsamen Ausdruck in die Ferne, wo die Eisgipfel Jsdals dämmerten. Der Mond war höher gestiegen, seine Strahlen erreichten jetzt das Thal, durch das die Raan niederrauschte. Man sah deutlich die schwarzen Tannen und das Felsgeröll auf ihrem Wege. Wie eine glitzernde Schlange wand sie sich dahin, jetzt verschwindend im Schatten der Berge, jetzt wieder aufblinkend. Lauter als vorhin drang ihr Rauschen empor, anschwellend, dann wieder verhallend, und dazwischen klangen einzelne, halb verwehte Töne des

unheimlichen Liedes, das die Beiden kannten von der Stunde her, die sie zusammenführte am Runenstein.

„Bernhard," begann Sylvia wieder in leidenschaftlich flehendem Tone, „entreiße dich diesen Erinnerungen, dieser Nähe des Toten, es wird sonst dein Verderben. Denke an mich! Denke auch an Werdeck, deinen alten Kapitän, an das, was er dir prophezeite. Willst du hier feig und thatenlos zu Grunde gehen, wo draußen in der Welt vielleicht das Höchste deiner wartet?"

Der junge Mann zuckte zusammen. „Du weißt, was Werdeck deinem Vater schrieb?"

„Papa gab mir den Brief. Du siehst immer noch deinen Feind in ihm; wenn du ihn nur gesehen hättest in jener Stunde! Wärst du damals gekommen —"

„Dann hätte ich dich wiedergesehen!" ergänzte Bernhard, „und dann wäre alles anders geworden. Das ist vorbei, verloren!"

„Warum? Weil du einen Irrtum begangen hast? Verloren ist nur ein einziges Jahr deines Lebens, und du bist noch so jung."

„Aber ich bin gebunden. Laß mich, Sylvia! Ich darf nicht, will nicht — hörst du, ich will nicht! Soll ich zum Wortbrüchigen, zum Verräter werden?"

„Nein, das sollst du nicht. Du sollst dein Weib heimführen nach Edsviken, wie du es ihr versprochen hast, aber du gehst zurück in deinen Beruf, in das Leben. Hildur teilt ja dann nur das Los aller Seemannsfrauen, die den Gatten immer nur monatelang besitzen, ein Los, das auch Knuts junge Braut auf sich nehmen muß. Das kannst und darfst du fordern. Du kehrst ja nach jeder Fahrt zurück zu ihr."

Bernhard stand wie betäubt da und sah sie an. An diese Lösung hatte er nie gedacht. Seine Braut heimführen, das war ihm immer gleichbedeutend gewesen mit der Verbannung nach Raansdal. Jetzt wurde ihm ein Ausweg gezeigt, ein Weg zurück in das Leben, in die Welt, nach der er sich sehnte mit jedem Gedanken, jedem Atemzuge. Aber die erste Bedingung dazu hieß Unterwerfung, und da bäumte sich wieder sein ganzer Stolz und Trotz empor.

„Weißt du, was du von mir forderst?" fragte er heftig. „Ich soll mich beugen, demütigen — ich soll — —"

„Nur zurückkehren sollst du," unterbrach ihn Sylvia. „Ist es denn so schwer, sich zu beugen vor einem Manne, der dir an Alter und Erfahrung so weit voraus ist? Er kann dir die Laufbahn wieder öffnen, die du verließest, du bist ja freiwillig gegangen."

„Und wenn er mich zurückweist?"

„Dich? Kennst du ihn so wenig? Mache die Probe darauf, du kannst sie wagen!"

Er zögerte, aber seine Antwort verriet, daß die Worte trotz alledem den Weg fanden, den sie suchten.

„Ich — will es überlegen."

„Nein, nicht überlegen, nicht zögern, sonst hält dich wieder der alte Trotz oder das Bitten deiner Braut! Deine Hand darf sie fordern, aber nicht dein Leben, deine Zukunft. Sie hat ihr Heim, ihre Rechte, und du erobert dir da draußen diese Zukunft, wirbst um ein großes, stolzes Ziel, wie mein Vater es erreicht hat. Dann wirst du das Leben ertragen, selbst wenn du daheim nicht glücklich bist!"

Sie sprach in voller, glühender Erregung, und Bernhards Augen hingen wie gebannt an ihr. So hatte sie damals ihren Vater verteidigt, und so verteidigte sie jetzt seine eigene Zukunft gegen ihn selbst. Nun wußte er es, was sich hinter dem lockenden, schmeichelnden Wesen barg, das ihm anfangs so rätselhaft, so tückisch erschien. Der Knabe hatte einst das „kleine Zaubermeisen" gehaßt, vielleicht schon in der dunklen Ahnung, daß es dereinst sein Verhängnis sein würde. Nun stand es vor ihm, dies Verhängnis, das er zu spät als sein Glück erkannte. Das war die Frau, die seinen ungestümen Freiheitsdrang gebändigt und ihn festgehalten hätte. Und es hatte eine Zeit gegeben, da er nur die Hand auszustrecken brauchte, dann wäre Sylvia Hohenfels sein gewesen!

Am Lucientag in Schweden.

„Bernhard, ich fordere dein Wort, dein Versprechen," mahnte sie. „Entschließe dich, rede mit meinem Vater, so lange er noch hier ist — wirst du kommen?"

Er schien noch immer mit sich zu kämpfen, noch einmal flog sein Blick hinüber zu den Felsgipfeln von Isdal, dann aber richtete er sich hoch und energisch auf.

„Ja — ich komme!"

„Gott sei Dank!"

Sie wollte ihm die Hand reichen, aber da fühlte sie sich plötzlich von seinen Armen umschlossen, und seine Lippen brannten heiß und wild auf den ihrigen — das einzige Geständnis! Sie wußten ja beide, daß sie sich liebten, daß sie sich trennen mußten, was brauchte es da der Worte! Nur eine Minute des Selbstvergessens war es gewesen, dann ließ er die Geliebte aus den Armen und trat zurück.

„Leb' wohl, Sylvia!"

„Leb' wohl!"

Ihre Blicke trafen sich, ein schweres, stummes Losreißen, dann ging Bernhard. Er trat hinaus in den hellen Mondschein, wandte sich seitwärts, dann nahm der Wald ihn auf.

(Fortsetzung folgt.)

Vermißten-Liste der „Gartenlaube“. Im Anschlusse an die im Halbheft 9 des Jahrgangs 1902 veröffentlichten Aufrufe lassen wir heute wieder eine Fortsetzung unserer Vermißten-Liste folgen und wünschen, daß durch sie recht viele dieser Verschollenen ihren Angehörigen wiedergegeben werden mögen:

575) Gesucht wird von seinen Eltern der zu Zeiß geborene Kellner Friedrich Rudolph Schmidt, der am 20. April 1897 von London aus schrieb und äußerte, daß er nach Frankreich gehen wollte.

576) Der Sattler Wilhelm Vogel, geb. 1835 in Mansfeld, wanderte im Jahre 1855 nach Amerika aus und ließ seit seinem letzten Briefe vom Jahre 1856 aus Newark, New Jersey, nichts mehr von sich hören.

577) Alfred Constantin Ritter Becher von Rüdenhof, der am 17. Februar 1863 zu Triest geboren ist und bis zum Jahre 1893 in Wien lebte, ist spurlos verschwunden.

578) Der Kellner August Hausenstein, welcher am 17. Oktober 1862 zu Neuhausen bei Worpswede geboren wurde, wird von seinem Vater gesucht. Hausenstein, der schon mit 17 Jahren nach London ging, soll unter dem Namen „Lord Brunow“ in einer Stadt Mittelamerikas ein Hotel bewirtschaften.

579) Der Bautechniker und Zimmermann August Adolf Eugen Schmidt, geb. zu Berlin am 21. Juni 1866, gab die letzte Nachricht im Mai 1893 aus Brasilien, wo er aber trotz aller Nachforschungen nicht aufzufinden ist.

580) Georg Trabert, der am 16. November 1870 zu Eisenach geboren ist und auf dem Walfischfang-Schiff „Alexandra“ als Heizer angestellt war, hat seit seinem letzten Schreiben vom 4. Dezember 1896 aus San Francisko nichts mehr von sich hören lassen.

581) Seit Mai 1892 fehlt jede Nachricht von dem am 16. Juli 1868 zu Meiningen geborenen Schlosser Georg Heinrich Kammerdiener. Er betrieb 1892 ein Milchgeschäft in Chicago und arbeitete darauf in der Maschinenwerkstatt einer Eisenbahngesellschaft zu Maywood, Ill.

582) Der Arbeiter Johann Bonin, der am 27. Nov. 1855 zu Eikfier in Westpr. geboren ist und sich zuletzt in Tangermünde aufhielt, ist seit Juni 1896 verschollen.

583) Vermißt wird der am 3. Mai 1853 in Kottingbrunn, Niederösterr., geborene Franz Pfeiffer, der seinem Bruder vom 5. Nov. 1879 aus Tulln zusolge nach Deutschland und später nach Wien reisen wollte.

584) Von seinen Eltern und Nachricht gebeten wird der am 28. März 1872 zu Ottensen geborene Carl Christian Martin Stötting, der nach seinem letzten Briefe vom Jahre 1889 aus Callao in Peru damals als Schiffsjunge diente.

585) Von seinem Bruder gesucht wird der am 12. Oktober 1844 zu Königsberg in der Mark geborene Kaufmann John Hentschel, welcher mehr in Kotiszorlien lebte und im Jahre 1884 aus Elk-Grove in Wisconsin schrieb.

586) Gottlieb (George) Preisigke, geb. am 31. März 1860 zu Törten bei Dessau, wanderte von Braunschweig nach der Neuen Welt aus und war dort als Werkzeugmacher thätig. Im Jahre 1894 oder 1895 war er Pächter eines Hotels in Lancaster Pa. Sein gegenwärtiger Aufenthalt ist unbekannt.

587) Der am 3. März 1836 zu Leitmeritz in Böhmen geborene Schriftsetzer Josef Schühardt (Schithart), der im Jahre 1877 in Offenbach a. M. in Stellung war, wird vermißt.

588) Die Köchin Emma Rosa Dorothea Klingbiel, geb. am 23. September 1874 zu Segeberg in Holstein, die zuletzt im Januar 1899 von New York schrieb, wo sie im Hause eines Herrn Hellmann war, wird von ihrer Mutter um Angabe ihrer Adresse gebeten.

589) Der Steuermann Edmund Friedr. Wilhelm Loube, geb. am 22. März 1872 zu Frankfurt a. d. O., ist am 23. Nov. 1898 auf dem englischen Segelschiff „Jadock“ von Plymouth abgesahren und seitdem verschollen.

590) Arthur Gartmann, geb. am 1. Juni 1870 zu Strelno in Posen, seines Leichenschmiedhandwerks schrieb im Januar 1895 aus Arizona, daß er dort beim ersten Reiterregiment eintreten werde. Die dorthin gesandten Briefe aber kamen als unbestellbar zurück.

591) Der Schiefersarbeiter Johann Heinrich Karl Knabner, geb. am 16. Dezember 1836 zu Limbach in Sachsen-Meiningen, wird von seiner Schwester vermißt.

592) August Carl Demand, geb. zu Altenkirchen im Oberlahnkreis am 31. Januar 1873, ist seit 12. April 1894, zu welcher Zeit er als Arbeiter „Oberstetten, St. Gt., verlagernd“ angab, verschollen.

593) Von seiner alten alleinstehenden Mutter sehnsuchtsvoll um Nachricht gebeten wird der zu Rudolstadt in Thür. am 13. Juni 1865 geborene Tischler Max Robert Müller, der im Jahre 1894 aus New York schrieb.

594) Gesucht wird der am 18. Oktober 1852 zu Hamburg geborene Kaufmann Carl Jieriacks, welcher 1876 zu Adelaide, Australien, in einer Werftschaft in Stellung war.

595) Der Matrose Jakob Tremmel, geb. am 30. Dezember 1864 zu Ditterhofen bei Speyer, welcher 1892 von New York schrieb, er wollte nach Australien gehen, wird von seiner Schwester um ein Lebenszeichen gebeten.

596) Eine tieftrübte Mutter hofft täglich voll Sehnsucht auf eine Nachricht von ihrem Sohne, dem am 25. Juli 1876 zu Wien geborenen Kellner Joseph Graf, der zuletzt im März 1900 von New York aus auf einer Postkarte Nachricht gab.

597) Heinrich Fleck, welcher am 14. August 1858 zu Köln geboren und von Beruf Fleischer ist, sandte den letzten Brief im April 1890 aus Newcastle in Neusüdwales, Australien. Danach hatte er die Absicht, nach San Francisko zu gehen. Flock hat dunkles Haar und ist auf den Armen mit einem „Schiffskopf“ und zwei „Beilen“, sowie einem „Kanone“ tätowiert.

598) Ein Sohn sucht seinen Vater, den 1849 geborenen Feuermann Carl Hermann Unger aus Crandorf b. Schwarzenberg i. Sa. Die letzte Nachricht kam 1887 aus Newtown (Tasmania).

599) Die arme alte Frau Christian Schade in Stadtlim hofft sehnlichst auf ein Lebenszeichen von ihrem Sohn, dem Gerbergesellen Christian Karl Max Schade, der, 1859 in Königshee i. Thür. geboren, als Feuermann auf verschiedenen Dampfern gearbeitet hat und zuletzt, 1885, aus Baltimore schrieb, daß er nach Westindien fahren werde.

600) Am 26. Mai 1899, morgens 1½ Uhr ging der damals 18jährige Kaufmann Robert Kottsieper in Elberfeld von der elterlichen Wohnung ins Geschäft in die Kasinogartenstraße und ist seit dieser Zeit für seine Angehörigen, die ihn schmerzlich suchen und für jede Auskunft dankbar waren, vollständig verschollen geblieben.

601) Gustav Eugen Carl Günther, Maler, geboren 1869 in Berlin, zuletzt in München, wird seit 1898 vermißt.

602) Um ein Lebenszeichen bittet Karl Brenner in St. Xaveri im Sannthale (Steiermark) seine Mutter Karoline Brenner geb. Bernritter von Mühlhausen-Stuttgart, sowie seine noch am Leben befindlichen Geschwister. Selbe sind in den 80er Jahren von Stuttgart, unbekannt wohin, fortgezogen.

603) Aus Amerika vermißt sich ein Neffe, den Aufenthalt seiner Tante, Fräulein Katharina Schoek aus Stuttgart, zu erfahren. Die Gesuchte war längere Zeit in Amerika (zuletzt in Philadelphia), hält sich vermutlich jetzt in Deutschland auf.

604) Von dem Lohnkutscher Friedrich Hermann Lindner aus Altenbach bei Wurzen fehlt seit 3. Mai 1899 jede Nachricht. Am genannten Tage ist der Vermißte von Leipzig nach seinem Geburtsort gefahren, dort auf dem Friedhof an den Gräbern seiner Eltern und zuletzt im Gasthof gewesen. Sein Bruder setzt seine letzte Hoffnung, etwas über den Verschwundenen zu erfahren, auf diesen Aufruf in der „Gartenlaube“.

605) Frau Agnes Geyler, verehel. Möllndy, sucht ihren Bruder William Legler, geboren 1830, der als Schriftgießer aus Gottleuba 1853 nach Amerika auswanderte, sich längere Zeit in Memphis (Ten.) aufhielt und 1878 zum letztenmale Nachricht sandte.

606) Ferdinand Erich aus Kleinwangen (Thür.), 1836 geboren, wanderte 1857 von Rebra nach Amerika aus und soll sich von dort nach Australien gewandt haben. Seit 1862 sind jede Nachricht von ihm.

607) Gesucht wird Albert Paul Robert Oswald Pieske aus Hirschberg i. Schl., welcher als Heizer auf Dampfschiffen gearbeitet hat, dann in Cincinnati als Schlosser thätig war und von hier 1896 Nachricht gab, daß er wieder auf See gehen wolle. Seit dieser Zeit blieb er verschollen. Es wäre möglich, daß ihn das Goldfieber nach Alaska getrieben hat.

608) Ein betrübter Vater sucht seinen plötzlich und spurlos verschwundenen, nahezu 20jährigen Sohn. Der Bautechniker Bruno Schubert aus Lorenzdorf b. Bunzlau war in Dresden, Tannenstr. 9, in Pension, ging am 1. Mai 1900 morgens 6 Uhr weg und ist seit dieser Zeit nicht mehr gesehen worden.

609) Ein ganz ähnlicher Fall liegt bei dem Maschinenschlosser Ernst Walter Brautigam aus Altenburg vor. Er verließ am 14. Juli 1900 Düsseldorf in der Absicht, über Crefeld nach Dortmund zu fahren, und ist seitdem spurlos verschwunden. Alle Bemühungen des Vaters, über den Verbleib seines Sohnes etwas zu erfahren, waren bis jetzt erfolglos.

610) Der Arbeiter Paul Morawsky, 1866 in Oppeln in Schlesien geboren, der im April 1898 in Landeshut i. Schl. Frau und Kind zurückgelassen hat und seitdem nichts mehr von sich hören ließ, wird um Angabe seines Aufenthaltes ersucht. Vor etwa 12 Jahren soll er in einem Ort Oberbayerns im Krankenhaus gelegen haben.

611) Um sein Schicksal tief bekümmert sind die Eltern des Kaufmanns Fritz Lenz aus Hamburg, der mit 18 Jahren nach Philadelphia auswanderte, dort bei einem Bäcker in die Lehre trat und auch wiederholt schrieb, aber nach Versuchen dieser Stadt (1887) keine Nachricht mehr sandte. Die Mutter hat die Sorge um den Sohn an den Rand des Grabes gebracht. Derselbe wird dringend um ein Lebenszeichen gebeten.

612) Ein anderes Ehepaar härmt sich um seinen Sohn, den 1869 in Kindenheim (Pfalz) geborenen Kaufmann Ludwig Guth, der am 28. April 1895 seine elterliche Wohnung in Heidelberg verließ, zwei Tage darauf noch auf dem Mainzer in Mannheim gesehen wurde, von da an aber gänzlich verschollen blieb.

613) Der Gärtner und Maurer Leonh. Nic. Hermann Schweinert, 1834 in Altona geboren, gab zuletzt aus Fort Worth in Texas im Oktober 1887 Nachricht. Seit dieser Zeit fehlt jede Spur von ihm.

614) Gleichfalls verzhohlen ist der Kaufmann Rudolf Schrecker, 1852 in Zeitz geboren, der im Jahre 1879 nach San Francisco auswanderte und dort eine Farm besitzen soll. Derselbe wird von seiner Tochter gesucht.

Eine Aasplanze. (Mit Abbildung.) Südafrika hat uns eine große Anzahl schöner und merkwürdiger Pflanzen geschenkt, die im Laufe der Jahre in unseren Gärten und Gewächshäusern Eingang gefunden haben. Recht merkwürdig sind unter ihnen die Stapelien oder Aasspflanzen. Um den langen Trockenheitsperioden ihrer Heimat widerstehen zu können, haben sie auf Blätter, welche die Verdunstung begünstigen, verzichtet und zeigen nur kantige, fingerdicke Stengel, die meist regelmäßig gestellte Weichstacheln tragen. Sie sind den Kaktusgewächsen nicht unähnlich, werden in ihrer Heimat nur selten handhoch. Eigenartig sind ihre Blüten, die sie vorwiegend am Grunde bilden. Sie zeigen eine flache, sternförmige Gestalt und am Grunde der Röhre öfters einen wulstigen Ring. Die Farben sind mannigfaltig, Braun, Purpurrot mit Gelb gemischt. Wie schön auch die Blumen aussehen, so sind sie doch nicht geeignet, als Schmuckpflanzen verwendet zu werden, denn sie verbreiten einen häßlichen Aasgeruch. Mit ihm locken die Pflanzen Schmeißfliegen und andere Insektenarten herbei, welche, indem sie ihre Eier ablegen, den Blütenstaub von der einen auf die andere Blume übertragen. Die bildende Stapelia, die wir abbilden, ist von E. H. A. Schütte in Hamburg im Zimmer gezogen worden. *

Haspflanze (Stapelia).
Nach einer Aufnahme von E. H. A. Schütte in Hamburg.

Der Erfinder der Luftpumpe. (Mit Abbildung.) Der Lustdruck spielt in menschlichen Leben eine wichtige Rolle; bei jedem Atemzug, der unsere Brust erweitert, kommt er zur Geltung; er wird von dem jungen Menschenkinde, das an der Mutterbrust saugt, verwertet, und seit alters her hat ihn die Technik ausgenutzt. Bei Anwendung des Hebers hilft der Lustdruck die Flüssigkeit aus einem Gefäß in das andere, bei Saugpumpen treibt er die Wassersäule in die Höhe. Uralt sind diese Erfindungen; aber die Naturkräfte, auf denen sie sich aufbauen, blieben jahrtausendelang dem forschenden Menschen verschleiert. Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde der Lustdruck erkannt. Im Jahre 1643 stellten Torricelli und Viviani das erste Quecksilberbarometer her; um dieselbe Zeit hat aber in Deutschland ein unermüdlicher Forscher die Wirkungen des Lustdruckes noch in einer anschaulicheren Weise seinen Zeitgenossen vor Augen geführt. Otto von Guericke war es, der Sproß eines alten Patriziergeschlechtes, der am 20. November 1602 in Magdeburg das Licht der Welt erblickt hatte. Als einziger Sohn seiner Eltern genoß er eine sorgfältige Erziehung, studierte auf den Hochschulen in Leipzig, Jena, Helmstedt und Leiden und trat schon frühzeitig als Ratmann in den Dienst seiner Vaterstadt. Es waren Zeiten schwerer Not, in denen er seine öffentliche Thätigkeit begann. In den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges hatte Magdeburg besonders zu leiden. 1631 wurde es von Tilly erstürmt, geplündert und zum Teil eingeäschert. Guericke sah sich genötigt, die Stadt zu verlassen, und trat als Ingenieur in schwedische Dienste, in welcher Eigenschaft er Erfurt befestigen half. Aber schon nach einem Jahre kehrte er in seine Vaterstadt zurück, in der er gleichfalls als Ingenieur und später als Bürgermeister wirkte. Als der Krieg zu Ende ging und Friedensverhandlungen begannen, galt es, die alten Rechte und Privilegien zu wahren. Als Vertrauensmann seiner Mitbürger reiste Guericke zum westfälischen Friedenskongreß nach Osnabrück und Münster, später an den kaiserlichen Hof in Wien, dann wieder nach Prag und Nürnberg und zuletzt zum Reichstag nach Regensburg. Hier führte er im Jahre 1654 Kaiser Ferdinand III und den um ihn versammelten Fürsten Experimente vor, welche die Leistungen des Physikerstands bewiesen und allgemeines Aufsehen erregten. Guericke war ein echter Forscher; der Drang zum Beobachten und Experimentieren war ihm angeboren, so läßt es sich nur erklären, wie er trotz der Stürme des Krieges, trotz der mühevollen, viele Jahre in Anspruch nehmenden diplomatischen Missionen bahnbrechende wissenschaftliche Arbeiten hat ausführen können. Er wollte einen leeren Raum schaffen, ähnlich denn, in welchem die Gestirne kreisen. Eine gewöhnliche Handfeuerspritze war ursprünglich sein erstes Hilfsmittel. Mit ihr wollte er das Wasser aus einer wohlverpichten Tonne anziehen und dadurch einen leeren Raum schaffen. Der Versuch mißlang, denn das Holz zeigte sich porös. Da ließ Guericke eine große zinnerne Hohlkugel anfertigen, die mit einem Rohr und einem Ventil versehen war und aus der er mit einer Saugpumpe die Luft auszog. Aus Verbiegungen, die er an den Apparaten anbrachte, ging die erste Luftpumpe hervor. Mit ihr experimentierte er in Regensburg. Das größte Aufsehen erregte der Versuch mit den „magdeburgischen Halbkugeln". Sie waren hohl und einander gleich, an der einen war ein Hahn oder ein Ventil angebracht, vermittelst dessen „die inwendige Luft aus der Kugel herausgezogen werden konnte". Zwischen beiden Kugeln wurde ein mit Wachs getränkter Lederring gelegt; hatte man nun die Halbkugeln aneinander gelegt und luftleer gemacht, so wurden sie durch den Luftdruck so fest aneinander gepreßt, daß 16 bis 24 Pferde, die an den Griffen der Halbkugeln angespannt wurden, diese nicht auseinander reißen konnten.

Die Magdeburgischen Halbkugeln.
Aus Otto von Guerickes „Experimenta. Amsterdam 1672".

Von Regensburg aus verbreitete sich der Ruf Guerickes über alle Länder; in Regensburg erhielt Guericke aber auch Kunde von den Versuchen Torricellis. Angeregt hierdurch, stellte er an seinem Hause ein 19 Ellen hohes Wasserbarometer her, an dem er beobachten konnte, wie mit Aenderung des Wetters die Wassersäule mehrere Hand hoch stieg oder fiel. Das führte ihn auf den Gedanken, ein kleineres Barometer zu konstruieren, welches er das „Wettermännchen" nannte, weil an ihm eine kleine hölzerne Figur das Steigen und Fallen der Flüssigkeitssäule andeutete. Mit diesem Apparat konnte er am 8. Dezember 1660 zum erstenmal einen Sturm voraussagen, der zwei Stunden später erfolgte und großen Schaden anrichtete. — Guericke beschäftigte sich auch mit den damals noch wenig erforschten elektrischen und magnetischen Erscheinungen und hat mit Benutzung einer Schwefelkugel die erste, wenn auch noch unvollkommene

Elektrisiermaschine hergestellt. In dem hohen Alter von 74 Jahren legte er sein Amt als Bürgermeister nieder. Als im Jahre 1681 die Pest Magdeburg bedrohte, ging Otto von Guericke zu seinem Sohn nach Hamburg, wo er am 11. Mai 1686 an Altersschwäche starb. Seine wissenschaftlichen Arbeiten beschrieb er in dem Werke „Experimenta Magdeburgica de vacuo spatio", das im Jahre 1672 in Amsterdam erschienen ist.

*

Mondsichtaufnahme des Königlichen Schlosses in Berlin. (Zu dem Bilde S. 797.) Als die Photographie noch nicht so hoch entwickelt war, bot die Aufnahme einer vom Mond beschienenen Landschaft große Schwierigkeiten. Man mußte die Platte stundenlang exponieren, um ein brauchbares Bild zu erhalten. Trotzdem waren im Handel, auf Ansichtspostkarten u. dgl., photographische Mondscheinlandschaften nicht selten. Die Künstler wußten aber zumeist nicht, daß die helle Scheibe auf den effektvollen Bildern nicht die Vollmondscheibe, sondern die liebe Sonne war. Damals machte man Mondlandschaften in der Art, daß man die Kamera morgens oder abends gegen die Sonne richtete. Die Platte kurz belichtete und nach bestimmten Regeln entwickelte. Das Resultat war ein Bild mit der Stimmung einer Mondscheinnacht. Die Fortschritte in der Herstellung der Objektive und Platten setzten aber seit einigen Jahren die Jünger der Lichtkunst in stand, nächtliche Bilder bei einer Exposition von einigen Minuten zu erzielen, und die Leistung wird noch immer verbessert. Das zeigt auch unser Bild auf S. 797, bei dessen Aufnahme allerdings nicht der Mond allein, sondern auch die Flut des elektrischen Lichtes den Photographen unterstützte. Im Vordergrunde sehen wir die Schloßbrücke mit ihren Marmorgruppen. Deutlich ist die Gestalt der Nixe zu erkennen, die den heranwachsenden Knaben zu Thaten anfeuert; wuchtig tritt hinter diesen lichten Gestalten das dunkle Massiv des Schlosses mit der etwa 70 m hohen Kuppel hervor, während zur Linken in minderem Scheine eine der Rossebändigergruppen am Eingang zum Schlosse hervorschimmert. Auch die Lichter der Omnibusse haben auf dem Bilde helle Streifen hinterlassen.

*

Nachtigaller. (Zu dem Bilde S. 800 und 801.) Zu allen Zeiten hatten die in den Krieg ziehenden Heere vor und nach den Schlachten ein Gefolge von Soldaten, die sich von den Truppenkörpern losgelöst hatten und ihre eigenen Wege gingen, um den Krieg im kleinen fortzuführen, zu plündern, zu morden, zu sengen und zu brennen. In Zeiten der gelockerten oder aufgelösten Disciplin und der sittlichen Verwilderung, wie im Dreißigjährigen Kriege, wo auch oft die geordneten Heerscharen in Räuberbanden ausarteten, mehrten diese Nachzügler den Jammer und das Elend des unseligen Krieges. Die Marodeure, die man „Marodebrüder" nannte, hausten zusammen mit den entlassenen Soldaten, die sich in Schnapphähne umwandelten, und mit zahlreichen „Landstreichern", Zigeunern, Strolchen, Bettlern und liederlichen Dirnen, überall in der schlimmsten Weise. Doch auch in der späteren Zeit fehlten den Heeren eines Ludwigs XIV und selbst eines Napoleons nicht diese Marodeure. Der Name stammt aus dem Französischen und ist ursprünglich die Bezeichnung für ermattete, erschöpfte Leute. Bestand doch in großer Teil der Nachzügler aus solchen, die bei den Märschen nicht weiter mit fortkonnten und um Wegeliegen blieben. Machten sie sich indes der Gewalttätigkeiten gegen die Bewohner des Landes schuldig, so verfielen sie dem Kriegsrecht. Das Bild von Tieg zeigt uns Marodeure aus der Zeit der napoleonischen Kriege, die den Raub einer geplünderten Ortschaft mit sich fortführen. Schafe und Ziegen treibt der mit einem Überrock bewaffnete Hirt vor sich her, und auf dem geraubten Gefährte, das ein aus dem Stall des Bauern hervorgeholtes Pferd zieht, sitzt mitten unter aufgestapelter Beute das Soldatenweib, sein Kind an der Brust. Als Marketenderin sindet auch sie ein abenteuerliches und heimatloses Leben.

Im Schnee.

Nach einer Aufnahme von W. Lind in Wiek auf Föhr.

*

Der Lucientag in Schweden. (Zu dem Bilde S. 821.) Ein alter schwedischer Brauch ist die Feier des Lucientages (13. Dezember). Eine Jungfrau beleidigt eine Anzahl herumgehender Mädchen an einem Reigen, den sie auf den Kopf setzt, und geht, angethan mit einem weißen Kleide, eine hölzerne Schale mit Speisen in der Hand, vor die Thüren der Armen. Der Brauch schreibt sich aus alten Zeiten her. Heidnische und christliche Vorstellungen sind hier zusammengekommen. Lucia ist in der germanischen Mythologie gleichbedeutend mit Holda oder Berchta (Beratha = die Glänzende), der himmlischen Sonnenfrau, also eine Erscheinungsform der Freyja, der Gemahlin Wodans. Die Legende hingegen erzählt, eine Jungfrau namens Lucia (die Leuchtende) sei als Christin vom römischen Präfekten Paschalius gemartert worden, der befohlen habe, brennende Lichter an ihrem Körper zu befestigen. Als sie trotzdem unbeschädigt blieb, brachte ihr das Schwert den Tod.

*

Allerlei Kurzweil.

Rösselsprung.

			auf	bro			
wür	recht	giebt	wird	durch	ver	ne	der
sein	sie	mit	bens	noch	dem	zeug	des
hält	de	haupt	da	dient	le	sie	nur
zum	all	von	seins	gend	des	tat	nis
ben	schwe	ein	und	ter	den	auf	trug
schö	loh	al	ju	da	hall	dass	ge
re	le	wer	ten	de	sei	ge	den
ne	nes	dür	nem	tan	rech	ge	er

Rätsel.

Laß eine Richtung völlig typlos werden —
Für manchen ist's das höchste Ziel auf Erden! E. S.

Charade.

Eins stellt sich dar als totes Ding,
Bald kostbar, bald an Wert gering,
Es fehlt ihm zwar an einem Mund,
Und dennoch thut's die vieles kund.
Den wahren Wert wird's dann erst zeigen,
Wenn „Leben" ihm und „Treue" eigen.

Zwei-Drei ward häufig schon gemacht
Und der Erzeuger — ausgelacht,
Wem ist's nicht widerfahren schon
Als der Zerstreutheit schlimmer Lohn!
Wer's nie gemacht, den soll man preisen
Als den Gescheitesten der Weisen.

Eins, Zwei und Drei, wenn man's verband,
Zeigt einen Mann im Alpenland,
Der bei dem Volke steht in Gunst,
Weil er mit seiner schlichten Kunst
Dem toten Stoffe neues Leben
Und schöne Formen weiß zu geben. L.

Auflösung des Vexieranszählräthsels „Der Geldsack" auf Seite 796.

Die Auszählung erfolgt hier viermal in der Runde, und zwar das erste Mal von der einzeln liegenden Münze rechts bis wieder zu derselben, wobei jeder vierte Buchstabe in der Runde von links nach rechts ausgezählt wird. Das zweite Mal in gleicher Weise bei den zwei, das dritte und vierte Mal bei den drei und vier Stück Münzen beginnend. Es ergiebt sich der Spruch:

„Der Geizhals hat seinen Gott im Kasten."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Moye in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Halbheft 30. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ● Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 **Halbheften** zu **25 Pf.** oder in 16 **Heften** zu **50 Pf.**

Weihnachtstraum einer Einsamen

Die müden Hände im Schoss verschränkt,
Das Haupt mit den weissen Scheiteln gesenkt,
So sitzt sie und schaut in den Abend hinaus.
Die Glöckchen rieseln und tanzen ums Haus,
Es sind so viele . . . und immer mehr
Kommen geflogen! Ihr werden die Augen
Von all dem Schauen und Staunen schwer.
Träume ziehn um die Alte her,
Träume mit frohem, jungem Gesicht,
Die wispern und flüstern — sie merkt es nicht.
Sie schläft und wandert im Schlafe weit
In eine lange vergessene Zeit . . .

„Fertig, Trauchen?" Sie lacht ihn an,
Glückselig, wie Jugend lachen kann.
„„Nur noch die Lichter — dann darfst du ihn holen!""
Er hilft ihr eifrig, der grosse Mann,
Und als das Stübchen voll Kerzenschein,
Schleicht er zur Kammer auf lürsicht'gen Sohlen
Und trägt sein schlafrotes Bübchen herein.
Das hat zuerst, geblendet, erschreckt,
Den Kopf an des Vaters Schulter versteckt,
Nun aber greift's jauchzend hinauf nach den Flammen,
Und über des Kindes schimmerndem Haupt
Schlagen die Blicke der Eltern zusammen.
Von künftigen Tagen reden sie still,
Von all dem Süssen, das kommen will.

Es träumt sich gut unterm Tannenbaum,
Wenn die Kerzen knistern und aus den Zweigen
Die Seelen gestorbener Jahre steigen,
Wenn lange verhallte Stimmen erklingen,
Von Freude und Frieden die Glocken singen
Und mit dem Duft, der durchs Zimmer irrt,
Die Jugend wieder lebendig wird,
Die schöne Jugend . . . .

Marie Reinhard.

Söhne des Reichslands.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(3 Fortsetzung.)

Erzählung von Hermann Stegemann.

Es war ein blasser Tag gewesen, und erst am Abend, als die Sonne sich zum Untergang neigte, zerflossen die Dünste, zogen weiße Schäfchen mit rötlich glänzendem Rücken am Himmel gen Westen. Der Himmel blieb die ganze Nacht hindurch erhellt, es war eine Verklärung, als sei das Gewölbe von innen erleuchtet. Auf der Erde aber war Finsternis. Sanft rauschte der Fluß.

Um vier Uhr in der Frühe fuhr hinter den Scheiben der Villa Ferny ein unruhiges Licht umher, und aus der Giebelkammer des Klostermühle zuckte ein Fünkchen, um gleich wieder zu erlöschen. Mutter Marianne stand frostschauernd am Fenster und spähte zu dem wandernden Lichtschimmer hinüber. Jetzt erloschen auch dieser. Und nun hing der Blick der Frau an den dunklen Bergen. Es war, als atmeten sie, ruhig hingestreckt die Riesenleiber, im Schweigen der Nacht.

Kuppe lag über Kuppe getürmt, die Linien flossen ineinander, und ob Rebengelände, ob Tannenwald oder grasige Hochfläche, nichts war zu unterscheiden. Nur weit oben, auf der Höhenterrasse, wo das Wallfahrtskirchlein inmitten der Pilgerherbergen stand, schimmerte ein verlorenes Fünklein, grüßte ein winziges Lichtauge wie in Thränen zitternd ins Thal.

Dorthin waren sie auf dem Wege.

Auf Ursulas Arm gestützt, schritt Jacques rüstig den Pfad zwischen den Reben bergan. So dunkel die Ferne war, in der Nähe sahen sie deutlich Baum und Strauch. Den Fluß hatten sie an der alten Furt überschritten, das Städtchen umgangen, und oft waren sie erschrocken stehen geblieben, wenn ihr Tritt ein Echo weckte. Aber alles blieb still. Die Burschen waren am Tage abgezogen, von dem Zug Infanterie eskortiert, den der Telegraph zur Aufrechterhaltung der Ordnung herbeigerufen hatte. Auf der Brücke war ein Schatten in Bewegung gewesen. „Ein Posten," hatte Ursula geflüstert und sich mit Jacques im Gesträuch verborgen.

Schon ward es heller um sie her. Ein Fuchs bellte im Gemäuer der Rebberge, eine Unke orgelte im Tümpel, jetzt schüttelten sich die Reben, und ein Silberschauer floß an ihnen herab.

Die beiden Wandernden wechselten kein Wort. Auf dem schmalen Steig gingen sie dicht aneinander gedrängt. Schon waren sie an der höchsten Lage angekommen, wo die Zähnlinge sich noch unbefruchtet an kleinen weißen Stützen emporrauchen. Der Laubwald begann schon mit einigen jungen Nußbäumen, deren weiße Stämme im ersten Morgendämmer gespenstisch flimmerten, und bald mündete der Pfad in die Bergstraße, die ihre breiten Schleifen um den Berg schlang, den Wald durchschnitt und an der Wallfahrtskirche endete.

„Halt, ich hör' Stimmen im Rebhäuschen," flüsterte Ursula.

Als schwarze Masse lag der Holzbau drohend vor ihnen. Wie ein Felsblock, der jeden Augenblick zermalmend herabstürzen kann, sperrte er ihnen den Weg. Dicht daran vorbei führte der Pfad quer über die Bergstraße, um im Forst weiterzulaufen. Noch schwiegen die Vögel, noch zeigte der Osten das stumpfe Grau, das den ganzen Himmel bedeckt hatte. Aber drinnen im Blockhaus war jemand wach. Jacques hatte die Hand aus Ursulas Arm gezogen. Unter dem losen Kittel trug er ein altes Pistol auf der Brust, das ihm der Vater durch Phinele geschickt hatte. Zwar traute er der Schußkraft der Waffe nicht recht, aber jetzt legte er doch die Finger um den lantigen Kolben.

„Komm zurück, nur ein paar Schritte!" bat Ursula. Sie standen nicht zwei Armlängen von der Wand des Gebäudes entfernt. Da schlug ein Hund an, und schon flog die Thür auf.

Unwillkürlich warf sich Ursula vor den Flüchtling.

„He, wer da?!"

„Gott sei Dank, es ist der Jean-Baptiste!" rief das Mädchen mit unterdrückter Stimme.

„Wer ist denn das? In aller Herrgottsfrühe, eh' der Hahn schreit?"

Jacques ließ den Kolben der Pistole fahren, schob Ursula sanft beiseite und erwiderte: „Ich bin's, Ihr werdet mich nicht verraten."

„Wissen Jacques!"

Der Bannwart stieß dem besserndon Hunde den Flintenlauf in die Seite, daß er jählings verstummte, rückte das Käppi hin und her und polterte endlich im Flüsterton:

„Nichts, es ist niemand da, ich kenn' Euch nicht, Jungfer. Ihr geht nach ‚Drei Aehren' zur Mutter Gottes mit Enerm Schatz. Ist es nicht so? Wo fehlt's ihm? Aha, er hat den Arm gebrochen. Ja, ja, geht immer vorwärts, quer über die Straße, dann in den Wald, dort, wo die Telegraphenstange steht! Ihr könnt nicht fehlen. Nur immer im Wald, auf dem alten Weg, links am Forsthaus vorbei. Es geht ihn niemand mehr, aber man findet ihn noch, wenn's tagt. Adieu, Glück auf den Weg!"

Und er warf die Thüre hinter sich ins Schloß, pfiff dem Hund und ging die Bergstraße abwärts, um die Reben zu überwachen, die in der nächsten Woche gelesen werden sollten. Nicht ein einziges Mal wandte er den Kopf. Schon nach wenigen Schritten entzog ihn das Dunkel den Blicken der Flüchtlinge.

„Er will uns nicht kennen. Er darf den Deserteur ja nicht passieren lassen."

Jacques empfand zum erstenmal die Bitternis der heimlichen Flucht. Beinahe schämte er sich derselben, aber dann stieg der Trotz wieder in ihm auf, und er murmelte:

„Fort, nur fort!"

Die erste Helligkeit erschien im Osten, und die Gegenstände fingen an, bestimmte Gestalt anzunehmen. Ein blasser Lichtkreis erhob sich langsam über dem Schwarzwald, wuchs und setzte silberglänzende Ränder an. Eine Meise begann zu zirpen. Sanfte Röte färbte die geschwungenen Höhenlinien, Purpur quoll über die Gipfel, goldene Kringel zeigten sich im Gewölk, und jetzt stieg der Sonnenball auf: eine große, vollgerundete Kugel aus Gold und Purpur, leicht schwebend im Aether, der sie meergrün umfloß. Höher stieg sie, schwebte über den Bergen im Raume, und plötzlich schossen goldene Strahlen als Botenläufer des Tages über Himmel und Erde. Die Sonne war aufgegangen.

Aufwärts stiegen sie durch den hohen Wald.

Die breitästigen Edelkastanien, deren Blätter ihnen das Haupt geitreichelt hatten, waren zurückgeblieben. Jetzt traten sie aus dem Buchenforst in den Tannenwald. Die schlanken, blaßgrauen Bäume umdrängten sie ernst von allen Seiten. In weiten Zwischenräumen waren sie gespflanzt, aber im Ausblick schob sich einer neben den andern, dicht und dichter, als begleiteten sie das wandernde Paar.

Am Forsthaus Obschel hatten sie sich vorübergestohlen. Jetzt klang fernes Glockengeläute in das Schweigen.

„Sie läuten auf ‚Drei Aehren'," sagte Ursula.

Und da machte Jacques Halt, sah die Begleiterin seiner Flucht an und erwiderte: „Sie läuten uns auch, aber du führst deinen Schatz ja nicht zu der Mutter Gottes, die Arme und Beine heilt. Der Schall bringt mich nicht mehr zurück. Und dein Schatz, wie der alte Flurschütz gelogen, dein Schatz bin ich schon gar nicht."

Sie senkte die Stirn. Eine helle Röte ergoß sich über ihre Wangen. „Komm, Jacques, hier ist's noch zu nah; wenn wir über den Fahrweg hinweg sind, der zwischen den beiden Hohnack hinläuft, können wir uns verweilen."

„Wie du willst!"

Er schritt weiter, aber allein, ohne ihre Stütze. Sie gingen wie im Traum. Als wäre das alles nicht Wirklichkeit, als müßten sie plötzlich aufwachen und sich anschauen und unten wiederfinden am Mühlenbach.

Sie sahen den Fahrweg durch das Gestämme schimmern, in der Mulde zwischen dem großen und dem kleinen Hohnack strich er hindurch. Als sie ihn überschritten hatten und der Forst

sie wieder umfing, nichts zu hören war als der Wind, der in den Kronen spielte, hielt Jacques nicht länger an sich.

„Ursula!“

Er suchte ihren Blick. Sie wich ihm aus; aber als er unversehens strauchelte, ergriff sie seinen Arm, und da fragte er leise:

„Ursula, hast du den bösen Augenblick vergessen?“

Und als er wieder vergeblich auf Antwort gewartet, zuckte ihm die Linke in der Binde unter dem Leinenkittel, und plötzlich umfaßte er mit beiden Armen ihren Leib, preßte sie an sich und stammelte in abgerissenen Worten voller Leidenschaft:

„Und ich hab' dich so lieb, Ursula, daß ich's nicht länger trage, neben dir herzugehen, in den Abschiedstag hinein. Kehr' um, kehr' um, sonst nehm' ich mir die Liebe mit Gewalt, die du mir weigerst.“

Einen Augenblick lag sie mit geschlossenen Lidern an seiner Brust. Dann schlug sie die Augen auf, sah sein Antlitz dicht über sich und murmelte: „Schick' mich noch nicht fort, nimm mich mit dir!“

Aber so heftig ihm das Herz klopfte, jetzt stieß er ängstlich, eifersüchtig hervor: „Du hast's meiner Mutter versprochen. Ist's darum?“

„Nein, Jacques!“ erwiderte sie leise.

Sie standen im überwucherten Pfad, wo auf einer Lichtung die Büsche der Stechpalmen sich kräftig breit machten. Abgestürztes Gemäuer der Hohnacker Schloßruine lag im Ginster begraben. Und da stürzte er nieder, schlang die Arme um ihre Knie und lachte, jauchzte: „Lieb, du hast mich lieb!“

Sie beugte sich nieder, legte die Hände auf sein Haupt, von dem der Hut gefallen war, blickte ihn an mit glücklichen, festlichen Augen und näherte ihre Lippen seinem Munde. Auf einmal aber fühlte sie, wie sein Haupt schwer ward in ihren Händen, wie der Zwang seiner Arme nachließ und sein Kuß erkaltete. Von ihr gehalten, glitt er in das wuchernde Baldkraut. Sie sprach kein Wort, sie klagte nicht, und auch um seinen Mund, auf seinen in der Ohnmacht erstarrten Zügen lag noch das Glück festgebannt. Sie badete ihm die Schläfen in Wein, prüfte den Verband, durch den ein rotes Blutfleckchen schimmerte, und bettete sein Haupt in ihren Schoß. Noch einmal schlug er, aus der Schwäche emporfahrend, die Augen auf, dann fiel er in einen Zustand zwischen Wachen und Träumen.

„Liegst du gut, Jacques?“ fragte sie, und er lächelte. Das Lächeln verließ ihn nicht bis in den Schlummer, den Erschöpfung und Erregung ihm bereitet hatten. So verharrten sie eine geraume Zeit. Um sie her standen die hohen, ernsten Tannen. In Kraut und Moos trieben die Käfer ihr Wesen. Eine smaragdgrüne Eidechse sonnte sich auf dem Gestein, und hoch oben im Blau zog ein Weih seine Kreise. Irgendwo murmelte ein Wasser unter dem Geröll, das sich in eine Schlucht hinabsenkte. Fernher kam ein Rauschen, als fiele der Quell in die Tiefe. Ein Specht pochte im Wald, zwei glänzende Lichter ängten zu dem stillen Menschenpaar herüber, und ein Reh zog ins Dickicht. Die roten, buschigen Ohren eines Eichhörnchens, das vom Ast herabblinzelte, erschienen Ursula wie zwei Kobaldsbohren. Sie dachte an das Schratzmännle, das nicht weit von hier im Steinbruch von Liembes hauste und des Nachts in die Fermen* drang, als Alb auf dem Schläfer saß und ihn drückte. Und sie blickte auf den Mann, über den sie wachte. Kein altböser Unhold bedrohte ihn. Er lag in leichtem, ruhigem Schlaf. Und unwillkürlich hob sie den Arm gegen den neugierigen Baumläufer und murmelte: „Mach' dich fort, Rotohr!“

Da sprang es mit ausgestreckten Beinen und wagrecht gestelltem Buschschwanz von der Tanne auf die Eiche, die am Hang wurzelte, fuhr ins Gezweige und verschwand.

Die Stille ward unterbrochen. Auf dem fernen Fahrweg kreischten die Bremsen eines Lastwagens, und bei der unruhigen Bewegung Ursulas hob Jacques die Augen.

„Ich hab' geschlafen?“

„Ja, Jacques, und jetzt müssen wir weiter.“

Und weiter schritten sie durch den Wald, höher, dem Wind und den Matten zu, wo in Trichtern tief kleine Seen schlafen, das Vieh weidet und die Grenze von Stein zu Stein springt. Sie bemühten sich, nicht daran zu denken, daß sie in den Abschiedstag hineingingen. Kein Wort fiel von Scheiden und Gefahr. Sie hatten ja so viel nachzuholen von lieben, kleinen Erinnerungen und spielten damit wie die Kinder, die, auf der Hausschwelle sitzend, die kleinen Steine im Fangspiel bewegen.

Als sie den Wald verließen, auf die grasigen Kuppen traten und über die ephen- und blumenüberwucherte Stirnmoräne eines vor Jahrtausenden himmeggeschmolzenen Gletschers kletterten, da läuteten die Herdenglocken nun sie her. Die Mulden des Schwarzen und des Weißen Sees waren in Sicht. Dahinter der hohe Rücken des Reisberges, die Grenze.

Jacques hielt inne. „Dort oben ist die Kirche von Hautes-Huttes. Wir müssen es umgehen, nach dem See zu.“

Diese Zwischenrede warf einen Schatten in ihr Glück und ging ihnen nach, als sie im würzigen Wind über das Gras schritten.

Sie wurden angerufen. Ein Melker war's, der zwischen dem Vieh ging. Er war einer aus den deutschen Dörfern, aber er kannte sich aus auf der Höhe.

„Sie suchen einen,“ erzählt er. „Ein Grenzwächter hat's gejagt, bei uns auf der Ferme. Von der Schlucht bis an den Weißen See auf dem ganzen Reisberg hin patrouillieren sie. In Orbey und Pairis sind die Gendarmen auf den Beinen.“

Während er Auskunft gab, sah er Jacques forschend an.

„Er soll verwundet sein. Am Arm, oder doch so, daß er nur einen Arm brauchen kann. Ein schöner Bursch. Den Wachtmeister hat er samt dem Gaul in den Rinnstein gedrückt, und einer der Grünröde hat ein Messer zwischen den Rippen gespürt. Er soll sich nur nicht erwischen lassen. Denn nord mâts* ja, dann auf gut Glück den alten Pfad hinauf über die Grenze! Am biantsche mâts** ist's zu gefährlich, da sind die Zollwächter, da ist nicht durchzukommen.“

Ursula dankte ihm. Jacques aber erwiderte kein Wort. Er blickte den Senn fest an, nickte, daß er verstanden habe, und wandte sich zum Gehen.

Ohne den Weg zu betreten, der nach den einzelnen Häusern von Hautes-Huttes läuft, schritten sie quer über die Matten in der Richtung des Schwarzen Sees. Sie schlüpften unter den Schranken weg, welche die Weiden abgrenzten, und kletterten über die niedrigen, aus lose aufeinander getürmten Felsbrocken gebildeten Mauern, welche die Weideplätze der großen Fermen trennten. Auf dem kurzen, taufeuchten Alpgras glitt der Fuß aus, und wo der nackte Granit zu Tage trat, war rauher Stand. Gepreßt ging ihr Atem. Schon war die Sonne vorgerückt, der helle Morgen lag auf dem Gebirge, das weithin seine Gipfel und Thäler, Kuppen und Grate erstreckte. Scharf flog der Wind und zauste Ursulas Röcke.

Auf Jacques' Stirn perlte der Schweiß. Er hatte die linke Faust in den Kittel getrampft, und wenn ihm bei einem Sprung vom Gemäuer, bei einem Schwung über glattes Gestein ein Stich bis in die Schulter fuhr, biß er die Zähne zusammen.

Vor ihnen hob sich, von spärlichem Kiefernwuchs beschattet, das Felseneiff, das den hochgelegenen Weißen See vom nord mâts trennte. Und nun begannen sie den letzten steilen Anstieg. Das Kiefergestrüpp nahm sie auf. Das nachtschwarze Wasser des Sees wich unter ihnen zurück.

Da sahen sie bei einem Mäuschlöch einen uniformierten Mann aus der Schutzhütte treten, die am Steufer lag. Die Sonne fing sich in seinem metallglänzenden Helm.

„Jacques, sie sind da!“

Aber er antwortete nicht, sondern stieg höher. Und immer wieder blickte Ursula zurück. Sie wußte nicht, ob sie gesehen und beargwohnt worden waren. Die Kiefern verbargen ihr die Aussicht, aber sie fürchtete sich selbst vor den verkrüppelten Bäumen, die aus dem Gefels tauchten. Hier hing einer auf dem Haupt eines Felsblockes, die Wurzel wie eine Krulle in das Gestein geschlagen, und griff nach ihnen mit den grotest gestalteten Zweigen. Dort lauerte ein anderer, zusammengeduckt, die struppige Krone über den Pfad geneigt, als wartete er nur auf den Augenblick, sie zu greifen. Und der Wind pfiff hindurch, daß die Zweige nickten und wisperten.

Da sind sie, hallte es! schienen sie zu flüstern. Hoch oben aber segelten flüchtende weiße Wölkchen gen Westen, schissten

* Sennhütten.

* nord mâts (romanisches Patois) heißt „Schwarzer See“.
** biantsche mâts = „Weißer See“.

Christn

Nach dem Gemälde v

acht.

n C. Hartmann.

gewandt über den Grat des Reisberges und verschwanden. Ach, wenn sie doch von jener Wolkenhöhe aus einen Blick auf die Kammlinie werfen und den Grenzpfad hätte überblicken können! Ursula ertappte sich auf dem Gedanken.

Jacques keuchte. Rasten, nur einen Augenblick die Schulter ins Heidegras schmiegen und die Lippen netzen! Er drang seitwärts ins Pfadloje. Zwischen dem wirrzerfreuten Gestein waren Höhlungen, ausgefüllt mit Steinbrech und den Vogelnestlimmerchen, die wie kleine Gnomen aus dem Gras tauchten und Gesichter schnitten. Gelb und violett blühten sie verspätet auf der luftigen Höhe.

Hier rasteten sie. Die Kiefern standen als Schützer um sie her. Jacques lag, auf den Ellbogen gestützt. Wenn er sich erhob, vermochte er über den Felsblock hinweg auf den Spiegel des Schwarzen Sees hinunter zu blicken. Wie geschmolzenes Blei, reglos, schlief das Wasser. Steil stürzten die Hänge hinab, an denen die letzten Tannen Wurzel geschlagen hatten. Und weithin zerstreut schimmerten die Melkereien, weidete das Vieh auf den dunkelgrünen Matten; Thäler thaten sich auf, über die ein feiner Duft gebreitet lag. In der Tiefe entrollte sich die Rheinebene, glänzten traumhaft Städte und Dörfer, spannten die Straßen ihre Netze, dunkelten die Wälder, blühten die Flüsse. Wolkenschemen flogen gleich Riesenvögeln mit ausgebreiteten Schwingen über die Landschaft, so daß sie, wie ein Menschenantlitz den Ausdruck wechselnd, erst lächelte und dann sich verdüsterte.

„Jacques, was ist Dir?“

Ursula legte den Arm um seinen Nacken. Aneinandergedrängt, Wange an Wange, schauten sie hinab. Da sprach er langsam und flodend: „Ich seh's noch einmal, das Elsaß. Mit der Schule sind wir einmal hier oben gewesen vor Jahren. Da hat man uns erzählt, von hier aus sah' man in zwölf Bistümer. Und nun ist für mich in diesem Land nicht Platz zu einem armseligen, nein, zu einem stillen, glückseligen Leben.“

Er schlang die Arme um sie, und sie lag an seiner Brust.

„Kehr' um, Jacques, trag' alles, aber kehr' um!“

Er schüttelte das Haupt. „Niemals! Wie könnte ich vor meinem Vater stehen, wenn ich das Herz nicht einmal bis über die Grenze hätt' tragen können! Es ist zu spät. So lieb' ich dich hab', ich muß. Komm, Ursula, dort drüben, jenseit der Höhe, weist der Weg in ein anderes Land! In das geh' ich, in das ruf' ich dich nach wenigen Jahren nach.“

„Ich will's geduldig erwarten. Aber muß es denn sein?“

„Es muß sein, komm jetzt — in einer Stunde sind wir über die Grenzsteine.“

Vorsichtig erstiegen sie die letzte Höhe. Der Weiße See trat einen Augenblick in ihren Gesichtskreis. Blinkend weiß, vom Wind mit Perlen bewoben, schimmerte das Bergwasser, und das Rauschen des Falles konnte zu ihnen herauf, der wie ein Vorhang über die Felsen herabwallte, in Regenbogenfarben strahlend. Sie gingen weiter. In der flachen kleinen Mulde vor ihnen, auf dem Rücken des Reisberges lag eine Sennhütte.

„Das ist die Ferme Galante, Jacques, über ihren Weidgrund geht der Grenzweg.“

Sie standen hinter einer einsamen Arve still und spähten zu der Sennerei hinüber. Da krachte im Kiefergehölz, weiter gen Norden auf der Kammhöhe, ein Schuß. Von den Felsen schlug der Wiederhall zurück. Und zu Tod erschrocken faßte Ursula den Arm des Geliebten. „Komm, Jacques, komm, es gilt dein Leben!“

Ob der Schuß ein Signal gewesen, ob ein Grenzwächter ihn hinter Schmugglern abgefeuert oder nur das Gewehr entladen hatte, sie fragte nicht länger. Jacques aber riß das Mädchen in die Arme. „Allein, laß mich allein gehen, und leb' wohl! Bist ja doch mein, hab' dich ja so lieb! Leb' wohl, grüß Vater und Mutter und das Phinele, und wenn ich drüben bin, so hörst du mich rufen: „Vive la Fran — nein, Vive l'Alsace.“

Sie hielt ihn in den Armen, wußte kein Wort zu sagen und strich ihm mit den bebenden Fingern über Nacken und Schulter, als müßte sie sich seiner Gestalt noch einmal versichern, eh' er sich von ihr riß.

„Jetzt — jetzt — in Gottes Namen!“

Im Schwung war er von ihrer Seite.

„Jacques!“ hallte ihr Ruf in den Wind. An den Stamm der Arve gelehnt, die Hände um einen niedern Ast gekammert, auf die Zehen gereckt, starrte sie ihm nach. Er stürmte über die grasige Fläche. Aber noch ehe er das Ziel erreicht hatte, schlug er plötzlich die Arme in die Luft, strauchelte und stürzte.

Da löste sich das Mädchen vom Baum, flog über die Matte und zu ihm hin. Er lag totenblaß, das Blut tropfte unter dem Verband, die Augen waren geschlossen, unter der schmerzlich emporgezogenen Oberlippe glänzten die krampfhaft verbissenen Zähne. Ursula konnte ihn nicht laben, denn die Zehrung war als unnötig am letzten Rastort zurückgelassen worden. Sie sah sich um. So nah dem Ziel, kaum hundert Schritt von der Grenze entfernt, auf der Höhe des Gebirges, war er zusammengebrochen. Schon hörte sie Stimmen, glaubte sie hinter sich, neben sich die Verfolger. Da gebot ihr ihre Liebe gewaltige That. Sie sann nicht nach, fragte ihre Kraft nicht, prüfte nicht überlegend, ob sie das Recht that, sie stemmte das Knie auf den Boden, umfaßte den schweren Leib des Mannes mit den Armen, richtete ihn langsam auf, höher, bis er an ihrer Schulter lehnte, ließ sich nun vollends nieder und schob die Achsel unter seine Brust. Und nun biß sie die Zähne aufeinander, straffte die Arme, sammelte die ganze Kraft, die in ihr war, und erhob sich mit dem Ohnmächtigen vom Boden. Sein Haupt schlug auf ihre Schulter, sie schleppte, sie trug ihn.

Ihre Schritte waren wankend, wie die einer Trunkenen, ihr Herz hämmerte zum Bersten, fliegende Schauer gingen über ihre Stirn und trübten ihr den Blick. Aber näher kam sie und näher dem Stein, der dort vor ihr auf dem Rasen stand. Zweimal brach sie in die Knie. Als sie sich zum zweitenmal aufrichtete, traf ein Ruf an ihr Ohr. Und dann dumpfe, schnelle Schritte auf der Matte hinter ihr. Sie sah sich nicht um, nur ein wilder Schrei fuhr aus ihrem Mund. Und noch einmal taumelte sie, die teure Last auf Schulter und Rücken, jetzt gebückt bis in die Knie, dem Grenzstein zu, gleich dem Germanenweib, das den todwunden Mann zurückträgt aus der Römerschlacht.

Zurufe wurden hinter ihr laut.

Aber sie achtete nicht darauf. Dicht vor ihr reckte sich der graue Granitquader aus dem Gras, und mit dem letzten Atem, selbst schon im Stürzen, schwang sie den Leib des Geliebten über die Grenzfurche.

Es war vollbracht. Als der Senn sich über sie beugte, lag sie, der Besinnung bar, neben dem Stein hingestreckt.

Von der Sennhütte kam Hilfe. Die Leute hatten erraten, was das Mädchen gethan, und nach leisem Gespräch trugen zwei Melker den wunden Mann in das Kiefergehölz der nächsten französischen Melkerei zu. Wenige Minuten später patrouillierten die Grenzwächter die Strecke ab.

Als Ursula zu sich kam, lag sie auf einem Bett in der Ferme Galante. Die Fermiere beugte sich über sie. „Er ist in Sicherheit!“

Und da hob sie sich in den Kissen, schüttelte die braunen Flechten zurück, die ihr über Stirn und Brust rollten, und erwiderte: „Dann ist alles gut!“

Bis gegen Abend lag sie im Schlummer, dann erwachte sie gestärkt. Ueber dem roten Feuer, das zudende Lichter warf, stand der kupferne Kessel, und die Melkerin rührte mit der Handschaufel in der Käsemasse. Eine Zeitlang sah Ursula ihrem Thun zu, bis sie sich erinnerte, wo sie war. Sie stand auf.

Noch einmal ließ sie sich an den Grenzstein führen. Es war vor Anbruch der Dämmerung. Noch ergoß die Sonne ihre rotgoldenen Lichtwellen über den Westhang der Vogesen, während die dentschen Thäler schon im Dämmer lagen. Der Abendwind wehte. Ursula blickte still auf die Landschaft. Dort in der Ferne, wo der Horizont in Purpur schwamm, war Jacques nun daheim. Sie aber stand bei viertausend Fuß hoch über dem Meere, auf dem Gebirgsdach der Vogelen, und fühlte, wie viel weiter plötzlich ihr die Welt geworden war, nun, da ihre Sehnsucht über diese Berge und das Meer ging, das den Geliebten entführte.

Ueber Pairis und Orbey lehrte sie nach Hause zurück. Um Mitternacht setzte sie das Vögelchen des Wirtes „Zum goldenen Kreuz“ aus Orbey vor der Fabrik Fernys ab.

Wieder leuchtete ein helles Licht in der Villa durch die Finsternis, und wieder standen am Giebelfenster die Mühle Vater

und Mutter. Dreimal bewegte sich grüßend die freundliche Flamme hinter Ursulas Fenster und erlosch. Es war das verabredete Signal.

Da brach Marianne in Thränen aus. „Er ist gerettet!“ Sigwald aber wiederholte: „Sie hat ihn gerettet.“

Er wußte nicht, wie wahr er gesprochen hatte.

* * *

Von den Rebhügeln knallten die Böller, die Raketen verstreuten ihre Funken durch die Nächte, lustig zündelten die rot-weißen Fähnlein im Luftzug, wenn die bebänderten Gäule die Wagen zu Thal fuhren, auf denen die traubengefüllten Bütten standen. Auf den Straßen roch es nach gärendem Most, und aus den Trotten lief die mißfarbene Brühe gluckend in die Bottiche.

Sonst war in der Mühle der Kelterbaum von Jacques geschwenkt worden, und Sigwald hatte dabeigestanden, ließ den Saft ins Glas laufen und wog und prüfte ihn auf der Zunge am frühen Morgen, noch ehe er die Pfeife angebrannt hatte. Jetzt aber rann das trübe Brünnlein beinahe unbeachtet aus der Kelter, und in den dampfenden Trebern suchte niemand nach den Zuckergehalt der zerquetschten Schalen. So reich der Herbst den Weinberg gesegnet hatte, Joseph Sigwald ließ den Most vergären, den Saft sich klären, ohne sich darum zu sorgen.

Wenn Mutter Marianne nach dem Briefboten ausschaute, stand der Vater äußerlich ruhig, mit gleichmütigem Ausdruck auf der Schwelle, als habe ihn der Zufall dorthin geführt. Die Faust aber zitterte nervös, wenn sie die Zeitung empfing. Und seufzte die Mutter, weil der Sohn noch nicht geschrieben hatte, so erwiderte er hastig: „Keine Post ist gute Post. Er ist ja glücklich unter die Fahne getreten.“

Als die letzte Aufforderung an die Militärpflichtigen, die sich noch nicht gestellt hatten, durch die Zeitungen ging, zuckte er die Achseln und lachte heimlich: Mögen sie mich an Hab und Gut strafen — der Bub ist über die Berge.

Im Innern aber straß eine verhaltene Unruhe, und er zog den ersten kurzen Brief, den Jacques nach der Einstellung geschrieben hatte, immer wieder hervor und forschte, ob er guten Mutes und seines Loses froh sei. Aber das kurze Schreiben verriet ihm nichts. Auch heute legte er es unbefriedigt wieder aus der Hand.

Ein grauer Tag lag über dem Thal, und zum Fenster herein schlug rauher Wind. Von den Pappeln stoben die Blätter.

Da trat das Phinele in die Stube.

„Vater, du mußt hinaus, die Kommission ist da!“

„Ich komme!“

Aber er ging nicht, saß und sann. Zwei Monate beinahe war Jacques schon fort, und seitdem schlich die Zeit wie der Mühlenlaknal, so still und träg. Warum war er nun nicht gleichmütig gestimmt? Der Bub war ja dort, wo er hingehörte! Warum lag es schwer auf ihm; fürchtete er sich vor dem grauen Morgen, vor dem stillen Kummer, der aus den Augen der Mutter sprach? Er grübelte.

Die Pariser Zeitung lag vor ihm auf dem Tisch, aber ihn ekelte der Dinge, die da von der Panamauntersuchung verlauteten. Auch ihm war ein Teil der Ersparnisse vom Bankrott der Gesellschaft verschlungen worden, aber jetzt erst schalt er sich, daß er das Geld dorthin getragen hatte.

„Vater, die Herren warten!“

„Ich komme ja schon!“

Auf der Haustreppe begegnete ihm der Schulmeister. Da sagte er, von der Bitterkeit übermommen, die in ihm brannte: „Ei, ei, Herr Lehrer, Sie sind gar oft im Haus eines verstockten Elsässers, Sie Neubekehrter!“

„So sollten Sie nicht reden, M'sieu Sigwald. Sie wissen, ich bin's mit ganzem Herzen. Lassen Sie uns Jungen die Zukunft. Wir wissen ja nichts von einer Vergangenheit, wie sie Ihnen jetzt herrlich erscheint.“

Sigwald wollte weitergehen, ohne zu antworten, aber er brachte den Vorwurf nicht weg, der ihm auf der Seele lag, und da glaubte er ihn abstoßen zu können, indem er sagte: „Mein Sohn ist auch jung.“

„Jünger, als Sie glauben, denn er hat noch mit Ihren Augen gesehen.“

„Nein, nein, er ist freiwillig gegangen!“ stieß der Vater hervor, dann ging er hastig über den Hof, auf die Thalstraße, wo die Expropriationskommission schon ungeduldig wartete.

Heinrich Schimper sah ihm topfschüttelnd nach. Da legte Marianne, leise aus dem Flur tretend, die Hand auf seinen Arm. „Kommen Sie nur herein! Ich hab' ja so wenig mehr zur Freude, daß ich Ihr Gesicht gern sehe. Das Phinele ist in der Stube.“ Ein scheues Lächeln huschte um ihren Mund, als sie ihn über die Schwelle zog.

„Der Herr Lehrer ist da, Phinele, und will dir gewiß eine Poesie vorlesen,“ rief sie schalkhaft, schloß die Thüre wieder und ging in die Küche.

Josephine fuhr in die Höhe und schob den Brief, den sie eben gelesen hatte, in die Falten des Kleides. „Ah, guten Tag, M'sieu Schimper, ich hab' Sie gar nicht kommen hören.“

Er war verlegen.

„Sie waren beschäftigt, Mamsell Phinele,“ erwiderte er endlich und suchte mit den Augen einen Stuhl.

Das Mädchen ließ sich wieder in des Vaters Sorgensitzhut nieder. Wenn er nur bald ginge! Der Brief Andrés war ihr lieber als das schönste Gedicht. Aber jetzt hatte sich Heinrich ein Herz gefaßt. Er ergriff einen Stuhl, stellte ihn wuchtig neben das Mädchen, das ängstlich zusammenzuckte, als er so seine Entschiedenheit an dem Holz auslieh, und nahm Platz.

So saßen sie eine Weile. Draußen jagte der Novembersturm die Blätter vor sich her.

„Nun wird's bald Winter,“ begann Heinrich endlich.

Und träumerisch wiederholte Phinele: „Ja, nun wird's bald Winter, und über sechs Wochen ist Weihnacht.“

„Ich hab' — Sie erinnern sich noch an das Erntefest, das Glückshämpfele — ich hab' den Tag festgehalten, ein Gedicht, wissen Sie . . .“

„Aber Sie gingen ja fort, als André kam!“ rief sie lebhaft, und plötzlich stand der sonnige Tag vor ihr.

„Ja, ich ging fort, aber hinter der Hecke bin ich stehen geblieben, bis die Aehren geschnitten waren. Dann lief ich vor Ihnen davon.“

Unwillkürlich griff Phinele nach dem Herzchen, das an goldenem Kettlein an ihrem Halse hing. Es war zum Oeffnen und Andrés Bild darin eingeschlossen.

„Es ist auch gedruckt in den ‚Sonntagsblättern‘. Wollen Sie es haben, Phinele?“ fragte er und zog das Heft aus der Brusttasche.

Sie hätte es ihm gern abgenommen, aber noch hielt sie den Brief in der Hand. Endlich griff sie danach und legte es auf den Schoß, und dann lenkte sie listig seine Aufmerksamkeit ab, indem sie sagte: „Sehen Sie nur, da kommt's wie Schnee über die Berge!“

Ein grauer Vorhang hatte sich von den Gipfeln ins Thal gezogen. Er sah ernsthaft darauf hin.

Diesen Augenblick benutzte das Mädchen, den Brief unter das „Sonntagsblatt“ zu schieben, und dann schlug es dieses auf.

„Ist's das, ‚Das Glückshämpfelein, ein Idyll‘?“ fragte sie mit halb geheucheltem, halb echtem Interesse. Und sie las laut:

„Feierlich wallen im Wind des Kornes goldene Wogen,
Und das Tagesgestirn strahlt in leuchtender Pracht.

Ah, ich kenne dieses Versmaß, wir lasen ‚Hermann und Dorothea‘ in der Pension.“

Er sah mit Haltung auf sie und erwiderte sanft belehrend: „Nicht ganz, Goethe hat den Hexameter gewählt in seinem Epos, dies aber ist eine Verbindung von Hexameter und Pentameter, wie in Schillers „Spaziergang“.

„Ah!“ Sie sah bescheiden zu ihm auf, da kam ihr ein toller Einfall. Andrés Brief brannte ihr in der Hand. Exit einmal hatte sie ihn gelesen, und kannte Wort für Wort.

„Sie lesen so schön, M'sieu Henri, wollen Sie mir's nicht hersagen? Ich wette, Sie können es auswendig.“

Ihre Stimme klang ihm so schmeichelnd und lieb ins Ohr. Er war gewiß nicht übermäßig eitel auf seine poetischen Versuche, aber vor dem Mädchen, das er als Weckerin seiner Phantasie verehrte und um das sich seine Gefühle in aumutigen Kreisen bewegten, empfand er ein seliges Behagen in dem Bewußtsein, ihr als Dichter zu erscheinen.

„Wenn es Ihnen Freude macht, Fräulein Phinele, ich thu's von Herzen gern.“

Da schwenkte sie mit einer mutwilligen Bewegung den Sessel, daß er in die Fensternische rollte und sie, sich anlehnend, das Heft vor das Gesicht halten konnte. Nun fuhr sie mit dem Zeigefinger wild in die Seiten und blätterte, bis sie den Brief glücklich auf die Oberfläche gebracht hatte.

Heinrich Schimper hatte ihr zugesehen und freute sich ihrer zierlichen Ungeduld. Das blonde Köpfchen in den Sessel gelehnt, so daß der graue Novembertag, der zum Fenster hereinschaute, es wie verklärt erscheinen ließ im Licht, so saß sie da.

„Ich warte, Herr Lehrer," sprach sie lächelnd.

Da fuhr er aus seiner Bewunderung auf, trat einen Schritt zurück und begann mit lauter Stimme in wohlgesetzter Betonung sein Idyll vorzutragen. Anfangs blickte Josephine dann und wann auf, um ihre Aufmerksamkeit zu zeigen, später hob sie das Auge nicht mehr von dem „Sonntagsblatt".

Leise öffnete sich die Nebenthüre, und die Mutter steckte den Kopf durch die Spalte. Sie sah die schmale Gestalt des Schulmeisters aufrecht mitten in der Stube stehen, eine Hand zwischen die Knöpfe des Rockes geschoben, mit der andern heimlich wohlgefällig den Takt schlagend. Das Kind aber saß, mit dem Rücken gegen das Licht gekehrt, am Fenster und hatte die Augen auf ein gedrucktes Heft gesenkt. Ein glückliches Lächeln lag, wie die Mutter mehr ahnte als unterschied, auf dem Gesicht des Mädchens. Leise zog sie die Thüre wieder ins Schloß und schalt die Magd, die den kupfernen Wasserkessel unsanft klappernd vom Herd gerückt hatte.

Phinele las Andrés Brief. Hexameter und Pentameter klangen hinein, aber bald störte sie der Wortfall nicht mehr.

„Zu Weihnachten komme ich heim. Der Dienst ist streng, aber über schlechte Behandlung kann ich nicht klagen. Auch an die Uniform und den Helm habe ich mich gewöhnt. Anfangs drückte mich beides, und ich dachte an Onkel Josephs Bild, wo er in den roten Hosen an dem blauen Rad lehnt, das der Mater für eine Kanone ausgeben möchte. Jetzt achte ich schon nicht mehr darauf, und wenn der Unteroffizier ruft: ‚Einjähriger Ferny, nehmen Sie den Kolben nicht zwischen die Finger wie 'ne Cigarette! Feste, feste! Finger geschlossen, Daumen besser ran!' dann lach' ich im stillen so harmlos wie der Pupkamerad aus Plagwitz-Leipzig. Aber von Jacques schreib' mir lieber nichts, Liebste, das liegt mir ein wenig auf dem Herzen. Ich weiß nicht, ob ich recht, er unrecht hat, aber ob wir beide nur halbe Meinung machen. —

An dich aber denk' ich alle Tage. Und siehst du, den ersten Brief habe ich französisch geschrieben, jetzt klingt mir das so fremd. Denkst du an mich, alle Tage des Morgens früh und des Abends spät? Und der Vater, will er noch immer nicht wissen, wie lieb ich dich habe? Papa leidet viel unter dem Zerwürfnis, und er ist doch gewiß nicht daran schuld, nicht wahr, mein Herz?"

Phinele blickte erschrocken auf. Der Schulmeister war an dem letzten Abschnitte angelangt und hatte eine Pause gemacht. Die plötzliche Stille hatte das Mädchen aufgescheucht. Sie sah auf den hageren Wangen Schimpers zwei heiße rote Flecken brennen, ein schwärmerisches Leuchten in seinen Augen, und da fühlte sie sich auf einmal beschämt und schuldig vor ihm. Sie ließ Brief und Blatt sinken und lauschte den letzten Versen.

Er war zu Ende, atmete auf, strich sich über die Stirn und setzte sich in einem plötzlichen Anflug von Verlegenheit wieder auf seinen Stuhl.

Phinele fühlte sich gedrängt, ihm etwas Freundliches zu sagen, aber ihr fehlte der Mut angesichts ihrer Täuschung. Auch hatten die letzten Verse, das hüpfende Maß ihr nicht so ins Ohr geklungen wie jene einfacheren Gedichtchen, die sie vordem von Heinrich Schimper gehört hatte.

Der Rezitator wartete noch einen Augenblick, als aber das Mädchen stumm in den Schoß sah, fühlte er sich unbehaglich, und auf einmal gefiel ihm sein Kunstwerk, auf das er so viel Fleiß verwendet hatte, nicht mehr recht. Er stotterte:

„Ich habe Sie gequält. Es war wohl zu lang."

„Nein, wo denken Sie hin! Es ist gewiß sehr schön, aber mir ein wenig fremd. Lassen Sie mir das Heft! Ich lese es noch einmal für mich, ganz gewiß, ich lese es gern noch einmal."

Er sah, wie sie die Hände auf das „Sonntagsblatt" legte, als müßte sie es festhalten. Da zog eine glückliche, stolze Freude bei ihm ein, und er erwiderte: „Ich hab' ja nur an Sie gedacht dabei."

„An mich?" Sie blickte ihn erstaunt an.

„Ja, an Sie, Fräulein Phinele, und das hat mir die Verse lieb gemacht!"

Seine Augen sahen sie bittend an. Ein grenzenloser Mut begann sich in ihm zu regen. Er sah sie vor sich sitzen, ihm so nahe, sein Gedicht im Schoß, allein in der großen Stube, wo er in den letzten Wochen öfter hatte weilen dürfen. Er wußte nicht, wie die Worte setzen, er wollte ihr sagen, daß er ihr durch Monate, seit er in das Thal an die Schule des Städtchens berufen worden war, mit stiller Neigung gefolgt sei.

Das Mädchen aber, aufgeregt von dem Briefe und bedrückt von dem Geheimnis ihrer Liebe, fühlte sich ihm näher, sah in ihm einen Freund. Er schwebte ja, wie sie dünkte, als Dichter über der Erde, war kein junger Mensch wie andere. Ihm durfte sie vielleicht die Frage vorlegen, die sie vor der Mutter barg, weil die Angst um den Sohn das weiche Herz genugsam quälte.

Und als Heinrich leise seine Hand auf die Lehne des Sessels legte, griff sie plötzlich danach und flüsterte zwischen Lachen und Weinen: „Wenn ich nur jemand hätte! Die Mutter trägt schon so schwer, Ursula seh' ich nicht, sie weicht uns aus, und der Vater — !"

„Aber, Fräulein Phinele, was ist Ihnen? Sie weinen!"

„Helfen Sie mir, Mßieu Henri! Sie müssen doch wissen, was ich thun soll! Sie sind ja so gut und ganz anders wie andere."

Er hatte ihre beiden Hände umschlossen. „Mein Gott, was fehlt Ihnen, Phinele? Ich will ja alles thun für Sie."

Da entzog sie ihm die Finger, seufzte und stammelte:

„Ich hab' ihn ja so lieb!"

Und kaum hatte sie das Bekenntnis ausgesprochen, schlug sie die Hände vor das Gesicht und flüchtete sich in die Tiefen des Sessels. Als der Schulmeister starr sitzen blieb und seine Antwort gab, sprang sie auf und lief verstört aus dem Zimmer.

Es währte eine Zeitlang, bis Heinrich sich aufraffte. Er hatte einen Schlag auf das Herz erhalten, der ihn betäubte. Jetzt durchströmte ihn ein linderes Gefühl der Wehmut. Er preßte die leeren Hände zusammen, als wollte er zwischen ihnen seine Neigung ersticken, und auf einmal wurde ihm leicht. Er stand auf.

Da fiel sein Blick auf das Heft des „Sonntagsblattes", das auf die Diele gefallen war. Er hob es auf. Ein anderes Papier flatterte aus den Blättern, und als er auch dieses an sich nahm und betrachtete, seufzte er, wie wenn er nichts anderes zu finden erwartet hätte. Vorsichtig faltete er den Brief wieder zusammen und barg ihn in dem Heft, dann verließ er die Stube.

Auf dem Flur stand das Mädchen und hatte noch immer Thränen in den Augen. Da überkam ihn ein Gefühl des Mitleids mit sich und ihr. Er trat zu ihr, reichte ihr das Heft und sagte: „Nehmen Sie es, Phinele, der Brief liegt noch darin."

„Haben Sie ihn gelesen?" fragte sie ängstlich.

Und noch einer Pause fuhr sie fort: „Und wollen Sie uns helfen?"

„Ich hab' ihn nicht gelesen. Und helfen? Sie müssen in Gottes Namen mit dem Vater sprechen oder mit der Mutter. Ich kann es ja nicht für Sie thun," murmelte er, „aber wenn Sie einen Freund brauchen —" Er brach ab. Das war Thorheit, was er da sprach. Er war überflüssig. Josephine aber flüsterte: „Ach ja, seien Sie unser Freund!"

Da hielt er sich nicht länger, er murmelte noch ein Abschiedswort und verließ hastig das Haus.

Mutter Sigwald hatte die Thüre wiederum geöffnet, denn die Stille währte ihr zu lange. Die Stube war verlassen, und überrascht stand sie auf der Schwelle. Da kam ein schwerer Tritt über den Flur. Hinter ihr huschte die Tochter in die Küche.

„Mutter, der Vater!" Die Stimme des Mädchens klang so seltsam. Doch schon stand Sigwald im Zimmer.

„Jesus Maria, was hast du gebabt?" schrie die Mutter.

Der Regen rann an ihm nieder. Dunkle Röte lag auf seiner Stirn, und die Augen blickten starr. Aber er antwortete nicht. Geräuschvoll ging sein Atem, und jetzt rüttelte er die Halshinde, als müßte er ersticken.

„So red' doch, was ist geschehen? Ist was mit dem Buben?"

Da lachte er unheimlich auf. „Mit dem Buben, nein, der ist ihnen ausgekommen. Aber quer durch Feld und Matte ziehen sie ihre Eisenbahn. Vom größten Grund, den der Großvater noch in der Fron gebrochen hat, und dem Sternacker, den meine

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München

RUHE AUF DER FLUCHT NACH ÄGYPTEN

Nach dem Gemälde von Lucas Cranach

Mutter selig in die Ehe gebracht hat, reißen sie die besten Stücke weg. Expropriiert haben sie's, Geld dafür angewiesen, dreitausend Franken! Da kommen die Herren, messen und schätzen, notieren und reden, der eine stupft ins Gras, der andere blinzelt durchs Augenglas — und ‚da Bauer,' heißt's, bezahlt ist bezahlt. Dort driben fährt sie, ehe es Sommer wird."

Er wies durch das Fenster und die offene Zusahrt ins Freie, wo der Regen, vom Wind geveitscht, niederfiel.

„Dort über die Matten bauen sie den Damm, richten sie ihre Heiden auf, und wenn ich über mein Feld schauen will, seh' ich nur den Wall, in dem sie uns ersticken."

„Aber Vater, du warst doch schon drein ergeben!"

„Ja, Mutter, wie das Stück Vieh, das sie zum Metzger führen. Aber wenn ihm der Blutgeruch in die Nase steigt, dann reißt es am Leitseil und stellt sich auf die Hinterbeine. Mitten durchs Herz geht mir der Riß, mitten durchs Herz."

Er brach in den Sessel nieder und sprach trotz allen Zuredens kein Wort mehr. Die Mutter winkte der Tochter, ihn allein zu lassen, und ging voraus in die Küche.

Phinele zögerte noch. Da bückte er auf und sagte mit plötzlich weich gewordener, stockender Stimme: „Bleib da, mein Kind!"

Und schnell lag das Mädchen an seine Knie geschmiegt. Er streichelte ihm mit schwerer Hand das blonde Haar. Seine Augen waren verschleiert. Josephinens Herz begann zu schlagen, lauter tönte das Pochen in ihrer Brust, und jetzt, als sie bei einem Aufblick seine träumerisch gelösten Züge sah, faßte sie Mut und nutzte die zärtliche Regung, die ihn in jähem Umschlag befallen hatte. „Vater!"

„Ja, Kind!"

„Vater, ich muß dir etwas sagen."

Sie wartete auf ein ermutigendes Wort.

„Wär der Postbote da, Phinele?"

Die unerwartete Frage verwirrte sie, und das Nein klang traurig. Er aber deutete es anders und erwiderte: „Er wird schon schreiben. Zwei Monate schon. Und dir fehlt er auch, nicht wahr, Phinele?"

„Ja, Vater!"

Es war still. Die Mutter trat ein und kam langsam näher, als sie die Gruppe erblickte. Und darüber fiel ihr die Begebenheit mit dem Schulmeister wieder ein, die sie vorhin in der Angst vergessen hatte.

„Wo ist denn Mr̃sieu Schimper hin auf einmal?" fragte sie.

Phinele hatte nicht mehr an den Besucher gedacht und besann sich nun verwundert auf seinen plötzlichen Fortgang, der ihr jetzt erst, unter den forschenden Augen der Mutter, seltsam vorkam. „Er ist fort."

„Habt ihr euch gezankt?"

„Gezankt, nein, nein! Im Gegenteil, er war sehr lieb zu mir."

Ein angstvolles Lächeln verbreitete sich über das Gesicht Mariannens; das Lächeln galt Phinele, die Angst, die sich hineingemischt hatte, dem Vater, und sie fuhr fort: „Also, sehr lieb war er zu dir! Hörst du, Joseph?"

Der Vater nickte stumm. Seine Gedanken waren bei dem Sohne. Unwillkürlich streichelte er nochmals zärtlich das Haar der Tochter. Tapfer nahm Phinele nun das Herz in beide Hände und fuhr fort: „Ja, sehr gut; er hat mir gesagt, daß ich's nicht mehr bei mir verstecken darf und reden muß."

„Nicht mehr verstecken? Reden? Was ist das?"

Der Vater hatte sich aufgerichtet. Fragend ging sein Blick zwischen den Frauen hin und her. Marianne aber lächelte zuversichtlicher als zuvor und entgegnete ihm: „Ja, hast du denn nichts gemerkt, Joseph? Ich schon lang'."

Blutübergossen barg Phinele das Gesicht am Knie des Vaters und bat: „So red' du für mich, Mutter."

Sigwald aber sieh ihr ins Wort: „Nichts da, das Kind soll für sich reden. Was ist mit dem Schulmeister?"

„O, mit dem ist nichts, Vater. Wir sind gewiß, daß du ein Einsehen haben und uns glücklich machen wirst."

Wie übergenzt das klang! Schüchtern aber und die Angst kaum verbergend, fuhr sie fort: „Wir sind zusammengekommen trotz des Wassers, trotz allem. Nicht auf Verabredung. Es hat sich so gefügt, und das muß wohl so sein, wo die Liebe es will. André kann ja nichts dafür, daß der Vater mit seinem Vater im Streit liegt."

„André? André Zerny? Was hat der damit zu thun?" rief Marianne.

Sigwalds Hand sank von dem Scheitel des Mädchens. Ein heftiger Krampf preßte ihm die Brust zusammen. Eine Ahnung, eine Gewißheit sagte ihm, daß aus der Kluft, die zwischen Kloster und Mühle gähnte, ein neuer Konflikt aufstieg.

„Du bist mit ihm zusammengekommen?"

Er stieß es mühsam hervor.

„Ja, Vater, sieh, wir haben uns ja so lieb."

Die Mutter stand blaß, aus allen Himmeln gerissen. Kaum verstand sie recht, daß sie geirrt hatte.

Sigwald aber, sich vornübereneigend und den Blick in Josephinens Antlitz bohrend, sprach mit knechender Stimme:

„Es ist also wirklich wahr? Du machst gemeinsame Sache mit ihnen? Du bist hinter meinem Rücken, trotz meinem Gebot, mit ihnen zusammengekommen?!"

„Nicht so, wie du meinst, Vater, nur — ach, ich hab' ihn so lieb!"

„So geh, geh, lauf ihm in die Arme, ich kenne dich nicht mehr!" Er stieß sie von sich, daß sie, von seinen Knien abgleitend, den Halt verlor und auf den Boden schlug. Der Sturz war heftig, sie streifte mit der Stirn den Sessel, und eine rote Schmarre erschien auf ihrer weißen Haut.

Ein Schrei — schon riß die Mutter die Fassungslose in die Höhe. Die kleine Frau, die in stillem Wirken immer ruhig und bescheiden ihr Bestes gethan hatte, flammte plötzlich auf. Das bebende Mädchen aufrichtend, schleuderte sie in einer ausbrechenden Wortflut dem Manne alles entgegen, was sich in ihrem Innern gestaut hatte: „Alles muß nach deinem Kopf gehen! Du bist wie der Herrgott im Himmel! Wo hast du mir den Buben hingebracht? Ja, ich weiß, die alten Zeiten! Aber meine Kinder sind mir tausendmal lieber als alles andere. Deiner Schwester hast du auf dem Totenbett Frieden geschworen, und jetzt stößt du dein Kind weg wie eine Unwürdige. Du schickst dich in das Wetter, das der Himmel macht, warum willst du der Zeit widerstreben? Reden wir nicht deutsch miteinander, bet' ich nicht mein Vaterunser für meinen armen Buben deutsch? Und du, Joseph, du! Stehst du nicht auf nachts im Bett? Meinst du, ich könnt' noch schlafen ohne Thränen? Alles, alles geht zu Grund, wenn man nicht Vertrauen mehr hat zu einander, und sieht du, Joseph, ich hab's nicht mehr zu dir, ich hab's nicht mehr!"

Laut aufschluchzend, hielt sie das Mädchen umfaßt, das verstört, unfähig, sich zu regen, in ihren Armen hing.

„Marianne!"

Furchtbar brach der Ruf aus seiner Brust. Er hatte die Faust erhoben — war's zur Abwehr, war's zum Schlag, sie wußte es nicht, aber eine wilde Verzweiflung, die nur mit dem Aergsten rechnet, schüttete sie wie im Fieber, und das Kind mit dem Arm deckend, rief sie laut: „Schlag' zu!"

Da lief ein Zucken über seine Züge, die schwere Gestalt wankte, und wie gelähmt fiel die Faust herab. Er wollte etwas sagen, aber die Zunge gehorchte ihm nicht. Mit schleppenden Schritten wandte er sich zur Thüre. Dort erst, auf der Schwelle, kehrte ihm die Rede wieder, und er sprach mühsam, beinahe lallend: „Niemals — niemals — so lang' ich leb'!"

Sein Schritt verklang. Krastlos sanken die Arme der Mutter vom Leib des Mädchens, ihre leidenschaftliche Erregung war verflogen, und sie klagte: „Daß auch das noch hat kommen müssen! Aber auch er trägt schwer daran. Ich will schlen, wo er bleibt. Und du, vergiß nicht, Kind, daß du ihm trotz allem so lieb bist wie zuvor. Ach, man muß den Männern viel nachsehen, du wirst's ja auch noch erfahren!"

Sie nahm die Hand der Willenlosen und flüsterte ihr als den letzten, heimlichsten Trost zu: „Wenn du ihn lieb hast und André dich, so will ich euch nicht bawider sein. Ihr müßt nur warten lernen — braucht alles seine Zeit, Phinele, und das Hämpfele, das Glück und Segen bringt, das wird zu allerletzt geschnitten, es will verdienet sein."

Und nun trieb ihr sorgendes Herz sie dem Manne nach, der schweren Trittes die Treppe hinaufgegangen war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Puppe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Robert Mielke.

Mit Illustrationen nach Zeichnungen von Georg Kellner und nach photographischen Aufnahmen von H. Rudolphy in Berlin.

Ein rührendes Bild harmloser Kindlichkeit hatten englische Altertumsforscher vor einigen Jahren vor Augen, als sie den Deckel vom Sarkophage einer ägyptischen Königstochter hoben. Die kleine, etwa siebenjährige und vor ungefähr 22 Jahrhunderten verstorbene Prinzessin hatte die Puppe in den Armen, mit der sie einst spielte, bevor man sie in das dunkle Gefängnis legte. Weder der Ernst und die Feier des ägyptischen Todescerenoniells, noch das Ungewöhnliche dieser Beigabe hatten die Eltern gehindert, ihrem kleinen Lieblinge das Spielzeug mit in den Sarg zu geben, welches im Leben einst sein junges Herz erfreute. Gewiß ein anmutiger — echt menschlicher — Zug in dem sonst für uns so ernsten Bilde der ägyptischen Kulturgeschichte! Zugleich ist aber die Thatsache selbst ein Beweis für das ehrwürdige Alter unserer Puppe, die heute noch mit ebenso leuchtenden Augen in Empfang genommen wird wie vor Jahrtausenden.

Fig. 1. Rhinower Chonpuppe.

Die Puppe hat so gut ihre Geschichte wie jedes andere Ding unter der Sonne; ihre Ahnenreihe reicht jedoch in eine Vorzeit hinauf, in der sich eben erst die frühesten Szenen unserer geschriebenen Geschichte von dem Dunkel der Vorgeschichte loslösen. Jene Puppe der kleinen Aegyptern ist schon völlig das, was wir uns darunter vorstellen: ein harmloses Kinderspielzeug. Abgestreift ist die Erinnerung an einen älteren Zustand, in dem die Nachbildung menschlicher Gestalt als ein Frevel galt, der den Zorn der Götter erregte. Alle Ueberlieferungen aus dieser älteren Zeit lassen noch das Urahnenpaar erkennen, von dem unser Kinderspielzeug abstammt: das ist die Kunst und der Dämonenglaube. Als stoffbekleidete Holzpuppen sollen einst die griechischen Götterbilder auf die Erde gekommen sein, aus denen erst Jahrhunderte später das Götterideal der griechischen Kunst geformt wurde. Und nach dem Menschenbild hat auch unsere Puppe den Namen erhalten, denn pupus war bei den Römern der noch namenlose Säugling. Mehr aber als die Kunst hat der Dämonenglaube Spuren seines Einflusses hinterlassen. In verblaßter Erinnerung an die Herkunft von dem Himmel ist die Puppe bei vielen Völkern zum Abwehrdämon gegen allerlei unbekannte Gefahren geworden. So berichten Reisende von Puppen nordamerikanischer Indianer, die den Kindern als Spielzeug, aber auch als Schutzmittel gegen Krankheiten gegeben wurden. Bei den Japanern, Chinesen, Schotten, Ungarn u. a. Völkern bringt man eine durch eine Puppe dargestellte Person zu Schaden, wenn man das Ebenbild durchsticht, ins Wasser wirft oder in anderer Weise vernichtet.

Fig. 3. Puppe in Tirolertracht aus dem 19. Jahrhundert.

Fig. 2. Englische Modepuppe aus dem 18. Jahrhundert.

Wir sehen, daß unser harmloses Kinderspielzeug in der Frühzeit des Menschengeschlechts eine ähnlich wichtige Bedeutung besaß wie heute bei der kleinen Welt. Glücklicherweise überwiegt in ihrer Entwicklung die sonnige Seite der Kunst die des Aberglaubens. Jene erwähnte ägyptische Puppe ist nicht nur Spielzeug; sie ist auch in ihrer technischen Vollendung ein nicht minder wichtiges Zeugnis ägyptischer Kunstfertigkeit. Bereits Jahrhunderte früher kannte man dort Puppen mit beweglichen Gliedern, von denen sich eine in dem Museum zu Berlin befindet. Sie ist ungefähr aus derselben Zeit, aus der eine andere im Boden der Mark Brandenburg gefundene thönerne Puppe stammt, die jetzt im Berliner Museum für Völkerkunde Interesse erweckt (Fig. 1). Wollten wir bezweifeln, daß in dieser thönernen Figur aus Rhinow ein Kinderspielzeug vorliegt, und etwa annehmen, daß sie ein Götterbild darstelle, so bezeugt gerade die Zeit, in der die Puppe als Grabbeigabe in die Erde gelegt wurde, durch Hunderte von Kinderspielzeugen, wie Klappern, Marmel und Kreisel, daß Elternliebe und kindliche Spielfreudigkeit schon sehr früh die Wege fanden, auf denen sie sich heute bewegen. In Griechenland, der kulturgeschichtlichen Brücke zwischen der niedergehenden semitisch-hamitischen und der westlichen aufstrebenden indogermanischen Kultur, traten schon ganze Berufsgewerbe auf, die sich mit Herstellung kleiner Puppen befaßten. Eine solche aus der Blütezeit griechischer Kunst hat die „Gartenlaube“ im Jahrgang 1900 abgebildet.

Fig. 4. Puppe in Rokokotracht.

Daß auch die Römer Puppen kannten, ist durch viele Beispiele in unseren Sammlungen belegt. Aber ein feiner Unterschied in der Bewertung läßt sich bei ihnen verfolgen. In Griechenland werden Kultur und Politik — von wenigen Ausnahmen abgesehen — von Männern gemacht; in Rom tritt nach und nach die Frau als selbstbewußtes Element der Bevölkerung in das öffentliche Leben. Hier bildet sich bald eine Scheide zwischen dem Spielzeug der Knaben und der Mädchen heraus. Jene erfreuen sich an Nachbildungen von Tieren, diese machen die Puppe mehr und mehr zu einem Gegenstand der Mädchen, der bei Eingang einer Ehe der Venus geweiht wird.

Wie das lateinische Wort für Säugling auch das Spielzeug bezeichnete — ein Beweis, daß eine besondere Beziehung zum weiblichen Geschlecht in der Frühzeit nicht bestand — so hat bei den germanischen Völkern das Mädchen seinen alten Gattungsnamen „tocha“, der

Fig. 5. Puppe in Rokokotracht

„junges Mädchen" bedeutet, hergegeben, nun das kleine Abbild seiner selbst zu benennen. Die Docke — der Name ist noch heute sehr verbreitet — muß nach den schriftstellerischen Zeugnissen bei unseren Vorfahren ein wichtiger Gegenstand des Haushalts gewesen sein, ein Gegenstand, zu dem die Erinnerung der Erwachsenen mit Vorliebe zurückkehrte. Wenn Wolfram von Eschenbach (im 13. Jahrhundert) einmal singt: „miner tohter tocke ist unnach (bei weitem nicht) so schoene," so beweist er damit, wie nah ihm als Erwachsenem das Interessengebiet der Kindheit steht. Die innere Unruhe der späteren ereignisreichen Zeit hat die Frauen- und Kinderwelt gewiß nicht verschont. Was bis in das 16. Jahrhundert alle Gesellschaftsschichten nach außen hin durch die Entdeckung neuer Welten gewonnen, hat nach innen durch eine geistegroße Luxusentfaltung weitergewirkt. Ja, vielleicht war die Zeit in der gemütvollen Vertiefung allgemein menschlicher Züge umgestaltender geworden als die vorangegangene der Minnesänger und des schwärmerischen Marienkultus.

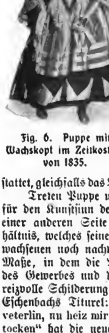


Fig. 6. Puppe mit Wachskopf im Zeitkostüm von 1835.

Für die Häuslichkeit wenigstens liegt eine solche Folgerung nahe. Das Bürgerhaus dieser Renaissancezeit ist wohnlicher geworden, und mit dieser Grundlage wachsen alle Kulturkräfte empor, die wiederum Ausgangspunkte neuer Sitte und Kunst geworden sind. Die Erziehung wird nach idealen Vorstellungen gesetzmäßig zu gestalten gesucht, die sich zunächst in einer gewissen Methode der Anschauung bekunden. So genügt die alte Docke nicht mehr, um dem Mädchen ein Abbild seiner Welt zu geben; sie wird von berufslichen Puppenmachern kunstreich gebildet, erhält Kleidung, welche ein treues Spiegelbild zeitgenössischer Trachten ist, und wird in eine Puppenstube hineingesetzt, die, mit Möbeln und Hausgerät ausgestattet, gleichfalls das Leben der Erwachsenen getreulich wiedergiebt.

Fig. 7. Puppe mit den Zügen Friedrichs des Grossen.

Treten Puppe und Puppenstube als beachtenswerte Zeugen für den Kunstsinn der Zeit hervor, so verlieren sie doch nach einer anderen Seite hin an Einfluß. Das persönliche Verhältnis, welches seinen poetischen Schimmer früher auch bei Erwachsenen noch nachwirken ließ, erkaltet in dem Maße, in dem die Puppe zu einem Gegenstand des Gewerbes und des Handels wird. Eine so reizvolle Schilderung wie z. B. in Wolfram von Eschenbachs Titurel: „daz kint sprach, liebez veterlin, nu heiz mir gewinnen min schrin voller tocken" hat die neue Zeit nicht zu bieten. Von Luther und Hans Sachs bis zu Gryphius († 1664) und Kotzebue bleibt das Wort „tocke" ein häufig gebrauchtes Wortbild; aber es ist veräußerlicht, die Kindeswelt ist gänzlich losgelöst von der Welt der Erwachsenen. Die Puppe wird von den Eltern gekauft — oder das Kind macht sich eine solche aus einfachsten Mitteln. Es setzt schon die neueste Zeit ein, die im gesellschaftlichen Leben des Volkes die Altersperioden scharf voneinander scheidet.

Noch mehr tritt diese Selbständigkeit in den Wünschen der Kleinen hervor. Während das junge Mädchen früher bittet, daß ihm der Vater einen ganzen Schrein mit Puppen schenken soll, gehen jetzt seine Wünsche auf große Puppenstuben und -Küchen, ja selbst auf ganze Wohnungsausstattungen hinaus. Unglaubliche Summen sind urkundlich belegt, die für solche Kinderspielzeuge ausgegeben wurden; neben der Vollständigkeit des Hausrats müssen die Puppen mit allen Einzelheiten der Tracht, selbst der Frisur und des Schmuckes hergestellt werden (Fig. 2 bis 5). Da ist es denn auch keine wunderliche Nebenerscheinung, wenn die Erwachsenen selbst an den Puppen ihrer Kleinen Kurzweil suchen und finden. 1544 kauft Kurfürst August von Sachsen seinen Töchtern solch teures Spielzeug, mit dem diese noch als Fürstinnen spielten.

Bei dieser Sachlage kann es nicht Wunder nehmen, wenn eine Litteraturgattung emporblüht, die zwar ihre Ahnen bereits im Mittelalter hat, die jedoch erst jetzt wahrnehmbar im Volksleben Raum gewinnt. Die Puppenkomödie entwickelt sich und zieht, während die Litteratur selbst immer dürftiger wird, das Interesse nicht nur der Kleinen auf sich. Ist sie doch selbst mit den größten Dichtern der Neuzeit, Shakespeare und Goethe, in Berührung gekommen, die mehrfach sich auf solche Spiele beziehen. Goethes „Faust" verdankt einer solchen Anregung seine ersten Anfänge. Das sind jedoch Ausnahmen. Im allgemeinen stimmen die Puppenspiele mit den Bauernschwänken in der gleichen dichterischen Enthaltsamkeit zusammen; nur in der Weihnachtskrippe hat sich ein klarerer Entwicklungsstrom erhalten.

Nicht alle Familien haben so viel Interesse den kindlichen Spielsachen gewidmet, daß diese zum Spielzeug auch der Großen wurden. In einfachen Verhältnissen blieb die selbstgemachte Docke stets das anspruchslose Spielzeug der Jugend.

Das 19. Jahrhundert gab der Puppe ihren alten Platz als Freundin der kleinen Mädchen zurück. In einer Reihe von pädagogischen Schriften wurde von 16. Jahrhundert an das Recht und die Aufgabe der Puppe vertreten. Nicht immer mit Erfolg, wie wir gesehen haben; aber sie gaben doch der Puppe eine solche Verbreitung, daß sie selbst in dem ärmsten Hause Eingang fand. Der weihnachtliche Tannenbaum und die Industrie der wächsernen Puppenköpfe (s. Fig. 6) trugen vereint dazu bei, diese Verbreitung zu sichern. Vielleicht kommt auch eine gewisse lehrhafte Neigung der Deutschen noch hinzu. Wenn man einmal einer Puppe die Züge Friedrichs des Großen (s. Fig. 7) giebt oder die Eingelheiten der Kleidung streng nachahmt, so ist hierin gewiß eine pädagogische Absicht zu sehen. Aus einer solchen ging auch die Idee hervor, alle Volkstrachten Europas einmal in Puppengestalten vorzuführen. Die Fürstin von Wied führte diesen Gedanken vor vier Jahren aus, um mit diesem Unternehmen die Mittel für ein Waisenhaus zu gewinnen. Ueber diese wohlwollende Absicht hinaus hat diese Puppenausstellung, von der die Figur 8 eine Probe giebt, keinen Einfluß ausgeübt.

Fig. 8. Puppe aus der Wiedschen Sammlung (Mitte des 19. Jahrhunderts).

In Paris geht man jetzt weiter. Angeregt durch mehrere Bestellungen von seiten des russischen Hofes, schafft man dort wahre Kleinkunstwerke, die mit der Puppe eigentlich nur den Namen noch gemein haben (Fig. 9). Das sind indessen glücklicherweise Ausnahmen. An den Mittelpunkten der Puppenfabrikation giebt die wirtschaftliche Erzeugungsform eine gewisse Sicherheit für das Durchschnittsbild einer Kinderpuppe. Denn auch das Kinderspielzeug ist abhängig von industrieller Herstellungsform und kann nur im Massenbetriebe billig und gut erzeugt werden. Wenn unsere Kinderwelt einmal streiken wollte, so würde das gewiß für einzelne Teile Thüringens und Sachsens recht empfindlich werden können. Ein solcher Streik ist jedoch nicht zu befürchten, solange das Kind ein Kind bleibt und seine Kindlichkeit zum Spielzeug greift.

Fig. 9. Moderne Pariser Modepuppe.

Vineta.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Darf ich dem freundlichen Leser zuwörderst ein Exempel aus der Palaeographie, der mittelalterlichen Schriftkunde, vorführen? — Im älteren Mittelalter hatte man noch keine großen und kleinen Buchstaben, sondern setzte zwar an die Anfänge der Abschnitte größere Zierbuchstaben, die Initialen, schrieb aber sonst alles klein. Ferner gebrauchte man das u, das nichts anderes ist als eine verschliffene und kleinere Form des V, noch sowohl für v wie für u; unsere Differenzierung von u und v zu zwei Buchstaben ist eine jüngere Errungenschaft, ein unfraglicher Fortschritt. Drittens waren i und j nicht geschieden. Viertens machte man bis an die Hohenstaufenzeit noch keine i-Punkte. Wenn man also damals m schrieb, so konnte das in, iu, ui, vi, turz alle Kombinationen von i und j mit u und v bedeuten.

Zu Mißverständnissen führte das im gewöhnlichen Text nicht, denn man liest bekanntlich viel mehr aus dem Zusammenhange als buchstabenweise. Verlegenheiten konnten aber bei ungewöhnlichen Namen, die man nicht sowieso kannte, entstehen. So sollte der zur Zeit Kaiser Heinrichs IV bei den Deutschen bekannt werdende Ortsname unme oder unmeta als Junme oder Junmeta gelesen werden. Aber als man später i-Striche zu machen begann, las ein Abschreiber Binne resp. Winneta und schuf damit eine neue Lesart. Daraus ist durch Abschleifung Winneta und Wineta geworden. Und diese Form behauptete sich um so mehr, als man darin dieselbe sprachliche Wurzel wie in dem Namen der Bewohner, der slavischen Wenden oder Vinedi, zu spüren glaubte. Das Unrichtige, wie so oft, erschien einleuchtender und wahrscheinlicher und erlangte die Oberhand. Junme und Junmeta ward verzessen und Vinetas melodischer Namenklang tauchte in das Krystall der Flutsage ein.

Aber die Stadt hieß ursprünglich Junme; auch Junmeta ist nur eine spielende Verlängerung. Daher nannten sie die Nordländer Jomsburg, nach älterer germanischer Neigung, an fremde Städtenamen ein burg anzuhängen. Aus Augusta machten die Deutschen bekanntlich Augsburg, aus Regina Regensburg, und das Heliandgedicht nennt Rom, die Stadt der Städte, Rumaburg. Jenes Junme oder Junmeta, das Jomsburg der nordischen Litteratur und Vineta der Sage, lag an der Odermündung im Gebiet der slavischen Wenden und war eine große und blühende, von Kaufleuten aller Art besuchte und bewohnte, von baltischen und anderen Volkstypen wimmelnde Handelsstadt.

Am meisten zurück standen in ihr die Deutschen. Wie alle Germanen waren die Deutschen von ältesten Zeiten her allerdings geschickte und kühne Seefahrer gewesen. Der Caesar Germanicus ging für seine Nordseeunternehmungen in die Lehre der deutschen Schiffsbaukunst und Nautik, ohne daß doch je die Römer die Gebieter dieser Nordmeere wurden. Sachsen und Salfranken brandschatzten die Küsten des römischen Weltreiches, Franken des 3. Jahrhunderts fuhren durch das Mittelmeer; in aller nördlichen See waren und blieben die Germanen die unbestrittenen Herren und hatten keine Wettbewerber als sich selbst, da weder Kelten noch Slaven den frischen Wagemut und Unternehmungsdrang wie sie besaßen. Dann aber wurden aus diesem nordeuropäischen Wettbewerb zur See gerade die festländischen Germanen, die Deutschen, herausgezogen durch die erobernde fränkische Monarchie der Merowingen und Karolingen. Diese hatte ihren Ausgang von der Römergrenze in Gallien genommen und war auf binnenländischen Schlachtfeldern gegen Römer, Alamannen, Burgunden, Westgoten, Thüringer, Bayern, Avaren erstarkt; ihre ganze Kraftentwicklung und Heeresausbildung blieb kontinental, ihr Wirtschaftsleben das des Landmannes, ihre Verfassung wurde mehr und mehr das Lehnswesen. Sie brachte das Roß und den Reiter zu hohen Ehren und vergaß des Handels wie der Seefahrt. Wen sie in sich hineinzwang, den wandte sie binnenländischen Schwerpunkten und Interessen zu. Zuletzt standen selbst die durch Karl den Großen bezwungenen Sachsen mit dem Rücken nach der Küste und den Nordvölkern; ihre alten Beziehungen zu den Dänen, von denen noch Wittekind Nutzen gezogen hatte, rissen ab. Nur ein Erzählen blieb übrig von altem Mitthun zur See, ein platonisches Erinnern von frischer Fremde an Wind und Wogengang, das alles Nautische, selbst den Fährmann im Binnenlande, den Fergen im Nachen, mit epischer Poesie umwob.

Seit karolingischer Zeit gehörten die nördlichen Gewässer den Nordgermanen allein. In Britannien, dessen südlichen Teil die deutschen Angeln und die Sachsen der Elbmündung sich einst erobert hatten, landeten jetzt die Drachensegler der Wikinger, fritten Dänen und Nordmannen um neue Sitze. Deutschland hatte geschichtliche Aufgaben anderer Art auf sich genommen, über See hatte es keine mehr. Wenn ein mutiger deutscher Missionar sich in Schweden versuchen wollte, so bestieg er in Schleswig ein dänisches Schiff zur Ueberfahrt.

Eine gewisse friedliche Ordnung des Handelsverkehrs und ein Beginn von unwichtigem Völkerrecht gingen mit Seeraub und Küstenplünderung eigentümlich vermengt durcheinander. Auf den Märkten der Handelsleute erschienen die Freibeuter als gern gesehene Gäste. Denn sie feilschten nicht lange und gaben um das, was sie brauchten, ihren Raub mit vollen Händen hochmütig dahin. Auch eine derbverwegene Eroberungspolitik der Nordmannen tritt hinzu. Bei ihnen war eben noch gar nicht, wie auf dem Festlande durch das fränkische Reich, der germanischen Wanderlust ein Ziel gesetzt worden. Bei ihren sehr extensiven Wirtschaftsformen hatten jene Länder bereits überschüssige Mannschaft, namentlich das ackerarme mittlere Skandinavien hatte solche. Ferner bildeten sich gerade damals Einkönigtum und Großkönigtum bei den Nordländern aus und zwangen die bisherigen Mitansprecher der Herrschaft und die Kleinkönige nieder. Wer den trotzigen Nacken vor dem Bruder oder Vetter nicht beugen wollte, dem blieb nur die Elende, die Fahrt ins Weite. Alle diese Elemente zogen auf die See hinaus, entweder um auf ihr heimisch zu werden — Nordplanken ihr Haus, und Ruderdank ihre Betstatt — oder um an fremden Küsten sich einzunisten und unter fremden Völkern ein neues Herrenglück zu suchen. Daher waren diese Seekönige und Wikinger vom Finnischen Busen und den Flüssen Rußlands bis in den Atlantischen Ocean allbekannte und gefürchtete Erscheinungen, und es hinderte sie nichts, auch das zur See wehrlose Deutsche Reich aufs schonungsloseste zu brandschatzen. An all diesen Küsten entlang hatten sie ihre Standquartiere und wallgefestesten Lager, meist in der Nähe von besuchten Verkehrsgebieten. Auf deutschem Reichsboden stand ihr starkes Lager bei Elsloo an der Maas. Daß sie sich nicht ständig an der deutschen Nordsee als niederließen, hat schließlich der herrliche Sieg bei Löwen an der Dyle im Jahre 891 verhindert, wo König Arnulf mit dem Heerbann der Deutschen sie auf dem Lande zu packen vermochte. Aber fern im Osten haben sie sich zu Gebietern über die Slaven gemacht und das nach ihnen benannte Reich der Russen, der Ruodsen (Ruderer), gegründet; sie haben dem schwachen Westfrankenreich die ebenfalls nach ihnen benannte Normandie abgerissen, haben von England, Schottland, Irland ganze große Teile vertragsmäßig innegehabt und die Eroberung dieser Inseln fortgesetzt, bis ihnen eines Tages ihre rascheren Brüder von der französischen Normandie zuvorkamen.

Ein Hauptplatz des Küstenverkehrs war durch Jahrhunderte hindurch Jumne, das auf der Insel Wollin gelegen war. Also vor der Oder, die mit ihrem Stromgebiet ein System von Wasserwegen in den Kontinent hinein und aus ihm heraus darstellte und die den Dänen nebst Skandinavien der am meisten benachbarte Festlandstrom war. Hier tauschten die Slaven, die damals von der Ethe ab den Osten bewohnten, mit den nordgermanischen Seefahrern; hier erschienen auch immer noch, aber zu Lande über Bardowiek, das des Reiches Grenzzollstätte war, sächsische und andere reichsgehörige Kaufleute, welche u. a. deutsche Waffen exportierten. Vor allem aber kamen hierher Kaufleute der Byzantiner und selbst Araber, mit köstlichen Luxuswaren, die für nordischen Geschmack gearbeitet waren. Für solche gab das heiße Begehren jener halbwilden und nach Naturvölkerart eitlen Germanen und Slaven den Südländern verschwenderische Gegengabe von seinen nordischen Fellen, von Honig und Wachs, von hörigen Slaven (die ja eben nach den Slaven oder Selavani so heißen) und — von hellfarbigen nordeuropäischen Mädchen. Wer im

Weihnachten an Bord eines Kriegsschiffes.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Renard in Kiel.

Altertumsmuseum zu Stralsund neben anderen kostbaren Goldgeräten den herrlichen Schmuck von Hiddensöe gesehen hat, dieses Wunderwerk von Geschmack und feinster Ornamentierungstechnik, für den bedarf es keiner Worte, um eine Vorstellung des Reichtums und der Eleganz zu gewinnen, die zu Jumne maßgebend waren und sich von dort aus nicht nur in die nähere Küstenumgebung, sondern bis weit in den Norden verbreiteten.

Von alledem erzählte sich denn auch das christliche Abendland in überschwenglicher Bewunderung. Der Bremer Domherr Adam (um 1070), dem die großen Missionsideen der Bremer Kirche und eigene Reisen den geographischen Horizont weiter gemacht hatten, als damals bei den Deutschen üblich war, berichtet, daß das reiche Jumne von allen europäischen Städten wohl die größte sei. Verschiedentliches Heidentum blühe zwar dort, doch dulde man auch Deutsche, wenn sie keinen Anspruch machten, ihr Christentum äußerlich hervorzukehren, und überhaupt würden Fremde kaum irgendwo unter gastlichere und mildere Bestimmungen gestellt. „Die Stadt ist voll von allen Verkehrswaren der nördlichen Nationen, und es giebt nichts von Pracht und Seltenheit, das dort nicht gefunden wird."

Wer in diesen Verkehrsfreieden von Zeit zu Zeit Gefahr und Waffennot brachte, das waren eroberude und abenteuerude Nordgermanen. Von ersterer Art war Gorms des Alten von Dänemark Sohn Harald Blauzahn (um 950). Er, der auch nach Preußen und England Einlagerer entsandte und sich zum König von Norwegen machte, setzte der Stadt Jumne eine Wikingerringburg auf den Nacken. Sie sollte zugleich als Stützpunkt für die Eroberung des Wendenlandes dienen, worin die Dänen bis zur Schlacht von Bornhöved 1227 oder noch bis ins 14. Jahrhundert mit den Deutschen konkurriert und zumächst den Vorsprung gehabt haben. Vielbehindert durch die ewigen Thronstreitigkeiten, die alle ältere nordische Geschichte zum Wirrsal machen, hat die dänische Monarchie jene Absichten freilich immer nur episodisch verfolgen können. Daher stand der Wall bei „Jomsburg" des öfteren leer, oder vertriebene Königsverwandte, auch Abenteurer großen Stils, wie Palnatoke von Fünen, saßen zeitweilig darin. Die Kaufleute mußten sehen, wie sie sich mit ihnen abfanden, aber man verständigte sich in der That. Denn ohne wichtigen Grund vernichtet man keine blühende Verkehrsstätte, zieht lieber den möglichsten Vorteil daraus. Deshalb und um ihrer selbst willen hielten die Nordmänner in der Burg sehr strenge Disziplin. Kein Weib aus der Handelsniederlassung, wo die laxe Sitte solcher internationalen Verkehrsplätze im Schwange war — daher die Sündhaftigkeit der gottlosen Stadt in der Vinetasage! — durfte in die Burg hinein und keiner der Insassen diese außer nach bestimmten Vorschriften verlassen. Schließlich hat im Jahre 1043 König Magnus, Olafs des Heiligen Sohn, der christliche Herr über Norwegen und Dänemark, bei einem großen Kriege gegen die heidnischen Küstenslawen Jumne verwüstet und die Wenden besiegt. Aber er pflückte die Siegesfrucht nicht, da gegen ihn sich wieder andere Thronansprecher emporrangen.

Auch Städte von damals gehen an einer Plünderung und Feuersbrunnit nicht zu Grunde. Man hat bei Jumne überhaupt nicht an eine Stadt in unserem Sinne zu denken, sondern an einen weitgedehnten Marktort nach Art von Nischnij Nowgorod, der nur zu bestimmten Zeiten im Jahre die ganze Zahl seiner holzerbauten Häuser und Lagerräume mit Bewohnern und Waren gefüllt sieht. Und Holzhäuser sind leicht wieder aufgebaut; welche mittelalterliche Stadt hat das nicht mehr als einmal überstanden? Aber solche Verwüstungen haben dann dauernd schädliche Folgen, wenn sich die Vorbedingungen des Gedeihens ohnehin schon verschoben haben. Dann nimmt der Verkehr ein solches Ereignis zum Anlaß, sich teilweise und schließlich gänzlich anderswohin zu wenden. Die auch bei den Wenden sich befestigende Landesfürstenmacht, die handelswirtschaftlichen Bestrebungen deutscher Territorialherren, die geregelten Beziehungen der christlich gewordenen nordischen Monarchien zu Deutschland, die Solidarität der Christen gegen die noch heidnischen Wenden, alles das in gemeinsamer Wirkung hat Jumne entthront. Das weniger vorgeschobene, von den pommerschen Fürsten begünstigte Stettin begann das Erbe des Inselmarktes anzutreten. Aber lange nicht im alten Umfange. Denn Wisby auf Gotland ward der neue Centralpunkt des baltischen Großverkehrs mit all seinen Zu- und Ausgängen, die von der Scheide und vom Rhein bis durch Rußland hindurch reichten. Was einst in dunklen Sagen von dem üppigen Reichtum Jumnetas ins christliche Abendland gedrungen war, das galt nun in neuer Wirklichkeit von Wisby, von dem das Lied sang: „Gold wägen die Göten auf der Lispfundwage, und mit goldenen Kunteln spinnen die Frauen!" Und fernerhin trat Lübeck in seine die Wege zur Ostsee beherrschende Stellung ein. Bereits im 12. Jahrhundert ist von Jumnes alter Größe gar nichts mehr zu spüren, besto deutlicher Stettins Uebergewicht über die Insel Wollin und ihre Bewohner. Aber die Wälle der Jomsburg standen, und nicht weit von dort anlerte 1185 die Flotte Knuds von Dänemark.[1] Auf seinem prunkenden Königsschiff mit dem vergoldeten Wegweiß erschien der Herzog Bogislaw von Pommern; die Blitze eines furchtbaren Unwetters zuckten und die Donner rollten über Land und See, als er das Knie beug, um sein Land zu dänischem Lehen zu nehmen.

Vergessen ward Jumne oder Jumneta nicht. Und mit der Erinnerung an die große, heidnisch gottlose und sittenverachtende Stadt, die untergegangen war, verband sich allmählich die Sage von den in Fluten versunkenen Orten. Diese auszubilden, hat Deutschland ja Anlaß genug gehabt. Dollart und Jade sluten, wo einstmals blühendes Friesenland mit Törfern war; draußen vor den schleswigschen Inseln liegen ganze weite Kirchspiele im Wattenmeere, und die Sage geht von Glockentönen, die Feiertags aus der Tiefe läuten. Die Ostsee kennt diese großen rauhenden Fluten und mordenden „Mannträuken" so gut wie gar nicht, und wenn sie dafür gedenkig die Ränder ihrer Lehmlippen abbröckelt, bis Häuser und Mühlen mit nach unten auf den Sand stürzen, so kann doch ein Untergang Vinetas im Meere seinen historischen Ausgangspunkt haben. Die Sage von der versunkenen Stadt ist eben allgemein geworden. Auch aus manchem Landsee läuten die Glocken, und eine geheimnisvolle Stadt liegt in seiner Tiefe; der eine oder andere ist drin gewesen und hat mit den Menschen dort gegessen und getrunken. Aber in ihrer Verbindung mit dem Nudensee des zu Wimneta umgeformten alten Jumneta hat die Sage von der versunkenen Stadt ihre eindrucksvollste und am meisten dramatische Form gefunden. Und daher hat sie gerade von hier aus, ähnlich wie der Kyffhäuser die übrigen Stätten der Bergsage in den Hintergrund gedrängt hat, sich über das Oertliche erhoben, ist in den Sagenschatz der Gesamtnation übergegangen. Besucher der Küsten vor der Oder haben begreiflich gern, namentlich dort, wo Gletscherblöcke der alten Eiszeiten auf dem Boden der Ostsee reihenweise liegen, Vinetas Trümmer erkennen wollen. Man hat denn auch Untersuchungen durch Taucher vornehmen lassen. Das mochte gut sein, um den Wissensdrang nicht ungestillt zu lassen, mußte aber ergebnislos bleiben. Schon deshalb, weil Jumneta, wie gesagt, eine Holzstadt war, wie sie bis ins Spätmittelalter in jenen Gegenden üblich gewesen sind und bis in die Neuzeit hinein in anderen baltischen Ländern sich finden.

Am schönsten hat Wilhelm Müller Vineta besungen und der Sage eine menschlich einfache, wehmütige Symbolik hinzugefügt:

„Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der alten Wunderstadt.

In der Fluten Schoß hinabgeslossen,
Blieben ihre Trümmer drunten stehn.
Ihre Zinnen lassen goldne Funken
Widerscheinend auf dem Spiegel sehn.

Und der Schiffer, der den Zauberschimmer
Einmal sah im hellen Abendrot,
Nach derselben Stelle schifft er immer,
Ob auch rings umher die Klippe droht —

Aus des Herzens tiefem, tiefem Grunde
Klingt es mir wie Glocken dumpf und matt,
Ach, sie geben wunderbare Kunde
Von der Liebe, die getiebt es hat.

Eine schöne Welt ist dort versunken,
Ihre Trümmer blieben unten stehn,
Lassen sich wie goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.

Und dann möcht ich tauchen in die Tiefen,
Mich versenken in den Widerschein,
Und mir ist's, als ob mich Engel riefen
Zu die alte Wunderstadt hinein."

[1] Saxo Grammaticus, Historia Danica, XIV, 2, 12.

Runen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(10. Fortsetzung.)

Roman von E. Werner.

Der Gutsherr von Ottendorf war nur einen Tag in Alsheim geblieben, obgleich man ihn drängte, seinen Besuch zu verlängern; er fuhr schon am zweiten Morgen wieder ab. Hohenfels hatte ihn bis Raansdal begleitet und wurde sofort wieder zurückerwartet, statt dessen brachte der Diener einige Zeilen von der Hand des Ministers. Er sei bei seinem Neffen in Edsviken, man möge nicht auf ihn warten, er werde vermutlich erst in den Nachmittagsstunden zurückkehren.

Er kam wirklich erst am Nachmittag nach Alsheim zurück, wo sein künftiger Schwiegersohn ihn empfing und hinaufgeleitete.

„Wie geht es Sylvia?“ fragte Hohenfels. „Sie sah recht angegriffen aus heut' morgen. Hat sich der Kopfschmerz noch immer nicht verloren?“

„Nein, er scheint leider hartnäckig zu sein. Ich war nur eine Viertelstunde bei ihr, um ihr mitzuteilen, daß du erst später kämest, Papa. Sie verfprach aber, zu Tisch zu kommen, und ich glaube, es ist das Beste, wir lassen sie bis dahin ungestört.“

Der Ton der Antwort verriet, daß der kurze Besuch bei seiner Braut den Prinzen wieder einmal verstimmt hatte, aber Hohenfels bemerkte das gar nicht. Er nickte nur zerstreut, während sie in sein Arbeitszimmer traten. Auf dem Schreibtische lagen zahlreiche Postsendungen, die inzwischen eingegangen waren, doch der Minister ward heute kaum einen Blick darauf. Es lag auch nicht die gewohnte tatte Ruhe in seinen Zügen, eine zurückgehaltene, tiefe Bewegung gab sich in seinem ganzen Wesen kund. „Du warst wohl erstaunt, Alfred, als du meine Zeilen aus Edsviken erhieltest?“ fragte er, indem er sich niederließ.

„Allerdings,“ entgegnete Sassenburg. „Ich glaubte nicht, daß du Edsviken je betreten würdest, und fürchtete im ersten Augenblick, irgend ein Unfall hätte dich dazu veranlaßt.“

„Nein, es ist nichts dergleichen vorgefallen, aber ich hatte mit Bernhard etwas zu besprechen, etwas, das uns beide gleich nahe angeht. Es forderte eine längere Erörterung, und da gab ich seiner Bitte nach und fuhr mit ihm nach seinem Hause. — Es handelt sich um seinen Wiedereintritt in unsere Marine.“

Alfred, der mit der gewohnten warmen Teilnahme zuhörte, richtete sich mit plötzlich erwachender Lebhaftigkeit auf.

„Er will zurück? Will die Freiheit wieder preisgeben, die er sich so energisch und rücksichtslos gewahrt hat?“

„Und die er schließlich doch nicht errung!“ vollendete der Minister. „Ich wußte das längst, aber ich glaubte trotzdem nicht, daß er zurückkehren würde. Naturen wie Bernhard gehen lieber zu Grunde, ehe sie ein Unrecht, eine Thorheit eingestehen. Er mag schwer genug mit sich gekämpft haben, ehe er so weit kam, aber er hat sich überwunden wie ein Mann. Ich war im Unrecht, Onkel!“ sagte er. Im Unrecht gegen dich, gegen mein Vaterland, am meisten gegen mich selbst. Ich bekenne es offen, ist dir das genug?“ — Es war mir genug, denn ich sah, was ihn dies Geständnis kostete. Wir haben Frieden miteinander gemacht!“

„Und seine Braut?“ warf Sassenburg ein. „Und Hildur Eriksen?“

„Wird Frau von Hohenfels und bleibt vorläufig mit ihm in Edsviken. Das hat er mir sofort angekündigt, und in dem Punkte gebe ich ihm vollkommen recht. Ich fürchte, es war eine Uebereilung, aber er hat um das Mädchen geworben, er kann als Ehrenmann nicht zurücktreten. Gunterberg freilich,“ hier hob ein halbunterdrückter Seufzer die Brust des Ministers, „das ist ihm verloren, es kommt dereinst in fremde Hand, aber er wenigstens gehört uns dann wieder.“

Der Prinz hatte mit steigendem Befremden zugehört, die Nachricht überraschte ihn augenscheinlich aufs höchste, aber er schüttelte den Kopf. „Und er will ohne weiteres wieder zurück in die alte Laufbahn? Möglich wird das ja wohl sein, wenn du für ihn eintrittst, aber es wird seine Schwierigkeiten haben.“

„Formell nicht,“ erklärte Hohenfels, „denn er hat in aller Form den Abschied genommen, allein persönlich wird er vieles überwinden müssen. Es ist immerhin ein peinliches Eingeständnis, diese Rückkehr, doch ich werde sie ihm erleichtern. Man soll glauben, daß sie mein Wert ist, daß ich ihn bestimmt habe, den unsinnigen Entschluß wieder aufzugeben, man weiß ja, daß ich in Raansdal gewesen bin. Er soll die Verantwortung auf mich werfen, das erspart ihm die Demütigung.“

„Du bahnst ihm ja förmlich goldene Brücken,“ bemerkte Alfred mit leisem Spott. „Also dahin ist er gekommen, der wilde Freiheitsstürmer, er nimmt gedultig das alte Joch wieder auf sich!“

„Die alten Pflichten, meinst du!“ Die Zurechtweisung klang ziemlich scharf. „Ja, er hat sich noch rechtzeitig darauf besonnen, und ich rechne es ihm hoch an, daß er den Mut hat, die falsche Scham zu überwinden. Wir haben bereits alles Nötige besprochen. Für den Winter bleibt Bernhard natürlich in Edsviken, bei seiner jungen Frau, und im Frühjahr kommt er nach Deutschland. Bis dahin werde ich ihm den Eintritt in die Marine wieder öffnen.“

Sassenburg erhob sich, aber es lag eine gewisse Gereiztheit in seinem Tone, als er erwiderte:

„Erwartet ihr denn wirklich so viel von diesem Bernhard?“

„Ja!“ sagte Hohenfels mit ruhiger Zuversicht. „Wir haben Proben davon. Einmal in der rechten Bahn, wird er das Höchste leisten, und jetzt verläßt er sie nicht wieder, die Lehre war hart genug. Hätte er es ausgehalten, dies Leben, das kein Leben ist, dies müßige Umhertreiben auf der Jagd und auf dem Meere, ohne Zweck und Ziel — es wäre ausgewesen zwischen uns. Das taugt für keinen Mann, höchstens für einen Träumer!“

Alfred biß sich auf die Lippen. „Geht das vielleicht auf mich, Papa?“

Der Vorwurf war vielleicht nicht unberechtigt, aber der Minister lenkte rasch ein: „Nicht doch, Alfred, von dir ist keine Rede. Ich dachte an meinen Bruder, der ja auch nach Raansdal ging, um „frei“ zu bleiben.“

„Und er blieb es bis aus Ende, er hat sich nie gebeugt.“

„Nein! Er zog es vor, den Zwiespalt mit einer Kugel auszugleichen.“

„Also doch?“ fuhr Alfred auf. „Ich ahnte es ja!“

Hohenfels zog die Brauen zusammen, es passierte ihm sonst nicht, daß er sich übereilte mit einem Wort, aber er hatte heut' nicht sein gewohnte, sichere Ruhe. „Nun denn ja,“ sagte er halb widerstrebend. „Er ist durch eigene Hand gefallen.“

Um die Lippen Sassenburgs zuckte ein bitteres Lächeln. „Warum hast du mir denn so lange daraus ein Geheimnis gemacht, Papa? Ich ahnte längst, was es mit diesem Jagdunfall auf sich hatte, und ich mache Joachim seinen Vorwurf daraus, daß er sich in den Tod hinüber rettete.“

„Aber ich that es!“ erklärte der Minister. „Ich habe das Blut des Vaters so oft in dem Sohne bekämpft, jetzt weiß ich, daß er auch etwas von meinem Blute in sich hat. Er heißt ja nach mir, und ein Bernhard Hohenfels behauptet seinen Platz in der Welt, der rettet sich nicht in den Tod, sondern in das Leben!“

In das Gesicht des Prinzen trat wieder der müde Ausdruck, und seine Blicke verloren sich durch das offene Fenster düster in die Ferne. „Jawohl! Aber dazu muß man Liebe zum Leben haben.“

„Hast du die etwa nicht? Ich denke, du liebst deine Braut.“

„Ich — ja!“ Es lag ein schwerer Ton auf dem Worte.

„Was ist denn vorgefallen?“ fragte Hohenfels unruhig. „Hat es wieder einmal eine Verstimmung zwischen euch gegeben?“

„Nein, durchaus nicht. Sylvia war eben nicht wohl, und ich sah, daß meine Gegenwart sie störte. Da bin ich gegangen, und dich will ich jetzt auch allein lassen, Papa, du wirst die heutigen Eingänge jedenfalls noch vor Tische durchsehen.“

Damit verabschiedete sich der Prinz und ging, während der Minister an seinen Schreibtisch trat, aber er sah all die Schriftstücke nur flüchtig durch, obgleich sich manches Wichtige darunter befand. Die letzten Stunden in Edsviken hatten alles andere in den Hintergrund gedrängt, nur nicht die schwere, dunkle Sorge, die schon seit Wochen in seinem Inneren lag. Er hatte das freilich seinem Neffen gegenüber mit seiner Silbe berührt, auch seiner Tochter gegenüber nicht. Was nicht existieren durfte, das durfte auch nicht ausgesprochen werden, das wurde am besten totgeschwiegen. Bernhard führte ja jetzt schon seine Braut heim, und wenn er nach Deutschland kam, war auch Sylvia

vermählt. Dann stand eine doppelte Pflicht zwischen ihnen! Sie mußten es eben überwinden, die Beiden, und für einen Mann der strengen Pflicht, wie Hohenfels, war das selbstverständlich.

Sassenburg war inzwischen auf dem Wege zu seiner Braut. Sein Vorsatz, ihr bis zum Abend fern zu bleiben, hatte doch nicht standgehalten. Zwar quälte ihn Sylvia nicht mehr mit ihren Launen wie sonst, das hatte aufgehört, aber in ihrem ganzen Wesen lag jetzt stets eine Kälte, eine wortlose Abwehr, die ihn noch tiefer verletzte. Damit hatte sie ihn auch vorhin von sich geschiendt, und trotzdem kam er, um ihr die Nachrichten über ihren Vetter mitzuteilen; es war ja ein Vorwand, sie zwei Stunden früher wiederzusehen.

Als er bei seiner Braut eintrat, stand sie am offenen Balkon. Sie sah in der That angegriffen aus, aber es lag keine Mattigkeit oder Abspannung in ihren Zügen, im Gegenteil, eine fieberhafte Aufregung und Erwartung. Als sie ersahr, daß ihr Vater sich in Osdviten befand, wußte sie auch, was dort verhandelt wurde. Bernhard wollte sich und ihr das Wiedersehen ersparen. Er hatte jedenfalls erfahren, daß Hohenfels seinen Freund nach Raandsal begleiten werde, und benutzte das, um in Begegnung dort herbeizuführen. Es war ja auch am besten so!

„Verzeih, wenn ich dich störe," begann Alfred. „Ich wollte dir nur mitteilen, daß Papa soeben zurückgekommen ist."

„Ich weiß," war die einsilbige Antwort. „Ich sah ihn vorfahren."

„Aber du ahnst schwerlich, welche Neuigkeiten er mitgebracht hat. Wir waren schon erstaunt genug über diesen Besuch, das Resultat ist noch erstaunlicher. Dein Vetter liebt es, alle Welt mit seinen Entschlüssen zu überraschen. Das that er damals, als er nach Raandsal ging, und jetzt will er nach Deutschland zurückkehren, will wieder in die Marine eintreten. Es scheint doch, daß er die einst so ersehnte Freiheit nicht aushält."

Der Prinz wunderte sich, daß seine Neuigkeit so gleichgültig aufgenommen wurde. Sylvia gab kein Zeichen der Ueberraschung, sie war vom Balkon zurückgetreten und hatte sich niedergelassen, während sie den Kopf in die Hand stützte.

„Ich glaube, daß er nur die Unthätigkeit nicht aushält," sagte sie. „Es drängt ihn zurück in das Leben."

„Nun ja, darin ähnelt er deinem Vater, der den Aufenthalt in Alfheim auch als eine Art Verbannung betrachtet, obgleich er ihm die Gesundheit wiedergegeben hat. Aber was sagst du denn zu der ganzen Sache?"

„Ich? Es kommt wohl nur darauf an, was Papa dazu sagt."

„O, der nimmt den verlorenen Sohn mit offenen Armen wieder auf. Ich hätte nie geglaubt, daß er so leicht und schnell verzeihen würde, sie waren so im Kampfe miteinander, seit sie sich überhaupt kannten, aber der heutige Tag scheint das alles ausgelöscht zu haben. Für ihn ist Bernhard jetzt der Mann der Zukunft, sie erwarten Großthaten von ihm für unsere Marine."

Die Worte waren wieder von der Bitterkeit erfüllt, die Alfred vorhin im Gespräch mit dem Minister verraten hatte. Er war stets auf seiten Bernhards gewesen und hatte dessen Recht auf Freiheit und Unabhängigkeit vertreten; diese Wendung begriff er nicht, und die Bemerkung über den Träumer hatte ihn, trotz des schnellen Einlenkens des Ministers, empfindlich gereizt. Er fühlte, daß bei dem künftigen Schwiegervater nur seine fürstliche Abkunft und Stellung ins Gewicht fiel, daß der energische Mann, für den eine hohe Geburt nur eine Verpflichtung mehr zur Thatkraft war, mit geheimer Verachtung auf dies Leben ohne „Zweck und Ziel" blickte, wie sein Lidam es führte.

„Es muß sich erst zeigen, ob Bernhard das Vertrauen rechtfertigt," hob er wieder an, als Sylvia schwieg. „Sich selbst hat er vorläufig nicht Wort gehalten."

„Weil er den Mut hatte, ein Unrecht zu bekennen? Ich meine, das ist zehnmal schwerer als ein trotziges Schlossreißen. — Und was sagt seine Braut zu dem Entschluß?"

Sassenburg zuckte die Achseln. „Das weiß ich nicht. Willkommen wird es ihr nicht sein, denn sie hat doch darauf gerechnet, mit ihrem Manne in Osdviten zu leben. Die Hochzeit findet, wie bestimmt, im nächsten Monat statt. Darin hat er den Vortritt vor uns."

Die letzte Bemerkung klang halb scherzend, aber Sylvia ging nicht darauf ein, sie erwiderte keine Silbe, das verletzte offenbar ihren Bräutigam, er fuhr mit einigem Nachdruck fort: „Unsere Verlobung wird ja erst jetzt, nach der Rückkehr, veröffentlicht, und Papa hat mir noch immer keine bestimmte Antwort gegeben auf meine Bitte, die Vermählung in drei Monaten zu feiern — so wenig wie du!"

Sylvia verharrte in ihrem Schweigen, sie saß da, mit krampfhaft verschlungenen Händen, ohne aufzusehen, nur ihre Brust hob sich in schweren, langen Atemzügen, endlich sagte sie leise: „Ich muß etwas mit dir besprechen, Alfred. Willst du mich anhören?"

„Nur keinen Aufschub!" unterbrach er sie erregt. „Ich will ja die drei Monate in Berlin aushalten, den ganzen Gesellschaftsstrudel, all die Feste und Förmlichkeiten, über mich ergehen lassen, denn ich weiß, du liebst das, forderst das, und ich füge mich deinen Wünschen. Aber länger darfst du mir es nicht zumuten, dann gehen wir nach dem Süden. Wir kreuzen mit dem „Scandler" im Mittelmeer oder machen eine Fahrt nach Indien, oder wohin du willst — Er hielt inne, denn Sylvia erhob sich mit einer leidenschaftlichen Bewegung und trat dicht vor ihn hin.

„Höre auf, ich bitte dich! Ich habe dir Ernstes, Schwores zu sagen. Ich —" sie stockte und schien nach Atem zu ringen, dann plötzlich brach sie stürmisch aus: „Ich kann dein Weib nicht werden, Alfred — gieb mich frei!"

Er zuckte zusammen, als hätte ihn eine Kugel getroffen. Starr, seines Wortes mächtig, blickte er seine Braut an, deren Antlitz die ganze qualvolle Pein dieses Geständnisses verriet.

„Was — was soll das heißen?" fragte er nach einer Pause.

Sylvia hob die Augen zu ihm empor, sie wollte antworten und hatte doch nicht den Mut dazu, sie sah ja, wie der Streich ihn getroffen hatte.

„Du kannst nicht? Warum nicht?"

Sie raffte ihren ganzen Mut zusammen, und doch klang die Antwort hatb ersückt, kaum hörbar:

„Ich kann dir die Liebe nicht geben, die du forderst."

„Hast du das denn je gethan?" fragte er herb. „Freilich, du hast dir auch nie Mühe gegeben, es mich glauben zu lassen."

Sylvia senkte das Haupt wie eine Schuldbewußte.

„Vergieb, ich weiß ja, wie wehe ich dir damit thue, und habe wochenlang gekämpft mit dem Geständnis. Heut' morgen schon, als du bei mir warst, wollte ich sprechen und brachte es nicht über die Lippen, aber gesagt muß es doch endlich werden. Ich will nicht mit einer Lüge vor den Altar treten, will nicht heucheln ein ganzes Leben lang. Um deinet- und meinetwillen, hatte ich nicht! Gieb mich frei!"

Sassenburg stand regungslos und sah auf das Mädchen, das vor ihm stand, totenbleich, bebend am ganzen Körper, aber mit dem Ausdruck einer verzweifelten Entschlossenheit. War das wirklich seine launenhafte, eigenwillige und im Grunde eitle kühle Braut, die so oft ein Spiel mit ihm und seiner Leidenschaft getrieben hatte? Die so ruhig und zielbewußt dem Wunsche des Vaters und dem eigenen Ehrgeiz folgte, als ihr eine Fürstenkrone gezeigt wurde? Er hatte sich nie darüber getäuscht, sie konnte ja überhaupt nicht empfinden, konnte nicht lieben, er durfte von ihrer Naturnatur nicht fordern, was ihr nun einmal unmöglich war. Und nun sah er ein junges Wesen, aus dessen Innern es so heiß und leidenschaftlich hervorbrach bei jenem Geständnis, das so angstvoll bat und flehte, um sich loszuringen von dem ungeliebten Manne. Da regte es sich endlich, das „Bild ohne Gnade", da erwachte es endlich zum Leben! Das Wunder, von dem er so oft geträumt hatte, vollzog sich vor seinen Augen, aber er hatte keinen Teil daran!

„Wer hat dich das gelehrt?" fragte er drohend, während seine Hand krampfhaft die ihrige umschloß. „Wer? Ich will es wissen!"

„Ach nicht! Laß mich nicht!" Sylvia versuchte, sich loszuringen, aber er hielt sie fest mit eisernem Druck.

„Nein, ich lasse dich nicht, du sollst mir Rede stehen! Als wir nach Alfheim kamen und ich dein Wort empfing, da warst du eine andere, und seitdem ist dir keiner nahegetreten als — ah!"

Das Letzte klang wie ein Aufschrei. Wie ein Blitz schlug es plötzlich nieder in seine Seele und erhellte das Dunkel. Es war kein Argwohn, es war Gewißheit, Alfred Sassenburg wußte jetzt, wer ihm seine Braut genommen hatte.

Langsam ließ er ihre Hand los und trat zurück. Sie sah, daß er die Wahrheit erraten hatte, und wagte doch kein Wort. Der Ausdruck in seinem Gesichte erschreckte sie.

Es war ein banges, unheimliches Schweigen eingetreten,

Orientalische Sängerin.
Nach dem Gemälde von A. Fabrès.

Alfred war es, der zuerst wieder sprach: „Also auch bei dir hat er gesiegt, dieser Bernhard? Freilich, der ist kein‚thatenloser Träumer'!"

„Bernhard ist gebunden und wird sein Wort einlösen," sagte Sylvia leise, aber fest. „Wir sind getrennt."

„Und dein Wort?" fragte Sassenburg schneidend.

„Das fordere ich, das erbitte ich zurück von dir. Es geht über meine Kraft, und du sollst mich ja nur meinem Vater lassen, keinem sonst. Hildur ahnt nicht, welches Opfer ihr gebracht wird, sie wird glücklich und zufrieden sein an der Seite ihres Mannes. Du kennst jetzt die Wahrheit — du wirst mich freigeben!"

Er lachte mit wilder Bitterkeit auf. „Meinst du? Und wenn ich es nun nicht thue? Denkst du, ich lasse mit mir spielen, moudenlang, und mich dann wegwerfen?! Ich glaube nicht an eure Komödie von Trennung und Entsagung, man heiratet nicht eine Hildur Eriksen, wenn man von dir geliebt wird. Er wird schon einen Weg finden, um sich loszumachen, und dann stehe nur ich allein zwischen euch. Aber so leicht weiche ich denn doch nicht. Hüte dich, Sylvia! Du kennst nur den Mann, der dich anbetete, der sich jeder deiner Launen beugte, du könntest auch einmal einen anderen kennenlernen. Wecke ihn nicht auf, ich rate es dir!"

Es war wieder jene fieberhafte Erregung, die oft plötzlich aus seiner müden, träumerischen Gleichgültigkeit hervorbrach, wie das Aufzucken einer Flamme aus halb erloschener Glut, um dann wieder machtlos zusammenzusinken. Heute loderte sie auf in einer drohenden, verzehrenden Leidenschaft. Er war aufgewacht, seine Augen sprühten, als wäre er jetzt zu allem fähig.

Auch Sylvia sah es, sie hatte diese Stunde so namenlos gefürchtet, denn sie fühlte sich schuldbewußt, und Alfreds Schmerz, seine Vorwürfe hätten sie schwer getroffen — sein Drohen gab ihr den gesunkenen Mut zurück. Sie richtete sich wie kampfbereit empor.

„Soll mich etwa die Furcht an deiner Seite festhalten? So feig bin ich nicht! Bernhard hat um seine Braut geworben, er darf sie nicht verlassen, aber eine Frau fühlt anders in solchen Dingen, die kann sich nicht hingeben fürs ganze Leben, wenn sie weiß, daß ihre Ehe nur eine einzige große Lüge ist. Du weißt es auch nach dieser Stunde, und wenn du mich trotzdem festhalten willst, so mache ich mich frei, auch gegen deinen Willen."

„Versuche es!" fuhr er mit maßloser Heftigkeit auf. „Du bleibst mein, sage ich dir! Ehe ich dich einem anderen lasse, eher —"

Sylvia mich unwillkürlich zurück vor dem furchtbaren Ausdruck in seinen Zügen; da wurde hastig die Thür geöffnet, und Hohenfels erschien auf der Schwelle. Die Sorge um das Befinden seiner Tochter hatte ihn hergeführt. Er glaubte sie allein, bis er im Nebenzimmer die erregten Stimmen hörte, und jetzt sah er die Beiden sich gegenüberstehen, wie zu einem Kampfe auf Leben und Tod.

„Sylvia — Alfred — was soll das?"

Er erhielt keine Antwort, aber Sylvia flog auf ihn zu und schlang beide Arme um seinen Hals. Jetzt, da sie sich im Schutze des Vaters wußte, versagte ihr die Kraft, sie brach in leidenschaftliches Weinen aus.

Alfred schien die Frage nicht zu hören, er blickte nur auf seine Braut, die er zum erstenmal weinen sah. „Also auch das hast du gelernt!" sagte er bitter. „Er ist ein guter Lehrmeister gewesen, dein Bernhard, aber er und ich, wir reden noch miteinander!"

Damit ging er und schmetterte die Thür mit voller Gewalt hinter sich zu. Hohenfels war vielleicht zum erstenmal in seinem Leben fassungslos, als er sich an seine Tochter wandte.

„Was ist geschehen? Alfred benimmt sich ja wie ein Wahnsinniger, was hast du ihm gethan?"

Sylvia richtete sich empor, sie bezwang die Thränen, und mit jener verzweifelten Entschlossenheit, die sie während der ganzen, stürmischen Scene nicht verlassen hatte, antwortete sie: „Ich habe ihm die Wahrheit gesagt — ich kann sein Weib nicht werden!"

(Fortsetzung folgt.)

Im Kampf um Südafrika.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Buren in der Kapkolonie.

Von **Andries Dewet.***

Zu verschiedenen Zeiten des langwierigen Krieges haben die Buren Vorstöße ins englische Kapland unternommen, und bis zum Friedensschluß ist es den Engländern nicht gelungen, die Kommandos, die zuweilen bis in die Nähe der Küste vordrangen, aus dem Gebiet der Kapkolonie zu vertreiben. Während des letzten Kriegsjahres schwärmten im Norden der Kolonie allenthalben Burenkommandos, deren Kern aus Freistaatern bestand, welchen sich zahlreiche Holländer aus der Kolonie zugesellt hatten.

Im Nordwesten der Kapkolonie operierten die Generale Smuts und Mariz, unter denen Andries Dewet als Kommandant befehligte. „Ende April 1902," erzählt der tapfere Offizier, der zur Zeit in Deutschland weilt, „hatten wir den ganzen Distrikt Calvinia und damit den Nordwesten der Kapkolonie in Besitz, mit Ausnahme der beiden Plätze Calvinia und Doring.

Calvinia störte uns wenig, die Besatzung beschränkte sich auf die Verteidigung, wäre uns aber bei einem Angriff ohne Geschütz stark überlegen gewesen. Doking dagegen mußte genommen werden. General Smuts sandte zunächst einen Parlamentär mit der weißen Flagge ab und forderte in der Hoffnung, daß sich der Kommandant verblüffen lassen werde, die sofortige Uebergabe. Die List verfing nicht; der Kommandant antwortete, er hätte alles im Ueberfluß und Leute zum Kämpfen genug, er sähe also nicht ein, warum er sich übergeben sollte. Daß eine Belagerung ein sehr zweifelhaftes Ding war, wußten wir von vornherein; denn dieser Ort liegt im Gebiete der reichsten Kupferminen, war gut verschanzt und fand in seinem Bergwerksbetriebe Mittel genug zur weiteren Verstärkung seiner Befestigungen, so daß es ohne Geschütze fast uneinnehmbar war — und wir hatten keine einzige Kanone.

Am ersten Tage ritten die beiden Generale Smuts und Mariz selbst auf‚Berkenning' (Erkundung), und es glückte unseren Leuten auch, ein Fort zu nehmen, indem ein Mann mit dem nötigen Quantum Dynamit sich bis an den Fuß des Forts anschlich und die verderbliche Masse von dort, gedeckt gegen feindliche Schüsse, in das Fort warf. Aber weiter kamen wir mit Stürmen nicht und mußten eine langwierige und langweilige Belagerung beginnen. Gleich in den ersten Tagen kamen zwei englische Offiziere mit einer Meldung von Lord Kitchener an General Smuts, es wären Friedensunterhandlungen angeknüpft mit den verbündeten Regierungen; er möchte nach Pretoria kommen, wo seine Gegenwart dringend nötig wäre. Smuts lehnte ab. Aber ein paar Tage später kam dasselbe Ersuchen von seiten unserer Regierung, und nun mußte Smuts der Aufforderung Folge leisten.

Am Abend, ehe er abreiste, versammelte er alle Bürger um sich. Die Stimmung war nicht so zuversichtlich und fröhlich wie sonst, wenn der General eine seiner Ansprachen hielt. Ein Gefühl der Unbehaglichkeit und des Zweifels lag über der Versammlung. Sollte England schon völlig mürbe geworden sein? Oder gar — der Herzschlag stockte — sollte ein anderer Friede in Vorbereitung sein? Aber nein, das konnte ja nicht sein! Für eine so große Sache wie die unsrige war noch nicht genug gekämpft; und wir waren eigentlich jetzt erst so weit, daß wir an Kriegführen in der Kapkolonie denken konnten. Mit nichts hatten wir begonnen, und nun zählten wir 3000 Mann, gut beritten und bewaffnet, und der Nordwesten der Kapkolonie gehörte uns. Sollte nun . . .? Doch wozu weiter mit finsteren Gedanken sich quälen! Der General mußte ja wohl Näheres wissen.

Aber Jan Smuts wußte auch nichts weiter, als daß Verhandlungen stattfänden, bei denen er anwesend sein müßte. ‚Bürger,' so schloß er seine Mitteilung, ‚Ihr müßt euch nun während meines Ferneseins über den Frieden nicht den Kopf zerbrechen. Es kann sein, daß Friede wird, es kann auch sein, daß der Krieg jetzt erst beginnt. Ein unerwünschter Friede wird's nicht sein, wenn er geschlossen wird. Und komme ich zurück, und es ist kein Friede, dann heißt es: südwärts ziehen! Kapstadt muß unser Ziel

* Die Erlebnisse des Kommandanten Andries Dewet sind geschildert im vierten Bande des großangelegten Werkes „Im Kampf um Südafrika", das im Verlag von J. F. Lehmann in München erscheint, und aus dem wir schon vor Veröffentlichung der Buchausgabe die interessanten Mitteilungen aus den Aufzeichnungen des Generals Ben Viljoen, den Lebenserinnerungen des Präsidenten Krüger und den Berichten J. D. Kestells unseren Lesern darbieten konnten. D. Red.

sein. Unterdessen aber fahrt fort in eurem Werke mit aller Energie!‘ Unter diesen Worten richtete jeder sich auf, der letzte Rest von Unsicherheit schwand, und der kriegerische Geist lebte auf in voller Kraft.

Die Belagerung freilich musste aufgegeben werden, da wir ohne Artillerie nicht vom Fleck kamen. Die Versuche, uns alten Eisenröhren Geschütze zu bauen, misslangen, und andern war das Land so ausgesogen, daß wir großen Mangel litten. Wir rückten daher nach dem Buschmannland ab, das ganz in unserer Gewalt war, und das gerade Regen gehabt hatte, so daß dort für uns prächtig gesorgt war. Hier erwarteten wir die Rückkehr von General Smuts; mit welcher Spannung, läßt sich leicht denken, zumal wir sonst nichts zu thun hatten. Hier erhielten wir auch den offiziellen Bericht General Delareys von seinem Siege über Methuen, und der bestärkte uns erst recht in der Ueberzeugung, daß nun die Unabhängigkeit der Republiken nicht mehr in Gefahr kommen und das Schicksal der ‚Rebellen‘ keine ungünstige Wendung mehr nehmen könnte.

Endlich erschien der ersehnte Tag. Es war am 2. Juni, da kam ein englischer Offizier aus Calvinia mit einer weißen Flagge bei unseren Vorposten in Tontelboschkolk an und verkündigte, daß Friede sei. Ueberallhin eilten von hier aus unsere Rapportreiter, um die frohe Kunde zu verbreiten. General van Deventer lag bei Katkop, als hier der Bericht einlief. Mit dem Rapportreiter zugleich traf auch ich hier ein, nachdem ich mehrere Wochen in unserem ‚Hospital‘ zu Boegoefontein gelegen hatte, um mich notdürftig von meiner schweren Verwundung zu erholen. Wärrer kriel war wie allezeit auch jetzt bei dem Kommando. Er war gleich allen anderen tief gerührt von der Friedensbotschaft, die uns nach der langen Zeit des Feldlebens zunächst wie ein Traum vorkam. ‚Brüder,‘ sprach er, ‚laßt uns sofort eine Gebetstunde halten, um unserem Gott zu danken für das, was er an uns gethan hat. Es ist Großes, was geschehen ist.‘ Und enger aneinander rückten die Männer, und die Häupter entblößten sich, und so standen da ein paar hundert Männer, um Gottesdienst zu halten in offenem Felde und — zu danken für etwas, wovon sie noch gar nichts Genaues wußten. Ihr Glaube sagte ihnen, daß über ihr Los nur günstig beschlossen sein könnte. Und die Thatsachen, soweit sie sie kannten, waren diesem Glauben eine Stütze.

Es liefen nun Berichte ein, alle durch Vermittlung der Engländer: General Smuts wäre unterwegs zu uns. Wir sollten heute dahin, morgen dorthin, ihn zu treffen; Futter und Lebensmittel sollten wir von den Engländern bekommen. So bestimmten die Engländer unseren Weg, ohne daß wir die Absicht merkten. Wohl wurde geschimpft, und das Verhalten der Engländer, die sich freundlich und doch verächtlich benahmen, als rieben sie sich im stillen die Hände und machten sich über uns lustig, war mir mehr als einmal verdächtig. Sie wußten von nichts, wir konnten sie fragen, was wir wollten; sie hätten wohl in Zeitungen von den Verhandlungen gelesen, aber das wären alles Gerüchte, Bestimmtes wäre ihnen nicht bekannt, sie warteten selbst sehnsüchtig auf General Smuts, um zu wissen, wie sie daran wären. Und dabei hatten sie Post und Telegraph! Höchst verdächtig! Andere wieder gaben zu, daß sie mehr wußten, drückten sich aber in ihren Antworten um jede bestimmte Erklärung herum. Die Buren haben alles bekommen, was sie wollten,‘ sagte uns ein englischer Offizier. Die Engländer hätten in den Republiken die Waffen niedergelegt, dafür müßten wir sie in der Kolonie niederlegen, bekämen sie aber nachgesandt, hieß es anderwärts. Ein Glück, daß man uns damals nicht mit einem Male die Größe unseres Unglückes enthüllte, ein Ausbruch der Verzweiflung und ein letzter Kampf auf Leben und Tod wäre sonst unausbleiblich gewesen. Das fühlten wohl auch die englischen Offiziere. Fast 14 Tage lebten wir in diesem Zustand der Ungewißheit. Möglich, daß mich die Schmerzen meines verwundeten Beines und mein unbehelfener Zustand schwermütiger und mißtrauischer stimmten als andere; die meisten hatten kein Arg und nahmen die unsinnigsten Märchen der englischen Berater, die durch unsere Linien liefen, als wären sie hier zu Hause, für bare Münze.

Und als man schließlich hörte, die Goldminen hätten geopfert werden müssen, um die Unabhängigkeit zu retten, da konnte der Gedanke an diesen Verlust der allgemeinen Befriedigung und Freude keinen Eintrag mehr thun. Der Gedanke, daß Friede sei, wurde von Tag zu Tag stärker in den Herzen unserer Leute und überwältigte sie schließlich ganz. Laute Jubelrufe aus freier Brust begleiteten den Marsch, Tag und Nacht gab man Freudenschüsse ab, und um die Lagerfeuer tanzten in ausgelassener Fröhlichkeit Leute, die alles Schwere überstanden zu haben glaubten. Endlich wurde die Farm Zeetwater als Sammelpunkt und Ort der Zusammenkunft mit General Smuts bestimmt. In Eile ging es dahin; fast kein Kommandant konnte seine Leute mehr zusammenhalten, denn jeder wollte zuerst aus dem Munde des Generals selbst die Bestätigung seiner Hoffnungen erhalten. Jeder Karren oder Wagen trug die Farben einer der Republiken, und unser Zug glich einem Triumphzug . . . .

Endlich kam Smuts. Mit donnerndem Hurra wurde er begrüßt; man eilt ihm entgegen, zieht ihn aus seinem Karren und trägt ihn auf den Händen zu dem nächsten Trupp, bei dem sich sein Stab befindet. Er grüßt freundlich wie immer, aber sein Gesicht bleibt bewölkt. Er fragt, wie es uns gehe, drückt seine Freude aus, uns wiederzusehen. Aber es ist wie eine Mauer vor ihm, über die er nicht hinwegkommt. Er führt nicht fort in seiner Rede. Jeder wartet, keiner fragt. Wie ein kalter Frost legte es sich allmählich auf unsere Freude. Totenstille. Ich nehme endlich einen Anlauf und frage: ‚General, und wie geht es Ihnen?‘ Mit einem Seufzer antwortet er: ‚Andries, mir persönlich geht's gut.‘ Weiter nichts. Ich sehe, wie er innerlich kämpft. Erschrocken starrt einer dem andern in die Augen, als wäre ein Donnerschlag mitten zwischen uns geschehen. In manchem Gesicht erstarrt plötzlich das vorher noch mühsam festgehaltene Lächeln. Zu fragen gab's nichts mehr, und mehr zu sagen, war nicht nötig. Viele schlichen stillschweigend hinweg; sie haben alles gehört. Der General faßt sich zuerst wieder; er weiß, er muß den bittern Kelch bis zum Ende trinken. Er richtet sich auf in militärischer Haltung und befiehlt seinem Adjutanten: ‚Ruft alle Offiziere zusammen!‘

Ich sah hier manchem Offizier, der nie vor einer feindlichen Kugel gezittert hat, die Thränen über die Wangen rollen; mehr als einer weinte wie ein kleines Kind. Und bald danach ging ein Geraune durchs ganze Lager; vorsichtig und halblaut trug man die Kunde weiter wie eine Trauerbotschaft. Nie habe ich herzbrechendere Schauspiele gesehen, als jene, die sich hier abspielten. Starke Männer fielen bewußtlos nieder, als sie das Wort hörten: ‚Wir haben alles verloren!‘; andere schluchzten laut hinaus, und wieder andere hörte man aus der Ferne, wo sie sich abseits von dem Lager auf die Erde niedergeworfen hatten, stöhnen und mit sich selber ringen. Ach, und all diese Anklagen im Wort und stummen verzweifelten Blick, all diese Fragen: ‚Wie ist's denn um Gott's willen nur möglich?‘ — Und keine Antwort!

Langsam, langsam geht die Zeit vorbei bis zum Abend. Auf 8 Uhr hat General Smuts alle Bürger zu einer Versammlung berufen. Von allen Seiten kommen sie an in kleinen Trupps. Gestern haben sie noch gelacht und gescherzt; heute ziehen sie dahin, als hätte jeder von ihnen Vater oder Mutter verloren. . . Und sie haben mehr verloren: Vaterland und Freiheit . .

Der Bericht des Generals zeigte, daß von dem ehrlumlichen Frieden, den der Feind uns abgezwungen hatte, ein Teil der Kämpfer ganz ausgeschlossen war: die „Kapverbellen“, die im Heere der Buren Offiziersrang bekleidet oder vor ihrem Anschluß an die Republikaner ein Amt in den Kolonien innegehabt hatten. Aber für sie gab es einen anderen Weg zur Freiheit: den der Flucht. Hätte der General auf diesen Weg öffentlich hingewiesen, es wäre ihm schwer gefallen, sich der Verantwortung zu entledigen, die er für die Uebergabe der Waffen und Unterwerfung seiner Mannschaften übernommen hatte. Es war ohnehin nur der Einsetzung seiner ganzen Person zu danken — und er war sehr beliebt — daß seine Leute sich dem grausamen Beschlusse fügten. . . .

Während die Kommandos zu Piquetberg ihre Waffen auslieferten, besanden sich etwa 30 Flüchtlinge, die ihre Waffen nicht abgegeben hatten, von verschiedenen Seiten her auf dem Wege nach Deutsch-Südwestafrika, um dort eine neue Heimat zu suchen.“

— Der vorstehenden ergreifenden Schilderung von Andries Dewet sei noch kurz beigefügt, daß er selbst mit dem Kommandanten Schoemann und dem französischen Mitkämpfer Marquis de Kersanson die Führung der Auswanderer übernommen hatte.

Andries Dewet, General Marix und eine Reihe anderer Burenoffiziere haben die Absicht, sich in Deutsch-Südwestafrika anzusiedeln, wenn sie die dazu nötigen Kapitalien geliehen bekommen. Es ist zu wünschen, daß dies geschehe und den tapfern Männern dort eine neue Heimat auf deutschem Boden bereitet werde.

Die badisch-pfälzische Gesandtschaft in Paris im Jahre 1849.

Erinnerungen aus der Sturm- und Drangzeit.

Von Karl Blind.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Gern entspreche ich der ehrenden Aufforderung der „Gartenlaube“, eine Schilderung aus den Jahren der großen deutschen Volkserhebung zu geben. — — — — Heer und Volk in Baden hatten 1849 einen siegreichen Aufstand zum Schutze der bedrohten Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M. und zur Herstellung wahrer Einheit und Freiheit vollzogen. Zwischen den neuen demokratischen Regierungen von Baden und Rheinbayern war daraufhin im Mai 1849 eine gemeinschaftliche Gesandtschaft nach Paris verabredet worden. Man erwartete dort entscheidende Ereignisse, deren glücklicher Ausgang auf Deutschland ebenso, wie im vorhergehenden Jahre 1848, zurückgewirkt hätte.

Unter mehreren anfänglich in Aussicht genommenen Mitgliedern dieser Gesandtschaft sind zu nennen: Dr. Friedrich Schütz, Abgeordneter für Mainz in der Deutschen Nationalversammlung, und Arnold Ruge, der philosophische und politische Schriftsteller, der ebenfalls dieser Volksvertretung angehört hatte. Schließlich wurden, auf Struves Antrag, Dr. Schütz und ich als Gesandtschaftsmitglieder ernannt und für jeden von uns beiden gleichlautende Beglaubigungsschreiben, nebst einer vertraulichen Anweisung für den Fall einer neuen Umwälzung in Frankreich, angefertigt. Struve hatte im Beginn seiner eigenen öffentlichen Laufbahn eine Stellung bei einer Bundestagsgesandtschaft zu Frankfurt eingenommen. Ihm übertrug man daher die Ausfertigung der uns erteilten Vollmachten und Weisungen.

Die Leitung der „Karlsruher Zeitung“ hatte ich vorher in die Hände des später nationalliberalen Dr. Heinrich Bernhard Oppenheim niedergelegt, der damals auch zur revolutionären Sache deutscher Freiheit und Einheit hielt. Ich kannte ihn von der Heidelberger Hochschulzeit her, wo er als Privatdocent gelehrt hatte.

Das rasch rollende Rad der Zeit hatte für mich eine merkwürdige Wendung gebracht. Der in der Rastatter Kasematte gemarterte Staatsgefangene, der knapp der Standrechtskugel oder dem Schwerte des Nachrichters entgangen war, hatte nun eine diplomatische Sendung seines Heimatlandes erhalten. Und zwar in die Nachbarrepublik, von der er zehn Monate vorher, mit Handschellen angethan, trotz „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ ausgewiesen und — sogar unter Gefahr verräterischer Auslieferung an die badischen Behörden — in die Schweiz verbracht worden war.

* * *

Durch Rheinbayern, wo die Volkserhebung ebenfalls im vollen Gange war, fuhr ich mit Arnold Ruge und einem jungen Verwandten von ihm, namens Delbrück, auf französisches Gebiet. Vierundzwanzig Jahre älter als ich, hatte mir Ruge bereits in Karlsruhe das trauliche „Du“ angeboten. Man wird in Revolutionen schnell befreundet.

In Frankreich waren damals, wohl infolge der blutigen Junikämpfe von 1848, die Polizeieinrichtungen noch strenger, als sie ohnedies schon gewesen waren. Für die aus Deutschland kommenden soll 1849 eine dreifache Paßlinie bestanden haben. Auf der Unterpräfektur, wo wir zuerst unsere Pässe oder vielmehr Beglaubigungsschreiben durchsehen lassen mußten, ereignete sich nun eine heitere Geschichte.

Die großherzogliche Familie, so hieß es, habe sich nach der nächtlichen Flucht aus Karlsruhe zuerst auf französisches Gebiet begeben. Als ich nun meine Vollmacht vorwies, sah mich der Unterpräfekt merkwürdig bedeutungsvoll an. Er schien dem von dem regierenden Landesausschusse zu Karlsruhe ausgestellten Schriftstücke nicht zu trauen und gab gleichwohl in seinem Benehmen eine sonderbare Unterwürfigkeit kund.

Endlich bemerkte er, nach allerhand Umschweifen: es wäre doch gewiß kein Anlaß für Monseigneur vorhanden, das Inkognito zu bewahren. Ich wußte nicht, was ich aus des Mannes drolligen Kreuz- und Querversuchen, auf das Geheimnis meiner Persönlichkeit zu kommen, machen sollte, bis er mir mit dem Geständnisse nahe trat: er wisse wohl, daß ich ein Prinz des großherzoglich badischen Hauses sei, und ich könne dies doch auf französischem Boden ruhig bekennen. Ich versicherte ihm lachend, daß er sich vollkommen irre. Er zuckte die Achseln und machte nochmals einen Versuch, mich zur Enthüllung meiner fürstlichen Eigenschaft zu bewegen. Arnold Ruge hielt er, wohl weil dieser nach Gesichtsschnitt und Schnurrbart etwas militärisch aussah, für einen mich begleitenden Offizier. Da ich das Prinzentum nochmals in Abrede stellte, sagte der Unterpräfekt, sich verbeugend, mit einer gewissen schmerzlichen Betonung: „Ganz wie es Ihnen beliebt!“

Wahrscheinlich hatte sich der Gute wegen der Verwandtschaft Ludwig Bonapartes mit der verwitweten Großherzogin Stephanie von Baden — der angenommenen Tochter Napoleons I — sowohl auf einen Ehrenlegions-, als auch auf einen Zähringer-Löwen-Orden für den Fall gefaßt gemacht, daß er mir, als einem geflüchteten Mitgliede der fürstlichen Familie, einen Dienst erwiese. Ob er mir, wenn er das vorgezeigte Schriftstück für echt gehalten hätte, etwa die Weiterreise untersagt haben würde, muß dahingestellt bleiben. Möglich wäre es schon gewesen. Sein Irrtum war also vielleicht von Nutzen.

Es war eine lange, ermüdende Reise, Tag und Nacht in der „Diligence“ oder dem Eilwagen. Bei der Einfahrt in Paris fiel mir auf, daß die Tracht von Männern und Frauen in der Vorstadt, durch die wir kamen, so bäurisch war, wie ich es mir nimmermehr in der Weltstadt vorgestellt hätte. Die Männer trugen fast durchweg den blauen Lothringer Kittel, den man gewöhnlich die Bluse nennt. Die Frauen gingen alle barhäuptig, sahen wie eben von harter Küchenarbeit weggegangen aus und zeigten, jung und alt, nicht den mindesten Anflug zur Zierlichkeit.

In der Mitte von Paris veränderte sich das Bild mit einem Male. Da war auf den Boulevards vollauf Eleganz. Hier und da sahen wir an Männern die breit ausgeschlagene, sogenannte Robespierre-Weste und einen entsprechenden Hut, wie man ihn etwas über fünfzig Jahre vorher, zur Zeit der großen Revolution, getragen hatte. An vielen Mauern waren die Worte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ mit Riesenbuchstaben angemalt. Allein der Gegensatz der Stände schien äußerlich schärfer in der Kleidung ausgeprägt als in einer deutschen Kleinstadt. Der Arbeiter ging nur im Kittel. Er war und ist meist noch jetzt sogar stolz auf den Unterschied zwischen dieser Tracht und dem Tuchrock des Bürgers.

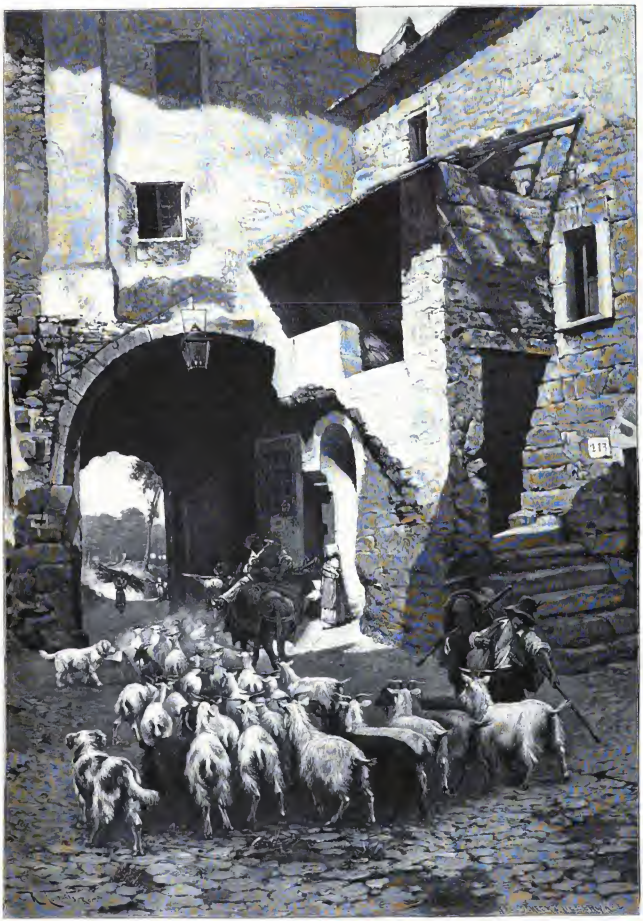
* * *

Mit Dr. Friedrich Schütz, den ich bis dahin nicht gekannt hatte, wurde ich ebenso rasch befreundet wie mit Ruge. Alsbald verkehrten wir nun durch Einreichung unserer Beglaubigungsschreiben mit dem Minister des Auswärtigen, Drouyn de l'Huys — dem „Bürger“ Drouyn de l'Huys, wie man damals, in Uebereinstimmung mit dem Brauche der ersten Revolution, vielfach sagte. In manchen Zeitungen wurden in den Berichten über die Verhandlungen der Gesetzgebenden Versammlung die Redner nie anders als mit dem Titel „Citoyen“ aufgeführt.

Es besanden sich in Paris noch zwei andere Gesandtschaften neu gegründeter demokratischer Regierungen, außer der unserigen. Graf Ladislaus Teleki und Franz von Pulszky vertraten die ungarische Regierung, an deren Spitze Kossuth stand. Der Oberst Frapolli war diplomatischer Bevollmächtigter der römischen Republik, die von der Dreimänner-Regierung Mazzinis, Saffis und Armellinis geleitet wurde.

Gemäß der an Dr. Schütz und mich erteilten vertraulichen Weisung traten wir in vielfachen Verkehr mit Ledru-Rollin. Er war der bedeutendste republikanische Parteiführer. Hatte er doch durch seine Ansprachen auf den Reformbankетten von 1847 den Hauptanstoß zu der Februarrevolution gegeben. Die Ausrufung der Republik im entscheidenden Augenblicke war durch ihn herbeigeführt worden. Er war, als Minister des Innern, in der vorläufigen Regierung von 1848 hervorragend thätig, auch Mitglied des nachherigen Vollzugsausschusses gewesen, ehe man General Cavaignac nach den furchtbaren Junitagen die thatsächliche Diktatur übertrug.

Außer Ledru-Rollin sahen wir öfters eine Anzahl anderer



Italienische Ziegenhirten.
Nach dem Gemälde von R. Cusquets.

Volksvertreter seiner Partei, darunter Savoye, Pascal Duprat, den Elsässer Beyer und mehrere andere, mit denen wir in ihren Wohnungen oder in den Wandelgängen der Gesetzgebenden Versammlung bekannt wurden. Beim Besuche der parlamentarischen Verhandlungen zeigte man uns Cavaignac, Thiers und sonstige Berühmtheiten. Cavaignac, der im bürgerlichen Anzuge, mit gewürfelter Hose, dasaß, hatte den platten Kopf und die Haltung eines Raubvogels. Thiers, mit straff anliegendem, grauem Haar und phitisierhaftem, beinahe tölpisch scheinendem Gesicht, aus dem aber die Augen forschend durch die goldene Brille blickten, war eine Zwerggestalt mit watschelndem Gang, die geradezu komisch wirkte.

Leidenschaftlich gestalteten sich oft die Verhandlungen in der Volksvertretung. Allein sie waren weitaus würdiger gehalten, als es zu Paris in neuerer Zeit vorkommt. Widerwärtige Auftritte, wie wir sie vor etwa dreizehn Jahren, von der mit und meiner Frau zur Verfügung gestellten Loge des Präsidenten aus, wiederholt mit Bedauern erlebten, kamen 1849 mitten in der heftigsten revolutionären Erregung nicht vor. Die Haltung der Volksvertreter während der zweiten Republik war viel edler.

Da Ruge ursprünglich als Gesandter für Baden in Aussicht genommen und er so schnell mit wir befreundet worden war, legte ich es Dr. Schütz nahe, daß wir ihn ebenfalls ein paar Mal zu einer Unterredung mit Ledru-Rollin mitnehmen sollten. Dies geschah. Doch bald zeigte es sich, daß Ruges Auffassung und Darstellung der Lage in einem gewissen Widerspruch mit der unserigen stand. Für unsere Anstrage und Zwecke mußte das nachteilig wirken. Wir unterließen es daher, ihn noch ferner zum Mitgehen aufzufordern.

Allgemein herrschte im Juni 1849 das Gefühl, daß der Sturz Ludwig Bonapartes wegen des auf die römische Republik gemachten Angriffes zu den Möglichkeiten gehöre. Für diesen Fall nannte man Ledru-Rollins Namen als den des Hauptes einer neuen Regierung. Die vorgeschrittene Linke in der Gesetzgebenden Versammlung war zwar in der Minderheit, jedoch anscheinend von großem Einfluß auf die Massen, namentlich in Paris und anderen Großstädten. Sogar der Vetter des Präsidenten der Republik, Prinz Napoleon (der Sohn Jeromes), hatte seinen Platz in der Gesetzgebenden Versammlung auf den Bänken der Bergpartei genommen, wo man ihn freilich nicht gern sah. Er spielte den Republikaner, ließ sich auch später noch den „roten Prinzen“ nennen und setzte allerhand anzügliche Bemerkungen über den „falschen Bonaparte“ in Umlauf, der eigentlich „gar nicht zur Familie gehöre“. Gleichwohl sagte man schon damals, er bezöge Geldmittel aus dem Elyseepalaste. Man traute ihm daher wenig. „Es wird behauptet,“ soll Ludwig Bonaparte einmal gesagt haben, „ich gehöre nicht zur Familie. Aber ich habe jedenfalls die ganze Familie auf dem Buckel.“

Die Aehnlichkeit des „roten Prinzen“ mit Napoleon I war damals auffallend. Ich sehe ihn noch heute lebhaft vor mir, wie er auf der Rednerbühne der Gesetzgebenden Versammlung, etwas zurückgelehnt an die Bank, dastand und leidenschaftlich sprach. Die Gesichtszüge waren, wohl infolge seiner halb deutschen Abkunft, etwas massiger, die Gestalt etwas größer als die des korsischen Eroberers und Tyrannen. Doch von ersten Blick mutete die ganze Erscheinung, mit der gelblichen Farbe des Antlitzes, fast geisterhaft Napoleonisch an. Es war ein Cäsarenkopf, aber dem ehrgeizigen Prinzen fehlte die dämonische Willenskraft seines Oheims.

Unter den vielen Polen, die sich noch von der Warschauer Revolution von 1830 bis 1832 her als Flüchtlinge in Frankreich befanden, lernten wir den früheren Senator Worzell und eine Menge ehemaliger Offiziere kennen. Da im badischen Heere, das sich für die Reichsverfassung (ohne das durch Friedrich Wilhelms IV Ablehnung erledigte Kaisertum) und für das bedrohte deutsche Parlament erhoben hatte, eine Anzahl Offiziere flüchtig oder ausgemustert worden waren, einige auch durch ihre eigenen Truppen den Tod gefunden hatten, so war uns der Auftrag geworden, vor allem Mieroslawski für unsere Sache zu gewinnen. Wir fanden ihn in Vincennes und schlossen den Vertrag, durch den er den Oberbefehl erhielt, mit ihm ab. Ein Mann von etwas untersetzter, aber zierlich gebauter Gestalt, von feinem Gesichtsschnitt, mit rötlich blondem Haupthaar und Vollbart und offenem, hellem Blick, machte er einen guten Eindruck. Kurz vorher hatte er in dem Aufstande auf Sizilien mitgekämpft. In der ihm gewordenen Stellung in Baden leistete er, was eben nach den Umständen, gegenüber einer ungeheuren Heeresübermacht des Gegners, möglich war. Das ist auch von unbefangenen militärischen Gegnern anerkannt worden.

Ein Waffenankauf war von dem regierenden Landesausschusse in Karlsruhe ebenfalls in Frankreich beabsichtigt. Dies gehörte jedoch nicht zu den Aufträgen unserer Gesandtschaft. Das Geschäft war vielmehr ausschließlich einem besonderen Agenten, einem Herrn Hund, übergeben worden, wofür ihm eine beträchtliche Summe angewiesen war. In späteren Verhandlungen der Gesetzgebenden Versammlung zu Paris wurde diese Sache mehrfach erörtert. Wir hatten indessen mit ihr nichts zu thun.

Fast unglaublich groß war die Anzahl polnischer Offiziere, die sich täglich bei uns vorstellten. Mit ihnen war schwer zu Streich zu kommen; denn sie zeigten sich untereinander meist bitter verfeindet und sprachen sich gegenseitig die Fähigkeit und den guten Ruf aufs heftigste ab. Ich erinnere mich, daß mehrere, die zu einer zweiten Unterredung brieflich aufgefagt waren, nicht erschienen. Es stellte sich nachträglich heraus, daß die Cholera sie über Nacht hinweggerafft hatte. Schrecklich wütete diese Seuche in Paris, während die Leidenschaften der Parteien sich von Tag zu Tag grimmiger steigerten. Verlangte man des Morgens nach den gewichsten Stiefeln, so hieß es: „Der Hausknecht ist gestern Nacht gestorben.“

„Ist die Wäsche zurückgesandt worden?“

„Die Wäscherin ist tot!“

Teilnahmsvoll begrüßt wurde man stets im Hause Georg Herweghs von seiner Gemahlin mit der Frage, ob eine Tasse Kamillenthee erwünscht sei. Sehnsüchtigen Blickes schante der den Eindrücken leicht zugängliche Dichter durch die Fensterscheiben zum Himmel hinauf, ob nicht endlich ein lustreinigendes Gewitter, ein Regenguß zu erhoffen sei, wodurch der Seuche vielleicht etwas Einhalt gethan würde. Aber starre Schwüle lagerte beharrlich über der schwer heimgesuchten Stadt. Nur ein politisches Gewitter war sichtlich im Anzug.

* * *

Unter den polnischen Verbannten hatten wir Ch. Edmond Choiecki kennengelernt, der später viele Jahre hindurch Bücherwart des Senates unter dem zweiten Kaiserreich und der dritten Republik war. Da die Franzosen seinen Namen nicht aussprechen konnten, nannte er sich einfach „Monsieur Ch. Edmond“. Zu Tisch von ihm eingeladen, nahmen wir an. Im letzten Augenblicke erfuhren wir ganz nebenbei, daß der Prinz Napoleon dabei erscheinen würde; und nun entschlossen wir uns, obwohl keine Zeit mehr zur förmlichen Absage war, dem Gastmahle fern zu bleiben. Es war eine ärgerliche Lage; allein stets habe ich mich meines festen Entschlusses gefreut. Herr Choiecki empfand ohne Zweifel unser Verhalten höchst peinlich; doch habe ich mich nicht über ihn zu beklagen gehabt, denn noch Jahre nachher erhielt ich durch ihn, aus der Urkundensammlung der gräflichen Familie Ségur, die Abschrift des Briefes, in welchem sich Kosciuszko aufs stärkste gegen die „gotteslästerliche“ Behauptung verwahrt: er habe, als er auf dem Schlachtfelde niedersank, „Finis Poloniae!“ gerufen.

Prinz Napoleon diente in den fünfziger Jahren vielfach als Vermittler von Beziehungen zwischen ungarischen Verbannten und dem Tuilerienhofe Napoleons III und unter Franzosen als Lockvogel für die sogenannte „Démocratie rallièe“. Er, der „Rache für Waterloo“ predigte, bemühte sich um Gewinnung von deutschen Verbannten und hat allerdings einige Umwürdige, die unserem Vaterlande entstammten, für die Bonapartische Politik eingefangen, was für sie nicht ohne Lohn blieb. Im Anfange der fünfziger Jahre, als sich Napoleon III bereits mit Kriegsplänen gegen Deutschland trug, erschien ein aus diesem dunklen Kreise hervorgegangener Aufruf eines angeblichen demokratischen deutschen Ausschusses in Paris. Es hieß darin: Frankreichs Feinde seien auch die Feinde der deutschen Demokratie; da gezieme es sich, gemeinsame Sache zu machen. Der Aufruf wurde unsgeheim in den Rheinlanden verbreitet. In den sechziger Jahren tauchte wiederum ein angebliches „Demokratisches Deutsches Direktorium“ mit ähnlichem Ansinnen auf. Ich bin jedesmal diesem unfaulen Treiben öffentlich mit gebührender Schärfe entgegengetreten.

Unser gesellschaftlicher Verkehr mit Deutschen geschah wesentlich im Hause Georg Herweghs, den ich bereits vom ersten republikanischen Aufstande in Baden her kannte. Gesehen hatte ich ihn schon früher als Student in Heidelberg, wo er in Gesellschaft von Professor Pfeufer und dem zum Besuche gekommenen Justinus Kerner auf dem „Museum" erschien. Vor dem Uebertritt der von ihm geleiteten deutschen Arbeiterlegion auf badischen Boden war ich mit ihm in Straßburg zusammengewesen, wo die Legion zeitweilig in einer Kaserne lag. Ich gestehe, betroffen gewesen zu sein, als ich ihn zuerst in seinem Zimmer auf dem Boden hingestreckt, den „Don Quixote" lesend, fand. Er selbst zeigte mir das Buch scherzend. Uebrigens haben sogar bedeutende Heerführer und Staatsmänner sich gelegentlich auf Feldzügen mit heiterem Lesestoff die Zeit vertrieben.

In Deutschland zu verbleiben, war — wie Herwegh mir 1848 sagte — nicht seine Absicht, gleichviel wie sein Unternehmen ausfalle. Der „deutsche Philister war ihm zuwider". Seiner Aufgabe an der Spitze der Legion war er sicherlich nicht gewachsen, und er fühlte dies wohl selbst. Daß er sich der persönlichen Gefahr aussetzte, bleibt um so anerkennenswerter. Was die berüchtigte Spritzleder-Geschichte betrifft, so ist das nur eine erbärmliche, reaktionäre Verleumdung, die von seiner ebenso begeisterten, wie entschiedenen Gemahlin nach Gebühr gekennzeichnet worden ist.

Von Aussen lernten wir in Paris Alexander Herzen und seine Gemahlin, Iwan Golowin, Turgenieff und Sfasanoff kennen. Sie verkehrten ebenfalls mit Herweghs. Der Besuch bei Herzen führte im ersten Augenblicke wiederum zu einer sonderbaren Verwechselung. Mit Dr. Schüz bei ihm eintretend, fanden wir ihn ganz überrascht, verstört und eilig mit der Wegraffung von Papieren beschäftigt. Er entschuldigte sich dann mit der Bemerkung, er hätte, vom Fenster herabsehend, meinen Freischärlerhut, den ich in den ersten Tagen noch in Paris trug, für einen Hut der Polizei Caussidières gehalten.

Mit Herzen wurde ich in Paris und später in London nahe befreundet. Als er jedoch „die germanisch-romanische Welt für verfault" erklärte, Europa „durch das junge russische Barbarentum neu beleben" wollte, die Zaren als „Robespierres zu Pferde" bezeichnete, den demokratischen Verbannten in England riet, sie sollten sich nach Amerika, oder besser nach Australien begeben, wo sich „eine neue Bühne für die Weltgeschichte auftut" — kurz, als er unter revolutionären Redensarten den russischen Weltherrschaft vorzuarbeiten strebte, da trennten sich unsere Wege.

Karl Blind.

Nach einer photographischen Aufnahme von Russell u. Sohn in London.

* * *

Die Vorgänge an Frankreichs Ostgrenze, das ungewohnte Schauspiel der Erhebung eines regelmäßigen Heeres zu Gunsten deutscher Einheit und Freiheit, wirkte auf die Stimmung in Frankreich stark zurück. Dies ließ sich deutlich in der Pariser Presse erkennen, zu der wir einige Beziehungen angeknüpft hatten. Wie, wenn nun Frankreich seinerseits eine zweite Erhebung, gleich der vom vorhergegangenen Jahre, vollzöge und dies dann von neuem ermutigend auf Deutschland, Ungarn, Italien zurückwirkte, in welch letzteren Ländern Kossuths Regierung und die römische und toskanische Republik, nach Ueberwindung der venetianischen, noch kämpfend dastanden?!

Es nahte der Schicksalstag des 13. Juni 1849. Durch den Verkehr mit Ledru-Rollin wußten wir, welch gewaltige Kundgebung bevorstand. Am Vorabend waren Dr. Schüz und ich in vertrautem Kreise auf der Redaktion des Blattes „La Vraie Républicque" („Die wahre Republik"). Allerhand Aufrufe ans Volk liefen ein oder wurden angefertigt. Alexander Herzen und Iwan Golowin waren da. Golowin drängte, wir sollten ebenfalls eine mit unseren Namen gezeichnete Erklärung in dem Blatte erscheinen lassen. Wir verwiesen auf unsere gesandtschaftliche Stellung, die dies doch unmöglich mache. Herzen und Golowin selbst unterzeichneten nichts.

Hell und freundlich brach am 13. Juni der Tag an — kein unbedeutsamer Umstand für die gegen das Wetter sehr empfindlichen Pariser. „Es regnet. Heute wird nichts geschehen!" sagte einst während der ersten französischen Revolution der bekannte Bürgermeister Petion.

Früh morgens trat Karl Marx bei mir ein. Ich hatte ihn einige Wochen vorher persönlich kennen gelernt; und da wir (ich seit Ende 1847) Mitglieder desselben Geheimbundes waren, der das Wohl der Arbeiterwelt zum Ziele hatte, entstand sofort, gemäß dem Bundesbrauche, zwischen uns das traute liche „Du" — ebenso wie es zwischen dem um vierundzwanzig Jahre älteren Arnold Ruge und mir geschehen war. Mit Herwegh war Marx auseinandergekommen. Zu Ruge unterhielt er dagegen, bei aller grundsätzlichen Verschiedenheit der Gesinnung in volkswirtschaftlichen Dingen, noch einige Beziehung von der Zeit ihres früheren Zusammenwirkens in Paris her.

Marx war am Morgen so früh bei mir erschienen, um mir von jeglicher Teilnahme an der bevorstehenden Massenkundgebung, zu vom bloßen Beireten der Boulevards, über die der Zug nach der Gesetzgebenden Versammlung hingehen sollte, dringend abzuraten. Er sprach von getroffenen Maßregeln, die einen blutigen Zusammenstoß herbeiführen könnten.

„Du bleibst doch besser weg!" meinte er.

Aus solche Vorsicht, trotz aller harten Erfahrungen, nicht gewohnt, äußerte ich ihm mein Erstaunen. Er beharrte indessen bei seiner Mahnung und erklärte: „Ich werde jedenfalls wegbleiben."

Etwas verstimmt erwiderte ich ihm: „Heute fällt eine große Entscheidung. Hoffentlich zum Guten — doch wer weiß? Wir sind zwar hier als Gesandtschaft; allein die Verhältnisse sind so außerordentlich; die Rückwirkung auf Deutschland kann möglicherweise so ungeheuer sein, daß ich es für Pflicht halte, alles mit eigenen Augen zu sehen. Ich werde mich unbedingt auf den Boulevards einfinden." Wir reichten uns die Hand, und er ging.

Mittlerweile war die Stadt, die schon der Schauplatz so vieler Staatsumwälzungen gewesen, in gewaltige Aufregung geraten. Vom Südosten und Osten her, vom Platze der im Sturm der Ereignisse von 1789 gefallenen Bastille und vom „Wasserschlosse" aus, flutete eine ungeheure Menschenmenge, Bürger und Arbeiter, nach den Boulevards hin. In der „Anstalt für Künste und Gewerbe" erschienen Mitglieder des „Berges", das heißt der äußersten Linken der Gesetzgebenden Versammlung, unter Ledru-Rollins Führung. Sie bildeten, sozusagen, für den Fall des Erfolges den Kernstock einer neuen vorläufigen Regierung, wie im Februar 1848.

Ich begab mich frühzeitig hinab in die Straßen. Etwa 80000 Mann stark brauste der Zug unter dem begeisterten Abstingen der Marseillaise heran.

„Es lebe die Verfassung!" war die ausgegebene Losung. Die republikanische Verfassung schrieb vor, daß Frankreich keinen Angriff auf ein anderes freies Volk machen, ihm vielmehr im Notfalle beistehen solle. Schmachvoll war diese Bestimmung durch die Belagerung Roms verletzt worden. Im Namen der Verfassung erhoben sich daher die Freiheitsfreunde gegen den Präsidenten Ludwig Bonaparte und die dem Rückchritte dienstbar gewordene Mehrheit der Gesetzgebenden Versammlung, in die sich nur zu viele ehemalige Orleanisten, Bonapartisten und Päpstlinge, unter zeitweiligem, heuchlerischem Uebergang zur republikanischen Partei, eingeschlichen hatten.

Entlang den Boulevards sah man auf den Balkonen eine bunte Menge, Männer und Frauen, mit weißen und farbigen Tüchern wehen und dem Massenzuge begeistert zurufen. Immer dichter verknäuelte sich das Gewühl zu beiden Seiten der Boulevards. Unterdessen ging der Zug in gut geordneten Reihen — Mann an Mann, Arm in Arm — in der Richtung nach dem Palaste der Gesetzgebenden Versammlung jenseit der Seine. Der

Plan war, über den Platz hin, auf dem Ludwigs XVI Haupt unter dem Beil gefallen war, nach dem Sitze der Volksvertretung zu gelangen. Dort sollte die entscheidende, obwohl friedliche Forderung auf Räumung des französischen Heeres aus dem Gebiete der römischen Republik gestellt werden. Erfolgte eine Weigerung, so war ein Zusammenstoß allerdings zu gewärtigen.

Ich hatte mich allein auf die Straße begeben. Der Zufall wollte, daß ich dort nach einiger Zeit Dr. Schütz, der sich mittlerweile auch entschlossen hatte, nebst einigen deutschen und russischen Bekannten traf. Mit Mühe machten wir uns aus dem Gewühl auf dem Bürgersteig los, dann traten wir mit Alexander Herzen in eine Reihe des Zuges ein. Nur so war es möglich, den weiteren Verlauf der Ereignisse zu beobachten. In den allgemeinen, mächtig ergreifenden Strome der Begeisterung der dahinziehenden Massen sangen wir die Marseillaise mit. Es war ein erhebendes Schauspiel. Einen tragischen Eindruck machte es, an acht Seitenstraßen, wo der Zug vorbeimarschierte, lange Reihen von Leichenwagen halten zu sehen. Sie waren wohl meist mit Opfern der grausig wütenden Cholera beladen. „Die Toten an die Lebenden!“ Das schien der Sinn ihrer stummen Sprache. Doch man achtete des düsteren Zeichens kaum.

Plötzlich, an der Friedensstraße (Rue de la Paix), nicht weit von der Magdalenenkirche, stante sich der Zug. Verwirrung — Geschrei — verzweifeltes Zurückdrängen der Vordersten. General Changarniers Reiterei hatte im Hinterhalt der Straße gelegen. Ein paar Polizeibeamte in dreieckigem Hut und mit gezogenem Degen sprangen hervor, um scheinbar im Namen eines Aufruhrgesetzes die Menge zum Auseinandergehen aufzufordern, was nach Lage der Dinge ganz unmöglich war. Ohne eine Minute zu warten, brachen, gleich hinter ihnen her, die Reiter unter die hilflose Masse ein ...

Noch sehe ich lebhaft die Galgengesichter und die spindeldürren Gestalten der kahnartig beweglichen Polizeigesellen vor mir. Merkwürdig scharf sehe ich auch in der Erinnerung den Kopf Changarniers vor mir, wie er, blitzschnell die Augen nach links und rechts wendend, den dahinflutenden Massenzug überfah, der er entzwei zu schneiden beabsichtigte. Nun setzte es Hiebe und Stiche ab. Einige fielen, dicht in meiner Nähe, tot oder verwundet. Viele flüchteten in die Baumgänge zur rechten Seite der Boulevards und sprangen dort in die tiefer liegende Straße hinab. Etienne Arago verletzte sich dabei das Bein.

„Zu den Barrikaden!“ ertönte der Ruf. In den umliegenden Geschäftshäusern verschloß man schnell die Fenster mit Läden. Es kam indessen nicht zum Barrikadenbau. In wildem Gewoge stoben die mehrfosen Massen auseinander.

Es war mir gelungen, in die Baumgänge einzutreten, und ich hielt es fürs Klügste, nicht zu flüchten, sondern dort ganz ruhig auf und ab zu wandeln, gleich einem unbeteiligten Zuschauer. Bald nahte eiligen Schrittes ein mir bekanntes Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung, der schon erwähnte Elsässer Beyer. Er war im Auftrage der in der „Assistal für Künste und Gewerbe“ befindlichen Anhänger Ledru-Rollins gekommen, um über den Stand der Dinge im Westen der Stadt Erkundigungen einzuziehen. Ich konnte ihm nur die traurige Nachricht geben, daß die Sache augenscheinlich verloren sei.

In jene Assistal waren mittlerweile Truppen eingedrungen, um die dort versammelten Mitglieder des „Berges“ zu überwältigen. Einen Augenblick schien es, als sollten sie von den Soldaten kurzweg an die Mauer gestellt werden, um die Kugel in die Brust zu empfangen. Der betreffende Offizier muß jedoch nicht sehr regierungsfreundlich gewesen sein, denn die überrumpelten Volksvertreter vermochten schließlich zu entkommen. Ledru-Rollin hielt sich dann — wie er mir später in London erzählte — einen vollen Monat insgeheim in der niedrigen Dachkammer eines einem Freunde gehörigen Hauses auf, wo er, ein hochgewachsener Mann, fast bis an die Zimmerdecke stieß. Verkleidet verließ er später Paris.

(Schluß folgt.)

Unser Heim und seine Pflege.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Karl Rosner.

II.*

Der erste Artikel über die Pflege unseres Heimes hat mit der Besprechung der Wand und ihres Schmuckes geschlossen, es bleiben von den Begrenzungsflächen unserer Räume noch zwei weitere zu betrachten, die Decke und der Fußboden. Auch ihnen und ihrem Zierwerke haftet heute nur allzuoft mancher hart gegen die Aesthetik verstoßende Fehler an. Die Decke ist der Höhenabschluß unserer Räume; sie schneidet, wo es sich nicht um Mansardgelasse handelt, die teufrecht aufsteigenden Wände im rechten Winkel, und dieser soll dem Auge als ein Ausdruck für die Konstruktion des Raumes erkenntlich sein. Am besten wird dieses Aneinanderstoßen der beiden Flächen durch die plastische oder farbige Bezeichnung der von ihnen gebildeten Hohlkante verdeutlicht. Hier vermag sowohl eine schmale Leiste oder Stuckleiste, wie auch eine farbige Linie, welche den Umriß einer der beiden Flächen umzieht, die Thatsache der rechtwinkligen Verschneidung auch bei starker Entfernung oder sonst gleicher Farbe von Wand und Decke deutlich zu betonen. Decke und Fußboden sollen in erster Linie den Raum unserer Zimmer nach oben und unten begrenzen, daneben fällt ihnen aber auch die Aufgabe zu, den Hintergrund für eine Reihe von Gegenständen zu bilden, welche sich in den Räumen befinden, und die das Auge in höherem Grade anziehen sollen. Die konstruktive Aufgabe, welche der Decke zufällt, ist die des Ueberdachens und Tragens, und in unseren modernen Wohnhäusern wird dieser Gedanke durch die auf den Wänden ruhende glatte Decke deutlich genug ausgedrückt. Nur selten noch findet man in größeren Häusern solche Holzbalkendecken, an denen die Balken als wirksame Träger des Baues auch zugleich sichtbar sind. Meist ist die Holzverschalung, wo wir sie heute bei uns treffen, nur ein dekorativer Behelf, um den Raum traulicher, wärmer, vielleicht auch altertümlicher im Sinne des Stiles der Renaissancezeit erscheinen zu lassen, aber auch solche dekorative Verschalung muß in ihrer Anlage der klaren Veranschaulichung des konstruktiven Gedankens dienen, dem sie entsprungen ist.

Der Eindruck, den wir beim Betreten eines Zimmers empfangen, wird am nachdrücklichsten bestimmt durch das, was sich in unserer Augenhöhe befindet, durch Möbel, Wand-, Fenster-, Thüren, Vorhänge ꝛc. Hieraus folgt, daß auch die Farben- und Linienwerte sich nach diesen bestimmenden Gegenständen werden richten müssen, wenn das Ganze harmonisch wirken soll. So kann z. B. eine falsch „geschmückte“ Decke den Eindruck eines sonst schönen Zimmers tief schädigen, während eine ungeschmückte — vielleicht einfach weiß gestrichene — Decke fast niemals störend wirkt. Eine solche weiße oder in einer dem Charakter des Zimmers angepaßten, hellen Farbe gehaltene Decke läßt den Raum hoch und luftig erscheinen. Decken mit dunkler Färbung oder in Tönen, die gegen die Färbung der Wände dunkel erscheinen, wirken drückend auf die Höhe und Helligkeit der Räume.

Wie bei der Wand, so kommen auch bei der Decke als Techniken der flachornamentalen Schmückung Malerei und Tapetenverkleidung hauptsächlich in Betracht. Die dekorative Füllung der Fläche wird nach zwei verschiedenen Methoden geübt. Während die eine die ganze Ebene der Decke gleichmäßig durch ein Flächenornament belebt, das keinen Punkt der Decke besonders betont, sucht die andere sich um den Mittelpunkt, meist die Ausgangsstelle des Beleuchtungskörpers, in symmetrisch ausstrahlender Weise anzuordnen.

Da die Anforderung, daß der Zierat der Decke flächenhaft sei, aus keinerlei praktischen Gründen gestellt werden muß, so kann diese auch mit erhabenem Schmucke ausgestattet werden. Hier also wird auch durch ornamentale Stuckaufstragung unter Umständen eine schöne Wirkung erzielt werden. Natürlich darf das Stuckornament keinerlei konstruktive Aufgaben zu bewältigen scheinen, da ja dem Stuck als Material keinerlei tragende Kraft gegeben ist. Ebenso ist die Verräucherung von Stuck durch gepreßten Pappdeckel, Papier-maché-Surrogate und ähnlichen Plunder völlig zu verwerfen. Das Bedürfnis nach äußerlich bestechendem Stoffe zu Einlagsdekorationen für Gelegenheitsfeste ꝛc. hat solches Zeug

* Vergl. Halbheft 20 dieses Jahrganges.

In stiller Stunde.
Nach dem Gemälde von K. Ziegler.

geſchaffen, das ſich dann leider auch in unſere Häuſer einzuniſten ſuchte; es iſt unwürdig, fort damit!

Nicht minder verwerflich als die eben angeführte Plaſtik aus minderwertigem, unechtem Material iſt die ſogenannte „gemalte Plaſtik“, welche bei unſeren Deckenmalern leider noch ſo ſehr beliebt iſt, und die von dieſen hergeſtellt wird, indem ſie mit Farbe und Pinſel Gebilde an unſere Decken malen, die nicht flächenhaft, ſondern plaſtiſch wirken. Solche gemalte Plaſtik hält naturgemäß die Licht- und Schattenwirkung des gemalten Reliefs (Roſetten, Rokoloornamente ꝛc.) von einem beſtimmten Standpunkte aus und unter Vorausſetzung einer beſtimmten Beleuchtung feſt und wird ſich auch nur bei Einnahme eines ganz beſtimmten Standpunktes ſeitens des Beſchauers und bei gleicher Beleuchtung der thatſächlichen Wirkung eines Reliefs nähern. Von jedem andern Punkte des Zimmers aus wird ſie als das erſcheinen, was ſie iſt — als ein gemaltes, aber abſcheulich auf der Fläche fallendes Ornament, das die ruhige Wirkung der Decke empfindlich ſtört.

Wir kommen zu der letzten Begrenzungsfläche unſerer Wohnräume, zu dem Fußboden. Er wird bei uns, den klimatiſchen Verhältniſſen entſprechend, beinahe ausnahmslos aus Holz angefertigt, und in der modernen Mietwohnung iſt er meiſt durch das aus hartem Holze hergeſtellte Parkett vertreten. Dieſes beſteht aus einzelnen kleinen Holztafeln, welche durch Nut und Feder eng aneinander gefügt werden, und ſo eine mehr oder weniger fugenfreie Holzfläche bilden, die ſtaubdichte Sauberkeit mit gefälliger Geſamtwirkung verbindet. Da die Struktur des Holzes auf dieſen kleinen Holztafeln natürlich immer längs läuft, ſo wird ſie bei jeder ſyſtematiſchen Zuſammenfügung der Tafeln ein Ornament auf der Fläche des Fußbodens ergeben. Dieſes Ornament kann von der einfachen Riemenlage der Holzſchindeln bis zu den komplizierteſten Sternmuſtern ausgebildet werden, wird ſich jedoch gleichfalls in der Größenentwicklung ſeines Muſters der Größe des betreffenden Raumes unterordnen müſſen. Allzuweitgreifende Ornamente ſind, namentlich für ſtark mit Möbeln beſetzte Räume, ſchon darum nicht zu empfehlen, weil ihre Geſamtwirkung doch nicht zur Geltung kommen kann, wenn ſie zum guten Teile von Geräten, Teppichen und Möbeln verdeckt ſind. Jedenfalls müſſen aber alle Ornamente vermieden werden, die als Licht- und Schattenwirkung körperlicher Gebilde erſcheinen, denn für den Fußboden gilt — mehr noch als für die Wand — die Forderung, daß er eine völlig ebene Fläche darſtelle.

Neben dem Parkettboden findet man namentlich den Dielenboden noch oft. Er beſteht meiſt aus Brettern von hartem oder weichem Holze, die gleichlaufend aneinander gefügt ſind. Auch dieſem Dielenboden iſt, wenn die Farbe ſeines Holzes beziehungsweiſe deſſen Oelfarbenanſtrich in Einklang mit dem Mobiliare ſteht, eine warme, angenehme Wirkung eigen.

Teils um das Geräuſch der Schritte zu verringern, teils um ſchlechtere Wärmeleitung zu ſchaffen, oder aber aus dekorativen Gründen ergiebt ſich oft die Notwendigkeit, Teppiche zu legen. Auch ſie, an welche ſich ja in vieler Hinſicht gleiche Gebrauchsanforderungen knüpfen wie an den Fußboden ſelbſt, haben mit dieſem mancherlei praktiſche und äſthetiſche Bedingungen gemein. Wie der Fußboden, ſo ſoll auch der Teppich nicht nur eben ſein, ſondern auch als ebene Fläche zur Geltung kommen. Wie jener, ſo ſoll auch er in ſeiner Färbung ſich diskret den führenden Farbentönen des Raumes unterordnen und es vermeiden, das Auge durch ſtarke koloriſtiſche Wirkung auf ſich zu lenken. Mehr denn bei irgend einer anderen Fläche ſei aber bei dem Ornamente des Teppichs jede halbnaturaliſtiſche, auf plaſtiſche Wirkung abzielende Zeichnung verpönt, denn nirgend erweckt eine ſolche körperlich erſcheinende Nachbildung von

Blumen, Früchten oder Tiergestalten ein peinlicheres Gefühl als auf dem Fußboden, unter den Sohlen unserer Schuhe. — Vor Schreibtischen und als Bettvorlagen findet außer dem Teppiche vielfach auch das natürliche Fell Verwendung, und es bildet, insoweit man „echte“ Felle benutzt, einen schönen und ebenbürtigen Ersatz. Schon die billigen Ziegen- oder Haidschnuckenfelle können zu solchen Zwecken bestens empfohlen werden. Große Raubtierfelle werden wegen ihrer hohen Preise für die Verhältnisse des Bürgerhauses wohl nur seltener in Frage kommen; wird dennoch ein solches Paradestell gewählt, dann vermeide man jene Unsitte, den Kopf des Tieres als plastisches, ausgestopftes Anhang an dem glatt ausgebreiteten Felle zu belassen. Solche erhabene Tierköpfe bilden eine der abscheulichsten Gelegenheiten zum Stolpern und Hinfallen für alle jene, welche in dem betreffenden Raume wandeln müssen.— Als Bodenbelag für das Badezimmer, einen Teil des Schlafzimmers und Vorräume kann das schlecht wärmeleitende und leicht zu reinigende Linoleum empfohlen werden.

Von den Teilen unseres Heimes, welche wir beim Mieten der Wohnungen vorfinden und meist unverändert übernehmen müssen, wären nun zunächst die Thüren und Fenster zu besprechen; sie zerfallen ihrer Konstruktion nach in je zwei Hauptbestandteile: den Stock oder Rahmen einerseits, die Flügel andrerseits. Steht dem Rahmen die Aufgabe zu, das an Stelle der Thür oder des Fensters fehlende Stück Wand kräftig zu umspannen und auch dem Auge die Ueberzeugung zu übermitteln, daß er es durch seine Kraft vermöge, die hier ausgefallene Mauerstütze zu ersetzen, so hat der Thür- und Fensterflügel in den Rämmen unserer Wohnung weniger eine große Widerstandsfähigkeit zu entfalten, als vielmehr eine mobile „Füllung“ der von dem Rahmen umspannten Oeffnung zu geben. Durch sein längs und quer verlaufendes Leistenwerk und durch Beschläge, welche von den Thürangeln ausgehend über den Flügel greifen, wird auch dieser, wenn er geschlossen ist, den konstruktiven Gedanken des Rahmens betonen und unterstützen können. In unseren einfacheren Mietwohnungen mit ihren meist nur mäßig großen Zimmern haben die „einfachen“ Thüren die namentlich früher so sehr beliebten Doppelthüren stark verdrängt; und in der That entsprechen jene da, wo man mit jedem Flecken Raum und Wand rechnen muß, und in einer Zeit, welche übergroße Stücke im Hausrate aus praktischen Gründen gerne vermeidet, dem Bedürfnisse besser als diese. Zur Verbindung großer, prächtiger Räume wird die portalartige Doppelthüre stets Verwendung finden, in relativ kleinen Zimmern aber wirkt sie oft kalt, drückend und ungemütlich. Hier wäre der einfachen Thüre weitaus der Vorzug zu geben, zumal auch sie durch eigenartige Profilierung und Bekrönung des Rahmens reizvoll gebildet werden kann. Auch das Aubringen von Vorbrettern über der Thüre zur Aufstellung erlesenen Ziergerätes bildet einen hübschen Schmuck. Erwähnen wir noch die Ausschmückung, die man dem Thürflügel durch Eckbeschläge, die längs des Leistenwerks ausstrahlen, durch ein schön gebildetes Schloß und eine edel geformte Klinke verleihen kann, so haben wir seine wichtigsten Zierformen wohl erschöpft. Viel wird leider namentlich in Bezug auf Klinken noch gesündigt, doch wird auch hier die rechte Wahl treffen, wer sich vor Augen hält, daß die Klinke einzig und allein den Zweck hat, als bequem faßlicher Hebel die Thüre zu öffnen.

Zwischen Räumen, deren völlige Trennung man nicht beabsichtigt, wird an Stelle der aus dem Rahmen entfernten Thüre auch die Portiere, der Thürbehang verwendet. Gemäß seinem Zwecke, einen schalldämpfenden und leicht bewegbaren Abschluß zu bilden, sei er aus schwerem Stoffe gefertigt und so angebracht, daß er leicht beiseite geschoben werden kann. Am besten wird das geschehen, wenn man den oberen Saum des Gehänges mit Ringen versieht und diese über eine glatte Stange längs des Querbalkens am Thürrahmen gleiten läßt. Aus einer solchen Befestigung ergiebt sich auch die Art des Faltenfalles für den Behang. Man enthalte sich hierbei aller Künsteleien, und man wird sehen, wie edel eine solche völlig einfach längsfaltig niederhängende Portiere zu wirken vermag, namentlich wenn sie mit einem nicht kleinlichen, von unten nach oben ansteigenden oder sich von oben nach unten absenkenden Ornamente gesäumt ist. Großzügige Stickerei und Applikationsarbeit eignen sich prächtig zu solchem Schmuck.

Gleich diesen Thürbehängen, sind auch die verschiedenen Arten von Gardinen und Vorhängen an unseren Fenstern Werke textiler Industrie und Kunst, und so mögen sie im Anschlusse an jene besprochen werden. Was wir von unseren Fenstern für die Räume in möglichst reicher Menge gewinnen wollen, ist Licht und Luft. Wir wissen vor allem, wie unendlich wertvoll diese beiden Heilquellen der Natur für unser Leben sind, wir wissen aber auch, daß keine Schönheit in unseren Räumen ohne das Licht zur Geltung kommen kann. Erst seine Wirkung, sein Wechselspiel giebt den Formen und Linien der Dinge Leben, erst das Licht weckt die Farben aus dem Schlummer, in den sie das Dunkel senkt. So ist der Ruf nach großen Lichtquellen entstanden, und die kleinen Butzenscheibenfenster unserer Altvordern wurden durch hohe, breite Fenster verdrängt. Verbinden uns diese nun einerseits mit dem, was wir von der Außenwelt für das Innere unserer Räume gewinnen wollen, so bringen sie uns andrerseits doch auch mit zahlreichen Aeußerungen dieser Welt in Beziehung, welche unseren Zimmern die intime Stimmung, die „Geschlossenheit“ rauben. Die Grenzen zwischen Räumlichkeit und Unbegrenztheit werden durch sie verwischt. Um nun die großen Fenster als Vermittler von Licht und Luft für unsere Räume zu erhalten, sie aber ihrer ungünstigen Nebenwirkungen zu entkleiden und dem Raume harmonisch zu verbinden, bedient man sich der Fenstervorhänge. Als dünne, weitmaschige Gewebe sind sie für Luft und Licht kein großes Hindernis, dennoch aber werden sie die Blicke der Außenstehenden ab und bilden für die in dem Raume Befindlichen eine Art scheidende Wand gegen die Außenwelt. Was nun die besondere Anordnung solcher Vorhänge betrifft, so sei, wie schon gelegentlich der Besprechung von Portieren, auch hier eindringlichst vor Künstleleien und umständlichen „Drapierungen“ gewarnt, denn leider werden gerade auf diesem Gebiete noch vielfach die widersinnigsten Experimente gemacht. Da wird der Stoff in künstliche Wogen gerafft, zu Wulsten und Puffen unterbunden, und all diese Herrlichkeit von unnatürlichem Faltenwurf wird dann an einen festen Holzrahmen geheftet. Was so zu stande kommt, entspricht nicht den unvillkürlichen, natürlichen Fallinien der Falten und ist daher auch nicht schön.

Gerade der zweifügelige Vorhang, welcher nach oben durch einen glatten, quer verlaufenden Ueberfall abgeschlossen ist, und der ja vor unseren Fenstern meist in Verwendung kommt, giebt, wenn man die beiden Flügel in ihrem unteren Drittel mit leichten Zierschnüren ein wenig nach den Seiten rafft, ein so schönes Linienbild, daß man alle kühnen Tapezierekünste leicht entbehren kann.

Hat der betreffende Raum ein Gegenüber, so daß man namentlich für den Abend einen dichteren Verhang der Fenster wünscht, so kann man hinter diesen Vorhängen Scheibengardinen oder einen feitlich zusammenziehbaren Store anbringen. Zur Raffung der Gardinen sich eiserner oder bronzener Ketten zu bedienen, wie das vielfach geschieht, ist widersinnig und daher unästhetisch. Ketten sollen zum Tragen von Lasten dienen, nicht aber zum Festhalten der leichten, weitmaschigen Gewebe unserer Vorhänge. Bei der Wahl des Vorhanges achte man nicht nur darauf, daß sein Ornament sich den Gesetzen des Flächenschmuckes füge, sondern man sehe auch darauf, ob sein Muster nicht unter dem Einflusse der Faltung leidet.

Wir wenden uns nun dem Ofen zu, dem letzten immobilen Stücke in unserem Heim; wir treffen ihn in vielerlei Gestalten und Bildungen und doch leider nur selten in einer Form, die Schönheit mit praktischem Werte vereint. Dem Malerische seines Aufbaues nach wären vor allem zwei Gruppen zu unterscheiden: die Kachelöfen und die eisernen Oefen. Als der weit älteren Form sei des Kachelofens zuerst gedacht. Zwei Ausführungen sind es, in denen wir ihm zunächst begegnen: entweder als weißem Monument in klassischen Formen, wie es namentlich in den ersten beiden Dritteln des neunzehnten Jahrhunderts Mode war, oder als einer verkleinerten und verschnörkelten Nachbildung des alten deutschen Kachelofens der Renaissance. Ideal in der Bildung ist keine von beiden Formen. Man hat sich bei dem Wärmespender unserer Räume bisher leider weniger noch als bei den anderen Gebrauchsgeräten des Heims von dem Herkömmlichen losgerungen, um auf Grund der neuen Gebrauchsbedingungen selbständig zu der entsprechenden

Nützlichkeitsform zu gelangen, die frei ist von überlebten Stilrudimenten.

Der Gebrauchszweck gliedert den Kachelofen in zwei Teile. In einen breiten Unterbau, der die Ofenthüre trägt, und in dessen geräumigem Inneren der Verbrennungsprozeß vor sich geht, und in einen hierauf ruhenden Oberbau, dessen Kachelfläche die erzeugte Wärme an die Zimmerluft abgeben soll. Je größer die wärmestrahlende Fläche ist, um so gebrauchstüchtiger wird der Ofen sein, und man kann, ohne den Umfang des Ofens selbst zu vergrößern, eine Erweiterung dieser strahlenden Fläche durch die besondere konkave oder konvexe oder gerippte Form der Kacheln erzielen. Sobald der Kachelofen, anstatt ein Stoppelwerk aus lauter Einzelnkacheln zu bleiben, diese gegebene Gliederung in einheitlichen und edlen Linien zur Geltung bringt, wird er gewiß jedem Zimmer zum Schmucke gereichen, ganz besonders, wenn auch das scheinbar geringfügige — z. B. die Ofenthüre — verständnisvoll gestertigt ist. Einer Barbarei, die gewiß nicht aus Gemütsroheit, sondern nur aus Gedankenlosigkeit gelegentlich geübt wird, sei Erwähnung gethan: man kann es hier und da beobachten, daß die Oefen mit sogenannten „Ofenfiguren" bestellt sind. Gipsabgüsse von Büsten unserer Klassiker, der Apollo von Belvedere, Niobe und andere Skulpturen werden mit Vorliebe zu dieser lebenslänglichen Röstung verurteilt. Eine solche „Schmückung" des Ofens ist ein Frevel gegen den guten Geschmack — und wer erst einmal aufmerksam gemacht wurde auf das Widersinnige in dieser Anordnung, der wird gewiß ein Mitstreiter werden, zur Abschaffung des Uebels, zur Befreiung unserer Dichterheroen und klassischen Bildwerke aus dem Fegefeuer über dem Ofen.

Besser als der moderne Kachelofen hat sich der gußeiserne Ofen unserer Tage entwickelt, und namentlich jene Formen, die sich eng an seine Nützlichkeitsbildung schließen und auf alles Anbringen von unorganischem Ziermerk verzichten — die sogenannten „Amerikaner", fallen angenehm auf. Durch die Glimmerscheiben dieser Oefen leuchtet das tiefe Rot des verbrennenden Anthracits oder Coaks, und so verbreiten diese einst als so „ungemütlich" verschrieenen Eisenöfen nun oft eine intime Stimmung um sich, und die ursprünglich in untergeordnete Räume verbannten „Füllöfen" haben sich Heimatsrecht auch in unseren Wohnräumen erworben.

So hätten wir die Besprechung all deſſen, was „immobil" in unseren Zimmern ist, beendet. Ueber das mobile Geräte — unser „Mobiliar" — soll in einem letzten Aufsatze nächstens gesprochen werden.

Blätter und Blüten

Weihnachten an Bord. (Zu den Bildern auf S. 837 und auf dieser Seite.) Schnee! In dichten Flocken rieselnder Schnee, der die Wälder und Felder deckt, weiß und weich sich mit dicken Polstern auf die grünen Aeste und Zweige der Tannen legt, solcher Schnee gehört für das deutsche Empfinden eigentlich zur vollen Weihnachtsfreude, und wenn er ausbleibt, denkt ein jeder: Ach, das ist gar keine richtige Weihnacht! Fehlt nun aber auch gar noch der Tannenbaum selbst mit seinen Lichtern und dem glänzenden Behang, da sollte man meinen, daß eine rechte Weihnachtsstimmung gar nicht aufkommen könnte. Doch unsere blauen Jungen wissen sich zu helfen, falls ihr Schiff nur überhaupt im Hafen liegt. Irgend eine Baumart muß den Weihnachtsbaum ersetzen, und je weniger sie mit denen vom Geschlecht der heimischen Tanne zu thun hat, um so bunter und strahlender ist das umgehängte Mäntelchen. Hunderte von Händen haben mit Eifer, Fleiß und Geschick daran gearbeitet, und wenn die laue Tropennacht sich herniederkenkt, dann flammen aus den Zweigen unzählige Lichter auf. — Zu einem richtigen Weihnachtsabend gehört aber auch, daß man etwas geschenkt erhält. Nicht jeder hat ein Päckchen aus der Heimat empfangen, als die „Weihnachtspost" zur Verteilung kam; nun aber entdeckt jeder mit strahlenden Blicken unter dem glänzenden Baum ein wohlverpacktes Geschenk, mit seinem Namen dabei. Voll Neugier und Spannung wird das Paket geöffnet. Mag auch der Einzelne selber kein Scherflein beigetragen haben zur Beschaffung der Hunderte verschiedener Dinge, der Reiz liegt darin, daß er nicht wußte, was ihm beschert werden würde. Und nun ist die Freude groß!

Die volle Fröhlichkeit kommt aber erst am ersten Feiertag zum Ausbruch! Die Musterung, der Gottesdienst sind vorüber, und in das laute Schnettern der Trompeten mischen sich die Klänge der Harmonika, während einer dem andern seine Weihnachtsgabe zeigt oder sich in das neue Buch vertieft, wenn nicht gar die Post Briefe von zu Hause brachte! B.

Ankunft der Weihnachtspost an Bord.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Renard in Kiel.

Die Elbinger Adventsmütterchen. (Zu dem Bilde S. 852.) Ein eigenartiger Brauch herrscht um die Weihnachtszeit in der westpreußischen Industriestadt Elbing. Da sieht man alte Frauen von Haus zu Haus ziehen, die einen gar sonderbaren Anblick gewähren. Auf dem greisen Kopf, trotz der winterlichen Kälte, einen mit rotem Band geschmückten, dreieckigen Strohhut von vorsintflutlicher Form, um die Schultern ein schneeweißes Leintuch, in den zitternden Händen eine Spitzenhäkelei, einen Korb und eine Schlittenglocke, so sammeln sie in dieser phantastischen Vermummung milde Gaben zum Besten der Elbinger Hospitäler ein. Und nirgend klopfen sie vergeblich an; ja unter den Kindern herrscht große Freude beim Anblick dieser weihnachtigen Mütterchen; wissen die Kleinen doch ganz genau, daß ihr Erscheinen das nahe Weihnachtsfest verkündet. Würdevoll und mild lächelnd, erkundigen sich die Alten nach den Wünschen der Kinder, fragen, ob sie auch stets artig und fleißig gewesen seien, und ermahnen die Unartigen zum Gehorsam. Lange Wunschzettel werden ihnen für das Christkind übergeben, von deren gewissenhafter Uebermittelung die Kinder festiglich überzeugt sind. Den Namen „Adventsmütterchen" führen diese Frauen daher, daß sie mit dem ersten Advent ihre Runde beginnen. Wann die poetische Sitte in Elbing eingeführt wurde, kann nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden. Thatsache ist, daß sie viele Jahrhunderte alt ist.

Oscar Meyer-Elbing.

Orientalische Sängerin. (Zu dem Bilde auf S. 841.) Die Glut des Orients weht uns aus dem

Bilde entgegen. An das alte Schiraz und seine Rosengärten denken wir unwillkürlich, an das Bagdad der Kalifen, die Stadtekönigin, in denen neben der Wissenschaft auch das frohe Lied blühte. Verblaßt ist heute die ehemalige Pracht, verrauscht sind die großen Hoffeste mit Sängerinnen und Tänzerinnen; heruntergekommen sind die „Musikanten", welche in den Landern des Islam hin und her wandern. Aber die Gabe des Gesanges ist im Orient ebensowenig verschwunden wie der Liebreiz der Frauen. Die Sängerin auf unserem Bilde erinnert sicher manchen Beschauer an die Worte Hafis', des „Koransesen":

„Schön ist eine Rose nimmer ohne Freundeswangen;
Schön ist nimmer auch der Frühling, wenn nicht Becher klangen;
Schön ist keine grüne Wiese, keine Lust in Hainen,
Wenn nicht Liebchen dort mit Wangen, Tulpen gleich, erschienen."

Gestern abend hat die schwarzlockige Schöne Freude erheitert, ihnen bei Saitenklang gesungen aus dem „Alkoran der Liebe", nun sitzt sie dem Frankenmaler auf der Plattform des Daches zu einem Bilde. Dazwischen greift sie in die Saiten und schaut zu dem Nachbarhause hinüber; von dort erklang ja die Strophe:

„Ei, du Gazellchen, hüte dich!
Der Jäger naht, ich bin es, ich,
Bereitet ist von mir der Pfeil,
Er trifft dein armes Herz in Eil'."

Und mit Mirzas Worten erwidert sie:

„Ei, junger Jäger, komm herzu,
Denn, wo ich harre, du bist's, du.
Verliebe nur den Pfeil mit Lust,
Durchbor' ich selbst die meine Brust."

So geht es hin und her, und ehe der Franke sein Bild vollendet hat, singt der junge Nachbar im Turban die alte Volksweise:

„Den Mond sieh an, die Sterne sieh an,
Das Mädchen auf dem Dache sieh an.
Der Mond ist mein, die Sterne sind mein,
Und auf dem Dache das Mädchen ist mein!"

Und fein ist die schwarzäugige Sängerin geworden.

Elbinger Adventsmütterchen.

Italienische Ziegenhirten. (Zu dem Bilde S. 845.) Wer hätte in den italienischen Bergen noch nicht seine Freude gehabt an den schönzgehörnten, langhaarigen, dunklen und gelben Ziegen, die, stets munter und zu Kurzweil angelegt, meckernd an den Bergwänden umherklettern. Es sind graziöse, flugeliebenswürdige Tiere, die Gemsen des Südens. Der Südländer aber schätzt sie nicht wegen ihres Frohsinns oder ihrer hals- und beinbrecherischen Tollkühnheit, sondern ihm sind sie die „milchenden Kühe", die ihn zwar weniger mit Butter, aber mit Milch und Käse versorgen, die ihn mit dem Fleisch ihrer Zicklein und später mit ihrem eigenen nähren, die ihm ihren Pelz zur Kleidung, ihr Fell zu Sandalen, zu Wein- und Oelschläuchen oder zu — Dudelsäcken geben. Daher ist der Reisende im Süden häufig auf Ziegenmilch angewiesen, und in Neapel steigen die Ziegen als wandelnde Milchhandlungen bis zum höchsten Stockwerk zu ihren Kundinnen hinauf.

Die Ziegenherde auf unserm Bilde zieht, durch die Stecken der braunen Hirtenknaben und zwei zottige Hunde regiert, zur Weide aus. Mit den Bauten, mit der düstern Thorwölbung, durch die ein silbergrauer Olivenhain und der lichte italienische Himmel hereinschauen, mit dem vielgeplagten Grautier und mit den Menschen, die so wirdevoll und stolz ihre ererbte Tracht und ihre Last tragen, schließt sich diese Ziegenherde zu einem schönen und charakteristischen Bilde südlichen Landlebens zusammen.

Ruhe auf der Flucht nach Aegypten. (Zu unserer Kunstbeilage.) Kaum zweiundreißig Jahre war Lucas Cranach alt, als er im Jahre 1504 als Hofmaler des kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen berufen wurde. Im Dienste dieses kunstverständigen Fürsten und seiner beiden Nachfolger entstanden in der Werkstatt Cranachs jene zahlreichen Bilder, die teils die Züge von berühmten Zeitgenossen festhalten, teils Darstellungen aus der Sagenwelt der Alten oder biblische Motive anwesen. Und in all diesen Schöpfungen steht Cranach als ein reifer Meister da, als ein Künstler, der die technischen Bedingnisse seiner Kunst mit spielerischer Leichtigkeit beherrscht, der klar zu sehen und treffsicher das Gesehene zu schildern weiß — wenngleich es scheint, als sei ihm jenes höchste Etwas nicht gegeben, das zu uns aus den Werken Albrecht Dürers spricht und das auch Holbeins Schöpfungen eigen ist. Oft ist es fast, als ob sehr Cranachs Bildern noch die Seele — sie gehen mehr an den Verstand als an das Herz, trotz all ihrer Tüchtigkeit und Schönheit. Wie anders aber ist die Wirkung des Bildes, das wir heute mit Künstlerlage wiedergeben! Da weht Waldesduft und Märchenstimmung, da ist echte deutsche Weihnachtspoesie, die gesangen nimmt und zu Herzen geht! Die „Ruhe auf der Flucht" ist ein Jugendwerk Lucas Cranachs, die sonnige, farbenfrohe Schöpfung eines jungen Künstlers aus dem Frankenlande, den noch kein würdevolles Amt beschränkt, der seiner frischen Phantasie die Zügel schießen läßt. — Tiefblau leuchtet der Himmel auf die sommerliche Erde nieder, und auf blumiger Wiese, bei moosbewachsenen, braunen Felsblöcken, sitzt Maria am Rande des Waldes und hält mit glücklichem Lächeln ihr Kind im Schoß. Joseph steht dinter ihr. Um die Gruppe aber wimmelt es von kleinen geflügelten Engeln, die alle herbeigeeilt sind, um Mariens Kinde Freude zu bereiten, mit ihm zu spielen. Wie ein Stück Thüringen mutet die Landschaft dieses Bildes an, und deutsche Kindergesichter blicken uns an aus diesen kleinen Engeln.

Als Cranachs bestes Werk hat man die „Ruhe auf der Flucht" vielfach bezeichnet, und es ist erfreulich, daß das liebliche Bild vor kurzem in den Besitz der Berliner Gemäldegalerie übergegangen ist.

Allerlei Kurzweil.

Weihnachtskryptogramm. Von L. Weise.

Rätsel.

Die gegen dich, was ich benenne, fehlen,
Die wird dasstehn, aber kopflos, quälen.

E. S.

Zahlenrätsel.

1	6	2	7	**5**	8	1	9	10
7	1	11	**11**	1	**12**	2	13	14
15	6	**1**	3	16	5	**9**	12	5
17	**2**	7	18	3	13	7	**2**	13
19	5	18	10	7	9	1	2	**13**
17	**1**	2	13	14	1	2	**7**	9
8	5	**7**	2	6	2	**15**	1	13
7	18	10	**4**	8	**6**	5	19	1
11	5	12	14	**5**	12	1	9	1

Die Zahlen erlese man durch bestimmte Buchstaben, so daß in den wagerechten Reihen bekannte Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. ein weiblicher Vorname, 2. ein Paß in den Alpen, 3. eine Königin zu Cäsars Zeit, 4. ein Staat der Union von Nordamerika, 5. ein Berg im östlichen Teil der Alpen, 6. eine farblose Flüssigkeit von brennendem Geschmack, 7. eine Gesetzsammlung aus alter Zeit, 8. eine Vorrichtung an Tischen und Spinden, 9. ein weiblicher Vorname. — Nach richtiger Lösung nennen die Buchstaben in den Feldern mit fettgedruckten Zahlen zusammen einen Roman, der in der „Gartenlaube" erschienen ist.

A. St.

Auflösung des Rösselsprungs auf Seite 824.

Ein schönes Alter ist des Lebens Krone;
Nur dem, der sie verdient, wird sie zum Lohne!
Wer lange trug des Daseins schwere Bürde
Und oft mit sein Haupt noch aufrecht hält mit Würde,
Giebt dadurch Zeugnis, daß er seinen Leben
Von Jugend auf den rechten Halt gegeben. (Hackenteufel.)

Auflösung der Charade auf Seite 824. Bild, Schnitzer, Bildschnitzer.

Auflösung des Rätsels auf Seite 824. Norden, Orden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Heft 18, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Die Kaiser Wilhelm-Gedächtnishalle im Hohenzollernmuseum zu Berlin ist nunmehr auf Wunsch des Kaisers dem Publikum geöffnet worden. Damit wurde auch die dort aufgestellte prächtige Marmorgruppe von Michel Lock „Ich habe keine Zeit müde zu sein" der Oeffentlichkeit wieder zugänglich. Lock hatte für das Modell zu dieser Gruppe seiner Zeit die Große goldene Medaille erhalten. Bald darauf raffte der Tod den hochbegabten Künstler hinweg, ehe dieser daran gehen konnte, sein Werk in Marmor auszuführen. So lautete der Staat das Modell an und ließ es durch den Bildhauer Tübbecke ausführen und nach Fertigstellung dem Kaiser übergeben. Dieser bestimmte als Aufstellungsort das Hohenzollernmuseum im Schlosse Monbijou, wo ein mausoleumartiger Raum als Kaiser Wilhelm-Gedächtnishalle neu geschaffen wurde. Dort ruht die schöne Gruppe nun, wie kaum ein anderes Denkmal, die Erinnerung an den ersten Kaiser im neuen Reiche, so wie er in den letzten Lebensjahren aussah, den Bezahnern zurück. Ein wenig nach vorne gebeugt, sitzt der Kaiser im Sessel. Sinnend gleitet sein Blick über die Papiere hin, die ihm im Schoße ruhen. Wohl spricht das Alter aus dem müden Körper, aber es spricht auch die starke Willenskraft des Geistes aus ihm, der aller Schwäche Trotz zu bieten sucht im Angesicht der Pflicht. Ein Genius, der hinter dem Stuhle des Kaisers steht, trägt zu der ergreifenden Wirkung des schönen Werkes bei.

Die Marmorgruppe „Ich habe keine Zeit müde zu sein" von Michel Lock.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Frantz & Co. in Berlin.

Ein Blumenaudenkmal. Dr. Hermann Blumenau, der Gründer der Kolonie gleichen Namens im südbrasilischen Staate Santa Katharina, ist am 30. Oktober 1899 in Braunschweig gestorben, und die Trauerbotschaft erweckte in den fernen Kolonisten den Wunsch, dem Manne, der sich so große Verdienste um ihre fernste Heimat erworben, als sichtbares Zeichen ihrer dankbaren Erinnerung ein Denkmal zu setzen. Am 2. September 1900 fand die Grundsteinlegung auf dem von der Munizipalkammer zur Verfügung gestellten, schönen Platze statt, aber die für das Denkmal veranstalteten Sammlungen brachten nur eine Summe von 4000 Mark auf. Man mußte also vorläufig auf eine Verwirklichung der Idee verzichten, zumal die am 10. Dezember v. J. in Berlin gegründete Blumenaustiftung nur der Förderung des deutschen Schulwesens in Südbrasilien dienen, nicht aber die Mittel zum Denkmalbau hergeben soll. Freunde und Verehrer des Verstorbenen haben sich nun zusammengethan, das Interesse weiterer Kreise für eine Sache zu erwecken, die von hohem moralischen Wert für die deutschen Kolonisten in Südamerika ist. Durch die Errichtung des einfachen, aber würdigen Denkmals, das auf einem entsprechenden Unterbau einen mächtigen Felsblock mit dem Bronzemedaillon Blumenaus zeigen soll, würde sich das Ansehen des Deutschtums in Südbrasilien heben, und die Kolonisten, die lange genug über eine Vernachlässigung ihrer Interessen im deutschen Vaterlande zu klagen hatten, würden fühlen, daß man ihrer daheim nicht vergessen hat. Die Herren Moritz Schanz, Chemnitz, Dr. Herrmann Meyer, Leipzig und A. W. Settin, Hamburg sind zur Entgegennahme von Gaben für das Blumenaudenkmal gern bereit.

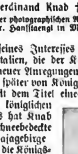
Mädchen als Gymnasialschülerinnen. Dem jüngsten Jahresberichte des Mannheimer humanistischen Gymnasiums entnehmen wir die folgende Notiz, aus der hervorgeht, daß man in Baden mit dem Versuche, das Gymnasium auch den Mädchen zu öffnen, nur günstige Erzebnisse erzielt hat: „Seit Anfang des Schuljahres nahmen sieben Mädchen an dem Gymnasialunterricht teil, zwei in Sexta, drei in Quinta und zwei in Obertertia. Die Regierung betrachtet dies zunächst als einen Versuch und behält sich eine endgültige Entscheidung vor. Unsere bis jetzt gemachten Erfahrungen sind durchaus günstig, und dem Vernehmen nach beabsichtigen noch weitere Schülerinnen, ihre Aufnahme zu erbitten."

Centralblindenbibliothek für die Blinden Deutschlands. Zu unserm Vaterlande wohnen ungefähr 40 000 Blinde, die meisten von ihnen unbemittelt, die wenigsten in der Lage, sich, abgesehen von dem Schulunterricht in den Blindenanstalten, zu einer selbstständigen geistigen Beschäftigung durchzuringen. Und doch empfindet der Blinde, dem das Leben so viel schmerzliche Entbehrungen auferlegt, weit lebhafter als der Sehende das Bedürfnis nach geistiger Nahrung. Dieser Erfahrung Rechnung tragend, hat sich, unter dem Protektorate des Herzogs Carl Theodor in Bayern, ein Komitee zusammengefunden, das eine Wanderbibliothek gründen will, ein Unternehmen, das allen Blinden Deutschlands gemeinsam und gleichmäßig zu gute kommen soll. Diese Gründung wird den doppelten Zweck haben: einmal durch beständigen Wechsel und Austausch des Materials vielen die Schätze unserer Litteratur zugänglich zu machen, und ferner durch Uebertragung der handschriftlichen Bücherherstellung an Blinde einer erheblichen Anzahl von ihnen Brot und Beruf zu geben. Um die Mittel für das lobenswerte Unternehmen aufzubringen, wendet sich das Komitee an alle, die für das Elend der Blinden ein offenes Herz und eine offene Hand haben, und erbittet Beiträge an das Konto „Blindenbibliothek" Norddeutsche Bank oder an einen der folgenden Herren: Bürgermeister Dr. Mönkeberg, Bürgermeister Dr. Burchard, Bürgermeister Dr. Hachmann (sämtlich in Hamburg) und Oberbürgermeister Dr. Giese, Altona.

Eine Bismarcksäule in den Sudeten. Als im Todesjahre Bismarcks der „Ausschuß der deutschen Studentenschaft" den schönen Aufruf erließ, dem großen Toten überall in deutschen Landen auf geeigneten Höhen „Bismarcksäulen" zu errichten, da fand dieser Ruf auf einen wohlvorbereiteten Boden. Seitdem ist schon eine sehr stattliche Reihe solcher Erinnerungszeichen erstanden. Und immer weitere Kreise scheint der treffliche Gedanke zu ergreifen. So hat denn auch die kleine Ortsgruppe Gottesberg des Riesengebirgs-Vereins, getragen von jeniger Bismarckverehrung, den Ausbau des Altreichskanzlers aus eigenen Mitteln einen 11 m hohen und an der Basis 3,5 m breiten Granitbau in Säulenform auf einem nahe bei der alten Bergwerksstadt sich erhebenden Porphyrkegel errichtet. Gewaltige Blöcke aus dem benachbarten Riesengebirgsgranit lassen das Denkmal als für die Ewigkeit gebaut erscheinen. Zur Bergspitze wurde eine lange Treppe aus deutschem Granit wie die Säule emporgeführt. Der Bergkegel, sodaß „Bismarckhöhe" genannt, gewährt eine Rundsicht, die zu den allerschönsten im ganzen Sudetenzuge gehört: Iser- und Riesengebirge, Waldenburger Gebirge und Eulengebirge, Zobten und die nach Breslau hin sich öffnende Ebene. Besonders wirksam ist der Gegensatz zwischen dem einsamen Waldgebirge und den reichen Industriestädten. Die Einweihung der Säule fand am 2. September statt. Am Abende dieses Tages brannte zum erstenmal ein Erinnerungsfeuer auf der Denkmalsspitze.

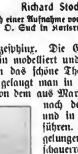
Die Einweihung der Bismarcksäule der Ortsgruppe Gottesberg des Riesengebirgs-Vereins.
Nach einer photographischen Aufnahme von Carl Krefft in Gottesberg.

Ferdinand Knab †. der sich als Maler wie als Illustrator große Anerkennung weit über die Grenzen seiner engeren bayrischen Heimat hinaus erworben hat, ist am 3. November in München verschieden. Knab stammte aus Würzburg. Am 12. Juni 1847 war er dort geboren, und in Nürnberg widmete er sich zunächst unter Heideloffs Führung architektonischen Studien, bis er 1869 nach München übersiedelte, um sich als Schüler Rambergs und Piloths der Malerei zuzuwenden. Schon damals war der Schwerpunkt seines Interesses der Architekturmalerei zugewendet. Eine Reise nach Italien, die der Künstler im Jahre 1868 unternahm, bot ihm eine Fülle neuer Anregungen auf diesem Felde. Ganz besonders wurde Knabs Vorliebe hierfür vom König Ludwig II von Bayern geschützt, der den Künstler auch mit dem Titel eines Hofmalers auszeichnete. Für den Wintergarten dieses königlichen Mäcens hat Knab das schneebedeckte Himalajagebirge und für die Königsschlösser schöne Bildwerke gezeichnet. Die meiste Verbreitung fanden Knabs dekorative Architekturbilder, die romantische Klosterhöfe, Schloßruinen, verfallene Palastbauten der Renaissancezeit und römische Gärten darstellen. In den achtziger Jahren hat Knab auch als Illustrator der „Fliegenden Blätter" gewirkt; im Jahrgange 1889 der „Gartenlaube" sind seine Bilder „Die Gralsburg" und „Motiv aus der altdeutschen Mark" erschienen.



Ferdinand Knab †.
Nach einer photographischen Aufnahme von Fr. Hanfstaengl in München.

Richard Stocker. Am 4. Dezember feiert Richard Stocker, der bekannte „Hegausänger", in Waldshut a. Rh. seinen 70. Geburtstag. Das Prädikat „Hegausänger" stammt von seinem Freunde Viktor Scheffel, der Stocker anfangs der siebziger Jahre kennenlernte. Stocker verstand es damals, sich in des Dichters einsamen Herz hineinzufingen. Er war einer der Wenigen, die stets Einlaß in das wellenumrauschte Landhaus bei Radolfzell fanden, wohin Scheffel sich nach rauhen Schicksalsschlägen zurückgezogen hatte. Stocker hat eine Reihe „Trompeter Lieder" komponiert, über deren Melodien Scheffel stets sein höchstes Wohlgefallen aussprach. Zu des Hegausängers 50. Geburtstag widmete Scheffel ihm das schöne Gedicht: „Sei mit gegrüßt im Sonnenglanz, du feiner Artenschlucker" mit dem Refrain: „Mein Hegau, schön bist du." Stockers Komposition des Gedichtes ist im Hegau und am Bodensee volkstümlich geworden. Richard Stocker ist früher in Süddeutschland mit großem künstlerischen Erfolg in Konzerten aufgetreten. In voller Rüstigkeit steht er heute noch seinem bürgerlichen Amte als Oberrevisor in Waldshut vor.



Richard Stocker.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. O. Sud in Karlsruhe i. B.

Das neue Schauspielhaus in Frankfurt a. M., zu dem am 28. August 1899, dem 150. Geburtstage Goethes, der erste Spatenstich getan wurde, konnte am 1. November d. J. mit einer Festvorstellung weihevoll eröffnet werden. Der prächtige Saalbau hat erhebt sich auf dem Promenadenring zwischen dem Mainquai und der Kaiserstraße. Nach den Entwürfen des Baurats Heinrich Seeling in Berlin wurde das neue Schauspielhaus von diesem und von dem Regierungsbaumeister Friedrich Zöllner in über dreijähriger Arbeit geschaffen. Der Außenschmuck des Gebäudes, dessen weithin sichtbare Kuppel von einer vergoldeten Francofurtia gekrönt wird, ist einfach, aber durchaus edel. Ueber dem Portalbau ist ein prächtiges Bildwerk, das Werk des Bildhauers Krüger, angebracht. Auf dem Giebel des kupfergedeckten Daches thront eine von dem Bildhauer Keller geschaffene Bronzeplastik. Die Gruppe des Giebels wurde von Professor Klimsch in Berlin modelliert und zeigt eine Versinnlichung der Poesie. Den Eingang in das schöne Theater bildet der Säulengang der Hauptfront; durch ihn gelangt man in ein kleines, aber sehr schön ausgestattetes Treppenhaus, von dem aus Marmortreppen nach den Rängen und in das Foyer führen. Vorzüglich gelungen ist der Zuschauerraum, der, obwohl er 1196 Plätze enthält, doch einen behaglichen und intimen Eindruck macht. Natürlich wurden bei der ganzen Ausstattung des Theaters und Nebenbaues bei der Konstruktion der Bühne alle neuen Errungenschaften des Theaterbaues verwertet. So ist nun ein Werk entstanden, das als eine durchaus würdige Stätte deutscher Schauspielkunst in Goethes Vaterstadt erscheint, ein Haus, das der deutschen Dichtung in Schönheit und Würde dienen möge.

Nach einer photographischen Aufnahme von Peter Weber in Mainz.

Das neue Schauspielhaus in Frankfurt a. M.
Erbaut nach den Entwürfen von Baurat Heinrich Seeling.

Der älteste deutsche Verein Rumäniens. Die „Bukarester deutsche Liedertafel", der älteste und angesehenste deutsche Verein Rumäniens, feierte in der Zeit vom 7. bis 10. November d. J. unter dem Protektorate des deutschen Gesandten von Kiderlen-Waechter und des österreichisch-ungarischen Gesandten Marfgrafen von Pallavicini das Fest ihres halbhundertjährigen Bestehens. Im Jahre 1852, noch zur Zeit der russischen Schutzherrlichkeit über die Donaufürstentümer, gegründet, ist die „Bukarester deutsche Liedertafel" ihrer Aufgabe, Pflegerin des deutschen Liedes und deutscher Gesinnung zu sein, im Verlaufe von nunmehr fünfzig Jahren mit so glänzenden moralischen und materiellen Erfolge nachgekommen, daß das Fest ihres halbhundertjährigen Bestandes nicht nur zu einem Freudenfeste für die gesamte große deutsche Kolonie Bukarests, sondern auch zu einem Verbrüderungsfeste der deutschen Gesangvereine Rumäniens mit den Bundesvereinen aus dem Siebenbürger Sachsenland und der Bukowina sich gestaltet hat. Als führender Verein des Deutschen Sängerbundes in Rumänien hat die gegenwärtig über 300 Mitglieder zählende „Bukarester deutsche Liedertafel" an den drei letzten allgemeinen deutschen Sängerfesten zu Wien, Stuttgart und Graz teilgenommen; sie konnte aber auch die zu ihrem eigenen fünfzigsten Wiegenfeste als Gäste angekündigten Vereine und Vereinsabordnungen aus Rumänien, Deutschland und Oesterreich-Ungarn in einem prächtigen Heim begrüßen. Im Jahre 1881 erworben und im Jahre 1897 unter dem Präsidium des dergeitigen unermüdlichen Vereinspräsidenten Carl Weinlich gründlich umgebaut und durch einen geräumigen Konzertsaal vergrößert, ist ihr im Centrum der rumänischen Hauptstadt gelegenes Vereinshaus zugleich der beste Beweis für die Opferwilligkeit der Mitglieder dieses Vereins. Anläßlich der fünfzigjährigen Jubelfeier der „Bukarester deutschen Liedertafel" select auch der unter dem Ehrennamen „Papa Rieß" weit über die Grenzen Rumäniens hinaus geachtete und geehrte Kaufmann Gustav Rieß sen. das Fest seiner fünfzigjährigen Vereinsmitgliedschaft. Rieß ist einer der verdienstvollsten Deutschen Rumäniens.

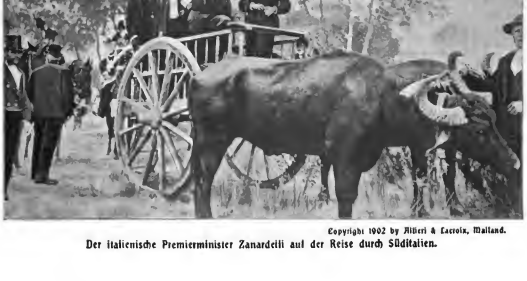
Das Vereinshaus und der Konzertsaal der im Jahre 1852 gegründeten „Bukarester deutschen Liedertafel".

Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld, der seit dem Juni 1894, also seit achtundeinhalb Jahren, das Deutsche Reich als Botschafter in Wien vertreten hat, ist nunmehr wegen seiner anhaltenden Kränklichkeit auf seinen Wunsch und unter Verleihung einer hohen Auszeichnung in den zeitweiligen Ruhestand versetzt worden. Der verdienstvolle Diplomat, den unser Bild zusammen mit seiner Gattin, der Fürstin Auguste zu Eulenburg, darstellt, steht im sechsundfünfzigsten Lebensjahre. Den Feldzug von 1870 hat er als Leutnant im Regiment Gardes du Corps mitgemacht, und mit dem Eisernen Kreuz geschmückt kehrte er aus Frankreich zurück. Nach dem Kriege wandte er sich dem Studium der Rechte und im Jahre 1878 der diplomatischen Laufbahn zu, in der er in preußischem und deutschen Gesandtschaftsdiensten bald rühmlich hervortrat. So kam er 1890 als preußischer Gesandter nach Stuttgart, 1891 nach München und 1894 als deutscher Botschafter auf den verantwortungsvollen Posten nach Wien. Aber nicht nur als Diplomat hat der Fürst schöne Erfolge erzielt, auch auf künstlerischem Gebiete, als Dichter und Komponist, hat er sich in weiten Kreisen bekannt gemacht. Er veröffentlichte Dichtungen unter dem Titel „Saidenfänge" und gab ein Büchlein „Abenderzählungen, Märchen und Träume" heraus. Gerne geinnen aber werden seine „Rosenlieder". Es ist zu hoffen, daß die angegriffene Gesundheit des verdienten Mannes sich in der Ruhe seiner märkischen Besitzung Liebenberg bald erholen werde. Als sein Nachfolger am Wiener Hofe wurde der bisherige Botschafter in Rom, Graf Karl Wedel ernannt.

Fürst Philipp Eulenburg und Gemahlin.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph C. Pietzner in Wien.

Die Leistungsfähigkeit der deutschen Handelsflotte. Will man den Wert und die Bedeutung einer Handelsflotte richtig beurteilen, so darf man nicht allein die Zahl und den Raumgehalt der Schiffe in Betracht ziehen, sondern muß auch deren Fahrgeschwindigkeit berücksichtigen. Es kommt ja wesentlich auch auf die Zeit an, in welcher eine bestimmte Menge von Gütern befördert werden kann. Bei solchen Berechnungen nimmt man die Transportfähigkeit eines Segelschiffes als Grundwert an und setzt die Transportfähigkeit eines gleichgroßen Dampfers als dreimal höher voraus. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Leistungsfähigkeit der deutschen Handelsflotte während der letzten Jahrzehnte im Kaiserlichen Statistischen Amte nachgeprüft worden. Das Bild, das sich uns darbietet, ist recht erfreulich. Im Jahre 1875 betrug die Transportfähigkeit aller unserer Seeschiffe 1 445 754 Registertonnen netto; im Jahre 1885 belief sie sich auf 2 146 429 und im Jahre 1901 auf mehr als das Doppelte, auf 4 601 424 Registertonnen. So hat sich die Leistungsfähigkeit sämtlicher deutscher Handelsschiffe seit 1875 um 218 Prozent vergrößert.

Der italienische Ministerpräsident Zanardelli entschloß sich Mitte vorigen Monats, eine Reise in die südlichsten Teile Italiens zu unternehmen, um sich persönlich von der Lage der dortigen Bevölkerung und von deren Bedürfnissen zu überzeugen. Unser Bild zeigt, wie primitiv die Verkehrsverhältnisse Süditaliens sind. Straßen und Brücken giebt es teilweise gar nicht, und so sah sich denn Zanardelli genötigt, mit dem in diesen Gegenden üblichen hochrädrigen Ochsenwagen als Beförderungsmittel vorlieb zu nehmen, da es aus obigen Gründen ihm unmöglich gemacht war, Pferde und Wagen mit sich zu führen und die Bevölkerung zu arm ist, um sich Pferde zu halten.



Copyright 1902 by Riberi & Lacroix, Mailand.

Der italienische Premierminister Zanardelli auf der Reise durch Süditalien.

Der zahme Auerhahn von Mürzzuschlag. Vor vier Jahren fuhr ein Bäuerein des Wegs zwischen Stuhlof und Mürzzuschlag, als plötzlich aus dem Waldesdickicht ein stattlicher Auerhahn flog, sich gemütlich auf den Wagen setzte und mit ihs zum Gehöft des Bauern fuhr, wo er sich im Hühnerhof dauernd niederließ. Die Sache sprach sich bald herum, die Forstverwaltung hat sich den seltenen Vogel aus und ließ ihn nach dem nahe bei Mürzzuschlag gelegenen Schallerlogel bringen, den er noch heute als Sommerheim benützt. Den Spätherbst und Winter verbringt er auf der durch das Roseggers-Alpenhaus bekannt gewordenen Prenlahöe, und seine Zutraulichkeit erregt die Bewunderung der Touristen, die oft, nur um zu Liebe den Weg zur Alpe oder zum Schallerlogel machen. Besonders augetrauend scheint sich der Auerhahn, der unter dem Schutz des Kaisers Franz Joseph steht und nicht abgeschossen werden darf, mit dem Mürzzuschlager Zimmermeister Franz Streicher zu haben. Unser Bildchen zeigt ihn, wie er auf dem ausgestreckten Arm des Zimmermeisters sitzt, den Schweif stolz zum Rad gewölbt, den Schnabel wie zum Balzen geöffnet. Vielleicht bestingt er sich über die Bosheit der Zoologen, die seine absonderliche Zahnuheit mit „Verrücktheit" erklären.

Der zahme Auerhahn von Mürzzuschlag.
Nach einer photographischen Aufnahme von Fr. Jos. Wöhm in Mürzzuschlag.

Der Verein „Arbeitsvermittlung für hilfsbedürftige Handweber des Kreises Waldenburg i. Schl." sendet uns folgende Mitteilung: Die „Gartenlaube" wurde uns im vorigen Jahr ein wahrer Helfer in der Not! Als wir voll Kummer der Klugnut der Zeit gegenüber standen, ohne es übers Herz bringen zu können, unsre armen Handweber zu entlassen, da riefen wir in der „Gartenlaube": Hesft uns! Und es kam die Hilfe! Sehr zahlreiche Bestellungen liefen ein, so daß der Verein ohne Einschränkung seine Unterstützung weiter gewähren konnte. Darum sei hier zunächst ein inniger Dank gebracht! Leider aber thut Hilfe von auswärts dies Jahr in noch verstärkter Maße not. Es ist ein ganzes Jahr ins Land gegangen, in dem alle Sonnabende die Weberleute mit ihrem Paß auf dem Rücken kamen und ausgelohnt werden mußten, auch wenn Garn mitmahmen. Jetzt naht die Zeit der neuen Garnerläufe. Leider war der Barenverkauf hier in dem entlegenen Gebirgsdorf den Ausgaben nicht entsprechend. Es haben sich für ca. 20 000 Mark Baren angekauft! Herrliche Leinen in allen Stärken und Breiten — bis zu den feinsten Sorten, Baumwollwaren aller Art, Bettbezüge, Müller-Reffel, Bauernleute, Küchen- und Handwäsche, Schürzen und Kleiderstoffe — ein großes Lager. — Alles ist ganz vorzüglich haltbar und nicht teuer; aber es muß baldigst gegen bar Geld eingetauscht werden, sonst kann der Verein nicht weiter wirken. Diese schöne Segensquelle aber darf nicht aufhören zu fließen. Die Arbeitsvermittlung giebt ja nicht bloß Arbeit, sondern, da sie mit offener Rechnungslegung nur für die Bedürftigen das Gleichgit übt und keinerlei Unternehmergewinn abwerfen soll, ist sie eben vielmehr in der Lage, besondere Hilfe zu gewähren. Sie giebt bessere Löhne, sie hat eine Weberhilfskasse gebildet, aus der jährlich im Kreise etwa 2000 Mark verteilt werden konnten, sie hilft den Webern durch Prämien, ihre Kinder in lohnendere Berufe überzuführen, und giebt den Krankenpflegerinnen in den Weberdörfern monatliche Beiträge für die Armen. Proben und Preislisten sendet gern an jedermann die „Arbeitsvermittlung, Michelsdorf b. Hynau, Schlesien".

Das Strafgesetz und die Frauen. Es war von jeher eine Beschränkung der Kriminalisten, daß mit dem Steigen der freien Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechtes auch die Zahl der Fälle, in denen strafbare Handlungen durch Frauen verübt werden, einen starken Zuwachs finden würde. Wie aus den Mitteilungen, die H. v. Scheel in Band XXII der Conradschen Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik veröffentlicht, hervorgeht, hat sich diese Befürchtung in keiner Weise bewahrheitet. Es ist vielmehr aus diesen Untersuchungen, denen die Ergebnisse der deutschen Kriminalstatistik der Jahre 1882 bis 1889 zugrunde gelegt sind, ersichtlich, daß die Zunahme der Verurteilungen in diesem Zeitabschnitte lediglich auf Angehörige des männlichen Geschlechtes fällt. Im Jahre 1882 kamen auf 100 verurteilte Männer nur 18,6 verurteilte Frauen, das heißt, es gab über fünfmal soviel Verbrecher als Verbrecherinnen. Interessante Aufschlüsse darüber, wie sich dieses Verhältnis in Bezug auf einzelne Delikte gestaltet, giebt das Statistische Jahrbuch für 1900, aus dessen Ausführungen einige Verbrechen genannt werden sollen, an denen die Frauen ganz besonders stark beteiligt sind. Danach kamen in diesem Jahre auf je hundert Hehler sünfzig Hehlerinnen, auf hundert Männer, die wegen Meineides zur Verurteilung kamen, fünfundvierzig wegen des gleichen Verbrechens bestrafte Frauen, und auf hundert Diebe sechsunddreißig Diebinnen.

Der Herzog Georgbrunnen in Hildburghausen. Am 19. Oktober war das reizend gelegene Hildburghausen die Stätte eines frohen und würdigen Festes. Auf dem prächtigen Marktplatz, der mit grünen Buschwerk und Fahnen reich geschmückt war, wurde der neue Herzog Georgbrunnen, ein Werk Professor Adolf Hildebrands, feierlich enthüllt und damit der Stadt ein Wahrzeichen beschert, das ihr für alle Zeiten zum Schmucke gereichen wird. Der Brunnen, eine Stiftung des Hildburghausener Ehrenbürgers Max Michaelis, hat seinen Namen nach dem Herzog Georg II von Sachsen-Meiningen und Hildburghausen erhalten. Er soll ein Denkmal der Verehrung der Landeskinder für den Fürsten sein, der seit so vielen Jahren die Regierung führt. Der neue Monumentalbrunnen ist ein überaus wohlgelungenes Werk von ruhiger, starker Wirkung. Der Rückwand des breiten Bassins entsteigt ein edel gebildeter Aufbau, der an der Stirnseite das Bronzerelief des Herzogs Georg II trägt und mit dem Wappen des Landes bekrönt ist. Zu beiden Seiten des Aufbaues sind Fabeltiere aus Pferd- und Fischgestalt angebracht, vor denen sich aus zwei Krügen die Wasserstrahlen in das Becken ergießen.

Der Herzog Georgbrunnen in Hildburghausen.
Photographie im Verlag der Kasselmannschen Hofbuchhandlung (M. Achilles) in Hildburghausen.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Heft 15. 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Von den neuerdings zur Niederlegung bestimmten Festungswerken von Mainz und Kastel zeigen wir unseren Lesern das im Barockstil erbaute Thor der Citadelle und die Hafenbefestigung. Die Beseitigung der Teile des inneren Festungsgürtels, zu denen noch das Gonsheimer und das Mombacher Thor, das Thor von Kastel, das Eiserne und das Rheinthor zählen, hat sich als dringende Notwendigkeit ergeben, um für den immer mehr und stärker sich ausdehnenden Verkehr der Stadt den nötigen Raum zu gewinnen. Die Bedeutung von Mainz als Festung geht zurück auf die Tage des Wiener Kongresses. Durch ihn wurde die Stadt als Festung des Deutschen Bundes erklärt, und sie blieb auch dann noch Bundesfestung, als Mainz im Jahre 1816 dem Großherzoge von Hessen zugesprochen worden war. Oesterreichische, preußische und hessische Truppen hielten damals gemeinsam die Festungswerke besetzt; erst im Friedensschluß von 1866 fiel Preußen das alleinige Besatzungsrecht zu. Nachdem nun schon seit dem Jahre 1871 die Erweiterung der Festungswerke in Angriff genommen worden war, sank die strategische Bedeutung des alten inneren Festungsgürtels immer mehr. Mit ihm fallen also keineswegs militärisch wichtige Punkte, sondern nur Bauwerke, die aus historischen Gesichtspunkten von Interesse sind.

Das Thor der Citadelle in Mainz.

Frauen im Kunstgewerbe und in der Juwelierarbeit. Sicherlich wird jedermann, der Interesse an der Entwickelung unserer Kultur nimmt, mit Freude beobachten, welch günstiger und durchgreifender Wandel sich in jüngster Zeit in der Geschmacksrichtung vollzogen hat. Diese nicht zu leugnende Besserung des Geschmacks ist zum großen Teile der größeren Beachtung und Wertschätzung zuzuschreiben, die dem Kunstgewerbe neuerdings zu teil wird, der immer mehr Platz greifenden Ueberzeugung, daß es nicht als ein Handwerk, sondern als eine Kunst für sich zu betrachten sei, der auch der Beste seine Kräfte widmen dürfe. Auch die Frauen haben erkannt, daß sich ihrer Befähigung, ihrem Geschmack und ihrer Kunstfertigkeit hier ein weites Feld eröffnet; schon jetzt kennen wir eine ganze Reihe von Frauennamen, die einen guten Ruf in der Kleinkunst haben. Wir erinnern an Elsa Unger, Anna Wagner und Eugenie Munk, die in der Metall- und Juwelierkunst Beachtenswertes geleistet haben und ein glänzendes Zeugnis ablegten nicht nur für die Bedeutung der Wiener Kunstgewerbehochschule, deren Schülerinnen sie waren, sondern auch für die hohe Begabung der Frau, sich im Kunstgewerbe hervorzuthun. An erster Stelle aber ist England zu nennen, das unter seinen Metall- und Juwelierkünstlern schon eine beträchtliche Anzahl selbständig arbeitender Frauen hat und aufstrebenden Talenten, mehr als irgend ein anderes Land, die Möglichkeit bester Unterweisung und eine nie zu erschöpfende Fundgrube künstlerischen Studiums bietet. England war es auch, das den zwei in der Juwelier- und Emaillearbeit mit Auszeichnung genannten Belgierinnen: Jeanne de Brouckère und Alice Halbach Chanal, die erste Anregung und eine gründliche, gediegene Ausbildung gegeben hat. Jeanne de Brouckère, die als kaum sechzehnjähriges Mädchen in das Londoner Künstlerheim Cobden Sandersons kam, nahm, angeregt durch bossierte Kupferarbeiten, die ihr in den Ausstellungen und Museen auffielen, einen Kursus in der „Chiswick School of Art", unterrichtete, nach Brüssel zurückgekehrt, auch ihre Freundin Alice Halbach in der eben erlernten Kunst und unternahm mit ihr gemeinsam eine zweite Reise nach England, um in „Essexhouse", dem Atelier Mr. Aschbees in London, bei dem berühmten Meister in die Lehre zu gehen. Bei einem Brüsseler Juwelier wurde das Studium in ernsthaftester Weise fortgesetzt, die Kupfer- und Silberarbeiten der beiden Damen hatten schon einen besonderen Ruf, als sich die für ihr Fach begeisterten Künstlerinnen entschlossen, noch in Paris unter dem genialen Armand Point zu studieren, dessen Schmuckarbeiten in der Brüsseler Ausstellung 1898 „L'art Idéaliste" ihr Entzücken erregten. Heute sind die Künstlerinnen bedingungslos anerkannt in ihren Leistungen und auch pekuniär unabhängig durch die Erträgnisse ihrer Kunst. Was ihre Arbeiten vor allen anderen ganz besonders auszeichnet, ist die Eigenart der Erfindung und die vornehme Einfachheit der Form, die manchmal an antike Muster erinnert. Jeanne de Brouckère, deren schönes Atelier sich in Berlin befindet, wird vielleicht dazu beitragen, daß auch unsre deutschen Frauen sich mutiger, erfolgreicher als bisher, auf dem Gebiet des Kunstgewerbes bethätigen. Ein schöner Erfolg, gleich jenem, den die genannten Wiener und Brüsseler Künstlerinnen errangen, wird sicher dann auch ihnen beschieden sein.

Die Hafenbefestigung.

Die zum Abbruch bestimmten Festungsteile in Mainz.

Nach photographischen Aufnahmen von Peter Weber in Mainz.

Emmy Destinn, die gefeierte Sopranistin des königlichen Opernhauses in Berlin, nimmt infolge ihrer hohen dramatischen und stimmlichen Begabung eine erste Stelle unter den Bühnensängerinnen unserer Tage ein. Die Künstlerin stammt aus Oesterreich. Sie wurde am 26. Februar 1878 in Prag geboren und bildete auch dort ihr Talent unter Leitung der Gesangslehrerin Löwe-Destinn. Im Jahre 1898 betrat Emmy Destinn als Santuzza in Mascagnis „Cavalleria" die Bühne des königlichen Opernhauses in Berlin, auf der sie seitdem in zahlreichen ersten Rollen ihres Faches den Beifall des Publikums in reichstem Maße gefunden hat.

Die Wohnungs-Genossenschaft für Offiziere, Sanitätsoffiziere und Beamte in Berlin hat es sich zur Aufgabe gemacht, eigene Wohnhäuser zu bauen, in denen ihre Mitglieder gut eingerichtete Wohnungen erhalten zu einem Mietspreis, der nur die Zinsen des aufgewendeten Kapitals und einen kleinen Ueberschuß zur Bildung von Reparaturfonds aufbringen soll. Es wird bei der Lage dieser Häuser — nicht zu verwechseln mit den von anderer Seite in Aussicht genommenen „Kasernenschutzheimen" — in erster Linie auf eine bequeme Verbindung mit Berlin Rücksicht genommen werden. Der Genossenschaft beitreten können auch die Witwen und alleinstehenden Töchter von Offizieren, Staats- und Privatbeamten. Die gegen Einsendung von 55 Pf. von der Geschäftsstelle in Steglitz, Ringstraße 4 1 zur Verfügung gestellten Satzungen und Prospekte enthalten alle näheren Angaben über das Unternehmen, dem in Anbetracht der fortwährend ganz beträchtlich steigenden Berliner Mietspreise, im Interesse unzähliger, auf Gehalt gestellt angewiesener Offiziers- und Beamtenfamilien ein gedeihliches Fortkommen zu wünschen ist.

Emmy Destinn.
Nach e. photographischen Aufnahme a. d. Atelier „Victoria" in Berlin.

Das neue Fernheizwerk in Dresden. Dresden ist die erste Stadt Deutschlands, die eine Fernheizanlage besitzt. Diese versorgt vorläufig nur staatliche und königliche Gebäude, hat sich aber seit der kurzen Zeit ihres Bestehens ganz vorzüglich bewährt. Die nebenstehende Abbildung zeigt das stattliche, künstlerisch gestaltete Gebäude, in dem in mächtigen Kesselanlagen heißes Wasser erzeugt wird. Aus dem Fernheizwerke wird das heiße Wasser mittels geeigneter Pumpen durch ausgedehnte Rohrleitungen den zu heizenden Gebäuden zugeführt. Zu diesem Zwecke sind begehbare Stollen angelegt, in welchen die Rohrleitungen Platz finden. So werden von dieser Centrale aus das königliche Schloß, das Hoftheater, die Ministerien und Museen versorgt. Man findet diese Centralheizanlagen in größeren Häuserblocks und bei Spitalanlagen wohl schon mehrfach, hier ist aber zum erstenmal eine Anlage geschaffen, welche auf weite Strecken, bis 1 km, in der Stadt verstreut liegende Gebäude versorgt. Diese Form der Heizung muß hygieinisch als ideal bezeichnet werden, da abgesehen von der Vermeidung der Feuersgefahr die Verminderung der Feuerstellen im Sinne einer Reinerhaltung der Atmosphäre bringend erwünscht erscheint. Vorläufig stellen sich die Betriebsspesen einer solchen Anlage noch recht hoch; doch dürften sich bei allgemeiner Benutzung die Kosten erheblich verringern.

Das Gebäude des Fernheizwerkes in Dresden.
Nach einer photographischen Aufnahme a. d. Atelier Schenk in Hamburg.

Türkische Marinesoldaten. Während die türkische Armee seit den Tagen von Plewna und Volo das Ansehen einer tüchtigen Truppe genießt, die, durch europäische und namentlich deutsche Instrukteure gebildet, trotz mancher Mängel der Verwaltung im Ernstfalle ihre Schuldigkeit thut, ist es mit der Flotte des Großsultans vom Bosporus ziemlich schlecht bestellt. Bei der traurigen Finanzlage des Landes hat sie sich von den großen Verlusten des letzten Krieges mit Rußland noch immer nicht zu erholen vermocht, und man wird sich erinnern, wie kläglich sie in dem griechischen Feldzuge verlogte. Es befinden zwar auf dem Papier über 100 Fahrzeuge, von denen etwa 20 Panzerschiffe sein sollen. Aber die Kriegstüchtigkeit dieser Seemacht ist so gering, daß sie, wie sich erst kürzlich gezeigt hat, nicht einmal imstande ist, den Piraten mit Nachdruck entgegen zu treten, die im Roten Meere ihr Wesen treiben. Ja, als unser Kaiser vor vier Jahren auf der Palästinareise den Sultan einen Besuch abstattete, konnte nicht einmal einer der größeren türkischen Schiffe soweit seetüchtig gemacht werden, um der „Hohenzollern" auf offener See entgegen fahren zu können. Sie mußten an Ausgang der Dardanellen liegen bleiben, und man sah im Vorüberfahren, in welch kläglichem Zustande sie sich befanden. Trotzdem machen die türkischen Marinesoldaten einen recht guten Eindruck, und wer sie einmal bei einem Selamlik, einer der Paraden gesehen hat, die der Sultan an jedem Freitag abhält, wenn er sich aus dem Yildizpalast nach der benachbarten Moschee begiebt, der wird sich über ihr gutes Aussehen und über ihre stramme Haltung gewundert haben. Während bei den türkischen Soldaten, namentlich in der Provinz, Kleidung und Ausrüstung oft ebenso rückständig sind wie die Besoldung, ist bei den Marinesoldaten alles in bester Ordnung, und mit ihren in hohen Stiefeln steckenden weißen Hosen, ihren rotkragigen, offenen blauen Jacken und dem tadellos sitzenden Fez auf den kahlgeschorenen Köpfen sehen sie ungemein schmuck aus. Allerdings gebühren sie zu den in Stambul selbst in Garnison liegenden Elitetruppen, und für die hat, wie für alles, was der Großsultan mit eigenen Augen zu sehen bekommt, die Hohe Pforte immer Geld.

Türkische Marinesoldaten.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Kleine Mitteilungen.

Moderne Backformen. Wenn Weihnachten vor der Thür steht, macht sich der Zuckerbäcker an die Arbeit, riesige Mengen von süßem Backwerk herzustellen, und auch das Hausmütterchen kauft Zucker, Rosin' und Mandelkern' und traunt die alten Blechformen hervor, von denen das Gebäck seine Gestalt empfängt. Man kennt die alten, handwerksmäßig hergestellten Vorlagen, die Hexen, Bären und andere Figuren, die in allen Schaufenstern ausliegen und unter allen Christbäumen anzutreffen sind. Neuerdings aber hat auch hier das frisch erwachte Interesse an kunstgewerblicher Betätigung für neue, eigenartige Formgebung gesorgt. Der moderne Künstler übt heute, wie einst die alten Meister, die als Handwerker keine Arbeit unter ihrer Würde fanden, seine Kunst. Indem er Gebrauchsgegenstände alter Art, wie Thürschlösser, Töpfe, Leuchter, Möbel usw. entwirft. Und auf diesem Wege fortschreitend, ist man auch dazu gekommen, sich der Neugestaltung der Backformen anzunehmen. Den Vortritt auf diesem Gebiete hat München. Der Münchener Weihnachtsmarkt hat schon im letzten Jahre eine Reihe hübscher Gebilde dieser Art gezeigt, possierliche Tiergestalten, lustige Knusperhexen, die dem Material vortrefflich angepaßt sind und die Phantasie anregen. Die Entwürfe, von denen wir einige, wie das „Ueberweib", den Leutnant, „Töff-Töff", die Knusperhexe und den gravitätischen Kater zur Abbildung bringen, rühren von namhaften Künstlern her. Wir nennen Ad. Niemeyer, G. Kobrt und R. Pfeiffer. Dafür, daß Lebkuchen und Marzipan auch in diesen neuen modernen Formen dem Schicksal verfallen, das allem Zuckerwerk und Kuchenzeug beschieden ist, sorgt der altmodische, sich immer gleich bleibende Appetit unserer Kleinen.

Der Leutnant.

Der Pelzhandel der Welt konzentriert sich auf London und Leipzig. In London werden alljährlich große Auktionen von Pelzwerk abgehalten, von denen zwei Drittel nach Leipzig gehen, so daß das Leipziger Pelzgeschäft eine ungleich größere Bedeutung hat als das der Themsestadt. Leipzig bildet den eigentlichen Sammelpunkt des Pelzhandels der Welt. Diese Stellung im Pelzhandel hat Leipzig seit Beginn des 19. Jahrhunderts inne. Seine Zufuhr an Pelz wird für das Jahr auf 60- bis 70 000 000 Mark geschätzt. Höchstens 35 Prozent dieser Zufuhr bleiben in Deutschland. Auf der Leipziger Messe kommen zum Angebot nicht allein die deutschen Pelze und die Pelze der Nachbarländer: Füchse, Marder, Iltisse, Ottern, Dachse, Hasen, Kaninchen, Katzen, Ziegen und Lämmer, sondern auch die Waren aus Rußland, Skandinavien und Grönland, die Pelze der Hudsonländer, die von Kanada und Nordamerika, von Australien und China. Fast alles, was an Pelzen in England und Nordamerika gebraucht wird, geht durch die Hände der Leipziger Rauchwaren. Der Hauptartikel ist roher Astrachan aus Buchara, der über Nishnij-Nowgorod kommt. Hiervon werden etwa eine Million Häute, Tierfelle aller Art, eingeführt, von denen jedes 4 bis 6½ Rubel wert ist. Rechnet man die Kosten des Gerbens und Zurichtens, sowie den kaufmännischen Handelsgewinn hinzu, so stellt allein der Astrachan einen Wert von 12- bis 15 000 000 Mark dar. Den zweiten Rang in der Pelzeinfuhr nimmt der Zobelpelz ein. Davon werden jährlich 50 000 Stück im Preise bis zu 500 Mark für das Fell eingeführt. An dritter Stelle steht der Fuchs. Etwa 30 000 Stück Fuchsbälge gehen jährlich in Leipzig ein und werden dort gegerbt und gefärbt. Lammhäute sind mit einer Million jährlich vertreten. Beim Pelzhandel spielt auch die Mode ihre Rolle. So verarbeitete Leipzig früher vier Millionen russische Eichhörnchenfelle. Als dann die Mode des langen Pelzbesatzes auf den Damenkleidern verschwand, ging der Bezug der Eichhornfelle auf zwei Millionen zurück. Die Schweife der Eichhörnchen werden als Imitationen von Marder- und Zobelschweifen verarbeitet, meist zu Boas. Zobelfelle kommen jährlich für 2 000 000 Mark nach Leipzig.

Töff-Töff.

Ein alter Römerbrunnen wurde im Sommer d. J. in dem Garten einer Villa bei der alten Bischofsstadt Rottenburg am Neckar entdeckt. Der Brunnen ist nunmehr bis über 11 m Tiefe, d. h. bis ins Grundwasser hinein, ausgegraben worden. Der Rest der Ausfüllung, der etwa noch auf einen Meter Höhe den Boden des Brunnens bedeckt, konnte nicht gehoben werden, weil man befürchtete, daß die Wandungen einstürzen würden, die an verschiedenen Stellen brüchig und locker erschienen. Der Brunnen hat an seinem oberen Ende 95 cm Lichtweite und in der Tiefe von 11 m noch immer eine Weite von 65 cm. Er war aus Muschelkalk und großen Sandsteinen, wie sie heute noch in der Umgebung von Rottenburg reichlich gefunden werden, erbaut. Die Steine waren auf der dem Innenraum bildenden Seite außerordentlich kunstfertig behauen. Bei dem Ausheben des Brunnenschachtes fand man eine Säule und die Hälfte einer etwa kopfgroßen Steinkugel. Diese Kugel hatte offenbar als Gegengewicht für den Wassereimer gedient, der mit dem Seile, das an der Säule befestigt war, in die Tiefe gelassen wurde. Außerdem fand man in einer Tiefe von 10 m einen Teil einer Kette, deren einzelne Glieder aus Eisen und Holz bestehen. Die einzelnen Glieder, von denen die Eisenteile gut erhalten, die Holzteile fast gänzlich verwittert und abgesplittert sind, waren dann durch Haken miteinander zu einer Kette verbunden. Im übrigen fand man in der Ausfüllung des Brunnens Teile von Holzzapfen, Holzschalen, Bleiringstücken usw., die sämtlich den von früheren Ausgrabungen bekannten römischen Typus aufweisen. Der Brunnen ist wahrscheinlich durch eine Ueberschwemmung verschüttet worden und hat so nahezu 2000 Jahre in Vergessenheit gerubt.

Das Ueberweib.

Die Knusperhexe.

Zahlen in Kamerun. Der frühere Gouverneur von Kamerun, Freiherr von Soden nahm, als er vor einigen Jahren nach einem längeren Aufenthalt in der Heimat wieder auf seinen Posten zurückkehrte, eine Anzahl Allgäuer Rinder mit. Sie sollten zu Kreuzungsversuchen mit den Kamerunner Tieren verwendet werden. Ein tüchtiger Sinn aus Pfronten im Allgäu, namens Hitt wurde auf drei Jahre als Pfleger des Viehs nach Kamerun mitgenommen. Jetzt wird berichtet, daß die Kreuzungsversuche glänzend gelungen seien; es wurde ein Stamm Vieh erzielt, das dem Allgäuer Vieh sehr nahe steht. Man will schon im Laufe des nächsten Jahres eine große deutsche Mastvieh-Ausstellung mit diesem neuen Kamerunner Vieh beschicken, damit man in Deutschland Vergleiche mit Tieren der deutschen Viehzucht anstellen kann.

Kater.

Kleine Mitteilungen.

Ein Krüppelheim. In dem freundlichen ostpreußischen Landstädtchen Angerburg hat werktätige Nächstenliebe ein Heim für verkrüppelte Kinder geschaffen, das allseitiger Unterstützung wert ist. Die Zahl der unglücklichen Kinder, die mit einem oder sogar mehreren Gebrechen behaftet sind, ist leider größer, als man vermutet; sie beträgt nach einer amtlichen Zählung in Deutschland etwa 60 000! Es liegt in den sozialen Verhältnissen begründet, daß nur ein kleiner Teil dieser Kinder einer liebevollen Behandlung und Pflege teilhaftig wird. Für die ärmsten und elendesten, die zugleich taubstumm und blind, oder blind und gelähmt oder blöde und geistlos sind, gab es bisher noch keine Anstalten, in denen sie nicht nur gepflegt, sondern auch, soweit es möglich, unterrichtet wurden. Diese Lücke hat sich das Angerburger Krüppelheim gefüllt, das seine Pfleglinge völlig unentgeltlich aufnimmt. Zuvörderst ist der Andrang aus allen Gegenden Deutschlands so stark, daß von Jahr zu Jahr die Vergrößerung der Anstalt notwendiger wird. Vor wenigen Jahren mit geringen Mitteln gegründet, beherbergt das Heim bereits 120 bresthafte Kinder. Im August dieses Jahres wurde es nun durch einen Erweiterungsbau in Stand gesetzt, weitere 80 Pfleglinge zu empfangen, die bereits aus allen Himmelsgegenden angemeldet sind. Der Neubau, der 72 000 Mark kostet, enthält außer den geräumigen lichten Schlafsälen noch Badezimmer, Verbandzimmer und eine große Veranda, damit die Kinder sich auch bei schlechtem Wetter im Freien aufhalten können. Was die Unterhaltung der Kinder und des sehr zahlreichen Pflegepersonals kostet, kann man sich leicht vorstellen. Demgemäß dieses edle Samariterwerk nicht allein von privater Mildtätigkeit erhalten wird, so bleibt es dennoch der wertthätigen Nächtenliebe unbenommen, die Lebenshaltung dieser Anstalten durch freiwillige Spenden zu erhöhen.

Das Lutherglas in der Stadtbibliothek zu Nürnberg.

Altdeutsche Humpen und Gläser. Der Kunstglasindustrie zu Petersdorf im Riesengebirge ist es nach Ueberwindung erheblicher Schwierigkeiten gelungen, Nachbildungen historischer Trinkgefäße zu schaffen, die mit erstaunlicher Treue der Eigenart der Originale nachkommen. Wir geben drei der schönsten Nachahmungen solcher Humpen in unseren Bildern wieder. Einer von ihnen, der Rothenburger Ratshumpen, ist von geschichtlicher Bedeutung gewesen; hat er doch am 29. September 1631 den gesamten Hohen Rat der Stadt, der von dem überwältigten Tilly zum Tode verurteilt war, gerettet, denn der Sieger verbrach, das grausame Urteil wieder aufzuheben, wenn einer der Ratsherren den mit köstlichem Wein gefüllten Humpen auf einen Zug leere. Der trunkfeste Altbürgermeister vollbrachte das Kunststück, und die Stadt Rothenburg bewies ihrem Rat. Auch das Lutherglas ist von besonderem Interesse. Es zeigt die Bildnisse Dr. Luthers und seines Freundes Dr. Jonas, gefolgt von einer lateinischen Widmung, welche auf deutsch lautet:

Dem alten Dr. Jonas bringt
Dr. Luther ein schön Glas,
Das sicher sie alle beide sind,
daß sie gebrechliche Gläser sein.

Das merkwürdige Glas wird in der Stadtbibliothek zu Nürnberg verwahrt. Eine gleichfalls sehr interessante Schöpfung ist der nach seinem figürlichen Schmuck benannte Apostelhumpen, den unsere dritte Abbildung wiedergiebt.

Der Ratshumpen in Rothenburg ob der Tauber.

Der Anthracit wurde vor hundert Jahren in Pennsylvanien zum erstenmale gebrannt. Bis dahin hatte man die „taube Kohle" für wertlos gehalten, obwohl sie an manchen Stellen mit der Steinkohle zutage trat. Das Zeug wollte nicht brennen wie Steinkohle, als Baustein konnte man es auch nicht verwerten. Kurz, es war nichts damit anzufangen. Da kam Jesse Fell in Wilkesbarre auf den Gedanken, ein ordentliches Feuer anzuzünden und einige Anthracitstücke hineinzuwerfen. Sie brannten wundervoll und strömten eine gewaltige Hitze aus. Jesse Fell rief die Nachbarn herbei — die Zukunft des Anthracits war gesichert. Nachdem nun hundert Jahre verstrichen sind, haben die Brüder Weiß, die jetzt Hells Haus heißen, in deutschen alten Kamin, in dem der erste Anthracit brannte, zur Feier des Tages ein Anthracitfreudenfeuer angezündet und die Nachbarn zu dem Jubelfest eingeladen. Sie hatten alle Ursache dazu, denn der erst verkannte Anthracit bildet gewissermaßen das letzte Produkt jenes Prozesses, durch welchen organische Substanzen in Kohle verwandelt worden sind, ist also die heizkräftigste, d. h. brauchbarste Steinkohle. Der Anthracit wird in größter Menge gewonnen in Pennsylvanien, am Susquehanna sowie in Massachusetts und Rhode-Island, aber auch in Savoyen, Südwales, Südschottland, Portugal, ferner im Sächsischen Voigtland, in Schlesien, Westfalen, bei Aachen und Osnabrück. Auch Rußland und noch mehr China besitzen große Lager ausgezeichneten Anthracits in Flözen von 4 bis 16 m Mächtigkeit. Wo man intensive Hitze gebraucht, verwendet man heute fast überall die „taube Kohle", die zu nichts brauchbar schien; namentlich in den Eisen- und Stahlwerken hat der Anthracit die weiteste Verbreitung gefunden.

Die deutsche Schulgemeinde zu Halath in Armenien, einer Stadt von etwa 65 000 Einwohnern, an der Donau zwischen Sereth und Pruth gelegen, hat für die von ihr unterhaltene, unter dem Schutze des Kaiserlich deutschen Konsulates stehende Schule nur sehr mangelhafte Räume. Sie bleibt damit nicht allein hinter den rumänischen Staatsschulen, sondern auch hinter den Schulen der Franzosen, Italiener, Griechen und Bulgaren zurück und mußte alljährlich zahlreiche Anmeldungen Wangels an Platz zurückweisen. Endlich ist es im Jahre 1901 gelungen, ein neues Schulgebäude zu errichten. Damit sind die bisherigen Uebelstände beseitigt und die Bedingungen für eine gute Weiterentwicklung der Schule gegeben. Aber zur inneren Einrichtung des Hauses fehlen der Gemeinde noch einige tausend Mark, um die sie heimgesandt alle Freunde und Förderer des deutschen Volkstums im Auslande bittet. Die Zusendungen sind an das Kaiserlich deutsche Konsulat in Galatz zu richten.

Was Kosten uns die Schadenbrände? Trotz der feuersicheren Bauart und trotz der besseren Organisation des Feuerrettungswesens ist das Feuer immer noch ein schlimmer Feind des Menschen geblieben. Wie die Bevölkerung gestiegen, die Wohnhäuser sich vermehrt haben, ist auch die Zahl der Schadenbrände gewachsen. In Preußen wird seit Jahren eine sorgfältige Brandstatistik geführt, und sie lehrt uns, daß im Jahre 1881 die Zahl der Brände in den Städten 4955 betrug, dann aber fortwährend stieg und zuletzt auf 29 794 Fälle sich belief. In derselben Zeit haben auch auf dem Lande die Brände eine Zunahme von 9668 auf 12 929 erfahren. In 19 Jahren haben diese Brände einen Schaden von rund 1 318 000 000 Mark verursacht. Zuletzt belief er sich auf 94 000 000 im Jahre. Ein Brand in der Stadt brachte durchschnittlich einen Schaden von 1319 Mark, ein solcher auf dem Lande den Verlust von 4713 Mark. Man kann den jährlichen Verlust durch Brandschäden im Deutschen Reiche wohl auf 120 000 000 Mark jährlich schätzen. Auch andere Länder leiden unter der erhöhten Feuersgefahr, aber ein Verlust von so vielen Millionen in einem einzigen Jahre ist zu hart, als daß man achselzuckend über ihn als einen unvermeidlichen Nachteil der wirtschaftlichen Entwicklung hinwegsehen dürfte. Aufs eifrigste sind daher alle gemeinnützigen Bestrebungen zu unterstützen und zu fördern, die auf den Feuerschutz gerichtet sind.

Der Apostelhumpen.

Die Gartenlaube

3. Beilage zu Heft 15, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Friedrich Alfred Krupp. Ich hat der Tod einen Mann dahingerafft, der als der größte Industrielle Deutschlands durch seinen weiten Blick, sein energisches Wesen und sein unermüdliches Wirken viel dazu beigetragen hat, die Achtung vor deutscher Arbeit in aller Welt zu festigen. Friedrich Alfred Krupp, der Chef der Gußstahlfabrik in Essen an der Ruhr, ist am 22. November in seiner Villa Hügel bei Essen im neunundvierzigsten Lebensjahre einem Gehirnschlage erlegen. Schon seit Jahren hatte der Dahingeschiedene, in dem die Industrie des Landes einen der tüchtigsten ihrer Männer, das Heer der in den Kruppschen Werken Angestellten aber einen fürsorglichen, humanen Chef verliert, an nervösen Krankheitserscheinungen zu leiden gehabt. Die Aerzte wußten, daß dem Leben Krupps ein Ziel in nicht mehr weiter Ferne gesteckt war. Nun hat der Tod ihn hinweggenommen, früher noch, als man befürchtete. Im Jahre 1887 hat Friedrich Alfred Krupp als Erbe des am 18. Juli des genannten Jahres dahingeschiedenen Alfred Krupp die gewaltigen Etablissements seines berühmten Vaters übernommen. Er hat in den seither verflossenen fünfzehn Jahren die schweren Pflichten, die ihm dieses Erbe auferlegte, voll erfüllt. Was auch auf dem Gebiete der Eisenindustrie, auf dem Felde des Schiffsbaues und des Waffenwesens neues erstand in dieser Zeit, der Name Krupps ist aufs innigste damit verbunden. Vorbildlich ist auch sein fürsorgliches Wirken für all die gewesen, mit deren Hilfe er als Chef des Hauses seine Lebensarbeit vollbrachte.

Friedrich Alfred Krupp †.

Von der ersten deutschen Lehrerfahrt nach dem Orient. Im Februar d. J. erschien in verschiedenen Lehrerzeitungen die Einladung zu einer Lehrerfahrt nach Aegypten-Palästina. Daraufhin meldeten sich sechsundzwanzig Herren aus allen Teilen Deutschlands, aus Oesterreich und von verschiedenen deutschen Schulen im Auslande als Teilnehmer zu dieser Fahrt, deren Arrangement in den Händen des durch ähnliche Unternehmen bestens bekannten Lehrers Herrn Jul. Bolthausen in Solingen lag. Treffpunkte der Teilnehmer waren Köln, München und Wien. Von hier ging die Reise über Pest, Belgrad, Sofia nach Konstantinopel. Nach viertägigem Aufenthalte fuhren die Herren nach Athen weiter, wo die Akropolis den Mittelpunkt des Interesses bildete. Der Dampfer brachte die Gesellschaft nach Smyrna und Beirut. Von hier aus wurde ein Abstecher nach Baalbek und Damaskus unternommen. In Haifa angelangt, ging die Reise mittels Wagen nach Nazareth, wo die Pferde bestiegen und die Tour dann über den Tabor, nach dem See Genezareth, nach Nain, Sunem, Jesreel, Samaria, Sichem, Bethel, Jerusalem fortgesetzt wurde. Fast 6 Tage weilten die Herren in der letztgenannten Stadt und machten Ausflüge nach Bethlehem, Jericho, nach dem Toten Meere usw. Auf der Rückreise besuchten sie dann noch Aegypten mit den Pyramiden. Glatt und ohne Unfall verlief die ganze Reise, so daß sich Herr Bolthausen entschlossen hat, auf vielfachen Wunsch im nächsten Jahre eine zweite Lehrerfahrt nach dem Orient zu veranstalten.

Die Teilnehmer an der ersten deutschen Lehrerfahrt nach dem Orient auf der Akropolis zu Athen.
Nach einer photographischen Aufnahme von C. Boehringer in Athen.

Willy Burmester. Im November dieses Jahres vermochte der gefeierte deutsche Geigenvirtuose Willy Burmester auf eine nunmehr fünfundzwanzigjährige Thätigkeit zurückzublicken. Der Jubiläer zählt allerdings erst 33 Jahre — begann er doch seine von Erfolgen reichgekrönte Laufbahn schon im zarten Alter von kaum acht Jahren! Der reichbegabte Knabe, der im Jahre 1869 zu Hamburg geboren ist, empfing den ersten musikalischen Unterricht von dem eigenen Vater; später studierte er in Berlin bei Meister Joachim. In Gemeinschaft mit seiner ebenfalls sehr talentvollen Schwester veranstaltete er seine ersten Konzertreisen. Aber erst als Haus von Bülow ihm sein lebhaftes Interesse zuwendete, begann für Burmeister eine erfolggekrönte Zeit. Nach einem kurzen, aber eifrigen Studium am Konservatorium zu Helsingfors betrat er, zum reifen Künstler entwickelt, abermals die Oeffentlichkeit. Sein emsiger Fleiß blieb fortan nicht unbelohnt. Jählt er doch seit langem zu den vortrefflichsten Vertretern seines Instrumentes. Besonders darf er in technischer Hinsicht als Meister gelten und verdient er mit Recht den Ruf eines der vorzüglichsten Paganinispieler; ebenso hat er Künstler als Interpret Beethovenscher, Brahms'scher und anderer klassischer Werke große Meisterschaft erreicht.

Willy Burmester.

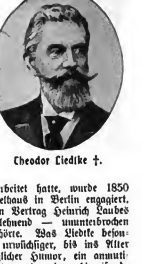
Ein schöner Kunstbrunnen ist in diesem Herbst zu Hagen in Westfalen als ein Werk des Bildhauers Professor Cauer in Berlin errichtet worden. Aus der Mitte des ehel gegliederten kreisförmigen Beckens erhebt sich über einem Fundament aus Findlingsblöcken ein Sockel, der einen wohlaufragenden Obelisken trägt. Der Obelisk ist mit den aus Bronze gebildeten Reliefbildnissen der drei deutschen Kaiser geschmückt, unter deren Herrschaft sich Hagens Bedeutung als Industrie- und Handelsstadt mächtig gehoben und gefestigt hat; an der Frontseite des Sockels aber sieht man die allegorischen Gestalten von Industrie und Handel — jene als Schmied am Amboß, diesen als Merkur — zu einer Gruppe vereinigt. Zu den Seiten ergießen charakteristisch gestaltete Wasserspeier ihre Strahlen in breite Muschelbecken.

Das Brunnendenkmal für Hagen i. Westf. von Prof. Emil Cauer.

Björnstjerne Björnson, der berühmte norwegische Dichter, dessen dramatische Werke sich gerade in den jüngsten Jahren auf den deutschen Bühnen Heimatrecht erworben haben und dessen Erzählungen längst auch in Deutschland die weiteste Verbreitung fanden, kann am 8. Dezember die Feier seines siebzigsten Geburtstages begehen. Wie geistig frisch und rüstig der rastlos thätige Dichter dieses Fest feiert, dafür geben am besten die Werke Kunde, die er im Laufe der letzten Jahre geschaffen hat. So fand erst vor wenigen Wochen am Stuttgarter Hoftheater die erfolgreiche Erstaufführung seines kraftvollen Dramas „Auf Storhove" statt, und auch seine Schauspiele „Laboremus", „Ueber unsere Kraft", „Ein Fallissement" und „Der Handschuh" behaupteten sich im Spielplan unserer Bühnen. Als einer der eigenartigsten und kühnsten Geister überragt Björnstjerne Björnson neben Henrik Ibsen das nordische Schrifttum unserer Zeit, und wir dürfen hoffen, daß uns der gefeierte Dichter, der mit so jugendlicher Frische das achte Jahrzehnt seines Lebens betritt, noch manches für die Weltliteratur bedeutungsvolle Werk seines Geistes schenken werde. Auch die charakteristische photographische Aufnahme, die unserem Bilde zu Grunde liegt und die Björnson am Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer zeigt, giebt dafür Gewähr.

Björnstjerne Björnson in seinem Arbeitszimmer.
Nach einer photographischen Aufnahme von Nihn in Paris.

Theodor Liedtke. Mit dem am 20. November gefeierten Hofschauspieler Theodor Liedtke ist wieder einer jener Großen hingegangen, deren Namen nicht nur mit der glänzenden Vergangenheit des Berliner Schauspielhauses, sondern auch mit der damaligen Berliner Gesellschaft eng verknüpft sind. Der am 23. Oktober 1828 zu Königsberg in Preußen geborene Schauspieler, der sich vom Theaterdiener und Episodisten seiner Heimatbühne zum jugendlichen Held und Liebhaber verschiedener großer Stadt- und Hoftheater emporgearbeitet hatte, wurde 1850 für das Königliche Schauspielhaus in Berlin engagiert, dem er — einen glänzenden Vertrag Heinrich Laubes für das Hofburgtheater ablehnend — ununterbrochen bis zum Jahre 1889 angehörte. Das Publikum besonders auszeichnete, war ein unwiderstehlicher, bis ins Alter unverfänglicher Humor, ein anmutiger Witz und eine hinreißende Frische und Natürlichkeit. Wer einmal Gelegenheit hatte, ihn in einer seiner Glanzleistungen, als Botz in Freytags „Journalisten", als Hauptmann im „Wallenstein", oder als Narren im „König Lear" zu sehen, dem wird der vielseitige und liebenswürdige Künstler unvergeßlich bleiben.



Theodor Liedtke †.

Frauen im Gemeindeamt. Der Landesausschuß von Galizien hat einen Beschluß gefaßt, der die Zulassung auch von Frauen zu jenen Kursen gestattet, welche zur Ausbildung der Gemeindeamtskandidaten errichtet worden sind. Sonach steht den Frauen, welche nach Beschluß dieser Kurse ihre Prüfung erfolgreich ablegt haben, der Weg zu den Berufen von Gemeindesekretärinnen, Kontrolleurinnen im Gemeindedienst oder Kassierinnen offen.

Die Weihnachtsfeier der Berliner Droschkenkutscher. Alljährlich zwischen Weihnachten und Neujahr wird im Verkehr der Brüdergemeinde in der Wilhelmstraße zu Berlin eine Weihnachtsfeier für die Droschkenkutscher und ihre Familien abgehalten. Da die Berliner Droschkenkutscher gerade in dieser Festwoche meist nicht viel Zeit übrig haben, so erscheinen alle Teilnehmer an der Feier mit ihren Droschken an Ort und Stelle, um nach Schluß der Bescherung sogleich dem Verkehr nachgehen zu können. In den Bögen aber drängen sie meist ihre Familienangehörigen mit. Der untere Teil der Wilhelmstraße und der Platz auf dem Hofe vor dem Vereinshaus sind dann am Festabend dicht mit Droschken besetzt. Im Saale selbst stehen an erhöhter Stelle schön geschmückte, mit brennenden Lichtern versetzene Weihnachtsbäume, neben denen auf Tischen die für die Kinder bestimmten Geschenke, wie Aepfel, Nüsse und Pfefferkuchen ihrer Verteilung harren. Die vordersten Bank ist von den Kindern der Kutscher besetzt, weiter hinten sitzen die Kutscher in ihren Dienstanzuge mit ihren Frauen. Choralgesang vor und nach der Ansprache und die Bescherung der Kinder bilden diese eigenartige und stimmungsvolle Weihnachtsfeier, die mit dem Gesange eines Weihnachtsliedes schließt. Als ein eigenartiges Bild aus der Großstadt verdient sie wohl Beachtung.

Die Weihnachtsfeier der Berliner Droschkenkutscher.
Nach einer Skizze von E. Hoyang gezeichnet von Fr. Müller-Münster.

Vom Weihnachtsbüchertisch.

I.

„Darf's als ein Wunder nicht erscheinen?
Unscheinbar aus Papier und Leinen
Verdeckst Du's mit der Hand, der kleinen —
Und macht doch Tausende lachen und weinen."

Die Verse, die wir diesen Zeilen vorangestellt haben, sind von Heinrich Seidel, und gemeint ist mit ihnen das Buch. Auch der humorvolle Dichter preist das schlichte Buch als das beinahe wunderbar seltsame Geschöpf, das, obgleich es nur unscheinbar und klein ist von Gestalt, so doch die Kraft besitzt, die Menschen mitzuführen zu freudigem Jubel oder zu schmerzlicher Rührung. Und wer, der je ein gutes Buch gelesen, hat nicht schon dankbar Aehnliches gefühlt! Das Buch, das uns die Dichterwerke und alle Funde in der Wissenschaft vermittelt, erscheint uns höher als ein totes Gebilde, sein Inhalt giebt ihm Leben von unserm Leben. So wird das gute Buch der liebste Kamerad des Menschen, ein Freund, der ihm von frühester Jugend bis zum Ende immer wieder eine Fülle des Schönen und des Wissenswerten bietet. All denen nun, die solche Kameradschaft lieben, sei hier, wie jährlich, so auch diesesmal aus all der bunten Menge neuer Werke das Beste in Kürze zusammengestellt.

Die Bücher, die sich für die **Jugend** eignen, die als Geschenkwerke den Weihnachtstisch der **Kinder** zieren können, sollen den Anfang machen.

Ein hübsches Bilderbuch für das erste Kindesalter ist das in Loewes Verlag (Ferd. Carl) in Stuttgart erschienene „unzerreißbare" Leporellowerk „**Für mein Kind**". Es besteht aus achtzehn zusammenhängenden Buntbildern, die das wichtigste Hausgerät, Obst, Spielzeug und dergleichen darstellen. Für ein etwas reiferes Alter, für Kinder, die schon hier und da ein Verschen lernen können, das die Mutter vorliest, hat der Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen reich gesorgt. Da ist „**Blatt für Blatt**", ein allerliebstes Bilderbuch für kleine Leute von **Oskar Pletsch** mit Text von **Cornelie Lechler**. Das „**Tier-A-B-C**", ein Bilderbuch, dessen hübsche bunte Bilder von **Henry Albrecht** stammen, und weiter ein „**Ueberkinder-Bilderbuch**", das in lustigen Bildern und Reimen von **Mathilde Ade** geschaffen wurde, sind ebenso wie zwei schöne Märchenbücher in dem genannten Verlage herausgekommen. Das eine nennt sich „**Märchenwelt**", das andere „**Im Märchenland**", und beide bieten gut illustrierte Sammlungen der besten Volks- und Kindermärchen nach Gebrüder Grimm und anderen. Auf unseren klassischen Schatz an reizvollen Märchen greifen auch die im Verlage von C. C. Meinhold & Söhne in Dresden erschienenen Märchenbücher zurück. Wir nennen den „**König Drosselbart**" und „**Schneeweißchen und Rosenrot**", zu denen beiden **Emil Sachße** sehr hübsche Zeichnungen geschaffen hat. Besonders ansprechend durch die überaus wohlgelungenen Illustrationen von **Walter Tiemann** ist auch das im Verlage von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig erschienene Märchen vom „**Zwerg Nase**" von **Wilhelm Hauff**. Kann dieses Buch infolge seiner wirklich künstlerischen Ausstattung als ein schönes Beispiel für die Sorgfalt gelten, mit der unsere Zeit auch die Jugendbücher ausgestaltet, so gilt das in noch höherem Maße von dem „**Gartenlaube-Bilderbuch**", das bei Ernst Keils Nachfolger in Leipzig herausgekommen ist. Dieses vortrefflich gelungene Werk, das der Verlag der „Gartenlaube" gelegentlich des Jubiläumsjahrganges der deutschen Jugend darbietet, hat an anderer Stelle des Blattes eine ausführliche Würdigung schon gefunden. „**Märchen aus dem alten und neuen Jahrhundert**" von **Hans Heiling**, mit Buchschmuck von **F. W. Haller**, bringt der Verlag von F. E. Fehsenfeld in Freiburg i. B., und im Verlage der Union in Stuttgart sind **Henriette Dévidés** gesammelte Märchen unter dem Titel „**Was die Märchentante erzählt**" mit hübschen Farbendruckbildern von **Hans Schulze** erschienen. Im Anschluß an diese Märchensammlungen seien noch die „**Sagen und Schwänke von Rübezahl**" genannt, die **Paul Arndt** für die Jugend bearbeitet und in Loewes Verlag (Ferd. Carl) in Stuttgart herausgegeben hat, sowie die ebendort verlegte und für die Jugend bearbeitete Ausgabe von „**Aesops Fabeln**". Eine Anzahl gut gewählter Beiträge für Kinder im Alter bis zu acht Jahren bieten schließlich auch noch **J. A. C. Löhrs** „**Erzählungen für Kinder**" Loewes Verlag (Ferd. Carl), und für ein etwas vorgeschrittenes Alter scheinen uns **Viktor Blüthgens** Erzählungen „**Das Geheimnis des dicken Daniel und anderes**" ganz besonders gut geeignet zu sein. Die Union in Stuttgart hat dieses Bändchen mit großer Sorgfalt ausgestattet.

Konnten all die bisher angeführten Werke in gleicher Weise als Geschenke für Knaben und Mädchen in Betracht kommen, so gilt dies nicht mehr von den weiter aufgezählten, denn diese sind für eine Altersstufe bestimmt, in der sich von all dem, was unsere Mädchen fesselt, „stolz der Knabe reißt", in der die Freude am Abenteuerlichen, an kühnen Thaten und an interessanten Entdeckungen ihn besonders stark erfaßt. Auch für diese jungen Heldenverehrer giebt es viel Schönes in diesem Jahre. Da ist vor allem der neue sechzehnte Band des illustrierten Knabenjahrbuches „**Der gute Kamerad**", ein überaus stattliches Buch, das wohl wie kaum ein anderes geeignet ist, als Geschenkwerk für heranwachsende Knaben zu dienen. Welche Fülle anregender und unterhaltender Mitteilungen umschließt nicht dieser Band! Da wechseln gute, fesselnde Erzählungen mit hundert bunten, interessanten und belehrenden Mitteilungen aus allen Gebieten der Natur, der Technik, der Geschichte, der handwerklichen Beschäftigung, des Spieles und des Sportes. Von gleichem, frischem Geist wie dieses Werk ist auch die ebenfalls im Verlage der Union in Stuttgart erscheinende „**Kamerad-Bibliothek**" durchweht. Sie bietet eine Sammlung spannender, effektvoller Erzählungen für die junge Welt, und der neu erschienene Band, **Max Feldes** Erzählung aus den nordamerikanischen Befreiungskämpfen „**Addy, der Riflemann**", wird gewiß den vollen Beifall aller Knabenherzen finden. Drei neue Bändchen sind im Rahmen der so beliebten und billigen „**Universalbibliothek für die Jugend**" (Union in Stuttgart) herausgekommen: W. O. von **Horns** Erzählungen „**Ein Ostindienfahrer**" und „**Feldmarschall Blücher**" und **Julius Neupers** sehr wohl gelungene Darstellung von A. E. Nordenskiölds Entdeckungsfahrten unter dem Titel „**Im hohen Norden**". Mit sehr hübschen Bildern von **Anton Hoffmann**, dem alten Freunden der „Gartenlaube" bestens bekannten Münchener Künstler, ist eine historische Erzählung von **Elisabeth Halden** „**Im Kampf um die Krone**" ausgestattet. Das anregende Buch, das seine jungen Leser in die Zeit des zwölften Jahrhunderts zurückversetzt, ist im Verlag von Th. Stroefer in Nürnberg erschienen. Die Abenteuer eines jungen Deutschen in Siam schildert **Paul Lindenbergs** neues, bei Ferdinand Dümmler in Berlin herausgekommenes Buch „**Kurt Nettelbeck**", und in die Tropen Südamerikas führt **Friedrich J. Pajeken** in seiner Abenteuergeschichte „**Der Schatz am Orinoco**". Wie dieses Buch, so ist auch **Otto Brombers** „**Knabenfreund**", eine Sammlung von Erzählungen, Balladen, Abhandlungen aus der Natur, Kriegserlebnissen, Jagd- und Seeabenteuern, in Loewes Verlag (Ferd. Carl) in Stuttgart erschienen. Zwei neue Erzählungen hat **Franz Treller** bei Gustav Weise in Stuttgart herausgegeben. Die eine, „**Die Söhne Arimunts**", führt in die deutsche Vorzeit zurück, die andere, „**Der König der Miamis**", schildert die Kämpfe um das Ohiothal. Der Freude an der Entwicklung unserer Flotte, wie an dem Aufschwung von Deutschlands Macht zur See verdanken wir **H. Meschwitz's** Buch „**In Poseidons Lehrstube**", eine anregend geschriebene Erzählung aus dem Seekadettenleben, die der Verlag von Alexander Köhler in Dresden würdig ausgestattet hat, und das Buch des Marinepfarrers a. D. **P. G. Heims** „**Auf blauem Wasser**". Dieses letztgenannte Werk ist bei George Westermann in Braunschweig herausgekommen und erscheint mit seinen zahlreichen vorzüglichen Illustrationen von **Hans Bohrdt**, **Willy Stöwer** und anderen Künstlern als ein kleines Prachtwerk für die Jugend. Gleiches Lob in Bezug auf die vorzügliche Ausstattung wie auf den mannigfaltigen und wertvollen Inhalt verdient auch der neue dreiundzwanzigste Band des „**Neuen Universums**". Uns ist kein anderes Werk ähnlicher Art bekannt, das eine gleiche Fülle von interessanten Mitteilungen aus den Gebieten der Erfindungen und Entdeckungen in gleich anregender Art darböte. Nicht nur der heranwachsenden Jugend, auch Erwachsenen wird dieses Buch als Geschenk auf dem Weihnachtstische sicher hochwillkommen sein. Ein Buch das gleichfalls für die reifere Jugend ebenso wie für die Erwachsenen von größtem Interesse sein dürfte, ist der von **Adolf Bär** und **P. Quensel** bei der Union in Stuttgart herausgegebene „**Bildersaal deutscher Geschichte**". In diesem Werke, das auch als ein vorzügliches Anschauungsmittel für den Geschichtsunterricht dienen kann, ziehen zwei Jahrtausende deutschen Lebens in Bildern nach Originalen hervorragender Künstler an dem Beschauer vorüber. Schließlich sei noch erwähnt, daß in der so beliebten Sammlung der „**Illustrierten Taschenbücher für die Jugend**" (Union in Stuttgart) „**Der junge Chemiker**" in neuer Auflage und „**Lawn Tennis und andere Spiele**" als völlig neues Bändchen erschienen ist.

Nun wollen wir uns jenen Büchern zuwenden, die für die **Mädchen** als Geschenke dienen sollen.

Für jüngere Schulmädchen im Alter zwischen acht und zwölf Jahren scheint uns das im Verlage von Th. Stroefer in Nürnberg erschienene „**Plauderstündchen**", das von **Helene Binder** als eine Festgabe zur Unterhaltung und Belehrung herausgegeben wurde, sehr geeignet zu sein. Hübsche Textbeiträge und anmutige Bilder geben dem Buche seinen Gehalt und Wert. Auch **Ottilie Schwahns** im gleichen Verlage erschienene Erzählung „**Die Ferienreise**" und **Martha Gieses** Erzählung „**Unser Dorchen**" wenden sich an etwa dieselbe Altersstufe. Ein klein wenig reifere Leserinnen suchen die — wie das vorher genannte Buch in Loewes Verlag (Ferd. Carl) in Stuttgart erschienenen — Erzählungen „**Aus rosiger Zeit**" von **Elisabeth Halden** und die muntere Geschichte „**Gustl, Gretel und ich**" von **Käthe van Beeker**. Aus dem Verlage von Gustav Weise in Stuttgart seien **Henny Kochs** Buch „**Das Mägdelein aus der Fremde**", **Agnes Hoffmanns** liebenswürdige Erzählung „**Postlieschen**" und **Bertha Clements** „**Im Schwalbenneste**" als Lektüre für heranwachsende Mädchen empfohlen. Als ein ganz vorzüglich zu Geschenkzwecken geeignetes Werk soll der neue, siebenundzwanzigste Band des „**Jugendgartens**" empfohlen werden, der neben zahlreichen Beiträgen unterhaltender Art und einer Fülle von praktischen Winken für Haus und Hof, Handarbeit, Mädchenspiel und Sport auch viele vorzügliche Abbildungen in musterhafter Wiedergabe aufweist. Erscheint der „Jugendgarten" als ein für Mädchen bestimmtes Gegenstück zum „Neuen Universum", so ist das illustrierte Jahrbuch „**Das Kränzchen**" in gleicher Weise ein Lieblingsbuch der Mädchen, wie „Der gute Kamerad" ein solches aller Knaben ist. Von dem ausgezeichneten Jahrbuche, das gleichfalls im Verlage der Union in Stuttgart erschienen ist, liegt der vierzehnte Band vor. Wie seine Vorgänger, umschließt auch er in reicher Menge alles das, was einem jungen Mädchenherzen Freude bringt. Gleicher Beliebtheit wie „Das Kränzchen" selbst erfreut sich auch die „**Kränzchenbibliothek**", die eine Anzahl von Erzählungen der besten Kränzchen-Schriftstellerinnen in sorgfältig ausgestatteten Einzelbänden bringt. Die schöne Sammlung wurde dieses Jahr um zwei neue Bände vermehrt, um **Luise Glaß'** „**Annele**" und **Bertha Clements** „**Libelle**". Beide Bücher sind mit trefflichen Abbildungen geschmückt und werden sich gewiß bald ihren Platz im Bücherschrank der jungen Mädchen erobert haben.

Die Gartenlaube

4. Beilage zu Heft 18, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Der Haager Pro-Kur-Verein hat es unternommen, eine internationale Kunstverlosung zu veranstalten, deren Ergebnis den Witwen und Waisen und andern Opfern des südafrikanischen Krieges zu gute kommen soll. Wie groß die Begeisterung für die Buren, die Opferwilligkeit für die gute Sache noch immer ist, ersieht man aus der Veröffentlichung des Vereins, daß bereits an fünftausend Kunstwerke eingelaufen

jene Arbeiter, die ihre Mittagspause innerhalb der Fabrik verbringen wollen, ihr Mittagsbrot an reinen Tischen in einem gut gelüfteten Raume einnehmen können.

Was diese Einrichtung für die allgemeine soziale Wohlfahrt vieler Arbeiterfamilien bedeutet, wird ohne weiteres klar. Wie viele, die früher ihr Geld in die Kneipe trugen, lassen nun von Frau oder Kind das

Im Speisesaal einer Berliner Fabrik zur Mittagszeit.
Nach einer Skizze von E. Hosang gezeichnet von H. Binde.

sind, unter denen sich Gaben der hervorragendsten Künstler des In- und Auslandes befinden. Der Verlosung geht eine Ausstellung der Eingänge in Scheveningen voran. Lose zu einem Gulden sind durch den Vorstand, Noordeinde 140a, Haag zu beziehen, der auch künstlerische oder Barbeiträge entgegennimmt.

Im Speisesaal einer Berliner Fabrik zur Mittagszeit. Die gesetzliche Regelung der Arbeitsvorschriften in den großen Fabrikbetrieben hat allenthalben auch zur Besserung der allgemeinen Lebensverhältnisse in der deutschen Arbeiterschaft geführt. Vor allem ist nun zahlreichen, durchaus wichtigen und doch bisher vielfach verkannten hygienischen Forderungen durch das Gesetz die Erfüllung verbürgt. Es ist vorgesorgt, daß die in den Fabrikräumen thätigen Arbeiter entsprechend große Räume und genügendes Licht zur Verfügung haben, sowie daß sie vor Fabrikschädlichkeiten bewahrt sind. Besonders erfreulich aber ist die Schaffung besonderer Speisehallen, die getrennt von den Arbeitsräumen liegen und in denen Mittagsbrot zu gemeinsamem Mahle in diese Speisesäle bringen. So wird nicht nur eine gesündere Ernährung, sondern auch eine schönere Entfaltung des Familienlebens, ein würdigeres Dasein als Erfolg dieser Einrichtung gezeitigt.

Zusammenhang zwischen Volksbildung und Volkskriminalität. Die preußischen Korrektionsanstalten beherbergten im Jahre 1900 eine Gesamtzahl von 1719 zur Zwangserziehung untergebrachten Zöglingen. Die Statistik berichtet, daß von den im genannten Jahre neu eingelieferten 366 Zwangszöglingen 16 gar keine, die größere Hälfte nur eine sehr mangelhafte Schulbildung hatten. Nur 46 Zöglinge hatten eine „volle Volksschulbildung" genossen, und ein Mädchen sogenannte „höhere Bildung". Die Schuld an der Verwahrlosung der Kinder, die deren moralischen Untergang zur Folge hatte, muß in fast allen Fällen den Eltern zur Last gelegt werden, denn es ist festgestellt worden, daß nur 161 Zöglinge zu regelmäßigem Schulbesuch angehalten worden waren.

Das Lützow- und Jahndenkmal.

Das Lützow- und Jahndenkmal zu Mölln. Ein Denkmal von ganz eigener Art haben soeben die vereinigten Militär-, Bürger-, Turn- und Gesangvereine der Stadt Mölln im Kreise Lauenburg der Provinz Schleswig-Holstein den beiden Freiheitskämpfern Lützow und Jahn errichtet. Freiherr von Lützow, der kühne Anführer der um ihrer Uniformfarbe willen viel gefeierten schwarzen Schar, führte 1813 mit seiner Fahne unter anderen gleichgesinnten Helden auch Körner und Jahn in der Nähe von Mölln zum Kampfe. Zur Erinnerung daran erhebt sich dort jetzt auf stiller von Wasser bespülter Waldesstätte ein Gedenkstein. Mit ehernen Lettern verkündet die Inschrift: „Hier kämpfte am 4. und 5. September 1813 das Lützowsche Freikorps unter Major von Lützow und Turnvater Jahn". Ein gleichfalls aus Bronze gefertigter Adler überragt die Spitze des Denkmals.

Dr. Friedrich Dornblüth, der als Arzt wie als Fachschriftsteller auf medizinischem Gebiete sich große Bedeutung erworben hat, und der den Lesern der „Gartenlaube" durch viele fesselnde und wertvolle Beiträge bekannt geworden, ist am 14. November zu Frankfurt a. M. im 78. Lebensjahre verstorben. Dornblüth war Mecklenburger von Geburt. Schon 1849 hatte er sich als Arzt in Rostock ansässig gemacht. In Wort, Schrift und That ist er für die Segnungen moderner Hygieine eingetreten, und namentlich die Gesundheitspflege in Haus und Familie hat starke Förderung durch ihn gefunden. Von seinen Schriften nennen wir die „Gesundheitspflege des Kindes", die „Hygieine des Turnens" und die „Schule der Gesundheit".

Die Enthüllung des Berliner Feuerwehrdenkmals auf dem Mariannenplatz hat am 17. November unter großer Beteiligung sowohl von pensionierten Feuerwehrmännern wie auch seitens der aktiven Feuerwehr stattgefunden. Das Denkmal ist zu Ehren der braven Männer, die im Dienste werkthätiger Nächstenliebe, bei gefahrvoller Rettungsarbeit ihr eigenes Leben verloren haben, von der Stadt gestiftet worden. Den ernsten,

Dr. Friedrich Dornblüth †.
Nach einer photographischen Aufnahme von Rd. Arnold in Rostock.

würdevollen Charakter eines solchen Erinnerungsmales hat Stadtbaurat Ludwig Hoffmann in seiner Schöpfung zum Ausdruck gebracht. Das Marmordenkmal zeigt zwischen zwei hoch aufragenden, von Flammenspitzen bekrönten Pylonen einen niedrigeren Mittelteil, auf dem eine Reliefgruppe von Professor August Vogel die Bekämpfung des Feuers symbolisch darstellt. Unter diesem Reliefe des Mittelbaues ist das Gerüst der Wehr auf einem niederen Sockel verkleinbildet, Bronzetafeln nennen die Namen der 15 Männer, die seit Gründung der Wehr in Ausübung des Berufes tödlich verunglückt sind. An den Pylonen sind Löwenköpfe angebracht, aus deren Mäulern Wasserstrahlen in Becken fließen.

Die Enthüllung des Feuerwehrdenkmals auf dem Mariannenplatz in Berlin.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hugo Rudolphy in Berlin.

Vom Weihnachtsbüchertisch.

II.

In stattlicher Anzahl sind auch in diesem Jahre wieder die besten Vertreter unserer Erzählungslitteratur mit neuen Werken auf den Plan getreten. Und mancher Autor, manche Dichterin ist unter ihnen, die gerade den Lesern der „Gartenlaube“ vertraute Freunde sind, deren Werke sich gerade unter diesen längst einen treuen Stamm von Verehrern und Lesern erworben haben.

Allen voran bringt der Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung auf diesem Gebiete eine Fülle des Schönen. Da sind zunächst Paul Heyses „Novellen vom Gardasee“, ein Kranz lieblicher Dichtungen, die jenen herrlichen Fleck Erde als Schauplatz der Begebenheiten haben, dessen intimer Kenner der Dichter ist, und auf dem er auch seit Jahren sein Winterheim aufgeschlagen hat. Aus der Novelle „San Vigilio“, die in dem Jahrgang 1901 der „Gartenlaube“ zum erstenmale veröffentlicht wurde und die nun mit anderen auch in diesem Buche Aufnahme gefunden hat, wird vielen noch die ganze Kunst der Schilderung erinnerlich sein, mit der Paul Heyse den landschaftlichen Reiz des Gardasees vors Auge seiner Leser stellt. An dieser Stelle wollen wir auch nicht versäumen, auf die wohlfeile Ausgabe von Paul Heyses Romanen und Novellen hinzuweisen, die zur Zeit im Erscheinen begriffen ist und deren erste, die Romane enthaltende Serie acht Bände umfassen wird.

„Paul und Anna Heyse in alter Freundschaft“ steht auf dem Widmungsblatte eines anderen Buches, das wohl nicht minder frohe Aufnahme in allen Kreisen finden wird; es ist ein neuer Roman von Meister Adolf Wilbrandt, „Villa Maria“, ein Werk, in dem des Dichters farbenreiche Erzählungskunst wieder einen ihrer Triumphe feiert. „Aphrodite und andere Novellen“ lautet der Titel des neuen Buches von Ernst Müllenbach. Liebevolle Hände haben hier aus dem Nachlasse des feinsinnigen Poeten, der leider so früh aus dem Kreise der Lebenden schied, drei schöne kulturgeschichtliche Erzählungen zu einem Bande vereint. Die sichere Art, mit der der Dichter in diesen Erzählungen den rechten Ton auch für die Zeit getroffen hat, in der diese Begebenheiten spielen, erinnert vielfach an die Kunst W. H. Riehls, dessen berühmte „Kulturgeschichtliche Novellen“ nunmehr in fünfter Auflage erschienen sind. Auch Riehls Novellenband „Am Feierabend“ ist abermals in neuer Auflage herausgekommen. Gleich diesen Werken zählt auch Herman Grimms Roman „Unüberwindliche Mächte“, der in dritter Auflage vorliegt, seit Jahren zu den anerkannten Schätzen unserer Erzählungslitteratur, so daß es wohl genügt, auf dieses Neuerscheinen der formvollendeten geistvollen Schriften hinzuweisen.

Als eine Meisterin in der Erforschung und Darstellung subtiler Vorgänge und Wandlungen des weiblichen Seelenlebens hat sich Lou Andreas-Salomé durch ihre älteren Erzählungen, vor allem aber durch ihre bereits in zweiter Auflage erschienene Novellensammlung „Menschenkinder“ bestens bekannt gemacht. Das neue Buch der Dichterin „Im Zwischenland“ wird ihren Ruhm auf diesem Felde noch vermehren, denn es umfaßt fünf Geschichten aus dem Seelenleben heranwachsender Mädchen, und jede dieser kleinen Erzählungen verdient es, als ein Kabinettstück feiner Beobachtung und Schilderungskunst bezeichnet zu werden. Die Schicksale auch eines jungen Mädchens, dessen sieghafte Liebe durch schwere Prüfungen zum Ziele findet, sind, wie unsere Leser wissen, der Inhalt von W. Heimburgs jüngstem Romane „Sette Oldenroths Liebe“. Das schöne Werk, das bei dem ersten Abdruck in der „Gartenlaube“ so reichen, ungeteilten Beifall fand, ist nun gleich den weiter hier genannten Bänden im Verlage von Ernst Keils Nachfolger in Leipzig als stattliches Buch erschienen, und gewiß werden sich zahllose Leser, die den neuen Roman der trefflichen Erzählerin zu Beginn des Jahres in der „Gartenlaube“ mit Genuß gelesen haben, freuen, um ihren Freunden mit dem Buche ein Geschenk machen zu können, das sicher überall nicht minderen Genuß bereitet. Wohl bekannt durch zahlreiche von ihren Werken sind unseren Lesern auch die Dichterinnen Marie Bernhard und Eva Treu. Jede von ihnen ist auf unserem Büchertische mit einem neuen Buche vertreten. Marie Bernhard hat sechs stimmungsvolle Erzählungen unter dem Titel „Ihr einziger Sohn und andere Novellen“ zu einem Bande vereint, und Eva Treu, deren schlichte, tief gemütliche Eigenart in jedem neuen Werke in immer reinerer, künstlerisch reiferer Form zum Ausdruck kommt, nennt ihr Buch, das ebenfalls sechs Novellen umschließt, nach dem Gedanken, der gleich einem Leitmotiv durch sie alle geht: „Vergan“. Schließlich sei hier noch der Novellensammlung „Hero's Lampe“ von Johanna Klemm gedacht, einer jungen Erzählerin, deren Werk ein schönes reiches Können klar bezeugt. —

Mit zwei neuen Büchern ist Viktor Blüthgen, der liebenswürdige Erzähler so vieler gerne gelesener Novellen und Romane, vertreten. Das eine nennt er kurz einen „Novellenstrauß“ — und hier sei gleich dazu erwähnt: es ist ein ganz prächtiger Strauß, den der Dichter damit bietet. Wie die vorher genannten Werke ist auch dieses Buch, in dem Blüthgens sonniger Humor, gepaart mit der regen, munteren Darstellungsweise, den Leser von Anfang bis zum Schlusse fesselt, bei Ernst Keils Nachfolger in Leipzig erschienen. Das zweite Buch des Dichters, der Roman „Die Spiritisten“, kam im Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig heraus. Es behandelt die Fragen des Spiritismus, führt an den einzelnen Figuren des Romanes Vertreter besonderer Ansichten auf diesem düsteren Gebiete vor und zeigt, wie die Beschäftigung mit solchen Fragen zu keinem Ziele führen kann, doch aber alle jene schädigt, die ihre Zeit und ihre Kraft an deren Lösung setzen. Im gleichen Verlage ist auch „Der Ruf des Lebens“, eine in ihrer strengen Eigenart ergreifende Erzählung von Karl Rosner, erschienen. Sie schildert die Empfindungen und Gefühle eines Mannes, der angesichts seines nahen Endes das Erwachen einer großen beglückenden Liebe fühlt.

Auf ein neues Gebiet hat sich J. C. Heer, der Dichter der „Heiligen Wasser“ und des „Königs der Bernina“ mit seinem jüngsten Buche begeben. Waren die erstgenannten Werke des reichbegabten Schweizer Poeten von starker, machtvoller Handlung durchströmt, so spinnt um „Joggeli“ — „Die Geschichte einer Jugend“, wie Heer sein Buch im Untertitel so schlicht nennt — ein stiller, tiefer Heimatzauber. Wie ein Bekenntnis aus der eigenen Jugendzeit des Dichters berührt dieser idyllische Roman. Er zählt zu jenen Schöpfungen, die ferne von dem lauten Treiben des Lebens spielen und die auch alle jene gerne und immer wieder zur Hand nehmen werden, denen ein stilles Sichversenken in eine Dichtung noch Freude und Genuß gewährt. Die J. G. Cottasche Buchhandlung in Stuttgart hat das Buch, gleich den früheren Arbeiten Heers, würdig ausgestattet.

Wie Heer im Boden seiner schönen Schweizer Heimat, so wurzelt Peter Rosegger in seiner Steiermark. Und so sind Wesen und Schaffen der Steiermärker auch wieder innig verwebt mit Roseggers neuem Romane „Weltgift“, einem groß angelegten Werke, das als ein Gegenstück zu des Dichters Roman „Erdsegen“ gedacht ist und sicherlich allen Verehrern seiner Schriften hochwillkommen sein wird. Heimatkunst im echten Sinne des Wortes ist Gustav Frenssens Roman „Jörn Uhl“. Wie wenig andere Werke hat dieses schlichte gute Buch gleich bei seinem Erscheinen reichen Erfolg gefunden, so daß die G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin schon viele Neuauflagen versenden konnte. Bei Grote ist auch Hans Hopfens jüngste Schöpfung, der Roman „Gotthard Lingens Fahrt nach dem Glück“, herausgekommen. Wie alle Werke Hopfens, so ragt auch dieses durch künstlerischen Aufbau, schöne Schilderung und edle Sprache weit über das Mittelmaß der Erzählungslitteratur hinaus. Sehr empfehlenswert ist auch Wilhelm Holzamers Roman „Peter Nockler“, eine anregende Geschichte, die das Schicksal eines Schneiders schildert. Sie ist im Verlage von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig erschienen, wo auch Lu Volbehrs stimmungsvolle Erzählung „Führe mich nicht in Versuchung“ und Erika Riedbergs neuer Roman „Es war einmal“ herausgekommen sind.

Eine besonders hübsche und auch äußerlich sehr schön ausgestattete Gabe bietet Johannes Proelß, der den Lesern der „Gartenlaube“ durch manchen wohlgelungenen Beitrag bekannte Dichter. Er hat im Verlag von Adolf Bonz & Co. in Stuttgart ein Büchlein „Er soll dein Narr sein“ erscheinen lassen, eine kleine fesselnde Erzählung aus geschichtlicher Zeit. Eine „Geschichte aus der Geschichte“ ist auch Johannes Doses Roman „Frau Treue“, der in bewegter Handlung und auf kriegerischem Hintergrunde eine deutsche Frauengestalt von edelster Herzensbildung vorführt. Das wertvolle Buch ist beim Sächsischen Volksschriftenverlag in Leipzig herausgekommen. Frischen Humor bietet Eduard Pötzl in seinen neuen Wiener Skizzen „Eingeborene“, die der Verlag von Robert Mohr in Wien überaus schmuck ausgestattet hat. Immer wieder weiß dieser treffliche Wiener Erzähler und Poet, in dessen reizvoller Schilderungsweise etwas von Dickens' Kunst zu leben scheint, den Leser in den Bann seiner gemütlichen Darstellungsweise zu ziehen.

Schließlich wollen wir nicht versäumen, auf Adolf Hausraths Erzählung „Die Albigenserin“ und auf Felix Dahns neuen, kleinen Roman aus dem elften Jahrhundert „Herzog Ernst von Schwaben“ (beide bei Breitkopf & Härtel in Leipzig) hinzuweisen, sowie Ernst Clausens wirkungsvollen Roman „Am Schwungrad der Zeit“, der bei Hermann Costenoble in Jena erschienen ist, empfehlend zu nennen.

Aber nicht nur für die Freunde der erzählenden Litteratur, auch für die Schätzer der lyrischen Dichtung findet sich manches bedeutungsvolle Werk unter den Neuerscheinungen der jüngsten Zeit. So hat der schwäbische Dichter Eduard Paulus dessen dichterische Werke längst über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus bekannt geworden sind und überall dort Heimatrecht gefunden haben, wo die Freude an echter Poesie wach ist, einen neuen Band von Liedern und Elegien unter dem Titel „Heimatkunst“ herausgegeben. Auch dieses Buch des Poeten offenbart eine Fülle tiefer Gedanken und Empfindungen, die hier in edler Form und Sprache dargeboten sind. Gleich dieser lyrischen Gabe ist auch Rudolf Presbers Gedichtsammlung „Media in vita“ im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart erschienen. Auch Presber tritt als Lyriker hier nicht zum erstenmale vor die Oeffentlichkeit; niemals aber fand der Dichter bisher die gleiche Höhe seines Könnens wie in den Gedichten, die er hier zu einem Buche vereinte.

Ein Lyriker von Beruf, eine Persönlichkeit von eigenartigster Prägung spricht auch aus Georg Busse-Palmas „Zwei Bücher der Liebe“

zu dem Leser, ein Sänger der Freiheit und schönheitsfroher Genußfreudigkeit. Reich an stimmungsvollen Gedichten und hervorragend durch die vollendete Form aller Beiträge sind die „Balladen und Lieder“, die Lulu von Strauß-Torney im Verlage von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig herausgegeben hat. Eine bewundernswerte Kraft der Sprache spricht aus diesen Dichtungen, deren ergreifender Schönheit sich wohl niemand wird entziehen können. Auch sonst wäre noch manche lyrische Gabe von bleibendem Werte zu nennen. So verdienen die von Ernst Keils Nachfolger verlegten „Gedichte“ von F. Bochazer und Wilhelm Lobsiens Lyrik, die unter dem Titel „Ich liebe Dich“ im Verlage von Carl Schünemann in Bremen erschienen ist, volle Beachtung. Auch Marie Krause-Kinkels „Gedichte“ — Verlag der Junfermann'schen Buchhandlung in Paderborn — und Gottfried Schwabs Gedichtsammlung „Wolkenschatten und Höhenglanz“ zählen zu den empfehlenswerten lyrischen Gaben der jüngsten Zeit.

Unter den neuen Prachtwerken fällt vor allem als ein sehr gut gelungenes Werk der von Dr. Timon Schroeter zusammengestellte und sehr wirkungsvolle Band „Für unser Heim“ auf. Dieses stattliche Buch, das sehr reich mit vortrefflichen Abbildungen geziert ist, setzt sich aus den Spenden von über zweihundert deutschen Dichtern und Denkern der Gegenwart zusammen. Es ist bei J. J. Weber in Leipzig erschienen, und der aus dem Verkaufe des Buches erzielte Gewinn soll dem deutschen Schriftstellerheim in Jena, das sich die edle Aufgabe stellt, älteren nicht mehr erwerbsfähigen Schriftstellern eine Zufluchtsstätte zu bieten, neue Mittel zuführen. Nicht nur dieses schönen Zweckes wegen, sondern auch infolge der Mannigfaltigkeit und des hohen litterarischen Wertes seiner Beiträge verdient dieses Werk, in den deutschen Familien Eingang zu finden. Eine dankenswerte That war es, daß die Verlagsbuchhandlung von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig Otto Ludwigs herrliche Erzählung aus dem Thüringer Volksleben, „Die Heiterethei“, mit Illustrationen von Ernst Liebermann, als Prachtwerk herausgegeben hat. Gewiß werden sich zahlreiche Bewunderer von Otto Ludwigs Werk nun auch an den vortrefflichen Bildern des Künstlers erfreuen. Im gleichen Verlage ist auch Marie Luise Beckers kulturgeschichtlich interessantes und durch die Reichhaltigkeit und Fülle der Abbildungen als wahres „Prachtwerk“ erscheinendes Buch „Der Tanz“ herausgekommen. Es faßt in Wort und Bild alles Wichtige über den Tanz zusammen und wird gewiß allen Freunden dieser Kunst nicht minder willkommen sein als Emil Limmers neue Publikation allen Liebhabern der Bühne. Limmer hat nämlich in seinem Buche „Hinter den Coulissen der Dresdner Hoftheater“ ein Bildwerk geschaffen, das im Vereine mit dem von Wolf Graf Baudissin beigesteuerten Text das Leben und Treiben jenseit des Bühnenvorhanges in lebendiger und unterhaltender Weise schildert. Auch die Ausstattung durch den Verlag von Alexander Köhler in Dresden ist ganz trefflich. Freunde der modernen graphischen Kunst seien auf die „Deutschen Künstler-Steinzeichnungen“ aus dem Künstlerbund Karlsruhe aufmerksam gemacht. Das schöne Werk, das der Verlag von B. G. Teubner in Leipzig sehr gut ausgestaltet hat, enthält zehn interessante Blätter in hübscher Leinwandmappe. Vom „Prachtwerk“ auf das Gebiet der kunstwissenschaftlichen Werke führen die rühmlichst bekannten „Handzeichnungen alter Meister“, von denen im Verlage von Ferd. Schenk in Wien der siebente Band herausgekommen ist, und ein Buch Professor Otto Geyers, das im Verlage der Union erschien. Es nennt sich „Der Mensch“ und bildet ein Hand- und Lehrbuch der Masse, Knochen und Muskeln des menschlichen Körpers für Künstler, Architekten, Kunst-, Kunstgewerbe-, Handwerkerschulen und zum Selbstunterricht. Das ausgezeichnete Buch giebt, in geradezu bewundernswerter Vollkommenheit und Anschaulichkeit, das Ganze der Proportionslehre und dürfte namentlich als Festgeschenk für junge Künstler und Kunstgewerbetreibende geeignet sein. An ein weiteres Publikum wenden sich die im Verlage von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig erschienenen „Monographien des Kunstgewerbes“, die gleichfalls mit größter Sorgfalt ausgestattet sind und zahlreiche gute Abbildungen als Illustrationen der von hervorragenden Fachmännern abgefaßten Abhandlungen darbieten. Wir nennen aus dieser sehr empfehlenswerten Sammlung Wilhelm Bodes „Vorderasiatische Knüpfteppiche“, Gustav E. Pazaureks „Moderne Gläser“ und Richard Borrmanns „Moderne Keramik“.

Derselbe Verlag hat auch eine sehr gründliche Arbeit von Lothar Brieger-Wasservogel über Max Klinger, den genialen Bildhauer, und das jüngste Buch der ausgezeichneten Kunstkennerin und Dichterin Isolde Kurz herausgebracht. Das schöne Werk führt den Titel „Die Stadt des Lebens“ und faßt eine Reihe von ganz vortrefflichen Aufsätzen aus der Zeit der florentinischen Renaissance zusammen. In überaus lebensvoller plastischer Schilderung ziehen die Gestalten der großen Mediceer vor der Seele des Lesers vorüber. Kühne Thaten der Freiheit und blutige Greuel der Empörung werden dargestellt. Dazwischen zeichnet die Dichterin liebliche Frauengestalten, wie die schöne Simonetta. So malt sie in glühenden Farben das Erblühen des florentinischen Herzogsgeschlechtes, dessen Macht weit über Italiens Grenzen hinaus sich erstreckte. Aber sie zeichnet mit gleicher Kraft auch den Verfall der Mediceer, ihren Untergang. Es vereinigt dieses Buch in seiner souveränen Beherrschung des Stoffes, der edlen Sprache und klaren Darstellung alle Vorzüge des Könnens seiner Schöpferin, die sich damit einen gleich hohen Platz in der Kulturgeschichte erworben hat, wie sie ihn in der schöngeistigen Litteratur besitzt. Eine „Geschichte der Deutschen Litteratur von Goethes Tod bis zur Gegenwart“ bietet Paul Heinze dar. Das interessante Werk liegt in zweiter Auflage vor, hat jedoch gegenüber seiner ersten, vor etwa zwölf Jahren erschienenen Fassung eine so gründliche Umarbeitung und Erweiterung erfahren, daß es füglich als ein völlig neues Buch betrachtet werden kann. Von dem Verlag von F. A. Berger in Leipzig wurde es mit 16 Dichterbildnissen geziert. Als Biograph Scheffels hat sich Johannes Proelß schon seit langer Zeit bekannt gemacht. Gewiß werden es viele mit Freude begrüßen, daß Proelß nunmehr eine Volksausgabe seines „Scheffel“ im Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart erscheinen ließ. Litteraturgeschichte giebt auch Wilhelm Stieda in seinem bei Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig erschienenen Büchlein „Ilmenau und Stützerbach“. Der Verfasser nennt die Gabe im Untertitel „eine Erinnerung an die Goethezeit“ und weist damit darauf hin, daß er auf Goethes Pfaden wandelt. Allen Goethe-Verehrern wird auch die von Eduard von der Hellen ausgewählte und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegebene Sammlung von „Goethes Briefen“ hochwillkommen sein, von der im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart nunmehr der zweite Band erschienen ist. Ein ganz besonderes Verdienst hat sich dieser Verlag durch die Herausgabe der „Jubiläums-Ausgabe“ von „Goethes Sämtlichen Werken“ erworben. Diese Ausgabe wird vierzig Bände in Groß-Oktav umfassen und zählt die bedeutendsten Litterarhistoriker unserer Zeit unter die Mitarbeiter. Nach den bisher vorliegenden Bänden stehen wir nicht an, diese neue Goethe-Ausgabe als die schönste, empfehlenswerteste zu bezeichnen. Auch von „Grillparzers Werken“ ist eine neue, billige und gute Ausgabe in acht Bänden bei Cotta in Stuttgart herausgekommen, und ebenso hat dieser Verlag anläßlich des unlängst gefeierten hundertsten Geburtstages Nikolaus Lenaus eine sehr hübsche und wohlfeile Ausgabe von „Lenaus Gedichten“ veranstaltet.

Viel Schönes ist uns auf dem Gebiete der Geschichtslitteratur beschert worden, und wie in all den letzten Jahren, so wendet sich auch diesmal das Hauptinteresse einem Buche zu, das von des unvergeßlichen ersten Kanzlers Leben handelt, das die Gestalt des Fürsten Bismarck zum Mittelpunkte hat, wir meinen Sidney Whitmans Buch „Fürst von Bismarck“. Das von der Union in Stuttgart kostbar ausgestattete Werk faßt Whitmans persönliche Erinnerungen an Bismarck aus des Fürsten letzten Lebensjahren zusammen und enthält in bemerkenswerten Details viel Neues und Charakteristisches über das Gefühlsleben und die politischen Ansichten des großen Kanzlers, bei dem der Verfasser ein oft und gern gesehener Gast gewesen ist. Ein Geschichtswerk von bleibendem Wert ist auch Professor Ottokar Lorenz' neue, im Verlag von Gustav Fischer in Jena erschienene Publikation „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866—1871.“ Neben diesen vaterländischen Werken nehmen vor allem die neuen Publikationen über den Burenkrieg das Interesse in Anspruch, und unter ihnen wieder verdient das im Verlage von J. F. Lehmann in München herausgekommene Sammelwerk „Im Kampf um Südafrika“ ganz besonders empfehlend hervorgehoben zu werden. Die groß angelegte Publikation, aus der wir den Lesern der „Gartenlaube“ vor dem Erscheinen der Buchausgabe so interessante Mitteilungen in einer Reihe von Artikeln machen konnten, bietet in ihrem ersten Bande die „Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger“, die von dem Pfarrer A. Schowalter nach den Angaben des Präsidenten herausgegeben worden sind. Der zweite Band umfaßt die sehr fesselnden Kriegserinnerungen des Burengenerals Ben Viljoen unter dem Sondertitel „Die Transvaaler im Krieg mit England“, der dritte Band „Präsident Steijn und die Freistaater im Krieg mit England“ wurde von Fr. Rompel und Feldprediger J. D. Kestell verfaßt. Endlich schildert Kommandant Andries Dewet in dem Schlußbande den „Kampf der Buren in der Kapkolonie“. So bildet das ganze Werk eine vollständige Geschichte des Krieges in Südafrika, die doppelt großen Wert und ganz besondere Anschaulichkeit dadurch empfängt, daß sie von den Berufensten geschrieben wurde, von Männern, die selbst im Kampfe standen. In diesem Sinne ist auch dem sehr fesselnden Buche des deutschen Obersten Schiel „23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika“, das im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig herausgekommen ist, große Bedeutung beizumessen. Konnte Oberst Schiel auch den Krieg nur bis zur Schlacht bei Elandslaagte mitmachen, so geben doch seine Aufzeichnungen aus zwei Jahrzehnten vor dem offenen Ausbruch des Kampfes eine Fülle wertvollen Materials zu dessen Vorgeschichte.

Noch möchten wir den Lesern einige neue Werke aus verschiedenen Wissensgebieten nennen, die uns empfehlenswert erscheinen. Da ist im Verlage von C. F. Amelang in Leipzig ein Büchlein „Harzwanderungen“ von Hans Hoffmann erschienen, eine frische, reizvolle Schöpfung, die jeder gerne lesen und wieder lesen wird, der den Harz und seine Schönheit liebt. Für junge Frauen dürften sich Marie Kurellas „Frauenbriefe“ eignen, ein schlichtes, gutes Buch, das im Verlag von Freund & Jeckel in Berlin herausgekommen ist, und Manuel Schnitzers „Erstes Semester“, ein Kinderbuch für junge Mütter, das Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig verlegt hat. „Allerlei Erlebtes“ bringt Richard Voß, der gefeierte Dichter, in einem schmucken Bändchen bei Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart heraus, und gewiß werden die zahlreichen Freunde der Werke des Poeten auch gerne nach diesem Buche greifen, in dem er so liebenswürdig von sich selber plaudert. Persönliche Erlebnisse giebt auch der Kapitänleutnant a. D. Heinrich Liersemann in seinem bei C. J. E. Volckmann in Rostock verlegten, sehr interessanten Werke „Erinnerungen eines deutschen Seeoffiziers“. Schließlich sei noch auf ein heiteres Werk hingewiesen, auf Anton Ohorns „Altdeutschen Humor“, ein reichhaltiges Buch, das manchen schätzenswerten Beitrag zur Kenntnis der älteren deutschen Litteratur enthält und das im Verlag von A. Hofmann & Co. in Berlin erschienen ist.

Halbheft 31. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ● Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Söhne des Reichslands.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(4. Fortsetzung.)

Erzählung von Hermann Stegemann.

Die Stille lag drückend auf Phinele, das allein inmitten der Stube stand. Draußen hatte sich der Sturm gelegt, und der Regen war im Vertropfen.

Phinele schauerte zusammen, wie ein Schläfer, der entblößt gelegen hat und vom Gefühl der Kälte geweckt wird. Einen Augenblick fragte sie sich, ob denn in diesem knappen Zeitraum, zwischen Mittag und Abend, in einer kurzen Viertelstunde, das alles über sie hingebraust war, und dann packte sie die Sehnsucht nach Menschen, nach jemand, dem sie ihr volles Herz ausschütten, mit dem sie über den fernen Liebsten sprechen konnte.

Ihr erster Gedanke galt der Mutter — aber nein, die nicht. Die wußte ja nichts von André, und von ihm wollte sie hören. Ursula! Sie wußte nicht, ob sie den Namen nur mit dem Herzen oder mit den Lippen gesprochen. Es war ihr, als wäre er in der Stille um sie her plötzlich laut geworden. Wie sie stand und ging, trat sie in den Tag hinaus. Hoch oben am Himmel rannten graue Wolken, eine schneller als die andere mit wolligen Bäuchen über die Berge, eine endlose Herde. Wenn die Pappeln sich schüttelten, flog ein Sprühschauer auf Phinele herab. Am Kanal hin ging sie der Villa zu, die durch das kahle Gesträuch schimmerte. Die Maschinen arbeiteten mit voller Kraft, und der Westwind trug ihr den Lärm entgegen. An dem Brückchen hielt sie inne. Nicht hinüber! Ihre Augen suchten Fenster um Fenster ab, und endlich entschloß sie sich, zu rufen:

„Ursula!“

„Ja, ich komme!“

Wie eine Erscheinung war ein blasses Gesicht hinter den Scheiben aufgetaucht. Die Antwort klang undeutlich in den Wind, und eh' sich das Mädchen dessen versah, stand Ursula vor ihr und fragte voll ängstlicher Spannung:

„Was ist? Hat Jacques den Eltern auch davon geschrieben?“

„Jacques? Nein!“

Ein Atemzug der Erleichterung kam aus Ursulas Brust, zugleich aber auch ein Seufzer.

„Also noch nicht?“

Eine Weile schaute sie über das Geländer in das Wasser, das unter der Fabrikmauer hervorquoll und blasenwerfend dahinzog. Eine Bewegung Josephinens schreckte sie auf. Jetzt sah sie den hilflosen Zug in dem Gesicht des Mädchens.

„Was ist dir, Phinele?“

Da begann Phinele Sigwald, auf der Brücke stehend, zu erzählen. Bald aber unterbrach sie Ursula, indem sie sagte:

„Ich weiß es schon, André hat mir alles geschrieben.“

Eine kleine Gaunerbande.
Nach einer Momentaufnahme von W. Amthein in München.

„O du, du Gute!“

Ihrem lebhaften Temperament folgend, umschlang Josephine die Mitwisserin die Mitwisserin und küßte sie. Auf einmal aber sieh ihr Ursulas vorige Frage wegen Jacques ein und sie fragte:

„Und Jacques, schreibt er dir denn auch?“

Ursula schwankte einen Augenblick, aber sie überwand sich.

„Ja, Phinele. Gestern habe ich den dritten Brief von ihm erhalten.“

„Ursula! Ist es möglich? Ihr seid also auch —“

„Ja, wir sind einig.“

„Also deshalb bist du mit ihm über die Grenze? Und deshalb bist du nachher nicht mehr zu uns auf die Mühle gekommen?“

„Ja, Phinele!“

In beflügelter Eile folgten einander Frage und Antwort. Jetzt trat Schweigen ein. Enger drängten sie sich aneinander. Die Brücke schien leise unter ihnen zu zittern von dem Stampfen der Kolben im Maschinenhaus, und das Surren der Webstühle flog über sie hin.

Auf einmal stieß Ursula hervor: „Sag, hat Jacques gar nichts weiter geschrieben?“

„Nein, wir warten immer noch.“

„Daß es ihm nicht gut geht, mein' ich.“

„Ursula, was sagst du? Mein Gott, wie kann's ihm denn nicht gut gehen?“

„Drei Briefe voll Heimweh, Phinele! Und krank war er auch schon. Sie machen's ihm schlecht dort. Und im letzten Brief steht“ — sie bog sich zu der kleineren Josephine nieder und raunte — „daß so viele sterben, und alles, alles Gilsäfler.“

„Die Briefe, Ursula, laß mich sie sehen! Der Vater und die Mutter, sie müssen's ja wissen. Ach, warum ist er denn nur hinüber?“

Sie schluchzte.

Ursula aber erwiderte, und ein grawoller Zug lag um ihren Mund: „Nein, sie dürfen es nicht wissen, so lang' er noch schweigt. Ich will's bei mir tragen. Wenn er aber nicht mehr schreibt, gar nicht mehr, dann komm ich, dann will ich, kann ich nicht mehr allein sein mit den armen Briefen, dann müßt auch ihr sie lesen.“ Die Thränen standen groß und voll in ihren Augen, aber als wären sie erstarrt, so glänzten sie unbeweglich unter den Lidern.

„Vater muß hinüber, er muß ihn zurückfordern!“

„Das geht nicht, Phinele, ich hab' den Onkel gefragt, sie geben nur Tote und Invaliden heraus.“

Josephine aber wollte sich nicht dabei beruhigen.

„Der Vater ist jetzt schon ein Kranker, und die Mutter vergeht wie ein Licht. Was thun, was thun, Ursula?“

Da legte Ursula die Hand auf die Schulter der anderen und sagte mit herzzerreißendem Lächeln: „Hoffen, Phinele, und was das Schicksal bringt — tragen!“

Dann ging sie langsam zurück über die Brücke in das Haus. Als ihr blasses Gesicht wieder am Fenster auftauchte, stand Phinele noch am Steg. Jetzt erst wandte sie sich um und trat den Heimweg an. Ihre Liebe zu André, ihre Liebe zu den Eltern, ihre Liebe zu dem Bruder und das Mitgefühl mit Ursula, all das wogte in ihr auf, und es war ein seltsam reiser Zug, der in ihr zartes Gesicht trat, als sie murmelte: „In Gottes Namen — hoffen und, was das Schicksal bringt — tragen!“

* * *

Ströme von Purpur goß die sinkende Sonne über die schneeweißen Höhen der Vogesen. Die dunklen Tannenwälder standen im Brand, schwarz auf rotem Himmelsgrund. Schmale Wolkenbänke, weinrot durchleuchtet und mit silbernen Rändern ausgeziert, schwammen über den Gipfeln und versanken hinter den Kuppen.

„Das Jahr geht mit Schnee und Eis zu Ende,“ sagte der Bäckermeister zum Müller, als sie auf dem Marktplatz Abschied nahmen. Der Platz lag im roten Wiederschein des himmlischen Brandes. Der festgestampfte, bräunliche Schnee hatte eine Farbe wie blutrostiges Eisen.

„Ja, bitterkalt,“ erwiderte der Müller.

„Habt ihr denn keine neuen Nachrichten von euerm Jacques, Sigwald?“

„Nein, ein paar Zeilen auf den Sankt Barbaratag — Neuigkeiten waren's nicht.“

„Na, so kalt hat er's wohl jetzt nicht in Sétif, aber anno sechsundfünfzig, da lagen wir in Sétif im Schnee, accurat wie hinten im Schnierlacher Thal. Wir schnatterten in der Kaserne, und um das Nest strichen die Schakale mit kläglichem Geheul. Ja, ja, das waren alte, böse Zeiten im dreiundneunzigsten Linienregiment. Hätt' ich damals nicht den Stellvertreter gemacht für ein paar hundert Franken, so säß mir heute nicht der Rheumatismus in den Knochen. Aber jetzt Guten Abend, Joseph, und das nächste Mal geb' ich dir Revanche für die drei Partien Pikett, die du verspielt hast.“ Und der Meister stackerte mit den einwärts geknickten Beinen vorsichtig über den Schnee die Straße hinauf.

Sigwald ging langsam dem Flußthor zu. Ein dumpfer Druck lag auf seinem Kopf, und wirr hing ihm der ungepflegte Bart auf die Brust. Weihnachten stand vor der Thür, das Jahr ging zu Ende. Durch das dunkle Thor trat er ins Freie. In dem Häuschen, das Madeleine gehört hatte und von Ursula an den Amtsrichter vermietet worden war, brannte schon Licht. Die Schatten der Stadtmauern ließen es hell aufschimmern.

Schwarz stach der Flußlauf aus dem Schnee, und überschneit standen Kloster und Mühle, dieses mit seinen hohen Mauern, seinem Glockentürmchen und den vielen Fenstern, jene mit breit ausladendem Dach und von niedern Wirtschaftsgebäuden umbrängt. Als Sigwald über die Brücke ging, flammte hinter den Fenstern der Fabrik das Gas auf. Es that ihm weh in den Augen, und er wandte den Kopf. Aber da traf sein Blick auf die Erdarbeiten, die vor dem Frost gesobert worden waren. Schon war das Terrain für den Bahnhofbau durchwühlt, die rotangestrichenen Merkpfähle reckten sich aus dem Schnee und glühten im letzten Abendschein. Der Müller blieb stehen, nahm die Pelzmütze ab und fuhr mit der kalten Hand über die feuchte Stirn. Unter der Schneedecke erhoben sich Erdhaufen. Kellergruben waren sichtbar, und unter den Bauschuppen lagen geteerte Schwellen. Die Umwälzung, die der Bahnbau mit sich brachte, erschien Sigwald gerade jetzt, da doch alles eingeschneit und im Winterschlaf lag, greifbar deutlich vor Augen. Er sah, hörte und fühlte die neue Zeit mit neuen Ausblicken, neuen Tönen, neuen Regungen hereindringen. Und alt kam er sich vor — so alt inmitten dieser toten, starren Landschaft, die ruhig schlief, gewiß, gar bald zu frischem, lautem Leben erweckt zu werden — daß ihn seiner selbst erbarmte. Der Atem der Spinnerei ging geräuschvoll, eifertiger als je, und blies ihm in den Nacken. Ueber die dunkle, gestaute Flut, die im Kanal trieb, hatte der Frost seine Gewalt, der im Flußbett die Kiesel mit glänzendem Eis überzog. Vom Rechen der Mühle aber hingen die Eiszapfen, und das Rad stand.

Sigwald ging weiter. Es war kein Haß mehr in dem Blick, den er auf das Kloster warf, in dem die Maschinen Fernys mit vollem Schwung liefen, nur eine stille Versonnenheit. Er ging seinen Weg, jene gingen den ihren. Es mußte wohl so sein! Daß er aber auf dem rechten Wege war, das ließ er sich nicht abstreiten, am wenigsten von den eigenen Zweifeln, die von Nacht zu Nacht stärker an sein Ohr klangen!

Die Fabrik lag in seinem Rücken. Rüstig schritt er aus, um der Dämmerung zuvorzukommen, die zählings hereingebrochen war. Nur einmal noch wandte er unwillkürlich den Kopf. Er hatte sich nicht getäuscht: auf dem Balkon der Villa stand eine schlanke, schwarze Gestalt, Ursula. Da hob er schweigend die Hand zum Gruß, und einen Augenblick schien es ihm, sie habe eine Antwort — oder war es eine Frage? — über den Kanal zu ihm herüber gerufen. Doch es war wohl eine Täuschung. Freundlich winkte nur die Hand mit dem weißen Tuch im Zwielicht. Und auch einmal schnitt ihm mit Messerschärfe der Gedanke ins Herz, daß sie so wohl auch dem Sohne gewinkt habe von einem Felsbrocken des „Rocher de Tanet“, wo, wie sie einst kurz erzählt hatte, Jacques ungefährdet auf französisches Gebiet übergetreten war.

Da waren seine Gedanken schon wieder bei dem Sohne! Alle Möglichkeiten dachte er durch, und eine nach der anderen ward zerrieben wie das Korn zwischen den Mahlsteinen. Und immer wieder dasselbe fürchterliche Spiel: es geht ihm nicht gut, er ist unglücklich, er geht mir zu Grunde in der Legion,

wie so viele, viele andere. Namen waren Sigwald eingefallen in den letzten Monaten, die er längst aus dem Gedächtnis verloren hatte, Namen von Freunden, Söhnen und Bekannten, die drüben oder in Toulin den Boden geküßt und ihr Grab gefunden hatten.

Und schneller, mit leuchender Brust, große Schweißperlen auf der gerunzelten Stirn, schritt er über den singenden Schnee. Die Mühle saubte eine weiße Rauchwolke aus dem Schornstein, das Buchenholz knisterte in den Kachelöfen, die Mutter ging still umher, das Phinele war ernst geworden, ein Alp lag auf allen. Hochauf wirbelte der Rauch in den dunklen Himmel . . .

Sigwald bog von der Thalstraße ab in den Fußweg ein, der zur Mühle führte. Aber plötzlich stand er unbeweglich. Aus der Ferne kam Schellenklingen, ein Schlitten schoß heran. Und so unsinnig der Gedanke war, er blieb stehen, als könnte das Gefährt den Sohn bergen, krank oder gesund, gleichviel. Da näherte sich der Schlitten. Die Schellenketten tanzten auf den Hälsen der Pferde, und jetzt — glitt er vorüber. Ein Stöhnen brach aus Sigwalds Brust. Fort! Es war der Schlitten Fernus, und neben dem Vater hatte er im letzten Zwielicht die blanken Knöpfe gesehen: Andrè.

Das Schellengeläute war verstummt, und Sigwald ging weiter. Der Schnee ballte sich unter seinen Absätzen, er strauchelte. Da klang ein Schritt hinter ihm. Ein Schatten stellte sich neben ihn.

„Darf ich Ihnen Guten Tag sagen, Onkel Sigwald?"

Sigwald hatte die Hand, die Andrè ihm in weißem Handschuh bot, unbeachtet gelassen. Sein Blick aber fuhr hastig, forschend über die aufrechte, schlanke Gestalt, die vor ihm stand, so dicht, daß er die gesunde Gesichtsfarbe, die festen Züge unterscheiden, erkennen konnte. Und jetzt löste sich endlich die Antwort von Sigwalds Lippen: „Guten Abend, Andrè!"

Aber es klang nicht herb, nicht feindlich, nur resigniert.

„Und wie geht's auf der Mühle, der Tante, dem Phinele?"

Da richtete sich die gebückte Gestalt des Alten auf, seine Stimme klang jetzt hart, entschieden:

„Alles gut! Aber was das Phinele betrifft — kein Wort weiter davon! Niemals — so lang' ich leb'!"

Noch einmal vertrat ihm Andrè den Weg.

„Und warum, Onkel Sigwald?"

„Warum?"

Er wollte aufsahren, auch dem Sohne sagen, was er dem Vater schon so oft gesagt hatte, aber plötzlich erschien ihm alles so schal und nichtig. Er sah den Soldaten an. Ein Zucken lief über sein Gesicht. Gesund, kräftig stand der junge Mann vor ihm — und Jacques — was war aus Jacques geworden?

Und da stürzte er, indem er die Hand im weißen Handschuh, die er vorhin übersehen hatte, krampfhaft umklammerte: „Weißt du, wo Jacques ist? — Gut, so wirst du begreifen, daß zwischen uns mehr Wasser fließt als im Fluß, wenn der Schnee von den Bergen geht."

Rasch schritt er an ihm vorüber, unsicher austretend, aber seines Weges gewiß. Er schaute nicht mehr zurück. Als er den Hof erreichte, läuteten die Schellen auf der Thalstraße. Da fürchtete er sich vor den traurigen Blicken der Mutter und der Tochter. Er ging in die Stallungen, tastete sich zu dem Stand des jungen Hengstes, den Jacques aufgezogen hatte, und vergrub die Stirne in die Mähne des Pferdes. Die feuchte, warme Nüster des Tieres fuhr über seine Hand. Und er sprach begütigend, wie zu einem Kind: „Ich bin's, Kohli, sei nur brav!"

So fand ihn der Knecht. Er richtete sich auf, blinzelte mit blöden Augen in den Schein der Laterne, murmelte ein paar unverständliche Worte und verließ den Stall. Es war Abend geworden. Frostgliternd blinkten die Sterne.

Phinele forschte in den Zügen des Vaters, aber sie waren wie erstarrt in einiger Ruhe. Die Lider waren gerötet. Das Mädchen wagte nicht, ihn nach dem Schellengeläut zu fragen, und doch ahnte es, daß der Schlitten, der am Nachmittag in die Stadt gefahren war, den Urlauber heimgeholt hatte. Da trat er auf die Tochter zu und sprach ruhig, aber bestimmt: „Er ist da. Und nun vergiß nicht, was ich gesagt habe: Niemals!"

Die Mutter kam mit der brennenden Lampe in die Stube. Das letzte Wort war an ihr Ohr geschlagen, und jählings klirrte das Glas in ihrer Hand. „Was ist, Joseph?"

Er preßte die Lippen aufeinander, zuckte die Achseln und ließ sich in den Sessel nieder. Das Mädchen stand auf den Tisch gestützt. Fragend hing der Blick der Mutter an ihrem Gesicht.

„Nichts, Mutter, Andrè ist auf Urlaub hier. Sonst nichts."

Dann ging sie aus dem Zimmer.

Eine Weile machte sich Marianne zu schaffen, und einmal aber sagte sie laut: „So kann es nicht weitergehen, Joseph! Ein Kind verdirbt in der Fremde, das andere daheim. Und du selbst bist nicht mehr der Alte."

„Doch, Marianne, ich bin, ich bleib' der Alte," erwiderte er ruhig, fast müde.

„Nein, so mein' ich's nicht. Sag' mir nur eins: Was ist mit den Buben? Sieh, darüber komm' ich nicht hinaus. Er ist in sein Unglück gerannt, und horch, Joseph, ich glaub', das Phinele weiß mehr als wir."

Er starrte sie an, setzte zweimal zum Sprechen an und brachte endlich doch nur eine Handbewegung zustande. Die Mutter rief. Als Josephine eintrat, hingen die Augen des Vaters flehend und drohend zugleich an ihren Zügen. Die Mutter aber nahm die Hand des Mädchens.

„Wir müssen dich etwas fragen, Phinele. Nicht von Andrè, das kommt wohl später von selbst einmal. Nur eins möchten wir jetzt wissen: Hast du Nachricht, gewisse Nachricht von Jacques?"

Phinele wandte das Haupt ab. Die Thränen stiegen ihr in die Augen. „Nichts, Mutter, ich weiß nichts."

Aber ihre Hände zitterten. Ein qualvoller Zug lag um ihren Mund, der sonst so leicht lächelte.

Der Vater erkannte, als wäre er über Nacht sehend geworden, die Veränderung in dem Gesicht der sonst so heiteren, lebhaften Tochter und raunte über den Tisch: „Du lügst!"

Das Mädchen zuckte zusammen.

„Sprich die Wahrheit, Phinele! Sie ist uns lieber als die Ungewißheit. Du weißt etwas," bat die Mutter. „Ist er krank, verwundet? Jesus Maria — am End' gar gestorben?" schrie sie auf.

„Nein, Mutter, nein, wein' nicht so! Fragt Ursula, sie weiß mehr." Und nun flossen auch ihre Thränen.

Sigwald fuhr sich, tief aufatmend, über das Haupt. Heftiger als je hämmerte ihm das Blut in den Schläfen.

„Gut, man soll sie herbitten."

Ein Knecht ging mit der Laterne am Kanal entlang zur Fabrik.

Sigwald schritt in der Stube auf und nieder. Mit gesenktem Haupt und auf dem Rücken verschränkten Händen umwanderte er den Tisch. Marianne saß im Sessel ihres Mannes. Sie weinte nicht mehr. Jetzt hob sie den Kopf.

„Woher weiß Ursula mehr als wir?" fragte sie in das Schweigen.

Der Mann unterbrach seinen Gang, und flüsternd berichtete Phinele, was ihr bekannt war. Als sie geendet hatte, nahm Sigwald seinen Rundgang schweigend wieder auf. Die Mutter aber sprach vor sich hin: „Auch das noch! Wie könnt' es auch anders sein! Darum ist das Mädchen nicht auf die Mühle in die Heimat gekommen, nach dem Tode Madeleines. Die Liebe war zwischen ihnen. Und darum noch so vieles! Wer weiß, was ihn verstockt gemacht hat, was sie miteinander ausgekämpft haben!"

Wieder trat Stille ein. Eintönig hallte der Schritt des Mannes, tickte der Pendel der Uhr. Auf der Thalstraße erhob sich ein Gesang, undeutlich klang es herüber.

„Die Heiligen drei Könige ziehen schon um," murmelte die Mutter.

„Ursula kommt," erwiderte Josephine.

Schritte wurden laut, die Haustüre bewegt, und da schnellte Mutter Sigwald empor und riß die Stubenthür auf. Im schwarzen Kleid, ein Tuch um Haupt und Schultern gewunden, trat Ursula über die Schwelle. Sie wußte genug, als sie die Botschaft erhalten hatte. Auf der Brust trug sie Jacques' Briefe.

Marianne aber nahm ihr den Gruß vom Mund, indem sie sie in die Arme zog und stammelte: „Ursula, Kind, ist es denn wahr?"

„Ja, es ist wahr, beides wahr. Er liebt mich wie ich ihn, und er hat mir geschrieben, was er euch verbergen wollte — aus Liebe zu euch, aber jetzt ist's besser, ihr wißt darum."

Sigwald griff mit zitternder Hand nach den Briefen, die sie aus dem Busen zog. Dabei sah er das Mädchen an und sagte: „Ich hab' dir einmal unrecht gethan, Ursula. Du hast es mich büßen lassen am Tag, als du mit Jacques über die Berge bist. Und wenn ihr euch liebt — ich will nicht darwider sein. Ihr habt ja ohnedies nicht zu viel zu tragen an eurem Glück."

Er ließ sich schwerfällig an dem Tisch im Lichtschein der Lampe nieder und entfaltete die Briefe. Mutter Sigwald hatte die Brille aufgesetzt. Ihr blonder, seit einem halben Jahr erst ergrauender Scheitel neigte sich über Josephs Schulter. Das Phinele hatte Ursulas Hand gefaßt, es wußte ja ungefähr, was in den Briefen stand. Keinem der vier kam auch nur einen Augenblick der Gedanke, daß da Liebesbriefe verlesen werden sollten.

Und immer stärker wurde das Zittern der kräftigen Hände, die das Papier hielten, immer tiefer senkte sich das graue Haupt der Mutter auf die Schulter des Mannes, und auf einmal fiel brennend eine Zähre aus Sigwalds Auge auf den letzten Brief, den Jacques geschrieben.

„Mit dem Sack bepackt, in schwerem Kaput* hab' ich mit drei Kameraden vier Stunden lang an der weißen glühenden Mauer exerzieren müssen, weil der Sergeant, ein Franzose aus dem Departement der Vogesen, uns ‚Dickköpfen' zeigen wollte, daß er Herr über uns ist. Vier Stunden, Ursula, und die Sonne brannte unbarmherzig! Der Sirokko wehte aus der Wüste herüber. Die Araber lagen unter den Zelten, die Offiziere unter den Moskitonetzen und tranken Absinth mit Wasser. Unser Peiniger hockte im Schatten und rauchte. Wir mußten jede Stellung, jeden Griff so lange innehalten, als ihm beliebte. Nach zwei Stunden lag Karrer am Boden. Wir trugen ihn auf seine Pritsche. Dann traten wir wieder an. ‚Dickschädel, Sauerkrautfresser!' schrie er uns an, und die Sonne brannte. Der feine Staub drang uns unter die Kleider, stromweis lief der Schweiß. Ich sah Feuer vor den Augen. Ein anderer sagte, er könnte nicht mehr. Da stieß er ihm den Yatagangriff in die Rippen, und von den Fenstern rief ein Korporal: ‚Laß ihn Marsch-Marsch machen, bis ihm die Zunge zum Hals heraus hängt!'

Ich sage Dir, es ist nicht zu ertragen. Am Fieber habe ich schon dreimal gelegen. Es schüttelt einen heiß und kalt, und die Moskitos impfen einem immer wieder ihr Gift ein. Und was dabei denken, Ursula? Patrie, la France! Pah, von den Mannschaften fragt keiner danach, Elsässer, Polen, Italiener und Lumpengesindel aller Art. Ja, wenn's noch gegen den Feind ging', da blieb' keiner hinten. Es ist ja das Einzige, was mitreißt, und dann mag's gutklingen, das ‚Vive la France', aber in einem Reisfeld in Tonkin, in einer Lehmhöhle am Atlas eingeschanzt zu werden — es ist auch nicht der rechte Ort für unsereins. Könnt' ich nur einmal dich wiedersehen, den Wind, den frischen Wind auf den Vogesen spüren und den Fluß rauschen hören! Im Traum, auf der Pritsche, wenn der Kopf im Fieber glüht, hör' ich manchmal das Rad gehen und die Wasserbächlein in den Matten murmeln. Wir liegen jetzt an der Militärgrenze an der Wüste. Gestern ging der erste Regen nieder, und im Nu war das Thal überschwemmt. Ein schmutziger, gelber Brei wälzte sich hindurch, das war die Erquickung. Heute ist wieder alles verschwunden; die Sonne brennt. Ein salziger Bach verschwindet im Sand, und eine Salzkruste bedeckt den Boden. In meinen Füßen bohrt der Stachel der Salzdistel.

Aber alles, alles wäre zu ertragen, wenn die Behandlung menschenwürdiger wäre, und selbst das wollte ich noch hinnehmen und versuchen, dabei die Achtung vor mir selber zu bewahren, wenn ich nur einen innern Halt hätte in dem Gedanken, daß ich Waffendienst thue für mein Vaterland, daß ich eine Pflicht erfüllen muß. Aber das ist Wahnsinn. Meine Heimat liegt ja da drüben, irgendwo, wo der kühle Seewind herkommt, über dem Meer, weit von hier. Da, wo ich mich als Bauer daheim gewußt hab' und keiner mein hartes Französisch, keiner mein rauhes Deutsch verspottet hat. Du siehst es ja, ich schreibe Dir deutsch. Ich hab' doch zuviel die Bank gedrückt bis zur Sekunda im Lyceum zu Kolmar, und jetzt, wenn ich von Heimweh und Vater und Mutter reden, an Dich denken, Dir Gruß und Kuß schicken will, kommt mir von selbst die deutsche Sprache — —

Wenn ich doch wüßte, wie es den Eltern geht — sie wollen mir das Herz vielleicht nicht noch schwerer machen. Du mußt mir schreiben, mein Lieb, ob sie sich in alles gefunden haben. Und das Phinele? Vielleicht dient ihm zum Glück, daß ich hier bin. Vielleicht giebt der Vater diesem Kind lieber sein Wort preis, wenn er den Sohn in der Kabylie weiß. Wie schön es jetzt sein muß bei euch — der Winter mit Schnee und Eis, der Wein im Faß, das Holz gebeigt unter dem Vordach, und die langen, langen Abende, wo ich bei dir sitzen könnte, Hand in Hand! Aber ich wär' ja drüben in Wesel und trüg' die Pickelhaube! Weiß Gott, hielt mich nicht mein Wort und der Zwang, wollt' ich zum zweitenmal desertieren, ich käm' heim. Freilich trägt mich hier niemand über die Grenze, wenn mich ein Schuß lahm machte, und über das Meer trügst selbst Du mich nicht, mein tapferes, süßes Mädchen. Drei Tage hab' ich an diesem Brief geschrieben, jetzt einen Satz, dann eine Seite. Ich mag ihn nicht mehr überlesen. Behalt' ihn bei Dir. Sie sollen nicht wissen, daß ich mich so schlepve mit meinem Leben. Aber Dir darf ich's ja sagen; du liest es, und ich heiße die Zähre zusammen und mache dem ‚Dickkopf' Ehre. Ich heb' mir die Lebewohl-patrone nicht zum Selbstmord auf, wie der blutjunge Schlettstadter, der letzthin einen Strich unter alles gemacht hat. Ich halte durch bis ans Ende."

Das Blatt sank auf die Tischplatte. Greisenhaft nickte Joseph Sigwald mit dem Haupte, und aus leeren Augen starrte die Mutter vor sich hin. Von Thränen beschlagen lag die Brille in ihrem Schoß. Da begannen draußen auf dem winterlichen Hof junge Stimmen zu singen. Es waren die Knaben, die als Heilige drei Könige schon vor Weihnacht ausgogen von Thür zu Thür. Sie standen im Hof, und das Gesinde drängte herzu. Dunkel glänzte das geschwärzte Gesicht des einen, ein weißer Wollbart schmückte den zweiten, der dritte trug den Stab, an dem der vergoldete Stern befestigt war. Und sie sangen:

„Drei Könige aus dem Morgenland,
Sie kommen mit dem Stern.
Gott mach' euch selig allesamt
Zu unserm lieben Herrn.

Maria, voll der Gnade, bitt'
Für euch bei ihrem Sohn —
Gebt uns von eurm reichen Haben mit,
Der Himmel thut's euch lohn'."

Ein Aufstöhnen, ein Seufzer, hart schlug das Haupt des Klostermüllers auf den Tisch. Sie sprangen ihm bei, aber noch einmal rang seine gewaltige Natur mit der Schwäche, und er richtete sich auf, tappte, tastete und stand. Er sah auf seine Frau nieder und in ihr erblichenes, erstorbenes Gesicht, das nur noch Leben in den Augen hatte, die vor Gram überflossen. Da war's ihm, als risse in ihm eine unbekannte Kraft Stück für Stück los, was er heilig gewähnt, tenergehalten hatte. Er schlug die Arme um die kleine Frau, daß ihr Haupt an seinem Herzen lag wie vor langen Jahren, und stammelte: „Er soll mir heim, Mutter, heim, so lang' es noch Zeit ist! Sie haben ja kein Recht an ihn, und hier ist doch seine Heimat. Mein Bub', mein lieber Bub'!"

Die Heiligen drei Könige aber, die vergeblich auf den Auf der Hausfrau gewartet hatten, hoben mahnend ihre Stimmen und sangen die letzten Verse des alten Spruches:

„Die Füße sind uns blutt* und wund,
Vom weiten Weg daher,
Wir wandern über tausend Stund'
Durch Wüsten übers Meer.

Den Riegel stoßt, macht auf die Thür,
Der Stern lehrt bei euch ein,
Auf daß in jedem Haus allhier
Der heilge Christ erschein'!"

Die Heiligen drei Könige hielten ihren Einzug in die Klostermühle, wo ihnen unter Thränen eine Mutter den Wein schenkte.

(Schluß folgt.)

* Ueberrock der französischen Soldaten, der bis ans Knie reicht.

* nackt.

Ein Eisenhammer im Siegener Land.
Nach dem Gemälde von L. Heupel-Siegen.

Ueber Krankheitsheilung.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Professor Dr. Liebermeister †.*

Wie werden Krankheiten geheilt? Und wer heilt die Krankheiten? Diese Fragen sind nicht so einfach zu beantworten, wie vielleicht mancher glaubt, der der Meinung ist, der Arzt heile die Krankheiten oder solle sie wenigstens heilen. Es hat freilich auch schon Aerzte gegeben, welche diese Meinung hatten; die meisten aber haben ihre Aufgabe anders aufgefaßt und über ihre Berufsthätigkeit eine andere Ansicht gehabt.

Man hat häufig den menschlichen Körper mit einer Uhr verglichen, und ich möchte diesen Vergleich, so schwach er auch in mancher Beziehung ist, hier zunächst beibehalten, weil er geeignet ist, das Wesen der ärztlichen Thätigkeit klarzulegen. Auch eine Uhr kann einmal in gewissem Sinne krank werden, indem irgend eine Verschiebung stattfindet, ein Rad einen Fehler bekommt oder ein Staubkörnchen zwischen die Räder gerät. Und dann pflegt man damit nicht zum Schuster oder zum Schäfer zu gehen, sondern zum Uhrmacher in der gewiß richtigen Meinung, daß nur der, welcher das feine Getriebe der Räder kennt, den Schaden erkennen und ausbessern kann, während der Unkundige ihn leicht noch vergrößert.

Der Uhrmacher hat einer beschädigten Uhr gegenüber keine allzu schwere Aufgabe. Ihm ist ihr Bau und die Bedeutung der Teile bis in alle Einzelheiten genau bekannt; er kann die Uhr öffnen und auseinandernehmen, und so kann es nicht fehlen, daß er bei einiger Aufmerksamkeit bald herausfindet, wo der Fehler liegt. Und er kann den Schaden heilen, indem er die verschobenen Teile zurechtrückt, das schadhafte Rad durch ein neues ersetzt, etwaige Verunreinigungen beseitigt; er kann, selbst wenn die Feder, von der die ganze Triebkraft abhängt, zerbrochen ist, eine neue einsetzen.

Der Arzt hat gegenüber dem kranken Menschen eine weit schwierigere Aufgabe. Der Bau und die Verrichtungen des menschlichen Körpers sind so außerordentlich verwickelt, daß wir, trotz der ungeheueren Fortschritte der Anatomie und Physiologie, bekennen müssen: Unser Wissen ist Stückwerk. Und in diesen Körper können wir nur wenig hineinsehen, wir können ihn nicht auseinandernehmen; meist müssen wir uns damit begnügen, ihn von außen zu besehen, zu betasten, zu behorchen, die Ausscheidungen zu untersuchen und die Funktionen der einzelnen Organe zu prüfen. Es ist deshalb die Feststellung des Schadens, seines Sitzes und seiner Ursache eine außerordentlich schwierige Aufgabe, und sie kann nur von dem annähernd gelöst werden, der eine möglichst genaue Kenntnis des ganzen Körpers und aller einzelnen Teile und ihrer Verrichtungen besitzt, der in der Technik der Untersuchung die nötige Uebung hat, und der außerdem durch natürliche Anlage und durch ausgedehnte Erfahrung befähigt ist, die Ergebnisse der Untersuchung richtig zu deuten und aus den gewonnenen Anzeichen die richtigen Schlüsse auf den Sitz und das Wesen der Veränderungen zu ziehen.

Und wenn nun die Diagnose gewonnen ist, wenn wir den verletzenden Schaden mit möglichster Sicherheit erkannt haben, wie steht es dann mit der Heilung? Es ist freilich leicht, ein schadhaftes Bein abzuschneiden; aber können wir es wiederersetzen? Der Stelzfuß, mag er auch noch so künstlich gearbeitet sein, ist doch nur ein unvollkommener Ersatz. Und für ein herausgenommenes Auge kann durch das künstliche Glasauge doch höchstens ein Scheinersatz geschaffen werden.

Glücklicherweise giebt es viele Fälle, bei denen wir mehr leisten, bei denen wir eine vollständige Heilung erreichen können. Eine einfache Schnittwunde der Haut kann so geheilt werden, daß nur eine unbedeutende Narbe zurückbleibt, ein einfacher Knochenbruch wird bei passender Behandlung so geheilt, daß nachher selbst der Kenner kaum noch Spuren davon findet, und daß die Verrichtungen des Gliedes in keiner Weise gestört sind; manche Geschwülste können so entfernt werden, daß nur eine Narbe zurückbleibt. Endlich gelingt es der sorgfältigen Behandlung bei einer großen Zahl innerer Krankheiten, eine so vollständige Heilung zu erzielen, daß auch nicht eine Spur der Krankheit übrig bleibt.

Aber wer hat denn den Kranken geheilt? In vielen Fällen kann man sagen: der Arzt, insofern ohne seine Thätigkeit die Heilung sicher nicht oder nicht so vollständig erfolgt wäre. Aber hat er denn wirklich die eigentliche Heilung vollzogen? Bei einer einfachen Schnittwunde in der Haut legen wir die Wundränder aneinander und befestigen sie etwa durch Nähte; bei einem Knochenbruch bringen wir die verschobenen Bruchstücke wieder in die richtige Lage und halten sie durch den Verband für längere Zeit in dieser Lage fest. Aber die eigentliche Heilung ist doch erst vollbracht, wenn die Wundränder oder die Knochenstücke wieder aneinandergewachsen sind. Wir Aerzte können die getrennten Teile nicht wieder organisch miteinander verbinden; denn diese Verbindung muß durch neugebildete Zellen erfolgen, und wir können nicht eine einzige Zelle machen. Wenn wir aber die getrennten Teile wieder aneinanderfügen, so geschieht das Zusammenwachsen ohne unser Zuthun, die eigentliche Heilung erfolgt „von selbst“. Wir beschränken uns darauf, die äußeren Bedingungen herzustellen, welche für die Heilung erforderlich sind; wir müssen uns darauf verlassen, und wir können uns auch darauf verlassen, daß dann die Natur das übrige thun werde.

Man kann also wohl behaupten, daß die Krankheiten nicht durch den Arzt, sondern durch die Natur geheilt werden. Freilich ist dabei in vielen Fällen die Thätigkeit des Arztes unentbehrlich, denn er muß die Bedingungen herstellen, unter denen eine Naturheilung möglich ist. Es ist dies das Naturheilverfahren, wie es von allen verständigen Aerzten ausgeübt wird, zu dessen erfolgreicher Ausübung aber nicht, wie es manche sogenannte „Naturärzte“ und ihre Anhänger glauben machen wollen, eine vollständige Ignoranz in ärztlichen Dingen erforderlich ist, sondern im Gegenteil eine möglichst genaue Kenntnis sowohl der Natur des Menschen als der Natur der Krankheiten und der Heilmittel.

Die Erkenntnis, daß die Natur die Krankheiten heilt, ist schon uralt. Der tüchtige Arzt hat sich zu allen Zeiten als Diener der Natur, als Minister naturae betrachtet. Man kam auch schon früh zu der Annahme einer besonderen Naturheilkraft, einer Vis medicatrix naturae. Dieser Name ist freilich so häufig mißbraucht worden, daß er allmählich in Verruf gekommen ist. In der That war es ein Mißbrauch, wenn man die Naturheilkraft als letzte Erklärung verwenden wollte, wenn man sie sich dachte als eine einheitliche Kraft, wie etwa die Schwerkraft. Bekanntlich wurde während langer Zeit der gleiche Mißbrauch getrieben mit dem Begriffe der Lebenskraft, indem man meinte, man habe die Lebenserscheinungen, die zu verwickelt waren, als daß man sie auf die gewöhnlichen physikalischen und chemischen Kräfte zurückführen konnte, genügend erklärt, wenn man sie von einer besonderen Lebenskraft ableitete. Es ist deshalb seit einer Reihe von Jahrzehnten der Begriff der Lebenskraft aus der wissenschaftlichen Sprache streng verbannt. Und doch müssen wir auch noch jetzt, nachdem es gelungen ist, viele Vorgänge im lebendigen Organismus als physikalische und chemische Vorgänge zu deuten, zugestehen, daß dies bei den meisten Lebenserscheinungen nicht oder nur höchst unvollkommen möglich ist. Man hat sich deshalb in neuester Zeit vielfach dazu verstehen müssen, neben den physikalisch-chemischen Gesetzen und Kräften auch von biologischen Gesetzen und Kräften zu reden und so unter dem Schleier eines Fremdwortes den alten Begriff der Lebenskraft wieder einzuführen. Es ist dies nur zu billigen, denn es ist damit der Vorteil einer kurzen Ausdrucksweise gewonnen, und die Gefahr eines Mißbrauchs ist, wie ich glaube, heutigestags nicht mehr zu fürchten. Wir sind uns klar darüber, daß es sich bei der Lebenskraft nicht um eine einfache Kraft handelt, die als letzte Ursache

* Im Sommer des Jahres 1901 hatte die „Gartenlaube“ von ihrem hochgeschätzten Mitarbeiter Professor Dr. Liebermeister einen Beitrag erbeten und von dem ausgezeichneten Gelehrten den Aufsatz „Ueber Krankheitsheilung“ angeregt erhalten. Da starb Professor Karl von Liebermeister am 24. November 1901. Im Nachlaß des trefflichen Mannes aber fand sich der vorliegende Aufsatz abgeschlossen vor, der als die letzte Arbeit Liebermeisters doppeltes Interesse erregt. Die Redaktion.

gelten könnte, sondern um eine Bezeichnung für höchst verschiedenartige Vorgänge in den lebenden Organismen, die wir bisher noch nicht auf die letzten wirkenden Kräfte zurückführen können.

In ähnlichem Sinne können wir den Begriff der Naturheilkraft verwenden, indem wir uns dabei klar sind, daß darunter nicht eine einheitliche Kraft zu verstehen ist, daß auch damit nicht eine letzte Erklärung gegeben werden soll, sondern nur eine kurze zusammenfassende Bezeichnung für alltäglich vorkommende Erscheinungen. Es ist dann die Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung, so weit als möglich dieser Naturheilkraft nachzugehen, in den einzelnen Fällen die Naturheilung sorgfältig zu verfolgen und die dabei stattfindenden Vorgänge festzustellen. Auch wo es nicht möglich ist, bis auf die letzten physikalisch-chemischen Gesetze zurückzugehen, ist es von großer Bedeutung, wenigstens erfahrungsgemäß die Regeln festzustellen, nach welchen diese Vorgänge zu verlaufen pflegen, und darin die auch sonst zu beobachtenden Erscheinungen des Lebens wiederzuerkennen. Und es ist dies in der That in vielen Fällen möglich: die Naturheilkraft ist der näheren Analyse zugänglich.

Daß eine Naturheilkraft in diesem Sinne für das Bestehen lebender Wesen unentbehrlich ist, und daß sie deshalb allen Organismen zukommen muß, ergiebt sich aus einer einfachen Ueberlegung: wenn es jemals eine Rasse gäbe, bei der Verwundungen nicht heilten, bei der jede innere Erkrankung den Tod oder dauerndes Siechtum zur Folge hätte, so wäre mit Bestimmtheit ein frühzeitiges Aussterben zu erwarten. Wir können deshalb darauf rechnen, daß bei allen noch bestehenden lebenden Wesen ein gewisser Grad von Naturheilkraft sich äußern müsse. Wir dürfen aber nicht etwa glauben, daß diese Naturheilkraft unter allen Umständen nur heilend wirke, daß sie die Ausgleichung der Störungen zum Zweck habe, oder daß sie etwa, wie manche ältere Aerzte es sich vorstellten, unter der Leitung eines verständig überlegenden geistigen Urprinzipes stehe. Wir kennen zahlreiche Beispiele, bei denen sich die Naturheilung so äußert, daß neben den günstigen Wirkungen auch ungünstige zustande kommen.

Wie das Studium der Naturheilkraft die wichtigste Aufgabe der wissenschaftlichen Heilkunde ist, so ist auch für die ärztliche Praxis ihre nähere Erkenntnis unerläßlich. Der Arzt ist bei all seinem Thun auf die Naturheilkraft angewiesen; er kann um so besser die zweckmäßigsten Anordnungen treffen, je genauer er weiß, was er in jeden besonderen Falle von der Naturheilkraft zu erwarten hat, in welcher Weise und unter welchen Bedingungen sie in Wirksamkeit treten wird, und wo ihre Grenzen sind. Das erfordert freilich eine große Summe von Kenntnissen und von Erfahrung; denn die Naturheilkraft ist eben nicht eine einfache Kraft, deren Wirkungsweise sich auf eine oder wenige Formeln zurückführen ließe; vielmehr handelt es sich dabei um höchst verschiedenartige und sehr verwickelte Vorgänge.

Im folgenden will ich versuchen, die Aeußerungen der Naturheilkraft beim Menschen aufzuführen und, soweit es in gemeinverständlicher Weise möglich ist, die wichtigeren dabei zur Beobachtung kommenden Vorgänge darzulegen. Es ist aber das Gebiet der Naturheilkraft so ausgedehnt, daß ich mich auf die Darstellung von Beispielen beschränken muß. —

In vielen Fällen äußert sich die Naturheilkraft in der Weise, daß der Organismus sich gegen die Einwirkung von Schädigungen wehrt, oder daß er eingedrungene Schädlichkeiten wieder ausstößt oder auf andere Weise ihre Wirkung aufhebt. Es haben deshalb schon ältere Pathologen den Krankheitsprozeß als einen Kampf zwischen dem menschlichen Körper und dem Krankheitserreger angesehen und von einer Wehrthätigkeit des Organismus geredet. Eine solche unbewußte und unwillkürliche Wehrthätigkeit zeigt sich gegenüber zahlreichen Schädlichkeiten in Form der „Reflexbewegungen". Wie das Auge, wenn ihm ein Gegenstand schnell genähert wird, unwillkürlich sich schließt, wie man bei einem Nadelstich unwillkürlich zurückzuckt, so weicht man auch ohne besondere Ueberlegung dem herausliegenden Wurfgeschoß aus, so vermeidet man beim Anstoßen des Fußes das Fallen durch unwillkürliches Stolpern. Fremde Körper, Staub oder reizende Dämpfe, die in Nase oder Kehlkopf eindringen, werden durch Niesen oder Husten wieder ausgestoßen, manche schädliche Substanzen erregen, wenn sie in den Magen gelangen, Erbrechen und werden dadurch wieder entleert.

Für den Fortbestand des Lebens ist die Erhaltung der Eigenwärme von großer Wichtigkeit. Nur innerhalb bestimmter Temperaturgrenzen können die Funktionen des Körpers in normaler Weise vor sich gehen, und eine bedeutende Abweichung der Körpertemperatur sowohl nach oben wie nach unten hat unfehlbar den Tod zur Folge. Der gesunde Mensch verfügt aber auch über zahlreiche Mittel, vermöge deren er sich gegen die schädliche Einwirkung der zu hohen oder zu niedrigen Außentemperatur zu wehren und seine Körpertemperatur auf der normalen Höhe zu erhalten vermag. Er besitzt das Vermögen der Wärmeregulierung. Wenn die Außentemperatur hoch ist, so strömt mehr Blut an die Körperoberfläche, und es kann mehr Wärme abgegeben werden; es tritt ferner Schweiß auf, dessen Verdunstung viel Wärme bindet; und der letztere Umstand macht es erklärlich, daß der Mensch bei trockner Luft für einige Zeit sogar eine Außentemperatur ertragen kann, die beträchtlich höher ist als seine Körpertemperatur. In kalter Luft oder in kaltem Wasser wird dagegen die Haut blutleer, und deshalb wird die Wärme des Innern besser zusammengehalten; aber es wird auch äußerdem jeder stärkere Wärmeverlust dadurch wiederersetzt, daß die Verbrennung im Körper zunimmt und so mehr Wärme erzeugt wird. Der menschliche Körper kann in betreff seines Wärmehaushalts verglichen werden mit einem vortrefflich eingerichteten Ofen, der sich selbst reguliert. Aber diese Regulierung hat naturgemäß ihre Grenzen, und wenn diese überschritten werden, so können krankhafte Erscheinungen auftreten, wie sie auf der einen Seite als Ueberhitzung bis zum Hitzschlag, auf der anderen als Erkältung bis zum Erfrieren sich darstellen. Diese Grenzen sind bei dem einen Menschen enger, bei dem anderen weiter, und durch Uebung und Gewöhnung kann die Regulierung beträchtlich vervollkommnet werden. Zu dieser unbewußten Regulierung kommt noch hinzu, daß der Mensch durch die unangenehmen Empfindungen, die mit übermäßiger Hitze oder Kälte verbunden sind, dazu gezwungen wird, in bewußter Weise seine Kleidung, Wohnung ꝛc. den äußeren Umständen entsprechend einzurichten.

In ähnlicher Weise wird in vielen Fällen eine Wehrthätigkeit veranlaßt durch den mit einer Schädigung verbundenen Schmerz, indem dieser uns auf die Schädigung aufmerksam macht und uns antreibt, sie abzuwenden oder uns ihrer Einwirkung zu entziehen. So unangenehm der Schmerz ist, so nützlich ist er in zahlreichen Fällen, und man hat deshalb mit Recht den Schmerz als den Wächter der Gesundheit bezeichnet. Er zwingt uns zu abwehrender Thätigkeit, und dieser Zwang macht die Sorge für das Unversehrtbleiben des eigenen Körpers einigermaßen unabhängig von dem bewußten Willen und der verständigen Ueberlegung. Wenn wir sehen, wie manche wilde Völkerschaften ungeachtet des damit verbundenen Schmerzes sich entstellen, indem sie Ohren, Nase, Lippen durchbohren oder ausschlitzen, so erscheint es wohl denkbar, daß Verstümmelungen des Körpers noch weit häufiger vorkommen würden, wenn sie so schmerzlos erfolgen könnten wie das Abschneiden der Haare oder Nägel.

In vielen Fällen ist aber der Schmerz auch nachteilig, indem er Schlaf und Ernährung beeinträchtigt und überhaupt auf manche Funktionen eine hemmende oder lähmende Wirkung ausübt. Und dann ist es Aufgabe des Arztes, den Schmerz zu beseitigen oder wenigstens zu lindern.

Weniger einfach zeigt sich die abwehrende Thätigkeit des Organismus bei den Vorgängen, die als Entzündung zusammengefaßt zu werden pflegen. Wenn ein Dorn oder ein spitzer Holzsplitter in die Haut eingedrungen ist und nicht sogleich wieder entfernt wurde, so schwillt die Stelle an, wird rot, heiß und schmerzhaft, es kommt zu Eiterbildung in der Umgebung des Fremdkörpers, dieser wird gelockert und kann nun leicht entfernt werden oder wird auch ohne jede Kunsthilfe mit dem Eiter ausgestoßen. So können auch größere und tiefer eingedrungene Fremdkörper durch die Entzündung und Eiterung, die sie erregen, ausgestoßen, oder es kann ihre Ausstoßung vorbereitet werden. In anderen Fällen wird der eingedrungene Fremdkörper nicht durch Eiterung entfernt, sondern es wird in seiner Umgebung Bindegewebe neugebildet, welches wie eine Kapsel den Eindringling

umgiebt, seine Einwirkung auf den übrigen Körper verhindert und ihn so verhältnismäßig unschädlich macht.

Auch noch in vielen anderen Fällen dient die entzündliche Bindegewebsneubildung zum Schutze des Organismus. Wenn z. B. ein Geschwür im Magen die Magenhaute von innen nach außen zerstört, so würde der endliche Durchbruch in den Bauchfellsack schnell dem Leben ein Ende machen, und es kommt dies auch thatsächlich nicht so ganz selten vor. Wenn aber die Zerstörung der Magenwand nicht zu schnell erfolgt, wenn die Naturheilkraft Zeit hat, in Wirksamkeit zu treten, so wird gewöhnlich der freie Durchbruch verhindert, indem an der Geschwürstelle die äußere Magenwand durch Bindegewebsneubildung mit dem gerade anliegenden benachbarten Organ verwächst.

Aber es wäre ein Irrtum, wenn man glauben wollte, daß die Entzündung immer nur günstige Wirkungen habe. Es giebt zahlreiche Fälle, bei denen der gleiche Vorgang außerordentlich nachteilig wirkt, bei denen die Entzündung eines Organs schwere Lebensgefahr oder selbst den Tod zur Folge hat. Es ist die Aufgabe des Arztes, in jedem besonderen Falle zu erkennen, wie die Verhältnisse liegen, ob eine vorhandene Entzündung zu befördern, oder ob sie zu bekämpfen sei, oder ob etwa durch besondere Maßregeln das Ziel der Heilung auch unter Vermeidung von Entzündung erreicht werden könne.

Ebenso wie die Entzündung kann auch das Fieber als eine Wehrthätigkeit des Organismus aufgefaßt werden. Daß das Fieber eine besondere Heilwirkung habe, wurde von den alten Aerzten nahezu einstimmig angenommen. Als man aber die Erfahrung machte, daß das Fieber nicht selten, wenn es zu heftig war und zu lange dauerte, auch den Körper schädigte und selbst schwere Lebensgefahr mit sich brachte, ist vielfach die Ansicht zur Geltung gekommen, daß das Fieber an sich nur nachteilig wäre und deshalb auf jede Weise bekämpft werden müßte. Erst in neuester Zeit ist man wieder mehr geneigt, der Ansicht der älteren Aerzte von der Heilkraft des Fiebers eine gewisse Berechtigung zuzugestehen. In welcher Weise das Fieber eine solche Heilkraft ausüben kann, habe ich in einem besonderen Abschnitt an dieser Stelle zu zeigen versucht („Gartenlaube“ 1901). Dort wurde auch angedeutet, mit welchen Mitteln der Arzt die günstigen Seiten des Fiebers zu benutzen und zu fördern, die ungünstigen zu bekämpfen sucht.

Die einzelnen Menschen haben eine sehr verschiedene Empfänglichkeit oder „Disposition“ für bestimmte Krankheiten. An Pocken, Masern, Scharlach erkranken viele Menschen, sobald eine Gelegenheit zur Infektion gegeben ist, während andere für diese Krankheiten unempfänglich oder „immun“ sind. Einige besitzen eine solche Immunität von Anfang an als sogenannte natürliche Immunität; bei den meisten wird sie in Bezug auf die einzelnen genannten Krankheiten erworben, wenn sie die Krankheit einmal durchgemacht haben.

Worin das Wesen der Immunität besteht, und wie sie zustande kommt, läßt sich nicht genau angeben. Immerhin dürfen wir vermuten, daß sie wesentlich auf der Lebensthätigkeit des Körpers beruhe. Ein frischer und lebenskräftiger Baum wird von Flechten und anderen Parasiten nicht so leicht befallen wie ein weniger lebenskräftiger oder gar ein abgestorbener; so finden auch bei einem kräftigen Menschen mit lebhaftem Stoffwechsel manche Krankheitserreger, wie z. B. die Tuberkelbacillen, nicht leicht eine passende Ansiedelungsstätte. Die besondere Immunität gegen einzelne Krankheiten muß freilich noch andere Ursachen haben. Man hat schon daran gedacht, den Umstand, daß manche Krankheiten den Menschen nur einmal zu befallen pflegen, dadurch zu erklären, daß die erste Krankheit gewisse Stoffe, die zur Entwicklung der Krankheitskeime erforderlich sind, vollständig aufgezehrt habe, und daß deshalb die gleichen Krankheitskeime, wenn sie zum zweitenmal eindringen, kein passendes Ernährungsmaterial mehr vorfinden. In neuerer Zeit ist man mehr geneigt, auch dabei eine Wehrthätigkeit des Organismus vorauszusetzen. Man hat z. B. angenommen, daß gewisse im Blute und in den Säften vorhandene Zellen die Fähigkeit erlangt hätten, die eingedrungenen Krankheitserreger in sich aufzunehmen und gewissermaßen aufzuzehren: sie wurden deshalb als Freßzellen (Phagocyten) bezeichnet. Größeren Anklang findet neuerlichst die Meinung, daß im Blute oder in den Säften besondere chemische zur Gruppe der Eiweißkörper gehörige Substanzen (Antitoxine) entstanden seien, welche die Entwicklung der Krankheitskeime verhindern oder ihre Produkte unschädlich machen. Es sind dies offene Fragen, deren vollständige Erledigung wohl noch nicht so bald zu erwarten ist.

Es ist als einer der größten Fortschritte der Heilkunde zu bezeichnen, daß es gelungen ist, künstlich eine Immunität gegen gewisse Krankheiten zu erzeugen. Am Ende des 18. Jahrhunderts wurde durch Jenner die Entdeckung gemacht, daß die Impfung mit Kuhpocken einen Schutz gegen die Menschenpocken verleihe, und seitdem hat diese furchtbare Krankheit in civilisierten Ländern ihre Schrecken verloren. In ähnlicher Weise hat man versucht, eine künstliche Immunität herzustellen gegen Hundswut (Pasteur), gegen Tuberkulose (Koch), gegen Diphtherie (Behring), und man sucht auch da, wo die entsprechenden Krankheitserreger bereits in den Körper eingedrungen sind, durch nachträgliche Impfung noch ihre Wirkungen abzuschwächen oder ganz zu beseitigen. Diese Versuche sind zur Zeit noch nicht abgeschlossen, aber schon die bisher erzielten Ergebnisse geben der Hoffnung Raum, daß die Herstellung der künstlichen Immunität eine große Zukunft habe.

Wie der Mensch gegenüber gewissen Krankheitsgiften, denen er nicht ausweichen kann, dadurch geschützt wird, daß er diese Krankheiten einmal durchmacht, so kann er auch gegenüber zahlreichen anderen Schädlichkeiten eine gewisse Immunität erlangen durch Gewöhnung und Uebung. Wer daran gewöhnt ist, erträgt Hitze und Kälte und alle Unbilden der Witterung leichter ohne Nachteil als der Ungewöhnte. Und ebenso verhält es sich mit vielen anderen schädlichen Einwirkungen. Sogar an manche Gifte kann man sich gewöhnen, so daß sie weniger schädlich wirken: ich erinnere nur an Tabak, Alkohol, Opium. Und in ähnlicher Weise kann die Wirkung noch vieler anderer Schädlichkeiten durch Anpassung vermindert werden.

Auf einer solchen Anpassung beruht auch die Möglichkeit der Akklimatisierung. Der Mensch hat ursprünglich an die mannigfachen Verhältnisse seiner gewöhnlichen Umgebung sich so angepaßt, daß er darin die nottwendigen Lebensbedingungen findet, und daß die zahlreichen auf ihn einwirkenden Schädlichkeiten ihn nicht überwältigen. Wie vollständig diese Anpassung ist, geht am deutlichsten daraus hervor, daß vielfach der Glaube entstehen konnte, als sei ungekehrt die umgebende Natur dem Menschen angepaßt, als sei sie nur für ihn geschaffen und für seine besonderen Bedürfnisse eingerichtet. Der Mensch kann aber auch, wenn er in eine andere Umgebung kommt und unter neuen und ungewohnten Bedingungen zu leben gezwungen ist, sich der veränderten Umgebung einigermaßen anpassen. Eine solche Akklimatisierung wird vermittelt durch Veränderungen des Körpers und der Funktionen, die äußerst mannigfaltig sind, und die wir gegenwärtig erst zum Teil genauer angeben können und in ihrer Bedeutung verstehen. Diese Veränderungen haben die Folge, daß der Mensch auch unter den geänderten Bedingungen leben kann, und daß er auch den vielfachen neu auf ihn eindringenden Schädlichkeiten allmählich besser zu widerstehen vermag. Als ein Beispiel sei die allgemein bekannte Thatsache angeführt, daß der Uebergang in ein kälteres Klima intinktiv zu reichlicherer Nahrungsaufnahme und zu Bevorzugung der mehr Wärme liefernden Nahrungsmittel und namentlich des Fettes führt, während im wärmeren Klima sowohl die Nahrungsaufnahme sich vermindert, als auch die Pflanzennahrung bevorzugt wird. Als ein weiteres besonders auffallendes Beispiel sei die erst in den letzten Jahren festgestellte Thatsache erwähnt, daß, wenn ein Bewohner des Flachlandes sich ins Gebirge auf eine bedeutendere Meereshöhe begiebt, alsbald die Zahl der im Blute vorhandenen roten Blutkörperchen anfängt sich zu vermehren, so daß sie von etwa 5 Millionen im Kubikmillimeter, wie sie dem Gesunden in der Ebene zukommt, bald auf die dem Gebirgsbewohner eigentümliche Zahl steigt, nämlich auf 6 oder 7 Millionen, je nach der Höhe. Da die roten Blutkörperchen die eigentlichen Sauerstoffträger sind, so macht deren Vermehrung es möglich, auch in der dünneren Luft der höheren Lage ohne besondere Anstrengung dem Atembedürfnis zu genügen.

(Schluß folgt.)

Copyright 1896 by Franz Hanfstaengl

VERSTECKENSPIEL

Nach dem Gemälde von H. Blandé-Sparka

Aus Fritz Roebers Eddadarstellung: Baldur befreit Billungs Maid.

Aus Fritz Roebers Eddadarstellung.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Zu den Bildern S. 861 und S. 864 und 865.)

Mehrmals schon ist die Eddalage zum Gegenstande zusammenhängender Bilderreihen angenommen worden. Mit besonderem Erfolge hat Fritz Roeber, der gefeierte Düsseldorfer Meister, in jüngster Zeit diesen Gedanken aufgenommen. Dem Werke, das er so geschaffen hat, sollen die folgenden Zeilen gelten.

In elf Einzeldarstellungen geteilt, bildet die Roebersche Eddafolge heute den Fries eines Zimmers in dem Hause, das sich der bekannte Sammler und Kunstfreund Kaul von der Heydt bei Godesberg erbauen ließ. Jedes einzelne Bild ist in sich abgeschlossen und stellt eine Episode aus dem Leben der nordischen Naturgottheiten dar. Die ganze Folge der Bilder ist inhaltlich eine einheitliche Bearbeitung der Edda, das heißt des Wirkens der Naturgötter, das sich um den Lieblung aller, Baldur, dem Gott des Sonnenlichtes, gruppierte. Dieser Jahressymbius wird nun aber noch vertieft. Das Hinscheiden der Sonne, der Lebensspenderin, das Triumphieren des licht- und lebenslosen Winters symbolisiert dem Künstler den Zusammenbruch der ganzen Götterwelt. Aber es bedingt ihm gleichzeitig die kommende Herrschaft eines neuen Lichtes, einer neuen Religion, des Christentums.

Das erste Bild führt uns den Vater der Götter und des Lichtes, Wodan, vor. Es sind ihm beängstigende Zeichen vom Ende seiner Herrschaft erschienen, und er ist, um sie zu deuten, in das Reich der Keime für die Zukunft bewahrende Reich des Winters und des Todes geritten. Wolva oder Wala, die wissende Prophetin in diesem Reiche Hel, hat sein banges Ahnen bestätigt: Baldur, der Lichtgott, wird sterben, die Sonne wird untergehen. Sie sagt ihm auch, daß die Hand des blinden Hodur, des nächtigen Winters, ihn töten werde.

Vergebens sucht der alte Gott, die Ermacht des Lebens, von der Wala zu erfahren, wer dereinst den Baldur rächen, wer als neues Licht über die Finsternis triumphieren werde.

So kehrt Wodan zurück. In mütterlicher Sorge aber sucht Frena, die Mutter Baldurs, dem Geschick vorzubeugen. Sie eilt durch Feld und Flur, um alles, was da ist, Steine und Erze, Bäume und Gestrauch, alle Tiere und Pflanzen, in Eid zu nehmen, daß sie Baldurs schonen. Als ihr alles Getriebe dies gelobt, kehrt sie beruhigt nach Walhall zurück. Sie hatte aber im Winterreiche ein Staudlein zu befragen vergessen, den unscheinbaren Mistelzweig.

Während dieses erste Bild als eine Art unheilvoller Prolog aufzufassen ist, beginnt nun mit den folgenden Bildern der eigentliche Jahresmythus.

Gleich das zweite Gemälde verherrlicht das seghafte Freien der jungen Frühlingssonne um die winterliche Erde im schneigen Bette. Unser Bild auf S. 861 veranschaulicht diese Darstellung. Nach langem vergeblichen Werben ist Baldur herabgestiegen zu Billings Maid, der „sonnenweisen" noch schlafenden Erde. Seine Strahlen haben die Wabertohe und die bewachenden Winterriesen überwunden und die Maid zu neuem Leben wiedererweckt. Die Eisrinde der Erde löst sich, die Bäche fließen, und die Erde reicht der Sonne den Minnetrunk. —

Das goldreiche Weib, die Bewahrerin der Winterkaaten, hat sich mit dem Sonnengott vermählt. So wandelt sie im dritten Bild hereint. Goldreiche, die gesegnete Erde, bringt ihre reichen Saatschätze hervor. Die schönste Jahreszeit, die blühende Erde, ist in diesem sommerlichen Bilde geschildert. Aber üb bricht das Ende des Glückes herein. Idunn, eine Sprossin der Erde, ist vom grünen Gezweig des Wettenbaumes Yggdrasil hinabgesunken. Das Laub der Bäume ist gefallen und braun geworden.

Beim Trinkgelage des Leger zur Erntezeit hatte nun auch Loge, die Verförperung der herbstlichen verheerenden Glut, der Erreger des Erdbebens, die Götter gelästert. Nur vor dem Donner, dem Dämpfer der Schwüle, hatte er sich noch einmal zurückgezogen. So kommt ein Zeichen nach dem andern und deutet auf die bevorstehende Winterzeit hin. Und bald wird Loge Gelegenheit gegeben, seine Absicht zu vollführen, die Sonne zu tilgen.

Als die Götter mit Baldur, dem Sonnenlicht, ihrer aller Liebling, Kurzweil trieben und auf ihn, der in der Mitte des Spieles stand, Speere warfen, da er ja durch die Erde, die seine Mutter von allem Seienden genommen, gegen alle Verwundung gefeit war, vollführte der neidische Loge seine That. Er wußte, daß die Mistelstaude, die im Winter reift, sin das Sommerlicht, den Baldur, nicht in Pflicht genommen worden war. Aus dieser Staude schneidet er einen Pfeil, legt ihn dem blinden Hodur mit tückiger Ueberredung auf den Bogen und richtet das Geschoß auf Baldur. Zu Tode getroffen sinkt Baldur zusammen.

Es ist der Augenblick, den Roeber im vierten Bild dargestellt hat, das wir unseren Lesern auf S. 864 und 865 darbieten.

Da erfaßten die Asen Loge und banden ihn mit den Gedärmen seines Sohnes Narwe. Aber sein Sohn Narwe ward zum Wolfe, dem Vater der Nacht. Und sie nahmen einen Giftmurm und befestigten ihn über Loges Gesicht, so daß dieses von den niedertropfenden Gift getroffen wurde. Da setzte sich Sigune, Loges Gattin, dazu und hielt eine Schale unter das Gift.

Das ist die Handlung, die Roeber im fünften Bild festgehalten hat.

„War aber die Schale voll, so trug sie das Gift hinweg, und indessen tropfte es auf Loge. Dann schüttelte er sich so stark, daß die ganze Erde davon erbebte. Das ward nun Erdbeben genannt."

Baldur aber, die Sommersonne, sinkt hinunter. Der tiefte Gott wird im sechsten Bild von den trauernden Asen auf ein Schiff gebettet und treibt hinab zur Wala, ins Totenreich des Winters, um dort der Auferstehung zu harren.

Wenn die letzten Bilder in vielen Zügen schon die erwähnte Vertiefung des Jahresmythus zum Weltmythus entbieten, so war doch immerhin noch die Beziehung zum Jahreswechsel vorherrschend. In der Folge tritt nun die Symbolik des Jahres zurück, und der Tod Baldurs, der Untergang des Lichten, des Guten, wird die Einleitung zum Zusammenbruch der Götterwelt.

Gleich im siebenten Bild führt uns Roeber die nach Baldurs Tod entartende Gottheit dar. Die Götter versenken sich in die Genüsse des Goldes und Wohlhabens, das ihnen die Erdmutter Frigg gebracht hat und das den Wanen, den Herren der Elemente, zu denen auch Loki gehört, abgenommen ist.

Doch Zank und Streit sind im Gefolge des Reichtums. Wodan ruft seine Getreuen zusammen, unter den ersten ist, mit dem Hammer in der Faust, Donner, „in drohendem Eifer."

Gegen dieses Heer und gegen die Götterburg zieht auf dem achten Bild der Geist der Vernichtung, Loge, in zerrissenen Fetzen herauf. Und um ihn sind die Mächte der Dunkelheit, die Wabertohe aus dem Flammentande, und die Mitgardschlange, das nebelerzeugende, ertrinkgierende Meer. „Von Süden kommt der Schwarze mit sengendem Schwerter" heran und der Feuriswolf, der Vater der Nacht.

Düster und unheimlicher ist auch der Sinn des neunten Bildes. „Ragnjor", ein Schiff der Riesen, der elementaren Naturmächte, der Bundesgenossen Loges, ist losgeworden, und damit ist nach der Nornen Weissagung das Ende der Welt besiegelt. Die drei Nornen verkünden sterbend den Untergang.

Die Asen sind gefallen, auch Loges Gefolge ist tot. Den Donnar hat die See mit ihren Tünsten, die Mitgardschlange, getötet. Aber auch sie ist gefallen, und sterbend hetzt Loge auf den überbleibenden Odin den Zenriswolf vom Höllentor. Es ist der Augenblick, den das zehnte Bild darstellt.

Doch neu verjüngt steigt die Welt aus sich selber empor. Die Welt des neuen Glaubens ist es für den Künstler, die dem Zusammenbruch folgt. Glaube, Liebe, Hoffnung, die drei christlichen Tugenden, die im Schlußbild dargestellt sind, treten an die Stelle des bangen Zweifelns an der Gnadgeist der Naturkräfte. —

Unter den Historien- und Monumentalmalern unserer Zeit nimmt Fritz Roeber, der Schöpfer der Eddadarstellung, entschieden einen allerersten Platz ein. Roeber stammt aus Elberfeld; dort wurde er am 15. Oktober 1851 geboren, in noch jugendlichem Alter ging er nach Düsseldorf, das ihm seitdem eine zweite Heimat geworden ist. Hatte er schon während seiner Studienzeit an der Akademie und als Privatschüler Eduard Bendemanns den Geist und die ruhmliche Tradition der Düsseldorfer Malerschule in sich aufgenommen, so schuf er nun als reifender und reifer Künstler getreu in diesem Geiste und rastlos thätig seine Werke.

Daher gilt Roeber mit Recht als derjenige unter den zeitgenössischen Meistern, dessen Gestalten noch am reinsten den Geist der Romantik atmen, dessen Formengebung recht eigentlich als Endergebnis der Düsseldorfer Schule die Düsseldorfer Monumentalmalerei repräsentiert. Weitere Werke Roebers, ein Aquarellencyklus, der die Legende der Heiligung bei Bonn zum Gegenstand hat, ein Cyklus von Wandgemälden im Hause des Landtagsabgeordneten Emil Weyerbusch, Wandgemälde in der Aula der Akademie zu Münster in Westfalen, die Mosaiken an der Düsseldorfer Kunsthalle sind ebenfalls im Sinne der Romantiker gehalten, und wenn er auch bestimmte historische Momente mit genrehaften Zügen und breihende photographischer Porträthaftigkeit zur Darstellung brachte — man erinnere sich etwa der Darstellung des tollen Tages Kaiser Wenzels — so ist doch die dekorative Monumentalmalerei in der Auffassung der Düsseldorfer Schule das eigentliche Schaffensgebiet des Künstlers.

Seine Arbeitsleistung geht allerdings weit über dieses Gebiet hinaus. Nicht bloß durch malerische Produktionen, zu denen man noch zeichnerische Kompositionen, zahlreiche Porträtdarstellungen und Landschaften rechnen mag. Sie ist für das Kunstgewerbe der Rheinprovinz von außerordentlicher Bedeutung geworden. Roeber ist einer der Leiter des Centralkunstgewerbevereins für Rheinland und Westfalen. In neuester Zeit hat ihm auch die Leitung der künstlerischen Angelegenheiten der Düsseldorfer Industrie- und Gewerbeausstellung dieses Jahres zu, über welche wir unseren Lesern seiner Zeit berichtet haben. K. F.

Die badisch-pfälzische Gesandtschaft in Paris im Jahre 1849.

Erinnerungen aus der Sturm- und Drangzeit.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Von Karl Blind.

Auf dem Heimwege traf ich wieder mit Alexander Herzen zusammen; allein er entfernte sich rasch. Nachdem die Boulevards noch von anderen im Lauschritt dahineilenden Fußtruppen, den Jägern von Vincennes, „gesäubert“ worden waren, rief Ludwig Bonaparte mit Gefolge die Straßen entlang. Ich trat in ein Kaffeehaus ein. Schon konnte man an den verstörten Mienen der wenigen dort Sitzenden und der Kellner erkennen, welch dunkle Wolke kommenden Unheils sich über Paris zusammengezogen hatte.

Am nächsten Morgen klebten an den Straßenecken Anschläge im Namen des Präsidenten der Republik, die den Belagerungszustand über die Stadt verhängten. Feldwachen lagerten, mit zusammengestellten Gewehren, an einzelnen Punkten, wo sich Straßen kreuzten. Der Belagerungszustand war auf Antrag eines Ausschusses der Gesetzgebenden Versammlung beschlossen worden, in den auch Victor Hugo gewählt war. Der Dichter gehörte damals einem rückschrittlichen Vereine an, der „Gesellschaft der Straße von Poitiers“. Auch er stimmte für den Belagerungszustand, gegen die Sache des römischen Freistaates!

Erst gegen Ende 1850 ging Victor Hugo zur fortgeschrittenen republikanischen Partei über, wurde nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 Flüchtling und suchte dann Ledru-Rollin in London auf. Dieser aber ließ ihn an der Thür mit den Worten abweisen: „Le proscrit ne peut pas recevoir le proscripteur“. („Der Geächtete kann den Aechter nicht empfangen“.) Dies hat mir Ledru-Rollin ebenfalls erzählt. Ich konnte sein Verfahren nicht billigen und sagte ihm dies. Allein er ließ sich nicht bewegen, mit Victor Hugo je zusammenzutreffen.

Aus Lyon kam die Meldung, daß auch dort ein Aufstand niedergeschlagen worden war. Dr. Schüz war unterdessen aus unserem Gasthofe verschwunden. Er hatte, wie ich später erfuhr, es für geraten gehalten, sich eiligst außer Landes nach Brüssel zu begeben.

Was nun thun? Mein Entschluß war rasch gefaßt. Auf die Gefahr der Verhaftung hin blieb ich in Paris.

Ich begab mich zu Freund Herwegh. Er hatte sich geflüchtet. Ich wollte Alexander Herzen in Ville d'Avray aufsuchen. Auch er war fort. Wohin ich kam, war der Kreis näherer Bekannten ausländischer Herkunft zerstoben. Die meisten waren schleunigst außer Landes, in die Schweiz oder nach Belgien, entwichen.

Wohl hätte ich unter diesen Umständen das Gleiche thun können, da unter einem Bonaparte zu befürchten stand, daß sogar die völkerrechtliche Rücksicht auf eine demokratische Gesandtschaft verletzt werden würde. Unsere Beziehungen zu Ledru-Rollin waren ja unzweifelhaft der Regierung bekannt geworden. Ueberdies bestand zwischen Ludwig Bonaparte und dem aus Baden geflohenen Fürstenhause das erwähnte Familienverhältnis durch die verwitwete Großherzogin Stephanie in Mannheim, meiner eigenen Geburtsstadt. Alles zusammen ließ eine Gefahr deutlich erkennen.

Indessen zögerte ich keinen Augenblick. Ich hielt es für Pflicht, auf meinem Posten auszuharren. In Baden hatten vorerst noch keine größeren Schlachten, sondern nur Gefechte stattgefunden. Als Mitglied einer Gesandtschaft die Flucht zu ergreifen, dünkte mir meiner Stellung nicht angemessen.

Es verging noch ein Tag, während dessen ich unbelästigt blieb. Vielleicht erwartete man, daß auch ich mich aus dem Staube machen würde, und daß man dadurch einer Schwierigkeit enthoben wäre, die zu unangenehmen Verhandlungen in der Gesetzgebenden Versammlung führen würde. Oder man war möglicherweise mit dem Belagerungszustande, mit den Nachforschungen über die geflüchteten Mitglieder des „Berges“ und der Verhaftung einer Menge Mitbeteiligter während dieser Tage allzusehr beschäftigt gewesen.

* * *

Mit Müller-Strübing, einem Bekannten aus dem Kreise Alexander Herzens, hatte ich den Abend des 15. Juni verbracht, indem ich ihn zu einem Mahle in einem der Speisehäuser auf den Boulevards einlud. Wir besprachen die Ereignisse der vergangenen Tage. Es war etwas spät geworden, und er bemerkte mir, es würde ihm vielleicht schwer werden, in seine Wohnung zu gelangen. Ob ich ihm wohl ein Nachtlager in meinem Gasthofe anbieten könnte? Ich sagte zu, und er blieb die Nacht über in meinem Zimmer, entfernte sich aber außerordentlich früh, etwa um 6 Uhr. Bald nachher klopfte es an meiner Thür, die ich wieder verschlossen hatte.

„Wer da?“

„Im Namen des Gesetzes — öffnen Sie!“

Ich zog rasch die Hosen an, schloß schnell den Schreibschrank auf, in welchem die mir ausgefertigte Vollmacht des regierenden Landesausschusses von Baden als Mitglied der Gesandtschaft von Baden und Pfalz lag, nebst der vertraulichen Weisung, die im Eingange erwähnt wurde. Die erstere ließ ich liegen. Die letztere steckte ich zu mir. Dann öffnete ich die Thür.

„Was ist Ihr Begehr?“

Zwei Polizeibeamte traten ein. Der eine wies mir einen Verhaftsbefehl vor. Mein Vorname war darin unrichtig als „Alfred Blind aus Preußen“ (!) angegeben.

Ich wies auf diesen Irrtum hin und erhob zugleich im Namen meiner diplomatischen Stellung Einspruch gegen diese unerhörte Verletzung des Völkerrechtes.

Der Beamte war ausnehmend höflich. Er drückte sogar sein lebhaftes Bedauern über den ihm gewordenen Auftrag aus, erklärte jedoch, er hätte seinen Oberen zu gehorchen und müßte mich unverzüglich auf die Polizeipräfektur geleiten. „Dort wird es übrigens —“ so fügte er hinzu — „ich um nichts weiter handeln, als um die Erlangung eines regelmäßigen Passes, und es wird Ihnen dann frei stehen, noch am selben Abend abzureisen.“

Nun kleidete ich mich vollends an, nahm meine Barschaft aus dem Schreibschranke mit und ersuchte den Beamten nur, mich einen Augenblick zu entschuldigen . . . Mit größter Höflichkeit erwiderte er: „Das ist ja selbstverständlich in solcher Cholerazeit.“

An dem betreffenden Orte verweilte ich, des Anscheines halber, ein wenig, zerriß die vertrauliche Weisung, die zu einer, wenn auch völkerrechtlich keineswegs zulässigen Anklage hätte dienen können, in lauter kleine Stücke und versenkte sie in den Abgrund. Dann folgte ich dem Beamten, indem ich vorschlug, das Frühstück irgendwo auf dem Hinweg zur Polizeipräfektur einzunehmen. In meinem Gasthofe war nämlich alles noch in halbverschlafener Unordnung.

Auf der Polizeipräfektur wiederholte ich meine entrüstete Verwahrung auf Grund des Völkerrechtes. Mitten drin erschien plötzlich Müller-Strübing wieder, auf dessen Erscheinen ich nicht geglaubt hatte, rechnen zu können. Der Vertreter der Präfektur sprach einiges mit ihm, was ich nicht genau hören konnte, da allerhand Leute, laut und lärmend redend, ab und zu gingen. Das Wort „Pistole“ fiel dabei von seiten des Beamten. Da wandte sich Müller-Strübing plötzlich zu mir mit der Bemerkung: „Der Beamte behauptet, Sie hätten sich am 13. Juni einer Pistole bedient. Was sagen Sie dazu?“

Ich schaute ihn verwundert an und antwortete dem Beamten, ohne auf den 13. Juni einzugehen: „Das ist ja lächerlich, zu behaupten, ich hätte mich hier irgendwo einer Pistole bedient.“

Darauf wurde mir die Aufklärung von dem Beamten zu teil: es habe sich bei seiner Aeußerung nicht um eine Pistole (pistolet) gehandelt, sondern um die Frage: ob ich im Gefängnisse „à la pistole“ beherbergt sein, das heißt: ein eigenes, besseres Wohnzimmer auf meine Kosten haben wolle. „Pistolet“ heißt die Waffe. „Pistole“ bedeutet eine Goldmünze, wie auch die größere Bequemlichkeit,

die der Gefangene, durch Erlegung dieses Betrages, mittels eines besonderen, wohnlichen Zimmers erlangen kann.

Ich war über Müller-Strübings Irrtum erstaunt. Einen Besuch im Gefängnisse erhielt ich nachher nicht von ihm. Er war zu jener Zeit als Privatlehrer bei Herzen und anderen thätig, siedelte später nach London über und machte sich schließlich durch Forschungen über Thukydides bekannt. In der Erinnerung an jenen Vorfall sah ich ihn jedoch nur ein paar Mal zufällig im Londoner „Verein für Kunst und Wissenschaft“.

* * *

An die Regierung in Karlsruhe setzte ich ungesäumt einen Brief mit der Forderung auf, im Namen des Völkerrechtes meine sofortige Freilassung zu verlangen.

Der Brief ging auch am 17. Juni ab und langte in Karlsruhe am 19. an. Dies ist aus den Poststempeln zu ersehen. Aber merkwürdigerweise kam er wieder in den Besitz der französischen Regierung — und zwar nicht auf dem Postwege ... Ich erhielt ihn nämlich, als ich später in Belgien meinen Wohnsitz genommen und meine Papiere zurückverlangt hatte, aus Paris mit anderen Schriftstücken — jedoch nicht mit allen — zurück; und es fanden sich dann keine weiteren Poststempel, als eben der Karlsruher, auf dem Umschlage!

Wie löst sich dies Rätsel?

Vorläufig wurde ich nun, statt als gesandtschaftliche „persona ingrata“ einen Paß zur Abreise zu erhalten — wie mir lügnerischerweise versprochen worden —, in das Gefängnis der Conciergerie abgeführt. Es ist der berühmte oder berüchtigte Kerker, der einst Marie Antoinette, Robespierre und eine Reihe anderer zur Guillotine gebrachter, bekannter Persönlichkeiten aufnahm.

Kein eigenes Wohnzimmer „à la pistole“ wurde mir aber da zu teil. Man schloß mich vielmehr in eine der kleinsten, halbdunklen Kerkerzellen ein, in der bereits acht andere Gefangene sich befanden! Es waren Franzosen und Spanier. Zwei Männer langen auf einem armseligen Schragen. Die anderen standen und füllten die Zelle beinahe ganz aus. Weder Bank noch Stuhl waren vorhanden. Oben, an der niedrigen Decke der Zelle, war eine kleine vergitterte Fensteröffnung.

Die Conciergerie war mit Verhafteten über die Maßen angefüllt. Sogar die dürftige Nahrung wurde nur spät und ganz unregelmäßig verabreicht. Umsonst verlangte ich ein Mahl aus meinem Gasthofe. Alle Gefängnisordnung war verschwunden. Man hatte schon das Gefühl, es sei ein Staatsstreich vollzogen, bei dem alles despotisch zuging. Vergebens hämmerte ich mit der Faust an die Thür. Kein Beichtießer erschien.

In dieser von Gestank erfüllten, dunklen Zelle hatte ich mit den andern, an die Wand gelauert, in so gefährlicher Cholerazeit, die folgende Nacht zu verbringen. Durch das Fensterchen drangen ab und zu schrille, entsetzliche Schreie. Sie rührten offenbar von einer wahnsinnig gewordenen Frau her. Es war ein aller Beschreibung spottender Zustand.

Von der schenßlichen Nacht schwer leidend, erhielt ich am nächsten Morgen endlich eine eigene Zelle angewiesen. Sie war ebenfalls äußerst eng, doch war ich da allein, kraft des Abkommens für Bezahlung des Kerkergemaches. Kaum hatte ich aber einen Tag in dieser besonderen Zelle zugebracht, als ich auch schon wieder in eine größere, aber sehr niedrige übergesiedelt wurde. In ihr befanden sich mehrere Schriftsteller von Namen; darunter Toussenel, der die Tierwelt und die Jägerei behandelt hat. Offenbar füllte sich das Gefängnis mit immer neuen Scharen von Verhafteten. Beständiger Zellenwechsel erfolgte daher; so gleich wieder an einem der folgenden Tage, wo ich mit zwei Deutschen, Dr. Seiler und Peßler, in demselben kleinen und niedrigen Gemach gehalten wurde.

Mittlerweile hatte ich am 19. Juni ein ausführliches Schreiben an den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten gerichtet. Ich stellte darin fest, daß Dr. Schütz und ich, mit

Aus Fritz Roebers Ed

Vollmachten zweier deutschen Regierungen versehen, im Besitze von Beglaubigungsschreiben bei dem Präsidenten der Republik seien. Trotzdem habe man mich, „unter Verhöhnung des Schutzes, der uns decken sollte (au mépris de la protection qui devait nous couvrir)“, verhaftet, obwohl ich meine diplomatische Eigenschaft nachwies.

Dies Schreiben, das mir später auch wieder nach Belgien zugestellt wurde, blieb unbeantwortet. Man hatte es, wie es scheint, einfach zu den Gerichtsakten gelegt.

Nun wurde ich nach einem anderen geschichtlich berühmten Kerker, nach La Force, versetzt. Die Ueberführung geschah in einem Zellenwagen. Bei der ungeheueren Hitze, die über Paris lagerte, litt ich in dem engen Raum, wo man kaum Platz zum Sitzen hatte und nur oben ein Luftloch angebracht war, so sehr, daß mir ganz schwindelig wurde.

In La Force, wo ich mich wieder auf meine Eigenschaft berief, änderte sich die Behandlung sofort zum Besseren. In

dieser Beziehung konnte ich mich nun nicht mehr beklagen. Ich erhielt auf meine Kosten ein gutes Zimmer mit der Aussicht auf den Hofraum und auf ein gegenüberliegendes Fenster eines Gemaches, in dem der Dichter Béranger 1829 in Haft gehalten war. Er hat das Gefängnis bejungen.

In La Force fanden während der ersten Staatsumwälzung, im September 1792, eine Anzahl der furchtbaren Abschlachtungen von Gefangenen, nach dem Eindringen deutscher Heere auf französischen Boden, statt. An den Mauern des großen Hofraumes zeigte man mir auch neuere Kugelspuren. Sie rührten angeblich von staudrechtlichen oder vielmehr ganz regellosen Erschießungen von Gefangenen im Juni 1848 her — also von demokratischen Opfern, statt, wie sechsundfünfzig Jahre vorher, von Aristokraten und ihrem Anhang.

Das Gefängnisleben in La Force war 1849, in Vergleichung zu den Schrecknissen, die ich in Rastatt durchgemacht hatte, sehr leicht. Die Zellen blieben den Tag über offen. Man begab sich nach Belieben in den weiten Hofraum, und dort herrschte oft ein ganz heiteres Treiben. Auf meine Rechnung konnte ich mir Speisen aus einem Gasthofe kommen lassen. Zwei unbemittelte Deutsche, deren einer, Dr. Hermann Ewerbeck, später ein französisch geschriebenes Geschichtswerk, „L'Allemagne", verfaßt hat, nahmen gerne an dem Mahle teil.

Herstellung: Baldurs Tod.

Unter den Verhafteten in La Force waren gemäßigte und vorgeschrittene Republikaner, „blaue" und „rote". „Democ-soc" (demokratische Socialisten) nannte man die letzteren mit scherzhafter Kürze.

Von denen, die ich damals näher kennen lernte, ist vor allem Wilfrid de Fonvielle zu nennen. Da er seitdem ein bekannter Mann der Wissenschaft und politischer Schriftsteller geworden ist, so will ich seiner hier etwas näher gedenken. Ich war später in London mit ihm in der Verbannung zusammen und bin in all den Jahren, die seitdem verflossen, mit ihm in freundschaftlichem Verkehre geblieben. Er hat sich in der Luftschiffahrt ausgezeichnet. Mit ihm und Glaisher, dem Leiter der Sternwarte in Woolwich, bin ich in Gesellschaft der bedeutendsten französischen Luftschiffer gegen Ende der 60er Jahre in London während eines heftigen Sturmes im Fesselballon aufgestiegen.

Fonvielle war 1870 gegen den Krieg und eilte vor Ausbruch nach London, um mit Louis Blanc und mir zu beraten. Später half er an der Verteidigung Frankreichs mit, entfloh während der Belagerung von Paris mit dem Luftschiff zu Gambetta und kam wieder nach London, um die öffentliche Meinung zu Gunsten seines Landes zu bearbeiten. Obwohl unsere Ansichten einander schroff entgegengesetzt waren, kam er auch zu mir in Begleitung von Dr. Congreve, dem Führer der englischen Comtisten, und ich setzte ihm, der unter der Belagerung gelitten hatte, das beste Mahl vor. Dann riet ich ihm dringend zur Rückkehr, unter der Bemerkung, daß, je länger dieser ungerecht gegen uns begonnene Krieg dauere, um so härter, naturgemäß, die Friedensbedingungen sein müßten.

* * *

Die Zeitungen kamen uns in La Force regelmäßig zu. Mit der äußersten Spannung verfolgten wir die Ereignisse auf den Schlachtfeldern Badens, den Kampf um Rom, die Nachwahlen in Frankreich. Bei diesen Nachwahlen spielte Proudhon, der damals wegen Preßvergehens in einem anderen Gefängnisse saß, eine höchst auffallende, ja verdächtige Rolle. Es war ihm nicht bloß gestattet, vom Gefängnisse aus für seine Zeitung Beiträge zu schreiben, sondern auch — so hieß es — kraft geheimer Polizei-Erlaubnis ab und zu einen Tag frei in Paris zuzubringen. Man schloß daraus auf Bejiehungen zu Ludwig Bonaparte, der im Beginn seiner Rückkehr nach Frankreich alsbald Proudhon besucht hatte, wie er vorher schon in London bei Louis Blanc, dem bereits im Sommer 1848 dorthin geflüchteten Mitgliede der vorläufigen Regierung, eine Anknüpfung, jedoch vergebens, versucht hatte.

Es handelte sich bei den Wahlen um Herstellung einer republikanischen Einigung, um womöglich die Wirkung des mißlungenen „13. Juni" rückgängig zu machen. Proudhon fuhr unbarmherzig dazwischen und diente damit dem künftigen Staatsstreichkaiser. Nachdem das Verbrechen vom 2. Dezember 1851 vollzogen war, veröffentlichte Proudhon in der That eine Schrift, die wörtlich schon im Titel den Staatsstreich als eine Einleitung zum Siege des Socialismus verherrlichte und zugleich rheingrenzliche Gelüste verriet! In La Force wurde Proudhons Gebaren bei den Wahlen scharf verurteilt.

An gewissen Tagen war es den Verhafteten in La Force gestattet, in einer großen Halle Freunde zu empfangen. Man saß auf hintereinander gereihten Bänken, Männer und besuchende Frauen nebeneinander, wie in einem Schauspielhause oder Vortragssaale. Eines Tages näherten sich mir ein paar Gefangene — darunter ein Schriftsteller —, zu denen ich Vertrauen hatte, mit einer sonderbaren Anerbietung. Ich erwähne des

„Vertrauens" zu ihnen, weil über einige geflüstert wurde: das wären nur scheinbare Mitgefangene, in Wahrheit wären es Spitzel, Aushorcher.

„Wir haben längst bemerkt," sagte der Schriftsteller, „daß Sie Freimaurer sind." Er deutete dabei auf meine goldene Uhrkette, an deren Ende ein mit einer Schlange umwundenes „V" hängt, das den Uhrschlüssel hält. Das V stellt offenbar einen Baum dar. Baum- und Schlangendienst ist damit angedeutet. Die Uhr ist ein Erbstück, und ich weiß nicht, warum dies Sinnbild gewählt war.

„Wir sind bereit," fuhr der Sprecher fort, „Ihnen zur Freiheit zu verhelfen; denn es ist eine Schmach, daß diese Regierung sogar die einfachsten Gebote des Völkerrechtes an Ihnen verletzt hat. Es ließe sich leicht machen, daß Sie in Frauenkleidung entkommen. Am Besuchstage könnte das unter der Menge der Hereinkommenden bequem ins Werk gesetzt werden."

Ich lächelte und erwiderte den Herren, daß ich jedenfalls nicht dem Freimaurerbunde angehöre. Diese aber lächelten ihrerseits und schüttelten verständnisinnig den Kopf. Es gab damals in Frankreich allerhand „Logen", die mit der eigentlichen Freimaurerei wenig zu thun hatten. Die Herren dachten wohl, das merkwürdige Schlüsselgehänge meiner Uhr deute auf eine solche Loge.

Ich lehnte ihr Anerbieten ab, wurde aber wiederholt zur Annahme gedrängt. Man wird im Gefängnis nicht ohne Grund leicht mißtrauisch; und einen Augenblick stieg mir ein Verdacht auf. Indessen erwiderte ich: „Mein ganzes Aussehen paßt gewiß nicht zur Verkleidung als Frau. Ich müßte mir überdies den Vollbart abnehmen lassen, was ich ungern thäte. Entscheidend aber ist für mich der Entschluß, auf meinem Posten auszuharren, gleichviel was mein Schicksal sein wird. Ich werde nicht die Flucht ergreifen, sondern vor Gericht, wenn es dazu kommt, meinen Einspruch gegen die an meiner Person verübte barbarische Verletzung des Völkerrechtes erheben."

Vor dem Untersuchungsrichter that ich dies ebenfalls. Weitere Fragen zu beantworten, lehnte ich kraft meiner durch das Völkerrecht geschützten Stellung ab. Die Verhandlungen wurden in sehr höflichen Formen geführt. Auffallenderweise wurde mir von da an, wenn ein Beamter mich zu dem Richter in den Justizpalast geleitete, stets eine Bedeckung von vier Mann Soldaten mitgegeben. Es sah beinahe wie eine Ehrenwache aus und konnte gewiß nicht aus der Befürchtung vor einem Entrinnen erklärt werden. .

* * *

In der Gesetzgebenden Versammlung wurde mittlerweile der Versuch gemacht, meine Befreiung zu erwirken. Die „Bergpartei", deren Hauptführer allerdings infolge der Niederlage am 13. Juni flüchtig geworden waren, nahm sich meiner Sache an. Mehrere Tage hindurch wurden Verhandlungen darüber geführt.

Am meisten bemühte sich Savoye, den wir gut kennen gelernt hatten, und der mit Ledru-Rollin näher vertraut war. Die Gemahlin Ledru-Rollins, eine hochgebildete Frau, halb baskischer, halb englischer oder irischer Abkunft und teilweise in England erzogen, hatte durch Savoye Deutsch gelernt und schätzte unser Schrifttum, vor allem in der Dichtung, sehr. Trotz seines französischen Namens war Savoye eigentlich ein Deutscher aus der bairischen Rheinpfalz. Nach der mißlungenen dortigen Bewegung in den dreißiger Jahren hatte er sich nach Frankreich geflüchtet, wo er das Bürgerrecht erwarb. Im Anfange der deutschen Revolution wurde Savoye als Bevollmächtigter von Paris nach Frankfurt gesandt. In der Gesetzgebenden Versammlung erwies er sich tapfer nach Ledru-Rollins Sturz. In späteren Jahren traf ich wieder mit ihm in London in Ledru-Rollins Gesellschaft zusammen.

Die Verletzung des Völkerrechts durch meine Verhaftung erregte tiefe Entrüstung. Der bisherige Minister des Auswärtigen, Drouyn de l'Huys, mit dem wir zuerst durch Einreichung unserer Begtaubigungsschreiben verkehrt hatten, war unterdessen durch den Grafen von Tocqueville ersetzt worden, den berühmten Verfasser des Werkes über „Die Demokratie in Amerika". Von diesem Manne, der als sehr freisinnig galt, mochte man eine richtige Haltung in meiner Angelegenheit erwarten.

Welche Täuschung! Um die Gesetzgebende Versammlung zu beschwichtigen, erklärte Herr von Tocqueville: „Die Partei, durch welche in Baden und Rheinbayern die neuen Regierungen eingesetzt worden, sei dieselbe, die seit Jahren mit der größten und bittersten Entschlossenheit dem Streben des französischen Volkes, sich nach dem Rhein hin auszudehnen (cette tendance du peuple français à s'étendre vers le Rhin), entgegengewirkt habe." Das war für die rheingrenzgelüstigen Chauvinisten gesprochen; und deren gab es genug.

Ein merkwürdiges Verbrechen für ein deutsches Gesandtschaftsmitglied, sich dem französischen Streben nach Eroberung weiteren rheinischen Gebietes zu widersetzen!

Sodann erklärte Herr von Tocqueville: „Herr Karl Blind ist nicht in seiner Eigenschaft als diplomatisch Bevollmächtigter, sondern als Verschwörer verhaftet worden." Irgendwelche Beweise oder Inzichten gab er nicht an, konnte er nicht angeben. Die vorher erwähnte Bemerkung über unsere Feindlichkeit gegen die französischen Rheingrenz-Absichten genügte indessen der Versammlung. Sie ging zur Tagesordnung über und gestattete die Verletzung des Völkerrechts. Ich hatte als Gefangener in La Force zu verbleiben.

* * *

Ich war eine Zeitlang in La Force gewesen, als ein grausiges Ereignis in der Festung Rastatt mir doppelte Gefahr zu bringen drohte. Ein französischer Gesandtschaftskurier, namens Weil, war auf badischem Boden als Spion verhaftet worden unter der Beschuldigung, Mannschaft unseres Heeres zur Ausbeisserei verleiten zu wollen. In ihrem Ingrimm hieben Soldaten den Unglücklichen ohne Urteilsspruch nieder — eine Unthat, die gewiß Verurteilung verdient, so sehr sie sich auch aus den durch den Verzweiflungskampf aufgeregten Leidenschaften erklärt.

In der reaktionären Pariser Presse wurde nun dieser blutige Vorfall zu der wiederholten dringenden Aufforderung benutzt, man solle eine rächende Vergeltungsmaßregel dafür an mir vollziehen. Meine Lage wurde dadurch ängstlich bedenklich. Die Hauptstädte Frankreichs waren unter Belagerungszustand. Die Feinde der Republik feierten ihre Orgien. Es wurde mir nahegelegt, durch eine Erklärung, daß ich meine diplomatische Stellung nicht länger aufrecht zu halten beabsichtige, persönliche Sicherung zu suchen. Ich gab statt dessen durch Zuschrift an die Presse die Erklärung ab, daß ich nach wie vor bei ihr verharre.

Es kamen die Nachrichten über die Zurückdrängung unseres Heeres in Baden, das von drei Seiten her mit gewaltiger Uebermacht angegriffen worden war; über die Belagerung von Rastatt, wo ein Teil der Truppen am längsten aushielt; endlich über die standrechtlichen Hinrichtungen, denen Männer aus allen Ständen der Bevölkerung zum Opfer fielen — unter ihnen ein lieber Freund von der Heidelberger Hochschule her: Max Dortu, und gute Bekannte, wie Elsenhanns, Neff und Böning.

Betrübten Sinnes warf ich Tag um Tag den Blick in die Zeitungen, die stets neue Trauerbotschaften brachten. Mein Bruder Valentin stand als Offizier beim Geschützwesen in unserem Heere. Was wohl aus ihm geworden sein mochte? Erst später erfuhr ich, daß er in Rheinbayern gefangen genommen worden: daß man ihn an einen Baum gebunden und furzweg in der Meinung, ich sei der Gefangene, hatte erschießen wollen, als es ihm durch den Ausruf: „Ich heiße nicht Karl, sondern Valentin Blind!" gelang, sich das Leben zu retten. Er hat dann acht Jahre lang Einzelhaft im Bruchsaler Zellengefängnisse durchgemacht und ist früh gestorben, obwohl er ursprünglich von außerordentlicher Körperkraft gewesen.

In La Force war es Uebung, daß um die Morgenzeit ein Gefängniswärter die Namen einer Anzahl der im Hofraume Versammelten entweder zur Vorführung vor den Untersuchungsrichter

oder zur Ankündigung ihrer Freilassung auftrieb. Letzteres geschah, wenn ein sogenanntes „arrêt de non-lieu“, ein Beschluß der Anklagekammer, daß kein Grund zur gerichtlichen Verfolgung vorliege, gefaßt worden war. In diesem Falle rief der Gefängniswärter den Namen aus, mit dem in noch erhobenerer Stimme gemachten sonderbaren Beisatze: „Avec armes et bagages“ („Mit Waffen und Gepäck!“).

Wie sehnsüchtig horchten da die Gefangenen auf! Die Tage vergingen. Kein Zuruf wurde mir zu teil. Beabsichtigt man wirklich — so fragte ich mich manchmal — eine Verzeltungsmaßregel wegen der blutigen That in Rastatt? Wenn das Völkerrecht nicht mehr geachtet wurde: was ließ sich da weiter erwarten?

Eines Tages wurde ich aufgerufen — jedoch ohne „Waffen und Gepäck“ — um vor einen richterlichen Beamten gebracht zu werden. Ein zur Begleitung mitgegebener Soldat trat in den Saal mit ein.

„Mein Herr!“ redete mich der Beamte an und lächelte dabei etwas sonderbar, „ich habe Ihnen die Mitteilung zu machen, daß ein Beschluß auf Nichtanklage gegen Sie gefaßt worden ist. Somit sind Sie frei; doch haben Sie Frankreich auf immer (à perpétuité) zu verlassen. Stets haben Sie Ihre diplomatische Stellung betont und auf Grund derselben zu Anfang verlangt, daß man Ihnen kein Hindernis für die Rückkehr in Ihr Land in den Weg lege. Diesem Wunsche wird nun nachgegeben. Man wird Sie auf die Brücke zwischen Straßburg und Kehl bringen und dort in der Mitte der Brücke freilassen.“

„Das wäre für mich,“ erwiderte ich ruhig, „der Tod. Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß seit einiger Zeit in meiner Heimat die standrechtlichen Hinrichtungen begonnen haben.“

Achselzuckend bemerkte der Beamte: „Das läßt sich nicht ändern!“

Bei diesen Worten stampfte der Soldat, offenbar ein guter Republikaner, unwillig mit dem Gewehrkolben auf. Der Beamte wagte nicht, es ihm zu verweisen.

Ich wurde abgeführt. Drei Tage lang wurde ich in dem Glauben belassen, daß mir die Auslieferung an die preußischen Kriegsgerichte bevorstehe. Schon einmal, ein Jahr vorher, dem Standrechtstode fast durch Zufall entgangen, hatte ich nun die Aussicht vor mir, das Schicksal der bereits auf dem Sandhausen hingestreckten Freunde teilen zu müssen.

* * *

Nach drei Tagen wurde mein Name morgens wiederum ausgerufen. Diesmal aber hieß es:

„Herr Karl Blind! — mit Waffen und Gepäck!“

Abermals brachte man mich vor einen Beamten. „Sie beharren darauf,“ sagte er, „daß Sie sich hier als einer der Vertreter von Baden und Rheinpfalz befinden?“

„Allerdings!“ erwiderte ich.

„Nun wohl, man gestattet Ihnen, statt nach Deutschland, den Weg nach England zu wählen. Vielleicht wäre es Ihnen, bei den jetzigen verworrenen Verhältnissen in Ihrem Lande, von irgendwelchem Nutzen oder angenehm, zum Zwecke Ihrer Reise eine Summe Geldes zu erhalten. Wollen Sie so gütig sein“ (und hier wurde der Ton des Beamten ganz merkwürdig freundlich und zutraulich), „die Höhe der etwa Ihnen dienlichen Summe zu bezeichnen!“

Ergrimmt antwortete ich: „Ich lehne dies Anerbieten unbedingt ab.“

„Wie Sie wollen!“ sagte der Beamte kalt. „Zwei Agenten werden Sie morgen nach Boulogne begleiten.“

Ich sprach den Wunsch aus, nach Brüssel abreisen zu dürfen, um dort mit meiner Frau zusammenzukommen. Es wurde ebenso kurz und kalt verweigert.

Meine Geldmittel waren stark zur Neige gegangen. Die Freunde in Paris waren meist flüchtig geworden. Übrigens widerstand es mir, mich an irgend jemand zu wenden. Die Verbindungen mit der Heimat waren durch den Kriegswirrwarr abgebrochen; der brieflische Verkehr dahin durch das „Schwarze Kabinett“ unmöglich gemacht; die Zeit überhaupt zu kurz. So war die Aussicht, über Meer nach dem für einen Fremden kostspieligen England zu müssen, wo ich — zwei Empfehlungsschreiben ausgenommen — keinerlei Anknüpfungen hatte, wenig erfreulich. Mit Berachtung aber kehrte ich mich von dem Geldanerbieten der Regierung Ludwig Bonapartes ab.

Der so plötzlich katzenfreundliche Ton des Beamten hatte mir den Eindruck gemacht, als würde man, wenn ich das Anerbieten annähme und eine Summe bezeichnete, vielleicht gar mit noch anderen Freundlichkeiten herausrücken. Hatte sich doch Prinz Napoleon uns zu nähern gesucht! Jede weitere Verhandlung schnitt ich daher kurz ab.

Indessen war ich nun nach mehr als dritthalbmonatiger Haft frei. Es gab damals — so sagte man mir — für solche Fälle, wie den meinigen, eine eigentümliche Bestimmung. Es konnte ein kurzer Aufschub für die Ausweisung aus französischem Gebiet erlangt werden, wenn man sich durch einen Bürger des Landes „reklamieren“ ließ. Frau Herwegh, der ich von dem Ausweisungsbefehl Kenntnis gab, vermittelte ohne mein Wissen einen betreffenden Schritt auf eine mir nicht näher bekannt gewordene Art. Daraufhin wurden zwei Tage Frist gewährt, nach deren Ablauf mir versichert war, von keiner gehäuspolizeilichen Begleitung belästigt, nach Boulogne abzureisen.

Wie befreiend mutete mich nach all den Erlebnissen der Meeresbauch auf dem Schiffe an, das mich an Englands Küste trug!

Runen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(11. Fortsetzung.) Roman von **E. Werner.**

Es war am Tage nach dem Besuch des Ministers in Edsviken, als Bernhard Hohenfels in das Pfarrhaus kam. Pastor Eriksen war nicht daheim, aber Hildur war im Wohnzimmer mit Frau Thorvik, der Mutter Haralds, einer stillen, einfachen Frau. Diese wußte jedenfalls nichts von der Entfremdung der beiden Jugendgenossen, denn sie behandelte Bernhard mit der alten Vertraulichkeit und berichtete ausführlich über die Rückkehr ihres Sohnes und dessen Unfall bei Drontheim. Die Wunde war ja nur leicht und bereits im Vernarben, der Doktor meinte, es müßte eine schwere Gehirnerschütterung gewesen sein, die den Steuermann in den ersten Tagen dienstunfähig gemacht hatte. Jetzt war der Posten auf dem „Seedler“ freilich anderweitig besetzt, Harald wollte schon in den nächsten Tagen nach Bergen, um dort die letzten Seemannsprüfungen abzulegen. Dann wurde er Kapitän, wie sein Vater. Die gute Frau sprach mit sichtbarem Stolze davon, sie ahnte nicht, daß der Mann, der da vor ihr saß, die Zukunft ihres Sohnes gerettet hatte in jener Nebelnacht an der Hexenklippe.

Endlich stand sie auf, um zu gehen, und das Brautpaar blieb allein. Hildur nahm ihren gewohnten Platz am Fenster ein. Bernhard trat zu ihr. Es war ihm lieb, daß er die Sache, die ihn herführte, zuerst allein mit ihr besprechen konnte. Sie fand sich vielleicht schwer in die beschlossene völlige Umgestaltung der Zukunftspläne, aber das ließ sich nun einmal nicht ändern. Sein Entschluß stand fest. Er hatte Schwereres auf sich genommen, als er gestern seinem Onkel gegenüber sein Unrecht bekannte.

„Ich konnte nicht zu dir kommen in den letzten Tagen,“ begann er. „Ich hatte allerlei Wichtiges zu erledigen, Dinge, die zum Teil auch dich berührten. Du weißt vermutlich schon, daß mein Onkel bei mir gewesen ist.“

„Jawohl!“ sagte Hildur einsilbig. Man wußte es in der That in ganz Raandsdal, daß der Minister vom Landungsplatz mit seinem Neffen nach Edsviken gefahren war und stundenlang dort verweilt hatte. Aber der junge Mann wartete vergebens auf eine weitere Aeußerung seiner Braut bei diesem doch gewiß

überraschenden Ereignis, er mußte fortfahren: „Wir haben uns ausgesöhnt! Ich habe allerdings den ersten Schritt dazu getan, aber die Art, wie er das aufnahm, hat jede Bitterkeit zwischen uns beseitigt. Ich that ihm unrecht, wenn ich in ihm nur den harten, strengen Vormund sah: gestern, als wir den alten, jahretangen Streit begruben, hat er mich wie ein Vater in die Arme geschlossen."

„Und darf ich endlich auch erfahren, was ihr beide verhandelt habt?" fragte das junge Mädchen in einem seltsamen Tone, den ihr Verlobter sich nicht zu deuten wußte.

„Gewiß, deshalb komme ich eben," entgegnete er rasch. „Es geht zwar in erster Linie mich an, aber wir gehören ja doch zusammen und werden in kurzem Mann und Frau sein. Unsere Hochzeit findet, wie bestimmt, am Geburtstage des Vaters statt, und ich führe dich nach Edsviken. Den ganzen Winter bleibe ich bei dir, dann aber wirst du mich länger und öfter entbehren müssen, als du wohl glaubst, denn ich habe mich entschlossen — wieder in die deutsche Marine einzutreten."

Die letzten Worte wurden ihm doch nicht leicht, denn es war der Widerruf alles dessen, was er hier in Raansdal bis jetzt verfochten hatte. Ein Vorwurf Hildurs, selbst ein Widerspruch wäre ihm lieber gewesen als das völlige Schweigen, mit dem sie diese Eröffnung aufnahm, und etwas unsicher fragte er: „Du hast eine solche Erklärung wohl nicht erwartet?"

„Diese Erklärung — nein!" sagte sie mit Nachdruck.

„Gleichviel, ich bin sie dir schuldig. Ich habe mich getäuscht, als ich glaubte, das, was ich gewählt, könnte ein ganzes Leben ausfüllen. Ich war hier in ungezügelter Freiheit aufgewachsen und mußte mich drüben einer strengen Erziehung beugen. Da erschien mir Raansdal wie die Heimat dieser Freiheit, und ich vergaß, daß ein Mann anders empfindet als ein wilder, leidenschaftlicher Knabe. Wer einmal draußen in der Welt gelebt hat, den hält sie fest mit tausend Armen. Ich habe es erfahren!"

Sein tiefes Aufatmen, das Aufblitzen seiner Augen verrieten, wie sehr er sich nach dieser Welt gesehnt hatte. Hildur sah ihn nur an, mit einem Blick, den er so wenig entreißen konnte wie vorhin ihren Ton; aber es schien ihm ein Vorwurf darin zu liegen, und er bemühte sich, sie zu beruhigen:

„Ich denke natürlich nicht daran, dich deiner Heimat zu entführen, ich weiß ja, wie sehr du an ihr hängst. Du wohnst in Edsviken als meine liebe, treue Hausfrau, bleibst in der Nähe deines Vaters, in den gewohnten Verhältnissen, und ich komme zu dir, so oft mein Dienst es gestattet. Auch die kleine, verwöhnte Inga muß sich diesem öfteren Fernsein ihres Gatten fügen, da sie nun einmal einen Seemann gewählt hat, und meine kluge, verständige Hildur wird das gleichfalls thun, nicht wahr?"

„Nein!" sagte Hildur hart und kalt.

Bernhard stutzte, und seine Stirn begann sich drohend zu falten. „Du sprichst ja sehr entschieden," versetzte er gereizt. „Auf eine solche Antwort war ich allerdings nicht gefaßt —"

„Mit deinem Onkel hast du diese Dinge besprochen," unterbrach sie ihn, „und vielleicht noch mit — anderen. Ich, die zunächst betroffen werde, erfahre sie zuletzt. Du kündigst mir nur deinen Willen an, weiter nichts."

Der Vorwurf traf, aber der junge Mann zuckte nur die Achseln. „Kränkt es dich so sehr, daß du nicht meine erste Vertraute warst? Mein Onkel wurde damals am tiefsten verletzt durch mich, er hatte wohl das Recht, meinen jetzigen Entschluß zuerst zu erfahren."

„Und wußte nur er allein darum? Sonst niemand?"

Bernhard schwieg, er dachte an jene Mondnacht in Alfheim. Es war eine andere Stimme gewesen, die ihn emporgerissen hatte aus seinen Zweifeln und Kämpfen, die ihn gespornt hatte zu der Entscheidung. Lügen konnte er nicht, und so blieb er die Antwort schuldig.

Hildurs Lippen zuckten, sie verstand dies Schweigen, und ihre Stimme klang ebenso herb wie vorhin:

„Wer hat dir den Entschluß eingegeben? Der Minister?"

„Was ist das für eine seltsame Frage?" fuhr der junge Mann auf. „Was soll überhaupt dieser ganze Auftritt bedeuten? Ich erkenne dich heut' gar nicht wieder, Hildur!"

Er erkannte sie in der That kaum, seine stille, ernste Braut, die sich jetzt erhoben hatte und vor ihm stand. Er sah erst jetzt, wie bleich sie war, wie der energische Zug um ihren Mund sich bis zur Härte vertiefte.

„Du hast mir bei unserer Verlobung gesagt, daß du mich lieb hättest," fuhr sie fort. „Kannst du mir das heut' noch wiederholen, vor ihr, die damals hier war — vor der Braut des Prinzen Sassenburg?"

Er zuckte in jäher Ueberraschung zusammen. „Du weißt —? Wer hat dir das gesagt?"

Im Inneren des Mädchens bäumte sich ein wildes, verzweifeltes Weh empor, aber sie blieb äußerlich ruhig. Ihre großen, klaren Augen richteten sich fest auf ihren Bräutigam, als wollte sie im Grunde seiner Seele lesen.

„Ich fordere die Wahrheit, Bernhard! Liebst du Sylvia Hohenfels?"

Die Augen des jungen Mannes hafteten am Boden. Die Frage ließ ein Ausweichen und keine Schonung zu, nur eine Antwort, und die gab er jetzt:

„Ja!"

Es folgte eine kurze, schwere Pause. Hildur erwiderte keine Silbe, sie senkte nur den blonden Kopf wie unter einer unsichtbaren Last. Aber in Bernhard begann sich wieder der Trotz zu regen. Er hatte schwer genug entsagt und überwunden, er war gekommen, um der Pflicht ein Opfer zu bringen, und nun stand er hier wie ein Angeklagter, der gerichtet werden soll. Das ertrug er nicht.

„Du wirst das Treubruch heißen!" hob er wieder an. „Glaube mir: als ich dir meine Hand bot, da konnte ich noch keine andere Neigung, da ahnte ich noch nichts von der elementaren Gewalt dieser Leidenschaft. Aber ich werde sie bekämpfen. Ueberdies — Sylvia wird ihrem künftigen Gatten folgen, du bist mir anverlobt, und deine Rechte sind mir heilig!"

Hildur richtete sich empor, aber jetzt flammte ein Blitz aus den ernsten, blauen Augen.

„Meine Rechte? Ich habe keine mehr, will keine mehr haben nach dieser Stunde! Du bist frei — geh!"

Er wich unwillkürlich zurück vor diesem Ausbruch.

„Hildur — das sprichst du im Zorne!"

„Hast du vielleicht geglaubt, ich würde dich hatten nach einem solchen Geständnis?" fragte sie mit überwallender Bitterkeit. „Deine Liebe habe ich genommen als ein Geschenk, dein Mitleid will ich nicht. Ich nehme keine Almosen!"

Bernhard stand betroffen, bestürzt da: das hatte er nicht erwartet, und es war eine ehrliche, herzliche Bitte, die jetzt aus seinem Munde kam:

„Beruhige dich, Hildur, brich nicht so schnell den Stab über unser beider Zukunft. Laß mir Zeit, zu überwinden, was doch überwunden werden muß. Du hast nichts zu fürchten davon, mein Wort darauf. Ich habe geglaubt, du hättest mich lieb!"

Das Mädchen erbebte leise und wandte sich ab. Ob sie ihn lieb hatte! Aber sie wollte nicht weich werden, das taugte jetzt nicht.

„Hast du mich denn je geliebt?" fragte sie mit herbem Vorwurf. „Du wolltest ja nur eine Hausfrau für dein Edsviken. Dein Freund, deine Freya', das Meer, alles war dir lieber als ich — ich stand immer abseits von deinem Leben! Ich bin eben blind gewesen in meinem Vertrauen. Schätzest du mich so niedrig, daß ich das jetzt mit sehenden Augen ertragen könnte? Ich würde dir ja doch nur eine Kette sein und bleiben, du würdest nur mit Widerstreben daran denken, daß in Edsviken eine Frau deiner harrt, die kein Verständnis hat für euren Ehrgeiz und euer ganzes Treiben da draußen. Du willst dich lösen von uns und unserem Lande, nun so löse dich auch ganz! Ich gebe dir dein Wort zurück — du bist frei!"

Frei! Das wäre sonst ein Erlösungswort gewesen für Bernhard Hohenfels. Er hatte ja schon oft genug gefühlt, daß er sich eine Kette geschmiedet hatte mit dieser Wahl, aber in diesem Augenblick empfand er doch nur heiße Beschämung. Ja, er hatte sie viel zu niedrig geschätzt, seine Braut, die er sich zu einer stillen, fügsamen Hausfrau erziehen wollte. Sie hatte sich mit Verleugnung ihres ganzen innersten Wesens dem geliebten Manne gebeugt, so lange sie an seine Liebe glaubte. Jetzt, da ihr dieser Wahn genommen war, trat sie ihm gegenüber als ein stolzes, energisches Weib. Bernhard fühlte jetzt erst, was er an ihr besessen hatte, seine Stimme klang tiefbewegt, als er sagte:

Erinnerungen.
Nach dem Gemälde von W. Firle.

Copyright 1902 by Franz Hanfstaengl in München.

„Du weißt nicht, Hildur, welch' schwerer Vorwurf für mich in dieser Entscheidung liegt! Ich habe um dich geworben, habe dir ein Heim, ein Glück bieten wollen, und nun soll ich dir nichts geben können von alledem — nun soll ich gehen und dich allein lassen und soll das Bewußtsein mit mir nehmen, daß ich dir wehe gethan habe bis ins tiefste Herz hinein — das ist schwer!"

„Ich mache dir keinen Vorwurf," erklärte Hildur fest. „Um mich brauchst du nicht zu sorgen. Ich habe meinen Vater und meine Pflichten, das ist mir genug. — Und nun laß uns scheiden!"

Sie zog ihren Ring ab und gab ihn zurück, er griff langsam und zögernd nach dem seinigen. Trotz ihrer scheinbaren Ruhe ahnte er doch etwas von dem Heldenmut des Mädchens, und zum erstenmal beugte er sich tiefer und küßte die Hand, die so lange seinen Ring getragen hatte.

„Vergieb, Hildur! Leb' wohl!" —

Bernhard trat ins Freie, aber er ging nicht nach Edsviken. Dort litt es ihn jetzt nicht, es trieb ihn hinaus in die Berge. Die Auflösung seiner Verlobung konnte natürlich nicht verborgen bleiben, und für die Raansdaer war dies ein unerhörtes, unfaßbares Ereignis. Er hatte Hildur und sich selbst einer nutzlosen Pein ausgesetzt, wenn er jetzt noch geblieben wäre. Hier war ja kein Aussweichen möglich, man begegnete sich überall! Er wollte nur das Nötigste ordnen, seinem Onkel Nachricht senden und dann fort, so bald als möglich. —

Er wußte selbst nicht, wie lange er umhergeschweift war, und achtete gar nicht auf die Umgebung, bis er sich plötzlich am Eingange von Jodal fand. Beinahe unbewußt war er hierher geschritten. Einige Minuten zögerte er und setzte dann seinen Weg fort, es drängte ihn, Abschied zu nehmen von der Stätte.

Er lichtete den gewohnten Steig am Gletscherbach ein, der zum Runenjels führte. Bald gaben die Steintrümmer und die Tannen den Blick auf diesen frei, und jetzt gewahrte er dort eine Gestalt, die er schon aus der Ferne erkannte. Diese vornehme Jagdkleidung trug nur Einer in den Raansdaer Bergen! Es war Prinz Sassenburg, dem diese Störung seiner Einsamkeit sehr unangenehm zu sein schien, denn er fuhr auf beim Anblick des Nahenden und blieb dann mit verschränkten Armen unbeweglich stehen, ohne irgend ein Zeichen des Erkennens zu geben. Stumm grüßten sich die Beiden.

„Sie sind auch auf der Jagd, Herr von Hohenfels?" fragte Sassenburg nach einer Pause, mit einem Blick, der die Waffe Bernhards zu suchen schien.

„Nein, ich habe meine Büchse heut' zu Hause gelassen, wie Sie sehen," versetzte Hohenfels.

„Also nur ein Spaziergang? Es ist weit genug von Edsviken nach Jodal. Lockt Sie diese wilde Einöde, oder wollen Sie vielleicht die geheimnisvolle Runenschrift befragen? Sie kennen doch die Sage?"

„Gewiß, jedes Kind in Raansdal kennt sie."

„Und das Volk glaubt noch daran. Sehen Sie, da liegt ein Zeichen dieses — Aberglaubens!"

Er wies auf den Stein, an dessen Fuße ein Kranz lag. Die Tannenzweige hatten sich noch frisch erhalten auf dem feuchten Moose, aber die Blumen waren verwelkt. Bernhard blickte schweigend darauf nieder, er kannte das Erinnerungszeichen und wußte, von wessen Hand es kam.

„Sie wollen doch nicht etwa hier jagen?" fragte er, ohne auf die letzte Bemerkung einzugehen. „In Jodal giebt es ja kein Wild, das ist wie gebannt von dem Orte. Sie werden keine Beute finden."

„Vielleicht doch!" sagte der Prinz mit einem seltsamen Lächeln. „Bisweilen kommt doch eine Beute — ein Hochwild — einem plötzlich vor den Lauf, und man braucht nur loszudrücken. Ist Ihnen das nie begegnet?"

„Gewiß, das kommt jedem Jäger vor, aber haben Sie wirklich eine Spur gefunden? Dann bedauere ich, Sie gestört zu haben."

„Sie hören mich nicht, Herr von Hohenfels! Wollen wir nicht gemeinsam die Spur verfolgen? Sie haben freilich keine Büchse bei sich, aber ich habe die meine — vielleicht gemigt das!"

Bernhard sah ihn fragend und erstaunt an, der Ton fiel ihm doch auf, ebenso wie das wiederholte „Herr von Hohenfels". Seit jener Begegnung im Norden nannten sie sich beim Vornamen, auf die ausdrückliche Bitte des Prinzen, und jetzt ließ dieser auf einmal die vertrauliche Anrede fallen. Es war überhaupt etwas Rätselhaftes in seiner ganzen Haltung, obgleich sie äußerlich ruhig und kalt erschien. Es lag etwas Verstörtes in den blassen Zügen, und in den Augen glimmte ein Funke, noch halb verborgen unter dem matten Blick, aber drohend und unheimlich.

Sassenburg nahm jetzt seine Jagdlinie von der Schulter und untersuchte den Hahn, während er fortfuhr:

„Sie haben einen überraschenden Entschluß gefaßt, wie ich höre. Sie wollen Raansdal verlassen und zu Ihrem früheren Beruf zurückkehren?"

„Jawohl, Durchlaucht!" Der junge Mann nahm nun auch seinerseits den Titel wieder auf. „Ich will sobald als möglich fort, wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen."

„Noch vor Ihrer Hochzeit? Ist Ihre Braut denn damit einverstanden, wie überhaupt mit dem ganzen Plane?"

Bernhard biß sich auf die Lippen, die Worte waren ihm unbewußt herausgefahren, aber gleichviel! Der heutige Tag hatte ja alles geändert, morgen wollte er es seinem Onkel schriftlich mitteilen, und dann erfuhr es auch Sassenburg. Wozu da noch lügen und verbergen!

„Hildur ist allerdings nicht einverstanden," entgegnete er fest. „Sie will ihren Gatten ganz besitzen oder ihn aufgeben. Wir konnten zu keiner Einigung darüber gelangen, und da ist unsere Verlobung gelöst worden — von ihrer Seite."

Der Prinz gab kein Zeichen des Erstaunens, er hatte ja gewußt, daß man irgend einen Weg finden würde, um sich frei zu machen, er glaubte nur nicht, daß es so schnell geschehen würde. Sie hatten es eilig, die Beiden.

„Wirklich!" sagte er kalt. „Soll ich Ihnen da mein Beileid aussprechen oder Ihnen Glück wünschen?"

„Durchlaucht!" fuhr der junge Mann gereizt auf.

„Bitte, regen Sie sich nicht auf! Ich spreche vom Standpunkt Ihrer Verwandten aus, und die werden jedenfalls das letztere thun. Man konnte Ihre Wahl nicht hindern, anerkannt hat man sie nie, und Ihr gelvlanter Verzicht auf Gunnersberg fällt ja nun auch mit dieser Trennung."

„Ich habe dabei weder an meinen Onkel, noch an Gunnersberg gedacht," erklärte Bernhard mit voller Schärfe. „Beides hat durchaus nichts zu thun mit dieser Lösung, die ich am wenigsten gesucht habe. Ich bitte mir das zu glauben — auf mein Wort!"

Er bezwang sich mit Mühe, unter anderen Verhältnissen hätten die Bemerkungen Sassenburgs vielleicht zu einer schlimmen Auseinandersetzung geführt. Hohenfels war der letzte, sich dergleichen gefallen zu lassen, aber er fühlte sich schuldig dem Manne gegenüber, dem er die Liebe seiner Braut genommen hatte, wenn jener auch, wie er glaubte, nichts davon ahnte.

Das Gespräch der Beiden war verstummt. Bernhard war an den Runenfels getreten, mit seine Augen haftelen minutenlang auf dem zerklüfteten, moosbedeckten Stein. Die Haltung Sassenburgs war ihm unerklärlich, er wußte ja nichts von dem Geheimnis Sulvias, aber wenn das Gespräch in diesem Tone fortging, blieb er schließlich doch nicht Herr über sich. Er sah auch nicht, daß der grimmende Funke in dem Auge Sassenburgs zu einer Flamme wurde, die verzehrend aufloderte, und daß dessen Hand sich noch immer an dem Hahn der Flinte zu schaffen machte, als er wieder anhub:

„Sie scheinen die Runen da zu studieren, die Rätselzeichen, die mutmaßlich sind für jedes sterbliche Auge! Aber vielleicht sind Sie einer von den Geweihten, denen die Schrift klar und deutlich wird und die ihr eigenes Schicksal darin lesen! — So lautet ja wohl der alte Zaubersprnch?"

„Ja, so lautet er!" sagte Bernhard düster. Er sah noch immer nicht auf, sonst hatte er doch wohl erkannt, daß in dem Manne, der nur wenige Schritte von ihm entfernt stand, die Flinte schußfertig in der Hand, irgend etwas Furchtbares wühlte.

„Schicksalsornen!“ höhnte Sassenburg. „Der eine liest sich das Leben daraus, der andere den Tod! Es weiß ja keiner, wie nahe er vor dem Tode steht — nicht wahr, Herr von Hohenfels?“

Dieser richtete sich mit einer halb unwilligen Bewegung auf. „Spielen wir doch nicht länger Komödie mit einander! Warum sprechen Sie nicht offen? Sie wissen, was hier geschehen ist, sonst könnte ich mir Ihre Worte nicht deuten. Sie kennen die Todesstätte meines Vaters.“

„Joachims Todesstätte?“ wiederholte Sassenburg, sichtlich betroffen. „Ich weiß, wie er starb, ja, aber wo — was es etwa hier in Jodal?“

„Dort am Rinnenstein — sand ich ihn in seinem Blute!“

Alfred zuckte zusammen, langsam sank sein Arm, der die Flinte hielt, nieder, der Lauf richtete sich gegen den Boden.

„Ich habe es Ihnen damals abgeleugnet,“ fuhr Bernhard fort. „Es war mir eine Qual, davon zu reden, aber hier kann ich nicht lügen.“

Sassenburg antwortete nicht, er war einige Schritt zurückgewichen, und der nuheimliche Ausdruck in seinen Zügen machte dem des Grauens Platz. Unverwandt starrte er auf die Stelle, als sähe er seinen Jugendfreund dort liegen, mit der Kugel im Herzen, und dann glitt die Waffe aus seiner Hand zur Erde.

Sie schwiegen beide. Endlich fragte Sassenburg mit halberstickter Stimme: „Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?“

„Ich glaubte ja, Sie wüßten es. Sie sehen, die Stätte hat noch eine besondere Bedeutung für mich. Ich bin oft hier gewesen, heut' kam ich, um Abschied zu nehmen. Mein Vater war Ihr Jugendfreund, der liebste, wie Sie mir sagten, da werden auch Sie ihm hier eine Thräne gönnen — leben Sie wohl, Prinz Sassenburg!“ —

Der Prinz war allein, er stand noch immer an seinem Platze, und noch immer lag das Grauen in seinen Zügen.

„War das deine Stimme, Joachim, die mich mahnte?“ — murmelte er. Hier also hatte sein armer Freund die ersehnte Ruhe gefunden!

Sassenburg schritt langsam zu dem Fels, und seine Augen bohrten sich förmlich in das dunkle, verwitterte Gestein.

Lange hatte er so gestanden, zog wandte er sich ab, und ein halb bitteres, halb verächtliches Lächeln zuckte um seine Lippen.

„Ein zweiter Jagdunfall hier in Jodal?“ sprach er leise vor sich hin, wie zur Antwort auf eine geheime Zwiesprache. „Das glaubt keiner! Ich will euch nicht als Feigling gelten, ich will euer Rauuen und Flüstern nicht — es wird ja wohl noch andere Wege geben!“

Er nahm seine Büchse vom Boden auf, und mit einer jähen Bewegung, als gälte es, einer Versuchung zu entrinnen, schleuderte er sie weit von sich, in die schäumende Naau. Einige Sekunden lang blieb die Waffe noch oben, vom Strudel der Wellen erfaßt und getragen, dann sank sie unter.

* * *

In Raamsdal gab es in den nächsten Tagen zwei Neuigkeiten, die in dem kleinen Orte, wo so selten etwas Ungewöhnliches geschah, zu Erzinssen wurden.

Zunächst gab Alfheim Anlaß zur Verwunderung. Freiherr von Hohenfels war in Begleitung seiner Tochter ganz plötzlich abgereist, eine wichtige, politische Nachricht rief ihn zurück. Das war allerdings leicht erklärlich bei der Stellung des Ministers; aber um so mehr befremdete es, daß Prinz Sassenburg in Alfheim zurückblieb und seine Gäste nicht begleitete, wie es längst beschlossen war.

Die Leute vom „Seeadler“ behaupteten doch mit aller Bestimmtheit, der Prinz sei verlobt mit Baroneß Hohenfels — warum ließ er denn jetzt die Braut und den künftigen Schwiegervater allein reisen? Sie hatten nicht einmal den „Seeadler“ zur Rückreise benutzt, der doch im Fjord bereit lag, sondern waren zu Wagen über die Berge gefahren, nach der Küste, und hatten sich dort auf dem Schnelldampfer eingeschifft. Das wurde überall mit Kopfschütteln und allerlei Vermutungen aufgenommen.

Die zweite Neuigkeit ging die Raansdaler näher an, denn sie betraf ihren Pfarrer und dessen Tochter. Die Verlobung der letzteren war gelöst worden, und das war unerhört dort zu Lande, wo dem feierlichen Versprech immer unweigerlich die Hochzeit folgte.

Die allgemeine Entrüstung richtete sich gegen Bernhard Hohenfels, der freilich nichts davon sagt und hörte, denn er hatte Edsviken noch nicht wieder verlassen.

Seine bevorstehende Abreise und die Anordnungen für seinen Besitz, der doch hier zurückblieb, nahmen ihn vollauf in Anspruch. Er wollte zunächst nach Kiel, wo er Kurt fand, denn die „Bineta“ lag noch dort im Hafen und harrte ihrer weiteren Bestimmung.

Christian Kunz erfuhr nun auch, daß er nicht mit dem „Seeadler“, sondern mit der „Freya“ und seinem Herrn die Heimfahrt machen werde.

Die beiden norwegischen Matrosen sollten während der Ueberfahrt noch ihren Dienst thun und dann mit dem nächsten Dampfer in die Heimat zurückkehren. —

Es war in den Morgenstunden eines trüben, schon herbstlich rauhen Tages.

Am Laudungsplatz stand Harald Thorvik mit dem Steuermann, der jetzt seinen Posten auf dem „Seeadler“ einnahm, und den er von Drontheim her recht gut kannte. Die fürstliche Jacht lag schon unter Dampf, die Mannschaft war auf Deck, und eben stieß ein Boot mit der Dienerschaft des Prinzen vom Laude ab, während noch zwei andere dort harrten.

„Und grade heut' wollt ihr fort?“ fragte Thorvik. „Wir bekommen Sturm, vielleicht schon am Nachmittag, am Abend sicher.“

„Ja, die Sturmsignale sind auch schon da von der Küste,“ versetzte der andere. „Der Kapitän hat das heut' morgen nach Alsheim hinauf gemeldet, aber es kam der Befehl zurück: Abfahrt um zehn Uhr, wie bestimmt!“

„So, und wohin geht denn die Fahrt eigentlich?“

„Nur hinaus auf offene See. Als der Kapitän gestern oben war, sagte ihm der Prinz, er wolle wieder ein paar Tage draußen kreuzen und dann zurück nach Alsheim. Von der Abreise ist noch keine Rede.“

Harald wollte antworten, als der Kapitän, der gleichfalls noch am Lande war, an ihnen vorüberkam und den Gruß seines früheren Steuermanns erwiderte.

„Guten Tag, Thorvik!“ sagte er flüchtig. „Wir wollen hinaus, aber es wird eine stürmische Fahrt werden.“

„Jawohl, Herr Kapitän!“ Harald musterte bedenklich den schwer umwölkten Himmel. „Es wird toll genug wehen da draußen.“

„Das meine ich auch, aber der Prinz hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, heut' abzufahren, und will keinen Einspruch hören. Da bleibt nichts übrig, als zu gehorchen. Adieu, Thorvik!“

Er winkte dem Steuermann und stieg mit ihm in das zweite Boot, das sie an Bord brachte. Harald sah ihnen noch einige Minuten nach und wandte sich dann nach dem Pfarrhause, um dort Abschied zu nehmen. Er wollte heute auch fort, mit dem Fjorddampfer, der um die Mittagszeit abging, aber nur bis zur Küstenstation, wo er die Nacht über bleiben mußte, denn das Schiff für Bergen legte erst morgen früh an. Er traf nur den Pfarrer, Hildur war zu einer Fischerfamilie nach Langnaes gegangen, wo der Mann krank lag. Der Pastor empfing den Scheidenden freundlich, war aber im ganzen doch recht still und gedrückt. Er war so glücklich gewesen über diese Verbindung, die all seine Wünsche zu erfüllen schien, und die Vernichtung seiner Hoffnungen traf ihn schwer.

Harald zeigte sich ernst und wortkarg wie immer, er ließ seine Grüße für Hildur zurück und verabschiedete sich nach einer halben Stunde.

Er hatte Hildur nicht wiedergesehen seit jener folgenschweren Unterredung und wußte nicht einmal, wie sie die Trennung ertrug, die seine Enthüllung wohl allein herbeigeführt hatte.

Zwar berente er das nicht, er hatte gethan, was ihm Pflicht hieß, aber so ganz ohne Abschied zu gehen, das gewann er doch nicht über sich. Sie mußte jetzt schon auf dem Rückwege sein, da konnte man sich nicht verfehlen, und nach kurzer Ueberlegung schlug er den Strandweg ein.

Langnaes lag über eine halbe Stunde von Raansdal entfernt, eine Gruppe von vier oder fünf Häusern, in einer kleinen Bucht. Nicht weit davon war auf einem Vorsprunge des Ufers eine Signalstange errichtet für die heimkehrenden Böte, und ringsum waren Steine aufgeschichtet, um ihr einen festen Halt im Boden zu geben. Auf einem dieser Steine saß Hildur und blickte hinaus in den Fjord. Sie war so in Gedanken versunken, daß sie den Kommenden erst bemerkte, als er dicht neben ihr stand.

„Ich war eben bei deinem Vater," begann er zögernd. „Er sagte mir, du wärst hierherzegangen, und da dachte ich — da wollte ich dich doch noch sehen, weil ich heut' mittag fortgehe."

Hildur reichte ihm mit der gewohnten, ruhigen Freundlichkeit die Hand.

„Reise mit Gott, Harald! Und alles Gute auf deinen Weg!"

Er schien das kaum erwartet zu haben und blickte sie forschend an. Ein anderer hätte da kaum eine Veränderung bemerkt, ihr Gesicht erschien nur blaß und müde, wie von durchwachten Nächten.

Aber Harald sah den tiefen, schweren Schatten in den sonst so klaren Augen, den wehevollen Zug um den Mund, ihn täuschte diese Ruhe nicht, und beinahe schon ergriff er die dargebotene Hand, als er entgegnete:

„Ich glaubte, du hättest mir die Freundschaft aufgesagt, ein für allemal. — Ich habe dir doch so wehe gethan."

„Ja!" sagte das Mädchen einfach.

„Vielleicht wäre es besser gewesen, ich hätte geschwiegen, aber gemerkt hättest du es ja schließlich doch, daß sein Herz ganz wo anders war, und dann wäret ihr Mann und Frau gewesen. Du konntest es ja vielleicht auch aushalten und dich finden darein."

„Hast du das wirklich geglaubt?" Es lag ein Vorwurf in der Frage.

„Nein!" entgegnete er herb. „Ich wußte es, du würdest ihn fortschicken, und es war gut so, denn die Ehe wäre für dich doch nur ein Elend gewesen. Er ist nun einmal nicht von unserer Art, und wir nicht von der seinen."

„Das ist ja nun vorbei, laß uns von anderen Dingen reden!" sagte Hildur abbrechend. „Du gehst nach Bergen; wann kommst du zurück?"

„Im Frühjahr, denke ich, und dann als Kapitän. Ich werde freilich nur ein paar Wochen hierbleiben, denn ich hoffe doch bald ein Schiff zu bekommen."

„Das wird eine große Freude sein für deine Mutter. Der Gedanke, dich einmal als Kapitän zu sehen, war immer ihr höchstes Glück."

„Ja, die Mutter — sonst freut es auch keinen, und mich am wenigsten," sagte Harald bitter.

„Warum denn nicht? Du hast doch lange genug darauf gehofft und dafür gearbeitet."

„Da hatte ich noch was anderes im Sinn, was Besseres. Das ist nun hin — du brauchst dich nicht abzuwenden, ich quäle dich nicht wieder damit. Vergessen werde ich es ja nicht, aber man beißt eben die Zähne zusammen. Es muß auch so gehen!"

Hildur hatte sich allerdings abgewendet bei den ersten Worten, jetzt fragte sie leise:

„Brauchst du mich denn wirklich so nottwendig zu deinem Glück?"

„Ob ich dich brauche?" brach Harald aus. „Ich habe ja seit frühester Jugend nichts anderes im Kopfe gehabt als dich allein, habe mir kein Heim, kein Leben denken können ohne dich! Du weißt es ja gar nicht, Hildur, wie das gewesen ist."

Jetzt war das Eis gebrochen, er vergaß völlig seinen Vorsatz, und alles, was jahrelang verborgen und zurückgehalten in seinem Innern gelegen hatte, kam zum Vorschein. Der starre, schweigsame Harald, dem man jedes Wort erst abzwingen mußte, wurde auf einmal beredt in der Abschiedsstunde.

Er gestand, wie er schon als junger Matrose, wenn er heimkehrte, dem halberwachsenen Mädchen nachgegangen war auf Schritt und Tritt, ganz heimlich, denn sie durfte es ja nicht merken. Wie er dann später angefangen hatte zu sorgen und zu sparen und nichts mitgemacht hatte von dem lustigen Leben seiner Kameraden, nur immer gespart und manchmal sogar gedarbt, um ein Heim zu schaffen, wie es sich gehörte für seine Frau.

Und dann war die Nachricht von der Verlobung Hildurs gekommen und hatte mit einem Schlage alles zu Schanden geworfen, was bisher der Inhalt seines Lebens gewesen war. Er fragte jetzt nichts mehr nach dem Kapitänsexamen, nach der Zukunft, nach dem ganzen Leben überhaupt, das Beste war ja doch verloren!

Das klang rauh und hart genug, Harald Thorvik konnte wohl schweigend, aber nicht geduldig leiden. Groll, Haß, Drohung, das alles wogte jetzt stürmisch auf, und durch alles hindurch brach doch immer wieder eins, die glühende, leidenschaftliche Liebe zu dem Mädchen, von dem er nicht lassen konnte.

Es ist etwas Großes um solche Treue, das mochte auch Hildur fühlen. Sie hatte ihn mit keinem Worte unterbrochen, aber als er geendet hatte, sagte sie in einem Tone, dessen Beben sie freilich nicht zu beherrschen vermochte:

„Harald — ich habe Bernhard Hohenfels sehr, sehr lieb gehabt!"

Er sah sie betroffen und fragend an, aber sie sprach unbeirrt weiter, und ihre Stimme gewann allmählich an Festigkeit:

„Das kann ich weder leicht, noch schnell überwinden, du mußt mir Zeit lassen. Aber wenn du heimkehrst im Frühjahr, dann komm in das Pfarrhaus — dann komm zu mir!"

Er fuhr auf, wie geblendet von dem Strahl eines Glückes, an das er nicht mehr geglaubt hatte, und das nun plötzlich vor ihm aufblitzte.

„Hildur, du könntest — du wolltest — ?"

„Ja, ich will, also werde ich es auch wohl können!" erwiderte sie jetzt mit voller Festigkeit. „Du sollst nicht allein bleiben im Leben!"

Da ergriff er stürmisch ihre beiden Hände, und was kein Schmerz, kein Unglück diesem Manne je abgerungen hätten, das that das Glück: die Thränen traten ihm in die Augen.

„Du willst wirklich, wirklich mein Weib werden?" rief er, als könnte er noch immer nicht daran glauben. „Ich weiß es ja, ich bin ein wilder, schlimmer Geselle, du ahnst es noch gar nicht, wie schlimm ich bin, aber das wird alles anders, wenn ich dich nur erst habe! Du sollst kein rauhes Wort hören, keine böse Stunde haben durch mich. Ich habe dich ja so lieb wie nichts auf der ganzen Welt!"

Das Mädchen lächelte mit bleichen Lippen. „Ich traue dir, Harald! Aber was wir jetzt gesprochen haben, das bleibt unter uns, das erfährt niemand, bis du zurückkommst! Du wirst noch monatelang arbeiten müssen, ehe du Kapitän wirst, nun so arbeite — für dich und mich!"

„Für dich!" wiederholte er, und sein sonst so finsteres Gesicht leuchtete auf wie von einem Sonnenstrahl berührt. „Ob ich arbeiten werde! Jetzt schaffe ich alles!"

Hildur entzog ihm mit sanfter Gewalt ihre Hände, die er noch immer festhielt.

„Und nun geh'! Du darfst den Dampfer nicht versäumen."

„Und du?" fragte er zögernd und bittend.

„Ich möchte noch eine Stunde allein sein. Leb' wohl, Harald — auf Wiedersehen!"

Er wäre gern noch geblieben, aber er fügte sich gehorsam, und das helle, glückliche Leuchten war noch immer in seinen Zügen, als er sich zum Gehen wandte.

„Auf Wiedersehen!"

Hildur war allein, sie wußte, warum sie hier blieb, trotz des schneidenden Windes. Der Krankenbesuch, von dem sie eben zurückkam, war ja nur ein Vorwand gewesen, um diesen Platz aufzusuchen, von dem man den ganzen oberen Fjord überjah.

Olaf war gestern in Raansdal gewesen und hatte erzählt, daß die „Freya“ heut' vormittag abgesegelt werde; aber noch war sie nicht sichtbar geworden.

Der September hatte im Anfange nur sommerlich milde Tage gebracht, aber plötzlich war die Witterung umgeschlagen, und die ganze Umgebung trug heute schon ein herbstliches Gewand.

Der Himmel war grau und finster, ein scharfer, eisiger Wind peitschte den Fjord, und im Süden, in der Richtung nach dem Meere hin, lagerte schweres Gewölk. Die frühere, sonnige Schönheit der Landschaft war wie ausgelöscht, kalt und farblos lag Raansdal auf seiner Matte, und dunkel und drohend stiegen die Felsen aus der Flut empor. Die Wellen kamen und gingen, sie schäumten bis zu den Steinen herauf und zerrannen dicht vor den Füßen des Mädchens, das so einsam dort harrte — auf den letzten Abschied.

Da endlich kam sie hervor aus der Bucht von Edsviken, die „Freya“, mit entfalteten Schwingen. Sie hatte alle Segel beigesetzt und flog nur so dahin vor dem Winde. Es war zu fern, um irgend eine Einzelheit auf dem Schiff zu unterscheiden. Man sah nur, daß es heute keine Flagge führte, die gewohnten nordischen Farben fehlten am Mast.

Hildur hatte sich erhoben: den linken Arm um die Signalstange geschlungen, die Rechte fest auf die Brust gepreßt, stand sie, weit vorgebeugt, und blickte ihrem verlorenen Glücke nach, das dort fortzog auf Nimmerwiederkehr. Sie weinte nicht, regte sich nicht, aber es lag ein unendliches Weh in den Augen, die keine Thränen hatten. Weit und weiter entfernte sich das Schiff, jetzt erreichte es die vorspringenden Felsen, und nun verschwand es hinter ihnen.

Die „Freya“ hatte den oberen Fjord hinter sich gelassen und Raansdal aus dem Gesicht verloren. Die Berge traten zu beiden Seiten zurück, die Flut breitete sich aus, mächtiger kamen die Wellen heran, man spürte den Hauch des nahen Meeres. Da stieg plötzlich die Flagge am Mast empor, zum erstenmal die deutschen Farben, und darüber wehte und flatterte ein schmaler Streifen — das Schiff trug den Heimatwimpel!

(Schluß folgt.)

Der Zapfensteiger.

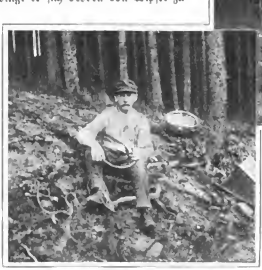
Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Herbstbild vom Walde von **Rose Julien.**

Wenn die Hochflut der Sommerfrischler verebbt ist, die Landschaft wieder stiller wird und der immergrüne Mantel der Waldberge sich mit Rot und Gold verbrämt, wenn der Hirsch schreit und des Morgens breite Nebelschwaden durch die Thäler wogen, dann zieht der Zapfensteiger zu Walde.

Sein Tagewerk ist voll Gefahr und Mühe, denn bis in die schwanken Wipfel der Tannen und Fichten muß er sich wagen, um die frischen Zapfen zu holen, die zartgrünen mit dem köstlichen Harzduft, die den Kern in purpurner Hülle bergen. Den Fuß mit scharfem Eisendorn bewehrt, klimmt der Mann empor, mit den Händen an Ast und Stamm sich fortgreifend, höher und höher, bis dem Nachschauenden schwindelt und das grüne, wogende Nesterneest unter dem kühnen zusammenschlägt. Ihm schwindelt nicht, er denkt nicht an Gefahr, ja, er spielt mit ihr, denn um die stets erneute Mühe des Aufstiegs zu sparen, schwingt er sich droben von Wipfel zu Wipfel. Schier unglaublich klingt's und verboten ist's außerdem, aber was kümmert das den Tollkühnen droben in freien Höhen! Wie reizt es den Wagemut! Leise wiegt er sich droben im Baume hin und her, dann stärker und stärker, bis der schwanke Wipfel sich neigt, als ob Sturmwind darüber führe. Dann eins, — zwei, — ein Ruck, ein Sprung, und drüben hängt der Verwegene. Aber wehe, wenn der Stamm nicht heil und gesund, wenn irgendwo fressende Fäulnis das Mark zernagte, dann wird der gefährliche „Wipfelsprung“ buchstäblich zum salto mortale, zum Todessprung. Er wird es leider nur zu häufig, und wenn die Statistik zu forschen beginnt nach Witwen und Waisen, die das Zapfensteigen macht, so kommen traurige Zahlen zum Vorschein.

Im Aufstieg.



Die Steigeisen werden angeschnallt.

Es war ein schlanker Mann mit schon ergrautem Haar, den ich am Waldrande traf, damit beschäftigt, die primitiven Steigeisen fest zu schnüren. „Wie viel bringt Ihnen Ihre Arbeit?“ fragte ich ihn.

„Je nach der Ernte, siebzig, achtzig, auch neunzig Pfennig der Viertelschesselkorb.“

„Sind Sie auch einer von den Leichtsinnigen, die von Wipfel zu Wipfel springen?“

Er zögert einen Augenblick und sieht sich um, dann lacht er pfiffig.

„Wir thun's ja alle. Aber sagen darf man's nicht, denn wenn's das Unglück will, daß etwas passiert, dann giebt's nichts aus der Versicherung, wenn's bekannt ist, daß einer beim Wipfelsprung abgestürzt ist.“

„Welche Versicherung meinen Sie denn?“

„Es giebt eine Versicherung für die Zapfensteiger, ‚Forstwirtschaftliche Genossenschaft‘ heißen sie's, da wird man versorgt, wenn man sich zum Krüppel fällt, oder wenn's tödlich war, kriegt die Witwe eine kleine Pension, aber nur dann, wenn's bewiesen wird, daß einer beim Aufstieg am Stamm gefallen, daß er einen Fehltritt gethan, daß ihn ein Muskelkrampf oder Schwindel gepackt hat.“

„Wie ermöglichen Sie es aber, vom Stamm aus, die Zapfen zu erreichen, die doch meist ganz vorn an den Astspitzen hängen?“

„Das ist sehr einfach. Sehen Sie, mit der Linken und mit den Beinen umklammere ich den Wipfelstamm, und dann biege ich mich weit hinüber nach rechts, — wo der Arm nicht reicht, wird ein kleiner Dakenhieb zu Hilfe genommen, — und ziehe den Ast herüber, bis ihn die Linke halten kann und die Rechte zum Pflücken frei wird. Solche Fichtenzweige biegen sich wie Weidenruten.“

Er schaute sich prüfend um; eine schlanke Fichte am Waldesrand schien ihm verheißungsvoll. Behend schwang er sich empor, und bald verkündeten herabsausende Zapfen, daß die Ernte ergiebig war. —

Im „Klenkhause“, der Samendarre, drunten im Dorfe wird dann der große Ofen geschürt, wenn die fleißigen Zapfensteiger ihre Ausbeute in Säcken und Körben herbeitragen. Auf breiten Gestellen stehen flache Hürden rings durch den ganzen Raum, da trocknen die harzduftenden Waldfrüchte bei außerordentlich hohen Temperaturen, bis die grünen Schuppen sich bräunen und, aufspringend, den Kern freigeben. Die Fichtenzapfen werden dann, um den Samen zu gewinnen, in großen Sieben hart geschüttelt, die Tannenzapfen aber mit Dreschflegeln ausgedroschen.

Am Ofen des „Klenkhauses“.

In einem anderen Teile des Klenkhauses trocknet würziges Waldheu — fast betäubend ist der Duft in diesem Raume. Auch hier wird der Samen gewonnen und wandert dann zusammen mit Fichten- und Tannenkernen wohl verpackt unter der Marke „Waldsämereien“ in die Welt hinaus.

Die Besitzer der kleinen dörflichen Klenkhäuser liefern ihre Produkte an die großen Samenhandlungen in unseren Städten, die auch häufig selbst in Klenkhäusern größeren Stils „klenken“ lassen.

Der Samenhandel der deutschen Waldgebirge mit dem Ausland und mit den fernsten Erdteilen ist äußerst schwunghaft, eine von den mannigfachen und eigenartigen Erwerbsquellen, mit denen der Wald seine Kinder versorgt.

Wenn uns unter fremden Himmelsstrichen aus Wipfelrauschen Heimatgrüße klingen, wer weiß? — vielleicht sind's Sprossen deutscher Tannen, die deutschen Waldeszauber in ferne Weiten getragen.

Unser Heim und seine Pflege.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Karl Rosner.

III.*

Wenn die beiden unter der gleichen Titelüberschrift vorhergegangenen Aufsätze über den immobilen Bestand unserer Wohnräume sprachen, so soll dieser letzte Aufsatz jenem Mobiliar im engeren Sinne gewidmet sein, das wir als unseren Besitz von den Eltern ererben, von den Handwerkern und Händlern erstehen, und das uns unabhängig von den Räumen, in denen wir wohnen, meist durch den besten Teil unseres Lebens geleitet. Das sind die Möbel. Erinnerungen knüpfen sich für uns gar bald an jedes solche Stück. Heimatsgefühl webt um solchen Hausrat, und zwingt uns ein Geschick, die alte Heimat zu verlassen und eine neue zu suchen, so fühlen wir uns nur halb so fremd und einsam an jenem neuen Orte, wenn wir die gewohnten Möbel mit uns nehmen konnten. Sie beleben dann den neuen Raum mit wohlbekanntem Wesen und helfen uns, die Fremde wieder zur Heimat machen.

Geht aus all dem einerseits deutlich hervor, wie nahe wir für das ganze Leben unserem Hausrate stehen, und wie vieles er uns auch in Bezug auf unser Gemütsleben sein kann, so erhellt daraus andererseits nicht minder klar, daß wir unseren Hausrat, soweit es in unserer Macht steht, derart bilden sollen, daß er unserem Wesen ganz entspreche, damit wir zwischen ihm wahrhaft heimisch werden können. Und hierzu sollen die folgenden Bemerkungen Wink und Rat erteilen.

Wir wollen uns bei dieser Besprechung der einzelnen Stücke unseres Hausrates erst den Sitzmöbeln zuwenden und gleich an dem gewöhnlichen Stuhl zeigen, wie sehr sich hier das sorgfältig durchgebildete Stück über die einfache Konstruktionsform zu erheben vermag. Die Grundform des Sessels bildet ein durch vier standfeste Beine in entsprechender Sitzhöhe gehaltenes Brett, an das sich in der Verlängerungsstinie der Hinterbeine, zur besseren Stützung des Rückens, ein Brett als Lehne fügt. Diese Form etwa zeigt der primitive deutsche Bauernstuhl, und auch bei Küchenmöbeln finden wir diese einfachste Bildung vertreten. Sie ist geradlinig und daher ohne Schwierigkeit und billig herzustellen, sie erfüllt den Zweck, dem sitzenden menschlichen Körper eine entsprechende Stütze zu sein — aber bequem, oder so gestattet, daß wir sie mit Vorliebe und mit einem gewissen Genusse benutzen würden, ist sie nicht. Wohl folgt sie in großen Zügen den Linien des sitzenden Körpers, aber sie verzichtet auf ein engeres Eingehen auf die besonderen anatomischen Verhältnisse jener Körperteile, mit denen der Stuhl in direkte Berührung kommt. Bildet man nun aber den Stuhl unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse aus, sorgt man dafür, daß die Rückenlehne einerseits der Wölbung des Kreuzes folge, andererseits die Schultern des zurückgelehnten Körpers stützend bogenförmig umgreife, daß der Sitz nicht drücke, kurz, daß jeder Teil des Stuhles dazu beitrage, den Sitzenden von jeder Muskelanstrengung zu entlasten, ihn zum vollen Genusse des Ruhens kommen zu lassen, erst dann wird man ein Möbelstück vor sich haben, das dem Eigentümer bald lieb und innigst vertraut sein wird. Aber nicht nur hohe praktische Vorzüge schließt eine solche eingehende Ausbildung des Stuhles in sich, sondern sie bringt auch eine Reihe von Linien zu Tage, denen, gleichviel den Linien des menschlichen Körpers selbst, Schönheit zu eigen ist, und die um so höher stehen werden in ihrem ästhetischen Werte, je vollkommener sie das „Problem des Stuhles“ zu lösen vermögen: dem ruhenden Körper die denkbar beste Sitzgelegenheit zu bieten.

Es ist klar, daß sich bei einem tieferen Eingehen auf den jeweiligen besonderen Zweck des Stuhles in unseren verschiedenen Räumen, im Salon, im Arbeitszimmer und am Familientische, auch voneinander abweichende Formen seiner Gestaltung für jeden dieser Fälle als besonders geeignet aus den verschiedenartigen Anforderungen ableiten werden. Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern.

Der Stuhl in unserem Salon hat meist nur den Zweck, dem zu kurzem Besuche weilenden Belauten Platz zu gewähren. Er wird also nicht so beschaffen sein müssen wie etwa ein Stuhl, welcher dem stundenlangen Sitzen vor dem Schreibtische dienen soll. Er dient nicht der Bequemlichkeit, denn alle jene, die ihn benutzen, bewegen sich meist im Banne gesellschaftlicher Form, die hier ein Sich-gehen-lassen untersagt. Er soll so gestaltet sein, daß er sich leicht mit einer Hand erfassen und von einer Stelle zur anderen bewegen lasse: er soll leichte, geschmeidige Formen weisen. Fester, ruhiger und auch bequemer wird schon der

* Vergl. Halbheft 30 dieses Jahrganges.

Stuhl beschaffen sein müssen, der dazu bestimmt ist, am Speisetische zu stehen und dem Sitzenden nicht nur beim ungezwungenen Mahle, sondern ihm auch nach diesem während der Siesta bei der glimmenden Cigarre zu dienen. Und wieder ruhiger und schwerer, „immobiler" kann die Form des selten von seinem Platze vor dem Schreibtische bewegten Arbeitssitzhles oder des Ruhesitzhles für die Dämmerede der Großmutter oder des alten Herrn sein.

Sitzhle, die einer längere Zeit andauernden Benutzung unterworfen sind, sollen so beschaffen sein, daß auch ihre Sitzfläche nicht drücke. Um dies zu erreichen, verwendet man vielfach Rohrgeflecht, das in den Rahmen des Sitzbrettes gespannt ist; leider wirkt es jedoch infolge der scharfen Kanten des Rohres ziemlich nachteilig auf die Kleidung des Sitzenden. Es zerschleuert die Stoffe der Kleider. In vielen Fällen, und namentlich dort, wo der Bau des Stuhles sich in schwereren Formen bewegt, paßt es auch nicht zu diesen, und dann ist der Polsterung der Sitzfläche entschieden der Vorzug zu geben, sei es, daß man einen dekorativ wirkenden textilen Bezug, sei es, daß man einen Lederbelag über diese ziehen läßt. Jedenfalls lasse man die Polsterschichte nicht zu dick auftragen, nur eben so stark, daß kein Druck entstehen kann: „warmes Sitzen" soll unbedingt vermieden werden, denn es verursacht auf die Dauer Unbehagen. Wir haben angedeutet, daß die Sitzfläche durch einen dekorativ wirkenden Stoffbezug geschmückt werden könnte, und möchten anschließend daran erwähnen, daß der gleiche Schmuck auch zur Verkleidung der Polsterung an der Rückenlehne wie an den Armstützen schöne Wirkung thut. Damit haben wir auch jene Teile des Stuhles genannt, deren Ausschmückung sich die kunstgewerblichen Bestrebungen vor allem zuwenden. Da all diese Teile dazu dienen, dem Körper Stützen zu sein und sich seinen Linien anzuschmiegen, so wird ihre Verzierung natürlich eine rein flächenhafte sein müssen, es werden sich die Weberei, Stickerei, Lederarbeit und Einlegetechnik hier vorzüglich bethätigen können.

Der dicke Bettes des Stuhles ist der Fantasie, ein beauemer Herr mit sehr runden Formen, unter denen man das konstruktive Skelett nur ahnt, nicht sieht. Alles ist wohl gepolstert an ihm, er ist ein behaglicher Gesselle, auf dem man gerne ein Verdauungsstündchen verträumt, wenn man sich den Luxus gönnen mag, einmal recht gründlich faul zu sein. Er ist wie die Chaiselongue zum Ruhen bestimmt, er soll wie diese auch den Eingenickten, der nicht mehr durch die Macht des Willens die Haltung des Körpers beherrscht, vor Druck und Unbequemlichkeit bewahren, und so ist bei ihm die Verdeckung der Konstruktionslinien begründet und berechtigt. Mehr als bei der Gestaltung dieser Möbel wird leider bei der Herstellung eines anderen gesündigt, beim Sofa. Unsere Vorfahren im Mittelalter kannten auch dieses Möbel nicht. Sie hatten die langgestreckte Bank, die in vielen Fällen an dem Getäfel der Wand befestigt war und die man mit Lederkissen belegte. Spätere Zeiten haben diese gepolsterte Bank von der Wand gelöst und mit einer ebenso gepolsterten Rückelne (als Ersatz der Täfelung) und seitlichen Abschlüsse versehen — so entstand das Kanapee oder Sofa als eine mobile gepolsterte Bank, deren doppelter Zweck es ist, sowohl als Sitzmöbel wie auch gelegentlich für den lang hingestreckten Körper als Ruhelager zu dienen. Daher muß das richtig gebaute Sofa, wie wir es in der Wohnstube verwenden, geeignet sein, dieser doppelten Gebrauchsanforderung zu genügen; es muß bequem, nicht zu kurz und von solider Stärke sein, so daß es dem von der Arbeit Ermüdeten zurufe: hier kannst du nicht nur gut und gemütlich sitzen, hier kannst du dich auch ganz ausstrecken und deine lange Pfeife dazu rauchen! Und wenn sie dich einen Philister nennen, so lache sie aus — sie wissen ja nicht, wie schön und gut es ist, nach der Arbeit auch einmal von ganzem Herzen „Philister" zu sein!

Leider kommen solche Gefühle beim Anblicke jenes Möbelstückes, das gegenwärtig in vielen Häusern sich an Stelle des gemütlichen Sofas eingenistet hat, nur sehr selten auf. Es war die leidige Sucht nach etwas Besonderem, das etwas „vorstellt", die seiner Zeit mit so manchem anderen, was einfach und bescheiden in seiner Form, aber gediegen und praktisch war, auch dieses Kanapee aus unseren Wohnräumen verdrängt und durch ein auffallenderes Möbel ersetzt hat, dessen Typus das bekannte „altdeutsche Kanelkaschen-Sofa" ist — ein Monstrum, das die Bedingungen eines Sofas meist nur insoweit vereinigt, als man schlecht darauf sitzen und erbärmlich darauf liegen kann. Das Ding ist meist mit dicken Teppichstoffen bekleidet und überaus üppig gepolstert. Orientalisch, wie diese Polsterung, pflegt auch das Ornament des Stoffes zu sein. Hierzu kommt eine hohe Rückleine, die meistens mit einem „altdeutschen Bort" gekrönt ist, dazu bestimmt, keramische Kunstwerke, wie Vasen, schöne Krüge ꝛc., zu tragen. Nun ist unser Sofa heute aber ein mobiles Möbelstück, seine Rückleine ist nicht mehr das Gestäel der Wand, sondern von dieser völlig unabhängig: ein Bort aber, das dazu dienen soll, zerbrechliches Gerät zu tragen, ist wohl nirgend schlechter angebracht als an einem mobilen Sitzmöbel, das bei jeder Benutzung eine Erschütterung erleidet.

Wir sind überzeugt, daß die Zeit, in welcher die Möbeltischlerei auch das Sofa wieder strenger auf Grund seines Gebrauchszweckes bilden wird, nicht mehr ferne ist, und daß sie damit unsere bürgerliche Wohnstube allgemein wieder um ein praktisches und schönes Stück von deutschem Charakter bereichern wird. Eine unbeschränkte Farbenfülle und ein überreiches Material an edlen Holzarten und schönen Stoffen steht für das Kanapee heute zur Verfügung. Wenn seine Farbe sich kräftig von der Tapete an der Wand abhebt, wenn seine Formen sich klar und harmonisch entwickeln, dann wird es zu den schönsten Stücken unseres Heimes zählen. — Natürlich giebt es auch Fälle, in denen man das Sofa nicht zugleich zum Sitzen und zum Liegen benutzt. Im Salon dient es unbedingt nur dem ersteren Zwecke, und ebenso tritt die zweite Bedingung meist bei dem für das Speisezimmer bestimmten Kanapee in den Hintergrund. In diesen Fällen werden die betreffenden Möbel auch in ihrer Formengebung nur auf die Erfüllung des einen Zweckes hinstreben, sie werden leichter in ihrem Baue und kürzer sein können.

Neben dem Sofa sei noch das Schlafsofa erwähnt, als eine Synderart, die bei den beschränkten Raumverhältnissen unserer Wohnung oft genug gute Dienste leistet, da sie tagsüber als „Sofa" figurieren, abends aber leicht zu einer Schlafstelle umgewandelt werden kann. Von diesem kommen wir zu dem Bette selbst.

Wie ein gutes Bett beschaffen sein soll, das hat erst vor Jahresfrist ein medizinischer Fachmann — Dr. Dornblüth — in der „Gartenlaube" eingehend beschrieben, und die Aesthetik hat den Wünschen der Gesundheitslehre in diesem Falle nichts hinzuzufügen, denn auch hier führt die einfache und zweckdienliche Bildung des Möbels von selbst zu dessen denkbar besten Formen. Mehr denn irgendwo sonst ist hier die Einfachheit geboten. Man vermeide alles Schnörkelwerk, alle Zierate und Profilierungen, die dem Staube Gelegenheit geben könnten, sich festzusetzen; man bevorzuge, falls Holz als Material der Bettladen vorgesehen ist, die glatte, polierte oder lasierte Bearbeitung desselben, da diese leicht gereinigt werden kann und da an ihr Bakterien und Staub weniger haften.

Die gleichen konstruktiven Bedingungen, welche dem Sessel, als dem ersten Vertreter der im Vorstehenden besprochenen Sitz- und Ruhemöbel zu Grunde liegen, sind auch dem Tische zu eigen. Auch er besteht aus den tragenden Beinen und der getragenen, belastungsfähigen Platte. Wie bei dem Stuhle, so ist auch bei ihm die Mannigfalt der Formen abhängig von dem besonderen Zwecke des Möbels, und sie spielt zwischen der leichten Gestalt des Toilettetischchens für ein Damenzimmer und der schweren Bildung des Eichentisches für eine große Festtafel. Auch der Tisch muß vor allem handfest sein, und zwar sollen seine Beine so angebracht sein, daß er durch bloße einfeitige Belastung und ohne auf einer Seite gehoben zu werden, nicht zum Umkippen gebracht werden kann. Die Beine sollen also den Kanten der Platte ziemlich nahe stehen. Wenn man bei großen und schweren Tischen die Beine zur Verstärkung ihres Haltes durch längs- oder kreuzweise verlaufende Leisten verbindet, so achte man darauf, daß diese Leisten so angebracht sein, daß sich die Füße der um den Tisch Sitzenden nicht an ihnen stoßen. Die Platte des Tisches sei unter allen Umständen vollkommen flach; auch die Zierttischchen dürfen sich dieser Forderung nicht entziehen, sofern sie nicht gröblich gegen die Gesetze der Vernunft verstoßen sollen. Tischplatten mit Kerb-

schnitzerei sind genau so unmöglich, wie es ein Arbeitstisch mit Nagelarbeit auf der Sitzfläche wäre. Andererseits kann die Platte durch die flachornamentalen Techniken, vor allem durch Holzeinlagearbeiten edel und kunstvoll verziert werden. In Bezug auf die Form werden alle jene Tische, deren Bestimmung ein Vorbeugen des Oberkörpers und ein Auflegen der Arme — z. B. beim Schreiben — bedingt, am besten geradkantig, also viereckig sein, denn runde Tische drücken gegen die Brust dessen, der in solcher Stellung an ihnen sitzt, und bieten auch für die Arme keine gute Stütze. Hingegen hat die runde Form des Eßtisches nicht nur als Mittelpunkt des Wohnzimmers eine gewisse centralisierende Kraft, sondern sie wirkt auch überaus gemütlich, wenn sich ein kleiner „geschlossener Kreis“ von Menschen um sie zusammenfindet. Da das polierte Holz nicht nur gegen die durch das Tischtuch dringende Hitze erwärmter Teller, sondern auch gegen Nässe sehr empfindlich ist und die flanellenen oder aus Wachstuch gefertigten „Unterlichtücher“ auch kein sicheres Mittel gegen diese Schädigungen bilden, so empfiehlt es sich nicht, den Eßtisch polieren zu lassen. Hier dürfte das einfach geheizte und gehobelte Holz als wenig empfindlich und leicht zu reinigen den Vorzug verdienen, und eine schön gearbeitete Tischdecke mit breitem Flachornament in Applikation oder Stickerei mag die kleinen unvermeidlichen Gebrauchsschäden der Platte verdecken.

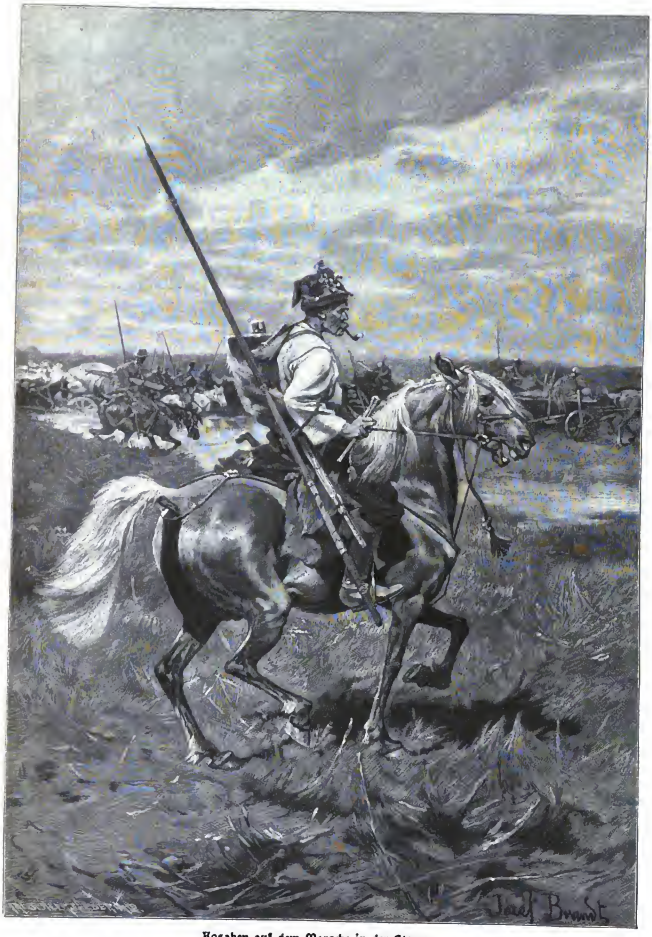
In engem Anschlusse an die konstruktive Form des Tisches und nur besonders ausgebaut mit Rücksicht auf ihren Sonderzweck sind der Nähtisch, der Waschtisch und der Schreibtisch; meistens leiten die beiden letztgenannten Stücke, indem sie zugleich Raum bieten zur Aufbewahrung von Schriftstücken oder Wäsche, zum Schrankwerke hinüber. Wie der Tisch, so wird auch der Schreibtisch in zahlreichen Größenabstufungen seinen Gebrauchszweck erfüllen können, und der zierliche Damenschreibtisch wird mit ebensoviel Recht vertreten sein wie der große schmucklose, aber bequeme Arbeitstisch dessen, der aus Berufsgründen den größten Teil seiner Zeit mit der Feder in der Hand verbringt. Ein solcher Arbeitstisch soll vor allem eine breite Platte haben, die glatt und ohne besonderen Schmuck das Auge von der Arbeit selbst nicht ablenkt. Ist ein Aufsatz auf ihm angebracht, so reiche dieser nicht zu weit nach vorne, damit durch ihn nicht die Fläche der Platte allzusehr beeinträchtigt werde. Bei alledem aber sei der Schreibtisch so gebaut, daß er nicht als eine Kompilation von Schrankwerk, Tisch und Aufsatz, sondern als ein organisches und in seiner Gesamtheit einheitlich und geschlossen wirkendes Möbel erscheint.

Wir kommen zu der letzten Gruppe unserer Möbel, zu dem Schrankwerke. Aufgabe unserer Schränke ist es, die in ihnen geborgenen Gegenstände, seien dies nun Kleider, Bücher oder andere Dinge, schützend zu umschließen, sie vor Staub und anderen Schädlichkeiten zu bewahren. Von einem Bodenbrette aufsteigende Seitenwände und Hinterwand, die ihrerseits ein deckendes Brett tragen, werden also mit der Türe als Vorderwand die konstruktiven Hauptbestandteile des Schrankes sein, und in der Bildung der ersteren wird der Gedanke des Tragens, Verdeckens und Umschließens zum Ausdrucke kommen müssen. Einen leichteren Bau wird die Vorderwand weisen; sie wird — ähnlich wie wir das bei der Stubenthüre sahen — durch ein besonderes leichtes Rahmenwerk und darein gefügte Füllung, sowie durch deutliche Betonung von Schloß und Angeln dem Auge ihre selbständige Beweglichkeit zu erkennen geben. Zu einer reichen dekorativen Ausgestaltung durch Schutzleri, Beschläge, Einlegearbeit und ornamentale Bemalung der Füllungsflächen bietet gerade der Schrank die beste Gelegenheit. Leider ist dieses Möbelstück, das, zum Beispiele zur Zeit der Renaissance, mit seinem kostbaren Inhalte von Leinen und anderem Besitze der Stolz jeder deutschen Hausfrau war, zum guten Teile aus unseren Wohnstuben verdrängt worden. Man stellt ihn in die Schlafzimmer und Vorräume. Mag ersteres mit Bezug auf den Wäscheschrank heute auch entschiedene Vorzüge haben, — als ein minderwertiges Stück unseres Hausrates sollten wir den Schrank keinesfalls betrachten. Ein schöner und mit liebevollem Eingehen auf seinen Zweck gebauter Schrank gereicht jedem Eß- oder Wohnzimmer zur Zierde, und wenn er zum Ueberflusse auch noch Dinge unsichtsicht, die dahin gehören, wie Tischwäsche, Eßgeräte ꝛc., dann sollte man ihn auch in Frieden dort stehen lassen.

Diesem Einflusse, der den Schrank aus unseren „guten Stuben“ verbannen will, hat sich erfolgreich eine besondere Abart, der Bücherschrank, entzogen. Hier mag die hohe Achtung, die wir Deutsche vor den Schöpfungen unserer Literatur hegen, die Freude am Besitze schöner Bücher und der Wunsch, diese immer zur Hand zu haben, auch dem Möbel zu gute gekommen sein. Und in der That giebt es wohl kaum einen schöneren Schmuck für unsere Zimmer als den wohlgepflegten Bücherschrank, der durch die breiten Scheiben einen Blick auf seinen gewählten Inhalt gewährt. Wird dieser geschlossene Bücherschrank im Familienzimmer meist seinen Zweck trefflich erfüllen, so dürfte doch derjenige, der eine große Bücherei besitzt und diese stark benutzt, einer freien Aufstellung seiner Bücher auf offenen Gestellen den Vorzug geben. Zu vermeiden wäre es jedenfalls, die Bücher im Schranke in mehreren Reihen hintereinander zu stellen, da eine solche Anordnung oft viel Mühe und Arbeit beim Herausholen eines Bandes verursacht. Bücherschränke, die nur wenig tief, aber von entsprechend größerer Breite sind, werden also günstiger sein als solche, die bei geringer Breite eine ziemliche Tiefe haben. Besonders zu empfehlen sind gerade für die Bücherschränke sogenannte „Schiebethüren,“ da diese wenig Raum einnehmen und ihre Scheiben der Gefahr, zerschlagen zu werden, weniger ausgesetzt sind als die Scheiben von Flügelthüren.

So wie der Schreibtisch eine Verbindung von Tisch und Schrankwerk ist, in welcher jedoch die Tischplatte als der wichtigere Teil erscheint, so ist auch die Anrichte, das Büffet eine solche Verbindungsform. Doch sind in diesem Falle Schrankwerk und Tisch von etwa gleicher Bedeutung, da das Büffet im selben Maße sich zum „Anrichten“ der für den Tisch bestimmten Speisen, wie zur Aufnahme von Porzellan, Glas, Silberzeug, Krügen ꝛc. eignen soll. Wie beim Schreibtische, soll die Bauart sich auch hier nicht mit einer bloßen Aneinanderreihung der Formenelemente von Tisch und Schrankwerk genügen lassen, sondern sie soll wie dort ein Möbel bilden, das aus einem Guße ist, das sich in großen Linien aus dem Rahmenwerke des Geschränkes im Unterbau entwickelt, die Platte ungreift und über dieser zu einem leichten Schränkchen oder zum Bort — zur Aufnahme von Kannen, Krügen und anderen Zierstücken des Speisegerätes — sich verjüngt. Es ist eine irrige Ansicht, daß es „Silberzeug“ sein müsse, was man auf einer Anrichte ausstellt; man kann auch mit weit billigerem Geräte dem Zimmer hier einen schönen und edlen Schmuck geben. Viel wichtiger als die Kostbarkeit des Materiales ist der künstlerische Wert seiner Bildung. Ein unkünstlerisch geformter Becher wird niemals schön sein, und wäre er noch so prunkvoll und aus eitel Gold, aber ein edel gebildeter Krug kann ein Meisterwerk sein, das alle Welt entzückt, und wenn er nur aus schlichtem Zinn oder aus Thon gefertigt wäre. Gerade die jüngere Zeit hat eine reiche Fülle schöner keramischer Werke geschaffen, die auf jeder Anrichte als Zierstücke Platz finden können — und deren Preise bescheiden sind. Es ist ein hocherfreuliches Zeichen, daß neben den schönen antiken Stücken, die man gerne auf die Borte stellt, um sich an ihrer Formengebung zu erfreuen, immer öfter nun auch edle Werke unseres zeitgenössischen Kunsthandwerkes sich Heimatrecht gewinnen. Ein hocherfreuliches Zeichen nicht zum mindesten auch darum, weil hier, im deutschen Bürgerhause, nur das Wurzeln zu schlagen und gedeihlich sich zu entwickeln vermag, was dem deutschen Volke mehr ist als eine Laune oder Mode — was ihm eine Herzenssache ist.

Wir haben den Rundgang beendigt und haben die wichtigsten immobilen und mobilen Teile unseres Heims besprochen. Vieles, was gewiß allgemeiner bekannt war, mußte dabei wiederholt werden, anderes wieder konnte nur in wenig Worten Erwähnung finden; manches Körnchen aber hat vielleicht dennoch fruchtbares und unbekanntes Land gefunden. Daß es dort aufgehe und Frucht trage zum Nutzen unseres Bürgerheimes, dem besten Hort unseres Volkes, das ist unser Wunsch.



Kosaken auf dem Marsche in der Steppe.
Nach dem Gemälde von J. v. Brandt.

Der neue „Gartenlaube-Kalender" für das Jahr 1903. Mit der winterlichen Zeit, in der an langen Abenden das milde Licht der Lampe die Menschen um sich sammelt, ist auch der neue „Gartenlaube-Kalender" wieder erschienen. Und gewiß wird dieses schöne Büchlein auch diesmal unter seinen Lesern, die in den traulichen Abendstunden am liebsten am Familientisch gelesen werden. Wie viel Schönes in Wort und Bild bringt nicht der neue Jahrgang! Nicht nur all das, was zum Wesen eines „Kalenders" nötig ist, findet sich hier vereint, nein, da ist weiter eine überreiche Fülle von unterhaltenden und von belehrenden Beiträgen. Drei sehr ansprechende Erzählungen verdienen, hier zunächst genannt zu werden: W. Heimburgs „In Erinnerung", mit Illustrationen von Fritz Bergen, Luise Westkirchs regreifende Erzählung „Monsieur Printemps", zu der Richard Mahn die wohlgelungenen Bilder beigesteuert hat, und Wilhelm Meters gleichfalls illustrierte lustige Soldatengeschichte „Rein Urlaub". Sehr interessant sind weiter die belehrenden Beiträge, aus deren langer Reihe wir Dr. Emil Jungs Plauderei über den Tabak, M. Hagenaus Ausführungen über Moorschutzarbeit und Hans Boschs „Bilder aus dem ostdeutschen Kinderleben" hier nennen. Gleich man zu alledem noch in Betracht, daß der sehr reichhaltige und mit guten Abbildungen versehene Tagesgeschichtliche Rückblick eine beinahe lückenlose Chronik des verflossenen Jahres bietet und daß der Kalender neben seinen weiteren humoristischen und hauswirtschaftlichen Beiträgen auch prächtige, zum Teil farbig ausgeführte Kunstbeigaben von Fritz Reiß, E. Liebermann, Friedrich Proeß und anderen Künstlern enthält, so wird man über den vielseitigen Reichtum staunen, den er trotz seines nur geringen Preises umfaßt.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die Epheutanne zu Neuhäusel bei Koblenz. (Mit Abbildung.) Ein eigenartiger Baum, der nicht nur durch seine besondere Größe auffällt, sondern auch durch ein außergewöhnlich dichtes Epheugeranke, das ihn umspinnt, ein merkwürdiges Aussehen erhält, ist die Epheutanne zu Neuhäusel bei Koblenz, Hundertundfünfzig Jahre schon wurzelt diese Tanne, deren Höhe heute 27 m mißt, grünend und machtvoll gedeihend in der Erde. Und nicht so sehr viel jünger dürfte wohl der Epheu sein, der sie umrankt und dessen breite, hell leuchtende Blätter in wirkungsvollem Farbenspiel aus dem dunklen, beinahe schwarzlichen Grün der Tannennadeln leuchten.

Das Dullbrett. (Mit Abbildung.) Den Lesern wird noch aus dem Halbbrief 14 der „Gartenlaube" die Abbildung und Beschreibung eines „Dullbrettes" in Erinnerung sein, das in Pommern als abergläubisches Mittel gegen die Tollwut der Hunde vielfach angewandt wird. Ein Sprachforscher, Herr Lehrer Rabe in Biere bei Magdeburg, hat die auf diesem Dullbrett eingeschnittene Runenschrift entziffert.

Das Dullbrett zeigt nebenstehende Inschrift:

Aufgelöst in die einzelnen Schriftzeichen ergiebt diese Inschrift das nachstehende Bild:

ᚼ ᚺᚠᚹᚺ ᚼ ᛞᚾᚹᛇᚼ ᛇᚾᛞᚾ ᚹᚠ ᚼ oder ᚠᚹ ᚼ

Mitteltisch: a | h u h | a i d e u + a | e a d a | m u | a || oder u m | a ||
Neuteltisch: a h u a deu || a t d a my a ||
Wörter:

a = O! Ach!; wälisch a = O! Ach!
hu = Hu (sprich Hü) = Bezeichnung des keltisch-wälischen Sonnengottes.
a = O! Ach! siehe oben.
deu = Gott; wälisch duw, dai, diu; cornisch dew, deu, du, dhew, dyw, dhyw, duy, dea, dues; bretonisch doue, doe = Gott.
a = dies; wälisch a = dies, das.
eada = heilsamer, gesunder Bissen; wälisch eat = Bissen, Stück; wälisch da gut. Der Kelte hängt das Eigenschaftswort an. Und: die 2 Wörter eat — da sind (wie das in keltischen Inschriften nicht selten vorkommt) zu einem Wort zusammengezogen.

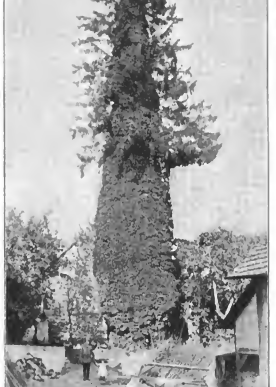
{um = mir; wälisch my = mir.
{um = mir; wälisch ym = mir.
a = O! Ach! siehe oben.

Die keltisch-wälische Zauberformel (der Zauberspruch) lautet also auf deutsch:
O, Hu! O Gott! Dies (Backwerk) [sei] heilsamer Bissen mir! O!

Marg. Merle-Riethoff.

Eine kleine Gaunerbande. (Zu dem Bilde S. 853.) Eines Maimorgens, als sie erwachten, waren Vater und Mutter fort. Ganz leise hatte sich das Ehepaar Reineke fortgeschlichen, um die hoffnungsvollen Sprößlinge, die zu einem Knäuel geballt im geräumigen Kessel der Burg Malepartus schlummerten, nicht zu stören. Seit acht Tagen waren sie entwöhnt, und seitdem hatte sich ihr Appetit so gesteigert, daß die Alten von früh bis spät auf den Beinen sein mußten, um die ewig hungrige Gesellschaft mit Nahrung zu versorgen. Jetzt war es auch Zeit, ihnen lebende Beute, einen Junghasen oder eine Maus, zuzutragen, um sie durch praktischen Unterricht für ihren Lebensberuf vorzubereiten. Einige Male bereits hatte Mutter Reinele sie aus dem Bau geführt. Vorsichtig hatte sie am Eingang nach allen Seiten Umschau gehalten und erst, als sie nichts Verdächtiges bemerkte, die Jungen hinausgelockt. Und gleich beim ersten Besuch der Oberwelt hatte sie ihnen die gute Lehre gegeben, recht auf der Hut zu sein und auf jedes verdächtige Geräusch genau zu achten. Da hatte in der Nähe ein leichtes Rascheln gemacht, als wenn der Fuß eines Menschen es zerreiben hätte. Sofort war die Mutter mit einem Satz über sie hinweg in die Röhre gefahren. Nun mußten sie schon, was sie in ähnlichen Fällen zu thun hatten, nun konnten sie es wagen, allein hinauszukriechen und sich im Schein der Morgensonne zu wärmen. Ganz unterwürfig ging der älteste, ein biederaussehender Rüde, voran, die anderen tappten hinterdrein. Eine ganze Weile lagen sie dicht nebeneinander im Hintergrunde der Röhre, daß man im Halbdunkel nur ihre grünlichen Seher funkeln sah. Allmählich wagten sie sich weiter vor und lauerten sich am Eingang nieder. Was es da alles zu sehen gab! Dicht vor ihnen vermorschten Holz. Und jetzt raschelte es im Gras. . . . Sollte es Vater oder Mutter sein? Nein, ein Wesen war es, das sie noch nie gesehen. Schon lange hatte es geduldig nicht weit von der Röhre im Dickicht gesessen und auf die kleine Gaunerbande gewartet. Ganz leise mit unnennlicher Bewegung hatte dieses Wesen einen schwarzen Kasten auf sie eingerichtet . . . jetzt gab es einen kleinen scharfen Knacks . . . in jähem Schreck sprangen und purzelten die jungen Füchse in die Röhre . . . aber es war zu spät . . . sie waren photographiert. Es war übrigens die höchste Zeit, denn in den nächsten Tagen wollten die Alten sie hinwegführen in das Roggenfeld am Waldesſaum, um sie in allerlei Künsten zu unterweisen, wie man das brütende Rebhuhn beschleicht oder den Junghasen, der sorglos im Kleefelde herumhockelt.

Fritz Skowronnek.



Deutschlands merkwürdige Bäume: die Epheutanne zu Neuhäusel bei Koblenz.
Nach einer photographischen Aufnahme von Carl Meßter in Montabaur.

Ein Eisenhammer im Siegener Land. (Zu dem Bilde S. 857.) Der Siegländer Bergbau und die Siegländer Eisenbearbeitung sind uralt. Schon vor Jahrhunderten, als die Grafschaft Siegen noch dem Hause Nassau-Oranien gehörte, versteckte oder rechte der Siegener Schmied ganz wie der

Märker sein Eisen. Die alten Formen der Eisenbearbeitung haben freilich nicht stand halten können gegenüber dem Bedarf an Eisen der Neuzeit und gegenüber den technischen Fortschritten, aber hier und da trifft man neben den gewaltigen Hammerwerken, die mit Dampf und elektrischem Strom arbeiten, doch noch einen Kleinbetrieb, in dem das Eisen noch der Väter Weise gereckt wird. Einen solchen Eisenhammer hat der Steglande entstammende Maler auf unserem Bilde mit allem charakteristischen Gerüste dargestellt. Man sieht alsbald, daß dieser Hammer, unter dem der Schmied das glühende Rundeisen bearbeitet, um es von den Schlacken, die das Feuer erzeugt, die Naturwissenschaft nennt sie Oxydulozyd, zu reinigen, im Grunde nichts ist als ein Schlaghammer gewöhnlicher Art, der in großen Formen ausgebildet worden ist und so nicht mehr von der Hand bewegt werden kann, sondern durch mechanische Kraft betrieben werden muß. Es ist der erste Schritt zur Ausscheidung des menschlichen Armes als Kraftquelle. Ein Wasserrad hebt den Hammerstiel, der aus einem gewaltigen Baume hergestellt ist, und läßt den Hammerkopf, der aus bestem Stahl geschweißt ist, auf das glühende Eisen herniederfallen. Der Schmied hält sich in angemessener Entfernung, eine lange Zange überbrückt die Entfernung und ermöglicht das Hin- und Herwenden des schweren Eisenstückes. Daneben steht der Bube am Feuer. Er hat das neue Eisen zur Hand und sorgt für Feuersglut, läßt aber keinen Blick vom Meister, um jeden Winkes gewärtig zu sein. Jndes versorgt der zweite Schmiedbub die Welle, um die der Hammerstiel sich dreht, mit Oel, damit sie sich nicht heiß laufe. Und der dritte Bub, des Schmiedes Kind, dringt gerade das Mittagessen. Sehr interessant sind auf dem Bilde, das in seiner gesunden Ursprünglichkeit eines natürlichen Vorganges vortrefflich gelungen ist, die mechanischen Einrichtungen unseres Meisters. Man sehe sich die Rauchführung aus der Esse an, dann die Wasserrohrleitung, die mit Eisenbrodt am Gebälk befestigt ist, den komplizierten Windmechanismus und endlich die Beschwerung des Hammerstiels durch einen gewaltigen Eichenstamm, und man wird dem Manne, der das erdachte, um seines Armes Kraft zu ersetzen, ebenso wenig die Anerkennung versagen wie dem Maler, der jedes Detail hiervon ersahte und mit treuer Wiedergabe so eindringlich darstellte.

Hz. Kr.

Armtelegraphie. (Mit Abbildung.) Sobald Schiffe sich untereinander oder der Küste nähern, tritt die Notwendigkeit an sie heran, gewisse Zeichen zu geben, um sich gegenseitig zu verständigen. Diese Zeichengebung, die in neuester Zeit durch die zunehmende Verbreitung der Funkentelegraphie auf eine hohe Stufe der Vervollkommnung gebracht wurde, hat schon in grauer Vorzeit bestanden und benutzte die denkbar einfachsten Mittel, indem sie der Hebung und Senkung der Arme verschiedenartige Bedeutung beilegte. Noch heute haben diese einfachen Zeichen Giltigkeit und sind in dem jedem Schiffe als notwendiges Inventar mitgegebenen Signalbuch erklärt. Wir entnehmen unser Bildchen, das solche seemännischen „Armsignale" veranschaulicht, dem diesjährigen, bei der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart erscheinenden Bande des „Neuen Universum", das sich bemüht, der Jugend alles Wissenswerte auf technischem Gebiete in leicht fasslicher, anregender Art nahe zu bringen.

Falsche Fahrt! Buchstabe N. Buchstabe B. Buchstabe L.

Armtelegraphie zwischen Schiff und Küste.

Am Strande von Sansibar. (Mit Abbildung.) Die Insel Sansibar gleicht einem Naturparke, zwischen dessen Hainen die Pflanzungen und Felder der Eingeborenen eingestreut sind. In dem roten Lehmboden gedeihen prächtig die Gewürznelkenbäume, deren Kultur um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu hoher Blüte gelangte. Auch die Orangen von Sansibar erfreuen sich eines guten Rufes, und von verschiedenen Reisenden werden sie als die besten der Welt gepriesen. Der wichtigste Baum der Jnsel ist aber die Kokospalme. Seit lange wird er von den Arabern hier sowie auf der Küste des Festlandes gepflanzt und gepflegt. Haine von Kokospalmen sind es auch, die unserem Strandbilde den malerischen Reiz verleihen. Aus ihnen lugen die kleinen runden Hütten der Arbeiter und die größeren Wohnhäuser der reicheren Araber und Juder hervor. Wer Kokospalmen pflanzt, der muß in der Regel 6 bis 10 Jahre sich gedulden, bis er die ersten Früchte ernten kann; dann aber bleibt der sorgfältig gepflegte Baum bis 60 Jahre tragfähig. Von der Kokospalme sagt ein indisches Sprichwort, daß sie zu neunundneunzig Dingen gut ist. Für uns Europäer kommen hauptsächlich die Kerne der Nüsse in Betracht, aus denen das Kokosnußfett gewonnen wird, ferner die Faser der Fruchthülle, aus der Teppiche, Matten, Fußabstreicher, Taue u. dgl. hergestellt werden.

Strandpartie von Sansibar.

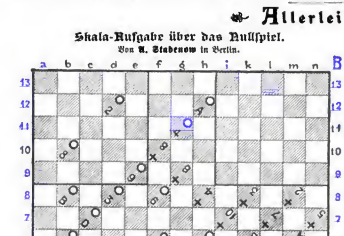
Ein Mittel gegen das Schnarchen. Wenn man einen Schnarchenden beobachtet, so bemerkt man, daß sein Unterkiefer im Schlafe herabgesunken ist und sein Mund offen steht. Wird der Schnarcher durch ein Geräusch etwas munterer gemacht, so schließt er den Mund und hört auf, die für seine Schlafgenossen so lästigen Töne hervorzubringen. Diese Wahrnehmung hat, wie Sanitätsrat Dr. Küster in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ mitteilt, einen Mann, der seine Frau viel durch das Schnarchen störte, auf ein Mittel zur Verhütung des Schnarchens gebracht. Dasselbe besteht in besonders konstruierten elastischen Binden, welche des Nachts angelegt werden. Man streift sie über Kinn und Kopf und stellt sie so ein, daß der Unterkiefer eben Halt hat. Diese Binden sind von dem Erfinder, Herrn Behr, Schönebergs-Berlin, Kaiser Friedrichstraße 18a, zu beziehen.

Noch wichtiger als für den Gewohnheitsschnarcher sind sie für Kinder, die sich gewöhnt haben, dauernd durch den Mund zu atmen. Die Atmung mit geöffnetem Munde giebt zu Anlaß zu katarrhalischen Erkrankungen des Rachens, die sich bösartigen auf das Ohr fortpflanzen und Schwerhörigkeit zur Folge haben können. Durch das Tragen der oben erwähnten Binden können solche Kinder nach und nach von ihrer üblen Angewohnheit geheilt werden.

Allerlei Kurzweil.

Skala-Aufgabe über das Nullspiel.

Von **A. Stadenow** in Berlin.



A zieht an und gewinnt mit dem zehnten Zuge 64 Punkte.

Bemerkung: A = As, K = König, D = Dame, B = Bube, 10 = Zehn ꝛc., + = Treff, ○ = Coeur.

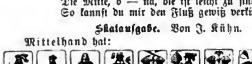
(Es wird Schlagen angesagt. Jeder Stein, den A in das Quadrat von B bringt und B in das Quadrat von A, wird vom Brett entfernt.)

Schertzfrage.

Du schließt den Anfang ein von einem Fluß,
Und ebenso umfaßt du auch den Schluß;
Die Mitte, o — na, die ist leicht zu finden;
So kannst du mir den Fluß gewiß verbinden. E. S.

Skataufgabe. Von J. Kühn.

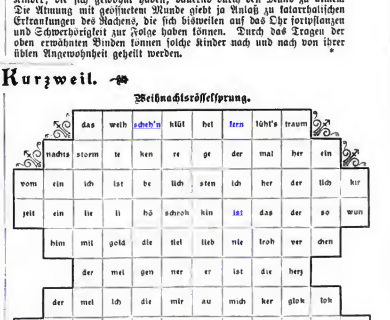
Mittelhand hat:



(tr.B.) (p.B.) (e.B.) (oar.B.) (p.Z.) (p.D.) (p.K.) (e.As) (e.K.) (e.Z.)

spielt Grün-Solo. Ungeachtet ihr beim ersten Stich das rD. mit rA. gestochen wird, gewinnt sie, weil die Gegner fehlerhaft spielen. Wie sind die übrigen Karten verteilt? Spielgang? Was liegt im Skat?

Weihnachtsrösselsprung.



Auflösung des Weihnachtskryptogramms auf Seite 852.

An Stelle der (strahligen) Sterne setzt man die senkrecht darüber stehenden Buchstaben und liest dieselben der Reihe nach von oben nach unten ab:

„Ehre sei
Gott in der Höhe!“

Auflösung des Rätsels auf Seite 852.

Treue, Neue.

Auflösung des Zahlenrätsels auf Seite 852.

E	l	i	s	a	b	e	t	h
S	e	m	**M**	e	r	i	n	g
K	l	e	o	p	a	t	r	a
W	i	s	c	o	n	s	i	n
D	a	c	h	s	t	e	i	n
W	e	i	n	g	e	i	s	t
B	a	s	i	l	i	**k**	e	u
S	e	h	n	b	l	a	d	e
M	a	r	g	**a**	r	e	t	e

Die Martinsklause.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig

Soeben erschienen!

Sette Oldenroths Liebe. Roman von **W. Heimburg**

Ihr einziger Sohn und andere Novellen. Von **Marie Bernhard**

Hero's Lampe und andere Novellen. Von **Johanna Klemm**

Novellenstrauss Allerhand Geschichten. Von **Victor Blüthgen**

★★★★★ **Bergan** ★★★★★ Erzählungen. Von **Eva Treu**

Jeder Band elegant geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

○ ○ ○ Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen ○ ○ ○

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Mohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Halbheft 32. 1902.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Nach fünfzig Jahren

Durch uns'rer „Gartenlaube" Blütenranken
Sah'n fünfzig Jahre wir vorüberzieh'n,
Und Bilder und Gefühle und Gedanken
Sah'n aus dem Flug der Zeiten wir erstehn.
Das Grosse, das sie thatenreich geboren,
Blieb uns am stillen Herde nicht verloren

Ein Reich erstand, erkämpft durch deutsche Heere,
Durch mächt'ge Geister herrlich aufgebaut;
Die deutsche Flotte kreuzt im fernsten Meere,
Und ihrem Schutz ist neues Land vertraut,
Im schwarzen Erdteil weht des Reiches Fahne,
Auf Inseln der entleg'nen Oceane.

Auch folgten wir den kühn'gen Argonauten
Ins mitternächt'ge Reich bewundernd nach,
Den Männern, die auf ihren Stern vertrauten,
Ob auch der Eisberg ihre Schiffe brach,
Ob ihre Wolkengondel auch verloren
Und in des Pols Geheimnis eingefroren.

Wo auch die Zeiten neue Ziele schufen,
Da wird der deutsche Name stolz genannt,
Und wo um Beistand die Bedrängten rufen,
Hat helfend unser Volk die Not gebannt.
Furchtlos und treu geht durch das Zeitgetriebe
Des Reiches Kraft und deutsche Nächstenliebe.

Die Phantasie in ihrem Blütenhage
Belebt mit tausend Bildern ihre Welt.
Erfinderisch ersinnt sie manche Sage.
Die fest in ihrem Bann die Hörer hält.
Und freudig regt die Dichtung ihre Schwingen
Und lässt manch neues, schönes Lied erklingen.

So grün' und blühe fort in künft'gen Jahren!
Die alten Freunde halten treu zu dir.
Die Lenzesfrische mögst du stets bewahren,
Der Gärtner sorgt für immer neue Zier.
Und jeder Keim entfalte sich zur Blüte.
Dem Geiste Licht und Freude dem Gemüte!

Rudolf von Gottschall.

Söhne des Reichslands.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Erzählung von Hermann Stegemann.

Ich verwehr' es dir nicht, geh' hinüber, so viel du magst. So trittst du doch wieder einen Weg von der Fabrik zur Mühle und zurück, bis André uns das Phineles herüberholen kann."

Ursula lächelte ernst und erwiderte: „Das mag lange dauern."

Fernry aber legte die Feder hin, hob das Bild Phineles vom Schreibtisch, wo es in silbernem Rahmen gestanden, und sagte:

„Das Kind hat seinem Vater mitgeteilt, daß es mir sein Porträt schicken werde. Und Sigwald hat dazu geschwiegen. Da ist die Hoffnung wohl nicht vergebens."

„Solange keine bessere Post aus Algier kommt, Onkel, hoff' ich auf nichts. Und jetzt ist doch schon März."

Sie blickte still durch die Fensterscheiben ins Freie. Der Lärm der Erdarbeiter an der Bahnlinie drang herein, ein warmer Wind fuhr durch die Pappeln.

„Du hältst sie ja alle aufrecht, Ursula. Verlier' nur du den Mut nicht!"

„Ich, nein, nicht ich, Mutter Marianne ist's, die unser aller Hoffnung trägt."

„Ja, ja, so sind die Frauen. Von Hoffnungen können sie zehren, ohne zu verhungern, wenn unsereins schon lange jede Hoffnung aufgegeben hat."

„Was sagst du da?"

Er stellte den Rahmen hastig wieder auf den Tisch.

„Nichts, versteh' mich nicht falsch. Jacques ist stark und liebt dich. Das wird ihn schon aufrecht halten."

Ursula sah ihn eine Weile an, dann nickte sie stumm und verließ das Gemach. Fernry blickte ihr nach.

„Das sind nun die Folgen seiner Starrköpfigkeit," murmelte er. Er wußte nur zu gut, wie erfolglos alle Schritte gewesen waren, die Joseph Sigwald zu Gunsten seines Sohnes unternommen hatte. Er war von Instanz zu Instanz gegangen, hatte seinen Stolz gebeugt und war sogar nach Straßburg gefahren, die Regierung um ihre Vermittlung zu bitten. Umsonst. Der Ueberläufer hatte Handgeld genommen, und keine Intervention konnte ihn zurückführen.

Ursula hatte die Mühle erreicht. Unter ihren Tritten war die Nässe aus dem Grund gequollen, der mit Schneewasser gesättigt war. Ein Frühlingsbach ging durch die Luft. Als sie in die Stube kam, sah Marianne aus stillem Brüten auf, und abermals erschrak Ursula vor dem Leidenszug, der das zarte, welke Gesicht gezeichnet hatte.

„Nichts Neues, Kind?"

„Nichts, Mutter!"

Sie sank wieder zurück. Da kam ein harter Schritt die Treppe herunter, und schnell erhob sich Marianne wieder.

„Geh' in die Küche, Ursula, damit er nicht wieder vergebens fragt." Knisterte sie und schob das Mädchen über die Schwelle. Dann suchte sie eine gelassene Miene zur Schau zu tragen, um den mißtrauischen, von Selbstvorwürfen gepeinigten Vater nicht noch mehr zu kränken. All ihr Bemühen war ja nun, seit ihre trüben Ahnungen sich erfüllt hatten und er selbst darunter litt, darauf gerichtet, ihm den Kummer tragen zu helfen und ihm den Stachel des Schmerzes weniger empfinden zu lassen.

Sigwald öffnete die Thüre. Eine Zeitlang stand er auf der Schwelle und starrte verloren vor sich hin. Jetzt besann er sich und blickte auf. „Ich fahr' heute nach Belfort, Marianne. Es ist das Letzte."

„Joseph" — sie trat zu ihm — „Joseph, was du thust, thust du ihm und uns allen zuliebe. Geh!"

„Nicht' mir meinen Mantelsack, Mutter," erwiderte er und verließ die Stube.

Er ging in den Hof, sprach ein paar Worte zu dem Großknecht, der ihn mitleidig anschielte, und blieb in der Einfahrt stehen. In einer Stunde fuhr die Post vorüber, da konnte er an der Thalstraße aufsitzen und mit zur Stadt fahren. Sein Blick irrte über das Thal. Schwere, graue Regendünste dampften auf den Bergen, in den dunklen Tannen hingen Nebelsäcken, und es war, als ginge ein Rauschen durch die Luft von all den Wassern, die zu Thal sprangen. Der Fluß brauste über das Wehr und schleuderte gelbe Spritzwellen zu den Weidenstrünken hinauf, die feucht glänzten. Die kleinen Förderwagen der Hilfsbahn rollten hin und her, und vom Bahnhofsbau klang das Hämmern der Steinmetzen herüber.

Auf dem Sternacker ging der Knecht hinter dem Pfluge, und Sigwald sah die braune Erdwoge sich unter dem Eisen heben und zur Seite neigen.

Da rollte der gelbe Wagen der Kaiserlichen Post über die Brücke, und auf ein Zeichen hielt der Postillon die Pferde an. Sigwald hatte einen Augenblick gestutzt, als er eingestiegen war, und gefragt: „Ihr tragt ja einen Stechpalmenbusch am Hut und Eure Gäule bunte Bänder an den Schenkeln?"

Da lachte der grauhaarige Postillon melancholisch. „Das thu' ich so aufs End' hin, Mʼsieu Sigwald. Im nächsten Frühling fahr ich hier nicht mehr, dann rappelt statt des trabenden Rößleins der Maschinist mit der Schmierölkanne durchs That." Und er schlug die Peitsche in den Wind, daß das Echo an den Bergen hinauflief.

Sigwald saß allein in der Kutsche. Er erinnerte sich des Märztages im Jahr 1848, da sein Vater ihn plötzlich zu sich gerufen hatte. Er stand im Hofthor und sah auf die altmodische Postkutsche, einen hochgetürmten Bau, der, mit vier Pferden bespannt, die Thalstraße hinabfuhr. Und oben auf dem Deckſitz flatterte an jenem Tage eine blutrote Fahne. Da hatte der Vater ihn, den zwölfjährigen Buben, in die Höhe geschwenkt und geschrieen: „Vive la République!"

Der Wagen schüttelte den Träumer, der mit geschlossenen Augen in den Polstern lehnte. In Kolmar hetzieg er die Eisenbahn und fuhr über Mülhausen nach Belfort, um hier das Aeußerste zur Befreiung des Sohnes aus der Fremdenlegion zu versuchen.

In der Mühle aber saßen die Frauen in banger Erwartung — zwei Regentage lang. Am Tag nach der Abreise Sigwalds kam ein Brief aus Algerien. Mit zitternden Händen erbrach ihn die Mutter. Es gab ja kein Geheimnis mehr, Jacques wußte, daß Ursula hatte sprechen müssen, und die Mutter hatte ihm schon oft ungelenk, in schwerer nächtlicher Schreibarbeit geschrieben. „Mein Gott, der Brief ist über vier Wochen alt," rief sie ängstlich, und auf einmal ließ sie das Schreiben sinken. „Er schreibt im Fieber — — Kinder — es giebt doch keinen Krieg? Und doch nimmt er Abschied, er müsse ausrücken. Wenn nur der Vater da wär', ich versteh' das alles nicht!"

Einen Tag später kam Sigwald zurück. Seine Augen waren von roten Aederchen durchsetzt, seine Hand lag wie Blei in der der Mutter.

„Nichts, Vater?"

„Nichts, sie geben ihn nicht frei!"

Kein Wort mehr. Er ging seiner Arbeit nach. Es war die letzte Hoffnung gewesen. Erst am Abend gab ihm Marianne den Brief. „Ah, ah, das ist's," sagte er ruhig. „Sie haben's angedeutet, aber ich hab' sie nicht verstanden. Es spukt an der Grenze, und da muß die Legion hin, um die armen Teufel von Kabylen mit Pulver und Blei von dem Widerstand gegen die Steuereintreiber zu kurieren. Das ist Arbeit für die Soldknechte. Und das nennen sie dann: Sterben auf dem Felde der Ehre und für das Vaterland!"

Er sprach es eintönig vor sich hin, aber es klang furchtbarer als ein Aufschrei aus tiefster Brust. Und als die Mutter die künstliche Fassung nicht mehr bewahren konnte und in lautes Jammer ausbrach, legte er den Arm um sie und sprach im gleichen Tone: „Mein', mein' nur, Marianne, es wird dich erleichtern! Und du mußt ja auch für mich mitweinen."

Und wie nun die Tochter durch Wetter und Wind über den nächtigen Hof flog und die Tonung des Briefes in die Villa trug, hatte er keinen Tadel für den Weg, den das Phinele zum erstenmal seit dem Begräbnis Madeleines wieder über die Brücke genommen hatte.

Mählam erkämpfte sich das Mädchen den Rückweg, denn der Frühlingssturm brauste durch das Thal und hauchte sie mit erstickender Schwüle an. Die Nacht durch ertönte Sigwalds Schritt in der Stube. Oben, im Schlafgemach, saß Marianne

aufrecht in den Kissen. Erst gegen Morgen erstarb der Schritt des Mannes, und als die Frau mit nackten Füßen die Treppe hinunterhuschte, fand sie ihn im Sessel entschlummert; da weckte sie das Phinele und hieß es, den Kachelofen heizen, der von der Küche aus die Stube erwärmte.

Der Sturm fing den Rauch vom Schornstein weg, riß schließlich die Krönung des Kamins selbst ab und warf die Backsteine prasselnd in den Hof. In der Frühdämmerung schoß der Regen stromgleich herunter, und die Gewalt des Tamwindes begann nachzulassen. Lauter aber und lauter brauste der Fluß, donnernd wie ein Katarakt klang es vom Wehr herüber. Es wurde lebendig in der Mühle, der Tag brach an, und auf einmal setzte der Regen aus. Eine beängstigende Stille hätte geherrscht, da Regen und Sturm sich gelegt hatten, wenn nicht der Fluß tobend einhergefahren wäre. Josefh Sigwald erwachte. Sein Nacken war steif, müde saß er im Sessel. Er fragte nicht nach dem Stand des Unwetters — alles, was die tägliche Pflicht von ihm forderte, ließ ihn gleichgültig.

Da trat der Großknecht ein.

„Der Trompeter von den Pompiers ist draußen."

Sigwald hob erstaunt den Kopf.

Der Trompeter der Feuerwehr war eingetreten. Sigwald sragte ihn, als er ihn in Uniform und mit dem Instrument ausgerüstet sah, lebhafteren Tones, als Marianne gewohnt war: „Was ist, Fritz? Wer hat dich in die Kleider geheizt?"

„Der Maire läßt Euch sagen, daß großes Wasser von den Bergen kommt. In Thalweier, Wahlbach und Gottesthal wird Sturm geläutet."

„Ah!" Ein Ausruf, aufrecht stand der Müller, und ein Blitz erschien in seinem trüben Auge.

„Die Tmuque, Mutter, Helm und Beil! Und du, Fritz, mach' vorwärts, besser zu früh als zu spät. Wir wissen's noch von vor fünf Jahren, wie das Wasser in Wahlbach gehaust hat."

Der Bursch fuhr sich mit der Hand über den bartlosen Mund, rief lustig: „Jo, jo, Brandmeister," und war wie der Wind aus der Thüre, und einen Augenblick später schmetterte sein Horn auf der Thalstraße Alarm. Weiter und weiter, der Brücke, dem Städtchen zu, entfernte sich der Weckruf.

Es war ein stiller Morgen, der Himmel blaßgrau, die Berge verhüllt, aber wenn hier und da ein Riß den Vorhang teilte, sah man, daß die Schneemassen, welche die Kuppen bedeckt, die Schluchten gefüllt hatten, jählings verschwunden waren.

„Hab' acht auf die Schleusen!" rief Sigwald dem Knecht zu, dann zog er Marianne an die Einfahrt und sagte: „Nehmt das Vieh in die Scheuer, die liegt hoch, und wenn sie das Wasser von der Brücke her melden, dann sperrt das Erdgeschoß."

„Adieu, Josefh, und hab' Sorg' zu dir selber!" erwiderte sie und hob ihm das Sturmband des glänzenden Messinghelmes fester unter das bärtige Kinn.

Ein tiefer Atemzug hob seine breite Brust. Unter dem Helmdach, in dem blauen Rock und den grauen, weiten Beinkleidern fühlte er sich in alte Zeiten zurückversetzt. Er rückte den Gurt, an dem das Beil hing, und sagte: „Laß es gut sein, Marianne, wenigstens hab' ich anderes zu thun und zu denken heut'."

Das Phinele winkte ihm nach, als er auf der Thalstraße dem Städtchen zuschritt und ein einzelner verlorener Sonnenstrahl, der zwischen dem Gewölk auf- und niedertauchte, einen Feuerbrand in seinem Helm entzündete.

Vor dem Flußthor versammelte sich die Feuerwehr. Der erste Brandmeister kam Sigwald entgegen: „Wir warten auf Botschaft aus Grienbach. Dort sieht es schlimm. Die Hirschenmühle sei schon geräumt und die Allmend unter Wasser."

„Hier mag's noch angehen, aber du hast recht, dort, wo das Wasser zwei, drei Läuse hat und der Ort mitten in den Matten liegt, können sie Hilfe brauchen."

Die Leiterwagen waren zur Stelle, die Mannschaft vollzählig: Bauern und Handwerker, Winzer und Fabrikarbeiter, ernst die älteren, voll brennenden Verlangens die jungen. Fernys Kalesche hielt vor dem Amtsgericht. Jetzt kam der Bürgermeister aus dem Rathaus. Er polterte die Treppe hinunter, winkte mit dem roten Taschentuch und schrie unter dem Thor, daß es laut wiederhallte:

„Schnell, schnell, das Hochwasser stürzt von den Bergen, die Grienbacher rufen um Hilfe; das Dorf ersäuft."

Da reichte der erste Brandmeister seinem Kollegen die Hand: „Es ist an dir, Sigwald; ich bleib' hier mit dem Depotkommando."

Der Bürgermeister trieb zur Eile. Als die ersten Wagen schon im schärfsten Trab thalaufwärts fuhren, trat Ferny zu Sigwald: „Viel Glück, Vetter!"

Einen Augenblick zauderte der Müller, aber unwillkürlich flog sein Blick zur Mühle hinüber. Schon blinkte der Wasserspiegel unter den Weiden, und einzelne Wellen sprangen gierig über die Ufer. Ferny erfaßte den Blick und fuhr fort: „Geh nur, ich hol' sie ins Kloster, wenn's not thut. Das hat schon manches Hochwasser gesehen in dreihundert Jahren."

Da nickte Sigwald. „Gut, heut' geht's anderer das Wasser über uns aus, mit dem giebt's kein Rechten. Leb wohl, Etienne!"

Und er hob sich mit mächtigem Anlauf auf den hohen Gerätwagen, der, von drei Pferden gezogen, in wildem Lauf über die Brücke raste und zur Seite des ungeheuren Flusses thalaufwärts flog. Immer noch lagen die Dünste auf den Bergen. Schon rannten kleine Wasserläufe, aus den Ufern brechend, über die Matten. An Thalweier vorüber, das am Hügelhang lehnte, weitab von der Thalstraße, rasselten die Wagen. Die Sturmglocke klang hinter ihnen drein, und von vorn kam neuer Schall. In Gottesthal schwirrte die alte Glocke, angstvoll klang der Ruf des geborstenen Erzes, das sonst so schonend behandelt wurde.

Als der Wagen über die Brücke des launenhaft gewundenen, hier im schmalen Bett eingeschachtelten Flusses rollte und man von der Höhe des Bogens einen Blick in die Mulde frei hatte, in der Grienbach in seinem Walde von Obstbäumen lag, da richtete sich Sigwald auf. „Vater im Himmel, das Wasser ist im Dorf! Vorwärts, vorwärts, und wenn die Rosse zu Schanden werden!"

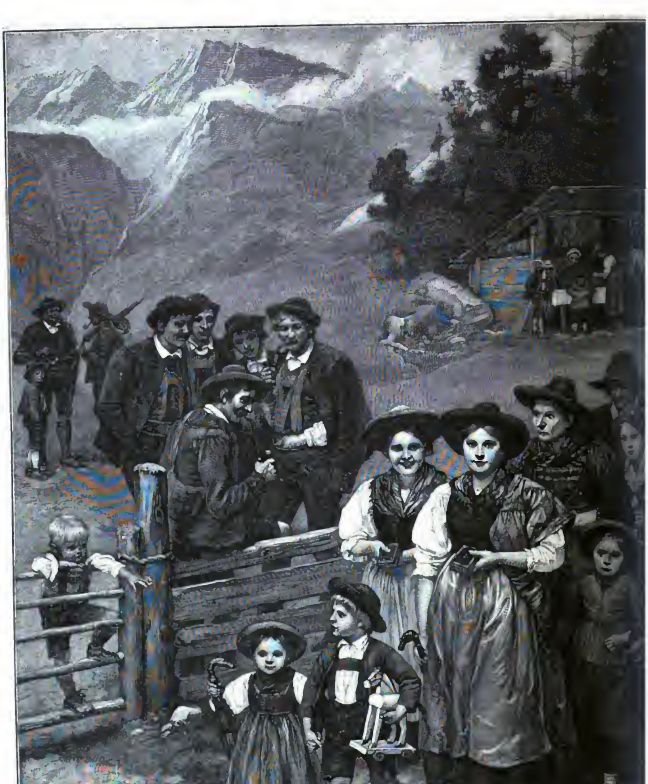
Ein gellender Ton fuhr aus der Trompete des Hornisten, der auf dem Gerätwagen stand. Der Fuhrknecht, der das Sattelpferd ritt, schlug mit dem Kantschu in das Gespann, und im Galopp, in Karriere rasten die Gäule, schaumumflockt, fettenumrasselt, dem Dorfe zu. Die Helme flimmerten, die Wasserlachen spritzten ihrem Schwall bis zu den Männern hinauf, und vom Dorfe herüber jammerte das Glöcklein der winzigen Kapelle. Der Küster stand auf dem Dach und schwang dort den Strick, denn schon liefen die Wasser um den Bau. Weiber und Kinder, brüllendes, widerspenstiges Vieh, kam den Helfern entgegen, und dort, auf den Matten wimmelten braune, hemdärmelige Gestalten, die Italiener, die an der Eisenbahn gearbeitet hatten und in aller Frühe mit den Förderwagen hierher geschickt worden waren. Die Pickel flogen in ihren Fäusten, sie gruben dem Wasser einen Weg zu der alten Kiesgrube, die eher ersanfen konnte als ein ganzes Dorf.

Vor dem Schulhaus, das inmitten des Oberdorfes jenseit der Straße lag, trat der Bürgermeister den Nachkam entgegen. In seinem verwitterten, rotbraunen Bauerngesicht zuckten alle Falten. „Bergelts Gott, ihr kommt zur rechten Zeit!"

Und er wies Sigwald die Not. Das Unterdorf, zwischen Straße und Fluß, stand schon im Strudel des Wassers. Gelang es den Erdarbeitern, den Feldweg zu durchstechen, der von der Straße auf die alte hölzerne Brücke zulief, die Grienbach mit dem jenseitigen Ufer und dem dort sanft ansteigenden Acker und Weingelände verband, so fand der erste Schwall vielleicht einen Abweg in die Kiesgrube. Dann galt es, ehe die Flut sich stante, die Häuser zu rämmen, die noch nicht verlassen waren.

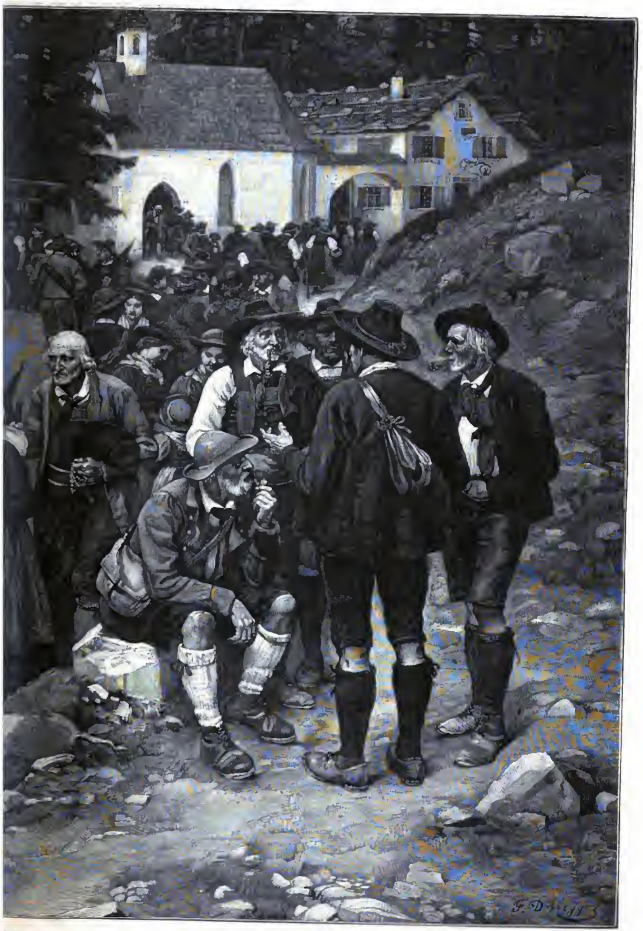
Immer noch stand der Küster auf dem Kapellendach. Aber er hatte das Läuten eingestellt und winkte zu ihnen herüber. Wie auf ein Zeichen setzte nun auf dem Turm der neuen Kirche, die im Oberdorf geborgen war, das Geläute ein. Sein starker, heller Stahlklang beherrschte die Weite.

Und die Leute von Thalkirch begannen ihr Werk. Das Brausen und Gurgeln des gelben Wassers klang nicht wild und lärmend — so hatte es den Müller seit Jahren in Schlaf gelullt; aber Trümmer trieben auf der Flut, eine Tanne schoß den Fluß herab, krallte sich mit dem Wurzelwerk in das Ufer, schwang sich im Wirbel auf das überschwemmte Feld und kam nun auf das Dorf zu. Ihre Krone peitschte das Wasser; wie ein haarsträubendes Haupt hob sich das Gestrunk ihrer Wurzeln über die brodelnde Fläche. Die Obstbäume, in denen der erste Saft pochte, splitterten



Die W

Nach dem Gem



Copyright 1901 by Franz Hanfstaengl in München.

rer.

v. Defregger.

vor ihrem Anprall, und grimmig rannte die Bergreißn in das Fachwerk der ersten Stallung, und Dach und Gebälk stürzten über ihr zusammen. Ein Ferkel lief im Strudel und verschwand unter Zimmergeschrei, das dem eines Kindes glich, in der Tiefe des Flusses. Aber das war kein Fluß mehr: breit rollten die Wogen über die Matten, und in der Ferne, wo das Thal im Dunst verschwamm und die Schatten der Berge unter dem Wetterhimmel aufzunchten, war ein unheimliches Rauschen.

Sigwald stand auf der Straße, wo der Querweg mündete. Die Italiener eilten zurück, die Wellen nagten sich durch, schon rannen kleine Wasseradern über den Weg und talteten in die tiefen Geleise des Karrenweges, der in die Grube führte.

Der Ingenieur trat zu dem Brandmeister. „Das ist Arbeit für Ihre Leute, Herr, es sitzen mindestens noch sieben Familien unter den Dächern. Sie sind ja nicht herauszukriegen, bis die Besten schwimmen." Und er zeigte nach den alten, dürftigen Bauernhäusern, die zwischen Fluß und Straße eingeklemmt waren.

„Gut, Mſieu, aber Sie sollten zurück an die Gottesthaler Brücke. Wenn hier das Holzgerüst zusammenbricht und noch ein paar Dachhalken dazu kommen, so setzt sich alles an dem engen Durchlaß des Brückenbogens, und dann erfäuft das Thal von Gotteſthal bis Grienbach."

„Sie haben recht, ich ziehe ab."

Italienische Rufe: „Avanti, avanti!" und die braunen Gesellen, in ihren roten und blauen Leibschärpen, stürmten davon, der uralten steinernen Römerbrücke zu, von deren Höhe Sigwald die Ueberschwemmung überblickt hatte.

Nun wurden die Seile geschwungen, die Leitern gelegt, die Feuerwehrmänner drangen durch die Flut zu den umspülten Firsten. Sigwalds Auge und Stimme war überall. Die Wellen hüpften über seine Füße, er achtete nicht darauf. Das erste, das zweite, das dritte und vierte Haus waren geräumt. Da packte Joſeph plötzlich den Arm des Hornisten: „Blas zur Sammlung, der Weg bricht!"

Das Signal gellte über das schwimmende Feld, der Weg brach. Den letzten seiner Leute, der angeseilt, ein Mütterchen in den Armen, sich durch die Flut kämpfte, riß der Brandmeister auf sicheren Grund, als schon die Wasser sich über den Weg ergossen und in klumpig geballem Schwall in die Grube stürzten. Gewaltig drängte die Strömung, aber die Häuser widerstanden noch immer dem Gewässer. Und wiederum sprangen die Thalkircher zum Tanz an. Der helle allemannische Kampfzorn war über sie gekommen. Wie auf den Feind, so warfen sie sich in die empörte Flut. Als das letzte Haus geräumt wurde, Frauen und Kinder, gehoben und getragen, die freie Straße erreichten, die jetzt nur noch zollhoch über dem Wasser lag, krachte das äußerste Gebäude zusammen. Die Menschen, die auf der Straße gedrängt standen, erhoben einen Wehruf. Der Küster aber begann plötzlich wieder wie wahnwitzig den Glockenstrang zu ziehen. Er hing sich an das Seil, und sein kleiner, magerer Leib fuhr auf dem Dach auf und nieder wie eine Vogelscheuche im Wind. Der Vikar des Dorfes, in beschmutzter Soutane, das Gesicht voll tiefer Kümmernis, wandte sich an Sigwald:

„Sauvez le malheureux, sauvez-le au nom de Dieu*!"

Da machte Sigwald eine schroffe Bewegung. Zum erstenmal stieß ihn die französisch gesprochene Bitte wie aus einer fremden Welt, und er erwiderte grob: „Für das sind wir da, Herr Abbé."

Und dann griff er den nächsten Burschen, einen starken Küfergeſellen, an der Schulter und schrie laut in das Rauschen des Wassers und das Weinen der Weiber:

„Geh', Nazi, hol' mir den gepfäffigen Vogel vom Kirchdach!"

Mit einem wilden Ruf packte der Bursche den Feuerhaken, warf sich in das hohe Wasser und watete, schob sich, zog sich von Baum zu Baum auf die Kapelle zu. Die andern hielten ihn an zwei Seilen. Er parierte die Balken und Bretter, die gegen ihn rannten, mit dem Haken ab, jetzt schlug er den Widerhaken in das Dach der Kapelle. Der Küster rutschte ängstlich auf dem First hin und her, sobald der Retter auf ihn eindrang, und wehrte sich mit Händen und Füßen. Die Todesangst war unversehens über ihn gekommen, als er die Nachbarn gerettet und sich allein sah. Im toten Wasser gelang es dem Burschen endlich, sich mit einer Hand an das Gitter des Kapellenfensterchens zu klammern, und nun zuckte er mit dem Haken, erwischte den Küster am Hosenbund und riß ihn zu sich herab. Der kleine Mann lag willenlos in der Dachtraufe, und Nazi seilte ihn fest. Halb gezogen von den Genossen, halb getragen von der Flut, trieb er der Straße zu. Im letzten Augenblick rannte ein Balken gegen das Paar, der Haken glitt ab, und mit Gewalt stieß das Holz an die Schulter des Küsers. Sie rissen ihn auf die Straße.

„Da habt ihr den Nesthocker," murmelte er und brach zusammen. Der Stoß hatte ihm den Arm aus dem Gelenk gesprengt und das Schlüſſelbein gelnickt. Sie trugen ihn ins Schulhaus.

Aber Sigwald hatte keine Zeit, ihm mehr als einen Blick zu gönnen. Aufsprudelnd flaute sich das Wasser in den Kiesgruben, und plötzlich schlug es fußhoch über die Thalstraße.

„Die Brücke!" schrie eine Stimme.

„Wahrhaftig, da geht sie hin," murmelte der Brandmeister. Das Gebälk war gebrochen, Bretter und Bohlen trieben flußabwärts, dem schmalen Durchlaß zu, wo die Erdarbeiter mit langen Stangen und Seilen bereit standen, die Trümmer zu fischen. Die Dorfstraße wurde geräumt, nur die Thalkircher Feuerleute und die Grienbacher ledigen Burschen blieben zurück und warteten auf neue Weisung. Schon wurden die rechts der Straße gelegenen Häuser verlassen. Da erschien in der Ferne ein Reiter. Auf ungesatteltem Pferde jagte er näher, thalabwärts auf das gefährdete Dorf zu, und schon von weitem schrie er: „Das Wasser steht!"

Ein tiefer Atemzug hob die Brust der Männer. Nun galt es noch, ein paar Stunden zu wehren, dann mußte sich der Rückgang der Ueberschwemmung fühlbar machen. Aber jetzt brach, die Hoffnung höhnend, auf einmal wiederum ein unterwaschenes Gehöft zusammen. Das Dach kippte um und klatschte, im Fall zerbröckelnd, ins Wasser. Und zugleich gellte von der Gotteskthaler Brücke her die Dampfpfeife des kleinen Trockenbaggers, der dort die Bodenschwelle durchwühlte, um die Bahnanlage zu fördern. Aber der Pfiff war ein Notignal, und deutlich sah Sigwald, daß allen Anstrengungen zum Trotz die Brückenöffnung von Trümmern verrammelt war. Waghalsige Italiener standen mitten im Wasser auf den ineinander gekeilten Balken und Sparren. Bäume und totes Vieh hatten sich dazwischen geklemmt, und der Knäuel war unentwirrbar.

„Dorthin! Hier thut's jetzt ein Posten!"

Die Feuerwehrleute hingen sich an den Gerätswagen, kletterten auf die Seitenleitern, andere liefen hinterdrein, und die Gäule stampften durch das fußhohe Wasser.

Schon wandte sich auch Sigwald zu dem zweiten Wagen, der ihm hinterdrein sollte, da ertönte neben ihm ein langgezogenes heulendes Schrei, und eine Frau stürzte wie wahnsinnig über die Straße in die braune Flut. Er riß sie zurück, aber entsetzlicher nur schrillte ihr Schreien. Und da erblickte der Müller, dem rollenden Auge des Weibes folgend, auf einmal im Dachgerippe des Hauses, das soeben Stück für Stück von den tückischen Fluten hinabgeschlungen wurde, eine kleine Gestalt: ein Kind, einen Knaben.

Sigwald hatte unwillkürlich die Schulter der Frau fahren lassen, und langsam fiel sie in das Wasser, das die Straße überschwemmte. „Laßt mich heim," jammerte sie, „es ist mein kranker Bub! Jacques, Jacques! mein Kind!"

Auf den Knien, die unsichtbaren Züge von Angst entstellt, im zerschissenen, nassen Rock hockte sie da und schrie den Namen in das Thal.

Ein rauher Ruf antwortete ihrem Schrei. An der Stange, die Nazi gehandhabt hatte, schwang sich Joseph Sigwald über den kochenden Wassergraben auf das Feld in die träg aufspritzende Flut. „Jacques!" rief nun auch er, dann biß er die Zähne zusammen, flachelte sich vorwärts im grimmen Trotz, und so oft er auch wankte, ins Knie brach, von vorüberschießenden Gezweig gepeitscht, bis an die Hergzrube in den eisigen Schwall keuchend — er watete weiter. Wo das Wasser am Trümmerwerk brandend aufschäumte, begrub ihn einen Augenblick der kreiſende Strudel. Ein Balken traf den Helm, das Stirnband sprang, und harkzupft tauchte der Mann wieder empor. Wie eine Vision war in diesem Augenblick die Gestalt seines Sohnes

* Rettet den Unglücklichen — im Namen Gottes, rettet ihn!

vor ihm erschienen, und seine Gedanken verwirrten sich. Ihm war, dort im Dachgebälk hinge sein Jacques im roten Kittelchen, weiß bis in die Lippen, die Todesangst in den großen, blauen Augen.

„Jacques!“

Auf dem erhöhten Gartengrund stand Sigwald, bis an die Hüften im Wasser. Durch die Fensterhöhlen wälzte sich der Guß, eine Ecke des Hauses war schon eingestürzt und hatte die Hälfte des Daches nachgezogen.

Und jetzt war er dicht unter dem Gemäuer, sein Arm erreichte das niedrige Gesims. Scheu blickte das Bübchen auf den bärtigen Mann, der sich triefend aus dem Wasser reckte, und es weinte: „Ich will zur Mutter, wo ist die Mutter?“

Da schluchzte Joseph krampfhaft: „Jacques, Jacqui, mein Büble!“ und hob das Kind vorsichtig herab, preßte es an sich und tauchte zurück in die gelbe Flut. Aber die Strömung hatte nachgelassen, die Trümmer schossen nicht mehr wie gehetzt dahin, sondern trieben nur noch unsicht umher. Ein Seil wurde geworfen. Sigwald ließ die Stange fahren und ergriff es. Strauchelnd, taumelnd, wie ein Trunkener, seiner Sinne kaum mächtig, erreichte er die Straße.

Die Frau riß ihm den Knaben aus den Armen und stürzte davon, sinnlos in ihrer Mutterangst.

„S ist eine Witwe mit fünf Kindern,“ sagte der Bürgermeister, den der qualvolle Ausdruck in Sigwalds Zügen rührte. Dann drängten sich die Männer mit frohen Rufen um ihn. Er stand blöd unter ihnen. Seine Gedanken gehorchten ihm nicht, bis ihn lautes Hurrageschrei aufschreckte. Ueber die Gottesthaler Brücke quollen bunte Uniformen, hell aufschimmernd in der blassen Sonne, die sich aus dem Gewölk stahl.

„Gott sei Dank, das Militär ist da!“ rief es um ihn her. Da stürzte er besinnungslos zusammen.

Eine Stunde darauf, als die Meldung gekommen war, daß das Wasser zu fallen beginne, und in die Verrammlung an der Brücke die erste Lücke gerissen war, fuhren die Thalkircher heim. Sie hatten nichts gegessen seit der Frühe, und die Aufregung der furchtbaren Arbeit wie der hastig genossene Wein, den ihnen die dankbaren Nachbarn gereicht, jauchzte aus ihren Reden. Auf dem Gerätwagen, auf eine Matratze gebettet, lag der Brandmeister im Fieber.

Die Sonne schien, die Höhen hatten sich entschleiert, und im Tannenwald sang der Ostwind. Mit lautem Rauschen erfüllte der Fluß das Thal, die Matten waren in Seen verwandelt, in deren gelbem Wasser die Sonne blinkte. Gestrüpp lag zu Bergen gehäuft unter den alten Obstbäumen, die aufrecht geblieben waren und ihre nackten Zweige in die Welle tauchten. Infanteriepickelts, mit Schanzzeug ausgerüstet, begegneten den Feuerleuten, und hell, kameradschaftlich klangen Gruß und Zuruf.

Als Joseph Sigwald vom Wagen gehoben und in die Mühle getragen wurde, war der Abend nahe. In der Nacht fuhr er wiederholt mit dem Ruf „Jacques!“ aus fieberhaftem Schlummer. Das Fenster stand offen, wie der Arzt gewünscht hatte, der das schon lange im geheimen thätige Nervenfieber bekämpfte, das endlich Herr über die eiserne Natur geworden war. Mit starren Augen blickte der Kranke in die milde Frühlingsnacht. Pechfackeln brannten, so weit das Auge reichte, und warfen lange Feuerfäulen in das Wasser, das auch hier aus dem Ufer getreten war. Es war, als klärte sich nach und nach Sigwalds Bewußtsein.

„Die Soldaten, wo kommen sie her?“ sprach er heiser. „Mit den Kiesswägelchen sind sie geholt worden. Die Eisenbahn, Joseph!“

„Die Eisenbahn!“ Er zuckte zusammen, er sank zurück, das Fieber übernahm ihn wieder, und wachend saßen die Frauen an seinem Bett. „Jacques!“ hundertmal kehrte der Name auf seine Lippen zurück.

Laut rauschte der stromgewordene Fluß, die Berge standen im Mondlicht, und die silberne Scheibe spiegelte sich friedlich in den gebändigten, verlaufenden Wassern.

* * *

An der Thalstraße saßen die Steinklopfer und zerkleinerten das Geröll, das der Fluß in Haufen bergab gewälzt hatte. In den Weinbergen rührte der Karst den Boden auf, und schon hatten die funkelnden Thränen an dem gebogenen Rebholz gehangen; die ersten silbergrauen Schosse schlugen aus. Der Frühling hatte nach dem stürmischen Einbruch ins Thal sich zur Milde bequemt, und ein Brodem frischer Erde ging über die Felder. Ein zarter grüner Schleier überspann den Laubwald.

Im Klostergarten blühten Veilchen und Anemonen. Die Haselkätzchen pendelten im Lufthauch. Eifrig surrten die Spinnmaschinen.

Fremy bohrte gedankenvoll mit dem Spaziergstock in dem dunkeln Grund. „Du hast recht, Marianne. Wir müssen uns gedulden, bis Joseph das Schlimmste verwunden hat. Aber denk' nur du nicht im stillen auch, ich wär' so eine Art Deserteur. Es fällt mir leichter, raisonnabel zu sein, voilà tout!“

„Wenn nur die Kinder nicht darunter leiden müßten, Etienne.“

„Ja, die Kinder! Sie müssen eben auch Geduld haben, und sie haben mehr Zeit vor sich als wir, bedenk' doch, die ganze Zukunft.“

Marianne seufzte.

„Ich will heim, Vetter. Es geht in den Mai, aber so mild' bin ich, als läg' mir Josephs Krankheit in den Gliedern. Ein Glück, daß er wieder auf den Füßen steht. Aber er ist nicht mehr der Alte.“

„Er wird langsam wieder zu Kräften kommen.“

„Ja, vielleicht, aber wenn er wüßte, was ich weiß! Eine große Aufregung, und er überlebt's nicht.“

Eine Weile wartete Marianne noch, aber nicht eigentlich auf Antwort, denn sie empfand nur zu gut, daß eine Antwort nur eine unbestimmte Beruhigung sein würde.

Nun gingen sie langsam am Kanal hin, bis an die Brücke. Hier blieb Fremy stehen. Und als wollte sie das Gespräch gleichgültig enden, um alle unruhigen Gedanken und Gefühle zu bannen, fragte sie, als sie ihn die Hand gab:

„Und dein Geschäft, Etienne?“

„Dante, Marianne, danke, es geht nun wieder alles besser!“

„Ja, ja, die Eisenbahn, sie bringt Leben ins Thal, ehe sie noch fährt.“

Und nach einem Gruß verließ Marianne Sigwald den Boden des Klosters. Ein feiner Wiitendurft begleitete sie, und aufblickend gewahrte sie, daß die Weiden ihre goldenen Blütchen angesteckt hatten. Da murmelte sie: „Er muß wiederkehren, ich halt' mich an den Glauben. Er kommt gewiß wieder zurück. Er ist nicht tot.“

So sprach sie, obgleich seit Monden jede direkte Nachricht aus Algerien ausgeblieben war. Nur ein Freund hatte ihr Kunde zugetragen. In Barita, einem verlorenen Grenzposten jenseit des Gebirges, stand Jacques. Es hatte Scharmützel gegeben dort. Weiter wußte sie nichts. Aber er lebte, er kehrte wieder! Sie wäre längst zusammengebrochen ohne diesen Glauben.

Im Hof begegnete sie ihrem Mann, der sich zum Ausgang gerüstet hatte. Die hager seine Gestalt geworden war, weißlich der Bart und schlaff die Wangen! Rasch trat sie auf ihn zu. „Du willst noch ausgehen, Joseph? Bedenk' doch, daß du um ein Uhr in der großen Uniform auf dem Marktplatz stehen mußt. Es ist ja schier Mittag.“

„Ja, ja, ich weiß — um ein Uhr — die Revue — der Kreisdirektor und der Bezirkskommandeur. Aber laß mich, ich will vorher zum Bäcker, vielleicht weiß er etwas von drüben.“

Er war zerstreut. Unstet blicke sein Auge, und das Haupt zitterte leise.

„Hast du Schmerzen, Joseph, Kopfweh?“

Ihr blasses, faltiges Gesicht war von einem geschickt täuschenden Hoffnungsschimmer erhellt, kaum daß die Angst in der Tiefe ihres Auges irrlichterte.

„Nein, nein, mir ist nichts, Marianne.“

„Aber komm wenigstens gleich zurück,“ bat sie noch, während sie ihn bis auf die Thalstraße begleitete. Er murmelte einige hejahende Worte und ging dann mit schweren Schritten dem Städtchen zu.

Es war ihm immer noch, als schwankte der Boden unter ihm, und auch von dem Druck über dem Auge war er noch nicht frei. Er sah an dem Bahnhofbau, wie lange er krank gelegen hatte. Schon war der in seinen Grundfesten fertig, und die

Zimmerleute maßen das Balkenwerk für den Holzbau. Der Schienenweg war vollendet und verlor sich in der Ferne im Sonnenschein. Nur noch wenige Wochen, und der erste Eisenbahnzug fuhr durch die grünen Matten und das gelbe Korn und die fruchttreibenden Rebberge thalaufwärts.

An dem Geleise, das Ferny von der Fabrik quer über die Thalstraße nach dem Bahnhof gelegt hatte, stockte Sigwalds Fuß. André Ferny konnte seinem Vater danken. Die Zukunft der Fabrik war sicherg̈estellt. Und das Phincle? Hastig ging Sigwald weiter. Noch war sein Trotz aufrecht, sein Entschluß unerschüttert. Er hatte die Zuversicht, recht und gerecht gehandelt zu haben. Jacques, freilich Jacques! Der Gedanke an dessen Schicksal nagte an ihm, bohrte sich ihm ins Mark, und so aufrecht und stolz er sich noch hielt — er hatte in schlaflosen Nächten und in kranken Tagen zuweilen ein Erzittern gespürt, und dann war eine Ahnung über ihn gekommen: du siehst wohl noch aufrecht, aber inwendig sitzt der Wurm und zehrt dich aus, das nächste Wetter kann dich werfen.

An der Brücke lag eine Pappel hingestreckt, die das Hochwasser entwurzelt, der Sturm niedergerissen hatte. Der Baum lag mit klaffender Rinde. So ein alter Stamm war auch er, der siel laughin und konnte nicht mehr aufgerichtet werden.

Von dem Fenster des Häuschens an der Stadtmauer wehte eine Fahne, und als Sigwald durch das Thor trat, hingen noch von manchem Haus die elsässischen Farben, Rot und Weiß; das Rathaus hatte das deutsche Banner gehißt, und der Steuereinnehmer auch noch die badische rotgelbe Flagge aufgezogen. Die Menschen trugen sonntägliche Gesichter zur Schau und lüsteten die Hüte vor dem Müller. Vor dem Gasthaus „Zum kleinen Turenne“ saßen schon eine Anzahl Feuerwehrleute in Paradeuniform und genossen den milden, hellen Maitag.

„Sprritz, es pressiert,“ murmelte Sigwald und ging schneller. Aber da rief ihm aus der Gasthure jemand zu, es war die Stimme des Bäckermeisters. Das kürzte ihm den Weg, und er stieg die Vortreppe hinauf. Im Gastzimmer war es morgenstill.

„Sieht man dich endlich wieder einmal, Joseph? Du machst dich rar!“

Sigwald ließ sich nieder.

„Heute wohl. Lange Zeit hab' ich auch nicht.“

„Ja, ja, die Revue, die Herren sind schon beim Maire.“

Endlich, nach gleichgültigem Hin- und Herreden, faßte Sigwald sich ein Herz:

„Xavier, sag', hast du Nachricht? Du hast doch geschrieben an deinen Vetter.“

„Geschrieben — natürlich hab' ich geschrieben, schon lange, vor sechs Wochen. Deine Frau war ja bei mir, um mich zu bitten.“

Der Mann war verlegen, Joseph sah es wohl. Ein Kältegefühl troch ihm übers Herz, aber er fuhr ruhig fort: „Sie hatte recht, ich lag im Fieber. Da hat sie's mit der Angst bekommen. Also red'!“

Der Bäckermeister kraute sich das kurze, struppige Haar. Endlich ließ er die Faust schwer auf den Tisch fallen.

„Nun gut, Joseph, ich will's dir sagen: die Antwort ist da, sie geht auf Wochen zurück, aber ganz gut ist sie nicht.“

Sigwald saß steif aufgerichtet, nur das Haupt zitterte in unwillkürlicher Spannung. „Weiter — ich höre —“

„Dein Jacques ist auf Posten gekommen, nach Barika. Da liegen nur zwanzig Mann und ein Offizier. Das ist ganz da unten auf der andern Seite von den Dschebels, den Bergen, nach der Wüste hin, wo das Salz und der Sand obenauf sind.“

„Wann war das, Xavier?“ fragte Sigwald, obgleich ihm die Kehle wie zugeschnürt war.

„Ende des Jahres ungefähr. Und da sind dann später unglaubliche Meldungen von verunglückten Expeditionen gekommen, endlich, mein Vetter schreibt, es müßte da irgend was vorgegangen sein, was das Gouvernement nicht über die Dächer rufen will.“

„Weiter nichts?“

„Nicht viel. Die Araber erzählen, ein Scheich hab' die Steuer verweigert, und als ihm der Beamte die Roß' wegnehmen ließ, um sie zu verganten, da hab' er des Nachts die paar Mann überfallen. Zwei oder drei seien tot geblieben, die anderen blessiert.“

Langsam stand Joseph Sigwald auf und flüsterte tonlos: „Und darunter mein Sohn?“

„Das weiß ich nicht, Sigwald, schau — er muß ja nicht dabei gewesen sein,“ wich der Hiobsbote aus.

„Zeig' mir den Brief, Xavier!“

Einen Augenblick zögerte der Meister, und prüfend glitt sein Blick über die hagere, hohe Gestalt, über das saltige Gesicht. Die Aederchen in den Augen waren mit Blut gefüllt, sonst schien der Mann ruhig und bereit, alles zu hören. Da nahm Xavier seine Hand.

„Also hör' zu, Joseph! Der Brief sagt nicht mehr, als ich dir gesagt hab'. Aber gestern hat etwas davon im ‚Figaro‘ gestanden.“

„Gieb, gieb, ich les' ihn, ich will ihn lesen!“

„In Gottes Namen, Joseph. Ich hab' das Journal dem Nachbar getiehen, wir wollen es holen.“

„Ich geh' mit.“

Sie verließen die Gaststube. Heller noch lag das Städtchen im Fahnenschmuck. Ueber den Bergen war der Himmel von zartblauer Färbung, und der Kuckuck rief, daß man es auf dem Marktplatze hören konnte. An der Ecke des Brunnengäßleins begegnete den beiden zweigsam Schreitenden Etienne Ferny.

Er sah ernst und bewegt aus. Bei Sigwalds Anblick stutzte er, schien mit sich zu kämpfen und rief dann den Vetter plötzlich an. Sigwald drehte sich um. Da erschrak Ferny ob dem verstörten Ausdruck seines Gesichtes. Rasch ging er ihm nach. Am Brunnen holte er ihn ein.

„Hast du Nachrichten von Jacques, Vetter?“ fragte er leise.

Der Bäckermeister machte dem Frager verstohlen alle erdenklichen Zeichen, aber Ferny schüttelte abwehrend den Kopf.

Endlich antwortete Sigwald langsam: „Ich hab', und jetzt geh' ich die letzten holen.“

Und da kam ihm gerade in diesem letzten Augenblick noch einmal alles zum Bewußtsein, was ihm getrennt hatte von dem Besitzer des Klosters, und ein unbezwinglicher Rest seiner alten Kraft trotzte ihm die Worte ab:

„Laß mich den Weg allein gehen, Vetter, es liegt ja nicht an mir, daß der Sohn hat elend werden müssen. Die da sind schuld!“

Und er wies mit der Hand auf das Wappenschild über dem Hause des Steuerempfängers, wo der Reichsadler mächtig die Fittiget spreizte.

Es war eine gewisse Größe in diesem blinden, gegen die eigene Erkenntnis mit all dem Glauben der Vergangenheit ringenden Mann, daß es Ferny aus Herz griff. Der da vor ihm stand, hochgewachsen, mit dem scharfen, blauen Auge, der breiten, kantigen Stirn und dem bereitten Kinnbart, das war der elsässer Typus, der echte Repräsentant eines Geschlechtes, das, selbst in seiner Ablehr von dem neuen Regiment noch achtungswert, jetzt im Aussterben begriffen war.

Und Sigwald wiederholte noch einmal, als müßte er sich bestätigen: „Das Raubtier dort ist schuld.“

Aber sein Blick tauchte, ängstlich forschend, in die Augen der Beiden, die bei ihm standen, und nun sagte er:

„Ist es nicht so, Xavier?“

Da sagte der verlegen: „Ich weiß nicht recht, Joseph, man sitzt sonst ganz gut unter dem bunten Vogel.“

„Ah!“

Sigwald griff sich in die Brust und stemmte den Rücken gegen die Brunnensäule, ein altes Bauwerk aus alter deutscher Zeit, das die Jahrgzahl 1607 zeigte.

Da sagte Ferny: „Komm, Vetter, du mußt ja zur Inspektion.“

„Ich, der Rebell, zur Inspektion, wo sie um mich wie um einen Aussätzigen herumgehen! Gut, auch das noch, aber erst das Journal, Xavier!“

Er wandte sich, Ferny aber legte ihm die Hand auf den Arm.

„Bleib nur, Joseph, der ‚Temps‘ meldet's ja heute auch, den geb' ich dir nachher.“

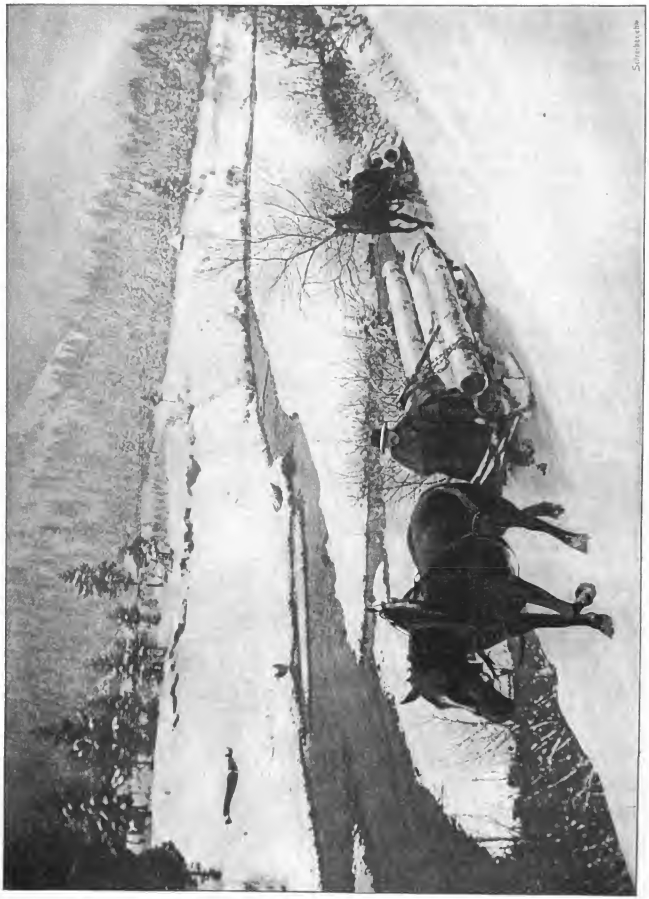
Schwer sank der Leib Sigwalds an die Brunnensäule. Mechanisch strich er über die Reliefsiguren der Tänzer, die der Bildhauer aus dem Stein gearbeitet hatte.

„Ich komme mit dir.“

Er hatte es mit vertrockneten Lippen gesprochen und schritt

IN RUBENS' GARTENLAUBE

Nach dem Gemälde von Jacobus Leisten



Holzschlitten.
Nach einer Photographie von R. Mahn.

nun neben dem Vetter dem Thor zu. Der Bäckermeister sah ihnen nach.

Erst jenseit des Flusses sprach Sigwald: „Gieb mir den Temps!“

Da griff Fernyn in die Brusttasche: „Hier, du kannst ihn behalten und, — daß du 's weißt, Joseph, Ursula ist schon auf der Mühle. Sie hofft immer noch.“

Schweigend nahm Sigwald das Blatt und trug es unentfaltet nach Hause. Er hatte es in die Tasche geschoben, ging über den Hof und stieg in die Kammer seines Sohnes hinauf, um hier zu lesen.

Sie sahen ihn hinaufgehen und hielten sich an der Thüre. Aber nur das Rascheln des Papiers drang zu den Frauen hinaus, und als Marianne die Klinke niederdrückte und leise in das Gemach trat, saß der Vater vor dem Tisch und starrte in das Blatt. Da schlang die kleine Frau den Arm um seinen Nacken und flüsterte: „Es ist ja nicht gewiß, Joseph. Wir haben doch keine Mitteilung bekommen. Er kommt wieder, er lebt, er ist nicht tot.“

Sigwald aber sah die Buchstaben der Zeitung auf und nieder tanzen. „Jacques Sicval“, das war sein Sohn, der unter diesem von den Welschen verstümmelten Namen in dem Ueberfall, südwärts von Barita, an den Ufern des großen Salzsees, mit fünf Kameraden gefallen war. Ein einziger hatte die Botschaft nach Stiff gebracht.

Die Hilfskolonne mochte die Leichen holen, sein Bub war tot, gestorben im Wüstensand!

Kein Laut, kein Seufzer kam über seine Lippen, kein Blinken netzte sein Auge. Eine Maske lag auf seinem Gesicht. Aber der Arm seines Weibes traumfte sich um seinen Nacken, und er hörte ihren Herzschlag, und es war ihm, als forderte jeder dieser schmerzhaften Schläge den Sohn von ihm. Da klang eine helle Fanfare durch das Thal: so hatte die Trompete Jacques Sicval drüben in Afrika, im Fort zu Barita, aus dem Fieberschlaf geschreckt!

Eine sanfte Bewegung streifte den Arm Mariannens ab, der Mann erhob sich und ging, sich anzukleiden. Sein Hirn war wüst, sein Atem gepreßt, auf keine Frage der Frau gab er Antwort, und sie reichte ihm das Käppi, das er statt des verlorenen Helmes tragen mußte. Auf dem Flur stieß er auf Ursula. Die schlanke, schwarzgekleidete Gestalt wich zur Seite, doch er hielt sie fest und sagte leise: „Weißt du noch, wie du ihn hinübergeleitet hast, über Hautes-Huttes und den Tanetfelsen?“

„Ja, Vater, und sei gewiß, er ist gern gegangen!“

„Gern, wirklich gern?“ hauchte er ihr ins Gesicht, und furchtbar zuckte die Qual in seinen Zügen, und ohne auf Antwort zu warten, schloß er: „Auch du siehst ihn nicht wieder.“

Der zweite Appell erklang über den Fluß.

Sigwald lehnte an dem Schrank auf dem dämmerigen Flur. „Wenn ich nicht ginge, thäten sie sagen, er verbeißt sein Elend im stillen. Er hat die Courage nicht gehabt, um seinen Sohn Leid zu tragen, unter der Sonne. Ich muß!“ — Ein rauhes Schluchzen schnürte ihm die Kehle — „ich muß!“ — —

Joseph Sigwald stand vor der Front, hinter ihm der Hornist. Die Beschläge der Spritzen glänzten in der Sonne, die Musik der „Fanfare“ schmetterte einen Marsch. Wie im Traume hielt der Brandmeister die kurze Uebung über sich ergehen. Zweimal verzog er das Kommando. Er fand das Wort nicht, und der Wachtmeister nahm es ihm schnell aus dem Mund. Auf einmal klang sein Name an sein Ohr. Mechanisch trat er zwei Schritte vor. Da kam der Kreisdirektor auf ihn zu. Neben ihm schritt der Oberstleutnant. Der Bürgermeister und dessen Adjunkt hielten sich hinter ihnen.

Totenstill war es auf dem Marktplatz, alle Fenster besetzt. Die Pompiershelme mit den roten Paradebüschen glitzerten in der Maisonne. Das grüne Stadtbanner, das vom Erker des Rathauses hing, bewegte sich im Wind.

Der Kreisdirektor mochte schon eine Weile gesprochen haben, denn plötzlich wurde sich Sigwald bewußt, daß eine helle Stimme scharf und deutlich über den Platz klang. Und jetzt sah er die Augen aller auf sich gerichtet, vernahm er die Worte, verstand er ihren Sinn.

„Und im Namen Seiner Majestät des Kaisers hefte ich Ihnen dieses Zeichen an die Brust. Es kann nicht lauter sprechen als Ihre Mannesthat, als die Treue, mit der Sie als Feuerwehrmann seit zwanzig Jahren gedient und mehr als einmal das Leben in die Schanze geschlagen haben. Aber es soll Sie ehren, soll Ihnen und uns allen sagen, daß Treue ihren Lohn findet, und es der Völke des Kaisers, der Wunsch des Vaterlandes ist, daß auch diese Ehrung uns als Glieder des gemeinsamen großen Ganzen erkennen läßt, als Deutsche, als Brüder!“

Und rasch steckte der Kreisdirektor die goldene Münze an die Brust des Regungslosen. Und nun trat der Oberstleutnant in die Mitte des Platzes, hob die Hand und rief: „Seine Majestät der Kaiser lebe hoch! Hurra!“

Drohte sich die Welt im Kreise? Stürzten die Berge ein um ihn? Joseph Sigwald stand und hörte den Tusch der „Fanfare“, den Trommelwirbel des Pompiers, den donnernden Ruf der Mannschaften, unter denen die gedienten Soldaten am lautesten riefen.

Viele Hände streckten sich dem Dekorierten entgegen: er ließ es geschehen. Auf einmal stieß er die Nächsten beiseite und verließ den Platz. Er ging heim, aufrecht, mit blicklosen, weitgeöffneten Augen, wie ein Nachtwandler. Kein Ton drang mehr zu seinem Ohr, wie Wellenrauschen brauste das Blut darin. Sein Sohn tot — und er dekoriert! Marianne sah ihn kommen, ging ihm entgegen, da schlug er unwillkürlich die Hand über das goldene Zeichen, als schäme er sich vor ihr. Die Medaille sengte ihm ein Loch durch Rock und Hemd.

„Joseph!“ Sie rüttelte ihn am Arm. „Joseph, hör mich doch!“ Er hörte nichts. Das Phinele war sich ihm in den Weg, er blickte es eine Weile starr an, legte ihm die kalte Hand schwer auf den Kopf und ging dann weiter.

Das Schlafzimmer nahm ihn auf. Marianne blieb an der Schwelle zurück und sandte das Phinele ins Kloster. „Etienne soll kommen. Er ist so verstört. Man darf ihn nicht allein lassen. Mein Gott, was hat's gegeben? Ist der Bub wirklich tot? Mein Bub, mein Bub nicht mehr am Leben?“ Und sie strauchelte, raffte sich auf, stemmte sich gegen die Thüre, die der Vater ins Schloß gedrückt hatte.

Die Faust um die goldene Münze gekrampft, stand er mitten im Zimmer. Sein Auge fiel auf das Glaskästchen über dem breiten Ehebett und auf die Medaillen aus Italien und die Galons seiner alten Uniform, die er als Heiligtümer dort verwahrte. Und da sah er auf einmal in einem furchtbaren Traumgesicht die steinige Wüste, den Salzsee mit dem dürren Gestrüpp und, mitten im Weg, zwischen den verstreuten Knochen gefallener Tiere, einen Toten, lang hingestreckt, die Fäuste über den Kopf geworfen, ein hageres, junges Gesicht mit glänzenden Augäpfeln unter den fahlen Lidern. Er kannte die Uniform und die grünen Epauletten. Lag er nicht über ihm, tastete er nicht nach seinem Herzschlag? Trug denn der Tote nicht auch eine goldene Medaille an der Brust? Und wer war's? War er es selbst, Joseph Sigwald? Nein, er kannte ihn. Er hatte es ja nur vergessen, horch, Geschrei, Trompeten, ein Ruf: „Jacques!“ rief jemand. Der Tote regte sich, zuckte — — — Ein entsetzlicher Schrei, ein Gurgeln, die Hand des Müllers griff in die Luft, fank herab wie abgeschlagen, und plötzlich stürzte er in schwerem Fall, wie vom Blitz getroffen, auf die Diele. Der Schlag hatte ihn gerührt.

Einen Tag und eine Nacht lag er bewußtlos, gelähmt vom Scheitel bis zur Sohle. Doch das Leben ließ ihn nicht frei. Am zweiten Tag bewegte er das rechte Lid, am dritten zuckte der rechte Arm. Die linke Seite blieb tot. Und so lag er zehn, vierzehn Tage. Das Leben ging seinen Gang. Die Frauen sorgten, der Vetter kam täglich an sein Bett. Er lag und schwieg. Nur sein Auge verriet, daß er bei Sinnen war. Und jeden Abend, wenn draußen die Post mit Schellenklang und Peitschenknall vorüberstuhr, flackerte das Lichtlein, das in seinem Augenstern loß, unruhig auf. Nichts — vorüber! Von den Toten kommt keine Botschaft mehr. — Das Dengeln der Sensen tönte durchs Fenster — Schellenklang und Peitschenknall. — Nichts — vorüber!

Eines Tages huschte Phinele aus Bett.

„Willst du ihn sehen, Vater?“

Sein Auge antwortete nicht. Der verzerrte Mund blieb unbewegt. Tiefaufatmend aber winkte das Mädchen gleichwohl dem Geliebten. In der Uniform, aber barhaupt trat er ein, ging schnell auf das Bett zu, ergriff die rechte Hand des Kranken und bückte sich. „Onkel Joseph!“

Er erhielt keine Antwort, aber er fühlte, daß die lebendige Nachte sich nicht wehrte. Da sagte er leise, und sein hübsches Gesicht, das im letzten Jahre männlicher geworden war, zeigte einen entschlossenen Zug: „Wir warten, bis es dir gefällt."

Am gleichen Abend sprach der Kranke lallend das erste Wort. Ursula und Marianne waren zugegen.

„Was willst du, Joseph?" fragte die Mutter.

„Medaille!"

„Ich hab' sie zu den anderen gesteckt, Vater."

Er nickte zufrieden.

Die Mutter ging hinaus, um die Thränen zu verbergen, die ersten, seit der Schreckensstunde! Die kleine Frau war alt geworden, aber immer noch hoffte sie von Tag zu Tag. Als Ursula, von Josephine abgelöst, zu ihr trat, sagte sie: „Thu' mir eins zuliebe, Kind, geh' morgen auf ‚Drei Aehren'. Du magst es für mich thun und eine Kerze hinaustragen. Siehst du, ich mein' immer, es war nicht recht, daß du damals zu Fermy gesagt hast, du hättest ein Gelübde zu lösen in ‚Drei Aehren', als ihr über die Berge seid. Es war ja etwas anderes, das dich geführt hat."

Ursula schwieg eine Zeitlang. Die Worte der Mutter hatten ihr den einzigen Glückstag zurückgerufen, den Tag, da sie im Wald eins geworden waren. Sehnsüchtig ging ihr Blick zu den Bergen hinüber. Der Hohenast hob sich waldig vom Himmel ab, zum Greifen nahe. Die Tannenrauschen schwoll die Abendluft zu ihnen herüber in den dämmerigen Hof.

„Wie du willst — ich gehe."

Am frühen Morgen trat sie die Wallfahrt an. Die Kerze lag ihr schwer in der Hand, und im letzten Augenblick noch legte ihr Mutter Marianne ein Päckleln in den kleinen Korb. „Das Glückshämpfele vom letzten Jahr, opfer's der Mutter Gottes. Die Ernte geb' ich ins Waisenhaus, wenn mir der Sohn wiederkehrt."

Ursula that, wie ihr geheißen, aber in der Kapelle, unter den hölzernen Beinen und Herzen ward ihr nicht leichter. Die Kerze brannte, sie legte die Aehren unter die Füße der Jungfrau und verließ das Kirchlein. Einst hatte ein Tieb zu Niedermorschweier die Monstranz gestohlen und war über die Berge entwichen. Auf der Höhe von Labaroche warf er die Monstranz in ein Kornfeld. An drei Aehren blieb sie hängen, und Bienen flogen hinzu und umwoben Aehren und Monstranz. Vorübergehende sahen das Wunder, und bald erhob sich allda eine Kapelle. Ursula kannte die Sage wohl, und doch dachte sie heute zum erstenmal darüber nach. Auch diese drei Aehren waren ein Glückshämpfele gewesen. Schon stand das Korn wieder blaßgrün auf hohen Halmen, aber für sie barg keine Aehre mehr Glück.

Spät am Tage stieg sie auf dem Rückweg durch die Weinberge zu Thal. Der Bannwart begegnete ihr und rückte die Kappe.

„Was macht der Müller, Mamsell Brion?"

Da blieb sie stehen. „Er kann nicht leben und nicht sterben. Wißt Ihr noch?" Sie wies den Waldweg hinauf, und ein herzzerreißendes Lächeln zuckte um ihren Mund.

„Freilich weiß ich's noch, und ich wollt', ich hätt' Euch angehalten, Jungfer! Ja, Fremdenlegion, Franzos werden! Ich pfeif' Euch drauf. Hier, der Boden hält einen fest, ein guter Elsässer bleibt daheim. Das andere ist unsere Sach' nicht. Die da drüben — pah, sie haben immer nur Knochenmehl aus uns gemacht, und welsch, wie man es uns nachredet, sind wir ja eigentlich nie gewesen. Nichts für ungut, und kommt gut heim, Mamsell!"

Er ging weiter, so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er den Mann, der ihm auf dem schmalen Weg begegnete, schier über den Haufen geraunt hätte. Ursula war betroffen stehen geblieben und hatte ihm nachgeschaut. Als aber der Mann, den jener angeraunt, näher kam — sie sah seine Gestalt nur undeutlich im Zwielicht — schrit sie weiter auf dem einsamen Nebenpfad. Ein wenig atemlos erreichte sie das Städtchen. Mutter Marianne ging ihr entgegen und wies sie in die Krankenstube.

„Und du, Mutter?"

„Ich bleib' noch auf der Straße, Kind. Es weht so lustig kühl aus der Ebene ins Thal nach dem heißen Tag."

Ursula erwiderte nichts, sie wußte ja, daß die Mutter Abend für Abend auf der Thalstraße wartete, bis die Post vorüber war.

Und die Post fuhr auch heute vorüber mit Schellenklingen und Peitschenknall. Ein Abbé saß darin, sonst niemand. Da ließ sich Mutter Marianne müde auf den Prellstein nieder. Mit gefalteten Händen saß sie da, und die Eintagsfliegen tanzten um sie her; laut zirpten die Grillen.

Noch war das Abendrot nicht verblaßt. Heimkehrende Taglöhner gingen an ihr vorüber und grüßten.

Da, jählings, erhob sich die Frau. Schlurfend kam ein Mann auf der weißen Straße daher. Er ging gebückt und unsicher; ein formloser Hut deckte seine Stirn, ein Kittel schlotterte um seinen Leib.

Ein Schrei — der mußte bis in den Himmel gedrungen sein, denn die Sterne schlugen plötzlich die Augen auf —

„Mein Bub, mein lieber Bub!"

Und der gebückte Mann richtete sich auf, stammelte: „Mutter!" und hielt sie umfaßt.

Sie lachte und weinte, sie küßte ihn, sie strich ihm durch das wirre Haar und sah ihm in sein mageres, verbranntes Gesicht.

„Jacques! — Jacques! Komm heim, Jacques, komm heim!"

Sie ergriff seinen Arm und wurde plötzlich wie der Tod so blaß. „Was ist mit dem Arm, Kind?"

„Nicht mehr viel, Mutter, er ist lahm!"

„Lahm, o Gott! Vater und Sohn, beide lahm!"

Als hätte sie ihn noch einmal verloren, so warf sie sich an seine Brust. Invalid kehrte er zurück! Sie hatten ihn ausgelesen im Salzland, aber nicht mehr brauchen können!

„Der Vater und — die andern — Mutter?"

„Ja, hast recht — gottlob! — du bist ja daheim!"

Kurz darauf stand Jacques Sigwald am Bett des Vaters. Ursula hielt den Leib des Gelähmten in den Kissen aufrecht, und ihre Augen flossen über im Anblick des Glückes, das vor kurzem schon im Bettlerkleid hinter ihr drein gegangen war, ohne daß sie darum gewußt hatte.

Joseph Sigwald hatte wie durch ein Wunder die Sprache wiedergefunden. Mühsam stammelte er, während er die Hand des Sohnes krampfhaft umklammert hielt: „Hab' Dank, mein Bub, machst mir's leicht aufs Ende hin. Ich bin schuld, daß du lahm und — elend vor mir stehst."

„Red' nicht so, Vater! Die Schuld an die Vergangenheit ist gezahlt mit Zins und Zinseszins. Und jetzt stell' ich mich der Strafe, und dann bleib' ich ein Elsässer — und werd' auch ein Deutscher."

Der Vater sank zurück. Nach einer Weile kehrte ihm die Besinnung wieder, die Augen blickten klar. Da rief er alle zu sich. Fermy neigte sich über den Kranken. Der sah ihn lange an. „Nun gut, Etienne, du bist klüger gewesen als ich. Aber eins hat dir doch gefehlt. Auch du warst nicht mit dem Herzen dabei."

Der Fabrikant lächelte schmerzlich. „Ja, ja, Joseph, das ist's. Aber dich hab' ich immer gern gehabt, trotz alledem."

„Ueberlaß das Geruhaben den Kindern," erwiderte der Müller trocken, und ein Abglanz des alten, rechthaberischen Sinnes zuckte in seinem Auge.

Dann verlangte er nach seinem Weib.

„Marianne," murmelte er, und sie neigte sich zu seinem Ohr. Stoßweise kamen die Worte aus seinem Munde, und sie glättete dabei immerzu die Kissen und antwortete ein über das andere Mal: „Ja, ja, Joseph!" Und immer leiser wurden die Worte, größer die Pausen, schwerer die Atemzüge. Die Medaillen bekümmerten ihn noch mitten in der Nacht. Aber als die Mutter sie ihm in die Hand legte, hatte er schon kein Gefühl mehr in den Fingern. Das deutsche Ehrenzeichen lag obenauf. Er hielt es krampfhaft fest.

Alle wußten, daß es zu Ende ging. Da begann er noch einmal zu sprechen: „Das Rad anhalten, nie mehr mahlen, der letzte Müller." Und kurz darauf: „L'Alsace — — —." Und zuletzt: „Jacques — den Sieb — Marianne — Glückshämpfele."

Jetzt schien er Gesichte zu haben. Dann rief er den Namen seines Sohnes, und auf einmal deutlich: „Hurra!" Das klang unheimlich in der letzten Stunde. Draußen grunte der Morgen, die Vögelein hoben sich groß und hoch in den Himmel, als wäre die Grenze alles Landes dort oben auf den grauen Kuppen.

Da rührte ihn ein letzter Schlag, leise nur, als ob der Tod still die Hand auf ihn gelegt hätte und gesagt: Komm!

* * *

Das Glückshämpfele sollte geschnitten werden. Unweit des Nußbaumes, mitten im gemähten Feld, stand es noch aufrecht, ein Häuflein nickender Aehren, so viel, wie eine Hand umspannen kann. Sie waren mit einer Wickenranke leicht zusammengebunden, so daß sie sich wie über einem Versteck zusammenschlossen. In der Ferne hielt der letzte Erntewagen. Die Garben waren geschichtet, Knechte und Mägde lagen im Schatten, den die Kirchmauer warf, und ihr Lachen schallte herüber.

Sie traten auf das Feld hinaus, vor das Aehrenhäuflein. Auch bei dem Erntewagen war es still geworden. Die Sonne stand im Scheitelpunkt, und jetzt schlugen im Städtchen die Glocken an. Vom anderen Berghang klang die Antwort der Nachbardörfer. Marianne kniete schon in den Stoppeln, neben ihr Ursula. Jetzt ließ sich auch Jacques auf das Knie nieder, und unwillkürlich folgte André, der eigens auf einige Tage Urlaub erhalten hatte, dem Beispiel seines Vetters. Nur Etienne Ferny und das Phinele standen noch aufrecht. Als das letzte Vaterunser, das dritte Ave gesprochen war, schnitt Josephine Sigwald das goldene Korn. Langsam griff sie hinein, und ihr Gesicht war blaß über dem schwarzen Trauerkleid. Aber jetzt schrie sie hell auf. Ein rotes Fädchen hing in ihrer Hand, und daran waren goldene Ringe aufgereiht, einer, zwei, drei, vier. Und alle blickten verwundert, ahnungsvoll auf die seltsame Gabe.

Da sagte die Mutter: „Das hat mir der Vater aufgetragen, in der letzten Nacht, für die Kinder."

Und Jacques löste das Fädchen und verteilte ungeschickt genug mit seinem lahmen Arm die Ringe. Fern in den Stoppeln klang der Ruf einer Wachtel.

Ein greller Pfiff tönte vom Bahnhof herüber. Gleich darauf fuhr der Eisenbahnzug unweit von ihrem Standort vorbei. Die Maschine war noch von der Eröffnungsfeier her mit Girlanden geschmückt und trug ein schwarzweißrotes Fähnchen. Da schwenkte André die Mütze und rief: „Hurra!" Und die Mutter lächelte unter Thränen.

Ursula lehnte sich an Jacques, hob die klaren goldbraunen Augen und sagte: „Ueber Jahr, Jacques, nicht wahr?" Er hielt sie fest. „Ja, übers Jahr — wir müssen ja dem Kaiser Ersatz zahlen für den Krüppel."

Sie wurde nicht rot, sie lächelte nur.

Die Mutter aber trug in ihren weiten, zitternden Händen das Glückshämpfele heim von der unerschöpflich spendenden Heimaterde, und um sie her saugen die Grillen.

Ueber Krankheitsheilung.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Von Professor Dr. Liebermeister †.

Der menschliche Körper hat die Fähigkeit, Zellen oder selbst größere Zellengebiete, die zerstört oder abgestorben sind, neu zu bilden und so den Ausfall wieder zu ersetzen. Diese Fähigkeit der Wiedererzeugung, der Regeneration, ist bei manchen Tieren in viel höherem Maße vorhanden als beim Menschen und den ihm nächstehenden Säugetieren. Es giebt niedere Tiere, bei denen, wenn man sie in zwei Hälften zerschneidet, jede Hälfte durch Regeneration wieder zu einem vollständigen Tiere wird. Bei Eidechsen wird der Schwanz oder ein Bein, wenn es abgebrochen war, wieder neu gebildet. Beim Menschen kommt die Regeneration nur in viel beschränkterem Maße vor.

In manchen Fällen kann ein Ausfall in einem Gewebe durch gleichwertiges Gewebe mehr oder weniger vollständig wieder ersetzt werden, so bei den Knochen und einigermaßen auch bei den Drüsen und den Nerven. Wenn z. B. ein Nerv durchschnitten oder sonst unterbrochen worden ist, so daß die von ihm versorgten Muskeln gelähmt sind oder die Teile, in welchen er sich verbreitet, kein Gefühl mehr haben, so wird er, wenn die Verhältnisse günstig sind, durch Naturheilkraft regeneriert, so daß die Lähmung oder die Gefühllosigkeit vollständig wieder verschwindet. Dabei ist es Aufgabe des Arztes, die äußeren Verhältnisse so herzurichten, daß die Regeneration möglich wird, indem er z. B. einen die Regeneration hindernden Eiterherd oder eine Narbe beseitigt, unter Umständen auch die getrennten Nervenstücke aneinander näht, indem er ferner durch Anwendung der Elektricität oder durch Mittel, welche die örtliche Ernährung begünstigen, die Regeneration fördert. Häufig geschieht die Regeneration ganz ohne unser Zuthun. Wenn z. B. infolge einer schweren und lange dauernden fieberhaften Krankheit zahlreiche Zellen der Leber und anderer Drüsen, des Herzmuskels, der Körpermuskeln oder anderer Organe zu Grunde gegangen sind, so werden, wenn das Fieber ausgehört hat, von den noch vorhandenen Zellen aus neue Zellen gebildet, so daß im Laufe der Zeit die geschädigten Organe vollständig wieder hergestellt werden.

In anderen Fällen wird nicht das verloren gegangene Gewebe neu gebildet, sondern es entsteht nur Bindegewebe, welches die Bernarbung herstellt. So wird, wenn ein Arm oder ein Bein abgeschnitten wurde, der am Körper zurückbleibende Stumpf nur durch Narbengewebe geschlossen. Wenn ein größeres Stück der äußeren Haut zerstört ist, so wird die Lücke zwar wieder geschlossen, aber nicht durch Hautgewebe, sondern nur durch bindegewebiges Narbengewebe, das zwar neugebildete Gefäße enthält, in dem aber die besonderen Gebilde der Haut, wie Haarbälge, Talgdrüsen, Schweißdrüsen, nicht vorhanden sind. Dabei wird, indem das neugebildete Narbengewebe sich zusammenzieht, die Haut aus der Nachbarschaft herangezogen, so daß oft große Lücken in der Haut vollständig wieder zuheilen. Und wo die Lücke zu groß ist, als daß sie einfach durch Heranziehung der benachbarten Haut von selbst wieder geschlossen werden könnte, da kann der Arzt durch Einschnitte in die Haut die Heranziehung erleichtern und vervollständigen, oder er kann auch ein Stück Haut von einer anderen Körperstelle her auf die Lücke überpflanzen. So können große Lücken in der Haut wieder geschlossen werden, und es können verloren gegangene Teile, z. B. eine ganze Nase, künstlich wieder ersetzt werden. Derartige plastische Operationen haben oft überraschende Erfolge, wenn der Arzt aus Erfahrung genau weiß, wie solche aus ihrer ursprünglichen Lage gebrachte Hautstücke sich nachher zu verhalten pflegen. Das eigentliche Zusammenwachsen erfolgt auch in diesem Falle dadurch, daß von den noch vorhandenen Zellen aus neue Zellen gebildet werden; es ist somit die Naturheilkraft, deren Wirkung man genau kennen muß, um durch ihre Vermittelung den gewünschten Erfolg zu erreichen. In ähnlicher Weise wird auch ein durchgetrennter Muskel durch Narbengewebe wieder vereinigt.

Ein solcher Ersatz der zerstörten Gewebe durch neugebildetes Bindegewebe und ebenso die nachträgliche Zusammenziehung des Narbengewebes ist meist als ein günstiges Ereignis, als eine wenn auch etwas unvollkommene Naturheilung anzusehen. Unter besonderen Umständen können aber auch diese gleichen Vorgänge sehr nachteilig wirken, indem durch die Narbenbildung unerwünschte Verwachsungen entstehen oder durch die Einschrumpfung des Narbengewebes Verkürzungen und Verkrümmungen zustande kommen, welche die Funktionen der Organe schwer beeinträchtigen, und deren Verhütung oder Beseitigung oft auch der sorgfältigsten Thätigkeit des Arztes nicht gelingt. Namentlich durch narbige Verengerung von Kanälen, z. B. der Speiseröhre oder des Darmes, werden nicht selten Störungen herbeigeführt, die den Fortbestand des Lebens in Frage stellen oder ganz unmöglich machen.

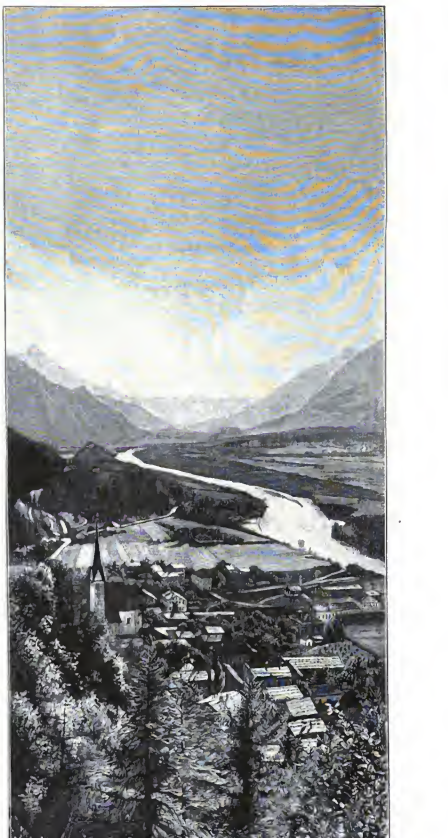
Wir haben an den bisherigen Beispielen gesehen, wie die Heilung der Krankheiten darauf beruht, daß der Körper in höchst mannichfacher Weise die schädigenden Einwirkungen abwehrt, oder daß er verloren gegangene Teile wieder ersetzt. Es kommen aber überaus häufig auch krankhafte Veränderungen im Körper vor, die in seiner Weise wieder beseitigt werden können. Die landläufige Vorstellung, daß für jede Krankheit ein Kraut gewachsen sei, ist leider nicht richtig: es giebt zahlreiche unheilbare Krankheitszustände. Aber selbst bei diesen ist die Naturheilkraft nicht unwirksam; sie vermindert häufig den dadurch entstehenden Nachteil durch Anpassungen und Ausgleichungen oder durch Kompensationen. Die Kompensation besteht meist darin, daß

für einen Teil, der unheilbar zerstört oder für die ihm zukommenden Verrichtungen unfähig geworden ist, ein anderer Teil gewissermaßen stellvertretend eintritt. Im einzelnen sind dabei die Vorgänge außerordentlich mannigfaltig.

Fast alle unsere Organe sind so reichlich bemessen, daß sie im gewöhnlichen ruhigen Zustande nur zum Teil in Thätigkeit zu treten brauchen, und daß nur bei außergewöhnlichen Zuständen die ganze Thätigkeit des Organs in Anspruch genommen wird. Wir haben ausgiebige Vorrichtungen für sogenannte Reservekräfte. Unsere Lungen können bei körperlichen Anstrengungen ein Vielfaches von dem leisten, was sie in der Ruhe zu leisten haben; daraus erklärt es sich, daß ein Mensch zur Not noch leben kann, wenn nur noch die Hälfte oder ein Viertel seines Lungengewebes funktionsfähig ist; freilich würde dann jede bedeutendere körperliche Anstrengung sofort große Atemnot bewirken. Dabei zeigt sich die Kompensation auch noch in der Weise, daß der noch thätige Teil der Lunge sich vergrößert, und daß so seine atmende Fläche vermehrt wird. Auch unser Gehirn ist weit größer, als es für den notdürftigen Gebrauch erforderlich wäre; so ist es verständlich, daß in einzelnen Fällen der Ausfall gewisser, selbst großer Teile des Gehirns keine besonders auffallenden Störungen der Geistesthätigkeit zur Folge hat. Viele Organe sind doppelt vorhanden, und es kann zur Not eines derselben entbehrt werden. So kann ein Auge oder ein Ohr verloren gehen, ohne daß deshalb die Fähigkeit zu sehen oder zu hören aufgehoben ist. Wenn eine Niere verloren geht, so wird die Harnabsonderung vollständig von der anderen allein besorgt, und dabei erfolgt eine kompensierende Vergrößerung der noch vorhandenen Niere.

Für manche besonders lebenswichtige Funktionen sind verschiedene Organe vorhanden, so daß, wenn die Thätigkeit eines Organes ausfällt, durch vermehrte Thätigkeit eines anderen ein Ersatz geliefert werden kann. Wenn z. B. der Magen seinen salzsäurehaltigen Magensaft mehr absondert, so daß er die Eiweißkörper nicht mehr verdauen kann, so ist deshalb die Aufnahme dieser unentbehrlichen Nährstoffe noch nicht unmöglich gemacht, denn die Bauchspeicheldrüse kann die Stellvertretung übernehmen. Die Umwandlung des Stärkemehls in Zucker, die ebenfalls für die Ernährung unentbehrlich ist, wird nicht nur durch die Mundspeicheldrüsen, sondern auch durch die Bauchspeicheldrüse besorgt. Die Aufnahme der Fette wird sowohl durch die Bauchspeicheldrüse als auch durch die Gallenabsonderung der Leber ermöglicht.

Die Kompensation erfolgt zuweilen in der Weise, daß gewisse Teile, die für gewöhnlich nur wenig ausgebildet sind, sobald es nötig wird, nachträglich eine größere Ausbildung erlangen, so daß sie befähigt werden, für andere verloren gegangene oder nicht mehr leistungsfähige einzutreten. Ein besonders ausgezeichnetes Beispiel dieser Art der Kompensation bietet das Verhalten der Blutgefäße bei Verschließung eines größeren Stammes, die Entstehung des sogenannten „Kollateralkreislaufs“. Wenn die Hauptarterie, welche einen Körperteil mit Blut versorgt, unterbunden oder auf irgend eine andere Art verschlossen ist, so ist damit die Zufuhr des ernährenden Blutes auf dem gewöhnlichen direkten Wege unmöglich geworden. Aber der betreffende Körperteil ist deshalb noch nicht aller Ernährung beraubt, er braucht noch nicht abzusterben: die kleineren Arterien im Körper stehen in mannigfacher Verbindung untereinander, und kleinere Seitenzweige, die von der Hauptarterie vor der Verschlußstelle, oder die von benachbarten größeren Arterien abgehen, spenden immer noch so viel Blut, daß der Körperteil notdürftig ernährt werden kann. Und nun tritt die Kompensation ein: diese Seitenzweige,



Brixlegg im Unterinnthal.
Nach dem Gemälde von A. Schlabitz.

die sogenannten Kollateralen, werden allmählich so erweitert und treten in so vollständige Verbindung mit den vorhandenen Gefäßen des Teiles, daß nach Ablauf einiger Zeit die Blutversorgung wieder nahezu ebenso reichlich ist wie im Normalzustande. Ich bemerke dazu, daß diese Erweiterung der Kollateralen sich vollständig physikalisch erklären läßt aus den Gesetzen, welche bei der Strömung von Flüssigkeiten in elastischen Röhren zur Geltung kommen; der Umstand aber, daß nun in den erweiterten Kollateralen auch die Wandungen sich entsprechend verdicken, erklärt sich nicht mehr mechanisch, sondern biologisch: es handelt sich um eine Lebensthätigkeit, wie sie unter ähnlichen Umständen auch sonst beobachtet wird.

Es ist ein nahezu allgemeingültiges biologisches Gesetz, daß ein Organ, welches häufig thätig ist, bis zu einem gewissen Grade an Leistungsfähigkeit zunimmt, daß dagegen bei einem Organ, welches lange Zeit hindurch vollständig unthätig ist, die Leistungsfähigkeit abnimmt oder selbst ganz verloren geht. Diese Folgen einerseits der Uebung und andererseits der Unthätigkeit zeigen sich in besonders auffallender Weise bei den Muskeln: es ist allgemein bekannt, wie beim gesunden Menschen die Muskelgruppen am stärksten sich entwickeln, die am meisten angestrengt werden. Diese Eigentümlichkeit beobachtet man nicht nur bei den willkürlichen, sondern auch bei den unwillkürlichen Muskeln, und sie ist von besonderer Bedeutung für das Verständnis mancher Kompensationen. Wenn z. B. an irgend einer Stelle im Verlaufe des Darmkanals eine Verengung besteht, durch welche die Fortbewegung des Inhalts erschwert wird, so wird die Darmmuskulatur oberhalb dieser Stelle dicker und leistungsfähiger, und dadurch kann, solange die Verengung nicht zu bedeutend ist, das Hindernis überwunden werden. In ähnlicher Weise werden Hindernisse in manchen anderen Kanälen des Körpers kompensiert durch stärkere Entwicklung der Muskulatur oberhalb der schwer durchgängigen Stelle.

In besonders augenfälliger Weise zeigt sich diese Art der Kompensation beim Herzen. Je mehr Arbeit es zu leisten hat, desto mehr nimmt seine Muskulatur zu. Es gilt dies sowohl für das ganze Herz als auch für jeden seiner einzelnen Abschnitte, und es ist dies besonders wichtig für die Kompensation der Klappenfehler des Herzens.

Das Herz ist eine Druckpumpe, welche das Blut einerseits behufs der Ernährung durch alle Teile des Körpers und andererseits behufs der Aufnahme von Sauerstoff und der Entfernung der Kohlensäure durch die Lungen treibt. Ohne eine genügende Leistung des Herzens ist der Fortbestand des Lebens nicht möglich. Die Arbeit des Herzens ist aber abhängig sowohl von seiner Muskulatur, welche die Druckkraft liefert, als auch von dem richtigen Spiel der vier darin vorhandenen Ventile, der Herzklappen, welche das Rückströmen des Blutes verhindern. Wenn eines dieser Ventile schadhaft ist, so daß es nicht vollständig schließt, oder wenn eine der Ventilöffnungen verengt ist, so daß das freie Durchströmen des Blutes behindert ist, so reden wir von einem Klappenfehler. Die meisten dieser Klappenfehler sind unheilbar. Aber es ist das Bestehen eines Klappenfehlers nicht unvereinbar mit dem Fortbestand des Lebens: er kann während langer Zeit so kompensiert werden, daß der Blutumlauf in der Hauptsache noch in normaler Weise vor sich geht, daß der Kranke durch den Klappenfehler unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht belästigt ist, und daß er nur unfähig ist zu ungewöhnlichen körperlichen Anstrengungen. Die Lehre von den Klappenfehlern des Herzens und von ihrer Kompensation gehört zu den interessantesten Abschnitten der Pathologie: wir sind imstande, für jeden Klappenfehler von vornherein genau anzugeben und theoretisch mit Sicherheit abzuleiten, welche weiteren Veränderungen der einzelnen Herzabschnitte dadurch hervorgerufen werden, und wie durch diese Veränderungen die Kompensation hergestellt wird. Ich beschränke mich hier auf einige Andeutungen.

Auch eine gewöhnliche Druckpumpe ist, wenn eines der Ventile schadhaft geworden ist, deshalb noch nicht ganz unbrauchbar: aber wenn sie noch benutzt wird, müssen wir darauf rechnen, daß für eine bestimmte Leistung eine größere Arbeitskraft nötig sein wird, als wenn alles in Ordnung wäre. Ebenso verhält es sich beim Herzen. Wenn eine der Klappen schadhaft ist, so kann der Schaden ausgeglichen oder kompensiert werden durch größere Arbeit: der hinter der betreffenden Klappe wirkende Herzabschnitt muß mehr Arbeit leisten, seine Muskulatur nimmt zu, oft bis auf das Doppelte der normalen Stärke und nicht selten bis auf ein Mehrfaches, und so wird er befähigt, die verlangte größere Arbeit zu leisten. Dabei werden zugleich einzelne Herzabschnitte infolge des stärkeren Innendruckes erweitert, und zwar nach physikalischen Gesetzen immer so, wie es für die Kompensation nötig ist. Diese Kompensation kommt zustande ganz ohne unser Zuthun; es ist nur erforderlich, daß das Herz genügend ernährt wird, und daß ihm keine zu großen Leistungen zugemutet werden.

Ein gut kompensierter Herzklappenfehler kann lange Zeit ohne wesentliche Beschwerden, und ohne daß die Leistungsfähigkeit des Kranken erheblich beeinträchtigt ist, ertragen werden. Aber es ist dabei doch ein Uebelstand. Je mehr ein Herzabschnitt zu leisten hat, desto leichter kann er auf die Dauer ermüden, indem sich allmählich eine Entartung der Muskulatur einstellt. Daraus folgt als erste Regel für die Behandlung der Klappenfehler, daß man es vermeide, dem Herzen übermäßige Arbeit zuzumuten, daß man also alle bedeutenderen körperlichen Anstrengungen und womöglich auch alle ungewöhnlichen Aufregungen fernhalte. Denn je mehr die Arbeit des Herzens in Anspruch genommen wird, desto eher kommt es zu einer Kompensationsstörung mit ihren schlimmen Folgen. Auch wenn solche Kompensationsstörung einmal eingetreten ist, ist noch nicht alles verloren: in den meisten Fällen sind wir imstande, durch zweckmäßige Maßregeln die Kompensation wieder herzustellen. Aber es bleibt eine Neigung zu Rückfällen, und nur durch noch größere Vorsicht kann es vermieden werden, daß solche sich immer wieder einstellen, und daß schließlich die Kompensation überhaupt unmöglich wird.

Ich habe versucht, an einzelnen Beispielen zu zeigen, in wie mannigfaltiger Weise die Naturheilkraft sich äußert. Wir haben gesehen, daß der menschliche Körper neben der für die normalen Lebensbedingungen passenden Organisation auch noch Einrichtungen besitzt, die ihn befähigen, krankmachenden Einwirkungen zu widerstehen, erlittene Schäden wieder auszubessern und selbst da, wo dies nicht möglich ist, die nachteiligen Folgen durch Ausgleichung zu vermindern. Aber wir haben dabei auch erkannt, daß die Naturheilkraft keine unbegrenzte ist, daß ihre günstige Wirkung von besonderen Bedingungen abhängt, und daß bei gleichen Vorgänge, die unter gewissen Umständen heilsringend sind, unter anderen Verhältnissen auch Verderben bringen können. Die Naturheilkraft, so günstig sie für die Organismen und so zweckmäßig deshalb ihr Vorhandensein im allgemeinen ist, wirkt im einzelnen doch nur nach den Gesetzen der Kausalität, eine bewußte Zweckmäßigkeit kommt ihr nicht zu. Die Aufgabe des Arztes bei Krankheiten besteht wesentlich darin, gewissermaßen diesen Mangel der bewußten Zweckmäßigkeit zu ergänzen, indem er in umsichtiger Weise durch seine Anordnungen so weit als möglich die Bedingungen herstellt, unter denen die Wirkungen der Naturheilkraft sich günstig äußern können. Es ist dies eine große Aufgabe, die nicht bloß eine ganze Reihe technischer Fertigkeiten und Kenntnisse verlangt, sondern die ein umfassendes und eingehendes Verständnis der Lebensvorgänge unter gesunden und krankhaften Verhältnissen erfordert, eine Aufgabe, die eben deshalb auch so schwierig ist, weil die Wissenschaft noch so viele unüberbrückte Lücken aufweist. Auf der anderen Seite ist sie für den, der sie einigermaßen beherrscht, eine sehr dankbare Aufgabe, deren Lösung ihm eine Fülle von Befriedigung und Freude bereitet. Wenn der Arzt sich diese seine Aufgabe immer gegenwärtig hält, wenn er sich klar darüber ist, daß nicht er es ist, der den Kranken heilt, sondern daß er auf die Wirkung der Naturheilkraft angewiesen ist, dann wird er es vermeiden, da entscheidend einzugreifen, wo auch ohne seine Thätigkeit die Heilung zu erwarten ist, und er wird sich hüten vor einer Vielgeschäftigkeit, die zuweilen mehr schaden als nützen würde. Je nach dem Verhalten des Kranken und seiner Organe wird in dem einen Fall ein bedeutender Eingriff nötig sein, in dem anderen nicht, und selbst bei den gleichen Krankheitszuständen wird je nach der Individualität des Kranken das Verfahren oft sehr verschieden sein müssen. Es ist dies das „Individualisieren“, das von allen tüchtigen Aerzten von jeher gelehrt und geübt worden ist.

Mit dem bisher Angeführten ist aber nur eine Seite der ärztlichen Thätigkeit angedeutet, und wir würden uns einer großen Einseitigkeit schuldig machen, wenn wir alle ärztlichen Einwirkungen nur auf die Ermöglichung oder Förderung der Naturheilung zurückführen wollten. Es giebt in der That Fälle, bei denen die Thätigkeit des Arztes allein genügt, um auch ohne die Mithilfe der Naturheilkraft den Schaden vollständig zu beseitigen. Der Arzt hat hier und da Gelegenheit, einen Fremdkörper aus dem Auge, aus der Luftröhre oder der Speiseröhre, eine Kugel aus einer Wunde zu entfernen; oder wenn z. B. ein Darm in eine Bruchpforte eingeklemmt ist, so kann, wenn es dem Arzte gelingt, ihn zurückzubringen, damit die ganze, höchst lebensgefährliche Störung ausgeglichen sein. Oder wenn ein Gelenk ausgerenkt ist, so kann es wieder eingerenkt werden. Wenn wir einen Bandwurm abtreiben oder andere schädliche Parasiten fortschaffen, wenn wir ein Gift durch rechtzeitige Entleerung oder durch ein Gegengift unschädlich machen, so hat unsere Thätigkeit allein den Schaden beseitigt, und nur so weit etwa die Parasiten oder die Gifte schon krankhafte Zustände bewirkt haben, müssen wir uns darauf verlassen, daß nach Entfernung der Ursache die Natur den Schaden ausbessern werde. In allen solchen Fällen besteht offenbar die Leistung des Arztes weniger in der Heilung einer schon vorhandenen Krankheit, als vielmehr in der Sorge für Verhütung einer solchen durch rechtzeitige Entfernung der krankmachenden Schädlichkeiten. Damit berühren wir ein Gebiet der ärztlichen Thätigkeit, auf welches wir hier nicht näher eingehen wollen, welches aber an Bedeutung dem bisher besprochenen gewiß nicht nachsteht.

Runen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Roman von **E. Werner.**

Auf der Küstenstation sah man auch den Sturm heraufziehen, und die erfahrenen Seelente wußten, daß es ein schweres Wetter sein würde. Gegen Mittag war der „Seeadler“ durchgekommen und ohne Aufenthalt, mit vollem Dampf, in das Meer hinausgefahren. Die Leute schüttelten die Köpfe und meinten, das sei eine Tollheit bei diesen Wetterzeichen, wenn man nicht hinaus müsse, und hier handelte es sich doch nur um die Laune eines vornehmen Herrn! In den späten Nachmittagsstunden war die gleichfalls wohlbekannte „Freya“ angelangt, doch deren Herr war vernünftiger, obgleich er wahrhaftig den Sturm nicht scheute. Die „Freya“ ging also vor Anker in dem kleinen, aber sicheren Hafen der Station und wollte dort bis zum Morgen warten. Am Abend kam auch der Fjorddampfer von Raanodal und landete seine Passagiere, die obnehin während der Nacht hier bleiben mußten. Aber es wurde eine unruhige Nacht.

Mit dem Eintritt der Dunkelheit brach das Unwetter los, in einer furchtbaren Heftigkeit. Draußen auf der See raste ein förmlicher Orkan, die Brandung am Ufer stieg zu einer gefahrdrohenden Höhe, die Schiffe im Hafen zerrten und rissen an ihren Ankerketten und drohten, sich loszureißen. Das ging die ganze Nacht hindurch, bis zum Tagesgrauen, und als es hell wurde, zeigte sich erst, wie arg das Wetter wütete.

Man konnte nicht weit sehen, des Nebels wegen; aber so weit der Blick reichte, waren Himmel und Meer im wildesten Aufruhr. Jagendes Sturmgewölk oben und tobende Wellen unten, die nahgelegenen Felseninseln überflutet, und noch immer hielt der Sturm an, mit unverminderter Gewalt.

Auf der am höchsten gelegenen Inselstelle stand eine Gruppe von Männern, deren Mittelpunkt Harald Thorvik bildete, mit den Lotsen, die sich um ihn drängten. Sie sprachen laut und erregt miteinander und unterbrachen sich nur, um zu lauschen, wenn von der See her in regelmäßigen Zwischenräumen ein ferner, dumpfer Ton herüberdrang. Da kam Bernhard Hohenfels mit Christian.

„Was geht denn da draußen vor?“ fragte er. „Ein Schiff in Gefahr? Das sind ja Notschüsse!“

„Ja, vom ‚Seeadler‘!“ versetzte Thorvik. „Er hat wahrscheinlich zurück gewollt, als es ihm da draußen zu arg wurde, und ist dabei auf den Svendholm geraten. Nun sitzt er fest, und es ist ihm nicht beizukommen.“

In dem Gesicht des jungen Mannes zeigte sich eine schreckensvolle Ueberraschung. Er wußte allerdings, daß sein Onkel und Sylvia schon abgereist waren und Sassenburg sich allein auf seiner Jacht befand, aber er wußte auch, was eine Strandung bei solchem Wetter bedeutete. Der Svendholm lag am weitesten draußen von all den Inseln und Klippen, im offenen Meere.

„Wie habt ihr erfahren, daß es der ‚Seeadler‘ ist?“ rief er hastig. „Ist ein Boot hinausgegangen?“

„Jawohl, Herr, schon als es Tag wurde,“ sagte einer der Lotsen. „Es ist die Jacht des Prinzen, gesehen haben wir sie von fern, aber wir konnten nicht heran. Dreimal haben wir es versucht, aber es ging nicht, wir mußten wieder zurück ans Land.“

Bernhard versuchte vergebens, mit den Augen den Nebel zu durchdringen. Er kannte diese wettersesten, unerschrockenen Seeleute, die keine Gefahr scheuten. Sie waren es gewohnt, das Leben einzusetzen für das eigene Schiff, wie zur Hilfe für ein fremdes; wenn sie nicht mehr hinausgingen, dann war es in der That nutzlos. Er trat zu Thorvik, der sich an dem letzten Wortwechsel gar nicht beteiligt hatte, sondern stumm in die See hinausschaute, und zog ihn beiseite. „Ich fürchte, die da draußen können nicht warten,“ sagte er halblaut. „Sie fordern fortwährend Hilfe mit den Notschüssen, es muß schlimm stehen.“

Harald nickte. „Wenn sie sich am Svendholm festgerannt haben, der hält sie fest, da kommen sie nicht wieder los. Die Boote können freilich nicht hinkommen, aber deine ‚Freya‘ — die schafft es vielleicht!“

Bernhards Augen blitzten auf. „Das war eben mein Gedanke! Die ‚Freya‘ kommt durch, die geht durch jedes Wetter!“

„Wenigstens könnte man es versuchen. Ich wollte dich gerade fragen —“ Harald stockte und sah zu Boden, dann aber vollendete er entschlossen — „ob du mir dein Schiff geben willst dazu?“

„Du willst hinaus?“ fragte Bernhard mit schwerer Betonung. „Gerade ich! Ich bin der Nächste dazu!“

Die Augen der beiden Männer begegneten sich und Bernhard mußte der Stunde gedenken, da der „Seeadler“ auch dem Verderben nahe gewesen war und nur sein energischer Griff in das Steuer ihn gerettet hatte.

„Du willst nicht?“ fragte Thorvik, als keine Antwort erfolgte. „Du traust mir also nicht!“

„Ja!“ sagte Bernhard plötzlich fest. „Du hast recht, du bist der Nächste dazu, aber wir gehen zusammen. Ich lasse die Freya‘ fertig machen!“

Er eilte fort und Harald trat zu den Seeleuten. In ein paar Minuten hatte man sich verständigt. Das Beispiel wirkte. Wenn die „Freya“ durchkam bis zum Holm, dann wollte man es mit dem Boote versuchen und ihr wenigstens entgegenkommen.

Christian, der vorhin die halblaut geführte Unterredung nicht hatte verstehen können, erfuhr erst jetzt, um was es sich handelte. Er drängte sich hervor und rief stürmisch:

„Da gehe ich auch mit!“

„Du bleibst hier!“ fuhr ihn Harald unsanft an. „Solch einen Gelbschnabel können wir nicht brauchen!“

Aber da kam er übel an bei dem Holsteiner, der schüttelte ihm seine jungen Fäuste gerade vor der Nase und trotzte: „Ich verstehe meine Sache so gut wie Ihr. Ich gehöre auf die ‚Freya‘, und es sind meine Landsleute da draußen, die lasse ich nicht im Stich. Ich gehe mit!“ Und eilig, als fürchtete er, gewaltsam zurückgehalten zu werden, stürzte er seinem Kapitän nach.

Draußen auf dem Svendholm lag noch immer der „Seeadler“, die schöne, stolze Jacht, die gestern hinausgedampft war, wie zu einem Tanz mit dem Sturme, jetzt ein hilfloses Wrack. Die scharfen Klippen waren ihm tief in den Leib gedrungen. Das Hinterdeck war schon gesunken, das vordere wurde noch von den Felsen gehalten, aber die Wogen, die den ganzen Holm überfluteten, stürmten unaufhörlich dagegen an. Der Versuch, die Boote auszusetzen, die bei der Katastrophe noch unversehrt

geblieben waren, mißglückte. Das eine kenterte sofort in der Brandung, das andere wurde von den Wellen gegen die Felsen geschleudert und zerschmettert, noch ehe man es bemannen konnte. Damit schwand die letzte Hoffnung der Schiffbrüchigen, sie waren verloren, wenn keine Hilfe kam.

Aber die Hilfe war gekommen. Die „Freya“ ging wirklich durch Sturm und Wetter, sie hatte sich durchgekämpft bis in die unmittelbare Nähe des Holms, und man konnte sich verständigen. Es war freilich eine fast unmögliche Aufgabe, das Schiff zu führen und zu halten bei diesem Seegang, wo es in höchster Gefahr war, selbst auf die Klippen geworfen und vernichtet zu werden, aber am Steuer stand Harald Thorvik und regierte es mit eisernen Fäusten. Unbekümmert um das Toben, Donnern und Heulen ringsum, ohne mit der Wimper zu zucken, stand er da. Eisige Entschlossenheit in dem braunen Gesicht, das Auge unverwandt auf die drohenden Felsen gerichtet, bewahrte er jede Bewegung der „Freya“ und wehrte mit äußerster Anstrengung dem jeden Augenblick zu erwartenden Zusammenstoß.

Bernhard hatte das nicht minder schwierige und gefährliche Werk übernommen, die Verbindung mit dem „Seeadler“ herzustellen. Das Boot der „Freya“ mußte sie leisten, und es hielt aus, denn man konnte jetzt von der Landseite heran, wo die Brandung nicht ganz so heftig war. Er führte das Steuer, die Ruder Christian, der wacker und unerschrocken arbeitete und eine überraschende Kraft zeigte in seinen jungen Armen. Es war ja nicht weit bis zum Holm, aber auf dieser kurzen Strecke ging die Fahrt auf Leben und Tod für die Retter.

Alles, was an Menschen auf dem „Seeadler“ war, hatte sich auf dem Vorderdeck zusammengedrängt, das noch standhielt, aber bei jeder neuen See, die herankam, hin und her geschlendert wurde. Vorn stand der Kapitän und traf mit voller Ruhe und Besonnenheit seine Anordnungen. Von einer Rettung des Schiffes konnte keine Rede mehr sein, es galt nur noch, das Leben zu retten, und sein Beispiel, sein Kommando hielten Ordnung und Disciplin aufrecht. Als das Boot anlam, ließ er zunächst die Dienerschaft des Prinzen antreten. Die Leute waren blaß und zitterten, aber die Haltung der Besatzung gab auch ihnen Mut. Sie fügten sich stumm und gehorsam jeder Weisung. Mit Lebensgefahr, aber glücklich kamen sie in das Boot hinunter.

„Wo ist der Prinz?“ rief Bernhard, der erwartet hatte, diesen zuerst zu sehen. „Wo ist euer Herr? Warum kommt er nicht?“

„Er will nicht!“ war die Antwort. „Er will erst als der letzte sein Schiff verlassen.“

„Das ist Tollheit!“ fuhr Hohenfels auf. „Das ist Sache des Kapitäns, nicht die seinige. Er ist ja kein Seemann!“

Zu Aufeinandersetzungen war aber keine Zeit hier, wo jede Minute das Schlimmste bringen konnte. Es folgten noch ein paar von den Matrosen, dann stieß das Boot ab und barg seine Insassen drüben auf der „Freya“. Die zweite Fahrt wurde unternommen und glückte wie die erste, jetzt aber rief Bernhard zu dem Kapitän hinauf: „Schaffen Sie den Prinzen her! Der verwünschte Eigensinn kostet ihn das Leben! Wo ist er?“

„Nicht zu finden!“ tönte es von oben zurück. „Auf einmal wie verschwunden! Wir suchen ihn vergebens!“

Von weiterem Suchen konnte freilich nicht mehr die Rede sein. Die da oben behaupteten sich nur mit Mühe gegen die Sturzseen, von denen sie fortwährend überschüttet wurden, und jetzt wankte und krachte schon alles um sie her. Der Kapitän sah, daß es sich hier nur um Minuten handelte, und sein Befehl trieb die Leute, die noch bei ihm waren, zur höchsten Eile. Sie kamen noch hinunter, er folgte als der letzte, und dann stieß das Boot ab. Es mußte zurück, wollte es nicht selbst in die Katastrophe hineingezogen werden.

Da erschien plötzlich am oberen Ende des Schiffes, das sich beim Scheitern förmlich aufgebäumt hatte, die Gestalt Alfred Sassenburgs. Er konnte eben erst hervorgetreten sein und stand nun, sich an die Brüstung festklammernd, aber aufrecht. Die Kappe des Wettermantels war herabgeglitten und ließ sein Gesicht frei. Bleich, aber mit starrer, finsterer Ruhe blickte er auf die tobende See und auf die Flüchtenden. Bernhard sah ihn zuerst und sein Ruf machte auch die anderen aufmerksam.

„Springen Sie herunter!“ schrie er. „Das Schiff sinkt! — Wagen Sie den Sprung — wir holen Sie ins Boot!“

Es kam keine Antwort, der Prinz hob nur die Hand und winkte, wie zum Abschiede. In dem Augenblick wurde es Bernhard plötzlich klar, daß der Mann dort die Rettung nicht wollte, daß er mit voller Absicht sein Schicksal gewählt hatte, wenn auch das Brausen des Sturmes seine letzten Worte verschlang:

„Geh du zu deinem Glück — ich gehe zu deinem Vater!“

Da kam es drüben vom Meere heran wie eine Sturmflut, riesige, grünlich schimmernde Wasserberge, mit weißem Gischt auf den Häuptern. Zusammenbrechend stürzten sie nieder auf das Wrack und rissen es los vom Felsen. Ein Schäumen, Zischen, Aufsochen, wie aus einem Höllenstrudel! Wie gejagt floh das Boot und kam noch rechtzeitig aus der verderbenbringenden Nähe. Als es die „Freya“ erreichte, war die Klippe leer — der „Seeadler“ lag in der Tiefe, und sein Herr mit ihm.

Die große Festwoche in Kiel war zu Ende, das prächtige Schauspiel der Flottenschau vorüber und ein Teil der Schiffe rüstete sich bereits zum Aufbruch. Im Hafen und in der Stadt herrschte aber noch das regste Leben. Die Boote mit den Seeoffizieren und Matrosen kamen und gingen und die Menge der Fremden zerstreute sich erst nach und nach.

Am Hafen schlenderten zwei junge Seeleute, Arm in Arm, hin und schwatzten sehr vergnügt miteinander, plötzlich aber richteten sie sich stramm auf und machten Honneur vor einem Marineleutnant, der eben mit seinem Boote landete.

„Nun, Christian,“ fragte er herantretend, „du schwelgst wohl in deiner neuen Würde als Schiffsjunge und Mitglied der kaiserlich deutschen Marine? Und Sie, Hinrich Kunz, Sie sind natürlich auch da mit der ‚Thetis‘! Nicht wahr, hier geht es lustiger zu als da oben am Eismeer, wo wir uns zuletzt trafen? Und der Christian ist nun vollends froh, daß ihm wieder die deutsche Luft um die Nase weht?“

„Zu Befehl!“ versetzte Christian, der in seiner neuen Tracht sehr schmuck aussah. „Aber das Schönste ist doch, daß ich nun beisammenbleibe mit meinem Kapitän — mit meinem Herrn Leutnant, wollt' ich sagen.“

Der Offizier, es war Kurt Ferstein, lachte laut auf. „Ein hübsches Beisammensein! Er dampft heut' ab nach Afrika, nach unseren Kolonien, und du bleibst in Kiel, auf dem Schulschiff. Da hast du ihn allerdings recht nahe!“

„Aber wir stehen doch unter einer Flagge!“ rief Christian begeistert. „Ich glaube, ich hätte es nicht ausgehalten, wenn er in Raausdal geblieben wäre.“

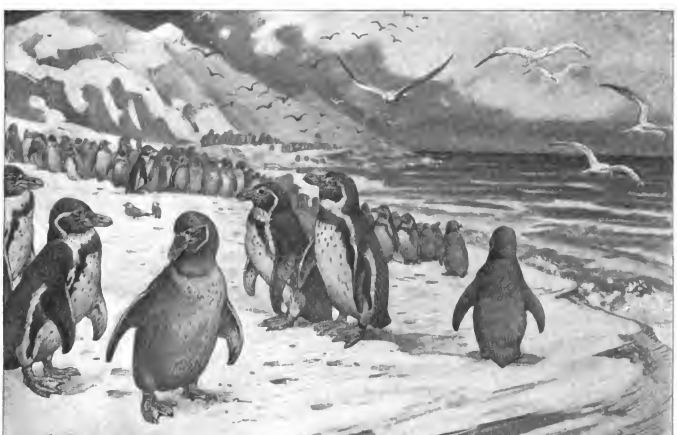
„Nun, glücklicherweise hielt er das auch nicht aus. Aber ich kann dir noch eine Neuigkeit aus Raausdal mitteilen. Der frühere Steuermann des ‚Seeadlers‘, jetzt Kapitän Thorvik, wird künftig ein Schiff meines Schwiegervaters führen, den ‚Erling‘. Er tritt schon im nächsten Monat seinen Posten an. — Also, auf Wiedersehen!“ Kurt winkte den Beiden freundlich zu und setzte seinen Weg fort. Christian strahlte vor Vergnügen über die Vertraulichkeit, mit welcher der junge Offizier ihn behandelte. In Gegenwart des Bruders war ihm das doppelt schmeichelhaft.

„Wie war es mit dem Thorvik, der ist Kapitän geworden?“ fragte Hinrich.

„Jawohl, aber die Mannschaft des ‚Erling‘ kann sich freuen auf den Kapitän!“

„Warum? Ist er so scharf?“

„Ein Bär ist er! Wie hat er sich benommen damals, als er die ‚Freya‘ vom Svendholm zurückgebracht hatte ans Land! Ein Heldenstück war es ja bei dem Höllenwetter, und nun lamen sie und wollten sich bedanken bei ihm, die ganze Mannschaft vom ‚Seeadler‘. Weißt du, es war da früher eine dumme Geschichte vorgekommen an Bord, es hatte Streit gegeben. Nun schämten sie sich darüber und wollten abbitten, aber da hättest du den Harald Thorvik sehen sollen, als sie davon anfingen. Förmlich wütend war er darüber. Er wollte keinen Dank, brauchte keinen, sie sollten ihn in Ruhe lassen, und dabei war er blutrot im Gesicht und schaute auf den Boden, als hätte er sich zu schämen. Zum Glück stand mein Herr dabei und sagte: ‚Ich denke, du kannst den Dank nehmen, Harald, du hast ihn redlich verdient, so gut wie ich.‘ Da hielt er denn stand, aber ein gutes Wort hat er ihnen nicht gegeben.“ u



Brillenpinguine.

Nach einer Originalzeichnung von Paul Neumann.

Leutnant Fernstein setzte inzwischen seinen Weg fort; auf einmal aber stutzte er und musterte scharf ein Paar, das ihm entgegentam und eben stehen blieb, um die Schiffe zu betrachten.

Wahrhaftig der Philipp! dachte er. Muß der denn überall dabei sein, und etwas Weibliches hat er auch am Arm. Ich glaube, er hat sich wieder getröstet, das muß ich mir doch näher ansehen!

Damit schritt er auf die Beiden zu und redete sie ohne weiteres an: „Guten Tag, Philipp, treffen wir uns hier in Kiel wieder! Entschuldigen Sie, meine Gnädige, daß ich Ihren Begleiter so formlos anrede, aber wir sind alte Schulkameraden."

Philipp Röder schien nicht besonders erfreut über die Begegnung, er war in sichtlicher Verlegenheit, faßte sich aber dann, so gut es gehen wollte.

„Ah, Kurt! Du bist natürlich auch hier, von Berufs wegen, das konnte ich mir denken. — Liebe Sabine, erlaube, daß ich dir den Leutnant Fernstein vorstelle — meine Braut, Fräulein Lanken!"

Also richtig! dachte Kurt und sah sich die Dame genauer an. Sie war nicht mehr ganz jung, jedenfalls älter als ihr Bräutigam, auch nicht hübsch, aber sie hatte sehr energische Züge und musterte den so plötzlich auftauchenden „Schulkameraden" mit einem äußerst scharfen Blick.

Philipp war noch ganz derselbe, blaß, wehmütig, weltschmerzlich; aber er bemühte sich, möglichst harmlos auszusehen, als er nun seinerseits fragte:

„Du hast dich inzwischen wohl auch verlobt? Ich glaube, es war so etwas im Werke, als ich damals Norwegen verließ."

„Bitte, sprich mit mehr Respekt! Du siehst einen Ehemann von sechs Wochen vor dir!"

„Ah so — natürlich Fräulein Inga Lundgren?"

Röders Miene war essigsauer, und die unmittelbare Nähe seiner „Dritten" schien ihm gar kein so besonderer Trost zu sein. Kurt aber rief fröhlich: „Natürlich! Anfang Mai bin ich mit der „Bineta" wieder angelangt und habe dann schleunigst meine Inga heimgeführt. Papa war auch zur Hochzeit in Trondheim, mit unserem jungen Ehepaar aus Ottendorf, das schon im Winter geheiratet hat. Jetzt haben wir unseren Haushalt in Kiel eingerichtet, und bis zum Herbst bleibe ich voraussichtlich noch hier. Dann geht es wieder hinaus, Gott weiß wohin!"

„Ja, die Seelente!" sagte Fräulein Lanken. „Auf allen Meeren schwimmen sie herum, in allen Weltteilen sind sie daheim, nur nicht in ihrem eigenen Hause. Ist denn Ihre Frau damit einverstanden?"

Der junge Ehemann zuckte lachend die Achseln. „Das ist nun einmal unser Beruf, der Dienst geht allem vor."

„Philipp hat Gottlob keinen Dienst," bemerkte die Dame mit Genugthuung. „Ich würde es auch nicht zugeben, daß er sich irgendwie abhängig macht, er hat es ja nicht nötig. Wir beabsichtigen, uns ein Gut zu kaufen und im Sommer dort zu leben, im Winter natürlich in der Stadt, wir schwanken nur noch zwischen Berlin und Dresden."

Sie sprach mit großer Bestimmtheit und war offenbar auch die allein Maßgebende bei diesen Zukunftsplänen. Ihr Bräutigam schien eine durchaus passive Rolle zu spielen und beeilte sich nach einer Weile, das Gespräch abzubrechen, mit der Erklärung, daß sie nach ihrem Hotel zurückkehren müßten, da sie am Nachmittag abreisten. Man tauschte noch einige Höflichkeiten aus und trennte sich dann. —

Nicht weit von der Stadt lag eine sehr hübsche Villa, mit der vollen Aussicht auf die Bucht und den Hafen, in dieser hatte das junge Ehepaar Fernstein seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Herr und Frau Lundgren hatten ihr Möglichstes gethan, das Heim ihres einzigen Kindes schön und behaglich zu gestalten. Es war ein reizendes Nestchen, aber das Reizendste darin war doch die junge Frau, die jetzt ihrem heimkehrenden Manne entgegenflog.

„Kommst du endlich?" schmollte sie. „Freilich, es galt ja den Abschied von deinem geliebten Bernhard, da muß ich warten!"

„Bist du eifersüchtig?" neckte sie. „Bernhard ist übrigens ganz unschuldig an meiner Verspätung, ich habe es im Gegenteil kurz gemacht mit dem Abschied, denn Onkel Hohenfels und Sylvia waren auch drüben auf dem „Kurfürst", um Lebewohl

zu sagen, und da wollte ich nicht stören. Ich glaube, du hast recht, Inga, da handelt sich etwas an."

„Ich habe immer recht," erklärte Inga mit vollster Ueberzeugung. „Ich wußte Bescheid seit dem Tage, wo wir den Minister an der Bahn empfingen. Du hättest nur Bernhards Gesicht sehen sollen, als Sylvia ausstieg, und ihre Augen; aber ihr Männer merkt so etwas nicht. Du sagst freilich, sie wäre die Braut des Prinzen Safsenburg gewesen."

„Gewiß, sie nahmen damals am Kap beide unsere Glückwünsche an, aber davon wußten nur die wenigen Eingeweihten. Safsenburg starb ja, ehe die Verlobung veröffentlicht werden konnte."

„Jedenfalls hat der Tod des Prinzen sie wieder frei gemacht, und jetzt liegt nichts zwischen ihr und Bernhard."

„Einstweilen liegt noch Ostafrika dazwischen," sagte Kurt. „Es kann zwei Jahre dauern, bis er zurückkehrt. Uebrigens beim Onkel Hohenfels steht er jetzt ganz und gar im Vordergrunde, der behandelt ihn schon als dereinstigen Thronfolger, was er ja in Gnutersberg freilich auch ist. Und nun gar unser alter, grimmiger Seebär, Kapitän Werdeck! Als er das Kommando auf dem ‚Kurfürst' erhielt, hat er sich den Bernhard förmlich ausgebeten. Gieb acht, Inga, der wird mir noch den Rang ablaufen als Admiral."

„Das wollte ich mir verbitten!" Die kleine Frau, die das Deutsche schon recht fließend sprach, griff mit beiden Händen in das dunkle Kraushaar ihres Mannes und schüttelte ihn. „Du hast mir die Frau Admiralin in Aussicht gestellt, darum allein habe ich dich genommen, darum habe ich dem armen Philipp Röder das Herz gebrochen."

Der junge Ehemann machte sich lachend frei von dem energischen Griff der kleinen Hände.

„Da muß ich dir leider eine Illusion rauben, meine teure Gattin. Du glaubst, daß dein einstiger Anbeter in irgend einem verborgenen Erdwinkel an seiner Herzenswunde langsam dahinsiecht? Vorhin bin ich ihm begegnet, und das war der Grund meiner Verspätung. Er spazierte am Hafen umher mit seiner Braut am Arme, der er mich vorstellte."

„Wirklich? Hat er sich schon wieder getröstet?" fragte Inga etwas enttäuscht.

„Wundert dich das? Er ist das Verloben ja nun nachgerade gewöhnt. Das erste Mal war er es ganz, das zweite Mal halb — du hast mir Angst genug gemacht mit deiner Drohung — jetzt ist er es mit Haut und Haar! Die Braut, ein Fräulein Lanken, scheint eine sehr energische Dame zu sein, die ganz genau weiß, was sie an der reichen Partie hat. Sie hat ihn schon vollständig unterm Kommando, und das ist im Grunde ein Glück für ihn. Das Wurm, der Philipp, braucht Leitung und Aufsicht, sonst macht er eine Dummheit nach der anderen."

Auf der Stirn der jungen Frau erschien eine kleine Falte, sie war doch etwas verletzt, daß ihr schwärmerischer Verehrer so schnell Trost gesucht und gefunden hatte, aber sie äußerte nichts, sondern nahm einen Brief vom Schreibtische und hielt ihn empor.

„Ich habe auch eine Neuigkeit für dich — rate!"

„Von Hildur?" fragte Kurt, der die Handschrift erkannte. „Was giebt es denn neues in Raansdal?"

„Auch eine Brautschaft — Hildur hat dem Kapitän Thorvik das Jawort gegeben, er wird unser Verwandter!"

„Harald Thorvik?" Nun da wird dem Bernhard ein Stein vom Herzen fallen! Er quält sich immer noch mit Selbstvorwürfen, ganz unnötigerweise, denn es war doch Hildur, die ihm sein Wort zurückgab, weil sie die Trennung von dem Vater und der Heimat nicht überwinden konnte, das hat sie dir selbst geschrieben. Es war übrigens ein Glück, daß sie es that, denn aus der Ehe wäre nimmermehr etwas Gutes geworden, es lag zu viel Fremdes zwischen den Beiden. Harald und Hildur, die sind von der selben Art, die passen auch zusammen!"

Inga senkte nachdenklich das Köpfchen. Ihr war Hildur immer nur als eine sehr kühle Braut erschienen, und trotzdem ahnte sie mit dem Instinkt der Frau, daß hier etwas anderes, Tieferes zu Grunde lag.

Weit draußen in der Bucht lag der „Kurfürst" zur Abfahrt bereit. An Bord herrschte das regste Leben, die letzten Vorbereitungen zur Fahrt wurden getroffen, und einige der Offiziere empfingen noch die Abschiedsbesuche ihrer Angehörigen.

Auch Minister Hohenfels war in Begleitung seiner Tochter gekommen, um seinem alten Freunde dem Kommandanten und seinem Neffen Lebewohl zu sagen, vor fremden Augen nur ein freundschaftliches und verwandtschaftliches Lebewohl, denn noch sollte es niemand wissen, daß Leutnant Hohenfels von seiner Braut Abschied nahm. Man gönnte deshalb dem jungen Paare noch ein kurzes Alleinsein, das freilich nur nach Minuten zählte. Die Beiden befanden sich in der Kajüte des Kapitäns, der im Einverständnis war, und Bernhard hielt in seinen Armen das kaum errungene Glück, von dem er nun schon wieder scheiden sollte.

„Mache mir den Abschied nicht schwer, Sylvia!" sagte er, in einem Tone, der nur zu sehr verriet, was ihn dies Scheiden kostete. „Eine Seemannsbraut muß tapfer sein. Denke an das Wiedersehen!"

Sylvia, die schluchzend an seiner Brust lehnte, richtete sich empor und versuchte zu lächeln.

„Ich will ja tapfer sein, aber es ist doch hart, diese Trennung nach einem so kurzen Glück. Nur eine Woche lang haben wir uns sehen dürfen, und auch da nur auf Stunden, du warst ja immer im Dienst — und nun geht du auf Jahre fort!"

„Möchtest du einen Gatten, der müßig und thatenlos bei dir bliebe?" fragte er ernst. „Der keinen höheren Zweck hat im Leben? Ich habe die Oede eines solchen Daseins kennengelernt, fast zwei Jahre lang. Ich fühle erst jetzt wieder, daß ich lebe, endlich geht es wieder vorwärts!"

„Ja, wenn ich mit dir könnte! Aber nun gehst du allein hinaus in Sturm und Gefahr, und ich darf nicht an deiner Seite sein, darf sie nicht mit dir teilen!"

Das war freilich nicht mehr die frühere Sylvia, von deren Lippen diese angstvollen, innigen Worte kamen. Bernhard beugte sich nieder und blickte ihr tief in die Augen, die halb verschleiert von Thränen zu ihm aufsahen.

Da öffnete sich die Thür, und der Minister trat ein.

„Nun heißt es scheiden, Kinder!" mahnte er. „Hört ihr? Eben wird das Zeichen gegeben, daß alle Fremden das Schiff verlassen müssen. — Geh' mit Gott, Bernhard! Kehre glücklich heim, dann darfst du dir dein Weib holen, und dann wirst du auch einen Vater finden!"

Es war wirklich die Umarmung eines Vaters, die er seinem Neffen zu teil werden ließ. Dieser zog noch einmal leidenschaftlich seine Braut an die Brust, dann stiegen sie hinauf.

Oben auf Deck kam nur die verwandtschaftliche Vertraulichkeit zu ihrem Rechte beim letzten Abschied.

Eine Stunde später setzte sich der „Kurfürst" in Bewegung. Das stolze, prächtige Schiff grüßte noch einmal mit wehender Flagge die Heimat, ehe es in die weite Ferne zog, und dampfte dann hinaus — ein majestätischer Anblick! Etwas abseits von den anderen Offizieren, die sämtlich auf Deck waren, stand Leutnant Hohenfels und blickte unverwandt nach dem langsam entschwindenden Ufer. Dort, vom Balkon des großen Hotels, flatterte ein weißes Tuch, es winkte und wehte, so lange das Schiff überhaupt sichtbar war. Da trat Kapitän Werdeck heran, der von seinem Freunde eingeweiht war und wußte, was der junge Offizier hier zurückließ.

„Nun, es ist Ihnen wohl etwas eng und weh geworden unter der Uniform, bei dem Winken da drüben?" fragte er. „Ja, das hilft nun einmal nichts, Sie sind jetzt wieder im Dienst, da giebt es kein Zurückschauen, da heißt es nur: Vorwärts!"

Bernhard hob die Augen zu ihm empor, und in seiner Stimme klang die tiefe, innere Bewegung, als er antwortete:

„Herr Kapitän, ich habe es noch immer nicht gewagt, Ihnen zu danken. Sie hielten mich so fern bisher — darf ich es denn nun endlich thun?"

„Danken? Wofür?" brummte Werdeck. „Ihr Onkel ist es gewesen, der Ihnen den Wiedereintritt in unsere Marine ermöglicht hat, ohne viel Umstände und Weitläufigkeiten. Ich war es nicht."

„Aber Sie waren es, der mich für sein Schiff und sein Kommando forderte, trotz allem, was geschehen ist. Soll ich nicht einmal danken für Ihr Vertrauen? Nun dann werde ich es zu verdienen suchen!"

Der alte Seemann blickte mit einem halb grimmigen, halb

gärtlichen Ausdruck auf seinen einstigen Liebling, den er nun endlich wieder hatte.

„Gut, ich nehme Sie beim Wort! Sie haben überhaupt noch manches einzulösen. Etwas, wofür ich mich verbürgt habe bei Ihrem Onkel, schon nach unserer ersten Fahrt. Sie werden es wohl noch einmal erfahren, und gnade Ihnen Gott, wenn Sie mich Lügen strafen!“

„Ich weiß es!“ sagte Bernhard leise.

„Was ich damals Hohenfels geschrieben habe?“

„Ja, er hat es mir gesagt.“

„So — nun, das war gerade nicht nötig.“

„Doch, Herr Kapitän, es war nötig. Damals freilich klang es mir wie Hohn und Vernichtung, ich hatte ja die Zukunft von mir geworfen, die Sie mir verhießen; aber dies Wort allein war es doch, was mir den Mut gab, zurückzukehren und Ihnen wieder unter Augen zu treten. Sie haben mir alles damit gegeben.“

Da flog es wie ein Lächeln über die ernsten, harten Züge des Kommandanten. Er streckte die Hand aus und umschloß mit festem Druck die Rechte des jungen Offiziers, während er sagte:

„Nun denn, Bernhard Hohenfels — machen Sie es wahr!“

— — — — — —

Hoch oben im Norden liegt ein einsames Felsenthal mit eisumstarrten Gipfeln. Zur Winterszeit liegt es im Schnee begraben und im Frühling und Herbst brausen die Stürme darüber hin. Ein wilder Bergstrom durchtost es, und wo es sich schließt, schimmert ein mächtiges Gletscherfeld in ewigem Eise. Dort steht der uralte Runenfels, den die Schleier der Sage geheimnisvoll umweben, dunkle, seltsame Zeichen graben sich in das verwitterte Gestein, und das Volk nennt sie „Schicksalsrunen“. Noch hat keine Wissenschaft sie gelöst, aber wer die rechte Stunde kennt und das rechte Wort ausspricht, dem wird die Rätselschrift klar und deutlich, und er liest sein eigenes Schicksal darin — Tod oder Leben!

Zur Geschichte der „Gartenlaube“.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

VI.*

Die Entwicklung, welche die „Gartenlaube“ in den zwei letzten Jahrzehnten genommen hat, gehört noch nicht der Geschichte an, und es erscheint daher heute noch nicht an der Zeit, eine nähere Würdigung zu geben. Aber zum Abschluß dieses Rückblicks ist es andererseits doch geboten, auch der Hauptmitarbeiter in dieser Periode zu gedenken und dabei die veränderten Zeitverhältnisse in Betracht zu ziehen, unter denen sich die „Gartenlaube“ neben einer von Jahr zu Jahr wachsenden Konkurrenz als das verbreitetste deutsche Volks- und Familienblatt zu behaupten verstand.

Auf den Gebieten der Wissenschaft war ein Umschwung erfolgt: die Epoche, in der zahlreiche hervorragende Natur- und Geschichtsforscher die Popularisierung ihrer Wissenschaft als Herzensangelegenheit betrieben hatten, wich einer Periode der Special forschung. Wie in der medizinischen Praxis der Hausarzt die Behandlung vieler Krankheiten dem Specialarzt abtrat, so fand sich nach Bods Tod keine medizinische Autorität, die dessen Aufklärungswerk in gleich umfassender Weise hätte fortsetzen können. Jetzt waren Autoritäten in den verschiedenen Specialfächern der Medizin und Gesundheitslehre zu Mitarbeitern zu gewinnen, und in der Tat fanden so stark in Anspruch genommene Gelehrte wie Pettenkofer und Nußbaum, Czermak, Esmarch und Virchow Zeit und Lust, die Feder für die „Gartenlaube“ zu ergreifen. Wir erinnern ferner an Mitarbeiter wie J. H. Baas, B. Baumgarten, H. Buchner, H. Cohn, Fr. Dornblüth, Eulenburg, L. Fürbringer, Kirch, Liebermeister, C. Posner, Preyer, Schildbach, Taube, die bis in unsere Tage dem Blatt wertvolle Beiträge geliefert haben. — Hatte ein Gerstäcker Jahre hindurch fast allein das ganze Gebiet der überseeischen Völker- und Länderkunde in der „Gartenlaube“ behandelt, so brachte sie jetzt Berichte der verschiedensten Forscher und Reisenden; wir gedenken der Beiträge von H. Brugsch, Georg Ebers, O. Finsch, G. Fischer, R. Flegel, Hesse-Wartegg, Pechuël-Loesche, G. Schweinfurth, H. Zoeller. Aus dem Nachlasse A. E. Brehms' erschienen in der „Gartenlaube“ die Vorträge „Vom Nordpol bis zum Aequator“, während Karl Vogt noch einige Jahre fortfuhr, ab und zu über seine Forschungen zu berichten. Gegenüber der stets wachsenden Fülle von Entdeckungen und Fortschritten auf allen Gebieten der Naturwissenschaft und Technik bedurfte es andererseits ordnender, sichtender Hilfe, um das für Haus und Familie Wichtigste herauszugreifen und gemeinfaßlich darzustellen. Wir gedenken hier der langen Reihe von Aufsätzen von F. Bendt, W. Berdrow, C. Falkenhorst, H. J. Klein, Kurt Lampert, W. M. Meyer, G. v. Mayden und Karl Ruß.

Auch auf dem Felde der zeit- und kulturgeschichtlichen Schilderung traten neue Männer an Stelle der früheren Mitarbeiter. Die nationale Tendenz wurde weiter unbedingt eingehalten — nicht durch direkte Teilnahme an den Parteikämpfen, die immer mehr wirtschaftlicher Natur wurden, sondern durch sachliche Berichte über die wichtigsten Ereignisse und neuen Errungenschaften auf allen Gebieten. Im Geiste des alten Keilschen Programms wurde die Reichspolitik der socialen Fürsorge zum Besten der Arbeiterwelt kräftig unterstützt und so mancher öffentliche Uebelstand zur Sprache gebracht, wurden zahlreiche zeitgemäße Artikelserien veröffentlicht, wie die Sammlung von Rechtsfällen, aus denen Fr. Helbig die Notwendigkeit eines Gesetzes zur Entschädigung „unschuldig Verurteilter“ erfolgreich nachwies, die Aufsatzfolgen „Erfinderlose“, „Weltverbesserer“, „Tragödien und Komödien des Aberglaubens“, gegen den „Heilmittelschwindel“ — und in jüngster Zeit die „Spiegelbilder“ Max Haushofers. Als 1898 das fünfzigjährige Jubiläum der deutschen Volkserhebung des Jahres 1848 begangen wurde, erschien die Reihe interessanter Erinnerungsblätter von Veteranen der bedeutsamen Zeit, von Max Ring, Wilhelm Jordan, Franz Sigel, Rudolf von Gottschall, und der reich illustrierte geschichtliche Rückblick „Wie das erste Deutsche Parlament entstand“ von Johannes Proelß. Und in demselben Jahrgang, der in Wort und Bild erst jene Zeit der patriotischen Volkserhebung vorführte und dann, nach Bismarcks Tod, den Lebensgang des großen Staatsmannes, konnte die „Gartenlaube“ auch das erste Kapitel der von der Welt mit höchster Spannung erwarteten Memoiren Bismarcks zuerst ihren Lesern darbieten. Ebenso brachte sie in ihrer jüngst erschienenen Weihnachtsnummer interessante, neu aufgefundene Briefe von Bismarck und Kaiser Wilhelm I, darunter den rührenden letzten Brief, den der Kaiser am 6. Februar 1888, wenige Wochen vor seinem Tode, an Bismarck schrieb. Von großem Interesse waren auch die Auszüge aus den „Lebenserinnerungen“ des Präsidenten Paul Krüger, sowie aus den Kriegsaufzeichnungen des Burengenerals Ben Viljoen und anderer Burenführer in der „Gartenlaube“, wo sie zuerst in deutscher Sprache erschienen. Sie erregten, wie vor neunzehn Jahren (Jahrg. 1884) „Heinrich Heines Memoiren über seine Jugendzeit“, herausgegeben von Eduard Engel, die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise.

Als eine Hauptaufgabe betrachteten auch die Nachfolger Keils, ganz wie es dieser selbst gethan hatte, die für ein deutsches Volks- und Familienblatt gebotene Auswahl unter den Romanen und Novellen.

Auch unter den altbewährten Erzählern der „Gartenlaube“ hatte der Tod manche tiefe Lücke gerissen; die empfindlichste war schon 1880 durch das Hinscheiden des wackeren bayrischen Volkserzählers Herman Schmid entstanden. Es gelang, in Ludwig Ganghofer den „Gartenlaube“ einen Mitarbeiter zuzuführen, dessen Werke die freudigste Aufnahme seitens der Leser fanden. 1884 erschien Ganghofers Hochlandsgeschichte „Dichapei“, 1885 der „Edelweißkönig“, 1887 „Der Unsrich“. Später eröffnete der

* Vergl. Seite 780 dieses Jahrgangs.

„Klosterjäger" jene Reihe von Romanen aus der Geschichte des Berchtesgadener Klosterlandes, in denen sich das Stoffgebiet des Dichters, der in gleichem Maß über wahrhaft herzerfrischenden Humor wie tragisches Pathos verfügt, noch bedeutend erweiterte. Ganghofer hatte früh schon reiche Gelegenheit, mit den Jägern und Sennen des Hochgebirgs in engster Fühlung zu leben, und so zeugen seine Werke von der Freude ihres Schöpfers am malerischen Reiz der Erscheinung, an der „Echtheit" des landschaftlichen und kulturgeschichtlichen Kolorits. Diese Freude an der Natur gab auch den Kultur- und Lebensbildern aus der Gebirgswelt von H. Noë und Karl Stieler immer stärkeren Reiz, denen mit der Zeit solche von Max Haushofer und P. K. Rosegger, später die von Karl Wolf und R. Greinz an die Seite traten, während Isolde Kurz und Woldemar Kaden die glühende Farbenpracht des Südens in ihren Schilderungen aus Italien festhielten. Auch auf dem Gebiete der geschichtlichen Erzählung, die nach dem Tode Levin Schückings neben Ernst Eckstein, Ernst Pasque und R. v. Gottschall besonders Stefanie Keyser und Sophie Junghaus pflegten, äußerte sich dieses Streben nach Echtheit des Kolorits. Von späteren Darbietungen der „Gartenlaube" war Wilhelm Jensens „Unter der Linde" besonders reich an solch historischer Stimmungsmalerei.

Dem Zuge nach realistischer Gestaltung der poetischen Stoffe entsprach auch die Entwicklung, welche das Talent der feinfühligen W. Heimburg nahm, die schnell zu großer Beliebtheit bei den Lesern gelangt war. Vergleicht man W. Heimburgs Erzählungen aus früherer Zeit mit den späteren Romanen, so überblickt man die Etappen eines fortschreitenden Erfolgs, der seinen tiefsten Grund in dem energischen Streben der Verfasserin hat, in ihren Darstellungen ergreifender Frauenschicksale immer mehr die Farben der Wirklichkeit zu treffen.

Der Zufall, daß die erfolgreichsten Romane der „Gartenlaube" in der letzten Zeit Keils vorherrschend aus weiblichen Federn stammten, hatte den Feinden und Neidern des Blattes Gelegenheit gegeben zu dem Gerede, es pflege absichtlich nur den „Frauenroman" — „Frauenzimmerroman" lautet der höfliche Ausdruck. War dies schon vorher eine Unwahrheit, so bewiesen gleich die ersten Jahrgänge unter der neuen Leitung sehr entschieden das Gegenteil. Spielhagens großer Zeitroman „Was will das werden?", der kraftvoll die soziale Frage zur Sprache brachte, Fontanes „Quitt" und „Unterm Birnbaum", Wilhelm Raabes „Unruhige Gäste", „Ein wunderlicher Heiliger" von Hans Hopfen, „Der lange Holländer" von Rudolf Lindau, daneben die Hochlandsgeschichten von Ganghofer, abwechslungsreiche Novellen von Ernst Eckstein, H. Lorm, Rosenthal-Bonin und Ernst Wichert, die modernen Zeitromane von H. Heiberg, Anton v. Perfall gaben diesen Jahrgängen nicht minder ihr Gepräge als die Romane, mit denen jene beliebten Mitarbeiterinnen, darunter besonders die schon unter Ernst Keils Leitung durch ihre fesselnden Romane bekannt gewordene E. Werner, die große „Gartenlaube"-Gemeinde erfreuten. Ein neues, hervorragendes Erzähltalent wurde der Gartenlaube in Ida Boy-Ed zugeführt. Ihre Romane, welche während der letzten Jahre in unserem Blatte einander folgten, „Die Lampe der Psyche", „Nur ein Mensch", „Um Helena", „Die fäende Hand" u. a., enthalten überaus naturgetreue Spiegelungen des modernen, vorzugsweise des norddeutschen Gesellschaftslebens. Auch die wirkungsvollen Erzählungen und Romane von L. Westkirch und M. Bernhard spielen auf diesem Boden. Ergreifende Seelenkämpfe, die sich aus den verfeinerten sittlichen Selbstbewußtheit weiblicher Naturen und dem modernen Familienleben ergeben, bildeten, wie in J. Boy-Eds „Die fäende Hand", auch den Gegenstand der fesselnden Romane „Einsam" von O. Verbeck, einer Tochter F. Reuleaux', und „Kampf ums Glück" von P. Robran.

Schärfe der Beobachtung und Charakterzeichnung ist ein Merkmal der Autoren, die sich durch ihren Humor die besondere Sympathie der „Gartenlaube"-Leser in neuerer Zeit erobert. So behaglich der jüngst verstorbene „fröhliche Rheinländer" Ernst Müllenbach (E. Lenbach) das Leben „Auf der Sonnenseite", die Menschen von der guten Seite zu schildern wußte, so wenig fehlte es ihm an Schärfe, wenn es galt, Menschenschwäche und Thorheit zu geißeln. Aus scharf aufgefaßten modernen Konflikten gelangt Victor Blüthgen zu seinen humoristischen Wirkungen in „Friede auf Erden" und „Kinderfüßchen". Satirischer Geist bildet die Würze sowohl in den lustigen Schwänken aus dem Backfisch-, Schüler- und Leutnantsleben der Schlesierin Hans Arnold (Babette v. Bülow) als auch in den kleinen Volkserzählungen der Badnerin Hermine Billinger. Eine ironische Grundstimmung waltet ferner in den eigenartigen Geschichten von Charlotte Niese, die das frühere Kleinleben eines hofsteinischen Inselstädtchens in den Gesprächen altmodischer Dienstboten und alltäglicher Kinder drollig wiederspiegeln, und in den meisten der feingestimmten Novellen von Eva Treu (Lucy Griebel) und E. Merk.

In einer Zeit, da auf dem Felde der Litteratur heiße Kämpfe ausgefochten wurden um das Ideal der Kunst, war es von hoher Bedeutung, daß Dichter vom Range eines Paul Heyse und Adolf Wilbrandt sich als Mitarbeiter an dem „deutschen Familienblatt" in reger Weise bethätigten und daß gleich ihnen auch Marie von Ebner-Eschenbach eine Reihe hervorragender Beiträge für „Gartenlaube" lieferte. 1896 erschien von der gefeierten Dichterin in der „Gartenlaube" die erschütternde Volkserzählung „Ein Verbot" — eine Tragödie des Aberglaubens. Auch ihr im besten Sinne „familienhafter" Roman „Die arme Kleine" und die Reisebriefe „Aus Rom", sind in der „Gartenlaube" erschienen. Gleich diesen Beiträgen Marie von Ebner-Eschenbachs hatten auch die Erzählungen, welche Adolf Wilbrandt von 1895 an der „Gartenlaube" überließ — „Vater und Sohn", „Das Kind", „Das lebende Bild", „Das Urteil des Paris" — einen familienhaften Charakter. Paul Heyses neuere Novellen waren von echt volkstümlicher Art, in der Mehrzahl tragisch gestimmt; sie zeigten, wie „Der Schutzengel", „San Pigilio", „Marthas Briefe an Maria" und „Die Aerztin", die ganze Meisterschaft des gefeierten Erzählers. In Richard Skowronnek wuchs ein Erzähler heran, der die intimen Reize seiner masurischen Heimat mit ihren verschwiegenen Seen und hochragenden Wäldern und die Eigenart ihrer Bevölkerung treffend wiedergiebt. Mit Ganghofer, dem Sohn der bayrischen Berge, wetteifert der Schweizer J. C. Heer, der sich mit seinem „König der Bernina" einen hervorragenden Platz unter den „Gartenlaube"-Erzählern eroberte, ein Meister im Schildern der Alpenherrlichkeit seines Heimatlandes, im Darstellen ergreifender Menschenschicksale. In weite Fernen, in das Steppenland Marokkos, in die Nieseneinsamkeit der Wüste entführt Rudolph Stratz die Leser, der als echter Realist selbst erst die Reviere durchzog, ehe er daranging, die ernstgestimmten Lebensbilder auszugestalten, in denen meist deutsche Entdeckungsreisende, Gelehrte und Naturforscher die Helden sind. Im Kontrast mit den Eindrücken, die ihm der Süden bot, schildert er deutsche Anschauungen und Charaktere. In Elsaß-Lothringen, der im glorreichen Krieg von 1870 zurückgewonnenen alten Wessmark Deutschlands, sind A. Rosé und Hermann Stegemann heimisch. Auch sie stellen deutsches Wesen und Streben im Gegensatz zu fremdem dar: in „Didiers Braut", in den „Söhnen des Reichslands" sehen wir das ältere Geschlecht, das noch französisch denkt und fühlt, im Kampf stehen gegen die Jugend, in der das deutsche Stammesgefühl sich regt, das ihr die Versöhnung mit den neuen Zuständen, mit der Herrschaft Deutschlands, erleichtert.

Schon seit langem hatte die „Gartenlaube" teilgenommen an der Bewegung, deren Ziel es ist, den Frauen geistige und materielle Selbständigkeit erringen zu helfen. 1871 erschien ein erster Aufsatz über die Bestrebungen des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins" mit den Porträts von Auguste Schmidt und Luise Otto-Peters; in den folgenden Jahrzehnten hat dann R. Artaria (Rosalie Braun) über die positiven Fortschritte auf diesem Gebiete treulich Bericht erstattet, während sie andererseits in den Familienbildern „Das erste Jahr im neuen Haushalt" und „Der Zeitgeist im Haushande" über das große Pflichtengebiet der Hausfrauen und Mütter in den Großstädten unserer Tage sich so gut unterrichtet erwies. Wertvolle Beiträge hat ferner die zielbewußte Helene Lange geliefert.

Anna Ritter und Karl Busse, deren Lyrik im siegreichen Ringen nach Wahrheit des Ausdrucks für geheimstes Fühlen und

„Gute Nacht!“
Nach dem Gemälde von E. von Bergen.

Sehnen so Schönes hervorbrachte, fanden in Gedichten und Novellen Töne inniger Naivetät und echt deutscher Volkstümlichkeit. Auch die lyrischen Beiträge von Johannes Trojan und Heinrich Seidel warben sich unter den Lesern der „Gartenlaube" bald einen weiten Freundeskreis. Alle vier sind in ihrer besonderen Art Meister einer echten Heimatkunst.

Von Beginn ihres Erscheinens an war die „Gartenlaube" ein Organ der Vaterlandsliebe und Volkswohlfahrt, und zu denen, welche das Blatt mit Freuden begrüßten und ihm mit Treue anhingen, gehörten viele tausend Deutsche, die im Kampf für ein einiges Vaterland ihr Heimatsrecht verwirkt hatten. Die „Gartenlaube" brachte ihnen tröstliche Kunde von den Fortschritten der vaterländischen Sache, sie frischte ihnen die Erinnerungen auf an das, was ihrem Gemüte vor allem teuer und heilig war im Vaterlande. So wurde sie das Lieblingsblatt der Deutschen im Auslande. Noch heute hat das Blatt auch diese Mission, und durch sie ist es in stand gesetzt, manch ein Liebeswerk auszuführen, das eine Verbreitung in der ganzen Welt voraussetzt. Ein Zeugnis davon ist der unumterbrochene Erfolg der „Vermißtenliste", die sich die Aufgabe stellt, solchen deutschen Familien, deren Angehörige im Ausland in Verschollenheit gerieten, diese wiederfinden zu helfen. Welcher Wandel aber hat sich seitdem auch in der Stellung unserer Landsleute im Auslande vollzogen, in Bezug auf den Schutz und die Hilfe, die ihnen das Reich gewährt, in Bezug auf das Ansehen des deutschen Namens allüberall, wohin ein deutsches Schiff die deutsche Flagge trägt! Nicht gilt es mehr, die deutsche Einheit als Staatsmacht herzustellen — das einige Deutschland behauptet die vor fünfzig Jahren ersehnte Machtstellung in der Welt, wie sie der Bedeutung der deutschen Kultur und der deutschen Arbeit für die übrige Welt entspricht.

Als illustriertes Familienblatt trat die Zeitschrift vor fünfzig Jahren ins Leben; auch die Art der Illustration wurde von Anfang an für ihr Wesen bezeichnend. Diese Anfänge waren bescheiden; der noch sehr spärliche Bilderschmuck diente durchweg der Illustrierung des Textes.

Wenn wir die seitdem erschienenen fünfzig Bände nach und nach durchblättern und uns an ihrem Bilderschmuck erfreuen, so spiegelt sich in ihm das vielgestaltige, weitverzweigte Wachstum der deutschen Kunst während des letzten Halbjahrhunderts. Die Tendenz, „unterhaltend zu belehren", beherrschte in den ersten Jahrgängen fast ausschließlich die Auswahl der Illustrationen, und lange dauerte es, bis die Wiedergabe von Gemälden hervorragender moderner und älterer Meister, um ihres rein künstlerischen Wertes willen, erfolgte. Wie aber andererseits sich der künstlerische Geschmack auf dem Gebiete der belehrenden Illustration immer mehr geltend machte, dies konnten wir schon in dem vierten dieser Aufsätze zur Geschichte der „Gartenlaube" hervorheben, bei Anzählung der Künstler, denen unser Blatt zu Lehzeiten Karl Vogts und A. Brehms naturgetreue Bilder aus dem Tierleben zu danken gehabt hat. Wie dort G. Mützel und F. Specht, H. Leutemann und Guido Hammer zu nennen waren, so konnten wir im fünften der Artikel die Namen W. Camphausen, Paul Thumann anführen unter den Zeichnern, welche die wichtigsten Ereignisse und Persönlichkeiten des Kriegs von 1870 für die „Gartenlaube" im Bilde festhielten. Dort findet sich auch Adolf Neumann genannt, der viele der älteren Jahrgänge mit einer großen Anzahl von Porträts berühmter Zeitgenossen bereichert hat. Aus der weiteren langen Reihe von Malern und Zeichnern, deren Werke in größerer oder geringerer Zahl die „Gartenlaube" — seit einigen Jahren auch durch besondere Kunstbeilagen — in die weitesten Volkskreise trug, seien hier, ohne den Anspruch auf auch nur annähernde Vollständigkeit, noch die folgenden erwähnt:

Andr. Achenbach, Osw. Achenbach, Hanns Anker, Hans v. Bartels, G. Bauernfeind, Fritz Bergen, E. v. Blaas, G. Bleibtreu, Arnold Böcklin, Hans Bohrdt, Eug. Bracht, A. Braith, L. Braun, R. Cronau, Hans Dahl, Frz. v. Defregger, M. Zeno Diemer, W. Diez, C. Doepler d. Ä., Emil Doepler d. J., Hugo Engl, Hanns Fechner, W. Firle, C. Fröhlich, W. Gause, Karl Gehrts, O. Gräf, Tony Grubhofer, E. Grützner, W. Hasemann, Rob. Haug, Hans Herrmann, Paul Hey, Fr. Hoffmann-Fallersleben, P. Janssen, Herm. Kaulbach, W. v. Kaulbach, Frank Kirchbach, L. Knaus, Chr. Kröner, W. Kuhnert, E. Kurzbauer, H. Lesser, Fr. v. Lenbach, Max Liebermann, A. Liezenmayer, W. Lindenschmit, F. Lindner, L. Löffler, H. Lüders, H. Lossow, R. Mahn, A. Mandlick, C. Marr, Gabr. Max, Ad. Menzel, P. F. Messerschmitt, M. Nestler-Lanz, Max Nonnenbruch, K. v. Pilotn, Fr. Preller sen. u. jr., Fr. Prölß, R. Püttner, E. Rau, K. Raupp, René Reinecke, Fritz Reiß, Alb. Richter, Lorenz Ritter, Fritz Roeber, C. Röchling, Toby E. Rosenthal, Math. Schmid, A. Schmidhammer, G. Schönleber, Moritz v. Schwind, Franz Simm, Aug. Specht, Chr. Speyer, C. Spitzweg, Eman. Spitzer, F. Stuck, G. Sundblad, Hans Thoma, B. Vautier, Herm. Vogel, L. Volz, Alex. Wagner, Erdm. Wagner, P. Wagner, Rob. Warthmüller, F. A. Wehle, Joseph Weiser, A. v. Werner, J. Wopfner, A. Zick, H. Zügel.

* * *

Und nun zum Schluß unserer gedrängten Geschichte der „Gartenlaube" noch einige kurze Betrachtungen:

Ebensowenig wie die Biographie eines noch lebenden Menschen kann die Geschichte einer fortbestehenden Zeitschrift etwas Abschließendes bieten; nicht allein weil das Darzustellende nur ein Bruchstück ist, sondern ebensosehr auch deshalb, weil man, wie schon zu Anfang dieses Artikels angedeutet, einer gewissen Entfernung bedarf, um das Wesentliche unterscheidend zu erkennen und richtig zu würdigen.

Immerhin fehlt es in der bisherigen Entwicklung der „Gartenlaube" nicht an Merkmalen, die dem Blatt ein bestimmtes Gepräge gegeben haben und schon jetzt als charakteristisch hervorgehoben werden können.

Entschiedener und schneller als sonst in Jahrhunderten hat sich in den letzten fünf Jahrzehnten unser ganzes Leben durch ungeahnte Fortschritte der Wissenschaft und Technik umgestaltet. Von allem, was auf diesen Gebieten im Wetteifer der Nationen geleistet wurde und für einen weiteren Leserkreis Interesse haben konnte, bieten, wie bereits erwähnt, die fünfzig Jahrgänge der „Gartenlaube" ein treues Bild, und es darf mit Stolz gesagt werden: sie hat damit eine der schwersten und wichtigsten Aufgaben erfüllt, die überhaupt einem Familienblatte obliegen, das nicht allein der Unterhaltung, sondern ernster Kulturarbeit gewidmet ist. Denn je bedeutender und schneller Wissenschaft und Technik fortschreiten, desto dringlicher ist die Pflicht eines solchen Blattes, mit den Errungenschaften der Gelehrten und Fachmänner durch allgemein verständliche und anschauliche Darstellungen Schritt zu halten. In der Erkenntnis und Erfüllung dieser Aufgabe ist die „Gartenlaube" vorbildlich geworden für zahlreiche andere Zeitschriften, deren Wetteifer auf sie selbst immer nur ermutigend und anspornend zurückgewirkt hat.

Auch auf dem Gebiet des Romans und der Erzählung hat sie unter Festhaltung der Grundsätze, die ihre Stellung als verbreitetstes deutsches Familienblatt begründet haben, der Weiterentwicklung unserer erzählenden Litteratur Rechnung getragen. Ein Blick auf die vorhergegangenen Ausführungen zeigt, daß sie neben den älteren, in der Gunst ihrer Leser stehenden Erzählern, mehr und mehr auch den neueren und neuesten Talenten ihre Spalten geöffnet und grundsätzlich nur auf die Wiedergabe solcher Werke verzichtet hat, die schon durch ihren Stoff sich nicht für die Veröffentlichung in einem deutschen Familienblatt eigneten. Dem schon bei ihrer Gründung aufgestellten Prinzip, daß die „Gartenlaube" unter Ausschluß von Uebersetzungen aus fremden Sprachen nur deutsche Originalwerke bringen solle, ist sie unwandelbar treu geblieben. Das Bewußtsein der Zustimmung eines weiten und gebildeten Leserkreises hat sie hierin unterstützt, nicht minder aber die treue Mitwirkung einer großen Zahl der hervorragendsten deutschen Erzähler und Erzählerinnen.

Wir sprechen im Namen von vielen Tausenden, wenn wir diesen, ebenso wie unseren gelehrten Mitarbeitern, herzlich dafür danken, den Toten wie den Lebenden. Sie alle haben mitgebaut an dem Kulturwerke einer Zeitschrift, die ein halbes Jahrhundert lang den Deutschen in der Heimat wie in der fernsten Fremde eine reiche und reine Quelle der Belehrung und Unterhaltung war.

Daß die durch solche Arbeit in einem so langen Zeitraum erworbene Achtung und Liebe der „Gartenlaube" auch fernerhin bewahrt bleibe, sei unsere Sorge und unsere Zuversicht.

Weihnachten in der Goetheschen Familie. Alljährlich zum Weihnachtsfeste, wenn die Eltern ihren Kindern die große Bescherung aufbauen, da ist wohl auch eine Kiste zu öffnen, die liebe Anverwandte aus der Ferne geschickt haben. Ist die Absenderin derselben gar die Großmama, so kann der Inhalt des besonderen Jubels der Kinder sicher sein, denn die Angebinde der Großmama sind stets mit vielem Verstandnis für die Wünsche der Kleinen ausgesucht. Dann, an einem der folgenden Feiertage, gelingt es wohl der Mutter, die Aufmerksamkeit der Kleinen auf eine halbe Stunde von ihrem Spielzeuge abzulenken. Die Händchen umschließen mit außerordentlichem Kraftaufwand die Feder und bringen es nach dem Alter des Kindes wahre Meisterstücke der Briefstellerei zu Papier, die noch am selben Tage zur Post gebracht werden, damit ja Großmama auch den Dankesbrief bald erhält. Die älteren der Mädchen haben für Großmama selbstverständlich eine Handarbeit gemacht. An diesen und anderen schönen Sitten hält das deutsche Familienleben mit zäher Liebe fest, und auch die Zukunft wird darin keinen Wandel schaffen.

Eine Anzahl wenig bekannter, von rührender Liebe diktierter Briefe von Goethes Mutter an ihre „lieben Enkeleins“ (Luise und Julie aus der Ehe ihrer Tochter Cornelie mit Hofrat Schlosser in Emmendingen und Henriette und Eduard aus dessen späterem Ehebund mit Johanna Fahlmer) legen Zeugnis davon ab, daß es auch in der Goetheschen Familie ähnlich gehalten worden ist.

In einem dieser Briefe vom 7. Januar 1789 aus Frankfurt nimmt Frau Rat auf die ihr gelegentlich des Weihnachtsfestes von den Enkeln gesandten „lieben guten Briefgen“ ausdrücklich Bezug. Ein anderer reizender Brief vom 13. Januar 1786, in dem jedenfalls von einem der Großmutter in Aussicht gestellten Gegengeschenk der damals eben erst elfjährigen Luise die Rede ist, hat folgenden Wortlaut:

„Liebe Enkeleins!

Es freut mich, daß Euch mein Christgeschenk Vergnügen gemacht hat — ich höre aber auch das ganze Jahr von Eurer lieben Mutter, daß ihr geschickte und gute Mädels seyd — bleibt so — ja werdet alle Tage noch besser, so wie ihr größer werdet — Folgt euren lieben Eltern, die es gewiß gut mit euch meinen; so macht ihr uns allen Freude — und das ist denn gar hübsch, wenn vor alle Mühe die eure Erziehung kostet — eure Eltern, Groß Mutter und übrigen Freunde — Freude an euch haben — Auf den Strickbeutel freue ich mich was rechts, den nehme ich dann in alle Gesellschaften mit, und erzähle von der Geschicklichkeit und dem Fleiß meiner Louise! Ihr müßt den Bender Eduard jetzt hübsch laufen lernen — damit wenn das Frühjahr kommt, er mit euch im Garten herumspringen kann — das wird ein Spaß werden. Wenn ich bei euch wäre, lernte ich euch allerlei Spiele, als Vögel verfausen — Tuchdiebes — Poz schinuer poz schemper und noch viele andre . . . . es ist vor Kinder gar lustig, und ihr wißt ja, daß die Großmutter gern lustig ist und gerne lustig macht.

Nun will schließ nach in diesem Jahre gesund, vergnügt und munter, das wird von Herzen seyn

Eure

treue euch liebende Großmutter

Goethe.“

Der Landschaftsmaler Fr. Schreyer bei seiner Arbeit im Winter.

Landschaftsmaler Franz Schreyer, dem unsere Abbildungen auf dieser Seite gelten, ist den Lesern der „Gartenlaube“ ein alter lieber Bekannter, dessen köstlichen Zeichnungen sie hier schon in den siebziger Jahren begegnet sind. Was der damals erst achtzehnjährige Wiedenbeiter zu werden versprach, das hat der nun reife Künstler längst geboten, denn er gehört heute zu den Zierden moderner deutscher Malerkunst. Schreyer stammt aus Leipzig. Dort begann er seine Studien. Auf der Dresdener Akademie wurden sie vornehmlich unter Meister Peeller fortgesetzt und zum äußeren Abschluß gebracht. Dann aber wanderte der junge Künstler nach Italien. Meisterhafte Landschaftsbilder vom Golf bei Neapel, namentlich aber aus der Campagna und den pontinischen Sümpfen waren das reiche Ergebnis seiner ausgedehnten Wanderungen dort. Indessen lehrte Schreyer doch wieder gern zur deutschen Heimat zurück, deren eigentümige Naturschönheit er eifrig studierte. Zuerst war es die Lüneburger Heide, diese norddeutsche Campagna, die sein Auge fesselte. Als er jedoch gelegentlich eines Jagdausflugs die Gegend von Elsterwerda und Dobrilugk in der Lausitz kennenlernte, da fand er endlich, was er gesucht hatte. Hier in und an sich zwischen Moor und Forst seine schlichte „Waldhütte“, die Wohnhaus und Atelier zugleich ist und die auf dem unteren von unseren Bildern wiedergegeben ist. Von diesem stiller Weltabgeschiedenheit baute er sich Heim, das außer dessen Besorgerin, einer täglich anderthalb Stunden weit herkommenden Bauersfrau, nur hier und da Jagdfreunde des Künstlers besuchen, durchstreift dieser die Moor- und Waldgegend kreuz und quer, und aus ihr schöpft er immer wieder neue Motive für seine auf gründlichster Beobachtung und innigem Naturverfenken beruhenden, fein empfundenen Stimmungsbilder. Inmitten der jeweiligen Landschaft, die er sich da als neues Motiv gewählt hat, malt er. Im Winter ist das Malen im Freien allerdings nicht so angenehm. Aber Schreyer vermag es, selbst bei 8° Kälte stundenlang in Schnee und Eis zu arbeiten, wie unsere zweite Abbildung, die ihn in Pelz und großen Filzschuhen

Die „Waldhütte“ des Landschaftsmalers Fr. Schreyer.

vor der Staffelei hantierend zeigt, sehen läßt. Herauch horgt schon der kleine eiserne Ofen im einzigen Wohn- und Schlafgemach für wohlige Wärme.

Unverhoffte Erbschaft. Im letzten Haus an Wolkenstein gegen das Erzdorer Joch hin, dem Lwinatschertof, wohnte bis vor einigen Jahren der nun 74jährige Joh. B. Lardschneider, im Volke schlichtweg der Schneebauer genannt. Wenn die Schneestürme das Joch umbrausten, das damals noch kein gastliches Hospiz trug, pflegte er den unwirtlichen Weg hinanzusteigen, der im Laufe eines Jahrhunderts etwa 20 Personen das Leben gekostet hat, und es gelang ihm mehr als einmal, durch seine Menschenfreundlichkeit Wanderer vor dem Tode des Erfrierens zu retten. Nun ist ihm — wie ein Tiroler Blatt meldet — nach Jahren ein unverhoffter Lohn geworden und zwar durch Vermittelung der „Gartenlaube", die im Jahre 1891 das Bild des edelmütigen Mannes und einen kurzen Bericht seiner denselben Wanderungen brachte. Eine reiche Witwe aus Roveredo, eine geborene Lardschneider, deren Vorfahren wohl aus Groden eingewandert waren, schnitt sich das Bild heraus und vermachte dem ihr sonst unbekannten Manne laut ihrem kürzlich eröffneten Testament 25000 Kronen. Möge der Greis, der so spät noch aus bescheidenen Verhältnissen zu Wohlstand gelangt ist, sich lange noch der unerwarteten, aber redlich verdienten Belohnung erfreuen!

Brixlegg im Unterinnthal, Tirol. (Zu dem Bilde S. 893.) Das tirolische Unterinnthal ist reich an idyllischen Oertern inmitten grüner Wald- und Wiesenlandschaften, auf welche die Kuppen und Kämme der Nordalpen freundlich niedergrüßen. Zu den bekanntesten dieser Siedelungen an den Ufern des landauswärts sich schlängelnden Innstusses gehört das stattliche Dorf Brixlegg, zwischen den Städten Schwaz und Rattenberg am Eingang in das stillfriedlich in Bergesgrün gebettete Alpachthal. Gleichwie in anderen Orten des Unterlandes finden auch in Brixlegg zu Zeit zu Zeit Passionsspiele statt, welche dem Dorfe den Namen des „tirolischen Oberammergau" verschafft haben. Aber auch als eine der ältesten und hervorragendsten Sommerfrischstationen in Nordtirol gilt das schöne Dorf, und zahlreiche fremde Familien verleben hier die Sommermonate. Schon Ludwig Steub, der bekannte Alpenschriftsteller, hat die landschaftlichen Reize und Vorzüge dieser Perle im Unterland vor vielen Jahren gepriesen, und die dankbare Nachwelt hat ihm hier, in einer Felswand am Mühlbühel, ein Denkmal gesetzt, das aus dem gelungenen Reliefporträt nebst Inschrift besteht.

Auch die Umgebung ist besonders reizvoll. Den Geist alter Ritterromantik atmen die Burgen Matzen und Lichtwehr, die ausgedehnte Ruine Kropfsberg und thalabwärts die ob dem altertümlichen Stadtchen Rattenberg auf einem Felsvorsprung thronende Festungsruine gleichen Namens, wo im Jahre 1651 Wilhelm Biemner, der tapfere Kanzler von Tirol, als Opfer unter dem Richtschwert des Henkers fiel.

P—r.

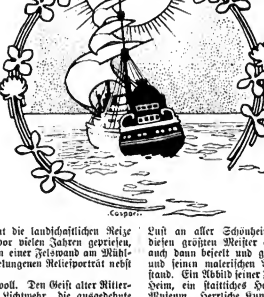
Rathsrupunine. (Zu dem Bilde S. 897.) Eine komische Gesellschaft hat der Maler P. Neumann im Bilde festgehalten. Man weiß nicht recht, wo man diese sonderbaren Gestalten unterbringen soll. Schnabel und Füße belehren uns, daß wir es mit Vögeln zu thun haben, aber die vorderen Gliedmaßen und die Körperbedeckung machen sast den Eindruck, als ob hier ein Mittelding zwischen Lumme und Robbe vor uns stände. Die Flügel sehen aus wie Flossen und sind mit kleinen schuppenförmigen Federchen bedeckt. Auch auf dem Rumpfe besteht die Besiederung aus haarartigen, langen Gebilden, die wie die Dachziegel sich decken. Nun der Seite, wo bei andern Vögeln der Schwanz sitzt, befindet sich ein Büschel starker Borsten. Wie haben es hier mit Geschöpfen zu thun, die ganz vorzüglich für das Leben im Wasser eingerichtet sind. Sie schwimmen ausgezeichnet und tauchen sehr geschickt. Ihre Bewegungen in den Wogen sind gewandt und gleichen denjenigen der Robben. Ihre Nahrung besteht aus Fischen, Krebsen und Muscheln, die sie mit ihren kräftigen, zeitlich zusammengebrüchten und in einem langen Hals ausdauernden Schnäbeln ergreifen.

Wenn die Benteit naht, so sammeln sich die Pinguine zu vielen Tausenden an den, vom Verkehr abgelegenen Küsten. Hier finden sich die Paare zusammen, bereiten das Nest und sorgen für den Nachwuchs. Hier machen sie auch die Mauser durch, die ganz anders als bei den übrigen Vögeln sich vollzieht, da alle Federn auf einmal ausfallen. Der Pinguin bleibt dann an gedeckter Stelle oder in einer Höhle so lange sitzen, bis er sich wieder neben lassen kann.

Auf dem Lande sind seine Bewegungen sehr eigenmlich. Die Füße sitzen am unteren Ende des segelförmigen Körpers; der Vogel geht also ganz steif aufrecht, und zwar sehr geschickt und schnell, aber er wackelt dabei hin und her. Sobald er auf unebenen Boden kommt, hüpft er mit beiden Beinen zugleich, und springt so sehr geschickt von Fels zu Fels.

Die Pinguine sind Bewohner der Antarktis, der Gegenden, welche sich um den Südpol ausdehnen. Nach Norden hin erstreckt sich ihre Verbreitung bis an die Küsten von Deutsch-Südwestafrika, von Australien und Chile. Die hier abgebildete Form, der Brillenpinguin, Sphenisceus demersus, bewohnt die Küsten von Südafrika und kommt auch auf den Guanoinseln gegenüber unserem Schutzgebiete vor. In dem Wilde Neumanns haben sie im Berliner Zoologischen Garten ausgestellten Vögel dieser Art Modell gestanden. Matschie.

In Rubens' Gartenlaube. (Zu unserem Kunstbeilage.) Wohl kein anderer flämischer Meister hat in so hohem Maße den Sinn besessen, die Freuden des Lebens in vollen Zügen und doch in edler Schönheit zu genießen, wie Peter Paul Rubens. Die glühende Phantasie, die uns aus seinem überreichen Lebenswerke an allen Orten lodernd entgegenleuchtet, die Farbenfreude und die Vollkommenheit der Linienbildung hat diesen größten Meister an der Wende des sechzehnten Jahrhunderts auch dann bejeelt und geleitet, wenn er seine feine Künstlerwerkstatt und seinen malerischen Aufgaben als Mensch im Kreise seiner Lieben kund. Ein Adelid seiner Freude an allem Schönen war sein Antwerpener Heim, ein stattliches Haus, halb Wohnsitz und Atelier, und halb Museum. Herrliche Kunstwerke von zahlreichen Meistern hat Rubens hier in neidloser Bewunderung aufgehäuft, prächtige Gartenanlagen stiegen an das Gebäude, und all dieses Wundervolle seines Besitzes war erfüllt von seinem Geiste. Diese echt Rubens'sche Schönheitsfreude spricht mit beredten Tönen auch aus dem Bilde, das Jacobus Leisten geschaffen hat. Leisten versetzt uns in den Park bei dem Antwerpener Haus des Meisters. In einer Laube, die von wilden Weine überrankt, schattiges Obdach bietet, finden wir Rubens und die Seinen an festlicher Tafel. Schöne Früchte sind aufgetragen, und der helle Wein perlt in schlanken Gläsern. Trümmerisch lauscht Elsie Brant, die junge Braut des Künstlers, den Klängen, die ihre Nachbarin der Guitarre entlockt. Der Meister selber an der Seite seiner Braut sieht, hat sein Glas erhoben, und es ist, als wolle er es leeren auf die Schönheit und Kunst, der er sein ganzes Leben geweiht hat.



Auflösung der Skala-Aufgabe über das Nullspiel auf Seite 880.

(A sagt nach Schlagen an.)

1. h4—f5,	k6×h4,
2. k4—l5,	m6×k4,
3. h6—i5,	k4×h6,
4. f8—g7,	h6×f8×d10,
5. b8—c9,	d10×b8×d6,
6. b6—c7,	d6×b8,
7. d8—e9,	f10×d8,
8. h10—e9,	b8×d10,
9. d12—e11,	d10×f12×h10,
10. h12—i13!	

Nach dem zehnten Zuge ist A alle Steine los; B hat noch seine sämtlichen Steine, die zusammen 64 Punkte zählen, so daß A mithin 64 Punkte gewinnt.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 880.
Tonau.

Auflösung der Skataufgabe auf Seite 880.

Vorhand hat: sZ., rO., rN, rS, eZ, eS, eO., sZ., s8.

Hinterhand: gD., gK., g9, g7, eD., eZ., eK., sD., sK., s7.

Skat: s0., s9.

Spielgang: 1. rO., rD., gD. (— 25); — 2. eD., eZ., r7 (— 11); — 3. sD., s8. rK. (— 15) = — 51. Hatte der Spieler rO. vorsichtigerweise mit rK. gestochen, konnte er das Spiel überhaupt nicht verlieren. Da aber das rD. gestochen war, kam es darauf an, den Spieler zu verhindern, das übrige Rot auf billige Weise los zu werden. Demgemäß mußte entweder die eZ. auf sD. hineingeworfen werden, oder Hinterhand mußte g7 spielen; dann hätten die Gegner zu ihren 36 Augen noch 24 (eZ., rK., eZ.) bekommen und das Spiel gewonnen.

Auflösung des Weihnachtsrösselsprungs auf Seite 880.

Weihnachten.

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein mitder Stern hernieder lacht:
Ein weihnachtsfüßes Horchgeküfte
Durchdämmernet träumerisch die Lüfte,
Und herzenheile wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken:
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre ferner Kirchenglocken
Mich lieblich heimatlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Andeutend, stammend muß ich steh'n;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's: Ein Wunder ist geschehn!

Theodor Storm

Verantwortlicher Redakteur Dr. Anton Bettelheim in Wien. Herausgeber Robert Kohr in Wien. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

An unsere Leser.

Wieder ist ein Jahr dahingeglitten im Strome der Zeit, wieder tritt die „Gartenlaube“ in einen neuen Jahrgang ein. Und eine erhebende, herzerfreuende Feier ist es, die sie diesmal mit dem Schlusse des alten Jahrganges, mit dem Beginne des neuen, begehen kann — **die Feier eines nun halbhundertjährigen Bestehens und Gedeihens in treuem Schaffen.**

Als ein Hort des deutschen Wesens, des freien Wortes und mutigen Wahrheitsdranges, als **ein reiner frischer Quell der Unterhaltung und Belehrung** waltete die „Gartenlaube“ nun ein halb Jahrhundert hindurch **im deutschen Hause.** Wie aber diese Ideale das Ziel ihres Strebens in den abgelaufenen fünfzig Jahren waren, so sollen sie als Leitsterne auch über ihrem weiteren Weg leuchten in alle Zukunft. Getreu den Grundsätzen, die sie zum verbreitetsten deutschen Familienblatt gemacht, wird sie **jedem gesunden Fortschritt volle Beachtung, warme Förderung** zu teil werden lassen und überall **das gute Neue mit dem guten Alten zu verbinden bestrebt sein.**

Eine gute, geistig und gemütlich anregende Unterhaltung will sie bieten zunächst in **Romanen und Novellen der besten deutschen Dichter und Dichterinnen.**

Aber auch auf den Gebieten der **Naturwissenschaften,** der **Medizin** und **Technik,** der **Erfindungen** und **Entdeckungen** wird sie ihren Lesern, wie seit einem halben Jahrhundert, so auch in der Folge, mit Hilfe ihres Stabes von bewährten Mitarbeitern, in gemeinverständlich abgefassten Artikeln Aufklärung bringen. Was irgend an **Kulturfragen** unsere Zeit bewegt, soll von berufenen Männern und Frauen behandelt werden.

Nach wie vor wird die „Gartenlaube“ jedem gemeinnützigen Streben gern dienen. Besonders wird sie auch über alle Neuerscheinungen im Feld der **Frauenfrage** ihren Lesern und Leserinnen getreu berichten und auf ihren zahlreichen **Beilagen** in Wort und Bild die wichtigsten **Vorgänge der Gegenwart** verzeichnen.

Daneben soll der **Bilderschmuck** des neuen Jahrgangs den Freunden der „Gartenlaube“ das Würdigste, was unsere Künstler schaffen, in guter Wiedergabe sowohl im Text als auch besonderen, sorgfältig hergestellten **Kunstbeilagen** bieten.

Der Jahrgang 1903 beginnt mit dem Romane eines jungen hochbegabten Erzählers,

Rudolf Herzog, unter dem Titel „Die vom Niederrhein“

und einer grösseren Novelle der ersten deutschen Erzählerin

Marie von Ebner-Eschenbach, betitelt „Ihr Beruf“.

Ferner nennen wir den neuen Roman **Ludwig Ganghofers: „Der Mann im Salz“,** die neueste Schöpfung von **Ida Boy-Ed: „Wandlungen“,** einen Hochgebirgsroman von **Anton von Perfall: „Der Kroatersteig“, W. Heimburgs** neuesten Roman: **„Doktor Dannz und seine Frau“,** woran sich eine Reihe von Novellen und Geschichten beliebter Erzähler und Erzählerinnen anschliessen.

Aus der Fülle von belehrenden Artikeln, die sich in unseren Mappen befinden, führen wir zunächst nur die folgenden an: **Was der Strand erzählt.** Von Dr. Adolf Heilborn. — **Die Unzuverlässigkeit unserer Sinneswahrnehmungen.** Von Dr. Albert Moll. — **Geheimnisvolle Sprachen.** Von Prof. Dr. M. Dessoir. — **Soziales Königtum.** Von Prof. Dr. Hans Prutz. — **Das Café Greco in Rom.** Von Dr. Friedr. Noack. — **Leuchtfeuer und ihre Wärter.** Von Prof. Hans Bohrdt. — **Krüppelpflege.** Von Dr. M. Walden. — **Der erste Tourist.** — **Spielleute und fahrendes Volk.** Von Prof. Dr. Ed. Heyck. — **Frauenkopfputz der Naturvölker.** Von Dr. Alex. Sokolowsky. — **Eisfischerei.** Von Dr. Fritz Skowronnek. — **Höhlenstädte im transkaukasischen Hochlande.** Von Lic. Dr. Paul Rohrbach. — **Aus dem deutsch-schweizerischen Jura.** Von J. C. Heer. — **Der versteinerte Wald in Arizona.** Von Rudolf Cronau. — **Goldfische.** Von Dr. Friedr. Knauer. — **Zahme Instinkte.** Von Karl Brandt. — **Künstliche Fischzucht.** Von Dr. Fritz Skowronnek. — **Scheintod.** Von Dr. Max Nordau. — **Heilmittelschwindel bei Ohrenleiden.** Von Prof. Dr. Rud. Haug.

So hoffen wir, dass die „Gartenlaube“ auch in dem neuen Halbjahrhundert, das sie nun beginnt, nicht minder wie in dem verflossenen sich ihren Ehrenplatz im deutschen Hause erhalten werde. Unseren Lesern aber rufen wir **den besten Glückwunsch zum neuen Jahre** zu.

Leipzig, Berlin, Stuttgart,
im Dezember 1902.

Redaktion und Verlag der „Gartenlaube“.

Nach einer Originalzeichnung von Ernst Liebermann.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Heft 16. 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Siegfried Ochs, der rühmlich bekannte Dirigent des Philharmonischen Chores in Berlin, kann nunmehr auf eine zwanzigjährige Thätigkeit in dieser ehrenvollen Stellung zurücksehen und hat in dieser Zeit als Leiter des von ihm geschaffenen und zu seiner heutigen Höhe herangebildeten Vereines sehr schöne Erfolge erzielt. Ochs war ursprünglich für die medizinische Laufbahn bestimmt. In Heidelberg studierte der junge Frankfurter, dann aber sagte er der Wissenschaft Valet und ging nach Berlin, um unter Fr. Kiel und Heinrich Urban seine musikalische Veranlagung auszubilden. Auf Hans von Bülows Veranlassung wurde dem begabten Musiker die Leitung des ursprünglich mit dem Philharmonischen Orchester verbundenen Chores übertragen, und in dieser Stellung fand er rege Förderung durch den genialen Dirigenten des Orchesters. Ochs verblieb in seiner Stellung, auch nachdem der Chor sich zu einer selbständigen Körperschaft ausgebildet hatte, und es gelang ihm, durch sein Geschick, durch Fleiß und Ausdauer, den Verein zu seiner heutigen Bedeutung für das Berliner Musikleben emporzubringen. Namentlich auch hat der rastlos thätige Dirigent seinen Chor durch Einstudierung zahlreicher neuerer Musikwerke zu besonderen Ehren gebracht.

Siegfried Ochs.
Nach einer photographischen Aufnahme von D. Becker & Maaß in Berlin.

Prof. Dr. Alois Musil.

Alois Musil, ein junger Wiener Gelehrter und Forschungsreisender, dessen erster Entdeckungsfahrt in das Waditerland die Wissenschaft die Auffindung des märchenhaften Kalifenschlosses Kuraa am Südende des Toten Meeres verdankt, ist von einer neuen Reise in das Innere Arabiens, die er mit Unterstützung der Wiener Akademie der Wissenschaften unternahm, glücklich in seine Heimatstadt zurückgekehrt. Der mutige Forscher bringt von dieser gefahrvollen Reise, auf der er eine Reihe von unerhörten Strapazen und Entbehrungen zu bestehen hatte, eine reiche Menge wertvoller, wissenschaftlicher Nachrichten und Aufzeichnungen mit. Was er an Abenteuern in diesen von Europäern kaum betretenen Ländern erlebte, klingt beinahe wunderbar. Als Kamelhändler, Zauberer, Arzt oder Kaufmann verkleidet, mußte er vor den fanatischen Wüstenbewohnern erscheinen, um die gewünschten Nachrichten von ihnen zu erlangen. Vierzehn Stunden wanderte er beinahe täglich, dabei mußte er im Freien nächtigen und litt Hunger und Entbehrung jeder Art. Zweimal wurde er vom Fieber geschüttelt. Als er einen Turm erkletterte, um eine auf diesem befindliche Inschrift aufzunehmen, brach der Turm in sich zusammen, und Musil kam nur wie durch eine besonders glückliche Fügung ohne ernstbafte Verletzungen davon. Auch von Räubern wurde er zweimal überfallen und dabei seiner Barschaft und Manuskripte beraubt. Mit Hilfe eines mächtigen Häuptlings, den er um Verstand lief und dem er für den Fall der Wiedererlangung seiner Habe alles Geld, das unter dieser sich befand, als Lohn versprach, gelang es ihm, die Räuber zur Rückgabe des Gutes zu zwingen. So war es dem tapferen Forscher wenigstens möglich, seine Aufzeichnungen wieder zu bekommen. Man darf der Veröffentlichung all dieser in ethnographischer und kulturgeschichtlicher Hinsicht sehr wertvollen Manuskripte, Pläne und Entwürfe mit größtem Interesse entgegensehen.

Prof. Wilh. Förster.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. W. Höffert in Berlin.

Professor Wilhelm Förster. Einer der angesehensten deutschen Gelehrten, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm Förster, Direktor der Berliner Sternwarte, vollendet am 16. Dezember das 70. Lebensjahr. Förster gehört zu den seltenen Männern, die nicht nur in der exakten Arbeit des Forschers ihrer Wissenschaft hohe Dienste geleistet, sondern sich zugleich als großzügige Organisatoren bewährt haben. Hier soll nur angedeutet werden, wie sich der treffliche Astronom in erster Reihe auch um die Einführung des neuen Maß- und Gewichtswesens, um die Ausbildung des öffentlichen Zeitdienstes, um die Gründung neuer wissenschaftlicher Anstalten hochverdient gemacht hat. Noch jetzt ist er der allverehrte Präsident des Internationalen Komitees für Maß und Gewicht, wie er früher als thatkräftiger Mitarbeiter des Generals Baeyer die Internationale Gradmessung und das Geodätische Institut mit ins Leben gerufen hat. Seit 37 Jahren ist Förster als Nachfolger Encke's Direktor der Sternwarte. In dieser Zeit hat er seine Thätigkeit vor allem auch dem „Berliner Astronomischen Jahrbuch" zugewandt, dessen Herausgabe jetzt dem von ihm und Prof. Bauschinger geleiteten „Recheninstitut" obliegt. Die Universität Berlin, deren Rektor er vor 11 Jahren war, zählt ihn zu ihren geschätztesten Lehrern. Aber Wilhelm Förster ist weit mehr als ein großer Forscher und Organisator, er ist auch ein echter und wahrer Volks- und Menschenfreund. Daß Wissen und Kunst Gemeingut werde, war von jeher sein lautetes Streben, das er werkthätig in zahlvollen Fällen bekundet hat. Er bewies es durch seine Veröffentlichungen, gelegentlich der Gründung der „Urania", der Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik, sowie auch einiger anderer gemeinnütziger Gesellschaften.

Friedrich der Große als Kronprinz. Ein Werk, das an schwere Tage aus dem Leben des späteren großen Königs, an den Zwist mit dem gestrengen Vater erinnern soll, hat der Berliner Bildhauer Wilhelm Haverkamp für Küstrin auszuführen. Dort wird es im Museumszimmer den Mittelpunkt unter Erinnerungen bilden, die noch von dem unseligen Aufenthalt des dort gefangen Fürstensohnes vorhanden sind. Das Werk hat die Form einer 2 m großen Hermenbüste in Marmor und zeigt die Formensprache des beginnenden Rokoko. Der geniale Kronprinz, der zu Küstrin schließlich als Beisitzer in der Kriegs- und Rechnungskammer arbeitete, erscheint im Alter von 19 Jahren und trägt den einfachen Beamtenrock mit dem Stern des Schwarzen Adlers. Energisch wenden sich die großen, lebendig blickenden Augen nach rechts. Während die rechte Hand auf der Brust ruht, faßt die linke den in reicher Draperie umgelegten Mantel, der bis auf das Postament herabfällt. Der in geschlossenen Formen ausgebildete Fuß der Herme trägt oben die Inschrift in Medaillons, darunter das Hohenzollernwappen. Der Kaiser hat bei Haverkamp noch eine zweite überlebensgroße Hermenbüste in Marmor bestellt; dieses gleichartige Werk erhält einen Ehrenplatz in einem der Schlösser zu Potsdam, die mit dem Leben und Schaffen Friedrichs des Großen so eng verknüpft sind.

Die Hermenbüste Friedrichs des Grossen als Kronprinz von W. Haverkamp.

Die Oberlausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz und das damit verbundene Kaiser Friedrich-Museum sind am 28. November in Gegenwart des Kaisers feierlich eingeweiht worden. Damit ist ein Bau der Oeffentlichkeit übergeben worden, auf den die ganze Oberlausitz mit Recht stolz sein kann, für dessen Errichtung der Vorsitzende des Komitees für die Ruhmeshalle, Bürgermeister Heuse zu Görlitz, in vierzehnjähriger Arbeit rastlos thätig war. Die neue Ruhmeshalle ist eine Schöpfung des Architekten Hugo Behr, der als Oberlehrer an der Königlichen Baugewerkschule selbst in Görlitz thätig ist. Sie erhebt sich auf einer Anhöhe des rechten Neiße-Ufers in dem neuen Stadtteil am Friedrichsplatz. Breite Freitreppen führen an der dem Flusse zugekehrten Hauptfront empor und verleihen dem würdigen Bau eine starke Wirkung, zu der auch die beiden großen Figuren gruppen von Hugo Lederer in Berlin, den Krieg und den Frieden darstellend, wesentlich beitragen. Der Hauptraum des Gebäudes, die eigentliche Ruhmeshalle, wird von der 42 m hohen, in eine vergoldete Kaiserkrone auslaufenden Oberlichtkuppel überspannt. In den Seiten dieses Mittelbaues liegen die Sammlungsräume, die dazu bestimmt sind, prähistorische und kunstgewerbliche Gegenstände aufzunehmen. Bereits man nun die Ruhmeshalle selbst, so findet man sich dem auf hohen Postamente errichteten Doppelstandbild Kaiser Wilhelms I und Friedrichs III gerade gegenüber. Das Doppelstandbild, ein Werk des Bildhauers Professor Johannes Pfuhl in Berlin, ist in einer wuchtigen Nische aufgestellt und beherrscht den Raum in wirkungsvoller Weise. Auch der Sockel ist reich mit Bronzen geschmückt. So sieht man als eine Mahnung an das Jahr 1866 als Relief den preußischen Adler, der die Zwietracht zerschmettert. Auch sonst birgt das Innere der Ruhmeshalle noch manches vortreffliche Bildwerk. So haben vor den Pfeilern die Büsten von sechs deutschen Bundesfürsten Aufstellung gefunden, und gegenüber der Kaisernische sind drei große Nischen für die Marmorstanddilder von Bismarck, Moltke und Roon bestimmt. Die Oberlausitzer Ruhmeshalle zeigt sich so in ihrem ganzen Aufbau wie in ihrem besonderen Schmuck als ein würdiges Wahrzeichen zum Ruhme des Reiches und derer, die sich Verdienste um das Reich erwarben.

Die Doppelstandbilder Kaiser Wilhelms I u. Kaiser Friedrichs III von Prof. Johs. Pfuhl in der Ruhmeshalle zu Görlitz.

Auguste Schmidt-Sons. Zu Ehren der Einweihung an eine der hervorragendsten deutschen Frauen, die verstorbene Ehrenpräsidentin des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins und des Bundes deutscher Frauenvereine, Auguste Schmidt, ist in Leipzig die Errichtung eines Hauses geplant, das ein Mittelpunkt für alle Bestrebungen der deutschen Frauenvereine werden soll. In ihm sollen die Bestimmungen aller in Leipzig tagenden Frauenvereine stattfinden, es soll eine Stätte gemeinnütziger Wirksamkeit für die Leipziger Vereine werden. Den schönen Plan seiner Ausführung nahe zu bringen, wird eine Broschüre verhilft, die neben dem Bilde der Verewigten die beiden Ansprachen enthält, die bei der am 13. Juli in Leipzig veranstalteten Trauerfeier von Rosalie Büttner und Dr. Käthe Windscheid gehalten wurden. Die kleine Schrift, die Auguste Schmidt ein schönes Denkmal als Lehrerin und Führerin der Frauenbewegung setzt, ist durch den Frauen-Gewerbeverein in Leipzig, Universitätsstraße 4, zum Preise von 50 Pf. (ausschl. Porto) zu beziehen.

Die deutsche Schiffahrt und der Suezkanal. Im Jahre 1899 standen noch drei englische und eine französische Reederei an der Spitze des Verkehrs durch den Suezkanal. Ihnen folgten die beiden Bremer Reedereien der „Norddeutsche Lloyd“ und die Dampfschiffahrts-Gesellschaft „Hansa“. Im Jahre 1901 war der „Norddeutsche Lloyd“ an die zweite Stelle gerückt, er wurde nur noch von der englischen „Peninsular and Oriental Suez Navigation Company“, die von jeher die erste Stelle einnahm, überflügelt. Während also der „Bremer Lloyd“ von der fünften an die zweite Stelle kam, rückte die Hansa von der sechsten in die vierte, die französischen „Messageries Maritimes“ aber wurden die fünften in der Reihe. An sechster Stelle folgt jetzt die Hamburg-Amerika-Linie, so daß die ersten sechs Stellen von drei deutschen, zwei englischen und einer französischen Linie eingenommen werden. Die Deutsch-Australische Dampfschiffahrts-Gesellschaft und die Hapag'sche Linie sind ebenfalls an dem Verkehr im Suezkanal beteiligt, aber in verhältnismäßig kleinem Umfang.

Lehrerinnen in Taubstummenanstalten. Die königliche Taubstummenanstalt in Berlin beginnt alljährlich Ostern einen zwei Jahre dauernden Kursus, in dem Lehrer und Lehrerinnen zusammen ausgebildet werden und zu den der Staat Beihilfe von 100 Mark gewährt. Nach Taubstummenunterricht und Ablegung einer Fachprüfung werden die Lehrerinnen an den Taubstummenanstalten Preußens angestellt gegen ein zwischen 900 und 2400 Mark schwankendes Gehalt. Zum Studium gehören unermüdliche Geduld und Ausdauer, sowie eine natürliche Veranlagung für die Zeichen-, Geberden- und Fingersprache. Auch die Methodik des Unterrichts stellt hohe Anforderungen. Da wir bis jetzt nur eine sehr kleine Zahl approbier Kräfte in diesem Berufszweige besitzen, ist die Ausbildung zur Taubstummenlehrerin auch in pekuniärer Beziehung aussichtsvoll, denn sie bietet neben der Thätigkeit in den öffentlichen Lehranstalten auch Gelegenheit zur Erteilung von Privatstunden an die Kinder vermögender Eltern.

Die Oberlausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz von Architekt Hugo Behr.
Nach photographischen Aufnahmen von Rob. Scholz in Görlitz.

Der Brand einer Riesenbrücke in New York. Auf der über Bedloeinsel nahen Riesenbrücke, die den East River zwischen New York und Brooklyn überspannt, ist am 11. November ein mächtiges Feuer entstanden, das einen sehr bedeutenden Schaden an dem Bauwerk angerichtet hat. Der Brand brach in dem oberen Teile des auf der New Yorker Seite der Brücke sich erhebenden über 100 m hohen Turmes aus. Die Brücke wurde hierdurch von einem solchen Regen von brennenden Balken und glühendem Eisen überschüttet, daß die beiden für die Fußgänger bestimmten und an den Hauptkabeln hängenden Brückenteile völlig zerstört wurden. Unsere Abbildung läßt erkennen, wie wenig von diesen Brückenteilen nach dem Brande übrig blieb. Die Feststellung der großen Brücke dürfte infolge dieses Unglücks um längere Zeit verzögert werden. Der Schaden wird auf zwei Millionen Mark geschätzt.

Die neue East River-Brücke zu New York nach dem Brande.

Die Leichenfeier für Friedrich Alfred Krupp, zu der auch der Kaiser in Essen erschienen war, gestaltete sich zu einer ergreifenden und schönen Trauerkundgebung für den Heimgegangenen. Damit die Versammlung der Leidtragenden den geschlossenen Sarg sehen könne, hatte man, gleich wie bei dem Begräbnis Alfred Krupps, aus dem Stammhause eine Giebelwand entfernt. Zwischen Palmen und Blumen, mit Ehrenposten von Feuerwehrleuten, war der Sarg aufgebahrt. Um zehn Uhr traf der Kaiser in Essen ein. Er begab sich sogleich nach dem Kruppschen Stammhause, sich einen prachtvollen Kranz am Sarge niederlegen und verweilte einige Zeit im Gespräch mit Frau Krupp. Bald darauf trugen die Feuerwehrleute den Sarg nach dem bereitstehenden Leichenwagen, und unter Glockengeläute bildete sich der Zug. Voran schritt das Musikkorps der Dreizehner Pionniere, dann folgten die Trauerparade der Feuerwehr, zahlreiche Kranzträger und die Geistlichkeit. Der Leichenwagen war reich mit Blumen bedeckt; hinter ihm schritt als erster Leidtragender der Kaiser. Die Verwandten des Verstorbenen, die Vertreter von Fürstlichkeiten, Armee und Marine sowie zahlreiche hohe Staatsbeamte schlossen sich an. Am Ende des Zuges, der sich durch ein von Arbeitern der Kruppschen Werke gebildetes Spalier bewegte, schritten die Beamten der Eisenwerke. Nachdem der Sarg auf dem Friedhofe der Erde übergeben worden war, sang der Gesangverein einen Choral. Alsdann hielt Superintendent Klingemann eine Ansprache, in der er das Leben und gemeinnützige Wirken Krupps in warmen Worten schilderte. Nach ihm sprach Landrat a. D. Roettger, der Leiter des Direktoriums der Kruppschen Werke. Er betonte, daß es Krupp in den fünfzehn Jahren seines Wirkens nicht nur gelungen sei, die Schöpfung seines Vaters auf ihrer Höhe zu erhalten, daß der Verstorbene vielmehr mit zäher Willenskraft und schönstem Erfolge auch neue Wege eingeschlagen habe. Ein kurzes Gebet schloß alsdann die erhebende Totenfeier.

Von der Beerdigung Friedrich Alfred Krupps.
Nach einer photographischen Aufnahme von M. Hänscheidt in Essen (Ruhr).

Die Erschließung der Höllenthalkalkkamm im Zugspitz-Gebiete. Vor zwei Jahren schon hat sich die Alpenvereinssektion Garmisch-Partenkirchen entschlossen, die am Nordabfall der Zugspitze gelegene Höllenthalkalkkamm, die an Großartigkeit, Wildheit und reicher tierischer Abwechselung im ganzen deutschen Alpengebiete kaum ihres Gleichen finden dürfte, zu erschließen. Schwierig waren die Vorarbeiten, bis es nur möglich war, einen Kostenanschlag zu fertigen. Schnee, Eis, Lawinen, Steinschläge und Wasser hinderten den ganzen Sommer 1901 die Rekognoszierungen. Erst im Herbste wagten fünfe Männer an Seilen und mit Leitern, begleitet von erfahrenen Bergführern, die ersten Einstiege und stellten dann ein Projekt auf. Der heurige Sommer verging mit Aufbringung der nötigen, nicht unbeträchtlichen Mittel durch die Sektion und andern Vorbereitungen. Am 23. September d. Js. begannen die Arbeiten unter Leitung des Sektionsvorstandes durch erfahrene Bergführer und berggewandte Arbeiter von Hammersbach und Grainau. Für die äußerst schwierigen Sprengarbeiten wurde außerdem ein eigener Mineur und tüchtiger Sprengmeister gewonnen. — Vom östlich gelegenen Dörfchen Hammersbach, am Ausbruch des gleichnamigen Baches aus den Klüften der Zugspitze und des Wagensteins, führt der Weg noch etwa 3/4 Stunden aufwärts, bis die Steinwände sich plötzlich schließen und der Wanderer nichts anderes mehr als himmelhohe Felsen vor sich sieht. Durch diese hat sich

Die Leute bei der Arbeit.

Vom Stegdau in der Höllenthal-Klamm bei Garmisch-Partenkirchen.
Nach photographischen Aufnahmen von B. Johannes (Ak. Maler) in Partenkirchen.

der Hammersbach sein Rinnsal gebohrt, das das „Höllenthal" genannt | Geburtstage, der in der Heimatstadt des Dichters besonders feierlich ist. — Unter großen Gefahren, mit unendlicher Mühe ist jetzt der Zugang | begangen wurde, hat man am 29. November an diesem Bau eine erschlossen. Die ersten Arbeiten konnten nur ausgeführt werden von Arbeitern, die an Seilen angehängt waren und in dieser unbequemen Lage mußten Löcher gebohrt werden. In die so geschaffenen Vertiefungen wurden dann Klammern und Eisenträger eingelassen und auf diese Bretter gelegt, um einen festen Standpunkt zum Arbeiten zu bekommen. Das eine unserer Bilder zeigt eine Stelle, wo die Arbeiter von dem Wege, der oben schon fertig ist, die Felsen eingesprengt ist, auf Leitern in die Bachsohle herabsteigen, um weiter innen in der Klamm fortzuarbeiten. Das andere führt die Leute bei der Arbeit selbst vor, wie sie nach Wegsprengen der Felsen die einzelnen Stücke abräumen. Hier ist der ein Meter breite Weg schon deutlich erkennbar. Ein großartiger Blick ist von da zurück in das Thal geboten, während erst bei der nächsten Biegung sich die Schlünde der Klamm öffnen. Trotz der schon vorgeschrittenen Jahreszeit — **die Aufnahmen stammen aus der**

Die Arbeiter steigen in die Bachsohle herab.

letzten Novemberwoche — wird fleißig weiter gearbeitet. Wohl hat eine Eistrutze die vom Wasser bespritzten Felsen und Steine, wie auch die Bretter überzogen und bis zu zwei Meter lange Eiszapfen hängen an manchen Stellen herab, aber noch hat kein Schnee das Vordringen unmöglich gemacht. Wenn dieser erst die Schluchten füllt, teilt Winterruhe ein, und ungeeilt ist es, wann im Frühjahr wieder an die Arbeit gegangen werden kann. Nach Durchführung des ganzen Baues ist der Weg durch die Klamm eine Kürzung des Aufstieges über Höllenthal-Anger-Hütte und Höllenthalferner zum Zugspitzgipfel.

Ueber die Zunahme der Bevölkerung innerhalb einer Reihe von wichtigen Kulturstaaten während des verflossenen neunzehnten Jahrhunderts geben die „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik von 1902" interessante Auskunft. Nach diesen auf amtliches Material gestützten Angaben zählte Deutschland im Jahre 1816 24 831 396 Einwohner, im Jahre 1900 mehr als doppelt soviel, nämlich 56 367 178. Bei den Notizen über Italien wird als erstes Zählungsdatum das Jahr 1788 angeführt. Damals hatte dieses Reich 17 700 000 Einwohner — an der Wende des neunzehnten Jahrhunderts hingegen zählte es 32 449 754. Sehr bedeutend ist der Bevölkerungszuwachs, den Großbritannien erfahren hat. Dort wuchs die Einwohnerzahl von 10 500 956 Köpfen im Jahre 1801 innerhalb hundert Jahren auf 36 998 032. Noch ungleich größer aber ist der Zuwachs der Vereinigten Staaten von Nordamerika, sie zählten im Jahre 1790 nur 3 929 827 Einwohner und hatten im Jahre 1900 nicht weniger als 76 303 387. Der Vollständigkeit halber sei hier weiter noch erwähnt, daß Oesterreich — ohne Ungarn — von 1857 bis 1900 um 7 882 704 Einwohner wuchs, und daß die Einwohnerzahl der Schweiz in dem kurzen Zeitraume von 1860 bis 1900 um 814 529 Köpfe gestiegen ist.

Das Geburtshaus Wilhelm Hauffs hat das Jahrhundert, das nun seit dem Geburtstage des Dichters verflossen ist, beinahe unverändert überdauert. In der Eberhardtstraße zu Stuttgart erhebt sich als Haus Nummer 23 der alte Bau, in dem einst der Regierungssekretär Hauff wohnte und dessen Söhnchen Wilhelm geboren wurde. Gelegentlich von Hauffs hundertstem

Wilhelm Hauffs Geburtshaus in Stuttgart mit der neuen Gedenktafel.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Hirrlinger in Stuttgart.

Ehrentafel angebracht. Die Erinnerungstafel wurde bei dem Hofergießer H. Petarzus in Stuttgart hergestellt und trägt die Inschrift: „In diesem Hause ist Wilhelm Hauff geboren am 29. November 1802." Stifter der Tafel ist der „Litterarische Klub" in Stuttgart, dessen erster Vorsitzender auch bei der Enthüllung die Worte der Weihe sprach. Dann folgten ein poetischer Weihespruch und stimmungsvolle Gesangsvorträge der Schwäbischen Liedertafel. Der offizielle Teil der mit der Enthüllung der Gedenktafel verknüpften Feier fand am Abend im großen Saale des Bürgermuseums statt. Hier hielt der als Historiker, wie als Schriftsteller gleichermaßen bekannte General z. D. Dr. von Pfister die Festrede. Gesangsvorträge schlossen sich an. Besonders erfreulich war es, daß zahlreiche Angehörige der Familie Hauff zu der Feier erschienen waren und auch dem an sie anschließenden Bankett als Festgäste beiwohnten.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Heft 16, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Die Verteilung der Nobelpreise für das Jahr 1902 hat nunmehr stattgefunden, und es sind, wie aus Stockholm gemeldet wird, hierbei auch zwei deutsche Gelehrte ausgezeichnet worden. Man hat den Preis für Literatur dem Professor Theodor Mommsen in Charlottenburg und jenen für Chemie dem Professor Emil Fischer in Berlin verliehen. Die übrigen Preise fielen an Élie du Commun und Albert Godat vom Friedensbureau in Bern, Dr. Ronald Roß in Liverpool (Medizin) und an die holländischen Professoren Lorenz und Zeemann (Physik). Wir zeigen unsern Lesern die Bilder der beiden berühmten deutschen Forscher, denen die Stockholmer Akademie, in deren Hände die Verteilung gelegt war, die Preise von je etwa 150 000 Mark aus den Zinsen Nobels zuerkannt hat. Was Mommsen als Geschichtsgelehrter und namentlich durch sein monumentales litterarisches Werk, die „Römische Geschichte“ geleistet hat, ist bekannt. Er hat sich durch sein Wirken in die Reihe jener großen Geschichtsschreiber gestellt, deren Namen mit der Forschung verknüpft sein wird für alle Zeiten. Professor Emil Fischer, der seit dem Jahre 1892 an der Berliner Universität thätig ist, ist einer der ersten Chemiker der Gegenwart, der sich namentlich auf den Gebiete der organischen Chemie einen Namen erworben hat. Seine besonderen Forschungen betreffen die Konstitution der Zuckerarten.

Prof. Emil Fischer. Prof. Ch. Mommsen.

Der Photograph auf der Eisbahn. Früher als sonst in den letzten Jahren ist diesmal der Frost hereingebrochen und hat der sportlustigen Jugend die Möglichkeit gebracht, die Schlittschuhe hervorzuholen und auf dem Eise der frohen und gesunden Lust des Schlittschuhlaufes zu huldigen. Auf den gefrorenen Bahnen der Großstadt hat der Eislauf schon lange begonnen, und vergnügt tummelt sich jung und alt auf dem glatten Spiegel des Eises. Wie im letzten Jahre, so bringen wir unsern Lesern auch in diesem Winter ein Bild, welches das Treiben auf der großen Berliner Weiseebahn zeigt, und wie damals, so führen wir ihnen auch diesmal wieder einen der zahlreichen „Gelegenheitsberufe“ vor, die sich beginnigt von dem fröhlichen Getümmel dort entwickeln. Im letzten Winter haben wir den schlittschuhlaufenden „Illustrierten Postkarten-Verkäufer“ auf dem Eise abgebildet, diesmal bringen wir den Momentphotographen der nicht minder gute Geschäfte macht als jener. Flink sind die Gruppen der Auszunehmenden gestellt, das große Schiff — es ist ein unschuldiges hölzernes Dekorationsstück — giebt einen wirkungsvollen Hintergrund, nun tönt noch das bekannte: „Bitte, recht freundlich!“ — ein Knipps — und das Bild der vier munteren Jungen sitzt auf der Platte.

Der Photograph auf der Eisbahn.
Nach einer photographischen Aufnahme von E. Busse in Berlin.

Zwei neue Bücher über Robert und Clara Schumann kommen für die zahlreichen Verehrer des seltenen Künstlerpaares gerade recht noch vor Weihnachten. Das eine von einem jüngeren Musikschriftsteller, Hermann Abert, gliedt in lustiger, für die weiteren Kreise der gebildeten Musikfreunde verständlicher Darstellung, eine aus gründlichem Quellenstudium hervorgegangene fesselnde Schilderung und Wertung des Lebens und Schaffens von „Robert Schumann“. Das in der bekannten Sammlung „Berühmte Musiker“ erschienene Buch (Verlag der „Harmonie“, Berlin) ist mit interessanten Illustrationen, Porträts, Autographien ꝛc. geschmückt und wird für viele ein schönes Weihnachtsgeschenk werden. — Das zweite von B. Litzmann (Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig) bildet den ersten Band einer umfangreichen Biographie von „Clara Schumann“, der großen Pianistin und Musikerin, der jungenialen Gattin Robert Schumanns. Beide Bücher werden das Verständnis und die Verehrung für das Künstlerpaar noch fördern helfen.

Der Deutsch-Evangelische Frauenbund hat seiner segensreichen sozialen Thätigkeit ein weiteres Gebiet erschlossen und eine gewissenhafte Stellenvermittlung eingerichtet für arbeitsuchende Frauen. Jeder, der eine Ahnung davon hat, mit welcher Not und welchen Widerwärtigkeiten die Frau zu kämpfen hat, die, ohne genügend vorbereitet zu sein, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen hat, und mit Freuden eine Einrichtung begrüßen, die ihr nicht nur die Ausbildung für einen bestimmten Beruf, sondern auch die spätere Anstellung vermittelt. Bereits vorgebildete Frauen finden Stellungen an Anstalten der inneren Mission, Haushaltungsschulen und Privatkrankenhäusern, auch werden ihnen passende Stellen in Familien nachgewiesen. Der Verein hat seinen Sitz in Hannover, die Centrale der Stellenvermittlung leitet Fräulein von Reden, Waldhausen bei Hannover, Brandestraße 7.

Hieronymus Lorm. Ein Veteran der Poesie und des Schriftstellertums ist mit dem am 3. Dezember in Brünn verstorbenen Mährigen Hieronymus Lorm oder Heinrich Landesmann, wie er eigentlich hieß, dahingegangen. Der 1821 zu Nikolsburg in Mähren geborene Poet war kein Genie, kein Pfadfinder auf neuen, interessanten Gebieten, er war ein schlichtes, warmes und wahres Talent, das sich in mehr denn 60 Jahren schriftstellerisch betätigte, von der Lyrik seiner Jugendjahre sich zu großen, novellistischen Arbeiten durchrang und der Welt noch als Greis von 80 Jahren ein philosophisches Buch über die Ueberwindung des Pessimismus schenkte.

Hieronymus Lorm †.
Nach e. Aufnahme von Hofphotograph C. Fiegner in Brünn.

Daß Lorm am Schlusse seines langen, arbeitsvollen Lebens und über das Grab hinaus eine ihn verehrende, treue Gemeinde sein eigen nennen darf, daß man ihn — ein Wunder in unserer schnelllebigen Zeit — nie zu den Abgewirtschafteten, Veralteten geworfen hat, verdankt er in erster Linie seinem bei der Tragik seiner Lebensverhältnisse doppelt rührenden Optimismus.

Lorm verlor schon als 15jähriger Knabe vollständig das Gehör, bald darauf auch das Sehvermögen, und nur die aufopfernde Liebe seiner Schwester, die vermittelst eines selbsterfundenen Systemes dem Wißbegierigen alles Belehrende, Wissenswerte zutrug, ermöglichte es dem mit zäher Energie Ringenden, sein nach außen hin so armes Leben innerlich reich und schön zu gestalten.

Professor Johannes Wislicenus, der allzufrüh bekannte Chemiker, der sich zuletzt als Direktor des chemischen Laboratoriums der Leipziger Universität große Verdienste erwarb, ist dort am 5. Dezember im 68. Lebensjahre verschieden. Wislicenus war einer Familie entsprossen, der die Welt mehr als einen hervorragenden Mann verdankt; sein Vater war der als Führer der Freien Gemeinden bekannte Theologe Gustav Adolf Wislicenus, einer seiner Vettern der als klassizistischer Maler und Professor an der Akademie zu Düsseldorf viel genannte Hermann Wislicenus. — Der nun Verstorbene war in Klein-Eichstedt bei Querfurt geboren. Nach dreijährigem Aufenthalt in Amerika, wohin sein Vater geflüchtet war, kehrte er 1856 nach Europa zurück und setzte die unterbrochenen naturwissenschaftlichen Studien erst in Zürich, dann in Halle fort. Als Docent für Chemie habilitierte er sich bald darauf in Zürich. 1861 wurde er Professor an der Kantonsschule, drei Jahre später an der Universität. Nachdem er seit 1870 als Professor am Eidgenössischen Polytechnikum gewirkt hatte, wurde er 1872 an die Universität Würzburg und von da aus im Jahre 1885 als Professor und Direktor des chemischen Laboratoriums nach Leipzig berufen. Wislicenus' fachwissenschaftliche Lebensarbeit ist reich und sehr wertvoll. Seine Untersuchungen und Entdeckungen bezogen sich zum großen Teil auf die Ermittlung der Konstitution und die Synthese organischer Substanzen. Er hat diese Arbeiten meist in Liebigs „Annalen" und in den „Berichten der Deutschen chemischen Gesellschaft" veröffentlicht. Zu seinen besonderen Verdiensten zählt es auch, daß er als erster der Erscheinung der chemisch gleichen Zusammensetzung physikalisch verschiedener Körper — dem Problème der Isomerie — scharfsinnig als Forscher nahegetreten ist. Seine bezüglichen Arbeiten entgehen sich, ihres rein wissenschaftlichen Charakters wegen, hier der eingehenderen Besprechung, doch sei erwähnt, daß sie grundlegend geworden sind für manches neue Forschungsergebnis der jüngeren Chemie.

Prof. Fritz Roeder.
Nach einer photographischen Aufnahme von Compt. Dück in Düsseldorf.

Prof. Johannes Wislicenus †.
Nach einer photographischen Aufnahme von Georg Brokesch in Leipzig.

Die alte Ordensstadt Marienburg wurde wie schon einmal im Juli des Jahres 1809, so auch am 6. Dezember d. J. von einem furchtbaren Brandunglück heimgesucht. Das Feuer brach am frühen Morgen im Hause hohe Laube 35 in der Zuckerwarenfabrik von Dewitz aus und griff so schnell um sich, daß schon gegen sechs Uhr früh das in der Stadt liegende Militär zur Rettungsarbeit mit herangezogen werden mußte. Um neun Uhr waren bereits neun Häuser von den Flammen ergriffen; um diese Zeit kam auch die Danziger Feuerwehr zur Rettung der bedrohten Straßen herbei. Die außerordentliche Kälte des Tages, die das Wasser in den Schläuchen zum Gefrieren brachte, erschwerte das Rettungswerk. Im ganzen sind nicht weniger als zehn Häuser dem Feuer zum Opfer gefallen. Unser Bild zeigt einen Teil der Brandstätte nach Besiegung der hauptsächlichsten Gefahr.

Die Brandstätte in Marienburg.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Prof. Fritz Roeder. Gewiß wird es zahlreiche von unseren Lesern interessieren, das Bild des Mannes zu sehen, den wir als einen der ersten Meister der neuen Düsseldorfer Malerei an anderer Stelle gewürdigt haben und aus dessen „Eddadarstellung" im Hause Karl von der Heydt in Godesberg wir einige Bilder in wohlgelungener Wiedergabe vorführen konnten.

General der Infanterie z. D. Wilibald Arno von Arndt, der frühere Gouverneur von Metz und ein Enkel Ernst Moritz Arndts, ist am 3. Dezember im 68. Lebensjahre zu Baden-Baden gestorben. Am 9. März 1835 war Arndt in Rothebude, Kreis Marienburg, geboren. Als Achtzehnjähriger kam er aus dem Kadettenkorps als Portepeefähnrich in das 29. Infanterieregiment. Im Frontdienst und in der Adjutantur rückte er bis zum Major vor, wurde 1880 Kommandeur des Jägerbataillons Nr. 11, bald darauf Oberstleutnant und 1884 Oberst und Kommandeur des 2. Badischen Grenadierregiments Nr. 110, später des Infanterieregiments Nr. 138. Nachdem er 1885 den Adel erhalten hatte, wurde er 1888 unter Beförderung zum Generalmajor zum Kommandeur der 42. Infanteriebrigade ernannt. Zwei Jahre später erhielt er die 14. Division und wurde Generalleutnant. Gouverneur von Metz war er von 1893 bis 1896. In letzterem Jahre erhielt er den Charakter als General der Infanterie und trat kurze Zeit darauf in den Ruhestand.

General Wilib. Arno v. Arndt †.
Nach e. Aufnahme von Hofphotograph Eugen Jacobi in Metz.

Kleine Mitteilungen.

Die höchste Wetterstgnalstation der Erde. Bei ihrem Suchen nach einer geeigneten Wetterstation entschieden sich Professor Solon Irving Bacley von der Harvard-Universität der Vereinigten Staaten von Nordamerika und seine Kollegen schließlich nach langen Mühen für die Gruppe von Arequipa in Peru, die einen Teil der südamerikanischen Küstencordillere bildet. Arequipa ist ein Departement von Peru, das, im Westen vom Stillen Ocean begrenzt, 101 887 qkm groß, sich über die Küstencordillere hin bis in die östlich liegende Sierra erstreckt. Den Namen Arequipa trägt auch die Hauptstadt des Landes, die ungefähr 30 000 Einwohner zählt und, in einem der fruchtbarsten Täler von Peru, 90 km von der Küste und 2540 m über dem Meere gelegen, durch Lage und gesundes Klima wie durch Bildung und Thätigkeit der Einwohner eine der bedeutendsten Städte Südamerikas darstellt. Dicht bei Arequipa ragen der 6000 m hohe el Misti, der Vulkan von Arequipa, und der 5621 m hohe Chachani. Der Vulkan soll ausgebrannt sein, wenigstens ist er zur Zeit unthätig, der Chachani arbeitet noch. Arequipa liegt an der Eisenbahn Mollendo-Puno, die von der Küste über die 4470 m hohen Kordilleren in großartigen Bauten zum Titicacasee führt und Arequipa zum Knotenpunkt des zumeist in den Händen europäischer Kaufleute liegenden Handels mit dem peru-bolivianischen Hinterlande gemacht hat. All diese Gründe veranlaßten Prof. Bacley zur Wahl des el Misti als Standort seines Wetterbureaus. Auch die vulkanischen Eigenschaften des Arequipa und die Schwierigkeit, ihn zu ersteigen, schreckten den Gelehrten nicht zurück, und so erwielt die Harvard-Universität, zwei englische Meilen von Arequipa entfernt und 400 Fuß über der Stadt, ihr Observatorium, das mit seinen Gebäuden ein großes Gebiet bedeckt und Gärten und Felder einschließt. Das größte Gebäude ist das Doppelhaus für den Astronomen, seine Familie und seine Assistenten. Der Ort heißt Carmen Alto, die Wetterstation selbst liegt über 3350 m höher auf dem Gipfel des el Misti, der 5852 m hoch in den Stillen Ocean hernlederschaut. Das Hinaufschaffen der Instrumente, Anemometer (Windmesser) usw. auf den Bergesgipfel war eine harte Arbeit. Der Anemometer überragt die Bergesspitze noch um nahezu 2,5 m. Das eiserne Kreuz auf dem Bilde im Vordergrunde wurde im Jahre 1784 vom Bischof Miguel Gonzalez errichtet, um den Vulkan zu verhexen und das Volk vor Erdbeben zu bewahren. Dies geschah nach einem gewaltigen Ausbruch. Uebrigens war das nicht der letzte, denn am 13. August 1868 legte der el Misti Arequipa zum größten Teile in Trümmer. Die Stadt wurde aber sofort wieder aufgebaut.

Die höchste Wetterstgnalstation der Erde.

Palmölstampfe im Waldland von Kamerun. Unter den Erzeugnissen, die aus unserer aufblühenden Kolonie Kamerun ausgeführt werden, ist das Palmöl besonders wichtig, sein Vertrieb bildet, wie Dr. Zintgraff treffend gesagt hat, das Rückgrat des westafrikanischen Handels. Im vorigen Jahre ist nach Deutschland allein Palmöl im Werte von 4½ Millionen Mark eingeführt worden. Franz Hutter, der bekannte Forschungsreisende und Führer der Hinterlandexpedition in den Jahren 1891 bis 1893, widmet in seinem Werke „Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von Kamerun“ (Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn) der Oelpalme die gebührende Beachtung. Er führt uns auch an die Stätten der Palmölerzeugung. Das untenstehende Bild einer Palmölstampfe und -Kocherei im Waldland ist seinem Buche entnommen. In den Blattachseln der breiten Krone der Oelpalme setzen die mussigen Fruchtstände an, die aus einer großen Menge kelchförmiger, eng aneinandergedrückter Einzelfrüchte von Pflaumengröße gebildet werden. Die letzteren bestehen aus dem fetthaltigen Fruchtfleisch als äußere Hülle und dem von leinharter Schale umgebenen, kalmiförmigen eigentlichen Palmkern. Die Gewinnung des Palmöls geht nun in der Weise vor sich, daß die von den Fruchtständen abgepflückten Einzelfrüchte in Wasser erhitzt und dann in großen Trögen, ausgehöhlten Baumstücken, mit Stampfen und Stößern oder auch den bloßen Füßen ausgequetscht werden. Das aus dem Fruchtfleisch ausgepreßte Oel schwimmt oben, wird abgeschöpft und zur Reinigung durchgeseiht. Die Eingeborenen füllen es dann in Flaschenkürbisse ab, verschließen diese mit Bananenblattpfropfen und halten es so zum Verkauf bereit. Das Oel dickt sehr rasch ein, wird aber bei nur geringer Erwärmung leicht wieder flüssig. Die weißen Kaufleute kochen es noch einmal in großen Kesseln behufs besserer Reinigung aus und füllen es in Fässer, die auf Schiffe verfrachtet werden. Die Gewinnung des Palmöls im Waldlande von Nordkamerun findet in Schuppen statt, die wir mit einem Mattendache versehen sind (vergl. Abbildung). Das Palmöl ist butterartig und riecht ähnlich wie Veilchen. Benutzt wird es hauptsächlich zur Herstellung von Kerzen und Seife. Die vom Fruchtfleische befreiten Palmkerne sammeln sich mit der Zeit zu ganzen Bergen neben den Oelkochereien an. Sie werden von Weibern und Kindern mittels Steinen aufgeklopft und die bläulich weißen, hart schaligen Nußkerne in Körben zum Verkauf gesammelt. Im Handel nennt man sie „Palmkerne“, und aus ihnen wird Oel gewonnen, aber nicht in Afrika, sondern erst in Europa. Die Rückstände der ausgepreßten Palmkerne, die sogenannten Palmkernkuchen bilden ein geschätztes Futtermittel für Milch- und Mastvieh.

Palmölstampfe und -Kocherei im Waldland von Kamerun.

Deutscher Tabak. Ueber den Tabakbau in Deutschland hat das Kaiserliche Statistische Amt genaue Angaben veröffentlicht. Es giebt im Deutschen Reiche 120 490 Tabakpflanzer, die auf einer Fläche von rund 1 700 000 Ar im Jahre 1901 über 40 Millionen Kilogramm des duftigen Krautes gebaut haben. Der Wert dieser Ernte beläuft sich auf 34 Millionen Mark, während wir im gleichen Jahre Tabak im Werte von 120 Millionen Mark vom Auslande bezogen haben. Am meisten wird in Deutschland in Baden Tabak gebaut. Der Ernteertrag beziffert sich dort auf 15 Millionen Mark; Bayern hat für 4 Millionen und Elsaß-Lothringen für 3 Millionen Mark Tabak erzeugt. Unter den preußischen Provinzen steht Brandenburg mit einem Ertrage im Werte von 4 Millionen Mark obenan, ihm folgt Pommern mit 2 Millionen Mark. In kleinen Mengen wird in Deutschland fast in jedem Bezirke Tabak gebaut, oft sind aber die Ernten äußerst gering. So betrug der Gesamtertrag Schleswig-Holsteins 32 Kilogramm im Werte von 25 Mark und der Steueramts-Bezirk Rudolstadt giebt als Ernteertrag an 2 Kilogramm im Werte von 1 Mark.

Die höhere Webschule zu Werdau i. S.

Die höhere Webschule zu Werdau. Bei der großartigen Entwicklung, welche die deutsche Industrie nach der Aufrichtung des Reiches genommen hat, machte sich alsbald die Notwendigkeit geltend, durch Gründung von Fachschulen die bewährten technischen Kenntnisse zu fördern, ohne die eine Weiterbildung und Vervollkommnung auf den einzelnen Gebieten industrieller Betätigung nicht gewährleistet werden kann. So entstanden im Laufe der letzten Jahrzehnte eine Reihe von Handelsschulen und technischen Lehranstalten, auf denen Specialkenntnisse vermittelt werden. Vor kurzem ist nun in Sachsen eine Anstalt eröffnet worden, die im besonderen Maße bestimmt erscheint, der Industrie dieses Landes fördernd zu sein; es ist die höhere Webschule zu Werdau. Das stattliche Gebäude, das wir im Bilde vorführen, gewährt dieser höheren Webschule, ferner einer Handelsschule und endlich einer neu zu errichtenden gewerblichen Fachschule Unterkunft. Es sind in dem Gebäude eine Anzahl mechanischer Webstühle mit Spinnkrempel und Selfaktor, sowie Handwebstühle aufgestellt, an denen die Schüler praktische Studien machen können, und das Ganze ist mit allem ausgestattet, was zur Unterweisung und Bildung der Lernbeflissenen irgend dienlich erscheint. Vorzüglich sind auch die sanitären Einrichtungen des schönen Baus. Leiter der höheren Webschule zu Werdau ist Director Oelsner.

Der hundertjährige Landwirt Georg Recht zu Dotzheim. 17 Jahre nach dem Tode des Alten Fritz geboren und noch zwei Jahre ein Zeitgenosse Schillers und 29 Jahre ein „Mitmensch" Goethes gewesen zu sein, das klingt von Ferne, der sich heute noch des Lebens freut, beinahe unheimlich. Aber wenn man den rüstigen Alten von Dotzheim, der am 22. November in voller Rüstigkeit seinen 100. Geburtstag gefeiert hat, vor sich sieht, traut man ihm noch manches Jahr im neuen Säkulum zu. Der Lebensmut des Jubilars ist auch keineswegs geringer als der seiner vier „Buben" von 72, 70, 67 und 62 Jahren. Das beweist ein ganz vortreffliches Bonmot des geistesfrischen Alten. „No, Schorsch", sagte kürzlich im gemütlichen nassauischen Dialekt ein Dorfbewohner zu ihm, „wenn De emol Dein' hunnertjährige Geburtstag feierst, dann machste mer awwer aaus!" — „Dann De des nor erlebst!" war die vergnügliche Antwort Bechts. — Der Hundertjährige stammt aus einem langlebigen Bauerngeschlecht; Vater und Großvater sind ebenfalls nahezu 100 Jahre alt geworden. Ein achtundsiebzigjähriger Bruder sang und tanzte noch lustig im letzten Lebensjahre. Recht, der, wie er humoristisch erzählt, nie in seinem Leben ernstlich krank gewesen ist, nie Tabak geraucht, nie einen Prozeß geführt und auch nie mit der Polizei zu thun gehabt hat, macht zur Zeit den Eindruck eines gut conservierten Achtzigjährigen. Er hält sich noch vollkommen gerade, besucht zu Fuß die Nachbarorte und den „Hochheimer Markt" und hat, außer über Schwerhörigkeit, über nichts zu klagen. In Dotzheim und überall in der Umgebung, wo man den Hundertjährigen näher kennt, erfreut er sich bevorzugter Wertschätzung und Beliebtheit. Möge der stattlichen Schar seiner Kinder, Enkel und Urenkel noch lange der Stammvater erhalten bleiben!

Ein Hundertjähriger: Georg Recht.
Nach einer Aufn. von R. Dieg in Wiesbaden.

Die Ruinen des Marcellus-Theaters in Rom sollten kürzlich zusammen mit dem Palazzo Orsini, auf dessen Grundstück sie sich erheben, versteigert werden. Auf diesen Anlaß hat sich der italienische Dichter Gabriele D'Annunzio mit der dringenden Bitte, das einzigartige Bauwerk der Stadt zu erhalten, an den Ministerpräsidenten Zanardelli gewendet. Zanardelli hat seine Hilfe in diesem Sinne auch zugesagt. Das Theater des Marcellus, auf welches die allgemeine Aufmerksamkeit durch diesen Vorgang hingelenkt worden ist, liegt am rechten Tiberufer in einer nach dem Theater benannten Straße. Bekanntlich zwei Jahrtausende hat es schon an sich vorüberziehen, denn das altehrwürdige Bauwerk ist von Cäsar begonnen und im Jahre 13 vor Christus von Augustus beendigt worden. Seinen Namen trägt das Theater nach Marcus Claudius Marcellus, dem im Jahre 43 vor Christus geborenen Sohn des Gajus Claudius Marcellus und der Octavia. Augustus selbst, der Vollender des einstmals großartigen Gebäudes, hat dieses der Erinnerung des früh Verstorbenen geweiht. — Die Bühne des Theaters befand sich damals auf der gegen den Fluß zu gelegenen Seite; von den Raumverhältnissen des Baues wird man die beste Vorstellung bekommen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß er drei bis viertausend Zuschauer ohne Schwierigkeit fassen konnte. Heute ist von all dieser Herrlichkeit nur wenig erhalten geblieben — um so sorgfältiger sollte dieses Wenige gehütet werden als ein wertvolles Vermächtnis längst entschwundener Zeit. Zwölf Bogen von den äußeren Umfassungsmauern des Theaters sind noch erhalten — feine Handwerker haben ihre Werkstätten in ihnen eingerichtet. Deutlich kann man noch an diesen Resten den dorischen Stil des unteren, zum teil verschnörkelten Obergeschosses und die ionischen Formen in dem darüberliegenden Gestock erkennen. Man nimmt an, daß — ähnlich wie beim Colosseum — einstmals auch der dem Theater des Marcellus über den dorischen und ionischen sich noch ein drittes Stockwerk in korinthischem Stile erhoben hat. — Es ist herzlich zu wünschen, daß die Anregung Gabriele D'Annunzios dahin führen möge, daß man in den maßgebenden Kreisen Roms nicht nur alles aufwende, um das Theater des Marcellus vor den augenblicklich drohenden Gefährdungen zu bewahren, sondern daß man auch alles daran setze, um diese würdige Reliquie aus Roms ruhmvoller Vergangenheit der Zukunft möglichst lange zu erhalten!

Das Marcellus-Theater in Rom.

Die Gartenlaube

3. Beilage zu Heft 16, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

Karte von Venezuela.

Deutschlands Ersatzansprüche an Venezuela. Durch den Bürgerkrieg von 1898 bis 1900 und die neuerlichen inneren Wirren in Venezuela ist auch den zahlreichen Deutschen, die in dem südamerikanischen Staate ansässig sind, namhafter Schaden erwachsen. Ersatzforderungen in der Höhe von nahezu fünf Millionen Bolivares — etwa vier Millionen Mark — sind deutscherseits bei der venezolanischen Regierung angemeldet worden, und da sich diese nicht entschloß, die gerechten Forderungen zu erfüllen, so ist das Deutsche Reich für die Ansprüche seiner Angehörigen eingetreten. Aber auch in diesem Stadium der Lage führten die gütlichen Verhandlungen mit dem Präsidenten Castro nicht zum Ziele. Die deutsche Regierung sah sich daher veranlaßt, mit stärkerem Drucke die südamerikanische Republik zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen zu bewegen. Es war ein solches energisches Auftreten des Reiches gegenüber den Venezolanern schon deshalb dringend nötig, damit nicht das Ansehen des Deutschtums in Südamerika geschädigt werde. Ist doch allein in Venezuela deutsches Kapital in der Höhe von annähernd 180 Millionen Mark, teils in der Venezuelabahn, teils in Schwefel- und Asphaltgruben, in Pflanzungen und Fabriken festgelegt, und ruht doch etwa ein Drittel des gesamten Handelsumsatzes des Landes in deutschen Händen. Aus diesen Gründen wurde eine Anzahl deutscher Kriegsschiffe zur Unterstützung der Ansprüche des Reiches vor Venezuela versammelt. Wie berichtet wird, liegen zur Zeit der große Kreuzer „Vineta“ mit 470 Mann Besatzung, die kleinen Kreuzer „Gazelle“ und „Falke“ sowie der durch den Zwischenfall mit dem seeräuberischen Kanonenboot „Crête à Pierrot“ bekannte „Panther“ in den südamerikanischen Gewässern vor La Guayra. Auch England hat in Verbindung mit Deutschland zur nachdrücklichen Unterstützung seiner gleichartigen Ansprüche mehrere Schiffe nach Venezuela gesendet. Am 8. Dezember wurde nun von den beiden Mächten ein Ultimatum überreicht, nach dessen Ablauf vier venezolanische Kriegsschiffe von der vereinigten deutsch-englischen Flotte weggenommen und drei davon in den Grund gebohrt wurden. Da die Haltung Castros weiter herausfordernd blieb, wurde eine Blockade der Küste von den deutsch-englischen Kriegsschiffen durchgeführt. Unsere Bilder geben anschauliche Darstellungen des venezolanischen Militärs, des kaiserlich deutschen Konsulates in Maracaibo und des Palastes von Präsident Castro in der Hauptstadt Caracas.

Blindenschriften. Die „Gartenlaube“ hat zu wiederholten Malen die Mildthätigkeit ihrer Leser im Interesse der Blinden angerufen, sie möchte heute die Aufmerksamkeit auf den unter dem Vorsitz des Pfarrers V. G. Buchwald in Leipzig wirkenden Verein richten, der sich die Beschaffung von Hochdruckschriften und Arbeitsgelegenheit für Blinde zur Aufgabe gemacht hat. Der Verein, an dessen segensreicher Wirksamkeit eine Anzahl hochstehender, opferwilliger Frauen in hervorragender Weise bethätigt sind, will kein „Unterstützungsverein“ sein, sondern er will durch Bibliothek und Druckerei, durch Blindenversammlungen den Blinden zu geistiger Förderung, durch Arbeitsschaffung zu wirtschaftlicher Selbständigkeit verhelfen. Dieses schöne Ziel zu erreichen, bedarf er aber der Unterstützung weiter Kreise, und er wendet sich an alle, die ein Herz für die Not der Blinden haben, mit der Bitte, ihm Gaben zufließen zu lassen, die Herr Pfarrer Buchwald vom ev.-luth. Pfarramt der Stadtkirche in Leipzig dankbar entgegennehmen wird.

Das evangelische Fürsorgeheim zu Gummersbach in der Rheinprovinz hat sich die Aufgabe gestellt, gefährdete Mädchen im nachschulpflichtigen Alter, etwa zwischen vierzehn und achtzehn Jahren, unter erziehliche Einwirkung zu bringen, und möglichst früh erwerbsfähig zu machen. Zu diesem Zwecke hat die Gesellschaft ein eigenes Haus nebst größerem Gartengrundstück erworben. Die Zöglinge kommen, wenn sie zur Erziehung überwiesen werden, zunächst in das Haus. Dort werden sie in Küche und Haushalt beschäftigt; Schwestern des Ev. Diakonie-

Das Kaiserlich Deutsche Konsulat in Maracaibo.

Venezolanisches Militär.

aufgedeckt. Die beiden Knochenreste in zarten Humuslagen in 45 cm Tiefe gemachten Fundstücke sind aus rotem gebrannten Thon hergestellt, eines aus grünlichem Glas, und fast alle sind sehr gut erhalten. Das interessanteste Stück ist eine suppenschüsselartige Urne, die 14,5 cm hoch ist und 22,5 cm im Durchmesser hat. Der obere Rand ist ausgezackt. 5,5 cm unterhalb dieses Randes läuft nun das ganze Gefäß ein Bändchen von zueinanderliegenden offenen Halbovalen, darunter ein 8 cm breiter Gürtel von menschlichen Kopftypen, die mit Figuren von Kriegern, Tänzern, Läufern, Genien, die zu einander nicht in Beziehung stehen, abwechseln. Die Typen sind vorzüglich in der Darstellung, außerordentlich deutlich und klar. Das Gefäß ist von auffallender Güte und Zartheit. Die weiter gefundenen Stücke sind acht kleine Thonkrüge mit engem Hals und Schnabel. Am Halse sitzt ein kleiner Griff. Hoch sind die Krügchen 16 cm, im Durchmesser 12 cm. Denkt man sich den Hals und das kurze Fußstück fort, so hat man eine regelrechte Kugel vor sich. Das Glasbruchstück ist von ähnlicher Form, hat aber zwei Griffe, und der Fußteil fehlt. Statt dessen ist die Glaskugel einfach abgeplattet. Außerdem fand man dachziegelstarke rundliche Gefäßscherben, die zu großen Schüsseln gehört haben müssen, eine 12 cm lange Meißelklinge in der Form der Schneide einer Rebschere und schließlich einen 60 cm hohen Brunnentrog in der Form eines Halbovals aus einem Bruchstein mit einer Ausflußöffnung.

vereins haben die Leitung. Nach einigen Wochen, wenn sie sich genug eingelebt haben und man sie einigermaßen kennt, werden sie in einer in der Nähe gelegenen Wollspinnerei gegen Entlohnung beschäftigt. In dieser Fabrik ist eine Schweizer, welche die Fabrikarbeit selbst gelernt hat, thätig; sie unterweist und beaufsichtigt die Mädchen bei ihrer Arbeit. Der Arbeitslohn für die in der Fabrik geleistete Arbeit wird nicht an die Mädchen selbst, sondern an das Kuratorium des Heims ausgezahlt, welches ihn den Mädchen gut schreibt. Auf diese Weise verdienen diese sich ein kleines Kapital, und zugleich erlernen sie eine Thätigkeit, die ihnen, wenn sie aus der Fürsorgeerziehung dauernd oder probeweise entlassen werden, den Eintritt in eine verhältnismäßig lohnende Beschäftigung in entsprechenden Fabriken ermöglicht. Im übrigen lernen die Mädchen, was sie als künftige Hausfrauen brauchen, also den ganzen Haushalt einschließlich der Instandhaltung des Inventars, Hausreinigung, die Küche für einfachere Verhältnisse, das Waschen und Plätten, ferner die üblichen Handarbeiten, Stricken, Stopfen, Nähen (sowohl Hand- wie Maschinennähen) und Kleidermachen — alles, so weit sie es für ihre Verhältnisse brauchen. Ferner wird ihnen theoretischer Unterricht gegeben: Religion, Geschichtliches, Rechnen, und zwar besonders hauswirtschaftliches Rechnen, und Buchführung; landwirtschaftlich sind sie vorläufig nur mit Gartenarbeiten beschäftigt. In dieses Heim werden die von den Provinzen zur Fürsorgeerziehung überwiesenen Mädchen aufgenommen. Aber auch freiwillig haben verschiedene Eltern ihre Töchter dorthin gesendet, deren Aufnahme erfolgen kann, wenn sich Eltern und Tochter verpflichten, daß letztere drei Jahre freiwillig dort bleiben werde. Denn neben den anderen zur Fürsorgeerziehung überwiesenen Mädchen würden solche, die das Bewußtsein haben, jeden Tag wieder austreten zu können, nicht am Platze sein. Für schwierigere Verhältnisse daheim erscheint dieses Fürsorgeheim als eine wahre Wohlthat.

Franz Stelzhamer. Am 29. November 1902 waren es hundert Jahre, daß zu Großpiesenham bei Ried in Oberösterreich Franz Stelzhamer, einer der volkstümlichsten und erfolgreichsten österreichischen Dialektdichter, geboren wurde. Es war ein wechselvolles, an ernsten und heiteren Scenen reiches Leben, das dem Dichter beschieden war. In einem Bauernhause zur Welt gekommen, ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, nahm er die Weihen nicht, sondern trieb, nachdem er die Gymnasien zu Salzburg und Graz durchgemacht hatte, allerlei gelehrte Studien, ging dann zur Bühne über und kehrte, ein 30jähriger Mann, zur Heimat zurück, an die er sein ganzes Herz gehängt. Was er in seinen Lehr- und Wanderjahren gesungen, sagte er in einen Bändchen zusammen und gab es unter dem Titel „Lieder in ob-der-ennsischer Mundart“ heraus. Das Buch, das einen durchschlagenden Erfolg hatte, eröffnete eine Reihe von Arbeiten in Poesie und Prosa, die der Dichter, als der beste Interpret seiner gemütvollen Lieder auf fahrelangen Reisen durch Oesterreich und Bayern, selber vortrug. In ganz Oesterreich wurde die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages gefeiert, und die von Anton Gerhart, einem gebürtigen Oberösterreicher, der zur Zeit in der Specialschule von Professor Arthur Strasser an der K. K. Kunstgewerbeschule zu Wien noch seinen Studien obliegt, modellierte Büste des Dichters, hat bei den verschiedensten Festveranstaltungen Aufstellung gefunden.

Die Büste F. Stelzhamers
modelliert v. A. Gerhart.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Lechner (W. Müller) in Wien.

Ein römisches Grabfeld hat man in Klingenmünster in der Pfalz

Der Palast des Präsidenten Castro von Venezuela.

Kleine Mitteilungen.

Hausdächer als Kurorte. Ein medizinisches Fachblatt, die „Medizinische Woche", hat darauf aufmerksam gemacht, daß man sich in New York zur Zeit viel mit der Anregung eines Arztes beschäftigt, die platten Dächer der Häuser als Kuranstalten zu benutzen. Dr. Northrup hat seine Ideen in einem Vortrage entwickelt, den er vor der Amerikanischen Gesellschaft für Pädiatrik (Lehre von der Behandlung der Kinderkrankheiten) hielt. Er hat dann in dem bei E. B. Treat & Co. in New York erscheinenden „Archiv für Pädiatrik" seinen Vortrag veröffentlicht und giebt ihm den Titel „Sonnenspielräume auf Hausdächern". Man ersieht daraus, daß es sich nicht allgemein um Kurorte, sondern um Spielräume, in erster Linie für Kinder handelt, wie das dem Beruf des Dr. Northrup, der als Professor der Kinderheilkunde an der New Yorker Universität thätig ist, zunächst liegt. Vor fünfzehn Jahren, so beginnt Dr. Northrup seine Ausführungen, fiel ich die Eisenbahner von New York, ich dachte dabei, wie köstlich die Luft darauf, wie frei von Staub, wie prächtig in der Sonne gelegen, und ich wunderte mich, warum die Dächer niemals als Kinderspielräume benutzt worden sind. Kürzlich nun ward mir Gelegenheit, meine Idee anzuwenden. Ein zartes Kind kam in der City auf die Welt. Es war das einzige Mädchen in der Familie seit mehreren Generationen, und Eltern wie Großeltern waren von den lustigen Buntsche beseelt, seine Lebenskraft zu stärken. Die Aerzte hatten große Hüter, sie zierten sie mit Türmen und Spitzen, aber ihr Ernstgebrauen schickten sie zur Erholung ins Straßengedränge unter fremde Kinder, Erwachsene, Ammen und Schutzleute. Dr. Northrup erzählt weiter, daß das Haus, in dem das kleine Mädchen wohnte, einen geradezu idealen Sonnenspielplatz auf dem Dache darbot, und daß er alsbald den Baumeister zu Hilfe nahm, um seinen Simplah-Room auf dem Hause einzurichten. Wie sich der Raum darstellt, zeigen unsere beiden Bilder, die uns von den Verlegern des „Archivs für Pädiatrik" freundlichst überlassen worden sind. Es bedarf nur einiger Veränderungen dazu. Der Raum ist von drei Seiten und von oben erleuchtet, gegen Norden schützt ihn eine feste Mauer. Drei Seiten können völlig frei und offen stehen oder durch Glasfenster jedenzeit gegen Wind und schlechtes Wetter abgeschlossen werden. Vorhänge und Ventilatoren sorgen für Abwechslung des Lichtes wenn nötig und für Erneuerung der Luft. Seine Wärme erhält der Raum in allen Jahreszeiten zumeist von der Sonne. Die Idee hat in New York großen Anklang gefunden. Es sind inzwischen bereits eine ganze Anzahl von Dächern als Sonnenspielräume eingerichtet worden, und so entwickelt sich auf der Höhe der „Wolkenkratzer" eine ganz neue Welt. Die „Medizinische Woche" hat zweifellos Recht, wenn sie betont, daß auch in deutschen Großstädten die Häuser schon vielfach eine recht ansehnliche Höhe erreicht haben und daß man deshalb, wo möglich, sich auch bei uns zu Lande die Dächer nach den Anweisungen des amerikanischen Kinderarztes nutzbar machen sollte.

Aeußeres eines Sonnenspielraumes.

Inneres eines Sonnenspielraumes.

Hausdächer als Kurorte.
Nach photographischen Aufnahmen.

Einen Spritzendampfer, das heißt einen Dampfer mit einer Dampfspritze, wie ihn unser Bild in Tüchtigkeit darstellt, hat die Königsberger Feuerwehr erhalten; es ist dies in Anbetracht der zahlreichen, mit feuergefährlichen Stoffen arbeitenden Etablissements und Speicheranlagen am Pregelufer eine sehr zweckmäßige Neuerung. Der Dampfer ist auf der Klawitterschen Werft in Danzig erbaut; seine Dampfspritze ist von Bruch in Bautzen bezogen worden. Er ist 16 m lang, 4 m breit, hat eine Maschine von 60 Pferdestärken und geht 1 bis 1,20 m tief. Um ihn bei jedem, auch dem höchsten Wasserstand unter den Pregelbrücken hindurchzubringen, hat man besondere Taue eingebaut, die, mit Wasser gefüllt, seinen Tiefgang vermehren. Auf Deck hat der Dampfer einen Verteilungsstutzen, an welchem vier Spritzenrohre angebracht werden können, am Bug ist ein weiteres großes Rohr, am Hinterteil ein kleineres Rohr, an jeder Breitseite sind je vier Rohre, sodaß eine starke Wasserentwicklung nach allen Seiten hin möglich ist. Der Dampfer leistet je nach der Verwendung der Rohre und der entsprechenden Mundstücke mindestens so viel wie eine achtfache Dampfspritze. Senkrecht wird der Wasserstrahl 120 m hoch geschleudert, sodaß man die höchsten Speicher und Elevatoren unter Wasser setzen kann. Auch als Schlepper, Lösch- und Eisbrecher kann der Dampfer benutzt werden. Er macht in der Stunde etwa 10 Seemeilen und kann in 12 Minuten „unter Dampf" sein.

Der neue Spritzendampfer in Königsberg i. Pr.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Kühlewindt & Artopien in Königsberg i. Pr.

Verunglückte Schiffe. Alljährlich fordert die See ihre Opfer. An den Küsten und auf hohem Meere verunglücken Schiffe, und alljährlich haben die Handelsflotten einen empfindlichen Vermögensschaden und schmerzliche Verluste an Menschenleben zu verzeichnen. In den letzten Jahren 1895/1899, über die genauere statistische Ermittelungen vorliegen, hat die deutsche Handelsflotte auf diese Weise 443 Segelschiffe und achtzig Dampfer, insgesamt 523 Seefahrtschiffe verloren, und dabei haben 1208 Mann der Besatzung und 427 Passagiere ihr Leben eingebüßt. Von den Schiffen waren 82 verschollen, 39 kollidiert, 13 verbrannt und die übrigen zumeist gestrandet. Es giebt für die Schiffahrt günstige und ungünstige Jahre. Zu unerfreulichen Andenken steht das Jahr 1895 mit seinen heftigen und anhaltenden Stürmen. In ihm allein sind 155 Schiffe verloren gegangen, und dabei haben 384 Mann der Besatzung und 202 Passagiere das Leben verloren. Das Jahr 1899 mit einem Verlust von 79 Seefahrtschiffen und 18 Dampfern nähert sich dem Durchschnitt. Der Wert dieser Schiffe beträgt über 6 Millionen Mark, wobei die Ladung nicht eingerechnet wurde. Zu bemerken ist noch, daß die meisten deutschen Handelsschiffe in der Nordsee und im Skagerrak zu Grunde gehen.

Kleine Mitteilungen.

Der Kopf einer Cobra. Die Giftschlangen Indiens sind verrufen. Nach der englischen Statistik sollen dort jährlich gegen 20 000 Menschen durch Schlangenbiß ums Leben kommen. Die Richtigkeit dieser Zahl wird zwar vielfach angefochten, und man hat Vorsichtigen und Beamte in Verdacht, daß sie bei Aufstellung ihrer Listen mit Ratten Mißbrauch getrieben haben. Immerhin ist die Gefährlichkeit der indischen Giftschlangen nicht zu unterschätzen, und zu den gefürchtetsten gehört die Cobra, Brillen- oder Hutschlange, so klar Blut soll unbedingt tödlich sein soll. Die Stärke ihres Giftes ist vor einiger Zeit experimentell durch Dr. Calmette, den Erfinder des Heilserums gegen Schlangenbiß, bewiesen worden. Es ist achtmal so stark als das der französischen Viper, denn ein halbes Milligramm des Giftes der indischen Cobra tötet ein Kaninchen in der gleichen Zeit wie vier Milligramm des Giftes der Viper. Die Cobra greift den Menschen von selbst nicht an; wird sie gereizt, so hebt sie den Vorderteil ihres Körpers hoch und „bläht" ihren Hals auf. Dieses Aufblähen wird dadurch bewirkt, daß die Schlange ihre Halsrippen wagerecht stellt, wodurch der Hals zu einem herzförmigen Schilde erweitert wird. Unsere Abbildung zeigt uns eine Cobra in dieser Stellung. Auf dem lohgelb gefärbten erweiterten Halse tritt deutlich die charakteristische Zeichnung auf, die einer Brille oder besser gesagt einem Rasenklemmer ähnlich sieht. Ihr verdankt die Art den Namen Brillenschlange.

Kopf einer Cobra.
Nach einer Zeichnung von P. Neumann.

Das Mannschaftsbad in Zaukerode. In den letzten Jahren hat man mit besonderer Sorgfalt sich der Arbeiterfürsorge in hygienischer Beziehung angenommen. Obenan stehen die Bestrebungen, für die Arbeiter aller Berufsarten genügende und bequeme Reinigungs- und Badevorrichtungen zu schaffen. Selbstverständlich ist das bei den Betrieben, welche mit viel Staub- und Schmutzentwicklung verbunden sind, besonders wichtig. Hierher gehören die Bergwerke und vor allen die Kohlengruben. Man ist nun bestrebt, den Arbeitern die Möglichkeit zu geben, sich nach dem Baden und Reinigen ihrer eigenen Kleidung zu bedienen und nicht wieder die schmutzige Arbeitskleidung anzuziehen. Zu diesem Zwecke hat man in dem Mannschaftsbade der königlich sächsischen Kohlengrube in Zaukerode eine sinnreiche Einrichtung getroffen, welche einerseits völlig ausschließt, daß die Arbeiter nach dem Bade überhaupt mit der schmutzigen Arbeitskleidung in Berührung kommen, andererseits die Möglichkeit bietet, die abgelegten Arbeitskleider genügend auszudünsten zu lassen, und drittens eine ganz erhebliche Raumersparnis für die ganze Anlage darstellt. Im Entkleideraum sind nämlich genau so viel Schnurläufe an der Decke angebracht wie Arbeiter vorhanden. Jedem Arbeiter gehört ein Schnurlauf. Mittels desselben zieht er die abgelegte Kleidung an die Decke des Raumes, wie die nebenstehende Abbildung zeigt. Damit wird der Entkleidungsraum völlig frei von allen Kleidungsstücken. Die Kleider werden oder an der Decke während der Zeit des Hängens durch einen starken Ventilationsstrom gut ausgelüftet. Die interessante photographische Aufnahme, die unserem Bilde zu Grunde liegt, wurde angefertigt gelegentlich der diesjährigen Ärztlichen Studienreise, welche 250 Aerzte zu Studienzwecken nach Zaukerode zur Besichtigung dieser Einrichtung führte.

Der Entkleideraum im Mannschaftsbad der Kohlengrube zu Zaukerode.
Nach einer photographischen Aufnahme a. d. Atelier Schaul in Hamburg.

Vom germanischen Museum in Nürnberg und seiner Thätigkeit im Jahre 1901 giebt der schlußbuchstäbliche Jahresbericht Kunde. Die Anstalt entwickelte sich kräftig weiter in ihren Bahnen. Die Neubauten sind teils vollendet, teils der Vollendung nahe. Die Sammlungen haben durch Kauf wie durch Schenkung wertvolle Bereicherungen erfahren. Besonders durch eine Reihe von Porzellanfiguren, Gruppen und Gefäßen, welche die Herzogin Marie von Coburg, Großfürstin von Rußland, dem Museum aus Anlaß des in diesem Jahre gefeierten fünfzigjährigen Jubiläums zugewendet hat, wurde das Museum nicht unwesentlich bereichert. Die Finanzen der Anstalt haben sich wiederum gebessert. In die Reihe der Gönner, die sie mit Jahresbeiträgen unterstützen, trat der Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar mit 200 Mark, der Großherzog Friedrich August von Oldenburg mit 100 Mark und der Fürst Heinrich XIV Reuß j. L. gleichfalls mit 100 Mark ein. Besonders erfreulich ist, daß die Zahl der Städte, welche das Museum regelmäßig unterstützen, sich wiederum bedeutend gemehrt hat. Selbst kleinere Städte beteiligen sich, ihren Kräften entsprechend, an dem nationalen Werke. Die Stadt München erhöhte ihren Jahresbeitrag von 180 auf 500 Mark. Auch eine Reihe von Pflegschaften wurde neu gegründet. Welch tiefes Interesse das gesamte Vaterland an dem Wachsen und Gedeihen des Museums hat, beweisen die Verzeichnisse der Jahresbeiträge, die nach zehn Jahren Pause wieder einmal erschienen sind. Leider können wir auf diese Verzeichnisse nicht näher eingehen. Wir wollen nur erwähnen, daß der Kaiser darin mit einem Jahresbeitrag von 2100 Mark, der Prinzregent Luitpold mit 2260 Mark, der Herzog von Cumberland mit 600 Mark erscheint und daß auch ein auswärtiger Fürst zu dem Museum, Leopold II, der König der Belgier. Von den Städten steht obenan Nürnberg mit 9133 Mark, ihm folgt Berlin mit 1200 Mark. Die Zuschüsse des Reiches, der bayrischen Regierung und der Stadt Nürnberg machten zusammen 103 000 Mark aus, die Jahresbeiträge ergaben 70802 Mark, einmalige Beiträge 14 382 Mark, die Eintrittsgelder 22 239 Mark. Im ganzen wurden an Einnahmen erzielt 375 524 Mark, eingeschlossen ein aufgenommenes Kapital für Neubauzwecke von 120 000 Mark, die Ausgaben betrugen 223572 Mark. Es ist zu wünschen, daß die Anstalt nach allen Richtungen, durch Sammlungen wie durch Beiträge unterstützt wird. Auch unsere Leser sollten dabei nach Kräften mithelfen, wo immer sie können.

Die Gartenlaube

4. Beilage zu Heft 16, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

v. Pilgrim-Baltazzi,
deutscher Geschäftsträger in Venezuela.

Der Konflikt mit Venezuela, über dessen Ursachen und erste Vorfälle wir unseren Lesern schon Bericht gegeben haben, konnte infolge der herausfordernden Haltung des Präsidenten Castro von Venezuela und einer Reihe von weitern allem Völkerrechte widersprechenden Handlungen, die er sich zu Schulden kommen ließ, noch immer nicht beigelegt werden. Wie wir schon mitgeteilt haben, gelang es dem vereinigten deutsch-englischen Geschwader am 9. Dezember vier venezolanische Schiffe wegzunehmen. Drei davon, der „General Crespo", „Tutumo" und „Margarita" wurden, als Castro zu weiteren Feindseligkeiten gegen die Europäer aufforderte und unter anderem die in La Guayra ansässigen Deutschen und Engländer, soweit sich diese nicht in ihren Häusern verbarrikadiert hatten, verhaften ließ, in den Grund gebohrt. Darauf dampften die verbündeten Schiffe in Gefechtsbereitschaft in den Hafen von La Guayra, legten sich vor dem Zollhause vor Anker und begannen mit der Landung von Marinesoldaten. Deutsche Marinesoldaten begaben sich nach der Vorstadt Kardonal und geleiteten den dort wohnenden Konsul Lentz samt seinen Angehörigen an Bord der „Vineta". Ebenso wurde der britische Konsul Schmuck samt seiner Familie durch englische Matrosen an Bord des englischen Kriegsschiffes „Retribution" gebracht. Als in Washington die Verhaftung der Deutschen und Engländer bekannt wurde, erhielt der amerikanische Gesandte in Venezuela Herbert W. Bowen, unter dessen Schutz die ansässigen Deutschen und Engländer gestellt wurden, von dem amerikanischen Staatssekretär Hay sogleich den Auftrag, die Freigabe der Gefangenen zu erwirken. Bowens Vermittlung gelang es in der That, die Freilassung der Gefangenen zu veranlassen. Inzwischen wurde die Blockade der venezolanischen Küste durch das deutsch-englische Geschwader vorgenommen. Sie erfolgte in der Weise, daß die britischen Schiffe die Küste von Britisch-Niederländisch-Guyana bis La Guayra, die deutschen Schiffe die Strecke von La Guayra bis an die kolumbische Grenze blockierten. So ist es gelungen, eine ganze Anzahl weiterer venezolanischer Staatsschiffe in Beschlag zu legen. Trotz dieses Vorgehens der vereinigten Flotten, hat Präsident Castro sein herausforderndes Treiben nicht eingestellt. Er hat große Mengen von Militär und Geschützen unter dem Kriegsminister General Ferrar in La Guayra zusammengezogen, und infolge seiner aufhetzenden Reden ist es am 11. Dezember sogar zu einem Angriff auf die deutsche Gesandtschaft und das deutsche Konsulat zu Caracas durch die

Präsident Castro von Venezuela.
Nach einer photographischen Aufnahme von V. Gribayédoff in Paris.

Kommodore Scheder.
Nach e. Aufnahme von Hofphotograph E. Bieber in Berlin.

„Vineta" (salutierend) „Gazelle" „Panther" „Falke"

Das in den Gewässern von Venezuela vereinigte deutsche Geschwader.
Nach einer Zeichnung von Willy Stöwer.

erregten Volksmassen gekommen. Der deutsche Gesandte von Pilgrim-Baltazzi hat sich gleichfalls unter den Schutz eines deutschen Kriegsschiffes begeben, während seine kranke Gattin am Lande bleiben mußte. Da von den Einwohnern Puerto Cabellos ein englischer Dampfer im Dock überfallen worden war, mußte am Sonnabend, dem 13. Dezember um 5 Uhr nachmittags, mit der Beschießung der Forts durch das deutsche Kriegsschiff „Vineta“ und die englische „Charybdis“ begonnen werden. Das Feuer wurde erwidert, doch es gelang den Schiffen bald, die Gegner auf dem Lande zum Schweigen zu bringen. Es scheint, daß Castro nach dieser neuen Probe für den unwiderstehlichen Willen der vereinigten Mächte, ihr Recht zu erlangen, sich nun doch zur Erfüllung seiner Pflichten entschließen wird.

Herbert W. Bowen,
amerikanischer Geschäftsträger in Venezuela.

Die Überleitung der deutschen Schiffsaktion an der südamerikanischen Küste hat als Höchstkommandierender der Kommodore und Kapitän z. S. Georg Schröder übernommen, ein Mann, der unserer Flotte seit 1870 angehört und sich im Laufe dieser langen Jahre an der Lösung der verschiedensten Aufgaben mit großem Erfolge bethätigt hat. Daß er als der rechte Mann vor Venezuela auf seinem verantwortungsvollen Posten steht, mag mit dazu beitragen, daß wir Deutschen völlig ruhig über den Ausgang des Konfliktes in die Zukunft sehen können.

Eine neue Kuppelung von Stadtbahnwagen. Auch die erprobtesten und bewährtesten Konstruktionen, mögen sie nun industriellen oder Verkehrsinteressen dienen, erscheinen in unserer modernen Betrachtungsweise häufig unmöglich und durchaus veraltet! Das hat seinen Grund darin, daß die Technik unserer Tage gezwungen sind, alles durch die wirtschaftliche Brille zu betrachten. So ist es jetzt fast zur Ehrensache geworden, überall mit kritischem Auge Umschau zu halten, wo gespart werden kann. In dem Sinne hat z. B. bei den „Eisenbahnern“ seit lange die alte Kuppelung der Eisenbahnzüge Aergernis erregt. Der große Raum zwischen zwei miteinander verkuppelten Wagen will sich mit den wirtschaftlichen Grundsätzen unserer Technik nicht mehr vereinigen lassen. In der That muß man zugeben, daß unsere Züge einen verhältnismäßig zu großen Raum einnehmen, der besonders bei einem regen Stadtverkehr zu Unzuträglichkeiten führen kann. Es ist deshalb als eine bedeutende Verbesserung zu betrachten, daß man jetzt im Vorortsverkehr die Abstände zwischen den einzelnen Waggons auf etwa 20 cm verkürzt hat. Dieser wirtschaftliche Fortschritt ist dadurch zu erzielen, daß die ein wenig verkürzten Federn der Puffer in die Waggons selbst eingebaut werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Neuerwirklichung keine technischen Nachteile mit sich bringt, ganz abgesehen davon, daß es bei Zusammenstößen von Zügen ganz gleichgiltig ist, ob die Waggons nah oder weit miteinander verkuppelt sind. Dagegen ergab eine solche Kuppelung so großen Raumgewinn, daß z. B. die Züge der Berliner Stadtbahn um zwei Waggons verlängert werden konnten.

Die Berliner Wohnungsgenossenschaft Damenheim, eine seit sechs Monaten bestehende Vereinigung, will unter Benutzung des Genossenschaftsprinzipes in neuer und eigenartiger Form das Wohnungsbedürfnis alleinstehender gebildeter Frauen befriedigen. Gegen ein Eintrittsgeld von 2 Mark, einen Genossenschaftsanteil von 50 Mark und eine Haftverpflichtung in Höhe von 150 Mark gewinnen die Genossenschafter das Recht, eine Wohnung in einem der Genossenschaftshäuser, einem Mietshause in Charlottenburg, einem Mietshause in Schöneberg und einem im Bau begriffenen eigenen Hause ebenda zu beanspruchen, für die sie eine angemessene Miete zahlen. Sie können sich diese Wohnung aber auch für Lebenszeit sichern, wenn sie eine einmalige Kapitaleinzahlung leisten. Die Anteile können auch durch Sparabzahlungen bei der Sparkasse des Vereins erworben werden. Weiter läßt die Genossenschaft Stiftungen aller Art zu, um Angehörigen und Familien die Unterbringung eines weiblichen Familienlieds für dessen Lebenszeit zu ermöglichen. Gleichzeitig wird für alle Bedürfnisse der Genossenschafter gesorgt und ihnen jede Form der Befriedigung dieser Bedürfnisse ermöglicht. Sie können ganze, halbe Pension haben, können allein kochen, können sich ihren Kaffee allein bereiten, können gemeinsam mit anderen oder allein speisen, wohnen usw. Schon nach Verlauf von sechs Monaten liegen nicht weniger als 1000 Bewerbungen um Wohnungen vor, gewiß ein seltener Erfolg; es sind auch nicht unerhebliche Kapitaleinzahlungen erfolgt. Alles das hat es ermöglicht, an den Bau eines eigenen Hauses heranzugehen, das außer Bureaus und Wirtschaftsgelegenheiten, Geselligkeits- und Spielsälen 112 Zimmer enthalten wird. Jede Wohnung hat besondere Wasserleitung und Kochgelegenheit, sowie Verbindung mit dem Personenaufzug. Auch Einzelzimmer für junge Damen sollen geschaffen werden. Alles Nähere ist durch Herrn Direktor a. D. O. Kurze, Schöneberg, Hauptstraße 20a, zu erfahren.

Vom Reformkleiderfest in Berlin.

Ein Fest der Reformkleidung hat der Verein für Volkshygiene kürzlich im Künstlerhause zu Berlin veranstaltet. Das Fest, das mit musikalischen und deklamatorischen Aufführungen begann, gipfelte in einer von hundert Damen in Reformkostümen getanzten Polonaise, die einem schaulustigen Publikum die neue Tracht in den verschiedensten Gestalten vorführen sollte. Vom einfachen Straßenkleid bis zur elegantesten Balltoilette war jedes Genre vertreten. Jede Farbe, jede Art von Stoff vom leichten Tarlatan bis zum schweren Tuch und Sammet, war in den Dienst der Sache gestellt. Ein bunter, farbenfreudiger Reigen zog an den überzeugten oder spottlustigen Augen der Zuschauer vorüber. Wir bringen auf unsern Bildern ein paar von den auf dem Ball getragenen Kleidern, die besser als Worte davon überzeugen werden, welch weiten Spielraum die neue Form dem Geschmack und Geschick der einzelnen läßt.

Vom Reformkleiderfest in Berlin.
Nach photographischen Aufnahmen von Hugo Rudolphy in Berlin.

Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach hat sich zu Bückeburg mit der Prinzessin Karoline von Reuß älterer Linie verlobt. Großherzog Wilhelm Ernst ist am 10. Juni 1876 als Sohn des damaligen Erbgroßherzogs Carl August und seiner Gemahlin, der Prinzessin Pauline geboren und kam als Nachfolger seines Großvaters, des am 5. Januar 1901 verstorbenen Großherzogs Carl Alexander zur Regierung. Die Braut und künftige Großherzogin, die Prinzessin Karoline Elisabeth Ida, ist die am 13. Juli 1884 geborene dritte Tochter des vor kurzem verstorbenen Fürsten Heinrich XXII von Reuß älterer Linie. Sie weilte gemeinsam mit ihren beiden älteren Schwestern seit einigen Wochen zum Besuche bei ihrer Großmutter, der Fürstin-Mutter von Schaumburg-Lippe in Bückeburg. Dort ward der Großherzog, der in der letzten Zeit zu mehrtägigem Jagdbesuche in Bückeburg weilte, um ihre Hand. An der Familientafel wurde am 9. Dezember die Verlobung bekannt gegeben. Wir bilden das jugendliche fürstliche Brautpaar ab, dem nicht nur die Bewohner von Sachsen-Weimar-Eisenach und Reuß, sondern alle Deutschen warme Sympathie entgegenbringen.

Prinzessin Karoline von Reuss ä. L. — Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Nach Aufnahmen von Hofphotographen Heinrich Fritz in Greiz und Louis Held in Weimar.

Das neue Theater in Gera ist am 18. Oktober eröffnet worden. Schon lange hatte sich das Bedürfnis nach einem solchen Bau fühlbar gemacht; aus den Kreisen der Bürgerschaft ging die Anregung und die erste thatsächliche Grundlegung hervor. Frau Geh. Kommerzienrat Zerbe spendete einen Betrag von 100 000 Mark und schenkte ein Grundstück von gleichem Werte; doch wurde der Bauplatz bevorzugt, den der Rath der Stadt zur Verfügung stellte. Der Ertrag einer eine bedeutende Summe bei und erlieh einen Aufruf an die Bürgerschaft zur Beteiligung, welcher zur Folge hatte, daß wieder sehr hohe Summen gezeichnet wurden. So konnte am 13. Oktober 1900 der Grundstein gelegt werden. Unter der Oberleitung des kunstsinnigen Oberforstmeisters a. D. Freiherrn von Meusebach wuchs nun das Theater in die Höhe, ein Werk des Baurats H. Seeling, eine anerkennenswerte Schöpfung architektonischer Kunst. Es ist im italienischen Renaissancestil gehalten, hat zwei Ränge und ist in jeder Hinsicht aufs beste eingerichtet. Es ist ein Doppelhaus, das Theater und Konzerthaus enthält; beide fassen je 1200 Personen. Die Eröffnungsvorstellung zeigte, daß Direktor Kurtscholz sich auf die Regie versteht und über tüchtige darstellende Künstler verfügt. Bei dem Festessen nach der Eröffnung, zu welchem mehr als 100 Personen geladen waren, darunter viele auswärtige hervorragende Persönlichkeiten, brach der Erbprinz Heinrich XXVII von Reuß j. L. mit bereiten Worten der Bürgerschaft Geras seinen Dank für ihre rege Beteiligung an der Herstellung des neuen Theaters aus.

Das neue Theater in Gera.

Nach dem Plane von Baurat Heinrich Seeling.

Eine eigenartige Fortbildungsschule für Mädchen ist am 1. November in New York errichtet worden. Einerseits werden die jugendlichen Schülerinnen, obwohl sie lernen, bezahlt, andererseits soll ihnen eine weitere Sphäre künstlerischer Berufsthätigkeit als bisher eröffnet werden. Für die Bezahlung ist der Gedanke maßgebend, daß viele arme Eltern ihre Töchter nicht in die Fortbildungsschule schicken, weil sie das Schulgeld nicht bezahlen können. Als Lehrlinge lernen die Mädchen oft wenig genug und bleiben meist das Leben hindurch Stümper; sie sollen daher nicht mehr ausschließlich für einen bestimmten Beruf ausgebildet werden, sondern man will sie in möglichst weitem Umfange mit dem „Handwerkszeuge" vertraut machen, welches als das eigentlich weibliche angesehen wird. Dies Handwerkszeug ist die Nadel, die Nähmaschine und der Klöppelwirtel. Die Nadel erwägt die einfache Näherei, die Stickerei, die Perlenarbeit, das Spitzennähen, das Garnieren von Blusen und das Verarbeiten zahlloser anderer Gegenstände. Die Nähmaschine ist noch vielseitiger, und der Klöppelwirtel macht das Zusammensetzen von Fächern, das Binden von Büchern, das Herstellen von Lampenschirmen usw. möglich. Wenn die Mädchen mit der Handhabung dieser drei Werkzeuge wirklich gut Bescheid wissen, finden sie, meint man, immer ihr Brot. Die neue Schule führt den Namen Manhattan-School und steht unter der Leitung von Mary Woolman, die zu den bedeutendsten Pädagogen der Vereinigten Staaten gehört.

Die künstliche Eisbahn für die Eiswettlaufen zu Davos.

Nach einer photographischen Aufnahme von Otto Abbet in Davos.

Das Eiswettlaufen in Davos. Wie alljährlich im Laufe der jüngsten Zeit, so wird auch in diesem Winter am 17. und 18. Januar ein Internationales Eiswettlaufen für Herrenläufer auf der über 18000 qm umfassenden Fläche der künstlichen Eisbahn zu Davos in der Schweiz stattfinden. Das Programm dieser Veranstaltung sieht diesmal für den ersten Tag ein Kunstlaufen, Schnellaufen über eine Strecke von 500 m, ein Schülerschnellaufen über die Strecke von 1 km, Paarlaufen und schließlich ein Schnellaufen über 5000 m vor. Der zweite Tag soll je ein Schnellaufen für Knaben (500 m) und für Erwachsene (1500 m), ein solches für Mädchen (500 m), Kunstlaufen und ein großes Schnellaufen über 10000 m bringen. Als Siegeszeichen werden Medaillen und Ehrenpreise an die Gewinner der Wettlaufen vergeben. Unser Bild veranschaulicht das sportliche Treiben auf dem Davoser Eissportplatz.

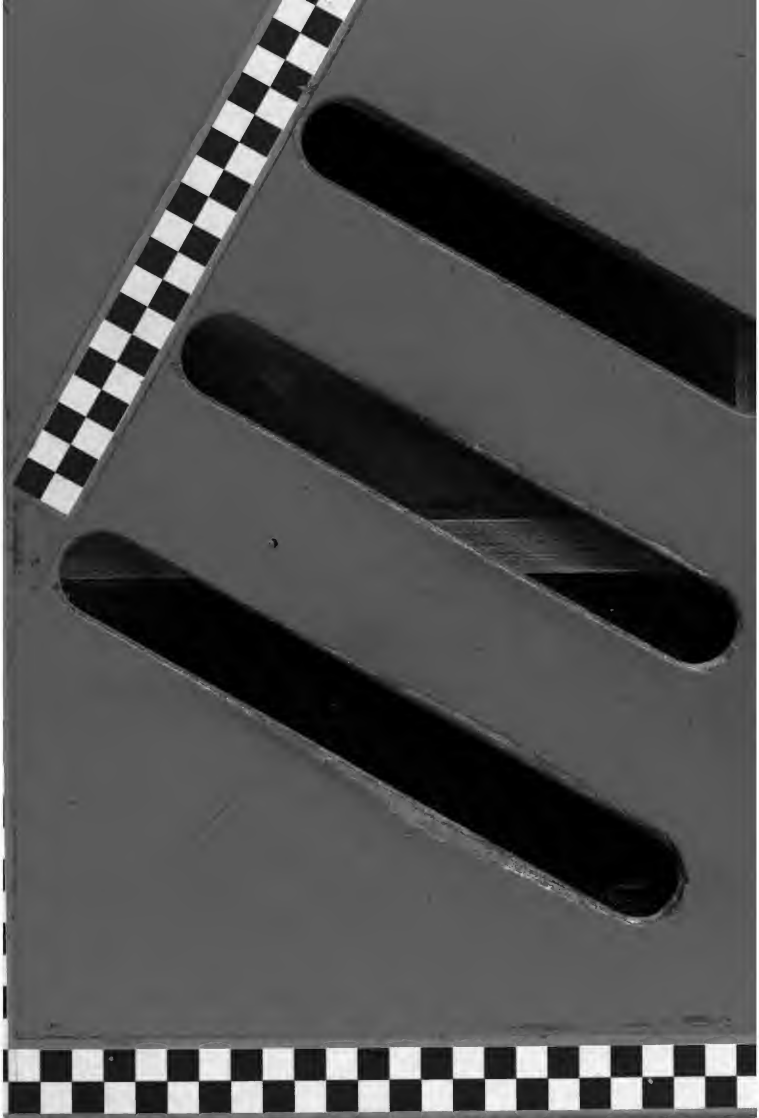
Die neue Marineanlage für Torpedoschulwesen bei Flensburg, deren Bau im Juli 1901 mit einem Aufwand von einer Million Mark begonnen wurde, ist fertiggestellt und bietet erfreulicher Weise einen von dem üblichen Kasernenstil abweichenden Anblick. Zehn Minuten vor der Stadt an einer malerischen und geschützten Bucht der Flensburger Föhrde gelegen, steigt das vordem in Privatbesitz gewesene Gelände terrassenförmig auf, und man hat diese Terrassen sehr geschickt zu benutzen verstanden. Auf der untersten erstreckt sich das über 100 m lange Unterrichtsgebäude, das zugleich die Werkstätten enthält, auf der obersten steht das mit einem schlanken Turm gezierte Fähnrich-Haus, in dem voraussichtlich auch Prinz Adalbert Wohnung nehmen wird, seitwärts ist noch das große Gebäude sichtbar, das die Wohnungen der Deckoffiziere enthält. Das Torpedoschulschiff „Blücher", von dessen Größe unser Bildchen eine Vorstellung giebt, ist beständig vor der neuen Marineanlage stationiert.

Die neue Marineanlage bei Flensburg mit dem davorliegenden Torpedoschulschiff „Blücher".
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph W. Dreesen in Flensburg.

Verirrte Kinder in der Wachtstube. Sie haben eine schöne Angst ausgestanden, die beiden Kleinen, die nach stundenlangem Umherirren in den endlosen Berliner Straßen, müde vom Weinen, hungrig und verzagt, von einem der streng blickenden Schutzleute bei der Hand ergriffen und in die Wachtstube eingeliefert wurden. Aber nun sind sie schon zutraulich geworden und haben eingesehen, daß die bärtigen Schutzleute, vor denen sie solch gewaltigen Respekt haben, im Grunde ganz freundlich und väterlich sind. Jedenfalls lassen sich der Junge und das kleine Mädchen die gütig dargereichte Milch nach Herzenslust schmecken und schauen nur manchmal erwartungsvoll zu dem Telegraphisten hinüber, ob er noch immer keine Nachricht von den Eltern hat, die sich ihre verflogenen Vögelchen wiederholen sollen. Viele, viele verirrte Kinder werden alljährlich in den Berliner Polizeiwachtstuben beherbergt, erwärmt und — seit sich der Polizeipräsident zum Aussetzen einer gewissen Summe für diesen Zweck veranlaßt gesehen hat — auch beköstigt, und das Publikum hat sich schon ganz daran gewöhnt, zu allererst die Wachtstuben zu befragen, wenn es sich um ein verlorengegangenes, mit Sehnsucht und Sorge gesuchtes Kind handelt.

Ein Idyll auf einer Berliner Polizeiwachtstube: Verpflegung verirrter Kinder durch Schutzleute.
Nach einer Originalzeichnung von A. Wald.

Ein aussterbendes Dorf scheint Indemini zu sein, ein kleines Dorf im wildschönen Verzaskathal des Kantons Tessin. Die acht Thalgemeinden der Verzaska, eines Zuflusses des Lago Maggiore, zählen etwa 2500 Einwohner. Davon kommt etwas über ein Zehntel auf Indemini, das, rings von hohen Bergketten umgeben, nur einen natürlichen Ausgang nach Italien hat. Um die nächste Gemeinde auf Schweizer Gebiet zu erreichen, müssen die Leute von Indemini auf schwierigen, im Winter fast ungangbaren Bergpfaden sechs Stunden Weges zurücklegen. So wandert ein Teil der männlichen Bevölkerung alljährlich nach der Schweiz, und viele kehren überhaupt nicht mehr zurück. Infolge dessen nimmt die Bevölkerung fortwährend ab. Vor fünfzehn Jahren hatte Indemini noch über 100 Schüler, heute hat es kaum noch 50.

Der erste Kohlenzug in Tsingtau. Vor kurzem ist der erste Kohlenzug in Tsingtau mit der Schantung-Eisenbahn eingetroffen. Die Kohlen sind im Weihsienrevier von der Schantung-Bergbau-Gesellschaft gefördert worden. Es sind also in dem deutschen Hafenplatz am Gelben Meere aus den deutschen Bergwerken in Schantung auf der deutschen Schantung-Bahn zum erstenmale Kohlen angelangt. Daß man dies Ereignis in Tsingtau gebührend gefeiert hat, versteht sich von selbst, denn es ist ein Ereignis ersten Ranges. Die Kohlen entstammen dem 4 m mächtigen Flötz, das man in einer Tiefe von 175 m unweit Weihsien erbohrt hat. Es sind Stücke einer schwarzen, glänzenden, ziemlich gasreichen Kohle, die nach den Brennversuchen, die man mit ihr vorgenommen, hat, mit langer Flamme brennt und sich als eine brauchbare Kesselkohle darstellt. Die Abhängigkeit der deutschen Schiffe und der deutschen Kolonie von Japan nimmt damit ein Ende.

Wieder ein neuer Frauenberuf. In Boston versagten vor kurzem die Fahrstuhlmänner den Dienst. Flugs stellte die Womans Educational and Industrial Union junge Mädchen als Ersatz ein, und die „Elevator-Girls" beherrschen jetzt das Reich des Fahrstuhls in einer Anzahl von Modewarenläden, Kostümgeschäften und Restaurants, die hauptsächlich Frauenkundschaft haben, sowie in verschiedenen philanthropischen Anstalten für Frauen und Mädchen. Junge Mädchen in schmucker Uniform, mit weißer Kappe und weißer Schürze fanden zuerst Aufnahme bei der Young Womans Association. Von da aus haben sie die Herren der Schöpfung aus dem Felde geschlagen. Jedenfalls ist das Amt leicht zu versehen, und die den Frauen zumeist eigene Gewissenhaftigkeit befähigt sie durchaus dazu.